Digitized by Google

BP 373.1 (63-64)

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

FROM THE
Subscription Fund
BEGUN IN 1858

Digitized by Google

# Magazin

für die

# Literatur des Auslandes.

Herausgegeben

von

**Joſeph Lehmann.**

**Dreiundſechzigſter Band.**

Januar bis Juni.

**1863.**

Leipzig,

Verlag von Veit & Comp.

Preis des Jahrganges vier Thaler.

Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter auch viertel- und halbjährig zu beziehen.

Digitized by Google

~~IX~~, 6
BP 373.1 (63-64)

HARVARD COLLEGE
MAY 31 1888
LIBRARY

Subscription fund.

5304
57.4
4.27

Digitized by Google

# Inhalts-Verzeichniß.

## Deutſchland und das Ausland.

**Januar.** Der deutſche Zollverein und der franzöſiſche Handelsvertrag. S. 1. — Wurzbach's biographiſches Lexikon von Oeſterreich. I. Der Staat, die Literatur und die Kronländer. S. 2. — Droyſen's Vorleſungen über die Geſchichte des Zeitalters der Revolutionen. S. 13. — Wurzbach's biographiſches Lexikon von Oeſterreich. II. Die Manifeſtationen des Geiſtes in den verſchiedenen öſterreichiſchen Provinzen. S. 14. — Die Deutſchen in Poſen und Weſtpreußen. S. 34. — Die deutſche Coloniſation des Oſtens im dreizehnten Jahrhundert. Rügen'ſch-Pommer'ſche Geſchichten. S. 37. — Deutſche Literatur in den Vereinigten Staaten. Anton in Amerika. S. 39.

**Februar.** Eine Sammlung von Göthe's Schriften über Kunſt. S. 57. — Zur Erinnerung an Ernſt Guhl. S. 58. — Eine Wallfahrt durch das Leben. Münſter vor dem Jahre 1806. S. 61. — Thorn im Jahre 1724. S. 82. — Die Deutſchen in Poſen und Weſtpreußen. S. 83. — Zur Klimatographie der Erde, von Mühry. S. 93. — Auslands-Schriftſteller in Deutſchland. S. 94.

**März.** Bar Kochba. S. 106. — Zur Etymologie des Namens Berlin. S. 118. — Kaiſer Heinrich IV. und Martin Luther, zwei Kämpfer des Deutſchthums gegen das Papſtthum. S. 130. — Der Rennſteig des Thüringer Waldes. S. 131. — Polniſche Volkslieder aus Oberſchleſien. S. 140. — Albertus Magnus und Maimonides. S. 143.

**April.** Deutſches Soll und Haben an das Ausland. S. 145. — Jegor von Sivers. Aus beiden Welten. S. 167. — Volkswirthſchaftlicher Kongreß. S. 167. — Eine Uhland-Feier in St. Petersburg. S. 177. — Hiſtoriſche Wörter und Redensarten. S. 179. — Die Machtverhältniſſe der europäiſchen Staaten. S. 181. — Neue Poeſien von Georg Pertz. S. 184. — Friedrich der Große über Englands freie Verfaſſung. S. 193. — Kaiſer Rudolf II. und ſeine Zeit, nach Anton Gindely. S. 194.

**Mai.** Zur Geſchichte der Muſik und des Theaters im 17. und 18. Jahrhundert. S. 214. — Deutſchland nach dem dreißigjährigen Kriege. S. 225. — Faucher's Vierteljahrsſchrift für Volkswirthſchaft. S. 227. — Das deutſche Theater ſeit einem Jahrhundert. 1. Ein Nationaltheater ohne Nation. 2. Wien. 3. Mannheim. 4. Das Berliner Nationaltheater unter Iffland. S. 229. — Kaiſer Joſeph und die belgiſche Revolution von 1787. S. 241. — Das deutſche Theater ſeit einem Jahrhundert. 5. „Königliche Schauſpiele“ unter General-Intendantur. 6. Andere Hofbühnen. 7. Stadttheater. 8. Wandertruppen. 9. Schluß. S. 242.

**Juni.** Arnold Ruge: Aus früherer Zeit. I. Die Franzoſen auf der Inſel Rügen Schwediſch-pommer'ſche Zuſtände. S. 253. — Das Fremdlings- und Wildfangs-Recht im Mittelalter. S. 255. — Die Kunſt und die Confeſſionen. S. 265. — Arnold Ruge: Aus früherer Zeit: II. Deutſchland nach den Befreiungskämpfen. S. 267. — Volkswirthſchaftliches. Der Arbeiterfreund. Der Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klaſſen. S. 277. — Zur preußiſchen Gewerbe-Geſetzgebung ſeit dem Jahre 1810. S. 278. — Herbergen für Frauen der arbeitenden Klaſſe. S. 279. — Volkswirthſchaftliches. Schulze-Delitzſch: Mittel und Wege zur Hebung der arbeitenden Klaſſen. S. 289. — H. Grätz: Geſchichte der Juden. S. 291. — Aus Schinkel's Nachlaß. S. 301. — Die Muſik als Naturwiſſenſchaft. S. 303.

## Böhmen.

**Februar.** Ferdinand B. Mikowec. S. 87.

**Juni.** Die čechiſche Bewegung in Böhmen. S. 269.

## Ungarn.

**März.** Die Ungarn und die Februar-Verfaſſung. S. 129.

**April.** Ein philoſophiſcher Dichter der Ungarn. Des Menſchen Tragödie. S. 157.

**Mai.** Die Deák-Feier. S. 217.

## Spanien.

**April.** Ein Oſtpreuße in Spanien. S. 159.

## Frankreich.

**Januar.** Franzöſiſche Speculation in deutſchen Bädern. S. 8. — Gedanken über die Entwickelung der Kriegskunſt. Nach Thiers. 1. Bis zur Zeit Friedrich's des Großen. S. 17. — Die Schmähſchrift „Les matinées royales.“ S. 25. — Gedanken über die Entwickelung der Kriegskunſt. Nach Thiers. II. Von Friedrich dem Großen bis zur Gegenwart. S. 26. — Ein franzöſiſches Staatswörterbuch. S. 40. — Leben und Schriften Turgot's. S. 41.

**Februar.** Frankreich und die Freiheit. I. Bekenntniſſe. S. 49. — II. Reſignation. S. 63. — Denkwürdigkeiten eines franzöſiſchen Mormonen. S. 64. — Der Katalog der kaiſerlichen Bibliothek. S. 77. — Pierre Daniel Huet, ein Skeptiker aus Gläubigkeit. S. 78. — Die Revue de deux Mondes, Prinz Albert und Napoleon III. S. 87.

**März.** Der Accent in der Sprache. S. 104. — Ein Projekt zur Errichtung internationaler Schulen. S. 117. — Spinoza und Leibniz. S. 139.

**April.** Franzöſiſche Verskunſt. S. 161. — Guſtav Flaubert. I. Der erſte Erfolg. S. 169. — II. Salambô und das karthaginenſiſche Afrika. S. 184. — Die Echtheit der Marſeillaiſe. S. 187. — Madame du Parquet über den franzöſiſchen Roman. Romane in Deutſchland und in Frankreich. S. 201.

**Mai.** Eine politiſch-ſociale Satire. „Paris in Amerika.“ S. 221. — Eulogius Schneider, der Schreckensmann von Straßburg. S. 248. — Predigten einer Frau. S. 250.

**Juni.** Vernet und Kaulbach. S. 257. — Guizot's neueſtes Werk. 1789—1814—1848. S. 271. — Jules Duval's Geſchichte der Auswanderung im 19. Jahrhundert. S. 279. — Franzöſiſche Proteſtanten in den Jahren 1572 und 1863. S. 281. — Montalembert über die Entſtehung des Mönchthums. S. 294. — Drei Generationen, nach Guizot. S. 305.

## England.

**Januar.** Engliſche Verbrecher-Romantik. S. 7. — Unwillkürliche Staatsbeamte. S. 32. — Armuth und Reichthum auf dem Lande. S. 44.

**Februar.** Engliſche Bücher-Revue. Touriſten- und Roman-Literatur. S. 75. — Prinz Albert's geſammelte Reden und Vorträge. S. 86.

**März.** Biſchof Colenſo und der Pentateuch. S. 104. — Blicke auf Leben und Literatur in England. S. 109. — Die vier George, nach Thackeray. S. 112. — Der Prinz von Wales und Prinz Albert. S. 121. — Der geſchichtliche Macbeth. S. 123. — Byron's Jugendjahre. S. 135. — Zur Irrenhaus-Frage in England. S. 138.

**April.** Eine engliſche Geſchichte des Krimfeldzuges. S. 155. — James Anthony Froude, als Vertheidiger Heinrich's VIII. S. 170. — Sauerſtoffgas-Beleuchtung. S. 189. — Die Wechſelwirkung der phyſiſchen Kräfte. S. 196.

**Mai.** „No Name.“ S. 210. — Die Bank von England. S. 233. — Die ſymboliſchen Figuren aus Ninive. S. 245.

**Juni.** Sir George Cornewall Lewis. S. 259. — Seismologie; ein Werk über das letzte große Erdbeben in Neapel. S. 261. — Der foſſile Menſch. S. 284. — Eine Stimme aus England über das, was der deutſchen Induſtrie noththut. S. 292. — Das iriſche Gefängniß-Syſtem. S. 307.

## Italien.

**Januar.** Der Tod der italiäniſchen Offiziere Emil und Alfred Savio. S. 19.

**April.** Volkswirthſchaftliche Zuſtände in Süd-Italien. S. 163. — Das Brigantenweſen in Süd-Italien. S. 188. — Die Kirche im conſtitutionellen Italien. S. 199.

**Mai.** Der Real-Kredit in Italien. S. 213.

**Juni.** Deutſche Arbeiten über die Geſchichte Italiens. S. 282. — Römiſche Geſchichte. S. 304. — Süd-Italiäniſche Zuſtände. Gavazzi's Predigten. S. 304.

## Schweiz.

**Februar.** Zwei Hochverrathsprozeſſe unter Calvin. S. 73.

**Mai.** Genf und Frankreich im Reformations-Zeitalter. S. 208.

## Belgien.

**März.** St. Hubertus, der Patron der Jäger, und die Feier ſeines Feſtes. S. 102.

**Mai.** Das belgiſche Jahrbuch für Statiſtik und Geſchichte. S. 250.

## Dänemark.

**März.** Die nordiſchen Alterthümer des Kopenhagener Muſeums und Worſaae's Bilderwerk. I. Das ſogenannte Stein- und das Bronze-Zeitalter. S. 98. — II. Das Eiſen-Zeitalter. S. 115.

## Schweden.

**Januar.** Literariſche Mittheilungen aus Skandinavien. Taſchenbücher und periodiſche Preſſe. Neues über Guſtav Adolph. S. 28.

**April.** Wilhelm von Braun, der „Heine Schwedens“ — en miniature. S. 164. — Johann Ericſon, der Erfinder der caloriſchen Maſchine und des Revolver-Kriegsſchiffes. S. 173.

**Mai.** Aus dem Nachlaſſe eines diplomatiſchen Edelmannes. S. 219.

## Norwegen.

**April.** Norwegens Kulturpflanzen. S. 190.

## Finnland.

**Mai.** Finniſche Erzählungen des Mondes. S. 235.

## Rußland.

**Januar.** Ethnographiſche Beſchreibung der Völker Rußlands. S. 10. — Die erſten Eindrücke Sibiriens. S. 10. — Die Reorganiſation des ruſſiſchen Schulweſens. S. 31.

**Februar.** Die Tataren von Kaſan. S. 54.

**März.** Poetiſches aus und über Rußland. I. Julius Altmann's Balalaika. II. Friedrich Bodenſtedt's Andreas und Marfa. S. 125.

**April.** Zur Beurtheilung der Leibeigenen-Emancipation. S. 147. — Die Slavophilen und die Freunde des Weſtens in Rußland. S. 149. — Nach Aufhebung der Leibeigenſchaft. S. 200.

Digitized by Google

## Polen.

**Februar.** Die polniſche Frage in Rußland. Wielopolski und Zamoyski. S. 50.

**März.** Ein Wort zur Beſchwichtigung. S. 100.

**April.** Zur Geſchichte des polniſchen Aufſtandes. Mieroſlawki's Inſurrectionsplan. S. 166. — J. H. Schnitzler: Ueber Urſprung und Charakter der Polen. S. 176.

**Mai.** Die polniſche Frage vom franzöſiſchen und vom deutſchen Standpunkte. S. 205.

## Griechenland.

**Januar.** Das gegenwärtige und das künftige griechiſche Reich. S. 42.

**April.** Die Philhellenen und der griechiſche Befrelungskampf. S. 153.

## Syrien und Paläſtina.

**Juni.** Conſtantin Tiſchendorf: Aus dem heiligen Lande. S. 272.

## Oſt-Aſien.

**Februar.** Die Handelsberichte der preußiſchen Expedition nach China und Japan. I. Siam und China. S. 67. — II. Japan. S. 80.

**Juni.** Reiſebriefe von Reinhold Werner. S. 298

## Java.

**Februar.** Die Otter und das Rehböcklein. S. 71.

## China.

**Februar.** Die Taiping-Rebellion, nach den neueſten Berichten. S. 92.

## Japan.

**Januar.** Eine Reiſe durch das Innere von Nipon. S. 22.

**März.** Ein Pferdehändler in Japan. S. 118. — Die Ermordung von Lenox Richardſon. S. 133.

## Aegypten.

**Februar.** Der Kanal von Suez. S. 90.

**Juni.** A. v. Kremer: Aegyptens Land und Volk. Die Eiſenbahnen und der Suez-Kanal. S. 296.

## Weſt-Afrika.

**Januar.** Wagner's Buch der Reiſen und Entdeckungen. Du Chaillu. — Ladislaus Magyar. — C. J. Andersſon. S. 46.

## Nord-Amerika.

**Januar.** Der deutſche General Kalb. Das Heerweſen im vorigen Jahrhundert. S. 4. — Typen der amerikaniſchen Geſellſchaft. Unangenehme Leute. S. 20. — Der Krieg in Nordamerika. S. 33. — The Rebellion Record. S. 34. — Die Beziehungen der Vereinigten Staaten zum Ausland. S. 45. — Der gegenwärtige Umfang des Nord- und des Südbundes. S. 46.

**Februar.** Die Kriegführung in den Vereiniglen Staaten. S. 54 — Zur Kenntniß der Spinn- und Webeſtoffe. S. 65. — Zur Kenntniß der Spinn- und Webeſtoffe. S. 79.

**März.** Die Baumwollen-Zone. S. 105. — Krieg und Kriſis in Amerika. S. 123. — Palmblätter und Schneeflocken, von Balduin Möllhauſen. S. 143.

**April.** Ein Vertheidiger der Neger-Sklaverei. S. 150.

**Mai.** Zur Geſchichte des Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten S. 224 — Der Times-Korreſpondent William Ruſſell und die Amerikaner. S. 238.

**Juni.** Deutſch-amerikaniſche Illuſtrirte Zeitungen. S. 226. — Das neue Atlantiſche Kabel. S. 274. — Spiritualiſtiſche Photographien. S. 287. — Die letzte Kreuzfahrt des erſten Monitor. S. 309.

## Mexiko.

**Mai.** Vera-Cruz und die Mexikaner. S. 222.

## Mannigfaltiges.

**Januar.** Das Projekt der Delegirten am deutſchen Bundestag. S. 11. — Der Münchener Handelstag. S. 11. — Oeſterreichiſche Sachverſtändige über den Anſchluß an den Zollverein. S. 11. — Tiedge-Stiftung in Dresden. S. 12. — Nachrichten über Herrn von Beurmann in Inner-Afrika. S. 12. — Prinz Albert's Denkwürdigkeiten. S. 12. — England und das Nationalitäts-Prinzip. S. 12. — Die Botſchaft des amerikaniſchen Präſidenten. S. 12. — Dr. Bernhard Beer. S. 24. — Das neue Miniſterium in Turin. S. 24. — Miß Julia Pardoe. S. 24. — Max Müller's ſprachwiſſenſchaftliche Vorleſungen. S. 35. — Franzöſiſche Stimmen über Deutſchlands unitariſche Bewegung S. 35. — Leipziger Illuſtrirte Zeitung. S. 35. — Fürſten- und Volksbilder aus der vaterländiſchen Geſchichte. S. 36. — Kritiſche Studien über die Bibel. S. 36. — Ugdulena's Bibelwerk. S. 36. — Neue Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur. S. 36. — Der Gothaiſche Hof-Kalender. S. 47. — Das Buch denkwürdiger Frauen. S. 48. — Brachvogel's „theatraliſche Studien." S. 48. — Das deutſche Element in Oeſterreich. S. 48. — Geographiſche Preisfrage. S. 48. — Neue Erſcheinungen der italiäniſchen Literatur. S. 48.

**Februar.** Preuß über Acton's *Matinées Royales*. S. 59. — Eine neue Hamlet-Ueberſetzung, von Hermann von Plehwe. S. 59. — Ritſchl's epigraphiſche Denkmale der alten Latinität. S. 59. — Alfred Meißner's Geſchichte: „Schwarzgelb." S. 60. — Deutſche Philologen in England. S. 60. — Vergleichende Grammatik der germaniſchen Sprachen. S. 60. — Peter von Köppen. S. 60. — National-Ausſtellung in Konſtantinopel. S. 60. — W. Marr's Reiſe nach Central-Amerika. S. 60. — Neuere Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur in Belgien. S. 60. — Eine Pariſer Confiscation. S. 71. — Ein rumäniſcher National-Oekonom. S. 71. — Das Leben in den Alpen. S. 72. — Kalewi-Poeg, eine eſtniſche Sage. S. 72. — Böhmen, Land und Volk. S. 72. — Die Unterwelt, nach Hartwig. S. 72. — Steinöl in Canada S. 72. — Berichtigung. S. 72. — Neue Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur. S. 72. — Deutſche Nachdrucks-Geſetzgebung. S. 83. — In Sachen der „Matinées Royales." S. 84. — Die Oeffentlichkeit in Sachen der Tiedge-Stiftung. S. 84. — Klöden's Handbuch der Erdkunde. S. 84. — Das Budget des Königreichs Italien. S. 84. — Neue Erſcheinungen der engliſchen Literatur. S. 84. — Aus der Zeit des ſiebenjährigen Krieges. S. 95. — Meiſterwerke der Kirchenbaukunſt. S. 95. — Der Verein von Freunden der Erdkunde zu Leipzig. S. 95. — Fetis über E. T. A. Hoffmann als Komponiſt. S. 96. — Wörtliche Auslegung der Geſetze in England. S. 96. — Wielopolski und Zamoyski. S. 96. — Volkswirthſchaftliche Zuſtände Italiens. S. 96. — Neue Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur. S. 96.

**März.** York's Leben, von Droyſen. S. 107. — Geſchichte der deutſchen Freiheitskämpfe in Bildern. S. 108. — Stimmen aus Süddeutſchland über die Erhaltung des Zollvereins. S. 108. — Die Geheimſchriften und die Dechiffrir-Kunſt. S. 108. — Charles Hugo's „Valjean." S. 108. — Oeſterreichiſche Wochenſchrift. S. 108. — Jean Paul's hundertjähriger Geburtstag. S. 119 — Neu-Wien. S. 120. — Tiſchendorf und Simonides. S. 120. — Bilder aus dem Orient. S. 120. — Deutſche Zeitſchriften. S. 120. — Denkwürdigkeiten Jean Paul's. S. 132. — H. W. Thierſch über das heutige Griechenland. S. 132. — Italiäniſche Ueberſetzungen deutſcher Werke. S. 132. — Polniſcher Proteſt gegen ruſſiſche Brüderſchaft. S. 132. — Das Böhmerland. S. 132. — Neue Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur. S. 132. — Deutſche Aus- und Rückwanderung. S. 144. — Rufin Piotrowski's Flucht aus Sibirien. S. 144. — Die türkiſche Frage. S. 144. — Neue Erſcheinungen der ſpaniſchen Literatur. S. 144.

**April.** Demokratie und Mittelmäßigkeit in Amerika. S. 156. — Franzöſiſche Kunſt und Literatur im 14. Jahrhundert. S. 156. — Die Londoner Ausſtellung in einem Prachtwerke. S. 156. — Neue Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur. S. 156. — Neue Erſcheinungen der engliſchen Literatur. S. 156. — Die Teſtamente Friedrich's des Großen. S. 168. — Ein volkswirthſchaftlicher Fortſchritt. S. 168. — Schultze-Delitzſch und die deutſche Arbeit. S. 168. — Neueſte Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur. S. 168. — Ein deutſch-ruſſiſches Urtheil über deutſche Zuſtände. S. 180. — Große, mediziniſche Preisbewerbung. S. 180. — Emanuel Geibel und Friedrich Bodenſtedt. S. 180. — Der Uranios des Simonides. S. 180. — Karte von Rußland. S. 180. — Sir G. C. Lewis. S 191. — Engliſche Sprache und Literatur. S. 191. — Londoner Alpen-Klub. S. 191. — Turin und die Piemonteſen. S. 191. — Emerich Madach's „Tragödie des Menſchen." S. 192. — Die philomatiſche Geſellſchaft in Neiſſe. S. 192. — Die katholiſche Miſſion am Weißen Nil. S. 192. — Neueſte Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur. S. 192. — Die Beſchäftigungen des weiblichen Geſchlechts. S. 203. — Eine deutſche Ausgabe der Imitatio Christi. S. 203. — Das botaniſche Muſeum von Kew bei London. S. 203. — Frankreich und die Freiheit. S. 204. — Ein deutſcher Herzog in der Provinz Otranto. S. 204. — Die Republik Uruguay. S. 204. — Reichthum und Jahres-Zuwachs des British-Museum. S. 204. — Bibliographie. Engliſche Literatur. S. 204.

**Mai.** Erinnerungen an einen Verſchollenen. S. 216. — Die Smithsonian Institution. S. 216. — Eine engliſche Lebensbeſchreibung Ulrich v. Hutten's. S. 216. — Ein volkswirthſchaftlicher Fortſchritt in Süddeutſchland. S. 228. — Luftballon-Expeditionen zu wiſſenſchaftlichen Zwecken. S. 228. — Neue engliſche Grammatik. S. 228. — Die erſte glückliche Reiſe durch Oſt- und Central-Afrika. S. 239. — Das Leben Moſes, von B. Beer. S. 239. — Joachim Jungius an ſeine Schüler und Freunde. S. 239. — Bevölkerung des ruſſiſchen Reichs. S. 239. — Die Afghanen und die zehn Stämme Israel's. S. 240. — „Feſt wie Stahl." S. 240. — Bibliographie. Frankreich. S. 240. — Einladung und Programm zur ſechſten Verſammlung des volkswirthſchaftlichen Kongreſſes. S. 240. — Hannover's wirthſchaftliche Hegemonie in Deutſchland. S. 251. — Friedrich Liſt und der franzöſiſche Handelsvertrag. S. 251. — Eine neue Schrift des Fürſten Dolgorukov. S. 251. — Eine polniſche Zeitſchrift für Rechts- und Staatswiſſenſchaft. S. 252. — Eine hebräiſche Zeitung aus Jeruſalem. S. 252. — Druck und Verlag von weiblicher Hand. S. 252. — Shakſpeare-Bibliographie. S. 252. — Meyer's Univerſum im Jahre 1863. S. 252.

**Juni.** Gabriel Rieſſer's Schriften. S. 263. — Internationaler Statiſtiſcher Kongreß in Berlin. S. 263. — 1813. Aufrichtige Geſchichte des Befreiungsjahres. S. 263. — Vom verlaſſenen Bruderſtamm. S. 264. — Die Pariſer Kunſt-Ausſtellung. S. 264. — Zwei Jahre unter den Zuaven. S. 264. — Disraeli im Vorſtand des *British Museum*. S. 264. — William John Wills. S. 264. — Goethe's vertraute Korreſpondenz mit dem Großherzog Karl Auguſt. S. 276. — Gluck und die Oper. S. 276. — Evangeliſche Märtyrer in Spanien. S. 276. — Geheime Geſchichten und räthſelhafte Menſchen. S. 276. — Internationale Hunde-Ausſtellung. S. 276. — Bibliographie. England. S. 276. — Ethnographiſche Karten der polniſchen Nationalität. S. 288. — Friedr. Förſter's Geſchichte der Befreiungskriege. S. 288. — Von der Chemnitzer Handelsſchule. S. 288 — Bilder aus dem Orient. S. 288. — Das Familienbuch des Lloyd. S. 288. — Otto Spamer's Ehrenbuch des Befreiungskrieges. S. 299 — Mädler's Abriß der Aſtronomie. S. 300. — Beethoven-Monument in Wien. S. 300. — Das Hohe Lied. S. 300. — Die Lebensverſicherung der Arbeiter. S. 300. — Berliner Recenſionen auf dem Geſammtgebiete der Kunſt. S. 311. — Jahn, ein Lebensbild für das deutſche Volk. S. 312. — Charakteriſtik der philoſophiſchen Syſteme ſeit Kant. S. 312. — Die Aerzte zur Zeit Molière's. S. 312. — Oeffentliche Bibliothek in Melbourne. S. 312.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereins, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

# Magazin

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direkt correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

# für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr, halbjährlich 2 Thlr, vierteljährlich 1 Thlr, wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 1. Mittwoch, den 7. Januar 1863. 32. Jahrgang.

## Inhalt:

**Deutſchland und das Ausland im Jahre 1863.** Seite

Der deutſche Zollverein und der franzöſiſche Handelsvertrag . . . . . . 1
Wurzbach's biographiſches Lexikon von Oeſterreich. I. Der Staat, die Literatur und die Kronländer . . . . . . . . . . . . . . . 2

**Nord-Amerika.**

Der deutſche General Kalb. Das Heerweſen im vorigen Jahrhundert . . 4

**England.**

Engliſche Verbrecher-Romantik . . . . . . . . . . . . . 7

**Frankreich.**

Franzöſiſche Speculation in deutſchen Bädern . . . . . . 8

**Rußland.**

Ethnographiſche Beſchreibung der Völker Rußlands . . . . . . . . . 10

**Sibirien.**

Die erſten Eindrücke Sibiriens . . . . . . . . . . . . . „

**Mannigfaltiges.**

Das Projekt der Delegirten am deutſchen Bundestag . . . . . . . . 11
Der Münchener Handelstag . . . . . . . . . . . . . . „
Oeſterreichiſche Sachverſtändige über den Anſchluß an den Zollverein . . . „
Tiedge-Stiftung in Dresden . . . . . . . . . . . . . . 12
Nachrichten über Herrn von Beurmann in Inner-Afrika . . . . . . „
Prinz Albert's Denkwürdigkeiten . . . . . . . . . . . . „
England und das Nationalitäts-Prinzip . . . . . . . . . . „
Die Botſchaft des amerikaniſchen Präſidenten . . . . . . . . „

---

# Deutſchland und das Ausland im Jahre 1863.

## Der deutſche Zollverein und der franzöſiſche Handelsvertrag.

Unter den kulturhiſtoriſchen Intereſſen der Gegenwart, deren Beſprechung dieſen Blättern obliegt, nehmen jetzt die volkswirthſchaftlichen den erſten Rang ein. Denn es iſt mehr und mehr anerkannt, daß zur bürgerlichen Freiheit und Selbſtverwaltung ein Volk allein durch ſein wohlverſtandenes, im Geiſte der freien Selbſtbeſtimmung geleitetes Arbeits-Leben erzogen wird. Ein Volk, das, vom Bewußtſein ſeiner Aufgabe erfüllt, ſeine wirthſchaftlichen Intereſſen mit Klarheit überſchaut und beherrſcht, wird bald auch die nöthige Geſchicklichkeit und Würdigkeit zur Selbſtverwaltung ſeiner öffentlichen Angelegenheiten erlangen.

Darum haben wir auch bei unſerer Beſprechung der kulturhiſtoriſchen Beziehungen Deutſchlands und des Auslands dem Handelsvertrage, welchen Preußen im vorigen Jahre mit Frankreich abgeſchloſſen, eine ſo große Aufmerkſamkeit gewidmet. Dieſer Handelsvertrag iſt der erſte Schritt Deutſchlands zu ſeiner Betheiligung an der volkswirthſchaftlichen Freiheit des weſtlichen Europa, die auch das vielgeprüfte Frankreich, trotz ſeiner Centraliſation und Präfekten-Wirthſchaft, zur Selbſtverwaltung und bürgerlichen Freiheit erziehen wird.

Der franzöſiſche Handelsvertrag, der die Beſtimmung hat, der Handelsfreiheit Deutſchlands eine Gaſſe zu eröffnen und die Zollſchranken des Auslandes mehr und mehr zu beſeitigen, iſt eben nur eine Konſequenz der Zollvereins-Idee. Auch dieſe baſirte urſprünglich auf dem Prinzipe der Handelsfreiheit; denn der Zolltarif des Vereins ſollte ausgeſprochenermaßen nur ein Finanz- und kein Schutzzolltarif ſein. Erſt der zähe Widerſtand einiger Vereinsſtaaten gegen die Zurückführung des Tarifes auf ſeine urſprünglichen Beſtimmungen hat den deutſchen Zollverein zu einem Vereine von Schutzzöllnern gemacht.

Derſelbe zähe Widerſtand iſt es, der ſich jetzt auch der Ausführung des Handelsvertrages widerſetzt und der, wie es ſcheint, noch drei Jahre lang Deutſchland hindern wird, an den Segnungen der weſteuropäiſchen Handelsfreiheit theilzunehmen; ja, der es allein verſchuldet, wenn derjenige Theil Deutſchlands, der den Handelsvertrag auszuführen bereit iſt, einen unwiederbringlichen Schaden dadurch erleidet, daß er durch die „meiſtbegünſtigten Nationen" allmählich von den fremden Märkten verdrängt wird.

Hieraus aber ergiebt ſich, daß der Zollverein, der, nach den Hoffnungen und Erwartungen aller Vaterlandsfreunde, ebenſo die materielle Kräftigung, wie die moraliſche Einigung Deutſchlands herbeiführen ſollte, nicht allein dieſen Zweck ganz verfehlt, ſondern auch, wie ſo viele andere, dem vielregierten Deutſchland eigenthümliche Erſcheinungen, dazu beiträgt, unſer großes Vaterland in den Augen der Welt herabzuſetzen und ſeinen Einfluß in der politiſchen Wechſelwirkung der Nationen zu paralyſiren.

Liegt es demnach auch noch im Intereſſe Deutſchlands, daß der Zoll-Verein in ſeinem bisherigen Umfang erhalten werde?

Als vor dreißig und mehr Jahren der Zollverein zu Stande kam, waren dem deutſchen Handel, dem deutſchen Gewerbfleiß, faſt alle Abzugskanäle nach außen verſchloſſen. In der ganzen Welt herrſchte damals noch das auf Selbſttäuſchung ruhende Merkantilſyſtem mit allen ſeinen Prohibitiv- und Schutz-Maßregeln. Die deutſchen Staaten waren auf ſich allein angewieſen, und wenn ſie nicht ganz und gar verkümmern wollten, mußten ſie ſich wenigſtens unter einander zu einem größern Ganzen verbinden. Preußen bildete den Kern eines ſolchen Ganzen, um den ſich die anderen Staaten gruppiren konnten. Preußen hätte ſich zwar allenfalls auf ſich allein beſchränken können, denn ſeine acht großen Provinzen mit ihrer mannigfaltigen Production und Conſumtion, mit ihrer Lage am Meere und an den vier großen, nordwärts fließenden Strömen, bieten ſich gegenſeitig alle Begünſtigungen dar, die ein größerer Staaten-Complex für Handel, Schifffahrt und Gewerbe hat. Aber der deutſche Gedanke, der in dem Zollverbande des geſammten Deutſchlands ein Mittel ſeiner Machtvermehrung erblickte, gab in Preußen den Ausſchlag, das ſich im Jahre 1828 zuerſt mit Heſſen-Darmſtadt und in den folgenden Jahren mit Sachſen, Braunſchweig und Kurheſſen, endlich aber auch mit Bayern, Württemberg und Baden zu dem großen, deutſchen Zollvereine verband. Hannover und Oldenburg traten am Späteſten, im Jahre 1853, hinzu.

Mit dem Beitritte Bayerns und Württembergs kam in den bisher von homogenen Anſichten und Beſtrebungen geleiteten Verein ein Element, das nur widerwillig in Preußen den Schwerpunkt und den Leiter des Zollvereins anerkannte, und das die Verfaſſung des Letzteren ſofort dazu benutzte, nicht blos jede Einwirkung Preußens auf die deutſche Handelspolitik, ſondern auch deſſen freie Selbſtbeſtimmung auf volkswirthſchaftlichem Gebiete zu paralyſiren. Dieſes Element, das ſich nicht ſelbſt ſeine Richtung giebt, ſondern ſie von einer außerhalb des deutſchen Mittelpunktes liegenden Gravitationskraft, von Oeſterreich, erhält, dieſes Element iſt es auch, das ſich jetzt den deutſchen Handelsverträgen mit dem weſtlichen Europa widerſetzt, und das daher nicht allein den von ſeinem Beitritte für das große Ganze erhofften Vortheil der Machterweiterung Deutſchlands nicht gewährt, ſondern ihm vielmehr von empfindlichem, moraliſchen, politiſchen und materiellen Nachtheil iſt.

Es erſcheint daher das Ausſcheiden Bayerns und Württembergs aus dem Zollverein als dringend wünſchenswerth.

Es dürfte zwar durch dieſes Ausſcheiden manchem Induſtrie-Zweige des Zollvereins ein Nachtheil erwachſen, doch würde derſelbe durch die

Digitized by Google

Erweiterung des deutſchen Marktes in Frankreich, England, Belgien und Holland, ſowie jenſeits der Meere, mehr als hinlänglichen Erſatz finden. Ja, Preußen, Sachſen und die übrigen im Zollverein bleibenden Staaten würden durch die wiedergewonnene Selbſtbeſtimmung ihrer Volkswirthſchaft ein ſolches Uebergewicht an Productionskraft gewinnen, daß ſie, ſelbſt nach ihrer Ablöſung, den Markt jener Staaten zu beherrſchen vermöchten, denen ſie übrigens auch alle Vortheile der „meiſtbegünſtigten Nationen" gewähren würden, ſofern ſich dieſe im eigenen Intereſſe zur Reciprocität verſtehen.

Wir hoffen, daß man in dieſen unſeren Betrachtungen nichts Undeutſches erblicken werde. Nach Allem, was wir oben über die ſyſtematiſche Paralyſirung der deutſchen Handelspolitik und Volkswirthſchaft geſagt, iſt vielmehr das undeutſche Benehmen auf Seiten derjenigen, die uns zur Anrathung eines Auskunftsmittels nöthigen, welches allein vielleicht unſere Gegner zur Beſinnung bringen kann und wird. J. C.

## Wurzbach's biographiſches Lexikon von Oeſterreich.*

### I.

### Der Staat, die Literatur und die Kronländer.

Wenn man über die Kunſt des Regierens lange nachgedacht, und all die unzähligen dafür aufgeſtellten Theorieen die Revue hat paſſiren laſſen, kommt man endlich auf die höchſt einfache Wahrheit, daß dieſe Kunſt in nichts Weiterem beſtehe, als in der klugen Benutzung aller vorhandenen Staatsmittel. Alſo keine Theorie, ſondern Fleiſch und Blut; nicht Luft, ſondern Boden. Es giebt eine Theorie des Staates, aber keine Theorie der Staatskunſt. Der Geſunde bedarf keines Rezeptes; was aber den Kranken betrifft, ſo muß dieſer das Rezept, nicht umgekehrt das Rezept den Mann zu Ehren bringen.

Aber dieſe Staatsmittel! Welche ſind's nur? Fragen wir die Finanzminiſter, ſo werden ſie ſagen: Bodenreichthum, Bergſegen, Induſtrie u. ſ. w. Fragen wir die Kriegsminiſter, ſo ſprechen ſie von disziplinirten Heeren; der Cultusminiſter hält die Frömmigkeit, der Miniſter des Innern eine geregelte Adminiſtration für das beſte Mittel zu regieren. Und endlich vergeſſen ſie Alle, daß zum Regieren zwei gehören: der Eine, welcher regiert, und der Andere, der ſich regieren läßt. Nun ſoviel können wir aus dieſer Buntheit von Ideen und Theorieen entnehmen, daß eben alle Faktoren eines Staates, die kleinen wie die großen, die feineren wie die materielleren, die entfernteren und die näheren, die ſichtbaren und die unſichtbaren, zu den Staatsmitteln gehören.

Aus der theoretiſchen Auffaſſung der Regierungskunſt erwächſt eine fatale Konſequenz: der Staatskünſtler ſetzt ſich auf die höchſte Spitze ſeiner Theorie, möglichſt ſicher vor jeder Aggreſſion, aber auch gewiß ſicher vor der Gefahr, noch etwas Anderes zu ſehen und zu verſtehen. Er ſchraubt ſich in das Zunftweſen hinein, und freut ſich, daß ſeine Ausdrücke und Handirungen nur von wenigen Genoſſen verſtanden werden. Aber zweierlei überſieht er dabei: erſtens, daß er ſich dadurch zum Handwerker macht; zweitens, daß er im noblen Ignoriren alles deſſen, was nicht ſeines Zeichens iſt, eine Menge nutzbarer Elemente überſieht, die, weil ſie nicht unmittelbar in ſeiner Werkſtätte arbeiten, ihm nutzlos erſcheinen. In dem Maße aber, als er ſich ſo iſolirt, verringert er ſich die zum Regieren ſo nothwendigen Staatsmittel.

Eines der gewaltigſten Staatsmittel iſt die Literatur. Das beſtreitet jetzt auch kein Staatsmann mehr, hätte uns davon auch nur eine oft unangenehme Aufmerkſamkeit gegen die Preſſe überzeugt. Aber es handelt ſich hier nicht, wegen eines Zuviel, ſondern wegen eines Zuwenig zu rechten. Wenn man ein Extrem verlaſſen hat, muß man nicht in ein anderes fallen; zwiſchen Verfolgen und Ignoriren giebt es noch ein Drittes. Wenn die Staatsmänner einer noch nicht lange abgelaufenen Periode ängſtlich bemüht waren, kein Werk der Feder ohne ihre Signatur in die Welt kommen zu laſſen, ſo geben ſie jetzt eine Menge von Literaturzweigen in Vorhinein preis, und kümmern ſich nicht weiter um ſie. Es wird ihnen freilich nicht unmittelbar ſchaden, aber ſie verſäumen es, jenen Nutzen daraus zu ziehen, der oft wie ein reicher Bergſegen in ihnen verborgen liegt. Der Spruch: „Es iſt kein Buch ſo gut, daß es nicht auch Schlimmes, und keines ſo ſchlecht, daß es nicht ein Körnlein Gutes in ſich hätte", ſollte keinem Staatsmanne abhanden kommen. Wenn dieſem aber nun ſchon dadurch ſo viel entgeht, daß er ſich ſtreng iſolirt, was muß er nicht erſt einbüßen, wenn er überdies eine Menge von Erſcheinungen auf die Liſte jener Objekte ſetzt, welche ſeine Aufmerkſamkeit entweder nicht verdienen, oder nicht herausfordern; wenn er irgend etwas für zu geringfügig und zu klein hält — was es doch innerhalb der Gränzen des Staatslebens für den Staatsmann eigentlich nicht giebt.

Sehen wir uns einmal unter den Gruppen der literariſchen Erſcheinungen um, und unterſuchen wir, welche davon in dem angegebenen Sinne, ſozuſagen „hoffähig" geworden ſind. Wir haben natürlich nur die Gegenwart im Auge.

Ein Blick auf die Tabelle der Fächer macht uns bemerkbar, daß ſich dieſe in ſolche zertheilen, welchen der Staat ſeine Pflege angedeihen läßt, als: Statiſtik, Unterrichtsweſen, Handel, Bauweſen, Communication, Bergbau, Forſtweſen, Landwirthſchaft und Kriegswiſſenſchaft; ferner in ſolche, denen er zeitweiſe Aufmerkſamkeit ſchenkt, wie: Staats- und Rechtswiſſenſchaft, Geſchichte, Theologie, Philoſophie, Naturwiſſenſchaften; endlich in ſolche, die er ſeiner Beachtung nicht für würdig hält, d. h. aus denen weder ein materieller Nutzen, noch, wie ſie glauben, irgend eine Belehrung zu ſchöpfen iſt. Dahin gehören alle Zweige der ſchönen Literatur.

Die Disziplinen der erſten Reihe würdigt der Staat ſeiner beſonderen Pflege inſofern, als ſie ihn im Regierungsgeſchäfte unmittelbar unterſtützen, ja die Mittel dazu liefern helfen. So erhält er ſich durch die ſtatiſtiſchen Daten in ſteter Evidenz der vorhandenen Staatskräfte, und er ſelbſt läßt durch ſeine Organe die Ziffern herbeiſchaffen. Aber die Benützung der Ziffern zu anderen Zwecken, als das augenblickliche Bedürfniß aufgeſtellt hat, durch tiefgehende, geiſtige Combination, die Verlebendigung derſelben, kümmert ihn ſchon weniger. Das Unterrichtsweſen überwacht der Staat nur aus politiſchen Rückſichten, und es kommt ihm da auf den inneren Werth der Production nicht an. Das beſte Schulbuch iſt das vorgeſchriebene, und die bedeutendſten Erſcheinungen der außeroffiziellen Preſſe dieſes Faches alteriren das einmal angenommene Syſtem nicht. Man hat da gut ſchreiben! Handel, Bauweſen, Bergbau, Forſtweſen, Landwirthſchaft ſind, ſozuſagen, die Brodfächer des Staats, und die literariſche Production auf dieſem Gebiete darf ſich am grünen Tiſche niederlaſſen. Schon eine ſorgfältigere Auswahl wird unter den Erſcheinungen aus dem Fache der Staats- und Rechtswiſſenſchaft gemacht. In Zeiten politiſcher Umgeſtaltungen, wie die jetzigen eben ſind, ſcheinen *alle* jene Schriften, welche die brennenden Tagesfragen behandeln, *nicht unwerth* der Aufmerkſamkeit. Aber ſie dürfen ſich nicht die Miene der Belehrung geben, ſonſt weiſen die Staatsmänner ſie froſtig zurück; es wäre eine Schmach, zu Scribenten in die Schule zu gehen. Die ſtreng theoretiſchen, ſtaatswiſſenſchaftlichen Werke mögen ganz gute Handbücher für jene ſein, welche ſich mit der Theorie des Staates erſt vertraut machen wollen; der Regierungskünſtler benützt ſie nicht, ſie enthalten entweder Altes und das kennt er ſchon, oder ſie wollen ihm Neues oktroyiren, und das verachtet er.

Groß iſt die Verlegenheit der Staatsmänner, wenn ſie ſich zwiſchen die Theologie und die Naturwiſſenſchaften ſtellen. Was ſollen ſie von beiden zugleich benützen? Ob ein Papſt in Rom ſitzt oder nicht, iſt heute ſo ziemlich allen Regierungen gleichgültig; und was fängt mit dem Kosmos von Humboldt ein Staatsmann an?

Der Geſchichte ſtehen die Staatsmänner der Gegenwart ganz eigenthümlich gegenüber. Das historia docet — findet auf ſie faſt keine Anwendung; ſie ſind in dem Punkte alle Bourbons. Meiſt definiren ſie ſich die Geſchichte als Geſchehenes. Nun das intereſſirt ſie nicht mehr; oder ſie glauben, es ſei genug, daß ſie es wiſſen. Die Moral daraus zu nehmen, überlaſſen ſie Andern. Sie verfolgen nur die Geſchichte des Tages, alſo das, was noch nicht Geſchichte iſt. Sehen wir nur die vielen Zweige der Geſchichte: Archäologie, Numismatik, Chronik, Sage, Kulturgeſchichte, Biographik! Davon unterſtützt man ſogar einzelne, aber dabei bleibt es; unter die Studirlampe eines Miniſters kommen ſie nicht. Man wird fragen, woher wir das ſo genau wiſſen? Wir wiſſen es aus den Reſultaten ihrer Regierungskunſt, und aus täglich wiederkehrenden, oft ſtarken Aeußerungen derſelben. Der höchſte Ruhm des Diplomaten und Staatsmannes: die ſcharfe, feine Combination, die Verwerthung des in der Geſchichte aufgehäuften Materials; die Erkennung jener höheren Macht, die uns von keinem anderen Zweige ſo reif und üppig in den Schoß fällt, die einfache induſtrielle Benützung des Schondageweſenen — Alles das ſcheint ihnen ganz fern zu liegen. Kurz, der beſte, freiſinnigſte Staatsmann ſteht ſelbſt zur Geſchichte im Verhältniſſe des Ariſtokraten zum Plebejerthume.

* „Biographiſches Lexikon des Kaiſerthums Oeſterreich, enthaltend die Lebensſkizzen der denkwürdigen Perſonen, welche ſeit 1750 in den öſterreichiſchen Kronländern geboren wurden oder darin gelebt und gewirkt haben" Von Dr. Conſtant v. Wurzbach. I—VIII. Band. (Wien, 1856—1859, L. C. Zamarski. 1860—62, k. k. Hof- und Staatsdruckerei).

Digitized by Google

Am auffallendſten tritt dieſes der ſchönen Literatur gegenüber hervor, und nichts wird ſich in nächſter Zukunft mehr rächen, als dies. Freilich ſieht es ſich nicht ſo an, als ob der Staatsmann aus Romanen und Theaterſtücken etwas lernen könnte. Die Zeiten ſind vorüber, da ein Shakſpeare durch ſeine Tragödien, ein Walter Scott durch ſeine Romane den Beweis hergeſtellt haben, daß der Belletriſt eingreifen könne in das Bewußtſein des Volkes, daß er alſo in der Hand des Staatsmannes ein Regierungsmittel in erſter Linie ſein könne. Wer heutzutage Beſſeres gelernt hat, raiſonniren ſie, der ſchreibt nicht Romane oder Komödien, und erſcheint auch hier und da ſogenanntes Klaſſiſches, ſo kann man's um ſo weniger brauchen. Man laſſe daher die Journale mit elenden Romanen ſich füllen, die Bühne mit Gemeinheiten beſudeln, das liegt fern ab von der ſtaatsmänniſchen Wolkenhöhe, und dient dem Pöbel als „Brod und Spiel.“

Aber welch ein entſetzlicher Irrthum! Wie furchtbar wird der Staatsmann, der dieſen Zweig der Literatur nicht beachtet, eines Tages enttäuſcht werden! Er wird ſehen, daß da unter der Maske einer harmloſen Kunſtform gewaltige und verhängnißvolle Eingriffe in das ſoziale und politiſche Gebiet gemacht werden, daß der allgemeine Geſchmack nicht zu Gunſten einer nüchternen ſtaatsmänniſchen Anſchauung der Schlagworte geleitet wird; daß der populären, leichtverſtändlichen Darſtellung das gelingt, was tauſendjährigen Theorieen und geläuterten Doktrinen nicht gelingen konnte; daß, wenn auch nichts Schlimmeres herauskommt, als die Verderbung des äſthetiſchen Geſchmacks, dies allein hinreichend iſt, die Völker dem einzig richtigen Ideale des Staatslebens zu entfremden. Wenn der Staatsmann auf der Einen Seite fortwährend bemüht iſt, durch ein tüchtiges Volksſchulweſen die beſte Grundlage herzuſtellen, ſo ſtreift der Bürger durch das Leſen der Diebsromane, der Glorifizirung des Laſters oder mindeſtens der Charakterloſigkeit, den letzten Schmelz der Geſittung ab, und da dieſe Literatur meiſt durch die Feuilletons der wohlfeilſten Journale geht, oder auf ſchlechtem Druckpapiere um Kreuzer zu haben iſt, ſo greift die Demoraliſirung tief herab in die urſprünglichen Schichten, und ſtumpft die Herzen frühzeitig gegen die Eindrücke weiſer Regierungskunſt ab. Noch Eins: Die romantiſche Darſtellung ergeht ſich oft auf dem täuſchenden Hintergrunde der Geſchichte, und es wird ihr da ein Leichtes, nicht nur überhaupt Irrthümer zu verbreiten, ſondern unter dem Gewande der Idealiſirung geſchichtliche Ereigniſſe und Perſönlichkeiten ſo zu geſtalten, daß ſie ſich ſelbſt nicht mehr gleichen, und Ideen und Doktrinen zu verbreiten, die, in andere Form gebracht, des ſchwerſten Donnerkeils der Cenſur gewiß wären. Noch entſchiedener wirkt dieſe unbeachtete Muſe von der Bühne herab, und zwar iſt dies um ſo ſchwerer, je gewiſſer das Theater eine Bildungsſchule iſt. Auf der einen Seite Gemeinheit, Flachheit und eitler Glanz, welche Brutalität und Sinnlichkeit im Gefolge haben; auf der andern Seite Verhöhnung alles Edleren und Aeſthetiſchen, und die Parodie der Staatsweisheit in optima forma; eine vortreffliche Pflanzſchule der Bürgertugenden!

Welch ein Fond für ſtaatsmänniſche Studien liegt nicht in Alledem! Nur Ein Beiſpiel. Im Wiener Hoftheater erregte die Aufführung des Schiller'ſchen „Don Carlos“ regelmäßig eine ungeheure Aufregung im Publicum, und zwar galt ſie hauptſächlich jener berühmten Scene zwiſchen dem Könige und dem Marquis Poſa. Andauernder Beifallsſturm begleitete jedesmal dieſes Geſpräch. Es bedurfte wahrlich keiner ſtaatsmänniſchen Spitzfindigkeit, um die Quelle dieſer Begeiſterung zu entdecken, und es lag Stoff genug da zum Nachdenken und zum Benützen dieſes Winkes. Aber was that man? Man ſchob die Sache bei Seite und half ſich damit — daß man polizeilich jede lärmende Beifalls-Kundgebung in den Theaterräumen verbot.

Was ſoll man aber erſt dazu ſagen, wenn es den öſterreichiſchen Volksbühnen polizeilich verboten iſt, die Zeitereigniſſe zur Erweckung des Patriotismus zu benützen, während in den Pariſer Theatern der Oeſterreicher mit dem größten Spotte traktirt und jedes politiſche Ereigniß, das die Gloire unſerer Stammfeinde zu erhöhen im Stande iſt, gleich auf die Bretter gebracht wird!

In der That, wenn die Staatsmänner den Rayon ihrer Mittel ſich ſelbſt ſo enge gezogen haben, dann darf es ſie nicht wundern, wenn ſie mit ihrer Regierungskunſt zuweilen ein ſo arges Fiasko machen.

Zu dieſen Betrachtungen hat uns das oben citirte Werk Veranlaſſung gegeben. Wir müſſen es, abgeſehen von ſeinem literariſchen Werthe, als ein ſolches bezeichnen, das die Beachtung der öſterreichiſchen Staatsmänner im höchſten Grade verdient, ja, in der gegenwärtigen Situation des Kaiſerthums eines jener Staatsmittel iſt, aus dem für die Regierungskunſt gar Manches zu lernen wäre. Das bereits auf acht Bände angewachſene Werk Wurzbach's kann ſchon an und für ſich nicht mehr überſehen werden, aber für Eine Frage iſt es von der größten Wichtigkeit, wir meinen die Nationalitätsfrage, und die damit verbundenen Centraliſirungsbemühungen Seitens der Regierung. Wer ſich die Mühe nimmt, in das Detail dieſer Tauſende von Biographieen einzugehen, der muß zu dieſer Anſchauung gelangen. Wir haben es verſucht, und wollen unſeren Leſern die Frucht dieſer Bemühung nicht vorenthalten.

Wurzbach's biographiſches Lexikon umfaßt alle Kronländer und alle Stämme des Kaiſerſtaats. Eine Summirung der in den bisher erſchienenen acht Bänden enthaltenen Biographieen ergiebt 2879 Namen. Wir wollen nun ſehen, wie ſich dieſe Zahl auf die einzelnen Kronländer vertheilt, und welche Procente ſich für dieſelben, nach Nationalitäten (Sprachen) geordnet, ergeben; dann, mit Zugrundelegung der Einwohnerzahl, ſowie mit Berückſichtigung der Stärke der einzelnen Nationalitäten, berechnen, auf wie viele Köpfe eine denkwürdige Perſönlichkeit kommt; endlich, welche Fächer zumeiſt, und wie ſtark ſie durch die einzelnen Nationalitäten vertreten ſind.

Die Geſammtzahl der Namen: 2879,* auf die einzelnen Kronländer vertheilt, ergiebt abſteigend folgende Ziffern: Für Lombardo-Venezien 603; für Ungarn 558; für Nieder-Oeſterreich 553; für Böhmen 342; für Tirol und Vorarlberg 168; für Steiermark 93; für Mähren 88; für Galizien 82; für Siebenbürgen 79; für Ober-Oeſterreich 58; für das Küſtenland 54; für Dalmatien 47; für Salzburg 36; für Croatien und Slavonien 29; für Kärnten 28; für Schleſien 26; für Krain 24.

Wir können dieſe Zahlen leicht in 4 Gruppen theilen; 1. Gruppe: über 100 (Lombardo-Venezien, Ungarn, Nieder-Oeſterreich, Böhmen, Tirol und Vorarlberg); — 2. Gruppe: über 70 (Steiermark, Mähren, Galizien, Siebenbürgen); — 3. Gruppe: über 30 (Ober-Oeſterreich, Küſtenland, Dalmatien, Salzburg); — 4. Gruppe: unter 30 (Croatien und Slavonien, Kärnten, Schleſien, Krain).

Wenn wir nun dieſe Kronländer nach dem ſprachlichen Momente ordnen, ſo entfallen von der Geſammtſumme der Biographien auf die deutſche Zunge: 986; auf die italiäniſche (überhaupt romaniſche): 704; auf die magyariſche: 637; auf die ſlaviſchen Idiome: 541 Namen, was für die Deutſchen 34. 33 Proc., für die Italiäner 22. 48 Proc., für die Magyaren 22. 16 Proc., für die Slaven 18. 75 Proc. der Geſammtſumme ergiebt.

Schon dieſe kleine Rechnung iſt ſehr belehrend, beſonders wenn wir den angelegten Maßſtab bedenken. Er iſt nämlich nicht der rein zufällige der Geburt, des Standes, irgend eines Bekenntniſſes u. ſ. w., oder jener der Vitalität, der thieriſchen Conſumtion, welche den Menſchen auf Mehl- und Kartoffelſäcke vertheilt; nein, hier iſt nach einer Größe gemeſſen, die nur im edelſten aller Staatselemente, im Menſchen ſelbſt, in ſeiner reinſten Individualität, in ſeiner Berufung zur Gottähnlichkeit zu finden iſt. Die Berühmtheiten eines Volkes, die wenigen Edlen, Tugendhaften, Weiſen und Starken, welche ſich über das Niveau des Gewöhnlichen emporgeſchwungen haben, ſie haben das Recht, eiferſüchtigſt gepflegt und bewacht und genannt zu werden; denn wenn wir einmal anfangen, gegenſeitig zu wägen, ſo wollen wir nicht das brutale Gewicht des alten Galliers, ſondern die Münze der Unſterblichkeit, die Obole: Talent, gelten laſſen.

So viel mit Bezug auf die oben erhaltenen Zahlen, welche laut genug für ſich ſprechen. Man wird wohl nicht ſagen können, daß acht Bände eines Werkes, das etwa noch einmal ſo ſtark werden wird, keinen Anhaltspunkt zu ſolchen Berechnungen geben, oder daß irgend eine Baſis eine willkürliche, ſchwankende ſei. Wir haben drei feſte Data: die Zahl der Biographien; die Zahl der Kronländer und die Bevölkerungszahlen. Am gefährlichſten ſcheint die Combination bei Vertheilung der Kronländer nach Sprachen; aber es zeigt ſich ein Weg zu billiger Ausgleichung. So z. B., wenn wir als deutſche Kronländer Niederöſterreich, Oberöſterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Krain, Tirol und Vorarlberg angenommen haben, müſſen wir wohl zugeben, daß darunter die ſlaviſche und zum Theil auch die italiäniſche Zunge ihre Antheile haben. Da wir aber in der Reihe der als ſlaviſch und magyariſch angeſetzten Theile der Monarchie, darunter Böhmen mit der ſtarken Ziffer 342, Ungarn mit 558, die deutſche Zunge auch nicht ausgeſchieden haben, ſo mag ſich der Irrthum in der Combination auf ein Minimum reduciren; und übrigens beſtätigen die folgenden Berechnungen auf Grundlage der Bevölkerungszahlen und des Areales die Richtigkeit derſelben.

Kehren wir nach dieſen Betrachtungen wieder zu den Ziffern zurück. Es fragt ſich jetzt, wie ſich die Geſammtſumme der Biographien auf die

* Ohne die Militairgränze, welche in den folgenden Berechnungen nirgend mit einbezogen iſt, 2868.

Digitized by Google

einzelnen Bevölkerungszahlen vertheilt. Da finden wir nun, daß je Eine Berühmtheit in Niederöſterreich: auf 3041 . 04 Einw.; in Salzburg: auf 4076 . 92 Einw.; in Tirol und Vorarlberg: auf 5065 . 57 Einw.; in Lombardo-Venezien: auf 8291 . 87 Einw.; in Dalmatien: auf 8606 . 36 Einw.; im Küſtenland: auf 9647 . 74 Einw.; in Steiermark: auf 11363 . 15 Einw.; in Kärnten: auf 11873 . 43 Einw.; in Oberöſterreich: auf 12,197 . 41 Einw.; in Böhmen: auf 13758 . 84 Einw.; in Schleſien: auf 17073 . 54 Einw.; in Ungarn: auf 17743 . 34 Einw.; in Krain: auf 18830 . 87 Einw.; in Mähren: auf 21216 . 97 Einw.; in Siebenbürgen: auf 24389 . 83 Einw.; in Croatien und Slavonien: auf 30207 Einw., und in Galizien gar erſt auf 56017 . 92 Einw. kommt.

Wir wollen nichts davon ſagen, daß eben das urdeutſche Niederöſterreich durch das Gewicht der Hauptſtadt am bevorzugteſten daſteht, und laſſen es daher aus der Berechnung ganz weg. Aber ſchon wenn wir das zunächſt kommende Salzburg mit ſeiner Ziffer betrachten, ſo ergiebt ſich ein ſchlagendes Facit. Man nehme nur: dieſes Kronländchen mit ſeinen 124 . 71 Q.-M. und Galizien mit 1540 . 14 Q.-M., und dann der Abſtand der Zahlen 4076 gegen 56017! Vergleichen wir nun Böhmen mit einem deutſchen Kronlande, etwa mit Oberöſterreich. In Böhmen, mit 902 . 87 Q.-M. Flächenraum und 4,705525 Einw., entfällt auf 13758 . 84 Köpfe, in Oberöſterreich, mit 208 . 29 Q.-M. und 707450 Einw. auf 12197 . 41 Köpfe Eine Berühmtheit! Stellen wir nun dieſem Oberöſterreich die ſüdſlaviſchen Kronländer Croatien und Slavonien gegenüber. Im Flächenraume ſtehen ſie ſich ziemlich nahe — Croatien und Slavonien faßt 318 . 26 Q.-M.; gleichwohl iſt der Abſtand der Ziffern 30207 und 12197 ein ungeheurer. Uebergehend auf die Kronländer der magyariſchen Zunge tritt uns ein gar köſtliches Reſultat entgegen. Da ſteht Ungarn mit ſeinen 3644 . 47 Q.-M. Flächenraum und ſeinen 9,900785 Einw. in der Zifferhöhe ſeiner Berühmtheiten zwiſchen zwei kleinen Kronländern: Schleſien (89 . 50 Q.-M.) und Krain (173 . 49 Q.-M.) eingefangen. In Ungarn kommt nämlich auf 17743 . 34 Einw., in Schleſien auf 17073 . 54 Einw., in Krain auf 18830 . 87 Einw. Eine Berühmtheit. Mit einem reindeutſchen Kronlande, z. B. Salzburg, verglichen, wird der Abſtand noch größer. Stellen wir es nun mit Böhmen zuſammen. Dieſes hat auf einem Flächenraum von 902 . 87 Q.-M. für 13758 . 84 Einw. Eine Berühmtheit; in Ungarn, mit mehr als dem 4fach größeren Flächenraum, geben erſt 17743 . 34 Einw. Einen Beachtenswerthen.

Lombardo-Venezien, mit der ſtärkſten abſoluten Ziffer berühmter Perſönlichkeiten auftretend (603), ſteht relativ wohl den Slaven und Magyaren voran, aber nicht dem kleinſten deutſchen Kronlande gleich. Das vereinigte Königreich faßt 790 . 08 Q.-M. mit 5 Millionen Bevölkerung, und doch giebt erſt eine doppelt ſo ſtarke Anzahl Einwohner, als Salzburg, mit mehr denn 6mal kleinerem Flächenraume Eine Größe.

Faſſen wir nun nach den zuletzt erhaltenen Zahlen die Kronländer in Gruppen zuſammen, ſo finden wir zur Gruppe, in welcher weniger als 5000 Köpfe Eine Berühmtheit geben, nur zwei Kronländer gehörig, nämlich Niederöſterreich und Salzburg; mit weniger als 10000 ſtellen ſich: Tirol und Vorarlberg, Lombardo-Venezien, Dalmatien, Küſtenland; zu einer dritten Gruppe, in welcher auf 10000 bis nahe 15000 Einw. Eine Berühmtheit fällt, gehören: Steiermark, Kärnten, Oberöſterreich, Böhmen; über 15000 bis unter 20000 Köpfe ſind für Einen Beachtenswerthen erforderlich in: Schleſien, Ungarn und Krain, als vierter Gruppe; in der fünften geben 20000 bis 30000 Einw. Eine Berühmtheit, nämlich: Mähren, Siebenbürgen, Croatien und Slavonien; ſo daß bei dem ſchreienden Abſprunge der Ziffer, nämlich von 30207 auf 56017, Galizien ganz iſolirt, im entſchieden ungünſtigſten, kaum eine Vergleichung zulaſſenden Verhältniſſe erſcheint.

Intereſſant iſt es, zu ſehen, welche Kronländer ſich unter dem Banner gleicher oder ſich nähernder Ziffern zuſammengefunden haben. Die erſte Gruppe gehört ausſchließlich der deutſchen, die zweite vorherrſchend der italiäniſchen Zunge. In der dritten Gruppe ſind drei gemiſchte (deutſch und ſlaviſch) und nur Ein reindeutſches Kronland vertreten. Erſt die vierte Gruppe bringt uns Ungarn, dazu die gemiſchten, ſlaviſch-deutſchen Krain und Schleſien. Die ungünſtigſte Gruppe, mit Ausnahme des vereinzelten Galizien, bilden das gemiſchte Mähren, das in ſeinen magyariſchen und romaniſchen Theilen überwiegende Siebenbürgen, und die reinſlaviſchen Croatien und Slavonien. Die reindeutſchen und die in ihrer Miſchung vorherrſchend deutſchen Kronländer ſtehen alſo ſämmtlich in der erſteren günſtigen Gruppe.

## Nord-Amerika.

### Der deutſche General Kalb.*

#### Das Heerweſen im vorigen Jahrhundert.

Unter den deutſchen Kriegern, welche in dem Unabhängigkeits-Kriege Nord-Amerika's auf der Seite der Neu-Engländer ſtanden, nehmen die Generale Kalb und Steuben eine ehrenvolle Stelle ein; ihr Name iſt unzertrennbar mit der Geſchichte jener Tage verflochten. Leider iſt der Ruhm des Erſteren faſt ein Mythus geworden; ein geheimnißvolles Helldunkel ſchwebte über ſeinen Lebensſchickſalen, nicht einmal ſein Name wurde übereinſtimmend geſchrieben. Der Eine nennt ihn Kalbe, der Andere Colbe, der Dritte Kalb. Bancroft läßt ihn im Elſaß, der engliſche Geſandte, Lord Stormond, in der Schweiz geboren werden; ſein Geburtsjahr ſelbſt ſchwankt zwiſchen 1717 und 1732; nach dieſer Quelle ſoll er, ehe er nach Amerika kam, in preußiſchen, nach jener in öſterreichiſchen und nach einer dritten in franzöſiſchen Dienſten geſtanden haben. Die Franzoſen benutzten ihn als geheimen politiſchen Agenten, die Amerikaner aber hielten ihn theilweiſe für einen franzöſiſchen Spion, und ſelbſt in der Geſchichte des Unabhängigkeits-Krieges taucht Kalb nur meteorartig auf, da er außer der Schlacht bei Camden, wo er den Heldentod ſtarb, ſelten oder nie erwähnt wird.

Friedrich Kapp, ein Mann, der das Deutſchthum in Amerika auf das Würdigſte vertritt, und der ſich dort zu einer ehrenvollen Stellung emporgearbeitet, hat es nun unternommen, auch dieſes Dunkel zu zerſtreuen; das Buch, welches die Lebensgeſchichte Kalb's aktenmäßig und mit lichtvoller geſchichtlicher Kritik behandelt, liegt in einem ſchön ausgeſtatteten Bande vor uns. Der Verf. hat es in würdiger Anknüpfung an die gegenwärtig in Amerika obwaltenden Verhältniſſe ſeinem ehemaligen Schickſalsgefährten und Freunde Franz Sigel, „dem Helden von Carthage und Pea-Ridge" gewidmet.

Es bildet eine würdige Ergänzung der vor vier Jahren herausgekommenen Biographie des Generals Friedrich Wilhelm v. Steuben, von demſelben Verfaſſer.

Bei einem Beſuche, den Friedrich Kapp im Sommer 1856 in Waſhington machte, wurde er zufällig mit dem dortigen Advokaten, Herrn John Carroll Brent, bekannt, welcher lange als Anwalt der Kalb'ſchen Familie deren Anſprüche beim Kongreſſe vertreten hatte. Von ihm erfuhr er die Adreſſe der Vicomteſſe d'Alzac, derjenigen Enkelin Kalb's, welche ſich im Beſitz der von ihm hinterlaſſenen Papiere befindet. Er wandte ſich hierauf ſchriftlich an dieſe Dame, welche in Milon la Chapelle, Departement Seine und Oiſe, wohnt, und erhielt dann von einem polniſchen Flüchtling aus den Dreißiger Jahren, Namens J. Nachtmann, welcher mit jener Familie ſeit Jahren eng verbunden war, einen Brief, worin ihm derſelbe anzeigte, daß er ſelbſt aus den ihm dort zur Verfügung geſtellten Materialien ein Leben Kalb's zu ſchreiben beabſichtige. Er war darin bereits bis zum Jahre 1775 fortgeſchritten. Nach mehrjährigem Briefwechſel überließ endlich Nachtmann an F. Kapp käuflich die Abſchriften ſämmtlicher im Beſitz der Kalb'ſchen Erben befindlichen Papiere, ſowie ſeine eigenen Zuſammenſtellungen.

Ferner theilte ihm George Bancroft, der bekannte amerikaniſche Geſchichtsſchreiber, ſämmtliche Papiere mit, die ſich auf Kalb's erſte Reiſe nach Amerika beziehen. Das Buch Thomas Jefferson, par Cornelis de Witt, Paris, 1861 (3. Aufl.), welches gleichfalls eine Anzahl Kalb'ſcher Briefe enthält, fiel dem Verfaſſer erſt nach Beendigung ſeiner Arbeit in die Hände. Die Nachweiſe über Kalb's Geburt und Herkunft haben K. L. Aegidi in Hamburg und einige andere Herren in Franken verſchafft; ebenſo ſind ihm aus Paris wichtige Einzelheiten über Kalb zugegangen. Auch in New-York, Waſhington, Baltimore befanden ſich Dokumente und Briefe, welche dem Verfaſſer zugänglich gemacht wurden.

So viel über die Quellen.

Was nun das Leben Kalb's betrifft, ſo iſt es, in dieſer Faſſung vorgeführt, ein nicht unwichtiger Beitrag zur Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Die Lebensgeſchichte hat gleich einen originellen Eingang. Wer weiß nicht aus Schiller's Biographie, in welcher (ganz abgeſehen von dem Hofmarſchall von Kalb in Kabale und Liebe) eine geiſtreiche Dame, Charlotte von Kalb, eine nicht unbedeutende Stelle einnimmt, daß es eine altadelige Familie dieſes Namens giebt; es liegt nahe, in dem amerikaniſchen General von Kalb, der mit von Steuben und von Lafayette ſo eng verbunden iſt, einen Geſchlechts-Verwandten derſelben zu erblicken — aber

* Leben des amerikaniſchen Generals Johann Kalb, von Friedrich Kapp. Mit Kalb's Portrait. Stuttgart, Cotta, 1862.

Digitized by Google

nichts von dem — wir müſſen faſt erröthen, einen kriegeriſchen Helden auf dieſe Weiſe einzuführen. Chevalier Jean de Kalb, fils dn feu seignenr Jean Leonhard de Kalb, Seigneur de Huttendorf, wie er ſich als Oberſtlieutenant in franzöſiſchen Dienſten ſchreibt, ſtellt ſich heraus als Sohn eines ehrlichen Bauern, Johann Leonhard Kalb aus Hüttendorf im Baireut'ſchen, der, als er die Dorfſchule zu Kriegenbronn verlaſſen, ſeine Laufbahn als Kellner begann, als ſolcher in die Fremde ging und verſcholl. Er war damals erſt ſechzehn Jahre alt. Gegen Ende des Jahres 1743 taucht der ehemalige Bauernjunge und Kellner, Hans Kalb, zuerſt als Jean de Kalb und als Lieutenant im franzöſiſchen Regimente Löwendal wieder auf. Natürlich iſt dieſe ganze Periode in tiefes Dunkel gehüllt; wie ſich Kalb zum Adeligen metamorphoſirte, wie er ſeine Stelle erhielt, darüber dürften ſich ſchwerlich Nachweiſe auffinden laſſen. Dabei diente er in einem deutſchen, von Frankreich unterhaltenen Regimente, deſſen meiſte Offiziere deutſche Adelige waren, wo alſo die Gefahr nicht unbedeutend war, entdeckt zu werden. Man muß indeſſen bei dieſer Sache in Betracht ziehen, daß die unbefugte Annahme von Adelstiteln im vorigen Jahrhundert bei zahlreichen Leuten, die äußeren Schliff beſaßen und mit Adeligen in engere Verbindung getreten waren, faſt zum guten Tone geworden, und von den Adeligen ſelbſt mit einer gewiſſen Nonchalance geduldet wurde. Bürgerliche waren damals zum großen Theile von dem Offizierſtande ganz und gar ausgeſchloſſen — der einzige Weg für einen Bürgerlichen, der höhere militairiſche Inſtinkte beſaß, war alſo füglich nur der, den eben Kalb auch einſchlug. Daß in ihm mehr als ein bloßer Abenteurer ſteckte, hat ſeine ſpätere Laufbahn bewieſen, in welcher er vollkommen als der Baron von Kalb auftritt.

Das am 1. September 1743 vom Grafen Löwendal errichtete Regiment, bei welchem wir ihn ſeit dieſer Zeit als Lieutenant finden, ſtand damals in Flandern und hatte Theil an den glänzenden, wiewohl unfruchtbaren Siegen, welche die franzöſiſchen Waffen unter dem Marſchall von Sachſen dort gegen die vereinigten Engländer, Holländer und Oeſterreicher erfochten. Das Regiment Löwendal nahm an der Belagerung von Ypern und Furnes 1744 Theil, und zeichnete ſich dann beſonders bei dem glänzenden Angriff auf das Dorf Augenheim aus. Auch zu der für die Franzoſen unheilvollen Belagerung von Freiburg im Breisgau, das ſie indeß eroberten, wurde es mit verwandt. In der Schlacht von Fontenoy, am 11. Mai 1745, gehörte es zu der von Löwendal ſelbſt befehligten Reſerve, und half in Folge dieſes, hauptſächlich durch die Tapferkeit der fremden Regimenter herbeigeführten Sieges, Gent, Oudenarde, Oſtende und Nieuport einnehmen. 1746 war es bei der Eroberung von Huy und Namur thätig; ebenſo zeichnete es ſich in den zwei folgenden Jahren bei Sluis, Sas van Gent, Bergen op Zoom, endlich bei der Eroberung von Maſtricht aus.

Es war für Kalb ein Glück, daß er ſich in der Schule des Marſchalls von Sachſen in der Kriegskunſt heranbilden konnte; aber auch Löwendal war ein General, der den bedeutendſten Heerführern jener Zeit ebenbürtig zur Seite tritt und beſonders im Feſtungskriege ſeines Gleichen ſucht. So viel weiß man von Kalb, daß er in jener Zeit bereits ein fleißiger und ſtrebſamer Offizier war, und daß er jeden freien Augenblick verwandte, um ſich, neben den neueren Sprachen, beſonders in der Mathematik, Strategie ꝛc. auszubilden. Schon im Jahre 1747 wurde er deshalb zum Hauptmann und Regiments-Adjutanten ernannt, und zugleich mit den Dienſtleiſtungen eines „officier en détail“ beauftragt.

Dieſer im franzöſiſchen Heere des vorigen Jahrhunderts ausſchließlich exiſtirende officier en détail vereinigte in ſich die Pflichten eines Verwalters und Richters des Regiments: Ueberwachung und Ordnung des täglichen Dienſtes, die Fragen der Disziplin und Rechtſprechung; die Korreſpondenz mit dem kommandirenden General und dem Kriegsminiſter; die General-Rapporte, die Prüfungen der Capitulationen ꝛc. ſtanden ihm zu; kurz, er war faktiſch der Oberſt des Regiments, ſoweit dabei Geiſt und Intelligenz in's Spiel kamen. Der Oberſt ſelbſt gab den Namen und vertrat das Regiment nach Außen; der officier en détail war ſein wirklich regierender Statthalter.

Dieſe für einen ſo jungen Offizier ehrenvolle, aber auch höchſt verantwortliche Stellung konnte nur ein umſichtiger, energiſcher und gewiſſenhafter Mann ausfüllen. Kalb hatte ſie beinahe während der ganzen Dauer des Friedens inne, welcher dem Ausbruche des ſiebenjährigen Krieges voranging. Sein Regiment garniſonirte damals in Pfalzburg und Cambray. Er war nicht allein bemüht, die Pflichten ſeines Amtes treu zu erfüllen, ſondern ſuchte auch, ſo viel er konnte, beſtehende Mißbräuche abzuſchaffen und Einheit und Humanität in die oft grauſame und ſtets widerſpruchsvolle Juſtiz ſeines eignen, wie aller fremden Regimenter zu bringen. Dieſe Regimenter waren geſchloſſene Corporationen, ein Staat im Staate, und natürlich ſehr eiferſüchtig auf die Wahrung „ihrer wohlerworbenen Rechte.“ Die Capitulationen waren nach den verſchiedenen Regimentern verſchieden, weil jede durch einen beſondern Vertrag des Königs von Frankreich einerſeits und der fremden Soldaten andererſeits zu Stande gekommen. Was in dem einen Regimente als Geſetz galt, konnte in einem andern als Verbrechen beſtraft werden; denn die Kriegsartikel und viele andere Einrichtungen konnten ſehr verſchieden ſein. Kalb korreſpondirte mit dem Kriegs-Miniſter, um allzuſchreiende Mißbräuche abzuſchaffen, ebenſo ſetzte er ſich, um eine Einheit in der Rechtſprechung zu erzielen, mit den officiers en détail ſämmtlicher übrigen deutſchen Regimenter in Verbindung. Die Intereſſen der ihm anvertrauten Leute nahm er ſelbſt gegen das Kriegscommiſſariat und andere Behörden mit Geſchick und Eifer wahr, und drang darauf, daß die Capitulationen genau eingehalten wurden.

Bei allen dieſen vielen Geſchäften verſäumte Kalb weder ſeine wiſſenſchaftliche Fortbildung, noch verlor er die Politik aus den Augen. Obgleich geborner Deutſcher, theilte er den Haß der Franzoſen gegen die Engländer, und da er bereits zur Zeit des Aachener Friedens neue Streitigkeiten in Amerika zwiſchen beiden Völkern voraus ſah, ſo beſchäftigte er ſich mit der Prüfung der Streitkräfte, über die Frankreich in dieſem Falle zu verfügen haben müßte. So z. B. überreichte er Ende 1754 dem Marine-Miniſter Machauld einen Plan zur Errichtung eines fremden „Marine-Infanterie“-Regimentes, welches hauptſächlich zu plötzlichen Landungen an den Küſten Englands und ſeiner Kolonien ausgebildet werden ſollte.

Nun kam der ſiebenjährige Krieg heran, in welchem die Franzoſen gerade keine beſondern Lorbeeren ärndten ſollten. Auch unſern Kalb, der in der Zwiſchenzeit zum Major avancirt war, traf das Loos, mit nach Deutſchland zu ziehen und die Schlacht bei Roßbach mitzumachen. Sein Regiment gehörte zum Corps des Herzogs von Broglie, welches den Uebergang der Preußen über die Saale bei Merſeburg verhindern ſollte, indeſſen nach einem tapfern und ehrenvollen Widerſtande von Friedrich zurückgeſchlagen wurde.

„Wenn der moraliſche Eindruck der Roßbacher Schlacht auf's deutſche Volk noch bedeutender war, als ihr kriegeriſcher Erfolg, ſo äußerte ſich andrerſeits ihr nachtheiliger Einfluß auch auf die franzöſiſche Armee, namentlich ihre deutſchen Regimenter. Der Nimbus, welcher ſeit länger als einem Jahrhundert den franzöſiſchen Namen und Kriegsruhm in Deutſchland umſchwebt hatte, wurde durch den 5. November 1757 gründlich zerſtört. Der deutſche Geiſt brach die Gefangenſchaft, welche er, ſeine eigne Kraft nicht ahnend, freiwillig bei den Franzoſen geſucht hatte, und fing an, bei ſich ſelbſt wieder einzukehren. Ohne Roßbach wären Leſſing und Kant Prediger in der Wüſte geblieben. Sogar die rohen deutſchen Landsknechte und -Soldaten, die ihr Leben für ein geringes Handgeld zu verkaufen pflegten, bekamen jetzt den franzöſiſchen Dienſt ſatt und ſtrömten hundertweiſe, ja in ganzen und halben Compagnien, unter die ſiegreichen preußiſchen Fahnen, wo ſie mehr Ehre und Ruhm fanden. Kalb ſelbſt berechnet die Zahl der Ausreißer für jene Zeit auf nicht weniger als 10,000. Die Deſertion wurde während des Winters 1757 auf 1758 ſo maſſenhaft, daß ſich die Hauptleute bald außer Stand geſetzt ſahen, den täglich abnehmenden Effektivbeſtand ihrer Compagnien auf der vorgeſchriebenen Höhe zu erhalten.“

Die franzöſiſchen Militairbehörden beſchäftigten ſich nun ſehr eifrig, um Mittel ausfindig zu machen, welche dieſem Uebelſtande abhelfen könnten. Auch Kalb nahm lebhaften Antheil daran, und machte ſeine Vorſchläge; indeß zuletzt blieb Alles beim Alten. Ordnung, Mannszucht und Gehorſam herrſchten damals im franzöſiſchen Heere überhaupt nicht, und am wenigſten unter den Offizieren. Am 13. April 1759 nahm Kalb an der für die Franzoſen ſiegreichen Schlacht bei Bergen Theil, im Jahre 1760 wurde er nach Auflöſung des Regimentes Löwendal durch den Marſchall Broglie zum General-Quartiermeiſter-Adjutanten (aide-maréchal général des logis) bei der Armee des Ober-Rheins ernannt und am 19. Mai 1761 noch außerdem zum Oberſtlieutenant befördert.

Broglie hatte eine beſondere Vorliebe für Kalb und ſuchte ihm durch dieſe ſeine Beförderung außerhalb des Regimentsverbandes den Weg zum ſchnelleren Avancement zu bahnen. Leider wurde er vom Oberbefehl abberufen, und durch den durch Roßbach unſterblich gewordenen Marſchall Soubiſe, den Günſtling der Pompadour, erſetzt. Kalb drückte ſeinem Beſchützer und Freunde, der auch für alle Zukunft ſein Gönner bleiben ſollte, ſeine Theilnahme und ſeinen Schmerz in ſo unzweideutigen Worten aus, daß Soubiſe ſein erklärter Feind wurde und ihn ſeinen Unmuth bitter empfinden ließ. Er wollte in Kalb nur ein Werkzeug und einen Spion der beiden Broglie (Marſchall und General B. waren Brüder)

Digitized by Google

ſehen, und ihn als Major dem ſächſiſchen Hülfscorps beigeben, welches unter dem Grafen von der Lauſitz im franzöſiſchen Solde ſtand. Wäre dieſes Corps bei dem damals vorausſichtlichen Friedensſchluſſe verabſchiedet worden, ſo wäre auch Kalb ſo gut als aus franzöſiſchen Dienſten entlaſſen geweſen. Kalb machte alle Anſtrengungen, dies zu verhindern, und es kam in der That nicht dazu; indeß wurde er doch nach Eintritt des Friedens zur Dispoſition geſtellt. Wie eigenthümlich das franzöſiſche Heerweſen jener Zeit beſchaffen war, möge der dabei angeführte Zug lehren. Kalb war bei der Auflöſung des Regimentes Löwendal ſo vorſichtig geweſen, ſich eine Hauptmannsſtelle im Regiment Anhalt zu kaufen. Er war alſo jetzt aktiver Hauptmann mit dem Range eines Obriſtlieutenant.

Da er wenig Luſt hatte, in dieſer untergeordneten Stellung weiter zu dienen, ſo nahm er ſechs Wochen Urlaub, um ſich nach Paris zu begeben, und dort um eine ihm beſſer zuſagende Stelle ſich zu bewerben. Er wandte ſich an den Herzog von Choiſeul, an den Prinzen Soubiſe, und ſetzte zu dem Ende ſeine perſönlichen Freunde, die Generale Wurmſer, Saarfeld, Bogué in Bewegung, doch ſollte es ihm nicht glücken, durchzudringen. Dafür verlobte und verheiratete er ſich bald darauf mit der Tochter eines ehemaligen Tuchfabrikanten aus Abbéville, Anna Eliſabeth Emilie von Robais, mit welcher er ein ſehr glückliches und beſcheidenes Familienleben führte. Zu bemerken iſt dabei, daß der urſprünglich mittelloſe Mann damals bereits im Beſitze eines Vermögens von 52,000 Livres war. Den Werth des Geldes ſcheint Kalb alſo gekannt zu haben. Herr Kapp ſcheint dieſes Vermögen aus den freiwilligen Gratificationen abzuleiten, die man ihm in Deutſchland für wichtige Dienſte bei der Pacificirung geboten, indeſſen ſcheint es uns glaublicher, daß die Stellung als Officier en détail nicht ganz uneinträglich war. Werbe- und Verpflegungsgelder gingen ja durch ſeine Hand.

Von ſeiner Frau erhielt er, neben einer reichen Ausſteuer, 135,375 Livres und erbte dann ſpäter, außer einem kleinen Landſitze, nach dem 1767 erfolgten Tode ihrer Eltern und Großeltern noch einmal 205,406 Livres, ſpäter noch einmal von Seitenverwandten 84,000 Livres — Summa Summarum etwa eine halbe Million Livres — war alſo ein recht wohl arrondirter Mann geworden.

Gegen Ende 1764 wurde er endlich als Obriſtlieutenant mit Penſion zur Dispoſition geſtellt. — Doch ſollte ſeine freiwillige Ruhe nicht lange dauern. Als im Jahre 1764 der berühmte Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe drei neue Regimenter für portugieſiſche Dienſte angeworben, beſchloß Kalb, demſelben ſeine Dienſte als Brigadier anzubieten. Broglie billigte ſeinen Entſchluß und empfahl ihn dem Grafen von Lippe ſehr warm; indeſſen obgleich Kalb ſelbſt nach Bückeburg reiſte und von dem Grafen die Zuſage erhielt, daß er ſich für ihn bei der portugieſiſchen Regierung verwenden werde, kam es doch zu nichts. Die Zwiſtigkeiten zwiſchen Portugal und Spanien wurden ausgeglichen, und man bedurfte alſo ſeiner Dienſte nicht.

Dafür ſtand der Konflikt zwiſchen England und ſeinen amerikaniſchen Kolonien in drohender Ausſicht. Der Herzog von Choiſeul, ſeit Ende 1758 an der Spitze des Miniſteriums ſtehend, verfolgte den Gang der Verwickelungen mit ſcharfem Blicke und dem feſten Entſchluſſe, denſelben zum Vortheile Frankreichs auszubeuten. Denn Frankreich hatte die bedeutenden Verluſte, die es in Folge der letzten Friedensſchlüſſe in Amerika erlitten, nicht verſchmerzt.

Choiſeul bedurfte eines zuverläſſigen Agenten, um ihn nach Amerika zu ſchicken, und die dortigen Zuſtände und Verhältniſſe näher in Augenſchein nehmen zu laſſen. Sein Augenmerk fiel auf Kalb, und ſo ging denn dieſer im Frühjahre 1767 als geheimer Agent von Paris nach Amerika, zunächſt nach dem Haag. Seine Inſtruction lautete nämlich, daß er zuvörderſt nach Holland (Amſterdam) ſich begeben ſolle, um dort ſeine Aufmerkſamkeit den über Amerika umlaufenden Gerüchten zu widmen. Wenn dieſe begründet ſeien, ſolle er ſich ſofort einſchiffen. In Amerika angekommen, ſolle er die Volksſtimmung ſtudiren, und zu erfahren ſuchen, ob man tüchtige Ingenieure und Artillerie-Offiziere u. dergl. brauche, ſich über Proviantirung, den Stand der Kriegsmunition u. dgl. unterrichten u. ſ. w. Kurz, Choiſeul kam es darauf an, zu erfahren, ob es den Neu-Engländern Ernſt ſei, vom Mutterlande abzufallen, und welche Ausſichten ein ſolches Unternehmen wohl haben könnte.

Obwohl nun Kalb alle Seeſtädte Hollands bereiſte, ſo war es ihm doch nicht möglich, der Sache auf den Grund zu kommen und den etwaigen Stand der amerikaniſchen Angelegenheiten zu errathen, weil die Engländer ganz entgegengeſetzte Gerüchte verbreiten ließen und alle Zwiſtigkeiten als beſeitigt erklärten. Auf Choiſeul's Anweiſung ging er daher ſpäter nach London und von da (4. October 1767) nach Amerika, wo er nach einer ſehr trübſeligen Reiſe erſt am 12. Januar 1768 landete.

Sein erſter Aufenthalt daſelbſt dauerte nicht ſehr lange; ſchon Ende April 1768 fuhr er von New-York wieder nach Europa ab, nachdem er ſich im Allgemeinen über den Zuſtand der Dinge unterrichtet und während der Zeit ſeiner Anweſenheit laufende Berichte nach Frankreich geſchickt hatte. Es ſcheint, daß es ihm einige Mühe gekoſtet, ſich in den eigenthümlichen Verhältniſſen, welche ihn umgaben, zu orientiren. Es war eben Alles noch im Stadium einer unbeſtimmten Gährung begriffen. Manche ſeiner Briefe, welche durch die Hand ſeiner Frau gingen, kamen bereits eröffnet an — ein Beweis, daß die Engländer auf ihrer Hut waren. Auf ſeiner Reiſe von Philadelphia nach New-York, Ende Januar, hatte er übrigens ein furchtbares Abenteuer erlebt, das ihm beinahe das Leben gekoſtet hätte. Als er nämlich mit neun andern Paſſagieren, am 28. Januar Abends, von New-Jerſey nach Staaten-Island überſetzen wollte, wurde das ſie tragende Boot vom Treibeiſe und einem plötzlich umſetzenden Winde auf eine kleine unbewohnte Inſel zugetrieben, wo es ſcheiterte. Schwimmend und watend retteten ſich die Paſſagiere an das Land; aber vergeblich riefen ſie um Hülfe in den Winterſturm. Zwei Perſonen, die ſich dem Schlafe überließen, erfroren; die Uebrigen überlebten die Schreckensnacht, aber nur Kalb, der ſofort nach der Rettung die Beine in eiskaltes Waſſer geſetzt, kam unbeſchädigt davon, während die Uebrigen in Folge des Erfrierens der Gliedmaaßen, Zehen, Finger, die Ohren, Einer ſogar ein Bein verlor.

Kalb's Denkſchrift vom 6. Aug. 1768 zeigt, daß derſelbe im Großen und Ganzen die damalige Sachlage ſehr richtig beurtheilte.

Choiſeul's Intereſſe an Kalb und ſeinen Berichten aus Amerika nahm gegen Ende des Jahres ab, da ihn Corſika und Spanien weit lebhafter beſchäftigten. Bald darauf wurde er geſtürzt.

Kalb kaufte einige Monate nach ſeiner Rückkehr das Schloß Milan la Chapelle, eine alte, drei Meilen ſüdlich von Verſailles gelegne Baronie, und führte länger als zwei Jahre ein ländliches Stillleben. Denn nach Choiſeul's Sturze hatte die verächtliche Maitreſſen-Wirthſchaft unter der Dubarry begonnen, und der Einfluß Frankreichs nach Außen war auf Null herabgeſunken. Der damalige Miniſter des Auswärtigen, Herzog von Brillière, eine ihrer Kreaturen, forderte Kalb 1771 auf, gleich ſo vielen andern Offizieren nach Polen zu gehen und für die Conföderirten gegen die Ruſſen zu kämpfen. Man wollte ihn erſt nach ſeiner Rückkehr aus Polen zum Brigadier befördern und in der Zwiſchenzeit auf ein von den Polen zu bezahlendes Gehalt anweiſen — alſo wieder, ſo gut es gehen wollte, aus dem franzöſiſchen Dienſte herauskomplimentiren. Kalb war klug genug, nicht in dieſe Falle zu gehen und die Sache kurzweg von der Hand zu weiſen. Natürlich waren alle ſeine Verſuche, unter Ludwig XV. wieder in aktiven Dienſt zu treten, vergeblich.

Mit der Thronbeſteigung Ludwig's XVI. änderte ſich die Lage der Dinge; die Gebrüder Broglie, Kalb's alte Freunde und Gönner, kamen, wie ſo viele andere geſtürzte Würdenträger, wieder zu Ehren und konnten ihren Einfluß geltend machen, um ihm weitere Beförderung zu ſchaffen. Kalb wurde als Stabsoffizier wieder theilweiſe aktivirt.

Unterdeſſen war im Amerika der Kampf ausgebrochen. Das Miniſterium Ludwig's XVI. hatte, gleich vom erſten Tage ſeines Amtsantrittes an, den Unruhen in den amerikaniſchen Kolonien ſeine volle Aufmerkſamkeit gewidmet, und Graf Vergennes, der Miniſter des Auswärtigen, die Politik Choiſeul's wieder aufnehmend, war unabläſſig darauf bedacht, Englands Verlegenheit im Intereſſe Frankreichs und Spaniens auszubeuten. Während man oſtenſibel England zum Kampfe gegen die rebelliſchen Kolonien ſtachelte und ſich ſo friedliebend und Koſten ſcheuend als möglich ſtellte, ſuchte man in Frankreichs Arſenalen und Feſtungen alles nur irgend Entbehrliche an Kriegsmunition, Feldgeſchütz und Kugeln zuſammen, um es in die Häfen zu ſchaffen und den Inſurgenten zukommen zu laſſen. Angeblich ſollte es in die Kolonien, namentlich St. Domingo, verſchifft werden.

Damals war bekanntlich ganz Frankreich für die junge amerikaniſche Freiheit begeiſtert; namentlich aber viele junge adlige Offiziere, unter ihnen Lafayette, ergriff die Begierde, in Amerika ſich Lorbeern zu pflücken und gegen den Erbfeind ihres Landes auszuzeichnen.

Unter den Offizieren, die ſich damals zur Einſchiffung nach Amerika vorbereiteten, befand ſich auch unſer Kalb. Am 5. November 1776 war er mit dem vom Kongreſſe beglaubigten amerikaniſchen Agenten in Paris, Silas Deane, in Verbindung getreten, und ſchon am 7. Nov. engagirte ihn derſelbe als General-Major, freilich ohne die genügende Vollmacht zu haben. Am 1. December wurde zwiſchen Deane und ſechzehn franzöſiſchen Offizieren (Kalb an der Spitze) bis zum Lieutenant herab, der förmliche

Digitized by Google

Vertrag unterzeichnet. Der engliſche Geſandte, Lord Stormond, war übrigens von ſeinen Spionen gut bedient — ſchon am 4. December hatte er hinlänglich klare Information über die nach Amerika beſtimmte Expedition.

Kalb ging alſo mit dem jungen Lafayette, einem Verwandten der Broglie, am 16. März 1777 von Bordeaux nach Amerika ab. Wir übergehen hier mehrere Zwiſchenfälle. Die kriegeriſchen Ankömmlinge wurden von dem Kongreſſe ſehr lau empfangen. Dabei war die Eiferſucht der einheimiſchen Offiziere lebhaft erregt worden. Lafayette wurde in Rückſicht ſeiner bedeutenden äußeren Stellung zuerſt angeſtellt — Kalb, welcher ſchon auf dem Punkte ſtand, nach Frankreich zurückzukehren, erſt ſpäter und unter gewiſſen Einſchränkungen. Er ging am 21. Oktober zur Armee, wo er eine Diviſion erhielt.

Von nun ab iſt Kalb's Geſchichte mit der des amerikaniſchen Krieges verflochten; wir würden aber weit über das uns geſteckte Maß ausſchweifen, wenn wir den Antheil, welchen er an den Ereigniſſen genommen, auch nur in kurzem Auszuge verfolgen wollten. Ohne eine gleichzeitige Ueberſicht über das ganze Kriegstheater, über den damaligen Stand der Dinge und Ereigniſſe iſt dies auch ſchwer durchzuführen. Die Schilderungen und Mittheilungen, welche wir in unſerem Buche finden, werden ein werthvoller Beitrag zur Geſchichte jener denkwürdigen Kämpfe ſein; Vieles darin erinnert auffallend an den jetzigen amerikaniſchen Krieg. Sehr erbaut wurde Kalb von den Zuſtänden im Lager und im Kongreſſe gerade nicht; er kam wiederholt zu dem Entſchluſſe, ſeine ihm durch Intriguen und Eiferſüchteleien verbitterte Stellung aufzugeben und wieder nach Europa zurückzukehren — oder franzöſiſcher Geſandter in Amerika zu werden.

Ueberall ſehen wir Kalb als tüchtigen, energiſchen und dabei klugen Feldherrn auftreten; wir fühlen aber heraus, daß er mit Schwierigkeiten kämpfte, die ihm in Europa minder läſtig gefallen waren. Alles war eben noch im Werden, Alles roh und formlos und voller Confuſion; die Truppen vielfach unzuverläſſig, die Verpflegung ſchlecht und der Unfug der Lieferanten groß. Mißhelligkeiten der Leiter waren an der Tagesordnung. Selbſt auf Waſhington iſt Kalb nicht ganz gut zu ſprechen; er findet ihn nicht energiſch genug.

Kalb wurde in einer von ihm widerrathenen Schlacht bei Camden in Süd-Karolina, wo er unter Gates gegen die Engländer unter Lord Cornwallis kämpfte, am 16. Auguſt 1780 tödtlich verwundet und ſtarb drei Tage darauf in Camden. An der Spitze der Marylander zweiten Brigade, hatte er Wunder der Tapferkeit verrichtet, aber vergeblich; ſie wurden von der Uebermacht erdrückt, die Engländer hatten ihren glänzendſten Sieg im ganzen Kriege erfochten. Sie begruben den gefallenen Tapfern mit allen militairiſchen Ehren; der Kongreß beſchloß am 14. Oktober 1780, auf Waſhington's Anregung, ihm in Anapolis, der Hauptſtadt von Maryland, deſſen Diviſion er geführt hatte, ein Denkmal zu errichten. Die ſehr pathetiſche Inſchrift dafür war gleichfalls beſchloſſen — das Denkmal ſelbſt harrt noch bis heute ſeiner Errichtung. Dagegen wurde ihm ein anderes in Camden errichtet und am 9. März 1825 bei Lafayette's Anweſenheit feierlich eingeweiht.

Kalb war ein kräftig gebauter Mann von ausgezeichneter Geſundheit, der die Strapazen des Lagerlebens beſſer als die meiſten andern Offiziere ertrug; er beſaß Lebenskenntniß und praktiſchen Verſtand, war einfach und umgänglich und ſein ganzes Weſen gewinnend und Vertrauen erweckend. Ehrgeizig, unternehmend und energiſch, war er, ohne ein genialer Menſch zu ſein, der größten Opfer fähig; dabei wußte er ſich aber in die Verhältniſſe zu ſchicken; eine gewiſſe Schmiegſamkeit und Unterordnung unter die Mächtigen der Erde war ihm durch ſeine eigenthümliche Laufbahn geboten worden; daher war er mehr klug und berechnend, als kühn und herausfordernd. Strenges Pflichtgefühl, mit Ruhe und Vorſicht in wichtigen Dingen gepaart, war ihm vor Allem eigen; ſeine Sparſamkeit ſtreifte an Geiz. Was ſeine Bildung betrifft, ſo fühlte man den Autodidakten heraus; Franzöſiſch ſprach und ſchrieb er fließend, Engliſch mit einiger Gezwungenheit; in wie weit er des Deutſchen noch mächtig war, weiß man nicht, da er keine einzige Zeile Deutſch hinterlaſſen hat.

Sein Portrait macht den Eindruck von Geſundheit und behäbiger Gediegenheit; klare, verſtändige Augen, kräftige Naſe, ſtarkes Kinn; um die ſchmalen Lippen ſpielt etwas, das wie Liſt ausſieht. Die Stirn iſt hoch und frei, aber etwas ſchmal; das ganze Geſicht hat etwas Ariſtokratiſches.

## England.

### Engliſche Verbrecher-Romantik.

Iſt das Verbrechen Ideal, Schönheit, Vorbild der jetzigen Menſchheit geworden? Nach ſehr vielen und bedeutenden Anzeichen zu ſchließen, ſollte man es wohl fürchten. Unſere ärgſten Verbrecher, beſonders die ſchon verurtheilten Galgenvögel, werden Lieblinge des Staates, noch mehr der Kirche, Begeiſterungsquellen für die Legionen unſerer Romanſchreiber. Die Romane in unſern Wochen- und Monatsſchriften wimmeln von Verbrechen der tollſten, raffinirteſten, grauſamſten Art, und je toller ſie ſind, deſto mehr Honorar und Leſer. Es iſt auch in Deutſchland nicht viel beſſer.* Wenigſtens haben ſich öfters Redacteurs und Verleger an mich gewandt und gebeten, ſie womöglich mit recht pikanten Kriminal-Geſchichten zu verſorgen. Erzählungen „aus den Papieren eines Kriminal-Beamten" ſtehen im höchſten Courſe; tugendhafte Liebes- und Leidensgeſchichten finden die Meiſten umſonſt zu theuer.

Wollen wir uns darüber wundern, ereifern? dagegen predigen und pauken? Ich denke, lieber nicht. Beſſer iſt's zu verſuchen, ob man Gründe und eine Art Berechtigung dafür entdecken kann. Solche glaub' ich ſchon gefunden zu haben. Sie liegen im Allgemeinen in den Ausſprüchen Bettina's und Goethe's: „Der Verbrecher iſt des Staates (und der Geſellſchaft) eigenſtes Verbrechen," und „Es erben ſich Geſetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort." Der Verbrecher iſt immer mehr oder weniger ein beſtimmtes Leiden, ein Unrecht, eine Schuld der politiſchen, ſocialen und ſittlichen Zuſtände eines Volkes und Staates und einer perſonificirten, individuellen und daher faßbaren, begreiflichen concreten, deshalb Intereſſe erregenden Form. Das ſich gegen ihn grimmig erhebende Geſetz iſt oft ein Stück von der ewig fortgeerbten Krankheit früherer Geſetzgeber. Die große Menge unterſucht nicht erſt lange, ob's in einem beſtimmten Falle wirklich ſo iſt, oder blos ſcheint. Sie hat im Allgemeinen ein Rechtsgefühl und ein Gefühl des Widerſpruches zwiſchen dieſem und den beſtehenden Geſetzen. Daher erſcheint jeder Verbrecher in einer Art von Berechtigung gegen das Unrecht des Geſetzes, wie auch in einzelnen Fällen die Sache ſich umkehrt und die empörte Menge in ihrem dunkeln Rechts- und Rachegefühl den durch das parteiiſche Geſetz begünſtigten Verbrecher „lynchen" möchte und in Amerika u. ſ. w. auch oft genug „lyncht." Zu dieſem Gefühle, daß Staaten, Geſellſchaften und Geſetze die urſprüngliche Schuld an Verbrechen tragen, kommen noch oft Empfindungen der Langeweile und des Ekels vor officieller Tugendhaftigkeit und Frömmigkeit. Unſere Leibrockshelden mit Glacéhandſchuhen, unſere crinolirte Unſchuld, Tugend und Schönheit in modigem „Wichs" und innerhalb der Gränzen conventioneller Lebensformen ſind doch im Grunde gar zu langweilig, zu parlamentariſch, mittelmäßigkriteriſch eingezwängt und abgedämpft gegen jede irgendwie geniale Erhebung oder Vertiefung. Das ſchnattert ſo hübſch glatt weg wie die lieben Gänſe, welche weder Berge erſteigen noch herabklettern können, ohne ſich lächerlich zu machen und ungeſchickt zu torkeln und zu purzeln.

Der Verbrecher, ausgeſtoßen aus der guten anſtändigen Geſellſchaft iſt dadurch zum Kriegshelden gegen dieſelbe geworden. So lernte er irgendwie auf eignem Kriegsfuße ſtehen, nach eignen trotzigen oder raffinirten Grundſätzen handeln, mit eigener Sprache, eignen Anſchauungen reden. Oft finden ihn die feinſten Damen romantiſch. Die moderne

* In Berlin wird jetzt auf Hintertreppen küchenwärts ein Roman in Silbergroſchen-Lieferungen colportirt. In der Einladung dazu heißt es: „Unter den Kapiteln, welche den Leſer mit jenem eigenthümlichen Reize hinreißender Spannung erfüllen, erwähnen wir folgende (fett gedruckt): „Der verfluchte Thurm. — Die Tochter des Henkers. — Der Schwur am Skelet. — Das grauenvolle Verlobungsgeſchenk (Ein eingepökeltes Kind). — Das Grabgewölbe der Abtei. — Der Falſchmünzer. — Der Sturz in den Abgrund. — Zwölf Uhr Mitternacht. — Der Vatermörder. — Der rothe Gaſt. — Das Zeichen des Rades. — Der Tod. — Erkennung auf dem Schaffot."

Damit zugleich werden Einladungen zu „Stunden der Muße, Berliner illuſtrirtes Familienbuch," ausgegeben und zwar mit einem Bilde und Text drum herum, worin folgende Stellen vorkommen: „Welch ein Ungeheuer muß dieſe Marquiſe geweſen ſein! Sie hatte alle ihre Maßregeln getroffen, den Mord ihres Vaters ungehindert vollbringen zu können. Sie reichte ihm eines Abends eine Taſſe Bouillon. Dieſe Bouillon war vergiftet. Er nahm ſie aus ihren Händen; ſie ſah ihn dieſelbe zum Munde führen und austrinken, und kein Zeichen verrieth irgend eine Verwirrung, irgend einen Gewiſſensbiß in ihr! Und als ſie ſich entfernte und ihm eine gute Nacht wünſchte, geſchah es mit einer ſo ruhigen, ſo ſanften, ſo heitern Stimme, als wenn die Nichtswürdige nicht gewußt hätte, daß dieſe Nacht für den unglücklichen Greis eine Nacht der Lei" — Weiter geht's nicht. Wer den Greis ſterben und die Marquiſe, ſeine Tochter, triumphiren, um 12 Uhr Mitternachts gefoltert und endlich recht hübſch für Berliner Familien-Muße zermalmt ſehen will, muß ſich die „Stunden der Muße" natürlich kaufen.

Google

Romantik iſt Romantik des Verbrechens geworden und nirgend großartiger und ausgebildeter, als in England. Die engliſchen Damen können gar nicht mehr ohne dieſe Romantik leben. Sie müſſen alle Tage ihre regelmäßige Mahlzeit davon haben. Die engliſchen Zeitungen ſind deshalb, gleich den engliſchen Betten, zweiſchläfrig eingerichtet — Die vier Folioblätter mit 48 Folioſpalten (des Hauptblattes ohne die Supplemente oder Beilagen) ſind immer ſo gedruckt, daß ſie, oben quer durchgeſchnitten, zwei ganz verſchiedene Theile bilden 1) den politiſchen comerciellen und monetariſchen, 2) den criminalen u. ſ. w. Erſteren nimmt der Mann, letzteren Frau und Töchter. Ich werd' es nie vergeſſen, wie einmal eine Frau ganz glücklich ihre Zeitungshälfte einer Freundin mit den Worten empfahl:

„There's a very nice murder!"

Die Zeitungen bringen deshalb auch die Mord- und ſonſtige „shocking," „terrible" und „melancholy" Verbrechergeſchichten (überſchrieben „Tragedies") immer ganz ausführlich nach ſtenographiſchen Berichten ihrer eignen Special-Korreſpondenten. So ſpielte namentlich dieſen Herbſt die noch nicht vollſtändig aufgeklärte Mordgeſchichte in Glasgow oft genug eine drei bis fünf Spalten lange Rolle. In einem ganz reſpektablen Hauſe, damals blos von einem alten Siebenziger und einem Dienſtmädchen bewohnt, wurde eines Morgens letztere in ihrem Bette ſchließlich ermordet gefunden. Der Verdacht fiel auf den alten Mann, der ſich allerdings durch ſeine Ausſagen *ekelhaft* verdächtigte, und auf eine ehemalige Kollegin der Ermordeten, jetzt verheirateten Mrs. M'Lachlan, welche zuletzt den Abend vorher bei ihr geſehen worden war. Letztere ward endlich als ſchuldig zum Galgen verurtheilt. Hinterher entſtanden bedeutende Zweifel an ihrer Schuld, beſonders in Folge von Verhandlungen bei verſchloſſenen Thüren. Der Miniſter des Innern ſchob zunächſt den Tag der Geſetzvollſtreckung auf, dann verwandelte er, wegen mangelhaften Beweiſes, das Todesurtheil in lebenslängliche Transportation. Preſſe und Publikum ereiferten ſich darüber: Die mangelhaft Verurtheilte könne geſetzlich entweder blos ſchuldig oder unſchuldig ſein und der Miniſter habe kein Recht, willkürlich eine Strafe auf ein Mittelding von Schuldig oder Nichtſchuldig zu legen.

Das iſt nur Ein, zufällig von der Zeit gebotenes, eclatantes Beiſpiel von dem ſich überall geltend machenden Widerſpruch von Rechtsgefühl und Geſetz. Weit und breit quält dieſer Widerſpruch jetzt die engliſche Geſellſchaft in der Form von Ticket-of-leave-men und Garotteurs, außerdem in den großen Gefängniſſen. Das bekannte Ticket-of-leave-Syſtem iſt einer der vielen engliſchen „Kompromiſſe" zwiſchen Recht und Geſetz, wodurch Tauſende von Menſchen, bedingungsweiſe vor voller Büßung ihrer Strafe freigeſprochen, ſo recht zwiſchen die gute und verbrecheriſche Geſellſchaft geworfen werden, von erſterer zurückgeſtoßen, von letzterer nur anerkannt, wenn ſie wieder „ordentliche" Mitglieder werden. Was bleibt ihnen übrig, als Letzteres? Doch haben ſie zugleich ein eigenes, jetzt wieder furchtbar blühendes Gewerbe ausgebildet: das Garottiren. Kein Menſch iſt mehr ſicher in den Straßen Londons. Alle Abende und Nächte werden Menſchen von Hinten umarmt, halb erſtickt und erwürgt und beraubt. Preſſe und Publikum ſchreien vor Angſt und Empörung um Aufhebung des Ticket-of-leave-Syſtems. Freilich das würde eben nur alle die ſo vorläufig Begnadigten etwas länger im Gefängniſſe halten, und ſpäter kommen ſie doch alle wieder heraus in die Freiheit, wüthender, brutaliſirter durch *längeres* Gefängniß.

Man hat nämlich entdeckt, daß eine Wurzel alles Uebels in den Gefängniſſen ſelbſt wuchert. Im Jahre 1859 waren der offiziellen und geheimen Polizei 135,766 Individuen gewerblichen Verbrechens bekannt, ein Jahr ſpäter, während ſie ſtets zunahmen, nur noch 131,024, und 1861 nur noch 123,049. Deren bekannte Häuſer und „haunts" fielen während derſelben Zeit von 26,276 auf 23,916. Dabei waren die Beſtrafungen ſeit 1860 im Jahre 61 um 14 Procent geſtiegen, wegen Garottirens um 18, wegen Einbruchs 56. Im Ganzen kamen 1861 allein 5062 *mehr* gewaltſame Angriffe gegen Perſonen und Eigenthum vor Gericht, als das Jahr vorher. Kurz die Verbrechen haben ſich vermehrt und die Polizei weiß weniger von ihren Herbergen, Häuſern und „haunts." Daraus ſchließt man, daß das Verbrechen *reſpektabler* geworden, daß es ſich in reſpektable Häuſer verkriechen gelernt hat, in welche die Polizei kein Recht hat, einzudringen. Calvert, der Konſul, Rouvell, Parlaments-Mitglied, Dean Paul, der fromme Bankier, jetzt beſtrafte Verbrecher, waren, wohnten und bewegten ſich in der „guteſten" Geſellſchaft und Behauſung.

Solche gebildete, reſpektable Verbrecher giebt's zu Tauſenden innerhalb und außerhalb der Gefängniſſe. Letztere ſind dadurch bereits mehr oder weniger concentrirte Revolutionslager gegen Disciplin, Geſetz und Recht geworden. Die großen Strafanſtalten von Dartmoor, Chatam und Portland und das Millbank-Gefängniß befinden ſich im Zuſtande *chroniſcher Inſurrection*. Die Beamten und Wärter fühlen ſich, um ihres Lebens willen, gezwungen, durch die Finger zu ſehen und die Gefangenen ſich ſelbſt zu überlaſſen. Die Zeitungen berichten alle Tage von Peitſchungen, Knutungen, Hungerſtrafkuren von Dartmoor und Portland, von Chatam und Millbank, aber auch zugleich von öfteren, brutaleren, maſſenhafteren Inſurrectionen der Verbecher darin, von mörderiſchen Anfällen oder ermordeten Wärtern und Schließern. Die Galeeren der Bermudas-Inſeln werden als Höllenneſter für die Aufſeher und Beamten geſchildert. Sie leben das Leben der Gnade, die ihnen von den Verbrechern gewährt wird. Die dortige Regierung iſt eine Art ausführende Dienerſchaft für die Ukaſe der Verbrecher.

Sir Joſhua Jebb, der Regierungs-Chef des Gefängnißweſens, hat ſich weit und breit und bitter über alle dieſe Zuſtände vernehmen laſſen, beſonders über das Garottirgewerbe und die Gefängniß-Disciplin. In letzterer findet er eine Hauptwurzel aller Uebel, welche die gute Geſellſchaft durch die criminaliſtiſche mehr und mehr zu erleiden hat. Er findet es unter den jetzigen Geſetzen und Disciplinar-Regeln unmöglich, Tauſende aus allen Klaſſen und Bildungsgraden zuſammengepferchter Verbrecher, dicht umgeben von den Annehmlichkeiten der Civiliſation und der Freiheit, Kolonien abgehärteter, durch Zwang und Arbeit erbitterter, größtentheils geſunder und ſtarker Verbrecher voller Mord-Manie, die leicht bei der geringſten Provocation ausbricht, in der vorgeſchriebenen Disciplin niederzuhalten. Die Humanität und Glimpflichkeit gegen Verbrecher, die in Irland mit großem Erfolg in Gefängniſſen und außerhalb gegen verbrecheriſche Perſonen geübt wird, findet in England zwar manchen begeiſterten Advokaten; aber im Ganzen verzweifelt man hier an dem Erfolge, da gebildete oder grundſätzliche, gleichſam philoſophiſch-ſyſtematiſche Verbrecher, die ein höheres Recht zu haben meinen, dieſe faule Geſellſchaft und Geſetzlichkeit zu bekriegen, der Humanität und dem Erbarmen nur Spott und Trotz entgegenſetzen würden. Menſchlichkeit gegen Menſchen iſt zwar immer und unter allen Verhältniſſen das Beſte und Praktiſchſte, aber die Reformatoren und die Regierung ſcheinen nichts davon wiſſen zu wollen, ſondern mit dem Plane einer ausgedehnteren Transportation umzugehen. Man will die Verbrecher eben los ſein, weit weg wiſſen, mit Tauſenden von Meilen Seewaſſer dazwiſchen.

Noch ein Wort von dem empfindlichſten Verbrechen neueſter Zeit in dem Lande des Geldes und der göttlichen, in aller Welt reſpektirten Banknoten. Die geheime Polizei hat jetzt den Hauptſchuldigen, der in der Mühle lange und wiederholt das Papier zu den Fünf- bis Fünfzigpfundnoten ſtahl, den Aufſeher Mr. Brown, in ihren Händen, behandelte ihn aber bisher ſo ſplendid und koſtſpielig, daß er wie ein Lord lebt. Man hat ihn bei einem Herrn der geheimen Polizei eingemiethet, der mit ihm auf Koſten der Bank ißt und trinkt, reiſt und Vergnügungen genießt, wie ſie ſich nur der größte Bonvivant wünſchen kann. Man glaubt ihn auf dieſe Weiſe zu weiteren Denunciationen über Banknoten-Fälſchungen zu erweichen, namentlich da 1500 Pfund Sterling — 10,000 Thaler — Prämie den beſten Denuncianten erwarten. Das iſt in dem einen Falle übertriebene Humanität, blos weil man einen unmittelbar praktiſchen Nutzen von ungeheurer Bedeutung für den Bank-Kredit daraus zu ziehen glaubt. Vielleicht kommen ſie mit der Zeit zu der Ueberzeugung, daß Menſchlichkeit in allen Fällen und Lebensverhältniſſen durch den größten praktiſchen Nutzen belohnt wird, auch Menſchlichkeit im Geſetz und deſſen gerichtlicher Anwendung.

## Frankreich.

### Franzöſiſche Speculation in deutſchen Bädern.

Seit in Frankreich das öffentliche Hazardſpiel verboten iſt, hat ſich die franzöſiſche Speculation auf die deutſchen Bäder geworfen. Preußen (auch Sachſen) und Oeſterreich ſind als Großſtaaten nicht hinter der europäiſchen Moral zurückgeblieben, aber die kleinen deutſchen Fürſten laſſen ſich noch immer gern die Abgaben gefallen, womit die Spielpächter ſich die Erlaubniß erkaufen, auf deutſchem Grund und Boden ihre Menſchenfallen zu errichten.

Wie Zauberer mit goldener Wünſchelruthe, verwandeln dieſe Spielpächter das Stückchen Erde, welches ihnen preisgegeben wird. Aus Hütten machen ſie Paläſte, aus kahlen Flächen laſſen ſie Laubgänge und

Digitized by Google

Blumen wachſen. Die deutſchen Dörfer und Landſtädtchen werden Miniaturbilder von Paris; der Krämer ſchafft ſich Schaufenſter mit Spiegelſcheiben an, die Schenke wird ein Hôtel mit zwanzig Kellnern. Die ehrlichen Spießbürger und Bauern werden Speculanten und habſüchtige Wirthe.

Eins der neueſten Beiſpiele dieſer Art bietet das kurheſſiſche Soolbad Nauheim dar; es war noch vor zehn Jahren ein unſcheinbares Landſtädtchen mit großen Salinen, deren ergiebige Soole von einigen Aerzten der Nachbarſchaft zu Heilzwecken verwendet wurde. Die wenigen Kurgäſte gingen gemeinſchaftlich mit den Gänſen auf einer ſchattenloſen Wieſe ſpazieren, und konnten in Entbehrung aller Bequemlichkeiten der Kultur mit Robinſon Cruſoes wetteifern.

Jetzt iſt eine regelmäßig gebaute Stadt vorhanden, ſchöne Baumreihen bieten Schatten und Kühlung, zwei Badehäuſer können kaum die Kurgäſte faſſen und die Zahl der Hôtels nimmt täglich zu. Die Preiſe ſteigern ſich in demſelben Verhältniß; Wohnung und Koſt können in Wiesbaden, Homburg und Baden-Baden nicht theurer ſein.

Wodurch iſt Nauheim in ſo kurzer Zeit bekannt und brillant geworden? Wer hat alle den Luxus und Glanz, die hohen Häuſer und die üppige Blumenpracht hervorgerufen? Nur die Spielbank und die franzöſiſche Speculation, die ihre Agenten überall haben.

In jeder Zeitung prangen die Anzeigen über die Vorzüge des Badeortes und die Vortheile, welche die Spielbank gewährt. Alle namhaften Journale in Frankreich bringen den ganzen Sommer hindurch hübſche, kleine Aufſätze über das Leben in Nauheim, deſſen Billigkeit, Behaglichkeit und — Einträglichkeit durch den Spielgewinnſt in den lockendſten Farben geſchildert wird, um recht viel Beſuch anzulocken. Sogar namhafte Schriftſteller laſſen ſich herbei, im Auftrage der Spielbank ihre Feder zu gebrauchen. Von einem ſolchen exiſtirt über Nauheim ein ganzes umfangreiches Buch, das faſt alljährlich in neuer Auflage erſcheint und ſehr ausführlich die Reize der Umgegend beſpricht. Es ſcheint dies Lob wenigſtens aufrichtig gemeint, denn die deutſchen Gauen mit ihren blauen Bergen und grünen Wäldern, ihren fruchtbaren Ebenen, ihren Ritterburgen in Trümmern und ihren aufblühenden Städten haben dem franzöſiſchen Auge offenbar gefallen. Die Gegend bei Nauheim iſt in der That ſehr hübſch und trägt das Gepräge der Originalität, da ſich viel thurmreiche Ortſchaften und gar manche ſtattliche Schloßruine auf hohem Felsgeſtein in der Wetterau erhalten haben. Die ehemalige freie Reichsſtadt Friedberg, jetzt ein heſſendarmſtädtiſches Landſtädchen, läßt namentlich einen ſtolzen, wenn auch verwitterten Bau in den Himmel ragen, der weithin die Gegend beherrſcht und verſchönt.

Obwohl die große Reiſeſtraße über Frankfurt am Main die Wetterau durchſchneidet, iſt ſie doch wenig beſucht von Touriſten; man hat ſich ſtets damit begnügt, ſie von fern zu ſehen und eilig weiter zu reiſen. Jetzt wird ſich dies ändern; ſchon mehren ſich die ausländiſchen Phyſiognomien. Der Kurſaal in Nauheim beginnt eine große Aehnlichkeit zu zeigen mit dem von Baden-Baden und Homburg. Der Kontraſt zwiſchen den Sitten der deutſchen Kleinſtädter mit dem weltmänniſchen Gebahren der Weitgereiſten macht ſich noch oft ſehr bemerkbar und giebt dem franzöſiſchen Autor mit dem vielleicht erfundenen Namen, Herr von Peyne, Gelegenheit zu ſarkaſtiſchen Bemerkungen, die ſein Buch über Nauheim zu einer pikanten Lektüre für ſeine Landsleute machen.

Zuerſt geißelt er mit Recht die Gewinnſucht der Vermiether in den deutſchen Bädern im Allgemeinen und in Nauheim insbeſondere. Es iſt eine ſehr kurzſichtige Speculation, welche ſie dabei offenbaren, denn ſie ſchrecken die Reiſenden ab, ſtatt ſie anzulocken; die Beutelſchneidereien, verbunden mit dem Mangel an allem Comfort, werden ſchließlich auch den freigebigſten und geduldigſten Kurgaſt verſcheuchen.

Es iſt richtig, man erwartet in einem Badeort hübſche ländliche Wohnungen im Grünen, mit friſcher Luft und freundlichen Gärten zum Niederſitzen; in Nauheim aber bauen die thörigten Hausbeſitzer lange ſchnurgerade Straßen mit vierſtöckigen Häuſern, worin kaſernenartige Bewohnung ſtattfindet; kein Hofraum und kein Gärtchen iſt vorhanden, kaum ein Balkon; um friſche Luft zu athmen, muß man das Haus verlaſſen, Toilette machen und die Promenade aufſuchen, als lebte man in irgend einer großen Stadt. Einige Ausnahmen ſind freilich vorhanden, reizende Häuſer, die wie kleine Feenſitze in Roſenhecken und hohen Baumgruppen verſteckt liegen. Der franzöſiſche Autor macht faſt eine novelliſtiſche Beſchreibung davon, um den böſen Eindruck zu verwiſchen, den ſeine übrigens wahrheitstreue Schilderung der meiſten Wohnungen hervorgebracht hat.

Bei Gelegenheit der Wirthstafeln, tables d'hôtes, ergeht er ſich in Spottreden über die unerzogenen Deutſchen, die nicht mit Anſtand eſſen können. Es iſt wahr, man ſieht noch oft Leute aus der erſten Geſellſchaft das Meſſer zum Munde führen, was bei Franzoſen und Engländern für einen argen Verſtoß gilt. Die meiſten andern Vorſchriften derſelben ſind jedoch etwas übertrieben und werden an deutſchen Tafeln wohl niemals ganz zur Geltung kommen; ſich davon zu unterrichten, wenn man in's Ausland reiſt, mag übrigens räthlich ſein, damit man nicht in die Lage kommt, in der ein junger Deutſcher ſich auf einem engliſchen Mittagsmahl befand. Alle Gäſte ſahen ihn an, und ſein Freund, der ihn eingeführt hatte, erklärte ihm nach Tiſche, er äße wie ein Schuſter und müſſe durchaus erſt Unterricht im Halten von Meſſer und Gabel nehmen, eh' er wieder an einer engliſchen Tafel Platz nehmen könne.

Die kleinen Ausbrüche von Tadelſucht gegen die deutſche Geſellſchaft haben ihren Urſprung auch wohl in dem Mißtrauen, welches dieſelbe den Mitgliedern der franzöſiſchen Bade-Welt bezeugt. Der Verdacht, daß die letztern auf irgend eine Weiſe mit den Spielern von Profeſſion zuſammenhängen, iſt ſehr verbreitet und wird eigentlich gegen alle Ausländer geltend gemacht.

Der Verfaſſer des genannten Buches hat ſich offenbar dagegen verwahren wollen, denn ſeine Bemerkungen über das Spiel klingen ſehr unparteiiſch und ſind faſt mehr eine Warnung, wie eine Anlockung, die ihm doch höchſt wahrſcheinlich aufgetragen war. Seine Bemerkungen ſind ſo überraſchend in dem Munde eines verkappten Handlangers der Spieler, daß wir ſie auszugsweiſe hier folgen laſſen:

„Ich war begierig, welchen Eindruck der Anblick des grünen Tiſches in den deutſchen Bädern auf mich machen würde. Es war nicht der Durſt nach Gewinn, welchen dies Schauſpiel des Geldſuchens am Rhein, wo jedes Spielbad als ein kleines Kalifornien zu betrachten iſt, in mir anfachte. Im Gegentheil, ich fühlte in meinen Herzen eine mir ganz neue Verachtung des Reichthums entſtehen, welche mir der berühmte Seneca, oder irgend ein anderer römiſcher oder franzöſiſcher Philoſoph nie einzuflößen vermocht hatte. Zum erſten Male freute ich mich meiner Mittelmäßigkeit, und zog ſie weit dem Glücke vor, das ſtets noch mehr wünſcht. Die Geſichter der Spieler waren peinlich geſpannt in der Erwartung des Gewinns oder Verluſtes. Selbſt ihre Freude, wenn ſie zufällig gewannen, glich einer Qual. Im Ganzen haben mir die Spielſäle den Effekt eines weiten vergoldeten Hoſpitales gemacht, wo der geſunde Menſch eine intereſſante Krankheit ſtudirt, ohne die mindeſte Anwandlung zu verſpüren, ſich unter die Befallenen zu miſchen.

„Wenn man einem Sträfling die Arbeit zuweiſen wollte, die gewiſſe vornehme Damen am Roulettetiſch von eilf Uhr Morgens bis eilf Uhr Abends betreiben, vom Oeffnen bis zur Schließung des Saales, blutſchwitzend ohne zu athmen, ſo würde er revoltiren und Jedermann würde über Inhumanität ſchreien. O, es giebt kein Rad, das ſchwerer zu treten, als das der Leidenſchaften. Man zeigte mir einen Spieler, der im vorigen Jahre mit großem Glück geſpielt hatte. Er hatte ungefähr 600,000 Francs während der Saiſon gewonnen. Jetzt war natürlich Nichts mehr vorhanden. Hatte er wenigſtens kurze Zeit von ſeinem Schatze genoſſen? Der Dämon, der zwiſchen Gewinn und Verluſt vorwärts und rückwärts treibt, hatte er ihm einen kurzen Genuß unterm Schutze ſeines Goldberges zugelaſſen? — Nein, man konnte ſchon von den Händen dieſes Spielers auf ſeine Verhältniſſe ſchließen, er war nicht einmal ſo reich, ſich eine — Nagelbürſte zu kaufen, einen Luxus, den ſich doch der Beſcheidenſte von uns erlaubt.

„Man kann eine Lehre aus den Nägeln dieſes Herrn ziehen, ſo wie auch von dem Anblick der Dame, die in Angſtſchweiß gebadet vom Morgen bis zum Abend ſpielt, wie eine Schloßdame auf dem Lande an ihrer Tapiſſeriearbeit ſtickt. Ihr Canevas iſt das grüne Tuch; ſie nimmt Geldrollen, ſtatt der Wollfäden. Es iſt peinlich und — anziehend — die Bewegungen ihrer Geldharke, welche ihr als Stricknadel dient, zu verfolgen. Aber wie man dadurch zur Nacheiferung angefeuert werden kann, begreife ich nicht. Vielleicht zum wirklichen Wollſtricken, o ja, aber nicht zum Spiel.

„Jeder Spielſaal iſt ein Schauſpiel, wo die Komödie ſich von ſelbſt abſpielt zur Unterhaltung des flanirenden Zuſchauers. Es iſt eine Goldgrube für die Beobachtung, es iſt eine Reihenfolge von Ereigniſſen. Jeden Tag war ich auf meinem Platze, aber nie kam mir die Luſt, ſelbſt zu agiren.

„Der einzige Fehler dieſer Schauſtücke iſt die Monotonie. Prinz oder Schuſter, der Spieler geht ſtets unter, nachdem er erſt, wie Perette mit dem Milchgefäß, geſprungen hat. Wenn es Ausnahmen giebt, ſo ſind ſie ſo ſelten, daß ſie dieſe Regel nur beſtätigen. Die bemitleidenswerthen Spieler ſind wie Schwämme: ſie haben immer Durſt, ſelbſt wenn das

Digitized by Google

Glück ſie zufällig in kaum erhörter Weiſe begünſtigt, nie iſt es ihnen genug.“

Nach dieſer ganz unwiderlegbaren Abhandlung über das Spiel, ergeht ſich der Verfaſſer in wahrhaft ſophiſtiſcher Weiſe in Auseinanderſetzungen von der Nothwendigkeit eines öffentlichen Spielſaals, weil darin wenigſtens die Leidenſchaft, die nun einmal nicht auszurotten ſei, überwacht und gemäßigt werden könne. Die Behörden könnten jeden Augenblick einſchreiten und die Unternehmer der Spielbanken hätten ſelbſt das größte Intereſſe dabei, daß keine Exceſſe vorkämen, ſich Niemand völlig ruinire.

Es iſt wahr, es ſind ſtets Mittel zur Verfügung geſtellt, um die ruinirten Spieler fortzuſchaffen; ſie erhalten Reiſegeld von der Spielbank ausgezahlt und werden wohl gar vom Spiel abgehalten, aber es geſchieht wohl ſchwerlich aus anderen Abſichten, als um die abſchreckenden Beiſpiele fern zu halten. Die unmoraliſchen Zwecke der franzöſiſchen Speculation in den deutſchen Bädern laſſen ſich nicht durch ſolche Kunſtgriffe verhüllen, wie das Buch des Herrn Dr. Peyne ſie ſich erlaubt hat. Daß die armen Landleute um Nauheim täglich als Opfer der Spielbanken nach Hauſe taumeln, iſt eine überlaute Anklage gegen das franzöſiſche Speculations-Syſtem. F. v. H.

## Rußland.

### Ethnographiſche Beſchreibung der Völker Rußlands.

So iſt das große Werk betitelt, welches Herr Th. von Pauly, wirkliches Mitglied der kaiſerlich geographiſchen Geſellſchaft zu St. Petersburg, mit dem Beiſtand eines wiſſenſchaftlich gebildeten Offiziers, Herrn v. Erckert's, und unter Mitwirkung des verewigten K. Ritter, des Berliner Akademikers W. Schott und einiger namhaften Gelehrten Rußlands an's Licht geſtellt hat. Zum Grunde liegen die zahlreichen wichtigen Materialien der erwähnten geographiſchen Geſellſchaft, und die Urkunden der Miniſterien und anderer Staatsbehörden. Eine Einleitung aus der Feder des Akademikers Baer giebt Kunde davon, was die ethnographiſche Wiſſenſchaft der Ruſſen vordem geweſen und was ſie heutzutage geworden.

Das Werk iſt dem Kaiſer Alexander II. gewidmet und bei Gelegenheit der tauſendjährigen Jubelfeier des ruſſiſchen Reiches veröffentlicht. Es enthält die möglichſt genaue Darſtellung des gegenwärtigen Zuſtands und der charakteriſtiſchen Züge aller Völker des ruſſiſchen Reiches und beſteht aus fünf großen Abſchnitten in folgender Ordnung: indiſch-europäiſche Völker, kaukaſiſche, altai-uraliſche, Völker des öſtlichen Sibiriens, Völker des ruſſiſchen Amerika. Dieſe Abſchnitte zerfallen wieder in eine große Zahl Hauptſtücke, von denen jedes einer beſonderen Nationalität gewidmet iſt.

Der Text iſt in franzöſiſcher Sprache (Description ethnographique des peuples de la Russie) und bildet einen prächtigen Band von 152 Blättern in Royal-Folio, jedes mit zwei Druckſpalten. Beigegeben ſind: 1) 62 Tafeln, in Farbenſteindruck, die Geſichtszüge und Koſtüme der beſchriebenen Völker darſtellend und von den geſchickteſten Künſtlern gezeichnet; 2) eine Tafel der merkwürdigſten Schädelbildungen; 3) eine ſtatiſtiſche und ethnographiſche Tabelle nach den neueſten amtlichen Urkunden; 4) eine ethnographiſche Karte von Kiepert.*

So groß auch die Menge zerſtreuter Data iſt, welche zu verſchiednen Zeiten durch Reiſende und ganze Geſellſchaften für ruſſiſche Völkerkunde geſammelt worden, war doch bis heute keine ſyſtematiſche Bearbeitung derſelben erſchienen. Georgi's „Beſchreibung aller Völker des ruſſiſchen Reiches“ (1776—80), für ihre Zeit von großem Werthe, iſt jetzt veraltet. Noch weniger befriedigt die im Jahre 1812 erſchienene Compilation des Grafen Rechberg. Von 1812 bis 1860 traten viele ethnographiſche Monographien an's Licht und die Maſſe des Stoffes wuchs ungemein. Köppen's ethnographiſche Karte iſt ſehr ſorgfältig gearbeitet, umfaßt aber nur das europäiſche Rußland, und der ſie begleitende Text iſt ein bloßes ſtatiſtiſches Verzeichniß der Stämme aus amtlichen Mittheilungen, die an Ungenauigkeit laboriren.

Herr von Pauly hat zehn Jahre lang mit unverdroſſenem Fleiße und ohne Koſtenſcheu gearbeitet. Die größte Aufmerkſamkeit ſchenkt er dem nationalen Sein der Völker und Stämme, ſofern es treuer Ausdruck ihrer ſittlichen und ökonomiſchen Zuſtände iſt, und wo ihm irgend die Möglichkeit ſich bietet, nimmt er Rückſicht auf die Umſtände, welche einen nationalen Charakter ſo und nicht anders ausgeprägt haben. Daher finden wir in dem vorliegenden Werke ſehr anziehende Mittheilungen über Entſtehung und Ausbreitung der Leibeigenſchaft, über Entwickelung, Charakter und Verfall des Koſakenthums, über die Ausbreitung der ruſſiſchen Bevölkerung in Sibirien, u. ſ. w. Mit erſchöpfendſter Sorgfalt ſind, wie man ſchon zu erwarten berechtigt war, die Slaven, der Kern der ruſſiſchen Macht, beſchrieben und geſchildert.

Manche werden dem Verfaſſer vielleicht Schuld geben, daß er in ſeiner Claſſification der Völker einigermaßen sans façon verfahre, da z. B. der Nachweis einer gemeinſamen Abſtammung aller Völkerſtämme des Kaukaſus und Gruſiens noch lange nicht geführt werden kann, und ſowohl die Völker des öſtlichen Sibiriens, als die des ruſſiſchen Amerika's, in Sprache und Abſtammung unter einander überaus verſchieden ſind. Dann hätte der Verfaſſer aber wenigſtens zehn Hauptabtheilungen machen müſſen (ſtatt fünf) und ohne Willkür wär' es auch in dieſem Falle nicht abgegangen. Man ſcheide die Maſſen nicht eher, bis ganz beſtimmte, natürliche Gränzlinien hervorleuchten; bis dahin bleibt jeder Verſuch einer Begränzung hypothetiſch; beſonders gilt dies den Kaukaſiern und Oſt-Sibiriern. Wenn der Verfaſſer die Juden als Acceſſit der Indo-Europäer behandelt, weil er um Einer Nation willen nicht eine eigene Hauptabtheilung „Semiten“ aufſtellen will, ſo mag ihm dies ebenfalls hingehen.

Was die Abbildungen betrifft, ſo hat Herr v. Pauly oft in den entfernteſten Provinzen nach Originalen forſchen müſſen, und Dank ſeinen Mühen, eine ſtattliche Reihe Bildniſſe lebender Individuen gezeichnet und gemalt erhalten; unter denſelben rühmt man beſonders die, welche Koſaken, Kleinruſſen, Tataren (vom türkiſchen Stamme) und karaitiſche Juden darſtellen. In ſeltenen Fällen hat nach ſchon vorhandenen Bildniſſen portraitirt werden müſſen: ſolche mittelbare Portraits ſind nicht blos die von Jakuten, Eskimo's, Koloſchen, ſondern merkwürdiger Weiſe auch die von Letten und Liwen, welche zwei Völkchen doch, wenn man die ungeheuere Entfernung der Anderen erwägt, gleichſam vor den Thoren Petersburgs wohnen.

Die Koſtüme erſcheinen im Ganzen ſehr koſtbar, weil es gewöhnlich Feſtkleider ſind, in welchen übrigens die nationale Eigenthümlichkeit am ſtärkſten ſich kund giebt, vorausgeſetzt, daß die Nation ausländiſchen Moden unzugänglich ſei. Alle Koſtüme ſind treu abgezeichnet und keine Einzelheit vergeſſen. Wo es anging, ſind auch Abbildungen von Hütten, Fahrzeugen, Idolen und Hausrath, zur Vervollſtändigung des Eindrucks, beigegeben und die Landſchaft nach der Natur ſkizzirt.

Die techniſche Ausführung der Bilder hatte ihre Schwierigkeiten. Da alle in Petersburg angeſtellte Verſuche, ſie chromo-lithographiſch wiederzugeben, ungenügend ausfielen, mußte Herr v. Pauly deßhalb das Ausland, namentlich Paris, München und Berlin angehen: die in Berlin gefertigten Bilder werden für die am beſten gelungenen erklärt.

Die beigegebene ethnologiſche Karte unſeres Kiepert iſt, wie man zu erwarten berechtigt geweſen, meiſterhaft ausgeführt; nur muß beklagt werden, daß bei der verhältnißmäßig geringen Dimenſion derſelben (nach dem Maßſtabe von $\frac{1}{10000000}$ für die Ueberſicht der Völker des europäiſchen Rußland, des Kaukaſus und Transkaukaſiens ein zu enger Raum geblieben iſt.

Von allen namentlich erwähnten Männern, die bei Errichtung, Feilung und Ausſchmückung dieſes großen ruſſiſchen Nationalwerkes nur irgendwie betheiligt geweſen, führt keiner einen ſlaviſchen Namen — und auch das iſt eine Merkwürdigkeit.

## Sibirien.

### Die erſten Eindrücke Sibiriens.*

Als ich Jekaterinburg zurückgelegt hatte, war die Natur plötzlich wie verwandelt. Von da ab iſt das Erdreich bald lehmiger Sumpf, bald mit Sand vermiſchter Lehm. Vergebens ſucht das Auge jenes friſche

* Der Preis des Werkes iſt für Deutſchland 200 Thaler. Nur eine ſehr kleine Anzahl Exemplare iſt abgezogen und wer eines beſitzen will, hat ſich deshalb an den Herausgeber zu wenden (St. Petersburg, Offizier-Straße, 19). — Aus dem im Proſpekte mitgetheilten Verzeichniſſe der Subſkribenten erſehen wir, daß zwei fremde Geſandte ſubſkribirt haben: der türkiſche und der ſpaniſche, jener auf vier Exemplare, dieſer auf eines. Von fremden Konſuln hat nur der großherzoglich badeniſche (auf ein Exemplar) ſubſkribirt. In Berlin nimmt die Behr'ſche Buchhandlung Beſtellungen auf dieſes Werk an.

* Aus Ablaviſt's in finniſcher Sprache geſchriebenem Werke Muistelmia.

Digitized by Google

Grün und jene mannigfache Vegetation, die es im Ural erfreuten. Sobald man in die Statthalterſchaft Tobolsk eingetreten iſt, wird auch die Landſtraße ſchlechter und das Erſte, was mich begrüßte, war ein ſchneidender, mit Regen vermiſchter Nordwind.

Es bedurfte aber kaum dieſer Mahnungen der Natur, um mir fühlbar zu machen, daß ich jetzt in dem Lande ſei, wohin das ganze große Reich ſeine Verbrecher ſendet, denn auch andere Erſcheinungen geben davon beredtes Zeugniß. Die knechtiſche Unterwürfigkeit, womit man dort jedem Vornehmeren begegnet, beurkundet noch friſche Erinnerung an das Werkzeug der Züchtigung, dieſen mächtigen Alliirten großer Herren. Der ganze äuſſere Habitus der Menſchen verkündet ein Inneres, tief gebeugt von Pein und Schande oder von Qualen des Gewiſſens, oder Beidem zugleich. In den Dörfern hört man keine Lieder; dieſe können alſo die allgemeine, gedrückte Stimmung nicht erleichtern, und der Ruſſe iſt hier nicht mehr jenes geſellige Weſen, wie in ſeiner wahren Heimat. Es verſteht ſich, daß dieſe Bemerkung nicht allen Gegenden Sibiriens und nicht allen ſeinen Bewohnern gilt, denn die wenigſten der Letzteren ſind Verbannte, die meiſten geborne Sibirier. Aber gewöhnlich ſind ſie wenigſtens Nachkommen Verbannter, und die Nachwirkung des Verbrechens, wie der Strafe, die Verbitterung des Gemüths iſt noch an den Enkeln bemerklich. Außerdem mehrt ſich die Zahl der neu ankommenden Verbrecher mit jedem Jahre; ſie beträgt jährlich im Durchſchnitt gegen 12,000 Seelen, aber in ſogenannten „guten“ Jahren ſteigt ſie wohl bis auf 15,000!

Kaſan iſt der Ort, wo die nach Sibirien Verwieſenen aus allen Statthalterſchaften zuſammenkommen, und wer Luſt hat, kann hier jeden Montag- oder Dienſtag-Morgen in der Hauptſtraße eine Schaar dieſer Unglücklichen ſehen, etwa hundert, auch zweihundert Seelen, die weiter eskortirt werden. An der Spitze ſchreitet ein Trommler, der ſeine Trommel mächtig rührt, als ob er den Bewohnern zuriefe: „Kommt und ſchaut uns.“ Ihm folgen gefangene Männer und Weiber durch einander, von denen die vorderſten je vier und vier mit der einen Hand an eine leichte eiſerne Kette gebunden ſind. Hinter den Fußgängern kommt ein halbes Dutzend Laſtpferde, welche die Kranken, die ſchwächeren Weiber und die Kinder transportiren, und um den ganzen Zug reiten etwa zehn Koſaken oder andere Kriegsleute mit ihrem Offizier. Auf dem Wege ſieht man, jeder Poſt-Station gegenüber, ein längliches hölzernes Gebäude, mit kleinen Fenſtern und einem hohen Pfahlwerke. Dieſe Gebäude, in denen je ein Offizier mit einer Anzahl Soldaten ſich befindet, ſind die Nachtquartiere der Gefangenen, die jeden Tag von einer Poſt-Station bis zur nächſten, ſei ſie mehr oder weniger entfernt, laufen müſſen; doch iſt die Diſtanz zwiſchen zwei Stationen nie ſo groß, daß nicht ein geſunder Menſch den Marſch in Einem Tage leicht machen könnte, beſonders da man die Gefangenen oft ausruhen läßt und ſie anſcheinend nicht allzu hart behandelt werden. Die Stadt Tobolsk iſt ihr gemeinſames Reiſeziel. Daſelbſt befindet ſich eine Behörde, die, nach Maßgabe des Verbrechens und dem Bedarfe der Oertlichkeiten, beſtimmt, wohin Jeder zu ſchicken iſt. Nur die ärgſten Verbrecher kommen in die Bergwerke von Nertſchinsk; die Uebrigen werden ſogenannte „Neubauern“ (Nachbaren), d. h. man vertheilt ſie über das Land, in die Dörfer, wo ſie in dem ihnen zugemeſſenen Kreiſe leben und ſich tummeln dürfen. Hier errichten Viele ſich nach und nach Hütten, bauen Felder, heiraten und werden ſeßhafte Landleute; viele Andere ergeben ſich dem Betteln und Vagabundiren, thun allerlei Böſes und beſchließen ihre Exiſtenz in Bergwerken, in Gefängniſſen oder — unter der Peitſche.

Die Stadt Tobolsk giebt ſich ſchon äußerlich als die Kapitale dieſes ganzen Elends kund; denn einen ſo düſteren, feuchten und froſtigen Ort mögen Menſchen nur ſelten zu ihrem Wohnorte ausgeſucht haben. Auch dürfte man nirgends mehr Armuth, Rohheit und geiſtige Verdumpfung finden, als hier. Da dieſe Hauptſtadt eines Gouvernements nicht ein einziges Gaſthaus beſitzt, konnte ich nach meiner Ankunft nirgends Quartier finden und gedachte ſchon auf der Polizei zu übernachten, als endlich ein ehrſamer Bürger, nachdem er gründlich ausgeforſcht hatte, wer ich war und von wannen ich kam, und reiflich erwogen, wie lange ich bei ihm wohnen könne, wieviel ich dafür zu zahlen haben würde und was für eine Aufnahme mir gegen die Bezahlung zukäme, dem finniſchen Gaſt ein anſtändiges Zimmer in ſeiner Wohnung einräumte.

## Mannigfaltiges.

— Das Projekt der Delegirten am deutſchen Bundestag. „Timeo Danaos et dona ferentes,“ ſo rufen wir, als Deutſche, bei Betrachtung des Delegirten-Projektes, das uns als Bundesreform angeboten wird. Ein Geſchenk mag es immerhin ſein in Vergleich mit der gegenwärtigen Verfaſſung der an der Spitze des deutſchen Bundes ſtehenden Verſammlung in der Eſchenheimer Gaſſe; aber ein Geſchenk von jener Seite, welche vor zwölf Jahren den Bundestag reſtaurirte, in Kurheſſen die Ordnung mit Hülfe der Strafbayern wiederherſtellte und in Schleswig-Holſtein endlich den Dänen wieder zu ihrem Unterdrückungs-Rechte verhalf — das kann nur ein Danaër-Geſchenk ſein! Genau betrachtet, iſt es dem Projekt auch gar nicht um eine wirkliche Vertretung des deutſchen Volkes neben der der deutſchen Regierungen in Frankfurt, ſondern vielmehr nur um eine neue Herabdrückung des preußiſchen Macht-Verhältniſſes in Deutſchland zu thun, und wir können dem officiöſen Organe der preußiſchen Regierung — ſo wenig wir ſonſt mit den Anſichten deſſelben ſympathiſiren — nur beiſtimmen, wenn es ſagt:

„Als die Stifter des Bundes ſich mit einer Stimmen-Vertheilung einverſtanden erklärten, welche den verſchiedenen Bundesſtaaten, ohne Rückſicht auf ihre Macht und Bedeutung, gleiches Stimmrecht verlieh, gingen ſie von der Vorausſetzung aus, daß jede Regierung der Unvollkommenheit dieſer Einrichtung durch gebührende Rückſichtnahme auf die mächtigeren Bundesglieder Rechnung tragen würde — wie dies auch bis zum Jahre 1850 nicht vermißt wurde. Seit jener Zeit ſind wiederholt Verſuche aufgetaucht, das Mißverhältniß der Stimmen-Vertheilung zur Ausübung eines Druckes auf Preußen auszunützen. Dieſe dem Geiſte der Bundes-Verträge zuwiderlaufende Tendenz zeigt ſich auch jetzt; durch Majoritäts-Beſchlüſſe gedenkt man ſich über den in dem vertragsmäßigen Erforderniſſe der Stimmen-Einhelligkeit wohlbegründeten Widerſpruch der preußiſchen Regierung hinwegzuſetzen; durch Majoritäts-Beſchlüſſe gedenkt man die Bundes-Kompetenz faktiſch zu erweitern, das heißt dasjenige Gebiet zu vergrößern, auf welchem die mangelhafte Stimmenvertheilung zur Beeinträchtigung Preußens ausgebeutet werden kann. Eine preußiſche Regierung könnte zur Erweiterung der Bundes-Kompetenz nur dann die Hand bieten, wenn gleichzeitig das Organ, welches der Träger dieſer erweiterten Rechte ſein ſoll, in einer den Machtverhältniſſen der Theilnehmer entſprechenden Weiſe umgeſtaltet würde. So lange aber das jetzige Stimmenverhältniß und mit ihm die Tendenz, daſſelbe zu Preußens Nachtheil auszubeuten, in Kraft bleibt, wird keine preußiſche Regierung die Erweiterung der Kompetenz der Bundes-Verſammlung über den ſtrikten Wortlaut der Verträge hinaus zulaſſen können.“

— Der Münchener Handelstag. Ueber dieſen hat Herr Fabrikant Karl Billing in München einige intereſſante ſtatiſtiſche Notizen veröffentlicht, denen wir Folgendes entnehmen:

Die Majorität zu Gunſten des preußiſch-franzöſiſchen Handelsvertrages beſtand aus 102 Stimmen, welche 101 Städte mit einer Bevölkerung von 2,474,700 Seelen vertraten; jeder Abgeordnete repräſentirte demnach durchſchnittlich 24,262 Einwohner.

Die Minorität gegen den Handelsvertrag beſtand aus 94 Stimmen, welche 80 Städte mit einer Bevölkerung von 2,075,500 Seelen vertraten; jeder Abgeordnete repräſentirte demnach durchſchnittlich 22,080 Einwohner.

Zieht man in Betracht, daß die Vertreter von Leipzig und Chemnitz, wegen ihrer Abſtimmung gegen den Handelsvertrag, von dieſen Städten desavouirt worden und daß die überwiegende Majorität des Handels- und Fabrikenſtandes von Nürnberg und Fürth den Zollverein unter allen Verhältniſſen — alſo auch unter Genehmigung des Handelsvertrages — erhalten wiſſen will, ſo bleibt beinah kein einziger wichtiger Handelsplatz des Zollvereins in den Reihen der Minorität.

Von den Zollvereins-Städten haben 96 mit einer Bevölkerung von 2,167,100 Seelen für den Handelsvertrag und 50 mit einer Bevölkerung von 1,044,300 Seelen gegen denſelben geſtimmt.

Für Oeſterreichs Eintritt in den Zollverein waren nur 12 Städte aus dem Zollvereins-Gebiete. Die anweſenden öſterreichiſchen Stimmen (43) erklärten ſich zwar ſämmtlich dafür, doch ſind ſie zum Theil von den Induſtriellen der öſterreichiſchen Monarchie, die von dieſem Eintritte den Ruin ihrer ſchutzbedürftigen Induſtrie befürchten, ebenfalls desavouirt worden.

— Oeſterreichiſche Sachverſtändige über den Anſchluß an den Zollverein. Der „Niederöſterreichiſche Gewerbeverein“ in Wien hatte in ſeiner vorletzten Monatsverſammlung eine Kommiſſion niedergeſetzt, um über die ſchwebenden Zollfragen Bericht zu erſtatten. Der Bericht dieſer Kommiſſion iſt nunmehr erſchienen und giebt von dem, was die öſterreichiſchen Induſtriellen über den Anſchluß ihres Landes an den Zollverein denken, einen ganz andern Begriff, als die Reden der

Digitized by Google

Herren Franz Wertheim, Dr. Mayerhoffer, Szabel u. A. auf dem Münchener Handelstage. Der Bericht ſpricht ſich vielmehr auf das Entſchiedenſte ſowohl gegen eine Zolleinigung mit Oeſterreich, als gegen jede Erweiterung der bereits beſtehenden Verkehrs-Erleichterungen aus. „Selbſt ein franzöſiſcher oder engliſcher Handelsvertrag," heißt es darin, „ſofern dabei die öſterreichiſchen Intereſſen ſachmäßig vertreten und berückſichtigt werden, würde unſerer Fabrication bei weitem nicht ſo nachtheilig ſein, als der unbedingte Eintritt in den deutſchen Zollverein." Die Anträge der Kommiſſion gehen demgemäß im Weſentlichen dahin, der Regierung zu erklären:

1) Daß die öſterreichiſche Induſtrie, wenigſtens in ihren bedeutenderen Zweigen, jetzt noch nicht im Stande ſei, mit derjenigen des Zollvereins die freie Konkurrenz beſtehen zu können.

2) Daß eine Entwicklung des Februarvertrags unter Regulirung der Zwiſchenzölle bis zur Präciſirung der völligen Zolleinheit angeſtrebt, dagegen von dem ſofortigen vorbehaltloſen Eintritt in den Zollverein abgeſehen werden möge.

3) Daß die von der k. k. Staatsregierung betonten Verhandlungen eines Handelsvertrages mit Frankreich, England oder anderen Staaten nur dann ihren Abſchluß finden mögen, wenn den Betheiligten Gelegenheit geboten worden iſt, ihre ſpeciellen Wünſche und Anſichten darüber vorzubringen.

— Tiedge-Stiftung in Dresden. Auch dieſe Stiftung, deren Vermögen bekanntlich an dem Ertrage der Schiller-Lotterie einen ſehr bedeutenden Antheil hatte, hat jetzt ihre Wirkſamkeit begonnen. Dem 78jährigen Lieder-Komponiſten A. Methfeſſel in Braunſchweig, der noch erſt kürzlich eine „Hymne an Germania" gedichtet und komponirt, wurde ein Ehrengeſchenk von hundert Thalern, und dem kranken Dichter Otto Ludwig, Penſionär der Schillerſtiftung, ein ſolches von ſechzig Thalern zuerkannt. Demnächſt wurden folgende Unterſtützungen bewilligt: der Witwe und den Kindern des Pianiſten Charles Mayer in Dresden 200 Thaler, der Witwe des Orgel-Komponiſten Kühmſtädt in Eiſenach 100 Thaler, der Witwe des Muſikers Müller in Braunſchweig 100 Thaler und der Witwe des Malers, Profeſſor Rabe in Breslau 100 Thaler.

— Nachrichten über Herrn von Beurmann in Inner-Afrika. Nachſtehendes Schreiben des britiſchen General-Konſuls, Major G. F. Herman in Tripoli, an Dr. A. Petermann, datirt 1. Decbr. 1862, iſt in Gotha eingegangen: „Es freut mich, Ihnen melden zu können, daß Herr v. Beurmann wohlbehalten in Kuka angekommen. Dieſe Nachricht überbrachte der Sohn des Sultans von Bornu, welcher, auf einer Reiſe nach Tripoli begriffen, in Murſuk eingetroffen iſt und binnen wenigen Tagen hier erwartet wird. Der Bericht des Herrn Tulin, früheren Vice-Konſuls in Bengaſi, beruht auf einer nichtswürdigen Erdichtung; ich ſagte ihm dies von Anfang an und warnte ihn, denſelben nicht zu veröffentlichen, aus dem einfachen Grunde, um die Gefühle der Familie und Freunde des Herrn von Beurmann zu ſchonen. Ich ließ den Selami hierher bringen und nahm ihn ſcharf in's Verhör, wobei es ſich herausſtellte, daß er nie in Wadai oder Baghermi geweſen war. Seit 8 Jahren ſteht er unter Aufſicht der türkiſchen Polizei in Murſuk. Ich habe von Anfang an nie an der Zuverläſſigkeit der Nachricht von des armen Dr. Vogel's Tod gezweifelt; Herrn Munzinger's letzter Bericht über dieſen Gegenſtand ſtimmt in Bezug auf Zeit und Ort auffallend mit der Nachricht, die ich zu Anfang des Jahres 1857 durch den Sultan von Bornu und den Korporal Maguire erhielt."

— Prinz Albert's Denkwürdigkeiten. Mit dem Jahrestag von Prinz Albert's Ableben, den die Königin wieder in ſtrenger Abgeſchloſſenheit und tiefer Trauer beging, traf das Erſcheinen der „auf den ausdrücklichen Wunſch und mit der Sanction der Königin" herausgegebenen Denkwürdigkeiten des Prinzen Albert zuſammen. Der Band führt den Titel: The Principal Speeches and Addresses of His Royal Highness the Prince Consort, with an Introduction giving some Outline of His Character. Außer den Reden des verewigten Prinzen enthält das Werk auch ſehr intereſſante Data über die Korreſpondenz zwiſchen dem Prinzen und dem Herzog von Wellington aus dem Jahr 1850. Ueber die Veröffentlichung dieſer Korreſpondenz ſagt der Herausgeber: „Indem die Königin den Abdruck der vom Prinzen eigenhändig gemachten Aufzeichnungen geſtattet, hat ſie noch einen anderen Beweggrund, als den ſchon erwähnten. Während des Prinzen Lebzeiten ſehnte ſich die Königin oft danach, die Welt wiſſen zu laſſen, welche ſtets gegenwärtige, wachſame, treue und unſchätzbare Hülfe ſie bei der Leitung der Staatsgeſchäfte vom Prinzen-Gemahl erhielt. Ihre Majeſtät konnte es ſchon damals kaum ertragen, über dieſen Gegenſtand zu ſchweigen und die Erklärung zu unterlaſſen, wie viel ihre Regierung ihm verdankte, und jetzt kann die Königin ſich nicht mehr enthalten, das ſo lang Gefühlte auszuſprechen, und zu verkünden, daß der Tod des Prinzen für den Staatsdienſt, für ſie ſelbſt und ihre Familie ein unerſetzlicher Verluſt geweſen iſt. Die Lage Ihrer Majeſtät, die ſo viele Jahre hindurch an dieſe liebreiche Hülfe gewöhnt war und ihrer jetzt plötzlich beraubt iſt, dieſe Lage kann man ſich in ihrer vollen Schwere und Betrübniß nicht leicht vorſtellen. Ein öder und trauriger Lebenspfad, wie die Königin es ſehr tief empfindet, liegt jetzt vor ihr; ein Pfad jedoch der Pflicht und Arbeit, den ſie im Vertrauen auf die loyale Anhänglichkeit und Sympathie ihres Volkes mit Gottes Hülfe fortzuwandeln ſtreben will. Nur fürchtet ſie, daß oft ihre unſicheren Schritte den Mangel jener zarten und liebevollen Unterſtützung verrathen werden, welche Ihre Majeſtät bei jeder Gelegenheit von ihrem geliebten Gatten, dem Prinzen, zu erhalten gewohnt war."

Die Times bemerkt über das Erſcheinen des Buches mit Recht: Die Königin hätte das Andenken ihres Gemahls durch nichts ſo ſehr zu ehren vermocht, als indem ſie die Geſchichte dieſes großen Aktes der Selbſtverleugnung veröffentlichen ließ. Es macht ihm mehr Ehre, als hundert Monumente. Es zeigt, daß der Prinz ein klarer Kopf, ein ſelbſtverleugnender Charakter war, und als Staatsmann ſelbſt zum Herzog von Wellington in vortheilhaftem Gegenſatze ſtand. Es iſt eins der reinſten und angenehmſten Blätter der Geſchichte, die man in unſern Tagen leſen kann.

— England und das Nationalitäts-Prinzip. Die Abtretung der „Joniſchen Inſeln" an den neugriechiſchen Staat darf als ein Sieg der Idee des Weltbürgerthums über den berüchtigten engliſchen Egoismus betrachtet werden. Bis jetzt hat man mit Recht der britiſchen Politik den Vorwurf machen können, daß ſie ſich die Frömmigkeit des edeln Schuhmachers Criſpinus zum Muſter genommen, der das Leder ſtahl, um daraus Schuhe für die armen Leute zu machen. Um der Nationalität der Griechen, der Belgier, der Italiäner gerecht zu werden, hielt England in den Jahren 1822, 1830 und 1859 kein Opfer für zu groß, das dieſen Nationen — vom Sultan, vom König der Niederlande, vom Papſt und von den Bourbonen Neapels gebracht werde; ja, in ihrer Opferwilligkeit für die Dänen gingen die Times und ihre großmüthigen Gönner ſo gar ſo weit, das Nationalitäten-Prinzip umzukehren und, ſtatt der Abtretung der ſkandinaviſchen Orkaden (Orkney-Inſeln), an Dänemark oder Norwegen, die Incorporirung des deutſchen Schleswig-Holſtein in die däniſche Geſammtmonarchie zu verlangen. Hoffentlich wird Lord Palmerſton, der ſich jetzt zur Abtretung der Joniſchen Inſeln an Griechenland entſchloſſen hat, in dieſer ebenſo nationalen als edelmüthigen Politik fortfahren und Gibraltar den Spaniern, Jerſey und Guernſey den Franzoſen, Malta den Italiänern und Helgoland den Deutſchen zurückgeben, Letzteren aber nicht weiter zumuthen, ihre deutſchen Brüder in Schleswig-Holſtein den Dänen zu opfern; wogegen er den Letzteren die Freude machen könnte, ihnen diejenigen Orkney-Inſeln zu überlaſſen, auf welchen noch jetzt die altnordiſche Sprache geredet wird* und die normanniſchen Sitten, im Gegenſatze zu den gehaßten ſchottiſchen, gepflegt werden.

— Die Botſchaft des amerikaniſchen Präſidenten. Am 1. December 1862 iſt in der amerikaniſchen Bundesſtadt der Kongreß zuſammengetreten und Präſident Lincoln hat denſelben mit einer in vieler Beziehung merkwürdigen Botſchaft eröffnet. Was in dieſem Aktenſtücke am meiſten auffällt, das iſt die ſtoiſche Ruhe, die eiſerne Gelaſſenheit, welche ſich in faſt jeder Zeile dieſes Aktenſtückes ausprägt. Bald zwei Jahre lang wüthet in den „Vereinigten Staaten" ein Bürgerkrieg, wie die Weltgeſchichte außer dem dreißigjährigen Kriege keinen ähnlichen aufzuweiſen hat; nahezu eine Million Soldaten ſteht auf einer ungeheuren Operations-Linie im Felde; eine Flotte, welche dreitauſend Feuerſchlünde trägt, beherrſcht die Gewäſſer; fieberhafte Aufregung durchzittert eine ganze Geſellſchaft; der Kredit des zu höchſter politiſcher Blüthe gelangten Landes iſt erſchüttert; alle Finanz- und Handelsverhältniſſe ſind zerrüttet; eine zweimalige Aufraffung zur Niederwerfung der Seceſſion iſt geſcheitert, eine dritte ſteht auf dem Punkte verſucht zu werden; das Vertrauen in die Sache der Union wird hier und dort unterwühlt; die Friedenspartei macht die gewaltigſten Anſtrengungen; Europa ſpricht laut und vernehmlich von Vermittlung, welche eine Intervention zur unvermeidlichen Folge hätte — kurz alle Stürme des Krieges ſind losgelaſſen, alle Verhältniſſe und Beziehungen nach Außen und Innen bis zum Aeußerſten geſpannt; aber nichts von alledem vermag den olympiſchen Gleichmuth des Präſidenten der amerikaniſchen Republik zu ſtören. Für die europäiſchen Vermittlungs- und Interventions-Gelüſte iſt er unempfindlich, denn ſich darüber zu beſchweren, wäre unklug, und der fürchterliche Krieg, der um ihn hertobt und Hunderttauſende von Menſchenleben und von Millionen Dollars verſchlingt, vermag ihm kein Wort der Theilnahme, keinen Aufſchrei der Leidenſchaft zu entreißen. Wenn dieſe Ruhe echt iſt, ſo findet ſie nur eine Rechtfertigung in der feſten Ueberzeugung von der Gerechtigkeit der Sache der Union, und dann iſt dieſes unerſchütterliche Pflichtgefühl wahrlich nicht ohne Größe. (D. P.)

* Die „Orkneyinga-Saga," aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, welche die Eroberung der Orkaden durch Norweger und Dänen und die Thaten der Jarle erzählt, wird noch jetzt auf den Inſeln als National-Epos betrachtet und heilig gehalten. T. R.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

**Beſtellungen**
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
**Leipzig.**

# Magazin
# für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joſeph Lehmann.**

**Diejenigen,**
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionaire Herrn F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
**Berlin.**

**Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.**

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

**№ 2.** Mittwoch, den 14. Januar 1863. **32. Jahrgang.**

## Inhalt:

**Deutſchland und das Ausland.** Seite
Droyſen's Vorleſungen über die Geſchichte des Zeitalters der Revolutionen . 13
Wurzbach's biographiſches Lexikon von Oeſterreich. II. Die Manifeſtationen des Geiſtes in den verſchiedenen öſterreichiſchen Provinzen . . . . . 14

**Frankreich.**
Gedanken über die Entwickelung der Kriegskunſt. Nach Thiers. I. Bis zur Zeit Friedrich's des Großen . . . . . . . . . . . . . . . 17

**Italien.**
Der Tod der italiäniſchen Offiziere Emil und Alfred Savio . . . . . . . 19

**Nord-Amerika.**
Typen der amerikaniſchen Geſellſchaft. Unangenehme Leute . . . . . . . 20

**Japan.**
Eine Reiſe durch das Innere von Nipon . . . . . . . . . . . . . 22

**Mannigfaltiges.**
Dr. Bernhard Beer . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 24
Das neue Miniſterium in Turin . . . . . . . . . . . . . . . „
Miß Julia Pardoe . . . . . . . . . . . . . . . . . . . „

## Deutſchland und das Ausland.

### Droyſen's Vorleſungen über die Geſchichte des Zeitalters der Revolutionen.

Unter dem in der Ueberſchrift gegebenen Titel hält gegenwärtig Prof. Droyſen an der Berliner Univerſität wöchentlich fünf Vorleſungen, die zu den beſuchteſten des Semeſters gehören und, obwohl privatim, kaum den öffentlichen Holtzendorff's an Beſuch nachſtehen. Die Collegienbänke des großen Auditorium VIII beginnen ſich unzulänglich zu erweiſen, die Zwiſchengänge ſelbſt ſind häufig mit eifrigen Zuhörern gefüllt und, Kopf an Kopf gedrängt, lauſchen in den Abendſtunden Hunderte von Studirenden und Gebildeten aller Stände den intereſſanten Vorträgen des preußiſchen Hiſtoriographen.

An den meiſten Tagen iſt die Stunde vor Droyſen's Colleg noch unbeſetzt und da pflegen ſich dann in dem matterleuchteten und erwärmten Saale die Jünger der Wiſſenſchaft ſchon lange bevor die drei bedeutungsvollen Schläge gefallen ſind, zu verſammeln; namentlich ſuchen diejenigen, denen ihr Platz aus irgend welchen Gründen nicht ganz geſichert iſt, durch um ſo pünktlicheres Eintreffen der Standesherrenwürde auszuweichen. Da laſſen ſich denn zuweilen ganz intereſſante Studien machen, welche in ihrer geſunden Empirik an kulturhiſtoriſchem Werthe wenig denjenigen nachgeben, welche der Hr. Profeſſor, ein Viertelſtündchen ſpäter, vollſtändig präparirt, ſeinen Zuhörern mittheilt. Die blonden Söhne Teut's ſind in der Minorität. Die rothen Mützen und Corpsabzeichen wetterleuchten nur ſporadiſch und zeigen ſich meiſt auf den hinteren Bänken. Wenn auch noch nicht dem Ausſterben nahe, wie Einige behaupten, ſind ſie doch in Berlin nur ſchwach vertreten. Selbſt den attiſch gewürzten Vorträgen Mahlmann's über Studium academicum und „Geſchichte der hohen Schulen" folgt eine Jüngerſchaar, die zur Majorität aus Kameelen und Wilden, zum Theil ſelbſt aus Hoſpitanten beſteht.

Die Zeiten des ſpecifiſchen Burſchen- (Verzeihung, faſt hätte ich geſagt: Boruſſen-)thums ſind vorüber; allgemeinere Tendenzen beherrſchen ſelbſt den Geiſt der Univerſitäten. Soll man dieſe Umwandlungen mit Freude oder mit Wehmuth betrachten? Soll man den abnormen Bildungs- und Entwicklungsgang der Berliner Hochſchule, gegenüber ihren älteren Schweſtern im Reiche, einen verfehlten, oder einen zukunftsreichen nennen? Das ſind Fragen, die wir kaum zu ſtellen, geſchweige zu entſcheiden wagen. Laſſen wir ſie unentſchieden, denn der Hr. Profeſſor iſt eingetreten, und lautloſe Stille, wie bei einem Liebig'ſchen Symphonie-Conzerte, waltet im Raume. Selbſt die beiden jungen Troskin (Serben) haben ihr Geſpräch, das ſie in den ſchnarrenden Naſalen ihres heimatlichen Idioms führten, abgebrochen; mein moskowitiſcher Nachbar hört auf, mich mit den ſchlagenden Gründen des Panſlavismus zu bombardiren; der lange Pole auf Nr. 10 legt ſeine pelzverbrämte Mütze herausfordernd auf die Tafel, ſtatt unter dieſelbe, und richtet ſein waſſerblaues Auge ſchmachtend nach dem Katheder; jener Engländer, der, ohne Theologe zu ſein, Steinmaer's Homiletik belegt hat, blickt ſtarr vor ſich nieder, wahrſcheinlich verſteht er nicht deutſch; mit Spannung erwarten wir den Anfang der Vorleſung. Unſere Blicke gleiten nach dem Profeſſor hin, und wirklich, es iſt keine optiſche Täuſchung! — Auf der dritten Bank blitzen blanke Knöpfe und Epauletten; Offiziere verſchiedener Grade ſitzen als Jünger zu des Meiſters Füßen. Das iſt alſo auch ein Lebensbild aus dem großen Berlin, dem oft verſchrieenen, welches ſo oft um ſeines Nihilismus, um ſeines ſkeptiſchen Selbſtgenügens, um ſeines unruhigen, turbulenten Weſens willen im Reiche angeklagt wird. Ja, es iſt ein Stück Berlin, ganz ſo, wie deſſen Bewohner ein Bruchtheil des deutſchen Volkes ſind, welches überall, wo es ſich ſelbſt überlaſſen war, das Recht klar und wahr erkannt, Schöpferkraft und Organiſationstalent genugſam bewies und nur da, wo es gemaßregelt und bevormundet wurde, ſich linkiſch, täppiſch und unbeholfen benahm, weil es die Schuld ſeiner Mißgriffe niemals auf die Obrigkeit ſchieben konnte, oder vielmehr wollte, die ja von Gott eingeſetzt war. Ehre der deutſchen Wiſſenſchaft, welche es verſtand, die Angehörigen aller Nationen um ihre Emporien zu verſammeln. Ehre namentlich den deutſchen Forſchern auf dem Gebiete der Geſchichte, welche eine der ſchönſten Eigenſchaften unſeres Volkes, die Gerechtigkeitsliebe, in ſo eminenter Weiſe zur Geltung brachten, daß ſie nicht nöthig haben, gleich den franzöſiſchen Märchen-Erzählern, Romanſchreibern oder Anekdotenjägern, die ſich dort Hiſtoriker nennen, das Reſultat ihrer Anſtrengungen zu bemänteln, zu verbergen oder auszuſchmücken, um es dem Geſchmacke der großen Nation zurecht zu machen, für welche ſie ſchreiben oder lehren, ſondern es frei und ſtolz, ohne Rückhalt allen Nationen bieten können, als das Reſultat ihrer Forſchungen zur Erhaltung der Vergangenheit, zum Verſtändniß der Gegenwart und zur Aufklärung und Belehrung werdender Geſchlechter.

Aus der unendlich reichen Serie von anziehenden Charakterbildern, welche die Geſchichte des Zeitalters der Revolutionen bietet, greifen wir nur eines heraus, um es zu einem möglichſt ſelbſtändigen Ganzen zu runden. Die Vorträge Droyſen's ſind erſt bis zum Abſchluſſe des erſten amerikaniſchen (Unabhängigkeits-) Krieges gediehen; wir müßten ſie alſo anticipiren, wollten wir, wenn auch nur in flüchtigen Strichen, ein Bild des geſammten Zeitalters entwerfen. Dabei würden wir dann in den Fall kommen, nicht immer conform mit den Anſichten des Verfaſſers der „Geſchichte der preußiſchen Politik" und des „York von Wartenburg" zu gehen. Der Hr. Profeſſor muß uns ſchon verzeihen, wenn wir, die wir nicht gewohnt ſind, in verbum magistri zu ſchwören, auch in dieſer kurzen Notiz nicht ganz in ſeinem Sinne fortſchließen und folgern. Wählen wir ein Stück Geſchichte des Abſolutismus zum Vorwurf. Es kann ſich Niemand darüber verwundern, daſſelbe unter der Rubrik des Zeitalters der Revolutionen zu finden, denn jedem unſerer Leſer iſt hinlänglich bekannt, daß eben der Abſolutismus der erſte und eigentliche Revolutionair, der Feind jeder organiſch gegliederten Ordnung, jedes geſicherten Rechtszuſtandes iſt, trotzdem oder vielmehr indem er ſich auf ſeine Legi-

Digitized by Google

timität, auf ſein Gottesgnadenthum ſtützte und ſteifte. Nur in Einem Punkte veränderte nicht ſowohl der Ausbruch, als vielmehr das glückliche Gelingen der amerikaniſchen Revolution ſichtbar und unvermittelt die Lage der Dinge und die Anſchauung der Welt. Bisher hatte man, wenn ein Widerſtand gegen harte Regierungsmaßregeln, gegen Willkürlichkeiten der Fürſten und gegen den Bruch ehrwürdiger Privilegien verſucht worden war, nur eben an jenen bedrohten Punkten eine beſcheidene Oppoſition zu ihrer Vertheidigung organiſirt, in allen übrigen Punkten aber die ungeſchmälerte Autorität des Landesherrn, als oberſten Machtquells anerkannt. Auch die Koloniſten Amerika's waren beim Beginne der Bewegung keineswegs geneigt, irgend etwas gegen jene Suprematie zu unternehmen, oder dagegen zu conſpiriren. Wie die Reformatoren, hatten ſie das Wohl des Ganzen ebenſowohl, als ihr eigenes, im Auge, als ſie ſich zur Vertheidigung ihrer Privilegien, als der Rechte freier Briten, anſchickten.

So wenig, als die Reformatoren eine Trennung von der Kirche, wollten die Amerikaner einen Ausſchluß aus dem Staatsverbande. Fanatiſche Prieſter trieben die einen, verblendete Politiker die anderen hinaus und zu den Waffen; mit dieſer entſcheidenden That aber war ihre Beſtimmung für ewige Zeiten feſtgeſtellt. Während des Kampfes entwickelte ſich in der neuen Welt ein geordneteres, ſtaatliches Leben; erſt nachdem das Waffenglück ſich für die aufſtändiſchen Provinzen entſchieden hatte, gewann die geſellſchaftliche Ordnung Conſiſtenz, und erſt lange nach dem Frieden gründete man den Einheitsſtaat. Damit aber war der gewaltige Schritt geſchehen, von dem wir ſprechen, die Brücke „vom Gedanken bis zur That“ geſchlagen. Ein ſchlichtes, einfaches und bürgerliches Volk, ein Volk von Wirthen und Krämern (hosts and dealers), wie ſie ſich ſelbſt nannten, hatte ſich von der Herrſchaft eines mächtigen Monarchen befreit, dem Flotten und Armeen zur Verfügung geſtanden hatten, was noch mehr war, ſich nach erlangter Freiheit ohne inneren Kampf, ja, ohne irgend welche Aenderung in den inneren Verhältniſſen, ſich auf republikaniſchen Grundſätzen erbaut, aus der bürgerlichen Freiheit, die es bereits beſaß, die politiſche entwickelt und ſo einen zähen, beharrlichen, dauerhaften und ſchlagbereiten Staatskörper gebildet. Dieſes Volk hatte die Kühnheit gehabt, ſich von ſeinem europäiſchen Mutterlande zu emancipiren, und ſiehe da, ſein Staatsſchiff war gut dabei gefahren. Wie dieſes Schiff ſich durch allerlei Klippen, Golf- und Malſtröme wand, wie es auf den ſtürmiſchen Wogen der Demokratie lange geſchaukelt wurde, und wie es gegenwärtig hart mit Sturm und Brandung kämpft, iſt allgemein bekannt, weniger bekannt, oder vielmehr beachtet, iſt aber die Thatſache, daß auch dieſe Republik abſolutiſtiſchen Herrſchergelüſten ihre Entſtehung verdankt.

Auf dem europäiſchen Continente hatte das monarchiſche Prinzip bereits überall den Sieg errungen und in den meiſten Staaten hatte es dem öffentlichen Leben neue Impulſe, neuen Aufſchwung den ſich bildenden nationalen Kräften und entſprechende Verwendung der nationalen Hülfsmittel verliehen. Weſentlich anders ſchlug der Verſuch, es zu größerer Geltung zu bringen, auf dem britiſchen Inſelreiche aus. Siegreich aus dem ſiebenjährigen Kriege hervorgegangen, ſtand England auf dem Höhepunkte ſeiner Macht, als Georg's III. Miniſter das Programm aufſtellten „des Königs Lande und Reiche feſter zu einem einheitlichen Ganzen zu verbinden“, d. h. ſie unmittelbar von der Krone abhängig zu machen, der königlichen Gewalt in denſelben größeren Spielraum zu gewähren. Zur Ausführung des Projektes ſollten zunächſt die beiden großen Kolonien, Oſtindien und Amerika, unterworfen und mit ihren Mitteln alsdann auf das Mutterland reagirt werden. In Oſtindien gelang der Verſuch, nicht ſo in Amerika. Das Miniſterium und eine beſtochene oder ſervile Majorität im Parlament verfügte Zwangsmaßregeln, welche zum Ausbruch der Feindſeligkeiten führen mußten. Soweit ging Alles nach Wunſch und Berechnung. Die Reaction hatte nun vollgültigen Grund, die Freiheiten Amerika's für null und nichtig zu erklären. Sie that es, und es blieb ihr nur noch übrig, Amerika niederzuwerfen, um gelegentlich auch die Freiheit Englands zu brechen. Aber der Göthe'ſche „Zauberlehrling“ iſt ein zu ſchwacher Vergleich für die Erfahrungen des britiſchen Reactions-Miniſteriums, welches, nachdem die Furien des Krieges und der Empörung einmal entwaffnet waren, Schritt für Schritt, im eignen wie im fremden Lande an Boden verlor, bis es ſchließlich damit enden mußte, Amerika's völlige Unabhängigkeit anzuerkennen, um dann (1782) gleiche Rechte in England zu gewähren und den angeſtrebten Einheitsſtaat auf eine bloße Perſonal-Union zu beſchränken. Die Niederlage des reactionären Strebens in England erhielt mit dem Manifeſt Georg's III. am 25. März 1783, in welchem er erklärte, daß er fortan, mit ſeinem treuen Hauſe der Gemeinen Hand in Hand gehend, parlamentariſch regieren wolle, ihre officielle Beſtätigung. Die Kraft und Energie des Volkes wetzte die Scharten aus und ließ die Wunden vernarben, welche das abſolutiſtiſche Streben durch jenen unheilvollen Krieg dem Lande geſchlagen.

Kurz, aber lehrreich iſt dieſe Epiſode aus der Geſchichte der verſuchten Reactionen, oder vielmehr, Revolutionen des Abſolutismus. Im Völkerleben, wie in der Natur, erzeugen gleiche Urſachen unter gleichen Bedingungen immer gleiche Folgen; nur freilich decken ſich dieſe Bedingungen ſelten oder nie ſo vollkommen, daß nicht auch in den Reſultaten kleine Abweichungen ſich fühlbar machen ſollten. Hier haben unbeachtete Einzelnheiten, die Sitten und Gewohnheiten der Völker, ihr Bildungsgrad, die Strömungen und Tendenzen der Zeit, bedeutende Perſönlichkeiten, dauernde oder ephemere Berühmtheiten, Gunſt und Intereſſen des Augenblicks, den weiteſten Spielraum, und eben dieſe Umſtände, welche leicht im Zeitenſtrom verrauſchen und vergeſſen werden, aufzuklären und in's Gedächtniß zurückzurufen, iſt mit eine Aufgabe des redlichen Forſchers. Die natürlichen Dispoſitionen der Völker, die Eigenthümlichkeiten, welche ſich im Laufe ihrer Vorgeſchichte bei ihnen entwickelt haben, bilden das, was wir beim Individuum Charakter nennen, ihr Bildungsgrad bezeichnet den Intellekt, die Fragen, welche bezüglich ihrer inneren oder äußeren Organiſation ihnen vorgelegt werden, ſind die Motive, welche anreizend auf ihren Willen wirken, und die in den Strömungen der Zeit oder den Verhältniſſen des Landes begründet ſind. Setzen wir die natürlichen Dispoſitionen in den germaniſchen Völkerſchaften ſich gleich, den Intellekt aber verſchieden entwickelt, ſo gelangen wir zu dem Reſultate, daß nie und nimmer in der germaniſchen Welt der Abſolutismus eine andere als eine zerſtörende, zerſetzende, vernichtende, corrumpirende, für das Ganze verderbliche Wirkung äußern wird und kann. Den romaniſchen Völkern wurde, als Erſatz für die verlorene Freiheit, das verführeriſche Geſchenk einer kraftvollen Vertretung nach Außen, einer ſtarken Staatsgewalt und einer leidlichen Rechtsſicherheit gemacht; den Franzoſen gaben ihre Napoleon's das Danaidengeſchenk der Hegemonie in den politiſchen Angelegenheiten Europa's, was aber brachte uns Deutſchen der Abſolutismus ein? Sehen wir vollſtändig ab von Allem, was in der inneren Verwaltung durch ihn verfehlt, verderbt und zu Grunde gerichtet wurde, und betrachten wir lediglich die Stellung Deutſchlands nach Außen, ſo zeigen ſich auf den erſten Blick dem unbefangenen Auge die merkwürdigſten und lehrreichſten Evidenzen. Seit der Abſolutismus in Deutſchland Terrain gewann, hat deutſches Sprachgebiet, die deutſche Kultur, die deutſche Handels-Politik an Terrain verloren, ſind deutſche Provinzen dem Vaterlande verloren gegangen, haben die deutſchen Auswanderer, mit haſtiger Gewaltſamkeit, ihre Nationalität und Mutterſprache abzulegen und ſich den Fremden zu amalgamiren geſtrebt. Unſere Territorial-Herren vermochten nicht einmal, ihre eigene Exiſtenz vor fremder Aggreſſivpolitik zu ſchützen, ſondern krümmten ſich wurmgeſchmeidig vor engliſchem Golde und franzöſiſchen Gewaltherrſchern, ſowie vor den Machtworten des Zaren. Es bedurfte aber eines einzigen freiheitlichen Hauches, um mit Blitzesſchnelle die Geſtalt der Sachen zu verändern, und dem deutſchen Volke in und außerhalb ſeiner Gränzen Schaaren von Freunden und aufrichtigen Bewunderern zuzuführen. Daſſelbe Spiel wiederholte ſich in Deutſchland ſelbſt. Eine liberale Aeußerung des preußiſchen Regenten genügte, um, in allen Gauen Deutſchlands, rüſtige Kämpen für die Sache des gemeinſamen Vaterlandes unter Preußens Führung zu werben, während die entgegengeſetzte Politik nur die Reſultate haben kann und wird, welche wir oben ſchon bezeichneten. Wir könnten unſere Beiſpiele ins Unendliche vermehren, namentlich, wenn wir noch zurückgehen wollten in das Alterthum, bis zu dem: „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk“ der Bibel. Wir bleiben aber einſtweilen bei den germaniſchen Stämmen ſtehen, und behaupten, daß höchſte individuelle Freiheit, vollkommenſte bürgerliche Freiheit, unbedingte politiſche Freiheit im weiteſten Sinne, die von der nivellirenden Gleichheit der Franzoſen ſehr wohl zu unterſcheiden — die Forderungen ſind, welche Deutſchland zu ſtellen berechtigt iſt.

---

## Wurzbach's biographiſches Lexikon von Oeſterreich.

### II.

#### Die Manifeſtationen des Geiſtes in den verſchiedenen öſterreichiſchen Provinzen.

Wie vertheilen ſich nun die Zahlen der Namen in Wurzbach's biographiſchem Lexikon auf die einzelnen Fächer? Wir nehmen zu dieſer Unterſuchung ſelbſtverſtändlich nur jene Fächer, welche die ſtreng wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Richtung der Zeit charakteriſiren, und zwar

Digitized by Google

Arzneikunde, Architektur, Bildhauerei, Geſchichtſchreibung, Humaniſtik,* Malerei, Muſik, Naturwiſſenſchaft, Pädagogik, Philologie, Philoſophie, Rechtsgelehrſamkeit. Sehen wir nun, wie die vier Haupt-Nationalitäten Oeſterreichs, die Deutſchen, Slaven, Magyaren und Italiäner an dieſen Fächern in den acht Bänden des v. Wurzbach'ſchen Werkes ſich betheiligt haben. Wir finden abſteigend folgende Ziffern: für das Fach der Arzneikunde ſtellen die Italiäner 54, die Deutſchen 34, die Magyaren 27, die Slaven 23 Namen; für die Architektur die Italiäner 26, die Deutſchen 15, die Slaven 6, die Magyaren 3 Namen; für die Bildhauerei die Deutſchen 33, die Italiäner 21, die Magyaren 7, die Slaven 5; für die Geſchichte die Italiäner 65, die Magyaren und Slaven je 40; die Deutſchen 39; Humaniſten zählen wir 17 magyariſche, je 16 deutſche und ſlaviſche, 14 italiäniſche; die Malerei iſt vertreten durch 164 Deutſche, 75 Italiäner, 54 Slaven, 15 Magyaren; die Muſik durch 85 Slaven, 76 Deutſche, 36 Italiäner, 12 Magyaren; Naturforſcher ſind da: 37 italiäniſche, 36 deutſche, 30 magyariſche, 24 ſlaviſche; Pädagogen je 19 ſlaviſche und magyariſche, 15 italiäniſche, 14 deutſche; Philologen 44 Italiäner, 30 Magyaren, 14 Slaven, 7 Deutſche; die Philoſophie vertreten 11 Italiäner, 10 Deutſche, 6 Magyaren, 5 Slaven; das Rechtsfach endlich 26 Deutſche, je 13 Slaven und Italiäner, 11 Magyaren.

Dies ergiebt an Summen: 411 Italiäner, 400 Deutſche, 288 Slaven, 214 Magyaren.

Ein Blick auf dieſe Ueberſicht zeigt uns, daß in den meiſten Fächern die Deutſchen und Italiäner voranſtehen.

Unterſuchen wir jetzt die einzelnen Ziffern, und zwar die Minima und Maxima. Die Deutſchen haben ihre ſchwächſte Ziffer im Fache der Philologie, ihre ſtärkſte in dem der Malerei; die Slaven ſind am ſchwächſten in der Bildhauerei und Philoſophie, am ſtärkſten in der Muſik vertreten; die Magyaren haben ihre Schwäche im Fache der Architektur, ihre Stärke in dem der Geſchichte; die Italiäner ihre ſchwächſte Ziffer in der Philoſophie, ihre ſtärkſte in der Malerei. Hart aneinander liegende, oder ganz gleiche Ziffern ergeben ſich folgende: Die Zahl der ſlaviſchen Berühmtheiten im Fache der Architektur iſt ganz gleich jener der magyariſchen in der Philoſophie, nämlich 6; das gleiche Kontingent, die Ziffer 7, ſtellen die Deutſchen für das Gebiet der Philologie, die Magyaren für das der Bildhauerei. Die Zahl 11 findet ſich einmal bei den Magyaren im Rechtsfache, dann bei den Italiänern in der Philoſophie; eben ſowohl die Zahl 13, und zwar bei den Slaven und Italiänern im Fache der Rechtsgelehrſamkeit. Die Zahl der deutſchen Pädagogen, der ſlaviſchen Philologen und der italiäniſchen Humaniſten iſt 14; die Zahl der deutſchen Architekten, der magyariſchen Maler und der italiäniſchen Pädagogen 15. Die Deutſchen und die Slaven führen als Humaniſten die Zahl 16; ſowie die ſlaviſchen und magyariſchen Pädagogen je 19 ſtark ſind. In der Rechtsgelehrſamkeit ſtehen die Deutſchen mit den italiäniſchen Architekten auf Einer Ziffernhöhe, nämlich 26; während die Zahl 30 zweimal von den Magyaren allein in Anſpruch genommen wird, und zwar für die Naturkunde und Philologie. Die Deutſchen im Fache der Naturkunde, die Italiäner in dem der Muſik zählen 36; die Zahl 40 haben die Slaven und Magyaren in der Geſchichte gemeinſam; endlich treffen die ſlaviſchen Maler und die italiäniſchen Aerzte in der Ziffer 54 zuſammen.

Wenn wir die Zahlen nach ihrer Abſteigung von 3 bis 164 in Gruppen theilen, und zwar erſte Gruppe: 3—10; zweite Gruppe: 11—19; dritte Gruppe: 21—30; vierte Gruppe: 33—40; fünfte Gruppe: 44—54; ſechſte Gruppe: 65—164, und wenn wir den Inhalt dieſer Gruppen überſchauen, ſo entfallen von den Ziffern der erſten niedrigſten Gruppe: auf die Deutſchen zwei; auf die Slaven und Magyaren je drei, auf die Italiäner keine; von der zweiten Gruppe: auf die Deutſchen drei, auf die Slaven vier, auf die Magyaren fünf, auf die Italiäner vier; von der dritten Gruppe: auf die Deutſchen Eine, auf die Slaven zwei, auf die Magyaren drei, auf die Italiäner zwei; von der vierten Gruppe: auf die Deutſchen vier, auf die Slaven Eine, auf die Magyaren Eine, auf die Italiäner zwei; von der fünften Gruppe: auf die Deutſchen keine, auf die Slaven Eine, auf die Magyaren keine, auf die Italiäner Eine; von der ſechſten Gruppe: auf die Deutſchen zwei, auf die Slaven Eine, auf die Magyaren keine, auf die Italiäner zwei Ziffern. Alſo die größeren Ziffern ſind von den Deutſchen und Italiänern genommen, wie die oben gewonnenen einander nahe kommenden Hauptſummen 400 und 411 beweiſen. Wenn man nun die Italiäner, ein Volk, das eine zweitauſendjährige, von keinem andern beſtrittene, von keinem andern erreichte Kultur zur Baſis hat, und ohne Zweifel in vielen Dingen ein Lehrer der Deutſchen ſein kann, wegrechnet, ſo ſtehen die Deutſchen Oeſterreichs mit ihrer Ziffer 400 den 288 Slaven und 214 Magyaren unſerer Ueberſicht noch immer achtunggebietend gegenüber.

Intereſſant iſt es, aus den bunt beſetzten Fächern einzelne mit ihrer Schwäche oder Stärke herauszugreifen und hier und da den Wirkungen ihre Urſache zu finden. Wenn wir z. B. das Fach der Arzneikunde betrachten, ſo finden wir die Italiäner allen übrigen voran. Wer erklärt ſich das nicht? Wer denkt da nicht an ihre hohen Schulen und an die Leichtigkeit, mit welcher dort promovirt wird? an den Hang dieſes Volkes zu Experimenten aller Art und einer gewiſſen philoſophiſchen Auffaſſung materieller Dinge? Ebenſowenig wundert es uns, daß ſie in der Architektur obenauf ſind. Aber befremdend iſt ihre kleinere Ziffer in der Bildhauerei, da ſie die Deutſchen um 12 überragen. Ganz verſchwindend dagegen ſind die Leiſtungen der Slaven und Magyaren in den beiden letzten Fächern. Merkwürdig iſt das Verhältniß der Zahlen im Geſchichtsfache. Während die Deutſchen, die Slaven und Magyaren nahezu mit der gleichen Ziffer auftreten, überwiegt Italien um mehr als die Hälfte. Dieſes Land iſt aber auch dasjenige, welches, bei reichem Materiale, die größten Anſtrengungen in der Geſchichtsforſchung macht und in der Herausgabe von Quellenwerken, Kommentaren und fertiger Geſchichte unübertroffen daſteht. Bei der Malerei iſt am auffallendſten die von den Deutſchen aufgebrachte Zahl 164 gegenüber jener der Italiäner, nämlich 75. Sie würde noch auffallender ſein, wenn man dazu jene rechnete, die, obwohl nach ihrer Geburt andern Nationalitäten angehörig, ihre Künſtlerſchaft nur der deutſchen Bildung, meiſt in Wien, verdanken. Ergötzlich und ſehr lehrreich, weil unſere Berechnung beſtätigend, iſt die überwiegende Zahl der ſlaviſchen Muſiker. Die ganze Welt weiß, woher dies kommt. Daß

. . . . Leitmeritz.
Guter Muſikanten Sitz

läßt man ſich dort nicht nehmen. In Wien iſt der zweite Kapellmeiſter und Chor-Director ein Slave. Suum cuique. Zunächſt aber kommen die Deutſchen, und die Italiäner bringen es, trotz ihrer Donizetti's und Verdi's nicht über 36, wie die Magyaren, ungeachtet ihrer wirklich poetiſchen Muſik, nicht über — 12. In der Naturwiſſenſchaft und Philoſophie ſind die Deutſchen und Italiäner nahezu gleich. Die Palme der Rechtsgelehrſamkeit gebührt wieder den Deutſchen; die der Philologie den Italiänern, zunächſt den Magyaren; aber noch die Slaven weiſen um die Hälfte mehr, als die Deutſchen auf. Ganz natürlich; wer den Stand der deutſch-öſterreichiſchen Sprachforſchung vor den letzten zehn Jahren kennt, wird ſich darüber nicht im Mindeſten wundern; und da ſind noch die beſten Zuzüge aus Deutſchland gekommen.

Wenn wir nun als Maßſtab die Minimal-Ziffer 20 annehmen, ſo ergeben ſich bei den Zahlen der Italiäner unter 20 vier; bei den Deutſchen fünf; bei den Slaven ſieben; bei den Magyaren acht; alſo nächſt den Italiänern auch nach dieſer Berechnung die Deutſchen im Vortheile.

Faſſen wir jetzt die Details zuſammen. Wir bemerken da zuerſt, daß in der Geſammtſumme der öſterreichiſchen Kronländer nur drei reindeutſche ſich vorfinden, nämlich Niederöſterreich, Oberöſterreich und Salzburg, welche zuſammen mehr als den vierten Theil aller Biographien in Anſpruch nehmen. Ueberwiegend finden wir die Zahl der Deutſchen nur in den Kronländern Tirol und Vorarlberg, Steiermark, Kärnten und Krain. Die übrigen zehn Kronländer gehören entweder rein fremden Zungen an, oder es iſt wenigſtens die Zahl derſelben jener der Deutſchen überlegen; ferner bemerken wir, daß Flächenraum und Bevölkerungszahl durchaus keinen Maßſtab für das Kontingent der Berühmtheiten abgeben: ſo finden wir verhältnißmäßig das günſtigſte Reſultat bei dem reindeutſchen, wenn auch kleinſten Kronlande, und das ungünſtigſte bei dem rein ſlaviſchen, wenn auch bedeutend größeren Kronlande; und zunächſt wieder das günſtigere Reſultat in jenen Kronländern, in welchen die deutſche Bevölkerung überwiegend iſt.

Wenn wir nun ſo allen materiellen Baſen, der imponirenden Fülle von Ziffern Hohn geſprochen ſehen, ſo liegt es nahe, zu fragen, auf weſſen Rechnung hier die auffallendſten Erfolge, dort das auffallendſte Zurückbleiben zu ſetzen ſeien? Die Antwort iſt, Dank der ſiegenden Phalanx der Thatſachen, gegen die kein verſtändiger Menſch ankämpfen wird, gar leicht: Es iſt die unwiderſtehliche Macht des deutſchen Elementes! Wie muthet uns dagegen die Taktik der galiziſchen und čechiſchen Abgeordneten in Wien und ihre Oppoſition gegen die deutſche Linke an!

Bedarf es noch eines Beweiſes, daß der Staatsmann und die Literatur ſich häufiger begegnen ſollten, als es geſchieht? Kann der öſterreichiſche Staatsmann, wenn er ſich die Mühe genommen hat, die hier

* Hier aufgenommen als das rein Menſchliche und unſerer Anſicht nach die nothwendige Grundlage aller wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Bildung.

Digitized by Google

gebrachten Daten zuſammenzuſtellen, noch länger zweifeln, daß er aus dieſem Werke für ſeine Kunſt noch etwas lernen könne, ja, daß ihn dieſes auf das nachdrücklichſte unterſtütze? Wer in dieſem Augenblicke die Geſchicke der wirr ſich kreuzenden Nationalitäten Oeſterreichs in der Hand hat, und ſie fortwährend ängſtlich gegen einander abwägt, um ja kein Intereſſe zu verletzen, muß es dem nicht wie Sonnenlicht aus Nebeln brechend erſcheinen, wenn er irgendwo einen Anhaltspunkt zu gründlicher Würdigung des wahren Inhaltes und Gewichtes dieſer Nationalitäten findet? Welch' beſſeren Anhaltspunkt aber giebt es, als jenen, den die Statiſtik der Größen eines Landes, jener edlen und fähigen Geiſter und Arme bietet, in denen ihre ganze Nation verkörpert iſt und gleichſam aufgeht? Wer auf feſtem Boden ſteht, für den giebt es kein Schwanken mehr, und unauslöſchlich und unabweisbar ſind die Daten, welche jenes höchſt merkwürdige biographiſche Lexikon liefert. Der Ausgangspunkt der Politik jedes öſterreichiſchen Staatsmannes von Heute muß die Aufpflanzung des deutſchen Paniers und die offene Erklärung für deutſche Sprache und und Sache, für deutſche Macht und Sitte ſein und bleiben. Nur dem Germanismus kann die Welt und ihre Zukunft gehören!

Die Hauptſorge der öſterreichiſchen Staatsmänner und jedes geſunden Oeſterreichers iſt in dieſem Augenblicke die Centraliſirung, die Vereinigung Alles deſſen, was ewig auseinander will. Der Sitz dieſes Uebels iſt der aufs höchſte geſpannte Anſpruch der Nationalitäten auf Autonomie und Suprematie, und dieſer iſt nur die Folge einſeitiger Ueberſchätzung. Daß dieſe Ueberſchätzung ebenſowohl in der Unkenntniß der eigentlichen Bedeutung der einzelnen Nationen, als in abſichtlicher politiſcher Widerſpenſtigkeit liegt, kann nicht bezweifelt werden. Die Verlegenheiten, welche dem öſterreichiſchen Staatsmanne daraus erwachſen, ſind bekannt, ſowie daß die Löſung dieſer Frage für die Monarchie entſcheidend iſt. Abgeſehen von allen politiſchen Manövern, ſcheint ein nicht ungeeignetes Mittel die Aufklärung der einzelnen Nationen über ihre eigentliche Stellung in Europa, ſowie in Oeſterreich, und der Staatsmann ſollte kein Mittel unbeachtet laſſen, das ihn hierin unterſtützt, um ſo weniger, als die bisher angewendeten, die materiellen beſonders, auf den rechten Weg nicht zu führen vermögen. Was nun in dieſer Hinſicht das Wurzbach'ſche Werk leiſtet, kann nur der Verrannte und Verſtockte nicht begreifen: die Centraliſirung, welche allem diplomatiſchen Scharfſinne noch immer nicht gelungen, und gleichwohl das Auf und Nieder aller politiſchen Weisheit der öſterreichiſchen Miniſter iſt, ſehen wir in dieſem biographiſchen Lexikon leicht und anſtandslos, ohne Gewaltthat durchgeführt, fertig vor uns. Oft auf weniger als Einem Bogen ſehen wir berühmte Namen als Repräſentanten Aller Stämme des Kaiſerſtaats, unter Einem Geſichtspunkte, in Einem Streben, in Einer Liebe nebeneinander gehen und miteinander wirken, alle beitragend zur Ehre Eines Vaterlandes, eines gemeinſamen Groß-Oeſterreichs. Wahrlich, wir lernen aus dieſem Werke, daß das, was ſo ängſtlich geſucht wird, längſt da iſt. Man denke ſich die moraliſche Wirkung dieſer Thatſache und des aus ihr hervorgehenden Bewußtſeins! Wenn hier der Deutſche im Slaven, im Magyaren, im Italiäner würdige Nebenbuhler ſeiner Beſtrebungen und Erfolge findet, ſo müſſen dieſe andererſeits nüchtern anerkennen, daß ſie entweder ſo manches dem deutſchen Elemente zu verdanken haben, oder wenigſtens auf einem ſchöneren neutralen Gebiete mit ihm auf Ein Ziel losgegangen ſind. Das ſind nicht Phraſen, nicht Träumereien, ſondern Thatſachen, verſehen mit der unangreifbaren Signatur der Geſchichte. Was ſind dagegen alle Declamationen der in blinder Leidenſchaft ſich ſpaltenden Nationen und einzelner politiſcher Führer! Jeder Nothſchrei nach Brod läßt ſie in ihrer Hohlheit platzen, und um wie vieles dringender iſt nicht der Ruf nach Befriedigung jener Bedürfniſſe, welche die edelſten und reinſten der Völker und aller Menſchen ſind, nach Uebereinſtimmung in den großen Fragen der Civiliſation und der Ehre!

Und ſo ſollte das Wurzbach'ſche Werk in keines öſterreichiſchen Staatsmannes Händen fehlen. Die Winke, die ihm daraus zugehen, könnten ihn ahnen laſſen, wie das Getrennte unter Einen Hut zu bringen wäre; denn er wird darin finden, was die Menſchen zuſammenbringt, und wird danach ſeine Regierungskunſt einrichten; dann auch wird er den Völkern dieſen Spiegel vorhalten und ſicher dadurch überzeugender wirken, als durch das Mittel der Gewalt, durch das traurigere der Schwäche und durch alle publiziſtiſche, koſtſpielige Propaganda. Freilich muß man damit nicht über Nacht zu Stande kommen wollen; aber iſt nur einmal der Anfang gemacht, die öffentliche Meinung in dieſer Richtung aufmerkſam geworden, ſo findet ſich das Uebrige von ſelbſt, und vor Allem müſſen die Staatsmänner aufhören, die Allianz mit der Literatur für eine erniedrigende Mesallianz zu halten.

Aber auch die Völker Oeſterreichs mögen ſich das ihrige aus Wurzbach's Werke herausleſen und bemerken, daß ſie Alle zuſammengehören, eng und feſt zuſammenhängen, zuſammenhängen müſſen, und daß es ihnen, trotz aller Anſtrengungen, nicht gelingen wird, den zur Nothwendigkeit gewordenen Verband zu löſen. Es mag ſie erquicken, zu ſehen, wie die in der Politik auseinanderſtrebenden im rein Menſchlichen doch zuſammenlaufen, und wie ſich die feindſeligen gegenſeitig unterſtützen. Wenn wir die mächtigen Konſequenzen des materiellen Verkehres zugeben, um wie viel überwältigender müſſen wir nicht die der Geiſter finden!

Um nur eine kleine Probe zu geben, entnehmen wir dem achten Bande einige Namen, und zwar aus der Literatur der Geſchichte, dem Fache aller Fächer. Die in dieſem Bande enthaltenen Geſchichtsſchreiber, Geſchichtsforſcher und Biographen ſind: Jakob Haßlinger, Michael Hatváni, der Benediktiner Heer, Andr. Heldmann, Friedr. Heller von Hellwald, Ant. Hellmayr, Joſ. Helwig, Joh. Chriſt. Herchenhahn, Franz Jakob Hergott, Dav. Herman, Heinr. Herman, Lukas Herman, Joh. Hermann v. Harmansdorf, M. J. v. Heß, Joſ. V. Hoyrenbach. Wenn wir davon die ſechs außeröſterreichiſchen Namen wegnehmen, ſo finden wir in den übrigen neun die Kronländer Niederöſterreich, Ungarn, Siebenbürgen, Kärnten vertreten, und zwar durch drei Niederöſterreicher, drei Siebenbürger, zwei Ungarn und Kärntner. Nach Nationalitäten vertheilt, entfallen fünf Namen auf die magyariſche, vier auf die deutſche. Es iſt aber nicht ſchwer, trotz dieſes obwohl kleinen numeriſchen Uebergewichts, die Präponderanz des deutſchen Elementes herauszufinden. Von den zwei Ungarn, Hatváni und Hellmayr, ſchrieb nur der erſtere in magyariſcher, der letztere in lateiniſcher, die drei Siebenbürgen durchaus in lateiniſcher Sprache. Uebrigens iſt auch nur Hatváni echt magyariſchen Klangs, während die Namen der übrigen Ungarn und Siebenbürgen die deutſche Abſtammung deutlich aufweiſen. Man erſieht aus dieſer kurzen Zuſammenſtellung, daß die Nationalität, d. i. das Geburtsmoment, durch viele andere Verhältniſſe, z. B. Unterricht, geiſtigen Verkehr, Berufsſtellung u. ſ. w. bedeutend modificirt werden kann. So viel für das Gerechtigkeitsgefühl.

Die Zuſammengehörigkeit, ein jedenfalls verſöhnendes Bild, betreffend, dürfen wir nur, wie es eben fällt, das Alphabet durchblättern. Bleiben wir im achten Bande. Gleich der erſte Name, Hartmann, giebt uns Veranlaſſung zu intereſſanten Bemerkungen. Wir zählen zwölf dieſes Namens. Darunter ſind acht in Böhmen, Mähren und Schleſien, zwei in Niederöſterreich und zwei in Preußen geboren. Von den Niederöſterreichern iſt einer als Landwirth, der andere als Mathematiker berühmt. Aber auch ein Hartmann ſlaviſcher Abſtammung (Matthäus) iſt in Wien als Mathematiker bekannt. Ferner bemerken wir, daß die meiſten übrigen in den ſlaviſchen Kronländern gebürtigen Hartmanns nicht ausſchließlich für ihre engere Heimat wirkten, ſondern ihre Thätigkeit in der deutſchen Kapitale, oder wenigſtens für das Geſammtreich entwickelten, ſo Frz. Xav. Ritter von H., der, in Schleſien geboren, als Protomedikus in Oberöſterreich ſtarb; der Lyriker Moritz H., der, als Poet, von ſelbſt weitere Kreiſe zieht, wenn er aber wohin rangirt werden ſoll, eher nach Frankreich, als zu ſeinem engeren Vaterlande Böhmen ſich hinneigt; der Arzt Joh. H. Edl. v. Franzenshuld, der, in Wien zum Doktor graduirt, bei der kaiſerl. Armee angeſtellt ward und nach und nach in verſchiedenen Garniſonen Dienſte leiſtete; endlich der FML. Anton H. v. Zartenthal, deſſen Thätigkeit ihrem ganzen Umfange nach dem Kaiſerſtaate zu Gute kam.

Auf die Hartmann's folgen gleich vier Schulmänner, nämlich Harum Peter I. und Peter II., Steiermärker; Haſlbauer Franz, Böhme; und Haſlberger Gregor, Oberöſterreicher, welche alle vier nicht ihre Nationalität, ſondern ihren höheren Beruf zur geiſtigen Bildung in die Wagſchaale legten.

Wie will der Künſtler z. B. ſich der Welt entziehen? Wir ſehen den in Wien gebornen Sänger, Franz Hauſer, in München eine Anſtellung finden, und den Violin-Virtuoſen Michael Hauſer, den Ungar, ſeine Triumphe gar fern von der Heimat feiern.

Von den militairiſchen Größen ſprechen wir gar nicht. Sie, die in Wurzbach's Werke vollzählig zu finden ſind, liefern den beſten Beweis, wie wenig Sprache und Nationalität in Betracht kommt, wenn es das große Ganze und zugleich den Ruhm des Individuums gilt.

Der Raum dieſer Blätter reicht nicht hin, alle jene Momente aufzuzählen, die das Wurzbach'ſche Werk zu einer ſchlagenden Demonſtration gegen alle Sondergelüſte und daher zu einer Stütze aller Centraliſations-Bemühungen in Oeſterreich machen. Dagegen richten ſelbſt Vorkommniſſe, wie der Artikel Helcel-Szterſztyn (Band VIII. S. 240) nichts aus.

Dieſer Fall ſcheint uns bezeichnend genug, um ihn hier beſonders anzuführen. Wir erfahren nämlich aus dieſem Artikel, daß der Rechtsgelehrte und Abgeordnete des öſterreichiſchen Reichstages, Ant. Sigmund

Digitized by Google

Helcel-Szterſztyn einer deutſchen Familie entſtammt, eigentlich Hölzel von Sternſtein heißt, und daß er ſich ſelbſt noch im Jahre 1859 in das Iſchler Fremdenbuch ſo eingetragen habe! Abgeſehen von dem Tragiſchen des Renegatenthums, mit dem noch kein Mann die Intereſſen ſeiner Nation gefördert hat, ſtreift dies ſchon an's Komiſche.

Aber verfolgen wir eine andere Ader, jene nämlich, die uns bei den wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Fächern auf die eigentliche Bildungs-Quelle ihrer Vertreter zurückführen. Leſen wir im achten Bande. Der Schleſier Hartmann, Arzt, ſtudirt in Wien; der Böhme Hartmann, der Lyriker, kommt mit 19 Jahren nach Wien und wird kerndeutſcher Poet; ein Brünner Hartmann, ebenfalls Arzt, ſtudirt und wird promovirt in Wien; der Ungar Hatváni de Hatvan, Arzt, ſtudirt und bildet ſich in Baſel; der Ungar Haubner, Paſtor und theologiſcher Schriftſteller, ſtudirt in Jena; der Ungar Hauer, Bildhauer, lernt in Augsburg; der Ungar Hauſer, Violin-Virtuoſe, bildet ſich unter Kreutzer und in Wien; der Mähre Hauswirth, Kirchen-Hiſtoriker, macht ſeine höheren Studien in Wien und lehrt noch gegenwärtig in Wien; der Mähre Hawlik, Schriftſteller, ſchreibt durchaus deutſch; der Siebenbürge Hedwig, Naturforſcher, ſtudirt ſein Fach in Leipzig; der Böhme Heger, Stenograph, vollendet ſeine Studien in Wien, bildet ſich zu ſeinem Fache in Wien; der Schleſier Hein, Bürgermeiſter und öſterreichiſcher Reichsraths-Abgeordneter, entſtammt deutſchen Eltern, wird deutſch erzogen und vertritt im öſterreichiſchen Parlamente die deutſche Sache; der Schleſier Heinke, Pomolog, ſtudirt in Halle; der Böhme Heinke, Rechtsgelehrter, ſtudirt in Wien; der Mähre Heinrich, Geolog und Literator, ſtudirt in Wien; der Böhme Heinrich, Rechtsgelehrter, ſtudirt in Wien; der Mähre Heintl, National-Oekonom, macht die höheren Studien in Wien; der Schleſier Heinze, Schriftſteller, ſtudirt in Wien; der Krakauer Helcel-Szterſztyn, Rechtsgelehrter, wie geſagt, von deutſchen Eltern, ſtudirt in Breslau, Berlin, Heidelberg; der Mähre Helcelet, Arzt und öſterreichiſcher Reichsraths-Abgeordneter ſtudirt ſein Fach in Wien und wird in Wien promovirt; der Ungar Hell (Höll), Aſtronom, ſtudirt in Wien; der Ungar Heller, Clavier-Virtuos, bildet ſich in Wien; die Ungarin Herbſt, Schauſpielerin, wird in Breslau erzogen; der Böhme Herloßſohn, Schriftſteller, ſchreibt durchaus deutſch; der Ungar Hertelendy, Dichter, bildet ſich in Wien; der Siebenbürge Heyſer, Schriftſteller, ſtudirt in Jena.

Wir haben dieſen Thatſachen nichts mehr hinzuzufügen.

Zum Schluſſe bemerken wir noch, daß in dieſen acht Bänden die Zahl jener, welche in Deutſchland geboren und in Oeſterreich ihre Namen zur Berühmtheit gebracht haben, 213, alſo 7.4 Procent der Geſammt-Summe 2879, oder den dritten Theil der von den Magyaren und Italiänern gelieferten Procente beträgt. A. G.

## Frankreich.

### Gedanken über die Entwicklung der Kriegskunſt.

Nach Thiers.

#### I.

Bis zur Zeit Friedrich's des Großen

Der zwanzigſte Band von Thiers' „Geſchichte des Konſulats und des Kaiſerreichs"* liegt vor uns, womit der berühmte Geſchichtsſchreiber ſein großes Werk, an dem er ſiebzehn Jahre gearbeitet, abgeſchloſſen hat. Mit aufrichtiger Ehrfurcht begrüßen wir dieſes Geſchenk und freuen uns, daß es dem betagten Manne gelungen iſt, ſeine Lebensarbeit, die Darſtellung der denkwürdigſten Epoche dieſes Jahrhunderts, zu Ende zu führen, ein Werk, deſſen Tugenden und ausgezeichnete Vorzüge die gebildete Welt Europa's längſt kennt. Wir glauben daher unſere Pflicht zu thun, wenn wir die Aufmerkſamkeit der Leſer hier nur auf einige umfaſſendere Betrachtungen lenken, die der Verfaſſer dem Schluſſe ſeines Werkes hinzufügt.

Nachdem er nämlich den großen Kriegshelden unſers Jahrhunderts bis zu ſeinem wogenumrauſchten Grabe geführt hat, entwirft er uns noch einmal die Umriſſe ſeines geiſtigen Bildes und unternimmt es dann, das Geſammturtheil der Geſchichte über ihn auszuſprechen.

Volle Bewunderung gewährt er ſeinen hohen Verdienſten als Geſetzgeber, ſowie als Schöpfer einer geordneten Staatsverwaltung. Doch mit derſelben Entſchiedenheit ſpricht er ihm das Talent in der höheren Politik ab. „Die Maßloſigkeit," ſagt er, „iſt der weſentliche Zug ſeines Lebens. Daher kommt es, daß dieſer tiefdenkende Feldherr, dieſer weiſe Geſetzgeber, dieſer vollendete Staatsverwalter, wir möchten ſagen, der verkehrteſte Politiker war, wenn es nicht einen Alexander d. Gr. gegeben hätte. Wenn zur Politik nur Geiſt gehörte, ſo hätte ihm gewiß nichts gefehlt, um die feinſten Staatsmänner zu übertreffen. Aber zur Politik gehört noch weit mehr Charakter, als Geiſt, und darin lag die Schwäche Napoleon's. — Sein ſtürmiſcher Lebensgang zeigte der Welt den traurigen Anblick eines Genies, das zum beklagenswerthen Zuſtande eines Wahnwitzigen herabgeſunken war. Allein man muß anerkennen: nicht er allein war es, ſondern es war die franzöſiſche Revolution, die in ihm, in ſeinem gewaltigen Genie raſte."

Dann aber folgt der Verfaſſer ſeinem Helden auf das Gebiet, wo er ſeit dem Alterthum keinen größeren und nur wenig Ebenbürtige neben ſich hat. Dort auf der blutigen Wahlſtatt der Geſchichte, wo der Donner der Geſchütze das Schickſal der Reiche ſchrecklich entſcheidet, dort läßt er das Genie Napoleon's in blutiger Glorie vor uns aufgehen. Um aber die Stellung richtig zu würdigen, die Napoleon unter den Feldherren aller Zeiten einnimmt, würde es einer Geſchichte der Kriegskunſt bedürfen, deren Mangel der Verfaſſer bedauert. Machiavel, Montesquieu, Friedrich der Große und Napoleon hätten im Einzelnen manche treffende Züge hingeworfen; aber eine gründliche Darſtellung von der ſtufenweiſen Entwickelung der Kunſt im Zuſammenhange mit dem Fortſchritte der Wiſſenſchaften, mit dem politiſchen und ſocialen Umſchwunge der Zeiten, fehle noch bisjetzt; doch treten gewiſſe Hauptlinien, die den Gang der Kunſt im Allgemeinen bezeichnen, für das Auge leicht hervor. Sehen wir, wie er dieſelben entwirft, und laſſen wir ihn, ſoviel als möglich, mit eigenen Worten ſprechen:

„Was man gemeinhin unter dem großen Kriege verſteht," ſagt der Verfaſſer, „hat ſich in der Geſchichte nur ſelten ereignet, weil dazu große Nationen, große Ereigniſſe und große Perſönlichkeiten gehören. Keineswegs giebt allein der große Umfang der Zerſtörung dem Kriege auch den Charakter des großen; denn dann müßte man ſagen, daß jene gewaltigen Eroberer Aſiens ſämmtlich den großen Krieg betrieben hätten. Zu einem ſolchen aber gehört ein umfaſſendes Wiſſen, tiefe Einſicht, gehören geniale Combinationen, die einen energiſchen und geſchickten Widerſtand von Seiten des Gegners vorausſetzen.

Hat daher auch ein Alexander der Große das Antlitz der damaligen civiliſirten Welt verändert, ſo war doch die Schwerfälligkeit und der Unverſtand der Aſiaten, über die er zu ſiegen hatte, von der Art, daß man es kaum wagen kann, zu ſagen, er habe den großen Krieg betrieben. Der von Montesquieu ſo bewunderte Gedanke Alexander's, ſich, bevor er dem Darius in das Innere Aſiens folgte, zuerſt die Seeküſten Syriens und Aegyptens zu ſichern, meint der Verfaſſer, war ihm einfach durch den Mangel einer Flotte geboten, war die Anſicht des geringſten macedoniſchen Offiziers, und war auf Seiten Alexander's weit mehr ein Akt des richtigen Inſtinkts, als ein Zug des Genies.* Jene drei Schlachten, die ihm die Eroberung Aſiens erwirkten, waren Thaten von heroiſcher Verwegenheit, wobei ſtets die von Alexander perſönlich befehligte Reiterei den Ausſchlag gab; dieſe ſtürzte ſich auf die ungeordnete Maſſe der ebenſo feigen, als unverſtändigen perſiſchen Reiterei, deren ſofortige Flucht regelmäßig das Ausreißen der Fußtruppen zur Folge hatte. Der eigentliche Ueberwinder der perſiſchen Macht war die macedoniſche Disziplin.

Ganz anders waren die Kämpfe Hannibal's und Cäſar's. Da ſtand Heldenmuth dem Heldenmuth gegenüber, Einſicht der Einſicht; große Männer hatten ihre großen Gegner. Bei Cäſar jedoch zeugten, trotz der Kraft ſeines Charakters und der Kühnheit und Klugheit ſeiner Unternehmungen, die Bewegungen noch von einem gewiſſen Zwange, der aus den militairiſchen Gewohnheiten ſeiner Zeit entſprang, und wovon Hannibal allein ſich völlig frei zeigte. Da die Römer nämlich ſo oft in unbekannten und wilden Ländern Krieg führten, und ſtets ſich gegen die plötzlich aufflammende Wuth und den wilden Ueberfall der Barbaren zu hüten hatten, verwandten ſie eine überaus große Kunſt auf die Anlage des Lagers. Mit geübtem Scharfblick entdeckten ſie ſtets den geeignetſten Punkt, und in wenigen Stunden hatten ſie jeden Abend ein feſtes, mit Graben

* Histoire du consulat et de l'empire, par A. Thiers. Tome vingtième. Leipzig, Alphonse Dürr, 1862. p. 694.

* Abſichtlich heben wir hier und anderwärts ſolche Schärfen des Urtheils bei dem Verfaſſer hervor, weil ſie bezeichnend und intereſſant ſind, ohne jedoch eine Widerlegung zu verſuchen, die einestheils hier den Faden der Betrachtung unterbrechen würde, anderntheils oft zu ſchwierig, weil der Kampf der Anſichten noch nicht hinreichend geſchlichtet iſt.

Digitized by Google

und Paliſaden wohl umhegtes, faſt uneinnehmbares Lager errichtet. Darin waren die Römer Meiſter und haben nie ihres Gleichen gehabt; „und durften es auch nicht,“ fügt Napoleon hinzu, „da ein derartiges Lager der heutigen Artillerie gegenüber auch nicht zwei Stunden lang beſtehen würde.“ Aber aus dieſer beſondern Vorſicht, jeden Abend ein feſtes Lager zu beziehen, erwuchs eine gewiſſe Zaghaftigkeit in den Bewegungen und Langſamkeit in der Herbeiführung der Entſcheidungen, und die Schlachten, die zwar den Erdboden mit Blut tränken, aber den Graus des Krieges vermindern, da ſie ihn abkürzen, waren nur möglich, wenn es beiden Gegnern genehm war. Hatte aber einer von beiden nicht den Wunſch, ſo war das Ende des Krieges nicht abzuſehen, oder, man mußte ſich zu einer regelmäßigen Belagerung, oder einem Sturme auf das feindliche Lager entſchließen. So ſehen wir Cäſar ſich zwar im Lande der Gallier frei bewegen; bei ihrem Mangel an Ueberlegung, ihrer unverſtändigen Hitze, bringt er ſie leicht zum Kampfe, wann und wo er will, weil ihre blinde Kriegsluſt leicht in Verſuchung zu führen iſt. Als er aber in Spanien und Epirus Römern gegenüber ſteht, ſehen wir ihn ſeine Methode verändern. An der Segre erſchöpft er ſich in geiſtreichen Erfindungen, um Afranius aus ſeinem Lager zu locken, während er ſeinen Zweck nur durch Aushungerung erreicht; und als jener endlich den Ort verläßt, muß Cäſar ſchließlich wieder zu demſelben Mittel greifen, um den Feldzug zu Ende zu bringen. In Epirus hatten ſich Pompejus und Cäſar ſo verſchanzt, daß beide einander nichts anhaben konnten, ſo daß endlich Cäſar, da er auf andre Weiſe die Sache nicht weiter zu bringen verſtand, ſich veranlaßt ſah, in das Innere von Macedonien ſich zu begeben, um Pompejus ebenfalls dorthin zu ziehen. Dies gelang ihm. Aber auch hier wäre er außer Stande geweſen, ſeinen Gegner zu faſſen, wenn nicht die Ungeduld des römiſchen Adels den Pompejus genöthigt hätte, um eine Entſcheidung herbeizuführen, ſich in die Ebene von Pharſalus hinabzubegeben. Ohne Zweifel finden ſich dabei oft die geſchickteſten und kühnſten Combinationen, um den Gegner, gegen ſeinen Willen, zum Kampfe zu zwingen; allein das iſt noch nicht der große Krieg, der durch ſcharf berechnete, weit ausſehende Bewegungen, völlig frei von jedem methodiſchen Zwange, wie wir es in unſerm Jahrhundert geſehen haben, in wenig Tagen Kämpfe entſcheidet, die ehemals Jahre gewährt hätten.

Nur ein einziger Feldherr im Alterthum zeigt uns dieſe vollkommene Freiheit, dieſe vollendete Sicherheit in ſeinem Gange zum Ziele, und das iſt Hannibal, dem an unverwüſtlicher Kraft, Kühnheit, Fruchtbarkeit an großen, glücklichen Gedanken im ganzen Alterthum Niemand gleichkommt. Das war Napoleon's Meinung, des oberſten Richters in dieſen Dingen.

Im Mittelalter bietet das Kriegsverfahren nichts, das die Beachtung der Nachwelt verdient. Es iſt nicht blos der große Krieg, der während deſſelben verſchwindet, ſondern die Kriegskunſt ſelbſt. Mit ihrer blinden Tapferkeit ſtürzen ſich die Barbaren auf die alterſchwache, römiſche Civiliſation, die zwar Wiſſenſchaft und Einſicht beſitzt, aber ohne die Tugenden des Kriegers; und wenn, gleich den Wogen des Meeres, zahlloſe, barbariſche Völkerſchaften nach dem Sturze des römiſchen Reiches über die ganze civiliſirte Welt dahinjagen, erblickt man wohl hier und da kräftige Geſtalten, wie Chlodowig, die Pipine u. A., die mit der Streitaxt in der Hand ihre Schaaren anführen, aber man trifft keinen wahren Feldherrn. Es iſt das Zeitalter des Ritterthums, der perſönlichen Tapferkeit und Kraft, und die Geſchichte wird zur Poeſie, welche die Paladine umleuchtet, wenn ſie, hoch zu Roß in ſtrahlender Rüſtung, mit dem Schwerte in der Fauſt, den ritterlichen Muſelmann aufſuchen, und durch die Großthaten ihres Armes Ruhm auf Erden und Seligkeit im Jenſeits erſtreben.

Aber Alles dieſes ſollte ſich ändern, als im Innern der Städte ſich Handel, Induſtrie, Wohlſtand und Bürgerſinn entwickelten, und der Bürger ſeine Exiſtenz mit den Waffen zu vertheidigen genöthigt war. Da entſtand das Fußheer, welches kühn den Kampf gegen die geharniſchten Ritter aufnahm. Die Schweizer in ihren Bergen, die Bürger der italiäniſchen und deutſchen Städte hinter ihren Mauern, und die der holländiſchen hinter ihren Dämmen, begründeten die Fußheere und verſchafften ihnen eine Bedeutung, die mit der Zeit nur wachſen mußte. Die große Erfindung des Schießpulvers mußte demſelben Zwecke mächtig dienen. Der Panzer wurde jetzt nicht nur nutzlos, ſondern ſogar gefährlich. Unbedeckt, unbeſchwert von dem läſtigen Gewichte der Eiſenkleidung, ſchritt man zum Kampfe, und Einſicht, überlegte Kunſt trat an die Stelle der phyſiſchen Kraft. Die Städte verwandelten ihre gezackten Ringmauern in Erdwälle mit eckigen Baſtionen, und die moderne Befeſtigungskunſt entſtand.

In den Freiheitskämpfen der tapfern Holländer gegen Philipp II., unter Leitung der drei großen Oranier, erwachte wiederum die wahre Kunſt der Kriegführung. Aber es war eine zaghafte, in der Freiheit der Bewegung gefeſſelte, die wenig gemein hatte mit jener Kunſt eines Hannibal und Cäſar. Der Krieg heftete ſich an einzelne befeſtigte Plätze, die mit Wällen und geſchickt angelegten Baſtionen wohl geſchützt waren, und blieb dort wie gefeſſelt. Man rückte vor den Platz, ſchloß ihn ein, ſchützte ſich durch Schanzen vor den Ausfällen der Belagerten und durch äußere Schanzlinien vor den Entſatzverſuchen der Feinde und ſicherte ſich die Zufuhr von Lebensmitteln, während der Feind ſeinerſeits bemüht war, dieſelbe dem Belagerer abzuſchneiden, oder ihn von ſeinem Unternehmen abzulenken. Das war das ganze Gebiet, auf dem ſich die damalige Kriegführung bewegte. Nichts ſah man von großen Bewegungen, noch von entſcheidenden Schlachten, ſo daß während des ganzen Krieges, von der Unabhängigkeits-Erklärung im Jahre 1579 bis zur Anerkennung im Weſtfäliſchen Frieden, im Jahre 1648, höchſtens fünf oder ſechs nennenswerthe Schlachten vorfielen, dagegen hundert größere oder kleinere Belagerungen. Denn die Holländer hatten das Meer frei; und weil ſie ſich ſicher fühlten, und in Ruhe die zur Bezahlung ihrer Truppen nöthigen Geldmittel erwerben konnten, ſo ließen ſie ſich Zeit und unterſtützten, ja riefen faſt hervor jene mit ſo großem Rechte geprieſene Standhaftigkeit der Oranier.

Eine neue Entwickelung erhielt das Fußheer in den Kämpfen des dreißigjährigen Krieges. Guſtav Adolf, mit Recht ein volksthümlicher Held, gab nach den Oraniern der modernen militairiſchen Kunſt den mächtigſten Antrieb zum Fortſchritt. Da er einen Krieg gegen den König von Polen unternahm, deſſen Hauptſtärke in der Reiterei beſtand, ſo verwandte er ſeine ganze Geiſteskraft und Sorgfalt auf eine tüchtige Einrichtung ſeines Fußheeres. Die damalige Infanterie war im Grunde die alte macedoniſche Phalanx mit ihrer tiefen und dichten Aufſtellung von Pikenträgern, nur daß ſie in der Fronte und auf den Flügeln durch einige Musketiere geſchützt war. Dieſe Phalanx war aber zu ungelenk und unbeholfen, und Guſtav Adolf bemühte ſich daher aus allen Kräften, ſie zu verbeſſern. Er miſchte, ſo weit es nur möglich war, Füſiliere unter die Pikenträger, ließ jede Art von Rüſtung verſchwinden, die vor der Kugel unnütz war, ſuchte der Truppe eine größere Beweglichkeit zu geben, vermehrte die Artillerie und bemühte ſich, auch ſie beweglicher zu machen. Wiewohl dieſe Verbeſſerungen noch weit entfernt waren, den Triumph der Infanterie über alle anderen Truppengattungen zu vollenden, ſo war doch ihnen allein ſchon die Beſiegung der Polen zuzuſchreiben, und als der muthige König von den Proteſtanten nach Deutſchland gerufen wurde, unternahm er kühn den Kampf gegen einen Tilly und Wallenſtein. Doch merkwürdig iſt es, und beweiſt den langſamen Fortſchritt zu dem ſogenannten großen Kriege: jener Held, einer der kraftvollſten und tapferſten Sterblichen, die Gott der Welt geſchenkt, zeigte in ſeinen Bewegungen eine außerordentliche Unentſchiedenheit und Zaghaftigkeit. Wie er es von den Oraniern gelernt, hielt er ſich bei den einzelnen Plätzen auf, wollte die Küſten der Oſtſee nicht eher verlaſſen, als bis er alle Feſtungen an dem Strande und der Oder erobert, und weil der Kurfürſt von Sachſen ihm nicht Wittenberg übergeben wollte, um über die Elbe zu ſetzen, ſo ließ er unter ſeinen Augen Tilly Magdeburg nehmen und an der Stadt ſeine ſchaudervolle Henkerthat vollziehen. Als er mit ſeinem erprobten Fußheere ſeinen großen Sieg in der Leipziger Ebene über Tilly davongetragen und das Haus Oeſterreich zu ſeinen Füßen lag, rieth ihm Oxenſtierna, kühner als ſein König, auf's eifrigſte, geradewegs auf Wien loszugehen und den Krieg mit Einem Schlage zu beenden. Doch er zog es vor, zuerſt ſeinen Einzug in Frankfurt zu halten, verbrachte ein Jahr nutzlos in Bayern auf zielloſen Märſchen, dann einige Monate, um Nürnberg gegen Wallenſtein zu ſchützen, folgte ihm dann nach Lützen, wo er faſt wider Willen die zweite große Schlacht in dieſer berühmten Ebene lieferte, in der er, wie Epaminondas, im Schoße des Sieges ſtarb. Nichtsdeſtoweniger würde man irren, wollte man einer perſönlichen Furchtſamkeit das Zaghafte, Unſichere und Zielloſe ſeiner Bewegungen zuſchreiben. Nicht er war zaghaft, ſondern die Kunſt. Doch bald ſollte dieſe einen andern Gang nehmen und eine Revolution erfahren, deren erſter Akt in Frankreich ſich durch Condé, Turenne und Vauban entwickelt; ihr zweiter Akt hat Preußen zum Schauplatz unter Friedrich dem Großen; der dritte endlich und letzte beginnt wieder in Frankreich und wird durch Napoleon herbeigeführt.

In Wahrheit, jene Kriegskunſt, die ſich darauf beſchränkte, ſich um einen befeſtigten Platz herumzudrehen, um ihn zu nehmen, oder zu entſetzen, glich einem Vogel, der durch einen Faden feſtgehalten wird und weder im Laufe, noch im Fluge, im Stande iſt, ſein Ziel zu erreichen. Vauban, der ſie aus der Hand der Holländer empfangen, hatte ſie auf einen ſelbſt in unſerm Jahrhundert unerreichten Gipfel der Vollendung geführt. Doch war damit die alte Feſſel nicht gelöſt. Da wagte es im

Digitized by Google

Jahre 1643 ein junger franzöſiſcher Prinz, durch ſeine Geburt über peinliche Rechenſchafts-Ablegung erhaben, aus Ueberdruß an der zu zagen, methodiſchen Kriegführung der Oranier, wobei man eine entſcheidende Schlacht nur im letzten Nothfalle wagte, kühn aus dem Bannkreiſe heraus zu treten, worin das Genie des Feldherrn eingeſchloſſen ſchien. Es war der erſte Oberbefehl, der ihm anvertraut war. Dennoch verwarf er dreiſt die Anſichten ſeiner Kriegsräthe, die der König ihm zur Seite geſtellt hatte, um den feurigen Geiſt zu zügeln, beſetzte ein Defilée, welches in die Ebene von Rocroy führte, brach im Angeſichte eines tapfern und erprobten Feindes kühn daraus hervor, griff ihn auf beiden Flügeln zugleich an, die nach der damaligen Methode ſtets aus Reiterei beſtanden, zerſprengte ſie, warf ſich dann auf das Fußheer, das im Centrum feſt wie eine Citadelle ſtand, griff es mit Kanonen an und vernichtete es. Dies war der letzte Tag der ſo berühmten ſpaniſchen Infanterie. Zwar änderte Condé nichts an der Art, zu Werke zu gehen, welche ganz dieſelbe war, wie bei Pharſalus und Arbela; aber der Entſchluß, eine Schlacht zu liefern und unmittelbar auf das Ziel des Krieges loszugehen, das war das Neue und Bedeutende an jenem Tage. So ward Condé der verwegene Condé. Bei Freiburg verachtete er die Schwierigkeit des Terrains; bei Nördlingen war ein Flügel ſeines Heeres ſchon geſchlagen, ſein Centrum heftig angegriffen; doch ſiegte er, wie gewöhnlich, durch beharrliche Kühnheit. Eine glückliche Miſchung von Kühnheit und Scharfblick machte ihn zum größten Meiſter auf dem Schlachtfelde, den man bis dahin geſehen.

Ihm zur Seite bildete ſich das große Talent ſeines künftigen Nebenbuhlers aus. Es war Turenne, weniger kühn auf dem Schlachtfelde, aber kühner und planvoller in ſeinen Bewegungen und in den Entwürfen ſeiner Feldzüge. Anfangs mit undankbaren Aufgaben betraut, wobei er mit unzureichenden Streitkräften einem überlegenen Feinde die Spitze zu bieten hatte, ſah man ihn nichtsdeſtoweniger Märſche von unglaublicher Kühnheit bewerkſtelligen. Bewunderungswürdig war es, wie er im Jahre 1674 den Schein zu erwecken wußte, als bräche am Ende eines Feldzuges ſein Heer vor völliger Ermüdung zuſammen, plötzlich aber aus ſeinen Cantonirungen hervorſtürmte, ſich unvermuthet auf die Winterquartiere des Feindes ſtürzte, ihn bei Sinzheim in die Flucht trieb und über die Gränzen zurückwarf. Nach dieſen beiden berühmten Feldherren blieb die Kriegskunſt lange Zeit ſtehen, taſtete ängſtlich noch bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts umher, bis ein gewaltiger Krieg ſie jener Entwickelungsſtufe entgegenführte, die man wahrhaft den großen Krieg nennen kann.

## Italien.

### Der Tod der italiäniſchen Offiziere Emil und Alfred Savio.

Daß zwei junge Hauptleute, der eine vor den Wällen von Ancona, der andere vor Gaeta, von der Artillerie des Königs Victor Emanuel, im Dienſte ihres Kriegsherrn den Tod fanden, dürfte eigentlich kein ſo bedeutendes Ereigniß ſein, um in den ernſten Spalten des „Magazin für die Literatur des Auslandes“ eine beſondere Stelle zu finden; dennoch laſſen ſich daran nicht unbedeutende ſociale und literariſche Bemerkungen knüpfen. Der ſchnell auf einander folgende Helden-Tod dieſer jungen Leute erregte in ihrer Vaterſtadt Turin ſolche Theilnahme, daß ſofort 145 Freunde derſelben und deren Eltern zuſammentraten, um zum Andenken der ehrenvoll Gefallenen eine Medaille prägen zu laſſen, nach deren Anfertigung Jeder mit ihr die vorliegende Denkſchrift * erhielt, die nur in ſo vielen Exemplaren abgedruckt ward, als daran Theil genommen hatten, daher auch der Name jedes Eigenthümers beſonders jedem Exemplare aufgedruckt iſt. Die Leitung dieſer Angelegenheit der Pietät für die beiden Eltern, hatte ein Ausſchuß übernommen, unter dem ſich der Ritter Caſſina, der Herzog Caballino, der Major Ritter Conti, der Marcheſe Monticelli, der durch ſeine 11jährige Gefangenſchaft in Neapel bekannte Baron Poërio, befinden, ſowie der Ritter Selmi, der Verfaſſer dieſer Trauer-Denkſchrift, ein ausgezeichneter Profeſſor der angewandten Chemie, bekannt durch mehrere Schriften, jetzt Beamter im Miniſterium des öffentlichen Unterrichts.

Wir finden hier die von Vaterlands-Liebe begeiſterte Geſchichte des kurzen Lebenslaufes der beiden Brüder, Söhne würdiger Eltern. Der Vater, reicher Gutsbeſitzer und ſehr tüchtiger Beamter im Miniſterium des königlichen Hauſes, Andreas Savio, und die Mutter, Olimpia Roſſi, eine achtbare Hausfrau im vollſten Sinne des Wortes, iſt zugleich eine ſehr geachtete Dichterin und Schriftſtellerin. Nach dortiger Landesſitte iſt der ganze Tag der Arbeit gewidmet, da man erſt um 6 Uhr Abends zu Mittag ißt; wie Schiller ſagt: „Tages Arbeit, Abends Gäſte,“ ſo verſammelten ſich auch in dieſem Hauſe gleichgeſinnte Herren und Frauen, von gleicher Bildung, Profeſſoren und Herzöge, Grafen und Schriftſteller, nicht zu beſtimmten Geſellſchaften, ſondern, wenn ſie Zeit hatten, heute zwei oder drei, morgen zehn oder zwölf, ſo daß von Whiſt-Partieen oder anderem ſogenannten Zeitvertreib nicht die Rede war, da der Geiſt hinreichende Beſchäftigung in ſolcher Geſellſchaft hat. Die unter ſolchen Verhältniſſen aufwachſenden Kinder konnten daher der vortheilhafteſten Rückwirkung nicht entgehen. Die beiden Brüder, von denen hier die Rede iſt, waren in den Jahren 1837 und 1838 geboren; eine Tochter, körperlich und geiſtig ausgezeichnet begabt, wird, unter ſolchen Verhältniſſen aufgewachſen, einſt ihren Mann ſehr glücklich machen; der jüngſte Sohn, ein fleißiger Student, zieht natürlich das Leben in einem ſolchen elterlichen Hauſe der Bierbank, oder der Weinſtube fideler Burſchen vor. Die beiden älteſten Söhne, gewöhnt, in den geſelligen häuslichen Kreiſen von der Nothwendigkeit, das Vaterland von fremdem Einfluſſe frei zu halten, und von den unzähligen Opfern zu hören, die durch dieſes Streben auf das Blutgerüſte, oder in harten Kerker gebracht wurden, fühlten ſich gedrängt, ſich dem Handwerke der Waffen zu widmen. Nachdem ſie ihre Gymnaſialbildung vollendet hatten, traten ſie in die Militair-Akademie ein, in welcher die Eltern auf ihre Koſten dieſe beiden jungen Leute ausbilden ließen. Hier iſt für Alle das höchſte Streben, in der Artillerie, oder in dem Genie-Corps angeſtellt zu werden, da die gelehrten Waffen in der höchſten Achtung ſtehen, weshalb auch die vornehmſten und reichſten jungen Leute nach dieſer Ehre vorzüglich ſtreben, und auch meiſt dies Ziel erreichen, da ſie die meiſten Mittel haben, ſich die erforderlichen Kenntniſſe zu erwerben; daher hier der Artillerie-Offizier in demſelben Anſehen ſteht, wie anderwärts der Garde-Offizier. Die beiden Brüder Savio erreichten dies Ziel, und wurden beide Artillerie-Offiziere, als der Krieg in der Krim beendet war, ſo daß ſie zu Ober-Lieutenants befördert wurden, als das öſterreichiſche Heer 1859 über den Teſſin einfiel.

Der Verfaſſer erzählt die Theilnahme der beiden Brüder an den blutigen Schlachten des Feldzuges von 1859; wie der älteſte, Emil, bei Torbigo mit ſeiner Batterie über den Teſſin ging, und an der Schlacht bei Magenta Theil nahm, während der jüngere, Alfred, bei einer Feſtungs-Batterie zu Caſale den Angriff der Oeſterreicher erwartet hatte. An der Schlacht von Solferino und St. Martino nahmen Beide Theil, und erzählt der Verfaſſer, daß eine Kanonenkugel den Protzkaſten einer Kanone neben dem jüngeren Bruder mitten durchbohrte, und auf der entgegengeſetzten Seite das Rad zerſtörte, ohne daß — ein höchſt ſeltener Fall — eine Exploſion erfolgte. Beide Brüder waren hierauf bei der Belagerung von Peſchiera thätig, als der jedem Italiäner traurige Friedensſchluß von Villafranca erfolgte. Beide kamen mit dem Hauptmanns-Range zurück. Den älteren, Emil, läßt der Verfaſſer mit Ernſt von der Vergangenheit erzählen, während der jüngere ſeiner Mutter die nächſte Zukunft phantaſiereich vorhielt.

Die Ruhe war für Beide nicht von langer Dauer; der franzöſiſche fromme Graf Lamoricière und der vielleicht noch frömmere belgiſche Prälat, Graf Merode, hatten durch Peterspfennige und Wunder-Medaillen der unbefleckten Empfängniß für den Stellvertreter Gottes auf Erden Kreuzfahrer zuſammengebracht, welche das verlorene Bologna u. ſ. w. für den heiligen Stuhl wieder zurück erobern wollten, in dem Glauben, daß ſie der Vortrupp von 200 Millionen Katholiken wären. Die beiden Brüder Savio zogen daher wieder für Italiens Unabhängigkeit von fremdem Einfluſſe ins Feld, und Lamoricière floh bald mit ſeiner Glaubens-Armee von Caſtelfidardo nach Ancona. Hier richtete der jüngere der Gebrüder Savio ſeine Batterie auf die hohen Wälle von Ancona, als ihm von dort eine Kanonenkugel den rechten Schenkel abriß. Standhaft hielt er die Amputation aus; ſein poetiſches Gemüth tröſtete ſich über das Ende ſeiner militairiſchen Laufbahn damit, daß er auf ſeinem Landgute ſich mit den Wiſſenſchaften beſchäftigen werde; doch Heilung war unmöglich, er ſtarb, wie ein alter Soldat, mit dem Wunſche für Italiens Einheit!

Unterdeß war Emil mit ſeiner Batterie nach Neapel befehligt worden, am Volturno mußte er, mit dem Wagehalſe Garibaldi bei einer Recognoſcirung überfallen, ſich mit dem Säbel durchſchlagen; in der Schlacht bei St. Maria trug er dadurch zur Rettung Garibaldi's bei, daß er durch ſeine Artilleriſten Kanonen und Lavetten auf eine Höhe tragen ließ. Während der Belagerung von Capua erhielt er die Nachricht von dem

* Compianto sulla tomba di Emilio e Alfredo Savio, caduti nelle battaglie italiche, degli anni 1860 e 1861, alla famiglia diserta gli amici. Torino, 1862. Tip. Paravia

Digitized by Google

Tode ſeines Bruders; er glaubte, dieſer würde ſein Schutzgeiſt ſein, fuhr wie gewöhnlich fort, an der gefährlichſten Stelle, bei den Kapuzinern, ſelbſt ſeine Kanonen zu richten, wobei ihm eine feindliche Kanonenkugel bei der Schläfe den Kopf zerriß.

Die Regierung erkannte die Tapferkeit der beiden Brüder durch Ertheilung der dießfalſigen Medaillen an; Garibaldi ſchrieb einen Brief an die untröſtliche Mutter am 27. April 1861. Graf Tullio Dandolo, ein treuer Hausfreund, der bekannte Verfaſſer mehrerer geſchichtlichen Werke, ließ in Mailand ein öffentliches, feierliches Todten-Amt halten, und die oben erwähnte Ehren-Medaille anfertigen; eine treffliche Arbeit des Ritters Thermignon zu Turin zeigt auf der einen Seite das wohlgetroffene Bildniß mit der Inſchrift: „Dem Alfred Savio, gefallen bei Ancona den 28. September 1860"; auf der andern: „und ſeinem Bruder Emil, gefallen vor Gaeta den 22. Januar 1861, deren Freunde." Beide Köpfe ſind nicht, wie auf Denkmünzen gewöhnlich, im Profil, ſondern ſehr kunſtvoll en face dargeſtellt.

Als Anhang zu dem vorliegenden Lebensbilde dieſes edlen Brüder-Paares folgt ein treffliches Gedicht von dem Major Conti, Abgeordneten zum Parlamente, womit die erwähnte Denkmünze der trauernden Familie überreicht ward; ferner ein Trauergeſang von der bedeutendſten jetzt lebenden italiäniſchen Dichterin, Laura Beatrice Mancini-Oliva, der Gemahlin des auch in Deutſchland wohlbekannten Rechts-Gelehrten und Abgeordneten Mancini aus Neapel, der auch einſt Miniſter des öffentlichen Unterrichts war; ferner ein Gedicht von dem Profeſſor Manenci; ſodann ein franzöſiſches Gedicht von der Frau Olympia Caſſina-Dentis, der Gemahlin des obengenannten Ritters Caſſina, die eine ausgezeichnete Meiſterin auf dem Flügel iſt; ferner ein Gedicht von der jetzigen erſten Improviſatrice Italiens, der lieblichen Giannina Milli; endlich ein Gedicht an die trauernde Mutter von der Gräfin Angelina Palli de Bartolomei, u. a. m. Vor kurzem hat der König, um die Familie einigermaßen zu tröſten, dem Vater, Herrn Savio, den Titel Baron ertheilt.

Neigebaur.

## Nord-Amerika.

### Typen der amerikaniſchen Geſellſchaft.

#### Unangenehme Leute.

Die Yankees ſtehen bekanntlich nicht in dem Rufe, ein beſonders angenehmes und liebenswürdiges Volk zu ſein. Selbſt noch in den Zeiten, als die Union in voller Kraft beſtand, und ſie unter uns zahlreiche Freunde und Bewunderer zählte, waren die Portraits, die man von ihren Bürgern machte, nicht gerade ſchmeichelhaft; ſeitdem aber hat ſich die Sache noch verſchlimmert — denn es braucht Jemandem nur ſchlecht zu gehen, ſo wird er ſchon Leute finden, welche ihm die Wahrheit in's Geſicht ſagen. „Die Yankees ſind ein höchſt aufgeblaſenes, impertinentes und widerwärtiges Volk." Wir brauchen das Sündenregiſter, das jetzt in allen Blättern und Zeitungen zu leſen iſt, nicht erſt des Näheren zu erörtern.

Es muß indeß doch auch in Amerika noch Grad-Unterſchiede zwiſchen unangenehmen und noch unangenehmeren Yankees geben: denn in einem Hefte des Atlantic Monthly, das uns vorliegt, hat ein geiſtreicher Amerikaner einen Aufſatz veröffentlicht, der „über unangenehme Leute" (concerning disagreable people) handelt. Man kann aus dieſem Titel ſchon ſchließen, daß der Verfaſſer ſich für einen angenehmen Mann hält, und daß es ferner, ſeiner Meinung nach, noch andere angenehme Yankees geben muß, weil er ſeinen Leſern zutraut, daß ſie dieſe philoſophiſchen Discuſſionen, die einigermaßen an Bogumil Goltz gemahnen, ohne ſich zu ärgern leſen werden.

Was nun das Angenehm- oder Unangenehmſein betrifft, ſo iſt dies freilich ein verzweifelt dehnbarer Begriff, über welchen verſchiedene Nationen ſchwerlich mit einander übereinkommen werden. Was iſt unangenehm? das, was man nicht — wie der techniſche Ausdruck lautet — gut verkaufen kann? welch liebenswürdiges, charmantes Volk die Franzoſen — und doch für den Engländer very disagreable people — welch gelehrte, tiefſinnige, weiſe Nation die Deutſchen — und doch reine Brechpulver für die civiliſirten Nationen des Oſtens und Südoſtens — welch gewecktes, geiſtreiches Völkchen die Berliner — und doch — welch ein Gräuel für den höheren Schwaben und Bayern! — Wir könnten der Beiſpiele noch viele anführen, aus denen die Wahrheit des Sprichwortes: „similis simili gaudet" — „Gleich und Gleich geſellt ſich gern" — oder „Jedem Narren gefällt ſeine Kappe" hervorgehen dürfte; wir wollen aber hier nur den Standpunkt markiren, von dem wir unſere Perſpective genommen haben. Es giebt eine große Anzahl Leute, welche, mit feinen Nerven und ſtarkem Geruchſinne begabt, eine ungemeine Virtuoſität entwickeln, das Unangenehme an Anderen herauszufinden — und gerade dieſe Naturen, die überall hin ihr Naſenrümpfen, ihre penible, grätige Kritik mitbringen, ſind nicht beſonders angenehm.

Unſer amerikaniſcher Sittenrichter weiſt ſich gleich im Eingange ſeines Aufſatzes als ein echter Yankee aus. Man bewundert dieſe Klarheit, dieſes Talent, mit welchem er einen groben Kontraſt aufgreift, um uns den Unterſchied von Angenehm und Unangenehm recht anſchaulich zu machen, aber bei Alledem macht es doch keinen angenehmen Eindruck, den Gedanken auf dieſe Weiſe ausgeſchlachtet und anatomiſch zerlegt zu ſehen. Die amerikaniſchen Schriftſteller ſchreiben meiſt ſo, als ob ſie zu einem Straßenpublikum ſprächen, dem ſie jeden Gedanken klein gekaut und mit gehöriger Würze verſehen in den Mund ſtecken müßten, und thun daher in ihrem Streben nach Deutlichkeit oft zu viel. Man kann ſich einigermaßen verletzt darüber fühlen, daß man anſcheinend für ſo gar ſchwer begreifend und langſamen Geiſtes gehalten wird.

„Es iſt unzweifelhaft, ſelbſt für den Vorurtheilsvollſten, daß Mörder, Seeräuber, Sklavenhändler und Diebe unangenehm ſind. Der Halsabſchneider, der Giftmiſcher, der kriechende Schurke, der hinter einer Hecke hervor ſeinen Gutsherrn todt ſchießt, ſind ohne Zweifel unangenehme Leute — ſo höchſt unangenehm, daß die allgemeine Uebereinſtimmung des Menſchengeſchlechts ſie in unſerem Lande vermittelſt eines Halsbandes von der menſchlichen Geſellſchaft ausſchließt. Aber unangenehm iſt ein zu mildes Wort. Solche Leute ſind Alles das und noch bedeutend mehr."......

Unſer Autor befindet ſich in ſeinem Klimax, wenigſtens was den Sinn des Wortes angenehm im vorliegenden Falle betrifft, einigermaßen auf dem Irrwege. Es iſt richtig, daß der Dieb für den, welchem er ſeine Börſe entwendet, ein unangenehmer Menſch iſt; ebenſo der Mörder für den, dem er den Hals abſchneidet u. ſ. w., aber wer ſagt denn, daß alle dieſe Leute, was die Art von Unangenehmheit betrifft, die hier in Frage kommt, ſchlechterdings geſellſchaftlich einen ſchlechten Eindruck machen müſſen? Wir berufen uns nicht auf die edlen, ritterlichen und liebenswürdigen Räuber und Mörder, welche der dichtenden Phantaſie ihren Urſprung verdanken, wie Karl Moor, Rinaldo Rinaldini, Fra Diavolo ꝛc.; wir machen nur kurz darauf aufmerkſam, daß zur Ausübung mehrerer Künſte und Wiſſenſchaften, deren höhere Grade in Zuchthäuſern und dergleichen Prytaneen ertheilt werden, gerade die perſönliche Liebenswürdigkeit und höchſt angenehme Umgangsformen zu den Haupterforderniſſen gehören. Mag dieſe Liebenswürdigkeit, dieſe Kunſt des Umgangs auch Lug und Trug und bloße Maske ſein, zur Sache thut dies hier gar nichts, weil das punctum saliens ja gerade in dem Formalen liegt. Denn umgekehrt können ja höchſt brave und achtungswerthe Menſchen ſehr unangenehm ſein und es iſt einleuchtend, daß die Begriffe Angenehm und Unangenehm, ſowie andererſeits Gut und Böſe zu einander in keinem ganz rationellen Verhältniſſe ſtehen.

Doch hören wir weiter:

„Ich nehme es für ausgemacht an, daß alle denkenden Menſchen zugeben werden, daß es in dieſer Welt unangenehme Leute giebt..... Es giebt verſchiedene, mehr oder minder wichtige Kriterien, welche das ganze Menſchenvolk zur Rechten und zur Linken ſtellen. Eine gewöhnliche Eintheilung iſt in Reiche und Arme. Thomas Paine leugnete mit großer Heftigkeit die Richtigkeit dieſer Klaſſificirung und erklärte, die einzig richtige ſei die in Männer und Weiber. Ich habe eine Geſchichte geleſen, deren Verfaſſer ſeine Klaſſificirung für die intereſſanteſte und gründlichſte Eintheilung unſeres Geſchlechtes hielt: in Gehängte und Ungehängte. Er gehörte natürlich zur zweiten Gattung. Doch wir Alle, mehr oder minder, glauben und handeln danach, daß alle menſchlichen Weſen in angenehme und unangenehme zerfallen."

Nun Jeder nach ſeinem Geſchmacke — der Verf. fährt fort, über ſein Thema zu philoſophiren und ſeine Menſchenkenntniß zu entwickeln, vor der wir alle Achtung haben. Gerade Neues iſt nicht darin; ein altes Thema, deſſen Moral ſein dürfte, daß der Menſch im Großen und Ganzen unter allen Himmelsſtrichen, unter allen Regierungs- und Staatsformen ſich weſentlich gleich bleibt.

Weiterhin kommt der Verfaſſer dazu, die unangenehmen Leute näher zu ſpezialiſiren, und hier bekommen wir amerikaniſchen Boden unter die Füße. Es iſt mit dem disagreable people, wie mit den Käfern und Schmetterlingen und ſonſtigem Gethier. Der amerikaniſche Boden nährt einige Species, welche der alten Welt fehlen, während er umgekehrt anderer ermangelt, welche die europäiſche Fauna in beſonders reicher Auswahl bietet. Der Autor ſpricht mit beſonderer Ausführlichkeit von den

Digitized by Google

„religiös“ unangenehmen Leuten. Es ſcheint daher, daß das amerikaniſche Chriſtenthum — wenn wir es nicht andersher zur Genüge wüßten — manche eigenthümliche Bildungen begünſtigt, die nicht nach Jedermanns Geſchmack ſind.

„Wir Alle kennen die Sorte Ding, welche von den Leuten gemeint wird, die von „robuſtem Chriſtenthume“ (Muscular Christianity) ſprechen. Es iſt gewiß eine edle und herrliche Sache, dem Volke begreiflich zu machen, daß ein guter Chriſt kein Muff (Mucker) zu ſein braucht. Es iſt eine ſchöne Sache, darzuthun, daß Männlichkeit und Keckheit (dash) mit Sittenreinheit und aufrichtiger Frömmigkeit beſtehen können. Es iſt eine ſchöne Sache, jungen Leuten beizubringen, daß im Schlechtſein nichts Schönes und Männliches, und im Gutſein nichts Unmännliches liegt.... Es iſt eine herrliche Combination, wenn ſich Strammheit und Muth im höchſten Grade mit unaffektirter und ernſter Rückſicht auf Religion und religiöſe Pflichten — mit Einem Worte, wenn ſich Strammheit (muscularity) mit Religion vereint. Der Menſch beſteht aus Leib und Seele; und Beides würde in idealer Vollkommenheit ſein, wenn die Seele entſchieden „chriſtlich“ und der Leib entſchieden „muskulös“ wäre!“

Nicht der Gedanke ſelbſt, wohl aber die Ausdrucksweiſe, in der er auftritt, hat etwas ganz ſpecifiſch Amerikaniſches, und führt uns ſofort die Entſtehung dieſer „Muskuloſität“ vor Augen, die jedenfalls durch eine Reaction der angebornen robuſten Natur gegen den neuengliſchen Puritanismus und ſeine heilige Duckmäuſerei angebahnt worden iſt. Wir würden hier von einer Harmonie der Seele und des Leibes ſprechen; ein ideal verſchwommener Begriff, wie Harmonie, exiſtirt aber für den Yankee nicht; es kommt zu ſeinem puritaniſch — vielfach äußerlichen — Chriſtenthum der ganz roh gedachte Begriff „Muskuloſität,“ der von Klopffechtern, Raufbolden und anderen Männern der phyſiſchen Kraft abſtrahirt iſt, hinzu, und der vollkommene Menſch iſt fertig.

„Aber es giebt Leute, deren Bewunderung der „Muskuloſität“ ſehr groß, deren Rückſicht auf das Chriſtenthum dagegen ſehr gering iſt. Sie werden von der Keckheit und dem Schimmer phyſiſcher Stärke ganz eingenommen und ſind völlig zufrieden, ſie ohne alles Chriſtenthum und ſelbſt ohne die allergewöhnlichſte Sittlichkeit und Zucht hinzunehmen. Sie ſcheinen in der That zu glauben, daß Charaktergröße noch wächſt durch die Vereinigung von gänzlicher Schuftigkeit mit hohen phyſiſchen Eigenſchaften: als ihr Evangelium mag in Kürze die „unchriſtliche Muskuloſität“ bezeichnet werden. Man findet unterſchiedliche Bücher, in welchen der Held ein ſolcher Menſch iſt. Während der Verfaſſer des Buches freimüthig geſteht, daß er, nach der ſtrengen Moral, ein ungemein ſchlechter Menſch iſt, berichtet er doch ſeine Thaten mit ſolchem offenbaren Wohlbehagen und ſo vieler Sympathie, und giebt ſich ſo viele Mühe, ihn herauszuſtreichen und als angenehm hinzuſtellen, er erzählt mit ſolcher Billigung von der Bewunderung, welche hohlköpfige Dummjane für ihn äußern, wenn er mit ſeinem Pferde über einen höchſt gefährlichen Zaun geſetzt iſt, oder irgend einen groben Farmer weidlich durchgeprügelt hat, daß zu unſerm Mißbehagen klar wird, was ſich der Mann als Ideal eines großen und impoſanten Charakters vorſtellt.

„Man kennt die Art Menſch, welche der Held einiger Novellen iſt — der muskulöſe Hallunke — man wird ſich erinnern, welches ſeine unfehlbare Charakteriſtik iſt. Er hat einen gewaltigen Bruſtkaſten; rieſige Arme und ſtarke Glieder — verknotete Muskeln — er hat eine lachende Verachtung (der Himmel weiß, warum) für gewöhnliche Sterbliche. Er wird ſtets roth und braun vor Wuth und brutaliſirt ſchwächere Leute. Bei ſolchen Gelegenheiten mag man bemerken, wie ſeine Lippen ſich zu einem grinſenden Hohne verziehen. Er iſt Verführer und Lügner; er hat verſchiedene Frauen in’s Elend gebracht, und hatte beſondere Gelegenheit, mit der Fäulniß der menſchlichen Geſellſchaft bekannt zu werden. Gelegentlich äußert er in höchſt profaner, wenn nicht gottesläſterlicher Sprache eine momentane Reue, daß er Andern ſo viel Unrecht zugefügt. — Natürlich bezahlt er die Handelsleute, die ihm ſeine Bedürfniſſe liefern, niemals. Er kann eine enorme Quantität Wein trinken, ohne betrunken zu werden. Er ſieht mit ſouveräner Verachtung auf göttliche und menſchliche Geſetze herab, als ſeien ſie nur für Weſen niederer Gattung gemacht.“

Man wird ſich erinnern, daß in Deutſchland früher ganz ähnliche Klagen gegen die Romanſchreiber laut geworden, welche in ähnlicher Weiſe die Roheit und das Verbrechen idealiſirten. Die ganze Gattung der edlen Räuber, Banditen und theilweiſe auch der Ritter von Spieß, Leibrock und Conſorten gehört in dieſe Kategorie, und ſie iſt eigentlich zu jeder Zeit vorhanden geweſen. Denn es giebt unter allen Völkern aller Zeiten bis heutigen Tages einen Naturcultus der Rohheit und Barbarei, der ſtets davon Zeugniß giebt, welcher Fond von ungebändigter Kraft und Rohheit noch in der Maſſe lebt. Es iſt die Freude an dem Bewußtſein, den ſouveränen Herrn und Meiſter zu ſpielen, in welches ſich gerade der körperlich Schwächſte und in der Geſellſchaft Gefeſſelte am liebſten hineinträumt, und deshalb dieſen Büchern eine beſondere Vorliebe widmet. Man weiß auch z. B., daß gerade Leute aus dem Volke, in deren Intereſſe es durchaus nicht läge, die rohen Streiche übermüthiger Junker, Studenten u. ſ. w. beſonders zu verherrlichen, davon mit beſonderem Wohlgefallen und großer Bewunderung reden — „Ein verfl..... Kerl!“ welch’ hoher Lobſpruch! — So ein verfl..... Kerl zu werden, wäre der höchſte Ehrgeiz ihres Lebens, und ſie ſchwärmen dafür, wie der Ladendiener Weinbeerl in Neſtroy’s vielbelachter Poſſe „Einen Jux will er ſich machen“ für dieſen Gedanken ſchwärmt. Es iſt eine rieſige Dummheit — aber ſie iſt unleugbar vorhanden: Alle verſetzen ſich im Geiſte in die Rolle des Tyrannen, des Bramarbas, des Herodes — und Keiner in die weit näher liegende Stellung deſſen, der brutaliſirt wird.

Es iſt eine recht feine und artige Satyre auf die Menſchheit, daß gerade dieſer allgemeine menſchliche Typus in einer Republik, die auf allgemeine Gleichheit und die Achtung gegenſeitiger Rechte gegründet iſt, wieder auftaucht und ſich zu ſocher Vollkommenheit entwickelt. Der romantiſche Duft, der Anflug von allerlei edlen Geſinnungen und die Reminiscenzen der Ritterlichkeit, welche um den gewaltigen Räuber, Mörder und Banditen der alten Welt eine Art Nimbus verbreiten, fehlt ſeinem amerikaniſchen Bruder — dieſer iſt der rein idealiſirte Rowdy, Tabakkäuer, Branntweintrinker; der amerikaniſche Leſer bewundert die reine muscularity, die Rohheit sans phrase.

„Niemand wohl iſt unangenehmer, als ein Mann, der, während Ihr Euch mit ihm unterhaltet, Euch (Ihr merkt es wohl) innerlich einer Abſchätzung — namentlich in Bezug auf die Geſundheit Eurer doctrinären Anſichten — unterwirft, und darauf ausgeht, wenn Ihr im Unrechte ſeid, Euch zurechtzuweiſen, oder wenn Ihr Recht haben ſolltet, zu Eurem Nachtheile etwas zu erfinden, zu entſtellen. Wo Ihr je auf einen ſolchen Menſchen trefft, der Euch auf dieſe Weiſe auszuholen, Eure Schritte zu prüfen, und über Eure Rechtgläubigkeit ein Urtheil auszuſprechen trachtet, ſo habt Ihr zwei Wege, die Ihr einſchlagen könnt. Der eine iſt, Euch feſt zuzuknöpfen und auf ernſte Weiſe begreiflich zu machen, daß Ihr nicht von ihm ausſpionirt ſein wollt. Zeigt ihm, daß Ihr etwa ſeiner Zuſtimmung halber nicht Eure beſonderen Anſichten über das Papſtthum, über ſittliche Unfähigkeit, oder über den Pelagianismus und die Patripaſſianiſche Ketzerei auskramen wollte. Deutet ihm an, daß Ihr nicht angezapft ſein wollt, und Ihr mögt auf höfliche, freundliche Weiſe ihm beibringen, daß Ihr Euch keinen Pfifferling darum ſcheert, was er von Euch denke.

„Der andere Weg iſt, daß Ihr mit feierlichem Ernſte und ohne eine Miene zu verziehen, Euren Ausſpäher durch Aeußerung der allergräßlichſten Anſichten und Meinungen erſchreckt. Sagt ihm, daß Ihr nach langem Nachdenken darauf gekommen ſeid, die Wiedereinführung des Kannibalismus zu befürworten; ſagt ihm, daß ſich die Polygamie wohl würde vertheidigen laſſen; vertheidigt die Thugs und ſagt etwas zu Gunſten Mumbo Jumbo’s. Zuletzt ſagt ihm, daß Schwarz ohne Zweifel Weiß und zweimal zehn fünfzig ſei.

„Ein dritter Weg einem ſolchen Manne zu begegnen, iſt, plötzlich umzuſpringen und ihn aufzufordern, Euch eine kurze und klare Aufzählung der Anſichten zu geben, die er verdammt. Bittet ihn, Euch zu ſagen, was die theologiſchen Beſonderheiten von Bunſen (sic) ſind; und was denn im eigentlichſten Sinne Mr. Mauriee lehre. Es iſt Zehn gegen Eins zu wetten, daß er es nicht weiß.“....

„Letzthin wurde mir von einem ausgezeichneten Fremden erzählt, der aus England kam, um einen gewiſſen öffentlichen Zweck zu fördern. Zu dieſem Ende wünſchte der ausgezeichnete Mann, ſich die Sympathien einer gewiſſen kleinen Klaſſe von Religionsleuten zu erwerben. Er verſchaffte ſich die Einführung zu einer leitenden Perſönlichkeit bei denſelben — einem guten, aber ſehr dummen und eingebildeten Manne. Derſelbe ließ ſich in ein Geſpräch mit dem Fremden ein, und ſchweifte über eine Menge Gegenſtände, politiſche wie religiöſe, hin. Endlich, nach Verlauf einer Stunde, wurde der Fremde erſchreckt, indem der gute, aber dumme Menſch plötzlich ausrief: „Nun, Herr, jetzt hab’ ich Sie ’rausgerechnet; Sie taugen dazu nichts — Sie ſind ein....“ es thut nichts zur Sache, was. Es war etwas, das mit der fraglichen Sache gar nichts zu thun hatte.

„Der religiöſe Demagoge hatte den Fremden ausgehorcht und ihn nicht richtig befunden. Der religiöſe Demagoge gehörte ohne Zweifel zu einer winzigen diſſentirenden Sekte, und er unternahm die Prüfung nach ſeinem jämmerlichen kleinen Schiboleth.....“

Nachdem der Verfaſſer noch über receptive und nicht receptive Men-

Digitized by Google

ſchen geſprochen — d. h. Leute, die beim Geſpräch wirklich Acht geben, oder nicht Acht geben und demgemäß ein Verſtändniß, oder keines erlangen, kommt er auf weitere Specimina zu ſprechen, die vor Allem in Amerika gedeihen. Der Franzoſe hat den Begriff Discretion erfunden, und andere Völker haben ihn in der höheren Umgangsſprache angenommen, ohne indeſſen der Sache ſelbſt, die er ausdrückt, völlig gerecht zu werden. Discretion iſt jenes feine Unterſcheidungs-Vermögen für das augenblicklich Geeignete, Schickliche in Wort, Geberde und Handlung, das denjenigen charakteriſirt, welcher wahrhaft in das Innere der geſellſchaftlichen Bildung gedrungen iſt. Takt, Zartgefühl drückt wenigſtens einen Theil dieſes Begriffes aus. Das Beſtimmende bei der Anwendung der Discretion iſt die Achtung vor der Menſchenwürde, der Individualität Anderer; der Wille, zu ſchonen, nicht unangenehme Saiten anzuſchlagen und dem Andern unangenehme Gefühle zu ſparen. Man wird nicht ſagen können, daß ſelbſt in den ausgewählten Kreiſen der Geſellſchaft die Forderungen der Discretion, des Taktes und Zartgefühles überall gehörig erfüllt würden; denn dazu gehört eben mehr, als die Durchſchnitts-Civiliſation leiſtet; dazu gehört außer einer feinen Ausbildung des Gemüths, auch viel Aufmerkſamkeit, viel Umſicht, und namentlich das Talent, ſich in die Lage derer zu denken, mit denen man umgeht, kurz eine zarte ſubtile Beſaitung des Gemüths und eine geiſtige Beweglichkeit, wie ſie oft ganzen Nationen verſagt iſt.

Unter dieſen Letzteren ſtehen die Amerikaner unſtreitig obenan; die Anlage haben ſie von ihren angelſächſiſchen Vorfahren ſchon geerbt, aber jenſeits des Oceans unter günſtigen Einflüſſen ganz virtuos ausgebildet.

Die Indiscretion, die Unzartheit, die abſichtliche grobe Verletzung des Nächſten iſt, trotzdem ſich Amerika einer hohen Civiliſation rühmt, dort allgemeiner Ton, und, ſozuſagen, eine National-Untugend geworden. Wie viel tauſendmal iſt nicht ſchon in Journalen, in Reiſebeſchreibungen, Briefen und in jeder andern Weiſe die Zudringlichkeit, Impertinenz und Naſeweisheit der echten Yankees geſchildert und getadelt worden! — Erſt neuerdings haben wir bei Trollope ergötzliche Anekdoten darüber geleſen. — Auch unſer amerikaniſcher Autor hat dieſe Bemerkung gemacht, nur freilich daß er, in dem Volke ſelbſt ſtehend, den Fehler mehr von ſeiner allgemein menſchlichen Seite anſieht.

„Es iſt ungemein widrig, wenn ein gemeiner Kerl, den Ihr zur Noth kennt, Euch höchſt vertraulich mit Eurem Taufnamen anredet. Eine ſolche Perſonage wird gar nicht gewahr, daß er unangenehm iſt — thut noch ſo ſteif, ſo formell höflich, Ihr kommt nicht los von ihm. Es iſt unangenehm, wenn Perſonen, mit denen Ihr gar nicht wünſchet auf vertraulichem Fuße zu ſtehen, gar nicht aufhören, Fragen an Euch zu ſtellen, die Eure Privatangelegenheiten betreffen — jährliches Einkommen, Ausgaben u. dergl..... Nichts aber iſt widerwärtiger, als ein höchſt dummes und verrücktes altes Weib, welche, ſich gar nicht darum kümmernd, was ihre Meinung werth iſt, ſie mit vollem Selbſtvertrauen über viele Dinge äußert, von denen ſie ſchlechterdings gar nichts verſteht und worüber ſie auch nicht urtheilen kann. Die ſelbſtgenügſame und ſelbſtvertrauende Miene, mit der ſie über die ſchwierigſten Fragen abſpricht, und über Leute, tauſendmal geſcheidter und beſſer als ſie, ein Verdammungsurtheil fällt, iſt eine unerträglich ärgerliche Erſcheinung. Es iſt eine eigenthümliche Thatſache, daß ſolche Weiber, wie ich ſie meine, unabänderlich äußerſte Häßlichkeit mit Verächtlichthuerei und Selbſtgefälligkeit vereinen. Eine derartige Perſon zieht z. B. von Euch Erkundigungen über einen Eurer nächſten Verwandten ein — und fügt mit einem boshaften und abſcheulich häßlichen Geſichtsausdrucke hinzu, wie ſehr ſie ſich freue, zu hören, daß Euer Verwandter ſich ſo ſehr zu ſeinem Vortheile verändert habe.

Sie wiederholt den Satz mehr als einmal, wobei ſie allen Ausdruck und alle Emphaſe auf das „ſehr zu ſeinem Vortheile" legt. Natürlich muß jeder Fremde, der etwa dabei iſt, zu der Meinung kommen, Euer Vetter müſſe in früherer Zeit ein ausgemacht ſchlechter Kerl geweſen ſein.

„Es iſt kaum nöthig, unter den unangenehmen Leuten diejenigen Individuen zu erwähnen, welchen es ein Vergnügen macht, Euch zu ſagen, daß Ihr ſchlecht ausſeht — daß Ihr abnehmt, phyſiſch oder geiſtig. „Sehen Sie mal, Sie haben einige Zähne verloren, ſeitdem ich Sie zuletzt ſah" — ſagte ein Ehrenmann zu einem Fünfundſiebziger, „ich kann kein Wort von dem verſtehen, was Sie ſagen; Sie ſprechen zu undeutlich." Und ſo ſtumpfſinnig und völlig baar alles Zartgefühls war dieſer Brave, daß er, aufmerkſam gemacht auf das Unſchickliche ſeiner Worte, gar nicht begreifen konnte, was er eigentlich Unpaſſendes gethan.....

„Das ſind aber noch unſchuldige Naturen, welche eben ihre Rohheit und Unbildung entſchuldigen muß; es giebt aber Menſchen, welche aus Bosheit roh und indiscret ſind.

„Mit brennender Entrüſtung habe ich geſehen, wie ein boshaftes „Vieh" (ich meine einen Menſchen) ſein Spiel trieb mit jener ſchrecklichen Nervenreizbarkeit, die manchen Menſchen angeboren iſt. Ich habe geſehen, wie dieſes Vieh einem nervös kränklichen und furchtſamen Manne in unbeſtimmter Weiſe allerhand Unheil vor Augen brachte....... Ich wußte, daß der arme Menſch nach Hauſe kommen, über den ominöſen Ankündungen des Ungeheuers brüten, ſich hundert ſchreckliche Möglichkeiten vorſtellen und in ein Fieber vor Angſt und Aufregung hineinarbeiten würde. Ich wußte aber auch, daß der Menſch mit ſeinen vagen Verkündungen darauf rechnete, es wünſchte und ſich an dem Gedanken der langſamen Folterung ergötzte, die er dadurch bewerkſtelligte, und deshalb habe ich ihn ein Vieh genannt."

Zuletzt kommt der ſehr gläubige und chriſtliche Verfaſſer (wie es ſcheint, ein Geiſtlicher) wieder auf das Chriſtenthum zu ſprechen und behauptet als Thatſache, daß es unter den Leuten, die ſich nicht blos für fromm, ſondern für Muſter von Frömmigkeit und Chriſtlichkeit halten, ſehr unbarmherzige, unfreundliche, widerwärtige, dumme, engherzige und ſelbſtzufriedene Perſonagen gebe, was man wohl nicht leicht beſtreiten wird.

„Ich habe mehr vorſätzliche Boshaftigkeit, mehr Lügen und Schelten, mehr Klatſchſucht und Verleumdung, ſtärkere Dummheit und größere Selbſtzufriedenheit an verkehrten und querköpfigen Religionsleuten bemerkt, als an irgend einer andern Klaſſe menſchlicher Weſen. Ich kannte eine Perſon, die das Abendgebet zu einem Mittel machte, die Dienſtboten zu erboßen und zu verletzen, unter dem Vorwande, ihre Sünden zu bekennen. „Du weißeſt, o Herr, wie meine Knechte dieſen Tag zugebracht haben" — mit dieſen Worten fing das gotteslaſterliche Spottgebet eines Sonntags Abends in einem Hauſe an, das ich leicht näher bezeichnen könnte. Unter dem Vorwande, den Allmächtigen anzureden, brachte der Mann alle Vergehen und Fehler ſeiner Dienſtboten (die natürlich anweſend waren) derartig vor, daß es ihm unter anderen Umſtänden wohl ſehr übel bekommen wäre.

# Japan.

**Eine Reiſe durch das Innere von Nipon.***

.... Ich habe Ihnen, wie ich glaube, ſchon geſchrieben, daß unſer Konſul gleich nach ſeiner Ankunft in Jeddo den drei Miniſtern, die gekommen waren, ihm Glück zu wünſchen, ſeine Abſicht zu erkennen gab, ſobald als möglich, und zwar zu Lande, nach Hakodade zurückzukehren. Sie ſchienen beſtürzt, verſprachen aber die Sache dem Miniſterrath vorzulegen und in einigen Tagen Beſcheid zu bringen. Obwohl nur die General-Konſuln das Recht haben, in Japan über Land zu reiſen, ſo waren doch von Seiten der japaneſiſchen Regierung keine Hinderniſſe zu befürchten, da es hier nur Einen ruſſiſchen Konſul giebt, und dieſer mithin die Vorrechte eines General-Konſuls beſitzt. Mit Ungeduld erwarteten wir die Antwort; es lag etwas ſehr Verlockendes in der Ausſicht, durch einen völlig unbekannten Theil Japans zu reiſen, den noch kein Ausländer betreten hatte. Aber ihrem gewöhnlichen Verzögerungs-Syſtem treu, ließen uns die Japaneſen acht Tage warten, und auch dann war die Antwort nicht ganz befriedigend; die Landreiſe wurde uns zwar geſtattet, aber man erklärte, daß es wenigſtens eine Woche dauern würde, ehe wir Jeddo verlaſſen könnten; daß man einen Boten vorausſchicken müſſe, um auf den Stationen Alles zu unſerer Aufnahme einzurichten, Träger und Packpferde bereit zu halten (in Japan reiſt man wegen des gebirgigen Terrains nicht anders, als zu Pferde oder zu Fuß, die Ariſtokratie und die Beamtenwelt aber in Sänften); daß auch die Beamten, die uns begleiten würden, Zeit haben müßten, ihre Vorbereitungen zu treffen und ſich Reiſekleider anzuſchaffen. Der Konſul weigerte ſich jedoch entſchieden, ſo lange zu warten und verſicherte, daß er lieber zur See zurückkehren werde, worauf die Japaneſen nach langer Ueberlegung verſprachen, uns in fünf Tagen zu expediren, aber in keinem Fall früher. Wir mußten uns alſo gedulden und verbrachten auf dieſe Art über vierzehn Tage in Jeddo, deſſen wir ſehr bald überdrüſſig wurden. Endlich erſchien der zu unſerer Abreiſe beſtimmte Tag; das Wetter war kalt und naß, was uns

* Aus einem Schreiben der Frau Albrecht, Gattin des Arztes beim ruſſiſchen Konſulat in Hakodade. (Mitgetheilt im Морской Сборникъ.)

Digitized by Google

jedoch nicht aufhielt, da unſere Equipagen, wie ſchon geſagt, aus bedeckten japaneſiſchen Tragſeſſeln oder Sänften (in der Landesſprache Kango d. i. Käfig) beſtanden, die zur größeren Bequemlichkeit inwendig mit Kiſſen gepolſtert waren und uns an der Treppe unſeres Jeddoer Palaſtes erwarteten. Die Pferde mit dem Gepäck und einigen Reiſevorräthen, die japaneſiſchen Diener in ihren Reiſekleidern und die Polizeibeamten mit ihren Klappern,* Alles ſtand im Hofe, auf das Zeichen harrend, ſich in Bewegung zu ſetzen. Es blieb uns nur übrig, in unſere Sänften zu ſteigen und die Reiſe in's unbekannte Land anzutreten. Dies war jedoch keine leichte Aufgabe, da es einiger Praxis im Ducken und Bücken bedarf, um durch die engen, niedrigen Thüren durchzukriechen, aber nach einigen vergeblichen Verſuchen gelang es uns endlich, hineinzukommen.

Es waren im Ganzen zwölf Sänften: für den Konſul, ſeine Frau, ihren Sohn, für mich und für das Kammermädchen; die übrigen gehörten den Beamten, die uns von Jeddo bis nach Hakodade begleiten ſollten. In regelmäßiger Ordnung folgte eine hinter der andern. Zuerſt kam die Sänfte des vornehmſten Beamten; ihm nach trug man eine Pike an einer langen Stange (in Japan erkennt man den Rang der Beamten an den Zeichen, die man vor oder nach ihnen trägt); dann folgten unſere Equipagen: die Tragſeſſel der andern Beamten ſchloſſen den Zug. Dieſe Ordnung wurde auf der ganzen Reiſe unter keinem Vorwande unterbrochen. Außer den vier Dienern, die Jeden von uns trugen, gab es eine gleiche Anzahl Reſerviſten, welche Jene von Zeit zu Zeit ablöſten. Die Polizei-Soldaten wurden in jeder Stadt gewechſelt; in ihren gewöhnlichen kurzen japaneſiſchen Röcken, mit auf den Rücken gewirkten Kreiſen von rother oder anderer Farbe, in ihren ſchwarzen, lackirten Hüten, die beinahe wie Dreimaſter ausſahen und gleichfalls mit hellrothen, ſymmetriſch geordneten Kreiſen verziert waren und mit langen Knütteln bewaffnet, ſchritten ſie feierlich neben den Sänften einher. An der Spitze der ganzen Proceſſion gingen ebenfalls einige Polizeibeamte, welche uniſono und wie im Takte: Swaru, swaru! (ſetzt Euch!) riefen. Dieſem magiſchen Worte gehorchend, warf ſich alles Volk, das uns unterwegs begegnete, auf die Knie, bis der Zug vorbei war. Nur in den Städten, welche die Reſidenz irgend eines Vaſallenfürſten waren, ließen die Poliziſten ihr Swaru nicht ertönen, und die Einwohner benutzten dieſes Privilegium, um ſich der Kniebeugung zu entziehen. Eine zahlloſe Schaar von Dienern begleitete unſere Geſellſchaft, zum Theil mit den Habſeligkeiten und Reiſekoffern der japaneſiſchen Beamten beladen, zum Theil nur des Staates wegen. Alles ging in langſamen, gemeſſenem Schritt, der nur ſelten, auf ganz ebenen Wege, ſich zu einem Trabe beſchleunigte.

Nachdem wir uns am erſten Tage unſerer Reiſe einige Werſt von Jeddo entfernt und die Hauptſtraße erreicht hatten, hielten wir bei einer Station an. Zitternd vor Kälte ſtiegen wir aus unſerer Sänfte und waren angenehm überraſcht, als man uns, ſtatt in eine dumpfige, räucherige, japaneſiſche Stube (die Japaneſen haben weder Oefen noch Schornſteine, und ihre Häuſer werden nur durch Pfannen mit glühenden Holzkohlen erwärmt), in ein eigenes, für uns zubereitetes, ziemlich geräumiges, mit hübſchen Tapeten verſehenes und ſogar möblirtes Gemach führte. Das Mobiliar beſtand aus einem Tiſch und Bänken, freilich nur roh zuſammengeleimt, aber ein rothes Filztuch bedeckte alle Mängel. Als wir in der Folge auf allen Stationen daſſelbe Mobiliar antrafen, das durch die Fürſorge der japaneſiſchen Regierung hergeſtellt worden, wunderten wir uns ſchon weniger über die lange Zeit, die man zu den Vorkehrungen für die Reiſe nöthig hatte. Die Stationshäuſer auf der ganzen Straße ſind von der Krone errichtet, und für die Gouverneure und andere Würdenträger auf ihren in Staats-Angelegenheiten unternommenen Rundreiſen beſtimmt. Sie ſind alle nach gleichem Plane erbaut: das Innere mit Tapeten beſchlagen, mit lackirten Fächern für die Säbel der Beamten und Rauchfäſſern mit Pulvern von wohlriechenden Kräutern, die Wände mit Bildern verziert, alle nach demſelben Muſter. Das Süjet dieſer Bilder ſind meiſtens Chineſen und Chineſinnen in phantaſtiſchen Trachten; nicht ſelten bemerkte ich auch ein Bild, das einen alten Mann mit langem Bart und einer Rolle Papier in der Hand darſtellt, der auf einem ungeheuren Fiſch reitet, was vermuthlich in Beziehung zu einer japaneſiſchen Sage ſteht. Auf jeder Station wurde uns von dem Koch, der aus Jeddo mitgekommen war, ein japaneſiſches Frühſtück oder Mittagseſſen vorgeſetzt, wobei er ſich möglichſt nach unſerem Geſchmack zu richten ſuchte. Da er annahm, daß wir Alles ſehr ſüß lieben, indem wir ſogar den Thee mit Zucker tranken (die Japaneſen trinken ihn ohne Zucker), ſo miſchte er Zucker in Alles, in die Suppe, wie in den Braten. Zuerſt wurde uns eine Vaſe mit Konfekt, kleinen, aber recht wohlſchmeckenden Apfelſinen und wäſſerigen Birnen gereicht, die eher mit Kartoffeln zu vergleichen waren; dann kamen Suppen aus Muſcheln oder kleingehacktem geſalzenem Rettig (die Japaneſen trocknen und ſalzen den Rettig; im Herbſt iſt das Dach und die ganze Außenſeite eines japaneſiſchen Hauſes damit behangen); mitunter hatten wir auch Fiſchſuppe oder eine Brühe mit kleinen Stückchen Haſenfleiſch, Feldnudeln, Wildſchweinsbraten, getrocknete Seeſpinnen und Kropfkrebſe; die leichteren Speiſen beſtanden aus Mehlbrei, der außer Kraftmehl und Zucker, auch weichgeſottene oder rohe, zuſammengerührte Eier enthielt. Aber leider konnten wir allen dieſen Leckerbiſſen keinen rechten Geſchmack abgewinnen; zum Glück hatten wir noch eigenen Vorrath, und waren daher nicht gezwungen, uns auf die ſauer-bitter-ſüßen japaneſiſchen Gerichte zu beſchränken. Die Japaneſen, die uns dieſe kulinariſchen Meiſterwerke reichten, verſicherten oft, daß ſie ſich Mühe gäben, die allergeſundeſten, mediziniſchen Speiſen für uns zu bereiten, und ſie hatten in der That Recht: die Speiſen ſchmeckten wie Medizin. In den letzten zwei Wochen, als unſer Brodvorrath ausging, mußten wir ſtatt deſſen Reis eſſen; ſelbſt den Thee tranken wir oft mit Reis. War einer von uns nicht wohl, ſo boten die japaneſiſchen Beamten uns, in Ermangelung eines Arztes, ihre Beihülfe an, und brachten aus ihrer Reiſe-Apotheke vergoldete Pillen von Bärengalle zum Vorſchein. Dieſe Pillen haben nach ihrer Meinung eine ſolche Kraft, daß ſie Sterbende ins Leben zurückrufen können. Die Japaneſen haben großes Vertrauen in die Wirkſamkeit ihrer Heilmittel, und treten nie eine Reiſe an, ohne ihre Haus-Apotheke oder wenigſtens einige Schächtelchen Pillen mitzunehmen.

Von Jeddo aus ging unſer Weg eine breite, ebene Straße entlang, die ſich zwiſchen Reis- und Weizenfeldern hinzog. An beiden Seiten bildeten hohe Bäume eine ſchattige Allee, die, oft von Städten und Dörfern unterbrochen, ſich faſt 300 Werſt bis zur Stadt Sindai (Gottesaltar) erſtreckt. Dieſer ganze Raum iſt eine weite Ebene; das an die gebirgigen Landſchaften Japan's gewöhnte Auge erblickt hier nicht einen einzigen Berg, nicht eine einzige Anhöhe. Leider war es zur Zeit unſerer Reiſe Winter, und ich konnte mir weder über die Schönheit der Natur, noch über die Vegetation von dieſem Theile Japan's einen klaren Begriff machen. Sindai liegt auf halbem Wege zwiſchen Jeddo und Hakodade, deren Entfernung von einander 600 Werſt beträgt. Bis Sindai hatten wir keinen Schnee, aber die Kälte war doch empfindlich; rings umher war Alles grau und kahl, nur der fußhohe Weizen erfreute das Auge durch ſein helles Grün.

Auf jener Strecke von 600 Werſt kommt man, außer den Kronländern, durch mehrere Fürſtenthümer, d. h. Gebiete der Vaſallenfürſten, ſowie durch kleine Parzellen Land, die den Tempeln gehören. Die Bevölkerung, die ſich im Inneren der Inſel um die Landſtraßen gruppirt, iſt äußerſt zahlreich; Städte und volkreiche Flecken wechſeln unaufhörlich ab. Jede größere Stadt hat ihr beſonderes Fabrikat; in der einen wird Wachs maſſenweiſe bereitet, in der anderen Lack, eine dritte iſt durch ihren Konfekt berühmt u. ſ. w., aber faſt in allen werden Seidenzeuge verfertigt.

Wir legten täglich von 6 bis $11\frac{1}{2}$ Ri zurück,* je nach der Beſchaffenheit des Weges; bei gutem Wege machten wir eine Ri die Stunde. Angehalten wurde mitunter zwei-, mitunter dreimal des Tages. Wir brachen in der Regel um 6 Uhr Morgens auf und waren zuweilen ſchon um 5, nie aber ſpäter als 8 Uhr Abends in unſerem Nachtquartier. Die Träger wurden auf jeder Station gewechſelt; ihre Zahl betrug oft zehn für jede Sänfte, außer welchen ſich auch manchmal Freiwillige ſtellten, die uns umſonſt von einer Station zur anderen trugen, um nur das Vergnügen zu haben, die ſeltſamen Fremden in der Nähe zu betrachten, ohne den drohenden Rohrſtock des Polizeibeamten fürchten zu müſſen. Nicht wenig beluſtigten mich die Namen der Städte und Dörfer, durch welche wir kamen. Kleine, elende Dörfchen führten oft hochtrabende, poetiſche Namen; das eine hieß „Inſel der Seligkeit," ein zweites „glückliche Inſel," ein drittes „Kaſtanienhain" u. ſ. w. Durch den Namen eines dieſer Orte verleitet, forderten wir in demſelben Kaſtanien, erfuhren aber, daß es in dem ganzen Dorfe keine gäbe.

Ueber die kleinen Flüſſe, welche die Straße unaufhörlich durchſchneiden, wurden wir in Böten befördert. In einer Stadt, wo wir einen etwas tieferen Fluß paſſiren mußten, erwartete uns das eigene Boot des Fürſten, deſſen Kajüte mit Teppichen belegt und bunt angeſtrichen war.

* In Jeddo werden die Fremden zu ihrer Sicherheit in der Stadt immer von Polizeibeamten mit langen eiſernen Stäben heimgeführt. An dem einen Ende des Stabes ſind eiſerne Ringe befeſtigt, die ein Nerven und Ohren zerreißendes Geklapper hervorbringen. Dieſes harmoniſche Klimpern iſt in weiter Entfernung hörbar und zieht Haufen von Neugierigen herbei, um die dadurch angekündigten Fremden anzugaffen. Zum Glück wird man nur in Jeddo von einer ſolchen Eskorte behelligt.

* Eine japaneſiſche Ri = $3\frac{1}{2}$ Werſt, oder eine halbe deutſche Meile.

Digitized by Google

Durch jedes Fürſtenthum geleitete uns übrigens ein von dem Fürſten abgeſchickter Beamter zu Pferde mit einer zahlreichen Dienerſchaft. Auch wurde uns in jeder Stadt, in jedem Dorfe ein feierlicher Empfang bereitet. Voran ſchritt der Aelteſte, warf ſich bei Annäherung der Sänften auf die Kniee und verbeugte ſich vor ihnen bis zur Erde; auf jeder Seite der Straße ſaßen Beamte in Galakleidern auf kleinen Feldſtühlen; hinter ihnen ſtanden Diener mit Piken, mit Federbüſchen auf langen Stöcken und entblößten Säbeln auf der Schulter. Dann folgte eine lange Reihe Polizeibeamte, welche ſich ſtolz auf ihre ſchweren Knüttel lehnten. In anderen Städten waren außerdem Soldaten in Reihe und Glied die Straße entlang aufgeſtellt, mit Flinten, Bogen und Pfeilen bewaffnet. Hinter den papierenen Fenſtern der Häuſer bemerkten wir geputzte, ſtark weiß und roth geſchminkte Beamtenfrauen, den Puppen ähnlich, die wir in Jeddo geſehen hatten. Niemals war in dieſen Städten wohl ein ſolches Leben, ein ſolches Getümmel. Klein und Groß drängte ſich in den Straßen, um die fremden Gäſte in Augenſchein zu nehmen. In den Städten, wo, wie ſchon erwähnt, das Volk ſich nicht auf die Kniee zu werfen brauchte, wurde es den Poliziſten ſchwer, mit der neugierigen und lärmenden Menge fertig zu werden, die die Sänften umringte. Um uns näher zu ſehen, liefen die gamius von einer Seite der Sänften zur anderen und verfolgten uns ſo durch die ganze Stadt. Die Stationshäuſer, in die wir einkehrten, waren von Hunderten von Menſchen umlagert, und lange nachdem wir die Sänften verlaſſen hatten, wogte die Menge noch immer vor ihnen auf und ab.

Die zweite Hälfte unſerer Reiſe legten wir langſamer zurück, als die erſte. Die Straße führte jetzt oft durch gebirgige Gegenden und ziemlich tiefen Schnee. Je mehr wir uns Hakodade näherten, deſto höher wurden die Berge, deſto tiefer der Schnee und deſto langſamer bewegten wir uns vorwärts. Einen ſchmalen Pfad verfolgend, der längs dem Rande der Bergwand gebahnt war, warf ich unwillkürlich einen ſchüchternen Blick in den Abgrund hinab, über welchem meine Sänfte hing und das Herz erſtarb mir bei dem Anblick und ich wandte raſch die Augen ab von dem maleriſchen Bilde des murmelnden Bächleins oder des ſtillen Sees, das ſich mir in der Tiefe darbot. Als wir bei einer Windung des Pfades zurückſahen, erſchienen die hinter uns kommenden Sänften wie Vogelbauer und ihre Träger wie winzige Lilliputaner. Prachtvoll war die Anſicht von dieſen Bergen, trotz des Schnees und der Erſtarrung der Natur. Nur das unaufhörliche Geräuſch der Waſſerfälle unterbrach die tiefe Stille dieſer Winterlandſchaft. In dunkeln, mondloſen Nächten wurde unſer Weg von brennenden Fackeln (aus Baumrinde) und vielfarbigen Laternen (von Oelpapier) erleuchtet. Jeder von unſerem Gefolge, das, wie wir ſpäter erfuhren, gegen tauſend Perſonen zählte, hatte eine ſolche Laterne, und dieſe zahlloſen Flammen, die ſich den Bergpfad auf- und niederbewegten, gaben unſerem Zuge ein phantaſtiſches, zauberartiges Anſehen.

Die Provinz Naſibu, die ſich der beſten Pferde in Japan rühmt und auf der nordöſtlichen Küſte der Inſel Nipon liegt, war die letzte, durch welche wir auf der Reiſe nach Hakodade kamen. In der Bucht Sai, der Stadt Hakodade faſt gegenüber, erwartete uns ein Clipper, um uns über die Meerenge zu führen. Am 24. Tage unſerer Reiſe erreichten wir Sai, wurden in unſeren Sänften an Bord des Clipper getragen und ankerten nach vier Stunden im Hafen von Hakodade.

## Mannigfaltiges.

— Dr. Bernhard Beer.* Ein „Lebens- und Zeitbild“ nennt der Verfaſſer die eben erſchienene Biographie dieſes im vorigen Jahre in Dresden verſtorbenen, hochgeachteten Gelehrten jüdiſchen Glaubens. Ein „Zeitbild“ iſt dieſe Lebensbeſchreibung deshalb, weil ſie mit der Geſchichte der kleinen jüdiſchen Gemeinde in Dresden, mit der politiſchen Emancipation der Juden im Königreich Sachſen und mit den Kämpfen gegen antiſociales Vorurtheil und Unrecht, die hier geführt wurden, eng verbunden iſt. Wie im Königreich Sachſen, ſo war der Verlauf dieſer Kämpfe und iſt er zum Theil auch jetzt noch in vielen anderen deutſchen Staaten. Die kleine Politik dieſer Staaten iſt in dem halben Jahrhundert, welches ſeitdem verfloſſen, da die deutſche Bundesakte in ihrem Art. 16 den Juden den Genuß der bürgerlichen Rechte verhieß, ſelten dem Ausbau von Recht und Freiheit günſtig geweſen, und die Juden waren faſt überall der Prügelknabe, an dem die deutſchen Miniſter das Verlangen des Volkes nach Recht und Freiheit, das ſie als Unarten deſſelben anſahen, beſtraften. Die Unterdrückung der Juden konnte aber auch überall als Maßſtab für das Recht und die Freiheit gelten, die überhaupt im Lande herrſchten; ſie waren da am meiſten unterdrückt, wo der Abſolutismus und der mittelalterliche Feudalſtaat noch unverändert erhalten waren. Sachſen ſtand im J. 1833 am Beginne ſeiner Conſtitution; es hatte, um zur Reife zu gelangen, viele Phaſen durchzumachen; Beſchränktheit und böſer Wille thaten ihr Möglichſtes, um das conſtitutionelle Recht nicht zur Wahrheit werden zu laſſen, und Schritt um Schritt mußte daſſelbe erkämpft werden. Alle dieſe Kämpfe hatte, aber in einem weit höherem Maße, auch das bürgerliche Recht der Juden durchzumachen, die noch zu Anfang dieſer Periode nicht blos in ihrem Niederlaſſungsrechte auf die beiden Hauptſtädte des Königreichs beſchränkt, ſondern hier auch von allen bürgerlichen Gewerben, ja ſogar vom Großhandel, ganz ausgeſchloſſen waren und denen ſelbſt die Freiheit des Gottesdienſtes in jeder Weiſe verkümmert war. Beer war es, der im Vereine mit wenigen ſeiner Glaubensgenoſſen, an deren Spitze der Verfaſſer der vorliegenden Schrift, Herr Dr. Frankel, ſtand, durch geiſtiges Wort und opferbereite That eine beſſere Zeit vorbereiten und herbeiführen half. Die Geſchichte dieſer Beſtrebungen, in Verbindung mit der Entwickelungs-Geſchichte eines Mannes, der nicht blos für die Kultur und die bürgerliche Gleichſtellung ſeiner Glaubensgenoſſen wirkte, ſondern auch mit der Wiſſenſchaft und Literatur des deutſchen Volkes auf das lebhafteſte ſympathiſirte, iſt in dieſer, von der Pietät eines gleich hochſtehenden Freundes diktirten Schrift niedergelegt, die wir der Beachtung in den weiteſten Kreiſen empfehlen.

* Von Dr. J. Frankel. Mit Portrait und Facſimile. Breslau, Schletter'ſche Buchhandlung (H. Skutſch). 1863.

— Das neue Miniſterium in Turin. Das neue italiäniſche Miniſterium, ſo jung es iſt, hat ſeinen beſtimmten Typus, mehr als es einem großen Herrn in Paris lieb ſein dürfte. Seine bedeutendſten Mitglieder gehören nicht dem oberen Italien an. Es trägt nicht mehr das piemonteſiſche Gepräge, wie das Miniſterium Rattazzi. Die mehr gebildete, als an energiſchen Staatsmännern fruchtbare Lombardei hat nicht Einen Miniſter geſtellt. Dagegen haben drei Bürger der trotzigen Romagna, welche nie aufhörte nach Unabhängigkeit zu ringen, die Zügel ergriffen; ihnen zur Seite ein Florentiner. Je zudringlicher die imperatoriſche Politik danach trachtete, die Toscaneſen mit einem Napoleoniſchen Prinzen zu beglücken, deſto hartnäckiger und mißtrauiſcher ſtehen ſie derſelben entgegen. Bereits leugnet die franzöſiſche Regierung, daß ſie über die genügſame Zurückhaltung der italiäniſchen empfindlich ſei. Es ergeht jener wie einer Stiefmutter, wenn die großgewachſene Tochter ihr keine Weihnachtswünſche mehr zu verſtehen giebt. Eine ſolche Schweigſamkeit iſt das Symptom heranwachſender Mündigkeit. Auch das italiäniſche Miniſterium hat ſich den Wahlſpruch genommen: „Wir können warten!“ Es kommt nur darauf an, wer ihn ausſpricht und wie derſelbe gehandhabt wird. Die hinter der griechiſchen Verwicklung hereinſchauende orientaliſche Frage wird Italien in der ganzen Wichtigkeit ſeiner Stellung erſcheinen laſſen; namentlich gilt dies von Neapel. (S. Z.)

— Miß Julia Pardoe. Die bekannte engliſche Schriftſtellerin, Miß Julia Pardoe iſt im November vor. Jahres mit Tode abgegangen. Wie Lady Morgan, ſo hat Miß Pardoe niemals über ihr Alter geſprochen. Nach Andeutungen, die ſie hin und wieder machte, wollte ſie zu Anfang dieſes Jahrhunderts geboren ſein; aber dann hätte ſie bereits im zwölften oder dreizehnten Lebensjahre einen literariſchen Namen gehabt. Das Verzeichniß ihrer Werke iſt ſehr groß, und da die meiſten derſelben in drei Bänden erſchienen, ſo würde eine vollſtändige Sammlung ihrer Schriften einen ganzen Bibliothekſchrank füllen. Ihre „Stadt des Sultans“ (The City of the Sultan) hatte zur Zeit einen gewiſſen Erfolg, jedoch weder dieſes noch ein anderes ihrer Werke beſaß diejenigen Vorzüge, die einem literariſchen Erzeugniß eine längere Lebensdauer ſichern. Auch der Ruhm dieſer Schriftſtellerin war wie der der meiſten Novelliſten, welche für die Leihbibliotheken ſchreiben, der Ruhm einer Saiſon, der ebenſo und oft noch viel raſcher ſchwindet, als die Damen-Mode dieſer Saiſon.

J. C.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

**Beſtellungen**
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Speditrur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
**Leipzig.**

# Magazin für die Literatur des Auslandes.

**Diejenigen,**
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionaire Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
**Berlin.**

Herausgegeben von **Joſeph Lehmann.**

**Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.**

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

**Nº 3.** Mittwoch, den 21. Januar 1863. **32. Jahrgang.**

### Inhalt:

**Frankreich.** Seite
Die Schmähſchrift „Les matinées royales“ . . . . . 25
Gedanken über die Entwickelung der Kriegskunſt. Nach Thiers. II. Von Friedrich dem Großen bis zur Gegenwart . . . . . 26

**Schweden.**
Literariſche Mittheilungen aus Skandinavien. Taſchenbücher und periodiſche Preſſe. Neues über Guſtav Adolph . . . . . 28

**Rußland.**
Die Reorganiſation des ruſſiſchen Schulweſens . . . . . 31

**England.**
Unwillkürliche Staatsbeamte . . . . . 32

**Nord-Amerika.**
Der Krieg in Nord-Amerika . . . . . 33
The Rebellion Record . . . . . 34

**Deutſchland und das Ausland.**
Die Deutſchen in Poſen und Weſtpreußen . . . . . „

**Mannigfaltiges.**
Max Müller's ſprachwiſſenſchaftliche Vorleſungen . . . . . 35
Franzöſiſche Stimmen über Deutſchlands unitariſche Bewegung . . . . . „
Leipziger Illuſtrirte Zeitung . . . . . „
Fürſten- und Volksbilder aus der vaterländiſchen Geſchichte . . . . . 36
Kritiſche Studien über die Bibel . . . . . „
Ugdulena's Bibelwerk . . . . . „
Neue Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur . . . . . „

## Frankreich.

### Die Schmähſchrift „Les matinées royales.“

Erſt vor etwa zwei Jahren iſt dieſe gegen Friedrich den Großen gerichtete Schmähſchrift in **Frankreich** ein Gegenſtand der Kontroverſe geweſen, welche damit endigte, daß der damalige Herausgeber derſelben, ein Urenkel Buffon's, der ſie unter den Papieren ſeines Großvaters gefunden hatte, in öffentlichen Blättern erklärte, er habe ſich von ſeinem Mißgriffe, dieſes Pamphlet für eine Arbeit Friedrich's zu halten, vollſtändig überzeugt. Was ſollen wir nun dazu ſagen, wenn, trotz dieſer von Frankreich gekommenen Erklärung, **dieſelbe** Schmähſchrift jetzt wieder in **England** als etwas ganz Neues aufgelegt und proklamirt wird* und wenn **deutſche** Federn ſo einfältig ſind, dieſe ſeit hundert Jahren bereits zum zehntenmale in franzöſiſcher Sprache gedruckten Verleumdungen des Königs in unſere Mutterſprache zu überſetzen?

Als Herausgeber der jetzt in London gedruckten „Matinées“ wird Sir John Acton, ein bekannter irländiſcher Katholik, genannt, der auch die „Home and Foreign Review“ gegründet und der durch ſeine Mutter, eine geborene von Dalberg, in Süddeutſchland und Oeſterreich vielfache verwandtſchaftliche und andere Verbindungen hat. In der ebengedachten Review unternimmt es Sir John Acton, die Echtheit der „Matinées“ gegen alle diejenigen zu vertheidigen, die ſeit hundert Jahren das Pamphlet als eine nichtsnutzige Fälſchung bezeichneten, welcher man mit frecher Stirn den Namen Friedrich's vorangeſtellt. Sir John behauptet, daß bisher kein einziges Argument gegen die Autorſchaft des Königs vorgebracht worden. Allein Jeder, der nur mit einigem geſunden Menſchenverſtand dieſe Schrift lieſt und ihre Ideen mit denen der „Geſchichte des Hauſes Brandenburg“ und mit der „Geſchichte meiner Zeit“ vergleicht, worin Friedrich ganz ähnliche Gegenſtände behandelt, wie ſie in dieſem Pamphlet vorkommen, der wird über die Zumuthung, Letzteres mit ſeinen Albernheiten und Plattheiten für ein Werk des Königs zu halten, entrüſtet ſein. Was bedarf es alſo da noch der Argumente?

Unbegreiflich iſt, daß ſich auch die „National-Zeitung“ (Nr. 13) zur Aufnahme einer Korreſpondenz aus London mit längeren Auszügen aus dieſer widerſinnigen Schmähſchrift hat bewegen laſſen, ohne ein Wort des Zweifels oder der Entgegnung hinzuzufügen.* Iſt ihr denn gar nicht beigefallen, daß es ein lächerlicher Anachronismus ſei, den König Friedrich unter Anderm ſagen zu laſſen: „Es ſind mehr große Eigenſchaften erforderlich, um in einem **abſolutiſtiſchen** Staate zu glänzen, als in einem **conſtitutionellen.**“ „Abſolutiſtiſch“ und „conſtitutionell,“ dieſe Worte und Begriffe des franzöſiſchen Verfaſſungskampfes von 1815 bis 1848 ſoll bereits Friedrich gekannt haben! Allerdings ſind dies Zuſätze, die ſich in den älteren Ausgaben der „Matinées“ nicht finden, und laſſen ſolche und andere Hinzufügungen leicht auf die Quelle ſchließen, aus welcher Sir John Acton ſein Londoner Manuſcript bezogen hat.

In Nr. 15 des „Magazin für die Literatur des Auslandes“ vom Jahre 1861 hat übrigens Herr Prof. Dr. **Preuß** eine gegen die Buffon'ſche Veröffentlichung der „matinées royales“ gerichtete Widerlegung abdrucken laſſen, die der Herausgeber der Home and Foreign Review nicht zu kennen ſcheint, da er ſonſt nicht behaupten würde, es ſei bisher kein triftiges Argument gegen die Echtheit der „matinées“ angeführt worden. Wir wiederholen hier nach dieſem Artikel, was Friedrich ſelbſt, am 4. März 1766, als er von Baron Grimm aus Paris die beiden erſten Exemplare der Matinées erhalten hatte, gegen den „**infamen Verfaſſer**“ des Pasquills in den „Hamburger unparteiiſchen Korreſpondenten“ hat einrücken laſſen:

„Es iſt ſeit einiger Zeit eine gewiſſe Schrift im Druck erſchienen, unter dem Titel: Les Matinées du Roi de Prusse. Man iſt nicht wenig verwundert, daß Leute ſo verwegen und boshaft ſein können, dergleichen falſche, ungegründete und abgeſchmackte Sachen zu ſchreiben und dazu den Namen eines großen Fürſten zu mißbrauchen. Hätte das **Verächtliche**, das **Ungeziemende** und das **Unartige** in einem ſolchen Unternehmen den Schreiber und den Drucker nicht abgehalten, **ſich auf dieſe Weiſe gegen die geſittete Welt zu vergehen**, ſo ſollte es die Gefahr geweſen ſein, welcher ſie ausgeſetzt bleiben,“ einſt die verdiente Strafe dafür zu ihrer Zeit zu empfangen.

Die hier angedrohte Strafe ſoll ſogar dem Verfaſſer der Schmähſchrift, der ein franzöſiſcher Offizier, Namens Bonneville, geweſen ſein ſoll, wirklich zu Theil geworden ſein. Thiébault behauptet nämlich (ohne daß dies jedoch von anderer Seite beſtätigt wird) in ſeinen bekannten „Souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin,“ dieſer Bonneville ſei, als er den preußiſchen Boden betrat, feſtgenommen und bis zu ſeinem Tode in Spandau eingeſperrt worden.

* Unter dem marktſchreieriſchen Titel: „Les Matinées Royales, ou l'Art de Regner. Opuscule inédit de Fréderic II., dit le Grand, Roi de Prusse.“ Angeblich ſoll dieſe Ausgabe nach einer Abſchrift veranſtaltet ſein, welche Baron Méneval, Secretair Napoleon's I., von einem eigenhändigen Manuſcripte Friedrich's, im Jahre 1806, in Sansſouci nahm.

* In einer der letzten Nummern bringt die „National-Zeitung“ eine der „Voſſiſchen Zeitung“ entlehnte Erklärung des Hiſtoriographen Dr. **Preuß** in Bezug auf die in den „Matinées“ vorliegende grobe Täuſchung. D. R.

Digitized by Google

## Gedanken über die Entwicklung der Kriegskunſt.

Nach Thiers.

### II.

Von Friedrich dem Großen bis zur Gegenwart.

Um den Fortſchritt, den die Kriegskunſt von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis auf unſere Zeit gemacht hat, würdigen zu können, muß man ſich die damals übliche Zuſammenſetzung der Armeen, die Vertheilung und Anwendung der verſchiedenen Truppengattungen und den damaligen Gang der Schlachten vergegenwärtigen.*

Trotz der Entwickelung nämlich, welche das Fußheer bereits erhalten hatte, umfaßte es doch nur die Hälfte der auf dem Schlachtfelde verſammelten Truppen, während die Reiterei die andere Hälfte bildete. Die Artillerie war nur ſchwach vertreten, höchſtens im Verhältniß von Einem Geſchütz auf tauſend Mann, und war noch ſehr ſchwerfällig. Die Schlachtaufſtellung war ſo, wie wir ſie in den Kämpfen Hannibal's und Cäſar's finden, die man als die einzigen Muſter anſah: ſtets ſtand das Fußheer im Centrum, die Reiterei auf den Flügeln, die Artillerie, welche die Maſchinen der Alten vertrat, vor der Fronte: auf die Natur des Terrains wurde keine andere Rückſicht genommen, als daß etwa die Reiter ſich enger zuſammenſchloſſen oder ſich weiter in die Breite entwickelten, wie es eben möglich war. Die Artillerie begann mit einer Kanonade, um den Feind zu erſchüttern und in Unordnung zu bringen. Dann griff die Reiterei auf beiden Seiten den ihr gegenüberſtehenden Flügel an, und wenn ſie die Oberhand behielt, warf ſie ſich auf das Centrum des Feindes, wo die Fußtruppen ſchon im Handgemenge waren, und vollendete durch einen Angriff von der Seite oder im Rücken die Niederlage. Wohl nur wenig Schlachten könnte man aus den Zeiten Guſtav Adolf's, Condé's und Turenne's anführen, die einen andern Verlauf gehabt haben. So verfährt man nicht mehr heutzutage. Die Reiterei ſteht nicht mehr blos auf den Flügeln, die Infanterie nicht mehr blos im Centrum und die Artillerie vor der Fronte. Jede Truppe erhält ihren Platz allein nach Maßgabe des Terrains: das Fußheer in den ſchwierigen Zugängen und im coupirten Terrain, die Reiterei in der Ebene, die Artillerie überall, wo ſie mit Vortheil ihr Feuer ſpielen laſſen kann. Das Fußheer ſtellt jetzt $^{4}/_{5}$ der Geſammtzahl der Kämpfenden dar und bildet den Kern der Armeen. Dieſes hat ſeine Abtheilung Reiterei, um den Marſch vor plötzlichem Ueberfall zu ſichern und nach allen Seiten hin das Terrain recognoſciren zu laſſen, und auch ſeine Abtheilung Artillerie zur Stütze, die Anzahl beider ſtets nach Maßgabe des Terrains; und wenn irgend möglich, ſo hat der Oberanführer eine ſtarke Reſerve von Reiterei und Artillerie bei der Hand, um die entſcheidenden Schläge auszuführen.

Der Grund für jene frühere Aufſtellung der Reiterei auf den Flügeln lag in dem Bedürfniß, die Flanke des Fußheeres zu decken, welches noch nicht, wie heutzutage, verſtand, durch Carréformirung nach allen Seiten hin Fronte zu machen. Vielmehr ſtand die Infanterie, bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, wie die macedoniſche Phalanx, in Form eines Rechtecks, deſſen lange Seite dem Feinde zugekehrt war. Sie beſtand aus Pikenträgern, vermiſcht mit einer Anzahl Musketiere, die gewöhnlich vor der Fronte ſtanden und durch die Länge der vorragenden Piken geſchützt waren. Sobald man ſich dem Feinde näherte, liefen dieſe längs des Bataillons hinab, um ſich auf den Flügeln aufzuſtellen, und der fernere Kampf war der blanken Waffe überlaſſen. Es iſt klar, daß, wenn die Geſchütze damals eine ſolche Bedeutung gehabt hätten, wie in unſrer Zeit, ein ſolches Bataillon bald vernichtet worden wäre. Welch furchtbares Unheil würden die Kanonenkugeln angerichtet haben, wenn ſie in eine ſolche Maſſe, wo 16, manchmal 24 Mann hintereinander ſtanden, in Menge eingedrungen wären! — Außerdem hatte das Bataillon nur in der Fronte Piken, war daher außer Stande, ſich gegen einen Seitenangriff von feindlichen Reitern genügend zu vertheidigen. Um den üblen Folgen einer ſolchen Anordnung zu entgehen, ſah man daher nicht ſelten, wie bei Lützen, Rocroy u. ſ. w., die öſterreichiſche und ſpaniſche Infanterie ſich in vier große Maſſen formiren, die nach allen Seiten hin Fronte machten, wodurch ein einziges großes Carré von ſämmtlichen Fußtruppen entſtand.

Heutzutage iſt das Problem gelöſt, und zwar durch die ſo einfache Erfindung des Bajonnetts, die wir dem bewunderungswürdigen Vauban verdanken. Dieſer iſt dadurch der wahre Urheber der modernen Taktik geworden. Denn dadurch, daß er eine Lanzenſpitze an das Ende der Muskete heftete, hob er die Unterſcheidung des Pikenträgers und Musketiers auf. Seitdem brauchte man nur eine einzige Gattung von Fußtruppen zu haben, da dieſe jetzt zugleich im Stande waren, das Feuer zu unterhalten und dem Reiter eine eiſerne Spitze entgegen zu ſtrecken. Doch zog man nicht ſogleich alle Conſequenzen aus dieſer Erfindung. Während der letzten Kriege Ludwig's XIV. übte das Gewehr mit dem Bajonnett noch nicht ſeine ganze Wirkung aus. Man taſtete noch umher und beſchränkte ſich darauf, die Glieder der Infanterie zu vermindern, um dem Feuer des Feindes weniger Blöße zu bieten, und verſtärkte das eigene Feuer, indem man ſich weiter ausbreitete.

Fürſt Leopold von Deſſau, dem das Kriegsweſen in Preußen unter Friedrich Wilhelm I. übertragen war, ein wahres Genie für den Krieg, war der Erſte, der aus der Schlacht bei Malplaquet und den letzten Feldzügen im ſpaniſchen Erbfolgekriege die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß künftig der Infanterie allein die Entſcheidung über das Schickſal der Reiche gehören müſſe. Indem er von Morgen bis Abend mit der Infanterie auf dem Potsdamer Exercierplatze manövrirte, erfaßte er zuletzt die ganze Tragweite der Erfindung Vauban's, bewaffnete die ganze Infanterie mit Bajonnettgewehren, ſtellte dieſelbe in drei Gliedern auf und gelangte faſt völlig bis zur Organiſation des modernen Bataillons. Doch beſchränkte er ſich nicht blos auf dieſe Einrichtungen, ſondern er beſeelte die preußiſche Infanterie auch mit derſelben geiſtigen Energie, wie er ſie beſaß; denn wenn in einer Armee die innere Einrichtung von großer Wirkung iſt, ſo hängt wahrlich von dem inwohnenden Geiſte nicht weniger ab, und ohne den rechten Geiſt iſt die auf's beſte organiſirte Armee nichts, als eine treffliche Maſchine, der der richtige Lenker fehlt. Der König ſchenkte ihm ſeinen Beifall und unterſtützte ihn; denn feſt entſchloſſen, nicht den Krieg zu beginnen, wollte er nichtsdeſtoweniger, daß ſein ganzes Volk für ihn bereit ſei. Ein tiefer, geheimer Inſtinct trieb ihn dabei, ohne daß er es wußte und ahnte, an welchem Werke der Zukunft er arbeitete, und ohne in ſeinem Sohne denjenigen zu vermuthen, der einſt die Mittel, die er ſo trefflich vorbereitete, anwenden werde.

Kaum hatte aber der König das Auge geſchloſſen, ſo ſtürzte ſich dieſer Sohn, der wegen ſeines vermeintlich unkriegeriſchen Sinnes den Rohrſtock ſeines Vaters hatte fühlen müſſen, mit dem Geiſte eines Achill auf die Waffen. Sechs Monate nach der Thronbeſteigung fiel er in Schleſien ein und eroberte es, faſt ehe Oeſterreich ein Heer ihm entgegenzuſtellen hatte. Da kam der Tag von Molwitz, wo er, der noch nie ein Bataillon commandirt hatte, nachdem er in ſeinem Mangel an Erfahrung ſich den Rückzug hatte abſchneiden laſſen, dem Feinde für ſeine That Rede ſtehen ſollte. Seine Aufſtellung war noch ganz die alte hergebrachte, wie bei Rocroy und Lützen. Die überlegene öſterreichiſche Reiterei ſprengte gegen die preußiſche, die Friedrich ſelbſt befehligte, heran und ſchlug ſie völlig. Doch währenddeſſen hatte der alte Marſchall Schwerin mit der unerſchütterlichen Infanterie geſiegt, und die Schlacht war gewonnen. Friedrich triumphirte alſo durch die Kraft ſeiner Infanterie, die geſiegt hatte, während er in ihrem Rücken total geſchlagen war. „Eine gute Lection!“ rief er aus, während Europa ſich in Bewunderung ergoß. Die preußiſche Infanterie aber gewann fortan ein Anſehen, welches ſie ſich bis zum Jahre 1792 bewahrte, in welchem ſie der Infanterie der jungen franzöſiſchen Revolution gegenübertrat.

Erſchreckt durch die Ueberlegenheit und Kraft der öſterreichiſchen Reiterei, bemühte er ſich zuerſt, der ſeinigen, deren er in den Ebenen Schleſiens ſehr bedurfte, zu verſchaffen, was ihr von militairiſchen Vorzügen fehlte, und verlieh ihr endlich eine Feſtigkeit, die die öſterreichiſche nicht beſaß. Aber ſeine Hauptmacht gründete er auf die Infanterie. Dazu zwang ihn wiederum die Beſchaffenheit des Terrains, da der Krieg ſich ſehr bald aus Schleſien in die Gebirge Böhmens zog. Der Artillerie und Reiterei konnte er ſich dort nur als Hülfstruppen des Fußheeres bedienen, die, je nach dem Boden, auf dem man kämpfte, von größerer oder geringerer Bedeutung waren; kurz, er lernte dort die Kunſt, die Truppengattungen nach Maßgabe des Terrains anzuwenden, ſo wie auch die Phyſiognomie deſſelben zur Grundlage des Schlachtplanes zu machen.

So ſehen wir ihn in der Schlacht bei Leuthen, von Napoleon für das Meiſterſtück Friedrich's des Großen erklärt, eine Wand von kleinen Hügeln benutzen. Hinter ihr zieht er unbemerkt den größten Theil ſeiner Infanterie zuſammen, wirft ſie dann auf den linken Flügel der Oeſterreicher, entreißt dieſem ſeine feſte Stellung auf den bewaldeten Anhöhen von Leuthen und ſchlägt hierauf mit Reiterei den rechten Flügel in der Ebene zu Boden. — Bei Roßbach hatte er ſeinen Standpunkt auf einer ſchwer zugänglichen Anhöhe genommen, wo er zur Linken einen Wald, und Moräſte zur Rechten hatte. Der Prinz von Soubiſe will durch das Gehölz zum Zwecke eines Flankenangriffs die preußiſche Linie umgehen,

* Hierüber verweiſt Thiers auf die genauen Darſtellungen in den Memoiren von Montecuculi.

Digitized by Google

ohne aber durch Plänkler im Gehölze den Marſch zu ſichern. Friedrich läßt die Franzoſen in die Mördergrube hineingehen und richtet dann durch einige Bataillone tüchtiger Infanterie und einen Flankenangriff durch Seidlitzen's Reiterei eine ſolche Niederlage unter ihnen an, daß, wie Thiers ſagt, ohne die Triumphe der Revolutionskriege und des Kaiſerreiches, ein Franzoſe nicht ohne Erröthen daran denken könnte. Dies waren die berühmten, von Friedrich mit Vorliebe angewandten, ſchiefen Schlachtordnungen, worin er vollſtändig die frühere Art zu kämpfen aufgegeben.

Auch das numeriſche Verhältniß der Truppengattungen veränderte er, indem er die Reiterei höchſtens ein Drittel der Geſammtzahl bilden ließ, wogegen er die Artillerie zahlreicher und beweglicher machte.

Während früher ſich der Krieg meiſt nur um einzelne befeſtigte Plätze herumbewegte, war Friedrich jetzt, da er gegen die Armeen von ganz Europa zu kämpfen hatte, die bald aus Böhmen, bald aus Polen, bald aus Franken hervorbrachen, gezwungen, allen ſeinen Feinden auf einmal die Spitze zu bieten, die wirklich ernſte Gefahr von der nur ſcheinbaren zu unterſcheiden, die Nebenſachen der Hauptſache zu opfern, von einer Armee zur andern zu eilen, um die Feinde nach einander zu ſchlagen, und mit ſeinen Streitkräften geſchickt hauszuhalten.

Aber trotzdem, daß der Krieg durch den Fortſchritt jeder Truppengattung und durch die ganz außerordentliche Lage Friedrich's lebhafter, kühner geworden war, ſo war er doch noch weit entfernt von der großartigen Weiſe, wie wir ihn in unſerm Jahrhundert haben führen ſehen. Friedrich war niemals aus Schleſien und Sachſen, aus dem engen Gebiete zwiſchen Elbe und Oder hinaus gekommen, hatte nie gedacht, mit großem Blicke die ganze Geſtaltung eines Reiches zu umfaſſen und den Punkt zu ergreifen, wo der Hauptſchlag zu führen ſei, der den ganzen Krieg beende. Niemals war es ihm in den Sinn gekommen, auf Wien loszugehen. Eilte er von Glogau oder Breslau nach Erfurt, ſo geſchah es, weil man ihm, nachdem er einen Feind niedergeworfen, das Anrücken eines neuen verkündigte. So rannte er hierhin und dorthin, wie ein muthiges Wild, das von der Meute der Hunde umzingelt, ſich bald auf dieſen, bald auf jenen wirft, weil es, jetzt von dem einen gebiſſen, ſchon den Zahn eines andern fühlt. Kurz, er hatte eine große Umwälzung in der Kriegskunſt begonnen, aber nicht beendet. So liebte er es noch, zu campiren, und da er es nicht verſtand, in einer falſchen Bewegung des Feindes die Gelegenheit zu einem entſcheidenden Manöver zu erhaſchen, ſo ſchloß er ſich in ſein Lager von Bunzelwitz ein, wo er mehrere Monate zubrachte, um das Glück abzuwarten, das auch wirklich kam, indem es Peter III. auf Eliſabeth's Thron ſetzte. Das Beziehen eines Lagers war noch ein Reſt alter Ueberlieferung und Gewohnheit; doch beſchränkte er ſich nicht darauf, ſondern um der öſterreichiſchen Armee den Eintritt in Schleſien zu wehren, brannte er auf einem Raume von 6 bis 9 Meilen Breite und 18 bis 24 Meilen Länge ſämmtliches Getraide nieder, hieb die Bäume um, zündete die Meierhöfe an und anſtatt geiſtreicher Operationen, drohte er dem Feinde mit dem Hunger. So wurde der Krieg, weil er nicht kühn und geſchickt genug war, grauſam. Hatte daher Friedrich auch die Schlachtordnung verbeſſert, indem er ſie ſtets nach Maßgabe des Terrains einrichtete, den Hauptbewegungen ferner einen Gang gegeben, den man ſeit dem Alterthume noch nicht geſehen, da er gegen drei Mächte zugleich kämpfen mußte, ſo hatte er doch nicht den großen Krieg zu ſeiner letzten Entwickelung gebracht. Dieſe Aufgabe überließ er der franzöſiſchen Revolution und jenem außerordentlichen Manne, der ihre Fahnen bis zu den Gränzen der civiliſirten Welt tragen ſollte. Um das Wunder aber zu erklären, wie ein König von nicht mehr als ſechs bis ſieben Millionen Unterthanen im Stande war, ſieben Jahre lang den drei vereinten Großmächten gegenüber Stand zu halten, muß man ſich mehrere beſondere Umſtände vergegenwärtigen. Zuerſt wurde er, wenn auch ſparſam, durch engliſche Subſidiengelder unterſtützt. Da er ferner meiſtens gegen Deutſche Krieg führte, ſo verwandelte er die Gefangenen in Rekruten und ergänzte ſo die Lücken ſeiner Heere. Endlich war der Hauptfeind allein Oeſterreich, da Frankreich und Rußland im Ganzen nur eine laue Theilnahme am Kriege zeigten. Eliſabeth ſchickte jährlich eine ruſſiſche Armee, die eine Schlacht lieferte und hierauf, mochte ſie verloren oder gewonnen ſein, ſich nach Polen zurückzog. Frankreich war gegen England im Kampf und wurde ebenſo ſchlecht verwaltet, wie angeführt. All dies jedoch macht Friedrich's Erfolge nicht weniger ſtaunenswerth und hätte ihn nicht gerettet, wenn es nicht die Rückſicht auf die Legitimität gethan hätte. Denn zweimal zogen ſeine Feinde wirklich in Berlin ein; doch anſtatt ihn zu entthronen, was ſie gewiß gethan hätten, wenn ſie einen Prätendenten an ſeine Stelle zu ſetzen gehabt hätten, zogen ſie wieder davon, nachdem ſie einige Hunderttauſende von Thalern als Contribution erhoben hatten. Nichtsdeſtoweniger gehören ſeine Thaten zu den denkwürdigſten der Geſchichte und verdienen ihren Platz neben denen der erſten Männer alter und neuer Zeit. —

Der bürgerliche Fortſchritt, der das Fußheer hatte an die Stelle der Reiterei treten laſſen, d. h. das Volk ſelbſt an die Stelle des ritterlichen Adels, ſollte von der franzöſiſchen Revolution, der Erhebung der mittleren Klaſſen, ſeinen letzten Antrieb erhalten. Bald durchglühte die ganze Nation das Gefühl der Entrüſtung gegen die europäiſchen Mächte, die ſich vermaßen, ſie zu hindern, ihre Inſtitutionen auf der Baſis der bürgerlichen Gleichheit umzugeſtalten. So entſandte denn die Revolution Fluthen von kriegsluſtigen, begeiſterten Mannſchaften, die ſämmtlich Infanteriſten wurden; denn aus eilig ausgehobenen Leuten iſt es nicht möglich, ſogleich brauchbare Kavalleriſten, noch Artilleriſten oder Ingenieure zu machen, wohl aber in einem weſentlich kriegeriſchen Lande, das auf ſeine Waffen ſtolz iſt, bald tüchtige Infanteriſten. Von dem Enthuſiasmus der Zeit erfüllt, von Natur munter, kühn und beweglich, wurden ſie, nachdem ſie raſch die nöthige Disciplin ſich angeeignet, bald die erſte Armee der Welt.

Während die erſten Siege die Waffen der Revolution ſchmückten, ſtudirte der junge Napoleon, der mit einer angeborenen Kühnheit, wie ſie vielleicht noch nie in einer Menſchenbruſt gelebt hat, die ganze Kraft der revolutionären Zeit vereinte, Tag und Nacht die Karten und verfolgte die Bewegungen der Heere. Die Bodengeſtaltung, meinte er, prädeſtinire die Entſcheidung der Kämpfe und das Schickſal der Reiche, und ſtets ſuchte und bezeichnete er diejenigen Punkte, deren Benutzung entſcheidend auf ganze Länder einwirken mußte. So hatte er gleich erkannt, daß Oeſterreich, nachdem es die Niederlande aufgegeben hatte, nur in Italien angreifbar ſei. Endlich an die Spitze der italiäniſchen Armee berufen, fand er den Paß von Montenotte, der, zwiſchen den Alpen und Apenninen gelegen, den leichteſten Zugang nach Italien gewährt, durch Piemonteſen und Oeſterreicher beſetzt. Durch eine Scheinwendung jedoch, als beabſichtige er auf Genua zu rücken, weiß er die Oeſterreicher zu täuſchen, die ſogleich ihre Stellung an dem Paſſe verlaſſen, um ihm zuvorzukommen. Während deſſen wirft er in einer Nacht ſich raſch auf die Piemonteſen, erzwingt mit leichter Mühe den Uebergang und nöthigt nach zwei Gefechten den König von Piemont zum Frieden. Sobald er in Ober-Italien Fuß gefaßt, iſt er auch ſofort entſchieden, nicht nach dem Süden und dem lockenden Beſitz von Florenz, Rom und Neapel ſich zu wenden, wie es ein Feldherr mit weniger Scharfblick unfehlbar gethan haben würde. Mit den Deutſchen, ſchreibt er an das Direktorium, muß man um Italien kämpfen, gegen ſie Stellung nehmen; ſind dieſe überwunden, dann fällt Italien wie eine reife Frucht den Siegern in den Schoß. Ebenſo raſch und ſicher erkennt er, daß die Etſch allein in Ober-Italien die nöthige Stütze für eine feſte Stellung gegen Oeſterreich gewähre; denn der Po iſt zu lang, um ihn leicht zu vertheidigen; der Iſonzo liegt zu weit gegen Oſten und kann von Tirol aus zu leicht umgangen werden. Deshalb wählte er die Etſch und Verona zum Mittelpunkt ſeiner Stellung. Denn, ſetzte er dem Direktorium auseinander, wenn die Oeſterreicher vom Gebirge her die Etſch forciren wollen, ſo müſſen ſie nothwendig das Plateau von Rivoli überſchreiten; rücken ſie aber durch die Ebene heran, ſo werden ſie ſich entweder Verona gegenüber aufſtellen, oder bei den Moräſten von Legnago, in die die Etſch unterhalb Verona's eintritt; daher muß man die Hauptmaſſe der Truppen im Centrum, nämlich in Verona, aufſtellen und von dort aus ein Detachement nach Rivoli und ein anderes nach Legnago entſenden und je nach der Richtung, die der Feind einſchlägt, entweder das eine oder das andere verſtärken, während man ſelbſt in der Hauptſtellung verharrt und zum Zeitvertreib Mantua belagert. Vermöge dieſer tiefen und klaren Erwägungen war Napoleon im Stande, mit etwa 50,000 Mann ſämmtlichen öſterreichiſchen Heeren gegenüber Stand zu halten, und indem er in 18 Monaten zwölf große Schlachten und mehr als ſechzig Gefechte lieferte, mehr als 100,000 Mann zu Gefangenen machte, warf er Oeſterreich zu Boden, zwang es, ſeine Stellung am Rheine definitiv aufzugeben und einen Hauptfrieden zu ſchließen.

In Wahrheit, man kann die Blätter der ganzen Geſchichte durchlaufen, und man wird nichts finden, was dem gleicht. Die Kunſt des Planes, wie die Ausführung der Kämpfe, Alles befindet ſich auf einer Stufe der Vollkommenheit, wie ſie nie angetroffen worden. Und die ganze übrige Kriegslaufbahn Napoleon's iſt mit denſelben Zügen bezeichnet: überall das wunderbare Herausfinden desjenigen Punktes, auf den es in einem Feldzuge ankommt und die glückliche Geſchicklichkeit, aus dem Terrain, wohin die Kriegsverhältniſſe den Kampf lenken, unerwartete Vortheile zu ziehen, kurz, die gleiche Ueberlegenheit in den Bewegungen, wie in der Kunſt, die Schlacht zu liefern; die Bewegungen haben eine Kühn-

Google

heit und Sicherheit ohne Gleichen, die Schlachten ſind Wunder von Geſchicklichkeit und Geiſtesgegenwart. Friedrich, meint der franzöſiſche Geſchichtsſchreiber, ſehen wir athemlos von Breslau nach Frankfurt a/O., von Frankfurt nach Erfurt eilen, ohne jemals den entſcheidenden Punkt zu treffen, der den Krieg beendigen könnte. Nicht daß Friedrich's Schnelligkeit, ſeine Feſtigkeit und Beharrlichkeit nicht alle Bewunderung verdiente; — ſeine Thaten haben ihm mit dem größten Rechte den Beinamen des Großen erworben; nichtsdeſtoweniger iſt es aber wahr, daß Napoleon durch ein Studium der Lineamente des Bodens, wie vor ihm es Niemand betrieben, eine großartige, weitausſehende Sicherheit in ſeinen Bewegungen erreicht hatte, ſo daß ſeine Angriffe ſtets entſcheidend, ja niederſchmetternd waren. Und ſo kann man es wohl ſagen, daß durch ihn die Kriegskunſt den höchſten für uns denkbaren Grad von Vollkommenheit erreicht hat.

Man hat Napoleon häufig den Vorwurf gemacht, daß er nur im Glücke ein großer Feldherr war, dagegen nicht im Unglücke, daß er zu überfallen und anzugreifen verſtand, aber nicht, ſich zu vertheidigen, kurz, daß er nie gewußt hätte, einen Rückzug zu machen. Dies iſt aber, nach des Verfaſſers Meinung, ein irriges Urtheil. Denn, als ein Unglück, wie das im Jahre 1812, auf ihn einſtürmte, ſagt er, ſo war das nicht mehr einer jener gewöhnlichen Kriegswechſel; das war das ganze Gebäude der Univerſal-Monarchie, welches auf das Haupt des Verwegenen zuſammenkrachte, der es bis zum Himmel aufzuführen beabſichtigt hatte. Da konnte von einem geordneten Rückzuge nicht die Rede ſein, und auch kein Moreau würde die franzöſiſche Armee unverſehrt von Moskau nach Warſchau zurückgebracht haben. Dagegen, als Napoleon, durch die Oeſterreicher im Jahre 1796 angegriffen, während in ſeinem Heere bei Mantua das Fieber wüthete, und er nicht mehr als 10,000 Mann aufzuſtellen vermochte, ſich in die Sumpfgegenden von Arcole warf, um die Macht des numeriſchen Uebergewichts nicht über ſich entſcheiden zu laſſen, da zeigte er in ſchwierigen Verhältniſſen Proben von Feſtigkeit und Fruchtbarkeit des Geiſtes, wie ſie ſicherlich nicht oft erſcheinen. Natürlich führte er den Vertheidigungskrieg nicht wie die meiſten früheren Feldherren, die ſich methodiſch von einer Linie zur andern zurückzogen, erſt wacker die erſte vertheidigten, dann die zweite, dann die dritte, um Zeit zu gewinnen, ein Verfahren, das zwar an ſich nicht zu unterſchätzen iſt, aber nicht ausreicht, um eine Kriſis glücklich zu beenden. Er dachte, wie Friedrich der Große, daß die beſte Vertheidigung der Angriff ſei, und führte den defenſiven Krieg nicht anders, wie den offenſiven, ſtudirte ſtets das Terrain, ſuchte die wahrſcheinlichen Bewegungen und Abſichten des Feindes zu errathen, und ſowie er ihm eine Blöße abgewonnen, fiel er mit Blitzes-Schnelligkeit über ihn her und warf ihn zu Boden. So that er es Blücher und Schwarzenberg gegenüber, im Jahre 1814, und er würde ſich ſchließlich gerettet haben, wenn nicht Alles um ihn her, Menſchen wie Dinge, anders geworden wäre. Im unglücklichen Kriege, wie im glücklichen, bewahrte er dieſelbe unverwüſtliche Kraft des Charakters, dieſelbe Kühnheit, dieſelbe großartige Sicherheit im Ergreifen des Punktes, wo die Schlacht geliefert werden mußte; und wenn er zuletzt unterlag, ſo trug nicht ſein militairiſches Genie, ſondern ſeine ſchlechte Politik die Schuld, die ihn verleitete, den unmöglichen Kampf gegen die unbeſiegbare Natur der Dinge zu unternehmen.

Es kann nicht unterlaſſen werden, noch eine Einrichtung zu erwähnen, die in den Schlachten Napoleon's von ganz beſonderer Wirkung war. Vor ihm theilten nämlich die Generale der Revolution ihre Armeen in Diviſionen, die aus ſämmtlichen Truppengattungen beſtanden, Infanterie, Kavallerie und Artillerie und hielten höchſtens eine einzige, ebenſo zuſammengeſetzte Diviſion außer dem Gefechte, um mit ihr unvorhergeſehenen Fällen zu begegnen. Jeder Diviſionsgeneral lieferte für ſich gewiſſermaßen eine iſolirte Schlacht, und die Aufgabe des Oberanführers beſtand nur darin, dem unter ihnen zu Hülfe zu kommen, der deſſen bedurfte. Auf dieſe Art konnte man indeſſen wohl Niederlagen vermeiden, ſogar Schlachten gewinnen, aber niemals jene niederſchmetternden Schlachten, in Folge deren eine Macht gezwungen wird, die Waffen niederzulegen. Mit dem Beginne der unumſchränkten Macht Napoleon's wurde die Organiſation der Armee dahin verändert, daß ſie in der Hand des Oberanführers die ganze Möglichkeit ließ, Alles zu entſcheiden. Napoleon's Armee war in Corps getheilt, deren Kern jedesmal die Infanterie war, verbunden mit einer Abtheilung Artillerie, um ſie zu unterſtützen, und einer Abtheilung Kavallerie, um durch Recognoscirungen ihren Marſch zu ſichern. Aber unabhängig von der Garde-Infanterie, die ſeine gewöhnliche Reſerve bildete, behielt er ſtarke Maſſen von ſchwerer Kavallerie und Artillerie in ſeiner Hand, die ihm als Blitze dienten, welche er im entſcheidenden Augenblicke ſchleuderte. So warf er bei Eylau auf die unerſchütterlich ſcheinende ruſſiſche Infanterie plötzlich ſechzig Escadrons Dragoner und Küraſſire und öffnete ſo eine Breſche, die ſich nicht mehr ſchloß. Bei Wagram griff er, als Bernadotte die franzöſiſche Linie hatte durchbrechen laſſen, mit hundert Feuerſchlünden das ſiegreiche Centrum des Erzherzogs Karl an und ſtellte ſo den Kampf wieder her. Dieſe mächtigen Reſerven waren die Keule in der Hand des Herkules.

Und ſoll hier noch ein Wort von ſeinen großen Operationen geſprochen werden, womit er die Hinderniſſe der Natur überwand, wie er ſchneebedeckte Gebirge, breite und reißende Ströme überſchritt, ſo iſt freilich Napoleon's Uebergang über den St. Bernhard, ſo ſtaunenswerth er iſt, weit entfernt, dem Uebergang Hannibal's über die Alpen gleich zu kommen; denn es iſt gewiß, meint der Verfaſſer, daß die Menſchen niemals etwas Größeres geleiſtet haben. Aber wie Napoleon es möglich machte, im Angeſichte einer feindlichen Armee von 200,000 Mann in drei Stunden eine Armee von 150,000 Mann und 500 Kanonen über die Donau zu ſchaffen, das wird für alle Nachwelt ein beiſpielloſes Wunder von tiefer Berechnung und ruhiger Kühnheit in der Ausführung bleiben.

Auf ſolche Weiſe zeichnet Thiers am Schluſſe ſeines großen Werkes die Grundzüge der allmählichen Entwickelung der Kriegskunſt, die unter dem Genie ſeines gewaltigen Kriegshelden die höchſte Stufe der Vollkommenheit erreicht habe.

Bedeutungsvoll aber ſind die letzten Worte des franzöſiſchen Hiſtorikers, die er der Gegenwart ſeines Vaterlandes zuruft: „Wir Bürger wollen aus ſeinem Leben eine letzte und beherzigenswerthe Lehre ziehen, nämlich die, daß man, ſo groß, ſo gewaltig, ſo weiſe das Genie eines Menſchen auch ſein mag, niemals ihm die Schickſale des Landes vollſtändig überlaſſen muß.... Und indem ich dieſe lange Geſchichte unſerer Triumphe und unſers Unglücks beendige, iſt dies die letzte Mahnung, die aus meinem Herzen ſich hervordrängt, die aufrichtige, wohlmeinende Mahnung, die ich in die Herzen aller Franzoſen dringen laſſen möchte, um ſie Alle zu der Erkenntniß zu bringen, daß man niemals ſeine Freiheit veräußern, und will man nicht dazu gezwungen werden, ſie niemals mißbrauchen darf." **M.**

---

## Schweden.

### Literariſche Mittheilungen aus Skandinavien.

**Taſchenbücher und periodiſche Preſſe.**

Neues über Guſtav Adolph.

Der Winter iſt da, und lebendiger wird es wieder auf dem Literaturmarkt. In erſter Reihe erſcheinen natürlich auf dem Wahlplatz — wie alljährlich, ſo auch heuer — die Kalender ſive Taſchenbücher.

Taſchenbücher! Alte ſelige Zeit der „Vielliebchen," der „Roſen," „Iris" und „Vergißmeinnicht," wo biſt du hingeſchwunden? Vorbei, vorbei und Chidher, der ewig junge ſpricht:

„„Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich deſſelb'gen Weges fahren!""

In unſerem praktiſchen Zeitalter ſcheinen freilich die ſentimentalen, ſtrickſtrumpf-ſeligen Taſchenbücher nur eine Anomalie. — Einer halbvergeſſenen Reliquie gleich vegetirt nur noch, aus der einſt ſo üppigen Wildniß jener Treibhauspflanzen, hier und da eine verkümmerte „Cornelia," eine letzte „Roſe" des Sommers mühſam fort, in ſchmerzlichen Gedanken jener ſchönen, ſüßen Vergangenheit, in der das Volk noch nicht „zu gebildet" war für eine Verfaſſung, und die Menſchheit im Großen und Ganzen erſt beim Baron anfing. In der That, das Jahr 1848 hat „fürchterliche Muſterung" gehalten unter den Taſchenbüchern; wenigſtens gilt dies von Deutſchland.

In Schweden indeß ſcheint man ſich noch nicht ſo recht bewußt des nivillirenden Einfluſſes des Volkskalenders — bezeichnend genug vielleicht für jene ſchroffen Standesunterſchiede, die durch ein altersſchwaches Bier-Kammerſyſtem bisher ſo ſorgſam gepflegt wurden. — Indeſſen mit dem Falle dieſes letzten Bollwerks mittelalterlicher Vorurtheile — und thätige Minirer arbeiten rüſtig an dieſem ſegenverheißenden Zerſtörungswerk — indeſſen, ſagen wir, ſtellt ſich ſicher auch hier der billige Volkskalender ein, mit ſeiner das Nützliche und Angenehme gleich fördernden Tendenz.

Den erſten Rang unter allen in Schweden erſcheinenden Taſchenbüchern, nimmt, (wie alljährlich, ſo auch diesmal,) die ſich „Volkskalender"

Digitized by Google

nennende „Svea“ ein. In Wahrheit jedoch verräth ihr 19. Jahrgang bereits bedeutende Hinneigung zum demokratiſchen „Holzſchnitt,“ und wer weiß, wie bald ſich aus ihr der wirkliche, billige, „Gubitz,“ „Auerbach“ oder „Weber“ entpuppt — Beiträge lieferte dies Jahr für Svea u. A. Pehr Thomaſſon in einem Zeitbild, „der künftige Biſchof,“ der die Lebensgeſchichte des im Jahre 1811 verſtorbenen Biſchofs Heſſlén behandelt, der ſich von der beſcheidenen Stellung eines „Bauern“-Knaben zu jener Würde emporgearbeitet hatte. Der Verfaſſer, Pehr Thomaſſon ſelbſt, iſt in Deutſchland — wie wir glauben — noch ganz unbekannt. Er iſt jedoch faſt der populärſte Schriftſteller Schwedens, und ſeine „Federzeichnungen“ werden überall geſunden. Eine davon „König Oscar und der Waldwärter“ erlebte ſoeben die vierte Auflage und iſt in 15,000 Exemplaren verbreitet. Der Verfaſſer, ſelbſt „ein Bauer,“ als welcher er auch in dem augenblicklich tagenden Reichstage als Abgeordneter dem „Bauernſtande“ angehört, findet natürlich um ſo mehr Beachtung, je ſeltener gerade in ſeinem „Stande“ die Beſchäftigung mit der Feder anzutreffen iſt. Wirklich iſt auch den meiſten ſeiner Erzählungen ein friſches, naturkräftiges Element nachzurühmen, und beſonders in der gedachten Skizze über den König Oscar (zur Zeit der Erzählung war letzterer übrigens nur erſt Prinz) giebt ſich ein ungemein liebenswürdiger, oft für deutſche Leſer allerdings zu harmlos idylliſcher, ſonſt aber waldfriſcher Geiſt kund, der, was er in der Natur ringsum ſieht und empfindet, mit kräftigen Strichen wiederzugeben vermag. — Ein anderer Beitrag, „die Schlacht bei Pultawa“ behandelnd, iſt von Julius Mankell. Dieſer, ein Lieutenant in der Armee, darf wohl als einer der erſten militairiſchen Schriftſteller Schwedens bezeichnet werden und bei ſeinem lebhaften Intereſſe für Alles, was „Volksbewaffnung“ genannt wird, ſollte es uns wahrhaftig Wunder nehmen, wenn nicht bereits ein „Patriot“ auf den Gedanken gekommen wäre, ihn den „ſchwediſchen Rüſtow“ zu nennen. Eine vor Kurzem erſt von Mankell, der hier allgemein der „Zukunftsmann“ genannt wird, im Aftonblad veröffentlichte, vergleichende Skizze über die Land- und Seemacht der drei ſkandinaviſchen Reiche, hat übrigens auch, wie uns von unterrichteter Seite mitgetheilt wird, auch in Deutſchland an den betreffenden Stellen ebenſo großes, als wohlverdientes Aufſehen erregt; letzteres beſonders durch eine ungemein vorurtheilsloſe Anſchauung continentaler Verhältniſſe, wie ſie in der ſchwediſchen Publiciſtik eben nicht häufig angetroffen zu werden pflegt. — Orvar Odd, deſſen Proſa — wie wir in dieſen Blättern bereits des Breiteren erörtert — wir ſo hoch ſchätzen, bringt ein poetiſches Bruchſtück aus einer noch ungedruckten Idylle, das uns ſeiner nicht recht würdig erſcheinen wollte. Frau Marie Sophie Schwartz lieferte zu einem vorzüglichen Stahlſtichbilde des Dichters Bengt Lidner eine Erzählung „Zwei Pfingſtabende aus Lidner's Leben,“ in ihrer bekannten Manier, die beinah an die ſaloppe Schreibweiſe der Frau Mühlbach erinnert. Dem vielleicht etwas gemachten Enthuſiasmus gegenüber, mit dem die Schriften jener Dame in Deutſchland begrüßt wurden, dürfte die auf vollſter Wahrheit beruhende Thatſache nicht ohne ein gewiſſes Intereſſe ſein, daß die Verfaſſerin in Schweden ein gebildetes Publikum ſchon lange nicht mehr beſitzt und daß es hauptſächlich nur noch „Stockholm jungfruavna“ (Dienſtmädchen) ſind, die für ſie ſchwärmen. Augenblicklich veröffentlicht dieſe Dame im Feuilleton von „Nya dagligt allehanda“ einzelne „Sagen und Erzählungen aus den Rheingegenden,“ vermuthlich die Früchte eines mehrwöchentlichen Sommeraufenthaltes in Deutſchland. Außer Cruſenſtolpe's, des intereſſanten Widerſachers der regierenden Dynaſtie, „Todesrunen“ d. h. kurze Nekrologe im vorigen Jahre geſtorbener, ſchwediſcher, bedeutender Perſönlichkeiten, iſt noch erwähnenswerth ein, „Unſere Niederlage“ betiteltes Gedicht, die Schlacht bei Pultawa betreffend, vom Dramatiker Hedberg, das einen recht wohlmeinenden Patriotismus athmet. Schließlich enthält Svea noch eine intereſſante Biographie John Ericſon's, des Schweden, des Erbauers des Monitor; Alles in Allem alſo einen recht mannigfaltigen und gutgewählten Kalender-Inhalt.

An Glanz der äußeren Ausſtattung übertreffen vielleicht Svea die dies Jahr nach langer Unterbrechung wieder erſcheinenden: „Winterblumen, ein Toiletten-Kalender für Damen,“ ein echtes und rechtes Taſchenbuch alſo, wie es einſt auch bei uns leibte und lebte. Vier Stahlſtiche, die ihrer deutſchen Heimat alle Ehre machen (ſie gingen aus dem Lange'ſchen Kunſtinſtitut in Darmſtadt hervor) bilden den künſtleriſchen Schmuck des Büchleins. Beiträge lieferte hauptſächlich die in Schweden ſo zahlreich vertretene ſchriftſtellernde Damenwelt. Den Reigen eröffnet „Wilhelmina“ (Ståhlberg), die „ſchwediſche Mühlbach,“ mit einer wohlgelungenen Uebertragung des Schiller'ſchen „Mädchens aus der Fremde.“ Ihr folgt Fräulein Octavia Carlén, eine nahe Anverwandte der Frau Emilie Flygare Carlén, welche (Octavia) durch einige Novellen und ihre Beſchreibungen der Schlöſſer von Gripsholm und Drottningholm bewieſen zu haben glaubt, daß der Apfel nicht weit vom Stamme fällt. Ebenſo iſt die ſich ihr anſchließende „S=e=der“ (Sophie Bolander, Verfaſſerin des vielgeleſenen romantiſchen Zeitbildes, „die Günſtlinge,“ aus den Tagen Carl's X. Guſtav) ſeit einigen Jahren eine der beliebteſten Schriftſtellerinnen Schwedens und auch ihre Novellette: „Eine mißglückte Speculation“ bekundet ein zwar ziemlich begränztes, doch immerhin unterhaltendes Talent. — Neben einigen unenthüllbaren weiblichen Pſeudonymen wie: „Cimela;“ „C. M.;“ „Seraphia;“ „—i—e“ findet ſich endlich, gleichſam „unter Larven die einzige fühlende Bruſt,“ eines Mannes Name: „Nepomuk“ mit einer Erzählung; „der Stachelbeerbuſch.“ Nepomuk, oder richtiger der treffliche Pfarrer Kjellman Göranſon, iſt beſonders durch eine von ihm in mehreren Bänden herausgegebene Novellenſammlung: „Svenska Lynnen och Små-Äfventyr“ bekannt und beliebt geworden und in der That verdienen ſeine Zeichnungen aus dem Alltagsleben größtentheils den Beifall des Publikums, der ihnen in ſo reichem Maße zu Theil geworden. Auch ſein neueſter, in dieſem Sommer erſchienener Novellen-Cyclus: „Schwarz auf weiß“ ſcheint die Vorzüge ſeiner früheren Arbeiten zu theilen. Die übliche Taſchenbuch-Poeſie mit den unentbehrlichen Requiſiten „Herz — Schmerz,“ „Liebe — Triebe,“ „Wonne — Sonne“ ꝛc. in infinitum aber nicht immer mit Grazie, wird natürlich von den geehrten Inhaberinnen der Pſeudonymen auf das Kräftigſte vertreten.

Neben dieſe in Stockholm erſcheinende, ſtellt ſich der in Gothenburg herauskommende „Toiletten-Kalender Flora.“ Dieſer möchte zwar herzlich gern die Rolle eines eleganten Taſchenbuches ſpielen, ſieht aber dennoch ziemlich pauvre aus; die Aufgabe ſcheint zu ſchwer geweſen zu ſein: „es thut's halt nimmermehr.“ — Bekanntere Namen trugen nichts zu dieſer diesmal ſiebenjährigen Blumenſpenderin bei und ſo haben die ziemlich unbedeutenden Stahlſtiche nicht nöthig, vor dem übrigen Inhalt zu erröthen; im Gegentheil beide ſcheinen ſich ebenbürtig zu ſein.

Ungefähr auf der Stufe des Vorhergehenden, mitunter ihm mehr oder minder überlegen, ſtehen die Stockholmer „Toiletten-Kalender“ „Freya,“ „Norden,“ „Iduna“ (Gothenburg), „Ammone“ („Blåſippan“) und die in Geſle ausgegebene „Hertha.“ — Erwähnenswerth iſt noch, bei recht geſchmackloſer äußerer Ausſtattung, „das Veilchen“ (Violblomman), worin Hermann Bjurſten, ein beſonderer Kenner der deutſchen Literatur, der jüngſt Schiller's „Don Carlos“ recht gelungen übertrug, zwei Gedichte Schiller's: „An einen Moraliſten“ und „das Glück und die Weisheit“ überſetzte und Onkel Adam (Wetterbergh), Frau Schwartz und ihre weiblichen Genoſſen verſchiedene Erzählungen und Gedichte vom Stapel laſſen. Der von früher her in Deutſchland wohlangeſchriebene „Onkel Adam“ iſt jetzt Jugendſchriftſteller geworden und redigirt in Norrköping eine Zeitung für ganz kleine Kinder (im Genre ungefähr von Thekla von Gumpert's: „Herzblättchens Zeitvertreib,“ die er „Linnéa“ genannt hat. So eben erſchienen eine Anzahl Mährchen daraus beſonders, welche von ihm unter dem neuen Pſeudonym: „Joſephus“ herausgegeben wurden.

Endlich erſchien noch im gleichen unſcheinbaren Gewande der „Miniatur-Almanach,“ von dem wir eine mit liebenswürdigem Humor geſchriebene Novellette von „Lea“ hervorheben, einer Dame, der wir bereits früher als eine Schülerin Braun's, im leichten, naiv-realiſtiſchen Genre gedachten. Die bereits in zweiter Auflage erſchienenen „Kleinen Stücke in Proſa und Verſen“ von dieſer Schriftſtellerin, verdienen faſt durchgängig die ungetheilte Anerkennung, die ihnen hier zu Lande zu Theil geworden. Der oben erwähnte Hermann Bjurſten ſchließlich hat auch für dieſen Almanach die Ueberſetzung zweier Gedichte Schiller's: „An den, Frühling“ und die Einleitungsſtrophen zur „Jungfrau von Orleans“ beigeſteuert.

Indem wir dieſe Kalender-Revue ſchließen, geſtehen wir, daß wir ſie nur anſtellten, um Gelegenheit zu haben, die bedeutenderen, resp. die am meiſten ſchreibenden belletriſtiſchen Schriftſteller, die Schweden jetzt aufzuweiſen hat, in kurzer Charakteriſtik unſeren Leſern zu präſentiren. Vielleicht wird ſich dieſer oder jener Literaturfreund hierdurch anregen laſſen, des Weiteren die nähere Bekanntſchaft mit einzelnen ſo vorgeſtellten Perſönlichkeiten zu ſuchen.

Ein eigenthümliches Unternehmen dürfte jedenfalls die Herausgabe eines illuſtrirten Volksblattes: „Der Familienfreund“ (Familievännen) genannt werden, das eine große Zukunft hätte für ſich haben können, da Schweden der illuſtrirten beſſeren Volksliteratur im Genre der „Gartenlaube,“ der „illuſtrirten Welt“ ꝛc. noch gänzlich ermangelt. Indeſſen dieſes Journal, in Berlin geſchrieben, zuſammengeſtellt, geſetzt und ge=

Digitized by Google

druckt (natürlich in ſchwediſcher Sprache von eigends hierzu aus Stockholm verſchriebenen Setzern) iſt nichts — als die Ueberſetzung des gleichfalls in Berlin erſcheinenden ſogenannten Volksblattes: „Friedrich Scherl's Leſekränzchen," das — trotz ſeiner ziemlich bedeutenden Verbreitung — den Leſern dieſer Blätter eine völlig unbekannte Größe ſein dürfte. Es gehört zu der Unzahl jener von Berlin aus durch ein wohlorganiſirtes Colportage-Syſtem und mit Hülfe verlockender bunter oder ſchwarzer Bilder-Prämien durch ganz Deutſchland vertriebenen, höheren „Schund"-Literatur, die namentlich bei der leſegierigen Arbeiterbevölkerung einheimiſch gemacht wird. Natürlich tragen derartige „illuſtrirte Volksblätter" nur dazu bei, den Geſchmack ihrer Leſer durch ihre hochromantiſchen, in den brennendſten Farben dargeſtellten Schauer- ꝛc. Romane zu verwildern und die Luſt nach Bekanntſchaft mit beſſeren Erzeugniſſen mehr und mehr zu erſticken. Solche Lectüre wurde nun, wie geſagt, in *Schweden* eingeführt, nachdem daſſelbe Unternehmen in *däniſcher* Sprache in *Norwegen* und *Dänemark* bereits den glücklichſten Fortgang gehabt hatte. Auch hier ſchien die Speculation zu glücken. Da erſchienen im Aftonbladet und anderen Blättern Recenſionen, ganz geeignet, dem „Familien-Freund" den Todesſtoß zu verſetzen. Dagegen wäre nun allerdings durchaus nichts einzuwenden geweſen, wenn nicht — — — und hier geſtatte man uns einige Worte *über* und zugleich *an die ſchwediſche Preſſe*.

Die ſchwediſche politiſche Preſſe, im Vollgenuß uneingeſchränkteſter Preßfreiheit und obwohl ſich ihr ſehr bedeutende Talente gewidmet haben, beſitzt anerkanntermaßen doch nicht *die* Stellung, die ſie einzunehmen berechtigt oder beſſer verpflichtet wäre. — Letzteres leider dokumentirt ſich auch nur zu häufig in der Art und Weiſe, in der ſie von Deutſchland — ſelbſt von ſeinen nichtpolitiſchen Beſtrebungen — Notiz zu nehmen pflegt. Iſt nämlich z. B. von deutſcher dramatiſcher Literatur, von Werken der höheren oder niederen Belletriſtik ꝛc. die Rede, ſo iſt es bei manchen Referenten völlig Sitte, oder richtiger Unſitte, geworden, ſofort beim zweiten Worte mit unverſchämteſtem Insgeſichtſchlagen aller Regeln des guten Geſchmackes und der deutſchen Grammatik, achſelzuckend und höhniſch zu verſichern, daß das Produkt ein Erzeugniß von „das große Vaterland" ſei; wobei eine ſelbſtverſtändliche Ergänzung die Parodie des alten Sprichwortes bildet: „Was kann aus „das große Vaterland" Gutes kommen?!" — Gut; man ließe ſich dies gefallen, wenn es *ein-* oder *zwei-* oder *funfzigmal*, aber mit *Unterſchied* geſchähe, oder wenn literariſche Buſchklepper, um die Blöße ihrer geiſtigen Armuth mit dem Schatten eines Witzes zu bedecken, ſich damit begnügten, ihre derartigen Plattheiten in kleinen Schmutz- und Winkelblättern an den Mann zu bringen — was aber ſoll man dazu ſagen, wenn ſelbſt die erſten Organe der ſchwediſchen Zeitungspreſſe einigen ihrer Mitarbeiter geſtatten, ſich förmlich ein Gewerbe daraus zu machen, immer und immer einer Verbitterung Nahrung zu leihen, die zwiſchen zwei Nationen, auf ſolche Weiſe genährt, nur zu leicht Platz greift — zwei Nationen überdies, die wie die deutſche und ſchwediſche, für die Zukunft doch ſo recht eigentlich auf einander angewieſen ſind?

Oft genug freilich iſt uns von den achtbarſten Schriftſtellern verſichert worden, daß ein anſtändiger Literat ſich niemals zu ſolchen hämiſchen Schalheiten herabwürdige; wohl haben wir auch genügende Gründe zu glauben, daß die Redacteurs en chef der bedeutenderen Zeitungen dieſem Treiben untergeordneter Geiſter gänzlich fern ſtehen, aber nichtsdeſtoweniger iſt es ebenſo ſchwer erklärlich, daß ſie ihre Blätter zur Uebernahme der traurigen Rolle des Clown in der Perſon jener literariſchen Laufburſchen überhaupt hergeben.

Wir hoffen, daß dieſe Zeilen in Schweden nicht ungeleſen bleiben werden. Sie ſeien hiermit ausdrücklich an die Adreſſe aller anſtändigen Zeitungen dort gerichtet. Wir hegen dabei von der Loyalität der ehrenwerthen Mehrheit, von den wirklichen Herren Vertretern der Preſſe in Schweden eine zu hohe Meinung, als daß wir nicht glauben ſollten, ſie hätten *Macht* und *guten Willen* genug, dem Treiben dieſer ſchreibſeligen Handlanger der Literatur augenblicklich Einhalt zu thun.

Was uns ſelbſt indeß betrifft, ſo glauben wir — und wir dürften dies an dieſem, wie an anderen Orten genugſam dargethan haben — ein offenes Auge für die ſo ſchwer in's Gewicht fallenden Vorzüge des ſchwediſchen Volkes, ſeiner Literatur und ſeiner Verfaſſung zu beſitzen. Wir haben uns bemüht, nach Kräften die Kenntniſſe, die man in Deutſchland vom Leben und Weben der nordiſchen Brüder hat, nach verſchiedenen Geſichtspunkten hin zu erweitern. Wir ſprechen es darum hier noch einmal aus: „Wir ſchätzen und achten Schweden und ſein jugendkräftiges Volk ſehr hoch, wir lieben aber über Alles, Deutſchland, unſere Heimat, wahr und wahrhaftig, „das große Vaterland" aller Völker germaniſcher Zunge!"

In geſchichtsfreundlichen Kreiſen erregten die Vorträge ein gewiſſes Aufſehen, welche der Profeſſor Svedelius über Guſtav II. Adolf (bei uns gewöhnlich Guſtav Adolph genannt) im Herbſt dieſes Jahres in Upſala gehalten hat. Dieſe Vorträge ſind jetzt in Buchform erſchienen und zwar unter dem Titel: „Ueber König Guſtav's II. Adolf Charakter-Entwickelung, vornehmlich während des erſten Theiles ſeines Lebens." Profeſſor Svedelius fand ſich zu Forſchungen in dieſer Hinſicht um ſo mehr veranlaßt, als er zur Zeit den „Schytte'ſchen Lehrſtuhl" in Upſala inne hat; „Schytte" aber, der Lehrer Guſtav Adolph's, in ſpäteren Jahren Miniſter, während der Regierung ſeines Schülers, in gleicher Weiſe für Schweden nach Innen wirkte, als es Oxenſtierna nach Außen hin mit ſo großem Erfolge that. Die Unterſuchungen des gelehrten Herrn Profeſſors ſind in der That geeignet, über verſchiedene Perioden des Jugendlebens dieſes gefeierten Mannes ein ganz neues Licht zu verbreiten. Eine ausführliche Analyſe würde uns vielleicht hier zu weit führen, darum nur kurz Folgendes: Wenn auch einzelne Thatſachen dadurch bekannt werden, die den König — mehr als bisher geglaubt wurde — zu einem „gemiſchten" Charakter ſtempeln, ſo gewinnt doch dabei — was der Heiligenſchein, mit dem ſein Andenken umkränzt war, verliert — ſo gewinnt doch dabei, ſagen wir, die Vorſtellung von ihm als Menſch von Fleiſch und Blut. In Wahrheit dürfte daher die Gefahr glücklich abgewendet ſein, Guſtav Adolph durch die ſeinem Gedächtniß geſpendete Vergötterung zu einer mit der Zeit mythiſchen Perſönlichkeit werden zu ſehen. Bei dem großen Intereſſe, das man in Deutſchland immer noch für dieſen Heldenkönig empfindet, dürfte eine Ueberſetzung dieſes kleinen Werkes, das ſo vieles gänzlich Neue enthält, wohl als rathſam erſcheinen.

Von Friederika Bremer's großem Reiſewerke: „Das Leben in der alten Welt" verließen ſoeben die Schlußbände (V und VI) die Preſſe. Sie behandeln: „Griechenland und ſeine Inſeln," und dürften im Augenblicke von um ſo größerem Intereſſe ſein, als ſie manchen Beitrag zur Erklärung der im Grunde noch in ſo tiefes Dunkel gehüllten letzten Ereigniſſe in jenen Ländern enthalten. Auffallend und anerkennenswerth iſt beſonders die jugendliche Empfänglichkeit für die Beſtrebungen der Gegenwart, welche ſich die Verfaſſerin — jetzt im 60. Jahre ſtehend — im höchſten Grade zu bewahren verſtand. Eine deutſche Ueberſetzung aus der gewiegten Feder des Herrn Auguſt Kretzſchmar (er überſetzte, irren wir nicht, auch die früheren Theile) dürfte wohl nicht lange auf ſich warten laſſen.

Die von uns bereits einmal erwähnte Dietrichſon'ſche in Kopenhagen erſcheinende: „Nordiſche Zeitſchrift für Literatur und Kunſt" enthält in ihrem 4—8. Hefte wiederum manche anſprechende Beiträge. Zunächſt die für uns Deutſche beſonders intereſſante Ueberſetzung von fünf Balladen aus *Klaus Groth's* „Quickborn" durch einen Herrn Hannibal Hoff in's Däniſche. Bei der nahen Verwandtſchaft, in welcher letztere Sprache immer noch zum Plattdeutſchen ſteht, ſind allerdings die Schwierigkeiten der Uebertragung wohl nicht allzu hoch anzuſchlagen, aber Anerkennung verdient ein ſolcher Verſuch immer, namentlich unter den jetzigen Verhältniſſen. Ein durch mehrere Hefte laufender Artikel: „Das ſchwediſche Theater früher und jetzt" iſt im Anfange wiſſenſchaftlich gehalten und bringt Vieles weniger Bekannte; gegen den Schluß hin jedoch, wo von der Gegenwart und jüngſten Vergangenheit die Rede iſt, namentlich in Bezug auf das Perſonal der Stockholmer Theater, verfällt der Verfaſſer doch wohl zu oft in jenen apologetiſchen Ton, wie ihn die Theater-Referenten kleiner Lokalblätter anzuſchlagen pflegen, als daß nicht eine gewiſſenhaftere Kritik Manches zu rektificiren haben würde. — Mit anerkennenswerther Wärme iſt das Literaturbild des norwegiſchen Schriftſtellers und Kritikers Aasmund Olaftön Vinje geſchrieben, während eine Recenſion von C. Ploug's Gedichten dieſem Autor, den bekannten Redacteur des däniſchen „Faedrelandet," eine etwas größere Bedeutung beizulegen ſcheint, als deſſen „Gelegenheits-Poeſieen" vielleicht verdienen dürften. Eine feuilletoniſtiſch geſchriebene Biographie des bekannten ſchwediſchen Romanciers, Reichstags-Abgeordneten und Zeitungs-Redacteurs C. F. Ridderſtad, ſowie ein inſtruktiver Artikel „über die Bedeutung des Holzſchnittes als Veredlungsmittel des Volkes, namentlich mit Bezug auf die nordiſchen Nationen, worin die Verdienſte Ludwig Richter's beſonders freundlich betont werden und der Schluß des Aufſatzes: „die franzöſiſche Malerei der Gegenwart" (nach Springer's Geſchichte der Künſte im 19. Jahrhundert) dürften wohl die hervorragenderen Artikel in den vorliegenden Heften ſein.

Von Herzen wünſchen wir der Zeitſchrift, deren Inhalt wohl größtentheils vom Herausgeber ſelbſt geſchrieben iſt, ein fröhliches Gedeihen; iſt ſie doch für Skandinavien „einzig in ihrer Art!" Wir können jedoch nicht umhin, unſere Verwunderung darüber auszuſprechen, daß die ſchwe-

Digitized by Google

diſche Preſſe im Allgemeinen ſich ziemlich ablehnend einem Unternehmen gegenüber verhält — wenn auch mit manchen Unvollkommenheiten noch behaftet — allein ſchon der Sache wegen Berechtigung genug in ſich tragen dürfte, die unbedingteſte Unterſtützung für ſich in Anſpruch zu nehmen.

Arthur Levyſohn.

## Rußland.

### Die Reorganiſation des ruſſiſchen Schulweſens.

Die ruſſiſche Regierung hat bei ihrem menſchenfreundlichen Beſtreben, einem großen Theil ihrer Unterthanen, die bisher die Sklavenfeſſeln trugen, die Freiheit zu ſchenken, richtig erkannt, daß Freiheit ohne Bildung eine für den Schenkenden, wie für den Beſchenkten höchſt gefährliche Gabe ſein würde. Sie hat es daher für nothwendig erachtet, das Unterrichtsweſen, namentlich den Volksunterricht, neu zu geſtalten. Die bisherigen unteren und mittleren Lehranſtalten im Reſſort des Miniſters der Volksaufklärung, welche kraft des Reglements vom 8. Decbr. 1828 beſtehen, entſprechen nicht mehr den Bedürfniſſen unſerer Zeit, und deshalb hat der Miniſter der Volksaufklärung eine Umgeſtaltung beſchloſſen und ſchon im Jahre 1856 dem Gelehrten-Comité der Hauptverwaltung der Schulen den Auftrag gegeben, ein neues, der Gegenwart angemeſſenes Schulreglement zu entwerfen. Dieſe Arbeit wurde im Februar 1860 vollendet. Der Miniſter ließ ſie unter der Benennung „Entwurf eines Reglements für die unteren und mittleren, im Reſſort des Miniſteriums der Volksaufklärung ſtehenden Schulen" allen Curatoren der Lehrbezirke überſenden und im Journal des Miniſteriums der Volksaufklärung abdrucken, damit ſie einer allſeitigen und gründlichen Prüfung durch Fachmänner unterworfen werde, und damit auch andere Perſonen, die einen lebhaften Antheil an der Sache der öffentlichen Bildung nehmen, ihre Meinungen abgeben könnten. Aus zahlreichen Bemerkungen, die von verſchiedenen Seiten dem Comité zukamen, erwuchs ein reiches Material für eine Ueberarbeitung des Entwurfs, die uns jetzt unter dem Titel „Entwurf eines Reglements für die unter dem kaiſerlich ruſſiſchen Miniſterium der Volksaufklärung ſtehenden allgemeinen Bildungs-Anſtalten, nebſt den dazu gehörigen Erläuterungen" * vorliegt.

Wir müſſen geſtehen, daß wir die Arbeit des gelehrten Comité's als eine der bedeutendſten und zugleich erfreulichſten Erſcheinungen unſerer Zeit betrachten. Es weht in ihr der Geiſt echter Humanität, und dabei iſt ſie das Ergebniß der praktiſchen Erfahrung und Umſicht, die ſich nicht ein unerreichbares Ideal zum Ziele ſetzt, ſondern dem wirklichen Bedürfniſſe Rechnung trägt. Der Entwurf erſtreckt ſich über das geſammte Unterrichtsweſen, mit Ausſchluß der beſonderen Fachſchulen, von der Dorfſchule bis zur Univerſität; er zieht den öffentlichen, wie den Privatunterricht, die Anſtalten für die männliche, wie für die weibliche Jugend, die Inſtitute für die Heranbildung der Lehrer, und endlich die Univerſitäten in ſeinen Bereich; er ordnet die inneren und äußeren Verhältniſſe des geſammten Lehrſtandes und motivirt und erklärt in den „Erläuterungen" die einzelnen geſetzlichen Beſtimmungen.

Es iſt hier nicht der Ort, den Organismus des Schulweſens, wie ihn der Entwurf giebt, vollſtändig vorzuführen, noch viel weniger können wir uns auf eine kritiſche Würdigung der einzelnen Einrichtungen einlaſſen, zumal uns die genaue Kenntniß der Lokalverhältniſſe, die ſie hervorgerufen, abgeht; wir beſchränken uns daher auf die Mittheilung der weſentlichſten Beſtimmungen über die Volksſchulen, weil wir gerade dieſe für beſonders geeignet halten, den ganzen Entwurf zu charakteriſiren und unſer obiges Urtheil zu beſtätigen.

Als die Hauptaufgabe der unteren und mittleren Schulen erkennt der Entwurf: „die Jugend zu Menſchen zu erziehen, d. h., bei der Jugend jene allſeitige und gleichmäßige Entwickelung aller intellektuellen, moraliſchen und phyſiſchen Kräfte zu bewirken, wodurch allein einerſeits eine vernunftgemäße, der Würde des Menſchen angemeſſene Lebensanſchauung, und andererſeits die als natürliche Folge daraus hervorgehende Fähigkeit, vom Leben den richtigen Gebrauch zu machen, möglich wird." Zur Erreichung dieſes hohen Zieles iſt es zunächſt nothwendig, den unteren und mittleren Schulen den Charakter allgemeiner Bildungs-Anſtalten zu verleihen. Während es bisher bei dem Unterrichte in Volks- und mittleren Schulen mehr darauf abgeſehen war, brauchbare Subjekte zu den verſchiedenen Dienſtzwecken zu ſchaffen, ſoll jetzt die Hauptaufgabe nicht die Heranbildung zu ſpeziellen Zwecken, ſondern die Erziehung zu Menſchen ſein. Nach dem Entwurfe ſoll es drei Klaſſen allgemeiner Bildungs-Anſtalten geben: Volksſchulen für beide Geſchlechter; Progymnaſien und Mädchenſchulen zweiten Ranges; Gymnaſien (Real- und philologiſche Gymnaſien) und Mädchenſchulen erſten Ranges. Zur Heranbildung von Lehrern werden außerdem beſondere Lehrer-Inſtitute errichtet werden. Das geſammte Schulweſen ſoll nicht wie früher unter verſchiedenen Behörden, ſondern jetzt ausſchließlich unter dem Miniſter der Volksaufklärung ſtehen. Das ganze Reich wird in Lehrbezirke getheilt; jedem Lehrbezirk ſteht ein Curator vor, dem die Direktoren und Inſpektoren der Gymnaſien, Progymnaſien, Lehrer-Inſtitute und Mädchenſchulen untergeben ſind. Jedes Gouvernement erhält einen Direktor der Volksſchulen, der ebenfalls dem Curator ſeines Lehrbezirkes untergeordnet iſt.

Den Zweck der Volksſchulen beſtimmt der Entwurf: „ſittliche und geiſtige Bildung unter dem Volke in dem Grade zu verbreiten, daß ein Jeder ſeiner Rechte ſich bewußt werde, und ſeine Pflichten mit Erkenntniß der Gründe erfüllen könne, wie es einem Menſchen geziemt." Die Hauptgrundſätze, von denen bei der Organiſation der Schulen ausgegangen werden ſoll, ſind: den Stadt- und Landgemeinden die Pflicht aufzulegen, die Mittel zu dem Unterrichte ihrer Kinder zu liefern; den Gemeinden die größtmögliche Selbſtändigkeit bei der Organiſation der Schulen, ſowie bei der Verwendung der von ihnen gelieferten Mittel zu gewähren; die Lage der Volksſchullehrer zu verbeſſern; Privatperſonen die Eröffnung von Elementarſchulen auf eigene Koſten zu erleichtern; die Verwaltung aller Elementarſchulen überhaupt in Beziehung auf den Unterricht im Miniſterium der Volksaufklärung zu concentriren und demſelben die Ernennung von beſonderen Schuldirektoren und deren Adjunkten zur ausſchließlichen Beaufſichtigung der Schulen vorzubehalten. Einen Schulzwang ſoll es nicht geben; dafür ſoll die Errichtung und Erhaltung der Schulen den Gemeinden zur Pflicht gemacht werden und das Comité iſt überzeugt, daß das Vorhandenſein von Schulen die Eltern veranlaſſen wird, ihre Kinder in die Schule zu ſchicken. Da die Volksſchulen auf Gemeindekoſten errichtet und erhalten werden, ſo iſt der Unterricht für alle Kinder von Gemeinde-Mitgliedern frei; nur Fremde zahlen ein Schulgeld.

Die Volksſchulen beſtehen je nach der Anzahl der Schüler aus einer, zwei oder drei Klaſſen. Der Lehrplan iſt in allen Volksſchulen derſelbe. Der Lehrkurſus beginnt mit dem Anſchauungs-Unterricht; darauf wird Religion, Mutterſprache: Leſen und Schreiben, Arithmetik und Geſang gelehrt. Der Anſchauungs-Unterricht, ein in den ruſſiſchen Schulen ganz neuer Gegenſtand, muß als Uebergang von dem natürlichen Entwickelungs-Prozeß, der beim Kinde von Geburt an beginnt, zu dem eigentlichen Unterrichte, welcher in der Schule anfängt, dienen. Die Hauptaufgabe des Anſchauungs-Unterrichtes beſteht darin, das Kind zu gewöhnen, unter der Anleitung des Lehrers die Gegenſtände ſeiner Umgebung, die es allein nur oberflächlich und unvollkommen ſah, genau und aufmerkſam zu betrachten, die Verhältniſſe dieſer Gegenſtände auf andere zu beziehen und ihre eigentliche Bedeutung zu beſtimmen, dadurch aber in den Schülern die Fähigkeit zu entwickeln, die Gegenſtände nach allen ihren Merkmalen zu unterſcheiden und ſo folglich zur Gründlichkeit in allen Dingen anzuhalten. Der Religions-Unterricht, der von dem Ortsgeiſtlichen, oder, in Ermangelung deſſelben, von dem Lehrer unter Kontrole des Parochial-Geiſtlichen ertheilt wird, ſoll in den Kindern religiöſe Gefühle erwecken, ihre Liebe zu Gott und dem Nächſten fördern und ihre Herzen zu allem Guten und Erhabenen hinlenken. Zu dieſem Zwecke werden in den Volksſchulen die wichtigſten Gebete und der kleine Katechismus erklärt und eine kurze Darſtellung der bibliſchen Geſchichte gegeben. Mit dieſem Kurſus wird noch das Leſen des Evangeliums und der Epiſtel in ruſſiſcher Sprache, ſowie auch die Erklärung der Liturgie und die Deutung der wichtigſten Feiertage verbunden. Beim Leſen des Evangeliums werden die Schüler vorzüglich mit den wichtigſten Zügen aus dem irdiſchen Leben des Erlöſers bekannt gemacht. Das nächſte Ziel beim Unterrichte in der Mutterſprache beſteht in fließendem Leſen von Gedrucktem und Geſchriebenem, mit richtiger Betonung der Worte und reiner, von dem Ortsdialekt freier Ausſprache, und in dem Gewöhnen der Schüler, ihre Gedanken mündlich und ſchriftlich richtig, ohne bedeutende orthographiſche Fehler, wiederzugeben. Um die Kinder an das Verſtehen des Geleſenen zu gewöhnen, werden dieſelben unter Anleitung des Lehrers im Leſen mit Erklärungen nach einem beſonderen Buche geübt, welches unter Anderem die nothwendigſten Begriffe von der Außenwelt, der vaterländiſchen Geſchichte und Geographie enthält. Dieſes Leſen muß ſo viel als mög-

* Ueberſetzt und herausgegeben auf Allerhöchſten Befehl Sr. Majeſtät des Kaiſers, unter der Redaction von Dr. S. v. Tanéev, kaiſerl. ruſſ. wirkl. Staats-Rath. Leipzig. Franz Wagner, Commiſſionär des kaiſerl. Miniſteriums der Volksaufklärung in Rußland, 1862.

Digitized by Google

lich dazu benutzt werden, die Schüler auf eine leicht faßliche Weiſe mit der Geſtalt und der Lage ihres Vaterlandes, mit ſeinen Naturproducten und Erſcheinungen, überhaupt mit den Eigenthümlichkeiten der Localverhältniſſe vertraut und ihren Geiſt von allen Vorurtheilen und Aberglauben frei zu machen. In den Schreibſtunden ſollen ſich die Schüler eine korrekte, geläufige, deutliche und gefällige Handſchrift aneignen. Mit dem Schreiben werden orthographiſche Uebungen und Erklärungen der weſentlichſten Theile der Grammatik verbunden. Die Arithmetik beginnt mit dem Zählen, worin die erſten Uebungen an anſchaulichen Größen erfolgen, die leicht von den Sinnen aufgefaßt werden; damit verbindet man die Uebungen mit dem Rechenbrette (einer bei den Ruſſen gewöhnlichen Vorrichtung zum Rechnen), und dann folgt die Bekanntmachung mit den Ziffern und dem Ziffernzählen. Der Unterricht in der eigentlichen Arithmetik beſchränkt ſich auf die vier Species mit unbenannten und benannten Zahlen. Die Lehrmethode iſt eine rein praktiſche, und die Schüler müſſen dazu angehalten werden, aus einzelnen Beiſpielen ſolche allgemeine Sätze zu folgern, die ihnen in allen ähnlichen Fällen als Regel dienen können. Neben dem Unterrichte im Kirchengeſange kann man auch, um den Geſchmack der Kinder zu entwickeln und ſie an einen anſtändigen Zeitvertreib zu gewöhnen, ſie im Geſange weltlicher Lieder unterweiſen, die aber ihrem Gegenſtande und Inhalte nach immer dem allgemeinen Bildungszwecke entſprechen müſſen.

Die unmittelbare Schulverwaltung ſteht in der einklaſſigen Schule dem Lehrer oder der Lehrerin zu; in zwei- und dreiklaſſigen dem ſeiner Dienſtzeit nach älteſten Lehrer. Zur Leitung der Schule in wirthſchaftlicher und moraliſcher Hinſicht befindet ſich bei jeder Volksſchule ein Schulpatron, der von der Ortsgemeinde auf drei Jahre gewählt wird. Zu Schulpatronen der Dorfſchulen können gewählt werden: die benachbarten Gutsbeſitzer, die beſtändig auf ihren Gütern leben, die Parochial-Prieſter, oder endlich geachtete und Elementarbildung beſitzende Leute jedes Standes, deren ſtändiger Wohnort in der Nähe der Schule ſich befindet. Zum Schulpatron einer Stadtſchule kann jede Perſon, die zu leſen und zu ſchreiben verſteht und das Vertrauen der Gemeinde beſitzt, aus den ſtändigen Einwohnern des Ortes gewählt werden. Der Schulpatron iſt verpflichtet: Religionslehrer und Lehrer für die übrigen Unterrichts-Gegenſtände aus den zum Elementarunterrichte berechtigten Perſonen zu wählen und dieſelben zur Beſtätigung der Vocation dem Schuldirector vorzuſchlagen, oder, falls er keine derartigen Perſonen kennt, den Schul-Director zu bitten, die Lehrer ſelbſt zu beſtimmen; darauf zu achten, daß der Unterricht zur gehörigen Zeit vor ſich gehe, und daß die Lehrer ihre Pflichten gewiſſenhaft erfüllen; darauf anzutragen, daß, mit Zuſtimmung der Gemeinde, diejenigen Lehrer, welche ſich nachläſſig zeigen, ihres Dienſtes entlaſſen, und denen, die ſich durch ihren Dienſteifer auszeichnen, Belohnungen bewilligt werden; auf die Fortſchritte und die Moralität der Schulkinder zu ſehen, und alle Maßregeln, welche zur Beförderung ihrer moraliſchen und geiſtigen Bildung geeignet ſind, zu ergreifen; dafür zu ſorgen, daß die Schullocalitäten in gehöriger Ordnung erhalten werden, daß die für den Gehalt der Lehrer und für die Unterhaltung der Schule beſtimmten Beiträge jedesmal vollſtändig und zur rechten Zeit eingehen, und daß die Lehrer ihren Gehalt nach Ablauf jedes Monats ohne Verzug erhalten, daß die Schule zur rechten Zeit mit Büchern und anderen Lehrmitteln verſehen ſei, und daß Alles, was zur Schule gehört, unverſehrt aufbewahrt werde; auf die Local-Elementar- und Sonntags-Schulen ein wachſames Auge zu haben, und endlich, nach Maßgabe der Verbreitung der Elementarkenntniſſe in der Gemeinde, ſich um die Stiftung einer Schulbibliothek zu bemühen, beſtehend aus Büchern, welche für die allgemeine Lectüre beſtimmt ſind.

Wir übergehen die anderen meiſt disciplinariſchen, geſchäftlichen und ökonomiſchen Beſtimmungen. Das Gegebene wird hinreichen, dem Leſer eine Anſchauung zu gewähren von der Art, wie das Comité ſeine Aufgabe gefaßt und gelöſt hat. Die Volksſchule ſoll einzig der Bildung und Erziehung des Volkes dienen. Der Unterricht wird mit Recht auf das Allernothwendigſte beſchränkt. Es ſoll ſo wenig wie möglich in das Kind von Außen durch das Gedächtniß hineingetragen, ſondern ſo viel als möglich aus ihm ſelbſt entwickelt werden; daher der Anfang mit dem Anſchauungsunterricht gemacht wird. Der Religionsunterricht ſoll nicht in einem Auswendiglernen von unverſtandenen Formeln und Maſſen von Sprüchen, Liedern und Bibelſtücken beſtehen, ſondern durch die Erzählung der bibliſchen Geſchichten, durch die Erklärung der Gebete, des Katechismus und der kirchlichen Einrichtungen ſoll dem Kinde der Religionsſtoff geliefert werden, der es zu einem frommen, nicht frömmelnden Menſchen macht. Es ſoll mit der Welt, beſonders mit der engeren, in der es lebt, mit ſeinem Vaterlande, auf eine dem kindlichen Geiſte angemeſſene Weiſe bekannt gemacht werden, und endlich ſoll es ſich die Fertigkeiten in einem genügenden Grade aneignen, die es in jedem bürgerlichen Berufe braucht. Was uns an dem Plane beſonders gefällt, iſt die Abweſenheit jeder der Schule fremden und ſchädlichen Tendenz. Es ſoll dem Kinde nicht eine officielle kirchliche und patriotiſche Geſinnung nach einer gerade herrſchenden Richtung eingepaukt werden; ja, es iſt vielmehr dafür geſorgt, daß die Volksſchule nicht zu einem der Volksbildung und der Volksfreiheit feindlichen Zwecke gemißbraucht werden könne. Der Gemeinde, wie dem Lehrer, wird die nöthige Freiheit gelaſſen. Durch die Perſon des Schulpatrons iſt der Gemeinde ein ſelbſtändiger Einfluß auf die Schule geſtattet, wie er leider bei uns vermißt wird, und durch die Unabhängigkeit des Lehrers von dem Geiſtlichen und die Trennung des Religionsunterrichtes von dem übrigen Unterrichte iſt der pfäffiſche Einfluß beſchränkt und doch der Kirche ihr Recht bewahrt. Möchten nur die Gemeinden und die Lehrer das koſtbare Geſchenk, das ihnen hier geboten wird, recht zu würdigen und zu benutzen verſtehen!

Zur Heranbildung von Volkslehrern ſind die Lehrer-Inſtitute beſtimmt. „Sowohl durch Erziehung, heißt es in dem Entwurf, als auch durch Unterricht ſollen die jungen Leute zum Lehrerberufe vorbereitet und mit gründlichen Kenntniſſen im gewiſſen Umfange ausgeſtattet werden, eine reine Moralität und tiefes Pflichtgefühl eingepflanzt erhalten und allſeitig mit der Unterrichtsmethode und der Organiſation der Volksſchulen bekannt gemacht werden." Die Lehrer-Inſtitute beſtehen aus 3 Klaſſen mit je $1^1/_2$ jährigen Curſen. Die Unterrichtsgegenſtände ſind: Religion, Pädagogik und Didaktik; Mutterſprache; Geſchichte; Geographie und Statiſtik; Naturkunde; Arithmetik und Geometrie; Schönſchreiben und Linearzeichnen; Geſang; Gymnaſtik; Gemüſe-, Obſt- und Feldbau. Mit jedem Lehrer-Inſtitute iſt eine Uebungsſchule verbunden für den praktiſchen Kurſus in der Pädagogik und Didaktik. Die Lehrerbildung wird mit Recht nicht auf das geringe Maß des künftig zu ertheilenden Unterrichtes beſchränkt. Soll der Lehrer nicht die Kinder blos abrichten, ſondern wahrhaft bilden, ſo muß er ſich ein verhältnißmäßig reiches und geordnetes Wiſſen aneignen, das ihn in den Stand ſetzt, ſelbſt geiſtig fortzuſchreiten, das beſte Präſervativ gegen das Verbauern und Verknöchern des gewöhnlichen Land- und Stadtſchulmeiſters, und das wirkſamſte Mittel, ihm in ſeinen und ſeiner Umgebung Augen die Würde zu verleihen, die ihm als Jugendlehrer zukommt. Vor Allem iſt dem Volkslehrer die Kenntniß der Mutterſprache und der in ihr geſchriebenen Muſterwerke nothwendig. Der Entwurf beſtimmt hierüber: „Der Kurſus in der Mutterſprache kann ſich nicht auf die von den Zöglingen in der Volksſchule erworbenen Kenntniſſe beſchränken, ſondern muß ausgedehnt werden. Den erſten Platz hierin müſſen Uebungen im richtigen Beſtimmen der Begriffe, in der Satzbildung und der Ableitung von Schlußfolgerungen (die praktiſche Logik) einnehmen. Weiter folgen fortſchreitende Uebungen im mündlichen und ſchriftlichen Ausdruck, womit das Leſen und Erläutern von Werken verbunden wird, welche aus den bemerkenswertheſten Erſcheinungen der vaterländiſchen Literatur ausgewählt werden. Dieſer ganze Theil des Kurſus iſt gleichſam der Vorbereitungs- und Grundtheil zur Bildung der Lehrer. Der andere Theil, welcher dem künftigen Lehrerdienſte direkt angepaßt werden muß, umfaßt Uebungen im deutlichen und ausdrucksvollen Leſen; die Unterrichtsmethode für den Elementarunterricht; einen populären Kurſus der praktiſchen Grammatik; die Unterrichtsmethode derſelben. Beſondere Aufmerkſamkeit wird auf die Erklärung von Artikeln aus den in den Volksſchulen gebrauchten Leſebüchern gerichtet." Mit Beſchämung denken wir an die bekannten Beſtimmungen unſerer Regulative, wonach den Seminariſten die klaſſiſchen Nationalſchriftſteller entzogen und überhaupt ihr Wiſſen auf ein möglich geringes Maß reducirt werden ſollte.

Zum Schluſſe bemerken wir noch, daß in dem Entwurf auch für eine ehrenvolle, amtliche Stellung der Lehrer und für ihre und der Ihrigen materielle Lage auf die liberalſte Weiſe geſorgt iſt. **M.**

## England.

### Unwillkürliche Staatsbeamte.*

„Der Verbrecher iſt des Staates eigenſtes Verbrechen." Nichts von den geiſtreichen Einfällen Bettina's iſt ſo berühmt geworden und ſo wahr, als dieſer furchtbare Verdammungsſpruch gegen den modernen

* Als Nachtrag zu dem Artikel „Engliſche Verbrecher-Romantik" in Nr. 1 des Magazins von 1863.

Digitized by Google

„Zwangs“- und Privilegien-Staat. Selbſt England, „das freie,“ nimmt den ordentlichen Leuten jährlich 10 Millionen Pfund extra ab, um damit eine halbe Million Menſchen zu nähren, denen es vorher den Penny gegen Hunger, das Dach gegen Regen und Kälte, den Boden zum Graben und Pflügen verweigert. Englands Boden gehört den Lords und Biſchöfen, den Fuchsjägern, den privilegirten Herren des Wildes in Wald und Waſſer; Englands Fleiß und Schweiß der auswärtigen Politik, um ihn in Indien und China, in Auſtralien und Canada ꝛc. an nichtsnutzige Lordsſöhne und Günſtlinge zu verſchleudern, für Napoleon zu verdiplomatiſiren, 1000 Millionen Pfund Kriegsſchulden an alte Junggeſellen und Jungfern zu verzinſen, um die Welt im Allgemeinen und Deutſchland im Beſonderen zu cujoniren, um die „oberſten Zehntauſend“ im Schlafe mit Millionen zu verſorgen und dafür einer halben Million Menſchen jedes Mittel zum rechtſchaffenen Sichſatteſſen abzuſchneiden. Sie werden deshalb zu Dieben und tauſenderlei andern Verbrechern, die „dem Staate“ nur jährlich 10 Millionen Pfund koſten, weil es ihm an der vielleicht einen Million fehlt, mit der Alle gefüttert und zu productiver Arbeit verwendet werden würden. Uns liegt die officielle Kriminal-Statiſtik vom Jahr 1859 vor. Wir wollen blos die runden Summen daraus zuſammenſtellen, um ſo eine Vorſtellung von dieſem Zweige der modernen Staatsweisheit zu ermöglichen.

Es fanden ſich in jenem Jahre 25,000 berüchtigte Häuſer in England und Wales, die alle Tage 135,000 Verbrecher beiderlei Geſchlechts gegen die „gute Geſellſchaft“ losließen. Etwa 6,500 davon ſind Diebe unter, 27,000 über 16 Jahren. Mehr als 39,000 waren im Allgemeinen verdächtig und ohne beſtimmten Erbwerb 22,500 profeſſionelle Vagabunden, alle der Polizei bekannt und mehrere Male im Gefängniſſe geweſen, die denn auch die durchſchnittlichen 25,000, welche im Gefängniſſe ſitzen, gelegentlich ablöſen. Charakteriſtiſch ſind die verſchiedenen Procente der Verbrecher auf die ordentlichen Bewohner. In Mancheſter und den Baumwollengegenden kommen 154, in Brighton, Worthing und andern Vorſtädten 93, in Sheffield, Birmingham und den ſonſtigen Kurzwaaren-Diſtrikten blos 47 ordentliche Leute auf je einen Verbrecher. Merkwürdig, daß das verrufene London beſſer ſteht als alle Städte und Gegenden: ein „Gefängnißvogel“ auf je 178 ordentliche Leute. Gegen dieſe Raubthiere der Geſellſchaft werden 20,256 Policemen gehalten, in jedem Jahre mehr (voriges Jahr allein über 1000 mehr), die 1859 über 404,000 Menſchen arretirten (20 auf jeden Policemann), von denen mehr als zwei Drittel verurtheilt wurden, über 65,000 durch Gefängniß, über 160,000 durch Geldſtrafen, 302 durch Gefängniß und Peitſche. Ueber 85,000 waren wegen Trunkenheit und Scandal, 83,000 wegen „assaults,“ 42,000 wegen Diebſtahls, gegen 38,000 wegen Proſtitution mit öffentlichem Tumult und Aergerniß und die übrigen wegen tauſenderlei anderer Vergehen und Verbrechen, die man nur aus den täglichen Polizeiberichten lernen kann, arretirt worden. Zu dieſer Armee kommt aber noch das ſchwere Geſchütz der Kriminal-Verbrecher: 17,800. Vier Fünftel davon wurden verurtheilt, 10,800 einfach zu Gefängniß, 229 zur Peitſche, 2130 zu Strafarbeit, 53 zum Hängen, von denen aber nur 11 wirklich an dem Galgen ſtarben, weil man ſich doch wohl immer mehr dieſer ekelhaften Strafe der Schande für die Lebenden ſchämen mag. Transportirt wurde auch Niemand. Dieſe, ſeit 140 Jahren blühende Strafe wurde in allen Fällen durch Strafarbeit zu Hauſe erſetzt — zu Hauſe, d. h. in 156 Gefängniſſen und Corrections-Anſtalten mit mehr als 2400 Beamten, die voriges Jahr 140,000 neue Unterthanen und Koſtgänger aufnahmen und Tag und Nacht für ſie wachten. Dazu kamen 186 Gouverneurs, 146 Aerzte, 146 Seelſorger, 147 Secretäre ꝛc. An der Themſe unter Millbank, auf der ſteinigen Inſel Portland, in der ſchmutzigen Matroſenſtadt Portsmouth, in dem noch ſchmutzigeren Chatam, in Dertmoor, Lewes, Purkhurſt und Brixton werden die 7000 männlichen und 1000 weiblichen Verbrecher unterhalten, die vor 50—60 Jahren noch alle gehangen worden wären. Die Schlimmſten davon, nur dieſe, werden gelegentlich nach Gibraltar, Bermuda oder Weſt-Auſtralien verſetzt. Von den 11,000 Bewohnern der 10 Kriminal-Gefängniſſe wurden blos noch 312 mit „tickets of leave“ entlaſſen. Auf je 6 dieſer Gefangenen kommt ein Beamter. 147 ſind mit Peitſche, 3315 mit dunklem Keller, 2906 mit Hungerkur und 2550 zu anderen Extraſtrafen verurtheilt. Die „Zimmer“ dieſer Bewohner haben Wände von ſoliden Steinen, 10 Zoll dick, die kleinen Fenſter drei Eiſengitter (70 Fuß hoch über dem Boden), die Thüren ſind doppelt, von Eiſen, jede Thür drei Schlöſſer, jedes Schloß zwei Riegel — und doch entſprangen noch drei Helden im vorigen Jahre, die Bettina wahrſcheinlich unter die Heroen verſetzt haben würde. Und nun die Rechnung! Die Polizei koſtete noch nicht ganz 1½ Millionen Pfund (den braven Burſchen wünſchte ich mehr). Die Verbrecher vor Gericht wurden für 95,800 Pfund unterſucht und abgethan. Für die Erhaltung der Gefängniſſe wurde über eine halbe Million gebraucht. Die Strafarbeilen brachten blos 23,000 Pfund ein, ſo daß jeder in entſetzlicher Zwangsarbeit Beſchäftigte doch noch 23 Pfund 10 Schillinge Zulage haben mußte. — Herrliches Beiſpiel, wie der Staat Induſtrie treibt. Es wurden auch 800 Perſonen wegen verſchiedener Verbrechen unterſucht, aber wegen Wahnſinns in eines der öffentlichen Irrenhäuſer gebracht, die 22,000 Pfund koſteten. Die 47 Reformſchulen für Verbrecher unter 16 Jahren ſind dem Staate theurer, als alle preußiſchen Gymnaſien: 31,000 Pfund voriges Jahr. Dies ſind in Summa 2,384,054 Pfund 3 Sh. 4 Pence. Es kamen nun nur noch einige Kleinigkeiten hinzu: Richter, Recorders, bezahlte Magiſtratsbeamte, Secretäre, Gerichtslokal ꝛc. koſten eben ſo viel. Die Londoner Polizei ſagt, die Diebe in der Metropolis könnten unter 50,000 Pfund jährlich gar nicht auskommen, die in Mancheſter brauchen 15,000. Man hat berechnet, daß täglich 135,000 Menſchen ſtehlen müſſen, wenn ſie ſich nicht hungrig hinlegen wollen. Unter 25 Pfund jährlich kann auch der beſcheidenſte und mäßigſte Dieb nicht leben. Sonach eignen ſich die Diebe in England und Wales unter den allerbeſcheidenſten Anſprüchen mindeſtens 3,873,000 Pfund an, in je 12 Monaten. Billiger können ſie's um keinen Penny machen. Dazu Ausgaben für Zeugen, Extrakoſten für Ausſpionirung verwickelter Verbrechen ꝛc. macht jährlich — wie die officiellen Kommiſſionäre ausrechnen — jährlich zehn Millionen Pfund. Soviel koſten die Verbrecher jedes Jahr direkt, d. h. mehr als der ganze preußiſche Staat (vor 1848) jährlich einnahm und ausgab.

Die Blaubücher für 1860 und 1861 liegen mir nicht vor. Ich erinnere mich nur einzelner Zeitungs-Notizen, aus denen genügend hervorging, daß Verbrechen und die Koſtbarkeit derſelben im beſtändigen Zunehmen begriffen waren, auch die Zahl der Wahnſinnigen ſtieg. So gab es am 1. Januar 1861 noch 24,845 Bewohner der verſchiedenen öffentlichen und Privatirrenhäuſer, ein Jahr ſpäter 26,200, die, nach vorläufigen Einzel-Notizen, ſich dieſen Neujahrstag wieder um ein Paar Tauſend vermehrt haben werden.

Aber die blos numeriſche Statiſtik iſt nicht die Hauptſache. Wir wiſſen ſchon, daß ganz London von „Garotteurs“ terroriſirt wird und keine Straße mehr für ſicher gilt. Die Gewaltſamkeit und Räuberartigkeit der Verbrecher, ihre „Reſpectabilität,“ ihre chroniſche Empörung gegen Geſetz und Ordnung — dies ſind ganz beſonders auffallende Lichter in dem moraliſchen und phyſiſchen Nachtleben Londons, die wir in einem beſondern Artikel charakteriſiren wollen.

## Nord-Amerika.

### Der Krieg in Nord-Amerika.*

Wenn der Krieg im Allgemeinen nicht Jedermanns Geſchmack iſt, ſo läßt ſich doch nicht leugnen, daß die Lektüre eines Feldzugs für ſehr Viele von hohem ſpannenden Intereſſe iſt, indem ſie einige Aehnlichkeit mit den Wechſelfällen einer Tragödie bietet. Von dem amerikaniſchen Krieg vermögen wir nicht daſſelbe zu ſagen. Vielmehr können wir nicht leugnen, daß wir ihn mit einer gewiſſen widrigen Empfindung verfolgen. Wir glauben dies dem Umſtande zuſchreiben zu müſſen, daß er nicht wie andere Feldzüge als ein Produkt des menſchlichen Geiſtes erſcheint, das ſich auf einer gewiſſen Baſis aufbaut und nach gewiſſen Regeln verläuft, ohne daß deshalb ein Zwang zu bemerken wäre, ſondern vielmehr als das Spiel eines blinden Zufalls, der die militairiſchen Maſſen chaotiſch da und dort gegen einander wirft und wieder zerſtreut, ohne beſtimmtes Ziel, ohne leitende Gedanken, ohne Erfolg, ſo daß was ſonſt nicht mit Unrecht als Kunſt gilt, weil es ſo geübt wird, hier zur gemeinen Schlächterei herabſinkt, die ihr Ende nur in der Vernichtung findet.

Dieſen Charakter hat der amerikaniſche Krieg der ſouveränen Verachtung zu verdanken, mit welcher man bis vor Ausbruch des Kriegs auf die modernen Heere herabzuſehen beliebte. In der vermeintlichen Ueberzeugung ihrer Nutzloſigkeit begnügte ſich Nord-Amerika mit einem ſo kleinen Heere, daß es ſeine Anſiedler kaum vor den Indianern ſchützen konnte. Es glaubte, wenn je ein Krieg ausbreche, ihm durch Anwerbung von Freiwilligen leicht genügen zu können. Es überſah ganz, daß man zwar in wenigen Monaten einen Soldaten zum Kriege bilden kann, daß aber

* Aus der Feder eines ſüddeutſchen Offiziers.

Digitized by Google

nur die wohlgeübten Kadres ein Heer ausmachen. Von den 1000 Offizieren, welche das permanente Heer bei Ausbruch des Kriegs etwa zählen mochte, traten aber über die Hälfte in die Reihen der Südſtaaten, und wenn auch noch einige Hundert ausgetretene Offiziere wieder zu verwenden waren und einige Hundert fremde eintraten, ſo waren doch damit kaum die Rahmen für eine Armee von 25,000 Mann gegeben. Statt ſich nun mit einer kleinen, aber wohl organiſirten Armee zu begnügen, wurden Hunderttauſende und abermals Hunderttauſende aufgeboten und ſo die geringe Zahl gebildeter Offiziere in ungeheure Maſſen geworfen, wo ſie untergehen mußten. Offiziere wie Mac-Clellan, die wenige Jahre vorher noch als Capitains fungirt hatten, ſollten jetzt große Armeen führen, und noch dazu Armeen ohne taktiſche Gliederung und ohne Verwaltung. Was dabei herauskommen mußte, hat der Erfolg gezeigt. Dieſe großen Maſſen ließen ſich nicht bewegen, mit Mühe ernähren; man mußte ſie oft auseinander nehmen, nur damit ſie ſich nicht gegenſeitig ſtörten, damit ſie leben konnten. Trafen ſie auf einander, ſo geſchah es wie zu den Zeiten der Völkerwanderung, man ſtürmte ſinnlos gegen einander; wer am längſten Munition hatte, dauerte am längſten aus. Nach jeder Schlacht zerſtreuten ſich Tauſende; für die unglücklichen Verwundeten wurde nicht geſorgt. Dieſe Leute, welche nie gelernt hatten, die Strapazen eines Krieges zu ertragen, wanderten zu Tauſenden in die Spitäler; die Generale, die keine Ahnung davon hatten, wie man Truppen führen muß, ruinirten ihre Corps ſelbſt, durch unſinnige Zumuthungen, durch ſchlechte Verpflegung, durch eine wahrhaft lächerliche Führung.

Dieſe Zuſtände vermag allerdings ein wirklicher Offizier am beſten zu beurtheilen, und ſo glauben wir unſern Leſern keine unwillkommene Gabe zu übermachen, wenn wir ihnen in einem ſpäteren Artikel Auszüge aus dem Tagebuch eines jungen ſchwediſchen Offiziers mittheilen, welcher den Krieg in dem Corps des Generals Fremont mitmachte und ſeine Aufzeichnungen in der ſchwediſchen Militair-Zeitſchrift (Kongl. Krigs-Vetenskaps-Akademiens Handlingar och Tidskrift) veröffentlicht hat. Dieſe Aufzeichnungen geben ein treues Bild, wie es in dieſen Corps zugeht; ſie zeigen, was von ſolchen Generalen und Offizieren zu erwarten iſt. Wir bemerken hierzu nur, daß der Beurtheilende ein noch junger Offizier iſt, ein älterer würde noch ſtrenger verfahren, und auch das Talent eines Blenker einer Kritik unterwerfen, vor der er ſchwer beſtehen könnte. Aufzeichnungen wie dieſe haben aber noch das beſondere Verdienſt, daß ſie die parteiiſchen und unrichtigen Zeitungsberichte in das rechte Licht ſetzen und nicht nur die militairiſche, ſondern auch die politiſche Sachlage, wenn nicht von dem allein richtigen, ſo doch jedenfalls von einem neuen und Vertrauen verdienenden Standpunkte aus betrachten laſſen.

### The Rebellion Record.*

Unter dieſem Titel erſcheint ſeit dem Beginn des amerikaniſchen Bürgerkriegs ein Sammelwerk in monatlichen Heften, auf welches wir diejenigen aufmerkſam machen, die ſich über die Entſtehung und die wechſelvollen Phaſen des Kampfes näher unterrichten wollen, und welches auch dem künftigen Geſchichtsſchreiber deſſelben manche Arbeit erſparen wird. Es beſteht aus drei Abtheilungen, wovon die erſte die Begebenheiten in chronologiſcher Ordnung erzählt, die zweite alle bisher über dieſelben publicirten Dokumente von einiger Wichtigkeit, als die Botſchaften der beiden Präſidenten, die Beſchlüſſe der Kongreſſe, die Kriegsbulletins, ſogar die bedeutendſten Zeitungsartikel enthält, während die dritte gemiſchte Notizen, Poeſien und andere auf die Tages-Ereigniſſe bezügliche Einzelheiten mittheilt. Obwohl in New-York gedruckt, iſt das Ganze ſtreng objektiv gehalten, indem die über alle Begriffe leidenſchaftlichen Diatriben der ſüdſtaatlichen Politiker und Journaliſten ebenſo gewiſſenhaft reproducirt werden, als die im Intereſſe des Nordens veröffentlichten Aktenſtücke. Wir empfehlen namentlich die Lektüre dieſes Buchs den engliſchen Staatsmännern und jenen Organen der engliſchen und franzöſiſchen Preſſe, welche die Behauptung aufſtellen, daß der Krieg durchaus nichts mit der Sklaverei zu thun habe, und nur als ein Kampf für die Unterjochung des Südens durch den eroberungsſüchtigen Norden zu betrachten ſei. Sie werden aus der Seceſſions-Erklärung des Staates Süd-Karolina ſehen, daß die Gefährdung der „häuslichen Inſtitutionen" des Südens als die einzige Urſache ſeines Austritts aus dem Staatenbund angegeben iſt, deſſen Zweck für den Süden in der Aufrechthaltung der Sklaverei „the right of property in slaves," beſtanden habe. Dieſer Zweck ſei „durch die Einſetzung einer Regierung, welche Krieg gegen die Sklaverei führen wolle, bis ſie im ganzen Umfang der Vereinigten Staaten aufgehoben worden," vereitelt und alle Hoffnung auf Verſtändigung um ſo mehr abgeſchnitten, „als der Norden einem großen politiſchen Irrthume die Weihe eines noch irrigeren religiöſen Glaubens zu geben ſuche," des lächerlichen Wahnes nämlich, daß die chriſtliche Religion mit der Sklaverei unverträglich ſei. „Nach den Anſichten Jefferſon's und der anderen Gründer der alten Verfaſſung," ſagt der Vicepräſident der ſüdlichen Conföderation, Stephens, in einer zu Savannah gehaltenen Rede, „war die Knechtung des Afrikaners eine Verletzung der natürlichen Geſetze; ſie war ein ſociales, moraliſches und politiſches Unrecht. Dieſe Anſichten ſind jedoch abſolut falſch, und unſere neue Regierung iſt auf völlig entgegengeſetzte Ideen gegründet. Ihren Eckſtein bildet die große Wahrheit, daß der Neger dem Weißen nicht ebenbürtig, daß die Sklaverei, die Beherrſchung durch eine ihm überlegene Raçe, ſein normaler Zuſtand iſt. Dieſe unſere neue Regierung iſt die erſte in der Weltgeſchichte, die auf dieſer großen phyſiſchen, philoſophiſchen und ſittlichen Wahrheit beruht." Aehnliche Gedanken finden ſich, oft in noch weit kraſſerer Form, in faſt allen ſüdſtaatlichen Publicationen ausgedrückt. Mit welcher Siegesgewißheit der Süden den Kampf aufnahm, geht übrigens aus einer Rede des Kriegs-Miniſters Walker in Montgomery, dem damaligen Sitze des Sonderbunds, am 12. April 1861 hervor, in welcher er die Prophezeihung wagt, „daß die Fahne, die jetzt über uns weht, vor dem 1. Mai auf dem Dom des alten Kapitols in Waſhington flattern werde." Ein ſolcher officieller Ausſpruch ſollte doch von der Times berückſichtigt werden, die nicht aufhören kann, über die ſanguiniſche Hoffnung des Nordens zu ſpotten, daß der Kampf in neunzig Tagen beendet und die Armee der Union bis dahin in Richmond eingerückt ſein werde.

* A Diary of American Events. Edited by Frank Moore. With an Introductory Address by Edw. Everett. New-York, G. P. Putnam. Vol I—III. 1861—1862.

## Deutſchland und das Ausland.

### Die Deutſchen in Poſen und Weſtpreußen.

Sendſchreiben an die Redaction.

Herr Redacteur! Sie haben nicht blos in Nr. 37 des „Magazin für die Literatur des Auslandes" einer höchſt günſtigen Recenſion der mindeſtens ſonderbaren Broſchüre des Herrn Dr. Metzig: „die Wiederherſtellung Polens," einen Raum gewährt, obwol Sie in einer Anmerkung Ihre abweichende Anſicht zu erkennen gaben, ſondern auch dem Verfaſſer ſelbſt in Nr. 41 geſtattet, dieſer letzteren entgegen zu treten. Bei der weiten Verbreitung und dem Anſehen, welche Ihre Wochenſchrift in Deutſchland genießt, ſo wie bei den unrichtigen Vorſtellungen, welche dort noch immer über die Zuſtände unſerer Provinz verbreitet ſind, können dieſe Artikel nur ſehr nachtheilig wirken. Geſtatten Sie daher dem Unterzeichneten, der eine literariſche Vertretung der Rechte des deutſchen Volkes in Poſen und Weſtpreußen ſich zur Lebensaufgabe gemacht, ebenfalls einen Raum zu einer Beleuchtung jener beiden Artikel. Die Verſpätung meiner Einſendung entſchuldigen Sie damit, daß mir die Nr. 41 des „Magazin" erſt heute zu Geſicht gekommen iſt.

Wenn Herr Th. Opitz als „einziger deutſcher Publiziſt, welcher die öſtliche Frage richtig auffaßt," dem Herrn Metzig in ſeinem Agitations-Ziel, nicht blos Poſen, ſondern auch Weſtpreußen, an ein neu herzuſtellendes Polenreich abzutreten, beiſtimmt, ſo geſchieht das aus derjenigen ſentimentalen, weichlichen Aufopferungs- und Entſagungs-Theorie, welche er in ſeiner früheſten Jugend eingeſogen, in einer Zeit, wo der Deutſche, von den Anſtrengungen der Befreiungskriege erſchöpft und in ſeinen Hoffnungen ſchmerzlich enttäuſcht, den Gedanken, einen einigen, nationalen Staat zu bilden, ganz aufgegeben hatte, wo er ſeinen Beruf allein darin zu finden glaubte, für allerlei hohe, recht fern liegende Ideen, für freiheitliche und nationale Beſtrebungen fremder Völker zu ſchwärmen und ihnen zu dienen. Aus jener Zeit ſtammen die vielen engliſirten, franzöſirten, ruſſifizirten, helleniſirten, čechiſirten und poloniſirten Deutſchen. Hier, in der Provinz Poſen, wandelten ſich damals, in den Dreißiger Jahren, Deutſche aller möglichen Stände: Richter, Gutsbeſitzer, Kaufleute, Lehrer, ſogar Verwaltungsbeamte, in Polen um. Doch wer wird ſich hier jetzt noch poloniſiren?

Mit dem neuen kräftigen National-Bewußtſein in ganz Deutſchland, beſonders ſeit dem Jahre 1840, hat ſich auch hier die Stimmung umgewandelt; jeder denkende Deutſch-Poſener wird jetzt die Polen nur als Fremde, deren Ziele den ſeinigen völlig entgegenſtehen, betrachten;

Digitized by Google

es wird einzig das Streben, einem deutſchen Bundesſtaate anzugehören und zu ſeiner Herſtellung nach ſeinen Kräften beizutragen, ihm am Herzen liegen. Den Metzig'ſchen Ausdruck „Brüder" hat er gegen den Polen niemals gebraucht, denn er iſt eben ſo wenig falſch, wie ſeine Stammesbrüder im Mutterlande.

Herr Dr. Metzig ſteht als einſame Ruine aus dem weltbürgerlichen achtzehnten Jahrhundert da. Ich muß ihm jede Berechtigung, im Namen der Deutſch-Poſener das Wort zu führen, abſprechen. Die „Petitionen" an König und Abgeordnete, die er in Liſſa zu Stande gebracht, ſind ganz in Eine Linie mit den ſoeben im Schwange befindlichen, ſogenannten Loyalitäts-Adreſſen zu ſtellen. Nimmermehr wollen die Deutſch-Poſener zu einem neuen Polenreiche geſchlagen werden, von den deutſchen Weſtpreußen zu geſchweigen. Ich bin davon feſt überzeugt, daß ſelbſt, wenn ſie, etwa nach einem zweiten Jena, (der Himmel behüte uns davor) von der preußiſchen Regierung aufgegeben würden, ſie ihre und des deutſchen Volkes nationales Recht auf das Land ſelbſtändig verfechten würden. Es würde ſich alsdann erweiſen, in welchem der beiden nationalen Elemente der Provinz friſches Leben und ſittliche Kraft wohnt. Ich frage aber, welche „Gerechtigkeit," welchen „Edelmuth" Deutſchland oder Preußen üben würde, wenn es Hunderttauſende ſeiner treueſten Söhne opferte, um einem Staatsweſen als Bauſtein zu dienen, welches ſeine Lebensunfähigkeit nicht dreimal (in den Theilungen), nein zehn Mal, hundert Mal bewieſen hat, ja ſogar heute in Ruſſiſch-Polen fortwährend beweiſt? Würde Deutſchland nicht mindeſtens einer Mutter gleichen, welche eines ihrer Kinder, das ſich zärtlich an ſie klammert, herzlos von ſich ſtieße und in die Sklaverei verkaufte, um mit dem Erlös die übrigen zu bereichern? Wenn die Herren Metzig und Opitz ſo ſehr opferungsbegierig ſind, ſo mögen ſie nur immerhin ſich ſelbſt für die „polniſchen Brüder" opfern; daran iſt nichts gelegen, aber wir Deutſch-Poſener fühlen keinen Beruf, Schlachtopfer ihrer Großmuth zu werden.

Welche „Konſequenz" deutſche „Denker" üben, wenn „ſie ſich für ein einiges Italien, ein einiges Deutſchland enthuſiasmiren" und nicht für ein einiges Polen? Darauf zu erwiedern, daß ein „Enthuſiasmus" für keine dieſer drei Einigkeiten bei den Anhängern der deutſchen Nationalpartei vorhanden iſt, daß dieſelben nur mit Theilnahme die Einigungs-Beſtrebungen der Italiäner, auch der wenigen, beſonnenen polniſchen Vaterlandsfreunde verfolgen, daß dagegen der Ausbau eines deutſchen Einheits- oder doch Bundesſtaates ihnen mehr als der Gegenſtand eines raſch auflodernden, raſch wieder verlöſchenden „Enthuſiasmus" iſt, daß dieſe Idee auf der tiefen Ueberzeugung derſelben von der Nothwendigkeit für das Wohl der ganzen Nation beruht und ſie mit nachhaltiger Begeiſterung erfüllt.

Die Abweiſung Ihres Vergleichs mit einem Franzoſen, welcher die Abtretung des Elſaß an ein deutſches Reich betriebe, macht ſich Herr Metzig gar zu leicht, indem er einfach erklärt, er „könne keine Aehnlichkeit" von deſſen Standpunkte mit dem ſeinigen finden. An einer anderen Stelle habe ich dem Herrn Metzig das Spiegelbild des ehrenhaften Herrn Bollmann in ſeinem neuen Verhältniſſe zu den Dänen und Schleswig-Holſteinern vorgehalten. Findet er darin mehr Aehnlichkeit mit ſich? Er ſagt: er habe „das Verhältniß der Elſaſſer Deutſchen in ſeiner „„Zuſammenkunft"" erſchöpfend erörtert." Die angeführte Stelle lautet nun aber vollſtändig:

„Ich möchte auf die Deutſchen im Elſaß hinweiſen, welche es ſehr übel nehmen, wenn etwa ein nicht elſaſſer (sic) Deutſcher ihr Franzoſenthum anzweifelt, in Paris aber ihre abgeſchloſſenen Zirkel haben, in welchen ſie deutſch ſprechen. Der elſaſſer Bauer macht das kürzer ab, er erklärt ſich einfach für einen „Schwab."

Die zwei Sätzchen nennt alſo Herr Metzig eine „erſchöpfende Erörterung; ich nenne das „polniſche Gründlichkeit," „polniſche Gewiſſenhaftigkeit."

Wenn man von dieſem Falle auf die Gründlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit des Herrn Metzig in allen ſeinen Aufſtellungen ſchließt, ſo wird man keinen Fehlſchluß machen. Seine Fabeln von der religiöſen und nationalen „Toleranz," von der Gerechtigkeit, von der „Treue," mit der die Polen, d. h. natürlich Adel und Geiſtlichkeit, ſtets den Deutſchen begegnet ſind, finden ihre Erledigung in meiner „deutſchen Abrechnung mit den Polen" (Thorn, bei Lambeck), beſonders in deren zweitem Heft, diejenigen von dem „brüderlichen" Verhältniſſe, in welchem „die 300,000 alt-eingeſeſſenen Deutſchen Poſens zu ihren polniſchen Mitbürgern ſtehen," in den Ereigniſſen der Jahre 1846 und 1848, und einiges Schlaglicht durch die Verfolgung der Deutſchen in Warſchau und ganz Ruſſiſch-Polen ſeit zwei Jahren und durch die kürzlich vollzogene Vereinigung der Deutſchen im Kreiſe Lipno, Gouvernement Plozk, gegen die Zumuthungen polniſcher „Patrioten." Von den in meiner „Abrechnung" aufgeführten alten Sünden der Polen gegen „alt-eingeſeſſene Deutſche" erlaube ich mir, hier kurz zu erwähnen: die Austreibung deutſcher Proteſtanten aus der Stadt Poſen, 1616 und 1620; die furchtbare Zerſtörung von Liſſa, 1655, durch polniſche Fanatiker; die Plünderung und theilweiſe Ermordung von deutſchen Bürgern in Poſen und die Zerſtörung und Entweihung der proteſtantiſchen Kirche daſelbſt im Jahre 1717; die martervollen Hinrichtungen des Hauptmanns Kähler und des Staroſten von Unruh 1712 und 1715; das Blutbad von Thorn, 1724.

Bromberg im December 1862. Kattner.

## Mannigfaltiges.

— Max Müller's ſprachwiſſenſchaftliche Vorleſungen. Unſer „Magazin" hat im Laufe des vorigen Jahres eine Ueberſicht des Inhaltes der erſten acht Vorleſungen von Max Müller gebracht und dadurch den uns von vielen Seiten bekannt gewordenen Wunſch erweckt, daß dieſe, alle Freunde der vergleichenden Grammatik überaus anregenden Vorträge, die von dem Verfaſſer in engliſcher Sprache im königlichen Inſtitut von Großbritannien, ſowie an der Univerſität Oxford, gehalten wurden, vollſtändig in's Deutſche überſetzt werden mögen. Wir freuen uns anzeigen zu können, daß dieſer Wunſch erfüllt iſt, und zwar durch die kompetente Feder des Herrn Profeſſor Carl Böttger in Deſſau, der mit Prof. Max Müller (bekanntlich ein geborener Deſſauer) perſönlich befreundet und von ihm dazu ausdrücklich autoriſirt worden iſt.*

In dem Vorworte des Letzteren zu der deutſchen Bearbeitung ſagt der Verf.: „Mein Freund, Prof. C. Böttger, hat es an nichts fehlen laſſen, um dieſe Vorleſungen auch für ein deutſches Publikum lesbar und genießbar zu machen, und die von ihm ſelbſt zugefügten Anmerkungen und Zuſätze werden allen Leſern willkommen ſein. Vielleicht wird ihr deutſches Gewand meinen Vorleſungen beſſer ſtehen, als ihre engliſche Maske, denn, obgleich engliſch geſchrieben, ſind ſie doch, wie Alles, was ich in England ſchreibe, deutſch gedacht. Das Schreiben in einer anderen, als ſeiner Mutterſprache, hat große Schwierigkeiten und Nachtheile, aber ich glaube, es hat einen Vortheil: Es zwingt zur Klarheit in der Auffaſſung und zur Einfachheit in der Darſtellung, und beim Hindurchſchütteln der Gedanken durch den Sieb einer fremden Sprache fliegt viel Gedankenſpreu auf und davon."

— Franzöſiſche Stimmen über Deutſchlands unitariſche Bewegung. Die Revue d. d. Mondes bringt in ihren beiden letzten Nummern des Jahres 1862 einen Artikel mit der Ueberſchrift „L'agitation unitaire en Allemagne et le régime constitutionel en Prusse." Die orleaniſtiſche Zeitſchrift, die vor vier Jahren die „neue Aera" in Preußen mit außerordentlichem Enthuſiasmus begrüßte, nimmt jetzt in Bezug auf dieſes Land die entgegengeſetzte Stellung ein. Sie meint, daß fortan dem öſterreichiſchen Staate, der die ſchwachen Seiten Preußens ſehr geſchickt zu benutzen wiſſe, und der ſich jetzt an die Spitze der unitariſchen Bewegung geſtellt habe, die Hegemonie in Deutſchland geſichert ſei. Die Revue hält es für nicht unwahrſcheinlich, daß ſich das ſogenannte Delegirten-Projekt zu einer deutſchen Verfaſſung erweitere, die nicht blos in Süd-, ſondern auch in Nord-Deutſchland die allgemeine Zuſtimmung finden werde. Dabei ſcheint der Verfaſſer des Artikels, Herr Julian Klaczko, ein Pole, an dieſe künftige Verfaſſung Deutſchlands auch neue Hoffnungen für die Wiedergeburt ſeines Vaterlandes zu knüpfen.

— Leipziger Illuſtrirte Zeitung.** Indem wir die diesjährige erſte Nummer der „Illuſtrirten Zeitung" betrachten, können wir der Anerkennung uns nicht enthalten, daß dieſes älteſte aller illuſtrirten Blätter in Deutſchland den Ruf, das künſtleriſch ſowohl als literariſch am Beſten geleitete zu ſein, mit jedem Jahre mehr verdient hat. Wir ſind zum Ausſprechen eines ſolchen Urtheils um ſo mehr berechtigt, als wir perſönlich vor zwanzig Jahren an der Herſtellung der erſten Nummern der „Illuſtrirten Zeitung" uns betheiligten und wir daher die Schwierigkeiten eines ſolchen Unternehmens kennen, zu deſſen muſtergiltiger Ausführung Talente der mannigfaltigſten Art ſich vereinigen müſſen. In

* Vorleſungen über die Wiſſenſchaft der Sprache. Von Dr. Max Müller. Für das deutſche Publikum bearbeitet von Dr. Carl Böttger. Autoriſirte Ausgabe. Leipzig, Guſtav Mayer, 1863.

** Verlag von J. J. Weber in Leipzig.

Digitized by Google

dieſem Augenblicke arbeiten nicht weniger als einundfünfzig der geſchätzteſten deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen Maler, Zeichner und Holzſchneider für die „Illuſtrirte Zeitung.“ Man betrachte nur in der vorliegenden Nr. 1 das Bild der „Zuſammenkunft Friedrich’s des Großen mit Kaiſer Joſeph,“ nach Adolf Menzel, das des „heſſiſchen Landmädchens,“ nach A. von der Embde, und endlich das der „evangeliſchen Hauptkirche in Wiesbaden,“ und man wird zugeben, das etwas Vollendeteres auf dem Gebiete der Xylographie noch nicht geſehen worden. Daneben erſcheinen die meiſten Holzſchnitte der „Illustrated News“ und der „Illustration,“ noch mehr aber deren Cliches in deutſchen Blättern, als unkünſtleriſche Fabrikarbeiten. Wir hoffen, daß der hochgeſchätzte Verleger der „Illuſtrirten Zeitung“ ſich durch die Wohlfeilheit einiger Konkurrenzblätter nicht hindern laſſen wird, auch fernerhin die muſtergiltige Ausſtattung ſeines Blattes beizubehalten, die allerdings mit größeren Opfern und Koſten aller Art für ihn verbunden iſt.

— Fürſten- und Volks-Bilder aus der vaterländiſchen Geſchichte.* Unter dieſem Titel hat der Berliner Schriftſteller, Herr Friedrich Adami, zwei im echten Volkston lebhaft und anſchaulich geſchriebene Erzählungen aus der preußiſchen Geſchichte herausgegeben. Sie ſind fern von aller Partei-Tendenz und beruhen auf einer guten Anſchauung von den freiſinnigen Traditionen des Hauſes Brandenburg. Die erſte heißt: „Ein Trabant des großen Kurfürſten“ und ſchildert die Großthaten der Märker in der ſchönen Epoche der Fehrbelliner Schlacht, aber auch den tückiſchen Verrath, der an der Feſtung Magdeburg beabſichtigt wurde; die zweite Erzählung, unter dem Titel: „Friedrich der Große und der Müller Arnold“ zeigt uns den prägnanteſten und verwegenſten Zug der Gerechtigkeitsliebe des edlen Preußenkönigs, im Lichte der Auffaſſung des Fürſten und des Müllers. Herr Adami hat ſich die Sache als einen Sieg des Naturrechts über die Härte des poſitiven Rechts vorgeſtellt; dies iſt neu und hat, wenn man den Erfolg, nämlich die Rettung des ſchwer bedrohten Müllers, in Anſchlag bringt, Einiges für ſich. — Dem alltäglichen Schund gegenüber, darf das Büchlein mit gutem Gewiſſen warm empfohlen werden. T. v. B.

— „Kritiſche Studien über die Bibel.“** Unter dem in der Anmerkung genannten Titel iſt in Paris der erſte Band eines Werkes von Michel Nicolas erſchienen, der das alte Teſtament behandelt, und der bereits von Herrn J. M. Guardia eine wohlwollende Beſprechung fand.*** Es kann nur erfreulich ſein, zu bemerken, daß das tiefere kritiſche Studium der Bibel, das in den Dreißiger und Vierziger Jahren dieſes Jahrhunderts einen ſo mächtigen Aufſchwung nahm, nicht nur nicht erloſchen iſt, ſondern weit geklärter und beſonnener aufgebaut wird. Herr Guardia ſtellt in folgenden Worten die Aufgabe dar, die ſich Hr. Nicolas geſtellt hat: „Die Elemente des Pentateuchs oder der fünf Bücher des Geſetzes feſtzuſtellen, die Geſetzgebung Moſis in ihrer Weſenheit und ihren Tendenzen zu erklären, dem Moſaismus in den mannigfachen Wechſelungen ſeiner Entwickelung zu folgen und ſchließlich zu zeigen, wie er durch den Eifer und den Einfluß der Propheten über alle Hinderniſſe geſiegt hat.“ Dem Verfaſſer ſcheint es auch gelungen, ſeine Aufgabe zu löſen. Da uns nur das Urtheil des Herrn Guardia, nicht aber das Werk ſelbſt vorliegt, ſo können wir nur Einen Punkt daraus hervorheben, der uns im Werke ſelbſt irrig zu ſein ſcheint, wie er auch von frühern Exegeten und Kritikern irrig aufgefaßt wurde, daß nämlich Theokratie und Königthum im moſaiſchen Staate ſtrickte Gegenſätze ſeien. Dieſer Irrthum ruht nur in dem falſchen, oder wenigſtens ſchiefen Begriffe, den man mit dem Ausdrucke: Theokratie verbindet. Die Theokratie iſt und bedeutet keineswegs eine ausſchließliche — politiſche — Gottesherrſchaft, welche jede andere, beſonders die monarchiſche Regierungsform perhorrescirt; denn Moſes ſtellt es ganz dem Belieben des Volkes anheim, welche Regierungsform es wähle, ob Monarchie oder Republik; nur fordert er entſchieden, daß, wenn Monarchie, dieſelbe ſtreng unter dem Geſetze, das er als göttliche Inſtitution (wenn man will: Conſtitution) promulgirt, ſtehe und nach demſelben gehandhabt werde, nicht aber daß der König ſich über das Geſetz ſtelle, während die Monarchien zu Moſis und der Iſraeliten Zeiten pure, abſolute Autokratien waren, worin des Monarchen Willkür als Geſetz galt. Mehr daraus iſt die Abneigung Samuel’s gegen das Königthum zu erklären („Gott iſt euer König“), weil er fürchtet, daß der König in Iſrael („wie die andern Könige ringsum“) willkürlich und nicht nach den im moſaiſchen Geſetze feſtgeſtellten Inſtitutionen — alſo antitheokratiſch — regieren werde. Und darin lag vor Allem der Beruf der unter den Königen lebenden Propheten, als Wächter der durch Moſes gegebenen Conſtitution und als Verfechter der Volksrechte der Willkür der Könige gegenüber jene zu wahren und zu vertheidigen. Nicht die Prieſter — die bei andern Völkern zwar auch oft gegen die Macht der Könige einſchritten, aber nur um ſelbſt eine Macht zu erobern — ſondern die Propheten waren es, die, wie Hr. Nicolas richtig anerkennt, „für die Vertheidigung der moſaiſchen Inſtitutionen (nicht für eine eigene Macht) gegen die Könige, die Prieſter und falſchen Propheten kämpften.“ — In dieſem Sinne iſt die Theokratie nichts anderes, als die von Moſes im Namen Gottes promulgirte Conſtitution und ein theokratiſches Volk kaum etwas anderes, als ein Volk, deſſen Geſetzgebung auf Gott, als den Quell alles Rechtes („denn das Recht iſt Gottes“) zurückweiſt. Die Monarchie zerfiel nicht, weil ſie ſich nicht mit der Theokratie vertragen konnte, ſondern weil ſie ſich nicht mit ihr vertragen wollte. K.

— Ugdulena’s Bibelwerk. In Nr. 51 des „Magazin“ von 1862 iſt ein italiäniſches Bibelwerk vom Canonicus Ugdulena in Palermo beſprochen. Auffallen muß dabei, daß der Verfaſſer, welcher ſelbſt die fremdſprachlichen, beſonders die deutſchen Ueberſetzungen und Forſchungen der Bibel fleißig benutzt hat, von der italiäniſchen Ueberſetzung der fünf Bücher Moſis nebſt hebräiſchem Commentar ſeines Landsmannes, J. S. Reggio, die bereits im Jahre 1821 erſchienen, nichts gewußt zu haben ſcheint. Und doch enthält jene Ueberſetzung durch ihre klare Auffaſſung des Bibeltextes für den ſpätern Bearbeiter ſehr brauchbare Winke; ebenſo ſind von Reggio noch andere Bücher der Bibel in gebundener und ungebundener Rede überſetzt und ein anderer Italiäner, der noch lebende Profeſſor S. D. Luzzatto in Padua, hat den Propheten Jeſajas vortrefflich in’s Italiäniſche überſetzt und commentirt. Aber auch die dem Herrn Ugdulena bekannten deutſchen grammatiſchen und exegetiſchen Arbeiten dürften für ſeinen Zweck noch einen guten Zuwachs durch die Bearbeitung der Bibel von L. Philippſon erhalten, welche auch Bunſen blos nennt und dann vornehm ignorirt. Daß in der Beſprechung des Werkes von dem Referenten geſagt wird, Joſua habe das goldene Kalb verbrannt und zu Staub gerieben ꝛc., iſt wohl nur ein lapsus calami des Schreibers, ebenſo iſt das 19. Jahrhundert, in welchem Abenesra gelebt haben ſoll, ſtatt des 12., nur ein Druckfehler. K.

— Neue Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur. Marie Antoinette à la Conciergerie (du 1er août au 16 octobre 1793). Pièces originales conservées aux archives de l’Empire; suivies de notes historiques et du procès imprimé de la reine. Par M. Emile Campardon, archiviste aux archives de l’Empire. Paris, libr. Gay.

Correspondance de Napoléon Ier, publiée par ordre de Napoléon III. T. II. 4°. 746 p. Paris, Imprim. impériale.

Réforme necessaire dans l’enseignement public des humanités. Note soumise au conseil impérial de l’instruction publique, dans la session de décembre 1862. Par Fréderic Dübner. Paris, P. Dupont.

Etudes de politique et de philosophie religieuses. Par Adolphe Gueroult. Paris, Mich. Levy frères.

Philosophie du bonheur. Par Paul Janet, professeur à la faculté des lettres de Paris. Paris, Mich. Levy frères.

Elisabeth et Henri IV, 1594—1598. Par Prevost-Paradol. VIII. 304 p. Paris, Mich. Levy frères.

Espagnoles et Françaises. Par Mme. Charles Reybaud. Paris, L. Hachette & Co.

Elémens de géométrie descriptive. Par MM. Ch. Briot et Ch. Vacquant, professeurs. Paris, Hachette.

La pluralité des mondes habités. Par Camille Flammarion, professeur d’astronomie. 54 p. et tableau. Paris, Mallet-Bachelier.

De l’organisation de l’enseignement industriel et de l’enseignement professionel. Par le général Morin, directeur, et M. Tresca, sous-directeur du Conservatoire des arts et metiers. Paris, Chaix.

J. C.

* Fürſten- und Volksbilder ꝛc. Hiſtoriſche Erzählungen von Friedrich Adami, Berlin 1863, B. Behr’s Buchhandlung (E. Bock.) 1 Bd. kl. 8° von 294 Seiten.

** Études critiques sur la Bible, — ancien Testament — par Michel Nicolas. Paris, Mich. Lévy. 1 vol. in 8° de VII et 442 p. 1862.

*** In der Revue de l’instruction publique vom 9. Oktober 1862.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig.

Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

**Beſtellungen**
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
**Leipzig.**

# Magazin
# für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joſeph Lehmann.**

**Diejenigen,**
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direkt correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Beiträge ꝛc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
**Berlin.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 4. Mittwoch, den 28. Januar 1863. 32. Jahrgang.

## Inhalt:

**Deutſchland und das Ausland.** Seite

Die deutſche Coloniſation des Oſtens im dreizehnten Jahrhundert. Rügen'ſch-Pommer'ſche Geſchichten . . . 37
Deutſche Literatur in den Vereinigten Staaten. Anton in Amerika . . . 39

**Frankreich.**

Ein franzöſiſches Staatswörterbuch . . . 40
Leben und Schriften Turgot's . . . 41

**Griechenland.**

Das gegenwärtige und das künftige griechiſche Reich . . . 42

**England.**

Armuth und Reichthum auf dem Lande . . . 44

**Nord-Amerika.**

Die Beziehungen der Vereinigten Staaten zum Ausland . . . 45
Der gegenwärtige Umfang des Nord- und des Südbundes . . . 46

**Weſt-Afrika.**

Wagner's Buch der Reiſen und Entdeckungen. Du Chaillu. — Ladislaus Magyar. — C. J. Anderſſon . . . „

**Mannigfaltiges.**

Der Gothaiſche Hof-Kalender . . . 47
Das Buch denkwürdiger Frauen . . . 48
Brachvogel's „theatraliſche Studien“ . . . „
Das deutſche Element in Oeſterreich . . . „
Geographiſche Preisfrage . . . „
Neue Erſcheinungen der italiäniſchen Literatur . . . „

## Deutſchland und das Ausland.

### Die deutſche Coloniſation des Oſtens im dreizehnten Jahrhundert.

Rügen'ſch-Pommer'ſche Geſchichten.*

Wir haben den erſten Theil der „Rügen'ſch-Pommerſchen Geſchichten“ von Otto Fock nicht lange nach ſeinem Erſcheinen ausführlicher beſprochen, und daraus namentlich dem Abſchnitte über Arkona und den Cultus des ſlaviſchen Götzen Svantevit Manches entlehnt, das von Intereſſe ſchien: jetzt iſt uns der zweite Theil des werthvollen Buches zugegangen, welcher im Beſondern die Gründung der beiden Städte Stralſund und Greifswald behandelt und im Allgemeinen das Jahrhundert der deutſchen Coloniſation in den öſtlichen Slavenländern zum Gegenſtande hat. Nach der vorgedruckten Widmung des Buches müſſen wir vermuthen, daß die philoſophiſche Fakultät der Univerſität Greifswald den Verfaſſer eben wegen der Verdienſte, die er ſich durch den erſten Theil um die Vorzeit Pommern's erworben, mit der Doktorwürde zu ehren für gut befunden. Die Widmung iſt nämlich als ein Dank dafür an die genannte Fakultät gerichtet.

Die Einleitung giebt uns eine ſehr anſprechende Schilderung von dem allgemeinen Charakter des dreizehnten Jahrhunderts; es war ein reiches, jugendlich bewegtes Leben, das damals durch Europa ging, wo das Mittelalter, jener Uebergang der Menſchheit aus der antiken in die moderne Welt, ſeinen Höhe- und Glanzpunkt erreicht. Die kath. Kirche erlangte in dieſem Jahrhunderte unter den großen Päpſten, einem Innocenz III., Gregor IX., Innocenz IV. den Höhepunkt ihrer Entwickelung, die beiden berühmten Orden der Dominikaner und Franziskaner gewannen ſeit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts ſchnell eine unglaubliche Ausdehnung und die tiefgreifendſte Bedeutung für das religiöſe, wiſſenſchaftliche und ſociale Leben der europäiſchen Völker. Die Baukunſt ſtrebt mächtig empor, Troubadour's und Minneſänger ſtehen im Vollſafte ihrer Blüthe, — die Rechtskunde, die in Bologna ihren Hauptſitz hat, verbreitet ſich über das Abendland und ſucht die noch herrſchende Barbarei überall zu beſiegen und in geſetzliche Formen zu bannen.

„Als der Schauplatz der neuen Entwickelungsperiode wird gerade durch dieſes Jahrhundert für eine lange Zeit das europäiſche Abendland feſtgeſtellt. Der Orient hatte zwar durch das meteorartige Aufflammen des Muhammedanismus, durch ſeine lawinenartige Verbreitung über das weſtliche Aſien, das nördliche Afrika und die ſüdlichſten Spitzen von Europa, durch ſeine überraſchend ſchnelle Entfaltung zu ſtaatlicher, wiſſenſchaftlicher, künſtleriſcher und gewerblicher Blüthe einen mächtigen Aufſchwung genommen: Aber es war ein kurzer Glanz, der ſich in etwa vier Jahrhunderten aufzehrte. Gerade das dreizehnte Jahrhundert lieferte den Beweis, wie ſehr der orientaliſche Muhammedanismus dem Chriſtenthum, als der abendländiſchen Kultur-Religion, an tiefer, ſchöpferiſch nachhaltiger Lebenskraft nachſtand.“

Die Kreuzzüge erlahmen im dreizehnten Jahrhundert allmählich und hören ſchließlich ganz auf; aber andrerſeits ſinkt das Chalifat, welches bereits ſeit lange entnervt und machtlos war, vor dem wüſten Anſturm der mongoliſchen Horden in Staub und das blühende Bagdad wird zur Wüſte.

„Der mongoliſche Völkerſturm, der ganz Aſien von China bis nach Perſien und Arabien hin mordend und zertrümmernd durchtobte, brauſte noch vor der Mitte des Jahrhunderts auch gegen das chriſtliche Abendland heran. Rußland, Polen, Ungarn ſtürzten vor ihm über den Haufen; aber an den Gränzmarken Deutſchlands brach er ſich und wandte ſich rückwärts; auf der Wahlſtatt bei Liegnitz (1241) hatte das Mongolenthum zwar den Sieg über ein kleines Heer polniſcher und deutſcher Ritter und Bürger erfochten, aber der Sieg war ſo theuer erkauft und die Tapferkeit des chriſtlich abendländiſchen Ritterthums, von dem man hier erſt eine ſchwache Vorhut kennen gelernt hatte, machte einen ſo gewaltigen Eindruck auf die mongoliſchen Horden, daß ſie froh waren, in den inneren Wirren ihrer fernen Heimat einen paſſenden Vorwand zur Rückkehr zu erhalten. Seitdem beſchränkten ſie ihre Herrſchaft und ihre verwüſtenden Züge auf den Orient; nur Rußland, in unmittelbarer Nachbarſchaft ihrer Steppen belegen, blieb ihnen länger als zwei Jahrhunderte hindurch unterworfen und ward dadurch der mittelalterlichen Kulturentwickelung des Abendlandes mehr als es ſonſt geſchehen wäre, entfremdet.

„Hatte das chriſtliche Abendland gegen den Einbruch heidniſch-mongoliſcher Barbarei ſich mehr in der Defenſive gehalten, ſo ging es gegen den Reſt mittelalterlichen Heidenthums, der ſich noch auf europäiſchem Boden an den öſtlichen Geſtaden des Baltiſchen Meeres behauptete, mit ſo energiſchem Angriffe vor, daß er im Laufe dieſes Jahrhunderts faſt vollſtändig erlag. Das heidniſche Preußen, Kurland, Livland, Eſthland und Ingermannland, mit Einem Worte die ganze Oſtſeeküſte von der Weichſel bis an das äußerſte Ende des Finniſchen Meerbuſens, ward der chriſtlichen Kultur gewonnen. Der Bekehrungseifer der Kirche, die Eroberungsluſt und der Thatendurſt des Ritterthums, der Unternehmungsgeiſt und die Gewinnſucht des neu aufſtrebenden Bürgerthums der Städte, alſo Kreuz, Schwert und Gold, vollendeten in kurzer Zeit das Werk. Die Chriſtianiſirung dieſer weiten Gebiete war zugleich ihre

* Rügen'ſch-Pommerſche Geſchichten aus ſieben Jahrhunderten. II. Stralſund und Greifswald im Jahrhunderte der Gründung. Von Otto Fock. Leipzig, Veit und Comp., 1862.

Digitized by Google

Germaniſirung; denn deutſche Geiſtliche, deutſche Ritter, deutſche Kaufleute und Gewerbtreibende waren es vorzugsweiſe, welche in dem unwirthlichen Lande und unter einer rohen Bevölkerung als die Pioniere der Kultur erſcheinen. So entſtand hier eine Reihe von deutſchen Städten, unter ihnen Riga und Königsberg, auch durch ſpätere Bedeutung hervorragend, und der Ordensſtaat der Deutſch-Ritter, mit den Schwertbrüdern als Affiliirten, gab dem Colonisationswerk militairiſche Haltung. Auch Schweden und Dänen, die Blutsverwandten der Deutſchen, betheiligten ſich an dem Coloniſations- und Bekehrungswerk; die Schweden, indem ſie die Reſte von Finnland und Karelien, die Dänen, indem ſie einen Theil von Eſthland unterwarfen und bekehrten. . . . . .

„Deutſche Koloniſten waren im 12. und 13. Jahrhunderte unter den öſtlichen Völkerſchaften nicht minder begehrt, als heutzutage in Nord- und Südamerika. Sie waren damals wie heute geſucht wegen ihres zähen ausdauernden Fleißes, der mit all den Schwierigkeiten fertig zu werden wußte, vor denen die Faulheit, Rohheit und Unkultur der fremden Raçen Halt machte. Die Deutſchen verſtanden es damals aber beſſer als heute, ſich ihre Volksthümlichkeit auch in der Fremde zu bewahren. Ueberall, wohin ſie gehen, treten ſie, wenn es irgend möglich iſt, als geſchloſſene, eng unter ſich zuſammenhaltende Körperſchaften auf mit eigener Sitte und eigenem Recht, und die Fremden ſind froh, ſie um dieſen Preis zu bekommen. So bilden ſich dann unter Ungarn und Slaven, preußiſchen, lettiſchen und finniſchen Stämmen durch germaniſche Anſiedlung die Ausgangspunkte einer neuen und höhern Kultur. . . . .

„Was der deutſchen Coloniſation damals unter den ſlaviſchen und andern Völkern einen ſo beiſpielloſen Erfolg verſchaffte, war, daß ihre Träger nicht blos ihren Fleiß und ihre Kraft, ſondern auch ihren ſelbſtbewußten Freiheits- und Unabhängigkeitsſinn überall hin mitbrachten.

„Während die Eingebornen unter vielfachem Druck in Unfreiheit und Hörigkeit verkümmerten, ſicherten ſich die Deutſchen bei ihren Niederlaſſungen überall das Recht freier Männer und lebten, von den Eingebornen deshalb ſchmerzlich beneidet, unter eigner Verfaſſung und eigenem Recht.“ Unter Freiheit wird das Recht der Deutſchen, unter Knechtſchaft (servitus) das Recht der Slaven verſtanden.

Vielfach nahm die Fürſtengewalt die Coloniſation der Deutſchen in die Hand und unterſtützte ſie kräftig. Die brandenburgiſchen Markgrafen, aus dem Geſchlechte Albrecht's des Bären, waren unermüdlich im Coloniſationswerke; zu den älteren Städten Stendal, Salzwedel, Brandenburg, Havelberg kamen im Laufe des 13. Jahrhunderts als namhafte ſtädtiſche Gemeinweſen deutſchen Gepräges die Schweſterſtädte Berlin und Cöln, aus denen im Laufe der Zeit die mächtige preußiſche Hauptſtadt erwuchs; ferner Frankfurt an der Oder, Landsberg an der Warthe u. ſ. w. Ebenſo coloniſirten die čechiſchen Herrſcher von Böhmen und Mähren ihr Land mit Deutſchen, und gaben ihnen die ausgedehnteſten Privilegien. Prag war ſchon nach der Mitte des 13. Jahrhunderts eine zum großen Theile deutſche Stadt und im Jahre 1257 vertrieb Ottokar II. ſogar aus der Vorſtadt die alten Einwohner, um Deutſche an ihre Stelle zu ſetzen. Ebenſo wurden Leitmeritz, Eger und andere Städte zu Pflanzſtätten deutſcher Geſittigung.

Gleich große Freunde und Gönner der Deutſchen waren die Piaſten Schleſiens, theilweiſe auch Polens. Namentlich nach dem Mongolen-Einfalle (1241) blühten daſelbſt zahlreiche deutſche Kolonieſtädte und Dörfer auf. Schon in den beiden erſten Jahrzehnten des Jahrhunderts waren Goldberg und Löwenberg mit den Privilegien deutſchen Rechts ausgeſtattet; 1242 wurde Breslau zur deutſchen Stadt umgebildet, und bald folgten Liegnitz, Landshut, Brieg, Glogau, Oppeln, Reichenbach u. a. Selbſt Poſen und Krakau, die alte polniſche Königsſtadt, nahmen theilweiſe deutſches Weſen und deutſche Verfaſſung an.

Ja, weit bis nach Ungarn und Siebenbürgen ſehen wir Deutſche auf Einladung der Fürſten dieſer Länder gehen. Die „Sachſen“ in Siebenbürgen mit ihren Städten, Kronſtadt, Hermannſtadt, Klauſenburg, Schäsburg u. ſ. w. datiren die Anfänge ihrer Niederlaſſung aus jener Zeit.

Zu dieſen deutſchen Kolonial-Ländern gehört nun auch Pommern, Mecklenburg, und überhaupt die ganze Oſtſeeküſte.

„Der ganze Südrand derſelben, wo zu Ende des vorigen Jahrhunderts Lübeck in der ſüdweſtlichſten Ecke die einzige deutſche Stadt von Bedeutung iſt, überzieht ſich im Laufe jener Periode mit einem dichten Netz deutſcher Städte, welche dann ihrerſeits wieder als Cryſtalliſations-Punkte germaniſcher Kultur unter den halbbarbariſchen Völkerſchaften erſcheinen, unter denen ihre Bürger ſich anſiedeln.

„Die Preußen, Kuren, Liven und Eſthen hatten, als ſie in den Bereich germaniſcher Coloniſation gezogen wurden, den Kulturgrad, wo Völker ſich in ſtädtiſchen Wohnſitzen concentriren, überall noch nicht erreicht. Von der Weichſel bis nach den Gränzen Eſtlands am Finniſchen Meerbuſen hinauf war es namentlich der deutſche Orden, der ſeit 1236 mit dem Schwertorden verbunden, unter deſſen Schutze das deutſche Coloniſationswerk vor ſich ging. Thorn und Kulm, Marienwerder und Elbing, Braunsberg und Heilsberg, Königsberg und Memel, Riga und Dorpat, Narwa und Reval, letzteres ſelbſt unter däniſcher Oberherrſchaft, erblühten als deutſche Städte mit deutſchen Bürgerſchaften, deutſcher Sitte und deutſchem Recht. Namentlich Weſtfalen und Niederſachſen waren es, welche in dieſe fernen Gegenden ihre Anſiedler ſandten. . . . .

„Die ſlaviſchen Völkerſchaften an der Oſtſee ſtanden zur Zeit der deutſchen Städtegründungen bereits auf einem viel höheren Kultur-Standpunkte, als die preußiſchen und lettiſch-finniſchen Stämme. Unter den Obotriten, unter den Pommern werden bereits Städte genannt, ſelbſt ehe das Chriſtenthum unter ihnen die Herrſchaft gewinnt. Aber die meiſten von dieſen ſogenannten Städten, wie Schwerin, Mecklenburg, Malchin, Gützkow, Tribſees, Gdanzk (Danzig), Uſedom und andere waren wohl kaum mehr als landesherrliche Kaſtelle mit daneben gelegenen Burgflecken. Bei anderen, wie bei Stettin, Demmin, Wolgaſt deutet das Wenige, was wir aus früheren Zeiten davon wiſſen, ſchon mehr auf einen wirklich ſtädtiſchen Charakter. . . . .

„Als das Chriſtenthum nach Pommern kam, hatte die altberühmte Slavenſtadt Wollin den Höhepunkt ihrer Handelsblüthe bereits hinter ſich, und die verheerenden Kriege mit Dänemark im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts gaben ihr den Reſt.

„Für das geſammte nördliche und nordöſtliche Deutſchland, für die angränzenden Slavenländer und die ganze Oſtſeeküſte bis zum Finniſchen Meerbuſen hinauf ſind nun vor Allem zwei Städte von der tiefgreifendſten Bedeutung in rechtlicher und kommunaler Beziehung geweſen: Magdeburg und Lübeck, beide dem ſächſiſchen Stamme entſproſſen. Beide, das Magdeburger Recht, wie das Lübecker, beruhen auf dem gemeinſamen Grunde alt-ſächſiſchen Landrechts, wie es dann ſpäter im Sachſenſpiegel ſeinen Ausdruck gewonnen hat.

„Das Magdeburger Recht, ſei es direkt, ſei es indirekt, fand die weiteſte Verbreitung nicht nur in dem öſtlichen Sachſen ſelbſt, ſondern auch in den nahen Marken Brandenburg und Meißen, in Schleſien und (durch das Neumarkter Recht) in Polen, in Böhmen und Mähren, durch das Kulmiſche Recht, das auf dem Magdeburger beruht, in Preußen. In Pommern bezeichnet Stettin etwa die Gränze der Verbreitung des Magdeburger Rechtes; die auf dem linken Ufer der Oder gelegene Stadt war mit dem Rechte von Magdeburg bewidmet, die Laſtadie dagegen auf dem rechten Ufer lebte nach Lübiſchem Recht. . . . . .

„Das Lübiſche Recht, welches auf dem Rechte von Soeſt in Weſtfalen beruht, finden wir in Wismar, Roſtock, Stralſund, Greifswald, Anklam, Demmin, Wolgaſt, Cößlin und Kolberg, mittelbar (durch das Recht von Schwerin) in Kiel, Güſtrow u. ſ. w. In Danzig ſtieß es mit dem Kulmiſch-Magdeburgiſchen zuſammen und wurde durch daſſelbe verdrängt, ſetzte ſich aber auf der andern Seite Danzigs wieder fort bis hinauf nach Riga, Dorpat und Reval. — Man würde indeſſen irren, wollte man als Folge ſolcher Rechtsübertragungen ein ſklaviſches Feſthalten an den Beſtimmungen des Mutterrechtes in den jüngern Städten vermuthen. Dies iſt nicht der Fall, ſondern es wird in der Aus- und Umbildung mit großer Freiheit verfahren.“

Der Verfaſſer geht nun im Beſonderen zur Gründungsgeſchichte der beiden genannten Städte Stralſund und Greifswald über. Wir können ihm hier nicht in die Einzelheiten folgen, und wollen nur bemerkt haben, daß hier die reichſte Belehrung für jene wichtige Periode des Mittelalters zu ſchöpfen iſt. Leider wird in den meiſten deutſchen Geſchichten dieſe ganze ungeheure Thatſache, daß damals das auf einen ſchmalen Gürtel zwiſchen Elbe (man könnte ſagen Weſer) und Rhein zuſammengedrückte deutſche Volk im Oſten ſein altes Territorium und mehr noch wieder gewann, faſt ganz übergangen, oder nur höchſt oberflächlich bedacht. Und doch welche wahre Völkerwanderung muß ſtattgefunden haben? Die Zahl derer, die ſich aus den alten Reichslanden nach Oſten wandten, muß Millionen betragen haben; wie wäre ſonſt möglich, daß man im Laufe eines Jahrhunderts Hunderte von Städten und Tauſende von Dörfern angelegt oder germaniſirt hätte? In einzelnen, den alten Reichslanden näher gelegenen Ländern, in den Marken, in Meißen, in Pommern, Nieder- und Mittelſchleſien, Theilen von Preußen iſt die einheimiſche Bevölkerung geradezu von der Einwanderung erdrückt worden, und hat dieſelbe mit einer Schnelligkeit abſorbirt, daß man faſt kein zweites Beiſpiel zum Vergleiche hat Dieſe Auswanderung iſt aber unter dem Hohenſtaufen Friedrich II. und in den ſeinem Abtreten folgenden

Digitized by Google

anarchiſchen Zeiten vor ſich gegangen. Ohne Zweifel waren es die traurigen und theilweiſe troſtloſen Zuſtände des von ſeinen Herrſchern ſich ſelbſt überlaſſenen Reiches, welche zahlloſe Deutſche veranlaßte, Haus und Hof zu verlaſſen und in den Gränzgebieten und den unciviliſirten Ländern dahinter, in welchen das Reich und der Kaiſer damals noch große Namen waren, eine Zuflucht und beſſere Lage zu ſuchen. Grund und Boden und Lebensunterhalt waren hier billiger, die Aufnahme in's Bürgerrecht leichter, dem Thatkräftigen war ein freierer Spielraum gegönnt und dem Abenteurer weit mehr Möglichkeiten geboten, ſein Glück zu machen. Bauer und Bürger namentlich waren in ihrer neuen Heimat weit weniger der Vergewaltigung der Großen ausgeſetzt, als in der alten; der Schutz, den ihnen der deutſche Ritterorden, der Przemislide, der Piaſt, welcher über ein an Gehorſam gewohntes Volk gebot, gewähren konnte, war ein wirkſamerer, als der, welchen er in dem kaiſerlichen Lande fand. Er brachte ſein Recht mit; dieſes Recht aber wurde, indem es ſich nun über weite Länderſtrecken verbreitete und ſeines lokalen Charakters entkleidet wurde, die Grundlage eines Gemeinrechtes und einer größeren Gleichförmigkeit der rechtlichen Verhältniſſe. Dieſes iſt mit der Schlüſſel zu der eigenthümlichen Erſcheinung, daß der neudeutſche Oſten (im Süden, wie im Norden) mehr Anlage zur Bildung großer Staaten gezeigt hat, als der altdeutſche Weſten. Das Königreich Preußen iſt das nördliche Kolonialland, der öſterreichiſche Kaiſerſtaat das ſüdliche. Es würden ſich hieran noch eine Reihe geſchichtlicher Betrachtungen knüpfen laſſen, die tieferer Erwägung werth wären; indeß iſt hier nicht der Ort dazu.

Die Quellenforſchung des Verfaſſers iſt ſo umfangreich, als nur immer wünſchenswerth; das Bild, welches er uns von dem ſtädtiſchen Leben in jenen Zeiten, insbeſondere in Pommern, entwirft, die Auskunft, die er über Satzungen, Gebräuche, Communalverhältniſſe, Handel, Schifffahrt u. ſ. w. giebt, iſt ſo vollſtändig und ausgeführt, daß man ſchwerlich etwas unberückſichtigt finden wird. Es wäre zu wünſchen, daß viele dergleichen Monographien über Städteanlegung und Coloniſation im Oſten herauskämen; es würde ſich ein helles Licht über dieſen noch ziemlich dunklen Theil der deutſchen Kulturgeſchichte verbreiten. Wir heben noch Einiges aus, was für das Ganze charakteriſtiſch iſt:

„Daß es die deutſche Nationalität und namentlich der ſächſiſche Stamm war, aus dem die Bürgerſchaften unſerer Städte ſich vorzugsweiſe rekrutirten, iſt bereits früher hervorgehoben. Die deutſchen Bürger kamen, wie ihre Namen zeigen, aus der Nähe und aus der Ferne, aus den umliegenden Pommer'ſchen und Rügen'ſchen Landſchaften, weiterher aus Mecklenburg, aus Holſtein mit Lübeck und Kiel, aus der Mark und aus Thüringen; vor Allem lieferten die Städte Weſtfalen's und Sachſen's ein großes Contingent; Lippe, Soeſt, Münſter, Ravensberg, Paderborn, Bremen, Braunſchweig, Magdeburg und viele andere Städte ſächſiſchen Namens erſcheinen unter unſerer alten Bürgernamen vertreten; auch die Rheinlande, Franken, Schwaben und Böhmen fehlen nicht; es fehlen ebenſowenig die weſtlichen Handelsländer Brabant und Flandern, Friesland und Holland, als die jugendlich aufſtrebenden Oſtſeeländer Preußen und Kurland, Liv- und Eſtland mit ihren Städten Königsberg und Elbing, Dorpat, Reval und andere. Daß auch aus den nördlichen Reichen Schweden, Norwegen und Dänemark, aus Kopenhagen, Roeskilde und Gotland, ſo wie aus dem ruſſiſchen Nowgorod Zuzug nach unſeren Städten gelangte, kann bei dem ſteigenden Verkehr nicht befremden; treffen wir doch einzelne Spuren, daß ſelbſt Süd-Europa nicht ganz unvertreten war. Kann man nun auch aus den Namen, wenn ſie nur den Ort der Herkunft bezeichnen, als von Schaprode, von Lazentin, von Barth u. ſ. w. nicht mit Sicherheit die Nationalität beſtimmen, ſo kann man doch nach der Geſammtrichtung, welche die Entwickelung unſerer Städte nahm, mit großer Wahrſcheinlichkeit die vorwiegend deutſche Nationalität der Bürgerſchaft unſerer Städte behaupten.

„Sie macht ſich ſchon bemerkbar in den vielen deutſchen Eigenſchaftsnamen, welche in dieſer Periode unter den Bürgern hervortreten, ſo Lange, Klein, Fette, Hogeman, Sotemund, Eſelsvot, Liſegang, Rode, Stange, Wiſe, Hartmod, Unverwerd, Wilde, Mildehant; oder nach Thieren, Löwe, Vogel, Falke, Vinke, Crabbe; oder nach Beſchäftigungen, Schmidt, Gerber, Bruver, Ketelboter, Wullenwever, Borman, Bode, Sluter u. ſ. w. Aus ſolchen Zuſatznamen, die es urſprünglich waren, erwuchſen dann neben den Ortſchaftsnamen, welche urſprünglich die Herkunft bezeichneten, die Familiennamen unſerer alten deutſchen Bürgerſchaften. Das geordnete Zuſammenleben in den Städten die Nothwendigkeit feſter Bezeichnungen der Perſönlichkeit, wie ſie durch den bloßen Vornamen nicht gegeben wurden, führte zu der Combination von Feſtem und Veränderlichem, von Familiennamen und von Vornamen, wie wir ſie jetzt haben. In den Namen der Bürger, wie ſie in den alten Urkunden und Stadtbüchern uns aufbewahrt ſind, liegt uns die Entſtehung der modernen deutſchen Namengebung vor Augen.

„Wie ſtellte ſich nun das deutſche Bürgerthum unſerer Städte gegen die alten Landeskinder. Wurden auch Wenden als Bürger zugelaſſen? Oder galt hier die ſchroffe Ausſchließlichkeit, wie ſie z. B. das Recht von Hamburg ausdrücklich in der Beſtimmung ausſpricht, daß der aufzunehmende Bürger kein Leibeigener, noch von wendiſcher Abkunft ſein dürfe? Dies iſt bei der Stellung, welche das Wendenthum in unſeren Ländern immer noch einnahm, ſchwerlich anzunehmen. Vielmehr dürfen wir glauben, daß in Stralſund, Greifswald und unſeren andern kleineren Städten die mildere Praxis des Lübiſchen Rechtes gegolten habe, wonach der Wende zwar im Allgemeinen als dem Deutſchen unebenbürtig galt, in ausnahmsweiſen Fällen jedoch, wenn er für würdig befunden ward, gleichfalls zum Bürgerrecht zugelaſſen werden konnte. Benachbarte Städte, wie Roſtock, hatten noch im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts und lange darüber hinaus einen nicht unbedeutenden Bruchtheil wendiſcher Bevölkerung; dieſelbe bewohnte einen eigenen Stadttheil, die Niederungen der Altſtadt, in der Gegend des Wendenthores und der Wendenſtraße. Die Wenden hatten hier ihren eigenen Vogt; ſie hatten Wieſen in Pacht und beſchäftigten ſich vorzugsweiſe, wie es ſcheint, mit dem Mäſten und Schlachten von Schweinen.

„Der Speckhandel bildete ein eigenthümliches Gewerbe. Doch iſt es immerhin fraglich, ob ſelbſt die Roſtocker Wenden im Punkt des Bürgerrechts der deutſchen Bevölkerung gleich geſtellt waren; wahrſcheinlich hatten ſie nur die Rechte der ſtädtiſchen Einwohnerſchaft im weiteren Sinne.

„Wahrſcheinlich hatte Greifswald die reinſte deutſche Bevölkerung; denn hier lag, ſo viel wir wiſſen, an der Stelle, wo die deutſche Stadt gegründet ward, kein alter wendiſcher Ort. Von Stralſund dagegen wiſſen wir, daß es das alte Fährdorf und ſpäter das neuere Schadegard in ſich aufnahm, und es wäre immerhin denkbar, daß einzelne Wenden, die deſſen würdig befunden wurden, die Ehre des deutſchen Bürgerrechts erhielten; im Großen und Ganzen ſcheint in ſolchen Fällen, wo deutſche Städte an der Stelle älterer wendiſcher Dörfer gegründet wurden, die Praxis der Verſetzung der alten Bevölkerung befolgt zu ſein, und das Beiſpiel Roſtocks, wo man die Wenden, anſtatt, aus der alten Wendenſtadt in den Umkreis der neuen deutſchen Stadt verpflanzte, hat in unſern Städten, wie es ſcheint, nirgends Nachahmung gefunden."

## Deutſche Literatur in den Vereinigten Staaten.

### Anton in Amerika.

Die Redaction des mit der deutſchen „Kriminalzeitung" von New-York verbundenen „Belletriſtiſchen Journal" hatte im vorigen Jahre eine Preis-Novelle ausgeſchrieben und zur Beurtheilung der konkurrirenden Schriften eine aus drei achtbaren Literaten beſtehende Kommiſſion ernannt. Zur Charakteriſtik der deutſchen Literatur-Zuſtände in Nord-Amerika theilen wir in dem Folgenden die Entſcheidung der Preisrichter und die Erklärung der Redaction in der betreffenden Sache mit:

„An den Herausgeber der Kriminalzeitung, Herrn R. Lexow.

„Geehrter Herr! Die unterzeichneten Preisrichter für die von Ihnen ausgeſchriebene Novelle aus dem deutſch-amerikaniſchen Leben beehren ſich hiermit, Ihnen das Reſultat ihrer Aufgabe vorzulegen.

„Von den vielen eingereichten und ſorgfältig geprüften Novellen haben ſie, nach wiederholten Conferenzen, vier als der weitern Beachtung und Vergleichung würdig auserleſen, von dieſen vieren aber zuletzt nach erneuter Beſprechung einſtimmig der Novelle unter dem Titel „Anton in Amerika" mit dem Motto: „So ſpielt man in Venedig," den Preis zuerkannt.*

„Mit Bezug auf die gekrönte Novelle erlauben ſich die Preisrichter, ihrem Urtheil folgende Begründung hinzuzufügen.

„Von der erſten Zeile wird es dem Leſer klar, daß er es hier mit einem überlegnen Geiſte zu thun hat, der nicht nur als Mann von Welt in den beiderſeitigen Aeußerlichkeiten des deutſch-amerikaniſchen Lebens vollkommen zu Hauſe iſt, ſondern ſich auch in deſſen pſychologiſchen Tiefen mit ſouveräner Sicherheit bewegt, während er zugleich ſeinen Gegenſtand von der Höhe des kulturhiſtoriſchen Standpunktes aus überſieht.

„Dabei ſtehen ihm die künſtleriſchen Mittel ſo vollkommen zu Gebote

* Die Novelle „Anton in Amerika," von Reinhold Solger, iſt in zwei Bänden auch in Deutſchland publizirt worden. (Bromberg, C. M. Roskowski, 1862.)

Digitized by Google

daß, trotz des tiefen ſittlichen Ernſtes, des erſchütternden Pathos, welches den Grundton der Erzählung bildet, dennoch das Ganze zuletzt den Eindruck faſt idylliſcher Heiterkeit hinterläßt. Viel tragen dazu eine feine Ironie, ein breiter Humor und vor Allem ein tiefes Naturgefühl bei, welches Einen wie friſche Bergesluft aus der Erzählung anweht und ſich gelegentlich in Naturſchilderungen äußert, welche mit zu dem Schönſten zu rechnen ſind, was die deutſche Literatur in dieſer Art aufzuweiſen hat.

„Schließlich freuen ſich die Unterzeichneten, Ihnen zu dem über alle Erwartung günſtigen Erfolg Ihres Preisausſchreibens Glück wünſchen zu können. Sie haben durch Ihre Aufforderung Arbeiten ans Licht gefördert, wodurch ſich die deutſch-amerikaniſche Novellenliteratur der vaterländiſchen würdig an die Seite ſtellt.

Friedrich Kapp.
Wilhelm Aufermann.
Dr. Karl Dilthey.“

„Den über alle Erwartung günſtigen Ausfall des vor Jahresfriſt von uns erlaſſenen Preisausſchreibens erfahren die Leſer aus der im Obigen veröffentlichten Entſcheidung der Preisrichter. Während andre Unternehmungen ähnlicher Art in der deutſch-amerikaniſchen Preſſe meiſtens erfolglos blieben und kein Produkt hervorbrachten, welches als der Auszeichnung würdig erkannt wurde, ſind bei uns mehrere das Niveau der Mittelmäßigkeit weit überragende Original-Novellen eingegangen, unter welchen den Herren, die ſich der Mühe des Prüfens und Beurtheilens unterzogen hatten, die Wahl ſchwer wurde. Sie entſchieden endlich für die Novelle, „Anton in Amerika“ von Reinhold Solger, welche wir ſomit als Preis-Novelle des „Belletriſtiſchen Journal“ dem Publikum vorlegen werden.

„Der Name des Herrn Reinhold Solger iſt unſern Leſern wohlbekannt. Schon einmal wurde ihm eine ähnliche Genugthuung zu Theil, indem das bei Gelegenheit des Schillerfeſtes zur Prüfung der eingelieferten Gedichte niedergeſetzte Comité ihm einſtimmig den Preis zuerkannte. Die Novelle: „Anton in Amerika“ verdient unſeres Erachtens im vollſten Maße die Lobſprüche, welche die Preisrichter ihr ertheilen. Sie bildet gewiſſermaßen eine Fortſetzung des Freytagſchen Romans „Soll und Haben.“ Der Sohn des Anton, welcher als Hauptheld des letztgenannten Romans figurirt, wird nach Amerika verſetzt und hat hier einen ſehr bunten Lebenslauf durchzumachen. Ebenſo wie Freytag's berühmtes Werk hat auch dieſes eine ſcharf ausgeprägte, wenn auch andre Tendenz. Man kann es, je nach Belieben, eine Fortſetzung, ein Seiten- oder ein Gegenſtück dazu nennen. Lieferte Freytag eine Apotheoſe des Krämerthums der Geburts-Ariſtokratie gegenüber, ſo dreht Solger die Spitze um und unterſcheidet auf's ſchärfſte den Kaufmanns- vom Krämergeiſt, welchem Letzteren auf höchſt gelungne Weiſe zugeſetzt wird. Die Lektüre iſt von Anfang an pikant, anregend, in ununterbrochnem Fluß den Leſer mit ſich fortreißend. Die Figuren ſind direkt aus dem hieſigen Leben gegriffen, und Keinem wird es ſchwer fallen, Originale dafür zu finden, wenn er ſich nur ein klein wenig umſchaut. Neben der ernſten Tendenz ſpringt eine ſchelmiſche, ſpielende Laune einher, welche das Intereſſe keinen Augenblick erſchlaffen läßt. Wir erwarten mit Beſtimmtheit, daß, wie Freytag's „Soll und Haben,“ auch Solgers „Anton in Amerika“ diesſeits und jenſeits des Oceans Epoche machen und von der unparteiiſchen Kritik Letzterem unter Beiden der Preis zuerkannt werden wird.

„Schließlich den Herren Preisrichtern Wilhelm Aufermann, Dr. Karl Dilthey und Friedrich Kapp den innigſten Dank.“

(Unterzeichnet von der Redaction der New-Yorker Kriminal-Zeitung.)

## Frankreich.

### Ein franzöſiſches Staatswörterbuch.

Es dürfte nicht ohne Intereſſe ſein, die Thätigkeit des deutſchen Buchhandels in ſeiner Geſammtheit und die Anſtrengungen einzelner ſeiner Angehörigen in Frankreich einer flüchtigen Aufmerkſamkeit zu würdigen. Bereits in Nr. 7 des Jahrganges 1860 d. Bl. wieſen wir darauf hin, daß die Entwickelung des deutſchen Buchhandels, ſeine einheitliche Geſtaltung und Organiſation ein nicht unwichtiges Moment im deutſchen Literaturleben bildet, und daß eben dieſe feſt geſchloſſene Ordnung, dieſe freiwillige Gruppirung um gemeinſame Bewegungscentren, einen neuen vollgültigen Beweis für das Talent unſeres Volkes, alle Fragen, die ihm direkt und unmittelbar zur Entſcheidung unterbreitet werden, einfach und praktiſch zu löſen, bietet. Deutſche Literatur, deutſche Kunſt und deutſches Leben entfalten ihre Paniere jenſeits des Rheins, jenſeits des Kanals, jenſeits der Atlantis und fern in den ſarmatiſchen Steppen. Während dem Fremden unſere politiſchen Mißſtände, unſere dynaſtiſchen Spaltungen zu Spott und Aergerniß dienen, anerkennen ſie um ſo bereitwilliger in unſern Landsleuten den Trieb zur beharrlichen und intelligenten Thätigkeit, die ſelbſtändige Schaffensluſt, die unverbrüchliche Berufs- und Pflicht-Treue, welche ſie auch in der Fremde auszuzeichnen pflegt. Während der Angehörige irgend eines deutſchen Staates, ſelbſt der landwehrpflichtige Preuße, von den echten Franzoſen nie als vollberechtigter Politiker angeſehen wird, tritt der deutſche Buchhändler ſeinem franzöſiſchen Kollegen mit dem vollen Bewußtſein einer überlegenen Großmachtſtellung gegenüber. Abgeſehen von den fünf oder ſechs deutſchen Buchhändlerfirmen, welche in Paris dem in Frankreich wohnenden Landsmann ſeine heimiſche Literatur zugänglich machen, und etwa ebenſo vielen anderen, die, ihrer Organiſation nach, dem franzöſiſchen Verlags- und Commiſſions-Buchhandel angehörig, von Deutſchen begründet und geleitet ſind, beſchäftigen auch die älteren franzöſiſchen Handlungen ein zahlreiches, deutſches Perſonal, das zum Theil mit jeder Oſter- oder Michaelismeſſe ſich aus den Reihen der jüngeren Generation des deutſchen Buchhandels neu ergänzt, theils aber auch, ſeit Decennien in geachteten oder einflußreichen Stellungen, ſo feſt in die dortigen Verhältniſſe hineingewachſen iſt, daß es ſich, ohne empfindliche Nachtheile auf beiden Seiten, unmöglich wieder herausreißen ließe.

Ganz außerordentlich iſt der Einfluß, welchen dieſes deutſche Element im franzöſiſcheu Buchhandel ausübt. Die franzöſiſche Verlegerthätigkeit iſt trotz, oder vielmehr eben vermöge der weniger compakten Organiſation des franzöſiſchen Buchhandels, einerſeits eine complicirtere, andererſeits eine kaufmänniſch einfachere, überall aber eine ſelbſtändigere, von allgemeinen Normen und Uſancen weniger abhängige, als die ſeines deutſchen Kollegeu; perſönliche Thätigkeit hat darin einen weiteren und freieren Spielraum und, eben weil in faſt allen Gebieten die franzöſiſche Literatur hinter der deutſchen an Vollſtändigkeit weit zurückſteht, läßt ſich die Thätigkeit und der Ideen-Reichthum der deutſchen Cultivatoren auf dem Arbeitsfelde der literariſchen Handlanger meiſt mit Erfolg verwerthen.

Eine lange Serie von Werken, welche dem Lande, in dem ſie entſtanden ſind, noch mehr aber ihren Begründern zur Ehre gereichen, verdanken deutſcher Anregung ihr Entſtehen, deutſcher Beharrlichkeit ihre Durchführung und Vollendung. Wir begrüßen als einen neuen Beweis des Geſagten, das Erſcheinen der erſten Lieferung des von Maurice Block redigirten Dictionnaire général de la Politique, welche ſoeben (1863) bei O. Lorenz in Paris herauskam.*

M. Block hat ſich durch ſeine für Statiſtik Frankreichs und Kenntniß der franzöſiſchen Verwaltung unentbehrlichen Werke einen bedeutenden Namen erworben und ſeine in der That höchſt werthvollen Arbeiten dürften den Leſern des Magazin kaum unbekannt geblieben ſein. Obenan ſteht das Dictionnaire de l'Administration française,** von welchem, wie wir vernehmen, bereits der dritte ſtarke Stereotyp-Abzug faſt vergriffen iſt. Das Dictionnaire de l'Administration wird durch die, jedem Annuaire de l'Administration*** beigefügten Abdrücke der im Laufe des Jahres auf adminiſtrativem Gebiete erlaſſenen Geſetze, Verordnungen, ſowie Mittheilung aller erfolgten Veränderungen, fortwährend vollſtändig erhalten. Leider pflegen die Annuaires immer erſt im Mai oder Juni, manchmal noch ſpäter in dem Jahre zu erſcheinen, für welches ſie beſtimmt ſind. — Die Statistique de la France, welche vom Inſtitute gekrönt wurde, iſt für Deutſchland beſonders erſchienen.† Außerdem ſind von früheren Werken des fruchtbaren Verfaſſers, welcher auch an der Spitze der Société de Statistique ſteht, zu erwähnen: Les charges de l'Agriculture dans les divers pays de l'Europe. 1 vol. 8°, 1850. L'Espagne en 1850, Tableau de ses progrès les plus recents 1 vol. (1851) und endlich das zuletzt (1862) erſchienene: Puissance comparée des divers états de l'Europe.

* Dictionnaire général de la Politique par M. Maurice Block, avec la collaboration d'hommes d'état, de publicistes et d'écrivains de tous les pays. Première Livraison. Prix 3 francs. Paris, O. Lorenz, 1863.

** Dictionnaire de l'Administration française, par M. Maurice Block. 1. vol. gr in 8°. Strasbourg et Paris, 3. Tirage. Berger-Levrault, 1862.

*** Annuaire de l'Administration par M. Block. Strasbourg, Berger-Levrault. 5 Jahrgänge (1858—1862), der Jahrgang 4 Frs., mit vollſtändigem Perſonal-Verzeichniß der franzöſiſchen adminiſtrativen Beamten bis zum Maire und deſſen Adjunkte abwärts.

† Block, Statiſtik Frankreichs. Gotha, Juſtus Perthes.

Digitized by Google

Das franzöſiſche Staatswörterbuch ſtellt in ſeinem Programm weſentlich andere Anſichten auf, als diejenigen ſind, welche die Redactionen der deutſchen geleitet haben. Um Rotteck und Welcker's Staatslexikon gruppirte ſich in den Dreißiger und zu Anfang der Vierziger Jahre diejenige Partei, welche man damals mit dem allgemeinen Namen der liberalen bezeichnete. Irren wir nicht, ſo war es Friedrich Liſt, der vielverkannte, häufig mißverſtandene und ſelbſt nach ſeinem Tode noch nicht vollſtändig gewürdigte National-Oekonom, welcher die Idee zuerſt anregte. Die Schwierigkeiten, welche ſich der Ausführung entgegen ſetzten, waren ſehr bedeutend und dürfen nicht mit dem Maße gemeſſen werden, welches wir jetzt an buchhändleriſche Unternehmungen zu legen gewohnt ſind. Im Publikum fand die Idee im Anfange willigen Eingang. Die Neuheit reizte und die allgemeine Stimmung half es heben und tragen. Als aber das Werk ſich weit über den verſprochenen Umfang von 8—10 Bänden hinaus dehnte, als, trotz des energiſchen Drängens des Verlegers (Hammerich in Altona), welcher freilich keinen bindenden Vertrag, der ein Maximum limitirt, beſaß, auch bei dem zwölften Bande noch kein Abſchluß vorauszuſehen war, wurde das Publikum ungeduldig und die Subſkribenten ſprangen ab. Das Werk wuchs bis zu 15 Bänden, wozu bald darauf noch drei Supplementbände traten. Bei dem letzten Buchſtaben fand man, daß viele Artikel, um zu kürzen, über das Knie gebrochen werden mußten. Die erſte Auflage hatte den Verleger keineswegs für ſeine ſehr bedeutenden Auslagen entſchädigt. Er durfte hoffen, daß eine zweite ihm ein günſtigeres Reſultat liefern werde. Die Anzeichen waren verſprechend; da kamen die Bewegungen des Jahres 1848, die mit Einem Schlage die Verhältniſſe vollſtändig umgeſtalteten. Die Liberalen waren an's Ruder gelangt, Welcker ſelbſt war Miniſter geworden, aber die Partei, deren Anſichten das Staatslexikon vertrat und ſyſtematiſirte, ſchmolz mit jedem Tage zuſammen. Die Liberalen und Demokraten, welche nun auftauchten, ſtellten weſentlich andere Forderungen. Um größere Verluſte zu vermeiden, ſah ſich der Verleger genöthigt, das ſchickſalsreiche Werk, mit allen Vorräthen, jedoch ohne Verlagsrecht, an Ernſt Fleiſcher in Leipzig zu verkaufen.

Rotteck-Welcker's Staatslexikon iſt alſo mit ſeiner Partei geſtanden und gefallen, wenn man jahrelange Vergeſſenheit einen Fall nennen kann. Es erſtand vor einigen Jahren in einer dritten Auflage bei Brockhaus, weil man ſich von Bluntſchli und Brater den Rang nicht wollte ablaufen laſſen und weil man glaubte, auch in neuerer Zeit das ſchätzbare Material nützlich verwenden zu können.

Andere Zeiten und andere Auſpicien ſtanden an der Wiege des Staatswörterbuchs von Bluntſchli und Brater und wer weiß, welche Bewegungen und Umgeſtaltungen ſich in Deutſchland noch vollziehen werden, bevor es ſeinem Abſchluſſe entgegen geht.

Wir erinnern uns noch recht wohl, wie bei Erſcheinen des erſten Heftes von Buntſchli und Brater im Juli 1857 die fortſchrittsfeindliche Preſſe von Preußen mit ungetheiltem Beifall das neue Werk empfing, wie unter anderem das Nathuſius'ſche „Volksblatt für Stadt und Land" ſich folgendermaßen vernehmen ließ: „Wir begrüßen mit Freuden jedes Unternehmen, welches der Reaction auf irgend welchem Felde Bahn zu brechen beſtimmt iſt, und ſo namentlich dieſes, welches die revolutionäre Allweisheit des Rotteck und Welcker'ſchen .... (des Ausdrucks entſinnen wir uns nicht) zu brechen. Rotteck und Welcker haben zu ihrer Zeit Manchem den Kopf verdreht. ..."

So ungefähr lautete das Urtheil des Volksblattes und mit ihm vieler Geſinnungsgenoſſen. In der That ließen auch einzelne Artikel in den erſten Heften, unter Andern der über den Adel, worin der Einfluß W. H. Riehl'ſcher Theorien vom adelig-blauen Blute unverkennbar war, ſich ſo an, als ob das neue Staatswörterbuch beſtimmt ſei, der Reaction, einer gemäßigten oder rechtsgelehrten allerdings, Terrain zu erobern.

Bald aber änderte ſich die Lage der Dinge vollſtändig. Der kurze, aber folgenſchwere Umſchwung in Preußen, deſſen Spuren ſich in einem Jahrzehent nicht wieder verwiſchen laſſen werden, die Erweckung des Nationalbewußtſeins im Jahre 1859 war noch nicht erfolgt, als ſchon die Reaction dem neuen Kämpen entſchieden zu mißtrauen begann und Hermann Wagner die erſten Hefte ſeines „Staats- und Geſellſchafts-Lexikons" in die Welt ſandte.

Gleichzeitig begann bei Brockhaus die dritte Auflage von Rotteck und Welcker zu erſcheinen, und ſo hatten wir denn, wenig Jahre nachdem der größere Theil der Vorräthe des Staatslexikons in's Makulatur gewandert war, drei neue Konkurrenzen auf demſelben Felde. Vom buchhändleriſchen Standpunkte dürfte keine derſelben ein glänzendes Reſultat in Ausſicht ſtellen. Die Continuation des Staatswörterbuchs betrug bis zur Vollendung des erſten Bandes nur wenige Hundert Exemplare. Der Verlag, anfangs D. P. Scheitlin in Stuttgart und Friedrich Schultheß in Zürich gemeinſchaftlich zugehörig, ging ſpäter auf Letzten allein über, welcher auch den Druck gegenwärtig beſorgt. Die Durchführung derartiger Unternehmungen erfordert noch immer in Deutſchland einen nicht geringen Fonds, an Kapital ſowohl, als noch mehr an Ausdauer und Muth.

Anders liegen die Sachen in Frankreich. Herr Block betont zwar in ſeiner Vorrede, daß ſein Werk der liberalen Richtung des Zeitgeiſtes dienen werde, „car la science est l'amie du progrès;" das iſt aber auch Alles. Im Uebrigen hält er ſich von jedem Parteiſtandpunkte fern, hält gerade für ſein Dictionnaire dieſen parteiloſen Standpunkt feſt, im Gegenſatz zu allen andern Büchern und Zeitſchriften, die ſich ſonſt mit Politik beſchäftigen. Block ſelbſt iſt der exakte Statiſtiker; ſeine Mitarbeiter können, in ihren Kreiſen, als Autoritäten von hinreichender Kompetenz gelten; ſein Streben iſt alſo dahin gerichtet, eine Encyklopädie der politiſchen Wiſſenſchaften zu ſchaffen, welche mindeſtens die gleiche Bedeutung erlangt, wie ſein oben citirtes Werk für die Adminiſtration, und annähernd, auf ihrem Gebiete eine akademiſche Autorität geltend macht.

Bedürfte es eines Beweiſes, daß die drei Werke, welche in Deutſchland etwa die gleichen Tendenzen verfolgen, dennoch in Form und Haltung weſentlich verſchieden von dem franzöſiſchen ſind, ſo iſt es eben ihre Dreiheit, gegenüber der franzöſiſchen Einheit, welche ihn liefert. Trotz der langen Gährungsprozeſſe, welche wir durchgemacht haben und zum Theil noch durchleben, iſt die politiſche Parteienbildung bei uns erſt im Werden; in ſich geſchloſſene Parteien ſind noch nicht vorhanden. Wie wir in allen Stücken erſt in der Literatur uns wiederfanden, ſo auch und namentlich in unſern politiſchen Beziehungen. Jedes unſerer ſtaatslexikaliſchen Werke iſt das umfangreiche Credo einer politiſchen Partei, welche ſich um die aufgeſtellten Grundſätze und Anſchauungen herum gruppirt und bildet.

Unter den Mitarbeitern des franzöſiſchen Staatswörterbuchs erblicken wir von bekannten deutſchen Namen zunächſt Bluntſchli, dann Aſher in Hamburg, Beck in Paris, Strantz (G. H. R.) in Berlin, Brachelli in Wien, Hopf in Gotha, R. v. Mohl in Frankfurt a/M., Mangold in Freiburg im Breisgau, Poezl in München, Roſcher in Leipzig, Zachariae in Göttingen, Böhmert in Bremen, ſämmtlich auch Mitarbeiter von Bluntſchli und Brater's Staatswörterbuch, an welches übrigens das vorliegende Werk ſich vielfach anzulehnen ſcheint.

Von weiteren, auf dem Umſchlage genannten Mitarbeitern citiren wir: Barthélemy St. Hilaire, Baudrillart, Redacteur des Journal des Économistes, Baumhauer in Haag, Rénard, Redacteur des Avenir commerciel, beide Cocquerel, Dupont-White, Foucher de Careil, Franck, E. Laboulaye, Molinari, E. Montègue, Nefftzer, Northcote, E. Renan, St. Marc Girardin, Ch. Souveſtre, Jules Simon, Ch. und L. Reybaud.

Sollten auch viele der Genannten, wie dies wohl bei dergleichen Unternehmungen zu gehen pflegt, nur ſchwach oder wenig betheiligt ſein, ſo bleibt die Liſte immer noch ſtattlich und vollſtändig genug, um ein Werk erſten Ranges erwarten zu laſſen.

## Leben und Schriften Turgot's.

Turgot, der Staatsmann, der vor dem Hereinbrechen der franzöſiſchen Revolution die Bedürfniſſe der neuen Zeit erkannte, dem gründliches Wiſſen und praktiſche Geſchicklichkeit die Fähigkeit gab, die Revolution in die Bahn der Reform zu leiten, dem indeß die Kurzſichtigkeit der Ariſtokratenpartei und die Schwäche Ludwig's XVI. jede Möglichkeit des Erfolges verkümmerte — hat in Herrn J. Tiſſot einen ausgezeichneten Biographen* gefunden. Das Werk, welches von der Akademie zu Paris gekrönt worden iſt, behandelt in drei geſonderten Abtheilungen das Leben Turgot's, die Grundſätze ſeiner politiſchen Thätigkeit, und ſchließlich ſeine Werke.

Im Alter von neunzehn Jahren für den geiſtlichen Stand beſtimmt, dem er auch ſechs Jahre angehörte, trat er 1751 in den Staatsdienſt über; er wurde Parlamentsmitglied, 1761 Provinzial-Intendant, beſchäftigte ſich in dieſer Stellung eingehend mit den Verhältniſſen und Bedürfniſſen des Ackerbaues, der Fabrikinduſtrie und des Handels, wurde 1774 zum Marine-Miniſter ernannt und trat, 6 Monate ſpäter, in das eigentliche Gebiet ſeiner Thätigkeit: das Finanz-Miniſterium, über.

Die Verſchwendung der vorangegangenen zwei Regierungen und die ſchlechte Verwaltung der gegenwärtigen hatten die Finanzen Frankreichs

* Turgot, sa vie, son administration, ses ouvrages, par J. Tissot, doyen de la Faculté des Lettres de Dijon. Paris, 1862.

by Google

in einen traurigen Zuſtand verſetzt. Der Hauptgrundſatz des neuberufenen Miniſters war: unumwunden offene Darlegung der ſchlimmen Wirklichkeit; man ſollte aufhören, den drohenden Bankerott durch künſtliche Gruppirung der Zahlen zu maskiren; aber Turgot hielt es durchaus nicht für nöthig, den Bankerott zu erklären. Er machte ſich anheiſchig, die Ordnung zurückzuführen, ohne bedeutende Reduction der Ausgaben, ohne neue Steuern, ohne Anleihen. Er verſprach alſo viel, und ſetzte die Wege, welche er einſchlagen wollte, dem Könige in einem mit großer Freimüthigkeit geſchriebenen Briefe auseinander: er verlangte eine allmähliche, aber völlige Umgeſtaltung der Civil-Verwaltung; die abſolute Centraliſation ſollte aufhören; außer dem Miniſterium ſollten die Behörden der Provinzen, der Regierungsbezirke und der Kreiſe eine gewiſſe Selbſtändigkeit erhalten. Zugleich ſollte das Unterrichtsweſen gebeſſert werden; die Bevormundung der Gewerbsthätigkeit ſollte fortfallen; der Staat ſollte aufhören, der religiöſen Intoleranz öffentlich Vorſchub zu leiſten — und um an maßgebender Stelle ein Beiſpiel der Duldſamkeit zu geben, ſchlug Turgot dem König vor, die öffentliche Gebetsformel, welche dem Staats-Oberhaupt unter Anderem die Verpflichtung zudiktirte, alle Ketzer auszurotten, den Bedürfniſſen der Zeit entſprechend, umzuändern. Der König, welcher ſämmtliche Vorſchläge Turgot's billigte, war bereit, die Gebetsformel ſogleich umzuändern. Allein die übrigen Miniſter (mit Ausnahme von Malesherbes), und namentlich der Miniſter-Präſident, Maurepas, widerſetzten ſich dieſer erſten praktiſchen Ausführung von Turgot's Ideen — und als der Moment kam, wagte der König weder die alte Formel auszuſprechen, deren Inhalt ſeiner humanen Natur mißfiel, noch die von Turgot vorgeſchlagene an ihre Stelle zu ſetzen. Er ſtammelte Worte, bei denen weder er, noch ſeine Umgebung, einen klaren Sinn herausfinden konnte. Von da ab ſteigerte ſich die Oppoſition gegen Turgot: die meiſten Miniſter, der Ariſtokratenpartei angehörig, geriethen in Entrüſtung, ſobald Turgot irgend eine neue Maßregel vorſchlug. Obwohl er ſich aller allgemeinen Reformvorſchläge enthielt, witterte man doch in allen ſeinen Worten demokratiſche Umſturz-Geſinnung, und man hob, jedesmal in pathetiſcher Weiſe, hervor, daß an den durch das Alter geheiligten Privilegien nicht gerüttelt werden dürfe. Der König äußerte privatim ſehr oft: Ich und Turgot ſind die Einzigen, welche das Volk lieben! — aber im Staatsrath wagte er nie, einen ähnlichen Ausſpruch zu thun. Als Turgot ſein Budget vorlegte, erhoben der Premier-Miniſter Maurepas und der Miniſter des Innern, Miromenil, ein gewaltiges Lamento über das Defizit von 24 Million. Livres, das offen eingeſtanden wurde — als hätte Turgot's Verwaltung das Defizit verſchuldet, oder als ob es verſchwände, ſobald man es verdecke. Als Turgot hervorhob, daß man in wenigen Jahren dahin kommen würde, das Defizit völlig auszugleichen, erklärten Jene dieſe Hoffnung für eine Chimäre, und der König, der allen Eclat möglichſt vermied, entſchied ſich ebenfalls nach einigem Schwanken für das alte Maskirungsſyſtem. Da Turgot trotzdem nicht entlaſſen wurde, entwarf die Hofpartei gegen ihn eine jämmerliche Intrigue: ſie fabrizirte Briefe, welche gehäſſige und ſarkaſtiſche Anſpielungen auf den König und die Königin enthielten, ahmte Turgot's Schrift und Namenszug nach, ließ die Briefe durch ſeinen beſtochenen oder argloſen Bedienten zur Poſt tragen und dort mit Beſchlag belegen. Dann wurden ſie dem König überbracht. Hätte Ludwig ſich offen gegen Turgot ausgeſprochen, ſo wäre dieſe plumpe Intrigue wohl in ſich ſelbſt zerfallen, aber die Natur Ludwig's war zu ſolchen offenen Erörterungen wenig geneigt, und „überdies", nach Tiſſot, „verurtheilen auch die beſten Könige lieber ohne Verhör, als daß ſie ſich auf Erörterungen einlaſſen, bei denen, wie ſie fürchten, ihre Majeſtät ſich etwas vergeben könnte."

So gerieth Turgot in Mißgunſt: — der Hof zu Verſailles war entzückt. Malesherbes, der Juſtizminiſter, der Einzige im Cabinet, der Turgot zugeſtimmt hatte, erbat und erhielt ſeine Entlaſſung, aber Turgot ſelbſt wollte nicht früher weichen, als bis er verwieſen wurde, und die nicht erbetene Demiſſion erfolgte am 12. Mai 1776. Aus dem freimüthigen, vom wärmſten Patriotismus zeugenden Briefe, den er darauf an den König ſchrieb, hebt Tiſſot die eine Stelle heraus: „Möchten Ew. Majeſtät, dies iſt mein einziger Wunſch, ſtets finden, daß ich mich geirrt habe, und daß die Gefahren, die ich zu erblicken glaubte, nur in meiner Einbildung lebten. Wollte Gott, daß die Zukunft mir nie Recht geben möge!"

Turgot hat den Tag ſeiner Rechtfertigung nicht mehr erlebt. Als ſechszehn Jahre ſpäter die Hofpartei, ſtatt ſich, das Schwert in der Fauſt, um ihren König zu ſchaaren, vorgezogen hatte, in Koblenz das Gnadenbrod zu eſſen, als damals der König vor dem Blutgerüſte ſtand, da war Turgot nicht mehr unter den Lebenden; aber ſein Freund Malesherbes war es, der, nur gebeugt unter der Laſt ſeiner zweiundſiebzig Jahre, ſonſt ohne Bangen und Zagen an die Barre des Konvents trat, um in männlichen Worten die Vertheidigung ſeines Königs zu verſuchen.

Von den zahlreichen philologiſchen, philoſophiſchen, politiſchen und national-ökonomiſchen Schriften und Aufſätzen, die Turgot verfaßt hat, möchten wir hier nur zwei erwähnen, die in naher Beziehung zu ſeinen Verwaltungs-Grundſätzen ſtehen. Zunächſt ſeine „Briefe über die Toleranz," die er im Alter von 26 Jahren ſchrieb, und in denen er mit großer Entſchiedenheit, nicht allein im Intereſſe der Humanität, ſondern ebenſo im Intereſſe des Staates verlangte, daß der Staat in keiner Weiſe die eine oder die andere Religions-Gemeinſchaft bevorzugen ſolle; die Briefe waren an einen Geiſtlichen gerichtet, und hoben, außer den rechtlichen Bedenken, beſonders die politiſchen Nachtheile der Intoleranz hervor: der Staat müſſe allerdings auf religiöſe Tüchtigkeit ſeiner Mitbürger halten, weil dieſe Tüchtigkeit zum Theil ſeine moraliſche Kraft bedinge, aber eine Staatsreligion ſperre die intellektuelle und wirthſchaftliche Leiſtung derjenigen Bürger, welche ihr nicht angehören, ab; eine ſolche Scheidewand ſetze aber dieſe Leiſtung in hohem Grade herunter. Dann ſeine Schrift: „Unterſuchungen über die Begründung und Vertheilung des Reichthums;" nachdem er in der Einleitung die Nachtheile und Gefahren des Papiergeld-Syſtems von Law dargelegt, beweiſt er, daß nur die ſelbſtändige Productionskraft der Einzelnen allmählich eine gleichmäßigere Vertheilung der Güter hervorbringen, und daß die Thätigkeit des Staates auf dieſem Gebiete nur darin beſtehen könne, durch Beförderung der Kenntniſſe, und Erleichterung der Communications-Mittel indirekt Hülfe zu leiſten. Dieſe Anſchauung, welche uns heute ſehr geläufig iſt, welche indeß damals neu, und in Frankreich noch vor 14 Jahren nicht in das Bewußtſein der Maſſe eingedrungen war, beweiſt denſelben Blick für die Realität, dieſelbe Freiheit von unpraktiſchen Ideen, durch welche ſich die kurze Staats-Verwaltung Turgot's ausgezeichnet hat. In Schrift und That ein Mann des Centrums, erfuhr er das Mißgeſchick, daß ſeine Grundſätze und ſeine Rathſchläge von der ſelbſtſüchtigen Beſchränktheit und von dem Sturm der Leidenſchaft verachtet wurden; und es iſt eine nur traurige Genugthuung, daß die extremen Parteien erſt nach den bitterſten Erfahrungen auf jene Wege einlenkten, die ihnen längſt eröffnet worden waren.

## Griechenland.

### Das gegenwärtige und das künftige griechiſche Reich.

Die Sympathien der deutſchen Philhellenen, welche der Entſtehung des griechiſchen Reiches manche Kraft, materielle und moraliſche, zuführten, haben weder dem deutſchen Volke, noch ſeinen Politikern ein lebendiges Intereſſe für die Ausdehnung dieſes Reiches einflößen können. War die antiruſſiſche, und damit auch die antigriechiſche Strömung in Deutſchland, zur Zeit des Krim-Krieges theilweiſe daher rührend, daß der gefeſſelte Fortſchritt in Petersburg den Hort der Reaction ſah und eine Machterweiterung des Zaren um jeden Preis verhindert wiſſen wollte, ſo lag doch in den entſcheidenden Kreiſen und bei den Weiterblickenden im Volke auch ein anderer Grund vor. Die Pläne ausgezeichneter Diplomaten (wir erinnern an den leider ſo früh verſtorbenen Grafen Pourtalès) brachten die Löſung der osmaniſchen Frage mit der deutſchen in nähere Beziehung; ohne Entſchädigung würde Oeſterreich ſeinen Platz im deutſchen Bunde nicht räumen, und dieſe Entſchädigung könne naturgemäß nur im Orient gegeben werden. Oeſterreichs „erſtaunliche Undankbarkeit" rührte natürlich aus einem ähnlichen Ehrgeiz her.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß im großen Ganzen dieſe Anſichten ſich bis heut nicht geändert haben. Die Perſonalfrage als ſolche, wer in Griechenland König wird, berührt uns (abgeſehen von engen unmittelbar getroffenen Kreiſen) ſehr wenig; wir ſind vielmehr nur einer aggreſſiven Politik des künftigen griechiſchen Herrſchers abhold.

Allein die Perſonalfrage wird nirgends ſonſt als reine Perſonalfrage aufgefaßt; es trat bei ihr das Antipoden-Verhältniß von Rußland und England ebenſo deutlich zu Tage, wie zur Zeit des Krim-Krieges.

Frankreichs Stellung gegenüber den verſchiedenen auftauchenden Projekten war nicht klar; die offiziöſen Declamationen von Nicht-Intervention, von der Achtung der allgemeinen Abſtimmung, von dem Recht der ſelbſtändigen inneren Staatseinrichtung ſind etwas billig; ſie verpflichten zu Nichts und laſſen Hinterpförtchen genug offen. Was die franzöſiſche Regierung von dem künftigen König der Griechen erwartet, das iſt aus den Artikeln der Regierungsorgane nicht deutlich zu erkennen und es iſt daher ein Aufſatz über die griechiſche Revolution in der Revue des

Digitized by Google

deux Mondes vom 15. December 1862, der von John Lemoinne unterzeichnet iſt, von allgemeinem Intereſſe. Wir geben in Folgendem den weſentlichen Gedankengang jenes Aufſatzes, indem wir natürlich weit entfernt ſind, die darin ausgeſprochenen Anſchauungen für die der franzöſiſchen Regierung zu halten; aber es korreſpondiren dieſe Anſchauungen jedenfalls bis zu einem gewiſſen Grade mit der öffentlichen Meinung in Frankreich.

„Für die Conſtituirung des heutigen Griechenlands durch die drei Schutzmächte können dieſe ſeitens der Griechen keinen Dank beanſpruchen, denn die europäiſche Intervention, welche für Griechenland eine Quelle des Heils hätte werden können, iſt in der That nur eine Quelle des Unheils geweſen.

Die Griechen hatten den Kampf für ihre Unabhängigkeit allein begonnen und allein mehrere Jahre hindurch fortgeführt — die chriſtlichen Mächte ſahen in dem Kampf zunächſt nur eine Inſurrection und bei der damaligen politiſchen Strömung, ſahen ſie die Inſurrection natürlich nur mit Mißfallen; es bedurfte des entſetzlichſten Blutbades an Kindern und Frauen, es bedurfte des Heldenmuthes und des Märtyrerthums einer ganzen Nation, um durch den Druck der öffentlichen Meinung die Regierungen zur Intervention zu veranlaſſen. Nun kamen alſo die Diplomaten und fanden: es müſſe Etwas geſchehen; ſie ſchnitten am grünen Tiſch von der alten Karte der Türkei ein Stück ab, verſtümmelten dies Stück an allen Ecken und ſchloſſen namentlich von dem neuen Reiche diejenigen Provinzen aus, welche ſich am Kampfe in hervorragendem Grade betheiligt hatten. Es ſchien, als handelte es ſich nicht darum, dem Chriſtenthum in dem neuen Reiche eine Stütze gegen den Islam zu geben, vielmehr darum, das osmaniſche Reich in möglichſt ſchonender Weiſe eine Verkürzung überſtehen zu laſſen, welche freilich unabwendbar geworden. Das neue Königreich Griechenland hatte ſo wunderbare, unnatürliche Gränzen gefunden, daß der Prinz von Koburg, ein klarer Kopf, für die angebotene Krone dankte. Die Griechen verlangten von den Schutzmächten einen Monarchen; endlich fanden dieſe einen unmündigen Prinzen, der dieſe Eigenſchaft bis ans Ende ſeiner traurigen Laufbahn behalten ſollte. Die Griechen, denen man die Fähigkeit abſpricht, ſich einem geſetzmäßigen, geordneten Regiment unterzuordnen, brannten vor Begier, einem Fürſten zu gehorchen, der ihre Abſichten begriff und ausführte; ſie wurden grauſam enttäuſcht. Der neue König kleidete ſich albaneſiſch — das war Alles, was er von dem Weſen der Griechen ſich aneignete. Mit ihm kam ein Schwarm armer Vettern und Schmarotzer, die ſich wie Raben auf das Budget ſtürzten und die ganze Verwaltung an ſich riſſen. Die Griechen fingen endlich an, die Geduld zu verlieren, machten die Revolution von 1843 und jagten die Schmarotzer davon. Nun hofften ſie, würde es ihnen gelingen, ihren König zum nationalen Griechen zu machen. Eitler Wahn! Man hatte dem König eine Conſtitution aufgedrungen: ſein nächſtes Geſchäft war, ſie zu umgehen; es begann ein ſyſtematiſches Beſtechungsſyſtem der Beamten und Abgeordneten. Eine Zeit lang hielt das vor; in unſeren Tagen ſproßte das Korn, welches damals geſäet worden.

Nie machte ſich eine Revolution einfacher, natürlicher, unblutiger, als die des Jahres 1862. Es war ſelbſtverſtändlich, daß der König ging. Armee und Volk waren einmüthig; ja es kam nicht einmal zur Leidenſchaftlichkeit; es fiel Niemandem ein, den Palaſt des Königs zu ſtürmen; man packte ihm ſein Silberzeug und ſeine Möbel ſorgfältig ein und ſchickte ſie ihm nach. Der Königsthron war erledigt, das war klar; an keinem Ort eine diſſentirende Stimme. Aber was nun?

Griechenland hat dreißig Jahre verloren. Was ſind dreißig Jahre im Leben eines Volkes, wird man fragen? Freilich nicht viel; aber waren es denn die *erſten* Leidensjahre? und waren es Leiden, wie ſie in anderen europäiſchen Staaten vorkommen: Verfaſſungskämpfe zwiſchen Progreſſiſten und Konſervativen? Nein. König Otto fiel nicht darum, weil er unfreiſinnig oder weil er kein großer Regent war — vielmehr weil er nicht *national* geweſen; er war und blieb beſtändig ein Bayer; nie hatte er eine wichtige politiſche Frage vom nationalgriechiſchen Standpunkte aus aufgefaßt; und wenn irgendwo, war gerade in Griechenland die nationale Idee die weſentlichſte.

Wenn Griechenland keine andere Miſſion hätte, als in ſich ſelbſt ein wohlgeordneter kultivirter Staat zu ſein, dann ginge ſeine innere Einrichtung und Verwaltung keinem anderen europäiſchen Staat etwas an — allein Griechenland birgt in ſeinem Inneren Stürme, welche die ganze Chriſtenheit intereſſiren, und welche auch politiſch für das mittlere und weſtliche Europa von der höchſten Bedeutung ſind.

Die orientaliſche Frage iſt ſeit lange eine offene; man kann darüber ſtreiten, *wann* ſie aufhören wird, eine ſolche zu ſein, aber man kann unmöglich daran zweifeln daß der kranke Mann todtkrank iſt; diejenigen, welche von der Möglichkeit ſeiner Geneſung ſprechen, täuſchen ſich ſelbſt nicht; ſie verſuchen nur Andere zu täuſchen. Der morſche Bau hält heut noch, weil die Eiferſucht der Mächte ihn auf allen Seiten ſtützt; aber an einem Tage, der ſchwerlich ſehr fern iſt, ſtürzt er unzweifelhaft zuſammen.

Auf dieſen großen Moment warten die Griechen mit Spannung und mit unzerſtörbarer Zuverſicht; dieſe Zuverſicht iſt ihnen faſt Glaubensartikel geworden; ſeit Jahrhunderten betrachten ſie Konſtantinopel als ihr Eigenthum, als ihre Hauptſtadt, und wenn ſie es wirklich erobert haben werden, werden ſie nicht von einer neuen Eroberung, ſondern von einer Reſtauration ſprechen. Griechenland hat im Oſten dieſelbe Miſſion, welche Piemont in Italien hatte; es verlangte und verlangt daher einen König, der dieſe Miſſion begreift und durch tüchtige Ordnung des inneren Staates dieſelbe vorbereitet. Selbſtverſtändlich wollen die Griechen heut nicht einen neuen Kreuzzug gegen den Halbmond unternehmen, ſie wollen nur gerüſtet ſein für den Tag, da das osmaniſche Reich ſeinen Erben verlangt. Das Beiſpiel Piemonts iſt nah und deutlich: während vieler traurigen Jahre hatte auf der ganzen Appeninen-Halbinſel allein Piemont eine nationale Armee, ein nationales Parlament, geordnete Finanzen, freie Inſtitutionen, regelmäßige Rechtspflege; daher hatten König und Volk auch nur Ein Intereſſe. Italien zerfiel und die frei gewordenen Völker ſchloſſen ſich, das war ſelbſtverſtändlich, an das einzige beſtehende, geordnete Staatsweſen an. Es war ſelbſtverſtändlich: denn es gab gar keine Alternative.

Dieſe *vorbereitende* Arbeit ſteht den Griechen nun erſt noch bevor; für ſie haben ſie jene dreißig Jahre verloren. Viel hätten ſie von ihrem König hingenommen, wenn ſie hätten glauben dürfen, daß er, am Tage der Kriſis muthig zu ihnen ſtehen und ſelbſtändig ſie führen würde. Aber dieſen Glauben hatten ſie nicht; der König war und blieb ein Geſchöpf der Schutzmächte, er fiel und die Griechen müſſen jetzt erſt ihre Arbeit beginnen.

Was wollen ſie thun?

Zuvörderſt haben ſie erklärt, ſie wollten keine Republik einführen; dagegen iſt gewiß Nichts einzuwenden. Die republikaniſche Staatsform hätte ſie mit den Schutzmächten überworfen und dieſe Regierungs-Art hätte auch für ſie nicht gepaßt; ſie brauchen Centraliſation und Disziplin. Ein Volk, das vor kurzer Zeit erſt der Sklaverei entgangen iſt und das ſich organiſiren will, würde bei der republikaniſchen Staatsform mit ihren endloſen Parteikämpfen ſchwerlich erſtarken. Die Monarchie dient dieſem Zwecke gewiß am meiſten, und wenn ſie ſich für die monarchiſche Staatsform entſchloſſen haben, ſo dürfen die Schutzmächte in dieſer Wahl nicht einen Akt der Pflichterfüllung gegen ſie ſehen: die Griechen haben gegen die Mächte keine *Pflicht* zu erfüllen, die Freiheit der Wahl auch der Regierungs*form* darf für die Griechen keine Phraſe ſein. Sie ſind frei kraft des gleichen Rechtes wie die Franzoſen und die Engländer — und dieſe Freiheit darf ihnen am wenigſten durch alte Protokolle beſchränkt werden. Die Zeiten von 1827 oder 1832 ſind vorüber; *damals* war Griechenland ein Chaos und die Schutzmächte konnten für die Ordnung, welche ſie ſchaffen halfen, auch für ſich gewiſſe Rechte in Anſpruch nehmen — *heut* iſt Griechenland ein conſtitutioneller Staat und ein freier Staat, und es iſt frei kraft des Grundſatzes, daß ein Volk ſich gehört und nur ſich allein, und dies iſt ein Grundſatz, über deſſen Ausbreitung von größeren Nationen auf kleinere jeder Menſchenfreund ſich Glück wünſchen muß, weil auf dieſem Wege vielleicht auch einmal die perſönliche Freiheit innerhalb der allgemeinen zu einer Wahrheit werden wird.

Die Protokolle der Schutzmächte vom Jahre 1830, welche Mitglieder ihrer eigenen Familien vom griechiſchen Throne ausſchloſſen, paßten für die damalige Zeit — heut ſind ſie veraltet, zum todten Buchſtaben geworden. Man wende ihm nicht ein, bemerkt hier der Verfaſſer, daß er keine Achtung vor den Verträgen habe; er habe dieſe Achtung allerdings, aber freilich ſei ihm die Feſtſetzung eines Protokolles nicht immer gleichbedeutend mit einem der zehn Gebote; das Rad der Zeit ſei oft mächtiger, als alle Verträge; es giebt, erinnert er, auch ein feierlich verfaßtes Protokoll, welches die Familie Bonaparte für immer und ewige Zeit von dem franzöſiſchen Throne ausgeſchloſſen; welcher Regierung ſei es eingefallen, kraft dieſes Vertrages, 1852 einzuſchreiten?

Niemand darf daher den Griechen das Recht beſtreiten, einen engliſchen Prinzen zu wählen, wenn dieſe Wahl ernſt gemeint wäre. In gewiſſer Beziehung freilich wäre dieſe Wahl die beſte: ein Regent aufgewachſen im Gehorſam gegen die Geſetze, in der Achtung vor den Inſtitutionen eines freien Landes; — aber ein engliſcher Prinz würde ſtets mit denſelben Schwierigkeiten zu kämpfen haben, welche ſchon den König

Digitized by Google

Leopold zur Ablehnung der Krone veranlaßten. Mit dem erſtaunlichen Geiſt der Disziplin, welche bei den Engländern, wenn es ſein muß, die verſchiedenſten Meinungen unter Einen Hut bringt, und mit demſelben ſkrupelloſen Patriotismus, welcher alle ihre Moralvorſchriften beugt, wenn es die Erreichung eines politiſchen Zweckes gilt, haben ſie die Kandidatur des Prinzen Alfred bis zu ſeiner Wahl verſchreiten laſſen, und haben ſo das Recht gewonnen, aus dieſer Wahl eine Waffe gegen andere ihnen mißliebige Kandidaten zu machen. Man darf wohl ſagen: die ganze Kandidatur des Prinzen Alfred war eine Komödie; kein Engländer mit geſunden fünf Sinnen hat ſie ernſt genommen. Zuvörderſt verlangt die griechiſche Conſtitution, daß der König die Landes-Religion theile; der Uebertritt eines engliſchen Prinzen zu einer fremden Religion würde in England ein Aufſehen und eine Bewegung hervorrufen, die für die Krone eine Quelle großer Widerwärtigkeiten wäre. Aber geſetzt, die Griechen abſtrahirten von dieſem Punkte, ſo lieben es die Engländer, nur von ſich ſelbſt, von ihren eigenen Intereſſen abzuhängen; ſie ſind ängſtlich bemüht, dieſe Intereſſen nicht mit rein dynaſtiſchen zu kompliziren. Mit dem Gefühl großer Erleichterung haben ſie ſich von Hannover befreit geſehen, und ſie ſind gar nicht lüſtern, ſich ein neues Hannover aufzubürden. Indeß die bisher angeführten Gründe ſind nur von verſchwindender Bedeutung gegenüber dem Gewicht des dritten, welcher aus der engliſchen Politik entſpringt: das osmaniſche Reich um jeden Preis zu erhalten. Das iſt ein Dogma der engliſchen Politik; alle ihre Theilnahme an den orientaliſchen Wirren baſirt auf dieſem Dogma. Man legt dem einen Pitt die Worte in den Mund: „Ich verliere an Niemanden eine Sylbe, der mir beſtreitet, daß die Erhaltung des osmaniſchen Reiches für England eine Lebensfrage iſt" — und es ſteht heut wie damals. So konſequent die Engländer ſonſt in der Verbreitung ihrer Bibeln ſind — hier beginnt die Inkonſequenz mit einer ſolchen Entſchiedenheit, daß eine Rückkehr zur Konſequenz unmöglich ſcheint. Dies iſt der weſentliche Grund, warum ein engliſcher Prinz auf dem griechiſchen Thron eine Unmöglichkeit iſt; die Griechen könnten ebenſogut einen Sohn oder Bruder des Sultans zu ihrem Könige machen. England verſucht die außerordentlichſten Anſtrengungen, um die Türkei zu reformiren und aufzufriſchen; indeß ſie ſind vergeblich. England kämpft hier ebenſo ſchnurſtracks wider die Macht der Verhältniſſe und der öffentlichen Meinung, wie Frankreich in Rom; jenes verlangt vom Sultan, er ſolle Chriſt werden; dieſes vom Papſt, er ſolle ſein Dogma aufgeben und ſich zum Philoſophen machen.

Niemals wird Europa die Türkei zur chriſtlichen Civiliſation führen und niemals werden die Türken den Chriſten eine politiſche und ſociale Gleichheit einräumen, die das Ende ihrer eigenen Herrſchaft bedeuten würde.

Die Geſchichte zeigt viele Beiſpiele davon, daß in einem Lande die beſiegte Nation ſich mit der ſiegreichen ausſöhnte und vermiſchte: die Gallier und Franken ſind zu *einer* Nation verſchmolzen, die an Einheit der Sprache und der Sitten keiner anderen der Welt nachſteht; es giebt kein Land, das mehr von hereinbrechenden Volksſchaaren durchwühlt worden wäre, als England, und es iſt aus dieſem Gemiſch eine Nation hervorgegangen von konzentrirtem, einheitlichen ſpezifiſchen Charakter — aber freilich die verſchiedenen Raçen hatten ein weſentliches Moment gemeinſam: die Religion. In der Türkei hat die Religionsverſchiedenheit jede Annäherung, um wie viel mehr jede Vermiſchung unmöglich gemacht. „Die Türken ſind heut, ſagt de Maiſtre, ganz daſſelbe, was ſie in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts waren, Tataren, die in Europa ihr Lager aufgeſchlagen. Nichts kann ſie dem beſiegten Volke näher bringen, Nichts dieſes ihnen. Hier ſtehen ſich zwei feindliche Elemente gegenüber ohne Vermittlung; ſie könnten Jahrtauſende neben einander gehen, ohne ſich näher zu kommen. Zwiſchen ihnen giebt es keinen Anknüpfungspunkt, keinen Vertrag, kein Eingehen auf einander. Der Eine kann dem Anderen Nichts zugeſtehen und ſelbſt *das* Gefühl, welches ſonſt unüberſteigliche Schranken ausgleicht, vermag Nichts über ſie: die verſchiedenen Geſchlechter haben keinen Blick für einander oder wenn die Blicke ſich kreuzen, ſo iſt es als ſtänden zwei Weſen in Todfeindſchaft einander gegenüber, welche zu dieſer Feindſchaft ſchon vom Schöpfer prädeſtinirt ſind. Es iſt, als wäre Mahomet II. erſt geſtern in Griechenland eingebrochen und als ob das Fauſtrecht des Eroberers noch in ſeiner urſprünglichen Strenge wüthete. Betrachtet die Türken: mit Geringſchätzung oder mit Spott ſchauen ſie auf unſere Civiliſation, auf unſere Kunſt, auf unſere Wiſſenſchaft, mit rachgierigem Haſſe auf unſere Religion; ſie ſind heut nicht anders als 1454, Tataren, die ihr Lager auf europäiſchem Boden aufgeſchlagen. Zwiſchen uns und ihnen iſt der ewige Krieg das Natürliche, der Friede iſt nur ein Waffenſtillſtand und nur erzwungen. Wo immer Chriſt und Muſelmann zuſammentreffen, da muß der Eine Sklave werden oder untergehen!"

Sklave werden oder untergehen, das iſt die traurige Alternative des Chriſtenthums im Orient, und gegen dieſe Alternative kämpfen die Griechen ſeit vier Jahrhunderten. Die Diplomaten, welche von der Religion völlig abſtrahiren, verlangen nur, daß die türkiſche Regierung Ordnung und Einigkeit erhalte unter den gemiſchten Völkerſchaften des Orients, aber die Ordnung, die Einigkeit beſteht nicht, oder beſteht nur ſcheinbar: unverſöhnt, wie am Tage nach der Eroberung, ſtehen die Völkerſchaften einander gegenüber. Die Türkei iſt der Aufgabe, eine Fuſion herbeizuführen, nicht gewachſen, auch wenn ſie ernſtlicher als bisher den Verſuch machen wollte. Aber Griechenland hat dieſe Aufgabe und die Macht; es hat ſie kraft ſeiner geographiſchen Lage, kraft ſeiner geſchichtlichen Vergangenheit, kraft des Genies und Muthes ſeiner Bewohner, und vor Allem kraft der Religion. Es iſt kein Zufall, daß die griechiſche Conſtitution vorſchreibt: der König müſſe ſich zur National-Religion bekennen; es iſt vielmehr eine ſehr wohlüberlegte Feſtſetzung; denn die Religion repräſentirt für die Griechen das Nationalitäts-Prinzip und die Freiheit; ſie iſt verknüpft mit einem langen und blutigen Märtyrerthum in ihrer Geſchichte; nicht die katholiſche, nicht die proteſtantiſche Propaganda hat jemals in Griechenland irgend welchen nennenswerthen Erfolg gehabt, und es iſt ein ſolcher Erfolg unmöglich, ſo lange noch ein Griechenland *neben* der Türkei beſteht; ein Grieche, der *heut* ſeine Religion wechſelt, wechſelt mit ihr zugleich ſeine Nationalität.

Welcher Nation der neue König entſtamme, darauf wird nicht viel ankommen; ſei er Engländer, Ruſſe, Portugieſe oder Deutſcher, das wird ohne Bedeutung ſein, wenn er ein wahrhaft nationaler Regent wird. Daher iſt ſeine Religion nicht gleichgültig. Die Weſtmächte fürchten ſtets, daß Alles, was die griechiſche Religion unterſtützt, indirekt nur Rußland zu gut kommen wird — aber es iſt fraglich, ob dieſe Befürchtung gerechtfertigt iſt; es iſt fraglich, ob es nicht die beſte Politik ſei, ein griechiſches Reich mächtig und ſtark aufblühen zu laſſen, nicht als Stütze, ſondern als Gegengewicht für Rußland. Die heutige Politik der Weſtmächte freilich kommt allein Rußland zu gut; dies iſt lebhaft dabei intereſſirt, daß das griechiſche Königreich in ewiger Reibung mit der Türkei ſich befinde, ohne zu *erſtarken*; die Türkei geht dabei zu Grunde, aber nicht auf einmal, ſondern allmählich, und die abgebröckelten Stücke gedenkt Rußland ebenſo allmählich zu annectiren; nur Epirus und Theſſalien müßten dann an Griechenland fallen, das Uebrige würde ruſſiſch. Die Weſtmächte ſind dieſem Plane gegenüber bisher zu keiner poſitiven Politik gekommen; ſie ſind bisher nur dem Grundſatze gefolgt: „nicht gerüttelt!" Wenn ſie dadurch Rußland den erſehnten Raub zu entziehen gedenken, ſo ſpielen ſie ein verlorenes Spiel; ſoll Konſtantinopel nicht ruſſiſch werden, ſo muß es den Griechen zufallen und je früher es in die Hände dieſer Letzteren kommt, deſto eher werden ſie im Stande ſein, ihre Hauptſtadt gegen ruſſiſche Angriffe oder Intriguen zu vertheidigen.

Die Rückſicht auf das unterdrückte Chriſtenthum und auf die Sicherheit Europa's gegenüber dem drohenden Koloß im Oſten gebietet eine und dieſelbe Löſung: die europäiſche Türkei werde zum griechiſchen Königreich!

## England.

### Armuth und Reichthum auf dem Lande.

Das engliſche Landleben iſt bekannt als die behaglichſte Exiſtenz; die Romane aller Zeiten wetteifern in den Schilderungen deſſelben, und die Reiſenden aller Länder beſtätigen ſie. Es iſt ſoeben in Paris ein Buch erſchienen, welches zwar nicht Widerſpruch erhebt gegen dieſe allgemeine Anſicht, wohl aber einen ganz neuen Geſichtspunkt dafür aufſtellt.

Dies Buch iſt an und für ſich eine Merkwürdigkeit, auf welche die literariſche Aufmerkſamkeit zu lenken, gewiſſermaßen eine Pflicht iſt. Die Verfaſſerin iſt nämlich eine Engländerin und ſchreibt in franzöſiſcher Sprache; ſie zeigt einen ganz männlichen Geiſt in ihren Schriften, aber die echt weibliche Zurückhaltung, welche ſie neben demſelben ſich erhalten hat, verhindert ſie daran, in die Oeffentlichkeit zu treten.

Ihr Name iſt völlig unbekannt geblieben; eines ihrer früheren Werke hat gleichfalls einen Pariſer Verleger, und in Herrn von Rémuſat einen

Digitized by Google

Vorredner gefunden. Er ſagt als ſolcher im Vorwort zu der „Studie über den amerikaniſchen Paſtor Channing:" „Die Verfaſſerin iſt eine engliſche Dame, welche mir ſtreng verboten hat, ſie zu nennen, und noch ſtrenger, ſie zu loben. Man wird ſich mit Recht wundern, daß eine Fremde mit ſolcher Sicherheit die franzöſiſche Sprache zu handhaben weiß, aber man wird auf den erſten Blick an der Anmuth des Stiles erkennen, daß nur eine Frau ſo zu ſchreiben vermag und aus der Schärfe des Verſtandes wird man die Engländerin errathen."

Indeſſen ſcheint die engliſche Dame doch Frankreich, welches ihr offenbar eine neue Heimat geworden iſt, eben ſo zu lieben, als England, denn faſt alle ihre Schriften enthalten gute Rathſchläge und wohlgemeinte Vorbilder für die franzöſiſchen Staatseinrichtungen, die ſie zwar tadelt, aber doch gern beſſern möchte zum Vortheil des von ihr bewohnten Landes.

Das Buch iſt eigentlich in Romanform geſchrieben und trägt den Titel: „Das Dorfleben in England." Der Held iſt ein Franzoſe, den der Staatsſtreich des zweiten Decembers aus ſeiner Heimat vertrieb. Er flüchtet ſich nach England, und wird dort in der Familie eines engliſchen Landmannes gaſtlich aufgenommen, verheiratet ſich ſogar ſchließlich mit der Tochter deſſelben.

Die verſchiedenen Scenen des anſprechenden, wenn auch ſehr einfachen Romans, werden dazu benutzt, das heitere, geſunde und ſtreng ſittliche Leben genau zu ſchildern, welches die engliſchen Landbewohner führen.

Die Geſellſchaft beſteht in jedem Kirchſpiel aus dem Geiſtlichen, dem Beſitzer der Grafſchaft, alſo des Lord's oder Earl's mit ſeiner Familie und etwa noch zwei bis drei angeſehenen Grundbeſitzern, die den Titel Esquire führen, und gewöhnlich ein Einkommen von ungefähr 12,000 Thalern haben. Auch die Geiſtlichkeit iſt in England bekanntlich viel wohlhabender, als in andern Ländern und folglich im Stande, mehr zu leiſten, wenn es auf Anſtands-Ausgaben und auf Spenden der Wohlthätigkeit ankommt. Der Pfarrer, welcher im vorliegenden Buche geſchildert wird, bekleidet nur eine der mittelmäßig dotirten Stellen, erhält aber doch jährlich ungefähr 2500 Thaler, und weiß dies Einkommen noch zu erhöhen durch die Aufnahme von Penſionären, die er zur Univerſität vorbereitet. Die Verſchiedenheit dieſer vortheilhaften Lage von der oft kläglichen Exiſtenz franzöſiſcher und auch wohl deutſcher Pfarrer giebt allerdings Anlaß zu Lobſprüchen der engliſchen Zuſtände. Indeſſen läßt ſich dieſer Umſtand ganz einfach daraus erklären, daß die engliſche Kirche ihre reichen Fundationen und Pfründen behalten hat, während in Frankreich, und auch meiſtens in Deutſchland, alles Kirchengut Staatseigenthum geworden iſt.

Einer der Grundbeſitzer iſt ſtets auch Friedensrichter eines engliſchen Dorfes, und hat außerdem den ehrenvollen Titel „Anwalt der Armen." Für beide Aemter erhält er keine Beſoldung, und giebt dadurch der Verfaſſerin Anlaß, eine Anklage der vielen reichbeſoldeten Beamten in andern Ländern zu formuliren.

Das Wichtigſte in dem Leben eines engliſchen Dorfes ſind nach den Berichten der Verfaſſerin die wohlwollenden Beziehungen, welche die reichen Bewohner mit den armen anknüpfen, ſowie die ehrerbietige Dankbarkeit, welche letztere den erſtern beweiſen. Die zahlreichen Vereine zur Unterſtützung der Bedürftigen ſind in jedem Dorfe vollſtändig organiſirt. Es giebt einen beſondern Club für Feuerung, für Kleidung, für Krankenpflege, für Kinder-Erziehung ꝛc. Die Wohlhabenden ſind aber nicht allein die Geber, ſondern die Armen müſſen ebenfalls eine Beiſteuer zu jedem dieſer Vereine geben, wenn ſie Vortheil daraus ziehen wollen. Die Verfaſſerin hebt mit Recht dieſe Bedingung als eine ſehr wichtige und heilſame hervor, weil dadurch das Selbſtgefühl der Armen geſchont und die gänzliche Verſunkenheit vermieden wird, welche bei Almoſen-Empfängern ſonſt faſt immer eintritt.

Auf dem Lande ſtehen ſich Armuth und Reichthum ſo viel näher, als in großen Städten; der geſunde, engliſche Gemeinſinn hat es daher auch als nothwendig erkannt, daß ein Verhältniß des Wohlwollens und der Anerkennung beide Theile verbinden muß. Ebenſo ſehr wie in Frankreich wird das obenerwähnte Buch für Deutſchland von Bedeutung ſein, und wir empfehlen es hiermit einem guten Ueberſetzer.

# Nord-Amerika.

## Die Beziehungen der Vereinigten Staaten zum Ausland.

Eine Stimme aus Nord-Amerika.*

Wir vermögen nicht genau anzugeben, wieviel Ironie der Präſident der einfachen Thatſache beizumiſchen beabſichtigte, als er ſeine letzte Botſchaft mit folgenden Worten anfing:

„Wenn auch unſere Beziehungen zu andern Nationen weniger zufriedenſtellend ſind, als ſie es gewöhnlich in früheren Zeiten waren, ſo ſind ſie doch immerhin genügender, als eine ſo in Aufruhr verſetzte Nation, wie wir ſind, vernünftiger Weiſe erwarten darf."

Nationen, in ernſtliche Bürgerkämpfe verwickelt, dürfen wenig Hoffnung hegen, Nutzen aus den Sympathien ihrer Nachbarn zu ziehen; ſie mögen ſich noch glücklich ſchätzen, wenn ihr Mißgeſchick nicht jenen die bequeme Gelegenheit zu unberufener Einmiſchung giebt. So weit ſind wir völlig einverſtanden. Einen Mann, mit dem es bergab geht, erwartet freilich bei ſeinem Herabſteigen kein Hinderniß; er freut ſich ſchon, wenn er von den Fußtritten ſeiner glücklichen Nachbarn verſchont bleibt.

Seward's jährliches Budget diplomatiſcher Korreſpondenzen giebt der entmuthigenden Aeußerung des Präſidenten traurige Beſtätigung. Es iſt durchaus klar, daß die Großmächte des weſtlichen Europa mit Spannung den günſtigen Erfolg der Sklavenhalter-Rebellion herbeiwünſchen. Zwar reden ſie gar viel von ihren frommen Wünſchen, ihrer Unparteilichkeit, ihrem menſchlichen Gefühl, das dem Blutvergießen Einhalt thun möchte; nie aber iſt der Wunſch einer Wiederausſöhnung des Südens mit dem Norden laut geworden. Eine ſolche Kundgebung wäre auch nur wieder Heuchelei. Die Ariſtokraten und Hierarchen der alten Welt, ſo weit ihr Verſtändniß und ihr Intereſſe für unſere Streitigkeiten reichen, wünſchen nichts ſehnlicher, als unſere nationale Entzweiung und Demüthigung. Denn dieſe verwirklichen den Annahme-Grundſatz, daß die freiſinnige Regierungsform jetzt gleichſam ihre Prüfungsſtunde durchzumachen hat; die Niederlage des Nordens iſt das beſte Mittel zur Verbreitung dieſer Anſicht und rechtfertigt die europäiſchen Ariſtokraten, wenn ſie ihren Dienern und Unterthanen wiederholen, daß der Verſuch mit der Republik, bei uns unter ſo glänzenden Auſpicien beginnend, nun gänzlich zu Falle gekommen, daß er in Europa völlig unmöglich und nur in armen Länderſtrecken, wie in den Alpenketten der Schweiz, anwendbar ſei. Daher auch die Thatſache, daß in ganz Europa kein ſich als freiſinnig bekennender Mann lebt, der die Partei der Sklavenhalter-Rebellen ergreift und kaum Ein Ariſtokrat, der nicht offen mit ihnen ſympathiſirt.

Mr. Charles Francis Adams' Briefe an den Staatsſecretair Seward beklagen innig und beſtändig das Mißverſtändniß, welches in die Augen ſpringende Thatſachen bei der Regierung Großbritanniens erfahren. Jene hoffen vergebens, denen durch die Hülfe der Zeit und einer genaueren beſſeren Darlegung der Verhältniſſe ein beſſeres Verſtändniß jener Klaſſen für unſere Sache möglich ſcheint. Wenn die Ariſtokraten die Idee, für welche wir fechten, ganz begriffen haben, werden ſie uns nur um ſo mehr und um ſo glühender haſſen. Intenſiver Zorn und Haß gegen die Demokratie, jene echte Demokratie, die den Armen unterrichtet, keine Prieſter-Kaſte kennt und nur durch Stimmen und Wahl des Volkes herrſcht, veranlaßt den Morning Herald in London und jene Incarnation der Tory Bigotterie, „Blackwoods Magazine," über die Siege unſerer falſchen Demokratie zu jauchzen und das Lob des Horatio Seymour zu ſingen. Die demüthigen Millionen ſind überall unſere Freunde, aber die hohen Würdenträger ſind, mit wenigen Ausnahmen, unſere unwandelbaren Feinde.

Die Gerechtigkeit widerfahre hier dem Mr. Adams, daß er trotz früherem Schwanken, aus dem die thränenreiche Unklarheit ſeiner Briefe, die der Klugheit ihres Verfaſſers Eintrag thun könnten, hervorgeht, durch die Erfahrungen des letzten Sommers ſeine Anſichten völlig geändert hat, ja daß er, wenn auch lange ſich zögernd und neutral verhaltend, doch die abſolute Nothwendigkeit einer entſchiedenen feindlichen Haltung unſerer Regierung gegen die Urſache aller unſerer Leiden früher erkannt und beſtändig ausgeſprochen hat. Wir werden niemals in Europa recht verſtanden und klar gewürdigt werden, ſagt er in einem ſeiner früheren Briefe, ehe wir die Haltung, die in unſerem Falle ſich als allein richtig und logiſch darbietet, die entſchieden feindliche nämlich, gegen die Sklavenmacht einnehmen. Unſere verurtheilsvollen Verleumder wurden

* Die Parteiſtellung in Amerika, die der Einſender, ein Deutſch-Amerikaner, einnimmt, ergiebt ſich aus dem Inhalte des Artikels, dem wir gern die Aufnahme in unſere Spalten gewähren, ohne darum jedoch ſeine Parteiſtellung zu theilen.
D. R.

Digitized by Google

durch des Präſidenten Freiheits-Proclamation nicht im mindeſten aus der Faſſung gebracht. Sie ſagten, wir hätten gar keinen gerechten Anſpruch auf Sympathie bei unſeren Befreiungs-Beſtrebungen zu machen, wir, die wir nicht minder und mit weit minderer Entſchuldigung der Sklaverei anhängen, wie die Rebellen. Als der Lauf der Ereigniſſe uns Angeſicht in Angeſicht mit unſerem böſen Genius brachte, und die Erklärung des Präſidenten alle Mißverſtändniſſe, die ſie ſorgſältig verbreitet hatten, zerſtreute, machten ſie eine kleine Wendung, und affectirten Schreck und Entſetzen über unſern Vorſatz, Mord und Raub, allgemeine Verwüſtung und gräuliches Blutbad über den ganzen Süden zu bringen. Daher was wir auch thun mögen: die Sklaverei beſchützen, oder ſie angreiſen, wir ſind immer ſicher, ihren Feindſeligkeiten und Vorwürfen zu begegnen. Glücklicherweiſe können ihre Zornausbrüche das gerechte Zeugniß der Geſchichte nicht beeinfluſſen.

Seward, einer der Zögernden, der die Emancipations-Erklärung weder hinderte noch begünſtigte, hat ſie mindeſtens niemals mit der päpſtlichen Bulle gegen den Sultan auf gleiche Linie geſetzt. Er erkannte ſie früh als eine furchtbare Waffe, die aber die erſte unberufene Einmiſchung fremder Völker in unſere Kämpfe uns augenblicklich zu brauchen zwänge. Die Veröffentlichung der Seward'ſchen Briefe ſollte jede noch hier und da auftauchende Furcht zerſtreuen, daß wir in der einmal ergriffenen Befreiungspolitik nicht treu beharrten. Die Briefe ſind ſo unumwunden freiſinnig, ſo völlig hat Seward ſeine noch ſchwankenden Anſichten geändert und befeſtigt, daß, wäre der Präſident noch irgend zögernd oder zweifelhaft, ſie unfehlbar hätten unterdrückt werden müſſen. Sie ſind anfeuernd, bedeutend und von wirklichem Werth. Mr. Adams kann bei ihrem Empfange nicht mehr Freude empfunden haben, als die Maſſe unſerer durchaus loyalen Bürger. Jedenfalls iſt er bei der Veröffentlichung ſeiner Mittheilungen einem allgemeinen dringenden Wunſche nachgekommen.

## Der gegenwärtige Umfang des Nord- und des Südbundes.

So allgemein verbreitet die Anſicht in Deutſchland iſt, daß im Weſentlichen alle Anſtrengungen der nordamerikaniſchen Bundestruppen vergeblich geweſen ſeien, daß ſie, trotz blutiger Kämpfe und der beſtändigen Mobilhaltung ihres zahlreichen Heeres, noch immer den Standpunkt einnehmen, den ſie bei Beginn ihres Krieges inne hatten, ſo giebt doch folgende Rundſchau, die ein nordamerikaniſches Blatt als Selbſtvertheidigung gegen vorwurfsvolle Behauptungen franzöſiſcher und engliſcher Blätter mittheilt, dieſer Anſchauung eine kleine Wendung zu Gunſten der Nord-Amerikaner.

„Der Südbund behauptet bekanntlich, aus fünfzehn Sklavenſtaaten, mit Ausnahme von Delaware und Maryland, zu beſtehen; er beanſprucht ferner das indianiſche Gebiet Neumexiko und Arizona. Anfangs war der größte Theil der Bevölkerung von Maryland den Südſtaaten zugethan, die demokratiſche Geſetzgebung jenes Landes im Verein mit der von Baltimore wußte auch, zwar heimlich, aber reichlich, das Heer der Conföderirten mit Mannſchaft und Lebensmitteln zu unterſtützen. Jetzt iſt jede Spur der Sympathie mit dem aufrühreriſchen Süden in jenen Ländern verſchwunden.

„Der Südbund beſitzt jetzt keinen Fuß breit Erde mehr in Maryland, das er gleichwol früher beſetzt hatte und von wo aus die Conföderirten kleine Streifzüge nach Pennſylvanien, Ohio, Indiana u. ſ. w. wagten. Sie ſind völlig aus dem großen Miſſouriſtaat vertrieben, um deſſen Beſitz ſie vor wenigen Monaten wichtige Schlachten ausfochten und auch manche Siege auf dieſem Boden errangen. Nur zwei oder drei Guerillabanden halten ſich in den Wäldern verſteckt, aus denen ſie gelegentlich hervor kommen, um zu rauben. Kentucky, jetzt völlig und wahrſcheinlich für immer von ihnen befreit, war noch vor zwei Monaten im Beſitz der Conföderirten.

„Der Nordbund hat die Hälfte von Tenneſſee, dieſen den Sklavenhaltern ſo wichtigen Staat, beſetzt, mit Einſchluß der Städte Naſhville und Memphis; ebenſo iſt beinahe die Hälfte von Virginien, wie die Städte Norfolk und Wheeling, in den Händen der Union; die dortige Feſtung Monroe hat niemals eine Fahne der Rebellen von ihren Mauern wehen ſehen. In Nordkarolina hielt die Union Albomara und die angrenzenden Sunde mit ihren Inſeln, das Meeresufer, die Forts Hatteras und Macon, die Städte Newborn und Waſhington mit einem beträchtlichen Streifen des flachen Landes einige Monate lange faſt ohne Widerſtand beſetzt. Sie haben die Waſſerlinie von hier an die Hampton-Rhede durch den Dismal-Swamp-Canal inne. In Südkarolina beſitzt die Union die Seeinſeln und die durch die Rebellen erbauten Feſtungen, deren Zweck es iſt, den Hafen des Port-Royal-Sundes zu beſchirmen. In Georgia hielten ſie lange die Feſtung Pelaski, die den Waſſerweg von Savannah beherrſcht, beſetzt. Die Inſeln Tybre und St. Simons ſind in ihrem Beſitz, die ganze Küſte mit ihren Buchten und Flußmündungen gehört der Union. Beinahe alle Seehäfen von Florida, Penſacola, St. Auguſtin, alle Feſtungswerke, Fort Pickens, Taylor, Tortugas gehören lange ſchon dem Norden.

„Von Texas beſitzen die Unioniſten Galveſton, wie die meiſten Seehäfen, von Louiſana die Feſtungen St. Philipp und Jackſon, die die Mündung des Miſſiſſippi bewachen, Neu-Orleans, den Hauptmarkt des Südweſtens und einen großen Theil der angränzenden Zuckerpflanzungen. Der Nordbund hält über ein halbes Jahr Stadt und Feſtungen unbeſtritten feſt. Er beſitzt eine beträchtliche Strecke vom nördlichen Miſſiſſippi und hat dort ein ſiegreiches Heer bereit, jeden Angriff zurückzuſchlagen, die Rebellen ziehen es vor, dort nicht in offenem Kampfe den Feind begegnen zu wollen. Er beſitzt ferner Arkanſas und iſt im ruhigen Beſitz von Neu-Mexiko, Arizona und dem indianiſchen Gebiete.

„Daraus erhellt, daß beinah ein Drittel der Bevölkerung und mehr als ein Drittel des räumlichen Gebietes, deſſen Beſitz der Süden in Anſpruch nahm, jetzt unter der Controle der Union ſtehen. Neu-Orleans, Memphis, St. Louis, Galveſton, Santa Fe, Lexington, Norfolk, Newborn, Penſacola, dies Alles gehört gegenwärtig der Union. Ueber eine Million Menſchen ſtehen unter den Fittigen des Adler's des Nordens, die vor kurzer Zeit noch der Fahne des ſüdlichen Bundes folgten.

„Wie kann nun der franzöſiſche Miniſter des Auswärtigen behaupten, die Nord-Amerikaner hätten ſeit einem Jahre keinerlei Fortſchritte gemacht und auf dieſe Behauptung ſeine Einmiſchungsgelüſte ſtützen wollen?"

## West-Afrika.

### Wagner's Buch der Reiſen und Entdeckungen.

**Du Chaillu. — Ladislaus Magyar. — C. J. Anderſſon.** *

Wir ſind dem fleißigen Herausgeber dieſes dritten Bandes ſeines weit verbreiteten „Buch der Reiſen" um ſo mehr eine Anzeige deſſelben in dieſen Blättern ſchuldig, als wir zugeben müſſen, daß es zum Theil ſein Verdienſt, eine Folge der im zweiten Bande ſeines Buches erſchollenen dringenden Aufforderungen war, wenn ſich das ganze Deutſchland für unſeren unglücklichen Landsmann Eduard Vogel ſo warm intereſſirte, daß dadurch der erſte Anſtoß zu den deutſchen Expeditionen der Herren v. Heuglin, Munzinger und von Beurmann gegeben wurde.**

Der vorliegende dritte Band hat die Weſtküſte von Afrika zum Gegenſtande, ein Gebiet, mit welchem ebenfalls die Namen vieler deutſcher Reiſenden verknüpft ſind, die die Kenntniß dieſer Länder vermehren halfen. Ehedem als der Hauptſitz des Sklavenhandels verrufen, iſt die afrikaniſche Weſtküſte in der Entwickelung des Verkehrs mit anderen Erdtheilen jetzt verhältnißmäßig am Erfreulichſten vorgeſchritten und läßt die Hoffnung zu, daß auch ihre leider noch zahlreichen Schattenſeiten in nicht zu ferner Zeit verſchwinden werden.

Es bringt uns dieſer Band zunächſt einen Ueberblick aller merkwürdigen, neueren Reiſen in den weſtafrikaniſchen Ländern nördlich vom Aequator, namentlich in Senegambien und der weſtlichen Sahara, am Gambia, in Oberguinea und am Niger, ſowie endlich nach Fernando Po, wo unter grünem Hügel ſo mancher wackere Mann und Gelehrte ſchläft (Lander, Beecroft, Theodor Vogel aus Berlin und A.), der ſein Leben für die Erweiterung der Wiſſenſchaft und der Civiliſation in die Schanze ſchlug. Darauf folgt eine umſichtige Bearbeitung von Du Chaillu's

* Die neueſten Entdeckungen an der Weſtküſte Afrika's. Bearbeitet von Hermann Wagner. Mit über hundert in den Text gedruckten Abbildungen ꝛc. Leipzig, Otto Spamer, 1863.

** Wir können bei dieſer Gelegenheit nicht unbemerkt laſſen, daß Herr Alex. Ziegler, Verfaſſer der bereits in ſiebenter Auflage erſchienenen „Geſchichte deutſcher Unternehmungen" (Dresden, Höckner), auch heutigestages noch die Anſicht feſthält, daß die Nachricht vom Tode des Dr. Eduard Vogel keinesweges bereits unumſtößlich erwieſen ſei. Vielmehr habe in Widerſpruch mit dem, was Munzinger und Andere über den Tod Vogel's berichtet, der jetzige Sultan von Wadai an ſeinen Freund, den engliſchen Konſul von Tripoli, im J. 1860 geſchrieben, der geſuchte Mann (Dr. Vogel) ſei gar nicht in Wadai geweſen. Herr Ziegler nimmt an, daß der ſchwarze Sultan die Wahrheit geſchrieben. Wir Anderen jedoch und mit uns, wie es ſcheint, auch der engliſche Konſul von Tripoli, halten den Negerfürſten für einen großen Lügner. D. R.

Digitized by Google

Reiſebericht, den die Leſer unſeres Blattes genügend kennen, den der Herausgeber jedoch ſorgfältig mit den Berichten des gewiſſenhaften Engländers Wilſon verglichen hat, ſo daß dasjenige, was hier dargeboten wird, als zuverläſſig betrachtet werden darf, wenn auch die bekannte Erzählung in Bezug auf die Gorilla-Affen auch hier nicht ganz ohne Ausſchmückungen geblieben ſein mag. Es reiht ſich daran die Reiſe von Ladislaus Magyar von Benguela nach den Kimbunda-Ländern, wo der kühne Ungar in Bihé bei dem ſchwarzen Könige ſolches Anſehen genoß, daß dieſer ihn zu ſeinem Schwiegerſohne auserſah und er jetzt in ſeiner Nachkommenſchaft Anſprüche auf einen Neger-Thron hat. Seine Berichte ſind für den europäiſchen und ſpeciell für den portugieſiſchen Handel mit dieſem ſüdlichen Theile Weſtafrika's vom höchſten Intereſſe. Anderſſon's Jagd- und Entdeckungsreiſen nach dem Kunenea und Okovango-Fluſſe ſchließen ſich geographiſch an die Berichte Magyar's und vervollſtändigen das Bild dieſer märchenhaften Länder.

Die Illuſtrationen, mit welchen die Verlagshandlung dieſen Band ausgeſtattet, werden das Buch beſonders für die Jugend ſehr inſtructiv machen, doch ſtehen wir nicht an, es auch älteren Leſern zur Anſchaffung für ihre Bibliothek zu empfehlen.

Dem Schlußworte des Herausgebers entlehnen wir die nachſtehende Ueberſicht des Gebietes, welches der vorliegende Band behandelt, ſowie des Gewinnes für Menſchen-Verbeſſerung und Civiliſation, der aus dem wachſenden Verkehre mit dem ſüd- und mittelafrikaniſchen Hochland erwartet werden darf:

„Wir haben es vorzugsweiſe mit dem ſüd- und mittelafrikaniſchen Hochlande zu thun, das ſowohl von Süden her, als auch von Norden und Weſten aus, in Terraſſen aufſteigt, welche durch verſchiedene Höhen- und Gebirgszüge mehr oder weniger ſcharf angedeutet werden. Aus dieſer Bodengeſtaltung ergeben ſich die klimatologiſchen Verhältniſſe. Das innere Hochland iſt kühler und reich, ſtellenweiſe ſogar überreich an Regen; der Süden und ein Theil der niederen Küſte dagegen dürr, ſehr heiß und ſehr ungeſund.

„Am Südrande der Sahara ſind die Neger ſtellenweiſe durch die Mauren zurückgedrängt, wie am Kap durch Europäer und im Nordoſten durch Araber. Alle Negerſtämme haben aber viel Uebereinſtimmendes.

„Bei den meiſten ſcheint das Phantaſieleben den Verſtand zu überwiegen; die Leidenſchaft des Augenblicks ſiegt über die ſittlich-moraliſche Kraft. Sinnengenuß in ſeinen verſchiedenen Schattirungen wird zum leitenden Prinzip. Berauſchende Getränke aus einheimiſchen Sorghum, Mais, Honig, Palmenſaft, oder eingeführte Spirituoſen ſind allgemein beliebt; im Innern iſt das Rauchen der Hanfblätter im Schwunge, nur nach den Küſten zu durch den milderen Tabak, verdrängt. Vielweiberei iſt allgemein, das Eheleben meiſt verwahrloſt, jede Feſtlichkeit zur Orgie ausartend, jeder Tanz ausſchweifend, ja bei nicht wenigen Stämmen iſt es gerade die geſchlechtliche naturwidrige Unſittlichkeit, welche die Zerſtörung aller Verhältniſſe, das Ausſterben ganzer Volksſtämme herbeigeführt hat. Die ungezügelten Leidenſchaften verlangen auch nach der andern Seite hin ſtarke Reizmittel: Hinrichtungsſcenen im mittelalterlichen Geſchmack, ſelbſt Auffreſſen der Feinde in wahrhaft beſtialiſcher Art ſind bei vielen Stämmen Regel, Menſchenopfer ſehr häufig. Die Religion iſt das Spiegelbild des materiellen Lebens: die Götter haben dieſelben Eigenſchaften, nur in erhöhter Potenz. Alle Verſtorbenen leben als Geſpenſter in wildeſter Weiſe in den Köpfen der Neger fort. Der kraſſeſte Aberglaube, ununterbrochene Furcht vor den Geiſtern, Hexen und Zauberern plagen den Schwarzen und treiben ihn, durch Autodafé's den Zorn der Geiſterwelt auf Zeiten vom eignen Haupte abzulenken.

„Die Sklaverei iſt allgemeine Sitte, doch durch das Recht des Sklaven, ſeinen Herrn wechſeln zu dürfen, durch die Erbfolge, nach welcher die Kinder der höheren Hand angehören und durch die Furcht, der Sklave möge die Geiſter zu ſeinem Schutze anrufen, — außerordentlich gemildert. Gifte und Zaubertränke ſpielen durchweg eine wichtige Rolle.

„Feldarbeit iſt Sache der Weiber und Sklaven. Handwerker ſind wenige vorhanden: bei einigen Stämmen Weberei und ſelbſt Färberei gebräuchlich, weit verbreitet aber die Gewinnung und Bearbeitung des Eiſens, hier und da auch des Kupfers. Muſik iſt allgemein beliebt. Die Form der Inſtrumente iſt von Senegambien an bis zum Kap ähnlich, nur an Vollkommenheit verſchieden: Trommeln, Kürbisharmonika mit Schlaghölzern, ſchwingende Stahlklingen, Zithern und Flöten. Viehzucht iſt verhältnißmäßig unbedeutend, am meiſten noch im Süden. Laſtthiere fehlen; die Wege ſind noch keine Wege, wenigſtens nicht nach europäiſchen Begriffen.

„In Bezug auf Körperbau, Färbung und Intelligenz weichen die verſchiedenen Negerſtämme ebenſo unter einander ab, wie die verſchiedenen Stämme der weißen Race. Der Fellata, Mandingo, Mpongwe giebt dem intelligenten Araber nicht viel nach und weiß den europäiſchen Handelsmann in raffinirteſter Weiſe zu überliſten, — die Bewohner der Olo-wihenda-Wildniſſe dagegen erinnern im Körperbau und in den geiſtigen Fähigkeiten eher an Cretins und an die großen Affenarten Weſtafrika's.

„Neben mehreren größeren Königreichen ſind weite Gebiete in unbedeutende Clans zerſplittert, die ſich in ununterbrochener Fehde gegenſeitig aufreiben.

„Es fehlt ſämmtlichen Staaten an der ſolideren Grundlage: an einem geſicherten, lohnenden Ackerbau, einem ausgebildeteren Gewerbsleben und vor Allem an einem auf vernünftige Baſis gegründeten Rechtzuſtande. Die ganzen Rechtsanſchauungen ſind ſo von Dornen durchwachſen und verſumpft, wie viele Gebiete des Landes ſelbſt. Daß durch Miſſionare hierbei etwas gebeſſert werden kann, mag möglich ſein, — das, was aber bis jetzt wirklich gewonnen iſt, erſcheint höchſt unbedeutend, wenn man die Zeiträume und die Mittel in's Auge faßt, die dazu nöthig waren. Die mit unbefangenem Auge ſchauenden Reiſenden kommen dahin überein, daß ein ſchneller Fortſchritt der Geſittung und des Wohlſtandes nur dann zu erwarten ſtünde, wenn eine der intelligenteren europäiſchen Nationen Beſitz des Gebietes nähme und dann Landbau, Gewerbe und Handel regelte. Durch die Abſchaffung des Sklavenhandels nach außen iſt ein guter Schritt bereits gethan worden. Elfenbein, Farbehölzer, Kautſchuk, Wachs, Orſeille und andere Naturprodukte ſind an die Stelle der lebendigen Waare getreten. Würde der Neger ſich dem Baumwollenbau und der Kultivirung der Kolonialwaaren widmen, die in ſeinem Lande gedeihen können, würde er ſeine Luſt in der Arbeit ſtatt im Nichtsthun finden, ſo möchte dies vielleicht ebenſo wohlthuend auf das ſittliche Leben zurückwirken, wie Sklavenhandel und Branntwein entſittlicht haben. Livingſtone hat auch hierin den richtigen Fingerzeig gegeben und Wilſon ſtimmt ihm bei: „Nicht durch Wunder und künſtliche theologiſche Syſteme iſt den Schwarzen zu helfen; ihre Prieſter bieten ihnen hierin viel mehr in reichlichſter Auswahl; Hebung der Sittlichkeit und des moraliſchen Gefühls, Hebung der Erwerbszweige und Beſchäftigungsweiſen ſind viel mehr ſegenverheißend. Durch letztere würde ein geregelter Handel angebahnt, der für beide Theile auf die Dauer nutzenbringender ſein würde, als der bis jetzt gegenſeitig getriebene Raubbau.""

## Mannigfaltiges.

— Der Gothaiſche Hof-Kalender, in ſeiner franzöſiſchen Ausgabe „Almanac de Gotha" genannt und über die ganze offizielle und diplomatiſche Welt verbreitet, iſt kürzlich in ſeinem hundertſten Jahrgang erſchienen. Sein gegenwärtiger Redacteur, Herr Dr. C. Biel, liefert zur Feier ſeines Jubiläums eine geſchichtliche Ueberſicht der Laufbahn dieſes genealogiſch-diplomatiſch-ſtatiſtiſchen Jahrbuches. Als Vorgänger des Hofkalenders war bereits ſeit einer Reihe von Jahren, und zwar ebenfalls in Gotha, ein Jahrbuch erſchienen, das im J. 1740 den Titel führte: „Neuverbeſſerter Gothaiſcher Genealogiſcher und Schreib-Kalender." Der eigentliche Ahnherr des jetzigen Hofkalenders erblickte jedoch im J. 1763 das Licht der Welt, und zwar wurde ſeine Geburt gleichzeitig mit der des Hubertsburger Friedens eingeläutet. Da, wie in Potsdam, an dem kleinen Hofe von Gotha damals nur franzöſiſch geſprochen wurde, ſo nahm auch der neue Hofkalender dieſe Sprache an, und aus dem im J. 1763 zuerſt vom Oberhofmeiſter Wilh. v. Rotberg herausgegebenen, kleinen „Almanac nécessaire" wurde bereits im folgenden Jahre der „Almanac de Gotha, contenant diverses connoissances curieuses et utiles," herausgegeben vom nachmaligen Vicepräſidenten Klüpfel, der ſehr viel zur Verbeſſerung und zeitgemäßen Ausſtattung des Kalenders beitrug und ihm auch bereits im J. 1765 die deutſche Ausgabe unter dem Titel: „Gothaiſcher Hofkalender zum Nutzen und Vergnügen" an die Seite ſtellte. Es kann nicht geleugnet werden, daß es das Verdienſt der Einrichtung dieſes erſten Herausgebers iſt, wenn ſich der Gothaiſche Hofkalender, der ſtets, den Anforderungen der Zeit gemäß, verbeſſert wurde, hundert Jahre lang in der Gunſt ſeiner zahlreichen, vornehmen Leſer erhalten hat. Eine ſehr lebhafte Anerkennung der Leiſtungen des Almanac de Gotha befindet ſich in einer der letzten Nummern des Londoner Athenaeum, wo unter Anderm der Referent (wir vermuthen, Herr G. H. Lewes) ſeine Freude darüber ausſpricht, daß er jetzt in einem alten Jahrgange (1830) dieſes Kalenders zum erſtenmale folgende, bisher

Digitized by Google

von ihm vergeblich aufgeſuchte, offizielle Beglaubigung gefunden: „Der Wirkliche Geheimrath und Staatsminiſter, Dr. von Goethe, hat (in Weimar) die oberſte Leitung aller Inſtitute, die der Wiſſenſchaft und Kunſt unmittelbar gewidmet ſind." — Seit dem Jahre 1776 befindet ſich der Gothaiſche Hofkalender im Verlage von Perthes in Gotha.

— „Das Buch denkwürdiger Frauen."* Die geſchätzte Verfaſſerin dieſes Pantheon der Frauen bewegt ſich hier auf einem ihrem Talente und ihrer Beobachtungsgabe ganz beſonders zuſagenden Gebiete. In der Einleitung des Werkes heißt es: „Die Frau, als Vermittlerin des Schönen und Bleibenden im Leben, in ihrem Fortbildungsgang durch Jahrhunderte zu verfolgen, ihre Freuden und ihr Dulden in ihrer Stellung zum häuslichen und öffentlichen Leben während verſchiedener Perioden zu veranſchaulichen, in ihr und durch ſie den Wechſel der Zeiten zu ſchildern — das iſt der Gedanke, der dieſe Frauenbilder in's Leben gerufen. Es ſind Lebens- und Zeitbilder aus verſchiedenen Jahrhunderten, von der mittelalterlichen Zeit bis zur Gegenwart, und wir erkennen in ihnen, wenn auch nicht ſtets unmittelbar ausgeſprochen, den allgemeinen Charakter, welchen Zeit und Umſtände der Frau in ihrer Stellung zum fortſchreitenden Leben ausprägen, ebenſo die Wandlungen, welche durch die idealer ſich geſtaltende Stellung der Frau in der Geſellſchaft dieſer zugeführt werden." — Der vorliegende Band, dem noch ein zweiter zur Vervollſtändigung der weiblichen Charakterbilder folgen ſoll, umfaßt folgende, mehr oder weniger ausgeführte, jedoch ſämmtlich ungemein anziehende Frauenbilder: 1) Eliſabeth, Landgräfin von Thüringen (geb. 1207, geſt. 1231); 2) Inez de Caſtro (geſt. 1355); 3) Jakobäa von Bayern (geb. 1400, geſt. 1436); 4) Vittoria Colonna (geb. 1490, geſt. 1547); 5) Barbara Uttmann (geſt. 1574); 6) Lady Jane Gray (geſt. 1554); 7) Philippine Welſer (geb. 1530, geſt. 1580); Lady Rachel Ruſſell (geb. 1636, geſt. 1723); 9) Kaiſerin Maria Thereſia (geb. 1717, geſt. 1780); 10) Angelika Kaufmann (geb. 1741, geſt. 1807); 11) Charlotte Corday (geb. 1769, geſt. 1793); 12) Königin Marie Antoinette (geb. 1755, geſt. 1793); 13) Königin Luiſe von Preußen (geb. 1776, geſt. 1810); 14) Amalie Sieveking (geb. 1794, geſt. 1859); 15) Maria Felicitas Malibran-Garcia (geb. 1808, geſt. 1836). Die dieſe Lebensſkizzen begleitenden Illuſtrationen ſind zum Theil nach alten, hiſtoriſch und artiſtiſch werthvollen Zeichnungen und Kupferſtichen ausgeführt.

— Brachvogel's „theatraliſche Studien."** Gleich Guſtav Freitag, der kürzlich einen werthvollen Beitrag über „die Technik des Drama's" veröffentlichte, hat A. E. Brachvogel ſeine Beobachtungen und Studien der heutigen deutſchen Bühnenwelt zuſammengeſtellt, die man nicht ohne Theilnahme und poſitiven Nutzen leſen wird. Beide dramatiſche Dichter beſchäftigen ſich mit Beantwortung der Fragen: Was iſt zu thun, um dem Publikum wieder ein höheres, ſittliches Intereſſe an der Bühne einzuflößen? Und liegt es an den Dichtern, oder an den Zuſchauern, wenn heutzutage unter hundert Stücken, die für das Theater geſchrieben ſind, kaum zehn auf die Bühne kommen und unter dieſen kaum drei eines dauernden Erfolgs ſich rühmen? Brachvogel antwortet darauf: Gäbe es für dramatiſche Dichter, gleichwie für andere Jünger der Kunſt, z. B. für Maler oder Bildhauer, eine Schule, eine Wiſſenſchaft mit beſtimmten Geſetzen, ſo würden Jene nicht, wie jetzt, im Finſtern umhertappen, ſchwanken und ſich verirren. Tauſend Fragen, die der dramatiſche Dichter an die Theorie richtet, wie z. B.: Was iſt Idee, was iſt Tendenz im Drama? Was iſt hiſtoriſch oder unhiſtoriſch im Sinne des Theaters? Wo iſt Ueberraſchung, wo nicht verwerflich? — dieſe und unzählige andere Fragen hat ebenſo Ariſtoteles, wie Leſſing und jeder neuere maßgebende Aeſthetiker unbeantwortet gelaſſen. Brachvogel verſucht es mit Hülfe der Erfahrungen, die er auf der Bühne gemacht hat, einige dieſer Fragen zu beantworten. Die Franzoſen ſind allerdings in dieſer Beziehung beſſer daran. Ihnen iſt einerſeits ihr offenes Auge für die Verhältniſſe des Lebens und der Geſellſchaft der beſte Lehrmeiſter, während andererſeits die ſeit zwei Jahrhunderten in ihrer Hauptſtadt concentrirten Spitzen der wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Bildung Frankreichs dort leicht maßgebende Muſter für ihr Land und ihre Zeit aufſtellen.

— Das deutſche Element in Oeſterreich. Mannigfache Erſcheinungen der neueſten Zeit machen es leider unzweifelhaft, daß das deutſche Element in denjenigen Kronländern Oeſterreichs, in welchen die deutſche mit anderen Nationalitäten gemiſcht, im Zurückweichen begriffen iſt. Von dem Fortſchreiten des italiäniſchen Elements in dem von drei verſchiedenen Nationalitäten bewohnten Trieſt iſt in dieſen Blättern bereits vielfach die Rede geweſen. Nicht minder macht ſich dieſes Fortſchreiten in dem ſeit vielen Jahrhunderten mit der öſterreichiſchen Krone und mit Deutſchland verbundenen Südtyrol bemerklich. Was Böhmen betrifft, ſo liefern die letzten Wahlen zum Stadtrath in Prag und die ausſchließlich in čechiſchem Geiſte gehaltene Eröffnungsrede des böhmiſchen Landtages traurige Belege für die moraliſche Niederlage des Deutſchthums. — Am 1. Januar 1859, wo die deutſche Centraliſationspolitik in Oeſterreich herrſchte, gab es unter 349 Zeitſchriften 180 deutſche, 100 italiäniſche, 33 ungariſche, 10 čechiſche, 8 polniſche, 4 croatiſche, 1 ſerbiſche, 1 rutheniſche, u. ſ. w. Am 1. Januar 1863 dagegen unter 342 periodiſchen Unternehmungen nur 144 deutſche und 42 italiäniſche; dagegen 73 ungariſche, 13 čechiſche, 16 polniſche, 8 croatiſche, 7 ſerbiſche, 4 rutheniſche, u. ſ. w. Die Verminderung der italiäniſchen Zeitſchriften erklärt ſich durch die Abtretung der reichen und gebildeten lombardiſchen Städte, insbeſondere von Mailand, wo eine ſehr zahlreiche Preſſe thätig iſt; dagegen ſehen wir die deutſchen Unternehmungen bei gleicher Bevölkerungsziffer an Zahl ſehr vermindert, die magyariſchen und in geringerem Grade die ſlaviſchen anſehnlich geſteigert, in Folge der freieren Bewegung, welche beſonders die Magyaren in der Zeit ſeit dem Frieden von Zürich und den conſtitutionellen Anläufen in Oeſterreich ſich errungen. Ein weiteres Symptom auf böhmiſchem Boden iſt, daß, nachdem im Jahr 1861 ein „Verein praktiſcher Aerzte" in Prag zuſammengetreten iſt, ſich ebenda ein Gegenverein Spolek ceskych lekarno (Geſellſchaft čechiſcher Aerzte) gebildet hat, deſſen am 26. Juni 1862 gebilligte Statuten neben allgemein wiſſenſchaftlichen Zwecken „die Vervollkommnung und den Gebrauch der böhmiſchen Sprache in der Heilkunde" bezwecken und der deshalb die Vorträge „ausſchließlich in böhmiſcher Sprache hält." Offenbar tritt hier der wiſſenſchaftliche Zweck vollſtändig gegen den politiſch-nationalen zurück, da jeder böhmiſche Arzt ſchon auf ſeinem Bildungsgange die deutſche Sprache ſich vollſtändig zu eigen gemacht haben muß, und da bei den Mittheilungen naturgeſchichtlicher und ärztlicher Art nur die Möglichkeit des Verſtändniſſes die Gränze der anzuwendenden Sprachen zu ziehen pflegt.

— Geographiſche Preisfrage. Der Verein von Freunden der Erdkunde zu Leipzig hat folgende Preisfrage geſtellt:

„Welche ſind die geographiſch-ſtatiſtiſchen und politiſch-commerziellen Verhältniſſe derjenigen Länder, nach denen in neuerer Zeit der Zug der deutſchen Auswanderung vorzugsweiſe gerichtet geweſen iſt, und welche Länder empfehlen ſich hiernach am meiſten für eine wohlorganiſirte deutſche Coloniſation?"

Es wird bei Bearbeitung dieſer Aufgabe nicht nur auf Klima, Bodengeſtaltung, Bewäſſerung, Kulturfähigkeit, Produkte und Bewohner der betreffenden Länder, ſondern auch auf die Verbindungswege mit dem Mutterlande ſowie auf die phyſikaliſch-geographiſchen Verhältniſſe, welche auf den Verkehr mit Deutſchland fördernd oder hemmend einwirken, Rückſicht zu nehmen ſein. Der ausgeſetzte Preis beträgt 100 Thaler. Die Bearbeitungen müſſen in deutſcher Sprache abgefaßt ſein, und bis ſpäteſtens am 30. November 1863 bei dem Schriftführer des Vereins, Herrn Dr. Henry Lange in Leipzig eintreffen.

— Neue Erſcheinungen der italiäniſchen Literatur. C. Greith, Antropologia, ossia dottrina circa l'essere dell' uomo, 444 p. Napoli, A. Detken.

P. G. Ulber, Logica, ossia teoria del pensiero. Napoli, A. Detken.

Giac. Moleschott, Del metodo nella investigazione della vita. Prima prolusione al corso di fisiologia sperimentale nella R. Università di Torino, letta il 16. Dicembre 1861. Torino.

Luigi Molino, Realismo razionale, ovvero Filosofia pura, religiosa, sociale. Napoli, A. Detken.

M. Galeotti, Preliminari alla Storia di Antonio Gagini, scultore siciliano del secolo XVI, e della sua scuola. Palermo.

Francesco Dall' Ongaro, Stornelli italiani. Milano.

Eman. Antonio Cicogna, Delle iscrizioni veneziane, raccolte ed illustrate. Venezia.

J. L.

* „In Lebens- und Zeit-Bildern. Feſtgabe für Mütter und Töchter." Von Ida von Reinsberg-Düringsfeld. Mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig, Spamer, 1862.

** X. und 173 S. Leipzig, Hermann Coſtenoble, 1863.

Druckfehler. In Nr. 2 des „Magazin," erſte Seite, Sp. 1, Z. 27, ſtatt „Mahlmann" l. Maßmann; Sp. 2, Z. 3, ſtatt „Trostin" l. Srbskie; zweite Seite, Sp. 2, Z. 30, ſtatt „Danaidengeſchenk" l. Danaergeſchenk.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhem Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

**Beſtellungen**
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
**Leipzig.**

# Magazin

# für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joſeph Lehmann.**

**Diejenigen,**
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
**Berlin.**

**Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.**

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

**Nº 5.** — **Mittwoch, den 4. Februar 1863.** — **32. Jahrgang.**

## Inhalt:

**Frankreich.** Seite
Frankreich und die Freiheit. I. Bekenntniſſe . . . . . 49
**Polen.**
Die polniſche Frage in Rußland. Wielopolski und Zamoyski . . . . . 50
**Rußland.**
Die Tataren von Kaſan . . . . . 54
**Nord-Amerika.**
Die Kriegführung in den Vereinigten Staaten . . . . . „
**Deutſchland und das Ausland.**
Eine Sammlung von Göthe's Schriften über Kunſt . . . . . 57
Zur Erinnerung an Ernſt Guhl . . . . . 58
**Mannigfaltiges.**
Preuß über Acton's *Matinées Royales* . . . . . 59
Eine neue Hamlet-Ueberſetzung, von Hermann von Plehwe . . . . . „
Ritſchl's epigraphiſche Denkmale der alten Latinität . . . . . „
Alfred Meißner's Geſchichte „Schwarzgelb“ . . . . . 60
Deutſche Philologen in England . . . . . „
Vergleichende Grammatik der germaniſchen Sprachen . . . . . „
Peter von Köppen . . . . . „
National-Ausſtellung in Konſtantinopel . . . . . „
W. Marr's Reiſe nach Central-Amerika . . . . . „
Neuere Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur in Belgien . . . . . „

## Frankreich.

### Frankreich und die Freiheit.

#### I.

#### Bekenntniſſe.

Frankreich hat noch immer Ferien. Monate ſind nun ſchon vergangen, ſeitdem ſein Imperator den politiſchen Curſus, deſſen Programm das „Frei bis zur Adria!“ geweſen war, mit dem Abgangszeugniſſe für Herrn Thouvenel ſchloß. Seit Monaten wartet das europäiſche Publikum vergeblich auf die Wiedereröffnung der civiliſatoriſchen Lectionen.* Vielleicht iſt der Erwählte der Millionen über die neuen Aufgaben mit ſich ſelbſt noch nicht im reinen; vielleicht hält er den Tag noch nicht für gekommen, an dem die neue Loſung ausgegeben werden ſoll, vielleicht — doch wer kann alle Vielleichts des Vielgewandten errathen? Für den Augenblick hat Frankreich nichts vor, als den Spaziergang nach Mexiko und den Wachtdienſt am Vatican, beides etwas koſtſpielige und nicht ſehr unterhaltende Divertiſſements, wobei noch viel müſſige Zeit bleibt. Frankreich hat Ferien; es kann, während ſeine Vettern und Brüder ſich in und außer Europa mit ihren Organiſationen, Reorganiſationen und Desorganiſationen nach Herzensluſt plagen, in aller Gemächlichkeit ſtill ſitzen und über Dies und Das nachdenken. An Stoff kann's nicht fehlen. Sie hat viel gelebt, la belle France, und viel geliebt.

Vor Allem die Freiheit. Man kann es wohl für ausgemacht annehmen, daß ſie, möge ſie ſein was ſie wolle, während der letzten paar Menſchenalter Frankreichs größte Liebe geweſen iſt, die, zu der es, ſeinem alten Sprüchworte treu, immer wieder zurückkehrte. Zwar war es immer eine ſeltſame Liebe, von Haß oft kaum zu unterſcheiden, für die Augen anderer Völker wenigſtens, die ihre Freiheit lieben, wie ein Mann ſein züchtiges Weib, in Ehren und in Treuen, oder doch um ſie freien, wie Jakob um Rahel, in Geduld und Hoffnung, allen Liſten und Tücken ihrer Labans zum Trotz. Statt deſſen ſahen ſie Frankreich von den überſchwänglichſten Ausbrüchen von Zärtlichkeit wohl mitunter urplötzlich zu Mißhandlungen, ja zu Verſtoßungen der geliebten Freiheit übergehen; ſie ſahen dieſe Geliebte heute als Göttin auf dem Altar, morgen als Gefangene im Kerker oder flüchtig in der Verbannung; ſie hörten die, welche ihr eben noch heiße Schwüre geweiht hatten, gleich darauf dieſer Liebe in lauten Verwünſchungen entſagen. Dazu ſchüttelten denn wohl die Weiſen in Oſt und Weſt die Häupter; aber ſie und alle Welt glaubten an die Liebe Frankreichs, ſie glaubten, dieſe Liebe werde mit den Jahren ruhiger und vernünftiger werden, und ſie waren mitunter nah daran, Frankreich gerade wegen der Jugendlichkeit ſeiner Liebe zu beneiden.

Ob das kaiſerliche Frankreich ſich dieſer Jugendliebe wohl noch erinnert? Ob es in ſeinem Herzen wohl noch zuweilen an die alte Geliebte denkt, ſtatt der ihm der Mann des zweiten Decembers die civiliſatoriſche Miſſion angetraut hat? Ob es noch Wünſche, Hoffnungen, Vorſätze für ſie hegt? Stoff genug zum Nachdenken während der Ferien!

Es gab eine Zeit, da es ſchien, als wolle Frankreichs Liebe zur Freiheit vernünftig werden, als ſei ſie im Stande, ſich zu einer ordentlichen und praktiſchen Haushaltung zu bequemen. Nach den heißen Tagen ihrer Entſtehung, nach den Stürmen und Drangſalen der erſten Jahre hatten ſich der Regierung des Bürgerkönigs Louis Philipp allmählich Ausſichten auf ein friedliches Alter und eine ungeſtörte Fortſetzung eröffnet. Durch leidenſchaftsloſe Klugheit und zähe Geduld hatte der greiſe Staatslenker die Glühhitze der Parteien, die anfangs beim geringſten Luftzuge zu hellen Juliflammen aufzulodern bereit war, zur gemäßigten Temperatur eines anſtändigen politiſchen Gegenſatzes umzuſtimmen gewußt, die zwar nicht gerade immer angenehm, aber doch ohne unmittelbare Gefahr für Haus und Hof ihr wetterwendiſches Spiel trieb. Der Ausdruck dieſes politiſchen Gegenſatzes war in den Kammern, in der Preſſe, in der Geſellſchaft lebendiger, geräuſchvoller als in andern Ländern; aber unter dem aufgeregten Durcheinander der Diſſonanzen aller Art ſchien ſich allmählich ein feſter Grundton zu bilden, von dem ſich eine immer ſtärkere Vereinigung zum Gleichklange hoffen ließ. Die Erkenntniß, daß eine verfaſſungsmäßige Monarchie, bei wechſelſeitigem Vertrauen, die beſte Wächterin der Freiheit Aller iſt, brach ſich durch abſolutiſtiſche, legitimiſtiſche Gelüſte und durch phantaſtiſche Träume von republikaniſchen Erinnerungen, langſam aber ſicher, ſo ſchien es, die Bahn zu den innerſten Ueberzeugungen der Nation. Schon zeigte dieſe ſich fähig, jener Erkenntniß Opfer zu bringen. Allen Reminiscenzen der kaiſerlichen Glorie gegenüber, hatte das Julikönigthum, auf dieſe Erkenntniß bauend, ſich zur Erhalterin des europäiſchen Friedens machen können; es hatte nicht ohne Selbſtverleugnung die Verſuchung durch Kriegsruhm ſichere Popularität zu ärndten, von ſich gewieſen, und die Nation hatte dieſe Entſagung gebilligt, da ſie ihr die ſtetige Entwickelung innerer Freiheit gewährleiſtete. Im Innern und nach Außen hin durfte man in den Vierziger Jahren den Thron der Orleans als wohlbegründet und die ganze Lage Frankreichs als befriedigend, ja als beneidenswerth gegenüber den erfolgloſen Verfaſſungsbeſtrebungen anderer Völker des Continents anerkennen.

Es iſt bei den heutigen Zuſtänden Frankreichs kein Wunder, daß ſeine Gedanken, ſo oft ihm die Napoleoniſchen Ideen dazu Muße laſſen, mit Beharrlichkeit zu jenen Jahren ſich zurückwenden, kein Wunder, daß es ſich immer von neuem darauf beſinnt, durch welche Ereigniſſe dieſe ſcheinbar ſo geſicherte Entwickelung zerriſſen, durch welche Nothwendigkeit oder welches Geſchick die Nation aus dem bewußt betretenen Pfade der inneren Reform abermals in die unabſehbaren Verſchlingungen der äuße-

* Man müßte denn die kurze Vorleſung an die Kommiſſarien der Londoner Ausſtellung als eine ſolche Wiedereröffnung betrachten. D. R.

Digitized by Google

ren Politik hineingetrieben worden iſt. Das Gefühl des Verluſtes, den Frankreich durch die Conſequenzen der Februar-Revolution in ſeinem innerſten Leben erlitten hat, iſt nicht erloſchen; es iſt allgegenwärtig und es zwingt, wenn es vor den lärmenden Siegesfeſten der civiliſatoriſchen Miſſion zu Worte kommen kann, immer wieder zu der Unterſuchung, wie dieſer Verluſt möglich war.

Darüber ſind die meiſten Stimmen einig, daß er nicht erſt vom 2. December datirt. Damals wurde nur reif, was am 24. Februar geſäet worden war. Das Kaiſerreich vollendete das Werk der Republik. Die Republik ſelbſt war der Schritt in das Chaos, in dem, mit unſeres Heinrich v. Kleiſt tiefempfundenen Worten:

„Wie auf der Haide Grund ein Wurmgeniſte
Von einem Knaben ſcharrend weggewühlt,"

die mühſamen Anfänge der politiſchen Freiheit Frankreichs kläglich untergingen. An die Republik muß Frankreich denken, wenn es an ſeinen Verluſt denkt; von ihr hat es die Rechenſchaft über die Geſchicke zu fordern, die es ſeitdem zu tragen hat.

Die Männer der Februar-Republik ſind ſich dieſer Verpflichtung wohl bewußt. Sie haben ſich beeilt, in ausführlichen Werken, Geſchichten, Memoiren, Biographien, Nekrologen — ihrem Lande und Europa das Räthſel dieſer Republik zu löſen, die ſchon wieder verſchwunden war, ehe man ſich noch von dem Erſtaunen über ihre Erſcheinung vollſtändig erholt hatte. In begreiflicher Vaterliebe haben ſie ſich bemüht, das Publikum zu überzeugen, daß dieſe junge Republik ſchöne Anlagen gehabt, und daß nur ihr vorzeitiges Ende die Erfüllung der Hoffnungen vereitelt habe, zu denen ſie Berechtigung gegeben. Sie haben nachgewieſen, daß ſie ſelbſt, die Gründer dieſer Republik, Alles gethan, was in ihren Kräften ſtand, um ihrem Kinde kräftiges Wachsthum und Gedeihen zu ſichern, daß ſie keine Anſtrengung und keine Gefahr geſcheut, um den drohenden Umſturz aller Grundlagen der Geſellſchaft, der Bildung, des Volkslebens zu verhüten, und daß ſie in dieſem Kampfe ſiegreich geweſen ſind. Aber alle dieſe Plaidoyers, ſo geſchickt, ſo beredt, ſo aufrichtig ſie ſelbſt ſind, laboriren an Einem Punkte. Sie gehen von der Thatſache der Republik aus, ohne ihre innere Nothwendigkeit darzuthun, ohne die Berechtigung der Revolution zu begründen, aus der ſie hervorging. Erfolgreich (meiſtens) in der Rechtfertigung ihres perſönlichen Charakters, unermüdlich in dem Streite über die möglichen Ausſichten ihrer Republik, vergeſſen ſie ganz, daß für Frankreich in den Februartagen ſichere, bereits wirklich vorhandene Güter untergegangen ſind, für deren Verluſt weder die perſönliche Ehrenhaftigkeit von Mitgliedern der proviſoriſchen Regierung, noch ihre Anſichten über die Möglichkeit eines ſpäteren größeren Gewinnes genügenden Erſatz bieten können; ſie vergeſſen, daß nur der Nachweis der Unvermeidlichkeit dieſer Revolution ihre Urheber von der Rechenſchaft über den daraus erwachſenen Schaden befreit. Die furchtbare Frage: Ob der 24. Februar für Frankreich ein Tag des Abfalls von der Freiheit, ein Rückſchritt in ſeiner wahren Miſſion, ein politiſches Waterloo geweſen iſt? dieſe Frage haben die Advokaten — oder wenn man lieber will — die Hiſtoriker der Februar-Republik nicht beantwortet.

Von ihnen kann man eine unparteiliche Beantwortung dieſer Frage auch nicht erwarten. Sehr richtig hebt dies eine franzöſiſche Kritik des Werkes von Garnier-Pagès hervor, deſſen erſte Bände bereits früher in dieſen Blättern beleuchtet worden ſind. „Wenn Männer von Geiſt," ſagt Louis de Carné in der Revue des deux Mondes, „den Gewaltthätigkeiten der Maſſe den Wall ihrer Bruſt entgegengeworfen haben, wenn ſie ſich rühmen können, nach einer dreimonatlichen, faſt ſchrankenloſen Diktatur das Regiment mit freier Stirn und reinen Händen niedergelegt zu haben, ſo darf es ihnen peinlich ſein, wenn die Nachwelt einen Verſuch als unfruchtbar zu bezeichnen anfängt, für den ſie ihr Blut ohne Zaudern vergoſſen haben würden." Aber die Bekenntniſſe, die man den Begründern der Republik von 1848 ohne Unbilligkeit nicht anſinnen kann, müſſen dennoch gemacht werden, wenn die Wahrheit ſie erheiſcht. Frankreich kann nicht für immer auf das Verzicht leiſten, was ihm unter dem Kaiſerreiche trotz aller Surrogate fehlt; es muß ſich darüber klar werden, wo es für den Fall, daß ihm die Wahl frei ſtände, die ſo oft abgebrochene Entwickelung zur wirklichen inneren Freiheit wieder anzuknüpfen, oder nach welchen Vorbildern es dieſe Entwickelung von Neuem zu beginnen haben wird.

Und in der That vernehmen wir Bekenntniſſe über die Februar-Revolution, die den bändereichen Werken der Herren Garnier-Pagès und Genoſſen ſehr grell gegenüber treten. Herr de Carné z. B. findet am Schluſſe einer Ueberſicht des Zuſtandes, in dem ſich Frankreich kurz vor dem 24. Februar befand, daß man an der Regierung Louis Philipp's im Ganzen und Großen nichts auszuſetzen gehabt habe, als ihre Langweiligkeit. Von der Tribüne und in der Preſſe ward dem Miniſterium Guizot täglich vorgeworfen, daß es das Land ſeit ſieben Jahren ennuyire, ein Vorwurf, ſagt de Carné, den Frankreich mitunter für ſchwerer hält, als den, daß man es ruinire, ein ſchweres Vergehen in den Augen eines Volkes, das vor allen Dingen etwas Neues haben wollte, gleichviel, was es ſei. Dieſe Stimmung war weitverbreitet, vorzüglich in Paris; ſie war gefährlich, denn ſie konnte bei der geringſten Veranlaſſung einen Ausbruch herbeiführen; ſie führte, von der Regierung vernachläſſigt, zur Revolution, an die Niemand gedacht hatte, die ohne politiſche Gründe, Ziele und Leiter war, und die eben deshalb zur furchtbarſten Gefahr für das ganze ſociale Leben der Nation ward. Oder waren etwa die Incompatibilitäts-Fragen, die Wahl-Reformen Dinge, die den Umſturz einer Regierung, einer Dynaſtie, einer Verfaſſung nach ſich ziehen mußten? Hätten ſie es, bei einem andern Volke, thun können? Sehen wir nach England! England hat ein Jahrhundert daran geſetzt, um durch die Katholiken-Emancipation ſieben Millionen Menſchen vom politiſchen Helotenthum zu erlöſen. Es hat ſich's funfzig Jahre koſten laſſen, damit Birmingham und Mancheſter das Wahlrecht erhielten, das bis dahin die rotten boroughs beſaßen. Ein Menſchengeſchlecht iſt über den Kampf um den repeal der Korngeſetze dahin geſtorben, über eine Frage, die das tägliche Brod eines ganzen Volkes anging. Aber freilich in Frankreich und in Paris ſind wir ſchneller bei der Hand!

Es war, ſo bekennt unſer franzöſiſcher Politiker weiter, eine Revolution ſonder Gleichen. Nicht blos der König, faſt ganz Frankreich ſah den Sturm nicht eher, als bis der Schiffbruch da war. Völlig überraſcht, betäubt gab der alte Monarch beim erſten Stoße ſeine eigene Sache, die ſeiner Dynaſtie, die Reſultate eines langen Lebens und einer langen Regierung völlig auf, und ſein Volk folgte ſeinem Beiſpiele. Die Republik erſchien, wie Banquo's Geiſt, an der Tafel der Reform-Banquette. Aus der improviſirten Revolution ergab ſich als erſtes Reſultat die extemporiſirte Republik.

Es iſt hier nicht weiter einzugehen auf die bekannten Verſuche der Herren Louis Blanc, Ledru Rollin ꝛc., durch welche dieſe rei publicae imago, wie Tacitus einmal treffend ſagt, mit Fleiſch und Blut ausgeſtattet werden ſollte, oder auf die Beurtheilung, welche der Garnier-Pagès'ſchen Darſtellung dieſer Verſuche durch Herrn de Carné zu Theil wird. Es war uns von Intereſſe, einer unparteilichen Stimme über Frankreichs letzte Epiſode mit der Freiheit Gehör zu verſchaffen, einer Stimme, die um ſo mehr Beachtung verdient, als ſie ſich nicht zur Anklage oder zur Vertheidigung erhebt, ſondern einfach Bekenntniſſe ablegt.

## Polen.

### Die polniſche Frage in Rußland.

#### Wielopolski und Zamoyski.

Es iſt für uns Deutſche ſchwer, die polniſchen Verhältniſſe mit völlig unparteiiſchem Auge anzuſehen: mehr als ein halbes Jahrhundert verknüpft Galizien mit Oeſterreich, Poſen mit Preußen; deutſches Blut iſt dort gefloſſen, deutſches Geld und deutſche Arbeit ſind dort angelegt worden. Die offenen Revolutionen und die revolutionären Zuckungen, die im ruſſiſchen Polen ſich zeigen, haben ihre Ausläufer — das wiſſen wir — in Galizien und in Poſen: ſelbſt dem unpraktiſchen, idealiſtiſchen Theoretiker iſt es unmöglich, die hierdurch bedrohten thatſächlichen Intereſſen Deutſchlands in den polniſchen Provinzen zu überſehen. Alle praktiſchen Staatsmänner und ſelbſt diejenigen, welche das vollſtändige Fehlen einer „polniſchen Frage" für Preußen und Oeſterreich nicht ſimuliren, ſondern wirklich annehmen, verfolgen die Bewegungen im ruſſiſchen Polen mit großer Aufmerkſamkeit, weil ſie wiſſen, daß dieſe Bewegungen an der ruſſiſchen Landesgränze keine Schranken finden. Aber das mittelbare Intereſſe, welches wir in Deutſchland an dieſen Bewegungen nehmen, trübt auch leicht unſeren Blick; zwar verdienen wir wohl nicht den Vorwurf der Ungerechtigkeit, aber vielleicht den der Uebertreibung.

Die Franzoſen zeigen gleichfalls eine große Theilnahme für die polniſchen Verwicklungen, aber ihre Theilnahme iſt eine mehr objektive: mag man auch vielleicht in den höchſten Pariſer Regierungskreiſen ſeit ſiebzig Jahren eine aktive Betheiligung Frankreichs an der Umgeſtaltung Polens in Ausſicht ſtellen; mag man das Beſtehen eines ſelbſtändigen und ſtarken Polenreiches wünſchen, als immer bereite Waffe gegen Rußland und

Digitized by Google

gegen Deutſchland — die öffentliche Meinung in Frankreich, mag ſie dieſen Wunſch für einen frommen halten oder nicht, iſt vorläufig einem aktiven Vorgehen nicht günſtig; die franzöſiſchen Journaliſten treiben vorläufig in der polniſchen Frage keine hohe Politik, und wenn daher ihre Anſichten über dieſe Frage, abgeſehen von der nun ſchon faſt eingebürgerten Sympathie, ein mehr unparteiiſches Gepräge tragen, ſo verdienen ſie, ſchon wegen der dadurch ermöglichten Kontrole unſerer eigenen Anſchauungen, gewiß unſere Beachtung.

In der Revue des deux Mondes findet ſich ein von Ch. de Mazade unterzeichneter Artikel über die Lage Polens unmittelbar vor den letzten durch die Rekrutirung herbeigeführten Ereigniſſen. Derſelbe charakteriſirt mit großer Ausführlichkeit die beiden einander gegenüberſtehenden Häupter der polniſchen Bewegung: den Grafen Andreas Zamoyski und den Marquis Wielopolski. Wir theilen in Folgendem die intereſſanteſten Züge dieſer Charakteriſtik mit.

In Paris war die Juli-Revolution erfolgt; Karl X. war vertrieben, die konſervativen Mächte der heiligen Allianz ſträubten ſich, Ludwig Philipp anzuerkennen; der Kaiſer Nikolaus war geneigt, die alte Ordnung in Frankreich ſelbſt mit Waffengewalt wieder herzuſtellen, ſeine Armee bewegte ſich nach der preußiſchen Gränze — da brach mitten unter dieſer ruſſiſchen Kriegsrüſtung die polniſche Revolution aus. Die Polen ſtellten eine Armee auf und ſchickten Diplomaten an die europäiſchen Höfe, welche die Anerkennung der Unabhängigkeit Polens, oder wenigſtens eine Intervention des Auslandes erwirken ſollten, wie man ſie eben zu Gunſten Griechenlands und Belgiens erlebt hatte. Zu den Jüngſten unter dieſen Diplomaten gehörten der Marquis Alexander Wielopolski und der Graf Andreas Zamoyski; jener 1803, dieſer 1800 geboren. Wielopolski ging nach London, Zamoyski nach Wien. Wielopolski ſetzte in einem Schreiben an Lord Palmerſton die Gefahren auseinander, welche das Anwachſen der ruſſiſchen Macht für das übrige Europa hätte; die Wiederherſtellung Polens ſei nicht blos ein Gebot des allgemeinen Rechtes, ſondern ebenſo der politiſchen Klugheit; eine gemeinſame Vorſtellung der Großmächte könnte dem Blutvergießen Einhalt thun; freilich würde dieſe Vorſtellung und ihr Erfolg Rußlands Stolz kränken, aber Rußland würde dann anfangen, ſeine Größe in der Ausbeutung ſeiner reichen inneren Hülfsquellen zu ſuchen, zu ſeinem und Europa's Heil. Oeſterreich würde ſeinen Bruchtheil von Polen ohne großes Sträuben herausgeben und was Preußen beträfe, ſo müßte es ſchließlich dem von Rußland und Oeſterreich gegebenen Beiſpiel folgen. Wielopolski ſchrieb und ſprach mit lebhaftem Feuer, mit bewunderungswerther Logik und Gewandtheit — aber er ſchrieb und ſprach vergebens.

Zamoyski erging es nicht beſſer; nur hatte er mit noch größeren Widerwärtigkeiten und Schwierigkeiten zu kämpfen. Zunächſt mußte er auf dem Wege nach Wien zwei oder drei Sanitäts-Cordons paſſiren, die Oeſterreich wohl weniger vor der Cholera, als vor der Revolution ſchützen ſollten; die Weichſel paſſirte er durch eine Furt, ohne ſchwimmen zu können, ſeine Depeſchen im Hute tragend; er entſchlüpfte den zahlreichen Polizeibeamten in Galizien und Ungarn, kam nach Wien, ohne entdeckt zu werden und erlangte bei Metternich eine Audienz, ohne ſeinen Namen zu nennen. Metternich, der keinen direkten polniſchen Abgeordneten empfangen wollte, plauderte auf das Bereitwilligſte mit dem lebhaften jungen Manne, der frei und offen zu ſprechen wagte, wie man am öſterreichiſchen Hofe ſonſt nicht ſprach; er empfing ihn öfter und gern — aber er that erſt Etwas, als es zu ſpät war. In Wien verwies man Polen auf London und Paris, in Paris auf Wien und London, und in London ſagte man unverhohlen: es ließe ſich Nichts thun. Warſchau fiel, und es begannen in dem unterjochten Lande die Härten eines Syſtems, welches Polen für ewig ohnmächtig machen ſollte. Man hat das Syſtem oft geſchildert, und man iſt immer erſchüttert geweſen von der unerbittlichen Härte einer Politik, welche Tauſende von polniſchen Familien nach Sibirien und nach dem Kaukaſus ſchleppte; aber dieſe Wuth in der perſönlichen Verfolgung iſt nur der dramatiſche Theil dieſer Regierungsart und ihre Außenſeite; viel charakteriſtiſcher iſt die Ausdauer dieſes Regiments durch einen Zeitraum von 25 Jahren in einem Lande, das ſich in völliger Auflöſung befand, das ſich nicht rühren, ſich mit ſeinen eigenen Intereſſen nicht beſchäftigen, nicht den geringſten moraliſchen oder materiellen Fortſchritt machen, ſich nicht unterrichten, ja nicht einmal ſeine Sprache pflegen konnte, ohne in den Verdacht einer angezettelten Verſchwörung zu kommen.

Bei dieſer Sachlage war natürlich in der Geſellſchaft eine politiſche Fortentwickelung unmöglich, am allerwenigſten aber eine geſetzmäßige; es blühte die Zeit der Verſchwörungen, aber dieſe Verſchwörungen waren nur der Wiederhall des allgemeinen Leidens der Nation und die Angeklagten und Verurtheilten waren nur um Weniges ſchuldiger, als jeder ruhige Bürger. Die Verſchwörung an und für ſich war übrigens in den Augen der Behörde nur eine gewiſſe Erſchwerung des Verbrechens; das Hauptverbrechen beſtand eigentlich darin, daß die Polen nicht aufhören wollten, zu exiſtiren. Daher breitete die ruſſiſche Verwaltung über Polen ein Netz, das alle Bewegung erſticken ſollte, und das 25 Jahre lang feſt und feſter angezogen wurde.

Die Leiſtungsfähigkeit einer Nation, wie eines Individuums, zeigt ſich vornehmlich in der Kraft, mit welcher ſchwere Leiden ertragen und überdauert werden. Trotz all der Plackereien zu leben, von der großen Niederlage von 1831 ſich zu erholen, den dunkeln Maſchen des feindlichen Netzes ſich zu entziehen, den Umſtänden Rechnung zu tragen, ohne ſich völlig aufzugeben — das war die Aufgabe, die nun entſtand. Zamoyski und Wielopolski gehörten zu denjenigen, die nicht auswanderten. Zamoyski wollte in dem Lande ausharren, das einer feſt umſchloſſenen Feſtung glich, ohne Verkehr mit der Außenwelt, ohne Verſtändigung mit den Mitgliedern ſeiner Familie, die ausgewandert waren; als er ſich von ſeinem Bruder, dem General Zamoyski, trennte (dieſer ging nach Paris), da wußte er, daß für Jahre der Eine ſelbſt kein Schriftzeichen des Anderen zu Geſicht bekommen würde: es war die Abſperrung in ihrer ſtarrſten Strenge. Aber in dieſer Abſperrung begann eine innere Wiedergeburt: man hörte auf, Träume für Wahrheiten zu nehmen; man enthielt ſich aller ohnedies vergeblichen Verſchwörungen, um ſich praktiſchen Arbeiten zu widmen; man übte ſich in der Thätigkeit, in der Geduld, in der Selbſtentſagung. Niemand war mehr geeignet, der Führer in dieſer That der ſtillen inneren Wiedergeburt zu ſein, als der Graf Zamoyski. Durch ſeine Familie ſeit Jahrhunderten mit den hervorragendſten Momenten der polniſchen Geſchichte verbunden, war er einer der natürlichen Repräſentanten des Landes; ſeine wiſſenſchaftliche Erziehung in England, in Frankreich und in der Schweiz unter Leitung des Generals (damaligen Capitains) Dufour hatte ihm ein lebhaftes Intereſſe für den Fortſchritt eingeflößt; vor 1830 dem Miniſterium des Innern als Director der Abtheilung für Ackerbau und Handel attachirt und während der Revolution ſelbſt (bevor er ſeine Miſſion nach Wien antrat) eine kurze Zeit Miniſter in dieſem Departement, hatte er die materiellen Intereſſen des Landes kennen gelernt. Jetzt begann er zuvörderſt auf ſeinen Familiengütern eine methodiſche Emancipation der Bauern; er betrieb die Errichtung von Dorfſchulen; er organiſirte ſpäter eine regelmäßige Dampfſchifffahrt auf der Weichſel, um die Beziehungen Galiziens und des Großherzogthums Poſen zum Königreich enger zu knüpfen, gründete Handels-Compagnien und eine Agrar-Kredit-Anſtalt; wenn bei dieſen Unternehmungen am Ende des Jahres die Dividenden fehlten, dann half er mit ſeinem Privatvermögen aus. Er kam in Folge dieſer Thätigkeit natürlich in die mannigfachſte Berührung mit den ruſſiſchen Behörden, aber nie verſtand er ſich dazu, das bereits tief eingewurzelte Syſtem der Beſtechung nachzuahmen; ſeine Aſſociés warfen ihm oft vor, daß er Tauſende verliere, weil er nicht Hunderte geben wollte: — er beſtand immer mit gleicher Entſchiedenheit darauf, man müſſe vor allen Dingen ſein Recht verlangen und ſelbſt nur dem Recht folgen. Die letzte Idee bei allen jenen Unternehmungen war die, das Land aus ſeiner Unthätigkeit zu erwecken und daſſelbe daran zu gewöhnen, daß es ſich mit ſeinen Intereſſen beſchäftige. Gewiß fand er mannigfache Hemmungen: die Polen warfen ihm vor, daß er den Sinn für politiſche Nationalität erſticken wolle durch Verſenkung in rein materielle Intereſſen; und die Ruſſen, die ſich damals von der Tragweite ſeiner Unternehmungen noch keine Rechenſchaft geben konnten, waren doch mißtrauiſch und hinderten dieſelben, ſchon darum, weil ſie den Beweis für eine unabhängige Thätigkeit gaben. Doch Wielopolski wankte nicht.

Bis zum Jahre 1855 mußte ſeine Thätigkeit in den engen Kreis eingeſchränkt bleiben. Der Thronwechſel brachte eine Erleichterung des ſchwer auf Polen laſtenden Druckes, aber im Grunde war die Erleichterung keine bedeutende. „Man erkannte,“ ſagt Wielopolski in ſeiner Denkſchrift, „die Nothwendigkeit einer Reform des öffentlichen Unterrichts, der höheren wiſſenſchaftlichen Anſtalten und der akademiſchen Kurſe; aber die Menſchen der Zwiſchenträger-Station, die, an das alte Syſtem gewöhnt, überzeugt waren, daß uns zu viel Licht zur Revolution führe, hintertrieben die beabſichtigten Reformen. Statt den öffentlichen Unterricht zu organiſiren, überredete man den Geſetzgeber, daß es beſſer ſei, das Gebiet derjenigen Studien zu beſchränken, welche Idealiſten und Anarchiſten ſchaffen, und lieber reine Induſtrie- und Handels-Schulen zu gründen. An Stelle einer Univerſität, die in der Geſellſchaft größere Bildung verbreitet hätte, errichtete man an den philologiſchen Gymnaſien einen beſchränkten Curſus für Rechtslehre; und um für die Geſundheit des menſchlichen Körpers zu ſorgen, gründete man eine Akademie der Medizin.

Digitized by Google

Die Jugend ſtrömte ſchaarenweis in dieſelbe — und in zehn Jahren hätten wir ein ſtarkes ärztliches Proletariat, ſonſt weder höhere Bildung noch Talente gehabt!"

Es war immer die alte Politik der nothwendigen Förderung der unmittelbaren materiellen Intereſſen, aber zugleich der Verhinderung allen geiſtigen Emporkommens zu Gunſten der politiſchen Knechtung.

Es gab übrigens einen Moment, in welchem die dunkle aber ausdauernde Bewegung, welche vom Grafen Zamoyski angeregt worden war, ein Organ beſaß, unſcheinbar und einfach, wie ſie ſelbſt, ein Journal: „Jahrbücher der Landwirthſchaft." Es entwickelte ſich aus dieſem Unternehmen eine „Landwirthſchaftliche Geſellſchaft." Anfangs beſtand dieſe aus Mitgliedern der Redaction und Hülfsarbeitern des Journals, aber bald erweiterte ſie ſich und wurde eine Macht, vor welcher der Marquis Wielopolski, der ſie ſpäter auflöſte, zurückſchreckte, wie vor dem plötzlich aufgetauchten Schreckbilde des Vaterlandes.

Es war klar, daß eine ſo nationale Vereinigung nicht improviſirt ſein konnte; war auch die Entſtehung derſelben dunkel, begriff man namentlich nicht gleich die Organiſation der raſchen Verbreitung, ſo war es doch offenbar, daß die Bewegung bei dem Erreichten nicht ſtehen bleiben würde. Der Graf Zamoyski wenigſtens zweifelte nicht daran; er hatte gearbeitet ohne ſchlaue Berechnung, ohne intrigante Conſpiration, ohne den perſönlichen Ehrgeiz, der eine Rolle ſpielen will — aber indem er ſich zum Ausgangspunkt der ſozialen Wiedergeburt machte, wurde er ohne ſein Zuthun Mittelpunkt aller politiſchen Hoffnungen und Beſtrebungen.

Sein vornehmſter Gegner im Freundeslager, der auf das Entſchiedenſte in ſeinen politiſchen Anſchauungen, in ſeiner geiſtigen Organiſation in ſeinem Temparament von ihm abweicht, iſt der Marquis Wielopolski. Abgeſehen davon, daß beide Männer in ihrer Jugend eine kurze Zeit während einer Revolution, die vergebens an die öffentliche Meinung Europa's appellirte, ihr Vaterland im Auslande vertraten, und abgeſehen davon, daß Beide nach der ſchweren Niederlage des Vaterlandes nicht auswanderten, hat ihr Leben nichts Gemeinſames.

Der Marquis Wielopolski iſt einer der Männer, die den Kampf lieben und ſuchen; nicht ſowohl wegen der damit verbundenen Aufregungen, als weil ſie den Eingebungen eines zwar bedeutenden, aber herrſchſüchtigen Geiſtes folgen, der ſich in ſchwierigen Verhältniſſen gefällt und der am Allerwenigſten durch Mangel an Popularität, durch Haß und Hinderniſſe zurückgeſchreckt wird. Seine Phyſiognomie iſt der Abdruck dieſes Geiſtes: ſein Blick iſt ſtreng und energiſch, in ſeinem Geſicht liegt der Ausdruck der entſchiedenen Kraft; in ſeiner Haltung ſpricht ſich das Bewußtſein eines ſtolzen Selbſtvertrauens aus. Es iſt derſelbe Mann, der als Student auf der Univerſität zu einem anderen Studenten, dem man zum Gegenſtand eines literariſchen Vortrages eine Abhandlung über die Eitelkeit gegeben hatte, ſagte: „Ich hoffe, Sie werden beweiſen, daß die Eitelkeit eine Tugend iſt!" Es iſt der Mann, der noch heute in ſeiner anonym herausgegebenen Broſchüre ſagt: „Die Vorſehung giebt ihren Organen große und ausdauernde Kräfte. Marquis Wielopolski beſaß einen außerordentlichen Vorrath davon. Der Triumph der von der Vorſehung Auserleſenen iſt um ſo größer, je ſchlechter der Empfang iſt, welcher ihnen ſeitens des großen Haufens zu Theil wird!" Seine Erziehung war eine ſorgfältige geweſen: man prägte ihm Geduld ein, Ausdauer bei der einmal vorgeſchriebenen Beſchäftigung, Sparſamkeit. Er wurde ein gründlicher Rechtskenner, ein gelehrter Humaniſt, ein gewandter Redner. Er hatte ſchon in ſeinen Jünglingsjahren eine große Reihe von Prozeſſen zu führen: Perſonalgläubiger ſeiner Aſcendenten (deren Güter er ſpäter erbte) hatten ihre Schuldforderungen eingeklagt, ein großer Güter-Komplex ſollte auf Veranlaſſung des Gerichts zur Befriedigung der Gläubiger verkauft werden; da ſchritt die Mutter des Marquis, der noch ein Knabe war, ein und verlangte Aufhebung der eingeleiteten Verkaufsverhandlungen zu Gunſten der Erbrechte ihres Sohnes. Die Verhandlungen zogen ſich ſehr in die Länge, der junge Marquis überkam die Prozeſſe, und in vielen Fällen führte er ſelbſt ſeine Sache vor Gericht mit einer Schärfe der Logik und einer Beredtſamkeit, welche die ganze Energie und Klarheit ſeiner Perſönlichkeit erkennen ließ. In dieſen Kämpfen ſtählte ſich ſein Talent und ſein Charakter; er vertheidigte ſeine Feudalrechte gegen die Anſchauungen des modernen Civil-Gerichts, — und in der That: er iſt ein ächter Repräſentant des Feudalweſens.

Mitten in dieſe zahlreichen Prozeſſe fiel die Revolution von 1830; er warf ſich mit allem Talent und aller Leidenſchaftlichkeit auf die Politik, aber was nahm er aus ſeiner Thätigkeit als Mitglied des polniſchen Landtages in Warſchau, und als Geſandter in London für die Tage mit, welche auf die traurige Niederlage ſeines Vaterlandes folgten? Er hatte zwei Erſcheinungen geſehen, welche auf eine Natur, wie die ſeinige, einen unauslöſchlichen Eindruck machen mußten: in England hatte er die Gleichgültigkeit von ganz Europa gegenüber der nachdrücklichen Appellation der Diplomatie erkannt; als Abgeordneter in Warſchau hatte er den Kampf der inneren Parteien geſehen, der in gleichmäßigem Feuer fortbrannte, als die Feinde Aller ſchon ſiegreich vor den Thoren ſtanden! In Alledem hatte er nicht ein Unglück ſeines Vaterlandes geſehen, ſondern eine völlige Ohnmacht, und das Gefühl der Ohnmacht war ſeinem ſtolzen Geiſte tauſendmal unerträglicher, als das Unglück. Er ſchöpfte aus dieſen jugendlichen Erfahrungen ein bitteres Urtheil über den Weſten und die vollſtändige Verachtung alles Parteiweſens. Er war nicht der Mann einer ſtillen und langſamen Wiedergeburt, wie der Graf Zamoyski; er konnte nicht geräuſchlos mitten in der Nation verſchwinden, um, langſam und geduldig, neue Fäden der Selbſterhebung zu ſpinnen und zu knüpfen, und in der ſtillen inneren Arbeit die Parole der Zukunft zu finden, wenn es noch eine Zukunft gab. Er konnte ſich wohl einmal, aus Neugier, für dieſe Arbeit intereſſiren; er beſuchte wohl einmal die Ländereien des Grafen Zamoyski, um die eingeführte Muſterwirthſchaft kennen zu lernen, aber er glaubte nicht an die Zweckmäßigkeit und den Erfolg dieſes Weges. Auf der anderen Seite war er eine viel zu ſtolze aber auch viel zu edle Natur, um ſich ſklaviſch dem Sieger zu unterwerfen. Eine Verſchwörung ſchien ihm kindiſch und nutzlos. So lebte er in ſich zurückgezogen, einſam. Während einer Reihe von Jahren muß in dieſem Geiſt ein wunderbarer Kampf vorgegangen ſein: der Denker würdigte nicht oder begriff nicht den Weg, durch Hebung der materiellen Intereſſen zur Politik zu gelangen; der Ariſtokrat hatte nur Verachtung und Haß für die demokratiſchen Propagandiſten, die Partei, welche er ſpäter ſchilderte als die „Partei der ſozialen Unordnung, den Auswurf der Geſellſchaft, ſchlechter Prieſter, leichtſinniger Edelleute, treuloſer Beamten, alter Subaltern-Offiziere, junger Demagogen, ruinirter Grundbeſitzer, verſchuldeter Pächter, verächtlichen Bedientenvolkes und Kommuniſten!" Der getäuſchte Patriot hatte nur wenig Vertrauen zu der „nationalen Diplomatie," die fortfuhr, ſich an den Weſten zu wenden. Aber das Joch, welches auf ſeinem Vaterlande laſtete, das empfand er tief, und er brannte vor Begierde, daſſelbe geändert zu ſehen.

Wie er ſich dieſe Aenderung nach jahrelangem innerem Brüten dachte, dies eröffnete er zum erſtenmale in dem „Brief eines polniſchen Edelmannes an den Fürſten Metternich," bei Gelegenheit der blutigen Auftritte in Galizien 1846. „Wir Polen," hieß es am Schluſſe, nach einer Verwünſchung der Metternich'ſchen Politik, „müſſen heraus treten aus unſerer Inactivität, wir müſſen Partei nehmen!" und welches war das Programm dieſer Parteinahme? „Der polniſche Adel muß es vorziehen, mit den Ruſſen an der Spitze der jungen, kräftigen, zukunftsreichen ſlaviſchen Civiliſation einherzugehen, ſtatt ſich verachtet, verhaßt, zurückgeſetzt und hinter der alten weſtlichen Civiliſation einherzuſchleppen!" Es kann nicht überraſchen, daß ein Vertreter des Feudalismus etwas raſch mit dem Vaterlande ſich abfindet; der polniſche Adel repräſentirt ihm allein die polniſche Nation; dann heißt es weiter: „Ein Romanov iſt ein viel zu guter Edelmann, um Seinesgleichen ſelbſt unter ſeinen Feinden zu Grunde richten zu laſſen!" — Alſo Vereinigung Polens mit Rußland, völlige Hingabe ohne Bedingung, Panſlavismus.

Dieſer Idee lag zum Theil eine kühle Betrachtung der Machtverhältniſſe Polens, gegenüber denen Rußlands, zu Grunde (es war die Zeit, da Rußland, als Chef der heiligen Allianz, tonangebend daſtand im Rath der Großmächte); zum Theil entſprang ſie aus dem Wunſche, ſich an Oeſtereich und Preußen, vielleicht auch an England und Frankreich zu rächen für die Theilnahme an der Unterdrückung Polens und für die Unerbittlichkeit gegen den Schmerzensſchrei der Unterdrückten; dadurch zu rächen, daß man ſich dem verwandteſten der drei Erben des polniſchen Reiches völlig in die Arme warf. Zum Theil widerte den Ariſtokraten die angetragene Gemeinſchaft der demokratiſchen Patrioten an. Aber auch die Kämpfer-Natur Wielopolski's trieb ihn an, etwas zu thun, was wider alle Erwartung, bei der erſten Betrachtung wider den geſunden Menſchenverſtand, namentlich aber wider die populären Ideen lief. Daß er mit der demokratiſchen Partei brach, das war Nichts, aber daß er mit der Nation brach, das reizte ihn; er allein, allen Anderen gegenüber, das war ein Fall für ihn. Er ſchritt auch gleich ans Werk; was noch keine andere polniſche Familie gethan hatte, das that er: er ließ ſeinen Sohn in Petersburg in ruſſiſchen Militair-Dienſt treten. Allein dem Kaiſer Nikolaus gegenüber war dieſe Umwandlung oder dieſer Abfall Wielopolski's nutzlos; ob der Marquis ſich ihm zuwandte oder nicht, das war dem Kaiſer gleichgültig. Der ſtolze polniſche Edelmann ſah nicht, daß er in den Augen eines Fürſten wie Nikolaus noch viel zu viel von einem Rebellen hatte, daß ſeine Manier, ſich einem Romanov, wie ein Edelmann dem Anderen, gegenüberzu-

Digitized by Google

ſtellen, für den Kaiſer äußerſt verletzend war. Erſt nach dem Thronwechſel wurde er der Mann der Situation.

Vergleicht man die Wege der beiden Männer, die, trotz dem gemeinſchaftlichen Ausgangspunkt, doch bald ſehr weit aus einander gingen, ſo begreift man leicht, daß der Eine, in den Ereigniſſen von 1861 ohne jeden perſönlichen Ehrgeiz ſeinerſeits der natürliche Repräſentant aller Wünſche, Intereſſen und Hoffnungen einer wiederauflebenden Nation war, während der Andere die letzte Zuflucht wurde für die ruſſiſche Beherrſchung Polens. Jener, ſei er in Warſchau oder in Paris, iſt ſtets eine gewichtige moraliſche Macht, getragen von der Zuſtimmung ſeiner ganzen Nation; dieſer, nur durch ſeine eigene Kraft und ſeinen eigenen Ehrgeiz gehalten, eine Art Diktator, geſtellt zwiſchen Rußland, das ihn überwacht, und Polen, das ihm widerſtrebt.

Die Ereigniſſe im Lauf der letzten zwei Jahre ſind ziemlich bekannt. Eine ſo friedfertige Revolution wie die letzte, hat alle Welt, die Ruſſen am meiſten, überraſcht, nicht minder vielleicht den Marquis Wielopolski: „Eine wunderbare, man möchte ſie eine heilige Stimmung nennen, hat ſich der Maſſe des Volkes bemächtigt; die Ordnung könnte von Kindern aufrecht erhalten werden," ſagt er in ſeiner letzten Druckſchrift.* In derſelben Schrift findet ſich zugleich ein deutlicher Schlüſſel für ſein Verhalten gegenüber der Nationalpartei: Es war ein Fehler, verſichert er, von Seiten der Chef's der National-Partei — und unter dieſen Chef's verſteht er ganz beſonders den Grafen Zamoyski — daß ſie ſich nicht der Situation bemächtigten, um ſie zu regeln, um die Wünſche und die Bedürfniſſe des Landes beſtimmt auszuſprechen, beſtimmter als es in der Adreſſe an den Kaiſer geſchehen; ſie hätten die Bewegung ſich ſelbſt, ohne feſtgeſteckte Zielpunkte, überlaſſen.

Der Vorwurf iſt nicht ungerechtfertigt, aber wir glauben, die Chef's werden die in dem Vorwurf ausgeſprochene Wahrheit zugeſtehen, ohne doch damit einen politiſchen Fehler einzuräumen. In der That iſt es nicht die Sache des Grafen Zamoyski, die Bewegung zu Zielpunkten zu führen, die er nur aus ſich geſchöpft hat, vielmehr giebt er ſich ſelbſt der Bewegung hin, weil er auf ſeine Mäßigung vertrauen kann. Mit Entſchiedenheit hat er alle Waffengewalt abgewehrt. Als er dem Fürſten Gortſchakow, dem General-Gouverneur von Polen, gegenüber ſtand und dieſer ihm vorſchlug, die Wirren durch einen offenen Kampf zu Ende bringen zu laſſen, antwortete er ihm: „Nein, keine Waffen! kein Aufſtand! wir werden keine Revolte machen! wir können warten!" Dies charakteriſirt ihn: aufrechtſtehen, ohne Gewaltmittel aber auch ohne Reſignation; auch das ungenügende Gute als Abſchlagszahlung hinnehmen; nach Erweiterung deſſelben ſtreben, wo dies nur irgend möglich. Und als er nach Ausbreitung der Bewegung über die polniſchen Provinzen Rußlands mit einer Eskorte von Gensdarmen nach Petersburg geführt wurde, „um ſich zu verantworten," da ſtand er vor dem Kaiſer als der natürliche Repräſentant nicht einer Politik, aber eines Landes, und treu ſeiner gehaltenen Natur brauchte er nur an die Verpflichtungen und Verſprechungen des Kaiſers Alexander I. zu erinnern.

Auch Wielopolski blieb nach Beginn der Bewegung ſeinem früher eingeſchlagenen Wege und ſeinem Temperamente treu: er ſtrebt nach Thätigkeit, nach Macht; er will nicht Mittelpunkt der Volksſtrömung ſein: er will ſie dirigiren, anfachen, dämpfen, je nachdem. Zunächſt wurde er Direktor des öffentlichen Unterrichts — da verlangen die inneren Angelegenheiten einen energiſchen Leiter: er übernimmt das Innere; die Juſtizverwaltung verlangt eine ſtarke Hand: er übernimmt die Juſtiz. Er hat keine Hülfsarbeiter, er iſt allein, er fühlt die Leere rings um ihn her — aber er genügt Allem und trotzt Allen. Er löſt die Ackerbaugeſellſchaft auf, er kanzelt den Clerus herunter, er überwirft ſich mit den Machthabern des alten ruſſiſchen Syſtems, er tritt dem Nachfolger Gortſchakov's, dem General Suchozauett, auf das Entſchiedenſte entgegen, er weicht für einige Wochen der Militairpartei, weil er nicht neben ihr regieren will, und kehrt ſchließlich aus Petersburg zurück als der allmächtige Miniſter des Großfürſten Konſtantin. Das iſt das Leben und die Situation eines rieſigen Geiſtes, aber das iſt ſchwerlich der Weg, auf dem Dauerndes geſchaffen wird. Seine Stellung der altruſſiſchen Partei gegenüber iſt eine feſte und entſchiedene: „Er wird ſich ſeinen Platz ſchaffen" ſagte man eines Tages in Petersburg, als die Ceremonien-Meiſter am Hofe von Petersburg nicht wußten, unter welcher Rubrik ſie dieſe Perſon ohne Rang, ohne Uniform, im ſchwarzen Frack, einreihen ſollten; — und in der That im Augenblick des Empfanges ſchaffte er ſich ſeinen Platz: er trat ruhig unter das diplomatiſche Corps, wie der Repräſentant einer fremden Nation. Wenn er von den Beziehungen des Kaiſers zum Königreich ſpricht, nennt er ihn ſtets den König; er hält ſehr entſchieden die Gränze aufrecht zwiſchen den polniſchen Angelegenheiten und denen des Kaiſerreichs. Er hat während ſeiner jetzigen Verwaltung eine Reihe von Einrichtungen getroffen, die, wenn ſie erſtarken, eine plötzliche Reaction nach der Seite des alten Syſtems hin erſchweren; die Organe, welche er geſchaffen, ſind nicht völlig unabhängig von Petersburg, aber ſie haben doch einen gewiſſen Grad von Selbſtändigkeit. Er will, die beiden Extreme vermeidend, eine mittlere Strömung gewinnen, er will für die Dauer Polen mit Rußland verſöhnen. Seine Abſicht wird er ſchwerlich erreichen! Wenn vor funfzig Jahren der Fürſt Adam Czartoryiski unter einem Regenten wie Alexander I. einen ſolchen Verſuch gemacht hätte, ſo mochte er vielleicht gelingen; — aber ſeitdem hat 25 Jahre lang das Regiment Nikolaus' I. die eiſerne Geißel geſchwungen.

Man hat die Rolle Wielopolski's mit der von Cavour verglichen: die Aehnlichkeits-Momente ſind gering; wie fein auch Cavour berechnete, wie energiſch er auch ſeinen einmal gefaßten Beſchlüſſen treu blieb, wie ſehr er auch in der Abtretung von Savoyen und Nizza gegen den Volkswillen handelte — in faſt allen ſeinen Gedanken und Entſchlüſſen war er liberal und italiäniſch, wie das Volk ſelbſt; die Maſſe der Nation und ſelbſt die Mazziniſten rechneten ihn zu den Italianiſſimi — Wielopolski ſteht allein; die wenigen perſönlichen Freunde oder Geſinnungsgenoſſen, die ihn anfangs unterſtützten, haben ſich zurückgezogen, und die Maſſe ſteht ihm entſchieden feindlich gegenüber.

Durch Iſolirung wird auch der klarſte Kopf und der ſtärkſte Wille von der Bahn abgedrängt, die er ſich vorgeſchrieben, am meiſten ein Politiker, der einer ganzen Nation gegenüberſteht. Wer ein Volk umformen will, der muß es gewinnen können; wer auf das Gewinnen verzichtet oder es nicht vermag, dem bleibt nur die Gewalt. Wielopolski wird in der That durch den Fanatismus der extremen polniſchen Partei immer weiter nach der Seite des Militair-Regiments hingedrängt. Wenn er in ſeinem Wagen durch die Straßen fährt, wenn er in ſeinem Hauſe weilt, muß er ſich von ruſſiſchen Gensdarmen umgeben laſſen; die militairiſche Occupation Warſchaus wird eine permanente, er kann es nicht ändern. Die Anweſenheit Zamoyski's konnte er nicht mehr ertragen; das einzige Verbrechen deſſelben beſtand darin, daß er immer noch der lebendige Ausdruck einer maßvollen, aber entſchiedenen Idee blieb, die vor Wielopolski keine Gnade gefunden hatte; denn auch ſeine erbittertſten Feinde werden ihm keine That der Revolution, oder gar der Conſpiration gegen die beſtehende Verwaltung vorwerfen können. Er wurde zum Großfürſten gerufen und bedeutet, daß er nach Petersburg reiſen müſſe, um ſich vor dem Kaiſer zu verantworten; zwei Stunden darauf entführte man ihn aus ſeinem Hauſe nach Petersburg zu einer Unterredung mit Alexander. Die Einzelheiten dieſer Unterredung ſind natürlich nicht bekannt geworden, aber was von derſelben in Petersburg in die Oeffentlichkeit drang, entſpricht ſehr wohl dem Charakter der beiden einander gegenüberſtehenden Perſonen: der Eine unſicher und ſtockend, der Andere mit warmem, aber gehaltenem Wort die Sache ſeines Vaterlandes führend. Der Kaiſer ſchien die Unzufriedenheit der Polen zu begreifen und zugleich das Mißgeſchick, welches auf ſeine Regierung drückte, zu beklagen, aber er ſagte doch: es gäbe für die Regierung Polens kein anderes Mittel, als das Schreckensſyſtem ſeines Vaters. Der Graf Zamoyski entgegnete, daß dieſes Syſtem wenig genützt hätte, und erinnerte an die Verſprechungen Alexander's I., aber Alexander II. wollte davon Nichts hören; übrigens wiederholte er mehrere Mal, daß er Gott bitten würde, ihn zu erleuchten. Er beendete die Unterredung mit den Worten: „Ich halte Sie nicht feſt, nicht in Petersburg, nicht in einem Gefängniß; ich will aus Ihnen keinen Märtyrer machen. Sie werden in's Ausland gehen und ich hoffe, Sie werden mich nicht als einen Feind behandeln!" — „Sire," entgegnete der Graf Zamoyski, „ich nehme Ihr Verſprechen mit, daß Sie Gott bitten werden, Sie zu erleuchten!"

Der Graf Zamoyski lebt im Ausland, der Marquis Wielopolski iſt allmächtig in Warſchau zurückgeblieben; er hat vielleicht freier aufgeathmet, ſeitdem er nicht mehr der feſten und gehaltenen Perſönlichkeit in den Kreiſen ſeines Wirkens begegnet — aber die Idee, welche von dieſer Geſtalt vertreten worden, iſt aus Warſchau nicht gewichen. Vor zwanzig Jahren war der Graf Zamoyski der praktiſche Mann, ganz in Geſchäften, während der Marquis Wielopolski als düſterer und verbitterter Idealiſt in Unthätigkeit brütete. Heut' iſt Wielopolski der Mann der Situation, und Zamoyski iſt, in unfreiwilliger Muße, vom Vaterlande fern!

* Die bekannten Mord-Anfälle in Warſchau, die zum Theil gegen Wielopolski ſelbſt gerichtet waren, und noch mehr die neueſten Ereigniſſe in Polen haben wohl nicht dazu beigetragen, dieſe Anſicht in Bezug auf die „heilige Stimmung" der Polen zu rechtfertigen. D. R.

Digitized by Google

# Rußland.

## Die Tataren von Kaſan.

Unter den Bewohnern dieſer Stadt unterſcheidet das Auge des Fremden bald den Tataren an ſeinem kraftvollen, wohlgewachſenen Körper, an den ſchwarzen, lebhaften Augen, der geraden Naſe und regelmäßigen Geſichtsbildung. Seine Hautfarbe iſt nicht auffallend dunkel, oft ſogar ein ſchönes Weiß und Roth. In Gang und Miene des Tataren iſt etwas Ruhiges und Gleichförmiges, weshalb der immer unruhige und geſtikulirende, oder grimmaſſirende Ruſſe ihn ſpottweiſe Barin (feiner Herr) nennt. Er liebt die Reinlichkeit, macht wenig Worte und wer auf ſeine Redlichkeit ſich verläßt, wird ſelten getäuſcht werden. Wenn ein Tatar beim Verkaufe ſeiner Waaren bemerkt, daß der Käufer ein Ausländer iſt, ſo nennt er ihm gleich den rechten Preis, und willſt Du dann nach ruſſiſcher Sitte feilſchen, ſo ſagt er Dir: „Ich bin nicht Ruſſe, ich bin Muhammedaner, und unſer Geſetz verbietet uns, unbilligen Gewinn zu nehmen." Beſchämt ſtehſt Du mit Deinem Chriſtenglauben da und kannſt ihm Nichts entgegnen.

Auf dem Lande treiben die Tataren Ackerbau und Viehzucht, und ſelbſt die zelotiſchen Ruſſen geben zu, daß dieſes Volk, wie die Tſchuwaſchen, in der Beſtellung des Bodens viel kundiger und emſiger iſt, als das ruſſiſche. In den Städten iſt der Tatar Kaufmann, Handarbeiter oder Fuhrmann. Selten ſchwingt ſich Einer von ihnen zu den Kaufleuten erſter Gilde empor; deſto häufiger lieben ſie den Kleinhandel, und wo ſie am zahlreichſten zu finden ſind, wie z. B. in der Stadt Kaſan, da vergeht ſelten ein Tag, ohne daß Individuen dieſer Nation zu Dir kommen und Dir morgenländiſche Feuerzeuge, Seifen, Konfekte, wohlriechende Salben und dergl. zum Kaufe anbieten. Von Handarbeiten ſind Gerberei und Seifenſiederei am meiſten nach ihrem Sinne: die Seife von Kaſan iſt in ganz Rußland geſucht, und die Juften und Safiane von dorther ſind auch im Auslande berühmt. Beides iſt Arbeit der Tataren. Aber auch zu anderen Handwerken hat dieſes Volk Neigung und Geſchick, und wird man in Kaſan ſelten eine Fabrik oder Werkſtatt finden, wo nicht ein Theil der Arbeiter Tataren wären. In der Druckerei der dortigen Univerſität ſind von ungefähr zwanzig Werkleuten die meiſten Tataren (der Faktor iſt ein Deutſcher).

In Kaſan und deſſen Vorſtädten haben die Tataren zehn muhammedaniſche Gotteshäuſer (Moſchee'n). An jeder Moſchee ſind zwei, auch wohl drei Mulla's (Prediger) und ein oder zwei Aſchanti's. Seltener findet man Ahun's (etwa Pröpſte) und für das moslemitiſche Rußland überhaupt nur Einen Mufti oder Biſchof, welcher in der Stadt Ufa ſeinen Sitz hat. Dieſer, der höchſte Richter in geiſtlichen Dingen, wird von der Krone beſoldet; die übrigen muhammedaniſchen Geiſtlichen und Kirchendiener bekommen keine Gehalte; ſie begnügen ſich mit dem, was die Gemeindeglieder ihnen freiwillig geben, und erhalten auch ihren Antheil von der Armenſteuer, die jeder Mußlim alljährlich zahlen muß und ein Zehntheil ſeines Einkommens beträgt.

Der Tatar iſt, wie der Muhammedaner überhaupt, in ſeinen Religionsübungen ſehr gewiſſenhaft. Wenn er wegen Krankheit oder einer Reiſe die vorſchriftsmäßigen fünf Gebete (an fünf Abſchnitten des Tages) eine zeitlang zu unterbrechen genöthigt iſt, ſo muß er nachträglich deſto öfter beten, damit das Verlorne wieder eingebracht werde. Jeder geſunde Mann (denn Weibern iſt es verboten) beſucht den Gottesdienſt in den Moſchee'n. Zu jeder Moſchee gehört eine Schule. Auf dem Lande verſieht der Mulla auch das Amt eines Schulmeiſters, aber in der Stadt giebt es gewöhnlich eigne Lehrer, deren Mühen wie die der Mulla's mit freiwilligen Gaben belohnt werden. Die Kinder ſchickt man um ihr achtes Lebensjahr in die Schule, die ſie etwa fünf Jahre lang beſuchen, wofern ſie nicht Geiſtliche werden ſollen, denn in dieſem Falle dauert der Schulbeſuch 12—15 Jahre, worauf man die Schüler zu Erwerbung höheren Wiſſens nach der berühmten Lehranſtalt in Buchara abführt. Die Kinder kommen zum Sonnenaufgangs-Gebet in die Schule und bleiben daſelbſt den ganzen Tag, zweimal von dem mitgebrachten Proviante eſſend, der auch in einem gemeinſchaftlichen Keſſel gekocht wird. In der Schule ſitzen die Kinder am Boden, wie man in der Moſchee ſitzet. Der gewöhnliche Unterricht beſchränkt ſich auf Leſen, Auswendiglernen der Gebete und Schreiben. Da der Koran nicht anders geleſen werden kann, als in der Urſprache, d. h. der arabiſchen, und die Leſung deſſelben in der Schule unumgänglich iſt, ſo beſtrebt ſich jeder begabtere Schüler auch etwas Kenntniß von dieſer Sprache zu erlangen. Gründlicheres Studium des Arabiſchen, wie auch Kenntniß der perſiſchen Sprache, unterſcheidet den Geiſtlichen vom Laien. Aber ſchon die geringe Bildung, welche das Volk auf dieſe Weiſe erlangt, giebt den Tataren große Ueberlegenheit über den dortigen gemeinen Chriſten, und nicht klein iſt die Befriedigung eines Freundes der Aufklärung, wenn er z. B. ſieht, wie ein alter und armer Tatar Bücher in ſeiner Mutterſprache viel geläufiger lieſt, als Mancher ſeiner Altersgenoſſen von unſerem Finnland. Die Leſeluſt der Tataren giebt ſich am Deutlichſten daran zu erkennen, daß in Kaſan alljährlich Tauſende von Exemplaren religiöſer Bücher in tatar-türkiſcher Sprache und in manchem Jahre große Auflagen des Koran gedruckt werden. Andere als religiöſe, oder die Oekonomie betreffende Bücher ſind auch dieſem Volke ſeit einigen Jahrzehenden verboten. Der Cenſor der tatariſchen Bücher in Kaſan iſt ein deutſcher Profeſſor (Erdmann?). Für den Druck derſelben gab es vor einiger Zeit eine eigne Druckerei, die jedoch heutzutage nicht mehr im Gange ſein ſoll. Erwägen wir nun, daß die Tataren nicht in kompakter Maſſe, ſondern unter andern Völkern zerſtreut leben, daß es keine Art von Vereinen unter ihnen giebt und daß ſie, als ein durch Eroberung unterworfenes Volk, in vieler Hinſicht beſchränkt und ſcharf bewacht werden, ſo kann man nicht umhin, dieſem Volke ungemeine Natur-Anlagen zuzuerkennen.

Mit Einſchluß der Baſchkiren (392,000 Seelen), der Meſchtſcherjaken (80,000) und der Kirgiſen (82,000), welche drei Stämme nur Dialekte der tatar-türkiſchen Sprache reden (das ebenfalls verwandte Tſchuwaſchiſche kann nicht ein bloßer Dialekt heißen), beträgt die Zahl der (wirklich gezählten) Tataren etwa zwei Millionen. Doch ſind die Tataren Sibiriens hier nicht mit eingerechnet. (Ahlqviſt's Muistaſmia.)

---

# Nord-Amerika.

## Die Kriegführung in den Vereinigten Staaten.

Aus dem Tagebuche eines ſchwediſchen Offiziers *

Bei unſerer Ankunft in Franklin fanden wir nicht die geringſte Anhäufung von Lebensmitteln, nicht die mindeſte Vorkehrung für ein Spital, mit Einem Wort Nichts, was eine Armee bedarf, obſchon der Ort faſt drei Wochen lang von unſern Truppen beſetzt geweſen war. Das lebende Vieh, welches wir mit uns führten, war Alles, was zu haben war, und friſches Fleiſch ohne Salz und Brod bildete ſomit unſer einziges Nahrungsmittel. Für die vielen Kranken waren keine geeigneten Arzneimittel zu bekommen und ſo gingen hier viele Leute zu Grunde. Die Pferde waren gleichfalls übel daran. Die Abtheilungen, welche auf Fouragirung ausgeſandt wurden, ſahen ſich beſtändig von Guerillas bedroht und fanden zudem in der menſchenleeren Gegend ſo viel wie Nichts. Das Proviant-Fuhrwerk konnte nicht herankommen, da der Potomac durch einen mehrtägigen Regen angeſchwollen war und man erſt dann daran dachte, eine Schiffbrücke zu bauen, als die halbe Armee krank lag. General Fremont ließ ſich mit keinem Auge bei den Truppen ſehen.

Am 24. Mai ging das Gerücht, der Feind unter General Jackſon, deſſen Stärke man zu 30,000 Mann angab, habe General Banks bei Strasburg geſchlagen und marſchire auf Wincheſter und Waſhington. Banks, welcher Shields mit 8000 Mann detachirt hatte, ſtand mit etwa 9000 Mann bei Strasburg. Die wirkliche Stärke von Jackſon's Corps betrug 11,000 Mann; es war kärglich mit Munition verſehen und durch einen langen und anſtrengenden Marſch erſchöpft. Banks lag ſo ſorglos bei Strasburg, daß er nichts ahnte, bis die feindlichen Kolonnen ſeinem Lager ganz nahe waren. Er ließ augenblicklich das Lager und den ganzen Troß im Stiche und nahm ſich nicht einmal die Zeit, um auch nur eine Viertelſtunde Widerſtand zu leiſten, wodurch er wenigſtens in den Stand geſetzt worden wäre, die Magazine aller Art, die in Strasburg angelegt waren, in Brand zu ſtecken, ſondern eilte ſo ſchnell als möglich davon. In zwei Tagen war ſein Corps gänzlich zerſprengt; über 2000 Mann wurden gefangen genommen, mehrere tauſend Mann ſuchten ſich, ſo gut es ging, einen Weg durch die Wälder und nur mit 2000 Mann kam Banks, bei Harpers Ferry, über den Potomac, wo er dann, im Vertrauen auf das tiefe Waſſer, Halt machte und Athem ſchöpfte. In Waſhington, welches ſo gut wie entblößt von Truppen war, entſtand eine furchtbare Aufregung und alle möglichen Nationalgarden wurden dahin befehligt. In Baltimore, der Hauptſtadt von Maryland, machten die ſeceſſioniſtiſch geſinnten Einwohner einen Auflauf. Er wurde zwar unterdrückt, auf alle Fälle war dies aber ein ſchlimmes Zeichen der Zeit, da

* In der ſchwediſchen „Zeitſchrift und Verhandlungen der königlichen Akademie der Kriegswiſſenſchaften." (Vgl. Nr. 3 des „Magazin.")

Digitized by Google

Baltimore an der Eiſenbahn zwiſchen Philadelphia und Waſhington liegt und ein Aufſtand, wenn er erneuert wurde und glückte, nothwendig eine Zerſtörung der Eiſenbahnbrücken herbeiführen und ſo die Herbeiziehung von Verſtärkungen aus dem Norden unmöglich machen mußte.

Inzwiſchen erhielten wir Marſchbefehl und marſchirten nun Tag und Nacht bis zurück nach Petersburg, um von da nach Strasburg zu rücken, wo man hoffen konnte, General Jackſon's Armee abzuſchneiden, die, nachdem ſie einige Tage in Wincheſter ausgeruht hatte, auf Martinsburg marſchirt war, wo ſie das Eiſenbahn-Depot zerſtört und Streifpartien bis Harpers Ferry geſandt hatte. Die Straße von Franklin nach Petersburg war von den vielen Bergſtrömen aufgeriſſen und mehrere Wagen mußten verbrannt werden. General Fremont, der, ich weiß nicht aus welchem Grunde, eine Batterie an der Queue der Kolonne marſchiren ließ, mußte die zwei letzten Kanonen vernageln laſſen, da die Pferde geſtürzt und die Geſchütze nicht mehr aus dem Schlamme zu bringen waren. Wäre die ganze Artillerie vor der Bagage und den übrigen Wagen marſchirt, ſo hätte ſie recht gut fortkommen können. In Petersburg, wo wir am 27. Mai Morgens 8 Uhr ankamen, blieben wir bis Abends 9 Uhr liegen. Hier wurden alle Kranken zurückgelaſſen, die Torniſter abgelegt und daraus für fünf Tage Proviant mitgenommen; überdies folgte ein Lebensmittel-Train mit den nöthigſten Bedürfniſſen für ſechs Tage. General Fremont's ausrückende Stärke ſchätze ich, bei unſerem Abmarſch von Petersburg, auf nicht höher als 11,000 Mann. Es wurde nun, ohne eine Raſt zu machen, 9 Stunden lang fortmarſchirt, und ſo Tag für Tag in einer drückenden Hitze. Ganze Züge blieben zurück und die Kolonne verlängerte ſich in einer bedenklichen Weiſe.

In der Nacht auf den 1. Juni gingen wir, unter einem Donner- und Regenwetter, wie ich nie etwas Aehnliches geſehen habe, über das Shenandoah-Gebirge. Um 3 Uhr Morgens wurde Halt gemacht. Mehrere Tauſend Mann von allen Waffengattungen waren zurückgeblieben. Unſere Brigade, welche die letzte war, hatte ein Regiment als Bedeckung zum Troß gegeben. Bei unſerer Ankunft ſagte mir General Fremont's Stabs-Chef, die Brigade ſolle ein Regiment auf Vorpoſten geben. Als ich fragte, wohinzu? erwiederte dieſer Herr: dort vorn! „Dort vorn" iſt ein Befehl, den ich verſtehe, wenn man ſich vor den Kanonen des Feindes befindet, in einer rechfinſtern Nacht aber, wo die Blitze die einzigen Wegweiſer ſind, klingt es etwas undeutlich, was ich auch die Ehre hatte, dem Herrn Oberſten, einem verlaufenen Ungarn, zu erklären, der, wenn ihn Kaiſer Franz erwiſcht, gewiß auch befördert werden wird, nur nicht zum Oberſten. General Fremont's Stabs-Chef entgegnete, der Feind ſtehe nur vier engl. Meilen von uns entfernt und es ſei deshalb nothwendig, Vorpoſten auszuſtellen, um nicht unvermuthet angegriffen zu werden. Soweit kenne ich jetzt die Amerikaner, ſowohl die des Nordens, als die des Südens, daß ſie Gott danken, wenn es ihnen gelingt, einen Angriff bei hellem Tage auszuführen, daß ſie aber nicht daran denken, dies bei Nacht zu verſuchen. Ich ſchlug nun vor, die drei Regimenter, die wir zur Hand hatten, an den Biouaks vorüber marſchiren, ſodann halten und Patrouillen ausſenden zu laſſen; er war damit zufrieden, ſetzte jedoch hinzu, das vierte Regiment ſolle den Sicherungsdienſt in unſerem Rücken verſehen. Nun waren aber die Wagen noch ſehr weit dahinten, das Regiment, welches an ihrer Queue marſchirte, konnte ſomit erſt in vier Stunden an Ort und Stelle ſein. Warum man, wenn man einen Angriff fürchtete, nicht die Vorhut eine Stellung nehmen ließ, die wir dann bei unſerer Ankunft hätten beſetzen können, iſt eines der vielen ungelöſten Räthſel amerikaniſcher Kriegführung. Um 7 Uhr Morgens marſchirte die Brigade Cluſeret, beſtehend aus zwei ſchwachen Regimentern, die zuſammen etwa 800 Mann zählten, und einer Abtheilung Artillerie ab; die erſte Brigade unſerer Diviſion folgte, die übrigen Truppen mit der zweiten Brigade an der Queue blieben noch eine halbe Stunde länger. Kaum hatten wir uns in Marſch geſetzt, als wir Kanonendonner vernahmen. Ich muß hier notiren, daß ich bei meinem Ritt nach vorwärts im Allgemeinen ziemlich beſtürzte Geſichter ſah. In ¾ Stunden war ich an Ort und Stelle. Zwei Geſchütze aus einer der deutſchen Batterien wechſelten Schüſſe mit einer feindlichen Batterie. Die Brigade Cluſeret war vorn geweſen und hatte einige Schüſſe mit einem Bataillon Seceſſioniſten gewechſelt, war aber ſofort wieder zurückgegangen. Ihr Kommandant konnte ſie nicht vorwärts bringen. Nun kam auch Buels Batterie heran und der Feind zog ſich zurück. Wir hatten einige Pferde todt und etliche 20 Mann verwundet. Lieutenant W.,* welcher ſich im Gefolge des Oberſten Cluſeret befindet, war hier zum erſten Mal im Feuer und ſehr ungehalten darüber, mit ſolchen Leuten debütiren zu müſſen. Unterdeſſen kam das Gros heran und General Fremont ließ Halt machen. So blieben wir den ganzen Tag ſtehen. Als Grund dafür gab man an, wir würden Tags darauf in Strasburg Verſtärkung von Mac Dowell's Corps erhalten. Wozu bedurfte es aber einer Verſtärkung, da wir ebenſo ſtark wie der Feind waren, und wenn wir vorrückten, ihn in der Ebene bei Strasburg angreifen konnten, während der Feind, welcher ein paar Tauſend Gefangene mit ſich führte, eine nicht unbedeutende Abtheilung zur Bewachung derſelben zurücklaſſen mußte und wir ihm dadurch überlegen wurden. In Strasburg ſtießen zwar 900 Mann Reiterei und 400 Mann Infanterie zu uns, aber an dem gleichen Tage traf auch General Lee mit 10,000 Mann bei General Jackſon ein, ſo daß dieſer nun an der Spitze einer Armee von 21,000 Mann ſtand.

In der Nacht auf den 2. hatte eine unſerer Reiter-Patrouillen einen Zuſammenſtoß mit einer feindlichen Patrouille gehabt. Als wir am Morgen an die Stelle kamen, wo das Scharmützel ſtattgefunden hatte, fanden wir unter Anderen einen jungen Lieutenant unſerer Reiterei da liegen, der einen Schuß durch das rechte Bein erhalten hatte. Er erzählte, ein Georgia-Regiment habe ihn anfhängen wollen, da ſei General Aſhby dazu gekommen, habe die That verhindert, ihn verbunden, ſei die ganze Nacht über bei ihm ſitzen geblieben, um verſichert zu ſein, daß ihm Nichts geſchehe, und habe ihn erſt verlaſſen, als er den Trab unſerer Pferde hörte. Dieſer Aſhby, welcher vier Tage ſpäter bei Harriſonburg fiel, war ein kühner Mann und guter Reiter. Es that Vielen von uns leid, daß er fiel. Es war Einer der wenigen edeln Charaktere und wirklich tapferen Männer in der konföderirten Armee.

Bei Strasburg erhielt ich die Erlaubniß, die Vorhut begleiten zu dürfen, welche aus der erſten Brigade unſerer Diviſion beſtand, die General Stahel kommandirte, bei welchem ſich auch C.* befand, der es nicht länger in General Fremont's Stab aushalten konnte. Dieſe Brigade beſtand aus fünf Infanterie-Regimentern, zuſammen höchſtens 2600 M., zwei Batterien und 1500 Mann Reiterei, die ihren eigenen Kommandanten hatte. Auf's Neue vernahm ich nun den Donner des Geſchützes. Als ich an die Tête der Infanterie gelangte, begegnete ich C., der eben um ein Haar gefangen genommen worden wäre. Er hatte eine Batterie begleitet, die unter der Bedeckung von 1000 Mann Reiterei über die Infanterie hinausgerückt war, um die feindliche Nachhut zu beſchießen, welche man, nach Ausſage von Gefangenen, ziemlich in der Nähe vermuthete. C. und ein Oberſtlieutenant, der Artillerie-Chef in Fremont's Corps war, ritten eine kurze Strecke vor der Batterie. In dem Augenblick, als ſie in einem Forſte an eine Krümmung der Straße kamen, wurden ſie durch eine feindliche Infanterie-Abtheilung (welche C. auf 200 Mann ſchätzte) unangenehm überraſcht. Der Feind erhob ſich plötzlich vom Boden und gab ihnen eine Salve. Das Pferd des Oberſtlieutenant fiel und er ſelbſt ſprang in den Wald hinein. C. kehrte raſch um, um die Reiterei vorzuholen, traf aber unterwegs auf ſechs bewaffnete Neger, die auf nahe Entfernung auf ihn ſchoſſen, jedoch glücklicherweiſe ohne zu treffen. Er gab Einem von ihnen im Vorbeijagen einen Hieb in's Geſicht und war in einigen Minuten bei unſerer Batterie, wo man ihm ſagte, daß die ſämmtliche Reiterei beim Knattern der Salve Reißaus genommen habe. Wir zogen nun die Infanterie vor und ließen die Geſchütze weiter rücken. Inzwiſchen aber hatte der Feind einen bedeutenden Vorſprung gewonnen. Er erwiederte unſer Feuer aus zwei Haubitzen, aber ſchwach. Auch die Wirkung unſerer Artillerie war unbedeutend. Wenn unſere Reiterei etwas getaugt hätte, hätten wir die zwei Haubitzen mit der größten Leichtigkeit nehmen und ihre Bedeckung niederhauen können. Eine der feindlichen Granaten ſprang in einem Bauernhofe und verſtümmelte zwei Frauenzimmer, die eben an ihrem Nähtiſche ſaßen, in fürchterlicher Weiſe. Sie wurden ſogleich amputirt.

Wir marſchirten nun weiter durch Woodſtock nach Edinburgh, wo die Brücke über den Shenandoah in Brand ſtand. Es vergingen einige Stunden, bis die Brücke ſoweit wieder hergeſtellt war, daß die Infanterie ſie paſſiren konnte. Reiterei und Artillerie wateten hindurch, die Munitionskiſten wurden in Booten übergeführt. Die Einwohner, welche für Jackſon's Truppen ein großes Mittagsmahl gehabt hatten, wollten an uns nicht einmal für Geld Brod verkaufen. Zum erſten Male brauchte ich das Recht des Stärkeren und ließ ein Haus durchſuchen, deſſen Bewohner man mir als reiche Leute ſchilderte, worauf auch das koſtbare Möblement deutete. Wir fanden Alles, was wir bedurften. C. und ich banden ein Jeder vier große Brode auf die Pferde, um wenigſtens in den nächſten paar Tagen nicht hungern zu müſſen. Es war der 4. Juni. Sieben engliſche Meilen von Edinburgh kam wieder eine Brücke über den

* Ein ſchwediſcher Offizier.

* Gleichfalls ein ſchwediſcher Offizier.

Digitized by Google

Shenandoah.* Es begann zu regnen, und wenn die Mount Jackſon-Brücke, welche vor uns lag, abgebrannt war, ſo wurden wir einen ganzen Tag aufgehalten. Man ſchickte deshalb ſämmtliche Reiterei, gegen 2000 Pferde, im Trabe vor, um den Feind am Zerſtören der Brücke zu hindern. Die Artillerie hatte den Fluß noch nicht paſſirt. Ein Oberſt, Namens Windham, ein Engländer und beurlaubter piemonteſiſcher Major, mit dem ich bekannt war und der eines unſerer Reiter-Regimenter kommandirte, fragte, ob ich nicht mitwollte. Ich erwiederte: Ja, wenn Sie mir verſprechen, daß Sie an der Brücke Ihre Reiter abſitzen, die Pferde kuppeln und mit ihren gezogenen Karabinern den Feind verjagen laſſen wollen, wenn er noch an der Brücke ſteht. Er bemerkte, daß er nicht den Befehl über das Ganze habe und ſomit Nichts verſprechen könne. Ich zog deshalb vor, nicht mitzugehen, ſondern den Uebergang der Artillerie abzuwarten.

Wenn die feindliche Infanterie und Artillerie am andern Ufer ſtanden, wie konnte dann aufgeſeſſene Reiterei jene hindern, die Brücke in aller Ruhe zu zerſtören? und ſtanden ſie noch dieſſeits, ſo war gleichfalls klar, daß ſie Reiterei in gehörigem Abſtand halten würden. Hätte man dagegen dieſe Reiterei, welche zu Pferde nichts taugte, abſitzen laſſen und an dem waldigen und ſteilen Flußufer als Plänkler verwendet, ſo würde es ein kitzliches Geſchäft geworden ſein, an der Zerſtörung der Brücke zu arbeiten.

Nachdem wir den Fluß mit unſeren beiden Batterien paſſirt hatten und etwa eine engl. Meile weit gefahren waren, ſtießen wir auf einen Eilboten, der uns erſuchte, uns zu beeilen, indem die Reiterei bei Mount Jackſon den feindlichen Granaten ausgeſetzt ſei und die Brücke brenne. So trabten wir zu, galoppirten auch dazwiſchen, wo der Weg eben war, und waren in 35 Minuten in Mount Jackſon. Unterwegs ſtießen wir auf etliche und 70 von den von Banks gefangen genommenen Soldaten, denen es gelungen war, ſich zu ranzioniren. In dieſen Tagen hatten wir von Jackſon's Armee 400 Gefangene gemacht, die ſämmtlich vor Müdigkeit zurückgeblieben waren. Als wir durch die Stadt rückten, lag unter Anderm eine alte Frau an einem Fenſter und rauchte ihre Pfeife. Die niedere Volksklaſſe in Virginien raucht ſehr ſtark. Mein Tabak war zu Ende. Ich hielt deshalb einen Augenblick an und fragte die Alte, ob ſie unioniſtiſch ſei? Sie bejahte es. Nun dann geben Sie mir eine Hand voll Tabak und Feuer, ich glühe wie ein Ofen und da drunten möchte ich kalt ſein, und der Tabak beruhigt. Die Alte gab mir Tabak, machte das Zeichen des Kreuzes über der Pfeife und bat mich, bald wieder zu kommen, wobei ſie bemerkte, ihr ſeliger Mann habe immer geſagt, der Tabak mache den Menſchen philoſophiſch.

Als wir aus der Stadt gekommen waren, begannen die Kanonenkugeln den Boden um uns her aufzureißen. Wir fuhren indeſſen weiter hinab, protzten auf einer Höhe in der Nähe des Fluſſes ab, und brachten das feindliche Geſchütz bald zum Schweigen. Seine Granaten gingen über uns weg und ſchlugen in die Reiterei, welche hinter uns im Thale ſtand, ohne übrigens Viele zu tödten. Der Regen floß in Strömen und das Waſſer ſtieg während der Nacht bedeutend. Sobald unſere Brücken-Equipage heran war, begann man eine Brücke zu ſchlagen. Die feindliche Reiterei, welche ſich da und dort zeigte, wurde von den Kanonen in Reſpekt gehalten und machte keinen Verſuch, unſern Uebergang zu ſtören. Am 5., Morgens 11 Uhr, war die Brücke fertig, wir marſchirten 9 engl. Meilen und bivouakirten in der kleinen Stadt New-Market.

In Alt-Jackſon befanden ſich zwei große Holzhäuſer, wovon das eine noch nicht fertig und von den Seceſſioniſten zum Spital beſtimmt geweſen war. Ungeachtet man wußte, daß wir in etwa drei Tagen, wo nicht früher, eine Schlacht haben würden, wurden die Verwundeten nur mit einem einzigen amerikaniſchen Arzte hier, der ſie beſorgen ſollte, zurückgelaſſen, ohne daß der kommandirende Offizier ſoviel Vorausſicht hatte, um irgend ein Dienſtperſonal zur Verfügung dieſes Arztes zu ſtellen, damit, ſoweit Zeit und Umſtände es geſtatteten, die leeren Gebäude zur Aufnahme der Verwundeten eingerichtet, Betten beigeſchafft würden. Bei unſerer Rückkehr nach Mount Jackſon, am 12., erfuhr ich von den Kranken, daß der Arzt ſie in der ganzen Zeit nur ein einziges Mal beſucht habe, wo er ihnen ſagte, er habe keine Arzneimittel. Die Meiſten von ihnen waren um dieſe Zeit bereits geſtorben.

Am 6. wurde nach Harriſonburg marſchirt und Halt gemacht — man ſagte, der Feind wolle jenſeits der Stadt Stand halten. Inzwiſchen war es gegen 4 Uhr, ſo daß, wenn der Feind wirklich ein Gefecht anbot, es ziemlich ſpät wurde, da es noch ein paar Stunden brauchte, bis die Armee geſammelt und aufgeſtellt war. Es wurden nun wieder 800 Mann Reiterei vorwärts geſchickt. Ungefähr eine halbe Stunde ſpäter hörten wir einige Kanonenſchüſſe, und bald darauf kam die Reiterei in größter Unordnung zurück, Viele ohne Kopfbedeckung, Andere blutig und zerhauen. Das eine Regiment hatte ſeinen Oberſten und ſeine Fahne im Stiche gelaſſen. Sie waren aber auch ſchlecht geführt geweſen. Gleich vor Harriſonburg draußen hatte der Feind die Landſtraße verlaſſen und einen ſchmalen und ſchlechten Weg eingeſchlagen, der zu einer Brücke über den Shenandoah* führte, dem wir uns nun zum dritten Male näherten. Die Reiterei marſchirte ohne die geringſte Vorſichtsmaßregel in den Wald, welcher etwa zwei engl. Meilen vorwärts Harriſonburg liegt. Die feindliche Infanterie, welche ſich in dem Wald verſteckt hatte, ließ die Reiterei getroſt herein; erſt dann begannen die Kugeln von allen Seiten zu hageln und Geſchütze begrüßten ſie von vorn. Nur 20 Mann, unter einem deutſchen Lieutenant Namens Bonin, hielten Stand, alle Andern machten Kehrt und wurden von der feindlichen Reiterei verfolgt, welche Bonin übrigens auf dem ſchmalen Wege ſo lange aufhielt, daß die Andern entwiſchen konnten. Hier wurde Aſhby durch die Bruſt geſchoſſen, und ich vernahm am 8. Morgens von einem Landwirth, daß er eine halbe Stunde ſpäter in ſeinem Hauſe geſterben ſei. Bonin iſt, ſoviel ich weiß, für dieſes brave Verhalten, nicht befördert worden, wahrſcheinlich deshalb, weil er — er ritt nämlich beim Angriff am Ende der Kolonne — den Einen von zwei amerikaniſchen Offizieren, welche auf demſelben Pferde entwiſchen wollten, mit dem Säbel in der Hand zwang, abzuſitzen und ein Pferd zu beſteigen, das ohne Reiter daher ſprang. Da Bonin inzwiſchen melden ließ, daß ſich feindliche Reiterei in bedeutender Stärke nahe, wurden vier Compagnien von Cluſeret's Brigade, nebſt den 400 Mann Infanterie, welche General Mac-Dowell geſandt hatte, vorgeſchickt. Die letzteren machten ihre Sache gut und vertrieben die feindliche Infanterie aus dem Walde; die Reiterei machte Kehrt, ſobald ſie ſie nur erblickte und die Artillerie war gleichfalls zurückgegangen. Eine Batterie von uns warf nun auf's Gerathewohl ein paar Granaten in den Wald, erhielt aber keine Antwort. Cluſeret's Leute fanden mehrere Säcke mit Reis, nahmen dieſe Trophäen auf den Rücken und kehrten zurück, während ſie es Mac Dowell überließen, den Wald zu ſäubern und unſere Verwundeten zurückzubringen. Dieſe 400 Mann waren Amerikaner und die beſten Soldaten, die ich noch von dieſer Nation geſehen hatte. Ruhige und gute Schützen, verſtanden ſie ſich auf's Plänkeln. Einer von ihnen erhielt ſieben Kugeln durch das Bein, ohne daß eine den Knochen berührte; es war eine der merkwürdigſten Wunden, die ich noch geſehen. Wir verloren 80 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen von der Reiterei, und hatten 50 todte und verwundete Artilleriſten. Unter den Gefangenen war Oberſt Windham und ein Major der Reiterei.

Inzwiſchen war der Proviant ausgegangen, und wir mußten den ganzen 7. bei Harriſonburg liegen bleiben, um eine Zufuhr von Lebensmitteln auf drei Tage zu erwarten. Sie erſchien erſt gegen Abend, ſtatt aber drei Tages-Rationen zu bringen, hatte ſie nur welche für einen halben Tag. Am 8., gegen 8 Uhr Morgens, brachen wir auf und ſchlugen den gleichen Weg ein, wie vorher der Feind. Er war ſumpfig, und da ihn erſt kürzlich Jackſon's Armee paſſirt hatte, an mehreren Stellen ſo ſchlecht, daß wir viel zu thun hatten, um die Kanonen fortzubringen. Es wurde in folgender Ordnung marſchirt: die Brigade Cluſeret, die Brigade Stahl mit zwei Feldbatterien und eine Batterie Berghaubitzen, dann die dritte Brigade, an die ich mich jetzt wieder anſchließen mußte, mit ihrer Batterie, die Brigade Milroy mit einer Batterie, die Brigade Schenk mit zwölf Batterien und die zweite Brigade unſerer Diviſion. Die Reiterei marſchirte nach der gewöhnlichen Methode an der Spitze, bis unſere Plänkler gegen 10 Uhr in's Gefecht kamen und bald darauf auch die Artillerie. Der unglückliche Cluſeret war abermals außer Stande, ſeine Leute vorwärts zu bringen, ein ſo gutes Beiſpiel er auch ſelbſt gab. Die Garibaldi-Garde aus Blenker's Diviſion ging um ſie herum und trieb die feindlichen Plänkler zurück, vielleicht allzuheftig, denn nachdem ſie ein großes Getraidefeld überſchritten, wurden ſie im Walde dahinter durch die Salven von vier feindlichen Bataillonen begrüßt. Der Feind ſchien hier feſten Fuß gefaßt zu haben; es war 5 engliſche Meilen von Harriſonburg und 7 Meilen von Port Republican, wo eine Brücke über den Shenandoah war, die von General Shields bewacht wurde, welcher mit 4000 Mann am linken Flußufer herab von Front Royal hergerückt war.

Das Terrain war waldig und durchſchnitten. Vor uns lagen bedeutende Weizenfelder, in der Länge von einer engliſchen Meile, welche in zahlreiche Hofgüter abgetheilt waren. In ihrer Mitte dehnte ſich ein

* Der Karte nach, ſind es mehrere parallel laufende Nebenflüſſe des Shenandoah.

* Ein neuer Nebenfluß.

Digitized by Google

1000 Schritt langes und 400 Schritt breites Gehölz. Die erſte Brigade marſchirte mit zwei Bataillonen rechts und zwei Bataillonen links von der Straße in Doppelkolonne.

Das fünfte Regiment war bereits mit ſeinen Plänklern voran. Einer von General Fremont's Adjutanten ertheilte uns den Befehl, wenn wir heran wären, in derſelben Richtung zu marſchiren, wie die erſte Brigade. Ich mußte dem Adjutanten nachreiten und fragen, was wir mit der Batterie anfangen ſollten? Er ſagte, er wiſſe es nicht, ebenſowenig wußte er, wo General Fremont war, der überhaupt Niemand, der im Schußbereich des Feindes ſich befand, geſehen hatte. Wir marſchirten alſo gleichfalls mit zwei Bataillonen auf jeder Seite der Straße in Doppel-Kolonne, die Batterie auf der Straße ſelbſt. General Bohlen fing bereits an, den Kopf zu verlieren; er gab mir zuerſt den Befehl, unſern linken Flügel zu führen und gleich darauf den, auch den rechten zu führen. Ich ließ die Plänkler des 58. Regiments, welches Chrzyzanowski befehligte, vorgehen und ſich in Verbindung mit denen des rechten Flügels ſetzen, um auf gleicher Höhe mit dieſem zu bleiben. Nun ertheilte mir Bohlen den Befehl, ſofort mit dem linken Flügel vorzurücken, und ritt ſelbſt nach dem rechten, wo ſich ſeine zwei Adjutanten befanden. Es war mir ſehr angenehm, bei Chrzyzanowski bleiben zu dürfen, der ein muthiger und tüchtiger Mann iſt.

Wir marſchirten ungefähr 10 Minuten, wobei uns die hohen und in aus- und einſpringenden Winkeln geführten Hof-Einzäunungen ſehr behinderten. Nun trat der Wald zwiſchen uns und die Straße. Wir machten Halt, um abzuwarten, bis unſere beiden andern Regimenter und die Artillerie heran wären. Ich machte Chrzyzanowski den Vorſchlag, die Bataillone zu deployiren und mit Zügen durch die Flanke vorzurücken, damit wir ſo leichter vorrücken könnten. Dieſes einfache Manöver wurde ſofort verſucht, aber die meiſten Zugs-Kommandanten machten es falſch. Ich fragte Chrzyzanowski, wie viel brauchbare Offiziere er habe? Brauchbar nach europäiſchen Begriffen waren nur zwei Capitains. Ich ſchlug nun vor, eine Art Compagnie-Kolonnen zu bilden, ſo daß wir vier von den acht Compagnien des Regiments in der Mitte vereinigten und zwei auf jedem Flügel marſchiren ließen, wobei der Oberſt die Mittelkolonne und die beiden brauchbaren Capitains die Flügel-Kolonnen kommandiren und die Spitzen derſelben Plänkler vornehmen ſollten.

Wir wollten dies gerade verſuchen, als einer von Fremont's Adjutanten, der einzige, den ich in dem Gefechte ſah, herankam, und in General Stahl's Namen verlangte, daß General Bohlen ein Regiment zur Kanonenbedeckung abgeben ſollte, und in Folge deſſen die erſte Brigade ſich zurückziehen müßte. Gewehrſalven und Kanonenſchüſſe donnerten nun gerade vor uns und zu unſerer Rechten. General Bohlen war nicht da und ich fragte Chrzyzanowski, ob man auf Erlaubniß oder Befehl warten ſolle, da die Hülfe nöthig ſei. Er erwiederte Nein! und ließ dem General Stahl durch den Adjutanten ſagen, daß er ſofort dahin marſchiren würde, während er ſeinen Regiments-Adjutanten abſchickte, um General Bohlen aufzuſuchen und ihm den Stand der Dinge zu melden.

Wir marſchirten gerade dahin, wo die Schüſſe donnerten. Ueberall ſtießen wir auf Verwundete und das gewöhnliche traurige Schauſpiel zuſammengeſchoſſener Menſchen; der Eine ſchrie nach Waſſer, der Andere nach dem Arzt; ein Dritter nach ſeinem Freunde — ja, ja, die Medaille hat ihre Kehrſeite. Als wir auf eine Wieſe gekommen waren, deployirten wir während des Marſches. Hier ſtießen wir zuerſt auf das 8. und 27. Regiment, die bedeutend zuſammengeſchmolzen waren; ſodann in einem kleinen Thal, das wir durchzogen, ehe wir in den Wald eindrangen, auf das 45. Regiment, welches, ſtatt die Stelle der Andern einzunehmen, gleichfalls zurückgegangen war. „Die Artillerie hat uns verlaſſen," rief der Oberſtlieutenant deſſelben. Dieſer Herr hätte ſchon wegen ſeines Verhaltens am 2. Dezember im Annathale kaſſirt werden ſollen. Ein Artillerie-Offizier kam nun und bat, wir möchten uns beeilen, da das Regiment Kalb, welches den Verſuch gemacht habe, den Feind, der den Kanonen zu nahe gekommen, zurückzutreiben, von einer ganzen feindlichen Brigade zurückgedrängt werde; ſchon ſei ſein Oberſt verwundet....*

Ein neuer General, der bis dahin noch nicht Soldat geweſen, war angelangt. Als Beiſpiel von der hieſigen Beförderungsweiſe muß ich dieſe Sache erwähnen. Es war ein Mann von Fremont's Partei, der als ein Deutſcher von Geburt, durch Intrigue und politiſche Reden auf die deutſche Bevölkerung im Weſten bei der Präſidentenwahl zu Gunſten Lincoln's eingewirkt hatte, wofür er mit einem Miniſterpoſten bezahlt wurde. Inzwiſchen aber hatte er ein halbes Jahr Urlaub von ſeinem diplomatiſchen Amte erhalten, um den Krieg mitzumachen. Aller warnenden Exempel ungeachtet, die dagegen ſprachen, einem Nicht-Militair eine höhere Befehlshaberſtelle zu geben, ſollte dieſer Mann nun eine Diviſion kommandiren, zu deren Bildung man eine Brigade aus Blenker's Diviſion nehmen wollte, vermuthlich eine Art Vorausbezahlung für künftig zu leiſtende Dienſte. Ich habe alle Achtung vor einer Perſon, die ihr Leben für ihr Land oder die Aufrechthaltung der Grundſätze deſſelben einſetzen will; ich muß es aber gewiſſenlos nennen, wenn man ſich aus irgend einem Grunde an eine Stelle drängt, auf der man nicht im Mindeſten zu Hauſe iſt. Zu Anfang des Kriegs war es zu entſchuldigen, daß man die höheren Stellen in der Armee Civiliſten anvertraute; jetzt aber wäre es wohl beſſer, zu den Militairs zu greifen, die man einmal hat.

Jackſon marſchirte auf Richmond und Alles ſah danach aus, als ob Fremont's Corps einen ganzen Monat, ja, vielleicht nie mehr — je nachdem die Sachen vor Richmond gehen — einen Feind zu Geſicht bekommen würde. Es fehlte den Truppen an Schuhen, an Kleidern, an Munition und Lebensmitteln. Für die Verwundeten und Kranken war gar nicht geſorgt. Viele gaben all ihr Weißzeug an die Verwundeten. Aber es war auch ein amerikaniſcher General da, der nichts geben wollte, weil er nicht begreifen konnte, was die Verwundeten mit ſo feinem Weißzeug thun ſollten. Es war dies ein Beiſpiel von Herzloſigkeit und Mangel an Kameradſchaft, wie man ſie bei den Amerikanern ſo häufig findet.

Eines Tages war in General Bohlen's Zelt die Rede von dem kürzlich ſtatt gehabten Treffen bei Croß-Heyt. General Bohlen's Adjutant, ein Deutſcher, von deſſen früherem Leben ich nichts weiß, der aber von dem General als ein großer Taktiker und Stratege angeſehen wurde, weil er einen Auszug aus der preußiſchen Soldaten-Inſtruction hatte drucken laſſen, erzählte ganz ruhig, wie ein Adjutant von General Stahl* ihn gebeten habe, General Bohlen zu ſagen, daß die zwei Regimenter, welche den rechten Flügel unſerer Brigade bildeten, vorrücken möchten, da ihre Anweſenheit auf dem Kampfplatz höchſt nöthig ſei. Er ſetzte hinzu: ich fragte den Adjutanten, wohin denn die Regimenter gehen ſollten? welcher im Forteilen rief: „Welche Frage! Hören Sie denn die Gewehrſalven gerade vor ſich nicht, und wenn Sie nicht hören, ſo ſehen Sie doch wohl die Verwundeten, die hier zurückgetragen werden. Marſchiren Sie dahin, wo jene herkommen!" Zu dem General gewendet, fuhr Jener fort: „Welche Albernheit! nach dem Knallen der Schüſſe zu marſchiren! Ich hielt es auch nicht der Mühe werth, Ihnen etwas davon zu ſagen." — Ich erwartete, daß man den Adjutanten auf der Stelle fortjagen würde, aber der General ſagte kein Wort. Inzwiſchen erwiederte ich, daß Jeder, der die Kriegsgeſchichte kenne, auch wiſſe, daß man jederzeit nach dem Kanonendonner marſchirt ſei. Der Adjutant beſtand auf ſeiner Anſicht, indem er hinzuſetzte: man brauche nicht in einer Kriegsſchule geweſen zu ſein, um ſeiner Anſicht beizuſtimmen. Dies galt natürlich mir. Der General ſagte mir, man müſſe auch andern Offizieren ihre Anſicht laſſen, dies ſei eines Jeden Recht in Amerika. Dies veranlaßte mich, dem General und Jedem, der es hören wollte, offen zu erklären, daß die Anſicht, welche ich in der ſchwediſchen Armee eingeſogen und erſt kürzlich in der franzöſiſchen Armee befeſtigt habe, dahin gehe, daß der ein ſchändlicher Wicht, ein Feigling und Verräther ſei, der, an einem Schlacht-Tage, Blut und Pulverdampf nicht als Wegweiſer anſehe. Weit entfernt, etwas darauf zu erwiedern, ſchwieg die ganze Geſellſchaft ſtill, und am folgenden Morgen war General Bohlen, mit dem ich ſchon vorher auf einem ſehr freundſchaftlichen Fuße geſtanden hatte, womöglich noch freundlicher, als ſonſt.

## Deutſchland und das Ausland.

### Eine Sammlung von Göthe's Schriften über Kunſt.**

Wir können das Gefühl der Enttäuſchung nicht verbergen, das uns bei dem Durchblättern dieſes Buches überkommen hat. Herr Chriſtian Schuchardt, als mehrjähriger Secretär Goethe's, als Verwalter, Ordner und Beſchreiber der Goethe'ſchen Kunſtſammlungen wohlbekannt, verſpricht in dieſer Veröffentlichung allen Kunſtfreunden zum erſten Male

* Wir müſſen hier in der Beſchreibung des Gefechtes abbrechen, da uns der für die einzelnen Artikel zugemeſſene Raum die weiteren Details nicht verſtattet. Den Schluß des Artikels laſſen wir jedoch folgen. D. R.

* Vermuthlich der vorhin erwähnte ſchwediſche Offizier C.

** Goethe's italiäniſche Reiſe, Aufſätze und Ausſprüche über bildende Kunſt Mit Einleitung und Bericht über deſſen Kunſtſtudien und Kunſtübungen. Herausgegeben von Chriſtian Schuchardt. Erſter Band. Stuttgart, Cotta'ſcher Verlag 1862. Gr. 8° XVIII und 633 S.

Digitized by Google

dasjenige vereinigt zu bieten, was Goethe zu ſeiner eigenen Ausbildung in Kunſt und Kunſtkenntniß gethan und was er zur Förderung Anderer dann in ſeinen Schriften niedergelegt hat. Wenn nun auch der vorliegende erſte Band ſich ſchon durch den Titel als weſentlich der italiäniſchen Reiſe gewidmet erweiſet, ſo durfte man ihn doch mit der ſicheren Erwartung in die Hand nehmen daß das Verhältniß, in dem der Herausgeber zu Goethe geſtanden hat, die Beziehungen, die zwiſchen der Goethe'ſchen Familie und ihm beſtehen, dem Publikum neue Quellen der Belehrung und des Genuſſes eröffnet haben möchten. Wir geſtehen insbeſondre, daß uns die freudige Hoffnung erregte, es möchten hier die Briefe unſeres großen Reiſenden, aus deren Fragmenten die „italiäniſche Reiſe" zum größten Theile beſteht, zum erſten Male vollſtändig vereinigt, oder doch manches aus ihnen zugänglich gemacht worden ſein, gegen deſſen Veröffentlichung jetzt nicht mehr die Rückſichten und Bedenken obwalten können, die man zur Zeit der erſten Ausgabe billig haben durfte. Jedenfalls war man von dem ehrenwerthen Rufe des Herausgebers als Kunſtſchriftſteller, und von der Liebe, die ihn für das Andenken ſeines hohen Förderers beſeelt, zu der Erwartung berechtigt, daß der Bericht, den er über Goethe's Kunſtſtudien und Kunſtübungen abzulegen verhieß, uns ein vollſtändiges Bild der künſtleriſchen Entwickelung unſeres Dichters bis zu jener auch in dieſer Beziehung für ihn entſcheidenden Wanderung geben würde.

Was enthält nun der ſtattliche Band? Auf 562 von ſeinen 633 großen Seiten die italiäniſche Reiſe, ohne irgend welche erhebliche Abweichung von den bisherigen Ausgaben, namentlich ohne alle Ergänzungen und Erweiterungen; auf 15 Seiten ein Regiſter dazu; bleiben 55 Seiten für die Einleitung und den Bericht. Nun können wir freilich, was die Vereitelung unſerer Hoffnungen auf neue Ausbeute aus den Goethe'ſchen Briefen anbelangt, weniger mit Herrn Schuchardt rechten, als mit der eigenen Voreiligkeit, können auch namentlich nicht ermeſſen, ob und welche Schwierigkeiten etwa einer Benutzung jener (unſeres Wiſſens im Beſitze der Familie befindlicher) Briefe entgegengeſtanden haben. Aber Herr Schuchardt ſpricht in ſeiner Vorrede von der Herſtellung eines kritiſch bearbeiteten Textes, er ſpricht von Berichtigungen, die ihm nöthig geſchienen und die er zu begründen verſucht habe. In der italiäniſchen Reiſe iſt davon wenig zu merken. Hier und da finden ſich einzelne kleine Ausſtellungen, Erinnerungen gegen die ſprachliche Richtigkeit dieſes und jenes Wörtchens: es finden ſich Ueberſetzungen der einzelnen italiäniſchen Phraſen und der lateiniſchen Inſchriften, die Goethe wohl einmal anführt; aber es kann doch Niemand im Ernſt behaupten wollen, daß dieſe „Berichtigungen" und dieſe „Kritik" irgend einem Leſer wirklich nützlich oder erheblich ſein, daß ſie eine neue Ausgabe rechtfertigen könnten, noch dazu eine, die ſo unhandlich iſt, wie dieſes dicke Buch. Oder ſoll's vielleicht das Regiſter, mit ſeinen „kurzen biographiſchen Notizen?" Es beginnt mit „Achill, Sohn des Peleus und der Thetis, König der Myrmidonen, bedeutendſter Held der Griechen bei der Eroberung von Troja," bemerkt von Alexander dem Großen, daß er König von Macedonien geweſen und 356 vor Chr. geboren, 323 geſtorben ſei, weiß von Leo X, daß er Papſt war und vom Prinzen Piombino, daß Goethe ſeine Gemmenſammlung erwähne — kurz es iſt nicht ganz klar, was für Leſer ſich der Herausgeber wohl gedacht haben mag.

Es bliebe alſo als alleiniger Gewinn für den Erwerber des Buches der einleitende Bericht. Hier iſt nun allerdings manches zuſammengeſtellt, was uns Goethe, in Wahrheit und Dichtung, von ſeinen Verſuchen im Zeichnen, ſeinen Studien und Uebungen in Kunſtſachen erzählt hat. Und wenn es im Berichte auch nicht ſo vollſtändig und nicht ſo anziehend ſich wiederfindet, wie in den Goethe'ſchen Werken ſelbſt, ſo mochte die kurze Compilation immerhin als beſonderes Heftchen paſſiren, vielleicht auch als Repertorium dieſem oder jenem Kenner erwünſcht ſein. Wer aber glaubt, daß er aus dieſem Berichte einen Einblick in die Entwickelung von Goethe's Stellung zur Kunſt gewinnen werde, der irrt ſich ſo, wie wir uns irrten, als wir von dem Buche noch nichts weiter geleſen hatten, als den Titel.

Was Herr Schuchardt von einzelnen Ergebniſſen der Goethe'ſchen Kunſtſtudien vor der Reiſe zu ſagen für nöthig hält, hat er ſich für den zweiten Band aufgehoben. Da aber der erſte beſonders erſchienen iſt, ſo wollen wir den zweiten abwarten, um vielleicht Anderen die Enttäuſchung zu erſparen, die wir an uns ſelbſt zu beklagen haben.

## Zur Erinnerung an Ernſt Guhl.*

Aus dem Nachlaſſe unſeres trefflichen Kunſthiſtorikers, Ernſt Guhl, liegt uns eine kleine Sammlung von Vorträgen und Reden vor, die der Frühvollendete, zum großen Theil als Feſtredner der Berliner Kunſt-Akademie, deren beſtändiger Secretair er war, oder ſonſt bei öffentlichen Veranlaſſungen in den letzten Jahren gehalten hat. Es iſt nicht nur Form und Inhalt dieſer für alle Freunde der Kunſt anziehenden Aufſätze, die uns zu einer Hinweiſung auf ſie verpflichten; es iſt vornehmlich die Perſönlichkeit ihres Verfaſſers, die Richtung, die er in der Wiſſenſchaft und im Staate auf dem Gebiete der Kunſt vertrat und verfocht, für welche wir die volle Theilnahme des Leſerkreiſes dieſer der Vermittelung in- und ausländiſchen geiſtigen Lebens gewidmeten Blätter in Anſpruch nehmen dürfen.

Für Ernſt Guhl war die Kunſt die Blüthe der geſammten geiſtigen Exiſtenz, die Verkörperung und die Verklärung des beſten und edelſten Gehaltes der Nationen, der Menſchheit. Selbſt Künſtler im innerſten ſeines Weſens durch die glücklichſte Empfänglichkeit für alles Schöne und Erhabene, durch die harmoniſche Klarheit ſeines Gefühls und durch die Fähigkeit zur urſprünglichen lebendigen Darſtellung, hatte er doch ſeinem Berufe ein Studium von ſo ernſtem Fleiße, von ſo gewiſſenhafter Gründlichkeit entgegengetragen, wie es die herkömmliche Meinung Vieler mit der Leichtigkeit des Genius für unvereinbar hält. Auf der ſoliden Grundlage der tüchtigſten philologiſchen Durchbildung (Guhl war ein Lieblingsſchüler von Lachmann geweſen) war er zu hiſtoriſchen Forſchungen geſchritten; mit ihrer Hülfe war er beſtrebt, die geiſtige Perſönlichkeit der alten und neuen Kulturvölker in allen wichtigſten Beziehungen ihres politiſchen, literariſchen, ſocialen Lebens zu erfaſſen. Von der Höhe dieſes Standpunktes, den man mit einem vielfach gemißbrauchten Worte als den wahrhaft kulturhiſtoriſchen bezeichnen kann, wollte er die Kunſt betrachtet wiſſen, ſtellte er ſie als Kunſthiſtoriker dar. Bei aller Begeiſterung für die großen vergangenen Blüthetage der Kunſt, für das Alterthum, deſſen reine Schönheit ihn mit innigſtem Verſtändniß erfüllte, für das romantiſche Mittelalter, in deſſen Werken er die Schöpfungen einer nicht minder künſtleriſch gearteten Welt verehrte, für die hohen Meiſter des ſechzehnten Jahrhunderts, die neben ihrer Kunſtübung die Sammler, Erhalter und Ausleger der erhaltenen Kunſtwerke waren, blieb ihm ſo ſtets Herz und Auge offen für die Beſtrebungen und die Bedürfniſſe der jetzt lebenden Menſchen und Völker. Pries er jene Perioden als für den Künſtler beſonders dadurch glücklich, daß in ihnen das Leben ſelbſt dargeboten, was heut nur in Folge ernſter Arbeit zu erringen iſt, hielt er es für geſtattet, „über ihre verlorene Schöne" zu klagen: ſo erkannte er es doch als ſeine Pflicht freudig an, die großen und erhebenden Gedanken der Gegenwart zu befreien, ausbilden, darſtellen zu helfen, ihr Verſtändniß der Künſtlerwelt zu vermitteln, zwiſchen ihnen jene Wechſelwirkung herzuſtellen, in der er für jede wahre Kunſtblüthe die Wurzel und Nahrung erblickte.

Und wie ſeine Stellung zur Gegenwart, ſo war auch ſeine Kunſtrichtung, ſein Charakter als Kunſthiſtoriker weſentlich im Einklange mit ſeiner Grundanſchauung über die Kunſt ſelbſt. Es kann nicht befremden, daß er bei aller Milde und Humanität, die ſein ganzes Erſcheinen auszeichneten, im Leben wie in der Kunſt jedem geiſtig unwahren Streben mit ſchroffer Abwehr und Zurückweiſung entgegentrat, daß er in dem Materialismus gewiſſer Kreiſe den verderblichſten Feind der Kunſt offen angriff, daß er den Einflüſſen, die ſich von dort aus auf künſtleriſchem Gebiete Eingang zu verſchaffen ſuchten, energiſchen Widerſtand leiſtete. Als Lehrer aber und als Schriftſteller der Kunſtgeſchichte fand er ſeine Aufgabe nicht ſo ſehr in der kritiſchen Sichtung der techniſchen oder ſtiliſtiſchen Nüancirungen, oder dem nicht ſelten bedenklichen Ermitteln zweifelhafter Autorſchaften, obwohl gerade ihn ſein feines und ſicheres Urtheil und die Fülle ſeiner Kenntniſſe, denen aus dem Beſuche wohl aller großen Galerien Europa's Anſchauungen und Erfahrungen von ſeltenſtem Umfange zur Seite ſtanden, ganz beſonders zu ſolchem Unternehmen befähigten. Es war vielmehr die Frage nach dem Inhalte, der Idee des Kunſtwerks, die ihn vorzüglich anzog, die er im Zuſammenhange nicht blos mit der Individualität des Künſtlers, ſondern mit dem Gehalte der jedesmaligen Bildungsſtufe der Nation zu löſen ſuchte.

„Es iſt," ſagt er in ſeinem Vortrage über die heilige Familie im Verlaufe der italiäniſchen Malerei, „in der Frage nach dem Inhalte und Gegenſtande des Kunſtwerks das eigentlich kulturgeſchichtliche Moment enthalten, welches, meiner Anſicht nach, der Kunſtgeſchichte erſt ihre höchſte Bedeutung giebt."

* Vorträge und Reden kunſthiſtoriſchen Inhalts von Ernſt Guhl. Aus ſeinem Nachlaſſe. Berlin, Verlag von J. Guttentag. 1863. 8. 144 S.

Google

Aus dieſem Gedanken ſind ſeine größeren Werke, die allgemein anerkannten „Künſtlerbriefe" und die „Frauen in der Kunſtgeſchichte" hervorgegangen; er iſt es auch, der die Vorträge und Reden bei aller Verſchiedenartigkeit ihres Inhaltes zu einem Bilde ſeiner Perſönlichkeit zuſammenſchließt und erhebt. Mochte Guhl, wie in den Reden über das Weſen und die Bedeutung der Kunſtakademien, es als die hohe Aufgabe des Staates nachweiſen, allen Kräften des Geiſtes und der künſtleriſchen Begabung Gelegenheit zu voller und freier Entfaltung zu gewähren, oder z. B. in den Vorträgen über die Baukunſt und ihren Zuſammenhang mit ſtaatlicher Entwicklung und über die Kunſt unter dem großen Kurfürſten die Einflüſſe darthun, die das politiſche Leben der Nation auf die Geſtaltung ihrer Kunſtthätigkeit ausübt, mochte er in begeiſterter Schilderung Palermo als Mittelpunkt der verſchiedenartigſten Kulturbeſtrebungen preiſen, die je an einem Orte einander abgelöſt haben — immer blieb ſein Blick über die Fälle des Einzelnen, Mannigfaltigen hinaus auf den inneren Lebenstrieb gerichtet, der alles künſtleriſche Streben zu einem Organiſchen, Ganzen geſtaltet, und durch den ſich die Kunſt in den großen Gang der geſammten menſchlichen Entwickelung ergänzend und veredelnd einreiht.

P. W. Fiſcher.

## Mannigfaltiges.

— **Preuß über Acton's** *Matinées Royales.* Der Hiſtoriograph Friedrich's, Dr. J. D. E. Preuß, giebt in einem neueren Blatte der Berliner Beſſiſchen Ztg. (vom 29. Jan.) noch folgende Notizen über die letzte engliſche Ausgabe dieſer gefälſchten Schrift: „Der Herausgeber dieſer Schrift, als welchen die öffentlichen Blätter Sir John Acton nennen, ſagt in der Vorrede „Nous publions pour la première fois le texte authentique et complet de l'Art de régner du Roi Frédéric II. de Prusse, d'après la copie faite à Sans-Souci, l'an 1806, par M. le Baron de Meneval, secrétaire du portefeuille de Napoléon." Zu dieſen Worten haben wir, nach dem, was wir in No. 11 der Voſſ. Ztg. geſagt haben, nur hinzuzufügen, daß der Baron Meneval allerdings im Gefolge ſeines Herrn auf Sans-Souci geweſen, daß derſelbe aber in ſeinem Werk „Napoléon et Louise, Souvenirs historiques," (Paris, 1845) tome III., p. 160, wo er ſeines Beſuchs der Bibliothek des großen Königs gedenkt, der „Matinées royales" auch nicht mit einer Sylbe Erwähnung thut; er erzählt nur, daß er daſelbſt das Werk von Puyſégur, „l'Art de la guerre" und Montesquieu's „Considérations sur la grandeur et la décadence des Romains" gefunden. Montesquieu's Werk, auf jeder Seite mit Randbemerkungen von Friedrich's Hand bedeckt, brachte Meneval dem Kaiſer, welcher es für ſeine Bibliothek behielt. Der Baron Meneval kannte alſo Friedrich's Handſchrift ſehr genau, und er würde die Matinées royales gewiß nicht zurückgelaſſen haben, wenn er ſie hätte finden können. Eine Kopie davon zu nehmen und ihrer in ſeinen Souvenirs ſich zu rühmen, konnte ihn nichts abhalten, als die Abweſenheit des Manuſcriptes ſelbſt." Meneval's Nachricht in den Souvenirs über den von Napoleon mitgenommenen Montesquieu du Roi de Prusse hat den Unterzeichneten zu einem Aufſatze in dem „Magazin für die Literatur des Auslands" vom 1. Januar 1859 veranlaßt, zu ſagen, daß der Montesquieu mit unſers Königs handſchriftlichen Noten durch Talleyrand's Schuld aus der Bibliothek von Saint-Cloud verloren gegangen, daß aber, nach dem Bulletin du Bouquiniste von 1858, die Randbemerkungen des Philoſophen von Sansſouci, durch einen franzöſiſchen Bibliophilen gerettet worden, welcher dieſelben von den Autographen ganz genau in ſeinen eigenen Montesquieu eingetragen. Ob die ſogenannten Matinées royales für ein Spiegelbild von Friedrich's ſittlichem Charakter ausgegeben werden dürfen, haben alle edle und ſachverſtändige Männer, von Suibert bis Häuſſer, welche gegen Voltaire's Vie privée und gegen deſſen Nachtreter groß und klein geſchrieben, ſchon im Voraus auch dem Sir John Acton mit beantwortet."

— **Eine neue Hamlet-Ueberſetzung,** von Hermann von Plehwe, die ſoeben erſchienen,* verdient als Erſtlingswerk des Verfaſſers, Aufmerkſamkeit. Hauptſächlich für das leſende Publikum beſtimmt, ſucht dieſer jüngſte deutſche Hamlet ſich in Ausdruck und Form möglichſt den heutigen Erforderniſſen anzupaſſen, und erſcheint demzufolge, ſtatt des rauhen und buntſchedigen Gewandes, das ihm die älteren Ueberſetzer beließen, ſoweit es die Rückſicht auf das Urbild irgend zuläßt, in gleichmäßig glatter, ja moderner Tracht. Aeußerlich tritt dies ſchon in dem Verſuche des Herrn v. Plehwe an den Tag, auch die in Proſa geſchriebenen Stellen der Tragödie in den fünffüßigen Jambus jedoch ſo zu übertragen, daß dabei der verſchiedenartigen Schattirung des Inhalts ihr charakteriſtiſcher Ausdruck belaſſen werde — ein Verſuch, der ſich wohl einigermaßen aus der Verſchiedenheit des Rhythmus im Engliſchen und im Deutſchen rechtfertigen läßt, der aber ſicherlich beſſer gelungen ſein würde, wenn der Ueberſetzer des Metrums überhaupt mehr Herr wäre. Denn proſodiſche Fehler haben zwar beim Shakſpeare nichts zu ſagen; ſie ſtören aber in einer Verſion, die gerade nach einer Durchführung des Metriſchen ſtrebt. Dies iſt jedoch für den Leſer von geringerer Bedeutung, als die Frage, ob die neue Ueberſetzung den bereits vorhandenen an Tiefe des Gedankens und Schärfe des Ausdrucks als treuer Spiegel des Urbildes anzureihen oder gar vorzuziehen iſt. Hier mußte das Beſtreben nach möglichſter Ausgleichung der ſprachlichen Härten, nach Verdeutlichung des vor Gedankenfülle dunklen Inhalts, nach Verwiſchung der dem heutigen Geſchmacke nicht zuſagenden Eigenthümlichkeiten nothwendig zu einer Abſchwächung und Abflachung führen, die durch die ganz löbliche Rückſicht auf Verſtändlichkeit um ſo weniger entſchuldigt wird, als ſie oft ganz unnütz, ja geradezu willkürlich iſt. Oder iſt's verſtändlicher, wenn der Plehwe'ſche Hamlet, die abgeſandten Höflinge zum Flötenſpiel auffordernd, ſagt: „O, es iſt kinderleicht," ſtatt des Shakſpear'ſchen „Es iſt ſo leicht wie lügen!" wenn er den rauhen Pyrrhus nicht „Caviar für's Volk," ſondern eine „dem Volke zu ungewohnte Speiſe" nennt, und ſtatt der ſchlotterichten Königin „elendliche" Königin ſagt? Iſt es nicht abgeſchwächt, das ſchöne like Niobe, all tears, das die älteren Dolmetſcher ganz treffend „wie Niobe, ganz Thränen" überſetzen, mit einem ganzen Verſe

„Gleich einer Niobe, ſo ganz in Thränen"

wiederzugeben? Läßt ſich überhaupt Shakſpeare ohne die Kraft, den Witz, die Gedüngtheit und ſelbſt ohne die Ueberladung von Shakſpeare'ſcher Sprache denken? Der Hamlet des Herrn von Plehwe iſt glatt, anſtändig, faſt ſalonfähig; aber er erinnert ſtark an jene engliſche Ausgabe des Dichters, die als „Frauen-Shakſpeare" in Deutſchland ſo viel Spott hervorgerufen hat.

— **Ritſchl's epigraphiſche Denkmale der alten Latinität.** Ueber dieſe höchſt intereſſante Erſcheinung* bringt die „Kölniſche Zeitung" einen Bericht, dem wir Folgendes entlehnen: „Durch die mannigfaltigſten Verbindungen mit Gelehrten und Alterthumsfreunden aller Länder, beſonders Italiens, iſt Prof. Ritſchl in den Stand geſetzt worden, ſich zunächſt von den Originalen treue Kopieen in Papier- oder Gyps- oder Staniol-Abklätſch zu verſchaffen, welche unter ſeiner Leitung ein geſchickter rheiniſcher Lithograph auf Stein abzeichnete. Dieſe Zeichnungen wurden dann auf das ſorgfältigſte korrigirt und ſo lange verbeſſert, bis der Abdruck die ganz genaue Darſtellung der Urſchrift mit allen ihren urſprünglichen oder ſpäter hinzugekommenen Eigenthümlichkeiten ergab. In der That wird man davon überraſcht, wie gut z. B. die Kupferplatten der verſchiedenen Geſetzestafeln — der größeren Dauerhaftigkeit wegen würden bekanntlich die römiſchen Geſetze in Metall eingegraben — nachgebildet ſind; geht doch die Nachahmung ſo weit, daß ſelbſt die in Erz vertiefte Schrift auf dem Papier gleichfalls vertieft erſcheint. Dergleichen könnte freilich als überflüſſige Spielerei betrachtet werden, wenn nicht oft die kleinſten und dem Auge eines Laien kaum bemerkbaren Einzelheiten für die wiſſenſchaftliche Erkenntniß des Sprach- und Schrift-Charakters grade von Wichtigkeit wären. Die Eintheilung des Werkes, welches die Inſchriften Roms und ſeiner Kolonien bis zum Eintritt der Kaiſerherrſchaft (alſo bis gegen die Geburt Chriſti hin) auf etwa hundert, zum Theil doppelten Tafeln enthält, iſt ſo, daß zuerſt die kleineren Schrift-Denkmale abgebildet ſind, darauf die aus der Zeit der Republik erhaltenen Geſetzes-Tafeln folgen, endlich die größeren Stein-Denkmale deſſelben Zeitraumes den Abſchluß machen. Das Ganze giebt ein merkwürdiges, weil urkundliches Bild des älteren, noch in Wandlung und Entwicklung begriffenen Lateins, von dem man bisher kaum eine Ahnung hatte, doch nicht nur ein deutliches Bild der ſprachlichen, ſondern auch religiöſer und politiſcher Dinge, überhaupt ſolcher, welche der Geſchichte und den Alterthümern angehören. Das Erſcheinen des Ritſchl'ſchen Werkes wird nun beſonders auf die grammatiſchen Studien, denen es

* Hamburg, Boyes und Geisler, 1862.

* „Priscae Latinitatis Monumenta Epigraphica." herausgegeben von Dr. Friedrich Ritſchl, Profeſſor der klaſſiſchen Philologie an der k. Univerſität zu Bonn. (Bildet zugleich einen Theil der von der k. Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin veranſtalteten Sammlung aller römiſchen Inſchriften).

zunächſt gewidmet iſt, mächtig einwirken, um ſo mehr, als Prof. Ritſchl durch ſeine von einer zahlreichen Zuhörerſchaft beſuchten Vorleſungen, ſowie durch beſondere, mit auserleſenen Schülern gehaltene epigraphiſche Uebungen das Material ſeiner Inſchriften-Sammlung ſchon ſeit Jahr und Tag praktiſch zu verwerthen angefangen hat.“

— Alfred Meißner's Geſchichte: „Schwarzgelb.“* Die innere Geſchichte Oeſterreichs während der Jahre 1848 bis 1860 hat der geiſtvolle Verfaſſer zum Gegenſtand eines Romans gemacht, deſſen erſte Abtheilung bei Otto Janke in Berlin erſchienen iſt. Aus dem Vorworte, in welchem Alfred Meißner den von ihm eingenommenen Standpunkt und die Tendenz ſeines Romanes darlegt, theilen wir Nachſtehendes mit:

„Oeſterreich, ein Staat ohne alle Analogie, bot damals (1848), bei ſeiner Erhebung, dem erſtaunten Europa das Schauſpiel, auf dem politiſchen Schauplatz Volksſtämme erſcheinen zu laſſen, welche in der Geſchichte theils längſt verſchollen waren, oder deren Namen die Welt beinahe zum erſten Male hörte. Dieſe, ſeit langer Zeit friedliche und verträgliche Nachbarn, ſtellten ſich plötzlich, die Farben ihrer Nationalität auf den Fahnen, als Todfeinde gegen einander.... Dieſer Bruder- und Bürgerkrieg, Allen unheilvoll, ſelbſtmörderiſch, war jedoch nicht zu vermeiden, wie man zu glauben geneigt wäre, weil er der machiavelliſtiſch großartigen Intrigue, die ihn leitete, zu ſtatten kam und den Abſolutismus auf's Neue befeſtigte: denn früher muß der Brandſtoff da ſein, ehe ſich eine verwegene Hand ſeiner bemächtigen kann, und ebenſo mußten hier die Elemente vorliegen, welche ſich ihrer Natur nach gegenſeitig aufheben und vernichten. Es laſſen ſich demnach wohl die Motive der betheiligten Parteien vor den Richterſtuhl der Vernunft und Gerechtigkeit ziehen, aber die geſchehenen Thatſachen waren und bleiben eine hiſtoriſche Nothwendigkeit, ein unvergängliches, aber auch warnungsvolles Nachtſtück in den Annalen unſerer Epoche.

„Oeſterreich ſtand wieder gerettet da, aber es ſtand auf Trümmern. Das fühlte es ſelbſt, als es der Welt das Programm ſeines Neubaues und ſeiner Verjüngung verkündigte. Dieſes Programm war leider das Produkt eines ungeheuren Irrthums, eines um ſo maßloſeren, je länger die eiſerne Konſequenz der Durchführung dauerte und der blinde Glaube an die Möglichkeit des Erfolgs währte. Man begnügte ſich nicht, wie anderwärts, mit der Reaction gegen die Ausſchreitungen der Reformbedürfniſſe und deren überſtürzte Befriedigung, ſondern entſchloß ſich zur offenkundigen Contre-Revolution, ebenſo gewaltſam, ſo radikal nach einer Richtung, wie der kaum niedergeworfene Aufſtand der Völker nach der anderen, entgegengeſetzten. Um dieſe Politik zu begreifen, kann man nur annehmen, daß die Idee derſelben auf dem Schlachtfelde, unter dem Donner der Kanonen geboren und mit der ganzen Erbitterung des Kampfes in's Kabinet hinübergenommen worden ſei. Es ſollte fortan, um die Urſache der letzten Kriege zu beſeitigen, gar keine Nationalitäten mehr geben, ſogar keine hiſtoriſche Ueberlieferung mehr beſtehen, an die Stelle der Freiheit ein unbedingter Gehorſam treten und Oeſterreich erſt vom Tage des betreffenden Dekrets datiren.

„Mit unſäglichen Anſtrengungen hatte die Contre-Revolution die Durchführung ihrer Aufgabe unternommen und zehn Jahre ausgeharrt; erſt oben aber, faſt auf dem Gipfel der Vollendung, mußte ſie mit Schrecken ſelbſt erkennen, daß der Steinblock, den ſie mit ſo zäher Geduld emporgewälzt, der Stein des Siſyphus geweſen. Sie ließ ihn da aus freien Stücken mit verzweiflungsvollen Händen fahren und er rollte wieder in die Tiefe zurück, in der er ehemals gelegen.

„So befindet ſich Oeſterreich, von den alten Stürmen umlagert, jetzt wieder. Die Gefahr verkündet ſich diesmal nicht ſo laut, ſo ungeſtüm und kampffertig, die Luft wird zwar noch nicht von wilden Windſtößen erſchüttert, aber es iſt ſchwül und Alles läßt dieſelben erwarten; die Wolken hängen ſchwarz und tief nieder, wie vor einem ſeltenen und ſchrecklichen Elementar-Ereigniß.... Hoffen wir, daß Oeſterreich die Kriſe glücklich überſtehe. Der Rückblick auf die letzten Jahre lehrt mit einer überzeugungsvollen Beredſamkeit, daß unſere Zeit in die Anſchauungen eines abgethanen vergangenen Zeitalters mit aller Gewalt nicht mehr zurückzuwerfen ſei. Ja, ich möchte beinahe glauben, daß Oeſterreich, wenn es abermals, von einem böſen Dämon berathen, ſeine alte Rückſchritts-Politik wieder aufnehmen wollte, es nicht könnte, und daß der Stein des Siſyphus, als er zuletzt in die Tiefe fuhr, in tauſend Stücke zerſchmettert ward.“

* Schwarzgelb. Roman aus Oeſterreichs letzten zwölf Jahren. Von Alfred Meißner. Berlin, Otto Janke, 1862.

— Deutſche Philologen in England. Kürzlich ſtarb in Dublin der am dortigen Trinity-College (Univerſität) angeſtellt geweſene Profeſſor des Sanskrit, Dr. Siegfried, gebürtig aus Deſſau, ein Schüler Bopp's und ein tüchtiger Kenner der keltiſchen Sprachen. Er war nur etwa 33 Jahr alt und hatte lange Zeit mit den größten Entbehrungen zu kämpfen. In England ſind jetzt ſehr viele Lehrſtühle und Bibliothekarſtellen, mit denen die Kenntniß orientaliſcher Sprachen verbunden iſt, von Deutſchen beſetzt. In Oxford lehrt Dr. Max Müller, in Edinburg Dr. Aufrecht, in Canterbury Dr. Roſt, an der London University Dr. Goldſtücker, und am British Museum ſind Dr. Deutſch und Dr. Zedner angeſtellt.

— Vergleichende Grammatik der germaniſchen Sprachen. Herr Profeſſor Dr. J. Kelle in Prag arbeitete ſeit vielen Jahren an einer vergleichenden Grammatik ſämmtlicher germaniſcher Sprachen von den älteſten Zeiten bis auf unſere Tage. Das wichtige Werk, welches gewiß die allgemeinſte Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen wird, iſt auf hundert Bogen Lexikonformat berechnet, und wird in der Hofbuchhandlung von F. A. Credner in Prag erſcheinen. Der Druck des erſten Bandes, welcher das nomen enthält, iſt bereits ſo weit vorgeſchritten, daß dem Erſcheinen deſſelben ſchon in nächſter Zeit entgegengeſehen werden darf.

— Peter von Köppen. Der um die Statiſtik, Ethnographie und Alterthumskunde Rußlands hochverdiente Akademiker Peter von Köppen lebt jetzt zu Karabagh in der Krim, wo ihm der Kaiſer ein Gut mit 2000 Deßjätinen (8,500 Morgen) Land geſchenkt hat, mit der Erlaubniß, dort auch ſeinen Gehalt als Akademiker von St. Petersburg zu beziehen und ganz nach Gefallen der Wiſſenſchaft zu leben. In ähnlicher Weiſe hat auch einmal der berühmte Pallas von der Kaiſerin Katharina ein Gut in der Krim zum Geſchenk erhalten.

— National-Ausſtellung in Konſtantinopel. Es gereicht uns zu großer Genugthuung, aus einer in öffentlichen Blättern abgedruckten Bekanntmachung der türkiſchen Geſandtſchaft in Berlin zu erſehen, daß in Konſtantinopel am 20. Februar d. J. eine allgemeine Ausſtellung eröffnet wird, die zwar zunächſt nur für inländiſche Erzeugniſſe des Bodens und des Gewerbfleißes beſtimmt iſt, doch ſollen auch ausländiſche, landwirthſchaftliche ſowohl als andere Maſchinen und Werkzeuge aller Art zugelaſſen werden, von denen zu dieſem Zwecke keine Eingangsſteuer erhoben werden ſoll. Der türkiſche Geſandte in Berlin, Ariſtarchi Bey, will die ihm zugehenden Anmeldungsliſten nach Konſtantinopel befördern. Wir begrüßen dieſe Ausſtellung mit nicht minderer Freude, als zur Zeit den berühmten Hattiſcherif von Gülhané. Sie kann, wie dieſer, ein großer Schritt zur Civiliſation und zur Förderung europäiſcher Kultur im Orient ſein.

— W. Marr's Reiſe nach Central-Amerika.* Obwohl die Reiſe, die uns hier beſchrieben wird, bereits vor einigen Jahren gemacht worden, iſt die Darſtellung doch noch ebenſo zeitgemäß als anſprechend. Coſtarica und Nicaragua ſind bekanntlich einmal die Zielpunkte eines verunglückten deutſchen Coloniſationsverſuches geweſen, an deſſen Spitze die Herren A. v. Bülow und Graf zur Lippe ſtanden. Ueber die Freuden und Leiden dieſes Verſuches und der central-amerikaniſchen Länder überhaupt wird uns in dem vorliegenden Buche Manches in überaus unterhaltender Weiſe mitgetheilt.

— Neuere Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur in Belgien. Dictionnaire des Spots, ou proverbes wallons. Ouvrage couronné par la Société liégeoise walonne. Par Joseph Dujardin. VIII et 628 p. Liége, Renard.

Fragments généalogiques. Par Dumont, officier de la chambre des comptes à Bruxelles. 6 vol in 12., avec planches, Gand, Duquesne. 20 fr.

Les Pays-Bas au seizième siècle. Le comte d'Egmont et le comte de Hornes (1522—1568) d'après des documens authentiques et inédits, par Theodore Juste. Bruxelles, Lacroix.

Mémoires couronnés et autres Mémoires, publiés par l'Académie royale des sciences etc. de Belgique (Gabba, Essai sur la veritable origine du droit de succession. — Perrey, Sur les tremblements de terre en 1858). Bruxelles, Hayez.

Histoire du „Collegium medicum Bruxellense.“ Par le docteur C. Broeckx. Anvers, Buschmann.

* 2 Bde. Hamburg, O. Meißner.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

**Beſtellungen**
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
**Leipzig.**

# Magazin
# für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

**Dieſenigen,**
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
**Berlin.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

**№ 6.** Mittwoch, den 11. Februar 1863. **32. Jahrgang.**

**Inhalt:**

**Deutſchland und das Ausland.** Seite
Eine Wallfahrt durch das Leben. Münſter vor dem Jahre 1806 . . . . . 61
**Frankreich.**
Frankreich und die Freiheit. II. Reſignation . . . . . . . . . . . 63
Denkwürdigkeiten eines franzöſiſchen Mormonen . . . . . . . . . . 64
**Nord-Amerika.**
Zur Kenntniß der Spinn- und Webeſtoffe . . . . . . . . . . . 65
**Oſt-Aſien.**
Die Handelsberichte der preußiſchen Expedition nach China und Japan. I. Siam und China . . . . . . . . . . . 67
**Java.**
Die Otter und das Rehböckchen . . . . . . . . . . . 71
**Mannigfaltiges.**
Eine Pariſer Confiscation . . . . . . . . „
Ein rumäniſcher National-Oekonom . . . . . . . „
Das Leben in den Alpen . . . . . . . . 72
Kalewi-Poeg, eine eſtniſche Sage . . . . . . . „
Böhmen, Land und Volk . . . . . . . . „
Die Unterwelt, nach Hartwig . . . . . . . „
Steinöl in Canada . . . . . . . . „
Berichtigung . . . . . . . . „
Neue Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur . . . . . „

## Deutſchland und das Ausland.

### Eine Wallfahrt durch das Leben.*

Münſter vor dem Jahre 1806.

Wenn Jemand ſich in der Welt umgeſehen hat und hoch in den ſechziger Jahren ſteht, ſo kann er etwas erzählen — das ſehen wir aus dem einigermaßen eigenthümlichen Werke, das uns in neun Bänden vorliegt. Wir ſagen eigenthümlich, und glauben dazu die Berechtigung zu haben; denn, wir wollen es, trotz unſeres Amtes, das von uns officiell eine gewiſſe Quantität Scharfſinn erheiſcht, aufrichtig geſtehen, daß wir nicht recht klug daraus geworden ſind. Memoiren! — ja wohl Memoiren — Memoiren im franzöſiſchen Style, im guten und im ſchlechten Sinne, Memoiren enthält dieſe „Wallfahrt durch's Leben, vom Baſeler Frieden bis zur Gegenwart" — aber der Begriff der Memoiren iſt ſo eng mit dem Erforderniß einer gewiſſen öffentlichen Perſönlichkeit, eines Namens von Bedeutung verknüpft, daß ohne denſelben die ganze Perſpektive verloren geht, aus der man die Schilderungen aufzufaſſen hat — und hier verhüllt ſich der Verfaſſer der neun Bände in das myſtiſche Dunkel der Anonymität. Wir ſind, was Charakter, Stellung u. ſ. w. betrifft, auf's Rathen angewieſen. Man hat zwar hier und da den bekannten Geographen, Dr. Heinrich Berghaus, als Verfaſſer dieſer Memoiren genannt; wir geſtehen jedoch, daß wir ein ſo unſyſtematiſches Durcheinander, wie uns hier vorliegt, mit einem Manne der exakten Wiſſenſchaft unmöglich in Verbindung bringen können.

Das Buch enthält Wahrheit und Dichtung. Für die Wahrheit ſind wir in jedem Falle, wenn ſie allgemeineres Intereſſe beanſpruchen kann, ſehr verbunden; für die Dichtung — je nach dem ſie iſt. Was nun die Wahrheit betrifft, ſo werden uns hier hin und wieder ganz vortreffliche Schilderungen von geweſenen Zuſtänden, z. B. der altkatholiſchen Herrſchaft in Münſter, der preußiſchen Zeit Weſtfalen's vor der franzöſiſchen Herrſchaft rc., geboten — Beiträge zur inneren Geſchichte der betreffenden Landſchaften, die nicht zu verachten ſind — aber daneben welch ein Vorführen obſkurer Perſönlichkeiten, gewöhnlicher Alltagsgeſchichten und privateſter Vetterſchafts-Angelegenheiten, die doch wahrlich nicht die papierne Unſterblichkeit und die Geduld des Leſers werth ſind. In dieſer Hinſicht muthet uns der Verfaſſer zu viel zu. Ebenſo enthalten die ſpäteren Bände Eiſenbahn-Discurſe breiteſter Gattung, die eine politiſche Spitze haben ſollen, aber jedenfalls das Druckpapier nicht werth ſind. Sagen wir es alſo kurz: von der Wahrheit hätten wir ihm ſehr viel und von der Dichtung faſt Alles geſchenkt. Das Buch iſt formlos — ein buntes Gemenge von wirklichen Erlebniſſen und Beobachtungen, die ſich ſofort durch ihre ſcharfe Phyſiognomie hervorheben, von Privatangelegenheiten, ſentimentalen Romanfragmenten, die ſich in einer großen Anzahl eingeſchalteter Briefe ausſprechen, gelegentlichen Reiſebeobachtungen, ſtatiſtiſchen Bemerkungen und endlich von Tendenzpolitik, dialogiſirter und nicht dialogiſirter. Was man da manchmal findet, iſt zum Verwundern.

Der Verfaſſer iſt Peſſimiſt; die Vorrede enthält Schopenhauerſche Philoſophie. „Der Menſch findet auf der Pilgerreiſe durch das Jammerthal des Erdenlebens Ruhe — nirgends" — und alle Hoffnung iſt Selbſttäuſchung, Selbſtbetrug. „Erkenntniß iſt's — nicht zu glauben weder an Ruhe, noch an Hoffnung!" „Auf dieſem Standpunkte iſt der Wallfahrer, nachdem er die Leiden und Freuden eines (damals) beinahe fünfzigjährigen Lebens getragen und genoſſen, angelangt."

Eine traurige Frucht der Erkenntniß, um die ihn Niemand beneiden wird! Daneben aber nimmt es ſich ſonderbar aus, daß der Verfaſſer noch mit ſolcher Entſchiedenheit haſſen und an der Tagespolitik ſich betheiligen kann — wäre ihm dieſe Philoſophie Ernſt, ſo müßte er eigentlich über den ganzen Schwindel hinweg ſein. Eine höchſt merkwürdige Erſcheinung! Der Verfaſſer iſt Sympathie- und Gemüthsmenſch und kann darüber nicht hinauskommen — er iſt in dem alten, von Geiſtlichen regierten Münſter groß geworden und hat, obgleich Proteſtant, ſich in die damalige Münſterſche Denk- und Gefühlsweiſe ſo eingelebt, daß er ganz entſchieden die katholiſchen Antipathien der Prieſter und den ſpeciell weſtfäliſchen Widerwillen der damaligen Münſteraner gegen die Preußen, „die Luthersgen Dicköppe" ſympathiſch mitfühlt — und andererſeits haßt er die Pfaffen wieder ſo gründlich, daß er einen ganzen, jeſuitiſchen Schelmenroman eingeflochten hat. Obgleich, wie es ſcheint, Preuße und in Berlin und Potsdam zu Haus, hat er die allerlebhafteſte Sympathie für gewiſſe ſüddeutſche, ſpeciell ſchwäbiſche Mucken, die nun einmal in jedem Preußen ein Monſtrum von hohler Arroganz und Ueberhebung erblicken wollen. In einem der letzten Bände iſt ein ergötzliches Beiſpiel dieſer Art zu leſen, das uns namhaften Spaß bereitet hat, Spaß inſofern, als die Sache mit bitterem Ernſt behandelt wird. Ein paar Reiſende — ein Schwabe, Handlungsreiſender aus Eslingen und unſer Weſtfale (eigentlich Cleveländer von Geburt) — kommen im Eiſenbahncoupé mit einem preußiſchen Leutnant zuſammen, und hänſeln ihn von Erfurt bis Berlin in einer Weiſe, wie ſie ſich ſchwerlich je ein Leutnant gefallen ließ.

Offenbar iſt die ganze Geſchichte Erfindung und der Leutnant nur gewählt, um die ſüd- und weſtdeutſchen Antipathien gegen Preußen in möglichſt wenig auffälliger Weiſe an den Tag legen zu können. Man braucht nicht Leutnant zu ſein, um dieſe Begeiſerung preußiſcher Geſchichte taktlos und widerwärtig zu finden. Der Eslinger Handlungsreiſende läuft, was Indiscretion, Zudringlichkeit und Rancüne betrifft, dem Preußen ſo vollſtändig den Rang ab, daß dagegen die gewöhnlichſte Berliner Arroganz hinreichend in Schatten geſtellt wird. Wozu dergleichen Reibereien? Man wird nicht recht geſcheidt daraus.

* Wallfahrt durch's Leben, vom Baſeler Frieden bis zur Gegenwart. Von einem Sechsundſechziger. 9 Bände. Leipzig, Hermann Coſtenoble, 1862.

Digitized by Google

Wir entheben hier, mit Auslaſſung deſſen, was des Verfaſſers Privatverhältniſſe betrifft, Mehreres, was von geſchichtlichem Intereſſe iſt.

„Das Hochſtift Münſter war durch geheim gehaltene Sonderverträge mit dem Machthaber in Frankreich dem Könige von Preußen zugeſagt worden, als eine der Entſchädigungen für die durch den Lüneviller Frieden abgetretenen Länder auf dem linken Rheinufer; aber erſt der Reichsdeputationsſchluß vom 25. Februar 1803 gab dieſen, die deutſche Reichsverfaſſung immer tiefer untergrabenden Sonderverträgen rechtliche Wirkung, indem er zugleich nur einen Theil des Oberſtifts an Preußen überwies, der aber den fruchtbarſten und bevölkertſten enthielt. Er umfaßte die ſüdöſtlichſten Gegenden von der Lippe abwärts, auf der Oſtſeite mit dem Paderborn'ſchen, dem Osnabrück'ſchen und der Grafſchaft Tecklenburg, und auf der Weſtſeite an eine willkürlich gezogene Linie ſtoßend, welche an der Mündung der Stever beginnend in nordweſtlicher Richtung zog, und jenſeit deren die Entſchädigungslande des Herzogs von Croy, der Salmſchen und des Fürſten von Looz-Corswarem lagen. Gegen Norden lief die Gränze an der Ems in einer Spitze aus.

Dieſes Gebiet vom Oberſtift nannte der König von Preußen ſein Fürſtenthum Münſter ....

Die Kriegs- und Domänenkammer in Cleve, und die Deputation, die ſie in Emmerich hatte, wurde nach Münſter verpflanzt, um die Verwaltung des neuen Fürſtenthums zu übernehmen. Kein einziger der dabei angeſtellten Beamten blieb zurück in dem franzöſiſch gewordenen Lande, Alle zogen mit nach Münſter, ſelbſt der Prediger der lutheriſchen Gemeine, der Lehrer und die Lehrerin der reformirten Schule in Cleve. Es war gleichſam eine Völkerwanderung im Kleinen, wenigſtens ein Karawanenzug preußiſcher Beamten proteſtantiſchen Bekenntniſſes, der ſich nach der erzkatholiſchen Stadt Münſter bewegte. In der Karawane befand ſich auch der damals noch ſehr junge Wallfahrer als Sohn eines königlichen Beamten. Die Stadt Münſter machte auf die Exulanten beim Einzuge keinen heiteren Eindruck: ſchmale Gaſſen, kleine niedrige, hüttenähnliche Häuſer, und ſehr ſchmutzig ......

„Ja, verhaßt waren die Preußen! die Münſteraner ſahen den König von Preußen als einen Uſurpator an, als ihren natürlichen Feind, der es hintertrieben, daß ein Hochſtift Münſter von Beſtand geblieben und Anton Victor von Oeſterreich, des Kaiſers Franz jüngſter Bruder, nicht auf den Biſchofsſtuhl von Münſter geſtiegen. Der Münſterſche Bürgersmann hatte keinen Begriff vom Geiſte der neuen Zeit; er ließ ſich nicht belehren, er wollte nicht aufgeklärt ſein; die geiſtlichen Herren, ſeine Beichtväter, wußten es beſſer, und dieſe dem niedern Clerus angehörenden Geiſtlichen, die Paſtoren, die Kapläne, auch die Kloſtergeiſtlichen, thaten Alles, was in ihren Kräften ſtand, die Bürgerſchaft in den Ideen der Vergangenheit zu kräftigen, und ihr die ſchöne Zukunft beſtimmt in Ausſicht zu ſtellen, die Anton Victor nach Münſter führen werde. Bei den Geiſtlichen war es nicht Heuchelei, wenn ſie alſo zu den Bürgern ſprachen, ſondern die innigſte Ueberzeugung; auch ſie waren verblendet, wie ſelbſt mehrere der höheren Geiſtlichen vom Domkapitel. Den König von Preußen nannte man in Münſter nicht anders, als den „Luthersgen Kiöning;" die preußiſchen Beamten, „dat prüſke Volk," und nahm den Ausdruck Volk im verächtlichen Sinne, oder auch „Luthersge Dickköppe," und die preußiſchen Offiziere „prüſke Windbüdels."

Um die Münſterſche Bürgerſchaft mit dem neuen Zuſtand der Dinge zu verſöhnen und ſie mit ſeiner Regierung zu befreunden, hatte der König von Preußen mehrere alte Familien, die man Münſters Geſchlechter nennen konnte, in den Adelſtand erhoben. Dahin gehörten die Familien Detten, Duesberg, Denffel, Forckenbeck, Hülſt, Münſtermann, Olfers, Schlebrügge, Zurmühlen u. a.; allein wie ſehr dieſe Familien ſich dadurch geſchmeichelt fühlten — auf die übrige Bürgerſchaft und den großen Haufen machte dieſer Ausfluß der Gnade des neuen Landesherrn gar keinen Eindruck, während er von den altadligen Familien der Ritterſchaft als Verletzung ihrer Rechte angeſehen wurde.

Wäre das Diplom vom Kaiſer gekommen, ſo wär's etwas Anderes geweſen; ſo aber kam es ja vom Markgrafen von Brandenburg, der ſich das nur dem Kaiſer zuſtehende Recht der Standeserhöhung beilegte, weil er von Kaiſers Gnaden auch Souverain in Preußen war.

Die Häupter einiger der geadelten Familien hatten ihrem Geburtslande als Mitglieder der fürſtbiſchöflichen Verwaltungs- und Gerichtsbehörden gedient. Sie waren zum Theil in die Behörden des neuen Landesherrn übergetreten, als Kriegsräthe bei der Kriegs- und Domänen-Kammer, als Regierungsräthe bei der Regierung, wo ſie als genaue Kenner des Münſter'ſchen Rechtes und der beſtehenden Verfaſſung, ſowie der Steuerkraft des Landes, unentbehrlich waren. Dies erfuhr bei ihren Mitbürgern großes Mißfallen. Wie kann ein braver Münſterländer, der feſt und treu halten ſoll an ſeinem gewählten Herrn, dem Fürſtbiſchof Anton Victor und dem Hauſe Oeſterreich, dem Ketzer dienen, dem Uſurpator und ihm noch gar die Wege zeigen, auf denen er den rechtmäßigen Landesfürſten berauben könne? So urtheilte der Bürger in ſeinen Geſellſchaften, ſo der Adelige in den ſeinigen.

Münſter hatte bei der Beſitzergreifung Preußens eine ſehr große Menge Klöſter und geiſtlicher Konvente für Männer und Frauen, theils unvermögende, theils vermögende und einzelne ſogar reich begüterte. Durch die Beſchlüſſe auf dem Regensburger Reichstage hatte der König das Recht erlangt, dieſe Klöſter aufzuheben und ihre Güter zu ſeinen Gunſten zu verwenden. Allein, wie es wohl zu geſchehen pflegt, daß das Recht zum Unrecht werden kann, ſo geſchah es auch hier in Münſter — die Beamten verfuhren bei der Säculariſation der geiſtlichen Stiftungen mit einer Haſt und Rückſichtsloſigkeit, welche das Gefühl des ſtreng katholiſchen Münſteraner's auf das Tiefſte verletzen mußte. Die Aufhebung des Minoriten-Kloſters und ſeine Verwandlung zur Kaſerne, die Uebergabe der dazu gehörigen Kirche an den proteſtantiſchen Cultus ſteigerten es faſt bis zur Empörung und die Büreaukratie hielt es für gerathen, etwas langſamer und ſchonender zu verfahren. Die Kirche des Minoriten-Kloſters war alſo eine proteſtantiſche geworden, eine Simultan-Kirche für Lutheraner und Reformirte.

Seines Bilderſchmuckes ganz und gar beraubt, ſtand das ziemlich große Gebäude mit ſeinen geweißten Wänden ganz nackt und kahl da, ſeiner früheren Beſtimmung und der prächtigen und reichen Ausſchmückung aller Kirchen in der Stadt gleichſam Hohn ſprechend, bei der, es muß anerkannt werden, der gute Geſchmack den Vorſitz geführt hatte. Nirgends ſah man Ueberladung, die katholiſchen Kirchen eigen zu ſein pflegt; in jeder Kirche, im Dom, in der Lamberti-, Lüdgeri-, Martini- und Ueberwaſſerkirche, den Hauptkirchen der Stadt, herrſchten Einfachheit und reine Form im Schmuck der Altäre, in der Ausſtattung mit Bildern, der Malerei und Plaſtik, ſelbſt in den Kirchenſtühlen mit ihrem durch die Zeit braun gewordenen Holzwerk, gegen welche die Kirchenſtühle in dem neuen proteſtantiſchen Gotteshauſe gewaltig abſtachen. Mit Oelfarbe weiß angeſtrichen, erregten dieſe das Lachen des Münſteraners, der auch Anſtoß nahm an den Emporkirchen, die man gebaut hatte. Dergleichen kannte er in ſeinen Kirchen nicht, aber er fühlte es ſehr bald heraus, daß dieſe Einrichtung auf die Ständeverſchiedenheit berechnet ſcheine, da die Stühle dieſer Emporkirchen von den Vornehmen, die Bänke im Unterraum aber von den Gemeinen beſetzt wurden. Führte die Neugierde den Münſteraner in „de Luthersge Kierk," ſo kam es ihm gar zu drollig vor, daß er darin, wie in einem Gefangenhauſe, eingeſchloſſen wurde, wenn der Prediger die Kanzel betreten hatte, und er nicht eher wieder entlaſſen wurde, bis der letzte Vers eines Kirchenliedes nach eintönigſter Melodie abgeleiert worden war.

Klugheit wäre es geweſen, in dieſer kirchlichen Einrichtung, welche die Antipathie gegen Preußen und Proteſtanten weſentlich ſteigerte, einige Anbequemung walten zu laſſen. Hierzu kam noch, daß zwiſchen den beiden dort angeſtellten Geiſtlichen, dem Lutheraner und dem Reformirten, Hader und Streit ausbrach.

Weiterhin wird von der militairiſchen Beſatzung Münſters geſprochen: daß (Erinnerungen aus den Jahren 1804 bis 1806) täglich auf dem Domplatze kleine Wachtparaden abgehalten wurden, daß allſonntäglich eine große auf dem Principalmarkte ſtattfand, die den Gottesdienſt der Katholiken durch ihr Trommeln und Pfeifen zu ſtören pflegte, und daß es gewöhnlich — Blücher war, der ſie abhielt.

Blücher war damals General-Lieutnant und Kommandeur aller in den weſtfäliſchen Provinzen ſtehenden Truppen. „In ſeiner Suite befanden ſich der General-Major von Hacke, ein alter, dickleibiger Herr mit dünnen Spindelbeinen, ſpäter der General-Major von Schladen, ein gewaltiger Bramabras; der General-Major von Erneſt, ein großer, etwas beleibter Mann mit ſtets lächelndem Geſicht, und die General-Majore von Wobeſer, von Hollmann und von Ivernois, große, ſtattliche und ſchlanke Männer, Letzterer etwas gebückten Hauptes gehend. — An dieſe Generale ſchloſſen ſich eine Menge anderer Offiziere vom Generalſtabe, die blaue Röcke mit karmoiſin-rothen Kragen und Aufſchlägen trugen, und von der Adjutantur, die grüne Kragen und ponceaurothe Aufſchläge am blauen Rock hatten. Auditeurs, Feldſcheere, Feldwebel und Unteroffiziere, als Schreiber in den Kanzleien der Generale beſchäftigt, machten den Schluß dieſer Suite des Oberbefehlshabers, der voranging ganz langſamen Schrittes, den Kopf und den Oberleib ſehr bedeutend nach der linken Seite gebeugt. Blücher trug einen Schleppſäbel, den er auf dem Pflaſter klappern ließ, als wär' er ein junger Leutnant oder gar ein Standartenjunker; aber es war offenbar eine Schwäche

Digitized by Google

des linken Arms, die es ihm beſchwerlich machte, den Säbel in die Hand zu nehmen. Mit dem Säbel, der für einen General eigentlich nicht dienſtmäßig war, wollte Blücher offenbar anzeigen, daß er unter den Huſaren groß geworden und viele Strapazen durchgemacht habe, die überdem ihn ſcheinbar frühzeitig gealtert. Schritt er ſo an den aufgeſtellten Truppen hin, ſo machte er ſchon im Jahre 1804 den Eindruck großer körperlicher Hinfälligkeit.

„Beim Herabgehen an der Front blieb Blücher zuweilen wohl bei dem einen oder dem andern Manne ſtehen, an deſſen Haltung er etwas bemerkt haben mochte, was ihm beſonders gut oder entgegengeſetzt gar nicht gefiel. Dann ſah er den Mann mit ſeinen großen blitzenden Augen ſcharf an, ſagte ihm aber kein Wort; dagegen ſprach er mit dem Befehlshaber des betreffenden Bataillons, der einen Schritt zurück zur Linken neben ihm ging, und dieſer ſprach wieder mit dem hinter ihm gehenden Adjutanten, der darauf in ſeiner Schreibtafel den Namen des Mannes und das Gehörte und Befohlene vermerkte. War er mit der Muſterung fertig, ſo ſtellte ſich Blücher mit der übrigen Generalität und der ganzen Suite am Rathhauſe bei der Hauptwache auf, die Truppen bei ſich vorbei marſchiren zu laſſen. Dies geſchah in halben Zügen. Das Hautboiſten-Corps des die Wache gebenden Regimentes ſtellte ſich der Hauptwache gegenüber auf und ſpielte einen luſtigen Marſch. Blücher ſchlug mit dem rechten Fuß durch eine leichte Bewegung den Takt zur Muſik während er ſich mit der linken Hand auf das Gefäß des angezogenen Säbels ſtützte. Bemerkte er beim Vorbeimarſch, daß ein Zug nicht die gerade Linie hielt, ſo machte er den abermals neben ihm ſtehenden Bataillons-Chef oder Commandeur mit lächelnder Miene darauf aufmerkſam, der dann ein finſteres Geſicht zog, was, mit dem Namen des zugführenden Offiziers, vom Adjutanten wiederum in der Schreibtafel verzeichnet wurde.

Dieſe Paraden fanden zwiſchen 11 und 12 Uhr nach Beendigung des Gottesdienſtes in der lutheriſchen Kirche ſtatt, an denen Blücher, wenn er nicht unpaß war, ſo wie die übrigen Generale mit ihren Adjutanten regelmäßig Theil nahmen. Der Wallfahrer (ſo nennt ſich der Verfaſſer dieſer Denkwürdigkeiten ſtets) meint, daß dieſes Kirchengehen von einer Maxime politiſcher Klugheit dictirt war, um nämlich den Katholiken zu beweiſen, daß auch Proteſtanten fromm und kirchlich ſein könnten, daß dieſes Scheinweſen aber nicht den gewünſchten Eindruck gemacht habe. Man habe dieſe lärmenden Paraden als eine Entheiligung des Sonntages gefühlt; außer einigen gereiſten jungen Leuten, die ſich von dem heimiſchen Pfahlbürgerthum frei zu machen anfingen, und dem kleinen Häufchen der zugezogenen preußiſchen Beamten habe ſo ziemlich Niemand Antheil daran genommen.

„Wer kann einem Kriegsheere Widerſtand leiſten, das aus ſolchen Truppen beſteht?“ hörte man bei dieſen Paraden wohl aus dem Munde eines der Preußen, die aus den alten Provinzen ſtammten und das preußiſche Kriegsheer für unüberwindlich hielten. Es war im Frühling 1806, als von den in den weſtfäliſchen Provinzen ſtehenden Regimentern welche nach Hannover marſchirten. Und groß war der Jubel, als der Kurfürſt von Heſſen, Feldmarſchall in preußiſchen Dienſten, nach Weſel reiſend, wo ſein Regiment in Garniſon ſtand, ein Paar Tage in Münſter verweilte, wo ihn Stein auf dem Schloſſe bewirthete, und er eine große Parade abhielt, bei der alle in Münſter in Beſatzung liegenden Regimenter, Fußvolk, Reiterei und Artillerie in größtem militairiſchen Schmuck und Prunk aufgeſtellt waren. Dieſes Schauſpiel zog, weil es an einem Werkeltage ſtattfand, eine große Menge Zuſchauer aus allen Ständen der eingebornen Münſteraner herbei, die es nicht unterlaſſen konnten, über die gebrechliche Erſcheinung des alten Kurfürſten im Feld-Marſchallshut ihre ſpöttiſchen Gloſſen zu machen; was aber Manchem unter ihnen ſchlecht bekam, weil er vorwitzig, wie er war, ſich über die gezogene Kette zu weit vorgedrängt hatte, um den Kurfürſten beſſer ſehen zu können. Von den Unteroffizieren, welche die Ordnung im Zuſchauerpublikum reglementsmäßig aufrecht zu erhalten angewieſen waren, ſprangen die Nächſtſtehenden herbei, den Frevel zu ahnden und den Frevler mit dem großen ſpaniſchen Rohre in der Hand, kraft ihres Amtes, in echt preußiſcher Soldaten-Brutalität auf der Stelle abzuſtrafen.

„Noch feſter und unverwüſtlicher, als in vielen preußiſchen Beamten aus den alten Provinzen, ſteckte der Gedanke der Unüberwindlichkeit des Kriegsheeres in den Offizieren der in Münſter garniſonirenden Regimenter. Unter dieſen Maulhelden zeichneten ſich beſonders die Füſiliere von Erneſt aus, noch mehr aber die Offiziere vom Fußregiment von Schladen, und unter dieſen wiederum vorzüglich das junge Volk, das ſoeben erſt aus dem Cadettenhauſe entlaſſen war.“

Die nun folgenden längeren Schilderungen dieſes Gebahrens, das Brüskiren des Publikums, die Prahlereien, die furchtbare, ſtrenge Behandlung der Gemeinen, das Gaſſenlaufen u. dgl. ſtimmen durchaus mit dem, was von den verſchiedenſten Garniſonsorten aus jener Zeit berichtet wird. Selbſt vielen der altpreußiſchen Beamten war das Auftreten der Offiziere im höchſten Grade widerwärtig; man fand es unerklärlich, daß der alte Blücher that, als wiſſe er von nichts, obwohl es bekannt war, daß er ſich täglich Rapport abſtatten ließ über die Stimmung in der Bürgerſchaft und in der Garniſon.

Eine rühmliche Ausnahme von dieſer Regel machten indeß der Kavallerie-General von Wobeſer und ſein Dragonerregiment. Hier ahmte das Offiziercorps das humane Benehmen ihres wackeren Chefs nach, und auch die Gemeinen wurden anſtändig und menſchlich behandelt. Daher ſtrömten die militairpflichtigen weſtfäliſchen Bauernſöhne dieſem Regimente freiwillig zu, mehr als oft angenommen werden konnten.

Nach der Schlacht von Jena ſahen die Münſteraner ihren ſehnlichen Wunſch erfüllt; ſie wurden der läſtigen preußiſchen Herrſchaft ledig, und dem neu errichteten Herzogthum Berg zugetheilt. Freilich ſahen ſie ſich in ihren Erwartungen arg getäuſcht. Man hatte die Franzoſen als Glaubensgenoſſen mit einem gewiſſen Grade von Befriedigung empfangen, aber bald machte man die Entdeckung, daß die „katholiſgen“ Franzoſen das Klöſteraufheben und Geldpreſſen noch beſſer verſtanden und ungenirter übten, als die „lutherſgen“ Preußen.

## Frankreich.

### Frankreich und die Freiheit.

### II.

#### Reſignation.

Man hat es unſerm alten Ernſt Moritz Arndt hüben und drüben ſehr verdacht, daß er den Franzoſen die Liebe zur Freiheit und die Fähigkeit frei zu ſein gar oft in dürren und derben Worten abgeſprochen hat. Dieſe Meinung war bei dem Alten nicht etwa blos aus ſeinem grimmigen Haſſe gegen den Unterdrücker herausgewachſen, ſie war mit den Grundfeſten ſeiner ganzen Geſchichtsauffaſſung eingewurzelt und verflochten, und er konnte ſie auch in aller Gelaſſenheit ausgeben und verfechten. Daß wir ihn einmal hören; ſo ſagt er, beiſpielsweiſe, in ſeiner Schrift „Der Rhein, Deutſchlands Strom, aber nicht Deutſchlands Gränze:“ „Die Verfaſſung der Franzoſen iſt monarchiſch, war es von jeher und wird unter tüchtigen und eingreifenden Herrſchern immer despotiſch. Der franzöſiſche Charakter iſt leichtſinnig, unſtät, unruhig, ungerecht, immer zwiſchen dem Zuviel und Zuwenig wankend, alſo keiner ſtätigen Freiheit fähig; weil ſie ſich durch den eigenen Willen nicht beherrſchen können, müſſen ſie einem fremden blind gehorchen.“

Das klingt wohl ſcharf und herbe; aber noch ganz anders lautet, was neulich ein Franzoſe über ſein eignes Volk öffentlich geſagt hat. Er hatte über ein franzöſiſches Buch * zu richten, das in dem Falle Robespierre's nur eine reine Kundgebung jenes furchtbaren Geſetzes erblickte, nach welchem die Ungerechten gekrönt, die Diener der Gerechtigkeit aber unterdrückt werden, und das den Tod dieſes Mannes als eine Erhöhung von der Würde des Apoſtels zu der des Märtyrers feierte. Er hatte dieſen Frevel auf das gründlichſte bekämpft, hatte Robespierre als einen Unmenſchen im ſtrengſten Sinne des Worts, als eine verkörperte Idee, als den verkörperten Grundfehler der Naturrechts-Anſchauungen des 18. Jahrhunderts klar und ſcharf gezeichnet; aber er blieb nicht dabei ſtehen. Jene Lehre, ſagt er, die uns verblendete, die den Menſchen antrieb, an ſich ſelbſt, an ſeine unfehlbare Vernunft zu glauben, die ihm, wie es Saint-Juſt ausdrückte, die heilige Pflicht auferlegte, alle die zu haſſen, die nicht das öffentliche Wohl ſo, wie wir es wollen, auch wollen, dieſe Lehre führt zu Fehlern, zu Verbrechen, ſie treibt zu Unvernunft und Ungerechtigkeit; aber ſie iſt nicht das Schlimmſte an unſerer Revolution und an uns ſelbſt. Das Schlimmſte iſt eine Geiſtesanlage, die zu Vernunft und Gerechtigkeit überhaupt unfähig macht, eine natürliche Unvollkommenheit, vermöge deren ein momentaner Wille, eine augenblickliche Idee im Stande iſt, die Functionen aller übrigen Geiſtesfähigkeiten zu unterbrechen, den ganzen Menſchen in Beſchlag zu nehmen und ihn wie eine Maſchine mit ſich fortzureißen und zu lenken. „Mag man das euphemiſtiſch als Hinneigung zu

* Histoire de la révolution française, par Louis Blanc. (vol. XI.)

Digitized by Google

Extremen bezeichnen, oder geradezu als die Unfähigkeit, ſeine Leidenſchaften durch Vernunft und Gewiſſen zu beherrſchen," ſagt unſer Franzoſe, beinahe, wie man ſieht, mit den Worten unſeres Arndt, „ſo fragt ſich's doch, ob dies nicht der Grund iſt, daß wir nicht, wie andere Völker, Freiheit, Ordnung und Frieden zu erlangen im Stande ſind?"

Herr J. Milſand kommt zu dieſer Reſignation nicht in Folge einer plötzlichen Verſtimmung; ſie iſt nicht eine Laune müßiger Feiertage, ſondern ſie ſpricht ſich gelaſſen als das Ergebniß einer in ſich geordneten und zuſammenhängenden Anſchauung der Nationalgeſchichte und des National-Charakters aus; ſie bezeichnet mit aller Klarheit die hiſtoriſchen und moraliſchen Grundlagen, auf die ſie ihr Verdikt begründet. „An ſich," heißt es da, „hatten Menſchen und Parteien bei uns nicht ſchlimmere Neigungen, als dieſelben Menſchen und Parteien bei anderen glücklichern Völkern; aber ſie haben ſich bei uns, einer wie der andere, ihren natürlichen Trieben mit mehr Verblendung, mit weniger Mäßigung hingegeben, ſie haben ſich ſchneller diskreditirt und unerträglich gemacht. Es iſt dieſe Maßloſigkeit, durch welche ſich unſer Adel zu Grunde gerichtet hat, indem er ſich zur Kaſte abſchloß und lediglich ſeine Gerechtigkeiten verfocht, ſtatt die Sache des Volkes zur ſeinen zu machen; ſie hat unſer Königthum geſtürzt, das ſich zu lettres de cachet, Hirſchparken, der Zerſtörung aller ſelbſtändigen Körperſchaften, der willkürlichſten Verhöhnung aller Intereſſen hinreißen ließ, bis endlich alle Klaſſen und alle Intereſſen ſich gegen daſſelbe erhoben. Es iſt dieſelbe Maßloſigkeit, welche bei uns die Herrſchaft der Religion zerſtört hat; denn ſie ließ der Kirche nur Gläubige, die auch den lächerlichſten Aberglauben willig aufnehmen konnten, nur Geiſtliche, die ſich wenig um die Beſchaffenheit der Mittel kümmerten, wenn es darauf ankam, viel Publikum anzulocken, nur Lehrer, denen zur gänzlichen Ausrottung der Ketzerei kein Zwang zu hart war, unter dem doch ſtets mit der Freiheit des religiöſen Gedanken auch der Glaube ſelbſt erliſcht. Immer iſt es dieſelbe Unſtätigkeit und Ungeduld, welche die Nation ohne Aufhören aus einer fieberhaften Regelloſigkeit in ein Fieber von Maßregelungen ſtürzt, welche die Heilmittel der Krankheit zu nur noch ſtärkeren Giften werden läßt. Die Revolution iſt davon der unwiderleglichſte Beweis. Es iſt ein unerhörter Irrthum, der an ihre Idee ſtets und noch immer die Idee der Freiheit anknüpft. An der Revolution war nicht die Methode das Schlimmſte, nicht die Exceſſe, nicht die Mittel, nein, der Geiſt ſelbſt, aus dem ſie hervorging, iſt der Feind der Freiheit, iſt eben derſelbe Geiſt, der uns zur Freiheit unfähig macht, der das Prinzip aller Knechtſchaft in ſich trägt; es iſt der Geiſt der Herrſchſucht! Freiheit iſt doch nichts anderes als die Abweſenheit jeder ausſchließlichen Beherrſchung: ſie beſteht in dem Nebeneinanderbeſtehen und in dem friedlichen Zuſammenwirken verſchiedener Meinungen, wie ſie ſich aus der Verſchiedenheit der Abſichten ergeben; ſie gewährt einer jeden die Gewißheit, nicht durch die andere regulirt zu werden, erkennt einer jeden die Fähigkeit zu, mit den andern zuſammen aufzutreten und Theil zu nehmen an der Regierung des Landes nach dem Maße des Einfluſſes, den ſie über die Geiſter ausübt. Was wollte denn die Revolution? Nicht die Freiheit der Meinungen und Handlungen, ſondern die Souveränetät des Volkes, den Abſolutismus der Demokratie. Darum machte ſie die Centralgewalt von Wahlen abhängig, darum vereinigte ſie in den Händen dieſer Gewalt die kleinſten Details der Verwaltung ebenſogut wie die allgemeine Staatsleitung, darum legte ſie ihr nicht blos geſetzgeberiſche und ausführende Gewalt bei, ſondern auch die diktatoriſche Befugniß, ohne Geſetze, ja, ohne Urtheil zu richten und zu vernichten, im Namen der öffentlichen Wohlfahrt; darum zerbrach ſie alle Hinderniſſe, die der unmittelbaren reinen Willensäußerung des Volkes irgendwie entgegen ſtanden, damit der Staat nichts ſei, als ein einiges, in ſich gleiches, von einem gleichen Geiſte beſeeltes Weſen. Daß wir auf dieſem Wege frei werden wollten, daß wir noch jetzt immer wieder verſuchen, auf dieſem Wege frei zu werden, das iſt es eben, was uns unfähig macht, frei zu ſein."

Milſand verfolgt dieſen Gedanken durch den Gang der Geſchichte Frankreichs. Er weiſet nach, wie er als Methodismus, als Orthodoxie, als Dogmatismus, die Politik, die Religion, die Literatur des Landes beherrſcht hat. Mögen Andre die Urſachen der Revolution in den Ereigniſſen des 17. und 18. Jahrhunderts entdecken, in dem Mißbrauche der königlichen Gewalt, oder in der Ueberlaſt der Vorrechte, in dem Unglauben Voltaire's, oder in den Orgien der Regentſchaft: er ſieht ſie in der Einheits-Monomanie, die ſeit Jahrhunderten in Frankreich die Köpfe der Menſchen verwirrt, die ihnen das Recht der freien Forſchung, das Recht zu irren und zu bereuen, das Recht, wahrhaft zu leben, nimmt, um ſtatt deſſen die Herrſchaft der definitiven Wahrheit zu begründen, die die Herberge der ewigen Ruhe iſt. In der Conſtituante, im Convente und im Kaiſerreiche erblickt er denſelben Gedanken, der Boſſuet und Ludwig XIV., Boileau und Vaugelas antrieb, die Regel des Schönen, das Eins iſt wie die Wahrheit, und die Regel des Guten, das Eins iſt wie die Wahrheit und die Schönheit, zu beſtimmen. Schon damals war die Revolution unvermeidlich. Sie war es ſeit dem Tage, an dem ſich die Nation entſchied für die Renaiſſance, wider die Reform; für den Formalismus des Alterthums, wider den Spiritualismus der nordiſchen Racen; für den Verſtand, die Regel, deren Kenntniß den Geiſt überflüſſig macht, wider das Gewiſſen, das uns von jeder Regel zu befreien ſucht, indem es uns verpflichtet, gut zu ſein. Von dieſem Moment ab hatte Frankreich auf die freie Entwickelung ſeiner nationalen Perſönlichkeit verzichtet, verzichtet auf die Urſprünglichkeit ſeiner Literatur und auf ſeine Erſtgeburt im Fortſchritt: Frankreich hatte ſich einer literariſchen, politiſchen, militairiſchen Centraliſation hingegeben, die ihm durch Disciplinirung, durch Geſetzgeberei anfangs einen blendenden Glanz von Einheit, einen kurzen Augenblick allgemeiner Herrſchaft einbrachte, die ſich aber am Zenith dieſer Gloire, dieſes oberflächlichen Glückes bezahlt macht durch Erſchöpfung, durch Anarchie, durch den Verluſt der Herrſchaft über die Geiſter Europa's. Seitdem iſt es das Loos Frankreichs, ſich Staatsformen zu unterwerfen, die es nicht erträgt, die es gewaltſam zerbricht, um neue, ebenfalls unerträgliche Tyrannien an ihre Stelle zu ſetzen; es iſt ſein Loos, unaufhörlich mit ſeinem Looſe unzufrieden zu ſein, ohne es verbeſſern zu können, im Haſſe der Vergangenheit und der Gegenwart zu leben, ohne den Weg der Zukunft zu finden; ſich über ſeine Knechtſchaft zu entrüſten, ohne die Freiheit zu erringen.

So ſchmerzlich dieſe Reſignation iſt, ſo will Milſand doch nicht verzweifeln. Er bezeichnet mit Ernſt und Mannhaftigkeit Heilmittel, die ihm die Erfahrungen anderer Nationen an die Hand geben. Vor Allem entſaget dem natürlichen Triebe, der eigenen Meinung Herrſchaft zu üben, die der Anderen zu fördern! Es gibt eigentlich nur zwei Arten Menſchen: Die Einen wollen für ihre Meinung, beſtehe ſie worin ſie wolle, das Recht, ſie zu äußern, ſie durch Ueberzeugung zu verbreiten, ſie an der allgemeinen Bewegung Theil nehmen zu laſſen; mögen ſie nun Monarchiſten, Legitimiſten, Imperialiſten ſein, ſie ſind Freunde der Freiheit. Die Anderen fechten, unter gleichviel welcher Fahne, in Wirklichkeit nur für das Verlangen, ihre Meinung zur Herrſcherin über die Geſchicke des Landes zu erheben. Dieſe Menſchen, und ſeien ſie Demokraten, Socialiſten oder Republikaner, ſind die Feinde der Freiheit, die bewußten oder unbewußten Werkzeuge der Herrſchſucht und der Autorität. Die Entſcheidung zwiſchen beiden Arten iſt nicht ſchwer, aber es iſt ſo ſchwer, mit den Erſten zu leben! Es iſt ſo ſchwer, ſich nicht um die Lebensweiſe ſeiner Nächſten zu kümmern, ſondern ſich ſelbſt zu beherrſchen, und doch kann nur aus der Achtung vor der Perſönlichkeit des Nächſten die moraliſche Feſtigkeit ſich erzeugen, auf der alle perſönliche Unabhängigkeit, auf der die Freiheit beruht.

P. J. Fiſcher.

## Denkwürdigkeiten eines franzöſiſchen Mormonen.*

In Paris befindet ſich jetzt ein Apoſtel des Mormonismus in der Perſon des Herrn Bertrand, der, aus Marſeille gebürtig und vor einigen Jahren zu der ſeltſamen Religion des amerikaniſchen Muhammed bekehrt, von dem gegenwärtigen Propheten Brigham Young nach ſeinem Vaterlande zurückgeſchickt wurde, um dort das neue Evangelium zu predigen. Da ihm jedoch die franzöſiſche Regierung nicht geſtattet, öffentlich als Miſſionär aufzutreten, ſo hat er demnächſt ſeine Thätigkeit auf die Preſſe beſchränken müſſen, durch welche er ſeine Landsleute mit den Vorzügen des Mormonenthums bekannt macht und ſie durch ſein eignes Beiſpiel erläutert.

Ueber den dogmatiſchen Theil ſeines neuen Glaubens ſchlüpft der Verfaſſer ziemlich leicht hinweg. Er mochte ſich wohl ſagen, daß die vom Himmel gefallene Offenbarung Joe Smith's auf die ſkeptiſchen Franzoſen wenig Eindruck machen würde, wenn ſie nicht durch einige damit verknüpfte praktiſche Annehmlichkeiten ſich bewogen fänden, ihr etwas mehr Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Unter dieſen Annehmlichkeiten nimmt ſelbſtverſtändlich das „hölliſche Inſtitut" der Polygamie die erſte Stelle ein, für welches Herr Bertrand als eifriger, und, wie er verſichert, als uneigennütziger Vertheidiger auftritt. Als er ſich den „Heiligen der letzten Tage" anſchloß, blieb nämlich ſeine Frau, die ſeinen Glauben nicht theilte, in Paris zurück. Am Großen Salzſee angekommen, wurde er von dem Propheten eingeladen, ſich unter den ſchönen Mormoninnen eine, reſp. einige neue Gattinnen auszuſuchen; da er aber noch immer an ſeiner frü-

* Mémoires d'un Mormon. Par L. H. Bertrand. Paris, 1862.

Digitized by Google

heren Ehehälfte hing und ſie durch ſeine Beſtändigkeit zu gewinnen hoffte, ſo blieb er ihr, trotz aller Verſuchungen, treu. Seine Apologie der Vielweiberei iſt mithin ganz ſubjektiv gehalten. Der Hauptzweck des menſchlichen Daſeins beſteht, dem „Buche Mormon" zufolge, in der Vervielfältigung des Menſchengeſchlechts, wozu, nach Herrn Bertrand, die Polygamie das beſte Mittel darbietet. Dieſe Anſicht, die durch das Schickſal des türkiſchen Reichs nicht gerade beſtätigt wird, unterſtützt er durch eine energiſche und keineswegs ungerechte Diatribe gegen die unter den meiſten chriſtlichen Völkern herrſchende Unſittlichkeit. Proteſtanten und Katholiken, ſagt er, verurtheilen die Polygamie, ohne zu bedenken, daß ſie thatſächlich im größten Maßſtabe von ihnen ausgeübt wird. Sie weichen nur darin von den Mormonen ab, daß ſie dieſe vortreffliche Einrichtung durch keine geſetzlichen oder religiöſen Satzungen heiligen, ſo daß ihre ſegensreiche Wirkung verloren geht und ſie eher zur Verminderung als zur Vervielfältigung der Raçe beiträgt. Daß die Frauen ſelbſt der Polygamie abhold ſeien, erklärt dieſer mormoniſche Apoſtel für völlig unbegründet — mindeſtens was Utah betrifft, wo ſie die Nützlichkeit derſelben recht gut zu würdigen wüßten. „Eine einzige beglaubigte Thatſache," bemerkt er, „wiegt zehntauſend Seiten Theorie auf. Die Erfahrung hat gezeigt, daß, weit davon entfernt, das weibliche Geſchlecht herabzuwürdigen, unſere Polygamie ihm weſentliche Vortheile ſichert. Einer der koſtbarſten beſteht darin, daß in Utah jedes heiratsfähige Mädchen das Recht hat, frei über ſeine Hand zu verfügen und ſie dem Manne ſeiner Wahl anzubieten. Die Mädchen machen von dieſem Recht mit einer Reife des Verſtandes Gebrauch, welche viele Pariſerinnen in Erſtaunen ſetzen würde. Die regelmäßige Ausübung der Pflichten des Gebets und der Wohlthätigkeit, Fleiß und Geſchicklichkeit im Arbeiten, ſind gewöhnlich die ſicherſten Mittel, ihre Zuneigung zu erwerben. Ohne Eitelkeit kann ich meinen eigenen Fall als Beiſpiel anführen. Als ich nach Utah kam, war ich nicht mehr jung, und ich nahm auch nicht die entfernteſte Verwandtſchaft mit dem Apollo von Belvedere in Anſpruch. Nun denn! wenn ich alle Frauen jung und alt, ſchön und häßlich, erhört hätte, die ſich mir in meiner Einſiedelei anboten, ſo würde ich mehr Weiber gehabt haben, als Brigham Young ſelbſt. Ich erzähle dies zum Beſten ſolcher Junggeſellen, die, gleich mir, keinen Anſpruch auf Schönheit, mit Ausnahme der rein moraliſchen beſitzen."

Während der ehelichen Liebe ein ſo weiter Spielraum eröffnet iſt, wird die außereheliche von den Mormonen mit einer Strenge beſtraft, die ſelbſt im puritaniſchen Schottland unerhört iſt. Der Ehebruch zieht drei bis zwanzig Jahre Gefängniß nach ſich, und die Verführung eines Mädchens, wenn der Verführer es zu ehelichen verweigert, wird unerbittlich mit einer Haft von zwanzig Jahren geahndet.

Im gegenwärtigen Augenblick hat die Geſchichte von Utah ein beſonderes Intereſſe. Es war der erſte Theil der Vereinigten Staaten, der ſich von der Centralregierung in Waſhington trennte und die Fahne der „Seceſſion" aufpflanzte. Um die widerſpenſtigen Heiligen zu unterwerfen, mußte der Präſident Buchanan ein Armeecorps unter dem (im April d. J. bei Shiloh gefallenen) General Johnſton abſchicken, der zwar nach einem der beſchwerlichſten Märſche in der Salzſeehauptſtadt einzog, aber dennoch ſein Ziel nur unvollkommen erreichte. Seit dem Ausbruch der Wirren im Oſten der Union hat man die Mormonen wieder ſich ſelbſt überlaſſen, und ſie verbergen nicht ihre Freude über die klägliche Lage ihrer alten Feinde, welche ſie natürlich als ein Gottesgericht wegen der Mißhandlungen betrachten, denen ſich jene Kinder Belial's gegen die Heiligen ſchuldig machten. Uebrigens ſcheinen ſie den Zerfall der Union ſchon längſt mit einer Zuverſicht vorausgeſehen zu haben, die ihrem Scharfblick zur Ehre gereicht. Bereits im Jahre 1832 wagte Joe Smith eine Prophezeihung, über deren Authenticität kein Zweifel herrſchen kann, da ſie ſich in einem Buche findet, das 1851 in Liverpool herauskam, alſo lange ehe die Seceſſion für möglich gehalten wurde. Sie lautet wie folgt:

„Wahrlich, ſpricht der Herr, was die Kriege betrifft, die bald ausbrechen werden, beginnend mit Süd-Carolina, und die ſo viel Leid und Unglück verurſachen werden: der Tag wird kommen, wo der Krieg über alle Nationen ſich verbreiten wird, der von jenem Lande ausgeht. Denn ſiehe! die Staaten des Südens werden ſich trennen von den Staaten des Nordens, und jene werden ſich an andere Nationen wenden, ſogar an Großbritannien, und dieſe Nationen werden wieder andere Nationen anrufen, ihnen gegen noch andere beizuſtehen, und ſo wird der Krieg ſich verbreiten über alles Volk. Und es wird geſchehen nach einiger Zeit, daß die Sklaven ſich gegen ihre Herren auflehnen und ſich zuſammenſchaaren und Heere bilden und Krieg führen. Und es wird ſich zutragen, daß die, ſo werden übrig bleiben von den alten Beſitzern, ſich ebenfalls verbünden, ſie werden in große Wuth gerathen und furchtbare Züchtigung verhängen über die Heiden.* So werden die Bewohner der Erde mit dem Schwerte geſchlagen werden, bis das Geſchrei und das Blut der Heiligen aufhören wird, von der Erde emporzuſteigen zu dem Herrn der Heerſchaaren und um Rache zu rufen über ihre Feinde."

Ohne Zweifel lag die Nullifications-Bewegung, welche damals in Süd-Carolina vor ſich ging, dieſer Prophezeihung zu Grunde, aber jedenfalls läßt ſie an Klarheit nichts zu wünſchen übrig, und es iſt den Mormonen nicht zu verdenken, wenn ſie in ihr eine göttliche Inſpiration erblicken. Bisjetzt wenigſtens iſt ſie pünktlicher in Erfüllung gegangen, als die bekannte Wahrſagung von Lehnin, über die ſich ſo manche Gelehrte den Kopf zerbrechen haben; ſogar der Aufſtand der Indianer in Minneſota, der in Europa faſt unbeachtet geblieben, aber ihren Nachbarn in Utah von vorzugsweiſer Wichtigkeit erſcheinen mußte, iſt nicht vergeſſen. Nach einer Biographie Joſeph Smith's, die vor einigen Jahren in der „Deseret News" veröffentlicht wurde, wiederholte er ſeine Weiſſagung über den Zerfall der Vereinigten Staaten im Jahre 1843 in einer Unterredung mit dem nachherigen Senator Douglas, welcher damals noch ein junger Mann und verhältnißmäßig unbekannt war, und welchem er zum Schluſſe verkündigte, daß er ſelbſt eines Tages nach der Präſidentſchaft ſtreben werde; „wenn Sie aber" ſagte er, „jemals die Hand gegen mich oder gegen die Heiligen der letzten Tage erheben ſollten, ſo werden Sie das volle Gewicht der rächenden Hand des Allmächtigen empfinden." Unter der Verwaltung Buchanan's war es vornehmlich Douglas, auf deſſen Andringen die Expedition gegen die Mormonen beſchloſſen wurde, und ſie ſehen in dem Fehlſchlagen ſeiner Kandidatur und ſeinem frühzeitigen Tode die Erfüllung des gegen ihn ausgeſprochenen Anathema. Herr Bertrand fügt hinzu, daß in Erwartung des von ihrem Propheten vorausgeſagten Untergangs der Republik, die Mormonen große Vorräthe von Lebensmitteln zuſammenbringen, um die zahlloſen Flüchtlinge zu ſpeiſen, die in Utah eine Zufluchtsſtätte ſuchen werden. So gedenken ſie feurige Kohlen auf die Häupter ihrer ehemaligen Widerſacher zu häufen und den Beweis zu liefern, daß, trotzdem ſie die Lehre des Chriſtenthums für einen überwundenen Standpunkt erklärt haben, ſie das Gebot, Böſes mit Gutem zu vergelten, noch immer zu befolgen wiſſen.

## Nord-Amerika.

### Zur Kenntniß der Spinn- und Webeſtoffe.

Unter der Ueberſchrift Fibrilia, liefert das Atlantic Monthly von Boſton einen geſchichtlichen Ueberblick der für Induſtrie und Handel ſo wichtigen Stoffe: Seide, Wolle, Baumwolle, Flachs, Hanf, Jute ꝛc., ſowie über ihre Kultur, Verwendung und Vervollkommnung. Der Gegenſtand iſt ſo anziehend und die Darſtellung ſo lehrreich, daß wir nicht zweifeln, der Artikel werde auch in Deutſchland mit Intereſſe geleſen werden.

#### 1. Seide.

Die Chineſen ſchreiben ihre Einführung der Gemahlin eines ihrer Kaiſer zu, der dafür göttliche Ehren erwieſen wurden. Vor der chriſtlichen Zeit war ſie in Weſtaſien und Europa unbekannt. Das Vorkommen derſelben im Alten Teſtament wird von vielen Archäologen bezweifelt, und es iſt gar nicht ausgemacht, daß meschi (Ezech. 16, 10 13) Seide bedeute. Nur im Neuen Teſtamente (Apokal. 18, 12) wird σήρικον erwähnt, was entſchieden Seide iſt. Die römiſchen Autoren der erſten vier Jahrhunderte n. Chr. ſpielen häufig darauf an. Tertullian ermahnt die Frauen: „Kleidet euch in die Seide der Wahrheit, in das Feinlinnen der Heiligkeit und in den Purpur der Schamhaftigkeit." Chryſoſtomos in ſeinen Homilien ſagt: „Wenn der Reiche ſeidene Kleider trägt, ſo liegt ſeine Seele in Ketten."... „Seidene Kleider ſind ſchön, aber ein Erzeugniß der Würmer." — Galen empfiehlt ſeidene Schnüre zum Unterbinden der Blutgefäße bei chirurgiſchen Operationen. Bis zur Zeit Aurelian's kleideten ſich nur Reiche in die ſehr theure Seide. Als ihn ſeine Gemahlin um ein purpurſeidenes Kleid bat, wies er ſie mit den Worten ab: „Das ſei fern von mir, ein bloßes Gewebe mit Gold aufzuwiegen!"

In Europa eingeführt wurde ſie, bis zu Juſtinian, aus dem Lande der Seren, eines Volkes in Oſtaſien — vermuthlich der Chineſen — da-

* Nach der mormoniſchen Theologie ſind die Indianer Nord-Amerika's Hebräer, Nachkommen der verloren gegangenen zehn Stämme, und werden in dem großen Völkerkampfe, den das jüngſte Gericht einleitet, eine hervorragende Rolle ſpielen.

Digitized by Google

her der Name Sericum. Während ſeiner Regierung brachten zwei Mönche die Eier des Seidenwurms aus Serinda in Indien nach Byzanz, und die Seidenzeug-Fabrication ward ein kaiſerliches Monopol.

Von Griechenland verbreitete ſich die Seidenkultur allmählich nach Italien und Spanien. Engliſche Aebte und Biſchöfe kehrten oft aus Rom heim in Gewändern von Seide und Gold. Alte engliſche Manuſkripte ſind mit Seidenſchnüren umwunden. An einigen alten Rüſtungen im Tower iſt eine Art Sammet bemerklich, und in der, 1827 geöffneten Gruft des heiligen Cuthbert, in der Kathedrale Durham, fand man Fetzen von ſeidenen Kleidern. Indeß war der Gebrauch der Seide in England ſo ſelten, daß ein Paar ſeidene Hoſen, die man der Königin Eliſabeth verehrte, für ein koſtbares Geſchenk galt.

Die Hauptquelle der Rohſeide iſt China, wo ſchon Marco Polo ſeidene Kleider im allgemeinen Gebrauch fand. Auch Japan hat daran großen Ueberfluß, und die japaneſiſche Geſandtſchaft in unſeren Tagen trug ausſchließlich ſeidene Gewänder.

Der jährliche Bedarf an Rohſeide in England beträgt 7,000,000 Pfund, und der Werth der jährlichen Ausfuhr ſeidener Manufakte ſteigt bis zu 10,000,000 Dollars.

England verdankt ſeine erſten Seidenmanufakturen den franzöſiſchen Reformirten, welche die Aufhebung des Edikts von Nantes aus ihrem Vaterlande vertrieben hatte. Noch leben Nachkommen von ihnen in London und Coventry, den Hauptwerkſtätten der Seidenzeuge, die jetzt nach dem Handelsvertrag mit Frankreich die Feuerprobe beſtanden haben.

Was ausgeſuchten Geſchmack und großes techniſches Geſchick betrifft, ſo führen die Franzoſen unbeſtritten den Reigen in der Seidenfabrication. Aber auch in England iſt dieſe in manchem Zweige mit der Bearbeitung der Wolle und Baumwolle ſo eng verknüpft, und durch das verbeſſerte Maſchinenweſen ſo gefördert, daß ſie als auf einem feſten Grunde ruhend anzuſehen iſt.

Das amerikaniſche Klima ſagt dem Seidenwurm zu, und die Amerikaner hatten ſich bereits mit fieberhafter Haſt auf die Pflege des Maulbeer-Baumes geworfen. Indeß muß die Hoffnung auf ein Gedeihen in größerer Ausdehnung ſo lange hinausgeſchoben werden, bis der Arbeitspreis in Europa demjenigen in Amerika nah kommt, oder bis die übermäßige Production in andern Zweigen den Strom der Thätigkeit in dieſen Kanal leitet und die Maſchinen hier eine ebenſo große Wohlfeilheit erzielen, wie ſie in andern Productions-Ländern erzielt haben.

### 2. Wolle.

In den Schriften der Alten leſen wir von kolchiſcher, mileſiſcher und italiſcher Wolle; von der Verpflanzung der Schafe aus Italien nach Bätica in Spanien. Italien und Spanien waren zur Schafzucht wie geſchaffen; in Italien

„Schauſt du, Lykoris, kühle Gewäſſer und ſaftige Wieſen"

ſagt Virgil; und Spanien mit ſeinem Wechſel von Hügel und Thal, mit ſeiner verſchiedenen Lufttemperatur bot vortreffliche Schafweiden. Schon in älteſter Zeit lieferte Spanien Wolle von großer Feinheit, die verſchieden gefärbt und zu Gewändern, wie unſere Plaids, verwendet wurde. Bisweilen tauchte man die Schafe lebendig in tyriſchen Purpur.

In neuerer Zeit wurden ſpaniſche Schafe in Frankreich und Deutſchland eingeführt; von denſelben ſtammen die franzöſiſchen Merinos und die ſächſiſchen Varietäten. Von hier kamen ſie nach Natal und Auſtralien.

Vor der amerikaniſchen Revolution gaben die Schafe in Amerika eine ſo grobe Wolle, daß es in der Tuchfabrication hinter England weit zurückblieb. Als aber die Franzoſen Spanien überflutheten, wurden die Merinos nach Portugal geflüchtet, von wo Jarvis, Derby und Humphrey zahlreiche Partieen nach den Nordſtaaten brachten; durch ſie wurden die amerikaniſchen Schafe veredelt, ſo daß die Wolle jetzt die engliſche an Feinheit übertrifft.

Die feine Wolle verlangt ein trockenes Klima und eine hochgelegene Gegend. Aus Strabo, Columella und Martial erfahren wir, daß die feine italiäniſche Wolle hauptſächlich von den Apenninen kam, und in Spanien iſt noch heute die gebirgige Provinz Eſtremadura wegen ihrer feinen Wolle berühmt. Dort überwintern die Heerden und wandern im Frühling nach den Weiden in den Gebirgen Leons und Aſturiens; andere ziehen nach den Höhen der Sierra Morena.

Die Hochlande von Texas und Neu-Mexiko ſind vortrefflicher Boden für feinwollige Schafe, und die Gegenden an den Quellen des Miſſouri und Yellowſtone haben große Aehnlichkeit mit den ſpaniſchen Schaftriſten.

Als Cäſar in England einfiel, fand er dort zahlreiche Schafheerden, und Jahrhunderte hindurch war England der große Markt für Wollausfuhr. Allein unter Eliſabeth flüchteten vor dem blutigen Henker Alba Weber aus Brabant und Flandern hierher, und gründeten für immer die Wollenfabriken, die früher die Niederlande bereichert hatten.

Mit dem Fortſchritt des Ackerbaues ſetzte die Rübenkultur Großbritannien in den Stand, ſeine Schafheerden zu vermehren; doch wurden ſie mehr für die Fleiſchbank, als für den Webſtuhl gezüchtet, da ſie ſelten feine Wolle ergaben und bald überſtieg die Nachfrage nach dieſer den Vorrath bei weitem. Da öffnete England ſeine Häfen der Einfuhr der Wolle aus der Fremde und verarbeitete jährlich 200,000,000 Pfund; zweimal ſo viel, als in Amerika, das zwei Drittel ſeines Bedarfs an Wollzeugen aus der Ferne beziehet.

Dieſelbe Politik, die das ungeheure Manufakturweſen in's Leben gerufen, nämlich die freie Einfuhr der Rohſtoffe und aller Artikel, die in das Fabrikweſen greifen, verbunden mit einem mäßigen Zoll auf ausländiſche Fabrikate, werden Amerika in den Stand ſetzen, mit England zu konkurriren.* Die Farmer-Frauen ziehen die Schafzucht der Milchwirthſchaft vor, da das Land wohlfeiles Futter liefert und der Preis des Schöpſenfleiſches lohnend genug iſt. Doch kommen die geringern Wollſorten vom Auslande und Keiner iſt leicht geneigt, ſich auf eine ausgedehnte Fabrication einzulaſſen, wenn er ſeine Rohſtoffe nicht ſo billig, wie ſein auswärtiger Konkurrent kaufen kann.

### 3. Baumwolle.

Herodot (um 500 v. Chriſti) erzählt von dem Baumwollenbaum in Indien. Er beſchreibt einen mit Gold und „Wolle von Bäumen" verzierten Bruſtharniſch, den man aus Aegypten dem Könige von Sparta geſchickt hatte. Theophraſt, ein Schüler Ariſtoteles', erwähnt die Baumwolle, die in Indien und Arabien wächſt und bemerkt, daß die Blätter der Pflanze denen des ſchwarzen Maulbeerbaumes ähnlich ſind, und auf den Feldern ſo in Reihen gepflanzt werden, daß ſie aus der Ferne wie ein Weingarten ausſehen. An dem perſiſchen Meerbuſen tragen ſie keine Frucht, ſondern eine Kapſel von der Größe der Quitte, die, wenn reif, ſich öffnet und die Wolle zum Vorſchein bringt. Dieſe wird dann geſponnen und zu eben ſo billigen, wie ſchätzbaren Zeugen verſchiedener Art gewebt.

Die Griechen, die Alexander auf ſeinem Zuge nach Indien begleiteten, bemerkten dieſe Pflanze, und ſeine Feldoberſten hinterließen eine Beſchreibung der Gewänder und Turbane von Baumwolle, wie ſie die Eingebornen trugen.

Die Baumwolle fand frühen Eingang in Aegypten, damals der Sitz der Künſte und des Handels. „In Oberägypten," ſagt Plinius in ſeiner Naturgeſchichte, „wächſt eine Staude, die Einige Gossypium, Andere Xylon nennen. Sie iſt klein und trägt eine der Lambertusnuß ähnliche Frucht, die eine daunige Wolle enthält, die zu Garn geſponnen wird. Sie übertrifft Alles an Weiße und Weichheit. Schöne Gewänder werden daraus für die Prieſter verfertigt."

Die Soldaten des Antonius, wenn er Kleopatra beſuchte, trugen baumwollene Kleider, und ſie ſelber erſchien in Gewändern von feinem Muſſelin. — In der Folge verwendete man die Baumwolle zu Segeltuch und zu Umhängen in den römiſchen Theatern und im Forum, als Schirm gegen die Sonne.

In der Levante wurde ſie ſchon früh angebaut und von dort nach Sizilien, Frankreich und England verführt.

Arabiſche Reiſende, die im 9. Jahrhundert bis China kamen, bemerkten hier keine Baumwolle, deſto häufiger Seide, in die die Eingebornen ſich kleideten.

In einigen Gegenden Afrika's fand ſie ſich wildwachſend. Columbus entdeckte ſie in Hiſpaniola, und unter den Geſchenken, die Cortez an Karl V. ſchickte, waren baumwollene Mäntel, Wämſer und Fußteppiche, mit allerlei Figuren eingewebt. Bei der Eroberung von Mexiko trugen die Indianer Rüſtungen von geſteppten Baumwollenzeug, die für Pfeile undurchdringlich waren.

In Indien, ihrer Heimat, wird ſie mit dem Reis wechſelweis in Reihen gepflanzt; nachdem dieſer geärndtet iſt, treibt ſie eine ſchöne gelbe Blüthe, mit einem carmoiſinrothen Punkte auf jedem Blumenblatte. Nachdem ſie abgeblühet, erſcheint eine grüne Schote, die mit einer anfangs weißen, ſpäter braunen, breiartigen Subſtanz angefüllt iſt. Die gereifte Schote enthält in mehrern Fächern die Wolle. „Auf den üppigen Gefilden," ſagt Forbes in ſeinen orientaliſchen Denkwürdigkeiten, „erſcheinen zu gleicher Zeit die ſich entfaltenden Blüthen, die berſtenden Kapſeln und

* Leider haben jedoch in neueſter Zeit die Nordſtaaten von Amerika wieder einen unſinnig hohen Zolltarif eingeführt. D. R.

Digitized by Google

die ſchneeweißen Flocken reiner Baumwolle; es iſt der reizendſte Schmuck auf den Aeckern Hindoſtans."

Die Baumwollenweberei in Indien war ſchon früh zu hoher Vollkommenheit gediehen. Reiſende im 9. Jahrhundert ſahen hier Muſſelin von ſolcher Feinheit, daß man ein ganzes Stück durch einen Ring ziehen konnte. Tavernier ſah Turbane von 35 Ellen Zeug, die nur acht Loth wogen. Das Stück feinſter Sorte, ſo fein, daß es, auf das friſch bethaute Gras gelegt, nicht mehr ſichtbar war, bezahlte man mit 35 Rupien (etwa 30 Thaler). Die Geduld, der zarte Taſtſinn und die gelenkigen Finger der Hindus haben darin mit den einfachſten Werkzeugen das Unglaubliche geleiſtet. Indeß hat dort für dieſen Induſtriezweig jetzt die letzte Stunde geſchlagen: mit dem reißend ſchnellen Fortgang des Maſchinenweſens kann er nicht Schritt halten; wohl führt Britiſch-Indien jährlich 800,000 Ballen Baumwolle nach China und England aus; wohl verfertigt es noch immer den eigenen Bedarf an Baumwollzeugen; allein Städte, wie Decca und Delhi, einſt die Sitze blühender Manufakturen, gehen ihrem Verfalle entgegen und ein großer Theil der Bevölkerung, der um den geringen Tagelohn von etwa zwei Silbergroſchen ſo gern eine Beſchäftigung fortſetzte, die ſeit Jahrhunderten in derſelben Familie erblich iſt, ſieht ſich zu der ungewohnten Feldarbeit gezwungen, oder muß, um kaum das Leben zu friſten, die Jute ſpinnen und zu groben Zeugen weben.

Als die indiſchen Muſſeline und Kalikots zuerſt in England eingeführt wurden, ſtießen ſie auf den heftigſten Widerſtand. Schnell Mode geworden, bedroheten ſie die Exiſtenz der vorlängſt einheimiſch gewordenen Wollenzeuge. Die klugen Geſetzgeber verboten anfangs die Einfuhr, und belegten ſie ſpäter mit einem Zoll von einem halben Schilling. Auch Amiens, Rouen und Paris proteſtirten gegen die Baumwolle, als einen Ruin für das Land. Aber ſie überwand alle Hinderniſſe, gewann feſten Boden in beiden Ländern und giebt gegenwärtig dem ſiebenten Theil der engliſchen Bevölkerung Unterhalt. Der Werth ſämmtlicher Fabrikate beträgt etwa 300 Millionen Thaler.

Seinen Bedarf an Rohſtoff — drittehalb Millionen Ballen jährlich — bezog England im Jahre 1856 aus folgenden Ländern: Aus den Vereinigten Staaten 71 Procent; aus Oſtindien 19; aus Braſilien 5; aus Aegypten $4\frac{1}{2}$ und aus Weſtindien $\frac{1}{2}$ Procent.

Während aber die Rohſtoff-Einfuhr aus Indien in den zwölf Jahren 1845—1857 um 200 Proc. ſtieg, wuchs die Ausfuhr der Baumwollen-Fabrikate nach jenem Lande zu einem ſolchen Umfang, daß England ihm für jedes Pfund Baumwolle, das es von ihm erhielt, ein Pfund Garn und Gewebe, von dem vierfachen Werth, zurückgab. Zu der amerikaniſchen Union ſtellt ſich dagegen das Verhältniß ſo heraus, daß England derſelben für die rohe Baumwolle, die es von ihr empfängt, nur 3 Procent Fabrikat zurückgiebt.

Seit 1857 ſind die Baumwollen-Spinnereien in Neu-England ſo verbeſſert worden, daß die Vereinigten Staaten mehr denn 1 Million Ballen jährlich verbrauchten; Production und Ausfuhr wachſen reißend ſchnell.

Einige merkwürdige Veränderungen begleiteten den Anbau und die Bearbeitung der Baumwolle. Als das Maſchinenweſen ſich vervollkommnete und die Betriebskoſten ſich verminderten, ſtieg der Preis der Baumwolle und gab der Production einen kräftigen Sporn.

Neue Staaten wurden in Folge deſſen der Baumwollen-Kultur eröffnet, und die angeſchwemmten Länder Alabama, Miſſiſſippi, Arkanſas, Louiſiana und Texas nahmen die Pflanze auf. Sklaven wurden nun aus den Mittelſtaaten herbei- und von dem minder gewinnreichen Weizen- und Tabaksbau abgezogen. Vor einem halben Jahrhundert noch beſaßen die Mittelſtaaten zwei Drittel der Neger der Union; nach der Zählung von 1860 dagegen kamen auf die Staaten ſüdlich von Nordkarolina drittehalb Millionen, und auf die nördlich von den Baumwollenſtaaten nur anderthalb Millionen Neger, den Weißen an Zahl gleich, anſtatt daß in den Uferſtaaten die Weißen zu den Schwarzen ſich wie 4:1 verhalten. Dort wächſt die Sklavenzahl mit dem Baumwollenbau jährlich um 5 Proc.; hier bleibt die Sklavenbevölkerung ſtehen, oder geht zurück, und die Prognoſe dieſer Staaten iſt damit deutlich genug ausgeſprochen. Bis auf die neueſte Zeit glich der Zug des Pflanzers mit ſeiner Negerſchaar durch die Baumwollenſtaaten dem Einfall eines Heeres in Feindesland: ungeheure Urwälder wurden gefällt, der Boden urbar gemacht, ausgeſogen und in Stich gelaſſen, um neue Felder und einen jungfräulichen Boden aufzuſuchen.

Allein die zunehmende Nachfrage nach Baumwolle in den letzten ſieben Jahren, verbunden mit dem erhöhten Sklavenpreis — er ſteigt mit jedem Aufſchlag von einem Cent auf's Pfund um mindeſtens 100 Dollars auf jeden Sklaven — drängten zu dauernden Verbeſſerungen; Schienenwege wurden angelegt und mindeſtens 50,000 Tonnen Guano und Baumwollſaat jährlich den erſchöpften Feldern in Karolina und Georgien zugeführt. Unter dieſen Förderungsmitteln hielt ſich der Bodenertrag in gleicher Höhe mit der Fabrication, ſo daß dieſe ſich 1859 bis zu zwei Millionen Pfund hob und den leergewordenen Markt reichlich verſorgte.

Doch die Aerndte ſchwankte in den verſchiedenen Jahren und eine minder ergiebige im Jahre 1860, verbunden mit einem Zuwachs von beiläufig 10 Proc. an Spinnmaſchinen, glich den Vorrath mit der Nachfrage aus, während die ſchlechte Aerndte, das Geſchrei der Seceſſion und der beliebte Ausfuhrzoll die engliſchen Spinner ſtutzig machten, daß ſie, beſorgt wegen den Folgen eines Ausfalls, ſich nach neuen Bezugsquellen des Rohſtoffs umſahen.

Schon jetzt, bei dem unzweckmäßigſten Verfahren im Feldbau, beim Mangel aller Transportmittel, bei den meiſt trocknen Sommern erzeugt Indien dennoch an 4,000,000 Ballen im jährlichen Durchſchnitt. Wenn aber erſt — und angebahnt iſt es — die vervollkommneten Ackergeräthe immer mehr Eingang finden; wenn das Netz der Schienenwege ſich weiter und weiter über das Land ſpannt; wenn die Bewäſſerungs-Kanäle ſich nach allen Richtungen ziehen: dann iſt der Anwachs der Production gar nicht zu berechnen.

In Afrika iſt der Baumwollexport in ſtetem Zunehmen; und Aegypten führt neue Werke aus, die Ueberſtrömung des Nil einzufaſſen und zu leiten, und den befruchteten Feldern immer reichere Aerndten für die Ausfuhr abzugewinnen.*

## Oſt-Aſien.

### Die Handelsberichte der preußiſchen Expedition nach China und Japan.

#### I.

Siam und China.

Die merkwürdige Erſcheinung, daß im Laufe der Jahrtauſende die Civiliſation in ihrem unaufhaltſamen Vorſchreiten die Richtung von Oſt nach Weſt verfolgt, ſcheint jetzt im Begriffe, in ihrem Rundlauf um die Welt wieder zu ihrem Ausgangspunkte zurückzukehren. Auf ihrem Zuge von Aſien über Europa nach Amerika einzelne Völkerſchaften zu erſtaunlicher Höhe des Glanzes, geiſtiger Vollkommenheit oder phyſiſchen Wohlſtandes emporhebend, iſt ſie jetzt im Begriff, ſich von Amerika aus über den Stillen Ocean nach Oſtaſien hinüber zu ſchwingen. Sie will dort ihre Wiege aufſuchen und von dort vielleicht den Kreislauf um die Erde von Neuem beginnen.

Irren wir nicht, ſo iſt bei dieſem Zuge dem Germanenthum eine hervorragende Rolle zugetheilt.

Freilich iſt es vorläufig nur der Handel, welcher ſich mit Erfolg in die weiten Ländergebiete und in die verſchloſſenen, auf ihre Abgeſchloſſenheit ſo eiferſüchtigen Völkerſchaften Oſtaſiens eine geordnete Bahn bricht; und freilich vermögen wir den Handel, welcher immer nur Vortheile ſucht, als den zwar nothwendigen und natürlichen, aber nicht in jeder Weiſe willkommenen Träger einer Selbſtliebe, welche oft nur zu ſtark ausgeprägt iſt, nicht recht in den reinen Begriff der Civiliſation einzuſchließen; aber wir wiſſen ſehr wohl, daß der Handel von jeher nur der Vorbote der Civiliſation war, gleichſam nur Breſche geſchoſſen hat, durch welche die Civiliſation bei gelegener Zeit mit ihrer ganzen überwältigenden Geiſtesmacht in die von ihr auserkorenen Plätze einzudringen vermag. Hierbei wird dann der Fahnenträger der Civiliſation, das Chriſtenthum, gewiß nicht fehlen. Wir meinen nicht jene leere Form des Chriſtenthums, mit welcher namentlich China und Indien bereits beglückt worden ſind, wobei es dieſem nur darauf ankommt, eine möglichſt große Anzahl von Heiden zu taufen, d. h. mit Waſſer zu beſprengen, die Zahl in ein Regiſter einzutragen und hiermit den Beweis für das Wachsthum des Chriſtenthums ſich zu liefern; wir meinen vielmehr das Chriſtenthum als den inneren Drang des Menſchen, im Sinne des Religionsſtifters dem Nächſten liebend zu begegnen, in dem Verkehr mit ihm die Selbſtſucht auszurotten und auf dieſe Weiſe ihn und ſich ſelbſt der Gottheit näher zu bringen.

* Der Schluß dieſer Ueberſicht folgt im nächſten Blatte.

Digitized by Google

Als ein Vorbote ſolcher Civiliſation mag demnach die Handelsbewegung betrachtet werden, unter welcher neuerdings die Schranken China's und Japan's gefallen ſind.

Preußen hat an dieſer Handelsbewegung theilgenommen. Es geſchah dies unter einem Miniſterium, deſſen Lebensdauer leider nur allzukurz war, und das wir mit dem Namen das „deutſche Miniſterium" bezeichnen möchten, da es die deutſchen Intereſſen von allen Miniſterien Preußens ſeit dem großen Staatsmanne Stein am Lebhafteſten wahrgenommen hat.

Die oſtaſiatiſche Expedition der preußiſchen Marine hat im vorigen Jahre die heftigſten Angriffe erleiden müſſen. Preußiſche Stimmen in Preſſe und Parlament bezeichneten dieſelbe, um uns eines volksthümlichen Ausdrucks zu bedienen, als eine Fahrt ins Blaue hinein, als einen leichtſinnigen Entſchluß des Miniſteriums, eine, im Staatsbudget ſchwer erübrigte Summe in den Stillen Ocean zu werfen. Deutſche Stimmen der Preſſe „aus dem Reiche" wieſen mit ſchlechtverhehlter Mißgunſt ſpöttiſch auf die Beſtrebungen Preußens hin, mit ſeiner winzigen Marine die Erfolge großer Seeſtaaten erreichen zu wollen. Seitdem iſt die Expedition mit wirklichen Erfolgen zurückgekehrt; die Verträge mit China, Japan und Siam ſind abgeſchloſſen und aus den Berichten über das Unternehmen mögen die Gegner derſelben ſelbſt das Voreilige ihrer Angriffe erkennen. Den preußiſchen Stimmen wird klar werden, daß es der Expedition keineswegs an der nöthigen ſicheren Unterlage fehlte, daß es ſich immerhin der Mühe lohnte, den in Oſtaſien dem Handel obliegenden, zahlreichen Deutſchen Schutz zu gewähren und ihre Handelsbeziehungen zu den aſiatiſchen Völkerſchaften auf gleiche Stufe mit denen der übrigen Handelsconcurrenten zu ſtellen. Den deutſchen gegneriſchen Stimmen aber möchten wir zurufen, daß das deutſche Miniſterium Preußens mit einer hierin einzig daſtehenden großartigen Auffaſſung der Aufgabe Preußens jene Millionen nicht für Preußen allein, ſondern hauptſächlich für den deutſchen Zollverein verausgabt hat. Gerade jetzt, wo es ſich wieder um die Ausführung einer deutſchen That jenes Miniſteriums, des Handelsvertrages mit Frankreich, handelt, den einige süddeutſche Regierungen, in ihrer Verkennung der volkswirthſchaftlichen Intereſſen Deutſchlands, als einen Verrath am Zollverein bezeichneten, gerade jetzt iſt man verpflichtet, auf die Opfer hinzuweiſen, die Preußen in dieſer, wie in allen anderen Angelegenheiten des Zollvereins, dem Gedeihen des Letztern ſtets bereitwillig gebracht hat.

Daß die preußiſche Regierung redlich das Ihrige that, um die Folgen der oſtaſiatiſchen Expedition für den Zollverein ſo günſtig als möglich zu geſtalten, die Handelsverträge zur Verwerthung zu bringen und dem deutſchen Handelsſtande die Anwendung derſelben möglichſt zu erleichtern, geht aus den Handelsberichten hervor, welche von den techniſchen Mitgliedern der Expedition im Auftrage der Regierung nach und nach erſtattet und den Handels-Kammern zur Kenntnißnahme mitgetheilt werden.

Wir werden gleich ſehen, wie bequem dem Handelsſtande die Benutzung der Verträge gemacht iſt und wie ſehr die preußiſche Regierung beſtrebt war, ihm die gewonnenen Erfahrungen bis in die kleinſten Details zugänglich zu machen.

Wir haben Gelegenheit gehabt, die Berichte einzuſehen, welche eines jener Mitglieder, Herr Commerzienrath Wolff, Fabrikbeſitzer in Rheinpreußen, über die Expedition verfaßt hat. Sie ſind als Manuſcript in der Geh. Ober-Hofbuchdruckerei von Decker in Berlin gedruckt und ſowohl den Handels-Kammern, als Anderen, die ſich ſpeciell für die Sache intereſſiren, zugegangen.

Dem Herrn Commerzienrath Wolff war bei der Expedition die Erforſchung der Gebiete Oſtaſiens in Bezug auf Importe von baumwollenen und ſeidenen Geweben, von Lebensmitteln für den Schiffsverbrauch und ſonſtigen Produkten, ferner in Bezug auf Rhederei und Verſicherungs-Verhältniſſe vorgeſchrieben. Hierauf iſt demnach in dieſen Berichten ein beſonderes Augenmerk gerichtet, nachdem der Verfaſſer in ſeinem bereits früher im Berliner „Handels-Archiv" veröffentlichten Berichte über Aegypten, Bombay, Ceylon und Calcutta die daſigen Handels-Verhältniſſe im Allgemeinen behandelt hatte.

Die vorliegende Schrift umfaßt die Berichte über Singapore, Sarawak (Borneo), Siam, China und Manila. Letztere enthalten die genaueſten Inſtruktionen über die Ausdehnung des Handels in dieſen Ländern und Plätzen, über die dortigen Maß-, Gewichts- und Münzverhältniſſe, Handelsgeſetzgebung, Sitten und Gebräuche im Handel, über die Verbindungen der wichtigſten Plätze mit den Nachbarländern und mit Europa, über die Führung, Beförderung und Vermittelung der Correſpondenz, über die Auswahl, Verpackung und Uebermittelung von Waaren, über die für dieſe oder jene Waare, für dieſes oder jenes Unternehmen zu wählende Jahreszeit, über die vorausſichtlichen Erfolge gewiſſer Unternehmungen und die Concurrenz mit anderen fremden oder eingebornen Kaufleuten. Sie enthalten ferner die genaueſten Verzeichniſſe derjenigen Waaren, welche ſich für den Import, und ſolcher, welche ſich für den Export empfehlen, ſelbſtverſtändlich mit Belehrungen in Bezug auf Qualität, Farben, Dimenſionen, Aſſortiment, Pliage, Verpackung, Preiſe und Conſum der Waaren. Endlich ſind Calculationen der wichtigſten Handelsartikel, Preisverzeichniſſe, Rechnungsformulare u. ſ. w. beigefügt, welche, mit anerkennenswerthem Fleiße zuſammengeſetzt, in Verbindung mit den vorangegangenen Inſtruktionen den Kaufmann ſofort in den Stand ſetzen, mit vertrauter Kenntniß der bedeutſamſten Verhältniſſe ſeine Handelsbeziehungen mit Oſtaſien anzuknüpfen.

Wir machen ausdrücklich darauf aufmerkſam, daß in allen Berichten die Bedürfniſſe und Erzeugniſſe des Zollvereins ins Auge gefaßt ſind und daß nirgends von einſeitigen Vortheilen Preußens die Rede iſt, Preußens, das allein die Koſten und Nachtheile des Unternehmens getragen hat.

Gleich auf der erſten Seite werden wir dies beſtätigt finden, wo wir gleichzeitig über den im Allgemeinen unterſchätzten, dennoch bedeutenden deutſchen Händel in Oſtaſien unterrichtet und darauf hingewieſen werden, wie nothwendig es zur Förderung dieſes Handels war, eine bewaffnete Flotte, wenn auch nur aus wenigen Kriegsſchiffen gebildet, in jenen Gewäſſern zu zeigen. Herr Wolff hebt hier zunächſt die Bedeutung von Singapore hervor, indem er ſchreibt: „Es iſt kein Hafen Aſiens in ſeinem Import und Export für den Zollverein ſo wichtig, wie der Freihafen Singapore, in der gleichnamigen engliſchen Kolonie, und das dortige Geſchäft, ſoweit es in den Händen der daſelbſt etablirten deutſchen Häuſer ſich befindet, hat umſomehr Bedeutung, als Letztere, außer dem für ſie nicht ausreichenden Verkehr mit Deutſchland, gleichzeitig lebhafte Verbindungen mit England unterhalten. Dem Umſtande jedoch, daß die in Singapore anſäſſigen deutſchen Firmen zum Theil auf Geſchäfte mit Deutſchland angewieſen ſind, iſt es zuzuſchreiben, daß mehr, als man allgemein anzunehmen gewohnt iſt, an deutſchen Waaren direkt nach Singapore ausgeführt, und andrerſeits, was von den Produkten Singapore's für den deutſchen Conſum paßt, direkt nach Deutſchland verſchifft wird. Dieſer ganze Verkehr beruht faſt allein auf Hamburg, bis auf einige Ladungen, die jährlich nach und von Bremen gehen.

„Von den deutſchen Häuſern in Singapore wohnen entweder Chefs oder doch Agenten in Hamburg oder Bremen, welche über den Gang des Import- und Exportgeſchäfts fortwährend mit jeder vierzehntägigen Mail (Poſt) die genaueſten Mittheilungen von ihren Häuſern erhalten, mit dem Einkauf oder der Anbahnung von Conſignationen und mit der Einſendung von Einkaufordres von Produkten ſich beſchäftigen. Dieſe ſind ſomit nicht allein in der Lage, ſondern im eigenen Intereſſe auch gern bereit, jede nöthige Auskunft dieſerhalb zu geben.

„Die lebhafte Verbindung, welche Singapore mit allen anderen Oſt- und Süd-Aſiatiſchen Häfen unterhält, und welche auf ſeine Lage als Knotenpunkt der Dampfverbindungen baſirt iſt, macht es für eine Menge deutſcher Fabrikate, welche für jeden einzelnen der anderen Häfen einen nicht genügenden Conſum haben, zu einem Markt der Vermittelung und Ergänzung dieſer anderen Häfen, namentlich von Penang, Bangkok, Manila, Makaſſar und ſelbſt Batavia. Von Singapore aus werden den anderen Märkten Offerten und Muſterſendungen gemacht, und iſt daher vorzugsweiſe bei Ausſendungen nach dieſem Handelsplatze zu beachten, daß,

1. jede Gattung oder jedes Genre von Fabrikaten allein und
2. jedes Sortiment in ſo geringer Quantität wie nur möglich verpackt iſt;
3. Muſterkarten und Qualitätsproben immer mindeſtens doppelt und,
4. die Muſter oder wenigſtens eine Collection mit der Poſt zu ſenden, und die anderen, wenn mit der Waare verſandt, doch nicht mit derſelben, ſondern allein und zwar in mit Blech gefütterten Holzkiſtchen zu verpacken ſind u. ſ. w.

Intereſſant iſt es, aus dem dritten Abſchnitte des Berichtes zu entnehmen, wie das Königreich Siam ſich von allen oſtaſiatiſchen Staaten am längſten und erfolgreichſten gegen die europäiſchen Gränzeuſtürmer gewehrt hat und noch jetzt abzuſperren verſteht. „Das Königreich Siam, welches bis vor wenigen Jahren den europäiſchen Kaufleuten gleichſam verſchloſſen war, brachte früher ſeine Produkte mit eigenen Schiffen nach China und Singapore an den Markt, und ließ dann dort das Wenige, was es von fremden Fabrikaten nöthig hatte, kaufen. In den letzten Jahren iſt es jedoch durch Verträge mit fremden, namentlich europäiſchen Staaten, in Verbindung getreten, in Folge deſſen der ganze Import, wie

Digitized by Google

der Export in verhältnißmäßig kurzer Zeit in die Hände von daſelbſt etablirten europäiſchen Firmen übergegangen iſt. Wenn auch der Import bis jetzt nur indirekt von Singapore und in jüngſter Zeit auch von Hongkong aus gemacht wird, ſo darf doch eine Vermehrung der Production des Landes, welche in bedeutendem Maßſtabe möglich iſt, eine direkte Importation von Europa aus erwarten laſſen, umſomehr, als der Export bereits auf direktem Wege nach Europa, wie nach Amerika, bewerkſtelligt wird. Was die Production anbetrifft, ſo würde dieſe einen ſchnelleren und verhältnißmäßig gewiß ungeheuren Aufſchwung nehmen, wenn nicht nach den Verträgen den Fremden erſt nach einem zehnjährigen Aufenthalte geſtattet wäre, Grundeigenthum zu erwerben. So lange aber das Land, welches eine ſumpfige Niederung zu nennen iſt, in dem jetzigen noch wenig kultivirten Zuſtande ſich befindet, bleibt es für den Europäer ein höchſt ungeſundes Klima, weshalb jeder Fremde nur ſo kurz wie möglich dort verweilen und die lange Zeit von zehn Jahren ſich dort nicht aufhalten wird. So iſt die ganze Kultivirung des Landes in den Händen der ſchlaffen Eingebornen, welche nicht mehr, als zu ihrem Unterhalte und zur Beſchaffung ihrer wenigen ſonſtigen Bedürfniſſe nothwendig iſt, zu kultiviren gewohnt ſind. Soll daher Siam mit ſeinem fruchtbaren Boden der Welt von größerem Nutzen wie bisher werden, ſo müßte in obiger Beſtimmung eine Aenderung eintreten. Iſt es aber dem Europäer einmal geſtattet, ohne längeren Aufenthalt Land zu erwerben und Plantagen anzulegen, ſo iſt namentlich bei dem Verhältniß der Sklaverei, welches noch im Lande beſteht*, die beſte Ausſicht da, daß raſch größere Flächen bebaut werden. Die Hauptſtadt und einzige Stadt, in der europäiſche Firmen etablirt ſind, iſt Bangkok, etwa 30 Meilen vom Meere am Menanfluſſe gelegen, deren Einwohner bereits jetzt zur Hälfte aus Chineſen beſtehen ſollen. Unter dieſen ſind einige ſehr reiche und tüchtige Kaufleute, die eigene Segelſchiffe und ſelbſt Dampfboote haben, und ſolche zu Fahrten zwiſchen Bangkok und Singapore benutzen. Zu demſelben Zwecke haben ſiameſiſche Prinzen einige Segel- und Dampfſchiffe. Bei der raſchen Zunahme der chineſiſchen Bevölkerung und dem allmählichen Ausſterben der Siameſen wird von mehreren Seiten angenommen, daß nach einer Reihe von Jahren die Regierung in die Hände der daſelbſt anſäſſigen Chineſen übergehen könne.

Wir kommen zu dem Berichte über China. Dieſer Bericht iſt der umfaſſendſte und ſpeziellſte, ein wahres Meiſterwerk von Gründlichkeit. Dieſen glücklichen Umſtand haben wir gewiß nicht allein der Thatſache, daß China ſich leichter erforſchen ließ, ſondern auch der Vorausſicht zu verdanken, daß der Handelsverkehr gerade zwiſchen China und dem Zollverein die gewichtigſte Folge der Verträge mit allen oſtaſiatiſchen Staaten ſein wird. Einzelne Abſchnitte des Berichts nehmen das allgemeine Intereſſe ſo in Anſpruch, daß größere Auszüge den Leſern des „Magazin" nicht unwillkommen ſein werden.

„Der chineſiſche Handel, wie er ſich in den letzten zwei Decennien entwickelt hat, zerfällt in vier verſchiedene Klaſſen:

1. Das Geſchäft, welches die Produkte und Fabrikate des eigenen Landes an ſeinen verſchiedenen Hafenplätzen Inſel Haynan, Canton, Swatow, Amoy, Takao (Formoſa), Foochow, Ningpo, Shanghai ausgleicht, wozu durch den engliſch-franzöſiſchen Vertrag noch die Städte am Yangtſekiang-Fluß bis zu Hangkow, ſowie Cheefoo, Tientſin und Niu-Tſchwang hinzu kommen.

2. Das Geſchäft, welches der von China ausgewanderten Bevölkerung die nur in China produzirten eigenthümlichen Speiſen, Arzneien, Produkte und Fabrikate zum eignen Konſum zuführt, und welches ſich ausdehnt bis nach Kalifornien im Oſten und Auſtralien im Süden.

3. Das ſogenannte Reis-Geſchäft.

4. Das Geſchäft, welches die chineſiſchen Produkte und Fabrikate nach Engliſch-Indien, Europa und Amerika ausführt, ſowie die Fabrikate Europa's und Amerika's und die Produkte Engliſch-Indiens (Opium und Baumwolle) nach China einführt.

Für alle dieſe vier Branchen war bisher Hongkong die Baſis und der Centralpunkt in Beziehung auf Speculationen, Schiffsverkehr, Geld- und Aſſekuranzweſen. Es gilt dieſes beſonders für die vierte Branche, weil die letzten Nachrichten von allen chineſiſchen Hafenplätzen, incl. Japan und Manila, ſich alle 14 Tage in Hongkong konzentriren, und von da mit der Mail (engl. Poſtdampfſchiffen) über Singapore, Ceylon, Suez und Alexandrien nach Europa, und von England weiter nach Amerika befördert werden, vice versa von da wieder in Hongkong eintreffen. Durch die neuerdings geöffneten nordiſchen Häfen und die Berechtigung der Europäer, das Innere China's beſuchen zu können, welches faktiſch allerdings erſt nach Jahren ſtattfinden wird, namentlich aber dadurch, daß der Yangtſekiang-Fluß bis Hangkow der fremden Schifffahrt geöffnet worden, und die telegraphiſche Verbindung durch Sibirien mit Europa hergeſtellt iſt, wird Hongkong einen Theil ſeiner bisherigen Wichtigkeit auf Shanghai übertragen müſſen, oder vielmehr, die gegenwärtige bedeutende Zunahme des chineſiſchen Handels wird nur Shanghai zu gute kommen.

„Die Korreſpondenz mit Europa braucht an Zeit für Hongkong circa 6 Wochen, Manila und Shanghai 7—8 Wochen, Japan und den Norden China's, ſowie für Hangkow 9—10 Wochen.

„Die erſte Branche des China-Handels iſt faſt ganz in Händen chineſiſcher Kaufleute, welche ſich jedoch für den Transport ſchon mehr der europäiſchen Schiffe bedienen und daher für deutſche Rhederei und Aſſekuranzweſen beſonders zu beachten iſt.

„Die zweite Branche iſt ebenfalls ausſchließlich in Händen chineſiſcher Kaufleute, ſie wird nach Manila, Japan, Kalifornien und Auſtralien mit europäiſchen Schiffen, namentlich aber nach Singapore, Bangkok, Borneo und Java noch zum Theil mit chineſiſchen Dſchonken unterhalten.

„Das ſogenannte Reisgeſchäft baſirt darauf, daß in China weniger Reis kultivirt als konſumirt wird und namentlich in der erſten Hälfte eines jeden Jahres regelmäßige bedeutende Zufuhren an Reis nothwendig ſind. Dieſer Reis wird von Saigon, Bangkok und Singapore regelmäßig, und, je nachdem der Bedarf größer, reſp. die Aerndte in China ſchlechter geweſen, auch von den Birmahäfen (Rangoon, Rasmein ꝛc.) von Java und Manila bezogen. Er iſt ein bedeutender Spekulationsartikel für die in China etablirten europäiſchen und amerikaniſchen Firmen, und wird das Geſchäft häufig in conto meta mit den in Singapore und Java etablirten europäiſchen Firmen gemacht; weniger ſind dabei chineſiſche oder die von Engliſch-Indien kommenden Hindu- und Parſi-Firmen betheiligt. Da bei dieſem Geſchäfte die kürzere Zeit der Fahrt vor allem Anderen wichtig iſt, ſo werden dazu faſt nur europäiſche Schiffe benutzt.

„Die in Hongkong, Singapore und Batavia etablirten deutſchen Firmen — an den beiden erſten Plätzen meiſtens Hamburger, an letzterem mehr Bremer — ſind an dieſem ſehr vortheilhaften Reisgeſchäfte verhältnißmäßig ſtark betheiligt, weshalb denn auch eine größere Anzahl deutſcher Schiffe hierbei beſchäftigt wird.

„Die vierte Branche des chineſiſchen Handels endlich intereſſirt nicht allein deutſche Rhederei und Aſſekuranzweſen, ſondern es kommen hierbei auch die deutſchen Importe und Exporte in Frage.

„Für den direkten Verkehr mit Kontinentalhäfen (Hamburg, Bremen, Rotterdam) ſind hier allein die an China's Küſte befindlichen Handelsplätze, im Süden Hongkong mit ſeinen Quaſi-Filialen Canton und Macao, ſowie Shanghai im Norden von Wichtigkeit.

„Zur allgemeineren Beurtheilung deſſen, was China, außer Wollenfabrikaten und Kurzwaaren, noch von Deutſchland beziehen kann, diene noch Folgendes:

„Die in Hongkong und Shanghai etablirten deutſchen Firmen, worunter ich manche ſehr reſpektable kennen zu lernen Gelegenheit hatte, haben mehr oder weniger an den verſchiedenen anderen chineſiſchen Handelsplätzen ihre Filiale und beziehen für ſich und deren Verbrauch, ſowie auch zum Theil für die übrigen in China lebenden Europäer, das, was von Europa an Mobiliar für die Häuſer der Europäer, ſowie an Kleidung, Getränken und eingemachten Sachen nothwendig iſt; ferner einen anſehnlichen Theil von den Bedürfniſſen der mehr als tauſend europäiſchen Schiffe, welche gewöhnlich einige Jahre auf der chineſiſchen See in der Fahrt bleiben, denen ihre von Hauſe mitgenommenen Proviſionen ausgehen, die ihre Materialien und Kleidung verſchleißen und ſich für die Rückfahrt auf mindeſtens ſechs Monate weiter zu verproviantiren und wieder auszurüſten haben.

„Aus dieſen Bemerkungen, die durch weitere Informationen in Hamburg, wo Aſſocié's und Einkaufs-Agenten der deutſchen China- und Singapore-Firmen anſäſſig ſind, leicht ergänzt werden können, werden Fabrikanten und Händler ſelbſt ermeſſen, in welchen Artikeln ein Verſuch der Ausfuhr zu machen ſein wird. Die Verbindungen laſſen ſich durch die bereits erwähnten Aſſocié's und Einkaufs-Agenten in Hamburg einleiten.

„Der größte Theil dieſer Art Importe geht durch die in allen China-Häfen von Europäern errichteten Stores (große Ladengeſchäfte) in den Conſum, und wird von dieſen theils direkt von Europa, theils durch Vermittelung der größeren in China etablirten Firmen bezogen. Während letztere ſich ſolche Gegenſtände nur konſigniren laſſen, kaufen die Stores in Europa für feſte Rechnung, und giebt es in Hongkong wie in Shanghai auch deutſche Stores, mit denen man bei dem Umfange ihres Geſchäfts und wegen ihrer Solidität ganz ruhig direkt und dann natürlich mit größerem Vortheile arbeiten kann. Für die Importe beſteht in

* Warum auf dieſe traurigſte aller menſchlichen Einrichtung bauen? Ref.

Digitized by Google

China ein Werthzoll, der für jeden Artikel feſtgeſtellt wird, und den man auf durchſchnittlich etwa höchſtens 5 Proc. anſchlagen kann."

Speziell für Rhederei: „Eine eigenthümliche Erſcheinung in den chineſiſchen Gewäſſern iſt der ſogenannte Monſoon, d. i. ein Wind, welcher vom Oktober bis etwa anfangs April ſtabil von Nord-Oſt nach Süd-Weſt weht, dann umſpringt und den übrigen Theil des Jahres die entgegengeſetzte Richtung befolgt. Während er dadurch die raſche Fahrt von Schiffen, die mit ihm ſegeln, außerordentlich begünſtigt, verhindert er doch andrerſeits gute Segler und namentlich Dampfer keineswegs, ihren Weg in verhältnißmäßig kurzer Zeit zurückzulegen. Hauptſächlich hängt eine raſche Fahrt von der Thätigkeit des Capitains ab, die leider vielfach dort vermißt wird. Es iſt vorgekommen, daß Schiffe zu einer Reiſe von Hongkong nach Shanghai 60 Tage gebraucht haben, während einigermaßen gute Segler dieſen Weg auch gegen den Monſoon in durchſchnittlich 15 bis 25 Tagen zurücklegen. Eine Hamburger Barke „Esperanza" hat z. B. drei Reiſen gegen den Nord-Oſt Monſoon von Hongkong nach Shanghai in 13, 14 und 16 Tagen gemacht, und mit dem Monſoon nur $3^1/_2$ bis 6 Tage gebraucht, einmal ſogar das Poſtdampfboot um 8 Stunden geſchlagen.

„Was die Schifffahrt im chineſiſchen Meere, namentlich früher, für einen Theil des Jahres ſehr gefährlich machte, war der Typhoon, welcher im Juli, Auguſt und beſonders im September, ausnahmsweiſe auch wohl im Mai und Oktober herrſcht. Doch iſt die Gefahr, ſeit man den Lauf des Typhoons kennt, für den damit vertrauten Capitain bedeutend geringer geworden und Unglücksfälle finden viel ſeltener ſtatt.

„Vor zehn Jahren gehörte die Anweſenheit eines deutſchen und überhaupt Kontinentalſchiffes noch zu den Seltenheiten in den chineſiſchen Gewäſſern. Es fuhren damals etwa zwei Schiffe von Hamburg jährlich via Singapore nach dort, und die übrige Schifffahrt beſchränkte ſich auf England, Nord-Amerika und Indien. Seit aber San Francisco an Bedeutung gewonnen, ſuchten europäiſche Schiffe, die mit Ladung dorthin gekommen waren, in Ermangelung einer Beſchäftigung, von San Francisco aus, in China Frachten zu bekommen. Unter dieſen waren namentlich manche deutſche und nordiſche Schiffe. Beſonders war es der Paſſagier-Transport von China nach San Francisco und Auſtralien, der in den Jahren 1853—1854 in Aufſchwung kam und eine Menge von Schiffen nach China zog, um von den ſehr bedeutenden Frachten Nutzen zu ziehen. Seit jener Zeit ſind eine Menge nordiſcher und deutſcher Schiffe im chineſiſchen Verkehr geblieben, und während noch im Jahre 1850 der Handel zwiſchen Shanghai und Canton, ſowie den anderen Häfen, vermittelſt chineſiſcher Dſchonken betrieben wurde, ſind jetzt eine Menge europäiſcher und namentlich deutſcher Schiffe bei dieſem Küſtenhandel beſchäftigt. Die Chineſen ſehen auch immer mehr ein, daß ſie ſich beſſer dabei ſtehen, indem ſie ihr Kapital doppelt ſo raſch umſetzen und ſich durch Verſicherung vor Verluſten ſchützen können, die für Dſchonken und deren Ladung nicht möglich iſt.

„Nach dem neuen Vertrage ſind etwa 900 engliſche Meilen aufwärts am Yangtſekiang die Diſtrikte des ſchwarzen Thees dem Verkehr für Fremde geöffnet worden, wo namentlich Hankau in der Provinz Honpi oder Honpak zu erwähnen iſt. Dieſe Stadt, ſowie das weiter nördlich an der Küſte der Mandſchurei gelegene Nin-tſchwang und Tientſin, welche ebenfalls durch den Vertrag von Peking dem Handel mit Fremden zugänglich gemacht wurden, werden die europäiſche Schifffahrt im Norden bedeutend beleben. Denn es ſind jetzt circa 6000 Flußdſchonken von 30 bis zu 100 Tons Tragfähigkeit, ſowie circa 3000 Seedſchonken von 200 Tons dort damit beſchäftigt, Reis, Erbſen ꝛc. zu fahren, ein Verkehr, welcher ganz in die Hände der Europäer fallen wird, da gegen deren Schiffe die chineſiſchen Dſchonken aus verſchiedenen Gründen zurückſtehen müſſen. Eine ſehr lebhafte Verbindung iſt auch die, welche zwiſchen Hongkong, Wampoa und Macao einerſeits und Shanghai andrerſeits unterhalten wird. Nach Shanghai werden von vorgenannten Städten Zinn, Zucker, flüſſiger Indigo, getrocknete Früchte, Bleiweiß, Meſſingwaaren, chineſiſcher Mennig, Pomeranzenſchalen, Seidenzeuge ꝛc., und von Shanghai zurück Nanking in großer Menge, rohe Baumwolle, getrocknete chineſiſche Eßwaaren; ferner Reis, grüner Thee, Steingut, Kalk, Oelkuchen, Pelze ꝛc. gebracht. Bedeutend wird ferner der Handel mit dem durch den neuen Vertrag dem Verkehr geöffneten Tientſin werden, deſſen Hauptprodukte in Getraide, Bohnen, Oel, chineſiſcher Medizin für den Süden China's beſtehen; von Importen dorthin werden neben vielen andern Artikeln, als Thee, Papier, Seide, Nanking, Hanf, Opium ꝛc., namentlich ſchwere baumwollene und halbwollene Gewebe von Bedeutung werden.

„Der Handel zwiſchen Amoy, Formoſa, Ningpo, Wantſcheu (letzterer Hafen iſt nicht legal offen) wird von Chineſen mit europäiſchen, und zwar mit vielen deutſchen Schiffen betrieben. Ueberhaupt geben die Chineſen Letzteren vor anderen Fremden den Vorzug."

Mit großer Ausführlichkeit ſind natürlich die beiden Hauptprodukte China's behandelt, Seide und Thee, behandelt.

Der Maulbeerbaum wird, mit Ausnahme der nördlichen Provinzen, in ganz China kultivirt, und die Produktion von Seide muß daher an's Ungeheuerliche ſtreifen; ja, nur die Quantität der für den Konſum der Eingebornen produzirten Waaren iſt ſo enorm, daß, ungeachtet des raſch gewachſenen Exports ſeit den letzten 14 Jahren, der Preis niedriger iſt, als zu jener Zeit, wo der Export nur den vierten Theil des jetzigen Betrages ausmachte. Die bedeutendſte Ausfuhr von Rohſeide nimmt England in Anſpruch; dorthin gehen etwa 51,500 Ballen, und zwar vorzugsweiſe von der — nicht nach der Stadt Nanking, ſondern nach der Provinz Nantſinking ſo benannten — Nanking-Seide, da dieſe feinere Faſer, reineres Weiß, größere Weichheit, ſowie einen Glanz hat, der bei den Sorten der ſüdlichen Provinzen nicht gefunden wird. — Frankreich empfing im Jahr 1857 für ſich und die angränzenden Länder ſchon 28,000 Ballen, Amerika im Jahre 1856 nur etwa 2,200 Ballen, während hierher wieder die größte Ausfuhr von Seidengeweben — im Jahre 1856 ſchon für 1,800,000 Doll. — geht. Mailand hat ſeit 1856 angefangen, chineſiſche Seide am Londoner Markte zu kaufen und ſich auf die Bearbeitung chineſiſcher Seide eingerichtet. Seitdem kauft es ſtets chineſiſche Seide, ſobald letztere billiger iſt, als das eigene Produkt. Bei einer Vermehrung deutſcher Zwirnereien würde ſich auch hier der direkte Import anbahnen, und es iſt eine unbeſtrittene Thatſache, daß bei einer regelmäßig wiederholten Beziehung von Rohſeide bedeutende Summen verdient werden; bis jetzt iſt es indeß leider den Engländern faſt allein überlaſſen geweſen, dieſes ſichere und vortheilhafte Geſchäft mit China zu betreiben. Die wirklich übergroße Vorſicht der deutſchen Seidenhändler und größeren Fabrikanten, die am China-Markte allgemein bekannt iſt, ſoll das einzige Hinderniß ſein. Das Hinausſenden von jungen Leuten, die mit der deutſchen Seidenfabrication und dem deutſchen Conſum bekannt ſind, iſt die erſte Nothwendigkeit, und es würde dieſen, bei redlichem Willen, dort als Commis oder Seiden-Inſpektoren immer eine glänzende Zukunft offen ſtehen.

„Der Thee oder Cha-ych (Camelienblatt), der werthvollſte und wichtigſte Ausfuhr-Artikel China's, iſt in China, Japan, Corea und Aſſam einheimiſch, wird jedoch auch in Simla, Java und Braſilien als eingeführtes Produkt gezogen.

„Von jedem Theeblatte kann durch entſprechende Bearbeitung ſchwarzer oder grüner Thee gemacht werden und wird die Verſchiedenheit durch den Zuſtand des Blattes, die Qualität des Bodens, den Wärmegrad und das zum Färben benutzte Berlinerblau bedingt. Die alte Idee, daß grüner Thee auf Kupferplatten getrocknet würde und dieſe Behandlungsweiſe den metalliſchen Geſchmack und die grünſpanähnliche Farbe deſſelben hervorriefe, iſt gewichen, ſeitdem man weiß, daß die Chineſen durch Färben mit Berlinerblau ihren von Natur grünen Thee imitiren.

„Der Thee wird in allen ſüdlich vom gelben Fluſſe gelegenen Provinzen kultivirt, die öſtlichen liefern jedoch die beſten Qualitäten und alles was davon exportirt wird. Der Wu- oder Bohea-Hügel, nordöſtlich von Fuhkien, iſt durch ſeinen feinen ſchwarzen Thee von Nanling, zwiſchen Chehkiang und Nganhwui liegend, durch ſeinen grünen, in Canton unter dem Namen „Tychow" bekannten Thee berühmt.

„Die Benennungen der Theeſorten wechſeln häufig, ſie werden gewöhnlich von Oertlichkeiten hergenommen, wo beſondere oder feine Sorten kultivirt oder geſammelt werden — Die chineſiſchen Benennungen ſind gewöhnlich beſchreibend, z. B. „Pekoe," d. h. weißes Haar, oder „Hyſon," d. h. heller Quell, während die fremden Benennungen häufiger den Plätzen, wo der Thee produzirt worden, wie z. B. Hohow, Singchuetye, Kaiſow entlehnt worden.

„Um dem Thee einen ſchönen Geruch, hauptſächlich aber den gewöhnlichen Sorten den angenehmen Duft der feinen Qualitäten anzueignen, benutzen die Chineſen eine gewiſſe Blume, die bei der Bearbeitung mit dem Thee vermiſcht und ſpäter wieder ausgeſiebt wird. In Canton wird zu dieſem Zweck die Chloranthus benutzt.

„Der imitirte oder gefärbte grüne Thee ſoll im Theetopf einen Rand von grüner Farbe zurücklaſſen, und würde dieß das Haupt-Unterſcheidungsmerkmal von naturgrünem Thee ſein, welcher nichts zurückläßt. Weil auf dem europäiſchen Continent faſt nur von den Wohlhabenden Thee getrunken wird, werden dahin vorzugsweiſe die beſſeren Sorten ausgeführt, während nach England und Amerika, wo auch der geringe Mann Thee konſumirt, auch geringere Sorten verſandt werden — Die ganze Theeausfuhr von China verhält ſich zu der wirklichen Produktion von

Digitized by Google

Thee in China, um Zahlen anzuführen, etwa wie 1: 1000. Der Theetopf kommt bei den Chineſen nie vom Tiſch, und es iſt daher zu beachten, daß es dem Chineſen möglich iſt, bei guten Preiſen das doppelte und dreifache Quantum zur Ausfuhr zu bringen, ohne daß ſie ſich deshalb weſentlich einzuſchränken haben.“

Die chineſiſche Revolution, die bereits ſeit einer Reihe von Jahren in einzelnen Provinzen dieſes ausgedehnten Reiches wüthet, wirkt natürlich auch ſtörend auf Production und Handel, und es iſt wahrlich keine Empfehlung für das büreaukratiſche Syſtem dieſes beamtenreichen Landes, daß weder die Regierung die Macht, noch das Volk das Bedürfniß hat, den Aufſtand nieder zu werfen. Indeß ſcheint es in dem abgeſchwächten Charakter der Chineſen zu liegen, die Gefahren, welche ſeinen weſentlichſten Intereſſen durch die Rebellion drohen, lieber ſchlau zu umgehen, als ihnen mit Energie entgegenzutreten. Dieſen Schluß beſtätigt folgende Stelle des Berichtes: „Wird gar keine oder nur eine geringe Zufuhr Thee auf die chineſiſchen Märkte gebracht, ſo liegt dies daran, daß entweder die Preiſe zur Ausfuhr nicht hoch genug ſind, oder die Zufuhren — wie auch bei der Seide, durch die Rebellen verhindert werden. Letzteres kann jedoch nur zeitweiſe der Fall ſein, da der Chineſe auf die Dauer immer Wege findet, ſeine Waare auf den Markt zu bringen; z. B. kommen jetzt die ſeit längerer Zeit von Shanghai erwarteten Thee's, welche früher den Fluß herunter kamen, der jetzt oberhalb von Shanghai in den Händen der Rebellen iſt, zu Land über die Berge in Maſſen in Ningpo an, wo dieſelben entweder von Fremden gekauft, oder aber von den Chineſen mit europäiſchen Schiffen auf den Markt von Shanghai gebracht werden; dieſer Landtransport vertheuert den Thee jedoch etwas. Wird aber auch einmal in einem Diſtrikt die Aerndte durch die Rebellen geſtört oder aufgehalten, oder tritt eine Mißärndte ein, ſo giebt Ein Diſtrikt durchaus nicht den Ausſchlag; dagegen ſteht feſt, daß nur ungewöhnlich hohe Preiſe ein ungewöhnlich großes Quantum Thee zum Markte bringen.

Den Bericht über Manila, als lediglich der Handelstechnik gewidmet, übergehen wir; dagegen behalten wir uns vor, auf den beſonderen Bericht über Japan zurückzukommen.

## Java.

### Die Otter und das Rehböcklein.

Malaiſches Mährchen. *

Eine weibliche Otter, die ihren Mann verloren hatte, erſuchte ein Rehböcklein, daheim ihrer Kinder zu warten, derweil ſie ausging, um Fiſche zu fangen. Das Rehböcklein ſtimmte ein und fand ſein Geſchäft ſogar angenehm, da die Mutter auch ihm Futter mitbringen wollte. Als nun die Otter das Böcklein eine Zeit lang hatte Dienſte einer Kindermagd thun laſſen, und alle Mal nach Hauſe kommend ihm und ihren Jungen Futter gebracht hatte, da begannen die Fiſche in dem Waſſer, wo ſie fiſchte, abzunehmen, ſo daß ſie knapp für ſich und ihre Kindlein genug fand. Kam ſie nun nach Hauſe, ſo brachte ſie zwar etwas zum Eſſen mit, ſteckte es aber ihren Jungen ſo zu, daß der Rehbock es nicht ſehen konnte und ſagte ihm, ſie hätte nichts gefangen. Aber das Rehböcklein kam hinter die Wahrheit und rächte ſich an der Otter-Wittwe, indem es ihre Jungen eines Tages todt trat. Die Otter beweinte ihre Jungen, und verlangte Genugthuung; aber der Bock ſagte, es ſei durch unglücklichen Zufall geſchehen, denn er habe geſehen, wie eine Muſchel ſich zum Kampfe rüſtete und habe deswegen einen Kriegstanz ausgeführt, um zu zeigen, daß er ſich wehren könne. Dabei ſei er aber vor Hunger ſchwindlig geworden und habe ſo durch Unglück die kleinen Ottern todt getreten; er wollte das Urtheil eines Unparteiiſchen hören, bevor er ſich der Todesſtrafe unterwarf. Da kam eine Sibaganding-Schlange zu dem Wortwechſel der Beiden; dieſe hörte ihren Rechtshandel an und ſagte, man müſſe die Muſchel befragen: warum ſie zum Kampfe ſich gerüſtet und ein Kriegsgeſchrei erhoben? Man ging zu der Muſchel, und dieſe erklärte, ſie habe es gethan, weil ſie den Bananenbaum ſeinen Schild ſchwingen geſehen.** Man ging darauf zum Bananenbaum und dieſer erklärte, er habe ſeinen Schild ſchwingen müſſen, weil er geſehen, wie das Alang-Gras Fuß-Angeln in den Boden ſteckte.*** Man ging zum Alang-Graſe und vernahm von dieſem, es habe Fuß-Angeln geſteckt, weil es bemerkt habe, daß die Sikala ihren Kopf in der Erde verbarg, was auf eine Gefahr hinweiſe. * Man ging alſo zur Sikala, und dieſe ſagte, ſie habe ſolches gethan, weil ſie geſehen, wie die Berek's ſich zuſammenſchaarten. ** So ging man zu den Berek's, und dieſe ſagten, ſie hätten ſolches gethan, weil ſie die Gaman's (ein kleiner Fiſch) am Ufer entlang ſchwimmen geſehen, als wollten ſie ſich verſtecken. Und nun wurden natürlich die Gaman's ausgefragt; dieſe erklärten, ſie ſeien erſchrocken geweſen, weil ſie die Fiſche unruhig auf und nieder ſchwimmen geſehen, woraus ſie geſchloſſen, daß etwas nicht richtig ſei. Die Fiſche wurden deshalb angegangen, und die erklärten, ſie ſeien ſo unruhig geweſen, weil die Otter ſolch ein Gemetzel unter ihnen anrichtete. Darauf ſagte die Schlange Sibaganding: „Du, Otter, biſt die erſte Urſache des Unglücks, das hier geſchehen, gieb alſo keinem Anderen die Schuld!“

Moral: Wen irgend ein Unglück trifft, der hat in den meiſten Fällen ſich ſelbſt deshalb anzuklagen.

* Nach der holländiſchen Ueberſetzung des Herr van der Tuuk.

** Der Bananenbaum hat bekanntlich ſehr breite Blätter, die man mit Schilden vergleichen kann.

*** Die harten Stengel dieſes langen Graſes werden hier mit Fuß-Angeln verglichen.

* Sikala heißt eine Pflanze mit zwiebelförmiger Wurzel.

** Berek heißt ein in Sümpfen wohnendes Inſekt.

## Mannigfaltiges.

— Eine Pariſer Confiscation. Einem Pariſer Briefe der Times entnehmen wir folgendes über die polizeiliche Beſchlagnahme der „Geſchichte des Hauſes Condé,“ deren Verfaſſer bekanntlich der Herzog von Aumale iſt: „Kein Pariſer Blatt hat das Factum zu erwähnen gewagt oder nur mit Einem Worte ſich über die polizeiliche Razzia ausgeſprochen, als das hiſtoriſche Werk des Herzogs von Aumale weggenommen wurde, obgleich ganz Paris von der Sache ſpricht. Der Verleger des Werkes, der Agent des Herzogs und diejenigen, welche damit beauftragt ſind den Druck zu überwachen, ſind jedoch nicht Willens, die Sache fallen zu laſſen. In dem ganzen Code giebt es keinen einzigen Paragraphen, der einem Franzoſen, ſei er auch ein Prinz und exilirt, verbietet, in ſeinem Vaterlande ein rein hiſtoriſches Werk zu veröffentlichen. Es iſt dies eines der wenigen Rechte, welches das Geſetz, das den Herzog verbannte, ihm noch gelaſſen hat. Victor Hugo durfte in Frankreich ſeine „Miſérables,“ Louis Blanc ſeine zehn Bände der „Geſchichte der Revolution,“ Edgar Quinet ſeinen „Feldzug von 1815,“ Ledru Rollin ſeine Studien über die Zukunft Englands herausgeben, und es hieße in der That das Gefühl, welches die Erinnerung an empfangene Wohlthaten bei gewiſſen Naturen zu erzeugen pflegt, zu weit treiben, ſollte der Sohn Ludwig Philipp's allein dieſes Rechtes beraubt werden.“

— Ein rumäniſcher National-Oekonom.*** Ein junger Rumäne, Herr Paul Jacovénco, hat ſich durch die Eindrücke der Pariſer Gelehrſamkeit zu einem Büchlein volkswirthſchaftlichen Inhalts begeiſtern laſſen, einer „ökonomiſchen Skizze,“ die noch den zweiten Haupttitel: Fragments de Timinomie (es folgt in Klammer die Erklärung: *Τιμη*, valeur — *Νομος*, loi) zur höheren Illuſtration empfangen hat. Leider war dieſe Begriffsbeſtimmung um ſo nöthiger, als der Verfaſſer de omni re et quibusdam aliis zu reden ſich bemüßigt findet. Er drückt das in der Vorrede ſehr naiv ſo aus: „Sich mit der Volkswirthſchaft beſchäftigen, oder was daſſelbe iſt, mit der Geſellſchaft, ohne etwas über den Menſchen zu ſagen; vom Menſchen ſprechen, ohne etwas über die Schöpfung zu ſagen, heißt das Band zerreißen, welches ſie von Natur verknüpft; heißt die Exiſtenz der allgemeinen Geſetze verkennen, die uns mit der äußeren Welt gemeinſam ſind.“ Und warum fängt er mit Adam an? Weil er beobachtet hat, daß die Natur vom Einfachen zum Zuſammengeſetzten fortſchreitet, weil die Compoſition und Combination durch die Spezialiſirung Wirkungen erzielen und die höchſte Wirkung auf Erden die Schöpfung des Menſchen iſt. Dieſes Geſchöpfes Leidenſchaften und Vernunft ſpielen nun eine ſo bedeutſame Rolle, daß der Uebergang zum dritten und letzten Kapitel: „Vom Werthe, vom Preiſe und von der Wiſſenſchaft“ (d. h. von der neu erfundenen Timinomie, welche die alte National-Oekonomie erſetzen ſoll) durch die Zwiſchenaction des erhabenen Subjektes auf Erden ſehr weſentlich erleichtert ſcheint! Denn allerdings, wäre der Menſch nicht auf Erden, ſo würde man auch nicht von dem Werthe und dem Preiſe der Dinge reden, und man würde nichts von einer Wiſſenſchaft ahnen, die ſich, unſerm Autor zufolge, bisher vergeb-

*** Esquisse économique. Fragments de Timinomie (*Τιμη*, valeur, — *Νομος*, loi) par Paul Jacovénco. Paris, Benjamin Duprat, 1862.

Digitized by Google

lich mit dem (ökonomiſchen) Hauptbegriff abgequält hat. Herrn Jacovenco iſt der Werth (la valeur) der Hauptbegriff, um den ſich wirthſchaftlich Alles dreht, und er beſtimmt denſelben durch das Verhältniß unſeres Bedarfs zu den Hinderniſſen unſeres Genuſſes. Wir laſſen die Richtigkeit dieſer Definition dahingeſtellt. Sie zeugt wenigſtens von einigem Nachdenken. Aber wenn ſonſt das Buch nicht zu den glänzendſten Geiſtesprodukten gehört, muß man doch das Treffende der Einen Bemerkung einräumen, daß die heutige National-Oekonomie den Begriff der Arbeitstheilung zum Schaden der Aſſociation (?) überſchätzt und hingegen den combinatoriſchen Endzweck der Arbeit, das Moment der Ganzheit und ſocialen Sammlung der Kräfte auf die höhere Anerkennung noch warten läßt.

T. v. S.

— Das Leben in den Alpen. In der anmuthigſten Art verbindet das Werk, deſſen Titel wir unten wiedergeben,* die Belehrung mit der Unterhaltung. Die unorganiſche Natur, die Vegetation, die Thierwelt, die Sitten der Menſchen werden treu geſchildert, aber nicht durch einfaches Aneinanderreihen von Thatſachen, ſondern in lebendiger Verbindung mit einander. Der Verfaſſer durch Fachſtudien und jahrelangen Verkehr vertraut mit den Gegenden und Gegenſtänden, welche er ſchildert, erweckt die Sehnſucht nach einer perſönlichen Bekanntſchaft derſelben, ebenſo wie er demjenigen, welcher dieſe Bekanntſchaft gemacht hat, die heimgebrachten Erinnerungen deutlich auffriſcht. Die Beziehungen der angeführten naturwiſſenſchaftlichen Thatſachen zu der Phantaſie und dem Gemüth des Leſers ſind ſo glücklich gewählt, daß ſie nicht allein ein beſtimmtes Lebensalter anſprechen. Der mineraliſche und geologiſche Theil des Werkes, der Anfang deſſelben, iſt in etwas ſtrengerer Form gehalten: der Verfaſſer ſetzt hier nicht viel Wiſſen voraus und ſeine Leſer werden ihm das wohl danken, denn die Kenntniß dieſes Theils der Naturgeſchichte iſt noch wenig verbreitet; aber deſto mehr beſticht gleich der folgende Abſchnitt des Buches, der die Berg-Vegetation ſchildert. Dem Werke ſind 16 Illuſtrationen beigefügt, welche das Verſtändniß der Schilderungen erleichtern, welche aber auch an und für ſich betrachtet (wir heben beſonders drei hervor: Aelplerfeſt, Holzflößer, Wildheuer) dem Auge einen anziehenden Anblick gewähren.

— Kalewi-Poeg, eine eſtniſche Sage. Von dem jetzt vollſtändig herausgekommenen Heldenbuche der eſtniſchen Vorzeit, welches Dr. Kreutzwald zu Werro unter obigem Titel herausgegeben (20 Geſänge, über 19,000 Verſe begreifend) haben wir die erſten 6 Geſänge ihrer Zeit im „Magazin" und in Erman's „Archiv" angezeigt und beurtheilt, auch Gelegenheit genommen, auf die Verläßlichkeit und Treue der deutſchen Ueberſetzung Reinthal's hinzuweiſen. Gleichzeitig mit den letzten Lieferungen der Dorpater Ausgabe hat der berühmte Sammler, Ordner und (im gewiſſen Sinne) Bearbeiter des Ganzen zu Kuopio in Finnland einen Wiederabdruck des bloßen Textes veranſtaltet und mit einem Vorwort in eſtniſcher Sprache verſehen. Dieſe ſehr hübſche und handliche Ausgabe iſt ein Oktavband von 254 zweiſpaltigen Seiten mit kleinen aber ſaubern und gefälligen deutſchen Typen; denn ſo wildfremd auch die Zwillings-Sprachen Finniſch und Eſtniſch unſerem deutſchen Stamme ſind, ſo hängen die Völker, deren mütterliche Idiome ſie von jeher geweſen, immer noch mit großer Zähigkeit an dem eckigen deutſchen Schrifttypus, welcher ihnen gemüthlicher vorkommt, als die unverſtellten (nicht von Mönchen bearbeiteten) lateiniſchen Schriftzüge.** Eine ausführliche Abhandlung über Kalewi-Poeg, von dem Akademiker, Profeſſor W. Schott, wird ſpäteſtens künftige Oſtern an's Licht treten.

— Böhmen, Land und Volk.*** Eine recht ſchätzenswerthe, weſentlich ſtatiſtiſche Ueberſicht des reichen Landes Böhmen, welche möglichſt alles Wiſſenswerthe darüber zuſammenſtellt und wohl keinen bedeutenderen Zweig der Erkenntniß unberückſichtigt läßt. In den vorliegenden zwei Heften wird von der geographiſchen Lage, den Gränzen, dem Flächenraum, der Chartographie, von der Oro- und Hydrographie, dem Klima, der Flora, der Fauna, der Bevölkerung, den Natur-Produkten, der Induſtrie, den Communications-Mitteln ꝛc. gehandelt. Die Darſtellung, abgeſehen von einigen manchmal ſtörenden Deutſch-Verderbungen (z. B. die Berge übergehen allmählich in Hügel — ſtatt „gehen über" —) iſt klar und ſachgemäß; die Einleitung zeigt Spuren der bekannten Mucker, dem Deutſchthum etwas am Zeuge zu flicken — daß zur Zeit um Chriſti Geburt Böhmen ein mächtiges Reich (unter Marbod) bildete, und daß damals die germaniſchen Markomannen in Böhmen ſaßen, wird natürlich vollſtändig ignorirt: Die Čechen ſind Urbewohner. Auch das, was von den Verhältniſſen Böhmens im Mittelalter geſagt wird, paßt höchſtens auf die Huſſitenzeit. Möge man dergleichen Geſchichtskenntniß doch hübſch der čechiſchen Sprache allein zu Gute kommen laſſen.

— Die Unterwelt, nach Hartwig.* Von dem unten näher bezeichneten Werke liegen uns mehrere Lieferungen vor, deren Inhalt ein ſehr mannigfaltiger iſt. Die Unterwelt, das Innere der Erde, von dem wir eigentlich ſehr wenig wiſſen, bildet nur den Mittelpunkt einer Reihe von anziehenden Schilderungen naturwiſſenſchaftlichen Inhalts, welche nach den beſten Quellen verfaßt und zuſammengeſtellt ſind: Höhlen, Vulkane, Erdbeben, Bergwerke ſpielen eine große Rolle, doch befinden wir uns auch häufig genug auf der Oberwelt. So finden wir Abhandlungen über Pompeji's Untergang, über das Erdbeben von Liſſabon, über die unterirdiſche Waſſervertheilung ꝛc. Liebhabern der Naturwiſſenſchaft kann das in einzelnen Heften erſcheinende Werk beſtens empfohlen werden.

— Steinöl in Canada. Ueber die großen Mineralöl-Quellen in Canada iſt kürzlich ein amtlicher Bericht erſchienen. Hiernach iſt der Zufluß dieſes Oeles ſo groß, daß er den Bedarf für die Conſumtion ſowohl, als für die Ausfuhr weit überſteigt. Die Städte Toronto, Niagara, Kingſton und andere Orte Canada's werden jetzt durch Gas erleuchtet, das aus Steinöl gewonnen wird; ebenſo viele Privathäuſer und die Eiſenbahn-Züge Canada's. Das Gas leuchtet außerordentlich ſtark und wird dem Steinkohlen-Gas in vieler Beziehung vorgezogen. Aus einem Barrel Oel werden 6000 Kubikfuß Gas gewonnen. Der Apparat zur Gewinnung dieſes Gaſes iſt ſo einfach, daß er von einem einzigen Menſchen mit Leichtigkeit und Sicherheit bedient werden kann.

— Berichtigung. In dem Aufſatze; „Die Kriſis der deutſchen Auswanderung (Nr. 51 des „Magazin" vom 17. December v. J.) iſt in Folge der Verwechſelung zweier Zeilen der Urſchrift, Herr Ridolfo Schmidt, der Präſident der ſchweizeriſchen Colonial-Geſellſchaft in Uruguay, als Präſident dieſer Republik bezeichnet worden. Wie Jeder Unterrichtete weiß, iſt Herr Bernardo Prudenzio Berro, ein Hiſpano-Amerikaner, das Oberhaupt des Freiſtaats. Es verdient dieſer Name um ſo mehr hervorgehoben zu werden, als Señor Berro ein höchſt ehrenwerther, feſter, Vertrauen einflößender Charakter iſt, der ſich um Uruguay große Verdienſte erworben hat. Denn, wie man uns verſichert, es war keine Regierung vor ihm beſſer und thatkräftiger, als die ſeinige, was in Bezug auf die eventuelle Einwanderung von Deutſchen in Uruguay ein gewichtiger Umſtand iſt. T. v. S

— Neue Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur.

Histoire de l'emigration européenne asiatique et africaine au dix-neuvième siècle, ses causes, ses effets, ses caractères. Par Jules Duval. Paris, Guillaumin.

Essai bibliographique sur M. T. Cicéron. Par P. Deschamps. Avec une préfacace par J. Janin. Paris, Potier.

Les Empéreurs romains. Caractères et portraits historiques. Par Jules Zeller. Paris, Didier.

Les Confessions de St. Augustin. Traduction nouvelle par l'abbé Gabriel A. 2 vol. Lyon, Ruffet.

Histoire de l'évangélisation des Lapons. Par A. Meylan, pasteur. Suivie de l'Évangile au Labrador. Paris, Dubuisson.

Nobiliaire de la Normandie, publié par une société de généalogistes, avec le concours des principales familles de la province, sous la direction de E. Magny. Rouen, le Brument.

Annuaire de la noblesse de France et des maisons souveraines de l'Europe. Publié par Borel d'Hauterive. 20e année, 1863. Paris, Dentu.

Mme de Maintenon et sa famille. Lettres et documents inédits, publiés par Honoré Bonhomme. Paris, Didier.

Don Carlos et Philippe II. Par Charles de Moüy. Paris, Didier.

J. L.

---

* Die Alpen in Natur- und Lebensbildern, von H. Berlepſch. Leipzig, Coſtenoble, 1862.

** Daher aber die ſonderbare Erſcheinung, daß man ſchwediſch abgefaßte finniſche Sprachlehren hat, in welchen das Schwediſche (wie gewöhnlich) mit lateiniſcher und das Finniſche mit deutſcher Schrift gedruckt iſt!! — Zu der Letzteren iſt auch Lönnrot in ſeiner neueſten (abgekürzten) Ausgabe der Kalevala (mit Erläuterungen zum Schulgebrauche) zurückgekehrt.

*** Geſchildert von mehreren Fachgelehrten Prag. J. L. Kober (zwei Hefte), 1863.

* Die Unterwelt mit ihren Schätzen und Wundern. Eine Darſtellung für Gebildete aller Stände, von Dr. G. Hartwig, Verfaſſer von: „Das Leben des Meers," „der hohe Norden," „die Tropenwelt," „die Inſeln des Großen Oceans." Mit Illuſtrationen. Wiesbaden, Kreidel, 1862.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig. Druck von Gieſecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhem Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in Leipzig.

Diejenigen, welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direkt correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in Berlin.

# Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 7. Mittwoch, den 18. Februar 1863. 32. Jahrgang.

## Inhalt:

**Schweiz.** Seite

Zwei Hochverrathsprozeſſe unter Calvin . . . . . 73

**England.**

Engliſche Bücher-Revue. Touriſten- und Roman-Literatur . . . . . 75

**Frankreich.**

Der Katalog der kaiſerlichen Bibliothek . . . . . 77

Pierre Daniel Huet, ein Skeptiker aus Gläubigkeit . . . . . 78

**Nord-Amerika.**

Zur Kenntniß der Spinn- und Webeſtoffe . . . . . 79

**Oſt-Aſien.**

Die Handelsberichte der preußiſchen Expedition nach China und Japan. II. Japan . . . . . 80

**Deutſchland und das Ausland.**

Thorn im Jahre 1724 . . . . . 82

Die Deutſchen in Poſen und Weſtpreußen . . . . . 83

**Mannigfaltiges.**

Deutſche Nachdrucks-Geſetzgebung . . . . . „

In Sachen der „Matinées Royales" . . . . . 84

Die Oeffentlichkeit in Sachen der Tiedge-Stiftung . . . . . „

Klöden's Handbuch der Erdkunde . . . . . „

Das Budget des Königreichs Italien . . . . . „

Neue Erſcheinungen der engliſchen Literatur . . . . . „

## Schweiz.

### Zwei Hochverrathsprozeſſe unter Calvin.*

Bei der hohen Bedeutung, welche der kleinen Republik Genf innerhalb der Kulturentwickelung der europäiſchen Menſchheit zukommt, hat das Beſtreben eines Gelehrten, uns die Genfer Geſchichte auf den Grundlagen der eingehendſten und umfaſſendſten Studien im Lichte ſubjectiver Wahrheit darzuſtellen, einen um ſo begründeteren Anſpruch, auch über die Gränzen ſeines engern Vaterlandes hinaus, Beachtung und Anerkennung zu finden, als das Weſen und die Richtung ſeiner Forſchungen den wichtigſten Fortſchritt gegen die gewöhnliche und traditionelle Behandlung des Gegenſtandes bekunden. Dies gilt aber in hohem Grade von den hiſtoriſchen Unterſuchungen, wie überhaupt von den geſchichtlichen Werken Galiffe's, des Verfaſſers des oben genannten Buches.

Die Genfer Geſchichte hat, ſeit Bonivard bis auf unſere Tage, ſowohl in ihrem ganzen Zuſammenhang, wie in ihren einzelnen Theilen und Zweigen, eine große Reihe von Bearbeitern gefunden; allein ohne den ſehr tüchtigen und bedeutenden Kräften, welche ſich ihr zugewandt haben, irgendwie zu nahe zu treten, darf man doch behaupten, daß das ſtreng und ausſchließlich quellenmäßige Studium dieſer Geſchichte noch verhältnißmäßig ziemlich neu iſt. Es hat ſich, ſeit dem genannten officiellen Staatshiſtoriker des Reformations-Zeitalters, Bonivard, der zugleich als der Vater der Genfer Hiſtoriographie zu betrachten iſt, in der Genfer Geſchichtsſchreibung eine beſtimmte confeſſionell-politiſche Anſchauungsweiſe herausgebildet, welche einer unbefangenen Prüfung der Quellen nur allzuoft hindernd im Wege ſtand. An die Stelle einer ſubjectiven Würdigung der großen Ereigniſſe und Perſönlichkeiten jener weltgeſchichtlichen Periode der Genfer Entwickelung iſt in ſo vielen Fällen, namentlich bei Schriftſtellern, welche der heiligen Kirche oder doch den ſtreng religiöſen Kreiſen angehörten, zu Gunſten Calvin's ein einſeitiger Panegyrismns getreten, welcher, ſtatt den politiſchen Gegnern des Reformators gerecht zu werden, nur die alten parteiiſchen Verdammungsurtheile, wie ſie bei Bonivard ſich finden, wiederholt.

P. A. Galiffe, der Vater unſeres Verfaſſers, mag als der erſte entſchiedene Bekämpfer jener dogmatiſch-pathetiſchen Geſchichtsſchreibung nnd Begründer einer ſtreng kritiſchen Quellenforſchung in Genf bezeichnet werden. Seine beiden größeren Werke „Matérianx pour l'histoire de Genève" und „Notices généalogiques sur les familles Genèvaises" ſind, in dieſer Richtung, geradezu epochemachend. Sein Sohn, J. B. G. Galiffe, Dr. jur. und Profeſſor der Geſchichte an der Genfer Akademie, der auch auf deutſchen Univerſitäten und beſonders unter F. C. Schloſſer in Heidelberg ſich bildete, hat, von den umfaſſendſten Kenntniſſen und echt wiſſenſchaftlichem Eifer unterſtützt, die von ſeinem Vater eröffnete Bahn mit glücklichem Erfolge weiter verfolgt, und bereits verdanken wir ihm, außer der Fortſetzung des großen genealogiſchen Werkes ſeines Vaters, mehrere wichtige Monographien, ebenſo viele Grundſteine zu einem ſpätern Wiederaufbau der Genfer Geſchichte, wenn einmal die Sichtung und Prüfung des reichen Materials, an welcher gegenwärtig eine Reihe tüchtiger, in der geſchichtsforſchenden Geſellſchaft vereinigter Kräfte in den verſchiedenſten Richtungen arbeitet, weiter fortgeſchritten ſein wird. Denn das ſcheint unverkennbar, daß der Weg der Analyſe in der Genfer Geſchichtſchreibung noch eine Zeitlang verfolgt werden muß, ehe der der Syntheſe auf ſicherer und ſichtbarer Grundlage wird wieder aufgenommen werden können.

Die vorliegende Monographie Galiffe's führt uns in eine der bewegteſten Epochen des Reformations-Zeitalters und ſchildert zwei Hochverrathsprozeſſe, welche auf die Stellung und den Charakter der Parteien und ihrer Führer die ſchärfſten Schlaglichter werfen. Ami Perrin, aus einer alten angeſehenen Genfer Familie, Mitglied der Räthe und Generalcapitän der Republik, wie auch früher Syndicus, war ein entſchiedener Anhänger der ſogenannten eidgenöſſiſchen Partei und der Reformation und als ſolcher ſpäter auch Calvin's geweſen. Dennoch war er, als gut national geſinnt und als ein Mann, der zu viel Ehrgefühl beſaß, um bis zu den äußerſten Gränzen der von dem Reformator und dem mächtigen Conſiſtorium geforderten Unterwürfigkeit fortzugehen, im Lauf der Zeiten der franzöſiſch-Calviniſtiſchen Partei unbequem geworden und hatte ſich ihre Ungunſt zugezogen. Perrin's Gattin und deren Vater, François Favre, einer der angeſehenſten und reichſten Genfer Familien entſproſſen, gehörten noch entſchiedener der nationalen Partei an — Grund genug, ſie den fortgeſetzten ſittenrichterlichen Verfolgungen des Conſiſtoriums auszuſetzen. Sie waren verſchiedentlich, wie in jener Zeit der willkürlichſten Herrſchaft Calvin's den angeſehenſten Perſonen und Beamten ſo oft geſchah, wegen der unbedeutendſten Uebertretungen der Ordonnanzen, ein Vergehen, welches der Calviniſtiſche Kunſtausdruck gewöhnlich „rebellion à Dieu" nannte, verhaftet worden. Lange hatte Perrin in der großen Nachgiebigkeit ſeines Charakters, die bei ſo vielen Gelegenheiten deutlich hervortritt, dieſe ſeiner Familie angethane Schmach ertragen, ja ſogar ſich ſelbſt, um mit gutem Beiſpiel voranzugehen, zur Gefangenſchaft geſtellt. Endlich aber läßt er ſich, durch die fortwährend gegen ſeine geliebte Gattin und gegen ſeinen Schwiegervater gerichteten Verfolgungen auf's Aeußerſte gebracht, zu einer heftigen Aeußerung hinreißen. Dies genügte,

* Quelques pages d'histoire exacte, soit les procès criminels intentés à Genève, en 1547, pour haute trahison contre No. Ami Perrin, ancien Sindic, Conseiller et Capitaine Général de la République, et contre son accusateur No. Laurent Maigret, dit Le Magnifique, réfugié français, du Conseil des LX et de celui des CC (agent secret et espion du roi de France, à Genève et auprès des Ligues Suisses). Par I. B. G. Galiffe, I. U. D., Professeur à l'académie de Genève. (Genève, 1862.)

Digitized by Google

um ſeine Verhaftung zu bewirken; allein die Calviniſtiſche Partei wollte ſich womöglich für immer von dem läſtigen, durch ſeine Stellung und ſeinen zahlreichen und vornehmen Anhang ſo einflußreichen General-Capitän befreien. Einmal im Kerker, nimmt die Unterſuchung gegen ihn plötzlich eine andere überraſchende Wendung. Auf die Ausſage eines franzöſiſchen Flüchtlings Maigret, der, zu den begünſtigſten Schützlingen Calvin's gehörend, das Genfer Bürgerrecht, ja ſogar eine Penſion von der Stadt erhalten und Mitglied der Räthe geworden war, wird Perrin des Hochverraths angeklagt. Es heißt, er habe auf einer Reiſe in Frankreich, welche er übrigens in einer Miſſion der Genfer Regierung wegen eines Zollvertrags unternommen hatte, mit dem König wegen einer Schwadron von 50 Mann leichter Reiterei unterhandelt, mit deren Hülfe er ſich Genf's bemächtigen wollte. Bedenkt man, wie früher an ſich höchſt unbedeutende Vergehen, ja ſelbſt falſche Anklagen manchen Gegner der Calviniſtiſchen Partei in's Verderben geſtürzt, wie z. B. Perrin's Vorgänger, der General-Capitän Jean Philippe, 1540, und in demſelben Jahr 1540 Jaques Gruet, ihr Leben auf dem Schaffot geendigt hatten, ſo wäre das Schlimmſte auch für Perrin zu befürchten geweſen ohne die Intervention der mächtigen und gefürchteten Bundesgenoſſen Genfs, der Berner. Dieſe ſchickten eine Geſandtſchaft unter dem Schultheiß Hans Franz Nägeli, dem berühmten Befreier Genfs und Eroberer des Waadtlands und Savoyens im Jahr 1536, zunächſt allerdings, um ſich Perrin's Schwiegervaters, des alten Syndicus Favre, der ihr Mitbürger war, anzunehmen. Allein ihr weit wichtigerer Zweck war, ſich durch unmittelbare Beobachtung die genaueſte Kenntniß von gewiſſen Umtrieben der Calviniſtiſchen Partei zu verſchaffen, von welchen ſie ſchon längſt ſichere Spuren entdeckt, ja ſogar zahlreiche Beweiſe in Händen hatten.

Dieſe Anzeichen deuteten auf nichts Geringeres hin, als auf die geheime Abſicht gewiſſer Führer der Calviniſtiſchen Partei, Genf mit Bern und der Schweiz zu verfeinden und es auf dieſem Wege Frankreich in die Arme zu treiben. Die Berner Abgeſandten bewieſen zunächſt bis zur Evidenz, daß Maigret, der Ankläger Perrin's, nichts Anderes war, als ein ihnen ſchon ſeit 30 Jahren bekannter franzöſiſcher Agent, der den Regierungen Franz's I. wie Heinrich's II. in dieſer Eigenſchaft in der Schweiz gedient und auch, trotz ſeiner angeblichen Verbannung aus Frankreich, noch zur Stunde den Spion mache, für welche Dienſte er höchſt bedeutende Summen vom franzöſiſchen Hof bezog. Als die Sache für die Gegner Perrin's eine ſo bedenkliche Wendung nahm und Geheimniſſe bloßzulegen drohte, die ſie, um jeden Preis, vor der Welt verſchleiern wollten, waren ſie natürlich auf einen Rückzug bedacht. Nach elfwöchiger ſtrengſter Haft, in welcher er mit der empörendſten Parteilichkeit behandelt und ſelbſt mit der Folter bedroht war, wurde Perrin völlig freigeſprochen und wieder in ſeine Aemter eingeſetzt. Aber auch den überführten Spion und Hochverräther Maigret ſehen wir wieder freigelaſſen, ja, er bezieht auch ferner noch ſeine ſtädtiſche Penſion und erfreut ſich, nach wie vor, der beſondern Freundſchaft Calvin's!

Dies iſt in den allgemeinſten Umriſſen der Inhalt jenes politiſchen Doppelprozeſſes, in welchem uns Galiffe, mit dem ſcharfen Urtheil des Juriſten, wie mit der Gründlichkeit des ſtrengen, hiſtoriſchen Forſchers ein charakteriſtiſches Bild aus der Zeit der abſoluten Herrſchaft der Calviniſtiſchen Partei in Genf entwirft. Die Geſtalt Calvin's gewinnt bei dieſer ſtreng kritiſchen Schilderung wenig, aber einen Hiſtoriker, der in allen ſeinen Schriften vor Allem dem Wahlſpruch huldigt: „ingenui viri est vera dicere" konnte dieſer Umſtand gewiß nicht abhalten, die poſitiven Reſultate ſeiner Forſchung in ſubjectiver Sicherheit hinzuſtellen, ſo ſehr dadurch auch herrſchende Vorurtheile und traditionelle Annahmen verletzt werden.

Nach der ſcharfen Analyſe des Prozeſſes, wie ſie Galiffe giebt, kann es keinem Zweifel unterworfen ſein, daß viele der franzöſiſchen Flüchtlinge das in Genf unter Calvin gefundene Aſyl zu eigenſüchtigen Zwecken mißbrauchten, ja, daß bei manchen der Gedanke an eine Vereinigung Genfs mit Frankreich eifrig gehegt und gepflegt wurde, natürlich immer unter der Vorausſetzung, daß durch eine ſolche Annexion die Rechte der freien Religionsübung, für die Proteſtanten ſelbſt, nicht geſchmälert würden. Manche ſchlechte Subjecte, welche ſich, wie das bei allen Revolutionen zu geſchehen pflegt, der religiöſen Bewegung angeſchloſſen hatten, machten wohl nicht einmal dieſen Vorbehalt. Jene franzöſiſche Partei, welche von der eingebornen, reformatoriſchen Partei in Genf wohl zu unterſcheiden iſt, war, wie wir ſchon bemerkten, dem Bündniß Genfs mit Bern und der Eidgenoſſenſchaft durchaus abgeneigt, da ſie in demſelben das Haupthinderniß ihrer Plane fand. Auch waren die Berner, die bekanntlich von jeher durch ſtaatsmänniſche Klugheit unter allen Schweizern ſich auszeichneten, ſehr wohl durch ihre Agenten von der Lage der Dinge in Genf unterrichtet, wie ihre Intervention in der Perrin'ſchen Angelegenheit bezeugt. Galiffe ſpricht die Anſicht aus, daß ſich in den Berner Archiven noch intereſſante Actenſtücke finden müſſen, welche über jene Verhältniſſe ein helleres Licht verbreiten könnten.

Eine weitere Maxime der franzöſiſchen Partei lief endlich darauf hinaus, die öffentliche Meinung in Genf inſofern zu täuſchen, daß die Wortführer jener Partei die wohlbegründeten Beſorgniſſe des Volks wegen möglicher Unterjochungsgelüſte Frankreichs auf den deutſchen Kaiſer abzulenken ſuchten, welchem ſie feindſelige Abſichten gegen Genf zuſchrieben, die bei der vielfachen ſonſtigen Beſchäftigung der kaiſerlichen Politik jedenfalls höchſt problematiſch waren. Namentlich in dieſer Richtung half Calvin, der bei den Räthen den politiſchen Berichterſtatter — gazetier ſagt Galiffe höchſt bezeichnend — machte, getreulich mit. An das unmittelbare Intereſſe der Gegenwart aber rückt der Maigret'ſche Prozeß heran, wenn wir daraus erfahren, wie Frankreich ſchon damals ſeine geheimen Agenten und Spione in der Schweiz unterhielt, und vor drei Jahrhunderten politiſche Abſichten auf Genf verfolgte, welche, nach der jüngſten Geſchichte der letzten zwei Jahre zu urtheilen, noch heute nicht aufgegeben zu ſein ſcheinen.

Von größter Wichtigkeit iſt es natürlich, den geheimen Sinn der Calviniſchen Politik ſelbſt kennen zu lernen. Höchſt anſtößig muß das innige Verhältniß des ſittenſtrengen Reformators zu dem ausſchweifenden, eine unordentliche Haushaltung führenden Agenten Maigret, der ſich durch ſeine üppige Lebensweiſe und ſchwelgeriſchen Gaſtmahle den Beinamen le Magnifique erworben hatte, erſcheinen — ein Verhältniß, welches, wie bemerkt, auch nach der Ueberführung Maigret's als Spion noch fortdauerte. Unter dem Volk in Genf hatte dieſer ſeltſame Freundſchaftsbund ſo großen Argwohn erregt, daß es auch Calvin für einen beſtochenen Agenten des franzöſiſchen Hofes hielt. Der Reformator beklagt ſich deshalb beim Rath, indem er ſeine Unſchuld verſichert und kein Geld von Frankreich bezogen zu haben betheuert. Selbſt Galiffe zweifelt nicht an der Richtigkeit dieſer Verſicherung, fügt aber folgende Anſicht über den Kern der Calviniſchen Politik hinzu:

„Die Vernunft verwirft natürlich die Idee einer Complicität im gemeinen Sinn zwiſchen dem großen Reformator und dem Spion Franz's I. und Heinrich II. Nichts aber ſteht im Wege, anzunehmen, daß Maigret, der das Adoptiv-Vaterland, das er bewohnte, von dem er eine Penſion bezogen hatte und mit welchem er durch Eide verbunden war, hatte verrathen können, noch viel leichter den Hof von Frankreich verrathen konnte, der ſeinerſeits ihm nur durch Geldunterſtützung beizukommen vermochte. Alles führt zu dem Glauben, daß der Reformator, der nur ein Wort zu ſagen brauchte, um den Maigret, deſſen Verrath er ſehr wohl kannte, an den Galgen zu bringen, im Gegentheil den Gedanken hegte, von dieſem Manne, ſeinen Verbindungen am Hof und ſeiner ganz exceptionellen Stellung im Intereſſe ſeiner eigenen, d. h. der Calviniſtiſchen Sache, Nutzen zu ziehen. Dieſe Anſicht wird um ſo wahrſcheinlicher, wenn man bedenkt, daß die Sache Calvin's, ſowie ſie aus Allem, was wir bis zu dieſer Epoche und ſelbſt nachher von ihm wiſſen, hervorgeht, keineswegs einfach die Angelegenheit des ſchweizeriſchen und Genfer Proteſtantismus war und noch weniger diejenige der nationalen Unabhängigkeit dieſer Länder, für welche er im Grunde nur eine ſehr mittelmäßige Sympathie beſaß, — ſondern daß ſeine Sache vor Allem diejenige der geſammten franzöſiſchen Reformation war, welche ihn als ihr politiſches und religiöſes Oberhaupt anerkannte. Dies einmal zugegeben, wird ſich niemand verwundern, daß der Reformator den Zufluchtsort zu Genf nicht allein als ein Aſyl und eine Angriffs- oder Schutz-Feſtung des franzöſiſchen Proteſtantismus, ſo lange dieſer im urſprünglichen Vaterland unterdrückt oder verbannt war, alſo nicht allein wie ein Mittel und mächtiges Werkzeug betrachtete — ſondern nöthigenfalls auch als ein Pfand, welches, wie er wußte, heiß genug erſehnt wurde, ſo daß ſeine definitive Ueberlieferung die Lage der Reformation in Frankreich hätte verbeſſern, oder doch beträchtlich verändern können. Das iſt unſere Meinung und wir fordern die Panegyriſten Calvin's auf, für die Thatſachen, welche aus den Prozeſſen Perrin's und Maigret's und mehreren analogen Fällen hervorgehen, eine zugleich natürlichere und den guten Ruf des großen Reformators weniger bloßſtellende Erklärung aufzufinden. Aber man wird auch begreifen, daß ſeine ſchweizeriſchen und Genfer Zeitgenoſſen ihn viel ſtrenger hatten beurtheilen können, beſonders nach ſeinem Verfahren gegen Perrin, den er als unſchuldig kannte."

Indem Galiffe's Forſchung darauf gerichtet iſt, an die Stelle der traditionellen Verherrlichung Calvin's und ſeiner Partei, überhaupt die hiſtoriſche, urkundlich zu beglaubigende Realität zu ſetzen, kann es nicht fehlen, daß er gegen die Vertreter der entgegengeſetzten Richtung pole-

Digitized by Google

miſch zu Felde zieht, wobei es denn oft nicht an manchen Schärfen fehlt. In der friedlichen Gelehrten-Republik Genf, in welcher es ſonſt gewöhnlich ſo glatt und rückſichtsvoll hergeht, iſt das eine Erſcheinung, welche je nach den verſchiedenen Kreiſen eine verſchiedene Beurtheilung findet. In der vorliegenden Schrift richtet ſich Galiffe's Polemik hauptſächlich gegen die Pfarrer Gaberel und Bungmer und die Herren Haag, Herausgeber der France protestante. Ein Artikel des letztgenannten Werks (Bd. VII) hatte der hiſtoriſchen Wahrheit ſo wenig Rechnung getragen, daß er den Spion Maigret zu einer höchſt achtbaren Perſönlichkeit und einem unſchuldigen Opfer ſtempelt. Bei Gaberel, von welchem wir zwei intereſſante, allerdings von einem beſtimmten, religiöſen Standpunkte ausgehende Monographien über Voltaire* und Rouſſeau beſitzen, kommt hauptſächlich deſſen Genfer Kirchengeſchichte in Betracht; bei Bungmer, deſſen theologiſch-belletriſtiſche Schriften auch durch deutſche Ueberſetzungen in Deutſchland bekannt ſind, deſſen jüngſt in Buchform erſchienenen Vorleſungen über Calvin (Calvin sa vie, son oeuvre et ses écrits), welche letztere ſich vielfach auf Gaberel ſtützen.

Eine andere Seite von Galiffe's Streben hat ſich die Aufgabe geſtellt, die zu Gunſten Calvin's und der Calviniſtiſchen Partei, beſonders der franzöſiſchen Emigranten, ſo oft verunglimpfte und verleumdete altgenfer nationale Partei, deren letzte Vertreter wir als „Libertins" im Jahr 1555 verfolgt, geächtet und hingerichtet ſehen, wieder zu Ehren zu bringen. Die von Galiffe nach den Staatsregiſtern und ſonſtigen Urkunden vorgenommene Reviſion des Perrin'ſchen Prozeſſes, wie die zweite Abtheilung ſeines Werkes, welche er als „Concluſion" jener anreiht, enthalten eine ſolche „Rettung" im beſten Wortſinn. Hier zeigt ſich der Geſchichtsſchreiber von einer ſchönen, echt menſchlichen Seite. Niemand eignete ſich vielleicht mehr zu dem Ehrenamte eines ſolchen Anwalts der Geſchmähten und Verfolgten, an denen ein hiſtoriſches Unrecht zu ſühnen iſt, als ein Mann, der, wie Galiffe, unter ſeinen Ahnen Beſançon Hugues, den großen vorreformatoriſchen Befreier Genf's von ſavoyiſcher Vergewaltigung, zählt. Man könnte glauben, daß dieſer oft etwas ſcharf betonte Gegenſatz zwiſchen den alten eingebornen Genfer Familien und den fremden Aſylſuchenden, der ſich gelegentlich auch auf die Nachkommen beider erſtreckt, einen gewiſſen excluſiven Ariſtokratismus in ſich ſchlöſſe; aber man vergeſſe nicht, daß die fremden Eindringlinge ſehr bald zu rückſichtsloſen Herren der Situation ſich aufſchwangen und zu der gänzlichen Umwandlung einer Nationalität beitrugen, welche vollberechtigte Daſeins-Gründe beſaß und ihre eigenartige Exiſtenz aus ſich heraus Jahrhunderte lang in dem Kampf mit den ſavoyiſchen Eroberungsgelüſten entwickelt und zu bewahren gewußt hatte. Galiffe vertritt nur die Sache der Humanität, wenn er ſich auf den Boden jenes autochthonen Ariſtokratismus als Vertheidiger des alten Genferthums ſtellt.

Unſer Verfaſſer erſcheint in ſeinen Schriften überhaupt als eine ſcharf ausgeprägte Perſönlichkeit. Diejenigen individuellen Charakterzüge und Grundſätze, welche wir hier hervorhoben, finden ſich auch in ſeinen andern Arbeiten wieder. Wir erkennen darin nur einen neuen Vorzug des Geſchichtsſchreibers, der uns am meiſten feſſelt, wenn er uns, neben ſeinem Gegenſtand, und ſei dieſer noch ſo wichtig und geiſtvoll behandelt, auch für ſeine Perſon, d. h. für ſeine Prinzipien und Geſinnung zu intereſſiren weiß. Mehr aber als alles Andere werden der Muth und die Unparteilichkeit, mit welchen der Genfer Geſchichtsſchreiber an die Reviſion ſeiner heimiſchen Geſchichte und die Beſeitigung Jahrhunderte alter Irrthümer geht, den vollbegründetſten Anſpruch auf die Anerkennung der wiſſenſchaftlichen Welt in Deutſchland haben. Iſt doch Galiffe in dieſer Richtung vor Allen hauptſächlich der Vertreter jenes freien kritiſchen Geiſtes, auf welchen die deutſche Wiſſenſchaft ihren höchſten Stolz zu ſetzen gewohnt iſt.

W. Lampmann.

* Der Verfaſſer gegenwärtiger Zeilen hat ſelbſt einen Auszug aus dieſem Werkchen im Jahrgang 1857 des „Morgenblattes" veröffentlicht.

# England.

## Engliſche Bücher-Revue.

### Touriſten- und Roman-Literatur.

Beinah während der ganzen letzten Hälfte des verfloſſenen Jahres bin ich mit dem Vorſatze umgegangen, einmal ordentlich in den goldenen Bücherhaufen der engliſchen Literatur hineinzugreifen, und wenigſtens zu ſagen, was ich dabei Alles in die Hände bekam. Nun wollen wir denn endlich einmal Ernſt machen. Um auf die kürzeſte Weiſe recht viel abzumachen, will ich mich darauf beſchränken, zu melden, was Alles herauskam von Büchern und Bänden, die für's Ausland von beſonderem Intereſſe ſein mögen.

Obenan ſteht natürlich, wie immer, die Reiſe-, Touriſten- und Explorations-Literatur, da ſich immerwährend Capitains und ſonſtige Offiziere, reiche, unabhängige „fast young men," Nimrod's, außerordentliche Miſſionäre der Diplomatie und Kirche, naturwiſſenſchaftliche und geſchäftliche Fachreiſende ꝛc. in der Welt umhertreiben und mit illuſtrirten Manuſcripten nach Hauſe kommen. Dieſe finden Verleger, die was daran wenden und ſplendid ausgeſtattete Bücher daraus machen. So bietet die engliſche Literatur faſt jedes Jahr aus jedem Erdtheile irgend etwas original Neues und Bereicherndes für Naturwiſſenſchaft, Geographie, Handel und Induſtrie, oder wenigſtens friſch und realiſtiſch Unterhaltendes. Zum Beweiſe will ich blos erwähnen, was mir während der letzten Monate zufällig in dieſer Sphäre zu Geſicht kam.

Ich fange mit dem intereſſanteſten Werke an, der Hauptſtadt des „Tycun," dem neueſten, inſtruktivſten Buche über Japan von dem außerordentlichen Geſandten und bevollmächtigten Miniſter Englands in Japan, Sir Rutherford Alcock, das vor einigen Wochen in zwei prachtvollen Bänden und mit mehr als 100 Illuſtrationen fertig ward.* Dies wird denn wohl Japan ſein, ſo genau und gründlich wir es bisjetzt überhaupt kennen lernen können. Die deutſche, oſtaſiatiſche Expedition hat bisjetzt noch nichts dazu beitragen können. Einer der beſten und gründlichſten Forſcher, der daran Theil nahm, fand unter den deutſchen Buchhändlern für ſein reiches und umfaſſendes Original-Manuſcript nicht einmal einen Verleger. Selbſt ein ſchlechtes Original-Manuſcript über Japan hätte einen Verleger verdient und Geld gebracht. In Deutſchland zweifelte man an dem Erfolge einer werthvollen Originalforſchung. (Nachträglich hat ſich doch noch ein Verleger, aber mit zweifelhaftem Honorar gefunden.)

Sir R. Alcock hat in ſeinem Werke beſonders zwei Ziele im Auge, einerſeits aus eigener Forſchung und Beobachtung neue und authentiſche Belehrung über die jetzigen ſocialen Zuſtände Japan's zu liefern, über deſſen Kultur, Politik, politiſche Conſtruction und Regierung; andererſeits Materialien zu bieten, welche beſonders geeignet erſcheinen, zur Löſung des großen Problems beizutragen, wie es die weſtliche Diplomatie anzufangen habe, um die Aufrechterhaltung und Durchführung von Verträgen mit Japan und den öſtlichen Raçen überhaupt zu ſichern, und innerhalb welchen Gränzen eine Verſöhnung der zwei Civiliſationsſtufen zu erreichen ſei. Es kommt darauf an, Handel und Verkehr mit Japan auszudehnen und von den bisherigen Feſſeln zu befreien, ohne zu koſtſpieligen Kriegen und Zwangsmaßregeln Zuflucht zu nehmen. Die Handels-Intereſſen zwiſchen England und Japan ſind ſchon bedeutend. Wie laſſen ſie ſich ſchützen, ausdehnen und entwickeln, ohne ſich in neue Schwierigkeiten und Kriegsfälle zu verwickeln?

Ein Kapitel über die „Civiliſation der Japaneſen," und ein anderes über „weſtliche Diplomatie im fernen Oſten," ſind beſonders geeignet, neues Licht auf dieſe Frage zu werfen, und werden ohne Zweifel mit beſonderem Intereſſe geleſen werden. Das Werk iſt ſehr reichlich nach Original-Zeichnungen illuſtrirt und bietet zwei Karten: eine genaue Darſtellung aller japaneſiſchen Inſeln mit der Lage und den Gränzen der hauptſächlichſten Daimio-Souveränetäten (mit feudalem Verbande), der Feſtungen und Hauptſtädte; dann eine topographiſche von Oſaca, dem großen Handels-Emporium Japan's, dem Venedig des Oſtens mit ſeinen durchſchneidenden Flüſſen und Kanälen und mehr als 300 Brücken. Dieſe Karten, die von den bisherigen geographiſchen Umriſſen Japan's bedeutend abweichen, ſind allein ein werthvoller Schatz für die Wiſſenſchaft und die praktiſchen Intereſſen, die jetzt ganz Europa mit dem „aſiatiſchen England" verbinden. Der Text iſt mannigfaltig durchzogen von Beobachtungen und Belehrungen über Ackerbau, Flora und Fauna Japan's, und im Anhange befindet ſich ein ſyſtematiſches Verzeichniß aller neuen Pflanzen, die auf Excurſionen in's Innere entdeckt, und zum großen Theile lebendig, in Wurzelknollen oder Saamen der großen botaniſchen Anſtalt zu Kew bei London zugeſandt wurden, wo viele davon grünen, blühen und fruchten, um die engliſchen Gärten und Gewächshäuſer mit neuen ſchönen Zier- oder Nutzpflanzen zu bereichern.

Bücher über China, ältere und neue, giebt's in Menge. Auch die

* The Capital of the Tycoon: A Narrative of Three Years' Residence in Japan. By Sir Rutherford Alcock, Her Majesty's Envoy Extraordinary and Minister Plenipotentiary in Japan. 2 vols. 8vo with Maps and above 100 Illustrations in Chromo-lithography and on Wood. London, Longman and Co.

Digitized by Google

neueſten ſind reſpektive etwas Altes. Dagegen giebt's, in der Tatarei, Ladak, Kaſchmir ꝛc., noch viele unbekannte Gegenden und Menſchen-Verhältniſſe, die wir zum Theil auf leichte, amüſante Weiſe von einem Oberſtlieutenant kennen lernen, Lieutenant-Colonel Torrens, deſſen reich illuſtrirte „Travels in Ladak, Tartary and Kashmir“ freilich nicht weniger als 28 Shilling koſten. Nord-Europa, Dänemark, Schweden und Rußland ſchildert Capitain Laurie für 12 Shilling. Ueberhaupt kann man die literariſch-touriſtiſchen Capitains Dutzendweiſe mit ihren neuen Büchern citiren. Da iſt Capitain Droyſon mit ſchon ſehr reichlich vertretenen Abenteuern aus den Wildniſſen Süd-Afrika's; Capitain Blakiſtan mit „fünf Monaten am Yangtſekiang“ und vielen intereſſanten Erlebniſſen unter den Taipings; Capitain Clutterbuck's Reminiscenzen an Weſtindien; Gibraltar, von Capitain Sayer; Skizzen aus Indien (Photographien), von Capitain Allan Scott; Reiſen in Britiſch Columbia und auf Vancouver's Inſel, von Capitain Barret Lennard ꝛc. Und wollt' ich mich unter den höheren Land- und Marine-Offizieren umſehen, die wenigſtens einmal Capitains geweſen ſind, könnt' ich noch eine lange Liſte machen. Namentlich erinnere ich mich, viele touriſtiſche Neuigkeiten von Naval-„Comodore's“ geſehen zu haben. Naturaliſten und Nimrod's füllen die Lücken aus, welche dieſe gelaſſen haben mögen. Unter Letzteren thut ſich der neueſte afrikaniſche Jagdheld Baldwin hervor. Sein „African Hunting, acht Jahre lang zwiſchen dem Zambeſi-Fluſſe und dem Ngami-See“ iſt von den deutſchen Thier- und Landſchaftsmalern in London, den Herren Wolf und Zwecker, mit 50 Illuſtrationen ausgeſtattet worden, die, unterſtützt durch Drucker, Verleger und Buchbinder, ein effektvolles Buch zu Stande gebracht haben. Auch fehlt es natürlich nicht an „Gorilla-Hunters,“ echten und in illuſtrirten Büchern nachgemachten. Der ſcheusliche Rieſen-Affe des afrikaniſchen Aequator iſt das höchſte Ziel engliſcher Sportsmen geworden.

Aſien wird, außer von Torrens, beſonders von dem ſchottiſchen Aſtronomen Piazzi Smyth, und durch eine Ueberſetzung aus dem Ruſſiſchen vertreten. Erſterer ſchildert neben den drei Hauptſtädten Rußlands* das ganze ungeheuere Reich in ſeinen geſchichtlichen, politiſchen, religiöſen, Kunſt-, Literatur-, Kultur-, klimatiſchen, induſtriellen und Handels-Verhältniſſen, ſeinen Naturſchätzen ꝛc., auf eine ſo angenehme, leichte, gelegentlich humoriſtiſche Weiſe, daß wir den Gelehrten und Forſcher gar nicht merken, während er uns wirklich mit gelehrtem Material verſorgt. Solche Auffaſſungs- und Schreibweiſe gedeiht nur in England.

Der Ruſſe Valikhanov führt uns in einer glänzend ausgeſtatteten und illuſtrirten engliſchen Ueberſetzung durch vielfach unbekannte Gegenden Central-Aſiens,** ſo daß das Buch von Torrens gut ergänzt wird, und wir mit Hülfe der beiden Werke über Tauſende von Meilen reiſen, die der Fuß und das Auge des europäiſchen Forſchers und Touriſten ſeit langer Zeit nicht oder noch nie betrat. Piazzi Smyth, Torrens und Valikhanov können als das Neueſte und Vollſtändigſte, was wir zur Kunde Aſiens beſitzen, betrachtet werden. Nehmen wir dazu die neuen Werke von Atkinſon (Sibirien), von Andern über China und Japan (auch die Amur-Gegenden ſind bereits geſchildert worden, wie ich mich dunkel erinnere), ſo bietet uns die neueſte engliſche Literatur das umfaſſendſte Material für die Kenntniß Aſiens. Auch in Afrika ſind wir am Vollſtändigſten durch engliſche Nimrods und Entdeckungs-Reiſende zu Hauſe, wobei auch Barth, Overweg ꝛc. ihnen gut geſchrieben werden müſſen, da ſie mit engliſchen Mitteln ausgeſtattet wurden.

Daß es an Büchern über Amerika und deſſen Krieg und Kriſis nicht fehlt, verſteht ſich von ſelbſt. „The South Vindicated“ und „Jefferson and the American Democracy,“ erſteres von Williams, ehemals amerikaniſcher Geiſtlicher in Konſtantinopel, letzteres von Cornelis de Witt, dem Franzoſen, und überſetzt von Church, ſind wegen tieferen Eingehens und Benutzung vieler Dokumente in Bezug auf die alten, tief in Klima, Verfaſſung und Entwickelung liegenden Urſachen des jetzigen Kriegs (der von Waſhington an faſt von jedem Präſidenten vorausgeſehen und prophezeit wurde) wohl unter die beachtenswertheſten zu rechnen.

Indien (auch von Damen, wie Mrs. John B. Speid: Our Last Years in India), Kanada, Britiſch Columbia und Vancouver's Inſel, ſind während des Jahres ſo oft in größeren oder kleineren Originalwerken geſchildert werden, daß wir auf kurze Weiſe gar keine Liſte geben können. Auſtralien, das bis in's Innerſte entdeckt und aufgeſchloſſen ward, gab erklärlicher Weiſe intereſſanten Stoff zu mancherlei literariſchen Neuigkeiten. Wir erwähnen nur die Schilderung der großen Entdeckungs-Tour von Melbourne durch das Innere bis zum Carpentaria-Golf, aus den Tagebüchern des William John Wills, der unterwegs ein Opfer ſeines kühnen, aber erfolgreichen Unternehmens ward: Narrative of a successful Exploration through the Interior of Australia etc.

Ueberhaupt möchte ich wetten, daß kein Land, kein Volk der Erde unvertreten blieb in der engliſchen Literatur des Jahres. Selbſt Deutſchland iſt nicht vergeſſen worden, wenn es auch nur als Rahmen und Staffage für einen ziemlich intereſſanten Roman diente. Dies erinnert mich an die kühne Idee, einen Sturmangriff auf die hohen, dicken Wälle der Bellettriſtik zu machen.

Nach der Reiſe-, Jagd- und Entdeckungs-Literatur, ſpielt die engliſche Bellettriſtik jedenfalls die Hauptrolle. Kein Volk kann ſolche Romane produziren, wie die Engländer und vielleicht noch mehr die Engländerinnen. Ein altes Kulturleben mit den dramatiſchſten, tragiſchſten und komiſchſten Gegenſätzen und Konflikten in ſocialen und ſittlichen Beziehungen, viel Reiſen und Berührungen mit allen möglichen Völkern und Gegenden ſowohl zu Hauſe, als im Auslande; eine dichte, kunterbunt geſchichtete Geſellſchaft, reich an Lebensgütern, Ge- und Verbrechen, Tugenden und nationalen Charaktertypen; eine fabel- und fieberhafte Fruchtbarkeit in Literatur-Erzeugniſſen, voller Wetteiſer in Angebot und Nachfrage; ein Volk, deſſen Droſchken- und Omnibuskutſcher, Dienſtmädchen und Diener allein mehr ſchöne Literatur conſumiren, als das ganze deutſche Volk zuſammengenommen; wo jede anſtändige Arbeiter-Familie ihr eigenes Haus mit einem eigenen Tiſche voller Bücher im Parlour hegt und pflegt. Das produzirt und konſumirt mehr Romane, als alle andern Völker zuſammengenommen. Auch verſteht es ſich, daß bei dieſer langjährig fortgeſetzten Maſſen-Production alte, ausgeleierte Gleiſe verlaſſen und neue Bahnen der Qualität gebrochen werden müſſen. Es iſt ſchon früher ſpezificirt worden, daß die Firma Dickens, Collins und Sala (auch Bulwer Lytton) eine ſpezifiſch neue Art von Romanen ſchuf, welche durch Wilkie Collins in die neueſte Varietät ausartete, ſich in eine Art von geheimnißvollen Verbrecher-Roman zuſpitzte. Den Schöpfer dieſer Varietät, die Nachfolger ſeines „Woman in White,“ nämlich ſein „Dead Secret“ und „No Name,“ nehmen wir gelegentlich beſonders vor. Der Mode- und Muſter-Roman in dieſer Richtung iſt „Lady Audley's Secret“ von M. E. Braddon, Verfaſſer der „Aurora Floyd.“ „Lady Audley's Geheimniß“ iſt binnen drei Monaten in acht Auflagen vergriffen worden. Es iſt Geheimniß, ſchauerliches, bändelang unentdeckbares, verbrecheriſches Geheimniß einer ſchönen, kindiſch-engelhaft erſcheinenden jungen, reizenden, hohen Dame, Mord, aber reſpektabel, Lüge, Fälſchung und Kriminaliſtik aller Art, aber ohne Handcuffs, ohne Newgate und Galgen. Alles fein und ſchauerlich vornehm, wie bei Collins, nur nicht mit deſſen dämoniſchem Genius des Schürens und Schürzens, des ruhigen, ſcharfſinnigen, klimakteriſchen Ausſpürens und der Indicien-Beweiſe. Wir kommen bald dahinter, daß der jungfräuliche Engel, die den braven Land-Edelmann, Sir Michael Audley, bezaubert und heiratet, ſchon Gattin und Mutter iſt — eine alte Geſchichte in engliſchen Romanen, eine Type, auch ziemlich oft in der Wirklichkeit. Dies kann denn auch den Zauber und die acht Auflagen nicht erklären. Nein, es ſteckt noch mehr dahinter. Wir lernen uns ereifern und unſern ganzen Scharfſinn zuſpitzen, um mit dem Kriminal-Commiſſarius des Romans, Harcourt Talboys, noch mehr und endlich Alles zu ermitteln und die Liſt und Ränke, die Ausflüchte und Pfiffigkeiten des Engels und der Mörderin zu beſiegen, ſie für den Galgen fix und fertig zu machen. Doch nein! nichts von dem gemeinen Galgen! Die Mörderin wird wieder zu einem Engel: ſie hat ihren frühern Mann nicht wirklich ermordet, wenigſtens entkam er; außerdem iſt ſie eine Art Woman in White, und unſchuldiger Weiſe mit etwas Erbwahnſinn behaftet. Doch auch dies macht den Kohl nicht ganz fett. Der Roman iſt reich an lebenswahren, naturaliſtiſchen Natur- und Charakter-Schilderungen. Die ſcharf gezeichneten Charaktere handeln viel und ſtets aus ihren beſtimmten Individualitäten ſcharf und konſequent heraus. So vereinigen ſich allerdings bei vielen Fehlern der Compoſition eine ungewöhnliche Menge Senſations-Vorzüge, welche die Popularität des Romans rechtfertigen.

Die übrigen Nachahmungen des „Woman-in-White“-Genres ſcheinen, ſo weit ich ſie ſelbſt, oder davon geleſen, alle untergeordnet ausgefallen, ſogar Pfuſchereien zu ſein, ſo daß wir uns nicht weiter darum bekümmern wollen. Giebt's doch ohnehin mehr Originale, als wir hier nur notiren können. Da iſt z. B. „John and I“ in drei Bänden;* John

* Three Cities in Russia. By Professor Piazzi Smyth, Astronomer Royal for Scotland. 2 vols. 26 s. Maps and Illustrations. London, Longman's.

** Valikhanow's Travels in Central-Asia. Translated from the Russian. Illustrated. London, Longman's.

* In unſerem „Magazin“ bereits in einem beſondern Artikel beſprochen. D. R.

Digitized by Google

und Henderſon Brown, Londoner Bankier-Söhne, deren Vater ſich ruinirt hat, ſo daß ſie bei einem Onkel in Stuttgart Zuflucht ſuchen. Onkel Brown bringt ſie unter, den Einen als Hauslehrer, den Andern als Kaufmannsdiener. Letzterer iſt leichtſinnig, liebenswürdig, gewiſſenlos und liebt nach allen Seiten hin, wie er auch von allen Seiten her geliebt wird. Dies giebt ein langes, verwickeltes Fehlen, Fallen und Wiederaufrichten; letzteres freilich erſt ſehr ſpät mit Hülfe des Hauslehrers, der wenig liebte und geliebt ward, ſich aber zuletzt als ein ebenſo wahrhaft liebender, wie geliebter, edler Charakter beweiſt. Die Leidenſchafts- und Leidensgeſchichten ſpielen fortwährend auf deutſchem Boden mit ſchwäbiſchen Damen, ſo daß die Schilderung dieſes ſüddeutſchen Lebens um die Engländer herum — in dieſer deutſch-engliſchen Miſchung ſowohl den Engländern, als auch den Deutſchen um ſo intereſſanter ſein mag, als dieſe Lokal- und die Charakter-Schilderungen, die Scenen der Leidenſchaften des Haſſes und aller möglichen Arten von Liebes- und Familien-Verhältniſſen, faſt durchweg mit großer Kraft, Energie und Lebenswahrheit ausgeführt ſind. Freilich ſind drei Bände zu viel dafür, zumal da die Verwickelungen ſich in kleinen Verhältniſſen gar zu bunt und wirr durcheinander mengen; aber die Idee und die Tendenz des Ganzen, die Moral iſt gut und geſund, in der engliſchen Aeſthetik und Bellettriſtik auch neu. Sie iſt in den Mottoverſen ausgeſprochen:

„As Knightly swords of polished grain
Are proven perfect when they bend,
True hearts may swerve, but in the end
Will right themselves and win again."

Auch die Trollope's haben ſich wieder ſehen laſſen, Anthony Trollope mit einem hübſch illuſtrirten Romane „Orley Farm" nächſt ſeinem „North America;" Adolphus Trollope mit einem kleinen Romane: „Marietta," natürlich wieder eine Italiänerin. Adolphus Trollope kennt Italien und weiß es zu ſchildern, ſo auch hier. Das iſt Italien, wie es wirklich iſt, nicht das Opern- und Roman-Italien mit Dolchen und Giftfläſchchen, Italien zu Hauſe; der fette Land-Edelmann in ſeinem Gig; der Krämer hinterm Ladentiſche; die Hausfrau in Kammer und Küche umherbuſſelnd; der Pfaffe verſtohlen Wein pichelnd und ſich bene thuend zum Lohne für ſeine wohlfeilen Benediktionen (die aber, der ungeheuern Menge von Benediktoren wegen, enorm koſtſpielig werden). Wir haben Italien ſelbſt, mit allen ſpezifiſchen Lokalfarben ehrlich und ohne Effekt-Haſcherei aufgetragen und ausgemalt.

Wer ſich für das concentrirte und kunterbunte Leben in London intereſſirt, findet das alte in der City des vorigen Jahrhunderts (wo die Gerechtigkeiten, Privilegien und Spezifitäten dieſes kleinen „Staates" in der Hauptſtadt juſt recht florirten) im „Lord Mayor of London" von Ainsworth, und das moderne in „The Night-Side of London" von Ewing Ritſchie eben ſo pikant, als treffend geſchildert. Beide ſind anerkannte London-Maler, beſonders Ainsworth des alten London mit ſeinen ehemaligen Herrlichkeiten und Peſtilenz-Schreckniſſen.

Miß Georgiana Craik, vortheilhaft bekannt durch ihr „Lost and Won" ꝛc., hat ſich kurz hinter einander durch zwei Romane in Erinnerung gebracht, „A Bad Beginning," worin ſie ſich in das Leben, Lieben und Heiraten der Franzoſen hineingewagt hat, freilich ohne die Engländerin zu verleugnen, und „Winifreds Wooing," eine ziemlich matte Liebesgeſchichte.

Die beiden royaliſtiſchen Biographinnen Agnes Strickland und Mrs. Green haben's, Erſtere mit ihren „Lives of the Queens of England" zu acht, Letztere mit ihren „Lives of the Princesses of England" zu ſechs Bänden, und damit ihre koſtbaren Werke (3 Pfd. Sterl. jedes) zu Ende gebracht. Wir lernen hier alle Königinnen und Prinzeſſinnen von den Zeiten Wilhelm's des Eroberers an kennen, in Portraits auch perſönlich. Ich will über den geſchichtlichen Werth dieſer als hiſtoriſch auftretenden Werke nicht urtheilen. Engliſche Kritiker haben ſie als zuverläſſige Original-Arbeiten wiederholt anerkannt. Mir ſcheinen ſie mehr für den Drawing Room der Ariſtokratie angelegt und ausgeſtattet.

„A Woman's Life," von Mrs. Briscoe, „Constant Mordaunt," „Yorke House," von W. Platt — doch halt, nicht weiter in dieſer Richtung! Die beiden erſteren ſind langweilig ſentimental, und letzteres eine ſcheußliche Geizhals- und Mordgeſchichte. Giebt's doch auch wohl wieder eine alte, ehrliche „Romance," einen hiſtoriſchen Roman im Walter Scott'ſchen Sinne, doch nicht in deſſen altväteriſcher Detail-Malerei: „Herminius," von J. E. S. Edinburgh, iſt ein vortreffliches, hiſtoriſches Roman-Gemälde der Zeiten und Sitten Englands vor achtzehn Jahrhunderten, als die vornehmſten Gentlemen ihre wilde Nacktheit nur mit den Deckfarben wilder Malerei auf die Haut verhüllten und blutiger, grauſamer Götzendienſt die Druiden-Tempel in Schlachthäuſer, und die heiligen Räume vor ihnen in Scheiterhauſen-Cultus verwandelte. Mitten in dieſem dunkeln Heiden-Kannibalismus leuchtet hier und da die myſteriöſe Geſtalt des Apoſtel Paulus auf, das Morgenroth der Religion der Liebe und Menſchlichkeit. Dieſes perſönliche Aufleuchten des Chriſtenthums mitten in verſchiedenen Kriſen des alten Druiden-Cultus iſt mit großem Geſchick, mit Effekt und Poeſie, mit tragiſcher Erſchütterung ein- und durchgeführt. Die Geſchichte ſelbſt iſt reich an Handlung und dramatiſcher Entwickelung. Helden, Hallunken, Krieger, Druiden und ſtolze Römer kämpfen und tödten einander in den verſchiedenſten Gradationen raçiſchen und religiöſen Haſſes, bis ſich die Greuel des Druiden-Cultus in einem furchtbaren Scheiterhaufen zuſpitzen, auf welchem die liebliche und unſchuldige Heldin als Opfer für den heidniſchen Kriegsgott verbrannt wird, worauf ihre Aſche mit dem Haufen und der letzten Herrſchaft dieſes Barbaren-Cultus zuſammenſtürzt. Es iſt ein grandioſes, hiſtoriſches Gemälde, und ſteht in der Roman-Literatur ganz einzig da.

Mit dieſem Verzeichniſſe der intereſſanteſten, neuen und neueſten Literatur-Erzeugniſſe ſei's für diesmal genug, da ich verzweifle, in einem Artikel nur mit Einem Kataloge durchzukommen. Was für eine Menge von Damen- und Herren-Romanen giebt's noch! Und dann die Biographien, Memoiren und Korreſpondenzen aller Arten von großen, oder nach ihrem Tode großgemachter Männer — ein bis in die Tauſende von Bänden kultivirter und immer noch nicht erſchöpfter Literaturzweig; die Monographien, Monomanien und „Oddities" von Büchern, wie ſie eben nur in England gedeihen; Compilationen über Doctoren, Bücher-Narren und ſonſtige Monomanen; naturwiſſenſchaftliche Spezialitäten aller Art über Wind und Wetter; geologiſche Gebilde; präadamitiſche Verhältniſſe und Menſchen; Bücher über einheimiſche Induſtrien und auswärtige Handelsverhältniſſe; politiſche Broſchüren und Bücher; ſociale, ſittliche und Irrenhaus- oder Verbrecher-Doctrinen; eine Menge neue Monats- und Wochenſchriften, illuſtrirt und 64 Spalten Text für 1 Penny; ein neuer Penny-Punſch („Fun") — ſonſtige Penny-Journale herauf bis zu ſechs Shilling-Monatsſchriften. Das iſt ein Leben der Literatur, daß unzählige Maſſen von Setzern und Stellern, Drucker und Tauſend-Pferdekräfte von Druckmaſchinen (bis 30,000 Bogen per Stunde) weder Tag noch Nacht Ruhe haben. Es iſt hübſch und erhaben zugleich, ſich in dieſen dämoniſchen Gebirgen der engliſchen Literatur herumzutreiben.

## Frankreich.

### Der Katalog der kaiſerlichen Bibliothek.

Gegen die öffentliche Stimme, die in einem Artikel über dieſen Katalog ungenaue Behauptungen aufgeſtellt, tritt der Moniteur Universel berichtigend mit folgender Note in die Schranken:

Jede Katalogiſirungs-Art hat ſtets Tadel gefunden. Und gerade dieſer unfruchtbare Streit um das Syſtem iſt daran ſchuld, daß wir nach mehr denn einem Jahrhundert noch immer keinen Katalog der kaiſerlichen Bibliothek beſitzen und daß wir in dieſer täglich wachſenden Bücherfluth ohne Lootſen ſind. Im Jahre 1852 hatte aber der Unterrichts-Miniſter Fortoul den guten Gedanken, ſich für eine Methode zu entſcheiden, obgleich er wohl wußte, daß er dadurch die Kritik abweichender Anſichten unvermeidlich hervorrufe. Man katalogiſirte alſo, wie es der Verfaſſer des genannten Artikels wünſcht, auf Zettel Alles, was in allen Fächern in die Bibliothek kommt; ſo daß ſeit 10 Jahren kein neuer Ankömmling in dieſen Räumen erſcheint, ohne ſeinen Namen auf den Fachzettel abgegeben zu haben. So viel für die Gegenwart, daß ſie durch Ueberhäufung die Vergangenheit nicht erdrücke; was nun dieſe betrifft, hat man mehrere Buchſtaben, die unſer bibliographiſches Alphabet ausmachen, auf Zettel gebracht, und ſie ſpäter in die Regiſter übertragen. So verfuhr man bereits mit den Buchſtaben A. B. C. D., welche alle folgenden alten Abtheilungen umfaſſen: Heilige Schrift, oder Bibeln (Texte, Ueberſetzungen, rabbiniſche und chriſtliche Auslegungen), Liturgie, Koncilien, Synoden, Kirchenväter, Theologen der griechiſchen und lateiniſchen Kirche, Janſenismus (alter und neuer), Kaſuiſten, Katecheten, Prediger, Asketen, Kontroverſiſten. Iſt man nächſtens mit D bis (heterodoxe Theologie) und mit E (kanoniſches Recht) fertig, ſo wird man die ſechs Inventarien dieſer Buchſtaben zu einem einzigen verbinden und hat dann einen verläſſigen Wegweiſer, an deſſen Hand wir das ungeheure Gebiet bequem durchwandern; denn die Geſammt-Theologie bildet beiläufig den fünften Theil der unermeßlichen Sammlungen der Bibliothek.

Der Buchſtabe F, Geſetzgebung und Rechtswiſſenſchaften umfaſſend,

war bereits Gegenſtand beträchtlicher Klaſſifizirungs-Arbeiten, durch welche die Anfertigung eines Inventars viel einfacher und raſcher von der Hand geht.

N (engliſche Geſchichte) iſt auf Zetteln geſchloſſen, klaſſifizirt und zur Eintragung in die Regiſter bereit.

T (mediziniſche Wiſſenſchaften), reich an alten und ſeltenen Werken, iſt vollendet und der Katalog zum dritten Theil gedruckt und ausgegeben.

Ueber L (franzöſiſche Geſchichte), wovon drei Viertel des Katalogs ebenfalls durch den Druck veröffentlicht ſind, bricht der Verfaſſer des obengenannten Artikels den Stab und meint, daß es geſcheidter geweſen wäre, wenn man ſich auf Zettel beſchränkt hätte. Das iſt aber eine eigne Geſchmacksſache. Ein Kind begreift's, daß bei einer Sache von dem Umfang und der Wichtigkeit für Frankreich wie für Europa, ein Katalog auf Zetteln, der nicht aus den Schubfächern der Bibliothek kommt, keinen der Dienſte leiſten würde, den ein gedruckter Katalog den Fach-Gelehrten des In- und Auslandes leiſtet; der in ihre Studirſtuben geht und ihnen meldet, was über ein politiſches Ereigniß, über einen Friedensvertrag, eine Schlacht u.ſ.w. Neues erſchienen iſt. Will man ernſtlich behaupten, daß „die hiſtoriſche Bibliothek" von Lelong und Fontette von ſo großem Nutzen geweſen wäre, wenn ſie die Verfaſſer als Manuſkript in ihrem Pult verwahrt hätten? Keinem wird es einfallen, zu beſtreiten, daß der gedruckte Katalog der franzöſiſchen Geſchichte ebenſo wie das genannte Werk die Facharbeiter auf nie geahnte Quellen hinweiſt, aus denen ſie nur zu ſchöpfen brauchen. Nur Mangel an Ueberlegung oder eine Art Verbiſſenheit in gewiſſe Anſichten kann ſolche Unternehmungen verurtheilen; allein der Moment der Verurtheilung iſt ſchlecht gewählt, wo die Verordnung des Miniſters des Innern, die Inventarien der Archive von 88 Departements zum Drucke zu befördern, von der ganzen gelehrten Welt beifällig begrüßt wird.

Sollen denn nun alle Kataloge der Materien in der Abtheilung der Druckſchriften ohne Ausnahme veröffentlicht werden? Das meinen wir keineswegs; allein wir glauben, daß ſämmtliche Kataloge oder Inventarien der Druckſachen, unter der thätigen Leitung des Herrn Schmit, theils gedruckt, theils handſchriftlich vervielfältigt, und in die Regiſter eingereihet in einer nicht gar zu fernen Zeit beendet werden, wenn, wie es im British Museum der Fall iſt, ein jährlicher entſprechender Kredit der großartigen und nützlichen Aufgabe zu Hülfe kommt.

Der Verfaſſer des fraglichen Artikels bedauert ferner, daß man für den veröffentlichten Katalog der Druckſachen eine Summe weggeworfen habe, die auf die Herausgabe eines Katalogs der Handſchriften weit nützlicher verwendet worden wäre.

Auf dieſe aus Unkenntniß der Thatſachen gegen die Wahrheit verſtoßende Rüge iſt die einfache Erwiederung: der Druck des Katalogs der Editionen hat nicht einen Centimen des Bibliothekenfonds in Anſpruch genommen; er iſt vielmehr lediglich auf Koſten der Firma Didot veranſtaltet worden.

Seit 1852 wurde der Kredit rein aufgebraucht, um Zettel und Bülletins anzufertigen, nicht nur für das Departement der Drucke — und unſer Kritiker will ja für dieſe von keinem andren Verfahren wiſſen, wenn dies dem Staate auch keinen Deut koſtete — ſondern auch für das Departement der Denkmünzen und Antiken, für Kupferſtiche und beſonders für Handſchriften, ſeine Lieblinge, die er ausſchließlich mit gedruckten Katalogen verſehen zu ſein wünſcht.

Glücklicherweiſe können wir ihn über dieſen Punkt beruhigen; denn auf Herrn Wailly's Antrieb werden mehrere dieſer Kataloge in kurzer Friſt unter die Preſſe kommen.

Den gedrängten Katalog der Handſchriften des lateiniſchen Supplements hat Herr L. Deliſle aufgeſetzt; der Druck deſſelben hat in der letzten Nummer der „Bibliothèque de l'École des Chartes" ſeinen Anfang genommen und wird in den nächſten Nummern fortgeſetzt werden. Später kann vielleicht ein beſonderer Abdruck davon veranſtaltet werden.

Der Katalog des ganzen franzöſiſchen ancien fonds (6170 Nummern ſtark) unter der Leitung des Herrn Michelaut und großen Theils von ihm redigirt, iſt vollendet; und wenn die Befehle von Seiten des Staats-Miniſters für den Druck eingegangen ſind, wird er, gleich dem Katalog für die Editionen der franzöſiſchen Geſchichte, unentgeltlich ausgegeben.

Herr Renan iſt in dem Katalog des lateiniſchen Saint-Germain, Herr L. Deliſle in dem Katalog der Sammlung Moreau weit vorgerückt. Letzterer hat den Specialkatalog der in den verſchiedenen Fonds vorhandenen Urkunden beendigt und den Katalog des lateiniſchen Fonds der Sorbonne angefangen. Herr Grandmaiſon hat den Katalog der Sammlung Gaignières zum Theil gemacht.

Außerdem wurden mehrere tauſend in vielen Sammlungen zerſtreute Bände zuſammengeſtellt, dem Publikum zugängig gemacht und mit Inventarien verſehen.

Endlich wollte die kaiſerliche Bibliothek in Betreff ihrer orientaliſchen Schätze nicht zurückbleiben hinter dem British Museum, den Bibliotheken von Oxford, Berlin, Leyden, Petersburg, Leipzig, Gotha, Kopenhagen, Amſterdam u. a., die in den letzten Jahren die Kataloge ihrer Handſchriften in den morgenländiſchen Sprachen der Oeffentlichkeit übergeben haben. Dank dem Herrn Reinaud, der, ſeit lange, Hand an das Werk gelegt und die Mithülfe der Orientaliſten aufgerufen hat, iſt der Katalog der hebräiſchen Handſchriften, redigirt von den Herren Munk, Derenmbourg und Franck druckfertig. Der Katalog der arabiſchen Handſchriften, durch Herrn Michel Amari weit gefördert, wird von Herrn Barbier de Meynard beendigt werden, der, gemeinſchaftlich mit Herrn Pavée de Courbeille die Kataloge der perſiſchen und türkiſchen Handſchriften bereits vervollſtändigt hat. Herr Renan hat den Katalog des Syriſchen, Herr Zotenberg und Pater Soukias Baron haben die Kataloge der äthiopiſchen und armeniſchen Schriften vollendet. So wird die Abſchrift der fünf Bände, die die orientaliſche Section bilden, nicht ausbleiben.

---

## Pierre Daniel Huet, ein Skeptiker aus Gläubigkeit.*

Seitdem die Empörung wider das Hegelthum der indifferenten Verſchmelzung von Glauben und Zweifel ein Ende gemacht, iſt der alte Gegenſatz von Skepticismus und Dogmatismus auf dem weiten Plan der Weltweisheit wieder zu Kräften gekommen und jeder von Beiden hat wiederum zahlreiche Schaaren warmer Anhänger geſammelt. Schopenhauer's eifrige Schule ſucht den Skepticismus wieder zu Ehren zu bringen, die ſupranaturaliſtiſchen Idealiſten der Richtung von Fichte Sohn, Ulrici und Wirth, laſſen ſich durch Schelling's und ſeiner überſchelling'ſchen Nachbeter Niederlage nicht beirren, und während die Herbartianer die Nüchternheit des abſtrakten Verſtandes mit der Glorie zeitgemäßer Aufgaben, z. B. des Kampfes gegen den „Eudämonismus," umgeben, ruhen Franz Bader's Manen auch nicht in ihrem Grabe, ſondern laden eine rüſtige Mannſchaft von Glaubensſtreitern zum hohen Geiſterturnier in die heiligen Schranken gotterfüllter „Denkphantaſie." Kurz, es iſt der alte Streit um die Gränzen der Erkenntniß wieder im vollen Gange. Da kommt ein Büchlein ſehr gelegen, welches einen Philoſophen behandelt, der die Gränzen der menſchlichen Erkenntniß zweifleriſch verengte, und nachdem er ſo durch ſeinen Zweifel ein breiteres Glaubensfeld gewonnen, der Wiſſenſchaft, vermöge der Abtretung angemaßter Bereiche, ein autonomes Gebiet gerettet zu haben meinte.

Pierre Daniel Huet hieß dieſer Philoſoph des 17. Jahrhunderts, den der Wiener Privatdocent der Philoſophie, Herr Karl Sigmund Barach, mit Vorſicht und Unparteilichkeit und namentlich mit wiſſenſchaftlicher Andacht uns geſchildert hat. Aus einem denkenden Anhänger ein entſchiedener Gegner des Descartes geworden, eröffnete Huet ſeine literariſche Thätigkeit, indem er eine poſitive Kritik der Carteſianiſchen Philoſophie in ſeiner Censura philosophiae Cartesianae lieferte. Er war alſo ein Mann, wie ihn unſere Zeit liebenswürdig findet. Er bewies, daß der Ausgangspunkt des Carteſius keine Sicherheit biete, weil Nichts den Zweifler nöthigen könne, vor dem cogito ergo sum Halt zu machen. Die unmittelbare Thatſache des Selbſtbewußtſeins ſei noch keine Wahrheit und auch nicht die Regel der Wahrheit, um ſo weniger, als ſie ohne Prüfung angenommen worden. So verfuhr der Herr Biſchof von Avranches philoſophiſch. Derſelbe Mann verfuhr in Sachen des Glaubens grundſätzlich gerade umgekehrt. Aber er glaubte auf dem Pfade ſeines philoſophiſchen Gedankenganges ein volles Recht zu ſolchem Benehmen erworben zu haben.

Zur Vervollſtändigung der Cenſur ſchrieb er ſeinen „Traité de la faiblesse de l'esprit humain," und wie er vordem das übereilte Prinzip der Intuition bekämpft hatte, bekämpfte er jetzt die übereilten Schlüſſe und Definitionen der gemeinen Logik. Tief ergriffen von der Betrachtung des ewigen Wechſels der Dinge, der keine univerſellen Begriffe, keine unveränderlichen Wahrheiten zu ermöglichen ſcheint, und tief gebeugt von jenem unendlichen Cauſalzuſammenhang, den kein Sterblicher überſehen kann, floh er zu dem Urquell allen Lebens, und ſtellte als Endziel des Zweifels den reinen Glauben auf. Nach dieſem Zielpunkt des in ſich erſchöpften menſchlichen Denkens ſind die Quaestiones Alnetanae de concordia fidei et rationis und viele Abſchnitte der Demonstratio evan-

* Pierre Daniel Huet als Philoſoph. Ein Beitrag zur Geſchichte der geiſtigen Bewegung im ſiebzehnten Jahrhundert. Von Dr. Karl Sigmund Barach. Wien, Zamarski und Dittmarſch, 1862.

Digitized by Google

gelica ad serenissimum Delphinum gerichtet. Leider mißglückte, wie Herr Barach ſcharfſinnig darlegt, Huet's Verſuch, den Menſchen aus der Unwiſſenheit zum Glauben hinüberzuführen, die Nothbrücke brach unter ihrem Meiſter zuſammen. Denn das Fundament des Glaubens, die erſte Wahrheit, in dem Satze: Quidquid prima veritas (Deus nempe) revelavit, verum est enthalten, wird dem Menſchen als Evidenz aufgedrungen, nicht durch einen freien Akt der Vernunft, ſondern Huet zufolge, auch kraft göttlicher Einwirkung, welche ſich hierbei der Vernunft blos als Mittel, als Inſtrument bedient. Dann iſt aber nicht die Vernunft und deren ihr innewohnende Schwäche die ſouveräne Urſache des Glaubens, ſondern der Glaube iſt ſein eigener Begründer. Huet hat nicht zu beweiſen vermocht, daß die Einſicht in die Ohnmacht des menſchlichen Geiſtes die Anerkennung der göttlichen Offenbarung in ſich ſchließe. Sein Glaube konnte nur mit ſich ſelbſt anfangen, nicht mit ſeiner Wiſſenſchaft, wie ganz daſſelbe unzähligen Jüngern moderner Syſteme ergangen iſt. Die Harmonie zwiſchen Vernunft und Glauben, deren Geſetz Huet entdecken wollte, iſt auch heute noch nicht hergeſtellt, obgleich das 19. Jahrhundert mit verdoppeltem Eifer dieſe Aufgabe der Methaphyſik in die Hand genommen; doch iſt es immerhin ſehr belehrend, zu erfahren, welche Anſtrengungen der Geiſt der Vergangenheit zur Erreichung des ſchönen Zieles entwickelt hat, das Wort der Vorzeit fällt auf fruchtbaren, dankbaren Boden, und deshalb müſſen wir Herrn Barach für ſein Büchlein bereitwillig Dank wiſſen. **L. v. H.**

## Nord-Amerika.

### Zur Kenntniß der Spinn- und Webeſtoffe

#### 4. Hanf.

Der Hanf (Cannabis sativa) war den Alten bekannt und von ihnen zu Stricken, Tauwerk, und mitunter zu Kleiderzeug benutzt. Er kam früh in Thracien, Karien und am Rhein vor. Herodot erzählt, die Thracier haben davon einen Zeug gewebt, der kaum von Linnen zu unterſcheiden war. Nach Moſchion (200 v. Chr.) war das berühmte, von Hiero II. erbaute Schiff, „Syrakuſia,“ mit Takelwerk aus Hanf vom Rhone ausgerüſtet. Obgleich die Pflanze in Nordindien heimiſch iſt, wo ſie auch wegen der berauſchenden Eigenſchaft des Samens und des Krautes fleißig angebaut wird, ſo kommt ſie doch auch in einem ſüdlichen Klima fort. Sicherlich war ſie weder in Italien, noch in Griechenland, noch in Kleinaſien urſprünglich, ſondern wurde durch den lebhaften Verkehr zwiſchen dem Schwarzen Meere und Milet nach Karien gebracht. Die Schiffer auf der Donau tragen noch heute hänfene Kleider. Kommt aber auch der Hanf an Zartheit der Faſer der Baumwolle und dem Lein ſehr nah, ſo wird er doch hauptſächlich zu Takelwerk verwendet und zu dem Behufe aus Binnenrußland in England und die Union eingeführt. 1858 betrug die Einfuhr in Großbritannien 44,000 Tons. — In Miſſouri und Kentucky, wo der Boden für die Pflanze außerordentlich günſtig iſt, wird er häufig gebaut. Wild wächſt er in Bologna, der Romagna und Neapel, und die Italiäner haben den Spruch: Wachſen mag er überall, aber ohne Dünger gedeihet er zum Gebrauche weder im Himmel noch auf Erden. Dem italiäniſchen Hanf kommt man durch Bewäſſerung zu Hülfe.

Die Pflanze iſt einjährig, und, je nach Boden und Klima, erreicht ſie eine Höhe von drei bis zehn Fuß. Der Halm iſt hohl, mit weichem Mark angefüllt, von einem Zellengewebe umgeben, mit einer zarten, dem Halm parallellaufenden Membran bekleidet und in ein dünnes Oberhäutchen gehüllt. In Rußland wird er im Juni geſäet und im September gerauft.

#### 5. Manila-Hanf. (Musa textilis).

Dieſe Pflanze ſcheint den Alten unbekannt geweſen zu ſein; denn ſie wird nur in den Ländern gefunden, die ſie nie betreten haben: auf den Philippinen, in Japan und dem indiſchen Archipel. Auch am Fuße des Himalaya kommt ſie vor. Es iſt ein breites, krautartiges Gewächs, das ein warmes Klima verlangt. Nach achtzehn Monaten erſt iſt ſie zum Abſchneiden reif. Drei Reihen Faſern umgeben den Strunk. Die äußerſte, Bandola genannt, wird, als die gröbſte, zu Stricken verarbeitet; die innerſte, Lupis, giebt ein feines Gewebe; die mittlere, Tupoz, wird zu Zeugen von verſchiedener Güte verwendet.

Die Faſern werden mit einem Meſſer abgeſtreift und, um ſie weich und geſchmeidig zu machen, mit einem Schlägel geklopft. Sie werden dann an den Enden zuſammengeleimt, und in Ballen gewunden. Die feinern Sorten werden ungeſponnen gewebt. Mit den Erzeugniſſen dieſer Pflanze bezahlen die Eingebornen ihre Abgaben, kaufen dafür ihre Lebensbedürfniſſe und machen daraus ihre Kleider.

Die Einfuhr dieſes Artikels in Großbritannien, wie in die Union, war 1859 ſehr beträchtlich. Hier wie dort wird er zur Takelage der Schiffe benutzt. In Einem Betracht unterſcheiden ſich ſeine Faſern von denen der Wolle, der Baumwolle und des Hanfs: ſie ſind maſſiv, nicht hohl wie jene, und daher minder biegſam und theilbar.

#### 6. Jute.

Während der letzten zwanzig Jahre hat ſich eine Pflanze unter dem Namen Jute aus unbedeutenden Anfängen zu einer merkantiliſchen Wichtigkeit aufgeſchwungen und gehört jetzt zu den Hauptausfuhrartikeln Indiens. Sie nimmt mit um ſo größerem Recht die Aufmerkſamkeit der Induſtrie in Anſpruch, als ſie blos vier Monate zu ihrer Reife bedarf, einen bedeutenden Beitrag zu den Textilien liefert und in Indien nur einen Cent das Pfund koſtet.

Die Jute iſt im Allgemeinen ein Nachwuchs und gedeihet am beſten in naßheißer Jahreszeit auf hochgelegenem Boden. Der Samen wird weitläufig geſtreut im April und Mai, wenn der Regen den Boden hinlänglich durchnäßt hat. Iſt die Pflanze anderthalb Fuß hoch, dann wird das Feld gejätet. Auf gutem Boden erreicht ſie eine Höhe von zwölf Fuß und blühet zwiſchen Auguſt und September. Der Stengel hat gewöhnlich ³/₄ Zoll im Durchmeſſer. Die Blätter ſind langſtielig, die gelben Blüthen klein und die Kapſeln kurz, rundlich mit fünf Samenzellen. Die Frucht reift im September und October. Der durchſchnittliche Ertrag an Faſern beträgt zwiſchen 400 und 700 Pfund auf den Morgen. Die reifen Stengel werden hart über der Wurzel abgeſchnitten, in Bündel zuſammengefaßt und auf eine Woche in einen benachbarten Bach oder Pfuhl gelegt.

Das weitere Verfahren beſchreibt Healy in dem „Agrikultur-Journal“ für Indien, wie folgt: „Der eingeborene Arbeiter ſteht bis an die Bruſt im Waſſer, nimmt von den Stengeln ſo viel eine Hand faſſen kann, löſt von der Rinde, dicht über den Wurzeln, einen ſchmalen Streif und ziehet mit geſchickter Leichtigkeit den Faſernbalg von einem Ende bis zum andern ab, ohne den Stengel zu zerbrechen, oder die Faſern zu zerreißen, ſchwingt ihn um den Kopf und ſchlägt ihn wiederholt auf die Waſſerfläche, daß alle Unreinigkeit ſich abſchweife. Die gereinigten Faſern werden dann in die Sonne zum Trocknen aufgehängt und ſind nun für den Markt fertig.“

Die Farbe iſt anfangs ein reines Weiß, das ſich allmählich in Gelb verwandelt. Die feine, zarte Fiber iſt wie die der Wolle, der Baumwolle und des Flachſes hohlröhrig, kommt ihnen aber nicht an Zähigkeit gleich, obwohl ſie in manchen Fabriken deren Stelle vertritt. Ein großer Theil des gewonnenen Ertrags geht nach England, wo die Jute in die Wollen- und Baumwollenzeuge verarbeitet wird, um dieſe Fabrikate billiger herzuſtellen. Ein ſcharfes Auge kann ſie darin entdecken, ſchwerer aber, wenn ſie mit der Wolle und Baumwolle geſponnen wird. Das Wunder, daß der Preis der engliſchen Wollentücher ſeit Jahren ſo tief herunter gegangen, erklärt ſich nun von ſelbſt: da die reichlich beigemiſchte Jute nur zwei bis drei Cents das Pfund koſtet, anſtatt daß die Wolle an dreißig Cents das Pfund zu ſtehen kommt.

Millionen Pfund an Wolle und Baumwolle werden ſo geſpart. In den Diſtrikten Indiens, wo engliſche Induſtrie und Handel die einheimiſchen Fabriken zum Stillſtand gebracht haben, finden die Hindu aller Schichten in der Kultur und Bearbeitung der Jute volle Beſchäftigung. Die feine und langgelagerte Jute, die einen verhältnißmäßig höhern Preis hat, iſt dem Export vorbehalten; den Reſt, der im Lande bleibt, verarbeiten die Einheimiſchen zu häuslichem Gebrauch. Auch als Sacktuch zur Verpackung des Getraides und der Baumwolle macht ſie Reiſen um die Welt, um in der letzten Metamorphoſe als Papier zu erſcheinen.

#### 7. Flachs.

Schon im Pentateuch kommt er als Produkt Aegyptens, unter dem Namen pischtah (auch Plur. pischtim)* vor. Nach Herodot, kleideten ſich

* Bad (Exod. 28, 42., wie noch an vielen Stellen des Pentateuchs) überſetzen die LXX. λίνον Lein; Buz (das erſt in ſpätern Schriften, z. B. I. Chron. 15, 27 al. vorkommt) geben ſie mit βύσσος wieder; da nun dieſes alle drei Bedeutungen: Baumwolle, feines Linnen und Schneckenſeide umfaßt, ſo iſt der eigentliche Sinn von Buz wohl ſchwerlich zu ermitteln. D. R.

Digitized by Google

die alten Aegypter in Linnen. Plutarch berichtet, die Iſisprieſter haben, der Reinheit wegen, leinene Gewänder getragen, und nach einer alten Sage, habe dieſer Vorzug ſeinen Grund darin, daß die blaue Blüthe des Flachſes in der Farbe dem weltumgebenden Aether ähnlich iſt. In dieſen heiligen Kleidern wurden ſie auch begraben. Ein ausgezeichneter Spinnmeiſter, der neueſtens 4000 Proben von Mumienwickeln mikroſkopiſch unterſucht hat, behauptet, ſie ſeien von Linnen.

Der Flachs wird im Frühling geſäet und im Sommer geärndtet, und bedarf nur drei Monate zur Reife. Während die Baumwolle nur im warmen Klima wächſt, gedeihet der Flachs in allen Zonen; die beſten Arten kommen aus der Normandie, aus Belgien und Rußland.

In einem andern Betracht hat Flachs vor Baumwolle einen Vorzug. Während nämlich in Südkarolina unter gewöhnlichen Anbauverhältniſſen vier Morgen und in jungfräulichem Boden zwei Morgen einen Ballen Baumwolle ausgeben, liefert der Morgen guten Bodens 500—800 Pfund Flachs, der durch die neuerfundenen Maſchinen in Leinbaumwolle verwandelt werden kann. Da er nun bei dieſer Operation nur 3% Abgang hat, während Baumwolle bei der Bearbeitung 11% verliert, ſo kommt der Flachsertrag Eines Morgens, dem Gehalte nach, einem bis zwei Ballen Baumwolle gleich.

Zu dieſen namhaften Vortheilen kommt noch der, daß, da er das nördliche Klima verträgt, ſein Anbau nicht Sklavenhände verlangt, ſondern durch die freie Arbeit bewerkſtelligt werden kann.

Bis zur Aerndte erfordert er, das Jäten abgerechnet, nur wenig mehr Vorbereitung, Pflege und Koſten, als Weizen oder Gerſte. Von da an heiſcht er große Mühe und viel Koſten, die, je nach dem Grade der Feinheit, ſich bis zu 10 und 20 Cents auf's Pfund ſteigern. Man kennt die langwierigen Arbeiten des Röſtens, Darrens, Brechens, Hechelns, welche große Sorgfalt und Geſchicklichkeit erfordern, ehe die zubereiteten Faſern an die Spindel geliefert werden.

1859 wurden über 80,000 Tons Flachs in Großbritannien eingeführt, und außerdem widmet es einen großen Theil ſeines Bodens dem Flachsbau, ſo daß der Geſammtverbrauch auf 100,000 Tons berechnet wird, eine Maſſe, die dem Gehalte nach 800,000 Ballen Baumwolle gleichkommt. Ueberdies werden jährlich 10,000,000 Buſhel Leinſamen, wovon ein großer Theil aus Indien kommt, zu Oel gepreßt.

Von den Schotten, die unter Eliſabeth und Cromwell nach Irland zogen und nach der Belagerung von Derry mit ihrer Kunſtgeſchicklichkeit und Induſtrie nach Amerika überſetzten, wurde hier der Flachsbau eingeführt. Auf ihren Anſiedelungen baute jeder Farmer ſeine Gerſte und ſeinen Lein, jede Frau hatte ihr Spinnrad und Letzteres diente als Austauſchmittel; Rechnungen wurden in Spinnrädern zahlbar ausgeſtellt; Mädchen ſah man den Flachs auf dem Raſen ſchlagen. War die Aerndte vorüber, beſtiegen die Männer ihre mit wohlgefüllten Säcken bepackten Pferde, wanden ſich auf Holzwegen durch die Wälder und fanden in Boſton, Lynn, Salem und Newburyport einen ergiebigen Markt für ihr Produkt. Sie ſammelten Vermögen, und eine blühende Hochſchule, ſowie zwei presbyteriſche Vereine, werden noch heute von den hinterlaſſenen Kapitalien der Familie Pinkerton unterhalten. Allein als der wöchentliche Arbeitslohn der Mädchen allmählich von zwei Shilling auf zwei Dollars ſtieg, und die Vervollkommnung der Baumwollpreſſe, der Spinnmaſchine, des Webſtuhls dazu kam, ließ man die Flachsfelder nach und nach im Stich, und ſie verwandelten ſich in Gemüſegärten und Milchwirthſchaften. Der Sitz der Manufakturen wurde von den Hügeln nach den Waſſerfällen verlegt. — Bei dem gegenwärtigen Arbeitspreis kann hier der Flachsbau nicht eher wieder aufleben, bis die Koſten der Pflege und des Zurichtens ſich billiger ſtellen. Es iſt aber Grund, zu hoffen, daß dieſe Revolution nicht lange ausbleiben werde.

Im Augenblick wird in Indiana und Ohio der Flachs nur wegen des Samens gebaut. Der Morgen reifen Leins liefert 10—20 Buſhel Samen; ein Buſhel giebt zwei Gallonen Oel, der vollreife Samen iſt ſehr ölreich.

Manche Agronomen wollen behaupten, daß der Flachs den Boden ausſauge. Wahr iſt's allerdings, daß bei einem Kreislauf abwechſelnder Saatarten der Acker ſich am beſten befindet; daß, um ſeine Fruchtbarkeit zu erhalten, die Beſtandtheile, die die eine ihm entzieht, durch die andre ergänzt werden muß.

Dr. Royle, der ausgezeichnete Schriften über Faſerpflanzen herausgegeben, verſichert, daß folgende Dung-Miſchung einem Morgen Acker die befruchtenden Subſtanzen wiedergiebt, die der gereifte Flachs ihm genommen hat:

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Potaſchenſalz ........ | 30 | Pfund | koſtet | 2 | Shill. | 6 | Pence |
| Gemeines Salz ...... | 28 | „ | „ | — | „ | 3 | „ |
| Gebrannter Gypsmörtel . | 34 | „ | „ | — | „ | 6 | „ |
| Knochenmehl ......... | 54 | „ | „ | 3 | „ | 3 | „ |
| Epſomer Salz ....... | 56 | „ | „ | 4 | „ | — | „ |
| | | | Zuſammen | 10 | Shill. | 6 | Pence.* |

Durch ein Verfahren des Herrn Allen in Boſton wird die große Arbeit, die gewöhnlich mit der Zubereitung des Flachſes verbunden iſt, um ein Bedeutendes verringert. Wenn nämlich die Pflanze ihre volle Höhe von 20 bis 30 Zoll erreicht hat und der Samen reif iſt, wird ſie mit einer Mähemaſchine geſchnitten, auf dem Felde, wie Heu oder Hafer, getrocknet, und in die Mühle gebracht. Nachdem die Samenkapſeln abgerauft ſind, kommen die Stengel auf die, von zwei oder vier Pferden in Bewegung geſetzte Breche. Dieſe Maſchine beſteht aus mehreren Reihen geriefter eiſerner Walzen, die ſtufenweiſe an Volum ab- und an Schnelligkeit zunehmen. Durch die fortgeſetzte Bewegung wird die Holztextur gebrochen und die Faſern werden abgeſtreift. Dieſe gehen dann durch eine Reihe Hecheln, und, von Schiefern gereinigt, reduziren ſich zwei Tonnen Stengel auf eine halbe Tonne Lein; den Werth des Ertrages von Einem Morgen an Lein, Samen und Schiefern — die letztern werden zu Viehfutter benutzt — berechnet man auf 43½ Dollars, anſtatt daß der Morgen Hafer und Weizen kaum 25 Dollars einbringt.

Soll nun aber der gewonnene Lein in Baumwoll-Lein verwandelt werden, ſo wandert er aus der Breche und Hechel in die Retorte. Hier in einer durch ſiedendes Waſſer erzeugten heißen Luft von der Feuchtigkeit durchzogen, löſen ſich die erweichten Faſern leicht von einander. Nach dieſem Luftbade wird reines Waſſer von 140 bis 160 Temperaturgraden in die Retorte gelaſſen und der Lein bleibt 5—6 Stunden in dieſem Waſſerbade liegen. Dann wird das Waſſer von unten ab- und friſches von oben eingelaſſen, bis es die Farbe zu verändern anfängt. Man läßt dann die Faſern in einer ſchwachen Auflöſung von Soda-Aſche 3—4 Stunden weichen. Das Alkali wird nachher abwechſelnd durch reines Waſſer oder durch Dampf abgeſpült und, um die Bleiche zu vervollſtändigen, eine ſchwache Auflöſung von Chlorine angewandt. Nach allen dieſen Operationen, die mit dem Lein in der Retorte vorgenommen werden, kommt er zum Trocknen auf einen gewöhnlichen Darrboden und wandert dann durch eine Flucht von Hecheln, bis er ganz die Form von Baumwolle angenommen hat, um dann entweder allein, oder mit dieſer gemiſcht, verſponnen zu werden. — Die Koſten des ganzen Prozeſſes, von der Breche bis zu der letzten Wandlung in Baumwolle beträgt 3 Cents auf's Pfund; und der gegenwärtige Preis iſt zwei Drittel des Preiſes von Mittelbaumwolle.

Der Gedanke der Verwandlung des Flachſes oder Hanfes in einen baumwollähnlichen Stoff iſt nicht neu. Schon 1747 tauchte der Vorſchlag auf, dieſe Wandlung durch Kochen in ätzender Potaſche und durch Waſchen in Seife zu bewerkſtelligen. 1775 führte Lady Moira, von Bailey unterſtützt, dieſe Verwandlung wirklich aus, indem ſie etwas Flachsheede in Alkali kochte.

Der Chevalier Clauſſen machte 1850 Anſpruch auf die Erfindung des Verfahrens und nahm ein Patent darauf; allein, das Verfahren, das darin beſtand, daß er die zerſchnittenen und zerquetſchten Stengel in einer Auflöſung von Aetz-Potaſche kochen ließ, erwies ſich als verfehlt. — Nur beharrliche wiederholte Verſuche werden hier, wie in allen Dingen der Induſtrie, zum Ziele führen.

Die Muſchelſeide, die langen Faſern, von dem ſogenannten Barte der Prima Steckemuſchel, die an der italiäniſchen Küſte in dem Meeresgrunde ſich aufhält, durch Taucher heraufgeholt und zu ſchönen Zeugen verwebt, ſo wie des chineſiſchen Graſes, das ebenfalls im Oſten zu feinen Geweben verarbeitet wird, ſei hier ſchließlich, blos erwähnt; da wir vom Raume beſchränkt, eine ausführliche Beſprechung uns verſagen.

## Oſt-Aſien.

### Die Handelsberichte der preußiſchen Expedition nach China und Japan.

II.

Japan.

Bei Beſprechung der über China, Siam u. ſ. w. erſtatteten Handelsberichte hatten wir darauf hingewieſen, daß die preußiſche Expedition

* Nach unſerm Gelde ungefähr 3 Thlr. 15 Silbergr.

Digitized by Google

nach Oſtaſien lediglich im Intereſſe des Zollvereins unternommen ſei und für dieſen Staatenbund bereits weſentliche Vortheile in Ausſicht ſtellen. Dies gilt vorläufig für Japan nicht. Bekanntlich hat der Handelsvertrag mit Japan nur zwiſchen dieſem Reiche und Preußen allein abgeſchloſſen werden können, weil den Japaneſen das Verhältniß eines Staatenvereines, deſſen Glieder, obwohl insgeſammt Theile eines gemeinſamen Vaterlandes, nur in Handelsſachen und nicht auch in der Politik zu gemeinſchaftlichem Handeln verbunden ſind, zu unklar, zu unnatürlich und deshalb zu unſicher erſchienen iſt, um mit einem ſo loſe zuſammengefügten Staatskörper Verträge zu ſchließen. Preußen hat daher hier die Vortheile eines Vertrages für ſich allein in Anſpruch nehmen müſſen, gewiß in der Vorausſicht, dieſe Vortheile bei günſtiger Gelegenheit auf die übrigen deutſchen Zollgenoſſen ausdehnen zu können.

Japan iſt für die Geſchichtsforſcher immer noch ein nebelhaftes Land. Die bisherigen Nachrichten über die Vergangenheit, die Entwickelung, den Charakter, die Sitten und Gebräuche des japaneſiſchen Volkes bieten nur zum Theil lückenhafte, zum Theil tendenziös oder romantiſch gefärbte, zum Theil irrthümliche Reſultate einer oberflächlichen Forſchung. Klarheit über Japan dem Hiſtoriker und Ethnographen zu verſchaffen, wird auch jetzt nicht leicht ſein, wo der Verkehr der Japaneſen mit den Fremden doch ſchon bis zur Entſendung von Geſandtſchaften nach Europa gediehen iſt. Es muß dahin geſtellt bleiben, inwieweit die preußiſche Expedition die Hoffnungen der Wiſſenſchaft in dieſer Hinſicht erfüllen wird. Die Handelsberichte haben es, wiewohl ſie manchen Einblick in die allgemeinen Verhältniſſe des Landes nebenbei geſtatten, nur mit kaufmänniſchen Conjuncturen zu thun; ſie ſind mit der Feder des Kaufmanns geſchrieben, wie das Land eben mit dem Auge des Kaufmanns betrachtet worden iſt. Folgen wir aber auch dem Blicke des Kaufmanns; manches, was von der Wiſſenſchaft überſehen wird, gewinnt dabei eine größere Bedeutung, und manchem Zuſtande, manchem Gegenſtande gewinnen wir, wenn wir durch die Brille des Kaufmanns ſehen, eine ganz neue Seite ab.

Herrn Wolff's Bericht über Japan faßt ſich ziemlich kurz.

„In gleicher Weiſe wie England, Irland und Schottland das britiſche Königreich im Weſten Europa's, ſo bilden einige im Oſten Aſiens gelegene Inſeln das Kaiſerreich Japan. Während Erſteres jedoch den Weltverkehr faſt ganz auf ſeine engen Gränzen konzentrirte, hat Japan ſich ſeit mehreren Menſchenaltern von jedem Verkehr mit anderen Nationen fern gehalten; denn der in jener Zeit in den engſten Schranken gehaltene Verkehr mit dem holländiſchen Gouvernement kann gar nicht in Betracht kommen und übte nicht den geringſten Einfluß, ſo wenig auf Japan, wie auf Holland ſelbſt. Es wurde in Japan nur ſo viel produzirt und fabrizirt, als für den Konſum nöthig war, und da die Inſeln in den Breitegraden von Alexandrien bis über den Norden Deutſchlands hinaus ſich erſtrecken, ſomit die Produkte der wärmeren und kälteren Klimate beſitzen, außerdem reich an Erzen aller Art ſind, ſo war allerdings eine Abſperrung dieſes Landes möglich und durchzuführen.

„In den letzten Jahren haben nun Tractate der Vereinigten Staaten und der wichtigeren europäiſchen Staaten Japan den Fremden geöffnet; und mit Rückſicht auf die Kürze der Zeit, welche ſeitdem verfloſſen iſt, hat ſich bereits ein lebhaftes Geſchäft mit dem Auslande gebildet, das in ſeiner weiteren Entwickelung von großer Wichtigkeit zu werden verſpricht. Von den Produkten Japan's ſpielen namentlich Rohſeide und Thee bereits eine große Rolle, während andrerſeits die Baumwollen- und Wollen-Manufaktur Europa's für einzelne ihrer Fabrikate ein immer größeres Abſatzfeld in Japan erhalten werden, welches mit der Zeit ſelbſt für Seidenmanufaktur erwartet werden darf.

„Bisjetzt vermitteln in Japan etablirte europäiſche, amerikaniſche, und chineſiſche Firmen das Geſchäft mit dem Auslande. Der größere Theil des Verkehrs beruht auf China, und zwar deſſen Haupthäfen Shanghai und Hongkong, während nur einzelne Ladungen von Japan direkt nach England oder nach dem europäiſchen Kontinent vorkommen.

„Zu den drei bis jetzt geöffneten Häfen Japan's, Nagaſaki im Süden, Yokohama (Hafen für Jeddo) und Hakotade im Norden, ſoll, nach den Verträgen, am 1. Januar 1863 der, unweit der faſt die ganze Fabrication Japan's centraliſirenden Stadt Miako und in der Mitte der Seiden- und Theediſtrikte gelegene Hafen Oſaka hinzukommen. Wenn dieſer Hafen wirklich geöffnet wird, worauf man vor der Hand noch nicht ſicher rechnen kann, ſo dürfte er den größten Theil des bisherigen Handelsverkehrs von Nagaſaki und Yokohama abſorbiren und der wichtigſte Hafen Japans werden.

„Nach den Verträgen, ſollte ferner an der Weſtküſte Japan's bei der bedeutenden Stadt Negata ein Hafen für den Fremden-Verkehr geöffnet werden. Es fand ſich nun unmittelbar bei Negata kein guter Ankergrund vor; ſtatt dafür aber etwas nördlich oder ſüdlich von Negata einen Hafen zu nehmen, deren daſelbſt ausgezeichnete vorhanden ſind, haben die Vertreter der fremden Mächte ganz davon Abſtand genommen, was ſehr zu bedauern iſt, da die ganze Weſtküſte jetzt noch länger dem Auslande verſchloſſen bleibt. Man ſucht vergebens nach Gründen, weshalb die Rechte, welche durch Verträge verbürgt worden ſind, ſo ohne Weiteres aufgegeben werden, da das Gouvernement von Japan in dieſer Handlungsweiſe nur Schwäche erblickt, und umſomehr fortfahren wird, dem Verkehr mit dem Auslande, dem übrigens die japaneſiſche Nation ſehr zugethan iſt, jede nur mögliche Vexation in den Weg zu legen.

„Bekanntlich iſt die norddeutſche Flagge für die Zwiſchenfahrten in den chineſiſchen Gewäſſern verhältnißmäßig ſtark vertreten. Wenn nun ſchon die bisherigen Verhältniſſe den preußiſchen Rhedern in den chineſiſchen Gewäſſern ein außergewöhnlich gutes Geſchäft darboten, wenn neuerdings die Oeffnung der Häfen im Norden China's und an dem Yang-tſe-kiang bis Hangkow hinauf dem Schiffsverkehr einen weiteren ſtarken Impuls gegeben hat und unglaublich hohe Frachtſätze wegen Mangel an geeigneten Schiffen bezahlt werden müſſen, ſo ſichert der mit Japan abgeſchloſſene preußiſche Vertrag ſpeziell der preußiſchen Flagge vor allen deutſchen Flaggen neue wichtige Vortheile, die jedenfalls ausgebeutet werden ſollten.

„Für deutſche See-Verſicherungs-Geſellſchaften verdienen die Fahrten zwiſchen den Häfen Japans und China's jede Beachtung. Die genaueſten Vermeſſungen der betreffenden Theile beider Küſten ſind vorgenommen und es exiſtiren darüber gute Karten. Schiffe, welche einmal eine dieſer Fahrten aufgenommen haben, bleiben gewöhnlich längere Zeit darin; die Fahrten ſind ſelbſt für Segelſchiffe nicht viel länger, wie für Dampfer, da die Schiffe, beſonders bei der Fahrt zwiſchen Shanghai und den japaneſiſchen Häfen, wegen des ſtabilen Nordoſt- oder Südweſt-Monſoon immer einen mehr oder weniger günſtigen Wind antreffen. Es ſind nur die gefährlichen Typhoone gegen Juli bis September auch bei dieſen Fahrten zu berückſichtigen; mit Ausnahme dieſer Jahreszeit kann Schiffbruch aber eine Seltenheit genannt werden.

„Für Feuer-Verſicherung liegen dagegen die Verhältniſſe noch nicht ſo günſtig, wie in den übrigen aſiatiſchen Handelsplätzen; die Häuſer, welche von den fremden Handelsfirmen als Wohn- und Lagerhäuſer benutzt werden, ſind meiſtens in Fachwerk gebaut; die bewohnten Räume müſſen im Winter geheizt werden; es befindet ſich die Küche in dem Wohnhauſe und außerdem ſchläft die Dienerſchaft in demſelben. Andrerſeits ſind aber ſehr gute Nachtwachen, namentlich zu Nagaſaki, in dem holländiſchen Stadttheile Decima, vorhanden, und die in der Anlage begriffenen fremden Stadttheile, wie die in denſelben neu gebauten Häuſer liegen iſolirter.

„Beim Abſchluſſe der erſten Verträge mit einem Lande, welches bisher nur ſo viel produzirte und fabrizirte, wie es für ſeinen eignen Konſum nöthig hatte, wurde ganz richtig vorzugsweiſe im Auge behalten, ſo viel und ſo billig wie möglich von der Production des Landes für den Weltverkehr zu erhalten. In demſelben Grade, wie die Ausfuhr der Produkte des Landes und namentlich der Rohſeide befördert und gehoben wurde, veranlaßte man eine größere Production; man brachte ferner die Preiſe der Produkte im Innern des Landes mit den Preiſen im Weltverkehr etwas in Uebereinſtimmung. Beides mußte die inländiſche Manufaktur, deren Billigkeit in Japan, wie in allen oſtaſiatiſchen Ländern, lediglich auf billigen Rohſtoffen und Arbeitslöhnen baſirt, im Lande ſelbſt erſchweren und vertheuern, wodurch der Import der Fabrikate des Auslandes indirekt möglich gemacht und angebahnt wurde, denn nachdem die vorerwähnten beiden Vortheile den Japanern genommen, wird die ſoweit vorgeſchrittene Manufaktur Europa's und Amerika's die inländiſche Fabrication vollſtändig aus dem Felde ſchlagen müſſen.“

Ein eigenthümlicher, in Europa übrigens nicht neuer und ſeltener Handel hatte ſich bei Oeffnung des Landes entwickelt, der Handel mit dem, was urſprünglich nur den Handel zu vermitteln beſtimmt iſt, mit der Münze Japan's.

„Für den Verkehr der holländiſchen Regierung mit Japan war eine Rechnungsmünze feſtgeſtellt geweſen, die Thails genannt wurde. Man rechnete 1000 japaneſiſche Pittzes auf einen Thail, und 6 dieſer Thails zu 10 Gulden Holländiſch, was dem Goldwerth dieſer gleich kam. Bei der Oeffnung des Landes wurde nun der Kobang, die Goldmünze Japan's, ignorirt, dagegen beſtimmt, daß das japaneſiſche Gouvernement im erſten Jahr für das Silbergewicht des — mit Ausnahme von Japan in ganz Oſtaſien für den Handel curſirenden — mexikaniſchen Dollars, welcher $3^1/_{10}$ Itzibus (japaneſiſche Silbermünze) Werth hatte, abzüglich der Prägkoſten, 3 Itzibus wechſeln ſolle. Der Itzibu galt im Lande ca. 1600

Digitized by Google

Pittges, und war der Dollar ſomit ca. 4800 Pittges werth. Die Goldmünze Kobang galt 6000 Pittges, und war ſomit für $1\frac{1}{4}$ Dollar zu erhalten, während der Kobang einen wirklichen Goldwerth von $3\frac{3}{4}$ Dollars hatte. Dies verurſachte den bekannten Goldhandel, welcher in ſo großem Umfange betrieben worden iſt, und an dem die erſten nach Japan gekommenen Ausländer enorme Summen verdient haben. Dieſer Goldhandel abſorbirte eine Zeit lang jedes andere Geſchäft, und zwar ſo lange, bis die Kobangs ſucceſſive ſeltener wurden. Dieſe Münze wurde im Innern förmlich aufgekauft und ſucceſſive bis zu acht Itzibus bezahlt, was alſo $2\frac{2}{3}$ Dollars gleich kam, immer aber bei einem Werthe von $3\frac{3}{4}$ Dollars, abzüglich der Koſten, einen guten Nutzen ließ. Um endlich die Ausfuhr der Kobangs zu verhindern, ſetzte das japaneſiſche Gouvernement den Kobang auf 15 Itzibus = 5 Dollars, oder 3 Itzibus über ſeinen wirklichen Werth, feſt, mußte ihn aber bald auf 12 Itzibus wieder reduziren, weil die Fremden, welche früher die Kobangs für 4 — 8 Itzibus eingekauft und nach Shanghai verkauft hatten, ſolche wieder zurückkommen ließen und zur Einwechſelung gegen 15 Itzibus präſentirten. — Mit der Reduction auf 12 Itzibus ereichte dieſer Goldhandel ſein Ende. Die Zeit, wo das japaneſiſche Gouvernement, nach den Verträgen, zur Einwechſelung der Dollars zu 3 Itzibus verpflichtet war, verſtrich, die Bedingung ſelbſt war aber ſchon lange nicht mehr vom japaneſiſchen Gouvernement eingehalten worden, und um dieſerhalb die Vertreter der fremden Mächte abzufinden, reſp. zur Ruhe zu bringen, wurde nur dieſen und den nach Japan kommenden fremden Kriegsſchiffen der Dollar noch zu 3 Itzibus eingewechſelt. Angeblich ſollte dies zur Beſtreitung reſp. Bezahlung ihrer Bedürfniſſe dienen, erzeugte aber nur einen Goldhandel, da der Dollar, nachdem er vom japaneſiſchen Gouvernement, Privaten gegenüber, nicht mehr mit 3 Itzibus eingewechſelt wurde, in Japan im Handel im Werthe ſinken mußte und zeitweiſe nur mit ca. 2 Itzibus bezahlt wurde. Es ging ſo weit, daß im November 1859 ein amerikaniſches Kriegsſchiff eigens nach Shanghai gefahren iſt, um Dollars zu holen; dieſe wurden von den Offizieren in Japan zu 3 Itzibus umgewechſelt und demnächſt zum veranderlichen Courſe von 2 bis $2\frac{1}{2}$ Itzibus wieder aufgekauft.“

Geſtehen muß man, daß ein ſolches Verfahren nicht geeignet iſt, die Abneigung der japaneſiſchen Regierung gegen die Fremden zu beſeitigen, und ſelbſt die Nation, von der Herr Wolff ſagt, daß ſie dem Verkehr mit dem Auslande ſehr zugethan iſt, muß damit wohl einen anderen Verkehr meinen, als jenen, durch welchen ihr im eigentlichen Sinne des Worts das Geld aus der Taſche gezogen wird.

Im Uebrigen darf aus dem Berichte geſchloſſen werden, daß vorläufig die hauptſächlichen Produkte Japan's — Rohſeide und Thee — den Europäern wichtiger ſind, wie die einzuführenden Artikel den Japaneſen, d. h. daß gegenwärtig der Export in Japan größer wie der Import iſt, namentlich da der Verkaufspreis europäiſcher Produkte und Fabrikate in Japan, wie Herr Wolff berechnet, in Folge der Fracht- und Verſicherungskoſten, des Zinsverluſtes und der Zölle, mindeſtens 50 Proc. höher ſein muß, wie der Lagerpreis in Europa; dennoch prophezeit Herr Wolff auch dem Ausfuhrhandel nach Japan eine große Zukunft. Er bezweifelt nicht, daß Japan ſucceſſive, je nachdem ſeine Production zunimmt, anfhören werde, Dinge, deren Import dem europäiſchen Handel von beſondrer Wichtigkeit ſein muß, nämlich baumwollene und ſeidene Gewebe, zu fabriziren und ſeinen Bedarf vom Auslande zu beziehen. Er empfiehlt den deutſchen Fabrikanten dringend, das Geſchäft in ſolchen Waaren mit Japan bei Zeiten aufzunehmen, bevor andre Nationen ſich feſtgeſetzt haben, indem er ausdrücklich darauf hinweiſt, daß ein großer Theil der in Japan konſumirten baumwollenen und ſeidenen Gewebe aus ſolchen Gattungen beſtehe, in denen die deutſchen Fabrikanten die Konkurrenz mit anderen Nationen aufnehmen können.

Mögen ſie denn dort ihr Heil verſuchen; mögen ſie aber Deutſchland auch in jeder Beziehung würdig vertreten!

## Deutſchland und das Ausland.

### Thorn im Jahre 1724.

Bei der Proceſſion am Skapulierfeſt, am 6. Juli 1724, ſch'ug einer der Jeſuitenſchüler proteſtantiſchen Bürgerkindern die Hüte vom Kopf und zog Nachmittags, durch ſeine Heldenthat kühn gemacht, mit anderen in der Stadt umher, nach Art ungezogener Buben Unfug treibend. Sie mißhandelten ſogar einige Bürger, die ihnen ihr Betragen verwieſen. Die Thorwache verhaftete den übermüthigen Buben, worüber ſeine Commilitonen wüthend waren. Sie beſchwerten ſich bei dem präſidirenden Bürgermeiſter Röſner, der ihnen das Verſprechen gab, den Fall in der nächſten Woche zu unterſuchen. Damit jedoch nicht zufrieden, zogen ſie in hellen Haufen durch die Neuſtadt und verlangten von den beiden Bürgern, auf deren Anlaß Tags vorher ihr Mitſchüler feſtgenommen worden, ſie ſollten ihn ſofort in Freiheit ſetzen laſſen, wenn ſie nichts Schlimmeres erleiden wollten. Die Bedrohten flüchteten zu Freunden, und die Wache nahm wieder einen Schüler feſt. Darauf ſchleppen die Schüler einen evangeliſchen Gymnaſiaſten, der harmlos in ſeiner Hausthüre ſteht und der ganzen Angelegenheit fremd iſt, unter Mißhandlungen in ihr Collegium, als Geißel für ihre Commilitonen. Mit ihrem gewöhnlichen Uebermuth blaſen ſie auf Waldhörnern zu den Fenſtern hinaus, um ihren Sieg zu feiern, was eine Menge Volk herbeilockt. Das Gerücht verbreitet ſich, Nagorni, der eingeſperrte Gymnaſiaſt, ſollte ermordet werden. Seine Mitſchüler treten ein für ihn, der nichts begangen hat und von Leuten in Gewahrſam gebracht iſt, denen dazu alle Befugniß mangelt. Präſident Röſner ſchickt den Stadtſecretär an den Pater Rec'or und läßt ihn höflich um Freilaſſung des Nagorni erſuchen. Pater Czyzewski jedoch weigert ſich deſſen, bevor nicht die beiden polniſchen Studenten aus der Wache entlaſſen ſeien. Die Studenten werfen indeſſen auf die vor ihrer Schule verſammelte Menge mit Steinen und machen einen Ausfall. Das kann der Präſident nicht dulden und ſchickt die Stadtwache, ſie zurückzutreiben, wobei ſie hartnäckigen Widerſtand leiſten. Mittlerweile kommen die Handwerksgeſellen von der Feier des blauen Montags zahlreich herbei; Kaufgeſellen ſchließen ſich ihnen an, auch ein Hauſe niederes Volk, und die durch den Uebermuth der Jeſuiten-Schüler längſt ſchwer gereizte Maſſe dringt jetzt in die Schule ein und befreit Nagorni. Die evangeliſchen Schüler begeben ſich darauf nach Hauſe; der Vicepräſident Zernecke ermahnt vom Fenſter aus die andern Leute, ein Gleiches zu thun, und die Stadtmiliz jagt die Renitenten vollends auseinander. Die Ruhe ſcheint hergeſtellt und wäre auch nicht mehr geſtört worden, ohne die Provocation der jungen Polen. Sie werfen mit Steinen aus den Fenſtern und ſchießen ſogar. Die Jeſuiten laſſen gleichzeitig ihre Stundenglocke anziehen, die der Sturmglocke ähnlich klingt. Das Volk meint, die Katholiken in den Vorſtädten ſollen zur Unterſtützung der Jeſuiten gerufen und ein Blutbald veranſtaltet werden, wie ſo oft in Orten, wo die Papiſten das Uebergewicht hatten, oder die Evangeliſchen nicht auf ihrer Hut waren. Die Stadtmiliz, wie die herbeigeſtrömte bewaffnete Bürgerſchaft, vermag nichts mehr gegen die Volkswuth. Man zertrümmert die Fenſter in der Schule und dem Collegium der Jeſuiten, demolirt die Geräthſchaften und ſchleppt die Trümmer auf den Johannis-Kirchhof, wo ſie zu einem Freudenfeuer dienen müſſen. Die Stimme des Vicepräſidenten verhallt ungehört in dem Tumult, der Zorn des Pöbels muß erſt austoben. Daß dabei die Studenten und ſelbſt einige ihrer Patres nicht ganz glimpflich behandelt werden, iſt natürlich. Präſident Röſner läßt inzwiſchen ſämmtliche Bürger des Altthorn'ſchen Quartiers aufbieten, und mit einer Abtheilung Krontruppen wird der lärmende Haufen auseinander gejagt. Vicepräſident Zernecke gießt mit eigener Hand das Feuer aus, und um eilf Uhr iſt Alles ruhig. Niemand war ernſtlich verletzt worden, auch keine Sache von Werth abhanden gekommen, wie, am Tage nach dem Auflaufe, der Kirchenvorſteher von St. Johann auf des Präſidenten Verlangen ſelbſt beſtätigte. Mehrere der Tumultuanten wurden feſtgenommen und in Gewahrſam gebracht, und der Rath beſchloß, den Patres ihren Schaden zu erſetzen, der höchſtens 1000 bis 1500 polniſche Gulden betragen konnte.

So erzählt der Verfaſſer eines Werkchens, das uns die traurige Kataſtrophe Thorn's in jenem Jahre vorführt,* nach den Quellen die ſimplen Vorgänge, welche die polniſche Ariſtokratie im Vereine mit den Jeſuiten benutzte, um ihren alten Groll gegen die Proteſtanten in der durch deutſchen Fleiß und deutſches Streben blühenden Stadt auszulaſſen. Glühender Nationalhaß gegen die Deutſchen, tiefes Gefühl der eigenen inneren Zerrüttung und Machtloſigkeit, Neid und Aerger über den wachſenden Reichthum und das Selbſtgefühl des deutſchen Bürgers vermiſchten ſich mit religiöſem Fanatismus und wurden durch die Schlauheit, Beredtſamkeit und Hypokriſie der Jeſuiten zu einer ſolchen Höhe geſteigert, daß jenes widerliche Zerrbild der Menſchheit vergangener Jahrhunderte von neuem erſtand. Durch die ſchamloſeſten Verdrehungen, Umgehungen des geſetzlichen Rechtsganges, lügenhafte Anſchuldigungen kam ein Erkenntniß zu Stande, das ein ewiges Brandmal für polniſche Tyrannei

* Anno 1724. Zur Charakteriſtik der polniſchen Herrſchaft, von Fr. Star. Bromberg. Verlag von E. M. Roskowski. 1862. 249 S.

Digitized by Google

und geiſtliche Verfolgung bleiben wird. Der präſidirende Bürgermeiſter, der treffliche Rösner, ſowie der Vicepräſident Zernecke mit neun achtbaren, unbeſcholtenen Bürgern, wurden zum Tode verurtheilt, unter den letzteren vier zum Verluſt der rechten Hand, einer zur Viertheilung; denn dieſe ſollten ſich hauptſächlich an den Heiligenbildern und dem Eigenthum der Jeſuiten verſündigt haben. (Zernecke wurde durch Hülfe von Geld und Fürbitte ſeiner polniſchen Verwandten begnadigt.) Etwa vierzig anderen Perſonen, wiewohl ſie ſämmtlich ihre völlige Unſchuld mit den höchſten Eidſchwüren betheuerten, ſowie dem Capitain und den Quartiermeiſtern der Stadtmiliz, wurde Kerkerhaft und Geldſtrafe auferlegt. Die Hälfte des Rathes, der Gerichte, der Sechzigmänner und der Stadtmiliz ſollte fortan katholiſch ſein. 34,000 Fl. mußte die Stadt als Schadenerſatz den Klägern zahlen. Das evangeliſche Gymnaſium ſollte aus der Stadt verlegt und das Kloſter, worin es gegründet, den Bernhardinern wieder eingeräumt werden. Ebenſo hatten die Lutheriſchen die dazu gehörige Marienkirche den „rechtmäßigen Beſitzern wiederzugeben, damit der Dienſt Gottes gewahret, und der katholiſche Glaube, ſo in dieſer Stadt geweſen, wieder aufblühe und fortgepflanzt werde." Die künftig in Thorn erſcheinenden Druckſchriften ſollten unter der Cenſur des Culmiſchen Biſchof's ſtehen. — Das Bluturtheil ſollte zur ſofortigen Ausführung gebracht werden, falls die Kläger zu ſchwören bereit ſeien, daß die den Angeklagten ſchuldgegebenen Vergehen ihre Richtigkeit hätten. Die Ableiſtung eines ſolchen Eides aber, der ein Todesurtheil zur Folge hatte, war den beiden Patres, die als Kläger figurirten, durch die Ordensregel verboten, und ſchon athmeten die Delinquenten und die weniger fanatiſirten unter den Richtern in der Hoffnung auf, daß dieſer fatale Prozeß nun doch ein minder düſteres Ende nehmen würde, als es anfangs geſchienen. Nach dem kanoniſchen Rechte jedoch, welches in dieſem Falle in Polen — obwohl nicht in Preußen — Gültigkeit hatte, war es geſtattet, den Ordensbrüdern, welche nicht ſchwören durften, andre Perſonen als Eideshelfer zu ſubſtituiren, die ſelbſt nichts von der Sache eigentlich zu wiſſen brauchten, ſondern den Eid nur in die Seele, auf das Gewiſſen derer leiſteten, welchen ſie ſubſtituirt werden. Es wurden denn von den Jeſuiten ein Laienbruder und ſechs ihrer Schüler zur Beſchwörung der Anklage aufgeſtellt, von welchen nicht einmal alle bei dem Tumult in Thorn zugegen geweſen, ſondern theils zu den Ferien nach Hauſe gereiſt waren. Es wurden Einwendungen gegen den Laienbruder erhoben, als einen notoriſchen Säufer, ebenſo gegen die ſpäte Tageszeit, da es bereits fünf Uhr Nachmittags war, und Eide ſonſt ſtets Vormittags abgenommen zu werden pflegten. Doch Eile ſchien den Richtern hier vor Allem nothwendig. Ein Inhibitorium des päpſtlichen Legaten war bereits eingetroffen, welches die Subſtituirung diesmal verbot. Wohlweislich war es aber noch uneröffnet geblieben. So beſtand denn der Vorſitzende, der greiſe, halberblindete Fürſt Lubomirski, darauf, daß der Schwur augenblicklich geleiſtet werde. Seine Collegen ſtimmten ihm bei. Die Zeugen waren ſchon vorher inſtruirt und abſolvirt und ſchwuren guten Muthes — damit war jede Hoffnung auf Rettung vernichtet. Die unmenſchliche, martervolle Art der Execution beſchreibt Herr Clar uns zur Genüge. Die Jeſuiten brüſteten ſich mit dieſer Execution, wie mit einer Heldenthat; ihre Studenten in Thorn gaben dem Scharfrichter das Geleit aus der Stadt, mit Hoboen und Waldhörnern.

Es mag erſprießlich ſein, zu ſtark ſympathiſirenden Gemüthern unter uns Deutſchen, und beſonders den deutſchen Bewohnern der einſt polniſchen Lande hervorragende Thatſachen der Vergangenheit mit anſchaulicher Wahrheit ins Gedächtniß zurückzurufen, um das Walten der Nemeſis in der Gegenwart zu erweiſen und die Lehre einzuſchärfen, daß oft zwar durch ein Unrecht, doch ganz ohne eigene Schuld, kaum ein Einzelner zu Grunde geht, viel weniger ein ganzer Staat, und daß, nach wie vor, die Weltgeſchichte das Weltgericht bleibt. Und darin wollen wir gern das Werthvolle und die Berechtigung des vorliegenden Buches erkennen und dem Autor den ſchuldigen Dank dafür ſagen. Doch der Verf. hat ſich nicht begnügt, den Leſern eine rein hiſtoriſche Darſtellung des Ereigniſſes zu liefern; vielmehr hat er dem Zwecke beſſer zu dienen geglaubt, wenn er der Sache eine romanartige Einkleidung gäbe. Wir geſtehen, nicht zu wiſſen, ob wir hier eine Erſtlingsarbeit des Herrn Verf. in dieſer Art vor uns haben, noch auf welchem Gebiete ſich derſelbe bereits als Schriftſteller bewegt hat. Daher vermögen wir auch nicht mit Sicherheit zu vermuthen, ob der Verf. dieſes Werk ſelbſt für einen hiſtoriſchen Roman hält. In dieſem Falle freilich müßten wir daſſelbe leider als höchſt ungenügend bezeichnen, da es dem Verf. auch nicht im Entfernteſten gelungen iſt, das angehäufte Material zu einer genußreichen Lectüre, geſchweige zu einer künſtleriſchen Schöpfung zu verarbeiten. Doch wir thun wohl beſſer, dem Verf. gar nicht eine ſolche Abſicht zu vindiciren, und nehmen lieber an, er habe nur eine vermeintliche Trockenheit der Geſchichtserzählung vermeiden wollen, was freilich einen Irrthum enthielte, den wir nicht tief genug bedauern könnten. S

---

### Die Deutſchen in Poſen und Weſtpreußen.

(Zur Erklärung in Bezug auf Nr. 3 des „Magazin.")

Auf die in Nr. 3 mich betreffenden Bemerkungen des Herrn Kattner in Bromberg, eines Mannes, deſſen politiſche Weisheit in dem Satze gipfelt:

„Jeder denkende Deutſch-Poſener wird jetzt die Polen nur als Fremde, deren Ziele den ſeinigen völlig entgegenſtehen, betrachten"

erkläre ich, daß ich die Schriften des Herrn Dr. Metzig in Liſſa, die polniſche Frage betreffend, in wenigen Zeilen warm der Beachtung preußiſcher Staatsmänner empfohlen habe, und dieſe Empfehlung im wohlverſtandenen Intereſſe des preußiſchen Staats und ſeiner weltgeſchichtlichen Aufgabe, deren Erfüllung für ihn zugleich eine Exiſtenzfrage iſt, hiermit wiederhole; daß ich aber keine Kritik des Details geſchrieben, ſondern dieſe den betreffenden Staatsmännern ſelbſt, wie ſich ziemte, überlaſſen habe; daß Herr Kattner alſo durchaus nicht wiſſen kann, wie weit ich im Einzelnen mit Herrn Dr. Metzig übereinſtimme, deſſen Grundideen ich für durchaus richtig halte.

Meine Jugend fällt in die Zeit des lebendigſten Entwickelungsprozeſſes der Deutſchen zu politiſchem Selbſtbewußtſein, und auch nicht einen Augenblick meines Lebens habe ich an der großen Zukunft meines Vaterlandes verzweifelt. Zwölf Jahre habe ich in Polen gelebt, und zwar im allerkräftigſten Gefühl und Bewußtſein meiner deutſchen Nationalität; ich war und bin ein Germane durch und durch; aber eben deswegen, weil ich das mächtige Brüderlichkeitsgefühl, welches den echten Germanen charakteriſirt, nie verleugnet, haben die beſten Polen mir die Hand gereicht, mich im größten Wirrwarr des Nationalhaſſes Freund und Bruder genannt. Ich rechne mir dieſe meine perſönliche Haltung zur Ehre; die Freude meines Gewiſſens ſagt mir, daß ich damit meinem Vaterlande einen wirklichen Dienſt geleiſtet, daß ich, ſo weit es dem Einzelnen möglich, begangenes Unrecht, wofür auch ich als Deutſcher und Preuße mich verantwortlich fühle, geſühnt habe; und mein Geiſt iſt zu unbefangen, als daß ich mich perſönlich verletzt fühlen könnte, wenn es Herrn Kattner gefällt, ein Zerrbild meiner Perſon vor dem Publikum zu zeichnen.

Im Uebrigen habe ich nichts zu erwiedern. Die oben citirte Weisheit hat ſchon einmal ihre Früchte getragen, und große, in tiefſter Seele deutſche Männer, denen nur der von dem böſen Willen inſpirirte Unverſtand den eminenten politiſchen Verſtand und die höchſte Bildung ſtreitig machen könnte, ich nenne vor Allen Varnhagen, haben darüber ein Urtheil geſprochen, welches, wenn auch nicht von „jedem denkenden Deutſch-Poſener" — wer könnte das verlangen! —, ſo doch gewiß von jedem unbefangen denkenden, von Gerechtigkeit beſeelten Deutſchen als das der Geſchichte ſelber anerkannt werden wird.

„Das Schickſal faßt die Dinge größer und weiter, es denkt nicht an unſere kleinen Begehren." Theodor Opitz.

---

## Mannigfaltiges.

— Deutſche Nachdrucks-Geſetzgebung. Das erſte diesjährige Heft der „Deutſchen Vierteljahrsſchrift" (Stuttgart, Cotta) der leider zum größten Theile wieder mit unerquicklichen, großdeutſchen Abhandlungen gefüllt iſt, enthält doch auch einen Artikel: „Zur Frage über eine einheitliche deutſche Nachdrucks-Geſetzgebung", der es wohl verdient, nicht von den Leſern überſehen, ſondern beherzigt zu werden. Es handelt ſich hier um eine Frage, die von jeher als eine Lebensfrage der deutſchen Literatur und ihrer Einheit betrachtet worden iſt. Schon Leſſing erklärte, daß ohne ein einheitliches deutſches Geſetz gegen den Nachdruck eine einheitliche deutſche Literatur unmöglich ſei. Bekanntlich war der Nachdruck ſeiner „Hamburgiſchen Dramaturgie" der hauptſächlichſte Grund, daß Leſſing die Fortſetzung dieſes Muſter Lehrblattes der deutſchen Schauſpielkunſt aufgab. Heute, ein Jahrhundert nach dem Erſcheinen der „Hamburgiſchen Dramaturgie" (1767), hat gar kein deutſches Journal mehr zu beſorgen, daß es, wie die Leſſing'ſche durch J. Dodsley & Co., vollſtändig nachgedruckt werde, aber die dreißig verſchiedenen Nachdrucks-Geſetze in Deutſchland ſichern es noch immer nicht davor, daß

Digitized by Google

mindeſtens ſeine intereſſanteſten Artikel in die Journale benachbarter deutſcher Länder ſtraflos übergehen und in dieſen Ländern daher das Original nicht gekauft zu werden braucht. Ein einheitliches, deutſches Nachdrucks-Geſetz würde darüber gewiß Beſtimmungen enthalten, die der Gerechtigkeit entſprechen. Bekanntlich hat der Börſen-Verein der deutſchen Buchhändler in Leipzig ſich mit der Ausarbeitung eines Entwurfs zu einem ſolchen einheitlichen Nachdrucks-Geſetze beſchäftigt, in deſſen Motiven zugleich eine ſehr erbauliche Zuſammenſtellung der jetzt noch in den verſchiedenen deutſchen Staaten Geſetzeskraft habenden Beſtimmungen über den Nachdruck enthalten iſt. Dieſer Entwurf iſt durch die königl. ſächſiſche Regierung der Bundesverſammlung vorgelegt worden, bei welcher auch Oeſterreich einen ſelbſtändig ausgearbeiteten Geſetz-Entwurf eingereicht hat. Leider iſt jedoch von Seiten Preußens, das ſonſt immer, wo es galt, den Rechtsſchutz gegen Nachdruck zu fördern, allen andern deutſchen Regierungen als Muſter voranleuchtete, noch keine Geneigtheit gezeigt worden, auf die gegenwärtige Verhandlung einzugehen. Inzwiſchen heißt es, daß auf Sachſens Antrag nächſtens eine Sachverſtändigen-Kommiſſion zuſammentreten werde, um dem Bundestage über die beiden ihm vorliegenden Geſetz-Entwürfe Bericht zu erſtatten. Es iſt zu wünſchen, daß auch Preußen bei dieſer Sachverſtändigen-Kommiſſion vertreten ſein möge.

— In Sachen der „Matinées Royales.“ Sir John Acton-Dalberg, der neue Herausgeber der berüchtigten „Matinées Royales“ ſcheint einer der unverſchämteſten Literaten zu ſein, die es in England giebt. Statt für die Belehrungen der beiden deutſchen Geſchichtſchreiber, Preuß und Ranke, von welchen Letzterer ihn unverdienterweiſe mit Sammet-Handſchuhen angefaßt und ihn „mein Freund“ genannt, dankbar zu ſein und den Irrthum zu bekennen, daß er eine für Jeden, der geſunde Urtheilskraft und einige Kritik beſitzt, als untergeſchoben erkennbare, bereits zehnmal gedruckte Schmähſchrift auf Friedrich den Großen für ein bisher unedirtes Werk des Letztern über die „Kunſt zu regieren“ gehalten — ſetzt er ſich auf das hohe Pferd und erklärt in der Times, es hieße, „den Charakter eines Landes (wie England) mißverſtehen, in welchem neben dem Geiſt der Freiheit freie Inſtitutionen lebendig ſind, eines Landes, in dem weder officielle Anſchauungen aufrecht erhalten, noch nationale Geheimniſſe verborgen werden, und wo die Liebe und das Hochgefühl, die den Thron umgeben, nicht auf Vergangenes, ſondern auf Gegenwärtiges baſirt ſind“ — wenn man dem engliſchen Herausgeber der „Matinées“ Verdrehung der Thatſachen und ſchlechte Motive beimeſſe. Wie aber die Sachen liegen — da die in den Londoner „Matinées“ vorliegende, grobe Täuſchung unzweifelhaft iſt — muß Sir John Acton, wenn ein ehrenwerther Mann, jedenfalls ein ſehr beſchränkter Kritiker ſein.

— Die Oeffentlichkeit in Sachen der Tiedge-Stiftung. Die achte Auflage von Alexander Ziegler's „Geſchichte deutſcher National-Unternehmungen“* (Afrikaniſche Expeditionen, Germaniſches Muſeum, Schiller-Lotterie) iſt mit einem ſchönen Stahlſtich des Majors Serre auf Maxen und mit einer von A. Petermann gezeichneten neuen Kartenſkizze von Afrika ausgeſtattet. Die Ehrengeſchenke, welche die „Tiedge Stiftung“ in Dresden kürzlich veranſtaltete und die Namhaftmachung der Empfänger (ein Komponiſt, ein Dichter und vier Wittwen geſchätzter Künſtler) haben, wie wir von Herrn Dr. Ziegler erfahren, vielfache Bedenken rege gemacht, die wir jedoch in keiner Weiſe theilen. Wir entſinnen uns, dergleichen Publicationen von Ehrengeſchenken literariſcher Penſions-Stiftungen in England und Frankreich, mit Namhaftmachung der Empfänger, ſehr oft geleſen zu haben, ohne daß es Jemand beigefallen wäre, an dieſer Oeffentlichkeit Anſtoß zu nehmen. Muß es nicht in der That jenen vier Künſtler-Wittwen ein wohlthuendes Gefühl ſein, daß auch in den Augen der Welt das Andenken der Verſtorbenen durch Verkündung von Ehrengeſchenken der Tiedge-Stiftung an die Hinterbliebenen geehrt wird? Der ebenfalls mit einem Ehrengeſchenk bedachte, 79jährige Komponiſt A. Methfeſſel ſchreibt ſogar ausdrücklich: „Ich muß mit Befriedigung melden, daß die Thatſache, ſowie die Stimme der Oeffentlichkeit, die nun in ſo vielen Blättern wiederhallt, mich angenehm berührt hat, und daß auch ſowohl unſer Publikum, als die Meinigen, ſich in dieſem Sinne ausſprechen.“

— Klöden's Handbuch der Erdkunde. Von dieſem, die phyſiſche Geographie ſowohl, als die Staaten- und Länderkunde aller fünf Erdtheile umfaſſenden Hand- und Nachſchlagebuche ſind gegen Ende des vorigen Jahres die letzten Lieferungen erſchienen, ſo daß es nunmehr vollſtändig in drei Bänden vor uns liegt.* Wir haben uns in dieſen Blättern mehrfach über die Anlage und die Ausführung dieſes Werkes ausgeſprochen, das die Gebildeten in leicht überſichtlicher Weiſe mit den neueſten Ergebniſſen auf den Gebieten der geographiſchen Forſchung bekannt machen ſoll. Alexander v. Humboldt war es, der den Verfaſſer dazu aufforderte, einen früher von ihm herausgegebenen „Abriß der Erdkunde“ zu dieſem Handbuche „dergeſtalt wiſſenſchaftlich zu erweitern, daß ſich das Hauptmaterial des jetzigen geographiſchen Wiſſens darin reflektire.“ Dieſe Aufgabe hat der Verfaſſer bei ſeiner Arbeit ſtets im Auge behalten, und ſoviel, als eben einer vereinzelten Kraft auf einem ſo weiten Gebiete im Laufe eines Trienniums zu erreichen möglich iſt, hat der Verfaſſer auch wohl erreicht. Dem erſten Theile iſt ein genaues Sach-Regiſter und den beiden letzten ſind alphabetiſche Namen-Regiſter beigefügt, ſo daß das Ganze auch als ein vollſtändiges, geographiſches Lexikon benutzt werden kann.

— Das Budget des Königreichs Italien. Nach dem Budget von 1863 belaufen ſich die gewöhnlichen Ausgaben der verſchiedenen öffentlichen Aemter des neuen Reichs in runder Summe auf 772½ Millionen Fr., und die außerordentlichen Ausgaben auf 190,400,000 Fr., woraus ſich ein Paſſivum von 963 Millionen ergiebt. Die gewöhnlichen Einkünfte deſſelben Jahres belaufen ſich auf 609 Millionen. Daraus ergiebt ſich für das Jahr 1863 ein Deficit von 345 Mill. Fügen wir zu dieſer Summe das Deficit des Jahres 1862, welches der Ex-Miniſter Sella auf 418 Mill. ſchätzt, hinzu, ſo erfolgt daraus, daß der neue Miniſter der Finanzen ſich einem Total-Deficit von 772 Mill. Fr. gegenüber findet. Ein Total-Deficit von 772 Mill., welches andere unvorhergeſehene Ausgaben leicht auf 800 Mill. erheben können, macht ohne Zweifel die finanzielle Lage des neuen Königreichs Italien gegenüber ſo gebieteriſchen Bedürfniſſen, als die Gegenwart mit ſich bringt, ſehr bedenklich. Die Italiäner erwarten dieſe Erſparniſſe mit großem Zutrauen von dem neuen Miniſterium, obgleich daſſelbe unterlaſſen hat, das Wort „Economia“ zu ſeinem Wahlſpruch zu nehmen, dafür aber unter ſeinen Gliedern eine politiſche Figur zählt, die der vornehmſte Repräſentant einer auf breiter Baſis ruhenden Decentraliſation iſt, in ſo weit dieſelbe weder die politiſche noch die militäriſche und financielle Einheit des Landes gefährdet. Die Italiäner ſehen ſehr wohl ein, daß nur mit Hülfe einer weiſen Anwendung jenes großen Princips die Regierung die Koſten der Bureaukratie, welche ſich allein auf 150 Millionen belaufen, vermindern und dem Privatfleiße die verſchiedenen bedeutenden Induſtriezweige anvertrauen kann, die ſie jetzt ſelbſt mit ungleich größeren Koſten ausübt, wie z. B. die Fabrication vieler militäriſcher Gegenſtände, des Tabaks, des Salzes, die Verwaltung der Eiſenbahnen ꝛc. Und eben dieſes Princip der Decentraliſation könnte nicht beſſer im neuen Miniſterium vertreten werden, als durch Mario Minghetti. Seit vielen Jahren als berühmter und liberaler Schriftſteller, als Verfaſſer ökonomiſcher und ſocialpolitiſcher Werke bekannt (wie z. B. jenes bedeutende und originelle Werk über „die politiſche Oeconomie in ihren Beziehungen zu der Moral und dem Rechte),“ war Mario Minghetti der Erſte, der für das neue Reich einen vollſtändigen adminiſtrativen Codex entwarf und verfaßte, gegründet auf das doppelte Geſetz der Aſſociation und Freiheit der localen Elemente.

— Neue Erſcheinungen der engliſchen Literatur.

Remains in Verse and Prose, with Preface and Memoir. By Arthur Henry Hallam. London, Murray. 7½ sh. The Tropical World; a popular scientific account of the natural history of the animal and vegetable kingdoms in the Equatorial Regions. By G. Hartwig. (Translated from the German.) London, Longman. 21 sh. Ethnology and Phrenology as an Aid to the Historian. By I. W. Jackson. London, Trübner. 4 sh.

A Cyclopaedia of Biblical Literature. 3d. edit., greatly enlarged and improved. By John Kitto. Vol. I. Edinburgh, Black. 20 sh.

Missions in Western Polynesia, from their commencement in 1839 to the present time. By A. W. Murray. London, Snow. 10½ sh.

London Society. Vol. II. 9½ sh.

Life in Normandy. Natural History and Politics, drawn from Nature. 2 vols. Edinburgh, Edmonston.

J. L.

* Dresden, Carl Höckner, 1863.

* „Handbuch der Erdkunde.“ Von G. A. v. Klöden.
Erſter Theil: „Handbuch der phyſiſchen Geographie.“ (Mit 274 Holzſchnitten.)
Zweiter Theil: „Handbuch der Länder- und Staatenkunde von Europa.“
Dritter Theil: „Handbuch der Länder- und Staatenkunde von Aſien, Auſtralien, Afrika und Amerika.“
Berlin, Weidmann'ſche Buchhandlung, 1859—1862.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhem Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

# Magazin
# für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 8. Mittwoch, den 25. Februar 1863. 32. Jahrgang.

## Inhalt:

**England.** Seite
Prinz Albert's geſammelte Reden und Vorträge . . . . . . . . . . . 85
**Frankreich.**
Die Revue de deux Mondes, Prinz Albert und Napoleon III. . . . . 87
**Böhmen.**
Ferdinand B. Mikowec . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . „
**Aegypten.**
Der Kanal von Suez . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 90
**China.**
Die Taiping-Rebellion, nach den neueſten Berichten . . . . . . . . . 92
**Deutſchland und das Ausland.**
Zur Klimatographie der Erde, von Mühry . . . . . . . . . . . . 93
Auslands-Schriftſteller in Deutſchland . . . . . . . . . . . . . . 94
**Mannigfaltiges.**
Aus der Zeit des ſiebenjährigen Krieges . . . . . . . . . . . . . 95
Meiſterwerke der Kirchenbaukunſt . . . . . . . . . . . . . . . . „
Der Verein von Freunden der Erdkunde zu Leipzig . . . . . . . . . „
Fétis über E. T. H. Hoffmann als Komponiſt . . . . . . . . . . . 96
Wörtliche Auslegung der Geſetze in England . . . . . . . . . . . . „
Wielopolski und Zamoyski . . . . . . . . . . . . . . . . . . . „
Volkswirthſchaftliche Zuſtände Italiens . . . . . . . . . . . . . „
Neue Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur . . . . . . . . . . „

## England.

### Prinz Albert's geſammelte Reden und Vorträge.*

Jener Spruch alter Weisheit: „Die Gerechten erſcheinen größer nach ihrem Tode, als bei ihrem Leben,“ findet in dem verewigten Prinzen Albert, Gemahl der Königin Viktoria, ſeine volle Beſtätigung. Eine beiſpielloſe Selbſtverleugnung, an der ſeine edelſtolze, alles Schautragen verſchmähende Beſcheidenheit eben ſo viel Antheil hatte, wie ſeine kluge Rückſicht, nationale Antipathien und hochariſtokratiſche Eiferſucht zu ſchonen, hüllte die lebende Geſtalt in einen Schleier, den erſt der Tod zerriß, doch ſtrahlt ſie jetzt in ihrer vollen Herrlichkeit. Gerecht erſcheint nun der Schmerz eines ganzen Landes um dieſen Verluſt und die tiefe, untröſtliche Trauer der königlichen Frau; denn ſie hatte die beiweitem größere Hälfte der Mühen und Sorgen ihrer Krone auf ſeine Schultern geladen, ohne ſein Haupt mit ihrem Schimmer ſchmücken zu ſollen.

Die Geſchichte ſeines öffentlichen Lebens kann nur dann ihre Würdigung finden, wenn ſie von der Innenſeite aufgefaßt und dargeſtellt wird. Dazu verhelfen kann aber nur das von dem Prinzen geführte Tagebuch, in welchem er nicht blos Vorgänge und Thatſachen, ſondern auch ſeine Urtheile darüber niedergelegt hat. Der in der unten angeführten Notiz auf Befehl der Königin veröffentlichte Band bringt einen ſehr wichtigen Auszug, betreffend des Prinzen Weigerung, den Oberbefehl der engliſchen Armee zu übernehmen (1850). Vielleicht erſcheint einſt dieſes Tagebuch vollſtändig, als das würdigſte Denkmal, das dem Prinzen geſetzt werden könnte. Inzwiſchen wirft ſchon dieſer kurze Auszug ein Schlaglicht auf dieſes Bild eines wahrhaft großen Lebens.

Populär im weiteſten Sinne dieſes Wortes war der Prinz in ſeinem Adoptivlande niemals. Er war zu gediegen, um nach eitlem Beifall zu haſchen. Er war höflich, nie familiär. Er machte keine Witze bei Tafel, trank nie mit luſtigen Zechbrüdern, hielt keine Rennpferde, führte keine Wettliſten. Eine Raphael'ſche Zeichnung zog ihn mehr an, als alle Jahrbücher der Rennbahn. Er hatte keine zweideutigen Günſtlinge, weder männliche, noch weibliche. Ein gutes Buch zog er den Karten vor, und das fröhliche Tummeln der Kinder ergötzte ihn mehr, als das Klappern des Würfelbechers. Ueberdieß war er auf's Gewiſſenhafteſte redlich im Geldverkehr. Er bezahlte ſeine eignen Schulden.

Klug, weit über ſein Jugendalter, erkannte er, mit ſeinem Eintritt auf engliſchen Boden, als dringende Aufgabe, ſich bis zur Unbemerktheit in den Hintergrund zurückzuziehen, und ſeine Perſon in der der Königin aufgehen zu laſſen.

„Eine Königin,“ ſagt er im Tagebuche, „ſteht in vielfältigem Nachtheil zu einem König; doch iſt ſie verheiratet, kennt und thut ihr Ehemann ſeine Pflicht: ſo hat ihre Stellung wiederum manche ausgleichende Vortheile und wird auf die Länge feſter, als die eines Monarchen. Dann aber muß der Mann ſeine Individualität in die ſeiner Frau ganz verſenken; er darf nach keiner Gewalt, weder durch ſich, noch für ſich ſtreben, muß alles Gepränge meiden, keine Verantwortlichkeit dem Publikum gegenüber auf ſich nehmen, ſondern ſeine Stellung zu einem untergeordneten Theil der ihrigen machen, jede Lücke, die ſie als Weib natürlich in der Ausübung ihrer Functionen läßt, ausfüllen, jeden Zweig der öffentlichen Angelegenheit ſtets und ſorgfältig im Auge behalten, damit er in jedem Moment ihr mit Rath und Beiſtand an die Hand gehen kann, ſo oft die mannigfaltigen und ſchwierigen Fragen, heimiſcher oder auswärtiger, geſammtheitlicher oder individueller Natur, ihr vorgelegt werden. Als natürliches Haupt ihrer Familie, Aufſeher ihres Haushalts, Verwalter ihrer Privat-Angelegenheiten, einziger vertrauter Rath in politiſchen Sachen, einziger Beiſitzer in den Verhandlungen mit den Staatsdienern, iſt er außerdem Gemahl der Königin, Erzieher der königlichen Kinder, Geheimſchreiber der Fürſtin und ihr beſtändiger Miniſter.“

Die ſo richtig aufgefaßte Stellung ward ſo folgerecht durchgeführt, daß das Publikum jahrelang kaum an den Prinzen dachte. Erwähnten die Zeitungen ja einmal ſeinen Namen, ſo ſtreifte es an's Lächerliche und Spöttiſche: bald führte er den Zug in einem Treibjagen, bald machte er Soldatenmützen, oder fütterte gar die Kühe. Die Karrikaturen zeichneten ihn, zur Beluſtigung des engliſchen Mob, wie er ein Kind ſchaukelt, oder die Kinderwäſche aufhebt. Die Wenigen, die ſeinen klaren, ſtäten, tiefeingreifenden Einfluß auf jeden Regierungszweig fühlten, dankten dem Himmel im Stillen, und hielten reinen Mund. Wer mit ihm in Berührung kam, mußte wohl ſeine Gewandtheit und ſeinen überlegenen Geiſt anerkennen; aber daß er wirklich England und durch England Europa, ja die Welt beherrſchte, das konnten nur die wenigen Eingeweiheten wiſſen. Als ein namhafter Schriftſteller vor Jahren ihn an der Spitze der regierenden Klaſſen in England aufführte, wurde es mit Lachen als ein Scherz aufgenommen. Mit ſo vollendeter Verſtellungskunſt trieb er die Selbſtverdunkelung, daß das Publikum weder die Kunſt durchſchauete, noch die Selbſtverdunkelung ahnte. Erſt etwa um das Jahr 1850, bei Gelegenheit der Organiſation der großen Ausſtellung, erſt da ging der Geſchäftswelt ein Licht auf über den Umfang und die Mannigfaltigkeit der Talente des Prinzen, die ſich bei dem Entwurf und der Ausführung von Plänen zum Wohl des britiſchen Staates, wie der Menſchheit überhaupt, in ihrem vollen Glanze zeigten.

In demſelben Jahre machte der greiſe Wellington dem Prinzen den Vorſchlag, als alter ego Ihrer Majeſtät, den Oberbefehl des britiſchen Heeres zu übernehmen. Das geſchah im engſten Vertrauen unter vier Augen, und nur wenige Zeitungen brachten als Gerücht, daß derlei Unter-

* The Principal Speeches and Addresses of H. R. H. the Prince-Consort. — Vgl. die Notiz in Nr. 1 des „Magazin“ von d. J.

Digitized by Google

handlungen im Gange wären, um über die gierige und unerſättliche Ehrſucht des Prinzen herzuziehen. Der wahrhafte Thatbeſtand, wie er aus den nun veröffentlichten Dokumenten klar hervorgeht, iſt nun folgender:

Der Herzog machte dem Prinzen eines Tages einen Beſuch und entwickelte ihm die Gründe, die den Gemahl der Königin beſtimmen ſollten, den Armeebefehl zu übernehmen. Der Prinz erhob einige Bedenklichkeiten gegen einzelne Punkte, da er noch nicht Zeit gehabt, ſich über das Ganze klar zu werden und das Prinzip anzuerkennen. Der Herzog meinte, er habe Alles bereits durchgedacht und beſtand auf dem Grundſatz, die Armee müßte von dem Souverän kommandirt werden, und daß er, als bisheriger Oberbefehlshaber, um die Praxis mit ſeiner Theorie in Uebereinſtimmung zu ſetzen, niemals in ſeinem Reſſort einen Schritt gethan, ohne vorher die Willensmeinung Ihrer Majeſtät eingeholt zu haben. Wenn er aber durch den Tod abgerufen würde, ſo ſähe er keine Sicherheit, wenn der Prinz nicht den Oberbefehl übernähme und ſo die Lücke ausfüllte, die hier nothwendig entſtände, da der Souverän eine Frau iſt. Der Prinz verlangte Zeit, den Vorſchlag zu überlegen. Am Abend deſſelben Tages ſaßen die Königin, der Prinz und der Herzog beiſammen im Zimmer Ihrer Majeſtät im Palaſte zu Windſor und beſprachen den Gegenſtand. Der Prinz berichtet darüber im Tagebuche:

„Der Herzog begann damit, wie es ihm ſehr am Herzen läge, daß die Königin wiſſe und fühle, was er davon weiß und fühlt. Er wiederholte dann, gleichſam laut denkend, was er mir am Morgen geſagt hatte. Die Frage wurde nun weiter diskutirt. Ich ſagte, es wären da noch manche Punkte, die einer Erörterung bedürfen. Das Anerbieten wäre für einen jungen Mann zu verführeriſch, um mich nicht zu einer ſtrengen Prüfung aufzufordern, ehe ich einen Entſchluß faſſe. Die Königin, in Anbetracht ihres Geſchlechts, ſei nicht zu jeder Zeit in der Verfaſſung, den ihr obliegenden Pflichten zu genügen, habe überdies keinen Privat-Secretair, wie ihre Vorgänger auf dem Throne, der für ſie die ſchriftlichen Arbeiten erledigt. Die einzige Perſon, die ihr darin zur Seite iſt, bin ich. Es würde mir ſchwer auf's Herz fallen, durch ein ſpezielles Amt, das all' meine Zeit und Aufmerkſamkeit in Anſpruch nähme, meine allgemeine nützliche Thätigkeit für die Königin beeinträchtig zu ſehen.... Die Königin fiel hier hinzufügend ein, daß ich ohnehin mehr arbeite, als ihr lieb und meiner Geſundheit zuträglich ſei, was ich in Abrede ſtellte. Die Regierungsgeſchäfte, ſagte ich, mehren ſich und müſſen ſich mehren mit der Zeit, wenn der Fürſt ſeinen Pflichten gegen das Volk in ihrem ganzen Umfange genug thun wolle; und daß ich eben beſorge, es könnte der Königin eine Laſt zufallen, der ihre Kräfte nicht gewachſen ſind. Der Herzog ſchien betroffen und meinte, er habe dies Bedenken nicht berückſichtigt, oder ihm nicht die ganze Wichtigkeit, die es verdiene, beigelegt, und er wollte es nun in fernern Betracht ziehen. Wir ſtimmten endlich überein, daß dieſe Frage nicht befriedigend zu löſen ſei, bevor wir eine genaue Ueberſicht der Einzelheiten dieſer Stelle und der damit verbundenen Pflichten vor uns haben. Die Königin trug nun dem Herzog auf, eine ſolche in einer Denkſchrift zu faſſen, auf die wir unſere endliche Entſcheidung gründen würden. Der Herzog ſagte zu." Das Weitere erzählt nun der Prinz im Tagebuche unterm 6. April 1850:

„Nachdem ich den Vorſchlag des Herzogs allſeitig erwogen hatte, beſuchte ich ihn geſtern, und er überreichte mir die fertige Denkſchrift. Nachdem ich ſie durchgeleſen, ſagte ich zu ihm, ich müßte meine Stellung im Ganzen in's Auge faſſen, d. h. den Komplex meiner Beziehungen zur Königin als Gemahl, vertrauter Rath und Mitarbeiter. Ihr Intereſſe und Wohl ſtehe voran, alle andern Rückſichten ſind aus dieſem Geſichtspunkte als ihm untergeordnete anzuſchauen. Die Frage iſt nun einfach die, ob ich nicht mein Kapital an Kräften, das ich auf alle Zweige der Regierung gleich zu vertheilen habe, dadurch ſchwäche, wenn ich mich einem beſondern Zweige, wie wichtig auch, ausſchließlich widme; und das fürchte ich, würde der Fall ſein, wenn ich den Heer-Oberbefehl übernähme. Wahr iſt's, daß das Band zwiſchen einer Frau als Souverän und dem Heere ein lockeres und ſchwaches iſt, daß es mir obläge, dieſen Mangel zu ergänzen, und daß dieſer Anſpruch um ſo dringender an mich herantrete, wenn der Schutz, den der Herzog der Krone gewährt, ihr unglücklicherweiſe entzogen würde. Allein könnte dem Uebelſtande nicht abgeholfen werden, wenn ich auch nicht die unmittelbare und ſpezielle Verantwortlichkeit des Armeebefehls auf mich lüde? Gab es ja ohnehin keinen Zweig der öffentlichen Geſchäfte, in welchem ich die Königin nicht unterſtützte."

Und das Ende war, daß der Prinz ablehnte: ein Beweis von Selbſtbeherrſchung und Beſonnenheit, deſſen ſich das Publikum ſchwerlich zu ihm verſah. Doch bleiben uns noch ganz andere Ueberraſchungen in dieſem Bezuge vorbehalten, wenn es der Königin gefallen wird, das Leben Albert's des Guten vollſtändig der Oeffentlichkeit zu übergeben. Einſtweilen muß die Welt für das Bruchſtück ihr und auch dem Herausgeber (der mit der Königin identiſch ſein ſoll) Dank wiſſen, der ſeine Aufgabe mit Verſtand und Geſchmack gelöſt hat. Am Schluſſe des Buches entwirft er — freilich ſozuſagen nur in Waſſerfarben — ein Bild des herrlichen Prinzen:

„Der Prinz hatte einen edlen Anſtand. Aus ſeiner geraden, würdig gehaltenen Geſtalt ſprachen Kraft und Thätigkeit. In ernſter Stimmung war ſein Blick feſt, ruhig und gedankenvoll; war er aber heiter geſtimmt, ſo ſtrahlte ſein ganzes Geſicht von innerer Luſt, und der Klang ſeines herzigen, ſeelenvollen Lachens wird Keiner vergeſſen, der ihn jemals gehört hat. Als Jüngling war er ſehr hübſch, aber es ging ihm, wie allen intelligenten Naturen: die wahre Schönheit von höherem Adel nahm ſein Geſicht erſt im Mannesalter an. Im Antlitz ſteht der Charakter geſchrieben, wie ſchwer auch die Buchſtaben zu leſen ſein mögen; in dem Antlitz des Prinzen jedoch zeigte ſich keine jener unſeligen Linien, die Verſchmitztheit, Falſchheit, Gier oder Sinnlichkeit andeuten; Alles war hier klar, offen, ſeelenrein und bieder. Wohl zogen ſich hier eingedrückte Furchen des Denkens, der Sorge, des Studiums; aber begleitet von den Merkmalen einer Seele, die mit ſich in Frieden iſt und nur von der Liebe zu den Menſchen, von der Sorge für ihre Wohlfahrt bewegt wird. Vor allen Dingen fiel dem Beobachter die, freilich von aller Ueberſchwänglichkeit entfernte Originalität der Gedanken in dem Prinzen auf. Ueber jeden Gegenſtand, der ihm in den Wurf kam, wollte er beharrlich ſeine eignen Gedanken denken; und ob er zu demſelben Ergebniß, wie andre Menſchen, gelangte, oder von ihrer Meinung abwich, immer waren ſeine Schlüſſe die reife Frucht eines mühſam arbeitenden Selbſturtheils. Nächſtdem ſprang ein intellektueller Zug Jedem in die Augen, der eine Unterredung mit ihm pflog: ich meine die ſtets gerüſtete Schlagfertigkeit. Er gehörte nämlich zu den Menſchen, die ihre Denkkräfte immer bei der Hand haben, und denen ihr Wiſſensſchatz ſtets zur Verfügung ſteht. In der Leitung einer ernſten Unterhaltung war er vielleicht der Erſte ſeiner Zeit. Den Gegenſtand der Beſprechung behandelte er ehrlich, ſpielte niemals damit, griff niemals die eine Seite einer Frage auf, lediglich, weil die Perſon, mit der er das Geſpräch führte, ſie von der entgegengeſetzten anſah. Eine in die Sache gründlich eingehende Erörterung gehörte zu ſeinen größten Genüſſen. Kritik und Widerſpruch ertrug er mit größter Gelaſſenheit; ja, er liebte Oppoſition, aus der er Wahrheit, ſein Hauptaugenmerk, zu gewinnen hoffte. Er war aber auch ein Freund von Witz und Humor, und verſtand das Lächerliche mit dramatiſch lebendiger Anſchaulichkeit darzuſtellen, ohne je die Linie des Schicklichen zu überſchreiten.

„Die Liebe zur Freiheit, in ihrer tiefſten und weiteſten Bedeutung, beſeelte ihn in einem Grade, daß nur Wenige ſich rühmen können, ihn darin übertroffen zu haben: er war hier engliſcher, als die Engländer.

„Ein ſcharf ausgeprägter Charakterzug war ferner in ihm das ſtrengſte Pflichtgefühl, das ihn von dem einmal eingeſchlagenen Weg keinen Fingerbreit abweichen ließ; denn für die verlockenden Zuflüſterungen des perſönlichen Intereſſes war ſeine Seele taub, oder ſie verſtummten vor dem Machtgebot der übernommenen Pflicht. Wäre er ein ſouveräner Fürſt geweſen und hätte in einem drangvollen Moment eine, ſelbſt ſeinen Neigungen und Anſichten widerſprechende Verfaſſung angenommen: er würde an ihr feſtgehalten haben, auch wenn ruhigere Zeiten eingetreten wären; und eine Abänderung, wenn die Nothwendigkeit einer ſolchen ſich herausgeſtellt hätte, wäre nicht von ihm ausgegangen, ſondern hätte von ſeiner Widerpart ausgehen müſſen.

„Er war zu großherzig für den Wunſch nach einer Herrſchaft, die um einen wirklich oder auch nur ſcheinbar unehrenhaften Preis zu erkaufen ſtand. Es iſt nicht zu viel geſagt, daß, wäre er an Waſhington's Stelle geweſen, er die Rolle Waſhington's durchgeführt und ſich mit dem, ihm von ſeinen Mitbürgern aus freien Stücken beſchiedenen, Maß an Macht und Ehre begnügt hätte, ohne mehr zu verlangen, oder durch Ränke zu erſchleichen.

„Endlich zeichnete ihn eine der ſeltenſten Eigenſchaften aus: er erkannte freudig jedes Gute in Anderen an, und von einem ſchönen Worte, oder einer edlen That, habe ein junges Kind oder ein greiſer Staatsmann jenes geſagt, oder dieſe gethan, konnte er viele Tage mit Entzücken ſprechen. Das iſt aber keine ſo alltägliche Erſcheinung, wie man glaubt. Wir treffen wohl auf Leute, die Schönes ſagen und Gutes thun können; allein ſich zu freuen ob dem Großen und Edlen, das Andere geſagt und gethan, dazu haben ſie kein Herz.

„Der Prinz zählte, mit Einem Worte, zu den höhern Naturen, die, ſozuſagen, ihr perſönliches Leben in ein andres Leben ſchlagen; und kaum dürfte ein Beiſpiel von ſelbſtloſerer und ſelbſtverleugnenderer Hingebung nachzuweiſen ſein, als ſie der Prinz gegen ſeine königliche Gemahlin und

Digitized by Google

ſein Adoptiv-Vaterland in einer Reihe von Jahren unabläſſig bethätigte. Daß die Regierung der Königin groß und ruhmvoll ſei, daß das Land hervorrage in Kunſt, Wiſſenſchaft und Literatur, daß es durch alle Schichten der Bevölkerung in Wohlſtand blühe — das war ſeines Lebens Hoffnung und Ziel; und wäre dieſes dadurch zu fördern und zu ſichern geweſen, wie freudig wäre er unbemerkt in der Dunkelheit geblieben!..."

„Wer die Schilderung eines ſchönen Charakters zur Aufgabe ſich gemacht, aber weiß, wie ungern die Menſchen ein Weſen ihresgleichen unbedingt rühmen hören, muß ſich faſt freuen, an ſeinem Helden Flecken aufzufinden und, um das Publikum mit ſich ſelber und dem Geprieſenen auszuſöhnen, dem lichten Bilde einigen Schatten zu geben. Als ſolchen können wir an dem herrlichen Albert eine nie überwundene Schüchternheit bezeichnen; ſie hinderte, daß ſeine eminente Begabung ſofort hervortrat und nach Gebühr gewürdigt wurde. Es war die Schüchternheit einer zartorganiſirten, feinbeſaiteten, empfindlichen Natur, die ſich ſcheu in ſich zurückzieht, weil ſie nicht ſicher iſt, zu gefallen, und der es an dem Selbſtvertrauen und der Eitelkeit fehlt, die ſich nach Außen als Genialität geltend zu machen verſtehen."

Der engliſche Referent im „Athenaeum," dem wir dieſe Skizze entlehnen, ſchließt hier mit den Worten: „Wir mögen die Schönheit dieſer Schilderung durch keine Bemerkung abſchwächen." Auch unſere Leſer werden uns zuverſichtlich jede weitere Betrachtung ſchenken, aber wohl mit uns aus voller Bruſt einſtimmen: „Das Gedächtniß des Gerechten iſt ein Segen!"

## Frankreich.

### Die Revue de deux Mondes, Prinz Albert und Napoleon III.

Die Revue de deux Mondes (vom 1. Febr.) knüpft an die Rede, die Napoleon III. kürzlich an die franzöſiſchen Commiſſarien der Londoner Weltausſtellung gehalten, einige Betrachtungen, worin auch auf die Rede des Prinzen Albert in geiſtvoller Weiſe hingewieſen wird. In jener Rede hatte der Kaiſer* die in England herrſchende bürgerliche Freiheit, als eine Folge der Loyalität des Volkes und ſeiner Ergebenheit gegen den Thron bezeichnet. Hierzu bemerkt die Revue: „In England iſt es nicht das Königthum, welches die Freiheit, ſondern vielmehr die Freiheit, welche das Königthum nach ihrem Bilde geſchaffen hat. Vor allen Tugenden, die den Prinzen Albert ſchmückten, war es ſeine Liebe zur Freiheit, die ihm die Sympathieen ſeiner Zeitgenoſſen erwarb. Man leſe nur, was die ergreifende Darſtellung der Wirkſamkeit des edlen Prinzen — eine Darſtellung, die nach den Dictaten der Königin Victoria ſelbſt niedergeſchrieben worden — über dieſe Freiheitsliebe ſagt. Es heißt in der gedachten Schrift:

Es hat wenige Menſchen gegeben, die eine größere Liebe zur Freiheit im tiefſten und weiteſten Sinne des Wortes gehabt, als der Prinz-Gemahl. In dieſem Punkte war er noch engliſcher, als die Engländer ſelbſt.... Einer ſeiner prononcirteſten Charakterzüge war ſein Pflichtgefühl. Er gehörte zu der kleinen Zahl derjenigen, die ſich niemals durch Fragen des eigenen, perſönlichen Intereſſes beherrſchen laſſen, oder dieſe Fragen vollſtändig ignoriren, ſobald ſie einer höheren Pflicht ſich bewußt werden. Wäre er ein ſouveräner Fürſt geweſen und hätte er in einem Augenblicke der Gefahr eine Verfaſſungsform angenommen, die mit ſeiner Neigung oder ſeinem Urtheil in Widerſpruch war, ſo würde er ihr, nach der Rückkehr ruhigerer Zeiten, auf das Strengſte treu geblieben ſein. Hätte eine Aenderung bewirkt werden müſſen, ſo würde die Initiative nicht von ihm ausgegangen ſein, ſondern ſie hätte von den anderen Parteien des Vertrages ausgehen müſſen. Er beſaß zu viel Großherzigkeit, als daß er den Wunſch der Herrſchaft hätte hegen ſollen, wenn die Gewalt um den Preis einer Action hätte erkauft werden müſſen, die auch nur den Anſchein der Nichtloyalität gehabt hätte. Es iſt keine Uebertreibung, zu ſagen: daß, wenn er in der Lage Waſhington's ſich befunden hätte, er auch die Rolle Waſhington's geſpielt haben würde, indem er keine andere Auszeichnung, keine größere Gewalt, als diejenige angenommen hätte, die es ſeinen Mitbürgern gefiel, ihm zu übertragen, ohne deren Zuſtimmung er nach nichts geſtrebt und gerungen haben würde."

Die letzten Worte, in ihrer franzöſiſchen Uebertragung, ſind von der Revue natürlich an eine franzöſiſche Adreſſe gerichtet, ebenſo wie die Worte, die ſie hinzufügt: „Auf dieſe Weiſe verſteht man in England, ſelbſt auf dem Throne, die Gegenſeitigkeit der Pflichten zwiſchen der Regierungsgewalt und der Freiheit. Giebt es etwas Beredteres, als die Worte, die wir eben citirten? Es iſt der Schmerzruf des Herzens einer Königin bei der Betrachtung des Ideales der Regententugenden in dem Bilde eines Gatten, der nicht mehr iſt. Ja, als ihrer Erinnerung ſich die großen Ereigniſſe der Geſchichte darſtellen, bei denen ſie ſeine geliebte Erſcheinung gern geſehen hätte, um alle ſeine Eigenſchaften glänzend hervortreten zu laſſen, da iſt ihr das ſchönſte dasjenige, in welchem die fleckenloſe Geſtalt des Gründers der amerikaniſchen Republik uns imponirt — ſo ſehr hat in England das Königthum unſerer Tage begriffen, daß ſeine Rechte durch ſeine Pflichten bedingt werden und daß ſeine erſte Pflicht die Achtung der öffentlichen Freiheiten iſt."

„Aber," ſo fährt die Revue fort, „dieſe unſere abweichende Interpretation der Geſchichte der engliſchen Freiheit macht uns nicht ungerecht gegen den Kaiſer. Wir wiſſen den Gedanken des Staats-Oberhauptes von den Ausſchreitungen einiger ſeiner Beamten ſehr wohl zu unterſcheiden. Wir ſind überzeugt, daß der Kaiſer an die Freiheit denkt und daß dieſes Wort in ſeinen öffentlichen Reden nicht eine bloße, rhetoriſche Figur iſt. Die Größe ſeiner Aufgabe iſt uns eine Bürgſchaft für die Klarheit ſeines Bewußtſeins. Wir haben hier nicht das Zuſammentreffen der Umſtände zu erörtern, die die höchſte Gewalt in ſeine Hand gelegt, aber wir haben das Recht, zu ſagen, daß die Stellung, die er einnimmt, unerhört in der Geſchichte ſei. Wenn Andere vielleicht nur an die Vortheile und den Zauber dieſer Stellung denken, ſo hat der Kaiſer doch zu gründliche Studien der Politik und der Geſchichte gemacht, um nicht auch die große moraliſche Verantwortlichkeit zu würdigen, die mit ihr verbunden iſt. Was ſeine Stellung zu einer ganz exceptionellen macht, iſt, daß es von ihm abhängt, in Frankreich die politiſche Freiheit, in dem Maße, welches er für recht hält, wiederherzuſtellen. Und er ſelbſt iſt es, der die Frage über die Wiederherſtellung der Freiheit aufwirft und ſie dem öffentlichen Nachdenken zur Erwägung giebt. Man hat noch niemals etwas ſo Dramatiſches geſehen!

„Ohne dadurch eine Indiscretion zu begehen, darf man wohl über die Gedanken ſprechen, die der Kaiſer jetzt über dieſen Gegenſtand hegt. In dem Feuer der Reaction, die der Revolution von 1848 folgte, forderte eines Tages ein Redner für Frankreich die Wohlthat eines zwanzigjährigen Schweigens. Eilf Jahre dauert nun dieſes Schweigen bereits; ſoll es wirklich bis zum Ablaufe des zwanzigſten Jahres dauern? Denn kein irgend vernünftiger und rechtſchaffener Menſch wird doch wohl denken, daß dieſe Zeit der Buße ewig währen könne. Es wird unzweifelhaft ein Moment eintreten, wo die Zungen gelöſt werden, wo der franzöſiſche Geiſt wieder ſeine alte Schwungkraft erlangen wird. Soll man den Eintritt dieſer Emancipations-Stunde dem Zufall überlaſſen? Wäre es nicht vernünftiger und klüger, ſie ſelbſt mit Umſicht und voller Sicherheit zu beſtimmen? Der ſtets mit Ueberlegung handelnde Kaiſer hat dieſe Alternative, die für den Erfolg ſeines Wirkens nicht minder entſcheidend, als für das ſittliche Leben Frankreichs, gewiß ſeit längerer Zeit erwogen. Seine öffentlichen Anſprachen beweiſen dies. Er gehört nicht zu denjenigen, welche glauben, daß der moderne Staat lange Zeit mit Sicherheit und Größe ohne Freiheit zu beſtehen vermag. Die Monotonie des Schweigens, nur durch den mechaniſchen Rhythmus der verwaltenden Bureaukratie unterbrochen, iſt gewiß für Niemand ſo ermüdend, als für den Kaiſer ſelbſt.

„Ein einziges Wort von ihm würde genügen, um alle die großen ſittlichen Kräfte, die ſeit langer Zeit in Frankreich ſchlummern, wieder in lebendige Thätigkeit zu ſetzen. Welcher außerordentliche und dringende Gegenſtand des Nachdenkens für einen Herrſcher! Wie ſollten wir alſo nicht jedes Wort des Kaiſers, in welchem ſich ſeine innere Beſchäftigung mit der künftigen Freiheit Frankreichs verräth, als ein glückliches Wahrzeichen aufnehmen?

## Böhmen.

### Ferdinand B. Mikowec.

Es iſt ein trauriges Geſchäft, Nekrologe zu ſchreiben, beſonders von Menſchen, die uns lieb waren. Man kommt ſich eben gleichſam wie der Todtengräber ſeiner Freunde vor, und doch will man dieſen Dienſt, vermag man es irgend, ihn ſelbſt zu thun, keiner gleichgültigen, vielleicht feindlichen Hand überlaſſen. Den Charakter und das Weſen eines geſchiedenen Freundes ſich ſelbſt und dadurch Anderen klar und liebevoll veran-

* S. den vorſtehenden Artikel unter „England."

Digitized by Google

ſchaulichen, iſt das letzte Gute, welches man dem Todten thun, die letzte Pflicht, die man gegen ihn ausüben kann. Ich will verſuchen, ſie gegen Ferdinand Brzetislav Mikowec zu erfüllen.

Seine äußere Lebensſkizze iſt ſehr einfach. Geboren den 24. December 1826 zu Bürgſtein im Leitmeritzer Kreiſe, wo ſein Vater Amtsdirector war, kam er zuerſt auf das Gymnaſium bei den Auguſtinern in Leipa, und dann, noch nicht 16 Jahre alt, auf die Univerſität in Prag, wo er ſeine philoſophiſchen Studien machte. Zu einer Carrière führten ſie ihn nicht; die Bohême der Literatur zog den Böhmen an und aus den ſtaatsmäßig vorgezeichneten Wegen heraus. Schon 1844 begann er ſeine Journaliſten-Laufbahn, und wo anders hätte das geſchehen können, als in „Oſt und Weſt," der von Rudolph Glaſer redigirten Zeitſchrift, in welcher alle vaterländiſche Talente und Talentchen ſo recht eigentlich zu Hauſe waren? Mikowec ſchrieb folglich Theaterkritiken in „Oſt und Weſt," aber nicht unter ſeinem Namen; vor dem hatte er ſchon damals zu viel Reſpekt, um ihn unter ſolche Eintagsartikel zu ſetzen. Kritiſirt wurde ein für allemal incognito, entweder ganz anonym, oder unter den verſchiedenſten Chiffern und Namen. Auch viele andere Artikel unterzeichnete er nicht, z. B. faſt alle in dem Kober'ſchen Verſuch einer illuſtrirten Zeitſchrift „Von Haus zu Haus," und doch befand ſich unter ihnen eine Biographie Daviſon's, welche der glänzendſte Pariſer Journaliſt mit Vergnügen als ſein eigen anerkannt hätte. Das Journaliſtenthum war für Mikowec eben blos Nebenbeſchäftigung: es brachte ihm Geld und verſchaffte ihm einen ſtillen Einfluß, den er zum Beſten ſeiner Freunde und Landsleute anwenden konnte; damit war er zufrieden. Sein eigentliches Streben wandte ſich ſchon früh auf die Geſchichte ſeines Vaterlandes. Sie iſt reich, knüpft ſich mit Familien-Traditionen gern an alte Burgen, mit Inſchriften an Kirchen und weltliche Baudenkmäler, iſt mehr legendenhaft und romantiſch, als diplomatiſch — das Alles feſſelte Mikowec mit ſeinen hiſtoriſchen und archäologiſchen Neigungen und Fähigkeiten auf eine tiefe, innerliche Weiſe. Sehr bald fing er an, in Familien-Papieren und Städte-Archiven herumzuſtöbern. Das erſte Ergebniß dieſes Suchens war der Plan zu einem Codex epigraphicus regni Bohemiae, welchen er bis zu ſeinem Tode mit gleichem Eifer und gleicher Ausdauer verfolgt hat, obwohl er beim Faſſen deſſelben erſt neunzehn Jahr zählte. Ein Jahr ſpäter, 1846, trat er mit Artikeln in den Kvety (Blüthen) und mit einer Broſchüre über „Tycho de Brahe" zuerſt als čechiſcher, 1848 im Jan. mit ſeinem Trauerſpiel „Das Ende der Przemysliden" (Záhuba roda Premyslovského) als patriotiſcher, dramatiſcher Schriftſteller auf. Gern dachte er an die erſte Vorſtellung dieſes ſeines erſten Drama's, bei welcher die ſtudirende, damals čechiſch gährende Jugend ihn zehnmal herausgerufen hatte. Fünfmal wurde das Stück gegeben, dann verboten. Kein Wunder, daß Mikowec im Frühjahr den Studenten Soldat ſpielen half. Irr' ich nicht, ſo hab' ich ſelbſt ihn damals geſehen, wie er in Glacéhandſchuhen und in Gemeinſchaft mit zwanzig oder dreißig andern jungen Kettenzerſprengern ſich herzlich ungeſchickt beim Exercieren anſtellte, und einen unglücklichen Korporal, der immerfort ſagte: „aber meine Herren, ſo müſſen's nit machen," in eine wahre Verzweiflung brachte. Die Dummheit der Pfingſt-Revolution machte Mikowec jedoch nicht mit; er ging auf's Land, und dann, da er ſich doch gelind kompromittirt fühlte, um ſich zu rehabilitiren, nach Agram, wo er den Südſlaven gegen die Ungarn dynaſtiſch-monarchiſch ſein half. Auch an dieſe Zeit dachte er gern zurück, hauptſächlich wohl, weil er ſich in dem prachtvollen Koſtüm ſehr gefallen hatte. Sorgfältig hob er es auf und legte es bisweilen auch an, um ſich von dem oder jenem Freunde bewundern zu laſſen. Als er ſich einſt dem Maler Wilhelm Kandler ſo vorſtellte, frug er, mit Stolz auf die ſchönen Waffen zeigend, welche ihn ſchmückten: „Nun, was meinen Sie, werden die Ungarn ſich da nicht gefürchtet haben?" — Lachend erwiederte Kandler: „Lieber Mikowec, hätten die Ungarn gewußt, was für ein herzensguter Kerl hinter dieſem Arſenal ſteckte, ſie würden die Furcht haben bleiben laſſen."

Was die Ungarn wirklich gethan haben, weiß ich nicht, wohl aber, daß ein Profeſſor in Leipzig, wo Mikowec nach ſeinem ſüdſlaviſchen Feldzug ſich aufhielt und ſeine Erlebniſſe in den Grenzboten ſchilderte, ihm entſchieden den Gefallen erwies, ſich vor ihm zu fürchten. Es war einer der deutſchen Fanatiker, welche die Slaven durchgängig als Barbaren anſehen, deren Weiterexiſtenz mit dem Fortbeſtehen der europäiſchen Civiliſation durchaus nicht in Einklang zu bringen ſei. „Entſetzliche Leute ſind es," ſagte er mit einem aufrichtigen Schauder zu mir, „roh, eigentlich halb Thiere. Da war beſonders Einer, der vor einigen Jahren hier lebte — ein gewiſſer Mikowec — ein furchtbarer Menſch! Er aß rohes Fleiſch!" — „Ja," antwortete ich mit maliziöſer Ruhe, „das thut er bisweilen — er ſagt, es ſchmecke ſehr kräftig." — „Kennen Sie ihn denn?" — „Wir ſind jetzt ganz kürzlich über drei Wochen alle Tage mit ihm zuſammen geweſen." — Der Profeſſor rückte von mir weg und ſah mich mißtrauiſch an; vermuthlich fürchtete er, ich könnte von Mikowec gelernt haben, gelegentlich ein Gelüſt nach rohem Fleiſch zu empfinden.

Als ich ſpäter Mikowec von dem erſchütternden Eindruck erzählte, welchen er auf den Vertreter deutſcher Wiſſenſchaft hervorgebracht, war ihm das, zu meiner Verwunderung, beunruhigend, ja peinlich, und er bemühte ſich, mir überzeugend zu beweiſen, wozu es bei mir gar nicht erſt des Beweiſes bedurfte: daß er durchaus kein wilder Menſch, ſondern der friedliebendſte Čeche von der Welt ſei. Die harmloſe, jugendliche Eitelkeit auf ſeine Erſcheinung als ſüdſlaviſcher Parteigänger, das unſchuldige Renommiren von dieſer romantiſchen Periode ſeines Lebens war vorüber. Mikowec war der Redacteur des „Lumir," einer bellettriſtiſchen Wochenſchrift, welche er bei ſeiner Rückkehr nach Prag 1851 gegründet hatte. Mikowec hatte die Briefe von J. Huß* verdeutſcht herausgegeben, den Text zum böhmiſchen Album,** Monographien von Hohenfurth und Karlſtein; endlich Skizzen aus Böhmen geſchrieben, arbeitete eben an den böhmiſchen Alterthümern,*** hatte eine Stimme nicht nur in Prag, ſondern im ganzen Lande, eine anerkannte Stellung als Archäolog, war mit allen vaterländiſchen Gelehrten vertraut und befreundet, ſtand ſich vortrefflich mit Ariſtokratie, Clerus und Behörden, wurde von Fremden aufgeſucht, hatte „den Fuß" in auswärtigen Zeitungen, ſogar in der offiziellen Wiener, kurz, unſer bohême Mikowec hatte ſich ganz allmählich in einen jungen Mann von bürgerlicher Bedeutung verwandelt, dem ſeine Vergangenheit, ſo wenig ſich eigentlich gegen ſie ſagen ließ, doch unbequem war.

Beim Beginne unſerer Bekanntſchaft dagegen war er noch jung, noch verſtohlen romantiſch, noch mehr Journaliſt, als Schriftſteller, und noch ſo gut wie ganz bohême. Zwar hatte er bereits den „Lumir," aber er redigirte ihn noch nicht ſo vornehm von oben herab, wie ſpäter. Er aß noch von Zeit zu Zeit Beefſteaks und konnte gelegentlich wohl einen Mitarbeiter, der ihn beläſtigte, mit zwei Fingern am Rockkragen faſſen und ſäuberlich hinaus auf die Treppe tragen, eine Procedur, die er ſpäter nicht mehr angewandt haben würde. Genug, wir lernten ihn noch in der vollen Friſche ſeiner Erſcheinung kennen, obgleich es erſt 1857 geſchah, und Mikowec folglich ſchon über Dreißig war. Er hatte ſich eben lange jugendlich erhalten, obwohl dabei zugleich eine große, faſt möchte ich ſagen alte Ernſthaftigkeit in ihm lag.

Daß ich ihn überhaupt kennen lernte, war wunderlich genug. Wir hatten gegenſeitig gar keine Luſt dazu. Mir war geſagt worden: Mikowec gelte als der ſchönſte Mann in ganz Prag, und ich habe ein entſchiedenes Vorurtheil gegen patentirt ſchöne Männer. Mikowec ſeinerſeits hatte ein ebenſo ſtarkes Vorurtheil gegen alle Schriftſtellerinnen, und das war ihm nach den Proben, die er von dieſem Geſchlecht geſehen, keineswegs zu verargen. Genug, wir hörten von einander und ließen es damit gut ſein. Erſt als der Geheimrath Neigebaur nach Prag kam, überwand Mikowec ſich, im Hôtel de Saxe zu erſcheinen, wo der Geheimrath, gleich uns, wohnte. Als er aber erſt Ein Mal dageweſen war, kam er täglich, und wir ſahen bald mit großem Vergnügen den breiten grauen Hut an den Fenſtern des Speiſeſaales vorübereilen, denn Mikowec dinirte mit uns. Ein guter Sohn im vollſten Sinne des Wortes, aß er, wenn ſeine Mutter in Prag war, gewiſſenhaft zu Hauſe, doch ſie war eben „am Land," und ſo hatte er ſeine Mittage frei und widmete ſie uns. Ich habe erſt ſpäter eingeſehen, was für ein Opfer er uns damit brachte, denn das Hôtel de Saxe war eine Idioſynkraſie von ihm, und Mikowec war ſtark in Idioſynkraſien. Ebenſo warm, wie ſeine Anhänglichkeit ſein konnte, ebenſo ſcharf waren ſeine Abneigungen, und zwar gegen Perſonen ſo gut, wie gegen Lokalitäten. Mußte er nun an einen Ort, der ihm nicht zuſagte, d. h., wo das „Pilsner" ihm nicht ſchmeckte, wo die gefüllten Schnecken ihm nicht nach ſeinem Sinne bereitet wurden, wo er den Punſch nicht bekam, wie er ihn haben wollte, Mikowec war eine viel zu excluſive Natur, um nicht ein Feinzüngler zu ſein — mußte er an einen ſolchen Ort, wo es, ſeinem Ausdrucke nach, „elend" war, dann waren wir grämlich melancholiſch und konnten ſogar auf Kellner und Speiſekarte recht energiſch fluchen. „Aber, Mikowec, wer wird denn ſo fluchen!" — „Ich bitte um Verzeihung, Frau Baronin, ich will's nicht mehr thun, aber 's iſt gar zu elend!" Da er nicht mehr fluchen ſollte, reſignirte er ſich dann und ließ ſich bringen, „was am wenigſten elend wäre." Trotz dieſer Plackerei,

---

* Leipzig, 1849

** Album des Königreiches Böhmen, Wien und Olmütz. Stift Hohenfurth. Ebend. 1858

Die königliche Burg Karlſtein in Böhmen. Ebend. 1858.

Monographiſche Skizzen aus Böhmen. Ebend. 1859.

*** Alterthümer und Denkwürdigkeiten des Königreichs Böhmen. Prag, 1859 —1861. (Deutſch und Čechiſch).

Digitized by Google

vielleicht gerade wegen derſelben, wurde er ausgezeichnet bedient, „der Herr von Mikowec" war für die Kellner eine Autorität; kam man mit ihm, oder war man nur als befreundet mit ihm bekannt, ſo hatte man ſicherlich über Nichts zu klagen. Es war dies natürlich: der letzte Theil ſeines Tages gehörte ſtets dem Hôtel-Leben. Darin war Mikowec der echte Oeſterreicher, dem es doch nur eigentlich wohl iſt, wenn er im Café oder beim Reſtaurant ſitzt, ſeine Taſſe oder ſein Seidel trinkt, ſeine Zeitung lieſt, ſeine Cigarre raucht und plaudert. Selbſt wenn Mikowec ſich einmal dazu hergab, bei kleinen oder großen Soiréen zu figuriren und elegant und convenable zu ſein, in's Hôtel mußte doch noch gegangen werden und wenn es auch noch nach Ein Uhr ſein ſollte: der Tag wäre ſonſt nicht fertig geweſen. Nur durfte es für Mikowec in dieſer alltäglichen herkömmlichen Form an einem ungewöhnlichen geiſtigen Inhalt nicht fehlen, und mit einer ganz bewundernswerthen Taktik und Induſtrie wußte er die dazu nöthigen Elemente aufzufinden und zu vereinigen. Er war in der That, was Manche nur zu ſein ſich einbilden: ein Menſchenfiſcher. Mit unermüdlicher Geduld wieder und wieder warf er ſeine Netze aus, fing ein und zog an und hatte, ehe man es ſich verſah, einen kleinen Kreis beiſammen, in welchem er geiſtreich, oder doch wenigſtens es ſich wohl ſein laſſen konnte. War irgend eine auswärtige Sommität, gleichviel ob von der Bühne, aus der Literatur oder aus der Kunſt anweſend, ſo wurde ſie der Mittelpunkt der Vereinigung, und Mikowec ſaß ſeelenvergnügt in einer Nebenrolle dabei. Ueberhaupt kam er, wenn der Theilnehmer am Abend mehr waren, ſelten aus dem Halbdunkel hervor; nur im ganz engen Kreiſe blitzte ſeine Individualität in ihrer vollen Sprühfähigkeit auf. So verhielt er ſich in dem durch ihn geſtifteten Verein „Arkadia," welcher ſo ziemlich Alles umfaßte, was in Prag ſchrieb, malte, meißelte, komponirte, meiſtens ſchweigſam und begnügte ſich, als Vicepräſident, die Klingel zu rühren, um Stillſchweigen zu gebieten, den oder jenen Vorſchlag zu machen und die Mitglieder an die Nothwendigkeit des Beitragzahlens zu erinnern, wobei er in neuen und originellen Wendungen ganz unerſchöpflich geweſen ſein ſoll. Er gab ſich mit ganzer Seele der Unterhaltungsluſt hin, als ſich während der letzten Wintermonate 1861, im Hôtel de Saxe, am Donnerſtag Abend eine kleine Anzahl auserwählter Arkadier um unſern Tiſch in der Allen bekannten Saal-Ecke verſammelte, und eben ſo liebenswürdig war er, wenn wir, Baron Reinsberg und ich, mit ihm allein ſoupirten und eben bis nach Mitternacht, oft bis nach 1 Uhr, zuſammen ſaßen, und theils über Archäologie und Genealogie, theils — es muß eingeſtanden werden — über die liebe Menſchheit ſprachen. Mikowec konnte nämlich ganz ausgezeichnet klatſchen und war eine lebendige Chronik von tollen Geſchichten, die vorgefallen waren, oder vorfielen. Hätte er anekdotiſche Memoiren geſchrieben, er würde eines der unterhaltendſten Bücher geliefert haben, aber er war von der höchſten Discretion und erzählte blos, und zwar Alles, „nur ganz im Geheimen."

Nicht minder diskret und geheimnißvoll verfuhr er, wenn er Perſonen, die er nicht lieben konnte, kleine heilloſe Streiche ſpielte. Von einigen errieth ich erſt ganz zuletzt in ihm den Urheber, und auch da geſtand er ſie nur ein, indem er nicht widerſprach, ſondern vor ſich hinlächelte. Andere dagegen waren öffentliche Geheimniſſe, von denen nur die Betheiligten Nichts wußten, alle aber von ganz unſchädlicher Natur. Etwas Schlimmes hat Mikowec mit ſeinen Neckereien nie angeſtiftet, aber necken mußte er, das Kind in ihm wollte ſein Spiel haben. Denn der große, blonde, feierliche Menſch mit der Brille, mit dem Journal, mit der Schriftſtellerei und der Archäologie war im Grunde, wie die Engländer ſo gut ſagen: quite a boy. Er konnte ſich amüſiren wie ein Kind, und wenn er dann lachte, ſo klang ſeine Stimme, die immer weich und leiſe war, hell und friſch, wie die eines Knaben. Er konnte roth werden, wie ein Kind, und es gereichte mir zu großem Vergnügen, ihn hier und da ein wenig in Verlegenheit zu ſetzen: er ſaß dann ſo rettungslos d'rinnen. Er konnte betteln, wie ein Kind. Wenn er die Hände zuſammenlegte und eindringlich ſagte: „ich bitte! aber ich bitte!" ſo war es ſchwer, ihm etwas abzuſchlagen. Und endlich war er im Stillen gut, wie ein Kind.

Aber nur ganz im Stillen. Laut in Worten wurde weder ſeine Gutmüthigkeit, noch ſein Gefühl. Dieſes zeigte ſich höchſtens in einer gewiſſen nervöſen Unruhe, jene nur im Thun. Was Andere ſagten, das that Mikowec. Andere äußerten: man möchte das und das für den und den veranſtalten: Mikowec veranſtaltete es. Andere bedauerten, daß irgend ein bedeutender Landsmann geſtorben ſei: Mikowec ſorgte für das Begräbniß, für einen Nekrolog in der Bohemia, für eine Gedächtnißfeier in der Arkadia, durch uns für eine Notiz in Hackländer's, für ein Bild in Weber's „Illuſtrirter." So war er immer thätig und hülfreich, treu und loyal, aber die Sentimentalität verabſcheute er, Redensarten machte er nicht, Verſicherungen gab er nicht, und Menſchen, die ihn Jahre und Jahre kannten, zweifelten, ob er gut ſei und fragten: ob man ihm trauen könne?

Auf dieſelbe verſchwiegen handelnde Weiſe war er Patriot. Wie ganz und wie warm, das konnte man erkennen, wenn man, wie wir, mit ihm in wirkliche literariſche Kameradſchaft trat, ſeine Studien, ſeinen Fleiß verfolgte, um ſeine Pläne Beſcheid wußte, ſeine Hoffnungen kannte. Deklamirt hat er nie über „ſein Vaterland," früh ſchon gewiſſe extravagante Illuſionen erkannt und aufgegeben; ſanguiniſch in ſeinen Hoffnungen war er nicht, aber unwandelbar in ſeiner Anhänglichkeit und unermüdlich in ſeinen Beſtrebungen für Böhmens wirkliche Ehre, und eine gewiſſe Schwäche des Herzens für Alles, was böhmiſch war, konnte er nicht überwinden. Wie oft ſagte er ſchmeichleriſch vorſtellend zu Baron Reinsberg: „Da Ihre Familie ſo lange in Böhmen ſeßhaft war, ſind Sie ja doch eigentlich böhmiſcher Kavalier — warum kommen Sie denn nicht ganz herein und laſſen ſich unter uns nieder?"

So weit ging unſere Liebe zu Böhmen gerade nicht, aber ſchöne Entwürfe zu künftigen böhmiſchen Arbeiten hatten wir gemeinſchaftlich mit Mikowec. Darum wollte er uns auch gar nicht fortlaſſen, als wir im Frühling 1861, literariſcher Geſchäfte wegen, nach Leipzig mußten. Wir hatten uns während des letzten Winters mehr und mehr zuſammen eingelebt und eingearbeitet. Wenn wir ihm aus Belgien Notizen über Bilder und Künſtler in Prag verſchafften, ſo half er wiederum Baron Reinsberg beim „Feſtkalender aus Böhmen" und mir bei projektirten böhmiſchen Romanen ſuchen. Die Lokalſtudien, welche dazu gemacht werden mußten, führten zu gemeinſamen Wanderungen, hauptſächlich auf die Kleinſeite und den Hradſchin, die vorzugsweiſe ariſtokratiſchen Theile von Prag. Wir notirten Häuſer, beſtimmten Scenen, welche dort ſpielen ſollten, ſetzten uns dann, als echte literariſche Bummler, in irgend eine Schänke, und erquickten uns ohne alle Scheu um 5 Uhr Nachmittags an Bier, Schwarzbrod, Käſe und gelegentlich ſogar an Wurſt. Entdeckte Mikowec vor oder nach unſerer Mahlzeit irgend eine Inſchrift, die er in ſeinen Sechstauſend Fünfhundert noch nicht hatte, ſo war die Zufriedenheit beſonders groß: irgend ein Küſter mußte Waſſer und einen Beſen herbeiſchaffen, der betreffende Stein wurde gewaſchen, Mikowec legte ſich, ſo lang er war, auf den Boden und diktirte, und Baron Reinsberg hatte das Notizbuch und ſchrieb auf. Bisweilen wurden auch Expeditionen angeſtellt, an denen ich nicht Theil nehmen durfte — nämlich, wenn der Weg in Klöſter ging. Eine ſolche war die Oeffnung von Pappenheim's Gruft in Strahow. Es war von Reliquien darin Nichts entdeckt worden, als eine Stiefelſohle, und den Wein im Schwarzen Ochſen auf dem Hradſchiner Platz erklärten die Herren einſtimmig für ein nichtswürdiges Geſöff, aber die Expedition war darum doch höchſt glänzend ausgefallen, indem man durch die Inſchrift am Sarge die Gewißheit erhalten hatte, daß Pappenheim wirklich dort begraben ſei. Nur der arme Mikowec wurde am Abend — es war gerade ein Donnerſtag — ſchrecklich geplagt. Um die Inſchrift abzunehmen, mußte man natürlich in die Gruft hinunter, und noch dazu in's Waſſer, womit der Boden ziemlich hoch bedeckt war. Dieſen Ehrenpoſten nun hatte Mikowec einem behenden muſikaliſchen Rittmeiſter anvertraut, er ſelbſt war oben geblieben und hatte die Worte aufgeſchrieben, die Jener hinaufrief. Nun ſtellte der Rittmeiſter ſich kläglich als die Katze vor, welche die Kaſtanien aus dem Feuer habe holen müſſen, und Mikowec wurde wegen ſeiner Geſchicklichkeit im Benutzen Anderer dermaßen geneckt, daß er endlich komiſch jammervoll herausſchrie: „Aber Schwerenoth, ich kann ja doch Nichts dafür, daß ich ſo groß und dick bin und in das Loch nicht hineingehe!"

Ich bin überzeugt, es werden alle „Donnerſtagler," wie wir uns nannten, ebenſo gern jener Abende gedenken, wie ich. Außer mir war nur noch eine Dame anweſend, welche den in Prag ungewöhnlichen Muth hatte, in geſcheiter Geſellſchaft zu ſoupiren, aber unter den Männern waren nach und nach ſo ziemlich alle Stände vertreten: Literatur, Finanz, Beamtenweſen, Militair, Ariſtokratie. Jedes Mal vergrößerte ſich der Kreis, und als wir erſt zu unſern archäologiſchen Soupers kamen, da wurden wir wirklich „grand."

Eine Scene meines erſten Romans aus Böhmen ſollte in einer Küche der Rudolphiniſchen Zeit ſpielen, und wie es ſich von ſelbſt verſteht, bedurfte ich, um keine Anachronismen kochen zu laſſen, eines zeitgemäßen Kochbuches. Baron Reinsberg machte ſich daran, es zu ſuchen, und entdeckte auf dem Muſeum auch glücklich eines von 1593, welches noch dazu von einem ritterlichen Aſtrologen vom Hofe Rudolph's verfaßt war. Mikowec war ſelig über dieſen Fund, und labte ſich im Geiſt an allen Delikateſſen, welche darin enthalten waren. Plötzlich hatte er die Eingebung: „wie, wenn wir einmal wirklich danach kochen ließen?" Geſagt, gethan; am nächſten Donnerſtag ſpeiſten wir Rudolphiniſch, aber auch

Digitized by Google

mit ſolcher Treue, daß in den gefüllten Aepfeln ſogar Baldrian, oder ein ähnliches, abſcheuliches Kraut nicht fehlen durfte. Wie vorauszuſehen geweſen, machte dieſe Schüſſel entſchieden Fiasco, und Mikowec, der am eigenſinnigſten auf dem hiſtoriſchen Kraut beharrt hatte, war einer von denen, welche die ſchiefſten Geſichter ſchnitten. Bei dem zweiten Souper überließ er den Küchenzettel gänzlich meiner Auswahl, und das Ergebniß beſtand im Leerwerden ſämmtlicher Schüſſeln. Eine dritte Rudolphiniſche Mahlzeit ſollte folgen, und zwar im Koſtüm und an irgend einem geſchichtlich merkwürdigen Orte, wie etwa Karlſtein, nur ſollte ſie nicht ohne uns vor ſich gehen.

Ob wir denn nicht zurück nach Prag kämen, damit dieſes Feſt gefeiert werden könne, das fragte Mikowec den ganzen Sommer über. Im Herbſt 1861 fand eine archäologiſche Ausſtellung ſtatt, welche nominell von der Arkadia, der That nach aber ganz allein von Mikowec veranſtaltet und betrieben worden war. Wir hatten früher, als Alle, von ſeinem Vorhaben gewußt und freuten uns nun, wenngleich abweſend, mit ihm herzlich des Gelingens. Er lebte und webte in dieſem Kongreß von vaterländiſchen Alterthümern, und ſeine einzige Klage war, daß wir, durch begonnene Arbeiten gefeſſelt, nicht kommen könnten, um Alles anzuſehen. Nur damit tröſtete er ſich einigermaßen, daß die Ausſtellung im nächſten Sommer wiederholt werden und eben noch viel ſchöner und reicher ausfallen ſollte, und bei dieſer zweiten wollten wir nicht fehlen, das verſprachen wir ihm. Seine Briefe den Winter hindurch waren voll von Entwürfen für dieſe neue Ausſtellung ſowohl, wie für unſere gemeinſchaftlichen Arbeiten, doch ſprechen ſie zugleich ſo oft von einer Krankheit, von der wir nie den Namen und die Beſchaffenheit erfuhren, daß wir, ich möchte ſagen, verdrießlich beſorgt wurden. Was war denn mit dem kräftigen Menſchen geſchehen, den wir ſtets ſo wenig, ſelbſt allzuwenig bedacht auf ſeine Geſundheit gekannt? Wie er von dem, was ihn perſönlich anging, wenn es nicht von literariſcher oder politiſcher Bedeutung war, niemals ſprach, ſo war er auch bis zuletzt äußerſt lakoniſch über ſeinen Zuſtand, dagegen um ſo beredter in ſeiner Ungeduld, uns endlich wiederzuhaben. „Werden Sie denn nie mehr nach Prag kommen? Soll ich Sie gar nicht wiederſehen?“ frug er. Es war die Sehnſucht des Sterbenden. Nach einem dreimonatlichen Verſtummen erhielten wir zufällig die Nachricht, daß er zum Tode krank ſei, und als wir augenblicklich ſchrieben und fragten, nach Wochen peinlicher Unſicherheit, die Anzeige, er ſei am 22. September v. J. an der Herzbeutel-Waſſerſucht geſtorben.

Und ſo iſt denn für ſein Vaterland und für uns, ſeine Freunde, ein liebenswürdiger, reichbegabter Menſch gerade da verloren gegangen, als er eben im Begriff war, zum wahrhaft bedeutenden Manne zu reifen. Denn Mikowec war noch nicht fertig. Sein Charakter ſowohl, wie ſeine Intelligenz entwickelten ſich in den letzten Jahren mehr und mehr und immer erfreulicher. Was man bei ihm noch hinwegzuwünſchen hatte, verſchwand immer mehr, und alles Edle und Ernſte in ihm erkräftigte ſich dagegen auf die wohlthuendſte und anſprechendſte Weiſe. Darum eben iſt ſein Tod ſo traurig, auch wenn ihm nicht ein furchtbares Leiden vorausgegangen wäre.

Was Mikowec für Böhmen, für deſſen Geſchichte und Literatur, und für Prag, ſowie für das geiſtige Leben dort geweſen iſt, wird je länger, je ſchmerzlicher empfunden werden. Schwerlich dürfte die Lücke, die ſein Sterben verurſacht, ſich ſo bald wieder ausfüllen laſſen. So lange die Kraft ihn nicht ganz verließ, hat er gewirkt und geſtrebt. Der letzte Dienſt, den er Prag erwies, war die Entdeckung der Wandmalereien aus dem 12. Jahrhundert in der Georgenkirche auf dem Hradſchin; ſeine letzten Arbeiten, obwohl klein an Umfang, hatten doch wiederum Werth für die Geſchichte Böhmens, indem ſie, wie Alles, was er ſchrieb, voll von unbekannten und genauen Einzelheiten waren. Auch das Drama, welches er im Manuſcript hinterließ, „die Schlacht am weißen Berge,“ iſt im patriotiſchen Sinne aufgefaßt. Seine „Przemysliden“ wurden 1861 wieder auf die Bühne gebracht; ſein zweites gedrucktes Drama, „Demetrius“ gedachte er noch bühnengerecht umzuarbeiten. Als eine neuere größere Arbeit hatte er einen „Böhmiſchen Plutarch“ vor. Er lebte im beſten Sinne nur für Böhmen, und man hat ihn nicht auf dem alten Wyſſehrad begraben, ihn nicht dorthin gebracht, wohin er in den letzten Jahren drei čechiſche Schriftſteller geleitet hatte? Warum hat man ihn nicht neben Hanka, die Numcowa und den wunderlichen Prieſter Krolmus gebettet? Die „Hohe Burg“ wäre eine geeignete Ruheſtätte für den edlen und tüchtigen Čechen geweſen.*

Ida von Düringsfeld.

* Die Schriften, welche Mikowec außer den aufgeführten noch herausgab, ſind: Mikuláš Dacický z Heslova (Prag, 1844). Matiej Hutsky (Prag, 1857). Die Ruine Trosky in Böhmen (Wien und Olmütz, 1861). Herman Kristof Ruesswurm (Prag, 1861). Schloß Brandeis an der Elbe (Prag, 1861).

## Aegypten.

### Der Kanal von Suez.

Bekanntlich iſt von engliſcher Seite die Möglichkeit dieſes Kanals ſtets beſtritten, und Alles, was zu Gunſten deſſelben angeführt wurde, bei Seite geworfen worden. Selbſt jetzt noch wird von dort behauptet, die bisherigen Arbeiten ſeien kaum der Rede werth, und werden ewig nie ihr Ziel erreichen.

Unter dieſen Umſtänden dürfte ein Artikel im Journal des sciences militaires nicht ohne Intereſſe ſein, da ſich aus ihm ein klarer Ueberblick deſſen ergiebt, was bisjetzt dort geſchehen, ein Ueberblick, der nicht verkennen läßt, daß bereits Großes geleiſtet worden iſt, und das Ziel nicht mehr ſo fern liegt, als die Feinde des Unternehmens behaupten.

Die Arbeiten am Kanal von Suez, heißt es dort, zerfallen in zwei Haupttheile, in die Ausführung eines Meer-Kanals und in die eines Süßwaſſer-Kanals. Der erſtere hat bekanntlich die Beſtimmung, das Rothe und das Mittelländiſche Meer durch eine ſchiffbare Waſſerſtraße mit einander zu verbinden; der Süßwaſſer-Kanal ſoll eine Verbindung des Meer-Kanals mit dem Nilthal herſtellen.

Dieſer Meer-Kanal ſoll ſich vom Mittelländiſchen bis zum Rothen Meer, oder von Port-Saïd bis Suez, von Norden nach Süden in einer 150 Kil. M. langen Linie erſtrecken, von welchen 150 Kil. M. 100 über dem Niveau des Meeresſpiegels liegen.

Die 100 Kil. M. über dem Niveau des Meeresſpiegels vertheilen ſich wie folgt:

| | | |
|---|---|---|
| Durchlauf des Menzaleh-Sees | 38 | Kil. M. |
| „ des Bellah-Sees | 14 | „ |
| „ des Timſah-Sees | 8 | „ |
| „ der Bitter-Seen | 40 | „ |
| Zuſammen | 100 | Kil. M. |

Die Arbeiten auf der Linie zerfallen in zwei Abtheilungen, welche wir der Reihe nach beſprechen werden. Die erſte geht von Port-Saïd bis zum Timſah-See; die zweite vom Timſah-See bis Suez.

Die bisherigen Arbeiten waren faſt ausſchließlich der erſten Abtheilung gewidmet. Die zweite gedenkt man erſt im Laufe der neuen Bau-Periode (1863) in Angriff zu nehmen. Man hat ſich bisjetzt darauf beſchränkt, die Lagerſtätten und die allgemeinen Einrichtungen vorzubereiten und Studien zu machen.

Die erſte Abtheilung bot aber auch die größten Schwierigkeiten, welche jetzt zum Theil überwunden ſind.

Die Hauptpunkte dieſes Abſchnittes ſind: Port-Saïd am Mittelländiſchen Meere, Ras-el-Eche, Kantara, Ferdane, das Plateau von El-Guiſr. Der ganze Abſchnitt mißt 66 Kil. M.

Port-Saïd iſt heutiges Tages bereits eine wichtige Stadt; vor drei Jahren war es noch ein nackter, öder Küſtenſtrich, den die Meereswogen beſpülten. Die erſten Arbeiter mußten hier unter Zelten campiren. In erſter Linie beſchäftigte man ſich, die Zugänge von der Seeſeite her zu erleichtern. Port-Saïd mußte ja der Vermittler werden, um der Landenge alle nöthigen Maſchinen, Werkzeuge und Materialien von Europa zuzuführen. Im Jahre 1860 errichtete man hier einen Leuchtthurm und baute eine Zugangsbrücke, welche jetzt gegen 450 M. weit in das Meer hinausgeht und $3^1/_2$ M. tief eingeſetzt iſt. Allmählich wurden hier alle zu der großen Unternehmung nöthigen Werkſtätten eingerichtet. Man findet jetzt zu Port-Saïd eine Dampf-Sägemühle, eine Gießerei, eine Juſtirwerkſtätte, eine Kupferſchmiede, Hammerſchmieden, eine Schreiner- und Zimmerwerkſtätte, Brennereien, Bäckereien ꝛc. Es ſind Eiſenbahnen angelegt worden, um die Materialien nach ihrer Ausſchiffung von der Zugangsbrücke in die verſchiedenen Werkſtätten zu führen. Seit Januar 1861 zählt man zu Port-Saïd 13 Eiſenbahnen in der Geſammtlänge von 4500 M. Port-Saïd iſt das Verbindungsglied zwiſchen der Landenge und Europa. Es befindet ſich hier eine Niederlage von Gegenſtänden aller Art, welche zu den Arbeiten nöthig ſind, oder welche die Arbeiter ſelbſt bedürfen; das Bauholz wird hier ausgeladen, um dann nach den verſchiedenen Punkten der Landenge verſendet zu werden; die Maſchinen werden hier zuſammengeſetzt oder ausgebeſſert; die Lebensmittel-Vorräthe, die Kleidungsſtücke, die Werkzeuge, kurz all' die tauſend verſchiedenen Gegenſtände, deren ein großer Zuſammenfluß von Menſchen bedarf, kommen hier durch.

Die maritime Entwickelung, welche Port-Saïd von 1861 annahm,

Digitized by Google

ließ die Zugangsbrücke, deren wir oben Erwähnung gethan, bald ungenügend für einen ſichern und raſchen Dienſt erſcheinen. Vom 1. März 1861 bis zum 1. März 1862 hatten 260 Schiffe hier mehr als 40,000 Tonnen Materialien aller Art ausgeladen. Man beſchloß nun, auf 1500 M. vom Ufer und bei einem Grunde von 5 M. einen feſten Punkt zu gewinnen, welcher ſich als Ausladeplatz für Schiffe von ſtarkem Tonnengehalt eignete. Zu dem Ende wurde aus eiſernen Pfählen, die man in den Boden ſchraubte und mit einem Deck verſah, eine 60 M. lange und 20 M. breite Inſel gebildet. Man ſtellte einen Dampfkrahn auf und wird bald einen zweiten folgen laſſen. Die Boote legen dort an und werden raſch ausgeladen. Es ſind Steine herbeigeführt und verſenkt worden, ſo daß die Eiſenpfähle bereits vollkommen geſchützt ſind. Man wird nun große Quader hier verſenken, um eine Verbindung mit der vom Lande ausgehenden Zugangsbrücke herzuſtellen. Sobald ſie erreicht iſt, wird der Weſtdamm von Port-Saïd in einer Länge von 1500 M. fertig ſein.

Der eigentliche Hafen war der Gegenſtand wichtiger Arbeiten. Mehrere Baſſins wurden ausgegraben. Das eine, das Arſenal-Baſſin, iſt wenigſtens 150 M. lang und 125 M. breit, bei einer Tiefe von nahezu 2 M. Ein Hülfskanal verbindet die verſchiedenen Werkſtätten von Port-Saïd, und erleichtert, in Verbindung mit den Eiſenbahnen, den Austauſch der Materialien. Im Arſenal-Baſſin werden die Erdräumer zugerichtet.

Was die Stadt ſelbſt betrifft, ſo hat ſie bereits einen bedeutenden Aufſchwung genommen und gewinnt täglich mehr. Sie iſt auf einem ſchmalen Uferſtreif erbaut, welcher den See Menzaleh vom Meere trennt, und zwar auf einer Art Wallgang, welcher auf Grundpfählen $2\frac{1}{2}$ M. über dem Niveau des Meeres ruht. Man hat die Auffüllung zum großen Theil durch die Erdmaſſe bewirkt, welche die Ausgrabungen ergaben. Die Ingenieure ſchätzten die Fläche der ſo aufgefüllten Erdmaſſe auf nahezu 55,000 Q.-M.

Die Bevölkerung von Port Saïd hat raſch zugenommen. In dem Maße, als ſich neue Wohnungen erheben, werden ſie ſofort von den Arbeitern in Beſchlag genommen. Daneben vermehren ſich die Hütten der Araber. Im April 1861 gab es zu Port-Saïd gegen 1000 Einwohner, wovon 300—350 Europäer, der Reſt Eingeborene. Im April 1862 zählte man 1000 Europäer und 2—3000 Araber. Jetzt ſchätzt man die ganze Bevölkerung von Port-Saïd auf 5000 Seelen, worunter 1200 Europäer. Die Frauen und Kinder bilden etwa den zehnten Theil dieſer Bevölkerung.

Von Port-Saïd bis El-Ferdane, das heißt auf einer Länge von 52 Kil.-M. iſt die Linie des Meer-Kanals mit Waſſer bedeckt und zwar im Menzaleh-See beſtändig und im Bellah-See nur während eines kleinen Theils des Jahres gegen das Ende der Hochfluth des Nil.

Im Menzaleh-See iſt die Ausgrabung auf ernſtliche Hinderniſſe geſtoßen. Ausräumungen mit Trockenlegung waren ſchwierig, diejenigen mittelſt der Erdſchaufeln waren es gleichfalls wegen des zu niedern Waſſerſtandes. Auf 16 Kil.-M. von Port-Saïd ſchlug man ein erſtes Lager bei Ras-el-Eche; ein zweites bei Kantara zwiſchen dem Menzaleh- und dem Bellah-See; ein drittes bei Ferdane, am Fuß des Rückens von El-Guiſr. Bei Ras-el-Eche mußten die Arbeiter bei ihren Kanal-Arbeiten bis zum Gürtel im Waſſer ſtehen. Hier bediente man ſich kleiner Hand-Erdräumer. Eine erſte Rinne von Meerwaſſer von einer obern Breite von 8 M. und einer Tiefe von 1,20 M. wurde zwiſchen Port-Saïd und Ras-el-Eche hergeſtellt, dann bis Kantara und endlich bis Ferdane fortgeführt. Dieſe Waſſerrinne bildet nicht nur den eigentlichen Kanal-Anfang, ſondern war auch zur ununterbrochenen Verproviantirung der Lager in der Wüſte unerläßlich. Sie ermöglichte einen wohlfeilen Transport mittelſt größerer und kleinerer Boote. Seit Mai 1861 communicirten Port-Saïd und Kantara auf dieſem Wege; im darauf folgenden December wurde die Waſſerſtraße bis Ferdane eröffnet. Seit dieſer Zeit wurden nun mehrere Stellen tiefer und breiter gemacht. Jetzt ſind vierzehn Erdräumer längs des Durchlaufs durch den Menzaleh-See aufgeſtellt und zehn weitere werden in kurzer Zeit hinzukommen. Die dadurch gewonnenen Erdmaſſen werden entweder auf den Barken nach den Ufern geführt, oder direkt dort angeſchüttet, und bilden auf beiden Seiten des Kanals einen 2 M. hohen Damm. Die Entfernung der beiden Dämme beträgt am Waſſerſpiegel 56 M.; wenn ſie beendigt ſind, bezeichnen ſie den Kanal in ſeiner ganzen Breite.

Man glaubt dieſe Arbeit im Laufe des Septembers (1862) beenden und ſie, bis Ende des Jahres, bis Ferdane fortſetzen zu können. Man wird dann von dieſem letzteren Punkte aus die Entwickelung des Kanals in ſeinen ſchließlichen Verhältniſſen bis nach Port-Saïd überſchauen können. Die Herſtellung der Dämme hat noch einen weitern unmittelbaren Nutzen. Sie iſolirt den Kanal bei ſeinem Durchlauf durch die Seen von Menzaleh und Bellah und ſchützt ihn vor den Waſſer-Anſchwellungen, welche durch die periodiſche Ueberſchwemmung des Nil, oder die Einbrüche des Meeres veranlaßt werden.

Das Lager von El-Ferdane liegt am Fuße der Dünen gleichen Namens, an welche ſich der Rücken von El-Guiſr anſchließt. Dieſer letztere bildet ein wellenförmiges Plateau von 8 — 9 Kil. M. Ausdehnung. Die größte Höhe erhebt ſich an einem einzigen Punkte bis zu 19 M. über das Niveau des Meeres; an ihrer tiefſten Stelle beträgt ſie 1,47 M. Die mittlere Höhe dieſes Plateaus beträgt 10,50 M., die der Dünen von Ferdane 4 M. Aus dieſen Zahlen kann man abnehmen, welch' eine Menge Kub. M. an dieſer Stelle ausgehoben werden müſſen, um einen Kanal von 56 M. Breite am Waſſerſpiegel und 9 M. Tiefe herzuſtellen.

Man hat die Dünen und den Rücken bereits in der Bau-Periode von 1860 — 1861 in Angriff genommen, aber erſt in der Periode von 1861 — 1862 haben dieſe Arbeiten ihre volle Entwickelung erhalten: 10,000, dann 15,000 und endlich 20 und 25,000 Menſchen wurden an dieſer Stelle der Landenge zuſammengezogen. Mit der ägyptiſchen Haue und der Kuffa (eine Art Korb), in welcher ſie die Erde wegtragen, haben die Fellah's im Verlauf einiger Monate den Rücken faſt durchbrochen. Es handelte ſich darum, eine erſte ſchiffbare Straße in einer Breite von 15 M. am Waſſerſpiegel bei einer Tiefe von 2 M. zu Stande zu bringen. Der Rücken wurde in 6 Werkplätze eingetheilt, von welchen der erſte an den Dünen von Ferdane begann, während der ſechſte bis zum Timſah-See reichte. Die Arbeit iſt jetzt bis zum 4. Werkplatz fertig und die Waſſerſtraße an dieſem Punkte eröffnet. Um bis zum Timſah-See zu gelangen, braucht man nur noch den Raum zwiſchen den Werkplätzen 4 und 6, oder 4 Kil. M. auszuheben, womit bereits begonnen iſt. In der letzten Zeit hat man monatlich 500,000—550,000 Kub. M. Erde ausgehoben. Wenn ſo fortgefahren wird, kann man darauf rechnen, bis Oktober die Verbindung des Mittelländiſchen Meeres mit dem Timſah-See hergeſtellt zu ſehen.

Die Fellah's verbleiben im Durchſchnitt nicht längere Zeit als 20—30 Tage auf dem Schauplatze der Arbeiten. Wenn ein Contingent anlangt, bezeichnet man ihm die Aufgabe, die es zu vollenden hat. Sobald ſie gethan iſt, können die Leute in ihre Heimat zurückkehren. Sie werden dann ſofort durch ein neues Contingent erſetzt u. ſ. f. Es iſt ein beſtändiges Hin- und Herwandern.

Die Geſellſchaft bezahlt die Arbeiter ſofort und in baarem Geld. Auch verſieht ſie dieſelben mit Lebensmitteln aller Art. Man rechnet, daß monatlich Hunderttauſende von Kilogr. Zwieback nach dem Plateau geſchafft werden. Es beſteht ein eigener Verwaltungs-Dienſt nach militäriſcher Art, welcher durch einen ehemaligen franzöſiſchen Militärbeamten geleitet wird und der für die Verproviantirung aller Werkplätze zu ſorgen hat. Die Kranken werden durch eine von der Geſellſchaft angeſtellte und bezahlte Anzahl Aerzte behandelt.

Der Durchlauf des ſchiffbaren Meerkanals iſt ſomit gegenwärtig auf 62 Kil. M. fertig. Iſt die Unternehmung einmal am Timſah-See angelangt, ſo hat ſie nur noch eine Strecke von 36 Kil. M. zu bewältigen, nämlich 12 vom Timſah-See bis zu den Bitterſeen, und 24 von den Bitterſeen bis Suez. Dieſe letzteren 24 Kil. M. liegen beinah durchweg in dem gleichen Niveau mit dem Meere. Dieſe letztere Arbeit wird in der Bau-Periode von 1862 — 1863 vollendet werden.

Der Timſah-See iſt zu einem Binnenhafen beſtimmt. Bereits erhebt ſich eine Stadt an ſeinen Ufern. Schon zählt man 20 Häuſercomplexe. Man hat allen Grund, anzunehmen, daß dieſe Stadt ſich ebenſo raſch entwickeln werde, wie Port-Saïd. Einige Kil. M. von Timſah liegt das arabiſche Dorf des Plateau's mit einer Bevölkerung von 2000 Seelen. Es enthält eine katholiſche Kirche und eine Moſchee. Auch zu Kantara und Ferdane wurden wichtige Bauten aufgeführt. Der Reiſende findet daher auf dieſem erſten Abſchnitt der Arbeiten 5 Städte oder Dörfer: Port-Saïd, Kantara, Ferdane, El-Guiſr und Timſah. Die Stadt Timſah wird nach einem beſtimmten Plane erbaut. Breite mit Bäumen bepflanzte Boulewards und lange mit ununterbrochenen Veranden beſetzte Straßen werden eine Stadt daraus machen, die ein halb europäiſches, halb orientaliſches Ausſehen hat.

Wir haben jetzt noch von dem Süßwaſſer-Canal zu ſprechen. Er iſt ſeit mehreren Monaten bis Timſah eröffnet und trägt größere und kleinere Boote. Er hat ſeine eigene Flotte, ſeine Seeleute und ſeine großen lateiniſchen Segel, die man ſchon von Weitem erblickt und die eine Furche mitten durch das Feſtland zu pflügen ſcheinen.

Von ſeinem Anſtich bei Ras-el-Ouady bis zum Timſah-See, in den er jetzt mündet, iſt der Süßwaſſer-Canal 35 Kil. M. lang und hat ein Gefälle von 0,478 M. Die untere Breite beträgt 7,70 M., die am

Digitized by Google

Waſſerſpiegel 12,50 M., die Tiefe 1,20 M. Man mußte hier 1 Million K.-M. Erde ausheben, was durch 6—700 Fellah's in 9 Monaten ausgeführt wurde. Bei ſeinem Anſtich zu Ras-el-Ouady verbindet er ſich mit dem Zagazig-Kanal, welcher das kürzlich von der Geſellſchaft erworbene ſchöne Gebiet von Ouady durchſtrömt, und ſich an den Canal von Moëſou anſchließt, den alten tanitiſchen Arm, der auf einen der Hauptarme des Nil gepfropft iſt.

Der Süßwaſſer-Canal verſieht mehre Dienſte. Vor Allem führt er dem Centrum der Landenge die für die Menge der Arbeiter nöthigen Lebensmittel und ſonſtigen Bedürfniſſe zu, und arbeitet, in dieſer Beziehung, gewiſſermaßen in Gemeinſchaft mit dem Meer-Canal, der auf der andern Seite der Dünen von Ferdane einmündet. Sodann führt er den Arbeitern ſo viel ſüßes Waſſer zu, als ſie nur immer bedürfen, und endlich dient er dazu, die Ländereien zu bewäſſern, die das Geſſen-Thal zwiſchen Ras-el-Ouady und dem Timſah-See bilden und deren Fruchtbarkeit ſprichwörtlich iſt. In der nächſten Bau-Periode wird man dieſen Canal bis Suez fortführen, als Vorläufer oder parallel mit den Arbeiten der zweiten Section des Meer-Canals. Dann wird er noch mehr Nutzen bringen, als er bei Durchbohrung des Landrückens geleiſtet hat.

Nach einem offiziellen und veröffentlichten Rapport des General-Direktors der Arbeiten, haben die auf der Operations-Linie errichteten Wohnungen und Schutzſtellen bis zum 20 März (1862) in Folgendem beſtanden:

| | | |
|---|---|---|
| 209 Wohnungen, welche eine Oberfläche bedecken von . . . . . . . | 21,761 | Q.-M. |
| 45 Werkſtätten oder Magazine mit . . | 9,287 | „ |
| 22 Schuppen zu verſchiedenem Gebrauch | 1,923 | „ |
| 122 Baraken oder Hütten . . . . . | 4,278 | „ |
| Die Wohnungen nehmen ſomit ein: . . | 37,249 | „ |
| Hierzu 7 arabiſche Dörfer von Erdhütten mit . . . . . . . . | 12,335 | „ |
| Zuſammen: | 49,584 | Q.-M. |

Auch die Niederlaſſungen der Geſellſchaft, außerhalb der Landenge, ſind von Wichtigkeit.

Zu Damiette nehmen die ihr angehörigen größten Magazine an den Ufern des Nil eine Oberfläche von 10 Hektaren ein. Zu Bulac, dem Hafen von Cairo, beſitzt ſie gleichfalls Magazine mit einer Oberfläche von 10,000 Q.-M. Die Verproviantirung von Port-Saïd und der Linie bis Ferdane geſchieht von Damiette aus durch den Menzaleh-See; diejenige für das Plateau und die anliegenden Stationen von Bulac durch den Nil und den Süßwaſſer-Canal. Endlich beutet die Geſellſchaft, in der Nähe von Alexandria bei Mex, einen prächtigen Steinbruch aus. Die hier gewonnenen Steine werden zur See nach Port-Saïd geſchafft und dienen hauptſächlich zur Herſtellung der Hafendämme. In Mex könnte man ſich inmitten einer europäiſchen Niederlaſſung glauben. Die Bauart der für die Arbeiter und Beamten beſtimmten Wohnungen, die Einrichtung der Magazine, das Material, Alles iſt hier europäiſch. Zur Einſchiffung der Steine hat die Geſellſchaft einen Hafen hergeſtellt, der 20 — 25 Schiffe aufnehmen kann. Die Fahrzeuge liegen hier mit voller Sicherheit hinter einem Damme vor Anker, der erſt ſeit Eröffnung der Steinbrüche, aber mit Blöcken von ſolcher Größe errichtet wurde, daß er den heftigſten Fluthen Trotz bieten kann. Die Krahne belaſten täglich drei Schiffe zugleich, welche 150 — 200 Tonnen halten. Wenn die Ladung vollzogen iſt, lichten die Schiffe die Anker und fahren nach Port-Saïd. Auf dem Damm gehen beſtändig die Wagen hin und her, welche aus den Steinbrüchen nach den Einſchiffungskrahnen fahren. Es werden dabei die neueſten Verfahren in Anwendung gebracht. Minen, die mit Salzſäure ausgebrochen, mit ſalpeterſaurem Pulver, das an Ort und Stelle fabrizirt wird, geladen, und durch den elektriſchen Funken entzündet werden, löſen enorme Steinmaſſen von den Felswänden ab, und es iſt nichts Seltenes, auf 1 Kilogr. Pulver 7 — 8 Kub.-M. Steine zu erhalten.

Bei dieſen Arbeiten auf der Landenge hat man zugleich Grund aller Art bloßgelegt: eine Maſſe Brennmaterial, Gips, Kalk, Bruchſteine, wodurch die Bauten weſentlich erleichtert und wohlfeiler werden. Die herrlichen Steinbrüche von Gebel Jeneffe bei den Bitterſeen werden überdieß, ſobald der Süßwaſſer-Canal ſoweit vorgetrieben iſt, die ganze Linie mit den ſchönſten Bauſteinen (Quadern) in unendlicher Menge verſehen.

Die europäiſchen Arbeiter und Beamten arbeiten unter der Leitung ihrer Chef's; die Fellah's werden durch ihre Scheik's beaufſichtigt, welche ihre Inſtructionen von dem Stellvertreter des Vizekönigs, Ismail Bay, dem Oberhaupt der Arbeiter, erhalten. — Der treffliche Geſundheitsſtand auf der Landenge iſt durch Thatſachen nachgewieſen. Vom März 1861 bis zum März 1862 betrug die europäiſche Bevölkerung auf der Landenge ca. 1250 Einwohner, hiervon ſtarben aber 20 oder 1,6 %, während das Verhältniß in Frankreich 2,43 % beträgt. In der gleichen Zeit haben 120,933 Araber dort gearbeitet, wovon, nach amtlichen Berichten, 23 geſtorben ſind.

# China.

## Die Taiping-Rebellion, nach den neueſten Berichten.

Die Taiping-Rebellion in China iſt einer der unaufgeklärteſten Punkte in der zeitgenöſſiſchen Geſchichte, und doch unzweifelhaft von einer geſchichtlichen Wichtigkeit, die man nicht hoch genug anſchlagen kann. Die alte chineſiſche Civiliſation geht mit Treib-Eis; die hinteraſiatiſche Menſchheit häutet ſich, und dieſer ungeheure Umſchwung der Dinge iſt, ſo dunkel auch noch der Zuſammenhang ſein mag, unter der Wirkung chriſtlich-europäiſcher Einflüſſe erfolgt. Mag das Chriſtenthum der Taiping ziemlich ſonderbar ausſehen, mögen die Berichte, die anfangs darüber veröffentlicht wurden, mehrfach auf Täuſchung beruhen und durch ſpätere Aufklärungen berichtigt, oder widerlegt werden — ſoviel kann man mit Sicherheit annehmen, daß ſich hier ein Stück Weltgeſchichte anbahnt, welches, bei näherer Einſicht in die geheime geiſtige Werkſtätte, höchſt intereſſant und lehrreich zu werden verſpricht. Vorläufig dürfen wir nicht hoffen, auch nur etwas annähernd Genügendes darüber zu erfahren, oder aus den vorliegenden Relationen durch Combination das Richtige herauszufinden — dazu ſind wir Europäer überhaupt noch zu wenig mit dem inneren Geiſtesleben der Chineſen, der Geſchichte und den Zuſtänden ihres Landes bekannt, welches eine ganze Welt für ſich iſt; dann auch ſind die vorliegenden Berichte vor der Hand nichts als Bruchſtücke, die mit einer Menge unbeſtimmter Vermuthungen und ſubjektiver Anſichten von der Sache verkittet ſind.

Neuerdings iſt in England ein Werk erſchienen, welches neue Aufklärungen über dieſen Gegenſtand bringt: „The Taeping Rebellion in China; a Narrative of its Rise and Progress, based upon Original Documents and Information obtained in China. By Commander Lindesay Brine, R. N., with Map and Plans.“ (Murray). Es wird in einem ausführlicheren Artikel des Britiſchen Athenaeum angezeigt, dem wir das Folgende entlehnen:

Es iſt wichtig, zu bemerken, daß die chineſiſche Revolution, wie faſt alle Revolutionen, im Beginne finanzieller Natur war. Vor 30 Jahren lebte die Bevölkerung von Kiang-ſi von Baumrinde und verkaufte Weib und Kind. Erdbeben vergrößerten die Leiden der Hungersnoth. Nicht lange hernach lebten in der ungeheuren Provinz Se-chuen Tauſende von einer gewiſſen Art Erde, die man blos in gewiſſen Diſtrikten fand. Die Erde wurde ausgegraben und in Rollen geformt, in die man einige Reis-Körner that. Vielleicht theilweiſe hierdurch verurſacht, brach eine Seuche aus, und Millionen verhungernder Leute wurden dahingerafft. Anarchie folgte hinterdrein; der Despotismus verſuchte ſeine gewöhnlichen Mittel, aber erfolglos; die Macht des Thrones war erſchüttert und iſt ſeitdem nicht mehr hergeſtellt worden.

Capitain Brine zählt die Einflüſſe auf, welche zu der großen nationalen und religiöſen Erhebung zuſammenwirkten; aber ehe er dieſe Bewegung ſchildert, entwirft er ein Gemälde der geiſtigen und politiſchen Eigenthümlichkeiten des chineſiſchen Reiches. Möglicherweiſe ſchreibt er dem formaliſtiſchen und pedantiſchen Erziehungs-Geſetzbuche China's und dem kaiſerlichen Verwaltungs-Syſteme, welches, wie die chineſiſche Armee, auf dem Papiere ſehr gut ausſieht, mehr Verdienſt zu, als es eigentlich beſitzt. In Bezug auf Militair-Angelegenheiten rechnet er, daß beim Ausbruche der Inſurrection nicht mehr als 20,000 Mann in jeder Provinz für den aktiven Dienſt verwendbar ſein mochten; und dieſe 20,000 Mann hatten im Durchſchnitte 72,000 Quadratmeilen Gebiet, loyal oder unzufrieden, je nach dem, zu beaufſichtigen — bei ſchlechten Straßen und kaum irgend einer Förderlichkeit für militairiſche Bewegungen. Andererſeits darf man annehmen, daß die Rebellen, trotz ihrer großen Zahl, noch ſchlechter ausgeſtattet waren. Hierzu iſt das Miſſionsweſen in Anſchlag zu bringen — vornehmlich die Arbeiten jener früheren Pilger (der Jeſuiten), welche, abgeſehen von ihrem Bekehrungswerke, China zuerſt auf die Landkarte brachten, zum Nutzen der weſtlichen Geographen. Ohne Zweifel bereiteten dieſe chriſtlichen Reiſenden den Boden, auf dem die Taiping-

Digitized by Google

Erhebung erwuchs, obgleich politiſche und ſociale Ereigniſſe die Exploſion beſchleunigten.

Capitain Brine geht ſo weit, zu ſagen, daß die „wichtigſte Revolution, die je in China ſtattgefunden, und welche die künftigen Zuſtände der Einwohner dieſes ungeheuren Reiches in einer unmöglich zu überſchauenden Ausdehnung und Weiſe beeinfluſſen wird, ihre Exiſtenz der Gegenwart und Thätigkeit der Miſſionäre verdankt.“ Er beruft ſich dabei beſonders auf die „proteſtantiſchen Miſſions-Geſellſchaften von Europa und Amerika;“ aber man darf nicht vergeſſen, daß, während die proteſtantiſchen Miſſionen erſt 1807 eröffnet wurden, die römiſch-katholiſche Propaganda Jahrhunderte früher blühte, und eine ſichtbare Wirkung auf die geiſtige Verfaſſung des Reiches übte. Sei dem nun wie ihm wolle, für viele Jahre hinaus ſtagnirten die Chineſen im eigentlichen Sinne des Wortes; ſie entbehrten eines Anſtoßes und er wurde ihnen natürlicher-, ja faſt nothwendigerweiſe von einem ihrer Landsleute, Hung-ſiu-tſuen von Kwangtung, gegeben, einem Ehrenmanne, deſſen Name in Europa nicht mehr unbekannt iſt, von niederer Herkunft, aber ehrgeizig und ein Träumer. Es iſt merkwürdig, daß, während der Prüfungszeit von Hunger, Erdbeben und Peſt, als das Volk unzufrieden war, ſeine viſionären Demonſtrationen begannen. Er ſah himmliſche Weſen; er erhielt einen himmliſchen Auftrag, mit einem Schwerte und Siegel — obgleich keine Offenbarung — und die Saaten der gegenwärtigen Apoſtelſchaft waren geſtreut.

Es iſt bemerkenswerth, daß das offizielle Organ von Peking die Exiſtenz des Religions-Reformators erſt im Jahre 1851 anerkannte. Die Inſurgenten-Häuptlinge wurden als Räuberhauptleute bezeichnet, obgleich man zugab, daß die Regierungstruppen, wo ſie nur mit ihnen zuſammentrafen, in die Flucht gejagt wurden. Die Trias-Geſellſchaft ſchloß ſich ſehr frühzeitig an die Taipings, aber ſie wurde von ihnen entlaſſen, oder vielmehr zurückgewieſen und focht ſpäter erbittert in den kaiſerlichen Reihen.

Man ſagt, daß Hung-ſiu-tſuen erklärt hat:

„Obgleich ich nie in die Trias-Geſellſchaft eingetreten bin, ſo habe ich doch oft ſagen hören, daß ihr Zweck ſei, die Tſing zu ſtürzen und die Ming-Dynaſtie wieder herzuſtellen. Dieſer Ausſpruch war paſſend in der Zeit Kang-hi's, als dieſe Geſellſchaft gebildet wurde; aber jetzt, nach Verlauf zweier Jahrhunderte, können wir wohl noch vom Sturze der Tſing ſprechen, aber eigentlich nicht mehr von der Wiedereinſetzung der Ming. Jedenfalls muß, wenn unſere heimiſchen Berge und Flüſſe wieder gewonnen ſind, eine neue Dynaſtie eingeſetzt werden.“

Nachdem Capitain Brine eine 1855 an den Kaiſer gerichtete Denkſchrift citirt hat, fügt er hinzu:

„Dieſe Denkſchrift iſt ein hinreichender Beweis, welch' ein wichtiges Element die Trias-Geſellſchaft bei dem Ausbruche des Aufſtandes den Provinzen Kwang-tung und Kwang-ſi war; aber in Bezug auf die Taiping darf ihr Einfluß vollſtändig außer Betracht kommen. Es iſt oben gezeigt worden, wie ſehr der Taiping-Anführer gegen ſie eingenommen war, und es ſcheint nicht, daß in irgend einer der folgenden Perioden ſie (als Triasleute) unter ſeine Anhänger zugelaſſen worden ſind.“

Man hat hinreichend Belege, um zu beweiſen, daß zwiſchen den Taipings und den Tataren ein unauslöſchlicher Haß beſteht. Auch läßt ſich vernünftigerweiſe nicht in Abrede ſtellen, daß trotzdem viel Dinte und Papier in Bemühungen, um das Gegentheil zu beweiſen, verſchwendet worden, die Rebellen auf ihren Märſchen und nach ihren Schlachten gewöhnt waren, die größten Scheuslichkeiten zu verüben. Ihr eigenes Benehmen in Nanking 1853 reicht hin.

„Nur etwa hundert entkamen von einer Bevölkerung von mehr als 20,000; die Uebrigen, Männer, Weiber und Kinder — wurden alle unter das Schwert gebracht.“ „Wir tödteten ſie alle,“ ſagten die Inſurgenten mit Emphaſe; „wir tödteten ſie alle, bis auf das Kind in den Armen; wir ließen keine Wurzel zu neuem Sproß.“ „Die Leiber wurden in den Yang-tſe geworfen.“

Ein Jahr früher hatte die Proclamation von Yang, dem öſtlichen König, die Geſinnung der Taipings hinſichtlich der Tataren proklamirt. Es iſt ein eigenthümliches Dokument. Der öſtliche König beginnt mit der Erklärung, daß China den Chineſen und nicht den Tataren angehört. Alles ſtand gut, behauptet er, als die Manſchu's kamen. „Eine Flamme der Unterdrückung ſtieg damals auf gegen Himmel“ — ein Qualm der Verderbniß „ſchändete den himmliſchen Thron;“ ein widriger Geruch „verbreitete ſich fern über die Meere.“ Und warum, fragt der königliche Denkſchrift-Verfaſſer? „China iſt das Haupt, die Tatarei die Füße; China iſt das Land der Geiſter, die Tatarei das Land der Dämonen.“ Und „wenn alle Bambus der ſüdlichen Hügel als Federn benutzt werden ſollten, ſie würden nicht genügen, die Scheuslichkeiten dieſer Tataren zu beſchreiben.“

„Laßt uns einen Blick werfen auf den Urſprung dieſer Tataren. Ihr Urahn war der Baſtard eines weißen Fuchſes mit einem rothen Hunde, von dem das Gezücht dieſer Kobolde entſproſſen iſt, das ſich ſeitdem ſo reichlich vermehrt hat.“ China, wird weiterhin geſagt, war einſt für eine kurze Zeit „von Helden bar.“ Damals beſtieg der weiße Fuchs den Thron, und dieſe gewaſchenen Affen ſtürzten, „nachdem ſie ihre Kappen abgenommen, in den kaiſerlichen Hof.“

„Dieſe Dinge müſſen Euch Allen bekannt ſein. Nach Eurer eigenen Berechnung können der Manſchu's nicht über hunderttauſend ſein; und wir Chineſen betragen mehr als fünfzig Millionen; aber für fünfzig Millionen iſt es ſehr unangenehm, von einmalhunderttauſend beherrſcht zu ſein. Da nun aber glücklicher Weiſe eine vergeltende Vorſehung daran iſt, das Land ſeinen rechtmäßigen Beſitzern wiederzugeben, und da China einige Ausſicht auf eine Neubelebung hat, indem die Gemüther der Menſchen auf eine gute Regierung hingerichtet ſind, ſo iſt es klar, daß die Tataren nicht mehr lange zu regieren haben. Ihre Dreimalſieben oder die 210 Jahr ihrer Pachtzeit ſind dem Ende nahe und die außerordentliche Perſon von Fünfmalneun iſt bereits erſchienen. (Es curſiren alſo alte Prophezeihungen unter dem Volke.) Die Greuel der Tataren ſind voll; der hohe Himmel hat ſeinen Zorn kundbar gemacht und unſern „Himmliſchen König“ beauftragt, ſeine himmliſche Majeſtät dräuend zu enthüllen und die Standarte der Rechtſchaffenheit aufzupflanzen, hinwegzufegen die dämoniſche Brut, und unſer blumenreiches Land vollſtändig zu ſäubern.“

Als die europäiſche Intervention zu Shanghai begann, beklagten ſich die Taipings bei den engliſchen und amerikaniſchen Conſular-Beamten, „daß die Franzoſen von dem Gelde der Kobolde beſtochen worden ſeien.“ Sehr wenige der dortigen Engländer indeſſen ſind jetzt noch für die Taipings und ihre Politik. Man glaubt nämlich im Gegenſatze zu früheren Vorſtellungen, daß ſie wenig verſprechen, weder für das Chriſtenthum, noch für den Handel. Nichts deſtoweniger ſind ſie gegenwärtig faſt durchaus ſiegreich und müſſen, zum Guten oder zum Böſen, auf das künftige Schickſal des Reiches einen ungeheuren Einfluß üben. Sie verfügen über ein Vierzehntheil ſeines Flächeninhaltes, ein Sechstheil ſeiner Bevölkerung und ein Viertel ſeiner Einkünfte — Provinzen, welche, wie der engliſche Capitain glaubt, „die großartigſte commercielle Lage in der Welt“ einnehmen.

Für bloße Plünderer und Mordbrenner will Capitain Brine die Taipings nicht angeſehen wiſſen; zu einer Einmiſchung der europäiſchen Seemächte räth er nicht. In Bezug auf das wirkliche oder eingebildete Chriſtenthum derſelben äußert er ſich dahin, daß daſſelbe von dem Chriſtenthum, wie es die Kirche von England darſtellt, ſehr verſchieden ſei und auch mit dem Katholicismus nicht beſonders vereinbar ſein würde; die Taipings gingen auf den Sturz des Buddhaismus aus und ſeien gewaltige Bilderſtürmer; der Katholicismus habe aber gerade in Bezug auf ſeine äußere Darſtellung viel Aehnlichkeit mit dem Buddhaismus. Indeſſen meint er doch, daß ſich das Taiping-Chriſtenthum vielleicht allmählich läutern und in Harmonie mit dem der „weitverbreiteten angelſächſiſchen Raçe“ gebracht werden könnte.

## Deutſchland und das Ausland.

### Zur Klimatographie der Erde, von Mühry.*

Ein reiches Sammelwerk, und weit mehr als das! Wie ein berufener Forſcher in dem unermüdlichen Studium des ſpeziellſten Details zu immer allgemeineren wiſſenſchaftlichen Geſichtspunkten ſchrittweiſe vordringt, um ſich endlich zu den Wahrheiten zu erheben, die man am beſten als naturwüchſige bezeichnen mag, die den Charakter nothwendiger Kauſalität an ſich tragen, welche ungezwungen zur Bildung eines natürlichen Syſtems gleichſam zuſammenfließen: davon geben die klimatologiſchen Arbeiten Mühry's ein treffliches, fruchtbringendes Zeugniß.

Der Ausgangspunkt der Mühry'ſchen Studien war, wie bei einem Arzte natürlich, der pathologiſche. Ihn intereſſirte zunächſt die geo-

* Klimatographiſche Ueberſicht der Erde, in einer Sammlung authentiſcher Berichte mit hinzugefügten Anmerkungen, zu wiſſenſchaftlichem und praktiſchem Gebrauch. Mit einem Appendix und 3 Karten-Skizzen in Holzſchnitt. Von A. Mühry, M. D. ꝛc. Leipzig und Heidelberg. C. F. Winter'ſche Verlagshandlung, 1862. Gr. 8. 744 S.

Digitized by Google

graphiſche Verbreitung der Krankheiten, und die Reſultate dieſer ſeiner Studien finden ſich niedergelegt in ſeiner „Noſo-Geographie" (1856), einem vielgeleſenen und viel benutzten Werke. — Indem er ſich dann der Urſachen dieſer Vertheilung der menſchlichen Leiden auf die mannigfachen bewohnten Punkte und Gegenden der Erde bewußt zu werden ſtrebte, mußte er die verſchiedenen Klimate analyſiren, das Gemeinſame und das Differente ſondern, die Wirkungen der einzelnen Faktoren, welche überhaupt ein Klima zuſammenſetzen, auf den menſchlichen Organismus, auf die Prädispoſition zu gewiſſen pathologiſchen Zuſtänden unterſuchen. Denn die geographiſche Verbreitung der Krankheiten, Organleiden wie anomale Miſchung der Säfte, ja ſelbſt ſchon diejenige Prädispoſition zu beſtimmten, theils akuten, theils chroniſchen Krankheiten, welche in den normalen Varietäten des anatomiſchen Bau's und der phyſiologiſchen Function der edelſten Organe, je nach den verſchiedenen Längen-, Breiten- und Höhepunkten des bewohnten Erdkreiſes wurzelt, iſt zum bei weitem überwiegenden Theile die Folge der verſchiedenen Klimate, inſofern zur Conſtituirung und Beſtimmung eines Klima's nicht nur die Luft (ihre Temperatur, ihre Schwere, der Waſſerdampf, die Regenvertheilung, die Windverhältniſſe), ſondern auch die Bodenverhältniſſe (Configuration und Compoſition), die Vegetation, die Quellen in Anſpruch genommen werden müſſen.

Als Klimatolog trat nun Mühry zunächſt mit dem Sammelwerke auf, welches den Titel führt: „Klimatologiſche Unterſuchungen, oder Grundzüge der Klimatologie in ihrer Beziehung auf die Geſundheitsverhältniſſe der Bevölkerungen."

Dies Buch war inſofern eine Fortſetzung der „Noſo-Geographie," als es für die geographiſche Vertheilung der Krankheiten weitere Bereicherung durch Hinzufügung neuen Material's gewährte, dabei die Epidemien-Kunde, die Mortalitäts-Verhältniſſe, die Hygieine, ſoviel als das vorgefundene Material irgend geſtattete, in den Kreis der Betrachtung zog. Der klimatologiſche Geſichtspunkt aber wurde jetzt vorherrſchend; die eigentlich klimatiſchen Verhältniſſe wurden ſowohl im Allgemeinen kritiſch beleuchtet, als auch im Beſondern ſcharf charakteriſirt.

Der unermüdliche kritiſche Sammler arbeitete ſich aber je länger deſto mehr zu einer völligen Selbſtändigkeit als Klimatolog heraus, und erſcheint als ein ſolcher mit ſchöpferiſcher Eigenthümlichkeit in ſeiner „Allgemeinen geographiſchen Meteorologie, oder Verſuch einer überſichtlichen Darlegung des Syſtem's der Erd-Meteoration in ihrer klimatiſchen Bedeutung." Unbeſchadet den unſterblichen Verdienſten eines Dove, iſt hier zuerſt der kühne Verſuch zu conſtatiren, wie die meteoriſchen Erſcheinungen auf unſerer Erde zu einem vollendeten, geſchloſſenen Syſtem erhoben und in ihrer Geſammtheit als unendlich kreiſende Urſache und Wirkung anſchaulich werden können. — Die fundamentale Entſtehung der räumlichen und zeitlichen Temperatur-Vertheilung auf unſerem Erdballe bildet den Ausgangspunkt dieſes Syſtem's; aus ihr ergiebt ſich die Entſtehung der Winde und weiter deren Circulation und wiederum rückwirlend; es ſchließt ſich hieran die geographiſche Vertheilung des durch die immerwährende meeriſche Verdunſtung entſtehenden Waſſerdampf's in der Atmoſphäre; weiter die geographiſche Vertheilung des durch den Conflikt dampfreicher Luftſchichten mit entgegentretender kälterer Temperatur überall entſtehenden Regens; endlich die horizontale wie vertikale Vertheilung des Luftdruck's, die täglichen und jährlichen Barometer-Schwankungen und unregelmäßigen Undulationen. — Befähigt erſt die Einſicht in dieſe fundamentalen Verhältniſſe zu einem klaren Begriff von dem Weſen der Klimatur überhaupt, ſo gelangt man an der Hand des Verfaſſers zu einer ebenſo leicht verſtändlichen als erſchöpfenden Eintheilung der konkreten Klimate nach den mannigfachen Modificationen und Combinationen dieſer Kategorien unter ſteter Rückſichtnahme auf die beſonderen örtlichen Verhältniſſe, welche zur Beurtheilung des Klima's einer beſchränkten Gegend oder eines Punktes auf der Erdoberfläche ganz unerläßlich ſind, und häufige Abweichungen von dem allgemeinen klimatiſchen Charakter eines Landes nach deſſen Lage in dem gegebenen Breitenkreiſe, im Land- oder See-Klima, in vertikaler Erhebung u. ſ. w. bedingen. Eine ſolche umfaſſende Beſtimmung eines Klima's iſt freilich wohl complicirter, als ſie gewöhnlich gegeben zu werden pflegt, ſie iſt aber zu praktiſchen Zwecken, nicht blos für den Arzt und den kranken Menſchen, ſondern auch für den Landwirth, den Statiſtiker u. ſ. w. von höchſter Wichtigkeit.

Daß Mühry nur auf Grund des maſſenhafteſten Materials zur endlichen Gewinnung eines allgemeinen naturwahren klimatiſchen Syſtem's ſich herausarbeiten konnte, verräth ſchon eine gewiſſe Schwerfälligkeit der Darſtellung, welche, bei allem gewiſſenhaften Streben nach möglichſter Klarheit, doch noch zu ſehr mit den verbreiteten Detail's beladen, mit der Laſt der aufgehäuften Thatſachen behaftet erſcheint, um in ungehemmtem Fluſſe fortzuſchreiten. Das Bleigewicht aber an den Füßen des ſeinem Gegenſtande ganz hingegebenen Forſchers bewahrt die Phantaſie auch vor dem gerade bei der Luftſchiffahrt ſo leicht möglichen ungewiſſen Schweifen in ungemeſſenen Fernen, iſt eine ſolide Bürgſchaft für das Streben nach dem in dieſer Wiſſenſchaft bis jetzt möglichen Grade von Sicherheit und Zuverläſſigkeit.

Das uns jetzt vorliegende Werk umfaßt nun das geſammte Material, welches den Mühry'ſchen Arbeiten bisher zu Grunde gelegen hat. Es bildet eine Ergänzung ebenſowohl zu ſeinen „Grundzügen der Klimatologie ꝛc," wie zu dem „Syſtem der Erdmeteoration in ihrer klimatiſchen Bedeutung." Mag es immerhin nicht dem gewöhnlichen Brauche entſprechen, nach der mühſamen endlichen Bewältigung eines immenſen Material's nun nachträglich auch dieſes ſelbſt zu veröffentlichen — der Künſtler freilich zeigt das Rüſtzeug und den Rohſtoff nicht, nachdem das Werk vollendet; der wiſſenſchaftliche Forſcher hat im Gegentheil hierzu nicht blos das Recht, ſondern, im gewiſſen Grade, die Pflicht, und kein Arzt wird beiſpielsweiſe einen pathologiſchen oder therapeutiſchen Befund ohne die betreffenden Krankengeſchichten, kein Phyſiolog das Reſultat ſeiner Experimente ohne dieſe ſelbſt in extenso mittheilen. — Die in Rede ſtehende Mühry'ſche Sammlung klimatographiſcher Berichte hat aber auch ihren ganz eigenthümlichen Werth, da ſie, wie geſagt, weit mehr giebt, als eine bloße Zuſammenfügung authentiſcher Berichte — mit den in den früheren Werken ſchon veröffentlichten zuſammen über 800 —, zu deren Ausarbeitung Verf. eine Reihe von acht Jahren unbeſchränkter Muße und mit freier Benutzung der Göttinger-Univerſitäts-Bibliothek verwandt hat! Verf. hebt mit Recht in der Vorrede zu vorliegendem Werke hervor, daß andere Bearbeiter klimatologiſcher Gegenſtände kaum die gleiche Gelegenheit und Mühe für ſolche Sammlung haben und aufwenden dürften, und wir fügen hinzu, daß Verf. ſich den großen Dank weiter Kreiſe unter allen Nationen dieſſeits und jenſeits des Weltmeer's verdient hat, indem er ein klimatographiſches Lexikon lieferte, in welchem man nirgends ganz ohne Erfolg nachſchlagen wird, wenn auch nach der eigenthümlichen Natur ſolcher Berichte die Ausbeute im Speziellen eine ſehr ungleiche ſein muß ſowohl in wiſſenſchaftlicher Beziehung, als in Rückſicht auf Vollſtändigkeit. Verf. iſt übrigens redlich bemüht geweſen, durch eigene Interpolationen und Commentarien überall nachzuhelfen, zu berichtigen, zu ergänzen. Einzelne Abſchnitte ſind ganz frei von ihm ſelbſt bearbeitet mit Angabe der Quellen und alſo aus vollem Guſſe; das Ganze aber bietet für jeden Gebildeten des Intereſſanten und Wiſſenswerthen ſoviel, daß wir die Hoffnung des Verf. vollſtändig theilen, das Buch werde nicht nur den theoretiſchen Wiſſenſchaften, wie der Meteorologie, Klimatologie, Geographie, Geologie, Anthropologie, Zoologie, Botanik, Geſchichte ꝛc., ſondern auch den praktiſchen Wiſſenſchaften, wie Heilkunde, Hygieine, Landwirthſchaft, Kriegswiſſenſchaft, Handelswiſſenſchaft, Nautik, für einzelne Unternehmungen, wie Kriegsexpeditionen, Coloniſationen u. ſ. w. willkommen ſein! Ein Appendix giebt als Nachträge zur „allgemeinen geographiſchen Meteorologie" 1) die Meteorologie der nördlichen Polarzone; 2) eine geographiſche meteorologiſche Beobachtung des Verf. über das Wechſeln der beiden Paſſat-Winde in Mittel-Europa; 3) die meteorologiſchen Verhältniſſe der ſüdlichen Polarzone; 4) Beſchreibung und Abbildung eines neuen Athmometer's, vom Verf. konſtruirt und gebraucht; 5) Verſuch, ein allgemeines geographiſches Syſtem in den großen Strömungen des Ocean's aufzuſtellen; 6) endlich einige werthvolle Supplemente, zum Theil eigene Beobachtungen.

---

## Auslands-Schriftſteller in Deutſchland.

Aus einem Schreiben aus Dresden.

Unter den in dieſem Winter in Dresden weilenden ausgezeichneten Dichtern und Schriftſtellern des fernen Auslandes ſind u. A. die Herren: Graf Tolſtoi, Frau v. Pawlov aus Rußland, Gonçalves Dias aus Braſilien und Björnſtjerne Björnſon aus Norwegen zu nennen. Der Letztgenannte iſt als der Verfaſſer der bereits in ſieben Ueberſetzungen erſchienenen Novellen: „Schön Synnöve," „Arne," „ein friſcher Burſche," ſowie als dramatiſcher Dichter bekannt, der u. A. die Dramen: „Unter den Schlechten," „Den halt Hulda," (die hinkende Hulda,) „Sigurd, der Unregierbare" geſchrieben hat. Herr Björnſon (mit einer Enkelin unſers deutſchen Turnvaters Jahn verheiratet) hat eine größere Reiſe in Italien zurückgelegt und iſt gegenwärtig wieder nach Norwegen zurückgekehrt. Hr. Gonçalves Dias iſt einer der namhafteſten Dichter und Schriftſteller Braſiliens und als Verfaſſer mehrerer, bei F. A. Brockhaus in portugieſiſcher Sprache erſchienenen Werke z. B. „Cantos," ferner eines

Digitized by Google

braſilianiſch-indianiſchen Wörterbuchs: „Os Tymbiras u. ſ. w., in der literariſchen Welt wohlbekannt. Herr Dias, der auch zahlreiche Dichtungen deutſcher Autoren z. B. von Heine, Julius Hammer ꝛc. in das Portugieſiſche übertragen, hat in dieſem Winter die Ueberſetzung der „Braut von Meſſina" vollendet und iſt gegenwärtig beſchäftigt, die Monographie „Martin Behaim aus Nürnberg, der geiſtige Entdecker Amerika's," von Alexander Ziegler, der portugieſiſchen Literatur beizufügen. Der geſchätzte Dichter, der in Folge ſeiner, im Auftrage der Regierung in den Jahren 1859—1862 in das Innere des nördlichen Braſiliens, ausgeführten Expeditionen etwas leidend geworden zu ſein ſcheint, gedenkt im Frühjahr zu ſeiner Stärkung und Erholung Karlsbad zu gebrauchen.

Graf Alexis Tolſtoi, geboren 1817 und erzogen von ſeinem auch in der literariſchen Welt bekannten Onkel Hr. v. Perovsky, iſt ſchon in früher Jugend nach Deutſchland, u. A. nach Weimar gekommen, wo er ſich erinnert, i. J. 1817 auf den Knieen Karl Auguſt's und Goethe's geſeſſen zu haben. Im Jahre 1834 trat Tolſtoi, obgleich mit wenig Neigung, in ruſſiſche Dienſte, zuerſt als Civilbeamter, ſpäter — während des Krimkrieges — als Militair, jedoch mit dem feſten Vorſatz, beim Friedensſchluſſe den Militairdienſt zu quittiren und ſich der Literatur zuzuwenden. Graf Tolſtoi, einer der geachtetſten ruſſiſchen Adels-Familien angehörig und ſelbſt am kaiſerlichen Hofe in großer Gunſt ſtehend, hat zuerſt „lyriſche Dichtungen" in ruſſiſchen Journalen veröffentlicht, die ſehr beifällig aufgenommen worden ſind. Später hat er eine dramatiſche Dichtung „Don Juan" vollendet und zuerſt in einer geachteten ruſſiſchen Zeitung erſcheinen laſſen. Dieſe Dichtung iſt gegenwärtig von Frau v. Pawlov metriſch in die deutſche Sprache übertragen worden, und wird nächſtens bei Teubner in Dresden erſcheinen. Im vorigen Jahre erſchien vom Graf Tolſtoi der mit großem Beifall aufgenommene Roman: „Fürſt Serébrenni, aus den Zeiten Johann des Schrecklichen." Dieſer Roman erſchien zuerſt in dem Journal „der ruſſiſche Bote" und wurde, vorbehaltlich der erſten Auflage, mit 4000 Thlr. honorirt. Gegenwärtig iſt Graf Tolſtoi mit der Bearbeitung eines Trauerſpieles beſchäftigt, deſſen Stoff gleichfalls der ruſſiſchen Geſchichte entnommen iſt. — Frau v. Pawlov, geboren i. J. 1812 in Jaroslav an der Wolga, ſchrieb zuerſt unter ihrem Familiennamen als junges Mädchen in deutſcher Sprache auf Anregung von Alexander von Humboldt zur Zeit ſeiner Reiſe nach dem Ural „Das Nordlicht; Proben der neueren ruſſiſchen Literatur, von Karolina von Jaeniſch" (Dresden und Leipzig, Arnoldiſche Buchhandlung 1833.) Nachdem ſie ſich im Jahre 1837 mit dem bekannten ruſſiſchen Schriftſteller Nikolaus Pawlov verheiratet hatte, gab ſie im J. 1839 „Les Préludes" (Sammlung von Ueberſetzungen ausgezeichneter Dichter von fünf verſchiedenen Nationen) in Paris bei Didet heraus, veröffentlichte ſpäter in ruſſiſcher Sprache Gedichte, Novellen, Romane (z. B. „das Doppelleben"), Luſtſpiele u. ſ. w. und hat für geachtete ruſſiſche Zeitſchriften eine Menge ausgezeichneter, kenntnißreicher Artikel über deutſche Zuſtände auf dem Felde der Kunſt und Literatur geliefert. In den Jahren 1856 u. 1857 beſuchte Frau von Pawlov den Orient, verweilte ſechs Monate in Konſtantinopel u. ſ. w. und kehrte dann nach Deutſchland zurück. Die geiſtreiche Dame lebt gegenwärtig, mit deutſcher Literatur beſchäftigt, in Dresden, woſelbſt auch, i. J. 1859, ein von ihr in deutſcher Sprache geſchriebenes Luſtſpiel: „Eine übereilte Ehe" auf dem k. Hoftheater zur beifälligen Darſtellung gelangt iſt.

## Mannigfaltiges.

— Aus der Zeit des ſiebenjährigen Krieges. Die letzterſchienenen drei Halbbände (16., 17. u. 18.) der Deutſchen National-Bibliothek* enthalten ſehr zeitgemäße Schilderungen aus dem ſiebenjährigen Kriege, welche Herr Prof. Dr. Joſeph Kutzen zu Breslau mit überlegenem Talent vorgeführt hat. So oft auch der ſiebenjährige Krieg dargeſtellt worden, es iſt nach hundert Jahren ſeiner Endſchaft nicht überflüſſig, einzelne Momente dieſer mächtigen Zeiterſchütterung dem deutſchen Volke zu erzählen; denn der ſiebenjährige Krieg war, wie Leſſing es in ſeiner „Minna von Barnhelm" prophetiſch angedeutet, der ſegensreiche Wendepunkt des erweckten Nationalbewußtſeins der Deutſchen. Friedrich der Große war ein deutſcher Held, mochte er auch lieber und beſſer franzöſiſch als deutſch reden; ſeine Thaten haben bei ſeinem Volke gezündet und die Nacht, die auf dem Deutſchthum laſtete, war mit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts dahin. Darum war es ſchön und recht, daß Herr Kutzen ſo andächtig und geiſtvoll den Manen Friedrich's ein neues Denkmal geſtiftet. Das Leben des Verfaſſers dieſer „Bilder und Umriſſe" hat Herr Ferdinand Schmidt, der Herausgeber der D. Nat. Bibl., aus brieflichen Mittheilungen des Prof. Kutzen geſchildert und hier wiederum die Gewandtheit ſeiner Feder bekundet. — Eine willkommene Zugabe bilden am Schluß des 18. Halbbandes die kleinen Pläne der Schlachten bei Prag, Kolin, Roßbach, Leuthen, Hochkirch, Cunersdorf und Torgau.

* Berlin, B. Brigl. (Jahreszahl nicht angegeben).

— Meiſterwerke der Kirchenbaukunſt. Herr Dr. Karl von Lützow, Docent der Kunſtgeſchichte an der Univerſität München, hat unter dem Titel: „Die Meiſterwerke der Kirchenbaukunſt"* eine Darſtellung der Geſchichte des chriſtlichen Kirchenbaues, erläutert durch ihre hauptſächlichſten Denkmäler, geliefert, auf welche wir unſere Leſer mit Vergnügen aufmerkſam machen. Schon das Aeußere des Buches iſt durch ſolide und elegante Ausſtattung, namentlich durch die ſechsundzwanzig Abbildungen der dargeſtellten Kirchen in Tondruck, und durch eine große Zahl vortrefflicher Holzſchnitte, ſehr anziehend. In Abbildung und Beſchreibung entwirft der Verfaſſer eine Reihe von Einzelbildern der hervorragendſten Denkmäler der chriſtlichen Kirchenbaukunſt, die keineswegs blos für den Architecten von Intereſſe, ſondern für jeden Gebildeten zugänglich und förderlich iſt. Wir folgen an ſeiner Hand dem Entwickelungsgange, den die chriſtliche Baukunſt von den Säulenhallen der Baſiliken an (S. Paolo fuori le mure bei Rom) durch die detaillirte Pracht von Byzanz (Hagia Sofia in Konſtantinopel, St. Marco in Venedig) und vorbei an den ſeltſam-phantaſtiſchen Gebilden der ſarazeniſchen Meiſter (Kathedrale von Cordova) zu den eignen Beſtrebungen des Mittelalters nahm, und der uns zeigt, wie dieſe zuerſt in dem Dome von Piſa, dann aber in den Rundbogenkirchen von Mainz, Speyer und Bromberg ſich zu jener Vollendung aufſchwangen, welche endlich in dem eigentlich deutſchen, (nicht gothiſchen) Bauſtile ihre Höhe und ihre mannigfaltigſte Anwendung erhielt. Der deutſche Kirchenbau iſt dargeſtellt an den Kathedralen von Paris, Chartres, Rheims, Amiens, Rouen, Caen und Lincoln, an den Münſtern von Straßburg, Freiburg, Köln, Wien, York. Reihen wir dieſen Bildern noch die der Weſtminſter-Abtei, des Domes von Antwerpen, der Kathedrale von Burgos, ſowie der Dome von Mailand, Siena, Orvieto und Florenz an, ſo wird man geſtehen, daß dieſe Galerie, die der Rieſenbau von St. Peter zu Rom würdig abſchließt, eine in ſich abgerundete und wohl auserleſene Ueberſicht über die Geſchichte der Baukunſt des Mittelalters — mit ihr iſt ja faſt gleichbedeutend die Kirchenbaukunſt jener Zeit — gewährt. Namentlich wird man die deutſche Bauart ſehr gut vertreten finden, nur vielleicht wünſchen, daß auch von den norddeutſchen Meiſterwerken dieſer Kunſt das eine oder andere, z. B. die Marienkirche in Danzig, aufgenommen worden wäre. Bei den früheren Bauſtilen des Mittelalters mußten allerdings wenige Beiſpiele genügen, wenn das Werk nicht zu einem, ſein Ziel um Vieles überſteigenden Umfang heranſchwellen ſollte. Doch iſt es wohl nicht ungerecht, wenn wir namentlich die Kürze bedauern, mit der die ſarazeniſch-chriſtliche Kunſt ſich begnügen muß. Gerade die Verbindung, die hier Islam und Chriſtenthum eingegangen ſind, eine Verbindung, die nicht immer wie in der Kathedrale, früher der großen Moſchee von Cordova, blos eine zeitliche Aufeinanderfolge iſt, umgekehrt wie in der Hagia Sofia, ſondern die oft von Anbeginn an die künſtleriſche Grundlage des Bauwerks iſt, bietet eine ſeltene Fülle von hiſtoriſchen und kulturgeſchichtlichen Aufſchlüſſen dar, die wir gern, z. B. an der Capella Palatina des Hohenſtaufen-Palaſtes in Palermo, oder an dem Dome zu Monreale, von der Feder des Verfaſſers erläutert ſähen. Auch glauben wir nicht zu irren, wenn wir den letzteren Dom, abgeſehen von den ſarazeniſch-normänniſchen Kunſtübungen, die bei ſeinem Ausbau thätig waren, ſchon wegen ſeiner unvergleichlichen inneren Ausſchmückung, wegen der Moſaiken, die ihn zu einer großen Bilderfibel des früheren Mittelalters machen, als das Denkmal eines beſonderen und nicht einflußlos gebliebenen Aufſchwungs chriſtlicher Kirchenbaukunſt bezeichnen. Allein wir wollen nicht mit Herrn von Lützow über das rechten, was er nicht gegeben, ſondern ihm dankbar ſein für das Viele und Schöne, was er gegeben hat. Wir dürfen ſein Buch, als eine wahrhaft populäre Darſtellung der chriſtlichen Kirchenbaukunſt, jedem Freunde der Kunſt und der Geſchichte beſtens empfehlen. £.

— Der Verein von Freunden der Erdkunde zu Leipzig. Es iſt ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß in der regſamen Stadt Leipzig vor zwei Jahren ein „Verein von Freunden der Erdkunde" ſich gebildet hat. Der Sammelpunkt war zunächſt der ſchöne Gedanke einer

* Leipzig, E. A. Seemann, 1862.

Digitized by Google

„Carl Ritter=Stiftung, der auch alsbald zur That wurde und, nach den durch die Herren Buchhändler Adolph Barth, Prof. Carl Bruhns, Prof. J. Victor Carus und Dr. Henry Lange ausgearbeiteten Statuten, das „hauptſächlichſte Förderungsmittel des Vereins=Zweckes“ begründen ſoll. Jene ſiebzehn Männer, welche den Verein urſprünglich in's Leben riefen, wünſchten dem heutzutage „ſchon allgemein verbreiteten Intereſſe an dem Studium der Geographie“ in ihrer Stadt eine wiſſenſchaftliche Richtung zu geben und es durch äußere Anſtalten gegen die Schwankungen der Zeitverhältniſſe ſicher zu ſtellen. Regelmäßige Verſammlungen, wiſſenſchaftliche Vorträge in denſelben, ein geographiſcher Leſezirkel und eine Bücher- und Kartenſammlung ſollen dieſem Drang nach Erweiterung des geographiſchen Horizonts Genüge leiſten. Der erſte Jahresbericht über die Thätigkeit des Vereins im Entſtehungsjahre 1861* liegt uns vor und liefert den ehrenvollen Beweis, daß der Verein, indem er ſeine Zwecke in würdiger und großartiger Weiſe zu verfolgen beſtrebt iſt, auch ſchon anſehnliche wiſſenſchaftliche Reſultate erzielt hat. Denn dem Leipziger Vereine gebührt das Verdienſt, die (im December 1860 in Gotha ausgerüſtete) durch die Schuld ihres Führers, Herrn von Heuglin, ins Stocken gerathene Expedition zur Aufhellung der Schickſale des in Inner=Afrika verſchollenen Dr. Eduard Vogel, wieder auf die Beine gebracht zu haben. Ein rühmlichſt bekannter Reiſender, der preuß. Ingenieur=Lieutenant a. D., Herr Moritz von Beurmann (einziger Sohn des früheren Oberpräſidenten der Provinz Poſen) ließ ſich bereitwillig für das Unternehmen gewinnen und wurde der innerafrikaniſchen Expedition nachgeſandt. Der erſte, dem Jahresberichte angehängte Aufſatz (von Dr. Henry Lange) giebt Zeugniß dafür, wie thatkräftig und umſichtig Herr von Beurmann den in ihn geſetzten Erwartungen entſprach. Das Gleiche beſtätigt auch ein Aufſatz des Aſtronomen, Prof. Carl Bruhns, der die erſte afrikaniſche Ortsbeſtimmung des Herrn v. Beurmann ſehr günſtig beurtheilt. Der dritte Aufſatz, vom kgl. ſächſiſchen Ober=Lieutenant Waldemar Schulz, macht „kurze Mittheilungen“ über räumliche Verhältniſſe der Süd=Provinzen von Braſilien, beſonders der Provinz Rio Grande do Sul. Ein vierter Aufſatz endlich rührt von dem Secretär der Leipziger Stadtbibliothek, Hrn. Dr. Heinrich Brandes, her und gewährt einen rapiden Ueberblick über den jetzigen Stand der Frage vom „Keltiſchen Volksſtamm.“ Man darf andrerſeits dieſen kleinen Artikel als einen Beleg dafür anſehen, daß der Verein nicht blos die Intereſſen der Geogrophie im ſtrengſten und engſten Sinne, vielmehr auch die ihrer buntfarbigen Schweſter, der Ethnographie, vertreten will. Das iſt ſehr richtig und zeitgemäß! Die Ethnographie ſchlägt die Brücke zwiſchen der Erdkunde und der Geſchichte, deren Gebiet ſo unendlich weit iſt und noch die „politiſchen und moraliſchen“ Wiſſenſchaften unmittelbar berührt. Wird die Geographie ſo aufgefaßt, dann erſcheint ſie inmitten der concreten Wirklichkeit aller idealen Ziele des Menſchengeiſtes. Solche Sorge belohnt ſie reichlich an ihren Pflegern! T. v. H.

— Fétis über E. T. A. Hoffmann als Komponiſt. Der bekannte franzöſiſche Muſikkenner Fétis, der auf der königlichen Bibliothek in Berlin Gelegenheit hatte, die von E. T. A. Hoffmann hinterlaſſenen, muſikaliſchen Handſchriften zu ſtudiren, äußert ſich über dieſelben in der kürzlich erſchienenen, zweiten Auflage der „Biographie universelle des Musiciens“ folgendermaßen: „Ich habe dieſe Handſchriften mit Muße prüfen können, und nicht ohne Erſtaunen konſtatirt, wie ſehr es dieſem Manne in der Muſik an Einbildungskraft gebrach und wie er ſich in ſeinen Compoſitionen niemals über die Mittelmäßigkeit zu erheben vermochte. Seine große, romantiſche Oper „Undine“ hat nichts Romantiſches, als den Text. Die Partitur iſt wohlgeſchrieben, aber das iſt Alles, was man davon ſagen kann. Weder die Melodieen, noch die Harmonie, noch endlich die Modulationen verrathen Spuren des Genies. Die Kritiken, die dieſes Werk dem Komponiſten zuzog, regten ſeine Galle auf und erwiederte er durch Sarkasmen; aber nachdem er ſeine üble Laune überwunden hatte, zog er die Partitur zurück** und wollte nichts mehr davon hören.“

— Wörtliche Auslegung der Geſetze in England. Auch das engliſche Nachdrucks=Geſetz erklärt jede Nachbildung durch einen „mechaniſchen Prozeß“ als verbotenen Nachdruck. Gleichwohl haben engliſche Gerichtshöfe in einem Falle (Gambart wider Hall), wo es ſich um eine nicht autoriſirte, photographiſche Nachbildung handelte, dieſen nicht als verbotenen Nachdruck angeſehen, weil ein „chemiſcher Prozeß“ etwas Anderes, als ein „mechaniſcher Prozeß“ ſei.

* Leipzig, Hinrich's, 1862.

** Wir hatten bisher geglaubt, die Partitur von Hoffmann's „Undine“ ſei bei dem großen Brande des Schauſpielhauſes in Berlin, im Juli 1817, mit verbrannt. D. R.

— Wielopolski und Zamoyski. Unter dieſer Ueberſchrift bringt die „Kölniſche Zeitung“ vom 19. Februar einen, ihrer Angabe nach, der „Allg. Ztg.“ entlehnten, und die „Schleſiſche Zeitung“ vom 21. Febr., in ihrem Feuilleton, einen, wie ſie hinzufügt, aus dem Wiener „Botſchafter“ abgedruckten Artikel, welcher wörtlich, mit allen ſeinen Anmerkungen der Redaction, in No. 4 des „Magazin für die Literatur des Auslandes“ vom 4. Februar geſtanden hat. In der Einleitung des Artikels hatten wir, als Quelle die Revue des deux Mondes bezeichnet, mit dem Hinzufügen: „Wir theilen in Folgendem die intereſſanteſten Züge dieſer Charakteriſtik mit.“ Statt unſerer, iſt jedoch in der Kölniſchen die „Allg. Ztg.“ und in der Schleſiſchen der „Botſchafter“ als dasjenige Blatt bezeichnet, das die intereſſanteſten Züge dieſer Charakteriſtik mittheilt.

— Volkswirthſchaftliche Zuſtände Italiens. Dem erſten Hefte der „Jahrbücher für National=Oekonomie und Statiſtik,“ welche Profeſſor Bruno Hildebrand ſeit dem Anfange dieſes Jahres herausgiebt,* entnehmen wir einige Mittheilungen über volkswirthſchaftliche Zuſtände im Königreich Italien. Zunächſt in Betreff der Eiſenbahnen: Es iſt bekannt, mit welcher Energie die Regierung Victor Emanuel's die Vermehrung dieſer wichtigſten Verkehrswege betreibt. Während vor noch nicht langer Zeit die hauptſächlichſten Linien die der lombardiſch=venetianiſchen Provinzen waren, umfaßte das Eiſenbahn=Netz des Königreichs ſchon im März v. J. 2411 Kilometer, wozu noch 195 Kil. im Kirchenſtaate, und 475 Kil. in Venedig hinzutreten. Von den Bahnen des Königreichs ſind nur 645 Kil. Eigenthum des Staates. Die Einnahmen ſind auf den meiſten Linien im raſchen Steigen begriffen. So betrug z. B. auf der — allerdings äußerſt belebten — Bahn Turin=Genua die Mehreinnahme pro März nicht weniger als 191,835 Lire, bei einer Monatseinnahme von 1,194,791 Lire.

Sehr wichtig für das Verhältniß der Kräfte und Leiſtungen zwiſchen den einzelnen Provinzen des neuen Staates iſt die Ueberſicht der indirekten Steuern.

| Sie betrugen von | | 1861 | 1860 |
|---|---|---|---|
| Piemont . . . . . | L. | 56,195,510. 34. | 59,521,124. 65. |
| Lombardei . . . . | = | 28,976,435. 93. | 30,161,462. 44. |
| Emilia . . . . . . | = | 20,636,380. 88. | 22,677,818. 50. |
| Umbrien u. Marken | = | 7,951,229. 40. | 7,038,002. — |
| Toscana . . . . . | = | 18,975,954. 91. | 19,467,764. 34. |
| Neapel . . . . . . | = | 33,924,674. 80. | 38,745,064. 52. |
| Sicilien . . . . . | = | 7,053,262. 77. | 7,620,328. 12. |
| Total=Einnahme | L. | 173,713,449. 03. | 185,231,564. 57. |

Die Mindereinnahme des Jahres 1861 beruht theils auf der Abtretung von Savoyen und Nizza, größentheils aber auf dem Aufhören der Zolllinien zwiſchen den einzelnen Provinzen und der Ermäßigung der Eingangszölle in Mittel=Italien (in einigen Fällen um 80 p. C.).

Die neuen Jahrbücher, aus deren Inhalte wir ſonſt noch auf eine intereſſante Ueberſicht der national=ökonomiſchen Literatur in der periodiſchen Preſſe von England, Italien, Frankreich und Belgien aufmerkſam machen, verſprechen den ökonomiſchen Zuſtänden Italiens, wo auch wirthſchaftlich alles in der Wiedergeburt begriffen iſt, ganz beſondere Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Denn Deutſchland, bemerken ſie, muß daran noch ein weiteres, als ein blos ſcientifiſches Intereſſe haben. L.

— Neue Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur.

Mélanges par Goethe. Traduction nouvelle, par Jaques Porchat. (T. X. des oenvres de Goethe) Paris, Hachette. 6 Fr.

Oeuvres complètes de Henry Heine. De l'Allemagne. Nouvelle édition, entièrement revne et considérablement augmentée. 2 vols. Paris, Lévy. 6 Fr.

Fragments pour servir à l'histoire de la comédie antique. Par M. Artand, inspectenr général des études, avec une préface de M. Guigniaut. Paris, Durand. 5 Fr.

Aperçu sur les progrès de la typographie depuis le seizième siècle, et sur l'état actuel de l'imprimerie de Paris. Par F. A. Duprat. Paris, Aubry. 1½ Fr.

La fille de Molière. Comédie en un acte, en vers, par Edouard Fournier. Paris, Dentu. 1 Fr.

Le coton, son origine, ses problémes, son influence en Europe. Par Louis Reyband. Paris, Lévy.

Annnaire de l'économie politique et de la statistique. Pour 1862. Paris. Gnillaumin.

Le droit maritime international. Par E. Canchy. 2. vols. Paris, Gnillaumin.

J. C.

* Jena, Friedrich Mauke.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereins, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

# Magazin

# für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 9. Mittwoch, den 4. März 1863. 32. Jahrgang.

## Inhalt:

**Dänemark.** Seite

Die nordiſchen Alterthümer des Kopenhagener Muſeums und Worſaae's Bilderwerk. I. Das ſogenannte Stein- und das Bronze-Zeitalter . . . 97

**Polen.**

Ein Wort zur Beſchwichtigung . . . . . . . . . . . . . . . . . 100

**Belgien.**

St. Hubertus, der Patron der Jäger, und die Feier ſeines Feſtes . . . . 102

**Frankreich.**

Der Accent in der Sprache . . . . . . . . . . . . . . . . . 104

**England.**

Biſchof Colenſo und der Pentateuch . . . . . . . . . . . . . . „

**Nord-Amerika.**

Die Baumwollen-Zone . . . . . . . . . . . . . . . . . . 105

**Deutſchland und das Ausland.**

Bar Kochba . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 106

**Mannigfaltiges.**

York's Leben, von Droyſen . . . . . . . . . . . . . . . . 107
Geſchichte der deutſchen Freiheitskämpfe in Bildern . . . . . . . . 108
Stimmen aus Süddeutſchland über die Erhaltung des Zollvereins . . . „
Die Geheimſchriften und die Dechiffrir-Kunſt . . . . . . . . . „
Charles Hugo's „Valjean" . . . . . . . . . . . . . . . . „
Oeſterreichiſche Wochenſchrift . . . . . . . . . . . . . . . „

## Dänemark.

### Die nordiſchen Alterthümer des Kopenhagener Muſeums und Worſaae's Bilderwerk.

I.

Das ſogenannte Stein- und das Bronze-Zeitalter.

Der oben genannte Verfaſſer, jetzt wohl der größte Apoſtel der in Dänemark erfundenen Lehre vom „Stein-, Bronze- und Eiſenalter," hat unter dem nachſtehenden Titel* eine Reihenfolge von Abbildungen herausgegeben, von denen manche Neues, die meiſten aber allgemein Bekanntes darſtellen. Es iſt auch nicht der Bilder willen, ſondern wegen des dem Buche beigegebenen Textes, wenn wir die geneigte Aufmerkſamkeit der Leſer des „Magazin" in Anſpruch nehmen. Dieſer Text hat nämlich einen unſchätzbaren Werth, inſofern als er ein lange gewünſchtes Mittel an die Hand giebt, um das von Kopenhagen aufgeſtellte und diktatoriſch gehandhabte Dogma vom „Stein-, Bronze- und Eiſenalter" beurtheilen zu können. Hier ſei gleich bemerkt, daß ſich deutſche Autoritäten, beſonders wirkliche Alterthümer-Sammler — und von ihnen nenne ich nur den Frhrn. von Ledebur in Berlin — der däniſchen Diktatur hinſichtlich der genannten Zeitalter nie gefügt haben; überhaupt verdankt die neue Lehre ihre Ausbreitung über die Gränzen Dänemarks meiſtentheils dem niederen, hohen und allerhöchſten Dilettantismus des Weſtens, ſowie der, ſeit etwa 16 Jahren beſtehenden, freiwilligen Abſchließung des deutſchen vom däniſchen Geiſte und umgekehrt, — welche wiſſenſchaftliche Blokade ihren Grund allerdings in politiſchen Urſachen hat. In Schweden giebt es übrigens auch vorurtheilsloſe Alterthumsforſcher, deren Publicationen eine andere Grundlage haben, als die in Kopenhagen beliebte.

Worſaae und ſeine Landsleute ſind glühend begeiſterte Patrioten — und wir achten ſie deshalb — aber ſehr zu bedauern iſt, daß ſie Patriotismus und Wiſſenſchaft nicht zu trennen verſtehen, und immer in politiſch erregten Zeiten erſteren auf Koſten der letzteren auch da hervortreten laſſen, wo er durchaus nicht hingehört, und andern Urtheilen und Thatſachen hartnäckig Auge wie Ohr verſchließen, wovon das vorliegende Bilderbuch ebenfalls einen klaren Beweis liefert.

Drei ſcharf geſchiedene Zeitalter hat man alſo in Kopenhagen für das geſammte Europa, mit Ausnahme des „klaſſiſchen" Bodens, aufgeſtellt; hören wir nun, was Worſaae über das erſte derſelben, über das Steinalter ſagt:

„Ueber Dänemarks erſte Bewohnung hat man durchaus keine zuverläſſigen, hiſtoriſchen Nachrichten; dahingegen beweiſen die Alterthümer und Grabhügel hinlänglich, daß vor „„vielen"" tauſend Jahren die däniſchen Lande von Völkern bewohnt wurden, die nicht im Beſitze des Metalls waren. Dieſe Völker ſcheinen im Allgemeinen auf derſelben niedrigen Kulturſtufe geſtanden zu haben, wie viele noch lebende wilde oder halbwilde Volksſtämme in Amerika und auf den Inſeln der Südſee. Sie haben ſich vorzüglich an den Meeresküſten, den Flußmündungen und den Ufern der größeren Binnen-Seen aufgehalten, woſelbſt ſie gute Gelegenheit zum Auſternfang und zur Fiſcherei hatten, und von wo aus es leicht war, in den von Wild reich bevölkerten Waldſtrecken, mit denen das Land damals bedeckt war, zu jagen. In dieſen Wäldern ſtreiften die längſt ausgeſtorbenen Thierarten: Auerochſen, Elennthiere und vielleicht auch Rennthiere umher. Nicht blos das Thierfleiſch und die Felle brauchten die Einwohner zur Nahrung, bezüglich zur Kleidung, ſie benutzten auch die Hörner und Knochen zu Hämmern, Meißeln und anderen Geräthen."

Gegen das in dieſem Satze Mitgetheilte wird ſchwerlich Jemand etwas einzuwenden haben, und unſer Lehrmeiſter hätte nun blos nöthig gehabt, auszuführen, wie wohl die vorzeitige Bevölkerung, deren erſte Geräthe aus Knochen und Fiſchgräthen beſtanden haben müſſen — auf welches „Knochenalter" aber gar keine Betonung gelegt wird — zum Steine griff, und nach und nach in Bearbeitung und Anwendung dieſes ſpröden Materials, bis zum und nach dem Falle des Römer-Reiches, weitere Fortſchritte machte, ehe ſie zum Bearbeiten des Eiſens gelangte. Eine ſolche Deduction paßt aber nicht zur neuen Lehre, und wo bliebe bei derſelben das unvermeidliche „Bronzealter?" Deshalb mußte die folgende Ausführung beliebt werden.

„Uebrigens wurden die allermeiſten Jagdwaffen und Geräthſchaften aus harten Steinen, beſonders Kieſel, hergeſtellt. Am meiſten wurden Keile (oder Aexte) gebraucht, welche die verſchiedenartigſten Formen haben, aber wohl immer in Holzſchäfte eingeſetzt, oder zwiſchen ſolchen befeſtigt waren. Sie wurden offenbar zuerſt roh mit den ſogenannten „Behauſteinen" (Filhuggerstene) zugehauen und hiernach auf großen Schleifſteinen abgeſchliffen, oder doch abgeputzt. Andere Geräthe ſind Meißel, — einige mit hohlgeſchliffenen Schneiden, die auf runden Schleifſteinen hohl geſchliffen wurden, — Hämmer oder Aexte mit durchgebohrten Schaftlöchern, beſonders auch Kieſelſplitter (eine Art Meſſer), krumme Meſſer, Meſſer oder Dolche mit Schaft, ſogar mit in den Kieſel eingehauenen Zierrathen, Lanzen-, „„Harpunen""- und Pfeilſpitzen von Kieſel oder Knochen, Senkſteine zu „„Fiſchernetzen"" und Angelhaken von „„Stein."" Endlich hat man aus dieſem Zeitalter einfache Perlen und Schmuckſachen aus Bernſtein und Knochen, ſowie Thongefäße, von denen einige zum Hängen eingerichtet und die meiſten mit Zierrathen geſchmückt, welche häufig mit einer eigenthümlichen weißen Maſſe ausgefüllt ſind."

* Nordiske Oldsager i det kongelige Museum i Kjöbenhavn. Ordnede og forklarede af J. J. A. Worsaae, 1854. Kjöbenhavn. (Supplement, 1862.)

Digitized by Google

Hierzu muß bemerkt werden, daß die ſogenannten „Behauſteine" verzierte, ovale, runde oder kantenförmige, mit einem Schaftloch, oder dem Anſatz dazu, verſehene Steine ſind; Steine mit Schaftlöchern beſtehen aber nie aus Kieſel, überhaupt nicht aus den härteſten Steinarten; wie man alſo mit ihnen die Kieſelkeile und die oftmals eben ſo harten Hämmer herſtellen hätte können, möchte ſchwer zu beweiſen ſein, die fraglichen Behauſteine dürften alſo einen andern, als den ihnen in Kopenhagen zugeſprochenen Zweck haben. Was die erwähnten Harpunen-Spitzen betrifft, ſo ſind von denſelben, im Kopenhagener Muſeum wenigſtens, weder ſolche aus Knochen, noch aus Stein vorhanden; zu einer Harpunen-Spitze gehört nämlich ſtets ein Widerhaken und eine Oeſe für den Riemen; aus Stein wird übrigens eine ſolche Waffe ebenſowenig hergeſtellt worden ſein, wie die Angelhaken, von denen Herr Warſaae auch keine Abbildung giebt. Zur Würdigung der übrigen Punkte dürften die weiteren Angaben von Nutzen ſein.

„Dieſe Alterthümer werden, rundum zerſtreut, in Wäldern, Aeckern und Moräſten aufgegraben, aber man trifft ſie beſtändiger in größeren Mengen zwiſchen den uralten Speiſereſten, die zuſammengehäuft an den Küſten liegen, und aus zahlloſen Schalen der Auſtern, wie anderer eßbarer Muſcheln und Schnecken, Fiſchgräthen, geſpaltenen Thierknochen, — aus denen das Mark in einer beſtimmten Weiſe herausgenommen worden, — ſowie aus zerbrochenen Thongefäßen, Kohlen-Aſche und feuergeſchwärzten Steinen beſtehen. Die bisjetzt an circa ſechzig verſchiedenen Stellen im Lande entdeckten Schalenhaufen (auch Kjökkenmöddinge genannt) waren von einer und derſelben Beſchaffenheit und demſelben Inhalte, indem namentlich die gefundenen Alterthümer die roheſten und einfachſten Formen aufweiſen und in einem höchſt merkwürdigen Grade mit den älteſten Sachen in andern Ländern übereinſtimmen. Vergleiche mit entſprechenden Verhältniſſen, ſowohl in als außer Europa, würden ſicherlich noch mehr beſtätigen, daß die Muſchelhaufen aus der früheſten Zeit des Steinalters, und mithin aus der allerfrüheſten Zeit des Bewohntſeins Dänemarks herrühren.

„Noch häufiger findet man die Steinſachen in jenen dem Steinalter eigenthümlichen Gräbern, den ſogenannten Rundhügeln, Langhügeln und Rieſenſtuben (Runddysser, Langdysser und Jättestuer), welche große, aus ſchweren, flachen Steinen gebaute Kammern enthalten, in denen die Leichen unverbrannt und oft in ſitzender Stellung ruhen, ſowie Thongefäße, Bernſteinſchmuck und alle Arten Waffen oder Geräthe aus Stein und Knochen, aber durchaus nicht, oder ſehr ſelten (sic) Metallſachen liegen. Gräber dieſer Art kommen weder in Norwegen, noch im nördlichen Schweden vor, wo doch ſonſt ſteinerne Alterthümer gefunden werden, dahingegen längs des Meeres und der größeren Flüſſe in den meiſten andern europäiſchen Küſtenländern. Die Seiten- und Denkſteine der Kammern ſind mitunter mit eingeriebenen oder eingehauenen Ornamenten geſchmückt.

Wenn nun auch die Hügel und Hünengräber durch ihren beſtändig gleichartigen Inhalt bekunden, daß der Gebrauch des Metalls damals bekannt, oder jedenfalls doch nicht allgemein verbreitet geweſen ſein kann, ſo giebt doch ihre oft erſtaunliche Größe, ihre auffällige Bauart und die ſorgfältige, bisweilen faſt geſchmackvolle Bearbeitung der in ihnen niedergelegten Sachen nicht undeutliche Winke darüber, daß ſie wohl zunächſt aus der ſpäteſten (d. h. jüngſten!) und am meiſten entwickelten Zeit des Steinalters, zum Theil aus einer Uebergangszeit zu einer neueren und höheren Kulturſtufe herrühren müſſen, da Jagd und Fiſcherei wohl noch die weſentlichſte Erwerbsquelle ausmachten, aber da das Volk ſchon lange ordentliche feſte Wohnplätze beſeſſen haben muß."

Die Schweiz hat ihre Pfahlbauten, Irland ſeine Cranoghs (künſtliche Inſeln), und Dänemark ſeine Skaldynger — ob ſich unter oder zwiſchen den letzteren noch die Spuren von Pfahlbauten finden werden, muß die Zeit lehren; vorläufig ſteht ſoviel feſt, daß die in den Skaldyngern gefundenen rohen Steinſachen, ebenſo wie die bearbeiteten Knochen, wie Pfeilſpitzen, durchbohrte Hundezähne ꝛc., welche letztere Herr Worſaae, der im Muſeum beliebten Eintheilung gemäß, in die letzte Zeit des Steinalters bringt — merkwürdig mit den in den ſchweizer Pfahlbauten gefundenen übereinſtimmen. Faſſen wir dieſen Umſtand in's Auge, dann können wir zu einem annähernden Schluſſe hinſichtlich der roheſten Zeit des däniſchen Steinalters kommen, denn die lokalen Anſchwemmungen bei einigen der ſchweizer Pfahlbauten laſſen ſich auf ein Alter von höchſtens 2500 Jahren veranſchlagen, mit den „vielen" Tauſenden von Jahren, die man in Kopenhagen dem Steinalter zuſpricht, dürfte es alſo nicht weit her ſein. Die däniſchen Skaldynger bieten aber noch mehr intereſſante Anknüpfungspunkte, denn durch ihre wirklich koloſſalen Dimenſionen verrathen ſie, daß ſie bei beſtändigen Wohnſitzen gelegen haben müſſen, ſonſt wäre ihre Anſammlung nicht möglich geweſen; weiter ſieht man aus den in ihnen enthaltenen rohen Menſchenwerken, daß die Schöpfer derſelben weder die Verfertiger der anderweitig im Lande gefundenen erſtaunlich ſauber und geſchmackvoll gearbeiteten Steinwaffen, noch die Erbauer jener Gräber geweſen ſein konnten, die wiederum genau mit den urdeutſchen Bülzenbetten und Hünengräbern übereinſtimmen (ebenſo wie die bezeichneten Steinwaffen). Da aber die deutſchen Heidengräber der hiſtoriſchen germaniſchen Zeit angehören, müſſen dies die identiſchen Runddyſſer, Langdyſſer und Jätteſtuer* ebenfalls.

Die dem Steinalter zugetheilten Thon-Gefäße (Abbild. 95 — 101) ſind augenſcheinlich auf der Scheibe gedreht und von ſo einfach geſchmackvoller Form und Verzierung, wie etwa die aus der älteren etruskiſchen Zeit, übertreffen auch unendlich die Thongefäße des ſog. Bronzealters und unerreichbar die des Eiſenalters. Man vergleiche nur Abbild. 98 mit den prächtigen Bronze- reſp. Goldgefäßen 278 und 281, oder No. 99 und 101 mit dem goldenen 279 und dem thönernen 292!

Für die „Senkſteine zu Fiſchernetzen" hatte die kgl. däniſche Geſellſchaft für nordiſche Alterthumskunde in ihrem 1835 veröffentlichten Bericht (nicht in den Buchhandel gekommen) noch keine Erklärung. Zu der jetzt gegebenen ſei nur bemerkt, daß ſie richtig ſein kann, aber auch ebenſogut auf Webſtuhl-Senkſteine paßt, da Netzeſtricken und Zeugweben (im kalten Norden wenigſtens) wohl einen gleich hohen Kulturzuſtand bedingt. Spuren gewebten „kimbriſchen" Leinenzeuges (mit 2 Fäden in der Kette und 2 im Einſchlage gewebt) finden ſich aber erſt im Eiſenalter.

Ein prächtiges Curioſum aus dem „däniſchen" Steinalter und gleichzeitig ein Fingerzeig zum Verſtändniß deſſelben bildet die Illuſtration No. 89. Selbige ſtellt nämlich einen ſog. „Probirſtein" dar, und wir wollen und können annehmen, daß dieſe ſchon 1835 erklärte Benennung richtig ſei. Ein ſolcher Probirſtein iſt alſo zierlich und verziert aus Schiefer geſchnitzt, 2½ Zoll lang, 2 — 3 Linien breit und dick; am dickeren Ende einige Linien tief ausgehöhlt und mit zwei einander gegenüberliegenden Löchern in den Seitenwänden verſehen; augenſcheinlich ſollte durch dieſe Oeffnungen eine Schnur gezogen werden (die aber nie gefunden), um das Steinchen am Gürtel oder ſonſtwie zu tragen. Die Schnur hat Worſaae in der Zeichnung als vorhanden angeben laſſen, was weniger wichtig, obwohl ungehörig, aber was thut überhaupt der ſehr häufig gefundene Probirſtein in einem Zeitalter, da man, nach däniſcher Anſicht, gar kein Metall, geſchweige denn das theure Gold hatte? Da hat man die Folgen der wiſſenſchaftlichen Dictatur!

Ebenfalls ein Curioſum iſt die Abbild. 45, mitten unter rohen Knochengeräthen und Waffen eine Axt aus Wallfiſchbein, deren Form mit dem heute noch und im „erſten" Eiſenalter gebrauchten (ſ. Fig. 337) ganz genau übereinſtimmt. Decretum: „Knochen und Stein bleiben immer beiſammen!"

Auf die „Aexte," beſonders auf die „Hacken" aus Hirſchgeweih (Fig. 46 — 49) komme ich beim „Bronzealter" zurück, in deſſen vollſtändig gelöſte Geheimniſſe ich jetzt den geehrten Leſer dreiſt vermittelſt der kühnen Worſaae'ſchen Erklärung einführe. Unſer Apoſtel ſagt S. 23:

„Die für das Steinalter eigenthümlichen Begräbniſſe, nämlich große Steinkammern, welche unverbrannte Leichen (?) und Alterthümer aus Kieſel enthalten, werden in Dänemark immer auf dem Boden der Grabhügel angetroffen, während man hingegen oben in dieſen ſelbigen Hügeln oft (aber nicht ſehr oft) kleine Steinkaſten oder Steinhaufen findet, in denen verbrannte Menſchenknochen meiſt in thönernen Gefäßen oder Urnen liegen, gleichzeitig mit Waffen, Geräthen und Schmuckſachen aus Bronze, die zuweilen mit dünnen Goldplatten belegt oder ganz von Gold ſind. Unzählige (wieder viele Tauſende?) überall im Lande aufgegrabene Erdhügel haben außerdem nur ähnliche Sachen aus Bronze oder Gold, ſowie verbrannte Menſchenknochen in Urnen oder kleinen Steinkaſten, enthalten.

„Nach dem Steinalter iſt alſo ein Zeitraum eingetreten, in dem man die alte Begräbnißart verändert (doch wohl nur zum Theil!) und zwei Metalle, Bronze und Gold, empfangen hatte. Neben Alterthümern aus Bronze und Gold liegen nur mitunter (sic) Steinſachen, namentlich

* Die Jätteſtuer ſind 15 — 30 Fuß hohe Hügel, an deren Fuß ſich ein horizontaler, ſteingeſetzter Gang befindet, der im rechten Winkel die ebenfalls ſteingeſetzte Kammer (Grab) trifft. Die Runddyſſer ſind unbedeutende Bodenerhöhungen, auf denen vier große Steine liegen, welche einen fünften noch größeren als Decke tragen. Dieſe Steinkammer wird von einem geweihten Raum von 15—20 Schritt Durchmeſſer umgeben, deſſen Gränze ein Kreis großer Steine bildet. Die Langdyſſer tragen zwei freiſtehende Steinkammern, und ihre Einfaſſung iſt daher eine länglich runde, ſonſt gleichen ſie den Runddyſſern

Digitized by Google

Pfeile, Aexte und Hämmer, welches zur Genüge beweiſt, daß man noch nach der Einführung des Metalls hier zu Lande fortfuhr, vielleicht wegen des Koſtenpunktes, Geräthe und Waffen aus Stein zu benutzen."

Die veränderte Begräbnißweiſe iſt gewiß ſehr wichtig, denn ehe ein Volk in der Beſtattung ſeiner Todten Veränderungen vornimmt, muß eine große Wandlung in ihm vorgegangen ſein; in neueſter Zeit haben wir aber in Mecklenburg einen heidniſchen (Wenden-?) Kirchhof gefunden, der verbrannte, aber noch mehr unverbrannte Knochen mit Bronzeſchmuck enthält. Verbrennen und Nichtverbrennen ſcheinen einander oft bei der Beſtattung abgelöſt zu haben, müſſen zeitweilig neben einander exiſtirt haben, waren auch vielleicht an gewiſſe Standes-Unterſchiede geknüpft. — Was ſich unter den freiſtehenden Steinkammern der Rundyſſer und Langdyſſer vorfindet, hat man noch gar nicht unterſucht — um dieſe Denkmäler nicht durch Umwühlen und Umſtürzen zu zerſtören — ſollte ſich unter denſelben Nichts vorfinden, dann haben jedenfalls längſt zerſtörte Urnen zwiſchen den freiſtehenden Steinen geſtanden; ſolche konnten, aber aus nahe liegenden Gründen, verbrannte Knochen enthalten haben.

Hinſichtlich der Vermuthung, daß Stein — „wegen des Koſtenpunktes" — noch nach der Einführung der Bronze in Anwendung war, ſind wir Deutſchen in der glücklichen Lage, die däniſche Anſicht nicht blos beſtätigen, ſondern noch bedeutend ergänzen zu können. Die Dänen haben ihre Ueberſetzungen der isländiſchen und norwegiſchen Sagen, deren Originale nur in ſeltenen Fällen noch vorhanden ſind, deren Inhalt aber ſtets mit wahrem Köhlerglauben als „wahr" angenommen wird. Wir Deutſchen haben noch manch' Stückchen aus der Urzeit, das ſich aus dem Schiffbruch gerettet hat, z. B. das Hildebrandslied, welches wir getroſt der däniſchen Kritik überliefern wollen, nachdem es die deutſche überſtanden und Glauben gefunden hat. Eine Stelle dieſes Liedes lautet:

„Do lattun se aerist
askim scrîtan,
scarpên scûrim,
dat in dêm sciltim stönt.
Dô stôptun to samane
staimbort chludun;
hewun harmlîcco
hoittê sciltê,
unti im irô lintûn
luttilô wurtun
ginigan miti wâbnum"

„Da ließen ſie erſt
die Eſchen ſchreiten,
(mit) ſcharfen Schauern,
daß (ſie) in den Schilden ſtanden.
Dann ſchritten (ſie) zuſammen
(die) Steinäxt klangen;
hieben zorniglich
(die) weißen Schilde,
bis ihnen ihre (Linden-) Schilde
klein wurden
gemacht mit (den) Waffen.

Die Handſchrift dieſes Liedes ſtammt aus dem Anfang des neunten Jahrhunderts, das Lied ſelbſt iſt aber viel älter und noch heidniſchen Urſprungs, kann jedoch erſt nach dem Falle des Römerreichs entſtanden ſein, denn es beſingt Helden aus Theodorich's des Großen Zeit. Wenn aber die Niederdeutſchen noch im 6. oder 7. Jahrhundert ſich von dem Begriff der Steinwaffen nicht losmachen konnten, ja ſogar zwei reiche, große Häuptlinge ihrer Landsleute mit ſolchen Waffen kämpfen laſſen, dann müſſen ſie in Wirklichkeit zu jener Zeit ſelbſt noch recht oft mit Steinwaffen gekämpft haben. Dänemark lag aber noch etwas weiter vom damaligen Heerde aller Verfeinerung, als Norddeutſchland — doch die Bewohner des Landes der „drei" ſcharf geſchiedenen Zeitalter waren ſtets um ein halbes Jahrtauſend voraus, wie wir an einer andern Stelle von Herrn Worſaae's Schrift ſehen werden. Er ſagt weiter:

„Ebenſo ſcheint man in der erſten (?) Zeit des Bronze-Alters die Leichen lange unverbrannt begraben zu haben, ſowie es im Stein-Alter Gebrauch war. Aber die Leichen wurden dann nicht, wie früher, in große Steinkammern niedergelegt, ſondern in längliche Kaſten, die man aus flachen Steinen zuſammengeſetzt und zuweilen mit einer Holzlage bedeckt hatte. In vielen großen Grabhügeln Schleswigs ſind längliche Särge in Geſtalt geſpaltener und ausgehöhlter Eichenſtämme gefunden worden, welche Waffen und Schmuck aus Bronze und Gold, Kleidungsſtücke aus einfach gewebtem, wollenen Zeuge, Thierhäute, Holzgefäße und Stierhörner enthielten (Schleswig macht immer Confuſion!). Aber in dieſen älteſten (!!) Gräbern mit unverbrannten Leichen bemerkt man doch keine (?) beſtimmte gradweiſe Entwickelung von dem rohen Natur-Zuſtande des Steinalters zu der höheren Kultur des Bronzealters. Ein ganz neuer (?) Volksſtamm mit einer neuen (?) Kultur muß unfehlbar in Dänemark eingewandert ſein, denn mit den ſehr veränderten Begräbnißweiſen treten mit einem Male, ſtatt der einfachen (?) Stein-, Knochen- und Bernſtein-Sachen des Steinalters, prächtige Waffen und Geräthe von Bronze in der reichſten Abwechſelung, mit allen Arten Schmuckſachen, zum Theil aus Gold, auf. Die Bronzeſachen, welche aus einer „beſondern" Metallmiſchung, meiſt $^{9}/_{10}$ Kupfer und $^{1}/_{10}$ Zinn, gegoſſen ſind, verrathen eine höchſt merkwürdige Haltbarkeit im Guß, und zeichnen ſich durch einfache, aber gleichzeitig geſchmackvolle Formen und Verzierungen aus (Es ſind eben römiſche und theilweiſe griechiſche Fabrikate!). Nichtsdeſtoweniger müſſen dieſe verſchiedenen Sachen in jener fernen Zeit zum größten Theile in Dänemark ſelbſt verarbeitet ſein (!!!). Rundum im Lande hat man Bronzebarren, Metallklumpen, Gießklumpen, ganze Maſſen zerbrochener, zum Umſchmelzen (??) beſtimmter Stücke, desgleichen Sachen, die entweder im Guſſe mißglückten (?), oder nur halbfertig (?) waren, und endlich die Formen (??) ſelbſt, in denen der Guß vorgenommen wurde, gefunden. Die Ueberreſte des Bronzealters in Dänemark unterſcheiden (!) ſich obendrein (ovenikjöbet) nicht blos in den Formen, Ornamenten, und ſelbſt zum Theil in der Metallmiſchung kenntlich (!!) von den Alterthümern des Bronzealters im weſtlichen (!) und ſüdlichen (!!!) Europa; ja ſie ſtehen ſogar hinſichtlich der Verarbeitung und Form in der Regel hoch über dieſen (!!).

„Nach den zahlreichen Ueberreſten des „Bronzealters" zu ſchließen, muß dieſes in Dänemark während langer Zeitfolgen gewährt haben und es muß ſicher mit ſeiner nicht geringen Induſtrie zugleich Ackerbau (sic), etwas (only a little?) Handel und im Ganzen einen gewiſſen (how modest!) Grad von Kultur entwickelt haben. Nichtsdeſtoweniger wiſſen die hiſtoriſchen Nachrichten im Norden nicht das Mindeſte darüber (das läßt ſich hören!). Allein die Erinnerungszeichen der Vorzeit lehren, daß das Bronzealter ſowohl in Dänemark, wie im ganzen nördlichen Europa der neueren (eiſernen?) Kultur, welche durch die Eroberungen der Römer nördlich von den Alpen im 1. Jahrhundert n. Chr. gegründet wurde, vorausging. (Daß die Bronze damals ſüdlich von den Alpen herrſchte, kümmert den gelehrten Skandinaven nicht!) Die alte Kultur des Bronzealters mußte ſich dennoch etwas halten (sic) und ſich in einem ungewöhnlichen Grade in einem ſo abgelegenen Lande, wie Dänemark, das nie von den Römern erobert ward, entwickeln. Unter den Alterthümern des Bronzealters in Dänemark iſt niemals Silber gefunden worden, ebenſowenig weiß man (sic), daß Münzen oder überhaupt Spuren von Inſchriften gefunden wurden."

Das wäre das däniſche Evangelium vom Bronzealter, gewiß ebenſo reich an Weisheit, wie an Logik. Man bedenke nur, die Eroberungen der Römer gründen eine neue Kultur, Dänemark behauptet dagegen die ſeinige nicht nur, ſondern entwickelt dieſelbe in ungewöhnlichem Grade, weil es mit dem Kulturvolk der Römer gar nichts zu ſchaffen hat und hübſch „abgelegen" liegt. An dieſer Vorliebe für das „Abgelegene" erkennt man die niederdäniſche Richtung des Herrn Verfaſſers!

Das Beſte bleibt freilich die ausgeſprochene Behauptung, „die in Dänemark gefundenen Bronzeſachen (ſ. Abbild. 110 — 2836) wären daſelbſt fabricirt worden." Wie dieſe merkwürdige Behauptung nicht blos in Dänemark, ſondern ſogar im weſtlichen Europa Glauben finden konnte, bleibt allerdings auch ein Räthſel. Die ſämmtlichen fraglichen Bronzeſachen, mit nicht Einer Ausnahme, müſſen der Mehrzahl nach in Italien und Großgriechenland, der Minderzahl nach in den römiſchen Kolonien erzeugt ſein, denn ſie ſtimmen mit den in dieſen Ländern gefundenen bis in die kleinſten Details hinein, ſie ſtimmen ferner mit den am Rhein, der obern Donau, in Schleſien, den Marken, Pommern, Mecklenburg und Schleswig-Holſtein gefundenen ebenſo genau überein. Nun, wir Deutſchen können uns nicht gleich den Dänen rühmen, unſer Gebiet ſei nie von den Römern erobert worden (denn weil dies geſchehen, mußten unſere Vorfahren Rom erobern und deſſen Weltherrſchaft ſtürzen!), wir ſind auch nicht der Meinung, daß wir den Römern ihre koſtbaren Waffen und Geräthe, weil dergleichen auch bei uns gefunden werden, zugeführt hätten, wir glauben vielmehr, daß all' die ſchönen bei uns gefundenen Alterthümer aus Bronze oder Gold von den Kaufleuten jener welterobernden Nation unſern Vorfahren zugeführt wurden. Nach däniſchen Anſichten verhält ſich dies freilich anders, — Dänemark wäre danach in der vorhiſtoriſchen Zeit der wahre Heerd aller Kultur geweſen, deſſen Strahlen den „ganzen Norden" Europa's erwärmten und erleuchteten und von dem aus derſelbige Norden „bis zu den Alpen" mit hübſchen Bronze- und Goldſachen verſorgt ward. „Nichtsdeſtoweniger wiſſen die hiſtoriſchen Nachrichten im Norden nicht das Geringſte davon!" wird freilich ſehr naiv hinzugefügt. Sollten die dekretirenden Herren in Kopenhagen wirklich niemals „antike" Sachen geſehen haben, wie deren doch jedes Muſeum auf dem Continent aufweiſt? Sollte kein einziger der Herren ſich um die

Digitized by Google

Ausgrabungen in Pompeji gekümmert haben,* oder iſt man vielleicht auch der Meinung, die Leute ſüdlich von den Alpen hätten ihren Bedarf ebenfalls aus Dänemark bezogen? Dies ſcheint der Fall zu ſein, deshalb müſſen wir an die Unterſuchung der „Metallklumpen, Gießklumpen, Bronzebarren, Formen" ꝛc. gehen.

Von den „Klumpen" giebt uns Herr Worſaae, unter Nr. 213—215, drei Abbildungen, deren Originale dem beigeſchriebenen Maß zufolge ca. 1 — 4 Loth wiegen können; von den „Gießformen" bringt er nichts, obwohl deren Abbildung gerade ſehr nöthig geweſen wäre, denn mancher Skeptiker wird aus dem Mangel der letzteren auf das Nichtvorhandenſein der Originale ſchließen — und hat darin nicht ſo unrecht. Einige kleinere Gießformen befinden ſich allerdings in der Bronzeabtheilung des Kopenhagener Muſeums, daß dieſelben aber zur Herſtellung irgend einer Art der *aufgewieſenen* Bronzeſachen gedient haben könnten, dies zu glauben, erfordert mehr Phantaſie, als ich meinestheils beſitze. Was die „im Guß verunglückten, oder halbfertigen Sachen" betrifft, ſo reduciren ſich dieſe auf einige Lanzenſpitzen und Grabſtichel, denen die Ciſelirung fehlt (ſ. Nr. 211 und 212). Hinſichtlich dieſer kann man ſehr wohl annehmen, daß die fremden Kaufleute oder Fabrikanten ſelbige in dem beſchriebenen Zuſtande mitführten, um ſie an einem Halteplatz während der Mußeſtunden zu ciſeliren, dazu aber aus irgend einem Grunde nicht gelangten. Wenn Herr Worſaae übrigens die alten Kupfer-, Zinn- und Zinkminen Dänemarks wieder entdecken könnte, würde ihm ſeine Regierung und die geſammte Wiſſenſchaft gewiß ſehr dankbar ſein.

Merkwürdig iſt übrigens, daß man im Kopenhagener „Bronzealter," trotz ſeiner enormen Kultur, kein Ackerbaugeräth hat, — ſollten vielleicht die „Hacken" aus Stein oder „Hirſchgeweih," die man dem rohen Steinalter zuſchreibt und unter Nr. 46 — 50 abgebildet hat, hierher gehören? Und noch eines: die Steinhacken ſind unverkennbar Ackergeräthe, dies muß man den däniſchen Gelehrten einräumen, ſollten aber die durchlöcherten Hirſchzacken wirklich „Hacken" ſein, oder hatten ſie nicht eher den Zweck von Steinaxt- oder Steinmeißelſchäften, wie ſich wenigſtens aus einem halben Dutzend im Berliner Muſeum aufbewahrten Stücken ergiebt?

Nun noch ein Wort über die „älteſten" Gräber aus wohlerhaltenen Baumſtämmen (deren Inhalt keinen „gradweiſen Fortſchritt in der Kultur zeigt!"), wie ſie das allezeit widerhaarige Schleswig aufweiſt. Ein Grab oder vielmehr Sarg dieſer Art, beſtehend aus einem der Länge nach geſpaltenen und ausgehöhlten Eichenſtamm enthielt folgende Stücke groben ſchwarzen Wollengewebes: ein weites Hemd, einen Schurz, etwa wie ihn die Bergſchotten tragen, ein Paar große Schuhe und eine runde, oben flache Mütze. An Bronzegegenſtänden waren vorhanden: ein Schwert, ein Raſirmeſſer,** und ein Kamm, außerdem zwei hölzerne Schachteln in Größe und Form einer preußiſchen Viertel- bez. halben Metze, beide mit wollenem Zeuge überzogen. Ob Beinbänder vorhanden waren, konnte ich nicht erfahren. Die Dimenſionen dieſer und anderer gefundenen Kleidungsſtücke laſſen auf eine Größe der Beſitzer ſchließen, welche der durchſchnittlichen der jetzigen Deutſchen keineswegs nachſteht; dies und der Fundort der Kleider könnte Manche auf die Vermuthung bringen, man hätte die Tracht eines Angeln vor ſich, wenn nicht die kurzen Schwertgriffe, die eben blos für eine ſchmale romaniſche, helleniſche oder ſemitiſche Hand paſſen, Verwirrung in die Sache brächten. Dieſe kurzen Schwertgriffe laſſen unſern Freund Bulwer immer von „the small hands of the Danes" ſprechen, ſtets jedem alten Baron oder Raubritter „small hands" zuſchreiben, as a sign of his norman descent," während doch die Skandinaven ebenſo plumpe Hände beſaßen und beſitzen, wie die Deutſchen. Daß aber die Bronzeſchwerter mit den „small handles" aus dem fernen Süden ſtammen, darauf kam ſelbſt der Verfaſſer von „The last days of Pompei" nicht! Nach Anſicht des Kopenhagener Forſchers ſind aber die Männer der kleinen Hände, „obwohl ein Hinduſtamm," weder Südgermanen (Deutſche), noch Nordgermanen (Skandinaven) geweſen, ſondern ein uraltes Kulturvolk, deſſen Kultur aber doch 3—400 Jahre (ſ. unter Eiſenalter, S. 70) nach Chriſto gänzlich vor der „andringenden Römer-Kultur, in deren Gefolge das Eiſen, zu Grunde ging." Wo das fragliche, nicht zu klaſſificirende Kulturvolk geblieben iſt, wird nicht gern gedruckt angegeben; mündlich aber hört man eine „neue" Einwanderung reſp. Auswanderung als Urſache des Verſchwindens deſſelben angeben. Das Spaßhafteſte bei der Sache iſt freilich, daß der Charakter der Bronzeſachen des Bronzealters genau derſelbe iſt, wie der aus demſelben Metall gefertigten, aber dem Eiſenalter zugeſchriebenen. Nun beweiſen aber die Ausgrabungen in Pompeji, daß die famoſen „däniſchen" Bronzefabrikate ſchon anno 79 nach Chriſto exiſtirten und die römiſchen Eroberungen am Rhein und der Donau ermöglichen die Annahme, daß vom Ende des erſten bis dritten Jahrhunderts die großen *Handelswege* längs des Rheins und der Oder geöffnet waren, auf denen jene ſchon im Jahre 69 vorhandenen Sachen nach dem Norden gekommen ſein können. Für den geographiſchen Begriff Dänemark und Nordweſt-Deutſchland ſteht außerdem feſt, daß von den Jahren 3 — 400 zwiſchen ihnen und der romaniſchen Provinz Britannien ein von den Sachſen, Angeln und (gothiſchen!) Jüten ſtark beſuchter Seeräuberweg offen ſtand, auf dem ſich die reſpectabeln Mitglieder der genannten Völkerfamilien ihren Bedarf an römiſchen Luxusſachen aus dem ſpäter von ihnen eroberten und germaniſirten Lande holten. Wenn man den räuberiſchen Erwerb der im Beſitze der Vor-Skandinaven Dänemarks gefundenen römiſchen Sachen für wahrſcheinlicher, als den friedlichen annimmt, dann findet man auch eine Erklärung der auffallenden Erſcheinung, daß in dem bezeichneten Lande römiſche *Helme* überhaupt nicht, am wenigſten aber in Gräbern, gefunden wurden. Das ſchöne Römerſchwert mit ſeinem unpraktiſchen Griff wird der germaniſche Beſitzer als ein perſönliches Ehrenzeichen, als einen Beweis ſeiner Theilnahme an einem Römerzuge, ſtets an ſich getragen und nach dem Tode mit in's Grab genommen haben, den ſchwerer in unbeſchädigtem Zuſtande zu erobernden Helm, der nur auf der Kriegsfahrt zu tragen war, wird er aber ſeinen Nachkommen vermacht haben, damit dieſe ihn als Handwerkszeug beim ferneren Raub von Reichthümern benutzen könnten.

Doch, es kommt im Grunde genommen nicht ſo ſehr auf die Art und Weiſe an — ob friedlich oder kriegeriſch — vermittelſt deren die römiſchen Gold- und Bronzeſachen des Kopenhagener Bronzealters ihren Weg nach Dänemark fanden — ſie ſind nun einmal da; aber aus den hiſtoriſchen Ueberlieferungen und ſelbſt aus dem Worſaae'ſchen Buche ergiebt ſich, daß ein Bronzealter im germaniſchen und ſkandinaviſchen Norden *nie*, im keltiſchen Norden und Weſten erſt nach ſeiner Romaniſirung, und dann noch örtlich beſchränkt, exiſtirt hat. Die Länder ſüdlich von den Alpen und vom Balkan hatten ihr Bronzealter, denn das erwähnte Metall hat bei ihnen eine vielſeitigere Verwendung gefunden, als bei uns das Eiſen, und wurde im Lande ſelbſt erzeugt und verarbeitet. Die Bronze gehörte zum Organismus römiſcher und helleniſcher Kultur und ihre Herrſchaft iſt vielleicht älter, wie dieſe ſelbſt, denn wir finden ſchon unter den ägyptiſchen Alterthümern gleichzeitig knöcherne Pfeilſpitzen und ſcharfe Steinkeile in bronzenem Griff. Ob die Erfindung der merkwürdigen Compoſition den Phöniziern zuzuſchreiben iſt, mag dahin geſtellt bleiben; daß aber Letztere es waren, die ſchon vor 3000 Jahren einen unentbehrlichen Beſtandtheil der Miſchung, nämlich das *Zinn*, aus Thule holten, iſt bis jetzt nicht beſtritten worden.

Im nächſten Artikel werden wir nun ſehen, wie die däniſchen Archäologen auf ihre falſche Theorie vom däniſchen Bronzealter ihr Syſtem des Eiſenalters weiter gebaut, und dem entſprechend ihr berühmtes Muſeum geordnet haben.

* Durch Vergleich mit dieſen hätte man z. B. ſehen können, daß die Nr. 160 und 161 unvollſtändigen Bruſtſchmuck darſtellen, Nr. 243 aber eine verdorbene Spange iſt.

** Unſere Germanenſtämme, auch die Sarmaten, zweifelhafter Abkunft, liebten es, nur lange Schnurrbärte zu tragen, ſonſt aber das Geſicht kahl zu ſcheeren.

## Polen.

### Ein Wort zur Beſchwichtigung.

„Aufſtand im Königreich Polen!" — Wie der erſte Blitzſtrahl aus drohender Wolke, ſo jäh durchzuckte dieſe telegraphiſche Nachricht ganz Rußland; energiſche Mittel traten an die Stelle ſtrenger Vorſichtsmaßregeln und das Standrecht übte ſeine furchtbar ſchnelle Pflicht. Aber im übrigen Europa läutet's Sturm, es verſammeln ſich die Feinde des unglücklichen Volkes zum hochnothpeinlichen Gerichte, und welch anderen Ausſpruch werden ſie fällen, als — Tod den Polen?! Denn es liegt ja nicht *ein* Aufſtand, es liegen Aufſtände vor, eine Reihe ſchrecklicher Thaten, die, nach menſchlichen Geſetzen, nicht geduldet, viel weniger noch nach göttlichem Gebote entſchuldigt werden können. — Trotz deſſen aber iſt es wohl ungerecht, wie es leider ſo häufig geſchieht, das polniſche Volk für eine dreiköpfige Hyder anzuſehen, welche die giftgeſchwellten Zähne der ganzen Welt entgegenfletſcht. Gleicht dieſe unglückliche Nation nicht vielmehr einem zerriſſenen Körper, deſſen Gliedmaßen im Todeskampfe um ſich greifen und, was ſich in ihrem Umkreiſe befindet, machtlos packen? Sind dieſe revolutionären Bewegungen nicht die letzten Zuckungen eines verſcheidenden Weſens? — Darum, ehe der Stab gebrochen wird,

Digitized by Google

mögen mildernde Gründe Gehör und die furchtbare Schwärze des Verbrechens einen freundlichen Lichtſtrahl finden. Vor Allem aber ſei Unkenntniß oder Mißverſtändniß der Verhältniſſe vom Richterſtuhle verbannt, während Parteihaß und falſcher Patriotismus zu Boden geſchlagen, ſchweige!

Mögen kalt berechnende Diplomaten die Theilung Polens nach Geſetzen und Regeln rechtfertigen, die für den einfachen Bürgerverſtand zu complicirt ſind, — möge eine „sainte alliance“ es für ihre heilige Pflicht halten, dieſes zerriſſene Volk nach und nach ganz zu vertilgen, — und möge als Wahrheit gelten, was eine unbekannte Hand auf den Leichenſtein Napoleon's kritzelte, daß nämlich „Ein Mord einen Mörder, Millionen Morde einen großen Mann, resp. ein großes Volk, machen“ — dieſer ewige Vernichtungskampf, welchen Menſchen gegen Menſchen führen, dieſes Freſſen von Nationen kann, vom Standpunkte eines fühlenden Herzens und der chriſtlichen Religion aus betrachtet, nie als das Geſetz einer höheren Weltordnung, ſondern muß vielmehr als ein trauriger Ueberreſt barbariſcher Zeiten angeſehen werden, welche der Civiliſation und der allgemeinen Bildung nach und nach weichen müſſen. — Dieſe allgemeine Aufklärung aber, deren ſchönſte Frucht der Drang nach Gerechtigkeit für Jeden iſt, laſſe auch den Polen ihr Recht zu Theil werden! Und wenn der Wiederherſtellung des zertrümmerten Staates vielleicht auch unüberwindliche diplomatiſche Hinderniſſe im Wege ſtehen, ſo ſeien wenigſtens ihre Nationalität und ihr Recht auf ein ſelbſtändiges Vaterland anerkannt, ihr Charakter nicht verleumdet und deſſen Schattenſeiten gerecht beurtheilt.

Polen war einſt ein mächtiges Reich, ein Staat, nicht gebildet von einer in das civiliſirte Europa eingedrungenen Nomadenherde, ſondern von einem der heimatlichen Erde entſproſſenen und groß gezogenen Volke, gekannt und anerkannt von aller Welt, beherrſcht von Fürſten, deren gewaltiges Veto zu verſchiedenen Malen die Geſchicke Europa's entſchied. Jahrhunderte lang war Polen die Gränzmark, welche die aſiatiſchen Tatarenhorden von den Fluren Europa's fern hielt, uneigennützig, des eigenen Blutes nicht ſchonend und nichts dafür beanſpruchend als — Ehre und Achtung ihrer Nationalität; mit blutigen Lettern ſind dieſe Kämpfe in der polniſchen Geſchichte verzeichnet, — Weiß- und Klein-Rußland ſind hier ein großes Heldengrab der Polen. — Wer wollte ferner Sobieski's vergeſſen und ſeines Polenheeres, das Wien in dem ſchrecklichen Augenblicke entſetzte, als der Halbmond ſchon geſchmiedet war, welcher über der aus dem Stephansdome zu ſchaffenden Moſchee des Propheten prangen und der Mittelpunkt eines ungeheueren Türkenreiches ſein ſollte?! Wohl iſt es ein traurig-wahres Wort, daß Undank der Welt Lohn iſt, doch ſollte Gerechtigkeit, nach welcher gerade jetzt alle Welt ringt und ſtrebt, es verhindern, daß die Nationalität eines Volkes nicht anerkannt wird, welches unſere Nationalität einſt rettete.

War Polen ein Staat, ſo beſaßen alſo die Polen ein ſelbſtändiges Vaterland. Dieſes wurde ihnen auf eine Weiſe geraubt, daß auch nicht ein blaſſer Schein des Rechtes dieſen dunkelſten Flecken in der Weltgeſchichte zu erleuchten vermag; nach dieſem Vaterlande ſehnen ſie ſich, es wieder zu erlangen ſcheuen ſie weder Gut noch Blut, und nicht diplomatiſche Berechnung, ſondern der Drang, der Schmerz des gefolterten Herzens läßt die Hand zu Dolch und Senſe greifen — mit demſelben Rechte, welches den räuberiſchen Klephten Freunde aus allen Welttheilen zuführte, und ſie zu Griechen machte, — mit demſelben Rechte, das dem elenden Lazzaroni ein Königreich Italien ſchuf, — mit demſelben Rechte, welches 1813, 14 und 15 uns zu Beſiegern des Welt-Tyrannen machte.

Nie aber wolle man ſich von dem Charakter der Polen beirren und, von einem kalten, oft falſchen Weſen beleidigt, ſich zu einem einſeitigen Urtheile über die ganze Geſchichte des Landes verleiten laſſen. — „Es iſt ein alter, aber wahrer Witz, daß die Polen nur Polen, Katholiken und höchſtens Ariſtokraten ſind,“ in der That! Aber ſollen die Polen nicht Polen ſein, wie wir Deutſche nicht Franzoſen ſein wollten? — Und ſollen die Polen eine Religion verlaſſen, welche ihnen den einzigen Halt gewährt, die ihnen, den überall Gehaßten und Verfolgten, in der Kirche wenigſtens erlaubt, Polen zu ſein?! — Oder mangelt es uns an Ariſtokraten und Junkern? finden wir für den Grafen Uruski und ſeine verkehrten Anſichten im Grafen Hahn nicht ein treffliches Pendant? — —

Jene Sehnſucht nach dem alten Vaterlande ließ Kosciuszko, den Helden zweier Welten, die Waffen erheben; dieſes Verlangen nach Anerkennung ihrer Nationalität beſchwor die Stürme von 1830 herauf, und rief die Kämpfe von 1847 und 1848 hervor — ungleiche Kämpfe, ähnlich den Verſuchen eines Gefeſſelten, den Peitſchenhieben des Kerkermeiſters zu trotzen. — Was aber alle dieſe Volkserhebungen nicht allein mißlingen, ſondern die beabſichtigten Schläge zehnfach verdoppelt auf den eigenen Leib zurückfallen ließ, das war und iſt die innere Zerriſſenheit des Landes, die Uneinigkeit der Parteien. So erglänzt über Czartoryski's Haupte die Krone von Gottes Gnaden, und ihre Strahlen treffen von Paris aus manch' eitles Herz, welches dem hochadeligen Namen und dem materiellen Beſitze gern einen hohen Titel oder ein Ordensband hinzugefügt ſehen möchte, unbekümmert darum, daß ſein Fuß auf Bauern-Rücken wandelt, welche, durch den Machtſpruch des zweiten großen Alexander's zu Menſchen gemacht, nur dahin trachten, mit Hülfe des „Prinzen Garibaldi“ die Schwielen und Striemen zu verwiſchen, welche adelige Ruthen Jahrhunderte hindurch auf ihren Körper peitſchten — kindiſche Einfalt, gepaart mit furchtbarem Ernſte. Von demſelben Seine-Ufer her zieht das Geſpenſt der blutigen Revolution in das Land, aufwiegelnd, vergiftend, erdolchend; ſich vereinend mit den Trägern und Lehrern einer fanatiſchen Religion ſang es in den Kirchen das „Boże, coż Polskę“ und „Z dymu pożarów“ und mordete die Opfer der Nächte vom 22. und 23. Januar — furchtbare Mittel, welche keinen anderen Zweck erreichen können und werden, als vollſtändige Aufreibung der Ueberreſte dieſer unſeligen Nation. Aber nicht Alle huldigen dieſen blutigen Doctrinen: ehrſame Bürger und Handwerker ſchaudern zurück vor dem Morde, überlaſſen Gott die Entſcheidung und Rache und ſingen mit Kraszewski: *

VII.

„Laßt uns tragen das Kreuz mit klarem und freudigem Antlitz,
Mit unbeugſamem Muth, mit kaltem und ſchweigendem Auge!
Hüllen wir nicht die Schläf' in düſtere Trauer und Aſche!
Märtyrer! duldet den Tod, das Auge voll ſtrahlender Freude!

Seufzer wohl lindern den Schmerz, doch ſind ſie für Männer entehrend;
Preßt die Thränen hinab, kein' Zähre benetze die Wimpern!
Und wenn Folter und Banden den Muth uns ſchrecklich erſchüttern,
Dann, dann erzitt're die Lipp' im preiſenden Sange zum Höchſten!

Dieſes erblicke die Welt, doch erfahr' ſie nicht, was uns beweget,
Ob des Märtyrer's Qual, ob Leid um irdiſches Unglück.
Stütze von Fremdlingen dort, die Gleiches wie wir müſſen dulden,
Leih' es den Schwächlingen Kraft, doch wir — wir ertragen es ſelber!

Vorwärts das Kreuz auf der Bruſt und mit dem Kreuz auf den Schultern,
Feſten und männlichen Schritt's und freudigen, ſchuldloſen Herzens;
Aber den blutigen Speer, der unſere Bruſt durchbohret,
Laßt uns preſſen an's Herz und deckt ihn mit dankbaren Küſſen!

Weh' dem, der noch auf dem Weg umſank — denn er jammert vergebens!
Weh' dem, der ſchon vor der Zeit die Bürde des Pilgernden abwarf,
Der um Rettung anruft die Erde, nicht aber den Himmel —
Denn es iſt unſer Geſchick: ausharren und ſegnend verſcheiden!

Und wenn die Kraft ſich erſchöpft, wenn müde die Stirne ſich neiget,
Wenn der Herzſchlag ſtockt und Angſtſchweiß kalt uns hervorbricht,
Dann laßt nimmer das Kreuz der zitternden Rechten entgleiten
Und, aufblickend zu ihm, ſchöpft neu die verlorene Hoffnung!

Stille nur! — ruhig! — Der Sturm trägt zu uns höhniſches Spotten:
Niedergeworfen im Feld liegt ſterbend der einſame Kämpfer
Und mit dem rinnenden Blut entſtrömt ihm ein himmliſches Loblied.
Aber des Märtyrers Kron' glänzt über der Stirne des Helden!

Laßt uns tragen das Kreuz mit Lächeln, mit freudigem Antlitz!
Dulden wir ſtill, — nur der Schmerz, der tief in der Bruſt ruht, fruchtet!
Hüllen wir nicht unſ're Schläf' in düſtere Trauer und Aſche!
Märtyrer! duldet den Tod das Auge voll ſtrahlender Freude!“ —

So bietet das jetzige Polen das ſchreckliche Bild eines in doppelter Hinſicht zerriſſenen Landes, und möge es uns Deutſchen eine Warnung, eine Aufmunterung zur Einheit ſein. Sind doch unſere Verhältniſſe den polniſchen ſo ähnlich: auch unſer Vaterland iſt zerriſſen in doppelter Hinſicht; unzählige gekrönte Häupter machen uns Deutſche zu Preußen, Oeſterreichern, Bayern, Sachſen &c.; eine ſtolze Ariſtokratie ſteht allüberall den Bürgern ſchroff gegenüber und hemmt den Fortſchritt; die nicht gar ſo ferne Zeit, in welcher das Bekenntniß „ich bin ein Deutſcher“ für Hochverrath galt und das deutſche ſchwarz-roth-goldene Banner verbannt war aus den deutſchen Landen könnte wiederkehren und ärgeres Unheil nach ſich ziehen, — darum im Hinblick auf das unglückliche Polen

„ſeid einig, einig, einig!“ — O. Urban.

---

* Hymny boleści — Schmerzens-Hymnen — Paryż.

# Belgien.

## St. Hubertus, der Patron der Jäger, und die Feier ſeines Feſtes.

Der zweite Theil des Calendrier Belge* von Herrn Baron Reinsberg-Düringsfeld, welcher abermals Zeugniß ablegt von dem unermüdlichen Sammler- und Forſcherfleiße ſeines Verfaſſers, iſt uns zugegangen, und hat uns aufs Neue mit einer Anzahl origineller Feſte und Volksgebräuche bekannt gemacht, an denen das belgiſche Land ſo reich iſt. Wir entlehnen dem in elegantem Franzöſiſch geſchriebenen Buche einen Abſchnitt, der ein gemüthliches Intereſſe beanſpruchen kann, und werden unſere Leſer von St. Hubert, dem Patrone der Jäger, unterhalten, von dem wohl die Meiſten wenigſtens den Namen gehört haben.

„Es iſt natürlich, daß die Verehrung dieſes Heiligen, deſſen Kalendertag auf den 3. November fällt, in Belgien überaus volksthümlich iſt. Einundſiebzig Kirchen ſind dieſem Apoſtel der Ardennen geweiht, zahlreiche Brüderſchaften ſind unter ſeinen Schutz geſtellt, und mehrere Gewerke verehren ihn als ihren Schutzpatron.

Nach der Ueberlieferung, wie ſie im vierzehnten Jahrhunderte von dem Chroniſten Jean d'Outremeuſe aufgezeichnet wurden, gehörte St. Hubert dem merovingiſchen Geſchlechte an, und ſtammte durch Boggis, Herzog von Aquitanien, von Chlotar II. ab. Noch jung an den Hof nach Neuſtrien geſchickt, wurde er zum Grafen von Paris gemacht. Da ihm dies den Haß des mächtigen Ebroïn zuzog, ſo wurde er von dieſem bei König Dietrich als ein Ehrgeiziger angeſchwärzt, der ihn vom Throne zu ſtoßen ſuche. So wurde Hubert verbannt, und ſuchte eine Zuflucht bei Pipin von Heriſtal. Er nahm Theil an dem Kampfe Auſtraſiens gegen Neuſtrien, und Pipin vertraute ihm nach der Schlacht von Feſtry die „prévôté de France,“ oder die Hausmeyer-Würde von Neuſtrien an. Hubert heiratete nun die Tochter eines Grafen von Löwen, verlor aber ſeine Frau bei der Geburt eines Knaben. Dieſer Unglücksfall erſchütterte ihn tief, und brachte ihn zu dem Entſchluſſe, der Welt zu entſagen.

Zu dieſem Ende begab er ſich nach Aquitanien, um ſeinem jüngeren Bruder das Herzogthum, das ihm nach dem Tode ſeines Vaters, Bertrand, zugefallen wäre, zu überlaſſen, und ihm ſeinen Sohn anzuvertrauen. Nach Regelung dieſer Angelegenheiten kehrte er nach Auſtraſien zurück, und begab ſich nach Maſtricht zu St. Lambert. Er theilte ihm ſeine Abſicht, zum Grabe des heiligen Petrus zu pilgern, mit, und bat ihn dabei, ihm, wenn er von Rom zurückkäme, einen Ort anzuweiſen, wohin er ſich zurückziehen könne. „Fraget darüber den Papſt ſelbſt,“ ſagte der Biſchof, „und unterwerft Euch ſeinem Befehle.“

St. Hubert kam einen Tag früher in Rom an, als St. Lambert in Maſtricht ermordet wurde. Er ging geraden Weges zur Kirche zum Grabe des heiligen Petrus, und verbrachte daſelbſt die Nacht im Gebete. Jeden der drei folgenden Tage kehrte er dorthin zurück, und am letzten erſchien dem Papſte ein Engel, welcher ihm den Tod des Biſchofs von Lüttich meldete, und den Hirtenſtab und Ring deſſelben mit der Weiſung einhändigte, zu deſſen Nachfolger den Pilger zu ernennen, den er am Grabe des heiligen Petrus betend antreffen werde. Sofort begiebt ſich der Papſt zur Kirche und findet St. Hubert, der ſich höchlichſt über das Anerbieten wundert, und anfangs glaubt, man wolle ſeinem Lehrer und Freunde die Biſchofs-Würde abnehmen, bis man ihm von deſſen Ermordung Kunde giebt. St. Hubert fing an zu weinen, aber der Papſt nahm ihn bei der Hand, und führte ihn zum Altare, wo er ihn vom Ritterſtande dispenſirte, und ihm nach einander die heiligen Weihen gab. Da bei dieſer Gelegenheit alle Stolen auf unbegreifliche Weiſe verſchwunden waren, brachte ein Engel aus dem Paradieſe eine Stola, und dazu einen für St. Lambert's Nachfolger beſtimmten goldenen Schlüſſel.

Auf den biſchöflichen Stuhl von Tongern geſtiegen, zeichnete ſich St. Hubert aus durch ſeine Frömmigkeit, wie durch ſeine Mildthätigkeit und ſeinen Eifer für das Heil der Seelen. Sein ganzes Leben hindurch eine große Verehrung für St. Lambert bewahrend, ließ er an der Stelle, wo dieſer Heilige ermordet worden war, eine Kirche zu Ehren der heil. Jungfrau und St. Lambert's bauen, legte 709 mit ungewöhnlichem Pompe den Körper des Heiligen daſelbſt nieder, und nahm ſelbſt ſeine Wohnung bei den Reſten ſeines geliebten Meiſters.

So geſchah es, daß Lüttich die Reſidenz der Biſchöfe von Tongern wurde, und daß die Lütticher mit Recht St. Hubert als den Gründer ihrer Stadt betrachten. Durch ſeine apoſtoliſchen Rundreiſen in den Ardennen gelang es auch St. Hubert, daſelbſt das Chriſtenthum vollſtändig zu ſichern, und das Werk zu vollenden, welches die Biſchöfe St. Remaclus und St. Lambert angefangen. Der Ardennenwald, wo einſt der junge Hubert ſo oft ſeiner blinden Leidenſchaft für die Jagd gefröhnt, und wo er, bekehrt durch die wunderbare Erſcheinung eines Hirſches, der das Crucifix zwiſchen den Geweihen trug, mehrere Jahre lang ein ſtrenges Einſiedlerleben geführt hatte, um Buße zu thun für die Sünden ſeiner Jugend, dieſer Wald wurde von nun an der Hauptſitz der Verehrung des heiligen Hubert.

Sechs und dreißig Jahre waren verfloſſen, ſeitdem derſelbe den Freuden dieſer Welt entſagt, als ihm durch eine Offenbarung kund wurde, daß ſeine irdiſche Pilgerſchaft bald beendet ſein werde. Als er gerade eine neue Kirche, zu Heverle bei Löwen, eingeweiht, wurde er vom Fieber ergriffen, und konnte nur noch zur Noth nach Tura oder Tervueren bei Brüſſel kommen, wo er eine Meierei hatte. Dort ſtarb er am 30. Mai 727.

Sein Leichnam wurde nach Lüttich übergeführt, und an der von ihm ſelbſt erwählten Stelle beim Altare St. Albin's in der Kollegiatkirche von St. Peter beſtattet; aber ſechszehn Jahre ſpäter ſchritt der Klerus von Lüttich, welcher den Heiligen ehrenvoller zu beſtatten wünſchte, zur Erhebung ſeiner Reliquien in Gegenwart einer ungeheuren Volksmaſſe. König Karlmann wohnte mit ſeinem ganzen Hofe der Ceremonie bei, hob ſelbſt mit Hülfe der Großen ſeines Gefolges, den heiligen Körper, der ebenſo wenig, als die prieſterlichen Gewänder, in die er gekleidet war, eine Veränderung zeigte, aus der Vertiefung, und trug ihn in Proceſſion durch die Kirche bis zum Hochaltare, wo man ihn niederſetzte.

Dieſe Erhebung fand ſtatt am 3. November des Jahres 743, und man ſetzte auf dieſen Tag das Feſt des heiligen Hubert in der ganzen katholiſchen Kirche.

Die Wunder, welche Gott durch die Hand St. Hubert's wirkte, und deren uns ſeine Lebensbeſchreiber eine große Zahl berichten, hörten beim Tode des Heiligen nicht auf. Wenn man einer alten Legende glaubt, ſo verdankt man die vollkommene Sicherheit, welche allezeit in der Umgegend von Tervueren geherrſcht hat, dem wunderbaren Eingreifen St. Hubert's. Ein Mord ſollte geſchehen, ein unglücklicher Wanderer war daran, unter den Streichen eines Mörders ſein Leben auszuhauchen, als ſich ein furchtbares Blaſen von Waldhörnern hören ließ, und der Patron der Jäger erſchien, zu Pferde und von ſeiner Meute begleitet. Erſchrocken floh der Räuber, und entſagte ſeinem ſündhaften Leben. Seitdem aber befleckte kein Verbrechen mehr den Forſt, der unter der ſpeciellen Obhut des Heiligen zu ſtehen ſchien.

Viele Wunder geſchahen am Grabe des Heiligen, vor Allem durch die Reliquien, ſeitdem man ſie nach Andain übergetragen. Denn die Reſte St. Hubert's ſollten nicht in Lüttich bleiben. Achtundneunzig Jahre ſpäter, im Jahre 825, wurden ſie in die Abtei Andain des Benedictiner-Ordens geſchafft, welche ſeitdem unter dem Namen „St. Hubert“ bekannt iſt. …“

Wir übergehen die Legende von der Stiftung dieſer Abtei unter Pipin von Heriſtal, und faſſen im Folgenden Vieles kürzer.

Beim Brande von 1560 ſoll der Leib des Heiligen mit verbrannt ſein. Dennoch finden bis heutigen Tages große Wallfahrten zu dieſer Kirche ſtatt. Die heilige Stola, die St. Hubert gehört hat, iſt noch vorhanden, und wirkt beſonders heilkräftig wider den Biß der tollen Hunde.

Eine kleine Partikel von der heiligen Stola, Seide oder Gold, und in die Stirn einer von einem wüthenden Thiere blutig gebiſſenen Perſon eingeführt, wird als unfehlbares Mittel wider die Waſſerſcheu betrachtet, falls nur dieſelbe dabei ſtreng die Vorſchriften der „neuvaine de Saint-Hubert“ einhält. Die Manipulation ſelbſt nennt man die „Taille;“ ſie beſteht in einem Ritzen der Stirn durch den Geiſtlichen und Einführen der Partikel. Die Stirn wird hierauf mit einem Streifen ſchwarzer Leinwand eng verbunden, welchen Verband der Patient neun Tage lang tragen muß.

Während dieſer Zeit muß er die Vorſchriften beobachten, welche in zehn Punkten beſtehen, die meiſt auf Diät und ſonſtiges Verhalten Bezug haben, ſonſt aber ziemlich unſchuldig ſind. Beichte und Communion iſt die erſte Bedingung, von der indeß unter Umſtänden der Beichtiger dispenſiren kann. Die Perſonen, welche ſich vom Biſſe eines tollen Thieres vergiftet glauben, ohne indeſſen blutig gebiſſen worden zu ſein, empfangen den „Aufſchub“ (Répit), der in einer Gebetformel ertheilt wird.

Der Gebrauch der taille und des répit, ebenſo wie der neuvaine, gehen in undenkliche Zeiten zurück. Man beobachtet ſie ſeit der Zeit, daß man zum heiligen Hubert ſeine Zuflucht nimmt, und obgleich die Sorbonne durch eine Erklärung vom 10. Juni 1671 alle dieſe Ceremonien als abergläubiſch verdammt hat, ſo haben ſie doch die Doctoren der Univerſität Löwen und die Synodalexaminatoren des Bisthums Lüttich, ebenſo

* Calendrier Belge. Fêtes religieuses et civiles, usages, croyances etc., par le Baron de Reinsberg-Düringsfeld. Tom. II. Bruxelles: Ferd. Claassen.

Digitized by Google

wie der Biſchof von Lüttich ſelbſt, 1690 gebilligt und die Erfahrung bezeugt ihre wunderbare Wirkung. Seit dem 12. October 1806 bis zum 1. Januar 1835 „taillirte“ man mehr als 4800 Perſonen, und von 130 bis 140 blutig gebiſſenen Perſonen, die man ſeit jener Zeit jährlich „taillirt“, ſind ſeit zehn Jahren kaum zehn nach der „Taille“ geſtorben. Deshalb führt noch heutzutage jedes Jahr aus allen benachbarten Ländern eine große Anzahl von der Hundswuth bedrohte Gläubige nach der „Trésorerie“ genannten Kapelle der St. Hubertuskirche, welche die heilige Stola und andere Gegenſtände, die dem Biſchof gehört haben ſollen, beherbergt. Wenn eine blutig gebiſſene Perſon verhindert iſt, ſich nach St. Hubert zu begeben, ſo verlangt ſie den „répit“ von vierzig Tagen von einer „taillirten“ Perſon. Während des „répit“ macht die Krankheit keine Fortſchritte, aber vor Ablauf der Friſt muß die Perſon ſich zu St. Hubert „tailliren“ laſſen oder ſich einen neuen „répit“ von vierzig Tagen geben laſſen, denn die Geiſtlichen an der St. Hubertuskapelle allein können répit auf Lebenszeit geben, taillirte Perſonen nur auf vierzig Tage, aber ſie können denſelben nach je vierzig Tagen öfters wiederholen. Dieſe Macht der Ritter des St. Hubertusordens oder der Mitglieder der Bruderſchaften des Heiligen beruht auf einem hiſtoriſchen Irrthum.

Daſſelbe iſt der Fall mit den angeblichen Abkömmlingen des Heiligen, deren es früher eine große Zahl gab.

Einer von ihnen, Namens Georg Hubert, der im ſiebzehnten Jahrhunderte zu Paris, und ſich „Ritter Saint Hubert's, einziger Sproß der Linie und Nachkommenſchaft des glorreichen heiligen Hubert von Ardenne, Sohn Berichard's von Aquitanien“ nannte, trieb ſeine Unverſchämtheit ſo weit, ſeine Proben vor dem franzöſiſchen Hofe abzulegen und erhielt am 30. December 1649 ein Patent zur Ausübung ſeiner Kunſt im ganzen Umfange des Königreiches. Er rühmte ſich, „alle von Wölfen, tollen Hunden und ſonſtigen Thieren gebiſſene Perſonen durch bloße Berührung des Hauptes, ohne irgend welche Anwendung von Mitteln und Medicamenten zu heilen,“ wie es ausdrücklich in ſeinem Patentbriefe geſagt wird. Seine Schweſter rühmte ſich deſſelben Privilegiums.

In der letzten Hälfte des verfloſſenen Jahrhunderts ſah man zu Brüſſel ein Schild, auf dem ſich der Wirth des Hauſes gleichfalls einen St. Hubertsritter nannte.

Die echten St. Hubertsritter gehörten den zwei Orden an, die gegründet waren zu Ehren der heiligſten Dreifaltigkeit, der fünf Wunden des Herrn und der heiligen Jungfrau unter dem Patronate St. Huberts; der erſte wegen eines an dem Feſttage (3. November) erfochtenen Sieges, der zweite, um die Mißhelligkeiten der bayriſchen und lothringiſchen Herren beizulegen. Der Vorſtand des Ordens, welcher, gegen 1420, den Titel „König“ führte, nahm, etwa 1422, den eines „grand-veneur“ — Oberjägermeiſters — an, und zweihundert Jahre ſpäter nannte er ſich Großmeiſter des Ordens. Die Abzeichen waren ein Halsband mit daran hängender Medaille, auf der man St. Hubert vor dem Hirſche mit dem Kreuz erblickte.

Um in den Orden zugelaſſen zu werden, mußte man römiſcher Katholik, und von gutem Lebenswandel ſein und mindeſtens vier Ahnen aufweiſen. Auch Damen wurden zugelaſſen. Die Ritter verpflichteten ſich, täglich fünf Vaterunſer und Ave zu beten, am Vorabende des St. Hubertustages zu faſten, die Bande der Ehe heilig zu halten, die Religion und die Rechte ihres legitimen Herrn zu vertheidigen und den Unglücklichen beizuſtehen.

Die Könige Ludwig XIV., Ludwig XV., Ludwig XVI. und Ludwig XVIII. verſchmähten es nicht, die Großmeiſterwürde dieſes Ordens zu bekleiden, deſſen ſämmtliche Mitglieder und Würdenträger in dem Buche verzeichnet ſtehen, welches das Ordenskapitel in der St. Hubertuskirche niederlegen ließ. Daſſelbe Buch enthält auch das Aufnahme-Ritual und das darüber aufzunehmende Formular.

Es giebt fromme Bruderſchaften, in welche diejenigen eintreten, die vor der Waſſerſcheu Furcht haben. Eine große Anzahl von beſtimmten Proceſſionen kommt jährlich aus dem Lüttich'ſchen, Kölniſchen, Trier'ſchen, aus Lothringen, Tongern u. ſ. w. zur Abtei St. Hubert, deren Theilnehmer ſich in dieſe Bruderſchaften vielfach einſchreiben laſſen und einen kleinen Beitrag zahlen.

Verſchieden von dieſen frommen Bruderſchaften ſind die gleichnamigen, welche aus Jägern beſtehen. So bildete ſich unter andern (gegen 1701) zu Löwen eine St. Hubertusbruderſchaft, als deren Protector ſich der Herzog von Arenberg erklärte und deren Statuten ſonderbar genug ſind, um uns zu einem kleinen Auszuge daraus zu veranlaſſen.

Sintemal Kaiſer, Könige und andere Regenten, heißt es im Eingange, ſeit undenklichen Zeiten für die edle und hocherlauchte Jagd eine beſondere Sorge getragen, und nicht blos ſelbſt davon Gebrauch gemacht, ſondern auch ihren Unterthanen Gebrauch davon zu machen verſtattet, ſo haben wir, als beſondere Liebhaber der Jagd, für gut befunden, zu derſelbigen Aufrechterhaltung eine Bruderſchaft zu ſtiften unter folgenden Regeln und Artikeln:.....

Art. 3. Man nehme in dieſe Bruderſchaft nur Adlige auf, Perſonen aus legitimer Ehe, die ehrbar und tugendhaft ſind.

Art. 5. Die Jagdbrüder ſollen gehalten ſein, einen guten Jagdhund zu haben, ebenſo eine Jagdtaſche, Pulver, Blei und eine gute Jagdflinte, und bei allen Verſammlungen ein kleines Jagdhorn am grünen Bande zu tragen.

Art. 6. Es ſollen in dieſem Orden folgende Chargen ſein: Der edle Generaloberſt (le noble seigneur général) der Jagd, der Hauptmann (hoofdman), der Probſt, der Oberſt, Major, Kapitain, Lieutenant, Fähnrich, der Fiscaladvocat, zwei Schatzmeiſter, ein Secretair, ein Waffeninſpector und ein Einführer — die erſten lebenslänglich, die beiden letzten mit jährlicher Amtsdauer.

Art. 7. Der Probſt der Bruderſchaft wird alle Jahre am Tage St. Hubert eine feierliche Meſſe halten, welcher alle Brüder, ehe ſie auf die Jagd gehen, beiwohnen werden.

Art. 8. Niemand ſoll, ausgenommen bei guten und gegründeten Urſachen, entſchuldigt ſein, wenn er am beſagten Tage die Jagd verſäumt. Hat er die Erlaubniß erhalten, auszubleiben, ſo ſoll er zum Vortheile der Brüder, die auf die Jagd gehen, einen Thaler zahlen u. ſ. w.

Das bei dieſer Jagd erlegte Wild wurde vorſchriftsmäßig nach Löwen zum Schatzmeiſter gebracht, und den Sonntag nach dem Feſte ein großes Gaſtmahl veranſtaltet.

Obwohl die Bruderſchaft nicht mehr beſteht, ſo feiert man doch noch jährlich zu Löwen in der Kirche St. Jakob den Hubertustag mit einem Hochamte, dem alle Jäger der Stadt beiwohnen, die den Tag vorher ein großes Jagen veranſtaltet haben. Das erlegte Wild wird bei einem großen Abendbrote verzehrt, an dem alle Jäger theilnehmen.

Zu Anderlecht feierte man früher das St. Hubertusfeſt damit, daß man in der Kirche ſelbſt das Jagdhorn blies, aber ein vom Official am 13. September 1701 gefälltes Urtheil unterſagte dieſen Brauch.

Zu Britsfort, wo ſich bis zur franzöſiſchen Herrſchaft die Förſterei der Fürſten und Statthalter von Belgien befand, feierte man ſonſt das Hubertusfeſt mit einer großen Jagd, der das ganze Jagdperſonal und bisweilen der Herrſcher ſelbſt beiwohnte. Herausgetreten aus der dem Heiligen geweihten Kapelle, ſtieg man zu Pferde, und nachdem man luſtig den Hirſch oder Eber gehetzt, beſchloſſen Fürſten, Edle und Jäger den Tag mit einem glänzenden Bankett. Bei dieſer Gelegenheit ſteuerte man an St. Hubert im Namen des Herzogs von Brabant einen holländiſchen Gulden.

Bei St. Hubert fand früher ein wirkliches Rendezvous der Jäger aller Länder ſtatt. Um drei Uhr Morgens blieſen die Hörner zum Aufbruch, und ſofort machten ſich Jäger, Hundeführer und Treiber auf den Weg, um bei Fackelſchein der feierlichen Meſſe beizuwohnen.

Bei der Conſecration blieſen die Waldhörner und ebenſo bei der Benediction, die der Prieſter nach der Meſſe dem Schloßherrn, den Damen in Amazonencoſtüm, den Hundeführern, Treibern und Forſtleuten bis zu den Hunden herab gab. Dann machte der jüngſte Jäger eine Collecte, wobei man das Geld gewöhnlich in ein in dem Schalltrichter eines Waldhorns ſteckendes Droſſelnetz warf. Nach der Collecte machte ſich Alles eiligſt auf die Jagd.

Seit König Leopold I. nicht mehr alljährlich auf ſein Ardennenſchloß geht, um dort das Feſt des Jägerpatrons zu begehen, hat die feierliche Benediction der Jagderöffnung zu St. Hubert aufgehört; ſonſt aber wird in Belgien wie in Frankreich dieſer Tag immer noch gewiſſenhaft eingehalten. Jeder wahre Jagdliebhaber begiebt ſich an dieſem Tage in Feld oder Wald, mag es regnen oder ſchneien. Der große Herr ſammelt zu dieſer Feierlichkeit Jäger von Nah und Fern, und wenn es in ſeinem Forſte noch einen ſtattlichen Zehnender, einen gewaltigen Eber giebt, ſo ſpart man ſeine Jagd für den St. Hubertustag auf.

Außerdem giebt es noch an mehreren Orten Belgiens Bräuche, welche auf dieſen Heiligen Bezug haben. Wir verweiſen in Bezug auf ſie auf die von uns angeführte Quelle. Jedenfalls hat ſich in dieſem Kulte St. Hubert's, welcher nachweislich ſeit dem 10. Jahrhundert exiſtirt, ein Stück Heidenthum erhalten, und wie in ſo vielen andern Fällen, iſt der jagdluſtige Frankenherzog und ſpätere Biſchof, welcher ſich um die Bekehrung der Ardennenbewohner ſo große Verdienſte erworben, an die Stelle jenes wohlthätigen Gottes getreten, welchen dieſelben ſeit urälteſter Zeit als Schützer der Jagd und Abwehrer der Hundswuth verehrten.

Digitized by Google

# Frankreich.

## Der Accent in der Sprache.

Wir leſen in der franzöſiſchen Revue de l'Instruction publique die Anzeige und Beſprechung eines Werkes über Metrik, welches den auch in ſeinem deutſchen Vaterlande wohlbekannten und geſchätzten Profeſſor an der Faculté des lettres zu Dijon, Herrn L. Benloew, einen Freund unſeres Blattes, dem wir anziehende Schilderungen franzöſiſcher Zuſtände verdanken, zum Verfaſſer hat. Schon 1847 hatte Herr Benloew ein Werk verwandten Inhalts: De l'accentuation dans les langues indo-européennes (Paris, L. Hachette) veröffentlicht; ferner 1855 ein anderes zugleich mit Heinrich Weil: Théorie générale de l'accentuation latine (Paris, Durand). Das ſoeben angezeigte neueſte führt den Titel: „Précis d'une théorie des rhythmes. Prém. partie. Rhythmes français et rythmes latins“ (Paris und Leipzig, A. Franck).

Abhandlungen über Metrik, über Accent und dergleichen Gegenſtände ſind für ein größeres Publikum nicht gerade intereſſant; indeſſen darf man einer gewiſſen Zahl von Leſern wohl zumuthen, daß ſie einen kleinen Antheil nimmt an der Frage, wie man richtig zu ſprechen und gute Verſe zu machen hat? — Gute Verſe machen! — Unſere Dichter müſſen das meiſt von ſelbſt lernen und ſich auf ihr Ohr verlaſſen — und allerdings haben viele Dichter gute Verſe gemacht, ohne richtige, ſattelfeſte Metriker zu ſein — Aber die Theorie kommt hinterher und beweiſt ex professo, warum das und das ſo, und warum das und das anders ſein müſſe, wenn es gut ſein ſolle.

Doch Scherz bei Seite; die Frage über Accent und Quantität, über Vers und Metrik iſt eine Frage der Sprache überhaupt und geht tiefer; alle dieſe Dinge, je nach den einzelnen Sprachen und den Bildungsſtufen derſelben verſchieden, beruhen auf tiefliegenden dynamiſchen Geſetzen, deren Entdeckung und genaue Feſtſtellung die wichtigſten Aufſchlüſſe über das Weſen der Sprache ſelbſt gewähren muß. Ein griechiſcher Vers, ein lateiniſcher, ein deutſcher, ein franzöſiſcher, ſelbſt wenn ſie aus einer gleichen Zahl ähnlicher Füße beſtehen, ſind himmelweit verſchiedene Dinge und oft nach ganz entgegengeſetzten Principien gebaut; der Accent ſpielt im Deutſchen eine ganz andere Rolle, als im Franzöſiſchen oder Griechiſchen, oder als er im Deutſchen ſelbſt vor tauſend Jahren geſpielt hat.

Der Wortaccent, d. h. jene kräftige Hervorhebung einer Silbe durch den darauf gelegten Ton, welcher das ganze Wort beherrſcht und zur Einheit verbindet, war in dem älteſten Zuſtande der indo-germaniſchen Urſprache nur ſchwach; denn ehe ſich bei der Fortbildung der Sprache das einzelne Wort aus dem Fluſſe der Rede mit Beſtimmtheit ſondert, ehe ſich die einſilbigen Beſtandtheile, die Wurzeln, Präfixen und Suffixen ſo feſt mit einander verbinden und verwachſen, bis ſie zu wirklichen mehrſilbigen Wörtern werden, dauert es eine geraume Zeit; der Accent iſt das geiſtige, das wort- und begriffſchaffende Element in der Sprache, welches zur Herrſchaft zu kommen trachtet; dieſes gelingt ihm aber nicht ſo leicht; er muß lange Zeit kämpfen, ehe er die materielle Schwerkraft der Laute, die Quantität, beſiegt. Im Sanskrit iſt der Accent noch ſehr ſchwach und ſchwankend, im Griechiſchen iſt er ſtärker, muß ſich aber doch noch gefallen laſſen, in der Metrik, zu Gunſten der Quantität, zu unterliegen und in den zahlreichen Rhythmengeſchlechtern der Proſodie für nichts zu gelten. Bekanntlich machten die Griechen und, ihrem Beiſpiele folgend, die Römer, ihre Verſe nach der Quantität der einzelnen Silben, die ſie in kurze und lange ſonderten. Der Tanz dieſer kurzen und langen Silben wird gegliedert und beherrſcht von dem ſtarken Tone der Arſis, des Ictus, einer Verſtärkung der Stimme, welche materiell von der eines eigentlichen Accentes nicht verſchieden iſt. Dieſer Ictus aber fällt nicht auf den natürlichen Accent des Wortes, ſondern auf die materiell ſchwerſte Silbe, auf die, welche die längſte Zeit braucht, um ausgeſprochen zu werden oder der Ausſprache die größte Schwierigkeit (durch Poſition) bereitet; der natürliche Wortaccent wird in vielen Fällen auf den ſchwachen Theil, auf eine ganz leicht und ſchnell zu ſprechende Silbe fallen und dadurch vollſtändig verdunkelt werden. In der Proſa z. B. ſprach der Grieche: „Penelŏpe,“ im Verſe Pēnĕlŏpē; weil die zwei e (η) „lange Laute“ waren, die den Ictus auf ſich zogen, der Wortaccent aber auf einer von Natur kurzen Silbe ſtand.

In der lateiniſchen Sprache hatte der Accent bereits eine bedeutende Stärke erlangt, als die Römer mit griechiſcher Literatur bekannt wurden und Verſuche machten, dieſelbe in ihrer Sprache zu reproduciren.

Es gelang den lateiniſchen Kunſtdichtern, das bis dahin ziemlich rauhe und ungelenke Idiom zu zähmen und im hohen Grade fähig zu machen, die griechiſchen Rhythmengeſchlechter mit ihrem mannigfaltigen Wechſel von Länge und Kürze wiederzugeben. Es ſcheint, daß der Accent hierbei ſich einige Mißhandlung gefallen laſſen mußte und daß es längere Zeit dauerte, ehe man ſich zu Gunſten der Quantität, welche zur vollſten Geltung gebracht wurde, an accentwidrige Hervorhebungen gewöhnte. Die ganze lateiniſche Metrik iſt ein Kunſtprodukt. — Natürlich gelang es nicht, die Sprache auf dieſem Standpunkte feſtzuhalten; die lebendige Rede behauptete ihr Recht, der Accent ſtrebte nach der Alleinherrſchaft; er erklärte der Quantität einen Krieg auf Tod und Leben, und wirklich gelang es ihm in den Zeiten nach Chriſti Geburt, trotz der Kunſtpoeſie und ihrer Metrik, die man nach gelehrten Regeln weiter übte, dieſelbe vollſtändig zu demüthigen und unter die Füße zu treten. Die Töchterſprachen des Latein, Franzöſiſch, Italiäniſch, Spaniſch u. ſ. w. machen ihre Verſe nicht nach der Quantität, welche in ihnen eine Art Molluske geworden iſt; die ſchwankende Silbe (syllaba anceps) nimmt eine zu umfangreiche Menge von Stellen ein, um eine Meſſung nach Länge und Kürze zuzulaſſen.

Große Kunſtſtücke in der Metrik und dem Versbaue laſſen die romaniſchen Sprachen nicht zu, am wenigſten bekanntlich die franzöſiſche. Und doch iſt es gerade im Franzöſiſchen das ſchwerſte Kunſtſtück, gute Verſe zu machen. Die Franzoſen ſind in Bezug auf gute Verſe ſehr delikat, und finden viele derſelben oft abſcheulich, von denen man ſchwer begreifen kann, was eigentlich daran fehlerhaft iſt. Das Ohr und das feine Gefühl, der unmittelbare Eindruck, ſpielen bei dieſer Kritik eine Hauptrolle — Unſer Berichterſtatter ſpricht ſich darüber in einer längeren Stelle aus; das bloße Silbenzählen (im Alexandriner z. B.) meint er, thue es nicht; ſtarke Silbe und ſchwache Silbe, vorwiegende Quantität und vorwiegender Accent müßten dabei ſtets berückſichtigt werden. Kurzum die franzöſiſche Sprache benutzt die Ictus einer Versreihe gewiſſermaßen als äußerliche Anhaltepunkte, um ihre in ſich ſelbſt weniger feſte und gegliederte Sprache daran zu knüpfen. Alles hängt in dieſer Metrik von dem feinen Gefühle ab: was man der Sprache zumuthen darf oder nicht. Auf zu viele tonloſe Silben darf der Ictus nicht fallen, aber er kann unter Umſtänden darauf zu ſtehen kommen und angenehm wirken.

Anders iſt es bekanntlich in unſerer Mutterſprache; im Deutſchen iſt der Accent unumſchränkter Monarch, der auf der Stammſilbe thront und ſich nach Belieben breit macht. Er iſt ſo robuſt, daß er die Silben, die unter ihm ſind, breitzuſchlagen die Kraft hat — und zwar zu einer ganz reſpektablen Breite. Es iſt nicht richtig, wenn man glaubt, daß eine deutſche lange Accents-Quantität zwei Kürzen enthält; ſie zählt metriſch (griechiſch-lateiniſch) gewiß deren drei. Wie wäre es ſonſt möglich, daß er ſo mir nichts dir nichts die widerſpenſtigſten, trotzigſten Theſen, die jedem Griechen und Römer Schauer und Graus erwecken würden, zwingen könnte, wie der gehörnte Siegfried den Drachen? Der einzige Dichter, der eine Vorſtellung davon hatte, wie ungeſchlacht die deutſche Quantitätsmetrik zum großen Theile geübt wurde, und wird, iſt Platen — Holzklotzblock — ⏑⏑ kann im Deutſchen unter Umſtänden ein Dactylus ſein; denn der Herr Accent auf Holz, mindeſtens ſechsmal ſtärker, als eine griechiſche Arſis im Gegengewicht zu zwei kurzen Vokalen, wird mit Klotzblock ſchon fertig.

In der neueren Sprache iſt an die Stelle der Quantität der Reim getreten.

# England.

## Biſchof Colenſo und der Pentateuch.*

Die Kritik des Pentateuch's von dem hochkirchlichen Biſchof Colenſo hat in England großes Aufſehen gemacht. Er findet namentlich in dem Text (Num. Kap. 2, V. 20—47) die Zahlen-Angaben ſo aus ſtatiſtiſchen Gründen unrichtig, wie mit den Oertlichkeiten unvereinbar, und kommt dann zu einem Reſultat, das dem bibliſchen Bericht alles Hiſtoriſche und Inſpirirte abſpricht. Gegen ihn tritt nun, unter Andern, der auch als Reiſender durch den Orient bekannte John Forbes im Athenaeum auf, und aus ſeinen Widerlegungen ſei hier das Weſentliche mitgetheilt.

Auf den erſten Punkt, an dem Biſchof Colenſo Anſtoß nimmt, daß es nämlich unwahrſcheinlich, um nicht zu ſagen, unmöglich ſei, es haben ſich 70 Seelen in einem Zeitraum von 215 Jahren zu einer Bevölkerung von beiläufig 2,000,000 vermehrt, antwortet Forbes zuvörderſt mit der

* „Der Pentateuch und das Buch Joſuah, kritiſch geprüft von Dr. Colenſo, Biſchof von Natal.“

Digitized by Google

Bibel in der Hand. Gott hatte den Erzvätern einen ganz beſondern Kinderſegen verheißen; ſo dem Abraham (Geneſ. 12, 2. 15, 5. 17, 6. 22, 17.); dem Iſaac (daſ. 25, 23.); dem Jacob (daſ. 28, 14. 32, 12. 46, 3.). Die verheißene Fruchtbarkeit verwirklicht ſich in Aegypten (Exod. 1, 7.). Es wird uns ferner berichtet (Gen. 50, 23.), daß Joſeph Urenkel auf ſeinem Schoße wiegte; da er nun bei der Geburt ſeines Sohnes Ephraim etwa 34 Jahre alt war, und in einem Alter von 110 Jahren ſtarb: ſo lebten in 75 Jahren vier Generationen zu gleicher Zeit. Joſua aber war (1. Chr. 7, 22—28.) der zehnte Nachkomme von Joſeph; das ergiebt zehn Generationen in 215 Jahren. Endlich fehlt es nicht an direkten Beweiſen, daß die Israeliten, wie die Orientalen überhaupt, ſehr früh heirateten. Von Benjamin wird in dem ganzen Verlauf der Erzählung (Gen. 43, 44.) als von einem Knaben geſprochen, und doch hatte er ſchon zehn Söhne. (46, 21.)

Mit dieſen Daten in der Hand kommen wir zu einem Cenſus, nicht wie er unter gewöhnlichen Umſtänden wahrſcheinlich, doch unter ſo außerordentlichen möglich, und alſo mit der bibliſchen Angabe nicht in ſo entſchiedenem Widerſpruch iſt. Jacob's Familie zählte bei der Ueberſiedelung nach Aegypten 67 männliche Perſonen; nehmen wir für die Dauer von 215 nur ſieben Generationen zu 31 Jahren an — wir haben oben an dem Beiſpiel Joſua's geſehen, daß zehn nicht zu hoch gegriffen wären —; rechnen wir im Durchſchnitt auf jede männliche Perſon nur vier Kinder: ſo ergiebt der Kalkül: $67 \times 4^{7} \times 2,195,456$; ohne daß wir die Nachkommenſchaft der Sklaven, die Jacob ohne Zweifel mitgeführt und die Kinder, die vor und nach dem dreißigſten Jahre geboren ſein konnten, in Anſchlag bringen. Kann nun Colenſo die Möglichkeit nicht in Abrede ſtellen, was berechtigt ihn, mit ſolcher Entſchiedenheit die Schrift einer Fälſchung zu zeihen?

Der zweite Stein des Anſtoßes iſt für den Biſchof das Lager in der Wüſte, das, wenn ſich's mit den Zahlen der Schrift wirklich ſo verhielte, einen Raum eingenommen haben müßte, auf dem das rieſenhafte London Platz hätte. Colenſo ſetzt nämlich voraus, daß die zwei Millionen Menſchen in Einem Lager zuſammengedrängt waren; was dem Tenor der geſchichtlichen Berichte, wie dem geſunden Menſchenverſtande ſtraks entgegen läuft. Wer aber Gelegenheit hatte, die großen arabiſchen Stämme in der ſyriſchen Wüſte zu ſehen, der konnte ſich leicht überzeugen, daß die Schwierigkeiten des Biſchofs nur in deſſen Einbildung liegen. Die Israeliten hatten (nach Exod. 12, 38.) zahlreiche Viehherden, die, wie die Heerden der Bedawin noch heute, weit und breit über die Halbinſel, und wahrſcheinlich über die nördliche Ebene zerſtreut waren. „Ich ritt einſt," erzählt Forbes, „zwei volle Tage in gerader Linie durch die Heerden des Stammes Anazeh auf das Zeltlager des Häuptlings zu, das 30 Meilen (engl.) entfernt, an einer bekannten Stelle aufgeſchlagen war. Indeß wimmelte die Landſchaft von Männern und Weibern, Knaben und Mädchen, die das Vieh hüteten." In gleicher Weiſe verbreitete ſich die Maſſe der Israeliten über die Wüſte, während das Hauptlager mit dem Tabernakel, den Prieſtern, Leviten und Stammhäuptern den Kernpunkt, den Sammelplatz der Wehrmänner bildete; und nur dieſes hat die Schrift bei ihren Erzählungen im Auge. Das mochte von anſehnlichem Umfang ſein, aber nicht in ſo überſchwänglichen Maßen, wie ſie der Biſchof anſetzt. Vor dieſer Auffaſſung, die naturgerecht, ſchriftgemäß und mit der allgemeinen Weiſe der morgenländiſchen Nomaden im Einklang iſt, verſchwindet die ganze Schaar von Schwierigkeiten, die die biſchöfliche Phantaſie heraufbeſchworen und mit Ziffern ausgerüſtet hat.

Die Unvereinbarkeit zwiſchen den Thatſachen und den Zahlen gipfelt endlich, nach der Meinung des Biſchofs, drittens an folgender Stelle: „Ich, ſpricht Gott zu Israel, werde ſie — die kanaanitiſchen Völker — nicht in Einem Jahre vor dir austreiben, auf daß das Land nicht wüſt werde, und ſich die Thiere des Feldes wider dich wehren" (Exod. 23, 29.). Wie kann nun, frägt Colenſo, ein Ländchen von 11,000 Q.-M., worin außer den angeblichen zwei Millionen Israeliten, noch ſieben Völkerſchaften wohnen, „größer und mächtiger als Israel," veröden und von wilden Thieren heimgeſucht werden? Natal hat auf einem Flächenraum von 18,000 Q.-M. nur 150,000 Seelen und das Gewild iſt zum großen Theil ausgerottet."

Hier hat ſich Se. Ehrwürden, wie Forbes mit Recht rügt, des ſchülerhafteſten Schnitzers ſchuldig gemacht. Er brauchte nur an der angefangenen Stelle einen Vers weiter zu leſen, um zu ſehen, daß hier nicht der ſchmale, von Joſua unter die zehntehalb Stämme vertheilte Landſtrich zwiſchen Jordan und Mittelmeer, ſondern das ganze Gebiet, das ſich öſtlich bis zum Euphrat erſtreckte, gemeint ſei; dieſes aber enthält bei 500 M. Länge und 100 M. Breite etwa 50,000 Q.-M., alſo das Fünffache des vom Biſchof vorausgeſetzten.

Die gegenwärtige Bevölkerung des heiligen Landes kommt an Zahl der im Exod. ziemlich gleich, und „ich kann bezeugen," ſagt Forbes, „daß mehr denn drei Viertel des reichſten Bodens völlig wüſt liegt. Die weiten Ebenen Moab's, Esdrälon's, wie das ganze Jordan-Thal ſind unbewohnt. In Philiſtäa, Scharon, Baſchar, Cöleſyrien und Hamath iſt kaum ein Zehntel des Erdreichs angebaut. In einem anderen Landſtrich zählte ich ſiebenzig verwüſtete Städte und Dörfer." Wenn die dünne Bevölkerung Natal's es mit den wilden Thieren ſiegreich aufnimmt, ſo vergißt der Biſchof, Pulver und Blei in Anſchlag zu bringen. Wäre ſie, wie die alten Juden, blos mit Speer, Pfeilen und Schlingen bewehrt geweſen, hätten ihre Häuptlinge gegen die afrikaniſchen Löwen keine anderen Waffen, als David, der den Löwen, der ſeine Schafe anfiel, bei der Mähne faßte, ſchlug und tödtete (Sam. 17, 14.): wie traurig würde es um Natal beſtellt ſein! Ein großer Theil der Beſtien iſt zwar aus Syrien verſchwunden, allein noch immer iſt ein Reſt geblieben, der das Land unſicher macht. In der Ebene von Damaskus richten Wildſchweine auf den Ackerfeldern große Verwüſtungen an; ebenſo auf den Jordan-Küſten und anderen Orten. Auf den Geländen des Antilibanon verwüſten die Bären ganze Weinberge in Einer Nacht. „Auf meiner Reiſe durch einige Landſtriche war mein Zelt jede Nacht von Schaaren Schakale und Hyänen umringt, und mehr denn Einmal ließen ſie mir keinen Biſſen zum Frühſtück übrig. Mit eigenen Augen ſah ich, hart an den Mauern Jeruſalems, Schakale Leichen aus den Gräbern herauswühlen und wegſchleppen."

Zwei Thatſachen hat, nach Forbes, der Right Reverend richtig bewieſen: Wie wenig er das bibliſche Land kennt, und wie weiſe und gütig die Vorſehung zu preiſen, daß ſie die kanaanitiſchen Völker nicht in Einem Jahre ausgetrieben, „auf daß das Land nicht wüſt werde, und die Thiere des Feldes ſich nicht gegen Israel wehren."

## Nord-Amerika.

### Die Baumwollen-Zone.

Die Pflanze heißer Sumpfgegenden — Cotton — Baumwollenſtaude — iſt eine Lebensfrage für Millionen von Menſchen geworden, Bürgerkrieges-Pathos, Schickſale ganzer Welttheile entſcheidend, ſeitdem ſich nun einmal die halbe civiliſirte Menſchheit in Schutzzoll- und Baumwollen-Politik von ihr abhängig gemacht hat, ſtatt der Leinwand, dem Tuche, der Seide und ſonſtigen, edleren textilen Stoffen treu zu bleiben. Man hat eine Menge von Surrogaten der Baumwolle entdeckt; aber noch immer heißt's: „Cotton is king!"

Es iſt daher nicht ohne Wichtigkeit zu erfahren, wie es mit der Baumwollen-Kultur in der Welt und deren Ausſicht ſtehe.

Wir geben hier, nach einer engliſchen Quelle, eine Skizze der Baumwollen-Zone und bemerken nur noch, daß die „Sea-Island Cotton," die auf den geſchützten, warmen Inſeln vor Georgien wächſt, als die beſte, langfaſerigſte, feinſte Muſter-Baumwolle gilt, als „Staple" und „Standard," wonach alle anderen Gegenden in ihrer Fähigkeit, Baumwolle zu zeitigen, beurtheilt werden.*

Für die Beurtheilung ſind die Linien gleicher Wärme (Iſothermen), die von denen der Breitengrade weſentlich abweichen, zu Grunde gelegt.

Wenn man ſolche Linien von Amerika nach Europa hinüberzieht, ſo weichen die nach Norden hin ab. Die mittlere Temperatur, in welcher die Baumwolle überhaupt fortkommen und reifen kann, liegt zwiſchen 15—20° Reaum. Die Gürtel, welche dieſe Iſothermen, die zwiſchen dem 15. und 20. Gr. N. u. S. Br. liegen, um die Erde beſchreiben, nennen wir die Baumwollen-Zonen. Es giebt zwei derſelben, eine liegt im Norden, die andere im Süden des Aequators.

Der größte Theil der nördlichen, inſofern ſie unſern Welttheil anbelangt, wird vom Mittelländiſchen Meere eingenommen und ſeinen Küſten. Daher ſollten die Länder: Spanien, Portugal, Sardinien, Italien, Sicilien und das ſüdliche Griechenland zum Baumwollenbau geeignet ſein. Spanien, Portugal und Sardinien haben bis jetzt noch keine Baumwolle producirt. Auf den Joniſchen Inſeln wächſt eine Nankin-Baumwolle ohne Verſchlechterung der urſprünglichen Qualität; auch Griechenland liefert gute Fäden, wenn das Reifen der Stauden nicht durch früh eintretende Regen verhindert wird. Sicilien ſcheint eine Ausnahme von der

* Eine kleine Schrift in deutſcher Sprache, die denſelben Gegenſtand in gedrängter Weiſe behandelt, iſt: „Die Bedeutung der Baumwolle im Völkerhaushalte, von Dr. Moritz Jutroſinski." Poſen. L. Merzbach. 1862.

Digitized by Google

allgemeinen Regel zu machen; dort kann die Baumwolle nur unter Erneuerung der Pflanzen in jedem Jahre gewonnen werden. In Neapel gewinnen die Fäden eine viel größere Länge und Stärke.

Jedoch iſt von einer weiteren Vorbereitung des Baumwollenbau's noch keine Rede und wird neben dem Wein, den Oliven und den Corinthen wohl nie aufkommen können.

An der Nordküſte Afrika's ſchneidet die ſüdliche Iſotherme von 20° N. Aegypten, Algier und Marocco ab. Die ägyptiſche Baumwolle iſt ſchlecht, doch eine von Indien nach Aegypten verpflanzte und acclimatiſirte Art giebt im Nil-Thale ein gutes Produkt, das den Namen „Jumel“ oder „Mako“ führt.

In Algier hat man, trotz vielfacher Verſuche, wegen des unregelmäßigen Klima's, noch keinen Erfolg im Anbau der Baumwolle gehabt.

Obgleich Marocco durch allerlei phyſiſche Umſtände höchſt geeignet zum Baumwollenbau ſein muß, ſo iſt doch mit Gewißheit anzunehmen, daß wegen der halbwilden Bevölkerung Europa von dort aus nie auf Baumwollen-Zufuhr rechnen darf.

Alſo ſind unſere Hoffnungen einzig und allein auf Aegypten beſchränkt, wo die Ueberſchwemmungen des Nils einen guten Boden zur Erzeugung von Baumwolle liefern, doch müßten dann die Einwohner dem Getraidebau gewiſſermaßen entſagen; auch iſt es zweifelhaft, ob die Europäer der Baumwolle wegen eine ſo vortreffliche Kornkammer verlieren wollen.

Die Iſothermen, welche die Baumwollenregion von Amerika einſchließen, umfaſſen eine ungeheure Landoberfläche von Aſien. — Die Thäler des Euphrat und Tigris bieten günſtiges Terrain für den Baumwollenbau dar. In Perſien jedoch iſt der größte Theil des zwiſchen den Iſothermen von 15 und 20° gelegenen Landes Wüſte; der übrige beſteht aus fruchtbaren und bewäſſerten Strichen.

Obgleich Baumwolle dort zu Hauſe iſt, geben uns doch die gegenwärtigen ſocialen und politiſchen Verhältniſſe keine Ausſichten auf Baumwollen-Zufuhren.

In Indien wird der größte Theil des zwiſchen den betreffenden Iſothermen liegenden Landes von den Gebirgszügen des Himalaja eingenommen; das Flachland, die Gebiete des Indus und Ganges erhalten durch die Monſuhn-Winde ein Klima, welches wegen ſeiner Unbeſtändigkeit, bald naß und kalt, bald trocken und heiß, wenig oder gar nicht für das Gedeihen der Baumwollenpflanze geeignet iſt.

Wir müſſen nach obigen Thatſachen geſtehen, daß in der nördlichen Hemiſphäre keine günſtigen Ausſichten für den Anbau der Baumwolle vorhanden ſind. Etwas beſſer iſt es auf der ſüdlichen Halbkugel.

Die ſüdlichen Iſothermen von 15—20° N. gehen durch Süd-Amerika, Afrika und Auſtralien.

In Amerika ſind es die Länder Paraguay, Nord-Uruguay und Süd-Braſilien, welche klimatiſch zum Baumwollenbau geignet wären, die La-Plata-Staaten, nur ſoweit ſie ſich öſtlich vom La-Plata-Strome erſtrecken, da weſtlich von denſelben das Land ſteinig und gebirgig iſt. Ein großer Theil dieſer Länder beſteht aus Graswieſen, Pampas, deren Fruchtbarkeit nicht ſehr bedeutend iſt. Ein andrer Umſtand, der einen Schatten auf unſre Hoffnungen wirft, iſt, daß es dort an jeglichen Arbeitskräften fehlt, denn der Eingeborne arbeitet nicht.

Nur in Paraguay, wo ſchon geordnetere Zuſtände herrſchen, würde der Baumwollenbau zu größerer Entwickelung gelangen.

Nebſt ihm bietet Süd-Braſilien die größte Wahrſcheinlichkeit. In Afrika ſchließen die Iſothermen das Kapland und Kaffernland ein, wo ſchon jetzt der Baumwollenbau in nicht unbedeutendem Maße ſtattfindet, ſo daß eine beträchtliche Menge roher Baumwolle exportirt wird.

In Auſtralien wird gleichfalls ſchon längſt Baumwolle angebaut und zwar bleibt ſie dort von conſtanter Güte. Arbeitskräfte ſind vorhanden, und die Erwartungen, welche man von dieſem Welttheile hegt, dürften daher wohl begründet ſein.

Aus Obigem ſehen wir, daß ſich unſere Hoffnungen auf die Länder: Aegypten, Kaffernland, Süd-Braſilien, Paraguay und Auſtralien beſchränken.

Aegypten giebt jedoch, wie oben geſagt, keine große Entwickelung der Baumwollen-Kultur zu. In Auſtralien und im Kaffernlande ſind die Verhältniſſe günſtiger. Arbeitskräfte ſind entweder vorhanden oder können leicht durch weitere Auswanderung von Europa aus geſchaffen werden. Das Goldgraben iſt jetzt ein ſehr mühſeliges, unergiebiges Tagewerk geworden, weit unerquicklicher, als das Baumwollebauen ſein würde.

In Amerika liefert ein Arbeiter jährlich ſeine zehn Säcke (à 450 Pfd.) und baut nebenbei das für ſeinen Bedarf nöthige Korn und Gemüſe. Sie bekommen nebſt Lebensmitteln vom Plantagen-Beſitzer 4 Pence à Pfd., im Ganzen alſo 75 £ = 500 Thaler jährlich. Der Europäer mit ſeiner größeren geiſtigen und körperlichen Entwickelung, als die des Negers iſt, wird alſo als freier Mann den Neger an Leiſtungen bei Weitem übertreffen. Dies iſt auf Einen Mann berechnet; da wir aber annehmen, daß jeder Koloniſt auch Weib und Kinder bei ſich hat, von denen jeder Arbeitsfähige ein Gleiches gewinnen kann, ſo würde alſo das Loos eines ſolchen Anſiedlers im hohen Grade beneidenswerth ſein — die Goldſucher würden die Hacke und den Spaten fortwerfen und den Pflug und die Schar mit Vergnügen aufnehmen.

Aehnliche Ausſichten, wie wir ſie auf Auſtralien haben, dürfen wir von Braſilien hegen. Klima, Boden, die ſocialen und politiſchen Umſtände ſind günſtig. Doch iſt Alles der Zeit überlaſſen; vorläufig beſchränken ſich in Süd-Amerika unſere Hoffnungen auf Paraguay. Da alle Umſtände dem Baumwollenbau günſtig ſind, ſo wird der Präſident Lopez Alles thun, um den Baumwollenbau in Paraguay einzuführen. Man berechnet den jährlichen Ertrag auf 90 Millionen Pfund roher Baumwolle.

Die Baumwollen-Zone liegt uns fern; aber ſie geht auch dem ſchutzzollverkrüppelten Deutſchland mitten durch's Herz. Im Reichenbacher Kreiſe Schleſiens ſind 8000 Menſchen auf Nahrung durch Baumwollen-Induſtrie angewieſen. In Sachſen lauern 620,000 Spindeln auf den weißen Schweiß der ſchwarzen Sklaven, außerdem über 300,000 auf Streichgarn- und Vigogne-Spinnerei; 85,000 auf Kammgarn und zwar mit 6 Mill. Thalern Anlage-Kapital und 12,000 hungrigen Magen, die das ſchleſiſche Leinweber-Schickſal haben, wenn ihnen nicht mindeſtens 25 Mill. Pfund Baumwolle im Jahre zum Verſpinnen geliefert werden. Und nun noch die Rheinlande, Weſtfalen und Württemberg, ſie müſſen, einmal verſchutzzöllnert, mit Kapital und Arbeit aus produktiv-heimiſchen Verhältniſſen in almoſenbedürftig-engliſch geäffte Baumwollen-Zuſtände verführt, mindeſtens ebenſoviel haben, um nicht umzukommen. So geht dem beſchützten Deutſchland die Baumwollen-Zone mitten durch den Magen.

## Deutſchland und das Ausland.

### Bar Kochba.*

Trauerſpiel von Paul Möbius.

Es giebt gewiß keinen ſo tragiſchen Stoff, als den vergeblichen Kampf eines Volkes gegen die Unterdrücker ſeiner nationalen Selbſtändigkeit. Doch nicht jedes Volk, von deſſen Untergange die Geſchichte erzählt, bietet ein tragiſches Intereſſe. Das Hinſcheiden einer Nation, die der Auflöſung verfallen iſt, weil ſie keine Lebensfähigkeit mehr in ſich trägt, iſt ein trauriges, aber kein tragiſches Ereigniß, wie der Tod eines Menſchen, der ſich ausgelebt hat, wohl von Verwandten und Freunden bedauert wird, ohne daß darin ein erhebendes, poetiſches Moment liegt. Wenn aber in einem Volke oder einem Individuum eine Idee lebt, für die es heldenmüthig den Kampf um Leben und Tod mit einer größeren feindlichen Macht unternimmt, dann erwachen in dem Zuſchauer alle die Gefühle, die jede beſſere Tragödie erregen ſoll, Furcht und Mitleid während des ungleichen Kampfes, und die Gemüthserhebung, wenn der Held zwar unterliegt, die Idee aber, für die er in den Tod ging, ſiegreich aus dem Kampfe hervorgeht. Ein ſolches tragiſches Intereſſe bietet im Alterthume kein Volk in ſo hohem Grade, als das jüdiſche. So lange es in ſeinem Heimatslande noch eine politiſche Einheit bildete, hat es ſich dem macedoniſchen und ſpäter dem römiſchen Joche nicht gutwillig, wie die meiſten anderen Völker, die mit ihm das gleiche Geſchick theilten, gefügt. Es war aber nicht der Drang nach politiſcher Unabhängigkeit, der es zur Auflehnung gegen ſeine Sieger trieb; denn es ertrug die perſiſche Herrſchaft zwei Jahrhunderte, und über anderthalb Jahrhunderte die wechſelnde Herrſchaft der Syrer und Aegypter, ohne irgend einen Verſuch, ſich politiſch frei zu machen; ſondern vielmehr der Trieb, ſein geiſtiges Beſitzthum, ſeine Religion, ſeine Geſchichte und ſeine Literatur vor der Vernichtung zu bewahren. Wie theuer ihm auch der Boden ſeiner Väter, auf dem das National-Heiligthum ſtand, war, ſo fühlte es ſeine Exiſtenz doch nicht an denſelben geknüpft; daher die Erſcheinung, daß, trotz der erlaubten Rückkehr, eine nicht unbeträchtliche Volksmenge in Babylon zurückblieb, und die Leichtigkeit, womit ſpäter ein großer Theil der Juden noch während des Beſtehens des jüdiſchen Reiches ſein Vaterland verließ und überall

* Leipzig, J. J. Weber 1863.

Digitized by Google

unter heidniſchen Völkern in zahlreichen Kolonien ſich niederließ. Es fügte ſich von jeher leicht fremden Sitten und fremdem Geſetz; nur mußte ihm ſein Heiligſtes unangetaſtet bleiben. Auch der Befreiungskampf der Makkabäer war ein Kampf weniger um die politiſche Unabhängigkeit, als um die Erhaltung jenes geiſtigen Beſitzthums, dem die ſyriſchen Könige die Vernichtung drohten, und die Auflehnung der Juden gegen die Römer ging nicht aus dem Verlangen nach politiſcher Freiheit, die ſie bei ihrer Schwäche kaum für die Dauer gegen die römiſche Macht zu behaupten hoffen konnten, als aus einem richtigen Inſtinkte hervor, der ſie fühlen ließ, daß das Römerthum keine nationale Beſonderheit neben ſich dulden könne, daß ſie, wenn ſie nicht Römer werden wollten, entweder ſich befreien, oder politiſch untergehen müßten, um dann zerſtreut den Kampf um ſo erfolgreicher fortſetzen zu können. Der Aufſtand gegen die Römer endete mit der Zerſtörung Jeruſalems und des Tempels durch Titus, weil eine einheitliche Führung dem Volke fehlte, denn das Volk ſelbſt war in Parteien zerfallen; und gerade die bedeutendſten Häupter deſſelben und die einflußreichſten Prieſter und Schriftgelehrten riethen zum Frieden und zur Unterwerfung. Anders war es bei dem letzten großen Aufſtande unter Hadrian. Das ganze Volk in und außer dem heiligen Lande erhob ſich gegen die übermüthige Römerherrſchaft, und mit ihm im Bunde nahmen die benachbarten heidniſchen Völker an dem Freiheitskampfe Theil.

Der Hauptheld dieſer Erhebung war Bar Kochba. „Er jagte, wie Grätz in ſeiner Geſchichte der Juden ſchreibt, dem römiſchen Reiche in ſeiner damaligen Schwäche nicht weniger Schrecken ein, wie einſt Brennus und Hannibal. Von der Abſtammung und dem früheren Leben dieſer vielfach geſchmähten und verkannten Perſönlichkeit iſt auch nicht eine dunkle Spur bekannt. Er taucht, wie jeder Revolutionsheld, plötzlich auf, erſcheint als der vollendete Inbegriff des Volkswillens, verbreitet Schrecken um ſich her, und ſteht da als der einzige Mittelpunkt der ereignißreichen Bewegung. Sein eigentlicher Name war Bar Coſiba, ohne Zweifel von einer Stadt Coſiba oder Keſib, deren es zwei gegeben hat. Die jüdiſchen Quellen kennen ihn einzig und allein unter dieſem Namen und deuten auch nicht im Geringſten darauf hin, daß man ihm denſelben als Schimpfnamen „Lügenſohn“ beigelegt hätte, wie jüngere Nachrichten behaupten. Bar Kochba war nur ein ſymboliſch-meſſianiſcher Name, welchen ihm R. Akiba gegeben hat. Von Wundern, die der Meſſias-König zur Berückung der Menge gethan haben ſollte, wiſſen die jüdiſchen Quellen gar nichts; nur ſeine gewaltige Körperkraft heben ſie hervor. Nirgend wird auch nur angedeutet, daß er mit ſeinem Meſſiasthum eine intereſſirte Nebenabſicht gehabt hätte; er war lediglich von dem hohen Gedanken erfüllt, die Freiheit ſeines Volkes wieder zu erobern, den erloſchenen Glanz des jüdiſchen Staates wieder herzuſtellen und die Fremdherrſchaft, welche ſich ſeit zwei Jahrhunderten in die Intereſſen des Judenthums eingemiſcht hatte, ein für allemal entſchieden abzuweiſen. Ein ſolcher Unternehmungsgeiſt, verbunden mit hohen kriegeriſchen Eigenſchaften, wenn ihm auch der Erfolg nicht günſtig war, hätte bei der Nachwelt eine gerechtere Anerkennung finden ſollen, und verdiente keineswegs ſo geſchmäht zu werden, wie es das Vorurtheil, von parteiiſchen Quellen geleitet, gethan hat.“

Dieſe Anerkennung hat der Held in einer Dichtung gefunden, der wir, eben weil ſie der Wahrheit die Ehre giebt, gern manche poetiſche Schwächen, woran ſie leidet, nachſehen. Der Verfaſſer hat die beſten Quellen, gewiß zum Vortheil des Stückes, benutzt; nur hätte er ſich noch ſtrenger an ſie halten und ſeinen Helden doch nicht zuletzt zum Lügenſohne machen ſollen, weil, wie der Dichter annimmt, ſein edles Streben, die Völker von dem Joche der Römer zu erlöſen, an dem Verrathe, den die erzürnten Verwandten ſeiner Frau gegen ihn anſtiften, ſcheitert. Bar Kochba mußte untergehen, nicht weil er ſich frech eine höhere, als menſchliche Macht angemaßt — was er nie gethan — oder weil er ſich gegen Perſonen, die ihm nah ſtanden, hart gezeigt, ſondern weil er in dem Wahne befangen war, daß die Verheißungen, die ſeinem Volke geworden, an irdiſche Macht und Herrlichkeit geknüpft ſeien, weil er der göttlichen Wahrheit die Kraft nicht zutraute, ſich ohne blutigen Kampf zu behaupten und aus Bedrückungen und Verfolgungen ſiegreich hervorzugehen. Zu dieſer Einſicht hätte der Held durch die Kataſtrophe, ehe er ſtirbt, kommen müſſen, und ſein Tod wäre dann die Sühne ſeines menſchlichen Irrthums und zugleich der Troſt ſeines unglücklichen Volkes geweſen. Läßt doch der Dichter ſelbſt den R. Akiba, der aus der Zerſtörung nichts, als das Buch der göttlichen Lehre gerettet, ſagen:

O Israel, iſt Betar auch zertrümmert,
Der letzte Hort, der deine Freiheit ſchirmte;
Stehſt du nun wieder weinend da und klagend
Voll Schmerz, nicht an den Waſſern Babylons,
Nein, an den Strömen theuern, heil'gen Blutes,
Das aus den Herzen deiner Kinder floß;
Mag über dich der Römer triumphiren
Und prahlend ſeinen Sieg der Welt verkünden:
Hier trag' ich noch das eine theure Gut,
Das größer iſt, denn alle Schätze Roms,
Und dir, ſo tief dich auch der Herr gebeugt,
Die ew'ge Quelle ſeines Segens bleibt.
Denn ſieh! die Wurzeln ſind es deiner Kraft,
Daß du den Cedern gleich'ſt des Libanon,
Die, ob ſie David's Harfe ſchon geprieſen,
Mit jedem Jahr noch neue Sproſſen treiben,
Und ob des Winters Sturm ihr Haupt umwüthet,
Doch ewig grünen in des Lenzes Schmuck!

Und bald darauf ſpricht derſelbe Akiba es aus, daß es für den Prieſter keines Tempels bedürfe, das Volk mit ſeinem Gotte zu vereinen und zu verſöhnen:

Denn weh' dem Prieſter, der es nicht verſteht,
Jedweden Ort, wo nur Ein Herz empfindet,
Zu wandeln in ein heilig Gotteshaus;
Der nur in ſeiner Hörer engem Kreiſe,
Sich in dem Tempel nur ein Prieſter fühlt,
Nicht überall auch und zu jeder Stunde,
Am ſtillen Grab, beim lauten Freudenmahl,
Am hellen Tag, in nächt'ger Finſterniß,
Der frommen Weihe ſeines Amtes denkend,
Voll Andacht ſie durch Wort und That bezeugt.

So iſt denn in der That der Sieg der Römer ein vergeblicher; denn die Beſiegten tragen die Hoffnung des einſtigen Triumphes mit ſich, wie der Dichter, am Schluſſe der Tragödie, den Jochanon ſagen läßt:

Was klageſt du? Der Himmel iſt gerecht:
Nicht lange wird es währen, daß auch Rom,
Gleich Juda, fällt dem Wechſelſturm der Zeiten!
Wenn ewig dann an ſeinem Namen haftet
Der unterdrückten Völker Zornesfluch,
Wird dich der höchſte Ruhmesglanz umleuchten,
Dich Israel! denn ob du auch gefallen:
Aus deinem Fall erblüht der Menſchheit Segen!

M.

## Mannigfaltiges.

— Dork's Leben, von Droyſen. Mit Vergnügen kündigen wir das Erſcheinen einer neuen (der vierten) Auflage der gediegenen Lebensbeſchreibung des Feldmarſchalls, Grafen Dork von Wartenburg,* in einem Augenblicke an, wo wir das fünfzigjährige Gedächtniß der Tage feiern, an welchen mit der preußiſchen auch die deutſche Nation wiedergeboren wurde. Das Lebensbild eines Mannes, wie Dork, gezeichnet von der geſchichts- und ſtaatskundigen Hand eines Droyſen, iſt ganz geeignet, das von manchen Erſcheinungen der Gegenwart tief bedrückte Gemüth zu erheben. Die Erinnerung an jene Zeit der patriotiſchen Opfer und Wunderthaten belebt die Hoffnung auf die Wiederkehr einer Periode, in welcher Deutſchlands Volk den ihm unter den freien, gebildeten Völkern Europa's gebührenden Rang wieder einnimmt. Vaterländiſche Männer und Vereine ſollten daher nicht verſäumen, Bücher, wie das Leben Dork's mehr und mehr im Volke verbreiten zu helfen. Wir laſſen hier die ſchönen Worte der Vorrede folgen, mit welchen Droyſen ſelbſt ſein Wer, einführt: „Nie hat ſich ein Staat aus tieferem Sturz ſchneller und ſtolzer erhoben als Preußen nach dem Tage von Jena. Auch fernliegende Verhältniſſe, die Wechſel der allgemeinen Weltlage, haben mitgewirkt. Aber das Weſentliche war, daß man ſich innerlich aufraffte, daß der alten Kraft und Treue des Preußenthums neue Formen und Ziele zu ſchaffen ſich ein Kreis von Männern um den Thron ſchaarte, wie die Zeit ihrer bedurfte, — mächtige Charactere, Talente ſeltenſter Art. Einer aus dieſem Kreis iſt es, deſſen Gedächtniß die folgende Darſtellung er=

* Das Leben des Feldmarſchalls Grafen Dork von Wartenburg, von Joh. Guſt. Droyſen. Vierte Auflage. Mit dem Bildniſſe Dork's, nach dem Gemälde im Marſchallſaal des Berliner Kadettenhauſes, geſtochen von L. Jacobi, und den Plänen der Schlachten und Gefechte bei Königswartha, an der Katzbach, bei Wartenburg, Möckern, Montmirail, Laon, ausgeführt durch das Photolithographiſche Inſtitut von A. Burchard in Berlin. 50 Bogen in Octav. Eleganteſte Ausſtattung. Geheftet in zwei Bände. (Preis 2 Thlr. 15 Sgr.) Leipzig, Veit & Co., 1863.

Digitized by Google

neuen will. — Nicht als wäre er vergeſſen. Noch leben in der Armee die „Geſchichten vom alten York“ und bilden einen Theil jener ſoldatiſchen Mythologie, in deren Heroen ſich die Grundzüge, die typiſchen Elemente dieſes volksthümlichſten Heerweſens veranſchaulichen. In dieſen Geſchichten erſcheint York — dem alten kampffreudigen Feldmarſchall Vorwärts gegenüber — als der ernſte, ſtrenge, zäh energiſche, „ſcharf wie gehacktes Eiſen“; ſein Körper trotz ſchwerer Wunden und Brüche feſt, ſtark, elaſtiſch; ſein Blick kühn, durchdringend, freundlich nie; ſein Wille eiſern; ſein ganzes Weſen gewaltig, gebieteriſch, zur Zucht, zur Pflicht, zum höchſten Wetteifer aller Kraft zwingend. Das Bild iſt in den weſentlichſten Zügen richtig. Aber es fehlen andere, die dieſen harten Charakter doch erſt verſtehen laſſen. Ihn ganz würdigen wird man erſt, wenn man zugleich beachtet, welche Jugend durchkämpfend, welche Leidenſchaften bewältigend, in welchen Uebungen des Willens und der Kraft erſtarkt er dem gebrochenen Vaterlande eine erſte Stütze der Erhebung zu werden vermocht hat.“

— Geſchichte der deutſchen Freiheitskämpfe in Bildern.* Es liegt uns die erſte Lieferung eines illuſtrirten Werkes vor, das wahrhaft populär zu werden verdient und mit den gewöhnlichen, auf bloße Schauluſt ſpekulirenden Illuſtrationen nicht gleichgeſtellt werden darf. In zwanzig Bildern, von Künſtlerhand in echt geſchichtlichem Geiſte entworfen, ſoll hier dem Auge und Gemüthe des deutſchen Volkes die Zeit der Befreiungskämpfe von 1813—15 vorgeführt werden. Die erſte Lieferung bringt zwei der Vorgeſchichte dieſer Zeit angehörende Bilder: „Die Königin Luiſe und Napoleon zu Tilſit,“ gezeichnet von Pietſch, und „Andreas Hofer nach dem Treffen am Berge Iſel,“ von Bleibtreu. Es iſt den Künſtlern gelungen, mit Anknüpfung an Alles, was uns von den Zügen der Männer und Frauen jener Tage, von den Koſtümen und den Oertlichkeiten überliefert iſt, ein treues, ergreifendes Gemälde der großen Zeit herzuſtellen. Auch der Text, der ſich in dieſer Lieferung, zur Erklärung des erſten Bildes, befindet, iſt mit Geſchicklichkeit abgefaßt, und verfehlt den patriotiſchen Eindruck nicht, den der Künſtler durch ſeine Zeichnung der ſchönen, edeln Königin Luiſe dem Kaiſer Napoleon gegenüber beabſichtigt hat. Zu den Bildern der folgenden Lieferungen werden unter Anderm gehören: „Die Convention (York's) zu Tauroggen“; „General York auf dem Landtage zu Königsberg“; „Einrichtung der Lützower Freiſchaar“; „Theodor Körner's Tod“; „Pflege der Verwundeten“; „Blücher's Rhein-Uebergang“; „York und Gneiſenau auf dem Montmartre vor Paris.“ Die Bilder ſind ebenſowohl geeignet, als Album auf den Büchertiſch der Familie niedergelegt zu werden, wie als Wandſchmuck die Säle der Schulen, Turn- und anderer patriotiſchen Vereine zu zieren.

— Stimmen aus Süddeutſchland über die Erhaltung des Zollvereins. Da wir in dieſen Blättern den für die internationalen Verbindungen Deutſchlands mit dem Auslande ſo wichtigen Handelsvertrag mit Frankreich und den darüber auf dem deutſchen Handelstag in München entſtandenen Zwiſt mehrfach beſprochen haben, ſo halten wir es für unſere Pflicht, auch über den gegenwärtigen Stand dieſer Frage, die, ſoweit ſie die Erhaltung des Zollvereins in ſeiner gegenwärtigen Ausdehnung betrifft, lediglich von den Entſcheidungen in Süddeutſchland abhängt, unſern Leſern Einiges mitzutheilen. Wir folgen darin einem Bericht in der „Süddeutſchen Zeitung:“ Fragt man nach dem Stand der öffentlichen Kundgebungen für und gegen den Vertrag, ſo ſind beſonders die Vorgänge in Württemberg und Bayern der Erwähnung werth. In dem erſtgenannten Lande, wo lange Zeit die Gegner des Vertrags ausſchließlich das Wort führten, hat ſich eine lebhafte Agitation zu ſeinen Gunſten erhoben und bis in die jüngſte Zeit fortgeſetzt. Es läßt ſich nicht verkennen, daß dort die Gegner, und zwar die abſoluten, fanatiſchen, noch jetzt das Uebergewicht behaupten, doch muß man zugeben, daß ihre Stellung bedeutend erſchüttert iſt. Es ſind in dieſer Hinſicht auch einige literariſche Erſcheinungen Württembergs bemerkenswerth. In Bayern hat der Münchener Großdeutſche Verein dem Spruch des Herrn v. Kerſtorf: „Lieber zehn Zollvereine hingeben als unſere Selbſtändigkeit,“ donnernden Beifall geſpendet. Nüchterner wird indeß die Frage von den Handels- und Gewerbekammern aufgefaßt, die ſich in ihren letzten Sitzungen mit derſelben beſchäftigt haben. Die pfälziſche Kammer erklärt ſich unbedingt für den Vertrag, die oberpfälziſche unbedingt dagegen. Die unterfränkiſche ſieht in dem Fortbeſtand des Zollvereins eine Lebensfrage für den fränkiſchen Weinbau, und ſpricht die Hoffnung aus, daß das jetzige Abſatzgebiet der Landes-Induſtrie „nicht verkleinert, vielmehr durch Handelsverträge erweitert werde.“ Die mittelfränkiſche vertraut, daß durch „Beſchränkung auf die nothwendigſten Modificationen“ des Vertrags (in erſter Reihe Erleichterung des Verkehrs mit Oeſterreich) eine Verſtändigung noch herbeigeführt werde. Die Aeußerung der ſchwäbiſchen Kammer, deren Text uns im Augenblick nicht vorliegt, ſtimmt mit der mittel- oder unterfränkiſchen überein. Sogar die oberbayeriſche Kammer (aus Niederbayern und Oberfranken iſt nichts berichtet worden) ſtellt ſich auf den Standpunkt der mittelfränkiſchen und will keineswegs abſolute Verwerfung, ſondern Unterhandlung über einige Modificationen des Vertrags, namentlich des bekannten § 31.“ In Baden iſt die Regierung, wie es ſcheint, zu der Ueberzeugung gelangt, daß es gar nicht mehr von der Entſcheidung Bayerns und Württembergs abhänge, ob die Zollvereins-Verträge verlängert werden, da die preußiſche Regierung entſchloſſen ſei, ſie unter keiner Bedingung mit jenen beiden Staaten fortzuſetzen, wenn dieſelben, wie es den Anſchein hat, die Ausführung des franzöſiſchen Handels-Vertrages bis zum Ablaufe der gegenwärtigen Zollvereins-Periode verzögern. Baden iſt durch ſeine Lage an den Gränzen der Schweiz und Frankreich's in den Stand geſetzt, fortan eine ſelbſtändige Handels-Politik zu befolgen, da jene beiden Länder bereit ſind, der badiſchen Production ihre Gränzen zu öffnen, ſo daß ſich das Großherzogthum fortan an allen Wohlthaten der Handels-Freiheit würde betheiligen können.

— Die Geheimſchriften und die Dechiffrir-Kunſt.* Ein Büchlein von ſeltener Gattung iſt vor Kurzem in Berlin bei Mittler und Sohn erſchienen. Es betrifft die Geheimſchrift und die Dechiffrir-Kunſt, zwei im Kriege und in der Diplomatie, alſo in den verſchiedenen Zweigen des internationalen Groß- und Kleinverkehrs noch immer hochanſehnliche Fertigkeiten. Obgleich wir keine Verehrer dieſer Materie ſind, weil wir zu denen gehören, die Offenheit überall lieben — auch zwiſchen Völkern, Kriegs- und Friedensparteien — tragen wir doch gegebenen Verhältniſſen Rechnung und müſſen, kosmopolitiſchen Wünſchen zum Trotz, dem vorliegenden Buche des Major's Kaſiski das Lob der Klarheit, Ueberſichtlichkeit, Einfachheit, überhaupt der Zweckmäßigkeit zuerkennen. Ohne ſonderliche Schwierigkeiten wird der Leſer in die verwickeltſten Aufgaben der Dechiffrirkunſt eingeweiht, nach einer leicht faßlichen Methode und vermittelſt gut gewählter Beiſpiele. Die Schrift wird in dem Kreiſe, für den ſie beſtimmt iſt, ſicherlich Beifall ärndten.

— Charles Hugo's „Valjean.“** Aus Victor Hugo's „Armen und Elenden“ (Les misérables) hat bekanntlich deſſen Sohn, Charles Hugo, ein Drama gemacht, das mit allen ſeinen Straßen-Tableaux und melodramatiſchen Szenen in Brüſſel zur Aufführung gekommen iſt. Herr A. Diezmann hat es mit geübter Hand in's Deutſche übertragen, und da er mit Recht vorausſetzte, daß ſolche Szenen, wie die der Barrikaden des vierten und fünften Bildes der zweiten Abtheilung, auf deutſchen Bühnen nicht aufgeführt werden können, ſo hat er, ſtatt des Barrikaden-Kampfes, ein anderes, mehr aufführbares Bild eingelegt.

— Oeſterreichiſche Wochenſchrift. Es ſind uns einige Nummern der „Oeſterreichiſchen Wochenſchrift für Wiſſenſchaft, Kunſt und öffentliches Leben“ zugegangen,*** die mit der kaiſerl. „Wiener Zeitung“ als Beilage ausgegeben wird, jedoch in einem beſondern Format in gr. 8. Wir nehmen mit Freuden davon Akt, daß das amtliche Organ der öſterreichiſchen Hauptſtadt eine Ehre darein ſetzt, die Federn zahlreicher, wiſſenſchaftlicher Schriftſteller Deutſchlands zu beſchäftigen und deren kritiſche Urtheile zu verbreiten. Wir bemerken unter den Mitarbeitern der „Wochenſchrift“ Ferdinand Wolf, M. v. Stubenrauch, C. F. Peters, V. A. Huber, A. Ficker, J. Glaſer und viele andere Namen von gutem Klang.

J. C.

* Von Georg Bleibtreu und Ludwig Pietſch. Mit erläuterndem Text. Erſte Lieferung. Berlin, Franz Duncker, 1863.

* Die Geheimſchriften ꝛc. Mit beſonderer Berückſichtigung der deutſchen und franzöſiſchen Sprache von F. W. Kaſiski, Major z. D. — Berlin, 1863, Druck und Verlag von E. S. Mittler und Sohn. — 95 Seiten Mittel-Octav und 4 Blätter Tabellen.

** Valjean. Drama in zwei Abtheilungen mit einem Vorſpiel, nach Victor Hugo's Roman „Die Armen und Elenden,“ von Charles Hugo. Für die deutſche Bühne bearbeitet von A. Diezmann. Autoriſirte Ausgabe. Leipzig, E. F. Steinacker, 1863.

*** Wien, in Kommiſſion bei Karl Gerold's Sohn.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Hierzu eine literariſche Beilage von Eduard Kummer in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereins, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

# Magazin
# für die Literatur des Auslandes.

Dieſenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 10. Mittwoch, den 11. März 1863. 32. Jahrgang.

## Inhalt:

**England.** Seite
Blicke auf Leben und Literatur in England . . . . . . . . . . 109
Die vier George, nach Thackeray . . . . . . . . . . 111
**Dänemark.**
Die nordiſchen Alterthümer des Kopenhagener Muſeums und Worſaae's Bilderwerk. II. Das Eiſen=Zeitalter . . . . . . . . . . 115
**Frankreich.**
Ein Projekt zur Errichtung internationaler Schulen . . . . . . . . . . 117
**Japan.**
Ein Pferdehändler in Japan . . . . . . . . . . 118
**Deutſchland und das Ausland.**
Zur Etymologie des Namens Berlin . . . . . . . . . . „
**Mannigfaltiges.**
Jean Paul's hundertjähriger Geburtstag . . . . . . . . . . 119
Neu=Wien . . . . . . . . . . 120
Tiſchendorf und Simonides . . . . . . . . . . „
Bilder aus dem Orient . . . . . . . . . . „
Deutſche Zeitſchriften . . . . . . . . . . „

## England.

### Blicke auf Leben und Literatur in England.

Seine Majeſtät der Kaiſer, der König, oder Se. K. Hoheit der Großherzog ꝛc. ꝛc. haben geruhet u. ſ. w. — ſo fangen die Zeitungen in deutſchen Hauptſtädten ſeit mehreren Menſchenaltern alle Tage an. Andere deutſche und ſonſtige europäiſche Zeitungen fangen, der Sache nach, ebenſo an, d. h. mit einer königlich=, kaiſerlich=, ſtaatlich=politiſchen Frage, einer ſchwebenden, ſchwankenden, verwickelten, verzwickten Ariadne=Faden=Leitartikel=Spinnerei in ein conſtitutionelles Labyrinth, hinein, oder aus einer verfaſſungskritiſchen Zweifelhaftigkeit und Verzweiflung heraus, ohne doch eigentlich je hinein oder herauszukommen. Die engliſchen Zeitungen dagegen fangen ſeit Menſchenaltern mit „Steam“ an: „Steam to the Cape of Good Hope, Steam to Porte Philippe, Steam to India;“ Steam, Dampf, Poſt= und Privatdampf, nach allen Häfen und Ländern der Welt, nach den fernſten mindeſtens alle Monate, nach den minder fernen wöchentlich, nach den nähern in Europa täglich und nach Paris täglich 4—5 Mal von verſchiedenen Häfen, von London bis Paris in $10^1/_2$ Stunden, 90 Minuten Seefahrt ꝛc.; nach allen Theilen Belgiens und vielen Deutſchlands mit einem einzigen Billet und ohne Unterbrechung, nach jedem Hafen und jeder Stadt Englands (und umgekehrt) täglich und nächtlich 2—20 Mal, von allen möglichen Theilen Londons nach allen möglichen andern durch London hin, über London hin, unter London hin, zu Waſſer und zu Lande alle 5—10 Minuten, außerdem mit Tauſenden von Omnibus und Droſchken jede beliebige Minute.

Dann kommen auf den erſten Foliospalten der engliſchen Zeitungen die „Companies,“ die Hunderte von Kapitals=Aſſociationen für alle möglichen induſtriellen und mercantilen Unternehmungen und Ausbeutungen auf, unter und über der ganzen Erde: Bergwerke, Bewäſſerung, Gas, Eiſenbahnen, Lebens=, Feuer=, Alter=, Hagel=, Havarie=, perſönliche Verunglückungs=, Kranken= und was weiß ich noch was Alles für Verſicherungen (größtentheils mit dem Worte „Limited“ in Parentheſe, d. h. mit beſchränkter Verantwortlichkeit der einzelnen Actionäre, nicht mehr jedes Einzelnen für die ganze Geſellſchaft), Compagnien zur großen Ausführung von Erfindungen (ſehr oft deutſcher von Leuten, die zu Hauſe aus Mangel an ſpeculativem Kapital und wegen zu viel Polizei= und Gewerbe=, Conceſſions=, Niederlaſſungs=, Bürgerbrief=, Heimat= und Pockenimpfungs=Schein=Vorſchriften, halb verhungert und ganz verzweifelt geweſen waren); Compagnien für Bank= und Geld= und Kredit=Verhältniſſe in China, Japan, Birmanien ꝛc.; alle möglichen Allianz=, Societäts=, Geſchäfts=, Wohlthätigkeits= und Verſammlungs=Angelegenheiten. Nach dieſen und andern vielfoliospaltigen Induſtrie=, Verkehrs=, Handels= und Volks=Intereſſen kommt erſt die Politik, zunächſt größtentheils ein tägliches, heiteres Spiel in vier Leitartikeln, die aber alles mögliche Intereſſante mitnehmen und ſich durchaus nicht auf Politik beſchränken.

Ja, man braucht nur die engliſchen und continentalen Zeitungen zu vergleichen, um den ungeheueren Unterſchied, die ungeheuere Höhe und Freiheit und Fülle des engliſchen Lebens zu begreifen. Die „Reſidenz der Intelligenz“ in Deutſchland — alſo die concentrirteſte Weisheit und die höchſte induſtrielle Kraft — hat ſich ſeit vierzig Jahren mit Plänen zur Entſtänkerung gequält, und die Reſidenz ſtinkt jetzt ärger, als je. Waſſerleitung und Gas verdankt ſie nur engliſchen Compagnien und (erſtere) der Tyrannei Hinkeldey's. Und ſeitdem Letzterer todt iſt, machen ſie nicht einmal den nothdürftigſten Gebrauch von dem Waſſer für die unerläßlichſten Bedürfniſſe der Reinlichkeit und Geſundheit. Während in London Millionen und aber Millionen für Vollendung der unterirdiſchen Spülung und für ſkrupulöſe Reinlichkeit oben ausgegeben werden, und jeder Hausbeſitzer ſtets für ſich und Andere das Seine thut, damit Niemand bei Froſt, Schnee und Glätte verunglücke, ließen ſich in Berlin lieber ſechstauſend Hauswirthe beſtrafen, ſtatt Aſche oder Sand zu ſtreuen, als es einige Tage glatteiſte und fror.

Doch wir wollen uns nicht weiter über den Schmutz und die Trägheit continentaler Philiſter ärgern, ſondern uns engliſcher Geſundheit, Freiheit und Unternehmungskraft freuen. Um uns nicht in's Weite zu verlieren, halten wir uns an die ſeit mehreren Wochen eingeweihte und nun friſch pulſirende, unterirdiſche Eiſenbahn. Ich habe ſchon öfter darüber berichtet, und beſchränke mich deshalb auf kurze Erinnerung an die Hauptſache. Dieſe iſt, daß nun eine neue, unterirdiſche Verkehrsader den Weſten und Norden Londons mit dem Geſchäfts=Mittelpunkte, der City, verbindet, außerdem die beiden großen Bahnhöfe der Nord= und Weſt=Bahn. Die Verbindungen durch ein paar Dutzend Omnibus=Linien und eine alle 7 Minuten hin= und hergehende Eiſenbahn über den Häuſern und Straßen leiden dadurch um ſo weniger, als ſie nun erſtens mehr Luft bekommen und die unterirdiſche Bahn auch ſpezielle, früher noch nicht mit der City verbundene Punkte und Stadttheile mit dem Verkehrsblute des „Herzens der Welt“ lebendig durchdringt.* Außerdem iſt die unterirdiſche Eiſenbahn nur eine der großen neuen Verkehrs=Adern, die von verſchiedenen Bahnen her ſich in der überdrängten City vereinigen, und ſo nach allen Stadt=, Land= und Himmelsgegenden freie Bahn brechen wollen.

Die Bahn läuft jetzt in ihrer ſechs= bis zehnfachen Ummauerung und doppelten Waſſerdichtung ſo licht und leicht unter den ſechs Stadttheilen und Straßen=Labyrinthen hin und her, daß man beim Fahren gar nichts Unterirdiſches, Dumpfes, Dunkeles oder Feuchtes merkt. Es fährt ſich ſogar viel leichter und bequemer, als auf den beſten deutſchen, beamtenkontrolirten Staats=Eiſenbahnen, da man keinen Dampf, keinen Rauch und Qualm um ſich hat. Die langen, eigenthümlichen Lo=

* Sie beförderte in der erſten Woche 225,000, in der zweiten über eine Viertel=Million Menſchen.

Digitized by Google

komotiven haben die herrliche Tugend, nicht zu puffen und zu puſten, ſo lange ſie unten in verſchloſſenen Röhren dahin jagen. Die Röhre ſelbſt iſt durch Thürme und Apparate ſo gut ventilirt, daß die Luft unten mindeſtens ebenſo gut iſt, wie die oben im Sonnenſchein, der durch eine vollkommene Gasbeleuchtung im Tunnel und in den Wagen ganz gut erſetzt wird.

Macht man ſich zu dieſem unterirdiſchen Verkehrs-Meiſterwerke noch eine annähernd richtige Vorſtellung von dem anderweitigen unterirdiſchen und überirdiſchen Aderwerk für Verkehrs-, Geſundheits- und Reinlichkeits-Zwecke, wird man ſtaunen müſſen, was hier erreicht ward, erſtrebt wird und ſchon vollendet worden iſt. Die drei Millionen Menſchen wohnen jetzt alle in Häuſern, die mit mächtig ſtrömendem, reinen Waſſer verſehen werden, aus denen durch unterirdiſche Adern alle Abfälle und Schlacken des Lebens friſch, ehe ſie ſchädlich werden können, unterirdiſch fortgeſchwemmt werden. Alle dieſe Styxflüſſe laufen in ungeheuere, auf zwölf deutſche Meilen Länge berechnete Kloaken, an deren Vollendung ſeit Jahren mit Millionen von Kapitalien und Tauſenden von Händen gebaut wird. Dazu das Gas-Aderwerk für Millionen Flammen, die Elektrizitäts-Verbindungen unter der Erde und über den Häuſern und Straßen, ein immer dichter werdendes Netzwerk für Verkehrs-, Stadtpoſt- und Privat-Telegraphie. So oft ich auch ſchon darauf aufmerkſam gemacht, thue ich's doch immer wieder gern, weil es jedesmal auch vor neue Augen kommt, und dieſer oder jener, davon gepackt, in irgend einer Weiſe für continentale Verkehrsbefreiung und Freizügigkeit ein Wort oder gar eine That verſuchen mag.

Solch' ein gewerbefreies und beinah über die ganze Erde freizügiges Volk, das nicht mehr politiſch gemaßregelt und behindert wird, kann natürlich mehr thun und durchſetzen, auch mehr vertragen und überwinden, als andere Nationen, die ihre beſten Kräfte noch im Kampfe mit politiſchen, polizeilichen, gewerblichen und finanziellen Hinderniſſen vergeuden müſſen. So muß ich immer wieder bewundernd darauf aufmerkſam machen, daß die Engländer ihre Baumwollen-Noth, die größte, die ſie je getroffen, durch freiwillige Selbſtbeſteuerung zu ertragen und Hunderttauſende von Hungernden durchzuwintern entſchloſſen ſind und ſie bis jetzt auch Geld genug geſteuert zu haben ſcheinen, ganz Lancaſhire vor Hungersnoth zu ſchützen.

In Preſton, Mancheſter, Bradford ꝛc. ſind ungeheuere Bäckereien, Eß-, Trink- und Bekleidungs-Anſtalten gegründet worden, die täglich Tauſende von Weißbroden, kleine Oceane von Suppen, Gebirge von Gemüſe und Fleiſch, von Betten und Kleidungsſtücken vertheilen, und die ſich über Nacht immer wieder füllen. Alle Provinzen und Städte, ſogar Amerika, alle Klaſſen und Stände, ſelbſt die ärmſten Arbeiter, ſogar die Bewohner von Arbeits- und Armenhäuſern, ſammeln ihre ärmlichen Erſparniſſe und ſchicken ſie den Nothleidenden in Lancaſhire.

Unter dieſen Verhältniſſen iſt es auch kein Wunder, daß die öffentliche Aufmerkſamkeit der Zeitungen und des Publikums faſt ausſchließlich von dem Bürgerkriege in Amerika in Anſpruch genommen wird und manche Zeitungen Hunderte von Pfunden ausgeben, um ſich jede in einem Hafen angekommene Nachricht ſofort elektro-telegraphiſch zublitzen zu laſſen. Zugleich erklärt ſich die niederträchtig erſcheinende, ziemlich allgemeine Sympathie mit dem ſklavenreichen und Baumwolle liefernden Süden. Freilich haben ſie praktiſch Recht, da es dem Norden nie Ernſt war, auch jetzt noch nicht, gegen das Inſtitut der Sklaverei Krieg zu führen. Die Times und viele andere Zeitungen und amerikaniſche Korreſpondenten ſprechen mit dem größten Hohne von der lügneriſchen Proclamation des Präſidenten Lincoln, durch welche er die Sklaven in den meiſten ſüdlichen Staaten für frei erkläre. Sie ſei blos eine gemeine Vorſpiegelung, die Abolitioniſten und Idealiſten für ſich zu gewinnen. Die paar Dutzend obſcure Engländer, welche neulich hier zum amerikaniſchen Geſandten Adams gingen, um ihn für dieſe Emancipation zu beglückwünſchen, ſeien jedenfalls im Stillen als Dummköpfe herzlich von ihm ausgelacht worden. Der Norden führe den entſetzlichen Krieg blos deshalb, um ſich den Schweiß der Sklavenarbeit, die Steuerkraft des Südens, ohne welche er nicht beſtehen zu können glaube, wieder zu ſichern. Daher könne die Sklaven-Emancipation unmöglich Ernſt ſein.

Uebrigens iſt es nun durch indiskret veröffentlichte diplomatiſche Korreſpondenzen allgemein bekannt geworden, daß die Unmöglichkeit einer Wiedervereinigung des Nordens und Südens (die meine Wenigkeit vom Anfange an behauptet hat) von allen großen Staatsmännern zugegeben wird. Wir wiſſen nun, daß Fürſt Gortſchakov ebenſo ſehr von dieſer Unmöglichkeit überzeugt iſt, wie Baron Brunow, Lord Ruſſell, Drouyn de Lhuys und Mr. Adams. Ihre Briefe, der Inhalt ihrer Unterredungen, ſogar was Baron Brunow einmal „bei Seite" ſagte, Alles hat weit und breit in engliſchen und amerikaniſchen Zeitungen geſtanden. Lincoln, obgleich kein großer Staatsmann, wird wohl nun endlich auch davon überzeugt ſein. Um ſo entſetzlicher und verbrecheriſcher, den Krieg noch immer fortzuſetzen und nicht nur Amerika bis zum Tode zu erſchöpfen, ſondern auch die ganze übrige, auf den Weltfrieden angewieſene Welt in allem nützlichen und nothwendigen Thun und Handeln durch dieſen heuchleriſchen, blutigen und ſtupiden Krieg zu beeinträchtigen. Da dieſer Krieg nie einen vernünftigen Zweck hatte, ſollte er nun endlich ſo raſch als möglich von der ganzen Welt verdammt und beſeitigt werden.

Wird die amerikaniſche Frage und die Baumwollen-Noth endlich der Palmerſton-Herrſchaft ein Ende machen? Oder wird's eine andere Frage thun? Irgend eine Frage und Antwort oder Abſtimmung darauf ſoll und muß es thun. So haben wenigſtens die Zeitungen und Broſchüren der Derby- oder conſervativen, d. h. wirklich liberalen und national-reformatoriſchen Partei (wie ſie ſich ſelbſt nennt) längſt prophezeit. Das Parlament iſt wieder eröffnet, und es wird ſich nun zeigen, ob der alte ſchlaue Fuchs der liberalen Partei, der ſeit mehr als 50 Jahren das ganze Thierreich der Politiker und Staatsmänner (Lämmer und Büffel nicht ausgenommen) beherrſchte und hänſelte, ob er nun endlich wirklich, wie einſt Reineke Fuchs, die Galgenleiter hinaufſteigen muß. Ob man ihn deshalb auch wirklich hängt, iſt deshalb freilich noch immer ſehr die Frage, da er vielleicht, wie der berühmte Fuchs in der alten Thier-Satire, eine Rede von der Leiter herunter hält, die ihn wieder zu Ehren bringt und den Anklägern den Strick um den Hals wirft. Wir wollen's abwarten. Nach einer ſehr umfangreichen Broſchüre zu ſchließen, die ſchon im November erſchien, müſſen wir annehmen, daß es mit dieſem Schein- oder vielmehr verrathenen Liberalismus des Palmerſton-Miniſteriums wirklich gründlich zu Ende ſei. „Die gegenwärtige Lage der liberalen Partei,"* von einem Schriftſteller, der früher nur einige Romane verfaßt, und aus Eifer für politiſche Ehrlichkeit und Erkenntniß dieſes dicke und geiſtvolle Buch ſchrieb, iſt als falſch und faul erkannt, von der öffentlichen Meinung gerichtet und deshalb unhaltbar geworden, nachdem die äußeren Rückſichten, die ihr noch im vorigen Sommer das Leben friſteten, verſchwunden ſind. Geben wir einige ſeiner Hauptgedanken zum Beſten und fangen mit einer Kritik der Macaulay'ſchen Whig-Vergötterung an. Ich habe das Macaulay'ſche Geſchichtswerk in Grund und Boden verdammt, als es, in alle Sprachen überſetzt, von der ganzen gebildeten Welt vergöttert ward. Ich ſagte damals gleich: Das Meiſte iſt Gleißnerei, Phraſenkunſtſtück, geſchminkte Lüge.** Jetzt ſagt's endlich ein Engländer auch ſeinen Landsleuten. Nur Eine Stelle:

„Es war für Macaulay zu unbequem, eine Geſchichte aus vorgefundenen Thatſachen aufzubauen. Darum ſchuf er ſich vor allen Dingen ſelbſt einen geſchichtlichen Boden. Dann machte er ſich auch die Thatſachen zurecht und „that Wunder." Er nationaliſirte eine Partei, deren Sympathien nie der Nation gehörten. Es kam ihm nicht darauf an, England eine Geſchichte zu geben, ſondern nur den Whigs einen Charakter (d. h. ein gutes Zeugniß). Da die Vergangenheit ihm keinen Stoff dazu gab, ſchuf er eine Vergangenheit aus ſeinen eigenen klingenden Perioden. Das war jedenfalls ſehr brillant. Guter Abſatz war vorauszuſehen. Es mußte bezaubern, obgleich die Sache Einigen gleich verdächtig vorkam. Er bewies und überzeugte eigentlich nie, aber er iſt doch durchweg ſo geſchickt, ſo „clever." Sein Urtheil war abſichtlich ungerecht, aber es fand ſich Niemand, auf eine neue Unterſuchung anzutragen. Der Spruch, der dem Unrecht Macht gab, war nichts im Vergleich zu den Sprüchen, welche dem Worte ſolche Majeſtät verliehen. Man wußte von vorn herein, daß er nicht korrekt zu ſein brauchte, um gut aufgenommen zu werden. Er könnte eine Weltgeſchichte geſchrieben haben, aber es beliebte ihm, die gefälſchten Memoiren einer Clique herauszugeben. Seine Bände ſind eine Erſcheinung ohne Gleichen. Nie iſt etwas Aehnliches in der Geſchichte von Paternoster Row, der Londoner Buchhändlerſtraße, vorgekommen. Der Buchhändler Paradies war im Belagerungs-Zuſtande. Es mußte nach Extra-Konſtablern geſchickt werden. Es waren Extra-Fuhrleute nöthig. Jeder kaufte und wurde von Kaufluſtigen gedrängt. Die Polizei war kaum im Stande, zwiſchen dieſer Confuſion und Begeiſterung Ordnung zu halten. Viele ſagten, es müſſe ein brillanter Roman ſein, denn Alles darin ſei neu. Die Whigs erhielten damit ein neues Leben, ein Leben der Inſolenz. Macaulay ward in alle Sprachen überſetzt. Man gab zu, daß es Fälſchung ſei, aber Jeder mußte geſtehen, daß

* The Present Position of the „Liberal" Party. By the Author of „Miriam Blay" and „Crispin Ken." London, Saunders, Otley and Co. 1862.

** Wir haben uns zur Zeit, als unſer Herr Korreſpondent dies ſchrieb, ſchon dagegen verwahrt und thun es auch jetzt wieder. D. R

Digitized by Google

ſie aus Feinheiten beſtehe. Die Verleger gaben ihm eine Penſion für das Eigenthumsrecht, und die Whigs machten ihn zum Pair für ſeine Gewiſſenloſigkeit.“

Durch Macaulay's Roman gewannen die Whigs neues goldenes Leben. Aber die Vergoldung iſt zu dünn gerathen und ſoll ſich bereits abgeſcheuert haben. Sie verſprachen immer viel, die Kandidaten für's Parlament, um ſich Stimmen zu kaufen, die Miniſter, um im Amte zu bleiben. Nun iſt's aber heraus, daß ſie eigentlich Nichts gehalten und alle Reformen entweder bei Seite oder aufgeſchoben oder ganz unter die Füße getreten haben.

Niemand, der den letzten Debatten des Parlaments im vorigen Sommer beiwohnte, wird ſie je vergeſſen. Damals trat Cobden auf, und hielt in ſeiner Ehrlichkeit und Thatſachen-Trockenheit eine Rede, die den Palmerſton und ſeine Partei parlamentariſch vernichtete. Cobden wies ihm, Satz für Satz, vom Hauſe mit Beifall überſchüttet, Verrath an allen liberalen Grundſätzen und Verſprechungen nach und kündigte ihm an, daß er nicht lange mehr die Macht, die er mißbrauchte, behalten ſolle. Der Verfaſſer ſagt, das Palmerſton-Miniſterium verdanke ſeine unnatürliche Lebensverlängerung hauptſächlich der Rückſicht auf die Königin, die man während ihres Trauerjahrs nicht durch eine Miniſter-Kriſis habe beunruhigen wollen. Das Trauerjahr iſt verfloſſen, das Parlament eröffnet. Iſt Palmerſton nun wirklich in Gefahr? Die Nation braucht Baumwolle und verlangt deshalb „Anerkennung des Südens.“ Die Derbyiten ſind bereit dazu. Kriegt's aber Palmerſton eher fertig, ſo verzeiht man ihm wohl auch noch länger die ſeit 50 Jahren ſo beliebt gewordenen Verräthereien und politiſchen Immoralitäten. Die Derbyiten mit ihrem Disraeli haben auch kein Monopol auf Moralität und Reform, obwohl ſie viel männlicher ſind und mehr wirkliche Reformen geſchaffen haben, als die Palmerſtonianer. Der ehrliche Cobden und die Seinen kommen doch noch lange nicht an's Ruder.

Was die erwähnte Broſchüre betrifft, ſo will ich nur noch erwähnen, daß ſie, als Geſchichte und Kritik des neuen und neueſten Whigismus, ein reiches Material von Thatſachen, namentlich über die betreffenden Perſönlichkeiten, enthält, obwohl es den Meiſten ſchwer werden wird, ſie im Original zu verſtehen. Es iſt ſehr viel Phraſe, gewundener Stil und Anſpielungswuſt darin.

Dies iſt ein Buch, das an andere erinnert, die zum Theil ſchon lange um mich herum liegen. Ich greife ein paar Kurioſa heraus, die Bücher-Enthuſiaſten und antiquariſchen Liebhabern ungemein intereſſant ſein müſſen. Es ſind Bücher, über die ſechs Jahrhunderte hingegangen ſind, und die nun wieder mit neuem Leben auferſtanden ſind, um Zeugniß zu geben von den Tugenden und Laſtern jener alten Zeiten und Menſchen. Solche literariſche Erſcheinungen ſind nur in England möglich, da anderswo nicht leicht ein Verleger gefunden würde, große Auslagen für Bücher zu machen, die nur theuer verkauft werden und auf kein großes Publikum rechnen können. In England, wo es für alle Intereſſen, die dem Einzelnen zu ſchwer oder unmöglich ſind, Geſellſchaften und Compagnien giebt, ſorgt auch eine „Roxburghe Society“ (oder Klub) dafür, daß werthvolle, literariſche Materialien, Antiquitäten, ſeltene hiſtoriſche Quellen, vergeſſene oder neu entdeckte alte Scharteken als literariſche Neuigkeiten der Gegenwart zugänglich und verſtändlich gemacht werden. Ich habe zufällig zwei ihrer neueſten Kurioſa kennen lernen, die ich wenigſtens erwähnen will.

Das eine, „Sang real“ — das reelle Adelsblut — iſt ein altes Ritter-Epos, eine Ilias der chevaleresken Tugenden Alt-Englands und des germaniſchen Mittelalters überhaupt, mit viel Poeſie aus alten deutſchen Sagen, arabiſchen Legenden, jüdiſchen Traditionen, frommen Fabeln alter, romantiſcher Religioſität — kurz eine dichteriſche Verherrlichung des ganzen mittelalterlichen Ideen-Kreiſes und romantiſcher Ideale. Das Andere bildet gewiſſermaßen den Gegenſatz dazu, und ſingt, moraliſirt und ereifert ſich gegen die Sünden des Geſchlechts, das vor ſechs Jahrhunderten in England lebte, Ausſchweifungen trieb und namentlich ganz unerhört gegen das ſechſte Gebot. Dieſe „ſündigen Handlungen“* werden aber in einer ſo grotesken, komiſchen Ausführlichkeit, mit ſolchem Behagen geſchildert, daß es uns ſcheint, als haben die Verfaſſer mehr ihre Freude an dieſen Sünden gehabt, als an ihrem moraliſchen Zorn dagegen. Die beinah 1200 Zeilen des Gedichts von ſündigen Handlungen, ſind zum Theil aus einem alten, mönchslateiniſchen Gedichte „Floretus,“ theils aus der im Titel citirten franzöſiſchen Bearbeitung deſſelben, theils aus eigenem Kopfe des oder der Verfaſſer entſtanden. Ueber das antiquariſche Sachverhältniß giebt die Einleitung ſehr gelehrte Auskunft. Das Verſtändniß der alten normänniſch-angloſächſiſchen Miſchſprache, aus welcher ſich das jetzige Engliſch entwickelt hat, wird durch ein Lexikon und Gloſſarium hinlänglich erleichtert. Ich weiß nicht, wie weit das Intereſſe für ſolche literariſche Ausgrabungen reicht; aber das iſt ſicher, daß ſie der Geſchichte, der Erkenntniß früherer Zeiten und Lebensverhältniſſe größere Dienſte leiſten, als oft die beſten Geſchichtswerke ſelbſt, da ſie uns mitten in das Leben führen.

Die aſſociirte Thätigkeit des Roxburghe Clubs erinnert mich an eine andere Wiederbelebung durch zuſammenwirkendes Kapital (das ganze Geheimniß engliſcher Erfolge). Wer engliſche Zeitungen lieſt, wird neuerdings den „Tontines“ öfter begegnet ſein, ohne zu wiſſen, was das eigentlich heißen ſoll. Es ſind mehrere Tontine-Geſellſchaften entſtanden, die mit eigenthümlich geborgtem und verzinſtem Kapitale Brücken und Theater bauen, allerhand gemeinnützige Unternehmungen in's Leben rufen. Tontinen ſind Anleihen auf Lebens-Verſicherungen mit ſteigendem Gewinn für Ueberlebende. Der Schöpfer dieſer Art von Anleihen iſt Lorenzo Tonti aus Neapel. Er ſchaffte damit dem Kardinal Mazarin und Ludwig XIV. Geld. Die letzte überlebende einer ſolchen Tontinen-Geſellſchaft (1726) erwarb ſich in ihrem 96. Jahre für eine Einlage von 200 Thalern eine jährliche Revenüe von mehr als 20,000 Thalern. Die Lockung liegt alſo in einer Art von Lotterieluſt, in der Ausſicht auf hohen Gewinn durch langes Leben, wobei die hohe Verzinſung des eingelegten Kapitals (oft 10 Procent), als Hülfslockung wirkt.

Die vielen Staats-Tontinen-Anleihen, die im 17. und 18. Jahrhundert in Frankreich und auch in England gemacht wurden, machten größtentheils ſchlechte Geſchäfte, ſo daß die Regierungen davon abkamen und ſie dem freien Aſſociationsweſen in England überließen. Nach langem Schlafe iſt die Tontinen-Aſſociation wieder zu friſchem Leben erwacht. London und England zählt bereits viele Kirchen, Theater, öffentliche Gebäude u. ſ. w., welche Tontinen-Anleihen ihr Leben verdanken. Jetzt benutzt man ſie häufig zum Ankauf von freien Grundſtücken (freehold-property), und vermehrt damit beträchtlich die Zahl derjenigen, welche als Grund- und Haus-Eigenthümer die ſociale und politiſche Unabhängigkeit der Wähler vermehren und ſo den Einfluß, den die großen, adeligen Grundbeſitzer auf ihre Pächter ausübten, mehr und mehr brechen. Das iſt gründliche Thätigkeit für Freiheit und Sittlichkeit und die beſte Bürgſchaft für Englands gegenwärtiges und zukünftiges Gedeihen.

### Die vier George, nach Thackeray.*

Hundert und ſechzehn Jahre — von 1714—1830 — ſaßen Könige Namens Georg auf dem engliſchen Thron. Die Briten nennen dieſe Periode „the Georgian aera.“ Thackeray hat ſich in der untengenannten Schrift die Charakteriſtik derſelben zur Aufgabe gemacht. Auf die Ahnen des Hauſes Hannover zurückgehend, kommt er mit einem Sprung auf Ernſt den Bekenner, Herzog von Celle, den eifrigen Anhänger der Reformation, Mitglied des Schmalkaldiſchen Bundes und Unterzeichner der Augsburger Konfeſſion († 1546). Sein Sohn, Wilhelm der Fromme, verlor auf ſeine alten Tage Augenlicht und Verſtand. Unter ſeinen ſieben Söhnen — er hatte außerdem acht Töchter — ſollte das Loos über die Erbfolge entſcheiden und es fiel auf den ſechſten Sohn, Georg. Er machte die große Reiſetour durch Europa, beſuchte unter Anderem die Königin Eliſabeth von England, kehrte dann heim (1617), und vermählte ſich mit einer Darmſtädtiſchen Prinzeſſin. Die Brüder lebten aus „Sparſamkeits-Rückſichten“ am Hofe, theils zur linken Hand verheiratet, theils als Junggeſellen. Folgenden Charakterzug des damaligen Hoflebens liefert uns Behſe: „Wenn im großen Saale die Tafel gedeckt war, brachte ein Page durch das ganze Schloß der Reihe nach den ausdrücklichen Befehl, nicht zu fluchen, zu läſtern, zu lärmen; Brod, Knochen, Fleiſch nicht auf die Erde zu werfen, oder — in die Taſche zu ſtecken. Auch war dem Keller-Meiſter ſtreng unterſagt, Irgendwen, Edelmann oder Knecht in die Keller zu laſſen.“

Der Herzog Georg, der andere Länder und Sitten geſehen, langweilte ſich an ſeinem Hofe. Soldat aus Neigung und Beruf, führte er als General im proteſtantiſchen Heere ſeine Waffen gegen den Kaiſer, mit dem er ſich ſpäter ausſöhnte und, wie Andere es vor ihm gethan, zu ihm überging, was ihn jedoch nicht hinderte, in der Folge unter Guſtav Adolph zu dienen und hier als ſeinen Beute-Antheil die den Katholiken entriſſene

* Roberd of Brunne's „Handlyng synne,“ with the French Treatise on which it is founded: „Le Manuel des Pechiez“ by William of Wadington. Edited by C. S. Furnival, Esq. Roxburghe Club, 1862.

* The Four Georges, by W. M. Thackeray. 2 vol. Leipzig, Tauchnitz, 1862.

Digitized by Google

Abtei Hildesheim davonzutragen. 1642 gab er den Geiſt — nicht aber die Abtei — auf und hinterließ vier Söhne. Sein Nachfolger, reiſeluſtig wie der Vater und leidenſchaftlicher Weiberfreund, heiratete unter ſeinem Stande eine liebenswürdige Franzöſin, Eleonore d'Olbreuſe, deren Blut alſo noch heute in den Adern der Königin Victoria rollt. Die Tochter, mit den Reizen der Mutter und einer reichen Mitgift ausgeſtattet, führte Georg Ludwig, Sohn des Kurfürſten Ernſt von Hannover, heim.

In England hatte ſich inzwiſchen die liebenswürdige und unglückliche Eliſabeth, Tochter Jacob's I., mit dem Pfalzgrafen Friedrich V. vermählt, der ſein Gelüſten nach der böhmiſchen Krone mit dem Verluſte ſeines Erblandes büßte. Eine Tochter aus dieſer Ehe brachte ihrem Gemahl, dem Grafen Ernſt von Braunſchweig-Lüneburg, Herzog von Hannover, eine ſehr dürftige Ausſteuer, dafür aber ihrer beiderſeitigen Nachkommenſchaft die dreifache Krone von England, Schottland und Irland.

Die anderen Töchter Eliſabeth's waren zum Katholicismus übergetreten; Sophie, die Herzogin von Hannover allein war, offiziell wenigſtens, wenn auch nicht von Herzen, der reformirten Kirche treu geblieben. Gourville, ein geheimer Agent Ludwigs's XIV. „ſelbſt bekehrter Proteſtant, fragte eines Tages die geiſtreiche Fürſtin, zu welcher Religion ſich ihre Tochter, damals ein hübſches Kind von 13 Jahren, bekenne? „Sie hat noch keine Religion," lautete die Antwort. Man wollte, bevor man ihr eine Religion gab, erſt wiſſen, wen ſie heiraten werde,* — eine kluge Vorſicht, ohne welche die hannover'ſche Linie ebenſo vom Throne Englands ausgeſchloſſen worden wäre, wie die Abkömmlinge der beiden Brüder Sophien's, des Kurfürſten Karl Ludwig und des Pfalzgrafen Eduard, die zur Unzeit in den Schoß der alleinſeligmachenden Kirche zurückgekehrt waren.

Der Gemahl Sophien's, ein lebensluſtiger aber wirthſchaftlicher Herr, war, wenn auch nicht der Entdecker, doch der fleißige Bearbeiter einer ergiebigen Fundgrube, die heutzutage ganz verſchüttet iſt. Um nämlich die Mittel zu ſeiner prächtigen Hofhaltung, ſeiner glänzenden Tafel, ſeinen häufigen Reiſen nach Italien aufzubringen, ließ er ſeine Truppen, wie einen Wald, in regelmäßige Schläge, theilen, und die wackeren hannover'ſchen Landsknechte ſtanden Jedem feil, der ſie bezahlte. Die Signoria von Venedig nahm eines ſchönen Tages auf Einen Schlag 6,700 Mann in Sold, und ſie gingen unter dem Befehle des Prinzen Max nach Morea, um gegen die Türken zu kämpfen. Es kamen freilich nur 1400 zurück; es war aber dennoch kein ſchlechtes Geſchäft, denn die Lücke ließ ſich leicht ausfüllen. Die deutſchen Fürſten waren weit entfernt, dieſen ſo einträglichen Handel aufzugeben; und dies wußte ſpäter Georg III. recht gut, als er die heſſiſchen Dragoner kaufte, um ſie in dem Kriege gegen den amerikaniſchen Aufſtand zu verwenden.

Von den fünf, meiſt ungerathenen, Söhnen dieſes Menſchenhändlers fielen drei in den Kriegen gegen die Türken, Tataren und Franzoſen. Ein vierter verſchwor und empörte ſich gegen den Vater und flüchtete ſich dann zum Papſte. Der fünfte, der nachmalige Georg I., König von England, war von Kindheit auf hart, kalt, verſchloſſen. Dennoch liebten ihn ſeine Unterthanen, als er nach dem Tode ſeines Vaters auf den Kurfürſten-Thron gelangte, und auch er liebte ſie, aber mit der Liebe des Schäfers, der ſeine Heerde ſorgſam pflegt, um ſie zu ſcheeren und an's Meſſer zu liefern. Er, der ſeinen Gefühlen ſo ſelten Ausdruck gab, weinte, als er Hannover verließ, um die ihm aus freien Stücken angebotene engliſche Krone in Empfang zu nehmen. Er fühlte ſich auch niemals heimiſch in St. James, oder in Windſor; zu Hauſe war er nur an den geliebten Ufern der Leine oder Ilſe, in dem Schloß Herrenhauſen, wo, in ſeiner Abweſenheit, ſein Bild auf dem Throne prangte, vor dem jeden Sonntag die Hoffähigen ihre unterthänigſten Kniebeugungen mit feierlichem Ernſt vollbrachten.

Lady Montague, in ihren berühmten Briefen, beſchreibt das Schloß Herrenhauſen, wie es 1716 ausſah, ungefähr anderthalb Jahre nachdem Georg es verlaſſen hatte. Es war eine verhunzte Kopie von Verſailles — jeder Fürſt trug ſeine Perrücke nach der Façon Ludwig's XIV. — die Etiquette unerträglich, die Weiber waren fingerdick geſchminkt, alle dieſe Alabaſterſtirnen, dieſe Schneebuſen, dieſe Purpurwangen von demſelben Alter, derſelben Friſche. Die Springbrunnen ſpielten im Park, wie in dem Luſtwäldchen von Marly; dort tanzt Lauzun mit Mlle. de la Vallière, hier der Kammerjunker Quirini mit Frau von Kielmansegge. Die Hofhaltung iſt übrigens zahlreich genug: ſechshundert Pferde im Marſtall, elf Pagen im Vorzimmer, drei oder vier Kammerherren, zwölf Trompeter, vier franzöſiſche Geiger, zwei Muſikanten, zwölf Thürſteher, vierundzwanzig Livréebedienten, zehn Köche, ſechs Küchenjungen, vier Bäcker, vier Paſtetenbäcker, fünf Silberkämmerer, und für alle dieſe Leute — zwei Wäſcherinnen!

Wer erinnert ſich nicht unwillkürlich bei den Namen Herrenhauſen und Georg an das blutige Schauſpiel, in welchem der unbeſonnene Philipp von Königsmark das Leben ließ? Thackeray's Verdict fällt bei weitem nicht ſo ſchonend für Sophia Dorothea aus, wie es andere Geſchichtsſchreiber abgeben: es lautet entſchieden auf ſchuldig, mit der zugeſtandenen Rechtswohlthat mildernder Umſtände. Der Juſtizmord geſchah freilich lange vor der Thronbeſteigung; nicht auf ſeinen, des Abweſenden, ſondern auf Ernſt Auguſt's Befehl ward Königsmark erdolcht; nichtsdeſtoweniger bleibt er dafür verantwortlich, daß er das arme Weib, das er verſtoßen hatte, 32 Jahre auf Schloß Ahlden in Gefangenſchaft ſchmachten ließ, bis ſie dort, unter dem Namen Prinzeß von Ahlden, ihr unglückliches Leben (1726) beſchloß.

Es hat bekanntlich einen Moment gegeben, wo die Thronfolge Georg's ſehr zweifelhaft war. Hatten auch die Whigs der Königin Anna für Georg Ludwig die Peerſchaft und das Herzogthum Cambridge abgerungen, ſo konnten ſie doch nicht von ihr erlangen, ihm den Zutritt zu ihr, oder einen Sitz im Oberhauſe zu gewähren. Von Legitimitäts-Skrupeln gepeinigt, neigte ſie ſich im Herzen dem letzten Sproſſen der Stuart's zu. Der Chevalier von Saint-Germain, ſagt Thackeray, war der unbeſtrittene Erbe nach göttlichem Recht, hatte die Hälfte der Nation, faſt die geſammte Geiſtlichkeit und den Land-Adel für ſich; auf ihm laſtete keine Schuld an den Verbrechen, die ſein Vater mit dem Tode geſühnt hatte; tapfer, jung, ſchön, Theilnahme erweckend durch das ihn betroffene harte Geſchick, konnte er auf den Edelmuth des engliſchen Volkes rechnen, wenn er mit keiner anderen Waffe, als ſeinem Rechte in Händen, allein, ohne die verhaßte Stütze Frankreichs aufgetreten wäre." ....

Aber in dieſer Kriſis, wie bei ſo vielen Anläſſen, zeigte das engliſche Volk ſeinen geſunden politiſchen Sinn. Vor der kühlen, nüchternen Berechnung der unbeugſamen Logik hielt keine Rückſicht Stich: weder blendende Erinnerungen, noch Glanz des Namens, noch Reize der Jugend, noch Impulſe des Edelmuths. Der hannoverſche Prätendent hatte wahrlich nichts Verführeriſches: ſeine brummige Verſchloſſenheit, ſein Gefolge ausgehungerter Deutſcher, ſeine ebenſo häßlichen, wie lächerlichen Maitreſſen, Meluſina von Kielmansegge (der Klettermaſt) und Sophie von Schulenburg (der Elephant), deren Gemeinheit in den prächtigen Titeln, womit er ſie aufſtutzte, um ſo widerwärtiger hervorſtach; die aus ſeinen orientaliſchen Feldzügen als Trophäen mitgebrachten Neger — Alles das zuſammengenommen beleidigte allerdings die Nation auf's Empfindlichſte; allein was brauchte denn eigentlich die Nation? Sie brauchte verläſſige Bürgſchaften gegen den Katholizismus; ſie brauchte eine ehrliche Ausführung des Whig-Programmes; ſie brauchte einen König, der, der Vergangenheit fremd, nur ihr gehörte, wohlverwahrt gegen alle äußeren Einflüſſe von irgendwelcher Seite auch, ſei es von Rom oder von Paris. Und einen ſolchen König bekam ſie um den Preis einiger Kränkungen der Eigenliebe. Und die vollſtändige Niederlage der Tories nach der Thronbeſteigung Georg's I. bewies dem Lande, daß es den rechten Weg eingeſchlagen hatte. Jene griffen in ihrer Thorheit zu den Waffen, wurden faſt ohne Schwertſtreich überwunden, und nachdem zwanzig Köpfe auf dem Schaffot gefallen, ein Tauſend Rebellen auf ihre Bitte nach Amerika übergeſetzt waren, verfloſſen dreißig Jahre, bevor ſie es wagten, ihre gedemüthigte Fahne von neuem zu erheben.

Seit 1715 ſaß Georg feſt auf ſeinem Throne, konnte aber nicht ähnlich wie jener Bourbon ſagen: „Ich ſehe nur Einen Engländer mehr;" denn mit dem Herzen war er in Hannover, England war für ihn nur eine ergiebige Fundgrube, ſeine Koffer zu füllen. Auf dem Boden dieſer rohen, gemeinen und ſelbſtſüchtigen Seele ſproßte nichts Hohes, Königliches, Edelſtolzes. Dagegen kennt ſeine brutale Offenheit keine Heuchelei, ſeine Kälte keine Rache, Spott und Schmeichelei gleiten wirkungslos an ihm ab; jener reizt, dieſe täuſcht ihn nicht. Frei von aller Selbſtverblendung über die Liebe und Treue ſeiner neuen Unterthanen, aber auch ebenſo weit entfernt, ſie verrathen zu wollen, verläßt er ſie ſo oft er kann, um ſein liebes Hannover zu beſuchen. Als er zu dem Zwecke 1726 todtkrank durch Holland reiſt und ſich der Gränze nähert, beugt er ſich mit dem leichenfahlen Geſicht zum Kutſchenfenſter hinaus und ſchreit: Osnabrück! Osnabrück! Er ſoll, wie verſichert wird, in großer Angſt geweſen ſein, da die Gefangene auf Ahlden ſoeben geſtorben, und ihm vor langer Zeit prophezeit worden war, die Erbgruft werde, wenn ſie ſeine Gemahlin aufgenommen, ſofort für ihn ihre Pforten aufthun. Seinen abergläubiſchen Sinn bezeichnet ferner das der Herzogin von Kendal (Schulenburg) gegebene Verſprechen, ihr nach ſeinem Tode zu erſcheinen. Kurz nach

* Als ſie ſich ſpäter mit dem Kurfürſten von Brandenburg vermählte, da neigte ſich natürlich das bis dahin ſchwankende Zünglein der reformirten Kirche zu.

Digitized by Google

ſeinem Ableben flatterte ein Rabe an das Fenſter des Zimmers in ihrem Schloſſe zu Twickenham. Sie zweifelte nicht, daß es die Seele des hingeſchiedenen Königs ſei, nahm den ſchwarzen Gaſt auf, behielt und pflegte ihn, ſo lange ſie lebte.

Ihm folgte in der Regierung ſein Sohn Georg II., im Alter von 44 Jahren. Das kleine, ſehr reizbare und launenhafte Männchen lärmte, ſchimpfte, fluchte unabläſſig, ſchlug gelegentlich die Höflinge mit der Fauſt in's Geſicht, zerriß in der Wuth ſeine Kleider und ſchleuderte die Perrücke weit von ſich. Wie ſein Vater Hannoveraner vom Wirbel bis zur Zehe, überließ er unbekümmert die Angelegenheiten Englands völlig den Händen Walpole's, gegen den er anfangs einen ausgeſprochenen Widerwillen hatte, ihn aber ſpäter, nach beſſerer Ueberlegung, zu ſeinem Premier-Miniſter ernannte. Walpole herrſchte und regierte 15 Jahre. Trotz ſeinem gemeinen Sinn, ſeiner ſchmählichen Unſittlichkeit, ſeiner niedrigen Politik, iſt ihm nicht abzuſprechen, daß er ſeinem Herrn treu diente, und Dank der Mithilfe eines feilen Parlaments, England vor einer zweiten Reſtauration bewahrte. Unter dieſen fremden Herren, die, von keinem Stolz beirrt, das Land ſich ſelber überließen, verloren ſich allmählich die Gährungsſtoffe aus den Zeiten der Bürgerkriege. Die Feldrufe: Loyalität im legitimiſtiſchen Sinne — Vorrecht, Hochkirche, erweckten keinen Widerhall. Das langwierige Exil der Stuarte ermüdete die Geduld auch ihrer aufrichtigſten Anhänger, ihre Sache war ſo heruntergekommen, daß ſie ſelber es endlich aufgaben, ſie zu vertheidigen. Und als der letzte Sproß derſelben in einem entehrten Alter hinwelkte, ſah die neue Dynaſtie den letzten Schatten der Beſorgniß ſchwinden.

Ohne Grund wird Georg II. des Geizes angeklagt; allein wenn ihm Kunſt und Wiſſenſchaft nichts galten; wenn er die Menſchen, Männer wie Frauen, tief verachtete, wenn in ſeinem armen Kopfe nur eine Art derber Hausmannsverſtand Platz fand, ſo iſt ihm doch Eine Eigenſchaft nicht abzuſprechen: die Tapferkeit. Davon hat er auf den Schlachtfeldern von Oudenarde und Malplaquet unter Eugen und Marlborough glänzende Proben gegeben. Bei Dettingen riß ſein Pferd mit ihm aus und hätte ihn um ein Haar in die feindlichen Linien gebracht. Mit Einem Sprung war er aus dem Sattel! „Nun bin ich ſicher, daß ich nicht fliehen werde," ſagte er. Den Degen ſchwingend, redete er die Truppen in ſchlechtem Engliſch ermunternd an, und der unerſchrockene drollige Knirps focht an der Spitze der Infanterie. Seine Nebenbuhler, die Stuarte, ſchonten ſich weit mehr.

Beim Leben Georg's I. gab es zwei Höfe. Nach einem heftigen Zank, bei dem es faſt zu Schlägen kam, hatte er den unehrerbietigen Sohn und deſſen Gemahlin Karoline von Anſpach, „die Teufelin," wie er ſie nannte — die geiſtreiche und ſcharfzüngige Prinzeſſin ſchenkte den Harem des Schwiegervaters eben nicht — aus dem St. James-Palaſt gejagt. Sie ſchlugen nun ihre Reſidenz in Leiceſter-Houſe auf, wo ſie in beſter Eintracht lebten, da die nachſichtige Prinzeſſin zu den wunderlichen Liebeleien des Gemahls ein Auge zudrückte. Zu dieſem Zirkel gehörten Hervey, Cheſterfield, Pope, der Dichter des „Lockenraub," die ſchöne und ſpottſüchtige Mary Lepell, die mehr als einmal die Zudringlichkeiten des Prinzen von Wales zurück zu weiſen hatte, ja ihm eines Tages eine Hand voll Goldſtücke, die er vor ihr hinlegte, in's Geſicht warf. Wem nach dergleichen Hofanekdoten gelüſtet, der kann ſich daran ſatt leſen in den Memoiren Hervey's und Walpole's; ſie ſind für die häusliche Geſchichte der erſten beiden George, was die Aufgrabungen Herculanum's und Pompeji's für das Privatleben der alten Römer ſind. Sie bringen das 18. Jahrhundert dem 19. zur Anſchauung, das mit Erſtaunen betrachtet ſo viel freche Verhöhnung aller Sitte, ſo viel unverhüllte Schamloſigkeit, ſo viel Brutalität, gemiſcht mit ſo viel Ceremoniel, ſo viel Ungebundenheit durch ſo viel Zwang maskirt.

Ein Räthſel bleibt die erwieſene, probehaltige Liebe der geiſtvollen Karoline für einen ſo widrigen, plumpen, ungebildeten, kurz jedes perſönlichen Reizes baren und obendrein untreuen Gemahl, den ſie nichtsdeſtoweniger vom erſten bis zum letzten Tage ihrer Ehe leidenſchaftlich liebte. Eine pflichtgetreue, zärtliche Mutter, würde ſie ſich ohne Anſtand ihren Kindern aufgeopfert haben, wie ſie ſich ſelber ihm ſchonungslos opferte. Von der Gicht halb gelähmt, ſteckte ſie, um den Schmerz zu betäuben, und im Stande zu ſein, ihn auf ſeinen Spaziergängen zu begleiten, die Füße in kaltes Waſſer. Natürlich erlag ſie endlich einem ſo verkehrten Heilverfahren; aber ſchon mit dem Tode ringend, von unerträglichen Schmerzen gefoltert, hatte ſie noch für den angebeteten Herrn ein Lächeln um die bleichen Lippen und ein liebeathmendes Wort; ſie beſchwor ihn flehend, ſich, nach ihrem Ableben, wieder zu verheirathen. — „Nie! Nie!" unterbrach er ſie ſeufzend und ſtotternd, „ich werde mir Maitreſſen halten!" Und ſelten iſt ein königliches Wort gewiſſenhafter gehalten worden. Eine Reihe „Sultaninnen" folgte dieſer Königin, die für den untröſtlichen Gemahl ein Gegenſtand ſeltſamſter Sehnſucht und Verehrung blieb. Wenn er lange, mit Thränen in den Augen, ihr Bild betrachtet hatte, ging der betrübte Witwer, um ſich, als Paſcha verkleidet, in einer Quadrille mit der in eine Odaliske verwandelten Lady Yarmouth von der Verſtorbenen zu unterhalten. Dieſe Odaliske verſchacherte öffentlich ohne Scheu kirchliche Pfründen, und die Geiſtlichkeit — überſchüttete ſie mit Ehrfurchtsbezeugungen und Segnungen. Eines ſchönen Tages (25. Oct. 1760) fand ein Page, der dem Könige die Morgenſchokolade brachte, ihn auf dem Boden todt hingeſtreckt; ein Schlagfluß hatte dem ſchmählichen Alter ein Ziel geſetzt. Man holte die Wallmoden, aber auch ſie konnte in den ſchon erſtarrten Leichnam das Leben nicht zurückrufen. England erfuhr die Kunde ohne die geringſte Rührung; es freute ſich vielmehr, daß dieſem hannoveraner Haudegen, dieſem groben „Wurſthändler," endlich der junge, ſchöne, ſchüchterne und ſittlichreine Prinz folge, der, im Lande geboren, die Landesſprache rein ſprach.

Ueber Georg des Zweiten Sohn, Friedrich von Wales, Vater Georg's III. ſchweigt die Geſchichte; ſein Leben iſt in der ſatyriſchen Grabſchrift richtig gezeichnet:

Hier liegt Fritz zur Friſt,
Der gelebt hat und todt iſt.*

Seine Witwe, Auguſte von Sachſen-Gotha, eine ernſte, ſtrenge Frau von Verſtand, machte, als ſie den Weg zum Throne für ſich abgeſchnitten ſah, klüglich ihren Frieden mit dem alten Könige, und widmete ſich faſt ausſchließlich — neben dem vertrauten Umgang mit ihrem Günſtling Bute — der Erziehung ihrer acht Kinder, unter denen der muthmaßliche Thronerbe nur mittelmäßig begabt war. Sie führte ihn lebenslang am Gängelbande und behielt eine Macht über ihn, die ſie ſpäter dem öffentlichen Haß bezeichnete. Die erſten beiden George waren „Freidenker;" ſie wollte dem dritten religiöſe Grundſätze einimpfen, und ihn ſo mehr der engliſchen Bourgeoiſie anpaſſen. So machte ſie ihn zu einem ſchlichten, biedern, geſitteten Landjunker, an dem die Schönſten und Koketteſten umſonſt ihre Künſte verſuchten. Zufällig bekam der junge König eines Tages einen von der Prinzeſſin Charlotte von Mecklenburg-Strelitz in zierlicher Rundſchrift und ſchönen Gemeinplätzen abgefaßten ſentimentalen Brief zu leſen; die hausbackene Moral, die ſich darin ausſprach, erweckte ſeine Sympathie, und ein Heiratsantrag war die Folge. Die Prinzeſſin machte ſich ſofort auf die Reiſe, und eine königliche Yacht brachte ſie an ihren Beſtimmungsort. Beim Anblick der kleinen Braut runzelte der König freilich die Stirn: er hatte mehr Schönheit und Liebreiz erwartet; als er aber den erſten Unmuth überwunden hatte, ſtand ſein Entſchluß feſt und er wurde ihr ein muſterhafter Ehegatte. Sie vertrieb ihm die Zeit mit ihrem einfachen Spiel bald auf dem Spinett, bald auf dem Klavier. Zum Erſtaunen des Hofs ſchloſſen ſich die „Sonntag-Salon's," wo man ſo hoch ſpielte, hatten die Souper's ein Ende, aus denen die Gäſte wankenden Schrittes taumelten. Neue Ueberraſchung: der König liebte die Kunſt, und ohne großer Kenner zu ſein, erklärte er ſich zu ihrem Beſchützer. Er ging ſogar mit dem Gedanken um, für Gelehrte und Schriftſteller einen „Minerven-Orden" zu ſtiften, der im Range unmittelbar nach dem Bath-Orden folgen ſollte. Und doch ward dieſer wackere junge Mann, treuer Gatte, guter und loyaler Engländer, ohne es zu ahnen, ein unheilbringender König. Im Grunde hatte er ſo wenig wie ſeine beiden Vorgänger, die erforderliche Fähigkeit, England zu regieren; ſie aber ließen es ſich wenigſtens nicht beikommen, den Verſuch zu machen; dagegen nahm er's mit ſeinen Pflichten ſehr ernſtlich, glaubte ſich im Stande, ſie zu erfüllen, und ſein ungeſchicktes Eingreifen in die Staatsangelegenheiten, verbunden mit dem, beſchränkten Köpfen natürlichen Eigenſinn, richtete ſchweres Unheil an. Von der Mutter hatte er die bigotten Vorurtheile, die grundloſen Antipathien, von ſeinen männlichen Ahnen den ſtarrköpfigen Muth geerbt. Jeder überlegene Kopf war ihm verdächtig. Fox, Chatham, Burke, Nelſon unter den Seehelden, Joſuah Reynolds unter den Malern, waren nicht ſeine Leute; ſein Lieblingsdichter war Beattie; natürlich verſtand er kein Wort von Shakſpeare, aber das Theater beſuchte er gern und wollte ſich vor Lachen ausſchütten über die Späße des Clowns, die grotesken Pantomimen, die elenden Poſſen, an denen ſich der engliſche Mob ergötzt. Seine Mutter, die ihn lange beherrſchte, rief ihm unabläſſig zu: „Sei König, Georg!" und um ihr zu gehorchen, ſpornte er ſich zu befehlen an. Daraus entſprangen tauſend und aber tauſend Fehler, welche die Geſchichte auf ihren Blättern wieder-

* Here lies Fred
Who was alive, and is dead.

Digitized by Google

holentlich verzeichnet hat. Um zu regieren, mußte der Ariſtokratie die Macht aus den Händen gewunden werden; um ſie zu bekämpfen, mußte man die Volksvorurtheile auf ſeine Seite bringen. Daher der mit Begeiſterung geführte Krieg gegen Amerika; daher das den Katholiken verweigerte Recht — eine Ungerechtigkeit, die von der allgemeinen Zuſtimmung begrüßt wurde. In dieſen beiden Punkten unterlagen die Patrizier, obgleich ſie im Rechte waren; allein der König hatte ſein gutes Gewiſſen für ſich: er wollte, er ſuchte nur des Landes Wohl; wer demnach ihm widerſtand, war in nothwendiger Folge ein ſchlechter Patriot, ein böſer Menſch, ein Verräther, ein Schurke. Solche Vorderſätze und Schlußfolgerungen können weit führen, zumal wenn der ehrlich religiöſe Menſch, der ſie handhabt, ſich für eine mit göttlicher Sendung bekleidete Perſon hält, wenn er einen ſehr beſchränkten Kopf und eine übelverſtandene und ſchlecht geleitete Erziehung genoſſen hat.

Indeß, mit der Abnahme des ariſtokratiſchen Uebergewichts läutern ſich die Sitten: man ſpielt, man trinkt nicht ſo viel, man wälzt ſich nicht in dem Schlamme des rohen Sinnengenuſſes, der den Adel des 18. Jahrhunderts ſchändete. Die Peterborough, die Carliſle, die Queensberry ſind aus der Mode gekommen. Auf den grünen Fluren Windſor's, in den Gärten von Kew, ſieht man den König ſpazieren gehen, die kleine Amalia, die ihm zu früh entriſſene Lieblingstochter, an der Hand; hinter ihm kommt die Königin, von Miß Buncy begleitet, beide in weißmuſſelinen Jäckchen. Hier und da bleiben ſie an einer Bauerhütte ſtehen, plaudern mit Dem und Jenem, hier mit einem Eton-Schüler (dem ſpätern Canning), weiterhin mit dem Pächter John, oder dem Bäcker Maggie. Die Freigebigkeit der orientaliſchen Chalifen iſt nicht Sache des „biedermänniſchen Königs;" allein wenn's Noth thut, kann er auch eine Guinee aus der Taſche holen, oder ein Stück Fleiſch heimlich in dem Schlot einer cottage aufhängen laſſen. Uebrigens ohne alle Hochnäſigkeit, verkehrt er traulich mit den Edelleuten der Nachbarſchaft, läßt ſich's als Gaſt an dem Tiſche des Einen und Andern gut ſchmecken, nimmt eine Taſſe Thee mit Mrs. Delany, geht in einfacher Kleidung und duldet die ſeinem Range gebührenden Ehrenbezeugungen, ohne ſie zu lieben. Charlotte war ſchon mehr Königin; ſie hatte Sinn für großes Gepränge, und konnte ſich bei feierlichen Gelegenheiten förmlich opfern. Unbeugſam im Punkt der Etikette, verlangte ſie von Andern die Geduld, womit ſie ſelber ſich dieſer Tortur unterwarf.

In die letzten Jahre dieſer Regierung fällt die Geiſteskrankheit des Königs, vielleicht zu rechter Zeit, um ſeiner unſeligen Thätigkeit in den Staatsangelegenheiten ein Ende zu machen. „Die Jahrbücher der Welt-Geſchichte," ſagt Thackeray, „haben ſchwerlich eine unglücklichere Geſtalt aufzuweiſen, als dieſen blinden und blödſinnigen Greis, der, durch die Zimmer ſeines Palaſtes irrend, an eingebildete Parlamente Eröffnungs-Reden, über phantaſtiſche Bataillone Heerſchau und von Schatten bevölkerte Hoftage hält. Im Zimmer ſeiner Tochter, der Landgräfin von Heſſen-Homburg, ſah ich unter Büchern und Hausgeräth, dieſes aus Windſor mitgebracht, unter hundert Erinnerungen an das ferne Vaterland, auch das Bild Georg's III., in dieſer Lebensperiode aufgenommen. Der unglückliche Vater iſt in einem Purpurgewande dargeſtellt; der ſilberweiſe Bart wallt über die Bruſt, auf der der Stern ſeines berühmten Ordens glänzt. Er hatte nicht blos das Geſicht verloren, ſondern auch eine völlige Taubheit trennte ihn von dem Verkehr mit ſeiner Umgebung. Alles Licht, aller Ton, alle Erkenntniß, alle Erdenluſt — Alles, Alles iſt ihm mit Einem Schlage genommen worden. Von Zeit zu Zeit dringt ein Schimmer des Bewußtſeins in dieſe Nacht; während eines ſolchen Moments fand ihn einſt die Königin; er ſang ein Kirchenlied, ſich auf dem Clavier begleitend. Am Schluſſe ſank der Aermſte auf die Knie und betete laut für ſeine Frau, ſeine Kinder, ſein Volk und zuletzt für ſich, indem er zu Gott flehte, ihm, wenn nicht Erlöſung aus dem über ihn verhängten Leid, doch wenigſtens Ergebung und Geduld zu verleihen; dann zerfloß er in Thränen, und herein brach wieder die Finſterniß des Blödſinns."

All' die jungen Rieſen, die Georg mit Charlotte gezeugt, York und Clarence, Kent und Cumberland, Suſſex und Cambridge, ertrugen das patriarchaliſche und eintönige Leben in der Nähe der Eltern mit großem Widerwillen. Vor den Pforten des Palaſtes, worin ihnen die Strenge der Mutter den Aufenthalt verleidete, erwartete ſie die heitere Welt mit ihren Genüſſen, ihren Verſuchungen. Mehr oder weniger unterlagen ſie denſelben; allein bis auf Einen, erhoben ſie ſich wieder und blieben Männer; und dieſem Einen grade, der nichts, als ein dandy war, fiel das Scepter zu. Sein ganzes Leben, ſagt Thackeray, läßt ſich zuſammenfaſſen in einem Bückling und einer Fratze (in a bow and a grin); nehmet dazu eine Menge Züge gemeiner Unehrlichkeit, ſchändlichen Verraths ſeiner Maitreſſen und Freunde, lächerlicher Geckenhaftigkeit, eines Betragens, deſſen ein Kammerdiener ſich heutzutage ſchämen würde, und ihr habt den Komplex vor Augen, den Byron ſo gründlich verachtete und Walter Scott ſo hündiſch anwedelte.* Er unterſcheidet ſich in Nichts von dem Tanzmeiſter, der ihn gelehrt hatte, mit Anmuth zu grüßen; von dem Schneider, der ihm ſo elegante Kleider machte; von dem „Haarkünſtler," der ihm die Locken ſeines luſtigen Toupets zierlich kräuſelte. Seine Jugend erweckte beſſere Erwartungen. Der ſchöne Knabe ritt meiſterhaft, ſang vortrefflich, ſpielte das Violoncell und bemerkte einen Quantitätsfehler in einem griechiſchen Citat ſeines Lehrers, Lord Bruce, worüber der eitle Pedant ſo ärgerlich war, daß er ſein Entlaſſungsgeſuch einreichte. Gegen einen ſo hoffnungsvollen Prinzen knickerte England nicht mit ſeinem Geldbeutel. Man könnte mehr als Ein Panzerſchiff von den Summen bauen, die das Parlament in wenigen Jahren bewilligte „Seiner königlichen Hoheit, dem Prinzen von Großbritannien, dem Kurprinzen von Braunſchweig-Lüneburg, Herzog von Cornwallis und Rothſay, Grafen von Carrick, Baron von Renfrew, Lord der Inſeln und Großſeneſchall von Schottland, Prinz von Wales und Graf von Cheſter." Man ſcheint die Zahl der Dotationen nach der Zahl der Titel bemeſſen zu haben.

Dieſem verzogenen Kinde der Fortuna ſchien aber die Mutter noch zu geizig. Sein fabelhafter Aufwand würde einen Pactolus erſchöpft haben. Seine Toilette allein koſtete jährlich über 10,000 £. Aber dem „ſchönſten Kavalier in Europa" verzieh man dies und noch Vieles, ſelbſt ſeine erſte Erfindung: eine Schuhſchnalle. Mit ſeiner Mündigkeit (178[illegible]) bezog er Carlton-Palace, womit die vernarrte Nation ihm ein Geſchenk gemacht hatte. Freilich ging anfangs die Rede, der Präſumtiv-Erbe werde ſeine Reſidenz zum Sammelplatz der Gelehrten und zur Pflege-Anſtalt der Wiſſenſchaften: Aſtronomie, Geographie, Botanik u. A. machen; allein nur zu bald zeigte es ſich, daß er die Langeweile des St. James-Palaſtes, wo ſein Vater an der Seite ſeiner Mutter, die am Stick-Rahmen ſaß, Händel'ſche Arien ſummte, nicht in ſo löblicher Abſicht geflohen war: franzöſiſche Köche und Tänzer, Poſſenreißer und Jockey's, Bäcker und Trödler ſtrömten herbei und verdrängten allmählich die Burke, Pitt und Sheridan, die in der That mit einem ſolchen Wicht Nichts anzufangen wußten. Sollten ſie mit dieſem Hohlkopf die Indian-Bill, die Emancipation der Katholiken beſprechen? Aber ſie brauchen ihn nur mußten ſchon den Schein der Ehrfurcht, den er ihnen nicht einzuflößen vermochte, auf einen Moment annehmen. Allein lange konnte das Bündniß zwiſchen ſo gewiegten Männern und der königlichen Null nicht dauern; ſie mußten es vorausſehen, er werde ſie im Stiche laſſen und ſie verdientermaßen dafür beſtrafen, daß ſie den Grundſätzen, womit ſie ſich brüſteten, und der Würde, deren ihre Rolle ſo ſehr bedurfte, zu Gunſten eines ſolchen Menſchen entſagten.

In dem furchtbaren europäiſchen Sturme ſteuerte — freilich ſcheinbar — das wellengepeitſchte Schiff des engliſchen Staats ein Lieder trällernder Zierling, eine Puppe in ſchöner Uniform, der von all den Schlachten, die in ſeinem Namen geſchlagen wurden, keine einzige geſehen. Kalt und lächelnd erwartete er die Nachrichten von den Wahlſtätten und vertheilte die Palmen an die demüthig vor ihm knienden Sieger. Zeigte ſich Einer derſelben linkiſch, unbeholfen, verlegen, ſo bemerkte es der Prinz, der arbiter elegantiarum — Richter in Sachen des feinen Anſtandes — im Vorbeigehen, kritiſirte den Verſtoß von Oben herab im ſelbſtbewußten Gefühl ſeiner Ueberlegenheit. Solche Triumphe feierte er auch bei Tafel, wenn ein Gaſt, von den ungewohnten Weindünſten betäubt, unter den Tiſch ſank; oder wenn der Boxer Cribb ſeinen Gegner Molyneux zu Brei ſchlug und er, der Prinz, die Wette von einigen hundert Pfund gewann. — Zu den denkwürdigſten Tagen ſeines Lebens aber zählt der, an dem er, ſeinen Gefährt mit eigenen Händen lenkend, die 56 (engl.) Meilen zwiſchen Brighton und Carlton-Houſe in fünftehalb Stunden zurücklegte. Der Kutſcher-Club (four in-hand) würde die Großthat unſterblich gemacht haben, wenn dieſes Inſtitut ſelbſt, werth von der Zeit verſchont worden zu ſein, nicht eingegangen wäre.

Auf den unſeligen Skandal in ſeiner Ehe mit Karoline von Braunſchweig, keine der geringſten Verruchtheiten dieſes erbärmlichen Egoiſten ohne Hirn und Herz, gehen wir nicht näher ein, da wir ihn als bekannt vorausſetzen, und faſſen ſchließlich den weſentlichen Charakter dieſer Regierungs-Periode kurz zuſammen:

England hatte in den letzten Tagen der Königin Anna das Experiment begonnen und unter ihren, von dem geſunden Sinn der Whigs auf

* Die Scherben des zerſchlagenen Glaſes, aus dem Georg IV. bei ſeiner Landung zu Edinburg getrunken hatte, und die Walter Scott eifrig als Reliquien auflas und in die Taſche ſteckte, gereichen dem großen Dichter wahrlich nicht zum Ruhme.

Digitized by Google

den Thron berufenen Nachfolgern glücklich weiter geführt. Die Fürſten aus dem Hauſe Hannover, Fremdlinge im Lande, mit einem ſchwankenden, von ihnen ſelbſt bezweifelten Rechte bekleidet, griffen weniger, als irgend ein Monarch vor ihnen, in die politiſche Richtung des von ihnen vermeintlich regierten Landes beſtimmend ein, und begünſtigten ſo, ohne Wiſſen und Willen, die Befeſtigung des wahren parlamentariſchen Regime's.

Von dem Tage an, wo die drei vereinigten Königreiche fühlten, daß ſie weniger regiert werden, mußten ſie auf den Gedanken kommen, ſich ſelber zu regieren. Und als ſie einmal dieſe überaus heilſame Gewohnheit angenommen hatten, da hielt es ſehr ſchwer — Georg III. hat's erfahren — ſie davon zu entwöhnen. Dieſes eben ſo glänzende, wie vollſtändige Experiment ergiebt als Reſultat den Satz: „Der beſte König für ein mündiges Volk iſt derjenige, der am wenigſten regiert; die beſte Art, wie man frei ſein lernt, iſt die Freiheit praktiſch üben.“

Zweifeln wir an dieſer eben ſo großen, wie ſchlichten Wahrheit nicht, ſo ſcheint es unlogiſch, ja faſt gottlos von uns, nur helldenkende, tapfere, gerechte, thatkräftige Könige zu wünſchen, Könige, die in jedem Betrachte geeignet ſind, die Krone zu tragen und das Scepter zu handhaben. Das Thörichte dieſes Wunſches haben die dummen Fröſche zu ihrem Schaden erfahren, als ſie den König Kranich dem König Klotz vorzogen und deſſen verkannte Verdienſte zu ſpät einſahen. Was fehlte vielleicht manchem Volke der Neuzeit, und es wäre jener heiteren Majeſtät, jener lächelnden und ſtolzen Sicherheit, um die Alle jenes Inſelreich beneiden, theilhaft geworden? Was? Vier George nach einander, eitle Schatten-Könige, Herren dem Namen nach, Diener der That nach, und hundert und ſechzehn Jahre „Self-government,“ eine nützliche und rühmliche Lehrzeit, deren Gewinn, einmal erworben, für immer verbleibt.

## Dänemark.

### Die nordiſchen Alterthümer des Kopenhagener Muſeums und Worſaae's Bilderwerk.

II.

Das Eiſen-Zeitalter.

Unſer Verfaſſer leitet das Eiſenalter mit deſſen „erſter Abtheilung,“ zufolge der in Kopenhagen für die däniſchen Lande feſtgeſetzten Beſtimmung, ein. Aus ſeiner folgenden Auseinanderſetzung wird der geehrte Leſer ſehen, warum Dänemark zwei Eiſenalter vor Eintritt des Mittelalters gehabt haben ſoll und gleichzeitig nochmals leſen, daß es kein Bronzealter haben konnte. Herr Worſaae ſagt:

„Die älteſten Gräber aus dem Eiſenalter in Dänemark haben bis jetzt meiſtens unverbrannte Leichen enthalten. Man trifft ſie gewöhnlich nicht, wie die Gräber aus dem Stein- und Bronzealter, in aufgeworfenen Erdhügeln, ſondern häufiger in natürlichen (?) Erhöhungen, in Sand- oder Kiesbänken, in welche dann oftmals mehrere Leichen niedergelegt ſind.

Umfaſſende Beobachtungen haben gelehrt, daß die mit dieſen Leichen aufgegrabenen Alterthümer überall im ganzen Lande dieſelben ſind. Sie beſtehen aus römiſchen (sic) Vaſen, Kaſſerolen und Sieben von Bronze oder Meſſing, Bechern von Silber und Glas, Trinkhörnern, Holzeimern mit Meſſingbeſchlag, Schmuckſachen aus Silber und Gold, Moſaikperlen Amuletten, Steinen zum Brettſpiel, — letztere beſonders aus Glas, — Löffeln, Scheeren (wie Wollſcheeren geformt) aus Meſſing oder Bronze, Bronzeſporen, ſeltener jedoch aus Schwertern, Aexten und Lanzenſpitzen aus Eiſen. Dann und wann ſind auch in Verbindung mit dieſen Sachen römiſche Silbermünzen (z. B. vom Kaiſer Lucius Verus aus dem Schluſſe des 2. Jahrhunderts n. Chr.) und eine Goldmünze gefunden worden; letztere, die als Schmuck getragen wurde, augenſcheinlich eine barbariſche Nachahmung der Münzen Kaiſer Geta's, oder eines noch ſpätern römiſchen Imperator's des 3. oder 4. Jahrhunderts.

Ebenſo wie viele (die meiſten) der in den erwähnten Gräbern gefundenen Sachen rein römiſcher Arbeit ſind, ſo verrathen „faſt“ alle, daß ſie unter überwiegendem Einfluſſe des Geſchmacks geſchaffen wurden, der im Römerſtaat in den erſten Jahrhunderten nach Chriſto unter den Kaiſern herrſchte. Auch außerhalb der Gräber ſind in den verſchiedenſten Gegenden Dänemarks eine Menge gleichzeitiger römiſcher Alterthümer, von denen viele Fabrikſtempel tragen, ſowie nicht wenige römiſche Kaiſermünzen, namentlich aus dem 1. und 2. Jahrhundert, entdeckt worden.

Dieſe, die überhaupt die älteſten in Dänemark gefundenen fremden Münzen ſind, werden am häufigſten nicht gleichzeitig mit andern Sachen und im ziemlich abgeſchliffenen Zuſtande im öſtlichen Theil Dänemarks, auf Oeland, Gothland, an den Küſten Preußens und Rußlands, in Poſen und Polen gefunden. „Die erſte Verbindung zwiſchen dem Norden und dem Römerſtaat dürfte möglicherweiſe auf einem öſtlichen Handelsweg durch die römiſchen Kolonien im gegenwärtigen Ungarn und Süddeutſchland ſtattgefunden haben.“ (Wenn unter Süddeutſchland Schleſien verſtanden wird, dann iſt die däniſche Anſicht richtig!) Aber da die römiſche Macht hier ſchon im dritten Jahrhundert durch die Einfälle feindlicher Volksſtämme zu Grunde ging, ſcheint die Verbindung Dänemarks mit den Römern von jener Zeit ab eine mehr beſtimmt weſtliche Richtung nach Mittel-Deutſchland (?) und England gefunden zu haben, wo die römiſchen Kolonien indeſſen eine außerordentliche Feſtigkeit und Macht erlangt hatten. (Mittel-Deutſchland, vorzüglich Thüringen, zeichnet ſich beſonders dadurch aus, daß dort ſelten antike Sachen gefunden werden, und erregte deshalb ein in Thüringen gemachter Fund antiker Goldſachen [jetzt im Berliner Muſeum] nicht geringes Aufſehen. Es iſt daher auffällig, daß Herr Worſaae Mittel-Deutſchland zur römiſchen Handelsſtraße macht, des Rheins, als ſolcher, aber nie erwähnt.)

Obgleich Dänemark weder von den Römern beſetzt noch erobert wurde, „mußte es alſo doch ſeit Chriſti Zeit ſtarke Einwirkungen der höhren römiſchen Civiliſation fühlen.“ Wie lange die „veraltete Kultur des Bronzealters“ der eindringenden römiſchen Kulturſtrömung widerſtehen konnte, „iſt noch nicht vollkommen auf das Reine gebracht.“ Ganz neue Entdeckungen, beſonders in Torfmooren, von Eiſenwaffen und andern Gegenſtänden, welche in vieler Hinſicht die „eigenthümliche“ und einfach geſchmackvolle Form und Bearbeitung des Bronzealters zeigen, während ſie in andrer Hinſicht eine „verhältnißmäßig alte römiſche Einwirkung,“ und gleichzeitig eine „merkwürdige Uebereinſtimmung“ mit verſchiedenen in den älteſten Gräbern des Eiſenalters gefundenen Sachen bekunden, geben doch beſtimmte Winke darüber, daß das Bronzealter einige Jahrhunderte früher abgeſchloſſen haben muß, als man vordem glauben durfte, ja, daß das Eiſenalter hier vollſtändig in Kraft getreten ſein muß, noch ehe die römiſche Herrſchaft (im Jahre 400) in Britannien zu Grunde gegangen. Gleichzeitig mit der Einführung zweier neuen Metalle, Eiſen und Silber, und einer ebenfalls im Norden „früher unbekannten“ Bronzemiſchung (Kupfer und Zink, ſtatt des „Bronzealters“ Kupfer und Zinn), ſowie des Glaſes, treten die erſten Spuren von Inſchriften mit einer beſondern Art Runen, welche man, zum Unterſchiede von den jüngeren gewöhnlichen (ſkandinaviſchen!) Runen, früher unrichtig (!!) angelſächſiſche oder deutſche Runen nannte.

In Folge der genannten neueſten Wahrnehmungen, fallen die däniſchen Sachen des Eiſenalters in zwei unter einander kenntlich verſchiedene Hauptabtheilungen, von denen die erſte diejenigen Alterthümer in ſich ſchließt, welche entweder rein römiſche, (vielleicht auch byzantiniſche) ſind oder doch „aus der früheſten Zeit“ des Eiſenalters herrühren.“

Soweit Herr Worſaae. Nach ſeinen Auslaſſungen, welche die in Kopenhagen herrſchende Anſicht vertreten, zeichnet ſich alſo das erſte Eiſenalter weniger durch das Vorkommen von Eiſen, als durch eine Menge römiſcher Bronze-, Gold- und Silberſachen aus. Hinſichtlich der letzteren, beſonders der Silberſachen, wird jeder Vorurtheilsfreie beim Beſuch einer Antikenſammlung ſofort ſehen, daß ſie in Form und Charakter genau jenen dem däniſchen Bronzealter zugeſchriebenen gleichen. Man kann daher nur bedauern, daß es den Dänen nicht glückte, für ihr „Bronzealter“ ebenfalls Silber zu finden. Uebrigens fühlt man beim Anblick der Sammlung ſelbſt mehr noch als beim Betrachten der Abbildungen das Störende der Erfindung des Bronzealters.

Die wenigen Eiſenſchwerter (ſolche von Bronze dürfen natürlich nicht mehr vorkommen!) ſind entweder rein römiſche Arbeit (wie Nr. 330 und 325), oder ſie laſſen germaniſche Nachhülfe durch Anſchmieden eines längeren Griff's erkennen (No. 323), einige ſcheinen auch vollſtändig germaniſchen, wenigſtens gar nicht römiſchen Urſprungs zu ſein, wie das plumpe, einem Faſchinenmeſſer ähnliche Stück Nr. 324.

Wir verlaſſen nun dieſe ſogenannte erſte Abtheilung des Eiſenalters, die im Grunde genommen nichts weiter ſein kann, als die höchſte Entwickelung und der Schluß des Steinalters der ſüdgermaniſchen Bewohner Dänemarks und Schleswig-Holſteins, die entweder nach England auswanderten oder durch die von Norwegen und Nordſchweden eindringenden Skandinaven unterjocht wurden, worüber ſpäter ein Wort.

Bei der zweiten Abtheilung des Eiſenalters können wir, ebenſo wie bei der erſten, auch nur hinſichtlich einiger wenigen Sachen eine Erzeugung derſelben im eignen Lande annehmen, doch iſt man in Kopenhagen hierin,

Digitized by Google

wie immer, andrer Meinung. Die Abtheilung umfaßt Alterthümer aus der letzten heidniſchen Zeit bis etwa zur Eroberung Englands durch Knud den Großen und der hierauf folgenden vollſtändigen Einführung des Chriſtenthums in Dänemark im Jahre 1030.

Als bemerkenswerthe Stellen hebe ich aus Herrn Worſaae's Berichte die folgenden hervor:

„Schon im vierten Jahrhundert, beim Verfall des weſtrömiſchen Reiches, war, wie dies Münzenfunde (ſonſt nichts aus dem „erſten" Eiſenalter?) beweiſen, eine Verbindung zwiſchen dem Norden und dem neuen oſtrömiſchen Reiche, deſſen Hauptſtadt Byzanz oder Konſtantinopel, geöffnet. Durch einen beſtändigen Zwiſchenhandel, der im 5. und 6. Jahrhundert zugenommen zu haben ſcheint, kamen wohl eine weſentliche Menge oſtrömiſche Goldmünzen, ſowie prachtvolle Ringe und andere Schmuckſachen von Gold, die leicht an einer halbmondförmigen Verzierung kenntlich — nach dem Norden, aber dieſe oſtrömiſche Einwirkung konnte doch nicht verhindern, daß der „„Geſchmack in Dänemark"" (!!) ebenſo, wie im übrigen Europa, einen Rückſchritt that. — Man gräbt nicht blos hier Spangen und andere Schmuckſachen aus, die ſowohl in Form als Verzierung eine ſchlagende Uebereinſtimmung mit gleichzeitigen barbariſirten Schmuckſachen aus angelſächſiſchen, fränkiſchen und altdeutſchen Gräbern haben, ſondern man findet auch andere (sic), Dänemark und dem Norden „eigenthümliche" Schmuckſachen, zum Theil mit Inſchriften der älteren (d. h. angelſächſiſchen oder deutſchen!!) Runen verſehen, namentlich viele der ſog. Goldbracteaten, welche mitunter Nachahmungen oder die Nachahmungen der Nachahmungen oſtrömiſcher Goldmünzen ſind; es geht alſo aus den, aus der ſpäteſten Zeit des Eiſenalters ausgegrabenen Waffen und Schmuckſachen klar hervor, „„daß der Norden, indem er den im übrigen Europa herrſchenden Geſchmack aufnahm (!), dieſem frühzeitig ein eigenthümliches (!) nordiſches (!!) Gepräge gegeben hat, ja ſogar, jedes der nordiſchen Lande ſcheint, trotz augenſcheinlicher Uebereinſtimmung im Geſchmack (!), in dieſem doch gewiſſe, wenn auch minder weſentliche Eigenthümlichkeiten (!) entwickelt zu haben."

Die Logik iſt allerdings etwas ſonderbar, beſonders da, wo von der Uebereinſtimmung gleichzeitiger Schmuckſachen und dem Unterſchiede der däniſchen vermöge ihrer älteren deutſchen Runen die Rede iſt. Auch die Stelle, welche vom däniſchen Geſchmack handelt, hat ihre humoriſtiſche Seite, beſonders wenn man die angelſächſiſchen und andern hiſtoriſchen Aufzeichnungen über die damalige maßloſe Roheit des däniſchen Piratenvolks lieſt und wenn man bedenkt, daß erſt mit Einführung des Chriſtenthums durch deutſche Einwanderung Handwerke in Dänemark eine Stätte fanden. — Was übrigens die Goldbracteaten betrifft, ſo wird man ſelbſt vermöge der Abbildungen ſehen können, daß dieſelben entweder wirklich byzantiniſchen, ſonſt aber angelſächſiſchen Urſprungs ſein müſſen, ebenſo wie all die barbariſch phantaſtiſchen Stücke und u. A. auch die in Thyro Danebod's Grab gefundenen Sachen (S. 114 und 115), von denen Nr. 477 noch durch das eingeſchlagene Kreuz ſeinen chriſtlich angelſächſiſchen oder deutſchen Charakter verräth.

Der indirekten Handelsverbindung Dänemarks mit den Ländern am Schwarzen und Kaspiſchen Meere, die vom 8. bis 12. Jahrh. ebenfalls mit Deutſchland ſtatthatte, thut auch Herr Worſaae Erwähnung; er giebt auch zu, daß durch dieſelbe Silberbarren (ſ. im 1. Artikel: Bronzeklumpen und Barren!) in's Land gekommen ſeien. — Weiter ſagt er:

„Ungefähr gleichzeitig mit der in der erſten Zeit des Eiſenalters veränderten „Geſchmacksrichtung" ſcheint die Begrabungsweiſe in Dänemark, nach den bis jetzt gemachten Erfahrungen, ſowohl verändert worden zu ſein, als auch einen prächtigern Anſtrich bekommen zu haben. In vielen anſehnlichen Hünengräbern (Kaempehöie) hat man nämlich Gerippe von Männern und Pferden nebſt Ueberreſten von Reitzeug, Schmuck und verſchiedenen Eiſenſachen, wie Schildbuckel, Lanzenſpitzen, Schwerter mit Parierſtangen und mit einem großen, meiſt dreieckigen Knopf am Ende des Griffs, gefunden. An einzelnen Stellen, z. B. auf Bornholm und Föhr, hat man Ueberreſte verbrannter Leichen, und auf der letzteren Inſel (die nie von Skandinaven bewohnt war !!) von der Hitze gebogene und zerbrochene Eiſenſchwerter auf den verbrannten Gebeinen in der Aſchen-Urne liegend, gefunden."

Demnach hätten alſo ſchnurſtracks entgegengeſetzte Begräbnißarten im „zweiten" Eiſenalter ſtattgefunden; doch dürfte es nicht ſchwer ſein, dieſen Widerſpruch, wie ſo manchen andern, mit der aufgeſtellten Theorie zu vereinen, wenn man nur den rechten Glauben mitbringt. — Ueber die fraglichen Eiſenſchwerter ſei hier noch geſagt, daß dieſelben theilweiſe däniſches Produkt ſcheinen, obwohl einige Klingen, mit lateiniſchen Buchſtaben eingehauen, echt gothiſche Namen tragen. Uebrigens ſind die Schwerter ſehr lang und breit, haben auch Griffe, wie ſie für eine Hünenfauſt paſſen; es bliebe demnach für die kleinen Hände der engliſchen Normans nur Fielding's, im Tom Jones gegebene, anmuthige Erklärung von „spiced soups and early town-education" übrig.

Wir kommen nun zum Mittelalter. Dieſes wird in Dänemark ebenſo, wie das Eiſenalter, aber mit größerem Rechte, in zwei Abtheilungen getheilt. Die erſtere Periode umfaßt nämlich die chriſtliche Zeit des vorgothiſchen oder Rundbogenſtils, die zweite jene des gothiſchen oder Spitzbogenſtils. Herr Worſaae ſagt über die erſtere Periode u. A. Folgendes:

„Der Rundbogenſtil herrſchte ſozuſagen während der Hälfte des chriſtlichen Mittelalters in Dänemark, ungefähr von 1030—1300. Dieſer ganze Zeitraum ſpiegelt nicht allein kenntlich den „Geſchmack und die Ornamente der heidniſchen Zeit" ab, ſondern auch deren kühnen, kriegeriſchen Volksgeiſt, der ſich ſchwierig vom milden Chriſtenthum zähmen ließ. Unter den Waldemaren und Knud VI. führte der Seeräubergeiſt (Vikingeaand) noch einmal die Dänen auf Eroberung längs der Oſtſeeküſten aus, aber dieſe Eroberungen wurden ſchnell verloren, und die alte däniſche Kraft ſchwand merklich hin unter innern Unruhen und äußerm Druck. Ein vollſtändiger Wendepunkt in der däniſchen Volksentwickelung trat gleichzeitig mit der Verdrängung des Rundbogenſtils ein."

Betrachten wir nun die abgebildeten Hinterlaſſenſchaften jener Zeit, dann können wir, gleich Herrn Worſaae, beim „Bronzealter" ausrufen: „Hier muß ein ganz neuer Volksſtamm mit einer ganz neuen Kultur eingewandert ſein!" Vorher ausſchließlich „kühner Volksgeiſt" einer Nation, die dem Seeraube ſo ergeben war, wie weiland Klaus Störtebecker und ſeine deutſchen Vitalienbrüder, und nun plötzlich eine ehrenhafte, vollendete Induſtrie, deren ſich heute noch kein Volk zu ſchämen brauchte. Die Sache iſt freilich ſehr einfach, denn wir alle wiſſen, aus welchem Lande die erſten Handwerker Dänemarks kamen und wie ariſtokratiſch beſchränkt, aber zähe, dieſe ihre Gilden von Fremden, d. h. Dänen, rein zu halten wußten. Die mittelalterlichen Ueberreſte Dänemarks aus der Zeit des Rundbogenſtils ſind denn auch mit wenigen Ausnahmen nichts weiter, als untrüglich in Dänemark von Fremden verfertigte oder aus der Fremde eingeführte Sachen; nur ſehr wenige Stücke, die ſich durch ihr eigenthümliches nordiſches Gepräge auszeichnen, wie z. B. Nr. 529, 513, 516, mögen national-däniſcher Arbeit ſein.

Als eines beſondern Curioſum muß ich noch des färöiſchen Webſtuhls (Nr. 558) erwähnen, der einen deutlichen Fingerzeig giebt, wie wohl vor 1000 Jahren in Deutſchland gewebt worden ſein mag. Eine eigne Beſchreibung dieſes merkwürdigen Geräths zu geben, kann ich mir erſparen, denn eine ſolche lieferte unſer holſteiniſcher Landsmann, Carl Julian Graba, ein ziemlich genauer Aufzeichner alles deſſen, was er ſelbſt ſah. „Graba?" höre ich ſchon manchen geſchätzten Leſer fragen, „Graba lebte doch nicht zwiſchen 1030—1300? Ein Graba bekam ja erſt im Jahre 1828 Kinnbackenkrämpfe beim Kauen des gedörrten färöiſchen Walfiſchfleiſches,* wie kann er den mittelalterlichen Webſtuhl im Betriebe geſehen haben?" — Ganz recht, Graba beſuchte 1828 die Färöer und gab ſein Tagebuch 1830 heraus, und in dieſem ſteht S. 121:

„In der Wohnung der Dienſtleute des Pfarrers ſah ich zum erſten Male die alte Art der Weberei. Der Webſtſtuhl iſt höchſt einfach. Jeder einzelne Faden wird unter dem Boden befeſtigt und hängt loſe herab, am untern Ende wird etwas Schweres, gewöhnlich ein kleiner Stein, befeſtigt. Der Einſchlag wird mit einem Stocke durchgezogen, mit dieſem in die Höhe geſtoßen, und dann jeder einzelne Faden mit den Händen umgelegt. Es läßt ſich nun freilich nicht leugnen, daß die Weberei in England mehr zu Tage fördert (sic), doch wird das Zeug auf die färöiſche Weiſe recht feſt, ſodaß die gewebten Bettzüchen keine Federn durchlaſſen."

Alſo C. J. Graba, Advokat in Kiel und mehrerer naturhiſtoriſcher Geſellſchaften correſpondirendes Mitglied. Zu bemerken iſt noch, daß er ein eifriger Freund der däniſchen Regierung war, der durch ſeine Veröffentlichungen gewiß kein Aergerniß geben wollte. Komiſch bleibt es freilich, einen Webſtuhl, wie er 1828 noch im Gebrauch war, unter den Alterthümern von 1030—1300 zu finden. Jedenfalls darf man den Dänen nicht den Vorwurf machen, ſie hätten die primitive Urthümlichkeit ihrer „unterthänigen Zinsleute" zu verwiſchen geſucht.

Von den Auslaſſungen des Herrn Worſaae über die zweite Periode des Mittelalters hebe ich die folgenden hervor:

„Die meiſten Ueberreſte aus der Spitzbogenzeit in Dänemark verrathen noch deutlicher die fremden Einwirkungen (sic), als die Sachen aus den älteren Zeiträumen. Die Runenſchrift und die aus der Zeit des Heidenthums geerbten Ornamente mit Verſchlingungen, Arabesken und

* S. die „Däniſche Nationalität auf den Färöern" in Nr. 36 des Jahrganges 1861 des „Magazin."

Digitized by Google

Drachen, welche jederzeit gleichſam bezeugten, daß der alte phantaſtiſche und kühne (dristige) Volksgeiſt noch nicht todt war, verſchwanden in der Schwachheitszeit Dänemarks und des Dänenthums, am Schluſſe des 13. und bei Beginn des 14. Jahrhunderts, nach welcher Zeit „Geſchmack," Sitten und Gebräuche mehr und mehr von Außen her geholt wurden. Nicht einmal die Unionszeit, in der Dänemark doch eine „recht anſehnliche" Rolle ſpielte, brachte in dieſer Hinſicht eine bemerkenswerthe Veränderung hervor; ſie war hierzu viel zu kurz und unruhig. Erſt etwas nach der Reformation konnte das Dänenthum wieder anfangen, das Haupt aus ſeiner tiefen Erniedrigung zu erheben — Die abgebildeten Sachen aus der zweiten Abtheilung des Mittelalters ſtimmen auch ſehr genau mit den gleichzeitig in andern europäiſchen Ländern gebrauchten Kirchengefäßen, Waffen, Schmuckſachen ꝛc. (Daſſelbe läßt ſich freilich hinſichtlich der erſten Abtheilung auch ſagen!) Es iſt nur der Unterſchied vorhanden, daß die Ueberreſte aus dieſem Zeitraum, wie überhaupt aus dem chriſtlichen Mittelalter Dänemarks keineswegs oder doch nur annähernd ſo anſehnlich geweſen zu ſein ſcheinen, wie die entſprechenden Denkzeichen des weſtlichen und ſüdlichen Europa's (Deutſchland).

Der Mangel der Runen, Verſchlingungen und Drachen, worin ſich der „dristige" Volksgeiſt zu offenbaren pflegte, ſcheint hiernach ein Hauptmotiv bei der Claſſification der Alterthümer abgegeben zu haben, was freilich nicht recht recht praktiſch ſcheint, denn die Runen haben ſich viel länger gehalten, z. B. in den hölzernen Kalendern, von denen ſogar ein Exemplar aus dem Jahre 1688 im Berliner Muſeum aufbewahrt wird. Die andern Ornamentirungen, in denen der „kühne Volksgeiſt" ſich erging, kommen heute noch überall da vor, wo eine rohe Phantaſie durch eine ungeſchulte Hand ihren Ausdruck findet.

Zum Schluſſe ſagt Herr Worſaae noch Folgendes:

„Man kann in keinem Falle erwarten, daß die Ueberreſte aus dem chriſtlichen Mittelalter in Dänemark dieſelbe umfaſſende Vollſtändigkeit oder das größere allgemeine Intereſſe für die Kulturgeſchichte haben können, wie die vorhandenen Denkzeichen aus der Heidenzeit gewiß haben werden, denn im Ganzen genommen hat Dänemark offenbar eine ungleich hervorragendere welthiſtoriſche Bedeutung in der Heidenzeit gehabt, als jemals im chriſtlichen Mittelalter."

Dieſer Satz iſt jedenfalls ſehr bezeichnend für die däniſche Sinnesrichtung, und kann man danach die verſchrobenen Anſichten der leicht erregbaren Maſſe des Volkes beurtheilen. In Deutſchland und auch anderwärts iſt man der Anſicht, daß die kulturhiſtoriſche und weltgeſchichtliche Bedeutung Dänemarks erſt mit dem Mittelalter anfängt; denn was die Dänen vorher gethan haben, reduzirt ſich auf nichts, als Thaten, gleich denen der Barbaresken oder der Vitalienbrüder unſeligen Andenkens. Nirgends, wohin der Däne in der Oſt- und Nordſee ſeinen Fuß geſetzt, hinterließ er andre Spur ſeines Weſens, als Raub und Zerſtörung; die Küſtenländer, welche er vorübergehend beſetzte, ſanken in Roheit und Barbarei zurück und haben nicht die geringſte Spur ſeiner Nationalität behalten, denn die rohen Seeräuber gingen, wider ihren Willen, gleich den Südſee-Inſulanern in der Civiliſation auf oder vielmehr unter. Man verwechſelt aber ſo gern in Dänemark die unſterblichen Thaten und wirklichen Hinterlaſſenſchaften der heidniſchen Normannen und Schweden mit den eigenen, und daher zum Theil der Irrthum; denn wie ganz andere Denkmale hat das chriſtliche Dänemark aus dem Mittelalter und der Neuzeit in ſeiner unvergänglichen Literatur, ſowie in den Werken und Entdeckungen ſeiner großen Geiſter überhaupt aufzuweiſen — die ſich freilich oftmals ſehr ſtark nach Deutſchland neigten, wodurch ihre Werke etwas „Danskhed" einbüßten, aber an kosmopolitiſcher Bedeutung gewannen. Nun, den letzteren Vorwurf darf man den heutigen däniſchen Größen nicht machen; dafür zeugt u. A. das eben beſprochene Buch und die patriotiſche Erfindung des däniſchen Bronzealters mit ihren verwirrenden Conſequenzen.

Franz Maurer.

## Frankreich.

### Ein Projekt zur Errichtung internationaler Schulen.

Die Frage, ob es möglich und zweckmäßig ſei, neben den nationalen Gymnaſien und Realſchulen ähnliche Lehr-Anſtalten zu errichten, die einen internationalen Charakter haben, iſt zu Paris von einer Kommiſſion ausgezeichneter Schulmänner und Verwaltungs-Beamten discutirt worden. Eugen Rendu, General-Inſpektor des öffentlichen Unterrichts in Frankreich, hat das Reſultat, zu welchem die Kommiſſion gekommen iſt, in einem Bericht niedergelegt, welcher die Errichtung ſolcher Anſtalten entſchieden befürwortet.*

Wir halten dieſe Frage für keine brennende; wir können uns auch nicht verbergen, daß das Projekt für eine Reihe von Jahrzehnden unausgeführt bleiben wird — aber es iſt auch das Projekt wichtig und wir würden ein Unrecht gegen unſere Leſer zu begehen glauben, wenn wir nicht wenigſtens die Grundzüge jenes Berichtes mittheilten.

Herr Rendu hebt zuvörderſt die Nothwendigkeit der Errichtung von internationalen Schulen hervor: die Eiſenbahnen, die elektriſchen Telegraphen, die Handelsverträge mit ihrem Vernichtungskampf gegen alle Schlagbäume, bringen die verſchiedenen Nationen in ſo innige Beziehungen zu einander, daß Staatsmänner, Kaufleute und Gelehrte, die nicht im engen Kreiſe leben, mehrere oder alle Sprachen der civiliſirten europäiſchen Nationen kennen müſſen.

Man lernt aber eine fremde Sprache leicht und gründlich nur in dem Lande, in welchem ſie Mutterſprache iſt; deshalb errichte man in verſchiedenen Ländern Schulen, die in der Wahl ihrer Lehrgegenſtände und in der Behandlung derſelben nach völlig gleichen Grundſätzen eingerichtet ſind, ſo daß der Schüler einer franzöſiſchen internationalen Schule, welcher nach einer engliſchen überſiedelt, nur einen Wechſel des Wohnorts und der Landesſprache, nicht aber der Unterrichtsmethode erfährt.

Ein ſolcher Wechſel des Wohnorts ſoll nun nach Bedürfniß einmal, zweimal, dreimal erfolgen. Die größere Entfernung des Knaben und Jünglings von dem Wohnſitz ſeiner Aeltern iſt bei der telegraphiſchen Verbindung aller größeren Städte ohne Bedeutung; im Zeitraum von 1—2 Stunden erfährt die beſorgte Mutter, wie es mit dem Befinden ihres Kindes ſteht. Es handelt ſich freilich um eine Trennung von zwei bis acht Jahren; der eine Knabe ſoll Engliſch lernen: er geht auf zwei Jahre nach Oxford; der andere Deutſch und Spaniſch: er geht nach Bonn, dann nach Barcelona; er kommt hier in dieſelbe Klaſſe, findet dieſelben Bücher, dieſelbe Art des Unterrichts.

Von weſentlicher Bedeutung für die Benutzung dieſer internationalen Schulen iſt eine ſorgfältige Ordnung des Religionsunterrichts; die Schulen ſollen im großen Ganzen einen tief religiöſen aber keinen confeſſionellen Charakter haben; trotzdem ſoll keineswegs eine flache Allgemein-Religion angeſtrebt werden; vielmehr ſollen Geiſtliche jeder Confeſſion die Grundſätze und Details ihres Cultus in der ſtrengſten Form den Zöglingen einprägen.

Das Zuſammenkommen von Knaben und Jünglingen, die einſt in der Verwaltung, im Handel, in der Induſtrie der verſchiedenſten Länder der Erde eine bedeutende Stellung einnehmen werden, muß unzweifelhaft freundſchaftliche Beziehungen zwiſchen ihnen knüpfen, die in vielen Fällen bis in das Mannesalter hineinreichen werden; die friedliche gegenſeitige Durchdringung der verſchiedenen Nationen muß dadurch eine weſentliche Förderung erfahren.

Der Lehrplan einer ſolchen Schule umfaßt vier Kategorien von Lehrgegenſtänden:

1) die Landesſprache;
2) die allgemeinen Wiſſenſchaften;
3) die Mutterſprache jedes Schülers;
4) die alten Sprachen;

Die Landesſprache iſt der weſentlichſte Unterrichts-Gegenſtand; um ihretwillen ſollen die internationalen Schulen begründet werden. Die Knaben werden ſich nach Bonn oder Berlin, Oxford oder London, Florenz oder Rom, Madrid oder Barzelona begeben, je nachdem ſie Deutſch, Engliſch, Italiäniſch oder Spaniſch lernen ſollen; bevor ſie ins Ausland gehen, haben ſie zu Hauſe durch Privatunterricht oder auf der heimiſchen internationalen Schule ſo viel von der fremden Sprache erlernt, als nothwendig iſt, um ihnen das Verſtändniß des Vortrages in dieſer Sprache zu ermöglichen. Der Unterricht in der Landesſprache iſt für alle Schüler einer Klaſſe gemeinſam; alle Spezialwiſſenſchaften werden ihn ihr vorgetragen; ſie iſt zugleich Umgangsſprache zwiſchen den Zöglingen aus verſchiedenen Ländern.

Der wiſſenſchaftliche Unterricht umfaßt: die Geographie, Geſchichte, Literaturgeſchichte, Arithmetik, Algebra, Geometrie, Mechanik, Phyſik, Chemie, Naturgeſchichte.

An den Unterricht der Mutterſprache jedes Zöglings ſchließt zugleich der der heimiſchen Literaturgeſchichte; die Schüler aus anderen Ländern dürfen an dieſen Unterrichtsſtunden Theil nehmen, je nach ihrem Studienplan.

* Comité de l'enseignement international. Rapport fait au nom de la sous-commission. Paris, L. Hachette, 1862. 4. p. 24.

Digitized by Google

Die alten Sprachen dürfen nicht fehlen: unſere Civiliſation baſirt auf dem römiſchen und chriſtlichen Alterthum; aber es wird nicht der Zweck dieſes Unterrichts ſein, daß die Schüler elegant lateiniſch ſchreiben und die modernen Ideen in Sapphiſche Strophen kleiden lernen; es wird genügen, wenn ſie die lateiniſche Proſa verſtehen, und dieſe müſſen ſie verſtehen. Das Griechiſche wird gelehrt, aber die Theilnahme an dieſen Stunden wird freigeſtellt. Wenn die Zöglinge auch nicht tief in die klaſſiſchen Studien eingeführt, ſo ſollen ihnen doch die Thore geöffnet werden, falls ſie ſpäter ſelbſt weiter eindringen wollen.

Bei Gründung dieſer internationalen Schulen ſollen die Regierungen ſich nicht direkt betheiligen; vielmehr ſoll die geſammte Einrichtung von Privat-Geſellſchaften ausgehen; die Regierungen werden gewiß fördern, ſo weit ſie vermögen.

Um die praktiſche Brauchbarkeit der Anſtalten zu erhöhen, ſollen nicht auf allen internationalen Schulen eines Landes alle Sprachen gelehrt werden; für Frankreich ſchlägt die Commiſſion vor:

Zwei franzöſiſch-italiäniſch-ſpaniſch-portugieſiſche Anſtalten zu Marſeille und zu Lyon oder Bordeaux.

Zwei franzöſiſch-deutſch-däniſch-engliſche zu Havre und Paris.

Eine franzöſiſch-ruſſiſch-polniſche zu Paris.

Vielleicht noch eine franzöſiſch-orientaliſche; entſprechend in allen übrigen Ländern.

Für diejenigen Aeltern, welche ihre Söhne zwar im Beſitz genauer Kenntniß der modernen Sprachen wiſſen wollen, ſo jedoch, daß auch die klaſſiſchen Sprachen gründlich getrieben und nach Abſolvirung des Schulkurſus die Univerſitäten bezogen werden können, ſchlägt die Commiſſion die Begründung eines internationalen Lyceums in der Nähe von Paris vor.

Der Lehrplan in dieſem Gymnaſium iſt auf einen neunjährigen Curſus berechnet. Die Zeit für den modernen Sprachunterricht wird dadurch gewonnen, daß der Unterricht in den klaſſiſchen Sprachen erſt im vierten Jahre des Curſus beginnt; der Knabe hat dann eine größere Allgemein-Bildung erlangt, ſein Faſſungs-Vermögen iſt erweitert; und es wird, hofft die Commiſſion, auf dieſe Art möglich ſein, den modernen und antiken Sprachen gleichmäßig gerecht zu werden. Es ſtellt ſich nun dieſer Lehrplan folgendermaßen:

Die erſten drei Jahre: bibliſche Geſchichte, alte Geſchichte, allgemeine vaterländiſche Geſchichte, Arithmetik, franzöſiſche Grammatik; täglich je eine Stunde Italiäniſch und Deutſch.

Viertes Jahr: Lateiniſche Grammatik, römiſche Geſchichte und Geographie, Arithmetik; täglich je eine Stunde Deutſch und Engliſch.

Fünftes Jahr: Lateiniſche und griechiſche Grammatik, Geſchichte und Geographie des Mittelalters; täglich je eine Stunde Deutſch und Engliſch.

Sechſtes Jahr: Lateiniſche und griechiſche Klaſſiker, Geſchichte der Neuzeit, Geometrie; täglich eine Stunde Engliſch und je eine halbe Stunde Deutſch und Italiäniſch.

Siebentes Jahr: Lateiniſche und griechiſche Klaſſiker, franzöſiſche Aufſätze, Geſchichte der Neuzeit, Geometrie; täglich je eine Stunde Engliſch und Spaniſch.

Achtes Jahr: Lateiniſche und franzöſiſche Aufſätze, griechiſche Klaſſiker, Geſchichte Frankreichs, Phyſik; täglich je eine halbe Stunde Deutſch und Spaniſch.

Neuntes Jahr: Logik, Pſychologie, Ethik, Aeſthetik, Rechtsphiloſophie und National-Oekonomie, Chemie, Naturgeſchichte.

Außerdem täglich eine Stunde Converſation abwechſelnd im Engliſchen, Deutſchen, Italiäniſchen, Spaniſchen, um die gewonnenen Kenntniſſe zu befeſtigen.

Die Erziehung der Knaben vom moraliſchen Standpunkte aus wird auf möglichſte Entwickelung des Ehrgefühls hinarbeiten. Außerhalb der Lehrſtunden erhalten je 25—30 Zöglinge einen Studienlehrer, der ſie freundſchaftlich leitet, aber für ſie eine Reſpektsperſon iſt. In den Mußeſtunden werden alle nothwendigen körperlichen Uebungen getrieben: Reiten, Schwimmen, Turnen, Fechten. Zu Lehrern an dem Lyceum werden die beſten Kräfte verwendet. Der Preis der Benutzung der Anſtalt wird ein ſehr hoher ſein, aber die vielſeitige, tüchtige Ausbildung der Zöglinge wird den Preis hinreichend aufwiegen. Es wird dieſes Lyceum vorausſichtlich nur von den Knaben und Jünglingen aus der „Elite der Geſellſchaft" beſucht werden. Die Commiſſion ſchlägt vor, daß das Lyceum in der Nähe von Paris auf Koſten des Staates errichtet werde.

# Japan.

## Ein Pferdehändler in Japan.

In England iſt neuerdings wieder ein Buch über Japan erſchienen: Niphon and Pe-che-le: or Two Years in Japan and Northern China. By Edward Barrington De Fonblanque (Saunders, Otley et Co. London.) deſſen Verfaſſer dieſes Land, ſowie auch China, von einem ganz eigenthümlichen Standpunkte aus geſehen hat — vom Standpunkte des Stallmeiſters und Pferdehändlers. Er wurde nämlich im letzten chineſiſchen Kriege nach Japan geſchickt, um Pferde für die vereinigte Armee der Engländer und Franzoſen anzukaufen.

Er beginnt ſein Buch, das ſich durch Entſchiedenheit des Tones auszeichnet und vielfach an den Uebermuth des ſtallkundigen Kavaliers erinnert, mit einem Eingeſtändniſſe. Er war beinah ein Jahr lang in Japan. Nach drei Monaten hielt er ſich für eine Autorität; ein halbes Jahr machte ihn zweifelhaft; am Ende des Jahres war er vollſtändig unwiſſend. Als ich das Land verließ, ſagte er, hatte ich das Gefühl, daß ich ſo gut wie gar nichts von ihm wiſſe. Ebenſo urtheilt er von China: je länger man in China lebe, deſto unfähiger werde man, darüber Berichte zu geben.

So viel ſteht ihm aber feſt, „daß Japan ein Land iſt, worin alle Menſchen Lügner ſind." —Die japaneſiſchen Hofbeamten, die er zuſammen mit dem weißen Pik des Fuſijama anſichtig wurde, ſahen ihm zufolge aus, „wie alte Aepfelweiber in ihrem Stande an einem kalten Tage." Die Theehausmädchen, welche die Bewunderung ſo vieler anderen Reiſenden erregt haben, ſind nach ſeiner Schilderung roh, geſchminkt, plump und große Kreiſcherinnen.

Er hatte auch mit Mr. Alcock zuſammen eine Audienz bei Hofe, bei der es in gewohnter Weiſe herging. Sie betraf die Pferde-Angelegenheit. Nach unzähligen Zweideutigkeiten verſprachen die japaneſiſchen Unterhändler dreitauſend Pferde. Ein Imbiß, beſtehend aus Suppe, gebratenen Fiſchen, Backwaaren, Saki u. ſ. w. machte den Schluß der Verhandlungen.

In ſeiner Eigenſchaft als Pferdehändler hatte Mr. Fonblanque Gelegenheit, die Umgegend von Kanagawa und weiterhin zu durchſtreifen. Denn er mußte das Geſchäft des Einkaufs ſelbſt vollziehen. Eine beſondere Schwierigkeit bereitete ihm der Umſtand, daß in Japan nur Adlige von zwei Schwertern reiten dürfen. Die japaneſiſchen Betto's oder Stallknechte wollten aus Furcht vor den Daimio's die Pferde ſelbſt nicht einmal ſpazieren führen. Wenn ſie es endlich, gezwungen von ihren Vorgeſetzten, thaten, ſo pflegten ſie die Pferde am nächſten Theehauſe, das außerhalb dem Geſichtskreiſe lag, anzubinden und den Nachmittag mit Nichtsthun und Schlafen hinzubringen.

In Oſakuſa ſah Mr. Fonblanque ein Wachsfiguren-Kabinet, das er ſelbſt über die geprieſenſten derartigen Sammlungen in London (z. B. von Mad. Tuſſaud) ſtellt. Es enthielt meiſtentheils Dinge, welche, wie auch in Europa (freilich unter dem Namen der höheren Wiſſenſchaft) die Neugier des Durchſchnitts-Publikum's am meiſten reizen: Nuditäten.

Die Einſchiffung von Pferden war den Japaneſen etwas ganz Neues, und erregte ihre Verwunderung ebenſo ſehr, als ihre Lachluſt. Die armen Thiere litten aber ſehr ſtark von einem Orkane; ein Transport wurde ſogar in den Hafen zurückgetrieben. Dabei machte Mr. Fonblanque die Bemerkung, daß ſich die Japaneſen nicht dazu entſchließen können, den Leiden eines aufgegebenen Thieres durch Tödtung ein Ende zu machen. „Ich glaube, eher würden ſie einem Menſchen kaltblütig die Kehle abſchneiden. Wenn das Thier vollendet hatte, legten ſie dagegen unabänderlich mit allem Anſtand eine Matte oder Decke darauf. Ihre Achtung vor den Todten ſcheint ſich ſelbſt auf die Thiere zu erſtrecken.

# Deutſchland und das Ausland.

## Zur Etymologie des Namens Berlin.

I.

Vor Kurzem* iſt wieder eine deutſche Erklärung dieſes Namens verſucht worden von werl, werder (Inſel), die eine Widerlegung verdient. Abgeſehen nämlich von ſpeziellen Mängeln jener Erklärung (ſo wird z. B. das -in als „ſchleppende Endſilbe" kurz abgefertigt und gar nicht

* Nr. 44 des „Magazin für die Literatur des Auslandes."

Digitized by Google

erklärt), ſo iſt dort vergeſſen, daß eine deutſche Ableitung des Namens Berlin überhaupt unmöglich iſt. Der Beweis iſt folgender:

Jedes deutſche Wort hat den Ton auf der Wurzelſilbe; jede andere Stellung des Tones iſt das ſicherſte Zeichen für den fremden Urſprung entweder des ganzen Wortes (wie graziös, Muſikant, promeniren), oder doch der Endung, mag ſie auch ihren undeutſchen Urſprung dem erſten Blick verhüllen, wie -ei in Fiſcherei, Spielerei ꝛc., welches trotz des deutſchen Scheines durch Vermittelung des franzöſiſchen -ie vom lateiniſchen -ia herſtammt.

Die deutſchen Ortsnamen haben auch das allgemeine deutſche Tongeſetz. Nur Eine Ausnahme iſt geſtattet: zuſammengeſetzte Ortsnamen, die als ſolche noch jetzt deutlich erkennbar ſind, können auch den Accent auf dem zweiten Worte haben: Moritzhof, Königswalde, Klausthal, Lichtenfelde.

Hieraus folgt, daß Namen, wie Lebus, und die zahlreichen auf -in nicht deutſch ſein können. Sie finden ſich auch nirgend in Deutſchland, als im Oſten, der den Slaven abgewonnen wurde. Die Gränze, welche den in der Völkerwanderung von den Slaven occupirten Oſten Deutſchlands von dem unberührt gebliebenen Weſten ſcheidet, geht von der Elbe und Saale über den Böhmerwald nach der Nordſpitze des Adriatiſchen Meeres. Oeſtlich von dieſer Gränze finden wir den größeren Theil der Ortsnamen ſlaviſch. Häufig vorkommende Endungen derſelben ſind im Norden -in (der ſüdlichſte Ort ſcheint Gitſchin in Böhmen) und -ow (oder deutſch ſcheinend -au geſchrieben, wie Glogau, Soran, Sprottau); vom Adriatiſchen bis zum Baltiſchen Meere ſind die Endungen -atsch, -atz und -iz (-itz, -itsch, -itzsch) verbreitet.

Deutſchen Namensklang finden wir in dieſem ehemals ſlaviſchen Gebiete nur in drei Fällen: 1) Der urſprünglich ſlaviſche Name hat durch ſtarke Veränderung deutſchen Schein erhalten: Brandenburg (ſlav. Brennibor = Waldſtadt), Adelnau (polniſch Odalanow), das mähriſche Geſenke (ſlav. Jesenik = Eſchengebirge). 2) Der deutſche Name iſt eine reine Ueberſetzung aus dem Slaviſchen, z. B. Königsberg i/Pr. (polniſch Krolewiec); dies iſt aber ziemlich ſelten der Fall. 3) Der Ort iſt von Deutſchen gegründet und mit deutſchem Namen benannt. Dies iſt beſonders in Schleſien ſo häufig der Fall, daß es keiner Beiſpiele bedarf. Zu bemerken iſt bei dieſen Namen noch, daß ſie ſämmtlich noch heut deutlich erkennbar ſind, weil ſie eben nicht ſo hoch in's Alterthum hinaufgehen, wie die im weſtlichen Deutſchland, wo die Erklärung der meiſten Namen unmöglich iſt, wenn man nicht die ältere, oft bedeutend abweichende Form zu Grunde legt: z. B. Arolſen = Aroldesheim, Marburg = Marchburg (von march das Pferd), Aunem = Auenheim, Minden = Mimidün (Berg des Mine).

Zum Schluß kommen wir zurück auf die Etymologie von Berlin und faſſen alle verſuchten Erklärungen zuſammen. Es giebt deren drei Arten: 1) Von deutſchen Erklärungen, deren Unmöglichkeit wir dargethan haben, iſt die gewöhnlichſte die von „Bär;“ 2) ſind verſchiedene keltiſche Etymologien verſucht worden (z. B. von ber klein, lyn See), gegen die man aber mißtrauiſch zu ſein gutes Recht hat; 3) ſchon lange hat man den Namen aus dem Slaviſchen erklärt. Daß dies die einzig richtige Erklärungsweiſe ſei, zeigen die zahlreichen Namen auf -in, welche ſich in dem Theile des urſprünglich ſlaviſchen Gebietes finden, in welchem Berlin liegt: in Pommern, Mecklenburg, Brandenburg, Poſen, ſeltener im Königreich Polen. In nahe angränzenden Gegenden finden wir denſelben Namen Berlin noch einige Male: ein holſteiniſches Dorf und zwei Plätze in Halle a. S. führen ihn. Daß der Name nur hier, in früher ſlaviſchen Gegenden, nirgend aber im weſtlichen Deutſchland ſich findet, iſt ein ſehr wichtiges Moment für ſeinen ſlaviſchen Urſprung. — Die ſlaviſchen Sprachforſcher haben verſchiedene Etymologien des Wortes Berlin aufgeſtellt; welche davon die richtige ſei, wagen wir nicht zu entſcheiden, es kam nur darauf an, die Unmöglichkeit jeder deutſchen Erklärung darzuthun. J.

II.

Als im Jahre 200 n. Chr. die Gothen nach ihrem dritten Einfalle aus Griechenland zurückkehrten, folgten ihnen viele Einwohner jenes Landes. Sie zogen auf der großen phöniziſchen Handelsſtraße, den Boryſthenes oder Dnieper aufwärts längs des Narew, der Weichſel, Netze, durch Pommern, Brandenburg, Sachſen, unter Umgehung der römiſchen Legionen nach dem Rhein, überall ſichtbare Spuren ihrer Anweſenheit zurücklaſſend. Das Berliner Muſeum mit ſeinen griechiſchen, in der Mark gefundenen, Waffen, Gürtel-Agraffen, phöniziſchen Korallen ꝛc., beſtätigt dieſes. Ebenſo wird es durch die griechiſchen und römiſchen, in den durchwanderten Ländern gefundenen Inſchriften, Münzen und Schmuckſachen beſtätigt.

Die griechiſch-gothiſch-wendiſchen Heeresmaſſen ſtanden unter dem Befehle des Gegenkaiſers Victorinus, von den Gothen Sigurdt oder Siegfried genannt, dem die Geſchichte große, wahrſcheinlich in Griechenland geſammelte (geraubte) Reichthümer zuſchreibt (Victorina). Sie treten als Thebaiſche (XXX.?) Legion in Xanten am Rhein auf. Es befanden ſich gegen 30,000 Chriſten darunter, welche Konſtantin den Großen in ſeinen Kämpfen gegen die Römer unterſtützten.

Es waren die Nibelungen, Neobelunes, ſoviel wie „Schiffskämpfer,“ weil ſie ihre Wanderungen unter Benutzung der ſchiffbaren Gewäſſer antraten und zurücklegten. Auf dem ganzen Zuge findet man, von der Weichſel ab, an Flüſſen und Seen, wo der Troß ſich neben den Waſſerſtraßen fortbewegte, Namen, welche auf Fiſchfang deuten, Namen, deren Endſilbe „lin“ von λινον herrührt. So Bracholin, Radolin, Kakulin, Lechlin, Podolin, Neblin, Machlin, Penslin, Köslin und die, unbezweifelt aus dem Griechiſchen ſtammend, den Fiſchreichthum, die Hauptnahrungsquelle des Troſſes, bezeichnen ſollen.

Berlin, wo jener Troß auch vorüber gegangen ſein wird, aus βαρος und λινος (oder περι und λινον) hergeleitet, würde alſo „ſchweres Netz,“' oder „Fiſchreich“ bedeuten. Ein Berliner.

## Mannigfaltiges.

— Jean Paul's hundertjähriger Geburtstag. Wie verkümmert auch der deutſche Frühling des Jahres 1863 erſcheinen mag, dürfen wir doch den hundertjährigen Frühlingstag nicht ungefeiert laſſen, welcher den Deutſchen bald nach Abſchluß eines ſiebenjährigen Winters den Dichter des „Immergrün unſerer Gefühle,“ den liebenswürdigen Jean Paul brachte. Am 21. März 1763 ward der Verfaſſer der „Grönländiſchen Prozeſſe“ geboren, die bereits im Jahre 1782, als ſein erſtes Werk, den unnachahmlichen Vertreter des aus dem Gemüthe ſtammenden Humors verkündeten. Er begann in dem herrlichen Frühling der Jugend mit dem heitern Spiele der Kunſt, und das männliche Alter ſah ihn im Gebiete der Wiſſenſchaft, der Philoſophie und ſelbſt der Politik ſeine glänzenden Schmetterlings-Flügel entfalten, doch dabei ſtets von neuem wieder zu den heiteren Regionen der Kunſt zurückkehren. Heinrich Düntzer ſagt über ihn: . . . „Neben Fichte gehörte Jean Paul zu den edelſten Vertheidigern deutſcher Freiheit in den Zeiten tiefſten, politiſchen Verfalles. Schon im Jahre 1805 trat er mit ſeinem „Freiheitsbüchlein“ auf, worin er in wunderlicher Verbindung mit einem deutſchen Fürſten* der undeutſchen Cenſur wacker zu Leibe ging und entſchieden für Preßfreiheit focht. Freiſinnig und edel ſprach er ſich, drei Jahre ſpäter, in ſeiner „Friedenspredigt an Deutſchland“ aus, welcher bald darauf ſeine ſchärfer eindringenden „Dämmerungen für Deutſchland“ folgten. Hier ruft er unter Anderm den Fürſten zu, die Gräber ihrer Ahnen ſeien ihre Altäre, auf denen ſie nichts opfern ſollten, als das Unrechte, ihre Särge ſeien ihre Reliquienkaſten, auf denen ſie nichts beſchwören ſollten, als das Rechte. Hieran ſchloſſen ſich im Jahr 1810 die „Nachdämmerungen für Deutſchland.“ Darin fordert er alle Deutſchen auf, wacker und unverzagt bei dem neuen, wenn nicht Aufbau, doch Um- und Fortbau Deutſchlands zu ſein; Jeder möge ſich ſeiner Jugend, dieſes Brautſtandes der Zukunſt, freuen, weil er damit länger und rüſtiger am neuen Bau helfen und höhen könne, wozu es gar vieler Arbeiter bedürfe.

In ſeiner „Friedenspredigt an Deutſchland“ ſind ſo treffliche Anſichten über das, was die Staaten im Frieden ſtark für den Krieg zu machen vermag, entwickelt, daß ſie noch jetzt zu trefflichen Zeitungs-Leitartikeln benutzt werden könnten, beſonders das zweite Kapitel, worin den Fürſten bewieſen wird, daß ſie ihre Völker hauptſächlich durch treue Pflege der Ideen des Rechtes und der Freiheit zur tapfern Vertheidigung des Vaterlandes erziehen.

Jean Paul ſelbſt hat übrigens in ſeiner humoriſtiſch-gemüthlichen Weiſe das Beſte über ſein Jubiläum geſagt, was darüber geſagt werden kann und wird. Die „ſechſte poetiſche Epiſtel“ ſeiner „Konjectural-Biographie“ iſt nämlich überſchrieben: „Ich, als literariſcher Jubilar und als Greis.“ Am Faſtnachtstage 1799, alſo als er 36 Jahr alt war, ſchrieb Jean Paul dieſe Konjectural-Biographie, in welcher er auch über ſein Jubiläum ſein Greiſenalter und ſeinen Tod berichtet. Darin heißt es unter Ande-

* dem Herzog Auguſt von Sachſen-Gotha. D. R.

Digitized by Google

rem: „Anno 1832 (ſunfzig Jahre nach dem Erſcheinen der „Grönländiſchen Prozeſſe“ werde ich in den literariſchen und den Literatur-Anzeiger eine kurze Beſchreibung des Jubels unter dem Titel: „Jubelſeniorat des Verfaſſers des Jubelſeniors“ in jedem Fall einſchicken — es müßte denn ſein, daß ich ſchon etwas Beſſeres wäre, als ein Menſch und alter Mann.“ Im Jahre 1832 war Jean Paul allerdings ſchon ſeit vier Jahren zu einem beſſern Leben eingegangen; die Einſendung an den literariſchen und Literatur-Anzeiger unterblieb daher. Weiterhin ſagt er in dieſer Epiſtel von ſeinem Alter:

„Alle Glieder veralten am Menſchen, aber doch nicht das Herz. Mit jedem Jahre werde ich meines jünger und weicher ſchreiben. Wenn ich Jünglinge ſehe, werden ſie mich, ſo gut wie jetzt die Kinder, mit ihren Roſenfeſten laben, und ich werde ihnen zurufen: O, feiert ſie nur recht hinaus, bis der Morgenſtern am Himmel ſteht, aber erhitzt und erkältet euch nicht!‘ Und meine guten Jugendfreunde, die mit mir denſelben Blumengarten des Lebens gemeinſchaftlich bewohnt haben, ach, wie können ſie mir in der kalten Jahreszeit im Garten, wo ſchon mancher unter ſeinem Bette liegt, begegnen, ebenſo gebückt von der Zeit, wie ich, ohne daß mich dieſe zurückgebliebenen Frühlinge meines Daſeins bis tief in's Herz erleuchten und erwärmen? Und an Frühlingstagen und Geburtstagen will ich den Mumienkaſten öffnen und die alten Briefe und meine Antworten leſen, und mein ganzes Herz wird ſich jugendlich erfüllen, und ich werde mit naſſen Augen ſagen: Habe ich nicht eine ganze Ewigkeit vor mir zur Liebe?

„Und wenn, wie in der Heydn'ſchen Symphonie, ein Konzertiſt nach dem andern ſein Licht auslöſcht und mit dem Inſtrumente hinausgeht, und ich etwa der Kontrabaſſiſt ſein ſoll, der zuletzt ſpielt — ach nein, ich werde ſchon eher mein Licht ausblaſen und die Noten einſtecken —; aber wär' es auch, wir kommen doch Alle, wie im zweiten Heydn'ſchen Stücke, mit unſeren Lichtern wieder.“

Ja, er kömmt wieder mit ſeinem Lichte, der große liebenswürdige Jean Paul, und wird den Deutſchen leuchten in allen „Dämmerungen“ und „Nachdämmerungen“ auf daß der „Um- und Fortbau Deutſchlands“ ungeſtört vollendet werde.

— Neu-Wien.* Der vorliegende Roman behandelt durchaus Wiener Zuſtände, und würde vor einer Reihe von Jahren, als die Mystères in der Mode waren, unbedenklich den Titel „Geheimniſſe von Wien“ haben führen können. Wir erſehen daraus, daß auch in Neu-Wien unter den Fabrikanten und größeren Gewerbetreibenden die Sucht graſſirt, es dem begüterten hohen Adel gleichthun zu wollen und auf cavaliermäßigem Fuße zu leben — eine Sucht, die, bei dem vorwiegenden Materialismus der Stadt und bei dem zugegebenermaßen in jenen Volksklaſſen noch vorherrſchenden Mangel an Geiſtesbildung, einen beſonders widerlichen Charakter annimmt. Die vor nicht gar langer Zeit unter dieſen mehrfach baroniſirten Induſtriellen ausgebrochenen maſſenhaften Bankerotte werden von dem Verfaſſer vornehmlich jener Sucht zugeſchrieben. Er ſchildert in ſeinem Seidenfabrikanten Stahl (oder in Wieneriſcher Weiſe, wo Alles, was über bloße Hemdsärmel und Küchenſchürze hinausgeht, adelig iſt, Herrn von Stahl) mit Familie, derartige Zuſtände. Herr von Stahl lebt ganz als Baron, beſucht Demi-Monde, ſpielt, ſpekulirt an der Börſe; ſeine Frau, eine plumpe, unwiſſende Böhmin, die ebenſo das Deutſche, wie das Franzöſiſche radebricht, eine emanzipirte Tochter und ein frühreifes, in alle Verderbniß der Hauptſtadt eingeweihtes Söhnchen ruiniren vollends ihren Hausſtand durch unſinnigen Luxus und Nachäffen aller noblen Paſſionen. Als Sittenſchilderung des gegenwärtigen Wien, iſt der Roman gar nicht unintereſſant; der Verfaſſer iſt jedenfalls ein echtes Wiener Kind — denn man erkennt, daß er nicht auf einer fremden Perſpektive ſteht, ſondern von dem heimiſchen Standpunkte aus beobachtet. Herr von Stahl iſt ein furchtbarer Schurke. Neben ihm und ſeiner Familie treten eine Anzahl anderer Wiener Typen auf: der rechtſchaffene, ſolide Fabrikant bürgerlichen Schlages nebſt Familie, der ehrliche Arbeiter, der Sträfling, die Pſeudo-Gräfin, der ſchwindelnde und im Spiele gaunernde Baron ꝛc. Schilderungen und allgemeine Betrachtungen ſind des Verfaſſers ſtarke Seite nicht; hätte er ſich namentlich auf die erſteren mehr eingelaſſen, hätte er das ganze Wiener Volk noch mehr als Hintergrund benutzt, er würde für den Nicht-Wiener und Nicht-Oeſterreicher noch vieles Intereſſante haben bringen können. Dem Stile können wir keine beſondere Glätte und Eleganz nachrühmen — er iſt etwas ſchwerfällig, und das Hochdeutſch läßt manchen begründeten Tadel zu; es verleugnet ſeine Heimat nicht, und man merkt nur zu oft, wie dem Verfaſſer der Schnabel gewachſen iſt. Der ſogenannte „ſoziale Roman“ iſt übrigens kein raffinirtes Kunſtprodukt, wie es die höhere Romanſchreibung in Frankreich und zum Theil auch in Deutſchland zu lieben pflegt. Sozialiſtik, mit philoſophiſcher Utopik vermengt, kommt darin nicht vor.

— Tiſchendorf und Simonides. Wir dürfen die Angriffe, die der berüchtigte griechiſche Paläograph Simonides in neuerer Zeit gegen die Sinai-Bibel von Tiſchendorf gerichtet, nicht unerwähnt laſſen, weil es ſonſt den Anſchein hätte, als ſchweigen wir aus Schonung für den deutſchen Landsmann. Herr Simonides, der ſich bereits einen Weltruf durch ſeine kühnen Lügen und kunſtfertigen Handleiſtungen erworben hatte, weiß ſich doch durch ſeine neueſte Behauptung, daß er ſelbſt, als junger Mann und als Anfänger in der Kunſt des Fälſchens, die ganze ſinaitiſche Bibel mit ihren vielen überraſchenden, abweichenden Lesarten, ſowie mit ihren Tauſenden von Korrekturen von verſchiedener Hand, geſchrieben habe, noch zu überbieten. Nachdem zwei engliſche Zeitſchriften („Guardian“ und „Parthenon“) und ſelbſt ein geachtetes deutſches Journal („Grenzboten“) die Angriffe des Simonides in ihren Spalten aufgenommen, hat ſich Herr Profeſſor Tiſchendorf veranlaßt gefunden, eine kleine Schrift dagegen zu publiciren,* die wir der Beachtung aller für den Gegenſtand ſich intereſſirenden Bibelkenner empfehlen. Sie werden daraus, gleich uns, die Ueberzeugung gewinnen, daß die neueſte Behauptung des Simonides an den tollſten, inneren Widerſprüchen leidet. „Ein Lügner muß ein gutes Gedächtniß haben“ — dieſe alte Klugheitsregel ſcheint der Grieche bei aller ſeiner Pfiffigkeit nicht zu kennen.

— „Bilder aus dem Orient.“** Unter dieſem Titel hat die literariſch-artiſtiſche Abtheilung des öſterreichiſchen Lloyd in Trieſt die Herausgabe einer Reihenfolge von prächtigen Stahlſtichen, nach Zeichnungen von A. Löffler, begonnen, zu welchen Herr Dr. Moritz Buſch, Redacteur der „Grenzboten,“ den Text geſchrieben. In der erſten Lieferung verſucht es der Verfaſſer des Textes, der den Orient bereits dreimal geſehen, ein graphiſches Geſammtbild des Letztern, als Frontiſpiz, zuſammenzuſtellen. „Das Reich des Islam,“ ſagt der Verfaſſer, „weicht aus allen ſeinen Fugen; der Islam, einſt der Mond neben der Sonne des Chriſtenthums, iſt jetzt nur ein abnehmender Halbmond. Die Religion Muhammed's gleicht heutzutage dem Judenthume zur Zeit Chriſti. Sie iſt zu einem leeren Gefäße, zu einem bloßen Aufbau von unfruchtbaren Formeln, Ceremonien und ſtarren unbildſamen Dogmen geworden, nur noch von ſtarkem Einfluß auf die Phantaſie, nicht aber auf Herzen und Gewiſſen. Und Aehnliches gilt von faſt allen anderen Glaubensbekenntniſſen des Orients. Die orthodoxe Kirche ſteht mit ihren Pompen und Mönchen moraliſch faſt genau ſo tief, die koptiſche und die ſyriſche ſogar noch tiefer, als der Islam, und ohne mächtige Erregung von Innen, oder ohne gewaltig wirkende Einflüſſe von Außen, iſt an eine Verjüngung, an den Anbruch eines neuen Lebens nicht zu denken.“ — Das Werk wird in drei Abtheilungen zerfallen, von denen die erſte Aegypten, die zweite Paläſtina und die dritte Syrien und Kleinaſien gewidmet iſt. Die in den drei erſten Lieferungen enthaltenen ſechs Stahlſtiche (Alexandrien, Kairo, Palmen- und Wüſten-Landſchaften) gehören zu den beſten künſtleriſchen Leiſtungen auf dieſem Gebiete, mit Einſchluß deſſen, was uns Engländer und Franzoſen geliefert. Wir freuen uns, daß die literariſch-artiſtiſche Abtheilung des Lloyd in Trieſt, trotz der täglich zunehmenden Italiſirung dieſer Stadt, die Ehre deutſcher Kunſt und Literatur fortdauernd ſo gut wahrzunehmen weiß, wie es durch die Publication ſolcher Verlagsartikel geſchieht. Auch das von ihr herausgegebene und verlegte „Familienbuch“ iſt eine ſolche, der deutſchen Typographie in Trieſt zur Zierde gereichende Erſcheinung.

— Deutſche Zeitſchriften. Wir bemerken, daß uns die neueſten Hefte von A. Petermann's geographiſchen „Mittheilungen“ (Gotha, Friedr. Perthes), von Karl Andree's „Globus, Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde“ (Hildburghauſen, bibliograph. Inſtitut) und von Julius Rodenberg's „Deutſchem Magazin zur Unterhaltung und Belehrung“ (Berlin, Oswald Seehagen) zugegangen. Wir bedauern jedoch, wegen Mangels an Raum, auf den intereſſanten Inhalt dieſer Zeitſchriften nicht näher eingehen zu können.

J. L.

* Fabrikant und Arbeiter, oder der Weg zum Irrenhauſe. Sozialer Roman von Adolph Schirmer. 3 Bdchn. Wien, H. Markgraf, 1862.

* Die Anfechtungen der Sinaï-Bibel. Von Conſtantin Tiſchendorf. Leipzig, Carl Fr. Fleiſcher, 1863.

** Nach der Natur gezeichnet von A. Löffler und mit beſchreibendem Texte begleitet von Dr. Moritz Buſch. 1—3. Lieferung. Trieſt, Lloyd, 1863.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch die Zeitungs-Spedition Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

# Magazin

# für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direkt correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 11. Mittwoch, den 18. März 1863. 32. Jahrgang.

Inhalt:

England. Seite
Der Prinz von Wales und Prinz Albert . . . . . . . . . . . . . 121
Der geſchichtliche Macbeth . . . . . . . . . . . . . . . . . . 123
Nord-Amerika.
Krieg und Kriſis in Amerika . . . . . . . . . . . . . . . . . „
Rußland.
Poetiſches aus und über Rußland. I. Julius Altmann's Balalaika. II. Friedrich Bodenſtedt's Andreas und Marfa . . . . . . . . . . . . . 125
Ungarn.
Die Ungarn und die Februar-Verfaſſung . . . . . . . . . . . . 129
Deutſchland und das Ausland.
Kaiſer Heinrich IV. und Martin Luther, zwei Kämpfer des Deutſchthums gegen das Papſtthum . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 130
Der Rennſteig des Thüringer Waldes . . . . . . . . . . . . . . 131
Mannigfaltiges.
Denkwürdigkeiten Jean Paul's . . . . . . . . . . . . . . . . . 132
H. W. Thierſch über das heutige Griechenland . . . . . . . . . „
Italiäniſche Ueberſetzungen deutſcher Werke . . . . . . . . . . „
Polniſcher Proteſt gegen ruſſiſche Brüderſchaft . . . . . . . . „
Das Böhmerland . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . „
Neue Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur . . . . . . . . „

## England.

### Der Prinz von Wales und Prinz Albert.

(Nach Briefen aus London, Anfangs März.)

Die Engländer haben und machen unter allen Völkern die wenigſten Feiertage. Nun ſoll aber auch dafür der Jubel groß werden. Es gilt, das junge künftige Königspaar einzuholen, und deren Hochzeit als allgemeines Nationalfeſt mit Illumination des ganzen Landes, Freudenfeuern auf den 500 Leuchtthürmen, auf Hügeln und Bergen, officiellen Kanonenſchüſſen und Salven alles Volks, das etwas zu ſchießen hat, und durch ungeheuere Feſteſſen, Ehrenpforten, Jungfrauen, Gedichte, Stiftungen ꝛc. zu feiern. Die Times zerbrach ſich in Leitartikeln ſchon den Kopf über die beſten und effektvollſten Mittel, dem Volksjubel Ausdruck zu geben, und ſtöberte in der Geſchichte aller Völker umher, wie dieſe in verſchiedenen Zeiten große Nationalfreuden gefeiert hätten. Ueberall kam's und kömmt's auf Licht und Flammen an. Kanonendonner und Glockengeläute ſind mehr moderne Zuthaten. Wenn ſie nur um Alles willen nicht in London die Glocken ziehen. Das iſt der Schrecklichſte der Schrecken in der ganzen modernen Welt, ſo daß alle civiliſirten und nervöſen Hunde Krämpfe kriegen, oder ſich todt heulen würden. Auf den Londoner Kirchthürmen hängen ſolche Legionen von Glocken und Glockenſpielen, daß ſie, von den officiellen, zünftigen „bell-ringers" mißhandelt, zur höchſten akuſtiſchen Qual werden. Denken Sie ſich zwölf Glocken auf jedem Thurme (auch manchmal mehr), alle je einen halben Ton von einander, und dieſe zwölf halben Töne manchmal ſtundenlang immer in der ſchnellſten, durch einander heulenden Reihenfolge herauf und herunter abgehagelt! Es iſt ſchon ſchlimm, hören zu müſſen, wie ein Kind die chromatiſche Tonleiter ſtockend und ſtuckernd, bald ſchneller, bald langſamer abhämmert; aber das iſt Kinderſpiel gegen dieſes Londoner Glockengewimmer. Man hat hier keine Ahnung von dem feierlichen, ſchweren, langſam verhallenden, tiefdröhnigen Geläute der alten, mittelalterlichen Dome, die wirklich das Herz zu Gott erheben und unſern Geiſt in das Weltall, in den Himmel, in die Ewigkeit auseinander und emporklingen, keine Ahnung von der Schiller'ſchen Glocke, keine wahre Religion in dieſer Hochkirche, ſonſt könnten ſie auf die Idee ſolcher entſetzlichen Bimmelei nicht gekommen ſein. Leider wird ſich die Hochkirche dieſen Spektakel nicht nehmen laſſen.

Ueberhaupt fürcht' ich, daß ſie mit allen Vorbereitungen, allem Aufwand, allem guten Willen, aller Begeiſterung nichts Geſcheidtes, nichts Geſchmackvolles zu Stande bringen werden. Die Times kennt ihre Pappenheimer und ſucht wenigſtens eine effektvolle Illumination anzuregen. Man ſolle es, ſagt ſie, wie in Edinburg machen, wo man alle Lichteffekte in Princes-Street, der prächtigen Hauptſtraße, concentriren und mit verſchiedenen, illuminirten Höhen, Hügeln und Burgen der maleriſch anſteigenden ſchottiſchen Hauptſtadt in maleriſchen Einklang bringen will. London hat freilich keine maleriſch-großartigen Straßen, und ſelbſt die gewaltigſte Maſſenhaftigkeit des Stadt-Ungeheuers von den Höhen von Hampſtead geſehen, iſt nicht zu einem Total-Eindruck zu vereinigen. Je nun, an großartigen Gasbrillianten und „A-A's" wird's nicht fehlen. Und die Einholungs-Prozeſſion kann wenigſtens länger werden, als jemals ein Feſtzug in der Welt, wenn es den 100,000 „Voluntoers" gelingt, ſich mit dem Militair, den Lords, der Hochariſtokratie, den Corporationen ꝛc. zu einem gegliederten Ganzen zu vereinigen. Dann mag man allerdings ſagen können, die Welt habe noch niemals etwas ſo Großartiges von Einholungs- und Hochzeitsfeierlichkeit geſehen. Auch wird's kein leeres Gepränge. Wie die Engländer ihre Königin wahrhaft lieben und beinah abgöttiſch verehren, tragen ſie dieſen herzlichen Royalismus eines freien Volkes auf den jungen, harmloſen, unſchuldigen Nachkommen und deſſen Gattin über. Sie begrüßen darin die Freiheit und das Glück ihrer Zukunft, die ſittliche Perſonification ihrer eigenen Souveränetät, Größe und Macht.

Dieſes Königthum' in England hat allerdings keine Macht mehr im Sinne der meiſten andern Potentaten, aber es iſt deshalb kein Schatten, keine Ohnmacht: es iſt die Perſönlichkeit und die Weihe der ganzen nationalen Macht und Freiheit. Man ſagt wohl, das Parlament herrſche allein, aber wir möchten's nicht probiren, es einmal ohne königliche Macht und Weihe regieren zu laſſen. Die ganze alte Herrlichkeit fiele dann jedenfalls auseinander. Und das iſt kein Schatten, keine Ohnmacht, was wirklich die „Krone" der ganzen nationalen Macht auf dem Haupte trägt, dieſe Macht erſt ſittlich feſtigt und weiht. Daher wird auch dieſe Einholungs- und Hochzeitsfeierlichkeit kein leeres, gemachtes Gepränge, ſondern der Ausdruck, das Aufleuchten, das Aufflammen nationaler Liebe und Begeiſterung. Dabei wird Jeder mehr oder weniger ſeinem eigenen Geſchmacke als freier Engländer folgen, ſodaß es an Geſchmackloſigkeit, Mangel an Einheit und Totalität nicht fehlen wird. Ich denke aber ſchon von vornherein, daß dieſe Mängel juſt das Schöne, das Patriotiſche ausmachen und die Schönheit individueller Freiheit verkörpern werden.

Sie haben das junge Paar auch ſchon hübſch ausgeſtattet. Der Prinz von Wales hat von ſeinen Gütern ꝛc. jährlich ſchon 60,000 Pfd. Einkünfte. Palmerſton ſchlug vor, man ſollte jährlich 40,000 Pfund zulegen, 100,000 würden wohl genug ſein. Das Parlament bewilligte natürlich einſtimmig. Damit es aber der jungen Frau nicht an Nadeln und Zwirn fehle, und ſie ein paar Groſchen klein Geld gleich für ſich habe, will ihr die City 10,000 Pfund ſchenken. Auch in Schleswig-Holſtein thut man etwas für ſie, und an etwas Mitgift von zu Hauſe fehlt's auch nicht. Alſo vor Nahrungsſorgen iſt das junge Paar wohl geſchützt. Und wenn ſie König und Königin werden, giebt's unendlich viel mehr. Glauben Sie nicht, daß ich durch meinen bürgerlichen Ton die Sache in's Komiſche ziehen will. Die freie Preſſe in England erlaubt

Digitized by Google

ſich ungeſtraft und mit aller Liebe und Verehrung nicht ſelten die allerhumoriſchſte Sprache in Schilderung des engliſchen Königthums. Niemand denkt ſich etwas Arges dabei. Gerade, weil die ſogenannten drei Regierungsgewalten nicht mehr um die Gränzen ihrer Macht ſtreiten und ſchon längſt Alles abgemacht iſt, Niemand mehr beanſprucht, als was ihm in dieſem wunderbar geordneten und altverwachſenen „Parlamentarismus" von Alters her, ohne Paragraphen und Schwarz auf Weiß, als ſich von ſelbſt verſtehend, zukömmt, gerade deshalb bewegen ſie ſich ſo frei und friedlich neben- und miteinander.

Ich könnte noch Manches von den wunderbaren Schönheiten dieſes engliſchen Königthums ſingen und ſagen, will es aber bei dieſen Andeutungen bewenden laſſen. Dieſe aber hielt ich für zeitgemäß, damit man die vorbereiteten, nationalen Feſtlichkeiten Englands, wenn ſie in den Zeitungen ſtehen, mit beſſerem Auge anſehen und England beneiden lerne.

Die Empfangs-, Einholungs- und Heirats-Feierlichkeiten ſcheinen das ganze Land, alle Stände, Städte und Dörfer in Jubel und Freude zu erheben und zu einigen. Man hört und lieſt aus allen Winkeln und Ecken, von begeiſterten, zum Theil genialen Vorbereitungen und Plänen. Natürlich kommt die Hauptſache auf London, durch welches das junge Paar, vielfach mit Kanonen, Blumen, Reden und Prozeſſionen bei der Landung auf den Eiſenbahnhöfen empfangen, in ziemlicher Ausdehnung von der Surreyſeite im Süden her über die London-Brücke, durch die City, von da durch die große Verbindungsſtraße des Oſtens und Weſtens, den Strand, nach den Hauptſtraßen des Weſtendes bis zum Bahnhofe des Nordweſtens ziehen und geleitet werden ſoll, um von da aus nach Windſor zu fahren. Der Weg durch London iſt eine gute deutſche Meile lang und daher geeignet, nicht nur die großartigſte Prozeſſion zu entfalten, ſondern auch den Millionen Zuſchauern Stehplätze, Fenſter und Dächer, Säulen, Bäume und Tribünen, Raum und Luft zu gewähren. Das Fenſtervermiethen, Speculationen mit Tribünen, Dächern und allen möglichen günſtigen Punkten ſind zu einer Ausdehnung und Höhe geſtiegen, wie dies eben nur in London, mit drei Millionen Einwohnern und unzähligen Tauſenden von Fremden und Gäſten, bei ſolcher Nachfrage, bei ſo ſcharfer, raffinirter, unbehinderter Geldmacherei möglich und erklärlich iſt. Selbſt heilige Kirchenbehörden verſchmähen es nicht, günſtig gelegene Plätze an ihren Tempeln zu Steh- und Sitz-Accommodationen zurecht machen und vermiethen zu laſſen.

Summa Summarum werden Jubel, Geldumſatz und Feierlichkeiten groß und ungeheuer werden. Nur Ein Mißton machte ſich wieder geltend, wird aber unter den rauſchenden Harmonien nationaler Freude verſtummen. Es iſt der für engliſche Schneider- und Putzmacherkunſt demüthigende Umſtand, daß das ſilberſtoffgewebte und reich ornamentirte Brautkleid und die ſammetne, goldgeſtickte Schleppe bei Gerſon in Berlin beſtellt und gefertigt wurden. Mir iſt's auch nicht ganz recht. Man hätte es in London eben ſo gut, vielleicht beſſer, mit mehr Patriotismus haben machen laſſen können, obwohl im Uebrigen Induſtrie und Handel das vollkommenſte Recht auf vollſtändige Freiheit von politiſchen Gränzen haben. Das Brautkleid der zukünftigen Königin von England gehört nur nicht unter gewöhnliche Induſtrie- und Handelsartikel. Es iſt aber eben ein drakoniſches Geſetz der Faſhion in England, beſtimmte Artikel nur von beſtimmten, einmal anerkannten Firmen zu beziehen. Eine hochfaſhionable Dame hatte ſich einmal beſſere und billigere Handſchuhe nicht von dem Manne erſten Ranges in Bondſtreet gekauft. Sowie dies ihr Mann erfuhr, zerriß er eigenhändig alle ſechs Dutzend Paar Handſchuhe und ließ andere, ſchlechtere, theuere von dem Handſchuhmacher der Faſhion kommen.

So konnten natürlich die koſtbaren Geſchmeide, die der Herr Bräutigam der Braut ſchenken will, nur allein bei dem erſten Kron-Juwelier Garrard beſtellt werden. Sein Laden war bisjetzt alle Tage ein Wallfahrtsort der höchſten Equipagen und der vornehmſten Herrſchaften darin. Die bei ihm ausgeſtellten Geſchenke beſtehen aus einem Halsband von echten Perlen von der größten Art in Abſtufungen nach beiden Seiten bis zu den kleinſten, auch Ohrringen und Broſche aus denſelben, gelungenſten Ausſchnitzungen der Perlmuſchel. Die Ringe beſtehen aus goldgefaßten, glücklichen Combinationen von herrlichen Farben und Formen verſchiedener Edelſteine, Beryll's, Smaragden, Rubinen, Türkiſen, Hyacinthen ꝛc. Sie bilden zuſammen das Zärtlichkeits-Diminutivum des Namens Albert, nehmlich „Bertie."

Dies führt mich zu dem ſchönſten Denkmale, welches die in einſamer Trauer verharrende Königin ihrem Gemahle hat ſetzen laſſen. Es iſt das Buch, welches die Verdienſte des Königin-Gemahls in der überſichtlichſten und beredteſten Form in's hellſte Licht ſetzt und die letzten Schatten gründlich beſeitigt, die Vorurtheil und Böswilligkeit einſt erfanden, um den „foreigner" zu verleumden und zu verunglimpfen. Das Buch iſt eine Sammlung der hauptſächlichſten Reden und Anſprachen des Prinzen, eingeleitet durch eine kurze Charakteriſtik deſſelben.* Aus den hier dicht zuſammengeſtellten Reden vieler Jahre und der edelſten fördernden, productiven Thätigkeit erſehen wir zunächſt, welche Menge der herrlichſten Inſtitutionen, Reformen, Bauten und volksthümlichen Anſtalten in Leben, Wiſſenſchaft und Kunſt der Prinz in's Leben rief, förderte, einweihte. Hierin ſteht er unſtreitig unter allen hochgeſtellten Männern auf Thronen und neben Thronen ganz unerreicht da. Dies iſt nun ſchon gleich nach ſeinem Tode öffentlich und von der engliſchen Preſſe reuig anerkannt worden. Das Buch enthält aber noch andere, bis dahin noch unbekannte Verdienſte. Unter dieſen wird mit Recht ſeine Korreſpondenz mit dem Herzog von Wellington obenan geſtellt. Wellington hatte ihn förmlich gequält, um ihn zur Annahme des höchſten militairiſchen Poſtens in England zu bewegen. Der Prinz ſetzte ihm ſchriftlich die Gründe auseinander, weshalb er die Ehre unbedingt ablehnen müſſe. Man kann ſagen, daß juſt eben die Erkenntniß dieſer Gründe und ſeiner „eigenthümlichen delikaten Poſition" ſo ſtark und unerbittlich auf ihn wirkte, daß er nur eben dieſer höheren Nothwendigkeit nachgab und darin kein beſonderes Verdienſt liege. Dies zugegeben, bleibt doch in dem Umſtande, daß er den Brief der Oeffentlichkeit vorenthielt, als alle Zeitungen über den zukünftigen „Chef-Commandeur" der engliſchen Armee ſchimpften und höhnten und Punch ihn, im Schlafrock knieend vor der Königin, und um dieſe Stelle flehend darſtellte, einer der edelſten Züge von Reſignation und Selbſtbeherrſchung. Die Veröffentlichung des Briefes würde allen Skandal, alle giftige Verunglimpfung mit einem Schlage todt gemacht haben, aber er behielt den Brief in ſeinem Pulte, um einige darin vorkommende Details, die damals lebende mächtige Perſönlichkeiten verletzt haben könnten, nicht in die Oeffentlichkeit gelangen zu laſſen. Er litt für Andere.

Die Reden ſelbſt ſind größtentheils Meiſterſtücke kurzer und klarer, ſachgemäßer, ſachverſtändiger Darlegung und nach und nach auch der engliſchen Sprache und Beredtſamkeit überhaupt. Kenner haben darin eine beſtändige Zunahme vollkommen engliſcher Diction und Eloquenz gefunden. Anfangs merkt man noch den Fremden, eine gewiſſe Härte und Unbeholfenheit des Ausdrucks, aber mindeſtens die letzte Hälfte wird geradezu als Muſter logiſcher, klarer und feiner Sprach- und Redeweiſe bezeichnet, ſo daß wir die Reden auch allen Denen, die gutes Engliſch lernen wollen, als Muſter empfehlen können. Prinz Albert war in allen ſeinen Studien und Beſtrebungen gründlich, gewiſſen- und muſterhaft. Er war auch ein Muſter-Farmer. Seine landwirthſchaftlichen Inſtitute galten als praktiſche Ideale alles Ackerbaues und der Viehzucht, wie denn namentlich auch die Schweine und Ochſen des Prinzen jahrelang immer erſte Preiſe auf der großen Thierſchau des Smithfield-Klubs gewannen.

Wie gründlich und allſeitig er als Farmer war, erfahren wir erſt im großen Umfange aus einer jetzt erſchienenen Schilderung ſeiner landwirthſchaftlichen Muſter-Inſtitute, von einer Autorität auf dieſem Gebiete, J. Chalmers Morton.** Wie die Königin ſelbſt an der Spitze der hochfaſhionablen und lohnenden „Poultromanie" ſtand, und die allerſchönſten Hühnerarten nicht nur ſelbſt pflegte, ſondern ihnen auch Freundin, ſogar Arzt war, und unter Anderem ein beſonderes Heilmittel einer Truthühner-Krankheit entdeckte, ſo bahnte der Prinz für die große Landwirthſchaft eine Menge der weſentlichſten Reformen an und probirte und vervollkommnete ſie auf ſeinen Muſter-Farms: tiefe Drainirung, Doppelpflügung mit einer Furche unter der oberſten, ſodaß das unterſte, unverbrauchte Erdreich über die oberſte heraufgeholt ward, Verwandelung von Wieſen in Felder und umgekehrt. Die Anlage der Farms ſelbſt in Bezug auf geſundes Wohnen von Menſchen und Vieh, Bewirthſchaftung mit Dampfkraft, Beackerung durch verſchiedene Arten von Pflügen, Düngung, Viehmaſt, Behandlung der Wieſen zur Erzielung eines reichlichen und geſunden Heufutters, Wohnungen für die Arbeiter, deren ſittliche und wirthſchaftliche Hebung — alle dieſe und andere wichtige Grund-Elemente der Landwirthſchaft und der Boden-Kultur waren ihm von 1840 an bis zu ſeinem Tode ununterbrochen Gegenſtände des eifrigſten Studiums und ernſter, wiſſenſchaftlich-praktiſcher Arbeit.

Wir finden dieſe Beſtrebungen und deren Erfolge mit großer Liebe, Ausführlichkeit, Sachkenntniß und vielen meiſterhaften Abbildungen ge-

* The Principal Speeches and Addresses of His Royal Highness the Prince Consort. With an Introduction, giving some outlines of his Character. With Portrait. London: Murray.

** „The Prince Consorts Farms. An Agricultural Memoir. By J. Ch. Morton, Editor of the „Cyclopaedia of Agriculture," and Honorary Member of the Agricultural Society of Holland. London: Longman and Co. With many Illustrations.

Digitized by Google

ſchildert und ſind überzeugt, daß das Buch in den Händen wiſſenſchaftlich gebildeter Bodenbeſitzer und Landwirthe große Dienſte leiſten wird. Wir ſchließen mit einem Bilde der königlichen Familie in ihrer Schweizerhütte bei Osborne.

„Wir finden hier eine förmliche Realſchule des Acker- und Gartenbaues für die königlichen Kinder, verſchiedene Gärten mit Abtheilungen für Blumen, Strauchfrüchte, Johannis- und Stachelbeeren, Spargelbeete, Beete mit Artiſchocken, Kartoffeln, Knollengewächſe anderer Art, Kohl, Zwiebeln, Mohrrüben, Salate und alle möglichen Küchengewächſe. Alle dieſe Blumen und Früchte gehören den verſchiedenen Prinzen und Prinzeſſinnen. Jedes Kind hat ſeinen beſondern Garten. Alles, was darin ſteht, wurde von ihnen geſäet, gepflanzt und gezogen, und muß gepflegt werden. In dem Schweizerhäuschen iſt eine beſondere Küche, worin die Früchte aller der kleinen Gärtner gelegentlich zubereitet und gekocht werden, wo überhaupt ſich Alles vereinigt, was zum Gärtnern vom erſten Anfange an bis zum Kochen und Verſpeiſen gehört. Alle Werkzeuge ſind in reinlichſter Ordnung placirt und jedes mit dem Namen ſeines Eigenthümers verſehen. Auch in der Küche, wo die Prinzeſſinnen wirklich ihre Früchte kochen und zubereiten lernen, iſt Alles ſyſtematiſch und ſymmetriſch geordnet; ebenſo in dem herrlichen Muſeum, einer Sammlung von Gegenſtänden für das Studium der Naturgeſchichte. Ueberall begegnen wir dem ordnenden, erziehenden, gründlichen, ſyſtematiſchen Geiſte des Vaters. So intereſſant und idylliſch dieſe herrliche Vereinigung von Studium und Praxis, von Schule und grünem, blühenden Leben iſt, wirkt es doch noch rührender und erquickender, zu ſehen, wie durch dieſe gemeinſchaftlichen Arbeiten und Erheiterungen der königlichen Familie gegenſeitige Liebe und Zärtlichkeit auf das Heiterſte und Anmuthigſte gepflegt werden. Die Kronprinzeſſin von Preußen hat ihren kleinen Garten immer noch, und die Lieben, die ihn jetzt bewirthſchaften, ſenden ihr noch jeden Sommer Produkte deſſelben hinüber nach Berlin.“

### Der geſchichtliche Macbeth.

In der Anzeige eines Buches über alte ſchottiſche Geſchichte im Londoner Athenaeum finden wir folgende Mittheilungen über das Geſchichtliche, das dem berühmten Trauerſpiele Shakſpeare's, Macbeth, zu Grunde liegt.

„Die Linie von Atholl, aus welcher der „„gnädige Duncan““ ein junger und etwas ſchwacher Fürſt, der Erſte war, welcher verrätheriſcher Weiſe von der Hand ſeines Mormaor (Vicekönig) von Moray, des berühmten „Thane of Cawdor“ ermordet wurde, kommt demnächſt. Das Publikum iſt vielleicht neugierig, etwas hinſichtlich Shakſpeare's über die Verſion dieſer weltberühmten Geſchichte zu wiſſen, wie ſie von dem Geſchichtsſchreiber erzählt wird. Ehe ſie dem großen Dramatiker in die Hände gerieth, war ſie bereits durch die der Chroniſten Boece und Holinſched gegangen, welche nichts thaten, ihre Echtheit näher zu erweiſen.

Malcolm der Zweite hinterließ drei Töchter, deren jede ein Kind hatte, die Alle berühmt wurden. Dieſe waren Gruoch, „Lady Macbeth,“ welche Macbeth Mac Finlay — Duncan, Mormaor von Strathclyde — und Thorfin, von nordiſcher Abkunft von Vaters Seite, und Mormaor von Sutherland und Caithneß, heirateten. Nach den heutigen Anſichten von Erbfolge hätte Macbeth ein beſſeres Anrecht auf die Königswürde, als Duncan; aber celtiſchen Begriffen nach, welche gewöhnlich abwechſelnde Nachfolge beobachteten, wurde ihm Duncan vorgezogen. Der einzige Gegenſtand von einigem Intereſſe in den ſechs Jahren, während welcher Duncan herrſchte, war ſein Streit mit Thorfin über das Tribut-Recht an die Lande, die in des Normann's Beſitze waren, und das derſelbe ableugnete. Nach verſchiedenen Scharmützeln und Gefechten zu Land und See, wo die königlichen Waffen gewöhnlich Unglück hatten, griff Thorfin zuletzt des Königs Heeresmacht zu Burghead am Moray Firth an. Hier iſt Duncan's Ende.

„Noch war der ſchottiſche König in der Provinz Moray beſchäftigt, wo er eine beträchtliche Macht, zu der Irland ſein Theil ſtellte, geſammelt zu haben ſcheint. Verſtärkt durch die Rückkehr von Thorkell Foſtri und die Ankunft der freundlichen Clan's aus den Hochlanden des Nordens und Weſtens, ſetzte Thorfin über den Moray Firth und griff das königliche Heer an, welches in der Nähe von Burghead geſtanden haben ſoll. Duncan wurde nach einem heftigen Kampfe geſchlagen und Thorfin, ſeinen Sieg ausbeutend, plünderte das Land bis an die Gränzen von Fife, worauf er ohne Beläſtigung in ſein nördliches Earlthum zurückkehrte. Der doppelte Fehlſchlag in Northumbrien und Moray beſchleunigte die Kataſtrophe des jugendlichen Königs; er wurde in der ſogenannten „smith's bothy“ bei Elgin, nicht weit von dem Schauplatze der letzten Schlacht, meuchleriſch ermordet. Der Mormaor Macbeth war der unzweifelhafte Urheber ſeines Todes.“

Marianus, der im Jahre 1028 geboren wurde, ſagt, Duncan ſei erſchlagen worden „a duce suo,“ und Tighernach, der einige Jahre älter iſt, fügt hinzu „immatura aetate.“ Sie waren Beide Zeitgenoſſen des ermordeten Königs (1040), und ihr Zeugniß iſt darum ſehr ſchätzenswerth.

So viel in Bezug auf den geſchichtlichen Duncan. Der geſchichtliche Macbeth, obgleich bei ſeinem Auftreten ein Königsmörder, wird nichts deſtoweniger als ein feſter, gerechter und billiger Regent geſchildert. Die achtzehn Jahre ſeiner Regierung werden dargeſtellt als eine Zeit ungewohnten Wohlgedeihens und Glückes. Von Malcolm, dem älteſten Sohne Duncan's, heißt es, daß er eine ziemlich ſtarke Partei in Schottland gehabt. Siward, der däniſche Earl von Northumberland, lieferte dem Macbeth eine Schlacht — Einige ſagen, zu Gunſten des jungen Malcolm, aber der gleichzeitig lebende Tighernach weiß nichts davon. Der Macduff, Earl von Fife, des armſeligen Boece, wird als Mythe erklärt, und anſcheinend auf guten Grund hin, da der erſte authentiſche Duff oder Dufagan erſt einige ſiebenzig Jahre nach dieſer Schlacht auftritt.

Die Schlacht zwiſchen Siward und Macbeth ſoll am „Siebenſchläfer-Tage“ (27. Juli) 1054 geſchlagen, und Malcolm dadurch auf den Thron geſetzt worden ſein — indeſſen Macbeth behauptete ſich noch vier Jahr lang. Er wurde 1058 zu Lumphanan in Aberdeenſhire geſchlagen und getödtet, und jetzt erſt ſah Malcolm den Weg zum Throne frei.

Ueber Gruoch, „Lady Macbeth,“ wird nichts weiter geſagt — wahrſcheinlich, weil die Chroniken ſchweigen.

## Nord-Amerika.

### Krieg und Kriſis in Amerika.

(Nach Berichten aus New-York.)

Die meiſten Parteien in der „Union“ ſtehen jetzt nicht nur auf Prügel und Bowie-Meſſer, ſondern auch auf Galgen. Jede will jede andere hängen. Solche freundſchaftliche Wünſche hegen ſogar Demokraten gegen einander, wie die andere Partei der Republikaner. Alles iſt in Auflöſung und ſtrebt neuen Verbindungen zu. Dies letztere Streben iſt die Bürgſchaft für Amerika's Zukunft, die aber ſchwerlich auf etwas jetzt Beſtehendes gegründet werden kann. Ich denke immer noch an Bildung mehrerer Staatengruppen, die ſich ſpäter im Ganzen und Großen dem Auslande gegenüber vereinigen mögen. An Herſtellung der Union denken nur noch Fanatiker und idealiſtiſche Dummköpfe. Letztere findet man leider meiſt unter den Deutſchen. Sie gehen von einem ſchönen Ideal aus: Auflöſung der Sklaverei, und ſchwärmen noch immer für Lincoln, weil er doch nun die Sklaverei in den innern Staaten des Südens (mit Ausnahme der Gränzſtaaten) aufgehoben hat. Ich weiß genau, daß es ihm, der durch ſeine kleine, dicke Frau, die ihn ziemlich unter'm Pantoffel hat, mit den ſtärkſten ſüdlichen Sympathien verbunden iſt, der noch vor einem Jahre ſklavenbefreiungsluſtige Offiziere abſetzte, nicht Ernſt iſt. Allerdings ſagen die Idealiſten: Es iſt ihm jetzt Ernſt! Die Nothwendigkeit der Sache zwingt ihn dazu. Die große Idee zwingt ihn! — Um mit ihnen nicht zu ſtreiten, geben wir's zu. Aber ebenſogut könnte irgend eine Großmacht in Europa das Volk in Japan frei von ſeinen 360 Adelsklaſſen erklären und alle Daimio's, die ſich widerſetzen, zum Bauchaufſchlitzen verurtheilen. Was Lincoln für den Süden verordnet, hat dort eben ſo viel Werth und Macht. Und wenn ſeine Verordnung dort auch Macht hätte, die größere Hälfte ſeines eigenen Nordens widerſetzt ſich der Emancipation, wie vielleicht 20—25 Arten von Sklaven *ſelbſt* im Süden. Ich nehme dabei 30 Arten an, die ſich, nach der Autorität eines Deutſchen, der zwölf Jahre lang in den verſchiedenſten Theilen des Südens die Sklaverei und deren Herren ſtudirte, genau unterſcheiden laſſen. Die Sklaverei, in der ſie ſich befinden, richtet ſich in ihrer Unfreiheit und Grauſamkeit nach der Art und Artigkeit der Sklaven ſelbſt, die von der höchſten Feinheit, Bildung und Grazie farbiger Gouvernanten, Erzieherinnen und Geſellſchafterinnen herunter, durch alle genau unterſcheidbaren dreißig Arten von Negern und Farbigen, bis zur abſoluten Thierheit reichen. Die angedeuteten Nummern ſind oft das Schönſte, Graziöſeſte, Reizendſte und Gebildetſte, was man in Amerika überhaupt finden kann, und jede Hausherrin, jeder Sklavenhalter im „Beſitze“ einer ſolchen

Digitized by Google

Haus-Grazie (die ihm vielleicht 3000 Thaler koſtete) würde ſich ſchämen, einer ſolchen Grazie je ein hartes Wort zu ſagen, ebenſo wie in Deutſchland oder Rußland gebildete Herrſchaften durch ihre eigene Höflichkeit, wie durch die Bildung einer bezahlten Geſellſchafterin und Erzieherin, ſich verhindert fühlen, Letzterer ihre Abhängigkeit vorzuhalten, oder davon Mißbrauch zu machen. Die letzte, unterſte Art der Sklaven ſteht noch weit unter Pferden oder Ochſen, denn letztere können ſehr gut geſchult werden, ſo daß ſie eine Art Intelligenz bekommen. Dieſe Sklaven aber ſind nicht einmal der Einſicht für ihren nächſten Vortheil fähig. Zum Mittag frei gelaſſen, um während der Hitze zu ruhen und zu eſſen, bleiben ſie lieber liegen, wo ſie eben ſind, kratzen ſich einige Wurzeln und Früchte zuſammen und machen dieſe zu ihrem Hauptmahle, ſtatt zweihundert Schritt weit zu gehen, um große Keſſel voll ſchmackhafter Speiſe zu genießen. Nicht etwa, daß ſie dieſe nicht gern genießen ſollten, im Gegentheil, ſie freſſen, wenn einmal zum Futter getrieben, Alles radikal weg und noch mehr, wenn ſie's kriegen können. Ihr Verſtand, ihre Gier zu eſſen, reicht nicht 200 Schritte weit, ſodaß ſie oft zum Eſſen gepeitſcht werden müſſen, damit ſie nicht zu ſchwach werden. Dieſe Art weiß nichts mit ihrer Freiheit anzufangen. Sie und die unterſten Arten überhaupt kommen einfach um, wenn ſie nicht mehr zum Eſſen gepeitſcht, jeden Abend unter Dach und Fach getrieben werden. In der Mitte mag's mehrere Arten geben, die, von dem Worte „Freiheit" gelockt, davon laufen, oder auch rauben, plündern und morden würden. Aber die Weißen verſtehen darin keinen Spaß und würden, vorbereitet und waffengeübt, dieſe ganz unbarmherzig vertilgen, und zwar mit Hülfe aller der Sklaven, die Einſicht und Anhänglichkeit an ihre Herrſchaften haben. Deren Zahl wird als ſehr bedeutend angeſehen. Es iſt bekannt, daß gute Herrſchaften gegen faule, unnütze, diebiſche Sklaven oft die Drohung brauchen, daß ſie frei gelaſſen werden würden, wenn ſie ſich nicht beſſerten. Die blos Einſichtigen — auch ohne alle Anhänglichkeit — was könnten ſie von Freiheit erwarten? Die Macht der Proclamation Lincoln's vorausgeſetzt — was erwartet ſie in der Freiheit? Aufnahme in den Norden, wo ſie wahrhaft verachtet und danach behandelt werden, Transport irgend wohin, um ſich ſelbſt überlaſſen, für Haus und Hof, Nahrung und Kleidung ſelbſt zu ſorgen und deshalb noch viel ärger arbeiten zu müſſen. Wie weit hinaus liegen da die Ausſichten auf eine beſſere Lage! Das bloße, abſtrakte Wort „Freiheit" hat für ſie blos den Sinn, daß ſie Haus und Obdach, Frühſtück, Mittag- und Abendbrod verlieren, die natürliche, wenn auch ſtrenge Herrſchaft, die ſie bisher als Theile ihres eigenen Wohls, gerade als Leibeigene, hegte und pflegte.

Doch wir brauchen ſolche müßige Hypotheſen gar nicht. Die Emancipation iſt dem Norden nicht Ernſt. Auch ganz ernſtlich gemeint, hat ſie in dem abgefallenen Süden mit ſeinen vielen Siegen, mit ſeinen ungeheuern Sympathien im Norden, keine Spur von Sinn und Werth. Neuerdings ſind ganze Lincoln'ſche Regimenter zum Süden übergegangen. In 9—12 Lincoln'ſchen Staaten herrſcht die demokratiſche, d. h. ſüdliche Partei, ſelbſt nun im Staate New-York, der den Demokraten Seymour zum Gouverneur wählte. Die zwei Kammern des Staats, Senat und Unterhaus, ſind als Demokraten und Republikaner ziemlich gleich ſtark, und in der „Assembly," dem Unterhauſe, wurde die Gleichzähligkeit beider Parteien — 64 Republikaner und 64 Demokraten — zu der originellſten Tragikomik. Es ſollte ein Präſident gewählt werden. Jede Partei ſchlug einen Kandidaten vor, die ſich natürlich des Mitſtimmens enthielten. Nun wurde abgeſtimmt, geheim abgekugelt: jedesmal 63 demokratiſche und 63 republikaniſche Stimmen. Es wurde über 170 Mal abgeſtimmt — jedesmal 63 gegen 63. Endlich verloren Alle die Geduld, und jede Partei arbeitete mit Eifer und Leidenſchaft, eine Stimme von den Gegnern zu erkaufen, zu erbitten, zu ertrotzen. Endlich hieß es, Mr. Callicot, der Demokrat, wolle zu den Republikanern übergehen. Am Mittwoch vor acht Tagen ſollte es ſich entſcheiden. Da kamen die Demokraten mit ihren „Mozarters" und „Tammagiten" (Bummlern und Boxern, welche alle Wahlen kontroliren und mit Liſt und Gewalt entſcheiden) und drohten in der Verſammlung ſelbſt, daß ſie den Callicot hängen würden, wenn er ſeiner Partei untreu werde. Er mußte durch Liſt heimlich fortgeſchafft werden, um ſein Leben zu ſichern. Endlich haben die Demokraten geſiegt, wie bei der Gouverneur-Wahl. New-York — Stadt und Staat — iſt jetzt wüthend für den Süden, gegen Lincoln und Krieg.

Wer, welche Partei will den Krieg noch fortgeſetzt wiſſen? Ich weiß keine. Selbſt die, welche den Krieg führen und leiten, laſſen ſich eben nur von der Nemeſis deſſelben treiben, ſtatt zu beſtimmen und zu lenken. Die Nemeſis des Krieges, das iſt der Schrecken vor den bisherigen Ergebniſſen und Folgen deſſelben. So läßt man ſich in immer furchtbarere Ergebniſſe hineintreiben, weil man damit wenigſtens die Illuſion einer Unterjochung des Südens noch aufrecht erhalten kann. Alle Feldzüge des Nordens endeten bisjetzt in Niederlagen. Auch die Firma Burnſide hat Bankerott gemacht. Burnſide iſt endlich entlaſſen und durch General Hooker erſetzt worden. Aber Hooker iſt auch noch kein Haken, an den man beſondere Hoffnungen hängen kann.

Die Armee iſt demoraliſirt, decouragirt, durchnäßt, ausgefroren und in chroniſcher Inſubordination und Rebellion. Der Geldmann Chaſe hat, nachdem ihm alle Anleiheverſuche mißlungen, die ungeheuerſten typographiſchen Anſtalten getroffen, für hundert Millionen neue Papierſtückchen mit grünen Rückſeiten (greenbacks) drucken zu laſſen und damit die Armee zu bezahlen. Man wird leicht begreifen, daß dieſe Papiermaſſen dem Kriege und Siege keine Schwingen verleihen können. Goldagio 54 und ſteigend, Wechſel-Cours auf London 170 und drüber. Karl Schurz, Ober-General.

Mit dieſer Beförderung des talentvollſten Redners und Diplomaten unter ſeinen Getreuen ſcheint Lincoln ſich den Deutſchen und überhaupt den Abolitioniſten nähern zu wollen. Aber die deutſchen Kollegen, Stahel, Steinbrecht ꝛc., die ſich dadurch zurückgeſetzt fühlen, machen mit ihrem Anhange im eigenen Lager Oppoſition dagegen, und die Amerikaner aller Parteien toben gegen jede Anerkennung der Deutſchen, obgleich ſie mit ihren 100,000 Mann die eigentliche Kraft, den Kern der Armee ausmachen und bisjetzt alle Niederlagen wenigſtens vor Auflöſung und Verfolgung ſchützten. Die Beförderung von Karl Schurz, deſſen Beredtſamkeit Lincoln hauptſächlich ſeinen Sieg bei der Präſidentenwahl verdankt, iſt jedenfalls einer der dümmſten Streiche des Präſidenten. Schurz war deutſcher Student und Flüchtling aus der Revolution von 1848. Vor zehn Jahren ging er nach Amerika, und bemächtigte ſich bald mit ſeiner natürlichen Beredtſamkeit der engliſchen Sprache. Er ward überaus ſchnell republikaniſch-abolitioniſtiſcher Partei-Redner von großem Einfluß, und ſicherte jedenfalls die Wahl Lincoln's, der ihn aus Dankbarkeit zum ſpaniſchen Geſandten, ſpäter zu einer Art von perſönlichem Rathgeber machte. Schurz iſt ein feiner, diplomatiſcher Kopf und ungemein gewandter Redner. Aber Schurz als Armee-Commandeur! Der blaſſe körperlich ziemlich ſchwache Diplomat — Kriegsfeldherr? Nun kommt's allerdings bei Vater Abraham Lincoln auf einen Unſinn mehr oder weniger nicht an, aber dieſer wird denn doch noch etwas anders zählen, als blos arithmetiſch.

Möglich, daß Karl Schurz auch hier diplomatiſche Lorbeeren ärndtet, ſtatt militairiſcher, und er die durch Uneinigkeit ſchwachen Deutſchen für eine ſelbſtändige Politik gewinnt. Dann könnte er allerdings Gewaltiges leiſten. Die in Auflöſung, Inſubordination und Rebellion begriffene Armee könnte durch Einheit und Selbſtändigkeit der deutſchen Truppenkörper dem Kriege allerdings eine beſtimmte Richtung für einen ehrenvollen Frieden geben, der weder auf Union, noch auf Trennung von Nord und Süd ausgehen, ſondern ſich auf Bildung verſchiedener, ſelbſtändiger Staatengruppen mit einem entſchieden deutſchen Haupt begründen würde. Freilich das iſt ungemein problematiſch, zumal da man nicht weiß, wie lange man Karl Schurz in ſeiner Generals-Uniform ſtecken laſſen wird.

Von den Bewegungen und Plänen, Schlachten und Niederlagen der verſchiedenen Armee-Abtheilungen und der Flotte unter dem Idioten Banks erwähnen wir lieber gar nichts. Die Zeitungen füllen ſich alle Tage mit Einzelheiten darüber, ohne daß Jemand daraus klug wird. Von einem Plane, von einer einheitlichen, auf Zuſammenwirkung berechneten Strategie merkt man nichts, da die einzelnen Feldherren auf eigenes Unwiſſenheits-Conto handeln, oder wegen Regengüſſen, Krankheiten, Mangel an Lebensmitteln, Mangel an Disziplin gar nicht handeln können.

Jetzt ſoll, wie es heißt, die Flotte Ungeheueres leiſten, und binnen vier Wochen alle Häfen des Südens in die Gewalt des Nordens liefern. Selbſt wenn dies gelänge, thäte man mit ungeheuren Opfern und Koſten dem Rebellen-Lande keinen großen Schaden, der eigenen Armee aber den größten. Dieſe krankt, hungert und ſtirbt in Virginien herum, wo ſie den ſüdlichen Truppen volle Zeit und Gelegenheit läßt, ſich immer mehr zu concentriren, und endlich doch einmal die entſcheidende Schlacht zu ſchlagen.

Später wird ſich Mancher wundern, was das für ein merkwürdiger Krieg war, der alle Tage auf's Genaueſte beſchrieben, ſo doch ganz anders war, geführt ward und auslief, wie geſchrieben ſtand.

Der Erſte, der uns etwas hinter die Couliſſen blicken läßt, iſt Mr. Ruſſell, der Times-Korreſpondent, derſelbe, der des Krimkrieges Hammer ward. Sein „Diarium," das er neben den Korreſpondenzen führte, wird nächſtens in Europa zugänglich ſein und wahrſcheinlich überſetzt werden. Er verſteht, die amerikaniſchen Kriegs-Celebritäten zu malen. Auszüge

Digitized by Google

davon in hieſigen Zeitungen laſſen auf intereſſante Enthüllungen ſchließen. Doch malt er, wie ich fürchte, ziemlich parteiiſch, da ihn die Kriegs-Herren durch die größte Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit jedenfalls beſtechen.

Mr. Ruſſell, obgleich eine maſſive und ſchlagende Korreſpondenten-Hand, iſt noch nicht der Mann, uns die Amerikaner zu zeichnen, wie ſie ſind. Seit dem Erſcheinen der berühmten dünnen, langen, impotenten „Webſter-Köpfe“ ſind die Yankee's überall, wo ſie ſich nicht durch das deutſche Lagerbier gerettet haben, noch viel dünner, länger und impotenter geworden. Die austrocknende Hitze im Sommer, die noch mehr austrocknenden Gebirgswinde des Winters, und das ausdörrende Hocken und Wiegen der Damen vor ſengenden Kaminfeuern, dazu das ewige Vertilgen von Spirituoſen, im Sommer das ewige Trinken von Flußwaſſer mit Eis und Brandy (Cognac), haben das ganze Yankee-Geſchlecht phyſiſch ſo heruntergebracht, und das Jagen nach Geld um jeden Preis, das gemüthloſe, familienlockere, damen-emanzipirte, gegen unzeitige Empfängniß öffentlich angezeigte, „Silver-pills“ nehmende Geſchlechtsleben, ſittliches Denken und Streben und moraliſche Kraft ſo zerfreſſen, daß nur baieriſches „Lager“ und deutſches Leben als Rettung dagegen übrig blieb. Wo ſich die Yankee's etwas germaniſirt haben und „Lager“ trinken, da ſehen ſie ganz anders aus: ſtark, unterſetzt, herzlich und herzhaft. Und nur in dieſen deutſchen Lagerbier-Gegenden kommen anſtändige, geſunde und ziemlich zahlreiche Kinder zur Welt. Die Waſſer- und Cognac-Trinker ſind immer impotenter und hagerer und ſchwächer geworden.

Ich deute dies hier nur an. Ein andermal denk' ich das Lagerbier in Amerika nicht nur als neuen Kulturträger, ſondern auch als phyſiſchen Retter des Yankee-Geſchlechts zu ſchildern, wie ich auch prophezeie, daß der unglückſeligſte und ſtupideſte aller Kriege nur durch deutſches Kommando und deutſche Diktatur zu einem erträglichen Ende und Ziele geführt werden kann. Bisjetzt haben ſich alle Führer und Feldherren des Nordens ſowohl unfähig, als Weſtpointeriſch erwieſen. Wer weiß, an wen Hooker glaubt?

Außer M'Clellan und nun auch Burnſide iſt noch eine andere Staatsgröße des Nordens als Weſtpointer und Südländer enthüllt worden, General Buell. Der jetzige Gouverneur von Tenneſſee ſchrieb an Lincoln, daß Buell als früherer Dictator und militairiſcher Gouverneur von Tenneſſee im Süden ſehr beliebt geweſen ſei und ſtets ſo gehandelt und adminiſtrirt habe, daß er jeden Augenblick den ganzen Staat zum Süden hätte ſchlagen können. Dieſer jetzige Beherrſcher des Staates Tenneſſee, Gouverneur Johnſon, war noch vor 15 Jahren ein armer Schuhmacher, wie Präſident Lincoln einſt ein Urwalds-Holzhacker. Das iſt ſehr ermuthigend für die barfüßigen Vagabunden, die jetzt auf Schnee und Eis auf den Straßen umherzittern, da ſie auch hoffen können, einmal auf Throne zu kommen; aber die als Ariſtokraten geborenen und erzogenen Herren des Südens (und ad hominem: juſt Andrew Johnſon, Abraham Lincoln und die meiſten Größen des Nordens) beweiſen, daß, wenn man auch nicht geboren, man doch zu großen Dingen im politiſchen und gebildeten Leben erzogen worden ſein muß.

Die Demokraten, d. h. die Freunde des Südens in New-York, haben jetzt die Oberhand bei allen Wahlen, ſeitdem ſie ſich (etwa 15. November) in Tammany-Hall vereinigt haben. Die Republikaner haben keinen Schatten von Ausſicht mehr. Es würde, fürcht' ich, zu langweilig werden, wollt' ich die Geheimniſſe dieſer ehemals rivaliſirenden, jetzt vereinigten Demokraten deutlich zu machen ſuchen.

Ich will lieber Kleinigkeiten (als welche ſie unter dieſen Kriegsdimenſionen erſcheinen) notiren. So find' ich es z. B. wichtig genug, darauf aufmerkſam zu machen, daß hier ein allgemeines Strike-Fieber herrſcht. Alle Tagearbeiter aller Klaſſen, Amerikaner, Irländer, Deutſche, Franzoſen haben die Arbeiten eingeſtellt, oder drohen damit, um höhere Tagelöhne zu erzwingen. Die 5000 Omnibus- und Droſchkenkutſcher hatten „struck,“ die Arbeit eingeſtellt, und nahmen die Zügel nicht eher wieder in die Hand, als bis ſie, je nach ihren Poſitionen (als Kutſcher, Conducteurs ꝛc.) $1^1/_2$, 2 und $2^1/_2$ Dollars pro Tag ertrotzt hatten. So ſind Cigarren-, Schuh- und Kabinetmacher (Tiſchler) im strike, und was weiß ich, wer noch? Die Lebensmittel ſind dabei geſtiegen und ſteigen noch, ſo daß die Arbeiter kaum ſo viel „erſtriken“ können, als ſie jede Woche mehr brauchen, blos um das liebe Leben zu haben.

Noch ein hübſches Stück amerikaniſchen „plucks“ oder Comments, wie deutſche Studenten ſagen würden. Marcus Cicero Stanley, Bruder des Gouverneurs von Nord-Carolina, aß neulich eines Morgens ſeine Auſtern im Salon von Crook und Duff, unter dem Redactions-Bureau der New-York Times. Auf einmal fliegt ihm ein ſchweres Glas an den Kopf aus der Hand des Andy Sheehan, politiſchen und perſönlichen Feindes. Marcus Cicero und Andy fliegen ſich jetzt ſelbſt gegenſeitig an die Köpfe. Gäſte ſtürzen ſich dazwiſchen. Andy zieht ſeinen Revolver und fordert den Cicero auf der Stelle zum Duell. Cicero bittet, man möge ihm einen Revolver leihen; doch hatte ſich Niemand für's Auſtern-Eſſen mit einer ſolchen Waffe verſehen. Sheehan wurde darauf von den Gäſten hinausgeworfen, und Cicero fuhr fort, Auſtern zu eſſen. Die Gäſte waren hinterher ſo empört über das verhinderte Duell und Schauſpiel, daß ſie auch ihn nöthigten, den Salon zu verlaſſen. Sie fanden den Mangel eines Revolvers in der Taſche einer ſolchen politiſchen Perſönlichkeit unverzeihlich.

General Herbart Ward hat ſich, in Anerkennung ſeiner kriegeriſchen Dienſte im Fifth-Avenue-Hôtel, eine goldene Uhr ſchenken laſſen. Da für ſolche Geſchenke von dem Empfänger vorher bezahlt wird, zahlte auch Ward vorher den Preis einer echten goldenen Uhr, außerdem Feierlichkeitskoſten, bekam aber dafür nur eine meſſingene mit ſchwacher Vergoldung. Seine Verehrer machten dabei ein gutes Geſchäft.

Ich ſchließe mit der Aeußerung meines Freundes „Manhattan,“ der, obgleich hagebuchener Feind der Davis'ſchen Banden, doch neulich als Korreſpondent für mehrere engliſche Zeitungen aus New-York ſchrieb:

„Wahrſcheinlich wird's für uns Alle am Beſten ſein, wenn die entſcheidende Schlacht zu Gunſten des Südens ausfällt. Die Davis'ſchen Banden werden dann Waſhington nehmen, niederbrennen, reinigen mit Feuer, wie einſt Sodom und Gomorrha, in Aſche verwandeln die dort feſtgeniſtete Schurkerei, Beſtechlichkeit und concentrirte Niederträchtigkeit. Die im Norden ſind gewiß mit Allem zufrieden, wenn ſie nur wieder Frieden und Handel bekommen. Alle ſind gierig auf die Millionen des Handels mit dem Süden und Weſten. Wer dann die erſten und engſten Verbindungen mit dieſem Handel wieder anknüpft, kriegt das Meiſte von den Millionen. Dieſe Millionen entſcheiden. Ideale Güter, ſchwarze Freiheit, republikaniſche Tugend und reſignirende Manneswürde — die Götter der Deutſchen hier, die gerade deshalb, trotz ihrer Kriegstüchtigkeit und 100,000 Mann, mit allen Chicanen nieder- und von der Möglichkeit zurückgehalten werden, die ſüdliche Armee zu ſchlagen, alle dieſe republikaniſchen Olympier ſind theils verlachte, theils verhaßte Größen hier. Wir laſſen uns hier von Niemandem etwas weiß machen, von Betrogenen betrügen.“

Es kommt nun viel darauf an, ob die Deutſchen durch den beförderten Schurz mehr Einfluß gewinnen und zunächſt ſelbſt einig werden. Schurz kann vielleicht den Ausſpruch bekräftigen: „Oft iſt ein Wort mächtiger, als eine Armee.“ Sein Wort war der Sieg Lincoln's bei der Wahl. Vielleicht kommt nun ſein Wort ſelbſt zur Herrſchaft. Mit dieſem ſtarken Idealismus ſei diesmal geſchloſſen.

## Rußland.

### Poetiſches aus und über Rußland.

I. Julius Altmann's Balalaika.*

**II. Friedrich Bodenſtedt's Andreas und Marfa.**

Die Poeſie iſt ein Geſchenk des Himmels an die geſammte Menſchheit. Sie iſt der beredteſte Erguß des menſchlichen Herzens und Gemüthes; und wo er uns ergreift und rührt, da fühlen wir in dem Sänger der entfernteſten Zone und der graueſten Vorzeit unſern Bruder, der ſein innerſtes Gemüth, ſein übervolles Herz, ſein Heiligſtes und Beſtes traulich uns erſchließt. Und wenn wir aus der fremdartigen Hülle und der anſcheinenden Ungeſtalt plötzlich ein menſchliches Antlitz uns freundlich anblicken ſehen, der Laut ſeines Herzens uns verſtändlich wird und die mitfühlende verwandte Saite in unſerer Bruſt erregt, dann rufen wir entzückt aus: Alſo auch Dir gab ein Gott, zu ſagen, was Du leideſt! heißen ihn freudig willkommen und fragen ihn mit herzlichſter Theilnahme nach allen ſeinen Freuden und Leiden. Jene ſuchende Liebesfülle, die nicht müde wird, bei allen Nationen der Erde das ewig Menſchliche in ſeiner eigenthümlichſten Form und Geſtalt aufzufinden und es freudig zu begrüßen, — wer hat ſie heiliger und wärmer in ſeiner Bruſt getragen, als unſer Herder? Wie Moſes mit ſeinem Stabe den Felſenquell erſchloß, ſo hat er in uns den Strom der Liebe zu den fremden Brüdern hervorgerufen; ſeit-

* Die Balalaika. Ruſſiſche Volkslieder, geſammelt und in's Deutſche übertragen von Julius Altmann. Berlin, Ferdinand Schneider, 1863. XXXIV und 400 S.

Digitized by Google

dem ſtrebt der Deutſche, wie des Okeanos Fluth, die ganze Erde zu umfaſſen und aus tauſend und tauſend Quellen alles Menſchliche in ſich aufzunehmen. Es brauſet der Strom und wird nie verſiegen, ſo lange der Deutſche nicht von ſeiner Art läßt.

Wollen wir aber in das innerſte Herz eines fremden Volkes blicken, ſo müſſen wir, wie uns der große Meiſter lehrte, nicht blos die künſtlichen Gebilde der Dichter, die auf der Höhe der Bildung ſtehen, betrachten, ſondern vor Allem uns zu dem Volksliede wenden. Denn hier pulſirt das wahre, lebendige Herz des Volkes; hier erkennen wir ſein eigenſtes Weſen, den Grundton ſeines Gemüthes in ungetrübter Klarheit, während in der Kunſtpoeſie deſſelben viel beſondere und fremde Klänge mittönen.

Wenn irgendwo, ſo finden wir dies bei den ruſſiſchen Volksliedern beſtätigt.

Zu weit geöffneten Thoren ziehen fremde Ideen und fremde Bildung in Rußland ein, und in dem unermeßlichen Reiche beginnt ein großer Gährungsprozeß. Mehr und mehr dringt das Licht vom Weſten aus hinein; es erwacht das Streben nach Bildung und Freiheit. Edle, hochbegabte Männer treten als Vorkämpfer einer vaterländiſchen Literatur auf und ſtreben in rauſchenden Geſängen kühn nach dem höchſten Ausdruck der Menſchheit, ja, wagen es, in den Wettkampf mit den gebildeten Nationen einzutreten. Doch nicht aus den Werken eines Puſchkin und Lermontov lernen wir das Herz des ruſſiſchen Volkes kennen, wenn auch immerhin der nationale Typus ſich nicht bei ihnen verleugnet. Auch fühlt ſelbſt der Ruſſe bei all' ſeiner Verehrung, daß jene Geiſter andre, fremde Bahnen wandeln, wo es ihm nicht heimiſch iſt, und wo er ihnen nicht folgen kann und mag. Fremde Muſter und völlig entgegengeſetzte Geiſtesrichtungen haben ihnen vorgeleuchtet, und lange wird es dauern, ehe dem wilden Fluge Byron's und ſeiner Poeſie der ſtürmenden Verzweiflung der echte Ruſſe ſein Herz öffnen wird, das am liebſten ſich dem traulichen häuslichen Glücke und einem harmloſen, ſinnigen Scherze hingiebt. Im völligen Gegenſatze zu jenen immerhin großartigen Beſtrebungen, die auf das Fremde ſich ſtützen, ſingt die ganze ungeheure Maſſe des niederen ruſſiſchen Volkes bis zum letzten Leibeigenen herab mit dem innigſten Behagen ſeine zahlloſen, ſich noch ſtets vermehrenden Volkslieder, an denen es mit der treuſten Wärme hängt. Denn man kann dem Ruſſen, ſagt der Ueberſetzer der vorliegenden Sammlung, Alles nehmen, Geld und Gut, Heimat, Familie und Freiheit; aber eines kann man ihm nicht nehmen: den Geſang; ſperrt man ihn in die finſterſte Zelle, oder ſchmiedet man ihn an die härteſte Arbeit: überall wird er ſingen, ſo lange die Lunge Athem beſitzt; er wird ſeinen Schmerz austönen und das Traumbild ſeines früheren Glücks in ſüßen Liedern ſich tröſtend zurückrufen. Und ſelbſt der Edelmann, der lange ſeiner Heimat den Rücken gewendet, fremde Bildung, Sprache und Sitte ſich angelernt hat, — bei dieſen Tönen und Liedern wird er, wenn er noch geſunden Kern in ſich bewahrt, ſchmerzlich fühlen, was er lange entbehrt oder gar verloren hat: ſein eigenes beſſeres Selbſt. Denn in den niederen Regionen des Volkes finden wir völlig unentweihten, jungfräulichen, nationalen Boden; kein leiſeſtes Lüftchen von fremder Kultur und Gefühlsweiſe iſt darüber hingeſtrichen; es iſt völlig eigene Frucht, die der willige Boden in unendlicher Fülle emporſprießen läßt, allüberall, in Dörfern und Städten, in Wäldern und Fluren, in der üppig wuchernden Grasſteppe, wie in den kalten unwirthbaren Einöden, in des Südens Gluth, wie auf den Schnee- und Eisfeldern des höchſten Nordens. In dieſen Volksliedern ſchlägt Altrußlands wahres Herz; hier hat das ganze Volk den ganzen Schatz ſeiner tiefſten Empfindungen niedergelegt; hier athmet es all ſeine Freude, all ſeine Wehmuth und Trauer, alle Liebe und Innigkeit ſeiner Seele aus. In Rußland blüht keine nationale Kunſt. Der auf das Praktiſche gerichtete Sinn des Ruſſen ſcheint jedes höheren Zuges zu entbehren. Und doch lebt auch in ihm ein idealer Trieb, denn er hat ſein Lied. „Bei ihm, wie bei den Slaven überhaupt, ſind die Bauten, Statuen und Gemälde der anderen Völker in Töne, Stimmen und Lieder zerfloſſen." Das Lied iſt ihm ſein Alles, der einzige Abdruck ſeiner höheren Seele: raubte man ihm dieſen Schatz, ſo würde er das Gefühl der Menſchheit verlieren. So lange er aber ſeine Balalaika ſchlagen, dem Liede alle ſeine Schmerzen und Freuden vertrauen kann, ſo iſt er glücklich und zufrieden, ja fähig, allen Druck und alle Traurigkeit ſeines Looſes zu ertragen.

Hat nun unſer trefflicher Bodenſtedt uns in ſeiner „poetiſchen Ukraine" die Lieder des ſüdlichen Rußlands nachgeſungen, ſo führt uns in der vorliegenden Sammlung Herr **Altmann** in das eigentliche Herz Rußlands hinein, in die Gegenden von Groß-Nowgorod, Wladimir, Twer, Waldai, Zarizin, Wjäsniki, Niſchnij Nowgorod, in die Wälder von Murom und vor Allem nach Moskau; denn letzteres iſt das eigentliche Centrum ruſſiſchen Weſens; bei ſeinem Namen ſchlägt des Ruſſen Herz höher; alle Gefühle vaterländiſchen Stolzes erwachen in ihm, und wenn er die hehre Stadt verlaſſen muß, dann ſtrömt er ſeine innige Liebe und Verehrung im Liede aus und ſingt:

Dir ruf' ich meinen Segen zu,
O Stadt, bei meinem Scheiden:
Gott gebe dir, goldhäuptige Stadt,
Mein Mütterchen, viele Freuden!

O ſei, weiß ſteinerne Moskwa, dir
Entfernt jedwede Trauer;
Wer in dir weilt, wer in dir wohnt,
Gott ſegne Zar und Bauer!

Dir ruf' ich meinen Segen zu,
O Stadt, bei meinem Scheiden:
Gott gebe dir, goldhäuptige Stadt,
Mein Mütterchen, viele Freuden!

O Stadt, und wenn ich wiederkehr',
Dann ſegn' ich dich von Neuem —
Doch Gott muß auch inzwiſchen dich
Mit Segen überſtreuen!

In dieſen urälteſten Sitzen des Ruſſenthums alſo hat Altmann ſechs Jahre lang auf's Eifrigſte nach Volksliedern geforſcht und ſie meiſt dem Munde des Volkes ſelbſt abgelauſcht. Jetzt übergiebt er uns die Ueberſetzung von 334 Liedern, der größeren Hälfte ſeines geſammelten Vorrathes.

Vielleicht dürfen wir hoffen, daß dieſe Zeilen dem geſchätzten Ueberſetzer zu Geſichte kommen. Nun, ſo freuen wir uns von ganzem Herzen, ihm, als eine Stimme unter Tauſenden, ſagen zu können, wie ſehr uns ſeine Gabe entzückt hat, welchen innigen Dank wir ihm dafür wiſſen und wie hoch wir ſein Verdienſt ehren. Denn jetzt gewinnen wir ein Gefühl für unſere öſtlichen Nachbaren, das wir bisher für ſie nicht gehabt. Herr Altmann führt uns in die kleinen, ärmlichen Hütten ein, und zeigt uns unter dem groben Gewande und dem vielleicht abſtoßenden Aeußern der Bewohner Herzen voll ſo zarter Empfindung und warmen, friſchen Lebens, ſo ſanft und innig, ſo ſchalkhaft und launig, ſo frohſinnig und gutmüthig und ſo liederreich, daß wir jeden Reſt von Vorurtheil, wo es ſich in den geheimen Falten unſers Buſens noch verbirgt, weit hinweg bannen und neuen Glauben an das Edle, Große und Gute der Menſchen-Natur gewinnen, in welcher Geſtalt ſie uns auch entgegentrete.

Bei weitem der größte Theil der Sammlung hat die Liebe zum Gegenſtande. Aber welch' unendlich reiche Abwechſelung herrſcht in ihnen, welche Lieblichkeit und Friſche iſt in allen dieſen Liedern! Wahrlich, ſo ſüß und herzig können nur Volkslieder ſein. Am charakteriſtiſchſten tritt die große Zärtlichkeit hervor, die ſo gerne die lieblichſten Schmeichelwörter und Liebkoſungen ſucht. Mögen unſere Leſer aus wenigen kleinen Proben auf Ton und Charakter der zahlreichen Lieder ſchließen.

Du, meine helle Sonne,
Du Mond, ſo roth wie Gold,
Wie lieb' ich dich mit Wonne,
Wie bin ich dir ſo hold!

Du, Freund in Luſt und Schmerzen,
Herzliebſter mir ſo treu,
Und hätt' ich auch zwei Herzen,
Dir ſchenkt' ich alle zwei

---

Ach wie lange nicht, wie lange
Nicht hab' ich geſeh'n dich, Seelchen!
Ach wie lange nicht, wie lange
Nicht hab' ich geküßt dich, Liebchen!

Schon ſeit geſtern, ſchon ſeit geſtern
Iſt's, daß ich geſeh'n dich, Seelchen!
Schon ſeit geſtern, ſchon ſeit geſtern
Iſt's, daß ich geküßt dich, Liebchen!

---

Wenn du den Tag denn wiſſen willſt,
Wo dein ich nicht mehr denke,
O Joſſif, du mein ſüßer Schatz,
Iwanitſch, mein Getreuer:

Wohlan, ich nenne dir den Tag,
Ach, ſei er doch recht ferne!
O Joſſif, du mein ſüßer Schatz,
Iwanitſch, mein Getreuer.

Es iſt mein bitt'rer Todestag,
Wo ſie in's Grab mich legen,
O Joſſif, du mein ſüßer Schatz,
Iwanitſch, mein Getreuer.

---

O du mein ſüßes Seelchen,
Dein bin ich ganz und gar,
Und was du auch verlangteſt,
Dir gäb' ich's immerdar.

Digitized by Google

Und was du giebſt, ich nehm' es,
Wär's auch des Todes Pfeil.
Gar gerne wollt' ich ſterben,
Wär' es zu deinem Heil.

Es ertönt in ihnen nicht die Gluth und Leidenſchaft und der energiſche Ernſt des Gefühles und die Tiefe der Empfindung, wie in den deutſchen, engliſchen und ſchottiſchen Volksliedern. Doch jener Trübſinn und die Schwermuth, die man den ruſſiſchen Liedern gewöhnlich zuſchreibt und von der ſelbſt der Ueberſetzer ſpricht, muß ſicherlich weit mehr in den üblichen Melodien liegen; denn in den vorliegenden Texten finden wir dieſe Gemüthsſtimmung durchaus nicht vorherrſchend. Im Gegentheil lebt ſo viel natürlicher Frohſinn, ſo viel Luſt und Heiterkeit in ihnen, daß ihre Lektüre nur das innigſte Behagen erregt und der Geſammteindruck ein durchaus heiterer iſt. Die Klagen und Trauertöne ſind ſtets durch die Situation auf die natürlichſte Weiſe veranlaßt. Selten erregt auch die Untreue in der Liebe das Rachegefühl des beleidigten Theiles, wie in ſo vielen deutſchen Liedern; gewöhnlich wird ihr eine trotzige Gleichgültigkeit entgegengeſtellt, oder das gekränkte Gemüth ſucht durch einen gründlichen Fluch ſich die verlorne Faſſung wieder zu gewinnen, wenn es ſich nicht zur Großmuth und fortdauernden Liebe emporſchwingt. Wohl aber finden wir eine andere Neigung ſtark hervortreten; es iſt die zum harmloſen Spotte und zur Neckerei, die nicht wehe thut und nicht verwunden will. Und wie lieblich ſich dieſe gutmüthige Laune, dieſe kindliche Schalkhaftigkeit in den Liedern ausnimmt und ihren Reiz erhöht, iſt unbeſchreiblich. Wir weiſen auf folgende hin:

„Kind, wo biſt du nur geweſen?
Wohin gingeſt du?"
„„Mütterchen, bin hier geweſen,
Nirgend ging ich hin.""

„Thau benetzet deine Schuhe,
Kind, wo wareſt du?"
„„Mütterchen, ich war im Walde,
Ja, jetzt fällt mir's ein.""

„Was im Wald haſt du begonnen?
Kindchen, ſprich, o ſprich!"
„„Habe Beerlein abgepflücket,
Mütterchen, für dich.""

„War dein Freund nicht mit im Walde,
Oder warſt allein?"
„„Mütterchen, es ging zufällig
Lew hin durch den Hain.""

„Hat er dich umfaßt, umfangen?
Küßt' er oft dich? ſprich!"
„„Mütterchen, nur tauſend Male,
Aber mehr wohl nicht.""

* * *

Schalk, o Schälkchen, du mein Schälklein,
Möchteſt gar mich überliſten,
Möchteſt mich im Bade ſehen —
Soll es nimmer doch geſchehen!

Schalk, o Schälkchen, du mein Schälklein,
Frageſt mich: „wann willſt du baden?
Iſt ja heut das Wetter labend,
Bade, Täubchen, doch am Abend!"

Sprach ich: ja, ich werde baden!
Sandt' die Alte hin zum Teiche.
Und wer war am Teich, mein Fälklein?
Schalk, o Schälkchen, du mein Schälklein!

* * *

Alle Mädchen wollen freien
Mich, wie rett' ich mich vor ihnen?
Wie befrei' ich mich von ihnen?
Ach wohin flieh' ich vor ihnen?

Küſſen will mich Agraſena,
Herzen will mich Liſawela,
Mich umfangen will Proßkowja,
Mich umfaſſen will Owdotja,
Mich umarmen Afanaßja,
Mich umſpannen Stepanida,
Mich umklammern will Fedoßja,
Und umhalſen mich Anißja.

Ach wär' ich nur nicht ſo lieblich,
Nur nicht ſo gar hold und niedlich,
So gar ſchön, ſo ſchmuck und zierlich,
So gar fein und ſo manierlich!

* * *

Am Brunnen ſtand Maſcha;
Stand lang' ſie alleine?
Da macht ja ſchon Paſcha
Sich flink auf die Beine!
Sie plaudern und plappern
Und geben ſich Kunde,
Wie Mühlflügel-Klappern
Erdröhnt's in der Runde.

Ob Maſcha und Paſcha
Lang' blieben ſo einſam?
Da eilt ja ſchon Saſcha
Zum Bunde gemeinſam!
Nun rauſcht es und brauſt es
Und ſtrömt es und ſchüttert's.
Wie Waſſerfall ſauſt es,
Sprich, oder gewittert's?

Zu Maſcha und Paſcha
Und Saſcha kommt Keine?
Ja ſehet, auch Daſcha
Tritt flugs zum Vereine!
Welch' Knattern und Treffen
Wie Bomben-Erſummen.
Nicht kann es nachäffen
Das Lied — muß verſtummen.

* * *

„Wie, ein Weib nicht zu bezähmen?
Heißen ſeiner Gattin Knecht?
Solche Schmach auf mich zu nehmen,
Ha, ha, ha, das wär' mir recht!
Meine Frau, gebot ich's, Kühe
Oder Kälber melkt ſie ſchier,
Ja, wenn ich's befahl, die Mühe
Darf ſie ſcheuen nicht beim Stier!"

Und auf ging die Thür ſoeben;
Wanka hielt im Reden inn,
Plötzlich rief er: „Du mein Leben,
Du mein Denken, du mein Sinn!
Was gebeutſt du? was begehrſt du?
Soll ich ſitzen oder ſteh'n?
Mich durch welchen Auftrag ehrſt du?
Soll ich mich im Tanze dreh'n?"

„„Halt den Mund und laß das Fragen!""
Alſo ſchrie Wanjuſchka's Weib.
„„Zieh ſogleich hervor den Wagen,
Leg' den Zaum dir um den Leib.
Fahren ſollſt du um die Ecke
Mich, doch raſch, nach meiner Art,
Eine Zwanzig-Werſte-Strecke,
Faulpelz, kurz iſt heut' die Fahrt!""

Nach dem myſtiſchen Elemente, welches in der Ballade germaniſcher Stämme ſo ſtark hervortritt, ſuchen wir in dem ruſſiſchen Volksliede vergebens. In der praktiſchen Natur des Ruſſen liegt nichts davon. Herr Altmann verſichert, ſelbſt gebildete Ruſſen, die die deutſche Sprache vollkommen in der Gewalt haben und für Poeſie wohl empfänglich ſind, ſeien vollſtändig außer Stande, Gedichte, wie der „Erlkönig," Heine's „Lorelei," Freiligrath's „Blumenrache" zu würdigen; Gedichte der Art gelten ihnen nur für eine Folge von Worten, denen Sinn und Gedanken mangeln.

Was aber ſämmtliche Lieder jedweder Art auszeichnet, das iſt die Meiſterſchaft der poetiſchen Anlage. Auch nicht ein einziges macht in dieſer Beziehung auf unſere Nachſicht Anſpruch. Ein jedes hat ſeinen poetiſchen Brennpunkt und zwar nur einen einzigen, der, klar und ſcharf ergriffen, ſo ſicher und beſtimmt hervortritt, daß wir uns nichts Beſſeres denken können. Ein jedes iſt ein wahres Gelegenheitsgedicht im beſten Sinne, und daher aus Einem Guſſe, hat ſeine eigene, beſondere Seele, und wo daſſelbe Motiv in andern wiederkehrt, da iſt auch der Ton ein anderer, ſo daß keins dem andern gleicht. Und hieraus erkennen wir die grundpoetiſche Anlage im ruſſiſchen Volke, die es befähigt, jede Stimmung ſeiner Seele in Liedern fortſchwingen und ausklingen zu laſſen.

Um einigermaßen eine Ueberſicht und ein Zurechtfinden in der großen Menge von Liedern zu ermöglichen, hat der Ueberſetzer nach dem Inhalte ſie zu ordnen verſucht. Eine Abtheilung enthält Räuberlieder, in denen die verſchiedenſten Situationen dieſes Lebens auftreten. Bald iſt es der Jubel über die Freiheit und Luſtigkeit dieſes Lebens, bald wilder Rachedurſt, Verrath und Strafe, Liebe, Großmuth, Abſchied, ſchlimmes und frohes Wiederſehen. Einige dieſe Lieder ſtimmen einen wilderen, leidenſchaftlicheren Ton an, als wir ihn ſonſt in der ganzen Sammlung finden.

Höchſt originell ſind einige unter den Bettlerliedern. In dem folgenden z. B. haben wir das Leben eines echten ruſſiſchen Lazzarone von Profeſſion:

Zwiſchen acht und neun Uhr ſchnarcht' ich,
Zwiſchen neun und zehn Uhr gähnt' ich,
Zwiſchen zehn und elf Uhr ſtöhnt' ich,
Zwiſchen elf und zwölf erwacht' ich,
Zwiſchen zwölf und ein Uhr ſpielt' ich,
Zwiſchen ein und zwei Uhr trank ich,
Zwiſchen zwei und drei laſſirt' ich,
Zwiſchen drei und vier ſummirt' ich,
Zwiſchen vier und fünf nahm ein ich,
Zwiſchen fünf und ſechs gewann ich,
Zwiſchen ſechs und ſieben Uhr ſpart' ich,
Zwiſchen ſieben Uhr und acht Uhr
Aß ich, trank ich, ſang ich, ſprang ich,
Und von acht bis acht Uhr lag ich.

Digitized by Google

Ruht' ich, dehnete mich, reckte
Lang mich aus, mich lang ausſtreckend,
Gähnte, ſtöhnte, brummte, ſchnarchte,
Schlief und ſchlummerte und träumte,
Träumt' die ganze Nacht von Geld.

Es folgen dann Lieder der Verbannten, voll Trauer, Troſtloſigkeit, Selbſtgefühl, aber auch voll Troſt, den die Liebe gewährt, wie in dem folgenden ſchönen Liede:

Trauer füllt nicht meine Bruſt,
Sondern ſie erfüllet Luſt,
Bin ich auch verkannt, verbannt —
Marſa geht an meiner Hand!

Marſa nicht verkennet mich,
Ihre Lippe nennet mich:
„Seele, Leben, Hauch und Licht“ —
Zage d'rum mein Herz nur nicht!

Liegt mir auch die Heimat fern,
Glänzt mir doch der ſchönſte Stern
Hell aus Marſa's Angeſicht —
Zage d'rum mein Herz nur nicht!

Nein, ſei heiter es voll Luſt,
Sei der Wonne ſich's bewußt!
Bin ich auch verkannt, verbannt —
Marſa geht an meiner Hand!

Die Soldaten- und Kriegslieder gehören mit zu den ſchönſten der Sammlung. Wir heben zwei hervor, um an ihnen zu zeigen, wie verſchieden in Ton und Stimmung daſſelbe Motiv behandelt wird:

Lieg' ich verwundet hier,
Weh, auf dem Schlachtenfeld,
Denke zu ſterben bald,
Wird bald vorüber ſein.

Denke an dies und das,
Wohl an Gott, an den Zar,
Denk' an mein Vaterland,
An das ruhmwürd'ge Land.

Denk' an das Elternpaar,
Denk' an der Freunde Schaar,
Denk' auch an Liebchens Wort,
Was ſie einſt zu mir ſprach:

„Kurz iſt das Leben nur,
Lang iſt die Ewigkeit,
Kurz iſt die Trennung nur,
Ewig Vereinigung!“

Sprech' ich mit matter Kraft,
Wird mir zu reden ſchwer,
Sprech' ich erſchöpft, todtmatt,
Nach, was die Liebſte ſprach:

Kurz iſt das Leben nur,
Lang iſt die Ewigkeit,
Kurz iſt die Trennung nur,
Ewig Vereinigung.

* * *

Flog herbei wie eine Taube
Meine Maid, um mich zu küſſen,
Einmal noch mich zu umarmen,
Eh' ich ſchied in Krieg und Jammer.

Und nun lieg' ich hier verwundet,
Halt' im rechten Arme blutend
Meinen abgehaunen linken,
Schaue ſtarr hin auf den Stummel.

Leide Qual und leide Wehe,
Dulde Jammer, dulde Schmerzen
Und erliege faſt dem Kummer
Und vergehe faſt im Elend.

Aber plötzlich wird mein Auge
Hell mir, und ein Thränlein ſchleichet
Milde mir von meinen Wangen,
Sänftigend den ſchweren Kummer.

Und ich denke meiner Schwänin,
Meiner fernen, weißen Schwänin,
Und ich denke meiner Jungfrau,
Meiner fernen, ſchönen Jungfrau.

Und ſie ſteht mir nah im Geiſte,
Und Erinn'rung führt ſie zu mir,
Und die Ferne ſchwindet gänzlich,
Und die Trennung endet völlig.

Und ich wähn' ich ſei daheime,
Rückgekehrt aus Krieg und Jammer,
Und es fliegt wie eine Taube
Meine Maid herbei zum Kuſſe.

Nichts aber geht über die rührenden Lieder von Mönchen und Nonnen, in denen die Gegenſätze des einſamen, oft wider Willen geführten klöſterlichen Lebens und der lachenden und liebenden Natur und Menſchen-Welt, oder einer ſeligen Vergangenheit auf die ergreifendſte Weiſe durchgeführt werden. Ein jedes dieſer Lieder iſt von vollendeter Schönheit und kräftigſter Wirkung. Nur eins davon als Probe:

Blühten Blüthen rings an allen Bäumen,
Blühte ſelbſt der Epheu an der Mauer,
An der Kloſtermauer ſchön im Lenze.

Saß der arme Mönch in ſeiner Zelle
Einſam in der öden Kloſterzelle,
Saß und betete ein Vaterunſer.

Fing die Nachtigall im Epheubuſche
Dicht vor ſeiner Zelle an zu ſchlagen,
Hörte auf der arme Mönch mit Beten.

Warum liefen plötzlich helle Thränen
Von dem Aug' herab dem guten Mönche,
Netzend ihm die kummerbleichen Wangen?

Dachte ſtill der gute Mönch im Herzen
An die frohen Tage ſeiner Jugend,
An die frohen Tage, die entſchwundnen,

Wo er einſtmals wandelte im Frühling,
Ach, an eines Mägdleins weißem Arme,
Dem Geſang der Nachtigallen lauſchend.

Dann folgen Hirten-, Jäger- und Fiſcherlieder, Braut-, Hochzeits- und Eheſtandslieder, Ständchen und Wiegenlieder, Spiel- und Tanzlieder, Trauerklagen und Todtenlieder, Frühlingslieder, Aerndtelieder, Feſtſpiel- und Chorreigenlieder, Traum-, Geiſter- und Zauberlieder, Fabellieder und geiſtliche Geſänge, ein Beweis von der Reichhaltigkeit und Vielſeitigkeit der Sammlung.

Nur Eine Abtheilung haben wir noch unerwähnt gelaſſen, nämlich die der Heldenlieder und epiſchen Anklänge, die der Ueberſetzer an die Spitze der Sammlung geſtellt hat. Wir treten hiermit aus der Lyrik heraus und betrachten die Proben, die uns Herr Altmann von dem liefert, was das ruſſiſche Volk auf dem Gebiete des Epos geleiſtet hat. Hier begegnen wir in dem erſten Liede dem Recken Dula, der, drei Jahre alt, dem Bären und dem Wolf ſeine Stärke fühlen läßt, bis ſie ihm demüthig die Füße lecken und er ſie zu ſeinen Spielgeſellen macht. Dem Adler aber ſchwingt er ſich auf den Rücken, auf daß dieſer ihn trage über Länder und blaue Meere bis an das Weltende, bis zu Mond, Sonne und Sterne hinauf, bis zum allerentfernteſten Himmel und noch tauſend Werſte weiter. — In einem andern Liede giebt es einen Kampf zwiſchen den Rieſen Gigin und Warwar, die, nachdem ſie nutzlos mit Schwert und Keule ſich einander zerſchlagen haben, zum Ringkampfe ſchreiten. Warwar warf ſeinen Gegner hoch in die Luft über Mond und Sonne hinweg, ſodaß dieſer ſehr zornig und grimmig auf den Boden fiel. Er rafft ſich aber auf, umfaßt ſeinen Feind und ſchleudert ihn viele Werſte über das letzte Sternlein hinaus, ſo daß er gar nicht wieder zur Erde herabkam und noch in dieſer Stunde in den Lüften ſchwebt. — In einem dritten Stück leſen wir, wie Held Maruf um die ſchöne Marſa freit. — Das ſind Fragmente aus der Rieſen- und Heldenſage, von denen bis jetzt nur eine ſehr ſpärliche Anzahl an das Licht gezogen iſt, und was bei der ohnehin noch jungen Forſchung der Fleiß der Sammler erbeutet hat, iſt leider ſelbſt in Rußland noch zu wenig dem Publikum zugänglich geworden, ſo daß wir noch weitere Bekanntmachungen abzuwarten haben, ehe wir uns ein klares, umfaſſendes Bild von den altruſſiſchen Heldenidealen entwerfen können.* Feſtzuſtehen aber ſcheint, daß ein größeres Ganze auf dem epiſchen Gebiete bei den Ruſſen nicht entſtanden iſt, ſo reich ſie an Lieblingshelden ſind, die im fantaſtiſchen Schmucke glänzen. Nicht anders iſt es in Betreff der hiſtoriſchen Dichtung. Auch hier finden wir nur einzelne Erzählungen, aber keine Vereinigung in einem größeren Rahmen. Hr. Altmann bringt uns die Erzählung vom grauſen Zaren Iwan Waſſiljewitſch, der 100,000 gefangene Tataren in die Wolga werfen läßt, um ſo eine Brücke an das feindliche Ufer zu gewinnen, und dann die beiden höchſt lieblichen Erzählungen von der Flucht und Rettung eines Zaren und einer menſchenfreundlichen That des Zaren Dimitriy. An die griechiſche Orpheus- und Amphionſage erinnert lebhaft das Lied vom „greiſen Sänger,“ der, als er an eine Meerenge gekommen, durch die Macht ſeines Geſanges das lauſchende jenſeitige Ufer zur feſten Vereinigung mit dem dieſſeitigen heranführte. Schon die Exiſtenz dieſer einzigen Sage zeigt uns, wie groß und würdig der Ruſſe von ſeiner Liedeskunſt gedacht. — Den Schluß der Abtheilung aber bildet ein köſtliches, höchſt naives und gewiß ſehr altes Lied, das uns die Frage beantwortet, auf welche Weiſe die Dummheit in die Welt gekommen iſt. Als Gott Vater nämlich — doch nein! wir wollen lieber nichts davon ausplaudern. Mögen die Leſer ſelbſt zuſehen, welche beſondere Anſicht der Altruſſe über dieſe wichtigſte Sache der Welt hat.

Wir können unſre Anzeige mit keinem innigeren Wunſche ſchließen, als daß es Hrn. Altmann recht bald gefallen möge, auch den Reſt ſeines

* Ein paar der herrlichſten ruſſiſchen Heldenſagen, voll der jovialſten Reckenlaune, ſind bei einer andern Gelegenheit in Nr. 45 vorigen Jahrganges mitgetheilt worden.

Digitized by Google

Vorrathes bekannt zu machen und dabei nicht eine gewiſſe Klaſſe von Liedern zu vergeſſen, die er uns jetzt, aus Rückſicht auf die Leſerinnen, vorenthalten hat; denn auch dieſe Gattung dient dazu, das Geſammtbild der ruſſiſchen Gemüthswelt zu vervollſtändigen.

Eins freilich würde bei allem Reichthum der Sammlung und der meiſterhafteſten Kunſt des Ueberſetzers uns noch immer fehlen, ohne das wir den Totaleindruck des Volksliedes nun einmal nicht erlangen können. Wir meinen die Melodieen. Bei ſo vielen der mitgetheilten Lieder glauben wir auf's Lebhafteſte zu erkennen, wie der bloße Text nur das halbe Lied iſt. Welche Fülle der lieblichſten und zu Herzen dringenden Melodieen hätten wir ohne Zweifel zu erwarten, wenn des Deutſchen treuer, liebevoller Fleiß auch nach dieſer Seite hin in Rußland thätig würde!

* * *

Da wir Bodenſtedt bereits genannt haben, dem Herr Altmann für liebevolle Beihülfe bei ſeinem Werke zu Danke ſich verpflichtet bekennt, ſo mag es uns geſtattet ſein, hier auch dem neueſten Werkchen des Dichters einige Worte zu widmen. „Epiſche Dichtungen" bringt uns das ſaubere Bändchen, deren bedeutendſte, „Andreas und Marſa" betitelt, eine Erzählung aus der Zeit des Sturzes der freien Stadt Nowgorod durch den grauſen Zaren Iwan IV. Waſſiljewitſch, zum Gegenſtande hat.

Schon daß der Vf. die Spenſerſtrophe gewählt, die, außer wo des Ueberſetzers Pflicht es erheiſcht, bei uns ſo ſehr wenig beliebt iſt, rechnen wir ihm zum Verdienſte an. Hat doch dieſe Form ihre eigenthümliche Schönheit, und unſer Dichter hat uns gezeigt, wie leicht und ſicher unſre Sprache auch in dieſen vielfach gewundenen Pfaden ſich zu bewegen vermag. Wie lieblich und zwanglos ſehen wir hier die Reime ſich ineinander ſchlingen, ſich immer wieder und wieder ſuchend, bis der ſtolze Schluß der Strophe ſich triumphirend über das Ganze erhebt! Da hängt kein Tröpſchen vom Schweiße der Arbeit daran, kein Zwang ſcheint dem Gedanken auferlegt, vielmehr ſchafft der Geiſt ſich immer auf's Neue die ihm gemäße Form, als erfände er ſie zum erſten Male. Man hat den Hochgenuß der Kunſt, die heiter das Vollendete erreicht. Oefters ſchließt Satz und Gedanke nicht mit der Strophe ab, ſondern vollendet ſich erſt in der folgenden. Wohl erſcheint uns dies an ſich als eine Licenz, die nicht im Geiſte der Form liegt. Doch ein ſcheinbarer Fehler erweiſt ſich in dieſen Dingen oft als eine Tugend. Wir glauben herauszufühlen, wie der Dichter, durch Aufhebung der abſchließenden Schranke, unbeſchadet der vorhergehenden Strophe, den epiſchen Strom hat beſchleunigen wollen, und halten gerne dieſe Wendung, maßvoll und an bedeutender Stelle angewandt, für einen Schmuck. Nur das feinſte Gefühl kann hier im Einzelnen Richter ſein. — Und über den Adel der Sprache bei aller Einfachheit, ſollen wir darüber unſere innige Freude unſern Leſern noch ausſprechen?

Fürwahr, dieſe unſre Freude über die empfundene Schönheit ermuthigt uns, ja berechtigt uns nach unſrer Meinung, auch nicht zu verhehlen, wenn Fragen an den Meiſter uns auf den Lippen ſchweben.

So verzeihe er uns denn, wenn wir nach unſerm Gefühl gern den erſten Geſang, der die Einleitung und keine Handlung enthält, vermiſſen möchten. Will es uns doch kunſtvoller erſcheinen, wenn uns der Strom der Erzählung unmittelbar aufnimmt und raſch uns weiterführt; mag er uns auf ſeinen Krümmungen ſpäter das Antlitz ſeiner Ufer mehr und mehr enthüllen. Des Dichters Weg ſcheint uns ſtets in medias res führen zu müſſen, während es für den Proſaiker ſich ziemt, zuerſt ſtets Grund und Boden zu prüfen und nach allen Seiten umzuſchauen.

Und nun noch Eines! Der Dichter ſchildert uns den ſchweren Kampf zwiſchen Neigung und erkannter höherer Pflicht. Marſa, unmittelbar nach dem bindenden Worte vom Traualtare durch die Schergen des Tyrannen, die ihr den Vater und den angetrauten Gatten darniederſtrecken, hinweggeriſſen und zur Zarenbraut erkoren, erkennt nach ſchweren Leiden endlich ſich als auserſehen durch den Willen des Himmels, zum Heil und Segen des ganzen Reiches mildernd auf das ſtürmiſche Herz des Herrſchers als ſeine Gattin einzuwirken. Sie iſt zum Opfer entſchloſſen. Da plötzlich erſcheint der todt geglaubte Gatte, der ihr die Entführung am Tage ihrer Vermählung mit dem Zaren verheißt. Es bleibt ihr nicht Zeit, weder Ja, noch Nein zu ſagen; ſie läßt aber ſchweigend die Vermählung über ſich ergehen und betritt durch das verabredete Erwarten ihres erſten Geliebten den Weg des Verrathes gegen den Zaren. Schon hat ſie dem Freunde das Fenſter geöffnet, ſinkt in ſeine Arme; doch wie er ſie ſchnell hinwegführen will, da — bricht ſie lautlos zuſammen. — Ob wir die Einzigen ſind, die durch dieſen rapiden Abſchluß ſich nicht befriedigt fühlen? Marſa iſt zu ſchwach, den glorreichen Pfad der Reſignation, den ſie vom Himmel ſich vorgezeichnet glaubt, mit Heldenſtärke zu betreten, und auch zu ſchwach, ihr erſtes Recht auf Lebensglück, der Gewalt des Herrſchers gegenüber, kühn zu behaupten. Kann der Anblick der im Kampf der Seele unterliegenden Schwäche uns, namentlich im Epos, ungetrübtes Wohlgefallen bereiten? Können wir ferner zu wahrer Befriedigung gelangen, wenn wir nicht einmal die Ueberzeugung gewinnen, daß die handelnden Perſonen den ganzen innerlichen Hergang und die Macht des Verhängniſſes völlig überſchauen? Andreas iſt zur liſtigen Entführung geſchritten, aber im vollſten Bewußtſein ſeines Rechtes auf den Beſitz der ihm angetrauten Gattin. Von der andern Seite der Sache und den Vorgängen im Herzen Marſa's iſt ihm keine Kunde geworden. Verſteht er nun ihre Qual und ihren Tod? Der Dichter giebt uns kein Zeichen davon, daß er denſelben für etwas anderes hält, als einen grauſen Zufall. Kurz, nach unſerem Gefühle — ob berechtigt oder nicht, wagen wir nicht zu entſcheiden — wünſchten wir eine andere Charakter-Entwickelung Marſa's und einen anderen Abſchluß. So wie der Dichter ihn uns giebt, haben wir einen Eindruck, als wenn Glocken jähe zerſpringen und nicht harmoniſch, das Gemüth beſchwichtigend, austönen. S.

## Ungarn.

### Die Ungarn und die Februar-Verfaſſung.

Es iſt lange her ſeit ich meine letzten Mittheilungen über den Stand der politiſchen Verhältniſſe Ungarns in dieſen Blättern gemacht habe. In der That war, wenn man nicht eben ſchreibt, um zu ſchreiben, nichts zu zu ſchreiben. Die Lage hat ſich weſentlich nicht verändert.

Wenn ein Mann von ſo gründlicher politiſcher Bildung, ein Mann von ſo erprobter Kaltblütigkeit und reiflicher Ueberlegung, ein Mann von ebenſo diamantreinem, wie diamantfeſtem Charakter, wie Franz Deák, einmal ein großes, entſcheidendes Wort ausſpricht, und eine ganze Nation, repräſentirt von der Blüthe ihrer Geiſtes-Ariſtokratie, dieſes Wort einſtimmig als das ihr aus der Seele geſprochene begeiſtert anerkennt, ſo iſt dies eine ſo gewaltige, alle Gegengewichte mit ihrer Wucht, wie Nichts hoch emporſchnellende Thatſache, daß, wer den Weltlauf ohne Selbſtſucht betrachtet, wirklich erſtaunen muß über die Leute, die ſich mit anerkennenswerther Hartnäckigkeit einbilden, es laſſe ſich darin noch etwas ändern.

Jeder gute Vater liebt indeß ſein Kind. Schmerling hat einmal der Februar-Verfaſſung das Daſein gegeben, er liebt ſie alſo, er findet alle Züge ſeines Selbſt in ihr wieder, und begreift nicht, daß die Ungarn ſein allerliebſtes Töchterlein nicht auch allerliebſt finden. Er wird es vielleicht nie begreifen. Freilich las ich neulich einmal, er wolle mit Deák unterhandeln. Dies wäre allerdings die einzige Möglichkeit, die Sache vorwärts zu bringen, vorausgeſetzt, daß ſich der Staats-Miniſter klar gemacht hat, wer Deák iſt, und daß unterhandeln hier nichts weiter heißen kann, als der berühmten Adreſſe des ungariſchen Staatsmanns ohne jeden Rückhalt beizuſtimmen. Dies iſt aber hier nicht zu erwarten.

Es hat ſich in der Situation Ungarns weſentlich Nichts geändert, es wird ſich nichts ändern, bis . . . .

Broſchüren „Ueber unſere Situation" und dergleichen hat es in deutſcher und ungariſcher Sprache geregnet; aber das viele Regenwaſſer iſt raſch verlaufen, wie das bei ſolchen Güſſen gewöhnlich iſt; die Situation ſelbſt iſt geblieben, wie ſie war. Wohlmeinende Leute, die aus ihrer Geheimraths-Weisheit gern Rathſchläge zur Verſöhnung ertheilen; unruhige, von Ehrgeiz gequälte Halbtalente, die über die ruhig zuwartende Geduld einer Nation ärgerlich werden, weil ſie ihnen nicht erlaubt, eine Rolle zu ſpielen, und die nun zur Feder greifen, um wenigſtens in einer Broſchüre groß und original zu erſcheinen; an Selbſtüberſchätzung leidende Querköpfe, die ihrer Nation gegenüber den Cato oder Ariſtides ſpielen, in Warheit aber in jenem Therſites ihren Urahn zu verehren haben, der auch keine Ahnung davon hatte, wie unerträglich häßlich er war, bis es ihm Odyſſeus einbläute — Menſchen der Art producirt jede Nation, warum nicht auch die ungariſche? Aber das Verhältniß, in welchem ſie zum Ganzen ſtehen, iſt nicht überall gleich. In Ungarn iſt es glücklicher Weiſe das einiger weniger Schlingpflanzen, die ſich — unſchädlich, nichtsbedeutend — an die Oberfläche eines durch und durch geſunden Eichenſtammes angeſetzt haben.

Die innere Arbeit, die eine Nation der Selbſtändigkeit würdig macht und am Ende auch immer dazu führt, hat in Ungarn ihren ungeſtörten,

Digitized by Google

energiſchen Fortgang. Die Ungarn haben die Wichtigkeit einer verſtändigen Entwickelung der materiellen Hülfsquellen ihres reichen Landes für ihre politiſche Selbſtändigkeit vollkommen begriffen, und holen eifrig nach, was früher verabſäumt worden. Moritz Jókai, früher Hauptredacteur des „Magyar Sajto," giebt ſeit Neujahr ein eignes Journal: „a Hon" (das Vaterland) heraus, und die Theilnahme, welche dieſes Blatt in ganz Ungarn geſunden hat, iſt der erfreulichſte Beweis für den geſunden Sinn, der in den verſchiedenen Klaſſen der ungariſchen Geſellſchaft herrſcht. „A Hon" widmet der Volkswirthſchaft ſeine ganz beſondere Aufmerkſamkeit. Die Herren Emerich Ivanka und Moritz Jellinek haben die Redaction dieſes wichtigen Theils übernommen und löſen ihre Aufgabe mit Sachkenntniß und Eifer; während Moritz Jókai als Hauptredacteur, in klar durchdachten Artikeln die politiſche Frage behandelt. Die ausgezeichneteren geiſtigen Kräfte des Landes unterſtützen das Journal mit gediegenen Aufſätzen, von denen ich nur den des Grafen Adalbert Majláth „über den Panſlavismus in Ungarn" als eine lehrreiche Arbeit hervorheben will.

Auch Johann Arany, der Toldi-Sänger, ein Nationalepiker erſten Ranges, giebt, ſeit Neujahr, ſtatt ſeines eingegangenen „Szépirodalmi Figyelo" eine eigne, die höhere Literatur würdig repräſentirende Wochenſchrift: „Koszorú" (Kranz) heraus. Um dem Blatt das Inslebentreten zu ermöglichen, richtete der Dichter eine ehrliche, einfach gerade Anſprache an das Publikum. Der Erfolg entſprach ſeinen Erwartungen vollkommen, man ſubſcribirte von allen Seiten, ſodaß der Fortbeſtand des Unternehmens, bei der Tüchtigkeit der Leiſtungen, als geſichert angeſehen werden kann. Die erſten Nummern bringen eine mit gründlicher Sachkenntniß geſchriebene Abhandlung über „Graf Széchenyi's Denkmal," welches die Nation dem „größten Ungarn" in Peſt errichtet, und ſehr anziehende, ſein ironiſche Genrebilder „die Frauen vor dem Spiegel," von dem auch als Kritiker ausgezeichneten Dichter Paul Giulai.

Um zu zeigen, mit welcher Beſonnenheit und Ruhe Ungarn allen Eventualitäten in Zukunft entgegenſieht, theile ich vielleicht einen charakteriſtiſchen Artikel Moritz Jókai's mit, veranlaßt durch die Gerüchte von einer nah bevorſtehenden Einberufung des ungariſchen Reichstags.

Theodor Opitz.

## Deutſchland und das Ausland.

### Kaiſer Heinrich IV. und Martin Luther, zwei Kämpfer des Deutſchthums gegen das Papſtthum.*

Es ſind viele Schlachten geſchlagen worden auf unſerem Erdtheil, keine aber langwieriger und wechſelvoller, als die Rieſenſchlacht des freimüthigen Volksthums der Deutſchen, mit der römiſchen Zwingherrſchaft des Papſtes. Der gewaltige Streit iſt bis heute nicht ausgefochten; in's deutſche Herz hat ſich hineingeſtohlen der furchtbare Feind, und erſt zu ſpäter Stunde iſt der in Wälſchland erwachte reformatoriſche Geiſt ein kleiner Erſatz für unſere ſeeliſchen Einbußen auf deutſchem Grunde. Was am Schärfſten unſere Eintracht ſtört und unſere Einheit hindert, das ſind nicht des Tages Zwiſtigkeiten um Mein und Dein; nicht die Eiferſucht der beiden Großmächte, nicht Kleindeutſchland oder Großöſterreich: es iſt die tiefe Kluft der religiöſen Begriffe des Nordens und Südens, die Verſchiedenheit der Lebenswürdigung auf der Seite der heiligſten Intereſſen des Menſchendaſeins. An Rom krankt das deutſche Reich. Rom hat ſeine Einheit und Größe ſtets vereitelt. Gottbegeiſtert erhob ſich in den Frühlingstagen des 16. Jahrhunderts das treue, deutſche Volk, bei ſeiner, der edelſten Auffaſſung des Chriſtenthums wollte es evangeliſch werden; ſchon ſtanden neun Zehntel des Vaterlands gegen Rom in Waffen: da retteten ſpaniſche Argliſt, ſtaatskluge Dummheit eines bigotten Pfaffenkaiſers, jener Julianus Apoſtata der Neuzeit, Karl V., ſammt den Jeſuiten, den römiſch-katholiſchen Kirchenbeſtand im heiligen „römiſchen" Reiche! Das Kaiſerthum war dem Papſtthum tributpflichtig geworden. Vormals hatte das weltliche Schwert anders gerichtet! Die ſächſiſchen, fränkiſchen, ſchwäbiſchen Kaiſer hatten dem Biſchof von Rom eine feſtere Stirne gezeigt. Selbſt die Schwächeren unter ihnen empfanden die hohen Rechte und Pflichten ihrer Stellung an der Spitze des Abendlandes, von einer Vaſallenſchaft wollten ſie nichts wiſſen, abhängig von tückiſcher Prieſterlaune wollten ſie nicht ſein. Und ob von den Fürſten Einige gern mit Roms glänzender Macht buhlten, das deutſche Volk ſtand hinter ſeinen Kaiſern, wenn es den Kampf um Deutſchlands Freiheit und Ehre, das Anſehen und die Würde des Reiches galt. Wäre das Volk nur mächtiger, wäre nicht die Zerſplitterung durch die tauſendfachen Aeſte des Lehnsverbandes geweſen! Das lähmte, erdrückte oft die ſchwellende Kraft der deutſchen Streitbegier. Als Luther die Fahne der Gewiſſenspflicht ſchwenkte, ſtrömte die Bewegung raſcher und voller. Doch wieder war es der letzte ſiegreiche Kampf des Feudalismus, der die Hochfluth in's Stocken brachte. Der Bauernkrieg iſt die böſe Kataſtrophe der deutſchen Reformation. Bei den ſataniſchen Metzeleien der wüthenden Bauern erſcholl der Ruf nach Umkehr im Lager des Fortſchrittes! Luther trat auf die Seite der politiſchen Reaction, der Strom der Bewegung theilte ſich, Rom ſchob die Schaaren ſeiner geiſtlichen Truppen klüglich zwiſchen die getrennten Arme der dreuenden Wellen und baute von Inſel zu Inſel friſche Bollwerke der alten Tyrannei; der ſpaniſche Schildknappe im Gewande des Kaiſermantels half treulich nach, und es wurde ein Riß durch Deutſchlands Gauen geſchnitten, einer klaffenden Wunde gleich, die noch heute blutet! Darum iſt es ein zeitgemäßes Mahnwort, wenn von Männern geredet wird, die den Kamf gegen Rom unbeugſam geführt haben. Das Kaiſerthum zwar unterlag darin, der Salier Heinrich IV. iſt das verkörperte Symbol des tapfer ſtreitenden, doch traurig unterliegenden Kaiſerthums; Luther hat nicht vollkommen geſiegt, ſein eigener Charakter iſt das Fleiſch gewordene Symbol unſres Schickſals, unſerer nationalen Halbheit. So hat man ein Recht, Heinrich's und Luther's Perſon vergleichend zuſammen zu ſtellen.

Die deutſche National-Bibliothek, welche der Volks-Schriftſteller Ferdinand Schmidt zu Berlin herausgiebt, enthielt unmittelbar hinter einander die Lebensbeſchreibungen Kaiſer Heinrich's IV. und Luther's. Den unglücklichen Gegner des ſtarren Hildebrand hat ein wackerer pfälziſcher Mann, Prof. Karl Auguſt Mayer in Mannheim, den großen tragiſchen Helden der Kirchenreform ein glühender Anhänger der Denk- und Glaubensfreiheit, der greiſe, ſeit ſeinem 22. Lebensjahre erblindete Prof. Adolph Schottmüller in Berlin geſchildert. Wir glauben, daß ein glücklicher Stern die Biographien des Kaiſers und des Reformators an einander fügte, um ſo mehr, als der Standpunkt und die Schreibart der beiden Erzähler die innigſte Verwandtſchaft der Geſinnung und Strebung offenbaren. Das iſt ein ſchönes Zeichen der Zeit! Ehre den erleuchteten Geiſtern, die das deutſche Volksthum ſo in ſeiner Tiefe erfaſſen! Es ſteht gut um die deutſche Bildung, wenn von ſolcher Höhe der Anſchauung herab die Feder des populären Geſchichtsſchreibers ergriffen wird. Der Germanen Kulturberuf haben dieſe Männer erkannt. Iſt es nicht unſer eigenſtes Leben, wenn wir Menſchen germaniſcher Artung dem heißerſehnten Ziel geſetzlicher Freiheit nachſtreben? Und war das nicht der Grundgedanke der Reformation? So ſang unſer Karl Auguſt Mayer 1842 (in ſeinen vaterländiſchen Gedichten," Lied: „Doppelter Frühling"—) in ahnungsreicher Jugendbegeiſterung:

O ſei gegrüßt aus meiner tiefſten Bruſt,
Der Freiheit Frühling, der die Welt durchzieht!
Dein Preis iſt meines Mundes höchſte Luſt,
Mein Stolz, mein Troſt und einſt mein letztes Lied.

Mag immerhin über „die Verächter fremder Nationalitäten" geſcholten werden; es iſt nicht blos Affenliebe für's deutſche Weſen, ſondern das heute ſchon ſpruchreife Urtheil der Kulturgeſchichte, daß den Deutſchen die tiefſte und gründlichſte Theilnahme an der Verwirklichung der Freiheitsidee von der Vorſehung beſchieden ward. Germaniſche Männer waren von Uranfang an die wahren Freiheitsapoſtel. Das Gebäude der antiken Weltherrſchaft Roms haben ſie geſtürzt, das auf den Trümmern des heidniſch-weltlichen Roms erſtandene geiſtliche Rom haben ſie am Heftigſten erſchüttert. Stets haben ſie proteſtirt gegen den Herrſchaftsgedanken des Wälſchthums, der die Einheit ohne die Freiheit anſtrebt, die Univerſalmonarchie, ſei es der Geiſter, ſei es der Leiber, verwirklichen möchte; ſtets war es deutſche Lebenskraft, welche die vom Ehrgeiz der Mächtigen verwirrte, verdorbene Welt wieder in ihre Fugen rückte. Vor der deutſchen Fauſt ſank der Koloß des Napoleoniſchen Uebermuthes, vor der deutſchen Geiſtes- und Willensmannheit werden die ſchwindligſten Thürme des Aberwitzes in den Staub ſinken! Zwar ſind die Hinderniſſe unſerer Entwickelung die ſchwerſten, die ein Volk betreffen kann; denken wir aber an das deutſche Sprüchwort: „Gut' Ding will Weile haben." Das Ziel iſt nur deshalb ſo fern, weil es das höchſte und herrlichſte iſt!

Wir dürfen die Bauſteine, welche die Vergangenheit zum Werke beitrug, nicht gering anſchlagen. Mit Unrecht iſt Kaiſer Heinrich IV. ſelbſt von deutſchen Schriftſtellern herabgeſetzt, ja in ein zweideutiges Licht

* Deutſche National-Bibliothek, herausgegeben von Ferd. Schmidt. Halbband 10—15: Kaiſer Heinrich IV., von K. A. Mayer; Luther, ein deutſches Heldenleben, von A. Schottmüller

Digitized by Google

geſtellt worden. Man vergaß gleich von vornherein, welche wichtige Stelle Heinrich IV in der Geſchichte des Abendlandes einnimmt. Es war ſicher keine Kleinigkeit, der unbeugſame Gegner Gregor's VII. zu ſein. Nicht aus perſönlicher Schwäche und Erbärmlichkeit, wie die römiſche Partei unabläſſig und leider mit dem beſten Erfolge verbreitet hat, mußte der fränkiſche Odyſſeus dem Andrang ſeiner Feinde weichen; er hat ſich mannhaft gewehrt und den furchtbarſten Waffen geiſtlicher Tyrannei kühn die Spitze geboten. Freilich iſt nicht wegzuleugnen, daß die Buße zu Canoſſa eine Erniedrigung war und bis in die Tage der Reformation ihren ſchwarzen Schatten geworfen hat. Herr Prof. Mayer bemerkt ſehr richtig, daß erſt Luther durch das große Wort auf dem Reichstage zu Worms dieſe Schmach des deutſchen Namens tilgte. Aber jene Handlung, überdies in ihrer Art und zu ihrer Zeit ſeitens der mächtigſten Fürſten gar häufig (der gewaltige Papſtabſetzer, Kaiſer Heinrich III. ließ ſich vom Erzbiſchof Hanno den nackten Leib geißeln —), darf nicht als die ſittliche Strafe des geknickten Trotzes verbrecheriſcher Ohnmacht betrachtet werden, mit Reue und Zerknirſchung des Gemüths hatte ſie nichts zu ſchaffen; ſie war vielmehr lediglich ein politiſcher Akt, welchen ſeine verzweifelte Lage dem König abgepreßt hatte. Nach den Tagen von Canoſſa hob Heinrich wieder muthig ſein Haupt; der Kampf begann ſofort von Neuem, und ohne den lauernden Verrath der Fürſten und das heuchleriſche Spiel des Papſtes zu Gunſten des Gegenkönigs Rudolf von Schwaben und des unſeligen Wahlprimiz würde Heinrich keine verhängnißvollen Folgen ſeiner Erniedrigung geſpürt haben. Die Zeitgenoſſen nahmen die Sache nicht ſo ſchwer. Aber das Papſtthum ſcheute kein Mittel. Der durch böſe Erfahrung geläuterte Kaiſer mußte den Aufruhr, die Nebenbuhlerſchaft und den ſchnödeſten Verrath des eigenen Sohnes erleben, Alles auf geheimen Betrieb von Rom! Ihm half kein ehrlicher Kampf gegen die Hinterliſt der rückſichtsloſeſten Feinde, das Unglück laſtete mit Eiſenwucht auf ſeiner Laufbahn und ſtempelte ihn zum Märtyrer der von der Kirche gemißhandelten Staatsidee. Der große Streit zwiſchen Staat und Kirche findet in Heinrich's Unglück ſeinen der Tendenz des Mittelalters entſprechenden Gipfel! Gregor ſtarb, bittere Worte des Haſſes auf den Lippen, in der Verbannung; nach ihm kam ein fluchbeladener Sieg des Papſtthums. Heinrich IV. ſtirbt, umgeben von treuen Freunden, in den Armen des Biſchofs Albert von Lüttich, als frommer, den Todfeinden vergebender Chriſt! Er war ein Herrſcher von großen Eigenſchaften geweſen, tapfer, ausdauernd, politiſch gewandt, aber im Herzensgrunde ehrlich, milde und nachſichtig, mit Großmuth vergeſſend, was der Beleidiger ihm angethan, ein Wohlthäter der Armen, ein königlicher Hort des aufſtrebenden Bürgerthums, was die Treue der Bürger von Cöln und Speier ihm bis zur Schwelle des Grabes, ja über das Grab hinaus dankte. Er war kein ſchlechter Fürſt; wenn auch die Großen des Reichs ihn verließen, die Liebe des deutſchen Volkes ſtand hinter ihm und erleichterte ihm den letzten Schmerz. Seine Zeit hat in dem „Leben Kaiſer Heinrich's IV." von einem unbekannten Verfaſſer (von Herrn Mayer kurz und ſinnig „der Freund" genannt) ihm ein Ehrendenkmal geſetzt; Geſchichtsſchreiber wie Floto und Gieſebrecht, und in volksthümlicher Weiſe unſer trefflicher Karl Auguſt Mayer haben ſeine Ehrenrettung vor der Nachwelt übernommen; er darf als ein nicht unwürdiges Seitenſtück des Reformators Luther im Kampfe gegen das Papſtthum gelten.

Prof. Schottmüller gab ſeiner Biographie Luther's den Titel: „Ein deutſches Heldenleben." Nun, Luther iſt auch ein tragiſcher Held. Und er iſt es noch mehr als Heinrich IV! — Des Kaiſers jugendlicher Trotz war einer ſeiner ſchlimmſten Feinde, doch Luther hat an ſich ſelbſt einen viel gefährlichern Feind gehabt. An Luther's Eigenſinn ſcheiterte die Verbindung mit den Reformirten der Schweiz, die gemeinſame Action aller reformatoriſchen Kräfte; an Luther's Heftigkeit brach die ſoziale Hebung des Bauernſtandes zuſammen, wodurch ein großer Theil des politiſchen Segens der Reformation verloren ging und ſtatt einer Stütze geſitteter Ordnung die lutheriſche Rechtgläubigkeit ein bereitwilliger Anhalt und Anwalt der freiheitsmörderiſchen Despotie großer und kleiner Herren wurde. Ja, Luther war ein tragiſcher Held, er entbehrte nicht der tragiſchen Schuld. In Demuth verehren wir ſeine Größe (1517) vor der Schloßkirche zu Wittenberg, auf dem Reichstage zu Worms, die Schöpfung des deutſcheſten Schriftwerks in der Bibel-Ueberſetzung auf der Wartburg, aber den Theologen Luther trifft mancher Vorwurf, den wir dem Volksmann Luther gern abſchütteln möchten. Zwar müſſen wir denken: Gott hat es nicht anders gewollt. Luther hat mehr tragiſche Schuld, als Heinrich IV. auf ſich gehäuft: dafür aber iſt er auch noch in höherm Maße, wie Jener, nicht blos ein leidender, ſondern ein handelnder Held geweſen. Er hat in dem geiſtigen Kampfe wider Rom das unſterbliche Verdienſt der Initiative, er hat den Grundſtein gelegt zum Neubau des Chriſtenthums und zum Aufbau deutſcher Religion. So überragt er das beſcheidene, doch im Fortſchritt der Weltentwickelung unverlorne Verdienſt Heinrich's IV., für die Unabhängigkeit des Staates von kirchlicher Obmacht geſtritten und gelitten zu haben. Trauttwein von Belle.

## Der Rennſteig des Thüringerwaldes.*

Das anmuthige Thüringen hat in der neueſten Zeit viele Touriſten angelockt und ſo manchen trefflichen Beſchreiber gefunden. Wir haben vor einiger Zeit das Reiſewerk eines Franzoſen über Thüringen angezeigt;** heute liegt uns ein anderes, nicht minder treffliches, des bekannten und geſchätzten Reiſenden Alexander Ziegler, vor, der mit ſeinem Buche ſeiner Heimat eine wolverdiente Huldigung darbringt. Man rühmt, ſo eröffnet er ſein Buch, dem Thüringer nicht ohne Grund nach, daß er, ob er auch die halbe Welt durchpilgert, mit unauslöſchlicher Liebe an ſeiner Heimat hängt. Und dies nicht mit Unrecht; denn das ſchöne Thüringerland im Herzen Deutſchland's mit ſeinen biederen Bewohnern begründet tief dieſes lebhafte Gefühl für die Heimat, das nur deſto ſtärker erwacht, je weiter man in die „weite, weite Welt" geſchweift. In den glühenden Sandſteppen, die man auf dem Schiffe der Wüſte, dem weitausſchreitenden Kameele durchzieht, in den windumſegten Eiderdaunenriffen des arktiſchen Meeres, die man mit dem ſchwachen Boote durchſteuert, am donnernden Niagara, in der zauberiſchen Tropenwelt Indiens und in dem „quellenſprudelnden Granada" mit der ruhmgekrönten Alhambra, wo man die Wunder der Natur und Kunſt anſtaunt — überall tauchen Bilder der traulichen Heimat vor unſerer Seele auf und rufen das Echo der Kindheit wach. Man kann die alten, lieben Berge nicht vergeſſen, auf deren Höhen uns die ganze Innigkeit der Heimatswonne erfaßt hat, und man verſetzt ſich im Geiſte in das traute Thal, in dem man geboren und wo der „Elbſtrom" rauſcht. Man erinnert ſich mit warmer und verſtändnißvoller Hingebung der lieben Menſchen, die uns geboren und erzogen haben, und man durchſtreift die Gegend, wo uns das Glück der Kindheit lachte, und wo das Herz beim Anblicke der zauberiſchen Gottesſchöpfung im Entzücken laut aufjubelte. Wir wandern in die ſaftigen Wälder von friſchen Buchen, ſchüchternen Fichten und leisplaudernden Tannen, in deren tiefer Einſamkeit wir ſo oft geſchwelgt; wir lagern in den ſchattigen Thälern an den mächtigen, röthlichen, von Bächen umplätſcherten Felſen und ſchreiten, im Gefühle der Gemeinſchaft mit Land und Leuten, über die heimlichen Waldwieſen, auf denen nur die äußerſten Pulsſchläge der Kultur — die Schläge der Axt, an unſer Ohr tönen."

Die Bergwanderung geht über den geheimnißvollen, den Rücken des Thüringer- und Frankenwaldes entlang führenden, althiſtoriſchen Rennſteig, der ſich von dem Eiſenachiſchen Dorfe Hörſel an der Werra bis nach dem reußiſchen Dorfe Blankenſtein an der Saale erſtreckt. Wir vermögen unſerem rüſtigen Reiſenden auf ſeiner reizenden Fußwanderung nicht zu folgen und können nur dem Leſer empfehlen, vorläufig in den trüben Tagen des Winters ſich von dem kenntnißreichen und gemüthlichen Verfaſſer die Herrlichkeiten, die Natur und Kunſt bieten, die theils heiteren, theils ſchauerlichen Sagen, die ſich an die dortigen Oertlichkeiten knüpfen, die alten Geſchichten, die da geſpielt haben, erzählen zu laſſen, um in freundlicher Sommerzeit dies Alles ſelbſt zu ſehen und zu hören.

Das Buch hat aber auch noch einen beſonderen Werth für den Forſcher des deutſchen Alterthums. In einem beſonderen Anhange werden uns des Verfaſſers Unterſuchungen über das Alter und die Beſtimmung des Rennſteiges mitgetheilt. Das Reſultat derſelben iſt kurz zuſammengefaßt: Der Rennſteig kann nicht von den Römern angelegt ſein; es hat mehrere ſogenannte Rennſteige in Deutſchland gegeben und giebt deren jetzt noch; der thüringiſche Rennſteig kommt zuerſt in einem Frankenſteiner Kaufbriefe von 1330 vor, muß alſo damals ſchon ein bekannter Weg geweſen ſein. Was den Zweck des Rennſteiges betrifft, ſo war er und iſt noch theilweiſe heute ein Gränzweg, eine politiſche Landes-, Völker-, Forſt- und Jagdgränze und zufällig auch eine Rechtsſcheide zwiſchen den Ländern fränkiſchen und ſächſiſchen Rechtes. Zu einer förm-

* Eine Bergwanderung mit einer hiſtoriſch-topographiſchen Abhandlung über das Alter und die Beſtimmung dieſes Weges. Von Alexander Ziegler. Nebſt einer Karte. Dresden, Carl Höckner, 1862.

** Nr. 21 des „Magazin" von 1862. Dans la forêt de Thuringe, voyage d'étude par Edouard Humbert.

Digitized by Google

lichen Heerſtraße iſt er aber ebenſowenig, als zu einer Haupthandelsſtraße beſtimmt geweſen.

Zuletzt giebt uns der Verfaſſer, nachdem er früher Einiges von ſeinen kulturgeſchichtlichen und Dialekt-Studien über Ruhla mitgetheilt hat, als Proben einige Gedichte in Ruhlaer Mundart, die bisjetzt noch nicht durch den Druck veröffentlicht worden ſind. Abgeſehen von ihrem gemüthlichen Inhalte, hat ſie Referent, ein Schleſier, mit noch beſonderem Intereſſe, wegen der unverkennbaren Verwandtſchaft des thüringiſchen und niederſchleſiſchen Dialektes, geleſen. **M.**

## Mannigfaltiges.

— Denkwürdigkeiten Jean Paul's. Dr. Ernſt Förſter in München, ein Schwiegerſohn Jean Paul's, hat, bei Gelegenheit der Säkularfeier des liebenswürdigen Dichters, Denkwürdigkeiten aus dem Leben deſſelben herausgegeben, von denen der erſte, eben erſchienene Band den Briefwechſel Jean Paul's mit ſeinen Freunden Emanuel (Osmund), Friedrich v. Oertel und Emil Thieriot umfaßt. Wenn irgend eine ſeiner Aeußerungen einen tiefen Einblick in das der unbedingteſten Hingebung fähige Gemüth Jean Paul's gewährt, ſo ſind es ſeine Briefe an Emanuel, den langjährigen Herzensfreund des Dichters und ſeiner Familie. Emanuel war, ſeiner Geburt nach, Jude, und blieb es auch bis zu ſeinem Tode, aber in dem Verhältniſſe der beiden Freunde iſt auch nicht die leiſeſte Spur jenes, den Menſchenfreund beſchämenden Judenhaſſes, jenes gegenſeitigen Mißtrauens zwiſchen Chriſten und Juden wahrzunehmen, das auch heute noch in den altfränkiſchen Wohnorten Jean Paul's und Emanuel's herrſcht. Im Jahre 1794 lernte Jean Paul den jungen Geſchäftsmann kennen und ſchätzen, und bis zum Tode des Erſteren dauerte ihre innige Freundſchaft. Emanuel wohnte damals in Baireuth und Jean Paul in Hof, aber bald ließ ſich der Letztere bewegen, ebenfalls nach Baireuth zu ziehen, wohin auch Chriſtian Otto, der Dritte im Freundſchaftsbunde, aus Hof gezogen war. In literariſchen Dingen war Otto, aber in allen perſönlichen Angelegenheiten Emanuel der Rathgeber Jean Paul's. Das innige Verhältniß zwiſchen den beiden Letzteren giebt ſich unter Anderem in folgenden Worten eines Briefes von Jean Paul an Emanuel zu erkennen: „Wir können über Alles auf alle Weiſe und über uns reden; es ſprechen zwei Geiſter, nicht zwei Menſchen.“

— H. W. Thierſch über das heutige Griechenland. Es liegt uns ein Schriftchen über „Griechenlands Schickſale, vom Anfang des Befreiungskrieges bis auf die gegenwärtige Kriſis“ vor, das ein Sohn von Friedrich Thierſch, der jetzt als Privatdocent in Marburg lebende Irvingianer, Dr. Heinrich W. J. Thierſch, geſchrieben hat.* Die Geſchichte des Befreiungskrieges, des Präſidenten Kapodiſtria's, der Erwählung des Königs Otto, der bayeriſchen Regierung in Griechenland, der Landesverfaſſung und der Intriguen, welche die Vertreibung des Königs Otto herbeiführten, iſt hier in gedrängter Ueberſicht faßlich zuſammengeſtellt. Der Verfaſſer gelangt ſchließlich zu der Anſicht, daß nichts, als eine Reſtaurirung des Königs Otto, das unglückliche Land wieder zu beruhigen vermag. „König Otto,“ ſagt Hr. Thierſch, „hat ſein Amt nicht abgegeben; er hat, müde der Verkennungen und bitteren Erfahrungen, Griechenland auf eine Zeit lang ſich ſelbſt überlaſſen; dieſe Strafe iſt ſchwer, aber ſie iſt gerecht.“ Ob dieſe Anſicht von Vielen außerhalb Bayern's getheilt wird, möchten wir bezweifeln. Noch führen wir aus der Schrift folgende gar nicht üble Propoſition in Bezug auf eine Auseinanderſetzung Europa's und Aſien's an. „Als Griechenland ſelbſtändig wurde, da tauſchten griechiſche und türkiſche Gränzprovinzen einen Theil ihrer Bevölkerung aus. Die Türken zogen ſich aus Rumelien nach dem Norden, und Chriſten aus Theſſalien und den Inſeln zogen in das chriſtliche Reich ein. Ein ähnlicher Austauſch in größerem Maßſtabe iſt nicht unmöglich zwiſchen der europäiſchen Türkei, wo nur 2½ Millionen Türken unter 15 Millionen Chriſten wohnen, und zwiſchen Kleinaſien, wo die Chriſten in einer ähnlichen Minorität ſich befinden.“

— Italiäniſche Ueberſetzungen deutſcher Werke. Dem Archivio Storico Italiano entnehmen wir die Notiz, daß von Gervinus' „Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts“ eine italiäniſche Ueberſetzung durch den Prof. Valbuſa veranſtaltet wird, von welcher der erſte Band in Venedig 1862 erſchienen iſt. Da ſchon die „Einleitung“ in Italien ſeinerzeit gleichfalls überſetzt und nicht minder eifrig als in Deutſchland ſelbſt geleſen worden iſt, ſo läßt ſich erwarten, daß das Hauptwerk, das ja für die Geſchichte der italiäniſchen Staaten, namentlich die Revolutionen von 1821, ein Quellenwerk iſt, bei dem italiäniſchen Publikum die höchſte Beachtung finden werde. Daſſelbe Heft des Archivio Storico Italiano enthält einen Aufſatz über das berühmte Werk Karl Hegel's: „Geſchichte der italiäniſchen Städteverfaſſung,“ welches gleichfalls, und zwar Mailand 1861, durch Prof. Francesco Conti in's Italiäniſche überſetzt worden iſt. Der Verfaſſer des Aufſatzes, Herr Pietro Rotondi, hebt dabei hervor, daß das deutſche Werk in dem langen und heftigen Streite über die wichtige Frage der Städte-Verfaſſungen das entſcheidende Wort geſprochen und die Wahrheiten, die von den früheren Bearbeitern dieſes Gebietes nur vereinzelt an das Tageslicht gefördert ſeien, in ein klares und unanfechtbares Syſtem vereinigt hat.

* Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer, 1863.

— Polniſcher Proteſt gegen ruſſiſche Brüderſchaft. Die Moskauer Zeitung День (der Tag), das Organ der ruſſiſchen Panſlaviſten, enthielt vor einiger Zeit ein Schreiben aus dem ehemaligen polniſchen, jetzt ruſſiſchen Lithauen, in welchem die Urſachen auseinandergeſetzt wurden, warum die Bewohner jenes Landes die ihnen von den Ruſſen angetragene Verbrüderung zurückweiſen. „Die Polen,“ heißt es darin, „haben im lithauiſchen Lande wohlthätige Spuren ihrer Herrſchaft zurückgelaſſen: Kirchen, Schulen und Feſtungen zum Schutz des Volkes. Damals kannte das Volk keine Rekruten-Aushebung und Jeder, der es wünſchte, konnte in den Adelſtand (szlachetstwo) erhoben werden. Das moskowitiſche Rußland hat zwar auch während ſeiner Herrſchaft viele Gebäude errichtet, aber nur nicht Kirchen, ſondern Gefängniſſe und Feſtungen, nicht zum Schutze des Landes, ſondern im Herzen deſſelben. Es hat die Mißbräuche der Branntweinpacht bei uns eingeführt; kurz, unſere ſogenannten Brüder ſind zu uns gekommen, nicht als Hirten, die ihr Leben für ihre Heerde geben, ſondern um die Heerde zu erwürgen. Darum, ihr Moskauer Brüder, verzeiht, daß wir Eurer Liebe nicht trauen können. Geiſtesbildung und Kultur erwarten wir nicht von Euch; unſere Augen ſind einem wärmeren Lande zugewendet, wo auch die Herzen wärmer ſind.“ Das panſlaviſtiſche Blatt iſt über dieſe unbrüderlichen Aeußerungen ſehr entrüſtet und weiſt darauf hin, daß die Polen in Lithauen auch die Leibeigenſchaft und das Junkerthum eingeführt haben, muß aber doch geſtehen, daß die gegen das „moskowitiſche Rußland“ erhobenen Beſchuldigungen viel Wahres enthalten.

— Das Böhmerland.* Zwei Hefte dieſer neuen Auflage des geſchätzten Werkes, das für die Bewohner und Freunde Böhmens Intereſſe hat, liegen uns in gefälligſter Ausſtattung vor. Der Text, welcher, nach ſeinen einzelnen Kapiteln, die böhmiſchen Ortſchaften in Bezug auf Geſchichte, Merkwürdigkeiten ꝛc. behandelt, wird von guten Stahlſtichen und einzelnen eingedruckten Holzſchnitten begleitet und iſt dem Gegenſtande völlig angemeſſen. Das Werk, obgleich deutſch geſchrieben, iſt ein böhmiſch-patriotiſches Hausbuch; im Cultus ihrer ſchönen und romantiſchen Heimat ſcheinen Čechen und Deutſche einig zu ſein.

— Neue Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur.

Histoire de l'université de Paris au dix-septième et au dix-huitième siècle. Par Ch. Jourdain. Paris, Hachette. 2 Livraisons in fol. 18 fr.

Index chronologicus chartarum pertinentium ad historiam Universitatis Parisiensis, ab ejus originibus ad finem decimisexti saeculi, adjectis insuper pluribus instrumentis quae nondum in lucem edita erant. In Fol. Paris, Hachette.

Nathan le Sage, par G. E. Lessing. Traduit par Hermann Hirsch. Préface par François Favre. Paris, Dentu. 2 fr.

Annuaire de l'instruction publique pour l'année 1863. Par Jules Delalain. Paris, Delalain. 3½ fr.

Météorologie d'Aristote, traduite pour la première fois et accompagnée de notes perpétuelles, avec le petit traité apocryphe du Monde, par J. Barthélemy St. Hilaire, membre de l'Institut. Paris, Ladrange. 10 fr.

De l'ame humaine. Etudes de psychologie. Leçons faites à la Sorbonne, par Ch. Waddington, professeur à la Faculté des Lettres de Paris. Paris, Hachette. 7½ fr.

Dix ans d'agriculture, par le comte de Falloux, de l'Académie française. Paris, libr. agricole. 1 fr.

La Garibaldiade. Poëme par Th. Veron. 2. édition, avec une lettre autographe de Victor Hugo. Paris, Hachette. 1 fr.

Ébauche d'un glossaire du langage philosophique. Par Léon Brothier. Prem. partie. XVI et 336 p. Paris, Ladrange.

* Wanderungen und Anſichten von Siegfried Kapper und Wilhelm Kandler. Zweite Auflage. Prag, 1863. Verlag von J. L. Kober.

**J. C.**

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. — Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Hierzu eine Beilage der C. F. Winter'ſchen Verlagshandlung in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereins, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

# Magazin

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

# für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 12. Mittwoch, den 25. März 1863. 32. Jahrgang.

Inhalt:

Japan. Seite
Die Ermordung von Lenox Richardſon . . . . . . . . 133
England.
Byron's Jugendjahre . . . . . . . . . . 135
Zur Irrenhaus-Frage in England . . . . . . . 138
Frankreich.
Spinoza und Leibniz . . . . . . . . . . 139
Deutſchland und das Ausland.
Polniſche Volkslieder aus Oberſchleſien . . . . . . 140
Albertus Magnus und Maimonides . . . . . . . 143
Nord-Amerika.
Palmblätter und Schneeflocken, von Balduin Möllhauſen . . . . „
Mannigfaltiges.
Deutſche Aus- und Rückwanderung . . . . . . . 144
Rufin Piotrowski's Flucht aus Sibirien . . . . . . „
Die türkiſche Sprache . . . . . . . . . . „
Neue Erſcheinungen der ſpaniſchen Literatur . . . . . „

## Japan.

### Die Ermordung von Lenox Richardſon.

Ein Beitrag zur japaneſiſchen Tagesgeſchichte.

Seit dem bekannten Angriff auf die engliſche Geſandtſchaft in Yeddo, d. h. ſeit dem 3. Juli 1861, haben abermals tragiſche Ereigniſſe, deren Schauplatz Japan geweſen iſt, die Aufmerkſamkeit der civiliſirten Welt auf dieſes Reich des fernen Oſtens hingelenkt. Gegen Ende des Monats Juni 1862 wurden zwei, zur Leibgarde des engliſchen Geſandten gehörige Marineſoldaten ermordet; wenige Wochen ſpäter, am 14. Septbr., wurde auf vier andere Perſonen, gleichfalls britiſche Unterthanen, am hellen lichten Tage ein Mordanfall verübt. Einer der Angegriffenen wurde niedergemetzelt, zwei Andere wurden ſchwer verwundet, einer Frau gelang es, unverletzt zu entfliehen.

Die Ermordung der beiden Marineſoldaten iſt bisjetzt noch ein Geheimniß geblieben und wird wohl auch ein Geheimniß bleiben. Die unglücklichen Opfer dieſes Verbrechens ſind geſtorben, ohne die Wahrheit offenbart zu haben; die Japaneſen, die darum wiſſen, wollen dieſelbe nicht geſtehen und beſchränken ſich darauf, die Ausſagen zu machen, die ſie für zweckmäßig erachten. Was wir demnach von dieſem Doppelmorde wiſſen, beſchränkt ſich auf einige ungenügend erklärte Thatſachen.

In der Nacht vom 26. zum 27. hörte die Schildwache des Oberſten Neal, Geſchäftsträgers der Königin von England in Yeddo, wie ſich Jemand dem Platze nährte, auf dem ſie aufgeſtellt war. Auf ihren Ruf: „Wer da?!" gab ein Japaneſe die Parole. Ein anderer Japaneſe, der neben dem Marineſoldaten ſtand und gleichfalls zur Bewachung der engliſchen Geſandtſchaft diente, erhob ſeine Laterne und der Engländer ſah nun, wenige Schritte vor ſich, einen Menſchen, der ſich ihm kriechend näherte und ſich in dem Augenblicke auf einer kleinen Brücke befand, die im Garten der Legation, gegenüber dem Schlafzimmer des engliſchen Geſchäftsträgers, gelegen iſt. Die Schildwache ſchöpfte Verdacht und ging, den Hahn des Gewehrs geſpannt, vorſichtig auf dieſen Menſchen zu. In demſelben Augenblick verſetzte ihm dieſer aber einen Lanzenſtich, der ihm die Bruſt durchbohrte, warf ſich dann auf ihn und tödtete ihn. Der japaneſiſche Poſten entfloh, um Hülfe herbeizurufen. Der Mörder zog ſich, unter dem Schutze der Dunkelheit, zurück und ſtieß, nicht weit von dem Geſandtſchaftsgebäude, auf den Sergeanten der engliſchen Wache. Er drang ſofort wüthend auf ihn ein und brachte auch ihm mehrere tödtliche Wunden bei. Der Sergeant ſchleppte ſich mit Mühe bis zum Schlafzimmer des Geſandten und hauchte dort, nach wenigen Minuten, ſein Leben aus. Der Mörder war verſchwunden, aber man konnte ſeine Spur leicht verfolgen, denn er war von dem Sergeanten, der ſeinen Revolver auf ihn abgeſchoſſen hatte, verwundet worden. Man fand zunächſt die Lanze, deren er ſich bedient hatte und die genau denjenigen glich, mit denen die japaneſiſche Wache der engliſchen Geſandtſchaft bewaffnet war; dann ermittelte man, daß ſich der Uebelthäter in der japaneſiſchen Wachtſtube verſteckt hatte. Aber dort verlor ſich jede weitere Spur. Die Soldaten, ſeine Landsleute, behaupteten, ihn nicht geſehen zu haben; die Gouverneurs von Yeddo geſtanden ein, daß der Mörder einer ihrer Soldaten ſei und verſprachen, ihn zu beſtrafen. Bald darauf kehrten ſie jedoch nach der Geſandtſchaft zurück, um dort anzuzeigen, daß ſich der Verbrecher ſelbſt entleibt habe und daß ihnen, den Gouverneurs, demnach nichts mehr zu thun übrig bleibe, als ihr tiefes Bedauern, über das, was vorgefallen war, auszuſprechen. Weitere Verhandlungen führten zu Nichts. Die japaneſiſchen Beamten verweigerten Aufſchluß zu geben und wollten von der ganzen Sache Nichts wiſſen. „Vielleicht," ſagten ſie, „war der Mörder verrückt geweſen; vielleicht war er von einem der engliſchen Soldaten beleidigt worden und hatte ſich rächen wollen. Jedenfalls war er nun todt, außerhalb des Bereiches ihrer und jeder menſchlichen Gerichtsbarkeit."

Der Oberſt Neal mußte ſich mit dieſem Beſcheide begnügen und ſeine Regierung erklärte ſich ſpäter ebenfalls damit zufrieden geſtellt. Man verdoppelte die Leibwachen der fremden Geſandten in Yeddo, einige von ihnen zogen ſich nach Yokohama zurück und damit war die ganze Sache abgethan. Zwei Soldaten waren auf ihrem Poſten geſtorben, ihr Mörder hatte ſich getödtet. Der Vorfall, obgleich unaufgeklärt, war erledigt und man mußte ihn auf ſich beruhen laſſen.

Die Ermordung des Herrn Lenox Richardſon war von ganz andern Umſtänden begleitet. Sie fand am lichten Tage ſtatt, im Beiſein mehrerer lebenden Zeugen, deren übereinſtimmende Ausſagen nichts mehr zu ermitteln übrig laſſen.

Am Sonntag, 14. September, veranſtalteten die Herren Lenox Richardſon, Clarke und Marſhall und Frau Borradaile einen Ausflug nach Kawaſacki, einem an der großen Landſtraße gelegenen, drei Meilen von Yokohama entfernten Dorfe. Hinter Kanagawa, dem erſten größeren Flecken, der auf dem Wege nach Kawaſacki liegt, begegneten die vier Spaziergänger einer großen Anzahl japaneſiſcher Soldaten, die ihnen in kleinen, 10 bis 30 Mann ſtarken, zerſtreuten Banden entgegenkamen. Sie ritten an 2—3000 dieſer Leute ungeſtört vorüber und befanden ſich plötzlich, an einer Stelle, wo der Weg auf beiden Seiten von Reisfeldern eingeengt wird, vor einem ſtattlichen, feierlichen Zuge. Wohlbewaffnete Männer marſchirten hintereinander auf beiden Seiten des Weges, und in der Mitte deſſelben wurde eine koloſſale Sänfte, ein ſogenannter Norimon getragen, deſſen ſich nur Fürſten und die höchſten Staatswürdenträger auf ihren Reiſen bedienen dürfen. Die Europäer reiten dieſem Zuge ohne Furcht und Mißtrauen entgegen und lenken ihre Pferde ſeitwärts, um die Ordnung deſſelben nicht zu ſtören. Da tritt ihnen ein Japaneſe entgegen, ſtellt ſich vor die Pferde des Herrn Richardſon und der Frau Borradaile und richtet einige Worte an ſie, die von lebhaften Geſticulationen begleitet ſind. Richardſon, der voran reitet, wendet ſich zu ſeinen Gefährten und fragt, was er thun ſolle, da man ihn verhindere, weiter zu reiten. „Kehren Sie um," ruft Marſhall, der ein Unglück ahnt, „um des Himmels willen, vermeiden Sie jeden Streit."

Digitized by Google

Richardſon und Frau Borradaile, beide vorzügliche Reiter, lenken mit größter Vorſicht um, können es aber trotzdem nicht vermeiden, einige Unordnung in den Reihen der Japaneſen hervorzubringen. Da ertönt aus der Sänfte eine erzürnte Stimme, die Stimme des Fürſten. In demſelben Augenblicke hat auch ſchon der Japaneſe, der zuerſt die Pferde angehalten hatte, ſein bauſchiges, weitfaltiges Gewand, das ihm den Oberkörper bedeckt, abgeworfen, nackt bis an den Gürtel ſeinen Säbel gezogen und mit einem entſetzlichen Streiche Richardſon, der ihm den Rücken kehrt, getroffen. Darauf ſtürzt er auf Frau Borradaile los. Der erſte Schlag, der ihr beſtimmt iſt, wird von Richardſon aufgefangen; ein zweiter Hieb ſchwirrt dicht über ihrem Kopfe vorbei und ſchneidet ein Stück von ihrem Hute ab. Alles dies iſt das Werk weniger Augenblicke. Die Luft erbebt von wildem Geſchrei, überall ſieht man Waffen blitzen. „Flieht, flieht!“ ſchreit Marſhall und alle Vier eilen im Galopp davon. Einige Japaneſen, die ihnen den Weg verſperren wollen, werden von den ſcheuen Pferden niedergeriſſen, aber die Reiter können nicht allen Hieben, die von beiden Seiten auf ſie herabfallen, ausweichen. Richardſon erhält viel ſchwere Wunden, Marſhall einen Stich in die Seite, dem Herrn Clarke wird der Arm zerſchlagen, aber alle Vier können noch fliehen und entkommen der mörderiſchen Wuth ihrer Gegner.

Herr Marſhall, der ſein kaltes Blut vollkommen bewahrt hat, ruft der Frau Borradaile, ſeiner Schwägerin, und Herrn Clarke zu, ihn nicht zu erwarten; darauf wendet er ſich zu ſeinem Freunde Richardſon, auf deſſen Geſichte ſchon der Tod geſchrieben ſteht, und erkundigt ſich ängſtlich nach ſeinem Befinden. „Mit mir iſt es aus,“ ſagt der Unglückliche, „ſie haben mich getödtet.“ Er reitet noch einige Schritte weiter, dann fallen ihm die Zügel aus den verſtümmelten Händen und er gleitet langſam und ſchwer zur Erde. Rettung iſt nicht mehr möglich — Richardſon haucht ſein junges Leben aus zehn tödtlichen Wunden aus. Meuchlings von hinten angegriffen, in Stücken gehackt, ohne daß es ihm möglich geweſen, ſich zu vertheidigen, ſtirbt er, wie der arme Heusken, wie die Capitaine Voß und Decker, wie alle Diejenigen, die in den letzten vier Jahren von den Japaneſen ermordet worden ſind.

Marſhall ſieht ein, daß ihm nichts zu thun übrig bleibe, als an ſeine eigene Rettung zu denken. Er ergreift die Zügel von Richardſon's Pferde, giebt dem ſeinen die Sporen und gelangt bis nach Kanagawa. Dort verlaſſen ihn aber ſeine Kräfte, und nur mit großer Mühe erreicht er das amerikaniſche Konſulat, wo ihm bald aufmerkſame Pflege zu Theil wird.

Indeſſen eilte Madame Borradaile in wilder Flucht nach Yokohama. Dort erblickt ſie Herr Gower, ein Mitglied der engliſchen Geſandtſchaft. Er ſieht ſie bleich wie der Tod, verſtört, erſchrecklich, ihre Kleider in wilder Unordnung, mit Blut und Staub bedeckt und fragt beſtürzt, was vorgefallen ſei? Sie erzählt ihm in kurzen Worten, was ſich ereignet hat und verliert ſodann das Bewußtſein. Herr Gower verbreitet die Schreckensbotſchaft in ganz Yokohama. Die fremde Gemeinde erhebt ſich wie Ein Mann, und kaum ſind wenige Minuten verfloſſen, ſo iſt auch ſchon die Straße nach Kanagawa mit mehr als hundert Reitern bedeckt, die den Leichnam des unglücklichen Lenox Richardſon aufſuchen und womöglich ſeinen Tod rächen wollen. Duchesne de Bellecourt, der franzöſiſche Miniſter, Howard Vyſe, der engliſche Konſul, und Dietrich von Polsbroeck, ſein holländiſcher Amtsgenoſſe, reiten an ihrer Spitze, von einigen vierzig Soldaten, Wachen der engliſchen und franzöſiſchen Legationen, begleitet. Sie gelangen an die Stelle, wo Richardſon gefallen iſt, aber ſie finden dort nur noch eine Blutlache. Ein Kind, das befragt wird, führt ſie zum Ort, wohin man den Leichnam geworfen hat. Da liegt er, unter einer alten Matte, entſetzlich verſtümmelt. Man ſchafft ihn nach Yokohama und conſtatirt dort in amtlicher Weiſe, daß „Lenox Richardſon, engliſcher Unterthan, im Konſular-Diſtrikte von Kanagawa, auf der großen Landſtraße, die von Yokohama nach Kawaſacki führt, von Japaneſen, die mit Lanzen und Säbeln bewaffnet waren, und deren Namen noch nicht ermittelt werden konnten, ermordet worden iſt.“

Hierauf traten die Mitglieder der fremden Gemeinde zur Berathung der noch zu ergreifenden Maßregeln zuſammen. Herr Duchesne de Bellecourt, der franzöſiſche Miniſter, der Graf d'Harcourt, Kommandant des auf der Rhede von Yokohama liegenden Kriegsſchiffes le Monge, der engliſche und der holländiſche Konſul und mit ihnen die Mehrheit der Gemeinde-Mitglieder ſtimmen für entſchiedene Maßregeln, „die Mörder ſind noch in der Nähe von Yokohama; man muß ihnen ſofort nachſetzen, mit ihnen kämpfen, wenn es die Nothwendigkeit erheiſcht; auf jeden Fall das Verbrechen, das ſie begangen, auf der Stelle beſtrafen.“ Einige vorſichtige Stimmen machen ſich vernehmbar, um die Schwierigkeiten auseinanderzuſetzen, auf die man ſtoßen würde, wollte man den vom Vertheidigungs-Komité gefaßten Beſchluß ausführen und rathen, die Angelegenheit vor die geſetzlichen Behörden zu bringen. Der Oberſt Neal übernimmt die Verantwortlichkeit einer endgültigen Entſcheidung, indem er ſich, in ſeiner Eigenſchaft als engliſcher Bevollmächtigter, dem Entſchluſſe, die Mörder ſofort zu verfolgen, formel widerſetzt. Damit iſt die ganze Angelegenheit vorläufig beſeitigt, und die fremde Gemeinde von Yokohama muß abwarten, was man in London darüber beſchließen wird.

Ich habe verſucht, in möglichſter Kürze einen vollſtändigen Bericht über dieſe jüngſten tragiſchen Ereigniſſe zu geben. Die Art und Weiſe, in welcher dieſelben Seitens der Fremden betrachtet worden, iſt einfach folgende:

Die Herren Richardſon, Marſhall, Clarke und Madame Borradaile hatten das Recht, ſich am 14. September 1862 auf der großen Straße aufzuhalten, die von Kanagawa nach Kawaſacki führt; ſie haben Nichts gethan, was in den Augen europäiſcher Richter als mildernder Umſtand für das gegen ihre Perſonen verübte Verbrechen angeführt werden könnte; die Mörder von Herrn Richardſon und alle Diejenigen, welche verſucht haben, die Herren Marſhall und Clarke und Mad. Borradaile zu ermorden, verfallen demnach der Strafe, welche das Geſetz den Mördern und ihren Mitſchuldigen vorbehält.

Dies iſt die Beſchlußnahme, die von jedem europäiſchen Gerichtshofe gefaßt werden würde; aber da es ſich um Japan handelt, ſo verlangt die Gerechtigkeit, daß man die Anſchauung der Japaneſen kennen lerne und berückſichtige. Thut man dies, ſo verſchwindet das Verbrechen und Richardſon iſt nicht ermordet, ſondern nur gebührlich beſtraft worden.

Die Achtung vor dem Geburtsadel iſt die Religion der Japaneſen. Dieſe Religion iſt unduldſam und fanatiſch und fordert ihre Märtyrer, wie ihre Opfer. Die japaneſiſche Geſchichte iſt voll von Zügen, welche beweiſen, daß jeder Samveri (Adelige) ſtets bereit ſein muß, ſein Leben aufzuopfern, wenn es ſich darum handelt, Demjenigen den Tod zu geben, der ſeinen Oberlehnsherrn beleidigt hat. Als charakteriſtiſches Beiſpiel dafür möge Folgendes dienen.

Ein hoher Staatswürdenträger beleidigt einen andern. Dieſer zieht ſich in ſeine Familie zurück und tödtet ſich, indem er ſich den Bauch aufſchneidet. Seine Freunde und Diener, die Zeugen ſeiner ehrenvollen Selbſtentleibung geweſen ſind, beſchließen, ihren Herrn zu rächen und fünfunddreißig von ihnen, berühmt in der Geſchichte von Japan, unternehmen es, dieſen Beſchluß auszuführen. Sie dringen bewaffnet in den Palaſt desjenigen, der den Tod ihres Herrn verurſacht hat, tödten dort Alles, was ſich ihnen entgegenſtellt, und bemächtigen ſich der Perſon ihres Feindes, dem ſie den Kopf abſchlagen; ſie tragen ſodann dieſe blutige Trophäe nach dem Grabe ihres Freundes, ziehen ſich auf kurze Zeit in ihre Familie zurück, um ihre Angelegenheiten zu ordnen und vereinigen ſich an einem feſtgeſtellten Tage wieder, um das blutige Werk zu vollenden, das ſie unternommen haben. Sie laſſen ſich um das Grab des Gerächten auf die Knie nieder, richten eine lange Rede an ſeine Manen, ſagen ein kurzes Gebet und entleiben ſich ſodann. Dies iſt die Geſchichte der „Fünfunddreißig Lonin,“ die jedes Kind in Japan kennt und bewundert. Sie gehört der alten Heldenzeit an, aber auch die Sitten des heutigen Tages ſpiegeln ſich treu und unverändert in ihr wieder.

Der letzte Regent in Japan, der Prinz Ikammono-kami, hat den Fürſten von Mito, den Vetter des Taikun, beleidigt; ein Streit hat ſtattgefunden, und der Fürſt von Mito iſt vom Hofe von Yeddo verwieſen worden. Einige Monat ſpäter — dies ereignete ſich im Jahre 1860 — greifen 17 Freunde des Fürſten von Mito den Regenten auf offener Straße an, als er, am lichten Tage, inmitten eines zahlreichen Gefolges vom Schloſſe des Kaiſers nach ſeinem Palaſte zurückkehrt. Sie dringen auf ihn ein und ermorden ihn; die meiſten von ihnen bezahlen mit ihrem Leben die Ehre, ihren Herrn gerächt zu haben, aber ſie haben ihn gerächt. Sie gleichen Gladiatoren zum Sterben bereit, die aber ihr Leben nur um den Preis des Blutes ihres Gegners verkaufen wollen.

Es wäre ein Leichtes, viele andere Züge aufzuführen, aber die beiden von mir gewählten Beiſpiele werden beweiſen, daß in Japan eine Beleidigung etwas ſehr Ernſthaftes und Folgenſchweres iſt. Daher kommt es auch, daß man in dieſem Lande jeden Streit ſoviel als möglich vermeidet, und daß man in allen geſellſchaftlichen Beziehungen eine vollkommene, man könnte beinah ſagen, übertriebene Höflichkeit beobachtet. Eine natürliche Folge dieſer Sitten iſt, daß eine Unhöflichkeit, gerade weil ſie ſelten iſt, bereits als eine ernſtliche Beleidigung betrachtet wird, und daß ein ſchlecht erzogener Menſch nicht nur eine unangenehme, ſondern auch eine gefährliche, wenn nicht verbrecheriſche Perſönlichkeit iſt, weil der einfachſte Verſtoß gegen den Anſtand mit Leichtigkeit Blutvergießen zur Folge haben kann.

Digitized by Google

Die japaneſiſche Etiquette erheiſcht nun unter anderem, daß die Straße, auf der ein Fürſt, oder einer ſeiner hohen Diener reiſt, frei gehalten werde. Damit dies geſchehe, ſchickt man dem Zuge Ausrufer voraus, welche der Bevölkerung mit lauter Stimme das Herannahen eines der Herren des Landes ankündigen. Auf ihren Ruf: „Stanjero!" zieht ſich jeder Japaneſe ehrerbietig in ſein Haus zurück, oder, wenn es ihm unmöglich iſt, dies zu thun, wirft er ſich auf die Knie und erwartet in der demüthigſten Stellung, die Stirn im Staube, daß der Norimon (Sänfte) des Fürſten vorübergetragen ſei. Der Gedanke, an einem Norimon, mit erhobenem Haupte vorüberzugehen, würde einen Japaneſen eben ſo unſinnig vorkommen, wie uns, in dem Empfangsſaal einer Königin mit dem Hut auf dem Kopfe erſcheinen zu wollen.

Nach dieſen kurzen Erläuterungen prüfe man nun von Neuem, was ſich am 14. September auf der Landſtraße zwiſchen Kanagawa und Yeddo ereignete. Ein hoher Würdenträger, ein naher Verwandter des Hauſes Satzuma, welches den Ruf hat, das ſtolzeſte japaneſiſche Fürſtengeſchlecht zu ſein, begiebt ſich in vollem Pomp von Yeddo nach Miako. Lange bevor man ihn ſehen kann, weiß man ſchon, daß er ſich nähert und bereitet ſich vor, ihn mit jenem ehrerbietigen Schweigen zu umringen, das ſtets in ſeiner Nähe herrſchen ſoll. Der Norimon nähert ſich langſam. Nichts, es ſei denn ein Verbrechen, kann die Ruhe und Sicherheit des Mannes, der in ihm ruht, ſtören. Plötzlich zeigt ihm ein Diener an, daß vier Leute zu Pferde ihm entgegenkommen.

„Man ſage ihnen, daß ſie ſofort umkehren ſollen."

Ein Soldat ſtellt ſich vor Herrn Richardſon und Mad. Borradaile und befiehlt ihnen, zurückzureiten. Richardſon in Geſellſchaft einer Dame kann nur friedfertige Abſichten haben. Er zögert jedoch, einem Befehle ſofortige Folge zu leiſten, der ihm von einem Manne gegeben wird, deſſen Autorität er nicht anerkennt. Er wendet ſich zu Marſhall und fragt, was er thun ſolle? „Gehorſam," räth ihm dieſer an. Dies iſt raſch geſagt, aber es bedarf einiger Minuten, um vier Pferde aufzuhalten und umzudrehen; übrigens iſt es unmöglich, letzteres zu thun, ohne die Ordnung des Zuges zu ſtören, und dies allein iſt ſchon eine blutige Beleidigung. Ein Mitglied der Familie Satzuma kann dieſelbe nicht ruhig ertragen, ohne dadurch entehrt zu werden. Der Prinz beugt ſich aus der Sänfte und ruft ſeinen Leuten etwas zu. Was er ſagt, iſt nicht von erheblicher Wichtigkeit; es genügt, daß ſeine Worte waren: „Erlaubt nicht, daß man mich beleidige," um damit das Todesurtheil der vier Fremden auszuſprechen. Die Diener ziehen ihre Schwerter und werfen ſich auf die Wehrloſen. Sie tödten Einen von ihnen und verwunden zwei Andere. Wenn ſie etwas bei dieſem Vorfall bereuen, ſo iſt es nur der Umſtand, daß ſie nicht die vier Fremden ſo haben beſtrafen können, wie ſie es verdient hätten. Das Loos desjenigen Fremden, der ſein Leben auf der Straße aushaucht und deſſen Leichnam man noch verſtümmelt, wird aber wohl genügen, um alle Barbaren zu lehren, daß man ſich nicht ungeſtraft an der Würde eines japaneſiſchen Fürſten vergreifen darf; er will es nicht leiden und hat Mittel und Wege, ſich Gerechtigkeit zu verſchaffen. „Jedermann, Fremdling oder Japaneſe, der ſich am 14. September auf dem Wege zwiſchen Kanagawa und Kawaſacki befunden und ſich dort benommen hätte, wie dies die vier Engländer gethan haben, würde von dem Gefolge des Fürſten von Satzuma behandelt worden ſein, wie die Herren Richardſon, Marſhall, Clarke und Mad. Borradaile behandelt worden ſind."

Dies iſt die japaneſiſche, keineswegs unſere Anſchauung von dem Tode des Herrn Richardſon; wir gehören der weißen Raçe an, haben die Vorurtheile unſeres Volkes und brauchen dazu nicht die eines Andern zuzufügen. Sollte eine derartige Weigerung den Tod eines der Unſeren nach ſich ziehen, ſo würden wir das Recht haben, die Beſtrafung ſeiner Mörder zu verlangen.

Zufolge der mit Japan abgeſchloſſenen Verträge, war Herr Richardſon berechtigt, ſich am 14. September auf dem Wege nach Kanagawa aufzuhalten, war er berechtigt, dort ſo zu handeln, wie er gehandelt hat, hatte ſich überhaupt Nichts zu Schulden kommen laſſen, was, den Verträgen gemäß, irgendwie ſtrafbar ſei, iſt deſſen ungeachtet getödtet und folglich ermordet, nicht beſtraft worden.

Selbſt in der Vorausſetzung, daß Herr Richardſon ein Verbrechen begangen hätte, würde ſein Tod noch immerhin ein ungeſetzlicher und unzurechtfertigender bleiben. Der zwiſchen England und Japan abgeſchloſſene Vertrag läßt keinen Zweifel darüber, denn er ſagt ganz ausdrücklich in § 5.: „Britiſche Unterthanen, welche ſich eines Verbrechens gegen Japaneſen ſchuldig machen, ſollen vor ein britiſches Gericht geſtellt und von dieſem nach britiſchem Geſetz verurtheilt werden." Die Rechtsfrage bietet alſo gar keine Schwierigkeiten dar, denn es iſt klar, daß ein Verbrechen verübt worden iſt, und daß ein engliſcher Unterthan als Opfer deſſelben gefallen iſt. Es handelt ſich demnach nur darum, zu ermitteln, auf welche Weiſe das Geſetz in Kraft geſetzt werden kann, um die Schuldigen zu beſtrafen.

Wollten wir uns von den Verträgen leiten laſſen, ſo würde auch dieſer Punkt keine großen Schwierigkeiten darbieten. Wir leſen nämlich in dem bereits angeführten § 5.: „Daß jeder Japaneſe, der ſich eines Verbrechens gegen einen britiſchen Unterthan ſchuldig macht, von der japaneſiſchen Obrigkeit verhaftet, verurtheilt und beſtraft werden ſoll."

Es fragt ſich aber zunächſt, ſind Richardſon's Mörder nach japaneſiſchem Geſetz überhaupt ſtrafbar? Ich glaube dies nicht, will dies jedoch nicht näher unterſuchen, da ich als gewiß annehmen darf, daß nicht Eine Nation des Weſtens zugeben würde, ihre Unterthanen dem Schutze einer Geſetzgebung anzuvertrauen, welche Mordanfälle unbeſtraft verüben läßt. Wenn zwei heterogene Civiliſationen in Berührung gerathen, ſo kann es nicht vermieden werden, daß Reibungen ſtattfinden, und es iſt offenbar, daß in dieſem Falle die ſchwächere Civiliſation der ſtärkeren weichen muß. In einem ſolchen Falle iſt alſo dasjenige Recht, was wir als Recht annehmen und in dem Falle, der uns beſchäftigt, muß alſo die japaneſiſche Obrigkeit die Mörder von Richardſon beſtrafen, möge ſie in denſelben Verbrecher ſehen, oder nicht.

Nun fragt es ſich aber, wo die japaneſiſche Obrigkeit zu ſuchen iſt? Die Antwort iſt keine leichte. Ganz gewiß iſt es, daß die von den Japaneſen anerkannte obrigkeitliche Gewalt nicht im Beſitz des Hofes von Yeddo iſt, mit dem die europäiſchen Mächte ihre Verträge abgeſchloſſen haben. Dieſe Behauptung wird nach dem, was ich in meinem „Offenen Sendſchreiben an die diplomatiſchen Vertreter der Weſtmächte in Japan" geſagt habe, wohl Niemand überraſchen. Ich glaube mich auf dieſen Brief berufen zu dürfen, da derſelbe im „Preußiſchen Handels-Archive" in der Ueberſetzung vollſtändig wiedergegeben und von da aus in die hauptſächlichſten deutſchen Zeitungen übergegangen iſt. Der Taikun hat demzufolge nicht das Recht, einen Unterthan des Fürſten von Satzuma zu verhaften, oder zu beſtrafen. Die Gouverneure von Kanagawa haben dies offen bekannt, und der engliſche Miniſter hat von ihnen auch nicht die geringſte Genugthuung erlangen können.

Was bleibt demnach zu thun übrig? Ich unternehme es nicht, heute ausführlich darauf zu antworten, aber ich conſtatire, daß, wenn die engliſche Regierung Genugthuung für das an Einem ihrer Unterthanen verübte Verbrechen erlangen wollte, ſie ſich mit ihrer Forderung direkt an den Fürſt von Satzuma wenden müßte. Dieſer iſt einer der alten Daimios von Japan, den Fremden feindlich geſinnt, und der noch nicht hat vergeſſen können, daß es ſeinen Vorfahren ein Leichtes war, ſich aller chriſtlichen Barbaren zu entledigen, indem er Diejenigen tödtete, deren er habhaft werden konnte. Er glaubt zweifelsohne, daß ſich die Zuſtände ſeitdem nicht verändert haben, und dies erklärt die Art und Weiſe ſeines Auftretens gegen Fremde.

Es iſt wahrlich Zeit, ihn und ſeine Geſinnungsgenoſſen endlich zu enttäuſchen. Seit dem Tage, wo Europäer Fuß auf den japaneſiſchen Boden geſetzt haben, hat man angefangen, dieſelben zu ermorden; bereits zwölf Unſchuldige ſind als Opfer des japaneſiſchen Fanatismus gefallen, und auch nicht ein Einziger der Uebelthäter iſt bisjetzt beſtraft worden. Worauf wartet man noch? Es wird nothwendig und dringlich, daß die Weſtmächte Maßregeln treffen, welche das Leben ihrer in Japan anſäſſigen Unterthanen ſichern, oder daß ſie denſelben anbefehlen, ein Land zu verlaſſen, in dem ſie ſich angeſiedelt hatten, kraft der Verträge, welche verſicherten, daß „ewiger Friede und Freundſchaft" zwiſchen Japaneſen und Fremden herrſchen ſollte.

Rudolph Lindau.

## England.

### Byron's Jugendjahre.

Die Alleinherrſchaft der Romantiker in der Literatur und ihre Uebermacht im Leben iſt längſt gebrochen — aber auch der Schaden, welchen ſie über uns gebracht, iſt zum großen Theil geſchwunden. Der Haß, welcher ihrem Falle unmittelbar folgte, hat keinen Boden mehr: was ſie Großes geſchaffen haben, wir dürfen es ohne Groll genießen; was ſie gegen ihre Mitmenſchen gefehlt haben, wir dürfen es heut vergeſſen; aber was ſie gegen ſich ſelbſt geſündigt haben: wir erfahren es heut aus ihren Briefen und wir deuten es aus ihren Werken mit tiefer Betrübniß und mit aufrichtigem Bedauern.

Digitized by Google

Ihre Selbſtgerechtigkeit hat die allgemeine Moral nicht zerſtört; nur ihr eignes ſittliches Fundament haben ſie untergraben, nur ihrem eigenen Gemüth haben ſie den Wurm der Ueberſättigung eingepflanzt.

Erſchütternder fiel Keiner ein Opfer dieſer moraliſchen Haltloſigkeit, als Byron, der wie kein Zweiter befähigt ſchien, die ganze Fülle irdiſchen Glück's zu erſchöpfen. Von kräftigem Körper, ſchön, einer der erſten Familien ſeines Landes entſproſſen, in früher Jugend ſchon im Beſitz bedeutender materieller Mittel, gebot er der Zaubermacht der Sprache, in einem Alter, in dem Andere erſt ernſthaft zu lernen beginnen.

Aber ein Unſtern waltete über ihm von ſeiner Geburt an, und es iſt ein betrübendes aber belehrendes Beiſpiel, die Momente zu betrachten, welche ihn in eine ſo verderbliche Richtung trieben.

Wir ſtellen dieſe Momente aus einem Werke zuſammen, das in lichter Form das Leben des Dichters beſpricht und ſeine Schriften nur berührt, wo ſie in ihrer Eigenſchaft als Selbſtbekenntniſſe den Einblick in das Weſen Byron's erleichtern.*

Byron brachte ein körperliches Gebrechen mit zur Welt: ein Fuß war aus ſeiner natürlichen Lage gerenkt, und das Uebel war unheilbar. Die heutzutage ſo häufig mit Erfolg angewandte Operation der Sehnendurchſchneidung war damals noch nicht oft geübt; die berühmteſten Aerzte wurden zu Rathe gezogen; man quälte den kleinen Knaben, ohne eine Beſſerung zu erzielen, mit Bandagen und orthopädiſchen Maſchinen, welche ſo unbequem waren, daß ſie ihn am Einſchlafen hinderten; die Wärterin ſaß dann bei ſeinem Bette (die Mutter ſchien ihr den Liebesdienſt gern abzutreten) und erzählte ihm Märchen und Legenden.

Die Lahmheit des Fußes hinderte ihn ſein ganzes Leben hindurch am bequemen Gehen. Das Gebrechen ihres einzigen Kindes hätte für die Mutter ein natürlicher Anreiz zu erhöhter Liebe und Zärtlichkeit ſein ſollen — allein die Mutter war eine hämiſche Frau, von großer Leidenſchaftlichkeit, ſklaviſch ihren augenblicklichen Gefühlen, die oft zu Wuthausbrüchen führten, hingegeben, ungebildet, kleinlich. Das Mißgeſchick des Sohnes mußte oft dazu dienen, eine Zielſcheibe ihres Hohnes zu ſein. Solchen traurigen Zornausbrüchen folgte gewöhnlich eine maßloſe Reue; und nun hätte ſie den Kleinen mit ihren leidenſchaftlichen Liebkoſungen faſt erſticken mögen.

Dieſe Zügelloſigkeit der Gefühle hat der Dichter von der Mutter übernommen; im zarteſten Alter ſchon hatte er Anfälle von ſtummer Wuth. Als er eines Tages geſcholten wurde, weil er ſein neues Röckchen, das man ihm ſoeben angezogen, beſchmutzt hatte, wurde er ganz bleich im Geſicht, und mit beiden Händen das Kleidchen ergreifend, zerriß er es von oben bis unten, ohne ein Wort zu ſprechen. Es wird ferner noch irgendwo eine Untertaſſe aufbewahrt, aus welcher das Kind einſt in einem Anfall von ſtiller Empörung ein Stück herausgebiſſen hatte.

Seine Verkrüppelung, wie er ſie ſelbſt bezeichnete, war für ihn vor allen Dingen eine Kränkung ſeiner Eitelkeit. Auf alle Weiſe ſuchte er durch Anzug und Stellung des Körpers das Leiden den Blicken Anderer zu entziehen und er empfand es als tödtliche Beleidigung, darauf in irgend einer Weiſe aufmerkſam gemacht zu werden. Als einſt ein Mädchen mit einem andern kleinen Kinde ſich zu Byron's Wärterin geſellte und bedauernd äußerte, wie Schade es ſei, daß ein ſo hübſcher Knabe einen ſolchen Fuß habe, da ſchlug der Kleine mit ſeiner Peitſche nach ihr und rief: davon ſollſt Du nicht ſprechen! Als er dagegen einem andern lahmen Jungen begegnete, fühlte er dieſem gegenüber ſich erleichtert und ſagte: Komm mit mir, dann geh'n ein Paar Klumpfüße zuſammen die Straße entlang.

Im Grunde ſeines Herzens war der Knabe gut und wohlwollend, und unter einer konſequenten und ſtreng ſittlichen Leitung hätten ſeine moraliſchen Anlagen ſich in demſelben Grade entwickeln können, wie ſeine geiſtigen. Aber einen Vater, der dieſe konſequente ſittliche Leitung hätte übernehmen können, mußte der Dichter entbehren. Capitain Byron, der Vater des Knaben, ein leichtſinniger Mann, hatte ſeine Frau geheiratet, um durch ihr Vermögen Ruhe vor ſeinen Gläubigern zu erhalten; die Ehe war ſehr unglücklich, die Gatten trennten ſich bald und der Capitain ſtarb, als ſein kleiner Sohn drei Jahre alt war, im Auslande.

Als der kleine Georg Byron zehn Jahre alt war, ſtarb ſein Großoheim Lord Byron der Fünfte (1798) und die Pairswürde ging auf den Knaben über, der zugleich den Titel eines Lord erhielt.

Wenn jemals ein Kind vermöge ſeines Naturells geeignet war, durch einen ſolchen Glückswechſel in die ſchlimmſten Verſuchungen des Hochmuthes und des Uebermuthes zu gerathen, ſo war es der kleine George Byron. Als er die Nachricht erhielt, daß er nun ein Lord ſei, lief er zu ſeiner Mutter und fragte: ob ſie eine Veränderung an ihm wahrnähme; er ſelbſt habe in den Spiegel geſehen, aber Nichts bemerken können. Daß der Knabe von der gewaltigen Umwandlung, die in ſeiner Lebensſtellung eingetreten war, auch eine an ſeiner Perſon wahrnehmbare Wirkung erwartete, iſt kaum zu verwundern; war er doch in den Augen ſeiner Umgebung von nun an ein Weſen höherer Art. Gleich am andern Tage redete der Schullehrer, als die Knaben ihre Anweſenheit in der Schule durch Aufſtehen zu bekunden hatten, ihn mit „Dominus“ an. Sogleich waren Aller Augen auf ihn gerichtet, was den Knaben ſo verwirrte, daß er die gebräuchliche Antwort „adsum“ nicht über die Lippen bringen konnte. Allerdings war die Umänderung ſeiner äußeren Lebensſtellung bei den eigenthümlichen engliſchen Adelsverhältniſſen eine ſehr bedeutende; Adelige im ſtrengſten Sinne des Worts ſind dort nur die Mitglieder des Hauſes der Lords, etwa vier hundert Männer, eine viel geringere Zahl, als es in Deutſchland Könige, Fürſten und Prinzen giebt. In der That iſt ein Lord nichts Geringeres, als ein deutſcher Fürſt; ſeiner eigenen Meinung nach, ſteht er jedoch viel höher, und die Großen Englands werden keineswegs anerkennen, daß z. B. ein Großherzog von Mecklenburg oder von Sachſen etwas mehr ſei, als ſie. Viele von ihnen ſind auch nicht nur reicher als dieſe kleinen Monarchen, ſondern ſie halten den politiſchen Einfluß, den ſie als geborne Geſetzgeber Großbritannien's üben, für viel bedeutender und wünſchenswerther, als die Macht jener regierenden Herren. Neben der politiſchen Macht haben ſie zugleich eine imponirende, ſoziale Stellung; der Lord vereinigt in ſeiner Perſon Adel und Reichthum; Geburt und Geld ſind aber die beiden engliſchen Götzen, und er iſt daher die Verkörperung deſſen, was von Allen am meiſten begehrt und geſchätzt wird. Ein unverheirateter Lord, gleichviel ob er alt oder jung, ſchön oder häßlich, gut oder laſterhaft iſt, bleibt das Ziel der Wünſche für alle Mütter heiratsfähiger Töchter und wohl auch für dieſe ſelbſt, und gar ein junger, liebenswürdiger Lord iſt ein Halbgott, der ſich herabläßt, eine Sterbliche zu beglücken.

Noch im Sommer 1798 verließ der junge Lord Byron, von ſeiner Mutter und ſeiner Wärterin begleitet, Schottland, um das Schloß ſeiner Ahnen in Beſitz zu nehmen. Als man das letzte Chauſſeehaus erreichte, von dem aus man den Park von Newſtead Abbey vor ſich liegen ſah, that Mrs. Byron, als wenn ſie die Gegend nicht kennte und fragte die Einnehmerin, wem die Herrſchaft gehöre? Die Frau erwiederte, der letzte Eigenthümer, Lord Byron, ſei vor einigen Monaten geſtorben. „Und wer iſt der Erbe?“ fragte die ſtolze und glückliche Mutter. „Es ſoll,“ lautete die Antwort, „ein kleiner Junge ſein, der in Aberdeen lebt!“ Da konnte die Wärterin ſich vor Entzücken nicht länger halten, ſie küßte den kleinen George, den ſie auf dem Schoße hielt, und rief: „Und dieſer hier iſt's, Gott ſegne ihn!“ Stärker konnte der Funke der Eitelkeit zur Flamme nicht geſchürt werden!

Der bisherige Eigenthümer von Newſtead Abbey war ein ſeltſamer, heftiger und menſchenſcheuer alter Herr geweſen; ſeine Vergangenheit war nicht makellos: in einem Duell ohne Sekundanten hatte er einen Verwandten erſtochen; in dem deshalb angeſtellten Prozeß wurde er zwar freigeſprochen, indeß die Geſellſchaft mied ihn fortan und er lebte einſam. Die wunderlichſten Gerüchte waren über ihn im Gange; an dem Schloßteiche zeigte man eine Stelle, an welcher er ſeine Frau in's Waſſer geſtürzt haben ſollte, eine ungerechtfertigte Verleumdung, die indeß bei ſeiner finſtern Lebensart allgemeinen Glauben fand. Da er die Menſchen mied, fürchtete er ſie; er ging nie ohne Waffen, ſelbſt bei Tafel mußten geladene Piſtolen liegen. Trotzdem er keinen geſellſchaftlichen Aufwand machte, war er doch ſtets in Geldverlegenheit; ſeine Gläubiger hatten die Jahreseinkünfte ſeiner Güter oft vorweggenommen; Niemand von ſeinen Gutsangehörigen hing an ihm; er konnte für Niemand etwas thun. Um ſeine Familie hatte er ſich wenig gekümmert, von ſeinem Erben hatte er nie Notiz genommen.

Der Geiſt des wüſten alten Mannes weilte noch in dem Schloß — und das war für den jungen Erben ein großes Unglück. „Wäre der verſtorbene Lord“ ſagt Moore in ſeinem Werke (Briefe und Tagebücher Lord Byron's) „bei ſeinen Unterthanen beliebt geweſen und hätte er den Ruf eines guten und tugendhaften Mannes hinterlaſſen, ſo wäre dies vielleicht im Stande geweſen, den Knaben zur Nacheiferung anzureizen, und dem ſchlechten Einfluß entgegen zu wirken, welchen der unheilvolle leidenſchaftliche Charakter ſeiner Mutter auf ihn üben mußte. Denn Nichts kann für die moraliſche Entwickelung eines Kindes verderblicher ſein, als Mangel an Selbſtbeherrſchung des Erziehers, und ganz beſonders verderblich mußten die Folgen bei einem von Natur ſchon ſo eigenwilligen und gewaltſamen Charakter ſein, wie der des jungen Byron. Die wunder-

* Lord Byron. Eine Biographie von Dr. Felix Eberty, Profeſſor in Breslau. 2 Bde. Leipzig, S. Hirzel, 1862.

Digitized by Google

ſamen Erzählungen, welche über den letztverſtorbenen Lord in der Leute Mund umgingen, die ihn faſt wie einen von böſen Geiſtern Beſeſſenen anſahen, waren ganz dazu geeignet, die Phantaſie eines mit poetiſchen Anlagen ſo reich begabten Kindes zu reizen, ja ſogar in ihm eine kindiſche Bewunderung und die Luſt zur Nachahmung von Dingen zu wecken, von denen er ſah, daß ſie dem Verſtorbenen eine gewiſſe Berühmtheit verſchafft hatten, und diejenigen, welche in den Hauptperſonen mehrerer ſeiner Dichtungen ſpäter Aehnlichkeiten mit dem Charakter ſeines Vorgängers erkennen wollten, mögen hierin ſo ganz Unrecht nicht gehabt haben.“ — Auch äußere Gewohnheiten des Verſtorbenen machte der junge Erbe ſich zu eigen; ſo das beſtändige Waffentragen. Schon als Schulknabe führte er in der Weſtentaſche geladene Terzerole; auch das Duell, welches den Großoheim in den Prozeß verwickelt hatte, war eine Lieblingsvorſtellung des Knaben.

Der Unterricht, welchen der junge Byron im Hauſe erhielt, erwies ſich bald als ungenügend; die Mutter gab ihn daher in eine Schule, aber in ihrer Launenhaftigkeit ließ ſie ihn oft Wochen lang nicht hingehen; ſeine Fortſchritte waren gering und er wurde deshalb in ein Gymnaſium geſchickt, nach Harrow. Faſt alle Schüler daſelbſt waren von guter Familie, aber Pairs von England waren natürlich nur wenige, und der Kaſtengeiſt machte ſich bei Byron ſo ſtark geltend, daß er es als eine perſönliche Kränkung empfand, wenn einer von dieſen Letztern getadelt oder gar geſtraft wurde. Ein Lieblingsthema ſeiner Unterhaltung war der große Vorzug, den ein alter Pair vor den neu ernannten Lords genieße, und er hatte ſich dadurch den Spottnamen „der alte engliſche Baron“ zugezogen.

Unterbrochen wurde dieſe Schulzeit auf einige Wochen durch das eitle Verlangen der Mutter, mit ihrem Knaben in dem Badeorte Bath zu paradiren, wo ſie ſich im Sommer 1802 aufhielt. Hier wurde der angehende Jüngling gar voreilig in das Weltleben eingeführt, wohnte Bällen und Maskeraden bei, und erſchien in den Augen der Damen als ein drolliger, angenehmer Burſche, der einen Hang zur Satire nicht verbergen konnte, ſobald das Geſpräch ſich zur Charakteriſtik von Perſonen wandte. Die Ferien des nächſten Jahres hatten einen noch verderblichern Einfluß auf den Jüngling als dieſer vorzeitige Einblick in eine nicht immer reine Welt; er kam in jenen Ferien zu ſeiner Mutter und dieſe hatte ihren Wohnſitz in Nottingham, in der Nähe von Newſtead Abbey aufgeſchlagen. Ebenfalls in nächſter Nähe liegt Anneſley, eine Herrſchaft der mit Byron verwandten Familie Chaworth. Während ſeines Aufenthaltes in Nottingham wurde der junge Byron in Anneſley eingeführt und lernte hier die einzige Tochter und Erbin des Hauſes Marie Anne kennen; ſie war etwa zwei Jahr älter als Byron und hatte ihr Herz bereits an einen Verehrer, der nachmals ihr Gatte wurde, verſchenkt. Dies hinderte indeß nicht, daß der ſehr empfängliche Byron eine heftige Leidenſchaft zu ihr faßte, welche durch die Verwandtſchaft zwiſchen beiden und durch vielfaches vertrauliches Beiſammenſein ungewöhnlich begünſtigt wurde. Es ſcheint, daß das achtzehnjährige Mädchen die Verehrung des noch nicht ſechszehnjährigen Jünglings eigentlich poſſierlich gefunden hat und ſich an deſſen Leidenſchaft ergötzte, ohne eine Gefahr für ihr Herz zu fürchten. Sie ritten und gingen zuſammen ſpazieren, und der junge Dichter (er hatte auf dem Gymnaſium in Harrow ſich ſchon mannigfach als Dichter verſucht) ſaß oft ſtumm in Träumereien verſunken neben der Freundin. Seine glücklichſten Augenblicke waren es, wenn er ihrem Geſange lauſchen durfte, und ein kleines wälſches Lied „Marie Anne“ war hauptſächlich wohl des Namens wegen ſein Lieblingsſtück. Seine jugendliche Phantaſie umgab die Geliebte mit einer ſolchen Glorie, daß er noch in ſeinen letzten Jahren zu ſagen pflegte: Marie Anne's Bild ſei das Ideal, auf welches alle ſeine poetiſchen Frauengeſtalten zurückgeführt werden müßten. Ihr Bild und eine Locke von ihrem Haar hat er ſein ganzes Leben hindurch am ſchwarzen Bande auf der Bruſt getragen.

Das ſchwärmeriſche Verhältniß ſollte zu einem für den jungen Liebenden ſehr niederſchmetterndem Schluſſe kommen: eines Tages hörte Byron zufällig, wie Marie Anne in der Nebenſtube zu ihrer Zofe ſagte: „Glaubſt Du im Ernſt, daß ich mir aus dem lahmen Jungen Etwas mache?“ Es war ſpät am Abend; aber augenblicklich ſtürzte er aus dem Hauſe und ohne zu wiſſen, wohin, rannte er in die Nacht hinein. Er fühlte ſich auf das Grauſamſte verletzt; ſeinen ſchönſten Idealen war Hohn geſprochen. Er hat ſpäter zu vielen Frauen in nächſter Beziehung geſtanden, aber reine, lautere Liebe fand er nicht, wie er ſie auch nicht gab.

Wie gewaltig ihn die Leidenſchaft durchbebte, das erkennen wir aus einem Gedicht, das er elf Jahre ſpäter verfaßte: „Der Traum.“ Als dieſe Verſe geſchrieben wurden, hatte er ſich bereits vermählt, hatte ſich von ſeiner Gattin wieder getrennt und ſich von ſeinem Vaterlande für immer abgewendet. Alle Bande waren gelöſt, nur an dem Bilde der einſt Geliebten hält er feſt, und dieſe tief melancholiſchen und doch von ſüßer Wehmuth erfüllten Traumbilder ſprechen es aus, daß ſein ganzes Leben ein Irrweg geweſen, weil es nicht zu ihr geführt. Wir führen eine Stelle aus jenem Gedicht an in der ſchönen Ueberſetzung des Herrn Eberty, welche die Empfindungen Byron's nach jenem belauſchten Geſpräch ausdrückt:

Noch einmal ändert ſich das Traumgeſicht.
Ein altes Schloß erſcheint und vor dem Thor
Stampft ungeduldig ein gezäumtes Roß
Doch drinnen im gewölbten Saale ſteht
Der Knabe wieder, ganz allein und bleich.
Er ſchreitet heft'gen Schrittes auf und ab,
Sinkt auf den Seſſel, greift zur Feder, ſchreibt,
Was ich zu leſen nicht vermochte. Mit der Hand
Stützt er das Haupt. Wie Fieberſchauer zuckt's
Durch ſeine Glieder. Haſtig ſpringt er auf,
Zerdrückt mit zitternd wilderregtem Griff
Das Blatt, worauf er ſchrieb — doch weint er nicht,
Und preßt gewaltſam ſeinen Gram zurück.

An ſeiner Mutter fand er keine liebevolle, tröſtende Vertraute; ſein Verhältniß zu ihr hatte ſich mit den Jahren verſchlimmert. Mrs. Byron wurde in ihren Wuthausbrüchen durch das ironiſch ruhige Benehmen des Sohnes immer mehr gereizt, denn je lauter ſie tobte und Alles, was ſie in die Hände bekam, um ſich her dem Gegenſtande ihres Zornes wo möglich in's Geſicht warf — um ſo tiefere Verbeugungen machte der Sohn, bis ſchließlich ein Angriff mit der Feuerzange oder mit einem Meſſer ihn in die Flucht trieb. Zuweilen jedoch wurde Byron ſelbſt ebenſo heftig, wie die Mutter, und wenn dann beide in höchſter Aufregung aus einander gegangen waren, ſo kam es wohl vor, daß er und ſie einzeln zu dem Apotheker in der Nähe gingen, um demſelben zu ſagen, er ſolle, falls der andere Theil Gift von ihm verlange, etwas Unſchädliches geben. Wie tief zerrüttet das kindliche Verhältniß war, ergiebt ſich aus den Briefen, welche Byron darüber an ſeine Freunde ſchrieb; wir greifen eine Stelle heraus: „Ich habe ſoeben einen reuigen Brief von meiner Mutter erhalten, auf den ich aus Furcht, daß ſie mir nachkommt, in ſehr gemäßigtem Tone geantwortet habe, mit dem Verſprechen in etwa 14 Tagen wieder zurück zu kommen, was ich aber zu thun, entre nous, gar nicht geſonnen bin. — Meine Wohnung muß vor meiner Mutter geheim gehalten werden. Du kannſt ihr meine Empfehlungen machen und ihr ſagen, daß jeder Verſuch, mir nachzuſetzen, vergeblich, da ich Anſtalten getroffen habe, augenblicklich nach Portsmouth zu gehen, ſobald ich höre, daß ſie Southwell verläßt. Ohne Zweifel finden die Damen in Southwell das böſe Beiſpiel, welches ich gegeben habe, äußerſt verderblich und zittern davor, daß auch ihre lieben Kinderchen unfolgſam werden.“ Indeß die Mutter traf doch in London ein, es erfolgte eine Zuſammenkunft zwiſchen Mutter und Sohn, und der Letztere berichtet über das Reſultat: „Ich kann nicht ganz wie Cäſar ſagen „veni, vidi, vici,“ aber der Haupttheil dieſes lakoniſchen Siegesberichts paßt doch auf mich. Denn obgleich Mrs. Byron das Kommen und Sehen ihrerſeits übernommen hatte, ſo blieb doch der Sieg ſchließlich auf meiner Seite. Nachdem die Schlacht mit großer Hartnäckigkeit einige Stunden lang gewüthet hatte, während deſſen unſere Armee durch die Lebhaftigkeit der feindliche Geſchütze bedeutende Verluſte erlitten, lief der Feind doch zuletzt in verwirrter Flucht davon, indem er Geſchütze, Feldgepäck und viele Gefangene zurückließ, ſodaß dieſe Niederlage für den gegenwärtigen Feldzug entſcheidend iſt. Mit anderen Worten: meine Mutter kehrte nach Hauſe zurück, ich aber ziehe mit meinen Lorbeeren an die Küſte von Suſſex.“

Was mußte Alles vorgegangen ſein, bevor ein Sohn in dieſem Ton über ſeine Mutter nicht nur reden ſondern ſchreiben kann, und in Zwiſchenräumen ſchreiben, während deren die Leidenſchaft des Zornes hinlänglich Zeit hatte, ſich zu beruhigen. Das Elend des Jünglings wuchs mit den Jahren: der Mangel an Liebe trieb ihn raſtlos hin und her; ein körperliches Gebrechen, ein leidenſchaftliches Herz, Eitelkeit, die zur Nichtachtung der Sitten und der Sitte führte — dies waren die Quellen des Unglücks für einen Geiſt, der ſo außerordentlich reich begabt war!

Den Segen der ſtetigen Arbeit lernte er nicht kennen, obwohl er gewöhnlich mit Staunen erregender Schnelligkeit arbeitete; die beſte Geſellſchaft, welche ihm ſein Rang und ſein Talent eröffnete, mußte er meiden, da er ſich durch maßloſen Spott ihren Haß zugezogen; mit dem liebebedürftigſten Herzen, immer in traurigen Verhältniſſen zu niedrig ſtehenden Frauen, fühlte er ſich einſam auf der Welt. Im fernen Lande ſtarb er, ein Mann von ſechsunddreißig Jahren.

Wie wenige Stunden des Glücks waren ihm vergönnt geweſen!

* * *

Digitized by Google

Wir können nicht umhin, zum Schluß im Auszuge eine Notiz über die Nachkommen Byron's zu geben, welche im September 1862 in den engliſchen Blättern erſchien, und welche im Buch des Herrn Eberty vollſtändig abgedruckt iſt: „Vor einigen Tagen ſtarb zu Wimbledon Hall an den Folgen eines geſprungenen Blutgefäßes Byron Noël Viscount Ockham, in dem jugendlichen Alter von ſechsundzwanzig Jahren.

Dieſer junge Mann war der ältere der beiden Söhne des achten Lord King und Ada's, der einzigen Tochter des Dichters Lord Byron. Die unglückliche Gattin des Dichters war zwei Jahr vor ihrem Enkel (1860) geſtorben, nachdem ſie den Sommer und Herbſt ihres Lebens der Ausübung einer großartigen Wohlthätigkeit gewidmet. Die Ehe ihrer Tochter war nicht glücklicher, als ihre eigene.

Der junge Mann, deſſen Tod wir heut beklagen, hat als gemeiner Arbeiter in einer Schiffswerfte ſich im Schweiß ſeines Angeſichts das tägliche Brot erworben; in den Docks des Herrn Scott Ruſſel auf der Dogs-Inſel war er als Tagearbeiter beſchäftigt und ließ ſich wöchentlich, gleich den andern Arbeitern, ſeinen Lohn auszahlen. Es geht das Gerücht, daß er während dieſer Zeit ſich mit einem jungen Mädchen von niederem Stande, aber von untadeligem Rufe verbunden hat, und es wird ſich bald herausſtellen, ob dem ſo iſt und ob der junge Lord ein Kind hinterlaſſen hat, welches ſeinen Titel und ſeine reichen Beſitzungen überkommt. Anderenfalls gehen dieſe auf ſeinen jüngeren Bruder über, der noch in den Knabenjahren ſteht."

## Zur Irrenhaus-Frage in England.

Die königlichen Kommiſſionäre, welche nun ſchon ſeit beinahe zehn Jahren für den beſondern Zweck angeſtellt ſind, die Irrenhäuſer und zahlreichen Privat-Anſtalten für Geiſteskranke (mit denen häufig ein furchtbarer Mißbrauch getrieben ward, wenn es galt, unbequeme Erben oder Beſitzer großer Schätze zu beſeitigen) zu kontroliren, haben ihren Bericht über das Jahr 1861 unlängſt offiziell veröffentlicht, und damit Anlaß zu mancherlei Verdacht und Tadel gegeben, da nirgends ein beſonderer Fleiß, ſorgfältiges Eingehen in ihre Pflichten erſichtlich wird.

Bei der gegenwärtigen Gelegenheit haben ſich die Berichterſtatter faſt nur auf den äußerlichen Zuſtand der Irrenhäuſer eingelaſſen, ohne die Krankheiten in Entſtehung und Heilung zu berühren. Und doch iſt die Art und Weiſe, in welcher man mit den Geiſteskranken verfährt, noch lange nicht auf einen beſonders hohen Standpunkt gebracht worden, und könnte daher durch fleißige Beobachtung zahlreiche Verbeſſerungen begründen. Da dies aber bei der diesjährigen Inſpection nicht der Fall geweſen iſt, ſo müſſen wir wohl annehmen, daß das Jahr 1861 ſehr arm an ſolchen eigenthümlichen Fällen geweſen iſt, die uns Gelegenheit zu weiterer Beobachtung gegeben haben könnten. Man kann freilich nicht alljährlich eine gelehrte Abhandlung über den Unterſchied zwiſchen Amentia und Dementia verlangen, noch Beſchreibungen der zahlreichen Arten der Monomania, oder eine Aufzählung der vielen Urſachen der Gehirn-Erweichung; doch erwartet wohl jeder gebildete Leſer einige Hinweiſung auf das Mediciniſche.

Es iſt daher zu bedauern, daß ſolches in dem gedachten Jahre nicht der Fall geweſen iſt, zumal da keine Abnahme der bedauernswürdigſten Fälle ſtattfindet, und man oft ſtark im Zweifel iſt über die Gränze zwiſchen Geſundheit und Krankhaftigkeit des Geiſtes.

Bei Verbrechen hat man oft Grund, unentſchieden zu bleiben, ob daſſelbe unter dem Einfluß einer zeitweiligen Geiſtesſtörung, ob unter dem Einfluſſe eines unwiderſtehlichen Impulſes, oder eines völligen Wahnſinnes verübt worden. Denke man ſich einen ſehr gewöhnlichen Fall, wo ein Mord in blinder Wuth geſchehen iſt und der Thäter am Tage der Unterſuchung vollſtändig ruhig erſcheint. Es war dementia, eine zeitweilige Geiſtesſtörung, ſagt der Gelehrte, nicht amentia, ein vollſtändiger Verluſt des Verſtandes. Die Strafe tritt in der That jetzt nie mehr als Rächerin auf, ſondern ſoll, wie die Gefängniß- und Todesſtrafe, nur vor ferneren Verbrechen Sicherheit verſchaffen — ja man giebt ſich auch Mühe, die Verbrecher zu belehren.

Demnach müßte man die Verbrecher jetzt nur noch als Kranke mediciniſch behandeln, und es ſind in der That zahlreiche neue Theorien der Behandlung ſolcher Unglücklichen entſtanden, die alle Einwirkung auf das Gehirn erſtreben. In einer derſelben wird darauf hingewieſen, daß Alkohol — gute Spirituoſen — die Gehirn-Erweichung und überhaupt den zu großen Verbrauch des Gehirns hindern, ohne dem freien Denken in den Weg zu treten. Natürlich darf der Genuß des gefährlichen Mittels nur mediciniſch ſein. Gewiß ſollten die Autoritäten ſolchen Theorien und intereſſanten Thatſachen etwas mehr Aufmerkſamkeit ſchenken, als es der Fall zu ſein ſcheint.

Die Geſammtzahl der Wahnſinnigen in England und Wales betrug nicht weniger als 18,592. Von dieſen waren 18,380 in beſonderen Aſylen untergebracht und nur 212 wurden von den Angehörigen erhalten. Neu hinzugekommen ſind 6,268, entlaſſen 3,088 und 2,220 geheilt. Obige Zahlen beziehen ſich nur auf die öffentlichen Aſyle. In den Hoſpitälern befanden ſich 2,150, von denen 389 geheilt wurden. In den Privat-Anſtalten der Stadt London befanden ſich 1953, von denen 1380 von den Angehörigen erhalten wurden und 217 geheilt worden ſind. In den Privat-Aſylen außerhalb London waren 2,150, von denen 258 geheilt worden ſind.

Im Ganzen war alſo die Anzahl der Wahnſinnigen im gedachten Jahre 24,845, von denen 19,723 Arme waren. Das Verhältniß des männlichen zum weiblichen Geſchlechte in den Privat-Anſtalten war 2,291 zu 2,831; in den öffentlichen Anſtalten dagegen war die Anzahl der Weiber 10,880 und der Männer nur 8,843. Von Allen ſtarben 2,648, während 19 Selbſtmordfälle ſtattfanden.

Die Kommiſſionäre haben bedeutende Gewalt in Händen; ſie müſſen für das Wohlergehen der Patienten auf jede Weiſe Sorge tragen. Gewöhnlich ſtehen ihnen hierin die Vorſteher der Aſyle in befriedigender Weiſe bei; doch giebt es einige Ausnahmen. Die Vorſteher des öffentlichen Aſyls der Grafſchaft Kent haben die Kommiſſionäre eines unautoriſirten Verfahrens beſchuldigt; dieſes Verfahren wird aber jedenfalls zu Gunſten der armen Patienten geweſen ſein, und wir wollen daher vielmehr die Anklagen der Kommiſſionäre gegen die nachläſſigen Vorſteher des Aſyls hören. „Zur Zeit unſeres Beſuchs," ſchreiben dieſelben, „befand ſich der männliche Theil der Patienten in einem ziemlich ruhigen Zuſtande; von den Weibern jedoch waren viele ſehr aufgeregt und eine große Anzahl derſelben war in Zwangsjacken. Viele hockten auf dem Fußboden. Eine Patientin war nackt, und wir erfuhren, daß ſie während des letzten Jahres überhaupt nackt im Bette gelegen habe. Sie ſoll ihre Kleider zerreißen. Eine Andere muß, wie aus dem Tagebuche der Anſtalt hervorgeht, täglich ſechs und eine halbe Stunde in Ketten gelegt und während vier Stunden allein gehalten werden. Ihre Hände waren auf dem Rücken gekettet, als wir ſie ſahen."

Es geht aus dem Bericht weiter hervor, daß Wahnſinnige, die ſich verunreinigen, ſehr häufig ſind; 37 Männer und 64 Frauen leiden an dieſem Uebel. Die Luft im Gebäude iſt ſehr unrein. Erholung in freier Luft wird ſehr wenig geſtattet. Die Wege ſind ſehr kurz. Die ſittliche Erziehung wird ſehr vernachläſſigt, Gebete werden nur des Sonntags geſprochen.

Solche Zuſtände bedürfen gewiß einer bedeutenden Reform. Als die Commiſſion eine augenblickliche Verbeſſerung, eine Reinigung und Lüftung des Inſtituts verlangten, wurden die Vorſteher ganz entrüſtet und wieſen ſolche Vorſchläge entſchieden ab. Unter Anderem ſagten ſie: „Wir werden uns nie geneigt fühlen, die Leitung unſeres Inſtituts einer ganz unverantwortlichen Körperſchaft zu überlaſſen und irgend welche unerlaubte Einmiſchung in die Vollführung unſerer Pflichten zu erlauben." Die Kommiſſionäre verſchmähen es natürlich, mit ſolchen Menſchen ſich in Unterhandlungen einzulaſſen und es iſt wenig Hoffnung, daß eine friedliche Verſtändigung ſtattfinden wird.

Ein ſehr erſtaunlicher Fall, der auch hieher gehört, iſt der, daß ein wahnſinniges Mitglied des Parlamentes in der letzten Seſſion ſeine Stimme vor dem ganzen Hauſe abgegeben hat. Der Inſpektor erlaubte demſelben, das Aſyl, in dem der Geiſteskranke behandelt wurde, zu dem beſonderen Zwecke zu verlaſſen, um der Sitzung des Parlamentes beizuwohnen. So blieb er denn auch in der Sitzung von Anfang bis zu Ende, von 8 Uhr Abends bis 2 Uhr Morgens, und gab ſeine Stimme, wie jedes andere Mitglied ab. Der Beſitzer des Aſyls erfuhr daſſelbe erſt vier Tage ſpäter, als er ſeines Patienten Namen in der Zeitung las. Der Inſpektor wurde ſogleich entlaſſen.

Seit 1853 ſind die Kommiſſionäre im Beſitz größerer Rechte; in jenem Jahre wurden 8000 Geiſteskranke in den Aſylen und Hoſpitälern aufgenommen; die Zahl derſelben war um 1200 größer, als 1852. Die Unheilbaren und Todesfälle hatten gleichfalls ſehr zugenommen; die Bemühungen der Kommiſſionäre haben bis jetzt nicht ſo gute Früchte getragen, als man zu erwarten berechtigt war. Hoffentlich laſſen ſie ſich von Privat-Pflegern reicher Geiſteskranken nicht beſtechen.

Digitized by Google

# Frankreich.

## Spinoza und Leibniz.

Graf Foucher de Careil, der die verdienſtvolle Ausgabe der bisher unedirten franzöſiſchen Schriften unſeres Leibniz veranſtaltete, hat auf der Bibliothek in Hannover auch einige auf Spinoza und deſſen religiös-philoſophiſche Anſichten Bezug habende Briefe von Leibniz aufgefunden, die noch nirgends gedruckt ſind. In der Revue de l'instruction publique veröffentlichte Graf Foucher einen dieſer Briefe, den Leibniz an den Landgrafen von Heſſen gerichtet und worin er ſpeziell ein durch ſeine herbe und ſchonungsloſe Kritik bekanntes Schreiben Spinoza's an ſeinen Freund van der Burgh, der in Florenz vom Lutherthum zur katholiſchen Kirche übergetreten war, Satz für Satz angreift und zu widerlegen ſucht. Beide Briefe ſind ſowohl ihrer Verfaſſer, wie ihres Gegenſtandes wegen, von großem Intereſſe, weshalb wir den weſentlichen Inhalt derſelben hier, mit Uebergehung der ſchwächlichen und vorurtheilsvollen Bemerkungen, welche Graf Foucher de Careil dazu macht, in treuer Ueberſetzung wiedergeben. Spinoza's Brief an van der Burgh iſt im Original in lateiniſcher und das Concept des Leibniz'ſchen Briefes in franzöſiſcher Sprache abgefaßt. Die auf einander Bezug habenden Sätze der beiden Briefe ſind durch alphabetiſche Zeichen angedeutet.

### Spinoza an Albrecht van der Burgh.

Ich habe nicht zu glauben vermocht, was man über Sie erzählte, aber nach dem Briefe, den Sie mir ſchreiben, muß ich es wohl; ja, ich ſehe jetzt, daß Sie nicht blos zur römiſchen Kirche übergetreten, ſondern daß Letztere auch einen ſehr eifrigen Vertheidiger an Ihnen beſitzt und daß Sie in deren Schule bereits gelernt, Ihre Gegner zu beſchimpfen und ſich gegen dieſelben in der heftigſten Weiſe auszulaſſen. Ich hatte anfänglich beſchloſſen, darauf gar nichts zu erwiedern, weil ich von der Ueberzeugung ausging, daß die Zeit beſſer, als alle Vernunft, Sie zu ſich ſelbſt und Ihren Freunden zurückführen werde — abgeſehen von anderen Motiven, die Sie einſt, wie ich mich erinnere, gebilligt, als wir uns über Steno unterhielten (was uns nicht hindert, jetzt in ſeine Fußſtapfen einzutreten). Da einige Freunde jedoch, welche die Hoffnungen theilten, die Ihr vortreffliches Herz mir eingeflößt, mich dringend erſuchten, es in dieſem Konflikte nicht an den Pflichten der Freundſchaft fehlen zu laſſen und mehr an das zu denken, was Sie waren, als an das, was Sie ſind, ſo habe ich mich dadurch bewegen laſſen, dieſe wenigen Worte an Sie zu richten, die ich Sie bitte, mit ruhigem Sinne zu leſen.

Ich will nicht meine Zeit damit verlieren, Ihnen, wie es gewöhnlich die Gegner der römiſchen Kirche thun, die Laſter der Prieſter und Päpſte zu ſchildern, um Ihnen Abneigung gegen dieſelben einzuflößen. Dergleichen Darſtellungen, ſehr oft durch böſe Leidenſchaften inſpirirt, ſind mehr geeignet, uns in Harniſch zu bringen, als zu belehren (a). Ich will ſogar zugeben, daß ſich in der römiſchen Kirche eine größere Anzahl von Männern von großer Gelehrſamkeit und von tadelloſen Sitten finden, als in irgend einer andern chriſtlichen Kirche, und zwar iſt dies ſehr erklärlich, denn da die Mitglieder jener Kirche viel zahlreicher, als die der anderen ſind, ſo muß ſich unter ihnen auch eine größere Anzahl von Männern, gleichviel von welcher Art und Lebensweiſe, finden. Jedenfalls aber werden Sie, wenn Sie nicht mit der Vernunft auch das Gedächtniß verloren, nicht leugnen können, daß ſich in allen Kirchen eine gewiſſe Anzahl Wohldenkender finde, welche Gott durch Gerechtigkeit und Menſchenliebe ehren. Wir kennen dergleichen Menſchen unter den Lutheranern; wir kennen deren unter den Reformirten, Menoniten und Enthuſiaſten, und — um hier nur Einige zu citiren — Sie wiſſen ſehr wohl, daß Ihre eigenen Vorfahren zu den Zeiten des Herzogs von Alba für ihre Religion Qualen aller Art mit bewundernswerther Treue und Freiheit der Seele erduldeten. Sie müſſen daher zugeben, daß ein frommes Leben nicht das Vorrecht der römiſchen Kirche ſei, ſondern in allen Kirchen wahrgenommen werden kann. Und da es die Heiligkeit des Lebens iſt, durch die wir, um mit dem Apoſtel Johannes (Ep. 1. Kap. 4, V. 13) zu ſprechen, Gott erkennen und in ihm beharren, wie Gott in uns beharrt, ſo folgt daraus, daß dasjenige, was die römiſche Kirche von allen anderen unterſcheidet, völlig überflüſſig und demnach ein Werk des Aberglaubens allein iſt. Ja, ich wiederhole es mit Johannes, daß die Gerechtigkeit und die Menſchenliebe das ſicherſte, das einzige Zeichen des wahren, katholiſchen Glaubens ſind; (b) die Gerechtigkeit und die Menſchenliebe, ja, ſind die wahrhaftigen Früchte des heiligen Geiſtes. Ueberall, wo ſie ſich finden, da iſt auch Chriſtus, und Chriſtus kann da nicht ſein, wo ſie nicht mehr ſind, denn der Geiſt Chriſti allein kann uns Gerechtigkeits- und Menſchenliebe verleihen. Wahrlich, mein Herr, wenn Sie dieſen Gedanken in Ihrem Innern geprüft hätten, ſo würden Sie ſich nicht verirrt haben, und Ihren Eltern, die jetzt über Ihr Schickſal ſeufzen, würde dadurch ein großer Kummer erſpart ſein.

(c) Aber ich komme auf Ihren Brief zurück, den Sie mit der Klage beginnen, daß ich mich von den Verführungen des Fürſten der rebelliſchen Geiſter verleiten laſſe. Hierüber bitte ich Sie, ſich zu beruhigen und hinwegzuſetzen. Zur Zeit, als Sie noch freien Geiſtes waren, verehrten Sie, wenn ich mich nicht täuſchte, einen unendlichen Gott, durch welchen Alles geſchaffen iſt und ſich erhält. Wer iſt alſo jener Gottesfeind, von dem jetzt Ihre Einbildungskraft träumt, jener phantaſtiſche Fürſt, der gegen den Willen Gottes handelt, um den größten Theil der Menſchen — denn die tugendhaften ſind rar — zu verführen und zu täuſchen, jener Werkführer des Böſen, welchem Gott die Menſchen überliefert, damit er ſie ewig quäle? Ja, halten Sie es für möglich, daß die göttliche Gerechtigkeit verſtatte, daß der Teufel ungeſtraft die Menſchen betrüge und daß die Menſchen dafür beſtraft werden, weil ſie die traurigen Opfer ſeiner Verführung geworden?

Alle dieſe Ungeheuerlichkeiten wären übrigens noch erträglich, wenn Sie einen unendlichen und ewigen Gott anbeteten. Aber nein! Ihr Gott iſt derjenige, den Chaſtillon in Thienen ungeſtraft ſeinen Pferden zu freſſen gab. (d) Und Sie, Sie beklagen meine Blindheit, Sie erblicken nichts, als Chimären in meiner Philoſophie, von welcher Sie nicht das erſte Wort verſtehen? Sie, guter, junger Mann, haben alſo wirklich den Verſtand verloren? In der That muß Ihr Geiſt jetzt ſehr umnebelt ſein....

Gleichwohl hat es den Anſchein, als wollten Sie Ihre Vernunft noch einmal gebrauchen, indem Sie mich fragen, woher ich weiß, daß meine Philoſophie die beſte ſei von allen Philoſophien, welche bisher in der Welt aufgekommen waren, oder in Zukunft noch aufkommen werden. Dieſe Frage aber könnte ich mit viel mehr Recht an Sie richten, da ich mir gar nicht ſchmeichle, die beſte aller Philoſophien gefunden zu haben; vielmehr weiß ich lediglich, daß ich die rechte Philoſophie begreife. (e.) Wenn Sie mich fragen, woher ich dies weiß, ſo antworte ich, daß ich es gerade ſo weiß, wie Sie wiſſen, daß die drei Winkel eines Dreiecks zuſammen zwei rechten Winkeln gleich ſind. Und Jedermann wird mir das Recht einräumen, ſo zu antworten, mit Ausnahme der kranken Gehirne, welche von gewiſſen unreinen Geiſtern träumen, deren Function darin beſteht, uns falſche Ideen beizubringen, die den wahren vollſtändig gleichen. Es ſind dies eben Viſionen, während die Wahrheit an und für ſich ſowohl ihr eigenes Kennzeichen, als das Kennzeichen des Falſchen iſt.....

Sie ſprechen von der einmüthigen Zuſtimmung ſo vieler Tauſende von Menſchen, von der ununterbrochenen Nachfolge der Kirche. Aber alles dieſes iſt ja gerade die Sprache auch der Phariſäer. (f.) Auch ſie berufen ſich mit einer Zuverſicht, die der der Gläubigen der römiſchen Kirche gleicht, auf Hunderttauſende von Zeugen, welche einen nicht minder ſtarken Glauben, als die Ihrigen, haben und über Dinge berichten, als ob ſie ſie ſelbſt geſehen hätten, von denen ſie jedoch nur haben reden hören. Nehmen Sie hinzu, daß die Phariſäer ihren Urſprung bis auf Adam zurückführen. Auch ſie rühmen, und zwar mit einer Anmaßung, die ſelbſt von der römiſchen Kirche nicht übertroffen wird, die unbewegliche Feſtigkeit ihrer Kirche, die bis zum heutigen Tage ſich verbreitet habe, ungeachtet der Feindſeligkeit der Chriſten und der Heiden. Mehr, als alle Anderen, berufen ſie ſich auf ihr Alterthum; von Gott ſelbſt haben ſie ihre Ueberlieferungen empfangen; ſie allein beſitzen das Wort Gottes, das geſchriebene und das nicht geſchriebene. Alles dies proklamiren ſie ganz einſtimmig. Und in der That, Niemand kann leugnen, daß nicht aus ihrem Schoße alle Ketzereien hervorgegangen und daß gleichwohl die Phariſäer ſeit Jahrtauſenden ſich ſelbſt treu geblieben ſind, und zwar ohne irgend andern Zwang, als allein durch die Macht des Aberglaubens. Ich ſpreche nicht von ihren Wundern; tauſend Perſonen, und wären ſie noch ſo redſelig, würden es müde werden, alle dieſe Wunder zu erzählen. Aber worauf ſie am Meiſten ſich einbilden, das ſind ihre Märthyrer, deren ſie mehr, als jedes andere Volk zählen; ja, jeder Tag vermehrt noch die Anzahl derjenigen, die für ihren Glauben mit einer merkwürdigen Seelenſtärke zu leiden wiſſen. In dieſer Beziehung muß ich ſelbſt bezeugen, von welcher Aufrichtigkeit ſie beſeelt ſind. Ich habe unter vielen Anderen einen gewiſſen Juda gekannt, den ſie den „Glaubenstreuen" nannten, und der auf dem Scheiterhaufen, mitten unter den Flammen, wo man ihn bereits erſtickt wähnte, den Hymnus anſtimmte: „Tibi, Deus, animam meam offero," und der dieſen Geſang nur abbrach, um den letzten Seufzer auszuhauchen.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

B. de Spinoza.

Digitized by Google

Gegenbemerkungen von Leibniz.

... Ich habe das Schreiben des Herrn van der Burg, auf welches das vorſtehende von Spinoza ſich bezieht, nicht geſehen und kann darum nichts darüber ſagen. Die Gründe deſſelben ſcheinen jedoch nicht ſehr ſchlagend geweſen ſein. Gleichwohl muß ich, um mich offen auszuſprechen, geſtehen, daß mich auch die Erwiederungen und Einwürfe Spinoza's unbefriedigt laſſen, obwohl er ſich mit großer Klarheit ausgeſprochen hat.

(a) Ich übergehe die Einleitung zu dieſer Antwort und ich billige es ſehr, daß er, wie er verſichert, weder auf Vorwürfe noch auf Vorzüge perſönlicher Art etwas giebt, denn es finden ſich auf der einen Seite, wie auf der andern, wahrhaft fromme und nichtswürdige, geſchickte und dumme Menſchen.

(b) Es iſt wahr, daß die Gerechtigkeit und die Menſchenliebe die wahrhaften Kennzeichen der Einwirkung des heiligen Geiſtes ſind, aber ich glaube, daß diejenigen, die Gott mit dieſer Gnade ausgeſtattet hat, darum doch nicht die beſonderen Gebote Gottes, die Sakramente und andere Ceremonien, ſowie die poſitiven, göttlichen und menſchlichen Geſetze, verachten werden. Sie werden darum noch nicht dem Herrn Spinoza ſofort zugeſtehen, daß Alles, was die Vernunft nicht diktirt, für Aberglauben zu gelten hat („Superfluum," ſagt er, „et consequenter est sola superstitione institutum.") Es ſteht uns nicht immer zu, zu beurtheilen, was überflüſſig und was nothwendig ſei. Wir verſtehen keineswegs den ganzen Gedanken des Univerſums; Gott kann Gründe haben, die uns unbekannt ſind und bleiben, und ich ſehe nichts, was ihn hindert, in der Welt eine Art Republik entſtehen zu laſſen, deren Haupt er iſt, eine Republik, ausgeſtattet mit gewiſſen Geboten oder poſitiven Geſetzen neben denen der Gerechtigkeit und Liebe, welche die natürliche Vernunft diktirt. Ich weiß ſogar nicht, ob dies nicht der Schönheit der Dinge und der Ordnung der Vorſehung mehr entſpricht; wenigſtens ſehe ich darin nichts der Vernunft Widerſprechendes. Aus dieſem Grunde ſind auch diejenigen, die bereits Liebe und Gerechtigkeit haben, verpflichtet, nach Verhältniß ihrer Muße und ihrer Talente nachzuforſchen, ob an dieſen Offenbarungen oder Religionen, die ſoviel von ſich reden machen in der Welt, etwas Wahres ſei. Sie müſſen es ſchon darum, weil dieſelben Religionen uns verſichern, daß Gott denjenigen, die von ihrer Seite das Möglichſte thun, ſeine Gnade nicht vorenthält. Auch iſt dies ganz der Vernunft gemäß.

Soviel ſchien mir nöthig, in Bezug auf die Meinung derjenigen zu ſagen, die das Gefühl der Religion auf die Moral allein beſchränken wollen und darum ſagen, es ſei nicht der Mühe werth, ſich um die verſchiedenen Religionen zu kümmern, was mir der Grundgedanke von Spinoza's Brief zu ſein ſcheint. Mir im Gegentheile ſcheint es viel wichtiger, nach der Wahrheit der Offenbarungen und religiöſen Erſcheinungen zu forſchen, und zu entdecken, ob es eine höhere, mit Intelligenz und Willen ausgeſtattete Macht giebt, die auf unſer Leben Einfluß übt, als zu wiſſen, ob es ein leerer Raum, oder ein ätheriſcher Stoff im Weltraume iſt, aus dem die Luft gezogen wird.

(c) Ich gehe weiter. Herr van der Burg hatte einiges Mitleid darüber bezeugt, daß Spinoza, wie er ſagte, ſich von dem Fürſten der unglückſeligen Geiſter führen laſſe. Spinoza verſpottet ihn darüber gelegentlich und hält ihm vor, daß ſein Gott doch ſehr ſchwach ſein müſſe, wenn er von ſeinem Feinde alles Unrecht ſich gefallen laſſe und wenn er vielmehr die Betrogenen, ſtatt des Betrügers, beſtraft. Ich halte mich aber hierbei nicht auf, weil es mir ſcheint, daß die Antworten der Chriſten auf dieſe Art von Einwürfen nicht abſurd ſind.

(d) Ich mag auch nicht berühren, was er von den Unanſtändigkeiten der Hugenottiſchen Soldaten bei der Einnahme von Thienen ſagte, weil dies etwas Rohes iſt, außerdem daß man wohl weiß, Gott werde durch die Menſchen, die das, was das Heiligſte iſt, mißachten, nicht entehrt und die Gottheit könne nicht der Gegenſtand einer körperlichen Verzehrung ſein.

(e) Was er über die Gewißheit der Philoſophie und die Sicherheit der Demonſtrationen ſagt, iſt gut und unwiderleglich. Ich geſtehe, daß diejenigen, die uns immer fragen: „Woher wiſſen Sie, daß Sie ſich nicht täuſchen, da ſo viele Andere ja ganz andere Ueberzeugungen haben?" entweder ſich ſelbſt, oder uns zu Narren machen; denn es iſt geradeſo, als ob man auf mein Argument antwortete: „Woher wiſſen Sie, daß Ihre Schlußfolge richtig iſt," ohne meine Vorderſätze prüfen zu wollen. Es ſind dies gewöhnlich Leute, die ſich mehr ihrer Einbildungskraft als ihrer Vernunft bedient und die niemals etwas durch Demonſtrationen, ſondern lediglich durch Erfahrungen oder Anſichten begriffen haben. Darum vermögen ſie auch nicht zu begreifen, daß Andere in ſich überzeugter ſein können, als ſie. Aber es giebt kein anderes Mittel, ſie zu kuriren, als ſie zu Euklid und Archimedes zu ſchicken, damit ſie lernen, daß die Quelle der Sicherheit der Geometrie nicht in den mathematiſchen Figuren, ſondern in den abſtrakten Dingen der unkörperlichen Dinge zu ſuchen iſt, und daß es demzufolge auch da eine Gewißheit giebt, wo die mathematiſchen Figuren wegfallen. Aber ich geſtehe, daß es surdis fabulam narrare, oder einen Blinden von der Schönheit des Lichtes unterhalten heißt, wenn ich über ſolche Dinge mit Leuten rede, die nicht nachgedacht haben und nicht die Macht der Wahrheit kennen, wie diejenigen gewöhnlich, die dergleichen Einwürfe machen und ſolche allgemeine Fragen ſtellen.

f) Die Parallele, die Spinoza zwiſchen den von ihr ſelbſt behaupteten Vorzügen der jüdiſchen und resp. der römiſchen Kirche zieht, verdient, daß man über die Sache nachdenke, doch ich muß geſtehen, daß ich auch in dieſem Punkte abweichender Anſicht bin. Denn die jüdiſche Kirche rühmt ſich nicht, die Unfehlbarkeit zu beſitzen und die Alleinſeligmachende zu ſein; im Gegentheile harmoniren ihre Prophezeiungen mit den unſrigen. Denn es iſt den Juden verkündet, daß ſie zerſtreut und gewiſſermaßen in Ungnade fallen werden, und wenn ihnen zugleich prophezeit worden, daß ſie eines Tages wieder vereinigt würden, ſo widerſetzen wir uns dem nicht, weil dies — für diejenigen unter uns, die daran glauben — durch ihre Bekehrung zur Religion des Meſſias geſchehen wird, den wir für längſt gekommen anſehen, und zwar auch nach ihren eigenen Prophezeiungen. Und da dieſe Erhaltung, Fort- und Ausdauer der Juden ein Zeugniß für unſeren religiöſen Glauben zu ſein ſcheint, ſo ſehe ich nicht ein, wie man ſie der römiſchen Kirche gegenüberſtellen kann. Inzwiſchen muß auch geſagt werden, daß die jüdiſche Kirche das voraus hat, daß die Chriſten und die Muhammedaner gezwungen ſind, einzuräumen, die Kirche der Juden ſei eines Tages die wahre geweſen; ſie ſind deshalb auch genöthigt, Rede zu ſtehen, weshalb ſie ſich von ihr losgeſagt haben. In gleicher Weiſe muß man freilich auch zugeben, daß die Proteſtanten oder Reformirten genöthigt ſind, ihre Losſagung von der römiſchen Kirche zu rechtfertigen, was ſie auch, wie ſie ſagen, ſtets gethan haben und noch jetzt thun.

Uebrigens, was man auch über unſere Ecclesiae ſagen mag, ſo geſtehe ich, daß dies Alles nur Wahrſcheinlichkeits-Gründe ſind, die man nicht mit philoſophiſchen Demonſtrationen auf gleiche Linie ſtellen darf. Klaren Demonſtrationen werde ich mich natürlich immer fügen; wo dieſe jedoch fehlen, halte ich mich an dem, was mir das Vernünftigere ſcheint.

Leibniz.

## Deutſchland und das Ausland.

### Polniſche Volkslieder aus Oberſchleſien.

Im Jahre 1828 erging in den „Schleſiſchen Provinzialblättern" (I. Bd. S. 150, 151) eine Aufforderung zur Sammlung polniſcher Volkslieder der Oberſchleſier, und zwar, wie wir annehmen dürfen (nach dem, was uns vorliegt) von dem um die deutſchen Volkslieder Schleſiens hochverdienten Hoffmann von Fallersleben. Es erfolgte nichts darauf, und es war nie wieder die Rede davon. Um die Sache zu fördern, theilte der genannte Gelehrte in ſeiner Monatsſchrift von und für Schleſien 1829 einige polniſch-ſchleſiſche Volkslieder mit, zwei Lieder aus der Gegend von Ohlau, wo ſich noch ein paar Reſte polniſcher Bevölkerung erhalten haben, ein Lied aus dem Ratiborer und eines aus dem Koſeler Kreiſe.

In neueſter Zeit nun iſt das früher beabſichtigte Unternehmen mit dem glücklichſten Erfolge ausgeführt worden. Herr Sanitätsrath Dr. Julius Roger, Leibarzt des Herzogs von Ratibor in Steuden, den ſeine ärztliche Praxis mitten in einer vorwiegend polniſchen Bevölkerung mit dem Volke vielfach in genaueſte Berührung bringt, hat ſich mit wahrer Liebe zur Sache und unermüdlichem Eifer der Sammlung polniſcher Volkslieder im oberſchleſiſchen Idiom unterzogen und eine ſo bedeutende Anzahl derſelben zuſammengebracht, wie man ſie, nach dem gemeinen Vorurtheile, kaum als vorhanden vermuthen durfte.

Dieſelben liegen in einem trefflich ausgeſtatteten Bande vor uns* als ein Geſchenk mehr an die polniſche, als an die deutſche Literatur. Denn die Widmung an den Herzog Victor von Ratibor, die Vorrede und die erklärenden Noten unter dem Texte ſind in ſchriftpolniſcher Sprache verfaßt. Daß der Herausgeber des Buches, der, ſeiner Geburt nach, dem fernen Südweſten Deutſchlands angehört, die polniſche Sprache mit ſolcher Gewandtheit und, wie es ſcheint, Vorliebe handhabt, iſt immerhin

* Pieśni ludu polskiego u Górnym Szląsku z muzyką zebrał i wydał Juliusz Roger Dr. med. (Polniſche Volkslieder der Ober-Schleſier. Breslau 1863. Schletter (H. Skutſch).

Digitized by Google

ein bedeutendes Zeichen für die große Liebe, mit der er ſich dieſer Arbeit unterzogen.

Wir entnehmen der erwähnten Vorrede einige Stellen, welche das Unternehmen näher zu charakteriſiren geeignet ſind.

„Neben Deutſchen, Mähren und Böhmen hat dieſes Volk, ein politiſch ſchon früh vom großen polniſchen Stamme abgeriſſener Zweig, ſeine Wohnſitze theils in den öſtlichſten Kreiſen von Preußiſch-Schleſien, zu beiden Seiten der Oder, theils in dem öſterreichiſchen Fürſtenthum Teſchen längs der nördlichen Abdachung des Höhenzuges der Beskiden, in deſſen von Süd nach Nord laufenden engen Thälern. Vergeblich würden wir indeſſen die Sänger unſerer Lieder in den Städten ſuchen; denn in dieſen herrſchen deutſche Sprache, Sitte und Gewohnheit, ja die Kinder polniſcher Eltern verſtehen oft nicht einmal mehr die Sprache ihrer Väter. Dagegen bildet das Volk auf dem platten Lande allerorts die überwiegend große Mehrzahl der Bewohner; hier wohnt der polniſche Bauer auf kleiner ſandiger Feldmark, umringt von mächtigen Wäldern, in beſcheidener, mit Stroh gedeckter und von wenigen Birnbäumen und Linden beſchatteter Holzhütte; hier begrüßt die entzückte Mutter ihren Erſtgebornen mit polniſchen Lauten; hier empfängt das Kind in der Schule die erſten Grundlagen des Wiſſens in polniſcher Sprache; nur in derſelben Mundart verkündet von der Kanzel der Prieſter die göttlichen Lehren der ewigen Wahrheit. Auf dieſen ſandigen Marken erblühten die duftigſten Blumen des Volksliedes; hier lebten die Dichter in und mit dem Volke, welche die reizendſten Lieder ſchufen; hier lebten die beſcheidenen Komponiſten, deren Name längſt verklungen oder nie bekannt war.

„Weitaus der größte Theil aller dieſer Lieder iſt unmittelbar dem Munde des Volks entnommen, ſowohl von mir, als von Freunden und Fremden, die ich für die Sache zu intereſſiren vermocht habe. Wie allerwärts iſt auch hier zu Lande das weibliche Geſchlecht der Hauptträger des Volksliedes, die meiſten unſerer Lieder ſtammen aus weiblichem Munde, und ſo manche Hand, die, wie es im „Fauſt“ heißt, des Sonntags ihren Beſen führt, griff nach der Feder und zeichnete für mich irgend ein Leib- und Lieblingslied auf ........ Wenn Hoffmann von Fallersleben, der verdienſtvolle Herausgeber ſchleſiſcher Volkslieder, von einem Mädchen aus der Umgegend von Breslau erzählt, das an 60 Lieder vollſtändig zu ſingen vermochte, ſo muß ich, als Pendant zu demſelben und als Muſter eines vortrefflichen Gedächtniſſes, einer oberſchleſiſchen Dorfſängerin gedenken, die von mehr als 80 Liedern Text und Melodie auswendig weiß.

„Die Melodieen ſind meiſtentheils, und zwar gewöhnlich in meinem Beiſein, von dem herzoglichen Muſikmeiſter Herrn K. Schmidt in Steuden aufgeſchrieben worden .....

„In der Orthographie habe ich mich natürlich an die hochpolniſche gehalten; deshalb, weil ein Buchſtabe oder ein Wort falſch ausgeſprochen wird, müſſen ſie nicht auch falſch geſchrieben werden. In einem großen Theile des ſüdlichen Deutſchlands ſprechen die Leute, wie das Volk in Oberſchleſien, das a wie ein o aus, ohne etwa o ſtatt a zu ſchreiben; wird daher auch ą, om und am geſprochen, ſo iſt doch ſtets im Texte ą, ą und ę geſetzt. Einen Dialekt ſchreiben zu wollen, wird überhaupt mißlich bleiben, ſchon darum, weil derſelbe häufig über Laute gebietet, für die ein vollſtändig entſprechendes Schriftzeichen gar nicht exiſtirt. „Lediglich der ſchlechten Ausſprache wegen gilt das „Waſſerpolniſche“ ebenſo häufig bei Polen als bei Deutſchen gar nicht für polniſch. Sieht man indeſſen ab von der unrichtigen Ausſprache einiger Vokale und des ł, ſowie von einzelnen Verſtößen gegen die Grammatik, entfernt man die mannigfachen Germanismen, die der tägliche Umgang mit Deutſchen der Sprache aufgezwungen hat, (denen wir auch nicht öfter begegnen, als den Gallicismen im Hochpolniſchen und in andern modernen Sprachen) und heben wir noch einige Archäismen hervor, die bei dem jahrhundertlangen Stehenbleiben auf einer frühern Entwickelungsſtufe dem Dialekte verblieben ſind, die demſelben aber gerade zum beſondern Schmuck dienen, dann dürfte es uns ſchwer fallen, überhaupt noch einen Unterſchied zwiſchen dem Hochpolniſchen und dem „Waſſerpolniſchen“ aufzufinden und gegen des wohlerfahrenen Bandtke Meinung aufzutreten, wenn er ſagt, daß der oberſchleſiſche Dialekt vom Hochpolniſchen bei Weitem nicht ſo verſchieden iſt, als z. B. das Schwäbiſche oder das Sächſiſche vom Hochdeutſchen.“

So weit der Herausgeber — die letztere Bemerkung iſt unſtreitig ſehr begründet — denn die ſlaviſchen Sprachen ſind überhaupt weit weniger decentraliſirt und zerſetzt worden, als die deutſchen, und zeigen im Ganzen ein weit gleichförmigeres Gepräge. Ein Hauptzeichen der Abgenutztheit einer Sprache iſt der Verfall und die Abſchleifung der Flexions-Endungen in Declination und Conjugation. In dieſer Beziehung iſt das Oberſchleſiſche nicht nur nicht entartet, ſondern theilweiſe beſſer erhalten, als das Hochpolniſche und hat (wie bemerkt) merkwürdige Archäismen gerettet.

Selbſt an die Ausſprache iſt man nicht berechtigt, den hochpolniſchen Maßſtab anzulegen, und ſie danach für ſchlecht zu erklären; ſeit mehr als ſechshundert Jahren von der Entwickelung des großpolniſchen Reichs losgeriſſen, iſt dieſer Dialekt auf ſich ſelber angewieſen geweſen und kann nicht nach einer Grammatik bemeſſen werden, die damals noch gar nicht exiſtirte. Denn das Polniſche iſt literariſch eine ſehr junge Sprache und ſeine älteſten Schriftdenkmäler reichen gar nicht einmal in jene Zeiten hinauf.

Die vergleichende Sprachforſchung wird die Ausſprache am, om, wo hochpolniſch (mit verflüchtigtem m ą, ę) geſagt wird, ohne Bedenken für älter und urſprünglicher erklären, als die letztere.

Die Sprache der vorliegenden Gedichte macht durchaus nicht den Eindruck einer heruntergekommenen Mundart; ſelbſt die grammatiſchen Wendungen ſind, trotz aller Einfachheit des Volksliedes, vielfach von einer gewiſſen Leichtigkeit und Eleganz; die Satzverbindung durch Conjunctionen, das Hauptmerkmal einer geiſtig ausgearbeiteten Sprache, zeigt jedenfalls größere Mannigfaltigkeit, als z. B. in den deutſchen Volksliedern. — Freilich iſt dabei zu bemerken, daß das Volk in den Gedichten ſich faſt durchgehends einer reinern und gewählteren Sprache bedient, als in der Proſa des Alltagsumganges. Die deutſchen Volkslieder Schleſiens, die Hoffmann von Fallersleben geſammelt — und wie viele andere in andern Landſtrichen — werden in einem annähernd reinen Hochdeutſch geſungen und nur abſichtlich poſſenhafte Gedichte werden in humoriſtiſcher Selbſtverſpottung im Dialekte vorgetragen. So iſt es denn auch nicht zu verwundern, wenn in den oberſchleſiſch-polniſchen Gedichten eine gewähltere Sprache herrſcht, als ſie im täglichen Verkehre des Volkes zu vernehmen iſt. Denn angenehm klingt das oberſchleſiſche Patois, wenigſtens dem deutſchen Ohre, nicht, wenn es auch für den, deſſen eigentliche Mutterſprache es iſt, wie alle Mutterſprachen, einen hohen gemüthlichen Reiz haben mag. Das Odium, welches auf ihm liegt — und mit Unrecht, wie wir abermals hervorheben — iſt den Deutſchen und Hochpolen und ihren populären Vorurtheilen zu verdanken — die vielen Germanismen, die dem des Polniſchen ganz unkundigen Deutſchen in dem fremden Idiom ſofort auffallen, haben allerdings etwas Spaßhaftes — wie es z. B. (S. 6) heißt; ja muszę maszerowac, ... gwer „pucowac“ „Ich muß marſchiren“ .... das Gewehr putzen — oder „bronny szymliczek“ „das braune Schimmelchen“ — indeſſen iſt das Hochpolniſche ſelbſt gar nicht viel weniger mit deutſchen Wörtern geſpickt, faſt ebenſo ſtark, als das gebildetere Hochdeutſch mit franzöſiſchen.

Was die vorliegende Sammlung von Liedern betrifft, ſo beträgt ihre Zahl nach der laufenden Nummer 546 — freilich ſind darunter mehrfach ſich ſehr nahe ſtehende Variationen deſſelben Liedes oder deſſelben Gedankens begriffen. Sie ſind nach dem Stoffe, den ſie behandeln, eingetheilt: Soldatenlieder, Jägerlieder, Hirten- und Feldlieder, Handwerker- und Müllerlieder, ein Zigeunerlied, Balladen, Liebeslieder u. ſ. w. Auch die halb oder ganz kirchlichen Lieder beim Neujahrsumgange und dgl., die man nicht eigentlich in die Klaſſe der Volkslieder ſtellen kann, ſind berückſichtigt. Hinten iſt ein Verzeichniß beigegeben, das alphabetiſch nach den Liedanfängen geordnet iſt.

Den Anfang machen die Soldatenlieder, und mit Recht, da ſie die beſtimmteſte Phyſiognomie tragen und zum Theil geſchichtliches Intereſſe erwecken. Man erſieht daraus, daß die oberſchleſiſchen Soldaten, welche im 10., 11., im 22. Regimente, bei den Huſaren oder Uhlanen in Breslau Neiße, Ohlau, Ratibor u. ſ. w. ſtehen, daß die Landwehrleute ſehr muntere Dichter ſind, und daß ſie bei jeder Gelegenheit, die ihnen eine Anregung giebt, ihre Gefühle in Verſe zu bringen wiſſen. Unverkennbar ſind die Lieder, welche anfangen:

O przyszlo mi przyslo
Od majora pismo,
Musze maszerować.

Es iſt mir zugegangen
Vom Major ein Schreiben,
Ich muß fortmarſchiren.

bei einer der letzten Landwehr-Mobilmachungen gedichtet worden. Es folgt nun ein ſehr rührender Abſchied von der Familie:

„Ich muß verlaſſen Vater,
Die Mutter und die Liebſte,
Ich muß, ich muß marſchiren
An die (unſere) preußiſche Gränze.“

Es wird nun ein ſchrecklicher Krieg, „weit von Ratibor“ prophezeit, wo das Blut wie Waſſer in's Meer läuft:

Digitized by Google

Das wird ein Krieg werden
Ringsum von allen Seiten,
Nicht jede alte Mutter
Kriegt ihren Sohn da wieder! —

Glücklicher Weiſe hat es Herr von Manteuffel gnädiger gemacht für die biedern Oberſchleſier, die wir damals ſelbſt zu Fuß und Pferde unter dem lauten Weheklagen ihrer Mütter und Frauen in's Feld ziehen ſahen.

Das Allerpoſſirlichſte und eine wirklich bemerkenswerthe Reliquie iſt ein Spottlied auf die Landwehr, die ganz unzweifelhaft im Frühjahre 1813 gedichtet worden. Um das Gedicht zu begreifen, muß man nämlich wiſſen, daß der patriotiſche Aufſchwung von damals vielfach im Volke mit mißtrauiſchen Augen angeſehen und wie eine Thorheit bekrittelt wurde. In Niederſchleſien ſagte man damals — wie wir in der Jugend vielfach gehört haben — „Welche Thorheit! haben die alten Kerle (bei Jena) das Land verſpielt, und jetzt ſollen es die Kinder wieder gewinnen!“ In einer ähnlichen Stimmung hat ſich auch der Verfaſſer des Liedes aus dem Koſeler und Lublinitzer Kreiſe (S. 9. Nr. 16) befunden; er führt ſich ſelbſt als Landwehrmann ein, der zu dem ſchöngeſchmückten Stadtthore hinaus in's Feld rücken ſoll!

Das Koſeter Thor iſt prächtig
Verzieret und behangen.
Daſelbſt ſteht meine Liebſte
Mit ganz verweinten Wangen.

Ei, hätt' ich mir können denken,
Daß du ſo würdeſt ſchrei'n,
Ich würde unter die Landwehr
Nicht eingetreten ſein.

Potztauſend! dieſe Landwehr,
Das ſind dir nette Knappen;
Die tragen Leinwandhoſen,
Und eine Mütze mit Klappen.

Und vornen auf der Mütze
Ein gold'ner Buchſtabe d'ran:
„Zieh aus Landwehr zu Felde
Mit Gewehren Mann für Mann.“

* * *

Sie zogen aus zu Felde,
Fort ſchmiſſen ſie die Flinten,
Statt der Patrontaſche nahmen
Sie Draht zum Töpfebinden.

In jeglicher Vertiefung,
In jedem Graben unten
Sitzt die Landwehr, fleißig
Werden Töpfe gebunden.

Der Landwehr-General ſelber
Hat fleißig Töpfe geſtrickt;
Ob große oder kleine,
Sechs Dreier galt das Stück.

Drotować, „Draht ziehen,“ muß hier in einer gewiſſen übertragenen Bedeutung genommen werden, wenn man es ganz verſtehen will. Landwehr heißt natürlich landwera und Patronentaſche patrontasz.

Auch ein rares Lied iſt das folgende, welches unſtreitig einen der höheren Kultur fähigen Zehner- oder Elfer-Musketier zum Verfaſſer hat, der in der Landes-Hauptſtadt auf Univerſität geweſen:

Zu Breslau auf dem Ringe
Steh'n Soldaten in großer Zahl,
Einer wie der andere
Gekleidet allzumal.

Und doch ſo ſehr verſchieden,
Ehmänner und Junggeſellen,
Die hübſche Mädchen lieben
Im Dunklen und im Hellen.

Ich nahm mir auf der Pfarre
Auch Eine aus der Stadt,
Die auf der Guitarre ſpielen
Gar wohl verſtanden hat. . . .

Folgt die Beſchreibung, wie der Krieger dieſe Bekanntſchaft gemacht. Im Weiteren hat der Herausgeber für gut befunden, den Text abzubrechen. Wir glauben indeß nicht, daß ein deutſcher Soldat ähnlicher Bildungsſtufe im Stande geweſen wäre, den heikelen Stoff mit ſolcher eleganten Schalkhaftigkeit, wie es hier geſchieht, dichteriſch zu verarbeiten. Das Lied würde roher geworden ſein.

Dieſe Schalkhaftigkeit iſt ein ſehr hervortretender Zug und findet ſich öfters, z. B. in dem allerliebſten Gedichtchen, welches ein Zwiegeſpräch zwiſchen zwei, ſeit vier Wochen ſchmollenden Eheleuten, enthält:

. . . . . . . . . . . . .
Sag' mir nur, meine Liebſte,
Was thut dir denn ſo weh!
Ich ſchicke zu dem Doktor! —
Das Herz, das Herz, o je!
Der Kopf, und Füß' und Hände,
Gott weiß, ob ich davon
Noch kommen werd' am Ende.

Nun, wie dir's, meine Liebſte,
Der Himmel fügen wird!
Ausrichten will ich laſſen
Ein ſchön Begräbniß dir!
Mit allen Glocken läuten,
Und mit Poſaunen blaſen;
So will ich deinen Leichnam
Zu Grabe tragen laſſen.

Ich werd' in eine Andre
Nicht eher mich verlieben,
Als bis dein Grab im Kirchhof
Mit Gras iſt überwachſen.
Dann geh' ich nach der Kirche,
Knie an dem Grabe nieder,
Für dich dann, meine Liebſte,
Werd' ich gar fleißig beten!“

Ueberhaupt iſt in dieſen Liedern das ganze Volksleben gewiſſermaßen photographirt; ſie tragen zum großen Theil nicht jenen Charakter des Alterthümlichen, der den deutſchen Volksliedern vielfach eigen iſt. Denn die Kultur-Einflüſſe, die durch das überall hin eindringende Hochdeutſche Geltung gewinnen, haben den deutſchen gemeinen Mann jener natürlichen Unbefangenheit zur Naivetät beraubt, welche nöthig iſt, um dem Gefühle den einfachſten paſſendſten Ausdruck zu geben. Wie häufig leſen wir poetiſche Ergüſſe von Landleuten (Nachrufe, Hochzeitsgedichte und dgl.) in den kleinen Wochenblättern! aber wie bar ſind ſie eines lebendigen Gehaltes! meiſt Reminiscenzen, Nachahmungen von Mathiſſon und dgl. Die eigentlichen Volkslieder, die ſich nur in den allerunterſten Kreiſen erhalten, gehören mit ihrer ganzen Stimmung und Ausdrucksweiſe einer längſt verſchwundenen Zeit an; ſie werden auch ſelbſt vom Volke nicht mehr verſtanden. Wenn Knechte oder Viehmägde jetzt dichten — und es kommt noch häufig genug vor — huſchen ſie in's Hochdeutſche, und mengen die allenfalls vernünftigen Gedanken, die ſie haben, mit unverdauten Brocken einer Bildungsſtufe, die ihnen nicht zugänglich iſt. — Rohe Zotenlieder gelingen ihnen am beſten — Wie zarten Gefühls, wie kräftig und elaſtiſch ein Volk in ſeinem Gedankenausdrucke iſt, das noch die angeborne Unbefangenheit ſeiner nationalen Natur beſitzt, das beweiſen eben die Volslieder ſolcher Stämme, auf welche die rein verſtandsmäßige und materielle Kultur mit ihrer dürren Verſtändigkeit noch keinen durchgreifenderen Einfluß gewonnen hat. Unverkennbar führt der ſlaviſche Oberſchleſier, von dem mit Geringſchätzung zu ſprechen vielfach Ton iſt, ein recht munteres, nationales — aber weder deutſches noch polniſches — Stillleben. Oberſchleſien und ſeine Stammgenoſſenſchaft iſt für ihn eine kleine Welt; politiſchen und panſlaviſtiſchen Kummer ſcheint er ſich nicht zu machen.

Er tanzt den Krakowiak, aber ſingt dazu:

Sadę od Berlina,
Szabliczką toczę:

Ich komm' aus Berlin her,
Schwinge den Säbel.

Ueberhaupt ſpielt Berlin neben Ratibor, und einer ganzen Anzahl oberſchleſiſcher Orte, die erwähnt werden, eine bedeutende Rolle, die es jedenfalls den Soldaten, die dort geſtanden, verdankt; denn der Oberſchleſier ſcheint mit großer Vorliebe Soldat zu ſein. Er paradirt gern vor ſeiner Liebſten auf dem Pferde; er erklärt, er ſei die ganze Zeit ſeiner Abweſenheit über treu geweſen:

Nie bylo tam czasu
Inszych miłować,
Cj, bo ja tam musial
Exercyrować

Da war keine Zeit ja
Andre zu lieben;
Sieh nur, ich mußte ja
Dort exerciren.

Aber nun iſt er ein ganzer Kerl:

Kto zna exercyrke.
Temu jest dobrze;

Wer exerciren kann,
Der hat gut leben,

der ſitzt auf dem Pferde und ſchwingt ſeinen Säbel — Freilich giebt der Sänger dann dem Liede eine ernſte Wendung, aber doch ſo, daß man die Koketterie ſchwerlich verkennen kann. „Wenn die Liebſte wiſſen wolle, was er zu eſſen habe — Pferdebraten im Felde — oder wie ſein Begräbniß ſein werde — auf freiem Felde eingeſcharrt — und

Chresz ty mila wiedzieć,
Jakie dzwonienie?
Z wielkich karabinów
Straszne strzelanie.

Und willſt Du, Liebſte, wiſſen,
Was dort für ein Läuten?
Aus großen Karabinern
Ein furchtbares Schießen.

Digitized by Google

Ueberhaupt präſentirt er ſich, ſelbſt beim rührenden Abſchied von der Liebſten, den Eltern, der Schweſter, mit ſeinen Piſtolen, dem braunen Pferdchen, das auf der Straße ſteht, der Ulanen-Czapka mit weißen Treſſen.

Auch die Trink- und Zechlieder ſind intereſſant und enthüllen uns manche Seite des Nationalcharakters in ungenirteſter Weiſe. Es ſind meiſtens ganz kurze, aber draſtiſche Liedchen:

„Trink, mein Brüderchen, trink doch aus,
Der Herr Schänker ſchreibt's uns auf ....

oder:

Trink, mein Söhnchen, hübſch mit Maßen,
Trink, mein Söhnchen, langſam aus:
Denn Du haſt ein kleines Scheuerlein,
Haſt ein kleines Haus.

* * *

Trinken her, Trinken hin,
Muſikanten, munter!
Einen Tuſch! denn ich bezahl's,
Ihr, miſcht Euch nicht d'runter!

Uebrigens ſind — zum Lobe ſei es geſagt — dieſe Trinklieder nicht bedeutend an Zahl.

Wir könnten noch eine Menge intereſſanter Gedichte, namentlich ſolcher, die einen ernſten Inhalt haben, beſprechen; wir müſſen aber davon abſtehen, und es den Freunden der polniſchen Sprache ſelbſt überlaſſen, das Buch, das eine reiche Illuſtration des Volkslebens giebt, zu ſtudiren.

Wir haben hier nur das hervorgehoben, was dazu dienen konnte, ein Verſtändniß für das wackere Volk Oberſchleſiens zu erwecken, das wahrlich die Mißachtung nicht verdient, unter der es ſchmachtet. Vorurtheile ſind leider ſo ſchwer auszurotten, ein einmal feſtgewordenes Anathem ſo ſchwer zu löſen — Wenn es uns gelungen iſt, wenigſtens etwas beigetragen zu haben, dieſes Vorurtheil wankend zu machen, ſo werden wir uns überreich belohnt fühlen.

### Albertus Magnus und Maimonides.*

Albert der Große, welcher in ſeinen zahlreichen Schriften (ſie füllen 21 Bände in Folio) ſo ziemlich das ganze Gebiet der Philoſophie und Theologie, ſoweit das Mittelalter darin fortgeſchritten war, durchforſchte, hatte doch nicht den Weg der Verſöhnung zwiſchen beiden gefunden, und er, der den geſammten Inhalt der Ariſtoteliſchen Schriften in einer Reihe von Werken zu expliziren verſucht hat, iſt in einer unkritiſchen und ungeſchichtlichen Zeit ſelbſt zu unkritiſch und ungeſchichtlich, als daß es ihm gelungen wäre, einen höhern, objektiv neutralern Boden zu finden, wo Philoſophie und Theologie ſich gegenſeitig ergänzen. Ihm ſtehen beide Wiſſenſchaften nur neben einander, ohne für einander da zu ſein. „Die Meinungen der kirchlichen Autoritäten, der sancti, werden citirt, neben ihnen die Anſichten der Philoſophen, aber von einer Gleichberechtigung oder auch nur Berechtigung der Philoſophen den sancti gegenüber iſt nicht die Rede. Entſchieden wird immer nach dem Geſichtspunkte, ob eine Meinung häretiſch ſei oder nicht.“ — Weit höher in dieſer Beziehung ſteht Moſes Maimonides: (er ſtarb 1204; Albert der Große iſt 1205, nach Andern 1193 geboren.) Maimoindes hat in ſeinem More Nebuchim (Doctor perplexorum) es mit Philoſophen, die bereits den Ariſtoteles kennen, zu thun, und ſucht ihn für den denkenden Glauben zu gewinnen. Er ſelbſt glaubte an die Philoſophie und an die Fähigkeit der menſchlichen Vernunft, die Wahrheit zu erkennen. Wenn er, wie jeder Beſonnene, von den Schranken ſpricht, die unſerm Erkennen geſetzt ſind, ſo ſpricht er von den Schranken der menſchlichen Natur überhaupt, Schranken, die ihm nur mit dem Unterſchiede des Mehr und Minder auch für die Propheten gelten. Dagegen kennt er keine Herabſetzung des menſchlichen Denkens im Intereſſe des Glaubens.“ — Maimonides kennt daher auch keinen ſolchen Unterſchied zwiſchen natürlichem und übernatürlichem Wiſſen, das zum Gegenſatze ausſchlüge. — So weit vorgeſchritten war Albert der Große noch nicht, aber er kannte das Werk des Maimonides (den er ſelbſt häufig als „Moyses Aegyptius Philosophus Judaeorum“ anführt), wenn auch nur in lateiniſcher Ueberſetzung, das er großentheils in verſchiedenen ſeiner Schriften theils benützt, theils wörtlich excerpirt. Herr Dr. Joël, welcher ſchon zu wiederholten Malen ſich als gründlichen Kenner der religions-philoſophiſchen Schriften des Mittelalters bekundet hat und auf dem Gebiete der verſchiedenen philoſophiſchen Syſteme wohlbewandert iſt, hat in der Eingangs genannten Monographie nun aus vielen Stellen der Schriften Albert's des Großen gar häufige Benutzung des Maimonidiſchen Werkes nachgewieſen. Und wie Albert der Große, ſo hat auch deſſen größerer Schüler, Thomas von Aquino, die Schrift des Maimonides vielfach benützt. „Und ſo ließen ſich (ſagt Hr. Dr. Joël) leicht ähnliche Beiſpiele anführen, die über die Gefahr, welche die Nichtangabe der benutzten Quellen für die Darſtellung der Philoſophen des Mittelalters bietet, ſo im Beſondern zeigen, daß die Rückſichtnahme auf die Lehren der jüdiſchen Philoſophen die unerläßliche Bedingung iſt für das Verſtändniß der chriſtlichen Philoſophen des Mittelalters.“ — Es wäre zu wünſchen, daß Männer, wie Joël, mit der Kenntniß der jüdiſchen Philoſophie gründlich vertraut, auf dieſem Gebiete weitere Forſchungen anſtellen möchten; die unparteiiſche Wiſſenſchaft könnte nur vielſeitig dadurch gewinnen. K.

* Verhältniß Albert des Großen zu Maimonides. Von Dr. M Joël. Breslau 1863. Druck von Groß, Barth und Comp. (W. Friedrich.) 27 S. gr 4°. Als Monographie dem Jahresbericht des jüdiſch-theologiſchen Seminars „Fränkel'ſcher Stiftung“ beigegeben.)

## Nord-Amerika.

### Palmblätter und Schneeflocken, von Balduin Möllhauſen.*

Schon in einer Reihe von Werken mannigfacher Art hat der Verfaſſer die während ſeines Aufenthaltes in Nord-Amerika gewonnenen Anſchauungen niedergelegt und dafür die verdienteſte Anerkennung gefunden. Wahrhaft liebenswürdig tritt er uns in dem Vorliegenden entgegen, das uns die verſchiedenartigſten Naturbilder aus Nord und Süd der von ihm durchwanderten Länder vorführt. Fürwahr, wir können uns keine anziehendere Schilderung jener wunderbaren, wechſelvollen Natur-Scenen denken; und hat der Verfaſſer durch den Titel vielleicht nichts anderes, als den Kontraſt ſeiner Bilder bezeichnen wollen, ſo deuten wir ihn für uns gerne auch als ein ſinnig gewähltes Symbol für die unübertreffliche Friſche, Deutlichkeit und Klarheit der Schilderungen: es ſind wirklich Blätter und Flocken, unverwelkt und unzerſchmolzen, die er aus jener Hemiſphäre uns mitbringt. Denn mag er uns unter die brennenden Strahlen der mexikaniſchen Sonne und in die üppige Natur der dortigen Küſten des Stillen Meeres führen, oder uns die grauſigen Schrecken des Eisganges auf den nördlichen Seen miterleben laſſen; mag er den furchtbaren Steppenbrand, oder die Schneeſtürme in den weiten Ebenen, oder die phantaſtiſchen Wunder der Fata in der Wüſte uns ſchildern, oder bei ſtiller Sternen Nacht uns auf dem Kanalboot durch die Urwälder führen, ſtets begegnen wir einer ſo vorſichtigen, weiſen Kunſt, die das Ergreifende von den kleinſten Anfängen vor unſern Augen entſtehen und wachſen läßt, bis er es in ſeiner ganzen überwältigenden Größe vor uns hinſtellt, einer Kunſt, die mit ſo warmen Farben malt, daß wir nicht nur mit dem innigſten Entzücken bei den verſchiedenen Bildern, die er aus ſeiner Mappe hervorlangt, verweilen; ſondern, hat er dieſelbe geſchloſſen, das Geſchaute auch fort und fort mit uns im Geiſte herumtragen. Und dies Letztere erreicht er beſonders dadurch, daß ſein Pinſel uns nicht blos Landſchaften und Natur-Scenen vorführt, ſondern der Plan auch durch Menſchen belebt iſt, an denen wir Intereſſe nehmen, weil der gute Maler uns Freude und Leid derſelben in ergreifenden Worten erzählt. Durch dieſe kleinen Novellen, ſo höchſt einfach und anſpruchslos ſie ſind, werden aus den Bildern dramatiſche Scenen. Das Grauſige der Natur empfinden wir mit tieferem Schrecken, weil wir das menſchliche Geſchick wie ein ſchwaches Rohr davon erdrückt zu ſehen fürchten; das Lächeln der Natur aber bringt uns inniger zu Herzen, weil es einen erhabenen Gegenſatz bildet zu den empörten Leidenſchaften der Menſchen.

Für keine Erzählung aber in den beiden Bänden ſagen wir dem Verfaſſer wärmeren Dank, wie für die erſte, „die Muſchelhändlerin“ betitelt, die uns wie keine andere, als meiſterhaft in jeder Beziehung erſchienen iſt. Wer dieſe Schilderung des waldumkränzten Hafenbeckens von Acapulco, dieſe Idylle dicht neben den epiſch tönenden Wogen des großen Weltmeeres, und die ſich dort vollziehende, ergreifende Scene in ſich aufgenommen hat, welche die wilde Leidenſchaft vor der Macht der Tugend ſich beugen, und in dem heiß glühenden Buſen den beſſeren Menſchen erwachen läßt, dem, meinen wir, könne dies Bild nimmermehr entſchwinden. Zwar tritt gerade in dieſer Erzählung das Menſchenbild mehr, als in den übrigen in den Vordergrund; dennoch aber haftet das Gemälde jener unendlich ſchönen Natur vor Allem in unſerer Seele, und wir ſcheiden, mit dem Gedanken, daß der prächtige Sternenhimmel über dem glatten Waſſerſpiegel, die klare Mondnacht und die in der Ferne leiſe rauſchenden Meereswellen unbekümmert bleiben um das Menſchenherz, ob es tobt und frevelt, oder ſegnet und liebt.

* 8de. Leipzig. Hermann Coſtenoble, 1863.

Digitized by Google

Weiterhin heben wir die Erzählung „der Poſtläufer von Wisconſin“ hervor, in der wir die Schrecken des Eisganges auf den nördlichen Seen in erſchütternder Anſchaulichkeit kennen lernen. Der rüſtige Poſtläufer, der mit ſeinem ſauren Erwerbe ſich jetzt die Mittel zur Begründung eines eigenen Heerdes und zur Heimführung ſeiner Geliebten zu erringen hofft, wird mit ſeinem indianiſchen Begleiter mitten auf dem See vom Schnee-Sturm und dem Aufbrechen des Eiſes überraſcht. Der Sprung über die entſtehenden Riſſe wird unmöglich, vor und hinter ihnen klafft der Grund auseinander, und auf einer Scholle werden die Unglücklichen fortgetrieben. Die Energie der Gattentreue aber des Indianer-Weibes bringt, wo Alle verzweifeln, die Rettung, und die furchtbare Macht der Natur regt ſchließlich auch in dem entfremdeten Vaterherzen das natürliche Gefühl in voller Stärke wieder an und führt Frieden und neuerblühendes Glück herbei.

Indem wir im Vorbeigehen auf das echte Indianer-Stückchen „die Tochter des Häuptlings“ hinweiſen, nennen wir nur noch „die Gräber in der Steppe,“ die letzte Erzählung des ganzen Werkchens, eine rührende Geſchichte von lachender Freude, innigſter, ſeligſter Luſt und jähem Verderben durch die lauernde Tücke des Neides und der Eiferſucht. Echt gemüthlich und voll des ſprudelndſten dramatiſchen Lebens wie eine Symphonie von Vater Haydn rauſcht jener köſtliche Abend im Farmer-Hauſe an uns vorbei, wo die Nachbarn ſich verſammeln, um bei der Mais-Enthülſung zu helfen. Welche glückliche Menſchen, welcher Frohſinn, welcher Jubel bei harmloſem Scherz! Und wenn nun gar eine rothe Kolbe ſich fand, — doch wir wollen Nichts verrathen. Im tiefen Schatten aber grollt der Neid, und ſtiehlt ſich drohend aus der allgemeinen Luſt hinweg. Dann der Sonnen-Untergang auf dem Zuge durch die Präirie, der goldig wiederſtrahlt in den glücklichſten Herzen, bis ein Schuß alles irdiſche Lieben und Hoffen zerſtört. Golden und roſig aber wie vorher ſtrahlen die Wellen am Abendhimmel, und fernab fallen die Geſänge der hoffnungerfüllten Kalifornien-Fahrer.

Was ſollen wir weiter ſagen, als unſern Leſern viele ſo köſtliche Stunden wünſchen, wie wir beim Leſen dieſer lieblichen Schilderungen gehabt. S.

## Mannigfaltiges.

— Deutſche Aus- und Rückwanderung. Dem kürzlich erſchienenen „Bericht über die Wirkſamkeit des Nachweiſungs-Bureau's für Auswanderer in Bremen während der Jahre 1861 und 1862 entlehnen wir Nachſtehendes: „Der Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten, welcher auf die politiſchen und wirthſchaftlichen Verhältniſſe des Nordens und des Südens hemmend oder geradezu zerſtörend einwirkt und Hunderttauſende glücklicher Exiſtenzen zerrüttet, hat während der beiden letzten Jahre einen nicht unerheblichen Rückgang in der Auswanderung veranlaßt. Während die Zahl der über Bremen nach fremden Welttheilen beförderten Paſſagiere ſich noch im Jahre 1860 auf 30,128 Perſonen belief, ſank ſie im Jahre 1861 auf 17,261 und im Jahre 1862 auf 14,710 Perſonen. Wenn ſich die Thätigkeit des Nachweiſungs-Bureau's in Folge deſſen auf einen kleinern Kreis von Auswanderern beſchränkt hat, ſo iſt ſie in anderer Hinſicht dadurch erweitert worden, daß ſich in den letzten Jahren wiederholt Rückwanderer aus Amerika mit der Bitte um Rath, Belehrung oder Unterſtützung an das Bureau gewendet haben. Obwohl dem Inſtitute bei der im Jahre 1850 erfolgten Begründung nur die Aufgabe geſtellt wurde: „„allen Perſonen, welche ſich von Bremen aus nach überſeeiſchen Plätzen begeben wollen, eine zuverläſſige Belehrung über ſämmtliche bei dieſem Vorhaben in Frage kommende Verhältniſſe zu gewähren,““ ſo kann es doch, ſeinem ganzen Weſen und ſeinen humanen Zwecken entſprechend, ſich gar nicht der moraliſchen Verpflichtung entziehen, auch den über Bremen zurückkehrenden Landsleuten nach Kräften mit Rath und Belehrung beizuſtehen.“

Aus den dem Berichte angehängten Tabellen iſt unter Anderem zu entnehmen, daß in den Jahren 1832 bis 1862 nicht weniger als 793,267 Auswanderer über Bremen befördert worden ſind.

— Rufin Piotrowski's Flucht aus Sibirien. Die deutſche Bearbeitung dieſer ſibiriſchen Fluchtgeſchichte, von der wir im vorigen Jahrgang einen Abriß nach der franzöſiſchen Darſtellung von Julian Klaczko geliefert, iſt aus der Feder von L. Königk gefloſſen und unter folgendem Titel erſchienen: „Meine Erlebniſſe in Rußland und Sibirien während meines Aufenthaltes daſelbſt, meiner Gefangenſchaft und Flucht; 1843—46.“* Das Buch gewährt, außer dem vollſtändigen Bericht über die höchſt anziehende Durchführung des Fluchtplanes, einen Einblick in die Zuſtände der polniſchen Emigration in Frankreich, wozu namentlich auch der Ueberſetzer durch ſein Vorwort einen Beitrag liefert, und ein Reſumé Beobachtungen des Herrn Piotrowski in Podolien und Volhynien, was mit Rückſicht auf die jetzt auch in dieſen Provinzen zum Durchbruche kommenden revolutionairen Umtriebe ein beſonderes Intereſſe für die Leſer haben dürfte. Zu den im Jahre 1843 in dieſe Provinzen ausgeſandten demokratiſchen Miſſionairen der polniſchen Emigration gehörte nämlich auch Herr Rufin Piotrowski, der, während viele andere ſeiner Gefährten, wie Zawisza, Wołowicz, Leon Zalewski, Simon Konarski und Robert Chmielewski, ihr Unternehmen mit dem Leben büßten, ſeine glückliche Rückkehr nach Frankreich lediglich ſeiner geiſtigen und körperlichen Energie, ſowie der menſchenfreundlichen Theilnahme zu danken hat, die er in dem deutſchen Oſtpreußen gefunden. Das vorliegende Buch wird daher von mehr als Einem Standpunkte aus mit Theilnahme und nicht ohne Nutzen geleſen werden.

— Die türkiſche Sprache. In Max Müller's Vorleſungen über die Wiſſenſchaft der Sprache findet ſich folgende Lobrede auf die türkiſche Sprache: „Es iſt ein wahres Vergnügen, eine türkiſche Grammatik zu leſen, wenn man auch gar kein Verlangen trägt, die türkiſche Sprache praktiſch zu erlernen. Die ſinnreiche Art und Weiſe, in der die zahlreichen grammatiſchen Formen zu Stande gebracht ſind, die Regelmäßigkeit, welche das Syſtem der Declination und Conjugation durchdringt, die Durchſichtigkeit und Verſtändlichkeit des ganzen Sprachbaus muß Jedem auffallen, der für die wunderbare Kraft des menſchlichen Geiſtes, wie ſie ſich in der Sprache entfaltet, einen offenen Sinn hat. Gegeben iſt ſolch eine kleine Zahl von Wurzeln, daß ſie kaum zum Ausdruck der gewöhnlichſten Bedürfniſſe der Menſchen zu genügen ſcheint, und doch wird ein Werkzeug aus ihnen geſchaffen, das die feinſten Nüancen der Gedanken und Gefühle wiederzugeben vermag; gegeben iſt ein unbeſtimmter Infinitiv oder ein ſchroffer Imperativ, und doch wird von ihm eine ſolche Fülle von Modis und Zeiten hergeleitet; gegeben ſind unzuſammenhängende Aeußerungen, und doch werden ſie zu einem Syſtem gruppirt, in dem alles ſich in regelmäßige Formen harmoniſch fügt, ſo wunderbar iſt jenes Werk des Menſchengeiſtes, welches in der Sprache vor uns hintritt. Aber in den meiſten Sprachen bleibt von dieſem frühzeitigen Prozeß nichts mehr ſichtbar. Sie ſtehen vor uns wie feſte Koralleninſeln, und nur das Mikroſkop des Sprachforſchers kann die Ueberreſte des organiſchen Lebens an ihnen entdecken, durch das ſie aufgebaut wurden. In der Grammatik der türkiſchen Sprachen haben wir im Gegentheil eine Sprache von ganz durchſichtigem Bau vor uns, und eine Grammatik, in deren Werkſtätte wir hineinblicken können wie in einen Bienenſtock von Glas, in dem die Zellen vor unſeren Augen *entſtehen*. Ein ausgezeichneter Orientaliſt bemerkte einmal, man könnte das Türkiſche für das Reſultat der Berathſchlagungen einer Geſellſchaft ausgezeichneter Gelehrten halten; aber ſelbſt eine ſolche Geſellſchaft würde das nicht haben erdenken können, was der Menſchengeiſt in den Steppen der Tatarei, ſich ſelbſt überlaſſen und nur geleitet von ſeinem ihm angeborenen Geſetz oder durch eine Macht des Inſtinkts, die ebenſo wunderbar als irgend eine andere in dem Naturreich wirkte, hervorzubringen vermochte.“

— Neue Erſcheinungen der ſpaniſchen Literatur.

Estudios sobre el derecho internacional maritimo, o esposicion razonada de sus principios fundamentales, por D. Ignacio de Negrin. Impresa de real orden. Madrid, 1862.

Isabel II. Historia de la Reina de España, por D. Manuel Angelon. Barcelona, 1862. 600 páginas en 4º mayor, con laminas.

La verdad del progreso, por D. Severo Catalina, de la Real Academia española. Madrid, 1862.

Fábulas en verso castellano y en variedad de metros. Por D. Miguel Augustin Principe. Segunda edicion. Madrid, 1862.

El hombre libre. Comedia en cuatro actos y en verso, por D. Luis Mariano de Lara. Madrid, 1862.

Escritos de la Santa Teresa, añadidos y ilustrados por D. Vicente de la Fuente. Tomo II. Madrid, 1862.

Comentario historico critico y juridico á las leyes de Toro, por D. J. F. Pacheco. Tomo I. En 4º. Madrid, 1862.

* 2 Bände. Poſen, Louis Merzbach, 1862.

J. L.

☞ Man bittet nachfolgende Druckfehler in dem Aufſatz „Zwei Hochverraths-Prozeſſe unter Calvin“ in Nr. 7 des „Magazin“ zu verbeſſern:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| S. 73, | Abſatz 1, | Zeile | 4 | lies objektiver ſtatt ſubjektiver. |
| „ 73, | „ 2, | „ | 12 | lies objektiver ſtatt ſubjektiver. |
| „ 73, | „ 3, | „ | 1 | lies J. A. Galiffe ſtatt P. A. Galiffe. |
| „ 73, | „ 3, | „ | 5 | lies Genevoiſes ſtatt Genèvaiſes. |
| „ 73, | „ 3, | „ | 20 | lies fruchtbarer ſtatt ſichtbarer. |
| „ 74, | „ 3, | „ | 9 | lies objektiver ſtatt ſubjektiver. |
| „ 75, | „ 1, | „ | 6 | lies Bungener ſtatt Bungmer. |
| „ 75, | „ 1, | „ | 13 | lies Bungener ſtatt Bungmer. |

Genf. W. Campmann.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig

Hierzu eine Beilage der C. F. Winter'ſchen Verlagshandlung in Leipzig und Heidelberg.

Digitized by Google

**Beſtellungen**
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
**Leipzig.**

# Magazin
# für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joſeph Lehmann.**

**Diejenigen,**
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
**Berlin.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

**№ 13.** **Mittwoch, den 1. April 1863.** **32. Jahrgang.**

### Inhalt:

**Deutſchland und das Ausland.** Seite
Deutſches Soll und Haben an das Ausland . . . . . . . . . . . . . 145
**Rußland.**
Zur Beurtheilung der Leibeigenen-Emancipation . . . . . . . . . . 147
Die Slavophilen und die Freunde des Weſtens in Rußland . . . . . . 149
**Nord-Amerika.**
Ein Vertheidiger der Neger-Sklaverei . . . . . . . . . . . . . . 150
**Griechenland.**
Die Philhellenen und der griechiſche Befreiungskampf . . . . . . . 153
**England.**
Eine engliſche Geſchichte des Krimfeldzuges . . . . . . . . . . . 154
**Mannigfaltiges.**
Demokratie und Mittelmäßigkeit in Amerika . . . . . . . . . . . 156
Franzöſiſche Kunſt und Literatur im 14. Jahrhundert . . . . . . . „
Die Londoner Ausſtellung in einem Prachtwerke . . . . . . . . . „
Neue Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur . . . . . . . . . „
Neue Erſcheinungen der engliſchen Literatur . . . . . . . . . . „

## Deutſchland und das Ausland.

### Deutſches Soll und Haben an das Ausland.

Im Leben einer Nation giebt es gewiſſe Sündenregiſter, die männiglich ſo geläufig ſind, wie das Credo und die Confeſſion in der Kirche, die aber von den nationalen Moralpredigern, wenn auch nicht allſonntäglich, doch immer wieder abgehandelt werden. Dazu gehört für uns Deutſche mit Fug und Recht das Kapitel von unſerer Stellung zum Auslande. Was iſt nicht ſeit Cäſar und Tacitus nun an die zweitauſend Jahr von Einheimiſchen und von Fremden über und wider den unglückſeligen deutſchen Reſpekt vor allem Ausländiſchen und die noch viel unglückſeligere deutſche Mißachtung des Inländiſchen geredet und geſchrieben worden! Und wie feſt ſtecken nicht trotz Alledem und Alledem dieſe Erb-Eigenthümlichkeiten in den Köpfen eines deutſchen hohen Adels und verehrlichen Publikums! Noch heute kaum weniger als in den Zeiten lobeſan, da man ſich ſeiner deutſchen Tracht, Sitte und Sprache ſchämte, da ſich, nach dem derben Spottvers des ehrlichen Hamburgers Lauremburg:

— ſülk Schipbrock hatt de düdſche Sprak geleden,
De franzöſche heſſt er de Naſe affgeſchneden
Und heſſt enne fremde Naſe wedder angeflicket,
De ſick by de düdſche Ohren nich wohl ſchicket.

Die Sprachmengerei ſind wir zwar, Gott ſei Dank und den Potsdamer Sprachverein, ſo ziemlich los geworden, und die grobe Nachäfferei und Nachbeterei auch. Aber trotz Friedrich und Stein, trotz Humboldt und Göthe, noch heute iſt der Deutſche allzugern bereit, über ausländiſches Lob vor Freude zu erröthen wie eine blöde Jungfer, und ausländiſchen Tadel bitterer zu fühlen, als beſſer verdienten aus der Heimat; bereit, ausländiſche Vorzüge vor den eignen anzuerkennen, und das eigne Gute, ſo weit es nur immer möglich, ganz zu überſehen, bereit, ſeine Vorbilder im Auslande, gleichviel ob an der Seine oder Newa, an der Themſe oder der Tiber, zu ſuchen; bereit ſogar, ſein deutſches Herzogthum gegen eine ausländiſche Krone, und wär's die von Neu-Hellas, hinzugeben. O, ehrlicher alter Lauremberg! Wie vieles geſchieht auch heut noch bei uns, dat ſik by de düdſche Ohren nich wohl ſchicket!

Darum iſt es wohlgethan, daß ein Mann, der dieſe deutſchen National-Fehler zu Haus und in der Fremde ſchmerzlich gefühlt, der ſeit Jahren gegen einen ihrer falſchen Götter unerbittlich und unermüdlich gekämpft hat, daß Lothar Bucher in ſeinem neueſten Buche* ſich der Sache wiederum einmal gründlich annimmt. Es iſt wohlgethan, daß dieſer Mann, der im Auslande nicht blos gelebt, ſondern geſehen und gearbeitet und ſich eine zweite Heimat erſtritten hat, und der darum im Stande iſt, ſolche Dinge ohne Krähwinkelei und ohne Vorurtheil zu vergleichen, zu prüfen und abzuwägen, ſich einmal die Frage vorlegt: was haben wir Deutſche denn vom Auslande zu fordern und was ſind wir ihm ſchuldig? und daß er dieſe Frage, von allem politiſchen Räſonnement abſehend, an den Thatſachen des täglichen Lebens und Treibens beantwortet, sine ira, aber nicht sine studio. Denn Studium iſt in dem Buche, ſolides, maſſenhaftes, deutſches Studium einer Thatſache, die ganz vorzugsweiſe auf dieſe Frage hinwies, und Stoff zu ihrer Beantwortung giebt, Studium der Londoner Weltausſtellung, niedergelegt in Berichten an die Heimat, und hier geſammelt und herausgegeben. Und wenn Du, geneigter Leſer, der Du ſchon ſo entſetzlich viel von dieſer Ausſtellung zu leſen und zu leiden gehabt haſt, den erſten Schrecken über die Zumuthung überwinden kannſt, noch einmal von ihr bei Bucher zu leſen, ſo wirſt Du nicht darunter leiden, ſondern, ſo gelehrt und ſo geſcheidt Du auch ohne Zweifel ſchon biſt, eine Menge guter Dinge dabei lernen. Sie, die Ausſtellung, war jedenfalls eine gute Gelegenheit, von allen den Künſten und Handwerken etwas zu lernen, die auf ihr erſchienen, und Bucher hat ſich durch die Furcht, er könne zu viele Dinge lernen, nicht abhalten laſſen, recht ordentlich an die Sachen heran zu gehen. Er hält nicht viel von der Warnung, man möge lieber eine Sache gar nicht treiben, als nicht ordentlich, und meint, von den Ausſtellungs-Dingen ſei vielmehr ein wenig Wiſſen beſſer, als gar kein Wiſſen. Es hat noch nie Jemandem geſchadet, ſagt er, daß er den Gebrauch von Hammer und Säge abgeſehen, wenn er auch nicht das Examen als Tiſchlermeiſter machen kann, daß er die gewöhnlichen Erze, wenn er auch kein ſchulgerechter Bergmann, die Getraide-Sorten, wenn er auch nicht Landwirth, die Kennzeichen einiger Waaren und die Prozeſſe einiger Fabricationen kennt, wenn er auch nicht Kaufmann oder Fabrikant ſein konnte. Mit ſo ernſthaften Anſichten über techniſche Dinge für blos allgemein Gebildete — chemiſch reine Leſer überſetzt Bucher ſelbſt den general reader — zu ſchreiben, und noch dazu ein ganzes Buch, das iſt nicht Jedermanns Sache; dazu gehört, außer dem Willen, von alle den Dingen ſoviel wie möglich zu verſtehen, auch noch eine ganz abſonderliche Gabe, denen, die nichts davon verſtehen, verſtändlich und anziehend zu bleiben. Aber wir dürfen es wohl als bekannt vorausſetzen, in wie ſeltenem Maße L. Bucher dieſe Gabe beſitzt, und uns mit der einfachen Verſicherung begnügen, daß ſein Buch, ſo lehrreich es iſt, zu den anziehendſten und unterhaltendſten gehört, die wir kürzlich geleſen haben. Allein dies beiläufig. Sehen wir nun, in welchem Sinne das Buch ein deutſches Soll und Haben an das Ausland genannt werden darf.

Nicht blos aus dem Grunde, daß die Berichte, aus denen es geſammelt iſt, in der That „für die Heimat" geſchrieben ſind; obgleich das mehr ſagen will, als es auf den erſten Anblick ſcheint. Wie leicht wäre es nicht für einen Mann von Bucher's Beleſenheit und Witz geweſen, beides an den Dingen, ſtatt der Dinge ſelbſt, zu zeigen. Sieht man doch in den meiſten Reports, Bildern aus der Fremde und dgl., ſelten mehr, als „der Herren eigenen Geiſt." Hier werden dagegen die Sachen ſelbſt, und zwar in allen ihren wirklichen oder möglichen Beziehungen zur deutſchen Heimat, ſpeziell für den deutſchen Leſer gezeichnet. Nur ein Beiſpiel!

* Bilder aus der Fremde. Für die Heimat gezeichnet von L. Bucher. Zweiter Band. Berlin, Verlag von Louis Gerſchel, 1863. 461 S.

Digitized by Google

Da ſind die sabots, die Holzſchuhe, in denen die Franzoſen ſo unerreicht ſind. Bucher ſagt uns nicht nur, wie viele Bedeutungen das Wort in Frankreich hat, wie wichtig alſo die Sache iſt. Er führt uns nicht blos die ganze Reihe von Sprüchwörtern * vor, die dieſe Wichtigkeit noch mehr illuſtriren, ſondern „wir ſehen den Klotz, in der Regel aus Eichen-, Buchen-, Nußbaum- oder Ulmenholz, erſt ganz roh, dann durch einige Beilſchläge zugeſpitzt und mit einem Hacken verſehen, dann ausgehöhlt durch ein eiſernes Werkzeug, genannt der Löffel. Dann beginnt ein Meſſer die feinere Arbeit, ſchneidet alles weg bis auf eine kleine Spitze und ein Stück Hackenleder und liefert einen Ueberſchuh, dem nur noch ein elaſtiſcher Riemen über den Fuß und der ſchwarze Lack fehlen, oder ſchnitzt das Oberleder in durchbrochener Arbeit, die mit einer Unterlage von Atlas einen allerliebſten Morgenſchuh giebt, oder ahmt die Näthe und Falten, die Knöpfe und Bänder eines Halbſtiefels nach, an dem der untere Theil lackirt, der obere in der natürlichen Farbe gelaſſen und nur polirt wird.“ So ſehen wir denn den sabot, ſo gut man mit anderen Augen als den eigenen überhaupt ſehen kann. Aber unſer Führer ſieht noch weiter, nach Deutſchland hinüber. „Es iſt auffallend, daß dieſe billige und für Landleute ſo zweckmäßige Bekleidung nicht anderwärts Eingang findet. Warum ſoll der deutſche Landmann aus teutoniſchem Selbſtgefühl ſich in ſchlechten Stiefeln naſſe Füße holen? Der franzöſiſche Bauer hat nicht nur einen trockenen Fuß, ſondern wenn es gar kalt iſt, ſchüttet er heiße Aſche in ſeinen Schuh, läßt ſie darin, bis das Holz anfängt zu rauchen, zieht ihn wieder an und findet ſich äußerſt behaglich. Die Sache iſt wichtig für die Civiliſation, denn ein Menſch mit naſſen Füßen iſt inhuman. Und welcher Segen wäre eine Nachfrage nach Sabots für die verarmende Gebirgs-Bevölkerung!“ Dieſe Methode ließe ſich leicht an einer Maſſe von Beiſpielen weiter zeigen, die das Buch für jeden deutſchen Fabrikanten, namentlich wenn er auf Abſatz im Auslande ſpekulirt, anziehend und wichtig machen.

Aber wie geſagt, das iſt nicht die Hauptſache. Bucher ſchreibt eben für ſeinen chemiſch reinen Leſer, nicht blos für Fabrikanten. Für Jedermann, d. h. für jeden Deutſchen gleich anziehend und wichtig iſt aber das Streben, überall nachzuweiſen, worin Deutſchland dem Auslande vorangeht, und worin es hinter dem Auslande zurückbleibt, das Streben, das deutſche Selbſtgefühl durch den Nachweis der eigenen Tüchtigkeit zu ſtärken, ohne darum die deutſche Beſcheidenheit und den deutſchen Lerneifer durch Verſchweigen der eigenen Mängel oder der fremden Vorzüge zu vermindern. Dies Streben iſt der eigenthümliche Charakter des Buches. Es verleiht ihm den Werth und den Ernſt einer großen Abrechnung des deutſchen Unternehmungs-Geiſtes mit dem des Auslandes, die trotz ihrer Feuilletons-Form, trotz der gänzlichen Abweſenheit von Zahlen, Kolonnen, Tabellen und Proportionen aus dem Arſenale der Statiſtik, dennoch das Verhältniß der deutſchen Arbeit zu der des Auslandes in klaren, einleuchtenden, eindringlichen Debet's und Credit's ergiebt. Ich ſage abſichtlich des deutſchen Unternehmungs-Geiſtes und der deutſchen Arbeit, ſo unbeſtimmt dieſe Ausdrücke auch ſind. Denn dieſe Abrechnung erſtreckt ſich nicht blos auf das Gebiet der eigentlichen gewerblichen, induſtriellen und Handels-Thätigkeit, wie ſich ja auch die Londoner Ausſtellung nicht darauf beſchränkte; ſie iſt keine bloße Handelsbilanz, die aus dem Plus der Ausfuhr und dem Minus der Einfuhr das kaufmänniſche Saldo des Gewinnes herausziffert, ſondern ſie zieht, und gerade hierin zeigt ſich die Stärke Bucher's, die den Leſern ſeiner vieljährigen Berichte an die National-Zeitung in guter Erinnerung ſein muß, das ganze geiſtige, ſoziale, politiſche Leben der Nation, in ſeiner geſchichtlichen Entwickelung wie in ſeinen Ausſichten auf die Zukunft, in Mitrechnung, und wird ſo zu einer Denkſchrift zum Nutzen und Frommen für Jedermann aus dem Volke, der Landeskinder wie der Landesväter, die in Palaſt und Hütte eine gleich dankbare Aufnahme und Beherzigung verdient.

Es würde natürlich viel zu weit führen, wollten wir die item's dieſes unſeres Soll und Habens an das Ausland hier des Einzelnen darlegen. Aber an einige müſſen wir doch gehen. Da ſind gleich, um mit unſerem „Haben“ zu beginnen, Nr. 1 des Londoner Katalogs, die Mineralien. „Es iſt ganz natürlich für die Maſſe der Beſucher,“ ſagt Bucher, „daß ſie um die „hübſchen“ Sachen flattern, um die ſchönfarbigen und ſchöngeſtalteten Blüthen der Technik. Ein Bericht-Erſtatter aber ſollte auch zu den Wurzeln hinabſteigen, vor Allem in die Grubenwerke der Ausſtellung einfahren; und ich thue dies zum Beſten der Leſer, um ſo mehr, als ich eine erfreuliche und vielen von ihnen fremde Kunde über ihr eigenes Vaterland heraufbringen kann. Ich ſchreibe nicht einen flüchtigen Einfall, ſondern das Reſultat langer Beobachtung nieder, und ich wünſche, auch der Leſer möge ein flüchtiges Urtheil zurück halten, wenn ich ſage, im Allgemeinen wiſſen die Deutſchen von auswärtigen Gruben mehr, als von den deutſchen. Jeder Leſer weiß von Wieliczka, aber wiſſen auch alle von Staßfurth? Jeder hat ſagen hören, daß die Ueberlegenheit Englands in gewiſſen Zweigen der Induſtrie darauf beruhe, daß in England Kohle und Eiſen neben einander liegen; aber wiſſen alle, ohne ſich zu beſinnen, anzugeben, in welchem täglich wichtiger werdenden Mineral Deutſchland mit nur noch Einem Lande das Monopol theilt? Kein Zweifel, daß über die deutſchen Bergwerke die reichlichſte und zuverläſſigſte Auskunft zu finden iſt, aber in Fachſchriften; kein Zweifel, daß die größeren Zeitungen jede neue Grube einmal erwähnt und alle Jahres-Ausbeute richtig angegeben haben, aber in dem Theile, der dem Geldverkehr gewidmet iſt und nur von Gruben-Beſitzern, Aktionairen und Fabrikanten geleſen wird. Aber wenn deutſche Beſucher der Ausſtellung nicht in der erſten und zweiten Klaſſe des Zollvereins allerlei Neues, ſelbſt Ueberraſchendes finden, nicht zum Erſtenmale von dem Gedanken erfaßt werden ſollten, daß, während wir uns freilich keine Kolonien erworben haben, der deutſche Bergmann uns ſeit dreißig Jahren ein neues unterirdiſches Deutſchland entdeckt und erobert hat, ſo müßte ich mich ſehr geirrt haben.“ Und nun erröthe nicht, deutſche Beſcheidenheit, daß ein Deutſcher ſagt, der Zollverein hat in der erſten Klaſſe die beſte Ausſtellung gemacht, die beſte, weil ſie ein richtiges Bild von den Mineral-Schätzen, die den Gewerben dienen, und nur von dieſen, darbietet, und weil ſie wiſſenſchaftlich geordnet iſt. Lerne es ertragen, wenn er verſichert, daß Deutſchland in Kunſt und Sorgfalt der Behandlung des Eiſens es „mit der ganzen Welt“ aufnimmt, daß wir in Stahl „die ganze Welt“ ſchlagen. „Vielleicht klingt die Redensart, die der Engländer bei jeder Gelegenheit, auch wo ſie gar nicht gerechtfertigt iſt, mit einem ganz abſonderlichen dumpfen Zungentriller von ſich giebt, den Alten unangenehm, anmaßlich, undeutſch; den Jungen wird ſie gut thun.“ Bucher thut das ſeine, uns daran zu gewöhnen. Er vergißt nicht, daß der Dampfhammer, mit dem Krupp ſeinen berühmten Block von Gußſtahl zerbrochen hat, der größte „in der Welt“ iſt; er gedenkt der Zinkplatte von Ruffer in Breslau, die „in der Ausſtellung nicht entfernt ihres Gleichen hat;“ er hebt mit Nachdruck hervor, daß die Erneuerung der alten Eiſengruben in Portugal das Werk eines Deutſchen (des Dr. Feuerheerd in Oporto) ſind, daß der Ausſteller der geologiſchen Karten von Spanien Schulz, und der Commiſſar der italiäniſchen Bergwerks-Abtheilung Grabau heiße. Er weiß und will, daß jeder Deutſche es wiſſe, daß deutſche Bergleute die Städte in Siebenbürgen gebaut haben, von dem Koſſuth den Engländern und vielen Deutſchen unvertilgbar eingeredet hat, daß es magyariſches Land ſei; daß unſere Bergleute die Wiſſenſchaft der Mineralogie geſchaffen haben, deren deutſche Kunſtausdrücke in alle Sprachen gebildeter Völker übergegangen ſind, daß unſere deutſche Bergakademie in Freiberg die erſte der Welt iſt. Er ſieht, wenn noch einige Beiſpiele aus andern Gebieten erlaubt ſind, im dunkeln Ausſtellungs-Gebäude die Verſuche mit dem rieſigen Inductions-Apparat von Siemens, ſieht dieſen Apparat Blitze von anderthalb Fuß Länge ſchleudern, die, wenn eine Leidener Flaſche eingelegt wird, wie Piſtolen-Schüſſe knattern, und denkt dabei an den Lärm, den die engliſche Preſſe erhoben haben würde, wenn der Ausſteller ein Engländer wäre. Er weiß nicht blos, daß der Hopfen in Deutſchland zuerſt zum Bierbrauen verwendet worden iſt, und daß ſchon im Sachſenſpiegel Beſtimmungen darüber ſtehen, ſondern er weiß auch, daß man um Neutomyſzl im Kreiſe Buck (Poſen) bis anno 1837 nur 500 Centner Hopfen jährlich, durchſchnittlich neun Thaler der Ctr. werth, gebaut hat, daß aber der Anbau jetzt durch S. J. Flatau in Berlin ſo erweitert und verbeſſert worden iſt, daß die Anpflanzungen 6000 Morgen bedecken, bis zu 42,000 Centner tragen, im Jahr 1860 durchſchnittlich 110 Thaler für den Centner gebracht und über den Kreis, früher einen der ärmſten, einen ungekannten Wohlſtand verbreitet haben. Er erwähnt das Bier von Dreher. „Wer iſt Dreher? fragt der Germane, der ſich eine Einführung zu Barklay und Perkins geben läßt, je nach ſeinen Verbindungen und der Höhe ſeines Akkreditivs jene Empfehlung mit oder ohne Schnörkel erhalten, je nach den Schnörkeln Flaſchenbier oder Faßbier zu koſten bekommen, die Bottiche, die Darren, die Pferdeſtälle geſehen, die Haynau'ſche Gedenktafel geleſen und am Schluſſe ergebenſt und ſtammverwandtſchaftlich gerührt ausgerufen hat: Es giebt nur ein Old England! Wer iſt Dreher? Dreher iſt ein Deutſcher, ein Wiener, der Beſitzer und Erbauer der größten Brauerei in der Welt. Sie enthält über acht Morgen gewölbter Keller, 31 Malztennen mit 15,000 Scheffel Gerſte, 10 Darren und Speicherräume für 220,000

* Il dort comme un sabot, er ſchläft wie eine Ratze; on l'a vu venir à Paris avec des sabots, er hat mit nichts angefangen; il a du foin dans ses sabots, er hat Geld im Kaſten, elle a cassé son sabot, von einer jungen Dame, die Unglück gehabt hat, und faire des diableries de ses sabots, den Teufel im Leibe haben.

Digitized by Google

Scheffel, einen Keſſel von 23,824, einen von 19,312 Quart Inhalt und vier kleinere, 24 Kühlfäſſer, und 2,332,000 Quart Maiſchraum. Sie liefert 170,000 Quart Bier in 24 Stunden, beſchäftigt 300 Arbeiter, Dampfmaſchinen von 106 Pferdekraft und 124 Geſpanne. Wenn die „Times“ doch einmal eine Beſchreibung dieſer Brauerei geben wollte! Die deutſchen Zeitungen würden ſie mit Fleiß überſetzen, die deutſchen Leſer mit Reſpekt ſtudiren. Aber die „Times“ wird ſich hüten.“

Und unſer Soll? Fangen wir gleich mit dem ſchlimmſten Poſten an, mit den Kolonien. Das iſt zwar auch ſo ein Kapitel, das ſchon oft, namentlich in neueſter Zeit, und in dieſem Blatte noch vor Kurzem, recht tüchtig, geleſen worden iſt, aber ich kann der Verſuchung nicht widerſtehen, es hier von Bucher noch einmal leſen zu laſſen. „Trete ich in eine ſolche Abtheilung, wie die von Kanada oder Auſtralien, ſo überfallen mich Erinnerungen an Frühjahr und Herbſt, wie ſie nur Jemand haben kann, der in einer kleinen Landſtadt aufgewachſen iſt; die Erinnerungen an die Tage, da die Jungen zum erſtenmale in den Garten zogen, die abgeſtorbenen Pflanzen des vorigen Jahres niederhieben, das dürre Laub auf den Düngerhaufen ſcharrten, und das letzte Eis aus dem Brunnen fiſchten, und zugleich die Erinnerungen an den Geruch wohlgefüllter Bodenkammern im Spätherbſt. Soweit iſt der Eindruck angenehm; ſofort ſtellt ſich aber der Gedanke ein, daß Deutſchland keine Kolonien hat, und man möchte ſich eine der Keulen der Neuholländer herablangen und nach verſchiedenen Seiten mit Nachdruck handhaben. Jeder tüchtige Stock ſchwärmt und die Auswanderer verzetteln ſich nicht in andere Stöcke, ſondern gründen einen neuen. Wie würde die Welt ausſehen ohne die Kolonien der Phönizier, der Griechen, der Römer, der Hanſe, der Spanier, Holländer und Engländer? ohne die Koloniſten, welche die ſieben Burgen, welche Dresden, Berlin, Königsberg gebaut? Die Engländer haben ſo viel Kolonien, daß es ein Kunſtſtück iſt, ſie alle herzuzählen; die Franzoſen haben ſich nach allen Verluſten doch wieder bis auf zwölf, ohne Algier, hinausgearbeitet; die Italiäner haben ſchon vor dem Jahre 1859 von einem mächtigen Neu-Italien am La Plata geträumt und für den Traum gearbeitet; ſogar die kleine Schweiz macht es möglich, daß ihre Auswanderer in geſchloſſenen Gemeinden, aus denen Staaten werden können, zuſammen halten? Doch wozu ſoll ich einen ſchlechten Auszug machen aus ſoviel guten Büchern, die über den Jammer geſchrieben ſind?

Dieſer Ingrimm hält unſern Verfaſſer aber nicht ab, die Kolonieen im Intereſſe der deutſchen Heimat zu durchſuchen. Er geht darauf aus, und das iſt eine der beachtenswertheſten Seiten ſeines Buches, die Aufmerkſamkeit von Landwirthen und Technikern, von Induſtriellen und Kaufleuten auf Stoff, Produkte, Pflanzen zu richten, die wir bei uns nicht haben, aber gut brauchen können, damit der Verſuch zur Einführung und Erzeugung, auf deutſch zur Acclimatiſation dieſer Gegenſtände gemacht werde. Dieſe Hinweiſungen, Anfragen, Anpreiſungen ſind zahllos im ganzen Buche zu finden. Sie gehen auch über die Aufgaben von Acclimatiſations-Vereinen — Herr Bucher iſt bekannt als thätiges Mitglied des in Berlin ſeit einigen Jahren wirkſamen — oft weit hinaus. Denn ſie erſtrecken ſich nicht blos auf kanadiſche Waldhölzer und kapländiſche Hornpflanzen, auf Arrowroot und Alpaca-Schafe, auf die Terpentin-Pflanzungen in den Landes und tauſend andere Dinge zum Anbauen, Anpflanzen und Aufeſſen, ſondern auch auf die Art, wie man am Vernünftigſten eſſen, ſchlafen und wohnen, wie man ſich waſchen, und wie man die Zeitung leſen ſoll. Bucher meint mit allem Ernſte, daß wir in dieſen Dingen, überhaupt in der Kunſt, hier auf Erden ſo menſchlich wie möglich zu leben, noch gar Vieles lernen könnten, von gebildeten und ungebildeten, von nahen und fernen Nachbarn. Wie er kein Anhänger der Modelehre iſt, daß ein Land kein Produkt bauen dürfe, das aus einem andern Lande billiger bezogen werden könne — was wäre aus Deutſchland geworden, was hätten wir in Deutſchland, hätten unſere Vorfahren nach dieſer Lehre gelebt?* ſo hält er auch das Beharren bei nationalen Sitten und Gewohnheiten nur dann für recht und löblich, wenn dieſe Sitten und Gewohnheiten an ſich gut und nicht gegen beſſere, edlere, heilſamere zu vertauſchen ſind.

Ueberblicke ich ſein Buch in der Erinnerung noch einmal, ſo tritt mir ein Eindruck, den es hinterlaſſen, immer deutlicher vor die Seele. Es erinnert mich mehr und mehr an die Worte, die Franz Bacon von Verulam am Eingange ſeines großen Novum organon ausgeſprochen hat: „Ich meditire eine Philoſophie, die nichts Abſtraktes und Inanes an ſich hat, ſondern welche die Bedingungen des menſchlichen Lebens zum Beſſern wenden ſoll.“ Und was Bacon an einer anderen Stelle ſeinen Leſern verſpricht: fleißige Beobachtungen, gegründete Schlüſſe und nutzbringende Erfindungen und Entdeckungen, das kann dem Leſer von Lothar Bucher's kleinem Buche gleichfalls verſprochen werden. So ſei es denn recht vielen, vor Allem aber den landwirthſchaftlichen, polytechniſchen, gewerblichen, Handwerker- und Fortbildungs-Vereinen, ſolchen, in deren Bibliotheken die Bücher nicht ſtaubig werden, recht dringend empfohlen!

P. D. Fiſcher.

## Rußland.

### Zur Beurtheilung der Leibeigenen-Emancipation.

Das „Atlantic Monthly“ enthält in einem der neueſten Hefte einen längeren Artikel über „die Entwickelung und den Sturz der ruſſiſchen Leibeigenſchaft.“ Der Gegenſtand iſt von uns oft genug beſprochen und beleuchtet worden, und wir können daher einen guten Theil dieſer Arbeit, der für Amerika Neues und Intereſſantes enthalten mag, aber nicht für uns, denen nähere Quellen zu Gebote ſtehen, auf ſich beruhen laſſen. Merkwürdig iſt der Aufſatz für uns inſofern, als wir ungefähr die Perſpective kennen lernen, in welcher dieſe ganze Sache jenſeits des Atlantiſchen Oceans und in einem Lande erſcheint, welches durch die Sklavenfrage von ganz ähnlichen Intereſſen hin- und hergeriſſen wird. Der Verfaſſer des Artikels ſcheint, ſoviel wir aus einzelnen Andeutungen ſchließen können, die längſte Zeit in St. Petersburg verweilt zu haben; denn nach ſeinen Angaben hat er vielen wichtigen Vorgängen daſelbſt, z. B. während des Krimkrieges, beim Tode des Kaiſers Nikolaus, wie auch früher und ſpäter noch, als Augenzeuge beigewohnt. Die Bekanntſchaft mit den höheren Kreiſen der ruſſiſchen Geſellſchaft, wie mit dem geſammten ruſſiſchen Volksleben und ruſſiſchen Zuſtänden und Anſchauungen überhaupt, ebenſo ein gewiſſer gewiegter, leidenſchaftsloſer Ton, der von dem eigenthümlichen Yankee-Esprit und ſeiner Haſt durchaus nichts an ſich hat, ſprechen für die eben gemachte Vermuthung.

Der Verfaſſer giebt einen Abriß über die ganze Geſchichte der Entſtehung, Entwickelung und Fortbildung der Leibeigenſchaft, von Fedor I. und Boris-Godunov angefangen bis zum heutigen Tage, — einen Abriß, der für uns nichts Neues enthält. Schon Peter der Große erkannte die Leibeigenſchaft als ein Uebel und Gedanken tauchen auf, dieſelbe zu lindern oder nach und nach zu beſeitigen; Katharina II. that viel in ſchönen Worten und faſt gar nichts in Werken.

„Der offizielle Styl verlangte, daß alle Perſonen, welche Bittſchriften überreichten, ſich unterſchreiben ſollten als „Ew. Majeſtät demüthiger Sklave.“ Dieſe Formel ſchaffte ſie ab und rühmte ſich, das Wort „Sklave“ aus der ruſſiſchen Sprache verbannt zu haben. Dichter und Philoſophen verbreiteten dieſen Ruhm über Europa — aber die Leibeigenen warteten.

„Sie ſtellte einer Akademie die Frage der Aufhebung der Leibeigenſchaft als Preisaufgabe. Die Schrift wurde geſchrieben und gekrönt. Sie war mit allerhand ſchönen Dingen von Freiheit angefüllt, mit praktiſchen Vorſchlägen über Maßhalten, Schmeicheleien an die „Große Katharina“ — aber die Leibeigenen warteten.

„Wieder erweckte ſie Hoffnungen. Es wurde geſagt, das Anſichtigwerden von glücklichen Leibeigenen und blühenden Dörfern verurſache ihr das höchſte Entzücken. Demgemäß verſchleuderte Potemkin auf ihrer Reiſe in der Krim Millionen über Millionen, um auf Bretter gemalte Dörfer aufzubauen, wobei er Tauſende unglücklicher Bauern herbeiſchleppte um ſie zu füllen — wobei er ſie herausſtaffirte, damit ſie wohlgenährt, und einſchulte, daß ſie glücklich ausſehen ſollten. Katharina ſchwebte in Wonne, — Europa ſang Päane — und die Leibeignen warteten . . . . .“

Der wahnſinnige Paul zeigte einiges Gefühl für die Bauern. Er gab ein Geſetz, daß kein Leibeigener mehr als drei Tage in der Woche Frohnde leiſten ſolle; Alexander I. verſuchte mehrere Mal, an's Werk zu gehen, aber theilweiſe der Widerſtand, den er fand, theilweiſe die gewaltigen Zeitereigniſſe verhinderten, daß etwas Entſcheidendes geſchah. Seine milde und biegſame Natur war nicht dazu angethan, etwas Durchgreifendes zu wagen.

Hierauf kommt unſer Amerikaner auf Nikolaus I. zu ſprechen, und entwirft von ihm eine Charakteriſtik, die jedenfalls nicht zu den ſchlechteſten gehört, die man noch von dieſem gewaltigen Zwingherrn entworfen hat.

Er hat ihn ſelbſt und ſeine Regierungsweiſe in der Nähe geſehen. Wir könnten einige Züge mittheilen, die ſeinen auf das Beſtimmteſte aus-

* Die Lehre gilt allerdings auch nur für ſolche Länder, die weit genug in der Kultur vorgeſchritten ſind, um ihre leicht und gut zu verwerthenden Productionskräfte nicht auf Erzeugniſſe zu verwenden, die ſie von andern Ländern billiger beziehen können. D. R.

geſprochenen Sinn für den reinen Depotiſmus, für die unbedingte Geltendmachung ſeines ſouveränen Willens charakteriſiren; indeſſen wir unterlaſſen es, um nicht die eben wieder aufgeriſſene Wunde Polens zu berühren; — des Haſſes und der Erbitterung iſt ſo ſchon genug in der Welt; wir heben nur etwas heraus, was auf Nikolaus' Stellung zur Leibeigenen-Frage Licht wirft.

„Mit ſeinen fröhnenden Millionen zeigte Nikolaus ſtets Sympathie. Die Kunde von einem einzigen, an einem Leibeigenen verübten Unrecht dringt durch die um die ruſſiſche Majeſtät gezogene Hecke, und Wehe dem ſchuldigen Herrn! Viele dieſer Unthaten kamen zu des Kaiſers Ohren; und er wurde beſtimmt, das Syſtem zu haſſen, und er verſuchte, es zu unterminiren.

„Natürlich ſtieß er auf Widerſtand — nicht ſowohl die ſchwerfällige Trägheit aus Peter's Zeit, als vielmehr ein höflicher und elaſtiſcher Widerſtand, welcher nie eiferte und ſich nie erhob — denn in dieſem Falle würde Nikolaus ihn erdroſſelt und mit Füßen niedergetreten haben.

„Man ſagte ihm, die Leibeigenen ſeien wohlgenährt, wohleingehauſet, wohlgekleidet, wohl mit religiöſer Pflege bedacht — ſie ſeien zufrieden und wünſchten nicht, ihre Eigenthümer zu verlaſſen.

„Nun war Nikolaus der Mann nicht, um falſche Gründe aufzuſuchen, um ſein Gewiſſen zu beſchwichtigen; ſeinem Geiſt war die Thatſache, daß das Syſtem den Menſchen dermaßen entwürdigt habe, daß er lachen, tanzen und ſingen konnte während Andere ſeinen Sohn, ſein Weib, ſeine Heimſtätte in Beſchlag hatten, das Hauptargument gegen das ganze Syſtem.

„Dann belagerten ihn die Staats-Oekonomen, welche behaupteten, Rußland müſſe, ohne Zwangsarbeit, in Faulheit und Armuth verſinken.

„Alles dieſes aber konnte für Nikolaus' Auge den großen ſchwarzen Flecken an der Sache nicht vertilgen. Er ſah, und knirſchte als er es ſah, daß andere europäiſche Völker, ſelbſt unter Despoten, verhältnißmäßig thätig und energiſch, ſein Volk aber faul und verſumpfend war, — daß, während große Gedanken und große Thaten ſich im Weſten thürmten, es trotz alles Galvaniſirens in Rußland keine großen Schriftſteller, oder Gelehrte, keine Baumeiſter und Erfinder gebe, ſondern nur die zwei Haupterzeugniſſe der ruſſiſchen Civiliſation — verlüderte Herren und entwürdigte Sklaven.

„Nikolaus verſuchte, ſeinem Reiche zu helfen; jedes individuelle Unrecht, von dem Kunde zu ihm drang, ſetzte er zurecht, und ſo vergingen an zwanzig Jahre, indem er ſchüchtern einzelne Salztropfen in dieſe große faule Lache träufelte.

„Zuletzt, im Jahre 1842, publizirte Nikolaus ſeinen Ukas, welcher die „Kontraktbauern" ſchuf . . . . . Das Reſultat war ſehr gering. Die Revolution von 1848 ſteigerte ſeine Furcht vor Neuerung, und zuletzt nahm ihm der Krimkrieg auch die Macht dazu.

„Der große Mann ſtarb. Wir ſahen ſein todtes Antlitz in der Mitte von Kronen und Kreuzen — ſehr blaß, ſehr machtlos. Man konnte auf ihn blicken, wie auf den Leichnam eines Leibeigenen . . . . . . . und wir ſtanden dabei, als mitten unter Geſang, unter Fackelſchein und Kanonendonner ſeine Söhne ihn einhüllten in das goldgewebte Leichentuch und ihn hinabließen in das Grab ſeiner Väter; aber es wurde ihm in dieſen Tagen ein Tribut gezollt, größer als die Gebete der Biſchöfe oder die Ehrfurcht der Geſandten. Maſſenhaft um den Winterpalaſt und das Fort Peter-Paul ſtanden Tauſende und Tauſende, welche in entfernten Leibeigenen-Hütten ihren beſten Staat angelegt, und mühſelig zur Hauptſtadt gepilgert waren, um ihren letzten ſtummen Dank dem Manne abzuſtatten, der viele Jahre lang zwiſchen ihrer Wohlfahrt und der Habgier ihrer Herren geſtanden. Sie wußten doch, daß er ihre Freiheit gewünſcht habe — daß ihn das ihnen angethane Unrecht geſchmerzt: dafür kam der Tribut von Millionen ein.

„Der neue Kaiſer Alexander hatte nie die Hoffnung erregt, als könnte die Nation jemals Licht von ihm empfangen; die einzige Hoffnung war, daß er die Nation vielleicht mit ſeinem Herzen erwärmen könne. Es hieß, er ſei von ſchwacher, ſeidenartiger Faſer; die Stärke der Familie habe ſich in ſeinem jüngeren Bruder Conſtantin concentrirt.

„Aber bald kam der Tag, wo der junge Zar Europa nicht bloß Gutmüthigkeit, ſondern auch Kraft enthüllte.

„Während ſeines Vaters Leichnam noch im Palaſte lag, empfing er das diplomatiſche Corps. Als der Kaiſer in den Audienzſaal trat, ſchien er in der That ſchwach für eine ſolche Kriſis. Die furchtbare Erbſchaft des Krieges ſchien auf ſeiner Seele zu laſten; Spuren reichlicher Thränen waren auf ſeinem Antlitze; Neſſelrode, obgleich alt, gebeugt und zuſammengeſchrumpft, erſchien ſtärker als ſein junger Herr.

„Doch als er ſeine Rede begann, ſah man, daß ein ſtarker Mann den Thron beſtiegen. Mit Ernſt erklärte er, daß er über den gegenwärtigen Krieg in Sorgen ſei, — aber, wenn die heilige Allianz gebrochen, ſei es nicht durch Rußlands Schuld geſchehen. Mit Bitterkeit wandte er ſich zu dem öſterreichiſchen Geſandten Eſterhazy, und deutete auf Rußlands Dienſte 1848, und öſterreichiſche Undankbarkeit. Ruhig, nicht wie Jemand, der eine Rolle herſagt, ſondern wie Jemand, der ſeinen Entſchluß verkündigt, erklärte er: „Ich trage Sehnſucht nach dem Frieden; aber wenn die Bedingungen bei dem bevorſtehenden Kongreſſe mit der Ehre meines Volkes unverträglich ſind, ſo werde ich mich an die Spitze meines treuen Rußlands ſtellen, und eher ſterben, als nachgeben."

„Stark, wie ſich Alexander durch dieſe Worte zeigte, ſtärker noch zeigte er ſich durch Thaten. Eine aus Feſtigkeit und Verſöhnlichkeit in geeigneter Weiſe gemiſchte Politik brachte Europa den Frieden und zeigte ihn ſeinem Vater ebenbürtig; eine aus Freiheitsliebe und Liebe zur Ordnung gemiſchte Politik brachte Rußland das Dämmern des Wohlergehens und zeigte ihn ſeinem Vater überlegen.

„Die Reformen wurden nun begonnen, nicht verſchränkt, wie ehedem, ſondern frei und muthig. In ſchneller Folge wurden hinweggeſchweift — Beſchränkungen des telegraphiſchen Verkehrs — des Buchdruckes — der Benutzung der kaiſerlichen Bibliothek — des Eintritts der Fremden in das Land — der in's Ausland reiſenden Ruſſen. Ein Syſtem der Staatsbauten wurde angenommen, welches Nikolaus' größte Anſtrengung kleinlich erſcheinen läßt: ein großes Eiſenbahnnetz wurde angefangen.

„Eine Politik im Handel mit dem weſtlichen Europa wurde angenommen, in welcher Alexander, obgleich anſcheinend nicht ſo imponirend als Nikolaus, in der That weit größer war. Er wagte auf den Freihandel hinzuarbeiten. (Wir merken noch ſo gut wie nichts davon).

„Aber bald erhob ſich wieder das große alte Problem — jenes Problem, das jedem neuen Autokraten, und bei jeder neuen Erſcheinung drohender entgegentrat — die Leibeigenenfrage.

„Die in der Hand von Privatleuten befindlichen Leibeigenen zählten jetzt mehr als zwanzig Millionen; über ihnen ſtanden mehr als hunderttauſend Eigenthümer. Die fürſtliche Macht der größten Eigenthümer wurde am Beſten von einigen Männern repräſentirt, welche jeder über hunderttauſend Leibeigene beſaßen, und vor Allem vom Grafen Scheremetiew, welcher dreimal hunderttauſend zu beſitzen, ſich rühmen konnte." . . .

Wir übergehen die weiteren Auseinanderſetzungen, die für uns nichts Neues enthalten — Was noch als eigenthümlich an dieſer Arbeit des amerikaniſchen Diplomaten auffällt, iſt eine unbedingte warme Bewunderung Alexander's II., wie wir ſie bisjetzt weder in deutſchen noch in franzöſiſchen Schriften gefunden haben. Sei es der lange von Rußland geübte moraliſche Druck, welcher noch in ſeinen Nachwirkungen in der europäiſchen öffentlichen Meinung fühlbar iſt, ſei es die Beſorgniß, man möchte mit den freiſinnigen Theorien, welche mehr oder minder auf das Selfgovernment hinauslaufen, in einen Konflikt gerathen, man wagt es in Europa nur ſehr bedingt und verklauſulirt, dem menſchenfreundlichen Herrſcher des großen Rußlands den Beifall zu zollen, den man ihm nicht ganz verſagen kann. Man mäkelt, man verkleinert, man ſpricht von Schwanken, von Unentſchiedenheit des Kaiſers und dgl. — Wir glauben, das iſt nicht recht, und zwar deshalb nicht recht, weil man ſich gar keinen Begriff und keine Vorſtellung macht von den Schwierigkeiten, die ſein autokratiſcher Wille zu bewältigen hat. Kritiſiren und Beſſerwiſſen, guten Rath in einem fremden Journale geben, eine Brandſchrift ſchreiben und dergleichen iſt ungeheuer leicht — aber in dieſem Chaos gährender und ſich neu geſtaltender, ſozialer Elemente in Rußland den richtigen Standpunkt einnehmen, iſt außerordentlich ſchwer.

Unſtreitig iſt Kaiſer Alexander bei dem ganzen Werke mehr intereſſirt, als jeder andere Menſch; denn er will Kaiſer von Rußland bleiben, will ſein Reich ſich erhalten und auf ſeine Nachkommen vererben. Wenn er alſo das Werk der Befreiung von zwanzig Millionen und mehr Menſchen unternahm, ſo iſt das jedenfalls ein größerer Entſchluß, und ein ſtärkerer Wille gehört dazu, als ſich nur die allermeiſten ſeiner Hofmeiſter denken können — denn er riskirt jedenfalls mehr, als ſie alle zuſammen, unter Umſtänden ſein Leben, den Beſtand ſeiner Dynaſtie, ja den ſeines Reiches. Daß er nun in der praktiſchen Durchführung dieſes Werkes, das ſeines Gleichen in der Geſchichte nicht hat und kaum wieder haben wird, mit großer Vorſicht, mit Zögerungen, mit einigem Taſten vor- und rückwärts verfährt, das kann doch höchſtens für ſeine Klugheit und Weisheit ſprechen. Im Gegentheil würde es ein Fehler ſein, wenn er kopfüber nach einem Syſteme, d. h. nach einer fertigen Schablone verfahren würde, die vielleicht ſehr kluge Köpfe ausgedacht, die aber plötzlich in völligen Widerſpruch mit den wirklichen Dingen geriethen.

Wer hat in franzöſiſcher und deutſcher Sprache vornehmlich über die Leibeigenenfrage und ihre Löſung philoſophirt? Ruſſiſche Adelige! —

Digitized by Google

Aber ſind dieſe Stimmen für ein richtiges Urtheil irgendwie maßgebend? Schwerlich! — Dieſe Herren leben in der Parteiſtrömung, ſind betheiligt, ſind von Leidenſchaften erfüllt — zuletzt weiß man nicht, ob nicht etwelche perſönliche Rancünen dahinter ſtecken — Trau, ſchau, wem? — Mancher ſchreibt vielleicht eine mehr als freiſinnige Broſchüre, um gerade das Gegentheil von dem zu fördern, was er vorſchlägt. Dieſe Schwierigkeiten ſetzt unſer Amerikaner recht gut auseinander; er zeigt, welchen feſten Entſchluß, welche Zähigkeit und Ausdauer, welche unermüdliche Langmuth und Geduld Alexander nöthig hatte, um ſeinem Adel nur verſtändlich zu machen, was er eigentlich wolle, und daß er es ernſtlich wolle. Denn die Ruſſen ſind Meiſter, wenn es gilt, ſich dumm zu ſtellen und zu thun, als verſtänden ſie gar nicht, warum es ſich handele. Zu dieſem Mittel griffen auch die ruſſiſchen Adels-Verſammlungen, vor Allem die in Moskau, als ihnen der Kaiſer ſeinen Entſchluß, die Leibeigenen zu befreien, und die Grundzüge der Bedingungen, unter denen es geſchehen ſollte, mittheilen ließ.

„Der nächſte Schritt der Rückſchritts-Partei war nun, Alles zu mißverſtehen. Die einfachſten Dinge werden für ſo ſchwer befunden, daß ſie endloſe Debatten nöthig haben, die einfachſten Dinge werden verwickelt, die Adeligen-Verſammlungen ſpielen feierlich ein Poſſenſpiel mit Intermezzos und Reactionen.

„Geradenwegs kommt nun eine Botſchaft vom Kaiſer, welche, ihrer offiziellen Worthülle entkleidet, beſagt, daß ſie verſtehen müſſen. Dieſes ſetzt abermals Alles in Gang. . . . . .

„Der moskowitiſche Adel macht nun eine andere Bewegung; um die vorwärts treibende Kraft der Emancipation zurückzuſtauen, wählte er als provinzielle Leiter drei Edle, welche die größten Namen von Altrußland tragen und Feinde der neuen Ideen ſind.

„Um dieſe zurück zu ſchlagen kommt ein Wunder. . . . .

Philaret, Metropolit von Moskau, tritt auf; die durch ihn repräſentirte Kirche iſt nicht länger ſcholaſtiſch — ſie iſt apoſtoliſch geworden. Er hält die Emancipation aufrecht, verdammt ihre Feinde; ſeine ernſtliche Beredtſamkeit bringt Alles vorwärts.

Dieſes ſind nicht die letzten Hinderniſſe geweſen, die Alexander zu beſiegen hatte; die Sache ging noch weiter. Wenn wir unſerm Amerikaner glauben, war das Hinarbeiten des Adels auf eine conſtitutionelle Verfaſſung in Rußland zum größten Theil eben auch nur eine Finte, um den Kaiſer zu ſchrecken und zum Rückzuge zu bewegen. Man wollte ihm die franzöſiſche Revolution und was ſich daran knüpft, in der Perſpective zeigen; indeſſen auch darauf hatte Alexander eine Antwort. Er ſchleuderte ſeine ſtärkſte Waffe und hemmte die Reaction in einem Augenblicke, indem er die Kronbauern unverzüglich und ohne Rückhalt freigab.

Die franzöſiſche Preſſe (Wolowski, Mazade) wird belobt, daß ſie die Abſichten des Kaiſers eingänglich gewürdigt und ſeine edlen Beſtrebungen unterſtützt habe; dagegen ſpricht unſer Gewährsmann gegen die engliſche ſein vollkommenes Mißfallen aus — natürlich nicht ohne Rückſicht auf die Stellung derſelben zu ſeinem Vaterlande. Doch wir kennen das grießgrämige Nergeln, Verkleinern und Rathgeben der Herren Briten, welche alle übrigen Völker für eine Art Heloten anſehen, hinreichend. Ihr guter Rath pflegt gewöhnlich ebenſowenig werth zu ſein, als ihr bemutterndes Lob oder ihr geringſchätziger Tadel; denn alles drei kommt nicht aus einem ehrlich mitfühlenden Gemüthe, ſondern aus augenblicklichen Anregungen und Aufwallungen her und iſt von der Rückſicht auf die nächſten materiellen Intereſſen beſtimmt. So bewieſen denn auch hier die großmüthigen Freunde aller politiſchen Freiheiten in ihren Büchern und Journalartikeln, daß die Freiheit für die ruſſiſchen Leibeigenen aus verſchiedenen Gründen — auch volkswirthſchaftlichen — nichts tauge; wenn die Bauern frei würden, dürften ſie, des Schutzes ihrer Leibherren entbehrend, raubſüchtigen Beamten zur Beute fallen, das Land würde wegen der Faulheit der Bevölkerung unbebaut bleiben u. ſ. w. Alles dies war Waſſer auf die Mühle der Reaction in Rußland.

Der Kaiſer aber durchhieb mit Einem Schlage dieſen ganzen Knoten endloſer Verſchleppungen und Intriguen. Das Manifeſt vom 5. März 1861 machte ohne Weiteres die Bauern frei.

Unſer Gewährsmann prophezeit Rußland eine große glückliche Zukunft, und ſieht namentlich in dem patriarchaliſch-demokratiſchen Syſteme der ſlaviſchen Gemeinde-Verfaſſung eine ganz vorzügliche Grundlage dafür. Wir wollen nicht widerſprechen. Schließlich deutet er auf die Feier des tauſendjährigen Jubiläums des ruſſiſchen Reiches in Niſchnei-Nowgorod hin, und ſchildert die an dem Denkmale angebrachten Helden. . . . .

„Aber (fügt er hinzu) hoch über Allen, laßt ſie beherrſchen von der edlen Statue des größten Wohlthäters, den Rußland in dieſen tauſend Jahren gehabt — des Kriegers, der den Frieden herſtellte — des Monarchen, der Glauben an Gottes Willen hatte, Ordnung zu ſchaffen, und an des Menſchen Willen, Ordnung zu halten — des chriſtlichen Vaterlandsfreundes, der aus vierzig Millionen Sklaven vierzig Millionen Menſchen machte — Alexander's II., Alexander's des Entſchloſſenen."

---

## Die Slavophilen und die Freunde des Weſtens in Rußland.

Im Feuilleton der „Riga'iſchen Zeitung" liefert der Redacteur derſelben, Herr J. Eckardt, einen gut geſchriebenen Artikel „zur Geſchichte der Parteien in Rußland," dem wir Nachſtehendes entlehnen, was zum Verſtändniſſe mancher ſonſt räthſelhaften Zeit-Erſcheinungen in dem großen nordiſchen Reiche dienen kann:

„In Weſt-Europa giebt es in jedem Lande eine konſervative und eine oder mehrere liberale Parteien; in Rußland ſpielt der Gegenſatz zwiſchen konſervativ und liberal eine ſekundäre Rolle; das Schiboleth, an welchem ſich hier die Parteigenoſſen erkennen, iſt nicht ſowohl die Beziehung zur Reform, als die zur Nationalität. Der Gegenſatz zwiſchen den Anhängern der weſteuropäiſchen Kultur und den ſlaviſchen Nationalitätsſchwärmern ſteht im Vordergrunde des politiſchen Lebens; in der Negation des Beſtehenden ſind beide Parteien einig, in Bezug auf ihre poſitiven Beſtrebungen gehen dieſe beiden Richtungen auseinander.

Was zunächſt die ſtreng-nationale Partei anlangt, ſo bedarf es eines näheren Eingehens auf die Entſtehungs- und Entwickelungsgeſchichte derſelben, um nicht in Irrthümer zu verfallen. Die ultra-nationale Richtung, die in Rußland während der letzten Jahre einen bedeutenden Einfluß und große Ausbreitung gefunden, iſt mit der großen panſlaviſtiſchen Partei, welche man im geſammten öſtlichen und ſüdöſtlichen Europa, von Kaſan bis nach Prag, von Moskau bis an die Thore Konſtantinopels vertreten findet, in der That eng verwandt, aber darum noch nicht identiſch. Der Panſlavismus repräſentirt vorwiegend die äußerliche Seite der ſlaviſchen Nationalbeſtrebungen, die Idee der ſlaviſchen Weltmiſſion und des großen Reiches, welches die „Kinder des jungfräulichen Oſtens" auf den Ruinen der „zerfreſſenen" germaniſch-romaniſchen Kulturwelt aufzurichten beſtimmt ſind. Die extremen Anhänger dieſer Richtung in Rußland bleiben bei dieſen äußerlichen Momenten aber nicht ſtehen: ihnen iſt es vor Allem darum zu thun, das ſeit Peter dem Großen mit weſtlichen Kultur-Elementen verſetzte ruſſiſche Volksleben von dieſen zu zu reinigen und aus ſich ſelbſt in unveräußerter nationaler Reinheit wiederzugebären; ſie ließen ſich nicht daran genügen, in politiſchen oder ſozialen Fragen Slaviſch zu ſein, ihre Theorie involvirt eine ganz beſtimmte ſlaviſtiſche Weltanſchauung!

. . . . Einen anderen Wendepunkt bezeichneten die letzten zwanziger und die erſten dreißiger Jahre dieſes Jahrhunderts. Die deutſche Philoſophie Hegel's und Schelling's hatte ſich in einen Kreis Moskauer Studenten Eingang zu verſchaffen gewußt, und beſonders Schelling's ſpätere Philoſophie war mit großem Intereſſe aufgenommen worden; neben den philoſophiſchen und hiſtoriſchen Studien griffen mit der Zeit auch politiſche Platz; die franzöſiſchen Sozialiſten wurden mit Eifer ſtudirt und discutirt; die unterdeſſen durch Hanka und andere öſterreichiſche Slaven in's Leben gerufene panſlaviſtiſche Richtung wußte ſich gleichfalls unter jenen Jünglingen Eingang zu ſchaffen, und allmählich bildeten ſich in dieſem anfangs einheitlichen Kreiſe zwei Gruppen heraus, die ſich unter einander ſcherzweiſe „Franzoſen" und „Deutſche" nannten. Dieſe letztere, wegen ihrer philoſophiſchen Vorbilder von den Gegnern „Deutſch" genannte Gruppe iſt der Kern, um welchen ſich die heutige Slavophilen-Partei bildete; die ſogenannten „Franzoſen" (eifrige Anhänger der Hegel'ſchen Linken und der franzöſiſchen Sozialiſten) ſind die Vorläufer der unſeligen ſozial-demokratiſchen Richtung, für deren Vorkämpfer früher Alexander Herzen angeſehen wurde.

Der eigentliche Mittelpunkt des „deutſchen" Philoſophen-Kreiſes war ein junger Mann von feurigem, ſchwärmeriſchen Geiſt, der, völlig in ſeine Ideenwelt verſenkt, dem äußeren, praktiſchen Leben wie ein Kind gegenüber ſtand: Konſtantin Akſakov; wie erwähnt, hatte die Beſchäftigung mit Schelling zuerſt zündend auf ihn gewirkt; von ihm und den deutſchen Romantikern lernte er das Zurückgehen auf mittelalterliche Zuſtände, er wandte ſich dem Studium der griechiſchen Kirchenväter, dann der Erforſchung des ſlaviſchen Alterthums zu; an ihn ſchloſſen ſich Chomjäkov, die Brüder Kiräjevski (der ältere war anfangs ein Hauptvorkämpfer weſtlicher Ideen geweſen). Aus der Geſchichte des altſlaviſchen Lebens und der byzantiniſchen Theologie, die bis an das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts Rußlands geiſtiges Leben völlig beherrſcht hatte, ſchöpften dieſe jungen Männer eine fanatiſche Verehrung für die vorpetri-

Digitized by Google

niſche Periode der vaterländiſchen Geſchichte; gegenüber dem uniformen, innerlich ausgehöhlten Treiben der franzöſirten höheren Geſellſchaft, die ſich allen vaterländiſchen Intereſſen abgewandt zu haben ſchien, gewann die alte gute Zeit, in welcher alle Geſellſchaftsſchichten in glücklich naiver Eintracht gelebt hatten, in ihren Augen das Anſehen eines verlorenen Paradieſes. . . . .

Aus der Verehrung und Pietät für die von der zeitgenöſſiſchen Generation vergeſſene oder gar verſpottete alte Zeit entwickelte ſich bei Akſakov und ſeinen Freunden allmählich eine lebhafte Abneigung gegen die weſtlichen Kulturformen, die den ruhigen Bildungsgang der echt ſlaviſchen Civiliſation unterbrochen und gekreuzt hatten. St. Petersburg, die perſonificirte Petriniſche Reformidee, die Wiege der franzöſirten Lebensformen des 18. Jahrhunderts, wurde ſeiner kosmopolitiſchen Farbloſigkeit wegen bitter gehaßt und als die Wurzel alles Uebels angeſehen; gegenüber der mächtigen Militair- und Civil-Bureaukratie, die von dort aus das Vaterland überſchwemmte, gab es, wie jene enthuſiaſtiſchen Männer meinten, nur Eine Rettung: das Volk, das in ſeiner Urſprünglichkeit geblieben war, allen Verſuchungen der modernen Götzen Widerſtand geboten hatte und mit ſtummer Gefügigkeit all' die Unbill und Verachtung derer hinnahm, die die Stamm- und Sprachverwandtſchaft mit ihm verleugneten und ſein Mark ausſogen, um es an hergelaufene Fremde zu verſchwenden. Konſtantin Akſakov machte zuerſt in ſeiner eigenen Familie Propaganda; ſein Vater Sergei lebte in Moskau in einem großen, alterthümlich eingerichteten Hauſe, das bald der Mittelpunkt der Freunde ſeines Sohnes wurde und in altruſſiſcher Gaſtfreiheit ſeines Gleichen ſuchte.

Einſt war Konſtantin Akſakov mit Panajev Nachts durch die ſtillen Straßen in lebhaftem Geſpräch geſchritten; mit blitzenden Augen und bebender Stimme hatte er dem Petersburger Freunde von der Herrlichkeit des altſlaviſchen Lebens geſprochen, bis er endlich mit Feuereifer ſeinen runden Hut und den franzöſiſchen Ueberrock weit von ſich warf und das Gelübde that, auch die äußeren Zeichen der verhaßten Fremdherrſchaft für immer abzulegen und ſich des national-ruſſiſchen Kleides nicht zu ſchämen. Er war der Mann, ſein Wort zu halten, und erſchien von Stunde an im rothen, wollenen Hemde und nationalen, ärmelloſen Ueberrock, zum Entſetzen der geſammten Moskauer Geſellſchaft; ähnlich trieben es andere junge Leute jenes Freundeskreiſes, der ſchon früh ein Bewußtſein ſeiner bahnbrechenden Bedeutung hatte. Wir erinnern beiſpielsweiſe an Haxthauſen's bekannte Erzählung von der Theilnahme Chomjäkov's an den theologiſchen Oſter-Disputationen, welche vor Iwan Wiliky herkömmlicher Weiſe zwiſchen Orthodoxen und Altgläubigen geführt wurden. Erwähnt ſei ferner, daß der alte Sergei Akſakov, durch den Eifer ſeiner Söhne für die Belebung des ruſſiſchen Nationalgefühls angeſpornt, als 70jähriger Greis ſeine „Ruſſiſche Familienchronik,“ einen kulturgeſchichtlichen Roman aus dem vorigen Jahrhundert, ſchrieb und in dieſem Buch ein in ſeiner Weiſe vollendetes Kunſtwerk lieferte.

Wir hatten vorhin erwähnt, daß die Slavophilen-Partei einem Moskauer Studentenkreiſe aus den erſten dreißiger Jahren ihre Entſtehung verdankt hatte, ihre Anhänger die „Deutſchen“ genannt worden waren und im Gegenſatz zu einer befreundeten Gruppe, der der ſogenannten „Franzoſen,“ geſtanden hatten. Dieſer „franzöſiſche“ Kreis war die Wurzel, aus welcher ſpäter der ruſſiſche Radicalismus erwuchs; ſeiner Neigung für die neufranzöſiſchen Politiker iſt er länger treu geblieben, als Akſakov's Freunde der Schelling'ſchen Naturphiloſophie. Während das Nationalitätsprinzip von Anfang an die Grundlage aller ſlavophilen Anſchauungen geweſen war und die politiſchen Anſichten der Chomjäkov, Kiräjevski u. ſ. w. weſentlich bedingt hatte, blieben die ruſſiſchen Sozialdemokraten noch lange ihren franzöſiſchen Vorbildern getreu und hießen ſie darum bis in die 40er Jahre hinein bei Freund und Feind „Sapadniki“ (Weſtlinge), weil ihre religiöſen und politiſchen Ideen ihren Urſprung keineswegs verleugneten und mit dem Altruſſenthum ſchlechterdings Nichts gemein hatten, als den Haß gegen die Deutſchen und die Negation der beſtehenden Ordnung. Das demokratiſche Element, das die öſterreichiſchen Panſlaviſten zur Schau trugen, gab, wie uns ſcheint, den erſten Anknüpfungspunkt zwiſchen dieſen und den ruſſiſchen Sozialiſten; der Panſlavismus machte ſeine erſten Eroberungen aber keineswegs bei dieſen, ſondern bei den Slavophilen und bei Männern, welche, wie Pogodin u. A., den Regierungsanſchauungen nahe ſtanden. Der altruſſiſche, das perſönliche Eigenthum ausſchließende Gemeindebeſitz, in dem die Sozialdemokraten die neue Formel der Civiliſation, die Löſung der von den Franzoſen aufgeſtellten Probleme gefunden zu haben meinten, wurde erſt die Brücke, über welche Herzen, Ogarev und Genoſſen den Weg zur Einigung und Verſchmelzung mit den Panſlaviſten nahmen, auf welche ſie bald von weſentlichſtem Einfluß wurden.

Die Slavophilen haben ſich erſt neuerdings von dieſem Dogma des alleinſeligmachenden Gemeindebeſitzes direkt losgeſagt, nachdem dieſes ein Anknüpfungspunkt zwiſchen ihnen und den panſlaviſirenden Sozialiſten geweſen war, von denen ſie ihre ſtreng byzantiniſche Orthodoxie immer in einer gewiſſen Entfernung gehalten hatte; der revolutionäre Sozialismus wußte mit dieſer, wie mit aller Religion Nichts anzufangen, während der demokratiſche Charakter der altruſſiſchen Staats- und Geſellſchaftsformen ihm ein brauchbares Material für die Realiſirung ſeiner Anſchauungen zu ſein ſchien; der gemeinſame Haß gegen die Deutſchen, welche von den Slavophilen als Aufrichter des fremdländiſchen Weſens in Rußland und um der von ihren Koryphäen im 18. Jahrhundert genährten Eroberungspolitik willen verabſcheut, von den Sozialiſten und Demokraten als gefügige Bureaukraten verachtet wurden, war und blieb aber immer ein mächtiges Band zwiſchen dieſen beiden Fractionen.

Die früher auf die ſozial-demokratiſche Partei angewandte Parteibezeichnung Sapadniki (Weſtlinge) iſt jetzt für dieſe nicht mehr üblich; „Sapadniki“ nennt man heutzutage ganz allgemein alle Freunde der weſtlichen Kultur und Gegner des ausſchließlichen Nationalitäts-Prinzips, mögen dieſelben mit dem Moskauer Journale „Unſere Zeit“ (Наше время) dem liberalen Abſolutismus und der Centraliſation oder mit Katkov und Leontjev, den Herausgebern des „Ruſſ. Boten“ der „Zeitgenöſſiſchen Chronik“ und der „Mosk. Univerſitäts-Zeitung“ für die conſtitutionelle Idee, die Decentraliſation und das Selfgovernment nach engliſchem Muſter in die Schranken treten. Das Organ der Slavophilen iſt jetzt das Moskauer Tageblatt День (der Tag).

Was den Radicalismus anlangt, ſo wird derſelbe durch verſchiedene in England und Belgien gedruckte Blätter gepredigt, deren übler Einfluß bekannt genug iſt und keine namentliche Aufzählung derſelben nöthig macht; in St. Petersburg waren ſeine verbreitetſten Organe zwei Monatsſchriften „Современникъ“ (der Zeitgenoſſe, Redacteure Nekraſſov und Tſchernitſchevski) und „Русск. слово“ (das ruſſiſche Wort), welche im Juni v. J. auf acht Monate ſuspendirt wurden, aber wieder fortgeſetzt werden ſollen. Das bedeutendere dieſer beiden Blätter war der mit vielem Geiſt redigirte „Zeitgenoſſe“ geweſen, der indeſſen eine gewiſſe Neigung für Reclame und Spektakel nie ganz los geworden iſt; das „Ruſſiſche Wort“ hat ſich niemals einer hervorragenderen Stellung erfreut und vergebens verſucht, durch eine maßlos heftige Sprache zu erſetzen, was ihm an eigentlichem Gehalt abging.“

## Nord-Amerika.

### Ein Vertheidiger der Neger-Sklaverei.

Nun wenden ſich auch die Sklavenhalter der Südſtaaten Nord-Amerika's an das Schiedsgericht der öffentlichen Meinung Europa's! So eben haben wir das Buch eines Kreolen aus Louiſiana geleſen, in welchem dieſe Appellation niedergelegt iſt, der der Verfaſſer für gut befunden hat, die Form eines Briefes an Napoleon III. zu geben.* Man hat hierauf indeß nicht beſonderes Gewicht zu legen; offenbar dient dieſe Widmung nur dazu, für die Schrift eine größere Aufmerkſamkeit des Publikums zu erregen, und dabei einen Haltepunkt zu gewinnen, der es erlaubt, jene ſelbſtbewußte determinirte Sprache zu führen, wie ſie die Vertheidigung einer derartigen Sache nöthig macht. Die Schrift hätte ebenſogut, wie im Kontexte bemerkt wird, an die Adreſſe Englands gerichtet werden können; wahrſcheinlich aber hat es der Sklavereifreund, welcher ein ſehr elegantes, markiges Franzöſiſch ſchreibt, bei näherer Ueberlegung nicht für gerathen gefunden, ſich an das Ungeheuer „Publikum“ und liberales Publikum dazu, zu wenden; und eben deshalb einen Mann von nüchterner Auffaſſung und feſtem Willensvermögen als Adreſſaten vorgezogen, um durch ihn für ſeine Ideen Gehör und Verſtändniß zu erlangen.

Der Kreole aus Louiſiana iſt ein Vierziger; er hat, wie er ſagt, mehr als zwanzig Jahre, die Hälfte ſeines Lebens, in Europa zugebracht, und iſt in Genf erzogen worden. Die andere Hälfte ſeines Lebens hat er in gleichen Theilen in den Sklaven-Staaten und den Freien Staaten verlebt, ſodaß er die Verhältniſſe der Sklaven wie die der freien Bevölkerung genau kennt; dabei ſelbſt (offenbar) Sklavenhalter — (aber begünſtigt d. i. reich) in einem Grade, um wünſchen zu können, nie Sklaven gehabt zu haben, um als völlig unparteiiſch daſtehen zu können — kurioſe

* Lettre à Napoléon III. sur l'Esclavage aux états du Sud, par un Creole de la Louisiane. Paris, Dentu, 1862.

Digitized by Google

Ausdrucksweiſe! — Der ſklavenhaltende Verfaſſer tritt in der That ganz getreu den Schilderungen auf, welche die Yankee's uns von den ſüdländiſchen Baumwollen-Junkern machen — ein vollendeter Ariſtokrat von entſchiedener Raçe. Von ſeinem eleganten Franzöſiſch, das er aus Genf heimgebracht, haben wir ſchon geſprochen; aber auch ſein ganzes Auftreten kennzeichnet den gebietenden Herrn, der im Stande iſt, einer ganzen Welt den Fehdehandſchuh in's Geſicht zu werfen. Er diplomatiſirt, er vertuſcht nicht, er geht gerade und keck mit der Sprache heraus, und verlangt im Namen der Vernunft und des geſunden Menſchenverſtandes nichts als ſein gutes Recht. Da er das Buch dem Kaiſer Napoleon zugedacht und franzöſiſch ſchreibend natürlich die große Nation zunächſt als Leſer im Auge hat, ſo ſagt er zwar beiden hin und wieder ziemlich bedeutende Flatterien, hinterdrein aber ebenſo arge Sottiſen. Auf die Engländer dagegen, und noch viel mehr auf die Yankee's iſt er bitterböſe zu ſprechen. Freilich iſt er dabei nicht im Stande, etwas Aergeres von ihnen auszuſagen, als was nicht ihre beſten Freunde ſelbſt zugeſtehen: Daß der Norden ſich in kompletter Auflöſung befinde, daß die ſogenannte Armee über allen Begriff ſchlecht diſciplinirt ſei, daß das Feldcommiſſariat, welches die Kriegskaſſe verwalte, aus Spitzbuben beſtehe, u. ſ. w.

Das Ganze iſt alſo eine echte, unverwäſſerte, leidenſchaftlich überzeugte Schutzrede zu Gunſten der Sklaverei, der Sklavenhalter und der Süd-Staaten, und als ſolche, da ihr Verfaſſer dabei unzweifelhaft ein gebildeter(!) und geiſtig begabter Mann iſt, in mehrfacher Hinſicht intereſſant. Sie enthält abſolute Lügen, ſie enthält grobe Sophismen — ſo z. B. die Rechtfertigung der Sklaverei — aber es iſt kein Zweifel, der Mann glaubt daran mit felſenfeſter Ueberzeugung — die Lügen und die Sophismen ſind in den Süd-Staaten eine Art Evangelium geworden, ſtecken in der dortigen Luft, und es iſt unmöglich, ſich ihrer Tyrannei zu entziehen. So ſtark iſt die Macht der Theorien — oder beſſer geſagt, der Intereſſen; — man gebe manchem abolitioniſtiſchen Stumpredner New-York's eine Plantage mit ſo und ſoviel Sklaven — das Bekehrungsmittel dürfte ſich in gar vielen Fällen bewähren! — Andrerſeits läßt ſich aus der Vertheidigungsrede wieder etwas lernen; denn bekanntlich iſt kein Buch ſo ſchlecht, daß ſich nichts Gutes daraus entnehmen ließe. Der Mann kennt die Verhältniſſe der Sklaverei und der Sklaven offenbar praktiſch ſehr genau — in einzelnen Fällen gelingt es ihm auch — wenigſtens ſcheint es uns ſo — manche haarſträubende Anſchuldigung der Abolitioniſten, wenn nicht zu entkräften, ſo doch bedeutend zu ſchwächen, und darzuthun, wie viele Vorſchläge und guten Räthe, welche aus den allgemeinen Sätzen der Humanität abgeleitet ſind, ſich praktiſch in's Blaue verlieren.

Der ſklavenhaltende Philoſoph, welcher — wir verſichern es — Methode gelernt hat, ſieht ſich natürlich von vorn herein veranlaßt, die Sklaverei als ſolche philoſophiſch zu rechtfertigen; denn einmal dieſen Satz zugegeben, daß der Menſch ein Recht hat, andere Menſchen als Eigenthum zu beſitzen — oder wie er es ausdrückt, die ſchwarze Raçe zur Thätigkeit anzuhalten — ſo ergiebt ſich alles Uebrige von ſelbſt. Er beweiſt alſo ſehr umſtändlich, daß die Arbeit ein Naturgeſetz ſei, daß alle Menſchen arbeiten müßten — und auch alle arbeiteten — er iſt ſo human, ſelbſt die höheren künſtleriſchen und geiſtigen Beſchäftigungen der Weißen für Arbeit gelten zu laſſen, und zu verſichern, daß er nicht daran denke, allen Menſchen Negerarbeit zuzumuthen (ſich ſelbſt gewiß am wenigſten!) ja, er wird ſtellenweiſe galant, indem er z. B. darauf hinweiſt, wie ſelbſt ſonſt müßige Damen im Grunde genommen arbeiteten; ihre Launen und Capricen in Beziehung auf gewiſſe Aenderungen im Anzuge u. dgl. ſetzten ja die Hände ihrer Modiſtinnen in Bewegung und geben alſo Anlaß zu productiver Thätigkeit. Die Arbeit liege alſo in der Natur, die Menſchheit ſchreite fort, vermöge dieſer Arbeit — der faule Neger in Afrika dagegen ſei ſo faul, daß die europäiſch-amerikaniſche Unthätigkeit eigentlich Arbeit ſei, wenn man ſie mit dieſer Faulheit vergleiche.

Der Neger entzieht ſich alſo dem allgemeinen Geſetze der Arbeit; er widerſtrebt hiermit dem Plane der Vorſehung. Es muß alſo ein Agens hinzukommen, welches ihm — ſo zu ſagen — Feuer auf die Fracke macht und daher hat die Vorſehung die höchſt fleißigen und raſtlos thätigen Sklavenhalter auserſehen, die ſchwarze Raçe zur Thätigkeit anzuhalten.

„Mein Herr" (ſagt er in einem Geſpräch), „glauben Sie, daß die Geſellſchaft das Recht hat, diejenigen ihrer Mitglieder zur Arbeit zu zwingen, die aus freiem Antriebe nicht arbeiten mögen, die Kinder, um ſie zu erziehen, die Faulen, ſobald ſie im Geringſten locker werden? Glauben Sie, daß es Weisheit und Nothwendigkeit iſt, ſie ſo zur Arbeit zu zwingen?" — „Ganz gewiß," antwortete er mir lächelnd. — „Glauben Sie, daß auch die Geſellſchaft (welche?) das Recht hat, die ſechzig Millionen Neger in Afrika zur Arbeit zu zwingen, die noch gar nichts auf Erden gethan haben?" — „Aber, mein Herr," erwiderte er damals, „wiſſen Sie, daß Sie mir da brühſiedeheiß eine Frage ſtellen, welche durchaus eine der größten Fragen des Tages iſt, eine Frage, welche unſere ſtärkſten Köpfe . . . . . Aber endlich, was denken Sie denn ſelbſt davon?" — „Ach mein Herr, das iſt eine große, ſehr große Frage — als Refrain — eine Frage, welche, eine Frage die . . . . wie mehr oder weniger lange Couplets." Ich konnte ihn nicht darüber hinaus bringen. Er war robuſter als ich, ein Angelſachſe, ich mußte ihn loslaſſen. . . .

„Hat ihm die ſchwarze Farbe, haben ihm die ſechzig Millionen Furcht eingejagt? — Wer weiß? aber ich frage, iſt das nicht zum Raſendwerden? (sic) Und wer anders iſt Schuld daran, als dieſe Geſchichtsſchreiber, die uns Allen ſeit einem Jahrhunderte, die Geſchichte in der Hand, gezeigt haben, daß alle Völker mit der Sklaverei angefangen. — Das haben ſie wohl vielleicht gethan, ich gebe es zu — aber was ſie uns nicht bewieſen haben durch unwiderlegliche Argumente, daß für ſie kein anderer Anfang möglich war, mag ihre Hautfarbe geweſen ſein, welche es wolle. Mögen ſechsunddreißig Raçen hinter uns liegen ſtatt einer einzigen, alle ſechsunddreißig müßten die caudiniſchen Päſſe der Sklaverei, als die einzige und alleinige Pforte paſſiren, durch welche der Weg zum Fortſchritte führt.

„Man kann indeſſen zu Gunſten der Geſchichtsſchreiber ſagen, daß ſie, wenn ſie auch faſt nichts gethan haben, was ſie hätten thun ſollen, um uns vorwärts zu bringen, wenigſtens nicht beigetragen haben, uns zurück zu halten, wie die Philoſophen durch Abgeſchmacktheiten, welche — aber Halt: ſagen wir nichts, was dieſen Herren mißfallen könnte, ich werde vielleicht ihrer Beiſtimmung bedürfen u. ſ. w. . . ."

Nach der Anſicht des Sklavenbarons wäre es alſo Pflicht des Geſchichtsſchreiber geweſen, den Beweis zu führen, daß die Sklaverei der nothwendige Durchgangspunkt zur Kultur ſei; die Philoſophen hätten dies dann aus dem Naturrechte u. ſ. w. deduciren müſſen. Zu ſolch eleganter Frechheit hat es denn doch der Feudalismus in Europa noch nicht gebracht.

Geſchichtsſchreiber, Philoſophen, Pädagogen finden es alſo natürlich, daß die Weißen ihre weißen Faullenzer zum Arbeiten anhalten; man ſolle es daher auch natürlich finden, wenn man die ſchwarzen Faullenzer zur Arbeit zwinge. — Der Sklavenhalter hat natürlich im Rathe der Vorſehung geſeſſen; er theilt uns in Folgendem ausführlich mit, was darin über die Schwarzen beſchloſſen worden iſt, und namentlich warum Gott den Schwarzen erlaubt hat, ſo lange Jahrtauſende hindurch zu faullenzen. Die Sprache iſt dem erhabenen Gegenſtande vollkommen angemeſſen. „Pſt, heda! (ſagt er, nachdem er kurz vorher den Kaiſer Napoleon angeredet) zu unſeren Schöpſen — wollte ſagen, Menſchen, zurück, und widerlegen wir den Einwand, den man uns machen könnte." — Merkwürdig, manchmal entſchlüpft ihm auch das Wort troupeau (Heerde), womit er die große Maſſe der Menſchen, das, was wir ſonſt Volk nennen, bezeichnet. In welchen Sprachgebrauch mag ſich dieſer Edle eingelebt haben, wenn er dergleichen in einer Schrift hinſchreibt, die doch für ein größeres Publikum beſtimmt iſt?

Erſtaunlich iſt es, wie er, ohne Frömmler zu ſein, ohne liebliche Redensarten von einem gewiſſen Geruche zu verwenden, ſo beſtimmt und poſitiv den Willen Gottes weiß, wie noch kein Seher und Prieſter ihn je gewußt hat.

„Dem widerſetzt ſich auch Gott (der Vermiſchung der Raçen) und er wird nie erlauben, daß man ſeine drei Farben (Kaukaſier, Mongolen, Neger) vertauſchen darf, die ſo nöthig ſind in der Welt." — Er hat nämlich jeder Raçe 1. einen beſondern Geruch gegeben, den die beiden andern nicht ertragen können — 2. ebenſo eine ſouveräne Verachtung gegen ſie — „eine Verachtung, die, ich gebe es zu, ſehr wenig philoſophiſch iſt; denn wir haben nicht mehr Grund, einen Neger zu verachten, als ein weißer Bär hat, der einen ſchwarzen oder braunen, oder der Vortrab einer Armee, der den Nachtrab, oder ein Mann, der ein Kind verachten wollte — dieſe Verachtung iſt indeſſen ſehr wirklich, ſie iſt da und hat Grund zu ſein, und ihren Nutzen; vereint mit dem erſteren (dem Geruche) ſäuſelt ſie uns höchſt zart in die Naſe, was Gott nicht wünſcht, daß wir thun ſollen."

Sehr gut! Aber das zahlreiche Geſchlecht, welches aus der Verbindung weißer Sklavenhalter mit Negerinnen hervorgegangen, iſt wohl ein ſehr triftiger Beweis, daß dieſer Ekel ſeine Gränzen hat, und daß die Herren Negerbarone dieſen „Wunſch Gottes" ziemlich leicht übertreten.

Doch es ekelt uns, dieſem Mißbrauch der Logik und Menſchlichkeit weitere Beachtung zu ſchenken — wir haben uns aus den gegebenen kurzen Proben hinreichend überzeugen können, daß in dem, was die Yankee's von dem Uebermuthe der Sklavenhalter, von der Tollheit ihrer Theorien

Digitized by Google

zur Rechtfertigung der Sklaverei berichten, keine Uebertreibung liegt. — Dieſer Menſch, der ſeine europäiſche Bildung, der die Eleganz der franzöſiſchen Sprache ſchändet, und an den Kaiſer Napoleon eine Schrift adreſſirt, welche an vielen Stellen die ganze Nonchalance des Pariſer Pflaſtertreter- und höheren Bummlerthum's entfaltet, tiſcht ſeinen Leſern ein paar elende Sophismen auf, und verlangt dabei mit polternder Dreiſtigkeit, daß ſie ihm als unabweisbare Wahrheiten abgenommen werden ſollen.

Wir wollen gar nicht bezweifeln, daß ſich die Vorſehung ſelbſt der Leibeigenſchaft und der Sklaverei bedienen kann, um an der Menſchheit ihre Erzieherthätigkeit zu üben; — ſelbſt Proudhon, der Volksmann und Sozialiſt, der abgeſagte Feind aller Knechtſchaft, giebt zu, daß die mittelalterliche Leibeigenſchaft, der Zwang zur Arbeit, treffliche Mittel geweſen ſind, um die große Maſſe zu zähmen, ihre Rohheit zu brechen, und jenen Thätigkeitstrieb zu fördern, von dem wir noch heute zehren — aber wie wollen uns dieſe Herren Sklavenzüchter den Nachweis führen, daß ſie jene von der Gottheit erwählten Pädagogen, jene Werkzeuge der Vorſehung ſind, wie dieſelbe ſie zur Ausführung ihrer Pläne nöthig hat? Sind ſie Zuchtmeiſter, um der geſchichtlichen Pädagogik willen, oder ſind ſie Zuchtmeiſter, um ihr eigenes egoiſtiſches materielles Intereſſe zu fördern? Darum handelt es ſich. Ihr ganzes Gebahren, ihre Vertheidigung der Sklaverei ſelbſt zeigt, daß es ihnen gar nicht um die Erziehung der Afrikaner zur Freiheit und Selbſtändigkeit, ſondern um die Aufrechthaltung des Zuſtandes jener Unmündigkeit zu thun iſt, in welcher ſie den Neger überkommen.

Nach Herrn Eugen Muſſon (ſo heißt der Verfaſſer) ſtammt das Uebel des Abolitionismus von den Puritanern her, die vor zwei hundert Jahren nach Amerika gewandert ſind. Dies mag wahr ſein — aber, wenn auch keine Puritaner die erſte Anregung dazu gegeben hätten, eine ſklavereifeindliche Partei würde doch exiſtiren. England, Frankreich haben längſt ihre Sklaven, Rußland, auf das ſich Herr Muſſon noch jetzt zu berufen wagt, ſeine Leibeigenen befreit — und nicht blos die amerikaniſchen Abolitioniſten, welche immerhin ein etwas zweideutiges Völkchen ſein mögen, nein, die ganze öffentliche Moral der Welt hat ſich gegen den Satz erklärt, wonach „die weiße Raçe ein Recht hat, die ſchwarze zur Arbeit anzuhalten.“

In einem zweiten Abſchnitte ſetzt Herr Muſſon dem Kaiſer Napoleon ſeinen und der Sklavenhalter hochadeligen Charakter und das Lumpenthum der Yankee's auseinander — ſehr ſchön zu leſen.

Er giebt zu, daß die Auswanderer, welche nach Nord-Amerika ſtrömten, gerade nicht zur Crême von Europa gehörten — „aber unter der großen Zahl befanden ſich Perſonen aus guten und reſpectablen Familien ....“ Von dieſen ſtammen die Pflanzer ab.

„Bei den erſten Einwanderern war es für die aus der niederen Klaſſe ebenſo natürlich, in die Städte im Norden zu gehen, die damals allein beſtanden ....“ Von dieſer niedern Klaſſe ſtammen alſo die Yankee's ab.

„Für wohlerzogene Perſonen war es daher natürlich, die ſchlechte Geſellſchaft zu fliehen, die ſie dort getroffen, und ſich in die Einſamkeit des Landlebens zurückzuziehen, um dort den Schweiß ihres Körpers und die Thränen ihrer Augen der Erde, dieſer guten und liebenden Mutter, in Frieden anvertrauen zu können (Rußland!).“ So wurden alſo Virginien, Maryland, Süd-Karolina, Georgien, Louiſiana und Alabama vorzugsweiſe von dem Adel der Auswanderung bevölkert.

„Gott ſegnete ihre Mühen, .... ſie konnten einige Neger kaufen, um ihnen bei ihren Arbeiten zu helfen, und allmählich ſich ihre erſten Niederlaſſungen erweitern, oder ſie verkaufen und im Süden größere und mit mehreren Sklaven verſehene anlegen.

„Ohne Zweifel haben dieſe Pflanzer der erſten Zeit ihre Sklaven nur dadurch zu regieren vermocht, daß ſie zu ſtrengen Mitteln griffen, z. B. zur Peitſche. Was die Peitſche betrifft, ſo haben ſie ohne den geringſten Zweifel dieſe Sklaven ehedem verkoſtet, wenn ſie es verdienten, damals als ſie ganz Kinder, ganz dumm, ganz bösartig von der afrikaniſchen Küſte kamen, und das mit der Erlaubniß des Allmächtigen, welcher ganz gewiß ein Anhänger der alten Methode iſt; denn man braucht blos die alte und neue Geſchichte aufzuſchlagen, um zu ſehen, wie er ſie zu allen Zeiten und an allen Orten über Große und Kleine, über Weiße und Schwarze ſchwingt.“

Uebrigens behauptet der Verfaſſer, die Peitſche werde nicht bis zur eigentlichen Grauſamkeit angewendet, und verſucht dann, den Zuſtand der Sklaven als einen erträglich günſtigen darzuſtellen. Der Neger befände ſich unter einem dreifachen Schutze: 1) Mindeſtens in vier Fällen unter fünfen ſei ſein Herr ein gebildeter Mann; 2) das Intereſſe des Herrn ſei, ihn gut zu behandeln; 3) ſein Herr befinde ſich in dieſer Hinſicht unter der Oberaufſicht Aller. Ferner könne man noch hinzufügen, daß die Pflanzer ſich fortwährend ihre Gedanken und Erfahrungen mittheilten, wie die Sklaven am Beſten und Richtigſten zu behandeln ſeien. Es gebe auch Rarey's unter den Sklavenbändigern, welche ihr Ziel durch ganz linde Mittel erreichten.

Die Grauſamkeiten, welche die Neger zu erdulden hätten, kämen alle von den falſchen oder ungeſchickten Freunden her. Z. B. die Engländer verhinderten die Ausfuhr von Sklaven nach Amerika — dafür fielen ſie der Grauſamkeit ihrer eigenen Landsleute und Stammgenoſſen, z. B. des Königs von Dahomey, anheim, welcher die Köpfe zu Tauſenden abſäbeln laſſe; mit der engliſchen Manier zu civiliſiren — werde praktiſch gar nichts ausgerichtet.

„Wollt Ihr noch Miſſionäre, wollt Ihr Ammen, Schulmeiſter, Direktoren der Afrikaniſchen Geſellſchaft? Nehmt ihrer ſo viel Ihr wollt, ich beſtimme keine Zahl; packt ſie ſäuberlich ein, wie Sardellen; Schulmeiſter über Direktoren, Direktoren über Miſſionäre, ſchickt ihnen magiſche Laternen, Elementarbücher, rührende Briefe; ſtatt mit Baumwolle u. ſ. w. befrachtet Eure Schiffe bei der Rückfahrt mit Du Chaillu's und Gorilla's; bewaffnet Eure Miſſionäre mit Litupa's (Rhinoceros-Sehnen); unterſtützt ſie, wenn es Euch gut ſcheint, mit der geſammten Linien-Armee und den Freiwilligen obenein; und Alles das wird wie Schnee wegſchmelzen, Alles wird am Fieber crepiren, Alles wird vergeblich ſein, wenn es bezwecken ſoll, den Schwarzen zur Arbeit im heimiſchen Lande zu bewegen, ſei es körperlich, ſei es geiſtig. .....

„Wir haben ſie, verglichen mit dem, was ſie waren, als wir ſie erhielten, zu ſanften, arbeitſamen und geſcheidten Leuten gemacht. Wir haben ſie gemacht zu guten Landbauern (Jeder von ihnen z. B. ſchickt Euch jährlich ſeinen Ballen Baumwolle), guten Gärtnern, Zimmerleuten, Faßbindern, Fuhrleuten, Hausbedienten, Kutſchern, Köchen, Paſtetenbäckern u. ſ. w.; in ihrer Jugend zu ausgezeichneten Jockey's u. ſ. w. Aus den Weibern haben wir vortreffliche Kinderwärterinnen, Wäſcherinnen, Nätherinnen u. ſ. w. gemacht.“

Weiterhin heißt es, man habe ſich auch um die Ausbildung ihres Geiſtes gekümmert, und ihnen einige Elementarkenntniſſe in der Religion, dabei Leſen und Schreiben beigebracht. Wenn dies jetzt nicht mehr geſchehe und man davon zurückgekommen, ſo habe man die Schuld davon den Abolitioniſten beizumeſſen, welche daraus eine Waffe gegen die Herren der Sklaven hätten ſchmieden wollen. Ebenſo habe man angefangen, die Geſcheidteſten zu emancipiren, müſſe es aber jetzt aus demſelben Grunde unterlaſſen. Die Emancipation ſei im gutem Zuge geweſen, als das Geſchrei der Abolitioniſten angefangen und dieſen Rückſchlag verurſacht habe. Er kommt hierbei auf das Syſtem von Mac Donough in New-Orleans zu ſprechen, von dem wir früher bereits wiederholt gehandelt, und billigt es. Es beſteht darin, daß der Sklave ſich ſelbſt nach und nach loskauft und ſchließlich nach Afrika zurückbefördert wird.

Die amerikaniſchen Abolitioniſten im Norden hätten ein großes Geſchrei gemacht und viele Dinge ganz entſtellt, ihre Beſchuldigungen hinſichtlich der grauſamen Behandlung der Sklaven ſeien durch unbeſtreitbare Thatſachen widerlegt worden. Der Sklavenbeſitzer gebrauche die Peitſche keineswegs in beſonderer Ausdehnung, weil er wohl wiſſe, daß ein Sklave, der Peitſchenſtriemen am Leibe trage, um die Hälfte ſeines Werthes verliere u. a. m. Ebenſo ſucht er den öffentlichen Sklaven-Verſteigerungen mildere Seiten abzugewinnen; namentlich behauptet er, mit dem Zerreißen der Sklaven-Familien, dem Trennen von Eltern und Kindern, ſei es nicht ſo arg, als man es mache — indeſſen ſcheint ihm die Apologie nicht ſehr zu gelingen.

Weiterhin unterwirft der Sklavenbaron die Engländer, Franzoſen und Yankee's ſeiner Kritik, namentlich vom ſozialen Standpunkte, vom Verhältniſſe der Stände aus. Die engliſche Ariſtokratie hält er für etwas Gutes, die amerikaniſche Alles nivellirende Demokratie für etwas ſehr Schlechtes, und für Frankreich theilt er Lob und Tadel auf eine eigenthümliche Weiſe.

„Die Franzoſen haben ſich, nachdem ſie ſich Jahrhunderte lang im Zuſtande der Heerde (état de troupeau) befunden, auf alle Arten möglicher und unmöglicher politiſcher Rechte geworfen. Das hat uns heutzutage das Vergnügen verſchafft, uns die Ohren vollſchreien zu laſſen von den Menſchenrechten, ohne daß man einmal das Vergnügen hätte, bisweilen von den Menſchenpflichten ſprechen zu hören.“ ....

Bei dieſem Heißhunger nach Menſchenrechten hat ſich Frankreich den Magen verdorben und es hat ſie wieder ausbrechen müſſen (sic). „Es hat allgemach das Recht verloren, in einer conſtitutionellen Kammer

Digitized by Google

zu ſprechen. Warum? — Weil es darin die Pflicht des Schweigens nicht erfüllen wollte . . . . .

Daher iſt er auch gegen die amerikaniſchen Abolitioniſten mit ihrem ewigen Geſchrei, daß die Südlichen die Menſchenrechte der Sklaven verletzten, ſo aufgebracht. „Ein rother Lappen verſetzt den Stier nicht ſicherer in Wuth, als dieſe dummen Reden mein Blut zum Sieden bringen! Seit zwanzig Jahren tuten uns dieſe Leute nun ſchon dieſelbe Abſurdität in die Ohren, indem ſie ſchreien: „„Menſchenrechte dem Volke hier, Menſchenrechte dem Volke da,““ wie die Kellner in den Reſtaurationen rufen: „Auſtern für Nr. 3, 7, 12 u. ſ. w."

Aus den wenigen Proben, die wir von der Redeweiſe des Autors hier beigebracht, wird man ſchon erſehen, daß man es mit einem Manne von Race zu thun hat, und daß die Sklavenhalter des Südens noch in ganz anderer Weiſe, als wir es uns bisher vorgeſtellt hatten, einen feudal-adeligen Charakter tragen. Wenn alle Baumwollen-Erzeuger dieſem gleichen, ſo iſt kein Zweifel, es ſind wirkliche Junker im guten wie im ſchlechten Sinne, und der Zwieſpalt, welcher in der Union ausgebrochen, der mörderiſche Krieg, welchen die getrennten Hälften mit einander führen, wird nur zu erklärlich.

## Griechenland.

### Die Philhellenen und der griechiſche Befreiungskampf.

Wenn die Pflicht, auf den ſchon im vorigen Jahre erſchienenen ſechsten Band des großartigen Geſchichtswerkes von Gervinus hinzuweiſen, keinen längern Aufſchub geſtattet, ſo können wir doch nicht ohne ein gemiſchtes Gefühl von Freude und Leid, nicht ohne etwas von jenem Humor, deſſen „eines Auge (mit König Claudio zu reden) voll Heiterkeit, das andre thränenvoll," gerade jetzt an die Erfüllung dieſer Pflicht gehen. Oder iſt es nicht einer der ſchadenfroheſten Witze des Geſchickes, daß in dem Augenblicke, wo unſer trefflicher Hiſtoriker zum erſten Male eine vollſtändige, mit dem unübertrefflichſten Aufwand von Fleiß, Scharfſinn und Combination ausgeſtattete Geſchichte des griechiſchen Befreiungs-Kampfes uns Deutſchen und dem ganzen gebildeten Publikum darbietet, zu gleicher Zeit in Deutſchland und in der ganzen weiten Welt die vakante Krone eben dieſes befreiten Griechenlands vergeblich ausgeboten wird? Daß, während augenblicklich — gleichviel ob mit Recht oder nicht — über dem Feilſchen und Dingen über dieſen verhängniß- und ſchmerzensreichen Goldreifen mehr und mehr Gleichgültigkeit, ja Abneigung und Widerwille überhand nimmt gegen das Volk, das ſich ſo an den Mann zu bringen ſucht, gerade jetzt die Geſchichte der heldenmüthigen Auferſtehung dieſes Volkes, und der Sympathien Europa's, die ſie begleiteten und förderten, „wie eine alte halbverklungene Sage," zu neuer Bewunderung und Liebe heraufſteigt?

Aber es iſt keineswegs blos lächerlich, daß die feierliche Tragödie von Griechenland's Wiedergeburt gerade während des Satyrſpiels der griechiſchen Thronvacanz uns neu vor die Erinnerung tritt. Der Humor dieſes Zuſammentreffens hat, wie jeder echte Humor, auch ſeine ſehr ernſte Seite. Das Buch von Gervinus konnte in der That, ſo ſehr auch der erſte Anſchein dagegen ſpricht, zu keiner gelegneren Zeit kommen. Es kommt zur rechten Stunde als eine Mahnung an das ſpottſüchtige Europa, das über die augenblickliche Miſère der griechiſchen Dinge gar vieles außer Acht läßt, das ihm vor noch nicht langer Zeit heilig war. Es führt uns neu vor die Augen das gränzenloſe Elend, dem ſich dieſes Griechenland durch eigne unermeßliche Anſtrengung und vermöge der moraliſchen und thätlichen Hülfe des ganzen gebildeten Europa's vor kaum mehr als dreißig Jahren entrungen hat. Es erinnert uns an die unermeßliche Freude, mit der damals das ganze gebildete Europa jedem Fortſchritte Griechenlands auf der blutigen und thränenreichen Bahn ſeiner Auferſtehung gefolgt iſt, an die überſchwänglichen Hoffnungen, welche die höchſten und reichſten Geiſter aller gebildeten Nationen Europa's damals an dieſe Auferſtehung anknüpften. Es fragt uns zugleich dieſes Buch von Gervinus, ob denn alle dieſe Anſtrengungen, dieſe Freude und dieſe Hoffnungen unnütz, vergeblich, trügeriſch geweſen ſind, ob denn Griechenland wirklich ſo entartet, ſo rettungslos im Verfalle iſt, daß wir, die Söhne jener Philhellenen, es unter allen Umſtänden aufgeben müſſen?

Die Beantwortung dieſer Frage würde uns auf ein Gebiet führen, für welches dieſe Blätter nicht beſtimmt ſind. Wir entſchließen uns um ſo weniger zu einer ſolchen Gränz-Ueberſchreitung, als erſt neuerlichſt, in dem Aufſatze „Ueber das gegenwärtige und zukünftige griechiſche Reich," die griechiſche Thronfrage hier, zur beſonderen Freude des Schreibers dieſer Zeilen, in einer Weiſe erörtert worden iſt, die ſich vor dem kurzſichtigen, blos negirenden Standpunkte der meiſten politiſchen Blätter ſehr vortheilhaft auszeichnet. Ueberdies findet jeder, der über die griechiſche Frage mehr als blos kannegießern will, ihre eingehendſte Beantwortung bei Gervinus ſelbſt. Wer die beiden Bände der Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts, in denen die Erhebung des griechiſchen Volkes von den erſten Anfängen bis zum Interregnum von Kapodiſtrias behandelt iſt, eingehend ſtudirt, der wird für das Verſtändniß der gegenwärtigen Lage Griechenlands reiche Früchte ärndten. Er wird an dieſer Nation nicht verzweifeln können, die bei aller Verkommenheit, bei allem inneren Hader doch ſoviel Lebenskraft beſaß, daß ſie weder durch die Waffen der türkiſchen Heere, noch durch die Staatskunſt der chriſtlichen Diplomatie gänzlich niedergehalten werden konnte. Er wird an die Zukunft dieſes kleinen Reiches glauben, das freilich ein elender Gewinn für ſoviel Blut und Arbeit war, aber deſſen bloße Exiſtenz das Denkmal eines der erſten und merkwürdigſten Siege iſt, den je das lebendige Volksrecht über das ſtarre Völkerrecht davon getragen hat. Er wird die Höhe der Aufgabe ermeſſen, die dem Beherrſcher dieſes Volkes geſtellt iſt, einer Aufgabe, in die alle wichtigſten Intereſſen der europäiſchen Politik, ja ein gutes Theil unſerer europäiſchen Kultur, innigſt verflochten ſind, und er wird mit uns wünſchen: Exoriare aliquis!

Gerade jetzt aber, wo in der Mehrheit des Publikums ſich, ſtatt der Theilnahme für die Löſung dieſer Aufgabe und für den jüngſten Verſuch Griechenlands, dieſe Löſung vorzubereiten, nur Mißmuth und Abneigung äußern, ſcheint eine Hinweiſung auf die Gefühle am rechten Ort, mit denen Europa vor kaum einem Menſchenalter dem Freiheitskampf der Griechen entgegen kam. Der Anfang des ſechsten Bandes von Gervinus enthält die Anfänge des Philhellenismus. Wir entnehmen ſeiner Schilderung im Nachſtehenden die weſentlichſten Züge.

Gervinus erinnert daran, wie ſchon damals die überſpannten Hoffnungen, die ſich auf die erſten Nachrichten von Ypſilantis Zuge, von Maurokordatos Aufſtande erhoben, gerade bei den begeiſtertſten Schwärmern, bald einer verfrühten Enttäuſchung wichen. Nur wenige Tüchtige unter denen, die nach Hellas gegangen waren, in der Hoffnung, dort bald neue iſthmiſche Spiele feiern zu können, erhielten ſich bei dem Ausbleiben dauernder Erfolge, bei der Verſagung jeder Anerkennung und jedes Mitgefühls ſeitens der Griechen ſelbſt, ſtandhaft in ihrem Glauben an die Zukunft. Dieſe Wenigen, ein Gordon, ein Raybaud, ein Haſtings u. A. ließen ſich durch die grellſten Schattenſeiten in dem Charakter des Volkes, für das ſie kämpften, nicht verbittern, weil ſie ſich dieſe Fehler zu erklären wußten. Auf ihren Ruf und auf den Antrieb der Weitblickenden unter den Liberalen ward die öffentliche Meinung in Europa für die griechiſche Sache gewonnen. Die Freiſinnigen, die nach der Unterdrückung Spaniens ſich nur noch an dieſe Griechenſache zu halten hatten, erhoben ihre Mahnrufe für ſie im Namen der Bildung, der Menſchlichkeit, der Religion, der humaniſtiſchen Wiſſenſchaft und des klaſſiſchen Alterthums. In allen Ländern bildeten ſich Hülfsvereine, um die Leidenden und Kämpfenden in Griechenland zu unterſtützen. Die Preſſe erhob ſich für dieſe Sache; ſie ward in ihr im Laufe der Jahre ſo einig und ſtark, daß ſie aller Einſchüchterung trotzte und ſelbſt die Stimmen der mächtigſten Gegner zur Scheu zwang. Da kamen gleichzeitig die gelehrten Geſchichts- und Reiſewerke von Leake, Hell und Pouqueville; eine große Zahl von Philhellenen verbreiteten ihre Denkwürdigkeiten; eigne Zeitſchriften wurden gegründet, um dem Tages-Intereſſe Nahrung zu geben. Es kamen die Poeten; die profughi di Parga des Lombarden Berchet, die chants populaires de la Grèce moderne des Franzoſen Fauriel, die Griechenlieder unſeres Wilhelm Müller folgten ſich auf dem Fuße; Lord Byron's Feuer ſchmolz für einen Augenblick ſogar die Erfrorenheit der engliſchen Toryherzen und Krämerſeelen; Beranger's ſchalkhafte Muſe ward pathetiſch, wenn ſie der Griechen gedachte. So wenig vermochten, der allgemeinen Stimmung des Welttheils gegenüber, das örtliche nationale Intereſſe gegen das allgemeine Intereſſe der Civiliſation, die Politik gegen die Geſchichte, die Diplomatie gegen die Humanität, die Regierungen über die Regierten, daß vielmehr der gemeinſame Ruf Europa's langſam vordrang zu den Gewiſſen der Fürſten, daß er die Regierungen allmählich zu dem Geſtändniß zwang, ihr Syſtem der Neutralität ſei nicht mehr aufrecht zu halten, daß er ſie zuletzt in die Wege dahinriß, auf welche die öffentliche Meinung ſie vom Anfang an gewieſen. Dies iſt, ſo groß auch ſeine materiellen Leiſtungen waren, der größte Dienſt, den der Philhellenismus der griechiſchen Sache erwieſen hat.

In Deutſchland fand die Begeiſterung zuerſt werkthätigen Ausdruck. Thierſch in München und Krug in Leipzig hatten ſchon während des Zuges von Alexander Ypſilantis für die Sammlung von Beiſteuern und für

Digitized by Google

die Ausrüſtung von kampfbereiten Griechenfreunden gewirkt. Ihren Aufrufen waren anfangs hier und da die Regierungen entgegengetreten, aber nicht überall, und überall vergebens. Die Berliner Blätter durften anſtändige Artikel für die griechiſche Sache drucken. In Dresden brach im Theater ein allgemeiner Jubel aus, als bei Aufführung der „Minna von Barnhelm" Paul Werner nicht gegen den Perſer, ſondern gegen den Türken zu Felde ziehen wollte. In Heidelberg ſteuerte der alte Voß, der ehrwürdige Ueberſetzer des Homer, aus einem kleinen, nur durch eine geringe Penſion unterhaltenen Vermögen tauſend Gulden bei, „als einen kleinen Beitrag jener großen Schuld für die von Hellas erhaltene Bildung." Schon 1822 folgten Expeditionen von Mannſchaften und Material, deren übler Ausgang — die deutſche Legion ward von dem Griechen Kephalos gleich bei der Landung ſchmählich um ihr Kriegszeug betrogen und im Stiche gelaſſen — den Eifer allerdings beträchtlich kühlte, aber doch nicht auf die Dauer zu dämpfen vermochte, beſonders als die Noth der folgenden Kriegsjahre neuen Antrieb zur Hülfe bot.

Anders war es in England. Hier hatte anfangs eine unklare Handelseiferſucht das natürlichſte menſchliche Intereſſe in eine nationale Abneigung verkehrt. Die Regierungsblätter waren gegen die Rebellen voller Galle; die Aufrufe zur Bildung von Hülfsvereinen, die Einladung zu Subſcriptionen, verhallten umſonſt. Auch der Fall von Chios fand nur mäßige Theilnahme. Erſt mit der glücklichen Kriegswendung von 1822 und 1823 ward das engliſche Publikum zu einer Betheiligung angeregt, die ſeinem eigenen Charakter entſprechend war. Es kam der Plan der griechiſchen Anleihe auf, der dann, beſonders durch die Thätigkeit Blaquière's, des begeiſterten Bewunderers der Griechen (die ihn zum Ehrenbürger ernannten), in der Art zu Stande kam, daß einige Londoner Häuſer der griechiſchen Regierung, gegen Verpfändung der Zölle, Salzwerke und Fiſchereien 800,000 Pfund vorſchoſſen — zu 59 Proc.

Schwerlich wäre dieſe Anleihe, das Werk einiger Feuerköpfe und ſchwindelnder Geld-Spekulanten, aber doch ein größerer Erfolg für die Griechen, als eine ſiegreiche Waffenthat, ſo raſch zu Stande gekommen, wenn nicht eben Lord Byron dem Philhellenismus einen großen Glanz, und dieſem Geldgeſchäfte eine große Gunſt verliehen hätte durch ſeinen Entſchluß, ſich perſönlich der griechiſchen Sache zu widmen. Auf das verlaſſene Grab des großen Sängers, der bald darauf zu Miſſolonghi den Anſtrengungen ſeiner organiſirenden Thätigkeit erlag, legt unſer Geſchichtsſchreiber den würdigſten Kranz. Er rühmt den friſchen Muth, die Ruhe und den unerwarteten, praktiſchen Takt, mit dem Byron, wie ein Erlöſer von den Griechen empfangen, in die furchtbare Verwirrung eingriff und ſchildert die Trauer, die bei ſeinem plötzlichen Hinſcheiden die ganze griechiſche Umgebung wie mit Blindheit ſchlug. Man wird die Worte nicht ohne Rührung leſen, die der deutſche Hiſtoriker dem britiſchen Dichter als Nachruf weihet:

„Es war ein Lebensende von tief tragiſchem Verhängniß. Der Entſchluß des vielverworfenen, vielgefeierten Mannes, ſich für Griechenlands Sache zu opfern, hatte ihn zu der edelſten Handlung, vielleicht zu der einzigen edlen Handlung ſeines Lebens geleitet, und dieſer ſchönſte Akt ſeines Daſeins mußte der letzte ſein und unvollendet unterbrochen werden, da er gerade als ein ganz anderer Spieler aufzutreten begann. Aus dem ſchweifenden Phantaſieleben in das wirkliche überſchreitend, hatte er die romantiſche Poeten-Natur ganz von ſich abgeſtreift. Sein Alkibiadiſcher Charakter ſchien plötzlich eine ganz andere Stählung zu erhalten, als er die Wirkſamkeit in der handelnden Welt wählte. Früher, in ſeiner Heimat, hatte er den Hang, in ſie thätig einzugreifen, oft verrathen, aber die Fähigkeit, dieſem Berufe zu genügen, hatte ihm zu mangeln geſchienen. Hier aber, in dieſem Wildlingsleben, ſprang dieſe Ader in ihm auf, wie ein friſcher, geſunder Quell. Von dem erſten Augenblick ſeines neuen thätigen Berufes an war ſein Wirken und Wollen untadlig geweſen.... Er wollte ſeine Schultern nüchtern an das Rad ſetzen, ohne mit dem Schlamme zu hadern, der es hemmen möchte. Er hatte, wie die Engländer ſagen, ſeine Flagge an den Maſt genagelt. Mitten in das Parteigewirre und die Kriegsbarbarei hineingetreten, hatte er ſich den Grundſatz gebildet, ſich für keine Partei zu erklären und keine ihrer Unthaten zu theilen, und dieſe Entſchlüſſe führte er redlich durch. Ueberall hin ermahnte er zu Eintracht und Friede und ſchrieb an alle Häuptlinge verſtändige, energiſch zur Verſöhnlichkeit rufende Briefe; überall hin ſuchte er Milde und Einſicht zu predigen und ergriff jeden Anlaß zu Loskauf von Gefangenen, um dem Kriege ſeinen wilden Charakter zu nehmen; uneigennützig gab er Rath, Vermögen und Leben dahin, und die Eitelkeit ſchien keinen Theil mehr an ihm zu haben.... Hätte das Verdienſt ſeines Wirkens nach Erfolgen bemeſſen werden müſſen, ſo war es für ſeinen Ruhm wohl beſſer, daß er ſtarb. Seine bewundernden Freunde freilich hatten ihm für ſein weiteres Leben eine große Laufbahn verheißen. Aber die neidiſche Möra ſchnitt ſeinen Lebensfaden entzwei. Sie gönnte dem Griechenvolke keinen leichteren Kaufpreis ſeiner Befreiung. In den europäiſchen Geſchlechtern aber erhöhte ſie durch dieſen Schlag die verhängnißvolle Wirkungskraft der dichteriſchen Ergüſſe aus Byron's verworrener Jugend, eben als er in einem neuen Leben im Begriffe war, all' ihren Inhalt Lügen zu ſtrafen."

Es ſcheint, daß die Engländer deſſen eingedenk bleiben wollen, was ſie, nach dem Vorgange ihres großen Landsmannes, für Griechenlands Erhebung eingeſetzt haben. Das Buch von Gervinus wird ſicherlich beitragen, die Deutſchen daran zu erinnern, daß ſie den Nationen Europa's mit thätiger Hülfe für die griechiſche Sache vorangegangen ſind.

## England.

### Eine engliſche Geſchichte des Krimfeldzuges.*

Herr Kinglake, bisher nur als Verfaſſer einer poetiſchen Reiſebeſchreibung, „Eothen," und durch ſeine Reden und Interpellationen in der Savoyiſchen Frage bekannt, iſt durch ſeine Geſchichte des Krimfeldzuges ein berühmter Mann geworden. Seine Enthüllungen haben zwei Großmächte außer Faſſung gebracht — den Kaiſer der Franzoſen und die Times. Erſterer hat das Buch in ſeinen Staaten verboten, was Letztere zwar nicht in den ihrigen thun konnte, aber ſie hat ſich redlich bemüht, es durch biſſige Kritiken und tugendhaft entrüſtete Leitartikel todt zu machen. In ſeiner Wuth hatte jedoch das edle Blatt ſeine gewöhnliche vorſichtige Politik vergeſſen; denn natürlich machten dieſe Angriffe das Publikum nur noch begieriger auf die Lektüre des gefährlichen Werkes, von deſſen bisjetzt publizirten beiden erſten Theilen ſchon eine zweite Auflage nöthig geworden iſt. Wie die Zeitungen melden, wird es nächſtens in deutſcher Ueberſetzung erſcheinen. Um den Standpunkt des Verfaſſers zu kennzeichnen, der die ruſſiſchen Feinde glimpflicher behandelt, als die franzöſiſchen Alliirten, laſſen wir hier einige Auszüge aus dem zweiten Bande folgen, in welchem die Landung am alten Fort und die Schlacht an der Alma geſchildert werden.

Nachdem man ſich zur Expedition nach Sebaſtopol entſchloſſen hatte, fragte es ſich, welchen Händen man ſie anvertrauen ſollte. Welche große Feldherren beſaßen England und Frankreich, um ihre Armeen zu führen? Frankreich hatte berühmte Feldherren: Cavaignac, Lamoricière, Changarnier, Bedeau, aber dieſe Männer konnten unter dem kaiſerlichen Régime nicht dienen. An ihrer Stelle befehligte die Armee ein Marſchall von Frankreich, aber einer, der ſeinen Marſchallsſtab nicht auf dem Schlachtfelde, ſondern in den Straßen von Paris, im Kampf gegen friedliche Bürger, gewonnen hatte. Der Charakter des Marſchalls Jacques Leroy, genannt Achille St. Arnaud, wird von Kinglake folgendermaßen gezeichnet:

„Er verkörperte mit merkwürdiger Genauigkeit die Idee, die unſere Vorväter ſich von einem Franzoſen bildeten; denn obgleich die große franzöſiſche Revolution, welche die Reichen einſchüchterte und die Armen mit Neid erfüllte, einen finſteren Schatten auf den National-Charakter geworfen hatte, ſo ließ ſie doch dieſen einen Mann unberührt. Er war keck, heiter, ſorglos und eitel, aber unter dem falſchen Schimmer der Oberfläche verbarg ſich ein bedeutendes Verwaltungs-Talent und eine mehr als gewöhnliche Gleichgültigkeit gegen das menſchliche Leben. In den algieriſchen Kriegen hatte er ſich erſt als ein thätiger, unternehmender Offizier, ſpäter als ein feuriger Anführer bewährt. Er war vertraut mit den Pflichten eines Militair-Gouverneurs und wußte eine eroberte, oder halb eroberte Provinz unter dem Kriegsrecht niederzuhalten. Die Herrſchaft des Geiſtes über ſeine Handlungen wurde ſo oft durch körperliche Schmerzen und Schwäche unterbrochen, daß man kaum ſagen kann, ob er bei kräftiger Geſundheit ein feſter, ſtandhafter Mann geweſen wäre; aber er hatte eine ſo ungeſtüme Energie und einen ſo elaſtiſchen Geiſt, daß, wenn in Zwiſchenräumen der Druck einer qualvollen Krankheit erleichtert wurde, er ſtark und heiter ſchien, als ob er ihr nie erlegen wäre. Er ordnete grundſätzlich das Leben und die Rechte Anderer ſeiner eigenen Beförderung unter. Daher war er erbarmungslos, ſonſt aber keineswegs grauſam. Niemand konnte, nach ſeinen eigenen Worten, gutmüthiger ſein. In den Pauſen ſeiner ernſten Thaten tanzte und ſang er. Hochgeſtellten Männern und Frauen machte er den Hof in ſchmeichelnden Stanzen und Liedern.

* The Invasion of the Crimea. By A. W. Kinglake. Vol. I. & II. London: Blackwoods.

Digitized by Google

Er hatte eine außerordentliche Biegſamkeit des Körpers und eine ſeltene Geſchicklichkeit in gymnaſtiſchen Uebungen; er ſpielte die Violine, und als wenn er ſich entſchloſſen hätte, in jeder Beziehung der Franzoſe aus der alten Zeit zu ſein, gab es wenigſtens einmal in ſeinem Leben eine Periode der Schwermuth, in der er, zum Erſtaunen des guten Prieſters, der Gott für das an ihm verrichtete Wunder dankte, ſich auf die Knie warf, ſeine Sünden beichtete und Troſt und Abſolution von der Kirche ſuchte.“

Nachdem St. Arnaud zweimal in den Kriegsdienſt getreten, und zweimal wegen nicht allzu ehrenvoller Handlungen genöthigt worden, ihn zu verlaſſen, begann er, faſt vierzig Jahre alt, mit merkwürdiger Beharrlichkeit und Elaſtizität des Geiſtes zum drittenmal ſeine militairiſche Laufbahn. In Algerien fand er einen für ihn paſſenden Schauplatz, und erwarb ſich als Führer der „hölliſchen Kolonne“ raſch einen ausgezeichneten Namen. Fleury, welcher nach Algerien kam, um für den Präſidenten der Republik einen ſeinen Zwecken entſprechenden Kriegsminiſter zu ſuchen, täuſchte ſich nicht, als er in dem Oberſten St. Arnaud ſeinen Mann entdeckt zu haben glaubte. Außer ſeinem allgemeinen Charakter, war noch ein beſonderer Grund vorhanden, ſich dieſem tapferen Offizier mit ſolchen Vorſchlägen zu nähern, wie ſie Fleury zu überbringen hatte. „Es war vorauszuſetzen, daß es dem Befehlshaber der hölliſchen Kolonne nicht an der nöthigen Schonungsloſigkeit fehlen würde, und wenn ſeine Eitelkeit es zweifelhaft machte, ob er auch ein Geheimniß bewahren könne, ſo exiſtirte ein vertrauliches Dokument, welches dieſe Befürchtung zerſtreute. St. Arnaud hatte die Ausräucherung der Araber in den Höhlen des Dahra von ganzem Herzen gebilligt, aber er hatte auch richtig bemerkt, daß der Beifall, den dieſe Maßregel in Europa fand, der Anerkennung nicht entſprach, die ihrem Urheber von den militairiſchen Behörden gezollt wurde. Dieſe Erwägungen beſtimmten die Handlungsweiſe des Herrn St. Arnaud. Im Sommer 1845 empfing er geheime Kunde, daß eine Schaar Araber in der Höhle von Schelas Zuflucht geſucht habe. Er marſchirte mit einem Truppen-Detachement nach dieſer Stelle. Elf von den Flüchtlingen kamen heraus und ergaben ſich, aber St. Arnaud wußte, obwohl kein anderer Franzoſe es erfahren hatte, daß fünfhundert Mann in der Höhle zurückgeblieben waren. Alle dieſe Leute beſchloß St. Arnaud zu tödten. Hierin fühlte er vielleicht ſelbſt, daß er nur ein Nachahmer Peliſſier's ſei, aber der Entſchluß, welcher die Bildung dieſes Plans begleitete, war originell. Er nahm ſich vor, die That ſogar vor den Truppen geheim zu halten, welche die Operation ausführen ſollten. Mit Ausnahme ſeines Bruders und des Marſchalls Bugeaud, deſſen Beifall der Preis war, den er erſtrebte, ſollte Niemand wiſſen, was er that. Es gelang ihm, Beides zu erreichen. „Ich ließ,“ ſchreibt er ſeinem Bruder, „alle Oeffnungen hermetiſch verſchließen. Ich machte ein weites Grab. Niemand ging in die Höhle hinein. Niemand, mich ſelbſt ausgenommen, wußte, daß dort unten fünfhundert Räuber waren, die nie wieder Franzoſen ſchlachten würden. Ein vertraulicher Rapport hat dem Marſchall Alles ohne poetiſche oder phantaſtiſche Schreckniſſe erzählt. Bruder! Niemand iſt aus Geſchmack und von Natur ſo gut, als ich es bin. Vom 8. bis zum 12. war ich krank, aber mein Gewiſſen macht mir keine Vorwürfe. Ich habe meine Pflicht als Commandeur gethan, und ich würde morgen daſſelbe noch einmal thun; allein ich habe einen Widerwillen gegen Afrika gefaßt.“

So hatten die Höhle von Schelas und die Boulevards von Paris den Marſchallsſtab und das Geſchick der verbündeten Armeen in die Hand St. Arnaud's gelegt; das Genie eines Feldherrn konnten ſie ihm zum Unglück nicht verleihen. Wenn Kinglake die Wahrheit ſpricht, beſaß er weder die Achtung ſeiner Soldaten, noch die Kunſt, den Krieg in großem Maßſtabe zu führen; ſein militairiſches Talent war das eines bloßen Parteigängers. Von ſeinem Kollegen, Lord Raglan, wird ein viel anziehenderes Bild entworfen, aber er war ſechsundſechzig Jahre alt, hatte ſeit vierzig Jahren nur den Friedensdienſt gekannt, und ſelbſt der Verfaſſer, der an ſeiner Seite der Schlacht an der Alma und dem erſten Stadium der Belagerung von Sebaſtopol beiwohnte, und mit Begeiſterung bei der Reinheit und dem Adel ſeines Charakters verweilt, weiß für ihn nur „antike Tapferkeit,“ die Sitten eines vollendeten Gentleman und den beſten Willen in Anſpruch zu nehmen. Der langjährige Freund und Lieblingsſchüler des Herzogs von Wellington, dachte er in jedem Augenblick nur daran, was der Herzog unter ähnlichen Umſtänden gethan haben würde, und ſeine allzu große Beſcheidenheit verhinderte ihn, ſeinem eigenen Urtheil zu folgen.

Die Landung in der Krim wurde, Dank den Anſtrengungen des Admirals Lyons und der unerklärlichen Nachſicht Menſchikov's, glücklich bewerkſtelligt. Bei der tatariſchen Bevölkerung fanden die Alliirten eine freundliche Aufnahme, und die engliſchen Truppen beobachteten die ſtrengſte Mannszucht. Nicht ſo die Franzoſen. „Die Zuaven marſchirten ein. Es begannen Scenen des Raubes, der Gewalt, der furchtbarſten Grauſamkeit. Als dieſe Kunde zu Lord Raglan drang, ſtand er am Ufer mit mehreren ſeiner Offiziere. Er wurde ſcharlach vor Scham und Zorn. Das Joch der Allianz hatte ſein Herz getroffen.“ Nicht weniger war der britiſche Feldherr über die von den türkiſchen irregulären Truppen begangenen Exceſſe aufgebracht, die den Zuaven an Zügelloſigkeit nichts nachgaben. Aber er mußte ſchweigen und konnte ſeiner Entrüſtung nur im Kreiſe der Seinigen Luft machen.

Die Beſchreibung der Schlacht an der Alma nimmt nicht weniger als dreihundert Seiten ein, und läßt daher an Ausführlichkeit nichts zu wünſchen übrig; ob die Strategiker von Profeſſion überall mit den Anſchauungen des Verfaſſers einverſtanden ſein werden, iſt eine andere Frage. Den letzten Halt der alliirten Armeen in Sicht der feindlichen Stellung ſchildert er wie folgt:

„Etwa anderthalb Meilen von den Ufern der Alma wurde zum letztenmale Halt gemacht. Von dem Punkt, wo die Truppen anhielten, ſenkte ſich das Terrain allmählich bis an den Rand des Fluſſes hinab, und obgleich einige von den Leuten ſich unter der brennenden Sonne niederwarfen und nur an die Beſchwerden des Marſches dachten, waren doch Andere, welche die vor ihnen liegende Landſchaft mit ſcharfen Blicken maßen, da ſie wohl wußten, daß jetzt endlich der lang erwartete Kampf beginnen würde. Sie konnten den Lauf des Fluſſes längs dem dunklen Gürtel von Gärten und Weinbergen verfolgen, und ſcharfe Augen nahmen einen ſchmalen Saum wahr, der eine Anhöhe jenſeits des Fluſſes durchſchnitt; ſie konnten auch einige dunkle, längliche Vierecke unterſcheiden, die wie bebaute Flecke die weiten Dünen punktirten. Jener Saum war die große Redoute; jene viereckigen Körper, welche die grünen Abhänge des Hügels ſchwärzten, waren ein in Schlachtordnung aufgeſtelltes Heer.

„Der 20. September an der Alma erinnerte an einen ſchönen Junitag in England, denn die Sonne war wolkenlos, der leichte Wind des Morgens war gegen die Mittagsſtunde zu einem bloßen Hauch eingelullt und wehte ſanft die Hügel entlang. Es war in dieſem Augenblick, daß in den alliirten Armeen eine ſeltſame Pauſe des Schweigens entſtand — eine Pauſe, ſo allgemein, daß ſie in den entfernteſten Theilen des Feldes bemerkt wurde, ſo tief, daß das bloße Wiehern eines Streitroſſes die Aufmerkſamkeit von Tauſenden auf ſich zog, und obwohl dieſe ſeltſame Stille nur von Ermüdung oder von einem Zufall herrührte, ſo ſchien ſie doch voller Bedeutung, denn es war jetzt, daß nach faſt vierzig Friedensjahren die großen Nationen Europa's noch einmal im Kampfe zuſammentrafen.“

Den Erfolg der Schlacht ſtellt Kinglake ausſchließlich auf Rechnung ſeiner Landsleute; die Tapferkeit der Soldaten und die Aufopferung der Offiziere hätten die fehlerhaften Dispoſitionen der Anführer wieder gut gemacht, und an der felſenfeſten Standhaftigkeit der britiſchen Heerſäulen zerſchellten die wüthenden Angriffe der Ruſſen. Das Benehmen der Franzoſen, behauptet er, wäre der Art geweſen, daß es den Ruf ihrer Armee in den Augen ihrer Bundesgenoſſen tief herabſetzte, ſo daß es langer Zeit bedurfte, ihn zu rehabilitiren. Die Anhöhen auf dem linken Flügel der Ruſſen wurden allerdings von Bosquet und ſeiner Diviſion unter dem Schutze der alliirten Flotte erſtiegen,* aber ſie waren außer Stande, vorzudringen, und wären beinah zum Rückzug gezwungen worden. Die übrigen franzöſiſchen Generale und ihre Truppen hätten eine hülfloſe Maſſe gebildet, die von acht ruſſiſchen Bataillonen im Schach gehalten wurde und keinen Einfluß auf den Erfolg des Tages ausübte. Inwieweit dieſe Darſtellung durch nationale Vorurtheile gefärbt ſein mag, müſſen wir dahinſtellen, aber die ganze Erzählung läßt folgenden Eindruck zurück. Wäre Menſchikov ein Feldherr von den gewöhnlichſten Fähigkeiten geweſen, hätte er die ihm reichlich gegönnte Zeit benutzt, ſeine vortreffliche Poſition zu befeſtigen, hätte er ſich die Mühe genommen, das Terrain zu unterſuchen und ſich zu überzeugen, daß es eine für Artillerie fahrbare Straße auf ſeiner Linken gebe, wo er nur einen unzugänglichen Felſen vermuthete, hätte er in der Schlacht ſelbſt die Geiſtesgegenwart beſeſſen, ſeine überlegene Kavallerie auf den exponirten Flügel der Engländer zu werfen — kurz, wäre er der Mann geweſen, aus den Vortheilen Nutzen zu ziehen, die ihm das Glück und die Fehler ſeiner Gegner mehr als einmal gewährten, ſo würde er ſeine Stellung an der Alma behauptet haben und die Expedition gegen Sebaſtopol hätte ein raſches und ſchmähliches Ende genommen.

* Wie es ſcheint, haben die Franzoſen zur Verherrlichung des Bosquet'ſchen Angriffs die Schwierigkeiten deſſelben bedeutend übertrieben. Ein deutſcher Offizier berichtet darüber: „Ohne Schwierigkeit beſtieg ich jenen Berg, von deſſen Erſteigung durch die Zuaven ſo entſetzlich viel Lärm gemacht worden iſt.“ Vgl. den Aufſatz über den Orientkrieg im ſechſten Bande von „Unſere Zeit.“

Digitized by Google

## Mannigfaltiges.

— Demokratie und Mittelmäßigkeit in Amerika. Die New-York-Times bringt eine Reihefolge von Artikeln über die „Wohlthaten und Lehren des jetzigen Krieges," unterzeichnet Carl Benſon, welche es ſich zur Aufgabe geſtellt, das amerikaniſche Volk zu überzeugen, daß lediglich der unter den heutigen Amerikanern herrſchende Mangel an Achtung vor der Ueberlegenheit des Geiſtes, des Talentes und der Kenntniſſe die jetzigen Mißerfolge des Krieges und das augenſcheinliche Zurückgehen der amerikaniſchen Civiliſation verſchuldet habe. Der „Cultus des Mittelmäßigen" iſt, wie Herr Carl Benſon ſagt, ein Kennzeichen der heutigen Generation in Amerika. „Es verbreitet ſich," fügt er hinzu, „mehr und mehr die Ueberzeugung in unſerem Lande ſowohl, als im Auslande, daß der gemeine Neid auf überlegene Eigenſchaften der Menſchen und ihre Verdienſte ein Grundübel ſei, das unſeren demokratiſchen Einrichtungen anklebt. Unſere Bevorzugung des Mittelmäßigen, das Mißtrauen, mit dem wir auf jede Art geiſtiger Ueberlegenheit blicken, unſer Wunſch, überall das „Durchſchnittliche" zu ermitteln und vorzuziehen, beſchränkt ſich nicht auf die Politik allein, ſondern macht ſich auch in allen ſozialen Verhältniſſen geltend, und wenn es uns in Folge deſſen nicht auch gelungen iſt, Kunſt, Wiſſenſchaft und Literatur den Garaus zu machen, ſo liegt die Schuld nicht an uns, ſondern zum Theil daran, daß das Verdict in Sachen von Kunſt, Wiſſenſchaft und Literatur eben nicht von der Demokratie abgegeben wird, zum Theil aber auch daran, daß nicht in unſerem Lande, ſondern in Europa und für uns ſpeziell in England das entſcheidende Urtheil in dieſen Sachen geſprochen wird."

Die Demüthigungen, die der amerikaniſche Nationalſtolz im Verlaufe des gegenwärtigen Krieges erfahren hat, ſind es namentlich, die manchem denkenden Manne hier die Augen geöffnet haben, und die es mehr und mehr zum Bewußtſein bringen, daß das alte Europa mit ſeiner Ariſtokratie des Talentes und der Bildung doch auf einem richtigeren Wege zur allgemeinen Civiliſation ſei, als das demokratiſche Nord-Amerika.

— Franzöſiſche Kunſt und Literatur im 14. Jahrhundert. Die franzöſiſche „Akademie der Inſchriften und der ſchönen Literatur" hat ſoeben den vierzehnten Band der großen Literaturgeſchichte Frankreichs, die unter ihren Auſpizien erſcheint, herausgegeben. Dieſer Band enthält eine Abhandlung von Victor Le Clerc über den Zuſtand der Wiſſenſchaft und Literatur in Frankreich während des vierzehnten Jahrhunderts, ſowie eine Abhandlung von Renan über den Zuſtand der franzöſiſchen Kunſt, namentlich der Baukunſt in demſelben Jahrhundert. Die beiden Abhandlungen werden fortan als die umfaſſendſten Zuſammenſtellungen aller Nachrichten über den Urſprung der nationalen Kunſt und Literatur in Frankreich zu betrachten ſein. Alle früher erſchienenen Bände der akademiſchen Literaturgeſchichte behandeln ſpätere Epochen derſelben.

— Die Londoner Ausſtellung in einem Prachtwerke. Als die vorjährige Londoner Weltausſtellung im Zenith ihres Erfolges ſtand, faßten die Herren Day und Sohn in London, königl. Hoflithographen, den Plan, ein Prachtwerk herauszugeben, das die Meiſterwerke der Ausſtellung mit Hülfe der Photographie und der Chromolithographie veranſchaulichen ſollte. Die Leitung des Unternehmens, d. h. die Auswahl und Zuſammenſtellung, wurde dem bekannten Architekten Mr. J. B. Waring übertragen und dabei feſtgeſetzt, daß mehrere hundert Gegenſtände auf 300 Platten aufzunehmen und nur die wirklich bedeutendſten der ausgeſtellten Dinge dem Werke einzuverleiben ſeien. Man beabſichtigte ein glänzendes Erinnerungswerk an die Ausſtellung und zugleich ein Muſterbuch zu ſchaffen, das in jeder öffentlichen Bibliothek, in jeder Kunſt- und Induſtrieſchule, ſo wie überhaupt auf den Büchertiſchen der Reichen und ſpeciell der Induſtriellen ſeinen Platz fände. Um dem Ganzen eine etwas ſichere Grundlage zu geben, und nachdem die Königin von England die Widmung angenommen, wurde eine Subſcription eröffnet und auf 2000 Exemplare beſchränkt, wobei die Herausgeber ſich feierlich verpflichteten, nicht Ein Exemplar mehr zu drucken, als Exemplare ſubſcribirt würden und ſofort nach der Herausgabe die Platten zu vernichten. Das Werk iſt alſo — ſozuſagen — am Tage ſeines Erſcheinens nicht mehr zu haben. Bereits im December verfloſſenen Jahres hatten ſich über 1800 Subſcribenten gemeldet. Die erſten vier Lieferungen ſind nun eingetroffen, und die Erwartungen, welche man von der bekannten Geſchicklichkeit der Herausgeber hegte, in Erfüllung gegangen. Wir ſehen ein wahres Prachtwerk vor uns, deſſen Ausführung in Bezug auf Auswahl und Farbenpracht kaum etwas zu wünſchen übrig läßt. Das Einzige, was nicht auf gleicher Höhe mit der Haltung des Ganzen ſteht, ſind die Abbildungen plaſtiſcher Gegenſtände, da ſpeziell für dieſen Zweig die Lithographie bei der Wiedergabe nicht glücklich iſt. Die ſcharfen Kontouren, die wir an Stahlſtichen und photographiſchen Abbildungen von Sculpturen zu bemerken gewohnt ſind, gehen durch die Lithographie ganz verloren, während die Härte im Ausdruck noch ſteinerner wird. Dagegen ſind die Abbildungen von Geweben, Teppichen, Spitzen, Papiertapeten, überhaupt von Gegenſtänden, bei denen die Farbe den Ausſchlag giebt, ganz ausgezeichnet. Das Ganze wird drei Bände in Folio umfaſſen und führt den Titel: „Masterpieces of industrial art and sculpture at the international Exhibition of 1862 by J. B. Waring." (Oe. W.)

— Neue Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur. Annuaire historique pour l'année 1863, publié par la Société de l'histoire de France. 27e année. Paris, Renouard, 1863, 2 fr.

Abd-el-kader, sa vie politique et militaire. Par Alex. Bellemare. Paris, Hachette, 3½ fr.

Mantic ultaïr, ou le Langage des oiseaux. Poëme de philosophie religieuse, traduit du Persan de Farid Uddin Attar par M. Garcin de Tassy, membre de l'institut. Paris, Duprat, 10 fr.

Derniers souvenirs et portraits, par F. Halévy. Précédés d'une notice par P. A. Fiorentino. Paris, Levy, 3 fr.

Athalie et Esther de Racine. Avec un commentaire biblique par le pasteur Athanase Coquerel. Paris, Cherbuliez, 5 fr.

Dictionnaire universel des contemporains etc. Par G. Vapereau. Supplément. Paris, Hachette, 1½ fr.

Les Condées franches, episode de la haute vie parisienne, par Ernest Serret. Paris, Lahure, 2 fr.

Etude historique et topographique de la tribu de Juda. Par E. G. Rey. (Bericht über eine im Auftrage der franzöſiſchen Regierung im Jahre 1859 unternommene, archäologiſche Reiſe nach Syrien.)

Le couvent des Carmes et le Séminaire de St. Sulpice pendant la terreur. Par Alex. Sorel. (Hiſtoriſcher Bericht über das während der Revolutionszeit als Gefängniß benutzte Karmeliter-Kloſter in der Straße Vaugirard in Paris.)

Paris en Amérique, par le docteur René Lefebvre. (Eine Darſtellung amerikaniſcher Zuſtände, halb Wahrheit und halb Dichtung. Das hier geſchilderte Paris iſt eine Stadt in Maſſachuſetts.)

Buffon, sa famille, ses collaborateurs et ses familiers. Mémoires par M. Humbert Bazile, annotés par M. Henri Nadault de Buffon. (Humbert Bazile war Secretair des berühmten Buffon. Es fehlt den Memoiren zwar nicht an Intereſſe, doch iſt der größte Theil des Buches nur von ſehr geringem literariſchen Werth.)

— Neue Erſcheinungen der engliſchen Literatur. My Diary North and South. By W. H. Russell. 2 vols. London, Bradbury. 21 sh.

Diutiska, an Historical and Critical Survey of the Literature of Germany. By Gustav Solling. London, Trübner. 10½ sh.

Narrative of the Circumnavigation of the Globe by the Austrian Frigate „Novara." Vol. III. London, Saunders and Ottley. 30 sh.

Lectures on the History of the Jewish Church. Part I. From Abraham to Samuel. By A. W. Tanley. With maps and plans. London, Murray. 16 sh.

Possibilities of Creation, or: What the World might have been. A Book of Fancies. London, Simpkin. 10 sh.

Such Things are. By the author of „Recommanded to mercy." 3 vols. London, Saunders and Ottley. 31½ sh.

Lettres of Samuel Rutherford, with Biographical Sketches of his Correspondents. Edited by the Rev. Andrew A. Bonar. 2 vols. Edinburgh, Kennedy. 21 sh.

J. L.

### Zur geneigten Beachtung!

Die geehrten Abonnenten, welche im regelmäßigen Empfang dieſes Blattes keine Unterbrechung wünſchen, werden höflichſt erſucht, ihre Beſtellungen auf das II. Quartal 1863 baldigſt auf der Poſt, wie durch den Buchhandel zu erneuern, da mit gegenwärtiger Nummer das I. Quartal 1863 zu Ende geht.

Die Verlagshandlung:
**Veit & Comp. in Leipzig.**

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereins, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

# Magazin
# für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 14. Mittwoch, den 8. April 1863. 32. Jahrgang.

Inhalt:

Ungarn. Seite
Ein philoſophiſcher Dichter der Ungarn. Des Menſchen Tragödie . . . . 157
Spanien.
Ein Oſtpreuße in Spanien . . . . . . . . . . . . . . . 159
Frankreich.
Franzöſiſche Verskunſt . . . . . . . . . . . . . . . . . 161
Italien.
Volkswirthſchaftliche Zuſtände in Süd-Italien . . . . . . . . 163
Schweden.
Wilhelm von Braun, der „Heine Schwedens" — en miniature . . . . 164
Polen.
Zur Geſchichte des polniſchen Aufſtandes. Mieroſlawski's Inſurrectionsplan 166
Deutſchland und das Ausland.
Jegor von Sivers. Aus beiden Welten . . . . . . . . . . . 167
Volkswirthſchaftlicher Kongreß . . . . . . . . . . . . . . „
Mannigfaltiges.
Die Teſtamente Friedrich's des Großen . . . . . . . . . . . 167
Ein volkswirthſchaftlicher Fortſchritt . . . . . . . . . . . 168
Schulze-Delitzſch und die deutſche Arbeit . . . . . . . . . . „
Neueſte Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur . . . . . . . „

## Ungarn.

### Ein philoſophiſcher Dichter der Ungarn.

#### Des Menſchen Tragödie.

Im vorigen Jahre erhielt Arany ein dramatiſches Werk eingeſandt, deſſen Verfaſſer es allein von dem Urtheile des erſten der lebenden Dichter ſeines Vaterlandes abhängig machte, ob ſeine Schöpfung das Licht der Welt erblicken, oder in ewigem Dunkel begraben ſein ſolle, da er vor nichts ein ſolches Grauen empſände, als mit einem verfehlten und mittelmäßigen Werke die Zahl jener Versler zu vermehren, denen das Dichter-Vermögen „non di, non homines, non concessere columnae." Arany, von der Aufrichtigkeit dieſer Erklärung überzeugt, ging als ſtrenger Kritiker an die Lectüre. Bald aber mußte er ſich ſagen, daß er es hier mit der Leiſtung eines bedeutenden Geiſtes zu thun hatte, und er trug kein Bedenken, in der Kisfaludy-Geſellſchaft größere Bruchſtücke daraus vorzutragen. Das Intereſſe aller Mitglieder an dieſer Vorleſung war allgemein und ſteigerte ſich ſo, daß ſchließlich das Werk von der Geſellſchaft ſelbſt herausgegeben, der Verfaſſer aber durch Aufnahme in dieſelbe geehrt wurde. Dieſes dramatiſche Gedicht führt den Titel: „Des Menſchen Tragödie," und der Verfaſſer heißt Madách Imre.

Herr Madách Imre, ein wiſſenſchaftlich hochgebildeter Mann, hat mit philoſophiſchem Blick die Geſchichte der Menſchheit betrachtet, und begabt zugleich mit poetiſcher Geſtaltungskraft, es unternommen, ſeine Anſchauung in der Form eines dramatiſchen Gedichts zur Darſtellung zu bringen. „Des Menſchen Tragödie" nämlich umfaßt nicht weniger als — die ganze Geſchichte von den älteſten Zeiten bis in die fernſte Zukunft — weit — weit über unſere Gegenwart hinaus; ſie umfaßt dieſen ungeheuern Inhalt in der Form eines prophetiſchen Traums, welchen das erſte Menſchenpaar — nach ſeinem Fall und ſeiner Verbannung aus Eden — träumt. In charakteriſtiſch gewählten Haupt-Momenten leben ſie die lange Reihe der Kämpfe und Niederlagen, der immer erblühenden Hoffnungen und immer welkenden Enttäuſchungen, d. h. des Menſchen Tragödie durch. Und als ſie erwachen? Doch wir wollen den Inhalt des Ganzen kurz ſkizziren.

Das Werk iſt keine regelrechte Tragödie in fünf Akten, ſondern ein dramatiſches Gedicht in fünfzehn Abtheilungen.

1. Der Himmel. Der Herr auf dem Thron — Chor der Engel — die drei Erzengel huldigen Seiner Weisheit, Macht und Güte. Lucifer, der Geiſt der Materie und Verneinung, ſchweigt. „Du ſchweigſt, fragt ihn der Herr, „Du findeſt kein Wort zu meinem Preiſe. Gefällt Dir vielleicht nicht, was ich ſchuf?" „Was ſollte mir daran gefallen?" antwortete der Verneiner, und kritiſirt in ſeiner Weiſe die Schöpfung und deren Krone, den Menſchen. — „Nur Huldigung gebührt, und nicht Kritik!" ſagt der Herr. — „Ich kann nichts anderes geben, als was mein Weſen. Jene (die Engel) mögen Dich preiſen; Du haſt ſie geſchaffen; doch von Ewigkeit lebe Ich!" — „Ha, Unverſchämter! iſt die Materie nicht erſchaffen? Wo war Dein Kreis, wo Deine Kraft vorher?" — „Das kann ich eben ſo gut Dich fragen — ich entwarf ſeit unendlicher Zeit, und in mir lebte ſchon, was jetzt in's Daſein trat." — „Und fühlteſt Du in Mitten Deiner Ideen nicht die Leere, und nöthigte Dich dieſe Leere nicht zum Schaffen? Lucifer hieß dieſe Leere, der Urgeiſt der Verneinung. Du ſiegteſt über mich, denn mein Verhängniß iſt, in meinen Kämpfen ſtets zu unterliegen, doch mit neuer Kraft mich wieder zu erheben. Du ſchufſt die Materie; ich gewann Raum. Dort ſteh ich, wo Du biſt, überall; und wer Dich ſo erkennt, ſoll der noch huldigen?" — Der Herr, der ihn vernichten könnte, wie er ſagt, thut es indeſſen nicht, ſondern er ſoll verbannt aus der Geiſterwelt, vereinſamt und gequält von dem Gedanken ſeines ewig vergeblichen Kampfes leben. Lucifer iſt damit nicht zufrieden. „Wir ſchufen zuſammen, ſagt er, ich fordere meinen Antheil." — „Es ſei! blick' auf die Erde! unter Edens Bäumen verfluche ich die zwei ſchlanken in der Mitte, dann ſeien ſie Dein! — „Du miſſeſt mit Knickerhand, doch mir genügt ein Fuß Erde: wo die Verneinung Fuß faßt, wird ſie Deine Welt ſtürzen!"

2. Paradies. Der Baum der Erkenntniß und des Lebens. Adam und Eva treten auf. „Ach leben! leben! wie ſüß! wie ſchön! ruft ſie aus, und er fügt hinzu: Und Herr ſein über Alles!" Den zärtlich Koſenden macht ſich Lucifer durch einen Windſtoß bemerklich; und als er bald darauf ſelbſt vor ihnen erſcheint, will Eva vor Schreck entfliehen; der a-priori-Kenner der weiblichen Natur braucht ihr aber nur zuzurufen: „O bleibe ſtehen, reizendes, junges Weib! erlaube einen Augenblick, daß ich Dich bewundere!" — und ſie faßt Muth und bleibt ſtehen. „Das wird ſich Millionen Male ſo erneuern." Adam dagegen weiſt mit ſtolzer Verachtung Lucifer's Frage, ob er ſich auch vor ihm fürchte, zurück, und dieſer meint, daß er ſich gut zum Ahnherrn des ſtolzen Männergeſchlechts eigene und begrüßt ihn als „Geiſtesbruder." Lucifer hat ſeinen Zweck bald erreicht: unſere Ur-Eltern genießen die verbotene Frucht vom Baume der Erkenntniß, und wollen auch die vom Baume des Lebens koſten, als ein Cherub hindernd zwiſchen tritt, und die Verbannung aus dem Paradies erfolgt.

3. Die Verbannten mit Lucifer außerhalb des Paradieſes. Adam hat ein Stück Land in Beſitz genommen und zu ſeinem Eigenthum gemacht. „Ich mache eine Laube, ganz ſo wie die frühere, und zaubere ſo in unſere Mitte das verlorene Eden," ſagt Eva; und Lucifer bemerkt dazu: Eigenthum — Familie — dieſe beiden werden die Motoren der Welt ſein, ſie werden unaufhörlich wachſen, bis Staat und Induſtrie daraus werden, und alle Luſt und alle Qual werden aus ihnen hervorgehen!" — „Du ſprichſt Geheimniſſe," erwidert Adam, „Du verſprachſt mir das Wiſſen; ich entſagte darum der Luſt des Triebs, damit ich, wenn auch kämpfend,

Digitized by Google

groß ſei, und was iſt das Reſultat?" — „Fühlſt Du es nicht?" — „Ich fühle, daß, wie Gott mich verließ, als er mich mit leeren Händen in die Oede ſtieß, auch ich Ihn verlaſſen habe. Ich wurde ſelbſt zu meinem Gott und was ich erringe, iſt verdienter Maßen mein. Das iſt meine Kraft und mein Stolz." Lucifer bei Seite: „Eitle Puppe, jetzt trotzeſt Du dem reinen Himmel; wir wollen Dein Herz ſehen, wenn die Blitze flammen. Eva: Mein Stolz iſt nur, daß ich der Welt Mutter ſein werde. Lucifer bei Seite: Herrliche Idee, mit der das Herz des Weibes ſich trägt, das Sündenelend zu verewigen!" Adam erklärt in ſtolzem Selbſtgefühl, daß er ſich auch ohne Lucifer's Hülfe zum Herrn ſeines Schickſals hätte machen können, aber er fühlt die ſchwere Kette, womit ſein Körper ihn an die Stauberde feſſelt; dieſe möchte er durch Lucifer gelöſt und abgeſtreift. Doch dieſer bekennt hierin ſeine Ohnmacht: „Dies Band iſt ſtärker als ich;" dieſes „„Nichts,"" dieſes „„unſichtbare Spinngewebe"" allein trotze ihm, weil es Geiſt, wie er. Adam wünſcht nun dieſe geheimnißvolle, geräuſchloſe Macht zu ſchauen, und Lucifer gewährt ihm einen Blick in das verborgene, ſtille, ununterbrochene Wirken der Kräfte, welche die Materie in ewiger Metamorphoſe geſtalten und erhalten; ein Anblick, der den feſten Kern ſeines Ich in Adam erſchüttert und ihn mit dem Gefühl ſeiner Ohnmacht, dem Walten des Erdgeiſtes gegenüber, durchdringt. Er ſchaudert vor ſeiner Zukunft, wie er ſie als Menſchengeſchlecht durchleben wird, und er wünſcht in dieſe Zukunft zu blicken, um zu erfahren, warum er kämpft, warum er leidet? — Eva theilt ſeinen Wunſch, inſofern auch ſie ſehen will, „ob bei dieſen vielen Erneuerungen ihr Reiz nicht welken, nicht verlieren wird." Lucifer zaubert darauf beide in einen Traum, und giebt ihnen, damit ſie nicht verzweifeln, wenn ſie die Tragödie der Menſchen-Geſchichte träumend durchleben, einen kleinen Lichtſtrahl, die Hoffnung. Der Traum beginnt alſo:

4. Aegypten. Adam — Pharao. Im Beſitz der abſoluteſten Gewalt iſt er unzufrieden, unglücklich. Ekel und Langweile pflückt der Despot vom Freudenbaum. Um dieſen Quälgeiſtern zu entgehen, und das Glück zu finden, ſtrebt er nach Ruhm. Von Millionen Menſchen läßt er eine Pyramide bauen, ſo ungeheuer, daß ſie ſelbſt der Macht der Zeit trotzen wird. Die Millionen werden ſpurlos verſchwinden; ihr Rieſenwerk wird beſtehen, und der Ruhm, es erbaut zu haben, wird ſeinen Namen allein ſtrahlend umgeben! Da flüchtet ein von den Aufſehern blutig gepeitſchter Arbeiter hülfeflehend zu Pharao's Thron. Sein Weib, — Eva — ſtürzt aus der Menge ihm nach, und wirft ſich, ſeine Schmerzen zu lindern, liebevoll auf ihn, der ſtirbt mit dem Fluch: Millionen um eines Einzigen willen! In dieſem Wort liegt für Pharao die Enttäuſchung. Zugleich erglüht ſein Herz für die junge Aegypterin, gerührt durch ihre Schönheit und den Ausbruch ihrer reinen Liebe zu dem Getödteten. Er hebt ſie zu ſich empor, er überhäuft ſie mit Zärtlichkeit; doch ſie iſt unglücklich, denn als Theil des Ganzen empfindet ſie die Leiden ihres zum Frohndienſt gepeitſchten Volkes, deſſen Weh durch ſie auch in Pharao's Seele dringt. Um aber die Enttäuſchung vollkommen zu machen, ſieht er, wie die vollendete Pyramide vom Sandſturm verweht und begraben, er ſelbſt aber als Mumie zum Gegenſtande wiſſenſchaftlicher Neugier wird. Da entzündet ſich in ihm die Idee des allgemeinen Rechts, des freien Staates. O, wundervolles Morgenroth!

5. Griechenland nach der Schlacht bei Marathon. — Adam — Miltiades; Eva, ſeine Gemahlin, das Ideal einer Republikanerin. Der Held hat die erfolgloſe Expedition gegen die den Perſern freundliche Inſel Paros unternommen, und iſt fern von Athen. Als Fürſt des Cherſones den Demagogen verdächtig, benutzen dieſe die günſtige Gelegenheit, das Volk gegen ihn aufzureizen, und die Menge, wetterwendiſch, wie ſie ſtets iſt, fordert ſeinen Tod, als der Feldherr an der Spitze ſeines Heeres erſcheint. So imponirt er der Maſſe wieder dergeſtalt, daß ſie ihm die Füße küßt und um Gnade fleht. Kaum aber hat er ſein Heer entlaſſen, ſo wächſt den Feigen der Kamm, und ſie verlangen wieder ſeinen Tod. So folgt dem Morgenroth der Hoffnung auch hier ſchnell das Regengrau der Enttäuſchung. Adam-Miltiades verzweifelt an dem Ringen für die Freiheit und Gleichberechtigung einer undankbaren, ungerechten, von böſen Leidenſchaften beherrſchten Menge. Der individuelle, rückſichtsloſe Genuß, die Wolluſt, erſcheint ihm als der einzige reelle Zweck des Daſeins.

6. Rom in der Zeit des größten Verfalls. Adam und Lucifer römiſche Tageslöwen; Eva: Eine unter vielen Freudendirnen. Wolluſt, gewürzt durch die Todesqualen kämpfender Gladiatoren. Adam und ein junger Römer wetten, weſſen Gladiator den andern tödten wird; Jenes Einſatz iſt ſein Mädchen Eva, der des Andern ſein Lieblingspferd. Doch die edlere Menſchennatur iſt nicht ganz zu erſticken, ſie regt ſich in Eva als Sehnſucht nach urſprünglicher Reinheit, in Adam als Gefühl einer ungeheuern, innern Leere. In der Stadt wüthet die Peſt, wodurch, wenn möglich, der Sinnentaumel noch geſteigert wird. Eine Leiche wird vorübergeführt, und eine der Dirnen küßt ſie im tollen Uebermuth, wie ihn die innere Unſeligkeit erzeugt. Sofort wird ſie von der Peſt ergriffen. Allgemeines Entſetzen bemächtigt ſich der Anweſenden. Da tritt der Apoſtel Petrus aus der Menge hervor, das Chriſtenthum erhebt ſich in Mitten der in Wolluſt, Blut und Peſt untergehenden Welt. Die Peſtkranke wendet ihr Herz der frohen Botſchaft zu, und fühlt Linderung ihrer Schmerzen. Adam und Eva bekehren ſich gleichfalls. Sie wollen „ſchaffen eine Welt, deren Blüthe die Rittertugend, und deren Poeſie das an der Seite des Altars erhöhte Frauenideal ſein wird."

7. Konſtantinopel. Adam-Tancred kehrt mit ſeinem Kreuzheer eben aus Paläſtina in die Hauptſtadt der Chriſtenheit zurück, wo man ihm indeß Quartier verweigert. Statt deſſen ſoll er ſich darüber erklären, ob er an den homousios oder an den homoiousios glaubt, um, je nachdem ſeine Antwort lautet, als Ketzer verbrannt zu werden. Da flüchtet, vor den Gewaltthätigkeiten ſeiner eigenen Glaubensſtreiter Schutz ſuchend, Iſaura-Eva zu dem Helden; und ſein Herz entbrennt für das ſchöne Weib, das, obſchon ſeine Gefühle erwiedernd, durch ein ewiges Gelübde in das Kloſter gebannt und für ihn verloren iſt. Sein von natürlicher, wenngleich ideal gefärbter Geſchlechtsliebe ergriffenes Herz empört ſich gegen das chriſtliche Frauenideal. Auch dieſer Traum der überſchwänglichen Begeiſterung iſt verflogen: „Ich will ruhen!" — Lucifer: „So ruhe denn! doch ich glaube kaum, daß Dein Geiſt, die ruheloſe Kraft, Dich ruhen läßt."

8. Prag. Adam-Keppler am Kaiſerhofe. Eva, ſeine Frau, die gewöhnliche Weibnatur, zu gutmüthig, als daß man ſie verdorben, zu ſchwach und flatterhaft, als daß man ſie gut nennen könnte. Keppler lebt in einer indifferenten, ſeelloſen Welt, unverſtanden in ſeinen edelſten Regungen, in ſeinem wahrhaft wiſſenſchaftlichen Streben. Die von ihm ſelbſt verachtete Aſtrologie, nicht die Aſtronomie, bringt ihm ſein Brod. Aber ſein ahnungsvoller Geiſt fühlt, daß dieſer faule Zuſtand nicht haltbar iſt; daß ein Gewitterſturm mit furchtbarer Gewalt die Luft reinigen wird, er ahnt die Revolution, die „nicht zurückſchreckt vor den großen Mitteln." Im Rauſch hört er die Marſeillaiſe und entſchlummert bei dieſen Klängen. Er träumt — ein Traum im Traum! —:

9. Als Danton haranguirt er auf dem Grèveplatz von der Guillotine herab das Volk. Eva erſcheint in zwei Geſtalten, die ſich in den Geſichtszügen frappant ähnlich ſind, und die dennoch innerlich eine ungeheure Kluft von einander ſcheidet. Die eine iſt eine junge Edeldame, die, gehetzt von der revolutionären Meute, dem für ſie erglühenden Danton gegenüber den Tod der Entehrung vorzieht; die andere, eine Bäuerin, die für ihre der Freiheit geleiſteten Dienſte eine Nacht von Danton begehrt, und ihn, den ſchon erſchütterten, mit ſolchem Abſcheu erfüllt, daß vor ſeinem Auge das Strahlenbild der Revolution erbleicht, und in einer Koth- und Blutlache verſinkt. Das eigene Haupt unter das Meſſer der Guillotine legen, heißt nun für ihn nicht mehr, als müde ſchlafen gehen. Im Moment der Hinrichtung erwacht der Träumer, und iſt nun

10. wieder Keppler, der bedauert, daß in ſeiner „kleinlichen Zeit der Rauſch nur Großes ſchafft," aber ſeinen Glauben an eine thatkräftige, ſtrebſame Zukunft feſthält.

11. London. Die Zeit, welche Keppler ahnte, iſt nun wirklich da, es iſt unſere Gegenwart. Adam und Lucifer betrachten vom Tower die Hauptſtadt der modernen Welt. Der ungeheuere Lärm der raſtloſen Thätigkeit der induſtriellen Menſchheit dringt verſchmelzend, wie ein erhabener Chorgeſang zu ihnen empor, und lockt ſie, herab zu ſteigen. Nähere Betrachtung aber zeigt ein Ameiſen-Gewimmel egoiſtiſcher Individuen, die ſich gegenſeitig auf jede Weiſe zu übervortheilen ſuchen, zeigt Maſſen, die ſich für die Taſchen moderner Pharaonen abmühen und gerade ſoviel für ſich erwerben, um den Sklavendienſt einer freudloſen Arbeit von Tag zu Tag fortſetzen zu können. Adam erblickt auch ſeine Eva: ſie kommt als ſittſames Mädchen mit ihrer Mutter aus der Kirche. Er will ſich ihnen anſchließen, wird aber, da er ärmlich gekleidet, von Mutter und Tochter abgewieſen, bis Lucifer merken läßt, daß Adam ein ſehr reicher, verkleideter Lord: flugs hängt das ſittſame Evchen an ſeinem Arm. Lucifer's boshafte Späße bringen ihnen die Polizei auf die Ferſen, und ſie entweichen wieder auf den Tower. Adam drückt ſeinen Ekel vor der, auf der Koncurrenz des entfeſſelten Egoismus beruhenden, ſich ſelbſt zerſtörenden Geſellſchaft aus, und träumt ſich hinüber in das

12. Phalanſtère, in die „vollkommene Geſellſchaft" der Socialiſten. Wie herrlich! Jeder arbeitet zum Beſten des Ganzen, der abſtracte König, das Ganze, gebietet über die Einzelnen, deren eigenes Selbſt alle Bedeutung für ſich verliert. Adam und Lucifer unterhalten ſich mit einem Ge-

Digitized by Google

lehrten, der herausgebracht hat, daß in 4000 Jahren die Sonne ausgebrannt ſein wird. Indeſſen das hat gar nichts zu ſagen; inzwiſchen hat die Wiſſenſchaft längſt ein Surrogat für das Sonnenlicht gefunden, wie denn die Chemie ſchon nahe daran iſt, Pflanzen, Thiere und ſchließlich auch Menſchen zu erzeugen! Auf einmal wird geklingelt. Die Arbeit wird eingeſtellt, eine Gerichtsſitzung wird abgehalten. Der greiſe Richter dictirt Strafen — Wem? dem Luther, Caſſius, Platon und Michelangelo, lauter Leuten, die was Beſonderes für ſich ſein wollen. Das Ganze gebietet: Plato hüte Vieh! und dieſer Menſch läßt Vieh — Vieh ſein — und — denkt nach! — Da iſt auch eben die Säugezeit zweier Mütter abgelaufen; die Kinder werden ihnen alſo weggenommen, und das eine, nach der Schädellehre, zum Arzt, das andere zum Hirten beſtimmt. Auf die Mütter aber wird ein Concurs ausgeſchrieben. In der einen, die ſich ihr Kind nur mit Gewalt nehmen läßt, erkennt Adam — Eva, und beanſprucht ſie als ſein Weib. Sonderbarer Schwärmer! Er iſt geiſteskrank! man bringe ihn ins Spital! Und man würde ihn als verrückt einſperren, wenn ihn nicht Luciſer durch die Flucht rettete.

13. Alſo fort von der Erde, empor ins Leere, in die höheren Kreiſe, wo Alles ſchwindet, „bis nichts übrig bleibt, als die mathesis.“ Doch im Leeren kann es der Menſch trotz aller Kühnheit nicht aushalten; da, wo das Reich des Erdgeiſtes wirklich endet, ſinkt er erſtarrt unfehlbar zur Erde zurück. Eine mächtige Sehnſucht zieht ihn hinab. Wieviel er auch vergeblich gekämpft, der Kampf als ſolcher erſcheint ihm jetzt nicht mehr als Mittel, ſondern ſelbſt als Zweck und Ziel. „Zurück denn!“

14. Adam als Greis auf der greiſen Erde. Totale körperliche, wie geiſtige Herabgekommenheit der Menſchheit. Unter dem eiſigen Aequator repräſentiren ein Eskimo, der um die immer mehr abnehmenden Seehunde mit ſeinen Nachbaren kämpft, und ſein Weib die Menſchheit. Als Eva in dieſer Geſtalt den in ihre Hütte tretenden Adam grüßend umarmt, ruft er von Entſetzen ergriffen: „Rettung! Luciſer! weg, weg von hier! führe mich aus der Zukunft in die Gegenwart zurück! laſſe mich nicht weiter mein ſchreckliches Schickſal ſehen, den nutzloſen Kampf.“ — Erwache alſo, Adam!

15. Die Palmengegend der vierten Abtheilung. Adam tritt, als Jüngling, noch ſchlaftrunken aus der Hütte, und ſchaut ſich ſtaunend um. Eva ſchlummert noch darin. Heller Tag. „Entſetzliche Bilder! ruft Adam aus, wohin kamt ihr? um mich lebt, lächelt Alles ſo, wie ich es verließ, und mir brach unterdeß das Herz! Träumte ich nur, oder träume ich jetzt, und iſt überhaupt das Daſein mehr, als ein Traum, der ſich für einen Augenblick auf die todte Materie niederläßt, um ſich mit ihr zugleich gänzlich aufzulöſen? Warum dieſes momentane Selbſtbewußtſein, die Schauer des Nichtſeins zu zeigen? — Du klagſt? entgegnet Luciſer, Feigheit! Der Starke betrachtet ruhig die ewigen Lettern des Fatums, und faßt nur das ins Auge, wie er ſelbſt darunter noch beſtehen wird. Als Werkzeug treibt die Hand des Fatums Dich vor ſich her. — „Du lügſt: der Wille iſt frei.“ — Wenn das Vergeſſen und die ewige Hoffnung nicht des Fatums Verbündete wären, ſodaß, während jenes die Wunde vernarrſchen läßt, dieſe einen Teppich über den Abgrund zieht und ermuthigend ſagt: hundert Kähne ſind hineingefallen, Du wirſt der Glückliche ſein, der darüber ſpringt. Auch iſt in der That der Menſch nicht als Einzelner gefeſſelt, aber das ganze Geſchlecht trägt ſeine Ketten ... und wer einſt die Zahlen regiſtriren wird, der wird über des Fatums Folgerichtigkeit erſtaunen, welches Ehe, Tod, Sünde, Tugend, Glauben, Wahnſinn, Selbſtmord in richtigem Verhältniß leitet. — Da blitzt durch Adam's Gehirn der Gedanke des Selbſtmords. „Ich ſage, die Komödie iſt zu Ende!“ ruft er aus, und eilt einem Felſen zu, um ſich von dort in die Tiefe zu ſtürzen. „Zu Ende, zu Ende! ſpottet Luciſer, iſt denn nicht jeder Augenblick Ende und Anfang zugleich? Darum haſt Du einige Jahrtauſende geſehen?“ — Eva iſt inzwiſchen erwacht und Adam nachgegangen. Er weiſt ſie Anfangs rauh von ſich, wird aber bald ſanfter: „Warum ſchlummerſt Du nicht noch ein Weilchen? Schwerer wird mir jetzt ſchon das Opfer, welches ich der Zukunft zu bringen ſchuldig bin.“ Eva: „Wenn Du mich anhörſt, wird es Dir vielleicht noch leichter; denn die bisher noch zweifelhaft war, iſt jetzt ſchon geſichert, die Zukunft.“ Adam: „Wie?“ — Eva: „Ich weiß, Dein Antlitz wird aufſächeln, wenn ich es flüſtere. Doch komm nur näher! ich fühle mich Mutter, Adam!“ — Da ſinkt dieſer überwältigt von Rührung auf die Knie mit den Worten: „Herr! Du haſt geſiegt!“ Vergebens wüthet Luciſer: auf aus dem Staube, Thier! — Der Himmel öffnet ſich und der Herr erſcheint in Glorie, von Engeln umgeben: „In Staub, Geiſt! vor Mir giebt's keine Größe!“ Fluchend beugt ſich Luciſer. — Der Herr: Erhebe Dich, Adam! Du ſiehſt, ich nehme Dich wieder in meine Gnade auf. Sage, mein Sohn: was drückt ſo Dein Herz? — Adam: Entſetzliche Geſichte quälten mich, und ich weiß nicht, was iſt darin die Wahrheit. Welches Loos erwartet mich? ... Der Herr: Frage nicht weiter nach dem Geheimniß, das Gottes Hand wohlthätig vor Deinem verlangenden Auge verhüllt. Wenn Du ſäheſt: auf Erden raſtet nur vorübergehend Deine Seele, und jenſeits erwartet ſie die Ewigkeit, ſo wäre es nicht mehr Tugend, hier zu leiden. Wenn Du ſäheſt: der Staub trinkt Deine Seele auf — was würde Dich ſpornen, um großer Ideen willen dem Genuß des flüchtigen Augenblicks zu entſagen? Während jetzt, wo Deine Zukunft wie ein Stern durch Nebel blickt, wenn Du unter der Laſt des momentanen Daſeins erliegſt, das Gefühl des Unendlichen Dich aufrichten, und wenn Dich der Stolz darob hinreißen ſollte, das ſpannenlange Sein ihm Schranken ſetzen wird. Und Größe, Tugend ſteht geſichert.“ — Adam: „Doch wer wird mich auf dem rechten Wege erhalten? Du haſt Deine Führerhand von mir abgezogen, weil ich die Frucht des Wiſſens gekoſtet habe.“ — Der Herr: „Dein Arm iſt ſtark, Dein Herz erhaben; endlos der Raum, der Dich zur Arbeit ruft; und wenn Du wohl Acht haſt, klingt unaufhörlich ein Aufruf über Dir, dem folge! Und wenn im Lärm des thatenreichen Lebens dies Himmelswort für Dich verſtummt, ſo hört es dieſes ſchwachen Weibes reineres Gemüth, und durch ihr Herz wird es ſich läutern zu Dichtung und Geſang; und mit den beiden wird ſie Dir in Glück und Unglück als tröſtender, lächelnder Schutzgeiſt zur Seite ſtehn. Du — wendet ſich der Herr zu Luciſer — biſt auch ein Ring in meinem All, arbeite fort!“ Nun ertönt ein ermuthigender Engelchor. „Ach! ich verſtehe den Geſang! Dank meinem Gott!“ ruft Eva am Schluß. „Auch ich ahne ihn und werde ihm folgen! ſagt Adam, und fügt ſehr charakteriſtiſch noch hinzu: Nur dieſes Ende! nur das ſollt' ich vergeſſen können,“ ſodaß der Herr noch einmal wiederholt: „Ich hab' es Dir geſagt, Menſch! kämpfe und vertraue feſt!“ — Und ſo iſt denn der Schluß von „des Menſchen Tragödie“ der Anfang der wirklichen Tragödie der Menſchheit.

Es iſt hier nicht der Ort, das Werk des Herrn Madách im Einzelnen zu kritiſiren; wir können nur als Reſultat unſerer Kritik ausſprechen, daß die Mängel deſſelben vor der Kühnheit und Großartigkeit der ganzen Conception in den Hintergrund treten. Wir haben einen Dichter von bedeutender Begabung kennen gelernt, wenn wir gleich bekennen müſſen, daß er über jene Zaubermacht, womit uns die Meiſter erſten Ranges gefangen nehmen und mit ſich fortreißen, nicht gebietet. Wäre die Einbildungskraft gleich ſtark, wie der Ideenreichthum groß iſt, vermöchte Madách ſeine Gedanken und Abſtractionen durchweg in poetiſches Fleiſch und Blut zu verwandeln, oder vielmehr gleich als lebendige Anſchauungen zu produziren, ſo würde „des Menſchen Tragödie“ zu den bedeutendſten Werken gezählt werden müſſen, welche die Weltliteratur von jener tiefſinnigen Poeſie beſitzt, deren größte Repräſentanten Dante und Goethe ſind und wohl auch immer bleiben werden. Göthe's „Fauſt“ iſt auf den ungariſchen Dichter von unverkennbarem Einfluß geweſen, was dieſer auch im Bewußtſein ſeiner dadurch doch nicht weſentlich beeinträchtigten geiſtigen Selbſtändigkeit gar nicht zu verdecken ſucht.

Als Arany den in die Kisfaludy-Geſellſchaft aufgenommenen Dichter mit einer Rede begrüßte, glaubte er, ihn gegen den ihm gemachten Vorwurf des Peſſimismus vertheidigen zu müſſen, „obwohl die Harmonie des Kunſtwerks nicht immer auch zugleich die des Optimismus iſt.“ Arany hat Recht, nur darin, glaub' ich, irrt er, wenn er meint, auch die phyſiſche Vernichtung des Menſchengeſchlechts ſei Luciſer's Abſicht, die er durch die Reihe der düſteren Traumbilder erreichen will und faſt erreicht. Luciſer will den Menſchen nur moraliſch vernichten, er will ſein Reich mit einem vollkommen gottloſen Menſchengeſchlecht vergrößern, das ihn ſo umgeben würde, wie den Herrn die himmliſchen Heerſchaaren. In dieſem Plan aber ſcheitert er. Adam fällt auf die Kniee: Herr! Du haſt geſiegt! Die Religion erweiſt ſich als eine ewige, auf der Kreatürlichkeit des Menſchen beruhende, durch alle gegen ſie gerichteten Angriffe nur von irdiſchen Trübungen zu läuternde, in immer ſtrahlenderem Urlicht hervortretende Macht. So wenigſtens verſtehe ich Madách — und ich glaube nicht zu irren.

Theodor Opitz.

## Spanien.

### Ein Oſtpreuße in Spanien.

Wir haben das Vergnügen, ein Werk anzeigen zu können, welches, obgleich in engliſcher Sprache geſchrieben, nur dazu dienen kann, dem alten Rufe deutſchen Scharfſinns und deutſchen Fleißes neuen Glanz zu verleihen: die Entzifferung und Herausgabe einer erſtaunlichen Menge

Digitized by Google

von politiſchen Dokumenten aus dem diplomatiſchen Verkehre Englands und Spaniens, aufbewahrt in dem reichen Staats-Archive Spaniens zu Simancas.*

Ein Oſtpreuße, Herr Guſtav Bergenroth, iſt es, den wir hier als einen ebenſo gründlichen Geſchichtsforſcher, wie als einen vor keiner Schwierigkeit zurückſchreckenden Charakter kennen lernen. Derſelbe, 1813 in dem Städtchen Oletzko (Marggrabowa), Gumbinner Regierungsbezirks, geboren, war in der März-Epoche Kammergerichts-Aſſeſſor in Berlin, verließ aber, theils aus Widerwillen gegen die Reaction, theils weil er von jeher national-ökonomiſchen Studien mit Vorliebe obgelegen hatte, den preußiſchen Staatsdienſt, und ging zu wiſſenſchaftlichen Zwecken auf Reiſen, die ihn in faſt alle Welttheile führten. Nach manchen außerordentlichen Abenteuern ging er zuletzt nach England und arbeitete an einer auf archivaliſchen Quellen beruhenden Geſchichte dieſes Landes.

Zu dieſem Zwecke begab er ſich auch nach mehreren Städten des Kontinents, wo ſich die für ſein Vorhaben wichtigen Archive befinden, und im Auguſt 1860 auch nach Simancas, wo er durch Vermittelung der preußiſchen Geſandtſchaft am Madrider Hofe die Erlaubniß zur Benutzung der dort aufbewahrten Dokumente erhielt. Von dort aus ſchrieb er einzelne Berichte über Simancas an das Londoner Athenaeum.** Sir John Romilly wurde auf den Verfaſſer dieſer Berichte aufmerkſam, und da Letzterer vorgeſchlagen hatte, eine engliſche Commiſſion nach Simancas zur Erforſchung namentlich der Papiere zu ſenden, welche den Verkehr Englands und Spaniens zur Zeit des Hauſes Tudor beträfen, erwirkte Sir John unſerem Landsmanne dieſen Auftrag, obwohl ihm andere Bewerber, geborene Engländer, den Rang ſtreitig machten. Seines Auftrages ſich entledigend, hat nun Herr Bergenroth den erſten Theil ſeines großen Werkes veröffentlicht, welchem bald ein zweiter folgen ſoll.

Simancas, ein zum Königreiche Leon gehöriges, etwa 1000 Einwohner zählendes Dorf und Schloß, liegt auf der altcaſtilianiſchen Hochebene, ungefähr 4000 Fuß über dem Meere, unweit des Einfluſſes der Piſſuerga in den Duero, etwa acht engliſche Meilen, ſüdweſtlich von Valladolid. „Das Land iſt unfruchtbar und baumlos. Neun Monate unter den zwölfen iſt es ohne jegliches Grün, und das Klima iſt in Folge der großen Bodenerhöhung ſehr angreifend. Die Sonne brennt wie in Afrika, und die Winter ſind ſo kalt, wie in den Ebenen Nord-Aſiens. Kein Gaſthaus, auch nicht der beſcheidenſten Art, in welchem ein Reiſender Unterkommen finden könnte, iſt am Orte vorhanden. Der Gelehrte, der die Archive zu benutzen wünſcht, iſt genöthigt, in dem Hauſe irgend eines armen Bauern zu wohnen, denn der Stolz der wenigen vermögenden Perſonen unter den Bewohnern des Dorfes erlaubt ihnen nicht, Miether anfzunehmen. So trefflich und in vielen Beziehungen verhältnißmäßig verfeinert die altcaſtilianiſchen Bauern ſind, iſt es doch ſchwer, ſich mit den dürftigen Bequemlichkeiten, die ſie im Stande ſind zu bieten, zufrieden zu fühlen. Die Stuben ſind ſehr klein; Fenſter, Thüren und Dach von ſo erbärmlicher Arbeit, daß Winterſturm, Sonnengluth und Regenguß leichten Zugang finden. Der Bewohner einer ſolchen Behauſung leidet abwechſelnd von Hitze, Kälte und Näſſe. Die Nahrung iſt noch ſchlechter, als die Wohnung. Kein geſelliger Verkehr, keine Bücher, nicht einmal das gewöhnlichſte Nachſchlagebuch ſind zu haben."

Gegen dieſe Schilderung unſeres Verf. (ſiehe Einleitung p. II. f.), welche ein Berichterſtatter des Londoner Athenaeum vom 22. November etwas übertrieben hatte, behauptet nun freilich ein Herr Dalton, früher Vice-Rector des engliſchen College in Valladolid, im Athenaeum vom 6. December, daß es nicht ſo ſchlimm ſei, daß man namentlich mit einigen Empfehlungen Valladolider Familien ſich leicht Eintritt in die beſſeren Häuſer verſchaffen könnte. Indeß ändern ſich oft in kurzer Zeit die Verhältniſſe eines kleinen Ortes, und wer vor zehn Jahren ſich dort wohlbefinden mochte, mag jetzt leicht kein Unterkommen finden; nicht Jedem ſtehen auch Empfehlungen aus Valladolid zu Gebote, und wenn wirklich, ſo mag es nicht Jedem genehm ſein, ſich mit ſpaniſchen Prieſtern und caſtilianiſchen Hidalgos auf Ceremonien einzulaſſen, am wenigſten einen aus dem derben Geſchlechte der Oſtpreußen. Auch iſt eben der eigenthümliche Stolz der Wohlhabenden zu bemerken, daß ſie, gaſtfrei gegen Freunde und Empfohlene, es unter ihrer Würde halten, für Geld Fremde in Wohnung und Koſt zu nehmen. So nur iſt es zu erklären, daß Herr Bergenroth nicht einmal ein anſtändiges Unterkommen fand und z. B. eine lange Zeit in einem Hauſe wohnen mußte, das zwar Fenſter, aber leider ohne Scheiben hatte, ſodaß die hölzernen Laden, mit denen ſie bei ſchlechtem Wetter geſchloſſen wurden, gelegentlich bei hellem Tage eine vollſtändige Dunkelheit im Innern verurſachten; erſt auf Erſuchen des Miethers ließ der Wirth Scheiben einſetzen.

Scherzhaft iſt es, wie der Berichterſtatter des Athenaeum vom 22. November ſeine Notizen mit einem kleinen Romane aufſchmückt. Die Uebelſtände wären zwar groß geweſen, aber die Jugend ſetze ſich über dergleichen hinweg. Herr Bergenroth wäre jung, und habe ſich den guten Dörflern dadurch inſinuirt, daß er mit Pedro geplaudert und Lola die Cour gemacht habe. Leider können wir aber verſichern, daß Herr Bergenroth 50 Jahre alt iſt; der Berichterſtatter hätte demnach vermeiden ſollen, Jemand, den er nicht kennt, perſönlich dem Publikum vorzuſtellen, ſtatt ſich auf ſeine Schriften zu beſchränken, die er vielleicht beſſer kennt, als den Autor.

Das Schloß Simancas, früher den Admiralen Caſtiliens gehörig, dann von Iſabella confiscirt, wurde am 19. Februar 1543 von Karl I. zum Staats-Archive beſtimmt, nachdem bis dahin die Staats-Dokumente an verſchiedenen Orten, ſogar im Auslande, in feſten arcas (Laden) verwahrt, oft aber auch durch Nachläſſigkeit, oder von Partei-Leidenſchaft vernichtet worden waren. Der Aufſtand der Commoneros unter Padilla gab eben Karl Veranlaſſung, auf eine beſſere Bewahrung der Staats-Dokumente Bedacht zu nehmen, da die Aufſtändiſchen in ihrem Intereſſe viele Papiere vernichteten. Auch heute befinden ſich noch an verſchiedenen Orten große Sammlungen; in Barcelona, das Herr Bergenroth ebenfalls beſuchte, die Staats-Dokumente der Krone von Aragon; in Sevilla das wichtige indiſche Archiv; in Alcalá de Henares iſt ein neues in Bildung begriffen; aber das bedeutendſte bleibt immerhin das zu Simancas. Philipp II. namentlich hat außerordentlich viel zu ſeiner Vervollſtändigung gethan. Aber dem finſtern Geiſte, der ihn beherrſchte, gemäß, traf er zugleich ſo engherzige Beſtimmungen über die Benutzung des Archivs, daß eine von ihm ſelbſt, oder ſeinen Nachfolgern unterzeichnete Erlaubniß nöthig war, um das todt liegende Kapital zu verwerthen. Dieſe Beſtimmungen blieben bis in unſer Jahrhundert hinein in Kraft, ſodaß es erſt in neueſter Zeit einigen Ausländern, reſpektive Ketzern gelungen iſt, in dieſes Heiligthum einzudringen. Im Jahre 1844 erhielt ein Belgier, Herr Gachard, zum Zwecke der Herausgabe der Korreſpondenz Philipp's II., ebenſo ein Franzoſe, Herr Tirau, ſpäter auch der obenerwähnte Herr Dalton, ein Engländer, jetzt endlich ein Deutſcher die Erlaubniß, unbehindert das Archiv auszubeuten. Das Athenaeum behauptet, durch öſterreichiſche Vermittelung habe Herr Bergenroth dies durchgeſetzt; indeß iſt uns Nichts davon bekannt, obwohl wir aus einer ſehr unterrichteten Quelle ſchöpfen, die mit den Lebensumſtänden unſres Gelehrten ſehr genau bekannt iſt. Vielmehr verhält ſich die Sache ſo, wie wir ſie oben dargeſtellt haben.

Die Maſſe der in Simancas aufgeſpeicherten Papiere iſt rieſenhaft, da ſie immer ſorgfältig behütet und reichlich vermehrt wurden. Nur die Franzoſen haben einen kleinen Raub während der Napoleoniſchen Invaſion begangen. Zum Glück verhinderte der Sturz des Kaiſers ſeinen Plan, in Paris ein hiſtoriſches General-Archiv aller Nationen zu gründen, ein zwar großartiger Gedanke, deſſen Ausführung aber den geknechteten Völkern den beſten Theil ihrer archivaliſchen Schätze gekoſtet hätte. In Simancas liegen in Bündeln (legajos) à 100 Stück, im Ganzen wohlgeordnet, circa 10 Millionen Dokumente aller Art. Davon kommen auf die auswärtigen Angelegenheiten 11,244, auf England allein 587 legajos. Das älteſte Dokument iſt eine Art Landbuch von Peter dem Grauſamen, doch erſt am Ende des 15., Anfang des 16. Jahrhunderts beginnt die Sammlung reichhaltiger zu werden. Sie ſteht jetzt unter der Obhut des Archivars Don Manuel Garcia Gonzalez, welcher Herrn Bergenroth auf jede Weiſe bei ſeinen mühevollen Forſchungen unterſtützte. Dieſe wurden nur einmal unterbrochen, indem die Depeſchen in Zifferſchrift Herrn Bergenroth genommen wurden, da die Spanier, ſelbſt nicht im Stande, ſie zu leſen, keine Kontrole über das Treiben des ketzeriſchen Deutſchen ausüben konnten. Dies war nach unendlichen Mühen der Entzifferung ein harter Schlag. Es half Nichts, Herr Bergenroth mußte nach Madrid reiſen, und ſich dort die Erlaubniß zur Fortſetzung ſeiner Studien erwirken. Dieſe wurde ertheilt, unter der Bedingung, daß Herr Bergenroth Abſchriften der von ihm aufgefundenen Zifferſchlüſſel und

* Calendar of Letters, Despatches, and State Papers relating to the Negotiations between England and Spain, preserved in the archives of Simancas and elsewhere. Vol. I. Henry III, 1485—1509. Edited by G. A. Bergenroth, published by the authority of the Lords Commissioners of Her Majesty's Treasury, under the direction of the Master of the Rolls. London, Longman, Green, Longmann, and Roberts, 1862.

** Auf dieſe höchſt intereſſanten Korreſpondenzen hat das „Magazin" ſchon 1861 aufmerkſam gemacht, in dem Glauben freilich, ſie rührten von einem engliſchen Gelehrten her, und hat in Nr. 5 des genannten Jahrgangs eine Probe „Elementar-Unterricht und Kirchlichkeit in Spanien" überſetzt. Andere deutſche Zeitſchriften haben Original-Arbeiten unſeres Landsmannes gebracht, z. B. Sybel's „hiſtoriſche Zeitſchrift," eine Kritik von Ranke's engliſcher Geſchichte und eine Schilderung von Wat Tyler's Aufſtand.

Digitized by Google

andere zum Leſen der Depeſchen nöthige Anweiſungen in Simancas bei ſeinem dereinſtigen Abſchied hinterließe; und ſo kommen die Spanier durch unſern Landsmann zum erſten Mal ſeit den Zeiten, wo die Depeſchen in Simancas hinterlegt wurden, in die Lage, ſie ſelber leſen zu können!

Die Entzifferung der Depeſchen muß eine außerordentlich mühevolle Arbeit geweſen ſein. Natürlich ſind nicht alle in Ziffern — unleſerlicher Kurrentſchrift giebt es genug —, aber gerade die intereſſanteſten und wichtigſten, die geheimen Berichte der Geſandten, Anweiſungen der Miniſter an ihre vertrauten Agenten, kurz gerade das, was erſt dem innerſten Verſtändniß der Begebenheiten die Thür öffnet, iſt in Geheimſchrift niedergelegt. Die Schlüſſel dazu waren gar nicht, oder nur in ſpärlichen Fragmenten vorhanden. Nicht ein, ſondern zwanzig verſchiedene Schlüſſel mußten gefunden werden, denn mit ſo vielen Syſtemen wechſelt die Zifferſchrift nach Zeit und Verfaſſer. Viele Schlüſſel ſind ſo komplizirt, daß die Adreſſaten der Ziffer-Depeſchen, welche den Schlüſſel doch in Händen hatten, ſich oft veranlaßt ſahen, Bemerkungen wie: „Unſinn." „Unverſtändlich," „der Geſandte muß eine andere Depeſche ſchicken," „Unleſerlich" an den Rand zu ſchreiben. Doch nicht genug damit: die Depeſchen ſind in fremden Sprachen, theils lateiniſch, theils ſpaniſch, und zwar letzteres nach der veralteten, ſehr ſchwankenden Orthographie geſchrieben, oft aber auch geradezu unorthographiſch, da Anno 1500 ſelbſt höchſtſtehende Perſonen in dieſer Beziehung nicht immer über den heutigen Quintaner-Punkt hinausgekommen waren. Doch auf dergleichen Möglichkeiten Rückſicht zu nehmen, iſt noch nicht Alles, man muß die ſpezielle Redeweiſe, die Lieblingswendungen, die Art, Gedanken zu verknüpfen, den Verfaſſer dieſer Depeſchen ſchon vorher kennen, wenn man ſich daran machen will, den Sinn ihrer Hieroglyphen auch nur zu muthmaßen. Tiefe Geſchichts-Studien, Beſchäftigung mit Paläographie und den Werken, die über die Methode, Geheimſchriften zu enträthſeln, geſchrieben ſind, mußten vorangehen, ehe Herr Bergenroth ſeine Arbeit beginnen konnte. Was in der Dechiffrirkunſt theoretiſch gelernt werden konnte, hatte Herr Bergenroth inne; dennoch geſteht er, daß, als er in dem Leſezimmer des Archivs das erſte legajo mit ſeinen Krähenfüßen vor ſich geſehen habe, er faſt in Verzweiflung gerathen ſei. Ihm ſei geweſen, wie einem Manne, der, auf einem kleinen Fluß zu fahren gewohnt, ſich plötzlich in Mitten des hochrollenden, unermeßlichen Oceans gefunden habe.

Was nun Herr Bergenroth (p. CXXXVII. ff. der Einleitung) über die verſchiedenen Ziffer-Syſteme und das Auffinden der Schlüſſel dazu ſagt, iſt zu intereſſant, als daß wir nicht verſuchen ſollten, eine kurze Skizze davon zu geben. Das einfachſte Syſtem, das er vorfand, war das der Erſetzung der Buchſtaben durch arabiſche Zahlen; zwar ſteht nicht immer dieſelbe Zahl für denſelben Buchſtaben, doch beläuft ſich die Menge der Ziffern dieſes Syſtems nur auf etwa fünfzig. Weit ſchwieriger ſchon iſt dasjenige, welches römiſche Zahlen anwendet. Allmählich aber ſteigert ſich die Zahl der Ziffern in *einem* Syſteme auf 2000 bis 3000! Und zwar dadurch, daß erſtens viele Zahlen denſelben Buchſtaben bedeuten, zweitens gewiſſe Chiffern ganze Worte vertreten, drittens gewöhnlichen Buchſtaben die Bedeutung anderer Zeichen untergeſchoben wird. Das Verzeichniß der Ziffern *eines* ſolchen Syſtems muß freilich ein kleines Lexikon bilden. Einzelne Combinationen vertreten ganze Phraſen oder Wortreihen, z. B. „ham," „Yo, el rey catolico;" umgekehrt wird ein einziges Zeichen durch eine gewaltige Reihe von Strichen erſetzt, z. B. die Zahl 1 durch MMCCCLXXIII. Um die Entzifferung noch ſchwieriger zu machen, werden Zeichen eingeſchoben, die Nichts bedeuten „nihil importantia." Die Krone der Schwierigkeiten iſt aber, wenn dieſe verſchiedenen Methoden und Mittel in einem Briefe, einem Satze, ja einem Worte vermiſcht werden, z. B. DCCCCLXVIII le N Θ γ malus ξ heißt: enviando (ſchickend, envoyant.) Nämlich DCCCCLXVIII ſteht für en (=in), le für vi (ich habe geſehen), N für a, O (Null) für n, γ für d, malus iſt „nihil importaus," und ζ=o.

Die Art und Weiſe, wie Herr Bergenroth die Schwierigkeiten der Entzifferung überwand, giebt uns den höchſten Begriff von ſeinem Scharfſinne. Ein Beiſpiel iſt beſonders ſchlagend. „Ziffern," ſagt Herr Bergenroth, „können entweder ein Wort, oder Theile zweier Worte bilden, oder nur der integrirende Theil eines größeren Wortes ſein. Man nehme nun an, es ſei ſchon bekannt, daß das Zeichen cox einen Fluß bedeutet, aber daß es nicht klar iſt, ob es der Rhein, oder der Tiber, die Garonne, oder der Po iſt. Man nehme ferner an, daß die Zahl MDCIX irgend eine hohe Perſon bezeichnet, aber daß nicht entdeckt werden kann, ob den König, den Prinzen, oder den Herzog. Man nehme wiederum an, daß dieſe Zeichen in folgender Combination vorkommen: Cox Ω MD CIXΔ. Wenn Ω d bedeutet, nach einem ſchon bekannten Schlüſſel, und Δ s, ſo werden alle Zweifel gelöſt ſein. Der Fluß wird der Po, die Perſon der König ſein, und das ganze Wort podreys lauten (ihr werdet kommen). Eine andere Interpretation iſt unmöglich."

Auf einem methodiſchen Wege iſt unſer Gelehrter bei der Entzifferung nie verfahren. Vielmehr betrachtete er zunächſt jedes Dokument mit der größten Aufmerkſamkeit auf ſein Aeußeres, ſuchte aus Aeußerlichkeiten Zeit, Verfaſſer, dieſen oder jenen Umſtand zu erhaſchen, und paßte vor Allem auf, ob ſich der Schreiber nicht irgendwo verrathe. Denn er meint, es ſei faſt unmöglich, daß Jemand eine lange Schrift in Ziffern verfaſſe, ohne entweder einmal durch einen wirklichen „lapsus calami" aus der Rolle zu fallen, oder ein ſo abſtraktes Syſtem erfinde, daß es in durchaus keiner Ideen-Verbindung mit der gewöhnlichen Schrift oder ſchon bekannten Ziffern ſtände. Natürlich war es alſo ſchwerer, einen kurzen Brief, als ein ausführliches Schriftſtück zu entziffern, denn je kärglicher das Material iſt, deſto weniger Chancen hat der Entzifferer, auf Wiederholungen zu ſtoßen, deſto ſchwieriger wird die eigene Kontrole über etwaige Irrthümer. Denn der ganze Beweis für die Richtigkeit der Entzifferungen beſteht im Zuſammenhange, im Uebereinſtimmen mit ſchon bekannten Thatſachen, in der inneren Wahrheit. Herr Bergenroth ſtützt auf ſolcher inneren Evidenz auch deu Beweis der Richtigkeit ſeiner Entdeckungen und hegt die gerechte Zuverſicht, daß er ſich in keiner weſentlichen Sache betreffs der Entzifferung geirrt hat. Anfängliche Irrthümer müſſen ſich ja, ſobald die vermeintlich richtige Erklärung eines Zeichens nicht mehr paßt, von ſelbſt als das erweiſen, was ſie ſind. Hundert mal verſucht man vielleicht vergebens, endlich triumphirt man doch. „Einſt" z. B., erzählt Herr Bergeroth, „als ich eine in mir damals unbekannten Ziffern geſchriebene Depeſche copirte, fand ich zwei Ziffern mit Abkürzungszeichen. Welche Worte, fragte ich mich, können in Ziffern abgekürzt werden? Nur die gewöhnlichſten. Aus manchen Umſtänden ſchloß ich, daß die abgekürzten Zeichen, n. f. nnostra fija (unſere Tochter) bedeuteten. Wenn ich Recht hatte in dieſer Annahme, war es mehr als wahrſcheinlich, daß die vorhergehenden Zeichen „Princesa de Gales" (Wales) bedeuteten. Bei näherer Betrachtung fand ich fünf Einzelzeichen, die gewöhnlich Buchſtaben vertreten. Ich nahm an, daß die fünf Zeichen G. a. l. e. s. bedeuteten. So war es, und um 3 Uhr Morgens des nächſten Tages hatte ich den Schlüſſel ſoweit aufgefunden, daß keine ernſtlichen Schwierigkeiten übrig blieben."

Wir müſſen es uns verſagen, dieſe Anzeige noch länger auszudehnen, ſo viel des Interreſſanten die ausführliche Einleitung auch noch bietet. Den größten Theil derſelben nehmen hiſtoriſche Erläuterungen und Reſultate der archivaliſchen Forſchungen ein. Findet der gewöhnliche Leſer ſchon in dieſen viele intereſſante Nachrichten, z. B. über die ſpaniſche Inquiſition, wie ſie gegen Mauren, Juden und Ketzer zum Zwecke der Gelderpreſſung von Ferdinand und Iſabella geübt wurde, über Perkin Warbeck, den Schiller ja zum Helden eines Trauerſpiels machen wollte, über Columbus und Cabot, ſo werden die der Einleitung folgenden Auszüge und Ueberſetzungen der Dokumente ſelbſt für jeden Hiſtoriker von Fach von unſchätzbarem Werthe ſein. Vollſtändige Kopien aller betreffenden, dem Staub der Jahrhunderte entriſſenen Schriftſtücke findet der archivaliſche Forſcher in dem „Public Record Office" zu London niedergelegt.

## Frankreich.

### Franzöſiſche Verskunſt.*

Wir empfehlen Allen, die ſich für franzöſiſche Verskunſt intereſſiren, das unten genannte Werk, das eine fleißige Zuſammenſtellung alles deſſen, was zur Kenntniß der franzöſiſchen Verſification gehört, mit zahlreichen Beiſpielen aus den franzöſiſchen Dichtern aller Zeiten enthält. Der Verfaſſer folgt den beſten ſeiner Vorgänger, vor Allen Quicherat in ſeinem Traité de versification française, Paris, 1850, und P. Ackermann in ſeinem Traité de l'accent appliqué à la théorie de la versification, Paris et Berlin, 1843. Das Ganze zerfällt in drei Bücher: das erſte handelt von dem Rhythmus der franzöſiſchen Verſe, und zwar von den Silben, den Füßen, den Verſen, dem Reim und von den einzelnen Gattungen der Verſe und Strophen; das zweite von der Harmonie, worin beſonders von dem Hiatus und deſſen Vermeidung durch die Eliſion und von anderen Kakophonien und deren Beſeitigung die Rede iſt; das dritte Buch beſpricht die poetiſchen Licenzen im Allgemeinen, und dann die be-

* Traité de versification française par Gustave Weigand. Bromberg, Louis Levit, 1863.

Digitized by Google

ſonderen in der Orthographie, in der Phraſeologie, in der Grammatik und Conſtruction. Ein Anhang handelt von den Licenzen in dem ſogenannten Style marotique und in dem genre poissard. Die Behandlung iſt eine geſchickte und die Darſtellung einfach und klar. Der Verfaſſer, der ein deutſcher Gymnaſial-Lehrer iſt, weiß ſich der franzöſiſchen Sprache mit anerkennenswerther Gewandtheit zu bedienen. Wir haben nur eine Ausſtellung zu machen, und dieſe iſt, daß die Theorie der franzöſiſchen Rhythmik, wie ſie der Verfaſſer und ſeine Vorgänger aufſtellen, noch ſehr ſchwankend iſt und daher der wiſſenſchaftlichen Beſtimmtheit entbehrt, woraus ſich manche Inconvenienzen ergeben.

Der Verfaſſer erklärt den Rhythmus richtig als einen periodiſchen Wechſel von Hebungen und Senkungen, von coups forts und coups faibles.

Darauf heißt es: les coups forts sont les syllabes longues dans les langues anciennes, les sillabes accentuées dans les langues modernes. Allein die coups forts ſind nicht die langen Silben; denn es giebt auch lange Silben, die den Ictus, den coup fort, nicht haben, ſondern ſie fallen auf die langen Silben. Und ebenſo ſind in den modernen Sprachen die coups forts nicht die accentuirten Silben, ſondern ſie fallen auf dieſelben. Der Verfaſſer will ſagen: Die Alten paſſen den Vers-Rhythmus der Sprache ſo an, daß ſie, vom Wort-Rhythmus abſtrahirend, die Arſen auf lange Silben fallen laſſen, während die Modernen Vers-Rhythmus und Wort-Rhythmus in Uebereinſtimmung bringen, d. h. die Arſis immer auf eine accentuirte Silbe legen. Die Alten, iſt die allgemeine Anſicht, haben quantitirende, die Modernen accentuirende Versmaße. Es iſt jedoch nicht zu überſehen, daß die Volks-Poeſie auch der Alten lediglich accentuirende Verſe hatte. Bei den Griechen ließ die ausgebildete kunſtvolle Poeſie der Sänger und Dichter die naturwüchſige Volks-Poeſie ſo in den Hintergrund treten, daß ſich keine Spuren von ihr erhalten haben. Kaum aber fing die Kunſt-Poeſie an, abzuſterben, ſo trat die Volks-Poeſie in den ſogenannten demotiſchen und politiſchen Verſen, in welchen der Wort-Accent, nicht die Quantität der Silben berückſichtigt wird, wieder hervor, und ſie hat ihr Recht auch in der heutigen neugriechiſchen Poeſie behauptet. Bei den Römern und wahrſcheinlich bei allen italiſchen Völkerſchaften herrſchte daſſelbe Syſtem in allen urſprünglichen Volks-Poeſien. Die ſaturniſchen Verſe und ſelbſt die noch von den Griechen entlehnten Maße der älteren römiſchen Dramatiker zeugen von der Herrſchaft des Accents, ſo wie auch die ſpärlichen Ueberreſte von römiſchen Volks-Poeſien aus der ſpäteren Zeit. Daß endlich die älteſten Denkmäler der deutſchen Volks-Poeſie ebenfalls nicht auf Silben-Meſſung, ſondern auf dem Accent beruhten, iſt bekannt. Die romaniſchen Völker nahmen mit der Sprache auch die Verskunſt der Römer an, und wie die Gelehrten mit der lateiniſchen Schriftſprache auch das künſtliche Syſtem der griechiſch-römiſchen Metrik empfingen, ſo hat ſich das Volk mit der Volksſprache auch die volksthümliche Verſification angeeignet. Wir können demnach den Grundſatz aufſtellen: Alle urſprüngliche Volks-Poeſie iſt als Trägerin des kunſtloſen Volks-Geſanges zu allen Zeiten accentuirend geweſen. Nur bei den Griechen finden wir quantitirende Verſe, weil ſich bei ihnen zuerſt eine wiſſenſchaftliche Theorie der Muſik entwickelt hat. Sie erkannten, daß der muſikaliſche Rhythmus nicht blos auf dem Wechſel von Hebungen und Senkungen beruhe, ſondern daß, je nachdem das Verhältniß zwiſchen Hebung und Senkung verſchieden ſei, auch ein verſchiedener Rhythmus ſich ergebe. Sie hatten bekanntlich drei Rhythmen-Geſchlechter: das gleiche, doppelte und anderthalbige, worin die Hebungen und Senkungen ſich genau verhielten, wie 2: 2; 2: 1; 3: 2. Die mathematiſch genau beſtimmten Verhältniſſe des muſikaliſchen Rhythmus konnten an den Hebungen und Senkungen des von Natur gegebenen Wort-Rhythmus nicht zur Erſcheinung gebracht werden; ſie mußten daher die rhythmiſchen Intenſions-Verhältniſſe der muſikaliſchen Töne an die metriſchen Extenſions-Verhältniſſe der ſprachlichen Laute knüpfen, wodurch allein eine genaue Uebereinſtimmung zu ermöglichen war, und ſo entſtand die quantitirende Verskunſt, die allein das Ergebniß einer wiſſenſchaftlichen Behandlung der Muſik iſt. Die Römer nahmen von den Griechen nur Maße von Dichtgattungen an, die auch bei den Griechen blos für die Declamation oder für den einfachen Geſang beſtimmt waren; die höheren lyriſchen Maße ließen ſie unangebaut, offenbar weil, als ſie anfingen die Griechen nachzuahmen, die höhere griechiſche Muſik ſchon aus dem Leben geſchwunden und das rhythmiſche Verſtändniß für die choriſche Poeſie nicht mehr vorhanden war. Die römiſchen Dichter waren ebenſo, wie unſere Kunſtdichter, die ſich der antiken Verſe bedienen, gelehrte Metriker, aber keine muſikaliſchen Rhythmiker.

In dem Volksgeſange tritt das Rhythmiſche gegen das Melodiſche zurück. Das Volk fühlt zwar den Unterſchied der Stärke und Schwäche der rhythmiſchen Hebungen und Senkungen, weiß aber dieſen Unterſchied nicht mathematiſch zu meſſen; es identificirt daher den Vers-Rhythmus mit dem Wort-Rhythmus und läßt die Länge und Kürze, oder das Extenſions-Verhältniß der Sprachlaute ganz außer Acht. Daher haben die Volksgeſänge wohl einen Rhythmus, aber kein Metrum. Iſt bei dem Volke das Gefühl für den Rhythmus weniger ausgebildet, ſo iſt dafür der Sinn für das Melodiſche um ſo reger; daher in jeder Volkspoeſie die Neigung für Aſſonanz, Alliteration und Reim. Daß auch in der uralten italiſchen Poeſie dieſes melodiſche Element ſchon vorhanden war, davon zeugen einzelne Spuren in noch vorhandenen Ueberreſten von Volkspoeſien und ſelbſt noch die Verſe des Plautus und Ennius.

Durch das Chriſtenthum entſtand der Kirchengeſang, der, wie der Volksgeſang, accentuirend ſein mußte; da er jedoch eine ſtrengere muſikaliſche Technik als das Volkslied erforderte, ſo mußte auch wieder eine Art Metrum geſchaffen werden, deſſen Prinzip aber nicht wie bei den Griechen und Römern die Quantität der Silben, ſondern der Wort-Accent war, ſodaß die betonte Silbe der Länge, die tonloſe der Kürze entſprach. In dem Verſe:

dies irae, dies illa,

galt die erſte Silbe von dies für lang, obgleich ſie metriſch kurz iſt, und die zweite Silbe für kurz, obgleich ſie metriſch lang iſt, oder vielmehr, die Quantität der Silben kam gar nicht in Betracht, ſondern nur ihr rhythmiſches Verhältniß, das zugleich das metriſche beſtimmte. So konnten wieder beſtimmte Maße, namentlich ſolche, die den einfachen trochäiſchen und jambiſchen ähnlich waren, hergeſtellt werden. Zugleich fand der Reim ſeine Stelle. Dieſe Verſification nahmen die Kunſtdichter aller europäiſcher Völker an; nur modificirte ſie ſich je nach dem Charakter jeder Sprache.

In den modernen accentuirenden Verſen giebt es hiernach ein doppeltes Syſtem von Accenten: Vers-Accente und Wort-Accente, die beide in Uebereinſtimmung gebracht werden müſſen. Zu dieſen kommt in der Declamation noch ein dritter Accent, der oratoriſche, der mit den beiden andern nicht abſolut zuſammen zu fallen braucht, weil gerade hier der Widerſpruch den Verſen Wechſel und Leben giebt, während die vollſtändige Uebereinſtimmung die monotone, regelmäßige Taktbewegung des Rhythmus allzuſehr hervortreten laſſen würde. Die Kunſt des guten Deklamators beſteht darin, allen dieſen Accenten ihr Recht widerfahren zu laſſen, ſo daß er weder das Versmaß durch Nichtberückſichtigung des rhythmiſchen Accents verwiſche, noch, indem er den oratoriſchen Accent außer Acht läßt, die Verſe blos ſkandire.

Bei den Franzoſen ſtellt ſich die Sache etwas anders. Das rhythmiſche und metriſche Element iſt in der franzöſiſchen Sprache unausgebildeter, wie in jeder anderen europäiſchen Sprache. Die Franzoſen können daher weder accentuirende, noch quantitirende Verſe bilden. Die Elemente ihrer Versreihen ſind nicht Versfüße von einem beſtimmten Verhältniſſe des Rhythmus und des Maßes, ſondern Silben von indifferenter, rhythmiſcher und metriſcher Beſchaffenheit. Die Reihen ſind nur durch die Zahl der Silben von einander verſchieden. Aus der Eigenthümlichkeit der Franzoſen jedoch, die letzte Silbe des Wortes zu betonen, ging die Neigung hervor, auch die Versreihe mit einer Hebung zu ſchließen, und das iſt das einzige rhythmiſche Geſetz, durch das allen ihren Verſen der ungefähre Charakter ſteigender Rhythmen gegeben wird. Um dieſe einzig hörbare Arſis beſonders hervorzuheben, muß man ſie auf die Endſilbe eines gewichtigen Wortes fallen laſſen; daher die Regeln von der ſogenannten Cäſur und von der Vermeidung des Enjambement zwiſchen Reihen und Verſen. Verſe unterſcheiden ſich von Reihen, daß in ihren Schluß der Reim fällt. Kleinere Verſe beſtehen aus einer Reihe, größere, wie der zehnſilbige und zwölfſilbige Vers, oder der Alexandriner, aus zwei Reihen, die durch die Cäſur oder vielmehr, wie auch der Verfaſſer richtig erkannt hat, durch die Diäreſis geſchieden werden. Eigentliche Cäſuren, die die Reihen durchſchneiden, kennen wenigſtens die jetzigen Franzoſen nicht. Die Einführung der Cäſur in den Alexandriner, die Ackermann verſucht hat, und die unſer Verfaſſer billigt, iſt um ſo verfehlter, als er, die Cäſur mit der Diäreſis verwechſelnd, die fünfte Silbe, nach der die Cäſur eintreten ſoll, als eine betonte Silbe darſtellte:

O toi qui m'aimas, | reviens et dis-moi toujours
Ces chansons, ces lais, | ces refrains joyeux d'amour.

Er glaubte hiermit den jambiſchen Trimeter der Alten nachgeahmt zu haben. Aber in dem Trimeter iſt die fünfte Silbe in thesi und darf durchaus keinen rhythmiſchen Accent haben. Barbieux (du principe rhythmique de la langue française) zweifelt mit Recht, ob Ackermann's neue Erfindung Eingang finden werde.

Digitized by Google

Die franzöſiſchen Verſe unterſcheiden ſich von der Proſa einzig durch den in beſtimmten Zwiſchenräumen immer wiederkehrenden Abſchnitt und durch den Reim. Ein beſtimmter Vers-Rhythmus fehlt durchaus, und es kommt nur, wie in der Proſa, der natürliche Wort-Rhythmus zur Erſcheinung. Dieſer Wort-Rhythmus wird bedingt von dem Accent jedes einzelnen Wortes, dem accent tonique und von dem oratoriſchen Accent, dem accent oratoire. Der Verfaſſer nimmt mit anderen Grammatikern noch eine dritte Art von Accent, den Accent der Phraſe, l'accent de la phrase an. Von ihm ſagt er: Les français ont abaissé l'accent des mots détachés pour relever l'accent de la phrase, lequel se place toujours sur la dernière syllabe sonore du dernier mot. Tout ce qui est étroitement lié par le sens, tout ce qui se trouve entre deux virgules ou autres signes de ponctuation, se prononce comme un mot seul, tout d'une haleine, et l'accent tonique du dernier mot est sensiblement élevé aux dépens des autres accents toniques de la phrase. Einen beſonderen Einfluß auf die rhythmiſche Geſtaltung des Verſes ſcheint der Verfaſſer dieſem Accent nicht zuzuſchreiben und mit Recht; denn er iſt nicht eigentlich Accent, ſondern er beruht mehr auf einer gewiſſen Modulation der Stimme, die vom tieferen Tone anfangend, den Satztheil oder den Satz mit dem höhern, länger ausklingenden Tone ſchließt, und iſt daher von keiner rhythmiſchen Bedeutung.

Die rhythmiſche Schönheit des Verſes hängt dem Verfaſſer allein von der ſchönen Anordnung der Wort-Accente ab: Le vers est composé d'une progression reglée de syllabes accentuées et de syllabes inaccentuées. Trop d'accents ou des accents qui se suivent rendent le vers saccadé; trop peu d'accents le rendent languissant et le font retomber dans la prose. Er nennt eine Gruppe von Silben, die ein rhythmiſches Ganzes bilden, einen Fuß, erhält ſo Füße von zwei bis ſechs Silben und beſtimmt, welche Combinationen von betonten und tonloſen Silben unrhythmiſch und arrhythmiſch ſind. Abgeſehen davon, daß in der Formung dieſer Füße viele Willkür herrſcht — wir ſehen z. B. nicht ein, warum daigne ein zweiſilbiger Fuß und daigne, daigne nicht zwei zweiſilbige Füße, ſondern ein vierſilbiger Fuß ſein ſoll — ſo iſt außer Acht gelaſſen, daß in der zuſammenhängenden Rede noch der oratoriſche Accent hinzukommt, der dieſe Combinationen bedeutend modificirt; daher die ganze Lehre in Chap. V. von den Füßen und Chap. XI. von den accents mobiles nur eine bedingte Gültigkeit hat, weil ſie immer nur die Verſe aus dem Zuſammenhang geriſſen, der Beurtheilung unterwirft. In den franzöſiſchen Verſen, die an ſich keine beſtimmte rhythmiſche Form, keinen numerus, wie die Lateiner ſagen, haben, ſondern nur eine numerosa oratio, wie die redneriſche Proſa, ſind, kann zuletzt nur der Gedanke, der ſich in dem Ganzen ausſpricht, über die Schönheit oder Unſchönheit der rhythmiſchen Bewegung entſcheiden. Was in dem iſolirten Verſe als eine Arrhythmie oder Diſſonanz erſcheint, kann gerade von dem Gedanken, der in dem ganzen Zuſammenhange der Rede liegt, gefordert werden und alſo eine Schönheit ſein. Ueberhaupt betreffen alle die Regeln, die der Verf. über den Wohlklang der Verſe giebt, ſowohl die über die Eurhythmie oder die gefällige rhythmiſche Bewegung, als auch die über die Euphonie oder den Wohllaut, die Verſe nicht als Verſe, ſondern als Rede und gehören vielmehr in die Rhetorik, als in die Verslehre. Denn mögen auch hierin an den Dichter noch ſtrengere Forderungen geſtellt werden, als an den Proſaiker, ſo ſind doch die Regeln für beide dieſelben. Wenn die Poeſie der Franzoſen überhaupt ihrem Charakter nach weſentlich rhetoriſch iſt, ſo wurzelt auch ihre Verskunſt weit mehr in der Rhetorik, als in der Rhythmik und Metrik. M.

## Italien.

### Volkswirthſchaftliche Zuſtände in Süd-Italien.

Bei einem Geſpräche zwiſchen Italiänern der verſchiedenen Provinzen, bald nach der Vertreibung der Bourbonen, hörte ich einen Venetianer mit Scharfſinn und Beredtſamkeit alle die Gründe entwickeln, aus denen man ſo vielfach in Italien und außerhalb die Annexion der beiden Sicilien als politiſch unheilvoll für das junge Königreich Italien verurtheilte. Der einzige Piemonteſe in der Geſellſchaft gab dem Gegner in allen Stücken Recht, vertheidigte aber die Maßregel dennoch, denn, ſagte er, das iſt keine Frage der Politik, ſondern eine der Humanität. Und er ſtellte ſodann dem Anderen, ohne daß Jemand ihn zu widerlegen unternahm, entgegen, daß die Bourboniſche Regierung ihren Unterthanen abſichtlich alle Mittel und Wege abgeſchnitten habe, vermöge deren ſich der Fortſchritt eines Volkes in Geſittung, Bildung und Wohlſtand vollzieht. Jetzt, nach faſt zwei Jahren finde ich dieſelbe Anſicht in einem Aufſatze der neuen volkswirthſchaftlichen Zeitſchrift* wieder, welche ſeit vorigem Jahre, unter der Direction von Aleſſandro Gicca, ſich die verdienſtliche Aufgabe geſtellt hat, die wirthſchaftliche Wiedergeburt Italiens, die unumgängliche Ergänzung und hoffentlich ſchließliche Rechtfertigung der dortigen politiſchen Vorgänge wiſſenſchaftlich zu beleuchten und zu befördern. Da nun bei Allem, was über die Bourbonen von Neapel geſchrieben und geredet worden iſt, an wirklichen ſtatiſtiſchen Thatſachen doch gerade kein Ueberfluß vorliegt, ſo dürfte eine Mittheilung des in der Rivista gebotenen Materials von Intereſſe für Viele ſein.

Gicca betrachtet zur Rechtfertigung ſeiner Behauptung, daß die vorige Regierung der Bildung, der Geſittung und dem Wohlſtande ihres Volkes, unter dem Scheine prunkender Entwickelung, in Wahrheit den Krieg gemacht hat, zunächſt die Verkehrswege. Vielleicht erinnert ſich hier mancher Leſer, mit einigem Erſtaunen über dieſes Beiſpiel, an die vortrefflichen Straßen, auf denen der Reiſende von Rom nach Neapel fährt, oder welche ſich in der nächſten Umgebung der Hauptſtadt, wie nach Sorrent, Amalfi, Puzzuoli, vorfinden. Allein der Reſt des Königreichs war nahezu ohne Verkehrsſtraßen. Allerdings war das Reich von drei Hauptſtraßen durchſchnitten, auf denen die Poſten nach Apulien, nach den Abruzzen und nach Calabrien gingen. Aber die wichtigſte derſelben, die apuliſche, überſteigt z. B. zwiſchen Avellino und Bovino den Kamm der Appeninen ſo ſteil (was ganz gut hätte vermieden werden können), daß die Wagen ſtatt der Pferde Ochſenvorſpann nehmen müſſen, und daß der Weg hinab trotz aller Hemmſchuhe oft gefährlich wird. Natürlich iſt der Transport überdies eben deshalb ſehr koſtſpielig und zeitraubend. Das iſt aber gerade die beſte Straße, diejenige, welche die Courierpoſt allein befahren kann. So kommt es, daß ein Brief von Neapel nach Lucca, alſo auf etwa 50 Meilen, fünf Tage unterwegs iſt, länger als er, via Frankreich, von Neapel nach London braucht. Noch übler ſieht es aus mit den Provinzial- und Vicinal-Wegen. Sie ſind nur in höchſt beſchränkter Zahl vorhanden und ſo angelegt, daß öfters Communen, die nur 2—3 Meilen auseinander liegen, durch eine Straße von 6—7 Meilen getrennt werden. Es giebt Gegenden, in denen die Landleute Monate lang, aus Mangel an Brücken, von ihren Familien getrennt bleiben, wenn ſie ihre Aecker bebauen wollen. Der Fortone z. B., der die Capitanata von Sannio ſcheidet, macht den Uebergang aus der einen Provinz in die andere, wenige Punkte ausgenommen, während des ganzen Winters unmöglich. Oder ein anderes Beiſpiel, wo eine Straße gerade ſchädlich für den Verkehr wirkt: das Seeſtädtchen Rodi in der Capitanata iſt Sitz eines gewiſſen Handels, der viel größere Bedeutung erlangen würde, wenn man leichter in den Ort gelangen könnte. Aber ſüdlich von der Stadt liegt ein ſteiler Berg, und gerade über dieſen Berg, ſtatt ihn, mit halben Koſten, zu umgehen, führt die Hauptſtraße der Provinz dergeſtalt, daß die Reiſenden ſie nur zu Pferde erſteigen können. Der Zuſtand der Verkehrsmittel kann am Ende nicht beſſer geſchildert werden als durch die Thatſache, daß der Hektoliter Getraide zu einer Zeit, wo er in Neapel 30 Lire koſtete, in der Baſilicata (kaum 30 Meilen davon) für 8 Lire zu haben war. Dem gänzlichen Mangel an Abſatz iſt denn auch großentheils die Nachläſſigkeit zuzuſchreiben, mit welcher der Ackerbau getrieben wird. Während in der Nähe von Neapel der Fremde über den Fleiß und die Intelligenz erſtaunt, die der als faul verſchrieene italiäniſche Bauer auf den gartenmäßigen Anbau ſeiner paar Morgen Pachtacker verwendet, liegen im Innern des Landes die herrlichſten Aecker von der Welt unter dreijähriger Brachwirthſchaft und ſind, wenn überhaupt, in der Weiſe beſtellt, daß die Bodenrente des Königreichs kaum ein Viertel von dem Betrage erreicht, der ihr nach der wahren Ertragsfähigkeit des Landes zukäme. Die landwirthſchaftlichen Vereine, welche die Regierung in jeder Provinzial-Hauptſtadt gründete, beſtanden größtentheils aus Leuten, die von dergleichen Dingen wenig verſtanden; die Militair-Befehlshaber, die Intendanten und Polizeichefs wurden zu ihren Mitgliedern ernannt, und in der Regel beſtand der Beruf dieſer Geſellſchaften nur in der Ausführung der Miniſterial-Inſtructionen, die meiſtens auf die Vervielfältigung von exotiſchen Gewächſen gerichtet waren. Der Zuſtand der Verkehrsmittel, der Abſatz der Landes-Produkte, die Hebung des techniſchen und induſtriellen Unterrichts und ähnliche Fragen von wirklicher Bedeutung blieben von ihren Zielen ausgeſchloſſen. Der Landwirthſchaft fehlte es überdies an Unterſtützung durch das Kapital. Die Bank von Neapel war lediglich Depoſiten-Anſtalt. In den Provinzen befanden ſich zahlreiche Getraide-Banken,

* Rivista nazionale di diritto amministrativo, di economia politica e di statistica. Torino, 1862. (Bis jetzt 3 Hefte, von je zehn Bogen in gr. 8vo.)

Digitized by Google

die aber eben nur Getraide in Natura, und zwar in kleinen Quantitäten an die Landwirthe ausliehen. Dafür war außerhalb Neapel kein einziges Kredit-Inſtitut vorhanden, und man darf wohl ſagen, daß mit Ausnahme jener Reliquie aus den Zeiten vor Erfindung des Geldes auch der Geiſt der Geſetze dem Prinzipe des Kredits direkt entgegenwirkte.

Wie dieſe Verhältniſſe auf den Handel und die Induſtrie des Landes einwirkten, iſt leicht zu ermeſſen. Furcht vor dem Kredit führte zu ſchädlichen Thorheiten, wie z. B. daß man den Handel treibenden Geſellſchaften Operationen unterſagte, die den Effektivwerth ihres deponirten Kapitals überſtiegen, oder ferner den Abſchluß von Zeitgeſchäften an der Börſe verbot. Natürlich floh der Kredit vor ſolchen Verfolgungen aus dem Lande, das deshalb unter allen europäiſchen Staaten die größte Maſſe unthätigen gemünzten Geldes beſaß. Denn während Chevalier den Betrag der circulirenden Münze in Europa auf 44 bis 45 Lire (Franken) auf den Kopf berechnet, kamen in Neapel, wo eine Summe von wenigſtens 600 Mill. Lire gemünzten Geldes in Umlauf waren, auf jeden Einwohner 88 Lire. In Neapel braucht der Handel alſo doppelt ſoviel an Contanten, als im übrigen Europa. Wäre das Kreditſyſtem beſſer, ſo könnte die Hälfte des vorhandenen Geldes in landwirthſchaftlichen, gewerblichen oder Handels-Unternehmungen angelegt werden, ſtatt in den Geldſpinden von Leuten zu faulenzen, die nicht wiſſen, was Speculation iſt. Von dieſer Trägheit des Kapitals iſt die Bank von Neapel ſelbſt eine gute Probe, da ſie im einfachen Depoſitum in der Regel nicht unter 120 Millionen Lire müßig erhält. Allein dieſe Unklugheit war nicht die ſchlimmſte. Von ärgeren Folgen war das Beſtreben der Regierung, ihre Provinzen ſoviel wie möglich gegen den europäiſchen Verkehr überhaupt und ganz beſonders gegen das nördliche Italien abzuſchließen. Man weiß, daß dies Beſtreben theilweiſe auf einer blinden Anhänglichkeit an das Schutzzollſyſtem beruhete. Dies führte denn dahin, daß man Induſtriezweige mit aller Gewalt und mit ungeheuren Koſten in's Leben rief, die nur durch gänzlichen Ausſchluß der Fremden erhalten werden konnten, die ſich aber meiſtens ſelbſt in den Händen von Fremden befanden und denen überdies, wie den Tuchfabriken in der Armee, ein Zwangsabſatz-Gebiet erſchaffen werden mußte. Aber weit mehr waren politiſche Gründe Schuld. Zwar hat ſchon vor zwei und einem halben Jahrhundert Serra in der Abhandlung „von den Urſachen, welche einen Ueberfluß an Gold und Silber in Ländern erzeugen können, die keine Bergwerke beſitzen“ (1616) mit unvergleichlicher Klarheit nachgewieſen, daß das Königreich Neapel, zufolge ſeiner geographiſchen Geſtalt, wenn es durch politiſche und adminiſtrative Barrièren vom Reſte der Halbinſel getrennt iſt, in ſich niemals die hinreichenden Hülfsquellen finden kann, da die Beſchränktheit des innern Marktes ein unüberſteigliches, weil in der Natur der Dinge begründetes, Hinderniß darbietet. Serra ſah ſchon damals vorher, daß das einzige Mittel, die neapolitaniſchen Provinzen zu bereichern, die Verbindung mit dem übrigen Italien iſt. Statt deſſen war dies Italien für die Bourboniſche Regierung fremder als das Ausland, im Handel wie in der Politik. Sie arbeitete vielmehr mit allen Mitteln darauf hin, Alles im eignen Lande hervorzubringen, damit man des Auslandes gar nicht bedürfte, und womöglich alle Beziehungen zu ihm abbrechen könnte. Gicca iſt der Anſicht, daß das Endziel dieſer Regierung auch in der Handelspolitik lediglich dahin gegangen ſei, das Volk im ſtrikteſten Gehorſam zu erhalten. Dahin rechnet er auch die Thätigkeit auf dem Gebiete des Unterrichts. Daß es techniſche und gewerbliche Lehranſtalten nicht gab, wird nicht nur wunderbar erſcheinen; aber man verkehrte überhaupt Begriff und Methode der Erziehung. Den Studenten aus den Provinzen (der Haß jener Regierung gegen die ſtudirende Jugend kennzeichnet ſie ſchon allein) war es unterſagt, ihre Studien auf der Univerſität in Neapel zu betreiben. Gingen ſie zu dieſem Behufe in's Ausland, wohin natürlich auch Norditalien gerechnet ward, ſo war ihnen die Rückkehr für immer unterſagt. Von den Bedrängungen der Preſſe iſt nicht erſt zu reden. Die Landes-Bibliothek ſchaffte moderne Schriften faſt gar nicht an; Bücher, die auf dem Index ſtanden, aber auch ſolche, deren Inhalt polizeiwidrig erſchien, wurden überhaupt nicht an das leſende Publikum verabfolgt. Für den Elementar-Unterricht waren in jeder Gemeinde Lehrer angeſtellt, aber wie zum Hohne, mit einem Gehalte von nicht über 60 Lire (macht 16 Thaler preußiſch.) Das Lateiniſche war die Subſtanz faſt allen Unterrichts auf den Schulen, in denen man die jungen Leute meiſtens bis zum zwanzigſten Lebensjahre feſthielt.

Es iſt nicht nöthig, die Leſer mit dem Urtheile zu behelligen, das Signor Gicca auf Grund dieſer Thatſachen über die „glücklich Beſeitigten“ ausſpricht. Die Geſchichte hat bereits geſprochen, und von ihrem Spruche giebt es keine Appellation.

P. D. Fiſcher.

## Schweden.

### Wilhelm von Braun, der „Heine Schwedens“ — en miniature.

Es iſt eine ſeltſame Wahrnehmung, die ſich beim näheren Betrachten einzelner Dichter des Nordens und der Urtheile, die über ſie von ihren Zeitgenoſſen gefällt werden, ergiebt: die Wahrnehmung nämlich, daß man es in den verſchiedenſten Zeiten regelmäßig für gut befunden, alle dieſe Sänger mit Beinamen, mit vergleichenden Attributen ausſchmückend zu belaſten, welche, indem ſie die Stellung derſelben zur Welt-Literatur bezeichnen ſollen, nur dazu dienen, die Selbſtändigkeit jener in Frage zu ſtellen.

Wenn ſo auf den erſten Blick dieſe Sucht nach Vergleichen nur aus dem Zwecke beſſerer Orientirung in der Literatur-Geſchichte hervorgegangen ſcheint, ſo dürfte man bald, wenn man den ganzen National-Charakter des ſkandinaviſchen Volkes mit dieſer Thatſache in Verbindung bringt, eine ganz andere Erſcheinung darin erblicken können. Wie nämlich der Ungar kühn und beſcheiden von ſeinem Vaterlande behauptet, daß es für ſich allein ein kleines Europa bilde, ſo iſt auch der Skandinave, mit einem ungemeinen National-Stolze ausgerüſtet (einer Begabung, die uns Deutſchen oft nur ſehr ſtiefmütterlich von der Natur zuertheilt wurde!), mindeſtens nicht ſehr abgeneigt, Aehnliches zu behaupten. — Wenn er daher Frau Charlotte Nordenflycht: die „ſchwediſche Sappho,“ Carl Michael Bellman den „ſchwediſchen Anakreon“ (oder wie es neuerdings beliebter geworden: den ſchwediſchen Beranger!), Eſajas Tegnér „den ſchwediſchen Goethe“ und unſern Wilhelm von Braun: „den ſchwediſchen Heine“ nennt,* ſo geſchieht dies ſtets mit einem ſtolzen Selbſtbewußtſein, das vom deutſchen Kosmopolitismus ebenſo fern ſein möchte, als von deutſch-gründlicher Beſcheidenheit.

Wilhelm von Braun, auch einer der Penaten, die nur in dem engen Kreiſe der dem Hauſe Angehörigen — aber darum vielleicht um ſo wärmer — ihre Verehrung finden, gilt in Schweden faſt durchgängig als Heine junior. — Wie wenig wir jedoch ſelbſt auch geneigt ſein möchten, dieſe Bezeichnung des „glada skalden“ par préférence auf Koſten ſeiner Selbſtändigkeit zu acceptiren, ſo dürfte es doch vielleicht dem deutſchen Publikum, dem Beſitzer der herrlichen Sprache der Welt-Literatur, nicht uninterreſſant ſein, etwas Näheres über die Individualität eines Dichters zu erfahren, den man ſeinem „Liebling der Grazien“ ſo gern als ebenbürtig zu Seite ſtellen möchte.

Wilhelm von Braun, geboren am 8. November 1813 zu Brengenäs im Ufsborg-Bezirk in Schweden, wurde von ſeinem Vater, dem Oberſtlieutenant Chriſtian von Braun, zum Soldaten beſtimmt und trat im Jahre 1828, mithin 15 Jahr alt, in die Kriegs-Akademie zu Carlberg (bei Stockholm) als Kadett ein. — Es ſchwebt in Schweden noch ein heilig-tiefes Dunkel darüber, ob auch hier, was in Deutſchland ja jetzt eine offiziell beglaubigte Thatſache iſt, in den Kadetten-Häuſern „die Blüthe der Nation“ erzogen wird — genug, daß Braun nach ſechsjährigem Aufenthalt die Anſtalt verließ und im Jahre 1834 als Lieutenant dem Weſtgöthadal-Regimente, das ſeinen Standort in Weſtgothlands kleinen Städten hatte, zugetheilt wurde. — Hier nun entfaltete zum erſtenmale ſeine Muſe die Schwingen, und einige einem Stockholmer Freunde mitgetheilte humoriſtiſche Strophen fanden durch dritte Hand ihren Weg in das damals jung aufſtrebende Aftonblad und ärndteten vielen Beifall. Sie hatten zahlreiche Aufforderungen anderer Redactionen an den jugendlichen Verfaſſer zur Folge, und von dem erſten Frührothſchein des Beifalls angeſtachelt, gebot der Lieutenant — deſſen Geſchicke als Menſch und Dichter an Gaudy erinnern — ſeinem Genius nicht Schweigen, ſondern ließ bereits im Jahre 1837 das erſte Bändchen ſeiner „Gedichte“ erſcheinen, das in demſelben Jahre noch die zweite Auflage erlebte. Im Jahre 1838 folgte nun raſch ein zweites Bändchen, 1840 „Neuere Gedichte“ (III. Sammlung) und 1841 eine „vierte“ Sammlung; alle bis zum heutigen Tag zu verſchiedenen Malen neu aufgelegt.

Mittlerweile hatte Braun, da er mehrerer freiſinniger Gedichte wegen von ſeinen militairiſchen Vorgeſetzten nicht mit den günſtigſten Augen angeſehen wurde und da auch wohl des Dienſtes ſtrenge Feſſel ihm nicht Raum genug laſſen mochte für den Flügelſchlag ſeiner freien Seele, den Dienſt im Jahre 1839 quittirt, um ſich von nun an ganz der Poeſie in die Arme zu werfen und von ihrem Ertrage zu leben.

So erſchienen denn von ihm im Verlauf der nächſten Jahre die „poetiſchen Kalender:“ „Calle“ (1843: 2. Auflage 1848, ihn wohl am beſten charakteriſirend.) — „Carolina“ (1844 und 1849 — krankhaft weinerlich und ſentimental!); „Bror“ (1846); „Knüt“ (1847); „Den

* Andreas Munch: der nordiſche Uhland; Björnſtjerna Björnſen: der nordiſche Auerbach ꝛc.

Digitized by Google

Namelösa“ (1848); „Herr Borje“ (1859); „Sja Sofvare“ (1853); „Farbros Mårten“ (1856); „Z“ (1858) und „Borup“ endlich (1860), welche Alle, trotz des Eiſers einzelner zelotiſcher Kritiker, beim Publikum Beiſall und — Käufer ſanden. Es iſt wahr, Braun war, als er ſeine letzten dichteriſchen Gaben brachte — bereits ausgeſchrieben, aber er ſchrieb eben ſür's Brod und für einen Leſerkreis, der ihn immer goutirte. Und ſo iſt es nicht das geringſte ſeiner Verdienſte, daß er das ſchwediſche Volk an das „Leſen“ überhaupt gewöhnte, was vor ſeiner Zeit im Allgemeinen für etwas ſo ziemlich Ueberflüſſiges gegolten haben ſoll (?).

Braun's Poeſie war weſentlich erotiſcher Gattung und würde in Deutſchland vermuthlich für ſehr „frivol“ gegolten haben. Ja, wir glauben ſogar annehmen zu dürſen, daß ein Poet, gleich ihm, bei uns nimmer, oder nur ſehr ſchwer, das Bürgerrecht auf dem Parnaß erlangt haben würde. — Indeſſen mit allen ſeinen witzreichen Zweideutigkeiten, (die oſt genug auch nur eine Deutung zulaſſen mochten), und ſeiner humorvollen, hochrealiſtiſchen Detail-Malerei trat er in einer Zeit auf, die, von den thränenreichen Epiſteln des Upſalenſer Profeſſor's Böttiger hinlänglich ermüdet, froh war, wieder einmal munter ſein und von Herzen lachen zu dürſen. Dazu kommt, daß namentlich in den erſten Jahren ſeiner dichteriſchen Thätigkeit die meiſten ſeiner Produkte von einem entzückenden Hauch anmuthiger Naivetät durchgeiſtigt waren und ſo das als unſchuldsvollen Scherz und überſprudelnde Laune erſcheinen ließen, was ſpäter — als Welt und Zeit den erſten keuſchen Schmelz des Dichter-Bewußtſeins von ihm abgeſtreiſt — ſich nur zu oſt als ziemlich unverhüllter Cynismus oder poſſenreißeriſcher Clown-Witz darſtellte.

Wir würden aber unſerem Poeten großes Unrecht thun, wollten wir ihn einzig und allein nach der Seite der „luſtigen Perſon“ hin beurtheilen. Im Gegentheil, Braun's Seele hat manchen tief empſundenen Sang für die Freiheit ausgeſtrömt, und manch' kernig-bitteres Wort gegen den Adel und ſeine vermeintlichen Standesvorrechte, gegen Prieſter-Herrſchaft, Bonzenthum, Lüge und Heuchelei; er darf leider heute noch wie damals mindeſtens das Recht der Wahrheit für ſich beanſpruchen. Da ſind nicht wenige Dichtungen, die einſach überſetzt (nicht etwa bearbeitet!), ſelbſt ohne hinreichende Ueberſchrift, als an die Adreſſe des preußiſchen Herrenhauſes gerichtet erſcheinen würden; da finden ſich aber auch andere, in denen die überall gleichen Schwächen der „ſich ſo nennenden Liberalen“ nicht eben ſelten mit der ſcharſen Lauge ätzenden Spottes übergoſſen werden.

Daneben aber enthüllt der Dichter die rührendſten Züge tiefer Empſindung — und einzelne ſeiner hierher gehörigen Minnelieder, dem Andenken einer tragiſchen Liebe gewidmet, welche bis zu ſeinem Tode an ſeiner Seele zehrte, und die oſt genug die tolle Bachantenluſt ſeiner ſonſtigen Dichtungen nur als eine hohle Maske erſcheinen ließ, beſtimmt, das von herben Leiden durchwühlte Innere des Sängers zu bergen, einzelne dieſer Lieder, wiederholen wir, ſind wahre Perlen der ſchwediſchen Liebes-Lyrik. Schlechterdings würden ſie aber durch eine Ueberſetzung zu viel von ihrem heimatlichen Schönheitsſchmelz verlieren, als daß wir eine ſolche uns geſtatten könnten.

Dagegen ſei uns erlaubt, ein anderes Gedicht ernſterer Gattung von ihm hier wiederzugeben, das, abgeſehen von der Zartheit der Empſindung und dabei doch plaſtiſchen Zeichnung in ſeinem Schlußgedanken eine überaus wehmüthige und doch liebliche Pointe enthält:

### Roſen auf ein Grab.

Auf dem Friedhof, zwiſchen Grabeshügeln,
Thekla Abends ging mit friſchen Roſen,
Um des Zwillings-Bruders Grab zu ſchmücken,
Als der ſtummen Trauer zartes Opfer.
Als ſie hintrat vor den grünen Hügel,
D'rin der theure Heimgegangene ſchlummert,
Fiel ſie auf die Knie in heil'ger Andacht,
Und Gebete ſtiegen auf zum Himmel,
Zähren fielen nieder auf die Erde,
Und hernieder ſtieg des Troſtes Engel
In das treue Herz voll Schweſter-Liebe!

Plötzlich hörte ſie ein tiefes Seufzen —
Und ſie blickte auf, noch feuchten Auges,
Und ſie ſchaut ein Grab, das jüngſt gegraben,
Auf dem Grab ein leichenbleiches Mädchen,
Welk wie Winterſturms geknickte Lilie. —
Zwiſchen Seelen, die ein Leid belaſtet,
Schließt ſich eine holde, ew'ge Freundſchaft. —
Thekla, ſie vergaß des eig'nen Schmerzes,
Und ſie eilt zur Seufzenden am Grabe;
Schloß ſie ſanft in ihre Arm' und ſagte:
„Arme Schweſter, ſag' Wen du betrauerſt?“
— Doch das Mädchen ſchwieg und wies zum Herzen. —
„Arme Schweſter, kannſt du denn nicht weinen?“
— Doch das Mädchen ſchwieg und wies zur Sterne. —
„Du haſt keine Roſen auf den Gräbern,
Nimm die Hälſte, nimm ſie, von den meinen!“
Schmerzlich lächelnd zeigt ſie auf die Wange,
Auf die bleiche, abgehärmte Wange,
Und ſie flüſtert mit gebroch'ner Stimme:
„Legte ich denn auf das Grab nicht Roſen?“
Da fiel Thekla an das Herz der Armen,
Weinte mit ihr — nimmer weiter fragend! —

Braun, der im Jahre 1860, am 13. November zu Uddevalle in Weſtgothland ſtarb, iſt bereits in einzelnen ſeiner Gedichte in's Deutſche übertragen worden, ohne daß zugleich über den Dichter ſelbſt etwas Näheres bekannt gegeben worden wäre. Im Jahre 1854 erſchienen in Berlin „zweiundſiebzig ſchwediſche Gedichte von W. von Braun, metriſch frei überſetzt von Albano.“ Es ſcheint, daß die deutſche Kritik nie zu wiſſen bekam, wer ſich unter dieſem Namen verberge, und wir glauben annehmen zu dürſen, daß — wie ſeltſam es auch klingen möge — nicht Wenige in dieſem „Albano“ den unter gleichem Pſeudonym bekannten ſchwediſchen Schriftſteller, Grafen C. A. Adlerſparre (geſtorben am 6. Mai 1862) vermuthet haben werden. Wir ſind jetzt in den Stand geſetzt, den Schleier dieſes Namen-Geheimniſſes zu lüften und mitzutheilen, daß der Ueberſetzer Niemand Anderes war, als der frühere preußiſche Geſandte am ſchwediſchen Hofe, Graf Braſſier de Saint-Simon, hernach Geſandter beim Könige von Italien. Dieſer, der „ſein Schwediſch in Stockholm nicht bei Profeſſoren gelernt“ hat, hielt ſeine Pſeudonymität dem Dichter ſelbſt gegenüber nicht aufrecht, ſondern ließ ihm — zugleich mit einem anerkennenden Schreiben, dem wir obige Worte entlehnten — ein Exemplar ſeiner Ueberſetzung zugehen.

Was Letztere ſelbſt anbetrifft, ſo iſt ſie im Allgemeinen wohlgelungen zu nennen, doch verwiſcht ſie den Stempel der Urſprünglichkeit namentlich dadurch, daß das Versmaß des Originales faſt durchgängig nicht angewendet wurde. Da dieſe Ueberſetzung urſprünglich auch nur für gewiſſe Kreiſe beſtimmt ſein mochte, ſo hat ſie ſich noch nicht in's größere Publikum Bahn brechen können. Dennoch glauben wir verſichern zu dürſen, daß dieſe Auswahl — wiewohl im Allgemeinen nur Junggeſellen-Poeſie enthaltend — im Stande wäre, denen, die, unkundig des Schwediſchen, ſich mit unſerem lachenden Philoſophen befreunden wollen, zu dieſer Bekanntſchaſt zu verhelſen.

Was aber ſeine Vergleichung mit Heine anbelangt, ſo fehlt Braun ſchlechterdings ſehr viel von deſſen duftig-zartem Witze und jener geiſtſprühenden verve, die von des Letzteren naiv-realiſtiſcher Darſtellungsweiſe und ſeinem aus derberen Stoffen erwachſenen Humor durchaus nicht erreicht werden. Wir müſſen ſomit wiederholen, daß nur das unverhüllte „ſich-fühlen“ des ſchwediſchen National-Charakters im Stande ſein konnte, Wilhelm von Braun ſeine Stätte am Dichter-Himmel der Nationen neben dem unſterblichen Verfaſſer des Buches der Lieder anzuweiſen; eine Ehre übrigens, die der beſcheidene Sinn des Dichters ſelbſt — der ſich oſt genug nur einen ganz ſimplen Gelegenheits-Dichter nannte — ſicher ironiſch lächelnd zurückgewieſen haben würde.

Braun ſelbſt war ein breitſchulteriger, unterſetzter Mann, deſſen breites Geſicht von dunkelbraunen Locken und dito Bart umrahmt war. Blitzende Augen und ein wehmüthig heiteres Lächeln verkündeten den Mann von Geiſt und Herz.

Begraben liegt er in Uddevalle, wo ihm von einigen Freunden, denen ſich namentlich Frau Emilie Flyggare-Carlén angeſchloſſen, im Mai vorigen Jahres ein einfaches, aber bezeichnendes Monument geſetzt worden iſt. Sein Andenken indeß wird in Schweden hoch in Ehren gehalten, und er darf als der Vater einer Dichterſchule bezeichnet werden, welche entgegen den thänenreichen Ueberſchwänglichkeiten, die einen Grundzug der ſchwediſchen National-Poeſie bilden — auch einer humoriſtiſcheren Auffaſſung des Lebens ihr Recht zu Theil werden laſſen will.

Als ſeine bedeutenderen Nachfolger in dieſer Richtung dürften Elias Sehlſtedt („Gedichte, alte und neue“), Auguſt Saeſſtröm („Abenddämmerungs-Gezwitſcher“) und eine unter dem Namen Lea ſchreibende Verwandte Braun's, Frau Wettergrund in Yſtad („kleine Stückchen in Vers und Proſa“) zu betrachten ſein.

Arthur Levyſohn.

Digitized by Google

# Polen.

## Zur Geſchichte des polniſchen Aufſtandes.

### Mieroſlawski's Inſurrectionsplan.

In der Moskaner Zeitung hat ein ruſſiſcher Offizier, Lebediev — wahrſcheinlich derſelbe, der früher Redacteur des „Ruſſ. Invaliden“ war und nachher im Auftrage ſeiner Regierung dem Feldzuge der Potomac-Armee unter M'Clellan beiwohnte — einen intereſſanten Aufſatz über die gegenwärtigen Ereigniſſe in Polen veröffentlicht, in welchem er an den von Mieroſlawski ſchon vor Jahren entworfenen Plan einer nationalen Erhebung anknüpft, der mit dem bisherigen Gange des Aufſtandes genau übereinſtimmt. Bekanntlich hielt der berühmte polniſche Volksführer noch unter der Juliregierung in Paris Vorträge über die Theorie des Revolutionskrieges, die er ſpäter in einer eigenen Schrift (Kurs sztuki wojennej etc.) herausgab und mit einer kritiſchen Analyſe des Feldzugs von 1831 verband, an dem er ſelbſt als 17jähriger Jüngling theilgenommen hatte. Er wählte dieſen Feldzug zu ſeinem Thema, um auf Anlaß deſſelben ſeine politiſchen und ſocialen Meinungen ausſprechen und ein militairiſches Bild des polniſchen Gebiets als Schauplatz für einen Volkskrieg geben zu können. Zur Befreiung Polens rechnete er ausſchließlich auf das jüngere Geſchlecht, indem die „Männer der Vergangenheit“, nach ſeinen Worten, ſich ſchon mit dem Gedanken von der Knechtung Polens vertraut gemacht, von den neuen Machthabern Titel und Güter angenommen hatten und glühende Verehrer der Conſtitution von 1815 waren. „Dieſe Leute“, ſagt Mieroſlawski, „konnten nicht allein ſelbſt nichts ſchaffen und fördern, ſondern hemmten und verdarben auch das von Anderen Geſchaffene und Geförderte, und thaten ihr Möglichſtes, um Europa von der Richtigkeit der ſeit undenklichen Zeiten wiederholten Phraſe zu überzeugen, daß Polen nicht das Material habe, einen ſelbſtändigen Staat zu bilden.“ — „Wie wollt Ihr, Bürger“, fährt er fort, „daß unſere verrottete Ariſtokratie, durch die Revolution von ihrem ruhigen Lager aufgeſcheucht und an den Pranger geſtellt, ihren Henker lieben ſollte? War es nicht augenſcheinlich, daß ſie alle durch die Unbedachtſamkeit des Volks in ihren Händen gelaſſenen Mittel, ihren Einfluß, ihr Vermögen, ihre politiſche und geſellſchaftliche Stellung benutzen würde, den Aufſtand zu unterdrücken und die Schulbuben im Zaume zu halten, die ihn ohne ihre Erlaubniß angezettelt hatten? Konnte man erwarten, daß dieſes verlebte, ſelbſtſüchtige Geſchlecht die Hand zu ſeiner eigenen Vernichtung bieten würde, da es durch die Revolution nichts gewinnen, aber Alles verlieren konnte?“

Indem er ſo die Ariſtokratie von ſich ſtößt, verurtheilt Mieroſlawski auch die Führer der Revolution von 1831. „Lubecki, Chlopicki, Czartoryski, Skrzynecki, Krukowiecki, Rybinski, Niemojowski, Lelewel — ſie Alle waren keine ſolche Perſönlichkeiten, deren Daſein oder Abweſenheit eine allgemeine Bewegung beſchleunigen oder verzögern konnte; es waren nichts weiter als Exemplare derſelben Laſter und Mängel — der Wankelmüthigkeit, Uebereilung, Corruption, Trägheit, Eiferſucht, Feigheit, Launenhaftigkeit, Verrätherei, die ſich in einzelnen Individuen zum Verderben des Vaterlandes verkörpert hatten.“ Das Ideal dieſer Männer, behauptet Mieroſlawski, war die Verfaſſung von 1815, auf welche er alle Schuld an dem Scheitern des Aufſtandes wälzt. Er nennt dieſe Verfaſſung, nach dem Wiener Kongreß, nicht anders als die Kongreßverfaſſung und ſucht namentlich deshalb den Haß ſeiner Landsleute gegen ſie zu erregen, weil ſie gleichſam die Abtrennung der altpolniſchen Provinzen und ihre Vereinigung mit „Moskau“ legaliſirte. „So lange“, ruft er, „der Aufſtand die geringſte Spur der Kongreßverfaſſung beibehält, wird Jeder, der ſeine Hand dafür aufhebt, der Mörder des Volkes werden. So lange die Revolution die Kongreßverfaſſung nicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet, ſo lange das junge Geſchlecht nicht den Einfluß des Kongreßgeſchlechts vernichtet hat, ſo lange die revolutionäre Diktatur ſich nicht von dem Adelsparlament losſagt, ſo lange Polen eine conſtitutionelle Monarchie und Reußen* und Lithauen benachbarte moskowitiſche Provinzen heißen, ſo lange nicht jeder Bürger zur Erfüllung ſeiner geſellſchaftlichen Pflichten zugelaſſen wird — ſo lange wird die Volkserhebung ein regungsloſes Opfer zwiſchen der Invaſion von außen und dem Verrath von innen ſein.“

Nachdem er den traurigen Ausgang des Feldzugs von 1831 als das natürliche Reſultat der Untauglichkeit ſeiner Führer dargeſtellt, geht Mieroſlawski zur Entwickelung der Maßregeln über, die nach ſeiner Meinung zum Gelingen eines neuen Aufſtandes erforderlich ſind, und die, wie Herr Lebediev meint, von dem revolutionären Comité, welches die jetzige Schilderhebung leitet, in Ausführung gebracht worden ſind. Es folgt hierauf ein militairiſcher Ueberblick des künftigen Kriegstheaters, von der Weſtgränze des Königreichs Polen bis zur Düna und zum Dnieper, der als der wichtigſte Theil des Mieroſlawski'ſchen Werkes zu betrachten iſt. Die lokalen Verhältniſſe ſind darin mit ſeltenem Scharfſinn gewürdigt und jedes Wort verräth eine vollendete Kenntniß des Landes und ſeiner topographiſchen Eigenthümlichkeiten. Zum beſſeren Verſtändniß vertheilt er das ganze Land in Schachfelder, wovon jedes durch Flüſſe und andere natürliche Hinderniſſe abgegränzt iſt. Beſondere Aufmerkſamkeit richtet er auf Minsk, Neſwicz, Zytomierz, Brzesc und namentlich auf Kowno und Wilna, zwei Centralpunkte, von welchen ſich bequeme Communicationen mit Samogitien, Kurland, Lithauen und dem Königreich Polen herſtellen laſſen. Zur Würdigung des Königreichs Polen als Kriegsſchauplatz ſetzt Mieroſlawski die Wichtigkeit der Waldränder dieſes Landes aus einander, vor Allem derjenigen, die an die Bialoweſſer Haide und Poleſien anſtoßen; als Stützpunkte in dieſem Landſtrich weiſt er auf folgende Oertlichkeiten hin: Pultusk für die Gegend zwiſchen Bug und Narew; Wengrow, Biala und Radzyn zwiſchen Wieprz und Bug; die Städte und bedeutenderen Hüttenwerke in den Ausläufern der Karpathen zwiſchen der Weichſel und Pilica; Piotrkow für den Raum zwiſchen der Pilica, Bzura und Warthe; Plock, Plonsk, Mlawa und Przasnyſz für das rechte Ufer der Weichſel und das linke des Narew bis zu den Gränzen des Königreichs. Alle dieſe Ortſchaften ſollten als Brennpunkte des Aufſtandes dienen, indem man die Ruſſen nöthigte, ihre Kräfte zu zerſplittern und in getrennten Kolonnen durch coupirtes Terrain zu rücken, deſſen Zugänge ſtets in den Händen der Inſurgenten waren. Die Leſer, welche die letzten Ereigniſſe in Polen mit Aufmerkſamkeit verfolgt haben, werden bemerken, daß die Hauptbanden der Aufſtändiſchen gerade in den Gegenden auftauchten, die Mieroſlawski als die Knotenpunkte der Inſurrektion bezeichnet hat. Ueber den allgemeinen Operationsplan heißt es dann weiter: Ueberall und in allen Fällen müſſen die Aufſtändiſchen ſuchen, in Gemeinſchaft zu handeln, indem ſie ihr Augenmerk im Allgemeinen auf die Hauptſtadt richten und im Einzelnen ſich bemühen, die nächſten größeren Detachements des Feindes zu überrumpeln und die Zuſammenziehung ſeiner Streitmacht zu verhüten. Der Aufſtand beginnt mit der Beſetzung eines Centralpunktes in jedem Kreiſe, der ſogleich in einen befeſtigten Platz verwandelt wird. Die von einzelnen Punkten durch überlegene feindliche Kräfte verdrängten Schaaren können ſich vorübergehend in den Wäldern und Sümpfen zerſtreuen, vereinigen ſich aber nachher wieder zwiſchen der Hauptmaſſe des Feindes und dem Hauptcentrum des Aufſtandes, ſodaß man für die in einzelnen Scharmützeln erlittenen Niederlagen durch die Annäherung der Geſchlagenen an den Haupt-Verſammlungspunkt auf der Communicationslinie des Feindes entſchädigt wird. Jede Provinz giebt womöglich ihre geübteſten Truppen an die Centralarmee ab und erſetzt ſie durch Rekruten, und wenn der Feind aus irgend einem Grunde ſeine Streitmacht theilt, ſo wirft man ſich mit vereinten Kräften auf dasjenige ſeiner Detachements, welches am gefährlichſten erſcheint. Die Hauptarmee hat Ein Ziel — ſich zu conzentriren und numeriſch zu verſtärken, während ſie den Gegner in jeder Weiſe verhindert, daſſelbe zu thun. Wenn die Centralregierung keine Führer ernennt, ſo wird den Oberbefehl in den Kreiſen immer Der übernehmen, der die zahlreichſte Schaar geſammelt und ſich in der Kreisſtadt befeſtigt hat. Die Operationen können, je nach den verſchiedenen Localitäten, einen anderen Charakter annehmen; ſo iſt es in den nordöſtlichen Provinzen (Lithauen, Samogitien, Auguſtowo), wo der Beſitz von Wilna und Modlin auf einmal die Herrſchaft über einen Flächenraum von tauſend Quadratmeilen ſichert, von Wichtigkeit, ſich jener Hauptſtadt und jener Feſtung zu bemächtigen, indem man möglichſt mit vereinten Kräften wirkt; in den ſüdweſtlichen Provinzen hingegen (Podolien, Volhynien, Gouv. Kiew), wo es keine beſonders wichtigen Adminiſtrativcentra giebt, iſt es ſelbſtverſtändlich beſſer, die Truppen des Gegners als Operationsgegenſtand zu wählen. Den Aufſtand in den volkreicheren Städten zu beginnen, iſt deshalb rathſam, weil erſtens der Straßenkampf gegen reguläre Truppen der vortheilhafteſte iſt, und zweitens, weil man den Erfolg der Sache dadurch vorbereiten kann, daß man gleich anfangs alle moskowitiſchen Befehlshaber in ihren Quartieren überfällt und in der Verwirrung ſich einiger Kanonen bemächtigt. Dies wird der Garniſon der Stadt die nöthige Einheit rauben und zugleich die Angreifenden ohne große Mühe in den Beſitz von Artillerie bringen. Die Hauptkraft der Inſurgenten-Armee wird aus der Infanterie beſtehen, die mit Senſen und Piken bewaffnet, in Kolonnen zum Angriff vorgeht. Der Corpschef muß ſich vor Allem mit ihrer Formirung und Einübung be-

* Unter Reußen, Rus, verſteht Mieroſlawski immer Podolien, Volhynien und die Ukraine; Rußland hat bei ihm keinen andern Namen als „Moskau“ oder das Zarthum (Carat.).

Digitized by Google

ſchäftigen; Scharfſchützen und Kavallerie werden leicht aus Jägern und Reitern gebildet, an denen Polen Ueberfluß hat und deren Organiſirung keiner ſo ſorgfältigen Vorbereitungen bedarf, als die der Senſenträger. Das beſte Mittel, das Zutrauen der Untergebenen und den unumgänglichen Einfluß auf ſie zu gewinnen, iſt, ſich ihnen zu nähern; man muß in ihren Reihen marſchiren, mit ihnen trinken, ſchlafen, exerciren, kurz, mit ihnen leben und ſterben, wie dies bei den jüngeren Offizieren in den regelmäßigen Armeen der Fall iſt.

Von dieſem Muſterbilde eines Inſurgentenchefs waren die Führer der Volkserhebung von 1831 allerdings weit entfernt, und deshalb war das Hauptaugenmerk der Bewegungspartei dahin gerichtet, für einen künftigen Aufſtand Feldherren zu bilden. Zu dieſem Zwecke wurde die polniſche Kriegsſchule in Genua errichtet, die bekanntlich kurz vor Ausbruch der Inſurrection, auf Andringen der ruſſiſchen Regierung, aufgehoben wurde und die den Aufſtändiſchen bereits einige tüchtige Führer geliefert hat. „Ich habe“, ſagt der Verfaſſer, „die Zöglinge dieſer Anſtalt im November 1861 in Genua während des Corſofeſtes geſehen; ſie zeichneten ſich durch ihre militairiſche Haltung, ihren ritterlichen Anſtand und ihr keckes Auftreten aus.“

## Deutſchland und das Ausland.

### Jegor von Sivers: Aus beiden Welten.*

Die ruſſiſche Cenſur hält die neuen Gedichte „Aus beiden Welten“ des in Livland lebenden Dichters ſeit Weihnachten zurück, und verbietet die Buchhändler-Anzeige! Man frägt ſich bei jetzigen Zeitläuften unwillkürlich: was enthalten dieſe Gedichte Verbrecheriſches gegen Perſonen, gegen Staat und Kirche, daß ſie bei der freiſinnigen Zeitſtrömung in Rußland als gefährlich der Oeffentlichkeit vorenthalten werden? Iſt es der Abſchnitt „Zeit,“ welcher das Argus-Auge der Cenſur erſchreckt? „Studentenlied“ (Dorpat, 1844) und ein ähnliches „Studenten-Begeiſterung“ (1845) befleißen ſich freilich nicht derjenigen poetiſchen Sprache, die man unter Nikolaus’ eiſernem Scepter für die erlaubte, geſchweige für die willkommenſte hielt!

„Wir halten feſt an Sprache, Brauch und Glauben,“ und „Mit freiem, offnem Worte, g’en Zwang und Liſt den Kampf gewagt!“ klingt allerdings polizeiwidrig, beſonders wenn man ſich die Uwarov’ſchen und Protaſſov’ſchen Anſtrengungen zur Ruſſificirung der Oſtſee-Provinzen, die griechiſchen Proſelyten-Machereien der Vierziger Jahre in Erinnerung bringt!

„Wer könnt’ uns wohl in Ketten ſchmieden,
Der Jugend nur gehört das Feld!
— — — — — —
Wir ſind die Zukunft dieſer Welt!“

Wappen und Ahnen heißen fortan todter Klang; man ſchwört zu des „Geiſtes Fahnen,“ es iſt von „Bund“ und „großen Thaten“ die Rede; allerdings unerhört und ſehr wunderbar unter dem ruſſiſchen alten régime, und nun gar S. 80 der „Morgengruß an den freien Weſten bei der Nachricht vom 24. Februar 1848“:

„Der Freiheitsmorgen blitzt empor!
— — — — — —
Begann auch täglich ſeinen Lauf
Das Taggeſtirn von Oſten fern,
Im Weſten geht die Sonne auf!
Von Weſten flammt der Freiheitsſtern.“

u. ſ. f. Man ſieht, es handelt ſich um eine ganz ſtaatsgefährliche Umwälzung, beſonders im „Brudergruß“, S. 81 ſpeziell für den Norden angedeutet.

Was bekunden aber jene Gedichte?! Etwas, daß die ruſſiſche Regierung des erleuchteten Kaiſers Alexander II., des „Befreiers“ ſeit Jahren durch die That anerkannt hat, daß nämlich der freien Entwickelung Raum gegeben werden muß, und — daß der Champagner, je feſter verkorkt, deſto ſtärker ſich bäumt, deſto beſſer mouſſirt!

Oder ſollte der offenbare Spott auf den Schleswig-Holſtein’ſchen Friedensſchluß im Gedichte „Die Könige haben geruht,“ anſtößig befunden werden? So weit gehen ruſſiſche Sympathien nicht! Oder erregte die deutſche Geſinnung des Verfaſſers und die Begeiſterung im Gedichte „Deutſchland“ (1861) Bedenken?

„Halt’ feſt du deutſches Volk und treu,
Laß Herz und Hand nicht wanken!
Ob Rußland dir, ob England dreu’
Am Rhein der Fürſt der Franken,
Ob dir der Pfaffen Spott
Verläſtert Welt und Gott,
Ob Thorheit, ob Verrath
Dir brauet gift’gen Rath,
Die That muß wohl gelingen!“

Der Leſer erräth die proteſtantiſche Melodie dieſer Strophe!

Oder iſt es das im Gedichte „An die Glaubenswürdigen,“ gegen die kirchlich orthodoxen geſchleuderte Laien-Votum, das cenſurliche Unterdrückung heiſcht?

Sind es die Diſtichen auf Max Stirmer’s „Der Einzige und ſein Eigenthum,“ welche doch mit dem darüber geſetzten Motto: „Was iſt daran zu leſen? u. ſ. w“ hinreichend das Objekt kennzeichnen? Schwerlich wird ein Leſer in deutſchen Gauen den eigentlichen Grund des Cenſur-Verbotes errathen, wohl aber ſofort erkennen, daß es im Widerſpruch zum gegenwärtigen Regierungs-Syſtem Anſchauungen gewaltſam unterdrücken will, die — längſt anerkannt — — gerade durch das Verbot nur um ſo raſchere, um ſo weitere Verbreitung finden. Eine Verkennung des politiſch- und religiös-ſittlichen Gehaltes der Gedicht-Sammlung „Aus beiden Welten“ iſt bei geſunder Kritik nicht denkbar!

K. A.

## Volkswirthſchaftlicher Kongreß.

Nachdem die auf Grund des Preis-Ausſchreibens vom 30. April 1861 der ſtändigen Deputation des Kongreſſes deutſcher Volkswirthe eingeſandten 13 Preisſchriften unter den unterzeichneten Preisrichtern cirkulirt hatten, traten dieſelben heute zu einer Konferenz zuſammen, um über die der ſtändigen Deputation in Betracht der Preisſchriften zu machenden Vorſchläge Beſchluß zu faſſen. Eine der eingeſandten Preisſchriften unter Nr. 2 mit dem Motto: „Wo die Natur aus ihren Gränzen wankt, irrt jede Wiſſenſchaft“ war bereits zurückgezogen worden. Nachdem dieſe außer Concurrenz getreten, waren die unterzeichneten Preisrichter von vorn herein darüber einverſtanden, daß von ſämmtlichen übrigen Preisſchriften nur die folgenden vier in Betracht zu ziehen ſeien:

1. „Die Elemente der Volkswirthſchaft“ mit dem Motto: „Arbeit iſt des Bürgers Zierde.“
2. „Die Volkswirthſchafts-Lehre“ mit dem Motto: „Das Beſte iſt der Feind des Guten.“
3. „Ueber die Grundbegriffe der Volkswirthſchaftslehre“ mit dem Motto: „Die Wahrheit wird ſiegen.“
4. „Volkswirthſchaftliche Aufſätze für Gebildete aus allen Ständen“ mit dem Motto: „Die Geſellſchaft iſt ein Organismus ꝛc.“

Nach eingehender Erörterung lautete das einſtimmige Urtheil wie folgt:

Die sub 1 und 2 verzeichneten Schriften ſind als vollſtändige Kompendien der Wiſſenſchaft der Volkswirthſchaft angelegt; und wenn ſich auch die erſte durch eine beſondere Fähigkeit zur populären Darſtellung, die zweite ſich durch Beleſenheit und eindringlichen Fleiß kennzeichnet, ſo iſt jede derſelben in ihren verſchiedenen Theilen von zu ungleichem Werthe, um ein conſequentes Ganzes darzubieten, welches der Kongreß Deutſcher Volkswirthe durchweg vertreten und durch Prämiirung dem Publikum allgemein empfehlen dürfte.

Die sub 3 und 4 verzeichneten Schriften ſind weniger umfaſſender Art und ihre Prämiirung würde wegen der damit für den Kongreß verknüpften Verantwortung weniger Bedenken erregen; da ſie aber an Gehalt und Schärfe die Schriften sub 1 und 2 keineswegs übertreffen, ſo verbietet es die Gerechtigkeit, jenen eine Auszeichnung zukommen zu laſſen, welche dieſen verſagt werden mußte.

Wenn alſo ſelbſt unter dieſen vier Schriften keine ſich als eine ſolche herausſtellte, welche der Kongreß durch öffentliche Zuerkennung eines Preiſes gleichſam adoptiren und mit ſeinem Beglaubigungs-Stempel in die Welt ſchicken dürfte, ſo erkannten doch die Unterzeichneten dieſe Arbeiten als beachtenswerthe Verſuche ſtrebſamer Männer, die ſich eifrig und eingehend mit der Wiſſenſchaft der Volkswirthſchaft beſchäftigt haben; und wenn die Verfaſſer noch nicht alle Theile des reichen Gebietes mit gleichem Erfolge bewältigt hätten, ſo ſei doch in vielen Stücken das wirklich Gelungene, in allen Theilen das ernſte Bemühen wohl einer zum Fortſtreben ermunternden Anerkennung würdig.

In dieſer ebenſo dem Zwecke der Preisausſchreibung als der Billigkeit entſprechenden Abſicht einigten ſich die Unterzeichneten dahin:

* Leipzig, C. F. Fleiſcher, 1863.

Digitized by Google

Dem ſtändigen Ausſchuſſe des volkswirthſchaftlichen Kongreſſes zu empfehlen, unter die Verfaſſer der vier hervorgehobenen Schriften einen Theil der ausgeſetzten Preisgelder zu vertheilen, vielleicht als Beitrag zu etwaigen Druckkoſten, —

und demnach den Verfaſſern der Schriften zu 1 und 2 je 100 Rthl., den Verfaſſern der Schriften sub 3 und 4 je 50 Rthl. zur Verfügung zu ſtellen.

Berlin, 12. März 1863.

gez.: Prince-Smith. Alfred Klauhold. Michaelis.

Die vorſtehenden Anträge der Herrn Preisrichter ſind von den Herren Preisausſetzern, wie von der ſtändigen Deputation des Kongreſſes, genehmigt.

gez.: Dr. Lette.
Vorſitzender der ſtändigen Deputation des volkswirthſchaftlichen Kongreſſes.

## Mannigfaltiges.

— Die Teſtamente Friedrich's des Großen. Der Hiſtoriker Preuß liefert in der Sonntags-Beilage der Berliner Voſſiſchen Zeitung eine Ueberſicht der Teſtamente Friedrich's des Großen, deren es bekanntlich mehrere aus ſeinen verſchiedenen Lebensaltern und namentlich auch aus der Zeit des ſiebenjährigen Krieges giebt. Friedrich hat ſeine Teſtamente, wie Preuß ſagt, theils inmitten ſeiner Todes-Gefahren im Kriege für das bedrohte Land, theils, als das Land die Früchte des Friedens genoß, aus Sorge für die ungeſtörte, fernere Blüthe des Staates geſchrieben. Sie alle bekunden, welchen hohen, ſittlichen Begriff er von ſeinem königlichen Berufe hatte, der ihm über Alles und auch über ſein Leben ging. Im ſtrengſten Sinne des Wortes zeigt er ſich darin, nach ſeinem eigenen, oft wiederholten Ausdrucke, als der „erſte Diener des Staates," als der treueſte Wächter des Geſetzes. Jedes einzelne dieſer Teſtamente iſt die bündigſte, ſelbſtredende Widerlegung jener Schmähſchrift unter dem Titel „Matinées royales," die ein unwiſſender Engländer vor kurzem für das politiſche Teſtament Friedrich's des Großen ausgab.

Bemerkenswerth und neu iſt beſonders das, was Preuß über die „Disposition testamentaire" vom Jahr 1752 mittheilt. Von dieſem Teſtament, deſſen Original im herzoglichen Archive zu Braunſchweig, dem Geburtsorte der Gemahlin Friedrich's, deponirt war, hatte der König eine Abſchrift im königlichen Archive von Berlin niederlegen laſſen. Hier lag das Schriftſtück neunzig Jahre lang verſiegelt, bis es im Jahre 1842, mit Rückſicht auf die neue Sammlung von Friedrich's Werken, geöffnet und dem Könige Friedrich Wilhelm IV. vorgelegt wurde. Preuß ſagt: „Zur Aufnahme in die Schriftwerke des großen Königs fand ſich dieſe erſte Abfaſſung ſeines politiſchen Teſtamentes ebenſo wenig geeignet, wie die neue Abfaſſung deſſelben von 1768. Beiden hat Friedrich eigenhändig den Titel: „Testament politique" gegeben." Die einzelnen Abſchnitte des Teſtaments von 1752 ſind betitelt: 1) Introduction; 2) De l'administration de la justice; 3) Des finances, manufactures etc.; 4) De la politique; 5) Du militaire; 6) De l'education d'un prince. Schließlich (auf S. 50 des Schriftſtückes) bemerkt der König, er habe es zweckmäßig gefunden, dieſem politiſchen Teſtament eine Abhandlung über die auf die Taktik und die Evolutionen der preußiſchen Truppen angewandte Kriegskunſt beizufügen.

Dieſe Abhandlung hat der König im Jahre 1753 in's Deutſche überſetzen laſſen, um ſie an die Generale ſeiner Armee zu vertheilen, und zwar unter dem Titel: „Die General-Prinzipia vom Kriege, appliciret auf die Tactique und auf die Disciplin derer Preußiſchen Truppen." Das franzöſiſche Original iſt im 28. Bande der neuen akademiſchen Ausgabe der Werke Friedrich's des Großen abgedruckt.

Was die Erziehung des Prinzen, ſeines Nachfolgers, betrifft, ſo ſagte der König darüber in der Inſtruction an den Hofmeiſter deſſelben, Major v. Borcke: „Behandeln Sie meinen Neffen wie einen Privatmann, der ſein Glück machen muß; ſagen Sie ihm, daß er, wenn er grobe Fehler hat oder nichts lernt, von der ganzen Welt verachtet ſein wird. Halten Sie ihm das Beiſpiel der beiden Markgrafen von Brandenburg-Schwedt vor. Er muß lernen, daß alle Menſchen gleich ſind und daß die Geburt nichts weiter als eine Chimäre iſt. Beſonders muß man ihm Anhänglichkeit für das Vaterland einflößen, und Niemand darf andere, als gut patriotiſche Geſpräche mit ihm führen. In jedes Geſpräch mit ihm ſollte man ſolche moraliſche Betrachtungen einfließen laſſen, welche die Humanität und die edle Geſinnung in ihm befördern, wie ſie ein Mann von Ehre und beſonders ein Fürſt haben muß."

— Ein volkswirthſchaftlicher Fortſchritt. Auch wir begrüßen die neuen Uebereinkommen zwiſchen Preußen und Belgien, die inſofern ſie das Gebiet des internationalen Verlagsrechtes berühren, auch ein großes literariſches Intereſſe haben, als einen entſchiedenen, volkswirthſchaftlichen Fortſchritt. Sie ſind eine Bürgſchaft dafür, daß der Handelsvertrag, welchen Preußen im vorigen Jahre mit Frankreich abgeſchloſſen, eine Wahrheit werden wird, wenn auch die Segnungen deſſelben uns noch eine Zeitlang durch den Widerſtand einiger Zollvereins-Regierungen vorenthalten bleiben. Es iſt wohl keinem Zweifel unterworfen, daß auch Holland bald dem Beiſpiele Belgiens folgen und der Freiheit des Verkehrs mit dem deutſchen Zollverein alle diejenigen Zugeſtändniſſe einräumen wird, die der Letztere vielleicht erſt im Jahr 1866 dem Auslande zu gewähren vermag.

— Schulze-Delitzſch und die deutſche Arbeit. Die ſieben Vorträge, die Herr Schulze-Delitzſch im Laufe des Februar und März dieſes Jahres im Berliner „Arbeiter-Verein" gehalten, werden nächſtens geſammelt im Druck erſcheinen, worauf wir Jedermann aufmerkſam machen, der ſich über das Weſen der Volks-Arbeit, über das Verhältniß der Arbeit zum Kapital und über die hohe Bedeutung, welche die auf Selbſthülfe gegründeten Aſſociationen für die Menſchheit haben, belehren laſſen will. Dieſe Vorträge bilden ein wahres Kompendium der Volks-Wirthſchafts-Lehre für den Arbeiter, den ſie auf die großen Hülfsquellen hinweiſen, die er ſelbſt in der durch kleine Erſparniſſe zu bewirkenden Gründung von Genoſſenſchaften für den Kredit zum Geſchäftsbetrieb und für die Beſchaffung von Rohſtoffen und Konſum-Artikeln beſitzt, ohne daß er dazu der in ihren Konſequenzen ſtets bedenklichen Unterſtützung durch den Staat bedarf. Gleichzeitig warnen dieſe Vorträge aber auch vor den gefährlichen Lehren der Sozialiſten und Kommuniſten, deren es leider auch jetzt noch Manche in Deutſchland, wie in Frankreich, giebt, die den Arbeiter nicht ſowohl auf ſeinen Fleiß, auf ſeine Sparſamkeit und auf ſeine Achtung des Rechts, als auf ſeine angeblich ihm zuſtehenden Rechte auf die Hülfe Anderer und beſonders des Staates verweiſen. Herr Dr. Laſſar gehört zu dieſen, von Schulze-Delitzſch bekämpften und widerlegten Sozialiſten, die ſich ein Geſchäft daraus machen, die Köpfe der Arbeiter durch politiſche Ideen zu verwirren und unter ihnen für das allgemeine Stimmrecht zu agitiren. Nun, wir ſehen, wohin die franzöſiſchen Arbeiter durch das allgemeine Stimmrecht gelangt ſind: zu einem Zuſtande ſchimpflicher Knechtſchaft und Unmündigkeit! Die engliſchen Arbeiter dagegen, die ihren alten Radicalismus aufgegeben, erwerben ſich mit Hülfe ihrer auf Sparſamkeit und Gegenſeitigkeit gegründeten Erwerbs-Genoſſenſchaften immer zahlreicher das in ihrem Vaterlande noch mit einem kleinen Cenſus verbundene Wahlrecht. Ja, mit Hülfe jener Genoſſenſchaften und ihrer volkswirthſchaftlichen Einſicht haben die engliſchen Arbeiter in neueſter Zeit eine der ſchwerſten Kriſen, von der ſie jemals heimgeſucht wurden, die Baumwollen-Noth, zu überwinden vermocht.

— Neueſte Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur.

Cinq semaines en ballon. Voyages de decouvertes en Afrique. Par trois Anglais. Redigé sur les notes du docteur Fergusson. Paris, Hetzel, $3^1/_2$ fr.

Le Renard, de Goethe. Soixante compositions par Kaulbach. Traduit par Edouard Grenier. Paris, Hetzel, 10 fr.

Sous dix rois. Souvenirs de 1791 à 1860. Par Boucher de Perthes. T. II. Abbeville, Briez. Les deux volumes 10 fr.

Cités et ruines americaines. Mila, Palenqué, Izamal, Chichen-Itza, Uxmal. Photographiées par D. Charnay. Texte de Viollet-Le-Duc. Paris, Gide, 15 fr.

Asie Mineure. Description géographique, historique et archéologique. Par Charles Texier, de l'Institut. Paris, Firmin Didot, 8 fr.

Études et lectures sur les sciences d'observation et leurs applications pratiques, par M. Babinet, de l'Institut. Septième vol. Paris, Mallet, $2^1/_2$ fr.

Les Robespierre. Monographie bibliographique, par J. M. Quérard. (Extrait du tome XII de la France littéraire).

J. C.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

# Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 15. Mittwoch, den 15. April 1863. 32. Jahrgang.

## Inhalt:

Frankreich. Seite
Guſtav Flaubert. I. Der erſte Erfolg . . . 169
England.
James Anthony Froude, als Vertheidiger Heinrich's VIII. . . . 170
Schweden.
Johann Ericſon, der Erfinder der caloriſchen Maſchine und des Revolver-Kriegsſchiffes . . . 173
Polen.
J. H. Schnitzler: Ueber Urſprung und Charakter der Polen . . . 176
Deutſchland und das Ausland.
Eine Uhland-Feier in St. Petersburg . . . 177
Hiſtoriſche Wörter und Redensarten . . . 179
Mannigfaltiges.
Ein deutſch-ruſſiſches Urtheil über deutſche Zuſtände . . . 180
Große, mediziniſche Preisbewerbung . . . „
Emanuel Geibel und Friedrich Bodenſtedt . . . „
Der Uranios des Simonides . . . „
Karte von Rußland . . . „

## Frankreich.

### Guſtav Flaubert.

I.

Der erſte Erfolg.

Guſtav Flaubert iſt nicht nur einer der bedeutendſten jetzt lebenden franzöſiſchen Roman-Schriftſteller, er iſt mehr, er iſt vielleicht das ſeine Zeit und ſein Land am Beſten charakteriſirende Talent. Es ließe ſich mit mathematiſcher Richtigkeit und Sicherheit nachweiſen, wie ein Schriftſteller, wie Flaubert, nur jetzt und nur in Frankreich auftauchen und zur Geltung kommen konnte; man könnte dieſem Demonſtratum die volltönendſten, erſchütterndſten Entrüſtungen über den verdorbenen Geſchmack unſeres Publikums, über die wahnſinnigen Verirrungen unſerer wenigen Talente, über den Verfall unſerer Literatur ꝛc. hinzufügen — man könnte, je nachdem man „klaſſiſche" oder „romantiſche" Neigungen in ſich ſpürt, an die gute alte Zeit des großen Jahrhunderts und der großen Allongen-Perrücken, oder an die goldenen Tage von 1830 appelliren und unſere erbärmliche Gegenwart, ſammt ihren Flaubert's, vor den Richterſtuhl der glorreichen Vergangenheit ziehen — ich meines Ortes fühle mich jedoch zu dieſem Huiſſier-Amte durchaus nicht berufen.

Flaubert iſt ein Kind ſeiner Zeit, und ſchon deshalb flößt er Intereſſe ein — er beſitzt ein unbeſtreitbares Schriftſteller-Talent: Geduld, Ruhe und Arbeitskraft; deshalb darf er wohl auf eine ruhige und beſonnene Beurtheilung ſeiner Werke Anſprüche erheben.

Schon das literariſche Debüt unſeres Schriftſtellers iſt für unſere kluge, berechnende Zeit charakteriſtiſch. Nicht unwiderſtehlich jugendlicher Drang, nicht Enthuſiasmus, nicht voreilige, unüberlegte Leidenſchaftlichkeit haben unſerm Autor die Feder in die Hand gezwungen, ihn zum Dichten und Schaffen angetrieben. Nach reiflicher Ueberlegung, nach kalter Berechnung hat Flaubert ſeinen erſten Roman mit beſchaulicher Ruhe und geduldiger Muße componirt, in einem Alter, wo ſo manches Talent ſchon zu ſchreiben aufhören mußte. So bietet uns „Madame Bovary" das befremdende Schauſpiel eines reifen Erſtlingswerkes, eines ausgewachſenen Wickelkindes. Wie der Zauberer Merlin, nach der Legende, ſchon in der erſten Minute ſeines Lebens ein Mann, ein verſtändiger Mann war und ſeine Mutter, die arme Wöchnerin, tröſtete und mit Rath und That unterſtützte — wie die bei der Geburt ſchon bewaffnete Pallas Athene, ſo ſteht auch der Literat Flaubert in der erſten Minute ſeines öffentlichen Lebens als fertiger, geſetzter Mann vor uns. Man hat dies bewundert: ich geſtehe offen ein, daß ich an dergleichen literariſchen Wunderkindern ebenſowenig Gefallen finde, wie an den ſonſtigen Wunderkindern, die uns der lukrative Sinn grauſamer Eltern vorführt. Ich beneide das bärtige Kind Merlin nicht um ſeinen frühzeitigen Bart und bedauere ihn, weil er die glückliche Kindheit und die entſchwundene „ſüße, blöde Jugend-Eſelei," wie Heine ſagt, nicht in ſeine Erinnerung graben konnte, wie ich die klaſſiſche Pallas bedaure, weil ſie nie ein mythologiſcher Backfiſch geweſen.

Auf jeden Fall erreichte Flaubert mit ſeinem geduldigen Warten ſeinen Zweck; „Madame Bovary" errang einen ſelten dageweſenen Erfolg. Trotz der ſcharfen, unerbittlichen Kritiken, die dem Romane ebenſowenig erſpart wurden, wie übertriebenes Lob, oder vielleicht gerade wegen dieſer unerbittlichen Kritiken, wurden ſiebzehn Auflagen davon verſchlungen.

Wenn ich ſagte, daß „Madame Bovary" ſeinen Zweck erfüllt, den Erwartungen des Autors entſprochen habe, ſo iſt dies nicht ganz richtig. Flaubert erwartete allerdings, daß man ſeinem Romane, an dem er ſechs lange Jahre gearbeitet hatte, Gerechtigkeit widerfahren ließe; er erwartete, daß man in ihm Eigenſchaften erblicken würde, die den meiſten Romanen der Neuzeit abgehen, einen fleißig ausgearbeiteten Stil und ſcharfe und richtige Beobachtungsgabe — anſtatt deſſen ſah das Publikum, das die bewußten ſiebzehn Auflagen konſumirte, etwas ganz Anderes darin, eine Befriedigung ſeines obſcönen Geſchmackes, einen frivolen Sinnen-Kitzel, den es für zwei Franken erkaufen konnte. Dieſe gefällige und gelungene Schilderung einer unglücklichen Ehe, unglücklich, gräßlich, laſterhaft und niedrig, mit all' ihren grauenerregenden Einzelheiten, die der häßlichſten Wirklichkeit abgelauſcht und mit hervorragendem Deſcriptions-Talente ungeſchminkt wiedergegeben waren, dieſe „Madame Bovary" mit Einem Worte fand bei unſerm Publikum eine jener Aufnahmen, von denen ein Kritiker richtig ſagt, daß ſie in wenigen Tagen den Laden des Verlegers leeren und die Welt mit häßlichen Gedanken füllen. Nicht dem ernſten Publikum, an das ſich Flaubert gewandt hatte, gefiel dieſer Roman, ſondern geradezu den verdorbenen Subjekten und denen, die den Schmutz gern mit der Lupe beſehen.

Die Kritik verurtheilte den Roman einſtimmig; allerdings gab ſie zu, daß ſich in dieſer allzu realiſtiſchen Erzählung eine nicht gewöhnliche Begabung bekunde, daß die Typen, die Flaubert vorführte, mit ſchonungsloſem Realismus aus dem kleinen Stadtleben entnommen, und mit einer faſt kleinlich genauen Beobachtung und Wahrheitsliebe wiedergegeben waren. Sie erkannte in dem Weibe, das durch die Monotonie einer gelangweilten Exiſtenz corrumpirt wird, in dem hochgelahrten Apotheker, in dem Land-Edelmann lebende Weſen wieder, denen ſie ſchon in der Wirklichkeit begegnet und womöglich ausgewichen war. Beſonders aber bewunderte ſie eine ſkrupulöſe Genauigkeit und unverdroſſene Ausführlichkeit in der Beſchreibung, die bisher unübertroffen, ſelbſt von Balzac nicht erreicht, einzig und allein in der Literatur daſtand. Dieſe Beſchreibungen wurden mitunter durch übertriebene Sorgfalt geradezu lächerliche Zerrbilder und verfehlten, weil ſie ſich zu ſehr in die Einzelheiten verloren, ihren Zweck, die Geſammtwirkung. Die berühmte „Mützenſtudie" auf den erſten Seiten dieſes Romans wurde als eines der vollkommenſten komiſchen Genrebilder geprieſen.

Der Gymnaſiaſt Charles Bovary trägt nämlich im Roman folgende

Digitized by Google

Mütze: „Es war eine jener Kopfbedeckungen gemiſchter Natur, in der man Beſtandtheile der hohen Bärenmütze, des Tſchako, des runden Hutes, der Pelz- und Schlafmütze wiederfindet, mit einem Worte eines jener ärmlichen Dinge, deren ſchweigſame Häßlichkeit ausdrucksvolle Tiefen birgt, wie das Geſicht eines Dummkopfs. Eiförmig, mit Fiſchbein aufgeſpannt, fing ſie mit drei wurſtartigen, kreisförmigen Wulſten an, darüber, abwechſelnd und durch rothen Paspel von einander getrennt, ſammetne und kaninchenlederne Rauten; darüber endlich thürmte ſich eine Art Sack, der mit einem kartonirten, reich mit verſchnörkelten Stickereien beſetzten Vieleck endete, und von dem, an einem zu dünnen Schnürchen, ein Querſtäbchen aus Golddraht, wie eine Art Troddel herabhing. Die Mütze war neu, das Schild glänzte."

Ich muß zur Erhöhung der komiſchen Wirkung, die eine derartige Beſchreibung hervorbringen wird, noch hinzufügen, daß es Herr Flaubert ſehr ernſt meint, und damit durchaus keine Heiterkeit hervorrufen will. Es iſt ihm ſehr viel daran gelegen, daß der Leſer genau wiſſe, wie die Mütze des kleinen Bovary ausſehe, und deshalb entwirft er das bewußte Portrait von dieſer unglücklichen Kopfbedeckung.

Der Leſer lacht vielleicht über dergleichen Sonderbarkeiten, die er, in weniger diplomatiſchem aber gut gemeinten Deutſch, Albernheiten oder Verrücktheiten nennt. Der Fachmann, der das Ding ſchon mit etwas anderen Augen anſieht, fragt ſich auch mit Beſorgniß, ob Madame Bovary mit ihren Mützenbeſchreibungen eine Faſchingsbeluſtigung ſei; aber wenn er ſich die Mühe giebt, die lächerliche Beſchreibung noch einmal zu überleſen, ſo muß er doch zugeben, daß ſie im Grunde genommen gar nicht ſo übel iſt, und daß es weit weniger Geiſt bedarf, darüber zu lächeln und zu ſpötteln, als eine ähnliche zu liefern.

Die Bovary'ſche Mütze charakteriſirt die Flaubert'ſche Schreibweiſe ganz und gar; mit derſelben Liebe verweilt der Verfaſſer bei der Beſchreibung eines jeden Gegenſtandes, den er behandelt, und da er für Gegenſtände ſchmutziger, widerlicher Natur eine gewiſſe Vorliebe hat — oder, um milder zu ſprechen — da ein ſo ſchmutziger, widerlicher Stoff, wie „Madame Bovary," dem Verfaſſer den bedauerlichen Zwang auferlegte, ſich fortwährend mit ſolchen Gegenſtänden zu beſchäftigen, ſo iſt dieſer Roman, in wie anerkennenswerther, rein moraliſcher Abſicht er auch geſchrieben ſein mag, nichts Anderes, als ein verwerfliches, ſchädliches, unſittliches Buch geworden, das von Unſauberkeiten ſtrotzt, und den Fäulnißgeruch der ſogenannten „littérature charogne" aus allen Poren ausſtrömen läßt.

Nach der Mützenbeſchreibung iſt man zu glauben geneigt, daß Flaubert bei einem Hutmacher ſein Geſellenſtück gemacht habe; lieſt man, mit welchem Scharfblick er die ſchrecklichſten Gebrechen, unnennbare Krankheiten beobachtet hat, und mit welchem verteufelten Geſchicke er dies zu ſchildern weiß, ſo möchte man ſchwören, daß Herr Flaubert in ſeinen Mußeſtunden die weiße Schürze vorbindet, um in den Diſſections-Zimmern der Spitäler an den intereſſanteſten Kadavern ſeine Kräfte zu erproben.

Dieſe Auffaſſungsweiſe und Durchführung hat ſogar eine *neue Schule* geſchaffen, die Sainte Beuve ſich nicht entblödete, im „Moniteur" (4. Mai 1857) als „Regeneration unſerer entnervten Literatur" mit Jubel zu begrüßen, und deren Vertreter er den hübſchen Namen „Anatomiſtes" gegeben hat. Seiner Anſicht nach trägt dieſe Anatomiſten-Literatur die „wahre Kraft" in ſich, ſie iſt die wirkliche „Zukunfts-Literatur."

Du gerechter Himmel! Was werden der armen Zukunft für Genüſſe von unſerer ökonomiſchen Gegenwart aufgeſpart! Deutſchland ſorgte für Zukunfts-Muſik, Frankreich bringt ihr eine Zukunfts-Literatur. Es iſt nur ſchade, daß unſere arme Gegenwart ſchon mit dieſen Zukunfts-Speiſen traktirt wird.

Der Ausdruck „*anatomiſche Literatur*" iſt übrigens treffend. Aus der Anatomie ſchöpft Flaubert ſeine Begeiſterung, ſeine Kraft. Nur läßt ſich von ſeinen anatomiſchen Studien nicht behaupten, was Jean Paul von den derben, ſehr derben Späßen der edlen Swift und Rabelais ſagte, ſie ſeien *rein* wie ein anatomiſches Lehrbuch. Sie ſind vielleicht mit derſelben leidenſchaftsloſen gelehrten Ruhe entworfen, vielleicht in denſelben belehrenden, edlen Abſichten, aber ſie verfehlen ihren Zweck, weil ſie ſich nicht an ein Spezial-Publikum, nicht an die jungen Nacheiferer des Hippokrates richten, ſondern an das große, ungelehrte Publikum, für das ein „reines anatomiſches Lehrbuch" auch nicht immer rein iſt.

Das zerſtreuungsſüchtige Publikum, das den Roman las, bekümmerte ſich verteufelt wenig um die lauteren, anatomiſchen Abſichten des Herrn Flaubert. Was es in „Madame Bovary" ſuchte und fand, das war unverhüllte, nackte Corruption, und deshalb erbaute es ſich an dieſer Studie der Unſittlichkeit. Es fand in dieſem Romane einen ſeiner Lieblings-Charaktere als Heldin wieder, das ehebrecheriſche Weib, und zwar in einer Geſellſchaft, die mit dieſem edlen Weſen meiſterlich harmonirte. Wenn dieſer Charakter auch nicht gerade durch ſeine Neuheit überraſchte — denn an Ehebrecherinnen aller Kategorien fehlt es in unſerer Literatur ebenſowenig, wie an Courtiſanen der großen und kleinen Welt, Proſtituirten aus Gewinnſucht, greiſen Wollüſtlingen und cyniſchen Jünglingen — ſo war er doch nie ſo nüchtern, ſo unparteiiſch, wir möchten ſagen, ſo epiſch-gemein vor die Augen des Leſers getreten.

Flaubert wollte mit dieſer platten, realiſtiſchen, widerlichen Figur Entſetzen erregen, er wollte gewiß eine moraliſche Wirkung damit erzielen, denn, wir geſtehen es mit Freuden ein, nicht mit einer Silbe verräth der Autor, daß er in ſein entſetzliches Geſchöpf verliebt iſt, niemals will er ſie entſchuldigen — aber er ſchoß fehl; man fand Gefallen an dem Schreckensbilde, man intereſſirte ſich an der verabſcheuungswürdigen Dirne.

So bewahrheitete der Erfolg der Madame Bovary die alte, gar nicht genug zu beherzigende Regel, daß purer, platter Realismus, ohne allen idealen Beigeſchmack, ſtets unmoraliſch iſt und ſtets unmoraliſch ſein muß. Realismus, auf ausgewählte Gegenſtände angewandt und mit gutem Geſchmack verbunden, iſt ſicherlich das letzte Wort der Kunſt, aber bei dieſem Prozeſſe iſt eben die Auswahl, der gute Geſchmack rein idealer Natur.

Flaubert hatte auf die Anerkennung ſeiner literariſchen Verdienſte gehofft — zwei ehrenhafte Auflagen hätten ihn überglücklich gemacht — Madame Bovary wurde ein ſkandalöſer Erfolg mit ſiebzehn ſkandalöſen Auflagen, und eine jede neue Auflage war ein neuer Stein auf das Herz des armen Siegers.

Wenn er ſchwer gefehlt hat, ſo ſei ihm verziehen! Er hat ſeine Verirrung theuer genug bezahlen müſſen — man hat ihn mit Herrn Erneſt Feydeau auf gleiche Stufe geſtellt, ihn zum Geiſtes- und Stammverwandten dieſes ohnmächtigen Skandalſuchers geſtempelt. Das verdiente Flaubert nicht, denn Flaubert iſt ein wirkliches, ein bedeutendes, kräftiges Talent, und Herr Feydeau iſt der Verfaſſer von „Fanny."

Die Freunde Flaubert's erzählen, daß der ſonderbare Erfolg der „Madame Bovary" den Verfaſſer mit Abſcheu und Schrecken erfüllt habe. Man darf ſich deshalb nicht mehr wundern, wenn er mit ſeinem vor kurzem erſchienenen Romane Alles, was in ſeinen Kräften ſtand, gethan hat, um den Leſer zu deroutiren. Er wollte nicht mehr der „Verfaſſer der Madame Bovary" ſein, er wollte noch einmal debütiren, als neuer Menſch vor ein neues Publikum treten — er hat ſich abermals getäuſcht. Trotz aller Anſtrengungen iſt es ihm nicht gelungen, den alten Adam auszuziehen. Wenn er auch ſeine Natur mit dem karthaginenſiſchen Spieße verjagen wollte, ſie kam ſchnell zurück, und wird ihn nicht verlaſſen. Er wird, nicht nur für das Publikum, ſtets der „Verfaſſer der Madame Bovary" ſein und bleiben.

## England.

### James Anthony Froude, als Vertheidiger Heinrich's VIII.

Wohl kein Monarch nimmt in der Geſchichte eine ſo ſonderbare Stellung ein, als Heinrich VIII. von England. So weit die Kirchenlehre ging, ein aufrichtiger Katholik, und einer, der wegen ſeiner Schrift gegen den großen Hereſiarchen des Jahrhunderts vom Papſte ſelbſt den Titel „Vertheidiger des Glaubens" erhalten, wurde er nichtsdeſtoweniger das Hauptwerkzeug der Reformation, der Mann und Fürſt, ohne deſſen Beiſtand die Reformbewegung des 16. Jahrhunderts ebenſo kläglich fehlgeſchlagen wäre wie die Reformbewegungen des 13. und 15. Jahrhunderts fehlgeſchlagen waren. Ein legitimer König, obwohl der Erbe eines glücklichen Uſurpators, und die königlichen Vorrechte ſo hoch haltend, wie nur irgend ein Herrſcher, der das Scepter ergriffen, hatte er das Zeug zum größten Revolutionäre und vergoß mehr edles und königliches Blut, als je auf den Befehl aller jener Jakobiner und Demokraten floß, die gegen Throne, Dynaſtien und Ariſtokratien wütheten. Er wird von den Katholiken verabſcheut, und die Proteſtanten lieben ihn nicht, denn er riß das alte religiöſe Gebäude des Reiches nieder und verſchaffte den Reformern einen bleibenden Standplatz, von dem aus ſie die Welt bewegen konnten, während er zur ſelben Zeit ebenſo erbarmungslos Proteſtanten ſchlachtete, wie nur irgend ein Herrſcher aus dem Hauſe Habsburg oder Valois. Von Blute rauchend und anſcheinend fühllos gegen jede Anwandlung

Digitized by Google

menſchlichen Mitleids, war er dennoch bei der Maſſe ſeiner Unterthanen populär, und kein kleiner Theil dieſer Popularität iſt bis auf unſere Zeit herab gekommen, wo er von den Gedankenloſen wegen der Kühnheit und Ungenirtheit ſeiner Handlungsweiſe und der Folgen dieſer ſeiner Handlungen bewundert wird, ſo daß er allgemein als der „bluff king Hal“ (der forſche König Heinrich) bekannt iſt — ein Titel, der ſprechender iſt, als ein ganzes Buch ſtudirter Panegyrik oder Vertheidigung ſeiner Politik und ſeiner Thaten.

Aber das genügt nicht für Jene, welche Gründe haben wollen für ihren geſchichtlichen Glauben und einen ſichern Grund für das ſuchen, was ſie als die wirkliche Größe des zweiten Tudorkönigs von England herausfühlen.

Männer von Geſchicklichkeit haben ſich gelegentlich bemüht, einen verſtändlichen Heinrich VIII. zu ſchaffen und uns Achtung vor einem Manne einzuflößen, deſſen Thaten ſeit zehn Generationen auf die menſchlichen Dinge ſolch ungeheuren Einfluß geübt.

An der Spitze dieſer philoſophiſchen Geſchichtsſchreiber, und zwar ſo weit voraus, daß er alle andern außer Geſichtsweite zurückläßt, ſteht James Anthony Froude, deſſen „Geſchichte Englands von dem Sturze Wolſey's bis zum Tode der Eliſabeth“ in ſechs Bänden vorliegt.

Froude fing ſein Werk nicht in einem Zuſtande der Bewunderung ſeines königlichen Helden an. Der Ton ſeines erſten Bandes iſt vollkommen ruhig und im Ganzen ſo unparteiiſch, als man es von einem Engländer erwarten kann, welcher von großen Männern einer großen Periode ſeines Vaterlandes ſchreibt; aber es iſt für Jemanden, welcher die Rolle des Advokaten übernommen hat, ſo natürlich, ſich mit der Sache ſeines Klienten zu identificiren, daß unſer Autor reißend ſchnell aus dem Charakter des bloßen Advokaten in den eines Parteinehmers übergeht, und während der Zeit, daß er ſein Werk bis zur Hinrichtung von Thomas Cromwell gebracht hat, iſt Heinrich zum Range eines Heiligen geſtiegen mit mehr als königlicher Unfähigkeit, etwas Unrechtes zu thun. Daß der König nichts Unrechtes thun kann, iſt eine engliſche, conſtitutionelle Maxime, welche, wie praktiſch tüchtig ſie auch an ihrer rechten Stelle ſein mag, doch nicht in die Geſchichte eingeführt werden ſollte; es müßte denn ſein, daß wir ſie eben für eine bloße Parteiſache halten. Wenn je ein Mann gelebt und regirt hätte, der unfähig geweſen, Unrecht zu thun, ſo war es ein Fehlgriff, ihn in dieſem Heinrich zu finden, der ein Frauenmörder, ein Verfolger, der Mörder des Adels in ſeinem Königreiche, der Vertilger der letzten Reſte eines alten Königsgeſchlechtes, ein Patron der Reiſigbündel, Stricke und Aexte, ein hartherziger, ſelbſtſüchtiger Lüſtling war, dem jede Art milden oder edlen Gefühles fremd geweſen zu ſein ſcheint. Heinrich VIII. hatte nie einen milden Augenblick. Er war, als er, achtzehn Jahr alt, ſeinem ſchmutzigen, egöiſtiſchen Vater in der Regierung folgte, daſſelbe Ungeheuer, wie mit ſechsundfünfzig Jahren, wo er ſterbend die ſchwachen Reſte ſeiner einſt herkuliſchen Stärke dazu benutzte, um Todesurtheile unſchuldiger Menſchen abzuſtempeln.

Froude iſt ein zu geſcheidter Mann, als daß er einen plumpen Panegyrikus auf Heinrich VIII. in die Welt ſetzen ſollte. Er weiß, daß die Leſer einen Grund angegeben haben wollen, warum dieſes oder jenes geſchehen iſt, und er thut ſein Beſtes, um ihrem Verlangen entgegen zu kommen. Die Stellung, welche er in Bezug auf Heinrich's Aufführung einnimmt, iſt ſehr plauſibel und durch zahlreiche Thatſachen ebenſo wohl unterſtützt, als durch philoſophiſche Theorie. Nach Froude's Theorie war Heinrich über die Thronfolge beunruhigt. Sein großer Vorſatz war, der Erneuerung des Bürgerkrieges in England zuvorzukommen, der ein Succeſſionskrieg geweſen wäre. Als er Katharina von Aragonien verſtieß, als er Anna Boleyn heiratete, als er Anna Boleyn beſchimpfte und mordete, als er Johanna Seymour heiratete, als er Anna von Cleve verſchmähte und verſtieß, als er Katharina Howard heiratete und dann enthauptete, als er Cromwell patroniſirte, benutzte und belohnte und als er Cromwell zum Schaffotte ſandte und ſich weigerte, deſſen kläglichen Ruf um Gnade anzuhören, als er das Blut der Plantagenets und Neville gleich Waſſer, ebenſowohl aus den Adern alter Frauen, als wie junger Männer, fließen ließ, als er Katholiken hängte und Proteſtanten verbrannte, als er Surrey den ſchönſten Kopf in ganz England nehmen ließ — kurz, es bleibt ſich gleich, was er that, er hatte durch das brühheiße Blutmeer hindurch ſeinen Blick nur auf einen großen Punkt gerichtet, nämlich die Wahrung des innern Friedens von England, nicht blos während er ſelbſt noch lebte, ſondern auch nach ſeinem Tode.

Sein Sohn, oder wer immer ſein Erbe ſein würde, mußte ein unbeſtrittenes Erbe antreten, ſelbſt, wenn es nöthig ſein ſollte, mit dem ganzen Adel des Reiches und dem größten Theile des Volkes aufzuräumen, um die ſo heiß erſehnte Ruhe zu ſichern. Kirchhöfe mußten gefüllt werden, damit ganz England zur Ruhe des Kirchhofes komme. Das rothe Geſpenſt, welches ſeit 1789 ſo oft ſelbſt feinfühlende Männer erſchreckt und mehrere merkwürdig demüthigende Proben menſchlicher Schwäche in unſeren Zeiten veranlaßt hat, war — ſo dürfte es ſcheinen — den Augen Heinrich's VIII. ſtets gegenwärtig. Er ſah fortwährend die Anarchie Anſtrengungen machen, ſich von den Banden zu befreien, in welche Heinrich VII. das Ungeheuer gelegt, und er ſchaffte ziemlich jeden Mann oder jede Frau bei Seite, mit deren Namen ein Anſpruch auf die Krone gegen einen Prinzen oder eine Prinzeſſin aus dem Hauſe Tudor geltend gemacht werden konnte. Gleich ſeinem Vater (um Mr. Froude's bewundernswerthen Ausdruck zu gebrauchen) athmete er „eine Atmoſphäre drohender Inſurrection,“ und er war entſchloſſen und feſt in ſeinem Vorſatze, alle rebelliſch geſinnten Leute ihrer Führer oder derer zu berauben, auf die ſie als Führer hinſehen könnten. Das Beil hieb unaufhörlich auf edle Nacken, und das Seil war fortwährend mit unedlen Leibern beſchwert, weil der König darauf verſeſſen war, Inſurrection zum allerkläglichſten Geſchäfte zu machen.

Dieſe Succeſſionsfragen-Theorie hat das Verdienſt, die Hauptſchwierigkeit zu heben, die uns entgegentritt, wenn wir die Geſchichte von Heinrich's Regierung ſtudiren, und ſie wird durch viele Dinge, die für eine Periode von mehr als zweihundert Jahren zur engliſchen Geſchichte gehören — nämlich von der Abſetzung Richard's II. im Jahre 1399 bis zum Tode Eliſabeth's 1603 — vollkommen gerechtfertigt.

Wenn ausgemacht werden könnte, daß das Benehmen Heinrich's VIII. gegen ſein Volk, die Kirche, ſeine Edlen und ſeine Frauen einzig und allein durch Rückſichtsnahme auf die Succeſſionsfrage und ſeinen Wunſch, dem Reiche den Frieden zu erhalten, beſtimmt wurde, ſo glauben wir, nur Wenige würden geneigt ſein, die meiſten ſeiner Thaten zu verdammen, die nach den bisherigen Geſichtspunkten ſein Andenken ſchwärzen, und die ihn nahezu an die Spitze einer Reihe herzloſer Tyrannen ſtellen. Daß der Zweck die Mittel heilige, iſt eine Lehre, welche Jedermann mit dem Munde verdammt, während beinah Alle die darauf gegründete Praxis in ihrem Herzen billigen, ſobald ſie zu ihren eigenen Plänen und ihrem eignen Vortheile ſtimmt. Wie die Schutzredner der franzöſiſchen Jakobiner bewieſen, ihre Lieblinge ſeien nur deshalb gegen die Franzoſen grauſam geweſen, um Frankreich vom Untergange zu retten, ſo dürften Heinrich's Bewunderer behaupten, er ſei nur deshalb ſo rachſüchtig grauſam geweſen, damit die Maſſe des engliſchen Volkes in Frieden lebe und wohlgeſchützt ihre Felder bebaue und nach ihrer eignen Weiſe dünge, nicht nach der Weiſe von Basworth, Towton und Barnet. Gewiß Heinrich Tudor, der zweite dieſes Namens, hat Anrecht auf dieſelbe Gnade, welche Maximilian Robespierre zugeſtanden wird, wenn nur die Thatſachen zu ſeinen Gunſten ſind.

Aber ſind die Thatſachen, genau beſtimmt, wirklich zu ſeinen Gunſten? Sie ſind es nicht. Seine Advokaten finden ſich in ſchrecklicher Verlegenheit, ſeine Praxis mit der Theorie zu vereinigen. Sie ſetzen außer allem Zweifel, daß die Succeſſionsfrage zu Heinrich's Zeit in England der große Gedanke des Tages war; aber ſie beweiſen nicht, weil ſie es nicht beweiſen können, daß der König je ſo gehandelt hat, daß es klar wird, er ſei bereit geweſen, wir wollen nicht ſagen, große Opfer zu bringen, um die Möglichkeiten eines Succeſſionskrieges zu beſeitigen, ſondern etwas in dieſer Hinſicht zu thun, was von ihm eine Kontrole der groben Leidenſchaften und noch gröberen Gelüſte verlangte, deren Sklave und Schlachtopfer er ſein ganzes unthätiges Leben hindurch war.

Er ſcheint die letzten zwanzig Jahre ſeiner Regierung in Vollbringung von Thaten zugebracht zu haben, welche der von ſeinen gutmüthigen Bewunderern ſpäter aufgeſtellten Theorie geradezu widerſprechen — nämlich, daß er das Opfer der Umſtände geweſen, und daß ihn, der eigentlich einer der mildeſten und gnädigſten Herrſcher war, nur dieſe verdammten Umſtändegezwungen hätten, ein Tyrann, ein Mörder, ein Verletzer ſakramentaler, pekuniärer und diplomatiſcher Verpflichtungen, ein Wilder auf dem Throne zu werden, nur daß er, zum Unglück für ſein Volk im Allgemeinen und für ſeine Frauen im Beſonderen, nicht hinausgeſtoßen wurde, um Gras zu freſſen. Seinen Handlungen nach ein Vieh wurde er doch kein Vieh der Geſtalt nach. Kaum eine ſeiner Handlungen nach der Scheidung von Katharina von Aragonien, war danach angethan, die Dauer des Friedens in England zu begünſtigen, während viele wunderbar gut berechnet ſchienen, einen Thronfolge-Krieg zum Ausbruche zu bringen. Mag er Recht haben, ſeine ſpaniſche Frau fortzuſchaffen — ein höchſt ausgezeichnetes und dabei im höchſten Grade unangenehmes Weib — Eigenſchaften, die ſich keineswegs ausſchließen — wo war die Nothwendigkeit, daß er Anna Boleyn zur Frau nehmen mußte? Warum hätte er ſeine Hand nicht einer ausländiſchen Prinzeſſin reichen können? So hätte er für ſeine

Digitized by Google

Unterthanen den Bruch der ſpaniſchen Allianz gut gemacht, die für England von den wichtigſten politiſchen und merkantilen Intereſſen war. Warum konnte er nicht nach Deutſchland nach irgend einer ſchönhaarigen Prinzeſſin ſchicken, wie er es Jahre ſpäter that, wo er Anna von Cleve bekam, deren häßliches Geſicht dem armen Cromwell den Kopf koſtete.

Heinrich, will Froude uns glauben machen, verſtieß Katharina von Aragonien, weil er Söhne haben wollte, zu dem Endzwecke, den Ausbruch eines Bürgerkrieges zu verhindern, und doch war gerade dies ein ſicherer Weg, Karl V. in einen engliſchen Erbfolgeſtreit zu verwickeln.

Das engliſche Volk war damals mit Spanien eng befreundet; die Allianz mit dem burgundiſchen Hauſe, deſſen Haupt Karl V. war, beſtand ſeit alten Zeiten; der Handelsverkehr mit Flandern war enorm. Flandern allein abſorbirte die geſammte engliſche Ausfuhr, und da fünfzehntauſend und mehr Flamänder in London anſäßig waren, ſo war Karl V. daſelbſt perſönlich populär. Er war der Bundesgenoſſe Englands im letzten franzöſiſchen Kriege geweſen und als er, in ſeinem damals muthmaßlichen Charakter als Leiter der antipäpſtlichen Partei in Europa, einer lutheriſchen Armee erlaubte, Rom zu entheiligen, hatte er die Sympathie aller heimlichen Unzufriedenheit gewonnen, die in der Bevölkerung gährte. Das Mittel, den Bürgerkrieg zu vermeiden, war alſo etwas ſonderbar gewählt. Dazu kam, daß der ſtolze Kaiſer aus Europa's ſtolzeſter Herrſcherfamilie ſich um ſo mehr gekränkt fühlen mußte, als Heinrich an die Stelle der Königstochter ein einfaches Edelfräulein zur Gemahlin wählte.

Als er Johanna Seymour heiratete — am 20. Mai 1536, nachdem er am 19., den Tag vorher, Anna's Kopf hatte abſchlagen laſſen, ſieht Mr. Froude in dieſem niederträchtigen Verfahren — ein Verfahren ohne Gleichen in den Annalen der Schurkerei — Nichts, als eine bloße Geſchäftsabmachung. Der Geheime Rath (Privy Council) und die Peers, beunruhigt über die Thronfolge, baten Heinrich, als Anna auf die Verurtheilung vorbereitet worden war, ohne Verzug wieder zu heiraten. Der König war ſo gnädig, einem Anſuchen huldvollſt zu willfahren, welches ihm wahrſcheinlich auf ſeine eigene Anſtiftung pflichtſchuldigſt gemacht wurde — die Ehe mit Johanna Seymour war lange zuvor abgemacht und der Wunſch, ſie zu vollziehen, die wahre Urſache des geſetzlichen Meuchelmords an Anna Boleyn. Mr. Froude entſchuldigt dieſe Haſt, mit welcher ſich Heinrich in die neue Ehe ſtürzte, höchſt ſophiſtiſch; er meint, da Heinrich ſieben Jahre gewartet habe, ehe er den Beſitz Anna Boleyn's erlangte, ſo beweiſe dies, daß er eine gewiſſe Herrſchaft über ſeine Triebe beſeſſen, und daß nicht ſinnliche Begehrlichkeit, ſondern Nachgiebigkeit gegen die von ſeinen Lords ihm geäußerten Wünſche die Urſache dieſer raſchen Heirat ſeien.

Wir fürchten ſehr, daß dieſer Sophismus auf den unparteiiſchen Beurtheiler leicht den Eindruck abſichtlicher Verdrehung mache. Denn er iſt nicht blos nicht geiſtreich, ſondern ſo einfältig, daß ihn ein Anfänger in geſchichtlicher Logik entkräften kann. Wenn Heinrich ſieben Jahre auf Anna Boleyn wartete, ſo beweiſt das für ſeine Enthaltſamkeit und Selbſtbeherrſchung ſo gut wie gar nichts, ſondern nur ſo viel, daß er nicht wagte, eine Königstochter auf's Schaffot zu bringen, und daß er nur noch ein Neuling auf der Laufbahn war, die er bald mit ſo großer Virtuoſität im Hochzeitmachen und Kopfabſchlagen durchmachen ſollte; es beweiſt nur ſo viel, daß damals noch äußere Schranken für ihn exiſtirten, daß er Scheu trug, ohne Weiteres den Kaiſer, den Papſt und die öffentliche Meinung Europa's dreiſt vor den Kopf zu ſtoßen. Nachdem er ſich ſeine eigne Kirche gemacht, war dies nicht mehr nöthig, und ſeine entfeſſelten Triebe hatten nicht mehr nöthig, ſich den früheren Zwang gefallen zu laſſen. Die Peer's, die Biſchöfe, das Parlament waren Heinrich's Sklaven und bereit, Alles zu thun, was ſie ihm an den Augen abſahen. Wenn Heinrich damals, als er Johanna Seymour heiratete, wirklich, wie Mr. Froude will, ein ſo kalter, berechnender Staatsmann war, wie kam es denn, daß er ſpäter, bereits funfzig Jahre alt, in eine ſo furchtbare Wuth gerieth, als ihm die häßliche Anna von Cleve als Braut zugeführt wurde? Wenn ihm bloß daran lag, männliche Leibeserben zu erhalten, war dieſe ganze Wuth, welche Cromwell den Kopf koſtete, etwas Ueberflüſſiges; denn es dürfte wenig zweifelhaft ſein, daß ſelbſt minder hübſche Frauen ſehr gute und fruchtbare Mütter ſein können. Hätte Heinrich blos geheiratet, um Kinder zu bekommen, ſo würde er Anna Boleyn nicht verſtoßen und hingeſchlachtet haben. Denn während der kurzen Zeit, daß ſie mit dem Könige lebte, gebar ſie ihm zwei Kinder, einen todtgebornen Sohn und eine Tochter, die nachmalige Königin Eliſabeth, deren enorme Lebenskraft und geiſtige Energie wohl für die phyſiſche Tüchtigkeit ihrer Mutter ſprechen.

Die vorzeitige Entbindung Anna's, im Februar 1536, dürfte die Urſache ihrer Verſtoßung und ihrer Ermordung, im Mai darauf, geweſen ſein, da Heinrich ſtets geneigt war, dergleichen fehlſchlagende Hoffnungen ſeinen Frauen Schuld zu geben, welche im Thale und im Schatten des Todes lebten. Die mildeſte Anſicht, die man von Heinrich's niederträchtigem Verfahren gegen ſeine zweite Frau ſich bilden kann, iſt die, daß er von abergläubiſchen Gefühlen geleitet wurde, die er Religion nannte, ſie den Manen ſeiner erſten Frau zu opfern, welche Anna ſchlecht behandelt hatte, und welche den 7. Januar 1536 geſtorben war. Nach ſeiner Weiſe wurde Heinrich von Maria's Tode ſehr gerührt, namentlich aber durch den Brief, den ſie ihm vom Sterbebette ſchrieb; und ſo entſchloß er ſich, die einzige Sühne zu machen, deren ſeine rohe Natur fähig war.

Mr. Froude glaubt, daß Katharina Howard, die fünfte von Heinrich's Frauen, nicht blos gewiſſer Fehltritte vor der Ehe, ſondern auch der Untreue der Ehe ſchuldig war. Es iſt ſo nothwendig, die Thatſache ihrer Untreue feſtzuſtellen, um des Königs Ruf zu retten — denn er konnte ſie doch nicht mit irgend welchem Rechte für die Unregelmäßigkeiten ihres ledigen Standes ſtrafen, und ſelbſt nicht in unſerem Zeitalter, wo wir die Eheſcheidung organiſirt ſehen, könnten ſolche Fehltritte gegen eine Frau vorgebracht werden, deren ihr Gatte überdrüſſig geworden. Wie ſoll man dem Glauben beimeſſen, was man Beweis gegen Katharina Howard nennt? Ihre Zeitgenoſſen, welche Mittel hatten, dieſen Beweis zu wägen und zu kritiſiren, waren gar nicht einig darin, ſie für ſchuldig zu halten. Mr. Froude, welcher, nach einem Sprüchworte aus Heinrich's Zeit, Abel an dem Morde Kain's ſchuldig finden würde, wenn es nöthig wäre, ſeines königlichen Schützlings ſchmutzige Sache zu halten, erklärt nicht blos, daß das unglückliche Mädchen durch und durch ſchuldig war, ſondern zieht ſogar Gott in die Tragödie hinein und macht ihn für einen Mord verantwortlich, der vielleicht der grauſamſte und am meiſten teufliſche von allen war, die Heinrich VIII. begangen.

Die unglückliche Dame war faſt noch ein Kind zur Zeit, wo ſie verſchlungen wurde „vom Rachen der Finſterniß." Höchſtens ſtand ſie im zwanzigſten Jahre, und wahrſcheinlich war ſie ein bis zwei Jahre jünger. Ein anderer König als Heinrich würde ihr verziehen haben, wenn nicht aus einem andern Grunde, doch aus dieſem, daß er ihre Jugend mit ſeinem Alter vermählt, und ſie ſo in eine unnatürliche Lage gebracht hatte, in welcher die Verlockung zur Irrung um ſo größer war, wie die Wahrſcheinlichkeit des Widerſtandes geringer — wegen der ſchlechten Erziehung des Mädchens — eine Erziehung, die dem Könige nicht unbekannt ſein konnte.

Kein Tyrann ſank je von einer ſolchen Maſſe von Opfern geleitet in's Grab, als Heinrich VIII. Wenn Shakſpeare die vornehmſten derſelben um das letzte Bett, das Heinrich auf Erden beſchwerte, hätte bringen ſollen, nach der Art und Weiſe, wie er die wirklichen oder vermuthlichen Opfer von Richard III. hineinbrachte, um den letzten irdiſchen Schlaf des letzten königlichen Plantagenet zu beunruhigen, er hätte ſie in ganzen Schaaren bringen können: Buckingham, Wolſey, More, Fiſher, Katharina von Aragonien, Anna Boleyn, Rocheford, Cromwell, Katharina Howard, Exeter, Montague, Lombert, Aske, Lady Salisbury, Surrey — dieſe und hundert Andere, vornehmlich aus dem Adelſtande und den Beamten der alten Kirche, könnten den grauſigen Chor führen und dem Könige ſagen, er möge ſterben und an ſeiner Erlöſung verzweifeln. Ein unzählbares Heer von Opfern niederen Ranges würde dieſen hervortretenden Duldern gefolgt ſein. Ohne Zweifel hatten manche dieſer Perſonen mit Recht das Leben verwirkt, aber es iſt über allen Glauben, daß ſie aller der ihnen zur Laſt gelegten Verbrechen ſchuldig waren. Indeß, Mr. Froude kann an Jeder derſelben ſo wenig Gutes finden, als in Heinrich's Verfahren gegen ſie etwas Böſes. Er will uns einreden, daß Heinrich ein ſkrupulöſer Befolger des Geſetzes war, und daß er Cromwell's Untergang zugab, weil er die Geſetze Englands verletzt hatte.

Und ſolchen Blödſinn ſollen wir als hiſtoriſche Kritik und als Geſchichtsphiloſophie hinnehmen? Bitte, welches Geſetzesbruches war denn die Gräfin Salisbury ſchuldig, daß ſie zum Schaffotte geſchickt werden ſollte in einem ſo vorgerückten Alter, wo der Tod ihrem Leben ohnedies in kurzer Zeit ein Ende gemacht haben würde? Sie war eines von Cromwell's Schlachtopfern, und da er nicht länger des Lebens für würdig erachtet wurde, weil er die Geſetze des Reiches verletzt, ſo würde daraus folgen, daß eine Perſon, die auf ſeinen Rath verurtheilt worden, nicht füglich hätte vom Leben zum Tode gebracht werden können. Sie fiel zehn Monate nach Cromwell und konnte in der Zwiſchenzeit kein neues Verbrechen begangen haben, da ſie beim Falle ihres Verfolgers bereits im Tower ſaß und bis zum Tage ihrer Ermordung darin blieb. Die Urſachen ihres Todes indeſſen liegen nicht ſo fern: ſie war die Tochter von Georg Plantagenet, Herzog von Clarence, Bruder von Eduard IV., und Heinrich haßte jedes Glied dieſer königlichen Familie, welche die

Digitized by Google

Tudors verdrängt hatten; ſie war ferner die Mutter von Reginald Pole, den der König grimmig haßte, einmal wegen ſeines Blutes vom Hauſe Plantagenet, dann wegen der Enthüllungen, die er von den Verbrechen des Tyrannen machte.

Die hiſtoriſche Kritik des Froude'ſchen Buches geht noch weiter und zeigt ſonnenklar, wie unglücklich die Apologie Heinrich's ausgefallen. Als Beitrag zur Würdigung engliſcher Geſchichtsſchreibung iſt die Sache gewiß nicht ohne Intereſſe. Froude's Auffaſſungsweiſe iſt ein neuer Beleg dafür, daß die engliſchen Geſchichtsſchreiber dem Durchſchnitte nach ſich nicht auf einen objektiven, möglichſt unparteiiſchen Standpunkt ſtellen, ſondern mehr oder minder (ſelbſt Macaulay nicht ausgenommen) den des Advokaten einnehmen und ſelbſt vor den Künſten des Rabuliſten nicht zurückſchrecken. Man müßte mit gewiſſen, vielleicht halb unterirdiſchen, kirchlichen oder politiſchen Parteiſtrebungen genauer bekannt ſein, um ausfindig machen zu können, warum ſich ein geſcheidter Mann ſo feſt darein verrannt hat, dieſen geſchichtlichen Mohren weiß zu waſchen.

Denn ſelbſt ein potenzirter Anglikanismus giebt nicht genügend den Schlüſſel dazu. Es ſcheint faſt, als ob es bei engliſchen Geſchichtsſchreibern und Publiziſten zum guten Tone gehöre, bei Gräuelthaten und Scheußlichkeiten aller Art das kalte Blut und die Contenance des höhern Politikers zu behalten und keine Anwandlung menſchlicher Entrüſtung und Empörung zu zeigen, weil dieſe für ſentimentale Schwäche gehalten werden könnte. Wenigſtens iſt uns mehrfach dieſer Zug aufgefallen, welcher für die ſolide Struktur der engliſchen Köpfe ſpricht, aber in dieſer Zeit der Humanität und Philanthropie doch keinen günſtigen Eindruck macht.

## Schweden.

### Johann Ericſon,

der Erfinder der caloriſchen Maſchine und des Revolver-Kriegsſchiffes.

Johann Ericſon iſt im Jahre 1803 in der Provinz Wermland, mitten in den Eiſenbergen Schwedens geboren. Sein Vater war ein Minenbeſitzer, ſodaß der Knabe ſchon Gelegenheit hatte, den Mechanismus und die Wirkſamkeit des mit der Hütten-Arbeit verbundenen Maſchinenweſens kennen zu lernen. Die Maſchinen waren dort von den beſten, wiſſenſchaftlichen Mechanikern hergeſtellt, und boten daher dem jugendlichen Talente ein ſchönes Studium dar. Unter ſolchen Umſtänden entwickelte ſich dieſes Talent frühzeitig. Im Alter von zehn Jahren conſtruirte der junge Ericſon bereits mit eigener Hand und nach eigenem Plane eine kleine Sägemühle und entwarf er zahlreiche Zeichnungen von complicirten, mechaniſchen Vorrichtungen mit Inſtrumenten eigener Erfindung.

Im Jahre 1814, alſo im zwölften Lebensjahre, zog er die Aufmerkſamkeit des berühmten, ſchwediſchen Grafen Platen auf ſich, der von den jugendlichen Verſuchen Ericſon's gehört hatte und ihn zu ſehen wünſchte. Nachdem der Graf verſchiedene Pläne und Zeichnungen, die ihm der junge, unerwachſene Menſch vorlegte, ſorgfältig geprüft, gab er ſie ihm mit der einfachen, aber ausdrucksvoll geſprochenen Bemerkung zurück: er möge fortfahren, wie er angefangen, und *er werde einſt Außerordentliches leiſten.*

Graf Platen war der vertraute, perſönliche Freund Bernadotte's, des genialen Königs von Schweden, und wurde von Letzterem als Staatsmann, wie als Gelehrter, außerordentlich hochgeſchätzt. Der Graf war es, der, im Gegenſatz mit den Geſinnungen des ſchwediſchen Adels und eines Theiles der Nation, das gigantiſche Werk unternahm und durchführte, den großen Kanal von Schweden zu bauen, der die Nordſee mit der Oſtſee verbindet. Er ſtarb als Vicekönig von Norwegen und gilt noch jetzt in ſeinem Vaterland als einer der größten Männer des Jahrhunderts. Die wenigen Worte freundlicher Ermunterung, welche er zu Ericſon geſprochen hatte, hatten einen tiefen Eindruck auf den Knaben gemacht und ihn in der Laufbahn beſtärkt, die er ſich erwählt hatte.

Unmittelbar darauf wurde der junge Ericſon zum Kadetten im Ingenieur-Corps gemacht und nach einer Schulzeit von ſechs Monaten, im Alter von zwölf Jahren, als Feldmeſſer an dem großen Schifffahrts-Kanal unter Graf Platen angeſtellt. In dieſer Eigenſchaft hatte er im folgenden Jahre (1816) die Arbeiten von mehr als ſechshundert Menſchen zu beaufſichtigen und zu leiten. Er war in dieſer Zeit noch nicht groß genug, um durch das Meß-Inſtrument ſehen zu können, und mußte zu dem Ende ſtets auf einen Stuhl ſteigen, den ſeine Begleiter zu dieſem Zwecke mit ſich führten. Da die Disziplin im ſchwediſchen Heere verlangte (der Kanal wurde von Soldaten gegraben), daß der Soldat beim Sprechen mit ſeinem Vorgeſetzten ſtets das Haupt entblößte, ſo kamen grauhaarige Männer, mit der Mütze in der Hand, um ihre Befehle von dem dreizehnjährigen Knaben zu empfangen.

Während er in den Sommer-Monaten auf dieſe Weiſe beſchäftigt war, arbeitete er im Winter unausgeſetzt mit Bleiſtift und Feder, und manche wichtige Werke an dem Kanal ſind nach Ericſon's damaligen Zeichnungen gebaut. Während ſeiner Mußeſtunden maß er und machte Zeichnungen von jedem Geräth und Maſchinentheile, die bei dem großen Unternehmen gebraucht wurden, ſo daß er, funfzehn Jahre alt, im Beſitze genauer, eigenhändiger Pläne des ganzen großen Bauwerkes war.

Seine Verbindungen mit Militairs während des Kanalbaues hatten ihm eine Neigung zum Soldatenleben eingeflößt, und ſo trat er denn mit ſiebzehn Jahren ohne Wiſſen ſeines Freundes und Gönners, des Grafen Platen, als Fähnrich in die ſchwediſche Armee ein.

Dieſer Schritt erregte den Unwillen des Grafen, welcher ihn von ſeinem Entſchluſſe abwendig zu machen ſuchte; doch da er alle ſeine Gründe nutzlos geltend gemacht, ſchloß er ſeine Unterredung mit dem jungen Fähnrich mit den Worten: „Nun, ſo gehen Sie zum Teufel!" Obgleich die Scene einen tiefen Eindruck auf Ericſon machte, blieb er doch bei ſeinem Entſchluſſe.

Bald darauf trat jedoch ein Ereigniß ein, das ſeine Ausſichten und Hoffnungen ein wenig herabſtimmte. Sein Oberſt, Baron Koskull, war beim Könige in Ungnade gefallen, gerade um die Zeit, als er Ericſon zur Beförderung empfohlen hatte. Dieſer Umſtand veranlaßte den König, die Beförderung abzulehnen. Der Oberſt war darüber ſehr empfindlich, und da er eine von dem Expectanten verfertigte militairiſche Planzeichnung beſaß, ſo begab er ſich damit zu dem damaligen Kronprinzen Oskar, und erſuchte ihn, beim Könige ein gutes Wort für den jungen Mann einzulegen. Der Kronprinz nahm die Zeichnung huldreich entgegen und ſprach ſeine Bewunderung über die Schönheit und Sauberkeit derſelben aus. Er überreichte ſie dann ſelbſt dem Könige, und dieſer machte nun alsbald den bisherigen Fähnrich zum Lieutenant.

Um dieſe Zeit hatte die Regierung eine genauere Vermeſſung des nördlichen Schweden angeordnet. Da der König wünſchte, daß Offiziere damit beauftragt würden, ſo begab ſich Ericſon, deſſen Regiment in dem nördlichen Hochlande in Garniſon ſtand, nach Stockholm, um das zur Anſtellung nöthige Examen abzulegen. Er beſtand es mit großer Auszeichnung und erregte namentlich dadurch Aufſehen, daß er den ganzen Euklid beinah wörtlich auswendig wußte; — dies aber rührte keineswegs blos von der Ausbildung ſeines Gedächtniſſes, ſondern von ſeiner vollſtändigen Beherrſchung der Geometrie her.

Er kehrte nun nach dem Norden zurück und entfaltete bei der Vermeſſung ungewöhnlichen Fleiß und Thätigkeit.

Doch weder die großen Vermeſſungs-Arbeiten, noch ſeine militairiſchen Pflichten boten der Energie des jungen Offiziers hinreichende Beſchäftigung. In Verbindung mit einem deutſchen Ingenieur, dem Major Pentz, unternahm er die ſchwere Aufgabe, ein Werk über Kanalbau zuſammenzuſtellen, das mit vierundſechzig großen Plänen und Modellen verſchiedener Gebäude, Maſchinen und anderer, bei dem Baue ſolcher Werke erforderlicher Werkzeuge ausgeſtattet ſein ſollte. Der ihm bei dieſem Unternehmen zugewieſene Theil beſtand in nichts Geringerem, als der Lieferung aller Zeichnungen, wie auch zugleich des Stiches derſelben; und da alle dieſe Platten in dem ſogenannten Maſchinen-Stiche ausgeführt werden ſollten, ſo unternahm er es, eigens für dieſen Zweck eine Maſchine zu conſtruiren, die ihm auch vortrefflich gelang. Er betrieb mitten unter mannigfaltigen andern Arbeiten dieſes Werk mit ſo großem Eifer, daß er bereits innerhalb des erſten Jahres achtzehn große Platten fertig hatte, die von Kennern des Maſchinenſtiches für ſehr verdienſtvoll erklärt wurden.

Als Ericſon, auf dieſe Weiſe ſo mannigfaltig beſchäftigt, eines Tages ſeinem Oberſten einen Beſuch machte, zeigte er dieſem durch ein ſehr einfaches Experiment, wie leicht ſich mechaniſche Kraft, ohne Dampf, blos durch condenſirte Wärme hervorbringen läßt. Sein Freund war erſtaunt über die Schönheit und Einfachheit des Experimentes und drang in Ericſon, auf dieſe Entdeckung, die er als höchſt wichtig betrachtete, mehr Aufmerkſamkeit zu verwenden. Der junge Offizier machte demgemäß einige Experimente in größerem Maßſtabe, und es gelang ihm, die Bewegungskraft einer Dampfmaſchine von zehn Pferdekraft hervorzubringen. Das Reſultat, ſowohl was compakte Form der Maſchine als verhältnißmäßig geringen Verbrauch von Brennmaterial betraf, war ſo zufriedenſtellend, daß er auf den Gedanken kam, die Erfindung nach England, als das

Digitized by Google

große Feld für alle mechaniſchen Erfindungen, zu verpflanzen. Demgemäß erhielt Ericſon vom Könige Urlaub, um England zu beſuchen, wo er am 18. Mai 1826 ankam.

Hier machte er ſich daran, eine Maſchine nach dem oben erwähnten Principe zu conſtruiren, aber er entdeckte bald, daß ſeine Feuer-Maſchine, wenn ſie mit Steinkohlen geheizt wurde, ein ganz verſchiedenes Ding von dem Experimentir-Modell war, das er im ſchwediſchen Hochlande mit ſchönem fichtenen Scheitholz probirt hatte. Nicht blos konnte er nicht dazu gelangen, eine ergiebige und lebhafte Flamme zu erzeugen, ſondern die ungeheure Hitze griff auch alle arbeitenden Theile der Maſchine derartig an, daß ſie bald deren Zerſtörung bewirkte.

Wie man leicht denken kann, waren dieſe Experimente mit nicht geringen Ausgaben verknüpft; und, um den an ihn geſtellten Forderungen zu genügen, wurde unſer junger Mechaniker gezwungen, ſeinen erfinderiſchen Genius zu Hülfe zu nehmen.

In raſchem Fluge folgte nun eine Erfindung der andern, bis die Bücher des Patent-Amtes in London eine ſolche aufnahmen, die von den wichtigſten Folgen ſein ſollte, die des „Dampfkeſſels mit künſtlichem Zug," dem wir die Geſchwindigkeit unſerer Eiſenbahn-Locomotiven zu verdanken haben. Um dieſe wichtige Erfindung auszubeuten, hielt es Ericſon für räthlich, ſich mit einer alten, wohlrenommirten Maſchinenbau-Anſtalt in London zu verbinden, und demgemäß aſſociirte er ſich mit John Braithwaite, einem vortheilhaft bekannten Namen in den Maſchinenbau-Annalen Englands. Die Erfindung war noch nicht ganz entwickelt, als ſich ſchon eine Gelegenheit darbot, ſie praktiſch zu erproben.

Die Direktoren der Liverpool-Mancheſter-Bahn beſchloſſen, ehe ſie die feſtſtehenden Dampfmaſchinen herſtellten, mit welchen ſie ihre Perſonen- und Frachtzüge zu ziehen dachten, ſich an das mechaniſche Genie Englands zu wenden und es aufzufordern, irgend einen beſſeren Motor zu Stande zu bringen. Demgemäß wurde im Herbſt 1829 ein Preis ausgeſetzt für die beſte Locomotions-Maſchine, die auf dem damals fertig gebauten Theile der Bahn geprüft werden ſollte. Daß ein ſolcher Preis ausgeſetzt worden, erfuhr Ericſon erſt ſieben Wochen vor dem zur Probe angeſetzten Termine; er ließ ſich aber durch die Kürze der Zeit nicht abſchrecken, ſondern erfand den Plan, machte die Zeichnungen und hatte die Maſchine in ſieben Wochen beendigt.

Der Tag der Prüfung kam. Drei Maſchinen traten als Preisbewerber auf: „the Rocket" von George Stephenſon; „the Sanspareil" von Timothy Hackworth, und „the Novelty" von Ericſon. Mehr als eine Meile lang ſtanden zu beiden Seiten der Bahn Tauſende von Zuſchauern.

Bis dahin war die größte Schnelligkeit, mit welcher ein Menſch ſich im Raume fortbewegte, die des Rennpferdes geweſen, und Niemand in der verſammelten Menge dachte daran, dieſe Schnelligkeit übertroffen zu ſehen. Es war allgemeiner Glaube, das von der Lokomotive erreichte Maximum der Geſchwindigkeit würde nicht viel mehr, als zehn engliſche, etwas über zwei deutſche Meilen die Stunde betragen. Zum Staunen der Menge ſchoß die Novelty, geführt von ihrem Erfinder Ericſon, welchem John Braithwaite zur Seite ſtand, mit einer Schnelligkeit von mehr als fünfzig engliſchen Meilen die Stunde dahin. Donnernde Hurrah's miſchten ſich in das Ziſchen des Dampfes und das Rollen der Räder, und, als die „Novelty" ihre zwei Meilen hin und her gelaufen war, waren die Aktien der Liverpool-Mancheſterbahn um 10 Procent geſtiegen.

So wichtig die Umgeſtaltung der Dampfkeſſel durch Ericſon auch war, ſo iſt ſie doch jetzt nicht mehr in der alten Form in Gebrauch; der Erfinder hatte keine Zeit, von der Einführung ſeiner Verbeſſerung den geringſten Vortheil zu ziehen. Vielmehr fiel dieſer ausſchließlich ſeinem Concurrenten Stephenſon anheim. Es bleibt jedoch unbeſtritten ſein Verdienſt, die frühere falſche Theorie geſtürzt zu haben, wonach eine gewiſſe Ausdehnung von Oberfläche dem Feuer ausgeſetzt werden mußte, um eine gegebene Quantität von Dampf zu erzeugen.

Die merkwürdige Leichtigkeit und Gedrungenheit des neuen Dampfkeſſels führte zur Verwendung des Dampfes in einer Anzahl von Fällen, in denen er bisher unanwendbar geweſen.

Im Jahre 1833 brachte Ericſon ſeine Erfindung der caloriſchen Maſchine, welche von früheſter Zeit an ein Lieblings-Gegenſtand ſeiner Speculation geweſen war, vor die wiſſenſchaftliche Welt Londons.

Das wirkende Agens in der caloriſchen Maſchine iſt atmoſphäriſche Luft, und die beſondere Eigenthümlichkeit derſelben, wie Ericſon ſie urſprünglich erdachte, die, daß vermöge einer Vorrichtung, welche Regenerator genannt wird, die in der Luft enthaltene Hitze, welche aus dem arbeitenden Cylinder entweicht, von jener Luft wieder aufgenommen wird, die bei jedem Stoße des Piſtons eintritt, und ſonach immer von Neuem verwandt wird. Die Hitze erzeugt mechaniſche Kraft, ohne ſelbſt einer Veränderung unterworfen zu ſein. Dies iſt ſein Princip.

Die von Ericſon in London conſtruirte Maſchine hatte fünf Pferdekraft und ihre Thätigkeit wurde von vielen wiſſenſchaftlichen Autoritäten der Hauptſtadt in Augenſchein genommen. Mehrere derſelben, z. B. Sir Richard Philipps, Dr. Andrew Ure, Faraday ſprachen ſich ſehr anerkennend aus; doch im Allgemeinen verurtheilten die wiſſenſchaftlichen Männer des Tages das Princip, auf welchem die Erfindung beruhte, als ungeſund und unhaltbar. Die britiſche Regierung, welcher die Sache nicht entging, beauftragte den Miniſter des Innern, in Begleitung des berühmten Brunel, des Themſetunnel-Erbauers, die neue Bewegungskraft näher zu unterſuchen; doch faßte der ſchon hochbetagte Brunel hierbei gleich von Anfang an eine ganz falſche Vorſtellung von der Sache, die er ſich durch nähere Erklärungen nicht berichtigen ließ. Die britiſche Regierung erhielt ſomit durch den Bericht der Commiſſion keinen günſtigen Eindruck.

Der berühmte Profeſſor Faraday ſtellte ſich bei der Sache ein wenig blos. Er hatte viele Stunden darauf verwandt, die Maſchine zu ſtudiren, während ſie in Thätigkeit war; er hatte ſich höchſt günſtig darüber ausgeſprochen, und im königlichen Inſtitute eine Vorleſung über den Gegenſtand angekündigt. Ein ungemein zahlreiches Publikum hatte ſich eingefunden, das mit höchſter Spannung die neuen Aufſchlüſſe über die Bewegungskraft der Hitze erwartete. Doch eine halbe Stunde zuvor, ehe die Vorleſung beginnen ſollte, entdeckte der berühmte Phyſiker, daß er das expanſive Princip, welches der Maſchine zum Grunde liegt, mißverſtanden. Er erklärte dies gleich beim Beginne der Vorleſung und belehrte ſeine Zuhörer gleich von vorn herein, eigentlich wiſſe er nicht, wodurch die Maſchine überhaupt arbeite. Das Publikum mußte ſich mit einer Schilderung und Erklärung der Wirkung des Regenerators zufrieden geben.

Noch andere Urſachen, als die unrichtigen Auffaſſungen von Brunel und Faraday, vereinigten ſich, den praktiſchen Erfolg dieſer ſchönen Erfindung zu verzögern. Die hohe Temperatur, welche man in dem circulirenden Medium der Maſchine erhalten mußte, und die daraus ſich ergebende Oxydation zerſtörten bald die Piſton's, die Walzen, und andere arbeitende Theile. Dieſen Schwierigkeiten ſuchte er durch eine Maſchine von weit größerer Kraft abzuhelfen, doch ohne Erfolg; was ihn indeß nicht verhinderte, ſeine Beſtrebungen fortzuſetzen.

Mittlerweile beſchäftigte ſich Ericſon mit gewohnter Energie mit der Ausführung einer andern Lieblingsidee, mit der eines nach rationellen Principien wirkenden „Propeller" (Schwung-Triebrades) für Schiffe. Dies gelang ihm in hohem Maße ſowohl bei einem kleinen Modell, als auch bei einem vierzig Fuß langen Dampfboote mit zwei Propellers, das er auf der Themſe probirte. Die ungemeine Schnelligkeit des Fahrzeuges und die Kraft, mit welcher es gegen Wind und Fluth anfuhr, machten unter den Seeleuten auf der Themſe ſolches Aufſehen, daß ſie ihm den Namen: „the flying Devil" („fliegender Teufel") gaben. Doch die Ingenieurs von London betrachteten das Experiment mit ſchweigender Verachtung, und als die Sache den Lords der britiſchen Admiralität vorgelegt wurde, hatte ſie nicht das Glück, dieſer erlauchten Körperſchaft eine günſtige Aeußerung zu entlocken.

Ericſon glaubte, die Lords würden die Conſtruction eines Kriegsdampfers nach dem neuen Principe zu befehlen geruhen; er lud ſie deshalb ein, eine Probefahrt auf ſeinem Schiffe zu machen, und wirklich wurde auf ſein Anſuchen eingegangen; indeß ſah ſich der erfindungsreiche Schwede vollſtändig getäuſcht in der Hoffnung, daß die hochmögenden Herren, darunter der Oberſchiffs-Baumeiſter der britiſchen Flotte, Sir William Simonds, die Sache einer ernſten eingänglichen Prüfung unterziehen würden. Der Oberſchiffs-Baumeiſter nahm nicht die geringſte Notiz von Ericſon's Erklärungen und antwortete darauf nur durch Kopfſchütteln, Achſelzucken und pfiffige Seitenblicke auf die übrigen Mitglieder. Sir Charles Adam, der Senior-Lord der Admiralität, dankte beim Ausſteigen aus dem Boote, als es ſeine pfeilſchnelle Fahrt zurückgelegt hatte, mit verbindlicher Cordialität für „das intereſſante Experiment," und bedauerte freundlich, daß ſich Herr Ericſon ſo viel Mühe und Auslagen gemacht habe.

Doch man kann die Lords der britiſchen Admiralität wohl entſchuldigen, wenn ſie kein Intereſſe an der Erfindung zeigten; Ericſon hatte nämlich das geſammte engliſche Ingenieurcorps wie eine geſchloſſene Phalanx gegen ſich. Man behauptete, das Boot ſei nach ganz falſchen Principien conſtruirt und praktiſch voller Mängel; das Fehlſchlagen der ganzen Sache ſei ſo gewiß, daß es überflüſſig ſei, darüber weiter nachzudenken. Sir William Simonds äußerte bei einem Gaſtmahle, wobei auch ein Freund Ericſon's zugegen war, „ſelbſt wenn der Propeller die Kraft hätte, ein Schiff zu treiben, würde er praktiſch doch ganz unnütz ſein; denn da

Digitized by Google

die Kraft am Steuerruder angebracht ſei, ſo würde es abſolut unmöglich ſein, das Schiff zu ſteuern."

Man kann ſich vorſtellen, daß der ſtark ausgeprägte Nationalgeiſt hierbei mit im Spiele war und daß ſich der engliſche Stolz gegen den Gedanken empörte, in einer Sache, welche ſchier als engliſches Privilegium angeſehen wird, von einem Ausländer etwas lernen zu ſollen. Andererſeits iſt es auch natürlich genug, daß Ericſon die Engländer und ihre mechaniſche Weisheit ſatt bekam, und ſich nach einem andern Felde der Thätigkeit ſehnte, welches ihm beſſere Frucht verſprach.

Der Conſul der Vereinigten Staaten in Liverpool, Mr. Ogden, kein Mechaniker von Fach, wohl aber ein unterrichteter Praktiker, der die Fähigkeit beſaß, das Grundprincip von Ericſon's Maſchinen zu verſtehen und ihre Wichtigkeit zu ermeſſen, intereſſirte ſich ſtark für die neue Erfindung, und verband ſich mit Ericſon zu der Conſtruction des oben erwähnten Bootes, das ihm zu Ehren ſeinen Namen erhielt. Ein zweiter Amerikaner, Capitain Stockton, ein Seeoffizier, welcher um dieſe Zeit zu London auf Beſuch war, nahm gleichfalls Notiz von der Sache und wurde vollkommen für dieſelbe gewonnen. Nachdem er eine einzige Spazierfahrt auf dem Boote mitgemacht, beauftragte er den Erfinder, ihm für die Vereinigten Staaten zwei eiſerne Boote mit Dampfmaſchinerie und Propeller nach dem beſagten Princip zu bauen. Zu gleicher Zeit brachte er den Gegenſtand vor die Regierung der Vereinigten Staaten und ließ auf eigene Koſten die Pläne und Modelle anfertigen, welche die beſondere Geeignetheit der Erfindung für Kriegsſchiffe erläutern ſollten.

Andererſeits war Ericſon ſo feſt überzeugt, daß die Ausdauer und Energie von Capitain Stockton früher oder ſpäter bei der Regierung durchdringen würden, daß er ſein Verhältniß in England löſte und nach New-York überſiedelte. Dies geſchah im Jahre 1839.

Umſtände verzögerten etwa zwei Jahre die Ausführung ihrer Pläne. Erſt mit dem Wechſel der Bundes-Regierung war Stockton im Stande, geneigtes Gehör zu erlangen, und als die nöthige Ermächtigung gegeben war, wurde unter ſeiner Oberaufſicht, nach Ericſon's Plänen, der „Princeton" gebaut. Das Schiff war im Frühjahre 1844 fertig — „das wohlfeilſte, ſchnellſte und ſicherſte Kriegsſchiff in der Welt," wie Stockton ſagte.

In dieſem Schiffe führte Ericſon, außer dem Propeller, ſeine halbcylindriſche Dampfmaſchine ein, eine ſchöne Erfindung und ſo gedrungen, daß ſie blos ein Achtel des Umfanges der britiſchen Seemaſchinen bei entſprechender Kraft einnahm, und mehr als vier Fuß unter der Waſſer-Linie ſtand. Auch die Dampfkeſſel waren unter der Waſſer-Linie angebracht und mit einer Heizvorrichtung verſehen, die viel Brennmaterial erſparte; der gewöhnliche hohe Schornſtein war durch einen ſolchen erſetzt, welcher ſich wie ein Teleſcop in einander ſchieben ließ. Auch in der kriegeriſchen Ausrüſtung des Schiffes waren eine Anzahl höchſt ſinnreicher Aenderungen vorgenommen.

Ein Comité des amerikaniſchen „Inſtitutes," dem die Prüfung des Schiffes aufgetragen war, ſprach ſich darüber nicht blos anerkennend, ſondern faſt begeiſtert aus. In der That zeigte der „Princeton" die erſte erfolgreiche Anwendung der Schraubentriebkraft an einem Kriegsfahrzeuge und war das erſte Dampfſchiff, mit der Maſchinerie unter der Waſſer-Linie und außer Schußbereich.

So glänzend indeß der Erfolg und die Anerkennung waren, die Ericſon von allen Seiten in Amerika ärndtete, ebenſo filzig und gemein benahm ſich die amerikaniſche Regierung, als es ſich um die Berichtigung der Rechnung handelte, die Ericſon aufſtellte. Er verlangte nichts, als Erſatz ſeiner Auslagen und Vergütigung für die im Dienſte der Vereinigten Staaten aufgewandte Zeit und Mühe. Da ihn das Flotten-Departement abwies, wandte er ſich in einer Eingabe an den Kongreß. Dort ſchwebte die Sache vor beiden Häuſern ſechs Jahre. Endlich entſchied ein Gericht (court of claims) zu ſeinen Gunſten — eine Bill zur Beantragung der Zahlung wurde bei dem Senat eingereicht — und dort lag ſie noch im Jahre 1862. Die Vereinigten Staaten beſitzen das „wohlfeilſte" Kriegsſchiff — aber Ericſon erhielt für Erbauung deſſelben noch keinen Dollar, obgleich viele Jahre lang unabläſſiges Zungendreſchen herüber und hinüber in Betreff ſeiner Liquidation ſtattgefunden hat.

„Es bleibt nichts übrig, als abzuwarten, ob auch der gegenwärtige Kongreß zugeben wird, daß dieſer Schandfleck auf der National-Ehre dauernd haften bleiben ſoll. Wenn dies geſchieht, ſind ſeine Dank-Votirungen wenig beſſer, als Poſſenſpiel." — So äußerte ſich kürzlich ein geachtetes, wiſſenſchaftliches Journal in Boſton.

Da die Leiſtungs-Fähigkeit und der Nutzen des Propellers außer allem Zweifel geſetzt war, wurde nun davon ein weitgehender Gebrauch gemacht. Doch der Erfinder wurde abermals in ſeiner Erwartung, eine entſprechende pekuniäre Vergütigung für ſeine Leiſtungen zu erhalten, getäuſcht. Ericſon machte in Bezug auf das, was man heutzutage das „geiſtige Eigenthumsrecht" nennt, die bitterſten Erfahrungen. Mechaniker, welche ſich bisher mit ganz unpraktiſchen Erfindungs-Verſuchen befaßt, machten ihm ſeine Maſchinen nach, und die Prozeſſe, die Ericſon dagegen anſtrengte, führten zu Nichts. Thatſächlich wurden ſeine Erfindungen Gemeingut ehe er noch die nöthigen Patente erhalten hatte.

Obgleich die erſten fünf Jahre ſeines Aufenthaltes in Amerika in pekuniärer Hinſicht weniger profitabel geweſen, als er erwartet hatte, ſo blieb er doch in New-York, wo er ein weites Feld für ſeine Thätigkeit fand. Er entwarf den Plan zu dem Kriegsdampfer „Pomona," dem erſten Schraubenſchiffe, das in der franzöſiſchen Flotte Eingang fand, und machte ſonſt noch verſchiedene Erfindungen. In der amerikaniſchen Abtheilung der Londoner Induſtrie-Ausſtellung von 1851 befand ſich ſein Diſtanze-Inſtrument, um Entfernungen auf dem Meere zu meſſen, und verſchiedene andere Meß-Inſtrumente, z. B. ein Inſtrument, um das Volumen von Flüſſigkeiten unter dem Druck, ein anderes, um die Quantiät Waſſer, die in einer beſtimmten Zeit durch Röhren fließt, zu meſſen, u. a. m. Er erhielt dafür eine Preismedaille.

Dabei verlor er ſeine große Idee, die caloriſche Maſchine, nicht aus den Augen und verwandte alle ſeine Mußeſtunden und ſein erſpartes Geld auf ihre Vervollkommnung. Gegen das Ende des Jahres 1851 ſchien er auf dem Punkte zu ſtehen, ſeine Hoffnungen verwirklicht zu ſehen, indem er eine große ſtehende Maſchine conſtruirt hatte, die in der Gießerei „Phönix" in New-York mit großem Erfolg als Pumpe wirkte. Durch die Liberalität von Mr. John Kitching, einem bekannten Kaufmann New-York's, wurde er bald darauf in den Stand geſetzt, ſeine Erfindung in großem Style zu probiren. Innerhalb ſieben Monaten ſtellte er ein Schiff von 2000 Tonnen her, welches von caloriſchen Maſchinen getrieben wurde und ihm zu Ehren den Namen „Ericſon" erhielt. Das Schiff ging in der zweiten Hälfte des Februars 1853 bei ſehr rauhem Wetter von New-York nach Alexandria am Potomac. Bei dieſer Fahrt waren die Maſchinen drei und ſiebzig Stunden lang fortdauernd thätig, ohne die geringſte Nachhülfe nöthig zu haben; der Verbrauch von Brennmaterial aber betrug dabei nur fünf Tonnen in vierundzwanzig Stunden. In Alexandria wurde das Schiff vom Präſidenten und nahezu der ganzen amerikaniſchen Regierung in Augenſchein genommen und Ericſon hohe Ehre angethan. Er ſollte ſogar zwei Fregatten, von je 2000 Tonnen, nach dem neuen Syſteme bauen, indeß kam es nicht dazu, weil die Seſſion des Kongreſſes in der Zwiſchenzeit zum Schluſſe gediehen war.

Indeſſen entſprach das Schiff den Anforderungen des Handels nicht, da ſein Gang nicht ſchnell genug war. Deshalb fuhr Ericſon mit Verſuchen im kleinen Maßſtabe fort, und im Jahre 1859 brachte er ſeine caloriſche Maſchine in einer Form zu Tage, die ſeitdem vollkommenen Erfolg gehabt hat. Sie iſt keine Sache des Experimentes mehr, ſondern exiſtirt als praktiſche Maſchine. Mehr als fünfhundert dieſer Maſchinen mit Cylindern, im Durchmeſſer von 6 bis 40 Zoll, ſind jetzt in Amerika in gedeihlicher Thätigkeit, und dienen zum Pumpen, Drucken, Mahlen, Sägen, als Säemaſchinen, zur Bewegung von Schiffen u. ſ. w. In Cuba mahlt man damit Zuckerrohr. Dabei iſt dieſe Maſchine, zum Unterſchiede von den Dampfmaſchinen, vollkommen gefahrlos; ſie bedarf nur etwa den dritten Theil des Feuerungs-Materials der Dampfmaſchinen. Die in Europa angefertigten Nachbildungen der caloriſchen Maſchine ſcheinen nicht ſo vollkommen zu ſein, wie die unter den Augen Ericſon's in Amerika hergeſtellten.

Inzwiſchen brach der noch jetzt wüthende amerikaniſche Krieg aus und machte dort der friedlichen Induſtrie vorläufig ein Ende. Ericſon iſt mit Leib und Seele Unioniſt und ein Anhänger des Nordens; die Ueberlaſſung der Kriegs-Werfte in Norfolk an die Rebellen traf ihn als ein Schlag, welcher vermieden werden konnte. Er ſah die Gefahr vorher, die von einem furchtbaren Gegner zu befürchten war, nämlich von dem Dampfſchiffe, das er dort gebaut hatte, und er dachte nun auf Abwehr. Kanonen-Boote mit der Maſchinerie unter dem Waſſer waren nun ſein Gedanke; das Flotten-Departement nahm glücklicher Weiſe ſeine Anträge an und ſo erbaute er denn den berühmten „Monitor," deſſen ſiegreiches Gefecht mit dem „Merrimac" ſo viel Aufſehen gemacht hat. Bei der Conſtruction des „Monitor" hat Ericſon bekanntlich das Princip der Revolver zum erſten Male auf ein Kriegsſchiff angewandt, indem ſich in der Mitte des gepanzerten Fahrzeuges ein beweglicher Thurm befindet, der auf einer Kreisbahn um ſeinen Mittelpunkt gedreht wird, ſodaß die vollen Ladungen, unmittelbar hinter einander, auf den Gegner in derſelben Richtung abgefeuert werden können. Ein Kongreßbeſchluß hat dem wackern Ericſon den Dank der Nation ausgeſprochen; ebenſo haben die Handels-

Digitized by Google

kammern von Boſton und New-York Dankadreſſen an ihn gerichtet; das Anerbieten einer für ihn zu machenden Geld-Subſcription hat er indeſſen mit männlichem Stolze abgewieſen. Ericſon gebührend zu belohnen, iſt die Sache des Kongreſſes, der aber, wie geſagt, nur in Worten mit ſeiner Dankbarkeit freigebig iſt.

Ericſon iſt jetzt eifrig mit dem Baue von ſechs neuen Kanonen-Booten nach dem Plane des „Monitor" beſchäftigt; ſein Ehrgeiz iſt, die Vereinigten Staaten unangreifbar gegen alle Flotten der Welt zu machen. Ericſon iſt ein abgeſagter Feind England's und in einem Briefe an einen Freund ſchreibt er: „die Wiſſenſchaft der Mechanik werde der Herrſchaft England's über das Meer ein Ende machen, das habe er ſtets behauptet. Der Ocean müſſe frei ſein."

Ericſon ſteht jetzt in ſeinem ſechzigſten Jahre, hat aber noch das Aeußere eines Vierzigers. Er beſitzt einen Körperbau von Eiſen, ſein Geſicht drückt Intelligenz und Willenskraft aus, ſein Benehmen iſt würdig und höflich mit einem Anfluge militairiſcher Barſchheit; den bedeutenden Mann ſieht man ihm ſofort an. Er iſt nicht blos Mechaniker, ſondern auch Philoſoph; er beſitzt namentlich auch eine große Welt- und Menſchenkenntniß, und iſt über alle möglichen Dinge ſehr unterrichtet. Seine Unterhaltung iſt angenehm und lehrreich. Geld betrachtet er einzig als Mittel, um arbeiten zu können. Er lebt frei und anſtändig, iſt aber dabei ſtreng mäßig und ſyſtematiſch in allen ſeinen Gewohnheiten. Seine Arbeitskraft und Ausdauer ſind wahrhaft rieſig.

* * *

Die beiden Revolver-Schiffe „Monitor" und „Merrimac" haben, ſeitdem Vorſtehendes geſchrieben war, in den Stürmen und Wellen des Atlantiſchen Meeres ihren Untergang gefunden. Aber die amerikaniſchen Zeitungen verkündeten zugleich einen neuen Triumph, den das erfinderiſche Genie Ericſon's davon getragen. Er hat nämlich das Problem gelöſt, große Geſchütze aus einem geſchloſſenen Raume heraus abzufeuern. Die auf dem Panzerſchiffe „Paſſat" am 15. November 1862 gemachten Verſuche der Abfeuerung einer 15zölligen Kanone innerhalb des nur 21 Fuß breiten Thurmes — ſodaß die Mündung der Kanonen vollſtändig innerhalb dieſes Thurmes iſt und die Luke nach jedem Schuſſe kugelfeſt verſchloſſen wird — werden als vollſtändig gelungen verkündet. Man bezeichnet dieſe Erfindung als die wichtigſte von allen, die Ericſon bisher beim Bau der Marine gemacht, da ſie geeignet iſt, die Kriegs-Manöver zur See vollſtändig umzugeſtalten.

## Polen.

### J. H. Schnitzler: Ueber Urſprung und Charakter der Polen.*

Wenn es auch keinem Zweifel unterliegt, daß die Polen Slaven und zwar faſt ohne Beimiſchung ſind, ſo herrſcht doch große Ungewißheit über den Urſprung ihres Namens, welcher nicht derjenige iſt, unter welchem ſie zuerſt in der Geſchichte auftraten. Dieſer primitive Name war der der Lachen, Lechen oder Lechiten, lateiniſch Licicavici, eine Form, die man zuerſt bei Witikind, gegen das Jahr 1000 antrifft. „Die Lachen, Preußen und Tſchuden (Finnen)," ſagt der ruſſiſche Annaliſt Neſtor etwa ein Jahrhundert ſpäter, „haben ihre Wohnſitze unweit des Meers der Waräger. Die Slovenen (Slaven) ſitzen an der Weichſel und nennen ſich Lachen. Von dieſen Lachen heißen einige Polanen, andere Lutitſchen, einige Maſuren und Pomoranen (Pommern, d. h. am Meer Wohnende.)" Zur Zeit des alten Chronikenſchreibers von Kiew wurde Polen mithin als das Land der Lechen oder Lachen bezeichnet; unter Boleſlav dem Tapfern (ſt. 1025) hatte es keinen anderen Namen und wir finden denſelben bei dem Fortſetzer Neſtor's noch im Jahr 1206; ja, ſeine Spur hat ſich bis auf den heutigen Tag im Namen der Provinz Podlachien erhalten. Ueber ſeinen Urſprung läßt ſich jedoch nichts Sicheres angeben, indem in authentiſchen Berichten von den Lachen nur ſelten die Rede iſt und wir die Tradition von den drei Brüdern Lech, Tſchech und Ruſſ in das Gebiet der Fabel verweiſen müſſen. Ueberhaupt iſt die ganze Urgeſchichte der Polen äußerſt dunkel, wenigſtens bis zur Regierung Meſzko's oder Miezyſlaw's I. (962—992), des Vaters von Boleſlaw, und Röpell erklärt ſie ſogar für völlig ſagenhaft.

Dithmar, Biſchof von Merſeburg von 1009 bis 1018, iſt der erſte Autor, der die Namen Polonii und Polonia nennt: die Form Polonia findet ſich zuerſt bei Martin Gallus, der von 1110 bis 1135 ſchrieb und folglich der Zeitgenoſſe Neſtor's war. „Polen (Polonia) oder der nördliche Theil des Landes der Slaven," bemerkt dieſer älteſte polniſche Annaliſt, „gränzt im Oſten an Rußland, im Süden an Ungarn, im Südweſten an Mähren und Böhmen, im Weſten an Dacien (?) und Sachſen, dann längs dem Mitternächtlichen Meere an zwei Völker deſſelben Stammes, die aber Heiden und äußerſt viele ſind, die Selencii, die Pommern und die Lutizen." Dies iſt genau das Land der Lachen.

Allem Anſchein nach, waren Letztere identiſch mit den Polanen an der Weichſel, nicht aber mit denen am Dnieper, die indeß gleichfalls, wie ſie, ein ſlaviſches Volk waren, das ſeinen Namen von dem Wort pola, Feld, entlehnte. Wie Safárik behauptet, wäre der Name Polonie oder Polonic, aus welchem man Polska, Polen, gemacht hat, im Lande ſelbſt, ſowie in Böhmen, ſchon im 10. und 11. Jahrhundert gebraucht worden, während die Ruſſen es nur als Lachenland kannten. Dieſer Gelehrte will jenen Namen ſogar bis auf Ptolemäus zurückführen,* eine Kühnheit, in der wir ihm nicht nachahmen können. Ohne jedoch ſo weit zu gehen, wird man einräumen müſſen, daß die Polen, wenn ſie daſſelbe Volk als die Lachen ſind, ein ganz anſtändiges Alter haben. Die Römer haben ſie inzwiſchen nicht gekannt, und ſie waren wahrſcheinlich bis zum 7. Jahrhundert n. Chr. Barbaren ohne Städte, ohne Geſetze, aber auch ohne fremde Herren. Die älteſte polniſche Stadt iſt Gniezno (Gneſen), der Sitz des erſten Biſthums dieſer Nation. Die Sage erzählt darüber, daß Lech, der im 4. Jahrhundert gelebt haben ſoll, beim Anblick eines Neſtes (gniezdo) von weißen Adlern** ausgerufen haben: „Bau'n wir uns hier auch ein Neſt!" Später wurden Poznan (Poſen) und Kaliſch gegründet; Krakau datirt erſt aus dem 8. Jahrhundert.

Wie das ruſſiſche Reich, entſtand auch das polniſche in einem jungfräulichen Boden — ein Umſtand, den man nicht überſehen darf, da in ihm der Keim zur Geſchichte Beider liegt. Dort hatte das Chriſtenthum noch nicht ſein mildes Licht verbreitet, und keine aus einer unterjochten Raçe hervorgegangene Geiſtlichkeit beſchützte, wie in Frankreich, Spanien u. ſ. w. die Schwachen gegen die Starken, die Beſiegten gegen die Sieger. Das römiſche Recht hatte in dieſe Wälder nicht vordringen und einem neuen und unkultivirten Volke die Geheimniſſe der Civiliſation verrathen können, welche die Berührung mit einem vorgeſchrittenen Geſellſchafts-Zuſtande in einem Augenblick mittheilt, aber welche außerdem nur mit ſchweren Koſten und durch jahrhundertlange Anſtrengungen erkauft werden. Im Beſitze eines Bodens, den Niemand ihr ſtreitig machte, hat die polniſche Geſellſchaft ihre Kraft nicht in den gelehrten Combinationen des Lehrſyſtems geſucht, „dieſer Kette von fein abgewogenen Rechten und Pflichten," wie Salvandy ſich ausdrückt, „die faſt ſo viele Gegengewichte als Ringe hat." Man füge noch hinzu, daß bei dem Mangel an bedeutenden Städten, an einem großen Mittelpunkt der Induſtrie, ſich über die Gefilde Polens die Reichthümer nicht verbreiten konnten, die ein Volk entfeſſeln und es in den Stand ſetzen, ſich zu bilden; daß ſelbſt der Handel nur geringen Aufſchwung in einer ganz kontinentalen und kompakten Region nehmen konnte, die von Wäldern bedeckt war und deren Regierung ſich nicht im Beſitz der Mündungen ihrer Flüſſe zu erhalten wußte; daß bei der Abweſenheit des Handels und der Induſtrie das Waffenhandwerk zu lange Zeit hindurch das einzige war, das in Ehren ſtand, daß die Krieger oder Edlen, szlachcie, Alles waren und Alles ihnen gehörte, daß zwiſchen dieſer Klaſſe und der der Bauern oder Kmeten, welche das Land für Erſtere bauten, niemals ein eingebornes Bürgerthum entſtehen konnte. Eine ariſtokratiſche Republik, in der die Edlen allein als Bürger galten, iſt Polen nicht dahin gelangt, eine Nation im eigentlichen Sinne zu bilden, und das war es, was ſeinen Untergang verſchuldete, und zwar in einem Augenblicke, wo es, unglücklicherweiſe zu ſpät, alle Anſtrengungen darauf gerichtet hatte, ſich von dieſer Wunde zu heilen.

In religiöſer Beziehung haben die Polen eine ganz andere Richtung befolgt, als ihre Stammgenoſſen, die Ruſſen. Während dieſe ſich mit Byzanz verbanden und die orientaliſche Kirche als ihre Mutter anerkannten, wandten Jene ſich nach Rom, indem ſie Deutſchland zum Vermittler mit dem heiligen Stuhle wählten. Sie traten ſomit in die Familie der

* Aus dem 1862 erſchienenen zweiten Theil von Schnitzler's „Empire des Tsars;" eine ſehr umfaſſende und gründliche Arbeit des bekannten Statiſtikers, die ſich jedoch nur langſam der Vollendung nähert. Der erſte Band wurde ſchon im Jahr 1856 veröffentlicht.

* Safárik lieſt *Βούλανες* anſtatt *Σούλωνες* — ein Volk, welches der Geograph von Alexandrien zwiſchen die Finnen und die Burgunder ſetzt.

** Der weiße Adler iſt bekanntlich bis auf den heutigen Tag das Wappen Polens.

Digitized by Google

lateiniſchen Völker, von welchen ſich die Ruſſen, als die Zöglinge und Neophyten der Griechen, trennten. Unter Boleslaw dem Großen, der zuerſt unter den polniſchen Fürſten den Königstitel annahm, ſetzte der römiſche Kaiſer des Weſtens, Otto III., der zu dieſem Zwecke ſelbſt nach Gneſen gekommen war (1001), ſeine eigene Krone auf das Haupt ſeines mächtigen Vaſallen. Weit entfernt, ihn dadurch von den Banden zu befreien, die ihn an Deutſchland ketteten, wollte er im Gegentheil ſie noch enger ziehen, und ein Akt der Oberherrlichkeit von ſeiner Seite war die Stiftung neuer Bisthümer im Königreich. An die Spitze dieſer Diöceſen mußte man italiäniſche oder franzöſiſche Prieſter ſtellen, ſo tief war noch die Unwiſſenheit im Lande und ſelbſt in einem Theile von Deutſchland. Das Chriſtenthum, das die Befeſtigung der monarchiſchen Gewalt begünſtigte, machte nur langſame Fortſchritte. Die Polen ſträubten ſich, es anzunehmen; man bekehrte ſie mit den Waffen und durch die grauſamſte Behandlung. In der That diente es dazu, ihre Ketten zu ſchmieden; die Kirche that zugleich der abſoluten Macht der Könige und den Uebergriffen des Auslandes Vorſchub. Dieſe letzteren wurden durch den kühnen Muth Boleslaw's im Zaum gehalten, aber der Freiheitsgeiſt begann unter der Maſſe der Bevölkerung zu erlöſchen, in der ſich die Leibeigenſchaft allmählich feſtſetzte und der Adel ſich zur herrſchenden Kaſte erhob.

Slaven ohne Beimiſchung von uraliſchem oder mongoliſchem Blut, haben die Polen den Typus ihrer Race ſtets treu bewahrt. Sie ſind im Allgemeinen kräftig, voll, von mittler Größe, oft aber von hoher Statur; ſie haben eine helle Geſichtsfarbe, kaſtanienbraunes oder blondes Haar, eine edle und offene Phyſiognomie. Von warmer Anhänglichkeit an ihr Land, an ihre Traditionen beſeelt, ſind ſie geſellig, gaſtfreundlich, ſorglos, immer bereit, den Gefahren zu trotzen, übrigens leichtſinnig und ruhmredig, was den Grundzug ihres Stammes bildet. Lange Zeit roh, einfach, unwiſſend, dem Trunk und ſinnlichen Ausſchweifungen aller Art ergeben, hatte der herrſchende Stand wenigſtens ſchon im 16. Jahrhundert einen hohen Grad der Kultur erreicht. Franzöſiſche Hiſtoriker ſprechen mit Erſtaunen und Bewunderung von der polniſchen Adelsdeputation, die im Jahr 1573 in Paris erſchien, um die Krone der Piaſten dem Bruder Karl's IX. anzubieten. „Ihre Pracht, ihr würdevolles Benehmen, ihre ſtattlichen Geſtalten — Alles imponirte und erinnerte an die alten römiſchen Senatoren, welche nur ihren eigenen Geſetzen gehorchten und mehr Ruhm darin fanden, Kronen zu vergeben, als ſie zu tragen. Was bei ihren erſten Geſprächen am meiſten auffiel, war die Leichtigkeit, mit der ſie ſich im Lateiniſchen, Franzöſiſchen, Italiäniſchen und Deutſchen ausdrückten. Einige von ihnen waren mit dieſen vier Sprachen ſo vertraut, wie mit ihrer Mutterſprache. Am Hofe von Paris fanden ſich nur zwei Männer von Stande, die ihnen lateiniſch antworten konnten; man hatte ſie eigens kommen laſſen, um in dieſem Punkt die Ehre des franzöſiſchen Adels aufrecht zu halten, der über ſeine Unwiſſenheit erröthen mußte. . . Die Polen redeten unſere Sprache mit ſolcher Reinheit, daß man ſie eher für Männer gehalten hätte, die an den Ufern der Seine oder Loire erzogen worden, als für Bewohner der Länder, welche die Weichſel oder der Dnieper benetzt, was unſeren Höflingen große Schande machte, die nichts wiſſen und erklärte Feinde aller Gelehrſamkeit ſind. Wenn daher ihre neuen Gäſte eine Frage an ſie richteten, ſo antworteten ſie nur durch Zeichen oder Erröthen."

Als Beſtätigung dieſer für die Polen des ſechzehnten Jahrhunderts ſo ſchmeichelhaften Schilderung führt Malte Brun ein Urtheil des großen Humaniſten Muret an, der um dieſelbe Zeit lebte. Die Italiäner und die Polen galten damals für die höflichſten und gelehrteſten Nationen. „Welche von ihnen beiden," fragt der berühmte Schriftſteller, „verdient, daß man ſie in Bezug auf Wiſſenſchaften und Künſte am meiſten lobe? Sind es die Italiäner, von denen kaum der hundertſte Theil Lateiniſch und Griechiſch lernt und einigen Geſchmack für die Wiſſenſchaft an den Tag legt, oder die Polen, von welchen eine große Anzahl beider Sprachen vollkommen mächtig iſt, und welche von einem ſolchen Eifer für die Wiſſenſchaften beſeelt ſcheinen, daß ſie ihnen ihr ganzes Leben widmen?"

Dieſer Lobſpruch bezieht ſich aber augenſcheinlich nur auf den polniſchen Adel. Welch' ein Kontraſt bietet ſich dar, wenn wir die Augen auf die Maſſe des Volks werfen, bedrückt von den Magnaten, gebrandſchatzt von den Juden und ſeinem Elend überlaſſen von den Dienern Gottes, welche vergaßen, daß ſie die Vertreter einer Religion der Liebe waren, die Jünger Deſſen, der die Worte ſprach: „Was Ihr gethan habt dem Geringſten meiner Brüder, das habt Ihr mir gethan." Ja, die reichen polniſchen Herren waren höflich, prachtliebend, eiferſüchtig auf ihre Würde, gebildet, galant, Freunde der Wiſſenſchaft und der Künſte, der Rede ebenſo mächtig wie des Degens, Meiſter aller Sprachen Europa's, Stifter von Bibliotheken und Collegien, die ſie mit fürſtlicher Municiſcenz ausſtatteten; ihre Damen waren ſchön und graziös, fein und geiſtreich, romantiſch und patriotiſch. Man kann Alles dieſes nicht in Abrede ſtellen. Aber ihre glänzenden Eigenſchaften warfen ein noch grelleres Licht auf die Herabwürdigung der Leibeigenen* und ließen die harte Knechtſchaft eines von der Natur ſo glücklich begabten Volks noch ſchrecklicher erſcheinen. In Folge dieſer Knechtung hat dieſes Volk jetzt ſo wenig einen ihm eigenthümlichen Charakter, daß ſelbſt die polniſchen Schriftſteller es meiſtens mit Schweigen übergehen. „Alles," ſchreibt Chodzko, „was ich von den Sitten und Eigenſchaften der polniſchen Nation geſagt habe, bezieht ſich nur auf den Adel. Der dritte Stand war in Polen ſehr wenig zahlreich und die ländliche Klaſſe hatte keinen Theil an der Regierung. Das Volk, im Allgemeinen gutmüthig, war in Unwiſſenheit verſunken," — wie daſſelbe es noch jetzt iſt. Ein franzöſiſcher Reiſender aus dem Jahr 1790, der Marquis Fortia de Piles, ein feiner Beobachter, obwohl etwas zur Strenge geneigt, ſpricht ſich in ähnlicher Weiſe aus. „Der Pole iſt ſtolz, edelmüthig, tapfer, offen und vor Allem unabhängig; wir reden hier nur von dem Adeligen, dem einzigen, deſſen Charakter frei hervortreten kann, oder vielmehr dem einzigen, der einen hat. Der wahre Pole,** derjenige, welcher die zahlreichſte und nützlichſte Klaſſe bildet, iſt Sklave, und dieſes Wort macht es überflüſſig, ſeinen Charakter zu analyſiren; es ſagt Alles."

## Deutſchland und das Ausland.

### Eine Uhland-Feier in St. Petersburg.***

Am 4. März verſammelte ſich die St. Petersburger deutſche Liedertafel in ihren gewohnten Räumen, um eine Feier zum Gedächtniſſe Ludwig Uhland's zu begehen. Zahlreiche Gäſte hatten ſich eingefunden. Die Feier begann um 8 Uhr Abends mit „Schäfers Sonntagslied" („Das iſt der Tag des Herrn!") von Kreutzer. Sodann ſprach Herr Dr. F. Meyer, Redacteur der deutſchen St. Petersburger Zeitung, durch frühere Dichtungen auch in Deutſchland noch im guten Andenken, von dem Vorſtand der Liedertafel dazu aufgefordert, folgende Worte:

„Das iſt der Tag des Herrn, wenn ein Geiſt, wie Ludwig Uhland's Geiſt, herniederſteigt, um in vielen Tauſenden von Herzen die Liebe zum Guten und Schönen, das Streben nach dem Edlen und Erhabenen zu wecken und zu ſtärken; das iſt der Tag des Herrn, wenn eine Dichterſeele, wie Ludwig Uhland's, ihre irdiſche Laufbahn vollendet hat und heimkehrt zu ihrem göttlichen Urquell und viele, viele Tauſende ihr nachtrauern, verſunken in Wehmuth und tiefes Leid, und das klagende Vaterland weinend ſein Antlitz verbirgt um den Verluſt des geſchiedenen großen Sohnes; das iſt der Tag des Herrn, wenn ſich die Freunde der Dichtung und des Geſanges, deutſche Herzen, die warm empfinden und ſchlagen für Freiheit und Recht, für Deutſchlands Größe und Ruhm, wenn ſie ſich zuſammenfinden, um das Gedächtniß des großen Todten zu feiern, der wie wenige Andere ſie begeiſternd emportrug zu den Sternen edler, menſchlicher Geiſteshoheit. Und ſo haben wir uns zuſammengefunden, das Gedächtniß des geliebten Todten zu ehren durch Singen und Sagen ſeiner herrlichen Lieder, ſein zu gedenken, indem wir uns verlieren in ſeinen erhabenen Gedanken, ihn zu feiern und in ihm alles Große, Gute und Edle, — das iſt der Tag des Herrn!

„Uhland ſang, wie viele deutſche Dichter vor und mit ihm ſangen und, ſo Gott will, nach ihm ſingen werden:

Er ſang in vorigen Tagen
Der Lieder mancherlei,
Von alten, frommen Sagen,
Von Minne, Wein und Mai. [1])

„Er ſang auch friſche Jagd- und Wanderlieder; er ſang Freundſchaft, Vaterland, Glauben; — aber alles das iſt es nicht, was ihm die Herzen des ganzen Volkes ſo zu eigen machte, was bewirkte, daß das ganze deutſche Volk ihn liebte, das ganze deutſche Volk trauernd an ſeinem offenem Grabe ſtand. Denn geſungen wurden alle dieſe ſchönen

* Seit Errichtung des Herzogthums Warſchau exiſtirt die Leibeigenſchaft im eigentlichen Sinne nicht mehr in Polen, aber die Lage der Bauern iſt darum nicht weniger traurig.

** Herr Schnitzler macht hier ein Fragezeichen? Wahrſcheinlich ſpielt jedoch der Reiſende auf die Theorie an, nach der der Adel in Polen einem anderen Stamme angehören ſoll, als die Maſſe der Bevölkerung, und zwar einem nicht-ſlaviſchen, dem ſarmatiſchen. Red.

*** Der Redaction erſt am 3. April zugekommen.

1) Uhland, Lied eines deutſchen Sängers.

Digitized by Google

und herrlichen Dinge ſchon vor und mit ihm und — wie wir nicht leugnen können — mit nicht geringerer poetiſcher Kraft.

„Aber Uhland hat nicht nur die theuerſten Güter des Menſchen in Lieder gefaßt, er that mehr:

„„Er tauchte tief wohl in den Schacht der Sagen,
Wo heimlich quillt der Dichtung Wunderborn
Und ſchöpfte Lieder aus verrauſchten Tagen,
Da Harfen tönten und der Elfen Horn;
Doch wurden Schlachten für das Recht geſchlagen,
Trat er hervor in hellem Männer-Zorn;
Und wandte ſich vom Zauber alter Zeiten,
Galt es die freie Zukunft zu erſtreiten.““ [2])

„Daß Uhland nicht nur der Sänger ſeines Volkes, daß er ein freier, geſinnungstüchtiger, deutſcher Mann war, der eintrat mit der ganzen Kraft ſeiner makelloſen Perſönlichkeit für Wahrheit und Recht, für Deutſchlands Glück und Größe, daß er frei von jedem eitlen Weſen, von jeder Selbſtſucht und Leidenſchaft, unbekümmert um Partei- und Fürſtengunſt die freie breite Bruſt hinpflanzte zum Schilde vor das bedrohte Recht, das war die eine ſeiner Eigenſchaften, die ihn ſo tief gebettet hat in die innerſten Kammern aller deutſchen Herzen.

„Und wenn er ſang, da waren es nicht blos ſchöne Gedanken, in blanken Verſen mit klingenden Reimen; wenn er ſang, da klang es wieder in der tiefſten Tiefe jedes deutſchen Gemüthes, als hätte er die melodienreichſten Saiten berührt, die dort lange, lange ohne Ton und Leben geſchlummert hatten.

„Welche Dichterſeele hat nicht, verletzt von dem lärmenden Treiben der Alltagswelt mit ihm ſich geſehnt und gerufen:

O Mohn der Dichtung! wehe
Ums Haupt mir immerdar! [3])

Welcher friſche Jägersmann hat nicht mit ihm geſungen:

Keine beſſere Luſt in dieſer Zeit
Als durch den Wald zu dringen,
Wo Droſſel ſingt und Habicht ſchreit,
Wo Hirſch und Rehe ſpringen! [4])

„Welcher junge Wanderer hat ſich im duftigen Wieſengrün an den plätſchernden Wellen des Baches gelagert, und nicht mit dem Sänger gedacht:

Will ruhen hier an des Baches Rand,
Wo duftige Blümlein ſprießen.
Wer hat euch, Blümlein, hierher geſandt?
Seid ihr ein herziges Liebespfand
Aus der Ferne von meiner Süßen? [5])

„Wie manches holde Mägdlein ſtand ſchon an ihrem Fenſter und zerdrückte eine Thräne in den blauen Augen und ſeufzte:

Da ſteh' ich mit der Liebe mein,
Mit Roſen und Gelbveigelein,
Dem ich Alles gäb' ſo gerne,
Der iſt nun in der Ferne. [6])

„Unſere Kinder wachſen auf mit „Klein Roland," unſere Jugend ſchwärmt mit dem „Königsſohn und der Schäferin," unſere Männer und Frauen erheben und begeiſtern ſich an dem „Schloß am Meere," an des „Sängers Fluch," der „verſunkenen Krone," dem „Glück von Edenhall."

„Der fröhliche Zecher ſingt:

Was iſt das für ein durſtig Jahr!
Die Kehle lechzt mir immerdar,
Die Leber dorrt mir ein,
Ich bin ein Fiſch auf trocknem Sand,
Ich bin ein dürres Ackerland:
O ſchafft mir, ſchafft mir Wein! [7])

„Der vereinſamte Freund ruft dem zu früh geſchiedenen nach:

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen beſſ'ren find'ſt Du nit; [8])

„Das geängſtigte Gemüth, in deſſen gequälte Sinne des Frühlings friſcher Duft und Wonnegefühl einſtrömt, wird mild und hoffnungsvoll und jubelt endlich in die lichte Sonne hinein:

O friſcher Duft, o neuer Klang!
Nun armes Herze ſei nicht bang!
Nun muß ſich Alles, Alles wenden! [9])

„Und wer einmal an einem ſchönen Sommerſonntag ſich in der blühenden, glänzenden, thauigen Au befunden, und die fernen Kirchenglocken läuteten ihm in's Herz hinein, wer hat da nicht aufgeblickt voll gläubigen kindlichen Vertrauens in die dunkelblaue Höhe, wer iſt da nicht andächtig niedergeſunken und hat gerufen:

Anbetend knie' ich hier,
O ſüßes Grau'n! geheimes Weh!
Als knieten Viele ungeſehn
Und beteten mit mir.

Der Himmel, nah und fern,
Er iſt ſo klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen ſich,
Das iſt der Tag des Herrn! [10])

„Zu jedem Liede Ludwig Uhland's klingt ein Echo aus dem tiefſten Grunde unſerer Seele, er war vor allen Forſchern, vor allen Sängern, vor allen Männern der deutſcheſte, und wenn er ſingt oder ſpricht, ſo iſt es, als ob der Genius unſeres Volkes uns ſeine tiefinnerſten Geheimniſſe offenbarte. Das iſt es, was ihn uns vor Allen ſo theuer und lieb macht, das iſt es, was uns bewog, uns heute hier zu finden, um ihn zu ehren, ſein Gedächtniß zu feiern und in ihm zu feiern das Vaterland, die deutſche Nationalität, die wir nirgends höher und heiliger halten wollen, als in der Fremde, ſei dieſe auch die reichſte und gaſtfreundlichſte.

„Und wenn ein begabter jüngerer Dichter [11]) von Uhland ſingt;

Süßer, ſtärker als der Nachtigallen
Klageton aus dunkeln Buchenhallen,
Als der Lerche ſchmetternder Geſang,
Schwingt ſich hell in allen deutſchen Gauen
Aus dem Mund der Männer und der Frauen
Seiner Dichtung ſeelenvoller Klang —

ſo möge dieſer Geſang nicht nur in allen deutſchen Gauen erklingen, ſondern überall, wo Deutſche bei einander wohnen,

„Soweit die deutſche Zunge klingt!"

und wenn in allen Ländern der weiten Welt die Deutſchen unter einander verbunden ſind durch die Liebe für ihr Volksthum und den vaterländiſchen Geiſt, durch Poeſie und Geſang und durch den Cultus ſolcher edler Dichter und Männer, wie Ludwig Uhland, dann wollen wir mit unſerem baltiſchen Landsmanne [12] ausrufen:

Und was am eignen Herde
Der Deutſche nimmer fand,
Beut nun die ganze Erde,
Ein deutſches Vaterland!"

Nun folgten die Quartette „Märznacht" (C. Kreutzer) und „Trinklied" (Zelter), worauf die Hofſchauſpielerin, Frl. Vanini „Des Sängers Fluch" deklamirte, dieſe Krone von Uhland's Balladen, die von dem Dirigenten der Liedertafel, Hrn. C. Meyer, mit melodramatiſcher Begleitung verſehen war. Die Declamation des Gedicht's „Das Glück von Edenhall," die für ein ausfallendes Geſangsſolo eintrat und des „Hirten Winterlied," gleichfalls eine Compoſition des Hrn. C. Meyer, bildeten den Schluß der erſten Abtheilung.

Der zweite Theil der Uhland-Feier wurde durch die Quartette „der Schmied" und „der gute Kamerad" (beide von Kreutzer) eingeleitet, dann folgte die Declamation des „Märchen" von der Hofſchauſpielerin Frau Pollert und ein Geſangs-Solo, das wie das erſte hätte ausfallen müſſen, wenn es nicht Herr Kapellmeiſter Bätz ganz unvorbereitet übernommen hätte. Die Quartette „die Kapelle" (Kreutzer) und „Frühlingsglaube" (Pacius) reihten ſich an, worauf der Vortrag eines Epilogs, den Wilh. Wackernagel zur Uhland-Feier der „Cäcilia" in Baſel gedichtet hatte, die Reihe der Vorträge beſchloß.

Ein heiteres Mahl hielt viele der Anweſenden noch lange beiſammen.

Da alle nicht aktiven Anweſenden aufgefordert waren, ein Scherflein zu Uhland's Denkmal beizutragen, ſo war ein hübſches Sümmchen eingekommen.

Durch die Schillerfeſte haben ſich die Deutſchen auf der ganzen Erde zum erſten Male kosmopolitiſch geeinigt. Vielleicht gelingt es todten Dichtern, was unſere Zeitgenoſſen bisher vergeblich erſtrebten, ein einiges Deutſchland auf der ganzen Erde zu ſchaffen.

[2]) Aus F. Löwe's Prolog zur Uhland-Feier in Stuttgart. — [3]) Der Mohn. — [4]) Jägerlied. — [5]) Wanderlieder. In der Ferne. — [6]) Abſchied. — [7]) Trinklied. — [8]) Der gute Kamerad. — [9]) Frühlingsglaube.

[10]) Schäfers Sonntags-Lied. — [11]) Lingg. — [12]) Jegór von Sivers.

Digitized by Google

## Hiſtoriſche Wörter und Redensarten.

Es iſt ein erfreuliches Zeichen unſerer Zeit, daß das Sprichwort, dieſe geſunde und kräftige geiſtige Koſt für Jedermann, mehr und mehr Pfleger und Liebhaber findet. Kaum iſt eine neue Auflage von Körte's „Sprichwörtern der Deutſchen" erſchienen, ſo kündigt Wander ſein rieſiges „Deutſches Sprichwörter-Lexikon" an, und noch iſt die aus mehr, als 90 Sprachen und Dialekten geſchöpfte Sprichwörter-Sammlung, welche Ida von Düringsfeld im Verein mit dem Unterzeichneten herausgiebt, nicht vollſtändig im Buchhandel ausgegeben, ſo hat Dr. C. von Wurzbach in Wien ein Werk über „Hiſtoriſche Wörter, Sprichwörter und Redensarten" veröffentlicht,* das gewiſſermaßen als Ergänzung zu den vorgenannten Sammlungen angeſehen werden könnte. Der gelehrte Verfaſſer, rühmlichſt bekannt durch ſein „Biographiſches Lexikon des Kaiſerthums Oeſterreich," ſein „Schillerbuch" und ſeine „Sprichwörter der Polen," hat es ſich nämlich zur Aufgabe geſtellt, eine Anzahl der volksthümlichſten Ausdrücke, Redensarten und Sprichwörter, welche man zwar täglich hört, deren Entſtehen und eigentliche Bedeutung aber im Laufe der Zeiten vergeſſen worden iſt, auf ihren Urſprung zurückzuführen und hiſtoriſch, oder ſprachlich zu erklären. Da er ſich dabei nicht blos auf die deutſche Sprache beſchränkt, ſondern auch Worte und Redensarten fremder Zungen in den Kreis ſeiner Forſchungen gezogen hat, ſo können wir uns hier etwas ausführlicher mit dieſer Arbeit beſchäftigen, welche die Frucht eines jahrelangen ausdauernden Fleißes und gründlicher kulturgeſchichtlicher Studien iſt, und an der wir nur bedauern, daß ſie, wie aus dem Proſpectus hervorgeht, nicht in ihrem ganzen Umfang dem Publikum übergeben worden iſt. Manche Erläuterung, die uns jetzt allzu abgebrochen dünkt, dürfte ohne dieſes gewaltſame Verkürzen befriedigender ausgefallen ſein. So die Erklärung zu der Redensart:

Payer en monnaie de singe
(Mit Affenmünze bezahlen),

von der es heißt:

„Soviel als nicht bezahlen dürfen, oder ſich der Zahlungsverpflichtung durch Affenſprünge, Narretheien entziehen. Der Hintergrund dieſes in Frankreich bekannten Sprichwortes iſt die Thatſache, daß Ludwig der Heilige von Frankreich allen Affen den Eingang in Paris ohne Zollgeld-Entrichtung geſtattet hat."

Sind wir auch nicht völlig mit der angegebenen Bedeutung dieſer Redensart einverſtanden, welche, wenigſtens gegenwärtig, in Frankreich den Sinn hat, ſich über Jemand luſtig machen, oder ihn zum Narren haben, anſtatt ihn zu bezahlen,** ſo rührt dieſelbe doch, wie der Verfaſſer richtig anführt, aus der Zeit Ludwig's des Heiligen her. Nur waren es, nach Méry, blos die gelehrten Affen, welche laut der Verfügung des frommen Königs, von den herumziehenden Gauklern, ohne den allen Thieren auferlegten Eingangszoll, nach Paris gebracht werden konnten, wenn ſie am Thor vor den Zollbeamten ihre Künſte zeigten.

Das Wort Bankerott ſchreibt ſich von der italiäniſchen Sitte her, einem Kaufmann, der zahlungsunfähig wurde, zum Zeichen, daß er als Wortbrüchiger das öffentliche Vertrauen verwirkt habe, auf Befehl der Behörde, ſeine Bank zu zerſchlagen (banco rotto), indem die Kaufleute, beſonders in Venedig, einen hohen Tiſch, den ſie banca oder banco nannten, im Freien aufſtellten, um darauf ihre Waaren auszulegen, oder Geldgeſchäfte zu machen. Da die venetianiſchen Kaufleute, welche Bankerott gemacht hatten, ſich früher meiſt nach Mantua zurückzogen, ſo pflegen die Italiäner noch jetzt jede Verleitung zu unnützen Ausgaben mit der Frage abzulehnen: „Wollt Ihr, daß ich nach Mantua ziehen, d. h. Bankerott machen ſoll?"

In Frankreich dagegen, wo man ehemals einen zahlungsunfähigen Schuldner, wenn er nicht ſein ganzes Vermögen den Gläubigern überließ, dazu verurtheilte, eine grüne Mütze zu tragen, galt die Redensart: porter le bonnet vert für gleichbedeutend mit Bankerott machen, wofür man jetzt den modernen Ausdruck: „eine Tour nach Belgien oder Flandern machen" anwendet, weil Belgien der gewöhnliche Zufluchtsort der von Gläubigern verfolgten Franzoſen iſt.

Ueber das Sprichwort:

Die Zeit iſt hin, wo Bertha ſpann,

haben wir bereits im vorigen Jahrgang dieſer Blätter Näheres mitgetheilt; bei dem intereſſanten Artikel über das franzöſiſche Charivari, und die ihm ähnlichen Gebräuche vermiſſen wir ungern die Erwähnung der früher in Weſtfalen üblichen Thyrjagd, an deren Stelle unſere katzenmuſikaliſchen Ständchen, mit und ohne Fenſtereinwerfen, getreten ſind. Da bei derſelben auf Karren ſitzende Larven oder Schreckgeſtalten den Lärmzug begleiteten, ſo halten einige Gelehrte das Wort Charivari, welches, nebenbei bemerkt, in der franzöſiſchen Schweiz Tcharivari lautet, für eine Zuſammenſetzung aus Karre und varen (ziehen, fahren), während Andere ihm eine keltiſche Abſtammung beilegen.

Der Urſprung des Ausdrucks Charlatan iſt ebenfalls verſchiedenen Auslegungen anheimgefallen.

„Man leitet das Wort von dem Namen eines Arztes Latan ab, der in Paris ſeine Praxis ausübte. Auf einem kleinen, von einem Pferdchen gezogenen Wagen (char), worauf ſich ſeine Medicamente befanden, machte er ſeine Krankenbeſuche. Wenn nun das Volk den fahrenden Doctor in den Straßen von Paris erblickte, ſo rief man — da er überdies ſeiner Menſchenfreundlichkeit und oft geleiſteten Hülfe wegen allgemein beliebt war — jubelnd: „Voilà le char de Latan!" woraus ſich alsbald das abgekürzte Charlatan bildete, welches man dann auf jeden fahrenden Doctor, nur eben nicht im freundlichen Sinne, anwandte. Dieſe Erläuterung iſt wenigſtens ſinnreich.

Die folgende, auf das Zeugniß eines alten glaubwürdigen Schriftſtellers Conſtantinus: „De ceremoniis Aulae Byzantinae" geſtützt, ſcheint der Wahrheit näher zu ſtehen. Taſchenſpieler und Gaukler durchzogen häufig die Straßen der Hauptſtadt des chriſtlich byzantiniſchen Reiches. Ihre kurzweiligen Vorſtellungen, gewürzt durch pantomimiſche Intermezzo's, erfreuten ſich bald der Theilnahme der vornehmen Welt, die an gedankenloſen Schauſpielen ſeit jeher ſich zu erluſtigen liebte. Daß dergleichen Gaukeleien bald zu den beliebteſten Ergötzlichkeiten des kaiſerlichen Hofes gehörten, begreift ſich leicht, wenn der hohe Adel daran ſolches Wohlgefallen fand. Dieſe Gaukler nun, ſtolz auf dieſe Ehre, ſuchten auch durch ihre äußere Erſcheinung ſich bemerkbar zu machen, und zogen daher in impoſanter Scharlachtracht auf, weshalb ſie Scarlatani, auch Scarlatati genannt wurden. Mit dieſer Erklärung ſtimmt der an das Wort Charlatan geknüpfte Nebenbegriff vollkommen überein, während der Uebergang des Namens eines geliebten Menſchenfreundes in einen Volksſpott, wie dies bei der erſten Deutung der Fall iſt, zu den geheimnißvollen Wandelungen, die in der Sprache freilich auch vorkommen, zu zählen wäre.

Außer dieſen beiden Erläuterungen, welche der Verfaſſer anführt, giebt es nun noch eine dritte, einfachere, welche uns, ſowohl etymologiſch, wie dem Sinne nach, die richtigere zu ſein dünkt, indem man es vom italiäniſchen ciarlar, ſchwatzen (ciarlata, Geſchwätz, Gewäſch), ableitet, und Schwatzkunſt bekanntlich ein Haupterforderniß des echten Charlatans ausmacht.

Auch die Veranlaſſung, die Bewohner von Meung an der Loire „les ânes de Meung" zu nennen, wird nicht immer auf die Weiſe erzählt, welche wir im vorliegenden Werke angegeben finden.

Wie der Verfaſſer mittheilt, fingen nämlich die Fiſcher von Meung einmal in der Loire etwas ganz gewaltig Großes, das ſie für einen Wallfiſch hielten. Im Triumph trugen ſie das volle Netz in die Stadt, und dort erkannten ſie erſt, daß der vermeintliche Wallfiſch das Aas eines Eſels war, welches das Waſſer ganz aufgetrieben hatte.

Nach einer andern Erzählung jedoch, welche wir noch im Jahre 1855 zu Orléans im Munde des Volkes hörten, und die wir deshalb in den „Internationalen Titulaturen" ſo wiedergegeben haben, wie ſie Lottin in ſeinen „Recherches historiques sur la ville d'Orléans" (Orléans, 1836) berichtet, beruht das Entſtehen dieſes Spottnamens auf folgendem geſchichtlichen Vorfall.

Als im Jahre 1338 ganz Frankreich an einer furchtbaren Hungersnoth litt, luden die vielen Müller und Bäcker, welche in dem Städtchen Meung ihr Handwerk ausübten, mit edelmüthigem Eifer ihre ſämmtlichen Waarenvorräthe auf Eſel, um ſie nach Orléans zu bringen. Die Bewohner von Orléans, ausgehungert, wie ſie waren, gingen ihnen entgegen, und riefen freudig einander zu:

Allons chercher du pain, voilà les ânes de Meung qui arrivent!
(Laßt uns Brod holen, da kommen die Eſel von Meung an!)

und ſo ging dieſer Name allmählich auf die Beſitzer der Eſel über, und blieb ihnen als Ehrengedächtniß ihrer guten That.

Allerdings gehört es zu den Seltenheiten, wenn ein Spitzname ein wirklicher Ehrentitel iſt, indeſſen ſteht dieſer Fall doch nicht vereinzelt da, und in den „Internationalen Titulaturen," wo wir verſucht haben, die Spottnamen zuſammenzuſtellen, welche ſich Städte und Völker gegenſeitig

* Prag, 1862. (Verlag von J. L. Kober.)

** Will man ausdrücken, daß man mit ſchönen Worten und Dankſagungen ſtatt des Geldes bezahlt, ſo ſagt man: payer en monnaie de cordelier, in Franziskanermünze bezahlen.

Digitized by Google

beilegen, finden ſich verſchiedene ähnliche Beiſpiele. So werden unter Anderen die Einwohner von Orléans „die Hunde von Orléans" genannt, weil ſie ſich durch treue Anhänglichkeit an ihr angeſtammtes Königshaus hervorthaten, obgleich Mathieu Paris in ſeiner Lebensbeſchreibung König Heinrich's III. von England boshaft behauptet, der Name rühre daher, daß die Bewohner von Orléans die Gewaltthätigkeiten der berühmten Paſtoureaux, jener Räuber, welche während der Gefangenſchaft des heiligen Ludwig in Frankreich ihr Unweſen trieben, verheimlicht oder gar heimlich begünſtigt hätten, und deshalb vom Biſchof in den Kirchenbann gethan worden, und ſo gewiſſermaßen „canes muti, non valentes latrare" geweſen wären.

Nur ungern verlaſſen wir den intereſſanten Stoff, um nicht durch die Anregung, welche Wurzbach's „Hiſtoriſche Wörter" in Fülle bieten, zu weiteren Abſchweifungen verführt zu werden, und begnügen uns, auf das Werk ſelbſt zu verweiſen, das nicht nur für den Forſcher und Gelehrten, ſondern auch für Jeden, der das Sprichwort liebt, als willkommenes Nachſchlagebuch dienen dürfte. Frh. v. Reinsberg-Düringsfeld.

## Mannigfaltiges.

— Ein deutſch-ruſſiſches Urtheil über deutſche Zuſtände. Es liegt uns die erſte diesjährige Lieferung der in Riga erſcheinenden „Baltiſchen Monatsſchrift" vor.* Dieſelbe wird mit einem Rückblicke auf das Jahr 1862 eröffnet, der gerade in dieſem Augenblicke, wo man in allen Zeitungen von der ſogenannten „Deutſchen Partei" in Rußland, als dem Inbegriff aller Unterdrückung und Rechtsverachtung, lieſt, zur gelegenen Zeit nach Deutſchland kömmt. Hier haben wir den Beweis vor uns — den wir übrigens auch bereits in mannigfachen anderen Erſcheinungen beſitzen** — daß der Deutſche auch in Rußland ein freier, das Recht und die Wahrheit über Alles liebender Mann iſt. „Ueber allem Wechſel der Throne," ſagt unſer Rückblick aus Rußland, „über allem Ringen und Kämpfen der Völker ſteht die heilige, ewige Macht, welche die Menſchheit aus dem Irrthum zur Wahrheit, aus dem Unrecht zum Recht, aus Schmach und Gebundenheit zur Freiheit und Seligkeit eines edeln Menſchenlebens emporzieht, wie auch Verhältniſſe, Sitten und Moden wechſeln. Dieſe ſtille und heimliche, dieſe erhabene und gewaltige Macht, ſie iſt mit den Völkern der Erde in das neue Jahr hinüber gegangen, und im alten, wie kräftig hat ſie ſich da erwieſen!... Unſere Zeit — wir empfinden wohl, wie viel ihr noch gebricht und wie großen, heiligen Aufgaben gegenüber ſo manches noch ein recht kleiner, ſchwacher und unſicherer Anfang iſt; aber ſichtbar, fühlbar weht zwiſchen Ruinen und alten abſterbenden Bäumen ein immer kräftiger werdender, ſiegverheißender Lebens-Odem durch die Welt, und eine ſpätere Zeit wird dankend anerkennen, wie emſig und vielfältig die gegenwärtige ihr vorgearbeitet hat."

Nach einem wehmüthigen Blicke auf die im vorigen Jahre in Preußen ſo unerwartet vernichteten Hoffnungen der Freunde eines freien, einigen und mächtigen Deutſchlands, ſagt der Rundſchauer aus Rußland: „Was ſollen wir im Großen und Ganzen über das bundestagige Deutſchland und ſeine Fragen ſagen? Nichts — nein gar nichts liegt als Reſultat aus dem vorigen Jahre vor. Mit den geſchichtlichen Problemen, welche die Zeit zu löſen hat, mit der Ordnung der italiäniſchen und der griechiſchen Angelegenheiten, mit dem Kampfe in Nord-Amerika und mit der franzöſiſchen Invaſion in Mexico hatte Deutſchland nichts zu thun — und doch konnte es mit der Regelung ſeiner alten, inneren Streitfragen um keinen Schritt vorwärts kommen! In der Zollvereins-Frage beutete Preußen mehr paſſiv als aktiv die Gunſt der Umſtände gegen die Unvernunft ſeiner Gegner aus. Das Delegirten-Projekt iſt ein Phantom. In Kurheſſen und in Schleswig-Holſtein iſt Preußen mehr noch durch ſeine eigene innere Schwäche, als durch ſein Verhältniß zu Oeſterreich und zum deutſchen Bunde, unſelbſtändig geworden. Der Widerſtand des Kürfürſten von Heſſen, die Gefährdung der preußiſchen Militair-Conventionen mit einigen Kleinſtaaten, die Courage der deutſchen Mittelſtaaten, dem franzöſiſchen Handels-Vertrage die Genehmigung zu verſagen, ſind handgreifliche Beweiſe der wachſenden Mißſtimmung gegen die Leitung und den Einfluß Preußens, wo dieſe etwa noch nachweisbar ſind. Wie weit ſind doch im Jahre 1862 die Hoffnungen auf ein einiges Deutſchland zurückgetreten!"

* Siebenten Bandes erſtes Heft. Januar 1863. Riga, Kymmel.

** Man leſe z. B. unſern heutigen Artikel über die Uhland-Feier in St. Petersburg. D. R.

— Große, mediziniſche Preisbewerbung. Der im vorigen Jahre verſtorbene Leibarzt des Königs Victor Emanuel von Italien, Dr. Riberi, hat der Wiſſenſchaft ein wahrhaft großartiges Vermächtniß hinterlaſſen und zum Executor ſeines Teſtaments die mediziniſche Akademie zu Turin ernannt, welche bekannt macht, daß das beſte Werk aus dem Gebiete der mediziniſch-chirurgiſchen Wiſſenſchaft, welches anerkanntermaßen zum Fortſchritt derſelben beiträgt, einen Preis von 20,000 Lire (Francs) erhalten ſoll — ein wahrhaft königlicher Preis, wie er ſelten den Gelehrten geboten wird. Die Friſt zur Bewerbung iſt bis zum 31. December 1864 ausgedehnt, und können auch gedruckte Werke, die vom 1. Januar 1862 an bis zum 31. December 1864 erſcheinen, daran Theil nehmen, gleichviel, ob ſie in italiäniſcher, lateiniſcher oder franzöſiſcher Sprache verfaßt ſind. Die genannte Akademie ernennt die Prüfungs-Commiſſion und macht das Ergebniß bis zum Juli 1865 bekannt. Doch damit iſt dieſe Preisbewerbung noch nicht erſchöpft; denn Dr. Riberi hat ſieben ſolche Preiſe von 20,000 Lire ausgeſetzt, ſo daß alle drei Jahre ein ſolcher zuerkannt werden ſoll, mithin 21 Jahre lang die gelehrte Welt ſich damit beſchäftigen kann. Der Präſident der Turiner mediziniſchen Akademie, Dr. Trempeo, hat den Verfaſſer der Geſchichte der deutſchen Leopoldino-Caroliniſchen Akademie, Herrn Dr. Neigebaur, erſucht, eine Ueberſetzung des diesfallſigen Preis-Programms zu fertigen und an die letztgedachte Akademie mit dem Anſuchen zu überſenden, daſſelbe der gelehrten Welt bekannt zu machen. Alle Zeitungen werden darum erſucht, das Preisausſchreiben aufzunehmen, das durch die Zeitſchrift dieſer deutſchen Akademie zur öffentlichen Kunde gebracht werden wird.

— Emanuel Geibel und Friedrich Bodenſtedt. Im Londoner Athenaeum vom 28. März d. J. iſt die engliſche Ueberſetzung eines Schreibens von Emanuel Geibel aus München vom 6. März abgedruckt, worin derſelbe in ausführlichſter Weiſe motivirt, warum er, als Mitglied des Kapitels vom Maximilian-Orden, nicht für Bodenſtedt, ſondern für Möricke geſtimmt, welchem Letztern auch vom Könige von Bayern der Orden verliehen worden. Geibel war von einem engliſchen Korreſpondenten des Athenaeum in dieſer Sache angegriffen und eines unkollegialiſchen, wenn nicht unehrenhaften Verfahrens bezichtigt worden. Das sine ira et studio abgefaßte Schreiben Geibel's iſt vollkommen geeignet, ihn gegen jede Verdächtigung ſeiner Motive zu ſchützen.

— Der Uranios des Simonides. Im Londoner Athenaeum vom 28. März d. J. iſt wieder einmal von dieſem durch ſeine Schickſale in Berlin und Leipzig berühmt oder berüchtigt gewordenen Palimpſeſt die Rede. Es ſcheint dem Herrn Simonides doch gelungen zu ſein, in England gläubige Liebhaber für ſeine Handſchriften zu finden; denn Herr John Eliot Hodgkin giebt in der gedachten Nummer des Athenaeum ſein motivirtes Urtheil ab über drei verſchiedene Lesarten im „Uranios," von denen die Eine, nach Anſicht des Herrn Hodgkin, den Text richtig wiedergiebt, die beiden anderen aber von den Herren Simonides und Lykurgos herrühren. Sehr naiv bemerkt Herr Hodgkin am Schluſſe ſeines Artikels, daß ſich leider Sir F. Madden, der berühmte Handſchriften-Kenner und Bibliothekar des British Museum, geweigert habe, unter ſeiner Verantwortlichkeit und Aufſicht die Prüfung der Handſchrift ſtattfinden zu laſſen.

Wir können bei dieſer Gelegenheit nicht unbemerkt laſſen, daß ſich die Redaction des Athenaeum in einem völligen Dunkel über Alles zu befinden ſcheint, was auf dem europäiſchen Kontinent im Bereiche der Kritik vorgeht. Sie würde ſonſt ſolche Artikel, wie den des Herrn Hodgkin, und diejenigen, die ſie für die Echtheit der „Matinées royales" gebracht, unmöglich ohne Anmerkungen paſſiren laſſen.

— Karte von Rußland. Es giebt nur wenige Karten von einem ähnlich weiten Gebiete in ſolchem großen Maßſtabe, als diejenige vom europäiſchen Rußland, welche unlängſt von der ruſſ. geographiſchen Geſellſchaft in 12 großen Blättern und in einem Maßſtabe von $^1/_{1.680.000}$ herausgegeben worden iſt. Mindeſtens $^2/_3$ von ganz Europa umfaſſend enthält dieſe Karte zum erſten Male die Reſultate der großartigen ruſſiſchen Generalſtabs-Aufnahmen bis auf die neueſte Zeit, welche in Ausdehnung diejenigen aller andern Staaten Europa's weit übertreffen. General-Lieutenant von Blaramberg, Direktor des k. ruſſ. topograph. Kriegs-Depôts, der die Herſtellung dieſer Karten leitete, giebt im neueſten Hefte von Petermann's geographiſchen „Mittheilungen" ein werthvolles Memoire zu derſelben, welches ſich über die kartographiſche Kenntniß des europäiſchen Rußlands im Lichte der Gegenwart verbreitet.

J. L.

☞ Druckfehler. In der vorigen Nummer S. 168, S. 2, Z. 38 ſtatt „Laſſar" lies: Laſſalte.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

# Magazin
# für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 16. Mittwoch, den 22. April 1863. 32. Jahrgang.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland. Seite
Die Machtverhältniſſe der europäiſchen Staaten . . . . . . . . . 181
Neue Poeſien von Georg Pertz . . . . . . . . . . . . . . 184

Frankreich.
Guſtav Flaubert. II. Salammbô und das karthaginenſiſche Afrika . . . . „
Die Echtheit der Marſeillaiſe . . . . . . . . . . . . . . 187

Italien.
Das Brigantenweſen in Süd-Italien . . . . . . . . . . . . 188

England.
Sauerſtoffgas-Beleuchtung . . . . . . . . . . . . . . . 189

Norwegen.
Norwegens Kulturpflanzen . . . . . . . . . . . . . . . 190

Mannigfaltiges.
Sir G. C. Lewis . . . . . . . . . . . . . . . . . 191
Engliſche Sprache und Literatur . . . . . . . . . . . . „
Londoner Alpen-Klub . . . . . . . . . . . . . . . „
Turin und die Piemonteſen . . . . . . . . . . . . . „
Emerich Mardach's „Tragödie des Menſchen“ . . . . . . . . . 192
Die philomatiſche Geſellſchaft in Neiſſe . . . . . . . . . . „
Die katholiſche Miſſion am Weißen Nil . . . . . . . . . . „
Neueſte Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur . . . . . . . . „

## Deutſchland und das Ausland.

### Die Machtverhältniſſe der europäiſchen Staaten.

Man erzählt von dem Begründer einer Familie, die der jungen, whiggiſtiſchen Ariſtokratie Deutſchlands angehört, daß er in ſeinem Familienpackt den Agnaten und Cognaten ſeines Hauſes empfahl: „die Ehre höher zu achten, denn Gut und Blut, die Tugend höher, denn die Ehre, über Alles aber die Macht zu ſchätzen und zu ſuchen, da nur mit ihr und durch ſie es möglich ſei, allen anderen Anforderungen der Pflicht und des Ehrgeizes zu genügen.“

So weit dieſer Ausſpruch ſich als Grundſatz einer Familie von Privatleuten hinſtellt, iſt er entſchieden zu verwerfen, abgeſehen davon, daß er mit Machiavelliſtiſcher Sophiſtik die vorausgegangenen Forderungen durch den Schlußſatz wieder aufhebt. Wie wäre es möglich, Tugend und Ehre immer rein und makellos zu erhalten, wenn man das Streben nach Macht, zu deren Erringung häufig gewaltſame Mittel erforderlich ſind, als abſolutes Endziel concentrirter Beſtrebungen bezeichnet! Wo fände ferner die Anarchie eine Gränze, wenn jeder Einzelne, der ſich im Beſitze der Mittel wähnt, alle ſeine Kräfte anſpannen wollte, um zur Macht zu gelangen?

Das Streben nach Macht iſt nur dann gerechtfertigt, wenn es von dem Bewußtſein erzeugt und getragen wird, daß man ſie zum Segen ſeiner Mitmenſchen und des werdenden Geſchlechts anzuwenden berufen ſei. Jedes andere Streben fällt in die Kategorien gewöhnlichen Ehrgeizes und gemeiner Eitelkeit und richtet ſich ſelbſt.

Verſteht man aber unter Macht den beſtimmenden Einfluß, welchen eine überlegene, moraliſche oder intellektuelle Kraft, ohne Zwangsmittel, blos durch die Gewalt der Ueberzeugung und der ſelbſterworbenen Autorität getragen, auf ihre Umgebung ausübt, ſo verliert jener Grundſatz ſeine ſtaats- und völkerrechtsgefährdende Tendenz, und die Bedingungen der Freiheit fallen mit denen der Macht zuſammen. In dieſem letzteren Sinne iſt es wünſchenswerth, daß die Macht nach allen Seiten hin ſich unumſchränkt entfalte, daß ſie, unter dem Schutze des facultativen Gleichheits-Prinzips, im privaten Leben zur Erweckung und Verwerthung aller ſchlummernden und paſſiven Kräfte führe, daß ſie im politiſchen Leben ſich in jedem Syſtem der moraliſchen Eroberungen gipfele, welches Preußen einſt ſo glücklich zu dem ſeinen machen wollte.

Wie die Verhältniſſe gegenwärtig liegen, ſind wir von dieſem Ideale noch ſehr fern und müſſen uns begnügen, den status quo einfach zu conſtatiren und anzuerkennen, in der Hoffnung, daß aus ihm erfreulichere Zuſtände erwachſen und ſich herausbilden müſſen und werden. Eine Idee, ſo lange ſie ſich noch nicht mit der ihr gebührenden materiellen Macht umkleidet, iſt eben noch nur eine Idee, und die materielle Macht wird ſo lange noch das gute Recht überherrſchen und zuſammendrücken, bis das Rechtsbewußtſein ſelbſt eine Macht geworden iſt.

Auch im Völkerleben wird die Stimme der Wahrheit nur allzu häufig übertäubt von dem Brüllen der Kanonen, und deshalb iſt es von Wichtigkeit, zu wiſſen, wie groß oder wie klein die Macht iſt, welche dieſe oder jene Nation für dieſe oder jene Sache im Augenblicke der Entſcheidung in's Feld zu ſtellen vermag.

Wir ſtützen uns in dem Folgenden hauptſächlich auf Maurice Block's in Nr. 4 d. Bl. citirtes Werk, die „vergleichende Statiſtik“ (Puissance comparée), welches in deutſcher und franzöſiſcher Sprache, mit dreizehn kolorirten Karten geſchmückt, bei Juſtus Perthes in Gotha, erſchienen iſt. Die Verhältniſſe der weſentlichſten Macht-Elemente der europäiſchen Staaten, Flächeninhalt und Einwohnerzahl, ſind zu bekannt, um ſie hier nochmals zu recapituliren. Erwähnt ſei nur noch, daß das Königreich Italien in ſeinem gegenwärtigen Beſtande (ohne Venedig und Rom) ſeinem Flächeninhalte nach zunächſt Preußen und völlig gleich dem außerpreußiſchen und außeröſterreichiſchen Deutſchland rangirt, während es an Einwohnerzahl (22 Mill.) Preußen mit 18 Million. und die Geſammt-Summe der mittel- und kleindeutſchen Staaten mit ebenfalls 18 Mill. übertrifft. Ebenſo bekannt iſt auch, daß bezüglich der Bevölkerungs-Dichtigkeit Belgien und den Niederlanden die erſte Stelle gebührt, mit denen nur einige Fabrik-Diſtrikte Deutſchlands und Englands rivaliſiren. Dann folgen Italien, Großbritannien (die drei Königreiche ineinander gerechnet), die mittel- und kleindeutſchen Staaten, Frankreich, Preußen, Oeſterreich, Spanien, die Türkei und endlich Rußland. Die Bevölkerungs-Dichtigkeit iſt allerdings ein ſehr weſentliches Macht-Element, denn in einem ſtark bevölkerten Lande iſt es, bei ſonſt entſprechenden militairiſchen Vorkehrungen, natürlich viel leichter, eine beträchtliche Armee zu concentriren, als in dünner beſäeten Steppen.

Aber in Ländern, die kultivirbaren Boden beſitzen, wird bei einer einſichtigen und liberalen Verwaltung die Einwohnerzahl in einer ſtetigen und raſchen Zunahme, auch ohne fremde Einwanderung begriffen ſein, wenn innere oder äußere Störungen ſie nicht behindern. Da zeigen ſich nun in der That ganz überraſchende Reſultate, und wir verſagen uns nicht, die Tabelle des jährlichen Wachsthums der Bevölkerung in den europäiſchen Staaten in den letzten 10—40 Jahren nachſtehend zu reproduciren:

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Griechenland . . . . | im Wachsthum von | | 216 | auf 10,000 Einwohn. | | |
| Preußen . . . . . . | „ | „ | „ 157 | „ | „ | „ |
| Norwegen . . . . . | „ | „ | „ 139 | „ | „ | „ |
| Schweden . . . . . | „ | „ | „ 117 | „ | „ | „ |
| Niederlande (Holland) . | „ | „ | „ 112 | „ | „ | „ |
| Rußland . . . . . . | „ | „ | „ 105 | „ | „ | „ |
| Italien . . . . . . | „ | „ | „ 100 | „ | „ | „ |
| Mittel- und kleindeutſche Staaten . . . . | „ | „ | „ 99 | „ | „ | „ |
| Großbritannien . . . . | „ | „ | „ 97 | „ | „ | „ |

Digitized by Google

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Spanien . . . . . | im Wachsthum von | 93 | auf 10,000 | Einwohn. |
| Belgien . . . . . | „ „ „ | 83 | „ | „ | „ |
| Frankreich . . . . . | „ „ „ | 56 | „ | „ | „ |
| Oeſterreich . . . . . | „ „ „ | 41 | „ | „ | „ |

Obenan ſtehen alſo: Griechenland (!) mit über 2 %, Preußen mit ein wenig über, Norwegen mit faſt ebenſo viel unter $1\frac{1}{2}$ %; den Beſchluß machen: Belgien mit 8, Frankreich mit $5\frac{1}{2}$, Oeſterreich 4 pro mille. Könnte man vorausſetzen, daß während eines Zeitraums von 100 Jahren der Territorial-Beſtand unverändert, und die Zunahme der Bevölkerung in immer gleichen Proportionen verbliebe, ſo würden für das Jahr 1963 folgende Ziffern die Machtverhältniſſe der europäiſchen Staaten bedingen:

| | | |
|---|---|---|
| Rußland . . . . . . . . | 135 | Mill. Einw. |
| Großbritannien . . . . . | 58 | „ |
| Oeſterreich . . . . . . | 55 | „ |
| Preußen . . . . . . . | 47 | „ |
| Frankreich . . . . . . | 46 | „ |
| Italien . . . . . . . | 44 | „ |
| Mittel- u. kleindeutſche Staaten | 36 | „ |
| Spanien . . . . . . . | 32 | „ |

Daß dieſe Zahlen niemals anderswo, als auf dem Papiere erreicht werden, dafür dürften die hohen Regierungen und Mißregierungen in der verſchiedenſten Weiſe Sorge tragen. Es wirft z. B. ein eigenthümliches Licht auf die Gloire des zweiten Kaiſerthums, wenn man vernimmt, daß ſelbſt die geringfügige Vermehrung von 56 per 10,000 in einem von der Natur ſo reichbegabten Lande nur dadurch ermittelt wurde, daß man einen Totalüberſchlag der Bevölkerungs-Vermehrung von 1821—1861 machte. In den Jahren von 1821—1847 nahm die Einwohnerzahl Frankreichs im Durchſchnitte jährlich um 200,000 Seelen zu, während von 1848—1861 dieſe Vermehrung nur noch 87,000 Köpfe jährlich betrug, ſo daß man alſo ſagen darf, daß die Bevölkerung Frankreichs unter Napoleon III. in Bezug auf innere Vermehrung faſt ſtationär geblieben iſt.

Man forſcht vergeblich nach ſtichhaltigen Gründen dieſes in der That höchſt bedenklichen Phänomens, denn bekanntlich wußte ja der Kaiſer mit der Betheuerung, daß ſein Gouvernement vorzugsweiſe die induſtrielle Entwickelung des Landes begünſtige, und der materielle Wohlſtand ſich unter ſeinem Einfluſſe beträchtlich gehoben habe, der Oppoſition immer wieder den Mund zu ſtopfen. Intereſſant wäre es, zu erfahren, wie ſich, abgeſehen von etwaigen Einwanderern oder Convertiten, die innere Vermehrung im Schoße der proteſtantiſchen Familien Frankreichs ſtellt. Als Einſender dieſes vor circa zwei Jahren im „Magazin“ unter den „Studien des franzöſiſchen Proteſtantismus“ einige Sätze ausſprach, die ſelbſt gründlichen Kennern des Elſaß und Frankreichs etwas paradox zu klingen ſchienen, erhoben ſich ſo viele Stimmen dagegen, daß er ſie unmöglich alle einzeln widerlegen konnte. Bald aber traten die Ereigniſſe für ihn ein, und ein Theil ſeiner Hypotheſen wurde durch die Folgezeit zu Grundſätzen gemacht.

Heute möchte er die Behauptung aufſtellen, daß auch das Glaubensbekenntniß nicht ohne beſtimmenden Einfluß auf die innere Volksvermehrung im Schoße der Familie iſt, und daß namentlich die Proteſtanten Frankreichs, gegenüber der allgemein herrſchenden Corruption, Proſtitution und Demoraliſirung, ein geſunderes, ſittlicheres und familienhafteres Element repräſentirend, verhältnißmäßig mehr dazu beitragen, dem Staate zählbare Bürger zu liefern, als die katholiſche Maſſe der Bevölkerung. Es wäre gewiß intereſſant, ſtatiſtiſches Material darüber zur Hand zu haben, denn vorläufig ſpricht Einſender nur auf Grund zahlreicher, perſönlicher Beobachtungen, die, ſo mannigfaltig ſie auch ſind, doch nicht maßgebend ſein können.

Das dritte und, nach den in hohen und höchſten Kreiſen maßgebenden Anſichten, weſentlichſte Macht-Element eines Staates iſt die Stärke des ſtehenden Heeres, oder desjenigen Theiles der Bevölkerung, welcher im Falle der Noth in die Reihen des ſtehenden Heeres eintreten, ſeine Lücken ergänzen kann. Dieſes wichtige Kapitel verdient wohl eine eingehendere Beſprechung, als die wir ihm in unſerm kurzen Referate widmen können; doch wollen wir verſuchen, das Hauptſächlichſte, wenn auch nur in flüchtigen Umriſſen, zu ſkizziren.

Wir nehmen dabei unter Anderem Bezug auf die Artikel „Armée,“ welche Ed. de la Barre-Duparcq für die erſte Lieferung in Block's franzöſiſchem Staatswörterbuch* geſchrieben hat, eines Werkes, welches wir unſern Leſern auf's Neue anempfehlen.

So wie Napoleon I., nachdem er mit kundiger Hand die unregelmäßigen Wallungen der Revolution bemeiſtert und eine Militair-Despotie an die Stelle der Volksherrſchaft geſetzt hatte, die franzöſiſche Armee geſchaffen, ſo ſind im Weſentlichen noch heute die europäiſchen Armeen organiſirt. Die Forderung, daß, wenn man die Infanterie gleich 1 ſetzt, die Kavallerie 1/6, die Artillerie 1/8, die Genietruppen 1/40, der Train 1/30 bildet, iſt noch heut ziemlich ſtrikt erfüllt, nur hat ſich das Verhältniß ein wenig zu Ungunſten der Kavallerie, und etwas bedeutender zu Gunſten der Artillerie geändert. In der Infanterie ſelbſt iſt die Ausbildung für das zerſtreute Gefecht, mit Rückſicht auf die ferntragenden Handfeuer-Waffen aufmerkſamer und ſyſtematiſcher behandelt, und die Zahl der leichten Truppen beträchtlich vermehrt worden. Die ſchwer auf dem Lande laſtenden Koſten eines hohen Friedensfußes, und die Nothwendigkeit bei den verhaltenen Gährungen in faſt allen Staaten Europa's fortwährend ſchlagbereit zu ſein, hat die meiſten Regierungen dahin geführt, ſich eine nur zu gewiſſen Zeiten unter den Fahnen gegenwärtige, aber ſo vollſtändig als möglich ausgebildete und equipirte Reſerve zu erziehen. — Preußen's Landwehr war in ihrer urſprünglichen Verfaſſung das Muſter dieſer Art von Reſervenbildung, und man hat dieſelbe in der franzöſiſchen Armee-Reorganiſation von 1860 faſt wörtlich copirt. Während früher nämlich die durch das Loos nicht zum Kriegsdienſte beſtimmten, oder auf irgend eine Weiſe exonerirten Mannſchaften ohne Weiteres nach Hauſe entlaſſen wurden, iſt ſeitdem die Beſtimmung getroffen worden, daß dieſelben ſechs Monate, nämlich vom 1. October bis 1. April unter den Fahnen verbleiben und in den Departemental-Hauptſtädten den augenblicklich dort garniſonirenden Regimentern (die in Frankreich bekanntlich alle zwei Jahre wechſeln) zugetheilt werden.

Die Inſtruction beſteht für die Infanterie in Exercieren, Gewehr- und Marſchübungen, für die Kavallerie in Erlernung des Fechtens und der Paraden, für die Artillerie in Erlernung der Geſchützbedienung und iſt in allen Stücken, ſowie die militairiſche Bekleidung, auf das Allernothwendigſte beſchränkt. Die Reſerve wird von dem im Departement ſtationirenden Corps adminiſtrirt, hat aber eine beſondere Comptabilität. Das miniſterielle Reſkript empfiehlt ausdrücklich, die Leute mit Sanftmuth und Geduld zu behandeln und möglichſt ein gutes Andenken an das Militair-Leben bei ihnen zurückzulaſſen, „damit, wenn eines Tages das Vaterland ihrer Dienſte bedürfen ſollte, ſie mit um ſo größerem Eifer zu den Fahnen zurückkehren.“

Die Reſerve beſteht nur aus Mannſchaft; Offiziere und Unteroffiziere (Capitains instructeurs) werden von der aktiven Armee zur Dienſtleiſtung kommandirt; da aber in Frankreich bekanntlich das Avancement des Soldaten weder durch Standesunterſchiede, noch durch ſonſtige Schranken behindert iſt, ſo können die Leute von den Reſerven, welche etwa während ihrer ſechsmonatlichen Dienſtzeit Geſchmack am Militair-Leben gewinnen, ohne Weiteres als Freiwillige zur Armee übertreten, wo ihnen dann der Weg bis zum Marſchall von Frankreich offen ſteht. Dieſes Syſtem ermöglicht die Franzoſen, zu jeder Zeit eine ſtarke, aktive Armee außer Landes zu ſchicken und dauernd (wie gegenwärtig) dort zu unterhalten, ohne das Land oder die Gränzen im Mindeſten zu entblößen. Während der Effektiv-Beſtand der Armeen anderer Länder immer hinter der amtlich angegebenen Stärke bedeutend zurückzubleiben pflegt, während bei verfügter Marſch- oder Kriegsbereitſchaft ſich überall bedenkliche Schäden und Mängel herauszuſtellen pflegen, hat Frankreich bewieſen, daß es mit Leichtigkeit 6, ja 700,000 Mann aufbringen, und, während der kurzen Dauer der neuen Kriege, ohne allzu große Anſtrengungen erhalten kann.

Die Vergleichung der Armeen auf dem Friedensfuße ergiebt folgende Zahlen:

| | | |
|---|---|---|
| Rußland | 578,000 | Mann |
| Frankreich | 467,000 | „ |
| Deutſchland (?) | 304,000 | „ |
| Oeſterreich | 299,000 | „ |
| Preußen | 205,000 | „ |
| Italien | 200,000 | „ |
| Spanien | 151,000 | „ |
| Großbritannien | 99,000 | „ |

England unterhält außerdem in ſeinen außereuropäiſchen Beſitzungen verſchiedene Armeen, die zuſammen 280,000 Mann zählen, ſchwerlich aber jemals in einem europäiſchen Konflikte eine bedeutende Rolle ſpielen können; dagegen iſt ſeine Marine ſowohl auf dem Kriegs- als auf dem Friedensfuße denen ſämmtlicher europäiſcher Staaten zuſammen genommen an Kanonenzahl und an Seetüchtigkeit noch immer weit überlegen. Die Armeen der drei öſtlichen Großmächte haben noch aus den letzten Kriegen

* Block, Dictionnaire général de la Politique. Paris, 1863, O. Lorenz. Livr. 1—3 à 3 fr.

Digitized by Google

die permanente Eintheilung in Armeecorps von ſolcher Zuſammenſetzung und Stärke, wie ſie im Falle eines Krieges als ſelbſtändige Truppenkörper handelnd auftraten, beibehalten. Dieſe Organiſation hat in Preußen z. B. den großen Vortheil, daß ſie ſchon im Frieden die einzelnen Regimenter, Bataillone und ſonſtigen taktiſchen Einheiten im Armee-Gange da einfügt, wo ſie im Kampfe ihre Stelle finden; ſie hat aber auch den Nachtheil, die Truppen, welche ihre Garniſon nie wechſeln, zu ſehr mit den ſtändigen Gewohnheiten des bürgerlichen Lebens vertraut zu machen, weshalb man ſie in Frankreich wieder aufgegeben hat. Daß der Präſenzſtand der ruſſiſchen Armee oft kaum, mit Einſchluß der irregulären Truppen, die Hälfte der Zahlen erreicht, die in den Liſten figuriren, iſt bekannt.

Ein wie weſentliches Macht-Element im ſtaatlichen eben ſowohl, als im privaten Leben das Geld iſt, braucht nicht erſt erörtert zu werden. Die nachfolgende Zuſammenſtellung der Nationalſchulden und der jährlichen Einnahmen giebt aber immer noch kein genaues Bild von den finanziellen Verhältniſſen, namentlich nicht von dem Wohlſtande der einzelnen Länder. Eine faſt überall ſich bewährende Hypotheſe iſt, daß mit der Nationalſchuld auch die Koſtſpieligkeit des Lebens wächſt, während in Staaten mit geringen Schulden Wohlfeilheit herrſcht. Die Nothwendigkeit, zu Gunſten der aufzubringenden Staats-Intereſſen das Volk mit indirekten Steuern, welche ebenſowohl auf die unentbehrlichen, als auf die Luxusbedürfniſſe gelegt werden, zu belaſten, dürfte ein, wenn auch nicht überall und nicht vollſtändig zutreffender, doch immerhin probehaltiger Erklärungsgrund dieſer eigenthümlichen Erſcheinung ſein. England z. B. legt, trotz ſeiner enormen Nationalſchuld, keine indirekten Steuern auf die nothwendigen Lebensbedürfniſſe, und deshalb ſind auch dieſe verhältnißmäßig billig, während die Preiſe von Luxus-Gegenſtänden ſich zu einer ſchwindelnden Höhe erheben.

Die Staats-Einnahmen (wobei zu berückſichtigen, daß in manchem Staate einzelne Poſten, z. B. Branntwein-Zölle, als Kommunallaſten figuriren, während ſie in anderen vom Staate gezogen werden) betrugen im Jahre 1861 in

| | | |
|---|---|---|
| Frankreich | 1,840 | Mill. Franken |
| Großbritannien | 1,686 | „ |
| Rußland | 1,161 | „ |
| Oeſterreich | 748 | „ |
| Spanien | 591 | „ |
| Preußen | 507 | „ |
| Italien | 473 | „ |

Könnte man die Berechnung dieſer Einnahmen auf genau dieſelben Grundlagen baſiren, ſo würden die Englands die franzöſiſchen bedeutend überſchreiten. An Staatsſchulden ſteht bekanntlich das ſtolze Albion obenan und es ſtellen ſich dieſelben für:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Großbritannien auf | 20 | Milliarden | 126 | Mill. Franken |
| Frankreich „ | 9 | „ | 334 | „ |
| Oeſterreich „ | 5 | „ | 670 | „ |
| Spanien „ | 3 | „ | 658 | „ |
| Rußland „ | 3 | „ | 275 | „ |
| Italien „ | 2 | „ | 320 | „ |

(Preußen rechnet glücklicherweiſe noch nicht nach Milliarden).

Indeſſen iſt die abſolute Größe der Staatsſchuld nicht allein maßgebend. Bei der Frage nach Macht handelt es ſich hauptſächlich darum, daß ein Staat ſchnell und ohne große Verluſte beträchtliche Kapitalien für ſeine politiſchen Zwecke verfügbar erhält, und in dieſem Sinne iſt der Zinsfuß, zu welchem er jederzeit Geld erhalten kann, ein beſſerer Werthmeſſer der Macht, als die Größe oder Kleinheit der Staatsſchuld. Da ſtellt ſich denn heraus, daß England ſeine Anleihen zu 3% abſchließen kann, während die übrigen Staaten zahlen müſſen:

| | |
|---|---|
| Preußen | 3½—4½% |
| Frankreich | 4½% |
| Rußland | 5% |
| Oeſterreich | 6% |
| Italien | 7% |
| Türkei | 10% |

Es geht daraus hervor, daß wenn die Türkei nur den dritten Theil eines von England aufgenommenen Kapitals entlehnt, ſie mehr Intereſſen zahlen muß, als England; oder daß England für die Benutzung eines dreifach ſo großen Werthes ſein Ausgabe-Budget noch nicht einmal ſo ſtark zu belaſten braucht, als die Türkei.

Von der Finanzlage eines Staates zu dem Reichthumsquell des Landes iſt der Uebergang ein natürlicher und gebotener, aber hier gerade ſtellen ſich dem Statiſtiker große Schwierigkeiten entgegen. Die Zahlen verlieren auf dieſem Gebiete viel von ihrer Beweiskraft, denn die natürlichen, ſowie die Kulturbedürfniſſe, ſind ja, nach Art der verſchiedenen Länder und Völker verſchieden und, dem entſprechend, der Begriff des Wortes „Ueberfluß“ ein ſehr relativer.

Für den Zuſtand der Landwirthſchaft und Boden-Kultur iſt die Dichtigkeit der Bevölkerung ein ziemlich ſicheres Kriterium. Zwar treten auch hier zwei Umſtände ein, welche den auf die Bevölkerungs-Dichtigkeit geſtellten Kalkül weſentlich alteriren, Aus- und Einfuhr nämlich und die Unterſchiede, welche zwiſchen größerer und geringerer Conſumtion liegen; indeſſen ſind dieſelben nicht bedeutend genug, um die ganze Aufſtellung umzuſtoßen. Die Scholle, auf welcher eine größere Anzahl von Menſchen ſich nährt, muß nothwendig die beſſer bebaute ſein.

Nächſt der menſchlichen Bevölkerung iſt auch die thieriſche, ſoweit ſie, vom Menſchen abhängig, zu ſeinem Nutzen von ihm gehegt, gepflegt und erzogen wird, in Betracht zu ziehen. Hr. Maur. Block erreicht eine ſchablonenmäßige Aufſtellung, indem er 1 Stück Rindvieh = 1 Pferd = 10 Schafen = 4 Schweinen ſetzt, und gelangt dabei zu dem Reſultate, die Staaten nach ihrer Viehzucht folgendermaßen zu gruppiren: England, Belgien, Holland, klein- und mitteldeutſche Staaten, Preußen, Frankreich.

Die Differenzen ſind ſo groß, daß auf gleicher Fläche die mittel- und kleindeutſchen Staaten noch nicht die Hälfte des engliſchen Viehſtandes, Preußen noch etwas weniger, und Frankreich kaum ein Drittel beſitzen. Nur ſo wenig über Frankreich zu ſtehen, deſſen Viehzucht notoriſch ſchlecht iſt, dürfte für unſern preußiſchen Viehzüchter kaum ſonderliche Ehre ſein. Freilich kommt, neben der Zahl, auch die Güte der der einzelnen Stücke weſentlich in Betracht, und dieſe dürfte das Verhältniß ungünſtiger für Frankreich, aber kaum günſtiger für Preußen geſtalten.

Für die Entwickelung des Handels und der von ihm ſo weſentlich bedingten Induſtrie ſind die Verkehrsſtraßen, deren Güte und Brauchbarkeit von höchſter Bedeutung.

Leider fehlen die Nachweiſe über die ſo wichtigen künſtlichen und natürlichen Waſſerſtraßen, welche Frankreich in ein beſſeres, Deutſchland aber, das bisher außerordentlich wenig für Nutzbarmachung ſeiner erſten und urſprünglichſten Handelswege gethan, entſchieden in ein ſchlechteres Licht ſetzen dürften. Dagegen ſind die Eiſenbahnen, die Schlagadern des neuzeitlichen Völkerverkehrs, gebührend berückſichtigt. Hier ſteht, wie ſich denken läßt, England voran, noch weit mehr, als dies aus Block's Statiſtik hervorgeht, denn in derſelben ſind die drei vereinigten Königreiche in eines gerechnet.

Das Eiſenbahnnetz hat auf einem Flächeninhalt von 1000 Q.-M

| | | | |
|---|---|---|---|
| in Großbritannien und Irland die Länge von | | 49 | Kilometer |
| in Belgien . . . . . . . . . . | „ | 44 | „ |
| in Holland . . . . . . . . . . | „ | 34 | „ |
| in mittel- u. kleindeutſchen Staaten | „ | 23 | „ |
| in Preußen . . . . . . . . . | „ | 21 | „ |
| in Frankreich . . . . . . . . . | „ | 17 | „ |
| in Italien . . . . . . . . . . | „ | 13 | „ |

Zur Conſtatirung der Handelsbewegung giebt Hr. Mce. Block noch die Werthe, welche ſich aus den Ein- und Ausfuhr-Liſten berechnen laſſen, wobei allerdings die ungleich bedeutenderen Summen des inneren Verkehrs unberückſichtigt bleiben. Für die induſtrielle Thätigkeit berückſichtigt er vorzüglich die Kohlen- und Eiſenproduction, dann die Baumwoll- und Seiden-Induſtrie. Wir müſſen uns jedoch verſagen, ihm weiter auf dieſes, vom Standpunkte des National-Oekonomen und Statiſtikers ſo intereſſanten Gebiet zu folgen und brechen hier ab, nicht jedoch ohne vorher noch ſein Werk der Theilnahme unſerer Leſer empfohlen zu haben. Wir hoffen in dem Gegenwärtigen wenigſtens angedeutet zu haben, wie wir die Verbindung von Freiheit und Macht, die der freiwillige Jäger in Schiller's Wallenſtein ſo lebhaft und warm befürwortet, aufgefaßt und durchgeführt wiſſen wollen.

Die Freiheit iſt ein köſtliches Gut und kein Opfer zu groß, um ſie zu erringen. Wie oft man ſie mißverſtanden, wie oft man ſie gemißbraucht hat, kommt hier nicht in Betracht, genug, daß ſie der Macht bedarf, um ſich zu feſtigen, ſich zu conſtituiren.

Mit Freuden begrüßen wir die zweite Auflage von Daniel Stern's Essai sur la liberté,* als einen Beweis, daß auch bei unſeren Nachbarn jenſeits des Rheins ſolidere Grundſätze, gereiftere Anſchauungen über die, gerade von ihnen ſo oft mißhandelte Freiheit ſich zu entwickeln und durchzubilden beginnen. Wir beſprechen nur die Stelle (S. 248), wo es nach einer ziemlich gründlichen hiſtoriſchen Zerſetzung der drei franzöſiſchen

* Essai sur la liberté, considéré comme fin et principe de l'activité humaine. Nouv. éd. Paris 1863. Michel Lévy.

Digitized by Google

Revolutionen heißt: „Es könnte faſt befremdend lauten, wenn man es ausſpricht, daß der franzöſiſche Geiſt, in dem, was er Charakteriſtiſches beſitzt, keineswegs ein Geiſt der Freiheit iſt. Bis zum Aeußerſten mobil, mit einer unvergleichlichen kritiſchen Fähigkeit begabt, kühn und entſchloſſen, wenn er erregt wird, kennt der Franzoſe in der Kunſt, die Staatsgewalt zu frondiren, ihr zu trotzen und ſie zu ſtürzen, kaum ſeines Gleichen. Aber ſobald es ſich darum handelt, die eroberte Unabhängigkeit in dauernden Inſtitutionen zu bewahren, ſo bilden dieſe kindiſche Beweglichkeit, dieſes ebenſo raſch verflackernde, als ſich entzündende Feuer, dieſe Spottſucht und noch mehr jene übertriebene Eitelkeit, die mit dem galliſchen Blute in ſeine Adern übergegangen iſt, die größten Hinderniſſe des ernſten Strebens und derjenigen Ausdauer, welche die Befeſtigung der Freiheit bedarf.“

Man fühlt alſo deutlich, daß etwas fehlt und wo es fehlt, und darin liegt ſchon der erſte Schritt zum Beſſerwerden.

Möge es auch bei uns alſo ſein!

## Neue Poeſien von Georg Pertz.*

Es wird ſo viel geredet und geſtritten, aber gedichtet und geſungen wird nicht mehr; die Nachtigallen verſtummen bei dem Lärm der politiſchen Streitigkeiten. Wir müſſen es deshalb wie ein Ereigniß betrachten, daß wir endlich einmal wieder den Namen eines Dichters nennen können, der die Sprache von Byron und Heine wieder zur Geltung bringt und unſere gemarterten Ohren mit den ſüßen Lauten der Poeſie zu erfreuen vermag.

Georg Pertz, der fleißige Ueberſetzer des engliſchen Poeſie-Schatzes, hat abermals eine ſehr reichhaltige Probe ſeines Talentes erſcheinen laſſen. Er hat beſcheidener Weiſe das Eigene in den Hintergrund geſtellt, aber er giebt ſoviel friſche Blüthen und glänzende Edelſteine aus ſeinem Eigenthume, daß wir uns verlockt fühlten, das Zuletztgebotene zuerſt zu genießen und rathen dem Leſer, daſſelbe zu thun. Der Wohllaut unſeres deutſchen Idioms kommt in den Gedichten von Georg Pertz einmal wieder zur vollſten Geltung, er redet wirklich die Sprache Heine's, ohne in die Mißtöne zu verfallen, die von der ironiſchen Neigung dieſes ungezogenen Lieblings der Grazien erfunden werden ſind. Ein heiteres Lächeln und der bitterſüße Scherz des Humors darf indeſſen keiner modernen Gedichtſammlung fehlen; dieſe Würze beſitzt die von Georg Pertz auch in reichem Maße, er iſt nicht blos ſentimental wie Heine, ſondern auch jugendfriſch wie dieſer einſt war, ehe das Weltleben ſein Herz und ſein Gebein ausdorrte, ihm Seele und Leib verdarb, ihn unglücklich und böſe machte. Armer Heine, was hätteſt Du noch leiſten können, wie viele Schätze der Poeſie würdeſt Du noch gehoben und dem deutſchen Volke geſchenkt haben, wenn Du nicht ſo frühzeitig auf der „Matratzengruft“ des Krankenbettes in dem Orcus Paris untergegangen wäreſt!

Die Gedichte von Georg Pertz verdienten es wohl, daß wir einige Proben daraus mittheilten; indeſſen müſſen wir, des beſchränkten Raumes wegen, uns dies Vergnügen verſagen; wir machen nur einige namhaft, damit die Leſer ſich ſelbſt daſſelbe verſchaffen können, da das ſauber und elegant ausgeſtattete Büchlein in jeder Buchhandlung um billigen Preis zu haben iſt und ſich ganz beſonders zu Geſchenken an die Damenwelt eignet. Dieſe iſt doch wenigſtens noch ein Aſyl für die Poeſie, die in der Männerwelt ſo gänzlich durch die Politik verdrängt wird. Die Liebeslieder: „Deine Augen,“ „Adler und Taube,“ „Liebesſturm,“ „Die Ideale“ u. ſ. w. ſind köſtliche Perlen aus dem unerſchöpflichen Meere, deſſen ſchaumgeborne Göttin nie alt wird. „Auf dem Kaſernenhof,“ Prinz Marzipan,“ „Die zerbrochene Kaffeemaſchine“ u. ſ. w. ſind ſehr anmuthige Humoresken. „Die Sonnette“ auf Rügen, ſind erfriſchende poetiſche Reiſebilder.

Die beigefügten Ueberſetzungen engliſcher Zunge, geben eine reiche Auswahl der beliebteſten Dichter. Namentlich iſt Thomas Moore ſehr hervorgezogen, wie er es verdient, dieſer melodiereiche Sänger, deſſen ſchwungvolle Leidenſchaft, verbunden mit der weichſten Lieblichkeit, von keinem andern Dichter übertroffen iſt. Jedes einzelne der hier mitgetheilten Gedichte wirkt hinreißend und man vertieft ſich in einen wahren Genußrauſch, wenn man ſich mit dieſem köſtlichen Thomas Moore beſchäftigt. Nächſt ihm iſt Robert Burns mit Liebe behandelt von dem Ueberſetzer. Die reizendſten Lieder ſind: „John Anderſon,“ „Das Tiſchgebet,“ „Der Kuß, „Anna.“ Eines von ſo ernſt düſtrer Färbung, wie dem heiteren Liebesſänger wohl kaum zugetraut werden ſollte, iſt der „Todesgeſang auf dem Schlachtfelde.“ Die talentvollen engliſchen Frauen hat Georg Pertz in ihren glänzendſten Repräſentantinnen vorgeführt, Felicia Hemans, Lady Bleſſington, Lätitia Landon, Carolina Norton, und auch die unglückliche Flora Haſtings, das Opfer einer Hofkabale.

Den amerikaniſchen Dichtern iſt eine beſondere Abtheilung gewidmet, die durch Longfellow beſonders bereichert iſt. Das Bild deſſelben ziert auch das Titelblatt, eine Anerkennung, die dieſer Dichter, voll der innigſten deutſchen Sympathien, vollkommen verdient hat.

Der Ueberſetzer hat alle ſeine Aufgaben mit gleicher Sorgfalt behandelt, auch iſt es ihm gelungen, daß die Treue des Ausdrucks nirgends die Schönheit deſſelben beeinträchtigt. So zu überſetzen vermag eben nur ein Eingeweihter der Poeſie, ein Dichter, wie es Georg Pertz iſt.

L. v. H.

# Frankreich.

## Guſtav Flaubert.

### II.

### Salammbö und das karthaginenſiſche Afrika.*

Man muß bekennen, daß Flaubert an Heroismus und Willenskraft es nicht hat mangeln laſſen, dem Leſer die Möglichkeit zu rauben, zwiſchen „Salammbö“ und der „Madame Bovary“ Parallelen zu ziehen, Vergleichspunkte aufzuſtellen. Aus dem Städtchen in der Normandie verſetzt er uns weit fort — nach Afrika, aus unſerer civiliſirten Gegenwart in die barbariſche Vergangenheit. Und dennoch finden wir denſelben Menſchen wieder, mit all' ſeinen Eigenthümlichkeiten, ſelbſt mit der bewußten Mütze.

„Salammbö zerfällt in zwei abgegränzte Theile — Geſchichte und Roman. „Salammbö iſt aber trotzdem kein hiſtoriſcher Roman, eher eine romanhafte Hiſtorie — die Handlung ſpielt in und um Karthago vor zwei Jahrtauſenden, und „wer von weit herkommt, kann uns hübſche Geſchichten aufbinden.“

Der vermeintlichen Geſchichte will ich nicht auf den Zahn fühlen; ich will gern glauben, daß ſich die Sachen ſo zugetragen haben, wie Flaubert es uns berichtet, obgleich Flaubert ebenſowenig dabei geweſen iſt, wie meine Wenigkeit. Aber da ich annehmen darf, daß er den Polybios und die ſonſtigen ſpärlichen Hülfsquellen, die ihm über Karthago zu Gebote ſtanden, viel beſſer kennt, als ich, und da ein hervorragender Orientaliſt und Archäologe, Herr Erneſt Renan, im Allgemeinen die Richtigkeit der Flaubert'ſchen Angaben beſtätigt hat, ſo will ich mir die Mühe erſparen, im Brockhaus'ſchen Converſations-Lexikon den Artikel „Karthago“ nachzuſchlagen, und mit dieſem gelehrten Apparate gegen die mühſam erworbenen Kenntniſſe des Herrn Flaubert zu Felde zu ziehen. Meiner Meinung nach, hat der alte Cato recht, „Karthago muß zerſtört werden,“ und ich füge hinzu, „Frieden ſeiner Aſche!“

Flaubert ganz im Gegentheil behauptet, Karthago müſſe wieder aufgebaut werden, und er läßt ſich die Mühe nicht verdrießen, fünf Jahre lang an dieſem mühſeligen Aufbau zu arbeiten. Fünf Jahre unverdroſſener Arbeit und einer Reiſe nach Afrika hat es bedurft, um dieſe todte, mächtige Stadt aus dem Grabe heraufzubeſchwören. Alexander Dumas hätte das Kunſtſtück in vierzehn Tagen ganz gewiß fertig gebracht.

Ob das Flaubert'ſche Karthago nun archäologiſch richtig iſt, oder nicht, kann ich, wie geſagt, nicht kontroliren, und das iſt mir auch vollkommen gleichgültig. Es hat aber den trotzig rohen, barbariſch großartigen Charakter, den ich mir ſehr gut bei der mächtigen Kolonie denken kann. Es iſt ein wirkliches, heißfarbiges Gemälde, das die afrikaniſche Sonne gebräunt hat, und das dem Leſer ebenſo lebendig vor die Augen ſpringt, wie die geſchmackloſe Mütze des kleinen Gymnaſiaſten Charles. Nicht nur die Stadt, auch die Bewohner und Alles, was ſie umgiebt, hat die Phantaſie des begabten Schriftſtellers mit ſo kühnen und ſichern Schlägen aus dem unförmigen Block der hiſtoriſchen Aufzeichnungen auszumeißeln und ihnen ein ſo entſchiedenes Relief zu geben gewußt, daß ſich der Leſer wirklich mit Leib und Seele in dieſe ferne Vergangenheit verſetzt fühlt, daß ihm die Augen geblendet werden von der fremdartigen Farbenpracht, die ihm überall grell entgegenſticht. Flaubert hat den damaligen Menſchen von allen Seiten zeigen wollen, in der Maſſe, oder alleinſtehend, als Volk oder Individuum und überall, wo uns dieſer

* Fremdes und Eigenes von Georg Pertz. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter, 1863.

* Salammbö, par Gustave Flaubert. Paris, Michel Lévy, 1863.

Menſch entgegentritt, ſehen wir ein lebendiges, ſich bewegendes Weſen vor uns, mit Unbarmherzigkeit, Schamloſigkeit reichlich ausgeſtattet, bis zum Exzeß kolorirt.

Ich werde ſpäter noch auf dieſen Exzeß in der Färbung und Schilderung, auf dieſe „anatomiſchen“ Eigenſchaften des Herrn Flaubert zurückzukommen Gelegenheit haben, und will mich jetzt darauf beſchränken, auf die Vortheile aufmerkſam zu machen, die der hiſtoriſche und Entſetzen erregende Stoff ſeines jüngſten Romanes dem Autor geboten hat. Der Dichter hat ſich vor den vorausſichtlichen Angriffen der Kritik einen ehrenvollen Rückzug zu ſichern geſucht. Macht man ihm den Vorwurf, daß er in ſeinem Romane alle barbariſchen Greuelthaten aus dem Moder aufgewühlt, und mit gewiſſenhaftem Cynismus nackt gelegt habe, ſo hat er eine Antwort ſtets bereit: „Die Zeit und der Ort der Handlung machten eine ſolche Schauſtellung unvermeidlich; das iſt hiſtoriſch richtig und die Hiſtorie iſt keuſch.“ Beklagt ſich der Archäologe oder Hiſtoriograph über die willkürlichen Verſtümmelungen, die der Autor an den hiſtoriſchen Denkmälern vorgenommen, ſo antwortet er: „Ich habe einen Roman ſchreiben wollen, und meines Wiſſens hat man noch nie einem Roman-Dichter aus ſeiner glücklichen, reichen Phantaſie einen Vorwurf gemacht, vorausgeſetzt, daß es dieſer Phantaſie gelungen ſei, ein lebendiges Kind auf die Welt zu bringen!“ Mit Einem Worte, für den Romanleſer hat Flaubert Geſchichte, für den Geſchichtsforſcher einen Roman geſchrieben.

Dies iſt eine Eigenthümlichkeit aller jener literariſchen Erzeugniſſe hibrider Natur, wie die „Inca's“ von Marmontel und die „Märtyrer“ von Chateaubriand; ein Vortheil für den Autor vielleicht, jedenfalls ein Nachtheil für den Leſer. Der Leſer fühlt ſich ſolchen Werken gegenüber nicht unbefangen, harmlos, frei; er wagt nicht, ſich bei dem Roman zu amüſiren, weil er ihn für Hiſtorie zu halten geneigt iſt. Das Geſchichtliche intereſſirt ihn nicht, weil er vermuthet, am Ende iſt dies doch nur Roman. Er wird verwirrt, konfus. Es fragt ſich, ob er aus dieſem Werke Belehrung ſchöpfen, oder Zerſtreuung in ihm ſuchen ſolle, und dieſe geiſtige Präoccupation verdirbt ihm den wirklichen Genuß. Wenn er das Buch bei Seite legt, ſo fragt er ſich, ob er etwas aus der Lektüre gelernt habe, und er kann nur darauf antworten: „vielleicht.“ Eine ſolche Frage will aber, wie eine Abſtimmung in der Kammer, mit einem lauten und vernehmlichen „Ja!“ oder „Nein!“ beantwortet ſein — und das zweifelhafte, ſchwankende „Vielleicht“ iſt Verneinung. Ebenſo ſteht es mit der Beantwortung der andern Frage in Betreff des unterhaltenden Genuſſes. Deshalb verfehlen ſolche Werke faſt immer ihren Zweck.

Flaubert hat ein werthvolles Buch geſchrieben, er hat das Werk eines Gelehrten, Koloriſten und Schriftſtellers geſchaffen, aber wie Cuvillier Fleury im „Journal des Debats“ ganz richtig bemerkt, „er hat das Kolorit übertrieben, er hat ſeinen Pinſel ermüdet und ſich mit Gelahrtheit berauſcht. Auf dieſe Weiſe hat er eine Schöpfung zu Stande gebracht, die bisjetzt in unſerer Literatur alleinig daſteht. Das iſt ein Verdienſt, aber man darf damit keinen Mißbrauch treiben. Man ſoll Niemand kopiren, aber man ſoll ſich doch zu irgend einem literariſchen Glauben bekennen.“

Ich will verſuchen, jetzt in nüchternem Deutſch, ohne Lokalfarbe, einen Bericht von dem Inhalte des puniſchen Romans „Salammbô“ zu geben — ich habe erklärt, daß ich mich auf keine gelehrten Forſchungen einlaſſen werde und den Stoff ſo acceptire, wie ihn Flaubert uns bietet. Karthago iſt unter ſeinen Trümmern begraben, und ſeine Ruinen ſind, bis auf einige Bogen der koloſſalen Waſſerleitung, deren Bekanntſchaft wir im Romane noch auf das Präciſeſte machen werden, verſchwunden und vermodert. Seine Sprache iſt uns räthſelhaft geblieben, die Orthographie des Herrn Flaubert, „Salammbô“ mit einem Doppel-m und mit einem accent circonflexe iſt jedenfalls willkürlich; von der Sprache iſt, wie ein kompetenter Richter verſichert, außer einem Monologe im „Poenulus“ von Plautus, der aller Wahrſcheinlichkeit nach ein beliebiges Kauderwelſch iſt — wie man ja auch in den heutigen Luſtſpielen die fremden Idiome willkürlich verſtümmelt — nichts übrig geblieben. Die Deutungen der ſeltenen puniſchen Münzen ſind für die gründlichſten Gelehrten mehr oder weniger böhmiſche Dörfer. Unter ſolchen Umſtänden wird man es gewiß verzeihlich finden, daß ich von der wiſſenſchaftlichen Kritik ganz und gar Abſtand nehme, und das Material, ohne nach ſeinem Urſprung zu fragen, hinnehme. Wenn ich noch geſtehe, daß ich trotz der Autorität des eminenten Gelehrten Erneſt Renan einige Zweifel über die vermeintliche Genauigkeit der Flaubert'ſchen Angaben bewahrt habe, daß ich mich davon nicht recht überzeugen kann, Herr Flaubert ſei für Karthago ein neuer Cuvier geworden, der, wie der berühmte Naturforſcher, aus einem aufgefundenen Gebein ein antediluvianiſches Ungeheuer zu rekonſtruiren vermochte, nach den ſpärlichen Quellen, die über die Punier und ihre Stadt Unvollkommenes berichten, dieſe ganze mächtige Kolonie, wie ſie einſtmals wirklich geweſen, wieder aufbauen könne; wenn ich geſtehe, daß ſelbſt die Autorität des Herrn Erneſt Renan für mich diesmal von nicht überzeugender Kraft iſt, weil Herr Erneſt Renan, bei dem gänzlichen Mangel an Hülfsquellen, über Karthago auch nicht viel mehr weiß, wie wir Alle — wenn ich dies geſtehe, ſo habe ich all' meine Skrupel beſeitigt, und kann nun auf die Erzählung der Flaubert'ſchen Hiſtorie, „Salammbô“ genannt, eingehen.

Das Buch beginnt mit einem großartigen Gemälde. Selten hat mich ein Anfang ſo überraſcht, ſo „gepackt“ — um ein derbes, treffendes Wort zu wählen — wie dies barbariſche Zechgelage der ſchlemmenden, trunkenen Söldnerbanden in den Gärten Hamilkar's. Das barbariſche Afrika ſtarrt uns an, mit ſeiner ſonderbaren Pracht, mit ſeinem viehiſchen Götzendienſte, mit ſeinem kaufmänniſchen und kannibaliſchen Genie, „in einer Hand die Peitſche, in der andern den Rechnungsſtiſt,“ wie Theophil Gautier ſagt.

Karthago will dieſen Miethstruppen, die aus allem möglichen Geſindel des Globus zuſammengewürfelt ſind, den ſchuldigen Sold nicht zahlen. Sie feiern heute den Jahrestag der Schlacht von Eryx, und feiern ihn wie wein-, wuth- und blutberauſchte, barbariſche Miethlinge. „Berge von Fleiſch“ verſchwinden, „Pyramiden von Früchten“ ſinken ein. Weinſchläuche leeren ſich und immer wird weiter gezecht, weiter geſchlemmt. Die Magen ſind überſättigt, die Köpfe erhitzt, allgemeine viehiſche Trunkenheit. Sklaven werden ermordet, Elephanten zerſtümmelt, die heiligen Fiſche, die Penaten Hamilkar's, ſonder Achtung geröſtet und verſchlungen. Der Rauſch wird Wahnſinn; die Bäume werden in Flammen geſetzt, und werfen auf dieſe unmenſchlichen Tollheiten ein geſpenſterhaft grauſig röthliches Licht. Alles windet und wälzt ſich auf dem zerriſſenen Purpur, die Gefäße in Scherben, die Leichname blutig auf dem Boden, Geheul und Gewieher in allen Sprachen.

Da erſcheint Salammbô, die Tochter von Hamilkar Barka, eine keuſche Jungfrau, Prieſterin im Dienſte der Göttin Tanit, und die Orgie legt ſich; bei Erſcheinung dieſer überirdiſchen Schönheit erſtarrt die wilde Beſtialität. Sie wandelt unerſchrocken durch die wilden Reihen, gießt Wein in die Schale eines jungen Häuptlings, des Libyers Matho, und heißt ihn auf die Geſundheit des Heeres trinken. Darauf verſchwindet ſie, wie ſie gekommen, und der junge Libyer, ein wahrer Goliath, liebt ſie von jetzt ab.

Matho wird der Held des Romanes; man höre, wie ihn Flaubert beſchreibt, in dem Augenblick, wo Salammbô das Herz des Libyers raubt. „Matho, von koloſſaler Geſtalt, mit kurzgeſchornen, ſchwarzkrauſen Haaren, hatte nur ſein leichtes Kriegsgewand anbehalten, deſſen eherne Flitter den Purpur des Lagers zerriſſen. Ein Halsſchmuck aus ſilbernen Mondſcheiben verſtrickte ſich in den Haaren ſeiner Bruſt. Angeſpritztes Blut befleckte ihm das Geſicht. Er ſtützte ſich auf den linken Arm, hatte den Mund weit auf und lächelte.“

Aber nicht nur bei dieſem liebenswürdigen Geſellen, auch bei Narr' Havas, dem König der Numiden, hat die Jungfrau einen unauslöſchlichen Eindruck hinterlaſſen. Wir haben alſo auch ſchon den nöthigen „Nebenbuhler,“ und der Roman kann nun ſeinen ungeſtörten Fortlauf nehmen.

Matho, der liebende Koloß, denkt und ſieht auf der Welt nichts weiter, als Salammbô. Sein Sklave Spendios (ein meiſterhafter Charakter), der verſchlagene, liſtige Grieche, weiß dieſe Leidenſchaft für politiſche Intereſſen auszubeuten, und macht ſeinem Herrn begreiflich, daß der Beſitz von Karthago allein ihm den Beſitz der ſchönen Tochter Hamilkar's ſichern könne und ſichern werde.

Die karthaginenſiſche Regierung hat die Miethstruppen durch eine unbedeutende Abſchlagszahlung auf den ſchuldigen Sold zu bewegen gewußt, ſich von der Stadt zu entfernen. Sobald ſie aber vernahmen, daß ein Theil der zurückgebliebenen Ihrigen von den Karthaginenſern maſſakrit iſt, wollen ſie umkehren, um die Stadt zu züchtigen, als Hanno, Hamilkar's Rival, der Suffet von Karthago, erſcheint, und durch beſchwichtigendes Geld den aufziehenden Sturm einſtweilen zu beſchwichtigen weiß.

Das Portrait dieſes Hanno iſt in ſeiner Weiſe vollkommen, es iſt das ſchrecklichſte, ekelerregendſte Bild, das ſich eine von unnatürlichen Abſcheulichkeiten geſättigte Phantaſie im Wahnwitze vorſtellen kann. „Unter Goldplatten und koſtbaren Edelſteinen des Halsſchmuckes, träufend von Wohlgerüchen und balſamiſchen Salben, unter den Falten des Purpurs, mitten in ſeinem verſchwenderiſchen und wollüſtigen Luxus, wurde Hanno von dem entſetzlichen Ausſatze bei lebendigem Leibe aufgefreſſen und von ſeiner Haut, die er mit einer Schaufel aus Aloeſtengeln rieb, ſtäubten

weiße Fleiſchtheilchen wie Marmor-Abfälle. Sein welkes Fleiſch quoll unter den Binden, die es zuſammenſchnürten, hervor. Sein Kinn hing wie eine Stierwamme ſchlaff herab, in ſeinem bleichen, aufgedunſenen Geſichte blitzten unter ſpärlichen Brauen, unheimlich mit metallenem Schimmer, kleine graue Augen. Seine gebogene Naſe glich dem Schnabel eines Raubvogels."

So ſchildert, nach Flaubert, Gautier den Suffeten. Das Faubert'ſche Original-Gemälde wage ich nicht, zu übertragen, die gemilderte und geſchmeichelte Kopie wird dem deutſchen Leſer einſtweilen genügen.

Hanno richtet an die lärmenden Horden eine beſchwichtigende Rede, die Spandios, der Interpret, abſichtlich falſch verdollmetſcht, und die die Barbaren in die äußerſte Wuth verſetzt. Doch gelingt es dem Suffeten, glücklich zu entkommen, er erreicht die Stadt, und erholt ſich von den Strapazen des ſcharfen Rittes. Jetzt ſpricht Flaubert ſelbſt. „Sobald der Suffet in der Stadt angelangt war, kamen die Großen, ihn zu begrüßen. Er ließ ſich in die heißen Badezimmer geleiten und rief die Köche herbei. Drei Stunden ſpäter ſaß er noch im warmen Zimmet-Oel, mit dem man die Wanne gefüllt hatte, und verzehrte beim Baden Flamingo-Zungen mit in Honig geriebenen Mohnkörnern, die auf einer ausgeſpannten Ochſenhaut in prachtvollen Gefäßen vor ihm ſtanden. Neben ihm ſtand ſein griechiſcher Arzt, regungslos in einem langen, weitfaltigen, gelben Gewande, der von Zeit zu Zeit das Bad erwärmen ließ. Zwei Knaben rieben ihm, indem ſie ſich über die Stufen des Baſſins lehnten, die Füße. In breiten Becken wirbelten Myrrhen und balſamiſche Wohlgerüche. Ganz nackte Kneter, die wie Schwämme ſchwitzten, zerquetſchten auf ſeinen Gelenken einen Teig, der aus Käſe, Schwefel, dunkelem Wein, Hundemilch, Myrrhe, Storax und Galban zuſammengeſetzt war. Ein beſtändiger brennender Durſt verzehrte ihn."

Der Leſer hat jetzt einen gelinden Begriff von der Flaubert'ſchen Genauigkeit. Wenn dieſes Bad nicht puniſch ausſieht, ſo iſt dies wahrlich die Schuld der Ueberſetzung.

Spandios hat ſeinen Zweck erreicht und die Söldner ziehen auf Karthago los, von Matho geführt, der ſeine geliebte Salammbô wiederzuſehen hofft. In einer Nacht ſchleichen Spandios und Matho hart an die Stadtmauer, ſie erklimmen dieſelbe und gelangen, nach einer gefahrvollen Wanderung durch den Aquaedukt, mitten in die Stadt. Die Straßen ſind leer, kein Laut wird vernommen, ſie erreichen, ohne irgend welchem Hinderniſſe zu begegnen, den Tempel der Tanit, das Allerheiligſte, das Aller Seelen mit einem ſo tiefen, abergläubiſchen Schrecken erfüllt, daß man es unbewacht läßt. Sie gehen durch die ſchweigſamen Säle, in denen die mit weißer Schminke bedeckten Prieſterinnen ſchlafen, und erreichen die nie betretene Stätte, an der der Schleier der Göttin, der Zaïmph, den Niemand ohne zu ſterben betrachten kann, aufbewahrt wird. Herr des Zaïmph, mit dem die Schickſale der Stadt verknüpft ſind, iſt Matho auch Herr von Karthago, Herr der ſchönen Tochter Hamilkar's. Eine unwiderſtehliche Gewalt ſpornt ihn an, jetzt gleich die ſchöne Salammbô zu ſehen; mit dem Zaïmph auf dem Rücken fühlt er ſich allmächtig, er eilt in den Garten, wo er ſie geſehen, er beſteigt die Treppe, auf der ſie ſich den berauſchten Söldnern zum erſtenmale zeigte und dringt in ihr Schlafgemach ein.

„Sie ſchlief, die Wange in der einen Hand, den andern Arm ausgeſtreckt. Die Ringeln ihrer Haare breiteten ſich in ſolcher Ueppigkeit um ſie aus, daß ſie auf ſchwarzen Federn zu ruhen ſchien, und ihre weite weiße Tunika ſchmiegte ſich in ſanftem Faltenwurfe um ihren ſchönen Körper bis auf die Füße und zeichnete deutlich deſſen Biegungen. Unter den halbgeſchloſſenen Wimpern waren ihre Augen etwas ſichtbar. Die ſcheitelrecht aufgeſpannten Vorhänge hüllten ſie in eine bläuliche Atmoſphäre, und die Bewegung ihres Athems, die auch das Lager leiſe erſchütterte, ſchien ſie in der Luft hin und her zu ſchaukeln. Im Gemache ſummte es."

Als ſie erwacht und den koloſſalen Libyer mit dem heiligen Zaïmph auf dem Rücken erblickt, ſtößt ſie einen Entſetzensſchrei aus. Man eilt herbei, der Libyer flieht, auf allen Straßen Volkswuth; doch, dank dem Zaïmph, der, wie das Meduſenhaupt Alles, was ihn erblickt, erſtarren macht, entkommt er glücklich.

Hier greift die Geſchichte in den Roman über. Mit einer furchtbar geiſtesermüdenden, nervenabſpannenden Genauigkeit wird uns nun, nach allen Regeln der alten Strategik, die Belagerung Karthago's durch die Söldnertruppen vorgeführt. Dieſer ganze kriegeriſche Apparat, dieſe koloſſalen Belagerungsmaſchinen, von denen eine jede Schraube, ein jedes Ringelchen, ein jeder Stift mit der langweiligſten Sorgfältigkeit beſchrieben wird, ſind für friedliebende Civiliſten eine wahre Tortur. Dem Suffeten Hanno wird von den Söldnern eine Schlappe beigebracht, die Stadt iſt in Beſtürzung, die unruhigſten Symptome zeigen ſich unter dem Volke; der einzige Mann, der Karthago retten könnte, Hamilkar, iſt durch Parteihader von der Hauptſtadt entfernt; Alles ſcheint verloren. Da erſcheint er, ein deus ex machina, der große Stratege, der große Staatsmann, der große Kaufmann, Salammbô's und Hannibal's Vater, Hamilkar Barka, der einfachſte, großartigſte und beſtgelungene Charakter des ganzen Buches.*

Hamilkar ſchlägt die Söldner, aber der Sieg hat die Lage noch nicht gebeſſert — der Schleier Zaïmph iſt noch in den Händen der Söldner — vielleicht zürnt Moloch, der Rachegott, und verlangt blutige Menſchenopfer, die Mütter zittern, die Verzweiflung pocht an die Thore der Stadt, da faßt Salammbô, von ihrem Lehrer verleitet, einen Rieſen-Entſchluß.

Nun folgt die Geſchichte von Judith und Holofernes. Salammbô bezahlt den Schleier — doch wir wollen den Schleier fallen laſſen; dem Matho wird der Kopf nicht abgeſchlagen, das iſt das Beruhigende an der Sache.

Mit dem Schleier kehrt der Muth, kehrt das Glück der Punier zurück. Narr' Havas, der König der Numiden, geht zu den Karthagiern über, und Hamilkar verlobt mit vorſichtiger Eile ſeine Tochter Salammbô, die unter den obwaltenden Umſtänden nicht gut Prieſterin bleiben kann, mit dem Numiden-Häuptling. Unterdeſſen werden dem Moloch dreihundert Kinder geſchlachtet — das iſt ſo nebenbei eine kleine Epiſode — Hanno wird von Matho gefangen genommen und gekreuzigt, Matho ſelbſt aber fällt in die Hände der ſiegenden Punier — neue Greuel, neue haarſträubende Scheußlichkeiten. Matho wird von den Henkersknechten mit Peitſchenhieben durch die Straßen gejagt, und von dem wüthenden, rohen Volke zu Tode gekratzt, geſchunden. „Die rothe, nicht mehr zu unterſcheidende, unförmige, dahintaumelnde Maſſe" — ſo wird Matho vor ſeinem Tode geſchildert — begegnet dem Hochzeitszuge von Narr' Havas und Salammbô. Salammbô erkennt das Ungeheuer, und in dieſem Augenblicke gedenkt ſie mit Wonne der unvergeßlichen Stunde, die ſie mit Matho zugebracht!!! Sie träumt von Liebe und lechzt danach, „die ſüßen Worte, die er ihr zugeſtammelt, noch einmal zu hören, noch einmal zu fühlen" (sentir.)

Um Gottes Willen, wie kann man ſo etwas ſchreiben? Die jungen Mädchen in Karthago mögen ſtärkere Nerven gehabt haben, wie unſere Demoiſelles, das iſt ſogar ſehr wahrſcheinlich, aber welches menſchliche Weſen hat wohl jemals vor einem ſo entſetzlichen Schauſpiel etwas anderes empfinden können, als Abſcheu, Mitleid, Entſetzen? In einem ſolchen Augenblick an Liebe denken? Nimmermehr! Wenn wir auch ſonderbare Begriffe von dieſer karthaginenſiſchen Weiblichkeit haben — namentlich nach einer gewiſſen unbeſchreiblichen Schlangen-Scene, die an Gewagtheit Alles übertrifft, was die Literatur ſeit der Ledaſage geliefert hat, — ſo werden wir uns niemals vorſtellen können, daß Salammbô bei dem Anblick des geſchundenen Matho nicht in Ohnmacht gefallen ſei. Wie kann ein Mann, wie Flaubert, ſich zu dergleichen geſchmackloſen Unnatürlichkeiten hinreißen laſſen?

Matho ſtirbt, Salammbô begreift, daß ſie ihn geliebt hat, ſie taumelt, fällt und haucht in demſelben Augenblick ihre Seele aus.

Das iſt der Roman. Vor allen Dingen frage ich nun, was hat der Autor damit bezweckt? Nach dem erſten Auftreten der Heldin Salammbô ſchien mir der leitende Grundgedanke klar auf der Hand zu liegen — ich ſah die reine, keuſche Weiblichkeit in den wilden Strudel der barbariſchen Ungeheuerlichkeiten geworfen — ich ſah dieſen ſchneidenden Kontraſt und glaubte hier den Schwerpunkt des Intereſſes ſuchen zu ſollen. Der Konflikt dieſer beiden grundverſchiedenen Elemente war da — ich ſuchte nach einer Löſung, nach einem Ausgange und glaubte, der Roman würde mich darüber belehren. Das Eine meinte ich, müßte dem Andern das Feld räumen, das Eine untergehen, das Andere triumphirend auferſtehen; hier erwartete ich den denkenden Schriftſteller — ich habe ihn vergeblich erwartet.

Salammbô wird eine gewöhnliche Barbarin, wie Madame Bovary eine gewöhnliche Franzöſin geworden iſt. Anſtatt des Ewigweiblichen, das uns „hinanzieht," ſehen wir bald, daß wir eine puniſche Leda, eine heidniſche Judith, ohne den poetiſchen Hauch der Leda und Judith vor uns haben, ein unmenſchliches Weſen, das vor dem furchtbarſten Schauſpiel der Welt an Sinnenluſt und Liebesgenuß denken kann. Sie paßt in die Geſellſchaft, die ſie umgiebt, die Gegenſätze ſchwinden. Sie iſt widerwärtig, ekelerregend, wie das ganze beſtialiſche Geſindel um ſie her.

Nichtsdeſtoweniger laſſe ich mir ausreden, daß dieſer Kampf, dies

* Der Leſer wird gewiſſermaßen enttäuſcht, in einem puniſchen Romane, in dem der große Hamilkar eine Rolle ſpielt, den größeren Sohn Hannibal nicht zu finden. Hannibal erſcheint nur einmal als kleines Kind.

Digitized by Google

verzweifelte Ringen der Weiblichkeit gegen das rohe Heidenthum, der urſprüngliche Grundgedanken, auf den der Verfaſſer ſein Werk errichten wollte, geweſen iſt. Aber, wie ich am Anfang ſagte, der Autor iſt durch die Macht ſeiner Individualität auf den Abweg gedrängt, den unſere ganze Generation eingeſchlagen hat. Er iſt in das gewöhnliche niedrige Alltagsleben gefallen, von den Höhen der Poeſie kopfüber herabgeſtürzt. Ein Talent, ein bedeutendes Talent, und dabei weder Poet, noch Moraliſt! Das iſt Flaubert, wie er ſich in Madame Bovary gezeigt hatte, wie er ſich in Salammbô zeigt.

So iſt Salammbô nichts Anderes, als ein Bilderbuch ohne Bilder, und ein ſehr abſcheuliches Bilderbuch, da Verbrechen, Scheußlichkeiten, Greuel auf jeder Seite ſtehen. Flaubert iſt ein Wollüſtling des Widerwärtigen, und wenn ich auch kein Freund von Calembourgs bin, ſo kann ich doch nicht verhehlen, daß mich das über den Titel „Salammbô" zu Stande gebrachte ſehr amüſirt hat, weil es wirklich treffend iſt. „Monsieur Flaubert," ſagte man, „voit le sale en beau" (Salammbô) und das iſt ſehr wahr. Im Schmutze ſucht er die Schönheit, und nur im Abſcheulichen iſt er großartig.

Wenn ich nun kurz geſtehen ſoll, welchen Eindruck das Buch auf mich gemacht hat, ſo genügen zwei Worte Bewunderung vor einem wahrhaften Talente, unüberwindlicher Widerwillen vor den abſcheulichen Schöpfungen dieſes Talentes. Flaubert wird gewiß nie etwas Beſſeres ſchreiben, ſein Werk wird in der Literaturgeſchichte Frankreichs Epoche machen — ich freue mich, es geſehen zu haben; erſtens, weil ich es nicht wieder zu leſen brauche, und zweitens, weil es nicht von mir iſt.

Paul Lindau.

## Die Echtheit der Marſeillaiſe.

Ob die Schlachten der modernen Kritik dereinſt ihren Homer finden werden? Vielleicht, vielleicht auch nicht! Denn die moderne Kritik, je wiſſenſchaftlicher ſie zu verfahren vorgab, hat Maſſen von Schutt und Leichen aufgehäuft und in die Reihen der Mitkämpfer der Weltgeſchichte furchtbare Lücken geriſſen. Des Wilhelm Tell hochberühmter Schuß iſt zur Fabel geworden; Struthan's von Winkelried heldenmüthige Aufopferung will manchem ſcharfſinnigen Forſcher eine müßige Erfindung dünken; das brave Elſaß erblickt ſeinen St. Odilienberg und die alte Heidenmauer entgöttert und entheiligt; der nordiſche Kurmärker ſoll Froben's Opfertod und den Schimmel von Fehrbellin entbehren! Denn allerdings, es giebt heuer eine weltverachtende Kritik, die mit dem weiſen Salomo höchſt weiſe ſpricht: Alles eitel. Alles iſt ganz eitel! — Wenn ein heroiſcher Schlachtgeſang ein Volk zu den Erſtlingsthaten junger Freiheit begeiſtert hat: alsdann legt der weiſe Kritiker bedenklich den Finger an die Naſe und erwägt, ob dieſer Geſang wirklich auch echt ſein möchte? Sollte nicht etwa ein Betrug dahinter ſtecken? Iſt es doch ein nicht gar ſeltener Fall, daß irgend Jemand muſikaliſche Gedanken ſich aneignet, die er irgendwo antraf und ſie alſo ſtiehlt! Nachdem die größten Wort- und Tondichter des Diebſtahls überführt worden ſind, ſollte es da nicht gelingen, einen hiſtoriſchen Gelegenheits-Dichter und Gelegenheits-Componiſten auf die Armenſünderbank zu ſchleppen?

Rouget de l'Isle, der Dichter und Componiſt der Marſeillaiſe iſt vor etwa zwei Jahren eines Plagiats beſchuldigt worden. Ein Herr Hamma glaubte die Behauptung ausſprechen zu dürfen, daß die Muſik der Marſeillaiſe Tact für Tact dem Credo einer Meſſe entnommen ſei, welche der kurpfälziſche Hofkapellmeiſter Holzmann (— ein Vorfahr des zeitgenöſſiſchen Philologen?) anno 1776 componirt hatte. — Alſo ein deutſches Credo ſollte wie der rauſchende Schlachtgeſang der Franzoſen klingen! Croira qui voudra! Als der Schreiber dieſer Zeilen zum erſten Male jene Behauptung las, griff er ſofort zu einem zwiſchen ſeinen Papieren liegenden deutſchen Meßbuch und ſtellte Gehör und Phantaſie auf die Probe, ob der Inhalt eines Credo ſich in der wilden Klangform der Marſeillaiſe denken laſſe. Was iſt denn das Credo? Es iſt das Glaubens-Bekenntniß der Kirche, welches bei der Meſſe nach dem Evangelium geſprochen und geſungen wird. Die Frage ſteht alſo: läßt ſich die Marſeillaiſe in der Form eines geſungenen Bekenntniſſes denken? So wenig, wie es uns ſelbſt gelang, wird es wohl ſchwerlich einem muſikaliſch gebildeten Ohre gelingen. In dem Text des Credo, welches den vorhandenen ſtatutariſchen Glauben der Kirche ausdrückt, liegt nichts Aufregſames, Aufforderndes, Gewaltſames; nicht der furchtbare Kampf um das allerheiligſte Gut ſpiegelt ſich im Credo wieder, ſondern, wenn man die Idee des Kampfes durchaus hinein ziehen will, allein die Sieges-Gewißheit des Glaubens-Bewußtſeins der Gemeinde, die eben durch ihren Glauben ihres Sieges über Sünde und Antichriſt gewiß zu ſein glaubt. Da iſt Sammlung, Concentration, majeſtätiſche Befriedigung, da iſt kein Streben in die unendliche Ferne, nach Freiheit, nach Bewegung, kein Gegenſatz, der noch zu löſen wäre, weil der tiefinnerlichſte Gegenſatz von Natur und Geiſt bereits gelöſt iſt! Wo der Sieg bereits erfochten ward, braucht man nicht erſt zu rufen:

Contre nous de la tyrannie
Le couteau sanglant est levé!

Es ſetzt alſo das Credo weſentlich eine andere, ja ſogar die umgekehrte Stimmung von derjenigen voraus, welche einem Schlachtgeſang zur Verherrlichung der Vaterlandswehr zu Grunde liegt. Vollends enthält das Credo nichts von dem Charakter des Vertheidigungskampfes, der doch der Marſeillaiſe ſcharf ausgeprägt iſt.

Man ſieht, wie ſchon rein ſachlich die Behauptung des Herrn Hamma auf ſchwachen Füßen ſteht. Nehmen wir aber das Unwahrſcheinliche als möglich an, ſo bleibt noch die Frage: wie ſich der angefochtene Satz zu unſern hiſtoriſchen Daten verhält? Was ſagt die Geſchichte zu jener Behauptung? findet ſich in der Revolutions-Geſchichte eine Spur von dem Paradoxon des Herrn Hamma? Die älteren Revolutions-Beſchreiber, wie Ch. Lacretelle, Mignet, Thiers erwähnen nichts davon; unter den neueren hat der Verfaſſer des Buches über die Girondiſten, Herr Alphons de Lamartine den Urſprung der Marſeillaiſe weitläuſtig erörtert, ohne von Herrn Holzmann und ſeiner Original-Credo-Marſeillaiſe eine Silbe zu erwähnen. Bei den altfranzöſiſchen Autoren ſehen wir uns vergebens nach einer ähnlichen Behauptung um. Vielleicht die neufranzöſiſchen Elſaſſer! Fragen wir ſie einmal! Die Marſeillaiſe ſollte ja ihres Urſprungs wegen eigentlich „Straßbourgeoiſe" heißen, denn ſie hat in Straßburg zuerſt das Licht der Welt erblickt. Leider bieten auch die Elſaſſer dem Credo-Gläubigen wenig Troſt. Herr Ober-Archivar Louis Spach, der Verfaſſer des allerliebſten Büchleins über den Maire Friedrich von Dietrich hat ſich damit begnügt, das Datum der Entſtehung der Marſeillaiſe genauer feſtzuſtellen (in der Nacht vom 24. auf den 25. April 1792 hat ſie Rouget verfaßt), und nur noch bemerklich gemacht, daß das Lied nicht am Piano der Frau von Dietrich, ſondern daheim, in der Behauſung des jungen Génie-Offizier's entſtand, aber allerdings an dem muſikaliſchen Abende des 25. April 1792 bei Dietrich's zuerſt geſungen wurde. Einen Zweifel an der Autorſchaft des jungen Rouget läßt Herr Spach nicht mit einem Laut durchblicken. Wir dürfen von der hiſtoriſchen Gewiſſenhaftigkeit des Herrn Spach dreiſt vorausſetzen, daß er einen ihm irgendwie aufgefallenen, begründet ſcheinenden Zweifel offenherzig würde ausgeſprochen haben.

Zwar wäre ihm, nach unſerem Dafürhalten, ein ſolcher Zweifel einigermaßen ſchwer geworden. Denn Jedwedem wird er ſchwer, der überhaupt einen Begriff von den älteren Zuſtänden Straßburgs und des Elſaſſes hat. Die Behauptung des Herrn Hamma giebt der Vermuthung Raum, die deutſche Muſik ſei dem Straßburg des vorigen Jahrhunderts eine terra incognita geweſen. Es mußte ſchon eigenthümlich zugehen, wenn die kurpfälziſche es war! Die alte Kurpfalz gränzte unmittelbar an das Elſaß, und der Tondichter des Credo war ja kurpfälziſcher Hofkapellmeiſter. In der That, die Sache mußte mit einem Wunder zugehen! Waren doch die Beziehungen des Elſaſſes zu Deutſchland in jenen Tagen mindeſtens doppelt ſo eng, als heute, trotz Eiſenbahnen und Telegraphen! In Straßburg wurden, bis gegen 1789, oder, um strictissime das Jahr anzugeben, bis 1803, wo die franzöſelnde Akademie an die Stelle der alten Univerſitäten trat, mehr deutſche, als franzöſiſche Bücher gedruckt, mehr deutſche, als franzöſiſche Bücher geleſen und mehr deutſche, als franzöſiſche Lieder geſetzt und geſungen. Die deutſche Muſik war in Straßburg ungleich bekannter, als die franzöſiſche. Wie die herrſchende Sprache noch die deutſche war, ſo waren auch die herrſchenden Sitten, Gebräuche, die humanen Lebens-Aeußerungen deutſch. Und wenn zwanzig ſchöngeiſtige und freigeiſteriſche Kreiſe nach dem Vorbilde der Abende beim königl. Provinzial-Intendanten ſich einen franzöſiſchen Firniß übergepinſelt hatten, ſo drangen doch ſelbſt in dieſe Kreiſe der „muscadins" durch alle Luftlöcher die deutſchen Arten und Weiſen ein, namentlich die „Weiſen" im muſikaliſchen Sinne! Man lebte ſchon im Zeitalter der Haydn, Mozart, Gluck. Der kunſtliebende erſte Maire von Straßburg, Herr Friedrich von Dietrich, kannte ſicher die großartigen Schöpfungen der deutſchen Tonkunſt und noch viel gewiſſer ſeine Gemahlin, die Seele ſeiner Abende, Louiſe von Dietrich, geborene Ochs aus Baſel, eine deutſche Schweizerin. Perſonen von ſo gründlicher muſikaliſcher Bildung, wie alle Zeitgenoſſen Dietrich und ſeine Gattin ſchildern, ſollten eine in der benachbarten Pfalz componirte Meſſe von Holzmann gar nicht gekannt haben? War etwa Straßburg anno 1792 eine ſo excluſiv proteſtantiſche Stadt, daß eine

Digitized by Google

katholiſche Meſſe zu den wildfremden Natur-Produkten oder zu den verpönten Dingen gehörte? Einmal beſaß das Elſaß zu Ende des philoſophiſchen Jahrhunderts eine ſehr große Zahl philoſophiſcher Geiſter (unter ihnen auch Herrn Friedrich von Dietrich), die ſich blutwenig um confeſſionelle Gegenſätze kümmerten und für Meſſe und Liturgie die gleiche „Toleranz" hegten, und dann zählte man andererſeits, Dank den aufgeklärten Bemühungen der Ludwige, gute 20,000 Katholiken in der vormaligen Reichsſtadt, von denen die Meiſten den Gottesdienſt in deutſcher dem in franzöſiſcher Sprache vorzogen. Folglich war eine Meſſe weder etwas Wildfremdes, noch etwas Verpöntes, ſondern etwas Alltägliches, und eine in Deutſchland von einem irgend berufenen Meiſter componirte Meſſe ein ſchätzenswerther Beitrag zum öffentlichen Leben, ſowohl auf dem Gebiete der Religion, als dem der Kunſt. Herr von Dietrich und ſeine philoſophiſch-patriotiſchen Freunde hätten ſich lächerlich gemacht, wenn ſie in einer halbkatholiſchen Stadt die katholiſchen Kulturſpenden verſchmäht hätten. Ein geſpieltes und geſungenes Credo verpflichtete ſie noch zu keinerlei Glauben an irgendwelche Heilswahrheiten, denen ihr Gewiſſen widerſtreben mochte. Und ſie ſollten gezagt haben, ihre Bekanntſchaft mit einem Credo von Holzmann zu verrathen? Sie ſollten den Betrüger nicht entlarvt haben, der ihnen unter der Firma eines ſelbſtgeſchaffenen Schlachtgeſanges, Tact für Tact, ein Credo von Holzmann vortrug? horribile dictu! — Durch Herrn Ludwig Spach wiſſen wir jetzt, daß gerade von dem kunſtſinnigen Maire Dietrich der erſte Anſtoß zur Verbreitung des Schlachtgeſanges ausging. Solches bezeugt ein Brief des Marquis Duchaſtellet, Commandanten der Feſtung Schlettſtadt, an den Maire Dietrich vom 29. April 1792, in welchem Schreiben es heißt: „Haben Sie die Barmherzigkeit, mir ein wenig von dem, was in der Welt geſchieht, zu berichten, denn meine Briefe und Zeitungen ſind mir nicht von Straßburg zugekommen, ſodaß ich mich in einer vollſtändigen Verlaſſenheit befinde. Ich habe auch nicht den Kriegsgeſang des Herrn de l'Isle empfangen, den Sie mir verſprochen hatten." — Herrn Hamma zufolge hätte ſich alſo der Maire der Verbreitung eines Plagiates ſchuldig gemacht!

Uebrigens deutet das hiſtoriſch überlieferte und beglaubigte Weſen des jungen Génie-Capitain's Rouget de l'Isle auf nichts, was auf Verſtellung und Verſchlagenheit, um nicht zu ſagen, Betrügerei ſchließen ließe. Der Archivar Spach hat uns in ſeinem „Frédéric de Dietrich" Stellen aus Briefen mitgetheilt, die Rouget im Juni 1792 von Hüningen aus, wohin er bald nach ſeiner Schöpfungsthat verſetzt war, an den Maire richtete. Ihre feurige Sprache giebt die ſchöne Bürgſchaft eines edlen, freimüthigen, jugendfriſchen Charakters. Der Zorn über die Ausſchreitungen der Jacobiner, die er unumwunden „canaille" und ihren Führer Eulogius Schneider „ce scélérat de Schneider" titulirt, ſtehen dem raſchen Blute des Jünglings wohl an. Einer ſchwärmeriſchen Unbeſonnenheit war dieſer Mann, aber niemals einer Fälſchung fähig. Wer ſeine Denkweiſe näher kennen lernen will, der leſe die Artikel, welche man aus dem Journal politique et littéraire des rives du Rhin aufbewahrt hat, einer Zeitſchrift, deren Mitredacteur Rouget geweſen iſt. Er hat nebſt ſeinem Freunde Champy den Jacobinern manche derbe Strafpredigt angedeihen laſſen. Er rückte ſtets offen mit der Farbe heraus und brandmarkte Heuchelei und eigennützige Herſchſucht, wo er ſie antraf. — Spricht ſo ein Betrüger?

Jetzt erlauben wir uns, den ſtärkſten Gegenbeweis wider die Wahrſcheinlichkeit des Plagiats anzuführen.

Nachdem im Frühling 1792 die „Marſeillaiſe" zu Straßburg erſchienen war und zwar genau unter folgendem Titel:

„Chant de guerre pour l'armée du Rhin dédié au Marechal Luckner. A Strasbourg, de l'imprimerie de Ph. I. Dannbach, imprimeur de la municipalité (in $4^{0}$ oblong, 4 pag. avec la musique.")

erſchien, wer ſollte es glauben? am 29. Oktober 1792 die Publication: „Kriegslied der Marſeiller, in's Deutſche überſetzt von E. Schneider," 2 Octav-Seiten. — Herr Eulogius Schneider, der erbitterte Feind der Feuillants und des Herrn Rouget de l'Isle in specie, hatte alſo höchſt eigenhändig eine Uebertragung desjenigen Liedes verfaßt, welches den Namen Rouget de l'Isle unſterblich gemacht hat. Statt den Plagiarius der öffentlichen Verurtheilung preiszugeben, verbreitete Eulogius Schneider ſelbſt das Geiſtesprodukt ſeines entſchiedenen, ja perſönlichen Gegners! Ein Verfahren, das von ſeltener Großmuth zeugt. Eine ähnliche Großmuth hat Schneider nicht gegen den Beſchützer Rouget's, den Maire Dietrich, beobachtet. Unerachtet er deſſen Verdienſte um die Revolution im Herzen anerkennen mußte, lieferte er den Mann auf's Schaffot, weil er ſeinem Ehrgeiz im Wege ſtand. Es iſt ſehr wenig glaubhaft, daß er den intimen Freund des Maire hätte ſchonen mögen. Weſſen Haß ſoweit reicht, daß er, ſelber an den Stufen des Schaffots, noch ein todtbringendes Zeugniß wider den Gegner ablegt, der ſchont nicht die Freunde des Widerſachers. Und Eulogius Schneider hatte Wohlthaten von Dietrich empfangen: Das vergiebt ein Schurke nie! Mit Heißhunger würde er die Gelegenheit ergriffen haben, um, indem er Rouget de l'Isle als Fälſcher an den Pranger ſtellte, einen Streich gegen den verhaßten Maire zu führen. — Schneider hätte auch ſachlich dazu die Mittel in Händen gehabt. Er war katholiſcher Prieſter deutſcher Nation, er hatte zu Würzburg, Augsburg, Stuttgart, Bonn gelebt, bevor er zu Straßburg ſich in einen Franzoſen verwandelte; er hatte ſo manche Meſſe mit angehört, unzählige Meſſen ſelbſt celebrirt. Sollte Er, der katholiſche Prieſter deutſcher Nation, der Aeſthetiker, der deutſche Dichter und Kunſtkenner, niemals das fragliche Credo von Holzmann vernommen haben? Sollte ihm nie die Aehnlichkeit dieſes Credo mit dem Kriegsliede ſeines Feindes Rouget aufgefallen ſein? Es muß wohl, denn ſonſt würde die Nachwelt eine Spur ſeines Mißvergnügens übrig haben und Herr Buchhändler Friedrich Carl Heitz in Straßburg würde dieſe Spur uns in ſeinem Katalog der Aeußerungen Schneider's gewiß treulich mitgetheilt haben.*

Nein, die Behauptung des Herrn Hamma hat eine Welt von Unwahrſcheinlichkeit gegen ſich. Bis wir nicht die Probe des Apoſtel Thomas gemacht und uns, Tact für Tact, von der angeblichen Identität überzeugt haben, glauben wir feſt, daß die Marſeillaiſe echt und wahr iſt, ſo gut wie Winkelried und der Schimmel von Fehrbellin. **Trauttwein von Belle.**

## Italien.

### Das Brigantenweſen in Süd-Italien.

Bekanntlich hat das italiäniſche Parlament vor einigen Monaten eine Kommiſſion abgeordnet, um die Urſachen des Brigantenweſens im ehemaligen Königreiche Neapel und die Mittel zu ſeiner Beſeitigung zu erforſchen. Dieſe Kommiſſion hat an Ort und Stelle die umfangreichſten Ermittelungen angeſtellt, und rüſtet ſich gegenwärtig in Neapel zur Abreiſe nach Turin, um das Reſultat ihrer Studien dem Parlamente vorzulegen. Ein offizieller Bericht über ihre Thätigkeit liegt noch nicht vor; wohl aber theilt die Perseveanza in einer Korreſpondenz aus Neapel ſchon jetzt das Wichtigſte der Erfahrungen mit, welche die Deputirten mit nach Hauſe nehmen. Ihnen lag zunächſt ob, den Umfang des brigandaggio gegen die je nach der politiſchen Färbung ſo ungeheuerlich verſchiedenen Nachrichten feſtzuſtellen, die darüber im Umlauf ſind, und von denen die Einen noch immer das ganze Königreich der Bourbonen in einer fieberhaften Sehnſucht nach der Rückkehr des ihm ſo ſchmählich entriſſenen Herrſcherhauſes begriffen, bereit, ſein Herzblut für die legitimiſtiſche Idee auf dem Schlachtfelde zu vergießen, wie weiland die Vendée, zu ſchildern ſich bemühen, während die Anderen den politiſchen Charakter der Bewegung gänzlich leugnend, ſie blos als ein lokales Gebrechen darzuſtellen ſuchen, deſſen ſich die ſanfediſtiſche Partei, wie ſchon früher, aber nur mit äußerſt geringem Erfolge, bediene. Die Kommiſſion erkennt nun an, daß auch noch jetzt ein wirkliches Brigantenweſen vorhanden iſt, wenn auch, dank den Anſtrengungen des Militair-Gouverneurs von Neapel (Della Marmora), in erheblich verringertem Maße. Noch jetzt treten geſchloſſene und organiſirte Vereinigungen von Bewaffneten — Banden in der offiziellen Sprache der italiäniſchen Regierung, Anhänger Sr. Allergetreueſten Majeſtät Königs Franz II. in den diplomatiſchen Aktenſtücken des exilirten Hofes, unter Führern auf, die ſich auf Grund Bourboniſcher Patente militairiſchen Rang beilegen, und die als Parteigänger der vertriebenen Dynaſtie agiren. Der Schauplatz dieſes eigentlichen Brigantenweſens iſt aber jetzt beſchränkt auf die Provinzen Benevent, Baſilicata und Capitanata, alſo den gebirgigſten Theil des inneren Landes und einen gleichfalls wegen des Monte Gargano höchſt ſchwierigen Küſtenſtrich am Adriatiſchen Meere. Freilich kommen auch in anderen Provinzen, wie zu allen Zeiten der Bourboniſchen Regierung, Räubereien, ſelbſt in ausgedehnterem Maßſtabe, nicht eben ſelten vor; ſie tragen aber gar keinen politiſchen Charakter, ſondern ſind lediglich das Werk von Strauchdieben, die ſich, nach Brauch und Sitte ihrer Vorfahren, heute zu einem Beute-Zuge vereinigen, um morgen auseinander zu laufen, und die eben nichts weiter ſind, als Spitzbuben. Wie man bei Epidemien bemerkt, daß die meiſten auch ſonſt vorhandenen Krankheiten ſich den Symptomen der vorherrſchenden Seuche anſchließen, ſo daß dieſe viel ausgebreiteter erſcheint,

* Vergl. La vie et les écrits d'Euloge Schneider par F. C. Heitz, Strasbourg, Heitz, 1862.

Digitized by Google

als ſie es in Wirklichkeit iſt, ſo nimmt, nach den Wahrnehmungen der Kommiſſion, im Inneren von Süd-Italien jetzt jeder ſimple Beutelſchneider das Anſehen und die Würde des Briganten an.

Daß trotz dieſes verhältnißmäßig geringen Gehaltes das Uebel noch immer andauert, ſchreibt die Kommiſſion vor Allem den Mängeln in der Polizeiverwaltung zu. Sie beklagt, daß ſowohl die Syndici der Kommunen, die zunächſt mit der ordentlichen Handhabung der Lokal-Polizei betraut ſind, als auch die Bezirksrichter, die dieſe Verwaltung zu überwachen haben, ſich in den meiſten Fällen als völlig unfähig, häufig als unzuläſſig, und nicht ſelten als abgeneigt — mehr aus Furcht vor der möglichen Rache der Bourboniſten, als aus Anhänglichkeit zu der geſtürzten Dynaſtie — ſich erweiſen. Jede wirkſamere Begegnung würde mit einer Reorganiſation der Polizei-Verfaſſung zu beginnen haben. Man muß den Syndiken die Ortspolizei abnehmen. Aber wem will man ſie übertragen? Die Kommiſſion ſcheint ſich für außerordentliche Commiſſarien zu entſcheiden. Das iſt gewiß ein gefährliches Mittel, ſchon darum, weil es das Vorhandenſein von Ausnahme-Zuſtänden amtlich beſtätigt; wird es aber auch nur ein paſſendes ſein? Woher will man die Männer nehmen, die mit außerordentlichen Vollmachten ausgerüſtet, auch die lokalen Kenntniſſe und Einflüſſe beſitzen, um denſelben nachzukommen? Iſt nicht die Oppoſition zu fürchten, die ſie von den, mit allen örtlichen Verhältniſſen innigſt vertrauten, vormaligen Syndiken zu erwarten haben? Und woher werden ſie das Perſonal zur Ausführung ihre Ausnahme-Maßregeln nehmen? Die Kommiſſion conſtatirt ja, daß das niedere Polizei-Perſonal überall völlig untauglich iſt, und daß ſichere und gewandte Leute einzig und allein bei den Carabinieri zu finden ſind. Sie ſchlägt deshalb auch die ſofortige Vermehrung dieſer ausgezeichneten Sicherheitstruppe vor, indem ſie übrigens die vorzüglichen Leiſtungen der bewaffneten Macht, ſowohl des Heeres, als der Nationalgarde, mit reichlichem Lobe anerkennt. Aber ſie ſagt ſich doch, daß die Frage eben eine vorwiegend politiſche und adminiſtrative iſt, und darum ſetzt ſie ihre Hoffnungen nicht allein auf Roß und Reiſige, ſondern hauptſächlich auf moraliſche und ſoziale Mittel. Die Anwendung der erſteren iſt ſehr ſchwierig, umſomehr, als die Commiſſion es ausſprechen muß, daß ein ſehr großer Theil des Clerus dem gegenwärtigen Regimente in offener oder heimlicher Feindſchaft gegenüberſteht. Nichtsdeſtoweniger müſſen Verſuche gemacht werden; der Schulmeiſter hat im Lande Neapel das Wichtigſte zu thun bei endlicher Säuberung des Augiasſtalles, den, nach dem amtlichen Ausdruck des engliſchen Geſandten, die Bourbonen ihrem Nachfolger hinterlaſſen haben. Für den Augenblick aber verſpricht ſich die Kommiſſion die erheblichſten Vortheile von der energiſchen Aufnahme öffentlicher Arbeiten. Sie empfiehlt mehr noch den Bau von Eiſenbahnen, als den der Landſtraßen, denn bei jenen vereinigen ſich größere Maſſen von Menſchen unter dem Einfluſſe einer größeren Summe von Intelligenz. Darum begrüßt ſie die Arbeiten mit Freuden, die ſie bei ihren Rundreiſen im Beginne begriffen ſah. Sie ſieht als ſolche auch die Vorarbeiten zu der Linie Monopoli-Barletta (an der Küſte des Adriatiſchen Meeres, in der terra di Bari); ferner die Inangriffnahme der Linien, welche von Tarent auf der einen Seite nach Apulien, auf der andern nach Calabrien hin projektirt ſind; dann die Arbeiten auf der Linie Termoli — San Severo und am Monte Gargano, die von beſonders heilſamem Einfluſſe auf die Bevölkerung der Capitanata ſein werden; und endlich die Linie Laviana-Conza, an der, wie auch bei der vorher angeführten, übrigens auch, nach altitaliäniſch-römiſchem Brauche, Soldaten des ſtehenden Heeres, Grenadiere, Berſaglieri und Genietruppen, arbeiten helfen. Aus dieſen Notizen über die bereits in der Ausführung befindlichen neuen Schienenwege ergiebt ſich, daß, dank der außerordentlichen Thätigkeit der italiäniſchen Regierung, die Halbinſel in nicht allzu langer Zeit Küſtenbahnen am ganzen Adriatiſchen Meere haben wird.

Wir werden uns bemühen, den Leſern, ſeiner Zeit aus dem amtlichen Berichte ſelbſt, den die Kommiſſion nächſtens vorzulegen haben wird, Mittheilungen zu machen.

## England.

### Sauerſtoffgas-Beleuchtung.

Unter den Tauſenden von Patenten, die in England gekauft werden und hier im Augenblick den Spekulanten wegen der Neuheit reich machen, iſt kürzlich eines von der größten Bedeutung für die ſocialen und wiſſenſchaftlichen Zuſtände in die Oeffentlichkeit getreten, das überall in der civiliſirten Welt Anſprüche auf Erfolg machen kann. Es zielt nämlich auf eine weſentliche Verbeſſerung der Beleuchtung hin. Der Kohlenwaſſerſtoff, deſſen Verbrennung an der Luft uns Licht giebt, muß ſich den zu ſeiner Verbrennung nöthigen Sauerſtoff, der in der Luft nur durch viermal ſo viel Stickſtoff verdünnt vorkommt, gleichſam ſuchen; die Verbrennung iſt daher mehr oder weniger gehemmt und das Licht lange nicht ſo intenſiv, als es ſein könnte, wenn reiner Sauerſtoff vorhanden wäre. Wenn das Licht nur nebenſächlich iſt, wenn es auf die Wärme ankömmt, wie beim Heizen, Schmelzen u. ſ. w., ſo gilt ganz daſſelbe.

Man hat daher ſchon ſeit Jahren die Aufmerkſamkeit darauf gerichtet, eine Methode zu entdecken, den Sauerſtoff auf billige Weiſe im Großen zu bereiten, und die Verſuche ſind wirklich mit einem alle Erwartungen übertreffenden Erfolg gekrönt worden.

Nach der billigſten Weiſe, deren man ſich bisher zur Bereitung des Sauerſtoffes bediente, würden 1000 Kubikfuß Gas nicht weniger als 40 Thaler gekoſtet haben, während die neue Methode uns dieſelbe Menge zu dem Preiſe von 2 Thalern liefert. Das iſt freilich noch nicht ſo billig, als das Waſſerſtoffgas; aber man muß dabei bedenken, daß erſtens das Gas im reinen Zuſtande gar nicht anzuwenden iſt, weil es ſonſt eine ſo intenſive Hitze erzeugen würde, daß die Gasröhren wie Blei ſchmelzen würden, und daß, ſelbſt wenn es im reinen Zuſtande zu gebrauchen wäre, man nur ein halbes Volumen deſſelben für jedes Volumen Waſſerſtoffgas braucht, um eine vollſtändige Verbrennung zu erreichen.

Die Materialien, deren man ſich zur Bereitung des Sauerſtoffes bedient, ſind Zinkoxyd und der gewöhnliche Chili- oder Natron-Salpeter des Handels. Dieſe werden in einer Retorte erhitzt, es entwickelt ſich Sauerſtoff in großer Menge, während ſich Salpeterſäure in einer dazu eingerichteten Vorlage condenſirt. Der Rückſtand beſteht aus kauſtiſchem Natron und Zinkoxyd. Dieſer wird zur Reinigung des noch immer ſalpeterſäurehaltigen Gaſes benutzt und erhält dadurch wieder ſeine urſprüngliche Zuſammenſetzung, kann daher abermals zur Gasentwicklung benutzt werden; oder man laugt den Rückſtand aus und trennt auf dieſe Weiſe das Zinkoxyd und das kauſtiſche Natron, welches letztere an Seifenſieder verkauft wird, während das erſtere mit einer neuen Quantität Salpeter abermals zur Gasentwicklung benutzt werden kann. Die Salpeterſäure wird, da ſie hoch im Preiſe ſteht, in den Handel gebracht.

So würde denn der Ertrag des Natrons und der Salpeterſäure ziemlich die Koſten des Ganzen decken, namentlich da das Zinkoxyd immer wieder benutzt werden kann.

Was nun das Sauerſtoffgas ſelbſt betrifft, ſo iſt zu hoffen, daß auch dies bald allgemeine Anwendung finden wird, und zwar ſoll es, ähnlich dem Kohlengas, von der Anſtalt aus in die verſchiedenen Privathäuſer geleitet werden. Theater u. ſ. w. würden ſich deſſelben in Verbindung mit Waſſerſtoff zur Beleuchtung bedienen können; denn man wird im Stande ſein, mit einer Flamme einen ganzen Kronleuchter zu erſetzen. Das Licht einer ſolchen Waſſerſtoff-Sauerſtoff-Flamme hat die Eigenſchaften des Tageslichtes; man ſieht die Farben in ihrem Tages-Glanz und unterſcheidet ſie mit der größten Sicherheit. In die Flamme ſelbſt würde man nicht ſehen dürfen, ebenſowenig wie in die Sonne, der ſie an Glanz und Intenſität nicht nachſteht. Sie iſt daher unübertrefflich als Signal auf Leuchtthürmen und Eiſenbahnen und zur Erleuchtung der Straßen und öffentlichen Plätze.

Außerdem, wo große Hitze erzielt wird wie in Schmelzöfen, Glasbrennereien, Gießereien ꝛc. wird es jedenfalls ſehr großen Anklang finden; denn die größte Hitze, die wir bis jetzt erzielt haben, iſt eben die des Sauerſtoff-Waſſerſtoff-Löthrohrs.

Alle praktiſchen Schwierigkeiten, die der Verbreitung des Sauerſtoffs entgegen ſtehen, ſind ſchon durch den Erfinder, Webſter, beſeitigt; es hat ſich eine Geſellſchaft gebildet „Oxygen-Gas-Kompagnie," die demſelben das Patent für 25000 L. (170,000 Thaler) abgekauft hat, welche er ſich in Actien der Kompagnie hat bezahlen laſſen. Das Kapital der Geſellſchaft beſteht vorläufig aus 100,000 Pfund Sterling in Zwanzigpfund-Actien, die größtentheils gezeichnet ſind.

So etwa lautet das veröffentlichte Programm der Londoner Oxygen-Gas-Kompagnie, das wir hier mittheilen, um es zunächſt der öffentlichen Aufmerkſamkeit und Sachverſtändigen zu empfehlen, die hoffentlich nicht lange auf ſich warten laſſen, dieſes Webſter'ſche Patent zu prüfen und über die wiſſenſchaftliche und praktiſche Ausführbarkeit deſſelben ihr Gutachten abzugeben. So viel iſt gewiß, daß wir durch wohlfeile und ſichere Sauerſtoff-Entwickelung in den Stand geſetzt werden, ein mehr ſonnenähnliches Licht zu erzeugen, ebenſo die intenſivſte Wärme, ſo daß wir Ausſicht auf künſtliche Tage und künſtliche Sonnenwärme im Winter alſo auch auf eine künſtliche Blüthe und Fruchtbarkeit der Vegetation haben.

Digitized by Google

# Norwegen.

## Norwegens Kulturpflanzen.

Lothar Bucher gedenkt in ſeinen anziehenden und lehrreichen Berichten über die Londoner Weltausſtellung, da wo er von den Pflanzen ſpricht, der Norweger mit ganz beſonderem Lobe. „Sie bemühen ſich, ihre arme Flora zu bereichern, ſie pflanzen an, was irgend fortgehen will; wir können ihr Land als ein großes Verſuchsfeld für Europa anſehen.“ Der Satz klingt zunächſt befremdlich. Ein geneigter Leſer, der Norwegen aus den Bildern der Leu, Gude und Tidemand, oder aus des wackeren Mügge Afraja und Arved Spang zur Genüge kennt, weiß ſehr wohl, daß das Klima dort keineswegs eine ſtets angenehme Temperatur geſtattet, und daß der Boden, oder vielmehr das wenige, was Meer, Fjord und Fels den Menſchen übrig laſſen, äußerſt wenig kulturfähig iſt. Allein jener Satz iſt nichtsdeſtoweniger richtig. Dem weſtlichen Ufer bringt der längs deſſelben hinſtreichende warme Golfſtrom ein viel milderes Klima, als manches viel ſüdlicher gelegene Land es hat; und in dem gebirgigen Inneren ſind zwar die Winter viel kälter, als in Deutſchland, dafür aber auch die Sommer viel heißer, als in England. Daher gelangen einjährige Gewächſe in Norwegen bei einer niedrigeren Temperatur und in kürzerer Zeit zur Reiſe, als in ſüdlicheren Ländern. Viele Gewächſe entwickeln aus demſelben Grunde, wenn ſie ihrer nördlichen Kulturgränze näher gebracht werden, wenigſtens in den erſten Jahren nach ihrer Verpflanzung, eine kräftigere Farbenbildung; bei manchen wird die Blüthe, bei allen Bäumen das Laub affizirt. Maiblumen, Vogelkirſchen, Peterſilie, Lavendel, Zwiebeln, ſind duftiger bei Drontheim, als bei Chriſtiania; auch das Obſt, das freilich an Saft verliert, was es an Aroma gewinnt. In Finnmarken hat man beobachtet, daß Gerſte in 24 Stunden $2^1/_2$ Zoll, Erbſen 3 Zoll gewachſen ſind. Es klingt erſtaunlich, iſt aber wahr, daß die unter dem 70° Grade gereiſten Früchte, welche die Ackerbau-Geſellſchaft zu Tromſö in Finnmarken in London ausgeſtellt hatte, Roggen, Gerſte, Kartoffeln, Turnipſaamen, ſämmtlich durch ihre Schwere bemerkenswerth waren.

Wir würden dieſer Erſcheinung hier nicht Erwähnung thun, wenn ſich nicht eine ſehr intereſſante und für uns Deutſche beſonders anziehende literariſche daran anknüpfte. Das iſt das Werk des Dr. F. C. Schübeler, des Verwalters des botaniſchen-Univerſitäts-Muſeums und des botaniſchen Gartens zu Chriſtiania, über die Kulturpflanzen Norwegens; ein ſtattlicher, deutſch geſchriebener Quartband, mit lithographirten Tafeln, Karte ꝛc., auf's Beſte ausgeſtattet, und zu Chriſtiania als Programm für das erſte Semeſter 1862 der königl. Norwegiſchen Univerſität erſchienen Wir erfahren über den Verfaſſer aus dem Vorworte des Phyſiologen Boeck, daß er, früher Militair-Arzt, ſich ſeit längerer Zeit ausſchließlich auf das Studium des Gartenbaues in ſeinen verſchiedenen Verzweigungen, ganz beſonders in ſeinen Beziehungen zur Landwirthſchaft gelegt und zu dieſem Behufe jahrelang in botaniſchen Gärten und landwirthſchaftlichen Inſtituten des Auslandes ſich aufgehalten hat. Unter ſeiner Leitung wird jetzt der Plan verwirklicht, mit dem man ſich ſchon bei der Gründung der Univerſität (1811). trug, aus dem ihr gehörigen botaniſchen Garten eine ökonomiſch-botaniſche Central- und Muſter-Anſtalt für das ganze Land zu bilden — ein Plan, von deſſen Ausführung mit Recht Hoffnungen für die Weckung des Sinnes für Ackerbau, Obſtzucht und Feldwirthſchaft gehegt werden, zum Theil auch ſchon in Erfüllung gegangen ſind. Dr. Schübeler hat, nach dem Zeugniſſe ſeines genannten Kollegen, die Landwirthſchaft in ſeinem ganzen Vaterlande nicht nur durch Vertheilung von Sämereien, Stecklingen, Edelreiſern ꝛc. nach den entfernteſten Gegenden des Landes weſentlich gefördert, ſondern auch durch Ertheilung unentgeltlichen Unterrichts und praktiſcher Anleitung im Gartenbau vielfältigen Nutzen geſtiftet. Er hat durch eine Menge populärer Abhandlungen, in Zeitſchriften und in beſonderen Werken, die allgemeine Aufmerkſamkeit in Norwegen auf Landwirthſchaft und Gartenbau hingelenkt. Er hat, zum erſten Male in Norwegen, öffentliche Jahres-Ausſtellungen veranſtaltet, die jetzt regelmäßig an verſchiedenen Orten des Landes ſtattfinden. Er hat zugleich der Wiſſenſchaft erhebliche Dienſte geleiſtet, da das erwachte allgemeine Intereſſe eine Menge von Beobachtungen hervorrief, durch welche wichtige Beiträge zu einer genaueren Kenntniß der geographiſchen Verbreitung und Entwickelung der Kulturpflanzen unter verſchiedenen Breitegraden und in verſchiedener Höhe über dem Meere gewonnen wurden.

Schübeler ſelbſt iſt aber bei der Herausgabe ſeines Buches noch beſonders von dem Gedanken geleitet worden, ſein Land in engere, wiſſenſchaftliche und literariſche Verbindung mit Deutſchland zu ſetzen. Ich weiß ſehr wohl, ſagt er, daß mein Vaterland unter allen Staaten Europa's das am Wenigſten bekannte iſt. Dies mag zum Theil daher rühren, daß Norwegen ſeit dem 13. Jahrhundert keine in die allgemeine europäiſche Politik eingreifende Rolle geſpielt hat; theils daher, daß ſich noch immer meiſt nur ſolche Ausländer hieher verlieren, denen es aus irgend einem Grunde nur um eine ſpeziellere Kenntniß des Landes zu thun iſt; oder endlich daher, daß man ſich noch heutzutage das Königreich Norwegen nur als den ſchneebedeckten Tummelplatz der Bären, Wölfe und Rennthiere vorzuſtellen pflegt, als ein Land, in dem nur Kiefern und Fichten kümmerlich vegetiren und etwa ein einſamer Fiſcher ſein trauriges Daſein friſten kann. Man wird es unter ſolchen Umſtänden dem Freunde ſeines Landes und ſeiner Nation nicht verargen, wenn er das Seinige zur Berichtigung der auch über die Vegetations-Verhältniſſe Norwegens herrſchenden Irrthümer beizutragen wünſcht und dazu beſonders die ſogenannten Kulturpflanzen benutzt, an denen ſich am ſchlagendſten darthun läßt, was ein ſo nördlich gelegenes Land wirklich hervorzubringen vermag. Hat nun auch das hier entworfene Bild ſeine Mängel und Lücken, ſo ruhen doch die angeführten Mittheilungen auf Thatſachen, die, mit dem der Wiſſenſchaft gebührenden Ernſte geprüft, größeres Intereſſe für unſer Land, dem nördlichſten auf der Erde, wo Alles, was den Namen Kultur verdient, ſeine äußerſte Gränze findet, hervorrufen werden.

Auf dieſe Mittheilungen iſt hier nicht ausführlich einzugehen. Allein einige Züge mögen doch ihre Stelle finden. Wir finden in der Einleitung, nach einem Ueberblicke der klimatiſchen Verhältniſſe, eine Anzahl von Tabellen, welche die ſchon oben berührte Erfahrung von dem ſchnelleren Reifen der einjährigen Pflanzen an den wichtigſten Kulturpflanzen, den Getraidearten, Weizen, Mais, Gerſte und Hafer, ſehr anſchaulich darlegen. Schübeler ſäete z. B. in Chriſtiania ſechszeilige Gerſte aus Finnmarken, am 28. Mai 1859. Sie keimte am 29. deſſelben Monats, hatte am 1. Juli entwickelte Aehren, die am 19. Juli reifes Korn gaben, bedurfte alſo nur 55 Tage, um ihren Entwickelungsgang vollſtändig zu durchlaufen. Gerſte derſelben Art braucht in Mitteldeutſchland und bei New-York 92 Tage, bei Kairo 90 Tage zur Reiſe. Sehr zahlreiche und intereſſante Verſuche des Maisbaues führen den Verfaſſer zu der Ueberzeugung, daß die Möglichkeit bis zu einem gewiſſen Grade exiſtirt, den Mais in Norwegen zu acclimatiſiren, d. h. durch mehrjährige, ſorgfältige Kultur, unter denſelben kosmiſchen Verhältniſſen, es dahin zu bringen, daß der Mais in kürzerer Zeit dort denſelben Grad normaler Entwickelung erreicht, den er zu Anfang aus Saamen vom Auslande gezogen, erlangte. Um ſeine Wahrnehmung, daß die norwegiſchen Obſtſorten aromatiſcher ſind, als die ſüdlicherer Länder — ſodaß z. B. die holſteiner Aepfel den Norwegern an Aroma weit nachſtehen ſollen — auch der Prüfung ausländiſcher Sachverſtändigen zu unterwerfen, erbietet ſich Dr. Schübeler, Freunden der Obſtkultur Edelreiſer der feineren, echt norwegiſchen Apfel-Varietäten unentgeltlich zu überlaſſen, wenn ſie ſich deshalb direkt an ihn wenden wollen; er verſichert, daß es ihm im Intereſſe der Sache, um die es ſich dabei handelt, herzliche Freude machen werde, dies Anerbieten beachtet zu ſehen. Man wird denſelben vielleicht einige Aufmerkſamkeit ſchenken, wenn man erfährt, daß unter den 346 Apfel-Varietäten, die in Norwegen, bis 65°, 10′ frei und noch darüber hinaus am Spalier, gezogen werden, ſich ſehr reſpektable Erſcheinungen befinden. In dem Städtchen Mandal, 50°, 1′, wurde ein Apfel gezogen, der 50 Loth wog. Ein Baum in dem Stifte Bergen lieferte 38 Scheffel. Auch die Aprikoſe, der Wein, die Wallnuß werden noch über den ſechzigſten Grad hinauf reif; die Johannisbeere, die Himbeere, und die wegen ihres ganz beſonderen Aroma gerühmte Erdbeere, finden ſich bis 70°. Sehr bemerkenswerth ſind die Fortſchritte im Anbau von Gemüſen. Die Kartoffel, erſt ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts im Lande, kommt noch nördlicher fort, als die Gerſte. In dem nördlichſten Theile, in Finnmarken, betrug die Aerndte im Jahre 1845 etwa 23,000 Tonnen; im Jahre 1858 konnte man ſie auf 90,000 veranſchlagen. Turnip, in Deutſchland ſo gut wie gar nicht gekannt, bildet, wie in England, auch in Norwegen das Lieblingsgemüſe. Sie gedeiht im äußerſten Finnmarken und auf einer Höhe von 3000 Fuß zu reichen Aerndten. In der kleinen Feſtung Vardohus (70°, 22′, 35″), die den Stürmen des Eismeeres ausgeſetzt iſt, rechnet man auf einen Ertrag von $8^1/_2$ Tonnen von dem Morgen; in dem Städtchen Bodo (67°) erhielt man in einem Jahre $17^1/_2$ Tonnen; bei Chriſtiania iſt eine Knolle von 29 Pfund vorgekommen. Das ließe ſich wohl zur Nachahmung empfehlen. Weniger Liebhaber dürfte das Gericht finden, das die Lappen aus dem Grün der Angelika-Wurzel (Archangelica officinalis, Hoffm.) zu bereiten wiſſen. Sie ſammeln die jungen Dolden, zerhacken und kochen ſie mit Rennthier-Milch zu einer grützartigen Konſiſtenz, füllen die Maſſe dann in gereinigte (?) Rennthier-Magen und hängen ſie zum Trocknen auf, um ſie im nächſten Jahre zu

verzehren. Wenn ein ſolcher Magen geöffnet wird, ſo ſieht das Innere einem Käſe nicht unähnlich, und gilt bei den Lappen für eine höchſt delikate Speiſe.

Die Bemerkung Schübeler's, daß dieſe Pflanze in älteren Zeiten höchſt angeſehen war, und wahrſcheinlich ſchon in der heidniſchen Zeit in Norwegen kultivirt wurde, führt uns zu dem Aufſatze, der ſeinem Buche als Anhang beigegeben iſt. Es iſt ein Verſuch über die altnorwegiſche Landwirthſchaft, vom Verfaſſer weniger in der Meinung veröffentlicht, den Gegenſtand zu erſchöpfen, als in der Hoffnung, daß er bei Freunden der allgemeinen Kultur-Geſchichte der Völker einige Aufmerkſamkeit erregen und einem künftigen Forſcher zum Antriebe dienen könnte, dies wenig bekannte und intereſſante Feld gründlicher auszubeuten. Einige Mittheilungen dürften hier wohl am Platze ſein.

Schon im Jahre 1000 iſt Ackerbau, und in Folge deſſen auch Viehzucht, ſelbſt ſo weit gegen Norden wie Drontheim, in verhältnißmäßig großer Ausdehnung betrieben worden. An Getraide baute man in der älteren Zeit wohl ausſchließlich Gerſte, die darum auch (wie bei uns der Roggen) vorzugsweiſe Korn hieß. Jetzt bildet der Haferbau 55 p. C. des ganzen Getraide-Baues. Am Ende des 15. Jahrhunderts ward der Roggenbau, ſogar durch geſetzliche Anordnungen, die z. B. den Bauern befahlen, jedes Jahr einen Morgen Landes zum Roggenacker auszulegen, nach und nach heimiſch. Mit dem Chriſtenthum kamen die Kultur-Gewächſe in größerer Zahl in's Land. Erbſen und Bohnen werden zuerſt in König Magnus Lagabötter's neuerem Landes-Geſetze erwähnt. Erzbiſchof Jon's Chriſtenrecht erinnert an die Pflicht, den Prieſtern (wie früher Gebrauch geweſen) den Zehenten auch von Erbſen und Rüben zu leiſten. Biſchof Audfinn erinnerte 1328 die Bauern in Nordſjord ernſtlich, ſie möchten ja nicht verſäumen, der Kirche den ihr gebührenden Zehnten von — Haſelnüſſen zu entrichten. — Flaches Brod (Fladbröd, ſüße flache Brode aus einem Hafermehl) und Grütze waren ſchon in den älteſten Zeiten, wie noch jetzt, Hauptnahrungs-Mittel. — Neben dem Korn kommen Flachs und Hanf vor, die beiden einzigen Spinnpflanzen des Nordens. Als Beweis, daß ſchon im Heidenthum Flachsbau in Norwegen exiſtirte, wird hervorgehoben, daß man in einem Grabhügel in Heidemarken eine noch ziemlich gut erhaltene Hechel gefunden hat. Daß der Hügel der heidniſchen Epoche angehört, gilt aus anderen hinreichenden Gründen für bewieſen. Dieſe Hechel hat mit derjenigen, welche die Lappen noch heute im Gebrauche haben, große Aehnlichkeit. Auch die Schafſcheeren und die Pflüge, die in vielen alten Grabhügeln aufgefunden werden, weichen ſehr wenig von den Werkzeugen ab, deren ſich der Bauer in Norwegen noch jetzt meiſtentheils bedient. Uebrigens hatte man von der Wichtigkeit zweckmäßiger Acker-Geräthſchaften ſchon im Alterthum einen deutlichen Begriff. Um auch dem Armen die Anſchaffung des nöthigen Geräthes zu erleichtern, erlaubte ihm das Geſetz ſogar, das erforderliche Holz zu Pflügen und zu Eggen in jeder beliebigen Waldung aufzuſuchen und zu fällen. (Aehnliche Beſtimmungen ſind auch den alten deutſchen Weisthümern nicht fremd. Neben der Beförderung des Landbaues ſcheinen hier indeſſen noch Nachwirkungen der alten Gemeinſchaft Aller am Walde und ſeinen Nutzungen obgewaltet zu haben.) — Der Gartenbau tritt in enger Verbindung mit der Einführung des Chriſtenthums auf. Erſt nach Errichtung einiger Klöſter, etwa vom Anfange des 12. Jahrhunderts, laſſen ſich Spuren davon nachweiſen. Die Mönche brachten Obſtbäume, Wurzeln, Kräuter und Blumen mit in's Land. Noch heute findet man die ausgedehnteſten ergiebigſten und mit den edelſten Bäumen verſehene Obſtgärten meiſtens da, wo früher Klöſter geſtanden haben. Auf Opedal in Hardanger, früher dem Lyſekloſter gehörig, iſt noch gegenwärtig der ausgedehnteſte, unter eine Menge Bauern vertheilte Obſtgarten von ganz Norwegen. Auch Hopfenbau und Bienenzucht ſchloſſen ſich an die Klöſter an. Man iſt der Meinung, daß alle dieſe wichtigen Zweige der ländlichen Induſtrie ſeit der Aufhebung der Klöſter ſehr zurückgekommen ſind. Erſt ſeit kurzem fangen ſie an, ſich wieder zu heben. — Lauch, Zwiebeln und die vorerwähnte Angelika-Wurzel kommen ſchon in der heidniſchen Zeit vielfach vor; auch Kohl wird, um die Zeit der Einführung des Chriſtenthums, in alten Schriften erwähnt.

Wir ſchließen dieſe Ueberſicht, die von der Fülle des in der Abhandlung Geſammelten nur eben einen Begriff geben ſollte. Es geht aus ihr deutlich hervor, daß Ackerbau und Landwirthſchaft im norwegiſchen Alterthume auf einer weit höheren Stufe geſtanden haben, als man jetzt anzunehmen geneigt iſt. Schübeler macht beſonders darauf aufmerkſam, welche Sorgfalt dem Ackerbau, auch in den ſcheinbar unbedeutendſten Dingen von den norwegiſchen Geſetzgebern gewidmet worden iſt. Es gab, ſagt er, im Mittelalter kaum ein Land in Europa, welches weniger durch innere Unruhen geſtört wurde, als Norwegen. Der Grund zu dieſer Erſcheinung liegt vermuthlich eben in der Zweckmäßigkeit der den Landes-Verhältniſſen weiſe angemeſſene Geſetze, denen man, da ſie aus dem Volke ſelbſt hervorgegangen waren, um ſo bereitwilliger allgemeine Achtung und Gehorſam zollte."

Und hiermit ſcheide ich von dem trefflichen Manne mit dem Wunſche, durch dieſe Zeilen ſeinem Ziele förderlich zu ſein. Nur noch die Worte mögen hier ſtehen, mit denen er die deutſche Sprache ſeines Buches rechtfertigt.

„Es dürfte kaum nöthig ſein, auf die Urſache zu der Herausgabe dieſer Schrift in deutſcher Sprache aufmerkſam zu machen. Jedermann weiß, daß die Sprachen der nordiſchen Nationen in andern Ländern nur ausnahmsweiſe bekannt ſind; ein Buch, welches für einen weiten Kreis beſtimmt iſt, darf, wenn dieſer Zweck erreicht werden ſoll, kaum im norwegiſchen Idiom geſchrieben werden. In Norwegen, Schweden und Dänemark dagegen, wo die Bevölkerung mit den reſpektiven Nachbarſprachen hinlänglich vertraut iſt, lieſt, mit ſeltenen Ausnahmen, der gebildete Mann die deutſche Sprache ohne Schwierigkeit." P. D. Fiſcher.

## Mannigfaltiges.

— Sir G. C. Lewis. Der kürzlich verſtorbene engliſche Kriegsminiſter, Sir George Cornewall Lewis, war, nächſt Lord Palmerſton, das fähigſte Mitglied des Kabinets und als Schriftſteller allgemein geſchätzt. Die erſte literariſche Leiſtung, mit der er an die Oeffentlichkeit trat, war eine Ueberſetzung von Otfried Müller's „Dorier." Sodann erſchienen von ihm: „Unterſuchungen über die Glaubwürdigkeit der älteren römiſchen Geſchichte;" „Ueber Urſprung und Bildung der romaniſchen Sprachen;" „Ueber den Einfluß der Autorität auf die Anſichten der Menſchen;" „Gebrauch und Mißbrauch von Ausdrücken in Bezug auf politiſche Dinge;" „Die iriſche Kirche," „Ueber Colonial-Regierung;" „Die Aſtronomie der Alten," und „Dialog über die beſte Regierungsform." Eine Anzahl von der Times veröffentlichter, auf völkerrechtliche Fragen bezüglicher Artikel, welche die Unterſchrift „Hiſtoricus" tragen, ſind aus ſeiner Feder gefloſſen, und die letzte Nummer der Zeitſchrift „Notes and Queries" druckt ſeinen letzten Artikel ab, der von der Präſidentſchaft in parlamentariſchen Verſammlungen handelt. Eine Zeit lang war Sir G. C. Lewis Redacteur der Edinburgh Review, welche er bei ſeinem Eintritte in das Cabinet Lord Palmerſton's niederlegte. Der Verſtorbene hat nur ein Alter von 57 Jahren erreicht.

— Engliſche Sprache und Literatur. Wir machen auf den ſoeben erſchienenen „Katalog engliſcher Werke aus dem antiquariſchen Lager von A. Aſher & Co. in Berlin" aufmerkſam.* Es umfaßt dieſer Katalog einen großen Theil aller in den letzten 25—30 Jahren auf den Gebieten der Philologie und Linguiſtik, der ſtrengen Wiſſenſchaft und der ſchönen Literatur erſchienenen Werke in engliſcher Sprache, die jetzt zu deutſchen, d. h. zu ſehr ermäßigten Preiſen in der gedachten Buchhandlung zu haben ſind. Es befinden ſich darunter auch die von den zahlreichen, engliſchen Publications-Geſellſchaften (Aelfric, Anglia Christiana, Hakluyt, Historical, Shakespeare etc. Societies) herausgegebenen Werke, die ſelten in den Buchhandel des Kontinents zu kommen pflegen. Ein vollſtändiges Exemplar der Quarterly Review, von ihrer Begründung bis zum Jahre 1857, in 102 Bänden, mit vier Inhalts-Ueberſichten, iſt für 80 Thaler zu haben. Auch an ausgezeichneten Pracht- und Kupfer-, Reiſe- und Geſchichtswerken fehlt es nicht.

— Londoner Alpen-Klub. Dieſer britiſche Verein, von deſſen kühnen, oft abenteuerlichen, nicht ſelten aber auch wiſſenſchaftlich bedeutenden Expeditionen und Arbeiten bereits zwei ſtattliche Bände Zeugniß ablegen, giebt ſeit dem März d. J. bei Longman in London eine Vierteljahres-Schrift unter folgendem Titel heraus: „The Alpine Journal, a Record of Mountain Adventure and Scientific Observations. By Members of the Alpine Club." Als Hauptredacteur iſt Herr H. B. George genannt.

— Turin und die Piemonteſen. Ein Engländer, der in der piemonteſiſchen Hauptſtadt verweilt, giebt folgende charakteriſtiſche Schilderung derſelben: „Sieht man von der Lage der Stadt ab, welche in der That alle Lieblichkeit und Erhabenheit, deren eine binnenländiſche Landſchaft fähig iſt, in ſich vereinigt und wohl einen Erſatz für den Mangel an bloßen geſelligen Vergnügungen zu bieten vermag, ſo darf man kühn behaupten, daß die gegenwärtige Hauptſtadt des Königreichs Italien

* Berlin, Aſher, 1863.

Digitized by Google

ein ungefähr eben ſo trübſeliger und unintereſſanter Ort iſt, wie Karlsruhe, Stuttgart, oder irgend eine andere kleine, deutſche Reſidenz. Das piemonteſiſche Leben hört in Turin auf, und ein Ort für italiäniſches Leben wird Turin nie ſein. Zuvörderſt haben wir eigentlich gar keinen Hof hier. Man achtet und liebt den König, aber er iſt beinahe eben ſo wenig ſichtbar, wie der Großmogul. Die Prinzen von Geblüt ſind hier und da im Lande zerſtreut, und ſelbſt wenn ſie zu Hauſe ſind, ſo haben ſie ihren Wohnſitz in Moncalieri und kommen kaum jemals in die Stadt, außer am Sonntag Morgen, um in aller Eile eine Meſſe in der königlichen Kapelle zu hören. Im vorigen Jahre begegnete Einem hier und da auf der Promenade wohl noch die Prinzeſſin Maria Pia mit ihrem ſchönen jugendlichen Geſicht, eine creatura bella, bianco vestita, und das Herz lachte Einem im Leibe, wenn man ſie anſah. Jetzt aber ſonnen ſich die Bewohner von Liſſabon an ihrem Anblick. Wir haben hier einen verwaiſten, kinderloſen Hof; die Säle im Schloſſe ſind ſchweigende Prunkgemächer, und der König, wenn er in der Stadt weilt, wohnt hoch oben in den Dachzimmern, wo er ſeine Kabinetsräthe hält und alle ſeine Geſchäfte abmacht. Während des Karnevals macht man zwei- bis dreimal einen ſchwachen Verſuch, ſo etwas von einem Hofball zu Stande zu bringen; wer aber einmal auf einem ſolchen geweſen iſt, geht nicht ſo leicht wieder hin. Sonſt werden nur in ſehr wenigen alten Adelshäuſern Tanz-Geſellſchaften gegeben. Es lohnt ſich nicht der Mühe, nach den Urſachen dieſer geſellſchaftlichen Schlaffheit zu forſchen, und noch unintereſſanter würde es ſein, über ihre muthmaßlichen Wirkungen auf das politiſche Leben des ganzen Landes nachzudenken. Die nationale Revolution in Italien hat bisjetzt noch keinen ſozialen Umſchwung hervorgebracht. Piemont hat Italien verſchluckt, ohne dadurch im Geringſten italiäniſch geworden zu ſein. Cavour revolutionirte Italien, dachte aber nicht im Entfernteſten daran, den Hof zu reformiren. Der piemonteſiſche Adel, welcher ſtolz und arm iſt, wie der ſchottiſche, hielt ſich fern von der Bewegung, ohne ſich ihr entgegenzuſtemmen. Zum geſellſchaftlichen Mittelpunkt iſt Piemont durchaus nicht gemacht. Das italiäniſche Leben mit allen ſeinen Licht- und Schattenſeiten hat ſeinen beſonderen Charakter. In Genua, in Florenz, in Bologna, ſelbſt in Mailand, kurz allerwärts, nur nicht in Turin, befindet man ſich in Italien. Eine Stadt, welche ſich keiner Kirche, keines Palaſtes, keiner Ruine, keines weltberühmten Gemäldes, keiner eigenthümlichen maleriſchen, oder auch nur wunderlichen Lokalität rühmen, kurz, keines Dinges sui generis rühmen kann, darf kaum als italiäniſche Stadt gelten. Schon die vergleichsweiſe große Reinlichkeit von Turin, ſein philiſtrös-anſtändiges Ausſehen, die ſtille und regelmäßige Lebensweiſe ſeiner Bewohner, das häusliche Leben, der trockene, ſchalkhafte Humor und alle guten wie ſchlechten Eigenſchaften der Piemonteſen, wodurch dieſe ſich von der mehr queckſilberartigen Natur der anderen Italiäner unterſcheiden, machen Piemont zu einem beſonderen Lande. Immerhin mag ein Fremder die Piemonteſen am liebſten haben und ſie höher ſtellen, als ihre begabteren, aber weniger gut geſchulten Brüder, und immerhin mag er wünſchen, daß ganz Italien Piemont gliche, — der Wunſch, ſo vernünftig er auch ſein mag, iſt doch ein vergeblicher, und die Nothwendigkeit, den geſellſchaftlichen Mittelpunkt zum mindeſten von Italien irgendwo anders als in Piemont zu ſuchen, kann keinem einſichtigen und unbefangenen Beobachter entgehen."

— Emerich Mardach's „Tragödie des Menſchen." Die großartige, dramatiſche Epopöe eines ungariſchen Dichters, über welche wir in Nr. 14 des „Magazin" berichteten, hat bereits einen deutſchen Ueberſetzer gefunden, und zwar in Herrn Alexander Dietze in Peſt, deſſen Arbeit von Kennern beider Sprachen ſehr gelobt wird. Da unſere Anzeige der in ihrer Conception, wie in ihrer Ausführung, ebenſo originalen als anziehenden Dichtung in deutſchen Leſerkreiſen mannigfaltiges Intereſſe erregt hat, ſo zweifeln wir nicht, daß ſich ſehr bald auch ein Verleger und ein großes Publikum für die noch nicht gedruckte, deutſche Ueberſetzung finden werden.

— Die philomatiſche Geſellſchaft in Neiſſe. In einer uns zugegangenen Denkſchrift* liegt uns ein recht erfreulicher Beweis vor, wie verbreitet auch bis in die vom Mittelpunkte der deutſchen Univerſitäten entfernteſten Städte Deutſchland's die wiſſenſchaftliche Bildung ſei. In Neiſſe, einer Stadt in Oberſchleſien, von etwa 14,000 Einwohnern, wurde im März 1838, unter dem Namen „Philomathie," ein wiſſenſchaftlicher Verein begründet, der bei Gelegenheit der 25jährigen Feier ſeines Beſtehens die vorliegende Denkſchrift herausgab. Es ſind in derſelben, außer einer vom Secretair des Vereins, Herrn Dr. Poleck, bearbeiteten „Geſchichte der philomatiſchen Geſellſchaft," ſieben, zu verſchiedenen Zeiten im Vereine gehaltene wiſſenſchaftliche Vorträge (über Wenzel Cromer, Verfaſſer einer ſchleſiſchen Geſchichte im 16. Jahrhundert, über die Geſtalt des Mondes, über die Erzeugung von Tönen durch Wärme, über das ſüße Waſſer ꝛc. ꝛc.) abgedruckt. Im Ganzen beläuft ſich die Zahl der philomathiſchen Vorträge ſeit 25 Jahren auf die runde Zahl von vierhundert, von welchen 106, alſo mehr als der vierte Theil, den Naturwiſſenſchaften, 63 der Geſchichtsforſchung und 57 der Literaturgeſchichte angehörten. Der Verein, deſſen erſte Begründer die Herren Ferdinand Fiſcher und Dr. Pohl (Beide jetzt in Breslau) waren, hatte von Anfang an das Glück, Mitglieder zu beſitzen, die mit dem Fortgange der Wiſſenſchaften ſtets in naher Berührung blieben. Beſonders aber hat die Naturwiſſenſchaft, die in den letzten 25 Jahren ſo außerordentliche Fortſchritte gemacht, in dieſem Vereine die kenntnißreichſten Vertreter gehabt. So war es Dr. Lohmayer in Neiſſe, der, nächſt Gauß in Göttingen und Steinheil in München, in Deutſchland die erſten praktiſchen Verſuche mit elektriſchen Telegraphen gemacht. Bereits am 6. November 1838 wurden in Neiſſe telegraphiſchen Depeſchen vermittelſt des elektriſchen Funkens von der philomathiſchen Geſellſchaft über mehrere Straßen und die Garniſonkirche hinweg nach der Lohmeyer'ſchen Apotheke und vice versa befördert. In ähnlicher Weiſe ſind alle neuen, naturhiſtoriſchen Beobachtungen unſerer Zeit von dieſer Geſellſchaft ſtets mit Aufmerkſamkeit verfolgt und durch Experimente erläutert worden.

— Die katholiſche Miſſion am Weißen Nil. Ueber dieſe Miſſion ſchreibt Herr von Heuglin aus Chartum an die Redaction der geographiſchen „Mittheilungen:" „Daß die hieſige katholiſche Miſſion nun an öſterreichiſche Dominikaner abgegeben worden iſt, werden Sie bereits wiſſen. Ungefähr 60 derſelben, Geiſtliche und Laien, kamen i. J. 1861 in zwei Partien hierher, 30 ſiedelten ſich unfern Hellel-Kahla (in $10\frac{1}{2}$° N. Br. am Bahr el Abiad) an, während der Reſt nach der Station im Nuehr-Lande ſtromaufwärts ging. Von den Erſteren 30 ſind bereits 14 geſtorben und die Uebrigen waren genöthigt, eiligſt nach Chartum zu flüchten. Von der Miſſion in Sta. Croce kamen am 20 November 1862 drei Dominikaner nach Chartum zurück, während ein Geiſtlicher (der bekannte Pater Morlang, und zwei Laien noch oben ſind, aber auch dieſe hoffen auf ihre Rückberufung. Es fehlt dieſer Anſtalt jetzt an einem tüchtigen Chef; augenblicklich iſt gar kein ſolcher vorhanden und die Stationen Schelal Chartum und Sta Croce haben jede für ſich einen Superior. Jedermann bedauert hier die Zurückberufung des früheren Generalvikars Kirchner, eines ebenſo thätigen als liebenswürdigen und hochgebildeten Mannes. — Es iſt im Intereſſe der Humanität zu hoffen, daß man dieſe Miſſions-Verſuche, für die hier kein günſtiger Boden iſt, endlich aufgeben wird. Wie viel Geld- und Menſchen-Opfer hat dieſe Miſſion gekoſtet, und was waren die Erfolge während ihres 15jährigen Beſtehens! Ich bin weit entfernt, den Leitern der Anſtalt hiermit einen Vorwurf machen zu wollen; ſie haben gewiß in keiner Beziehung ihre Pflichten vernachläſſigt und, mit unglaublichen Hinderniſſen und Beſchwerden kämpfend, ihrem Amte vorgeſtanden, bis ſie großentheils ſelbſt dem Klima erlegen ſind.

— Neueſte Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur. Curiosités de l'étymologie française, avec l'explication de quelques proverbes et dictons populaires, par Charles Nisard. Paris, Hachette, $3\frac{1}{2}$ fr.

Cent cinq rondeaulx d'amour, publiés d'après un manuscrit du commencement du seizième siècle, par Edwin Tross. Tirés à 250 exemplaires. Paris, Tross.

Historiens, poëtes et romanciers. Par Cuvillier Fleury. 2 vol. Paris, Lévy, 6 fr.

L'art architectural en France depuis François Ier jusqu'à Louis XIV. Motifs de décoration intérieure et extérieure. Dessinés sur les modèles de la Renaissance par Eug. Rouyer, architecte. Texte par Alfred Darcel. T. I. In 4. Paris, Nobiet et Baudry.

Lettres inédites sur la tolérance, par Voltaire. Publiées avec une introduction et des notes par Athanase Coquerel fils. Paris, Cherbuliez.

Traité des roches simples et composées, ou de la classification géographique des roches, d'après leurs caractères minéralogiques et l'epoque de leur apparition. Par Marcel de Serre, professeur. Montpellier, Gras, 3. fr.

Z. L.

* Die Philomathie in Neiſſe. Denkſchrift zur Feier ihres 25jährigen Beſtehens. XXVI und 197 S. nebſt 3 Tabellen. Neiſſe, Joſeph Graveur, 1863.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

**Beſtellungen**
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereins, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
**Leipzig.**

# Magazin
# für die Literatur des Auslandes.

**Diejenigen,**
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direkt correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
**Berlin.**

Herausgegeben von **Joſeph Lehmann.**

**Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.**

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

**№ 17.** | **Mittwoch, den 29. April 1863.** | **32. Jahrgang.**

## Inhalt:

**Deutſchland und das Ausland.** Seite
Friedrich der Große über Englands freie Verfaſſung . . . . . . . 193
Kaiſer Rudolf II. und ſeine Zeit, nach Anton Gindely . . . . . . . 194

**England.**
Die Wechſelwirkung der phyſiſchen Kräfte . . . . . . . 196

**Italien.**
Die Kirche im conſtitutionellen Italien . . . . . . . 199

**Rußland.**
Nach Aufhebung der Leibeigenſchaft . . . . . . . 200

**Frankreich.**
Madame du Parquet über den franzöſiſchen Roman. Romane in Deutſchland und in Frankreich . . . . . . . 201

**Mannigfaltiges.**
Die Beſchäftigungen des weiblichen Geſchlechts . . . . . . . 203
Eine deutſche Ausgabe der Imitatio Christi . . . . . . . „
Das botaniſche Muſeum von Kew bei London . . . . . . . „
Frankreich und die Freiheit . . . . . . . 204
Ein deutſcher Herzog in der Provinz Otranto . . . . . . . „
Die Republik Uruguay . . . . . . . „
Reichthum und Jahres-Zuwachs des British Museum . . . . . . . „
Bibliographie. Engliſche Literatur . . . . . . . „

## Deutſchland und das Ausland.

### Friedrich der Große über Englands freie Verfaſſung.

Sir John Acton, der leider auch den deutſchen Namen Dalberg führt, beſchuldigt in ſeiner neuen Ausgabe der Matinées Royales, wie in der von ihm herausgegebenen Home and Foreign Review, den König Friedrich II. des gehäſſigſten Machiavellismus gegen die Freiheit der Völker. Es ſei uns verſtattet, den König ſelbſt die Antwort auf dieſe Beſchuldigung eines Engländers ertheilen zu laſſen, und zwar nach zwei poetiſchen Epiſteln, die Friedrich an zwei ehrenwerthe Landsleute des Anklägers gerichtet: an Sir Andrew Mitchell, der von 1756 bis 1771 engliſcher Geſandter in Berlin war, und an Lord Baltimore, der, gleichzeitig mit Algarotti, im Jahre 1739 bei Friedrich in Schloß Rheinsberg einen Beſuch abgeſtattet hatte.

Seine Epiſtel an Sir A. Mitchell „über den Urſprung des Uebels“* beginnt mit folgenden Worten:

„Ministre vertueux d'un peuple dont les lois
Ont à leur sage frein assujetti les rois,
Chez vous la liberté respire auprès du trône,
Et contient le tyran, s'il fulmine et s'il tonne.
Vos princes, jouissant d'un droit vraiment royal,
Sont libres s'ils font bien, enchaînés s'ils font mal.
Que leur sort est heureux! qu'ils sont digne d'envie!
Ils sont à la vertu liés toute leur vie,
La justice et les lois ont réglé leur devoir,
Et leur caprice en vain réclame leur pouvoir.

„Pourquoi, mon cher Mitchell, pourquoi l'Etre suprême
N'a-t-il donc pas daigné **nous** enchaîner de même?
Nous garderions empreint le sceau de sa bonté,
Nous n'aurions point, hélas! la triste liberté
De quitter la vertu pour embrasser le vice;
Pourquoi nous exposer au bord du précipice?
Moins libres dans nos choix, nous serions plus heureux
Et la nécessité nous rendrait vertueux.“

Die Epiſtel an Lord Baltimore** trägt die Ueberſchrift: „A la liberté“ und ſpricht ſich über die Freiheit Englands im Gegenſatze zu den unfreien, verächtlichen Zuſtänden der Franzoſen, der Spanier, der Italiäner und der Deutſchen aus. Wir laſſen hier für Sir John Acton mehrere Stellen dieſer berühmten Epiſtel folgen:

„L'esprit libre, Mylord, qui règne en Angleterre,
Qu'on abhorre à Berlin, mais qu'à Londres on revère,
Qu'arma la vérité de sa mâle vigueur,
Pour abattre à ses pieds l'imposture et l'erreur,
Cet esprit généreux, dont l'ardeur vous enflamme,
De vos progrès puissants est le principe et l'âme.
Sans lui, Londres, aujourd'hui libre de ses tyrans,
Languirait sous le joug de préjugés puissants.
Asyle des beaux-arts, temple de la science,
Dans vos murs profanés par l'absurde ignorance
Vous auriez vu fleurir un Claude, un Mongéron,*
Au lieu d'un sage Locke, d'un immortel Newton.“

Nachdem der Dichter der republikaniſchen Tugenden des alten Griechenlands und Roms gedacht, geht er auf die neuere Zeit über:

„A présent, Rome, esclave et rampant sous ses maîtres,
De la main des Césars a passé jusqu'aux prêtres!
. . . . . . . . . . . . . . .
On voit à ses cotés** la folle ambition,
L'artifice, l'erreur, la superstition,
L'intérêt tout-puissant, l'avarice rusée
Ordonner de la foi à la terre abusée,
Et l'inquisition, barbare tribunal,
Leur fournir au besoin son secours infernal.
. . . . . . . . . . . . . . .

„Voyez-vous dans Madrid ces buchers solennels,
Où par l'amour de Dieu l'on brule les mortels?

„Écoutez dans Paris ces querelles frivoles,
Ces docteurs acharnés aux guerres de paroles;
Voyez le fanatisme, attroupant tous les sots,
Contre l'homme pensant animer les bigots;
L'esprit libre français, l'éloquence hardie
Sous le joug monacal languit abâtardie.

„Observez ces Germains soumis à leurs pasteurs,
D'Ignace, de l'Augustin aveugles sectateurs.

Mais ces prélats romains qui prescrivent des lois
Ne sont pas seuls tyrans des peuples et des rois;
Avec moins de grandeur, avec bien moins de faste,
Le calvinisme enferme un pouvoir aussi vaste;
Sous des dehors trompeurs, sa sainte humilité
Couvre l'ambition, l'orgueil, la vanité.“
. . . . . . . . . . . . . . .

„En vain l'âme en soi-même, esclave rétrécie,
Cherche encor le ressort de son libre génie;
Comme on voit des serins entourés par des fers
Dont l'aile n'a jamais fendu le champ des airs,
Qui, tristes prisonniers, méconnaissent l'usage
De ces agiles bras que couvre leur plumage,
Tandis que l'aigle libre, ayant pris son essor,
D'un vol précipité s'eloigne de ce bord;
Il part à coups pressés, il traverse la nue
Et s'ouvre dans les cieux des routes inconnues.

„O trop heureux pays, où, par la liberté,
Fleurissent les beaux-arts, l'esprit, la verité!
O toi, pays charmant, pays que je revère!
Quand verrai-je tes bords, respectable Angleterre,
Savante nation dont les soins vigilants
Animent à la fois la vertu, les talents?
Tout art est estimé, tout succès a sa gloire,
Et quiconque est illustre a fondé sa mémoire.
Anglais, vous surpassez l'esprit grec et romain,
Vos sages font honneur à tout le genre humain.
Dans la nuit du chaos vous portez la lumière,
Vous trouvez les secrets de la nature entière.
Newton, de l'univers profond calculateur,
Arracha ses ressorts des mains du Créateur,

* Oeuvres de Frédéric le Grand, T. XII. p. 195. (Édition nouvelle. Berlin, 1849.)

** Oeuvres de Frédéric le Grand, T. XIV. p. 71 (Édition de 1850).

* Claude und Mongéron waren zwei freiſinnige, franzöſiſche Prieſter, die wegen ihrer Schriften verfolgt wurden.

** Es iſt vom Papſt die Rede.

Digitized by Google

Ces ressorts si cachés, qui dans l'éspace immense,
Se dérobaient aux yeux de l'humaine science.
Locke, sage, modéré, craignant d'être séduit,
Marche à la vérité, par le doute conduit.
Et vous enfin, Mylord, dont l'esprit, la science
Ennoblissent encor le rang et la naissance,
Qui, suivant hardiment vos désirs curieux,
Jugez tout par vous-même, et voyez par vos yeux,
Vous, de qui le palais des sages est le temple,
Vous, qui de nos Germains devez être l'exemple,
Qui remportez d'ici nos coeurs et nos regrets,
Et changez en partant nos roses en cyprès.

„Ah! quand verrai-je enfin ma stérile patrie
Reformer de son goût l'antique barbarie,
Offrir un doux asile aux beaux-arts négligés,
Réchauffer leur ardeur dans son sein protégés,
Et faisant refleurir l'esprit et le génie,
Rendre la gloire aux arts, et les arts à la vie?

Dieſen poetiſchen Erklärungen des Königs über die politiſche Freiheit dürfen wir eine kleine Schrift anreihen, die ſoeben ein gründlicher Kenner der Werke deſſelben, Herr Eduard Cauer, zur Erläuterung von Friedrich's Ideen über die fürſtliche Gewalt herausgegeben.* Wir entlehnen dieſem gedrängten, aber reichhaltigen Schriftchen zunächſt folgende Worte Friedrich's in ſeinem Anti-Machiavell:

„Es giebt kein Gefühl, welches unzertrennlicher von unſerm Weſen wäre, als das der Freiheit. Alle Menſchen, vom gebildetſten bis zum barbariſchſten, ſind in gleicher Weiſe davon durchdrungen; denn wie wir ohne Ketten geboren werden, ſo begehren wir ohne Zwang zu leben. Nur von uns ſelbſt wollen wir abhängig ſein, und darum mögen wir uns den Launen Anderer nicht unterwerfen. Und dieſer Geiſt der Unabhängigkeit und des Selbſtgefühls iſt es, der ſo viele große Männer in der Welt hervorgebracht hat."

Von der engliſchen Verfaſſung ſagt der König in demſelben Werke, in Uebereinſtimmung mit den Verſen, die er an Sir Andrew Mitchell gerichtet: „Wenn es eine Regierungsweiſe giebt, deren Weisheit man in unſeren Tagen als Muſter aufſtellen könnte, ſo iſt es die engliſche; dort iſt das Parlament der Schiedsrichter des Volkes und des Königs, und der König hat alle Gewalt, Gutes zu thun, während er keine beſitzt, Schlechtes zu thun."

In ſeinem „Essai sur les formes de gouvernement et sur les devoirs des souverains" entwirft Friedrich ein abſchreckendes Bild der Mißregierung, die ſich entwickelt, wenn ſchwache Fürſten das Steuer des Staates den Händen von Miniſtern überlaſſen, von Miethlingen, die, zufrieden damit, jeder Verantwortlichkeit für ihre eigenen Handlungen überhoben zu ſein, ſich wohl hüten, gegen ihre Beamten das Beiſpiel der Strenge zu geben. „Eine ſolche Regierung," fährt er fort, „wird zu einer wahren Oligarchie, wo die Miniſter und die Generale die Geſchäfte ganz nach ihrem Belieben leiten. Das Uebel erreicht ſeinen Gipfel, wenn es verworfenen Menſchen gelingt, den Souverain zu überreden, daß ſeine Intereſſen andere, als die ſeiner Unterthanen ſeien. Dann wird der Herrſcher zum Gegner ſeines Volkes, ohne zu wiſſen warum; er wird eigenſinnig, ſtreng, inhuman aus Mißverſtändniß, denn da das Prinzip, von dem er ausging, falſch war, müſſen es nothwendig auch die Konſequenzen ſein." **

Höchſt leſenswerth ſind auch des Königs **Briefe über die Vaterlandsliebe**,*** deren Grundgedanken Friedrich in den Worten zuſammenfaßt: „daß kein Staat, von welcher Art er auch ſein mag, beſtehen kann, in welchem nicht alle Bürger einmüthig für die Erhaltung ihres gemeinſamen Vaterlandes arbeiten." **J. L.**

* Friedrich's des Großen Gedanken über die fürſtliche Gewalt. Von Eduard Cauer. Berlin, Julius Springer, 1863.
** Oeuvres de Frédéric le Grand, T. IX., p. 200.
*** Oeuvres etc. T. IX., p. 229.

## Kaiſer Rudolf II. und ſeine Zeit, nach Anton Gindely.

Die Reformation hat nicht blos die religiöſe Spaltung der Deutſchen zur Folge gehabt, ſondern von ihr an datirt auch das allmähliche Auseinander-Fallen des deutſchen Staatskörpers, die Auflehnung der Glieder gegen das Haupt im Reiche ſelbſt und der Kampf der Stände mit der landesherrlichen Macht in den einzelnen Ländern. Es dauerte ein volles Jahrhundert, ehe der mächtig angehäufte Brennſtoff zum allgemeinen Brande ſich entzündete, der, nachdem er nach dreißigjährigem Wüthen endlich erloſch, das heilige römiſche Reich in eine ehrwürdige Ruine verwandelt hatte, in welcher der Kaiſer wie ein weſenloſer Schatten waltete, indeß auf den Trümmern allmählich ſich neue Geſtaltungen erhoben, die zum Theil jetzt noch nicht zur Vollendung gelangt ſind. Die herkömmlichen Darſtellungen der wichtigen Zeit vor und während des dreißigjährigen Krieges litten, abgeſehen von dem Uebelſtande, daß ſie meiſt von einem einſeitigen religiöſen Standpunkte aus die Thatſachen vorführten, an dem Mangel, daß ſie nur unvollkommen den inneren Zuſammenhang der Erſcheinungen darlegen konnten, weil die wichtigſten Quellen gerade in den Ländern, wo ſich die Fäden zu der Kataſtrophe zuſammengeſponnen haben, den Geſchichtsforſchern verſchloſſen waren. Erſt in der neueſten Zeit ſind die Archive zur Benutzung für die hiſtoriſche Wiſſenſchaft zugänglicher geworden, und die wichtigen Aufſchlüſſe, die die archivaliſchen Schätze von Wien, Prag, München und anderen deutſchen Städten, vor Allem aber das Archiv von Simancas in Spanien dem Hiſtoriker geben, laſſen jetzt ſchon die Geſchichte jener Zeit in einem ganz anderen Lichte wie bisher erſcheinen. Eine Frucht ſolcher ſorgfältiger Benutzung bisher unbekannter Quellen iſt das unten näher bezeichnete Werk des Dr. Anton Gindely,* das mit der Geſchichte Rudolf's II. und ſeiner Zeit zugleich auch die Vorgeſchichte des dreißigjährigen Krieges liefert. Bis jetzt iſt der erſte Band erſchienen, der bis zur Ertheilung des Majeſtäts-Briefes durch Rudolf, den 11. Juli 1609, reicht.

Der Verfaſſer ſagt in der Vorrede: „Die letzten zwölf Jahre der Regierung Rudolf's II. und ſeiner Zeit, welche ich zum Gegenſtand meiner Erzählung machte, ſind durch die ſtändiſchen Bewegungen in Oeſterreich und durch die Vorbereitungen Heinrich's IV., das Verderben der Habsburger herbeizuführen, ausgefüllt. Mehr oder weniger iſt der Gang der Ereigniſſe bereits bekannt, und wenn es mir bei dem Studium einiger noch nie für dieſe Zeit durchforſchter Archive möglich war, eine ununterbrochene Kette neuer Thatſachen dem Leſer zu bieten, ſo will ich darauf weiter kein beſonderes Gewicht legen. Worauf ich allein Gewicht lege, das iſt, daß es mir vielleicht gelang, von der Lage der öſterreichiſchen Länder, von ihrem Verhältniſſe zu Deutſchland und zu den wichtigſten Reichen Europa's ein Bild zu liefern, welches keineswegs willkürliche Combinationen, ſondern die Kenntniß von den politiſchen Beſtrebungen der handelnden Fürſten und ſtändiſchen Corporationen zur Grundlage hat."

Wenn das Geſchichtswerk ein allgemeines Intereſſe zu erregen wohl berechtigt iſt, ſowohl wegen des Gehaltes, den es bietet, als auch wegen der echt wiſſenſchaftlichen und rein objectiven Behandlung, ſo iſt es zugleich als eine erfreuliche Erſcheinung zu begrüßen, die Zeugniß ablegt, wie günſtig die noch junge politiſche Freiheit in Oeſterreich auch auf die Entwickelung der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft und durch dieſe mittelbar auf die Geſtaltung des politiſchen Lebens der Gegenwart und Zukunft im Kaiſerſtaate zu wirken beginnt. Der Verfaſſer klagt, daß, während die ältere Geſchichte der Länder des heutigen Kaiſerſtaates bis zum Jahre 1526 durch bedeutende Männer unter den Deutſchen, Ungarn und Böhmen mit Rückſicht auf deren nationale Entwickelung erzählt worden, die neuere Geſchichte ſo wenig Bearbeiter gefunden habe, daß man ſie faſt an den Fingern einer Hand abzählen könnte, nicht weil ihre Bedeutung eine geringere wäre, ſondern weil ihre Bearbeitung, wenigſtens in gewiſſer Beziehung, größeren Schwierigkeiten unterliege. „Im Ganzen genommen ſcheint es eine ſtarre Maſſe zu ſein, mit der man es zu thun hat, wenigſtens ſeit mit dem dreißigjährigen Kriege das politiſche Leben im Innern auf lange Zeit erſtorben iſt. Alles bekommt aber durch die Gegenwart wieder neues Leben und neue Wärme und zeigt ſich von einer immer intereſſanteren Seite, denn die Geſchichte der letzten drei Jahrhunderte bietet für die verwickelten Verhältniſſe unſerer Tage die einzige Erklärung und, wenn auch nicht momentan, doch für die Zukunft den Fingerzeig für eine friedliche Ausgleichung. Das Ziel, welches ein Geſchichtsſchreiber dieſer Zeit in Oeſterreich ſtets erſtreben muß, iſt die rückhaltloſeſte Wahrheit; ſie mag ſchmerzen, aber ſie muß doch wieder verſöhnen."

Dieſe rückhaltsloſe Wahrheit leitet den Verfaſſer nicht blos in der Schilderung politiſcher, ſondern auch religiöſer Verhältniſſe. Er dringt mit Recht darauf, daß man die religiöſen Streitigkeiten nicht rein als ſolche, ſondern auch als politiſche faſſe, wodurch ſich die Urtheile aller Menſchen und Thatſachen ganz anders wie bisher geſtalten. Bei Gelegenheit, wo er von den Mißhelligkeiten zwiſchen dem König Mathias und den ſogenannten Hornern, den oberöſterreichiſchen Ständen, und von dem Abſchluß der Reſolution vom 19. März 1609 erzählt, ſagt er: „Wenn man blos die religiöſe Streitfrage in's Auge faßt und berückſichtigt, daß die Stände die Freiheit des Gewiſſens für Jedermann in Anſpruch nahmen, ſo ließe ſich ſchwerlich etwas zu ihrer Anklage und zur Entſchuldigung des langen Widerſtandes des Königs anführen, ſondern man müßte die Reſo-

* Rudolf II. und ſeine Zeit. 1600—1612. Von Dr. Anton Gindely. Band I. Prag. Carl Bellmann's Verlag. 1863.

Digitized by Google

lution vom 19. März als eine erwünſchte Beilegung tauſendfacher Wirren und als das begrüßen, was das Toleranz-Patent Joſeph's II. den Völkern Oeſterreich's war. Allein die religiöſe Frage ſtand im 17. Jahrhundert im engen Verband mit der politiſchen, und deshalb würde man gegen die hiſtoriſche Wahrheit gar ſehr verſtoßen, wenn man der Reſolution gleich wohlthätige Folgen für die Freiheit des Gewiſſens zuſchreiben wollte, als dem Toleranz-Patent Joſeph's II. Obwohl der Wortlaut der Reſolution Jedermann gegen den Glaubenszwang in Schutz nahm, ſo ſtellte ſich in Wirklichkeit die Sache doch ſo heraus, daß von nun an der Adel über den Glauben ſeiner Unterthanen entſchied. Mathias' Nachgiebigkeit entband alſo ſeine Unterthanen blos von der katholiſchen Kirchengewalt, um ſie der Willkür einiger Hundert Adelshäupter zu überliefern. Wir wollen damit nicht ſagen, daß er ſeinen Widerſtand gegen die Horner noch weiter habe fortſetzen ſollen, ſondern nur die Bedeutung der Reſolution für die öffentliche Freiheit auf ihr wahres Maß zurückführen. Eine wahre Gewiſſens-Freiheit ſetzt einen Zuſtand der Geſellſchaft voraus, wie er im 17. Jahrhundert nicht vorhanden war. Es waren die Horner ebenſowenig wahre Vertheidiger der Gewiſſens-Freiheit, als Mathias der alleinige Gegner derſelben. Ebenſo hatte auch der Eifer, mit welchem der Adel für die Städte auftrat, ſeinen Grund in der Abſicht, ſie durch Einführung der Glaubens-Neuerung dem Herrſcher abwendig zu machen. Da aber kein Regent in Europa damals ſeinen Thron behaupten konnte, wenn nachgerade ſeine Unterthanen ſich ihm im Glauben entfremdet hatten, wofür Schweden und England mehrfach den Beweis lieferten, und Mathias dies wohl einſah, ſo wehrte er ſich deshalb bis zum äußerſten Moment, der Herrſchaft über die Städte ſich zu begeben und ſie durch Zulaſſung der Glaubens-Neuerung dem Adel in die Hände zu ſpielen. Die Furcht um die Herrſchaft, dies war, wenn nicht der alleinige, ſo doch allemal der wichtigſte Grund, welcher ſowohl Mathias, wie ſeine Vorgänger und Nachfolger, zum Widerſtand gegen die Proteſtanten beſtimmte, während andererſeits die Stände überall durch geſchickte Ausbeutung des religiöſen Moment's einer Adels-Republik entgegen zu ſteuern ſuchten. So traten auf beiden Seiten die religiöſen Angelegenheiten in die engſten Beziehungen zu der politiſchen Machtſtellung des Herrſchers und der Beherrſchten, eine Verkettung, welcher wir im 17. Jahrhundert in allen Ländern Europa's begegnen, und die zwar meiſtens überall minder tragiſch als in Oeſterreich gelöſt wurde, aber darum nicht minder auf dieſelbe einſeitige Weiſe, wie in Oeſterreich, durch die gewaltſame Herrſchaft des einen oder des anderen Glaubensprincips."

Mit anerkennenswerther Unparteilichkeit weiſt der Verfaſſer nach, wie bei dem Kirchenbau zu Kloſtergrab und Braunau, der, wie bekannt die nächſte Veranlaſſung zu dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges gab, das poſitive Recht auf Seiten der Proteſtanten war, nicht ſowohl nach dem Majeſtäts-Briefe, nach welchem zwar allen Bewohnern ſowohl der königlichen, als der geiſtlichen Güter das Recht des freien Glaubens-Bekenntniſſes zuſtand, nicht aber das Recht des Kirchenbaues, weil dieſes nur den drei Ständen des Königreiches freigeſtellt war, zu welchen natürlich weder die Unterthanen auf den königlichen, noch auf den geiſtlichen Gütern gehörten, ſondern vielmehr nach dem Vertrage zwiſchen den katholiſchen und proteſtantiſchen Ständen, der am 9. Juli 1609 unterzeichnet wurde, und nach welchem das Kirchen-Vermögen ſowohl der Katholiken, als der Proteſtanten für alle Zeiten unantaſtbar ſein ſollte. Auf den königlichen Gütern ſollte es den Proteſtanten unverwehrt ſein, ſich eigene Kirchen zu bauen und Friedhöfe anzulegen. Nach den böhmiſchen Rechts-Verhältniſſen ſtanden aber die geiſtlichen Güter unmittelbar unter der königlichen Kammer, und es war etwas Gewöhnliches, geiſtliche und königliche Güter unter der einzigen Bezeichnung „königliches Gut" aufzufaſſen. Slawata ſelbſt, der bekannte Gegner der Proteſtanten, berichtet in ſeiner Geſchichte der Ereigniſſe im Jahre 1609, daß die Proteſtanten unter der Bezeichnung der königlichen Güter auch die geiſtlichen verſtanden und in dieſem dem juriſtiſchen Sprachgebrauch in Böhmen geläufigen Sinne den Vertrag abgeſchloſſen haben. Uebrigens bemerkt der Verfaſſer ſehr richtig, daß in Ermangelung der Veranlaſſung, die der Kirchenbau zu Kloſtergrab und Braunau bot, der Krieg auch ſonſt zum Ausbruche gekommen wäre.

Als das folgenreichſte Ereigniß der Zeit, die unſer Verfaſſer in dieſem erſten Bande ſchildert, betrachtet er die Gründung der Union, die ganz und gar eine Schöpfung Chriſtian's von Anhalt war, eines Mannes, der zwar nicht an Charakter, aber an ſtaatsmänniſchem Talente alle ſeine Zeitgenoſſen überſtrahlte. „Das Ziel von Anhalt's Streben, das er ſein ganzes Leben lang unverrückt im Auge behielt, war der Ruin des Hauſes Habsburg und, ſoweit dies dazu nöthig war, der der katholiſchen Religion. Seinen Beſtrebungen lagen nicht die Ideen zu Grunde, welche den Aufſtand in den Niederlanden entzündet und ſtets brennend erhalten haben; er war nur, wie ſo viele andere Fürſten in Deutſchland, vom Gefühle des Haſſes gegen ein Haus geleitet, welches durch ſeine Macht unabläſſig drohte, ſie in den Zuſtand der Abhängigkeit zu verſetzen, welche der des engliſchen oder franzöſiſchen Adels von ihren Herrſchern gleichkam. Von der Schwärmerei Dupleſſis-Mornay's und gleichgeſinnter Freunde, welchen, trotz ihrer politiſchen Pläne, das religiöſe Moment die Richtſchnur ihrer Handlungen war, und die für ihre Perſon offen und ehrlich genug waren, die Katholiken nie über ihre letzten Zwecke im Zweifel zu laſſen, hatte er keine Spur in ſich; ſein Calvinismus war in ſeinen politiſchen Beſtrebungen konzentrirt und damit auch erſchöpft. Ebenſowenig hatte er eine Aehnlichkeit mit den niederländiſchen Rebellen, ſo wenig, daß er ſogar dieſe ganze Bewegung wegen ihrer bürgerlichen Tendenzen mit mißfälligen Augen betrachtet hätte, wenn ſie nicht gegen Spanien gerichtet geweſen wäre. So klein auch ſein Land war, das er beherrſchte, und ſo geringfügig für uns der Unterſchied zwiſchen ihm und einem Magnaten von Ungarn oder Böhmen erſcheinen mag, ſo fühlte und dachte er doch nicht anders, wie die größten Könige; für ihn waren alle Ereigniſſe nur inſofern von Bedeutung, als ſie ſeine Macht zu vergrößern und die des Gegners zu verringern vermochten. Es hieße ſeine ganze Natur und Wirkſamkeit verkennen, wenn man in ihm etwas von einem deutſchen Patrioten ſehen wollte; der damals in Europa allgemein geltenden dynaſtiſchen Politik ſetzte er nur eine ſolche entgegen, die von ähnlichen Triebfedern geleitet war; das Wohl oder das Intereſſe des Ganzen hatte für ihn nur eine höchſt ſekundäre Bedeutung. Seine Geſchicklichkeit in der Auffaſſung politiſcher Combinationen, in der Hervorrufung von Verwickelungen und in ihrer Benützung, war von ſeltener Vollendung, machte es aber auch allein möglich, daß er durch ſo viele Jahre den Mittelpunkt der Ereigniſſe in einem guten Theile Europa's bildete."

Anhalt's Thätigkeit iſt eine außerordentliche; überall greift er in die Ereigniſſe mit ein; doch durch ein beſonderes Mißgeſchick kann er ſein Ziel faſt nie erreichen, wie nahe er ihm auch oft zu ſein glaubt. Er trat in die Dienſte Friedrich's VI., Kurfürſten von der Pfalz, deſſen Politik die Schwächung der kaiſerlichen Macht und die Lockerung der Reichsverfaſſung war, theils ſeiner partikulären Intereſſen wegen, theils um ſeinen Glaubensgenoſſen, den Calviniſten, die gleichen Rechte mit den Lutheranern zu erwerben. Anhalt ging in ſeinem Auftrage nach Paris, um mit Heinrich IV. über den Kandidaten der nächſten Kaiſerwahl und die Gründung der Union zu berathen. Das Reſultat war, daß Heinrich IV. ſich vorläufig die von Anhalt empfohlene Kandidatur des Erzherzogs Maximilian gefallen ließ, und der abzuſchließenden Union ſeine Unterſtützung und ſeinen Schutz verſprach. Hierauf war Anhalt in Deutſchland thätig, die proteſtantiſchen Fürſten zur Union zu beſtimmen, überzeugte ſich aber bald, daß bei den großen Fürſten ohne Frankreichs entſchiedenes Eingreifen die Sache der Union verloren ſei. Beſſeres war allerdings von den kleinen Reichsfürſten und Grafen und den Städten zu erwarten. Anhalt, der als Statthalter der Oberpfalz in Amberg reſidirte, trat mit Peter Wok von Roſenberg, der in dem benachbarten Wittingau lebte, in Verbindung, und gewann durch ihn einen bedeutenden Einfluß auf die böhmiſchen, öſterreichiſchen und ungariſchen Magnaten und Stände. Auf dem Reichstag zu Regensburg, der am 12. Januar 1608 eröffnet wurde, war es der Kurfürſt von der Pfalz und ſein Anhang, der auf eine Reform der Juſtiz und auf die Beſtätigung eines erweiterten Religionsfriedens drang. Was der Kurfürſt unter Letzterem verſtand, erſehen wir aus der Inſtruction an ſeine Geſandten. Da die Erfahrung zeigte, hieß es darin, daß ſich die Katholiken nicht geſcheut hätten, den Augsburger Religionsfrieden als ungültig hinzuſtellen: wer ſichere die Proteſtanten in der Zukunft, daß nicht von ihren Gegnern auch in dem neuen Vertrage Lücken aufgefunden würden, welche Handhaben genug böten, ihn nicht einzuhalten? Nur in dem Falle, wenn die Katholiken als Grundſatz zugeben wollten, daß auch fernerhin jeder evangeliſche Reichsſtand ſeinen jetzigen Beſitz, oder was ihm künftig durch Erbſchaft, oder „auf einem anderen Wege" zufallen könnte, reformiren, d. h. die Klöſter und Stifter darin aufheben, und die Einwohner zu ſeiner Religion nöthigen dürfe, und daß auch katholiſche Reichsſtände, ſobald ſie proteſtantiſch würden, mit gleicher Vollgewalt ihre Beſitzungen reformiren könnten, nur dann könne man einen neuen Vertrag mit den Katholiken, denen man übrigens gleiche Rechte zu einer Reformation in ihrem Sinne zugeſtehen wolle, abſchließen. Wollten die Katholiken nicht auf dieſe Vorſchläge eingehen, ſo ſei es vorzuziehen, bei dem alten Herkommen zu bleiben.

Der Verfaſſer bemerkt hierbei: „Es kann wohl kaum Jemand ſo unbillig ſein, in Abrede zu ſtellen, daß dieſe Erklärungen des Pfalzgrafen auch eine genügende Rechtfertigung für die Katholiken ſeien, wenn ſie nicht auf eine Erweiterung des Augsburger Religions-Friedens, auf eine fried-

Digitized by Google

liche Verzichtleiſtung der ſeit 1556 entriſſenen Kirchengüter eingingen. Wozu konnte ihnen ein Vertrag dienen, wenn ihre Gegner in einem Athem erklären: was wir euch genommen haben, behalten wir, und was wir euch noch nehmen können, das werden wir nehmen? Von vornherein erweitern dieſe ihr Reformations-Recht nicht blos auf ihren gegenwärtigen Beſitz, nicht blos auf das, was ihnen durch Erbſchaft zufallen könnte, ſondern auch auf das, was ihnen auf „andere Weiſe" zu Theil werden würde. Dieſe „andere Weiſe" war es, welche ihnen zum Beſitz ſo vieler reichsunmittelbarer Bisthümer verholfen hatte, welche ſie erſt vor Kurzem in der Säkulariſirung von Kur-Köln verſucht hatten, und die, nackt heraus geſagt, nichts als Gewalt war. Und nun bedenke man, daß die Urheber und Vertreter der pfälziſchen Inſtruction, Männer wie Camerarius, Pleſſen, vor Allem aber der Fürſt von Anhalt, ſich nicht entblödeten, gegen Jeſuitismus, papiſtiſchen Deſpotismus, gegen den gewaltſamen Unterdrücker der evangeliſchen Wahrheit, Ferdinand von Grätz, zu donnern, ſie, die doch Grundſätze aufſtellten, in denen der Gewiſſens-Freiheit des Volkes mindeſtens ebenſowenig Rechnung getragen wurde, als dies bei jenen der Fall war, welche ſie nicht müde wurden, zu verläſtern und an den Pranger ſtellen.. Und dieſe Männer, welche, um ein unbeſchränktes Reformations-Recht ausüben zu dürfen, daſſelbe, wenigſtens in der angeführten Inſtruction, auch den Katholiken zugeſtehen wollten, ſonach alſo nicht einmal den Schein einer tieferen eigenen Ueberzeugung beſaßen, dieſe Männer konnten dennoch ihrer Zeit die öffentliche Meinung in Oeſterreich und Deutſchland für ſich haben und bei der Mehrheit als Vertheidiger der evangeliſchen Wahrheit gegen papiſtiſche Tyrannei gelten! Wenn wir aber berückſichtigen, daß in Oeſterreich, Ungarn und Böhmen einige Hundert Adelshäupter, in Deutſchland einige Dutzend Fürſten und Grafen mit Hülfe ſolcher Grundſätze ihre Herrſchaft in den ihnen unterworfenen Gebieten ſchrankenlos über die Leiber und Geiſter erweitert haben, ſodaß Niemand vorhanden war, welcher dem von ihnen auf die öffentliche Meinung ausgeübten Druck wirkſam begegnet wäre, und wenn wir nicht vergeſſen, daß auch katholiſche Herrſcher, zwar nicht theoretiſch, aber doch praktiſch, in ähnlich abſoluter Weiſe die kirchlichen Verhältniſſe ihrer Unterthanen zu beſtimmen trachteten, ſo begreifen wir, daß ſolche Männer, wie der Pfalzgraf und ſein geſammter Anhang, nicht in ihrem wahren Werthe von Jedermann erkannt wurden. Es iſt nicht im Entfernteſten unſere Abſicht, mit dieſer Polemik gegen das religiöſe Element des Proteſtantismus aufzutreten. Wir haben es hier nur mit den weltlichen Häuptern der Katholiken und Proteſtanten zu thun und nur zu erzählen, was ſie gethan und durch welche Mittel und Grundſätze die Einen über die Andern den Sieg errungen haben. Unſere Abſicht war es, an einem der wichtigſten Fälle nachzuweiſen, daß deutſche Fürſten in einer conſequenten Bedrückung des Gewiſſens ihrer Unterthanen Philipp II. nicht nachſtanden, und wenn Letzterer durch die Härte ſeiner Maßregeln ſie weit überbot, ſo hat er doch wieder andererſeits ihre Anmaßung nicht erreicht, mit welcher ſie ſich in der Beſtimmung des Glaubens ihrer Unterthanen höhere Rechte beilegten, als ſelbſt Päpſte und Concilien. Und doch wie wenig hat man dies bei der Auffaſſung der Vergangenheit berückſichtigt, und wie falſch hat man namentlich die Urheber des tödtlichen Kampfes beurtheilt, welcher dreißig Jahre lang Mittel-Europa zerfleiſchte. Die Proteſtanten, ſchließlich die Sieger auf dem Schlachtfelde, ſind bisher auch die Sieger auf dem literariſchen Kampfplatze geweſen; ſie haben die Geſchichte des 17. Jahrhunderts geſchrieben, und darin liegt der Grund der üblichen Beurtheilung der pfälziſchen Partei. Indem wir auf Grundlage von Quellen, welche entſcheidender ſind, als die Sympathien geiſtiger Geſinnungs-Genoſſen, Männern wie Anhalt nicht ihre bedeutenden Anlagen und ihre Regſamkeit, wohl aber die höhere Würde eines edelen Strebens abſprechen, gedenken wir gleichwohl nicht zu Anderer Gunſten in einen ähnlichen Fehler zu verfallen."

Die Proteſtanten verließen Regensburg den 29. April, da ihnen ihre Forderungen nicht bewilligt wurden, und der Reichstag wurde vertagt. Dafür wurde die Union am 11. Mai zu Ahauſen abgeſchloſſen, und Anhalt konnte ſich nicht enthalten, anzudeuten, daß ſie wohl bald berufen ſein könnte, eine thätige Rolle in Oeſterreich zu ſpielen. Die Vermittelung zwiſchen den ſtreitenden Brüdern Rudolph und Mathias, die auf Anhalt's Rath die Kurfürſten und der Erzherzog Maximilian übernehmen ſollten, war durch Mathias' Erfolge unnütz geworden. Jetzt knüpfte Anhalt mit Rudolph Unterhandlungen an, indem er ihm Hoffnung machte zur Wiedererlangung ſeiner früheren Macht, und zugleich ſtand er gegen Mathias mit den öſterreichiſchen Ständen in Verbindung. Der Vergleich, den der mähriſche Landeshauptmann Zerotin zwiſchen Mathias und den Hornern zu Stande brachte, machte auch dieſe Intriguen zu nichte, ohne Anhalt zu entmuthigen. „Chriſtian von Anhalt gehörte zu jenen Politikern, welche nicht erſt die Ereigniſſe an ſich heran kommen laſſen, um durch ſie beſtimmt zu werden, ſondern welche dieſelben entweder hervorrufen, oder voraus trachten, ihnen eine beſtimmte Direction zu geben. Er war das, was man einen aktiven Politiker nennen könnte, und in dieſer Beziehung hatte er unter ſeinen Zeitgenoſſen nur einen einzigen ebenbürtigen Geiſt, Heinrich IV. von Frankreich. Die Staatsmänner der Niederlande, wie der Prinz von Oranien, Olden Barneveldt, von Aerſſens, die Politiker Venedig's, ſo ſehr auch ihre Vorausſicht und Weisheit zu rühmen iſt, können doch nicht mit Heinrich IV. oder mit Anhalt in eine Parallele geſtellt werden, denn jene vertheidigten nur mit Genialität ihren Beſitz, während dieſe danach ſtrebten, eine vollſtändige Aenderung der europäiſchen Staaten-Verhältniſſe herbeizuführen. Wäre der Fürſt von Anhalt ein ebenſo großer Feldherr geweſen, wie er ein großer Politiker und Intrigant war, ſo hätten die Reſultate ſeiner Bemühungen noch heute Beſtand unter den Staaten Europa's und ſeine Bedeutung käme der eines Ludwig's XIV. und Friedrich's II. gleich oder nahe. Eine ſolche Betonung von Anhalt's Wirkſamkeit dürfte vielleicht Manchem übertrieben ſcheinen, allein wir fügen zu unſerer Rechtfertigung nur bei, daß die Geſchichtsforſchung in Bezug auf die Zeit von 1600—1620 noch ſehr im Argen liege und daß man über Anhalt nur gründlich urtheilen könne, wenn man ſein Wirken in den Jahren 1606—1612, vor Allem aber in den Jahren 1618—1620 kennt."

Wir ſchließen unſere Anzeige mit dem Wunſche, daß die Fortſetzung dieſes werthvollen Geſchichtswerkes nicht allzulange auf ſich warten laſſen möge.

M

## England.

### Die Wechſelwirkung der phyſiſchen Kräfte.

Die Natur-Philoſophie der Engländer unterſcheidet ſich von der der Deutſchen weder durch den Stand ihrer Jünger noch durch den Stil ihrer Darſtellung: ſie befindet ſich nicht in den Händen von Forſchern erſten Ranges, vielmehr wird ſie von Sammlern bearbeitet, logiſchen Köpfen, die, oft ohne ſelbſtſtändig Detail-Unterſuchungen anzuſtellen, die Reſultate aller Disziplinen ſich aneignen; der Stil iſt daher populär; für das Verſtändniß werden nur die Elemente der Natur-Wiſſenſchaft vorausgeſetzt und im Uebrigen wird von den Leſern nur folgerichtiges Denken verlangt.

Aber dennoch geht die Darſtellung naturphiloſophiſcher Gegenſtände in beiden Ländern in hohem Grade auseinander.

In Deutſchland wirkt immer noch das Beiſpiel von Schelling und zum Theil von Hegel nach; die naturwiſſenſchaftlichen Thatſachen bilden zwar in ſcheinbar natürlicher Darſtellung die Baſis, aber in Wahrheit ſind ſie künſtlich gruppirt und zwar von einem ganz beſtimmten philoſophiſchen Standpunkte aus; die philoſophiſchen Abſchnitte der Darſtellung bilden eigentlich die Hauptſache; der Leſer folgt daher, iſt er nur erſt eingeweiht, leicht dem Gedanken-Gange des Verfaſſers; er erhält ein Syſtem, das ihn überzeugt oder nicht — je nachdem, aber mit einer Fülle poſitiver Thatſachen wird er ſelten überhäuft.

Der engliſche Natur-Philoſoph beginnt mit einer Fülle dieſer Thatſachen; das Syſtem entwickelt ſich daraus, allmählich, wie nebenher.

Es rührt dieſe Differenz zum Theil von der in beiden Ländern verſchiedenen Art her, die Natur zu unterſuchen; während in Deutſchland mehr geleſen wird, wird in England mehr experimentirt; der Deutſche holt ſich mehr Rath aus ſeiner Bibliothek, der Engländer bei ſeinen phyſikaliſchen, chemiſchen, aſtronomiſchen Apparaten; der Engländer ſammelt daher eine Menge nicht von abſtrakten Natur-Geſetzen, ſondern von concreten ſelbſt beobachteten Natur-Erſcheinungen; er ordnet dieſe Erſcheinungen nicht von dem Standpunkte des Archimedes'ſchen Ideal-Hebels, außerhalb der Welt, ſondern mitten in ihrem Kreiſe ſtehend. Die Ordnung iſt daher nicht immer überſichtlich, und oft nicht einheitlich. Das deutſche Syſtem iſt leicht verſtanden, wenn der Schlüſſel, die „Grundidee," verſtanden iſt; das Uebrige folgt dann mit logiſcher Conſequenz: die engliſche Darſtellung will ſtudirt ſein, in ihrer ganzen Ausdehnung, in allen Einzelheiten: von keinem Punkte läßt ſich a priori ſchließen, was die nächſten Seiten bringen müſſen.

An dieſe Differenz des überwiegenden Forſchens oder überwiegenden Denkens ſchließt ſich eine zweite. In Deutſchland kommt es darauf an, daß das Syſtem möglichſt viel umfaſſe, wenn es irgend angeht, die Seele, Gott und die Welt; die metaphyſiſchen Gegenſtände und Erörterungen

Digitized by Google

ſind eigentlich die weſentlichſten; ob Unſterblichkeit oder nicht, ob ein neuer „Beweis“ Gottes und göttlicher Weisheit oder nicht. In England gelten die Erörterungen faſt ausſchließlich den unerforſchten Gebieten der ſinnlichen Welt; hier und da wird wohl auch ein metaphyſiſcher Gedanke eingeſtreut, aber die Geſetze der geſammten ſinnlichen und überſinnlichen Welt in Taſchenformat werden nicht geboten. Wer von dem deutſchen Syſtem nicht überzeugt iſt, der legt das Buch fort; viel Poſitives wird er kaum daraus gelernt haben; wer dem engliſchen Werk in ſeinen Folgerungen nicht zuſtimmt, dem iſt eine Fülle zuverläſſiger Thatſachen eingeprägt worden.

Die deutſchen Natur-Philoſophen neigen weſentlich zum Idealismus, die engliſchen ſind Realiſten.

Es kann nach unſerer Meinung keinem Zweifel unterliegen, daß die engliſche Methode die beſſere ſei.

Man mag vom ſtreng wiſſenſchaftlichen Standpunkte aus die Berechtigung ſolcher „Laien“-Darſtellungen überhaupt in Zweifel ziehen; ihr Nutzen beweiſt ihre Berechtigung und ihr Nutzen ſcheint unbeſtreitbar, wenn wir ſie mit den rein naturwiſſenſchaftlichen Darſtellungen, die populär gehalten ſind, vergleichen. Wir haben ausgezeichnete Werke, welche von einem ſolchen Standpunkt aus geſchrieben ſind — aber es iſt nicht zu leugnen, daß dieſe Werke gerade in gebildeten Kreiſen nicht die erwartete Beachtung gefunden haben; man findet ſie ermüdend, nicht intereſſant genug, man kauft ſie wohl, man lieſt wohl ab und zu in ihnen, aber man lernt nicht aus ihnen; es fehlt ihnen ein rother Faden. Dieſen rothen Faden giebt ihnen die naturphiloſophiſche Betrachtung. Gerade die engliſchen naturphiloſophiſchen Schriften enthalten nicht weniger Belehrungs-Material als jene rein naturhiſtoriſchen, aber die Tatſachen ſind nicht einfach aneinander gereiht, ſie ſtehen in einem organiſchen Zuſammenhange; die rein naturhiſtoriſchen knüpfen auch oft Beziehungen zum Leſer, aber ſie wenden ſich hauptſächlich an ſein Gemüth; die naturphiloſophiſchen beſchäftigen in erſter Linie das Denkvermögen.

Die weſentlichen Merkmale der engliſchen Natur-Philoſophie finden ſich in hervorſtechendem Grade an einem Werke, deſſen Titel wir zur Aufſchrift dieſer Zeilen genommen haben: Die Wechſelwirkung der phyſiſchen Kräfte, von W. R. Grove, Mitglied der königlichen Geſellſchaft zu London;* Das Buch iſt zuerſt 1844 erſchienen, und hat ſoeben die dritte Auflage erlebt.

Der Verfaſſer würde vielleicht dagegen Einſpruch erheben, daß wir ſein Werk zu den naturphiloſophiſchen machen, und wir wollen um Worte nicht ſtreiten; wir wollen auch gleich bemerken, daß das Buch die metaphyſiſchen Gegenſtände nicht berührt; es beſchäftigt ſich vielmehr ausſchließlich mit den Erſcheinungen der ſinnlichen Welt; es behandelt die Bewegung, die Wärme, die Elektrizität, das Licht, den Magnetismus, die chemiſche Verwandtſchaft — aber das Buch iſt weder eine Phyſik noch eine Chemie; es iſt wohl auch nicht geſchrieben, um die Detail-Kenntniß dieſer Disziplin zu verbreiten; vielmehr ruht das Weſentliche in den theoretiſchen Erörterungen über die Beziehung dieſer Kräfte zu einander, und dieſe Erörterungen ſind weſentlich naturphiloſophiſcher Art.

Wir verſuchen in Folgendem eine Skizze dieſer Erörterungen zu geben.

Auf die Methode einer wiſſenſchaftlichen Unterſuchung und daher auf ihre Reſultate hat der vorgeſtellte Zweck einer Unterſuchung einen weſentlichen Einfluß.

Die Nützlichkeit war von jeher einer der oberſten Endzwecke und man ..rreichte ihn bis zu einem gewiſſen Punkt durch die Fortſchritte in der ..ſtronomie und in der Mechanik; Archimedes z. B. ſcheint dieſen Zweck ..her Forſchungen keinen Augenblick aus den Augen verloren zu haben. A.. ſeit der Zeit, da die Natur-Wiſſenſchaften aus bloßem Wiſſensdr.. und wegen der Macht kultivirt worden, welche ſie ihren Jüngern verl..en, ſeit der Zeit ſcheint die Mehrzahl die Hoffnung zu nähren, an einen ..zten Ziele anzulangen, zu überſchwänglichen Kenntniſſen, welche ſie in .. Grade zu Herren der Myſterien und Natur-Geheimniſſe machen würden ..ß ſie die innerſte Zuſammenſetzung der Materie und den innerſten Zu.. nenhang ihrer Veränderungen zu erkennen vermöchten. Wenn ſie keine ..tdeckungen machen konnten, gaben ſie ſich transzendenten Speculati.. hin. Leukipp, Demokrit und Andere haben uns ihre Vorſtellungen h..laſſen über die letzten Atome, aus denen die Materie gebildet iſt unt..r die Art, wie die Natur bei den verſchiedenen Umwandlungen des S.. zu Werke geht.

Die Hoff.., zu den Endurſachen oder zum Weſen der Dinge vorzudringen, hat nicht aufgehört ein energiſcher Stachel zu ſein, ſelbſt lang Zeit, nachdem die Speculationen der Alten aufgehört hatten, und ſelbſt gegenwärtig bezeichnet ſie das Ziel der Gegenſtände, welche die phyſiſchen Wiſſenſchaften durch ihren höchſten Aufſchwung erreichen können. Franz Baco, der große Reformator der Wiſſenſchaft, nährte dieſe Hoffnung; er dachte: wenn man die Natur-Erſcheinungen der Prüfung durch die Erfahrung unterwürfe, dann könnte man dahin gelangen, ſie auf ihre Grund-Beſchaffenheit zurückzuführen, oder auf die Urſachen, woraus ſie, wie aus einer Quelle, entſpringen. Er gebraucht dafür den ſcholaſtiſchen Namen: „Form,“ ein der alten Philoſophie entlehnter Ausdruck, aber ſehr verſchieden angewendet; er ſcheint unter der „Form“ das Weſen der Qualität verſtanden zu haben, das heißt, dasjenige, worin eine gegebene Qualität in ihrem Innerſten beſteht.

Nach Baco hat der Glaube an das, was man die zweiten Urſachen nennt oder die Stufenfolgen, allgemein geherrſcht und iſt noch jetzt ſehr verbreitet; man nimmt an, daß jedes Phänomen nothwendig von einem anderen abhängt, und dieſes wieder von einem anderen, und dies ſo lange weiter, bis man bei der weſentlichen Urſache anlangt, die unmittelbar an die Endurſache gränzt. Dieſe Doktrin herrſcht allgemein auf dem Kontinent und in England; ſtudire die Wirkungen, um zu den Urſachen zu gelangen.

Statt anzunehmen, daß der wahre Gegenſtand der phyſiſchen Wiſſenſchaften das Suchen nach den Weſensurſachen ſei, findet der Verfaſſer dieſen Endzweck in dem Suchen nach Thatſachen und nach ihren Beziehungen; denn obgleich das Wort Urſache in beſtimmtem untergeordnetem Sinn als Bezeichnung der vorhergehenden Kräfte gebraucht werden kann, ſo erſcheint es doch, in abſolutem Sinn genommen, durchaus unbrauchbar; man kann von keiner phyſiſchen Thätigkeit, welche ſie auch ſei, ſagen, ſie ſei ausſchließlich die Urſache einer anderen; und wenn es, zur Bequemlichkeit der Sprache, erlaubt iſt, ſich des Ausdruckes der untergeordneten Urſachen, oder der unweſentlichen Urſächlichkeit zu bedienen, ſo kann dies nur bei einer ſpeziellen Erſcheinung ſtattfinden, um die es ſich handelt, ohne den Ausdruck jemals allgemein zu nehmen.

Der Mißbrauch oder beſſer die Vieldeutigkeit des Wortes „Urſache“ iſt die Quelle vieler Verwirrung in den phyſikaliſchen Theorien geweſen, und die Philoſophen ſind ſelbſt heut noch nicht darüber einig, was Urſächlichkeit zu nennen ſei. Der am Allgemeinſten angenommene Begriff der Urſächlichkeit iſt der von Hume aufgeſtellte, der ſie in ein unwandelbares Voraufgehen ſetzt, d. h. wir nennen Urſache, was unter allen Umſtänden voraufgeht, Wirkung, was immer folgt. Man kann indeß leicht Beiſpiele von beſtändiger Aufeinanderfolge oder Nachfolge anführen, wo man keineswegs die Beziehung der Urſache zur Wirkung findet. So geht, wie Reed bemerkt, der Tag immer der Nacht voraus, ohne daß er die Urſache der Nacht iſt. Das Säen geht der Pflanze voraus, iſt aber doch nicht Urſache der Pflanze. Wenn wir phyſikaliſche Erſcheinungen ſtudiren, ſo iſt es ſchwer, die Idee der Urſächlichkeit von derjenigen einer Kraft zu trennen; beide Ideen ſind von verſchiedenen Philoſophen für identiſch gehalten. Die Beziehungen der Urſache und der Kraft zeigt am Beſten ein Beiſpiel, das gleichzeitig beide umfaßt: wenn man eine Schleuſe lichtet, ſo läuft das Waſſer; in der gewöhnlichen Redeweiſe ſagt man: das Waſſer läuft, weil die Schleuſe gehoben iſt; die Folge iſt unveränderlich; keine wirkliche Schleuſe kann aufgezogen werden, ohne daß das Waſſer läuft, und doch iſt es in einem anderen, korrekteren Sinn die Schwere des Waſſers, welche ſein Laufen verurſacht. Indeß, ungeachtet wir mit Wahrheit in dieſem Fall ſagen können, daß die Schwere des Waſſers die Urſache ſeines Falles iſt, können wir dieſen Ausdruck nicht im abſoluten Sinne nehmen und ganz allgemein ſagen, daß die Schwere die Urſache ſei, welche immer das Waſſer fließen macht, weil das Waſſer aus anderen Urſachen fließen kann, z. B. unter der Wirkung der Elaſtizität eines Gaſes, welches das Waſſer veranlaßt, aus einem mit Luft gefüllten Rezipienten in einen anderen zu ſtrömen, den man luftleer gemacht hat; im Uebrigen kann die Schwere unter gewiſſen Umſtänden das Waſſer verhindern, zu fließen, ſtatt es zum Fließen zu bringen.

Man gelangt mithin nie zu einer unbedingten Urſächlichkeit; wenn man die Urſächlichkeit als eine beſtändige Thatſache anſieht, ſo kann man keinen Fall finden, in welchem ein Gegebenes, das voraufgegangen iſt, der einzige Vorläufer einer gegebenen Wirkung wäre; wenn das Waſſer aus keiner anderen Urſache fließen könnte, als wegen der Lichtung einer Schleuſe, nur dann hätte man das Recht zu ſagen, daß unbedingt dieſe Lichtung die Urſache ſeines Fließens ſei. Ebenſo wenn man die Urſächlichkeit als eine Kraft anſieht, ſo kann man in einzelnen Fällen das Fließen des Waſſers ausſchließlich von der Schwere ableiten: in unbedingter Weiſe indeß kann man dies nicht thun; man kann daher die Ur-

* Aus dem E.. ..zen überſetzt von Dr. E. v. Rußdorf. Berlin, bei Julius Springer. 8. p. 20..

Digitized by Google

ſächlichkeit als abſoluten und allgemeinen Grundſatz nicht aufrecht erhalten. Es iſt ſogar in Zweifel gezogen worden, ob die Urſache der Wirkung immer vorausgeht. Die Anziehung, welche der Magnet auf das Eiſen ausübt, iſt gleichzeitig mit der Bewegung des Eiſens, von der ſie immer begleitet iſt; die Bewegung iſt ein ſinnfälliges Zeugniß für die Gleichzeitigkeit der Urſache oder Kraft, aber nichts beweiſt, daß die Anziehung durch ein Zeitintervall von der Bewegung getrennt ſei. Von dieſem Geſichtspunkt hört die Zeit auf, ein nothwendiges Element der Urſache zu ſein; die Idee der Urſache, ausgenommen etwa, was ſich auf eine Urſchöpfung bezieht, hört auf, eine wirkliche Exiſtenz zu haben; dieſelben Gründe, welche wir für die Gleichzeitigkeit der Urſache und der Wirkung angeführt haben, finden ihre Anwendung auf die Gleichzeitigkeit der Kraft und der Bewegung.

Aber die Gewohnheit und die nothwendige Uebereinſtimmung des Gedankens mit den Erſcheinungen zwingt uns dermaßen, uns der herkömmlichen Ausdrücke zu bedienen, daß wir die Anwendung des Wortes Urſache nicht abweiſen können; der gewöhnliche Irrthum beſteht nur darin, daß man aus der Urſächlichkeit etwas Unbedingtes macht, und unter allen Umſtänden eine allgemeine beiläufige Urſache annimmt, oder Etwas, das nicht die erſte Urſache iſt, das aber, wenn man es ſorgſam unterſuchte, alle Eigenſchaften der erſten Urſache beſitzen, eine von der Materie unabhängige Exiſtenz haben und edler als ſie ſein müßte.

Der Zweck, welchen der Verf. bei der Erörterung der phyſikaliſch-chemiſchen Natur-Erſcheinungen ſich geſtellt hat, iſt der Beweis, daß die verſchiedenen Kräfte der Materie, welche den hauptſächlichſten Inhalt der Experimental-Phyſik bilden, nämlich die Wärme, das Licht, die Elektrizität, der Magnetismus, die chemiſche Verwandtſchaft und die Bewegung korrelativ ſind und in wechſelſeitiger Abhängigkeit von einander ſtehen; daß keine von ihnen in einem unbedingten Sinne die Urſache der anderen genannt werden kann, daß aber eine jede von ihnen alle anderen verurſachen kann oder ſich in ſie verwandeln; — ſo kann die Wärme mittelbar oder unmittelbar Elektrizität erzeugen; die Elektrizität kann Wärme erzeugen; und ebenſo die anderen, indem eine jede in dem Maße aufhört, als die erzeugte Kraft ſich entwickelt. Man muß das Nämliche von allen übrigen Kräften ſagen; denn es iſt eine nothwendige Folge aus den beobachteten Phänomenen, daß keine Kraft erzeugt werden kann, als durch das Aufgehen einer oder mehrerer ſchon vorhandenen Kräfte.

Mit Rückſicht auf dieſen Beweis werden nun die einzelnen Kräfte betrachtet. Ein Referat über dieſe Spezial-Abhandlungen gehört nicht hierher. Was wir im Eingang von den engliſchen Autoren überhaupt angeführt haben, wiederholen wir hier: die Darſtellung macht keineswegs den Eindruck, als hätte der Verfaſſer in engem Geſichtskreis ſich ein beſtimmtes Syſtem gebildet und durchmuſtere nun dieſem Syſtem zu Liebe, den übrigen Horizont — vielmehr disponirt er über eine nicht gewöhnliche Menge von Detail-Kenntniſſen in allen einzelnen Disziplinen und er hat mannigfache ſelbſtändige Forſchungen gemacht.

Uns intereſſiren hier nur die Schlüſſe, welche der Verfaſſer zieht.

Der weſentlichſte dieſer Schlüſſe iſt dieſer: von den verſchiedenen phyſiſchen Kräften werden in vielen Fällen, ſobald Eine erregt iſt, zugleich alle anderen wahrnehmbar erregt, wird z. B. eine Subſtanz, wie das ſchwefelſaure Antimon, elektriſirt, ſo wird ſie im Augenblick der Elektriſirung magnetiſch in einer mit der Kraftlinie der Elektrizität rechtwinkligen Richtung; ſie wird zu gleicher Zeit warm bis zu einem mehr oder weniger hohen Grade, je nach der Stärke der elektriſchen Kraft. Wird dieſer Grad über eine gewiſſe Gränze hinausgetrieben, ſo wird dieſer Stoff leuchtend; er dehnt ſich auch aus, es wird alſo Bewegung erzeugt; er zerſetzt ſich endlich, es wird alſo chemiſche Thätigkeit erzeugt.

Wir würden bei jeder Materie durch Erregung einer phyſiſchen Kraft die Erregung aller übrigen gleichfalls wahrnehmen, wenn die Materie ſich in einem für die Entwickelung derſelben günſtigen Zuſtande befände oder wenn unſere Mittel fein genug wären, um ſie zu entdecken.

Man hat allgemein geglaubt, daß die gleichzeitige Entſtehung mehrerer Kräfte ſich ſchwer mit der Idee ihrer wechſelſeitigen und nothwendigen Abhängigkeit vereinige; dieſe Gleichzeitigkeit verurſacht auch gewiß eine große praktiſche Schwierigkeit, wenn die gegenſeitigen Aequivalenz-Verhältniſſe feſtgeſtellt werden ſollen, aber ſie kann die Theorie nicht anfechten, welche alle und jede ſo anſieht, daß ſie aus der Thätigkeit jeder beliebigen von allen entſtehen können.

Man kann ſich freilich bei Feſtſtellung der Beziehung zweier Kräfte kaum vorſtellen, daß die Leiſtung der einen ausſchließlich darin beſtehen könnte, die andere zu erzeugen; allein die Abſtraction enthält keine Fehlerquelle und wenn wir z. B. annehmen, daß die Kraft einer chemiſchen Thätigkeit zur Erzeugung ihres ganzen Aequivalents in Form der Wärme angewendet werde, dann iſt dieſe Wärme im Stande, ihrerſeits chemiſche Thätigkeit hervorzubringen und dies in gleicher Menge mit der urſprünglichen Kraft; wenn dieſe Wärme zu gleicher Zeit und unabhängig eine andere Kraft z. B. den Magnetismus erzeugen könnte, ſo würden wir durch Hinzufügung dieſer neuen, aber wieder in Wärme umgeſetzten Kraft zu der unmittelbar erzeugten Wärme mehr als die erſte chemiſche Thätigkeit erhalten und ſomit Kraft hervorbringen; das Perpetuum mobile iſt jedoch ein unlösbares Problem.

Gewiß ſind die meiſten, vielleicht alle phyſikaliſchen Erſcheinungen korrelativ und der Geiſt kann ſich von ihnen ohne eine Zweiheit der Auffaſſung keine Vorſtellung machen. Die Bewegung kann nicht begriffen, vielleicht nicht vorgeſtellt werden, ohne beziehungsweiſe Veränderung der Stellung; unſere Erdkugel iſt für feſtſtehend gehalten worden, bis durch Vergleichung mit den Himmelskörpern die beziehungsweiſe Ortsveränderung gefunden wurde. Wer auf dem Strome fährt, der ſieht die Gegenſtände am feſtſtehenden Ufer dahinfliegen; gelingt es zuletzt dem Bewußtſein, den Sinnesirrthum zu erkennen, ſo erfolgt die Korrektur durch eine Reflexion, die von einem beſſeren Gebrauch der vorher getäuſchten Sinne abgeleitet iſt. Ebenſo ſind bei allen phyſikaliſchen Erſcheinungen die durch die Bewegung hervorgebrachten Wirkungen in geradem Verhältniß zu der bezüglichen Mitbewegung ſtehend; mag das Kiſſen einer Elektriſirmaſchine feſtſtehen, oder mag es in Bewegung ſein, während der Cylinder oder die Scheibe unbewegt bleiben, oder mögen Kiſſen und Scheibe zugleich in entgegengeſetzter Richtung bewegt werden, oder in derſelben Richtung aber mit ungleicher Geſchwindigkeit — die elektriſchen Wirkungen werden, alles Uebrige gleichgeſetzt, genau dieſelben ſein, wenn nur die Bewegung oder die relative Ortsveränderung genau dieſelbe iſt. Die Frage, ob es eine abſolute Bewegung geben kann oder in der That eine ganz vereinzelte Kraft, iſt ausſchließlich die metaphyſiſche Frage des Idealismus und des Realismus.

Das Fortſchreiten oder die Umwandlung einer Kraft oder einer Art Kraft in eine andere, hat einige Phyſiker dazu geführt, alle Natur-Wirkungen als zur Einheit zurückführbar anzuſehen, und als hervorgehend aus einer einzigen Kraft, welche die bewirkende Urſache aller Uebrigen iſt; ſo behauptet der eine Autor, daß die Elektrizität die Urſache aller in der Natur ſich ereignenden Veränderungen iſt, ein anderer will, daß die Wärme die Urſache von Allem iſt und ſo das Weitere. Wenn der wahre Ausdruck der Thatſachen dieſer iſt, daß jede Art Kraft die anderen hervorbringen kann, dann iſt die Meinung, welche die eine oder die andere von ihnen als die ausſchließlich erzeugende Urſache aller anderen anſieht, eine irrige.

Die unwägbaren Agentien als Kräfte angeſehen und nicht als Materie, ſoll man ſie als verſchiedene Kräfte auffaſſen oder als verſchiedene Arten einer Kraft? Dieſe beiden Anſchauungsweiſen ſind wahrſcheinlich materiell nicht verſchieden, denn ſie würden zu völlig gleichen Reſultaten führen.

Es iſt bisher die Bewegung in die nämliche Kategorie mit den anderen Erregungen der Materie geſtellt worden, es läßt ſich jedoch kaum der Schluß zurückweiſen, daß die Erregungen der Materie ſelbſt Arten der Bewegung ſind;* daß, wie in dem Falle der Reibung, die grobe oder greifbare Bewegung, welche angehalten oder vermindert wird durch die Begegnung eines anderen Körpers, in molekuläre Bewegungen oder Vibrationen zerlegt wird, welche nach Umſtänden Wärme oder Elektrizität ſind; ebenſo ſind die anderen Erregungen nur bewegte oder in gewiſſen feſten Richtungen molekulär erregte Materie.

Mag die Meinung, welche die Elektrizität, das Licht, den Magnetismus als einfache Bewegungen der gewöhnlichen Materie anſieht, zuläſſi[g] ſein oder nicht, ſo bleibt gewiß, daß alle früheren und gegenwärtig[en] Theorien die Bewegung zu ihrem einzigen Ausgangspunkt genom[men] haben und nehmen. Mag es ſein, weil die Bewegung für uns etw[as] Geläufiges iſt, daß wir ihr alle anderen Erregungen der Mater[ie z]uſchreiben, und daß wir es thun, weil dieſe Redeweiſe faßlicher un[d] [an]gemeſſener für ihre Erklärung iſt; mag es ſein, daß in Wirklichkeit [die] Bewegung die einzige Art iſt, wie unſer Geiſt die materiellen T[hätig]keiten ſich vorſtellen kann; es iſt gewiß, daß ſeit der Epoche, wo die [my]ſtiſchen Ideen über geiſtige und übernatürliche Mächte aufgehört ha[ben], zur Erklärung phyſikaliſcher Phänomene herangezogen zu werden, [die] zu ihrer Erklärung erdachten Hypotheſen ſie auf der Bewegung [zur]ückgeführt haben.

* Wir müſſen hier daran erinnern, daß die philoſophiſch[en Sy]ſteme bis zur neueſten Zeit herab die materiellen und geiſtigen Kräfte und [Thät]igkeiten auf den Begriff der Bewegung zurückführten, wobei das Wort freilich immer in ſeiner eigentlichen Bedeutung genommen wurde.

Digitized by Google

Aber wenn auch die Bewegung die einzige Art der Kraftäußerung iſt, ſo kann ſie doch keine Anfangskraft ſein. Es iſt vielmehr überhaupt unmöglich, ſich eine Kraft ohne vorausgehende Kraft vorzuſtellen, wenn man nicht die Dazwiſchenkunft der Schöpferkraft anruft; ſo wie es unmöglich iſt, ohne dieſe Dazwiſchenkunft das plötzliche Erſcheinen einer Maſſe von Stoff zu begreifen, die vom Nichtſein zum Sein übergeht, oder aus dem Nichts gebildet iſt. Die Unmöglichkeit, im menſchlichen Sinne geſprochen, Materie zu erzeugen oder zu vernichten, iſt ſchon lange angenommen, ungeachtet vielleicht ihre Annahme in beſtimmten Worten von dem Umſturz der phlegiſtiſchen Theorie und von der Reform der Chemie zur Zeit Lavoiſier's herſtammt. Die Gründe, welche dazu treiben, die nämliche Lehre der Nichterzeugung und der Nichtvernichtung aufzuſtellen, ſind in gleichem Grade mächtig. Für denjenigen, welcher die Materie betrachtet, giebt es mehrere Fälle, in denen wir praktiſch niemals die Fortdauer ihrer Exiſtenz nachweiſen können, und doch können wir an das Aufhören der Exiſtenz nicht glauben; wer kann in der Weiſe, daß ſie wieder gewogen werden, den von Einem Radreifen abgeriſſenen Eiſentheilchen folgen? wer könnte die zerſtreuten und chemiſch veränderten Theilchen bei der Verbrennung einer Kerze wieder vereinigen? Unterwerfen wir die Materie gewiſſen Bedingungen der Begränzung und der Vereinzelung bei phyſikaliſchen und chemiſchen Veränderungen, ſo können wir allerdings den Beweis für ihre zuſammenhängende Exiſtenz Pfund für Pfund gewinnen; und wir können das Nämliche auch bei einigen Fällen von Kraft wie die Elektrolyſe in beſtimmten Verhältniſſen; es iſt uns in der That der Beweis, daß die Materie in kontinuirlichem Zuſammenhang iſt, durch die Fortſetzung der von ihr ausgehenden Kraftentwickelung gegeben, wie denn, wenn wir die Materie wägen, unſer Beweis für ihre Exiſtenz die von ihr ausgeübte Anziehungskraft iſt; ebenſo iſt auch für uns der Beweis einer vorhandenen Kraft: die Materie, auf welche ſie gerade wirkt.

So ſind denn im ſtrengen Sinne des Worts die Materie und die Kraft korrelativ; die Auffaſſung der Exiſtenz der einen ſchließt die der Exiſtenz der anderen in ſich; im Uebrigen ſind die Maſſe der Materie und der Grad ihrer Kraft unzertrennlich mit der Idee von Raum und Zeit verbunden.

Ueber die Natur nachdenken, das heißt theoretiſiren. Es iſt nur zu leicht, durch den Zuſammenhang der Natur-Erſcheinungen ſich zu Theorien hinreißen zu laſſen, welche denjenigen gezwungen und unverſtändlich erſcheinen, die nicht derſelben Gedankenrichtung gefolgt ſind: Theorien, die im Uebrigen, wenn ſie einen unverdienten Einfluß gewinnen, uns verführen, indem ſie uns von der Wahrheit entfernen, welche der einzige Gegenſtand unſerer Nachforſchung iſt.

Wie ſoll man die Gränzlinie ziehen? Wie mag man ſagen: bis hierher und nicht weiter? Bis wohin kann man den fortſchreitenden Witterungen des Gedankens folgen und wann muß man ſich gegen ſeine Verirrungen ſtemmen? Dies iſt eine Frage nach dem Grade, die man dem Urtheile jedes Individuums und jeder Klaſſe von Denkern zu überlaſſen hat; und tröſtlich iſt bei Alledem dies: daß der Gedanke niemals nutzlos ausgegeben wird.

Dies iſt der Ideengang des Verfaſſers.

Wenn derſelbe bei ſeinen Betrachtungen ſich ausſchließlich auf die phyſiſchen Kräfte beſchränkt hat, und wenn er bei den theoretiſchen Erörterungen über dieſe Kräfte maßvoll iſt, ſo ſind wir am allerwenigſten geneigt, ihm daraus einen Vorwurf zu machen; wir ſehen vielmehr darin einen weſentlichen Vorzug ſeines Werkes vor vielen feſtländiſchen Schriften ähnlichen Inhalts.

Wir wünſchen dem Buche einen ausgebreiteten und aufmerkſamen Leſerkreis.

## Italien.

### Die Kirche im conſtitutionellen Italien.

Der Papſt hat vor Kurzem erklärt, daß die weltliche Herrſchaft deſſelben kein Dogma ſei; die Italiäner behandeln daher jetzt häufig dieſen Gegenſtand, da der beſte Katholik jetzt dies ohne Gewiſſensbiſſe thun kann. Es ſind nur noch Einzelne, welche rufen: „Der Papſt-König ſoll leben!" Es fiel daher den Italiänern ſehr auf, als ſie in den jenſeits der Alpen erſchienenen Aufforderungen zur Zahlung des Peters-Pfennigs laſen: „Gebt Gut und Blut für die älteſte und heiligſte Legitimität," da doch der römiſche Staat ein Wahlreich iſt. Am meiſten aber fiel in Italien die Schrift auf, welche der franzöſiſche freiſinnige Gelehrte, Guizot, der evangeliſchen Kirche angehörig, zur Aufrechthaltung der weltlichen Herrſchaft des Papſtes, unter dem Titel: „L'église et les societés chrétiennes en 1861" herausgab. Da die Stimme dieſes bedeutenden Mannes von großem Einfluſſe in Frankreich iſt, wo neben den Alles zerſetzenden Lehren der Kommuniſten und den beliebten Romanen, in welchen man ſich ſtets in ſehr ſchlechter Geſellſchaft befindet, die größte äußerliche Frömmigkeit herrſcht, wo der Beichtvater — „Directeur" genannt — bei den vornehmen Frauen eine große Rolle ſpielt, und dieſe den größten Einfluß auf die Männer ausüben — deshalb und weil damit die von den anderen Mächten geduldete Beſatzung der Franzoſen in Rom zuſammenhängt, hat dieſe Schrift manche Entgegnungen in Italien hervorgerufen, von denen eine der bedeutendſten unter dem Titel: „Die Sache Italiens und Herr Guizot," in Palermo * erſchien.

Der Verfaſſer iſt der zweite Sohn des Fürſten di Fiume Galetta di S. Catoldo in Sicilien, ein Bruder des jetzigen Beſitzers dieſes Titels, welcher Senator des Königreichs Italien iſt. Er tritt als würdiger Gegner gegen den berühmten Guizot in die Schranken; denn er iſt ebenfalls ein Mann von hoher Bildung und zugleich begeiſtert von Vaterlandsliebe, für die Freiheit Italiens, als Sicilianer, wo noch das Andenken des zweiten Hohenſtaufen in großen Ehren ſteht, von dem der Fürſt Lanza-Scordia-Ratera in ſeiner Schrift über die ſchwäbiſche Herrſchaft in Sicilien ſagt, daß dies die glänzendſte Zeit in der Geſchichte dieſer Inſel war, bis ſie in dem Streite gegen den Papſt unterlag, als die Macht der deutſchen römiſchen Kaiſer in Italien unterging, und die Franzoſen dort zu ihrem verderblichen Einfluſſe gelangten. Der Verfaſſer ſagt in der Einleitung: „Es handelt ſich um unſere Ehre, daß ganz Europa unſere Rechte anerkennt. Dagegen ſteht eine Handvoll von Rückſchritts-Männern und politiſchen Phariſäern auf, welche aus Eigennutz oder Parteiſucht, beſonders jenſeits der Alpen, uns feindlich ſind, wo man ſich der Stichwörter der Legitimität und des göttlichen Rechts bedient." Darauf zeigt der Verfaſſer, daß die Anſichten Guizot's über Religions-Freiheit unhaltbar ſind, und er ſich ſelbſt widerſpricht; mit Gemeinplätzen will er die italiäniſche Bewegung und die allgemeine katholiſche Kirche ausſöhnen. Der Verfaſſer dagegen läßt die religiöſen Anſichten ganz außerhalb des Streites, denn der Italiäner weiß die Kirche von der Religion zu trennen; daher ſagt auch der Verf. darüber Folgendes: „Der pantheiſtiſche und rationaliſtiſche Streit gegen das Chriſtenthum überhaupt, nicht gegen den Katholicismus allein, hat ſeine Quelle in dem nachdenkenden, forſchenden und phantaſiereichen Deutſchland, von wo ſolche Anſichten ſich auch über Frankreich und Italien verbreitet haben; allein der Italiäner, geneigt für alles Erhabene und Schöne, begnügt ſich mit den erhabenen Begriffen des Evangeliums. Die Religion bleibt daher in Italien hier ganz außerhalb des Streites; Herr Guizot und Genoſſen wollen dieſelbe mit hereinziehen, um ſie für ihre Zwecke auszubeuten." Wie ſehr der Verfaſſer Recht hat, wenn er ſagt, daß die Italiäner verſtehen, die Kirche von der Religion zu trennen, davon konnte ſich der Einſender in Bologna überzeugen, indem er an dem Tage, wo die allgemeine Abſtimmung ſtattgefunden hatte, eine Dame frug, ob ſie keine Beſorgniß vor dem Kirchenbanne habe, da ihr Mann einer von den Hauptbeförderern der Abſtimmung für den König Victor Emanuel, wie die erſten Familien des Landes faſt ſämmtlich, geweſen war. Ihre Antwort war: Der Papſt wird nichts thun; er weiß zu gut, er würde ſich dadurch lächerlich machen; der Kirchenbann gehört nicht mehr in unſer Jahrhundert, beſonders hier, wo wir wiſſen, daß die Religion nicht die Kirche iſt; erſtere iſt von Gott und in unſerm Gewiſſen, dieſe iſt ſtets dieſelbe geblieben; allein die Kirche iſt mit dem Zeitalter fortgegangen. Der heilige Petrus ging zu Fuß, ſeine Nachfolger fuhren, mit der Dolmatica angethan, in prachtvollen Caroſſen, ſie ſetzten ſich eine, zwei, drei Kronen auf, denn dies war damals zeitgemäß; die Kirche hat ſo Großes gewirkt, weil ſie ſtets der Zeit folgte. Warum iſt ſie aber im Mittelalter ſtehen geblieben? warum ſollen wir noch an der Finſterniß des Mittelalters hängen? Wenn die Kirche nicht dem Beiſpiele des Fortſchreitens des Ur-Chriſtenthums folgt, müſſen wir uns von ihr losſagen, der Religion werden wir ſtets treu bleiben."

Wo in der Geſellſchaft ſolche Anſichten herrſchen, iſt der Verfaſſer der vorliegenden Schrift ſicher, nicht mißverſtanden zu werden. Er geht dann auf die frühere Vielherrſchaft in Italien über, auf die Guizot einen italiäniſchen Staatenbund gründen will, wogegen er für Italien die Nothwendigkeit der einheitlichen Monarchie unter Victor Emanuel zeigt, beſonders durch das Beiſpiel des Sonderbunds-Kriegs in der Schweiz, und

* La causa Italiana ed il Signor Guizot, del Cav. B. Galletta di S. Catoldo. Palermo, tip. G. Polizzi. gr. 8. p. 130.

Digitized by Google

wie das hochgebildete Deutſchland bei ſeiner Zerſtückelung in ſo viele mikroſkopiſche Staaten über ſeine Frankfurter bundesſtaatliche Einheit ſeufzt, und in Amerika der Bürgerkrieg wüthet. Er kommt auf die Geſchichte der Vorzeit zurück, um zu zeigen, daß die conſtitutionelle Monarchie die einzige haltbare Verfaſſung iſt, und erinnert an das Mittelalter, wo das germaniſche Element Europa mit feſten Schlöſſern und lehnsherrlichen Baronien bedeckte, aber auch an die Erziehung zu dem Räuberweſen im Neapolitaniſchen durch die frühere Mißregierung, welche mit den Räuber-Hauptleuten, wie mit einer ſelbſtändigen Macht, unterhandelten. Bekanntlich benutzte die Königin Karoline von Sicilien den Räuber Fra Diavolo zur Organiſation den Sanfeditten und ſchrieb an ihn: „Mein General und lieber Freund.“ Am längſten hält ſich der Verfaſſer bei der Behauptung Guizot's auf, daß der Papſt zugleich weltlicher Fürſt ſein müſſe und ſo weit geht, zu behaupten: „um wirklich Oberhaupt der Kirche zu ſein, iſt er weltlicher Fürſt eines Staates geworden.“ Der Verfaſſer zeigt, wie ſehr dies der Geſchichte widerſpricht, da der Papſt in den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums wirklich als Haupt der Kirche angeſehen wurde, eben weil er nicht weltlicher Herrſcher war. Auf die Vorherſagung Guizot's, daß die italiäniſche Angelegenheit ſich ihrem Ende nähere, bedauert er, daß Metternich nicht mehr lebt, um dies zu hören, da für dieſen Italien nichts als ein geographiſcher Begriff war, während Oeſterreich keine Nation, ſondern thatſächlich nur einen geographiſchen Begriff bildete. Siegreich begegnet der Verfaſſer dem Vorwurfe Guizot's, daß Cavour an die Stelle der beſtehenden Staats-Verträge die allgemeine Volksabſtimmung geſetzt habe, die demokratiſche Tyrannei auf dem Throne, welche an die Stelle des göttlichen Rechts die Revolution in Permanenz geſtellt habe. Dagegen zeigt er den Unterſchied des Verfahrens der Franzoſen, welche die Völker mit der Gewalt der Waffen überfielen und unterjochten, gegen das der Piemonteſen, welche überall als Befreier erſchienen und als ſolche herbeigewünſcht wurden. Der Verfaſſer konnte darüber am beſten urtheilen, da er in Palermo Zeuge war, wie heldenmüthig dort die Bürger an dem Angriffe Garibaldi's Theil nahmen.

Den größten Theil dieſes Werkes macht die Geſchichte der Entſtehung der weltlichen Macht des Papſtthums aus, des Mißbrauchs derſelben und des Nachtheils für die katholiſche Religion. Der Verfaſſer erſcheint als wahrer Anhänger der Lehren des Evangeliums, ſo daß das Gewiſſen keines Menſchen daran einen Anſtoß nehmen kann. Das iſt überhaupt in Italien bei den entſchiedenſten Gegnern der Hierarchie zu bemerken. Ein ſolcher war der vor Kurzem verſtorbene gelehrte Bianchi-Giovini, der Verfaſſer der Geſchichte der Päpſte und des Lebens Sarpi, der in ſeiner Zeitung, „Unione,“ jahrelang der mächtigſte Gegner der Mißbräuche der Prieſter-Kaſte war. Ihm wurde kurz vor ſeinem Tode ein ganz in ſeinem Geiſte geſchriebenes, deutſches Werk gewidmet, unter dem Titel: „Enthüllungen über die Lehren und das Leben der katholiſchen Geiſtlichen“ (Sondershauſen, 1863 bei Neuſe), worin von dem gelehrten Profeſſor Theiner zu Breslau, aus den gelehrteſten Werken der Jeſuiten u. ſ. w., die verderblichſten Lehren mitgetheilt werden, nebſt den Liebſchaften des Jeſuiten, Pater Morell, und einem Verzeichniß der gegen Geiſtliche in Frankreich und Belgien in den letzten Jahren, wegen Fleiſches-Verbrechen, ergangenen Erkenntniſſe. Auch hier iſt ebenſalls nichts, was das Gewiſſen beunruhigen könnte.

Anders iſt dies mit einer in dieſen Tagen zu Mailand erſchienenen Schrift, welche weiter geht, als jener Sicilianer, in welcher die Abſchaffung des Papſtthums überhaupt * gepredigt wird; da der Papſt als Oberhaupt der Kirche für Viele einer der wichtigſten Glaubensartikel iſt, der ſie von den Proteſtanten, Ketzern und Heiden unterſcheidet. In dieſer mit vielem Geiſt verfaßten Schrift zeigt der Verfaſſer, daß es im Intereſſe der Religion liegt, daß es keinen Papſt mehr gäbe, ſowie in dem Intereſſe der Civiliſation, ſowie auch endlich in dem beſondern Intereſſe des italiäniſchen Volkes. Er behauptet, daß das Papſtthum eine Verdunkelung des Lichtes iſt, welches das Chriſtenthum verbreitete, eine Art von Götzendienſt, eine irreligiöſe Neuerung. Er ſtellt das Evangelium über den Papſt, das ohne denſelben und ohne die Concilien ſeinen Werth und ſeine Wirkung behält. Der häretiſche Verfaſſer ſagt: der Papſt eines wahren, eines guten Italiäners iſt das Gewiſſen, unſere Religion die Liebe des Nächſten, unſer Glaube die Tugend und wahre Gottesverehrung, unſere Tradition die Geſchichte. Die unſerige wird ihren Fortgang haben, wie die nach Galilei um die Sonne ihren Kreislauf fortſetzende Erde. Herr Ajraghi iſt wegen dieſer Schriſt natürlich heftig von der klerikalen Partei angegriffen worden und hat dabei Gelegenheit gegeben, daß der Exjeſuit Paſſaglia, von deſſen großer Freiſinnigkeit jetzt in Italien ſo viel die Rede iſt, ſich in ſeiner wahren Geſtalt gezeigt hat. Er hat nämlich in ſeiner Zeitſchrift „Mediatore“ Herrn Ajraghi auf die heftigſte Art wegen ſeiner Papſtes-Verleugnung angegriffen, worauf der Letztere in der zweiten Auflage ſeiner Schriſt: Kein Papſt mehr! kräftig geantwortet hat. Uebrigens ſind bei der Gelegenheit, daß Paſſaglia als Mitglied in das Abgeordneten-Haus eintrat, wichtige Dinge zur Sprache gekommen, ſodaß Manche vermeinen, er ſei unter der Maske eines Apoſtaten nach Turin geſchickt worden, um die ſchismatiſchen Piemonteſen für das Papſtthum zu bekehren. Seine erwähnte Zeitſchrift ſtreitet allerdings gegen die weltliche Herrſchaft des Papſtes; allein um ſo mehr beſteht er auf der Infallibilität des Papſtes und auf der Tradition; nach ihm hört Alles auf, wenn es keinen Papſt mehr giebt. Demnach hat Paſſaglia fortwährend ein großes Publikum für ſeine ſchönen Worte. Neigebaur.

* Non più Papa, di Carlo Ajraghi. Milano, 1863. Tip. degli Ingegneri.

# Rußland.

## Nach Aufhebung der Leibeigenſchaft.

### Zugleich eine Warnung vor gewiſſen Werbern.

Der letzte Kanonenſchuß von Sebaſtopol war der Sterbeſeufzer des ruſſiſchen Mittelalters, und mit dem Friedensſchluſſe von Paris durften wir Rußland Glück wünſchen zu dem Anfange der Neuzeit. Das Syſtem des allmächtigen Autokraten war der Feuerprobe erlegen; mit ſeinen Rieſenplänen war die Rieſenkraft des eiſernen Zaren gebrochen, und Alexander „der Deutſche,“ wie die altruſſiſche Partei ihn nannte, beſtieg den Thron. Unerſchütterlich feſt ſtand dieſer zwar, und trotz der moraliſchen Niederlage des Regierungs-Syſtem's wankte und ſchwankte kein Pfeiler des kaiſerlichen Anſehens, aber die Grundlagen des autokratiſchen Gebäudes mit ſeinem Ruthen- und Knutenſyſtem waren vernichtet. Dumas hat wahrſcheinlich nicht unrecht, wenn er in ſeinem „Caucase“ Rußland mit einem Spiegel vergleicht, deſſen glänzende Oberfläche ſchmutziges Amalgam verbirgt. Falſcher Begriff von Ehre, Beſtechlichkeit, Betrug, ein äußerlich wohl geſchultes, innerlich aber vollſtändig desorganiſirtes Heer, Beamte zu allem und jedem Dienſte bereit, umgaben die Stufen des Herrſcherſitzes und ſuchten durch kleinliche, buchſtäbliche Erfüllung von Formeln und Vorſchriften das Auge des Kaiſers zu blenden, damit er ihr ſchändliches Wirken im Reiche nicht durchſchaue. Aber was früher gefiel, gilt jetzt gar wenig. Alexander kannte ſein Land und ſeine Leute ſehr wohl; er erblickte das größte Reich der Erde am Rande eines unermeßlichen Abgrundes, beſchloß, es zu retten und — hat es gerettet.

Alexander's erſtes Augenmerk war auf die Preſſe gerichtet; er lockerte die ihr angelegten Feſſeln, und manches gut gemeinte, freie Wort erleichterte es ihm, die Krebsſchäden ſeines Landes zu erkennen und ihre Heilung praktiſch anzugreifen.

Abgeſchloſſen von dem übrigen Europa, ohne irgend eine andere Verbindung als die See, war Rußland dem großen Welthandel verſchloſſen. Das erſte ruſſiſche Gränzhaus erſchien den meiſten Reiſenden als der Vorpoſten einer aſiatiſchen Horde. Alexander lenkte den Dampfwagen von Königsberg nach Petersburg, verband Riga mit dem großen Eiſenbahnſtrange, ſandte ſeine Ingenieurs von Moskau aus nach Aſien und machte ſo, was vor wenig Jahren noch für ein Märchen aus Tauſend und Einer Nacht gegolten hätte, daß nämlich Niſchnej-Nowgorod, die Seele des aſiatiſchen Großhandels, von Berlin aus mit einem Koſtenaufwande von 50 Thalern, in wenigen Tagen zu erreichen iſt, zur Wirklichkeit; abgeſehen von dem elektriſchen Funken, der dieſelbe Strecke in wenigen Stunden durchläuft. — Die ſtrengen Gränzmaßregeln wurden erleichtert, der Eingangszoll herabgeſetzt und auf dieſe Weiſe der ruſſiſche Handel zu nie geahnter Höhe gebracht.*

Noch ſtaunte die Welt und zweifelte wohl gar an der Ausführung dieſer Wunder, als ein zweiter Federzug des kaiſerlichen Reformators noch Größeres befahl. Wohl hatten ſich ſchon eine Zeit lang Gerüchte über eine allgemeine Bauern-Befreiung verbreitet, aber den Ukas vom 3. März 1861 belächelten Viele als unausführbar, während die grundbeſitzenden Bojaren und Adeligen die Fäuſte ballten und ihr Tyrannenrecht

* Unſer Herr Mitarbeiter greift hier der Zukunft etwas vor. Wir zweifeln nicht, daß ein neuer, auf liberalen Grundſätzen ruhender Handelsvertrag Rußlands mit dem Zollverein und mit dem übrigen Europa alle dieſe günſtigen Folgen haben werde, aber noch iſt er nicht abgeſchloſſen. D. R.

Digitized by Google

dem Kaiſer gegenüber zu vertheidigen beſchloſſen. Die Erſteren verharrten ſchweigend und förderten die edelſte That der Neuzeit nicht, die Letzteren aber wandten alle Mittel an, welche offener Widerſtand oder heimtückiſche Intrigue nur zu erſinnen vermochten, um, wenngleich zu ſchwach, den mächtigen Regenten an der Ausführung ſeines Planes, wenn nicht zu hindern, doch ihn zu beirren und zu täuſchen. Der „Kolokol" von London läutete Sturm gegen den „Deutſchen" auf Rußlands Thron und verlangte ein Bojaren-Regiment; Fürſt Dolgorukov deckte in ſeiner bekannten Schrift: La vérité sur la Russie, ſchamlos alle Blößen ſeines Vaterlandes dem Auslande gegenüber auf und träumte ſich als Präſident der großen Slaven-Republik; die „Zukunft" predigte eine ſchreckliche Zukunft, und in der „Wahrheit" wurde die Wahrheit auf's Unſinnigſte entſtellt; die Adreſſen von Twer und Smolenſk bezweckten unter dem Scheine des edelſten Liberalismus Verwirrung und Aufruhr, — aber Alexander hielt die Zügel feſt in der Hand, erkannte auch durch den Qualm und Rauch der Brände von Petersburg hindurch die Wahrheit und beſtand auf ſeinem Plane.

Fein gebildete liberale Miniſter halfen ihrem Herrn und wirkten durch ihre Gouverneurs und Posredniks (Vermittler zwiſchen Beſitzer und Leibeigenen) in den Provinzen vorbereitend, warnend und belehrend auf Herren wie Knechte. In einem Jahr verdoppelte ſich die Zahl der Volksſchulen und, wenn dieſelbe auch erſt den achten Theil der Anzahl aller Generäle Rußlands (33,000) erreichte, ſo wuchs und wächſt ſie doch täglich. Petersburg und Moskau verſorgen Rußland; Warſchau und Wilna Polen mit einer Unzahl von Volksſchriften, ſeien ſie belehrenden, ſeien ſie unterhaltenden Inhaltes; ja ſelbſt die Zwitterſprache der Weißruſſen erhielt in „Elementarz dla dzietok katolikon — Warszawa, 1862" ein treffliches Elementarbuch, welches leicht den Streit darüber, ob die weißruſſiſche Sprache eine ruſſiſche oder eine polniſche Mundart ſei, erneuern dürfte.

Bis zum letzten Augenblicke verſchwendeten die Grundbeſitzer die koſtbare Zeit, ſei es, den weiſen Maßregeln und Rathſchlägen der Regierung zu trotzen, ſei es ihr grauſames Recht und die aufgeſtachelten Launen an ihren Leibeigenen auszulaſſen. Alle Qualen und Martern, welche eine Jahrhunderte lange Erfahrung ſie gelehrt, wandten ſie an, um den Gedanken zu erdrücken, daß der Leibeigene auch Menſch ſei. Peitſchenhiebe und Ruthenſchläge, Jammern und Winſeln erfüllten das große, weite Reich, aber an vielen Orten ertönte auch der Racheſchrei der unter das Thier herabgewürdigten Menſchen; der Sklave brach die Feſſeln und ſicherlich wäre es hier zu noch gräßlicheren Scenen, als die galiziſchen Metzeleien, gekommen, hätte auch jetzt die Regierung ihre unparteiiſche Weisheit nicht geübt. Mit Güte, oft aber auch mit Gewalt, wurden die erſten Keime einer Bauern-Empörung erſtickt, während den Beſitzern wiederholt erklärt wurde, daß der Wille Alexander's unerſchütterlich ſei; — aber die Thörigten überhörten all' dieſe Mahnungen.

So dankte dem endgültigen Ukas vom 3. März 1862, welcher 25 Millionen Sklaven die Rechte freier Menſchen verlieh, der Freudenruf dieſer Beglückten, der Jubelruf des ganzen Weltall's; lange, lange wird er forthallen in der Geſchichte und den Namen „Alexander's II., des Großen" der ſpäteſten Nachwelt verkünden. Quellen eines nie geahnten Reichthums werden ſich aufthun und, gefördert durch freiere Geſetze, wird Rußland bald, nicht das geharniſchte Geſpenſt des Panſlavismus, ſondern die Kornkammer der Welt ſein. — Aber die Grundbeſitzer traf ein harter Schlag; in ihr zürnendes Murren miſchten ſich die Seufzer tiefer Bekümmerniß, denn, entblößt von Ackerbauern, von Hofleuten und Handwerkern, oft auch ohne die nöthigen Mittel, gehen ſie einer wahrhaft traurigen Zukunft entgegen. Wenn im verfloſſenen Jahre die Hälfte ihrer Aerndten auf den Feldern verfaulte, weil Niemand die Senſe und Sichel ergriff, ſo wird in dieſem Jahre Niemand für ſie pflügen und ſäen. Dieſe ihre Rathloſigkeit ſuchen nun Spekulanten auszubeuten; Agenten in Petersburg und Warſchau und ihre Helfershelfer in Memel und Breslau erbieten ſich, ſie mit Arbeitern zu verſorgen, welche in ihrer Heimat, wie dieſe Retter in der Noth meinen, durch Hunger mürbe gemacht, der Willkür ihres neuen Herrn keinen Trotz entgegen ſetzen und, zufrieden Brod zu haben, die früheren unbändigen Sklaven vergeſſen machen würden.

Ihre Werber durchziehen die Gauen Deutſchlands — ein lohnendes Geſchäft, denn für jeden Kopf, den ſie für Rußland erhandeln, erhalten ſie 2 Thaler —, preiſen die Gefilde Rußlands, den Reichthum ſeiner Fluren, welchen ohne Mühe und Arbeit Melonen und Wein entſprießen, prächtigen Getraides und fetter Wieſen gar nicht zu gedenken — ſie ſingen Loblieder auf den Edelmuth der ruſſiſchen Herren, welche jeder Familie Haus und Hof und Land und Vieh umſonſt und für ewige Zeiten als Freies Eigenthum gewähren, indem ſie dieſes Alles noch obendrein durch gerichtlichen Contrakt garantiren, und ach! wie viele Unglückliche gehen in die Falle dieſer Menſchenhändler! Sie nehmen Abſchied von der deutſchen Muttererde und ziehen nach dem gelobten Lande hin, — um bald nichts mehr von Deutſchland zu hören, noch weniger aber von Deutſchland gehört zu werden. Was das knappe, aber freie deutſche Brod nicht vermochte, das gelingt dem Stocke roher Verwalter: betrogen, getäuſcht in allen ſeinen Hoffnungen, gebunden an den gerichtlichen Contrakt — wird der freie Deutſche ein Sklave! O mögen dieſe Verblendeten, ſo lange als noch Zeit iſt, dem Worte des Vater Arndt Glauben ſchenken: „Deutſchland iſt das ſchönſte Land der Erde; es will uns nur nicht in unſern harten Kopf hinein!" und mögen ſie der Warnung Schiller's folgen:

„An's Vaterland, an's theure, ſchließ' Dich an,
Das halte feſt mit Deinem ganzen Herzen.
Hier ſind die ſtarken Wurzeln Deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt ſteh'ſt Du allein,
Ein ſchwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt."

O. Urban.

## Frankreich.

### Madame du Parquet über den franzöſiſchen Roman.

Romane in Deutſchland und in Frankreich.

Daß eine weibliche Feder ſich mit Literatur-Geſchichte befaßt, iſt überhaupt eine Seltenheit, ganz beſonders aber in Frankreich, denn in England und Deutſchland giebt es ſchon einige kritiſirende Damen in der Schriftſtellerwelt.

In Frankreich hat ſeit dem Werke der Staël, über die deutſche Literatur keine Frau irgend etwas Namhaftes auf dieſem Felde geleiſtet; deshalb iſt zu begreifen, daß es die Akademie preiswürdig fand, wenn eine Dame eine Abhandlung über den Roman ſchreiben kann. Madame E. du Parquet hat bekanntlich den Preis der Akademie erhalten für ihre Arbeit über den franzöſiſchen Roman.

Warum werden nicht auch in Deutſchland alljährlich Preiſe ausgeſetzt? Warum können unſre Frauen und Männer der Literatur nicht auch gekrönt werden? In Berlin, München, Wien, oder auch in einer der kleinern Reſidenzen, würde doch gewiß ein Forum der Intelligenz aufgeſtellt werden können, daß durch ſein Urtheil maßgebend für das große Publikum und lohnend für die Arbeiter auf dem Felde der Literatur zu wirken vermöchte.

Wie würde der Einfluß einer ſolchen lebendigen Anerkennung die Schreibenden und die Leſenden anregen und antreiben! das Urtheil der Letztern geht jetzt vollſtändig in der Irre; die einander widerſprechenden Organe der Kritik ſind nicht dazu geeignet, einen Anhalt zu bieten; auch werden ſie kaum noch geleſen. Daraus erklärt es ſich, daß eine ganz unerhörte Urtheilsloſigkeit und Geſchmack-Verderbniß herrſchend geworden ſind und Bücher geleſen werden, die ganz werthlos und inhaltsleer ſind, während oft die wenigen guten Werke unbeachtet bleiben.

Es ließen ſich unter den Erſcheinungen der neueſten deutſchen Literatur eine Menge Beiſpiele als Belege dieſer Wahrnehmung anführen. Der Roman exiſtirt faſt nicht mehr in künſtleriſcher Form, er iſt zu dem ſchlechteſten Futter für Leihbibliotheken herabgeſunken und wird auch dort nicht einmal zur Befriedigung des beſcheidenſten Leſers beitragen. Man verharre nur ein Viertelſtündchen in einem Buchladen; es wird genügen, um ſich von den Klagen und dem Unwillen zu überzeugen, welche die jetzigen Romane in allen Klaſſen der Leſewelt hervorrufen.

Allerdings würde es faſt unmöglich ſein, daß ein und daſſelbe Buch den Anforderungen Aller genügt; die ſo ſehr verſchiedenen Grade der Bildung machen dies unmöglich. Indeſſen wird ein wirklich guter Roman, ein Lebensbild, aus dem vollen Menſchenleben herausgegriffen, auch gewiß alle Klaſſen der Leſewelt zu feſſeln vermögen, ſelbſt wenn das Verſtändniß bei einigen, wegen mangelnder Bildung nicht vollſtändig ſein kann.

Wir wollen nur ein einziges Beiſpiel hier anführen; es iſt indeſſen auch das einzige, welches die deutſche Literatur der letzten vier bis fünf Jahre aufzuweiſen vermag. Wir meinen den trefflichen Roman: *Das Mädchen von Hela*, welcher ſeiner Verfaſſerin, Fanny Lewald, in der Literatur eine höhere Ehrenſtelle anweiſt, als ihren franzöſiſchen und engliſchen Kolleginnen. Dieſe einfache Geſchichte eines armen Dienſtmädchens wird dem höchſten wie dem niedrigſten Leſerkreiſe Sympathien erwecken. Es ſind Schilderungen und Anſchauungen darin enthalten, die der größten deutſchen Dichterin, Annette von Droſte-Hülshoff, würdig wären.

Digitized by Google

Dennoch iſt dieſes Meiſterwerk eigentlich nirgend zur Geltung gekommen; die Kritik hat nicht mehr Gewicht darauf gelegt als auf die oberflächlichſten, abgebrauchteſten Unterhaltungs-Bücher und die geſchraubten, naturwidrigen Romane der Neuzeit.

Dies liegt darin, daß kein eigentliches Forum der Kritik exiſtirt, daß ſie nicht mehr wiſſenſchaftlich und gewiſſenhaft betrieben wird; ſie iſt nur der Parteiſucht und perſönlichen Intereſſen dienſtbar. Sie nimmt ſich nicht die Zeit zu ausführlichen Urtheilen; jeder Arbeiter verlangt ſeinen Lohn, aber ſie geht leer aus. Hätten wir Preisrichter, die dafür ſorgten, ſo würde der Ehrgeiz der Kritik erwachen, und wir würden Leiſtungen hervorheben können, die mit denen der franzöſiſchen Literatur wenigſtens wetteiferten.

Die gekrönte Abhandlung der Madame du Parquet beſchäftigt ſich mit einer Charakteriſtik des Romans, wie er ſich ſeit dem ſiebenzehnten Jahrhundert geſtaltete. In den Anfängen der franzöſiſchen Literatur ſpielte der Roman eine Hauptrolle. Der Chevalier d'Urfée und Mademoiſelle de Scudéry geſtalteten die Geſellſchaft um durch ihre romantiſchen Erzählungen, ſie führten die ſentimentale Liebe bei ihr ein.

Die Verfaſſerin der gekrönten Abhandlung ſtellt die Aſträa des Chevalier d'Urfée neben die neue Heloiſe des Jean Jaques Rouſſeau, der ein Jahrhundert ſpäter eine ähnliche Wirkung hervorbrachte, nämlich ebenſo begeiſterte Leſer fand und einen ebenſo gewaltigen Einfluß ausübte.

Indeſſen möchten wir denn doch hervorheben, was die gekrönte Dame unterlaſſen, daß die beiden Romane durchaus keine Aehnlichkeit haben. Die Aſträa iſt ein Schäferſpiel voll ſanfter Empfindungen und edelſter Moral, während die Heloiſe das Bild der Leidenſchaft und der Verderbtheit darbietet. Wie es möglich war, daß Rouſſeau damit heilſam auf die damalige Geſellſchaft wirken konnte, iſt eines der vielen ungelöſten hiſtoriſchen Räthſel! Er ſelbſt hatte übrigens moraliſches Gefühl genug, eine Vorrede zu ſeinem Buche zu ſchreiben, worin er jede unverdorbene Seele, namentlich jedes junge Mädchen warnt, es zu leſen.

Wie hoch die Aſträa von ihren Zeitgenoſſen geſtellt wurde, geht daraus hervor, daß Madame de Lafayette, die Verfaſſerin berühmter, tugendhafter Romane, täglich ein Kapitel daraus las, um ſich an der Verherrlichung des Gefühls zu erlaben, welches damals eine „honette Freundſchaft“ genannt wurde. Einige typiſche Figuren ſind übrigens bis auf unſere Zeit übergegangen; wer auch nie eine Zeile dieſes altfranzöſiſchen Romans geleſen hat, wird doch wiſſen, daß Seladon ein ſchmachtender Liebhaber iſt, der eine Hauptrolle darin ſpielte.

Die Romane der Mademoiſelle de Scudéry charakteriſirt die gekrönte Verfaſſerin folgendermaßen: „Die Gefühle ſind darin mit wahrem Seelen-Studium entwickelt, die Geſpräche ſind geiſtvoll und anmuthig, die Perſonen ſind hiſtoriſch treu und mit Feinheit geſchildert. Aber es fehlt den trefflichen Einzelheiten dieſer achtungswerthen Romane an dem ſchöpferiſchen Hauch, der Leben und Wärme verleiht. Die häufigen Wiederholungen, das Steife und Gezwungene des Tons erkälten den Leſer und es bleibt nichts übrig als das beleidigende Wort: langweilig darüber auszuſprechen. Es giebt kein Buch, welches ſich von einem ſolchen Urtheil wieder erholt. Indeſſen iſt es doch anzuerkennen, daß Mademoiſelle de Scudéry in ihren Romanen eine unſchätzbare Geſchichte des intereſſanten Hoflebens unter Ludwig XIII. und XIV. geliefert hat. Die Helden der Fronde und die Schöngeiſter vom Hôtel Rambouillet ſind mit all ihren Schwächen und all ihren glänzenden Eigenſchaften darin wiederzufinden. In Cyrus erkennt man leicht den großen Condé, ſeine ſchöne Schweſter Longueville und die ganze holdſelige Frauengruppe, die ſein Leben verſchönerte. In den ſpätern Romanen treten die Bilder des chriſtlichen Stoikers Arnauld, des Kardinal Mazarin, der lieblichen Henriette von England, des genialen Scarron und ſeiner jungen klugen Gattin, der ſpätern Beherrſcherin Ludwig's des Vierzehnten und Frankreichs hervor. Kurz vor dem Erlöſchen des Ruhms der Mademoiſelle de Scudéry, erkannte die Akademie ihr den Preis der Beredtſamkeit zu, eine Ehre, die länger als durch zwei Jahrhunderte ein ſo mächtiger Sporn zu allem Edlen und Großen geweſen iſt.“

Indem die gekrönte Verfaſſerin dies Factum erwähnte, welches ihr die einſt berühmteſte Schriftſtellerin Frankreichs zur Collegin giebt, hätte ſie auch wohl einfließen laſſen können, daß weder die Staël noch die Sand jemals von der Akademie gekrönt worden ſind, jedenfalls ein literariſches Curioſum.

Die Romane der Madame de Lafayette, namentlich die Prinzeſſin von Clève, Zayde, die Gräfin von Tende, werden offenbar bevorzugt vor denen der Scudéry, es ſcheint uns überſehen zu ſein, daß es ihnen bedeutend leichter werden mußte, die einmal gebrochene Bahn weiter zu führen. Indeſſen haben ſie allerings mehr Leben und Leidenſchaft, wir möchten ſagen, es weht ein modernerer Hauch in ihnen. Die meiſten würden noch jetzt mit Verſtändniß und Vergnügen von der jetzigen Leſewelt geleſen werden können und es iſt zu bedauern, daß ſie namentlich in Deutſchland ſo wenig bekannt ſind.

Dem ſentimentalen Roman, wie er in den Werken der Madame de Lafayette den Gipfelpunkt erreicht hatte, folgte naturgemäß der ſatyriſche, Gil Blas und der hinkende Teufel von Leſage. Es wurde darin nicht nur die ſentimentale Liebe lächerlich gemacht, ſondern auch die Tugend. Die unmoraliſche Zeit der Regentſchaft gab ſolchen Büchern ein weites Feld anheim.

Die perſiſchen Briefe, worin Montesquieu mit demſelben Styl ſeines „Geiſt der Geſetzgebung“ den Atheismus und die Galanterie verherrlichte, waren die Vorläufer von Manon Lescaut, einer Kamelien-Dame, die der Abbé Prevoſt in die Literatur einführte. Er war zugleich der erſte Ueberſetzer der Klariſſe von Richardſon, und es iſt unbegreiflich, daß er bei ſolchen tugendhaften Vorbildern ſich für eine Manon begeiſtern konnte.

Schlimmere Romane, wie ſie die Crébillons hervorbrachten, folgten dieſen Werken, und Voltaire trug noch mehr Zündſtoff, um die böſen Geiſter zu entflammen, die nachher das achtzehnte Jahrhundert in Brand ſteckten.

Die neue Heloiſe von Rouſſeau war allerdings in dem gegebenen Augenblick eigentlich ein Heilmittel, weil durch ſie wenigſtens der Geiſt der Literatur in andere Bahnen geleitet wurde. Die Satyre wagte nicht mehr, ſich offen gegen die reinſten menſchlichen Empfindungen zu richten; ſie kehrte in ihre naturgemäße Domäne zurück, das Lächerliche und Schlechte zu bekämpfen.

Die ſentimentale Richtung Rouſſeau's würde für uns, die wir nicht mehr verblendet von dem Enthuſiasmus ſeiner Zeitgenoſſen ſind, nicht ſo viel Widerliches haben, wenn er nicht die Sinnlichkeit und die Verderbniß hineingemiſcht hätte. Allerdings ſollte man zu ſeiner Entſchuldigung nicht vergeſſen, daß er in ſeinem Vagabonden-Leben, wo er vom Bedienten zum gefeierten Philoſophen avancirte, die Grundſätze der Moral verlernen konnte, und daß es immer noch ein Beweis ſittlichen Gefühls iſt, wenn er ein Ideal der Frauentugend in der Heldin ſeiner neuen Heloiſe aufzuſtellen trachtet, ſei es auch noch ſo unvollkommen.

Es ſind dem armen Rouſſeau auch wahrlich böſe Beiſpiele von Frauentugend gegeben worden! Die entſetzlich verirrte Warrens, die aus ſeiner Pflegemutter ſich zu ſeiner Maitreſſe erniedrigte, und die gemeine Thereſe le Vaſſeur, der er durch eine kirchliche Trauung die Ehre ſeines Namens ſchenkte, aber von ihr erfahren mußte, daß ſie einen Bedienten ſeines Gönners liebte und die Lebensmittel ſtahl, welche dem kranken Dichter zur Pflege geſchenkt wurden! Nach ſolchen Erfahrungen war es natürlich, daß Rouſſeau ſich mit wahrer Paſſion zu dem Umgang mit edlen Frauen der Ariſtokratie drängte. Die Gräfin Houdetot und die Marquiſe von B. (ihr Name iſt leider nie bekannt geworden) haben dem Alter des Dichters die Ideale gezeigt, nach denen er ſich vergeblich in ſeiner Jugend geſehnt hat.

Eine reinere Blüthe der ſentimentalen Richtung des Romans, als Rouſſeau ſie zu zeitigen verſtand, ſchuf Bernardin de St. Pierre in ſeinem Gedicht Paul und Virginie. Es iſt gewiß mehr geleſen worden, als alle die bereits genannten berühmten Werke, es hat den Kreislauf um die Welt gemacht, es wird nie aufhören, ein Lieblingsbuch der kindlichen Jugend zu ſein. Und dies Buch, voll Frieden und Poeſie, voll Unſchuld und Reinheit, entſtand kurz vor dem Ausbruch der blutigen Revolution, die den Untergang der geſammten Literatur nach ſich zu ziehen ſchien.

Indeſſen ſiegte der thätige Menſchengeiſt bald über die Stürme, und aus dem Chaos entwickelten ſich hellere Sterne am literariſchen Himmel, als je zuvor. Chateaubriand und die Staël.

Corinne und Delphine vereinigten die Gluth der Leidenſchaft mit der Schärfe des Gedankens, wie es bis dahin wohl noch nie einer weiblichen Feder gelungen war, und erſt ſpäter durch George Sand übertroffen wurde. Es folgten der Staël unmittelbar eine Menge ſchriftſtellernde Frauen, die Genlis, die Souza, die Cottin und die Krüdener, aber keine hat ſie erreicht, und nur Valérie, der Roman der Letztern, iſt durch den glänzenden Erfolg allenfalls neben den Romanen der Staël zu nennen, die ihn aber weit an Werth und Bedeutung übertreffen.

Frau von Staël liebte es, die Geheimniſſe der menſchlichen Regungen bis auf den Grund zu erklären, ſie ſcheute weder den Schmerz der Enttäuſchung, noch die Demüthigung der Selbſtverurtheilung, um die Wahrheiten des pſychologiſchen Romans darzuthun. In Corinne ſowohl, wie in Delphine hat ſie ſich ſelbſt geſchildert und mit bewundernswerther Klarheit ihre Schwächen eingeſehen, während ſie im Leben ſich beinahe immer der größten Verblendung über ihr Selbſt ſchuldig machte. Man

Digitized by Google

braucht nur an ihr Verhältniß zu Benjamin Conſtant zu erinnern und an ſeinen berühmten Roman Adolphe, der daſſelbe mit ſprechender Aehnlichkeit dargeſtellt hat.

Chateaubriand, der große Nebenſtern der Staël, hat in der Schilderung ſeines René die Krankheits=Geſchichte der Zeit geſchrieben; die ewige Trauer des verlangenden Herzens, der zweifelnden Seele iſt von ihm zu einem Nimbus geſtaltet worden. Die Jugend Frankreichs enthuſiasmirte ſich für dieſen „Reichthum an Melancholie und Lebens-Ueberdruß,“ wie René ſich rühmt ihn zu beſitzen; René wurde ihr Ideal, wie Werther es faſt gleichzeitig in Deutſchland war. Chateaubriand gab in ſeiner Atala und in den Märtyrn der Exaltation womöglich noch eine Steigerung, aber auch eine andere Richtung, die ein Heilmittel gegen den Zweifel, die Krankheit der Zeit, darbot.

Indeſſen iſt jetzt Chateaubriand's Einfluß erloſchen, der Roman der Neuzeit wendete ſich wieder der Reaction zu; wir meinen das ewige Auf= und Nieder des Welten=Gleichgewichts mit dieſem Ausdruck. Jede veränderte Richtung in Politik, Literatur nnd Mode ſucht ſtets die vorhergehende zu korrigiren. Möge der jetzige Roman ſich nur nicht zu ſehr dem Realen hingeben, ſondern die früheren Ideale nicht ganz vergeſſen.

F. v. H.

— Die Beſchäftigungen des weiblichen Geſchlechts. Eine Emancipation der Frauen, wie ihr die geiſtvolle Fanny Lewald in ihrer vortrefflichen Selbſtbiographie das Wort redet, iſt keineswegs in das phantaſtiſche Reich der hirnverbrannten Theorien zu verweiſen. Sie will das Weib nicht aus den Gränzen reißen, die ihm die Natur geſteckt hat, es nicht reif machen für das kecke Auftreten in der Oeffentlichkeit, daß es durch Wort nnd That eingreiſe in das weitere oder engere Gemeinweſen. Ihr Ziel iſt vielmehr, das Weib auf eigene Füße zu ſtellen und von den Zufälligkeiten, die keine Subſiſtenz gefährden, möglichſt unabhängig zu machen. Was ſoll in der That eine Frau auf der beſchränkten, einſeitigen Bildungsſtufe, die ſie gegenwärtig im Allgemeinen einnimmt, anfangen, wenn ſie, des Ernährers und Verſorgers beraubt, mittel= und hülflos auf ſich allein angewieſen iſt? Welches Loos erwartet die armen Weſen, die ein ungünſtiges Geſchick nicht an den Mann und unter die Haube gebracht hat? Sollte die Natur ſo viele ihrer vernunftbegabten Kinder ſo ſtiefmütterlich an Anlagen ausgeſtattet haben, daß ſie dazu verurtheilt ſeien, bei der Nadel, dem Strickſtrumpf, dem Waſchfaſſe und in der Küche lebenslang zu verkümmern? Sollte eine zweckmäßigere nnd umſichtige Erziehung und Ausbildung das Weib nicht befähigen können, auch andere Berufskreiſe nützlich auszufüllen, und ſich ein achtbares und ſorgenfreies Auskommen zu ſchaffen? Die Löſung dieſer Fragen hat ſich eine Amerikanerin, Miß Virginia Penny, in einem Buche: „The Employments of Women; a Cyclopaedia of Woman's Work“ zur Aufgabe gemacht. Zum Theil vom amerikaniſchen Standpunkte, wobei für uns Europäer ſo manches Seltſame mitunter läuft, geht ſie die verſchiedenen Berufsarten unterſuchend durch, inwiefern ſie dem weiblichen Charakter zuſagend oder widerſtreitend ſind. Einiges mag hier eine Stelle finden.

In dem Kapitel „der Juriſt,“ zeigt ſie, daß die Barre kein geeigneter Boden für das Weib iſt. „Die lärmenden Auftritte eines Gerichts=Saales harmoniren nicht mit dem gehaltenen, ſtillen und ſanften Weſen einer feingebildeten Frau.“

Die Kunſt in allen ihren Zweigen dürfte wohl von Frauen ausgeübt werden, und die Verfaſſerin führt unter Anderm das ermunternde Beiſpiel einer Trommelſchlägerin an, „die ein Diplom auf ihre Kunſt bekommen hat.“

Die Zahnarzneikunde, die, merkwürdig genug, in Paris von Frauen betrieben wird, hat, wie Miß Virginia berichtet, bisjetzt noch nicht bei den transatlantiſchen Damen Eingang gefunden. Nur Einen weiblichen Zahnarzt erwähnt ſie, der aber nach kurzer Zeit das Handwerk niedergelegt habe; ſie meint indeſſen, daß gerade Frauen ſich dazu eignen: „weil Damen weniger Anſtand nehmen würden, bei einem Operateur ihres Geſchlechts Hülſe in der Noth zu ſuchen.“ Ohne ſich die Schwierigkeiten zu verhehlen, beweiſt ſie aus überwiegenden Gründen, daß die Wundarzneikunde von dem weiblichen Berufskreiſe nicht auszuſchließen ſei. Ueberhaupt könne das mediziniſche Studium die Frau in den Stand ſetzen, „ihre und der Ihrigen Geſundheit zu fördern.“

Die Geburtshülfe und die Behandlung der Frauenkrankheiten im Allgemeinen gehört weſentlich in den Bereich des weiblichen Arztes. Zahlreiche Beiſpiele von vielbeſchäftigten Frauen=Aerzten weiblichen Geſchlechts liefert namentlich Philadelphia; auch in New=York und Boſton fehlt es daran nicht. In Amerika aber, behauptet die Verfaſſerin, iſt es einer Frau faſt unmöglich, eine tüchtige, mediziniſche Bildung zu erlangen; dieſe könne ihr nur der Beſuch einer europäiſchen Univerſität geben; die geſetzliche Befugniß, zu praktiziren, müßte ſie dann bei der Fakultät zu Philadelphia oder Boſton nachſuchen.

In dem Kapitel „die Prediger“ führt ſie uns die glänzende Geſtalt einer Anna Lee, der Stifterin der Oaker=Sekte, vor; auch an Miſtreß Jenkins rühmt ſie „milde, weiblich-liebenswürdige Haltung auf der Kanzel.“ Doch das iſt Geſchmackſache. Solche Gewächſe gedeihen vielleicht auf amerikaniſchem Boden; das europäiſche Klima dürfte denſelben ſchwerlich günſtig ſein.

— Eine deutſche Ausgabe der *Imitatio Christi*.* Nächſt der Bibel hat wohl kein Buch ſo viele Ausgaben und Abdrucke erlebt, als das kleine, unſcheinbare Büchlein, deſſen Verfaſſer nicht einmal feſtſteht, das aber mit der größten Wahrſcheinlichkeit dem niederrheiniſchen Mönche, Thomas von Kempen, zugeſchrieben wird. Katholiken, wie Proteſtanten, wetteifern in der Anerkennung, daß hier der innerſte, geiſtige Kern des Chriſtenthums über allen Sekten=Eifer hinweg in einer Reinheit und Herrlichkeit ausgeſprochen ſei, wie nirgend anderswo, nnd unzähligen Menſchen, die ſich aus dem Treiben und den Täuſchungen der Welt in ihr Inneres zurückziehen, iſt es ein ſtiller Tröſter, Freund und Rathgeber. Auch der Herausgeber des vorliegenden kritiſchen, nach der beſten Handſchrift de Advocatis gemachten Abdruckes, den wir wohl unter der höheren Geiſtlichkeit der preußiſchen Hauptſtadt zu ſuchen haben, hat ſich dieſer Arbeit aus reiner Liebe zur Sache unterzogen, ebenſo wie der demſelben als Freund naheſtehende, uneigennützige Verleger, welcher ganz neue Lapidar=Lettern für das Büchlein hat ſchneiden laſſen, und für deſſen ſplendideſte Ausſtattung geſorgt hat. Von allen Ausgaben, die wir haben, dürſte die vorliegende, ſowohl was die Richtigkeit des Textes, als was äußere Schönheit anbelangt, den Preis erhalten; ſie ſei deshalb den Freunden des trefflichen Büchleins beſtens empfohlen.

— Das botaniſche Muſeum von Kew bei London. Einem in der botaniſchen Section der „Schleſiſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Kultur“ in Breslau von ihrem Präſidenten, Hrn. Geh. R., Profeſſor Göppert, gehaltenen Vortrag über den botaniſchen Garten von Kew, entlehnen wir Nachſtehendes: „In einem mit Recht Palace genannten Hauſe wird das Herbarium aufbewahrt, das umfangreichſte der Erde; faſt Alles aber überragt — wenn man überhaupt bei ſo überwältigenden Eindrücken, wie ein Beſuch von Kew auf Jeden ausüben muß, noch vergleichen kann und darf — das botaniſche Muſeum. Anſchauliche Darſtellung des geſammten Gewächsreiches und ſeiner praktiſchen Verwendung war das Ziel, welches den Gründern vorſchwebte. Sir William Jackſon Hooker, Direktor ſämmtlicher Inſtitute, einem der größten Botaniker unſerer Zeit und ſeinem nicht minder ausgezeichneten, auf der ganzen Erde heimiſchen Sohne, Joſeph Dalton Hooker, und von ihnen auf eine wahrhaft ſchwer zu übertreffende Weiſe erreicht ward. In zwei umfangreichen, jetzt aber dennoch ſchon ganz gefüllten Gebäuden iſt, nach natürlichen Familien, das ganze Gewächsreich repräſentirt, insbeſondere durch Exemplare, die das Herbarium nicht aufnehmen kann, alſo ganze Pflanzen, Stämme, Blüthen, Früchte, meiſt in Glaskäſten; dabei erläutert durch detaillirte Abbildungen in allen Entwickelungs=Stadien; Angaben der Verbreitung auf beſonderen, nach einzelnen Familien und Arten geordneten Karten und begleitet von ihren Produkten, ſowie von Exemplaren ihrer Verwendung bei den Urbewohnern und bei den kultivirteſten Nationen, daher das Ganze auch von größtem ethnographiſchen und techniſchen Intereſſe. Man ſieht hier neben den Produkten aus Flechten und Mooſen, welche den Comfort häuslicher Einrichtungen der arktiſchen Bewohner ausmachen, die luxuriöſen Arbeiten der heutigen Zeit aus den Hölzern aller Gegenden der Erde, Farben, Baumwollen, Wachs, Früchte aller Art, Thee und Theegeräthſchaften, Medizinal=Waaren, Gifte aller Länder, Tabake und dergleichen, Nahrungsmittel, unter anderen den großen eßbaren Pilz der Neuſeeländer (Mylitta australis), Pflanzengewebe und deren Produkte, die für Botaniker ſo intereſſanten Rhizantheen in Original und Modellen, die merkwürdigſte aller Doldenpflanzen, die Bolax glebaria, eine Vegetationsmaſſe von 4 Fuß Durchmeſſer von den Falklands=Inſeln, große Palmenſtämme, umwunden von fußdicken Paraſiten, ein echtes Bild tropiſcher Urwälder, und ſo vieles Andere, was wir hier übergehen müſſen. Ein vortrefflicher Katalog kann Jedem, dem Laien, wie dem Manne von Fach, als Führer dienen, wie dergleichen

* De Imitatione Christi libri quatuor ad fidem codicis de advocatis recensi. Berolini in aedibus Rudolphi Ludovici Deckeri. A. MDCCCLXII.

Digitized by Google

auch für den Kew Garden ſelbſt exiſtirt, beide verfaßt von Sir William Hooker. Die 21. Auflage der Hauptſchrift war eben erſchienen, abgeſehen von den zahlreichen Auszügen, die auf allen Wegen und Stegen nach Kew dargeboten werden. London hat, außer dem freilich aller und jeder Beſchreibung wahrhaft ſpottenden, über jede Vorſtellung erhabenen Kryſtall-Palaſt, meines Erachtens nach, nur noch ein Inſtitut von ähnlicher praktiſch-wiſſenſchaftlicher Bedeutung, wie das botaniſche, in dem von einem der größten Geologen unſerer Tage, Sir Roderich Impey Murchiſon, gegründeten Muſeum für praktiſche Geologie, von welchem ich an einem andern Orte ſprechen werde."

— Frankreich und die Freiheit. Zu dem, was in Nr. 5 u. 6 des „Magazin" d. J., nach Milſand und andern zeitgenöſſiſchen Schriftſtellern Frankreichs, über das Weſen dieſes Landes und die Ungeeignetheit der Franzoſen, wahre bürgerliche Freiheit zu erringen und ſich zu erhalten, geſagt wird, könnte man, als ſehr bezeichnend, das Urtheil eines anderen, leider zu früh verſtorbenen Franzoſen hinzufügen. Ich meine Alexis de Tocqueville in ſeinem Werke: L'ancien Régime et la Revolution. Tocqueville macht überaus anziehende Geſtändniſſe in Bezug auf die franzöſiſche Nation und ſagt, daß man nach allen vorhergegangenen Entwickelungen die Revolution nur begreifen könne durch rechte Erwägung der Eigenthümlichkeit des franzöſiſchen Volkes. Er nennt unter Anderem die Nation „plus conduite par des sensations, moins par des principes; apte à tout, mais n'excellant que dans la guerre; adorateur du hazard, de la force, du succès, de l'éclat et du bruit, plus que de la vraie gloire etc. Das Geſtändniß iſt wichtig aus dem Munde eines Franzoſen, deſſen Landsleute ſonſt ſehr geneigt ſind, alle ihre nationalen Eigenthümlichkeiten nur im roſenfarbenen Lichte zu betrachten. Die Schrift von Odillon Barrot: La centralisation et ses effets (ebenfalls im „Magazin" beſprochen) bietet auch Manches zur Vergleichung mit dem oben genannten Buche. Eine frühere Schrift von Raudot: La décadence de la France (Paris, 1830) würde ebenfalls Manches zu dieſem Zwecke darbieten; ſo z. B. ein prägnantes Urtheil, das Raudot (S. 125) anführt, und worin es unter Anderem heißt: les nations sont rigoureuses par le coeur et non par l'esprit, par les croyances et non par les lumières; la civilisation peut s'allier avec la nourriture. Ein anderes Urtheil eines franzöſiſchen Schriftſtellers giebt einen Grund an, der auch erklärt, weshalb die Franzoſen gerade am Wenigſten zur Freiheit gelangen können. Aimé Martin in der Schrift: Education des mères de famille ſagt: Quel spectacle plus effrayant, que celui d'un peuple actif et vigoureux, se debattant sans espérance dans les murs d'airain de la fausse gloire, de la personnalité et de l'égoisme! Ce spectacle nous le donnons au monde, parceque la pensée religieuse nous manque, et la pensée religieuse nous manque parceque les mères ont oublié de la deposer sur le berceau de leurs enfants. G. A. J.

— Ein deutſcher Herzog in der Provinz Otranto.* Das Schloß Caballino, unfern Lecce, der Hauptſtadt der Provinz Otranto, mit der Ausſicht nach dem Joniſchen Meere, iſt ſeit der Herrſchaft des Sohnes des deutſchen Kaiſers Friedrich's II. von Hohenſtaufen ein Beſitzthum der Herzoge von Caſtromediano-Limburg, welche damit ſchon unter der normanniſchen Herrſchaft belehnt waren. Der jetzige Träger dieſes deutſchen Namens macht ſeiner deutſchen Abſtammung alle Ehre. Er iſt jetzt von ſeiner Provinz zum Abgeordneten des italiäniſchen Parlaments gewählt, iſt eine in Turin ſehr beliebte Perſönlichkeit, und daß er es auch in ſeiner Heimat iſt, konnte man aus ſeinem Schreiben an ſeine Wähler entnehmen, das in der Provinzial-Zeitung von Lecce abgedruckt erſchien, wo er nach dreizehnjähriger Abweſenheit wieder aufgetreten war. Durch ſeine Bildung dem argliſtigen Treiben der früheren Mißregierung entfremdet, war er derſelben unter Ferdinand II. von Neapel verdächtig geworden; verhaftet, wurde er zehn Jahre lang gefangen gehalten; zwei Jahre lang mußte er dabei ohne Licht und Bücher zubringen; endlich — da man keine Schuld an ihm fand — mit dem Baron von Poërio und 70 andern Edeln nach Amerika eingeſchifft, gehörte er zu denen, welche ſich nach England retten konnten, von wo er vor einigen Jahren Turin erreichte, wo er für ſeine Mitbürger thätig iſt. Auch ſind von ihm geſchichtliche Forſchungen über ſeine noch ſehr unbekannte Heimat, das alte Groß-Griechenland, zu erwarten; er ſucht ſeine Auszeichnung in einer tüchtigen Geiſtesbildung.

* Die neapolitaniſche Provinz Otranto bildet den Abſatz des italiäniſchen Stiefels. D. R.

— Die Republik Uruguay. Ueber dieſes aufſtrebende Land, das jetzt einen Vertreter in Deutſchland in dem zum Generalkonſul deſſelben ernannten, früheren braſilianiſchen Generalkonſul, Herrn Sturz, erhalten hat, berichtete in der März-Sitzung der Berliner Geographiſchen Geſellſchaft Herr von Conring, der nach einem 16jährigen Aufenthalte in Uruguay vor Kurzem von dort zurückgekehrt iſt. Danach iſt das Ganze eine terraſſirte und mit Tertiär-Formation bedeckte Hochfläche, welche gegen Norden mehr einen Gebirgs-Charakter annimmt, aber überall durch Quellen und Flüſſe ſehr wohl bewäſſert iſt. Eigentliche Wälder ſind nicht vorhanden, obgleich längs der Flüſſe und Bäche der Baumwuchs nicht fehlt. Der Uruguay iſt bis zum Salto grande, welcher nur mit Hülfe der Frühjahrs- oder Herbſtregen überwunden werden kann, durchaus ſchiffbar, und die Fruchtbarkeit des Landes, welche daſſelbe auf den Ackerbau hinweiſt, giebt ſich in dem 42ſten Korn, das durchſchnittlich vom Weizen gewonnen wird, hinreichend zu erkennen. Für jetzt beſteht das Haupterzeugniß des Landes in den Viehheerden, die ſo unermeßlich ſind, daß in manchen Schlachthäuſern zuweilen an Einem Tage tauſend Rinder getödtet werden. Dabei erfreut ſich das Land eines ſehr geſunden Klima's, indem der die Luft reinigende Pampero (Steppenwind) keine epidemiſche Krankheit aufkommen läßt. Aus allem dieſen zog der Vortragende den Schluß, daß das Land für deutſche Auswanderung ſehr geeignet ſei, welcher beiläufig auch die politiſchen Verhältniſſe nicht im Wege ſtehen. Die Republik, ſeit 1828 unabhängig und unter dem Schutze von England, Frankreich und Braſilien, iſt ca. 5000 Quadratmeilen groß, in 13 Departements getheilt und enthält im Ganzen 200,000 Einwohner, von denen die Hälfte ſpaniſcher Abkunft ſind, die Anderen den verſchiedenſten Nationalitäten und Hautfarben angehören. Zu den Letzteren zählen auch die ſeit 1834 frei gewordenen Neger und die Deutſchen, welche, meiſt reiche Kaufleute, ſich der allgemeinen Religions-Freiheit erfreuen und einen eigenen deutſchen Prediger und eine vortreffliche deutſche Schule beſitzen. In der Hauptſtadt Montevideo iſt Alles auf europäiſchem Fuße eingerichtet, und die mitunter 40—50 Quadratmeilen großen Eſtrancias (Landgüter) verſprechen dem arbeitſamen Landwirth reichlichen Lohn. — Der Präſident von Uruguay, Hr. Berro, hat kürzlich in der Nationalverſammlung einen Plan entwickelt, Einwanderern öffentliche Ländereien zu billigen Preiſen zu überlaſſen, damit ſie hier Dörfer und Städte mit freier Selbſtverwaltung gründen.

— Reichthum und Jahres-Zuwachs des *British Museum.* Der Jahresbericht des Britiſchen Muſeums weiſt eine Ausgabe von 96,155 Pfd. nach, während die Voranſchläge auf 103,312 Pfd. feſtgeſetzt worden waren. Das für das gegenwärtige (vom 1. April an zu rechnende) Jahr gewährleiſtete Budget beträgt 90,541 Pfd. Die Zahl der im verfloſſenen Jahre zugelaſſenen Beſucher beläuft ſich auf 895,077; der ſtärkſte Zudrang war im Monat Auguſt, der ſchwächſte Beſuch im November. Die Bibliothek wurde um 30,362 Bände (einſchließlich Muſikalien und Landkarten) vermehrt, von welchen 1520 Geſchenke bildeten; die Abtheilung für Manuſkripte erfreute ſich eines Zuwachſes von 695 Rollen und Akten. Die Zahl der orientaliſchen, britiſchen und mittelalterlichen Antiquitäten hob ſich um 881; griechiſche und römiſche Alterthümer wurden nur mit ungefähr einem Dutzend neuer Erwerbungen bedacht. Der naturgeſchichtlichen Abtheilung mangelt es an Raum, um ihre reichen Schätze gebührend zu entfalten. In allen Zweigen vermehren ſich ihre Specimina mit faſt erſchreckender Schnelligkeit, ſodaß der Direktor dieſer Abtheilung, Profeſſor Owen, nicht weiß, wohin mit ihnen. Das letzte Jahr brachte einen Zuwachs von 28,273 Exemplaren, von welchem 13,129 dem zoologiſchen, 3144 dem geologiſchen, 1200 dem mineralogiſchen Departement einverleibt worden ſind.

— Bibliographie. Engliſche Literatur.

A Dictionary of Political Economy. Biographical, Bibliographical, Historical and Practical. By H. D. Macleod. Vol. I. London, Longman, 30 sh.

Letters on the Philosophie of the Human Mind. By Samuel Bailey. 3 Series. London, Longman, 22½ sh.

A Manual of Heraldry, Historical and Practical. With 700 illustrations. By Charles Boutell. London, Winsor, 10½ sh.

The Book of Days; a Miscellany of Popular Antiquities in Connection with the Calendar. Vol. I. Edinburgh, Chambers, 10½ sh.

The Nationalities of Europe. By R. G. Latham. 2 vols. 32 sh.

History of Federal Government, from the Foundation of the Achaian League to the Disruption of the United States. By Edward A Freeman. Vol. I. London, Macmillan, 21 sh.

The House by the Churchyard. By J. Sheridan Lefanu. 3 vols. 32 sh.

Epigrams, Ancient and Modern. Edited with an Introductory Preface, by Rev. John Booth. London, Longman, 6 sh.

Beatrice Sforza, or the Progress of Truth. By William Brewer. 3 vols. London, Chapman, 31½ sh. J. C.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

**Beſtellungen**
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
**Leipzig.**

# Magazin

# für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joſeph Lehmann.**

**Diejenigen,**
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
**Berlin.**

**Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.**

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

**№ 18.** Mittwoch, den 6. Mai 1863. **32. Jahrgang.**

## Inhalt:

**Polen.** Seite
Die polniſche Frage vom franzöſiſchen und vom deutſchen Standpunkte . . 205
**Schweiz.**
Genf und Frankreich im Reformations-Zeitalter . . . . . . . . . 208
**England.**
„No Name" . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 210
**Italien.**
Der Real-Kredit in Italien . . . . . . . . . . . . . . . . 213
**Deutſchland und das Ausland.**
Zur Geſchichte der Muſik und des Theaters im 17. und 18. Jahrhundert . 214
**Mannigfaltiges.**
Erinnerungen an einen Verſchollenen . . . . . . . . . . . . 216
Die Smithsonian Institution . . . . . . . . . . . . . . . „
Eine engliſche Lebensbeſchreibung Ulrich v. Hutten's . . . . . . . „

## Polen.

### Die polniſche Frage vom franzöſiſchen und vom deutſchen Standpunkte.

Die franzöſiſchen Journale und zwar nicht blos die politiſchen, ſind ſehr reichhaltig an Artikeln über Polen. So bringt auch die Revue des deux Mondes einen längeren Aufſatz von Ch. de Mazade, der die Ueberſchrift führt: „La Pologne devant l'Europe" und an verſchiedene Schriften, z. B. die von Montalembert „L' Insurrection polonaise," ferner an „Les Réformes russes en Pologne et l'Autriche en 1862," und an diplomatiſche Aktenſtücke anknüpft. Ebenſo bietet die von Forcade geſchriebene Chronique de la Quinzaine derſelben Revue verſchiedene Beiträge zur Diplomatik unſerer Tage, die wohl verdienen, in Betracht gezogen zu werden. Wir wollen uns danach über den Stand der Dinge etwas zu orientiren ſuchen — natürlich von unſerem deutſchen Standpunkte aus; denn die franzöſiſche Perſpective iſt in den genannten Arbeiten natürlich allein maßgebend.

Die polniſche Frage iſt alſo glücklich auf die europäiſche Tagesordnung gebracht. — Eine merkwürdige Erſcheinung! denn es iſt kein Zweifel, daß durch den Ausbruch der Inſurrection in Polen die ganze Lage der Dinge in Europa in kürzeſter Zeit eine gründliche Umgeſtaltung erfahren hat. Wer wird nach ſolchen Vorgängen noch Luſt haben, durch ſtetiges und aufmerkſames Kombiniren den Gang der Politik auch nur auf ein halbes Jahr im Voraus berechnen zu wollen? Die Geſammtlage Europa's iſt wie durch einen plötzlichen Lichtſtrahl, der aus einer Wolkenlücke dringt, für einen Augenblick erhellt worden, und wenn es eine Wahrheit giebt, die heute für ſicher angenommen werden kann, ſo iſt es dieſe: Alle europäiſchen Staaten, alle Kabinette und Regierungen leben von heute auf morgen; ſie haben kein Princip, keine Grundſätze, ſie experimentiren; Jeder ſucht den Andern gegen die Uebrigen zu benutzen und traut ihm nicht über die Gaſſe, weil er weiß, daß der Andere ſich ſofort zur Gegenpartei ſchlagen wird, ſobald er ſeinen Vortheil geſichert glaubt. Im Grunde genommen iſt jeder Staat, der nicht direkt Vaſall iſt, iſolirt und auf ſich ſelbſt angewieſen. Wir leben wie in einer unruhigen Atmoſphäre, in der endlos chemiſche Bindungen und Löſungen der verſchiedenen Elemente vorgehen, ohne daß es zu dem ſtets befürchteten Gewitter kommt.

Seit 1859 und 1860 hatte man ſich gewöhnt, an das innigſte Einverſtändniß von Rußland und Frankreich zu glauben, an ein Einverſtändniß, deſſen Spitze gegen England und Oeſterreich, reſpective die Türkei, gerichtet wäre. Frankreich konnte bei dieſem Verhältniſſe von Rußland ebenſo bedeutende Vortheile erwarten, als dieſes von jenem. Die Anerkennung des Königreichs Italien, Unterſtützung im Streben nach der Herrſchaft des Mittelmeeres, vielleicht, wenn Rußland ſich in der europäiſchen Türkei entſchädigte, Abtretung der Nordküſte Afrika's mit Aegypten. Es ſchien ſich blos noch darum zu handeln, das ewig zögernde Preußen in's Intereſſe zu ziehen und durch lockende Ausſichten auf Vergrößerung zu binden, um etwas Entſcheidendes zu unternehmen und dem Erdtheil eine neue Geſtalt zu geben.

Im gegenwärtigen Augenblicke dürfte es ſchwer ſein, den offiziellen Notenwechſel zwiſchen Paris und St. Petersburg für ein bloßes Blendwerk, für eine bloße Komödie zu halten, einzig und allein in der Abſicht aufgeführt, um die ſtark aufgeregte öffentliche Meinung zu beſchwichtigen und den liberalen Sympathien in Frankreich und anderswo Genüge zu thun. Die freundſchaftlichen Beziehungen zwiſchen beiden Höfen ſcheinen in der That verflogen zu ſein. Iſt dieſes aber der Fall, ſo muß man ſich wundern, wie ſchnell Napoleon III. eine ganz andere Decoration in dem politiſchen Schau- und Intriguenſpiel aufgeſtellt hat, mit dem er nun ſchon ſo geraume Zeit die Welt unterhält. Sind die Polen in ſeinen früheren Plänen, während ſeiner Freundſchaft mit Rußland, mit in Anſchlag gebracht geweſen; iſt das Auftauchen der polniſchen Frage ein neuer Akt ſeiner „Völkerbefreiungs-Miſſion," oder iſt ihm die Inſurrection ganz wider Wunſch und Erwarten gekommen und hat ihn vorläufig um die Frucht einer Menge von Combinationen und Berechnungen gebracht?

Wenn uns nicht Alles täuſcht, ſo dürfen wir das Letztere annehmen; wenigſtens ſcheint ſich uns bei dieſer Annahme die gegenwärtige, höchſt verzwickte Lage der Dinge am Einfachſten zu erklären. Man behalte nur die Geſammtlage Europa's, und nicht blos Europa's, ſondern auch Amerika's, im Auge, um einzuſehen, daß das Napoleoniſche Regiment durch das Auftauchen der polniſchen Frage keinen geringen Schlag erlitten. Der Beweis ſcheint geliefert, daß Napoleon III. kein Princip hat, ja, daß er, ſelbſt wenn er ein Princip hätte, nicht im Stande wäre, es durchzuführen.

Die Volksſtimme, das Erwachen der alten Sympathien für ein Volk, welches ſtets die größte Vorliebe für die Franzoſen gezeigt, und ſich für dieſelben geopfert hat, zwingt den Kaiſer gebieteriſch, die diplomatiſchen Verbindungen, die er in der Zwiſchenzeit mit Gortſchakow geſponnen haben mag, abzubrechen, und ſich wieder auf die alte Operations-Baſis mit England zurück zu ziehen, ja, was noch mehr iſt, den Verſuch zu wagen, das ſchwer gekränkte Oeſterreich als Bundesfreund für den neuen Feldzugsplan aufzurufen.

In der polniſchen Frage giebt allerdings Oeſterreich den Ausſchlag. Die Combination England, Frankreich und Oeſterreich iſt auch bereits in dieſer Hinſicht dageweſen. Der alte Talleyrand war ihr Urheber; er benutzte auf dem Wiener Congreſſe die Furcht England's wie Oeſterreich's vor dem ruſſiſchen Uebergewicht, um dieſe Staaten für die Wiedererweckung der polniſchen Frage geneigt zu machen.

Talleyrand ging eines Tages direkt zu Lord Caſtlereagh, ſchlug ihm eine Allianz zwiſchen Frankreich, England und Oeſterreich vor, und hatte dabei folgendes bedeutſame Geſpräch, das er in einem ſeiner Briefe erzählt..... „Eine Convention! ſagte Lord Caſtlereagh, Sie ſchlagen demnach ein Bündniß vor?" — „„O, dieſe Convention, erwiederte ich, läßt ſich ſehr gut ohne ein eigentliches Bündniß machen; aber wenn Sie wollen, kann es auch ein Bündniß ſein; was mich betrifft, ſo habe ich keinen Widerwillen dagegen."" — „Aber ein Bündniß nimmt einen Krieg

Digitized by Google

in Ausſicht oder kann dazu führen, und wir müſſen Alles thun, um den Krieg zu vermeiden." — „„Ich denke, wie Sie, man muß Alles thun, aber nur nicht die Ehre, die Gerechtigkeit und Zukunft Europa's opfern."" — „Krieg, ſagte er, würde bei uns mit ſcheelen Augen angeſehen werden." — „„Der Krieg würde bei Ihnen populär ſein, wenn Sie ihm ein großes Ziel, ein wahrhaft europäiſches Ziel gäben."" — „Und was ſollte dieſes Ziel ſein?" — „„Die Wiederherſtellung Polens."" — Er wies dieſen Gedanken nicht zurück, aber er begnügte ſich zu antworten: „Noch nicht......" Dieſes war, wie man weiß, der Keim des Vertrages vom 3. Januar 1815, zwiſchen Frankreich, England und Oeſterreich, der zwar die Wiederherſtellung Polens nicht ſpecificirte, aber doch zum offenen Krieg führen konnte.

Herr v. Mazade führt nun weiter aus, wie damals, in den Verträgen von 1815, wenigſtens die Idee der polniſchen Nationalität gerettet und unter den Schutz Europa's (d. h. Frankreichs und England's) geſtellt worden ſei. Selbſt Kaiſer Alexander habe damals erklärt, daß, wenn es Europa ſpäter wünſche, der Wiederherſtellung Polens nichts entgegenſtände. „Frankreich, England und Oeſterreich, einen Augenblick gegen Rußland und Preußen vereint, knüpfen eine Allianz, welcher Talleyrand einen Zweck giebt, indem er von der Wiederherſtellung Polens ſpricht, die in der Ferne wie die vorläufige Skizze einer ſtets möglichen, während des letzten orientaliſchen Krieges unklar verſuchten Allianz erſcheint."

Noch 1831 behauptete Neſſelrode, was die Verträge von 1815 gemeint hätten, ſei die ſchließliche und unwiderrufliche Incorporirung der polniſchen Provinzen in die verſchiedenen Staaten, und hieraus würde folgen, daß die Frage für immer beſeitigt ſei. Sie wäre hierdurch, wie auch die ruſſiſche Diplomatie fortwährend behauptet, eine rein innere geworden; ſie iſt es aber in der That ſo lange nicht, als die Polen ſelbſt noch einen Reſt von Widerſtandsfähigkeit beſitzen und bei denjenigen Mächten, die bei der Theilung nicht intereſſirt waren, Schutz und Beiſtand finden.

Daß Frankreich ſich im gegenwärtigen Augenblicke zum Sachwalter der polniſchen Nationalität aufwirft, iſt nach allen Präcedenzien zu natürlich, als daß man daran irgend welchen Anſtoß finden könnte. Ganz abgeſehen von der Theorie der Nationalitäten, die das Napoleoniſche Regiment zur Geltung zu bringen ſucht, kann die Erweckung der polniſchen Frage dazu dienen, den letzten Reſt der bereits wurmſtichig gewordenen Verträge von 1815 zu beſeitigen. Die polniſche Frage iſt der echte, wahre Prüfſtein der allgemeinen Sachlage; durch ſie wird Frankreich lebhaft an die Demüthigung von 1815 erinnert; es tritt der Welt wieder in's Bewußtſein, daß es, trotz ſo vieler glänzender Thaten, ſo vieler Siege und Eroberungen, noch unter dem Anathem jenes Areopages von Wien ſteht, der es damals gewiſſermaßen unter polizeiliche Aufſicht ſtellte — einer polizeilichen Aufſicht, die ſich die Bourbonen, die ſich Ludwig Philipp gefallen ließ, und die in der Theorie auch noch fortdauert. Der Paragraph, der die Familie Bonaparte für alle Zeit vom Throne Frankreichs ausſchloß, iſt noch nicht aufgehoben, und man begreift den Zorn des rothen Prinzen im Senate recht wohl, wenn er die Verträge von 1815 in den ſtärkſten Ausdrücken perhorrescirt hat.

Frankreich hat moraliſche Verpflichtungen gegen die Polen, gegen ein Volk, daß von ihm ſo vielfach betrogen und gemißbraucht, nie aufgehört hat ſein Vertrauen auf die franzöſiſche Nation und auf die Familie Bonaparte zu ſetzen. Soll Frankreich abermals dieſe Sympathien täuſchen? ſoll es große Erwartungen erregen und hinterdrein abermals eine Sache zu Boden fallen laſſen, an deren Flüſſigmachung es einen ſo bedeutenden Antheil gehabt? Wir glauben, daß Napoleon III. den guten Willen hat, den Polen zu einer Wiederauferſtehung im größten Maßſtabe zu verhelfen, aber wir meinen auch, daß er ſelber ſchwerlich die Schwierigkeiten unterſchätzt, die ſich ihm dabei in den Weg ſtellen müſſen. Wird es ihm durch diplomatiſche Künſte gelingen, Rußland und das ihm — wie es allen Anſchein hat — verbündete Preußen des jetzigen Miniſteriums ſo weit zu iſoliren, daß er ohne Gefahr für das Beſtehen ſeiner Dynaſtie einen Hauptſchlag wagen kann? Wird er einen Krieg entzünden können, ohne dabei ſeine Abſichten auf gewiſſe Theile von Deutſchland zu verrathen und dadurch die geſammte deutſche Nation in Mitleidenſchaft zu ziehen? In wie weit iſt er der Mitwirkung von England ſicher, deſſen Freundſchaft doch nur einen zweifelhaften Werth hat?

Herr v. Mazade erkennt das auch an: „Mir iſt ſehr wohl bekannt, daß England ſtets ſeine beſonderen Nebenabſichten hat, daß ſeine Sympathien für Polen gedämpft werden durch die Traditionen ſeiner Politik, und durch ein gewiſſes Mißbehagen darüber, daß ſich Frankreich zu thätig in eine Kriſis miſcht, deren letztes Wort nur die Wiederherſtellung eines ihm ſicher als Bundesgenoſſe zufallenden Volkes ſein würde. Man könnte die vielleicht etwas platoniſche Politik Englands in den Erklärungen zuſammenfaſſen, welche vor fünfzig Jahren die beiden Seiten der polniſchen Frage ausdrückten. 1815 ſchrieb Lord Caſtlereagh in einer an den Wiener Congreß gerichteten Note folgende prophetiſche Worte, die heute geſchrieben zu ſein ſcheinen und eine ganze Geſchichtsperiode charakteriſiren:

„Die Erfahrung hat bewieſen, daß man durch das Streben, die Sitten und Gebräuche der Polen zu vernichten, das Glück dieſes Volkes und den Frieden dieſes wichtigen Theils von Europa nicht ſicher ſtellen kann. Man hat vergeblich verſucht, durch Einrichtungen, die ihren Anſichten und Gewohnheiten widerſtreben, ihnen die Exiſtenz als Volk und ſelbſt ihre Mutterſprache in Vergeſſenheit zu bringen. Dieſe Verſuche ſind oft gemacht und ſtets als fruchtlos erkannt worden. Sie haben nur dazu gedient, Unzufriedenheit und das peinliche Gefühl der Herabwürdigung des Landes hervorzubringen, und werden niemals andere Wirkungen haben, als Aufſtände zu erregen, und den Gedanken auf früheres Unglück zurück zu lenken.

„Was England thun wird, ich weiß es nicht, und übrigens kann ſich ſeine Politik nach den Umſtänden und Ereigniſſen modificiren; was es dieſen Augenblick denkt, weiß man, und wenn ſeine thatkräftige Mitwirkung dem Maße ſeiner moraliſchen (d. h. den Meetingsreden) gleichkäme, ſo würde man ohne Zweifel einen großen Schritt gethan haben.

„Die Löſung der Frage liegt, um die Wahrheit zu ſagen, heute weniger in England als in Oeſterreich. An Oeſterreich iſt es, Angeſichts dieſer ſo neuen Lage Partei zu ergreifen; durch ſeine Traditionen, ſeine Vergangenheit, durch die Natur ſeiner Rolle und ſeiner Intereſſen wird es gewiſſermaßen auf den Weg zu einem Entſchluſſe gedrängt, der einen entſcheidenden Einfluß üben kann.

„Mehr als jede der beiden anderen, Polen theilenden Mächte hat es ſtets die erſte Idee der Zerſtückelung von ſich abgewieſen, und ſein gegenwärtiger Herrſcher ſelbſt hat, wie man ſagt, Galizien „ein ſchlecht erworbenes Land" genannt. Unter allen Umſtänden hat es ſich nicht übereifrig, wohl aber geneigt oder reſignirt gezeigt, ſeine polniſchen Beſitzungen zu opfern, die einen ſchmerzhaften Fleck für daſſelbe bilden, welche ihm eine zu peinliche, zu läſtige Nachbarſchaft mit Rußland herſtellen, und es iſt der Grundſatz von mehr als Einem ſeiner Staatsmänner, Alles zu fördern, was es vor dieſer unbequemen Nachbarſchaft ſchützen kann. Es iſt hier ein intereſſantes Faktum zu bemerken; es giebt eine Macht, die Mitherrin von Polen iſt, und ſich durch den Inſtinkt ſeiner Lage geneigt findet, ſelbſt vor der radical'ſten Umgeſtaltung nicht zurückzuſchrecken (Wir werden etwas warten!!). Ein Königreich von 1815 zu Warſchau wäre vielleicht nur eine Gefahr mehr; es würde den Heerd der Anziehung bilden, von dem ich ſprach, der einen magnetiſchen Einfluß auf Galizien üben würde. Das was im Intereſſe von Oeſterreich ſein würde, wenn es mit Entſchloſſenheit die Conſequenzen dieſes Gedankens annähme, würde das wahre, alte Polen zu ſeiner vollkommenen Unabhängigkeit ſein.

„Iſt heute nicht Oeſterreich in der beſten Lage, dieſen Weg zu betreten? Indem es ſich von allen compromittirenden Dingen losſagt, kann es ſich neue Geſchicke ſchaffen (Theilung der Türkei!). Zunächſt iſt es von nun ab, in Folge der gegenüber der polniſchen Inſurrection behaupteten Neutralität, Rußland zu zweideutig, um mit ihm Mitſchuld und Solidarität zu theilen. Sodann hat es hinlänglich genug durch ſeine falſche Stellung in Italien gelitten, wo es genöthigt war, auf eine ganze Nation einen Druck zu üben, damit ſie nicht anderswo ihre Größe und Sicherheit ſuche.

„Sonderbar, Oeſterreich befindet ſich heutzutage Rußland gegenüber in derſelben Lage, in der ſich Kaiſer Nikolaus 1846 nach den Metzeleien von Galizien Oeſterreich gegenüber befand. Zu dieſer Zeit hätte es nur vielleicht von Kaiſer Nikolaus abgehangen, die Exceſſe ſeiner Politik vergeſſen zu machen, wenn er ſich zum Protector der Slaven, der Polen Galiziens und des Großherzogthums Poſen gemacht, und damals die ehrgeizige Rolle angenommen, welche der Marquis Wielopolski in einem Anfalle von Rachegefühl ihm nahe legte.

„Heute bietet ſich dieſelbe Gelegenheit dem Kaiſer Franz Joſeph dar. Oeſterreich kann ſich eine neue Größe ſchaffen, wenn es ſeine Rolle im Oſten wieder aufnimmt, wenn es ſeine Geſchicke mit der Emancipation der ſlaviſchen Raçe, mit der Wiederherſtellung Polens verſchmilzt, und durch einen noch merkwürdigeren Zufall: Oeſterreich kann ſelbſt in Deutſchland gegenüber der preußiſchen Schwächlichkeit einen liberalen Einfluß üben; Oeſterreich kann dieſer Zukunft um ſo getroſter entgegenſehn, als auf dieſem Boden die Urſachen des Antagonismus zwiſchen Frankreich und ihm ſchwinden; (?) es bleiben nur Möglichkeiten eines Bündniſſes und gemeinſame Intereſſen."

Man kann dieſe Gedankenreihe im Allgemeinen als die Argumen-

Digitized by Google

tation anſehen, durch die man in Paris Oeſterreich in's franzöſiſche Intereſſe zu ziehen ſucht. Man muß die Politik des letzten Jahrzehnds verfolgt haben und im Stande ſein, ſich die Lage der Dinge, wie ſie zu dieſer oder jener Zeit geweſen, ſich wieder in's Gedächtniß zu rufen, und man wird den Eindruck der vollkommenſten Schwindelhaftigkeit der Politik erhalten, mit welcher jetzt die Geſchicke der europäiſchen Völker gemacht werden. Wir verlieren über dieſe Sirenen-Geſänge kein Wort. Die Wiederherſtellung Polens in ſeinen alten Gränzen würde nur durch einen Krieg auf Tod und Leben mit Rußland, Oeſterreich und Preußen möglich ſein. Denn man glaube doch ja nicht, daß das preußiſche Volk, trotz der gegenwärtigen Mißſtimmung, wenn es ſich ernſtlich darum handelte, Poſen und Weſtpreußen mit Danzig vom Staate loszureißen, dies im Intereſſe der Humanität, und damit Frankreich im Weſten noch ein Stück von Deutſchland losreißen könnte, als natürlich und ſelbſtverſtändlich anſehen würde. Man denke auch nicht von den Ruſſen ſo geringſchätzig — ihnen liegt noch die Niederlage in der Krim als eine tiefgefühlte Nationalſchmach auf der Seele; und die Vorzeichen ſind da, daß ſich unter Umſtänden ein nationaler Fanatismus entzünden könnte, der dem Kaiſer vielleicht am beſten über alle Schwierigkeit weghälfe. Man mache ſich hierüber keine Illuſionen; an dem öſterreichiſchen Volke lag es nicht, wenn 1859 die Lombardei verloren ging; es erhob ſich mit Entrüſtung gegen die franzöſiſch-italiäniſchen Zumuthungen; und was die Engländer betrifft, ſo iſt es noch aller Welt im friſchen Gedächtniſſe, mit welchem Wuthgeheule daſſelbe Publikum, welches jetzt über die wirklichen oder erdichteten Greuel der Ruſſen Thränen vergießt, über die indiſchen Rebellen Mord, Todtſchlag und Verwüſtung häufte, und mit welcher Virtuoſität die engliſchen Generale in Indien das blowing up, das Wegblaſen mit der Kanone, trieben.

Was für die Polen gethan werden kann, um dem Lande zu einer beſſeren Organiſation, zu einem Maße von Freiheit zu verhelfen, das es ertragen kann, das möge man thun; will man mehr, will man den Gang der Geſchichte rückgängig machen, und auf einer tabula rasa das alte Polen in den Gränzen von 1772 feſthalten, ſo mache man ſich auf einen Krieg gefaßt, der an's Meſſer geht; die Herſtellung Polens iſt nur durch die vollſtändige Beſiegung Preußens und Rußland's möglich. Man denke ſich nur, daß Oſtpreußen wieder zur Enclave mitten im polniſchen Gebiete geworden; das polniſche Vaſallenthum, wie es früher beſtanden, wäre die Folge.

„Geben wir indeſſen ein Zurückgehen zu dem Königreiche von 1815 zu (ſagt Mazade, dem dies zu wenig iſt), ſo entſtehen mit jedem Schritt neue Schwierigkeiten. Wenn es keine Armee hat, ſind alle Inſtitutionen und Reformen ohne Garantie, hat es aber eine Armee, ſo iſt es eine dauernde Gefahr. Iſt dieſes Königreich ernſtlich gemeint, ſo iſt es ein Anziehungsheerd, der in ſeine Sphäre die polniſchen Provinzen von Oeſterreich und Preußen zieht; es iſt ein zweites Piemont im Norden, und Oeſterreich, dächte ich, hat an Einem genug." — Oeſterreich ſoll alſo, um dieſem Zuſtande ein Ende zu machen, und um Preußen zu gleicher Zeit von Poſen und Weſtpreußen zu helfen, Galizien herausgeben. — Dann gränzt die neue Adels-Republik Polen (denn etwas anderes würde das neue Königreich ſchwerlich ſein) unmittelbar an die Adels-Republik Ungarn. Wahrſcheinlich würde damit eine Zeit paradieſiſchen Friedens beginnen.

„Wenn man das dauernde National-Intereſſe Frankreichs (ſagt Mazade) in dieſer Frage wägen und meſſen will, ſo nehme man ein freies unabhängiges Polen an der Weichſel an, das ſtark genug wäre, Achtung einzuflößen, und man frage ſich, ob unſere Politik in ihren Verhältniſſen, in ihren Bündniſſen ſich nicht freier, unbehinderter und, ich will ſelbſt hinzufügen, naturgemäß friedfertiger (ſehr gut! — L' empire c'est la paix) befinden würde."

Das glauben wir recht gern; durch ein ſo ſtark organiſirtes Polen, daß es im Stande wäre, ſich zwiſchen den Mächten der alten heiligen Allianz zu behaupten, wäre Frankreich Herr und Schiedsrichter von Europa; man hätte die Mittel, die Idee des Slavismus in die Hand zu nehmen und ſie gegen Deutſchland im Weſten und gegen Rußland im Oſten, welches dann wahrſcheinlich unter die tatariſchen Reiche geſtellt werden würde, nach Möglichkeit zu verwerthen.

Dieſe polniſche Frage iſt angethan, der Prüfſtein der ganzen Napoleoniſchen Politik zu werden, und wenn wieder nicht Alles täuſcht (denn möglich iſt in dieſer Zeit des allgemeinen Experimentiren's Alles), ſo iſt Europa an einem der entſcheidenden Standpunkte angelangt, vor denen man ſich ſeit langer Zeit gefürchtet hat. Napoleon's III. ganze Herrſchaft beruht auf ihrem Preſtige, auf dem Glanze, den ſie um ſich verbreitet, auf der Furcht vor der kriegeriſchen Tüchtigkeit des franzöſiſchen Heeres, und auf der geſchickten Ausnutzung aller möglichen Sympathien — revolutionärer ebenſo gut als liberaler — atheiſtiſcher wie religiöſer, proteſtantiſcher wie katholiſcher — Napoleon's Hof vereint Alles, der Bonapartismus weiß Alles zum Nutzen ſeines Syſtems zu verwerthen; er protegirt unter Umſtänden Alles; die unterdrückten Nationen gegen ihre Tyrannen, die auf ihren Thronen ſchwankenden Könige und Fürſten gegen ihre Völker, die liberalen Ideen gegen die Kleriſei und das Papſtthum, das Papſtthum gegen die liberalen und revolutionären Ideen, und man muß ſtaunen, wie Viel ihm bereits mit dieſem Schwindelſyſteme, das den in den höhern Spielhöllen gang und gäben Künſten entlehnt ſcheint, in Europa gelungen iſt.

Bleibt Rußland feſt, beharrt es auf dem Grundſatze, daß die polniſche Frage eine rein innere Angelegenheit ſei, welche das übrige Europa d. h. Frankreich und England, Nichts angehe, und iſt Napoleon III. gezwungen, den Gegenbeweis auf wirkſame Art nicht führen zu können, ſo iſt kein Zweifel, daß ſeine Autorität, ſeine Rolle in Europa bedeutend von ihrem Preſtige verliert, daß ſeine Herrſchaft in Frankreich ſelbſt einen Stoß erleidet. Wider den Strom der National-Sympathien zu ſchwimmen, dürfte er nicht im Stande ſein; dieſe aber verlangen, daß für Polen etwas gethan werde; die Nationalehre iſt dabei engagirt, ein Sieg auf dieſem Felde würde das Anathem von Frankreich nehmen, das ſeit 1815 auf ihm ruht.

Andererſeits aber iſt die Sache ein ſehr gefährliches Unternehmen. Wie weit Napoleon ſich auf England verlaſſen kann, weiß er gewiß ſelbſt am beſten; wenn aber Oeſterreich ſich erinnern ſollte, daß ihm im Jahre 1859 in Italien eine ſchöne Provinz amputirt worden, daß ferner Venetien, vor nicht langer Zeit auch Ungarn, auf der Amputations-Liſte ſtanden, wenn die Rachſucht gegen das nicht übermäßig ſtarke Königreich Italien und der Wille, ſich nach dieſer Seite hin wieder eine geſichertere Stellung zu verſchaffen, in Wien ſtärker ſein ſollten, als der Ingrimm gegen Rußland und die Eiferſucht gegen Preußen, dann kann über Nacht etwas fertig ſein, was den Tag darauf wie die heilige Allianz ausſieht; man wird auch ſchwerlich irre gehen, daß dergleichen bereits eingefädelt iſt und betrieben wird — von wem, iſt nicht ſchwer zu errathen. Diesmal liegt die Entſcheidung bei Oeſterreich, und Napoleon weiß recht wohl, warum er einestheils Lockpfiffe anſtimmt, Oeſterreich die Suprematie über das Slaventhum und Deutſchland zugleich (warum ſollte ein Napoleoniſches Großdeutſchland unmöglich ſein?) vorgaukelt und andererſeits in Italien einen gelinden Druck auf daſſelbe ausüben läßt.

Nach den neueſten Vorgängen, nach der Verfahrungsweiſe, welche die öſterreichiſchen Behörden dem Aufſtande gegenüber in Galizien angenommen und nach andern Anzeichen iſt es höchſt unwahrſcheinlich, daß Oeſterreich ſich allzutief mit Frankreich einlaſſen wird. Die Unvernunft der italiäniſchen Revolutionäre, welche durch angezettelte Putſche in Wälſchtyrol den polniſchen Inſurgenten zu Hülfe zu kommen glauben, iſt das geeignetſte Mittel, Oeſterreich ſtutzig zu machen und in die Arme der heiligen Allianz zu treiben, welche ihm nach Italien hin ſehr wichtige Vortheile verſprechen kann.

Ein Faktor iſt ſeitdem auf die Bühne getreten, welcher wohl verdient, in Betracht gezogen zu werden: Schweden und ſein kriegeriſcher König. Die Traditionen der Politik Karl's XII. und die Bonapartiſchen Präcedenzen der Familie Bernadotte vereinen ſich, um dem Betrachter die Möglichkeit eines energiſchen Auftretens dieſer Macht vor Augen zu führen. Schwedens Kräfte, mit denen Rußland's verglichen, ſind freilich nicht eben bedeutend, und die hunderttauſend Mann aufzubringen, mit denen eine hohe Perſon geprahlt haben ſoll, dürfte dem Lande nicht eben leicht fallen; aber dieſe Kräfte ſind beweglicher und leichter verwendbar, als die Rußland's, wenn eine fremde Seemacht zu Hülfe kommen ſollte. Dabei iſt natürlich auch die Frage, was das ſkandinaviſche Volk und ſeine Vertretung dazu ſagten. Die Schweden ſind beſonnene, ruhige Leute, ihre Sympathien für Polen, ſo lebhaft ſie auch hervorgetreten, dürften bei kühler Ueberlegung ſich ſtark herabſtimmen, ihre etwanige Eroberungsluſt aber nicht bedeutend ſein. — Doch man weiß nicht, was geſchehen kann. Wenn Frankreich, mit Schweden verbündet und der Neutralität von England und Oeſterreich verſichert, den Krieg in die baltiſchen Provinzen Rußland's tragen und von dort die inſurgirten Polen unterſtützen ſollte, ſo wäre für Preußen die Nothwendigkeit da, handelnd aufzutreten.

Die Napoleoniſche Phraſe von der Localiſirung des Krieges würde diplomatiſch wieder eine Rolle ſpielen wollen, aber man ſieht leicht ein, daß die öſtlichen Provinzen Preußens auf's ſtärkſte bedroht ſein würden. Eine franzöſiſch-ſchwediſche Armee in Kurland, Lithauen, Polen im Rücken Oſtpreußens, gefährdet ganz Preußen und Poſen auf das Aeußerſte und rückt die Wiederherſtellung Polens in den Gränzen von 1772 der

Digitized by Google

Wirklichkeit nahe. Eine ſolche Expedition läßt ſich alſo gar nicht denken, ohne daß Preußen daraus einen casus belli am Rheine macht.

Vom deutſchen Standpunkte aus kann man die Wiederherſtellung eines Königreiches Polen in den Gränzen von 1830 und mit entſprechender Verfaſſung und Freiheit verſehen vollkommen gut heißen; was darüber hinaus liegt, würde nur unſern ärgſten Feinden zu Gute kommen; ein Königreich Polen in den Gränzen von 1772 und mit vollkommener Autonomie iſt nur denkbar unter der Vorausſetzung einer vollſtändigen Niederlage der drei Theilungsmächte, und praktiſch ein ebenſo arges Unding, wie etwa eine reorganiſirte Türkei. Dieſes befreite Polen würde gar nicht die Kraft haben, zu beſtehen und ſich aufrecht zu erhalten. Wem würde die Regierung und die erſte Rolle in dem geographiſch hergeſtellten Lande zufallen? doch jedenfalls dem Adel und der Geiſtlichkeit, oder einer wüſten Demokratie, die an Unwiſſenheit, Brutalität und praktiſchem Unverſtande Alles überbieten würde, was davon in andern Ländern dageweſen. Man hat von der beſtialiſchen Scheuslichkeit dieſer polniſchen Demagogie in civiliſirten Ländern gar keinen Begriff; man weiß gar nicht, was darin für Unſinn möglich iſt. Ein uns vorliegendes, noch dazu in Preußen (Thorn) gedrucktes polniſches Büchelchen, das im Intereſſe der gegenwärtigen Agitation geſchrieben iſt und harmlos in deutſchen Buchhandlungen verkauft wird, hat uns nur einen Blick thun laſſen in dieſe Welt bodenloſeſten Unſinn's, mit welchem man ſo viele arme urtheilsloſe Menſchen in den Tod hetzt oder gar bis zum Meuchelmorde fanatiſirt. Die rothe Revolution iſt darin in ſchönſte Harmonie mit dem bigotteſten Ultramontanismus gebracht, Garibaldi mit dem heiligen Vater vergeſellſchaftet. Die abſurdeſten geſchichtlichen Lügen werden mit ſchamloſer Dreiſtigkeit vorgetragen.

Dieſes Buch iſt auf die Bauern berechnet, und man erſieht daraus nur Eines mit voller Sicherheit, daß die Macher der Revolution den polniſchen Bauern für wahrhaft viehiſch dumm halten und daß ſie Alles daran ſetzen, ihn religiös zu fanatiſiren, weil ſie wiſſen, daß dieſes ſeine einzige faßbare Seite iſt. Daß die Bauern durch ſolche Anſtachelungen wenig beirrt, faſt durchaus in Ruhe und Unthätigkeit verharren, iſt ein Zeichen, daß ſie wirklich nicht mehr ſo dumm ſind, als wofür ſie ihre höher gebildeten Landsleute halten; es iſt ferner ein Anzeichen, daß der gegenwärtige Kampf der letzte iſt. — Nicht Polen geht zu Grunde, wohl aber die alte rzecz pospolita, die alte Adels-Republik in ihren zerſprengten Trümmern; denn auch die polniſche Demokratie iſt weiter nichts, als ein Verwitterungsprodukt des beſitzloſen Kleinadels, dem ſich ſtädtiſche Elemente, meiſt poloniſirte Deutſche, beigeſellt haben. Dieſe Elemente könnte man nur galvaniſiren; es würde aber nichts daraus werden, ſelbſt wenn man ihnen wieder einen Schattenkönig aufpappte.

Die polniſche Nation wird nicht zu Grunde gehen; der polniſche Volksſtamm, wie er im Bauern vertreten iſt, beſitzt die trefflichſten Eigenſchaften; er iſt roh, ungebildet, vielfach ungeſchlacht, aber jungfräulich und rein an Gemüth und mit allen guten Eigenſchaften eines von der Ueberkultur nicht angefreſſenen Volkes begabt: geiſtig und körperlich geſund, genügſam, hart, an Entbehrungen gewöhnt, tapfer und in jeder Beziehung talentvoll, wenn ihm eine höhere Erziehung geboten wird. Man ſehe nur zu, was Preußen bereits aus ſeinen polniſchen Bauern gemacht hat, ob es nicht eine Freude iſt, dieſe Leute zu ſehen, wie ſie, ohne ihre heimiſche Sitte und Sprache aufzugeben, deutſchen Fleiß, Ordnungsliebe und Reinlichkeit lernen, und wie ſie dafür dankbar ſind. Jede erſte Geſittung iſt nur durch Zucht und Gehorſam möglich; dem aber wird das ſeit älteſter Zeit undisciplinirbare Schlachczizenthum ſich nie fügen, und deshalb wird es zu Grunde gehen, trotz des heroiſchen Kriegsmuthes, den es zeigt. Auf Konſequenz, auf Worthalten, auf Beſchränkung des eigenen Willens dem Geſammtwillen gegenüber, auf Achtung vor dem Rechte Anderer darf man bei dieſem Geſchlechte nicht rechnen.

Es ſteht feſt, daß Kaiſer Alexander poſitive beſtimmte Schritte und in immer größerer Ausdehnung unternommen hat, das ehemalige Königreich Polen auf mehr oder minder rationellen Grundlagen zu reorganiſiren. Man hat das bereits wieder ganz vergeſſen; die Polen in Paris und anderwärts haben behauptet, Alles ſei unſäglich langſam und zögernd gegangen, oder ſei auf bloßen Trug berechnet geweſen. Daß ſich, nach den Verhältniſſen, in welchen ſich Polen ſeit einem Menſchenalter befand, eine Reorganiſation nicht aus der Erde ſtampfen ließ, daß die allergewöhnlichſte Klugheit und politiſche Erwägung den ruſſiſchen Staatsmännern gebieten mußte, nur ſehr langſam und ſchrittweiſe vorzugehen, wird Jeder begreiflich finden, der eines ruhigen Gedankens fähig iſt; daß aber die Reorganiſation blos auf Trug und Täuſchung berechnet geweſen, dagegen ſpricht Alles, namentlich aber der Schritt, daß der Kaiſer die ganze Civilverwaltung wieder in polniſche Hände übergehen ließ.

Hatte Polen unter ſeinen notablen Männern auch nur dreißig vernünftige, geſcheidte Leute, ſo wurde der einzige Weg betreten, der es allein zum Heile hätte führen können. Leider hatte es nur Einen: den Marquis Wielopolski, der, wie wir eben leſen, endlich auch ſeine Stellung aufgeben will — einen einzigen Mann, welcher einſah, daß nur weiſe Selbſtbeſchränkung, Annahme des denkbar Möglichen die Zukunft der Nation ſichern könnte. Wären die Polen vernünftig geweſen, ſo hätten ſie zu ſich etwa ſo ſprechen können:

„Es iſt wahr, wir haben von Nikolaus und den Ruſſen unendlich Herbes erlitten, wir haben unter einem Drucke geſtanden, der alles Maß überſteigt; aber was wollen wir machen? wir ſind ſchwach, lahm, krank; es fehlt uns an Allem, uns als ſelbſtändige Nation zu behaupten — nehmen wir an, was man uns bietet: — Vicekönigreich, Secundogenitur, Alles, wenn es uns nur ſoviel ſichert, daß wir unſern nationalen Leib ausheilen und zu Kräften kommen laſſen können. Wollen wir Schelme ſein, wollen wir Rußland betrügen, können wir's zu gelegener Zeit thun, wenn wir ſo weit ſind, wenn wir vielleicht eine nationale Armee erſchmeichelt, wenn wir durch anſcheinende Ruhe und Gehorſam es arglos gemacht haben, und ein günſtiger Moment gekommen iſt.“

Nun man weiß, wie es die Polen gemacht haben; die Jaroczynski, Ryll, Rzonza, u. ſ. w. geben Aufſchluß darüber. Die polniſchen Civilbeamten begannen damit, ſämmtlich meineidig zu werden. Wer zwang ſie denn, zu ſchwören? Sie ſchworen alſo, um Verrath zu begehen! Denn daß viele Polen kein Eid bindet, das weiß man auch in Preußen und Oeſterreich.

Aber, ſagt man, die Aushebung, die Branka! — Jawohl! aber man weiß auch jetzt, daß dieſe Aushebung nur das vorherbeſtimmte Signal des lange ſchon angezettelten unſinnigen Aufſtandes war. Dieſe Aushebung den Ruſſen zu einem ſo ungeheuern Verbrechen anzurechnen, iſt kein Grund vorhanden. So ſehr die dabei befolgte Art und Weiſe unſern Begriffen von Humanität widerſpricht, ſo iſt ſie doch nur die alte, echt polniſche Weiſe, wie ſie von älteſter Zeit und ſelbſt während der Napoleoniſchen Herrſchaft (indirekt durch die Franzoſen) geübt worden. Als man die armen Bauern fing, welche ihr trauriges Loos mit ſtiller Reſignation zu tragen gewöhnt waren, hatte das nichts zu bedeuten — als man aber jetzt, auf den Rath Wielopolski's, die loyalen Bauern verſchonen und dagegen unter der Anhängerſchaft Mieroſlawski's, den Freunden und Spießgeſellen der Warſchauer Meuchelmörder, aufräumen wollte, da explodirte die Mine. Wir verdenken es keinem, daß er ſich ſeiner Haut wehrt, daß er lieber mit den Waffen in der Hand auf dem Schlachtfelde den Tod ſucht, als ſich in die kuhhärne ruſſiſche Soldatenkutte ſtecken, prügeln und ſich von ſeinen Offizieren um die Hälfte des Soldes betrügen zu laſſen. Das Loos, im Kaukaſus die Muskete zu tragen, iſt ſchrecklich — aber wer hat denn die Ruſſen gezwungen, auf dieſe Weiſe durchzugreifen? Ohne Zweifel die alte Untugend der Polen, nicht die Spur von ruhiger kühler Erwägung und Ueberlegung zu haben, die Untugend, den Fanatismus und die leidenſchaftlichſte Verblendung zu Tugenden zu machen. Dieſes iſt ein Temperaments-Fehler, der den Verfall und Sturz ihres Reiches verſchuldet, und der, wie es ſcheint, auch ſein Wiedererſtehen verhindern wird. Ein Pole wird nie glauben, daß man es gut meint, wenn man ihm einen kühlen verſtändigen Rath giebt — da läßt ſich weiter nichts machen.

Wie ſich die Frage weiter entwickeln wird, darüber läßt ſich ebenſowenig ſagen, als über die diplomatiſchen Schritte, welche geſchehen ſind. Jeder Tag ändert die Perſpective.

Nur das Eine iſt gewiß, daß wir nicht einen Augenblick an der Behauptung und an dem Siege deutſchen Rechts und deutſcher Geſittung in den von Deutſchen bewohnten und beherrſchten Gebieten der Warthe, der Netze, der Nogat und der Weichſel zweifeln, ſobald ſich Preußens Regierung wieder entſchließt, zu ihren im Jahre 1858 proklamirten Grundſätzen der Freiheit und des Kultur-Fortſchrittes zurückzukehren.

Hermanus.

## Schweiz.

### Genf und Frankreich im Reformations-Zeitalter.

Nach Merle d'Aubigné.

Als eine Fortſetzung der allgemeinen Geſchichte der Reformation des ſechzehnten Jahrhunderts, von J. H. Merle d'Aubigné, erſcheint von demſelben Verfaſſer die „Geſchichte der Reformation in Europa zu den Zeiten Calvin's,“ wovon uns der erſte Band: „Genf und Frankreich,“ in

Digitized by Google

der deutſchen Ausgabe vorliegt.* Der Verfaſſer, wie er ſelbſt erwähnt, ein Abkömmling jener im 16. und 17. Jahrhundert vertriebenen Hugenotten, die in Genf ein neues Vaterland fanden, iſt als Bürger eines Freiſtaates ein Mann der Freiheit und als Hugenotten-Sprößling ein eifriger Bekenner der Lehre Calvin's. Das erſte Buch ſeiner eben genannten Schrift handelt von den Streitigkeiten der Genfer mit ihrem Fürſt-Biſchof Johann, Baſtard von Savoyen, und mit Karl dem Gütigen, Herzog von Savoyen, von 1513—1526. Die Streitigkeiten waren nicht religiöſer, ſondern politiſcher Natur. Die Herzöge von Savoyen waren ſeit dem 13. Jahrhundert die Schirmvögte der Biſchöfe von Genf, und dieſe Stellung benutzte der Herzog Karl im Bunde mit dem Biſchof theils durch Liſt, theils durch Gewalt Genf der politiſchen Unabhängigkeit zu berauben und ſeinem Reiche einzuverleiben. Die Genfer trennten ſich in die Mamelus oder Mamelucken, die die Sache Savoyens begünſtigten, und in die Freiheitsmänner, die man, weil ſie im Bunde mit der Schweiz Genf's Selbſtändigkeit zu behaupten ſuchten, ſpottweiſe Eidgenoſſen oder Eigenoten nannte, woraus dann Hugenotten geworden iſt, urſprünglich alſo eine politiſche Bezeichnung, die ſpäter zu einer religiöſen wurde, nachdem die Genfer durch das Bündniß mit der Schweiz ſich der Reformation zugewandt hatten. Dieſe Kämpfe für die Freiheit, wie beſchränkt auch der Boden war, auf dem ſie ausgefochten wurden, hatten ihre Helden und Märtyrer, wie Philibert Berthelier, Aimé Levrier, Robert Bandel u. A., und endeten mit dem Triumphe der Freiheit, indem der Biſchof La Baume, der Nachfolger Johann's von Savoyen, und die Herzoglichen mit Hülfe der Berner und Freiburger aus Genf vertrieben wurden. Erſt nachdem die politiſche Freiheit errungen war, wagte man auch, das geiſtliche Joch der Hierarchie abzuſchütteln. Die Reformation fand von der deutſchen Schweiz aus Eingang in Genf, und als Calvin, zehn Jahre ſpäter, die religiöſe, politiſche und ſoziale Umwandlung Genf's begann, war ihm der Weg ſchon gebahnt.

„Calvin verband mit dem lebendigen Glauben Luther's, mit der vorzüglichen Bibelkenntniß Zwingli's ſein organiſatoriſches Genie, ſeinen ſchöpferiſchen Geiſt, und machte ſo erſt das Werk der Reformation vollſtändig. Das franzöſiſche Volk, welches, wie Mehrere behaupten, ſich nur mit Krieg und Diplomatie beſchäftigt, dieſes Kind einer oft ſkeptiſchen Philoſophie und einer bisweilen ſpöttiſchen Ungläubigkeit, dieſe Nation, welche ſich damals als die älteſte Tochter Rom's proclamirte und noch heutigen Tages dafür ausgiebt, hat der Welt die Reformation Calvin's, Genf's, die große Reformation gegeben, diejenige, welche die Kraft der einflußreichſten Völker bildet und bis an's Ende der Erde geht. Das iſt unſtreitig der ſchönſte Ruhm, den Frankreich zu beanſpruchen berechtigt iſt. Nicht immer wird es hoffentlich dieſe Berechtigung geringſchätzend zurückweiſen, ſondern, nachdem es Andere bereichert hat, auch ſich ſelbſt bereichern. Es wäre eine große Epoche für ſeine künftige Entwickelung, wenn ſeine theuerſten Kinder ſich in die lebendigen Quellen tauchten, welche im 16. Jahrhundert aus ſeinem Innern entſprangen, oder vielmehr in jene ewige Quelle des Wortes Gottes, deren Gewäſſer zur Heilung der Völker beſtimmt ſind." — Mit dieſer Apoſtrophe ſchließt der Verfaſſer das erſte Buch und leitet zugleich zu dem zweiten hinüber. Sie zeigt ihn ſtärker in der Rhetorik, als in der Politik, denn ſeine frommen Wünſche dürften kaum jemals in Erfüllung gehen. Was der Calvinismus in ſeiner thatkräftigen Jugend nicht zu erwerben und zu behaupten vermochte, das wird er in ſeiner jetzigen, ſchon etwas hinfälligen, dem Zeitbewußtſein ziemlich entfremdeten Geſtalt noch viel weniger vermögen.

Das zweite Buch handelt von den Anfängen der Reformation in Frankreich. Ein Mann des Volkes, Calvin, und eine Königin, Margarethe von Navarra, Schweſter Franz's I., ſind die beiden Hauptperſonen, die in dieſem Drama handelnd auftreten. Margarethe unternimmt es, zu vermitteln, die Kirche zu reformiren, ohne ſie zu theilen. Ihr edles Streben ſcheitert an der Hartnäckigkeit der Prieſter und an dem Leichtſinn und der Unentſchloſſenheit ihres königlichen Bruders. Die blutige Verfolgung der Reformfreunde ſchien die Reformation in ihrem Keime zu erſticken, als Calvin unbemerkt aus dem Prieſter-Collegium hervortrat, um als unverſöhnlicher Gegner des Papſtthums, die kirchliche Umwandlung zu beginnen, deren Schilderung der Verfaſſer zur Aufgabe des zweiten Bandes gemacht hat.

Wenn wir auf der einen Seite den Fleiß des Verfaſſers in der Benutzung gedruckter und ungedruckter Quellen, worauf er mit Recht ein beſonderes Gewicht legt, loben müſſen; wenn wir ferner die Anſchaulichkeit ſeines lebendigen Vortrages anerkennen und überhaupt ihm alle die Vorzüge, die der geiſtvolle Verfaſſer auch in ſeinen andern Schriften gezeigt hat, gern zugeſtehen, ſo können wir auf der andern Seite nicht umhin, es frei zu bekennen, daß die Schrift auf uns einen unerquicklichen Eindruck gemacht hat. Sie iſt eine Parteiſchrift in dem vollſten Sinne des Wortes. Der Verfaſſer nimmt den rein confeſſionellen Standpunkt ein, von dem aus er Perſonen und Ereigniſſe betrachtet und beurtheilt, und erſcheint daher einſeitig und befangen. Ihm geht die erſte Tugend des Hiſtorikers ab: Gerechtigkeit gegen Freund und Feind. Parteiſchriften haben ihre Berechtigung in der Zeit des Kampfes, und die Einſeitigkeit, woran ſie leiden, findet ihre Entſchuldigung in der Leidenſchaftlichkeit, die jeder Kampf weckt und nährt. Aber wenn Jahrhunderte über den Kampfplatz hinweg gegangen ſind, wenn die Parteien ſich vertragen haben, mag auch der Friede nur ein äußerer ſein, ſo iſt jeder Verſuch, die alten confeſſionellen Zwiſtigkeiten wieder in's Leben zu rufen, ein verwerflicher.

Der Verf. übertreibt nach beiden Seiten: der Calvinismus iſt ihm die Wahrheit, der Katholicismus die Lüge; jener der Grund der Freiheit und der Civiliſation, dieſer der der Knechtſchaft und der Barbarei; alle Greuel und Verfolgungen des Katholicismus werden mit einer gewiſſen Luſt vorgeführt und mit den grellſten Farben gemalt: die Ausſchreitungen des Calvinismus vertuſcht und beſchönigt. Wenn das ſechzehnte Jahrhundert die religiöſen Wahrheiten in eine beſtimmte Formel faſſen zu können glaubte, ſo iſt das neunzehnte Jahrhundert nach den Fortſchritten, die die Philoſophie, Geſchichte und Natur-Wiſſenſchaften gemacht haben, zu der Erkenntniß gekommen, daß Glaubens-Bekenntniſſe ſubjektive Auffaſſungen ſeien, um die ſich Theologen ſtreiten mögen, die aber für die Geſammtheit gleichgültig ſind und am wenigſten ſich anmaßen dürfen, in die ſtaatlichen und ſozialen Verhältniſſe beſtimmend einzugreifen. Die Zeiten ſind vorüber, in denen man es für eine religiöſe Forderung und für eine heilige Pflicht hielt, die Anerkennung oder Verweigerung der Menſchen- und Bürgerrechte von dem Glaubens-Bekenntniſſe abhängig zu machen, ebenſowenig, wie jetzt noch die Welt an die allein ſeligmachende Kraft irgend einer Glaubensformel glaubt. Die Reformation hat das Verdienſt, daß ſie es offenbar machte, wie ein Kirchenweſen, in welchem willkürliche Glaubens-Satzungen die beiden einzigen Grundprinzipien der Religion, die ungetheilte, innige Liebe zu dem einen und einzigen Gotte und die allgemeine thätige Menſchenliebe, verdrängt hatten, aufgehört habe, eine religiöſe Inſtitution zu ſein. Sie verwies mit Recht wieder auf die Urquelle aller religiöſen Wahrheit, auf die heilige Schrift. Allein — und darin liegt ihre Schwäche, die ſie mit dem Katholicismus theilt — ſtatt jener Prinzipien ſuchte und fand ſie in der Bibel auch nur Stoffe zu Glaubensſätzen, die ſie mit ebenſo ungerechtfertigter Willkür und mit derſelben ſcholaſtiſchen Sophiſtik für die Grundpfeiler der Religion und für die Grund-Bedingungen des zeitlichen und ewigen Heils für alle Welt und für alle Zeit erklärte. Und die gleichen Urſachen hatten die gleichen Wirkungen; dieſelben theologiſchen Wortklaubereien, dieſelbe Verketzerungs- und Verfolgungsſucht, dieſelbe Proſelytenmacherei mit denſelben erlaubten und unerlaubten Mitteln, dieſelbe Sucht nach Herrſchaft, dieſelbe Auflehnung gegen die Vernunft, wenn ſie dem Kirchenglauben widerſprach. Der Unterſchied war nur der, daß der Katholicismus über größere Mittel gebot, und daß er eine reichere Erfahrung in der Behandlung der Ketzer voraus hatte, daher er mit größerer Macht und mit beſſerem Erfolge ſeinen Willen durchſetzen konnte. Nachdem die blutigen Kämpfe des ſiebzehnten Jahrhunderts die materiellen Kräfte beider Parteien erſchöpft hatten, konnte das achtzehnte Jahrhundert es wagen, den verrotteten Wuſt und Schutt aufzuräumen. Das neunzehnte Jahrhundert aber, die Zeit der Reactionen auf dem politiſchen, wie auf dem religiöſen Gebiete, verſucht die überwundenen Zuſtände künſtlich wieder in's Leben zu rufen, und das iſt heute der wahre Proteſtantismus, der gegen alle pfäffiſchen und despotiſchen Reſtaurations-Verſuche proteſtirt.

Unſer Verfaſſer iſt ein rüſtiger Kämpfer für den Proteſtantismus, aber nicht für den des 19., ſondern für den des 16. Jahrhunderts, für den ſtrengen Calviniſtiſchen Glauben, der ihm der Inbegriff der Wahrheit und der Grund der Freiheit iſt. „Was die Reformation des 16. Jahrhunderts zur Zeit Calvin's beſonders charakteriſirt, ſagt er, iſt, daß ſie überall, wo ſie Eingang fand, nicht nur Wahrheit verbreitete, ſondern auch Freiheit, und daß ſie dieſen beiden fruchtbaren Prinzipien geſtattete, ſich ungehindert und vollſtändig zu entwickeln. Die politiſche Freiheit nahm ihren Wohnſitz auf jenen Hügeln, die am ſüdlichſten Ende des Genfer Sees die Stadt Calvin's tragen, und von der Zeit an hat ſie dieſelben nicht verlaſſen. Aber was noch mehr ſagen will, dieſe irdiſche Freiheit, die treue Begleiterin der göttlichen Wahrheit, gelangte zugleich mit ihr in die Vereinigten Provinzen der Niederlande, nach England, nach Schottland, dann in die Vereinigten Staaten und in andere Länder, und überall ſchuf ſie große Völker. Die Reformation Calvin's iſt die Reformation der Neu-

* Elberfeld, R. L. Friderichs, 1863.

Digitized by Google

zeit; ſie iſt die für das geſammte Univerſum beſtimmte Religion. Unendlich geiſtig, dient ſie zugleich auf bewunderungswürdige Art allen zeitlichen Intereſſen des Menſchen. Sie enthält die Verheißungen des gegenwärtigen und zukünftigen Lebens." — Man ſieht, unſer Verfaſſer hat die höchſte Meinung von ſeiner Confeſſion, und das gefällt uns an ihm; wir achten ſeinen frommen Glauben. Aber der Fromme muß auch gerecht ſein. Nicht der iſt fromm, der ſich allein des Beſitzes der ſeligmachenden Wahrheit rühmt, ſondern der auch in der fremden Confeſſion das Göttliche, das ſie enthält, achtet, und in der ſeinigen das Menſchliche, das ihr beigemiſcht iſt, nicht verkennt. Es iſt nicht fromme Begeiſterung, ſondern unfrommer Hochmuth, wenn Jemand für ſich und die Seinigen allein die Wahrheit in Anſpruch nimmt, und die Glaubensform, die ſeiner individuellen Natur zuſagt, zur Weltreligion machen will. Gott hat allen ſeinen Kindern wie das Sonnenlicht ſo auch das Licht der Erkenntniß zum gemeinſamen Beſitz gegeben; nur ein beſchränkter Dünkel kann glauben, daß ein Kirchenlicht das allgemeine Weltenlicht ſei. Was der Verfaſſer von der die Freiheit ſchaffenden Kraft des Calvinismus ſagt, werden ihm nur Leſer glauben, die die Geſchichte nicht kennen. Die Freiheit der Engländer datirt nicht von der Annahme des Calvinismus, ſondern wurzelt in weit früheren Jahrhunderten. Die volle Freiheit erlangten die Engländer erſt vor einigen Jahrzehnden mit der Emancipation der Katholiken und Diſſenters, durch welche der hierarchiſchen Macht der Todesſtreich verſetzt worden iſt. Ebenſo wenig hat in den Niederlanden der Calvinismus erſt die Freiheit geſchaffen. Weil das Volk durch ſeine ſtaatliche Verfaſſung früher zur Freiheit herangebildet war, errang es ſich die politiſche, wie die religiöſe Freiheit, und nicht dem unduldſamen Calvinismus, ſondern der klugen Toleranz jeglichen Glaubens verdankte das kleine Holland, wie ſpäter die amerikaniſche Union, ihre Blüthe. In Deutſchland hat der Proteſtantismus weder in der Calviniſtiſchen, noch in der Lutheriſchen Form ſeine befreiende Kraft gezeigt; er diente vielmehr den Fürſten zur Gründung ihres abſoluten Regiments. Das Beiſpiel Belgiens und Piemont's zeigt dagegen, daß auch in katholiſchen Staaten die Freiheit eine Stätte haben könne. Ja, Genf ſelbſt hat ſich ſeine politiſche Freiheit errungen, ehe es noch Calviniſtiſch wurde, und Calvin's ſtrenge äußere Zucht war ein ſo drückendes Joch, wie es nur ein Despot auflegen konnte. Die Schriften der beiden Galiffe, beſonders die Monographie des jüngeren Galiffe über die Hochverraths-Prozeſſe gegen Perrin und Maigret, werfen ein ganz anderes Licht auf Calvin und die Genfer Verhältniſſe zur Reformationszeit, als in welchem ſie uns unſer Verfaſſer zeigt. Wir verweiſen auf den trefflichen Artikel des Magazin's: „Zwei Hochverraths-Prozeſſe unter Calvin."*

Sehr naiv entſchuldigt unſer Verf. Calvin: „Es giebt freilich ausgezeichnete Geiſter, welche dieſen „Mann Gottes" des Despotismus beſchuldigen, und das iſt leicht zu erklären. Weil er ein Feind der Sittenloſigkeit war, ſo hat man aus ihm einen Feind der Freiheit gemacht. Niemand iſt der moraliſchen und ſozialen Anarchie mehr entgegengetreten, als Calvin, jener Anarchie, welche das 16. Jahrhundert bedrohte und welche Verheerung in allen Epochen anrichtet, die unfähig ſind, ſie zu unterdrücken. Dieſer muthige Kampf Calvin's iſt einer der größten Dienſte, die er der Freiheit geleiſtet hat; denn die Freiheit hat keine gefährlicheren Feinde, als die Unſittlichkeit und Ausſchweifung. Allerdings, wenn es ſich um die Mittel handelt, die dazu beſtimmt ſind, das Böſe zu unterdrücken, ſo iſt Calvin nicht über ſeinem Jahrhundert erhaben geweſen, welches in allen Kirchen-Gemeinden die ſtrengſten Strafen angewandt wiſſen wollte. Wenn ein Menſch ſich im Irrthum befindet, was die Erkenntniß Gottes betrifft, ſo hat er Gott allein Rechenſchaft abzulegen. Wenn die Menſchen, und zwar oft die beſten, als Rächer der Gottheit auftreten, ſo empört ſich das Gewiſſen, und die Religion verſchleiert ſich. So weit war man vor drei Jahrhunderten noch nicht gekommen, und die hervorragendſten Geiſter bezahlen immer der menſchlichen Schwachheit gewiſſermaßen ihren Tribut. Und dennoch gab es in einem berühmten Falle, als ein Unglücklicher, deſſen Lehren die Geſellſchaft bedrohten, vor dem Genfer Civilgericht ſtand, in ganz Europa nur eine einzige Stimme, welche ſich in einem, dem Angeklagten günſtigen Sinne ausſprach, und dieſe Stimme war diejenige Calvin's." — Der Verfaſſer überſieht es, daß die Entſchuldigungs-Gründe, die er für den Genfer Reformator aus dem Zeitgeiſte hernimmt, auch den Gegnern, den Katholiken, zu Gute kommen. Von einem Reformator aber verlangt man, daß er nicht in, ſondern über ſeiner Zeit ſtehe. Die ſtrenge Sittenpolizei, die Calvin übte, beweiſt, daß er ſeiner Lehre ſelbſt zu wenig moraliſche Kraft zugetraut habe, das Gute ohne Zwang zu bewirken; durch Zwangsmittel aber werden nicht freie und fromme Menſchen, ſondern Kopfhänger und Heuchler erzogen. Die Hinrichtung Servet's bleibt immer ein trauriges Zeichen, daß Calvin das Weſen der wahren Religion und Freiheit ebenſo verkannt habe, wie ſeine katholiſchen Zeitgenoſſen. Es will nicht viel bedeuten, wenn Calvin den grauſamen Feuertod mit einer weniger qualvollen Todesart vertauſcht wiſſen wollte (genus mortis conati sumus mutare, sed frustra). Der Reformator, der nicht Gedanken-Freiheit geben darf, verurtheilt ſein eigenes Werk und ſtellt ſich mit Philipp II. auf Eine Linie.

Wie der Geiſt Calvin's unter ſeinen Anhängern in Genf noch heute fortlebt, und wie er auf die jetzigen Zuſtände der kleinen Republik einwirkt, davon giebt uns ein Aufſatz: „Der Calvinismus und die politiſchen Parteien in Genf," in dem Deutſchen Muſeum von R. Prutz, 1863 Nr. 3 Kunde. „So bedeutſam, heißt es darin, auch in der That das hiſtoriſche Beiſpiel der kleinen proteſtantiſchen Republik in der Geſchichte der letzten drei Jahrhunderte daſteht, ſo ſehr wir auch unſere Bewunderung für ihre Ausdauer und Feſtigkeit in den Zeiten der Noth und Gefahr, für ſo manche That hohen Muthes und freudiger Hingebung nicht verſagen können, ſo wird eine unbefangene Betrachtung auf der anderen Seite auch nicht vergeſſen können, welche Summe kalter Härte und Unmenſchlichkeit, welche Züge von finſterer Strenge und Intoleranz, welche Heuchelei und welchen Egoismus die Annalen des Calvinismus von ſeinem Beginne bis zur Gegenwart in ſich bergen. Dieſe ſtarke Betonung der Religion, dieſe Abſchätzung des Werthes eines Menſchen nach ſeiner eifrigeren oder gleichgültigeren Beobachtung der äußeren Gebräuche des Cultus, des Kirchen- und Betſtunden-Beſuches u. dergl., dieſes Spiel mit Formen, aus denen doch zum großen Theil der Geiſt gewichen iſt, dieſe Proſelytenmacherei, dieſe Verketzerungsſucht und Kälte gegen Andersdenkende, alle dieſe Erſcheinungen, wie ſie in den frommen Kreiſen noch heute nur zu häufig ſind, haben von jeher den nachhaltigſten Einfluß auf die ſozialen Zuſtände Genf's ausgeübt. Es iſt ſehr zweifelhaft, ob dem Calvinismus auch ferner noch die Bedeutung eines wichtigen Kulturmoments, eine wirkſame Rolle zum Beſten der Entwickelung des freien Menſchenthums, die Repräſentation des Prinzips der freien Forſchung unter den romaniſchen Völkern vorbehalten bleibt. Um eine ſolche Aufgabe zu erfüllen, müßte der Calvinismus eine innere Revolution, eine Reformation an Haupt und Gliedern vornehmen, d. h. er müßte aufhören, er ſelbſt zu ſein. Der Calvinismus wird ſich niemals über den Standpunkt der Confeſſion erheben, das wäre ja ſeine Negation."

M.

## England.

### „No Name."

Wir wiſſen, und alle gebildeten Völker erkennen's als Leſer an, daß die engliſche Unterhaltungs-Literatur weſentliche Vorzüge vor der Belletriſtik anderer Völker voraus hat. Engliſche Romane werden in Paris und Petersburg, in Mailand und Moskau, in Berlin und Buxtehude geleſen und gehen doppelt und dreifach, von Millionen verſchlungen, als Originale in alle fünfzig Kolonien und alle Welttheile erſt ſtückweiſe in Journalen, dann als theuere, illuſtrirte und wohlfeile „Eiſenbahn-Ausgaben" und in drei bis fünf neuen Auflagen innerhalb eines Jahres, wenn ſie irgendwie „Senſation" machen, oder von einem „Senſations"-Autor geſchrieben wurden. Die Tauchnitz-Ausgaben der engliſchen Klaſſiker in Leipzig ſind ſchon über 630 Bände geſtiegen. Ueberſetzt wurden und werden die berühmteren engliſchen Romane in faſt alle gebildete Sprachen. So ſind Bulwer, Dickens, George Elliot oder Miß Evans, Wilkie Collins, Charlotte Bronte, Miß Kavanagh, Mrs. Norton, Mrs. Shore, Miß Yonge, Thackeray, Charles Lever und ſo noch viel weiter in Originalen und zwanzigerlei Ueberſetzungen über die ganze Erde verbreitet, und einzelne Bände oder Werke ſogar mitten in Afrika als Zierden von Negerkönig-Bibliotheken zu finden.

Das iſt übrigens eine alte Geſchichte, an die wir blos erinnern, weil wir eben wieder ſo eine engliſche Dichtung vor uns haben, die, nachdem ſie in ganz England und über Hunderttauſende von Quadratmeilen Amerika's, Auſtralien's ꝛc. erſt als Journal-, dann als ſelbſtändig gebundene Lektüre ihren Siegesmarſch zurückgelegt, nun auch die übrigen Völker theils engliſch, theils in Ueberſetzungen erobert und deren Blut in Leſe-Fiebern erhitzt. Es iſt das neue Werk von dem Hauptſenſations-Literaten Wilkie Collins. Mit ſeinen früheren ein- und zweibändigen Novellen: „After Dark," „Hide and Seek," „A Plot in Private Life," „The Dead Secret," blieb er noch ein junger Schüler des unſterblichen, uner-

* 1863, Nr 7.

Digitized by Google

reichbaren Altmeiſters Charles Dickens. Aber mit dem „Woman in White“ (das in Deutſchland unter dem unſinnigen Titel „Die Frau in Weiß“ überſetzt erſchien) etablirte er ſich plötzlich wahnſinnig berühmt als eigene und erſte Firma der Senſations-Belletriſtik. „Kein Name,“ ſein neueſtes „No Name“ hat ſeinen Namen in Hunderttauſende fieberiſch erregter Herzen eingebrannt. Dieſes „No Name“ iſt wieder ein furchtbares Meiſterſtück und wieder eine Bereicherung der Form in der Roman-Compoſition, wie das Woman in White ſchon als eine ſolche auftrat. Ich habe letztere zu ihrer Zeit zu charakteriſiren geſucht und will hier eben nur bemerken, was der Verfaſſer von „No Name“ von der neuen Form dieſes Romans ſelbſt andeutet. Früher ſuchte er ſeine Meiſterſchaft überhaupt mehr oder wenig in „Dead Secrets,“ unerforſchlichen Geheimniſſen und deren ſcharfſinniger, kriminalrichterlicher Ausſpürung aus allen möglichen, genialen Verſtecken und Zufluchtsörtern, ſodaß ſich die Ausſpürung immer mehr und mehr zu endlicher, unerhörter Entdeckung und Löſung zuſpitzte.

Hier in „No Name“ giebt's eigentlich blos ein Geheimniß, allerdings furchtbarer, erſchütternder, aber ziemlich einfacher Art, und dies enthüllt ſich ſchon *mitten* in der Geſchichte. Von da an ſind weitere Geheimniſſe nur Folgen und Erklärungen des erſten, und abſichtlich gleich im Anfange halb und halb enthüllt, oder verrathen, um damit einen neuen Weg zu verſuchen, nämlich den Leſer für die Umſtände und Einzelheiten zu intereſſiren, unter denen und durch welche dieſe vorher verrathenen Kataſtrophen herbeigeführt werden. Das iſt jedenfalls ſchwieriger und eine feinere, höhere Form von dichteriſcher Compoſition, wenn ſie gelingt, als das bloße Zuſpitzen und Anſpannen durch Stoff, Handlung und Geheimniß bis auf die letzte Seite des letzten Bandes. Und dieſe Erweiterung der Kunſt in Roman-Compoſition iſt dem jetzigen Haupthelden der engliſchen Roman-Poeſie wundervoll, in ziemlicher Einfachheit furchtbar, dämoniſch effektvoll gelungen.

In den drei Bänden handelt es ſich blos um ein gebildet und liebreich erzogenes Mädchen von 18 Jahren, die in den drei Bänden kaum bis zur Mündigkeit alt wird. Sie verliert plötzlich Alles, ſogar ihren ehrlichen Namen durch das Geſetz. Sie und ihre Schweſter haben „no name.“ Norah, die ältere Schweſter, beugt ſich unter dem furchtbaren Fluche des engliſchen Geſetzes; aber in der jüngeren, der elaſtiſch-, übermüthig-, jugendfriſchen, der energiſchen Wunderblume „Magdalena,“ ballt ſich der Fluch zu einem entſetzlichen, aber niemals niedrig oder verbrecheriſch werdenden Heldenkampfe gegen dieſen Fluch zuſammen. Die Tragödie dieſes Kampfes iſt einfach, aber furchtbar. Der Athem, das Blut ſtockt uns zuweilen, oder pulſirt in Fieberſchlägen durch unſere Adern, während wir einzelne „Gänge“ deſſelben, mit gierigen Augen leſend, in uns mit durchkämpfen.

Wir ſehen ein wundervoll reizendes, junges Mädchen verſteckt, entflohen, verborgen, einſam und allein, oder mit Hülfe eines profeſſionellen Schwindlers, hartnäckig und ausdauernd ſich der Liebe und dem Rathe der Ihrigen entziehend, für den Einen Zweck arbeiten, dulden, leiden und immer wieder zur That, zur Vollendung des Zwecks ſich erheben, des Einen Zwecks, den auf ſie und ihre geliebte Schweſter geſchleuderten Fluch des Geſetzes zu rächen, ſich an dem elenden Helden dieſes Geſetzes zu rächen. Es gelingt ihr und gelingt ihr auch nicht. Das Furchtbare, dämoniſch Feſſelnde und Aufregende dieſer Geſchichte beſteht weſentlich in dem Gefühle der furchtbaren Gefahren, zwiſchen denen die reizende, unſchuldige Jungfrau, wie auf einem geſpannten Seile, über Abgründen von Tugend und Laſter, von Schönheit und Verbrechen ihren Weg zum Ziele verfolgt. Wird ſie fallen und ſtürzen auf den Abgrund des Schönen oder Häßlichen? Wo und wie wird ſie zerſchellen? Oder erreicht ſie wirklich ihr Ziel und um welchen Preis? Niemand kann irgend etwas vorher ahnen. Und ſo treibt's uns mit dämoniſcher Gewalt, dem entſetzlichen Zauberer Schritt für Schritt, Zeile für Zeile zu folgen und bald den Athem anzuhalten, bald fieberiſch ſchnell aufzuſeufzen und Luft zu ſchöpfen. Daß wir keine Ruhe haben nach der Haupt-Kataſtrophe, alles Wie und Weiter ebenſo begierig verſchlingen, wie den Weg zur erſten Hauptentſcheidung, das iſt weſentlich *ſein*, des Verfaſſers, neues Verdienſt, ſein Geheimniß. Er ſagt zwar, daß er dieſe Gewalt und dieſen Zauber mit den einfachſten und ungeſuchteſten Mitteln, durch entſchloſſenes und treues Feſthalten an der Wahrheit, wie ſie in der menſchlichen Natur begründet ſei, zu erreichen geſucht habe; aber was iſt Natur in einem ſo ausgeſuchten, geheimnißvoll reichhaltigen, widerſpruchsvollen, eigenſten Jungfrauen-Charakter? Wir lernen ſie vor dem Kampfe genau kennen, aber Niemand wird es wagen, aus dieſer Natur vorher herauszuleſen, wie ſie unter den Verhältniſſen, denen Tauſende ihrer Schweſtern unbarmherzig zum Opfer gefallen wären, handeln und ſich rächen werde. Es iſt juſt das ganz eigenſte Genie des Dichters, daß er uns von Stufe zu Stufe in dieſem tragiſchen Drama überraſcht und uns ein unſchuldiges, ſtarkes, entſchloſſenes, ſittlich ſtolzes Mädchen naturwahr, ohne alle Sentimentalität durch die unnatürlichſten und zum Theil entſetzlichſten Verhältniſſe hindurchführt. Sie ſchwankt zuweilen unter der furchtbaren Laſt ihrer Aufgabe, die ſie ſich geſtellt, ſie bricht zuſammen vor dem Augenblicke der Entſcheidung und richtet ſich doch wieder auf, um ſtolz und feſt den letzten Schritt zu thun, den unnatürlichſten, den man ſich unter den gegebenen Verhältniſſen denken kann, ohne daß der Dichter je den Eindruck der Naturwahrheit in Schilderung dieſer Unnatur (dieſer moraliſchen Unmöglichkeit im Herzen vieler Leſerinnen) verfehlt, oder nur Zweifel an der entſetzlichen Wirklichkeit dieſes Schrittes aufkommen läßt. Ohne allen Zuſammenhang abrupt hingeſtellt, würden die Meiſten außerhalb des engliſchen Lebens und ohne Kenntniß des Heldin-Charakters dieſen Schritt als die höchſte Unmoralität verdammen, für eine moraliſche Unmöglichkeit erklären; aber laßt ſie nur vom Anfange an ſich in die Kataſtrophe hinein leſen, und ſie werden eben ſo bangen und zittern, wie es uns ſelbſt ging, vor dieſer furchtbaren Naturwahrheit und Wirklichkeitskraft der Kataſtrophe und der ganzen Erzählung.

Das kommt von dem Genie, das iſt das Geheimniß des dämoniſchen Genius Wilkie Collins', der ſich ein ganz eigenthümliches, pſychologiſches und ſoziales Gebiet des engliſchen Lebens ausgeſucht hat, um dunkele, große, gewaltige Leidenſchaften gegen die unſittlichen Geſetze und grauſamen Satzungen deſſelben in's Feld zu führen. Hier iſt es eine gewaltige, im höchſten Sinne ſittlich berechtigte Leidenſchaft — in der Perſon eines edeln, jungen Mädchens — welche gegen die unerhörteſte Grauſamkeit einer Geſetzesform zur Heldin und Märtyrerin wird.

Die Collins'ſchen Romane haben alle einen Dämon der Art zum Pathos, der ſich in ganz eigenthümlich verwickelten, geheimnißvollen, an's Kriminaliſtiſche gränzenden, aber nie in die jetzt beliebte Plumpheit und Schauerlichkeit kriminaliſtiſcher Belletriſtik verſinkenden Handlungen und Charakteren gefällt. Es ſind dunkle Geſtalten an den Gränzen des oft verbrecheriſchen Geſetzes, dem ſie trotzen, ohne ſich in deſſen Rachen zu liefern.

In „No Name“ hat er das Dämoniſche, Tragiſche, erſchöpfend Spannende durch humoriſtiſche Nebenfiguren zu ſänftigen und zu erheitern verſucht. Aber darin iſt er kein Dickens, ſo ſehr er ihm auch nachzueifern ſucht. Im Humor, in dieſer ganz einzig Dickens'ſchen Komik, kann auch nicht einmal ein Collins konkurriren.

Der Hauptkomiker in „No Name“ ſind Capitain Wragge und ſeine gigantiſche, kindiſch-halbblödſinnige Frau. Capitain Wragge iſt ein Schwindler von Profeſſion, ein wiſſenſchaftlich-, künſtleriſch-, kaufmänniſch-geſchäftsmäßiger Schwindler, ein „moraliſcher Agrikulturiſt,“ der mit viel Selbſtgefälligkeit und Stolz die Geheimniſſe ſeines Geſchäfts beleuchtet und vertheidigt. Er iſt als Schöpfung, als Charakter, als Repräſentant einer ſehr verbreiteten engliſchen Geſchäfts- und Anſchauungsweiſe auch ein Meiſterſtück und ein echter Sprößling der Collins'ſchen Muſe. Mit wahrhaft künſtleriſcher Virtuoſität und Leichtigkeit bewegt er ſich juſt auf der Linie, wo Verbrechen und Geſetzlichkeit an einander gränzen, ohne je rechts oder links zu ſtraucheln.

Das engliſche Familienleben der „Gentry,“ oder der bürgerlichen Ariſtokratie tritt als Vordergrund eben ſo klar und gefällig hervor, wie zu Ende der Familienſitz eines alten Hochariſtokraten. Einige „nebenſächliche“ Hauptfiguren, wie der kränkliche Geizhals und ſeine Haushälterin, ſind nicht nur pſychologiſch, ſondern auch leibhaftig engliſch lebenswahr.

Im Auslande wird man kritiſch Vieles zu bemäkeln finden, aber in England hat man dem Verfaſſer ſeine 10,000 Pfund Sterling für „No Name“ bezahlt und den Preis nirgends zu hoch gefunden. Die Waare iſt's werth, und man iſt überzeugt, ein gutes Geſchäft gemacht zu haben, da dieſe Bereicherung der engliſchen Belletriſtik für unſchätzbar meiſterhaft gehalten wird.

Wir ſind mit „No Name“ noch nicht zu Ende. Nicht daß wir etwa noch auf die „Handlung“ eingehen, und dieſe als Skelet zum Beſten geben wollten, was ſich Collins bei dem „Woman in White“ ein für allemal verbeten hat und außerdem gar nicht möglich iſt; aber den Hauptballunken in der Handlung dürfen wir uns um ſo weniger entgehen laſſen, als er ſich erſtens ſelbſt meiſterhaft charakteriſirt, zweitens damit eine ſehr verbreitete und kultivirte Geſchäfts- und Anſchauungsweiſe ſchildert, und drittens die Collins'ſche Muſe in ihrer individuellſten Eigenthümlichkeit gleichſam perſonifizirt, im philoſophiſchen, grundſätzlichen, gebildeten, auf ſich ſelbſt ſtolzen und Tugend und Geſetzlichkeit als faul und falſch verachtenden, geſetzlich unſtrafbaren Verbrechen.

Dieſer Held iſt Capitain Wragge, ein kleiner, ſehr reinlicher und

Digitized by Google

ſcrupulös Ordnung liebender Mann, mit einem grünen und einem blauen Auge. Er war eben ein Schurke genannt worden von einer ſchönen, jungen Dame in ſeinem eigenen Hauſe. Darauf erwiedert er in der freundlichſten, liebenswürdigſten Weiſe:

„Keine Entſchuldigungen, bitte! Wer und was bin ich alſo? Ich bin ein Schurke, ſagten Sie, und als ſolcher der nützlichſte Mann für Sie. Geben Sie Acht! Es giebt verſchiedene Arten von Schurken. Fangen wir mit der Art an, zu der ich gehöre. Ich bin ein Schwindler. Erſtaunen Sie nicht! Werden Sie nicht böſe! Schwindler iſt blos ein zweiſilbiges Wort. Definition: Ein moraliſcher Agrikulturiſt, ein Mann, der das Feld menſchlicher Sympathie kultivirt, der kultivirende Mann. Engherzige Mittelmäßigkeit, neidiſch auf meinen Erfolg, nennt mich einen Schwindler. Was liegt mir daran? Dieſelbe niedrige Geſinnung greift auch Männer anderer Berufe an, nennt große Schriftſteller Scribler, große Generale Schlächter ꝛc. Es kommt nur auf den Geſichtspunkt an.

„Da bin ich, jetzt ein armſeliger Gegenſtand. Sehr gut. Ohne die Sache durch Fragen zu verwickeln, wie ich in dieſe bemitleidenswerthe Lage kam, will ich blos fragen: Iſt es, oder iſt es nicht Pflicht der chriſtlichen Gemeinde, dem Bedürftigen zu helfen? Warum ſollte man mich deshalb tadeln können, daß ich die chriſtliche Gemeinde veranlaſſe, ihre Pflicht zu thun? Sie mögen ſagen: Iſt ein gewiſſenhafter Mann, der Geld geſpart hat, verbunden, es für einen gewiſſenloſen Fremden, der keines geſpart hat, hinzugeben? Natürlich, das verſteht ſich. Und warum? Lieber Himmel, weil er Geld hat. In der ganzen Welt kriegt der, welcher es nicht hat, von dem, der's hat, unter irgend einem Vorwande und in neun Fällen von zehn unter einem falſchen. Was? Ihre Taſchen ſind voll und meine leer, und Sie wollen mir nicht helfen? Schmutziger Knicker! Denken Sie, ich würde Ihnen erlauben, die heiligen Verpflichtungen der Wohlthätigkeit in meiner Perſon zu verletzen? Ich will's nicht erlauben, ich ſag' es ganz ausdrücklich, daß ich's nicht will. Das ſind meine Grundſätze als moraliſcher Agrikulturiſt. Grundſätze, die falſches Spiel erlauben? Sicherlich. Kann man mich tadeln, wenn das Feld menſchlichen Mitleides auf keine andere Weiſe kultivirt werden kann? Fragen Sie meine Herren landwirthſchaftlichen Kollegen, ob ſie ihre Aerndten auf's bloße Wort kriegen? Nein, ſie müſſen die karge Natur zu behandeln wiſſen, juſt wie ich den kargen Menſchen zu behandeln wiſſen muß. Sie müſſen pflügen, ſäen, von Oben und Unten lockern, düngen und drainiren. Warum ſollte man mich in der gewaltigen Arbeit des Drainirens der Menſchheit hindern? Warum ſollte man mich verfolgen wegen Erregung der edelſten Gefühle in gemeinen Menſchen? Boshaft! Wirklich boshaft!*

„Ich habe nichts gemein mit dem unbeholfenen, großen Hauſen meines Gewerbes, die ſich vor Polizei und Magiſtrat ſelbſt des ſchlimmſten aller Vergehen überführen, unheilbarer Dummheit in Ausübung ihres Berufes. In dieſer Beziehung ſteh' ich ganz allein.

„Nach Jahren glücklicher Selbſtändigkeit fangen die unangenehmen Folgen meiner Berühmtheit an, ſich an mich zu klammern. Auf meinen Reiſen vom Norden find' ich mich hier zum dritten Male in dieſer intereſſanten Stadt (York). Ich ſchlage meine Bücher nach und ſehe bei dem Namen York die Anfangsbuchſtaben „Z. ſ. b.," welche bedeuten: „Zu ſehr bekannt." Ich ſchlage nun die benachbarten Orte nach. Leeds: Z. ſ. b., Scarborough: Z. ſ. b., Harrowgate: Z. ſ. b. ꝛc. Was iſt die unvermeidliche Folge? Daß ich mein Geſchäft ſchlafen laſſe, meine Mittel verduften, und Sie mich nun als den armen Gentleman finden, den Sie vor ſich ſehen.

„„Ihre Bücher? Welche Bücher meinen Sie?"" Capitain Wragge holte einen netten, ſchwarzen Kaſten mit blankem Metallſchloſſe hervor, und nahm daraus mehrere kaufmänniſch gebundene Bücher, jedes mit eigenem Schlößchen verſehen.

„Sehen Sie," ſagte der moraliſche Agrikulturiſt, „ich bilde mir nichts darauf ein; es iſt meine Natur ſo, ſehr ordentlich zu ſein. Ich muß Alles Schwarz auf Weiß haben, oder ich würde wahnſinnig. Hier iſt meine kaufmänniſche Bibliothek: Tagebuch, Eintragebuch, Buch der Diſtrikte, Buch für Eintragung der Briefe, Buch beſonderer Bemerkungen u. ſ. w.

„Sehen Sie gefälligſt in eines oder das andere hinein. Ich ſchmeichele mir, daß keine Spur von einem Klecks oder Fleck, oder irgend eine nachläſſig geſchriebene Eintragung in irgend einem zu finden iſt. Sehen Sie dieſes Zimmer. Iſt ein Stuhl an unrechter Stelle? Sehen Sie mich an. Bin ich ſtaubig? Bin ich ſchmutzig? Bin ich unordentlich raſirt? Bin ich der fleckenloſe Arme, oder bin ich's nicht? Bedenken Sie, ich bilde mir nichts darauf ein; es iſt meine Natur, meine Natur.

„Dem Scheine nach ſieht mein Syſtem ſehr verwickelt aus, in Wirklichkeit iſt's die Einfachheit ſelbſt. Ich vermeide blos die Fehler untergeordneter Kollegen. Das heißt, ich nehme nie Jemandes Mitleiden für mich ſelbſt in Anſpruch, und ich wende mich nie an reiche Leute — Beides ſchlimme Fehler, in welche der untergeordnete Praktiker immer verfällt. Leute mit geringen Mitteln haben zuweilen großmüthige Anwandlungen, reiche Leute nie. Mein Lord mit 40,000 Pfund jährlich, Sir John mit Gütern in einem halb Dutzend Grafſchaften — das ſind die Leute, die einem anſtändigen Bettler, der ſie um ein Pfund beſchwindelte, niemals vergeben; das ſind die Leute, die nach der Bettel-Polizei ſchicken, das ſind die Leute, die ihr Geld in Acht nehmen. Was für Leute ſind's, die aus bloßer Unachtſamkeit Schillinge und Sixpences verlieren? Dienſtboten und kleine Kaufmannsdiener, für die Schillinge und Sixpences was zu bedeuten haben.

„Hörten Sie je, daß Rothſchild oder Baring ein Vierpenny-Stück in ein Cloakenloch fallen ließ? Vier Pence ſind ſicherer in der Taſche Rothſchild's, als ein Pence in der Taſche jenes Weibes, die dort verdorbene Shrimps* ausſchreit. Unantaſtbar durch dieſe geſunden Grundſätze, erleuchtet durch den Vorrath niedergeſchriebener Kunde in meiner kaufmänniſchen Bibliothek, bin ich lange Jahre unter dem Volke umhergewandert und habe meine Mitleids-Aerndten mit dem ermuthigendſten Erfolge eingefahren. Hier in Buch Nr. 1 ſind alle meine Diſtrikte ſorgfältig kartographiſch eingetragen, jeder mit den vorherrſchenden Gefühlen und Klaſſen, an die man ſich am Erfolgreichſten wendet: militairiſcher Diſtrikt, kirchlicher Diſtrikt, landwirthſchaftlicher Diſtrikt ꝛc. ꝛc. Hier in Nr. 2 ſind meine Fälle, für die ich mich verwende: Familie eines Offiziers, der bei Waterloo fiel; Wittwe eines armen Paſtors, niedergeworfen durch Nervenſchwäche; Familie eines Viehmäſters in Verlegenheiten, Vater und Ernährer, von einem wüthenden Bullen aufgeſpießt und grauſam getödtet ꝛc. ꝛc. Hier in Nr. 3 ſind die Perſonen, welche von der Offiziers-Familie, der Prediger-Wittwe, den Hinterbliebenen des aufgeſpießten Viehmäſters ſchon gehört haben und die, welche noch nicht; die Leute, welche Ja, und die, welche Nein geſagt haben; die Leute, mit denen man's wieder verſuchen kann; die Leute, bei denen es eines neuen Unglücksfalles bedarf, ſich zu nähren; die Leute, die unſicher ſind; die Leute, vor denen man ſich in Acht nehmen muß ꝛc. ꝛc. Hier in Nr. 4 ſind meine angenommenen Handſchriften öffentlicher Charaktere und berühmter Perſonen; meine Zeugniſſe für die Unbeſcholtenheit und die Würde meines Charakters, meine herzzerreißenden Ausſagen der Offiziers-Familie, der Paſtors-Wittwe, der Viehmäſters-Frau, mit Thränen befleckt, vermiſcht mit Rührung ꝛc. ꝛc. Hier in Nr. 5 und 6 ſind meine eigenen perſönlichen Beiträge für Zwecke lokaler Wohlthätigkeit, wirklich bezahlt in ergiebigen Ortſchaften, und zwar nach dem Prinzipe des Auswerfens einer Sprotte, um einen Hering zu fangen (mit der Wurſt nach der Speckſeite werfen); ferner meine Bücher über die Thätigkeit jedes Tages, meine perſönlichen Betrachtungen und Bemerkungen, meine Ausſage über beſtehende Klemmen (z. B. die zu großer Berühmtheit in dieſer intereſſanten Stadt); meine Mittel und Wege, Wind und Wetter, Politik und öffentliche Ereigniſſe, meine und meiner Frau Geſundheits-Verhältniſſe, meine Zahlungen, Ausſichten, Mittel und Mahlzeiten, Prinzipien ꝛc. ꝛc. Und ſo geht denn des Schwindlers Mühle. So ſehen Sie mich genau, wie ich bin. Sie wußten ſchon vorher, daß ich von meinem Mutterwitze lebe. Gut. Hab' ich, oder hab' ich nicht Ihnen bewieſen, daß ich Mutterwitz habe, davon zu leben?"

Damit ſchließt Capitain Wragge ſeine Bekenntniſſe. Das iſt keine leere Theorie, wie er ſelbſt ſeine Meiſterſchaft praktiſch im Verlaufe der No Name-Geſchichte auf das Genialſte beweiſt. Aber das iſt Dichtung. Nein, Capitain Wragge iſt keine Dichtung, ſondern ein Stück blühenden, engliſchen Lebens männlichen und weiblichen Geſchlechts, wie ich ſelbſt während eines langen Lebens in London oft genug erfahren habe. Die feinſten Herren und Damen machen uns mit niedlich gebundenen Mappen ihre Aufwartung, holen ihre von Obrigkeit, Lords, Parlaments-Mitgliedern, Biſchöfen beſtätigten, und durch hübſche Geldbeiträge gelinderten Unglücksfälle hervor, und wiſſen ſich des vom Gerüſte gefallenen Maurers mit fünf (in der Regel fünf) unmündigen Kindern, des von der Eiſenbahn zermalmten Familienvaters, der Hinterbliebenen verbrannter und

* „Corriger la fortune," nennt das bereits Leſſing's Capitain Ricaut de la Marlinière, der, wie uns ſcheint, den Schwindler geiſtvoller perſonificirt, als dieſer Capitain Wragge. D. R.

* Seegarnelen, kleine, zarte, etwas krebsartige Thierchen, jede Nacht millionenweiſe am Meeresſtrande ausgeſchaufelt und in Salz gekocht zum Butterbrod und Thee gegeſſen — täglich hundertcentnerweiſe.

Digitized by Google

verbrühter,* von Maſchinen zerquetſchter, im Meeresſturme ertrunkener Armen, Trauernden, Obdachloſen, Frommen im ſchönſten, eloquenteſten, ſalbungsvollſten Engliſch anzunehmen, ſodaß man ſchon wegen der rührenden Beredtſamkeit und des reſpektablen Auftretens der ſich in Wohlthätigkeit aufopfernden Seele gut beiträgt, ſelbſt, wenn man beinahe ſelbſt in dem Falle ſein ſollte, an das Mitleiden Anderer zu appelliren.

Das iſt eine blühende Induſtrie in England, wo überhaupt alle möglichen Gewerbe in voller Freiheit blühen und Früchte tragen (die ſpröde Baumwolle ausgenommen). Unkraut wuchert natürlich in Maſſe und Mannigfaltigkeit dazwiſchen, aber deſto ſtolzer und goldkörniger gedeiht auch der Weizen. England iſt das einzige Land, wo auch die echten Gentlemen gedeihen, Männer mit Familien, in denen ſich Alles vereinigt, was Geſundheit, Liebe, Wiſſen, Gelehrſamkeit, Humanität und Edelmuth Schönes zuſammen zaubern können. Ich werde Ihnen zu dieſem Zweck noch in einem beſondern Artikel von einem eben verſtorbenen Muſter-Gentleman, G. C. Lewis, erzählen.

## Italien.

### Der Real-Kredit in Italien.

Bekanntlich brachte die Juli-Revolution im Jahr 1830 alle Staats-Papiere zu einem ſeit lange unerhörten Falle; zum allgemeinen Staunen der finanziellen Welt blieben jedoch die Pfandbriefe des Königreichs Polen davon unberührt. Man verfehlte nicht, nach der Urſache zu forſchen, und man fand, daß dieſe viele Millionen darſtellenden Werthzeichen ſich auf das während der preußiſchen Herrſchaft in Süd- und Neu-Oſt-Preußen eingeführte Pfandbriefs-Syſtem gründeten, welches ohnerachtet der Stiftung des Herzogthums Warſchau und der Einführung des Napoleoniſchen Geſetzbuches beibehalten worden war. Auch die früheren öſterreichiſchen Theile Polens, welche nach dem Frieden von Schönbrunn dieſem nach dem Frieden von Tilſit geſchaffenen Herzogthum Warſchau zugetheilt wurden, erhielten dieſelbe Einrichtung, die auch beibehalten wurde, als nach dem Falle Napoleon's auf dem Wiener Kongreſſe ein ruſſiſches Königreich Polen wieder hergeſtellt wurde, welches durch die in Warſchau im Jahre 1830 ausgebrochene Revolution ſich von Rußland losreißen wollte, wobei die Polen mit Ausdauer blutige Schlachten ſchlugen. Daß dieſer lange dauernde Krieg keinen bedeutenden Einfluß auf die polniſchen Pfandbriefe hatte, mußte natürlich die Aufmerkſamkeit in weiteren Kreiſen erregen.

Auch die Regierung des Königreichs Sardinien ward durch dieſe auffallende finanzielle Erſcheinung dermaßen berührt, daß ſie einen ausgezeichneten Finanz-Beamten, den Grafen Salmour, welcher ſich mit dem Studium des Real-Kredits für Ackerbau beſchäftigt hatte, abſandte, um die Quelle des landſchaftlichen Pfandbrief-Syſtems an Ort und Stelle aufzuſuchen und davon im Vaterlande Nutzen zu ziehen. Die einſtweilen durch die von Pius IX. angefangenen Reformen eingetretenen politiſchen Verhältniſſe unterbrachen in Turin die Berathungen über die Möglichkeit der Einführung einer ähnlichen Einrichtung. Da trat Napoleon III., damals noch Präſident der Republik, mit ſeiner Bank des Grund-Kredits auf, indem er bei der Schwierigkeit der Ackerbauern, auf ihr Beſitzthum in liegenden Gründen Kapitalien vorgeſtreckt zu erhalten, denſelben durch eine ähnliche Erleichterung des Kredits zu Hülfe kommen wollte. Er war um ſo mehr auf die Schöpfung dieſes ſeines Real-Kredits gekommen, da die damals aus Polen vielfach ausgewanderten großen Gutsbeſitzer ihn mit der Pfandbriefs-Einrichtung bekannt machten. Dazu kam, daß der zur Zeit in Paris lebende, bekannte polniſche Rechtsgelehrte Wolowski im Stande war, die deßfallſige Verfahrungsweiſe näher anzugeben. Dies veranlaßte den oben erwähnten Grafen Salmour, bald darauf ſeine früheren Erfahrungen in dieſem Fache zur Geltung zu bringen, ſodaß er, unterdeß zum Senator des Königreichs Italien befördert, vor kurzem mit einem neuen umfaſſenden Werke darüber auftrat.**

Leider war der Hauptzweck Napoleon's an der Mangelhaftigkeit des Hypothekenweſens in Frankreich geſcheitert, ſo daß dieſe Bank zur Unterſtützung des Real-Kredits dem ländlichen Grundbeſitzer weniger zu Hülfe kommen konnte, obwohl zur Gründung dieſer Bank Millionen aus Staatsmitteln verwendet und zur Förderung der Zwecke Napoleon's neue Geſetze gegeben worden waren, um der Mangelhaftigkeit des Hypothekenweſens abzuhelfen. Die ſeit der Schöpfung dieſer Bank bewilligten Darlehen ſind nämlich viel weniger an die des Real-Kredits bedürftigen ländlichen Grundbeſitzer ausgegeben worden, als an Beſitzer von Häuſern in Städten. Auf die geſtellte Frage: warum? iſt die gewöhnliche Antwort: „Der Beſitzer eines ſtädtiſchen Hauſes iſt bekannt, ſowie die Identität des verpfändeten Hauſes. Wer kann die genauen Gränzen von ländlichen Grundſtücken kennen und den Beſitzer? Wenn wir unſer Geld ausleihen, ſo ſehen wir mehr auf den Beſitzer, auf den Schuldner, als auf deſſen Beſitz; auf lange Dauer geben wir auch unſer Geld nicht gern, wir können nicht wiſſen, in was für Umſtände der Schuldner kommt, daher uns die durch Napoleon III. eingeführte Amortiſation unſrer Kapitalien nicht gefällt."

Man kann ſich dieſe Anſicht nur erklären, wenn man beachtet, daß das Pfandbriefs-Syſtem, welches Napoleon III. einführen wollte, in Preußen, ſeinem Vaterlande, auf ein vollſtändig ſicheres Hypothekenweſen gegründet iſt und aus demſelben hervorging, wogegen Napoleon ſeine Bank für den Grund-Kredit auf das franzöſiſche Hypothekenweſen pfropfen wollte, daß dem Gläubiger keine ſolche Sicherheit gewährt, wie das Fauſt-Pfand, das aufhört, im Beſitze des Schuldners zu ſein, ſobald es dem Gläubiger übergeben iſt: ſo kommt auch nach dem preußiſchen Hypothekenweſen der Inhaber eines Pfandbriefes gewiſſermaßen in einen ſolchen Beſitz des Antheils des verpfändeten Grundſtückes, daß er völlige Sicherheit hat, je nachdem ſein Antheil auf der Folgeordnung mehr oder weniger bevorrechtet iſt, ſo daß es auf die Perſon des Schuldners nicht ankommt; denn die gerichtliche Eintragung in das Hypothekenbuch bürgt dafür, daß der Schuldner berechtigt iſt, über das verpfändete Grundſtück zu verfügen und zwar ſo, daß auch deſſen Identität unbezweifelt iſt, welcher Antheil auch den Eigenthümern noch zur Verfügung zuſteht. Alles dies iſt nach der franzöſiſchen Einrichtung nicht möglich, denn ſie iſt allein auf das römiſche Recht gegründet, nach welchem das Grundeigenthum durch den bloßen Vertrag auf einen Andern übergeht, ohne daß gegen einen Dritten die Uebertragung des Eigenthums in ein Grundbuch nothwendig iſt. Auch erlöſchen nach zehn Jahren alle franzöſiſchen Hypotheken, wenn ſie nicht binnen zehn Jahren wieder auf's Neue eingetragen werden, wogegen eine preußiſche Hypothek gewiſſermaßen eine juriſtiſche Ewigkeit darſtellt.

Die älteſte Spur einer ſolchen Sicherſtellung des Beſitzes gegen jeden Dritten bietet die Landtafel von Mähren, über welche ein gründlicher Geſchichtsſchreiber, Herr Demuth in Brünn, die genügendſte Auskunft gegeben hat. Es ſcheint, als wenn die Slaven, nachdem ſie gegen Weſten vordrangen und das große Mähriſche Reich ſtifteten, um als Nomaden ihr neuerworbenes Grundeigenthum, das zuerſt der Gemeinde gehört hatte, für den Einzelnen ſicher zu ſtellen, daſſelbe von den Gemeinde-Aelteſten auf fichtene Tafeln aufzeichnen ließen; daher noch heute der Name der Landtafel. Die Polen hatten zu demſelben Behuf ihre Grund-Bücher; die ſlaviſchen Pächter dürften daſſelbe auch in Schleſien eingeführt haben, worüber ſchleſiſche Geſchichtsforſcher und Rechtsgelehrten die beſte Auskunft würden geben können. Kurz, Graf Salmour ſtellt Schleſien als das Vaterland eines ſolchen Hypotheken-Weſens dar, ſo daß Friedrich II. auf den Rath eines Breslauer Kaufmanns die ſchleſiſche Landſchaft zu gründen im Stande war. Die von den Provinzial-Landſchafts-Syſtemen ausgeſtellten Pfandbriefe ſind eben nichts, als Antheils-Hypotheken, nichts als Hypotheken au Porteur, Antheils-Hypotheken-Scheine, die der geldbedürftige, grundbeſitzende Schuldner an die Kapitaliſten verkauft, die dafür zahlen, was man eben für angemeſſen findet, wogegen das Landſchafts-Directorium den Vermittler mit dem Gläubiger macht, indem es die Zinſen von dem Schuldner einzieht und dem Gläubiger bezahlt, wofür der Letztere gewöhnlich 1/4 Procent mehr entrichtet, als der Gläubiger erhält.

Der Graf Salmour wollte in ſeinem erſten Werke, Notizie sopra le principali istituzioni di Credito agrario (über die vorzüglichſten Einrichtungen von Kredit-Geſellſchaften zu Gunſten des Ackerbaues, das zu Turin 1843 herauskam), dahin wirken, daß Piemont ſich eines gleichen Vortheils erfreue, was er in ſeinem darauf folgenden Werke, Ordinamento del Credito fondiario negli stati Sardi (Turin 1853), weiter ausführte und auf ſein Vaterland anwendbar machen wollte. Allein er überzeugte ſich jetzt bald, wie er in ſeinem oben erwähnten Werke vom vorigen Jahre ſelbſt ſagt, daß er ſich im Irrthum befunden habe, und beweiſt in dieſer ſeiner gründlichen letzten Arbeit, daß zwiſchen dem Real-Kredit überhaupt, und einem Kredit zum Beſten des Ackerbaues ein großer Unterſchied zu machen iſt. Zu dieſem Ende zeigt er den vorſtehend angegebenen Zweck und die Abſicht der Stiftung des

* Von 1848 bis 1861 ſind nicht weniger als 40,000 Perſonen in England verbrannt oder verbrüht worden, wie neulich ſtatiſtiſch nachgewieſen ward.

** Del Credito fondiario e del credito agricolo in Francia ed in Italia, cenni e considerazioni del Conte di Salmour, Senatore del regno. Torino. 1862. gr. 8. p. 693.

Digitized by Google

Napoleoniſchen Real-Kredits, wie er urſprünglich im Jahr 1852 war, und was aus demſelben bis zum Jahr 1860 geworden iſt. Er geſteht, daß erſt nach und nach die jetzige Stellung des franzöſiſchen Kredit-Foncier dieſelben Vortheile zu Gunſten des Ackerbaues erzielen dürfte, wie die Pfandbriefs-Einrichtung in Deutſchland. Er zeigt, wie die franzöſiſche Bank des Grund-Kredits bisher verfahren iſt, und giebt zu vernehmen, wie dieſelbe zwar nicht als Ackerbau-Inſtitut, ſondern lediglich als bloße Geld-Speculation für den allgemeinen Kredit fortfahren wird, gute Geſchäfte zu machen. Darauf zeigt er, welche Verſuche bisher in Italien gemacht worden, um dergleichen Kredit-Banken überhaupt und zu Gunſten der Landwirthſchaft insbeſondere in's Leben zu rufen, indem er anführt, wie bereits 1685 der Papſt Innocenz XI. zu Gunſten des Ackerbaues die Amortiſation der Hypotheken-Schulden befahl, nachdem ſchon in Siena von dem dortigen Freiſtaate 1471 die Sparkaſſen eingeführt worden waren. Hierbei giebt der Verfaſſer ſehr ſchätzenswerthe geſchichtliche Nachrichten über dergleichen Verſuche, den Kredit zu befördern, und dem Real-Kredit in den verſchiedenen Theilen Italiens Eingang zu ſchaffen, bis er auf den, von dem Miniſter Grafen Cavour am 24. Januar 1854 gemachten Geſetzes-Vorſchlag kommt, um den Real-Kredit in dem damaligen Königreiche Sardinien zu befeſtigen und zu beleben.

Die Erfolge konnten natürlich unter den angegebenen Verhältniſſen nicht von großer Tragweite ſein, da dies Geſetz, das mehr auf Unterſtützung des Ackerbaues als auf den Bedürftigen berechnet iſt, nur wirkliche Befeſtigung des Real-Kredits bewirkt. Denn jedes Grundſtück hat zwar ſeiner Natur nach ſo viel Kredit, als es werth iſt, aber nur dann, wenn die Sicherheit des Gläubigers feſtgeſtellt werden kann. Demnach ſind die ſtatiſtiſchen Angaben, aus amtlichen Quellen, über die Verhältniſſe des Grundwerthes in Italien um ſo ſchätzbarer, da dem Verfaſſer jene Quellen zur Verfügung ſtanden. Wir ſehen hier, daß die in dem jetzigen Königreich Italien befindlichen Gemeinden in der Zahl von 7739 ſelbſtändiger Gemeindeweſen, die ihre Selbſtverwaltung ſogar durch das aus dem Norden eingeführte Lehns-Weſen nie ganz verloren hatten, von ihren Grundſtücken eine Einnahme von 15,000,000 Franken beziehen, welchen im Ganzen eine Einnahme von 116 Mill. Franken entſpricht. Von dieſer Grund-Einnahme kamen im J. 1860 auf Neapel 5,500,000 Franken; auf die alten Provinzen 4,432,000 Fr.; auf die Lombardei 1,500,000 Fr.; auf Toscana 1,200,000 Fr.; auf Sicilien 1,072,000 Franken; auf Modena 1,000,000 Fr. ꝛc. Außer dieſen Einkünften von den Grundſtücken der Gemeinden, haben die zahlreichen Wohlthätigkeits-Anſtalten Italiens einen ſo bedeutenden Grundbeſitz, daß die jährliche Einnahme derſelben 25,000,000 Fr. beträgt; die Weltgeiſtlichkeit bezieht von den ihr gehörigen Grundſtücken eine jährliche Rente von 32,000,000 Franken; die Klöſter 8,560,000 Fr.; die geiſtlichen aufgehobenen Güter bringen jährlich 12,000,000 Fr., welche für den Gottesdienſt, beſonders zur Beſoldung der armen Pfarreien verwendet werden; die Staats-Domainen geben einen jährlichen Ertrag von 12,440,000 Franken, ſo daß außer dem Privatbeſitze die vorſtehende Grund-Einnahme in dem jetzigen Italien die Summe von 107 Millionen Franken beträgt. Man kann daher ermeſſen, wie bedeutend der Hypotheken-Verkehr ſein müßte, wenn das Syſtem der Grundbuchs-Einrichtung vollſtändige Sicherheit gewährte.

In Frankreich iſt bei dieſer Mangelhaftigkeit durch die Real-Kredit-Bank zwar dem Landbau nicht aufgeholfen worden, doch hat dieſelbe als gewöhnliche Speculations-Kredit-Bank ſo gute Geſchäfte gemacht, daß der Verkehr derſelben in den letzten fünf Jahren von 51,226,800 Fr. bis zu Ende des Jahres 1861 auf 4,855,979,038 Franken geſtiegen iſt, und deren Actien, nicht mit unſern Pfandbriefen zu verwechſeln, ſich eines hohen Courſes erfreuen. Der Verfaſſer empfiehlt daher die Einführung der franzöſiſchen Real-Kredit-Geſetzgebung, da er an der Ausführung eines vollſtändige Sicherheit gewährenden Hypotheken-Geſetzes verzweifelt, indem die mit den Anſichten des römiſchen Rechts aufgewachſenen italiäniſchen und franzöſiſchen Rechtsgelehrten ſich davon ſchwer werden abbringen laſſen und alle bisherigen Verſuche fruchtlos waren. Die dießfallſigen franzöſiſchen Bemühungen ſind bekannt, aber auch in Italien hat der Profeſſor Sciascia in folgendem Werke darauf ausdrücklich angetragen: Cenno critico del sistema di reforma del sistemo ipotecario Francese, proposta dal Cavaliere Neigebaur, Palermo, 1847, welches mit einer Vorrede des gelehrten neapolitaniſchen Profeſſors Mancini in Turin 1853 eine zweite Auflage erlebte, welcher ſich ebenfalls dafür ausſprach. Auch der thätige Advokat Dr. Bergſon in Paris hat daſſelbe Syſtem empfohlen; allein die Anſichten des römiſchen Rechts ſind dort ſo eingewurzelt, daß man die Nothwendigkeit der Eintragung des Beſitztitels für eine Beſchränkung der Freiheit, über ſein Eigenthum zu verfügen, anſieht.

Uebrigens führt Graf Salmour den deutſchen Namen Wackerbarth, und hat deſſen verwandtſchaftliche Verbindung mit Deutſchland vielleicht beſonders dazu beigetragen, ſeine Aufmerkſamkeit auf die deutſche Pfandbriefs-Einrichtung zu lenken. Er iſt nämlich ein Urenkel der Marquiſe Balbiano, welche als Wittwe den zweiten Sohn des Großen Kurfürſten in Turin im Jahre 1696 heiratete; von dem dritten Manne derſelben, dem polniſch-ſächſiſchen Miniſter, Grafen Wackerbarth, wurde ein Balbiano adoptirt, und von dieſem ſtammt der jetzige Graf Salmour ab. (S. „Die Heirat des Markgrafen Karl von Brandenburg mit der Markgräfin Balbiano," von J. J. Neigebaur, Breslau 1853.) Graf Salmour wurde nach dem Tode des Königs Ferdinand II. nach Neapel in vertrauter Miſſion geſandt, um in Folge des Züricher Friedens eine Convention mit Viktor Emanuel herbeizuführen; doch wollte man ſich in Neapel auf conſtitutionelles Leben nicht einlaſſen, bis es zu ſpät war.

Neigebaur.

## Deutſchland und das Ausland.

### Zur Geſchichte der Muſik und des Theaters im 17. und 18. Jahrhundert.*

Der dreißigjährige Krieg hatte die Kunſtblüthe, die ſich im 15. und 16. Jahrhundert ſo ſchön in Deutſchland, namentlich in den freien und reichen Handelsſtädten, entfaltet hatte, vernichtet. Das Volk war verarmt und verwildert, und von ihm konnte ein neues Kunſtleben nicht ausgehen. Es war den Fürſten vorbehalten, in Deutſchland die Muſen wieder heimiſch zu machen, und es iſt ein nicht geringes Verdienſt mehrerer deutſcher Herrſcher des 17. und 18. Jahrhunderts, daß ſie den Sinn für die Kunſt wieder weckten, wenn auch Einige zur Förderung derſelben mehr die Eitelkeit, als ein wahres Kunſtintereſſe trieb. Vor allen Höfen zeichnete ſich der ſächſiſche unter Friedrich Auguſt I. und II. durch Kunſtliebe und Freigebigkeit aus. Hier brach für die Kunſt ein wahres Auguſt'iſches Zeitalter an, das über ein halbes Jahrhundert währte. Es waren beſonders die Muſik und die Schauſpielkunſt, die den Fürſten Gelegenheit boten, ihren Kunſtſinn und ihre Prachtliebe zu bethätigen. Für die Muſik war eine neue Zeit des Glanzes in Italien angebrochen. Die ernſte und ſtrenge Kirchenmuſik verdrängte der glänzende Stil der weltlichen Muſik, deren Gründer der Neapolitaner Aleſſandro Scarlatti (geb. 1658, geſt. 1725) war, und als deren größter Repräſentant der der venetianiſchen Schule entſproſſene Antonio Lotti (geb. 1665, geſt. 1740) galt. In Frankreich hatte Lully eine neue Kunſtſchule geſtiftet. Der Muſik ging die Dichtkunſt zur Seite. Für die italiäniſchen Opern dichteten Silvio Stambiglia und Apoſtolo Zeno die Textbücher, und ſpäter ward Pietro Metaſtaſio der Hauptmeiſter dieſer Gattung; in Frankreich zeichnete ſich Ph. Quinault als Operndichter aus. Das klaſſiſche Schauſpiel der Franzoſen herrſchte auf den Bühnen des ganzen civiliſirten Europa's; das franzöſiſche Ballet hatte nicht weniger Bewunderer.

König Auguſt der Starke hatte auf ſeinen Reiſen in Italien und Paris in den mannigfaltigſten Kunſtgenüſſen geſchwelgt, und gleich bei ſeiner Thronbeſteigung, den 5. Sept. 1694, umgab er ſeinen Hof mit einem Glanze, der Dresden zu einer Kunſtſtätte machte, die mit Paris und den italiäniſchen Hauptſtädten nicht unwürdig wetteiferte. Ihn zog ſeine Neigung mehr zu dem franzöſiſchen Drama, als zu der italiäniſchen Oper hin. Es wurden franzöſiſche Schauſpieler und Tänzer engagirt, die abwechſelnd in Dresden, Leipzig und Warſchau ſpielten. Doch ward auch die Muſik nicht vernachläſſigt. Der Uebertritt Auguſt's zur katholiſchen Kirche machte es nothwendig, daß neben der proteſtantiſchen Kirchenmuſik eine ſogenannte Kammermuſik oder eine Kapelle eingerichtet wurde, die bei dem katholiſchen Gottesdienſte mitwirken ſollte. Die Aufführungen der katholiſchen Hofkapelle erlangten ſehr bald einen großen Ruf. Auf Veranlaſſung des Kurprinzen wurde ſpäter, im Jahre 1717, auch eine italiäniſche Oper errichtet, deren Dirigent der berühmte Lotti war. In Dresden war es, wo der junge Friedrich, als er, im Carneval 1728, mit ſeinem Vater, dem Könige Friedrich Wilhelm I von Preußen, dem ſächſiſchen Hofe einen Beſuch abſtattete, zum erſten Male italiäniſche Sänger und Opern und ein vortreffliches Orcheſter hörte. Hier lernte er den ausgezeichneten Flötiſten Quanz kennen, der nachmals ſein Lehrer ward.

* Zur Geſchichte der Muſik und des Theaters am Hofe der Kurfürſten von Sachſen und Könige von Polen, Friedrich Auguſt I. und Friedrich Auguſt II. Von Moritz Fürſtenau, k. ſächſiſchem Kammermuſikus. Dresden, Rudolf Kuntze, 1862.

Digitized by Google

Der Nachfolger Auguſt's des Starken, Friedrich Auguſt II., hatte während eines mehrjährigen Aufenthalts in Frankreich und Italien ſeinen Kunſtgeſchmack gebildet und fühlte ſich beſonders zu der italiäniſchen Muſik und Poeſie hingezogen, und ſeine Neigung theilte ſeine Gemahlin Maria Joſepha. Seit 1747 war es hauptſächlich die geiſtreiche Kurprinzeſſin Maria Antonia, welche neues Leben in die muſikaliſchen Kreiſe des Hofes brachte und ſelbſt produeirend auftrat. Sie beſaß die ausgezeichnetſten Kunſtkenntniſſe und Fertigkeiten in der Muſik, Poeſie und Malerei. Ihr Ruhm erfüllte damals die ganze civiliſirte Welt, erwarb ihr ſpäter die Freundſchaft des großen Friedrich und die Achtung und Theilnahme aller Zeitgenoſſen. Sie hat zwei Opern: Talestri, Regina delle Amazzone und Il Trionfo della fedeltà, und außerdem noch verſchiedene kleinere Sachen, gedichtet und componirt. Sie ſandte im Jahre 1763 beide Opern an Friedrich den Großen, und dieſer ſchrieb ihr hierüber: Ces ouvrages seraient précieux par eux-mêmes, et par leur beauté intrinsèque; ce qui leur ajoute un nouveau prix, c'est la main dont ils me viennent. V. A. R. a tant de grandes qualités, que ce serait une fadeur de la louer pour des talents qui feraient la reputation des autres. Mais je dois vous confesser, Madame, que vous faites honneur à la musique, en conservant par vos ouvrages le bon goût prêt à se perdre, et que vous donnez un exemple aux compositeurs, qui tous, pour bien réussir, devraient être poëtes en même temps. Je suis charmé de voir une grande princesse, qui cultive les arts en les protégeant. Ces arts, Madame, ajoutent un nouveau lustre à vos vertus; loin de déroger à la dignité, ils la rendent plus aimable, plus humaine et plus respectable. In einem anderen Briefe des großen Königs vom Jahre 1767 heißt es: Protégez les arts toujours, Madame; la gloire que ces arts donnent, est préférable à la plus illustre naissance, comme un plus haut degré d'élévation ou les hommes puissent monter. Les aimer, les protéger et les cultiver comme V. A. R., c'est avoir acquis un mérite personnel, le seul que l'on estime et que l'on révère dans les princes. Sie und ihr Gemahl, der Kurprinz, waren die Veranlaſſung, daß der König im Jahre 1733 den berühmten Haſſe und ſeine Gattin Fauſtina nach Dresden berief. Dieſes Paar hat eine faſt dreißigjährige Herrſchaft über den Kunſtgeſchmack in Dresden ausgeübt.

Mit dem Ausbruche des ſiebenjährigen Krieges hörte die Glanzperiode des Dresdner Kunſtlebens auf, und nach dem Tode des Königs Friedrich Auguſt II., am 5. Oct. 1763, wurde zuerſt von ſeinem Nachfolger Friedrich Chriſtian, der jedoch zu kurze Zeit lebte, um ſeine Reform-Beſtrebungen ſämmtlich ins Werk zu ſetzen, und dann von dem Adminiſtrator, dem Prinzen Xaver, die von der Zeit gebotenen nöthigen Erſparniſſe in allen Zweigen der Verwaltung eingeführt. Die italiäniſche Oper und Komödie, ſo wie das Ballet, wurden aufgelöſt. Die Nachwirkungen der glänzenden Kunſtepoche haben jedoch bis auf den heutigen Tag nicht aufgehört. Noch jetzt iſt Dresden eine Heimatsſtätte der Kunſt; es hat ſich freilich ſpäter als andere deutſche Städte von dem fremden Geſchmacke frei gemacht, indem noch lange Zeit begeiſterte Schüler Haſſe's die Dresdner Kunſtwelt leiteten; einen deſto würdigeren Platz hat es aber auch in der deutſchen Kunſt eingenommen, beſonders nachdem Karl Maria v. Weber's herrliche Schöpfungen ihm einen neuen Glanz verliehen hatten.

Die Zeit des regen Kunſtlebens und Kunſtſtrebens in Dresden vom Ende des 17. Jahrhunderts bis zur Mitte des 18. ſchildert das oben genannte Buch, das den zweiten Theil des Werkes, „Zur Geſchichte der Muſik und des Theaters am Hofe zu Dresden" bildet, auf ebenſo gründliche, wie anſchauliche Weiſe. Der Verfaſſer hat die reichſten archivaliſchen Quellen benutzt, und ſo iſt ſeine Schrift für die Kunſt-, Literatur- und Kulturgeſchichte der damaligen Zeit von höchſt bedeutendem Werthe. Den Fachmännern beſonders werden nicht nur die hiſtoriſchen Notizen, ſondern auch die kritiſchen Urtheile über die Leiſtungen der berühmteſten Komponiſten und Künſtler jener Zeit von großem Intereſſe ſein. Sehr oft nimmt der Verfaſſer Gelegenheit, Irrthümer früherer Schriftſteller zu berichtigen. Er thut dies z. B. in Bezug auf die perſönlichen Verhältniſſe der Sängerin Fauſtina und ihre Stellung zum Dresdner Hofe, worüber viel gefabelt worden iſt. Das Ergebniß ſeiner genauen Forſchungen iſt, daß ſie nie getrennt von ihrem Manne gelebt hat, daß ſie unmöglich in einem vertrauten Verhältniſſe zu Friedrich Auguſt I. geſtanden haben kann, da ſie nur kurze Zeit, vom Juli bis October 1731, mit ihm zuſammen war, als ihn Alter und Krankheit ſchon gebeugt hatten, und daß ein Verhältniß zu Friedrich Auguſt II. um ſo unwahrſcheinlicher iſt, als ihr die Königin Maria Joſepha unausgeſetzt ihren Schutz angedeihen ließ, was ſie gewiß unterlaſſen, wenn Fauſtina ihre Rechte als Gattin gekränkt hätte. Die berühmte Sängerin, bemerkt der Verfaſſer, ſcheint ein lebhaftes, ſinnliches und herrſchliebendes, zugleich aber auch kluges Weib geweſen zu ſein; ſie ſchickte ſich in die Umſtände. Appſtolo Zeno, der ſie 1724 — 1725 in Wien kennen lernte, weiß nicht genug ihr hofmäßiges, züchtiges und anſtändiges Betragen zu loben. Dankenswerth ſind die Charakteriſtiken, die der Verfaſſer von den Compoſitionen Haſſe's und dem Geſange und Spiele Fauſtina's giebt. Ein Verzeichniß der zahlreichen Compoſitionen Haſſe's, die ſich noch in Dresden befinden, liefert Beilage A.

Von nicht minderem Intereſſe ſind die Notizen, die der Verfaſſer von dem deutſchen Schauſpiel in Dresden während dieſer Zeit giebt. Die erſte urkundliche Nachricht von dem Auftreten deutſcher Schauſpieler in Dresden im 18. Jahrhundert datirt aus dem Jahre 1724. Es wird die Aufführung der Haupt- und Staatsaction von Karl XII. durch die Haacke'ſche Geſellſchaft erwähnt, „wo Harlekin ein luſtiger Kuiraßreuther nebſt einer geſchwätzigen Marketenderin die Serioſität dieſer Action aboucirte," wahrſcheinlich identiſch mit der von Lindner 1845 herausgegebenen Haupt- und Staatsaction „Karl der Zwölfte vor Friedrichshall." In demſelben Jahre, am 5. März, führten dieſelben Schauſpieler ein Stück des Hofpoeten König auf: „Sokrates," dem eine Farce deſſelben Verfaſſers „der Dresdner Schlendrian," eine ſatiriſche Charakterſchilderung des Dresdner bürgerlichen Lebens, folgte. Das Stück wurde am 25. Juli 1726 von den deutſchen Hofkomödianten auch auf dem Schloſſe vor den Allerhöchſten Herrſchaften aufgeführt. Die ſchalen, wäſſerigen und höfiſchen Reimereien König's ſprechen nicht eben für den damaligen am Hofe herrſchenden Geſchmack; doch hat König mit Beſſer und Canitz das Verdienſt, daß er die deutſche Sprache wieder an den Hof brachte. König war es, der 1730 Gottſched die Profeſſur der Dichtkunſt verſchaffte; er entzog ihm aber ſpäter ſeinen Schutz, als dieſer gegen die Oper eiferte, die er eine Beförderin der Wolluſt und ein Verderben der Sitten nannte, und war die Haupturſache, warum Gottſched und die Neuber am Hofe nicht feſten Fuß faſſen konnten. Während der Jagdzeit 1737 gab die Truppe der Neuber in Hubertusburg vor dem Könige fünf Vorſtellungen, immer ein aus dem Franzöſiſchen überſetztes Drama, dem als Nachſpiel eine Poſſe oder ein Luſtſpiel folgte. Die Hoffnung, die ſich Freunde der deutſchen Kunſt von dieſem Ereigniſſe machten, wurde nicht erfüllt. Kein Wunder, wenn man das Treiben der deutſchen Dichter und Künſtler aus den Schilderungen unſeres Verfaſſers kennen lernt. Der Hofpoet König intriguirte gegen Gottſched; Gottſched ſelbſt entzweite ſich mit der Neuber, die zur Vergeltung ſeinen Cato auf dem Theater producirte, und in einem von ihr gedichteten Vorſpiele „Der allerkoſtbarſte Schatz," Gottſched ſelbſt in der Perſon des Tadlers auf die Bühne brachte. Die Directoren der verſchiedenen Truppen ſuchten einander den Rang abzulaufen mit gerade nicht immer anſtändigen Mitteln. Die Geringſchätzung der höheren Geſellſchaftskreiſe gegen die deutſche Kunſt lag wahrlich nicht blos in der Vorliebe für das Fremde. Auch dem Volke iſt es kaum zu verargen, wenn es, ſtatt der langweiligen Tragödien aus dem Franzöſiſchen, ſich lieber an den derben Scherzen des Harlekin ergötzte. Beſonders beliebt war damals Joh. Chr. Kirſch, „der kleine und luſtige Arlequin," der ſelbſt bei den Karnevals-Beluſtigungen am Hofe oft die Stelle des Luſtigmachers verſah. Er errichtete 1741 eine eigene Bande, und ſpielte ſeitdem regelmäßig in Dresden. Unter Beilage C. theilt der Verfaſſer einen ergötzlichen Komödien-Zettel, vom 23. October 1750, mit, durch den Kirſch zu der Vorſtellung eines „überaus ſehenswürdigen, und mit beſonderen Auszierungen geſchmückten Schauſpiels, betitelt: Die Prageriſche Juden-Hochzeit; das iſt: die in den Lauber-Hütten der Juden verſteckte und entdeckte Liebe; oder: der Juden eiferſuchtsvolles Purims-Feſt; mit Arlequin, einem närriſchen und von der Liebe bis auf's Hemde ausgezogenen Rabbi," einladet. Der luſtige Kirſch endete tragiſch in Dresden. Er hatte ſich in politiſche Demonſtrationen zu Gunſten der Preußen eingelaſſen, und durch Kabinetsbefehl vom 26. Nov. 1761 ward ihm das Decret als Hofkomödiant genommen, „weil er, wenn die Preußen einige Vortheile über die Hohen Alliirten erfochten, darüber ſeine Freude öffentlich bezeiget, und ihnen auf dem Theatro darzu Glück und auch ferner guten Fortgang ihrer Waffen gewünſchet." Der italiäniſche Hofkomödiant Morelli war es, der ihn verklagt hatte. Dieſer fing mit einer neuen Geſellſchaft deutſcher Komödianten zu ſpielen an und gab ſowohl Tragödien, als auch Komödien, Operetten und dabei „ſchöne Tänze." Die Preiſe waren unverhältnißmäßig hoch. Während bei Kirſch ein Platz im Parterre 4 gr., ein Mittelplatz 2 gr. und der letzte Platz 1 gr. koſtete, zahlte bei Morelli eine Perſon in der 1. Loge 4 Thlr.

Der Wendepunkt, der in Deutſchland mit dem Hubertsburger Frieden eintrat, war auch für die Kunſt entſcheidend. Leſſing begann ſeinen Kampf gegen die franzöſiſche Dichtkunſt, und die deutſche Muſik, die ſich ſchon früher durch Händel und Bach Bahn gebrochen, trat jetzt, der

Digitized by Google

Schule der Fremden entwachſen, kämpfend gegen ihre früheren Lehrer in die Schranken. Sehr wahr ſagt der Verfaſſer: „Die Pflege ausländiſcher Kunſt am ſächſiſchen Hofe war von größtem Einfluſſe auf die Entwickelung deutſcher Talente und deutſcher Tonkunſt. In Dresden ſah Friedrike Karoline Neuber franzöſiſche Tragödien und franzöſiſche Schauſpieler; in Dresden hörten Graun, Benda u. A. die Meiſterwerke Italiens, bildeten ſich danach und ſchufen ſo, Deutſchlands und Italiens Muſe vermählend, eine Schule, aus welcher gar viele tüchtige Meiſter hervorgingen. Nicht minder wichtig war Dresden durch die ausgezeichneten Virtuoſen der Kapelle für die Ausbildung der Inſtrumentalmuſik, durch die berühmten Sänger der Oper für die Pflege der Geſangskunſt. Wien und Dresden waren damals wahrhaft muſikaliſche Lehranſtalten, denen ſich ſpäter Berlin anſchloß, nachdem Friedrich als Kronprinz 1728 zum erſtenmale Kapelle und Oper in Dresden gehört hatte. Man wende nicht ein, daß durch ſolche Pflege ausländiſcher Kunſt die Entwickelung der einheimiſchen aufgehalten worden wäre. Die Geſchichte hat darüber entſchieden. Das Kapital, welches fremde Künſtler für ihre Leiſtungen dem deutſchen Vaterlande entnahmen, trug dem letzteren wucheriſche Zinſen. Als Italiens Kunſt verfallen und verbraucht war, ſtiegen deutſche Kunſtjünger auf ihren Trümmern, durch ſie groß gezogen, raſch empor und erweiterten das Gewonnene auf die wunderbarſte Weiſe.“* **M.**

## Mannigfaltiges.

— Erinnerungen an einen Verſchollenen.** Die liebenswürdige Verfaſſerin der „muſikaliſchen Märchen,“ Eliſe Polko, iſt eine Schweſter des Afrika-Reiſenden Eduard Vogel; er iſt der Verſchollene, dem dieſe Erinnerungen gewidmet ſind. Soviel wir auch bereits über den jungen Mann geleſen haben, deſſen Verluſt die Wiſſenſchaft ſo tief zu beklagen hat — wir kannten ihn bisher doch noch nicht ganz; ſein Herz war ebenſo gediegen, wie ſein Geiſt, und durch die Schilderung ſeiner Schweſter lernen wir ihn auch von der Seite ſeines Herzens kennen und lieben. Aufgewachſen unter den Augen eines vortrefflichen Vaters, des um die geographiſche Wiſſenſchaft ebenfalls verdienten, im vorigen Herbſt in Leipzig verſtorbenen Schul-Directors, Dr. Vogel, war der junge Eduard ſchon als Schüler und Student ein Muſter von Fleiß und Willenskraft, aber auch voll feurigen Vorwärtsſtrebens. Dies führte ihn zunächſt auf die Sternwarte nach Berlin, wo er unter Encke's Anleitung ſich mit dem Sternenhimmel ſo vertraut machte, daß dieſer ihm nachmals auf ſeinen Entdeckungs-Wanderungen durch die afrikaniſche Wüſte der zuverläſſigſte Führer ſein konnte. Auch wurde er dadurch in den Stand geſetzt, der Erſte zu ſein, der das Glück hatte, im Jahre 1852 (am 9. Januar) auf der Sternwarte im Regents-Park in London, wohin er, auf Encke's und Humboldt's Empfehlung, als Aſſiſtent berufen worden war, den von der ganzen aſtronomiſchen Welt erwarteten Encke'ſchen Kometen aufzufinden. Bunſen war es, der ihm in London, im Januar 1853, den ehrenvollen Auftrag der engl. Regierung verſchaffte, die Forſchungsreiſe nach Central-Afrika zu unternehmen, von der er leider nicht wieder zurückkehren ſollte. Zahlreiche Briefe Eduard Vogel's aus Berlin, aus London und aus Afrika an ſeine theueren Eltern, an Eliſe Polko und andere Lieben; Briefe vom Director Vogel und von ſeiner gleich edeln und achtungswürdigen Gattin, von Alex. von Humboldt, Auguſt Petermann, Heinrich Barth, Berthold Seemann, dem Conſul Hermann in Tripoli u. A., die hier zum erſtenmale veröffentlicht werden, tragen nicht wenig dazu bei, das Bild des unvergeßlichen Eduard Vogel zu vervollſtändigen. Es iſt ihm hier ein beſcheidenes, aber würdiges Denkmal geſetzt.

— Die *Smithsonian Institution.* Der im Jahre 1862 erſchienene Jahresbericht des Smithſoniſchen Inſtitutes in Washington über die Leiſtungen und Zuſtände dieſes großartigen, wiſſenſchaftlichen Inſtitutes im vorangegangenen Geſchäftsjahre iſt uns ſoeben zugekommen.*** Der Bericht, wie gewöhnlich ein ſtarker Oktavband von 4—500 Seiten, iſt ein erfreulicher Beweis, daß der Geiſt der Humanität und der Kultur, der das Smithſoniſche Inſtitut in das Leben rief, ſich auch durch den Bürgerkrieg, der nun bereits zwei Jahre lang die Vereinigten Staaten heimſucht und der zum Theil ganz in der Nähe von Waſhington geführt wird, nicht hat irre machen laſſen in ſeinen edlen Beſtrebungen, die nach des Stifters Willen (Smithſon war ein Engländer, der nicht in Amerika gelebt hat) der ganzen Menſchheit zugut kommen ſollen. Dieſe Beſtrebungen haben den doppelten Zweck: 1) die Wiſſenſchaft unter den Menſchen zu vermehren (durch Aufmunterung von Gelehrten aller Nationen) und 2) die Wiſſenſchaft auf der Erde zu verbreiten (durch die Preſſe und durch Verſchenkung werthvoller Werke in allen Theilen der Welt). In welcher Weiſe dieſer zweiten Aufgabe nachgekommen wird, geht unter Anderm daraus hervor, daß der Agent des Inſtitutes in Leipzig, Herr Dr. Felix Flügel, der die Vertheilung der wiſſenſchaftlichen Druckſchriften deſſelben in Nord- und Mittel-Europa — England, Frankreich ꝛc. nicht inbegriffen — zu beſorgen hat, im vorigen Jahre nicht weniger als vier und vierzig Kiſten zugeſandt bekam, mit deren Inhalt er nach den Vorſchriften des Smithſoniſchen Inſtitutes verfuhr.

Im Anfange des Krieges, als die Hauptſtadt der Union von den Truppen der Südſtaaten bedroht ſchien, war man nahe daran, die großen Gebäude des Inſtitutes als Kaſerne oder als Lazaret zu verwenden; es iſt glücklicherweiſe nicht dazu gekommen. Eine andere Kriegs-Calamität traf jedoch das Inſtitut, indem die Staaten Virginien und Tenneſſee, in deren Staatsſchuld ein Theil der überſchüſſigen Fonds des Inſtitutes angelegt war, im vorigen Jahre keine Zinſen zahlten, ſodaß dadurch eine Einnahme von etwa 4000 Dollars ausfiel. Allerdings mußte in Folge deſſen auch eine Beſchränkung in den Ausgaben ſtattfinden, doch geſchah dieſe Einſchränkung nicht auf Koſten der Vermehrung und der Ausbreitung der Wiſſenſchaft. Insbeſondere wird der dreizehnte Band der Smithſoniſchen „Contributions“ wiederum reich an neuen wiſſenſchaftlichen Beobachtungen ſein. Namentlich die Nordpol-Expeditionen von Kane und Mac Clintock haben noch vielen Stoff zu intereſſanten Feſtſtellungen in Bezug auf die Meteorologie, die Meeresſtrömungen und die Stürme in den arctiſchen Regionen geliefert. Auf die Aufforderung unſeres Landsmannes, Prof. Dove, hat man auch zu ermitteln geſucht, ob in den Polargegenden am 11., 12. und 13. Mai irgend eine merkliche Temperatur-Abnahme ſtattzufinden pflege, doch iſt, abgeſehen von einer einzelnen Beobachtung Kane's am 13. Mai 1854, nichts wahrgenommen worden, was auf eine Regelmäßigkeit ſchließen läßt. Zur Förderung des Studiums der Conchologie hat das Inſtitut fünf verſchiedene Werke von Carpenter und Binney dem Druck übergeben. Nicht minder ſind auf entomologiſchem Gebiete mehrere gründliche Forſchungen und Publicationen durch das Inſtitut gefördert. Auf liguiſtiſchem Gebiete ſind die Studien der Indianer-Sprachen, die Herr Shea in Newyork auf eigene Koſten herausgiebt, durch Mittheilung eines Manuſcriptes über die Grammatik der Mutſun-Sprache, ſowie durch den Ankauf einer Anzahl Exemplare des gedruckten Werkes, unterſtützt worden. Die täglichen meteorologiſchen Beobachtungen, welche das Inſtitut auf allen Theilen des amerikaniſchen Gebiets machen und ſich durch den Telegraphen mittheilen ließ, wurden leider durch den Krieg zum Theil geſtört und unterbrochen. Dagegen haben die magnetiſchen Beobachtungen, die das Inſtitut machen läßt, auch während des Krieges ungeſtört ſtattgefunden. Die Bibliothek des Inſtitutes hatte ſich auch während des vergangenen Jahres zahlreicher Geſchenke aus Europa zu erfreuen, worunter das bändereichſte von der Buchhandlung der Herren Veit & Co. in Leipzig. Der Jahresbericht bringt wieder zahlreiche kleine Abhandlungen aus wiſſenſchaftlichen Gebieten, und werden wir auf einzelne derſelben in dieſen Blättern noch zurückkommen.

— Eine engliſche Lebensbeſchreibung Ulrich v. Hutten's hat es bisher noch nicht gegeben. Die erſte erſchien ſoeben, doch iſt es eine Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen, nach dem kritiſchen Eſſay in den „Etudes sur les reformateurs du 16. siècle,“ von Chauffour-Keſtner.* Bei dem großen Intereſſe, das gerade in England ein ſo ereignißreiches, in die Reformation eingreifendes Leben, wie das von Ulrich von Hutten, einflößen muß, darf es in der That Verwunderung erregen, daß es bisher noch keine engl. Biographie dieſes tapfern Ritters vom Geiſte gab und daß man jetzt, ſtatt die Meiſterarbeit von David Friedrich Strauß zu überſetzen, nach dieſem eleganten Verſuch eines Franzoſen gegriffen hat.

* Im Anſchluſſe an dieſen Artikel denken wir nächſtens in dieſen Blättern einen Verſuch über das deutſche Theater ſeit einem Jahrhundert mitzutheilen. D. R.

** Leipzig, J. J. Weber, 1863.

*** Annual Report of the Board of Regents of the Smithsonian Institution, showing the Operations, Expenditures and Condition of the Institution for the year 1861. Washington, Government Printing Office, 1862.

* Ulrich von Hutten, Imperial Poet and Orator, the Great Knightly Reformer of the Sixteenth Century. Translated from the French by Archibald Young. Edinburgh, Clark.

**J. L.**

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

**Beſtellungen**
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
**Leipzig.**

# Magazin
# für die Literatur des Auslandes.

**Diejenigen,**
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
**Berlin.**

Herausgegeben von **Joſeph Lehmann.**

**Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.**

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

**№ 19.** Mittwoch, den 13. Mai 1863. **32. Jahrgang.**

## Inhalt:

**Ungarn.** Seite
Die Deák-Feier . . . . . . . . . . 217
**Schweden.**
Aus dem Nachlaſſe eines diplomatiſchen Edelmannes . . . . . 219
**Frankreich.**
Eine politiſch-ſoziale Satiee. „Paris in Amerika“ . . . . . 221
**Mexiko.**
Vera-Cruz und die Mexikaner . . . . . . . . 222
**Nord-Amerika.**
Zur Geſchichte des Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten . . . . 224
**Deutſchland und das Ausland.**
Deutſchland nach dem dreißigjährigen Keiege . . . . . . 225
Faucher's Vierteljahrsſchrift für Volkswirthſchaft . . . . . 227
**Mannigfaltiges.**
Ein volkswirthſchaftlicher Fortſchritt in Süddeutſchland . . . . 228
Luftballon-Expeditionen zu wiſſenſchaftlichen Zwecken . . . . „
Neue engliſche Grammatik . . . . . . . . „

## Ungarn.

### Die Deák-Feier.

Der 28. März war ein in der Geſchichte Ungarns denkwürdiger Tag, der auch in dieſen Blättern um ſo mehr verzeichnet zu werden verdient, als dadurch Alles vollkommen beſtätigt wird, was hier ſeit Anfang vorigen Jahres etwa über die Situation und die Beſtrebungen Ungarns von Zeit zu Zeit berichtet worden iſt.

Am 28. März verſammelte ſich zu Peſt eine große Anzahl der Mitglieder beider Tafeln des Reichstages von 1861 im großen Saale des Hotels „Königin von England,“ um Franz Deák ein Pracht-Album mit den photographirten Portraits ſämmtlicher Reichstags-Mitglieder von 1861 zu überreichen, als Zeichen ihrer hohen Verehrung für den geiſtvollen und charakterſtarken Mann, der in jenen bedeutungsvollen Tagen das ganze Land um das Banner der Legalität, das er feſthielt und immer feſthalten wird, zu ſchaaren vermochte. In dem mir vorliegenden Namens-Verzeichniß finde ich die bedeutendſten Männer aller ungariſchen Parteien als anweſend angeführt. Eine Deputation, geführt vom Grafen Stephan Karolyi, begab ſich zu Deák, der, weilt er in Peſt, ſtets im Hôtel „Königin von England“ zu logiren pflegt. Als der Gefeierte, ſo abgeholt, im Saal erſchien, begrüßte ihn Baron Joſeph Eötvös mit einer längeren Rede und überreichte ihm das Album. Deák dankte in ſeiner edel einfachen Weiſe.

Beide Reden ſollten am 29. März in allen unabhängigen Blättern der Hauptſtadt erſcheinen. Aber die Regierung, im Bewußtſein, wie ſie's mit ihrer Politik in Ungarn „zuletzt ſo herrlich weit gebracht,“ confiscirte ſämmtliche nicht offiziöſe Blätter. Wenn ſie dadurch erreichen wollte, daß die Ungarn die Ausſprüche ihrer hervorragenden Staatsmänner recht gründlich ſtudiren ſollen, viel gründlicher, als wenn ſie dieſelben, groß gedruckt, bequem in der Zeitung herunterleſen, ſo hat ſie das in der That erreicht. In zahlloſen Abſchriften und Lithographien ſtudirt das ganze Land auf's Gründlichſte die beiden Reden von Eötvös und Deák. Auch mir haben die Winde ein ſolches lithographirtes Blatt zugeführt; und ich überſetze beide Dokumente ſittlicher und politiſcher Tüchtigkeit; denn mir ſcheint in dieſem Zeitalter revolutionär-reactionärer Gewalt-Herrſchaft nichts erhebender und anerkennungswürdiger, als die ſtarke, unerſchütterliche Ueberzeugung von der Heiligkeit des Rechts, welche der ungariſchen Nation eigenthümlich und die ſicherſte Bürgſchaft ihrer künftigen Unabhängigkeit iſt.

Natürlich ſagen Deák und Eötvös, Jeder in ſeiner Weiſe, weſentlich daſſelbe, und ſo würden auch alle Anweſenden und alle Abweſenden nur daſſelbe geſagt haben. Aber da, wie geſagt, dieſe großartige Wiederholung gerade der Kern der Sache iſt, ihre geſchichtliche Bedeutung gerade hierin liegt, ſo habe ich nichts geändert, nichts weggelaſſen.

**Eötvös:**

„In unſeres Vaterlandes an Widerwärtigkeiten reicher Geſchichte finden wir kaum einen Zeitabſchnitt, der für die Zukunft der Nation entſcheidendere Folgen nach ſich gezogen hätte, als die letzten zwei Jahre.

Nachdem ſchwere Erfahrungen zu der Ueberzeugung geführt, daß eine große Monarchie, welche Feinde umgeben, außer der disziplinirten Tapferkeit ihrer Armee und außer dem Schweigen ihrer Völker noch anderer Stützen bedarf, und nachdem man in der öſterreichiſchen Monarchie, ſtatt des früher herrſchenden Abſolutismus, die Einführung jener Regierungsformen beſchloſſen, unter denen ſich einzelne Staaten Europa's zur höchſten Stufe der Macht und des Wohlſtandes erhoben, ſprach der Landesfürſt im Diplom vom 20. Oktober 1860 die Wiederherſtellung unſerer Verfaſſung aus, und die Nation, der länger als zehn Jahre ſelbſt die bloße Erinnerung an ihre frühere Freiheit verboten geweſen, wurde zu neuer Aeußerung aufgerufen.

Wir Alle erinnern uns der Wirkung, welche dieſe mehr erwünſchte als erwartete plötzliche Veränderung in dem ganzen Lande hervorrief, und wenn ſich unter die Freude, mit der dieſe Kunde im Allgemeinen aufgenommen wurde, Beſorgniſſe miſchten, ſo entſtanden dieſe daher, daß, wenn wir auch im Conſtitutionalismus das einzige Mittel ſahen, das unſerm Vaterlande und der Monarchie Wohlſtand und Macht garantiren kann, wir dennoch uns jene Schwierigkeiten nicht verhehlen konnten, mit denen die thatſächliche Wiederherſtellung unſerer Verfaſſung, zumal auf dem im Oktober-Diplom bezeichneten Wege, verbunden ſein würde.

Das königliche Sendſchreiben ſprach darin die Wiederherſtellung unſerer Inſtitutionen aus, aber es enthielt Verfügungen, die mit den Grundprinzipien unſerer Verfaſſung im Widerſpruch ſtanden. Unſere alte Verfaſſung hatte ſelbſt durch die im Jahre 1848 vom König ſanctionirten Geſetze weſentliche Umgeſtaltungen erfahren, deren neue Formen damals nur in den Grundzügen beſtimmt wurden, und als die Nation, zu politiſchem Leben aufgerufen, im erſten Augenblick zweifelhaft über die Richtung, der ſie folgen ſollte, um ſich blickte, ſah ſie nur, daß von denen, welchen ſie einſt als ihren Führern folgte, die meiſten fehlten.

Niemals bedurfte eine Nation mehr des Einverſtändniſſes, niemals mehr der Erwägung ihrer Lage, und nie ſtand eine Nation mitten unter Verhältniſſen, die weniger Ausſicht dazu boten.

Von jenen Inſtitutionen, unter denen die Nation Jahrhunderte lang lebte, gab es keine, die nicht die einander folgenden Proviſorien von ihrer Stelle gedrängt; es gab im Lande keinen Menſchen, in deſſen Herzen die vergangenen Jahre nicht eine bittere Erinnerung zurückgelaſſen; und doch, — wenn wir dieſen Erinnerungen Einfluß auf unſere Entſchließungen geſtatten, wenn wir nur perſönliche Intereſſen im Auge halten, oder unſern individuellen, wie immer berechtigten Gefühlen folgen, ſo wird jegliches Einverſtändniß unmöglich.

Ein Weg blieb uns übrig, auf dem wir die Gefahr vermeiden

Digitized by Google

konnten: wenn wir, Alles in Hintergrund drängend, ausſchließlich nur Eins im Auge behalten, unſere Pflicht.

Die Vergangenheit hatte in dem Herzen des Einen mehr Bitterkeit hinterlaſſen, ein Anderer blickte mit glänzenderen Hoffnungen in die Zukunſt; den Einen konnten ſeine Intereſſen, einen Andern ſein Mangel an Vertrauen vielleicht zu übertriebener Nachgiebigkeit oder zu extremer Strenge verlocken; und Vielen ſchien es, daß die Ausſicht, welche ſich uns nach dem Oktober-Diplom öffnete, nicht genügend ſei als Lohn für ſo viel Leiden, welche die Nation ſeit 1848 erduldet. Aber in Bezug darauf: worin unſere Pflicht beſtehe, konnten wir keine abweichenden Anſichten haben; und diejenigen, welche die ſchönere Zukunſt unſeres Vaterlandes nur von dem vollſtändigen Inslebentreten der Geſetze von 1848 erwarteten, wie diejenigen, welche, da ſie durch dieſe Geſetze die Unabhängigkeit der Nation oder unſern Zuſammenhang mit der Monarchie nicht genügend geſichert glaubten, dieſe Gefahr einigermaßen modifizirt wünſchten, mußten in der Ueberzeugung übereinſtimmen, es könne nicht in Zweifel gezogen werden, daß wir uns nicht von der Beobachtung der von der Nation gemachten und von unſerm König ſanctionirten Geſetze dispenſiren dürfen, und daß der Ausgangspunkt, von dem aus wir wieder zu einem geordneten Zuſtand gelangen können, nur in der Wiederherſtellung der Legalität gegeben iſt.

In Bezug auf dieſes Eine konnte in allen Theilen des Vaterlandes unter allen Partei- und Meinungs-Nüancen keine Anſichts-Verſchiedenheit exiſtiren; und dem iſt es zu verdanken, daß ein Land, welches die größten Erſchütterungen durchgemacht, und das länger als zehn Jahre jedes Mittels beraubt war, wodurch Einigung der Meinungen ermöglicht wird, als es nach langem Schweigen endlich ſeine Stimme erhob, im größten Einverſtändniß ſeine Erklärung abgab, und daß dieſes Einverſtändniß weder die Berathungen des Reichstags, noch die darauf folgenden Ereigniſſe und die Anſtrengungen Einzelner ſtören konnten.

Vielleicht iſt es auffallend, daß, während ich ſpreche, um Dir im Namen der Mitglieder des letzten Reichstags ein Denkmal unſerer Verehrung zu überreichen, ich Jedermann bekannte Dinge über unſere Staats-Angelegenheiten vorbringe; aber daß man eben Deinen Namen nicht ausſprechen kann, ohne vom Vaterlande zu reden und bei Erwähnung Deiner Verdienſte Dinge zu erzählen, die ſelbſt der ärmſte Bürger der Heimat kennt, das iſt es, worauf die Baſis Deines Ruhmes ruht.

Nicht ein großartiger Moment, in dem Du an der Spitze der Nation ſtandeſt, — Dein ganzes Leben rechtfertigt unſere Verehrung. Weil Du in jener denkwürdigen Periode, in der die Nation, ſich aus ihren mittelalterlichen Zuſtänden loswindend, das Prinzip der Rechtsgleichheit auf ihre Fahne ſtickte, an ihrer Spitze ſtandeſt, weil Du dem Gemeingefühl der Nation ſtets den reinſten Ausdruck gabſt, weil wir Dich nicht rühmen können, ohne mit einem gewiſſen Selbſtgefühl auch auf unſere Vergangenheit zu blicken, das iſt es, weshalb nicht nur das Vaterland, ſondern die Welt, ſeitdem unſere Beſtrebungen ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zogen, den reinſten Ausdruck unſerer gerechten Sache und den Repräſentanten der ganzen Nation in Dir ſieht. Glorreiches Loos! wie es wenigen Menſchen zu Theil wurde, und um deßwillen ich Dich glücklich nennen würde, wenn ich nicht wüßte, daß, wie jeder Strahl, der unſern trüben Himmel durchbricht, zuerſt auf Dich fällt, der Du unter uns am höchſten ſtehſt, ſo Du des Vaterlandes ganzes Weh und all' ſeine Kümmerniſſe in Deinem Herzen trägſt. Und in der That, wer die gegenwärtige Situation unſeres Vaterlandes betrachtet, kann nicht ohne Bekümmerniß in die Zukunſt blicken.

Europa macht eine jener großen Kriſen durch, die auf ganze Perioden entſcheidenden Einfluß ausüben. Niemals vielleicht näherten ſich ſo viele und ſo großartige Fragen zugleich ihrer Löſung, wie im gegenwärtigen Moment, und wenn wir an die Rolle denken, die ſchon vermöge unſerer geographiſchen Lage der Monarchie und unſeres Vaterlandes harrt, ſo müſſen wir geſtehen, daß weder jene noch Ungarn in der Lage ſich befinden, um der ihnen zugefallenen großen Aufgabe zu entſprechen.

Die Wunden, welche die letzten großen Erſchütterungen der Monarchie und unſerem Vaterlande geſchlagen, ſind noch nicht verharſcht; die auf einander folgenden Proviſorien haben die allgemeine Ungewißheit nur vermehrt, und obgleich die allgemeine Ruhe gegenwärtig nicht geſtört wird, ſo iſt doch ein Gebäude, worin jeder einzelne Stein an ſeiner Stelle erſchüttert worden iſt, nicht vorbereitet, den gewaltigen Stürmen der Zeit zu widerſtehen, und wir würden verzagen, wenn uns, indem wir an die Schwierigkeiten unſerer Lage denken, nicht einfiele, daß, ſowie niemals vielleicht ſchwerere Augenblicke der Nation harrten, ſie auch niemals ſo geeint war, nicht nur in ihrer Vaterlandsliebe — wofür wir in unſerer Geſchichte mehrere Beiſpiele finden — ſondern auch in ihren Anſichten und Abſichten. Und weil wir Dir hauptſächlich dies verdanken, Dir, der Du, was Tauſende fühlten und dachten, mit unwiderleglichen Beweisgründen zur allgemeinen Ueberzeugung des Vaterlandes erhobſt, und, den Kreis der Rechte und Pflichten der Nation genau beſtimmend, den Weg bezeichneteſt, auf dem ſie fortſchreiten muß, und auf dem fortſchreitend wir das Ziel unſerer Bemühungen vielleicht nicht erreichen, aber nie jenes mannhafte Selbſtbewußtſein verlieren werden, welches mehr werth iſt, als aller Wohlſtand und alle Macht, ſo iſt es in der That nur billig, wenn wir, die bei der letzten Legislatur Deine Collegen und auf dem von Dir bezeichneten Wege Deine Nachfolger waren, uns ohne Partei- und Meinungs-Unterſchied vereinigen, um Dir unſern Dank und unſere Verehrung auszudrücken.

Eine ungewöhnliche Huldigung, die dem Kämpfer auf der politiſchen Laufbahn meiſt erſt nach ſeinem Tode zu Theil wird, aber nicht außerordentlicher als Deine Stellung und Deine Verdienſte!

Das Schickſal der Völker iſt in Gottes Hand; und obgleich eine ſchöne Zukunſt unſeres Vaterlandes harrt, — wir wiſſen, daß wir viel kämpfen, viel werden opfern müſſen, ehe wir ſie erreichen können; ja vielleicht iſt unſerer ganzen Generation nur die Aufgabe geworden, der ſchöneren Zukunſt die Wege zu bereiten; aber ſowie es unſere Ueberzeugung iſt, daß unſer Ziel auf einem andern Wege, als den unſer letzter Reichstag bezeichnete, nicht erreicht werden kann, ſo ſind wir entſchloſſen, von demſelben, den wir unter Deiner Führung betreten, nicht abzuweichen.

Hinſichtlich einzelner Fragen können unſere Meinungen ſich ändern, und können wir uns, was im conſtitutionellen Staatsleben kaum anders ſein kann, in Parteien theilen, aber was die Ehrfurcht vor dem Recht und den Geſetzen und was daraus folgt, dieſe unſere Ueberzeugung betrifft, daß alle unſere Schritte, womit wir nach unſern beſonderen Zielen hinſtreben, nur die Legalität zum gemeinſamen Ausgangspunkt haben können, in dieſer Beziehung werden alle Parteien, wie fern ſie im Uebrigen von einander ſtehen, gleich treu ihre Pflichten erfüllen.

Das verlangt von uns das Vaterland, das unter ſo viel Widerwärtigkeiten nur ſeiner feſten Anhänglichkeit an ſeine Geſetze ſeine Erhaltung verdankt, das verlangt unſere Treue gegen den Thron, der nur, ſo lange er auf dem feſten Grunde des Rechts und Geſetzes ſteht, den Gefahren trotzen kann, die ihn in unſerm Jahrhundert umgeben; das verlangen die Intereſſen der Völker, mit denen wir ſeit länger als drei Jahrhunderten im Verbande leben, und die von uns mit Recht verlangen können, daß jene Verhältniſſe, von denen ihr Wohlſtand abhängt, auf Grundlagen geſtellt werden, deren Rechtmäßigkeit Niemand in Zweifel ziehen kann; das befiehlt uns Einzelnen jenes Verſprechen, das wir, als der letzte Reichstag die Adreſſen annahm, vor der Nation und vor der Welt feierlich geleiſtet haben, und woran uns unſere Ehre bindet.

Möge dieſes Gedenkbuch, worin Du die Portraits der Mitglieder der letzten Legislatur findeſt, zugleich ein Symbol jenes Einverſtändniſſes ſein, welches in dieſer Hinſicht unter uns beſteht; möge es ein Unterpfand jener Treue ſein, mit der die Nation an ihren rechtlich beſtehenden Geſetzen hängt und mit der ſie wie bisher auch fernerhin an allen, aber nur an den Verhältniſſen hängen, alle ihre, aber nur die Pflichten erfüllen wird, die ſie in geſetzlicher Form übernommen!

Und jetzt erlaube mir, indem ich bei Ueberreichung dieſes Andenkens Dir unſere allgemeine Verehrung mit der Ueberzeugung ausſpreche, daß wir niemals treuer die Gefühle der geſammten Nation repräſentirt haben, in kurzen Worten den Wunſch des ganzen Vaterlandes zuſammen zu faſſen:

Lebe lange, verehrter Mann! und lebe glücklich! Das wünſchen nicht Deine Freunde, das wünſcht Dir das Vaterland; denn Dein ganzes Leben gehört ja dem Vaterlande, und Du kannſt nicht glücklich ſein, ſo lange Du Deine Nation nicht befriedigt ſiehſt."

### Deák:

„Einem einfachen Bürger, der nur eine Pflicht erfüllte, als er mit Euch vereint für das Gemeinweſen kämpfte, kann keine größere Ehre zu Theil werden, als die, welche Ihr, meine Freunde, auch im Namen unſerer abweſenden Collegen, mir erwieſen habt. In der Laufbahn des öffentlichen Lebens iſt das Vertrauen und die Liebe der Mitbürger das größte Geſchenk; und Ihr überreicht mir als Zeichen dieſes Vertrauens und dieſer Liebe dieſes ſehr werthvolle Andenken. Den Dank, welcher in meinem Herzen ewig leben wird, kann ich nur mit ſchlichten, dem Herzen entſprungenen Worten ausdrücken; aber Ihr verſtehet auch aus dieſen einfachen Worten und würdigt meine Gefühle.

Die Sache, für die wir vereint gekämpft, iſt die heilige Sache des Vaterlands. Der Boden, auf dem wir ſtehen, iſt die Legalität. Ueber die Zweckmäßigkeit einzelner Geſetze können die Meinungen wie Aeſte

Digitized by Google

auseinander gehen. Regierungsformen, Verfaſſungen, Prinzipien des Staatsrechts und die in der Geſetzgebung herrſchenden Anſichten können ſich ändern und haben ſich auch zeitweiſe bei allen Nationen geändert; — aber es giebt ein unwandelbares Prinzip, das überall, wo Geſetz herrſcht, immerdar unverletzt beſtehen muß und dies iſt das Prinzip: die Geſetze ſind ſtreng zu beobachten, und ihre verpflichtende Kraft kann nur die rechtmäßige geſetzgebende Gewalt aufheben.

Ohne dieſes Prinzip giebt es kein Band, das den Staat zuſammenhält. Dies iſt die ſicherſte Grundlage ſowohl der Rechte der Völker, wie der Macht der Fürſten. Die Geſchichte lehrt, daß in Ländern und einſt mächtigen Reichen, welche innere Zwietracht und ſittlicher Verfall in's Verderben ſtürzten, überall das Nichtbeobachten der Geſetze des Uebels Quelle war.

Dieſem Prinzip huldigend, drangen wir in unſeren Reichstags-Adreſſen auf ſtrenge Beobachtung unſerer Geſetze und Grundverträge. Unſer Standpunkt war die Legalität, welche der direkte Gegenſatz der Revolution iſt. Denn nicht der ſteht auf dem Boden der Revolution, der an der Legalität feſthält und die Geſetze ſtreng beobachten will, welche die Rechte des Landes und des Fürſten gleichmäßig garantiren.

Unſere Adreſſen ſind ohne Erfolg geblieben. Doch durch dieſe Erfolgloſigkeit fühle ich mich nicht dispenſirt von jener Bürgerpflicht, die uns das Geſetz vorgezeichnet hat, und ich bin nicht berechtigt, den Boden der Legalität zu verlaſſen, außer welchem jeder politiſche Schritt zweifelhaft, ſchädlich, ja gefährlich iſt. Ich kann die Anhänglichkeit an die Geſetze nicht in Gegenſatz ſtellen mit der Treue gegen den Landesfürſten, denn ich wünſche den Landesfürſten in ſeiner erhabenſten Stellung als die Verkörperung der Legalität zu betrachten; und wenn ich die Legalität vertheidige, vertheidige ich zugleich die Rechte und Intereſſen des Fürſten; denn deren Baſis iſt die Legalität.

Das Schickſal der Völker iſt in Gottes Hand. Die heiligſten Beſtrebungen vereiteln zuweilen unerwartete Ereigniſſe, die ſich weder berechnen noch vermeiden ließen. Aber ſelbſt in dieſem Fall dulden wir die Schickſalsſchläge mit mehr Seelenruhe, wenn wir unſere Bürgerpflicht in Vertheidigung der Legalität erfüllt haben, als wenn uns unſer Bewußtſein anklagt, daß wir, vielleicht aus guter Abſicht, aber mit verfehlter Berechnung die Legalität verlaſſend, erfolglos das aufgeben, deſſen Bewahrung als heilige Pflicht uns überkommen war.

Seit 900 Jahren lebt unſere Nation in dieſem Lande. Schwere Zeiten ſind über ſie hingezogen, oft haben innere Zwietracht und äußere Feinde ſie an den Rand des Abgrunds gedrängt. Und unter ſoviel Kämpfen wußte ſie dennoch ihre Selbſtändigkeit, ihre Geſetze und ihre Verfaſſung zu erhalten. Aber durch ſo viele Jahrhunderte war ſie nicht gerecht gegen jene Volksklaſſe, die ſie nicht an den bürgerlichen Rechten theilnehmen ließ, mit der ſie die Staatslaſten nicht theilte.

Dieſe ſittliche Schuld machte die Nation 1848 gut und war damals gerecht gegen das Volk. Die göttliche Vorſehung wird nicht zulaſſen, daß gerade die Periode, in der die heiligſte ſittliche Pflicht treu erfüllt wurde, das letzte Aufflammen des Lebens der Nation ſei und daß dieſes Reich gerade da ſeiner verfaſſungsmäßigen Selbſtändigkeit, geſetzlichen Unabhängigkeit beraubt werde, wo es aus eigenem Antrieb und freiem Willen Gerechtigkeit dem Volke wiederfahren ließ und ſeine vielhundertjährige Schuld abtrug. Kommen wird, ſo glaube ich, die Zeit, wo auch die, welche jetzt unſere verfaſſungsmäßige Selbſtändigkeit im Intereſſe ihrer eigenen Freiheit vernichten möchten, einſehen werden, daß die Freiheit einer Nation nicht der Feind der Freiheit einer andern ſein kann. Gewaltſam die Freiheit der einen vernichten, um die der andern zu ſtärken, iſt eine verkehrte Rechnung; denn die verwandten Gefühle und das ſittliche Einverſtändniß können auf dieſem Wege nie in's Daſein treten; aber dieſe allein geben einer jeden Kraft und Sicherheit.

Wir alſo, meine Freunde, werden unſere Bürgerpflicht gegen das Vaterland und den Landesfürſten erfüllen, indem wir treu an der Legalität feſthalten, welche die wahrhaft ſittliche Baſis der Rechte und Intereſſen des Fürſten wie der Nation iſt, und wenn wir einſt wieder bei der Verhandlung unſerer Staats-Angelegenheiten das Wort haben werden, werden wir gerecht ſein gegen alle Confeſſionen, gegen alle Nationalitäten, wie wir verſtanden haben, gerecht zu ſein gegen das Volk.

Empfangt auch Ihr, meine verehrten Freunde, meinen aufrichtigen Dank für Eure Herzlichkeit, und erhaltet mir dieſe Neigung, Herzlichkeit und Freundſchaft, die meines Lebens größter Schatz ſein wird immerdar."

**Theodor Opitz.**

## Schweden.

### Aus dem Nachlaſſe eines diplomatiſchen Edelmannes.

Im Allgemeinen ſind bei der Ariſtokratie aller Länder einige Hauptzüge immer dieſelben — wir begegnen überall ihrer Vorliebe für Pferde und Hunde, für Jagd und gewiſſe „noble" oder eigentlich unnoble Paſſionen, ihrer Neigung zu ritterlichen Fauſtkämpfen, indem ſie aus unbedeutenden Werthändeln, wenn es irgend angeht, Raufhändel machen. Außer dieſen groben Zügen der Allgemeinheit finden wir jedoch bei der Minderheit, bei der ariſtokratiſchen Elite, beſonders Englands, Italiens, Schwedens, Spaniens und wohl auch Deutſchlands, den Hang zu wirklich noblen Paſſionen, die ſich in Anlegung von Kunſt- und Alterthümer-Sammlungen jeder Art, in wiſſenſchaftlichen Studien und in Pflege der Kunſt bethätigen, recht ſcharf ausgeprägt. Ein glänzendes Beiſpiel dieſer letzteren Art bietet uns der ſchwediſche Freiherr C. G. v. Brinkman.

Der Name dieſes Mannes dürfte in Deutſchland durch Varnhagen's „Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften" ſchon hinlänglich bekannt ſein; ſonſt können wir noch erwähnen, daß der ſchwediſche Freiherr ein beſonderer Freund unſeres Freiherrn von Stein war, alſo ein Mann, der uns Deutſchen ſchon um ſeiner Perſon willen nahe ſteht, abgeſehen davon, daß er ein Verehrer deutſchen Weſens und ſelbſt ein deutſcher Dichter war.

Brinkman hatte u. A. eine leidenſchaftliche Liebe zu Autographen berühmter Männer und überhaupt zu Urſchriften von hiſtoriſchem Werth und zu Urkunden. Dieſe ſeine Neigung wurde leider von zweideutigen Subjekten auf Koſten ſeiner Börſe unverſchämt ausgebeutet und ließ ſich der ungewöhnliche Mann, trotz ſeines diplomatiſchen Scharfblickes und ſeiner außerordentlichen Beleſenheit und Sprachkenntniß von ganz unwiſſenden Fälſchern hinter's Licht führen. Muthmaßlich war er im Augenblick eines Angebot's zu begierig nach Erwerbung des betreffenden Stückes und kaufte ohne ängſtliche Prüfung; hinterher hatte er dann das Vergnügen des Ausrangirens, und ſo finden ſich in ſeiner hinterlaſſenen Sammlung (Graf Wachtmeiſter auf Trolle-Ljungby erbte dieſelbe) zwei dicke Mappen, die er eigenhändig mit der Ueberſchrift verſah: „Apokrypha, Autographen aus allen Zeiten und Ländern enthaltend, von denen die meiſten gefälſcht ſcheinen."

Guſtav Andersſon, Lector an der Kathedralſchule zu Lund, hat die Sichtung und Herausgabe dieſer Schriftſammlung übernommen, und von dieſem gelehrten Forſcher wiſſen wir, daß obige Apokrypha nicht blos gefälſcht ſcheinen, ſondern wirklich ſämmtlich gefälſcht ſind und außer dieſen noch etwa 100 Schriftſtücke, die der verdienſtvolle Herausgeber mit einer betreffenden Notiz verſehen hat, um Beſucher der Sammlung gleich von vorn herein auf die Unechtheit dieſer Stücke aufmerkſam zu machen. — In der Vorrede des von Andersſon herausgegebenen Buches „Aktenſtücke aus dem v. Brinkman'ſchen Archiv,"* deſſen erſter Theil vor uns liegt, heißt es über daſſelbe:

„Das v. Brinkman'ſche Archiv, welches ſich jetzt in Trolle-Ljungby in Schonen befindet, zerfällt in 2 große Hauptabtheilungen, die im Brinkman'ſchen Teſtamente „der rechte und der linke Schrank" genannt ſind. Im letzteren werden v. Br.'s eigene Handſchriften und Briefwechſel aufbewahrt, und ſollen dieſe zufolge ausdrücklicher Beſtimmung des Erblaſſers weder abgeſchrieben noch veröffentlicht werden. Im rechten Schranke liegen diejenigen hiſtoriſchen Dokumente und Briefſammlungen, deren Veröffentlichung dem Eigenthümer überlaſſen iſt und ſie beſtehen der Hauptſache nach aus ſchwediſchen Originalbriefen und Urkunden, Sammlungen zur ſchwediſchen Geſchichte, Urkunden ſchwediſcher Könige, Briefe ſchwediſcher Könige, eigenhändigen Briefen ſchwediſcher Könige und fürſtlicher Perſonen, ausländiſchen Originalbriefen und Urkunden, Sparriana (Pehr Sparre's Staatsſchriften, diplomatiſche Noten und Depeſchen ꝛc.), Teſſiniana (Nic. Teſſin betreffend), Teſſiniana (Aufſätze und Aktenſtücke C. G. Teſſin angehend), Adler Salvius (Collection de Pièces historiques et politiques pour la plupart relatives à la Guerre de 30 ans), Archenholtz (Schwedens Intereſſe fremden Mächten gegenüber, 1732), Schönergiana (Aufſätze von Sven Lagerbring), Tringſtadiana, Leopold's Briefwechſel, Olof Schwartz's Briefwechſel; Norwegen (Aktenſtücke, Norwegens Einverleibung in Schweden betreffend, 1814); Jesper Svedberg's eigenhändigen Lebensbeſchreibungen; Sammlungen, ſchwediſche Ritter-Orden betreffend.

Das uns vorliegende Buch enthält den wortgetreuen Abdruck von

* Handlinger ur v. Brinkman'ska Archivet på Trolle Ljungby. Utgifne af Gust. Andersson. Verlag in Örebro bei N. M. Lindh. (Preis des erſten Theils $3^1/_2$ Rdr. Leipzig, Hinrichſen.

Digitized by Google

238 Schriftſtücken (wobei 53 in deutſcher Sprache) und auf einem Folioblatt ein Facſimile Carl Johann's. Letzteres iſt beſonders deshalb merkwürdig, weil es das Concept der einzigen Rede iſt, die dieſer König in ſchwediſcher Sprache zu einem Reichsſtande gehalten hat. Die Orthographie des Schriftſtückes iſt zum Theil nach franzöſiſcher Auffaſſung z. B. „Med reurelsé sér Jag éider, feur andra Gongen etc.“ Die Abgeordneten der Bauern, denen die Ehre jener Anrede zu Theil ward, ſollen über das Schwediſch des franzöſiſchen Kronprinzen außer ſich vor Erſtaunen geweſen ſein, denn man muß bedenken, daß die Rede ſchon im Jahre 1812 gehalten ward.

Abgeſehen von dem Facſimile des Feldherrn-Königs bringt das Buch eine Menge Sachen, die geeignet ſind, die intereſſanteſten Streiflichter auf viele Begebenheiten der Vergangenheit zu werfen; der Hiſtoriker wird daher Manches finden, was er zur Ergänzung ſeiner Auffaſſungen brauchen kann. Es ſind in dem Buche auch Original-Briefe enthalten, die nicht blos für ſchwediſche, ſondern ganz beſonders für deutſche Forſcher Bedeutung haben möchten, wie die Schriftſtücke aus dem 30jährigen Kriege, von denen wir hier einige Proben geben.

Der folgende Brief von Alexander Irwing an den Cornet Lars Janſſon in Alt-Ruppin lautet in wortentſprechender Ueberſetzung:

„Monseur Cornet! Sein ſchreiben iſt mir Eingehändigt, doch wünſchte ich (es) wäre beſſer geweſen doch was hilft (es). Was ich dem Monſeur Cornet nur zu befehlen habe iſt daher daß er ſogleich ſoviel Geld wie er von den Bürgern und dem Adel bekommen kann, einfordert und damit ſogleich Euch hier nach Wietſtoch fort begebt, ſeht euch wohl vor, daß ihr nicht berannt werdet, dort in der Stadt. Gott befohlen. Wietſtoch den 8. Martii 1640. Alexander Irwing.“

Unter den 9 Briefen, welche von der Hand des Markgrafen Johann Georg von Brandenburg an den Feldmarſchall Horn herrühren, hebe ich den folgenden hervor, der an ſich ſchon durch die Weiſe intereſſant iſt, in der ein brandenburgiſcher Markgraf an einen ſchwediſchen Feldherrn zu ſchreiben pflegte. Er lautet:

„Von Gottes Gnaden Johann Georg, Marggraff zu Brandenburg, In Preußen ꝛc. Herzog ꝛc. Burggraff zu Nürnberg vnd Fürſt zu Rüegen Obriſter zu Roß vnd Fues.

Vnſern günſtigen Grueß vnnd Alles guttes bevor Wolgeborner beſonders lieber herr,

Deß herrn Veldt Marſchals ordre haben wir empfangen vnd darauff alſobalden die beſtallung gemacht, das ſeinem begehren nach die brieff ſo von Bamberg anhero geſchickt biß wider vff Bamberg gefürth, auch zu welcher Stund ſie ankommen vnd abgehen fleiſſig ſoll vffnotirt werden. Ingleichen auch wegen deſſ Jenigen ſo herr Veldt Marſchall an vnſs begert, zu Bayersdorff beſtallung angeordnet, vnd erwarte der Antwortt, welche dem herrn alſo balden zu notificiren wir nicht vnterlaſſen wollen. Sonſten hatt vnſs geſtern Georg Fürſtenheuſſer in ſeiner zu rück kunfft vorgebracht, daß von herrn Feldt Marſchall vnſs ein assignation der 5000 Rtl. ſo hieſige Statt wegen der brandſchatzung zu erlegen verwilligt, zugeſchickt werden ſoll, worauff Wir (in) ſeine beiſein den Caſtner zu vnſs fordern laſſen, vnd ſolches angedeutet. Was ſie aber vor Entſchuldigung vorwenden, geruhe der herr Veldt Marſchall aus Ihrer Supplication mit mehrern zu vernehmen, dero fernere ordre wir dann gewertig ſein wollen. Ferner findt vnſs auch ſchreiben von Chriſtoph Agricola zukommen, darinnen Er vnſs berichtet, daß Ihr Königl. Maij. deroſelben zugeſchriben, vnſs die Aempter Vilſeck vnd Fellenſtein zu erweitterung vnſerer quartir zu verordnen, vnd weiln ſelbige örtter noch biſs dato wegen des feindes nicht beſetzt werden können, (!!) Alls iſt vnſer bitten, wie wir dann zu deroſelben das gutte vertrawen tragen, bemelte Aempter keinem andern zu assignirn. In betrachtung vnſere quartir ſo ganz eng vnd ruinirt, daß wir den Notürfftigen Vnterhalt ſchwerlichen heraus zu bringen wiſſen werden. Diſes wir dem herrn Veldt Marſchall vnangeſagt nicht laſſen wollen, vnd verbleiben deroſelben zu allen annehmligkeitten iederzeitt willfährig. Geben Höchſtatt den 18. Febr. A: o 1632. Des Herrn Veldt Marſchalck dienſtwilliger Freundt Hanſs Georg M. z. B.

### Inclus.

Ein Radt vnnd gemeine Bürgerſchafft der Statt Höchſtatt, bitten beförderſt Ihr Exelentz vnnd Gnd. der Königlich Maytt zu Schweden hoch verordnetten herrn Feltmarſchalcken Guſtaph Horn gantz vnder thänig daß ſein Exell. ihnen nachfolgende erclerung In vnGnaden nicht vf Nehmen wollen. Vnnd erſtlich zwar ſeye offenbar, daß nach beſchehenen einfall in die Statt vnnd bey vor gegangenen accord davon in damaligen flecken ſo Eylendt Niemand wiſſenſchafft gehabt, oder ſich bey gemelden accord beſchweren können, die Statt vnnd Bürgerſchafft nit Alein ſehr ausgePlündert vnnd verderbt, ſondern Auch Seindhero in dreywochentlicher Ein Quartirung zu Roß vnd Fuß wardurch ſie in die euſerſte vnuermöglichkeit gedyhen, daß ſie aus den Jenigen was ſie ſonſten hier zue beyſchiſen wollen nach notorſſt die soldatesca dar von erhalten viſſen. So iſt auch vber alle angewende dilligentz, Wegen eines Anlegens, (Anlehnes) bey d: Statt Nürmberg, ſchwerlich Etwas zuuerhoffen.

Fals aber, gnedig zue gelaſſen werden wolte, etlich Getraidig wegen gemeiner Statt Spithals wie Auch Bey Etlichen Bürgern vmb baar gelt ver keuflich Ab zue geben, vnd benebens auf die Ambts vnnd vnterthanen in wenig tagen, Ein Steuer Auf ihr Güter zuerlegen. Solte angePirenden Vleiß, daß Aller wenigſte, wo nur Möglich etwas herauß zu Bringen nichts Erwunden werden. Letzlich auch vnnd da mit der Armen Bürgerſchafft vnd vnterthanen gehorſam, deſto gnediger verſpürt werden möchte So Er Pihten ſie ſich da hin diſſer vnderthänigkeitt Da fern ein Ehrlicher Caualier mit Einem Anlegen Ihnen gnedig subueniren könde daß ſie Auff Mittel vnnd weg ſelches zuuer Pensioniren Jedoch auff Gned. consens höchſt ermelter Ihrer Königl. Maytt vnnd zuuerſichern bedacht ſein vnd trachten wollen dieſſer vnderthänigſten getröſtung Es werde die vergangene Plinderung vnd Abnahme welche des wercks obstaculum — benebens auch die Armen vnder tanen Euſſerſte noth vnnd unuermöglichkeit derent wegen gnedigſt behertziget vnnd der Notdurſt nach ponderirt werden.

Gnedigſte vnnd tröſtliche resolution darauf in aller vnderthänigkit bittend Datum den $^{28}/_{18}$ Februarij A:o 1632.

Anweſſende Bürgermeiſter vnnd Rattb, auch anſtatt
vnd von wegen der geſambten Ambts vnd:
thanen zu Höchſtatt.“

Ce sont des jours passés, pflegt man bei Leſung derartiger Blätter zu ſagen, doch ſcheint es, als ob gerade jetzt die Mahnung an uns Deutſche herantritt, der Leiden, welche uns die unſeligſte Zerſplitterung bereitet hat, recht ernſtlich und oft zu gedenken. Iſt es doch erſt 50 Jahre her, ſeitdem wir uns von der erniedrigendſten Fremdherrſchaft befreit haben, und was droht jetzt wieder über uns hereinzubrechen?

Ueber den altbekannten Grundſatz, daß uns kein Fremder ſo erniedrigen kann, wie wir uns vor uns ſelbſt erniedrigen, bringt das Buch ebenfalls einen Belag in Geſtalt eines Briefes, den ein deutſcher Kammer- und Freiherr an den ſchwediſchen König Guſtav III. richtet, um ihn zu bitten (nachdem er ſich zu den Füßen des Throns niedergeworfen) zu geſtatten:

„Daß ich auf dem Schlachtfelde bei Lützen, wo Guſtav Adolph den Heldentod für die Religion — für Deutſchlands Freiheit — für Deutſchlands Fürſten ſtarb, ein Ehrendenkmal aufrichten laſſen dürfe.“

Als Motive, von denen „ſein jugendliches Herz ganz durchdrungen iſt,“ führt er an: „Guſtave und Friedriche loben, heißt ja ihre Aſche ehren — todten Königen den wohlverdienten Weirauch ſtreuen, iſt keine gewinnſüchtige Schmeichelei!“ — Der jugendliche „Schwärmer“ hatte ſich unterſchrieben als „Ewr. Königlichen Majeſtät aller unterthänigſter treugehorſamſter Knecht Otto, Carl, Franz Freyherr von Eberſtein, Markgräflich Brandenburg-Anſpach-Bayreuthſcher Kammerherr.“ Der ſchwediſche Envoyé Celſing in Dresden faßte dies Durchdrungenſein des jugendlichen Herzens ſehr proſaiſch, aber richtig auf und ſchrieb nach Stockholm, daß er den beſagten Freiherrn für einen beſitzloſen Schwindler hielte, der mit ſeiner Monumentmanie darauf ausginge, den ſchwediſchen König und etliche deutſche Fürſten zu prellen; man ſolle daher verhindern, daß der König ihm eigenhändig Antwort ſchreibe, vielmehr ſolle man den Entrepreneur mit hübſchen Redensarten abweiſen, wie „Weſtphäliſcher Frieden, des deutſchen Reiches Freiheit, größter Wohlthäter der deutſchen Nation ꝛc.“

Aus den eigenhändigen Briefen des berühmten Königs, der als Staatsmann und Feldherr gleich bewunderungswürdig daſteht, deſſen „Verdienſte und Aufopferung“ hinſichtlich Deutſchlands jedoch ſtark angezweifelt werden, können wir eine Stelle anführen, die uns den „Freyheits- und Glaubenshelden“ von einer beſondern Seite zeigt. Es iſt nämlich ein „Ueberlaſſungsbrief“ all der Bauern, welche in Upland und Weſtmanland unerlaubt verbotene Thiere ſchoſſen oder Eichen fällten, an Svante Baner, den der König „Unſern und des ſchwediſchen Reiches getreuen Mann, Rath und Hofmarſchall Uns angenehmen edlen wohlgebornen Swante Baner zu Diursholm und Tärna“ nennt. In Folge dieſes Briefes werden die unglücklichen Bauern, welche in den Wäldern des Königs und der Krone das obige „Verbrechen“ ausgeübt, ſammt ihren Frauen, Kindern, Familie und ihrer geſammten Habe dem genannten Herrn geſchenkt, damit er ſie nach Ingermanland hinüberführe, ſie auf den ihm vom König geſchenkten Landſtrichen anſiedele und ſich dieſelben dort dienſt- und zinsbar mache. Alle Kronbeamten werden aufgefordert, dem

Digitized by Google

Svante Baner in ſeinen humanen Beſtrebungen zu helfen, ja ſogar ſeine eignen Frälſebauern werden ihm überantwortet, wenn ſie der Wild- oder Holzdieberei überführt werden ſollten. Man bedenke, was dieſes Criſpiniſche Geſchenk bei gutsherrlicher Juſtiz bedeutete! — Uebrigens war Guſtav Adolph mit ſeinem eigenen Gute ſehr haushälteriſch, und er nahm es ſehr übel, wenn ein Edelmann ihm hierin zu nahe trat, wie der Brief des Claes Horn wegen des kleinen Bauergutes Svartenäs beweiſt. „Es wundert Uns nicht wenig," ſchreibt der König, „wie Ihr zu der Dreiſtigkeit kommen könnt, zu verſuchen, uns das unſere zu entwenden. Wir befehlen daher, euch mit ſelbigem Gute nicht weiter zu befaſſen, ſondern den genannten Olufsſon ungehindert und unangefochten darauf zu belaſſen, damit wir nicht weiter damit moleſtiret werden. Wonach Ihr Euch zu richten habt. Gott befohlen."

Ueber Karl XII., den ſkandinaviſchen Richard Löwenherz, finden ſich recht werthvolle Aufſchlüſſe in den zahlreichen Briefen des Präſidenten Freiherr Caſten Feif an den Grafen Nic. Teſſin. Der königliche Held, welcher leider vor Rußland erliegen mußte, war keineswegs nur ausſchließlich auf Krieg bedacht — er kümmerte ſich ſogar noch von Bender aus um die höhere und niedere Architektur nicht blos ſeiner Hauptſtadt, ſondern auch der Kaufſtädte; er hatte regen Sinn für Wiſſenſchaft und Kunſt, er fand es in der Ordnung, daß künſtleriſche Genies von Steuern und Laſten befreit blieben, damit ſie nicht von Nahrungsſorgen beſchwert würden. Voltaire erzählt uns, daß „la tête de fer" in Bender täglich drei Pferde müde ritt, was jedenfalls viel Zeit erforderte, und bleibt es daher ſehr wunderbar, wo er die Muße hernahm, eigenhändige Entwürfe zu Gebäuden bis in die kleinſten Details zu zeichnen, und die Neubauten, ja ſogar die Straßenreinigung ſeines Landes zu controliren, und zwar mit einer Genauigkeit, die an's Kleinliche gränzt. Doch nicht blos hierauf beſchränkte ſich der Krieger-König, auch die volkswirthſchaftlichen Intereſſen ſeiner Nation und die Heilung gewiſſen Fehler des ſchwediſchen National-Charakters waren Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit — und dann fand ſich noch Zeit, um Vorleſungen aus der ſchönen Literatur aufmerkſam anzuhören und originelle Urtheile abzugeben, wie z. B. durch Zerreißen eines franzöſiſchen Klaſſikers.

Die Verehrer der Madame de Staël-Holſtein werden unter den franzöſiſchen Briefen des Buches einen vom Baron Armfelt und zwei vom Grafen Löwenhjelm an ſie gerichtet finden; eine Beſprechung derſelben würde jedoch den Raum unſeres Blattes zu ſehr in Anſpruch nehmen, und aus demſelben Grunde verweilen wir nicht bei dem Briefwechſel Leopold's mit Atterbom, da wir überdies, was den letztgenannten berühmten Schweden betrifft, nächſtens bei Beſprechung ſeiner Werke ausführlicher auf ihn zurückkommen werden. Wir verlaſſen daher das Brinckman'ſche Archiv mit dem Wunſche, daß demſelben in Deutſchland eine recht allgemeine Beachtung zu Theil werden möge. Franz Maurer.

# Frankreich.

## Eine politiſch-ſoziale Satire.

„Paris in Amerika."

Vor wenigen Jahren behauptete Victor de Laprade in den „Fragen der Kunſt und der Moral," Frankreich ſei die bevorzugte Heimat der Ironie, hier habe dieſe Weiſe der Darſtellung den höchſten Grad erreicht; in jedem andern Lande ſei mindeſtens Etwas unangetaſtet und heilig geblieben; nur der franzöſiſche esprit ziehe Alles verſpottend und höhnend in den Staub. Dieſe Behauptung wurde von ſeinen eigenen Landsleuten heftig angegriffen: man ſei nicht weiter gegangen als anderwärts, und wenn auch — die Fähigkeit, Alles zu belachen oder lächerlich zu machen, ſei ein Zeugniß hervorragender, geiſtiger Kraft. Es braucht nicht beſonders hingewieſen zu werden auf das Mangelhafte der Auffaſſung, die das Weſen der Ironie, wie eine Statue des Comus, ſtets mit lachendem Munde ſich vorſtellt.

Laprade, der darauf in der Revue Nationale einige gutgemeinte, aber ſchwach ausgeführte ironiſche Artikel gegen die Maßregeln der Regierung veröffentlichte, wurde vom Amte ſuspendirt — er hatte nicht ſowohl das Gouvernement lächerlich gemacht, als dem eigenen Gefühl des Zorns über die gegenwärtigen Zuſtände Ausdruck geben, das ſcheinbar tiefſchlummernde Rechtsbewußtſein des Volkes wecken wollen. Der Despotismus aber leidet immer an Empfindlichkeit; ſein Reich gründet ſich allein auf die Furcht, daher wird die Cenſur auf's Strengſte gehandhabt, drakoniſche Geſetze bedrohen die Preſſe und noch nicht genug, die Willkür macht ſich breit unter dem Mantel der „Verwaltungs-Rückſichten."

So ſind denn allmählich Satire, Ironie und Komik im höheren Sinne aus der franzöſiſchen Literatur verdrängt worden und haben das Feld der Frivolität überlaſſen, die, dem Unkraute gleich, in allen Büchern, auf allen Bühnen auf's Ueppigſte emporwuchert. Die Schmeichler haben auch hiefür eine hübſche Redensart erfunden, indem ſie ſagen: die Franzoſen werden durch ſoziale Freiheit für den Mangel an politiſcher entſchädigt. Trauriger Tauſch, auf den ein edles Volk ſich niemals einlaſſen würde! Auch begegnet die Regierung noch manchmal muthigen, unabhängigen Geiſtern, die nach Kräften auf die allgemeine Verderbtheit und Verſunkenheit aufmerkſam machen, ſelbſt auf die Gefahr hin, wie Laprade ihr Amt zu verlieren und in der Ehrenlegion nicht vorwärts zu rücken. Und wie viel Wächter immer aufgeſtellt ſind — es ereignet ſich doch, daß Einzelne dem Späherblick ſich entziehen und verkünden, was ihnen das Herz im Buſen gebietet. So neuerdings Laboulaye.

Die Revue Nationale brachte in einer Anzahl kurzer Abſchnitte eine anfangs unverfängliche Geſchichte* unter dem Titel: „Paris in Amerika, von Dr. René Lefebvre, Pariſer, von der Geſellſchaft der Steuerpflichtigen in Frankreich und der Adminiſtrirten zu Paris, Mitgliede der philadelphiſchen und philharmoniſchen Geſellſchaften von Aliſe und Alaiſe, de la real Academia de los Tontos de Guisando, pastore nell' Arcadia in Brenta (detto Melibeo l'Intronato), Mitgliede des groß- und kleindeutſchen Narren-Landtags, Mitgliede der k. k. Hanswurſt-Akademie zu Gänſerndorf; Mitgliede des Klubs Tarletan in Coventry, F. R. F. S. M. A. D. D. ꝛc., Commandeur des großherzoglichen Ordens vom Käuzchen, Ritter der weißen Amſel (89. Klaſſe) mit dem Stern ꝛc.

Dieſem langathmigen Titel folgt die kurzweilige Beſchreibung von etwa zehn Tagen aus dem Leben des Doktors mit deſſen eigenen Worten. Er hatte der Vorſtellung eines amerikaniſchen Mediums beigewohnt, in welcher die Geiſter von Joſeph de Maiſtre, Hippokrates, Noſtradamus, Kosciusko waren citirt worden, und ihm war beigefallen, das Medium zu perſifliren, auch das Anrufen von Don Quijote, Tom Jones, Robinſon oder Werther zu verlangen. Es wurde ihm nicht gewillfahrt; als er jedoch gleich den Uebrigen den Saal verlaſſen wollte, hielt ihn das Medium zurück, tadelte ihn wegen ſeiner Ungläubigkeit und erbot ſich, ihn mit Hülfe einer Pille ſofort nach Maſſachuſſets zu befördern. Lefebvre nahm den Vorſchlag lachend an, ſicher den nächſten Morgen, wie gewöhnlich, in Paris zu erwachen. Als er die Augen aufſchlägt, ſitzt vor ſeinem Bette das Medium und theilt dem Doktor mit, daß er und ganz Paris innerhalb zweier Stunden nach Maſſachuſſets ſei verſetzt worden. Das Bewußtſein Aller habe ſich gleichfalls geändert, Jeder werde ſich in Amerika zu Hauſe glauben, die dortigen Sitten und Gewohnheiten zeigen, als wäre er ſeit der Geburt dort heimiſch und hätte nie die Seine-Ufer geſehen. nur Lefebvre, zur Strafe für den Zweifel an der Allmacht des Mediums ſolle völlig derſelbe geblieben ſein. Der Doktor will proteſtiren, aber ſchon iſt das Medium verſchwunden. Nun beginnt die Schilderung, zunächſt gewöhnlicher Scenen des Hauſes. Statt des ſchläferigen Pariſer Bedienten hüpft ein Neger luſtig herein; das kalte Waſſer wird nicht durch Träger in unſauberen Eimern mehrere Etagen hoch geſchleppt, ſondern ſtrömt aus einer Röhre an der Wand, ſobald man den Hahn öffnet; um das Zimmer zu erwärmen, braucht man nicht Kohlen und Holz und Zange und Schaufel und Blaſebalg, es genügt das Aufdrehen eines anderen Hahns und das Gas wird leicht entzündet. Die Gattin, ſonſt nur bemüht, es zu „machen, wie alle Welt," iſt bereits in der Küche beſchäftigt, um dem Doctor ein Lieblingsgericht zu bereiten; ſie trägt eine Schürze über dem einfachen Kleide und greift überall herzhaft an, während ſie im europäiſchen Paris kaum Mittags vom Lager ſich erhob, ſtundenlang mit der Toilette zubrachte, mit Viſiten ihre Zeit tödtete und an „alle Welt" dachte, außer an ihren Mann. Der ſechzehnjährige Sohn, thätig und arbeitſam, bereitet ſich vor, in einem Meeting über die „Moraliſirung der Frauen, betrachtet als Erzieherinnen des Menſchengeſchlechts" einen Vortrag zu halten; die ſiebzehnjährige Tochter folgt einem Curſus über Anatomie, iſt übrigens verlobt mit dem neunten Sohne eines Apothekers, ohne Vorwiſſen der Eltern..... Der Doctor iſt entrüſtet, entſetzt; der Pariſer in ihm empört ſich jeden Augenblick und dennoch darf er ſeine Umgebung nicht aufklären; er verſucht wenigſtens, gegen die Thorheiten derſelben mit Gründen, geſchöpft aus franzöſiſchem Unterricht, franzöſiſcher Erfahrung und Lebensweiſe anzukämpfen, zieht aber immer den Kürzeren. — Man wird mir nicht ausreden können, ſagt Frau Lefebvre, daß Suſanne und Alfred Roſe ſeit lange mit einander verſprochen ſind. — Verſprochen? Meine Tochter verliebt in den neunten Sohn eines Apothekers.

* Sie iſt ſeitdem auch als Buch erſchienen und bereits in unſerer franzöſiſchen Bibliographie angekündigt worden.

Digitized by Google

Und ihre Mutter kündigt mir eine Neuigkeit dieſer Art mit kaltem Blute an? — Warum ſollte ſie nicht den heiraten, den ſie liebt? Mein Freund, was habe ich denn gethan? Habe ich es je bereut? Haſt du es bedauert? — Aber welchen Stand, wie viel Vermögen hat der junge Mann? — Darüber ſei ruhig, Alfred wird Suſanne nicht eher heiraten, als er ihr eine Poſition anbieten kann. Suſanne wird, wenn nöthig, zehn Jahre warten. — Und die Mitgift? Wie viel von unſerm kleinen Beſitzthum müſſen wir opfern? — Ich verſtehe dich nicht. Verkaufen wir unſer Kind? Muß man einen jungen Mann, der liebt, bezahlen, damit er ſich entſchließe, ein holdes Mädchen als Lebensgefährtin anzunehmen, deren Anblick dem Auge wohlthut, und die eben ſo herzensgut, als ſchön iſt? — Ohne Mitgift! In einem Lande, wo Jeder von Abends bis Morgens vor einem Dollar auf den Knieen liegt! — In Amerika, mein Freund, liebt man einander und verheiratet ſich, weil man liebt, und man iſt glücklich ſein Lebelang, ſich zu wiederholen, daß man aus Liebe einander gewählt hat. Jeder bringt die Mitgift im Herzen, und ich hoffe, daß man bei einer freien Nation, jung und großherzig wie die unſere, niemals eine andere, als ſolche Mitgift kennen wird. — Ohne Mitgift! ſagt der Doctor zu ſich ſelbſt, das ändert die Sache. Die Heirat hört auf, Geſchäft zu ſein; man heiratet das Mädchen um ihretwillen, nicht wegen des Geldes; der Vater hat nicht zu fürchten, daß er ſein Kind einem unedeln Spekulanten giebt. Ohne Mitgift! Die wilden Völker haben manchmal unbewußt Etwas von jener Zartheit, die unſerer Civiliſation Ehre machen würde.

In gleicher Weiſe werden alle Lebensverhältniſſe, ſo namentlich die Polizei, die Preſſe, die Kirche, die Juſtiz, die Verwaltung, das Verſammlungsrecht, die Privat-Wohlthätigkeit, die Schule, die Wahlen, der Krieg u. ſ. w., in friſchen, anregenden Bildern vorgeführt, gezeichnet, den Wünſchen eines freien Mannes entſprechend, und immer kritiſirt und beſpöttelt von dem Pariſer, der die Segnungen des Kaiſerreichs in ihrer ganzen Fülle genoſſen und gewürdigt hat. Auf eindringlichere, volksthümlichere Weiſe iſt dem gegenwärtigen Regime nie der Spiegel vorgehalten worden; Schatten und Licht treten einander ſcharf gegenüber; die franzöſiſchen Zuſtände, „wie ſie ſind und wie ſie ſein ſollten," haben eine klare, leicht faßliche Darſtellung gefunden. Der Doctor lernt in den acht Tagen, welche er jenſeits des Oceans zubringt, den vollen Werth der Freiheit kennen und ſchätzen; es geht eine tiefinnere Wandlung mit ihm vor; er hört auf, „Paris in Europa" für das vollkommene Ideal zu halten, er begeiſtert ſich für die friſche Luft, welche in Maſſachuſſets ſeit einer Woche ihn umweht, da — erwacht er in ſeinem Bett und findet ſich in Frankreich wieder. Seit acht Tagen hat er, für ſeine Familie, bewußtlos im Nervenfieber gelegen, weil Niemand ahnt, daß er in Amerika war, hingeführt von dem rachſüchtigen Medium.

Und als er nun ſeine Erlebniſſe mittheilen will, als er mit den Nachbarn verkehrt, wie auf der andern Seite des Meeres, in ſeiner Frau die liebevolle, aufmerkſame Gattin ſucht, in ſeiner Tochter nur das edle, junge Mädchen, in ſeinem Sohn den thatkräftigen Jüngling erkennen mag, nach den Erfahrungen der letzten acht Tage ſie behandelt, an Alles den amerikaniſchen Maßſtab legt und die Freiheit hochpreiſt: da wird er zwar vom Nervenfieber geheilt betrachtet, aber als Wahnſinniger einer Irrenanſtalt bis an ſein Lebensende übergeben.

Das Buch macht verdienterweiſe ungeheures Aufſehen ſowohl durch ſeinen Inhalt, als durch den Namen des Verfaſſers. Laboulaye iſt ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter, Mitglied des Inſtituts, Profeſſor am Collège de France. Seine wiſſenſchaftlichen Arbeiten: „Verſuche über das Leben und die Lehren Savigny's;" „Unterſuchung über die bürgerliche und politiſche Stellung der Frauen;" „Politiſche Geſchichte der Vereinigten Staaten;" „Studien eines Zeitgenoſſen über Deutſchland und die ſlaviſchen Länder" — zeichnen ſich durch gründliche Kenntniſſe und Klarheit des Stiles aus; eine kleine Sammlung anmuthiger Erzählungen iſt ihm gleichfalls zu verdanken. Aber auf dem Felde der Satire erſcheint er zum erſtenmale und gleich mit unleugbarem Erfolge, mit echt mannhaftem Muthe. Solche That richtig zu würdigen, weiß nur derjenige, der ſich erinnert, daß heutzutage in Frankreich difficile est satiram scribere.

Georg Winter.

## Mexiko.

### Vera-Cruz und die Mexikaner.

In der „Collection Hetzel," iſt ein Buch über Mexiko, Havanna und Guatemala erſchienen, welches den vielgereiſten Touriſten Alfred de Valois — einen franzöſiſchen Gerſtäcker — zum Verfaſſer hat.* Das Buch kommt zu gelegener Zeit — denn wenn es auch ſeinem Inhalte nach vor den Anfang der gegenwärtigen franzöſiſchen Expedition in Mexiko fällt, ſo gewährt dieſer Umſtand andererſeits den Vorzug der Ungetrübtheit und größeren Parteiloſigkeit. Im Kriege ſieht ein Land anders aus, als im Frieden; wir erhalten hier die Scene, auf der die gegenwärtigen Ereigniſſe ſpielen, im Friedens-Zuſtande.

Vera-Cruz, die Stadt des gelben Fiebers, welches in dieſem Kriege eine ſo traurige Berühmtheit erlangt hat, wird gleich im Kapitel III u. fgd. ſehr ausführlich geſchildert.

„Am 23. October 18.., gerade ſechsundſechzig Tage nach unſerer Abreiſe von Havre, legten wir in der ſchlechten Rhede von Vera-Cruz an, vier oder fünf Kabellängen von dem berühmten Schloſſe Uloa.

„Vera-Cruz, von der Rhede aus geſehen, bietet einen höchſt traurigen Anblick dar; es kauert am Fuße hoher röthlicher Sanddünen, und kein Baum, kein grüner Strauch erfriſcht die Dürre ſeiner gräßlichen Landſchaft. Um einige Spuren von Vegetation zu entdecken, muß man ſeinen Blick etwas weiter tragen. Er verweilt mit Vergnügen auf der kleinen Inſel Los Sacrificios, die völlig grün iſt und ſtolz, ein kleines Fort zu zeigen, um welches herum ſich einige weiße Grabmäler zu Ehren der Europäer erheben, welche die Seuche dieſer unheilvollen Gegend hinweggerafft hat. Wie alle ſpaniſchen Kolonieſtädte hat Vera-Cruz viele Kirchen und Klöſter. Man ſieht einige plumpe Glockenthürme, einige altersgraue Kuppeln über die Häuſer-Teraſſen emporragen und auf allen dieſen hohen Punkten ſpazieren, auf eine höchſt komiſche Weiſe hüpfend, Tauſende von Zopilotes, eine Art ſehr häßlicher Geier, umher. Dieſe Stadt, der Haupthandelsplatz von Mexiko, wird von dem Schloſſe Uloa, von dem ſpäter die Rede ſein wird, und einer crenelirten Mauer vertheidigt. Ein ſehr ſchöner Hafendamm geht vom Zollhauſe aus in's Meer hinein, und dient den Kaufleuten und denen, die nach Schiffen ausſpähen, zum Spaziergange.

„Der allgemeine Anblick von Vera-Cruz iſt unangenehm; die Stadt hat durch ihre maſſiven Gebäude und auch durch die ſie von allen Seiten umgebende Unreinlichkeit große Aehnlichkeit mit einer ſyriſchen. Außer dem Schloſſe Uloa und einigen erbärmlichen kleinen Fort's, die hier und da an den Mauern angebracht ſind, wird es von der Meerſeite noch durch eine furchtbare Reihe von Klippen geſchützt, welche aus dem Waſſer hervorſtehen und den Schiffen, welche etwa herankommen wollten, die ſchrecklichſten Hinderniſſe darbieten.

„Am Fuße der Dünen bemerkt man einiges Geſtrüpp von dornigem Cactus, und in der Ferne, durch ein roſiges Gewölk verſchleiert, die lange Cordillerenkette mit ihrem Coffre de Perota und ihrem Pic d'Orizaba, die mit Schnee bedeckt ſind.

„Die Straßen von Vera-Cruz ſind nach der Schnur gezogen; alle Häuſer laufen in eine Teraſſe aus und haben an jedem Mittelfenſter einen plumpen Balcon von Holz mit Stuckûberzug, vor welchem ſchief herabgezogen ſich ein großer Leinwandvorhang befindet. Auf dieſen Balcon kommen die mexikaniſchen Damen, um Luft zu ſchöpfen. Man kann ſie dort zu jeder Tageszeit ſehen; wie ſie ſich kämmen, die Haare zurecht machen, rauchen und, den Kopf halb hinter einem großen Fächer verſteckt, träge den Vorübergehenden zuſehen. Die aus Sternkorallenblöcken beſtehenden Trottoirs ſind ziemlich breit, aber ſehr ſchlecht gehalten. Den ganzen Tag über ſieht man dort in den Strahlen einer wahrhaft fürchterlichen Sonne Leute aus dem Volke ſchlafen, die allen amerikaniſchen Raçen von der Ockerfarbe an bis zu der des Ebenholzes angehören. Die Neger von reinem Blute ſind ſelten zu Vera-Cruz, ohne Zweifel, weil die Sklaverei in Mexiko abgeſchafft iſt.

„Alle an der afrikaniſchen Küſte eingenommenen Ladungen werden nach Cuba oder gewiſſen Punkten der amerikaniſchen Union gebracht, wo der Neger von guter Geſundheit immer noch ein wenig mehr als ein Ochſe, und etwas weniger als ein engliſches Pferd gilt.

„Unter den merkwürdigen Gebäuden von Vera-Cruz muß man die Kathedrale erwähnen, welche mehr einer Moſchee als einer chriſtlichen Kirche gleicht....... Hinter der Kathedrale ſteht der Regierungspalaſt. Er iſt ſehr niedlich. In einem Garten gelegen würde er ein chineſiſches Sommerhaus ſein, an den Ufern des Bosporus ein Kiosk, zu Paris eine Badeanſtalt; in Vera-Cruz ſtellt er Alles vor, was er vorſtellen ſoll.... Die Plaza iſt ein großes viereckiges Gebäude, welches einen großen Platz umſchließt, in deſſen Mitte ſich ein kleiner Springbrunnen befindet. Hierher bringen die Indianer der benachbarten Dörfer ihre Hühner und ihre

* Mexique, Havane et Guatemala. Notes de voyage par Alfred de Valois. Paris, Hetzel, 1863.

Digitized by Google

Gemüſe, und die Fiſcher der Küſte ſtellen da ihre herrlichen Fiſche zum Verkauf.

„Viele Gaſſen ſind (ſeit dem amerikaniſchen Einfalle) durch Kugeln und Bombenſplitter eingeſchlagen; Niemand aber denkt, ſie zu entfernen. Man möchte glauben, die Mexikaner wollen den Europäern beweiſen, ſie ſeien kriegeriſche Leute und ein Bombardement ihrer Stadt könne ſie gar nicht in große Aufregung verſetzen.

„Ich habe ſchon von der ungeheuren Menge von Zopilotes geſprochen, die zu Vera-Cruz exiſtirt. Dieſe gräßlichen Vögel ſind ſehr zahm; ſie gehen kaum ein paar Schritt aus dem Wege, um uns vorbei zu laſſen. Sie hinken beim Gehen und drehen den Kopf, und haben ein ganz eigenthümliches Gluckſen. Man iſt ungemein duldſam gegen ſie. Denn ſie haben ſich zu den Straßenkehrern der Stadt gemacht, und der Statthalter beſchützt ſie, um ihnen ſeine Dankbarkeit zu beweiſen, durch ſeine Erlaſſe und ſtraft mit einer Buße von fünfundzwanzig Piaſtern Jeden, der aus Neugier einen davon ſchlägt, um zu ſehen, was er machen wird.

„Was mir bei meinen Ausflügen durch die Stadt am meiſten auffiel, war das kränkliche Ausſehen der Einwohner. Faſt nur die Indianer befinden ſich in Vera-Cruz wohl. Alle Europäer und ſelbſt viele Mexikaner aus dem Innern haben ein blaugelbliches Geſicht und einen langſamen Gang, wie Reconvaleſcenten. Alle Franzoſen, die ich traf, ſchienen mir wie bereits geſtorbene und wieder auf die Erde gekommene Leute, um abermals zu ſterben.

„Das Klima dieſes Landes iſt erſchrecklich. Es tödtet wie Aqua Toſana. Ich habe nie eine ſtinkendere Hitze verſpürt, eine ſchwerere, ſchädlichere Luft geathmet, als in dieſem furchtbaren Himmelsſtriche. Zu Vera-Cruz widerſteht nichts dem Klima; Eiſen wird in zwei Jahren zernagt. Ich habe Fenſterkreutze aus dickem Eiſen geſehen; ſie waren riſſig und löcherig, wie calcinirt. Die Peſtluft dieſes Landes zerſtört Alles, Menſchen, Pflanzen, Metalle.

„Ermüdet — nicht ohne Urſache — von einem mehrſtündigen Laufe auf dem Pflaſter von Vera-Cruz, ſetzte ich mich nach dem Hafen in Bewegung, um ſo mein Hotel leichter auffinden zu können. Meine Kleider waren ganz durchſchwitzt, von meiner Stirn rieſelte der Schweiß, meine Augen waren blutig geſprenkelt. Als ich nach Hauſe kam, fand ich den ältern Herrn Galiffe, der zu mir ſagte: „Wenn Sie fortfahren, auf dieſe Weiſe bei hellem Tage durch die Straßen dieſer furchtbaren Stadt zu wandern, ſo muß ich Ihnen nur ſagen, daß Sie nicht lange mein Gaſt ſein werden. Ich nahm ein Bad und legte mich in's Bett. Mein Spaziergang hatte mich krank gemacht.....“

„Herr Manuel Robles, der Militair-Gouverneur von Vera-Cruz, hatte die Gewogenheit gehabt, mir die Erlaubniß zu einem Beſuche der Feſtung Uloa zu geben. Ich nahm ein Boot und ließ mich mit einigen Perſonen hinbringen.

„Die Feſtung Uloa, lange Zeit als uneinnehmbar betrachtet, bietet alle vier Seiten dem Meere dar. Wohl verproviantirt, gut in Bauſtand erhalten, könnte ſie lange Zeit dem Feuer eines Geſchwaders widerſtehen. Sie hat bombenfeſte Pulverkammern, Zeughäuſer, große Plätze zu Mannövern und zum Exerciren der Artillerie. Leider wird ſie über allen Begriff ſchlecht gehalten. Ihr Leuchtthurm iſt von unglaublicher Unreinlichkeit; ſeine Treppen ſind von Unrath ganz bedeckt, dunkel und voll Geſtank. Wer die Feſtung Uloa anſieht, hat einen Begriff von der Faulheit und gänzlichen Sorgloſigkeit der Mexikaner. Sie haben keinen Hafen, als Vera-Cruz; denn die, welche ſie am ſtillen Ocean beſitzen, werden von europäiſchen Schiffen wenig beſucht. Vera-Cruz iſt ihr wahrer Stapelplatz, die Quelle ihres Reichthums, ihr einziger Waffenplatz an der Küſte, und doch thun ſie nichts, um ihn zu erhalten, und ſie hätten dabei ſo wenig zu thun. Vera-Cruz vertheidigt ſich ſo gut durch ſein abſcheuliches Meer, ſeine Klippen und ſein entſetzliches vomito negro (das gelbe Fiber.)

„Die Geſellſchaft von Vera-Cruz iſt ſehr eingeſchränkt. Man will ſich in dieſer Stadt nur aufhalten, um Geld zu machen. Wenn man einige zwanzigtauſend Piaſter zuſammengehäuft hat, ſo begiebt man ſich ſo ſchnell als möglich nach Jalapa, ein ſehr kühles und geſundes Land, wohin das gelbe Fieber nie gedrungen iſt. Das gelbe Fieber, der Schrecken der Fremden, iſt, wenn man den Eingebornen glauben darf, eine weit weniger ſchreckliche Krankheit, als man meint. Man muß ihnen zufolge ſich nur gleich, wenn man die erſten Symptome verſpürt, in's Bett legen, ſich mit Muth und Geduld waffnen, und, ehe man einen Arzt holen läßt, ein Litre Olivenöl mit Citronenſaft und einigen Handvoll (sic) Kochſalz vermiſcht, einnehmen. Dieſe Krankheit iſt, nach Ausſage der Eingebornen, nicht gefährlicher, als die ſtarken typhöſen Fieber. Man wird zugeben, daß dies genügt. Um indeſſen gerecht gegen dieſe Seuche zu ſein, muß ich hinzufügen, daß ſie nicht immer tödtet. Ich habe mehrere Franzoſen gekannt, die ſie gehabt und nicht geſtorben ſind.“

Ueber die mexikaniſche Geſellſchaft weiß der Reiſende nicht viel Erbauliches zu berichten, und in dieſer Hinſicht ſtimmen ſeine Angaben durchaus mit dem überein, was von ſo vielen andern Seiten berichtet worden. Alles macht den Eindruck einer verlumpten, heruntergekommenen Race, die ſich in ihrem Kothe wohl fühlt. Von irgend einer ſittlichen oder ſelbſt äußerlichen Zucht iſt keine Rede. Geſchlechtliche Lüderlichkeit iſt das Kennzeichen des männlichen, wie des weiblichen Geſchlechts, und beide haben einander nichts vorzuwerfen. Vieles erinnert an die herabgekommenſten Sitten des Orients, z. B. die frühzeitigen Heiraten; es werden Ehen geſchloſſen, wo der Mann vierzehn, das Mädchen zehn bis elf Jahre alt iſt. Das Frauchen iſſt Bonbon und tändelt noch mit der Puppe, wenn ſie bereits mit einer lebendigen Puppe zu thun haben kann; der Mann findet noch Gefallen daran, ſich an ſeinen blanken Hoſenknöpfen zu ergötzen, die in großer Zahl an ſeinen Pantalons prangen. Kinder tödten, künſtlicher Abortus kommt häufig und ungeſtraft vor.

Herr v. Valois wohnte mehreren Bällen und Feſten in Vera-Cruz bei, z. B. bei einem der erſten Finanzmänner des Landes. „Ich fand da kein Vergnügen. Es war eine ſchwache Copie unſerer Pariſer Feſte ohne das reizende Geplauder, ohne die anmuthige Liebenswürdigkeit der Damen meines Vaterlandes. Die Mexikanerinnen ſind indeſſen recht hübſch. Sie haben alle einen kleinen reizenden Fuß, für welchen der grüne Pantoffel Aſchenbrödel's zu groß ſein würde; ſie haben Augen ſo ſanft wie Sammet, einen friſchen rothen Mund wie Orangenblüthe, einen herrlichen Wuchs; aber (wo giebt es nicht Aber?) allen dieſen Vorzügen, allen dieſen kalt auseinandergeſetzten Reizen fehlt gerade das gewiſſe Etwas, welches die Vervollſtändigung oder vielmehr der Glanz der Schönheit iſt.

„In einem Salon von Vera-Cruz rauchen alle Damen die Cigarrette, alle plaudern und ſpielen mit dem Fächer. Luxus exiſtirt nicht; die Hitze verbietet alles Ameublement, das den Luftzug hindert. Die mexikaniſchen Damen ſpielen faſt alle, und meiſt ſehr gut, die Guitarre. Dieſes dumme Inſtrument erſetzt beinah überall den Flügel, der zwar nicht viel mehr werth iſt, aber mehr Lärm macht.

„In der mexikaniſchen ſchönen Welt findet man nichts Nationales. Männer und Frauen, Alles will europäiſch erſcheinen. Es iſt die Grille aller halbciviliſirten Völker, daß ſie uns nachäffen wollen. Sie begreifen nicht, daß ſie an ſich alle natürliche Anmuth ertödten, und nur unſere Lächerlichkeiten annehmen. Es giebt Salons, wo das engliſche genre in Gunſt ſteht. Der Herr des Hauſes iſt gekleidet wie John Bull, und giebt ſich Mühe, ſeine Mutterſprache zu verſtümmeln, um beſſer den britiſchen Accent herauszukriegen. In anderen will man „Franzoſe“ ſein. Gewöhnlich iſt es die Frau, die ſich mit dieſer ſchweren Rolle befaßt. Ihre Toilette iſt eine Kopie von dem Anzuge der Tugenden in der Brédagaſſe zu Paris und ihre Unterhaltung iſt ganz blumig mit Geſchwätz und Calembourg's aufgeſtutzt.

„Ein Ball in Vera-Cruz iſt, ich wiederhole es, ein mörderiſches Vergnügen. Von vorn herein iſt es zu heiß zum Tanzen, denn es iſt wenig angenehm, den Schweiß auf der Stirn und Bruſt ſeiner Tänzerin nur ſo rieſeln zu ſehen. Die Männer zeigen ſich wenig für den Tanz eingenommen; ſie laſſen ihre Frauen erbarmungslos ſich auf ihren Stühlen langweilen, während ſie ſich ihrer hölliſchen Spielſucht hingeben.“

Von dieſer Spielwuth wird eine ſehr abſchreckende Schilderung entworfen; der Mexikaner verſpielt im monte an einem Abend ſein Vermögen, Haus, Hof, ja ſeine Frau.

Cap. VIII handelt von der Regierung, dem Nationalgeiſte der Mexikaner, ihrem Charakter, ihren Sitten, u. ſ. w. Ein kurzer Ueberblick über die Geſchichte des Landes ſeit der Abſchüttelung der ſpaniſchen Herrſchaft geht vorher. Wir entlehnen dieſem Abſchnitte Einiges, was in Bezug auf die gegenwärtigen Verhältniſſe von Intereſſe ſcheint.

„Es exiſtirt ſo zu ſagen keine Armee in Mexiko; die Regierung entlehnt ihre Stärke einigen Indianer-Banden, die ſie zu discipliniren ſucht, und die in den Tagen der Prüfung faſt nie ermangeln, ſich auf die Seite des Aufruhres zu ſchlagen. Ihre Offiziere ſind mit geringen Ausnahmen wenig unterrichtet und militairiſch. Ihre Natur treibt ſie ſtets nach der Seite hin, woher die Unordnung kommt. Alle Generale wollen Präſidenten werden und zanken ſich in den Tagen der Gefahr darum. Dieſer Mangel an aller Zucht und Fähigkeit iſt es, der die Nordamerikaner ſiegreich in die mexikaniſche Hauptſtadt geführt hat. Der alte Kopf des General Taylor verſtand einen Plan zu machen und ihn von ſeinen kühnen Abenteurern ausführen zu laſſen.

„Den mexikaniſchen Soldaten fehlt es nicht an Tapferkeit, wohl aber an dem kalten Muthe, welcher die Gediegenheit der europäiſchen

Digitized by Google

Heere ausmacht. In der Ebene iſt er unfähig, gegen den Angriff eines Heeres, ſelbſt wenn es weit ſchwächer wäre, auch nur eine Stunde Stand zu halten. Dies hat der letzte Krieg mit den Nordamerikanern hundertfach bewieſen. Der Graf Raouſſet de Boulbon hat monatelang mit einer Handvoll Inſurgenten den Regierungs-Truppen Trotz geboten.....

„Die Mexikaner ſind vortreffliche Reiter, ſehr geeignet, eine aufgelöſte Armee zu verfolgen, namentlich geſchickt zum Parteigängerkriege; aber einen Angriffskrieg wird man mit ihnen nicht führen können.

„Trotz ihrer zahlreichen Revolutionen fehlt es ihnen nicht an Patriotismus. In ihren Augen iſt ihre Nation die glorreichſte auf dem ganzen Erdboden. Sollte ein mächtiger Feind ihr Land bedrohen, ſo wird man ſie von allen Seiten herbeieilen ſehen; ſie werden ihre Waffen ſchwingen, ihre Laſſo's einölen und in Verſen, denen es weder an Kraft noch Schönheit mangeln wird, den Ruhm der Vorfahren und mexikaniſchen Helden feiern.

„Aber dieſer ganze Aufſchwung iſt ſtets ohne Reſultat. Es giebt kein Haupt, welches die Begeiſterung dieſes Volkes zu benutzen verſtände, welches tapfer bis zum Wahnſinn und wild bis zur Beſtialität iſt."

Die Erfahrungen, welche die Franzoſen im vorigen Jahre gemacht, ſcheinen hiermit nicht ganz zu ſtimmen, indeß ſind wir wohl darüber noch nicht genügend unterrichtet. Im IX. Abſchnitte faßt der Verfaſſer ſeine Anſichten über die Zukunft Mexiko's dahin zuſammen:

„Alle Menſchen, die ich in Mexiko kennen gelernt, Alles, was ich mit meinen Augen ſehen konnte, alle Thatſachen, die mir erzählt wurden, haben in mir die Ueberzeugung hervorgerufen, daß dieſes ſchöne Land ein verlorenes Land iſt. Vielleicht kann es ſich noch einige Jahre lang in den Convulſionen der Anarchie herumwälzen; aber früher oder ſpäter wird es ſeine Unabhängigkeit verlieren. Ich habe kein Bedenken, zu glauben, daß es, um den Nordamerikanern zu entgehen, bereit ſein würde, ſich wieder in die Arme Spaniens zu werfen. Die Ariſtokratie und die Geiſtlichkeit, der Revolutionen und Bürgerkriege ſatt, könnten ſich einſt wieder unter die ſpaniſche Krone flüchten wollen."

## Nord-Amerika.

### Zur Geſchichte des Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten.*

Zwei Jahre dauert nunmehr der Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten, ohne daß es den Anſchein hat, er werde innerhalb der nächſten zwei Jahre beendet werden. Es iſt dies nicht einer jener Bürgerkriege, wie ſie das arme, ausgeſogene Deutſchland zur Zeit der Reformation und im 17. Jahrhundert geſehen; hier ſtanden ſich damals fanatiſche Religions-Parteien, ehrgeizige Fürſten gegenüber — in Amerika kämpfen jedoch ganze Bevölkerungen mit einander. Nach Hunderttauſenden nicht blos, nein nach Millionen zählten die Bewaffneten, die vor zwei Jahren ſich in den verſchiedenen Staaten erhoben, hier um für den Norden, dort um für den Süden die Suprematie in der Union zu erkämpfen. Aber gerade die ungeheueren Maſſen waren es, die den Krieg erſchwert, ihm einen wüſten, widerwärtigen Charakter verliehen und ſeine jetzige, unabſehbare Ausdehnung verſchuldet haben.

Es ſteht feſt, daß es nicht das Verlangen war, die Negerſklaverei abzuſchaffen, oder unangetaſtet zu erhalten, was den Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten hervorgerufen hat. Das Sklaventhum lieferte nur den Vorwand, oder höchſtens den Anlaß, wie die unkluge, grauſame Rekruten-Aushebung in Warſchau blos den Vorwand und den Anlaß zu den jetzigen Aufſtänden der Polen gegen die Ruſſen lieferte. Der eigentliche und einzige Beweggrund zu dem Kriege in Amerika war das Verlangen nach Macht und Oberherrſchaft — und der Ehrgeiz, wenn er einmal der Demokratien ſich bemächtigt, iſt noch unheilbringender für die Menſchheit, als der Ehrgeiz der Fürſten.

Der Norden von Amerika iſt nichts weniger, als ein ſyſtematiſcher Feind und Gegner der Sklavenarbeit. Dazu iſt er ein viel zu guter Rechner und Handelsmann! Auf Gemüthlichkeit läßt ſich der Yankee ebenſo wenig, oder noch viel weniger, ein, als John Bull, oder als der Börſen-Jobber in Deutſchland. Wenn ihm der Pflanzer des Südens nur viele, recht viele Handelsprodukte mit gutem Nutzen für die Ausfuhr nach Europa liefert, ſo iſt es dem Yankee, wenn auch nicht gerade angenehm, doch gewiß ſehr gleichgültig, daß auch der Schweiß und das Blut des Sklaven daran klebt.

Mit Mißvergnügen aber hatten die Politiker der Südſtaaten das ſtete Anwachſen der Bevölkerung, des Reichthums und der Macht der Nordſtaaten wahrgenommen, während die Letzteren ihrerſeits mit Eiferſucht darüber wachten, daß neue Sklavenſtaaten nicht entſtanden, ſo daß dieſe natürlich mit der Zeit bei der gemeinſamen Herrſchaft über die Union in die Minderheit kommen mußten, wie denn auch die Wahl des Präſidenten Lincoln der erſte entſchiedene Beweis dafür war, daß ſich die Südſtaaten wirklich ſchon in der Minderheit befanden. Es ſchien ihnen daher zur Behauptung ihrer Autonomie nichts Anderes übrig zu bleiben, als eine unabhängige Herrſchaft zu gründen. Allerdings würde das Fortbeſtehen der Sklaverei im Süden eine nothwendige Konſequenz dieſer Losreißung vom Norden ſein, doch dieſe Losreißung iſt keineswegs blos um der Sklaven willen verſucht worden.

Neben dem Sklaventhum trennt auch noch ein zweites Moment die Anſichten des Nordens von denen des Südens, und dies iſt das Princip der Handelsfreiheit. Merkwürdig genug, tritt hier jedoch das umgekehrte Verhältniß ein, indem der Süden für die Freiheit, der Norden aber für die Unfreiheit iſt. Beide, der Süden und der Norden, beſitzen eine ſo geringe, volkswirthſchaftliche Bildung, daß ſie nicht ahnen, in welchem logiſchen Widerſpruche ſie mit ſich ſelbſt ſind. Wer die Freiheit der Arbeit will, muß auch die Freiheit des Handels wollen. Die Sklaven-Barone und die monopoliſirten Fabrikanten ſind Geſchwiſterkinder: Beide leben und bereichern ſich auf Koſten einer nothleidenden Bevölkerung.

Es iſt alſo ein Kampf um die Suprematie und nicht um Ideen, der in Amerika geführt wird. Gleichwohl aber iſt mit Sicherheit vorherzuſagen, daß nur diejenige der beiden Parteien, welche das Prinzip und nicht die, welche blos die meiſten Menſchen, oder das meiſte Geld auf ihrer Seite hat, den Sieg davon tragen wird. In unſerer Zeit kann ein Staat und eine Staatsmacht ebenſowenig ohne den Beiſtand der Ideen — deren höchſte Momente die Wahrheit, die Sittlichkeit und das Recht ſind — als ohne den Beiſtand der politiſchen Freiheit beſtehen. „In dieſem Zeichen allein werdet Ihr ſiegen!"

Immerhin aber iſt es intereſſant, dieſen Kampf der Maſſen, der zuletzt nothwendig ein Kampf der Ideen werden muß, zu beobachten und ihn von ſeinem Urſprung ab in ſeinem Fortgange zu verfolgen. Gelegenheit dazu iſt uns in dem Werke gegeben, deſſen erſter, die Geſchichte des Krieges bis zum Juli 1862 erzählender Band uns vorliegt. Das Buch hat ein unterrichteter Amerikaner, Herr J. T. Headley, geſchrieben, der die Gewandtheit ſeiner Feder bereits durch mehrere hiſtoriſche Schriften, („Napoleon und ſeine Marſchälle," „Waſhington und ſeine Generale") dargethan, und ein dem deutſchen Lehrerſtande angehörender, in Amerika ſeit dem Jahre 1849 lebender Landsmann, Herr Karl Anforge, hat das Buch in unſere Mutterſprache überſetzt.

Daß der Abfall der Südſtaaten von einem Geſchichtsſchreiber der Nordſtaaten immer nur die „Rebellion" genannt wird, iſt ganz der in Waſhington angeordneten, offiziellen Sprache gemäß. Doch der Name thut nichts zur Sache, und wenn dieſe nur gut iſt, ſo wird ihr der Name keinen Eintrag thun. Auch der Abfall der Niederlande iſt lange Zeit von den Spaniern und den Oeſterreichern die „Rebellion" genannt worden. Wir wundern uns nur, daß der Präſident Lincoln und ſein Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Seward, keinen Anſtand nehmen, ſo ſchlechten Muſtern zu folgen, wie Philipp II. und Herzog Alba.

Man hat in Waſhington lange gezögert, bevor man ſich entſchloß, mit der Regierung und den Generalen der „Rebellion" zu verhandeln und ſie dadurch gewiſſermaßen auf gleichen Fuß mit ſich zu ſtellen. Herr Headley ſelbſt bemerkt, daß dies an die legitimiſtiſche Prüderie der engliſchen Kommiſſarien im amerikaniſchen Unabhängigkeitskrieg erinnere. Letztere hätten ſich anfangs geweigert, mit General Waſhington anders, als unter der Benennung „George Waſhington, Esquire," zu verhandeln; nachmals, als die Macht des Generals zu reſpektabel geworden, hätten ſie dem Esquire zwei ꝛc. ꝛc. hinzugefügt, worunter man ſich alles Mögliche denken konnte, ohne daß es doch ausgeſprochen und anerkannt war. Endlich als ſie fanden, daß gewiſſe Uebereinkommen mit George Waſhington Esquire ꝛc. ꝛc. nur dann ihre volle Autorität hätten, wenn dieſer darin als bekleidet mit der ihm vom Congreſſe verliehenen Gewalt bezeichnet werde, entſchloſſen ſie ſich, ihn den Oberbefehlshaber, General Waſhington zu nennen. So ging es auch den Yankees mit den „Rebellen." Nachdem Letztere ſich herausgenommen hatten, eine ungeheuere Menge von Gefangenen zu machen, mußten Erſtere ſich entſchließen, über die Behandlung und Auswechſelung derſelben Unterhandlungen mit den „Rebellen" anzu-

* Die große Rebellion. Eine Geſchichte des Bürgerkriegs in den Vereinigten Staaten. Von J. C. Headley. Aus dem Engliſchen überſetzt. Erſter Band. Gr. 8. 522 S. mit 36 Stahlſtichen. Hartford (Connecticut), Hurlbutt. Glogau, Karl Flemming, 1863.

Digitized by Google

knüpfen und ſogar einen Vertrag darüber abzuſchließen, welcher am 22. Juli 1862 von den Generalen Dix und Hill (Letzterer unterzeichn.: Major-General, C. S. A. — d. h. Confederate States, America) feſtgeſtellt wurde. Unter Anderem iſt darin beſtimmt, daß das „Ehrenwort" der Offiziere von beiden Seiten als ſolches geachtet und jede Uebertretung deſſelben beſtraft werden ſolle. In Folge dieſer Anerkennung allein ſchon hat die unehrenhafte Bezeichnung „Rebellen," die gleichwohl fortdauernd allgemein gebraucht wird, keinen Sinn mehr.

Die Deutſchen in Amerika haben ſich mit wenigen Ausnahmen für die Nordſtaaten und gegen das Sklaventhum erklärt. Viele Tauſende von Deutſchen ſtehen jetzt drüben unter den Waffen und kämpfen für die Aufrechthaltung der Union. Unter den Offizieren der Armee zeichneten ſich mehrere Deutſche aus, ſo namentlich General-Major Franz Sigl, deſſen Bild ſich auch in dem vorliegenden Buche befindet. Es iſt daher nicht zu verwundern, daß das Buch des Herrn Headley ſo raſch einen deutſchen Ueberſetzer, und zwar in Amerika ſelbſt, gefunden hat. Wir zweifeln nicht, daß man auch in Deutſchland das Buch, das ſchon an ſich, ſeiner äußeren Ausſtattung wegen, eine intereſſante Erſcheinung iſt, gern anſchaffen und leſen wird. So ſplendid gedruckte Bücher, die nicht für die Ariſtokratie der Leſer, ſondern für das Volk beſtimmt ſind, giebt es in Deutſchland nicht. Dabei ſind die 36 Stahlſtiche, mit denen es geſchmückt iſt, kleine Meiſterſtücke der Portraitkunſt und der Schlachtenzeichnung, beſonders der Darſtellung von Seeſchlachten, die überhaupt wegen der erſten Anwendung von Panzerſchiffen den gegenwärtigen Krieg in Nord-Amerika zu etwas ganz Originalem machen. Der Kampf des Panzerſchiffes „Merrimac" mit dem von Ericſon gebauten erſten Revolver-Schiffe „Monitor," gewiſſermaßen ein Kampf des Rieſen Goliath mit dem kleinen David, iſt ſowohl in der Erzählung, als im Bilde, meiſterhaft vor Augen geführt.

Wir geben unſerm deutſchen Landsmanne Karl Anſorge die Ehre, indem wir mit folgenden Worten aus ſeiner Vorrede dieſe Anzeige ſchließen: „Wie es Gottesleugner giebt, ſo giebt es auch Freiheitsleugner; aber darum werden Gott, Freiheit, Tugend nicht von der Erde verſchwinden. Es iſt die Pflicht amerikaniſcher Staatsbürger, jene großen Ideen ganz zu verwirklichen, die in der Unabhängigkeits-Erklärung und in der Conſtitution niedergelegt ſind, aber bisher nur theilweiſe ausgeführt werden konnten. Gegen den Naturgang der Dinge iſt die vereinte Gewalt aller Gewaltigen und die Schlauheit der Schlaueſten durchaus nichtig. Es iſt zu ſpät, in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die Prinzipien der Religion, der Kunſt und der Wiſſenſchaft zu ignoriren, und eine neue ſoziale Ordnung zu gründen, die auf Verdummung der Maſſen und auf Sklaverei der Neger beruht." J. C.

## Deutſchland und das Ausland.

### Deutſchland nach dem dreißigjährigen Kriege.*

Liegen in einer beſtimmten Zeit gewiſſe hiſtoriſche Stoffe in der Luft? Ein Straßburger Profeſſor (Herr Goguel) hält in der literariſchen Geſellſchaft einen Vortrag über den Tod des Sokrates; genau zu derſelben Zeit bringt Profeſſor Ludwig Eckardt aus Karlsruhe am andern Rhein-Ufer ein Drama „Sokrates" auf die Bühne. Höchſt wahrſcheinlich kennen die beiden Herren ſich gar nicht, aber eine „Ideen-Aſſociation" beſteht zwiſchen ihnen. Ganze Zeitalter liegen in andern Zeitaltern in der Luft, wenn in dem jüngeren irgendwie durch verwandte Erſcheinungen an das ältere erinnert wird. So iſt „Deutſchland nach dem dreißigjährigen Kriege" heute ein ſehr beliebtes und allem Anſcheine nach zeitgemäßes Thema. Wenige Monate ſind verſtrichen, ſeitdem wir Profeſſor Karl Biedermann's vortreffliche Darſtellung von „Deutſchlands trübſter Zeit," wie ſie in der „Deutſchen National-Bibliothek" des Herrn Ferdinand Schmidt erſchienen war, einer ausführlichen Beſprechung unterzogen, und ſchon befinden wir uns wieder einer Arbeit ähnlichen Inhalts gegenüber! Erinnern die heutigen Zuſtände an das unglückliche, zerſtückelte, zerfleiſchte, ausgeplünderte, verödete Deutſchland nach dem dreißigjährigen Kriege? Wer kein toller Schwärmer der rothen Republik iſt, wird die Frage verneinen, alſo die Geſammtheit der vernünftig denkenden Menſchen. In den Zuſtänden beruht die Aehnlichkeit nicht. Aber es iſt doch etwas dem Ende des 17. Jahrhunderts Verwandtes, was unſern Blick zu den Fernen des traurigen Zeitalters hinzieht. Um es kurz zu ſagen, die Zeit nach den Greueln der dreißigjährigen Schlächterei war ein tief einſchneidender Wendepunkt in den Geſchicken der deutſchen Nation, das Werde einer beſſeren Zukunft, das aus den gräßlichſten Geburtsſchmerzen ſich als Licht emporwand — und die Gegenwart, fühlen wir es nicht, daß auch ſie einen hochwichtigen Wendepunkt bildet? Das deutſche Volk will aus einem blos literariſchen ein politiſches Volk werden, es will ſein Reich wieder aufrichten aus den Trümmern des zuſammengebrochenen alten Reiches, es will das ſtarke Einheitsband des modernen Staates um alle ſeine Glieder ſchlingen, es will ein „einig' Volk von Brüdern" ſein, von Einem Geſetz regiert und von Einer Sitte getragen. Damals, nach 1648, wollten die Deutſchen literariſch ſich wieder emporraffen; deshalb ſtifteten ſie Dichter-Genoſſenſchaften, deshalb ſchuf Martin Opitz auf Schleſiens geſegneten Feldern eine neue deutſche Kunſtpoeſie; deshalb wurde die Sprachreinigung betrieben und in Wort und Lied der Verſuch gemacht, die geiſtigen Feſſeln des Auslandes abzuſchütteln. Wir konnten im Hinblick auf dieſe patriotiſchen Anſtrengungen (man vergl. „Magazin" No. 39 vom 24. September 62) die Aera, welche den Religionskriegen folgte, nicht ſo ganz trübſelig nennen. Es gab reichen und überreichen Stoff zur Unzufriedenheit, der einer aſchgrauen Wetterwolke gleich ſich auf das ſeufzende Deutſchland herabſenkte, und dennoch muß man der vollen Wahrheit gemäß behaupten, daß gerade jenes Zeitalter die Grundlagen unſerer heutigen Beſtrebungen geſchaffen hat. Erſt mußten wir unter tauſend Kämpfen literariſch wieder ein Volk werden, um aus dieſem Einheitsbewußtſein heraus dereinſt auch ſtaatliche Zuſammengehörigkeit entwickeln zu können. So bezieht ſich das „Deutſchland nach dem Befreiungskriege" auf das „Deutſchland nach dem dreißigjährigen Kriege" zurück.

Man ſollte alſo billig denken: Jene vom Weſtfäliſchen Frieden eröffnete Epoche beſitze eine große kulturhiſtoriſche Bedeutung, die den deutſchen Geſchichtsſchreibern klar und offenbar ſei. Doch wiſſen wir von einer namhaften kulturhiſtoriſchen Arbeit über die fragliche Epoche nichts zu berichten. Der Verfaſſer des uns hier vorliegenden Werks, das eben den Titel: „Deutſchland nach dem dreißigjährigen Kriege" führt, nämlich Herr Karl Friedrich Hanſer in Heidelberg, hat ſich vergebens nach einem Vorgänger umgeſchaut; es hat noch Niemand vor ihm die deutſchen Zuſtände jener Tage nach einem irgend erheblichen Maßſtabe kulturhiſtoriſch dargeſtellt. Herr Hanſer iſt der Erſte auf dem bezeichneten Wege und er nimmt die Thatſache, erſt Bahn gebrochen zu haben, mit gutem Grunde als captatio benevolentiae in Anſpruch. Nachſicht ſollen Deutſchlands kritiſche Federn üben. Ich wüßte nicht, warum ſie dies ſollten oder nicht ſollten. Ein jedes Buch empfiehlt ſich am beſten durch ſich ſelbſt und iſt anderſeits auch ſein empfindlichſter Kritiker. Ein Buch kann nichts verhehlen und verſchweigen; es redet gerad' heraus von ſeinen Tugenden und Mängeln; es iſt eine Beichte des Verfaſſers und jeglicher Leſer ſitzt im Beichtſtuhl und hört ſie an.

Hat ſich ein Forſcher in die Quellen, in die Denkmäler einer Epoche vertieft, ſo ſcheint es äußerſt wahrſcheinlich, daß er ſich nicht alsbald von ſeinem Gegenſtande wieder losreißen kann, ſondern weiter graben wird in den unterirdiſchen Schätzen und noch nachträglich manches Wiſſenswürdige an's Tageslicht heben wird. Iſt nicht jedes noch ſo gründliche Werk ein Verſuch, der fernere Verſuche in Ausſicht ſtellt? Welcher ſtrebſame Menſch kann ſich bei dem einmal Geleiſteten beruhigen? Nein, der Studien-Gang eines Forſchers, dünkt uns, iſt eine Kette, die nur der Tod zerreißt: Glied reiht ſich an Glied, Ein's hängt am Andern, bedingt das Folgende und empfängt von der Spannkraft Aller ſeine Bedeutung. Aphoriſtiſche Studien treibt man nicht ohne Gefahr, zu verflachen. Und leider macht das vorliegende Buch den Eindruck, als ſei es aus aphoriſtiſchen Studien zu Stande gebracht! Obgleich der Autor ungeheuer viel Einzelheiten geſammelt, große Stücke aus Urkunden und älteren Schriften theils wörtlich in den Text aufgenommen, theils beiläufig angeführt, theils in die lange Reihe der Anmerkungen hinter jedem Abſchnitte wörtlich oder nicht wörtlich eingeſchaltet hat, obgleich es von Belegſtellen wimmelt, entbehrt dennoch das Werk der feſten, echt hiſtoriſchen Baſis und der gleichmäßigen Gründlichkeit; es gebricht ihm an Einheit und Abrundung, hier und da ſelbſt an Freiheit und Höhe des Standpunktes, das Vorgetragene kommt bruchſtückweiſe zur Anſchauung; wie im Stil herrſcht im Gedankengang die Zerſtückelung und Ungleichheit vor, lauter barocke, zuweilen wahrhaft großartige, doch zertrümmerte Pfeiler zu einem unvollendeten Gebäude! Weder die Worte, noch die Ideen fließen harmoniſch dahin. Bei vielen längeren Stellen ſcheint es der Verfaſſer förmlich darauf angelegt zu haben, das außer Acht zu laſſen, was der Lateiner nume-

* Deutſchland nach dem dreißigjährigen Kriege. Dargeſtellt in politiſcher, materieller und ſocialer Beziehung und mit Rückſicht auf die Entwickelung des europäiſchen Staaten-Syſtems ſeit der Reformation. Von Karl Friedrich Hanſer. Leipzig und Heidelberg, Winter'ſche Verlagshandlung, 1862.

Digitized by Google

rus orationis heißt; es fallen Einem, wenn man ſolche Sätze lieſt, unwillkürlich die Verſe Platen's ein, in welchen dieſer einen Dichter ſchildert, der ganz gemüthlich „Holzklotzpflock“ als einen Dactylus benutzt. Woher dieſer ſonderbare Stil? Die einfache und natürliche Erklärung iſt, der Verfaſſer will „archäiſiren,“ er will alterthümlich reden; vielleicht geſchieht das nicht einmal freiwillig, ſondern ſein Gedächtniß ſpielt ihm den Streich, Ton, Wortklang und Redeweiſen der angezogenen alten Urkunden ihm in's Concept zu miſchen. Da der deutſche Stil des 17. Jahrhunderts abſcheulich und die Zahl der wörtlich aufgenommenen Quellenabſchnitte, welche die unmittelbaren Zeugen ihrer Zeit vorſtellen ſollen, unverhältnißmäßig groß iſt, hat es nicht fehlen können, daß der Verfaſſer den Stil ſeiner Gewährsmänner zum Schaden des eigenen, nicht ganz und gar, aber bruchſtückweiſe annahm. Hierzu kommen die kühnen, furchtbar mißlungenen Neubildungen von Worten und Redensarten; man begegnet denſelben zu Hunderten und viele machen einen entſchieden komiſchen Eindruck. Wenn Herr Hauſer im Vorworte vom Geſchichtsſchreiber ſagt: „Seine Darſtellung muß eine ungeſchminkte Widerſpiegelung des geſchichtlichen Großganges der Epoche liefern; ſie muß, mit Uebergehung des Unweſenhaften, gerade die Punkte ſcharf beleuchten, welche die Angelpunkte des geſchichtlichen Lebens ſind,“ ſo hat er nach ſeiner ſtiliſtiſchen Grundanſchauung eine glänzende Probe von Schönheit und Logik des Ausdrucks gegeben, wie ſie ihm nicht häufig gelingt. Denn er treibt es ſonſt weit ſchlimmer! So wird im eben genannten Vorworte ein wirklich wahr und klar gedachter Satz, der eines beſſern Looſes werth geweſen, folgendermaßen verrenkt und verdorben: „Hat der Proteſtantismus den univerſellen Völkerverband recht eigentlich zum Organ der Geſchichte erhoben (??), ſo ſtellt damit die Hiſtorik von ſelber die Forderung parallelo-ethnographiſcher Behandlung der Neuzeit: die Völker kommen da nicht mehr ein jedes nach ſeiner Sonderſtändigkeit, ſondern nach ihrem Verhalte zum menſchheitlichen Völkerleibe d. h. nach ihrer kosmopolitiſchen Bedeutſamkeit in Betracht.“ (S. XIII). Seite 14 ſchreibt er von England's inneren Zuſtänden: „Kein Wunder, daß, während Eliſabeth's weiſe Waltung dieſe gefährlichen Dränbolde — die Puritaner — insgeſammt niedergehalten, der im Vollbewußtſein königlicher Macht taumelnde Sinn eines Jakob keinen erwünſchteren Verbündeten ſich zugeſellen konnte, als den Epiſkopat: „no bishop, no king,“ worauf die folgende, klaſſiſch gebildete Periode ſich anſchließt: „Sein Regiment beſchwor aber auch den Widerſatz der Nation, in welcher ſeit lange das puritaniſche Element mächtig gährte, ſo grell in den Vorgrund, daß vielleicht der Prozeß um die Löſung wechſelſeitiger Machtfrage alle Thätigkeit nach Außen, ſelbſt wenn ein minder läſſiger Mann, als Jakob, das Steuer führte, paralyſirte.“ Doch genug von dieſen Aeußerlichkeiten!

Kommen wir von der Form zur Sache ſelbſt! Auch inhaltlich begegnen wir einigen ſeltſamen Erklärungen, die kein günſtiges Licht auf die Gründlichkeit des Verfaſſers werfen. Herr Hanſer ſagt z. B. Seite 26:

„Entſchiedene Parteigänger des Jeſuitismus waren beim Auslauf des 16. Jahrhunderts der bayeriſche Kurfürſt Maximilian, ſeit 1598, und der Erzherzog Ferdinand von Steiermark, ſeit 1597 Selbſtherrſcher im angeerbten Lande.“ Wir rügen hier nicht den Ausdruck „Selbſtherrſcher,“ d. h. Autokrat, obwohl er für keinen deutſchen Landesherrn, nicht einmal auf jene despotiſchen Schwärmer, und zwar wegen der immer noch nicht ganz erloſchenen Stände-Verfaſſungen paßt; uns hat der Titel „Kurfürſt“ an Maximilian von Bayern überraſcht. War dies ein lapsus calami, der nur gelegentlich dem Verfaſſer entſchlüpft iſt? Oder ſollte Herr Hanſer nicht gewußt haben, daß Herzog Maximilian von Bayern erſt 1623 nach dem Siege über Friedrich V. von der Pfalz und über die proteſtantiſchen Parteigänger auf dem illegalen Reichstage zu Regensburg mit der Oberpfalz und der Kurwürde belehnt ward? Sein Wiſſen ſcheint leider zweifelhaft. Denn S. 27 ſpricht Herr Hanſer davon, daß „Kurfürſt Maximilian von Bayern am 10. Juli 1609 zu München eine Liga katholiſcher Stände auf die Beine rief.“ Aber Seite 32 winkt Maximilian von Bayern, der vor der Hand gar keinen Titel bekommt, der „Kurhut,“ und S. 33 kann der Autor nicht verhehlen, daß Friedrich von der Pfalz durch die Sieghaftigkeit des kaiſerlichen Armes ſeine Kurwürde an (den wieder unbetitelten!) Maximilian von Bayern dahingegeben ſah! Ich dachte, der gute Maximilian ſei nach des Autors Meinung ſchon früher Kurfürſt geweſen? Iſt er nicht zweimal an wichtigen Stellen ſo genannt worden? Entweder liegt hier eine ſtarke Nachläſſigkeit vor, oder der Verfaſſer hat dem Bayernherzog den Kurhut im Voraus ertheilen wollen.

Ein andermal redet Herr Hanſer in ſehr lauwarmen Lobſprüchen vom großen Kurfürſten von Brandenburg, und eröffnet ſeine Betrachtung mit folgendem Satze:

„Was zunächſt den Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg angeht, den man, ich weiß nicht warum, den Großen genannt hat, ſo bot ihm ſeine Jugend der Eindrücke eine Menge dar, die in ihrer wohlthuenden Wirkung für ſeine Zukunft nicht ſo leicht verloren gehen konnten.“

Alſo, Herr Hanſer weiß nicht, warum man den Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg den Großen genannt hat!! Das iſt eine grobe Unwiſſenheit, wenn es nicht etwa eine des Geſchichtsſchreibers unwürdige Gehäſſigkeit iſt. Ein Geſchichtsſchreiber ſollte nicht wiſſen, daß es wenige Fürſten auf Erden gegeben hat, die in ſolchem Grade, wie Friedrich Wilhelm von Brandenburg, den Beinamen des Großen verdienten? Er ſollte nicht wiſſen, daß Friedrich Wilhelm aus Staub und Aſche des dreißigjährigen Krieges, aus der zur menſchenleeren Wüſte gewordenen Mark und ausgeraubten, vom Feinde beſetzten Provinzen einen mächtigen, weit und breit geachteten Staat von 2046 Q.-M. und 1 Million Einwohnern errichtete! Friedrich Wilhelm, der Sieger von Warſchau und Fehrbellin, der treue Hort Deutſchlands gegen Schweden und Frankreich, der ſtarke Schirmvogt des Proteſtantismus, der unabläſſige Vertheidiger der Glaubensfreiheit, der ſich am Abende ſeines Lebens das herrlichſte Denkmal ſetzte, indem er dem gefürchteten Ludwig zum Trotz 20,000 bedrängten Hugenotten ein neues Vaterland ſchenkte: dieſer Mann ſollte des Beinamens „der Große“ nicht theilhaftig ſein? „Groß“ nennen wir Menſchen, denen wahre Seelengröße innewohnt. Was von Friedrich Wilhelm rings in der Welt bekannt ward, trägt insgeſammt den Stempel der Seelengröße; es ſind aber noch viele Züge aus ſeiner Heldenlaufbahn, die das Schickſal weniger weit verbreitet hat, wohl werth, in die fernſten Kreiſe zu dringen und von Mund zu Mund fortgepflanzt zu werden. Zwei derſelben ſind von uns vor zwei Jahren in dieſen Blättern erwähnt worden: Die Aufnahme der von Habsburg's Fanatismus mit Füßen getretenen Wiener Juden (vgl. den Aufſatz: „Der große Kurfürſt und die Juden,“ in Nr. 23 des „Magazin“ vom 6. Juni 1860), und der hochherzige Plan zur Stiftung einer Univerſität aller Glaubensgenoſſen, einer „Königsburg der Sophia“ (vgl. „Magazin“ Nr. 41 vom 10. October 1860).

Der Mann, der im Brennpunkte gemeinſamen Strebens die Leuchten der Weisheit und Wiſſenſchaft aller Religionsbekenntniſſe neben ſeinem Herrſcherthron verſammeln wollte, hat durch dieſen, die ganze geiſtig-ſittliche Welt umfaſſenden Entwurf, der nicht nur ſeiner, ſondern auch unſerer Zeit unvollendet geblieben, den Maßſtab der Gedankenhöhe, deren er fähig war, für alle Zeiten geliefert. Wider ſolche Erhabenheit kann keine kleinliche Mißgunſt aufkommen. Das Beiſpiel des Herrn Hanſer, der vom Landgrafen Georg II. von Heſſen-Darmſtadt und vom Herzog Ernſt dem Frommen von Gotha doppelt ſoviel zu erzählen weiß, als von dem großen Brandenburger, dem aus dem innerſten Aſien Geſandtſchaften mit reichen Gaben die Ehrfurcht ihrer Monarchen bezeugten, und der die Flagge des rothen Adlers an der heißen Küſte Afrika's ruhmvoll wehen ließ —: dieſes Beiſpiel der Verkleinerungsſucht wird in den Annalen der deutſchen Geſchichtsſchreibung, wie wir hoffen und wünſchen, ſtets einzig und allein daſtehen. Begreifen können wir die Laune des Verfaſſers nicht. Denn er hat ſeiner Abneigung wider das Haus Hohenzollern ſehr zur Unzeit den Zügel ſchießen laſſen. Wahrlich, der Anblick des an den Wunden dreißigjähriger Kämpfe und Leiden blutenden Deutſchlands iſt ein ſo troſtloſer, entſetzensvoller, daß man ſich gern an einem Glanzſtern deutſcher Kraft und Heldengröße wieder erquickt und ermuthigt. Ohne Friedrich Wilhelm von Brandenburg hatte das deutſche Reich nach 1648, als die Theilung durch Fremde ihren Verderben drohenden Anfang genommen, nichts, gar nichts, was einen Anker der Rettung und des Vertrauens gewähren konnte. Wer ſtand, wenn es nicht Friedrich Wilhelm war, für Deutſchlands Beſtand, Ehre, Gebiet und Anſehen ein? Welcher andere Fürſt hat dieſe heiligen Güter der Nation gegen Frankreich, Schweden und Oeſterreich verfochten? Die Antwort iſt: Keiner! Die beſcheidenen, bürgerlichen Tugenden der vom Autor gefeierten Fürſten reichten an die Höhe dieſer Aufgabe nicht hinan. Sein Bild des damaligen deutſchen Reiches macht daher einen unbefriedigt laſſenden Eindruck. All' der Jammer und das Elend, all' jene Erbärmlichkeit, Eiferſüchtelei, Pedanterei, Lüderlichkeit, Ziererei und Plundergier bedürfen eines ſtarken ſittlichen Gegenſatzes, der uns der Verzweiflung enthebt, indem er uns an das Walten des ſittlichen Weltgeiſtes erinnert. Schiebt man den kraftvoll aufblühenden Preußenſtaat in den Hintergrund, ſo hat man blos Trümmer und Jammer vor ſich, das Bild des ſich auflöſenden Reiches, das in ſeine Urbeſtandtheile zuſammenfällt, aber die letzteren ſind ſo kläglich, daß ſie nicht den geringſten Erſatz in Ausſicht ſtellen! Oeſterreich, das unter der Hülle der römiſch-kaiſerlichen Majeſtät am ſchärfſten und rückſichtsloſeſten vom Reiche ſich abgeſondert, hat der jeſuitiſchen Reaction Hekatomben geopfert, die deutſch-ſlaviſchen Erblande hat es in Schlacht-

Digitized by Google

bänke des Glaubenshaſſes verwandelt, das Schwert des Würgengels nach Ungarn getragen, durch den thränenreichen Sieg ſeiner fortſchrittswidrigen Pläne den gemarterten Provinzen die Ruhe des Kirchhofs gegeben; es hat das deutſcheſte Werk der Neuzeit, Luther's Bibel, verbannt und verbrannt; es iſt von bewußter Feindſchaft wider die beſten Strebungen der Nation erfüllt. Dieſes Oeſterreich des 17. Jahrhunderts flößt dem deutſchen Vaterlandsfreunde keinerlei Sympathien ein! Auch der Verfaſſer empfindet keine für Oeſterreich. Wohin ſoll ſich nun die deutſche Idee wenden?

Wo öffnet ſich dem Frieden,
Wo der Freiheit ſich ein Zufluchtsort?

Sollen wir nach Kurfürſt Maximilian's Bayern pilgern, nach der „Pfaffengaſſe," wie es vom Volke geheißen ward? Oder ſollen wir in der zerrütteten Pfalz das Heil ſuchen, wo des Kurfürſten Karl Ludwig's Regiment leider nur eine vorübergehende Wohlthat war, die bei der ungeheuren Schwächung des Staates auf die Geſammtheit Deutſchlands ohne Einfluß blieb? Daſſelbe iſt mit Württemberg, unter Herzog Eberhard's geſegneter Herrſchaft, der Fall. Es iſt ein ſchwaches Sternlein, das da flimmert und ſein Licht verbleicht bald, um finſterer Nacht Platz zu machen im biedern Schwabenlande. Sollen wir nach den geiſtlichen Fürſtenthümern wallfahrten? Sagt doch das Sprichwort: „Unter'm Krummſtab iſt gut wohnen," und lebten doch Regent und Domkapitel wie Gott in Frankreich. Zuweilen waren ſie auch ſehr franzöſiſch geſinnt, wie die geiſtlichen Herren von Köln, Straßburg und Münſter, die dem Halbgott von Verſailles Weihrauchdüfte nicht allein, ſondern auch Musketenträger und geharniſchte Reiter darbrachten! Lebte dort der Keim von Deutſchlands Zukunft? Oder, wenn der Katholicismus ihn nicht beherbergen konnte, zeigte er etwa ſeine lebendige Triebkraft in den geiſtlichen Streitereien um lutheriſches und calviniſches Dogma, ſtrahlte der Stern der deutſchen Zukunft in den Rüſtkammern der proteſtantiſchen Theologie? Es wird Herrn Hauſer ſchwer, die Wittenberger Theologen-Fakultät, jene berühmte cathedra Lutheri, vor dem herbſten Tadel ihrer ſtarren, dürren, frucht- und freudloſen Orthodoxie einigermaßen zu bewahren. Auch ſie flößt ihm keine warmen Sympathien ein. Wo alſo dieſe ſuchen? Ja, der ſittliche Geiſt der Nation, der über der Einſeitigkeit politiſcher Macht-Intereſſen und verknöcherter Bekenntniſſe ſteht, iſt der Hort und die Hoffnung und die Zukunft des deutſchen Namens. Aber, warum leugnen, daß dieſer Geiſt im Hohenzollernſchen Herrſcherhauſe, im großen Kurfürſten, in Friedrich dem Einzigen ſichtbar gewaltet hat? Wer Preußen kennt, der verzagt auch in böſen Tagen nicht. Es iſt falſch, wenn der Verfaſſer ſagt: „Die Zukunft wird richten, ob Preußen baut auf den ewigen Eckſtein alles ſtaatlichen Lebens, oder ob auf Holz, Heu, Stoppeln;" es iſt falſch, wenn er es eine fragliche Möglichkeit nennt, daß unſer Geſchlecht und ſeine nächſten Nachkommen unter Preußens Vortritt die Neugeſtaltung des Vaterlandes begründen könnten. Mit dem Blute ſeiner Söhne hat Preußen 1813 bewieſen, daß dieſe Möglichkeit allerdings vorhanden iſt. Achtung, mein Herr, vor dem Staate des großen Kurfürſten und Friedrich's des Großen! Trauttwein von Belle.

## Faucher's Vierteljahrsſchrift für Volkswirthſchaft.*

Wir begrüßen das erſte Heft dieſes neuen Organes der jetzt für Deutſchlands gewerbliche Entwickelung und Nationalreichthum ſo thätigen, volkswirthſchaftlichen Miſſion mit Freude und zugleich mit zuverſichtlicher Hoffnung: mit Freude, weil wir darin den anregenden, volksbelebenden Geiſt wiederfinden, der ſich in allen Reden zu erkennen giebt, die wir Gelegenheit hatten, aus dem Munde des volkswirthſchaftlichen Miſſionair's Faucher zu hören, und mit zuverſichtlicher Hoffnung — wenn wir auf die ſegenreichen Reſultate blicken, die der im Jahre 1858 gegründete „volkswirthſchaftliche Kongreß" in dieſen wenigen Jahren bereits in Deutſchland gehabt hat.

Das erſte Heft bringt uns neun verſchiedene Abhandlungen und Ueberſichten, Alle von dem gleichen Streben der Ausbreitung geſunder Ideen und der Widerlegung ſchädlicher, wirthſchaftlicher Irrthümer beſeelt. Als dieſen doppelten Zweck am Meiſten fördernd, bezeichnen wir den Aufſatz über „die Stellung der Hanſeſtädte zu Deutſchland in den letzten drei Jahrzehnden," aus der Feder Victor Böhmert's, des tüchtigen Advokaten der Handels- und der Gewerbe-Freiheit in Bremen.* Denn darin wird uns nicht bloß die viel verkannte und verleumdete, handelspolitiſche Stellung der Hanſeſtädte und die große Bedeutung dieſer Handels-Emporien für den Nationalreichthum Deutſchlands im richtigen Lichte gezeigt, ſondern auch die Geſchichte des deutſchen Zollvereins und ſeiner volkswirthſchaftlichen Irrthümer ſeit der Erweiterung deſſelben im Jahre 1833 vorgeführt. Es iſt auch ganz zeitgemäß, daß in dieſem Aufſatze an die unvolkswirthſchaftlichen Beſtrebungen der Schutzzöllner im deutſchen Parlament von 1848—1849, an deren Spitze die Herren Moritz Mohl und Eiſenſtuck ſtanden, erinnert wird; wir vermögen an dem beinah komiſchen Eindruck, den jetzt die im deutſchen Parlament ausgeſprochenen Befürchtungen der Schutzzöllner machen, zu ermeſſen, in welcher Weiſe man nach abermals fünfzehn Jahren über die Handelsvertrags-Oppoſition der Herren Moritz Mohl und Genoſſen urtheilen wird. Von jenem Augenblicke datirt übrigens die Anbahnung einer gerechteren und vernünftigeren Handels- und Zoll-Geſetzgebung in Deutſchland, denn im Frankfurter Parlament trugen zuletzt die Freunde der Handelsfreiheit über die Schutzzöllner den Sieg davon, und der von den Erſteren am 25. November 1848 übergebene „Entwurf zu einem Zolltarif für das vereinigte Deutſchland" iſt von den Zollvereins-Konferenzen in den fünfziger Jahren vielfach berückſichtigt worden. Ja, der ſeit nunmehr fünf Jahren wirkſame, volkswirthſchaftliche Kongreß läßt ſich bereits unmittelbar an den „volkswirthſchaftlichen Ausſchuß des Parlaments" anknüpfen, deſſen Mitglieder zum Theil auch auf Jenen übergingen.

Auf die Vierteljahrsſchrift von Faucher zurückkommend, bemerken wir, daß der Herausgeber ſelbſt in dem vorliegenden Heft einen Eſſay mit der Ueberſchrift „die Baumwollennoth" geliefert. Es iſt darin von dieſer Noth zwar auch, aber nur in zweiter Linie, weit mehr dagegen von den Geſetzen der Volkswirthſchaft die Rede, zu deren begriffsmäßiger Darlegung dem Verf. die Baumwollennoth eben nur den Anlaß, oder den Vorwand giebt. Mit der ganzen dialektiſchen Schärfe, die dieſem Kritiker eigenthümlich iſt, wird hier nachgewieſen, daß das Streben nach „Unabhängigkeit vom Auslande," das unſere Schutzzöllner jahrelang im Munde führten, nichts weiter, als eine hohle Phraſe ſei und daß uns nichts ſo ſehr abhängig vom Auslande gemacht, als der hohe Schutzzoll auf Baumwollen-Garn und Baumwollen-Gewebe. Geiſtreich iſt die Theſis durchgeführt, daß das aller Production und allem Nationalreichthum zum Grunde liegende Kapital unter vier verſchiedenen Formen auftrete: zuerſt als Arbeitskraft, dann als Vorrath, drittens als Werkzeug und viertens als Bildung. Wir geſtehen jedoch, daß wir Herrn Faucher viel lieber folgen, wenn er ſeine Gedanken mit logiſcher Schärfe mündlich, als wenn er ſie in ſolchen abſtrakten Begriffs-Beſtimmungen ſchriftlich darlegt.

Der ſcharfſinnige Berichterſtatter des preußiſchen Abgeordneten-Hauſes, ſo oft es ſich um Zoll- und Handelsverträge mit dem Auslande handelt, Herr Otto Michaelis, beſpricht das ſo überaus wichtige „Kapitel vom Werth," verfällt jedoch ebenfalls in den Fehler, nicht zu beachten, daß der Volkswirthſchafts-Lehrer vor Allem die Aufgabe hat, Volkslehrer zu ſein. Die logarithmiſchen Formeln, in die der Verf. ſeine Erläuterungen kleidet, ſind kaum für den Lehrſtuhl der Univerſität, geſchweige denn für ein Journal geeignet, das es mit einem gemiſchten Leſerkreis zu thun hat. Wir brauchen aber wohl kaum zu ſagen, daß dieſes „Kapitel vom Werth" ein wiſſenſchaftlich ſehr werthvolles Kapitel ſei.

Dr. H. Maron ſpricht über „Bevölkerung und Grundeigenthum in China" und weiſt nach, daß die angebliche Uebervölkerung des Reiches der Mitte eben nur eine Tradition ſei, die Ein Halbunterrichteter dem Andern nachſpricht. „Dem Chineſen ſteht nicht nur ein größeres, ſondern auch ein ergiebigeres Ernährungs-Kapital zu Gebot, als dem Preußen; mit anderen Worten: „China iſt dünner bevölkert als Preußen."

Von dem um das Wohl der arbeitenden Klaſſen ſeit Jahren hochverdienten Präſidenten, Dr. Lette, iſt ein vergleichender Artikel über das Sparkaſſenweſen in Deutſchland, England und Frankreich mitgetheilt, dem wir folgende Angaben entlehnen:

| | Thlr. |
|---|---|
| England's (der drei vereinigten Königreiche) Sparkaſſen enthielten Ende 1859 . . . . . . . . . | 276,862,080 |
| Frankreich's Sparkaſſen enthielten im Jahre 1859 . | 89,723,155 |
| Preußen's Sparkaſſen enthielten im Jahre 1859 . . | 16,809,860 |

Herr Lette weiſt auf die auch bereits vom Director des ſtatiſtiſchen Bureau in Berlin, Herrn Dr. Engel, hervorgehobene, intereſſante That-

* Vierteljahrsſchrift für Volkswirthſchaft und Kulturgeſchichte, herausgegeben von Julius Faucher, unter Mitwirkung von K. Arndt, V. Böhmert, C. Braun, von Carnall, Lette, Joſeph Lehmann, H. Maron, Otto Michaelis, Pfeiffer, Pickford, Prince-Smith, v. Rönne, Max Wirth, Otto Wolff u. A. Jahrgang 1863. Erſter Band. Berlin, F. A. Herbig.

* Von demſelben ſind kürzlich auch, und zwar als gekrönte Preisſchrift der Fürſtlich Jablonowski'ſchen Geſellſchaft in Leipzig, „Beiträge zur Geſchichte des Zunftweſens" erſchienen.

Digitized by Google

ſache hin, daß unter den, nach Auflöſung der National-Werkſtätten in Paris, im Juni 1848, gefangenen, oder auf den Barrikaden gefallenen Arbeitern kein Einziger ſich befand, der ein Sparkaſſenbuch beſaß.

„Die volkswirthſchaftliche Glanzzeit der Niederlande," von E. Pickford in Heidelberg, knüpft an eine Preisſchrift der Fürſtlich Jablonowsky'ſchen Geſellſchaft in Leipzig: „Geſchichte der volkswirthſchaftlichen Anſchauungen der Niederlande und ihrer Literatur," von E. Laspeyres, Betrachtungen über die Entſtehung des Nationalreichthums der Holländer im ſiebzehnten Jahrhundert. Die Kraft eines thatendurſtigen und ſchöpferiſchen Volksgeiſtes war es, die in den Niederlanden, nach ihrer Abwerfung des ſpaniſchen Joches, die Productionskraft und den Nationalreichthum durch vermehrten Anbau des Bodens, durch Erweiterung der Gewerbthätigkeit bei Aufnahme aller aus religiöſem Fanatismus von Frankreich, Spanien und Portugal vertriebenen Induſtriellen, durch Ausdehnung der Verbindungen der Niederlande mit den jenſeits des Meeres gelegenen Ländern und durch den mächtigen Aufſchwung ihres Handels in ſo wunderbarer Weiſe förderte. Im deutſchen Volke lebt ein ſolcher Geiſt ſchöpferiſcher und ſelbſtwirkender Thätigkeit erſt in unſeren Tagen auf; möge er bei uns ähnliche Früchte tragen, wie einſt in den ſtammverwandten Niederlanden!

Korreſpondenz-Nachrichten (aus Hamburg) und Kritiken neuerſchienener volkswirthſchaftlicher Werke, ſowie endlich das für die Geſetzgebung über Banken ſo wichtige Uebereinkommen der öſterr. Regierung mit der öſterr. Nationalbank, bilden den Schluß dieſes Heftes, das ein vielverſprechender Anfang des neuen Unternehmens iſt. J. L.

## Mannigfaltiges.

— Ein volkswirthſchaftlicher Fortſchritt in Süddeutſchland. Unſere ſüddeutſche Kollegin, das im Cotta'ſchen Verlag erſcheinende „Ausland," bringt in ihrer Nr. 15 (vom 8. April d. J.) einen Artikel über „Freihandel und Schutzzoll," worin entſchieden für den Freihandel gegen den Schutzzoll Partei genommen wird. Wir ſehen dies als ein günſtiges Anzeichen dafür an, daß ſich in Süddeutſchland die Abneigung gegen den franzöſiſchen Handelsvertrag zu verlieren anfängt, der bekanntlich in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" bisher ſeine ſtärkſte Gegnerin hatte. Vortrefflich iſt in dem gedachten Artikel des „Ausland" auch dargethan, wie ſehr ſich ſeit 30 bis 40 Jahren, ſeitdem Friedrich Liſt für die Gründung des gegenwärtigen Zollvereins agitirte, die Handelspolitik der im Welthandel den Ton angebenden Nationen geändert und wie jener große, ſüddeutſche Agitator, wenn er jetzt noch lebte, wahrſcheinlich nicht mehr für ſein damaliges Syſtem der politiſchen Oekonomie ſchwärmen würde. Wir entlehnen folgende Stelle: „An dem Tage, wo die ungeheuere Majorität des Volkes merkt, daß ſie aus einem Irrthum oder einem guten Wahn ſich durch den Schutzzoll einer ungeheuer kleinen Minorität von Induſtriellen ſteuerpflichtig gemacht, daß der Schutzzoll keinen Einfluß auf den Arbeitslohn, ſondern nur auf die Dividende des induſtriellen Kapitals hat — an dem Tage, wo die Protections-Schuppen den Verbrauchern von den Augen fallen werden — an dem Tage werden die Deutſchen dem Freihandel mit feſten und ſicheren Schritten entgegengehen, mögen nun dieſe Schritte in Tarif-Milderungen, oder in Erweiterungen des Zollgebietes beſtehen. Unſere Fortſchritte auf dieſem Gebiete hängen alſo genau ab von der handelspolitiſchen Bildung des Volkes, wie die Annahme des Copernicaniſchen Syſtemes abhing von einem gewiſſen Fortſchritte der Aſtronomie. Wir fürchten aber, es wird ſehr langſam gehen mit dem Fortſchritte dieſer Bildung (in Süd-Deutſchland*). In England beſitzt Jedermann, vom Handwerker bis hinauf zum Lord, kaufmänniſche Kenntniſſe. Die Handwerker führen ihre Bücher wie Kaufleute; ſie ſtehen in täglichem Verkehre mit Banquiers, und ihre Staatsmänner wiſſen mit der höchſten Sachkenntniß über alle Erſcheinungen der Volkswirthſchaft zu ſprechen. Bei uns — ja, wir haben uns geſehnt nach einem ernſten Gegner, der es noch einmal verſucht hätte, wie Friedrich Liſt — o! daß er noch lebte — das Schutzzoll-Syſtem theoretiſch zu vertheidigen. Statt deſſen, hören wir nur die Schüler des vielfach mißverſtandenen Mannes ſeine längſt widerlegten Irrthümer wiederholen. Seit Liſt's Tod ſind die großen Goldwäſchen am Stillen Meer entdeckt, in England die Kornzölle, in Frankreich die gleitende Skala abgeſchafft, die Handels-Umſätze haben ſich beinah verdreifacht, aber die Schüler Liſt's haben nichts gelernt und nichts vergeſſen; ſie verordnen noch immer die Medizinen nach den Rezepten, die ſie im Nachlaſſe des großen und, wie wir gern geſtehen, ſegensreichen Agitators gefunden haben."

* In Nord-Deutſchland iſt ſeit dem Jahre 1858 durch die Einwirkung des „Volkswirthſchaftlichen Kongreſſes" und anderer, ähnlicher Meetings der Fortſchritt der handelspolitiſchen Bildung des Volkes ganz außerordentlich gefördert worden. D. R.

— Luftballon-Expeditionen zu wiſſenſchaftlichen Zwecken. Auf Veranlaſſung der „Britiſchen Aſſociation zur Förderung der Wiſſenſchaft," haben bereits im vorigen Jahre von Blackheath bei London aus mehrere Luftballon-Expeditionen ſtattgefunden, die hauptſächlich den Zweck hatten, feſtzuſtellen, in welchem Verhältniſſe die Temperatur der Luft in den höheren Regionen ſich vermindert. Es wurde ermittelt, daß bei heiterem Wetter eine Abnahme von einem Grade bei hundert Fuß Entfernung von der Erde eintritt, daß jedoch in der Höhe von 30,000 Fuß tauſend Fuß weitere Steigung erforderlich waren, um eine Verminderung von einem Grad in der Luft-Temperatur herbeizuführen, und daß innerhalb dieſer beiden Entfernungen von 100 und 30,000 Fuß eine hiernach in mathematiſchem Verhältniſſe wachſende Steigung erforderlich iſt, um eine gleiche Temperatur-Abnahme zu bewirken. Die alte Theorie einer regelmäßigen Abnahme von einem Grad auf je 300 Fuß iſt hiernach erſchüttert. Um dieſe im Sommer und Herbſt gemachten Beobachtungen in anderen Jahreszeiten zu konſtatiren, waren nun auch im Frühjahre ſolche Expeditionen angeordnet, von denen die erſte am 31. März ſtattgefunden, über deren Reſultate Herr Glaiſher im Londoner Athenaeum berichtet. Wir entlehnen dieſem Berichte folgende Stelle:

„Als wir eine (geographiſche) Viertelmeile hoch geſtiegen waren, hörten wir das von London ausgehende dumpfe Geräuſch ganz vernehmlich, und auch bei noch größerer Erhebung verfolgte uns dieſes lärmende Gemurmel. In den Höhen von drei Viertelmeilen und etwas mehr war der Anblick, der ſich uns darbot, in der That wunderbar: London mit ſeinen Vorſtädten lag in der Vogel-Perſpektive grundrißartig vor uns, während das Land rings umher ein prächtiges Panorama darbot. Das Auge folgte den Windungen der Themſe bis zu den Kreidefelſen von Margate und Dover. Gleichzeitig ſahen wir Brighton und die ganze Küſtenlinie bis hinauf nach Yarmouth, wo das Meer den Horizont begränzte. Wenn wir unter uns und nach dem Süden hin ſchauten, gewahrten wir viele vereinzelte Cumuli-Wolken, die ſcheinbar auf der Erde ruhten, gleich Flecken von glänzender Wolle, während hier und da eine einzelne, große Wolke, die über die Erde ausgebreitet ſchien, von einer ſonnenklaren, wohl mehrere Meilen großen Land-Peripherie umgeben war."

— Neue engliſche Grammatik. Herr Dr. Migault, wie es ſcheint, ein geborener Engländer, hat eine Grammatik ſeiner Mutterſprache publizirt, deren Titel unten angegeben iſt,* und die trotz des Ueberfluſſes an engliſchen Sprachlehren eine kurze Erwähnung verdient. Sie weicht inſofern von den heutzutage gangbaren Werken dieſer Art à la Ollendorff ꝛc. ab, als ſie den Zweck verfolgt, die Lernenden mit dem Bau, dem Charakter und den linguiſtiſchen Eigenthümlichkeiten des Engliſchen bekannt zu machen, und ihn nicht blos möglichſt ſchnell dahin bringen will, es zu ſprechen, d. h. in den meiſten Fällen, zu radebrechen. Für Anfänger möchte ſie weniger geeignet ſein, da ſie nur Regeln und Beiſpiele enthält und keine Gelegenheit giebt, die Regeln practiſch anzuwenden, aber deutſche Lehrer der engliſchen Sprache und Solche, die ſich ſchon einige Kenntniſſe derſelben erworben haben und dieſe zu vervollſtändigen wünſchen, werden in ihr einen nützlichen Rathgeber finden. Die Verſuche, engliſche Töne durch deutſche Buchſtaben-Combinationen auszudrücken, ſind natürlich mißlungen; wir würden Keinem rathen, pleasure und precious „pleſchjur" und „preſchus" auszuſprechen. Seltſam iſt es übrigens, daß der Verfaſſer in ſeinen Erklärungen zu „John Gilpin" den Flecken Ware in Hartfordſhire als einen „ihm unbekannten Diſtrikt von London" bezeichnet, „welcher vielleicht nicht mehr unter dieſem Namen exiſtirt."

* Verſuch einer engliſchen Schulgrammatik auf hiſtoriſch-kritiſcher Grundlage von Dr. Henry Gabriel Migault. Erſte Abtheilung: Die Formenlehre. Nürnberg, Verlag von Jakob Zeiſer, 1863.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

# Magazin

# für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereine portofrei geliefert wird.

№ 20. Mittwoch, den 20. Mai 1863. 32. Jahrgang.

## Inhalt:

**Deutſchland und das Ausland.** Seite

Das deutſche Theater ſeit einem Jahrhundert. 1. Ein Nationaltheater ohne Nation. 2. Wien. 3. Mannheim. 4. Das Berliner Nationaltheatee untee Iffland . . . . . 229

**England.**

Die Bank von England . . . . . 233

**Finnland.**

Finniſche Erzählungen des Mondes . . . . . 235

**Nord-Amerika.**

Der Times-Korreſpondent William Ruſſell und die Amerikaner . . . . . 238

**Mannigfaltiges.**

Die erſte glückliche Reiſe durch Oſt- und Centeal-Afrika . . . . . 239
Das Leben Moſes, von B. Beer . . . . . „
Joachim Jungius an ſeine Schülee und Freunde . . . . . „
Bevölkerung des euſſiſchen Reichs . . . . . „
Die Afghanen und die zehn Stämme Israel's . . . . . 240
„Feſt wie Stahl“ . . . . . „
Bibliogeaphie. Frankreich . . . . . „
Einladung und Peogeamm zur ſechſten Verſammlung des volkswirthſchaftlichen Kongreſſes . . . . . „

## Deutſchland und das Ausland.

### Das deutſche Theater ſeit einem Jahrhundert.*

#### 1. Ein Nationaltheater ohne Nation.

G. H. Lewes, der engliſche Biograph Goethe's, fällt in ſeinem berühmt gewordenen, unſerem großen Dichter gewidmeten Werke folgendes Urtheil über das deutſche Theater:

„Deutſchland hat niemals ein Drama gehabt, weil es niemals eine Bühne beſaß, welche national ſein konnte oder wollte; Leſſing erkannte ſehr wohl, woran es ſeinem Lande fehle, aber das Fehlende zu ſchaffen, hatte er nicht die Macht. Schiller ſchlug nur zu bald einen unrichtigen Weg ein, und deshalb blieben, was das deutſche National-Theater betrifft, auch ſeine edeln Beſtrebungen unfruchtbar.“

Leider iſt das Urtheil des Herrn Lewes, dieſes ausgezeichneten Kenners unſerer Literatur, nur allzubegründet. Deutſchland beſitzt kein nationales Drama, wie es die Engländer, keine, das ideale Leben des Volkes repräſentieende Bühne, wie ſie die Franzoſen, und kein, die hiſtoriſch-volksthümlichen Anſchauungen von Religion und Ehre reflektirendes Theater, wie es die Spanier beſitzen.

Leſſing hat bereits vor einem Jahrhundert erkannt und genau angegeben, woran es den Deutſchen mangle. Leſſing, der bald nach dem Friedensſchluſſe, welcher vor hundert Jahren dem ſiebenjährigen Krieg ein Ende gemacht, ſein Friedens-Luſtſpiel „Minna von Barnhelm“ — dieſes „Werk von ſpecifiſch nationalem Gehalt,“ wie es Goethe nennt — in Breslau geſchrieben, ging in den folgenden Jahren von da nach Hamburg, wo er im Jahre 1767 ſeine berühmte „Dramaturgie“ in Form einer Zeitſchrift herauszugeben begann. Unter der Einwirkung der in dieſer Zeitſchrift entwickelten Grundſätze der dramatiſchen Kunſt und mit Hülfe ſo tüchtiger Schauſpieler, wie Eckhoff, Ackermann, Böck, Frau Henſel u. A., dachte der für ſein Volk begeiſterte Leſſing, ein deutſches Nationaltheater herzuſtellen; doch — der nüchternen Proſa der Kauf- und Hanſe-Stadt gegenüber erlahmten, nach zwei Jahren vergeblicher Arbeit, dem edlen Genius die Schwingen. Zu jener Zeit war es, als Leſſing das ſeitdem von Anderen oft wiederholte Wort ausſprach: „O, über den gutherzigen Einfall, den Deutſchen ein National-Theater zu verſchaffen, da wir Deutſchen noch keine Nation ſind!“ Und dieſen Worten in der letzten Nummer ſeiner „Hamburgiſchen Dramaturgie“ von 1768 ſetzte er wehmuthsvoll hinzu: „Der ſüße Traum, ein Nationaltheater zu gründen — er iſt geſchwunden!“

Trotzdem verſuchte es wenige Jahre darauf ein anderer bevorzugter Geiſt wieder, und zwar kein geringerer, als der deutſche Kaiſer Joſeph, dieſen Traum zu verwirklichen. Wir werden bald ſehen, daß auch in Wien der Verſuch, ein deutſches Nationaltheater zu begründen, ſcheitern mußte, obwohl dem kaiſerlichen Gründer dort ganz andere Mittel zu Gebot ſtanden, als dem Dichter der „Minna von Barnhelm“ in Hamburg. Es mußte auch der kaiſeeliche Verſuch ſcheitern, weil die Grundbedingung eines Nationaltheaters: ein Publikum, welches das Bewußtſein hat, einer großen hiſtoriſchen Nation anzugehören, damals in Wien noch weit mehr fehlte, als in Hamburg.

Demnächſt verſuchte es Iffland, die Idee eines „Nationaltheaters,“ die in Mannheim zu verwirklichen ihm nur theilweiſe gelungen war, unter, wie es damals ſchien, günſtigeren Umſtänden in Berlin in's Leben zu rufen. Aber auch noch zu Iffland's Zeit fehlte es in Deutſchland an einer deutſchen Nation. Und als nach Iffland's Ableben durch die Befreiungskämpfe der Jahre 1813—1815 die deutſche Nation zum Selbſtbewußtſein gebracht, als nun wirklich vorhanden war, was Leſſing ſo ſchmerzlich vermißt hatte — da — nun ja, da ſorgten der Bundestag und Füeſt Metternich dafür, daß die Nation, als ſolche, weder in der politiſchen Welt, noch auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, ſich geltend machen durfte.

Goethe und Schiller hatten inzwiſchen verſucht, in Weimar ein ideales Drama herzuſtellen, in welchem die erhabenſte Kunſtform, der edelſte Ausdruck des Geiſtes, zur Erſcheinung gebracht werden ſollte. Angekelt von den ſchalen Tages-Produkten, die ſchon damals die deutſchen Theater überſchwemmten und dem Publikum gefielen, wandten ſie ſich von der Menge ab und hielten ſich an die kleine Zahl der Gebildeten. Das Gleichmaß der Kultur galt den beiden gereiften Männern als das Höchſte, das Uebermaß der Leidenſchaft und des Humors dagegen als etwas Verwerfliches. Nicht ſowohl für das die Theater beſuchende Publikum, als für denkende, feinſinnige Leſer waren „Iphigenia“ und „Taſſo,“ „Don Carlos“ und „Wallenſtein“ gedichtet, und mit dieſer Auffaſſung des idealen Drama's wurden die genannten und andere Stücke von den Dichtern ſelbſt in Weimae auf der Bühne vorgeführt. Kein Wunder, daß auch Goethe und Schiller das Problem, ein deutſches Nationaltheater zu ſchaffen, nicht gelöſt haben.

Eduard Devrient behandelt in ſeiner, als ein gründliches, von den reinſten und edelſten Beſtrebungen beſeeltes Werk anerkannten „Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt,“ in vier Bänden, 1) das mittelalterliche Schauſpiel; 2) die regelmäßige Schauſpielkunſt unter der ſogenannten Prinzipalſchaft; 3) das Nationaltheater und 4) die Hoftheater Deutſchlands. Dieſem Werke verdanken wir die hauptſächlichſten Fingerzeige für die gegenwärtige Skizze, doch haben wir dabei auch, namentlich ſoweit das Theater ſeit einem halben Jahrhundert geſchildert iſt, viele eigenen Beobachtungen und Erinnerungen benützt.

Die Prinzipalſchaft, d. h. die Leitung von Schauſpieler-Geſellſchaften, welche zwar einen feſten Wohnſitz nicht hatten, aber nur in wenigen größeren Städten abwechſelnd in jedem Jahre ſpielten, befand ſich um die Zeit, zu welcher im vorigen Jahrhundert die Wiedergeburt der

* Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt. Von Eduard Devrient. Vier Bände. Leipzig, Weber, 1847—1861.

Digitized by Google

deutſchen Literatur vor ſich ging, in den Händen einiger geiſtig bevorzugten Männer und Frauen, wie Eckhoff's in Gotha, der Frau Neuberin in Leipzig, der ſich als Kunſtfreund der Prof. Gottſched angeſchloſſen hatte, und der Familie Ackermann in Hamburg, zu welcher auch der berühmte Schröder, ein Stiefſohn des Prinzipals Ackermann, gehörte. Dieſe Prinzipalſchaft war es, die den Grund zu unſerer heutigen deutſchen Schaubühne legte, welche bis dahin nur den Charakter herumziehender Seiltänzer, oder engliſcher Reiter gehabt, indem ſie auf Jahrmärkten und Meſſen ihre Buden aufſchlugen, dort ihre Faſtnachtsſpiele mit dem allezeit luſtigen Hanswurſt, ihre grotesken Späße und Sprünge und ihre Spektakel mit Declamation produzirten, welche letzteren ſie Helden- und Ritterſtücke nannten. Aus der reformirenden Zeit der Neuberin, Eckhoff's und der Familie Ackermann treten wir unmittelbar in das Jahrhundert über, dem dieſer Verſuch gewidmet iſt.

## 2. Wien.

Es war im Jahre 1776, als der volksfreundliche Kaiſer Joſeph auf die Idee kam, in ſeiner Hauptſtadt Wien, an Stelle der Kunſtpächter und der Theaterleitungen durch hochadelige Liebhaber, ein Nationaltheater zu begründen, um die deutſche Schaubühne in Leſſing's Sinn zu einem künſtleriſchen Ausdrucke des Nationallebens zu erheben. Wie hoch der Kaiſer über den herrſchenden Anſichten und Vorurtheilen ſeiner Zeit und ſeines Landes ſtand, geht unter Anderm daraus hervor, daß er der neuen Theaterleitung das volle Recht der Selbſtverwaltung, und ihrer inneren Organiſation eine Art republikaniſcher Grundlage verlieh, wonach ſämmtliche Mitglieder der Bühne ihre Regiſſeurs durch Stimmenmehrheit und dieſe wiederum ihren erſten Director, oder den Präſidenten des Theaters, wählten, welche Wahlen in jedem Jahre erneuert werden ſollten. Unter den zu dramatiſchen Aufführungen verbundenen Künſten der Oper, des Ballets, des Schauſpiels und der Burleske gab der Kaiſer der eigentlichen Schauſpielkunſt den Vorrang, indem er ihr, welche, ſeinem Gefühle nach, das deutſche Nationalleben am Meiſten repräſentirte, die Hegemonie, die Führung des dramatiſchen Reigens, anvertraute.

Die große Achtung, welche uns noch heutzutage das Burgtheater von Wien durch ſein klaſſiſches Zuſammenſpiel einflößt, iſt in ihrer Grundlage auf die würdige Stellung zurückzuführen, die Kaiſer Joſeph der Schauſpielkunſt im Gegenſatze zur Oper und zur Burleske gab. Im Jahre 1781 wurde der berühmte Schauſpieler Schröder aus Hamburg nach Wien berufen, um ſowohl als darſtellender Künſtler, wie als dramatiſcher Autor, den Glanz der Bühne zu vermehren und dem neubegründeten Nationaltheater eine feſte Säule zu ſein. Schröder's Aufenthalt in Wien, wo er vier Jahre verweilte, iſt epochemachend für die Geſchichte des deutſchen Theaters geworden. Wie es Leſſing in Norddeutſchland mit Glück gethan, ſo bekämpfte Schröder jetzt auch in Wien und Süddeutſchland den Einfluß der franzöſiſchen Schule, indem er auf der Bühne den Maßſtab der Natur zur dauernden Herrſchaft brachte und das hauptſächlich von ihm ſelbſt angebaute, bürgerliche Drama, die ſogenannten Converſationsſtücke, zu der ungezwungenſten Wahrheit der Darſtellung, zu dem reinſten und einfachſten Ton in Sprache und Haltung, ausbildete.

Nicht weniger als vierunddreißig von ihm bearbeitete Stücke, theils Einrichtungen ausländiſcher Originale, theils mehr oder weniger ſelbſtändige Werke — brachte Schröder während ſeiner vierjährigen Wirkſamkeit in Wien auf die dortige Bühne. Es befinden ſich darunter ſeine wirkungsvollſten Luſtſpiele, die auch jetzt noch, wenn ſie von gebildeten Schauſpielern vor einem nicht blaſirten und nicht durch Poſſen à la Kaliſch verdorbenen Publikum aufgeführt werden, einen wohlthuenden Eindruck machen; ich nenne nur den „Fähnrich," den „Ring," die „unglückliche Ehe aus Delicateſſe," das „Teſtament des Onkels," „Stille Waſſer ſind tief," „das Blatt hat ſich gewendet" u. ſ. w.

Nur zu bald ſcheiterten jedoch an den durch und durch undeutſchen Verhältniſſen des Wiener Hofes ſowohl die patriotiſche Abſicht des Kaiſers Joſeph, ein deutſches Nationaltheater herzuſtellen, als die Bemühungen Schröders, den in der Wiener Geſellſchaft herrſchenden franzöſiſchen Ton durch die Achtung vor deutſcher Sitte und deutſchem Charakter zu verdrängen, die er vom Theater aus zu verbreiten beſtrebt war. Das Nationaltheater in Wien war dazu beſtimmt, den geſchichtlichen Beweis zu liefern, daß die reichſten Mittel, der liebevollſte Schutz an die Schauſpielkunſt vergeudet ſind, wenn ſich der Geiſt ihrer nicht in voller ſittlicher Freiheit bemächtigen darf.

Wie in der Literatur und im Geiſtesleben überhaupt, ſo hat auch auf dem Theater, wo der Geiſt der Literatur zur ſichtbaren Erſcheinung kommt, die geiſtliche und politiſche Cenſur in Oeſterreich niemals einen Aufſchwung geduldet, und zwar auch nicht zur Zeit des Kaiſers Joſeph, deſſen liberale, deutſche Intentionen ihm von der mit allen Kaiſerinnen, Erzherzogen und Prinzeſſinnen in Komplott ſtehenden, militairiſchen und geiſtlichen Camarilla nie verziehen, ja, bis über das Grab hinaus nachgetragen wurden. Kaiſer Joſeph ſtarb am gebrochenen Herzen, und noch vor her war Schröder wieder nach ſeinem alten Hamburg zurückgekehrt.

In ſpäterer Zeit, im Jahre 1817, hat ein Mann von großer äſthetiſcher und kritiſcher Befähigung, Schreyvogel-Weſt, dem wir unter Anderm die gelungene Bearbeitung des Luſtſpiels „Donna Diana" verdanken, an die Traditionen Schröders in Wien angeknüpft, und zwar mit außerordentlichem Erfolg. Schreyvogel, der als Dramaturg am Burgtheater angeſtellt war, machte dieſe Bühne wieder zu einer Stätte der von Schröder gelehrten Kunſt, Menſchen und menſchliche Schickſale dem Geiſt und der Wahrheit nach darzuſtellen. Zu den gefeiertſten Mitgliedern des Burgtheaters gehörten damals Sophie Schröder und Sophie Müller, Heurteur, Anſchütz und Ludwig Löwe. Doch auch jener begabte Dramaturg, obwohl er in wenigen Jahren Vieles durchgeſetzt und erreicht hat, erlag nur zu bald in den Kämpfen, die er ſtets von Neuem mit den klerikal-ariſtokratiſchen Elementen des Hofes zu beſtehen hatte. Graf v. Czernin, k. k. Kämmerer und Hoftheater-Intendant, ließ eines ſchönen Tages, als Schreyvogel, nichts Arges ahnend, in das Theaterbüreau ſich begeben wollte, dieſem durch einen vor der Thüre des Burgtheaters ſtehenden Lakayen den Eintritt in daſſelbe wehren und ihm zugleich ſein Penſionirungs-Dekret einhändigen. Wenige Tage darauf ſtarb der in ſeiner Ehre tief verletzte, für jahrelange treue Arbeit mit ſchnödem Undank belohnte Dramaturg an der Cholera, die eben — es war im Jahre 1832 — in Wien als ein bis dahin noch nicht bekannter, furchtbarer Würgengel aufgetreten war.

In neuerer Zeit iſt es dem Dichter der „Karlsſchüler," Dr. Heinrich Laube, gelungen, unter kluger Benutzung der veränderten Zeitverhältniſſe, mit größerem Glück als Schröder und Schreyvogel, die Einmiſchung der Frommen und Vornehmen in die Leitung des Burgtheaters zu beſeitigen. Mit Umſicht und Geſchicklichkeit verſtand er, die Reſte des aus der Zeit Schreyvogels überkommenen Perſonals in entſprechender Weiſe zu ergänzen, und ſo ſehen wir denn auch heutzutage wieder das feinere Luſtſpiel, die leichten Converſationsſtücke Scribe's und Bauernfeld's, in der Burg vollendeter als auf jeder andern deutſchen Bühne aufgeführt. Doch die Theaterzuſtände der Gegenwart gehören dieſer hiſtoriſchen Skizze noch nicht an, und ſo kehren wir denn zu dem Wien Kaiſer Joſeph's auf einen Moment wieder zurück.

Während ſich in dieſer Hauptſtadt die höhere Schauſpielkunſt nur mit unendlicher Mühe und nach langen Kämpfen entwickeln konnte, gedieh dort vor allen anderen deutſchen Städten, ſchon im vorigen Jahrhundert, die echte, volksthümliche Komik, für die das Naturell des unverwüſtlich heitern und gemüthvollen Wieners, das erſt ſeit dem Jahre 1848 eine veränderte Richtung bekommen hat, der geeignetſte Boden war. Keine andere dramatiſche Gattung hat ſich in Wien ſo geſund und naturwüchſig entwickelt, wie die Poſſe. Im Jahre 1781 ward dort in der Leopoldſtadt von Karl v. Marinelli das berühmte „Kasperl-Theater" eröffnet, das ein halbes Jahrhundert die Geburtsſtätte und die Heimat des echten, deutſchen Volksdrama's blieb, das von hier aus allmählich die Gunſt des geſammten übrigen Deutſchlands ſich eroberte.

Wenzel Müller, der an ſangbaren, komiſchen Motiven unerſchöpfliche Volkskomponiſt, trug allerdings durch ſeine Muſik nicht wenig zu der Beliebtheit und der Verbreitung der im Leopoldſtädter Theater aufgeführten Poſſen und Zauberſtücke bei. Das „neue Sonntagskind" und die „Schweſtern von Prag," die „Teufelsmühle am Wiener Berge" und das „Donauweibchen" (Letzteres von Ferd. Kauer), die von Wien aus ihren Triumphzug über Süd- und Norddeutſchland hielten, ſind gewiß noch allen älteren Theaterbeſuchern als heitere Erinnerungen aus ihrer Jugendzeit bekannt.

Die komiſche Figur dieſer und aller anderen Stücke der Leopoldſtädter Bühne, der dumm-pfiffige, ſtets tölpiſche und doch immer den Nagel auf den Kopf treffende Bediente des Helden und Liebhabers, führte allemal den Namen „Kasperl," von dem auch der Beiname ſtammt, den eine Zeit lang alle ähnlichen Theater, wie das Leopoldſtädter, bekamen.

Wie ſehr dem Volke von Wien ſein Kasperl-Theater an das Herz gewachſen war, das bezeugt auch eine Anekdote, die der unlängſt im 82. Jahre ſeines Alters verſtorbene Wiener Dichter Caſtelli in ſeinen hinterlaſſenen Tagebüchern erzählt. Zu der beliebten Vorſtellung „Kasperl der Mandelettikrämer" konnte man ſehr oft nur mit Noth einen Platz bekommen. Eines Tages, als das Stück wieder angekündigt war, drängten ſich ſchon in der frühen Nachmittagsſtunde Hunderte von Menſchen

Digitized by Google

auf dem Hofe des Leopoldſtädter Theaters, um für Geld ein Billet zu erlangen. Oben in ſeinem Zimmer hielt eben der Director Marinelli ſein Mittagsſchläſchen, aus dem er durch das Pochen, Prügeln und Schreien der theaterluſtigen Menge da unten geweckt wurde. Das war dem Herrn Director, der in ſeinem Mittagsſchlafe niemals geſtört werden durfte, doch zu arg. Wüthend läuft er an's Fenſter und ruft mit donnernder Stimme hinab: „Wenn Ihr nit den Augenblick ganz ſtill ſeid, Ihr Ruheſtörer da unten, ſo laſſ' i heut' gar kein Kasperltheater ſpielen!" Und die eben noch brüllende, tobende Volksmaſſe verſtummt plötzlich, wie durch Oberon's Horn gebannt. „Gar kein Kasperltheater ſpielen" — das war doch eine zu furchtbare Drohung. Ruhig verhielt ſich Jeder bis die Reihe an ihn kam und er ſein Billet kaufen konnte. Der Herr Director aber konnte nun ungeſtört ſein Mittagsſchläſchen weiter halten.

Ein anderes Vorſtadt-Theater, das an der Wieden, leitete damals Emanuel Schikaneder, Director einer Opern-Geſellſchaft, die auch Lokalſtücke ſpielte, in welcher er ſelbſt immer die Hauptperſon gab. Dieſe Geſellſchaft vermochte jedoch die Konkurrenz mit der Leopoldſtadt nicht zu beſtehen, und ſie war eben ihrem Bankerott nahe, als Mozart, noch in ſeinem Todesjahre, 1791, für ſie die „Zauberflöte" ſchrieb, zu welcher Schikaneder den Text geliefert hatte. Der Erfolg dieſer Oper war ſo groß, daß Schikaneder dadurch ein reicher Mann wurde und das prächtige neue Theater an der Wieden erbauen konnte.

### 3. Mannheim.

Wir wenden uns jetzt von Wien nach Mannheim, zu derjenigen Bühne, wo in den Achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, mit der erſten Aufführung von Schillers „Räubern," eine neue Zeit für das deutſche Theater, wie für die deutſche Literatur, begonnen hatte, und wo auf ganz anderer Grundlage, als in Wien, ein deutſches Nationaltheater geſchaffen werden ſollte. Bei dem kurfürſtlichen Hoftheater in Mannheim ging dieſes Beſtreben nicht von einem großherzigen Fürſten, ſondern von einer Anzahl feinſinniger, gebildeter Schauſpieler aus, die ſich hier zuſammengefunden hatten und denen ein Hof-Intendant, der unter allen ſeinen damaligen und ſpäteren Kollegen eine rühmenswerthe Ausnahme bildete, der Freiherr Heribert von Dalberg, mit ſeinem edeln Beiſpiele voranging. Iffland, Beil und Beck, ſo hieß jenes berühmte Schauſpieler-Kleeblatt, das durch ſeine der Natur und dem Leben abgelauſchte Darſtellungsweiſe, ſowie durch den Umſtand, daß alle Drei zugleich Bühnendichter von außerordentlichem Talent waren, das Mannheimer Theater zur Muſterbühne Deutſchlands machten. Man weiß, mit welcher Begeiſterung dort Schiller, nach ſeiner Flucht von Stuttgart, aufgenommen wurde; man weiß, daß er dort, außer den „Räubern," auch „Fiesco" und „Kabale und Liebe" zuerſt aufführen ließ, und man weiß endlich, daß unſer großer Dichter dort die Zeitſchrift „Thalia" herausgab und in der „kurfürſtlich deutſchen Geſellſchaft" die in ſeinen kleineren proſaiſchen Schriften enthaltene, geiſtvolle Abhandlung: „Die Schaubühne als eine moraliſche Anſtalt betrachtet," vortrug.

Außer Zweifel iſt, daß Schiller's Aufenthalt in Mannheim, während der Jahre 1783 und 1784, einen bedeutenden Einfluß auf das Theater übte. Die Energie ſeiner begeiſterten Seele wirkte hier, wo er zum erſtenmale mit der Bühne in Berührung kam, weſentlich für die Anerkennung ihrer Würde. Unter den Schauſpielern hatte ſich Iffland das Verdienſt erworben, die erſten Unterſtützungen Schiller's durch den Intendanten Dalberg vermittelt und gefördert zu haben, während Beck, der Verfaſſer der „Schachmaſchine," der „Quälgeiſter" und anderer beliebter Luſtſpiele zu dem Verf. der „Räuber" in ein innigeres Freundſchafts-Verhältniß getreten war.

Als die „Räuber" und „Fiesco" auf den deutſchen Bühnen erſchienen, waren dort eben jene zum Theil durch Goethe's „Götz von Berlichingen" hervorgerufenen Ritter- und Spektakel-Stücke in Schwung, deren übertriebenes Pathos das Publikum wie die Schauſpieler angeſteckt hatte. Auch Schiller's Jugend-Arbeiten waren voll von dieſem Pathos, von dem er ſich nachmals im „Don Carlos" und in ſeinen ſpätern Dramen zu befreien ſuchte. In Mannheim aber beſtärkte er die Schauſpieler nur noch in der maßloſen Weiſe, die mit den Ritterſtücken aufgekommen war. Es kam dazu, daß um dieſe Zeit durch die Einführung Shakſpeare's und durch den Mißbrauch, den ſeine Nachahmer mit den Aeußerungen der menſchlichen Leidenſchaft trieben, die Unnatur auf den deutſchen Bühnen ſich ſpreizte und, was das Schlimmſte war, für eine tiefe Studie der Natur ſich ausgab.

Vergebens hatte Leſſing ſchon beim Beginn dieſer Periode ſich dagegen geäußert und die dringendſten Warnungen an die Schauſpieler gegen ſolche Vernachläſſigung von Sprache und Sitte gerichtet. Mit Schmerz ſah er am Ende ſeines Lebens — er ſtarb am 15. Febr. 1781 — die Fluthen jener ſogenannten Sturm- und Drangperiode über die mit antikem Geiſte von ihm hergeſtellte Begränzung der edlen Form hereinbrechen. Seine Nachfolger, Goethe und Schiller, hatten im Anfange eher zur Vermehrung, als zur Verminderung dieſer Sturmfluth beigetragen. Aber was den Koryphäen der deutſchen Literatur weder in dieſer noch in einer ſpätern Periode zu erreichen beſchieden war, das ſollte — mindeſtens zum Theil — einem routinirten Schauſpieler gelingen, der ſich von Shakſpeare's Hamlet die berühmte Vorſchrift gemerkt hatte: „Der Zweck des Schauſpiels war und iſt, der Natur gleichſam den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert in ſeinen Verkörperungen den Abdruck ſeiner Geſtalt zu zeigen."

Im Jahre 1784 brachte Iffland ſein Schauſpiel „Verbrechen aus Ehrſucht" auf die Mannheimer Bühne, und dies hatte hier einen ſo bedeutenden Erfolg, daß ihm die „kurfürſtlich deutſche Geſellſchaft" die goldene Medaille dafür verlieh. Bald darauf folgten die „Mündel," die „Jäger," „Eliſe von Valberg," die „Hageſtolzen" und andere von unſeren Vätern mit wahrhaftem Genuſſe, ja oft mit religiöſer Erbauung angeſehene Stücke. Iffland hatte ſich in allen dieſen Dramen beſtrebt, nach Shakſpeare's Vorſchrift, ſeinen Zeitgenoſſen einen Spiegel vorzuhalten, der Tugend, wie der Schmach, ihr eignes Bild zu zeigen und die Zuſchauer dadurch am Meiſten zu feſſeln, daß er ihre Eigenthümlichkeiten und Schwächen mit überraſchender Naturtreue darſtellte. Es waren allerdings nur Hofmarſchälle, Kammer- und Landjunker, Kriegs- und Hofräthe, Oberförſter, Amtleute und ähnliche, entweder courfähige oder büreaukratiſche Perſonen, die uns auf der Bühne präſentirt wurden; aber zu jener Zeit waren dies in Deutſchland die maßgebenden Perſönlichkeiten in der Geſellſchaft und im Staate. Ihr Hochmuth, ihr Aberwitz und der Widerſtand, den dieſe maßgebenden Perſönlichkeiten damals ſchon gegen jede ſociale Verbeſſerung und jeden Fortſchritt leiſteten, wurde in Iffland's Stücken ſtets gezüchtigt und dagegen die Ehrenhaftigkeit des ſchlichten Soldaten, die Dienſtpflicht des kärglich beſoldeten Beamten und die treue Sorge des bürgerlichen Hausvaters ſtets belohnt.

„Wenn ſich das Laſter erbricht, ſetzt ſich die Tugend zu Tiſch" — mit dieſem Xenien-Verſe verſpottete nachmals der ideale Dramendichter Schiller die proſaiſche Hausmannskoſt Iffland's; aber das Verdienſt, zu einer Zeit, wo es weder Tribüne noch Preſſe gab, der öffentlichen Meinung eine wirkungsvolle Stätte verſchafft zu haben, kann Iffland nicht geſchmälert werden. Die Darſtellungen auf der Mannheimer Bühne gehörten im Jahre 1790 zu den abgerundetſten und vollendetſten, die man bis dahin und ſeitdem in Deutſchland geſehen.

Inzwiſchen war die franzöſiſche Revolution ausgebrochen, die die friedlichen und civiliſatoriſchen Arbeiten am deutſchen Rhein ſehr bald auf lange Zeit unterbrechen und das vortreffliche Mannheimer Nationaltheater ſprengen ſollte. Im Jahre 1796 hatten die meiſten Theater-Mitglieder, ebenſo wie der Intendant, Freiherr v. Dalberg, aus Furcht vor einem Bombardement durch die anrückenden Franzoſen, die Stadt verlaſſen. Iffland, deſſen Ruf als Bühnendichter, wie als Bühnenleiter, bereits über ganz Deutſchland verbreitet war, und der mit dieſem Rufe eine feingebildete, ſociale Perſönlichkeit verband, folgte der an ihn ergangenen, dringenden Einladung von Berlin, und damit beginnt eine neue Periode der Geſchichte des deutſchen Theaters.

### 4. Das Berliner Nationaltheater unter Iffland.

Nach dem Tode Friedrich's des Großen, des Beſchützers der italiäniſchen Oper, für welche er in ſeiner Hauptſtadt das ſchöne Opernhaus hatte erbauen laſſen, während das deutſche Theater, ein Privatunternehmen des Schauſpiel-Directors Döbbelin, in einem Hinterhauſe der Behrenſtraße vegetirte, war in Berlin die Vorliebe für das deutſche, vaterländiſche Drama erwacht. Unmittelbar nach ſeinem Regierungs-Antritte ließ Friedrich Wilhelm II., zur großen Freude der Einwohner Berlins, die Gleichſtellung des deutſchen Schauſpiels mit der italiäniſchen Oper verkündigen, indem er dem Erſteren ſowohl ſeinen königlichen Schutz, als eine bedeutende Geld-Subvention, zuſicherte. Nach dem Beiſpiele des Kaiſers Joſeph, verlieh Friedrich Wilhelm II. dem deutſchen Schauſpiel, dem er das bisherige franzöſiſche Comödienhaus auf dem Gensdarm-Markt einräumen ließ, den Namen „Nationaltheater." Schon am 5. December 1786, alſo etwa ein Vierteljahr nach dem Tode Friedrich's, wurde dieſes Theater in Gegenwart des Königs mit einem Feſtprolog, einem allegoriſchen Ballet und einem Preis-Luſtſpiele von Jünger:

Digitized by Google

„Verſtand und Leichtſinn" eröffnet. Engel, der Lehrer des damaligen Kronprinzen, der Freund Leſſing's, Mendelsſohn's und Nicolai's, und Ramler, der Kriegslieder-Dichter Friedrich's des Großen, wurden zu Directoren des deutſchen Theaters ernannt, das jetzt nach äſthetiſcheren, edleren Grundſätzen geleitet ward. Friedr. Ferd. Fleck, der begabteſte und vollendetſte Künſtler, den bisher die deutſche Bühne geſehen, zu Breslau im Jahre 1757 als der Sohn eines dortigen Rathsherrn geboren, genügte faſt allein ſchon, um durch ſein Spiel und den Einfluß, den es auf ſeine Genoſſen übte, den künſtleriſchen Ruf des neuen Berliner Nationaltheaters über ganz Deutſchland zu verbreiten. Ludwig Tieck, damals ein jugendlich begeiſterter Zuſchauer in dieſem Theater, ſagt über Fleck: „Der tragiſche Schauſpieler, für welchen Shakſpeare dichtete, muß, nach meiner Einſicht, viel von Fleck's Vortrag und Darſtellung gehabt haben; denn dieſe wunderbaren Uebergänge, dieſe Interjectionen, dieſes Anhalten und dann der ſtürmiſche Strom der Rede, ſowie jene zwiſchengeworfenen, naiven, ja an das Komiſche ſtreifenden Naturlaute und Nebengedanken gab Fleck ſo natürlich wahr, daß wir gerade dieſe Sonderbarkeit des Pathos bei Shakſpeare durch Fleck's Vermittlung zuerſt verſtanden. Sah man ihn in einer dieſer großen Dichtungen auftreten, ſo umleuchtete ihn etwas Ueberirdiſches, ein unſichtbares Grauen ging mit ihm, und jeder Ton, jeder Blick ging durch unſer Herz." — Wer den Lear, den Othello, den Macbeth und den Shylock von Fleck geſehen, der hatte etwas Großes erlebt und trug eine Erinnerung für das ganze Leben davon. Auch die ſogenannten Charakter-Rollen im bürgerlichen Drama gab er hinreißend und miſchte ihnen einen Humor bei, der ſie höchſt liebenswürdig machte. In niedrigkomiſchen Rollen wußte er die ſchleſiſche Volksſpräche in der Weiſe geltend zu machen, wie ſie uns heutzutage aus dem Munde ſeines ſchleſiſchen Landsmannes, Karl v. Holtei, anſpricht.

Neben Fleck glänzten Friederike Unzelmann — nachmals Madame Bethmann — ihr Gatte, der Komiker Unzelmann, die Frauen Baranius und Schick, und die Herren Herdt, Reinwald, Kaſelitz, Labes, Beſchort und Mattauſch.

Engel und Ramler vermochten indeſſen ihrer Miſſion nicht zu genügen. Wie alle Directoren, die mehr Kenner als Praktiker ſind, ſcheiterten ſie an den mannigfachen Wirrniſſen, in welche ihr Mangel an techniſchen Kenntniſſen ſie verwickelte. Nachdem Ramler bereits früher ausgeſchieden war, nahm auch Engel, als ihm höheren Ortes die Vollmacht zur Abſtellung eingeriſſener Unordnungen und Mißbräuche nicht ertheilt worden war, im Jahre 1794 ſeine Entlaſſung.

Fleck führte nunmehr in ſeiner genialen Weiſe ſelbſtändig die Regie, während ein Geheimerath v. Warſing als ökonomiſcher Director eintrat. Letzterer wandte beſonders der deutſchen Oper ſeine Gunſt zu, ſo daß dieſe bald das Uebergewicht über das Schauſpiel erlangte. In der That hatte ſich aber auch gleichzeitig mit der deutſchen Literatur die deutſche Opernmuſik ſehr gehoben. Gluck's und Mozart's Meiſterwerke waren faſt zu einer Zeit mit den Meiſterwerken Goethe's und Schiller's auf den deutſchen Theatern erſchienen, und was die dramatiſche Wirkung, den Eindruck auf das Publikum betrifft, ſo waren die Erfolge der „Iphigenia" Gluck's ungleich glänzender und nachhaltiger, als die der „Iphigenia" Goethe's, und mit dem Enthuſiasmus, den Mozart's „Zauberflöte" und „Don Juan" erregten, konnte ſich die Bewunderung der „Räuber," oder des „Don Carlos" nicht im Entfernteſten meſſen.

In Berlin äußerte ſich die glänzende, imponirende Wirkung der Oper in ſehr bedenklicher Weiſe für die Bedeutung des Schauſpiels, das immer mehr in den Hintergrund trat. Es wurde daher als ein für das Schauſpiel ſehr glückliches Ereigniß angeſehen, als Iffland, der Repräſentant der vermittelnden Mannheimer Schule, die Direction des Nationaltheaters übernahm, die er am 14. November 1796 antrat.

Iffland, der, vermöge ſeiner Individualität, der ſchauſpieleriſchen ſowohl, als der dichteriſchen, dem bürgerlichen Drama und dem Converſations-Stück am meiſten zugethan war, begünſtigte und hob dieſes auch vorzugsweiſe. Schröder'ſche, Kotzebue'ſche und Iffland'ſche, bürgerliche Schau- und Luſtſpiele wurden in Berlin ebenſo natürlich, als elegant und haltungsvoll, dargeſtellt. Zudem begünſtigte der junge König Friedrich Wilhelm III. dieſe Gattung, und die ſchöne Königin Louiſe protegirte Iffland beſonders wegen der moraliſchen Tendenz ſeiner eigenen Stücke. In Folge deſſen kam es auch, daß ſelbſt die Oper aus ihrem phantaſtiſch-romantiſchen Gebiet Ueberſiedelungen in das der bürgerlichen Sentimentalität verſuchte. Die von dem damaligen Berliner Kapellmeiſter Himmel komponirte, von Kotzebue gedichtete Oper „Fanchon das Leiermädchen," iſt ein ſolcher Verſuch, der mit ſeiner allerdings graziöſen Muſik in Berlin und in ganz Deutſchland außerordentliches Glück machte.

Iffland wollte aber auch Etwas für das ideale Drama thun; er kaufte daher, noch bevor der Erfolg des Werkes in Weimar entſchieden war, das Manuſcript von Schiller's Wallenſtein-Trilogie für den damals hohen Preis von ſechzig Friedrichsdor und ließ die „Piccolomini," ſowie „Wallenſteins Tod" noch im Jahre 1799 aufführen; das heitere Expoſitionsſtück „Wallenſteins Lager" kam dagegen — wahrſcheinlich weil es eben nicht ganz in die Kategorie des „idealen Drama" hineinpaßte — erſt $4^1/_2$ Jahre ſpäter zur Aufführung.

Ueber den Unterſchied, der damals zwiſchen der Berliner und der Weimar'ſchen Schule herrſchte, äußert ſich Ed. Devrient folgendermaßen: „Die Berliner Schule wollte die Natürlichkeit des Vortrages bewahrt wiſſen, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß der Vers von unfähigen Rednern plattgetreten würde; die Weimar'ſche Schule führte gegen dieſe Gefahr die Schutzwehr eines gemeſſeneren, rhythmiſch markirten Vortrages ein, wollte lieber zunächſt an Lebendigkeit einbüßen, um nur unter Durchſetzung einer rhetoriſchen Dreſſur, die Verbreitung eines idealen Styles anzubahnen. Will man die Unterſchiede ſcharf ſpalten, ſo kann man ſagen: in Weimar wurde die Tragödie mehr deklamirt, als geſpielt, in Berlin mehr geſpielt, als deklamirt." Oder auch: In Weimar wurde die Kunſt über die Natur und in Berlin die Natur über die Kunſt geſtellt.

Kein Meiſter hat für das deutſche Theater eine ſolche Anzahl von Schülern gebildet, wie Iffland. Die „königlichen Schauſpiele" in Berlin, wie jetzt das Iffland'ſche Nationaltheater offiziell benannt wird, bewahren noch heutzutage die Spuren dieſer Schule. Die Uebereinſtimmung der künſtleriſchen Zucht iſt noch an dem Reſte derſelben und an ihren Traditionen wahrzunehmen. Wir nennen von den Schülern Iffland's, die ihn ſämmtlich lange überlebten, hier nur die Namen: Lemm, Bethmann, Rebenſtein, Stich, Wauer, Blume, Rüthling, Gern, ſowie die Damen Maaß, Schröck (verwittwete Fleck) und vor Allen Madame Crelinger.

Mit der Beſetzung Berlin's durch die Franzoſen hörte der Zuſchuß auf, den das Nationaltheater bisher aus der königlichen Privatſchatulle erhalten hatte. Iffland ſetzte ſeine ganze phyſiſche und moraliſche Energie an die Aufgabe, die zahlreichen Familien, deren Exiſtenz mit der des Theaters und ſeiner Kapelle eng verknüpft war, keine Noth leiden zu laſſen. Hierdurch, ſowie durch den Geſchmack der auch das Theater dominirenden Franzoſen, war er aber genöthigt, der Oper vornehmlich Raum zu geben und den Schauſpiel-Vorſtellungen durch angefügte Ballets ein Publikum zu verſchaffen; denn nur die Sprache der Muſik und der Beine war den Fremdlingen verſtändlich.

Der Widerwille aber, den Iffland gegen die brutale Napoleoniſche Herrſchaft empfand, das niederbeugende Gefühl, das ihm die Knechtſchaft des Vaterlandes, das Unglück des von ihm auf das Innigſte verehrten, preußiſchen Königs-Paares einflößte, wirkten ſo niederdrückend auf ihn, daß er kaum etwas Neues mehr zu ſchaffen vermochte und ſeinen phyſiſchen Anſtrengungen faſt erlag. Wo er es nur irgend vermochte, benutzte er die Gelegenheit, um durch theatraliſche Anſpielungen die Begeiſterung des Volkes für das vertriebene Königspaar zu wecken. Am Geburtstage der Königin, am 10. März 1808, erſchien er auf der Bühne mit einem Blumenſtrauß vor der Bruſt, erregte dadurch den Jubel des Publikum's, das im Angeſichte der Franzoſen der geliebten Königin ein Vivat ausbrachte, wofür dann Iffland bei ſeinem Austritt aus dem Theater verhaftet, jedoch nach wenigen Stunden von dem franzöſiſchen Kommandanten wieder freigegeben wurde.

Als Friedrich Wilhelm und Luiſe von Königsberg nach Berlin zurückgekehrt waren, belohnten ſie die Treue des patriotiſchen Künſtlers. Während der erſten Vorſtellung, bei welcher der König und die Königin im Theater erſchienen, wurde Iffland nach der großen Hofloge gerufen. Das Publikum ſah, wie dort die Königin dem Schauſpieler die Hand reichte und der König, die Hand auf Iffland's Schulter gelegt, mit dieſem ſprach. Es machte dies einen ſo belebenden Eindruck auf das Publikum, daß daſſelbe wie Ein Mann ſich erhob und ſtürmiſchen Beifall jauchzte. Beim Krönungs- und Ordensfeſte, am 19. Januar 1810, erhielt Iffland den Rothen Adler-Orden — vielleicht der einzige Fall, daß einem aktiven Schauſpieler ein preußiſcher Orden verliehen wurde.

Alle dieſe Genugthuung vermochte indeſſen nicht den tief nagenden Einfluß zu paralyſiren, den die unglückſelige Zeit von 1806 bis 1812 auf den Geiſt, wie auf den Körper Iffland's übte. Vergebens ſuchte er mehreremal im Bade Reinerz in Schleſien Milderung für die Bruſtkrankheit, die er ſich zugezogen hatte. Am 22. September 1814 erlag er dieſer Krankheit, nachdem er noch wenige Monate zuvor auf der Bühne zu Breslau, wo er ſtets gern verweilte, mit außerordentlichem Beifall gaſtirt

Digitized by Google

hatte. Während dieſer Anweſenheit in Breslau war es ihm gelungen, den genialen Künſtler Ludwig Devrient, der ſechs Jahre lang bei dem dortigen, damals vortrefflich beſetzten Theater angeſtellt war und der hier die ganze Fülle ſeines außerordentlichen Talents zu entfalten Gelegenheit hatte, für die Bühne von Berlin zu gewinnen, und dadurch hatte er gewiſſermaßen im Voraus dafür geſorgt, daß ſein Tod keine allzuempfindliche Lücke in den Reihen der Berliner Bühnenkünſtler zurückließ.*

J. C.

# England.

## Die Bank von England.**

Verrauſcht iſt der Jubel, welcher das junge prinzliche Ehepaar in England empfing; das Leben fluthet wieder in dem gewöhnlichen Geleiſe. Das „Magazin“ hat auch jenes Feſtesrauſchen in ſeinen Spalten wiederklingen laſſen. O, wie waren wir doch in Deutſchland einſt ſo ſtolz auf unſere Volksfeſte; wie machten wir Franzoſen und Briten gegenüber geltend, daß keine Nation der Welt den Feſt-Charakter mit ſo fröhlicher Unmittelbarkeit erfaſſen, ſich ſo aufrichtig und dabei doch würdig der Freude hingeben könne, als eben die deutſche? Und jetzt, jetzt müſſen wir John Bull um die vertrauensſelige, aber dennoch von kräftigem Bürger-Trotze durchathmete, ſelbſtbewußte Begeiſterung beneiden, welche er ſeinem zukünftigen Herrſcherpaar entgegen bringt.

Fügen wir uns in Geduld und Hoffnung, und folgen wir heute wieder dem engliſchen Leben im Alltagskleide.

Literatur und Leben gehen ja ſo innig verſchlungen Hand in Hand, daß man kaum die eine ohne das andere, und umgekehrt, verſtehen kann. Wir lehnen uns in nachfolgenden Skizzen, ſoweit wir nicht aus eigener Anſchauung berichten, an Alphonſe Esquiros' Schildereien aus dem Inſel-Reiche an, deren dritter Band ſoeben in der „Collection Hetzel“ erſchienen.

Esquiros' Schriften gehören zu dem Vorzüglichſten, was in franzöſiſcher Sprache über Land und Leute jenſeits des Kanals geſchrieben worden. Verbannt durch den 2. December, lebt der Verfaſſer noch gegenwärtig als Arzt in London. Seine Beobachtungen ſind von großer Schärfe und Feinheit. So oft der Gegenſtand, die engliſche Bank, ſchon abgehandelt worden, bringen wir doch noch einige ſeiner Notizen über dieſelbe, deren einige uns nicht unzeitgemäß erſcheinen.

Zeitig wurde das Wachſen des National-Wohlſtandes als Kriterium für eine freiſinnige und einſichtige Regierung in England erkannt. Man ſah ein, daß mit Gewaltmitteln gegen die reichen Kaufherren der Staat ſich ſelbſt die tiefſten Wunden ſchlage. Während Heinrich VIII. ſchonungslos den Adel drückte und verfolgte, ließ er die Bürger, als eigentlich erwerbende und produzirende Kraft, gern in Ruhe, und ſuchte in Güte von ihnen zu erlangen, was er bedurfte.

„Der Reichthum an Gold und Silber,“ ſagt Esquiros, „würde unerſprießlich für das Land ſein, wenn man nicht Mittel beſäße, ihn in Umlauf zu ſetzen. Unter „Banking“ verſtehen die Engländer im Allgemeinen alle diejenigen Mittel, welche den Metall-Reichthum befruchten, indem ſie ihn vertheilen. Wenn man die Weite der Geld- und Handels-Operationen Großbritanniens ermißt, ſeine vortrefflichen Kredit-Inſtitute und die hohe Stufe betrachtet, bis zu welcher die Engländer die Geldwiſſenſchaft, the science of money, gebracht, ſo wird man verſucht, zu glauben, daß der Keim aller dieſer Entwickelungen eben ſo weit zurückliegt, als der Urſprung der Nation ſelbſt. Dem iſt aber nicht ſo; der Geſchäftsſinn iſt ſozuſagen ein erworbener Sinn bei den Engländern, und die Geſchichte ihrer national-ökonomiſchen Größe geht kaum über das 17. Jahrhundert zurück. Im Mittelalter waren die Engländer, wie alle andern Nationen, kriegeriſch und trieben ein wenig Ackerbau. Erſt unter Cromwell finden wir in der berühmten Schifffahrts-Akte ein ziemlich ausgedehntes Handelsſyſtem. Ueberall iſt der Handel den Banken vorausgegangen, aber ſelbſt auf dieſem Gebiete ließ England ſich von anderen Nationen, deren Reichthum es ſpäter abſorbiren ſollte, voraufgehen und überholen. Zu den Zeiten der Kreuzzüge war bereits eine Bank in Venedig gegründet worden; andere beſtanden in Hamburg, in Amſterdam, in Genua, zu einer Zeit, wo in London noch gar nichts geſchaffen worden war, was jenem berühmten Inſtitute glich, deſſen Geſchichte ſeit mehreren Jahrhunderten mit der des Landes verwachſen iſt.“

Der Verfaſſer geht dann weiter auf die geſchichtliche Entwickelung des Bankenweſens in England ein, die wir als bekannt vorausſetzen dürfen. Die Juden waren die erſten, welche regelmäßige Geldgeſchäfte machten, zu einer Zeit, da jeder von erborgtem Gelde zu zahlende Zins als Wucher angeſehen wurde, wie dies das Edikt Eduard's des Bekenners beweiſt. Man fand es unbillig und unchriſtlich, Zinſen zu nehmen und fürchtete, daß, wenn man die Verzinſung entliehener Kapitalien verſtatten wollte, ſich das vorhandene Geld der Circulation nach und nach entziehen und in wenigen Händen concentriren würde. Die neuere Finanzwiſſenſchaft hat feſtgeſtellt, daß die Verzinſung erborgter Kapitalien nicht etwa als eine Prämiirung der vom Verleiher geleiſteten Gefälligkeit zu betrachten ſei, ſondern als ein Benutzungsrecht, oder ein Miethzins für die vermittelſt des entliehenen Geldes erworbenen Sachen, welche entweder als Genußmittel verbraucht, oder zur Produzirung neuer Werthe verwandt werden können.

Nach Vertreibung der Juden bemächtigten ſich die Lombarden eine zeitlang des Geldmarktes, und von ihnen führt noch heute Lombard-Street den Namen, ſowie der Verkehr ihnen die wichtige Neuerung der Einführung von Wechſelbriefen verdankt. Die kühnen Griffe Karl's I., welcher die im Tower verwahrten Schätze ſeiner Unterthanen im Jahre 1640 wegnehmen ließ und ſich zueignete, machten es wünſchenswerth, andere Depoſitorien aufzufinden, welche, wenn auch weniger ſicher gegen Räuber und Diebe verwahrt, als die Citadelle London's, doch mehr Vertrauen erweckten, als das königliche Schloß. So wurden die Goldſchmiede, welche ja ohnedies immer bedeutendere Werthe zu bewahren und zu bewachen hatten, die erſten Banquiers in dem engliſchen Sinne des Wortes. Sie ſuchten bald die ihnen anvertrauten Kapitalien nutzbar zu verwenden, und lernten, auf die empfindlichſte und am leichteſten bewegliche Waare, das Geld, den Grundſatz des geſammten Handelsverkehrs anwenden, der darin beſteht, daß eine Sache von da, wo ſie überflüſſig iſt, dorthin gebracht werden müſſe, wo man ihrer bedarf, und in der Differenz zwiſchen Bedürfniß und Angebot den Nutzen des Kaufmannes ſetzt.

Das Haus Child, deſſen Geſchäftsbücher ſich zum Theil in Temple Bar (das beim Einzuge des prinzlichen Paares prachtvoll illuminirte, einzig übrig gebliebene Stadtthor der City) befinden, wurde von Francis Child, der als Goldſchmied bei William Wheeler gelernt, deſſen Schwiegerſohn er ſpäter wurde, begründet. Das neue Bankgeſchäft erhob ſich auf derſelben Stelle, wo früher der Goldſchmiedsladen geſtanden und behielt das alte Wappenbild, ein Heliotropium, das ſich nach der Sonne wendet, mit der Inſchrift: „So meine Seele,“ bei.

Die engliſche Bank wurde von William Paterſon, 27. Juli 1694, begründet. Paterſon's Name gehört der Geſchichte an. Nicht nur das Inſtitut, welches ihn überdauert, ſondern auch ſeine Pläne, die, weil ſie unzeitgemäß waren und unvorſichtig durchgeführt wurden, zum Unheil ſeines Landes ausſchlugen, haben ihn berühmt gemacht. Ueber die Begründung und den traurigen Fall der Darien-Company leſe man Macaulay, der die ſchottiſche Geſchichte allerdings engliſch-whiggiſtiſch, aber doch genau und ſachgemäß erzählt. Für uns hat die Sache inſofern noch beſonderes Intereſſe, als Paterſon auch am Hofe des Kurfürſten von Brandenburg Unterſtützung ſuchte, die ihm aber nicht gewährt wurde.

Bald zeigten ſich die ungeheuren Vortheile, die dem Staate das Bank-Inſtitut einbrachte. Der Zinsfuß verminderte ſich um mehr als die Hälfte; der König hatte nicht mehr nöthig, in Verlegenheiten ſeine Agenten zu den einzelnen Handelshäuſern der Exchange-alley zu ſchicken, wo ſie oft das Geld förmlich erbetteln mußten; denn auch Heinrich VIII. bezeichnete die gewünſchten Vorſchüſſe als a matter of great grace. Wer ſich für die Entwickelung des engliſchen Bankweſens ſpezieller intereſſirt, dem können wir John Francis' „History of the Bank of England, its Times and Traditions empfehlen; wir müſſen dieſe, ſowie auch die Baugeſchichte, wegen Mangel an Raum mit Stillſchweigen übergehen.

Wer jetzt jenen unregelmäßigen, unſchönen, rauch- und kohlendampfgeſchwärzten, formloſen und dennoch imponirenden, ſtylloſen und dennoch mit allen möglichen und unmöglichen Stylen prunkenden Häuſer-Complex in Threadneedle Street, den die Royal Exchange und die Stock Exchange einrahmen, ſieht, und vor demſelben auf einer mit Granitplatten belegten Inſel, dem Fußwanderer ein rettender Stand in der hochgehenden Fluth von Omnibus, Cabs und Hanſoms, den eiſernen Herzog Wellington zu Pferde, der merkt wohl, daß er ſich auf einem überaus wichtigen Punkte befindet, aber ſchwerlich räth er, wenn er es nicht weiß, auf einen Tempel des Gottes Mammon; auf den Tempel des Gottes Mammon vielmehr, von welchem aus Alt-England alle Fürſten und Staatsmänner Europa's beherrſcht.

Den Raum, welchen die rauchgeſchwärzten Mauern umziehen, könnte

* Die letzten Abſchnitte dieſes Verſuches folgen in der nächſten Nummer.

** L'Angleterre et la vie anglaise. Par Alphonse Esquiros. Troisième Série. Paris, Hetzel, 1863.

Digitized by Google

man ein Fünfeck nennen, aber ungleichſeitig, unregelmäßig, mit theilweiſe abgerundeten Ecken. Trotz der Unregelmäßigkeit in Form und Geſtalt, herrſcht doch im Ganzen ein einheitlicher Charakter, und Sir John Soane, der 1788 die Bankgebäude theils neu herſtellte, theils reconſtruirte, hat ſich mit Recht ein dauerndes Gedächtniß geſichert. Man vergegenwärtige ſich, daß die Baulichkeit, ebenſo wie die Functionen der Bank ſich erſt nach und nach entwickelten, daß man bei neuen Ankäufen nur auf Raum-Erweiterung, nicht auf Schönheit und Abrundung Rückſicht nehmen durfte, ein Expropriationsrecht zu Gunſten der Bank nicht in Anſpruch nehmen konnte, und ſo auf Unterhandlungen mit den umliegenden Grundbeſitzern angewieſen war, die in dem Maße, als der geſchäftliche Verkehr in dieſem Stadttheile wuchs, ihre Forderungen bis in's Unglaubliche ſteigerten.

Max Schleſinger nennt die Bank das City-Kapitol und den Herzog von Wellington deſſen eiſernen Wächter; das Geſchlecht der kapitoliniſchen Gänſe dürfte jedoch beſſer alsdann durch die Börſenſpieler, Stockjobber, Hauſſiers und Baiſſiers, Bären und Bullen, wie ſie die engliſche Börſenſprache nennt, wobei ſie noch zwiſchen ſtarken und ſchwachen Bullen (strong and weak bulls) unterſcheidet, fortgepflanzt ſein. Dieſe ſind es ja, welche durch ihr lautes und anhaltendes Geſchnatter jedes aufſteigende Wölkchen am europäiſchen Wetterhimmel anzeigen, und bei jedem Wetterleuchten am politiſchen Horizonte die Köpfe ängſtlich zuſammenſtecken, die Schnäbel aufſperren und ſich in Sicherheit zu bringen ſuchen.

Die Bank von England iſt eine Welt für ſich, eine Welt mit eigenthümlichen Sitten und Bräuchen, aber dennoch in genauer und unmittelbarer Verbindung mit dem äußern Leben, auf welches ſie einen beſtimmenden Einfluß ausübt; denn die Geſchäftsnorm des Comptoirs, ſagt Emerſon, ſind in erweitertem Sinne die Geſetze des Erdballs.

Laſſen wir einen Geſchäftstag der Bank an uns vorübergleiten, und berühren wir dann noch kurz diejenigen Functionen, welche in der Abwickelung der Tagesgeſchäfte nicht regelmäßig wiederkehren.

Es hält nicht ſchwer, mit einem der Bankbeamten bekannt zu werden. „Wenn Sie im Eiſenbahn-Coupé," ſagt der Bank-Director, „einen Reiſenden in der Umgebung London's finden, der untadelige, höfliche Manieren und einen ziemlich fettigen und zerleſenen Leihbibliotheksband entfaltet, ſo können Sie mit Sicherheit ſchließen, daß er ein Bank-Commis iſt." Man muß nämlich wiſſen, daß von den etwa 900 bei der Bank Beſchäftigten viele und gerade die beſſer geſtellten mit ihren Familien auf dem Lande wohnen, wo ſie allerliebſte kleine Cottages, Country-seats, oder gar eine der ſchon anſpruchsvolleren Halls beſitzen. Die engliſchen Bahnen geben Season-Tickets zu außerordentlich billigen Preiſen aus, und die Annehmlichkeiten, ſowie die größere Wohlfeilheit des Landlebens entſchädigen reichlich für die Koſten und den Zeitverluſt bei täglicher Hin- und Herfahrt. Es leben ſelbſt engliſche Geſchäftsleute in Brighton, welche täglich früh nach London und Abends wieder zurück zu ihren Familien fahren. Der fast-train legt die Strecke von 52½ engl. (12 deutſchen) Meilen in 1¼ Stunden zurück. Was die „zerleſenen, fettigen Bücher" betrifft, ſo hat es damit folgende Bewandtniß:

Einer der früheren Bank-Directoren, oder Gouverneurs wie ſie in England heißen, Thomas Hankey, beſtimmte einen großen Saal und ein Legat von 500 £. zur Begründung einer Bibliothek, welche als the Bank's Library in's Leben trat. Die Clerks betheiligten ſich mit Eifer bei dem neuen Unternehmen, und jetzt zählt der Bankbibliotheks-Verein über 500 Mitglieder, die jedes 10 Schill. jährlich zu den allgemeinen Unkoſten beiſteuern. Die unverheirateten Clerks bringen einen Theil des Abends im Bibliothekszimmer zu, die verheirateten nehmen ſich einen Band mit nach Haus, um ſich die langweilige Fahrt zu verkürzen und ihrer Familie etwas vorleſen zu können, in den freien Abendſtunden und an den ſtillen Sonntagen, die ſie draußen verbringen.

Morgens um 9 Uhr kommen ſie in endloſen Schaaren über London-Bridge gezogen, zu Fuß, in Cab und Omnibus, mit Eiſenbahnen und Dampfbooten, bald auch unter der Erde in den weiten, gewölbten Tunneln des Metropolitan Subterranean Railway. In elegant einfacher Toilette, ſchwarz gekleidet, „wie aus dem Ei geſchält," rücken ſie ein in die Räume des Bankgebäudes, die bald von regem Leben widerhallen. Das ſind die Diener und geweihten Prieſter des Gottes Mammon, der hier ſeinen Tempel hat. Um die Analogie zu vervollſtändigen, hat man an der Stelle, wo die Bank ſteht, Reſte von Römerbauten aufgefunden, welche im British Museum aufbewahrt werden und zu beſtätigen ſcheinen, daß hier ehemals ein Tempel ſich erhob.

Und iſt nicht das goldene Kalb, welches hier verehrt wird, in der That eine Gottheit, oder vielmehr die Gottheit unſerer Zeit?

Von den ſchlimmen und verderblichen demoraliſirenden Wirkungen dieſer Herrſchaft iſt zur Genüge geſprochen und geſagt; es freut uns, auch einmal eine beſſere Seite dieſes Buches aufſchlagen zu können: der Tag, an welchem die Dividenden der Nationalſchuld ausgezahlt werden. Eigenthümlicherweiſe ſpricht der in ſeinem Ausdrucke ſo loyale Engländer zwar immer von Her Majesty's Army, Her Majesty's Ship ꝛc., nie aber von Her Majesty's, ſondern nur immer von dem National Debt. In der That hat dieſe Nationalſchuld ein ſo eminent engliſches Gepräge, wie wohl ſelten ein gleichartiges Inſtitut.

Da ſtrömen zu allen Thoren, meiſt mit fröhlichen, lachenden Geſichtern, die Gläubiger des Staates herein. Invaliden mit wettergebräunten Geſichtern und Stelzfuß, Kinder, die noch:

„Ueben den ſchweigenden Zwang auf der Schule ſtaubigen Bänken,"

Perſonen jedes Alters, Geſchlechtes und Standes, meiſt jedoch den mittleren und unteren Schichten der Bevölkerung angehörend. Die größeren Rentiers und ſehr entfernt wohnenden Gläubiger des Staates beſorgen ihre Einziehungen durch Vermittelung von Banquiers, für deren Befriedigung die zwei erſten Rententage beſtimmt ſind. Die Renten vertheilen ſich auf 268,895 Staatsgläubiger, wie folgt:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 92,206 | erhalten | weniger als | 10 £ | Sterl. |
| 43,287 | „ | von | 10— 20 | „ |
| 89,601 | „ | „ | 20— 100 | „ |
| 25,008 | „ | „ | 100— 200 | „ |
| 13,012 | „ | „ | 200— 400 | „ |
| 3,742 | „ | „ | 400— 600 | „ |
| 2,421 | „ | „ | 600—1000 | „ |
| 1,138 | „ | „ | 1000—2000 | „ |
| 354 | „ | „ | 2000—4000 | „ |
| 227 | „ | über | 4000 | „ |

Die kleinen Rentiers ſind alſo diejenigen, welche das ſtärkſte Kontingent ſtellen und an den großen Zahlungstagen faſt ausſchließlich vertreten ſind. Sie kommen oft weit her und haben ſich ihren Proviant mitgebracht, den ſie mit der größten Ungenirtheit, aber dabei doch mit Anſtand, in den mit einfacher Eleganz ausgeſtatteten Räumen der Bank verzehren.

Da iſt nichts von dem trockenen Ernſt, der militairiſch-ſubordinationsmäßigen Steifheit, die in deutſchen Bureaux zu herrſchen pflegt: die Bank iſt ja eben das vermittelnde Glied zwiſchen der Krone und den Kapitalkräften des Volkes. Ein Privat-Inſtitut in ihren Einrichtungen iſt ſie offiziell nur in ihren Functionen. Offen und klar liegen ihre Abwickelungen, ihre Thätigkeit, ihre Manipulationen vor Jedem ausgebreitet, der ſich mit ihrem Geſchäftsgange vertraut machen will. Bleiche, mondſüchtige Geheimnißkrämerei verträgt ſich nicht mit der offenen und geraden Verfahrungsart, welche durch Anerkennung des Prinzips des Selfgovernment bedingt iſt.

Der Grundſtein zu der engliſchen Nationalſchuld wurde von Karl II. gelegt. Die Revenuen des Staates waren nicht hinreichend, die Ausgaben dieſes verſchwenderiſchen Monarchen zu decken, und ſo wurde von Wilhelm III. das Deficit hypothekiſirt. Wie ſeitdem durch Englands Kriege die Schuld ſich vergrößerte, wie ſie durch die Rieſen-Anſtrengungen, welche das meerumgürtete Albion gegen Napoleon machte, mehr als ſich verdoppelte, wie ſie noch während des Krimkrieges einen bedeutenden Zuſchlag erhielt, iſt bekannt. Die Schulden Englands übertreffen die des nach ihm meiſtverſchuldeten Landes, Frankreich, immer noch um mehr als das Doppelte. Aber nach Maurice Block iſt nicht die Staatsſchuld, ſondern der Zinsfuß, zu welchem er jederzeit über eine beträchtliche Anleihe contrahiren kann, das wahre Kriterium für die Macht eines Staates, und dieſer Zinsfuß iſt bei England 3%, alſo niedriger, denn in allen europäiſchen Staaten. Die Kapitalien Englands ſind allerdings in's Meer geworfen worden, wie einige Gegner des Inſelreichs behauptet haben; aber in der Weiſe, wie der Doge von Venedig ſeinen Ring in's Meer warf, um dadurch die Vermählung der ſeebeherrſchenden Stadt mit den Fluthen anzuzeigen.

Albion hat mit ſeinen Geldern ſeine politiſche Stellung, ſowie ſeine maritime Ueberlegenheit erhalten und behauptet; man kann gewiß nicht ſagen, daß dieſe die am ſchlechteſten verwandten in Europa ſeien. Ueberdem hat die britiſche Staatsſchuld eine innere Berechtigung, die wir ſchon früher eine eminent nationale nannten.

Um dieſe nach ihrem vollen Werthe erkennen und ſchätzen zu lernen, muß man die eigentliche Bankbibliothek beſuchen, nicht diejenige, die wir als eine große Lebensannehmlichkeit für die verheirateten und unverheirateten Clerks kennen gelernt haben. Dort werden, in weiten Räumen, die unter Obhut eines Librarian ſtehen, die Bücher aufbewahrt, welche die Ein- und Umſchreibungen der Staatsſchulden ſeit 23. Auguſt 1694 ent-

Digitized by Google

halten. Da finden ſich berühmte Namen, und zwar alle autographiſch darunter, denn früher gab die Bank keine Scheine über vollzogene Ein- oder Umſchreibungen aus, ſondern für Einforderung der Rente genügte der Ausweis im Bankcreditoren-Conto und die Unterſchrift des Inhabers. Da hat z. B. Georg Friedr. Händel zwei Einſchreibungen im Hauptbuch, von denen die eine 15,000 £. beträgt. Außer dieſer Stock-office-library giebt es noch eine andere, in welcher, lediglich zum Vortheil und zur Bequemlichkeit des Publikums, die Banknoten aufbewahrt werden, welche nach ihrer Emiſſion an der Kaſſe der Bank einmal zur Einlöſung präſentirt worden ſind. Die Bank giebt nie dieſelbe Note zweimal aus, und ſo kommt es, daß die eine ſchon an demſelben Tage wieder zurückkehrt und damit ihr Daſein beendet, während die andere über Land und Meer wandert und erſt nach langem, thatenreichen Leben, nachdem ſie tauſendmal von Hand zu Hand gegangen, den Rückweg findet.

Die Erwähnung der Banknoten führt uns auf diejenige Thätigkeit der Bank, welche, wenn auch nicht ihre eigentlichſte und wichtigſte, doch die am meiſten und beſten bekannte iſt.

Für Bezahlung der Staats-Intereſſen bezieht die Bank für die erſten 600 Mill. £. des Kapitals 300 £. und 150 £. für jede folgenden 600 Mill. £., was im Ganzen 190,000 £. ergiebt bei einer Schuld von circa 800,000 Mill. £., oder über 20 Milliarden Franken.

Die Emiſſion der Noten aber beſchäftigt faſt ausſchließlich die techniſchen und einen großen Theil der comptoriſtiſchen Kräfte der Bank. Mit Ausnahme der Fabrication des Papiers werden alle Arbeiten zur Herſtellung der Noten in den Bankgebäuden ſelbſt und von deren Leuten beſorgt. Soweit es irgend möglich, iſt alle Thätigkeit der Maſchine übertragen, die noch ihre eigene Controle beſorgt. Die Proceduren ſind oft genug beſchrieben und dennoch würde es demjenigen, der die engliſche Bank nicht aus eigener Anſchauung kennt, ſchwer werden, ſich ein klares Bild davon zu entwerfen. Eine Kurioſität ſei noch erwähnt: die kleine Maſchine, welche unter Glas und Rahmen die im Laufe des Tages eingehenden Goldſtücke wiegt und die nicht vollwichtigen ſofort durchſchneidet, denn die Bank giebt nur vollwichtige Stücke aus. Auch in den Joint-Stock-Banks und großen Banquier-Geſchäften werden die Sovereign's nicht mehr gezählt, ſondern immer gewogen, was natürlich mehr als zehnmal raſcher geht und mit ſolcher Präciſion ausgeführt wird, daß ein Irrthum faſt nie, in jedem Falle viel ſeltener, als beim einfachen, einmaligen Durchzählen, vorkommt.

Die kleine Maſchine, welche unter Glas ſteht, um jeden Luftzug abzuhalten, der etwa ſtörend einwirken könnte, läßt aus einem unten offnen, in fortwährender Bewegung befindlichen Gefäße Stück für Stück die goldnen Sovereigns auf die Laſtſchale einer kleinen, aber außerordentlich empfindlichen Wage fallen und (hier geſchieht nun das Wunder) nur diejenigen in ein bereit ſtehendes Käſtchen unbehindert durchpaſſiren, welche ihr volles, richtiges und vorgeſchriebenes Gewicht haben. Diejenigen aber, welche nicht vollwichtig befunden werden, und ſei es nur um den geringſten Bruchtheil eines Gran, werden mit einem plötzlichen Schneller in ein anderes Behältniß geworfen, dort von ſcharfer Zange gepackt, zerriſſen, zerſchnitten, geköpft, guillotinirt, und das nennen die Engländer einen untauglichen Souverain zeichnen! ſagt Schleſinger.

Wir bemerkten ſchon, daß ohne eigene Anſchauung es immerhin ſchwer iſt, auch nach der vortrefflichſten Beſchreibung ſich die engliſche Bank genau ſo zu denken, wie ſie in Wirklichkeit ſich darſtellt, wenn man zum erſtenmale ihre Räumlichkeiten betritt. Deshalb ſtehen wir von einer weiteren Detail-Malerei zurück. Unſere Landsleute, welche London beſuchen, werden gewiß nicht verſäumen, ſich in einem Inſtitute, welches neben dem British Museum, dem Tower und den Parlamentshäuſern eine der Größen und Repräſentanten Londons iſt, Eintritt zu verſchaffen, der übrigens jetzt ſehr leicht zu erhalten iſt.

Die Bank hat ihre Traditionen und Geſpenſtergeſchichten, wie das königliche Schloß in Berlin. So erzählt Esquiros von einer lady in black, welche lange Zeit in Aller Munde war. Sie war die Schweſter eines Bank-Commis, der wegen Betrugs und Unterſchlagung (er hatte ſogar das ihm anvertraute Vermögen ſeiner Schweſter angegriffen) ſchimpflich kaſſirt, ſpäter wegen Diebſtahls gehängt wurde. Die Unglückliche war in Folge dieſes erſchütternden Ereigniſſes wahnſinnig geworden und kam nun alle Tage nach der Bank, weil ſie ſich einbildete, daß die Kaufleute ihr Vermögen confiscirt und ihren Bruder eingekerkert hätten. Ihr Geiſt ſoll noch in den von Abends 5 bis Morgens 9 Uhr faſt menſchenleeren Räumen ſpuken.

Nachts iſt es allerdings etwas unheimlich in der ganzen City und namentlich in der Bank, wo nur der Chief Accountant, der Chief Cashier und der Secretair Dienſtwohnung haben. Auch würde es an groteſk-ſchauerlichen Anknüpfungs-Punkten nicht fehlen, denn das unregelmäßige Gemäuer umſchließt ſogar einen kleinen Kirchhof, den von St. Christopher-le Shock, welcher nach engliſchem Recht nicht durch Baulichkeiten entheiligt werden darf, und deshalb in ein niedliches, kleines Gärtchen verwandelt worden iſt.

## Finnland.

### Finniſche Erzählungen des Mondes.*

Eines Abends kam mir des Dänen-Dichters Anderſen „Bilderbuch ohne Bilder" in die Hand. Je weiter ich darin las, deſto mehr feſſelte es mich. Es war ſchon ſpät, als ich das Büchlein zu Ende geleſen hatte, aber noch konnte ich nicht zur Ruhe kommen. Lange ſaß ich am Fenſter und ließ jene lieblichen Nebel-Geſtalten vor meinem geiſtigen Auge wieder vorüberziehen.

Indem ich ſo daſaß, bedachte ich, wie es doch ſonderbar ſei, daß der Mond in unſerem Lande Keinem zu erzählen ſich bequemt, was er geſehen. Sollte ihm in dieſen armen Regionen des Nordens der Mund erſtarrt ſein? Oder ſollte er darüber grollen, daß er in unſerer ſchönſten Sommerzeit vor dem Sonnenlichte gar nicht geſehen werden kann? Oder erſcheint auch ihm die Suomi-Sprache ſo verächtlich, daß er nicht ſeine Lippen damit verunehren will?

In dieſen Gedanken richtete ich die Augen zum Himmel, wo unſer Trabant eben in ganzer Pracht aufgegangen war. Ich weiß nicht, ob es Täuſchung oder Wahrheit geweſen, allein es kam mir gerade ſo vor, als nickte der Mond mir zu, und gleichzeitig flüſterte mir eine Stimme in's Ohr: „Junger Mann! Ihr Menſchen ſeid immer bereit, Euere Schuld auf Andere zu wälzen. Ich bin weder vom Froſte ſtumm, noch von Mißgunſt ſprachlos. Ebenſo biſt Du in großem Irrthum, wenn Du meinſt, ich verachtete Euere Sprache. Wiſſe, daß ich, ein Umwanderer der Erde, welcher alle Länder geſehen hat und aller Völker Zungen verſteht, kaum Eine weiß, die an Reichthum und Wohllaut mit der Eurigen den Vergleich aushielte. Sind auch geraume Zeit die Säle der Mächtigen und die Stuben der Gelehrten ihr verſchloſſen geblieben, ſo bedenke, wie lange das Gold in der Erde dunklem Schoß ruhen muß, ehe es zur Bewunderung der Menſchen an's Licht geſchaffen wird!"

Alſo ſprach der Mond faſt zürnend und hüllte ſich dann wieder in eine Wolke. Aber am folgenden Abende, als er ſah, wie ich mich ſehnte, ihn erzählen zu hören, wurde er milde geſtimmt, und ſeitdem iſt er öfter gekommen und hat mir berichtet, was er auf ſeinem Wege geſehen, bald neue Begebenheiten, bald längſt Vergangenes. Was ich da vernommen, das ſchreibe ich jetzt nieder, und kann ich es nicht ſo anziehend wieder geben, wie es aus dem Munde des Mondes in mein Ohr tönte, ſo diene mir der vaterländiſche Runenvers zum Troſte:

Will kein Wohlbeleibter ſingen,
Singe ich, das magre Rindlein.

### Erſter Abend.

In vergangener Nacht — ſo begann der Mond ſeine Erzählungen — ſah ich, wie auf dem gränzenloſen Weltmeere ein Fahrzeug ſchwankte. Es blähte ſtolz ſeine weißen Segel und fröhlich flatterte der Wimpel an des Maſtes Spitze. Das Verdeck wimmelte von Menſchen; es waren Alte und Junge, Männer und Weiber; aus den Augen Aller ſtrahlte frohe Hoffnung. Von den Uebrigen getrennt, ſtanden ein Jüngling und eine Jungfrau Hand in Hand; der Jüngling drückte einen glühenden Kuß auf des Mädchens Lippen und ſagte: „Morgen ſind wir in Amerika! Dort können wir in Frieden leben, dort kennt uns Niemand. Ich bin eines armen Mannes Sohn, Du eines reichen Grafen Tochter; aber dort ſind wir nur Mann und Weib. Gott wird die Arbeit unſerer Hände ſegnen!" An einer anderen Stelle ſaß ein Weib mit einem kleinen Kinde auf ihrem Schoße; zwei größere Kinder ſtanden zur Seite. Etwas weiter ab ſaß ein ſilberhaariger Greis, vor ihm ein Mann in friſchen Jahren. Der Mann ſagte: „Morgen ſind wir in Amerika und am Ziele unſerer Hoffnung. Dort giebt es Lohn für die Arbeit, dort kann auch der Arme leben, wenn er nur thätig iſt." Das Weib erhob ein Paar thränenfeuchte Augen vertrauensvoll zu dem Redenden; die Kinder kauten an ihrer harten Brodkruſte und flüſterten einander zu: „Morgen bekommen wir Semmel zu

* Aus den belletriſtiſchen Jahrbüchern „Momsikaita ja mustikaita" (Erdbeeren und Schwarzbeeren).

Digitized by Google

eſſen.“ Und der Greis faltete ſeine Hände und ſprach: „Amen, möge Gott uns im neuen Land ein beſſeres Glück beſcheeren!“

Ganz am Vordertheil des Schiffes ſpähte ein feuriger Jüngling mit Sehnſucht nach Abend, ob das Feſtland bald den Blicken ſich enthüllte. „Morgen ſind wir in Amerika!“ rief er freudig. „Sei tauſendfach gegrüßt, Du goldne Heimat der Freiheit! Dort iſt ein anderes Leben, als in dem alten abgelebten Europa: dort kann Jeder ſeine Kräfte unbehindert dem Wohl ſeiner Mitbrüder weihen! Dort heißt der nicht ein Aufrührer, der gegen Mißbräuche eifert; dort giebt es keinen Herrn von Gottes Gnaden, der des Volkes Freiheit fürchtet, wie ſeinen eigenen Tod. Heil Dir, Du Land meiner Hoffnung!“ In einem Winkel lehnte ein Mann von finſterem Ausſehen; jetzt ſeufzte er tief und ſtreckte ſich gerade: „Morgen — ſo ſagte er — ſind wir in Amerika! Dort kennt Niemand mich und mein Verbrechen. Im Vaterland ward ich aus der Gefangenſchaft entlaſſen, aber Alle verabſcheuten mich; Niemand wollte einen Todtſchläger in ſeinen Dienſt nehmen! Und doch hab' ich ſo tief bereut, was ich in wilder Leidenſchaft gethan. Dort werd' ich ein neues, beſſeres Leben anfangen. Gott hat mir mein Verbrechen verziehen, und in der neuen Welt weiß Niemand davon.“

So hörte ich Worte der Hoffnung und der Fröhlichkeit von allen Seiten. Um Mitternacht begaben ſich die Leute, Einer nach dem Andern, unter das Verdeck zum Schlafen. Bald war das Verdeck leer, nur der Steuermann und andere Wachen blieben auf ihren Poſten. Indem ich Alles beſchaute, hatte ich nicht bemerkt, daß eine ſchwarze Wolke unterdeß am öſtlichen Himmelsrand aufſtieg; dieſe ward immer größer und größer, bis ſie endlich den ganzen Himmel überzog und auch mich nichts mehr ſehen ließ. Ein fürchterlicher Sturm erhob ſich; die Blitze zuckten ohne Unterbrechung und die Donner krachten, als ob das Himmelsgewölbe berſten wollte. So dauerte es die ganze Nacht; der Wind legte ſich nicht und der Himmel wurde nicht wieder heiter bis gegen Morgen, als ich ſchon im Niedergehen war. Ich blickte gleich auf das Meer: das Schiff von geſtern war nicht mehr zu ſehen! Es mag ſchon angekommen ſein, dachte ich und ſah nach dem Strande. Da, wo Amerika ſeine Felſenbruſt dem Toben des Oceans ſtolz entgegen ſtemmt, trieb etwas Schwarzes in den Wogen; ich ſchaute genauer — es war des Schiffes Rumpf, der mit zerbrochenen Maſten immer tiefer in die Wogen einſank! Nicht weit davon ſchwamm ein Balken, an dem Balken ein Stück Tuch — es war des Schiffes Wimpel!

Der Morgen, dem ſie hoffend entgegengeſehen, war angebrochen — ſie waren am Ziele ihrer Hoffnung angelangt; ſie befanden ſich jetzt in dem Lande, wo es keine Trennung mehr giebt, keine Armuth, keine Gewaltherrſchaft, keine Unbarmherzigkeit gegen reuige Sünder!

### Zweiter Abend.

Der Mond ging zur gewohnten Zeit auf, grüßte mich und erzählte dann: „Einſt kam ich auf meiner einſamen Wanderung in den äußerſten Norden, in das Land, deſſen bloßer Name ſchon Schrecken einflößt — nach Sibirien. Ich ſah, wie der Obj ſeine ſchlammigen Gewäſſer dem kalten Buſen des Eismeeres zuwälzt, wo der Tod ſeiner wartet. Am Ufer ſtand eine halb in den Boden eingeſunkene Samojeden-Jurte. Die ganze Gegend war ſchauerliche Todesöde. Ueber Haidekraut und melancholiſche Sümpfe hatte der Schnee ſeine weiße Decke ausgebreitet und ſtrahlte den Schein des Nordlichtes zurück. Man ſah nichts Lebendes, man hörte nichts als hungernder Wölfe Geheul, das in die klagenden Weiſen des Nordwindes ſich miſchte. Die Sonne war ſchon geraume Zeit in geſegnetere Länder entflohen und ein Grabesdunkel hätte hier geherrſcht, wäre nicht mein Schein von Zeit zu Zeit auf die todte Flur gefallen, und hätten nicht die Nordlichter dann und wann ihre zitternden Strahlen über das Firmament ſchießen laſſen.

Ich blickte in die einſame Hütte, welche matt erleuchtet war; beim trüben Schein einer Lampe ſaß, den Kopf auf die Hand geſtützt, vor einem Tiſche ein bleicher, junger Mann. Seine Wangen waren eingefallen, in die Stirn hatten übergroße Anſtrengung und Entbehrungen aller Art tiefe Furchen gegraben. Die Glut einer verzehrenden Krankheit leuchtete aus ſeinen Augen und ſchwer athmete die ſchmerzende Bruſt. Er nahm die Hand vom Kopfe und ergriff wieder die Feder. Ich konnte nur haſtig in ſein Auge blicken, und doch kam mir gleich in den Sinn, daß ich ihn früher irgendwo geſehen. Es war aber ſehr weit von dort, es war in Finnlands Hauptſtadt. Damals ergoß ſich ein heller Schein aus einer niedrigen Dachkammer und Freudenrufe tönten hinaus auf die Gaſſe. Ich guckte verſtohlen hinein: die Kammer war voll fröhlicher Jünglinge, die mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen vom lieben Vaterlande und ſeinen Hoffnungen ſprachen. Hand in Hand gelobten ſie einander feierlich, daß Jeder in ſeinem Kreiſe für Heil und Gedeihen Finnlands ſein Leben einſetzen und weder Beſchwerden, noch den Tod fürchten wolle, wenn es nur zu Finnlands Glück und Ehre ſei. Darauf ſchieden die Gäſte, aber der Bewohner jener Dachkammer ſtand noch lange am Fenſter und betete: „Verleih' uns, o Gott, die Kraft, zu vollenden, was wir gelobt haben.“

Ich hörte damals das Gelübde ausſprechen — jetzt war es erfüllt. Jener Funke der Vaterlandsliebe, den ich ſich entzünden geſehen, war ein unauslöſchliches Feuer geworden; es hatte den Jüngling weit von ſeiner Heimat in die Hütten unbekannter Stämme geführt, hatte ihn nach jenem verabſcheuten und grauenvollen Lande entrückt, um Finnlands Ruhm zu mehren. Draußen war Froſt und Finſterniß; im Herzen des Wanderers aber Tageshelle und liebliche Sommerwärme. Du haſt ſchon errathen, wer er geweſen! Der Ruf trägt ſeinen Namen um die Welt, und das Vaterland zählt zu ſeinen edelſten Söhnen — Matthias Caſtrén.*

### Dritter Abend.

An dieſem Abende, ſagte der Mond, habe ich nichts Beſonderes geſehen; aber in meine Erinnerung kam eine Nacht, die ich nie vergeſſen kann. Es war im Jahre 1415. Ich wanderte über die ewig denkwürdige Stadt Koſtnitz. Die Nacht war am Scheiden, aber des Tages Grauen hatte das Dunkel noch nicht verſcheucht. Am Ufer des Bodenſees ſah ich einen alten Thurm, an ſeiner Mauer kleine Fenſterlöcher mit eiſernem Gitter davor. Durch eines dieſer Löcher ließ ich meine Strahlen dringen, um zu erkunden, was im Innern vorging. In einer kleinen Zelle lag ein Mann auf ſchlechtem Strohlager. Sein Kleid war eine Mönchskutte; harte Leiden hatten ſeine Wangen gebleicht und abgezehrt, aber ſein Schlaf war ruhig, wie der Schlaf des Menſchen, den ſein Gewiſſen keines Verbrechens zeiht.

Die Angeln der Thüre knarrten, der Schlafende erwachte. Herein ſchritten drei Männer: zwei von ihnen gepanzert und mit Hellebarden in den Händen, der dritte in ſchwarzer Kaputze, aber mit rothem Kardinalshut auf dem Kopfe. Der Kardinal ſprach zu dem Gefangenen: „Das Concilium hat deine Sache erledigt; dein Urtheil iſt gefällt. Aber die heilige Kirche iſt eine gütige Mutter; ſie will nicht das ewige Verderben ihrer Kinder; ſie bietet dir zum letzten Mal Gnade, wofern du deinem Irrglauben entſagſt.“

Mit ruhiger, aber feſter Stimme antwortete der Gefangene: „Ich kann meinem Glauben nicht entſagen, denn er iſt der wahre.“ Da blitzte giftiger Haß aus den Augen des Anderen; allein er ſagte nichts, als: „Nun, ſo ſchau!“ und deutetete mit ſeinem Finger zum Fenſter hinaus. Der Gefangene ſchaute hin. Auf dem Marktplatz war ein für jene Tageszeit ungewöhnliches Treiben. Es wimmelte von Menſchen: Einige trugen Holzſcheite mitten auf den Platz, Andere legten ſie wohlgeordnet übereinander; Alle waren ſo eifrig, ſo geſchäftig. Mehr ſeitwärts ſtanden noch viele müßige Leute, die lebhaft plauderten und bald nach dem Holzſtoße, bald nach dem Thurme zeigten. „Weißt du, was das bedeutet?“ fragte der Kardinal und ſah dem Gefangenen ſcharf in's Auge. Aber er entdeckte keine Furcht darin! Röthe überlief die Wangen, von denen ſie ſchon lange gewichen war, in den Augen flammte ein himmliſches Feuer und der Gefangene rief: „Eine Gans verbrennt Ihr,** aber ſchauet! dort kommt ſchon der Schwan geflogen, und dieſen könnt Ihr nicht in Eure Klauen bekommen! Sein mächtiger Flügel rauſchet und Euer Prachtgebäude wird in Trümmer fallen!“

Während ſie ſo ſprachen, hatte der öſtliche Himmelsrand ſich geröthet und glühte wie in Blut und Feuer. Plötzlich zuckte ein goldener Strahl, dann ein Anderer; aus des Morgenroths Blut und Feuer brach die Sonne in ihrer Herrlichkeit, und die letzten Schatten der Nacht flohen vor ihr. Aber jetzt ſah ich nichts mehr, denn meine Reiſe war zu Ende.

### Vierter Abend.

Ohne Zweifel, ſo ſprach der Mond an einem anderen Abende, haſt du Cooper's Erzählungen von den Anſiedlern in Amerika geleſen. Du biſt ihnen geiſtig in alle Wechſelfälle ihres Lebens gefolgt. Wenn bei Ausrodung des Urwalds ihre müden Arme ſchmerzten, beklagteſt du ſie; du ſchauderſt, wenn eine Kriegerſchaar von Indianern ſie aus ihrem Schlafe weckte; ihre Leiden und Freuden fanden in deinem Innerſten ein Echo. Aber weißt du auch, daß Viele in deinem eigenen Vaterlande, vielleicht in demſelben Kirchſpiele, wo du wohnſt, ein ähnliches Daſein führen

* Der große Reiſende und Sprachforſcher.

** Huß bedeutet in čechiſcher Sprache Gans.

Digitized by Google

und eben ſo harte Prüfungen erfahren, wie jene Hinterwäldler Amerika's? Doch wie ſollteſt du dergleichen wiſſen? Hat ja Cooper davon nichts erzählt!

Höre jetzt, was ich geſehen. Es war im Sommer 1857. Die Nacht war ſo hell und klar, daß es meines Scheins gar nicht bedurfte, aber zu meinem eigenen Vergnügen machte ich ungeſehen die gewohnte Wanderung. Ich kam über die Gegend am See Höytiäinen in Karjala (Karelien). Damals war jener klarſte See Finnlands noch ein großer Sumpf mit moraſtigen Ufern, deſſen in jener Nacht ſpiegelglatte Oberfläche der Nachtwind dann und wann etwas furchte. Oft war ich früher gegangen, dieſe reizende Gegend zu bewundern, und da hatten meine Blicke immer an einem hohen Berge verweilt. Dieſem wendeten ſie auch jetzt ſich zu. So weit das Auge trug, auf Höhen und in Thälern ſtand Nadelholz-Waldung in ihrer urſprünglichen düſtern Herrlichkeit. Aber der erwähnte Berg bot verſchiedene Geſichter. An einigen Stellen prangten ſeine Abhänge mit junger Birkenwaldung, an anderen ſchimmerten ſie roth und blau von Beeren und Blumen; hier zeigte ſich ſchwarzes Schwendenland, dort ſproßten ſchon Aehren zwiſchen den Stümpfen hervor. Dieſe waren in geringer Zahl und von kümmerlichem Anſehen, aber das Herz des Waldbewohners würde bei ihrem Anblick freudig gepocht haben, denn ſie berechtigten ihn doch zu einiger Hoffnung. Den Gipfel krönte eine Hütte, ſo klein und armſelig, daß du Stadtbewohner ſie kaum für eine Menſchen-Wohnung gehalten hätteſt; aber der geſchwärzte Rauchfang und einiger an die Wände gelehnter Hausrath bewieſen, das man auch hier lebte und litt. Vielleicht kam ſelbſt die Freude bisweilen als Gaſt in dieſe traurige Wohnung; vielleicht war ſelbſt Raum für erhabenere Gefühle unter dem niedrigen Raſendache. Doch überzeuge dich ſelbſt!

Ich habe dieſe Hütte ſchon lange gekannt. Als ich ſie vor etwa zehn Jahren zum erſtenmale ſah, war ſie neu erbaut. Es wohnte ein junges Ehepaar darin, deſſen Aeußeres Kraft und Geſundheit verkündete. Der Mann hatte im Vaterhauſe als jüngerer Bruder gelebt, aber nach ſeiner Verheiratung ging er mit ſeinem Weibe in den Wald und begann, ſich einen Platz zu roden. Im erſten Sommer mußten ſie eine gemiethete Hütte beziehen, im folgenden war die vorerwähnte Wohnung fertig. Dieſe war weder geräumiger, noch beſſer, als jene und konnte es auch nicht ſein, aber ſie wohnten jetzt wenigſtens unter eignem Dache. Die gelichtete Stelle des Tannenwaldes um das Häuslein bedeckte ſich mit buntem Raſen und grünender Saat. Im Walde miſchte ſich der Heerdenglocken Geläut in den Geſang der Vögel, und in der Hütte wuchſen Jahr um Jahr kleine Menſchen-Schößlinge an den elterlichen Bäumen empor. Damals hätteſt du ſehen können, daß auch in einer ſolchen Herberge die Freude Raum hat.

Aber jetzt war es nicht mehr wie vormals. Im nächſten Sommer zerriß der Bär zwei Kühe der Familie, und der giftige Hauch des Sumpfes ſtreckte den Mann in der beſten Arbeitszeit wochenlang auf das Siechbette. Im vergangenen Jahre hatten Nachtfröſte dem Getraide geſchadet und der letzte Winter war hart geweſen. Eine von den übrigen Kühen wurde gegen Mehl in die Stadt verkauft; den Mehlbedarf ergänzte man mit zermahlener Tannenrinde, er reichte aber auch nicht zu. Wenn ich jetzt durch die Fenſter der Hütte blickte, ſah ich bleiche Wangen und abgezehrte Körper; dennoch ſchliefen Alle einen ruhigen Schlaf, und Sorgloſigkeit, beinahe Heiterkeit lag in ihren Zügen. Schon begann die Frucht gelb zu werden, und bald konnte man wieder über die Noth hinaus ſein. Außer der Familie ſah ich zwei fremde Kinder im Hauſe; ſie waren Waiſen, Vater und Mutter hatte ihnen die Seuche in dieſem Sommer entriſſen. Die Kinder waren jetzt der Barmherzigkeit des Kirchſpiels anheimgegeben.

Indem ich ſo zuſchaute, begann mein Auge zu dunkeln. Was war davon die Urſache? Der Gifthauch des Sumpfes ruhte auch in jener Nacht nicht. Er erhob ſich aus ſeinem Moderbette, wanderte ſchleichend umher und breitete eine weiße Nebeldecke über die ganze Gegend. Er umhüllte damit jedes Blümchen, jede Aehre, ſo ſorglich, wie eine zärtliche Mutter ihr krankes Herzenskind einhüllt. Aber dieſe Decke wärmte nicht und ſchützte nicht; ſie ließ erſtarren, ſie tödtete.

Früh am Morgen verließ der Mann die Hütte, ſein Getraide zu beſchauen. Da wurden ſeine bleichen Wangen noch bleicher, ſein Haupt ſank auf die Bruſt; die innere Bewegung ſchien ihn zu erſticken. Endlich drang aus dem tiefſten Grunde ſeines Herzens ein wilder Schrei. Was hatten ſeine Augen geſehen? Das ganze Feld war wie überweißt, und in den Strahlen der aufgehenden Sonne ſchimmerten die Aehren ſo luſtig, als ob der böſe Geiſt ſelber ſchadenfroh aus ihnen lächelte.

Der Schrei des Mannes hatte auch ſein Weib geweckt, ſie eilte zu ihm ... lange hörte man nichts, als tiefe Seufzer, und bittere Thränen rollten die Wangen hinab. Dann aber erheiterte ſich das Antlitz des Mannes wieder; er faltete die Hände und ſprach mit feſter Stimme: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, geprieſen ſei ſein Name in Ewigkeit." — „Amen!" ſagte die Frau, ihre Thränen trocknend. Und mit beruhigtem Gemüthe gingen ſie in ihre Stube zurück. Unterdeß waren auch die Kinder erwacht. „Vater, uns hungert!" riefen ſie den Eltern entgegen. Schmerzlich zuckte einen Augenblick des Vaters Mund, aber er beherrſchte ſich, nahm das letzte Brod aus dem Schranke und ſchnitt jedem Kinde ein Stück. Die beiden Waiſen ſtanden etwas abſeits, mit gierigen Blicken zuſehend. Der Mann beſann ſich etwas, dann ſchnitt er noch zwei Stücke Brod und gab ſie ihnen. Jetzt wendete er ſich ſeinem Weibe zu und ſagte: „Morgen müſſen wir gehen und anderswo Arbeit ſuchen, denn hier iſt unſeres Bleibens nicht mehr!" — Was denkſt du nun? iſt nicht Raum genug für Seelengröße unter ſo niedrigem Dache?

### Fünfter Abend.

Der Mond erzählte: Jahrhunderte ſind bereits verfloſſen ſeit der Begebenheit, die du jetzt erfahren ſollſt, aber noch iſt die Erinnerung mir ſchrecklich. Schon zählte man 1589 Jahre, ſeit die Lehre der Bruderliebe den Menſchen zuerſt verkündet ward. Ich blickte nach dem Strande des Weißen Meeres, dahin, wo der Golf Kantalahti tief in Finnland eindringt.* Es war die ſchönſte Sommerzeit, wo die Sonne noch um Mitternacht ſcheint und erwärmt. Man feierte das Petersfeſt. Auf einem freien Platze vor einem Dorfe waren alle Bewohner deſſelben verſammelt. Die jungen Leute ergötzten ſich mit heiteren Spielen: Mädchen tanzten Reigentänze und Jünglinge erprobten ihre Kraft und Gewandtheit. Wie glücklich war da der Sieger! Seine Kameraden jauchzten ihm zu und die Mädchen hielten im Tanzen inne und lohnten dem wackern Burſchen mit ihren freundlichſten Blicken. Unter Bäumen ſitzend ſahen die Alten innig vergnügt, wie die Jugend ſich tummelte und gedachten der vergangenen Tage, als der Fuß noch Kraft hatte zu laufen und das Knie geſchmeidig war, ſich zu biegen. Endlich ermüdete auch das junge Volk, und Alle gingen zur Ruhe in ihre Häuſer.

Als der Platz vollſtändig geräumt war, da erhob ſich von der Wurzel einer Tanne ein Mann, der bis dahin im Verſteck gelegen. Er war bewaffnet und in Kriegerkleidung. Er lächelte gräßlich und pfiff mit ſeinen Lippen in den Wald hinein. Da ſchien es, als wäre der Wald lebendig geworden; aus den Wipfeln und von den Wurzeln der Tannen her kamen Männer herbei, ebenſo ſchrecklich zu ſchauen, wie der Erſte, das Schwert im Gürtel, den Spieß in der Fauſt. Schleichend bewegten ſich die gewaffneten Männer dem Dorfe zu, und bald flammte aus jedem Winkel der Häuſer Feuer, und grauſiges Krigsgeſchrei weckte die Einwohner. Vor Schrecken ſinnlos ſprangen die halbnackten Menſchen aus ihren brennenden Wohnungen; aber wohin ſollten ſie fliehen? hinter ihnen war das Feuer, und vor ihnen ein Feind, der keine Schonung, kein Erbarmen kannte; ſein Schwert metzelte, bis er es vor Ermüdung ſinken ließ. Noch war die Morgenſonne nicht aufgegangen, als an Stelle der reinlichen Wohnhäuſer nur Aſche und glimmende Brände zu ſehen waren, dazwiſchen zerfleiſchte und angebrannte Körper! Am Strande entlang ruderten Fahrzeuge voll blutgieriger Kriegsleute, voll klagender Gefangenen und geraubter Beute. Und wer war dieſer Feind, der ſo erbarmungslos zu Werke gegangen? Vernimm es, und ein Schauder wird deine Glieder durchzucken! — Ich hörte Siegs- und Freudenrufe — ſie waren in eurer Mutterſprache! ich hörte den letzten Seufzer Sterbender, ich hörte der Gefangenen Wehklage — es war der Finniſche Laut! O gräßlich und unheilvoll! Brüder würgen Brüder! Verſchiedenheit der Gewalthaber und des religiöſen Glaubens haben ſie einander ſo entfremdet. Wie kann der Menſch trennen, was Gott für einander geſchaffen hat!**

* Nicht eigentlich in Finnland, ſondern in das heutige ruſſiſche Lappland, wo aber noch jetzt viele Finnen von Kareliſchem Stamme wohnen.

** Während des damaligen Krieges mit Rußland und noch öfter ſtritten die ſchon lange unter ruſſiſcher Herrſchaft geſtandenen und zum griechiſchen Glauben bekehrten nordöſtlichſten Karelier wuthentbrannt gegen ihre Brüder unter ſchwediſcher Herrſchaft.

Digitized by Google

## Nord-Amerika.

### Der Times-Korreſpondent William Ruſſell und die Amerikaner.

Der bekannte Times-Korreſpondent hat kürzlich ſein amerikaniſches Tagebuch: „My Diary North and South," drucken laſſen, das natürlich in Amerika ſelbſt, obwohl es dort ſofort nachgedruckt wurde, großes Aergerniß erregt. Man hatte ihn dort ſehr glänzend, faſt wie den Geſandten einer ſouverainen Macht, aufgenommen, in der Hoffnung, ihn und ſomit die Times und ſomit auch das engliſche Volk für die Sache des Nordens zu gewinnen. Und nun kömmt dieſes Buch, über welches wir in Nachſtehendem einen amerikaniſchen Reviewer im Atlantic Monthly referiren laſſen:

„Wenn wir das oben genannte Buch durchgeleſen haben und uns Rechenſchaft von dem zurückgelaſſenen Eindruck geben wollen, ſo dringt ſich uns zunächſt der Unterſchied auf zwiſchen den meiſten Touriſten unſerer Zeit und den Reiſenden von vor etwa hundert Jahren. Wer damals — abgeſehen von ſtreng wiſſenſchaftlichen Reiſen — fremde Länder beſuchte, wollte dort etwas Neues finden, was ſeinem Vaterlande in Ackerbau, Gewerbe und Handel von Nutzen ſein könnte. Traf er auf Abweichendes in Leben und Führung, ſo beobachtete er's mit dem kalten Blute und der Unparteilichkeit des Naturforſchers. Sein Urtheil war nicht ſo ſchnell fertig, daß das Fremde ganz ſchlecht ſei, weil es ſich von dem Heimiſchen unterſcheidet. Heutzutage reiſt Einer im Allgemeinen nicht, um „der Menſchen Städte zu ſehen und Sitten zu lernen," ſondern um ein Buch zu ſchreiben, das ihm für die Reiſekoſten aufkomme. Das Hauptziel ſcheint, alles Nachtheilige an dem zu beſuchenden Lande zu entdecken und im Nothfalle zu erfinden. Er iſt ein ſo peinlicher Bekrittler der individuellen Eigenheiten, daß er für den nationalen Charakter kein Auge hat. Ein weiterer, ſcharf ausgeprägter Unterſchied zwiſchen den ehemaligen und jetzigen Reiſenden iſt der, daß das Verhältniß des Beobachters zu dem Gegenſtand der Beobachtung ſich umgekehrt hat: der Mann füllt ſein Buch größtentheils mit perſönlichen Eindrücken, Schrullen, Verdrießlichkeiten und das fremde Land iſt nur die Leinwand, auf die er, zur Erbauung ſeiner Leſer, ſein eignes Bild trägt. Nach Plinius kann man aus dem ſchlechteſten Buch immer etwas lernen.

„Seitdem aber Yorik's Verzeichniß der verſchiedenartigen Reiſenden ſich um eine neue Klaſſe vermehrt hat; ſeitdem der „Spezial-Korreſpondent," der den Auftrag hat, womöglich einſeitig, jedenfalls aber amüſant zu ſein, erfunden worden — ſeitdem ſcheint es um einen gründlichen, wahrheitsgetreuen Bericht über das Ausland vollends geſchehen. Der ſchlimmſte unter dieſer Sorte von Reiſenden iſt der engliſche. Was Fuller vor zweihundert Jahren von dieſem behauptete, gilt noch heute unbeſtreitbar: „Wenn der Engländer eine Reihe von Jahren in der Fremde weilt, ſo iſt er doch niemals außerhalb Englands." Ueberall hin trägt er ein ideales England mit ſich: Alles, was gut, groß, fein und vor Allem comfortable iſt, geht in dieſes Ideal auf, und danach bemißt er die Zuſtände der minder begünſtigten Länder. Mag er jahrelang in London's ſchmierigen Kneipen „Cock" oder „Mitre" geſpeiſt haben, ſo muß er doch erſt nach Paris oder New-York gehen, um ſich über ſchmutzige Tiſchtücher und vermißte Servietten zu wundern. Sein Lebenlang haben ihn die Londoner Miethskutſcher über's Ohr gehauen; aber erſt dann wird er die Erpreſſungen gewahr, wenn er ſich mit einem Packträger in Avignon, oder mit einem Holzhacker in Jerſey zankt, weil ihm der geforderte Lohn unbillig dünkt. Dieſe „Inſularität" ſoll ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden: ſie iſt ein Zug des National-Charakters. Allein da die Anſchauung der Außenwelt nur unſer Inneres wiederſpiegelt, ſo iſt jener Zug bei einem Reiſenden einigermaßen gefährlich. Ueberdieß iſt ein Engländer in Amerika in doppeltem Nachtheil: da er die Landesſprache verſteht, glaubt er, Alles leicht verſtehen zu können; zugleich aber kann er ſich nicht erwehren, jede Abweichung in den Ideen und Sitten von der britiſchen Muſtergiltigkeit bei einer Nation, die dieſelbe Sprache ſpricht, als eine Barbarei, ja als perſönliche Beleidigung anzuſehen. Das Allerſchlimmſte aber iſt, daß ihm die Fähigkeit der „politiſchen Anſchmiegſamkeit" — wie ſie Mirabeau nennt — faſt ganz abgeht: daß er daher eine uns Alle gleichmachende Demokratie nicht, und nur die eine begreift, die ausdrücklich erfunden worden, die engliſchen Inſtitutionen zu gefährden, und allerdings ſind dieſe Inſtitutionen die bequemſten in der Welt, für diejenige Klaſſe, die ſie genießt, aber nicht erduldet. Mit Einem Worte, die Reiſen eines echten Engländers ſind im Durchſchnitt wenig mehr, als ein „Was, Ihr ſeid nicht der Meinung? Gott ſteh' uns bei, wie merkwürdig!" in zwei Oktavbänden.

„Ruſſell iſt ein geborner Irländer mit engliſcher Fournirung. Sein Geburtsland und ſeinen Bekleidungsgrad verrathen manche Sprachſchnitzer und Quidproquo's in ſeinem „Diary." So z. B. kennt er keinen Unterſchied zwiſchen should und would, verwechſelt in petto mit en miniature, protagonist mit antagonist — Verwechſelungen, wie ſie Shakſpeare ſeinen komiſchen Perſonen in den Mund legt, und die der Korrektor der Times, der an der ſtiliſtiſchen Faſſung des Buches keinen geringen Antheil haben mag, überſehen haben muß. Wir würden auf ſolche Kleinigkeiten kein großes Gewicht legen, wenn Herr Ruſſell nicht die Schwäche hätte, mit den billigen Flittern eines bunten Rothwälſch zu prunken und nicht ſo eifrig hinterher wäre, Perſonen, die, unbedachtſam genug, ihm ihr Vertrauen ſchenkten, Fehler des Dialekts und der Betonung aufzumutzen und ſich dabei obendrein als ungenauer Hörer zu beweiſen. So glaubt er ſteif und feſt, in der Unterhaltung mit Amerikanern ſtets das Wort „Britisher" und das falſch accentuirte Európe gehört zu haben. Jenes aber hat niemals ein amerikaniſcher — vielleicht ein deutſcher — Mund ausgeſprochen und ein aufmerkſames Ohr hätte nicht Európe, ſondern das richtige Européan vernommen. Wenn das ex ungue leonem auch hier gilt, ſo haben wir allen Grund, in die Genauigkeit dieſes Beobachters und in die Gewiſſenhaftigkeit eines ſolchen Berichterſtatters von vornherein Mißtrauen zu ſetzen.

„Als Vertreter des engliſchen Weltblattes war er dem Süden, der ſich ihm gern von der beſten Seite zeigen wollte, höchſt willkommen. Er, der Fremde, nahm die Eindrücke friſch und lebendig auf und ſein Bericht über die, der Seceſſion vorangegangenen Zuſtände iſt getreu und zuverläſſig; die Staaten Neuenglands hat er, wie er ſagt, nicht beſucht; das hindert ihn indeſſen nicht, von dem „blutdürſtigen, finſtern Volke," von den „eiſesſtarren Verſtandesmenſchen" Boſton's zu ſprechen, und doch weiß er von beiden gerade ſo viel, wie vom Nordpol. Bemeſſen wir danach, was von ſeinen ſonſtigen Verallgemeinerungen, die auf eben ſo rein hypothetiſchen Füßen ſtehen mögen, zu halten iſt. Indeß, der Wahrheit die Ehre, läßt er ſich ſelten auf Verallgemeinerungen ein, die nicht ſeine ſtarke Seite zu ſein ſcheint; ausgenommen, verſteht ſich, wo er es von Amtswegen, im Dienſte ſeiner Brodherren thun muß; denn wozu ſonſt haben ſie ihn ausgeſendet, als um Beweiſe zu ſammeln, daß der Riß in der Union unheilbar iſt? Er iſt auf Berichterſtattung dreſſirt, und nur als Berichterſtatter wird er gewürdigt. Machen ſeine Skizzen auch keinen Anſpruch auf künſtleriſche Geſtaltung, ſo fehlt es ihnen doch nicht an einer gewiſſen plumpen Ehrlichkeit, die ihnen für den künftigen Geſchichtsſchreiber dieſer Zeiten einigen Werth giebt, und das um ſo mehr, als Herr Ruſſell nicht der Mann iſt, ſie auszuarbeiten und zu timesifiziren.

„Die erſte Hälfte des Buches iſt bei weitem intereſſanter und ſchätzbarer; die zweite wird im Vergleich langweilig durch die ewigen Beſchwerden über perſönliche Kränkungen. Beſaß Herr Ruſſell nicht innere Würde genug, ſie zu verachten, ſo hätte er doch klug genug ſein ſollen, ſie zu verſchweigen. Man begegnete ihm im Norden freilich nicht fein, als er den paniſchen Schrecken der Unioniſten nach der Schlacht von Manaſſas, wir wollen gern glauben, unparteiiſch ſchilderte; allein es frägt ſich, ob der Korreſpondent einer franzöſiſchen Zeitung in England unter gleichen Umſtänden beſſer gefahren wäre? Es geht noch nicht über Menſchengedenken hinaus, daß der Herzog von Wellington ſelbſt in den Londoner Straßen — nicht mit Blumen beworfen wurde.

„Ruſſell vermerkt es ſehr übel, daß man ihm, der, ſeine eigentliche Stellung verkennend, ſchnell fertig war, ſich als Geſandter einer Macht anzuſehen — daß man ihm, dem Korreſpondenten eines unionfeindlichen Blattes, nicht geſtattet hat, den General M'Clellan auf dem Zuge nach der Halbinſel zu begleiten. Wir bedauern es ſelbſt; denn vielleicht hätte er uns zu klarerem Verſtändniß eines Feldzuges verholfen, über deſſen Führung und Ergebniſſe viele leidenſchaftliche Mißurtheile und wenig wirkliche Kenntniß in Umlauf ſind. Allein, was würde Herr Ruſſell dazu meinen, wenn ein amerikaniſcher Berichterſtatter ſich in den Stab einer britiſchen Armee eindrängen wollte und ſich dann darüber beklagte, daß man ihm höflichſt die Thüre wies?

„Ruſſell's Zeugniß von den traurigen Folgen der Sklaverei fällt um ſo ſchwerer in's Gewicht, als er das Unweſen in deſſen minder abſchr[illegible] der Geſtalt ſah. Auch ſein Bericht über das, was er von d[illegible] Führern der ſeceſſioniſtiſchen Verſchwörung in Betreff ihrer Pläne und Doctrinen vernommen, iſt ſehr belehrend und verdient gegenwärtig, wo ihre Verbündeten im Norden wieder das Haupt erheben, um ſo größere Aufmerkſamkeit. Sein Zeugniß beſtätigt als Gewißheit, was früher nur als Vermuthung galt: daß es bei den Wählern des Südens urſprünglich auf nichts Geringeres abgeſehen war, als auf einen Staatsſtreich, der mit Hülfe ihrer Helfershelfer im Norden ihnen das Regierungsheft in die Hände ſpielen ſollte, und daß ſie nebenbei auf auswärtigen Beiſtand, namentlich auf England, gerechnet hatten. Die Engländer mögen nun dar-

Digitized by Google

aus lernen, daß die Empfindlichkeit der Unioniſten gegen die Sympathie, welche Großbritanniens Hauptblätter und Staatsmänner für die Seceſſion an den Tag legten, nicht ſo grundlos war, wie man ſie gern hatte glauben machen wollen.

„Vettern von England, bedenket, daß Nichts ſo ſchwer zu ertragen iſt, als Verachtung; daß der Patriotismus auch dort gedeihen kann, wo kein Boden für Stammbäume iſt; daß Familienbäume nicht das beſte Holz geben, den Regierungsbau daraus zu zimmern; daß die Wahrheit nicht weniger Wahrheit iſt, weil ſie durch die Naſe geſprochen wird; daß die Hingebung an große Prinzipien und Nationalpflichten auch Männer auszeichnen kann, die nicht die vornehmen Air's der guten Geſellſchaft haben; ja, daß im weitern Verlauf der Zeiten nicht die Grammont's und Cheſterfield's, ſondern die Männer die gute Geſellſchaft ausmachen werden, die in Ueberzeugungsfeſtigkeit und Pflichttreue ihre Legalität bewähren; die an Ideen und nicht an Flitterland glauben. Das Publikum aber dies- und jenſeits des Oceans kann, wenn es mit offnen Augen lieſt, aus Ruſſell's Buch Etwas lernen, was beſonders den Staatsmännern zu wiſſen frommt: daß auch Einer, der Recht hat, gefährlich iſt, wenn er nicht Recht hat zur rechten Zeit und auf die rechte Weiſe."

## Mannigfaltiges.

— Die erſte glückliche Reiſe durch Oſt- und Central-Afrika iſt, wie ein Schreiben des Präſidenten der Londoner Geographiſchen Geſellſchaft, Sir Roderick Murchiſon, vom 28. April dieſes Jahres meldet, vollendet worden, und zwar durch zwei Engländer, die Capitains Speke und Grant, die von Zanzibar aus in Afrika eingedrungen und auf dem Weißen Nil in Chartum angekommen ſind. Das Nähere über dieſe Reiſe iſt noch nicht bekannt; „wir wiſſen daher noch nicht genau," ſchreibt Sir Roderick, „welchen Landſtrich dieſe unternehmenden Männer bei ihrem Verſuche, das bisher ungelöſte, jahrhundertalte Räthſel über die wahre Quelle des Nil's zum Abſchluß zu bringen, durchreiſt haben."

Mit Bezug auf dieſe Reiſe berichtet Herr Alexander Ziegler im „Dresdner Journal:" „Die Löſung der älteſten und berühmteſten geographiſchen Frage, die das Intereſſe der Gebildeten aller Völker von den Zeiten Herodot's und Ptolemäus bis zu den Zeiten Alex. von Humboldt ſtets gefeſſelt — wir meinen das geographiſche Problem der Nilquellen —, ſcheint in unſrer Zeit zur endgiltigen Entſcheidung gelangen zu wollen. Nach einer ſoeben eingetroffenen, für die Geographie von Inner-Afrika ſehr wichtigen Nachricht hat nämlich einerſeits der deutſche Reiſende von der Decken aus Hannover den im äquatorialen Afrika liegenden koloſſalen Schneeberg Kilimandſcharo diesmal zum zweiten Male bis zu einer Höhe von 13,000 Fuß beſtiegen; andererſeits ſind die Reiſenden Speke und Grant nach einer mehrjährigen Reiſe von dem Nyanza-See bis Gondokoro, reſp. Chartum, vorgedrungen. Dieſe kühnen Reiſenden ſind mithin die erſten Europäer, welche den Aequator im Innern von Afrika paſſirt, mithin jenen Erdſtrich durchreiſt haben, in dem nach der bisherigen Annahme das Nilquellland geſucht werden muß.

„Schon vor 15 Jahren überraſchten die deutſchen Miſſionäre Dr. Krapf und Rebmann die wiſſenſchaftliche Welt mit der Nachricht, daß ſie in Oſt-Afrika in der Nähe des Aequator's hohe Schneeberge geſehen hätten. Rebmann war es ſelbſt, der den ſchneetragenden Kilimandſcharo am 11. Mai 1848 zuerſt entdeckte, und Dr. Krapf ſah ihn, ſowie den Schneeberg Kenia in den Jahren 1849 und 1850 zu wiederholten Malen. Die Gelehrten aber ſchüttelten ob dieſer merkwürdigen Angaben die Köpfe, ja manche derſelben, insbeſondere Engländer, z. B. Mr. Desborough Cooley und Andere, beſtritten geradezu die auf Autopſie beruhenden Ausſagen der deutſchen Forſcher. Die Exiſtenz jener, in der Landſchaft weſtlich von Mombas liegenden Schneeberge iſt jetzt — nachdem ſie 15 Jahre lang eine heftige wiſſenſchaftliche Streitfrage gebildet — auf völlig endgiltige Weiſe zum Ruhme der beiden deutſchen Miſſionäre durch die Reiſen des Hannoveraners von der Decken entſchieden. Dieſer hat nämlich ſchon im Auguſt des Jahres 1861 den durch trigonometriſche Meſſungen bis auf 20,000 Fuß Höhe beſtimmten Kilimandſcharo bis zu einer Höhe von 8000 Fuß und im Jahre 1862 bis zu einer Höhe von 13,000 Fuß in Begleitung des Dr. Kerſten aus Altenburg beſtiegen und daſelbſt im Schnee übernachtet. Wir bemerken alles Dies, weil man ſchon im frühen Alterthume dunkle Kunde hatte von den Gebirgen im Innern von Afrika (Mondgebirge) deren ſchmelzender Schnee zwei Seen bilde, in denen die Nilquellen zu ſuchen ſeien. Aber erſt „unſerer thatkräftigen Zeit iſt es gelungen, dieſe dunklen Gerüchte dem Bereiche der Hypotheſen zu entziehen, und es iſt eine nicht zu beſtreitende Thatſache, daß wir dieſen ſchönen Erfolg hauptſächlich den deutſchen Miſſionären Rebmann, Ehrhardt und Krapf zu danken haben."

— Das Leben Moſes, von B. Beer.* In dem handſchriftlichen Nachlaſſe des im Jahre 1861 in Dresden verſtorbenen Dr. B. Beer fand ſich eine unvollendete Arbeit deſſelben, die das Leben Moſes zum Gegenſtande hat, und zwar in ähnlicher Weiſe aufgefaßt und dargeſtellt, wie das Leben Abraham's von demſelben Verfaſſer. Es iſt hier nämlich nicht blos der Stoff benutzt, wie er uns in der Bibel vorliegt, nicht eine ſogenannte bibliſche Erzählung für Leſer hergeſtellt, denen das Buch der Bücher veraltet und nicht anziehend genug iſt, ſondern es ſind die im Judenthume ſeit Jahrtauſenden von Mund zu Mund gehenden und in den, große Autorität habenden Büchern des „Midrasch," des „Sepher hajaschar" ꝛc. geſammelten Traditionen und Sagen benutzt, um die Lücken des bibliſchen Berichtes auszufüllen und die Biographie zu einem abgeſchloſſenen, poetiſchen Ganzen zu machen. Der Verſtorbene hatte die Abſicht, eine Trilogie ſolcher Lebensbeſchreibungen bibliſcher Heroen zu liefern und zwar ſollte David der Dritte im Bunde von Abraham und Moſes ſein. Leider iſt es ihm jedoch nicht vergönnt geweſen, auch nur das „Leben Moſes" zu vollenden, das uns hier in einem Fragmente vorliegt, deſſen Herausgabe wir der Pietät ſeiner Hinterbliebenen verdanken, von denen Herr Dr. G. Wolf in Wien ein Wort des Nachrufs hinzufügt, das durch die geachteten Stimmen S. Munk's, Berthold Auerbach's, Karl Gutzkow's und Julius Hammer's (welcher Letztere ſeitdem leider ebenfalls heimgegangen) verſtärkt wird, die ſämmtlich in würdigen Worten des Verſtorbenen gedacht haben.

— Joachim Jungius an ſeine Schüler und Freunde.** Dr. Robert Avé-Lallemant zu Lübeck, der ſich durch eine weitverzweigte literariſche Thätigkeit und ſeine Reiſe nach Braſilien einen bekannten Namen erworben, iſt vor ein paar Monaten mit einem ſehr intereſſanten, literar-hiſtoriſchen Werke an die Oeffentlichkeit getreten. Das Buch giebt uns den Briefwechſel des aus Lübeck gebürtigen berühmten Arztes, Philologen und Philoſophen Joachim Jungius, der in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts zu den erſten Gelehrten Deutſchlands gehörte. Man weiß, daß G. E. Guhrauer 1850 durch die treffliche Arbeit „Joachim Jungius und ſein Zeitalter" ꝛc., den Blick unſerer Nation auf dieſen Mann gelenkt hat. Herr Avé-Lallemant hat ein würdiges Ergänzungsſtück zu dem Gemälde Guhrauer's geliefert, indem er uns die Lebens- und Entwickelungsgeſchichte von Jungius in deſſen Briefwechſel mit durchſichtiger Klarheit vorführt. Der Fleiß des Herausgebers iſt nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen, und dürfen wir bei dem jetzigen Stande der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften die zuverſichtliche Hoffnung hegen, daß die hier aus dem Handſchriftenſchatz der Hamburger Stadt-Bibliothek zuſammengeſtellten Materialien der deutſchen Kulturgeſchichte des 17. Jahrhunderts zu Gute kommen werden.

— Bevölkerung des ruſſiſchen Reichs. Nach der in Schnitzler's Empire des Tsars mitgetheilten Reſultaten des im Jahre 1860 vorgenommenen Cenſus, belief ſich die Bevölkerung des ruſſiſchen Reichs, ohne das Königreich Polen und das Großfürſtenthum Finnland, auf 68,931,728 Köpfe, wovon etwa 56 Millionen zum ſlaviſchen Volksſtamm, 2½ Mill. zum finniſchen, 4 Mill. zum türkiſch-tatariſchen gehörten. Den Religions-Bekenntniſſen nach zählte man, mit Einſchluß der Raskolniks, 60 Mill. griechiſche Katholiken, 2,750,000 römiſche Katholiken, 1,200,000 Lutheraner, 30,000 Reformirte, 3 Mill. Muhammedaner, 1,200,000 Iſraeliten, außerdem Armenier, Herrnhuter, Buddhiſten u. ſ. w. Das Königreich Polen hatte 1859 eine Bevölkerung von 4,764,446 Seelen, darunter 3,657,142 römiſche Katholiken, 599,875 Juden, 274,707 Lutheraner, 215,967 unirte Griechen, 4856 nicht unirte (orthodoxe, reſp. ſchismatiſche) Griechen, 4244 Altgläubige, 4189 Reformirte, 1581 Mennoniten, 1451 Herrnhuter, 306 Muhammedaner und 128 Zigeuner. Das Großfürſtenthum Finnland zählte im Jahre 1856 1,628,019 Bewohner, die mit Ausnahme von 47,150 Griechiſch-Katholiſchen, ſich ſämmtlich zur lutheriſchen Confeſſion bekannten; der Abſtammung nach waren 1,400,000 Finnen, 185,000 Schweden und 40,000 Slaven. Von den Hauptſtädten hatte Petersburg 520,000, Moskau

* Leben Moſes, nach Auffaſſung der jüdiſchen Sage, von Dr. B. Beer. Ein Fragment aus deſſen handſchriftlichem Nachlaſſe. Leipzig, Oskar Leiner, 1863.

** Des Dr. Joachim Jungius aus Lübeck Briefwechſel mit ſeinen Schülern und Freunden. Ein Beitrag zur Kenntniß des großen Jungius und der Zuſtände zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Von Dr. med. Robert Avé-Lallemant. Lübeck, 1863. Verlag von [illegible].

Digitized by Google

386,000 und Warſchau 162,000 Einwohner; außerdem hatten nur 4 Städte, Odeſſa, Riga, Tula und Wilna, eine Bevölkerung von mehr als 50,000 und ſechsundzwanzig von 20 bis 50,000 Perſonen.

— Die Afghanen und die zehn Stämme Israel's. Ein engliſcher Reiſender, Dr. Bellew, der als Geſandtſchafts-Arzt an der Miſſion Theil nahm, welche im Jahre 1857 nach Kabul abgefertigt wurde, um die Allianz mit Doſt Mohammed gegen die Perſer abzuſchließen, hat ein intereſſantes Werk über dieſe Expedition herausgegeben,* in welchem wir einige neue Angaben über die alte Tradition finden, die das räthſelhafte Volk der Afghanen mit den zehn Stämmen Israel's identificirt. Der Verfaſſer iſt geneigt, ſie im Weſentlichen für authentiſch zu halten, und wenn auch ſeine Beweisführung nicht ganz überzeugend ſein dürfte, ſo iſt es jedenfalls bemerkenswerth, daß eine ſolche Ueberlieferung ſich ſo lange erhalten und ſo allgemein verbreitet hat. Die ſagenhafte Geſchichte der Afghanen geht bis auf die Befreiung vom ägyptiſchen Joch durch Muſſa oder Moſes zurück und ſpricht von Kriegen mit Philiſtern, Amalekiten, Anakim und von der Bundeslade. Sie behaupten, in gerader Linie von Saul abzuſtammen, deſſen Enkel Afghana den Bau des Tempels in Jeruſalem unter dem weiſen Salomo geleitet habe. Seine Nachkommen wurden nach der Einnahme von Jeruſalem durch Nebukadnezzar in das Gebirge von Kohiſtan verbannt, von wo ſie allmählich ihren Weg in das gegenwärtig von ihnen occupirte Gebiet erkämpft haben. Sie traten früh zum Islam über, haben ſich aber ſtets Afghana oder Beni-Israel (Kinder Israel's) genannt, unter welchem Namen ſie auch ihren Nachbarn bekannt ſind, und ihre muſelmänniſchen Obſervanzen ſind mit manchen Anklängen an jüdiſche Gebräuche gemiſcht; namentlich erinnern einige von ihren Ceremonien ſehr ſtark an das jüdiſche Paſſah und das Sühnopfer, oder die Ausſtoßung des Sündenbocks in die Wüſte. Gottesläſterer werden bei ihnen geſteinigt und der Spruch: „Auge für Auge, Zahn für Zahn," gilt noch jetzt als die Grundlage ihrer nationalen Juſtiz. Das afghaniſche Erbrecht iſt durch Anordnungen geregelt, die mit den im Buche Numeri enthaltenen Geſetzen Aehnlichkeit haben, und ihr Heiligen-Cultus wird von Herrn Bellew dem Götzendienſt der Juden in Hainen und auf Höhen zur Seite geſtellt. Ueberhaupt findet er nicht allein in ihren Sitten, ſondern auch in ihrem Charakter und ihren Phyſiognomien unverkennbare Spuren ihrer vermeintlichen Abkunft. Beſonderen Nachdruck legt er dabei auf den Umſtand, daß die Afghanen nach ihrer eigenen Anſicht durchaus keinen Grund haben, auf dieſe Genealogie ſtolz zu ſein. Nirgends in der Welt wird der Jude mehr verachtet und mißhandelt, als in Central-Aſien, und die Afghanen hegen gegen ihn einen vielleicht noch tieferen Abſcheu, als ihre Nachbarſtämme. Daß ein mohammedaniſches Volk Jahrhunderte lang mit Hartnäckigkeit an einer Tradition feſthält, die es zu Blutsverwandten einer ſo verachteten Raçe ſtempelt, ſcheint allerdings zu Gunſten derſelben zu ſprechen.

— „Feſt wie Stahl" iſt der Titel eines neulich in England erſchienenen hiſtoriſchen Romans, der das Leben und die Thaten Götz von Berlichingen's behandelt.** Der biedere alte Ritter mit der eiſernen Hand iſt eine den Engländern keineswegs unbekannte Perſönlichkeit; er wurde ihnen bereits im Jahr 1799 durch eine Ueberſetzung von Goethe's Meiſterwerk vorgeführt, welche auch dadurch merkwürdig iſt, daß Walter Scott ſich damit zum erſtenmal in der Literatur einführt. Der Verfaſſer hat ſich, wie die Saturday Review berichtet, ziemlich genau an Goethe gehalten; in manchen Scenen hat er ihn geradezu abgeſchrieben; wo er aber dieſer mächtigen Stütze entbehrt und auf eigenen Füßen ſtehen muß, macht ſich der Abſtand deſto fühlbarer, und trotz des augenſcheinlich auf ſeine Arbeit verwendeten Fleißes wird der Zweck derſelben, dem engliſchen Publikum eine treue und lebhafte Darſtellung des deutſchen Mittelalters zu geben, für verfehlt erklärt.

— Bibliographie. Frankreich.

Les-États Unis d'Amerique en 1863, leur histoire politique, leurs ressources mineralogiques, agricoles, industrielles et commerciales, et de la part qu'ils ont contribué à la richesse et à la civilisation du monde entier. Par John Bigelow, consul des États-Unis à Paris. XXIV et 555 p. Paris, Hachette, $7^1/_2$ fr.

Insurrection et régéneration de la Grèce, par G. G. Gervinus. Traduction française, par J. F. Minssen, professeur au lycée de Versailles, et Léonidas Igonta, rédacteur de la Thémis, à Athènes. — T. I. Paris, Duraud, 8 fr.

Études sur la Pologne. Par Casimir Wolowski. Paris, Douniol, 5 fr.

Dictionnaire général des tissus anciens et modernes. Ouvrage où sont indiquées et classés toutes les espèces de tissus connues jusq'à ce jour, soit en France soit à l'étranger, notamment dans l'Inde, la Chine etc. avec l'explication abrégée des moyens de fabrication et l'entente des matières, nature et apprêt, applicables à chaque tissu en particulier. Par M. Bezon, professeur de théorie de fabrique. T. VII. 384 p. Paris et Lyon, $7^1/_2$ fr.

Le réformateur de la France et de Genève, Jean Calvin. Par G. Goguel. Publié par la Société des livres religieux de Toulouse. Toulouse, Delhorbe, $1^1/_2$ fr.

Condorcet, sa vie et ses oeuvres, par A. Charma, professeur de philosophie. Extrait des Mémoires de l'Académie des sciences etc. de Caen.

Phidias. Drame antique, par M. Beulé, membre de l'Institut. Paris, Hachette, $3^1/_2$ fr.

L'archipel des îles normandes: Jersey, Guernsey, Aurigny, Sark et dépendances. Institutions communales, judiciaires, féodales de ces îles. Par Théodore le Cerf. Paris, Plon.

Méditations sur la mort et l'éternité, publiées avec la permission de S. M. la reine Victoria. Traduites de l'anglais par C. B. Derosne. VIII. et 432 p. Paris, Dentu, 6 fr.

Oeuvres choisies de George Sand. Antonia. Paris, Lévy, 3 fr.

Les hypocrites, par Turpin de Sansay, avec une préface et une conclusion, par Voltaire. 288 p. Paris, Dentu, 3 fr.

J. C.

* Journal of a Mission to Afghanistan in 1857. By A. W. Bellew. London, 1862.

** True as Steel. By Walter Thornbury. 3 vols. London, 1863.

## Einladung und Programm zur ſechſten Verſammlung des volkswirthſchaftlichen Kongreſſes,

welche in Dresden vom 14. bis 17. September d. J. ſtattfindet und am 14. September Vormittags 10 Uhr eröffnet wird.

1. Die Anmeldung, wie die Aushändigung der Eintrittskarten nebſt etwanigen Denk- und Druckſchriften über die Berathungsgegenſtände erfolgt gegen Erlegung von 3 Thalern, oder $5^1/_4$ Gulden ſüddeutſcher, oder $4^1/_2$ Gulden öſterreichiſcher Währung bei dem Lokal-Comité im Parterre des Altſtädter Rathhauſes zu Dresden am 13. und 14. September c. Vor- und Nachmittags, ſpäter, während der Sitzungstage, am Eingange des Verſammlungslokals. Letzteres wird von dem Lokal-Comité bei der Anmeldung bekannt gemacht. Anmeldungen in Bezug auf Wohnungen nimmt Herr Advokat Judeich entgegen; andere Anfragen und Erkundigungen ſind an den Schriftführer des Lokal-Comité's, Herrn Dr. Rentzſch, zu richten, beide in Dresden.

2. Der Zutritt zum Kongreß und deſſen Verhandlungen ſteht Jedermann frei, welcher ſich dazu meldet und die Eintrittskarte löſt. Staats- und Gemeinde-Behörden, Geſellſchaften, Vereine und Geſchäftshäuſer können durch Bevollmächtigte vertreten werden.

3. Die Mitglieder früherer Kongreſſe, wie neu hinzutretende Mitglieder, welche auf dem Kongreſſe zu erſcheinen verhindert ſind, erhalten gegen Einſendung des oben gedachten Jahres-Beitrages an das Lokal-Comité oder an den Schatzmeiſter, Finanzrath Hopf in Gotha, ein Exemplar der Berichte nebſt vorhandenen Denk- und Druckſchriften.

### Tagesordnung des Kongreſſes.

a) Jahresbericht der ſtändigen Deputation.
b) Wahl eines Präſidenten, ſeiner beiden Stellvertreter und der fünf Schriftführern für die Kongreß-Verhandlungen.
c) Entgegennahme etwaniger neuer Anträge von Mitgliedern, dergleichen ſtatutenmäßig nur vor oder bei Eröffnung des Kongreſſes geſtellt werden können, über deren Berathung und den Zeitpunkt derſelben der Kongreß entſcheidet.
d) Berichterſtattungen durch die von der Deputation beſtellten Commiſſionen und Referenten und Berathungen, in der Regel ſofort im Plenum.
   I. Zollvereinskriſis.
   II. Freizügigkeit.
   III. Bankgeſetzgebung.
   IV. Patentgeſetzgebung.
   (Die Gewerbe- und die Genoſſenſchafts-Frage iſt den ſchriftlichen Berichten der reſp. Referenten überwieſen.)
e) Wahl der ſtändigen Deputation zur Geſchäftsbeſorgung für das folgende Jahr von 12 Mitgliedern, ſechs durch die Verſammlung, ſechs durch Cooptation.

Anfang und Zeit der Plenarſitzungen an den folgenden Tagen wird jedesmal beſtimmt.

Berlin, den 1. Mai 1863.

**Die ſtändige Deputation des Kongreſſes deutſcher Volkswirthe.**

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereins, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

# Magazin

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

# für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 21. Mittwoch, den 27. Mai 1863. 32. Jahrgang.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland. Seite
Kaiſer Joſeph und die belgiſche Revolution von 1787 . . . . . . . . 241
Das deutſche Theater ſeit einem Jahrhundert. 5. „Königliche Schauſpiele" unter General-Intendantur. 6. Andere Hofbühnen. 7. Stadttheater. 8. Wandertruppen. 9. Schluß . . . . . . . . . . . . . . . . 242
England.
Die ſymboliſchen Figuren aus Ninive . . . . . . . . . . . . . . 245
Frankreich.
Eulogius Schneider, der Schreckensmann von Straßburg . . . . . . . 248
Predigten einer Frau . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 250
Belgien.
Das belgiſche Jahrbuch für Statiſtik und Geſchichte . . . . . . . . „
Mannigfaltiges.
Hannover's wirthſchaftliche Hegemonie in Deutſchland . . . . . . . 251
Friedrich Liſt und der franzöſiſche Handelsvertrag . . . . . . . . „
Eine neue Schrift des Fürſten Dolgorukov . . . . . . . . . . . . „
Eine polniſche Zeitſchrift für Rechts- und Staatswiſſenſchaft . . . . 252
Eine hebräiſche Zeitung aus Jeruſalem . . . . . . . . . . . . . „
Druck und Verlag von weiblicher Hand . . . . . . . . . . . . . „
Shakſpeare-Bibliographie . . . . . . . . . . . . . . . . . . . „
Meyer's Univerſum im Jahre 1863 . . . . . . . . . . . . . . . „

## Deutſchland und das Ausland.

### Kaiſer Joſeph und die belgiſche Revolution von 1787.

Im vorigen Jahre gab ein öſterreichiſcher Gelehrter der Concordats-Schule, Herr Profeſſor Ottokar Lorenz, eine Schrift über Kaiſer Joſeph II. und ſein Verhältniß zur belgiſchen Revolution im Jahre 1787 heraus, wobei der Verfaſſer die nachgelaſſenen Papiere des General-Gouverneurs der damals öſterreichiſchen Niederlande, Grafen Murray, vor ſich hatte und benutzte. Dieſe Forſchung, die an ſich gewiß ſehr dankenswerth war, da der hiſtoriſche Zuſammenhang jener, gegen einen freiſinnigen deutſchen Fürſten gerichteten Revolution eines von römiſch-klerikalen Einflüſſen beherrſchten Landes noch überaus dunkel und unaufgeklärt iſt, hatte jedoch kein anderes Reſultat, als dasjenige, was der Concordats-Gelehrte, Herr Profeſſor Ottokar Lorenz, von vornherein geſucht hatte, nämlich die Beſtätigung der von den Feinden des Kaiſers Joſeph bis zum heutigen Tage verbreiteten Anſicht, daß dieſer Fürſt ein höchſt unzuverläſſiger Mann war, der ſich öffentlich zwar zu liberalen, volksfreundlichen Prinzipien bekannte, im Herzen aber und in den geheimen Inſtructionen, die er an ſeine Bevollmächtigten ertheilte, ein Tyrann und ein Feind der Volksfreiheiten geweſen ſei. Hiernach würde es ſich alſo herausſtellen, daß Kaiſer Joſeph eigentlich ein Jeſuit war, die Merode aber, die van der Noot &c. bisher mit Unrecht für Jeſuiten gehalten wurden. Ja, Herr Ottokar Lorenz geht noch viel weiter: er beweiſt nämlich, daß Kaiſer Joſeph II. in ſeinem Charakter und ſeiner Politik die größte Aehnlichkeit mit ſeinem Habsburgiſchen Vetter, König Philipp II. von Spanien, gehabt („nicht im Mindeſten unterſcheiden ſich Beide," das iſt der eigene Ausdruck des Herrn Lorenz), daß ferner der k. k. Hofrath Martini mit dem Kardinal Granvella zu vergleichen, daß die Erzherzogin-Statthalterin in den öſterreichiſchen Niederlanden der Herzogin von Parma zu Philipp's II. Zeit „überraſchend" ähnlich geweſen, und daß endlich Kaiſer Joſeph auch ſeinen Herzog Alba zu finden, ſich „in ſeinem einſamen Kabinet" den Kopf zerbrochen habe und dieſen endlich in dem Grafen Murray gefunden zu haben glaubte.

Solchen und ähnlichen hiſtoriſchen Wahnſinn der öſterreichiſchen Concordats-Männer zu perſiffliren (denn ihn zu widerlegen, iſt nicht nöthig), iſt ſoeben eine kleine Schrift erſchienen, die wir auch außeröſterreichiſchen Freunden des Kaiſers Joſeph und ſeines Andenkens dringend empfehlen. Sie führt den Titel „Kaiſer Joſeph II. und Herr Ottokar Lorenz"* und trägt als Motto die nachſtehenden, dem „politiſchen Teſtament" des Kaiſers Joſeph entlehnten Worte: „Il n'appartient qu'à l'expérience, à la reflexion et à la vérité de desiller les yeux des hommes et de ceux qui les conduisent."

Man ſollte allerdings meinen, daß die Erfahrung, das Nachdenken und die Macht der Wahrheit in dem verhängnißvollen und ereignißreichen Jahrhundert, das ſeit dem geſegneten Auftreten des Kaiſers Joſeph verfloſſen iſt, ſeine ſyſtematiſchen Gegner endlich belehrt und ihnen die Augen zur Erkenntniß des Lichtes und ſeiner Wohlthaten geöffnet habe. Doch die Antijoſephiner und die Concordatsliebhaber Oeſterreichs lernen und vergeſſen ebenſo wenig etwas, als die Kreuzzeitungs-Junker Preußens und die Legitimiſten Frankreichs. Ueber alle drei unverbeſſerliche Arten wird einſt die Geſchichte in gleicher Weiſe zur Tagesordnung übergehen.

Die vorliegende Gegenſchrift iſt, wie ihr Verfaſſer ſagt, als der Ausdruck der tiefſten Entrüſtung über ein in ſeiner Form unerhörtes Attentat auf Kaiſer Joſeph anzuſehen. Sie iſt ein Proteſt gegen leichtfertige und perfide Geſchichtsfälſchung, gegen jene hinterhaltige (jeſuitiſche) Auffaſſung von Ereigniſſen und Perſönlichkeiten, die heutzutage leider nur zu ſehr Platz gegriffen, und „gegen alle Jene, die ihre Winzigkeit unter dem weiten Kaiſermantel der Geſchichte verſtecken wollen."

Dem Kaiſer Joſeph geht es geradeſo, wie ſeinem großen Vorbild und Muſter, dem Könige Friedrich II. von Preußen. Wer geleſen hat, was Herr Onno Klopp, was Prof. W. in L. („Geſtändniſſe eines Großdeutſchen" in der „Deutſchen Vierteljahrſchrift") und was Andere ihrer Geiſtesgenoſſen gegen Friedrich II. geſchrieben, der wird vollkommen begreifen, was der Verfaſſer unter dem Kaiſermantel der Geſchichte verſteht, der die Blößen perſönlicher, parteiiſcher Auffaſſung bedecken ſoll.

An inneren Widerſprüchen leiden natürlich ſolche Darſtellungen überall, und ſo nennt es auch Herr Profeſſor Lorenz einen „Lichtpunkt" in den Inſtructionen, die Joſeph ſeinem General-Gouverneur Murray ertheilt, wenn er ihm ſchreibt: „er erwarte, daß man in Brüſſel doch endlich ſeinen wohlgemeinten Reformen in der Adminiſtration und in geiſtlichen Sachen ſich anſchließen werde, und er wolle daher nicht in weitere Diskuſſionen mit den Ständen ſich einlaſſen."

Dieſe wohlgemeinten Reformen in der Adminiſtration und in geiſtlichen Sachen waren es ja eben, welche von jeher in Wien, wie in Brüſſel, den Zorn der klerikalen Partei gegen den Kaiſer erregten, und die noch jetzt ihr Anathema gegen den Namen und das Andenken Joſeph's hervorrufen, während der belgiſche Aufſtand von 1787 die einzige von allen Revolutionen iſt, die von der politiſch-gottſeligen Partei der Römlinge auch heutzutage noch kanoniſirt wird.

Im Sinne dieſer Partei ſpricht Herr Lorenz ſein Bedauern darüber aus, „daß das verderbliche politiſche Syſtem, welches Friedrich II., Maria Thereſia und Joſeph II. im vorigen Jahrhundert gehandhabt haben, dieſen Monarchen bis auf den heutigen Tag in dem Andenken der Deutſchen nicht das Mindeſte geſchadet hat, und die Verehrung vor dieſen Monarchen ſo groß iſt, daß man vor lauter Bewunderung ihrer perſönlichen Eigenſchaften zu einer wahren politiſchen Entwickelung der Staaten ſelbſt kaum gelangt iſt." — Was Herr Lorenz hier unter der „wahren politiſchen Entwickelung der Staaten (alſo Preußens und Oeſterreichs) ſelbſt" verſtehen mag, iſt uns nicht recht klar. Der ungenannte Verfaſſer

* Wien, Rudolph Lechner, 1863.

Digitized by Google

der Gegenſchrift erwidert ihm mit Recht, daß ohne die Vorarbeiten Friedrich's II., Maria Thereſia's und Joſeph's II. ihre Staaten wahrſcheinlich noch lange nicht da ſein würden, wo ſie jetzt ſind, und daß der ſtets richtige Inſtinkt des Volkes, welches ſich bei jeder wichtigen Frage jener Namen erinnere, den Cultus derſelben hervorgerufen und bis auf unſere Tage erhalten habe.

Wir können dieſe Anzeige nicht beſſer, als mit folgenden Worten der wackern Gegenſchrift ſchließen: „Feierlichſt müſſen wir gegen ſolche Darſtellungen Proteſt erheben, einmal für die Würde der Geſchichtſchreibung überhaupt, das anderemal zum Schutze eines Monarchen, der nur zu kurze Zeit auf Erden wandelte, um ſeiner Größe auch den Kranz des Glückes aufſetzen zu können, und gegen den noch jeder ſeiner hämiſchen Feinde als unendlich klein und lächerlich daſtand. Denn mag es auch immer viele, mehr oder minder perſönliche Darſtellungen dieſes Monarchen geben, ſie ſind ſeiner großartigen Erſcheinung gegenüber ganz gleichgültig; ſein Name iſt nicht blos eine Station in der Weltgeſchichte — er iſt ein Prinzip."

J. C.

---

## Das deutſche Theater ſeit einem Jahrhundert.

### 5. „Königliche Schauſpiele" unter General-Intendantur.

Nach Iffland's Ableben trat bald eine außerordentliche Veränderung in der Verfaſſung und Direction der Berliner Bühne ein. Das Nationaltheater hörte auch dem Namen nach auf, zu exiſtiren, und das Hoftheater, mit ſeinen „Königlichen Schauſpielen" unter der Leitung eines General-Intendanten, welcher zugleich königlicher Kammerherr und ein hochgeſtellter Hofmann war, trat an ſeine Stelle. Graf Karl von Brühl, der erſte General-Intendant der „Königlichen Schauſpiele" war ein feingebildeter Kavalier, ein Kunſtbeſchützer, dem man nachrühmte, daß er von jeder Muſe mit einem Orden geſchmückt ſei — er trug nämlich deren neun auf der Bruſt — ein Mann, der mit vornehmer Repräſentation eine überaus gewinnende Perſönlichkeit verband. In der That iſt nicht zu verkennen, daß unter der Adminiſtration des Grafen Brühl die Berliner Bühne an äußerer Würde und Ausſtattung ſehr gewann. Die ſtändigen Mitglieder des Theaters und der Kapelle durften ſich fortan als lebenslänglich angeſtellte, königliche Beamte betrachten, für deren Penſion bei eintretendem höheren Alter ausreichend geſorgt war. Auf Theaterkoſtüm und Decorationen wurde nicht blos viel Geld, ſondern auch eine große hiſtoriſche und künſtleriſche Sorgfalt verwandt. Nicht minder wußte Graf Brühl die Traditionen der Iffland'ſchen Theater-Schule, die in einigen ihrer fähigſten Zöglinge erhalten waren, zu ehren; er ſetzte ſich mit der Weimar'ſchen Bühnenleitung in direkte Kunſt-Verbindung, indem er die dortigen Verſuche, Shakſpeare, Calderon und ſogar auch Terenz in würdiger Weiſe auf die Bühne zu bringen, in Berlin wiederholte und bald auch den Lieblings-Schauſpieler Goethe's, Pius Alex. Wolff, ſowie deſſen Gattin, Amalie Malcolmi, für das königliche Theater gewann.

Material genug war alſo in Berlin vorhanden, um daraus eine würdige, deutſche Bühne zu geſtalten.

Aber weder in Berlin, noch im geſammten übrigen Deutſchland, konnte das nationale Leben, deſſen freie, friedliche Bethätigung das deutſche Volk, nach den begeiſterungsvollen Thaten der Jahre 1813—15 zu erwarten berechtigt war, zur Erſcheinung kommen — am Allerwenigſten auf den Bühnen, deren Leitung den Händen von Hof-Intendanten und Kammerherren anvertraut war. Uebte man in Berlin auch nicht eine ſo ängſtliche und lächerliche Cenſur wie in Wien, ſo ließ doch auch dort die hofmänniſche Rückſichtnahme keinen irgendwie an das gemeinſame, nationale Leben ſtreifenden Gedanken auf der Bühne aufkommen. Schiller's „Räuber" und „Wilhem Tell," Goethe's „Egmont" und Kleiſt's „Prinz von Homburg" waren lange Zeit vom Berliner Theater ganz verbannt. Eines ſchönen Tages verbot man ſogar auch, die königlichen Vorfahren Friedrich Wilhelm's III. auf die Bühne zu bringen, und Friedrich der Große, der im Auslande, ſowie auf allen nichtpreußiſchen deutſchen Theatern, Enthuſiasmus erregte, wenn ſeine populäre Geſtalt auf den Brettern erſchien, durfte in der Stadt, die er zu einer Hauptſtadt Europa's erhoben hatte, ſeinen ehrwürdigen Krückſtock nicht auf der Bühne zeigen.

Dem General-Intendanten, Grafen Brühl, war inzwiſchen in der Perſon des italiäniſch-franzöſiſchen Komponiſten Spontini ein General-Muſikdirector an die Seite geſtellt worden, und der Graf hatte große Mühe, dem immer wachſenden Uebergewichte der Oper und des ausſchließlich vom Hofe begünſtigten Ballets gegenüber, das deutſche Schauſpiel in Anſehen zu erhalten. Er erkannte es als eine Aufgabe des Berliner Theaters, die Werke deutſcher Dichter würdig und wo möglich auch zuerſt aufzuführen: Müllner, Grillparzer, Houwald und andere deutſche zeitgenöſſiſche Talente wurden vom Grafen Brühl in jeder Beziehung aufgemuntert und würdig honorirt. Gleichwohl war er aber auch ſchwach genug, dem ſchlechten Geſchmack der blaſirten Hofleute und des am Gemeinen ſich ergötzenden Publikums ohne Widerſtand nachzugeben. Die Luſtſpiele und Converſationsſtücke Schröder's und Iffland's mußten den faden Berliner Machwerken eines Clauren, eines Julius von Voß, eines Karl Stein, den „Kartoffeln in der Schale," dem „Stralaner Fiſchzug," dem „Ständchen vor dem Potsdamer Thor," der „Frau Rußlachel" und ähnlichen Produkten weichen, in Vergleich mit welchen die Wiener Poſſen eines Bäuerle und eines Raymund wahre Meiſterſtücke des Humor's und des Witzes waren.

Spontini, deſſen Talent ſich in der „Veſtalin" und in „Ferdinand Cortez" erſchöpft hatte, und der nach Berlin gegangen war, weil er den Pariſer Muſikfreunden, die ſchon ſeiner „Olympia" keinen Geſchmack hatten abgewinnen können, nichts mehr zu bieten verſtand, verdrängte durch ſeine in Preußen's Hauptſtadt beifällig aufgenommenen Janitſcharen- und Ambosmuſiken in „Nurmahal" und „Alcidor" die erhabenen Opern Gluck's; ſelbſt Beethoven's „Fidelio," dieſe edelſte aller neueren Compoſitionen, fand keine Gnade vor ſeinen Augen. Vier dramatiſche Sängerinnen, wie ſie ſich niemals wieder an einer Bühne vereinigt fanden, die Frauen Milder-Hauptmann, Killitſchki-Schulz, Wranitzki-Seidler und Eunicke-Krüger, zu denen ſpäter noch die liebenswürdige Schätzel-Decker kam, mußten ihre ſchönen Kräfte und Talente faſt ausſchließlich auf die Spektakel-Opern Spontini's verwenden, durch welche ihre Stimmen ruinirt wurden. Neben ſeinen fünf Compoſitionen und einigen von ihm ausnahmsweiſe, aber ungern den deutſchen Kunſtfreunden geſtatteten Opern Mozart's, Spohr's und Weber's gab man den ganzen Vaudeville- und Melodramen-Plunder von Paris, der, auf das Eilfertigſte aus dem Franzöſiſchen überſetzt, und, ohne Rückſicht darauf, daß er von den Pariſer Schneidern den Leuten auf dem Leib angemeſſen und eben nur für ein franzöſiſches Publikum berechnet war, dem deutſchen Publikum ſans façon über den Kopf geworfen wurde. Graf Brühl und das Hoftheater ließen ſich durch die Genialität, mit welcher Ludwig Devrient einige Hauptrollen in den franzöſiſchen Melodramen darſtellte, dazu verleiten, den Geſchmack des Publikums auch durch ſolche Produkte zu verderben.

Dazu kam, daß dieſes Durcheinander von Spektakel-Opern, Zauberballets, franzöſiſchen und deutſchen Poſſen und Melodramen mehrere Jahre hinter einander auf denſelben Brettern aufgeführt wurde. Im Jahre 1817 brannte nämlich das für das Iffland'ſche Nationaltheater gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auf dem Gensdarmenmarkt erbaute Schauſpielhaus ab, ſodaß vier Jahre lang das geſammte Repertoire der „Königlichen Schauſpiele" auf das Opernhaus angewieſen war, deſſen edle, von Friedrich „Apollini et Musis" geweihte Hallen den von Apollo verlaſſenen Muſen der Spree und der Seine ſich aufthun mußten und ihnen, auch nach Wiedererbauung des Schauſpielhauſes durch Schinkel, geöffnet blieben, weil das neue Haus für das Publikum der Effektſtücke und Melodramen zu klein war. Während demnach Weber's echt deutſche Oper „Der Freiſchütz," im Schauſpielhauſe, für deſſen Einweihung ſie geſchrieben war, fortdauernd, und zwar abwechſelnd mit franzöſiſchen Vaudevilles und anderen Bluetten aus Paris, aufgeführt wurde, gab man im Opernhauſe, abwechſelnd mit Spontini's Opern und mit Schiller's „Jungfrau von Orleans," die „beiden Galeerenſklaven," „die Waiſe und der Mörder," den „Stralauer Fiſchzug" und ähnliche Zugſtücke. Nichts aber iſt für die Bühnenkunſt ſelbſt und noch mehr für den Geſchmack des Publikums ſo verderblich, als dieſe beſtändige Nebeneinanderſtellung des Erhabenen und des Gemeinen. Goethe beſtätigt dies in ſeinen „Geſprächen mit Eckermann" durch einige Bemerkungen über dieſen Punkt. Er ſagt, daß wir Deutſche ſchon darum nicht zu einem geläuterten Geſchmack in Bezug auf die Bühne kommen, weil wir nicht, wie die Franzoſen und Italiäner, die Gattungen ſtreng von einander ſcheiden und für jede derſelben eine beſondere Bühne beſitzen. Schiller, fügt er hinzu, habe einmal den Plan gehabt, in Weimar ein beſonderes kleines Theater für die Tragödie einzurichten, und an einzelnen Tagen ſogar nur für Männer von Männern ſpielen zu laſſen, doch ſei dies leider bei den beſchränkten Weimariſchen Verhältniſſen nicht ausführbar geweſen.

Auch nachdem im Jahre 1824 das „Königsſtädtiſche Theater" in Berlin errichtet ward, iſt dem Uebel dort nicht abgeholfen worden. Anſtatt nämlich dem zweiten Theater das ganze burleske Genre zu überlaſſen, und an der Hofbühne eine um ſo geſammeltere Aufführung des feinen Luſtſpieles und des ernſten Dramas zu bewirken, begann die General-Intendantur der „Königlichen Schauſpiele," ſich auf die Rivalität in der Bur-

Digitized by Google

leske zu verlegen. „Neuſonntagskind,“ „Schweſtern von Prag,“ „Rochus Pumpernickel“ u. ſ. w. die man längſt nicht mehr gegeben hatte, kamen wieder an die Tagesordnung; zuletzt machte man ſogar der Königsſtadt die Künſte und Triumphe Joko's, des Affendarſtellers, ſtreitig. Es wurde dem „Königsſtädtiſchen Theater,“ auf Betrieb des Königlichen, von oben herab verboten, alle diejenigen Stücke aufzuführen, die ſeit zwei Jahren auf dem Repertoire der „Königlichen Schauſpiele“ ſich befanden, oder die als vorbereitet zur Darſtellung für das nächſte Halbjahr von dieſen angekündigt waren. Alles übrige, und zwar auch die komiſche Oper, die der Königsſtadt bis dahin nicht verſtattet geweſen, wurde ihr dagegen erlaubt.

In Folge deſſen berief das Königsſtädtiſche Theater eine Opern-Geſellſchaft, an deren Spitze Henriette Sontag die Bahn ihrer Berühmtheit betrat. Neben ihr glänzten Spitzeder, Jäger, Wächter und andere glänzende Talente; aber obwohl außerdem auch noch eine Reihe beliebter Komiker, wie Schmelka, Beckmann, Angely u. A. an dieſer Bühne angeſtellt waren, verwirrte und vergeudete doch auch das junge Theater durch Verſuche in allen Gattungen, wozu ſpäter auch noch ernſte Dramen, wie Holtei's „Lenore,“ „Lorbeerbaum und Bettelſtab“ ꝛc. kamen, ſeine vielverſprechenden Kräfte; der Opern-Aufwand ruinirte das Königsſtädtiſche Theater, und zuletzt ging es an demſelben Uebel zu Grunde, an dem die königliche Bühne, trotz der großen Geldmittel, die ihr zu Gebote ſtanden, unter der Leitung der Hof-Intendanten, Graf von Brühl und ſeines Nachfolgers, Graf von Redern, ihrem Verfalle entgegenging — an dem Uebel nämlich, daß ſich Beide nicht zu beſchränken wußten und nicht lieber in wenigen Fächern Vorzügliches, als in recht vielen — Gewöhnliches leiſteten.

### 6. Andere Hofbühnen.

Wie in Berlin, ſo ſah es, mehr oder weniger, auch auf allen anderen deutſchen Hofbühnen aus. Der Geſchmack der Höfe wirkte überall nachtheilig auf die Bühnenkunſt, während der durch dieſen Geſchmack begünſtigte Opern- und Ballet-Luxus nachtheilig auf die Finanzen wirkte und zur Geißel für alle Verwaltungen wurde. Die Nothwendigkeit, Kaſſe machen zu müſſen, wurde als Rechtfertigung für jede Conceſſion an den Geſchmack der Menge, für jede Vernachläſſigung der echten Kunſt und des guten, reinen Geſchmacks angeführt. Die Kunſt war nun nicht des Theaters Zweck, und das Geld ein Mittel zur Erreichnng dieſes Zweckes; der Geldgewinn war vielmehr Zweck des Theaters und die Kunſt nur ein Mittel zur Erreichung dieſes Zweckes geworden. Die an allen dieſen Bühnen angeſtellten Hof-Intendanten und Kammerherren ſahen entweder vornehm über die Anforderungen einer gewiſſenhaften Kritik hinweg, oder ſie wußten die gewiſſenloſe Kritik ſich auf dieſelbe Weiſe zu akkomodiren, die in den Reſidenzen unſere Schauſpieler von ihnen gelernt, indem ſie die von ſogenannten Theateragenten redigirten Journale und die Clacqueurs obendrein bezahlen.

In München, wo Eslair, Vespermann und Charlotte v. Hagen glänzten, befand ſich unter den Hof-Intendanten zwar zehn Jahre lang der ſelbſt als Komponiſt bekannte Freiherr v. Poißl, doch war auch er nichts weniger als ein Förderer der wahren Kunſt.

In Stuttgart bildeten gar drei Excellenzen, ein General-Lieutenant, ein Miniſter-Staatsſecretair und ein General-Director der Finanzen, gleichzeitig die „Königl. Hoftheater-Oberintendanz,“ unter welcher eine Zeit lang der Dichter Matthiſſon die artiſtiſche Leitung hatte, die er jedoch ſehr bald, da ſich der Poet und die Excellenzen nicht zu vertragen wußten, wieder aufgab. Der württembergiſche Landtag erkannte einmal an, daß das Theater der Hauptſtadt eine allgemeine Landesſache ſei, zu der er Gelder aus Staatsmitteln bewilligte. Da die Stände jedoch nach einigen Jahren ſahen, daß durch das Theater nur der ſchlechte Geſchmack des Hofes gefördert werde, ſo überließen ſie das bisherige „Hof- und Nationaltheater“ wieder dem Hofe allein, indem ſie die Civil-Liſte um 50,000 Gulden erhöhten.

In Dresden, wo neben dem Kammerherrn und Hof-Intendanten, Freiherrn v. Lüttichau, der Dichter Ludwig Tieck mehrere Jahre als Dramaturg fungirte und wo Letzterer die „dramaturgiſchen Blätter“ herausgab, die unter allen Nachahmungen von Leſſing's „Hamburgiſcher Dramaturgie“ als die würdigſten bezeichnet werden dürfen, blieb gleichwohl ein Syſtem der künſtleriſchen Leitung vorherrſchend, das dem des Grafen Brühl in Berlin nachgebildet war. Damit waren auch alle die Wirren und Spaltungen verbunden, welche der Hofgeſchmack und die Hof-Intrigue in das Theaterleben hineinbrachte, wozu noch kam, daß an dem katholiſchen Hofe von Dresden eine noch viel ſtrengere Cenſur gegen das Theater geübt wurde, als in Berlin. Immerhin aber hat die Bühne Dresden's glänzende Epochen aufzuweiſen. Erſcheinungen, wie die einer Schröder-Devrient, eines Karl und Emil Devrient, eines Pauli und (in neuerer Zeit) eines Daviſon, werden in der deutſchen Theater-Geſchichte ſtets unvergeſſen bleiben.*

Von der Hofbühne in Weimar, der berühmteſten und mit Recht in der öffentlichen Meinung hochgeſtellteſten Hofbühne Deutſchland's, haben wir bereits geſprochen. Das Theater, das der junge Karl Auguſt im Jahre 1790 hatte erbauen laſſen, übergab er ſeinem Freunde Goethe zu unbeſchränkteſter Verfügung. Es war dem Dichter verſtattet, alle ihm beliebigen Verſuche auf dieſer Bühne zu machen; die dadurch herbeigeführten Koſten deckte die fürſtliche Kaſſe. Goethe, auf dieſes großherzige Protektorat geſtützt, nahm daher auch nur auf das Rückſicht, was er für kunſtverſtändig hielt: am Allerwenigſten aber dachte er an das Publikum. „Man kann nicht zweien Herren zugleich dienen,“ ſagte er einmal zu Schiller, „am Allerletzten aber möchte ich mir das deutſche Theaterpublikum als Herrn gefallen laſſen.“

Im Gegenſatze zu anderen Theaterleitungen, die ſich lediglich von dem beſtimmen laſſen, was der Menge gefällt, war dies gewiß ein Prinzip, das uns mit Achtung erfüllen muß. Aber in der extremen Weiſe, mit welcher Goethe, der ſich um das, was in der Zeit vorging, gar nicht kümmerte, jenes Prinzip befolgt hat, mußte es natürlich ebenfalls den Zweck verfehlen, die Bühnenkunſt in Deutſchland zugleich zu heben und populär zu machen.

Goethe ſaß gewöhnlich im Theater zu Weimar mitten im Parterre, von wo er ſeine Befehle nicht blos an die Schauſpieler, ſondern auch an die Zuſchauer ertheilte. Selbſt die Studenten von Jena, die oft in großen Zügen zum Theater nach Weimar herüberkamen, mußten ſich dieſe Zurechtweiſungen vom Altmeiſter Goethe oft gefallen laſſen. Eine eigenthümliche Scene führte im Jahre 1802 die Aufführung des „Alarcos,“ eines langweiligen, ſpaniſchen Drama's von Friedrich Schlegel herbei, das dem Publikum und den Jenenſer Studirenden doch als eine etwas zu ſtarke Zumuthung erſchien. Als an einer Stelle der Beifall der loyal-ergebenen Partei eine ſtarke, durch Lachen ſich kundgebende Oppoſition hervorgerufen hatte, erhob ſich Goethe von ſeinem Sitz und rief: „Man lache nicht!“ — Zuletzt ging er gar ſo weit, auf einige Zeit jede laute Aeußerung des Publikums, ſowohl des Beifalls wie des Mißfallens, zu verbieten.

Tieck hat in ſeinem „Phantaſus“ die Weimar'ſche Theater-Schule ſehr treffend charakteriſirt, indem er ſagte, „daß Goethe, ſo ſehr er das Schlechte verabſcheue, doch eine noch größere Furcht vor dem Genialiſchen habe, und daß darum das, was er in der Kunſt bewirken möchte, mehr ein Negatives, als ein Poſitives, mehr ein Vermeiden des Unziemlichen, als ein Erſtreben des Hohen ſei, und daß man ſich darum nicht wundern dürfe, wenn ſein Bemühen keine Begeiſterung, keinen eigenthümlichen Schwung hervorbringe.“

Im April 1817 machte ein an ſich kleines, jedoch damals in Deutſchland große Senſation erregendes Ereigniß der Goethe'ſchen Theater-Direction und der Weimar'ſchen Schule ein plötzliches Ende: Ein untergeordneter Schauſpieler, Namens Kerſten, beſaß einen Pudel, deſſen Gelehrigkeit er dazu benutzte, ihn in einem, aus dem Franzöſiſchen überſetzten Melodrama „der Hund des Aubry“ die Titelrolle ſpielen zu laſſen. Der Großherzog Karl Auguſt wollte das Pudelſtück, das überall vielen Zulauf gefunden hatte, gern auch auf ſeinem Theater ſehen. Goethe, der über dieſe Zumuthung außer ſich war, entgegnete lakoniſch: „Schon in unſeren Theatergeſetzen ſteht, daß kein Hund auf die Bühne kommen darf,“ und gab der Sache keine weitere Folge. Inzwiſchen gab es auch in Weimar einen Kammerherrn und geheimen Hof-Intendanten, der darüber, daß Goethe den Befehl ſeines Herrn und Gebieters mißachte, noch weit mehr außer ſich war. Der geheime Hof-Intendant traf hinter Goethe's Rücken die nöthigen Anordnungen, um den Schauſpieler Kerſten mit ſeinem Pudel von Leipzig nach Weimar kommen zu laſſen, wo ihm ſofort die Pforten des von den Muſen Goethe's und Schiller's geweihten Theaters geöffnet wurden. Goethe erklärte, daß er mit einem Theater, auf welchem ein Hund ſpiele, nichts mehr zu thun haben könne, und fuhr auf der Stelle nach Jena, um dort einen längern Aufenthalt behufs der von ihm früher ſchon begonnenen Reviſion der Univerſitäts-Bibliothek zu nehmen.

Und aus dem Kabinet des Großherzogs erging am 13. April 1817 folgendes Schreiben an den Dichter: „Aus den mir zugegangenen Aeußerungen habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß der Herr Geheimrath v. Goethe wünſcht, ſeiner Function als Intendant enthoben zu ſein, welches ich hiermit genehmige. Karl Auguſt.“

* Ueber die ältere Geſchichte des Theaters in Dresden vergleiche man den in Nr. 18 des „Magazin“ (1863) enthaltenen Artikel zur Geſchichte der Muſik und des Theaters im 17. und 18. Jahrhundert, nach Moritz Fürſtenau.

Digitized by Google

So endete die glorreiche Zeit des Weimar'ſchen Theaters. Im Jahre 1825 brannte das Schauſpielhaus ab, das durch die Spuren des perſönlichen und lebendigen Wirkens der beiden größten deutſchen Dichter des Jahrhunderts geheiligt war. An ſeiner Stelle ſteht jetzt ein prächtigeres, geräumigeres Haus, in welchem bisher jedoch der Geiſt des alten, kleinen Hauſes nur ſelten wieder ſich blicken ließ, und zwar trotz Dingelſtedt's Bemühungen, der als Theater-Secretair in Weimar waltet, und trotz Prof. Karl Biedermann, deſſen „Kaiſer Otto III." wir dort mit Befriedigung haben aufführen ſehen.

Inzwiſchen ſind vor wenigen Jahren auf dem freien Platze vor dem Schauſpielhauſe die von Rietſchel gearbeiteten Standbilder der beiden einander die Hand und den Lorbeer reichenden deutſchen Meiſter aufgeſtellt worden.

### 7. Stadttheater.

Neben den Hoftheatern hat es in Deutſchland auch ſtets einige Stadttheater gegeben, die mit jenen in dem Beſtreben, der dramatiſchen Kunſt eine würdige Stätte zu bieten, mit Glück gewetteifert haben. Des Hamburgiſchen Stadttheaters, welches, unter den glorreichen Auſpicien Leſſing's, zuerſt den Ehrgeiz hatte, ein deutſches National-Theater werden zu wollen, und das nachmals, unter Schröder's Leitung, dieſem Ziele mindeſtens nahe gekommen war, iſt bereits gedacht worden. Hier iſt nur noch zu erwähnen, daß in den zwanziger Jahren dieſes Jahrhunderts das Hamburger Stadt-Theater, unter der Leitung von Herzfeld und Schmidt, abermals eine Periode des Glanzes hatte, in der es den meiſten anderen deutſchen Bühnen als Muſter dienen konnte. So lange die Bühne ſich in dem alten Ackermann-Schröder'ſchen Hauſe auf dem Gänſemarkt befand, pflanzte ſie auch noch die Traditionen der alten, ehrwürdigen Schauſpielerkunſt fort; als ſie aber nach dem neuen, großen Hauſe an der Esplanade verlegt war, verfiel ſie durch denſelben Opern-Luxus, durch dieſelbe Speculation auf den Beifall der Menge, die ſo viele Hofbühnen um ihren Ruf gebracht.

Leipzigs Stadttheater, das unter der Neuberin und Gottſched die Wiege der neueren deutſchen Bühnenkunſt war, durfte ſich in einer ſpäteren Periode abermals eines großen Aufſchwungs rühmen. Von 1817 bis 1828 leitete Dr. Theodor Küſtner, der nachmalige Berliner Theater-Intendant, dort eine mit jungen, ſtrebſamen Talenten ausgeſtattete Bühne, die im Repertoir hinter keiner andern zurückblieb. Das Leipziger Schauſpiel brachte Vorſtellungen, die dem damals ſinkenden Berliner Schauſpiel als Muſter vorgerückt wurden.

Auch das Breslauer Theater gehörte während einiger Jahrzehnde unter den nach auseinanderfolgenden Directionen von Rhode, Streit, Heinke und Langhans zu den beſtgeleiteten Stadttheatern Deutſchlands. Nagel, Stawinski und Luiſe Rogée, nachmalige Frau v. Holtei, ſind Namen von gutem Klang aus jener Epoche. Wie die kleinen alten Häuſer in Weimar und Hamburg, ſo war damals das kleine alte Haus in der Taſchenſtraße von Breslau eine Stätte der gediegenſten Kunſtleiſtungen. Von Breslau waren die beiden genialſten deutſchen Schauſpieler dieſes Jahrhunderts ausgegangen: Ferd. Fleck, der dort geboren und erzogen, und Ludw. Devrient, das lüderliche Genie, das dort zuerſt in ſeinem weithin ſtrahlenden Künſtlerglanz erſchienen war. Nächſt ihnen dürfen wir auch noch Namen, wie Seydelmann, Anſchütz, Schmelka und den Bühnendichter Karl v. Holtei nennen, die in Breslau ihre Theater-Laufbahn begonnen hatten und dann einen wohlverdienten deutſchen Ruf erlangten.

Nicht unerwähnt darf auch das alte Stadttheater von Frankfurt a. M. bleiben, wo ein Repräſentant der Schröder'ſchen Schule, der Schauſpieler Weidner, den Geiſt dieſer Schule ſehr lange in Anſehen erhielt. Als ein Muſter des reinſten Natur-Ausdruckes in allen rührend-weiblichen, naiven und ländlichen Charakteren und der drolligſten Erfindungskraft in komiſchen Rollen, in derſelben Weiſe, wie heutzutage Friederike Goßmann, glänzte auf der Frankfurter Bühne Caroline Lindner. Im Ganzen hatte ſich jedoch das Stadttheater von Frankfurt a. M. nur einer ſehr kurzen Blüthezeit zu erfreuen.

Eines der ausgezeichnetſten und unvergeßlichſten Stadttheater dieſer Periode war aber das in Düſſeldorf von Karl Immermann begründete und geleitete. Ein glücklicher Zufall führte den Dichter als Gerichtsrath nach dieſer Stadt, als die berühmte Düſſeldorfer Malerſchule eben in ihrer höchſten Blüthe ſich befand. Der Dichter von Uechtritz, der Kunſt-Hiſtoriker Schnaaſe, der Akademie-Director Wilhelm Schadow, die Maler Leſſing, Bendemann, Hübner u. A. gaben dem heitern, rheiniſchen Leben dieſes Kreiſes poetiſchen Gehalt, was zunächſt zu dramatiſchen Vorleſungen und zu Feſtvorſtellungen auf einem Liebhaber-Theater führte. Nachdem im Jahre 1832 die Stadt ihr Schauſpielhaus in würdiger Weiſe hatte reſtauriren laſſen, entſtand das Verlangen, daß dem würdigen Aeußern nun auch das entſprechen möge, was in dem Hauſe dargeſtellt wurde. Man gründete einen Theater-Verein, „der das Organ der Gebildeten bei der Bühne ſein, den Director und die Truppe in Schule und Regel nehmen ſollte." Immermann war die Seele dieſes „Theater-Vereins;" er las den Schauſpielern das Stück vor, welches gegeben werden ſollte, hielt dann mit jedem Einzelnen Leſeproben und ließ das Stück nicht eher aufführen, als bis Jeder, bis zum anmeldenden Bedienten hinab, ſeine Sache wenigſtens ſo gut machte, wie Naturell und Fleiß es ihm nur irgend geſtatteten.

Es dauerte nicht lange, und Düſſeldorf ſah neben ſeiner Maler-Akademie auch eine Schauſpielſchule erſtehen, die in Deutſchland weit und breit berühmt wurde. Im Jahre 1833 kam auch Felix Mendelsſohn nach Düſſeldorf, wo er die Stelle eines ſtädtiſchen Muſik-Directors angenommen hatte, und in demſelben Winter, in welchem durch Immermann's Einwirkung dort klaſſiſche Aufführungen von „Egmont," „Nathan," „Braut von Meſſina" und „Andreas Hofer" ſtattfanden, hat Mendelsſohn die Opern „Don Juan" und „Waſſerträger" einſtudirt und aufführen laſſen. Leider konnten ſich jedoch die beiden ebenſo eigenwilligen, als geiſtvollen Männer nicht lange mit einander vertragen. Jeder wollte in ſeinem Kunſtzweige das Beſte leiſten, Jeder ſich alſo auch von vornherein der beſten Mittel des Inſtituts ausſchließlich verſichern. Darüber kam es zu Differenzen, die nicht auszugleichen waren, und Mendelsſohn war derjenige, der zurücktrat. An ſeine Stelle kam Julius Rietz.

Immermann nahm nun den Titel eines Intendanten des neuen „Actien-Theaters" an, das indeſſen, nachdem es einige Jahre beſtanden, durch den Opern-Aufwand, den die Einnahmen lange nicht deckten, ein ſehr bedeutendes Defizit in der Kaſſe hatte. Im März 1837 mußte die Bühne geſchloſſen werden, weil es ihr an Mitteln zur weitern Exiſtenz gebrach. Den Ruf ihrer klaſſiſchen Vorſtellungen hat ſie ſich jedoch bis zum letzten Tage zu bewahren gewußt.

### 8. Wandertruppen.

Es bleibt nur noch übrig, auch Einiges über die Wandertruppen zu ſagen, deren Zahl ſich in Deutſchland ſeit einem Jahrhundert, ungeachtet der vielen neubegründeten, ſtehenden Bühnen, ungemein vermehrt hat. Die früher von ſogenannten „Prinzipalen" mit gewiſſermaßen zünftigen Privilegien geleiteten Geſellſchaften hatten freilich einen ſcheinbar künſtleriſchen Anſtrich gewonnen, der ſie den Schilderungen Goethe's im „Wilhelm Meiſter," oder den genialen Zeichnungen Hogarth's ähnlich machte, aber auch die alte Diſciplin war nun aus ihnen gewichen, und nur zu oft präſentirte ſich dem hohen Adel und geehrten Publikum in Scheunen, oder auch in ſogenannten Komödienhäuſern, die Bettelhaftigkeit und Rohheit umherziehender Banden. Als ehrenwerthe Ausnahme nennt Ed. Devrient unter Andern die in Schleſien und in der Mark conceſſionirt geweſene und namentlich in Glogau, Warmbrunn und Frankfurt a. d. O. jetzt noch mit Achtung genannte Faller'ſche Geſellſchaft, die unter der Leitung verſchiedener Mitglieder derſelben Familie beinah ein halbes Jahrhundert exiſtirte.

Zu den eigenthümlichſten Erſcheinungen unter dieſen Wandertruppen gehörte die Prinzipalſchaft eines mecklenburgiſchen Standesherrn und Theater-Directors, des Grafen von Hahn-Neuhaus, Vaters der bekannten Schriftſtellerin, Gräfin Ida v. Hahn-Hahn, und Vetters des in neuerer Zeit durch ſein, die weißen Halsbinden ſeiner Amtleute und die „unterthänigen guten Morgen" ſeiner Bauern vorſchreibendes Reglement berühmt gewordenen Grafen v. Hahn-Baſedow. Graf Hahn-Neuhaus, der zu Anfang dieſes Jahrhunderts Landmarſchall und einer der größten und reichſten Rittergutsbeſitzer Mecklenburgs war, hat es durch ſeine verſchwenderiſche Liebhaberei, mit der er z. B. im Jahr 1803 auf ſeinem Gute Remplin ein Theater mit dem Koſten-Aufwande von 60,000 Thaler einrichtete, dahin gebracht, daß er im Jahre 1857 zu Altona in größter Dürftigkeit ſtarb, nachdem er einige Jahre Director eines Sommertheaters, das ſeine Bude abwechſelnd in der Vorſtadt St. Pauli und in Sommerhude bei Hamburg aufſchlug, geweſen war und er ſich dabei mit dem Abſchreiben von Geſang-Partieen und Spiel-Rollen beſchäftigt hatte.

Graf Hahn ſpielte zuerſt auf ſeinem eigenen Theater die Helden- und Ritter-Rollen, und zwar in gediegener Silber-Rüſtung. Später, im Jahre 1820, nachdem er, auf Antrag ſeiner Familie, von den Gerichten ſeines Landes für einen Verſchwender erklärt war, übernahm er, zunächſt in Lübeck, die Leitung einer halbverſprengten, nothleidenden Wandertruppe,

Digitized by Google

deren Entbehrungen er auf noble und gutherzige Weiſe theilte. Er liebte das zigeunerhafte Leben dieſer Bande, mit der er durch Mecklenburg, Pommern und Holſtein, ſowie in den dreißiger Jahren durch Mitteldeutſchland, umherzog. Ihn beglückte der Verkehr mit dem leichtſinnigen Völkchen, das er um ſich ſammelte, das er ſeine „Kinder" nannte und, wo es ſeine Einnahmen und Schulden nur irgend zuließen, mit glänzender Flitter-Garderobe herausputzte. Er ſpielte dabei auch immer noch ſelbſt mit. Der Samiel im „Freiſchütz" gehörte zu ſeinen Lieblings-Rollen. Sein Steckenpferd war es aber, Donner und Blitz zu machen, Schüſſe hinter der Scene abzufeuern, den Statiſten Schnurrbärte zu malen und ſie zu ſchminken, gelegentlich auch den Souffleur zu machen, wenn dieſer eben verhindert war, oder den Theaterbeſuchern beim Eintritt die Billets abzunehmen.

Dem Könige von Dänemark, der ihn einmal bei ſolcher Gelegenheit in Altona ſah und der ihn in gnädiger Weiſe frug, ob er dieſe Stellung nicht gegen eine beſſere vertauſchen möchte, antwortete er: „Majeſtät! mein einziger Wunſch iſt, auf der Bühne zu ſterben." Und dieſer Wunſch iſt ihm beinah buchſtäblich, im 75. Jahre ſeines Alters, erfüllt worden.

### 9. Schluß.

Die bunten Bilder, die ich hier aus dem deutſchen Theaterleben ſeit einem Jahrhundert vorgeführt, ſind nicht geeignet, uns vor den Zuſtänden der dramatiſchen Kunſt in Deutſchland Achtung einzuflößen.

Leider ſind die Erwartungen und Hoffnungen, die für unſere Schaubühne an die Wiedergeburt der deutſchen Literatur im achtzehnten Jahrhundert geknüpft wurden, in keiner Weiſe erfüllt. Es iſt uns weder gelungen, ein muſtergebendes, klaſſiſches Theater der Nation herzuſtellen, wie es die Franzoſen in ihrem „Théâtre Français" beſitzen, noch auch eine dramatiſche Literatur zu ſchaffen, die den Geiſt, den Charakter und das Geſammtleben der Nation wiederſpiegelt, wie die Engländer und die Spanier ſie in den Schöpfungen Shakſpear's und Calderon's aufzuweiſen haben.

Die deutſche Bühne, wie ſie ſich in den Hauptſtädten und noch mehr in unſeren Provinzialſtädten, präſentirt, in welchen Letzteren es faſt nur noch Sommertheater giebt, die uns vollends alle Luſt an den kümmerlich ausgeſtatteten Wintervorſtellungen rauben, befindet ſich leider auf einem äſthetiſch, wie moraliſch, ſehr niedrigen Standpunkte. Das Gute bildet die Ausnahme, der Sieg des Gemeinen, Unäſthetiſchen und Unſittlichen die Regel. Wenn auch hier und da in der Oper noch etwas auftaucht, was auf der Grundlage des Schönen ruht, ſo geht doch das recitirende Drama mehr und mehr dem Verfalle zu. Die mit geſchmackverderbenden Gelegenheits-Couplets ausgeſtattete, oft ganz ſinnloſe Poſſe, das nach Mode-Romanen bearbeitete Schauſpiel à la Birch-Pfeiffer und das angeblich vaterländiſche, in der That aber allen nationalen Aufſchwung verleugnende Rührdrama beherrſchen das deutſche Theater-Repertoire. An den großen Hofbühnen und Stadttheatern bleiben die Aufführungen der ältern klaſſiſchen Dramen weit hinter den Anforderungen der Gebildeten zurück; das Mittelgut unſerer routinirten Theaterfabrikanten behauptet daher um ſo leichter das Feld.

Hundert Jahre ſind nun bald verfloſſen, ſeitdem Leſſing in Hamburg das erſte deutſche Nationaltheater zu gründen verſuchte, aber man kann ſagen, daß die deutſche Schaubühne unſerer Zeit um ein volles Jahrhundert hinter dem Ideale der „Hamburgiſchen Dramaturgie" zurückgeblieben iſt.

Welche Entmuthigung und Rathloſigkeit in den Reihen der talentvollen, deutſchen Bühnendichter unſerer Zeit herrſcht, das beweiſen zwei kürzlich erſchienene Schriften: die „Technik des Drama's," von Guſtav Freytag und die „theatraliſchen Studien" von A. E. Brachvogel. Beide behandeln die ernſte Frage: Was iſt zu thun, um dem Publikum wieder ein höheres ſittliches Intereſſe an der Bühne einzuflößen? Aber Beide ſuchen vergeblich nach einer Löſung dieſer Frage.

Die deutſche Bühne iſt leider kein lebendiger Organismus mehr, wie ſie es in den drei letzten Jahrzehnden des vorigen Jahrhunderts geweſen, wo ſie, nächſt unſeren Univerſitäten und Schulen, das größte Förderungsmittel und zugleich ein untrügliches Kennzeichen der deutſchen Volksbildung war. Sie iſt wieder zum bloßen Material herabgeſunken, das zu allen beliebigen Verſuchen ſich hingiebt, das aber ſeit langer Zeit vergebens auf den Meiſter wartet, der ihm ein neues künſtleriſches Leben einhauchen ſoll.

J. L.

# England.

## Die ſymboliſchen Figuren aus Ninive.

Jene koloſſalen Stiere, Löwen und andere mit Flügeln verſehenen Geſtalten, die man zu Ninive gefunden, und ſeit einer Reihe von Jahren in der neuen Halle des Britiſh Muſeum aufgeſtellt hat, erregen natürlicher Weiſe Verwunderung des Publikums, eine Begierde, Aufklärung zu erhalten über die Mythen-Welt einer Nation, welche vor drei Jahrtauſenden blühte, im früheſten Dämmerlichte der Kunſt und vor aller authentiſchen Geſchichte. Es ſcheint daher wünſchenswerth, eine Löſung des Problems zu verſuchen.

Schon oberflächliche Betrachtung dieſer myſtiſchen Figuren wird den Beobachter darüber belehren, daß ſie nicht bloße architektoniſche Zierrathen geweſen, denen analog, die heutiges Tages gothiſche Kirchen oder Paläſte im mittelalterlichen Bauſtile ſchmücken, ſondern gewiſſe Myſterien und Gebräuche der Urreligion Aſſyriens ſymboliſch darſtellten. So dunkel ſind aber in dieſer Beziehung die Ueberlieferungen der Hebräer, Perſer und Griechen, daß alle Schlußfolgen, zu denen man gelangen kann, ſehr viel Schwieriges und Unſicheres haben müſſen. Wenn ich daher meine Anſichten hier entwickele, ſo geſchieht es weniger um ſie zu empfehlen, als um die Aufmerkſamkeit Anderer dem Gegenſtande zuzulenken.

Die vornehmſten aſſyriſchen Bildwerke von mythologiſchem Charakter ſind: der geflügelte Stier mit menſchlichem Angeſichte; der geflügelte Löwe mit einem desgleichen; der geflügelte Mann mit dem Tannenzapfen in der einen Hand, und einem viereckigen Korb oder Geſchirr in der anderen; endlich ein Mann mit Kopf und Flügeln eines Adlers oder Habichts.

Dieſe Figuren ſind nun, nach meiner Ueberzeugung, die Originale der Cherubim Ezechiel's, der apokalyptiſchen Thiere des heiligen Johannes, und wurden mit geringer Modification die Symbole der vier Evangeliſten. Ferner behaupte ich, daß ſie urſprünglich von den Magiern oder Chaldäern erfunden ſind, als aſtronomiſche Sinnbilder der Punkte der Nachtgleichen und Sonnenſtillſtände, daß ſie in der That die vier Jahreszeiten, vielleicht auch die vier Winde und die vier Elemente darſtellen.

Für ſolche, die ihre Begriffe von Cherubim ausſchließlich den Flügelköpfen auf Grabſteinen, oder den Gemälden eines Guido oder Raphael entlehnt haben, mag es überraſchend ſein, daß die heilige Schrift keine Autorität zu Gunſten dieſer körperloſen Kinder darbietet, daß der Cherub nicht mit einem Kindeskopfe, ſondern mit einem Stierkopfe verſehen war.

Ehe wir jedoch zu den Viſionen Ezechiel's übergehen, ſei in Kürze berührt, was die Urkunden der alten Hebräer von Cherubim melden.

Die erſte Nachricht findet man im 1. Buch Moſe 3, 24, wo erzählt wird, daß Gott „oſtwärts, vom Garten Eden, Cherubim ſtellte mit flammendem Schwerte, das nach allen Seiten ſich wendete, um den Weg zum Lebensbaume zu bewachen." Hier iſt von dem Aeußeren der Cherubim nicht die Rede.

Seitdem gedenkt die heilige Schrift der Cherubim erſt wieder in Moſe's Zeitalter. Als Moſe nach dem Durchzuge durch das Rothe Meer auf dem Berge Sinai war, befahl er den Israeliten, eine Lade zur Aufbewahrung der Geſetz-Tafeln anzufertigen, mit einem Deckel von entſprechender Größe, und zwei Cherubim aus reinem Golde, an beiden Enden deſſelben. Die Cherubim ſollten ihre Flügel ausbreiten und ihre Antlitze einander zugekehrt ſein (2. Buch Moſe, 25, 18). Auch hier erfahren wir nicht, wie die Cherubim ausgeſehen: offenbar wurde genaue Bekanntſchaft mit denſelben Seitens der Israeliten vorausgeſetzt.

Sonderbar erſcheint jedoch, daß man ſchon im Zeitalter des Geſchichtsſchreibers Flavius Joſephus die Geſtalt dieſer ſymboliſchen Thiere nicht mehr gekannt haben muß; denn er erklärt (Antiq. III, 6.), ſie glichen keinem je geſehenen Thiere, und keiner ſeiner Zeitgenoſſen könne ſie beſchreiben.

Salomo wies der Bundeslade in einem dunklen Gemache ſeines berühmten Tempels ihren Platz an und ließ zwei koloſſale Cherubim aus Holz vom Oelbaume, die mit Gold überzogen waren, in dem heiligen Raume aufſtellen, ſo daß ihre ausgeſtreckten Flügel in der Mitte einander berührten. Man erfährt nicht, ob die zwei kleinen Cherubim des Moſe noch auf der Lade waren, oder ob die großen aus Olivenholz ihre Stelle erſetzten. Das Erſtere iſt wahrſcheinlicher, weil nicht geſagt wird, daß man die kleinen beſeitigt habe, und weil Größe und Stellung der Salomoniſchen ganz verſchieden waren. Statt auf jedem Ende des Deckels angebracht zu ſein und auf dieſen herabzuſehen, ſtanden die Letzteren zu beiden Seiten der Lade am Boden, und der rechte Flügel des Einen berührte mit ſeiner Spitze die Spitze des linken Flügels des Anderen, ſodaß

Digitized by Google

die vier Flügel, in gerader Linie ausgeſtreckt, von Wand zu Wand zwanzig Ellen (ammôth) maßen.

Die Parallelſtelle im zweiten Buche der Chronik lehrt uns, daß die Cherubim auch Füße hatten (nicht blos Flügel und Geſichter), denn es heißt dort ausdrücklich: „ſie ſtanden auf ihren Füßen" (ômdim 'al raglêhem). Ob aber Geſichter und Füße menſchlich oder thieriſch geweſen, und was für einer Thierart ſie im letzteren Falle angehört, bleibt uns verborgen. Mehr als Ein Antlitz hatten ſie gewiß nicht.

Nach der Verbrennung des Tempels durch Nebukadnezar (588 vor Chriſti) geſchieht der Cherubim nur noch in prophetiſchen Viſionen Meldung, und hier verdienen die des Ezechiel vor Allem Berückſichtigung. Es war am Fluſſe Kebar, im Lande der Chaldäer, daß die Hand des Herrn über ihn kam. „Und ich ſchaute und ſah einen Windwirbel kommen aus Norden, eine große Wolke und eine Feuerſäule ... Und mitten darin erſchien das Bild von vier lebendigen Weſen. Die glichen einem Menſchen, und jedes hatte vier Geſichter und vier Flügel, und ihre Füße waren gerade, und die Sohle ihrer Füße war gleich der Sohle eines Kalbsfußes und ſie hatten Menſchenhände unter ihren Flügeln. Und jedes der Thiere hatte das Antlitz eines Menſchen (von vorn), das eines Löwen zur Rechten, das eines Ochſen zur Linken, und das eines Adlers (vermuthlich nach hinten). Und ihre Flügel waren aufwärts geſtreckt, zwei eines jeden Thieres waren zuſammen gelegt, und zwei bedeckten ihre Leiber, und ſie gingen jedes gerade vorwärts und kehrten ſich nicht um dieweil ſie gingen" ꝛc. Im 10. Kapitel ſieht der Prophet in ſeiner Viſion den Tempel, wie er vor ſeiner Zerſtörung geweſen, und beſchreibt die Cherubim in dem Heiligthume genau, wie er ſie Kapitel 1 beſchrieben; dann ſetzt er hinzu: „Dieſe waren die lebendigen Geſchöpfe, die ich am Kebar unter dem Gotte Israels geſehen, und ich erkannte, daß ſie Cherubim waren." Im erſten Kapitel hatte er ſie nur „lebendige Weſen" genannt. Eine Stelle des 10. Kapitels (Vers 14) iſt darum wichtig, weil ſie auf die Bedeutung des Wortes „Cherub" hinweiſt. Hier lieſt man nämlich: .... „Das erſte Antlitz war das eines Cherub, das zweite das eines Menſchen, das dritte das eines Löwen, und das vierte das eines Adlers." Da nun in der erſten Beſchreibung das erſte Antlitz das eines Ochſen (schôr) genannt wird, während die übrigen drei dieſelben waren, wie in der zweiten Beſchreibung, ſo iſt klar, daß „Cherub" urſprünglich ſ. v. a. „Ochſe" bedeutete. Warum man aber dieſe Ungeheuer gerade nach ihrem Ochſenkopfe, und nicht nach dem Adler- oder Löwenkopfe benannt, iſt ſchwer einzuſehen.

In einer dritten Viſion (Kapitel 41, V. 18), wo der „Mann von Erz" den Plan darlegt, nach welchem der neue Tempel zu bauen ſei, wird befohlen, die Mauern mit Cherubim und Palmen zu bedecken. Zwiſchen je zwei Cherubim ſollte ein Palmbaum ſtehen und jeder Cherub zwei Geſichter haben, ſo zwar, daß das Geſicht eines Menſchen dem Palmbaum an der einen Seite, und das eines jungen Löwen dem an der andern Seite zugekehrt wäre. Dies iſt von der früheren Beſchreibung ſehr abweichend, und die Schwierigkeit wird noch vergrößert durch eine Stelle im erſten Buch der Könige (7, 29), der zufolge an den Rändern des „ehernen Mannes" Löwen, Ochſen und Cherubim (arajôth w' bâcâr u krûbim) angebracht waren; denn hieraus könnte man folgern, die Cherub's ſeien von Ochſen etwas verſchieden geweſen. Man hat dieſe Skrupel mit der Annahme beſeitigt, daß, auf einer glatten Oberfläche dargeſtellt, nur zwei Köpfe erſcheinen würden, und daß jede Figur, die zwei der obgenannten Köpfe und vier Flügel hatte, ein Cherub genannt ward. Offenbar ſind jedoch die Cherubim der Viſionen von den wirklichen hiſtoriſchen Cherub's des Moſe und Salomo verſchieden gedacht: es iſt kein Grund zu der Annahme, die Letzteren hätten mehr als ein Geſicht und zwei Flügel, oder andere als menſchliche Beine und Geſichter gehabt, während die Erſteren vier Köpfe und vier Flügel, dazu Kalbs- oder Rindsfüße und zu ihrer Seite vier Räder voll Augen hatten."*

Schon Herrn Bayard war die große Aehnlichkeit der ſymboliſchen Figuren von Ninive mit denen in Ezechiel's Viſionen ſehr auffallend. Der Prophet hatte die Paläſte Aſſyriens mit ihren myſtiſchen Bildwerken geſehen, und es iſt überaus wahrſcheinlich, daß er, um gewiſſe göttliche Attribute zu verſinnbilden und die göttliche Herrlichkeit zu ſchildern, Formen wählte, mit denen er ſelbſt und ſein Volk damals vertraut geworden. Jene vier Figuren, die Ezechiel uns vorführt — Menſch, Löwe, Stier und Adler — ſind genau dieſelben, die man beſtändig auf Denkmälern Aſſyriens als religiöſe Typen vorfindet.

Geflügelte, höhere Weſen waren dem Glauben der alten Hebräer fremd. Unſere Maler und Dichter verſehen zwar ihre Engel mit Flügeln, aber in der Bibel giebt es dafür keine Autorität: jeder Engel, mag er in Träumen oder bei hellem Tage erſcheinen, hat einfache menſchliche Geſtalt ohne Zuthaten. Nicht einmal weiblicher Engel geſchieht Erwähnung. Dagegen ſpielen geflügelte höhere Weſen in der Mythologie Aſſyriens und Aegyptens eine große Rolle, und aus dieſen Ländern wanderten ſie zu den alten Griechen, Etruskern, Römern ꝛc.

Eine Hierarchie guter und böſer Engel gehörte vor den Zeiten des Exils nicht zum Glauben der Hebräer, wogegen ſie einen Grundzug der Religions-Syſteme der Chaldäer und des Zoroaſter ausmachte. Daniel iſt der Erſte, welcher die Engel Gabriel und Michael erwähnt,* und die Rabbiner ſagen, dieſe Namen ſtammen aus Babylon. Der Name Satan, welcher hebräiſch „Widerſacher" bedeutet, iſt vielleicht eine Ueberſetzung des gleichbedeutenden Ahriman der Zendſprache. In einem der Iſeſchne's des Zendaveſta, wird das „böſe Prinzip" ſogar Schetan Ahriman angeredet, und ein altgriechiſcher Autor, Theodorus (bei Photius), nennt den „Arimanius" der Perſer Satan. Der Verfaſſer der Apokalypſe giebt im 20. Kapitel einen Bericht über Satans Laufbahn und letzte Schickſale, der von dem in Zendaveſta erzählten nicht ſehr verſchieden iſt. Dem Letzteren zufolge regiert Ormasd in den erſten 3000 Jahren nach der Schöpfung für ſich allein. Während der folgenden 3000 Jahre iſt ſein Wirken mit dem des Ahriman gemiſcht, und in den letzten 3000 Jahren wird Ahriman, die lügende Schlange, durch Feuer gereinigt und die Erde von der finſtern Hölle geſchieden. Dann wird die Auferſtehung erfolgen, und begleitet von allen guten und böſen Genien, werden Ormasd und Ahriman gemeinſchaftlich dem Urheber alles Guten Lob ſingen.

Der Krieg im Himmel zwiſchen Michael mit ſeinen Engeln wider Satan mit den ſeinigen iſt auffallend analog dem der Amſchaſchgands unter Ormasd wider die Diw's unter Ahriman. Nach Bentley, gründet ſich dieſer Krieg, wie Jupiter's Bekämpfung der Titanen, auf eine aſtronomiſche Allegorie der aufſteigenden und abſteigenden Knoten der Sternbilder; die Engel des Lichts oder Sommers ſind denen der Finſterniß oder des Winters entgegengeſetzt.

Bei ihrer Rückkehr aus dem Exil hatten die Juden ihre eigene Sprache vergeſſen und die Babyloniens angenommen. Mit der Sprache hatten ſie auch viel von Aſtronomie und Mythologie Chaldäa's kennen gelernt, welches von Geſchlecht zu Geſchlecht vererbt wurde.

Ehe wir zur ſymboliſchen Bedeutung der Cherubim übergehen, wollen wir noch betrachten, was die Apokalypſe von ihnen meldet. Im vierten Kapitel (V. 4) werden vier Thiere, als um den Thron Gottes ſtehend, beſchrieben, voll Augen von vorn und von hinten: das erſte glich einem Löwen, das zweite einem Kalbe, das dritte hatte ein Menſchen-Antlitz, und das vierte glich einem fliegenden Adler. Jedes der vier Thiere hatte ſechs Flügel. Der Verfaſſer nennt ſie nicht Cherubim; allein obſchon er die „Räder" übergeht, und jedem nur Einen Kopf anweiſt, ſtatt vier Köpfe, ſo iſt es doch offenbar, daß die ganze Beſchreibung aus der Viſion Ezechiel's genommen iſt.

Bereits in einer frühen Periode der chriſtlichen Kirche wurden dieſe geflügelten Thiere die Symbole der vier Evangeliſten. Den geflügelten Löwen bekam Markus, als Symbol der Stärke; den geflügelten Ochſen, Lukas, als Symbol des Opfers; den Adler nebſt einem Kelche, Johannes, als Symbol der Andacht, und den geflügelten Mann mit Becher und Beil, Mathäus, als Symbol der Macht.

In dem Britiſchen Muſeum befindet ſich ein Exemplar der lateiniſchen Vulgata, geſchrieben um 800 unſerer Zeit, auf deſſen Titel der heilige Mathäus, umgeben von dem Adler und dem geflügelten Stiere, Löwen und Menſchen abgebildet iſt. Dieſelben Figuren ſieht man in Bildner-Arbeit an den Vorderſeiten der Kirchen zu Poitiers, Chartres u. ſ. w. in Frankreich, welche um das 11. Jahrhundert gebaut ſind; desgl. auf Altartüchern und bemalten Fenſtern vieler neueren Kirchen im mittelalterlichen Stile. Der Kirchenvater Irenäus hielt ſie für Embleme der vier Elemente, der vier Welt-Gegenden und der vier Evangelien.

Es iſt merkwürdig, daß erſt die neueſten Ausgrabungen von Ninive die Originale dieſer Symbole, welche durch mehr als dreißig Jahrhunderte von einer Generation der anderen überliefert worden, an's Licht gefördert haben. Geflügelte Stiere mit Menſchenköpfen ſind übrigens auch in Perſepolis abgebildet, desgleichen Stierköpfe und Figuren mit ſolchen und mit Löwenfüßen. Die Knäufe der Säulen von Nakſchi Ruſtan beſtehen aus zwei Stierköpfen, die nach verſchiedenen Richtungen ſchauen. Bemerkung verdient, daß Stiere mit Menſchenköpfen von Bero-

* Mitra und Serosch, zwei Engel der perſiſchen Mythologie, ſollen 10,000 Augen gehabt haben (Dabistan).

* Vielleicht ſind es die ſemitiſchen Namen der Amſchaſchgand-Bahman und Ardabihiſcht, zweier von den ſieben Geiſtern, die um Ormasd's Thron ſtanden.

Digitized by Google

ſus dem Magier unter den Ungeheuern erwähnt werden, die da exiſtirten, als die Erde noch mit Waſſer und Finſterniß bedeckt war. Dem Glauben der Perſer zufolge, waren die erſten geſchaffenen Weſen ein Menſch und ein Stier, der erſtere Kaiomars (neuperſiſch gâu-mard d. i. Ochs-Menſch) der andere Abudad genannt, und der Stier wurde zuweilen als Menſch-Ochſe bezeichnet. Die Stiere von Ninive ſind vielleicht eine Verkörperung dieſer Mythe.

Die ägyptiſche Sphinx, ein Löwe mit einem Menſchenkopfe, iſt, nach Einigen, Darſtellung des Oberherrn. Vermuthlich waren die Sphinx Aegyptens und der Menſch-Löwe Aſſyriens von gleichem Urſprung, nur iſt das Eine geſchmiegt und ohne Flügel, das Andere gerade ſtehend und geflügelt. Doch ſcheinen mir die Gründe zu Herbeiführung des Glaubens, daß dieſe Figuren den Oberherrn dargeſtellt, nicht ſtichhaltig. Dieſe Ungeheuer ſtehen gewöhnlich als Wächter am Eingang von Paläſten oder Tempeln, wogegen die Bildniſſe der Könige, in ihrer natürlichen Geſtalt ſkulpirt, an den Mauern ſich finden. In dem Tempel von Karnak, zu Theben, ſind die Zugänge ſtatt mit Sphinxen, mit Löwen und Widdern beſtellt; dieſe konnten nimmermehr Könige vorſtellen. Außerdem weiſen Flügel ſtets auf ein geiſtiges oder ſymboliſches Weſen hin. Weit wahrſcheinlicher iſt es alſo, daß dieſe Figuren überhaupt Weisheit und Macht im Vereine, nicht aber die Eigenſchaften irgend eines beſonderen Monarchen vorſtellen.

Der Cultus des Stiers entſtand daher, weil die Erfinder des Thierkreiſes ihn zum Symbole desjenigen Sternbildes gewählt hatten, mit welchem das Jahr in der Frühlings-Nachtgleiche anfing. Das den Cylindern der Chaldäer eingegrabene Sternbild des Stiers verkündet denſelben Urſprung. Die heutigen Jeſidi's bringen der Sonne weiße Ochſen zum Opfer, und bei den Druiden von Wales war der Stier oder Ochſe Sinnbild des Hu oder Huan, d. h. der Sonne, ja der Rinderſtall hieß das „Heiligthum des Hu." Die Sonne wird auch „Hu mit den ausgebreiten Flügeln" genannt, was an die geflügelte Kugel der Aſſyrer und Aegypter erinnert. Trat ſie in das Zeichen des Löwen, ſo hieß ſie „der Löwe vom größten Laufe." Der Adler war eines ihrer Symbole, das man bei den religiöſen Proceſſionen der Druiden emporgehalten trug, wie den ſeltſamen auf aſſyriſchen Marmorſtücken abgemalten Vogel.

Herr Landſeer ſagt in ſeinen ſabäiſchen Unterſuchungen hinſichtlich der Figuren auf babyloniſchen Cylindern: „Die Löwen- und Stierköpfe ſind Anſpielungen auf die zodiakalen Plätze des Sommer-Solſtizes und der Frühlings-Nachtgleiche. Die hebräiſchen Sternkundigen hielten ſich an die alten cherubiſchen Zeichen und an dasjenige Syſtem, welches den Löwen und den Waſſermann, den Löwen und den Menſchen Ezechiel's, als Zeichen der Solſtitien beſtimmt hatte. Da man den Stier zum Symbole der Frühlingsgleiche wählte, ſo muß der heutzutage „Widder" genannte Punkt in der Periode der Erfindung des Thierkreiſes mit dem erſten Grade der Conſtellation „Stier" zuſammengefallen ſein, was uns in den Stand ſetzt, dieſe Periode annähernd zu beſtimmen.

Der Punkt ♈ des Widders iſt ſeit 2262 Jahren mit der Frühlingsgleiche nicht zuſammen gefallen. Somit erhalten wir 400 vor unſerer Zeit als die Periode, wann ſie zuſammenfielen, d. h., wann das Zeichen ♈ dem erſten Grade des „Widders" entſprach. Da nun das Fortrücken der Nachtgleichen in $71\frac{1}{2}$ Jahren einen Grad beträgt, alſo, um 30 Grade zu betragen, einen Zeitraum von 2145 Jahren erfordert, ſo fiel der Punkt ♈ oder die Frühlingsgleiche im Jahre 2445 vor unſerer Zeit mit dem erſten Grade des „Stier's" zuſammen, folglich kann dieſes Jahr als Datum der Erfindung des Zodiakus angenommen werden. Die erſten Aſtronomen beſchrieben die Sternbilder und die Stellung der Solſtitien und Nachtgleichen natürlich ſo, wie ſie ihnen damals erſchienen. So mußte, da das Frühlings-Aequinoctium in den Stier fiel, das herbſtliche in den Skorpion fallen, das ſommerliche in den Löwen und das winterliche in den Waſſermann. Demgemäß wurde der Stier im Frühling angebetet, der Löwe im Sommer, und der Waſſermann im Winter, unter der Geſtalt eines Menſchen, welcher aus einem Gefäße zwei Waſſerſtröme (den Euphrat und Tigris bezeichnend) ausgießt. Das Sternbild des Skorpion's ſcheint weder in Aegypten, noch in Aſſyrien göttlicher Verehrung ſich erfreut zu haben; die Urſache davon mag geweſen ſein, daß dies die Periode war, wo die Nächte länger wurden, der Anfang des Reiches der Finſterniß, d. h. des Typhon oder Ahriman. Doch gab es ein Feſt am 22. des Monats Paophi, genannt die „Geburt der Stäbe der Sonne," was ſoviel bedeutet, daß die Sonne ſchwächer wurde und Stäbe nöthig waren, um ſie zu ſtützen!

Da die Nachtgleichen $71\frac{1}{2}$ Jahr nöthig haben, um einen Grad vorzurücken, ſo mag dieſes Vorrücken erſt ein Paar Jahrhunderte nach der Beſtimmung des Zodiakus bemerkt worden ſein. Als ſie aber, nach 2145 Jahrem, um ein ganzes Zeichen zurückgegangen waren, konnten die Sternkundigen nicht umhin, das Phänomen zu beobachten, und ihr Syſtem mußte daher modifizirt werden. Jetzt wurde der Punkt ♈ oder erſte Grad des Widders zum Anfang des Jahres gewählt, da er mit dem Frühlings-Aequinoctium zuſammenfiel, und Widder oder Schaf (Ammon) als Gegenſtand öffentlicher Verehrung beim Neujahrsfeſte dem Stier ſubſtituirt. Als Datum dieſer Veränderung darf man unbedenklich etwa 400 Jahre vor Chriſti Geburt annehmen; die genaue Ermittelung iſt aber wichtig, da alte Urkunden, welche auf die Frühlingsgleichen im erſten Grade des Widders anſpielen, jünger ſein müſſen, als 400 Jahre vor Chriſtus. Ich ſage „im erſten Grade des Widders," weil, da die Nachtgleichen rückwärts gehen oder in einer dem (ſcheinbaten) Sonnenlauf entgegengeſetzten Richtung ſich bewegen, die Frühlings-Nachtgleiche in der That im Jahre 2544 vor Chriſtus, d. h. ein Jahr, nachdem ſie den Stier verlaſſen, in jene Conſtellation eintrat.

Nach den vorangegangenen Beobachtungen dürfte kaum zu bezweifeln ſein, daß die koloſſalen Stiere und Löwen von Aſſyrien, Perſien, Babylon und Aegypten Symbole der Sonne und der Sternbilder Stier und Löwe, und folglich auch der Jahreszeiten Frühling und Sommer geweſen.

Was den Menſchen mit dem Habichtkopfe betrifft, ſo ſcheint dieſer eher eine religiöſe Handlung zu vollziehen, als ſelbſt Gegenſtand einer ſolchen zu ſein. Er wird gewöhnlich mit einem viereckigen Gefäße in einer Hand und einem Tannzapfen in der anderen dargeſtellt, oder er ſteht vor dem heiligen Baume, auf einen der Aeſte einen Tannzapfen legend. Zuweilen folgt er dem Könige, als wollte er ihm bei irgend einer Ceremonie Beiſtand leiſten. Es iſt daher nicht unwahrſcheinlich, daß er ein Symbol der Jahreszeit ſein mag, die der König eben feſtlich begeht; und da wir dieſe Figur ſowohl auf dem Zodiakus von Dendera, als auf den Cylindern Babylon's, mit dem Sternbilde des Waſſermann's verbunden ſehen, ſo kann er ſehr wohl Sinnbild der Sonne im Winterſolſtitium ſein.

Es bleibt uns jetzt noch der geflügelte Mann mit Tannzapfen und viereckigem Korb oder Gefäße. Da die übrigen drei Figuren, mit denen er in Geſellſchaft ſich findet, die Solſtitien und die Frühlings-Nachtgleiche verſinnbilden, ſo darf man wohl annehmen, dieſe Figur habe die Nachtgleiche des Herbſtes ſymboliſiren ſollen. In dem Buche eines gewiſſen Le Noir, das 1811 in Paris erſchien, und vom ägyptiſchen Urſprung des Freimaurerweſens handelt, findet man ſogar ausdrücklich geſagt, die von uns beſprochenen vier Figuren ſeien die Hüter der vier Himmelspforten geweſen, d. h. die Aequinoctien und Solſtitien.* Aus dem Zendaveſta ergiebt ſich, daß Zoroaſter's aſtronomiſches Syſtem, welches von dem der Aſſyrer und Chaldäer vermuthlich nicht ſehr verſchieden war, vier Wächter der vier Himmelsgegenden annahm. Es iſt übrigens nicht ſehr einleuchtend, warum ein geflügelter Mann gewählt ſein ſollte, um die herbſtliche Jahreszeit darzuſtellen. Die Flügel der Figur deuten entweder auf ein fabelhaftes oder geiſterhaftes Weſen hin. Sie kann alſo entweder Kaiomars, der erſte Fabelkönig Perſiens, der in ihren Legenden mit dem Urſtier in Verbindung ſteht, oder Einer von den Iſed's (Engel) der Monate oder Tage geweſen ſein. So war Mihu oder Mitra der Iſed des ſiebenten Monats (Septembers) und konnte alſo ein paſſendes Symbol der Herbſtnachtgleiche werden.

Unter den übrigen myſtiſchen Figuren auf Bildwerken glauben wir in dem Manne, der eine Ziege in den Armen hält, das Sternbild des Steinbocks und in dem neu entdeckten Fiſchgotte das der Fiſche zu entdecken. Letzteres wird gewiſſermaßen beſtätigt durch den von Bayard beſchriebenen aſſyriſchen Cylinder, wo der Fiſchgott eine religiöſe Ceremonie vor dem heiligen Baume vollzieht, und zu der Sonne, in Geſtalt des geflügelten allſehenden Auges Bal's oder Ormaſd's aufblickt. Dies iſt unmaßgeblich die Feier des Tages, an welchem die Sonne in das Zeichen der Fiſche trat. Die Figur des Fiſchgottes entſpricht genau der Beſchreibung des Menſchenfiſches Oannes, welcher nach Beroſus dem Rothen Meer entſtieg um die Chaldäer zu unterweiſen. Nach drei Jahrtauſenden iſt alſo dieſes Ungeheuer wieder emporgeſtiegen, nur dieſesmal nicht aus den Tiefen des Meeres, ſondern aus denen der Erde, um die Traditionen Chaldäa's und die Glaubwürdigkeit des Beroſus zu beſtätigen.

J. of the Royal Asiat. Society.

* Da dieſes Werk nur in den Händen eines Freimaurers vom Grade der Roſenkreuzer zu finden iſt, ſo kann ich es nicht citiren, um zu beſtimmen, auf welche alte Autorität die Angabe ſich gründet.

Digitized by Google

# Frankreich.

## Eulogius Schneider, der Schreckensmann von Straßburg.*

In den Scenen der franzöſiſchen Revolution, wie ſie Straßburg und das Elſaß durchtobte, ſpielt der Name eines deutſchen Prieſters eine hervorragende Rolle. Es war der Franziskaner Eulogius Schneider aus Wipfeld in Franken, der ſich berufen fand, ein Mitſtreiter im Kampfe der neuen Zeit und ihrer Ideen zu werden; er ſtürzte ſich in den Strudel der furchtbaren Ereigniſſe, in welchem das Schiff der geträumten Freiheit unter Mord und Brand ſcheiterte, aber er entging der Strafe ſeines Vorwitzes nicht und das Ende, das er Vielen ſeiner Brüder bereitet hatte, kam über ihn ſelbſt! Die Geſchichte ſchreibt mit blutigem Griffel von großen Revolutionären Frankreichs, Männern, die einen Gedanken und ein politiſches Ziel verfolgten, ſelbſtändig und kraftvoll, verbrecheriſch, doch immerhin ſich ſelbſt getreu; aber ſie meldet auch von Jammergeſtalten des revolutionären Eifers, die von fremdem Fanatismus und eignem Ehrgeiz geſchoben wurden, weit über die Gränzen ihres an ſich milden Charakters hinaus, ſo daß ſie zu Verräthern wurden an ihrem beſſern Selbſt, an ihrer moraliſchen Subſtanz und an den Heiligthümern ihrer bisherigen Entwickelung. Ein ſolcher Revolutionär war Eulogius Schneider. Er iſt kein Held geweſen, obſchon er Unglück genug im Elſaß angeſtiftet; höchſtens in ſeinen eigenen Augen hat er ſich zum Heldenthum emporgeſchwungen, und wer ſeinen Fall betrauern mochte, hätte doch der Wahrheit die Ehre geben müſſen, indem er bekannte: non omnes possunt esse Scipiones aut Maximi.

Indeſſen dieſer weder große noch brave Mann hat Anno 1793 eine bedeutſame Stellung im Elſaß eingenommen: er war öffentlicher Ankläger am Kriminal-Gericht des Niederrhein-Departements und am Revolutions-Tribunal von Straßburg. So beſaß er Macht über Leben, Ehre und Schickſal Tauſender von Bürgern des neuen Frankreichs, und da ſein Wachtpoſten aus nächſter Nähe in die Gefilde des deutſchen Reiches hinüberſchaute (mit „Argusaugen!"), war er ein Staatsanwalt der Revolution, wie kaum Einer ſeines Gleichen! Nach zwei großen Ländern hinein ſtreckte er ſeinen Arm. Zudem war er ganz unbeſtreitbar ein tüchtiger Redner und fruchtbarer Schriftſteller, ein Menſch von umfaſſenden Kenntniſſen und praktiſcher Intelligenz, der ſeine Stimme laut genug hören ließ, um ſich ſelbſt bei der Nachwelt geltend zu machen. Dies erklärt vollends, warum die Aufmerkſamkeit der modernen Geſchichtsforſcher bei ihm haften blieb. Sein Leben iſt vielfach beſchrieben worden, und noch öfter hat man ihm in Zeitungen (z. B. in der Augsb Allg. Zeitung 1845, nach unſer'm „Magazin"), Zeitſchriften und Wörterbüchern ſporadiſche Notizen gewidmet. Im vorigen Jahre aber kam noch ein ſehr werthvoller Beitrag hinzu. Der Straßburger Buchhändler und Buchdrucker, Herr Friedrich Karl Heitz, ein rühmlichſt bekannter Hiſtoriker und Archäolog, Bibliothekar und Archivar zweier gelehrten Geſellſchaften, nämlich der Société des sciences, agriculture et arts du Bas-Rhin und der Société pour la conservation des monuments historiques de l'Alsace, hat den ſonderbaren Freiheits-Apoſtel und Schreckensmann von ſeiner literariſchen Seite in's Auge gefaßt und in dem Buche: Notes sur la vie et les écrits d'Euloge Schneider, accusateur public du Bas-Rhin ein Inventarium der Geiſtesprodukte Schneider's an's Tageslicht gegeben. Es mögen, abgeſehen von der Wochenſchrift „Argos," deren Artikel unſer Gewährsmann, ich weiß nicht aus welchem Grunde, leider nicht vollſtändig regiſtrirt hat, wohl ziemlich alle Schriften aus der gallichten Feder dieſes „Sansculotten" aufgeführt ſein. Hinter jeder Titel-Angabe befindet ſich eine kurze Inhaltsanzeige in franzöſiſcher Sprache, oder zuweilen, wo die hiſtoriſche Bedeutung des Gegenſtandes es zu erfordern ſchien, eine genaue franzöſiſche Ueberſetzung des Originals. Außerdem enthält das Buch eine kurze, franzöſiſch verfaßte Biographie Schneiders, die als Einleitung dient, und am Schluſſe eine Reihe von Aktenſtücken und Briefen, auf Schneider's Verhaftung und Verurtheilung bezüglich, alle in franzöſiſcher Sprache und folglich von Herrn Heitz großentheils erſt in's Franzöſiſche überſetzt. Sogar jeden einzigen deutſchen Buch- und Aufſatz-Titel hat Herr Heitz in Klammer daneben mit einer franzöſiſchen Auslegung verſehen. Der Deutſche wird vielleicht fragen: warum? Da doch Schneider bis auf wenige Briefe, die in keinem glänzenden Franzöſiſch geſchrieben ſind, ſich des hochdeutſchen Ausdrucks befleißigte, ſo gehört er, deſſen Franzoſenthum kaum drei Jahre ſeines Lebens gedauert hat, unzweifelhaft der deutſchen Literatur an. Jeder ſachkundige Bibliothekar muß das Buch des Herrn Heitz bei dieſer einordnen. Sollte man nun annehmen, daß der einſichtsvolle Autor hierüber nicht klar geweſen ſei? Oder dürfte man dem Verfaſſer des deutſchen Werkes „Das Zunftweſen von Straßburg" (mit einer Vorrede vom Archivar Spach, Straßburg 1856 in 8°) den Vorwurf aufbürden, daß er ein der deutſchen Literatur angehöriges Buch einer fremden zuſchieben wollte? Dergleichen iſt von einem Freunde und Kenner der vaterländiſchen Geſchichte nicht zu glauben. Wenn Herr Heitz ein franzöſiſches Inventarium der Thätigkeit des Jakobiners Eulogius Schneider lieferte, ſo geſchah es vermöge der richtigen Erwägung, daß der Schwerpunkt des Intereſſes an dem geſchilderten Manne in der franzöſiſchen Revolution ruht. Ohne die politiſch-ſoziale Umwälzung, die das Elſaß als franzöſiſche Provinz während jenes gigantiſchen Ungewitters erleiden mußte, hätte keine Seele nach dem obſcuren Franziskaner Eulogius Schneider gefragt; er hätte in Stuttgart und Bonn nach Herzensluſt predigen können, ſo aufgeklärt, als im Joſephiniſchen Zeitalter nur irgend möglich; man würde um ſeinetwillen keinen neuen Band der Annalen Deutſchlands begonnen haben. Der gute Mann verdankte ſein Schickſal und ſeinen Namen der franzöſiſchen Revolution; durch Frankreichs Vermittlung allein gehört er der Geſchichte an, und wenn die Geſchichte ſeiner nicht Erwähnung thäte, würden ſeine literariſchen Leiſtungen ſchon früh in's Grab der Vergeſſenheit geſunken ſein. Was er geſchrieben, kommt lediglich als Moment ſeiner Lebensentwickelung in Betracht. Wir faſſen hier den biographiſchen Abriß des Herrn Heitz mit ſeinen literariſchen Notizen kurz zuſammen.

Johann Georg Schneider war am 20. October 1756 zu Wipfeld, einem Dörflein, 6 Meilen von Hitzfeld in Franken, von armen Eltern bäuerlichen Standes geboren. Als Knabe zeigte er geiſtige Begabung und ſtrengen Gehorſam. Das verſchaffte ihm die Protection des Dorfkaplans Valentin Fahrmann, eines Kanonikus der Abtei Heydenfeld und Vetters des Biſchofs von Würzburg. Dieſer Geiſtliche brachte ihm die Anfangsgründe des Lateiniſchen bei, und als der Schüler reißendſchnelle Fortſchritte offenbarte, ſchickte er denſelben auf das Jeſuiten-Gymnaſium nach Würzburg. Hier, im Juliushoſpiz, vertauſchte er ſeinen Taufnamen mit dem griechiſchen: Eulogius. Nach drei Jahren eines erfolgreichen Gymnaſial-Curſus durfte er die Würzburger Akademie (Univerſität) beſuchen, die damals von dem Benediktiner Röſener geleitet wurde. Der junge Student machte dort gute Studien, gab ſich zugleich aber dermaßen ſeinem Hange zu zügelloſer Freiheit hin, daß er bald in tiefes Elend gerieth. Aus Mangel an Hülfsquellen, entſchloß er ſich, in das Franziskaner-Kloſter von Bamberg einzutreten, wo die ſtrengſte Zucht herrſchte. Als er ein Noviziat-Jahr beſtanden, wurde er aufgenommen. Bei dieſer Gelegenheit ſoll der Pater Superior geſagt haben: Eulogius wird dem Orden entweder die größte Ehre, oder die größte Schande machen.

Nach drei Jahren Aufenthalt im Kloſter, während welcher er ſich dem Studium des Hebräiſchen und der Beſchäftigung mit der Poeſie hingab, ward Schneider von ſeinem Obern nach Augsburg geſandt, um im dortigen Franziskaner-Kloſter die Sprache des alten Teſtaments zu lehren. In dieſer Stadt hielt er am 25. November 1785, bei der Feier des St. Katharinen-Feſtes, eine „Toleranz-Predigt," die ſein großes Redner-Talent bekundete, aber unter dem Clerus ihm viele Feindſchaft zuzog. Der Dekan Umgelder, dem es leid that, daß der junge Redner Verfolgungen ausgeſetzt war, empfahl ihn dem (bekanntlich zum Katholicismus übergetretenen) Herzog Karl Eugen von Württemberg. 1786 ernannte derſelbe ihn zum Hofprediger, nachdem er wegen ſeines Mönchsgelübdes den nöthigen Dispens vom Papſt empfangen. Doch ſeine liberalen Ideen bereiteten ihm bald neue Verlegenheiten; Schneider verließ im Frühling 1789 ſeinen Poſten und übernahm die Stelle eines Profeſſors der ſchönen Wiſſenſchaften und der griechiſchen Sprache, welche die Univerſität Bonn ihm angetragen hatte.

Auch in Bonn fuhr er fort, durch (ſehr ſtarke) liberale Manifeſtationen die Schaar ſeiner Feinde zu vermehren. Dazu wirkten ſein Gedicht „auf die Zerſtörung der Baſtille," ſeine humaniſtiſchen Predigten, ſeine Antrittsrede bei Eröffnung des Literatur-Curſus, in welcher er die Hinderniſſe der Denkfreiheit im katholiſchen Deutſchland beklagte, die Sammlung ſeiner „Gedichte," die Neujahr 1790 zu Frankfurt a. M., 192 Seiten Duodez, erſchienen und (der Erbprinzeſſin Louiſe von Wied-Neuwied, gebornen Reichsgräfin von Wittgenſtein-Berleburg gewidmet) das Kapitel von der Liebe allzu menſchlich behandelten; ferner ſeine „Elegie an den Kaiſer Joſeph II." (Bonn, 1790, 8 pag., in 8.) deren 9. Strophe:

Und gelangteſt Du zum Throne
Griffeſt Du dem Höllenſohne
Fanatismus in's Geſicht:

* Notes sur la vie et les écrits d'Euloge Schneider, accusateur public du département du Bas-Rhin, publiées par F. C. Heitz. Strasbourg, Heitz, 1862.

Digitized by Google

Ha! da ſpie das Ungeheuer
Schwefeldampf, und Gift und Feuer;
Ganz beſiegteſt Du es nicht —

im Clerus große Aufregung hervorrief, und endlich ganz beſonders ſein „Katechetiſcher Unterricht in den allgemeinſten Grundſätzen des praktiſchen Chriſtenthums" (Bonn und Köln, am 18. Juli 1790, 96 pag. in 8.), welcher von allen katholiſchen Theologen-Fakultäten Deutſchlands verdammt und vom römiſchen König im Mai 1792 bei 100 fl. Geldſtrafe zu verkaufen unterſagt ward. Schneider konnte ſich in Bonn nicht länger halten; mit Begeiſterung folgte er einem Rufe, der von hochgeſtellten Perſonen aus Straßburg an ihn erging. — Es iſt hier einzuſchalten, daß der Maire Friedrich von Dietrich der eigentliche Urheber von Schneider's Berufung war, und es wirft das traurigſte Licht auf den Charakter des landflüchtigen Prieſters, daß er eben denſelben Straßburger Maire durch unabläſſige Feindſeligkeit auf das Schaffott brachte!

Schneider kam am 12. Juni 1791 zu Straßburg an. Sechzehn Tage darauf wurde er zum Profeſſor und Dekan der katholiſchen Akademie (Theologen-Fakultät?) und zum biſchöflichen Vicar des Niederrhein-Departements ernannt. Am 12. Juli deſſelben Jahres leiſtete er im Münſter den Bürgereid, den damals auch die Geiſtlichen ſchwören mußten. Am 11. November 1791 ward er zum Mitglied des Munizipalraths erwählt. — Herr Heitz ſetzt als bekannt voraus, welcher Partei der Herr Vicar Eulogius Schneider gar bald ſich anſchloß. Er fand es der geiſtlichen Würde, wie der chriſtlichen Milde und Nächſtenliebe ganz angemeſſen, mit der äußerſten Linken, d. h. mit den wildeſten Jakobinern in Brüderſchaft zu treten. Im „Spiegel-Klub," der ſpäter auch Jakobiner-Klub hieß, wurden die eingewanderten Neubürger, der Savoyarde Monnet, nachmaliger Maire und die verrätheriſche Triebfeder ſeines eigenen Sturzes, der Lyonneſe Téterel, der hämiſche Redacteur des „Courrier du Bas-Rhin," Bürger Karl Laveaux, ein erbitterter Gegner Dietrich's, Simond und Bentabolle ſeine Genoſſen. Am 2. December 1791 gab Schneider eine lateiniſche Theſis heraus: De novo rerum theologicarum in Francorum imperio ordine Commentatio, die ſeinen Vorleſungen über Paſtoral-Wiſſenſchaft als Vorläufer dienen ſollte; — daß Herr Heitz ſie in dem biographiſchen Abriß eine „thèse latine sur l'éducation" nennt, ſcheint auf einer Verwechſelung mit einer am 6. Januar 1792 im Spiegel-Klub gehaltenen Rede über die Erziehung der Frauen zu beruhen. Aber dies war Schneider's letzte Publication, die noch einen gelehrten Anſtrich hatte. Durch ſeine Rede über die Prieſterehe hatte er mit dem Dogma der Kirche offen gebrochen; ſein Weſen hatte ſich der geiſtlichen Hülle entäußert; die Zeit mahnte an politiſche Thätigkeit. „Am 3. Juli 1792 erſchien die erſte Nummer des „Argos, oder der Mann mit hundert Augen, von Eulogius Schneider" (Straßburg, J. Stüber, 1792—1794, vier Semeſter, in 8., zuſammen von 2144 Seiten) in deutſcher Sprache, welche Zeitſchrift zweimal die Woche, und zwar Mittwoch und Freitag, herauskam, acht Franken jährlich koſtete, und als Butenſchön am 18. December 1793 an Stelle des verhafteten Schneider die Redaction übernahm, nur 80 Abonnenten zählte! Nichtsdeſtoweniger war es ein wichtiges Straßburger Blatt. Am 18. September 1792 wurde Schneider vom Departementsrath als Munizipal-Commiſſair nach Hagenau geſchickt, um dort die Functionen des abgeſetzten (conſtitutionellen) Maire's proviſoriſch auszuüben, was drei Monate dauerte. Am 19. Februar 1793 wurde er zum öffentlichen Ankläger beim Kriminal-Tribunal des Niederrheins erwählt, und am darauf folgenden 5. Mai mit demſelben Amt beim Straßburger Revolutions-Tribunal betraut, deſſen Präſident ein gewiſſer Taffin war, neben dem die Diſtriktsrichter Wolff und Clavel als Beiſitzer ſaßen. Als am 8. October deſſelben Jahres die Convents-Commiſſare Guyardin und J. B. Milhaud einen allgemeinen Sicherheits-Ausſchuß in Straßburg errichteten, machten ſie auch Schneider zum Mitgliede des Ausſchuſſes. Die Namen der übrigen Mitglieder beweiſen, daß recht eigentlich blos der Straßburger Jakobiner-Klub dieſe Behörde zuſammenſetzte! Auf Bildung wurde dabei weniger geſehen, als auf Geſinnungstüchtigkeit!

Durch Beſchluß vom 15. October 1793 ſchufen die Volksrepräſentanten bei der Rhein- und Moſel-Armee, die im Elſaß durch mobile Nationalgarden und Sansculotten zeitweiſe in Scene geſetzt ward, nämlich die Bürger Ehrmann, Mallarmé, J. B. Lacoſte, J. Borie, Richaud, Riou, J. B. Milhaud und Ruamps auch bei dieſem Schreckensheere ein Revolutions-Tribunal und die Mitglieder des älteren wurden auch Mitglieder dieſes neuen außerordentlichen Gerichtshofes. Schneider, der inzwiſchen (Ende October 1793) als ordentlicher Staatsanwalt den würdigen Hofrath Rauſch, Verwalter der elſaſſiſchen Güter des Prinzen Ludwig von Heſſen-Darmſtadt, wegen pflichtgetreuer Ablieferung prinzlicher Gelder, den Tod durch Henkershand hatte ſterben laſſen, entwickelte vom 5. November bis 13. December 1793 in der neuen Eigenſchaft als Ankläger beim Armee-Revolutions-Tribunal eine noch lebhaftere Thätigkeit; er ließ in Straßburg und Umgegend 31 Perſonen zum Tode verurtheilen, indem die Guillotine ſammt obligatem Gerichtshof Rundreiſen machte, die zu Mutzig, Barr, in dem nach Schneider „abominablen" Obernai (vulgo Ober-Ehnheim), Epſig und Schlettſtadt die vorzüglichſte Ausbeute fand.

Am 20. November 1793 ſchwor unſer Held im „Tempel der Vernunft" d. h. im alten Straßburger Münſter, den der „heilige Decadi" alſo umgetauft hatte, den Prieſterſtand ab, und am 14. December heiratete er zu Barr eine gewiſſe Sarah Stamm, Tochter eines dortigen Steuerbeamten. Seine Werbung brachte er zwar in eigenthümlicher Weiſe an. Er, der Civilcommiſſar bei der Revolutions-Armee, der furchtbare öffentliche Ankläger, ſchickte mit ſeinem Werbebrief einen Gendarmen zum Brautvater! Natürlich wirkte der unmittelbare Eindruck des alſo ausgedrückten Wunſches! Leider heftete ſich aber auch ſofort die Nemeſis an die Sohlen des jungen Ehemannes. Kaum war er mit militairiſcher Ehrenbegleitung in einem mit 6 Pferden beſpannten Wagen vom Hochzeitsmahle nach Straßburg zurückgekehrt, als er (am 15. December 93) um 2 Uhr Morgens auf Befehl der Conventscommiſſare St. Juſt und Lebas durch den Straßburger Diviſionsgeneral Dièche verhaftet und noch an demſelben Tage 4 Stunden lang an der Guillotine wie an einem Schandpfahl ausgeſtellt wurde! Und das war nur der Anfang ſeines Unglücks. Denn St. Juſt und Lebas, hinter die der argliſtige Savoyarde Monnet ſich geſteckt hatte, trachteten nach der Vernichtung eines Mannes, der trotz einer guten Portion amtlicher Mordthaten, des „Moderantismus" und „Foederalismus" verdächtig war. Nach kurzer Friſt wurde Schneider in einer Polizei-Kaleſche nach Paris befördert und dort zuerſt in der „Abtei," ſpäter in La Force eingekerkert.

Am 10. April 1794 um 10 Uhr Morgens ward Schneider vom Pariſer Revolutions-Tribunal zum Tode verurtheilt, welches Urtheil ſchon um 1 Uhr Mittags mit dem Fallbeil der Guillotine vollſtreckt ward Schneider's letzte Worte waren: „Es iſt unmöglich, gefälliger gegen die Feinde der Republik zu ſein, als indem man mich ſterben läßt."

Man kann der von Heitz aufgeſtellten Anſicht beipflichten, daß dem Standpunkte von St. Juſt und Lebas gegenüber der Revolutionsmann Eulogius Schneider unſchuldig war und daß die ihm zur Laſt gelegte Begünſtigung der Ariſtokraten und Föderaliſten und der auswärtigen Feinde Frankreichs das Licht keiner, auch nicht der oberflächlichſten Kritik verträgt. Die Gründe ſeiner Verurtheilung ſind einfach auf grobe Lügen und boshafte Verdächtigungen des auf Schneiders Anſehn und Stellung neidiſchen Monnet zurückzuführen. Allein, wenn Schneider in den Augen des Jakobinismus gerechtfertigt erſcheint, iſt er es darum vor dem Richterſtuhl der Menſchheit, vor dem Forum der Geſchichte? Was trieb ihn an, ſeinen Wohlthäter Friedrich v. Dietrich in's Verderben zu ſtürzen? Was machte ihn zum erbitterten Feind der gemäßigten Freiheitsfreunde? Welcher Dämon ſpannte ihn in's Joch der Schreckensmänner und ließ den Arm eines Prieſters und Lehrers an einer weltberühmten Bildungsſtätte zum Werkzeug blutgieriger Pöbelherrſchaft werden? Es giebt hierfür keine Entſchuldigung, denn die Schwäche iſt keine ſolche. Wenn ein Orkan über die Länder brauſt, muß der Schwache ſich zurückhalten und nicht die Gefilde der Zerſtörung aufſuchen. Von Schneider galt das tiefſinnige Wort: Du glaubſt zu ſchieben, doch Du wirſt geſchoben! Man brauchte ſein Rednertalent und ſeinen revolutionairen Eifer, ſo lang' es zweckdienlich war; als das Werkzeug ſeine Schuldigkeit gethan, ward es von Bluthunden fortgeſchleudert und, weil vielleicht ein böſes Geheimniß (das der beabſichtigten Ertränkung von Sechs Tauſend Straßburger Einwohnern) an ihm klebte, ſogar für immer unſchädlich gemacht!

Dieſer Mann, deſſen „Argos" unermüdlich die mit bitterer Ironie „fanatiſch" geſcholtenen Feuillants verfolgte und der Milde der Menſchlichkeit unaufhörlich Hohn ſprach, war einſt auf beſſeren Wegen gewandelt; ſein erſtes Geiſteserzeugniß, das gedruckt an's Licht trat, war eine „Ode auf den Rettertodt Leopolds von Braunſchweig" (Bamberg 1785; — 8 pag. in 8°) geweſen. Ein „Volkslied auf denſelben" folgte unmittelbar. So innig hatte der Franziskanermönch im Kloſter zu Augsburg den Opfertod eines edlen Fürſten betrauert! Und derſelbe Mann ſcheute in der Revolution nicht vor eigenem Blutvergießen zurück, und, als an ihn ſelbſt die Reihe zu ſterben gelangte, konnte er ſich in das Todesloos nicht finden, beſtürmte Robespierre und die Pariſer Jakobiner mit Bitten um Gnade und ließ zwei Frauen, ſeine Schweſter und eine Pariſer Freundin die Barmherzigkeit ſeiner Richter anflehn. Ein ſonderbarer Schreckensmann!

Trauttwein von Belle.

Digitized by Google

### Predigten einer Frau.

„Wir, die in der Welt umher irren, vielleicht beſtimmt, uns niemals zu begegnen, wir, die durch die Stellung im Leben und durch Charakter-Verſchiedenheit getrennt werden, dennoch ſind wir gezeichnet und vereinigt durch — den Tod.

Wir müſſen Alle ſterben, — nicht, um dieſes zu verkünden, öffne ich meine Lippen. Aber ein Jeder unter uns trägt die heilige Erinnerung an einen theuern Verſtorbenen in ſeinem Herzen, das iſt, was uns verbindet, die Thränen des gleichen Schmerzes und der tiefſten Liebe vereinigen die bisher fremden Seelen. Wo iſt der, deſſen Thränen noch nicht reichlich floſſen, wer ſtand noch nicht gebeugt am Grabe eines Weſens, das wir liebten, das uns liebte. Ach, ſchrecklich iſt das Gefühl der Trauer, Mancher fühlt es nur dumpf und ſelten, für mich iſt es ſtets vorhanden; es würde mir unerhört erſcheinen, nicht jeden Tag daran zu denken.

Man kann ſich ja auch nicht willkürlich der Liebe enthalten. Sage Deinem Herzen: „Höre auf, Dich zu erinnern," würdeſt Du es wollen? Von dem Augenblick, wo uns eine theure Seele, die zu den Unſrigen zählte, verließ, ſteigen uns nicht Fragen auf? Weshalb? Warum ſchon jetzt? Brennende Fragen! Tag und Nacht arbeiten ſie uns in der Seele, ſie ſind unſere Qual. Doch iſt es ein Unglück für den, welcher ſich durch Vergeſſen losreißen kann, es iſt eine Art Verrath; ich will lieber die Schmerzen mit ihrem Stachel.

Fühlt ihr nicht, je weiter euer Lebensweg vorrückt, eine gewiſſe Täuſchung, fühlt ihr euch nicht krank an dem finſtern Uebel der Unmöglichkeit, glücklich zu ſein? Wir ſind Alle müde Kämpfer, arme Gefangene mit heiterem Geſicht, ängſtliche Sucher des Friedens!

Man könnte in dieſer Thatſache eine menſchliche Schwäche ſehn, die bekämpft werden muß. Ich finde darin einen Zug zum Himmel.

Es giebt ſonnenloſe Tage. Die Bäume ſind entblättert, die Wieſen dürr, der Nebel liegt in grauen Wolken darüber. So kommen auch Momente im Leben vor. Dann bemächtigt ſich tiefe Abgeſpanntheit unſerer Seele, Ueberdruß unſerer ſelbſt. Wir fühlen Müdigkeit nach dem troſtloſen Kampf, geheime Erſchütterungen des Glaubens. Ach, dann ſeufzen wir nach Befreiung, nach der ewigen Wahrheit, nach dem himmliſchen Halleluja!

Ihr habt ſie gefühlt, dieſe Todesmattigkeit, ihr habt geſeufzt aus angſterfüllter Bruſt. Ihr habt die Hände gerungen, und euer Angeſicht in Thränen gebadet.

Dieſe Thränen, ich will verſuchen, ihnen ihre Bitterkeit zu nehmen, dieſen ängſtlichen brennenden Fragen will ich verſuchen zu antworten!"

Mit dieſen vielverheißenden Worten beginnt eine franzöſiſche Frau eine Sammlung von religiöſen Troſtgründen für alle irdiſchen Schmerzen. Es ſind Predigten ohne theologiſche Eintheilung und ohne orthodoxe Vorſchriften, welche im Munde einer Frau auch wohl zu Mißverſtändniſſen Anlaß geben könnten. Frau von Gasparin nennt ihr Werk Les horizons célestes, und man erfährt im Vorwort, daß ſie bereits mehrere Arbeiten in ähnlichem Sinne veröffentlicht hat. Es iſt zu bedauern, daß dieſelben bisher in Deutſchland ſo wenig bekannt geworden; ſie würden ſich durch eine gute Ueberſetzung gewiß einen großen Leſerkreis erwerben und manchem trauernden Herzen willkommene und heilende Troſtſprüche geſpendet haben.

Man erwarte durchaus keine gewöhnliche Abhandlungen nach irgend einer gebräuchlichen Schablone des Predigertons; nein, die Predigten dieſer Frau enthalten echte Frömmigkeit, innige Herzenswärme und aufrichtiges Sehnen nach Wahrheit.

Die Gabe, Vertrauen zu erwecken, beſitzt die Verfaſſerin in ganz beſonders hohem Grade; die Seelen aller Traurigen werden ſich ihren Worten leicht erſchließen, weil ſie die richtigſte, wahrhafteſte Ausdrucksweiſe für den Schmerz angewendet. Sie hat offenbar ſelbſt eine tiefgehende Empfindung davon gehabt und kennt alle Zuſtände, alle Grade von Seelenleiden. Sie widmet ihre erſte Predigt „den Weinenden" und redet darin eine ſo rührende Sprache der Mitempfindung, des ſchönſten, wahrſten Mitleids, daß ſchon darin allein Troſt liegen muß. Den Thränen, die auf Gräber fallen, zollt ſie ganz beſonders ihre Theilnahme und als Beweis, wie ſehr ſie bewandert iſt in den Kreiſen bitterer Erfahrung, wollen wir hier ihre Worte anführen bei Gelegenheit der leidigen Condolenz-Beſuche: „Ein armes Weſen in Trauerkleidern gleicht dem Verwundeten, der am Wege liegt, dem guten Willen der Vorübergehenden preisgegeben. Jedermann möchte ihm wohlthun, aber Jedermann thut ihm weh, denn jede Berührung der Wunde ſchmerzt, aber Jedermann betaſtet doch mit beſter Abſicht dieſe blutende Stelle."

Bemerkenswerth iſt noch, daß die Predigten einer Frau zwar durchaus chriſtlich, jedoch ohne jegliche polemiſche oder auch nur confeſſionelle Beimiſchung ſind. F. v. H.

---

# Belgien.

## Das belgiſche Jahrbuch für Statiſtik und Geſchichte.*

Dieſes ſtatiſtiſch-hiſtoriſche Jahrbuch hat ſeit ſeinem erſten Erſcheinen im Jahre 1854 ſowohl in Belgien, als außerhalb dieſes Landes, vielen Anklang gefunden und ſich eines großen, wohlverdienten Beifalls erfreut. Herr Dr. Scheler, Verfaſſer eines Dictionnaire d'étymologie française etc., und Redacteur des Bulletin du bibliophile belge, hat aber auch fortwährend dahin geſtrebt, nicht nur für die möglichſte Vollſtändigkeit und Genauigkeit ſeines Buches zu ſorgen, ſondern auch in jedem Jahrgange intereſſantes Neues darzubieten.

Das Werk beſteht aus drei Hauptabtheilungen, deren erſte ſtatiſtiſche Nachweiſe über die Länder Europa's, Amerika's, Aſien's, Afrika's, Oceanien's und über Auſtralien enthält. (S. 5—120.) In der zweiten Hauptabtheilung folgen dann die ausführlichen, zum großen Theile aus authentiſchen Quellen geſchöpften, alſo ſehr zuverläſſigen, ſtatiſtiſchen Notizen über Belgien, von denen manche ſonſt nicht beachtete und doch wichtige Einzelnheiten berühren. (S. 121—204.) Der reichhaltige Stoff, der hier mit Sorgfalt und Umſicht ausgebeutet und bearbeitet erſcheint, iſt unter dreizehn Rubriken gebracht, deren Ueberſchriften wir, wie ſie im Buche lauten, und in der vom Verfaſſer gewählten Reihenfolge wiedergeben: I. Situation, Territoire, Maisons. II. Population. (Recensement de 1856. Mouvement de la population pendant l'année 1860. — Naissances. Décès. Mariages. Imigration et émigration. État de la population au 31. décembre 1860. Resumé des éléments du mouvement de la population en 1860. Densité de la population au 31. décembre 1860. Population des chefs-lieux de province au 31. decembre 1860.) III. Assemblées législatives et électives. IV. Enseignement public. V. Cultes. VI. Justice et Prisons. VII. État sanitaire. VIII. Finances publiques. IX. Agriculture. X. Industrie. XI. Commerce. XII. Voies de communications. XIII. Details statistiques sur Bruxelles. Die dritte, als geſchichtlich bezeichnete Hauptabtheilung umfaßt (S. 208—291): I. Pouvoir exécutif et législatif en 1862: 1) Conseil des Ministres. 2) Chambre des Représentants. Ordre d'ancienneté des membres actuels. (Nur neun Mitglieder der jetzigen Kammer nahmen an dem National-Kongreſſe Theil, nämlich die Herren de Brouckère († 1862), Devaux, de Haerne, Lebeau (Joſ.), Rodenbach, Rogier, de Theux, Van den Broucke de Terbecq und Vilain XIV.). — Bureau de la Chambre en 1861—1862. 3) Sénat. — Ordre d'ancienneté des membres actuels. (Der Baron Béthune, der Marquis de Rodes und Herr J. Vergauwen ſind jetzt die einzigen Senatoren, die Mitglieder des National-Kongreſſes waren.) — Bureau du Sénat en 1861—1862. II. Chronique belge de 1861. Kurze Angabe der wichtigſten Ereigniſſe des Jahres, in zweckmäßiger Auswahl. III. Nécrologie belge de 1861. (Schriftſteller und Künſtler: Februar: Jean Henri Simon, Tonkünſtler, geſtorben in Antwerpen; M. J. Dupont, Tonkünſtler in Lüttich; März: Joſeph-François Sael, Tonkünſtler in Koekelberg; April: Eduard Wacken, dramatiſcher Dichter in Saint-Joſſe-Ter-Noode; Mai: Charles Etienne Guillery, Verfaſſer vieler chemiſcher und phyſikaliſcher Schriften in Molenbeeck-Saint-Jean; der gelehrte Pole Joachim Lelewel, der 30 Jahre in Belgien lebte, in Paris; Junius: Bruno Renard, Architekt der Stadt Tournai und Schriftſteller in Brüſſel; Julius: Lambert Mathieu, Maler und Director der Akademie der ſchönen Künſte zu Löwen, in Löwen; Tilman François Suys, Architekt des Königs und Schriftſteller in Brüſſel; September: Leopold Godineau, Tonkünſtler in Monceaux-ſur-Sambre; October: J. B. A. M. Jobard, Director des königl. Muſeums der belgiſchen Induſtrie, Schriftſteller, beſonders im technologiſchen Fache, Vorſteher der erſten lithographiſchen Anſtalt in Belgien, in Brüſſel; November: Nicolas Joſeph Peetermans, Verfaſſer des Werkes: Le Prince de Ligne ꝛc., in Seraing bei Lüttich; December: Jacques-Joſeph Eeckhout, Maler in Paris.) IV. Mouvement personnel dans les places de gouverneur

* Annuaire statistique et historique belge, par Aug. Scheler, Dr. Phil., Bibliothécaire du Roi des Belges, et professeur agrégé à l'Université de Liége, chevalier des ordres de Léopold, du Christ et de la Saxe Ernestine. Neuvième Année. 1862. Bruxelles, 296 p. 8.

Digitized by Google

de province depuis 1830. — Relevé alphabétique des gouverneurs de province depuis 1830.

Dem Abſchnitte über das öffentliche Unterrichtsweſen entnehmen wir einige Notizen:

Die Ausgaben für die drei Abſtufungen des öffentlichen Unterrichts ſind auf das Staatsbudget von 1862, wie folgt, gebracht:

Erſter Unterricht (nach dem Annuaire für das Jahr 1861) am 31. December 1857: Gemeindeſchulen, autoriſirte (adoptées) Schulen, freie Privatſchulen, Penſionate (5,662, mit 511,096 Schülern, von denen 279,532 unentgeldlichen Unterricht erhielten); Normalſchulen für die Bildung von Lehrern; 1. Staatsſchulen (in Lierre und Nivelles, 1857—58, 185 Eleven,) 2. Biſchöfliche Schulen (in Tournhout, Saint-Nicolas, Bonne-Esperance, Saint-Roch, Saint-Trond, Carlsburg, Malonne, 1856—56, 344 Eleven), 2,058,099 Fr.

Mitteler Unterricht, am 10. November 1861 auf 10 Königl. Gymnaſien (Athenées), zu Antwerpen, Brüſſel, Brügge, Gent, Mons, Tournai, Lüttich, Haſſelt, Arlon, Namur (3,057 Schüler); in 49 mittleren Schulen in der Provinz Antwerpen 4, Brabant 6, Weſt-Flandern 4, Oſt-Flandern 3, Hennegau 12, Lüttich 6, Limburg 3, Luxemburg 4, Namur 7, (7,001 Schüler), 9,641,987 Fr.

Höherer Unterricht auf den Staats-Univerſitäten zu Gent (1860—61, 377 Studirende, 1852—53, 300,) Lüttich (1860—61, 864 Studirende, 1852—53, 502,) und den freien Univerſitäten zu Brüſſel, (1859—60, 405 Studirende), Löwen (1859—60, 793 Studirende 1,015,520 Fr.

Geſammtausgabe: 4,038,606 Fr.

Die Zahl der Studirenden war 1860—61 1. in Gent: Philosophie et lettres 26, Droit 82, Sciences 184, Médécine 151, zuſammen 377; 2. in Lüttich: Philosophie et lettres 89, Droit 167, Sciences 457, Médécine 151, zuſammen 864; 1859—60 1. in Brüſſel: Théologie — Philosophie et lettres 41, Sciences 65, Droit 145, Médécine 154, zuſammen 405; 2. in Löwen: Théologie 84, Philosophie et lettres 107, Sciences 158, Droit 239, Médécine 205, zuſammen 793.

Aus dem Abſchnitte, welcher die Bevölkerung zum Gegenſtande hat, theilen wir die folgende tabellariſche Ueberſicht mit, die den Beſtand der Ein- und Auswanderung im Jahre 1860 zeigt:

| | Einwanderung | | | Auswanderung | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Provinzen | Männl. Geſchl. | Weibl. Geſchl. | Zuſammen | Männl. Geſchl. | Weibl. Geſchl. | Zuſammen |
| Antwerpen | 900 | 756 | 1656 | 568 | 448 | 1016 |
| Brabant | 1558 | 1165 | 2723 | 550 | 544 | 1094 |
| Weſtflandern | 384 | 430 | 814 | 1214 | 1253 | 2467 |
| Oſtflandern | 395 | 396 | 791 | 644 | 502 | 1046 |
| Hennegau | 607 | 582 | 1189 | 1055 | 1100 | 2155 |
| Lüttich | 228 | 235 | 463 | 143 | 160 | 303 |
| Limburg | 89 | 123 | 212 | 87 | 101 | 188 |
| Luxemburg | 156 | 150 | 306 | 289 | 295 | 584 |
| Namur | 72 | 69 | 141 | 238 | 248 | 486 |
| Königreich: | 4389 | 3906 | 8295 | 4688 | 4651 | 9339 |

Es ſind alſo im Jahre 1860 1044 Perſonen mehr aus-, als eingewandert; im Jahre 1859 betrug die Mehrzahl der Ausgewanderten nur 742 Perſonen.

Hamburg. J. L. Hoffmann.

## Mannigfaltiges.

— Hannover's wirthſchaftliche Hegemonie in Deutſchland. Ein niederſächſiſcher Mitarbeiter der „Deutſchen Vierteljahrſchrift" — wahrſcheinlich Herr Onno Klopp — begründet in Nr. 102 derſelben (April — Juni 1863, zweite Abtheilung) auf dem Umſtande, daß ſich das Königreich Hannover ſeit zehn Jahren aus einem ackerbautreibenden zu einem Handels- und Induſtrie-Staate emporgearbeitet, den Anſpruch der niederſächſiſchen Ebene und des deutſchen Nordſee-Gebietes auf die Hegemonie des neuen, volkswirthſchaftlichen Lebens in Deutſchland. Bis dahin, meint der Verfaſſer, habe Deutſchland zur Vertretung ſeiner maritimen Intereſſen auf dem Erdball nur „zwei vereinzelte Städte an der Nordküſte" (Hamburg und Bremen) beſeſſen; deshalb ſei es Preußen, trotz ſeiner in Deutſchland gründlich verhaßten militairiſch-bureaukratiſchen Organiſation ſo leicht geweſen, ſich als unentbehrlich für die wirthſchaftlichen Beſtrebungen des deutſchen Volkes darzuſtellen und anſehen zu laſſen. Jetzt trete jedoch der Nordſee-Staat Hannover, der die Ausſicht habe, nächſtens durch den Heimfall Braunſchweigs ſo erweitert zu werden, daß er dem mitſtrebenden Bayern an Macht nichts nachgebe, gegen das auf das Oſtſee-Gebiet angewieſene Preußen in die Schranken. Bald werde die neue Rhede von Geeſtemünde den Beweis liefern, daß ein Handelshafen, der ein Glied eines ganzen, ebenſo Handel und Induſtrie, wie Ackerbau und Viehzucht, kultivirenden Staats-Organismus ſei, doch in ganz anderer organiſcher Verbindung mit dem übrigen Deutſchland ſich befinde, als jene „zwei vereinzelten Städte an der Nordküſte." Alſo — es iſt unſerm Verfaſſer nicht blos um den Sturz Preußens von ſeiner wirthſchaftlichen Höhe, ſondern auch um den Ruin Hamburgs und Bremens zu thun. Nun — einſtweilen möchte das ein ähnlicher Plan ſein, wie der des Milchmädchens in der Fabel, beſonders wenn erwogen wird, daß Alles, was bisher in Geeſtemünde und anderen, den Hanſeſtädten naheliegenden hannoverſchen Seehäfen für Erweiterung des deutſchen Seehandels geſchehen iſt, nur mit Hülfe dieſer Hanſeſtädte hat geſchehen können, deren jetzige Macht und Welthandels-Bedeutung weder durch das Königreich Hannover, noch durch das künftige Hannover-Braunſchweig zu erſchüttern ſein wird.

— Friedrich Liſt und der franzöſiſche Handelsvertrag. Das Cotta'ſche „Ausland" ſetzt ſeine kürzlich von uns mit Freuden begrüßte Polemik gegen die Schutzzöllner fort. In ſeiner Nr. 18, vom 29. April, bringt es über „Friedrich Liſt's wiſſenſchaftliche Irrthümer" einen Artikel, den wir den Gegnern des franzöſiſchen Handelsvertrages in Stuttgart und München zur Beherzigung empfehlen. Dieſe berufen ſich unter Anderm auf den Vorwurf, den Liſt den Freunden der Handelsfreiheit macht, „daß ſie nicht den Einfluß eines Krieges auf die Nothwendigkeit eines Schutzſyſtemes berückſichtigen;" aber das „Ausland" weiſt auf den Krieg Rußlands von 1854—56 und auf den jetzigen Krieg in Amerika hin, wo, trotz der ſtrengen Blokaden aller Häfen, die Ruſſen ſowohl als die Südſtaaten an Nichts Mangel gelitten, wovon ihnen die Zufuhr abgeſchnitten worden war. „Lebte Friedrich Liſt noch," fügt unſer Gewährsmann hinzu, „ſo iſt gar kein Zweifel, auf welcher Seite er jetzt ſtehen würde. Er, der große Agitator für die Handelsfreiheit in Deutſchland, würde Alles bekämpft haben, was zu einem Bruche des Zollvereines führen muß. Er wäre ganz ſicherlich für den franzöſiſchen Handelsvertrag quand-même, wie für die Zolleinigung mit Oeſterreich, eingetreten. Sagt er doch ausdrücklich: „„Noch mehr dürften dergleichen Verträge zuläſſig und nützlich ſein zwiſchen Nationen, die auf ungefähr gleicher Stufe der induſtriellen Bildung ſtehen, zwiſchen welchen alſo die Konkurrenz nicht übermächtig, nicht zerſtörend, nicht niederhaltend, nicht Alles monopoliſirend von einer Seite auftritt, ſondern, wie bei dem Binnenverkehr, zu wechſelſeitiger Nacheiferung, Vervollkommnung und Preisverminderung anſpornt. Dies iſt der Fall bei den meiſten Kontinental-Nationen. Frankreich, Oeſterreich und der deutſche Zollverein z. B. dürften von ziemlich niedrigen Schutzzöllen nur ſehr wohlthätige Wirkungen zu erwarten haben, und auch zwiſchen dieſen Ländern und Rußland ließen ſich zu allſeitigem Vortheil wechſelſeitige Conceſſionen machen.""

— Eine neue Schrift des Fürſten Dolgorukov. Fürſt Peter Dolgorukov hat, als Fortſetzung zu ſeiner viel angefochtenen Schrift „La vérité sur la Russie," in Paris eine neue Schrift über ſein Vaterland herausgegeben, die die Reformen des Kaiſers Alexander II. (Des reformes en Russie) zum Gegenſtand hat, welche Reformen er ſämmtlich für bloßen Humbug erklärt. Abermals verſucht es Fürſt Dolgorukov, zu beweiſen, daß in Rußland Alles faul, demoraliſirt und zum Untergange reif ſei. Ehre und Recht ſind, nach des Verfaſſers Behauptung, Begriffe, die in Rußland ganz abhanden gekommen. Die Gerichtshöfe ſollen, wo ſie nicht bloße Vollſtrecker der kaiſerlichen Willkür ſeien, Jedem zu Gebote ſtehen, der ſie zu erkaufen weiß. Perſönliche Sicherheit gebe es für Niemand, auch nicht mehr für den Adel, der ſonſt wenigſtens durch ſeine Privilegien gegen körperliche Züchtigungen geſchützt geweſen, während jetzt ſogar Frauen vom Adel ausgepeitſcht würden — allerdings auf einer geheimen Gerichtsſtube der kaiſerlichen Kanzlei. Der Verfaſſer behauptet, daß auch der Handels- und Gewerbeſtand in Rußland jetzt im höchſten Grade unzufrieden ſei, weil aller Kredit aufgehört habe und die Gerechtigkeit nur noch vom Hörenſagen gekannt werde. Kein einziger Stand, auch das Militair nicht ausgenommen, ſoll mit den jetzigen Zuſtänden zufrieden ſein; namentlich ſollen die zahlreichen Religions-Sektirer auf eine baldige Aenderung dieſer Zuſtände rechnen. Wir theilen dies ganz objektiv, als Inhalt der neuen Schrift mit, für deren Wahrheitsliebe wir natürlich keinerlei Bürgſchaft übernehmen.

Digitized by Google

— Eine polniſche Zeitſchrift für Rechts- und Staatswiſſenſchaft.* Eine ſolche erſcheint jetzt in Krakau, und zwar herausgegeben von den Profeſſoren der juriſtiſchen Facultät der Jagelloniſchen Univerſität. Sie kömmt in Monatsheften heraus und verſpricht Original-Aufſätze im Gebiete der Rechtsgeſchichte und Rechtsphiloſophie, insbeſondere auch über öſterreichiſches Recht, kritiſche Beſprechungen juriſtiſcher Werke und die Mittheilung richterlicher Entſcheidungen. In den beiden erſten Monatsheften befindet ſich unter Anderm eine Ueberſicht des heutigen Zuſtandes der Geſetzgebung und der Literatur des Strafrechtes, von Prof. Koczynski, ferner eine Abhandlung über die geſchichtliche Stellung der Frauen, von Prof. Burzynski, ein Verſuch über das kirchliche Präſentations-Recht, nach dem allgemeinen kanoniſchen und dem öſterreichiſchen Kirchenrecht, von Prof. Heynzmann, und mehrere Recenſionen. Die „Oeſterreichiſche Wochenſchrift“ (Beilage zur „K. Wiener Zeitung“) ſagt bei Gelegenheit einer Anzeige dieſer neuen polniſchen Zeitſchrift: „Die deutſche Rechtswiſſenſchaft kann das jugendliche Reis, das ihr entſproſſen, von ihr zumeiſt genährt wird, nur mit Freuden begrüßen und wünſchen, daß es gedeihe und zum kräftigen Baum erſtarke. Eine wiſſenſchaftliche Unternehmung, wie die hier vorliegende — jede Seite der neuen Zeitſchrift beweiſt es — ſetzt einerſeits gründliche und umfaſſende Studien der deutſchen Fachliteratur voraus und muß andererſeits dieſe Studien anregen, fördern und verbreiten. Dies ſind die logiſchen Folgerungen und Wechſel-Wirkungen des Geiſteslebens. Der Deutſche kann mit ruhiger Freude auf die rings um ihn durch ſeine Lehre und ſein Beiſpiel emporblühende Literatur lebensfähiger und kulturfähiger Nationalitäten blicken. Und wo deutſche Bildung befruchtend und belebend wirkt, ſollte deutſchem Weſen Eintrag geſchehen? Ein größerer Widerſpruch zwiſchen Urſache und Wirkung ließe ſich kaum denken!“

— Eine hebräiſche Zeitung aus Jeruſalem. Es liegen uns die erſten Nummern einer ſeit einigen Monaten in Jeruſalem, in hebräiſcher Sprache erſcheinenden Zeitung vor. Der Titel der Zeitung „Hal-banon“ (der Libanon) befindet ſich in dreierlei Schriftzeichen, hebräiſch, arabiſch und lateiniſch, an der Spitze des Blattes, das vorläufig nur Einmal monatlich (an jedem Neumondstage) ausgegeben wird. Mit jeder Nummer, die in ihrer erſten Hälfte politiſche und andere Nachrichten aus Jeruſalem, aus aſiatiſchen und europäiſchen Ländern enthält, iſt in der zweiten Hälfte ein Literaturblatt mit der beſonderen Ueberſchrift „Ehre des Libanon“ verbunden. Die erſte Hälfte iſt in hebräiſcher Quadratſchrift und die zweite in ſogenannter Raſchiſchrift gedruckt. Als Herausgeber ſind die Herren J. Bril, M. Cohen und J. M. Bram genannt. Am Schluſſe des Blattes iſt in lateiniſcher Schrift eine halb deutſche, halb franzöſiſche Adreſſe (genau wie folgt) angegeben, an welche man ſich in Angelegenheiten des Blattes zu wenden hat: „H. J. Bril Buchdruker in Jerusalem Palestine.“ Die Zeitung ſoll bei jedem deutſchen Poſtamt für den Preis von 2 Thlr. 16 Sgr. jährlich zu haben ſein, während ſie in der Türkei 44 Piaſter koſtet. Bemerkenswerth iſt der Leitartikel in Nr. 1 des Blattes, der von der Nothwendigkeit ſpricht, unter den jüdiſchen Bewohnern Paläſtina's europäiſche Kultur zu verbreiten und denſelben „europäiſche Hand- und Geiſtes-Arbeit“ zur unerläßlichen Lebens-Aufgabe zu machen. Dieſer Anſicht, heißt es in dem Artikel, ſtehe zwar in Jeruſalem die vom „Geiſte der neuen Zeit“ (רוח עת החדשה) noch nicht angehauchte, ſtabil-orthodoxe (phariſäiſche) Partei, die leider hier die Mehrheit bilde, ſchroff gegenüber, doch die Minderheit werde ſicher, wenn ſie nur erſt durch die That und nicht blos durch Kritik vorangehe, mit Hülfe der Unterſtützung, die ſie bei den europäiſchen Glaubensbrüdern in England, Frankreich und Deutſchland fände, über Jene bald den Sieg davon tragen. Dieſer erſte Leitartikel des Blattes iſt von einem ſo geſunden Geiſt und Urtheil durchdrungen, daß wir dem Unternehmen nur Glück wünſchen können und darum auch keinen Anſtand nehmen, es der Förderung europäiſcher Menſchenfreunde zu empfehlen. Nicht unintereſſant ſind auch die darin enthaltenen Nachrichten aus Arabien und Aegypten über die Geſchichte und die Lage der dortigen Juden — Nachrichten, die von Korreſpondenten in Aden und Alexandrien herrühren.

— Druck und Verlag von weiblicher Hand. Miß Faithfull ſteht an der Spitze einer Buchdruckerei in London, welche nur Setzer und Drucker weiblichen Geſchlechts beſchäftigt und in neueſter Zeit mit ihrer Offizin auch ein Verlagsgeſchäft verbunden hat. Von dem letzteren ſind bisher einige elegante Gedichtſammlungen, ſowie mehrere Novellen publicirt worden, die ſich jedoch mehr durch ihr Aeußeres, als durch ihren Inhalt auszeichnen. Dazu gehörten unter Anderm zwei „Erzählungen aus dem Deutſchen,“* von denen das Athenaeum ſagt, daß ſie beſſer unüberſetzt und ungedruckt geblieben wären. Die Verlags-Artikel von Miß Faithfull ſcheinen jedoch der ſchönen Hände wegen, von denen ſie gedruckt und meiſtens auch geſchrieben werden, ihre Liebhaber zu finden. Die galante Kundſchaft dürfte indeſſen nicht zu lange vorhalten, und wenn Miß Faithfull nicht bald ebenſo für die innere, als für die äußere Ausſtattung ihrer Verlagswerke ſorgt, ſo möchten ihre Preſſen in einiger Zeit nur noch mit dem Drucke von Makulatur beſchäftigt ſein.

— Shakſpeare-Bibliographie. Die kürzlich in London von dem deutſchen Buchhändler H. G. Bohn herausgegebene, achte Fortſetzung ſeines „Bibliographer's Manual of English Literature“ enthält eine vollſtändige Ueberſicht aller von Shakſpeare's Werken erſchienenen Ausgaben, ſowie aller Schriften über dieſelben und den Dichter, ſowohl engliſch, als in fremden Sprachen, von der älteſten Zeit bis auf die Gegenwart. Es umfaßt dieſe Bibliographie über hundert enggedruckte Seiten, und, wie das Athenaeum ſich ausdrückt, erinnert die vorliegende Arbeit mehr an den Sammlerfleiß der Deutſchen, als an irgend etwas, das in dieſer Richtung von Engländern geleiſtet worden. Voran gehen die Geſammtausgaben der Dramen, von der Folio von 1623 bis auf die Ausgabe von Carruthers und Chambers von 1861, wonächſt die Abdrücke der einzelnen Stücke, der Sonnette ꝛc. folgen. Ueber Format, Druck, Korrektur, Seitenzahl ꝛc., ſowie über die Seltenheit der einzelnen Ausgaben und über die Preiſe, die bei bekannten Verkäufen dafür gezahlt worden, ſind die genaueſten Angaben beigebracht. Wir entnehmen daraus unter Anderm, daß das geſtochene Bruſtbild Shakſpeare's, das ſich im Mittelpunkte des Titelblattes der Folio-Ausgabe von 1623 befindet, von einem niederländiſchen Künſtler, Martin Droeshout, herrührt, der zugleich Maler und Kupferſtecher war und dem ſchon Ben Jonſon das Zeugniß giebt, daß er das beſte und treueſte Bild von Shakſpeare geliefert habe.

— Meyer's Univerſum im Jahre 1863.** Die Verlagshandlung dieſer ſeit dreißig Jahren beſtehenden, alſo mit unſerem „Magazin“ faſt gleichalterigen Zeitſchrift überſandte uns den vorigen Jahrgang derſelben, mit dem Erſuchen, uns darüber auszuſprechen. Wir haben uns mit Vergnügen überzeugt, daß dieſes ſeit ſeinem Beginne mit Kunſtgeſchmack geleitete und auf die lernbegierige Schauluſt eines großen Publikums wohlberechnete Unternehmen auch jetzt noch ſeine Aufgabe mit Umſicht und Geſchicklichkeit erfüllt und in dieſer Beziehung vielen anderen, ihm nachgeahmten, jüngeren Unternehmungen ähnlicher Tendenz noch als Muſter dienen kann. Der Jahrgang 1862 brachte nicht weniger, als achtundſiebzig feine Stahlſtiche von maleriſchen Gegenden, Marinen, Städten, Schlöſſern und anderen Bauwerken der Welt mit beſchreibenden Texten, die aus den Federn geachteter Schriftſteller gefloſſen ſind. Unter den Letzteren, die auch für das Jahr 1863 Beiträge liefern, nennen wir nur die Herren Alfred Brehm, Fr. Bodenſtedt, Levin Schücking, Guſt. Raſch, W. Lampmann, Heinr. Smidt, Jul. Rodenberg, H. Maron, H. Pröhle, Max Kurnik, v. Reinsberg-Düringsfeld, Ludw. Storch, E. Willkomm und Arnold Schloenbach.

Wir reihen an die Anzeige dieſer Zeitſchrift, die des in demſelben Verlage erſcheinenden „Globus,“*** von dem uns die erſte Lieferung des vierten Bandes vorliegt, mit welchem Bande die Abänderung eintritt, daß die Eintheilung der Zeitſchrift nicht mehr nach Jahrgängen und Quartalen, ſondern nach Bänden zu zwölf Lieferungen ſtattfindet, von welchen Letzteren monatlich zwei zum Preiſe von je 1/4 Thaler erſcheinen. Das vorliegende Heft bringt unter anderen, durch Holzſchnitte illuſtrirten Artikeln auch von Dr. R. Hartmann, dem Arzt und Reiſebegleiter des leider für die Wiſſenſchaft zu früh verſtorbenen Herrn von Barnim, auf deſſen Reiſe durch Aegypten, Nubien und in den Regionen des obern Nil, eine Beſchreibung der Stadt Sennaar, deren Name ſchon in der Geneſis vorkömmt.

* Czapismo proswięcone Prawu i Umiejętnościon politycznim.

* Tales from the German. Translated by E. K. E. London, Faithfull, 1863.

** Hildburghauſen, Stich, Druck und Verlag vom Bibliographiſchen Inſtitut.

*** Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde, herausgegeben von Karl Andree.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Hierzu eine Beilage von Alphons Dürr in Leipzig.

Digitized by Google

**Beſtellungen**
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereins, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Lehmann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
**Leipzig.**

**Diejenigen,**
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
**Berlin.**

# Magazin
# für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 22. Mittwoch, den 3. Juni 1863. 32. Jahrgang.

## Inhalt:

**Deutſchland und das Ausland.** Seite
Arnold Ruge: Aus früherer Zeit. I. Die Franzoſen auf der Inſel Rügen. Schwediſch-pommer'ſche Zuſtände . . . 253
Das Fremdlings- oder Wildfangs-Recht im Mittelalter . . . 255
**Frankreich.**
Vernet und Kaulbach . . . 257
**England.**
Sir George Cornewall Lewis . . . 259
Seismologie; ein Werk über das letzte große Erdbeben in Neapel . . . 261
**Nord-Amerika.**
Deutſch-amerikaniſche Illuſtrirte Zeitungen . . . 262
**Mannigfaltiges.**
Gabriel Rieſſer's Schriften . . . 263
Internationaler Statiſtiſcher Congreß in Berlin . . . „
1813. Aufrichtige Geſchichte des Befreiungsjahres . . . „
Vom verlaſſenen Bruderſtamm . . . 264
Die Pariſer Kunſt-Ausſtellung . . . „
Zwei Jahre unter den Zuaven . . . „
Disraeli im Vorſtand des *British Museum* . . . „
William John Wills . . . „

## Deutſchland und das Ausland.

### Arnold Ruge: Aus früherer Zeit.*

### I.

### Die Franzoſen auf der Inſel Rügen.

**Schwediſch-pommer'ſche Zuſtände.**

Es muß ein eigenthümlicher Reiz im Memoirenſchreiben liegen. Gewöhnlich ſteht, wenn man ſich dazu entſchließt, die Lebensſonne ſchon tief im Weſten. Schon ſind dem rückwärts Blickenden manche Thäler und Schluchten in Schatten gehüllt; doch um ſo goldener und ſtrahlender ragen all die Höhen und Gipfel empor, auf denen der Wanderer einſt geſtanden, wo er glücklich geweſen wie nie, oder wo er mit tobenden Stürmen mannhaft gerungen. Entzückt ſchweift das Auge über das ganze Land, ſaugt die wonnigen Bilder ein, ſpäht in die weiteſte Ferne und vermag nicht, von ihrem Zauber ſich loszureißen.

So mußten wir denken, als wir Arnold Ruge's neueſtes Werk geleſen, worin der rüſtige Alte uns aus der Verbannung ſein Heimatglück und die Erlebniſſe ſeiner Jugend erzählt. Es ſind zwei ſtarke Bände, jeder von faſt 400 Seiten; der erſte iſt der Kindheit und Schulzeit, der zweite der Univerſitätszeit gewidmet, bis zu der unſeligen Kataſtrophe, die ihn im Anfange des Jahres 1824 ereilte. Der Verfaſſer hat wohl nicht immer daran gedacht, daß das größere Publikum über das ganz Individuelle in ſolchen Darſtellungen gleichgültig zur Tagesordnung übergeht, wenn ſich nicht in frappirender Weiſe darin die Phyſiognomie der früheren Zeit offenbart und Schlaglichter auf die Gegenwart wirft. Er würde uns ſicherlich ſonſt manches Kapitel erſpart haben. Wie dem aber auch ſein mag, ſo freuen wir uns doch herzlich über die reiche Fülle der lebhafteſten Schilderungen, die das wunderbar treue Gedächtniß des Mannes uns vorführt, und wünſchen nichts ſehnlicher, als daß es ihm, der mitten in der Bewegung der Zeit geſtanden, gelingen möge, auch die folgenden Jahre, in denen ſein Leben ſich erweiterte, ebenſo klar und ausführlich uns zu ſchildern und dabei nichts, was er auf dem Herzen hat, ſchuldig zu bleiben. Wer lernen will und kann, wird daraus lernen.

Arnold Ruge iſt im Jahre 1802 auf der Inſel Rügen geboren, woſelbſt ſein Vater, nachdem er eine Reihe von Jahren als Verwalter die Güter des Grafen Brahe bewirthſchaftet, im Jahre 1804 ein kleines Landgut in der Nähe der öſtlichen Küſte pachtete. „Damals, erzählt er, war der Zuſtand Europa's ſchon ein bedenklicher; aber wenn auch die Stürme in Paris, in Italien und am Rheine wütheten, ſo konnte man doch wohl glauben, die äußerſten Oſtſee-Ufer der Inſel, die ſeit dem dreißigjährigen Kriege mit Schweden vereinigt war, würden ſobald nicht von ihnen erreicht werden.“ Sie kamen aber auch dorthin, die gefürchteten Feinde, und eher, als man gedacht.

Auf die erſte Ankunft der Franzoſen, erzählt Ruge, beſinne ich mich nicht. Ich weiß nur, daß ſie immer da waren und von Zeit zu Zeit Unheil anrichteten; daß ich aber auch manchmal ſehr gute Freunde unter ihnen hatte, die mir die wunderbarſten Spielſachen verfertigten und die ich mit großem Bedauern wieder fortziehen ſah. Auf ihre zweite Ankunft beſinne ich mich dagegen ganz genau. Es war im Winter, etwa 1811, als ich bei meinem Vetter, Ludwig Hoffſtädt, war, der bei Bergen eine Mühle beſaß. Er war ein junger Mann von Bildung und befreundet mit dem Lieutenant Moykow, der die Artillerie der Schweden in der Stadt kommandirte. Die Batterie wurde nach der Alten Fähre, Stralſund gegenüber, geſchickt, als es hieß, die Franzoſen würden in Stralſund einziehen. Mein Vetter war überzeugt, ſein Freund Moykow würde glänzende Thaten thun und die Inſel mit Erfolg vertheidigen. Die Gelegenheit dazu kam, wie er und ſein Freund erwartet hatten. Die Franzoſen rückten auf dem Eiſe von Stralſund nach Rügen vor, und Moykow wollte nun das Eis mit Bomben einbrechen, die unter die Feinde geworfen werden ſollten. Vielleicht waren die Unvorſichtigen in großer Gefahr, aber der General, der ihnen die Feſtung übergeben hatte, befahl Moykow, nicht zu ſchießen, ſondern ſich wieder auf Bergen zurückzuziehen. Vetter Ludwig und der junge Held waren außer ſich vor Scham und Verzweiflung: aber das Spiel war unrühmlich verloren. Ohne einen Schuß zu thun, kam die Batterie nach Bergen zurück, und gleich hinterher in hellen Haufen die Franzoſen. Auf dem Markte der Stadt ſtanden nun wieder die furchtbaren Feuerſchlünde aufgefahren, die Lunten der Kanoniere brannten; wir Jungen wollten ſie gar zu gerne einmal ſchießen hören; aber ſie ſchoſſen nicht, ſie — kapitulirten: die Franzoſen beſetzten die Hauptwache und nahmen Moykow's Kanonen in Beſitz. „Sie wären Alle im Gellen (der Meeresarm zwiſchen Stralſund und Rügen) erſoffen,“ ſagte Vetter Ludwig, „wenn Moykow hätte ſchießen dürfen!“

Nun waren ſie da, und man mußte ihnen wieder Weißbrod backen und Fleiſchbrühe kochen. Die Rinderheerden wurden furchtbar gelichtet. Aber diesmal ſollte ihr Beſuch nicht lange währen. 1812 war vor der Thür.

Aus der früheren Zeit ihres Aufenthaltes unter uns erinnere ich mich mancher aufregenden und ſehr bezeichnenden Auftritte. Das Aergſte war die Feuersbrunſt, in der die ganze Schäferei meines Vaters ein Raub der Flammen wurde. Die Gäſte waren ſtark in Verdacht, das Feuer angelegt zu haben; doch iſt es bei dem Verdachte geblieben, den man nicht einmal anders, als unter den allervertrauteſten und allerſicherſten Freunden äußern konnte.

Es war aber vorher ein Auftritt höchſt ernſthafter Art vorgekommen, den man mit der Feuersbrunſt in Verbindung brachte. Meine Mutter beſorgte die Küche, und die Köchin hatte eine Suppe am Feuer, die einer

* Aus früherer Zeit. Von Arnold Ruge. 2 Bde. Berlin, Franz Duncker, 1862.

Digitized by Google

von den Soldaten, der eben aus der Stadt kam, haben ſollte. Er trat in die Küche und wollte ſeine Suppe koſten. Man ſchöpfte ihm etwas aus und überreichte ſie ihm. Er bemerkte, ſie ſei nicht geſalzen. Meine Mutter öffnete ihm die Salzmeſte und ſagte, ſo möge er ſie ſelbſt ſalzen. Er warf nun einen Klumpen Salz hinein und erhielt ſeine Suppe ſo vorgeſetzt. Unterdeſſen war meine Mutter, die eifrig im Hauſe zu wirthſchaften pflegte, davon gegangen, und eben dabei, den Hausflur zu kehren, weil alle Mägde im Felde mit der Aerndte beſchäftigt waren. Der Soldat konnte nun die verſalzene Suppe nicht eſſen, wurde zornig, kam mit einem Rohrſtöckchen auf den Flur und ſchlug meine Mutter damit über den bloßen Arm. Sie war eine ſtarke, entſchloſſene Frau. Empört ſtieß ſie den Beſen mit dem Fuße vom Stiel und ſchlug den Frevler zu Boden. Mein Vater lag am Fieber zu Bette; aber als er den Lärm hörte, raffte er ſich auf und eilte erſchrocken herbei. Alles was im Hauſe war, verſammelte ſich in der größten Aufregung, denn der Getroffene lag betäubt da. Nur meine Mutter blieb kalt und ſagte zornig zu den Leuten, die ihn aufheben wollten: „Laßt ihn liegen, er wird ſchon wieder aufſtehen!" In der That erholte er ſich und ging mit verbundenem Kopfe zu ſeinem Hauptmann, der wohl eine halbe Meile entfernt wohnte. Dieſer erſchien nun am Abende und wir erwarteten das Aergſte. Aber er unterrichtete ſich ganz ruhig von allen Umſtänden des Vorfalls, befahl dem Manne, ſich ſogleich in ein anderes Quartier zu begeben, und ſagte: „Ihm iſt vollkommen recht geſchehen! Aber Sie ſind furchtbar in Ihrem Zorne, verehrte Frau. Wahrlich, wir hätten die Oſtſee nie erblickt, wenn die ganze Nation unſern Angriff ſo erwidert hätte, wie Sie heute Morgen den Frevel dieſes Menſchen." — Der Hauptmann wurde ſeitdem ein beliebter Gaſt in unſerm Hauſe. Ich erinnere mich, daß er noch denſelben Abend mit meinem Vater Picket ſpielte; denn dieſem hatte die Aufregung des Tages das Fieber gänzlich vertrieben.

Als nun das Feuer ausgebrochen war, und man überall nach der Urſache umherrieth, muß unſerm Hauptmann wohl das Gerücht zu Ohren gekommen ſein, der Geſchlagene, der ſich zweimal ſo empfindlich die Suppe verſalzen, habe es angelegt. Er kam daher und hatte eine lange geheime Unterredung mit meinem Vater; aber ich vermuthe, daß Beide zu der Ueberzeugung gelangt ſind, man könne auf den bloßen Verdacht hin eine ſo ſchwere Anklage nicht erheben, und die Entſtehung der Feuersbrunſt blieb ein Geheimniß.

Ein andermal gerieth mein Vater ſelbſt in Gefahr. Er war von den Franzoſen über die Futter- und Fuhren-Lieferungen geſetzt, weil ſie erfahren hatten, daß er, als Verwalter der Brahe'ſchen Güter, die Verhältniſſe des Landes wohl am beſten kennen werde. Mit Widerſtreben hatte er das Amt übernommen, und endlich nur eingewilligt, als der General Eckmühl, der in Stettin kommandirte, es befahl. Auf dem Hauptgute der Gegend, dem Schloſſe Spieker, war der einzige bequeme Wagen, eine alte ſchwerfällige Kutſche, die zu den Reiſen der Offiziere zur Verfügung ſtand; alle übrigen Gutsherren fuhren auf Leiterwagen und ſaßen auf einem Bunde Stroh; die ſogenannten Holſteiner Wagen oder Stuhlwagen, mit Lederſtühlen an die Leitern angehängt, waren gänzlich verſchwunden. Nun behaupteten die Franzoſen, dies ſei ein unerhörter Mangel an Civiliſation; es ſei gar nicht glaublich, daß die Gutsherren keine Kaleſchen und Kutſchen hätten, und drängten meinen Vater, ſtatt der Leiterwagen mit Strohſäcken ihnen Kaleſchen zu ſenden. Alles Vorlegen der Liſten und Erklärungen der Gutsherren über ihre Wagen überzeugte die Offiziere nicht, und plötzlich erſchien der Kommandant der Inſel, der auf dem Schloß Spieker lag, zu Pferde, ließ meinen Vater vor die Thür rufen und verlangte eine Kaleſche; denn er ſei überzeugt, es ſei nur eine Verſchwörung aller Gutsherren gegen die Bequemlichkeit der Offiziere des Kaiſers, und mein Vater ſei darin verwickelt. Der Streit über die verborgenen Kaleſchen wurde immer heftiger; es half nichts, daß mein Vater ihm bemerklich machte, es gebe ja nicht eine einzige Chauſſee oder ebene Straße auf der Inſel, und bei naſſem Wetter könne man ſicherlich keine halbe Meile mit einem ſo ſtädtiſchen und civiliſirten Fuhrwerk, wie eine Kaleſche ſei, fahren, ohne im Lehm ſtecken zu bleiben oder den Wagen zu zerbrechen. Der Kommandant beſtand auf der Kaleſche, und als er ſie nicht erlangen konnte, ließ er einen Trupp Huſaren vorreiten und meinen Vater gefangen nehmen, um ihn, wie er ſagte, nach Stettin zum General Eckmühl zu ſchicken, der ihn vor ein Kriegsgericht ſtellen und erſchießen laſſen werde. Dieſe Gewaltthat, deren Zeuge der ganze Hof war, machte einen furchtbaren Eindruck auf uns Alle. Meine Mutter faßte ſich aber bald und hieß den Kutſcher einen Wagen mit vier Pferden beſpannen; ſie wollte mit ihren Kindern ſogleich nach dem Schloſſe eilen und Alles in Bewegung ſetzen, um unſern Vater wieder zu befreien. Wir kamen in der größten Eile und Angſt in Spieker an. Die Frau vom Hauſe eilte aber ſogleich meiner Mutter entgegen und ſagte ihr, ſie möchte nur ruhig ſein, die Herren ſeien ſchon wieder die beſten Freunde und ſäßen beim L'hombre und beim Glaſe Wein in der angenehmſten Unterhaltung. Statt der unmöglichen Kaleſchen habe mein Vater dem Kommandanten verſprochen, er wolle es durchſetzen, daß gute wollene Decken auf die Strohſäcke der Leiterwagen gelegt würden, dann würde ſich's nicht unbequem darauf fahren. Dies war meiner Mutter genug. Wir zogen Alle ganz ſtill in die Kinderſtube und miſchten uns nicht weiter in die Unterhaltung der Verſöhnten, als daß die Wirthin es unternahm, meinen Vater von Allem zu unterrichten. Vergnügt eilten wir nach Hauſe, und unſere Nachricht verbreitete einen allgemeinen Jubel, denn mein Vater wurde von allen ſeinen Leuten ſehr geliebt. Als er wiederkam — der Kommandant ſchickte ihn mit ſeinen eigenen Pferden — lief ihm Alles entgegen und die Knechte ſchüttelten ihm die Hand und ſagten: „Nun, das iſt gut, Herr, daß Sie wieder da ſind! Es wäre nicht gut gegangen, wenn die Franzoſen Sie feſtgehalten hätten."

Mein Vater verlor über alles dies die Laune nicht. Ich erinnere mich, daß er mit immer gleichem Eifer ſeiner Partei ergeben war und mit großer Faſſung das Ungemach ertrug, welches der Eroberer über uns brachte. „Zuletzt muß es die Deutſchen empören, das kann unmöglich ſo fortgehen!" pflegte er zu ſagen. Napoleon war damals auf ſeiner Höhe, und das allgemeine Geſpräch jener Tage drehte ſich um ihn, wie ſonſt um's Wetter. „Wo iſt Er?" „Was hat Er vor?" „Wie wird es Ihm in Spanien gelingen?" „Wird Rußland Ihm widerſtehen können?" „Wird Er in England landen?" Und früher gar Aegypten und die italiäniſchen Feldzüge! Man intereſſirte ſich für den Abenteurer, ſelbſt wo man ſchmerzlich unter ſeinen Gewaltthaten litt, und Niemand nannte ihn mehr bei Namen. „Er," das war genug. Damit traten die Gäſte in's Zimmer, damit ſchieden ſie. Man ſtieß nicht auf ſeine Siege an; aber die auf ſeinen Untergang anſtießen, waren ſeltene Vögel. Die meiſten Menſchen glauben immer nur an das, was da iſt. So glaubten ſie damals — wie dies Goethe noch 1813 that — an die Unzerſtörbarkeit dieſer von Glanz und mährchenhaftem Ruhm umgebenen Tyrannei. Mein Vater dagegen hielt es mit Arndt, der nicht daran glaubte.

Als die Franzoſen abgezogen, hieß es, die Nation müſſe dafür ſorgen, daß ſie nicht wiederkommen könnten, und ſich bis auf den letzten Mann bewaffnen. Der Landſturm wurde aufgeboten; mein Vater wurde Lieutenant, unſer Nachbar Niejahr Fähnrich, die höheren Grade habe ich vergeſſen; ſie ſchafften ſich Säbel an, und der Fähnrich mußte die Leute einüben. Man ſagte ihm allerlei Verſehen dabei nach, die aber ſeinen Vorgeſetzten ebenſo gut möchten begegnet ſein. Einmal ſoll er am Ufer eines Baches, der zur Rechten war, entlang marſchirt ſein und kommandirt haben: „rechts ſchwenkt!" die Landſtürmer hätten geantwortet: „Aber Herr Niejahr, da iſt ja der Bach!" worauf er: „Na Kinder, dann ſchwenkt euch links!"

Die Bewaffnung dieſes Landſturmes war keineswegs zu verachten. Mächtige Lanzen wurden von den Zimmerleuten der Höfe nach einem Muſter angefertigt, wie die Leute ſelbſt es für handfeſt und dauerhaft hielten, und der Schmied machte die Spitzen, die ebenfalls von rieſiger Länge waren und den Schaft eher noch ſtärkten, als daß er an ihnen hätte brechen oder abgehauen werden können. Als unſer Großknecht und Zimmermann Niklas Pens die Muſterlanze fertig hatte, brachte er ſie hinein und fragte, ob ſie nun ſo recht wäre? Mein Vater erwiederte, wenn ſie nur nicht zu ſchwer wäre, ſo ſchiene ſie eine furchtbare Waffe zu ſein. „Zu ſchwer? o nein, Herr! man muß ſie ja doch mit beiden Händen anfaſſen, um ſie hineinzuſchieben. Was ich aber daran auszuſetzen habe, iſt dies: es ſollte irgendwo, hier in der Mitte z. B., ein Zapfen ſein, damit Einem die Franzoſen nicht auf die Hände kommen." Seine Vorſtellung von einem Lanzengefecht und von der ruhigen Haltung der Franzoſen bei der Gelegenheit diente noch lange in unſeren Kreiſen zur Erheiterung. Mein Vater antwortete ihm: ſo nahe würden ſie uns wohl nicht wieder kommen, und über den Zapfen müſſe er erſt mit dem Hauptmann Rückſprache nehmen, was denn auch in der ergötzlichſten Weiſe geſchah.

Die Franzoſen waren keineswegs tyranniſch und grauſam geweſen; aus den Einzelheiten, die ich erzählt, und aus Allem, was man von ihrem Betragen geſagt hat, läßt ſich leicht abnehmen, daß ſie weſentlich gutmüthig und menſchlich verfuhren; ja, die Franzoſen hatten einen viel beſſeren Ruf, als unſere Landsleute, die Baiern, die Heſſen u. ſ. w., im Lande hinterlaſſen. Was aber mehr als Alles für ſie ſpricht, ſie reformirten, wo es nur möglich war. Auf dem Markt in Bergen ſtand ein Schandgerüſte, der „Kaak" genannt, an dem Diebe öffentlich ausgepeitſcht wurden. Die Franzoſen befreiten die Stadt von dieſem immerwährenden ſcheußlichen Anblick, ſtürzten den „Kaak" um und wollten das Auspeit-

Digitized by Google

ſchen nicht länger erlauben. Sie dachten auch daran, Straßen anzulegen, und wenn dies nicht ganz uneigennützig war, ſo iſt es doch ſehr zu bedauern, daß ſie zu kurze Zeit im Lande waren, um dieſen Plan auszuführen. Pommern, Schwediſch-Pommern, hat lange auf ſeine erſte Chauſſee warten müſſen, und Rügen wartet ohne Zweifel noch darauf. Für die Fremden war es aber ſo leicht nicht, die Uebelſtände der verrotteten Einrichtungen auch nur kennen zu lernen. Bevor das Ländchen zu Preußen kam und als es noch zu Schweden gehörte, galt das ſogenannte gemeine Recht, d. h. die Juriſten befragten das Herkommen und auch wohl das Corpus juris, hatten alſo gar kein Geſetz, das ſie im Zaume hielt, und wenn der Prozeß oder die Inquiſition zu Ende war, ſo entſchieden ſie über das Geſetz, über die Thatſache, und über die „geſetzliche Folge" in Einem Athem, d. h. dieſe Menſchen waren in jedem einzelnen Falle Geſchworene, Richter und Geſetzgeber zugleich.

Bei einem Gericht (in F. in Pommern) kam es einmal vor, daß der Gerichts-Director die Acten eines Angeklagten verlegt hatte; der arme Menſch war lange Zeit vergeſſen und in ſeiner Zelle vergraben geweſen, als der Herr Director zu ſeinem eigenen Entſetzen zufällig den verhängnißvollen Papierſtoß entdeckte und dann ausrief: „Was fangen wir nun mit ihm an?" — „Wir müſſen ihn laufen laſſen und froh ſein, wenn er nichts ſagt!" rieth ihm ſein Beiſitzer. Wem ſollte der arme Menſch es aber wohl ſagen? Zeitungen, die ſo etwas gerügt hätten, eine öffentliche Meinung, die dem Schuldigen hätte gefährlich werden können, gab es nicht und giebt es wahrſcheinlich noch heute nicht.

Derſelbe Gerichts-Director, übrigens ein Ehrenmann, wurde von den preußiſchen Behörden nach dem benachbarten Städtchen B. geſchickt, um nachzuſehen, wie die Gelder der Unmündigen verwaltet würden. Sein Beſuch kam den Herren in B. ſehr ungelegen. Sie fügten ſich indeß und machten ſogar den „Depoſiten-Kaſten," die Kaſſe der ihnen anvertrauten Mündelgelder, aufſchließen. Er hatte aber nicht nur keinen Inhalt, ſondern — gar keinen Boden. Die Gelder wurden beſſer benutzt, die Herren ſpekulirten damit. Ich habe oft von dem B. Depoſiten-Kaſten gehört, der keinen Boden hat.

Für die Franzoſen waren ſolche Familien-Sachen nicht ſo leicht zu entdecken. Selbſt die Preußen kamen ihnen erſt nach und nach auf die Spur; mit höchſt abgeſchmackter Romantik haben ſie ſogar ſchreiende Mißbräuche, z. B. die Selbſtergänzung des Stralſunder Rathes und die Aneignung der öffentlichen Angelegenheiten dieſer Stadt zum Nutzen einiger Familien, beſtehen laſſen, anſtatt die Städteordnung der Monarchie einzuführen. Sie hatten die alten Mißbräuche auf 20 Jahre gewährleiſtet. haben ſie aber weit länger geduldet.

Wie der Stralſunder Rath und die Herren mit dem Depoſiten-Kaſten ohne Boden die ſchwediſche Anarchie ausbeuteten, ſo muß man auf der andern Seite, auf der des Volkes, anerkennen, daß es ſich muſterhaft ſelbſt in Ordnung hielt. Bei uns zu Hauſe wurden die Thüren nie verſchloſſen, ja ſie waren nicht einmal zum Verſchließen eingerichtet; und doch hatte mein Vater manchmal große Summen, die Pacht der Brahe'ſchen Güter, in ſeinem Hauſe. Von Diebſtahl, Raub und Mord hörte man für gewöhnlich auf der Inſel nichts, und als doch einmal der Schäfer die Zahl ſeiner Schafe unrechtmäßig vermehrt hatte, machte dies großes Aufſehen und wurde allgemein als eine Ausnahme angeſehen.

Dem Handel und der Schifffahrt war die milde ſchwediſche Regierung und alle Abweſenheit von Zöllen und ſonſtigen Scherereien ſehr günſtig, und die Seeſtädte Stralſund, Greifswald, Wolgaſt und Barth waren reich, obwohl der unentwickelte Zuſtand des Landes, das ſie hinter ſich hatten, ihre Unternehmungen in der Hauptſache auf den Kornhandel nach England beſchränkte. Dieſer war aber damals wegen der engliſchen Korngeſetze ein wahres Glücksſpiel, und die Kornhändler wurden ebenſo oft arm als reich.

Höchſt bezeichnend für den damaligen politiſchen Bildungsſtand der großen Maſſen, beſonders der ländlichen Bevölkerung, iſt folgende ergötzliche Geſchichte.

„Der Graf Brahe hob die Hof- und Frohndienſte der Koſſäthen oder Halbbauern, die drei Pferde hatten und damit auf dem Hofe arbeiten mußten, auf. Dieſer Dienſt war ein ſehr beſchwerlicher, da ſie Alle weit von dem Hofe, dem ſie angehörten, entfernt wohnten und ſehr häufig eine Zeit in fremdem Dienſt verloren, die ihnen ſehr viel werth war, wie in der Aerndte gutes trocknes Wetter. Der Grundherr hob nun dieſe Frohnden mit einem Male ohne alle Entſchädigung auf, und mein Vater hatte alle Koſſäthen der verſchiedenen Güter um ſich zu verſammeln, um ihnen ihre Befreiung anzukündigen. Meines Vaters Zimmer war mit den vorgeladenen Koſſäthen gänzlich angefüllt, und er erwartete, lauter dankbare und glückliche Geſichter um ſich zu ſehen, als er das Abkommen des Grundherrn mit den Pächtern, und ſodann die völlige Befreiung aller Koſſäthen von den Hof- oder Frohndienſten vorgeleſen und ihnen erklärt hatte, daß ſie alſo von nun an freie Bauern wären und ganz ihre eigenen Herren, wie er z. B. ſelber. Aber er hatte die Rechnung ohne ſeine Gäſte gemacht. Einer ſchrie auf: „Das iſt eine Hinterliſt! Wir ſollen um unſern Altentheil betrogen werden! Wer ſoll uns Haus und Nahrung geben, wenn wir alt werden?" Und ſogleich fielen eine Menge Stimmen ein: „Das thun wir nicht! Das laſſen wir uns nicht gefallen! Es ſoll bleiben, wie es geweſen iſt!" — „Alſo ihr wollt nach wie vor den Hofdienſt thun?" fragte mein Vater. „Ja, das wollen wir! Das iſt unſer Recht! Wir wollen bleiben, was wir ſind!" Und es entſtand ein wahrer Tumult im Zimmer, ſodaß Niemand mehr ein Wort verſtehen konnte. Es dauerte eine Weile, bis er ſich gelegt hatte. Sie wollten nichts weiter hören, das ſei ſchon ſchlimm genug. „Nun, ſagte mein Vater ganz ruhig, ich habe euch auch weiter nichts zu ſagen; und wenn euch wieder Hofdienſt angeſagt wird, ſo könnt ihr ja hinziehen und ihn leiſten. Geht jetzt nur nach Hauſe und betreibt eure Wirthſchaft wie bisher. Wenn einer von euch ſich zu beſchweren hat, ſo kann er immer zu mir kommen." „Wir wiſſen, Herr, ſagte dann einer aus dem Haufen, daß Sie es gut mit uns meinen; aber dem Dinge da (auf die Schrift zeigend) trauen wir nicht. Wir wollen nichts geändert haben. Es kann ja doch nur ärger werden!" „Ich glaube auch, erwiederte mein Vater ausweichend, daß es ſo bleiben muß, wie es nun einmal iſt." (Damit meinte er die Aufhebung der Frohndienſte.) „Nun, wenn das iſt, ſind wir zufrieden!" riefen mehrere, und mein Vater entließ ſie in dem Glauben, daß ſie nach wie vor Fröhner wären. Später kamen ſie alle einzeln wieder, wunderten ſich, daß ihnen kein Hofdienſt mehr angeſagt würde, und fragten, ob es wirklich wahr wäre, daß man ſie nicht von Haus und Hof jagen wolle. Es war nöthig, jeden Einzelnen über ſeine neue beſſere Lage aufzuklären; in Wahrheit ließen ſie ſich nur befreien, weil ſie es nicht verhindern konnten. — Diejenigen, welche mir Schuld geben, ich hätte den Deutſchen immer zu viel zugetraut, wiſſen nicht, wie frühe ich ihr Talent, ſich ihren Befreiern zu widerſetzen, kennen gelernt.

„Ich habe allerlei Erinnerungen an die Zuſtände der Schwedenzeit mitgetheilt. Ich ſage nicht, daß wir den Luxus, den man Regierung nennt, nicht gehabt hätten; nicht nur das, auch einige Regimenter Soldaten, die Leibregimenter hießen, hatten wir; aber die Verordnungen der Regierung ſtanden nicht hoch in Anſehen. Das L. S. in einem Kreiſe linker Hand, loco sigilli, pflegte man auszulegen: „Lügen ſinds;" und die Allerhöchſten Verordnungen wurden ebenſo ſchnell vergeſſen, als ſie erſchienen. Um Wegebauten und um die Stralſunder Goſſe, die offen in der Mitte der Straße lief und im Winter manchmal halsgefährliche Löcher bildete, kümmerte ſich das hohe Kollegium nicht. Um einen Begriff von dem Zuſtande der Landſtraßen in Schwediſch-Pommern zu erlangen, braucht man nur zu wiſſen, daß ſie weder durch Gräben, noch durch Bäume bezeichnet waren, daß ſie daher bei dem erſten Schneefall vollkommen in's Allgemeine verſchwanden, und daß ich einmal auf einer Fahrt bei Thauwetter von Tribſees nach Stralſund das Leinpferd unſers Viergeſpanns bis über's Kreuz in einem Waſſerloch mitten im Wege verſchwinden ſah. Man hätte doch denken ſollen, Wege und Brücken gehörten unter die Gegenſtände dieſes landesväterlichen, völlig abſoluten und geheimen Kollegiums; aber die Herren wagten lieber ihren Hals auf den grundloſen und markloſen Landſtraßen, als daß ſie ihr blödes Gehirn mit Plänen zu Wegebauten beläſtigt hätten. Usus und abusus regierten im angenehmen Duſel neben einander, und dabei war alle Selbſtthätigkeit des Volks für allgemeine Angelegenheiten völlig lahm gelegt. Dennoch hatten dieſe paradieſiſchen Zuſtände warme Anhänger, nämlich alle ſo ziemlich erblichen Mandarine dieſes Chineſenthums, und ſozuſagen gar keine Gegner; denn das Volk, ſelbſt die Stadtbewohner, waren gegen Stadt- und Staatsſachen völlig gleichgültig und lebten gedankenlos hin, nur mit dem Brod-Erwerbe beſchäftigt."

## Das Fremdlings- oder Wildfangs-Recht im Mittelalter.

Das unten näher bezeichnete Werk* handelt von der Geſchichte der deutſchen Herren- und Bauernhöfe und iſt ein Fachwerk im ſtrengen Sinne des Worts; eine eingehende Beſprechung müſſen wir daher den Zeitſchriften für Geſchichte, Jurisprudenz und politiſche Wiſſenſchaften überlaſſen. Allein es iſt zugleich ein Werk von allgemeinem Intereſſe, denn indem es die Geſchichte der Hofbeamten, der Staatsdiener, der Künſtler und Hand-

* Geſchichte der Fronhöfe, der Bauernhöfe und der Hofverfaſſung in Deutſchland von G. L. v. Maurer. 2 Bde. Erlangen, F. Enke, 1862.

Digitized by Google

werker, der Finanzen, des Heerdienſtes und die Entwickelung der Stände behandelt, umfaßt es einen nicht unweſentlichen Theil der deutſchen Kulturgeſchichte. Wir geben in Folgendem eine Zuſammenſtellung deſſen, was der Verfaſſer über die Entwickelung und die Bedeutung des Wildfang-Rechtes ſagt.

Das überwiegende Intereſſe, einen Schutzherrn zu haben, hatte nach und nach alle ärmeren Freien vermocht, ſich irgend einem geiſtlichen oder weltlichen Herrn zu unterwerfen. Dadurch iſt es denn in vielen Provinzen Frankreichs und Deutſchlands dahin gekommen, daß alles Land grundherrlich wurde; in vielen anderen Provinzen hingegen behielten auch die Aermeren eine gewiſſe Selbſtändigkeit, und für dieſe bildete ſich ebenſo wie für „Fremde" im Laufe der Zeit ein ganz neues Recht, welches man in Frankreich das Fremdlingsrecht, in Deutſchland das Wildfangsrecht zu nennen pflegt.

Das Fremdlingsrecht bezieht ſich keineswegs ausſchließlich auf Fremde, auch nicht auf Ausländer als ſolche, ſondern nur auf Herrenloſe. Das Wort fremd wurde von jeher in einer ausgedehnten Bedeutung nicht allein von Ausländern, ſondern auch von allen den Inländern gebraucht, welche nicht Mitglieder einer oder gerade dieſer Familien-, Hof-, Mark- oder irgend einer anderen Genoſſenſchaft waren. Solche Fremde entbehrten nun als Nicht-Genoſſen aller genoſſenſchaftlichen Rechte; ſie waren hinſichtlich des Zeugniſſes gegen Stadtbürger oder gegen andere Genoſſen beſchränkt, in der Regel ſogar ganz davon ausgeſchloſſen. Sie durften bei dem Streit eines Genoſſen mit einem Fremden von den ihrem Genoſſen zu Hülfe eilenden Mitbürgern ungeſtraft verwundet und ſogar erſchlagen werden; ſie wurden bei Vergehen härter geſtraft und waren beim Kauf und Verkauf vielen Beſchränkungen unterworfen. Diejenigen unter ihnen, welche einem auswärtigen Herrn gehörten, hatten in vielen Fällen noch auf einen gewiſſen Schutz ſeitens deſſelben zu rechnen, wenngleich dieſer wegen der Mangelhaftigkeit der Verbindungen gewiß ein ſehr beſcheidener geweſen ſein wird. Wer hingegen auch einen auswärtigen Schutzherrn nicht hatte, war völlig rechtlos wie der Vogel in der Luft: er konnte zum Sklaven gemacht, verkauft oder getödtet werden. Dieſer troſtloſe Zuſtand der herrenloſen Leute wurde jedoch im fränkiſchen Reiche früh durch die Bildung eines allgemeinen Schutzrechtes des Königs gemildert, welches ſich nicht allein auf die ſeinem beſondern Schutz Unterworfenen, ſondern auch auf diejenigen erſtreckte, welche keinen andern Schutzherrn hatten. Urſprünglich hat ſich der Königsſchutz blos auf die vollfreien Grundbeſitzer und deren Angehörige (alſo mittelbar auch auf die unfreien Leute derſelben) und dann auf diejenigen bezogen, welche ſich als Vaſallen oder Miniſterialen oder als Unfreie unter den beſonderen Schutz des Königs geſtellt hatten. Sehr bald wurde dieſer Schutz auch auf diejenigen erweitert, welche ſich keinem anderen Schutzherrn unterworfen hatten; zunächſt auf die Freigelaſſenen und dann auf alle nicht vollfreien Leute. Seitdem ſich nämlich die Anſicht gebildet hatte, daß die Rechtloſen und Leibeigenen der Hauptſache nach ſich gleichſtehen und ſogar die wilden Thiere unter den Königsfrieden geſtellt worden waren (Sächſ. Landr.: „dar den wilden dieren vrede geworcht is by Koningsbanne." Schwäb. Landr.: „allen tieren iſt vride geſetzet."), fing man auch an, die unterworfenen Völkerſchaften und ebenſo die einzelnen Fremden und andere ſchutzloſe Leute als Leibeigene des Königs oder als deſſen Schutzangehörige zu betrachten. Karl der Große nahm alles Eigenthum der Fremden für ſich in Anſpruch, ſchützte aber auch alle Fremden, die ſich in ſeinem Reiche niedergelaſſen hatten; der Nachlaß des Fremden fiel als erbloſes Gut an den Fiskus bis zur Zeit Friedrich's II. Daher waren alle Juden urſprünglich kaiſerliche Kammerknechte, die ſogenannten Wildfänge und Bieſterfreien aber Leibeigene des Königs und kamen erſt ſpäterhin an die Landesherren. Es ſollten nun, ſo wenig wie andere Leibeigene, auch die Wildfänge, Bieſterfreien und andere herrenloſe Fremde nicht ferner ungeſtraft erſchlagen und beraubt werden dürfen, „denn der König ſollte ihnen ſtatt eines Verwandten oder Vogtes ſein!" Für dieſen Schutz erhielt der königliche Leib- und Schutzherr Anſpruch auf das ganze Wergeld oder wenigſtens auf einen Theil des Wergeldes des getödteten Fremden, hin und wieder auch auf gewiſſe jährliche Leiſtungen.

Dieſes jedenfalls ſchon in ſehr frühe Zeiten hinaufſteigende Recht des Königs nannte man in der Pfalz das Wildfangsrecht, in Weſtfalen das Recht auf die Bieſterfreien und in Frankreich das droit d'aubaine.

Auf reiſende Fremde iſt dieſes Recht nie weder zur fränkiſchen noch zu irgend einer anderen ſpätern Zeit zur Anwendung gekommen. Es war vielmehr Pflicht, die Reiſenden zu beherbergen und zu verpflegen, ſie nöthigenfalls ſogar zu ſchützen. Zwar wurden die Reiſenden, wie alle Fremden, mit einem gewiſſen Argwohn behandelt: es ſollte ſie in den engliſchen Städten und Burgen nach Sonnenuntergang Niemand beherbergen, außerdem aber nicht über drei Nächte bei ſich behalten, ohne für ihre Vergehen zu haften und ſie vor Gericht zu vertreten. Und wenn ein Reiſender den gebahnten Weg verlaſſen hatte ohne zu ſchreien oder auf dem Horn zu blaſen, ſo ſollte derſelbe als ein Dieb betrachtet und ungeſtraft erſchlagen werden dürfen. Friedliche Wanderer, welche auf der gebahnten Straße dahinzogen, waren dagegen allenthalben willkommen; namentlich genoſſen die reiſenden Kaufleute des Schutzes der öffentlichen Gewalt; ſie zahlten ein Wergeld und waren daher zu keiner Zeit dem Wildfangsrecht unterworfen, vielmehr wurden ſie in jeder Weiſe begünſtigt, ihre Handels-Niederlaſſungen im Inlande gefördert und für ſie ſogar eigene Gerichte, Gaſt-Gerichte, errichtet.

Erſt mit der Niederlaſſung im Inlande oder, was daſſelbe iſt, erſt mit der Verheiratung im Inlande beginnen die Wirkungen des Wildfangs- oder Fremdlingsrechtes, wenn die häusliche Niederlaſſung ohne nachfolgende Herrenwahl Jahr und Tag gedauert hatte. Jahr und Tag mußten aber vergangen ſein, denn innerhalb dieſer Friſt war der Grund- oder Schutzherr aus dem früheren Bezirk berechtigt, ſeinen eigenen oder hörigen Leuten nachzufolgen und ſie wieder zurückzufordern. Nach Ablauf dieſer Friſt waren die Eingewanderten berechtigt, ſich irgend einen geiſtlichen oder weltlichen Schutzherrn zu wählen und auf dieſe Weiſe das Fremdlings-Recht für ſie außer Wirkung zu ſetzen; die Wahl des Schutzherrn war gewöhnlich eine freie; nur in manchen Provinzen Frankreichs durfte ſchon zur Zeit Ludwig's des Heiligen kein anderer als der König gewählt werden. In Schottland pflegte zur Vornahme einer Wahl ein eigener Termin anberaumt und der herrenloſe Mann erſt dann als Höriger des Königs behandelt zu werden, wenn er in der ihm geſetzten Friſt keinen anderen Herrn gewählt hatte.

Die Wahl ſelbſt geſchah in Deutſchland meiſtentheils mittelſt Einſchreibens in eine Echte, oder mittelſt Einſchreibens in die Hode eines geiſtlichen oder weltlichen Herrn und dieſem Einſchreiben folgte gewöhnlich ein Huldigungseid. Die Wahl konnte aber auch ſtillſchweigend erfolgen, denn dort, wo die Luft eigen machte, erſetzte die Niederlaſſung allein ſchon die Einſchreibung in eine Hode, und daher ſchrieb ſich das Recht vieler Grundherren, die in ihre Grundherrſchaft angekommenen Fremden nach Jahr und Tag als hörige Leute zu behandeln. Allein damit dieſes Recht auch von Rechtswegen eintrete, mußte jedesmal eine förmliche Beſitzergreifung von Seiten des Herrn oder ſeiner Beamten erfolgen. Dieſes nannte man das Greifen nach dem herrenloſen Manne oder das Einfangen deſſelben und hie und da mußte dafür ſeitens des Ergriffenen ein Fahngulden entrichtet werden. Späterhin hat ſich zwar der Akt des Einfangens verloren, aber der Name Wildfang iſt bis auf unſere Tage geblieben.

Vor dieſer Aufnahme zum landeshörigen Manne durfte jedoch der Fremde, wenn er nicht im Lande bleiben wollte, ungehindert wieder weiter ziehen, und die landesherrlichen Beamten ſollten ihn dabei im Nothfall ſogar noch unterſtützen.

Was nun die Wirkungen dieſes Wildfangsrechts betrifft, ſo wurden die Fremden in Deutſchland und auch in den Niederlanden gewöhnlich eigene oder leibeigene Leute, ohne Unterſchied, ob ſie aus der Fremde oder nur aus einer anderen Provinz eingewandert waren. Bei ihren Lebzeiten hatten ſie daher wie andere Leibeigene einen jährlichen Zins und bei ihrem Tode einen Sterbfall oder ein Beſthaupt zu entrichten. Wenn ſie ohne Leibeserben ſtarben, fiel ihr geſammter Nachlaß an den Landesherrn oder an den Inhaber der hohen Vogtei.

Erſt in den zu neuer Freiheit emporſtrebenden Städten kam einige Milderung in das harte Loos. Mit der Abſchaffung der Unfreiheit verſchwanden nämlich auch die mit derſelben zuſammenhängenden Abgaben der Fremden; es wurde ihnen geſtattet, mittelſt Erlegung einer unbedeutenden Geldſumme von höchſtens vier Schillingen ihren Nachlaß von den Inhabern der öffentlichen Gewalt loszukaufen. Dieſer Loskauf mußte jedoch ſchon zu ihren Lebzeiten bei voller Geſundheit („ſo lange ſie noch ein Pfund oder eine Wagſchale frei in der Luft halten konnten") geſchehen. An dieſen „Erbkauf" ſchloß ſich ſpäter der „Abſchoß" d. h. diejenige Summe, mit welcher die fremden Erben den Nachlaß ihres bereits geſtorbenen Verwandten von dem Schutzherrn loskaufen durften. Im Lippe'ſchen konnten die Erben den Nachlaß ſogar dadurch für ſich retten, daß ſie einen Groſchen auf den Sarg legten.

In Frankreich wurden die Fremden nur dann als Leibeigene behandelt, wenn ihre Herkunft völlig im Dunkeln lag. Sie mußten einen jährlichen Zins, beſtehend in vier, insgemein aber in zwölf Deniers entrichten, durften kein Teſtament machen und bei ihrem kinderloſen Tode fiel ihr geſammter Nachlaß an den König. Diejenigen hingegen, welche nur innerhalb Frankreichs von einer Provinz nach der andern zogen, waren völlig freie Leute, brauchten keinen jährlichen Zins, vielmehr nur über-

Digitized by Google

haupt einmal vier Deniers zu entrichten, wie dieſes auch bei dem Erbkauf in Deutſchland Brauch war. Und nur wenn dies unterlaſſen, fiel der Mobiliar-Nachlaß, aber nur dieſer, an den Inhaber der öffentlichen Gewalt. In manchen Gegenden reichte es ſogar hin, wenn dieſe vier Deniers in einem neuen Beutel ſelbſt nach dem Tode, wenn nur vor Beerdigung des Leichnams, geliefert wurden. Später hörte der Heimfall des Nachlaſſes an den Schutzherrn in Frankreich gänzlich auf, ſeitdem das ganze Land wieder mit der Krone vereinigt war, und die verſchiedenen Provinzen wieder nur Theile ein und deſſelben Reiches bildeten. Allein auch die aus der Fremde Eingewanderten wurden immer milder behandelt. Seitdem nämlich die Könige in allen ihren Domänen die Leibeigenſchaft aufgehoben hatten und mit der alten Schirmvogtei auch die Idee von der Herrenloſigkeit der Fremden verſchwunden war, wurden auch die Fremden nicht mehr als Leibeigene behandelt. Sie durften vielmehr wie andere freie Leute Vermögen auf Immobilien erwerben und unter Lebenden wie auf den Todesfall darüber verfügen.

Auch in Deutſchland gingen, abgeſehen von demjenigen, was bereits von den Städten bemerkt iſt, mit dem Wildfangsrecht in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters bedeutende Veränderungen vor. Seit der Entſtehung des Grundſatzes der Territorialität, nach welchem die Niederlaſſung in einem Territorium allein ſchon zum Unterthan machte und die ausdrückliche Anerkennung der landesherrlichen Vogtei gewiſſermaßen erſetzte, kam das Wildfangsrecht außer Gebrauch. In den die Kurpfalz umgebenden Territorien hat deſſen fortwährende Handhabung durch die Pfalzgrafen zu vielen Streitigkeiten geführt. Und nur in Weſtfalen iſt daſſelbe unangefochten, allein faſt gänzlich vergeſſen, bis auf unſere Tage gekommen. Wo es nicht ausdrücklich aufgehoben wurde, erfuhren die daher rührenden Laſten ſämmtlich die Veränderung, daß ſie in geringe Natural- oder Geld-Abgaben umgeändert wurden.

## Frankreich.

### Vernet und Kaulbach.

Wenn wir zwei Namen zuſammen nennen, ſo folgt daraus noch nicht, daß wir ihre Träger auf gleiche Linie ſtellen. Aber es ſcheint uns Horace Vernet eben ſo würdig das Neufrankenthum, als Wilhelm von Kaulbach den deutſchen Geiſt in der Kunſt unſerer Tage zu repräſentiren, deshalb ſei die Parallele hier in wenigen Zügen angedeutet.

Ueber dem kaum geſchloſſenen Grabe des franzöſiſchen Schlachten-Malers weint ſein trauerndes Vaterland und bekränzt es mit den Immortellen des Ruhmes und den Frühlingsblumen freudiger Anerkennung. Die Revue des deux Mondes feiert ihn in einem Artikel von Henri Delaborde, auf den wir uns im Folgenden, ſoweit es Vernet betrifft, ſtützen.

Nie hat ein franzöſiſcher Künſtler allgemeinere und durchgreifendere Erfolge errungen, nie iſt einer derſelben populärer, ſein Name bekannter im In- und Auslande geworden, als Horace Vernet, und dennoch iſt ſelten einer einflußloſer auf das künſtleriſche Leben ſeiner Zeit, auf die Entwickelung der Schulen des In- und Auslandes geblieben, als eben derſelbe Maler. In dem Kampfe der Romantiker gegen die Klaſſiker hielt er ſich vollkommen neutral, ſchloß ſich weder einer Partei an, noch bildete er eine für ſich; aber ſeine Iſolirtheit eben ſtellte ſeine Charakter-Eigenthümlichkeiten in den Augen des Publikums in das glänzendſte Licht.

Wie ſehr er in's Volk gedrungen, das ſpricht ſich nicht nur in der ungeheuern Verbreitung ſeiner Productionen, in der immer wachen Bewunderung ſeiner Werke in der National-Galerie zu Verſailles und an andern zugänglichen Orten, ſondern auch in jenen zahlloſen Anekdoten aus, die ſich an ſeinen Namen knüpfen und aus dem gefeierten Maler ein wahres Volksideal gemacht haben. Seine raſche Art zu empfangen und zu geben, ſein Styl, ſeine unmittelbare Auffaſſung des Aeußerlichen, Oberflächlichen und tauſend Charakterzüge laſſen ihn in Wahrheit als den künſtleriſchen Vertreter ſeiner Nation erſcheinen, als den wir ihn bezeichneten.

Er hätte ſchwerlich ein würdiger Repräſentant dieſer im Schlachtendonner erzogenen Generation werden können, wenn er ſich im Leben und in der Kunſt eine andere Richtung erkoren. Indem er ſich für die militairiſchen Triumphe Frankreichs begeiſterte, wurde er der Liebling ſeines Volkes, und indem er durch ſeinen Pinſel jene Erinnerungen verewigte, welche die Reſtauration todt zu ſchweigen verſuchte, umwob der Glorienſchein des Märtyrerthums ſein Haupt, und wie Béranger in der Literatur, wurde er in der Kunſt der Träger des verblichenen und für einige Zeit in Schatten geſtellten nationalen Ruhmes.

Wir können hier natürlich nur in der Kürze den Entwickelungsgang Vernet's andeuten und in flüchtigen Umriſſen ſeine künſtleriſche Thätigkeit zeichnen. Man hat ihm oft, und wohl nicht mit Unrecht, den Vorwurf gemacht, daß er zu ſehr dem Geſchmacke des Publikums huldigte, das Urtheil ſachgemäßer Kritiker zu ſehr verachtete, und daß der materielle Erfolg und die Gunſt der Menge ihm höher ſtänden, als die Erreichung des abſoluten Schönheits-Ideals und der Beifall der Kenner.

Gewiß iſt, daß er, nur den Impulſen des Augenblickes folgend, und nur aus dem reichen Schatze ſeiner Erinnerungen oder poetiſchen Inductionen ſchöpfend, wenig nach den Regeln der Kunſt fragte, die vor ihm als unverletzlich dageſtanden hatten; eben ſo gewiß iſt auch, daß, trotz ſeines bis dahin unerhörten Erfolges, er keinen Schüler hinterläßt, der in ſeine Fußſtapfen tritt, und wahrſcheinlich auch in den ſpäteren Generationen ſobald keinen Nachfolger haben wird.

Schwer, ja faſt unmöglich würde es ſein, die Methoden ſeines Schaffens aufzufinden, für ſeine künſtleriſche Production Regeln aufzuſtellen, da er ſich gerade bei ſeinem beſten Werke nicht daran gebunden hat. „Wenn ich malen will," pflegte er zu ſagen, „öffne ich das Fenſter und ſehe hinaus." Dennoch aber würde man entſchieden im Irrthume ſein, wenn man das Streben nach naturgetreueſter Realiſtik als das vorherrſchende, oder als das durchgängig in den Werken Vernet's zu Geltung gekommene bezeichnen wollte. Aber einestheils bleiben ſeine Schöpfungen da, wo er ſein eigenſtes Gebiet verläßt, in Bezug auf künſtleriſche Geſtaltung ebenſowohl, als in Bezug auf Wahrheit und Naturtreue weit hinter den gleichartigen Produkten deutſcher und niederländiſcher Meiſter, ſowie nicht minder hinter denen einzelner ſeiner Landsleute zurück. Will man den eigentlich preußiſchen Neuenburger, Leopold Robert, als franzöſiſchen Maler gelten laſſen (was allerdings durch ſeine Richtung und durch ſeine Verbindungen gerechtfertigt erſcheint), ſo ſtehen deſſen „Schnitter" und ſein „Gelübde" weit über Vernet's „Bekenntniß des Räubers" und „Vittoria d'Albano," ebenſo wie Géricault's Pferdeſtudien den „Mazeppa" bedeutend übertreffen.

Auf der andern Seite aber wird eben dieſes Herauskehren der äußerlich naturtreuen Seite zu einer Verſündigung gegen die Kunſt, da z. B., wo er die Bibel koſtümiren, und zwar arabiſch koſtümiren will. Allerdings iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß das Nomadenvolk der Araber noch in Kleidung, Haltung und Schnitt des Geſichtes noch am meiſten von den ihm ſtammverwandten ſemitiſchen Völkerſchaften im Lande Kanaan bewahrt hat; aber wir dürfen nicht vergeſſen, daß es weit weniger ein hiſtoriſches und lokales, als ein allgemein menſchliches Intereſſe iſt, welches wir an den Geſtalten der Bibel nehmen. Geſchichte und wiſſenſchaftliche Forſchung können die fromme Ueberlieferung nur zerſetzen und den poetiſchen Hauch nur zerſtören, welcher für uns die heiligen Bücher umſchwebt.

Sowie Rafael und die Florentiner, ſowie die deutſchen Meiſter die Bibel gezeichnet, ſo hat ſie in uns Leben und Geſtalt gewonnen, und je mehr ſie von ihrer lokalen Farbe verliert und abſtreift, deſto feſter wird ſie ihre Wurzeln ſchlagen in Gemüth und Geiſt. Wenn das Chriſtenthum ein, aus den engen Banden der Volksreligion losgelöſtes, vom Hauche des Geiſtes der Wahrheit, des Lichts und der Liebe verklärtes Judenthum iſt, ſo wird damit der chriſtlichen Kunſt ſchon der Weg bezeichnet, den ſie bei künſtleriſcher Geſtaltung alt- und neuteſtamentlicher Bilder einzuſchlagen hat. Auch hat ſie denſelben ſchon in den früheſten Zeiten eingeſchlagen und bis heute (wir erinnern nur an Friedrich Overbeck) nicht verlaſſen; der verfehlte Verſuch Vernet's beweiſt nur, daß eben dieſer Weg der richtige iſt. Die Bibel muß im Leben und in der Kunſt an idealem Boden gewinnen, je mehr ſie an materiellem verliert.

So ſehen wir alſo, daß die Realiſtik das Ziel und Streben, der leitende Gedanke in Vernet's Werken nicht war, denn gerade bei dieſem Streben nach Realiſtik iſt er einerſeits hinter der Wahrheit und Naturtreue zurückgeblieben, andererſeits hat er ſich gerade hier an der poetiſchen Wahrheit am ſchwerſten verſündigt. Er will durchaus Proſa ſchreiben und verliert dabei zuweilen nicht nur den oratoriſchen Schmuck, ſondern auch den leitenden Gedanken und verfällt aus der Diction der Geſchichte in dürftigen, incohärenten Chronikenſtyl.

Aber wie ganz anders zeigt ſich uns der Künſtler, wenn wir ihm auf ſein eigenſtes Arbeitsfeld, auf ſeine, wir möchten ſagen, ausſchließliche Domaine folgen. Da runden ſich alle ſeine ſcheinbar auseinander gehenden Eigenſchaften zu einem ſchönen und geordneten Ganzen, da wird, was früher verſtreut und unbenutzbar lag, paßlich und tauglich für einen ge-

Digitized by Google

meinſamen Zweck, da lernen wir begreifen, wie er der Liebling des Volkes werden konnte, das jetzt an ſeinem Grabe trauert. Auf den Schlachtfeldern, welche das Blut Frankreichs gedüngt und der Glorienſchein ſeines Ruhmes umſchwebte, ſuchte Vernet ſeinen Stoff, und während die Verherrlichung nationaler Heldenthaten ihm den rauſchenden Beifall ſeiner Zeit erwarb, ſichert ihm die glückliche Art, in welcher er ſeine Aufgabe erfüllte und löſte, einen Platz unter den Künſtlern aller Zeiten.

Aus einer Künſtlerfamilie entſproſſen, gewann der junge Horace Vernet in dem Atelier ſeines Vaters, des Malers Karl Vernet, und bei ſeinem Großvater mütterlicher Seits, Jean Michel Moreau, ſchon frühzeitig eine warme Liebe für die Kunſt, die um ſo mehr wuchs, als man ihn in keiner Weiſe zwang, ſie zu bethätigen. Innerem Drange und dem Nachahmungstriebe folgend, fing er ſchon im 15. Jahre zu zeichnen an und führte Beſtellungen auf Titelvignetten, Etiquetten und andere kleine Arbeiten aus, welche ihn ſchon viel zu früh verwöhnten, ſein Talent praktiſch zu verwerthen, was er während ſeines ganzen Lebens meiſterhaft, faſt zu gut für einen echten Jünger der Kunſt, verſtanden hat. Im Salon von 1812 ſtellte der damals 23jährige Horace fünf Bilder aus, die zwar ſchon ein ſchätzenswerthes Talent bekundeten, ſonſt aber nichts eben Bemerkenswerthes boten. Innere Anſichten von Pferdeſtällen — militairiſche Skizzen — nichts Charakteriſtiſches. Erſt im Salon von 1819, nachdem die Wunden des Krieges etwas vernarbt waren, die Oppoſition gegen das neubegründete Bourbonen-Regiment ſich wieder geltend machte und überall, wo kein direktes Verbot entgegenſtand, die Erinnerungen an das alte Kaiſerthum wieder aufzuleben begannen, zogen die Bilder, welche er brachte, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich und erweckten ein lebhaftes Intereſſe für den jungen Künſtler.

Es war unter Anderm der „Tod Poniatowski's" und das „Pferd des Trompeters," welche beide in vielen Tauſenden von lithographirten Exemplaren in ganz Europa ihre Verbreitung gefunden haben; noch nichts von jenen Schöpfungen, mit denen ſpäter ſein Name ſo hochberühmt geworden iſt. Aber immer mehr bildete ſich ſein eigenthümliches Genre in ihm heraus. Kriegeriſche Scenen, einzelne vortrefflich ausgeführte Bilder deuteten den Weg an, den er zu nehmen hatte, und zum Salon von 1822 meldete er eine ganze Reihe von Compoſitionen an, die größtentheils Schlachten behandelten. Zwei davon, die „Schlacht von Jemappes" und die „Vertheidigung der Barrière von Clichy" wurden zurückgewieſen, ob aus politiſchen oder anderen Gründen, iſt jetzt wohl ſchwer zu entſcheiden.

Da Vernet ſie nicht mit Unrecht zu ſeinen gelungenen Bildern zählt, ſo beſchloß er, ſie mit vielen anderen Darſtellungen aus jener militairiſchen Glanzperiode, deren glorioſen Anfang und trübſeliges Ende ſie bezeichneten, in ſeinem Atelier der Neugier des Publikums preis zu geben. Sofort bemächtigte ſich die Oppoſition des willkommenen Gegenſtandes, und bethätigte durch ihren Enthuſiasmus für Vernet's Schöpfung ihre Proteſtation und ihren Widerwillen gegen das aufgedrungene Gouvernement. Zwei Mitglieder der Akademie, Jay und Jouy, veröffentlichten eine Broſchüre, die weniger eine Kritik, als eine Vergötterung enthielt. Sie behaupteten, daß Vernet Rubens und Giotto erreiche, vielleicht noch übertreffe, und daß Frankreich ſtolz ſein dürfe, einen ſolchen Künſtler ſein zu nennen. Erſtere Behauptung verdient keine Widerlegung; was aber den Stolz Frankreich's betrifft, ſo iſt er vollkommen gerechtfertigt, denn der Herold des nationalen Ruhmes in der Kunſt iſt immer ein Stolz des Landes.

So hatte der Maler nun ſein eigenſtes Arbeitsfeld gefunden und er kultivirte es mit Sorgſamkeit und ſtrengem Fleiße. Er arbeitete mit einer Leichtigkeit, die ſtaunenswerth iſt, und nie hat er jenes Mißtrauen in ſeiner eigenen Kraft, jene Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt gekannt, welche den genialeren L. Robert ſchließlich dahin brachte, ſich mit einem Raſirmeſſer in ſeinem Atelier im Palazzo Piſani in Venedig die Kehle abzuſchneiden, während die Pariſer Welt vor ſeinem Meiſterwerke, den vorhin ſchon erwähnten „Schnittern," bewundernd ſtand.

Obwohl durch ſeine Richtung und ſeine Freunde faſt wider Willen in die Oppoſition hineingedrängt, erfreute ſich doch Vernet immer noch der Gunſt der Machthaber. Karl X. beſtellte bei ihm die mit Recht gerühmte „Schlacht von Fontenay" und ſein eigenes Reiterbild und machte ihn zum Nachfolger Guérin's als Director der franzöſiſchen Akademie in Rom. In welcher liberalen und großartigen Weiſe der damalige Herzog von Orleans, ſpätere König Ludwig Philipp ihn unterſtützte, iſt allbekannt. Verdankt doch die Verſailler Galerie, welche eine fortlaufende Ruhmeshalle Vernet's iſt, dieſem kunſtſinnigen Könige ihren Urſprung. Dort allein kann man dieſes fruchtbare und bei aller Einſeitigkeit ſo viel geſtaltige Talent in ſeiner ganzen Größe kennen und beurtheilen lernen. Ein näheres Eingehen auf einzelne ſeiner Productionen würde hier uns zu weit führen. Genug, es iſt überall die raſche Auffaſſung des geeigneten Momentes, die minutiös genaue Darſtellung der charakteriſtiſchen Merkmale und Ton und Stimmung, die in dem Enſemble herrſchen, welche in dieſe gräßliche Monotonie von Pulverdampf, Infanterie- und Kavalleriemaſſen, die zum Angriff ſchreiten oder zurückweichen, Batterien, die genommen und vertheidigt werden, Verwundeten, Todten, Kämpfenden, Ringenden, Sterbenden Wechſel und Leben, Gedanken und Intereſſe zu bringen vermag, gleichwie in der franzöſiſchen Converſation raſche Lebendigkeit und zuckende Geiſtesblitze die todten Formen der Sprache beleben.

So erſcheint uns Vernet nach allen Seiten hin ein Vertreter ſeines Volkes, ein Träger des nationalen Ruhmes, und er bezeichnet ſo ziemlich das Höchſte deſſen, was unter den gegebenen Bedingungen, die Seele des franzöſiſchen Volks in der Kunſt erfinden, erdenken und ſchaffen kann. Die franzöſiſche Geſellſchaft, mit dem Bewußtſein, daß ſie die Gränzen des in ihr und für ſie Erreichbaren nicht höher ſtecken darf, als es durch ihre Conſtitution, durch ihre eigene, conventionelle Beſchränkung und ihre Vorurtheile angezeigt iſt, hat deshalb mit wärmſter, freudigſter und allgemeinſter Anerkennung den Maler begrüßt, welcher ſie ſo in ihrer Individualität zu erfaſſen, in ihren Schwächen zu beherrſchen, und in ihren weſentlichſten Aeußerungsarten darzuſtellen vermochte.

* * *

Mit anderen Anſprüchen, wenn man will, mit höher geſpannten Erwartungen, treten wir an Kunſt und Künſtler Deutſchlands heran: trotz der Mißgunſt der Verhältniſſe ſind wir hier berechtigt, Forderungen zu ſtellen, die ein Franzoſe nie zu befriedigen ſich herbeilaſſen wird.

Wenn wir im Eingange ſagten, daß aus einer Zuſammennennung von Namen noch nicht eine Gleichſtellung ihrer Träger folge, ſo müſſen wir dabei vor Allem den weſentlich verſchiedenen Bedingungen Rechnung tragen, welche Deutſchland und Frankreich ihren Kunſtjüngern bieten.

Dort konzentrirt ſich, wie das politiſche, ſo auch das literariſche, geſellige und künſtleriſche Leben um einen gemeinſamen Schwerpunkt; die intellektuellen ſowohl, als die phyſiſchen Kräfte gruppiren ſich um Einen Mittelpunkt, und ſelbſt in oppoſitionellen Kreiſen erſcheint erfolgreiche Repräſentation und Machtentfaltung nach Außen als einer der weſentlichſten, wenn nicht der Hauptzweck des Staates. Alle Akte der ſtarken und einheitlichen Regierung tragen ein nationales Gepräge, und die Gloire des erſten Kaiſerthums findet mehr oder minder Widerhall in den Herzen aller Franzoſen.

Bei uns geht das geiſtige, wie das politiſche Leben in unendlich vielen verſchieden organiſirten Gruppen auseinander, ſammelt ſich hier zu einem krankhaften Lokal-Patriotismus, verſchwimmt dort in weichlichen, kosmopolitiſchen Ideen, und ſelbſt unſere letzte weltgeſchichtliche That, die der Befreiungskriege, iſt mit ſo vielen „Wenn" und „Aber" verquickt und verſetzt, ſo ſehr durch die nachfolgenden Ereigniſſe und gegenwärtig noch dauernden Zuſtände aus ihrer natürlichen Lage und Bedeutung gedrängt, daß der Künſtler ſelten jene fröhliche Unmittelbarkeit, jene ſonnenhelle Heiterkeit, welche er ſeinem Objekte gegenüber beſitzen ſoll, ihm entgegenbringen, noch ſeltener das Publikum mit unbefangenem Auge und faſt nie mit dem gerechtfertigten Gefühle nationalen Stolzes bei der Verherrlichung nationalen Ruhmes auf ſie blicken wird. Darſtellungen aus früheren Perioden, z. B. aus der brandenburg-preußiſchen Geſchichte, ſtehen dem Schwaben und Bayer, ja ſelbſt dem Lande, in welchem ſie wurzeln, ferner, als H. Vernet's Scenen aus den Napoleoniſchen Kriegen.

Je weniger alſo bei uns die nationalen Sympathieen und Vorurtheile über die Popularität eines Künſtlers entſcheiden, deſto werthvoller und wichtiger iſt eben dieſe Popularität, abgeſehen von dem Urtheile der Kritik, für die Bedeutung des Künſtlers und die Dauer ſeiner Werke, ſeinen Einfluß auf die Bildung des Volkes für die Kunſt. Wenn unſer Wilhelm von Kaulbach, Friedrich Overbeck, Peter von Cornelius und C. F. Leſſing in unſerm Volke eben ſo feſt wurzeln, wie Horace Vernet und Paul Delaroche in dem ihrigen, ſo verdanken ſie dieſe Genugthuung lediglich dem Eindrucke ihrer poetiſch-künſtleriſchen Geſtaltungen und nicht einer beſtochenen Voreingenommenheit für ihre Gegenſtände, die ſelbſt bei dem Hemicycle von Delaroche gewaltig mitſpricht.

Wenn wir unter den genannten deutſchen Meiſtern Wilhelm von Kaulbach als den würdigſten Repräſentanten deutſchen Weſens und deutſcher Kunſt gegenüber dem Neufrankenthum bezeichnen, ſo glauben wir, daß ſowohl ſeine Univerſalität, ſeine ſpezifiſch deutſchen Eigenſchaften und Charakter-Eigenthümlichkeiten, als auch die Anerkennung und Verbreitung

Digitized by Google

ſelbſt in den breiteren und tieferen Schichten des deutſchen und ausländiſchen Publikums, welche Meiſter Kaulbach gefunden, dieſe Auszeichnung rechtfertigen.

Seine Treppenhaus-Bilder machen einen der weſentlichſten Theile des Berliner Muſeums aus, und ſind in ganz Europa als Meiſterwerke anerkannt. Wahrhaft populär aber wurde ſein Name durch die Compoſitionen zum „Reineke Fuchs," welche die vervielfältigende Kunſt vor aller Augen trug, in alle Hände gab. Da offenbarte ſich ſo recht des Meiſters eigenthümlicher Genius: ſein treffender, allezeit ſchlagfertiger Witz, ſein geſunder Humor, ſeine Luſt am Abſonderlichen, die früher ſchon, im Narrenhauſe z. B., hin und wieder gewetterleuchtet hatte, hier aber erſt zur vollen Entwickelung und Reife, zum vollen Bewußtſein und zur künſtleriſch berechtigten Geltung gelangte.

Der Enthuſiasmus für das Werk war ein gewaltiger. In England erſchien, der deutſchen Holzſchnitt-Ausgabe nachgeahmt, eine illuſtrirte Ausgabe des Reineke Fuchs, bei welcher die wenig korrekte Ueberſetzung des Goethe'ſchen Textes allerdings nur Nebenſache war, während man ſich bemüht hatte, die Kaulbach'ſchen Illuſtrationen mit minutiöſeſter Genauigkeit wiederzugeben, bis auf die Buſennadel des Eſels, welche dieſen als eine bekannte Perſönlichkeit am .... Hofe bezeichnete, bis zur Schluß-Vignette, in welcher der Meiſter ſich ſelbſt, ſeinen Verleger und den kleinen Reineke perſiflirt.

Keine fremdländiſche Production vermag ſich auch nur im Entfernteſten Kaulbach's Reineke Fuchs an die Seite zu ſtellen, und will man ſich recht der Ueberlegenheit des echt deutſchen Humors, der deutſchen Gemüthstiefe und des lebenswarmen poetiſchen Hauches bewußt werden, die jeden Zug des Meiſters zu einem Meiſterſtriche machen, ſo vergleiche man ſeine geſunden, kräftigen, kernhaften Geſtalten, ſeine witzig ernſte Darſtellung menſchlicher Schwächen und Leidenſchaften unter thieriſchen Formen mit jenen ſchwächlichen Productionen, welche theils ihm nachgeahmt, theils unabhängig von ihm entſtanden ſind, wie les fleurs animées und animaux parlants. — Wie ſehr ſie in's Volk eingedrungen ſind, das beweiſt jeder Maskenzug, bei dem ſie erſcheinen, jede Nachbildung oder politiſche Anſpielung, welche in leichten Umriſſen die Ideen bekannter Kaulbach'ſcher Geſtalten wiedergiebt.

Wir ſehen alſo, daß Kaulbach's Ruhm ſich auf weſentlich andern Grundlagen aufbaut, als der Vernet's. Unabhängig von jeder politiſchen Propaganda hat er, lediglich durch ſeine genuine Kraft getragen, den Flug über den Erdball vollendet. Seine idealiſirten Thiergeſtalten ſind ihm vorangegangen. Sie hauptſächlich haben ſeinen Ruf begründet und ſind tiefer, als man glaubt, auch in das Kunſtleben ſelbſt der entfernteſten Völker eingedrungen.

Dennoch würde man offenbar ſich der Lächerlichkeit ausſetzen, wenn man, darauf fußend, Kaulbach einen Thiermaler nennen wollte, oder auch nur dieſes eigenthümliche Genre als die vorzüglichſte Aeußerungsform bezeichnete. Eben darin offenbart ſich der Abſtand zwiſchen deutſcher Univerſalität und franzöſiſcher Spezialiſirung, in concreto zwiſchen Kaulbach'ſchem und Vernet'ſchem Geiſte, daß dieſer in Aeußerlichkeiten und deren ſorgſamſter Ausführung bis in die geringfügigſten Details das Heil zu finden meint, während jener zwar auch der äußern Form ihr Recht zuerkennt, aber nicht mehr und kein größeres, als nöthig iſt, um den Geiſt hineinzugießen.

Der Spezialiſt Vernet kann nach fremden Ideen, in fremdem Auftrage, nach Gedanken Dritter arbeiten, denn es kommt ihm ja in der That nur darauf an, ſeine erworbene Fertigkeit, ſeine erprobte Technik, ſein plaſtiſches Material zu verwenden, gleichviel in welcher Weiſe. So hat er in der That ſeine beſten Bilder fremden Anregungen verdankt, in fremdem Auftrage und nach fremden Ideen gefertigt.

Der univerſelle Geiſt unſeres Kaulbach entwickelt ſeine beſten Motive, ſeine genialſten Conceptionen, ſeine formvollendetſten Schöpfungen immer wieder von Neuem aus ſich heraus. Wo er gezwungen iſt, fremden Entwürfen, fremden Vorſchriften zu folgen, wo man ihm nicht nur den leitenden Gedanken, ſondern ſogar die Details der Ausführung vorzuſchreiben ſich erkühnt, da wird er immer ein Unvollkommenes leiſten, wie denn das wohl kaum anders ſein kann. So befindet er ſich mit der Goethe-Gallerie entſchieden auf einem unrichtigen Wege, doch es iſt hier nicht der Ort, auf die Gefahren und Irrgänge dieſes Weges näher einzugehen.

Folgen wir lieber unſerm Künſtler auf dasjenige Feld, welches wir als die ausſchließliche Domaine Horace Vernet's bezeichneten und das, wie wir ſehen werden, auch W. v. Kaulbach betritt: die Schlachtenmaler. Aber welcher ungeheuere Gegenſatz zwiſchen einer „Hunnenſchlacht," einer „Zerſtörung Jeruſalem's," einer „Seeſchlacht von Salamis" und Vernet's „La Garde à Waterloo," Voltigeurs de Coblentz," „Bataille de Montmirail," oder „Siège et prise d'assaut de Constantine." Nicht nur der Unterſchied von Jahrhunderten und Jahrtauſenden in der Geſchichte, ſondern noch mehr die totale Verſchiedenheit in den Auffaſſungen beider Künſtler tritt hier auch dem naivſten Beobachter entgegen. In der Schlacht von Salamis der den Fluthen entſteigende Glaukos, die Feſſeln zerbrechend, in die der Perſerkönig ihn geſchlagen, die Götter, die im Olymp für die Entſcheidung kämpfen, der ſiegesfreudige Themiſtokles, der ſein Land der Freiheit rettet; in der Hunnenſchlacht der Sieg des jugendkräftigen Germanenthums im Bunde mit den letzten Reſten weſtrömiſcher Civiliſation gegen die hereinbrechende Barbarei und die Sicherung der ruhigen Entwickelung neuer Kronen auf dem Boden des zerfallenen Weltreichs; bei der Zerſtörung Jeruſalems die abziehende Chriſtenfamilie, ſind Situationen, die empfunden werden müſſen, um dem Ganzen das volle Verſtändniß entgegenzutragen, während Vernet's Geſtalten in nackter, klarer Natürlichkeit unmittelbar auf den Beſchauer wirken und für immer klare Spiegelbilder unſerer Zeit bleiben werden. Kaulbach's hiſtoriſche Schöpfungen ſind gewagte Streifereien in fernen Gebieten, die ein ſo gewaltiger Genius, wie der ſeine, glücklich vollenden konnte. Seine vielverſprechende „Reformation" wird erſt als vollendetes Gemälde ſpruchreif ſein.

Noch eines wichtigen Momentes müſſen wir gedenken, welches eigenthümlicher Weiſe bei beiden Künſtlern eine ſo außerordentlich wichtige Rolle ſpielt und gleichzeitig der ſicherſte Prüfſtein für die Popularität eines jeden Künſtlers iſt: die Vervielfältigung ihrer Werke.

Als Horace Vernet zuerſt einen Namen erlangte, tauchte die Lithographie auf, welche als eine gefährliche Konkurrentin der Kupferſtecherkunſt erſchien, ſeitdem aber, ohne ihre ältere Schweſter merklich zu beeinträchtigen, ſich ruhig fortentwickelt hat. Das Haus Berger-Levrault in Straßburg i/E. rühmt ſich noch, die erſte von Sennefelder dort begründete Lithographie zu beſitzen und fortzuführen. Vernet bemächtigte ſich der neuen Erfindung mit ſeiner ganzen praktiſchen Energie. Er zeichnete ſelbſt auf den Stein und dieſem Umſtande iſt es hauptſächlich zuzuſchreiben, daß ſeine Werke in gutem Abdruck ſo bald den Weg durch ganz Europa und Amerika fanden.

Als Kaulbach ſchon auf der Höhe ſeines Ruhmes ſtand, wurde die Photographie zuerſt zur Nachbildung artiſtiſcher Gegenſtände benutzt. Auch Kaulbach ergriff die neue Vervielfältigungsmethode mit ganzer Energie, und unter ſeinem Einfluſſe hauptſächlich hat das Albot'ſche Inſtitut in München ſeine Bedeutung für Kunſt-Photographie erworben. Man kann über dieſe neue Vervielfältigungs-Methore, die ſich den alten: Kupferſtich, Radirung, Steindruck, Holzſchnitt, weniger anſchließt, als entgegenſetzt, ſehr verſchiedener Meinung ſein, ihren Einfluß auf den Kunſthandel, ſowie auf das geſammte Leben wird man nicht in Abrede ſtellen können. Jede ältere Vervielfältigungs-Methode iſt eine Uebertragung aus der Sprache der Kunſt in die des gewöhnlichen Lebens und auf das größere oder geringere Geſchick, welches der Ueberſetzer dabei entfaltet, kommt es hauptſächlich an, ob das Publikum des Künſtlers Schöpfung verſtehen ſoll oder nicht. In der Photographie ſpricht der Künſtler unmittelbar, mit allen ſeinen Fehlern und Eigenthümlichkeiten, und aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, wird man das Intereſſe erklärlich finden, welches alle lebenden Künſtler an dieſer neuen Vervielfältigungs-Methode ihrer Werke nehmen.

## England.

### Sir George Cornewall Lewis.

Das Whigthum ſcheint im eigentlichen Sinne des Wortes zum Ausſterben beſtimmt zu ſein. Seine hiſtoriſche Rolle hat es längſt ausgeſpielt und an eine „große liberale Partei" abgetreten, die eben keine Partei mehr iſt, ſondern eine charakterloſe Maſſe voll der widerſtrebendſten Beſtandtheile und mühſam zuſammengehalten durch die überlegene, aber grundſatzloſe Taktik einer einzigen Perſönlichkeit, wie dies in Perioden der Auflöſung und des Ueberganges immer zu geſchehen pflegt. Auf das liberale Prinzip folgte eine liberale Taktik, auf den Whig der Palmerſtonianer, und was auf dieſen folgen wird, läßt ſich für den Augenblick noch nicht mit Sicherheit vorausbeſtimmen. Der alte Whig mit ſeinem ariſtokratiſchen, aber ehrlich und ernſthaft gemeinten Liberalismus, mit ſeiner exkluſiven Bildung und ſtolzen Ueberzeugung, der alleinige legitime und erbliche Vertreter der Fortſchrittsbewegung ſeiner Zeit und Nation zu ſein, kann

Digitized by Google

in der zu demokratiſcher Charakterloſigkeit herabgedrückten Maſſe des Palmerſton'ſchen Feldlagers keine Stelle mehr finden. Die Perſönlichkeit verſchwindet vor dem Intereſſe, das eine indifferente Geſammtheit an die Diktatur feſſelt. Mit dem Marquis von Landsdowne verlor die alte Whigpartei ihren letzten anerkannten Führer und in Sir G. C. Lewis, deſſen plötzlicher Tod am 11. April erfolgte, den bedeutendſten Vertreter, den das Whigthum ſeit der Reformbill zu ſchaffen vermochte. Lord Ruſſell ſelbſt iſt nur ein Anachronismus, obgleich er eine Gefügigkeit beſitzt, zu der ſich der echte Whig der hiſtoriſchen Schule nicht verſtanden haben würde; mit ſeinem Tode wird die letzte lebendige Erinnerung an die Beſtrebungen und Leiſtungen der Fox und Grey erlöſchen.

Sir G. C. Lewis ſollte ſehr bald ſeinem Vorgänger im Amte, Sidney Herbert, nachfolgen. Beide waren, was man in England „junge Staatsmänner" nennt, als ein frühzeitiger Tod ihrer Laufbahn und den auf ſie geſetzten Hoffnungen ein Ende machte. Die offizielle Laufbahn des Verſtorbenen war ziemlich gewöhnlich. Der Sohn eines wohlhabenden und einflußreichen Gutsbeſitzers von Radnor, der mehrere untergeordnete Stellen in Whigverwaltungen bekleidet hatte, und zum Lohn für ſeine Dienſte 1846 zum Baronet ernannt wurde, machte er ſeine Studien in Eton und Oxford, wurde Barriſter (plädirender Advokat), ohne je zu praktiziren, begann ſeine politiſche Thätigkeit als Mitglied mehrerer Commiſſionen, und folgte 1847 ſeinem Vater als Commiſſair der Armenpflege. In dieſer Stellung fand er Ruhe und Zeit zu den umfaſſenden Studien, die ihn zu einem der gelehrteſten Engländer unſerer Zeit machen ſollten.

Durch die allgemeine Wahl von 1847 kam er als Mitglied in's Unterhaus, wurde noch in demſelben Jahre Secretair des nun erloſchenen Board of Control, ein halbes Jahr ſpäter Unterſtaats-Secretair des Innern, 1850 Secretair der Schatzkammer und ſchien ſo die Runde durch alle Verwaltungsbranchen machen zu wollen, als das Ruſſell'ſche Kabinet zu Beginn der nächſten Seſſion den Intriguen Lord Palmerſton's, der ſich für ſeine Entlaſſung zu rächen ſuchte, erlag. Er verlor ſo nicht nur ſeine offizielle Stellung, ſondern auch ſeinen Parlamentsſitz. Bei der allgemeinen Wahl, mit der das Derby-Kabinet an's Land appellirte, fiel er in Herfordſhire durch. Ein gleiches Schickſal widerfuhr ihm kurz darauf in Peterborough, und er konnte erſt nach dem Tode ſeines Vaters im Jahre 1854 als deſſen Nachfolger in dem Wahlflecken Radnor wieder in's Unterhaus treten. Jetzt wurde er auf den Rath des Marquis von Landsdowne Lord Palmerſton's Schatzkanzler. Als die zweite Palmerſton'ſche Verwaltung zu Stande kam, erhielt er das Innere und im Herbſt 1861, nach der Reſignation Lord Herbert's, das Staats-Secretariat des Kriegs. Im 57. Jahre ſeines Lebens ſtarb er am 11. April auf ſeinem Landſitze Hampton (Radnorſhire) an einer Lungencongeſtion.

Das Wunderbare iſt nicht ſowohl, daß er in all' dieſen verſchiedenen Verwaltungszweigen Meiſter des Details und das eigentliche, nie verſagende Arbeitspferd des Palmerſton'ſchen Miniſteriums wurde, als daß es ihm überhaupt gelang, ſich im Unterhauſe Gehör zu verſchaffen und ſeine Maßregeln parlamentariſch zu vertreten. Von der Natur war er offenbar nicht zum Staatsmann beſtimmt worden. Einer der unanſehnlichſten, ja häßlichſten Leute des Unterhauſes, nach Sir Lytton Bulwer wohl der Häßlichſte, beſaß er ein ſchwerfälliges, ſtotterndes Organ, deſſen klangloſe Alltäglichkeit ganz dem Charakter ſeiner äußeren Erſcheinung entſprach.

Wenn er zum Reden auftrat, ſo ſtotterte er ſich in Perioden hinein, aus denen er ſich nicht herauszuwickeln vermochte. Eine Wiederholung überſtürzte die andere. Wieder und wieder begann er einen Satz, und wieder und wieder brach er in der Mitte deſſelben zuſammen. Seine Zuhörer, und namentlich die armen Berichterſtatter, geriethen in Verzweiflung, und er war vielleicht der Einzige im ganzen Hauſe, der ſich nicht aus der Faſſung bringen ließ. Dazu kam nun noch, daß er ſeinem ganzen Weſen und Bildungsgange nach ein Mann der ruhigen Ueberlegung, des geläuterten Verſtandes, der ſpekulativen Conſtruction war; er konnte, wenn er ſich endlich verſtändlich gemacht hatte, wohl belehren, aber nicht anregen. Es fehlte ihm an Leidenſchaft. Da er aus der philoſophiſchen Speculation mit gleichen Füßen in's praktiſche Staatsleben hinübergeſprungen war, ſo ſuchte er immer mit ziemlicher Gewiſſenhaftigkeit alle Seiten eines Argumentes zu beleuchten; ſo fehlte es ihm an jener unwiderſtehlichen Energie, wie ſie derjenige beſitzt, der nur eine Seite einer Sache zu ſehen vermag. Nur der einſeitige Menſch iſt im Stande, durch coup-d'état zu überraſchen und alle Hinderniſſe zu Boden zu ſchlagen. Für ſeinen redneriſchen Ruf im Parlamente war es ein Unglück, daß er als Schatzkanzler der Nachfolger Gladſtone's und Vorgänger Disraeli's ſein mußte. Als Gladſtone ſeine erſte Budgets-Rede hielt, war das Gedränge im Unterhauſe ungeheuer; er ſprach fünf Stunden lang und Keiner rührte ſich vom Platze.

Ueber Sir Cornewall Lewis erſte Budget-Rede ſchreibt Mr. Ritchie in ſeinen vortrefflichen „Skizzen aus der Fremden-Galerie:" „Ich glaube, es waren etwa zehn Fremde auf der Galerie und nicht mehr als hundert Mitglieder im Hauſe. Ein ſchläfriger Redner verlas in ſchläfriger Weiſe Zahlen und verwickelte ſich in Argumente, die Niemand verſtand, ſodaß ſelbſt eine Geldangelegenheit nicht im Stande war, das gelangweilte Haus zu Beredtſamkeit und Leben zu wecken." Eine Liverpooler Zeitung hatte einen eignen Berichterſtatter für die Gelegenheit geſchickt. Dieſer telegraphirte in Verzweiflung zurück: „Unmöglich, auszumachen, was der Schatzkanzler ſagt."

Und doch pflegte das Unterhaus wenigen Rednern mit achtungsvollerer Stille zuzuhören, als Sir Cornewall Lewis. Das war keine Rückſicht der Höflichkeit, denn die iſt bei Ihrer Majeſtät Gemeinen unbekannt, ſondern man fühlte inſtinktmäßig, daß dieſer Mann mit den ſtörrigen Gliedmaßen, die er ſich gelegentlich „second hand"* zuſammengekauft zu haben ſchien, ein ehrenwerther Charakter und ein überlegener Geiſt war. Sein Liberalismus war mild, wie er ihn vom hiſtoriſchen Whigthum überkommen hatte, aber er hat ihn, obgleich Lord Palmerſton's Lieblings-Miniſter, nie verläugnet, ſelbſt wenn er dadurch in Widerſpruch mit ſeinen Kollegen geſetzt wurde. Dies hat er noch vor Kurzem in der amerikaniſchen Frage gezeigt. Seine Ferienrede über Amerika, welche kurz auf Gladſtone's und Sir Robert Peel's Verherrlichung der Südſtaaten folgte, athmete eine pathetiſche Wärme für die Sache des Nordens, wie ſie ſonſt ſeiner ſcholaſtiſchen Natur fremd war. Die in der „Edinburgh-Review" erſchienenen und „Hiſtoricus" unterſchriebenen Briefe, wahre Meiſterſtücke der apologetiſchen Beweisführung, waren von ihm und bewieſen, daß der Mann mit ſeinem enormen Verſtande und fabelhaften Wiſſen, auch ein warmes Herz für die Intereſſen der Freiheit beſaß, die in dem gewaltigen Kampfe der Vereinigten Staaten zur Entſcheidung drängen.

Sein Wiſſen war wirklich enorm. Wenn man ſeine verſchiedenen wiſſenſchaftlichen und publiziſtiſchen Arbeiten betrachtet, ſo kann man nicht begreifen, wo ein einziger Mann in einem kurzen Menſchenleben die Zeit zu ſo mannigfaltigen und umfaſſenden Studien hernahm. Dabei war er, wie geſagt, das eigentliche Arbeitspferd des Palmerſton'ſchen Kabinets. Mit einer ſchweren Laſt von Goldkörnern, die er ſich aus den Literaturen aller Zeiten und Nationen mühſam hervorgeleſen hatte, ſchleppte er eine Maſſe Balaſt mit ſich herum, die jeden ſchwächeren Geiſt hätte erdrücken müſſen. Bei ihm war jedoch Alles in muſterhafter Weiſe geordnet, klar und bewußt. Er hatte ſich nämlich, was ſonſt dem modernen Engländer ſelten paſſirt, den philoſophiſchen „Drill" der deutſchen Schule angeeignet. Seine ganze Bildung ging aus dieſer Schule hervor, und die deutſche, hiſtoriſche und philoſophiſche Kritik bildete das feſte Fundament ſeiner rieſenhaften Gelehrſamkeit. Seine erſten und vielleicht beſten Werke waren eine durch gründliche Abhandlung eingeleitete Ueberſetzung der „Geſchichte und Alterthümer, von Otfried Müller," und „Unterſuchung über die Glaubwürdigkeit der älteren römiſchen Geſchichte," in der er die Niebuhr'ſche Kritik erklärte und anglikaniſirte. Seine mannigfachen publiziſtiſchen Werke und Broſchüren über ſchwebende Tagesfragen zeigen, trotz ihrer verzweifelten Trockenheit, eine Gewalt der Dialektik, die er ſich aus Hegel angeeignet hatte. Als Redacteur der „Edinburgh Review" pflegte er gern unſeren großen Philoſophen zu citiren, und erwarb ſich dadurch den üblen Ruf eines „abſtrakten Denkers." Seine abſtrakte Denkfähigkeit hinderte ihn übrigens nicht, der praktiſchſte von allen zeitgenöſſiſchen Staatsmännern zu werden. Als Kriegsminiſter und mit den erdrückenden Geſchäften eines vom kranken Sidney Herbert vernachläſſigten Departements überladen, veröffentlichte er ein Buch über die „Aſtronomie der Alten." Man ſollte denken, daß ein ganzes Menſchenleben nöthig wäre, um die in dieſem Buche niedergelegten Poſitiva zu ſammeln. Sein politiſches Teſtament iſt in dem vor wenigen Wochen erſchienenen „Dialog über die beſte Regierungsform" enthalten. In platoniſcher Weiſe läßt er die Vertreter des Abſolutismus, der Ariſtokratie und Demokratie ihre Sache vertheidigen und kommt zu dem Schluſſe, daß keine Regierungsform abſolut gut, oder abſolut ſchlecht ſei, daß aber die demokratiſche den Geſetzen der Vernunft und Logik am meiſten entſpreche.

Das Palmerſton'ſche Kabinet hat einen harten Schlag durch dieſen plötzlichen Tod erlitten. Es hat nicht viel Männer zu verlieren, die durch Charakter und Perſönlichkeit Achtung einflößen. Ein ehrlicher Mann

* Aus einem Altladen.

Digitized by Google

iſt immer viel werth, namentlich wenn er ſo viel weiß und vermag, wie Sir G. Cornewall Lewis.

Der Dialog über die beſte Regierungsform iſt eigentlich eine Trilogie im Sokratiſchen Geiſte, die auf den Vorwurf hinausläuft, daß unſere Politik ſeit Jahrtauſenden keine Fortſchritte gemacht habe. Er vergaß nur dabei, daß die Namen: Monarchie, Demokratie ꝛc. geblieben ſind, deren Inhalt aber ganz weſentliche Entwickelungen durchgemacht haben.

---

## Seismologie; ein Werk über das letzte große Erdbeben in Neapel.

In England iſt ein Werk über das letzte große Erdbeben von Neapel i. J. 1857 erſchienen, das im Londoner Athenaeum ausführlicher angezeigt wird. „Great Neapolitan Earthquake of 1857 iſt der Haupttitel; das Werk will „die erſten Prinzipien der auf Beobachtung beruhenden Seismologie“ behandeln; der Verfaſſer iſt Mr. Robert Mallet,* der im Auftrage der Königl. Geſellſchaft von London ſelbſt in Neapel geweſen und die Erſcheinungen des großen Erdbebens im December genannten Jahres beobachtet hat. Wir entnehmen das Folgende der genannten Zeitſchrift.

„Wir wiſſen in der That, ſagt Butler in ſeiner „Analogy of Religion,“ daß mehrere der allgemeinen Geſetze des Stoffes und ein großer Theil der lebendigen Kräfte auf allgemeine Geſetze zurückführbar ſind; aber wir wiſſen nichts von den Geſetzen, durch welche Erdbeben die Werkzeuge der Zerſtörung für das Menſchengeſchlecht werden.“ Der gelehrte Schreiber dieſer Worte hatte Recht — zu ſeiner Zeit war über die Geſetze der Erdbeben nichts bekannt, und während der Fortſchritt der Wiſſenſchaft bereits ſeit lange die aſtronomiſchen Erſcheinungen vieler abergläubiſchen Anſichten, welche die Ungebildeten daran knüpften, entkleidet hatte, iſt es erſt in einer ſehr jungen Periode geſchehen, daß man vulkaniſche und Erdbeben-Erſcheinungen nach ſtreng wiſſenſchaftlicher Methode unterſucht hat. Unſere Unwiſſenheit hinſichtlich dieſer Erſcheinungen — und ſie hängen eng zuſammen — iſt um ſo merkwürdiger geweſen, als Erdbeben ſehr häufig vorkommen und lange ſchon die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher auf ſich gezogen haben. Die Werke von Ariſtoteles und Plinius enthalten zahlreiche Stellen darüber; und zahlloſe Bücher und Abhandlungen, einige reich an intereſſanten Beobachtungen, andere gelegentlich an ſchlechten Hypotheſen, liefern den Beweis, als wie intereſſant das Studium der Erdbeben ſtets betrachtet worden iſt.

Der Gegenſtand wurde in wiſſenſchaftlich philoſophiſchem Geiſte von der „britiſchen Geſellſchaft zur Beförderung der Wiſſenſchaft“ aufgenommen; der leitende Ausſchuß ſetzte eine bedeutende Summe aus den Fonds der Geſellſchaft zum Zwecke der Erforſchung dieſer Phänomene aus. Ein umfangreicher Katalog von nahezu ſieben tauſend Erdbeben wurde zuſammengeſtellt und veröffentlicht, und Mr. Mallet wurde mit der Aufgabe betraut, Berichte über die Reſultate aufzuzeichnen. Er vollbrachte ſein Werk in meiſterhafter Weiſe und unter ſeinen Händen iſt die „Seismologie,“ die Erdbebenkunde (von σεισμός Erdbeben), zu einem beſonderen Zweige der kosmiſchen Wiſſenſchaft geworden.

Mr. Mallet erbot ſich, die Erſcheinungen bei dem großen neapolitaniſchen Erdbeben von 1857 zu unterſuchen; von wahrer Liebe zur Wiſſenſchaft beſeelt, wollte er das Werk umſonſt thun, und verlangte nur, daß ihm ſeine eigenen Auslagen, die er auf 150 Pfd. ſchätzte, vergütet würden. Die Königl Geſellſchaft ſagte ihm dieſe Summe aus dem ihr zur Verfügung ſtehenden Regierungsfond zu, und fügte noch 50 Pfd. für photographiſche Auslagen bei; indeſſen die Sache kam Herrn Mallet weit höher zu ſtehen, und der ausgearbeitete Bericht, den er der Königl. Geſellſchaft einreichte, war ſo umfangreich ausgefallen, daß ihn dieſelbe nicht für gut hielt in ihre Akten aufzunehmen, ſondern zu einer beſonderen Veröffentlichung rieth. Sie bewilligte indeß 300 Pfd. zur Herſtellung von Illuſtrationen, und ſo unternahmen es die genannten Buchhändler, das koſtſpielige Werk in Verlag zu nehmen.

Das neapolitaniſche Erdbeben von 1857 war eines der ſchrecklichſten, die je Italien verwüſtet haben. Es fand im December ſtatt, zu einer Zeit, wo die kläglichen Bewohner des ruinirten Diſtriktes ſchlecht im Stande waren, das Elend und die Entbehrungen zu ertragen, welche der Heimſuchung folgten. Ganze Städte ſtürzten ein, und mehr als 30,000 menſchliche Weſen wurden getödtet, abgeſehen von Tauſenden, die beſchädigt wurden. Die italiſche Halbinſel hat als Erdbebenland eine alte Berühmtheit. In den alten Kirchen, in den maſſiven Mauern des Coliſeum's, in den Gewölben der Campagna und in den erſchütterten Säulen des Forum's können wir die Wirkung früherer Erdbeben erkennen und ihre Stärke ermeſſen.

Wie häufig ſie waren, erhellt aus der Thatſache, daß ſeit dem 12. Jahrhundert nicht minder denn 82 große Erdbeben ſtattgefunden.

Die durch das Erdbeben von 1857 verheerte Region erſtreckte ſich oſtwärts von Sermoneta, am Rande der Pontiniſchen Sümpfe, bis nach Foggia in der Capitanata, und von dort bis an's Adriatiſche Meer; ſie umfaßte das ganze ſüdliche Land, ausgenommen die Halbinſel von Otranto, öſtlich einer Linie zwiſchen Monopoli und Tarent, und die Halbinſel von Calabria Ultra, ſüdlich einer Linie vom Cap Savero bis zum Cap Colonna, nahm alſo eine Fläche von mehr als 200 (engl.) Meilen Länge bei ungefähr 160 Breite ein. Mr. Mallet begann ſeine Unterſuchungen im Februar 1858, und obſchon er viele Schwierigkeiten und viele körperliche Leiden zu beſtehen hatte, ſo that er doch Alles, was in ſeinen Kräften ſtand, dieſe Forſchungen für die Wiſſenſchaft ergiebig zu machen.

Zuerſt bemühte er ſich, die Tiefe unter der Erdoberfläche zu ermitteln in welcher die vulkaniſchen oder ſonſtigen Kräfte wirkſam ſind, deren Stöße uns als Erdbeben bemerklich werden. Sodann ſuchte er die modificirende und formgeſtaltende Kraft der Erdbeben, die ſich auf der Oberfläche der Erde zeigt, zu beſtimmen; ebenſo den Einfluß derſelben auf Gebäude und Menſchen. Mr. Mallet beginnt ſein Werk damit, daß er die Art und Weiſe der Erdbeben-Thätigkeit an architektoniſchen Gebäuden nachweiſt und bemerkt, daß, obgleich das Auge durch die an den eingeſtürzten Gebäuden ſichtbare Verwirrung Anfangs ganz irre wird, eine ſorgfältige Unterſuchung daran doch ganz beſtimmte Geſetze auffinden läßt. Namentlich kommen hier große, regelmäßig gebaute und aus ſolidem Material aufgeführte Gebäude in Betracht; aus den an ihnen hervortretenden Riſſen, Verſchiebungen und dergl. läßt ſich die Richtung der Stoßwelle, welche dieſelben hervorbrachte, vielfach mit Beſtimmtheit erkennen.

Zahlreiche Beiſpiele dieſer Art werden in dem Werke durch Zeichnungen und Riſſe verdeutlicht, und die Wirkungen der Erdbeben-Wellen veranſchaulicht. Mr. Mallet fand, daß unſymmetriſche Conſtructionen ſtets auch unſymmetriſche Bruch- und Rißformen zeigen, und daß, je größer ein einzelner Block von Häuſern oder je länger die Linie an den Seiten einer Straße iſt — wenn der Stoß in derſelben Längen-Ausdehnung erfolgt — deſto weniger Unheil angerichtet wird.

Symmetriſche Bauten, und das, was Mr. Mallet ſchmiegſame oder wohlconſtruirte Bauten nennt, werden in einem ſehr verſchiedenen Grade afficirt. Es ſcheint, daß allgemein keine Art von Architektur durch ihren zerſtörenden Einfluß auf das übrige Gebäude weniger wirkt, als Kuppeln oder gewölbte Dächer.

Die großen alten Bauwerke Rom's wurden aus dieſem Grunde weit mehr, als durch die Barbaren, von den Erdbeben ruinirt, welche zwiſchen dem 5. und 9. Jahrhundert dieſe Stadt verwüſteten. Die photographiſchen Abbildungen, welche die Wirkſamkeit auf Gebäude aus dem Jahre 1857 zeigen, bezeugen hinreichend die Wahrheit dieſer Theorie.

Hierauf geht der Verfaſſer zur Erforſchung der geologiſchen Züge auf der betroffenen Fläche, der Richtung der Erdwellen und ihrer Erſcheinungen über. Wie ſchrecklich ſie auch geweſen, die Bildung von unergründlich tiefen Erdriſſen ſtellt er in Abrede und betrachtet die Geſchichte von den Spalten, die ſich bei dem großen Erbeben auf Jamaika mit der Erdwelle geöffnet, und dann wieder geſchloſſen, und wobei Menſchen entzwei geriſſen ſein ſollen, als eine monſtröſe Fabel. Wenn Spaltungen vorkommen, iſt Mr. Mallet geneigt, ſie eher durch die Erdwellen entſtandenen Erdſchlüpfen, als direkter ſeismiſcher Thätigkeit zuzuſchreiben. Seine Meinung iſt, daß da, wo ſolche Spalten etwa entſtehen, die Maſſen, Fels oder Erde, bereits zum Abſchieben und Gleiten bereit lagen und daß es nur eines geringen Anſtoßes bedurfte, um hier eine Erſcheinung hervorzurufen, die für ſich ſelbſt auf die Wirkſamkeit weit bedeutenderer Kräfte deuten müßte. „Ein wie ſchwacher Anſtoß würde hingereicht haben, den Roßberg zum Falle zu bringen, lange bevor die Schwerkraft allein es that....“ Es werden eine Menge ſolcher Fälle angeführt.

„Der furchtbare und geheimnißvolle Ton, welcher gewöhnlich dem Erdbeben vorhergeht, wurde in verſchiedenen Diſtrikten gehört, und in einigen hatten die Einwohner kaum Zeit zu ſchreien: Terramuoto! terramuoto! als ſchon die Erde unter ihnen ſchwankte. Helligkeit oder Erdlichter wurden ſichtbar, wo die größte ſeismiſche Energie waltete; und

Rauchqualm und Uebel, heißen Dunſtes Hauch,
Vergiftet, peſtgeſchwängert,

wie es Milton beſchreibt, entſtiegen an einigen Orten der bebenden Erde.

Krankheit oder Uebelbefinden, wie ſie nachgewieſener Maßen während

* 2 Bde., bei Champman und Hall.

Digitized by Google

Erdbeben häufig verſpürt worden ſind, ſcheinen während des von 1857 nicht geherrſcht zu haben; wenigſtens konnte Mr. Mallet von ſolchen nur in Neapel ſelbſt hören, und ſchreibt ſie mehr der nervöſen Aufregung als dem Erdbeben zu. Alle zahmen und viele wilde Thiere zeigten Unruhe, aber Schlangen und Eidechſen wurden getödtet von den Felsbewegungen — eine Thatſache, die nach Mr. Mallet anzudeuten ſcheint, daß wenigſtens dieſe Thiere kein Vorgefühl von dem nahen Stoße hatten.

Als Mr. Mallet den erſchütterten Diſtrikt ſorgfältig geprüft, beſtimmte er die Oertlichkeit des Erdbeben-Heerdes, und ſchritt dann weiter vorwärts, die Tiefe dieſes Heerdes zu beſtimmen — der erſte Verſuch dieſer Art. Das Reſultat war 5,64 geographiſche Meilen, vielleicht nicht einmal ganz ſo tief. Eine ſtrengere Prüfung der verſchiedenen Undulationswege führte ihn zu dem Schluſſe, daß die vertikale Tiefe der Focushöhlung nicht über drei geographiſche Meilen betrage.

Die wichtige Frage, ob Erdbeben Erhebung der Erdoberfläche bewirken, wurde von Mr. Mallet natürlich mit Eifer unterſucht; obgleich er nun freimüthig eingeſteht, daß die Daten, um Schlüſſe zu ziehen, noch nicht ganz vollſtändig ſind, ſo ſpricht er doch aus, daß ſie entſchieden die ganz gewöhnlich gemachte Annahme abweiſen, wonach Erdbeben direkt eine fortwährende Erhebung der Erdoberfläche bewirken; im Gegentheil führe Alles zu dem Schluſſe, daß nach dem Vorübergange der Welle die Oberfläche der Erde genau in daſſelbe Niveau zurückkehrt, das ſie vorher hatte.

Unter den ſeismiſchen Erſcheinungen iſt kein Punkt intereſſanter, als die Schnelligkeit der Erdwelle, und hier iſt Mr. Mallet ganz zu Hauſe. Ehe er den Schauplatz des neapolitaniſchen Erdbebens beſuchte, hatte er viele ſinnreiche und ſchlußgebende Experimente über die Fortleitung der Stöße durch Felſen durch Pulverſprengungen in Holyhead gemacht. Das Reſultat dieſer Unterſuchungen zeigt, daß die mittlere Geſchwindigkeit der Erdwelle 787,97 Fuß in der Sekunde beträgt. Das Reſultat iſt intereſſant, da die Figuren ſehr merkwürdig mit den Reſultaten der Experimente von Holyhead übereinſtimmen.

Doch muß man ſich dabei zu Gemüthe führen, daß dieſe Geſchwindigkeit die der Welle auf der Oberfläche des Bodens iſt; in der größten Tiefe der Stoßlinie iſt ſie weit geringer, im Durchſchnitt vielleicht nicht über 12 bis 13 Fuß.

Ueber die Abweichung der Magnetnadel und ſonſtige magnetiſche Erſcheinungen, die bei Erdbeben bemerkt worden ſein ſollen, enthält das Buch ſehr wenig, da der Verfaſſer nicht Gelegenheit gehabt, während des Erdbebens ſelbſt Beobachtungen darüber anzuſtellen.

Die eigenthümliche Fortrückung des ſeismiſchen Centrums wird natürlich von Mr. Mallet berührt. Sie war auch Humboldt nicht entgangen, welcher fand, daß die großen Centren der Erdbebenſtärke in Süd-Amerika fortwährende Aenderung erlitten, indem ſie ſich nach der einen Richtung zu erweiterten, in der entgegengeſetzten verengten. In Hinſicht auf Italien zeigt Mr. Mallet, daß im letzten Jahrhundert das ſeismiſche Centrum für Unteritalien in der Mitte zwiſchen dem Golfe von St. Euphemia und Squillace in Calabrien lag und daß es ſeitdem beſtändig nach Norden zu gerückt iſt bis zum gegenwärtigen Centrum, welches irgendwo zwiſchen dem Focus von Malfi und dem des Erdbebens vom December 1857 liegt. Während deſſelben Zeitraums ſcheint für die Gegenden weſtlich von der Straße von Meſſina das zeitweilige Erdbeben-Centrum weſtwärts gerückt zu ſein und gegenwärtig näher Palermo und der Weſtküſte als an Meſſina zu liegen.

Zu bemerken iſt noch, daß man in neuerer Zeit ſehr zarte ſeismometriſche Inſtrumente ausgedacht hat, mit denen man die Störungen und den Gang der Erdwellen genau notiren kann.

## Nord-Amerika.

### Deutſch-amerikaniſche Illuſtrirte Zeitungen.

Einem deutſchen New-Yorker Tageblatte paſſirte etwas Fatales. Der Redacteur deſſelben hatte in ſeinen Freiſtunden ſich damit die Zeit vertrieben, eine lange Hinterwäldlergeſchichte zu überſetzen und dieſelbe ſeinem Verleger für das Feuilleton des Blattes anzutragen. Die Arbeit wurde prompt honorirt und fing an, das Leſepublikum zu erbauen. Während nun ſo die bandwurmartige Erzählung ſich mühſam abwickelte, trat ein Redactionswechſel ein. Der neue Redacteur, ein tüchtiger Literat, hatte nicht ſobald einen Blick auf das Feuilleton geworfen, als er den Verleger kommen ließ und ihn fragte, warum er, ſtatt der ſchlechten Ueberſetzung dieſer Geſchichte, nicht gleich lieber das deutſche Original von Gerſtäcker abdrucken wolle? — Man kann ſich das lange Geſicht des Herrn Verlegers denken.

Daß aber ſo etwas nicht blos in Amerika vorkommen kann, wo doch nur von Nachdruck und literariſcher Freibeute gezehrt wird, ſondern daß dergleichen auch in Deutſchland ſich findet, hätte mir bisher doch nicht leicht möglich geſchienen, wenn ich nicht zufällig durch ein Heft der in Stuttgart erſcheinenden „Erheiterungen“ eines Beſſeren belehrt worden wäre. Dieſes Unterhaltungsblatt hatte den „Muſtang“ von Möllhauſen abgedruckt, und entſchuldigt ſich nach der Hand, nicht gewußt zu haben, daß dieſe Erzählung der Gartenlaube entnommen ſei, — da die Redaction dieſelbe „Frank Leſlie's Illuſtrirter Zeitung“ entnommen habe.

Dieſe Ausrede wäre gewiß gerade ſo naiv, wie das Eingeſtändniß des Plagiats, würde nicht überhaupt ſelbſt in ſonſt unterrichteten literariſchen Kreiſen eine ſo große Unklarheit über die deutſch-amerikaniſche Preſſe beſtehen. Meines Wiſſens haben ſich deutſche Journale, welche ſich's ſonſt zur Aufgabe machen, die Zuſtände des Auslandes zu ſchildern, noch wenig oder gar nicht mit dem Stande der deutſch-amerikaniſchen Preſſe beſchäftiget und ziehen es vor, ſtatt ſich eines ſolchen eben ſo intereſſanten als belehrenden Stoffes zu bemächtigen, den Leſern Abſurditäten aufzutiſchen, wie z. B. die verfehlte Katzenbalg-Speculation in einem der letzten Hefte des „Ausland.“

Möchte es daher einem mehrjährigen Mitarbeiter amerikaniſcher Blätter erlaubt ſein, in dieſen Blättern aus Anlaß der den armen „Erheiterungen“ paſſirten Geſchichte einige Streiflichter auf die deutſch-amerikaniſche Preſſe werfen zu dürfen, und zunächſt auf die deutſch-amerikaniſche Illuſtrirte Zeitungsliteratur.

Mehrfache Verſuche, welche von Deutſchen ausgingen, dem deutſch-amerikaniſchen Publikum gehalt- und geſchmackvolle Illuſtrirte Zeitungen zu bieten, ſind in der Regel verunglückt. Wir erwähnen die von Herrn Strodtmann redigirte „Locomotive,“ die an literariſchem Gehalte, artiſtiſcher und typographiſcher Ausſtattung ſich kecklich mit den Münchner „Fliegenden Blättern“ meſſen konnte. Aber alle Anſtrengungen waren umſonſt. Das Blatt ging ein. Ebenſo ging es mit Hallbergers „Illuſtrirter Zeitung,“ und der Unternehmer hatte noch obendrein das Mißgeſchick, an die berüchtigte Perſönlichkeit aus Cincinnati zu kommen und dieſelbe für das Blatt als reiſenden Agenten oder Subſkribentenſammler zu engagiren, welcher die oft mit unverſchämter Zudringlichkeit und Frechheit erpreßten Gelder im Hazardſpiele oder auf ſonſtige nicht minder lüderliche Weiſe verſchleuderte. Dieſem Blatte folgten Meyer's „Monatshefte,“ Bretthaur's „Humoriſt,“ Dilthey's „Familienblätter.“

Da fiel es Frank Leſlie ein, mit der engliſchen Ausgabe ſeiner Illuſtrirten Zeitung auch eine deutſche Ausgabe zu verbinden. Vielleicht gab Herr Rodde, der in New-York, ja in Amerika, ſeiner Zeit das deutſche Verlags- oder Nachdruckgeſchäft mit der Herausgabe des Bayeriſchen Hieſel,“ der „Heimonskinder“ und derlei anderer Werke von „Reutlingen, gedruckt in dieſem Jahre“ introducirt hatte, dem Yankee den Gedanken ein. Und ſiehe da, Herr Frank Leſlie reuſſirte mit ſeinem Verſuche auf's Beſte und gewann in kurzer Zeit eine Menge Abnehmer ſeines Blattes.

Man wird nun fragen, wie ſich die Erſcheinung erklären laſſe, daß gerade dieſes Blatt reuſſirte und die anderen alle mit großen pekuniären Verluſten ihrer Herausgeber eingingen? Die Redacteurs des Blattes, ſowohl der frühere, als der jetzige, bequemten ſich, ob aus Auftrag des Herausgebers, ob in Folge ihrer eigenen Anſicht, dem Geſchmacke des großen Haufens an, ſo ſchlecht derſelbe auch ſei. Und das half.

Der Inhalt dieſer ſogenannten „Illuſtrirten Zeitung“ in ihrer deutſchen Ausgabe iſt Blättern aus Deutſchland ohne alle Quellenangabe und in einer Art und Weiſe entnommen, in welcher weder Plan, noch Syſtem, ſondern nur die Rückſicht auf alles das liegt, was auffallend lautet und Senſation erregt. Es iſt in dem Blatte Alles wie Kraut und Rüben durcheinander geworfen, und die politiſche Wochenſchau verräth oft, daß dem Redacteur das Verſtändniß der ſelbſt jedem Anderen geläufigen öffentlichen Angelegenheiten fehlt. Von Originalarbeiten in dieſem Blatte iſt auch nicht die leiſeſte Idee. Ueberhaupt iſt die deutſch-amerikaniſche Bellettriſtik ſehr — ſehr arm, und nachdem ſchon einmal ein Schriftſteller, früher in Boſton, jetzt in New-York, die Erfahrung hatte machen müſſen, daß es in Herrn Frank Leſlie's Geſchäftsgewohnheit liegt, deutſchen Mitarbeitern ſogar zugeſagte Honorare vorzuenthalten, denkt keiner der wenigen, mit Novellen und Feuilletons-Artikeln beſchäftigten deutſch-amerikaniſchen Literaten ſeine Perlen — — — Aus ſolcher unlauterer Quelle haben die „Erheiterungen“ geſchöpft; ſelbſt die Leipziger „Illu-

Digitized by Google

ſtrirte Zeitung" glaubte früher das Blatt für eine Autorität halten, und aus demſelben etwas entlehnen zu dürfen.

Vorzüglich ſind es aber die oft einen ganzen Bogen einnehmenden Klexereien, mit denen dieſe Blätter illuſtrirt (! —) zu ſein pflegen, welche beim großen Haufen Anklang finden. Die Künſtler von Leslie's Zeitung haben aber auch, das muß man ihnen zugeſtehen, eine kühne und großartige Phantaſie, welche nothwendig befangene Gemüther überwältigen muß. Entfalteten dieſe Herren ſchon vor dem Kriege in Darſtellungen von Bällen, internationalen Fauſtkämpfen, Verſammlungen, Paraden und Aufzügen eine artiſtiſche Fertigkeit und Licenz, ſodaß ſie zuweilen Menſchen mit vier und Pferde mit zwei Beinen darſtellten, ſo wurde ihre Thätigkeit wirklich ſchaudererregend, als der unſelige Bürgerkrieg denſelben ein gränzenloſes Feld zu Schilderungen von Gefechten, Schlachten, Retiraden, Bombardements, Seegefechten u. ſ. w. eröffnete. So etwas iſt noch nicht dageweſen, und ſelbſt die anglo-amerikaniſche Preſſe, welche ſo manchen Humbug berechtigt findet und finden muß, daß ſie darüber ſchweigt, konnte doch nicht umhin, über ſolche Ausſchweifungen laut zu werden, und einer der vernünftigſten Publiciſten machte den Illuſtrirten Blättern den Vorſchlag, zur Schonung ihres künſtleriſchen Schöpfungs-Talentes, lieber ſchon vorhandene Schlachtenbilder u. ſ. w., die doch einigen artiſtiſchen Werth hätten, in Vorrath zu copiren und nach Bedarf mit den treffenden Inſchriften zu verſehen. Der Rath blieb leider unbeachtet und würde ſchon mit Herrn Leslie's Geſchäftsmaxime gar nicht vereinbar geweſen ſein, der ſich um die Geſchmacksbildung des Publikums den Kuckuck ſchert, ſondern nur bedacht iſt, Geld zu machen.

Eine andere deutſch-amerikaniſche Illuſtrirte Zeitung iſt die „New-York Illuſtrirte Zeitung und Familienblätter," von Herrn Dilthey, dem früheren Herausgeber der eingegangenen „Familienblätter" redigirt. Das Blatt iſt hinſichtlich ſeiner Illuſtrationen ebenfalls der Abklatſch einer amerikaniſchen Illuſtrirten Zeitung. Dieſe Holzſchnitte haben dieſelbe Manier wie die von Leslie, doch nicht gar ſo arg übertrieben. Der Leſeſtoff dieſes deutſch-amerikaniſchen Blattes iſt ebenfalls, und meiſt auch ohne Angabe der Quelle, deutſchen Zeitſchriften und belletriſtiſchen Erſcheinungen entnommen. Das Ganze iſt aber doch mit Takt und Geſchick ausgeleſen und geordnet, ſowie die typographiſche Ausſtattung eine gefällige. Deßhalb, ſollte man meinen, verdiente dieſes Blatt eine weitere Verbreitung und Beachtung des Publikums. Allein, gerade das Gegentheil — es friſtet kaum das Leben. So arg greifen Geſchmackloſigkeit und Humbug um ſich, und — ob die Zeit Beſſerung bringt?

Die Geſchmackloſigkeit aber und die Macht des Humbugs in der erwähnten Beziehung haben ihre Wurzeln etwas tief, ſodaß ſie erſt dann nachgewieſen werden könnten, wenn man überhaupt den Stand der geſammten deutſch-amerikaniſchen Preſſe und — ſoviel ſich davon ſagen läßt — der deutſch-amerikaniſchen Literatur und des deutſch-amerikaniſchen Buchhandels zu analyſiren ſich die Mühe nehmen will. A. D.

## Mannigfaltiges.

— Gabriel Rieſſer's Schriften. Wir kommen der Pflicht nach, auch in unſern Blättern des Ablebens eines Mannes zu gedenken, der ſich um den Sieg eines Prinzips der Freiheit, um die bürgerliche Gleichſtellung der Juden in Deutſchland, unvergängliche Verdienſte erwarb. Dr. Gabriel Rieſſer, in Hamburg 1806 geboren und daſelbſt am 22. April 1863 verſtorben, hatte die Genugthuung, daß er der erſte Jude war, der in Deutſchland zum Rath eines Gerichtshofes ernannt wurde. Nicht für ſeine Perſon, ſondern für eine um ihres Glaubens willen zurückgeſetzte und in ihren Rechten verletzte Geſammtheit hatte er in ſeinen durch Geiſt und Charakter ausgezeichneten Schriften gekämpft. Für ſich ſelbſt hat er, obwohl ihn ſeine Perſönlichkeit überall ſofort als eine ungewöhnliche, achtunggebietende Erſcheinung kenntlich machte, niemals eine beſondere Rückſicht verlangt. Um ſo mehr ehrt es jedoch den Senat von Hamburg, daß er das Vorurtheil anderer deutſcher Regierungen nicht theilte, indem er den ungetauften Juden im Jahre 1859 zum Obergerichtsrath ernannte. Frankreich und die Niederlande waren darin allerdings ſeit langer Zeit mit gutem Beiſpiele vorangegangen. Das „Neue Hamburg," eine im Geiſte der neuen Zeit redigirte Zeitſchrift, enthält einen trefflich geſchriebenen Nekrolog Rieſſer's aus der Feder des ſtädtiſchen Bibliothekars, Dr. Isler. Es iſt Ausſicht vorhanden, daß ſehr bald auch eine kulturgeſchichtlich geordnete Sammlung der Schriften Rieſſer's herausgegeben werde. Angeregt durch den Rabbiner Dr. Ludw. Philippſon, Redacteur der „Allgemeinen Zeitung des Judenthums," findet nämlich unter den Freunden und Glaubensgenoſſen Rieſſer's eine Subſcription ſtatt, deren Ertrag wahrſcheinlich eine in würdigſter Weiſe redigirte und ausgeſtattete Sammlung der Schriften des Verewigten möglich machen wird.

— Internationaler Statiſtiſcher Congreß in Berlin. Der Director des k. ſtatiſtiſchen Büreau in Berlin, Herr Geh. Rth. Dr. Engel, erläßt folgende Bekanntmachung: „Die fünfte Sitzungsperiode des internationalen ſtatiſtiſchen Congreſſes wird in der Zeit vom 6 bis mit 12. September dieſes Jahres in Berlin abgehalten werden. Folgende, durch einige Sectionen zu erledigende Gegenſtände ſind auf die Tagesordnung geſtellt:

I. Section. Organiſationsfragen.
- Organiſation des Congreſſes.
- Organiſation der amtlichen Statiſtik.
- Organiſation der Volkszählungen.

II. Section. Statiſtik des Grundeigenthums, und zwar:
- der Ausmeſſung deſſelben oder des Cataſters,
- der rechtlichen Sicherſtellung des Grundeigenthums,
- der politiſchen Verſchiedenheit deſſelben,
- der Regulirung der ländlichen Grundeigenthums-Verhältniſſe und der Grundentlaſtung,
- des ſtädtiſchen und vorzugsweiſe in Häuſern beſtehenden Grundeigenthums,
- des Capitalwerths und der Verſchuldung des Grundeigenthums,
- der Beſitzveränderungen,
- der direkten und indirekten Beſteuerung des Grundeigenthums.

III. Section. Statiſtik der Preiſe und Löhne und der Güterbewegung auf den Eiſenbahnen.

IV. Section. Vergleichende Statiſtik der Geſundheit und Sterblichkeit der Civil- und Militairbevölkerung.

V. Section. Die Aufgabe der Statiſtik im Syſtem der ſocialen Selbſthilfe. Statiſtik des Verſicherungsweſens.

VI. Section. Ueber die Einheit der Münzen, Maße und Gewichte als wichtigſtes Hülfsmittel der vergleichenden internationalen Statiſtik.

Ueber die Veranlaſſung der Wahl dieſer Gegenſtände und über letztere ſelbſt verbreitet ſich der ſoeben erſchienene, ſowohl im Buchhandel befindliche, als auch in der Zeitſchrift des königl. preußiſchen ſtatiſtiſchen Büreaus enthaltene Bericht an die Vorbereitungs-Commiſſion des Congreſſes. Das definitive Programm für die bevorſtehende Sitzungsperiode gelangt demnächſt zur Verſendung. Zur Theilnahme an dem Congreß wird rechtzeitig durch Karten eingeladen werden."

— 1813. Aufrichtige Geſchichte des Befreiungsjahres.* Viele Geſchichten des Befreiungsjahres 1813 ſind bereits geſchrieben worden, gute und mittelmäßige, aber noch keine, die ſich ausdrücklich als eine „aufrichtige" angekündigt hätte. Der Verfaſſer der vorliegenden wollte mit dieſem Titel offenbar andeuten, daß er nichts verſchweigen, nichts bemänteln, durch keine des Geſchichtsforſchers unwürdige Rückſicht vom Pfade der ungeſchmückten Wahrheit abgelenkt ſein wollte. Dies Streben nach unbeugſamer Aufrichtigkeit iſt an ſich ein ehrenwerther und die Kritik muß anerkennen, daß der Herr Verfaſſer dieſer „aufrichtigen Geſchichte" Manches unverblümt geſagt hat, was bisher im Hintergrunde der Thatſachen ſchwebte, Manches aber auch, was ſeine Darſtellungs- und Denkungsart ſcharf charakteriſirt. Vom Standpunkte der Darſtellungsart iſt ſchon darauf hingewieſen worden, wer durch dieſelbe ſeine Autorſchaft einräumt. Es iſt uns noch nicht zu Ohren gekommen, daß Herr Hofrath Friedrich Förſter zu Berlin dieſelbe in Abrede geſtellt, obwohl die Vermuthung laut genug behauptet wurde. Denn wäre Herr Friedrich Förſter nicht der Verfaſſer, ſo würde eine an's Wunderbare ſtreifende Familien-Aehnlichkeit mit ſeinen hiſtoriſchen Schriften vorliegen, oder gar eine nicht allzu verſchämte Aneignung ſeines Styls und ſeiner empiriſchen Auffaſſungsweiſe. Dazu kommt, der Autor ſpricht mit lebhafter Abſichtlichkeit aus dem unmittelbaren Augenſchein heraus; er will in Berlin und in Breslau dabei geweſen ſein, als „es losging," was wiederum mit der Vermuthung der Preſſe ſtimmt. Wir leugnen auch gar nicht die Möglichkeit der Autopſie, ſofern das Buch ſie erweiſen ſoll. Denn es ſind

* 1813. Aufrichtige Geſchichte des Befreiungsjahres. Erſte Lieferung. Berlin 1863. Verlag von Ferdinand Schneider.

Digitized by Google

allerlei Vorkommniſſe erzählt, die anno 1813 erzählt wurden und die den unverkennbaren Stempel des gleichzeitigen Gerüchts an ſich tragen. Inwiefern dergleichen, z. B. das „Da möcht' Einen ja gleich der Schlag rühren,“ von Friedrich Wilhelm III. angeblich bei der Nachricht von York's Convention geſprochen und vom Verfaſſer ſelbſt für eine „poetiſche Licenz Hardenberg's“ erklärt, und andere Licenzen deſſelben Schlages in einem „aufrichtigen“ Geſchichtsbuch, und ſei es ein „populäres,“ Aufnahme finden durften, überlaſſen wir dem Urtheil unparteiiſcher Leſer. Wir unſererſeits glauben, daß der Verfaſſer dadurch ſeiner Arbeit nicht genützt, ſondern geſchadet hat, indem ihm bei der Kraft und Lebendigkeit ſeiner Schilderungen weit beſſere Mittel zu Gebote ſtanden, um — intereſſant zu bleiben. Zu dieſem Zwecke hätte er auch nicht einmal (wir wählen den Terminus von damals) eine ſo entſchieden „ideologiſche“ Denkungsart zu entfalten brauchen. Den unbefangenen, geradherzigen Freiſinn ehren und loben wir immer und überall; wir ſchreiben ſelbſt Niemandem zu Liebe und Niemandem zu Leide, können alſo wegen ſeines „Liberalismus“ ſelbſtverſtändlich keinen Schriftſteller tadeln oder gar verdächtigen wollen, da wir keiner Partei, ſondern der Wahrheit dienen; aber es giebt denn doch Aeußerungen, die ſo radikaler Natur ſind, daß ſie uns zur Ehre des Sprechers einen peinlichen Eindruck machen. Der Deutſche hat den wilden Racheburſt nicht mit dem Spanier gemein, und wenn der Autor ſpöttiſch darüber die Achſeln zuckt, daß man die verhungerte, verfrorne, waffenloſe Soldateska Napoleons, ſtatt ſie wie eine Maus todtzuſchlagen, aus reiner Menſchlichkeit ruhig über die Weichſel ziehen ließ, ſo muthet er dem Deutſchen etwas Undeutſches zu. Der alte Arndt, Stein's Gefährte, hatte gut reden. Ebenſo iſt der Tadel gegen die Unſchlüſſigkeit des preußiſchen Kabinets im Januar 1813 ſtark übertrieben. Unſer Autor vergißt ganz, wie 40,000 Franzoſen in den preußiſchen Feſtungen hauſten, daß die Ruſſen, deren Zahl erbärmlich herabgeſchmolzen, ſehr langſam der Gränze näher kamen und unſere Stellung in Deutſchland eine völlig iſolirte war! Das ſind auch Bauſteine für eine „aufrichtige Geſchichte!“ T. v. H.

— Vom verlaſſenen Bruderſtamm. Zur Widerlegung des Buches von Guſtav Raſch iſt unter dem Titel „Herr Guſtav Raſch und ſein Bruderſtamm“ eine däniſche Gegenſchrift, und zwar zu Berlin (Verlag und Druck von F. Heinicke, Verleger der Kreuzzeitung) erſchienen. Sie bemüht ſich unter Anderem, das von Raſch als unbrauchbar bezeichnete deutſche Leſebuch, das von dem Lehrer Lorentzen verfaßt und in vielen Schulen Schleswigs eingeführt worden, als durchaus muſtergültig hinzuſtellen, z. B. auch zu beweiſen, daß der Satz: „Die Küche ꝛc. In der Küche kocht die Mutter das Eſſen. Sie liegt gewöhnlich neben der Wohnſtube, doch hat man ſie auch mitunter im Keller“ — Deutſch ſei. Vielleicht ſoll es auch der Schluß der Schrift ſein. Er lautet wörtlich: „Daß der preußiſche König Friedrich der Zweite, genannt „der Große,“ im Buche (dem Lorentzenſchen Leſebuche) nicht erwähnt worden, wird auch beklagt. Man bedenke aber, daß das Buch nur wenige Jahre nach dem däniſchen Bürgerkriege durch die Schleswig-Holſteiner (!) verfaßt worden; konnte es denn als geſchent betrachtet werden, jenen Liebhaber deutſcher Bürgerkriege hervorzuziehen?“ Das druckt und verlegt der Verleger der Kreuzzeitung! Es iſt vielleicht eine Probe von dem Neupreußiſch, welches im Lande bisher ſo wenig verſtanden wird.

— Die Pariſer Kunſt-Ausſtellung. Der diesjährige „Salon“ enthält über eilfhundert Bilder weniger, als der vorjährige, was zum Theil der beſchränkenden Gewalt der akademiſchen Jury beizumeſſen iſt. Der Kaiſer hat auf die Beſchwerde der zahlreichen Ausgeſchloſſenen den Befehl ertheilt, daß im Ausſtellungs-Palaſt einige beſondere Säle den exkludirten Künſtlern eingeräumt werden, damit das Publikum entſcheiden möge, ob ihre Beſchwerden gegen die Jury begründet ſeien. Viele hervorragende Künſtler, wie Delacroix, Robert Fleury, Roſa Bonheur, Troyon, Meiſſonnier u. A., glänzen durch ihre Abweſenheit. Schon bei der erſten Wanderung durch den „Salon“ ſieht man, daß dieſes Mal die „imperialiſtiſche“ Malerei viel weniger, als bisher vertreten iſt. Auch die Schlachtenmalerei hat ein verhältnißmäßig geringeres Kontingent geliefert, doch iſt daſſelbe noch immer bedeutend genug. Die ausgeſtellten Schlachtenbilder behandeln Scenen aus den Feldzügen in Algerien, Italien, Syrien, China und der Krim. Die vorzüglichſten Vertreter der martialiſchen Malerei, wie Yvon, Bellangé, Protais und Rige, haben Epiſoden aus den erwähnten Feldzügen und aus dem Soldatenleben überhaupt mit bewährter Meiſterſchaft geliefert, ohne jedoch eine beſondere Wirkung auf das Publikum hervorzubringen, dem man ſchon allzuviel von dieſer Koſt geboten. Dieſe Bilder leiden aber auch, trotz der lebhaften Auffaſſung, trotz der erſtaunlichen Naturwahrheit, an einer entſetzlichen Monotonie. Sie zeigen immer dieſelben Zuaven, dieſelben Chaſſeurs d'Afrique, und ob auf dem einen Bilde einige Araber, auf dem anderen einige Ruſſen fallen — es iſt doch immer dieſelbe Todtſchlägerei, an der weder der Menſchenfreund, noch der Kunſtfreund einen beſonderen Gefallen finden mag. Dieſen Bildern liegt eben keine bedeutende Idee zu Grunde. Wer keine Uniform trägt und nie eine getragen, wendet ihnen gern den Rücken.

— Zwei Jahre unter den Zuaven. Herr John Lillinhöök, Ordonnanzoffizier des Königs von Schweden, hat die Abenteuer, die er während ſeines Aufenthaltes bei dem zweiten Zuaven-Regiment in Italien und in Afrika zu beſtehen gehabt, in einer ſehr anziehenden, nicht blos für Militairs beſtimmten Erzählung geſchildert. Das Buch, das von Henrik Helms gut überſetzt und von 8 Bildern in Farbendruck und einer Karte des Feldzuges gegen die Beni Snaſſen begleitet iſt, wird ſich durch die Friſche der Anſchauungen und durch die Lebendigkeit der anſpruchsloſen Schilderungen des jungen ſchwediſchen Offiziers Freunde erwerben. Er hat in der Suite des Zuaven-Regiments den italiäniſchen Feldzug mitgemacht und iſt daher ſehr wohl in der Lage, dieſe wunderlichen enfans terribles der franzöſiſchen Armee genau und gründlich darzuſtellen. Man wird dadurch nach näherer Bekanntſchaft freilich nicht lüſtern, obwohl es nicht an Beiſpielen des ſchlagfertigen Witzes dieſer verdorbenen Pariſer Kinder fehlt. Nur eins: Man hatte, bald nach der Schlacht von Magenta, den Verſuch gemacht, den Truppen ihre Ration in Maismehl auszutheilen, das die Lombarden ſo vielfach ſpeiſen. Den Franzoſen ſchmeckte es indeſſen nicht; insbeſondere waren die Zuaven ſo wenig von dem Experiment erbaut, daß ſie dem betreffenden Intendanten ſofort den Ehrentitel Duc de Polenta verliehen.

— Disraeli im Vorſtand des *British Museum*. Durch das vor kurzem erfolgte Ableben des alten Marquis von Landsdowne iſt eine von den Vorſtandsſtellen des British Museum erledigt worden, welche durch die Regierung zu beſetzen iſt. Lord Palmerſton hat keinen Anſtand genommen, dieſe Stelle dem Chef ſeiner politiſchen Gegner im Parlament, Herrn Disraeli, anzubieten, der, noch bevor er ſich einen Ruf als Staatsmann erworben hatte, als Schriftſteller bereits einen geachteten Namen beſaß. Herr Disraeli hat dieſe in wiſſenſchaftlicher Hinſicht wichtige Stelle, mit der zugleich ein ziemlich bedeutendes Einkommen verbunden iſt, angenommen und fungirt jetzt neben dem alten Lord Brougham und dem Biſchof von London als einer der Trustees des British Museum.

— William John Wills. Ein Seitenſtück zu dem biographiſchen Bilde Eduard Vogel's, aus der Feder ſeiner Schweſter Eliſe Polko, iſt das in England erſchienene Lebensbild des jungen, unglücklichen Auſtralien-Forſchers William John Wills, aus der Feder ſeines Vaters, eines praktiſchen Arztes zu Totnes in Devonſhire.* Zum erſtenmale war es einer Expedition, die am 20. Auguſt 1860 von Melbourne aufgebrochen war, gelungen, das Auſtraliſche Feſtland, ſeiner größten Länge nach, zu durchmeſſen und bis an den ſüdlichſten Punkt des Carpentaria-Golfs, der wohl hundert engliſche Meilen in's Land greift, zu gelangen. Aber die beiden muthigen Führer dieſer Expedition, William John Wills und John Burke, waren den Anſtrengungen der Reiſe erlegen — zum Theil in Folge der mangelhaften Fürſorge, welche die eigentlichen Unternehmer, die in Melbourne ruhig zurückgeblieben waren, getroffen hatten. Wills hatte, was Geiſt und Charakter, ſowie Gediegenheit des Wiſſens betrifft, merkwürdige Aehnlichkeit mit unſerm Landsmann Eduard Vogel. Man lernt durch ſeine Briefe, die hier in großer Anzahl vorliegen, den jungen Engländer ebenſo ſchätzen und lieben, wie den jungen Deutſchen durch ſeine Briefe an die Familie Vogel. Beide waren auch in ungefähr gleichem Alter, als ſie ſtarben.

* A Successful Exploration through the Interior of Australia, from Melbourne to the Gulf of Carpentaria. From the Journals and Letters of William John Wills. Edited by his Father, William Wills. London, Bentley, 1863.

J. C.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereins, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

# Magazin
# für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 23. Mittwoch, den 10. Juni 1863. 32. Jahrgang.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland. Seite
Die Kunſt und die Confeſſionen . . . 265
Arnold Ruge: Aus früherer Zeit. II. Deutſchland nach den Befreiungskämpfen . . . 267

Böhmen.
Die čechiſche Bewegung in Böhmen . . . 269

Frankreich.
Guizot's neueſtes Werk. 1789—1814—1848 . . . 271

Syrien und Paläſtina.
Conſtantin Tiſchendorf: Aus dem heiligen Lande . . . 272

Nord-Amerika.
Das neue Atlantiſche Kabel . . . 274

Mannigfaltiges.
Goethe's vertraute Korreſpondenz mit dem Großherzog Karl Auguſt . . . 276
Gluck und die Oper . . . „
Evangeliſche Märtyrer in Spanien . . . „
Geheime Geſchichten und räthſelhafte Menſchen . . . „
Internationale Hunde-Ausſtellung . . . „
Bibliographie. England . . . „

## Deutſchland und das Ausland.

### Die Kunſt und die Confeſſionen.

Wenn zwiſchen den beiden großen chriſtlichen Confeſſionen geſtritten wird über die Vorzüge, die einer vor der andern eigen ſein ſollen, und die Proteſtanten ſich dann gern auf ihren Vorrang in Wiſſenſchaft und Literatur berufen, ſo pflegen die Katholiken, ſo wenig ſie dieſen Vorrang auch anzuerkennen geneigt ſind, doch als Entgelt für den ſchlimmſten Fall darauf zu rekurriren, daß ihre Kirche von Urzeiten an bis auf den heutigen Tag ſich als die Mutter, die Pflegerin und Gönnerin aller Kunſt erwieſen habe, während das abſtrakte „Profeſſorthum" des Proteſtantismus jeglichem künſtleriſchen Weſen feind ſei. Dieſe Behauptung gewinnt an Schein des Wahren nicht wenig dadurch, daß nicht nur die höchſten Werke der bildenden Kunſt geſchaffen und geweiht ſind zur Verherrlichung katholiſchen Gottesdienſtes, nicht nur überhaupt der ſinnlich anregende und reizvolle katholiſche Cultus für das künſtleriſche Auge anziehender und künſtleriſcher Beihülfe bedürftiger iſt, als die ſchmuckloſen, vielfach mageren Formen der Proteſtanten, ſondern vornehmlich durch den Umſtand, daß, wie männiglich bekannt, im Drange der romantiſchen Periode dieſes Jahrhunderts viele Künſtler, und darunter einige der hervorragendſten, zur katholiſchen Kirche übergetreten ſind. So iſt es gekommen, daß von proteſtantiſcher Seite der Vorrang des Katholicismus in dem Gebiete der bildenden Künſte nicht ſelten bereitwillig anerkannt, ja hier und da alles künſtleriſche Element im kirchlichen Leben als katholiſirend und glaubensgefährlich verdächtigt wird.

Dieſen Anſchauungen gegenüber, denen entweder eine unrichtige Auffaſſung der Kunſt, oder noch häufiger eine arge Verkennung der Religion zu Grunde liegt, iſt es wahrhaft erfreulich, auf ein Werk hinweiſen zu können, das von einem der erſten proteſtantiſchen Theologen unſerer Tage ausgegangen, auch dieſe Frage in einer durchaus geiſtvollen und gerechten Weiſe behandelt. Es iſt das neueſte Buch von Dr. Karl Haſe,* in welchem der ganze Gegenſatz der beiden großen Confeſſionen der Chriſtenheit für alle Gebildete mit der bekannten Meiſterſchaft des berühmten Schriftſtellers dargeſtellt iſt, nicht um, wie freilich jetzt ſo vielfach geſchieht, alten Schulſtreit und Unfrieden zu erneuern, ſondern in dem verſöhnlichen Bewußtſein, daß in dem ehrlich angeſagten Kriege ein Weg zu finden ſei zu dem kirchlichen Frieden, deſſen das Vaterland ſo ſehr bedarf. Es möchte nicht hier des Orts ſein, ausführlicher auf das Buch einzugehen, das ſich zu denjenigen, die ſich den Sinn für die hohen kirchlichen Fragen der Gegenwart und der Zukunft offen halten, den Weg auch ohnedies bahnen wird. Daher ſei nur beiläufig bemerkt, daß das ganze Werk durchweht iſt von der gründlichſten, durch oftmals wiederholte eigene Anſchauung gewonnenen Kenntniß der inneren Zuſtände des Katholicismus, insbeſondere an ſeinem Mittelpunkte, Italien und Rom. Iſt doch die Vorrede ſelbſt aus Rom, aus dem Lager des angegriffenen Feindes, wie ihn Haſe mehr ritterlich als um die eigene Geſinnung zu dokumentiren benennt, datirt, und überall ſind der Darſtellung belebende Züge aus dem kirchlichen Treiben in der Hauptſtadt des Pontifex eingeflochten. Ein höchſt intereſſanter Abſchnitt iſt übrigens vor etwa zwei Jahren, da die Frage nach der weltlichen Herrſchaft in allen Federn brannte, als eine beſondere viel geleſene Broſchüre (der Papſt und Italien) erſchienen. Doch wie geſagt, dies nur beiläufig; denn wir glauben das Werk nicht beſſer einem nicht theologiſchen Leſerkreiſe empfehlen zu können, als dadurch, daß wir das Kapitel über die Stellung beider Confeſſionen zur Kunſt zu einer eingehenden Betrachtung erwählen.

Da die Zeit vor der Reformation den Katholiken und uns gemeinſam angehört, ſo iſt es kein dem Proteſtanten ſchwieriges Geſtändniß, ſondern die einfache Conſtatirung einer geſchichtlichen Thatſache, daß die moderne Kunſt in der Kirche geboren iſt. Allein allerdings iſt es vorzugsweiſe der Cultus, den die Katholiken behalten, wir abgelegt haben, an deſſen ſinnlicher Darſtellung eines geiſtigen Inhalts die künſtleriſche Fähigkeit zur charakteriſtiſchen Darſtellung des Religiöſen als eines Schönen erwachte und emporwuchs. Haſe gedenkt zunächſt der im Eingange berührten hergebrachten Meinung, wonach auf dieſem Gebiete der Proteſtantismus gänzlich weichen müßte. In der That nicht nur der Glaube, ſondern auch der Aberglaube und die Legende der katholiſchen Kirche hat ihren Malern die ideale Richtung gegeben und den Reichthum der Gegenſtände entgegengebracht. Dazu gilt der Koſtenaufwand für kirchliche Kunſtwerke als ein frommes, verdienſtliches Werk. Geht man dem Urſprunge aller guten Bildwerke nach, ſo iſt es meiſt ein geiſtlicher Orden, eine hohe Familie, eine bürgerliche Corporation, die das Bild ihrem Schutzheiligen geſtiftet haben. Dagegen hat die reformirte Kirche bei ihrem Entſtehen das ſchöne Erbe der Vorzeit zerſtört und nur die öden Wände behalten. In lutheriſchen Kirchen ſieht man nicht ſelten um Kanzel oder Altar die lebensgroßen Bilder ihrer früheren Paſtoren aufgehängt, alle eintönig in ſchwarzen Prieſterröcken, einige Generationen in ſtattlichen Perrücken, alle gleich elend gemalt, ein Werk der Pietät, daß die abgeſchiedenen Seelſorger immer noch im Bilde um die verjüngte Gemeinde verſammelt ſind, aber das Gegentheil aller Kunſt. Indeſſen dies iſt der erſte, oberflächliche Eindruck; für den ſchärfern Blick iſt das Verhältniß anders, und für die Gegenwart und Zukunft hat es ſich, wenn es ja früher zum Nachtheile des Proteſtantismus war, gar ſehr ausgeglichen. Wenn es je zum Nachtheile war — denn war denn der kirchliche, der katholiſche Glaube an den Stätten lebendig, an denen am Ausgange des Mittelalters die bildende Kunſt der Kirche ihren Höhepunkt erreichte? Nicht blos die Schandthaten des ſechſten Alexander und die Kriegsthaten

* Handbuch der proteſtantiſchen Polemik gegen die römiſch-katholiſche Kirche von Dr. K. H. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel, 1862. Gr. 8. XX und 665 S.

Digitized by Google

des zweiten Julius ſind mit Rafaeliſchen Tapeten verhängt worden. Die Anſchauung der aus dem Schutte der Jahrhunderte auferſtehenden Kunſtwerke des klaſſiſchen Alterthums weckte ein neues Gefühl der Schönheit und geiſtigen Freiheit, das ſelbſt aus Rafael's Madonnen uns bald holdſelig anlächelt, bald herzerhebend anſtrahlt. Er hat unter den andern erhabenen Schöpfungen im Vatikan zur Verherrlichung des Papſtthums, der Kirche und zugleich der Humanität die irdiſche und überirdiſche Kirche gemalt als verſammelt um das Geheimniß der Transſubſtantiation, wie er die Philoſophie gemalt hat in der Schule von Athen und die Poeſie auf dem Parnaß, und mit derſelben Luſt in der Farneſina die Geſchicke der Pſyche inmitten der olympiſchen Götter, und nicht Maria, ſondern Galatea als liebreizende Seebeherrſcherin. Aehnliches iſt einſt in Griechenland geſchehen. Als Phidias und Praxiteles ihren Göttern die wahrhaft göttliche Geſtalt gaben, da waren dieſe Götter ihnen bereits nur Sinnbilder ihrer Gedanken; nicht ein feindlicher Gegenſatz zum Volksglauben war eingetreten, aber eine ſtille Umbildung. Hierin erkennt Haſe das Geſetz der kirchlichen Kunſt, daß ſie entſteht nur aus der frommen Innigkeit eines tief innerlich mächtigen Volksglaubens, daß ſie aber die Höhen der Kunſt erſt dann erreicht, wenn die Schranken des Volksglaubens ſich zu löſen beginnen. Es wäre leicht geweſen, dieſen Satz aus dem Leben der Größten unter den Künſtlern und Kunſtgönnern der Renaiſſance nachzuweiſen. Von dem kunſtliebendſten aller Päpſte, mit deſſen Namen das Zeitalter bezeichnet wird, iſt ſelbſt das Chriſtenthum, geſchweige der ſtrenge Katholicismus, mehr als zweifelhaft. Die Kunſtblüthe entſproß nicht der Vertiefung des kirchlichen Glaubens, ſondern der Befreiung des Menſchengeiſtes zur Menſchlichkeit und Schönheit. Haſe macht darauf aufmerkſam, daß dies von dem Volksgefühl richtig empfunden wird. Keins von allen Bildern des größten Malers der Kirche iſt zum heiligen Bilde geworden, das eine beſondere Volksandacht auf ſich gezogen hätte; heilig ſind dem Volke meiſtens alte dunkle Bilder ohne allen Kunſtwerth, (die es freilich für Werke des Evangeliſten Lukas anſieht, etwa noch durch einen Engel verbeſſert), oder auch ganz moderne, durch irgend eine Wundergeſchichte berühmt gewordene Salbadereien. Haſe gedenkt nun der Maler, die dafür gehalten haben, daß ſie die Heiligen beſſer malen könnten, wenn ſie dieſelben auch anbeteten. Bei Overbeck namentlich iſt nicht zu bezweifeln, daß er in der katholiſchen Kirche den ihm natürlichen Ausdruck ſeiner Frömmigkeit gefunden hat. Aber Cornelius ſagte, als er dem Gaſte die Säle in der Caſa Bartholdi wies, wo Overbeck, in Gemeinſchaft mit ſeinen Freunden, den Erneuerern der deutſchen Malerei, ſeine Jugendbilder gemalt hat: „Seht, Overbeck hat damals, als er noch nicht katholiſch war, doch eben ſo ſchön gemalt, als je.“ Andere meinen, er habe damals ſogar beſſer gemalt. Die ſeiner ſpätern Richtung folgten und ſie, wie es geſchieht, noch ſteigerten, haben mit ihrer erzwungenen Naivetät wenig Erbauliches zu Tage gebracht. „Hiernach ſcheint es wenigſtens für die heiteren Höhen der Kunſt des Katholiſch-Seins oder Werdens nicht zu bedürfen. Hat ihr das Chriſtenthum zunächſt in der Form des Katholicismus die hohe Tendenz gebracht und bieten ſich ihr noch immer in den mannigfaltigen Gewanden des Clerus und den verſchiedenen Orden Trachten, die freilich maleriſcher ſind als die modernen Fräcke und Säcke und Uniformen, ſo hat die Kirche doch auch in den üblichen Märtyrerbildern einen zwar geiſtig großen, doch unſchönen, peinlichen Gegenſtand aufgebracht, dieſe Darſtellung entſetzlicher Henkersarbeit, die zwar eine künſtleriſche Verklärung im heiligen Sebaſtian gefunden, dem Apollo der chriſtlichen Kunſt, die aber auch ein Aeußerſtes nicht geſcheut hat, etwa den heiligen Dionyſius mit halb abgeſägtem Kopfe umherſpazieren, den heiligen Bartholomäus ſeine eigene Haut dem Zorne Gottes entgegenhalten,* oder dem heiligen Erasmus die Eingeweide aus dem Leibe winden zu laſſen, wie dies auf dem vatikaniſchen Bilde von Pouſſin in grauſenhafter Natürlichkeit zur Anſchauung gebracht iſt.“

Dazu pflegt häufig überſehen zu werden, daß der katholiſche Cultus den Kunſtwerken oft geradezu ſchadet. Haſe hat die alte Controverſe übergangen, ob den antiken Ueberreſten durch ihre theilweiſe Chriſtianiſirung mehr genützt oder mehr geſchadet worden ſei. Sie iſt ſchwer zu entſcheiden, denn wenn auch im chriſtlichen Gewand uns manches alte Kunſtwerk erhalten iſt, das ſonſt an der Gleichgültigkeit der dunkelen Jahrhunderte wohl untergegangen wäre, ſo hat doch andererſeits chriſtlicher Fanatismus vieles zerſtört, was ſonſt die Ehrfurcht oder vielleicht eben die Gleichgültigkeit der Menge erhalten hätte, und was uns die Kirche erhalten hat, das hat ſie meiſtens gründlich entſtellt. Aber von der Antike ganz abgeſehen: es leiden die für die Kirche erſchaffenen Bilder durch Lichter- und Weihrauchdampf oft ſo, daß ſie künſtleriſch völlig zu Grunde gehen. Ferner tritt oft eine halbfromme Prüderie verſtümmelnd und verheerend auf; Michel Angelo's Weltgericht iſt nur durch Uebermalungen vor dem Untergange gerettet worden, indem ſchon Daniel von Volterra einige allzubloß Auferſtehende mit etwas Kleidern verſorgte und ſich den Namen des Hoſenmalers erwarb.

Betrachten wir endlich die Erwecker und Meiſter unſerer gegenwärtigen Kunſt, ſo war zwar Winckelmann Katholik, ſogar ein ſolcher erſt geworden, aber wer weiß es nicht, aus welchem Grunde allein! Neben dem Katholiken Canova ſtehen dann aber als Proteſtanten Thorwaldſen, Dannecker, Rauch, Drake, Rietſchel. Es wären hier von Malern neben Cornelius zu nennen Kaulbach und Leſſing — wenn man überhaupt auf die Confeſſion Gewicht legen will. Der Proteſtant Thorwaldſen hat in der Peterskirche das Grabmal des edlen, frommen Pius VII. ausgeführt; Cornelius, der in der katholiſchen Kirche geboren und ihr mit milder Treue zugethan iſt, malt für eine proteſtantiſche Kirche die Skizzen zu den Bildern, die das Campoſanto des proteſtantiſchen Herrſcherhauſes zieren ſollen, in deſſen Dienſte er ſteht. Auch darf man getroſt behaupten — Haſe hat dies milde nicht gethan — daß am Sitze des Katholicismus in Rom die bildenden Künſte heutigen Tages und ſchon ſeit langer Zeit ſich in einem Zuſtande befinden, gegen welchen der unſerer vaterländiſchen Malerei und Bildhauerei immer noch eine Blüthe genannt werden muß.

In der Muſik iſt vielleicht das Gefühl der Ueberlegenheit auf der katholiſchen Seite am höchſten geſteigert. Sicherlich iſt auch die Muſik, ſo weit ſie ſich kunſtgemäß entwickelt hat, von der katholiſchen Kirche — d. h. von der den Proteſtantiſchen nicht minder angehörigen, noch ungetrennten Kirche — groß gezogen worden. Aber man darf doch nicht vergeſſen, daß es den Proteſtanten gleich bei ihrer Sonderung ein Bedürfniß geweſen iſt, den kirchlichen Volksgeſang neu zu beleben. „Aus Luthers Kloſterhaus tönte das gottergebene und deshalb ſiegesgewiſſe Schlachtlied des Proteſtantismus von der feſten Burg, Lied und Weiſe wie aus Einer Bruſt entſprungen, und die Mächtigkeit der Weiſe ſelbſt da bewährend, wenn ſie profanirt in Meyerbeer's Hugenotten, inmitten der weltlichſten Muſik feierlich in Poſaunentönen ſich erhebend, den Proteſtantismus charakteriſirt. Goudimel iſt zwar in der Bluthochzeit, deren Nachfeier auch in Lyon gehalten wurde, erſchlagen worden, aber ſeine Melodien zu den franzöſiſchen Pſalmen übertönten und überlebten allen Schlachtendonner der Religionskriege. Es war eine bekannte Rede: das Volk ſingt ſich in's Lutherthum hinein; und die Sorbonne erkannte den Pſalmengeſang als ſo gefährlich, daß ſie denſelben bei hoher Strafe verbot.“ Den Begründern der tiefern Kunſt im Kirchengeſange, einem Paleſtrina (der Goudimel's Schüler war) und einem Allegri ſtehen die proteſtantiſchen Meiſter Seb. Bach und Händel ebenbürtig gegenüber. Intereſſant für Viele möchten ſchließlich die Bemerkungen über die Paſſionsmuſik in der päpſtlichen Kapelle ſein, mit denen Haſe ſich den in dieſen Blättern bereits früher erwähnten Urtheilen Mendelsſohn's anſchließt, aber auf manches oft Ueberſehene aufmerkſam macht. „Es iſt mit dem berühmten Geſange der Paſſionswoche in der Siſtina eine eigene Sache. Die Bußpſalmen werden da in zwei Chören auf Einen Ton, das letzte Wort jedes Satzes melodiſch betont, eintönig, ermüdend und doch ſo raſch abgeſungen, denn es ſind ihrer viele, daß auch deßhalb dem Nachleſenden ſchwer fällt, dem Sinne zu folgen. Dazwiſchen werden die Lamentationen des Jeremias allerdings mehr melodiſch und ſentimental geſungen. Aber weil im Grundtexte die einzelnen Strophen dieſer Elegien in einem eben nicht hochpoetiſchen Spiele nach der Reihenfolge des hebräiſchen Alphabetes anfangen, was die lateiniſche Ueberſetzung nicht nachmachen konnte, ſo hat eine alte kirchliche Ueberlieferung doch die hebräiſchen Anfangsbuchſtaben von jeder Strophe beibehalten und die alten Komponiſten haben ihre abſonderliche Luſt daran gehabt, gerade dieſe unverſtändlichen Buchſtaben reich und rührend zu komponiren. Da wird denn mit ſchmelzender Innigkeit geſungen nach den einander folgenden Anfängen: Aleph — Beth — Gimel — Daleth und ſo fort, als wären es die rührendſten Gedanken der Paſſionsgeſchichte. In dem unter römiſcher Doppelcenſur gedruckten Textbuche heißt es zur Empfehlung dieſer Abgeſchmacktheit: dergeſtalt daß die erſten Elemente der Sprache die erſten Elemente der Wehklage ſind. Nicht minder ausdrucksvoll als die einzelnen hebräiſchen Buchſtaben werden die Worte geſungen: Incipit Lamentatio Jeremiae prophetae.“ Nicht gering an muſikaliſch religiöſer Wirkung erſcheint unſerem Theologen die Paſſionsgeſchichte nach Johannes am Charmorgen, wo ein Diakon das Evangelium im gewöhnlichen Kirchentone recitirt, aber die angeführten Reden von muſikaliſchen Stimmen, die Worte Jeſu im Tenor, die des Pilatus im Baß, die Reden der Prieſter

* Im Mailänder Dom widert den Beſchauer ſogar in Marmor eine Verherrlichung dieſes unleidlichen Vorgangs an. Der Verfertiger der gräßlichen Statue, die doch wegen der anatomiſchen und chirurgiſchen Vorzüge dem Fremden mit Vorliebe gewieſen wird, iſt M. Agrate.

Digitized by Google

und des Volkes vom ganzen Chor mit großer Präciſion geſungen werden. Er findet die Aehnlichkeit mit Bach's Matthäus-Paſſion überraſchend. „Wüßte man nicht, wie dies aus dem ſächſiſchen Cultus in der Thomaskirche faſt naturwüchſig hervorgegangen iſt, und daß der Leipziger Cantor zu jener Zeit ſchwerlich beſondre Kunde von der päpſtlichen Kapelle gehabt hat, man könnte die proteſtantiſche Paſſion für eine Nachahmung halten, die nach proteſtantiſchem Charakter durch die eingelegten Choräle die Gemeinde zur Mitthätigkeit herangezogen hat. Vergleicht man beide miteinander, ſo wird kein Tonkundiger in Abrede ſtellen, daß an Tiefſinn der Gedanken und Meiſterſchaft der Ausführung die deutſche Matthäuspaſſion ſich zur römiſchen Johannes-Paſſion etwa im umgekehrten Verhältniſſe verhält wie die Paſſionsgeſchichte des Matthäus zu der des Johannes.“

Wen nicht confeſſionelle Befangenheit hindert, der wird, Katholik oder Proteſtant, Haſe's Schlußreſultat beiſtimmen, daß die ausſchließliche Bedeutung der katholiſchen Kirche für die Kunſt einer Vergangenheit angehört, als der Katholicismus noch allein das Chriſtenthum war; derzeit aber und in einer klar vor uns liegenden Zukunft das Verhältniß beider Confeſſionen zur Kunſt zwar verſchieden iſt, aber ohne weſentliche Bevorzugung der Einen oder der Andern. L.

## Arnold Ruge: Aus früherer Zeit.

### II.

### Deutſchland nach den Befreiungskämpfen.

Aus einem längeren Abſchnitte des Ruge'ſchen Werkes, der hauptſächlich von dem Geiſte der unmittelbar auf die Freiheitskriege folgenden Jahre handelt, erlauben wir uns, folgende Stellen hervorzuheben, wobei wir Erörterungen von zu leidenſchaftlichem Tone, als mit dem unſerer Blätter nicht vereinbar, übergehen.

„Ich komme jetzt auf die große Volksbewegung zurück, von der ich ſchon früher, mehr als ein Unbetheiligter, geſprochen. Sie tritt nun mit ſolcher Gewalt an mich heran, daß ich mich gemüthlich auf's Tiefſte darin verwickelt finde. Sie iſt mein Schickſal, wie das Schickſal des Jahrhunderts geworden. Der Same dieſer Zeit iſt aufgegangen, und ſelbſt die unwilligen Schnitter müſſen zur Aerndte ſchreiten.

Es war eine große Volksbewegung, aber keine politiſche, ſondern eine bloße Unabhängigkeits-Bewegung.

Daß dieſe ſehr tief ging und Alles ergriff, empfanden wir Kinder lebhaft. Die Vorgänge ſetzten uns in die höchſte Aufregung, und als Bonaparte 1815 wieder im Felde erſchien, machte die Gefahr, in der ich unſere junge Unabhängigkeit erblickte, einen ſo gewaltigen Eindruck auf mich, daß ich mich in der Nacht einſam in einen dunklen Gang des Gartens begab, dort hinkniete und betete, der Tyrann möge zu Grunde gehen, ehe er unſere freie Erde wieder erreiche. Sollte er aber uns noch einmal unterjochen, ſo ſchwur ich, ihn mit eigener Hand zu erſtechen. Ich war damals 13 Jahre alt, und Bonaparte hatte von meiner Hand nicht viel zu fürchten. Gefährlicher war ihm der allgemeine Zorn, und die Schlacht von Waterloo befreite mich von meinem Gelübde. Aber ſo hatte die Phantaſie mich mit in die Begebenheiten hineingeriſſen, daß ich glauben mußte, mein Leben hinge an ihrem Ausgange, und die Siegesnachricht mit einem ganz eigenthümlichen Gefühl entgegennahm. Wie hätte ſich wohl eine ſolche Theilnahme bei einem dreizehnjährigen Knaben finden ſollen, wäre nicht die Aufregung gegen den Eroberer allgemein und tief ins Volk eingedrungen geweſen?

Aber von bürgerlicher Freiheit, von Theilnahme des Volkes an der Verwaltung, der Rechtspflege, der Geſetzgebung war zur Zeit der großen Bewegung der Freiheitskriege gar nicht die Rede. Nie habe ich irgend einen Erwachſenen eine Sylbe darüber äußern hören. Das große Verdienſt einer gründlichen Verbeſſerung im Innern durch ehrliche, gewiſſenhafte Verwaltung, durch geordnete Rechtspflege und durch ſtädtiſche Selbſtverwaltung, ja ſogar durch gänzliche Abſchaffung der Frohnden und Hörigkeitsverhältniſſe gebührt den aufgeklärten, wohlwollenden und weitſehenden Staatsmännern Preußens. Stein, Schön, Hardenberg, Wilhelm Humboldt, Schuckmann und Altenſtein. Durch ſie wurde ohne einen Zwang von unten, ohne eine Forderung derer, die es anging, unter dem härteſten Drucke von außen die ſogenannte „friedliche Aneignung der Revolution“ vollzogen. Dies Alles iſt dem Volke geſchenkt worden, — Ordnung, Aufklärung, Wehrfähigkeit. Es war 1813 und 1815 über ein ſolches neues Leben vollſtändig im Dunkeln. Ich habe, wie geſagt, damals nie irgend einen Menſchen über bürgerliche Freiheit und Verbeſſerung von ſtaatlichen Einrichtungen reden hören; wohl aber erinnere ich mich des häufigen Ausrufes der Knechte, der Bauern und der Bürger: „Was will man weiter, als das liebe Leben haben?“

Die Anſtrengung zur Hinaustreibung der Franzoſen erzeugte nun aber eine gewaltige Aufregung, und die Genugthuung, die das Gelingen gewährte, war eine aufrichtige Selbſtbefriedigung. Es mußte die Regierung überraſchen, daß die ſonſt unthätige und völlig gedankenloſe Maſſe plötzlich mit einer ſo großartigen Thätigkeit hervortrat, daß eine Volksbewegung entſtanden war, der die Regierung folgen mußte, in der ſie zum erſtenmale ſeit Jahrhunderten die freie Hand verlor. Es war offenbar unter dieſem Eindruck, daß die reformatoriſchen Staatsmänner in Preußen von einer Freiheit in einem ganz andern Sinne, als in dem der bloßen Unabhängigkeit von Frankreich ſprachen. Wenn man bedenkt, daß ſie dies mit einem Volke ohne alle Anſprüche auf bürgerliche Freiheit und mit einem Könige ohne alle Ahnung eines freien Staatslebens unternahmen, ſo muß man wahrlich alle Achtung vor ihrem Verſtande und vor ihrem Gemüthe haben. Sie benutzten Bonaparte's Wiederkehr von Elba. Die preußiſche Geſetzſammlung verkündigte vor der Schlacht von Waterloo im Mai 1815 ernſtliche Mitwirkung des Volkes bei der Geſetzgebung; Preßfreiheit war eingetreten, und die Jugend, die kaum das Schwert aus der Hand gelegt, führte eine männliche Sprache. Aber Hardenberg und die Neuerer wurden vom Volke im Stiche gelaſſen, ſie verloren ihren Einfluß auf den König; man machte die Probe auf die Geiſtloſigkeit und Lebloſigkeit der Unterthanen, indem man die Geſetze, in denen ihnen die Freiheit verſprochen war, einfach in Vergeſſenheit begrub. Und als nun der Abſolutismus unverkümmert fortdauerte, die Preßfreiheit abſchaffte, die Univerſitäten unter Vormundſchaft ſtellte, die Jugend, die dies empörte, generationenweiſe in die Gefängniſſe warf, ſelbſt das Turnen und die Freudenfeuer, den deutſchen Rock, die deutſchen Farben und die deutſchen Lieder verbot, ſtimmte das Volk, d. h. die Maſſe, die Stadt und Land erfüllt, mit den Unterdrückern des Geiſtes von 1813 und 1815, deſſelben Geiſtes, der ihre Throne gerettet, deſſelben Geiſtes, den ſie in der Bundesakte und in den Bundesgeſetzen feierlich anerkannt hatten, ich ſage, das Volk ſtimmte ihnen bei: denn es rührte keinen Finger für ſeine Freiheit und ſeine verbrieften Rechte, ja, es vergoß ſie; und für die Unabhängigkeit von Frankreich wurde die Abhängigkeit von Rußland und die noch verderblichere von Oeſterreich erkauft; ſtatt der bürgerlichen Freiheit hatten wir die heilige Allianz erobert.

Dies wäre nicht möglich geweſen, wenn das Volk zur Zeit der Freiheitskriege und kurz darauf an ſeiner Freiheit und ſeinem Rechte einen warmen Antheil genommen hätte; es wäre nicht möglich geweſen, wenn es ſeine Macht gefühlt und aus dieſem ſtolzen Selbſtgefühl heraus geſprochen hätte. Das Verfahren derer, welche die Richtung Stein's und Hardenberg's verließen, iſt ein unverzeihlicher Fehler und kurzſichtiger Treubruch; aber es iſt nur zu gewiß, daß dem deutſchen Volke zu jener Zeit ſeine Freiheit, ſeine Ehre und ſeine Macht völlig gleichgültig, ja ganz unbekannte Dinge waren. Die freiwillige Unterwerfung unter Rußland, die ſtille Hinnahme der Karlsbader Beſchlüſſe, die Aufopferung der Profeſſoren und der kühnen Burſchen, welche bei der deutſchen Fahne ausbielten, wäre ſonſt nicht erfolgt.

Damals, und noch bis 1818, war Alles einig über den großen Gewinn einer großen Anſtrengung, und wenn die bürgerliche Freiheit Allen mit Ausnahme der wenigen Politiker, die wir hatten, unbekannt und darum das Gefühl der Freiheit hohl und eine leere Gemüthsbewegung war, ſo fühlte man ſich doch glücklich, wie jener, der ſich einbildete, ihm gehörten alle Schiffe im Hafen von Athen. Welch' ein Feſt, und welch' ein ſtolzes Gefühl, als die Reiter-Regimenter, die aus dem franzöſiſchen Feldzuge zurückkehrten, durch die Straßen von Stralſund ritten und zu den Fenſtern hinaufgrüßten, aus denen man ihnen Blumen und Kränze zuwarf! Die Octoberfeſte, die großen Feuer des 18. auf den Anhöhen, die das ganze Land erleuchteten, waren der Ausdruck einer hohen Befriedigung, obgleich ſie die undurchdringliche politiſche Nacht des deutſchen Volkes nicht aufklärten.

Wir begeiſterten uns bis zum Uebermaß. Ich ſage: bis zum Uebermaß; denn wenn es bei der Vertreibung der Franzoſen bleiben ſollte, wenn die Deutſchen für ſich gar nichts weiter zu wünſchen hatten, ſo war nun keine große Gemüthsbewegung mehr nöthig. Aus dieſem Geſichtspunkt nannte der Miniſter Kamptz die Stimmung des begeiſterten Deutſchthums, die ſich noch nach dem Kriege beſonders unter der ſtudirenden Jugend erhielt, „Ueberſpanntheit.“ Man konnte die Sache nicht tadeln, ſo tadelte man ihr „Uebermaß;“ man tadelte aber nicht nur die „Ueberſpanntheit,“ man verfolgte ſie auch, und die Polizei des Herrn von Kamptz machte die überſpannteſten Anſtrengungen, die Jugend von dieſer Krankheit zu heilen

Digitized by Google

Die ſchnöde Verfolgung der patriotiſchen Begeiſterung machte die loyalſte aller Aufregungen zu einer erbitterten Feindſchaft.

Waren noch 1815 und bis 1818 die Franzoſen der Gegenſtand des Abſcheus, ſo wurde dagegen ein angeblich ruſſiſches Koſakenlied, „Schöne Minka, ich muß ſcheiden, ach, Du fühleſt nicht das Leiden, fern zu ſein von Dir!“ mit großer Theilnahme und Wehmuth geſungen. Den Todesmuth, das Ahnungsgrauen und die Aufopferung für's Vaterland im Kampfe gegen die Franzoſen, von denen die Körner'ſchen Lieder voll ſind, ſpielten die Leierkaſten auf allen Gaſſen. Die beliebteſten Lieder jener Zeit gefallen ſich in der Schwermuth, in Todesahnungen, in Gelübden, ſich dem Opfertode zu weihen; aber der freie, heitere Geiſt eines bewußten Sieges, einer jubelnden Befreiung kommt in dieſer Lyrik nicht zum Durchbruch. Aus dem Trübſinn und der Schwermuth, dem Todesmuthe und dem Opfertode, die in den Liedern jener Zeit herrſchen, kann wieder nur der Schluß gezogen werden, daß der Volksgeiſt ſelbſt ſich nicht frei fühlte, daß die klaſſiſche Poeſie und gar die Philoſophie weit über das Maß ſeiner Bildung hinausgehen, und daß die düſtre und trübe Romantik, die aus dieſer Bewegung geboren wurde, ihm mehr entſpricht. Schwermuth und Trübſinn ſind der Ausdruck und das Lieblingsgefühl gedrückter Volksgeiſter. Sie ſchwelgen im Genuß ihrer eigenen Qual, die ſich ihnen aus Dichtung und Muſik melancholiſch wiederſpiegelt; dieſer fantaſtiſche Schmerz iſt ihnen der tragiſche Genuß ihrer elenden Wirklichkeit, aus der ſie ſich vergeblich herausſehnen; denn hier heißt es: „Der Menſch iſt nicht geboren, frei zu ſein,“ und die größten Geiſter können und konnten ihn nicht aus ſeinen Verhältniſſen herausreißen. Dieſe Verhältniſſe müſſen ſich erſt innerlich ſelbſt zerſtört haben. Ich habe dieſen trüben Geiſt, der mich zum Gebet und Gelübde in die dunkle Gartenlaube trieb, leidenſchaftlich geliebt und ihm ſpäter Opfer genug gebracht.

Die dumpfe Wuth gegen die Franzoſen ging ſogar ſo weit, daß die Leute ſich ſelbſt Unthaten andichteten, die ſicherlich nie verübt worden ſind. Man wollte zurückgebliebene Soldaten erſchlagen und die Eingeſcharrten ſpäter zufällig wieder aufgepflügt haben. So wurde die Volksrache in Geſchichten dargeſtellt. Aber man braucht die Verhältniſſe der Dörfer und Höfe nur zu kennen, um ſolche Ermordungen für ganz unmöglich zu halten. Das ganze Land hätte mitſchuldig ſein müſſen, um ſie zu verhehlen und den alten ſchwerfälligen Gerichten zu entziehen; ſo etwas furchtbar Unerhörtes war hier ein Mord. — Ich ſpreche von Jasmund, wo ich die Geſchichten gehört habe. — Nun iſt aber kein einziger Fall der Art vor Gericht und zur öffentlichen Beſprechung gekommen.

Gegen die Ruſſen hingegen hegte Alles, was ſie nicht kannte, eine zeitgemäße Zärtlichkeit.

Im Jahre 1817 wurde Pommern und Rügen von Schweden an Preußen abgetreten. Im Allgemeinen war die Stimmung dem Wechſel günſtig; denn es hieß: Nun kommen wir doch wieder zu Deutſchland! Doch weder die Kaufleute, noch die Beamten theilten dieſe Zufriedenheit; denn es war ſehr zweifelhaft, wie der Handel unter der neuen Flagge gehen werde, und die Beamten wußten nicht, ob nicht alle alten Mißbräuche von den Preußen abgeſchafft werden würden. Bei der Huldigung brachte es daher ein Sprecher dieſer ſchwediſchen Partei ſo weit im Ausdruck ihrer Gefühle, daß er ſagte: „Wir freuen uns aufrichtig, nach mehr als 200 Jahren wieder an eine deutſche Macht zurückzufallen; aber ſchwarzer Undank würde es ſein, wollten wir der Segnungen vergeſſen, die wir unter ſchwediſchem Scepter genoſſen; er war ein milder und Wohlſtand erzeugender.“ Sein Gefühl für Schweden beruhte auf klingender Münze; ſein Gefühl für Preußen war klingende Phraſe, ein Deutſchthum, deſſen Hohlheit, ja Staatswidrigkeit, ſehr bald Preußen ſelbſt in alle Winde ausſchreien ſollte.

Nach dem Kriege wurden die Schickſale des Volks durch die Unmöglichkeit, das deutſche Reich wieder herzuſtellen und zugleich die vielen Souveraine beſtehen zu laſſen, lange in der Schwebe gehalten, bis endlich Metternich auf den — Gedanken kam, das Unmögliche ſelbſt zur Verfaſſung zu erheben und es den „deutſchen Bund“ zu nennen, eine Verbindung, in der damals England für Hannover, Holland für Luxemburg, und Dänemark für Holſtein und Lauenburg neben Oeſterreich, Preußen und all den Kleinen inbegriffen waren — die offenbarſte Unmöglichkeit einer Vereinigung, die es geben konnte, welche der alte Jahn auch ſogleich in „das deutſche Bunt“ umtaufte. Der alte Jahn, Luden, Fries, Oken, Arndt, kurz, die deutſch-patriotiſche Partei hatte freilich unter „dem deutſchem Vaterlande“ ganz etwas anderes und mindeſtens den Kaiſer und das Reich verſtanden; allein ſoviel Einſicht und Willen als die Altdeutſchen, hatten die Maſſen und die Unbefangenen nicht. Ihnen war ſchon der Klang des Namens und das volksthümliche Beiwort genug. In dem Worte Deutſch lag eine Verbeugung des ſchlauen alten Diplomaten gegen den Zeitgeiſt, hinter der er ſeine öſterreichiſche Ironie verbergen konnte. Die Meiſten nahmen ſein Deutſchthum für baaren Ernſt und hielten den alten Jahn, der es nicht that, für einen unnützen — Stänker. Das konnte man überall hören. Die Geſchichte weniger Jahre offenbarte die ganze Ohnmacht dieſer politiſchen Mißgeburt und zeigte in dem Bunde den Polizeidiener der kleinen und großen Herren in ſeiner ganzen Blöße. Aber damals, als die Mißgeburt zur Welt kam, und Preußen zum erſten Mal kopf- und herzlos die deutſche Führerſchaft abdankte, gab es noch eine Mehrheit, die den Wald vor lauter Bäumen nicht ſah und mit Begeiſterung den Stein in Empfang nahm, der ihr ſtatt des Brodes gereicht wurde.

In kurzer Zeit jedoch trieb dieſes Spiel mit dem Geiſte der Zeit die Patrioten zur Erbitterung, und dieſe war um ſo herber und inniger, je entſchiedener ſie ſich von dem großen Haufen verlaſſen ſahen. Im Jahre 1819 brachten plötzlich die Zeitungen die Nachricht aus Mannheim, ein Jenenſer Burſche, Karl Sand aus Wunſiedel, habe den ruſſiſchen Staatsrath Auguſt von Kotzebue, wegen Verraths an Deutſchland, und dann ſich ſelbſt erſtochen. Der Eindruck, den dieſe That hervorbrachte, war ein ganz eigenthümlicher. Die Volksbegeiſterung der Kriege, wo es allgemeines Feldgeſchrei geweſen war, die Nationalfeinde todtzuſchlagen, wurde für einen Augenblick wieder angeregt, und es iſt ſicher nicht übertrieben, wenn ich ſage, eine überwältigende Mehrheit hielt es mit Sand; ſogar die Kotzebue'ſchen Stücke verſchwanden von der Bühne, und kaum wagte ein Philiſter die Bemerkung: „ich hätte ihn nicht erſtochen, ich hätte ihm ein paar Ohrfeigen gegeben;“ daß Einer aus dem Volke Kotzebue hätte in Schutz nehmen ſollen, daran war nicht zu denken. Natürlich dachten Kotzebue's Mitſchuldige, die offenen Verbündeten Rußlands, anders und zeigten bald, wie wenig ſie ſich aus der öffentlichen Meinung machten. De Wette hatte Sand's Mutter einen Troſtbrief geſchrieben, er wurde ſeiner Profeſſur in Berlin entſetzt; aber der Brief zeigte die Strömung des Geiſtes jener Tage, und offenbarte eine Richtung des Volksgeiſtes, die er mit merkwürdiger Beharrlichkeit inne gehalten hat und vor der ſich trotz aller Widerſpenſtigkeit am Ende alle Herren der deutſchen Erde haben beugen müſſen.“

Zum Schluſſe wollen wir noch ein kleines Erlebniß Ruge's mittheilen, das bedeutſam auf das durch die Freiheitskriege erweckte Selbſtgefühl im Volke hinweiſt.

„Von Stralſund nach Rügen hinüber, erzählt er, fuhr man auf Ruderböten; jeder zahlte zwei Schillinge Fracht, wenn 6 oder mehr Reiſende da waren. Wenn weniger da waren, und einer doch abfahren wollte, ſo mußte er „Fracht machen,“ d. h. er mußte zuſchießen, was an 12 Schillingen fehlte. Oft geſchah es, daß Einer das Boot belegte, und was ſich dann noch dazu fand, warten mußte. Es herrſchte hierin eine gewiſſe Sitte, die von den Fährleuten aufrecht erhalten wurde. Jedes Boot hatte 4 Ruderer; einer von den Reiſenden mußte ſteuern.

Als wir an's Waſſer kamen, ſollte eben ein Boot abgehen; wir ſprangen mit hinein und fanden die Leute alle in großer Aufregung. Mein Vater erkundigte ſich nach der Urſache, und ein Landmann, der am Steuer ſaß, erzählte, was vorgefallen war. „Ich hatte Fracht gemacht, ſagte er, und war nur zu dem nächſten Laden nach einem Pfund Tabak zurückgegangen; mein Kutſcher wartete mit ſeiner neugekauften Peitſche hier im Boote. Da ſpringt der Junker von . . . n von . . . y in's Boot — Sie kennen ihn — ruft den Fährleuten zu: „ich mache Fracht, fahrt ab!“ Die Fährleute theilten ihm mit, ich habe ſchon Fracht gemacht und werde gleich wieder hier ſein, um abzufahren. Er kommandirte: „Fahrt ab!“ Da erklärte der Kutſcher, ſein Herr habe ihm das Boot aufzuheben gegeben, und er könne nicht zulaſſen, daß es ohne ſeinen Herrn abführe. Jetzt beſtand der Junker erſt recht auf der Abfahrt. Die Fährleute fragten, ob er den Vertragsbruch mit mir auf ſich nehmen und verantworten wolle? Als er es bejaht hatte, nahmen ſie einige Leute vom Ufer zu Zeugen und thaten ein paar Ruderſchläge. Das Boot fuhr ab. Da trat der Junker auf meinen Kutſcher zu und fragte höhniſch, ob er es nun erlaube? Der Kutſcher erwiderte ihm nichts, wandte ſich zu den Fährleuten und ſagte: „Kehrt um, dort kommt mein Herr, nehmt ihn in's Boot!“ Der Junker kommandirte: „Fahrt zu!“ Die Fährleute hielten inne. In dieſem Augenblicke ſprang der Junker auf meinen Kutſcher zu, und mit dem Ausruf: „Hund von einem Lümmel, Du wagſt es, mir zu trotzen?“ zog er ihm einen Hieb mit der Reitgerte über. Die Geduld meines Mannes war jetzt erſchöpft; ich ſah ihn ſeine Peitſche ruhig zuſammenwickeln, dann den Junker mit der Linken ergreifen, ihn hier über die Bank legen und ſo gründlich abſtrafen, daß ich ihm wiederholt zurief: „Es iſt genug, höre auf, Jürgen!“ Er aber erwiderte! „Nein, Herr, noch nicht! Er ſoll all ſein Lebtag daran denken, daß er ſich an mir vergriffen hat. Ich bin

Digitized by Google

ein Landwehrmann, die Fuchtel iſt abgekommen; das will ich ihm eintränken." Die Fährleute ſahen dem Auſtritte ruhig zu, mit den Rudern aus dem Waſſer ſaßen ſie da; ſie thaten keinen Schlag weder vorwärts noch rückwärts; ſie ſagten kein Wort, weder für den Junker, noch für den Kutſcher; aber eben dadurch verhinderten ſie allen Beiſtand vom Lande Der Junker hatte ſich in ſeiner eigenen Falle gefangen. Endlich ließ der erzürnte Mann von ihm ab, wandte ſich zu den Fährleuten und rief ihnen zu: „So! nun fahrt an!" Ich habe den Junker von Matroſen in ſein Gaſthaus tragen laſſen; er bat mich darum." „Das hätte doch zur Schwedenzeit nicht geſchehen können," bemerkte mein Vater; „und ebenſo wenig unter dem altpreußiſchen Stockregiment," ſagte der Pächter; „die Leute haben jetzt Ehre im Leibe und laſſen ſich nichts bieten." „Es iſt eine heilſame Lehre für die Junker, fuhr mein Vater fort; ſie werden ſich's geſagt ſein laſſen. Die Welt kommt doch vorwärts, Nachbar!" „Das thut ſie, erwiderte er; was meinſt Du, Jürgen?" „Was ich dabei thun kann, Herr, ſagte der Kutſcher, das will ich nicht verſäumen;" und dabei blickte er bedauernd auf ſeinen zerſchlagenen Peitſchenſtock, womit er ſie eben vorwärts gebracht hatte. „Nun, Jürgen, ſagte ſein Herr, es verſteht ſich, daß ich Dir eine neue Peitſche bezahle." Der leutſelige Herr machte mich ſehr glücklich, als er mir ſeinen Platz am Steuer abtrat. Die Fährleute gaben mir die Punkte am Ufer an, auf die ich loshalten mußte, und ſo ſteuerte ich das Boot mit der neuen Zeit an Bord glücklich an's Ufer meiner Heimatinſel."

Schon bei dieſen Mittheilungen hoffen wir, werden unſre Leſer an der kerngeſunden, echt deutſchen Natur des Verfaſſers ſich erfreut haben und gerne ſeinen äußerſt reichhaltigen Aufzeichnungen folgen. Möchten letztere nur recht bald fortgeſetzt werden! Das Intereſſe an ihnen wächſt natürlich, je mehr ſie ſich den Bewegungen der letzten Zeiten nähern.

S.

## Böhmen.

### Die čechiſche Bewegung in Böhmen.

Es iſt nicht lange her, daß man von Böhmen, wie von einem „Schleswig-Holſtein des Oſtens" geſprochen, und den Čechiſirungsgelüſten der ultranationalen Partei auf der von den Wogen deutſcher Kultur umſchlungenen böhmiſchen Sprachen-Inſel dieſelbe Bedeutung beigelegt hat, wie den Daniſirungsbeſtrebungen in den meerumſchlungenen Herzogthümern. Obzwar es ſich nun die Čechen nicht zur Ehre anzurechnen brauchen, mit den Dänen verglichen zu werden, ſo hat man ihnen doch mit dieſem Vergleiche bereits zu viel Ehre erwieſen. Einen Augenblick lang mochte man allerdings glauben, daß den Deutſchen der Bundesprovinz Böhmen an der Moldau eine ähnliche Gefahr drohe, wie an der Eider, aber es bedurfte eben keiner beſondern politiſchen Weisheit, um bald einzuſehen, daß ſich die Gefahr in Böhmen weſentlich von jener in Schleswig-Holſtein unterſcheide, und im ſchlimmſten Falle eine vorübergehende ſein werde. Der Verfaſſer dieſes Artikels hat dieſe Anſicht vor zwei Jahren, als die čechiſche Bewegung begann, in einer beſondern Monographie* niedergelegt, welche auch in dieſen Blättern von dem Herausgeber derſelben ausführlich beſprochen worden. Die in derſelben dargelegten Anſichten wurden damals, wie der Verfaſſer mit Befriedigung bemerkte, von allen jenen Organen der Preſſe, die ſich mit der čechiſchen Frage beſchäftigten, getheilt, und es freut uns wahrzunehmen, daß der Gang der Ereigniſſe und eine zweijährige Geſchichte die Richtigkeit dieſer Anſichten beſtätigte. Die Geſchichte der „čechiſchen Bewegung," wenn die Beſtrebungen des ſlaviſchen Nationalitäts-Segments in Böhmen überhaupt eine Bewegung genannt zu werden verdienen, iſt mit dem Schluſſe des böhmiſchen Landtages, der weſentlich zur Klärung der Situation und Abſchließung gewiſſer zielloſer Gelüſte beigetragen, in ein Stadium getreten, das ſelbſt, wenn wir minder berechtigt wären, es das letzte Stadium der čechiſchen Beſtrebungen zu nennen, ſich zu einem Ruhepunkte eignen würde, um von demſelben aus den nicht unintereſſanten Verhältniſſen der Nationalitäten-Miſchung und ihren Konſequenzen eine ernſte Betrachtung zu widmen; denn wie man auch über die Čechen und das Čechenthum, ſowie über deren Bewegung denken mag, ſo viel iſt gewiß, daß ſie dem Politiker wie dem Kulturhiſtoriker manche intereſſante Seite geboten haben und noch immer bieten, und daß ſich hieraus Prinzipien ableiten laſſen, die auch für die Beurtheilung anderweitiger Nationalitäts-Beſtrebungen und Kundgebungen der Nationalitäts-Politik, ſowie für die Kritik der letztern im Allgemeinen von Wichtigkeit ſind.

Die Čechen haben in Böhmen ſeit dem Beginn der freiern Geſtaltung Oeſterreichs im Betreff der Realiſirung ihrer Pläne erſtaunliche Fortſchritte gemacht, Fortſchritte, die unter andern Verhältniſſen in der That geeignet geweſen wären, bezüglich der Wohlfahrt der deutſchen Bevölkerung Beſorgniſſe zu erregen und bei manchem Kleinmüthigen wirklich Beſorgniſſe erregten; als es aber dem Werke die Krone aufzuſetzen galt, als es galt, die letzte Hand an das Werk zu legen, erwies ſich daſſelbe als ein Luftſchloß, ſtürzte das, allen Regeln der politiſchen Baukunſt zuwider aufgeführte Gebäude jählings zuſammen, und begrub wenigſtens moraliſch die unvorſichtigen Bauleute unter ſeinen Trümmern. Was jetzt noch von Spuren der čechiſchen Beſtrebungen ſichtbar iſt, iſt Schutt, der ſich zwar immer weiter ausbreitet, mit deſſen Aufräumung man aber, wenn gleich nicht ohne Mühe, bald fertig werden wird.

Werfen wir einen Blick auf die Ereigniſſe der beiden letzten Jahre, die ſich jetzt, wo ſie bei einem Abſchnitte angelangt, in ihrer Totalität überſchauen laſſen; ſehen wir zu, wie ſich die čechiſchen Beſtrebungen immer mehr und mehr erweiterten, bis ſie an einem Punkte angelangt, von wo keine andere als eine wieder rückſchreitende Bewegung möglich war. Das Čechenthum zählte in Oeſterreich bis zum Anbruch der Neugeſtaltung, zu welchem die Erhebung der italiäniſchen Nationalität den Anſtoß gegeben, gleich den übrigen zu den unterdrückten Nationalitäten Oeſterreichs und der Druck laſtete doppelt und dreifach ſchwer auf demſelben, weil abgeſehen von dem natürlichen Drucke, den das deutſche ſeinem Berufe nach vordringende Element naturgemäß auf daſſelbe ausübte und eine Ausdehnung verhinderte, und dem Drucke, den es gleich allen andern Nationalitäten Oeſterreichs in Betreff der freien Bewegung überhaupt von Seite des Regierungs-Abſolutismus dulden mußte, ſich noch jener Druck geſellte, den die Regierung, als angeblich deutſche, im Namen ihrer deutſchen Miſſion, den ſie aber bezüglich anderer ihr durch dieſe auferlegten Pflichten nicht erfüllte, ausübte, und der den Čechen, ſowie den andern Nationalitäten gegenüber nur dann nachließ, wenn man des Zwieſpaltes zwiſchen den Nationalitäten zur Schwächung derſelben und zur Beſeitigung mancher Verlegenheiten bedurfte, in welchem Falle die Nachgiebigkeit gegen die eine Nationalität und ihre Folge der Verhetzung der anderen gute Dienſte leiſtete.

Den Čechen gegenüber hätte die Regierung ebenſo wenig ihrer eigenen Stellung wegen als centraliſtiſch-abſolutiſtiſche Geſammt-Regierung, noch als deutſche Bundesmacht eines beſondern Druckes bedurft, da, wie geſagt, das deutſche Kultur-Element ſelbſt ſtark genug war und iſt, um etwaige zu weit gehende čechiſche Beſtrebungen niederzuhalten. In der That erblicken wir auch jetzt und für die Zukunft in der Macht des deutſchen Kultur-Elementes den ſtärkſten Damm gegen die Čechiſirungs-Beſtrebungen und einen ſtärkeren Schutz, als uns die Regierung und ihre äußere Gewalt zu bieten vermöchte. Hätte nun die Regierung es dieſer natürlichen Macht allein überlaſſen, den čechiſchen Beſtrebungen eine Gränze zu ſetzen, ſo hätte ſie ſich ſelbſt ſpäter große Verlegenheiten erſpart; ſie hätte ſich eine unangenehme Oppoſition erſpart; die Čechen wären nicht auf den Gedanken gekommen, eine politiſche Partei bilden und als ſolche eine Rolle ſpielen zu wollen. Die čechiſchen Beſtrebungen wären aber auch ohne die Repreſſivgewalt der Regierung an einer allzu großen Ausdehnung gehindert worden; ihre Träger würden dann weder in der Regierung, noch in der deutſchen Bevölkerung, in deren Namen die erſtere zu handeln vorgab, einen Feind der Nation zu erblicken Urſache gehabt haben, und der Haß gegen die Deutſchen und das Deutſchthum hätte nicht in dem Maße um ſich gegriffen. Die öſterreichiſche Regierung, die damals noch Alles „aus Einem Punkte" kuriren zu können geglaubt, war freilich über das, was ihr und ihren Unterthanen frommte, ſo wenig im Klaren, daß ihr Verhalten den Čechen gegenüber Niemand Wunder nehmen konnte. Mit dem Heranbrechen der freiern Bewegung mußten demnach auch die böſen Folgen des frühern verkehrten Syſtems zum Vorſchein kommen. Die Čechen, die bisher als Nationalität einen gleichen Druck, wie die übrigen Nationalitäten zu ertragen hatten, wollten nun als Nationalität auch in den Beſitz jener Selbſtändigkeit und Freiheit gelangen, nach welcher die übrigen berechtigteren Nationalitäten ſtrebten, und überſahen dabei, daß ihnen die bei den übrigen vorhandenen Vorbedingungen fehlten und Hinderniſſe im Wege ſtanden, welche ſelbſt die Regierung, wenn ſie es gewollt hätte, nicht hätte wegräumen können. Es fehlten nämlich die Grundlagen der Berechtigung, die Stellung einer Nation mit nationaler Regierung zu verlangen; das Čechenthum war nicht mehr intakt, es bildete auch kein Ganzes mehr. Zwiſchen jener Zeit, auf welche

* Germaniſirung oder Čechiſirung? ein Beitrag zur Nationalitäten-Frage in Böhmen. Leipzig, Winter'ſcher Verlag. 1861.

Digitized by Google

man, um auf „hiſtoriſchen“ Boden zu gelangen, hatte zurückgreifen müſſen, und der Gegenwart lagen Jahrhunderte, über die ſich keine Brücke zur Vergangenheit ſchlagen ließ. Die Ereigniſſe dieſer zwiſchen der Gegenwart und jener Vergangenheit liegenden Geſchichte hatten auch bereits die Berechtigung erlangt, „hiſtoriſche“ genannt zu werden, die eine Grundlage für die Berufung auf das hiſtoriſche Recht boten, und die Geſchichte dieſer Jahrhunderte war die Geſchichte des Verfalls. Stand den Čechen, um als nationale Partei auftreten zu können, ein Hinderniß in ihrem Mangel an einer ſelbſtändigen Kultur und Literatur und dem, wenn auch geleugneten, ſo doch bereits in Fleiſch und Blut übergegangenen deutſchen Einfluſſe entgegen, ſo war ein Auftreten als politiſche Partei und die Realiſirung des Planes die „Koruna česka“ (böhmiſche Krone) wieder aufzurichten, die „Länder der böhmiſchen Krone“ als hiſtoriſch politiſche Individualität in ein föderatives Verhältniß zu Oeſterreich zu bringen, ganz und gar unmöglich, denn hiefür fehlte es an einem geſchloſſenen Territorium, an einem innern Zuſammenhange Böhmens mit den beiden anderen Ländern der böhmiſchen Krone, Mähren und Schleſien, die durchaus keine Luſt bezeugten, ſich mit Böhmen zu Ehren der böhmiſchen Krone zuſammenſchweißen zu laſſen. Dennoch wurde beides verſucht, ſowohl als nationale Partei, wie als politiſche aufzutreten, mit der Abſicht, daß ſich dieſe beiden Beſtrebungen gegenſeitig unterſtützen, daß nationale Errungenſchaften für politiſche Zwecke, politiſche für National-Zwecke ausgebeutet werden ſollten.

Um dies zu erreichen, wurde vor Allem par force auf die Bildung einer nationalen Partei hingearbeitet; es mußte über Hals und Kopf eine nationale Literatur geſchaffen werden, um den ebenfalls über Hals und Kopf zu čechiſirenden Lehranſtalten die nöthigen Lehrmittel zu bieten; in derſelben Weiſe wurde eine nationale Preſſe, ein nationales Theater u. ſ. ſ. geſchaffen, und nachdem dies, ohne daß ein Bedürfniß danach vorhanden geweſen wäre, gelungen, wurde auch a posteriori bewieſen, daß es eine nationale Partei gebe. Wo das Vorhandenſein der nationalen Elemente und deshalb auch die Nothwendigkeit nationaler Einrichtungen geleugnet wurde, da wußte man durch Agitationen aller Art, durch Verlockungen und Drohungen eine čechiſche Majorität, oder wenigſtens eine Majorität ſolcher zu ſchaffen, welche die Čechiſirungs-Beſtrebungen förderten, und auf dieſe Majoritäten berief man ſich unaufhörlich, wo es der Weiterverpflanzung deutſcher Bildung in den Weg zu treten galt. Die Nachgiebigkeit der Deutſchen, die ſich leider zu oft mit utraquiſtiſchen Einrichtungen zufrieden ſtellten, erleichterte der Propaganda ihr Beginnen, und war ein deutſches Inſtitut einmal in ein utraquiſtiſches umgeſtaltet, ſo konnte man mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß dies nur ein Uebergangsſtadium ſei, daß es bald in ein rein čechiſches verwandelt werden wird. Solcher warnenden Beiſpiele könnte ich Ihnen eine Unzahl aufführen, und der Mangel an Einigkeit und an Disziplinloſigkeit der Deutſchen erleichterte deren Vermehrung; ſo kam es, daß in vielen Vereinen und Inſtituten den Deutſchen das Ruder aus den Händen gewunden wurde, das ſich jetzt in den Händen der Čechen befindet. In der That hat in den gemiſchten Kreiſen Böhmens, beſonders in der Landeshauptſtadt, in dieſer Beziehung in den beiden letzten Jahren eine förmliche ſociale Revolution ſtattgefunden, die ſelbſt bei dem großen Vertrauen auf die Macht und die Nothwendigkeit der deutſchen Kultur ernſte Befürchtungen zugelaſſen haben würde, wenn nicht ein zweites Moment hinzugetreten wäre, von welchem man mit Recht über kurz oder lang eine Paralyſirung der Čechiſirungs-Beſtrebungen erwarten durfte: wir meinen das politiſche. Wir haben ſchon erwähnt, daß die Beſtrebungen der Čechen, eine nationale und eine politiſche Partei zu bilden, einander zu ergänzen beſtimmt waren. In der That iſt die Durchführung nationaler Beſtrebungen einer Partei nur dann möglich, wenn ſie auch als politiſche Partei die hierzu nöthige Macht erreicht. Allein man darf trotzdem ebenſowenig die Politik ganz und gar auf einen nationalen Ausgangspunkt zurückführen, als man die Bildung politiſcher Fractionen innerhalb einer nationalen Partei hindern darf; denn Freiheit iſt und bleibt die erſte Bedingung der Bewegung nach einem Ziele, das deſto länger unerreicht bleibt, an je mehr Bedingungen man die Erreichung deſſelben knüpft, und wir haben ja in der Geſchichte oft genug geſehen, daß verſchiedene nationale Parteien ein gemeinſchaftliches, politiſches Ziel verfolgten und erreichten, ſowie umgekehrt, daß ein nationaler Zweck von Parteien der verſchiedenſten politiſchen Farben erſtrebt wurde. Die Čechen ſcheinen dieſe Lehre aus der Geſchichte nicht gezogen zu haben, und die Erfolgloſigkeit ihrer Beſtrebungen mag jetzt beweiſen, daß dieſe Lehre denn doch eine ſehr richtige ſei. Die Čechen ſuchten im politiſchen Separatismus ihr Heil, wollten von einer Zuſammenwirkung mit der zweiten Nationalität des Landes und den übrigen Nationalitäten Oeſterreichs für einen politiſchen Zweck Nichts wiſſen; dagegen wollten ſie, daß es im Schoße der nationalen Partei nur eine einzige politiſche gebe und die Nationalität auch politiſch gleichmäßig uniformiren; dieſer Partei ſollte dann das Uebergewicht im Lande verſchafft und mit Hülfe dieſes Uebergewichts das Čechiſirungswerk vollendet werden. Dann bedarf es nur eines Schrittes, um den Deutſchen — Fremdlinge werden dieſe ja unaufhörlich in den čechiſchen Blättern genannt — die Miethe in Böhmen zu kündigen.

Es blieb denn auch nicht bei dem bloßen Vorſatze; man organiſirte in der That eine politiſche Partei, die, ſich um die Fahne des Föderalismus ſchaarend, alle nationalen, oder der nationalen Sache dienlichen Elemente umfaſſen ſollte: Liberale, Feudale, Klerikale, mit welch' beiden letztern man, in der Hoffnung, es für die nationale ausbeuten zu können, ein Bündniß einging, welches wieder in der Abſicht, es für die feudale und klerikale Sache auszubeuten, angenommen wurde. Dieſe Partei ſuchte ſich nun immer mehr und mehr zu erweitern, Front gegen die Verfaſſung zu machen, oder wenigſtens der Durchführung derſelben Hinderniſſe entgegenzuſtellen, wie z. B. die fortwährende Anregung von Kompetenzbedenken im Reichsrathe und Nichttheilnahme an den Verhandlungen, ſobald die Majorität auf dieſe Bedenken nicht einging. Freilich gab es eine Zeitlang auch Deutſche in Oeſterreich, die ſich dem Föderalismus zuneigten, in dem guten Glauben, daß es hierdurch möglich werden könnte, auch die Deutſchen Oeſterreichs zu einer politiſchen Gruppe zuſammenzuſchaaren, wodurch man eine Betheiligung der Deutſch-Oeſterreicher an der Landesreform möglich zu machen hoffte, und in dem Unglauben an die Möglichkeit der Durchführung des Schmerling'ſchen Verfaſſungsgedankens. Die Thatſachen haben indeſſen bewieſen, daß die Verfaſſung wirklich eine auf föderaliſtiſchen Grundlagen beruhende ſei; denn wo giebt es noch einen Staat mit ſo vielen und ſo bedeutenden Einzel-Parlamenten und ſo vielen in ſo ausgedehntem Maße autonomen Ländern? Und dieſe Thatſache hat auch die deutſchen Föderaliſten bedrohet, denen namentlich in einem Lande, wo es zwiſchen den deutſch-freſſeriſchen Gelüſten der čechiſchen Ultra's und der, man mag ſagen, was man will, von Fortſchritts-Gedanken geleiteten Politik Schmerling's wählen gilt, die Wahl nicht ſchwer werden kann.

Die Čechen haben indeſſen auch als politiſche Partei erhebliche Erfolge erzielt, ſie haben, wo es in gemiſchten Bezirken Wahlen für welch' immer eine Körperſchaft gab, oft freilich in Folge des deutſchen Indifferentismus, die Majorität behauptet und haben dieſe Körperſchaften majoriſirt, beſonders aber in den Gemeinde-Vertretungen das Uebergewicht gewonnen, und dieſes endlich zur Verdrängung des Deutſchthums benutzt. Es fehlte aber nur noch Eins, daß man auf dem Landtage als geſchloſſene Majoritäts-Partei auftrete, daß dieſe die Gränze, welche die Verfaſſung ſeiner Kompetenz geſteckt, überſpringe, den Rahmen zerreiße, Böhmen für ein reinčechiſches Land erkläre, und um dieſes im nationalen Sinne regieren zu können, den Föderalismus proklamire. Aber eben dieſes Eine und Letzte mißlang und mußte naturgemäß mißlingen. Die Čechen vermochten in manchen Fragen nicht einmal als geſchloſſene Partei aufzutreten, geſchweige denn die Majorität zu erreichen. Die Allianz mit den Feudalen und Klerikalen erwies ſich als unzuverläſſig, die Freiheits-Opfer aber, welche dieſer Allianz gebracht werden ſollten, riefen ein Schisma im čechiſchen Lager ſelbſt hervor, die Liberalen unter den Čechen bezeugten wenig Luſt mit den Feudalen durch Dick und Dünn und zurück bis zur Zeit der Patrimonial-Herrſchaft zu gehn; und je mehr Dr. Rieger Miene machte, den Feudalen bei der Anwerbung für die nationale Sache Handgeld anzubieten, deſto mehr entfernten ſich ſeine Stammesgenoſſen von ihm. Auch eine Reformbill, welche „Volar Palacky“ eingebracht und durch welche er den Čechen die Majorität wenigſtens für die Zukunft in die Hände ſpielen wollte, fiel, obzwar Palacky mit ganz fürchterlichen Dingen drohte, falls die Reformbill nicht angenommen würde. Die Reformbill fiel und hatte, bis auf einiges Geräuſch, das die ſchwere Niederlage ihres Gewichtes wegen in den čechiſchen Journalen verurſachte, keine weitere Folgen; Europa, von welchem Palacky behauptete, daß es mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf das Schickſal ſeines Antrages blicke, blieb ſtumm, nicht vor Erſtaunen, ſondern aus Gleichgültigkeit über den Sturm in einem Glaſe Waſſer.

So rächte ſich im Landtag an den Čechen ſelbſt ihre Verkennung der Verhältniſſe und ihre eigene Selbſtüberſchätzung. Es zeigte ſich, daß es unmöglich ſei, die Parteienbildung im Schoße einer nationalen Partei zu unterdrücken, und daß es unmöglich für die Čechen ſei, eine einflußreiche, politiſche Partei zu bilden. Das Fiasko, welches das Čechenthum im böhmiſchen Landtage gemacht, hat aber wohlthätig in Betreff der Ernüchterung im eigenen, und in Betreff der Hebung des Selbſtvertrauens im deutſchen Lager gewirkt. Die Propaganda hat ihre Niederlage allerdings in Miß-

Digitized by Google

muth verſetzt und ſie hat dieſem in verſchiedener Weiſe Luft gemacht. Zuerſt wüthete man natürlich gegen die außerhalb des Kreiſes Stehenden — und da, wenn der Čeche in Wuth geräth, der Jude immer der erſte iſt, den er beſchimpft und ſchlägt — ſo fuhr man in den famoſen čechiſchen Journalen zuerſt mit fulminanten, an die gute alte Zeit der Hexen-Prozeſſe mahnenden Aufſätzen gegen die Juden los, dann gegen die deutſchen und abtrünnigen Adeligen, und nachdem all' dies nicht verfing, begann man im eigenen Fleiſche zu wühlen, und wir genießen eben jetzt das Schauſpiel, daß der lang verdeckte Zwieſpalt im čechiſchen Lager von den nationalen Blättern ſelbſt enthüllt wird, die Pozor und die andern čechiſchen Blätter ſich in einer Schrift und mit Waffen bekriegen, für welche es in der Geſchichte des Journalismus kein Beiſpiel giebt.

Dr. Theophil Piſting.

# Frankreich.

## Guizot's neueſtes Werk.

### 1789—1814—1848.

Es erſcheint ſoeben in Paris eine Sammlung der politiſchen Reden, welche Guizot ſeit dem Beginne ſeiner öffentlichen Thätigkeit gehalten hat; Worte in den Wind geſprochen, können uns nicht intereſſiren, obgleich ſich manche zeitgemäße Lehre daraus entnehmen laſſen würde. Das vierbändige Werk iſt aber merkwürdig durch ſeine Einleitung, welche faſt den ganzen erſten Band ausfüllt; ſie führt den Titel: Drei Generationen, und giebt eine Charakteriſtik der politiſchen Ideen, welche in den Jahren 1789, 1814 und 1848 die Welt bewegt haben.

Obwohl ausgehend von dem Grundſatze, daß die erſte franzöſiſche Revolution Frankreichs Ruhm für alle Zeiten erhöht habe, widerlegt Guizot doch einen Theil der Grundſätze, welche damals für unumſtößliche Ausſprüche der Wahrheit und Weisheit galten. Wir wollen ſeine eigenen Worte auszugsweiſe hier anführen:

„Drei politiſche Ideen wurden 1789 gepredigt und verbreitet; ſie herrſchten in allen Geiſtern, wenn auch in einigen mit Verwirrung und Unklarheit gepaart.

„Erſtens: Niemand iſt verpflichtet, Geſetzen zu gehorchen, welchen er nicht beigeſtimmt hat.

„Zweitens: Die legitime Gewalt beruht in der Mehrzahl.

„Drittens: Alle Menſchen ſind gleich.

„Die meiſten Individuen, welche nach dieſen Grundſätzen handelten und gehandelt wiſſen wollten, würden höchlich erſtaunt geweſen ſein, wenn man ſie hätte zwingen können, Rechenſchaft von der Bedeutung derſelben zu geben, oder alle Konſequenzen derſelben durchzumachen. Es dachte eben Niemand darüber nach, ſondern folgte blindlings den allgemeinen Anſichten.

„Die mächtigſten Ideen ſind allemal ſolche, welche in unklarer Miſchung einen eben ſo großen Theil Wahrheit, wie Irrthum enthalten: ſie ſchmeicheln den guten, wie den böſen Regungen der Menſchen und eröffnen den edlen Abſichten ſowohl, als den böſen Leidenſchaften derſelben eine breite Laufbahn. Der erſte Grundſatz, Niemand iſt verpflichtet, Geſetzen zu gehorchen, welchen er nicht beigeſtimmt hat, wirkt zerſtörend auf die Autorität, bringt völlige Anarchie hervor. Rouſſeau hat dieſen Grundſatz aufgeſtellt, aber hat ſich verzehrt in vergeblichen Anſtrengungen, um die üblen Folgen zu vermeiden.

„Der zweite Ausſpruch, die legitime Gewalt beruht in der Mehrzahl, wirkt zerſtörend auf die Freiheit. Es iſt der Despotismus der Zahlen! Die Welt hat dieſe Idee zur Herrſchaft gelangen ſehen, in Republiken, wie in Monarchien; immer war die gewaltſame Unterdrückung der Minorität die Folge. Es iſt bekannt, daß in Amerika die Mehrzahl ſeit einem halben Jahrhundert dahin geſtrebt hat, die fähigſten und edelſten Männer von der Regierung auszuſchließen.

„Der dritte Ausſpruch endlich: alle Menſchen ſind gleich, wirkt zerſtörend auf die politiſche Reiſe und den geregelten Fortſchritt der Geſellſchaft. Dieſe Gleichheit iſt keine Gerechtigkeit, ſie iſt nur eine Abflachung, eine Nivellirung aller geiſtigen Höhen, eine Hemmung aller freien Entwickelung.

„Es iſt eine Unwahrheit, ein Irrthum, daß Niemand den Geſetzen zu gehorchen habe, die er nicht genehmigte. Jedermann wird das Falſche dieſes Ausſpruches einſehen, wenn er nur oberflächlich ſich und Andere beobachtet. Wie mannigfache Geſetze giebt es, denen wir gehorchen müſſen, ohne ſie gebilligt, oder auch nur gekannt zu haben! Die Autorität und der Gehorſam, welche in der Familie herrſchen, oder die Geſetze, wonach die menſchliche Geſellſchaft ſich in ihrem Verkehr richtet, ſind ſelbſt in den freieſten Ländern keiner Diskuſſion und keiner Genehmigung unterworfen worden. Es iſt nicht der Wille der Menſchen, ſondern die Zweckmäßigkeit, Nothwendigkeit und Gerechtigkeit der Geſetze, welche ihnen Gehorſam verſchaffen.

„Ebenſo iſt es eine Unwahrheit, daß die legitime Macht in der Majorität liegt; denn die Weisheit und Gerechtigkeit ſind nicht immer Beſitzthümer der Mehrzahl, und ſie kann keine legitime Gewalt ausüben, die ihr nicht weſentlich angeſtammt iſt. Die Majorität ſoll ſich immer bemühen, vernünftig und gerecht zu ſein, beſonders aber auch die Rechte der Minorität heilig zu halten.

„Eine noch augenfälligere Unwahrheit iſt es endlich, daß die Menſchen alle gleich ſind. Im Gegentheil, ſie ſind alle grundverſchieden durch ihre Lage, ihren Geiſt, ihren Körper. Die Ungleichheit iſt es grade, die ſie zu einander zieht und ſich gegenſeitig nothwendig macht. Die Aehnlichkeit der Menſchennatur in ihren Grundzügen giebt ihnen jedoch auch in gewiſſer Weiſe gleiche Rechte, bei deren Auslegung die Generation von 1789 in einem großen Irrthum befangen war. Es war eigentlich weniger ein politiſcher, als ein moraliſcher Irrthum.

„Es war die Ueberzeugung des achtzehnten Jahrhunderts, daß der Menſch von Natur weſentlich gut ſei, und daß in der menſchlichen Geſellſchaft das Böſe nur durch die ſchlechte Organiſation und durch falſche politiſche Grundſätze entſtanden ſei. Das Vertrauen auf die angeborene Güte des Menſchen war eine der Hochmuths-Säulen der Generation von 1789.

„Eine andere Selbſtüberſchätzung war der Glaube an die Allmacht des Menſchengeiſtes. Es herrſchte zu jener Zeit die allgemeine Ueberzeugung, daß der Menſch Herr ſeiner ſelbſt und der Welt ſei, daß es in ſeiner Macht ſtände, die Geſellſchaft neu aufzubauen, wenn ſie durch ihre Unvollkommenheit zu zerfallen drohte.

„Wenn ich dieſe ſtolzen Ueberzeugungen für Irrthümer erkläre, ſo liegt dies darin, daß die große Frage, mit der ſie zuſammenhängen, für mich längſt beantwortet iſt. Ich glaube nicht an die natürliche Güte des Menſchen, noch weniger an ſeine Herrſchaft hienieden. Der Menſch iſt fähig zum Guten, aber geneigt zum Böſen, er iſt frei und zugleich gefeſſelt. „Wenn er ſich rühmt, erniedrige ich ihn, wenn er ſich erniedrigt, erhebe ich ihn," ſagt Pascal ſo bewunderungswürdig. Die Beſtimmung des Menſchen iſt erhaben, ſeine Natur noch erhabener, aber die Abhängigkeit gehört zu ſeiner Beſtimmung und ſeine Natur neigt ſich zur Empörung. Die Philoſophie erkennt dieſe Contraſte an und die chriſtliche Lehre beſtätigt ſie. Wenn der Menſch ſich darüber täuſcht, ſo vergißt er ſeine Stellung im Weltall und bildet ſich ein, ſelbſt Gott zu ſein. Unter der Herrſchaft dieſes großen Irrthums hat die Generation von 1789 die Revolution irre geleitet und die Quellen der beſten Abſichten und edelſten Hoffnungen vergiftet. Man hat ſich gewöhnt, alles Böſe aus dem Kampfe herzuleiten, den die verſchiedenen Intereſſen und die ſchlechten Leidenſchaften auf beiden Seiten, Ariſtokraten und Demokraten, Abſolutiſten und Radikale ſich lieferten. Es iſt wahr, ſie nahmen den Vordergrund der Bühne ein, aber ſie handelten dort nicht allein, auch zeigten ſie ſich nicht immer unter ihrem wahren Namen. Den eigenſüchtigen Regungen, den ſchlechten Leidenſchaften hängt man gern ein Mäntelchen um, einen Schleier von falſchen Ideen und Phraſen. Es gereicht dem Menſchen zur Ehre, daß er ſeine Verirrungen nicht nur gern verhüllt, ſondern ſie auch vor ſich und Andern zu rechtfertigen trachtet. Je größer die Verwirrung der geſellſchaftlichen Zuſtände iſt, je ärger wird die moraliſche Spiegelfechterei ſein.

„Wenn man heutzutage mit kaltem Blut und politiſcher Ruhe dieſe Ideen betrachtet, begreift man nicht, wie ſie jemals ſo viel Beifall und ſo viel Macht erringen konnten. Dem einfachſten Verſtande muß es doch einleuchten, daß nicht alle Menſchen gleich ſein können, und daß der Verſuch, ſie trotz aller Ungleichheit zu einer geſellſchaftlichen Gleichheit zu bringen, nur die Zerſtörung und Beraubung der legitimſten Erbgüter der Menſchheit ſein würde, nämlich der Familie und des Eigenthums. Der geſunde Menſchenverſtand muß den Irrthum dieſer Ideen auf den erſten Blick einſehen, und doch werden ſie immerdar mächtig und furchtbar bleiben, weil der menſchliche Geiſt ſich ſo leicht und gern täuſchen läßt, wenn es darauf ankommt, die Leidenſchaften zu befriedigen und dem menſchlichen Hochmuth zu ſchmeicheln.

„Welch' einen ſchrecklichen Beweis ihrer Macht und ihrer Furchtbarkeit haben dieſe Ideen in der franzöſiſchen Revolution geliefert! Die Geſchichte kennt kein zweites Beiſpiel eines ſo grellen Kontraſtes der Abſicht mit der Ausführung, der Ausſichten des Vorabends und der Schau-

Digitized by Google

ſpiele des andern Tages. Welche Abgründe liegen zwiſchen 1789 und 1793! Es bedurfte nur einiger Jahre, um die franzöſiſche Geſellſchaft in dieſe Abgründe zu ſtürzen, während ſie ſich einbildete, in ein Paradies zu gelangen, das ſie eigenhändig erſchaffen wollte.

„Wie kommt es, daß eine Kataſtrophe, die *unglaublich* wäre, wenn ſie nicht wirklich ſich zugetragen hätte, nicht noch *allgemeiner* Schrecken und Abſcheu hervorbrachte? Wie iſt es möglich, daß ſo viel entſetzliche Verbrechen, ſo viel alberne Thorheiten, ſo viel unerhörte Schmerzen, ſo viel Beleidigungen des geſunden Menſchenverſtandes und ſo viel Belaſtungen des Gewiſſens auf eine ſo geſchickte Weiſe entſchuldigt, ja ſogar mit ſchönen Namen belegt worden ſind? Man hat in Bildern und Liedern jene Schreckenszeit gefeiert, welche die Phantaſie erhitzen und das moraliſche Urtheil verblenden mußten. Die meiſten der beſungenen Perſonen eigneten ſich eben nicht zu ſolcher Feier; es waren mittelmäßige Menſchen, gemeine Seelen, plumpe und rohe Geſellen, die feinern waren leichtſinnig bis zum Cynismus, phantaſtiſche Schwätzer, die ſich in ihren eigenen Worten berauſchten, Alle waren neidiſche, boshafte und unbeſonnene Verſchwörer. Wahrlich, es war nicht leicht, große Männer aus ihnen zu machen! Warum hat man es verſucht? und wie konnte es gelingen, wenigſtens für einige Zeit und bei einigen Klaſſen der Geſellſchaft! Es haben ja ſogar ausgezeichnete Geiſter ſich von dieſer Abgötterei der Revolution hinreißen laſſen. War es nur der Geſchmack für das Melodrama, zu welchem man die ernſte Muſe der Geſchichte herabwürdigte?"

Nach dieſer ſtrengen Beurtheilung der Revolution, wendet ſich Guizot wieder zu ihrer Vertheidigung und verherrlicht ſie beinahe eben ſo ſehr, wie diejenigen, welche er eben bitter getadelt hat. Auch Napoleon's Erſcheinung inmitten der größten Verwirrung und Auflöſung aller Civiliſation, des täglichen Kampfes zwiſchen Anarchie und Tyrannei, den naturgemäßen Endpunkten jeder Revolution, umgiebt Guizot wieder mit dem gebräuchlichen Nimbus. Wir erwarteten, daß er in dieſer Beziehung endlich auch wohl den Verſuch machen werde, das Maß der Wahrheit mit hiſtoriſcher Objektivität feſtzuſtellen. Aber die Franzoſen ſind darin alle gleich verblendet; die Weihrauchwolken ihrer Eitelkeit zu vermindern, vermögen auch die klügſten und ruhigſten Köpfe nicht. Die Größe Napoleon's als Feldherr ſoll von uns nicht angetaſtet werden, aber ſein Verdienſt im Ueberwinden der Schreckens-Herrſchaft beſteht nur darin, daß er mit feſter Hand zugriff und darum von den wüthenden Brennneſſeln nicht verletzt wurde, die bei zagem Anfaſſen tauſend kleine ſchmerzhafte Brandmale hinterlaſſen haben würden. Er war nur der Thierbändiger, der mit ſtarrem Blick dem „Schrecklichſten der Schrecken," dem „Menſchen in ſeinem Wahn," Ruhe gebot. Er war ein meiſterhafter Tyrann und trat die Tauſende von ſtümperhaften Tyrännchen nieder, welche in jeder Menſchenbruſt ſchlummern und durch die Revolution geweckt waren. Er war der Kluge, der die Leitung der Blinden übernahm, nachdem ſie lange genug von den Tollen irre geführt waren, wie Shakſpeare, der Menſchenkenner, lange vor der franzöſiſchen Revolution, das Treiben politiſcher Fractionen charakteriſirt hat.

Wir wollen indeſſen einige Lobeserhebungen Napoleon's aus der Feder Guizot's, der Merkwürdigkeit wegen, abſchreiben. So ſagt er von ihm: „Dieſer Mann der neuen Zeit, der Sohn und das Oberhaupt einer demokratiſchen Revolution, hatte einen ſo freien, hohen und gerechten Geiſt, um das Alte zu ſchätzen, um einzuſehen, daß es Dinge giebt, welche durch die Dauer verſchönert und veredelt werden. Daher ſein Eifer, den alten Adel herbeizuziehen und mit dem neuen ſeiner Feldherren zu verſchmelzen. Ja er that noch mehr, er ſtellte das Anſehen der Gewalt in Frankreich wieder her, die in der Revolution eine ebenſo gehäſſige und grauſame, wie niedrige und lächerliche Rolle geſpielt hatte. Keiner der großen Männer der Geſchichte beſaß in ſo hohem Grade wie Napoleon die Gabe zu herrſchen und der Herrſchaft Anſehen zu verleihen."

Eigentlich heißt dies mit andern Worten doch nur, daß der größte Mann des Jahrhunderts nichts Beſſeres thun konnte, als die alten Inſtitutionen wieder herſtellen, welche die Revolution auf's Grauſamſte und Rohſte zerſtört hatte. Wie gezüchtigte Kinder ſahen die Franzoſen ruhig zu und bewunderten die geſchickte Hand, die den einſt verhaßten Gegenſtänden einen neuen blanken Aufputz verlieh, daß ſie beliebt wurden, wie ein neues Spielzeug. Napoleon wußte wohl, daß die Stufenleiter des Geſellſchaftslebens kein willkürliches Menſchenwerk iſt, das ſich nach Belieben verändern läßt, ſondern eine nothwendige Folge des Zuſammenlebens; umgeſtoßen, wird ſich immer wieder nach einiger Zeit dieſelbe Geſtaltung der geſellſchaftlichen Ordnung herausheben, wenn auch vielleicht anfangs mit veränderten Namen für die unveränderten Dinge.

Guizot ſchließt ſeine Einleitung mit einer Apoſtrophe an die politiſche Freiheit, deren Herrſchaft in Frankreich nicht untergehen würde, trotz der Beſchränkungen, die ihr immer wieder auferlegt würden.

Auf das Werk ſelbſt, deſſen Einleitung wir hier mitgetheilt, werden wir in einem beſondern Artikel zurückkommen. **L. v. H.**

## Syrien und Paläſtina.

### Conſtantin Tiſchendorf: Aus dem heiligen Lande.*

Herr Profeſſor Tiſchendorf, der für die Kritik des bibliſchen Textes ſo Außerordentliches geleiſtet hat, giebt uns in einem Berichte ſeiner Reiſe, die er im Januar 1859 von Wien aus nach dem Morgenlande zur Auffindung von wichtigen Manuſkripten angetreten, Mittheilungen theils von ſeinen eigenen Erlebniſſen und Begegniſſen, theils von den Reſultaten ſeiner wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen und Forſchungen. Der Verfaſſer iſt ein Mann, der ein ſeltenes Verſtändniß der Geſchichten und Sagen, deren Schauplatz der Orient iſt, mitgebracht und mit offenen Sinnen die Wunder des Morgenlandes aufgefaßt hat, und der es verſteht, ſeinen Stoff in eine anmuthige Form zu kleiden, ſodaß ſein Reiſebericht ſowohl Belehrung, als auch Unterhaltung in reichem Maße gewährt.

Von Trieſt begiebt ſich der Verfaſſer über Korfu nach Alexandrien und von da mit der Eiſenbahn nach Kairo, wo er ſich zur Sinai-Reiſe vorbereitet. Die Wüſten-Eiſenbahn bringt ihn nach Suez, und von hier aus tritt er die Wanderung durch die Wüſte an. Es war das dritte Mal ſeit 15 Jahren, daß der Verfaſſer die Reiſe nach dem Sinai machte. Höchſt verdienſtlich ſind die Forſchungen, die er über die Lokalitäten des Wanderzuges der Iſraeliten durch die Wüſte angeſtellt hat. Nach dem Meeres-Uebergange führt der Weg durch eine Reihe von Wadi's oder Thälern, zuerſt durch den Wadi Saddr, Wadi Wardan, wo die Hamara-Quelle, das Bitterwaſſer, das Moſes durch ein Holz trinkbar machte, nach der herrlichen Oaſe Wadi Gharandel, worin der Verfaſſer das alte Elim wiedererkennt. In dem Wadi Mokatteb finden ſich die alten Felſeninſchriften, die man früher den ausziehenden Iſraeliten zugeſchrieben, in denen aber neuere Forſchungen Erinnerungszeichen hebräiſcher Wallfahrer nach dem den Nabatäern heiligen Berge Serbal erkannt haben. Neben den Inſchriften in nabatäiſcher Sprache und Schrift ſind auch einige griechiſche, die von Chriſten herrühren; hieraus hat man mit Recht geſchloſſen, daß die Entſtehungszeit dieſer Schriftdenkmäler einige Jahrhunderte vor und nach Chriſto zu ſetzen ſei. Vom Wadi Mokatteb gelangt man in das fruchtbare Thal Feiran mit ſchattigen Palmenhainen und Ruinen von Gebäuden, die von der ehemals chriſtlichen, ſpäter muhammedaniſchen Stadt Faran herzurühren ſcheinen. Aus dem Wadi Feiran führt eine Schlucht zu dem Fuße des Serbal, des alten Baals-Berges, der auch jetzt noch den Beduinen der Umgegend heilig iſt, weil ſich auf ihm das Grabmal eines Heiligen befindet, zu dem ſie wallfahren. Nach Oſten führt aus dem Wadi Feiran ein großartiges Felſenthor, el Bueb, in den Wadi Schech, die Heimat des Manna. In einem gegen eine Stunde langen Tamarisken-Walde wird noch jetzt jährlich, wenn es nicht allzuſehr an Regen gefehlt hat, Manna geärndtet. Es erſcheint als ein verdickter, honigartiger Saft, der gleich Thautropfen an den Stengeln der Zweige hängt. Bei heißem Sonnenſtrahle ſchmilzt es und fällt von den Zweigen auf den Boden. Es wird von den Beduinen in lederne Schläuche geſammelt und theils verkauft, theils verzehren ſie es ſelbſt zu ihren täglich friſch gebackenen, flachen, ungeſäuerten Broten. Die Entſtehung des Manna hat zuerſt Ehrenberg im Jahre 1823 entdeckt. Ein Inſekt, eine wachsgelbe Schildlaus (Coccus manniparus), von nur 3 Linien Länge, verwundet auf eine dem bloßen Auge unſichtbare Weiſe die zarten Zweige des Baumes oder Strauches, und in Folge davon tritt, nach vorangegangenem Regen, der klare, allmählich ſich verdickende Saft hervor. Hierbei bleibt freilich das Wunder unerklärt, wie das Manna, das an dieſe kleine Oertlichkeit gebunden iſt, die Iſraeliten auf ihrer vierzigjährigen Reiſe habe ernähren können. Unſer Verfaſſer findet ſich im Einklange mit der Anſicht des berühmten Geographen Ritter, der, nach dem Vorgange Hengſtenberg's, „durch eine maßvolle Auslegung des heiligen Textes" annimmt, daß weder ein auf 40 Jahre ausgedehntes tagtägliches Fallen, noch die ausſchließliche Ernährung des Volkes durch Manna berichtet werde. Allein eine ſolche Annahme, die das Wunder nur ſchwächt, ſteht im Widerſpruche mit dem heiligen Texte, worin es ausdrücklich heißt, 2. Moſ. 16, 35: „Und die Kinder Iſrael aßen Man vierzig Jahre, bis daß ſie zu dem Lande kamen, da ſie wohnen ſollten; bis an die Gränze

* Leipzig, F. A. Brockhaus, 1862.

Digitized by Google

des Landes Canaan aßen ſie Man." Das Manna vertrat ihnen die Stelle des täglichen Brotes, daher heißt es Joſ. 5, 12: „Und das Man hörte auf, da ſie aßen von dem Getraide des Landes." Natürlich aßen ſie daneben auch Fleiſch von ihren Heerden oder woher ſie es ſonſt bekamen. Solche Wunder müſſen wir eben nehmen, wie ſie uns die Volksgeſchichte überliefert hat. Jede Erklärung, ſie ſei rationaliſtiſch oder ſupranaturaliſtiſch, iſt eine Verſündigung an dem religiöſen und poetiſchen Geiſte, der jeder echten Volksgeſchichte innewohnt; ihr iſt das Wunderbare das Natürliche. Offenbar hat das Wüſten-Manna die Veranlaſſung gegeben, aus ihm den ſichtbaren Beweis zu entnehmen, wie es der Macht und Güte Gottes möglich geweſen ſei, ein ganzes Volk ſo lange Zeit „in einem Lande, das nicht beſäet wird," zu ernähren.

Etwa eine Stunde von dem mannareichen Tamarisken-Thale befindet ſich wieder eins der großartigſten Felſenthore. „Hier überkommt den Sinai-Pilger ein frommer Schauer; denn es iſt ihm, als ob ſein Fuß einherwandle durch's Portal zum Sitze eines übermächtigen Herrſchers, dem als dienſtbare Geiſter die Kräfte der Natur dieſe unvergänglichen Mauern aufgerichtet. Haben wir das Portal durchſchritten, ſo öffnet ſich ein wahres Amphitheater, fröhlich bewachſen mit Gras, Kräutern und Sträuchern. Einige Felsblöcke liegen inmitten zerſtreut, darunter einer, der den Namen: Moſisſtuhl, oder genauer: des Herrn Moſe Ruheſitz führt. Dieſe Benennung hängt gewiß mit der Annahme zuſammen, daß hier Raphidim geweſen, ſei es nun, daß man beim Moſisſtuhl an des Hügels Spitze dachte, auf dem Moſes während der Amalekiter-Schlacht geſtanden, oder daran, daß ihn dort bei längerem Verweilen ſein Schwäher Jethro aus Midian heimſuchte, indem er ihm Weib und Kinder zurückbrachte und gute Rathſchläge ertheilte. Der amphitheatraliſche Raum ſchließt ſich nach etwa zehn Minuten wieder; das Urgebirge tritt zu beiden Seiten zurück; aber die weiter führende Straße ſtellt vor unſeren Blick majeſtätiſch aufragende Gipfelpunkte der Sinaitiſchen Felſengruppe. So liegt denn das Portal hinter uns, der Gottesberg, der Thron, vor uns."

Der Verfaſſer beſtieg, im Laufe von fünfzehn Jahren, den Sinai zum dritten Male. Die abſolute Höhe des Sinai beträgt nach Rüppell's Barometer-Meſſungen 7035 Par. Fuß, nach Rußegger 7097. In der Annahme der Oertlichkeiten des Sinai und Horeb folgt der Verfaſſer der Tradition, gegen Lepſius' Hypotheſe, daß dem Serbal der Ruhm der Geſetzgebung zugehöre. In der Sebaijeh-Ebene, die unmittelbar unter dem 2000 Fuß hohen Granitgipfel liegt, findet er den Platz wieder, auf dem das Volk dem erhabenen Schauſpiele der Offenbarung beiwohnen konnte. Die Ebene ſelbſt iſt auf 12,000 F. Länge und 1400—1800 Breite ausgemeſſen worden. Zu ihr führt ein 5—600 F. breiter, eine Stunde langer Verbindungsweg aus dem Wadi-Schech, der als Lagerplatz der Iſraeliten betrachtet werden kann. Den Eindruck, den der Verfaſſer auf dem Gipfel des Sinai gehabt, ſchildert er mit folgenden Worten: „Was hier den ringsum ſchweifenden Blick umgiebt, das wird kaum ſeinesgleichen auf Erden haben. Es iſt die erhabenſte, großartigſte Felſenwildniß; viele Meilen weit und faſt nach allen Seiten ſtarren uns die zerklüfteten, wildzackigen Granitberge entgegen, ohne daß die Vegetation mit einem Walde, einem Felde, einer Flur, oder der Silberſtreif eines Baches verſöhnend ſich dazwiſchen drängte. Es iſt ein Bild voll Schroffheit und zugleich voll Hoheit; ein Bild des erſchütternden Ernſtes voll. Kein Blühen und Welken bezeichnet hier des Jahres Kreislauf; es iſt, als hätte die Zeit hier ſtillſtehen gelernt, als ragte die Vergangenheit in die Gegenwart herein mit der ungebrochenen Gewalt eines großen Weltereigniſſes, heilig und unantaſtbar. Hier alſo, ſo rufen wir unwillkürlich aus, hat der Herr unter Donner und Blitz ſein Geſetz verkündet; es iſt, als ob das unerbittliche „Du ſollſt" und „Du ſollſt nicht" noch immer in dieſe Felſen mit eiſernem Griffel eingegraben wäre. Fromme Hände haben auf dem Sinai-Gipfel zwei Kapellen errichtet, eine chriſtliche und eine muhamedaniſche, von denen wenigſtens noch Ruinen ſtehen. Aber die Andacht bedarf dieſer Hülfe kaum; der Berg ſelbſt erſcheint wie ein Altar, zu einem unvergänglichen Merkzeichen vom Finger des Ewigen aufgerichtet. Haben doch auch im Laufe der Jahrtauſende zahlloſe Pilger aus allen Zonen darauf geſtanden, geſtaunt und gebetet; Jude, Chriſt und Muhamedaner haben hier über alle hemmenden Schranken hinweg eine gemeinſame Stätte der Andacht gefunden. Wunderbar! die Stimme des Geſetzes mit ihren ſtrengen Mahn- und Strafworten, wie ſie Allen erklungen, ſo iſt ſie auch Allen klar und theuer geblieben, während die Stimme der himmliſch fröhlichen Verheißung, die der erlöſenden Erfüllung, zum unheilvollen Mißverſtändniß, zur Spaltung unter den Völkern der Erde geworden."

Von dem wichtigen Funde, den der Verfaſſer im Sinai-Kloſter an der Sinaitiſchen Bibelhandſchrift gemacht hat, haben wir ſchon in einem früheren Artikel des Magazins berichtet.* Seitdem hat der berüchtigte Fälſcher Simonides ſich als Urheber der Handſchrift ausgegeben, eine Behauptung, deren Grundloſigkeit der Profeſſor Tiſchendorf in einem beſonderen Schriftchen genügend nachgewieſen hat.**

Vom Sinai kehrte der Verfaſſer mit der Handſchrift nach Kairo zurück, um vorläufig eine Abſchrift derſelben zu nehmen. Von Kairo aus beſuchte er die Pyramiden und die Ruinen von Heliopolis. Das von Mariette im November 1851 in der Nähe von Sakara wiederaufgefundene Serapeum hatte Herr Tiſchendorf in Begleitung des berühmten Aegyptologen Brugſch ſchon im April 1853 unter Leitung des Entdeckers ſelbſt beſichtigt, und er giebt uns hier eine Beſchreibung dieſes erſten Beſuches. Ein türkiſcher Dampfer bringt ihn von Alexandrien nach Jaffa, das er am 6. Mai erreicht, und aus der unbehaglichen Quarantäne daſelbſt erlöſt ihn die Ankunft des Großfürſten Conſtantin, der mit ſeiner Gemahlin damals die Reiſe nach dem Orient machte. Der Verfaſſer ſchließt ſich dem Gefolge deſſelben an, nimmt Theil an dem Einzuge in Jeruſalem und iſt Zeuge des ausgezeichneten Empfanges und der mannigfaltigen Huldigungen, die überall dem hohen Fürſtenpaare werden. Mit demſelben durchwandert er auch all die merkwürdigen und heiligen Oertlichkeiten Jeruſalems und der Umgegend. Mit der Beſchreibung dieſer durch die Religion geheiligten Lokalitäten verbindet der Verfaſſer zugleich eine Kritik, die die Streitfrage der heiligen Stätten meiſt zu Gunſten der Tradition entſcheidet. Uns ſcheint der Verfaſſer hierin ein wenig zu gläubig verfahren zu ſein. Der fromme Glaube, der ſelbſt noch das Feld bei Bethlehem anzugeben weiß, wo die Hirten in der Weihnachtsnacht den Geſang der Engel gehört haben, kann nicht in Verlegenheit ſein, für jede minder wunderbare Begebenheit einen Ort herauszufinden. Bei den furchtbaren Zerſtörungen und Umwälzungen, die unmittelbar nach den neuteſtamentlichen Geſchichten mit dem jüdiſchen Lande und beſonders mit Jeruſalem vorgegangen ſind, wäre die authentiſche Erhaltung der Oertlichkeiten im Gedächtniß der Menſchen gewiß ein größeres Wunder, als jedes andere, das an dieſe Orte geknüpft iſt, zumal die erſten Berichterſtatter ſelbſt wohl ſchwerlich die Schauplätze der Begebenheiten in ihrer Integrität geſehen haben. Die Kritik hört da auf, wo, wie bei den heiligen Stätten und Reliquien, nicht ein hiſtoriſches, ſondern ein kirchliches Intereſſe vorherrſcht. Den Gläubigen genügt die von der Tradition verbürgte Wahrheit; die Beſtätigung oder der Widerſpruch, die von der hiſtoriſchen Forſchung ausgehen, iſt ihnen gleichgültig.

Am 17. Juni ſchiffte ſich der Verfaſſer in Jaffa ein und erreichte nach einem kurzen Aufenthalte in Beirut und Latakia am 26. Juni Smyrna. Von hier aus machte er einen Ausflug nach den Ruinen von Epheſus und begab ſich von Scala nuova oder Neu-Epheſus nach Patmos, deſſen beſonders für Patriſtik wichtige Büchersammlung ihn nach 15 Jahren zum zweiten Male dahin lockte. Höchſt anziehend iſt die Schilderung, die der Verfaſſer von den Bewohnern der kleinen Inſel giebt. In Smyrna, wohin er von Patmos zurückkehrte, ward ihm durch Zufall die Kenntniß von einem Uncial-Codex der vier Evangelien aus dem 9. Jahrhundert, der, ein Privat-Eigenthum einer reichen griechiſchen Familie, durch des Verfaſſers Bemühungen und Unterhandlungen in den Beſitz der kaiſerlichen Bibliothek zu St. Petersburg kam. Die Angelegenheiten wegen der Sinaitiſchen Handſchrift veranlaßten ihn vor Ablauf des Monats Juli nach Kairo zurückzukehren, und um die Hinderniſſe, die der Abtretung des Codex an die kaiſerliche Bibliothek im Wege ſtanden, zu beſeitigen, reiſte er am 10. Auguſt nach Konſtantinopel ab, wo er am 17. Auguſt eintraf. Statt einer Beſchreibung Konſtantinopels giebt der Verfaſſer einige Andeutungen von dem Aufenthalte des ruſſiſchen Fürſtenpaares am Hofe des Sultans. Von beſonderem Intereſſe iſt die Schilderung des Beſuches, den die Großfürſtin in dem Harem des Sultans abſtattete, wozu der Verfaſſer Aufzeichnungen von hoher Hand benutzte. Wir führen hieraus nur die Aeußerung des Sultans an, als die Rede auf die türkiſche Sitte der Vielweiberei kam. Er ſagte wörtlich zu der Großfürſtin: Voilà le Grand-Duc est heureux, car il n'a qu'une femme qui est belle et bonne. Nous autres Turcs nous avons beaucoup de femmes, mais elles sont toutes laides.

Die Schwierigkeiten, die der Schenkung des Sinaitiſchen Codex entgegenſtanden, löſten ſich in Konſtantinopel auf befriedigende Weiſe. Der Verfaſſer verließ den 22. September Konſtantinopel und war am 27. in Kairo, wo er die Handſchrift in Empfang nahm. Am 19. November legte er ſie in Zarsko Selo den Kaiſerlichen Majeſtäten vor. **M.**

* 1861, N. 8, S. 85.

** Vgl. Magazin 1863, N. 10, S. 120.

Digitized by Google

# Nord-Amerika.

## Das neue Atlantiſche Kabel.

Das rieſige Unternehmen, einen elektriſchen Drath über die ganze Breite des Atlantiſchen Oceans zu legen und ſo Europa mit Amerika, London mit New-York zu verbinden, iſt bekanntlich verunglückt; — nicht ganz — denn man wird ſich erinnern, daß anfangs der Verſuch gelungen ſchien, und daß der Telegraph einige Depeſchen wirklich beförderte, ehe er mit immer ſtärkerem Stammeln verſtummte.

Das Unternehmen iſt noch nicht aufgegeben. Wir finden in amerikaniſchen Journalen einen längeren Bericht, der von der Legung eines neuen Kabels handelt, und wollen hier danach einige Mittheilungen machen.

„Als die Thatſache der geglückten Legung des alten Atlantiſchen Kabels bekannt wurde, war keine Volksklaſſe in unſerem Lande (Amerika) mehr erſtaunt über dieſes Reſultat, als Phyſiker, Ingenieurs und praktiſche Telegraphiſten. Als ich einſt einen meiner Freunde traf, einen Phyſiker, und, nebenbei geſagt, großen Mathematiker, der, wie alle Männer ſeines Faches, in ſeinen Urtheilen ſehr genau zu ſein pflegt, rief ich mit aller Wärme und in der Ueberſchwänglichkeit meines Gefühles über ein ſo großes Ereigniß: „Iſt ſie nicht glorreich, dieſe Idee, im Stande zu ſein, deinen Blitz über den Ocean zu ſenden und mit London und Paris zu ſprechen, wie wir es in Boſton mit New-York und New-Orleans zu thun gewohnt ſind?“

„In der That,“ antwortete mein Freund mit gleichem Enthuſiasmus, „meine Hoffnungen ſind durch dieſe wunderbare Leiſtung mehr als realiſirt.“

„Hoffnungen realiſirt?“ ſagte ich ſtutzig.

„Ja wohl,“ antwortete mein mathematiſcher Freund; „aus den Deductionen, die ich aus einer ſehr ſorgfältigen Prüfung aller mir zugänglichen Thatſachen zog, ſchloß ich, daß die Möglichkeit abſoluten Fehlſchlagens etwa 97½ Procent betrug.“

„Beim Beginne des Werkes war in der That Jedermann ſehr unwiſſend darüber, wie man es eigentlich anzufangen habe, einen Telegraphen quer durch das Meer zu legen. Die ſubmarine Telegraphie war in ihrer Kindheit und die oberirdiſche Telegraphie kaum aus den Windeln heraus. Wir mußten unſern Weg im Dunkeln ertappen. Nur durch wiederholte Experimente und wiederholte Fehlſchläge war man im Stande, alle Bedingungen eines guten Erfolges ausfindig zu machen.

„Der Atlantiſche Telegraph, ſagen Einige, war ein Fehlſchlag. Gut, wenn dem ſo wäre, erwiedert Mr. Field, dann würde ich ſagen (wie man von manchem Manne ſagt, daß er mehr durch ſeinen Tod, als durch ſein Leben that), daß dieſer Fehlſchlag für die Wiſſenſchaft von dem ungeheuerſten Vortheil geweſen iſt. Denn es war das große Experimentir-Kabel. Kein Phyſiker hatte vorher eine ſo lange Strecke zur Bearbeitung vor ſich, und deshalb machte die Wiſſenſchaft der ſubmarinen Telegraphie nie ſo reißende Fortſchritte, als nach dieſem großen Experimente. In der That, alle Kabel, die man ſeitdem legte, wo die Werkführer ſich der durch das Atlantiſche Kabel erlangten Kenntniß und Erfahrung bedienten, ſind vollſtändig erfolgreich geweſen. Alle dieſe Triumphe über das Meer ſind dem kühnen Verſuche, den Atlantiſchen Ocean zu durchkreuzen, zu großem Danke verpflichtet.

„Das erſte Atlantiſche Kabel hat alſo in der Tiefſee-Telegraphie, einem früher wenig bekannten Zweige der Kunſt, ein großes Werk vollbracht. In einem Sinne war es ein Fehlſchlag, in einem andern ein glänzender Erfolg. Trotz aller Schwierigkeiten wurde es durch den Ocean gelegt und von Küſte zu Küſte geſtreckt; und drei Wochen lang fuhr man fort, damit zu operiren — Zeit genug, um die wiſſenſchaftliche Frage, ob es möglich ſei, zwiſchen zwei von einander ſo entfernten Kontinenten zu korreſpondiren, vollſtändig in's Klare zu bringen. Dieſes war die Arbeit des erſten Atlantiſchen Telegraphen; und wenn er ſchweigend auf dem Boden des Oceans liegt, bis zur Zerſtörung des Erdballs, ſo hat er genug gethan für die allgemeine Wiſſenſchaft und das Wohl des Menſchengeſchlechts, um ihn zu einem ehrenvollen Andenken zu berechtigen.

„Nun zu der Ausſicht auf den Erfolg eines zweiten Verſuches, einen Telegraphen durch das Weltmeer zu legen. Die irrthümlichſten Anſichten ſind gäng und gäbe, was die Schwierigkeiten beim Legen unterſeeiſcher Telegraphen im Allgemeinen und ihre Sicherung gegen Verletzung betrifft. Gewöhnlich nimmt man an, daß die Zahl der möglichen Fehlſchläge weit größer ſei, als die der Erfolge. In dieſer Hinſicht iſt Thatſache, daß die neueren Verſuche, wo ſie mit gehöriger Sorgfalt unternommen wurden, faſt gleichmäßig erfolgreich geweſen ſind. Zum Beweiſe deſſen will ich mich auf die gedruckte „Liſte aller unterſeeiſchen Telegraphen-Kabel, verfertigt und abgeliefert von Meſſrs. Glaß, Elliot u. C. London,“ berufen, aus welcher hervorgeht, daß ſie in dem Zeitraume von acht Jahren, von 1854—1862, fünfundzwanzig verſchiedene Kabel fabrizirt und abgeliefert haben, darunter drei der längſten Linien, welche England mit dem Feſtlande verbinden — nämlich von England nach Holland 140 (engl.) Meilen, nach Hannover 280 Meil. und nach Dänemark 368 Meilen — und die Hauptlinien im Mittelländiſchen Meere — ſo von Italien nach Korſika und von da nach Toulon, von Malta nach Sizilien, von Korfu nach Otranto und außer dieſen die zwei größten von allen, das von Frankreich nach Algier 520 Meilen, gelegt 1860, und das andere erſt vor'm Jahre gelegt, von Malta nach Alexandrien 1,535 Meilen; und obſchon einige bereits acht Jahr auf dem Grunde des Meeres gelegen und gearbeitet haben, ſo befinden ſie ſich alle doch bis zu dieſer Stunde in ebenſo vollkommenem Zuſtande, als an dem Tage, wo man ſie hinabließ, mit Ausnahme der zwei kurzen Linien in ſeichtem Waſſer, entlang der Küſte zwiſchen Liverpool und Holyhead, 25 Meilen, und von Prince Edward's Inſel nach New-Brunswick, 11 Meilen, von denen das letztere durch einen Schiffsanker zerriſſen wurde, und das erſte durch den Anker des Royal Charter während der Briſe, wobei es zerriß — Beides Fälle, wo eine leichte Reparatur möglich iſt.

„Wo Fehlſchläge bei unterſeeiſchen Telegraphen vorgekommen ſind, ſind die Urſachen davon jetzt wohl bekannt, und laſſen ſich leicht vermeiden. So ſind an dem erſten Atlantiſchen Kabel ſämmtliche Mängel von wiſſenſchaftlichen Männern ſorgfältig unterſucht worden, und man kann ſich leicht davor in Acht nehmen. Als dieſes Kabel in der Maſchinenanſtalt der Herren Glaß, Elliot u. Co. zu Greenwich in der Arbeit war, wurde es in vier großen Bütten (vats) aufgewickelt und Tag für Tag der Hitze einer Sommerſonne ausgeſetzt gelaſſen, welche durch den Theerüberzug des Kabels zu hundertzwanzig Graden (Fahrenheit) geſteigert wurde. Dies geſchah Tag für Tag mit Wiſſen des Ingenieurs und Phyſikers der Geſellſchaft, obgleich die Directoren ausdrücklich angeordnet, über den Bütten Schutzdächer zu errichten, um die Möglichkeit eines ſolchen Falles zu verhindern. Wie man hätte vorausſehen können, ſchmolz die Guttapercha, ſodaß der Conductor, den man möglichſt iſolirt zu halten wünſchte, von den Gewinden ſo durchſcheuert wurde, daß er an zahlloſen Stellen ganz bloß dalag und demnach die Iſolirung geſchwächt, und möglicher Weiſe nach Verſenkung des Kabels ganz aufgehoben wurde. Die Beſchädigung wurde theilweiſe entdeckt, ehe noch das Kabel aus der Werkſtätte zu Greenwich genommen war, und eine Länge von etwa dreißig Meilen wurde ausgeſchnitten und verworfen. Dies indeſſen heilte das Verſehen nicht vollſtändig, denn die mangelhafte Iſolirung kam während der Verſenkung des Kabels häufig und ſchmerzlich fühlbar zu Tage.

„Weitere Beweiſe ſeines mangelhaften Zuſtandes erhielt man, als Stücke abgeſchnitten wurden, um Andenken und Spielereien daraus zu machen.

„Das erſte Kabel war in weiteſter Ausdehnung ein Experiment — ein Sprung in's Dunkle. Sein Material und ſeine Conſtruction waren ſo gut, als der damalige Stand der Kenntniß, und in vielen Hinſichten nicht ungeeignet; aber die Geſellſchaft konnte zu jener Zeit noch nicht die Inſtrumente und Apparate benützen, die man ſeitdem durch die Erfahrung belehrt erfunden hat, um ſeine Leitungsfähigkeit und Iſolirung zu prüfen. An die Wirkungen der Temperatur hatte man, wie wir geſehen, nicht gedacht. Die ungeheuren Unterſchiede in der Leitungskraft des Kupfers wurden erſt bei der Fabrication dieſes Kabels entdeckt. Das mathematiſche Geſetz, nach welchem ſich die Verhältniſſe der Iſolirung zur Leitung beſtimmen laſſen, war noch nicht völlig erforſcht, und es wurde von einigen der angeblichen Phyſiker im Dienſte der Geſellſchaft geſchloſſen, daß, je kleiner der Conductor, deſto ſchneller der Strom hindurch gehen werde. Ein Mittel, die äußere Scheide vor Oxydation zu ſchützen, war noch nicht entdeckt; und die Maſchinerie zur Kabelverſenkung in tiefem Waſſer konnte blos theoretiſch aufgeſtellt werden.

„Wenn man im Rückblick auf dieſe Methode zugeben muß, daß viel zu viel Haſt in den Vorbereitungen herrſchte, und daß andere Mißgriffe begangen wurden, vor denen man ſich jetzt in Acht nehmen kann, ſo wird man ſchwerlich zu viel thun, wenn man ſagt, daß, wenn das Kabel gelegt und bearbeitet werden könnte, wie es nach einem Fehlſchlage 1857, der darauf folgenden Aufwindung und Aufbewahrung in einer ungeſchützten Oertlichkeit, und nach drei Verſuchen 1858 unter den ſchrecklichſten Witterungs-Verhältniſſen geſchah, es eine leichte Aufgabe ſein würde, ein nach dem Stande der gegenwärtigen Erfahrung conſtruirtes und verſenktes Kabel zu legen....“

Ein dem amerikaniſchen Blatte beigegebener Holzſchnitt ſtellt das im Jahre 1858 gelegte Kabel und das jetzt in Anſchlag gebrachte im Durch-

Digitized by Google

ſchnitt vor. Das erſtere hat einen Durchmeſſer von etwa einem halben Zolle; der Durchmeſſer des letzteren iſt faſt noch einmal ſo groß; auch iſt die Conſtruction der Roſette eine ganz andere und weit zuſammengeſetztere.

„In dem alten Atlantiſchen Kabel wog der kupferne Leitungsdraht nur 93 Pfd. auf die Meile, während er in dem neuen Kabel 510 Pfd. auf die Meile, mehr als fünf mal ſo viel wiegt.

„Heute iſt die Größe, d. i. der Durchmeſſer eines telegraphiſchen Conductors ein ebenſo wichtiger Gegenſtand für die Beſtimmung der Stärke des Stromes, die darauf durch ein beſtimmtes Maß von Batterieſtärke hervorgebracht werden kann, als die Länge des Conductors. Um die Wirkungen hervorzubringen, durch welche die Telegramme am Ende eines Telegraphendrathes oder Kabels ausgedruckt werden, iſt es nothwendig, daß der elektriſche Strom eine beſtimmte Intenſität und Stärke beſitzt. Nun aber wird die Stärke des Stromes, die von einer gewiſſen Voltaiſchen Batterie auf eine gewiſſe Drathſtrecke übergeht, abnehmen in demſelben Verhältniſſe, wie die Länge des Drathes zunimmt. So alſo wird, wenn der Drath zehn Meilen fortgeht, der Strom doppelt ſo viel Stärke haben, als er haben würde, wenn der Drath bis in eine Entfernung von zwanzig Meilen fortliefe. Es iſt alſo klar, daß der Drath bis zu einer Länge fortgeſetzt werden kann, wo der Strom keine hinreichende Stärke mehr beſitzt, um an der Endſtation die Depeſche lesbar wiederzugeben. Aber die Stärke des von einer beſtimmten Voltaiſchen Batterie auf einen Drath von beſtimmter Länge übergeleiteten Stromes wird in demſelben Verhältniſſe zunehmen, als die Durchſchnittsfläche des Drathes vergrößert wird. Wenn alſo der Durchmeſſer des Drathes verdoppelt wird, wodurch die Schnittfläche um das Vierfache wächſt, ſo wird die Stärke des durch den Drath gehenden Stromes in demſelben Verhältniſſe wachſen. Die Stärke des Stromes läßt ſich alſo dadurch vermehren, daß man die Plattenpaare oder Cylinder der galvaniſchen Batterie vermehrt. ..."

Eine nun folgende längere Auseinanderſetzung über Retardation des Stromes und Widerſtand, über den marinen Galvanometer u. ſ. w. übergehen wir, weil ſie zu ſpeziell in techniſche Gegenſtände eingeht und nur für den Fachmann Intereſſe haben dürfte.

„In dem alten Kabel war der Kupferdrath nur dreimal mit Guttapercha bedeckt, während er in dem neuen viermal mit der reinſten Guttapercha und viermal mit Chatterton's Patentcompoſition überzogen iſt, wodurch das Kabel für's Waſſer abſolut undurchdringlich wird. Das alte Kabel war mit achtzehn Strähnen dünnen Eiſendrathes umwickelt, welche, da ſie keine andere Bedeckung hatten, der Wirkung des Waſſers unmittelbar ausgeſetzt waren.

„Das neue iſt dreizehnmal umwickelt, jede Wickelung aus drei Drähten beſter Qualität beſtehend und mit Guttapercha überzogen, um es im Salzwaſſer unzerſtörbar zu machen. Durch dieſe neue Struktur hat es die doppelte Stärke des alten Kabels, zu gleicher Zeit iſt es aber leichter im Waſſer — ein wichtiger Umſtand bei der Verſenkung.

„Die Gefahr des Verluſtes beim Legen des neuen Taues würde dadurch ſehr vermindert werden, daß es von ſolcher Stärke iſt, wo es, ſelbſt abgeriſſen, wieder erlangt werden könnte, wie das im Mittelländiſchen Meere geſchehen iſt. Da überdies das hauptſächlichſte und koſtſpieligſte Material daran, Kupfer und Guttapercha, unzerſtörbar ſind, ſo würden ſie zu jeder Zeit ihren Marktpreis haben.

„Andere Routen nach Europa ſind vorgeſchlagen worden, und ſind jede zu ihrer Zeit ganz populär geweſen; die annehmbarſten davon ſind die über die Behringſtraße, oder die Aleutiſchen Inſeln, und die über Labrador, Grönland, Island und die Faröer.

„Gegen den Weg über die Behringſtraße ſprechen einige bedeutende Einwendungen. Die Entfernung zwiſchen New-York und London auf dem Wege durch die drei Continente Amerika, Aſien und Europa beträgt an achtzehntauſend (engl.) Meilen, oder mehr als neunmal den Raum zwiſchen Neufundland und Irland. Natürlich würden die Koſten, einen drei Viertel des Erdumkreiſes umfaſſenden Telegraphen zu conſtruiren und die Hunderte von Stationen, die bei einer ſolchen Landſtrecke nöthig würden, zu unterhalten, ganz über allen Begriff ſein. Aber das wäre noch nicht die Hauptſchwierigkeit. Eine Linie, welche die ganze Breite Sibiriens durchſchneiden müßte, würde nahezu unbeſiegbare Schwierigkeiten im Lande ſelbſt antreffen, da ſie Berge und Wüſten zu paſſiren hätte. Bei ihrem nördlichen Abbiegen nach Kamtſchatka aber würde ſie in Gegenden ſchrecklicher Kälte kommen, wo den größten Theil des Jahres der Winter herrſcht. Dazu kommt, daß von dieſem ganzen Lande der größte Theil nicht nur gänzlich unciviliſirt iſt, ſondern auch unbewohnt, und daß die bewohnten Theile von wilden und kriegeriſchen Stämmen durchzogen werden.

„Hinſichtlich der grönländiſchen Route ſpricht ſich Dr. Hayes, der wohlbekannte Polarreiſende, ſehr entſchieden dahin aus, daß ſie ganz und gar unausführbar ſei. Es liegt auf der Hand, ſagt er, daß das an den grönländiſchen Küſten gelagerte Eis ein Kabel, ſelbſt wenn es gelegt werden könnte, nicht lange in ungeſtörter Lage laſſen würde.

„Dr. Wallich, der bei Sir Leopold Mc. Clintock's Expedition attachirte Naturforſcher für Beſichtigung der Nordroute, betrachtet ſie als unausführbar wegen der vulkaniſchen Natur des Meergrundes bei Island, wegen der Felsrücken darin und der ungeheuren Eisberge bei Grönland.

„Das Hauptargument zu Gunſten dieſes Weges gegen einen geraderen mitten durch das Atlantiſche Meer iſt, daß es unmöglich ſein würde, in einem zuſammenhängenden Strange eine ſo lange Linie, wie die von Neufundland nach Irland iſt, zu arbeiten. Es dürfte ſcheinen, als ob dieſes bereits hinlänglich durch den Erfolg des alten Atlantiſchen Kabels beantwortet wäre. Aber es iſt zuzugeben, daß es langſam und mit Schwierigkeit arbeitete. Das iſt richtig, und deshalb glaubt man, daß die Entfernung zum mindeſten ein ſtarkes Hinderniß ſein würde. Doch wir haben gezeigt, daß praktiſch durch die vermehrte Stärke des Leitungsdrathes das neue Kabel in der Länge um Vierfünftel verkürzt iſt, und daß es fünfmal ſo ſchnell wie das alte wirken wird. Das von Malta nach Alexandrien gelegte Kabel iſt fünfzehnhundertfünfunddreißig Meilen lang und die ganze Strecke kann ohne Verzögerung oder Wiederholung bearbeitet werden, ſowohl was wiſſenſchaftliche als commercielle Reſultate betrifft, und das mit merkwürdig geringer Batterieſtärke. Die Guttapercha-Compagnie, welche die Bekleidung dieſes Kabels machte, ſagt, daß ein paſſend verfertigter und iſolirter Telegraphen-Conductor, unverſehrt zwiſchen Irland und Neufundland gelegt, ſowohl commerciell als wiſſenſchaftlich wirkſam bearbeitet werden kann, und ſie iſt bereit, die brauchbare und zufriedenſtellende Fabrizirung einer Linie von der Länge des Atlantiſchen Kabels zu garantiren, wenn es von ihr ſelbſt gemacht, verſenkt und im Stande gehalten würde.

„Es kann durch das Zeugniß und die Erfahrung der in der Theorie und Praxis der See-Telegraphie bewährteſten Männer gezeigt werden, daß weder die Größe der Entfernung, innerhalb deren die Atlantiſche Compagnie zu thun hat, noch die Tiefe des Waſſers ein unüberſteigliches Hinderniß iſt für wirkſame Communication durch ſolche verbeſſerte Elektrizitätsleiter, wie ſie jetzt niedergelegt werden ſollen. Alle die, welche im Stande ſind, ſich aus lange fortgeſetzten Experimental-Forſchungen über dieſen beſonderen Punkt ein geſundes Urtheil zu bilden, ſind bereit, ihren Ausſpruch zu verbürgen, daß bei einer ſolchen Strecke, wie die zwiſchen Irland und Neufundland, bei einem ſolchen Kabel und ſo verbeſſerten Inſtrumenten, wie ſie nun zur Hand ſind, nicht weniger als zwölf Worte die Minute von Küſte zu Küſte befördert werden könnten, und daß dies mit gegen früher verhältnißmäßig ſehr verminderter Batterieſtärke möglich ſei."

Den Schluß des Artikels bildet eine politiſche Betrachtung über die geäußerten Bedenken hinſichtlich der Vortheile, in deren Beſitz England durch dieſen Telegraphen gelangen könnte, namentlich im Fall eines Krieges. Der Verfaſſer geſteht ein, daß er dieſelben Bedenken früher getheilt habe, gegenwärtig aber durch einen Vortrag von Mr. Field eines Beſſeren belehrt worden ſei.

„Die relative geographiſche Lage beider Länder läßt ſich nicht ändern. Es trifft ſich ſo, daß die beiden nächſten Punkte der einander gegenüber liegenden Seiten des Atlantiſchen Meeres beide auf britiſchem Gebiete liegen. Natürlich kann die Regierung, welche beide Enden beherrſcht, den Gebrauch des Telegraphen beſtimmen oder ihn ganz hemmen. Sie hat die Macht, und die einzige Beſchränkung des Mißbrauches dieſer Macht muß vor der Hand durch einen Vertrag geſichert werden. Sollen wir aus Furcht, daß England in der Erbitterung eines Krieges jede Vertragsſtipulation hinſichtlich ſeines Gebrauches außer Acht ſetzen könnte, uns weigern, die Linie herſtellen zu helfen? dann werfen wir unſere eigene Sicherheit weg. Denn geſetzten Falls, es bräche morgen ein Krieg aus, ſo würde England's erſter Schritt, den es thun würde, ſein, ſelbſt ein Kabel zu eignem ausſchließlichen Nutzen zu legen."

Der Amerikaner zieht es alſo vor, an dem Legen des Kabels ſich zu betheiligen, und will es, um ſich gegen Nachtheil zu ſchützen, unter das Völkerrecht geſtellt wiſſen. Freilich dürfte dies in einem Kriege mehr als illuſoriſch werden. Was heißt das in dieſem Falle, unter den Schutz des Völkerrechtes ſtellen und für neutral erklären? Wird England in Kanada, wenn der Krieg entbrannt iſt, irgend welche Depeſchen nach Europa befördern laſſen, die ihm die Amerikaner aufgegeben, namentlich wenn ihm dieſelben direkt oder indirekt nachtheilig ſein könnten? Zum Austauſche von Noten bei entſtandenen Differenzen zwiſchen Amerika und den verſchiedenen Staaten Europa's dürfte der Telegraph dagegen ſehr geeignet ſein, und viele Weitſchweifigkeiten und Mißverſtändniſſe vermeiden helfen.

Digitized by Google

# Mannigfaltiges.

— Goethe's vertraute Korreſondenz mit dem Großherzog Karl Auguſt, deren Veröffentlichung der regierende Großherzog von Sachſen-Weimar verſtattet hat und deren Herausgabe dem Zeitgenoſſen und Arzte Goethe's, Dr. Vogel in Weimar, anvertraut iſt, wird nächſtens bei Voigt und Günther in Leipzig erſcheinen. Dieſe Handſchriften waren bisher zum Theil im großherzoglichen geheimen Archiv und zum Theil bei der Goethe'ſchen Familie aufbewahrt und ſtreng geheim gehalten worden. Die Sammlung beſteht aus mehr als ſechshundert Briefen und Billets und wird ungefähr 40 Druckbogen umfaſſen. Das Ganze wird mit erklärenden Anmerkungen und mit einem ausführlichen Namen-Regiſter ausgeſtattet ſein, ſo daß das Werk auch als ein nützliches Nachſchlagebuch für das Jahrhundert Karl Auguſt's wird benützt werden können.

— Gluck und die Oper. Das kürzlich erſchienene biographiſch-muſikaliſche Werk „Gluck und die Oper," von Prof. A. B. Marx,* wird von der deutſchen Kritik als eine der gründlichſten Studien des großen Komponiſten ſowohl, als der Geſchichte der Entſtehung der modernen Oper, gerühmt. Von den fünf Büchern, in welche das Ganze zerfällt, ſchildert das erſte die Jugendgeſchichte Gluck's, der, als der Sohn eines Förſters, am 2. April 1714 zu Weitenwang in der Oberpfalz geboren, mit ſeinem Vater in früher Jugend nach Böhmen kam, dem muſikfrohen Lande, wo er, gleichſam ſpielend, Violine und Violoncell, Klavier und Orgel meiſterhaft zu benutzen erlernte. Das zweite Buch ſchildert die „italiſche Zeit," Gluck's Aufenthalt in Italien, wo es damals über vierzig Opernkomponiſten gab, mit denen der junge Deutſche zu rivaliſiren verſuchte, ohne ſich aber beſonders auszuzeichnen. Im Jahre 1745 ging er, als Begleiter ſeines Gönners, des Fürſten Lobkowitz, über Paris, wo er Rameau kennen lernte, nach London. Dort hat das Zuſammentreffen mit dem faſt dreißig Jahre älteren Händel ganz außerordentlich auf Gluck eingewirkt und in ihm den Keim zu dem großartigen Aufſchwunge gepflanzt, den nachmals ſeine Opernmuſik nahm. Als Gluck in dieſe ſchönſte Periode ſeines Lebens eintrat, der das dritte Buch des Marx'ſchen Werkes gewidmet iſt, war er bereits 48 Jahr alt. In den nun folgenden zehn Jahren ſeiner Wiener Thätigkeit, 1760—1773, geht er an die Erfüllung ſeiner Lebens-Aufgabe: die Reformation der Oper. Das erſte große Werk des deutſchen Meiſters auf dieſem Gebiete ſcheint in einem und demſelben Jahre mit dem erſten großen Werke des deutſchen Meiſters auf dem Gebiete des recitirenden Drama's, „Minna von Barnhelm," vor gerade einem Jahrhundert (1763) entſtanden zu ſein. Von Wien ging Gluck nach Paris, wo er die bekannten Kämpfe mit den Picciniſten ſiegreich durchfocht, deren Schilderung das vierte Buch gewidmet iſt. Das fünfte Buch endlich berichtet über den „Ausgang" des großen Künſtlerlebens und bildet einen würdigen Abſchluß des ausgezeichneten Werkes, das ſowohl zum Verſtändniſſe des erhabenen Meiſters, als zur Läuterung des dramatiſch-muſikaliſchen Geſchmackes in immer weiteren Kreiſen ſehr viel beizutragen vermag.

— Evangeliſche Märtyrer in Spanien. Ein in Spanien reiſender Deutſcher ſchreibt uns von dort: „Am 22. April fanden in Granada die öffentlichen Prozeßverhandlungen gegen die drei, wegen ihres proteſtantiſchen Bekenntniſſes angeklagten Spanier ſtatt. Einer derſelben, ein Theolog, Namens Matamoros, hatte von der Königin Iſabella II. die Zuſicherung ihrer Gnade und einer Anſtellung erhalten, wenn er der „Ketzerei" entſagen und zur katholiſchen Kirche zurückkehren wolle. Da er ſich jedoch deſſen weigerte, ſo wurden er und ſeine beiden Gefährten zu eilfjähriger Galeerenſtrafe verurtheilt. Der oberſte Gerichtshof von Granada und deſſen Präſident haben ſich nichts weniger als würdevoll bei dieſen Verhandlungen benommen, indem weder den Angeklagten, noch deren Vertheidigern, vollſtändig vergönnt war, das Wort zu nehmen — aus Furcht davor, daß ſie zu viele Theilnahme im Publikum finden möchten. In der That hatte ſich dieſes ſehr zahlreich eingefunden, und als das harte Urtheil verkündet war, drängten ſich viele ſpaniſche Patrioten herbei, um ihr Mitgefühl den Verurtheilten auszudrücken. Wird, ſo frägt man ſich hier, Iſabella II. wirklich dieſe Märtyrer nach der afrikaniſchen Küſte ſenden, um dort unter Mördern und Dieben Galeeren-Arbeit zu verrichten? Wir können dies unmöglich glauben — doch in Spanien iſt Alles möglich!"

* 2 Bde. Berlin, Otto Janke, 1862.

— Geheime Geſchichten und räthſelhafte Menſchen.* Dieſe „Sammlung verborgener oder vergeſſener Merkwürdigkeiten," deren erſte Auflage in früheren Jahrgängen unſerer Zeitſchrift vielfachen Anlaß zu Mittheilungen und Beſprechungen dargeboten, wird jetzt von der Brockhaus'ſchen Verlagshandlung in einer zweiten, wohlfeilen Auflage publizirt.** Der erſte, uns vorliegende Band (XII und 503 S.) enthält, außer den Nachträgen und einem vollſtändigen Namen-Regiſter, 22 größere und acht kleinere Geſchichten, worunter die Geſchichte der ruſſiſchen Thron-Revolutionen von 1762 und 1801, ſowie die Denkwürdigkeiten d'Eon's, des weiblichen Chevalier, der Gräfin v. Coſel, Caglioſtro's, des Grafen von St. Germain, der drei ſchleſiſchen Herren von Hund und Alten-Grotkau, Condamine's, Cazotte's und des Lord Lovat die anziehendſten ſein möchten. Dichter von Operntexten und abenteuerlichen Erzählungen, die um Stoffe verlegen ſind, dürften in dieſen zwölf Bänden ſehr bald Etwas finden, was ſich für ſie zur Benutzung und weiteren Bearbeitung eignet. Aber auch das Publikum der Leihbibliotheken wird darin mehr, als in irgend einem andern Buche von Leihbibliotheks-Ruf, ſeine Rechnung finden.

— Internationale Hunde-Ausſtellung. Unter dieſer Benennung hat in den Tagen vom 25. bis zum 31. Mai in der „Agrikultur-Halle" von London eine Ausſtellung von Hunden aller Racen und aller Welttheile ſtattgefunden. Einem im „Observer" enthaltenen Bericht zufolge belief ſich die Zahl der ausgeſtellten Hunde auf 16—1700. Am zahlreichſten waren die ſogenannten Sporting-Dogs vertreten, worunter ſich beſonders die Windſpiele durch Schönheit auszeichneten, von denen der Prinz von Wales drei Paare ausgeſtellt hatte. Hervorgehoben werden auch die Jagd- und die Hühnerhunde. Ein Jagdhund des Lord Stamford, Namens Bran, iſt über 31 Zoll hoch. Für Bran's Mutter, die ebenfalls ausgeſtellt war, hatte Lord Stamford nicht weniger als 150 Guineen (1000 Thaler) bezahlt. Schweißhunde waren von außerordentlicher Größe und Muskelkraft vorhanden; weniger gut waren die ſogenannten „Grauhunde" vertreten, wogegen es nicht an ſchönen „Rebhühner- und Wachtelhunden" fehlte. Außerhalb des „sporting-department" war die Muſterſammlung nicht minder groß. Es gab ſowohl Rieſen als Zwerge darunter. Fabelhaft klingen mitunter die Werth-Angaben, welche die Beſitzer ihren Hunden beigefügt. So hatte unter Anderen ein Dachshund, Namens Garry, den mäßigen Preis von 1500 Pfd. (10,000 Thaler). Schoßhündchen gab es, die bis zu 500 Pfd. abgeſchätzt waren. Dem entſprechend ſind auch die Häuschen, in denen dieſe Hunde ſich aufhalten, ſehr koſtbar; einige ſind von Mahagoni-Holz, andere von Kryſtall. Viele Damenhündchen ruheten auf Polſtern von Seide und Sammet An Neufundländern, Bullenbeißern und Kettenhunden fehlte es übrigens auch nicht. Das nobelſte Thier in der Ausſtellung war aber ein Pyrenäen-Wolf, neben dem ein „türkiſcher Wachthund" aus Trebizond gravitätiſch auf- und abmarſchirte.

— Bibliographie. England.

The Invasion of the Crimea: its Origin and an Account of its Progress down to the Death of Lord Raglan. By Alexander William Kinglake. Copyright Edition. With all the Plans, Maps and Emendations of the third London Edition. 4 vol. (Leipzig, Bernhard Tauchnitz. Preis 2 Thlr.) Wir haben über dieſes Werk ausführlich berichtet.

The Polish Captivity: an Account of the Present Position of the Poles in the Kingdom of Poland and in the Polish Provinces of Austria, Prussia and Russia. By Sutherland Edwards. 2 vols. 26 sh.

Yedo and Peking: a Narrative of a Journey to the Capitals of Japan and China. By Rob. Fortune. 16 sh.

History of England, from the Accession of James I. to the Disgrace of Chief Justice Coke, 1603—1616. By Sam. Rawson Gardiner. 2 vols. 30 sh.

Points of Contact between Science and Art. A Lecture delivered at the Royal Institution, by Cardinal Wiseman. 96 pp. 5 sh.***

* Herausgegeben von Friedrich Bülau. Zweite wohlfeile Auflage. In zwölf Bänden. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1863.

** Jeder der zwölf ſtarken Bände koſtet in der neuen Auflage nur einen Thaler, ſtatt $2^1/_3$ Thlr. in der erſten Auflage.

*** Eine deutſche Ueberſetzung dieſes Vortrages iſt ſoeben bei J. P. Bachem in Köln erſchienen.

J. C.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereins, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch die Zeitungs-Spedition Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

# Magazin
# für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 3 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 24. Mittwoch, den 17. Juni 1863. 32. Jahrgang.

## Inhalt:

Deutſchland und das Ausland. Seite
Volkswirthſchaftliches. Der Arbeiterfreund. Der Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klaſſen . . . 277
Zur preußiſchen Gewerbe-Geſetzgebung ſeit dem Jahre 1810 . . . 278
Herbergen für Frauen der arbeitenden Klaſſe . . . 279
Frankreich.
Jules Duval's Geſchichte der Auswanderung im 19. Jahrhundert . . . "
Franzöſiſche Proteſtanten in den Jahren 1572 und 1863 . . . 281
Italien.
Deutſche Arbeiten über die Geſchichte Italiens . . . 282
England.
Der foſſile Menſch . . . 284
Nord-Amerika.
Spiritualiſtiſche Photographien . . . 287
Mannigfaltiges.
Ethnographiſche Karten der polniſchen Nationalität . . . 288
Friedr. Förſter's Geſchichte der Befreiungskriege . . . "
Von der Chemnitzer Handelsſchule . . . "
Bilder aus dem Orient . . . "
Das Familienbuch des Lloyd . . . "

## Deutſchland und das Ausland.

### Volkswirthſchaftliches.

Der Arbeiterfreund.*

**Der Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klaſſen.**

Der im Jahre 1844 in Berlin, bei Gelegenheit der damaligen, erſten vereinigten Induſtrie-Ausſtellung der Zollvereins-Staaten gegründete „Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klaſſen," an deſſen Spitze der um die Förderung volkswirthſchaftlicher Intereſſen hochverdiente Präſident, Dr. Lette, ſteht, gab ſeit dem Jahre 1859 eine „Zeitſchrift" unter der Redaction von Dr. Guido Weiß heraus, die jedoch im vorigen Jahre, in Folge der Geſchäftsſtockung des Verlegers (Heinrich Hübner in Leipzig), eingegangen iſt. In dem vorliegenden, von K. Brämer redigirten „Arbeiterfreund" liegt uns das erſte Heft einer neuen Vierteljahrsſchrift des genannten „Centralvereins" vor, welche, bei der Mannigfaltigkeit ihres Inhalts, die Beachtung des zahlreichen, ſich jetzt für volkswirthſchaftliche Fortſchritte intereſſirenden Publikums verdient.

Wir heben von dem Inhalte zunächſt einen Ueberblick der Geſchichte der Bildung und Wirkſamkeit des „Centralvereins in Preußen für das Wohl der arbeitenden Klaſſen" hervor. Im Jahre 1844, als dieſer Verein gegründet wurde, hatte ſich die „ſoziale Frage" und das Problem ihrer Löſung aller Gemüther bemächtigt. Verführt durch die auf Selbſttäuſchung und Unkenntniß der Natur der Dinge ruhende Gleichheits-Theorie der Franzoſen, hatte man ſich auch in Deutſchland für das ſogenannte „Recht auf Arbeit und Lohn" und für die „Garantie der Exiſtenz durch den Staat" begeiſtert. Um dieſe gleißende, unwahre Theorie zu widerlegen, bedurfte es der Vereinigung von Männern, die mit Kenntniß der gewerblichen Verhältniſſe und der Rechtszuſtände der Arbeit einen offenen Kopf und ein geſundes Herz verbanden und dadurch am Beſten geeignet waren, einerſeits das leicht erregbare Volk der Arbeiter vor Täuſchung und Verführung zu warnen und andererſeits den herrſchenden und maßgebenden Theil der Geſellſchaft an die Erfüllung von Pflichten zu erinnern, deren Vernachläſſigung die Gefahren ſchwerer, ſozialer Krankheiten herbeiführen konnte.

In dem „Centralvereine zum Wohl der arbeitenden Klaſſen" war nun eine ſolche Verbindung praktiſcher und wohldenkender Männer gegeben. Der zeitgemäße Gedanke des Vereines fand allſeitigen Anklang, und in einem Schreiben des Königs Friedrich Wilhelm IV., vom 25. October 1844, erklärte dieſer für humaniſtiſche Beſtrebungen leicht begeiſterte Monarch ſeine lebhafte Theilnahme an dem Vorhaben, „der geiſtigen und leiblichen Noth der Hand- und Fabrik-Arbeiter Abhülfe zu verſchaffen;" ja, er ſtellte dem Verein, zur Erreichung ſeiner Zwecke, die Summe von 15,000 Thlr. zur Verfügung. Leider iſt jedoch die Theilnahme, welche anfänglich die Idee des Centralvereins gefunden hatte, nicht von Dauer geweſen. Verſchiedene Umſtände wirkten zuſammen, um an maßgebender Stelle Mißtrauen gegen eine Einrichtung zu erwecken, die den ebenſo loyalen als humanen Zweck hatte, bei den arbeitenden Klaſſen das durch trügeriſche Lehren erſchütterte Vertrauen zu ſich ſelbſt und zu ihren Arbeitgebern wiederherzuſtellen. Die urſprünglich für den ganzen preußiſchen Staat beabſichtigte Organiſation von Provinzial-, Bezirks- und Lokal-Vereinen kam nicht zu Stande; die Begeiſterung des zur Theilnahme berufenen Publikums kühlte ſich ab, und der Central-Verein hatte, noch bevor er durch das endlich in der Generalverſammlung vom 2. März 1847 angenommene, revidirte Statut wirklich in's Leben trat, bereits die größere Zahl ſeiner Mitglieder eingebüßt.

Erſt nach den März-Ereigniſſen des Jahres 1848 erhielten die Statuten des Vereins die königliche Beſtätigung und wurde ihm die Hälfte jener im Jahre 1844 zur Förderung der Vereinszwecke bewilligten 15,000 Thaler ausgezahlt. Die andere Hälfte erhielt der Verein zwar ebenfalls, nachdem abermals einige Jahre verfloſſen waren, jedoch nur unter der von ihm angebotenen Bedingung, dieſe zweiten 7500 Thaler in Actien der Berliner „gemeinnützigen Baugeſellſchaft" dauernd anzulegen.

Das Gebiet der Wirkſamkeit des Vereins iſt ein weit umfaſſendes. Nach § 1. ſeiner Statuten, hat er die Aufgabe, „für die Verbeſſerung des ſittlichen und wirthſchaftlichen Zuſtandes der arbeitenden Klaſſen, zunächſt in Preußen, ſoweit möglich aber auch in allen anderen deutſchen Staaten, anregend und fördernd zu wirken." Seine Aufgabe iſt mithin nicht die praktiſche Einwirkung, noch weniger eine unmittelbare, fortlaufende Verwaltung einzelner Inſtitute, wozu überdies ſeine Mittel nicht ausreichen. Dieſe hat er vielmehr den Lokalvereinen zu überlaſſen, welche er anregen und unterſtützen und mit denen er ſich im fortgeſetzten Verkehr erhalten ſoll.

Bereits im Jahre 1848 drang demnach der Centralverein auf die Errichtung von Handwerker-Vereinen, als Fortbildungs-Anſtalten, ſowie von Geſundheitspflege-Anſtalten für die arbeitenden Klaſſen; ferner mahnte er zur Fürſorge für geſündere, luftige Wohnungen der Arbeiter, für öffentliche Waſchhäuſer und Bäder, und zur Reform des Syſtems der bürgerlichen Armenpflege. Ein Theil dieſer Reform ſollte vor Allem die Gewährung der Gelegenheit zur Selbſthülfe: die Bildung von Spar-, Prämien- und gegenſeitigen Aufhülfe-Kaſſen ſein, wodurch dem demoraliſirenden Einfluſſe aller, das bloße Almoſenthum begünſtigenden Stiftungen entgegengearbeitet werden ſollte.

Als in den Jahren 1848 und 1849 ein Theil des deutſchen Handwerkerſtandes, der über ſeine eigenen Aufgaben und Bedürfniſſe ſich

* Zeitſchrift des Centralvereins in Preußen für das Wohl der arbeitenden Klaſſen. Herausgegeben von K. Brämer. Jahrgang 1863. Erſtes Heft. Berlin, O. Janke, 1863.

Digitized by Google

täuſchte, die Aufhebung der Gewerbefreiheit und die Rückkehr zu unfreien, zünftigen Zuſtänden verlangte, erklärte ſich der Centralverein mit Entſchiedenheit gegen ein ſolches ſelbſtmörderiſches Verlangen. Ging auch die damals reactionair geſinnte, preußiſche Gewerbe-Verwaltung mit Vergnügen auf jenen Wunſch der Umkehr ein, ſo wirkte doch der Vorſtand des Centralvereins, an deſſen Spitze von Anfang an Herr Dr. *Lette* ſtand, fortdauernd gegen die Verkehrtheit einer allgemeinen Organiſation der Arbeit, ſei es mittelſt Handhabung des Gewerbebetriebes durch Behörden, wie das Seehandlungs-Inſtitut, und durch Vereine, ſei es mittelſt der wiederhergeſtellten Handwerker-Innungen, die keinen anderen Zweck hatten, als ſolchen Meiſtern, die mit der Zeit nicht fortzuſchreiten verſtehen, durch direkte oder indirekte Ausſchließung der Konkurrenz die Mittel und Wege zu ſichern.

Allerdings war dem Centralverein damals die herrſchende Strömung nicht günſtig, und mußte er mehrere Jahre hindurch ſeine Wirkſamkeit auf Rathſchläge und Mahnungen beſchränken, die von der einen Seite unbeachtet blieben und von der andern ſogar als regierungsfeindlich verdächtigt wurden. Erſt mit der Wendung des Regierungsſyſtems im Jahre 1858 trat auch für die Beſtrebungen des Centralvereins ein günſtigerer Moment ein. Der in dieſem Jahre in's Leben getretene *Kongreß deutſcher Volkswirthe* iſt als die deutſche Ergänzung des preußiſchen Centralvereins zu betrachten. Was dieſer in einem, auf Veranlaſſung der preußiſchen Regierung, beſchränkt gebliebenen Kreiſe lehrt und wirkt, das ſtreut jener Wanderkongreß mit ſeinen zahlreichen Filialen im ganzen deutſchen Vaterland als fruchttragendes Samenkorn aus, und ſchon jetzt ſehen wir in den über ganz Deutſchland verbreiteten, auf volle Selbſthülfe nach Schulze-Delitzſch'ſchen Prinzipien gegründeten, Erwerbs- und Wirthſchafts-Genoſſenſchaften, Vorſchuß- und Kredit-Vereinen des mittleren und kleinen Gewerbeſtandes einen wahrhaft ſegenreichen Erfolg dieſer Thätigkeit.

*Schulze-Delitzſch*, der ein Mitglied des Ausſchuſſes des Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Klaſſen iſt, berichtet in dem vorliegenden Hefte des „Arbeiterfreundes" über die gegenwärtige Lage der deutſchen Genoſſenſchafts-Bewegung. Er erinnert daran, wie man in Frankreich nach der Juli- und bis zur Februar-Revolution eine unſinnige Fehde zwiſchen dem Kapital und der Arbeit hervorrief, und wie man dann dort im Jahre 1848 die Hülfe des Staates vermittelſt der lächerlichen „National-Werkſtätten" anrief — einer Hülfe, wie ſie jetzt Herr *Ferdinand Laſſalle*, ein ganz ähnlicher Sophiſt, wie die Herren Fourier, Louis Blanc und Cabet, auch in Deutſchland den Arbeitern gewährt ſehen möchte. Daß dieſe Richtung, welche in Preußen die Gewerbe-Ordnung vom Jahr 1849 hervorrief, eine verkehrte war und iſt, das erkennt jetzt nicht nur die Wiſſenſchaft, ſondern auch jeder intelligente Arbeiter, der für das, was rings um ihn vorgeht, ein offenes Auge hat. „Man weiß jetzt den wohlthätigen Einfluß des Kapitals zu ſchätzen und bekämpft es nicht mehr als ſeinen Feind, ſondern ſucht es ſich dienſtbar zu machen. Man ruft nicht mehr die Hülfe des Staates an, um ſich in der Form eines Schutzes der Gewerbe läſtige Beſchränkungen auflegen zu laſſen. Man fordert vielmehr Emancipirung von der ſtaatlichen Einwirkung; man fordert *unbeſchränkte Gewerbefreiheit und Freizügigkeit*. Man begreift auch, daß dem Arbeiter, der von dieſer Freiheit einen verſtändigen Gebrauch machen will, *Bildung* nöthig iſt, und legt daher auf die Entwickelung ſeiner Intelligenz mehr Gewicht, als früher."

Und auch der „Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klaſſen" erkannte von Anfang an, daß eine mit dauerndem und ſicherem Erfolge gekrönte Verbeſſerung des Zuſtandes jener Klaſſen nicht von außen und von oben her, am Wenigſten aber durch Wohlthätigkeits-Anſtalten und durch Stiftungen vereinzelter Wohlhabenden, ſondern vielmehr nur durch die eigene ſittliche und wirthſchaftliche Erhebung der Arbeiter zu erreichen ſei, d. h. alſo durch Selbſthülfe und durch ſtetiges Vorangenhaben der eigenen Verantwortlichkeit.

Das Genoſſenſchaftsweſen iſt daher vorzugsweiſe das Gebiet, auf welchem ſich der Centralverein und der volkswirthſchaftliche Kongreß begegnen. Weniger dagegen beſchäftigt er ſich mit der Armenpflege und deren Verbeſſerung, obwohl die Zeitſchrift des Vereines auch bereits ſehr anziehende Mittheilungen über Geſetze, die das Armenweſen und das Heimatsrecht betreffen, ſowie über Errichtung von Alters- und Invaliden-Verſorgungs-Anſtalten der Arbeiter gebracht hat.

Im Centralverein, wie auf dem Kongreſſe der deutſchen Volkswirthe, war und iſt ſtets die wohlbegründete Anſicht maßgebend, daß auch die umfaſſendſte Wohlthätigkeitspflege kein Heilmittel für die ſozialen Schäden unſerer Zeit ſein würde. Das einzige, wirkſame Heilmittel dieſer Schäden, das einzige Präſervativ gegen Noth und Verarmung, beſteht vielmehr in der geſetzlichen Zulaſſung voller bürgerlicher Freiheit, in der unbehinderten Verwendung jeder Arbeitskraft und geiſtigen Befähigung, in der freien Ausübung jeder nicht unſittlichen Thätigkeit und Eigenthums-Erwerbung, ſowie endlich in der Freizügigkeit und der damit Hand in Hand gehenden, uneingeſchränkten Anſiedelung und Niederlaſſung.

Möge es dem Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klaſſen gelingen, dieſe Anſicht unter den deutſchen Regierungen, wie im deutſchen Volke, mehr und mehr zu verbreiten. Denn Deutſchland mit ſeiner vielartigen Geſetzgebung, mit ſeinem Mangel an Freizügigkeit und gleicher Berechtigung aller Deutſchen, ihre Arbeitskraft und geiſtige Befähigung in Deutſchland ſelbſt zur Anwendung zu bringen, iſt vornehmlich das Land, wo es Noth thut, an die Gefahren zu mahnen, die mit ſolchen Zögerungen der Geſetzgebung verbunden ſind. Ja, dieſe Gefahren beſchränken ſich nicht blos auf unſere inneren ſozialen Zuſtände, ſondern indem in Folge jener Mängel Deutſchland an Productionskraft und Nationalreichthum gegen ſeine vorgeſchrittenen Nachbarn zurückbleibt, ſetzt es ſich auch der Gefahr aus, von dieſen in einem einmal ausbrechenden Kriege ebenfalls überwältigt zu werden. **J. L.**

## Zur preußiſchen Gewerbe-Geſetzgebung ſeit dem Jahre 1810.

In dem berühmten preußiſchen Edikt vom 27. October 1810, „die Finanzen des Staates und die neuen Einrichtungen wegen der Abgaben" betreffend, ward zur Erleichterung des wegen der franzöſiſchen Kriegscontribution ſchwer in Anſpruch genommenen Landes, ſowohl eine „*gleiche und verhältnißmäßige Vertheilung der Grundſteuer*," als auch „*völlige Gewerbefreiheit*" zum *erſtenmale* angekündigt. Wiederholt wird in dieſem Edikte die Wohlthat der „völligen Gewerbefreiheit gegen Entrichtung einer mäßigen Patentſteuer" *gleichgeſtellt* mit den anderen wohlthätigen Maßregeln, die „dem Theile Unſerer Unterthanen, welcher ſich bisher keines Eigenthums ſeiner (ländlichen) Beſitzungen erfreute, dieſes ertheilen und ſichern."

In dem ebenfalls zu Königsberg erlaſſenen Edikt vom 2. November 1810 wird die Einführung einer allgemeinen Gewerbeſteuer als eine das Land um ſo weniger drückende Laſt bezeichnet, „da Wir damit die Befreiung der Gewerbe von ihren drückendſten Feſſeln verbinden, Unſeren Unterthanen die ihnen beim Anfange der Reorganiſation des Staates zugeſicherte, vollkommene Gewerbefreiheit gewähren und (ſomit) das Geſammtwohl derſelben auf eine wirkſame Weiſe befördern können."

Als Hauptgrundſätze finden ſich darin feſtgehalten:

1. daß derſelbe Gewerbtreibende mehrere Gewerbe verſchiedener Art treiben kann und daß die *Trennung* gewiſſer zu einer Gattung gehörender Gewerbe, wie ſie von den aufgehobenen Zünften feſtgehalten worden, nicht mehr ſtattfinden darf (§. 9);

2. daß nur beſtimmte Gewerbe, „bei deren ungeſchicktem Betriebe gemeine Gefahr obwaltet, oder welche eine öffentliche Beglaubigung ihrer Unbeſcholtenheit erfordern," zu ihrem Betriebe des Nachweiſes bedürfen, daß der Betreffende auch im Beſitz der erforderlichen Eigenſchaften ſei. Die Zahl dieſer im Geſetze aufgeführten Gewerbe beläuft ſich auf 34 (§. 21).

Das Geſetz vom 7. September 1811 „über die polizeilichen Verhältniſſe der Gewerbe" erläutert dieſe Grundſätze noch ſpezieller, indem es (§. 6 u. 7) ſagt: „Wer bisher nicht zünftig war, kann auf den Grund ſeines Gewerbſcheines jedes Gewerbe treiben, ohne deshalb genöthigt zu ſein, irgend einer Zunft beizutreten. Er iſt demohngeachtet auch berechtigt, Lehrlinge und Gehülfen anzunehmen."

In dieſem Geſetze wird zugleich die Autoriſation zur Auflöſung der beſtehenden Gewerke oder Zünfte ertheilt, doch müſſen vorher alle etwaigen *Schulden* derſelben getilgt ſein.

Die §§. 64—68, ſowie 71—72 dieſes Geſetzes zeugen von der Liberalität, mit welcher der damalige Geſetzgeber den Begriff der Gewerbefreiheit aufgefaßt und ausgeführt ſehen wollte.

Durch die freie Bewegung und Konkurrenz, welche dieſe Geſetze hervorriefen, ward in dem damals kleinen Preußen eine außerordentliche, induſtrielle Macht entwickelt. Der Handwerkerſtand hat nicht blos mit den andern Ständen in der Befreiung des Vaterlandes gewetteifert, ſondern er machte auch in den darauf folgenden Friedensjahren die zum Theil ſehr koſtſpielige Ablöſung der in allen Städten vorhandenen, ſogenannten Bankgerechtigkeiten und anderer Realprivilegien möglich. Als Preußen darauf in den Jahren 1828 und 1833 den *Zollverein* ſtiftete, war es wegen der hier herſchenden Gewerbefreiheit gegen die anderen deutſchen Staaten ſehr im Vortheil, und dieſe ſahen bald ein, daß ihre

Digitized by Google

zum Theil noch zünftigen Gewerbe mit den freien Gewerben in Preußen nicht konkurriren könnten. Deshalb dachte man dort auch ſchon vor beinah dreißig Jahren daran, ebenfalls Gewerbefreiheit einzuführen, und in Preußen machte ſich die Nothwendigkeit geltend, in denjenigen Landestheilen, wo noch die alten Zünfte nicht abgeſchafft waren, Gewerbefreiheit einzuführen.

Aus dieſem Bedürfniß ging das preußiſche Gewerbegeſetz vom 17. Januar 1845 hervor. Wie wenig der Geiſt dieſes Geſetzes als ein beſchränkender angeſehen werden kann, iſt namentlich aus §. 170 deſſelben erſichtlich. In §. 169 iſt nämlich beſtimmt, daß durch beſondere Ortsſtatuten Aenderungen über die Verhältniſſe der ſelbſtändigen Gewerbtreibenden zu ihren Geſellen, Gehülfen und Lehrlingen getroffen werden können. Und darauf ſchreibt der §. 170 vor: „1. Es darf dadurch für Niemand der ſelbſtändige Gewerbebetrieb weiter beſchränkt werden, als durch das gegenwärtige Geſetz beſtimmt iſt. 2. Den Innungsmitgliedern darf kein ausſchließlicher, materieller Vortheil in Bezug auf den Gewerbebetrieb beigelegt werden, namentlich nicht die ausſchließliche Befugniß, Lehrlinge zu halten. 3. Die Befugniß, Geſellen oder Gehüfen zu halten, darf nicht beſchränkt oder erſchwert werden." Ferner (6): „Ein Zwang zum Eintritt in die Innungen iſt nicht zuläſſig; es darf aber auch die Aufnahme nicht von der Willkür der Innungsgenoſſen, ſondern nur von beſtimmten, im Geſetz oder in den Statuten aufgeſtellten Erforderniſſen abhängig gemacht werden."

Das Geſetz vom 9. Februar 1849 iſt von dieſen freiſinnigen Beſtimmungen leider auf das Entſchiedenſte abgewichen, indem ſowohl ſein Titel II, der vom handwerksmäßigen Gewerbebetrieb handelt, als ſein Titel III (von den Meiſter- und Geſellen-Prüfungen) und IV (von den Verhältniſſen der Lehrlinge, Geſellen, Gehülfen und Fabrikanten) Beſchränkungen der perſönlichen Freiheit und der ſittlichen Anwendung der dem Menſchen von der Natur verliehenen Kräfte und Fähigkeiten enthalten.

Das Geſetz von 1849 hat in ſeinem Gefolge ſehr viele Illuſionen gehabt. Statt dem Handwerkerſtande durch Wiedererweckung alter Privilegien eine größere moraliſche Würde zu verleihen, rief es an den meiſten Orten nur Zank und Streit hervor. Die von ihm angeordneten „Gewerberäthe" kamen an vielen Orten gar nicht zu Stande, und wo ſie ſich gebildet hatten, gingen ſie aus Mangel an Theilnahme bald wieder ein. Ueberall in Deutſchland iſt gerade während der letzten zehn Jahre die volkswirthſchaftliche Bildung außerordentlich gewachſen, und ſtreben jetzt die Handwerker nach einer aus ihrer eigenen freien Bewegung hervorgehenden „Selbſterlöſung des Handwerkerſtandes." Freunde des wirthſchaftlichen Fortſchrittes aus faſt allen Staaten Deutſchlands ſammelten ſich im September 1858 zu dem erſten „volkswirthſchaftlichen Kongreß" in Gotha, wo man ſich über die große Bedeutung der Gewerbefreiheit und des gewerblichen Aſſociations-Weſens einigte. Gleichzeitig haben zahlreiche Gewerbvereine in Hannover, Sachſen, Naſſau, Württemberg, Baden ꝛc. dieſelben Fragen in dieſen Staaten populär gemacht. Es liegen in dieſer Beziehung die erfreulichſten Zeugniſſe in der ſeitdem von der Mehrzahl der deutſchen Staaten proklamirten Gewerbefreiheit vor. Nur Preußen laborirt noch an den Folgen des Rückſchrittes, den es im Februar 1849 gethan, und vergebens hat bisher die öffentliche Meinung, wie die Stimme aller Gewerbe-Vereine in Preußen, auf völlige Wiederabſchaffung dieſes Geſetzes angetragen.

Zwar hat die im Jahr 1861, unter dem Miniſterium Schwerin-Auerswald, erſchienene Novelle zum Gewerbegeſetz von 1849 einige Härten dieſes Geſetzes abgeſchwächt, einige ſeiner unerklärlichſten Mißgriffe beſeitigt, und der damalige Miniſter des Innern, Graf von Schwerin, hat außerdem in einigen Punkten die Allgewalt der landräthlichen Gewerbe-Polizei etwas eingeſchränkt; gleichwohl iſt Preußens Gewerbegeſetzgebung jetzt hinter der der übrigen deutſchen Staaten und ſelbſt Oeſterreichs zurückgeblieben. Wer in Preußen die auf dem Prinzipe der freien Konkurrenz der Nationen ruhenden Handelsverträge mit Frankreich und dem übrigen weſtlichen Europa wirklich will, der muß auch die auf dem Prinzipe der freien Konkurrenz der Einzelnen ruhende, volle Gewerbefreiheit nothwendig wollen, wenn er nicht ſein eigenes Land will zurückbleiben ſehen. J. C.

## Herbergen für Frauen der arbeitenden Klaſſe.

Ueber ein ſolches ſeit einigen Jahren in Berlin beſtehendes Inſtitut giebt Frau Fanny Lewald-Stahr in ihren, im Feuilleton der „National-Zeitung" abgedruckten „Oſterbriefen für die Frauen" folgende Nachrichten:

„Ich habe bereits erwähnt, daß eine ſolche Herberge, der Marthas-Hof, in der Schwedter Straße in Berlin ſeit acht Jahren eingerichtet iſt. Die Herberge wird von dreizehn Diakoniſſinnen unter der Aufſicht eines Geiſtlichen geleitet, und der Sinn, in welchem dieſes geſchieht, iſt ein ſtreng kirchlicher, „bete und arbeite" das Motto der Anſtalt.

„Die Herberge hat gegenwärtig zweiunddachtzig ſauber gehaltene Betten, aber dieſe Zahl hat ſich um Oſtern und Michaelis als nicht ausreichend bewieſen. Sie hat vom October 1861 bis October 1862 fünfhundert dreiundzwanzig Mädchen aufgenommen, unter denen nur vierundfünfzig Berlinerinnen geweſen.

„Die tägliche Durchſchnittszahl beläuft ſich, nach dem Berichte des Comités, das der Anſtalt vorſteht, auf ſechzig bis ſiebzig. Dieſe tägliche Anzahl würde bei einer Geſammtzahl von fünfhundert dreiundzwanzig nicht zu erklären ſein, wenn der Marthas-Hof nur Herberge wäre. Aber er iſt nebenher auch eine Anſtalt zur Heranbildung von Dienſtboten, ſodaß einzelne Perſonen Jahr und Tag in der Herberge verblieben ſind. Nur 21 Mädchen ſind blos eine Nacht, 84 bis acht Tage, 93 bis zwei Wochen, 161 bis vier Wochen, 58 ein Vierteljahr, 25 ein halbes und 5 ein ganzes Jahr dort geblieben.

„Die Anſtalt ſorgt ſoweit als möglich für das weitere Unterkommen der Mädchen, ſie nimmt auch von Herrſchaften, welche verreiſen, die Mädchen bis zur Rückkehr der Herrſchaft bei ſich auf und das iſt ſicherlich ein gutes Werk; denn daß zahlreiche junge Mädchen an unſeren Geſundheits- und Vergnügungs-Reiſen ſittlich zu Grunde gehen, iſt keine Frage.

„In dem Marthas-Hof iſt neben der Herberge eine Mädchenſchule und Kleinkinderbewahr-Anſtalt, in welcher die Schüler der Mägde-Bildungsſchule Anleitung zur Wartung der Kinder erhalten, wie denn im Marthas-Hof auch für Fremde gewaſchen und genäht wird, um die Mädchen darin zu unterrichten und andererſeits ihre Zeit zweckmäßig zu verwerthen.

„Endlich nimmt ſie alle mit Ehren aus der Anſtalt entlaſſenen Mädchen, Sommers und Winters, als Gäſte für den freien Sonntag bei ſich auf. Es ſollen in dem betreffenden Jahre 2050 ſolcher Sonntagsgäſte dort geweſen ſein, denen man ein Butterbrod gegeben, und die man nach Jahreszeit in dem großen Saale oder in dem Garten des Marthas-Hofes mit Vorleſen, Erzählen und Singen beſchäftigt und unterhalten hat. In gleicher Weiſe nehmen in drei andern Kirchſpielen Damen aus dem Vorſtande des Marthas-Hofes in feſtgeſetzten Lokalen junge Dienſtboten als Sonntagsgäſte auf und unterhalten und bewirthen ſie, wie es in der Herberge üblich iſt.

„Die Anſtalt iſt eine Wohlthätigkeits-Anſtalt, welche mit der ſogenannten „innern Miſſion" zuſammenhängt. Die Kinder, die die Schule der Anſtalt beſuchen, bilden unter ſich einen Verein für „äußere Miſſion," die aus der Schule entlaſſenen einen Jungfrauen-Verein für „innere Miſſion." Das ganze Inſtitut iſt aus einer beſtimmten Richtung mit einer beſtimmten Organiſations-Idee gegründet, und wie fremd man dieſer Richtung in ihrer Lebens-Auffaſſung und ihrer Idee auch ſein mag, ſo muß man doch es ehrend anerkennen, daß ſie etwas Weſentliches geſchaffen, etwas Nothwendiges und mehr oder weniger Zweckmäßiges hingeſtellt. Sie hat ſich ſeit Jahren eines Theils des Volkes, der dienenden und arbeitenden Mädchen angenommen, über deren Verwahrloſung wir Alle reichlich geklagt, und die wir trotzdem ihrem Schickſal, das heißt: der Unwiſſenheit, der Unſittlichkeit, der Proſtitution — dem Elend überlaſſen haben. Wir haben alſo nachzuholen und müſſen eilen, eilen es zu thun.

„Mägde-Herbergen im Sinne des Marthas-Hofes ſind bereits in Straßburg, Paris, Baſel, Bern, Wiesbaden, München und Amſterdam errichtet. Auch in Düſſeldorf ſoll eben jetzt eine ſolche eröffnet werden. Die Vorſtände der Mägde-Herbergen haben die richtige Vorausſicht gehabt, auf den Bahnhöfen der kleinen Städte das Vorhandenſein der Mägde-Herbergen anzuzeigen, und an den Orten zu ihrer Benutzung aufzufordern, an denen die reiſenden Mägde und deren Angehörige ruhig und beſonnen genug ſind, eine ſolche Annonce zu leſen und zu würdigen."

# Frankreich.

## Jules Duval's Geſchichte der Auswanderung im 19. Jahrhundert.

Ein in volkswirthſchaftlichen Dingen wohlerfahrener, ſehr gründlich unterrichteter Franzoſe, Herr Jules Duval, erſter Redacteur des „Economiste français," hat im vorigen Jahre ein Werk, betitelt: Histoire de l'émigration européenne, asiatique et africaine au XIXe siècle,

Digitized by Google

ses causes, ses caractères, ses effets* der Oeffentlichkeit übergeben, welches 1861 der Pariſer Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften als Preisbewerbung zugegangen und nach einem höchſt ſchmeichelhaften Berichte des Herrn Hippolyte Paſſy gekrönt worden war. Eine gekrönte Preisſchrift iſt nun freilich kein Werk, dem an ſich ſchon die Unſterblichkeit gebührt, und im lieben Deutſchland beſteht ſogar, nicht blos wegen gekrönter Luſtſpiele, ein gewiſſes Vorurtheil wider dergleichen amtlich zur Claſſicität erhobenen Geiſtesprodukte, indeſſen giebt es auch Ausnahmen von jeder Regel, und das Vorurtheil muß dem Urtheil Platz machen. Das Buch des Herrn Duval iſt in der That einzig in ſeiner Art; es bietet eine concentriſche Rundſchau über das geſammte Gebiet der Auswanderung des 19. Jahrhunderts und es faßt dieſe ſociale Erſcheinung in der ganzen Fülle ihrer Urſachen, in ihrem hiſtoriſchen Fortgang und ihrer vollen Bedeutung für Mutterland und Kolonie. Die Auswanderungsfrage iſt Zeitfrage im eminenteſten Sinne; nur wer einen freien Blick hat für die Bedürfniſſe der Gegenwart und Verſtändniß für die Aufgaben der Zukunft, kann, wofern ihn tüchtiges Wiſſen unterſtützt, ein gewichtiges Wort über das Thema der Auswanderung ſprechen. Dem Franzoſen Jules Duval gereicht es zur Ehre, das Drängen der Zeit nach friſcher Anſiedelung begriffen zu haben; er würdigt jene wunderbare Compenſation der Lebensſäfte, die dem modernen Staate den Verluſt an Bevölkerung reichlich wieder erſetzt oder ganz aufhebt; er weiß, daß die Völker verdumpfen und verſumpfen, wenn ſie ſich einpferchen in die Landengen ihrer Thäler und Berge, ſtatt hinauszufahren auf die freie, unendliche See, welche die Menſchheit aller Stämme mit einander verbindet. Herr Duval iſt nicht ſo ſehr Franzoſe, daß er den Fehler ſeiner Landsleute, das Ausland als Barbarei zu verabſcheuen und mit ängſtlicher Zähigkeit an der Scholle kleben zu bleiben, verſchweigen oder beſchönigen könnte; er zeigt unverblümt gerade auf dieſen Fehler hin, tadelt und beklagt ihn mit der Schärfe, aber auch Wärme eines tief empfindenden Patrioten und erhärtet ebenſo ſeine Vorurtheilsfreiheit, indem er das Gemälde der Anſiedelungswunder der germaniſchen Welt vor den Augen der Söhne Frankreichs aufrollt. Die angelſächſiſche Raçe hat allerdings Großes geleiſtet; möge das deutſche Volk den rüſtigen Stammverwandten nachfolgen! Den Wandertrieb haben die Deutſchen vor den Franzoſen voraus; er iſt ein Erbgut der altgermaniſchen Väter; uns, die wir im Herzen Europa's wohnen, braucht man nicht gewaltſam anzuhalten, daß wir unſer Herzblut über den Erdkörper ausſchütten, wir thun es ſchon von ſelbſt; bei uns gilt es nur, zu Heil und Macht der Auszügler, wie zu Heil und Macht des Mutterlandes, den regen Wandertrieb beſſer zu verwerthen.

Wenn ein Franzoſe auftritt und uns die große Lehre von den Erfolgen und ferneren Ausſichten des Wandertriebes vorträgt, dürfen wir nicht allzu ſtolz auf unſern kosmopolitiſchen Standpunkt ſein und gut gemeinte Warnung verachten. Es iſt wahr, die deutſche Auswanderung iſt rieſenhaft; ſie könnte, führe ſie im Styl der Jahre 1852—1854 fort, wo 160—250,000 Deutſche jährlich auswanderten, binnen wenig Jahrzehenden die halbe Erde mit deutſchen Ankerplätzen füllen. Herr Jules Duval ſagt: „Vielerlei Richtungen entſprechen dem kosmopolitiſchen Gelüſte der deutſchen Auswanderung. Keine andere Raçe empfindet eine ſo neugierige Abenteuerluſt, die ſo mannigfaltig in Bezug auf ihren Gegenſtand, ſo feſt und zuverſichtlich iſt in dem Vertrauen auf den gaſtlichen Empfang, den ihr überall Natur und Menſchheit ſchulden. So findet man ſie denn in jedem Lande, das nicht unbedingt ſeine Thore verſchließt. In Oſteuropa beſuchen die Germanen die Magyaren Ungarns, die Slaven Polens und Rußlands, die Rumänen an der Donau, die Türken und die Griechen. Selbſt jenſeits dieſes Kreiſes dringen ſie bis zu den Thälern des Kaukaſus, zu den Gärten der aſiatiſchen Türkei, zu den Küſten Aegyptens vor. In Weſteuropa ſah man, wie ſie die Sierra Morena bevölkerten. Afrika faſſen ſie im Norden bei Algier, im Süden bei den engliſchen Kolonien des Cap, des Kaffernlandes und Natal's.

„Aber, erklärt Herr Duval weiter, es iſt Amerika vorzüglich, nach welchem die Heerſchaar der Auswanderer ſich wendet, um dort Verwandte oder Landesgenoſſen wiederzutreffen, die ſie herbeirufen und ihnen oft die Mittel zur Reiſe gewähren. Als könnten ſie nicht vergeſſen, daß dort ihre Väter vor einem Jahrhundert (1738) die erſte Schule für Sklavenkinder errichteten, ziehen ſie die Staaten des Nordens vor, deren Klima überdies weniger von dem Deutſchlands abweicht. Von dem Küſtenſtrich, den ſie bei ihrem erſten Auftreten beſetzten und wo viele noch am Tage nach der Ausſchiffung verweilen, nämlich zu New-York, Boſton oder Philadelphia, ziehen ſie, anfangs in dichtgedrängten, je weiter ſie aber vorſchreiten, in immer vereinzelteren Trupps den Ohio entlang und verbreiten ſich am obern Miſſiſippi, an den Ufern der Seen und bis tief in die fernen Einöden des Weſtens. Ein anderer Strom landet in New-Orleans und fährt den Miſſiſippi hinauf, um ſich in die unendlichen Ebenen zu ſtürzen, welche der Arkanſas und der Miſſouri bewäſſern. Ein dritter Strom endlich landet geradezu bei Galveſton und begiebt ſich in das Herz von Texas, welches bereits von allen Seiten in Angriff genommen iſt u. ſ. w. „Auf eine Bevölkerung von 28—30 Millionen Einwohnern der Vereinigten Staaten kommen ungefähr 4 Millionen deutſchen Urſprungs."

Der Verfaſſer erwähnt hierauf die deutſche Einwanderung in Canada und Neu-Braunſchweig, in die hiſpano-amerikaniſchen Republiken von Mexico bis Chili, wo die katholiſche Staatsreligion „ſich unter Duldungsverſprechen gebeugt hat," und in Braſilien, das die Anlockung deutſcher Einwanderer mehr noch im Großen betreibt. „Es hat Bücher drucken laſſen, Sendlinge ausgeſchickt; es hat ein ſo großes Bedürfniß, durch freie Arme die Sklaverei zu erſetzen (?), die zuſammenbricht." — Auſtralien iſt noch verführeriſcher geweſen, als die romaniſchen Länder Amerika's: Victoria, Neu-Süd-Wales, Melbourne, Süd-Auſtralien, Van-Diemens-Land (Tasmanien), Neuſeeland haben auf die von den Land-Compagnien gegen ſpätere Rückerſtattung bewilligte freie Ueberfahrt hin dichte Maſſen deutſcher Koloniſten an ſich gezogen. Aber nichts deſtoweniger überragt Nordamerika ſeine auſtraliſchen Nebenbuhler in gewaltigem Maße. Herr Duval macht das an folgenden Zahlen anſchaulich: 1854 gingen aus Bremen 76,875 Auswanderer ab, davon wandten ſich 75,500 nach den Vereinigten Staaten, aus Hamburg 28,310, von denen 20,835 die Union bevölkerten, aus Antwerpen (in demſelben Jahre 1854) auch die ſchöne Zahl von 25,843 deutſchen Menſchen, unter welchen ſogar 22,178 die nordamerikaniſchen Freiſtaaten aufſuchten; das Jahr 1857 zeigt in runder Summe 30,000 Deutſche, die von Havre de Grâce in die Weite fuhren, und 27,000 derſelben nahmen wieder die „Union" zum Ziel.

Während bei unſern franzöſiſchen Nachbarn das ganze Auswanderungsweſen brach liegt und Herr Jules Duval eine wahrhaft ergreifende Klage über dieſen Mangel an Energie des Marks und der Lebensſäfte ſeines Volkes anſtimmt; während Frankreichs Bevölkerung ſtetig abnimmt und binnen Kurzem nicht mehr die Zahl der Bewohner Großbritanniens erreichen wird; während Frankreichs wuchernder Luxus die Ehen zur Unfruchtbarkeit verdammt und das Kapital der Nation in läppiſchen Speculationen verſchleudert wird, ohne überſeeiſche Abzugs-Kanäle gegen die Anhäufung in Einer Hand — ſehen wir Deutſchland von Lebensſäften ſtrotzen, ſeine Kinder nach allen Weltgegenden hinauspilgern, Hab und Gut mit ſich nehmend; wir ſehen das deutſche Kapital in unabreißbaren Strömen über die Fremde ſich ergießen; wir müſſen ſtaunen beim Anblick dieſer muthvollen Abenteuerluſt, dieſes nie raſtenden Unternehmungsgeiſtes, der die geſammte Erdenwelt umſpannen zu wollen ſcheint. Was können nicht die Deutſchen leiſten und was könnten nicht die Deutſchen leiſten! Die deutſche Auswanderung iſt ein nationales und nationalökonomiſches Drama — und zwar ein Trauerſpiel! Denn werden nicht jene Millionen an Menſchen, an Arbeitskraft und Beſitz dem Vaterlande geraubt? Vorläufig gewiß! Und der Betrag des Kapitalverluſtes, den Deutſchland alljährlich durch die Auswanderung erleidet, iſt ſchon nach niedrigſter Schätzung ungeheuer. Wenn, Dr. Faucher zufolge, der Durchſchnittswerth eines Mannes durch die Summe ſeines jährlichen Lebensunterhaltes ausgedrückt wird und man den von dem genannten Volkswirth angenommenen Zins von 80 Thalern, die jährlich ein bei der heutigen Humanität wohlgepflegter Gefangener koſtet, auf 50 Thaler für jedweden armen Schlucker herabſetzt, ſo bleibt, wie ein Artikel im „Neuen Hamburg" ſcharfſinnig dargethan hat, der Einzelne (à 5 Pct. gerechnet) immer noch einem Kapital von Tauſend Thalern gleichbedeutend. Alſo abgeſehen von den miteingeſchifften Gütern hat die Auswanderung deutſcher Bürger ihr Vaterland gerade um ſoviel mal Tauſend Thaler ärmer gemacht, als arbeitsfähige Männer den deutſchen Boden verlaſſen haben. 1854 zogen, um die ſchreckliche Zahl zu wiederholen, 250,000 Deutſche aus der Heimat fort; an ihnen hat das Nationalvermögen Deutſchlands, erwägt man das Ueberwiegen des männlichen Geſchlechts unter den Auswanderern, in dem Einen Jahre über hundert Millionen Thaler eingebüßt. Zwar iſt in anderen Jahren der Aderlaß nicht ſo furchtbar geweſen und bei einer auf 20 Jahre ausgedehnten Durchſchnittsrechnung hat man den heimiſchen Verluſt an Arbeits- und Steuer-Kraft nur auf 25 Millionen Thaler anſchlagen wollen, eine Summe, die denn doch wohl etwas zu niedrig gegriffen iſt. Allein, möge unſer deutſcher Gewährsmann hierin auch Recht haben, der Kapitalverluſt, der überdem durch die Beſitzthümer der nicht ganz nackt Ausgezogenen vermehrt werden muß, erreicht unter allen Umſtänden eine ſchwindelnde

* Paris, Guillaumin, 1862, 1 vol. 496 pag.

Digitized by Google

Höhe; er iſt, wofern kein Erſatz von irgend einer Seite kommt, eine wahre Scorpionengeißel für unſer armes Vaterland, welchem Fleiſch und Herzblut ausgetrieben wird. Wohin ſoll das führen? Haben wir nicht ſchon ſociale Leiden genug?

Herr Jules Duval charakteriſirt das Weſen der deutſchen Auswanderung allerdings nicht in jeder Beziehung ſchmeichelhaft mit folgenden Worten:

„Es ſcheint, daß die Rolle der Germanen in der Welt darin beſteht, daß ſie aus anderer Hand die Entwürfe zur Coloniſation empfangen und ſie vollenden, indem ſie Feldarbeit, Familie, Gemeinde, Religion, Wohlſtand, ſittlichen Ernſt, alle Merkmale einer geregelten Geſellſchaft einführen. Andere geben den Rahmen, ſie füllen ihn aus. Tonangeber aus zweiter Hand, gründen ſie keine nationale Kolonie (— Deus bene vertat omen! —); aber durch ihre eigenthümlichen Geſchicklichkeiten befruchten ſie die von Andern geſchaffenen Anpflanzungen. In dieſer Strebensbahn zeigt ſich Deutſchland als die Gehülfin und die Schweſter Großbritanniens, mit dem es gemeinſamer Urſprung verbindet.“

Sollte dieſe Nebenrolle der Deutſchen ewig dauern? Sollten wir nie ſelber die Initiative ergreifen, ſollte Deutſchland nie eine eigene deutſch, deutſch bleibende Anſiedelung ſtiften? Wären wir ewig dazu verdammt, die Nachtreter der Fremden zu ſein? Gott ändre es, Gott beſſere es! Aber wenn wir nicht ſelbſt entſchloſſen Hand an's Werk legen, ſo wird uns keine Hülfe von oben kommen. Die Völker ſind ihres Glückes Schmied. Wenn ein Volk ſich nicht um ſeine eigenen Intereſſen zu ſchaaren, zu ſammeln verſteht, werden es Fremde nicht dazu vermögen, denen ſeine Zerſplitterung Vortheil bringt. Herr Duval bemerkt ſehr tief:

„Dieſer natürliche Hang zur Zerſtreuung nach außen wird in Deutſchland weniger als anderswo durch den Cultus des Vaterlandes bekämpft. Während die Völker lateiniſcher Raçe ihr Vaterland vor allem mit dem Lande ſelbſt perſonificiren, dem materiellen und geliebten Symbol der unſichtbaren Seelen-Einheit, ſind bei den Deutſchen, wie bei den Semiten, Familie und Name das Vaterland, mehr als der Staat, mehr als der Boden; mit ihnen fühlen ſie ſich nirgends verbannt. Ohne Zweifel iſt es eben dieſer Charaktergrundzug, welcher die teutoniſche Raçe an ihrer Conſtituirung als einheitlicher Nationalkörper hindert, und die Naturanlage der Gemüther findet ihrerſeits wieder einen Anhalt an jener Menge von Staaten zweiten Ranges, die unfähig ſind, auf die Herzen irgend eine mächtige Anziehungskraft auszuüben.“

Der Autor fügt noch hinzu: „Die Geſetze und die Verwaltungsmaximen kommen der Auswanderung durch ihre willkürlichen Verſtümmelungen legitimer Rechte des ſocialen Lebens zu Hülfe.“ Es folgt eine Aufzählung von Beſchränkungen der freien Bewegung des Einzelnen, als da ſind: Ehehinderniſſe, Verkürzungen des Niederlaſſungsrechtes, Gewerbsprivilegien, Militairdienſtpflicht, Eingriffe in die Gewiſſensfreiheit (die nach unſerm Standpunkte indeſſen von den Herren ſectireriſchen Predigern, z. B. der orthodoxen Alt-Lutheraner, zum Schaden der Heimat übertrieben wurden) und ähnliche Dinge, die den Aufenthalt in einem Lande nicht angenehmer machen. Ueber das Maß der Berechtigung jener mißliebigen Einrichtungen kann man mit Herrn Duval ſtreiten und mag es auch faſt komiſch wirken, wenn man ſich ausmalt, welche gewaltige Angſt das brave Bayern vor der Auswanderungsfreiheit entfaltet hat, obgleich kein Vernünftiger ableugnen wird, daß ein allgemeines Reislaufen der Staatsbürger nur in ſehr geringem Grade den Wohlſtand des verlaſſenen Staates befördern dürfte. Inzwiſchen muß man doch der Wahrheit zu Liebe einräumen, daß die aufgezählten Beſchränkungen des Individuums keine müßigen oder boshaften Erfindungen ſind, vielmehr ſo mancher altreichsſtädtiſche, bureaukratiſche und mecklenburgiſch-feudale Zopf eine traurige Thatſache darſtellt. Wir ſelber haben es ein paar Zeilen vorher laut und deutlich bekannt: der Auszug von Millionen deutſcher Vaterlandsbürger iſt, wofern nicht von irgend einer Seite Erſatz kommt, ein Unglück für die Heimat, und wir ſagen weiter: ein doppeltes und dreifaches Unglück, wenn man jene Millionen an Menſchen und Gütern unabläſſig dem Moloch des Yankeethums opfert, wenn man ſie rings über die ungeheuren Flächen der Union oder Conföderation zerſtreut und vereinzelt, ſie nirgends zu compakter Maſſe und feſtgeſtützter Erbeigenheit im idealern Sinne ſich zuſammenſchließen läßt! Dann iſt und bleibt die deutſche Auswanderung eine „Landes-Calamität!“ Zum geiſtigen Dünger für die materialiſtiſche Yankee-Raçe iſt der Deutſche etwas zu gut. Aber den Strom der Auswanderung willkürlich eindämmen, ihn durch adminiſtrative Mittel verſtopfen, kann man dieſes Unglücks wegen doch nicht. Thatſachen von ſo rieſenhafter Ausdehnung macht man durch keinen Federzug zu Nichte. Beſſer wär's freilich, man grübe die Quellen der Unzufriedenheit möglichſt ab. Sehr lehrreich ſcheint uns das Beiſpiel des Uhrmachergeſellen Zipp aus Mecklenburg, deſſen Geſchichte im März dieſes Jahres die Runde durch die Zeitungen Europa's machte. Der beſagte Uhrmachergeſelle ging vor etwa zwölf Jahren auf Wanderung, durchreiſt, fechtend oder nicht fechtend, die halbe Welt, kommt endlich nach Syrien, jedoch nicht zur allergelegenſten Zeit, indem die Herren Moslem juſt mit der Chriſten-Verfolgung beſchäftigt ſind. Um Schutz von hoher Obrigkeit zu empfangen, giebt er ſich für einen Engländer aus und erlangt auch von der türkiſchen Behörde eine Art Paß auf den Namen: „Abdul Zipp, Engländer aus Mecklenburg!“ In dieſer geographiſchen Eigenſchaft lebt er ganz ſicher, geht wieder auf die Wanderſchaft und dringt ſogar bis Abyſſinien vor, immer als „Mecklenburgiſcher Engländer“ mit beſonderer Rückſicht behandelt. Aber nach ſo viel Kreuz- und Querzügen, post tot discrimina rerum, kommt ihm der Gedanke der Heimkehr; er ſegelt nach den Geſtaden der Heimat zurück, bringt auch etliche Tauſend Thaler Verdienſt und Erſparniß in der Taſche mit. Unglücklicher Abdul Zipp!

Doch mit des Geſchickes Mächten
Iſt kein ew'ger Bund zu flechten.

Im geliebten Heimatlande Mecklenburg will man ihm trotz der mitgebrachten Tauſende nirgends das Niederlaſſungsrecht gönnen. Er ſei nicht mehr Bürger und Staatsbürger von Mecklenburg, weil er ſich von einem türkiſchen Kadi in einen engliſchen Abdul habe verwandeln laſſen! Expatriatus est, infelix Abdul, ſagt das mittelalterliche Latein!

Man müßte lachen über dergleichen Armſeligkeiten, wenn man nicht eher Grund hätte, darüber zu weinen. Wenn uns Geſchicklichkeit und Arbeitskraft, die wir verloren glaubten, ſich freiwillig wieder anbieten, ſo nehmen wir ſie nicht, wegen — Paßformalitäten. Um dieſelbe Zeit pilgern aber tauſend fleißige Arme aus der Heimat auf Nimmerwiederſehn, und die beiden Mecklenburg dürfen ſich nach einer von Herrn Duval gegebenen ſtatiſtiſchen Ueberſicht äußerſt glücklich ſchätzen, nur noch von Irland und Heſſen-Kaſſel in der Anzahl der Auswanderer übertroffen zu werden. Irland, Kurheſſen und Mecklenburg bilden die unerreichte Trias der Auswanderung Europa's; in ihnen verhält ſich die Summe der Auswanderer zu der Totalbevölkerung reſpective wie 1:44 (Irland), 1:79 (Kurheſſen) und 1:85 (Mecklenburg). Hiernach ſpringt das Verhältniß; denn es folgt das ganze Großbritannien mit Einem Auswanderer auf 113 Einwohner, und ohne die „Inſel der Heiligen“ würde die Sache für Großbritannien noch günſtiger ſtehen. So ſind im Reiche der Auswanderung zwei deutſche Gebiete zwiſchen Irland und Großbritannien eingekeilt. Eine lehrreiche Thatſache! Nur iſt zu bedenken, welcher Vortheil dem britiſchen Staate aus dem Loswerden der verhungerten Irländer und der Ausſendung der Engländer und Schotten in britiſche Kolonien erwächſt. Englands Kolonialmacht iſt der ſchönſte Erſatz für die unmittelbaren Einbußen an Menſchenkraft. Indem England ſeine Söhne über das Meer entläßt, breitet es engliſche Art und Sitte und engliſches Nationalbewußtſein nach den fernſten Geſtaden aus und indem Englands Söhne den Fuß auf die neue Pflanzſtätte ſetzen, rufen ſie, wie die abziehenden Juda-Stämme im alten Teſtament, in ihr Vaterland zurück: Eure Pilger wollen wir ſein und eure Bürger! O daß der deutſche Auswanderer auch ſo rufen könnte! Und er wird es können, wenn er ferner nur deutſchen Seglern ſich anvertraut, was eine deutſche Auswanderungsflotte und die ſtarke Wurzel einer deutſchen Seemacht bilden würde; er wird es können, wenn Deutſchland ſein ganzes Auswanderungsgeſchäft ſelbſtändig in die Hand nimmt und wenn die deutſche Emigration ſich auf Punkte vereinigt, welche das Zuſammenbleiben der deutſchen Elemente, alſo Anſiedelung in dichter, feſt geſchloſſener Maſſe gewährleiſten. Dann eröffnet die deutſche Auswanderung, wie es Herr J. J. Sturz mehrfach ſo trefflich ausgedrückt hat, die großartigſte Perſpective der deutſchen Zukunft: das eng verbrüderte Neu-Deutſchland jenſeit des Weltmeeres —: Deutſche Kolonialmacht!

Trautwein von Belle.

## Franzöſiſche Proteſtanten in den Jahren 1572 und 1863.

### Montfaucon und ſeine Erinnerungen.*

Wir laſſen uns an der Hand des Pariſer „Lien,“ eines Journals für die franzöſiſchen Proteſtanten, nach dem alten Montfaucon führen, zu welchem Behufe wir in Paris weder die Eiſenbahn noch einen Reiſewagen zu beſteigen brauchen. Nachdem wir die rue Lafayette und ihre Verlängerung, die rue d'Allemagne, welche den Stadttheil de la Vilette

* Montfaucon et ses souvenirs. Par Henri Parrot, avocat à la cour da cassation, membre du Consistoire de la confession d'Augsbourg. Paris, Cherbuliez, 1863.

Digitized by Google

durchſchneidet, durchſchritten haben, wenden wir uns rechts in die rue de Crimée. Hinter einer Einzäunung von alten Brettern, welche die Zahl 26 trägt, erhebt ſich mitten auf einem weitläufigen Platze ein kleiner Hügel, höchſtens 50 Fuß hoch, deſſen Erklimmung daher weder Gefahren noch Schwierigkeiten darbietet. Von der Spitze deſſelben bietet ſich dem Auge ein ſehr maleriſcher Genuß dar. Gegenüber entrollt St. Dénis ſeine einförmige Ebene, rechts erheben ſich, herrlich ausgezackt, amphitheatraliſch die Erdhügel von Chaumont, ihre Abhänge, von fahler Farbe und ſenkrecht abgeſchnitten, ſind an der Grundfläche durch zahlreiche Steinbrüche ausgehöhlt, zu welchen Wege mit tiefen Geleiſen führen, die ſich mitten durch Steinhaufen und tauſendfachen Bodenzuwachs hinſchlängeln. Weiterhin erheben ſich die Höhen von Belleville, beſäet mit Gärten und weiß angeſtrichenen Häuſern. Am Fuße des Hügels hat man einen Blick über ein ſeltſames Gemiſch von alten, zerfallenen Häuſern, Kalköfen, Wagenſchuppen mit wurmfreſſigen Brettern, ungepflaſterten und moraſtigen Straßen, welche durch alte Armlaternen erleuchtet und eingefaßt ſind von langen zerfallenen Mauern oder Gebäuden, die in offener Feindſchaft mit allen Geſetzen der Baukunſt ſind.

Man würde zweifeln, daß man in Paris ſei, wenn man nicht beim Umblick das Profil des Montmartre gewahrte und in einem runden Ausſchnitte des Erdhügels Chaumont die Häuſerflut der großen Stadt, welche ſich mit dem Horizonte verſchmelzen.

Dieſer Hügel, auf welchem wir uns befinden, iſt der von Montfaucon, welcher uns an Scenen erinnert, deren Beſchreibung die verwegenſten Federn unſeres Zeitalters herausfordern würde, denn dieſer Schauplatz ſpielt eine denkwürdige Rolle in der Geſchichte des franzöſiſchen Proteſtantismus.

Verweilen wir einen Augenblick beim Jahre 1572.

Auf dem Gipfel dieſer Höhe ſtand ein altes Mauerwerk von 16 Pfeilern, die durch hölzerne Balken verbunden waren. An dieſen waren durch Ketten 50 Leichname oder Skelette aufgehängt. Dieſe Galgen von Montfaucon dienten oft Monate lang, um die Leichname der Hingerichteten auszuſetzen. Die Ausſetzung wurde als eine der ärgſten Strafen betrachtet, und doch mußte ſie einer der größten Männer erdulden. Coligny wurde ermordet, ſein durchbohrter Leichnam auf die ſchändlichſte Weiſe verſtümmelt, durch die Straßen geſchleift, in's Waſſer geworfen, zur Hälfte verbrannt und endlich unter dem Beifallsjubel eines wahnwitzigen Pöbels an dieſem Hochgerichte aufgehängt.

Der Tod Coligny's, glaubte man, ſei auch der des Proteſtantismus und das Hochgericht von Montfaucon ſollte das Ende der Ketzerei bezeichnen. Die Freude des Clerus und des Hofes zeigte ſich auf die empörendſte Weiſe. Die Königin-Mutter, welche am Abend vor der Bartholomäusnacht „um ſich zu erfriſchen und ein wenig Vergnügen anzuthun" mit ihren Hofdamen aus dem Louvre gegangen war, um die Leichname der eben getödteten Hugenotten anzuſchauen, wollte auch gern „ihre Augen an dem Anblick des verſtümmelten Leichnams des Admirals, der am Hochgericht von Montfaucon aufgehängt war, weiden." Sie führte auch ihre Söhne und ihren Schwiegerſohn dahin. Karl IX. hatte das Privilegium, alle anderen durch ſeinen Cynismus zu übertreffen. Seine Begleiter, welche wegen des übeln Geruches die Naſe rümpften, tadelte er, indem er zu ihnen ſagte: „Ich rümpfe die Naſe nicht wie Ihr; denn der Geruch eines Feindes iſt ſehr angenehm." — „Gewiß kein guter Geruch, aber die Worte eben ſo ſchlecht" bemerkt der ehrliche Brantôme hierzu.

Der Hügel von Montfaucon iſt jetzt mit Raſen bedeckt und mit Bäumen bepflanzt; eine proteſtantiſche Kirche erhebt ſich auf dem Gipfel. Das Kreuz iſt an die Stelle des Galgens getreten; anſtatt des Geſchreies der Gemordeten, der Henkersflüche, und des Tobens der Menge, vernimmt man jetzt das Singen von Pſalmen, das Lachen junger Schulknaben und die ſanfte franzöſiſche Sprache, freilich ein wenig durch den rauhen Dialekt Deutſchlands alterirt. Herr Parrot erzählt uns in ſeiner Broſchüre in ſehr intereſſanter Weiſe, wie ſich dieſe glückliche Veränderung zugetragen hat. Wir entnehmen ihm einige Einzelheiten, die wohl mit Vergnügen geleſen werden.

„Alle Jahre ſtrömen nach Frankreich und beſonders nach Paris eine Menge Deutſcher, von denen viele der reformirten Kirche angehören, und welche der Mehrzahl nach arm ſind. Wenn dieſe auch die Zahl der franzöſiſchen Proteſtanten vermehren, ſo legen ſie ihnen doch auch ſehr viele Laſten auf. Die lutheriſche Kirche in Paris wird bekanntlich wahrhaft überſchwemmt von deutſchen Auswanderern; gleichwohl hat das lutheriſche Conſiſtorium ſeit einigen Jahren — Dank der Mitwirkung des Guſtav-Adolph-Vereins und beſonders der deutſch-franz.-evangeliſchen Miſſion, die Zufluchtshäuſer, Schulen und Gotteshäuſer für die Deutſchen in Paris anſehnlich vermehren können.

„Eine der intereſſanteſten Stationen iſt in der rue de Crimée von Herrn v. Bodelſchwingh gegründet worden. Dieſer Herr hat ſich ſeit ſeiner Ankunft in Paris im Jahre 1858 mit unermüdlichem Eifer dem evangeliſchen Dienſte der armen Deutſchen gewidmet, und beſonders ſind es Wollarbeiter und Gaſſenfeger, welche wahrhafte Kolonien in Belleville, La Chapelle und La Vilette bilden. Keine Schule, kein Gotteshaus exiſtirte vorher in dieſen entfernten Stadttheilen für unſere deutſchen Glaubensgenoſſen.

„Herr von Bodelſchwingh ſah ſich durch die centrale Lage des Ortes bewogen, den Hügel von Montfaucon, welcher ehedem ganz öde war, anzukaufen. Eine kleine Schweizerhütte diente anfangs zur Kapelle und Schulſtube. Dank den raſtloſen Anſtrengungen des jungen Miſſionairs vermehrte ſich die Zahl der Schüler und Zuhörer in beträchtlicher Weiſe und es mußte die kleine Kirche erbaut werden, welche ſich jetzt über dem Gipfel von Montfaucon erhebt. Dieſe aus Mauerſteinen errichtete Kirche iſt von einfacher aber eleganter Bauart, das Innere mit ſeinen großen, kreuzbogenförmigen, mit Glasmalerei verzierten Fenſtern, mit ſeiner Galerie und ſeiner Orgel, erregt einen ernſten Eindruck. Die Kirche faßt 300 Perſonen. Unter der Kirche befinden ſich zwei ſchöne Schulſtuben, worin täglich 60—80 Knaben und eben ſo viele Mädchen unterrichtet werden. Das alte Schweizerhaus, welches glücklicherweiſe unzureichend geworden, dient jetzt als Kleinkinderbewahr-Anſtalt, die 60—70 Kinder beiderlei Geſchlechts unter 6 Jahren aufnimmt. Zur Seite der Kirche erhebt ſich ein beſcheidenes, hölzernes Häuschen. Dies iſt die Pfarrwohnung des Hrn. v. Bodelſchwingh. Rings umher erheben ſich auf den Abhängen des Hügels, in der Mitte kleiner Gärten, Schweizerhäuschen, welche zu ſehr billigen Preiſen an dürftige Familien vermiethet werden. So iſt in weniger als fünf Jahren dieſe neue Pfarrei, deren Mittelpunkt ſo zu ſagen Montfaucon iſt, und welche aus Deutſchen beſteht, die über alle Punkte des alten, nördlichen Weichbildes von Paris zerſtreut ſind, entſtanden, organiſirt, mit einem Gotteshauſe, mit Schulen ꝛc. verſehen worden. Seit dem Jahre 1862 hat Herr v. Bodelſchwingh hier 38 Paare getraut, 87 Kinder getauft und 59 Perſonen beerdigt. Dieſen Ziffern nach, können wir die Bevölkerung des Kirchſpiels auf 2500 Seelen ſchätzen.

„Bald wird nun auch die evangeliſche Kirche in franzöſiſcher Sprache auf dieſem durch Coligny berühmten Hügel repräſentirt werden. Zufolge eines Beſchluſſes des Conſiſtoriums der Augsb. Confeſſion, vom 30. Januar 1863, ſollen auch franzöſiſche Predigten in der Kapelle der rue de Crimée gehalten werden, und franzöſiſche Schulen werden zur Seite der deutſchen Schulen entſtehen.

„Noch mehr — ein beſcheidenes Denkmal wird das Andenken des Märtyrers vom Jahre 1572 in's Gedächtniß rufen. Der Bildhauer, Herr Despeux, hat ſich erboten, eine Kopie der Marmorbüſte Coligny's die ſich zu Verſailles befindet, anzufertigen, um ſie der Kapelle in der rue de Crimée zu ſchenken."

## Italien.

### Deutſche Arbeiten über die Geſchichte Italiens.*

Wie man auch über die politiſchen Erfolge unſerer Diplomatie urtheilen mag, in der Literatur nehmen viele Vertreter Preußens im Auslande hervorragende Stellen ein. Ganz beſonders hat aus leicht begreiflichen Gründen Italien manche von unſern wiſſenſchaftlichen und literariſchen Größen erſten Ranges als preußiſchen Geſandten oder Reſidenten an ſeinen verſchiedenen Fürſtenſitzen weilen ſehen. Wilhelm von Humboldt, Niebuhr, Bunſen waren nach einander Geſandte in Rom. Der Baron Ramdohr, deſſen äſthetiſche Schriften gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts (z. B. Charis, oder das Schöne in den nachbildenden Künſten, 2 Bde. und Ueber Malerei und Bildhauerarbeit in Rom, 2 Bde., Leipzig 1793 und 1798) mit Achtung genannt wurden, war Geſandter in Neapel. Unter den preußiſchen Reſidenten in Florenz verdient der Baron Martens als Verfaſſer und Ueberſetzer mehrerer Schriften über die ſchönen Künſte in Toskana genannt zu werden. Aber keiner von unſeren Diplomaten hat dem Lande, in das ſie ihr amtlicher Beruf führte, eine ſo umfaſſende literariſche Thätigkeit gewidmet, wie Alfred v. Reumont, bis 1859 preußiſcher Miniſter in Toskana. Mehr als irgend einer ſeiner

* **Bibliografia dei lavori pubblicati in Germania sulla Storia d'Italia, di Alfredo Reumont. Berlino, R. Decker, 1863. 8º IX. 467 S.**

Digitized by Google

Kollegen im diplomatiſchen Fache und mehr als irgend ein anderer Schriftſteller hat er durch hiſtoriſche, literariſche, kunſtgeſchichtliche Werke jeder Art, durch unermüdete journaliſtiſche Thätigkeit, durch perſönliche Einwirkung und Förderung für die Ausbeutung der geiſtigen Schätze Italiens gethan. Durch langjährige Theilnahme an der Redaction der erſten wiſſenſchaftlichen Zeitſchrift von Italien, des „Archivio storico Italiano," und durch die Herausgabe von ſelbſtändigen Werken in italiäniſcher Sprache ſelbſt mit Ehren unter den italiäniſchen Schriftſtellern genannt, iſt Herr von Reumont überdies mehr als irgend ein anderer geeignet, die Vermittelung zwiſchen dem Lande ſeiner Geburt und dem, das ihm zur zweiten Heimat ward, zu bewirken. Was Kardinal Nicolaus Wiſeman auf religiöſem Gebiet für England, das iſt auf dem weiten Felde hiſtoriſcher, kunſtgeſchichtlicher und literariſcher Forſchung und Darſtellung unſer ehemaliger Geſandter in Florenz für Deutſchland: das Mittelglied in der Literatur zweier Völker, von denen er jede nicht nur auf das gründlichſte kennt und deren Fortſchritte er mit der Sorgfalt eines Kenners verfolgt, ſondern deren jeder er ſelbſt mitſchaffend und mitfortſchreitend angehört.

Bedürfte es für das eben Geſagte eines Beweiſes, ſo würde ihn der kleine Band liefern, deſſen Anzeige dieſe Zeilen gewidmet ſind. Die Bibliographie der deutſchen Werke über die Geſchichte Italiens, von einem deutſchen Autor in italiäniſcher Sprache herausgegeben und bei einem deutſchen Verleger erſchienen, iſt eine zu deutliche Kundgebung der Stellung, die Herr von Reumont zu beiden Ländern einnimmt, als daß ein Commentar dazu von Nöthen wäre. Nur wer in beiden Sprachen ſchriftſtelleriſch ſelbſt thätig iſt, konnte das Bedürfniß einer ſolchen Ueberſicht des in Deutſchland für die Geſchichte Italiens Geleiſteten fühlen. Nur wer in beiden Literaturen gleichmäßig und gleich gründlich zu Hauſe iſt, konnte an die Abhülfe dieſes Bedürfniſſes denken.

Das Werk iſt, wie ſchon die Sprache ergiebt, zunächſt für Italien beſtimmt. Es iſt eine Sammlung und Abrundung der Ueberſichten über die Erſcheinungen der deutſchen, die Geſchichte Italiens berührenden Literatur, welche der Verfaſſer ſeit 1846 im „Arch. Stor. Ital." veröffentlicht hat. In zwei Abtheilungen, die eine der Staats-, Kirchen-, Rechts- und Literaturgeſchichte, die andere der Geſchichte der ſchönen Künſte gewidmet, ſind alphabetiſch nach den Namen der Verfaſſer geordnet alle in dieſe Gebiete gehörigen deutſchen Werke aufgeführt, von kurzen Ueberſichten ihres Inhalts, ſowie Notizen über Leben und Stellung der Autoren begleitet, und durch Hinweiſungen und vervollſtändigende Bemerkungen in wechſelſeitige Beziehung geſetzt. Es war dem Herrn Herausgeber vorzüglich darum zu thun, den italiäniſchen Schriftſteller und Forſcher in den Stand zu ſetzen, dasjenige, was ihm die deutſche Literatur an Material darbietet, zu überſehen und zu würdigen. Daher faßte er bei den Inhalts-Ueberſichten gerade die kleineren literariſchen Erſcheinungen in's Auge, die, nicht ſelten für den ſpeziellen Gegenſtand von Werth, dem Ausländer nur zu leicht entgehen. Dieſe Ueberſichten ſind indeſſen vielfach mehr als bloße Angaben des Inhalts. Sie geben häufig eine gedrängte Literaturgeſchichte des ganzen Gegenſtands, die ſich nicht blos auf italiäniſche und deutſche Werke beſchränkt, ſondern auch die Arbeiten der Engländer und Franzoſen mit in Betracht zieht. So liefert oft die kurze Notiz, die dieſem oder jenen deutſchen Buche angehängt iſt, das Material zur wiſſenſchaftlichen Ergründung des darin Behandelten. Es konnte nicht fehlen, daß hierbei die Gelegenheit, mancherlei Irrthümer zu verbeſſern oder Reſultate literariſcher Erörterungen kurz feſtzuſtellen, vielfach benutzt wurde. Wer je in einer fremden Sprache den Verſuch wiſſenſchaftlicher Forſchung angeſtellt hat, wird wiſſen, wie erſprießlich, zeitſparend und lehrreich ſolche Hinweiſungen aus der Feder eines gewiſſenhaften und bewährten Kenners ſind.

Auf unbedingte Vollſtändigkeit glaubt der Herr Verfaſſer keinen Anſpruch machen zu können. Unter der Menge von Schriften, die deutſcher Fleiß alljährlich zu Tage fördert, könne Vieles dem Auge des erfahrenen Bibliographen entgehen, geſchweige denn dem einfachen Dilettanten. Indeſſen iſt die Hoffnung, die er ausſprach, daß man kein Werk von hervorragender Bedeutung vermiſſen werde, eine durchaus begründete. Man wird der Umſicht und Sorgfalt des Verfaſſers Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wenn man nicht blos die ſelbſtändigen Schriften, insbeſondere alles Beachtenswerthe aus dieſem Jahrhundert, ſondern auch die meiſten Abhandlungen von einigem Werthe aus Zeitſchriften, ſelbſt Gymnaſialprogrammen und Doktordiſſertationen berückſichtigt findet, und dabei erwägt, welche Schwierigkeiten die Entfernung des Verfaſſers dieſem Streben nach Vollſtändigkeit noch beſonders in den Weg legen mußte. Es iſt hier nicht der Ort, eine Nachleſe anzuſtellen, die großentheils auch nur die letzten Jahre berühren würde. So iſt es natürlich ein bloßes Verſehen, daß unter dem ſtattlichen Katalog von Schriften unſeres Leopold Ranke grade diejenige fehlt, die am eigentlichſten und ausſchließlichſten der italiäniſchen Geſchichte gewidmet iſt, die römiſchen Päpſte. Neben den Broſchüren zur Tagesgeſchichte hatte Karl Haſe's „Papſt und Italien," das, ein Abſchnitt ſeiner Polemik, im Jahre 1861 in zwei Auflagen erſchien, wegen ihres über das ephemeriſche Intereſſe der meiſten gleichnamigen und gleichzeitigen Erſcheinungen hinausgehenden Gehaltes Erwähnung verdient. Nachzutragen wären ferner die Arbeiten des Prof. Zimmermann in Berlin zur neueſten italiäniſchen Geſchichte; dann von Reuter's Alexander III. der dritte Band, mit dem das Werk abſchließt; neben den architektoniſchen Werken von Hübſch der neulich in dieſen Blättern erwähnte Abriß der Kirchenbaugeſchichte von C. v. Lützow und endlich manches, was dem Verfaſſer vielleicht wegen des blos bellettriſtiſchen Titels außerhalb ſeines Planes zu liegen ſchien, aber doch für die Kunſt- und Literaturgeſchichte nicht unbedeutende Beiträge enthält. Hierher würden z. B. Bücher wie Heinſe's Ardinghello, G. Stier's Heſperiſche Blätter, Felix Mendelsſohn's Reiſebriefe (wegen der muſikaliſchen Kunſtkritik), und manches andere zu rechnen ſein, was in leichter Form doch Wichtiges, dauernd Werthvolles auch für den Geſchichtsfreund zu Tage gefördert hat.

Es iſt bei einem Manne von ausgeſprochener religiöſer und politiſcher Richtung, wie Herr von Reumont es iſt, nicht zu verwundern, daß in ſeinen Urtheilen über den Werth der einzelnen Leiſtung oder über das Ergebniß literariſcher Geſammtthätigkeit hier und da ein Standpunkt eingenommen wird, von dem aus dieſe Werke einem fremdländiſchen Publikum nicht empfohlen zu ſehen wünſchen mag. Dies tritt beſonders bei den Arbeiten hervor, die, wie ſeit alten Zeiten mit beſonderer Vorliebe geſchehen iſt, die Geſchicke der Reformation in Italien und ihre Ausrottung durch die Macht des Papſtes und der Jeſuiten zum Gegenſtande haben. Es iſt nicht zu verkennen, daß ein begeiſterter, aber ſeinem Stoffe nicht immer gewachſener Dilettantismus ſich Perſonen wie Girolamo Savanarola, Aonio Paleario, Olympia Moreta, die Herzogin Renata von Eſte, von jeher vorzugsweiſe gern zu gelegentlichen oder ausführlicheren Darſtellungen erwählt hat. Aber es iſt doch nicht frei von confeſſioneller Einſeitigkeit, wenn die Aufmerkſamkeit, die man dem dolce librettino des Palearius, dem neuerlich in England auch in der Urſprache wieder aufgefundenen Büchlein „Von Chriſti Verdienſt" vielfach zugewendet hat, eine nicht verdiente genannt wird. Ebenſo tritt confeſſioneller Gegenſatz in der Beurtheilung des berühmten Geſchichtsſchreibers des tridentiniſchen Concils, des Venetianers Fra Paolo Sarpi, wiederholt zu Tage. Dies hindert nicht, daß die beiden Erzähler, deren einer bei dem Gurlittſchen Programme über Palearius, der andere bei Mohnicke's Abhandlung über den Verſuch, im Anfange des 17. Jahrhunderts die Reformation in Venedig einzuführen, ſich vorfindet, die ſchätzenswertheſten Notizen enthalten. Vornehmlich wird der erſtere allen, die Kenntniß nehmen wollen von den wunderbaren Schickſalen des kleinen Werkes von Palearius, dem werthvollſten Denkmale der italiäniſchen Reformation im 16. Jahrhundert, das vollſtändige Material an die Hand geben. Dürfen wir noch einige andere der literariſchen Auseinanderſetzungen, die der Verfaſſer eingeſtreut hat, hervorheben, ſo ſei beiſpielsweiſe auf die Anmerkung zu dem Werke von Joh. Martin Düx über Nicolaus von Cuſa hingewieſen, die einen ausführlichen Abriß der hauptſächlichſten Literatur über die Kirchenſpaltung und Kirchenreform-Beſtrebungen des 15. Jahrhunderts enthält, und auch das Grabmal des gelehrten und menſchenfreundlichen Kirchenfürſten beſchreibt. Er liegt in der Kirche Roms, von der er ſeinen Kardinalstitel hatte, S. Pietro in Vincoli, nicht weit von der mächtigen Moſesſtatue, die Michelangelo hier aufgerichtet hat. Ferner iſt zu dem Abdrucke des famoſen Libells de tribus impostoribus, den F. W. Genthe 1833 veranſtaltet hat, das Reſultat der wiſſenſchaftlichen Erörterungen bemerkt, die dies Buch als ein Falſum klar herausgeſtellt haben. Es verdient gegenüber der alten ſo ſchwer zu vertilgenden Fabel, die noch immer beharrlich den Kaiſer Friedrich II. als Verfaſſer des Machwerks benennt, auch hier wiederholt darauf hingewieſen zu werden, daß ein anderes als das vorhandene Buch nicht exiſtirt hat, daß daſſelbe nicht vor 1572, und auch da noch ſehr unſicher, erwähnt wird, daß keine Handſchrift von ihm exiſtirt, die über das 17. Jahrhundert hinausgeht, und daß es aller Wahrſcheinlichkeit nach nicht früher als um dieſe Zeit verfaßt worden iſt. Endlich und aus dem gleichen Grunde, weil ein weitverbreiteter Irrthum dadurch widerlegt wird, mag hier noch aus der Anmerkung zu J. E. Kopp's Aufſatz: „Kaiſer Heinrich VII. iſt nicht vergiftet worden" die anziehende Erzählung eines gleichzeitigen Chroniſten eine Stelle finden.

Gerhardus de Fracheta, der in den Jahren 1316—1334 ſchrieb, erzählt den Tod des Kaiſers wie folgt: „1313 am 23. Auguſt, am Tage des Apoſtels Bartholomäus, ſtarb der Herr Kaiſer an einem Karbunkel-

Digitized by Google

geſchwür auf dem Schloſſe Bonconvento im Gebiete von Siena. Und merke, daß der Herr Kaiſer zu Piſa ſchwer erkrankt war am Karbunkel und ſeine Aerzte befragt hatte, ob es gefährlich ſei, nach dem beſagten Schloſſe zu reiten. Und dieſe ſagten: Ja, ſowohl wegen der Gefährlichkeit der Krankheit als wegen der übermäßigen Hitze; der Herr Kaiſer aber ſagte, er wolle ſchlechterdings reiten. Darauf ließ der fürtreffliche Medikus, Meiſter Bartholomäus von Varagnara aus der Stadt Bologna, ein öffentliches Inſtrument errichten, darin er dem Kaiſer ankündigte, daß er binnen drei Tagen ſterben müſſe, wenn er zu dem beſagten Schloſſe ritte. Ein gewiſſer junger Arzt aber ſagte dem Herrn Kaiſer, daß er ihn mit einer Arznei dergeſtalt getröſten wolle, daß er ſicher reiten könne. Daher erwählte der Herr Kaiſer, den heilſamen Rath verſchmähend, ſich den todbringenden Rath und ließ ſich in ſo großer Hitze zu dem beſagten Schloſſe tragen und war am dritten Tage todt. Der junge Arzt aber, der den ſchlimmen Rath gegeben hatte, trat aus dem Sterbezimmer des Herrn und erhob ſeine Stimme unter dem Gefolge, daß der Beichtvater des Herrn Kaiſers, ein Predigermönch, geheißen Bruder Bernhardinus von Monte Pulciano, ein ſehr frommer Mann, den Kaiſer vergiftet habe, ihm den Leib des Herrn darreichend. Dieſes hörte Bruder Bernhardinus und wollte vor unmäßigem Schmerz heraustreten zu dem Volke und ſich beklagen über ſolche Boshaftigkeit und ſolche Schmach; die Barone aber, die um den Herrn Kaiſer verſammelt waren, und die ſeine Unſchuld kannten, wollten es nicht zugeben wegen der Wuth des Volkes, das ihn auch unſchuldig getödtet haben würde. Ob dieſer Verleumdung waren viele Klöſter in Alemannien und der Lombardei in Gefahr, aber die heilige Jungfrau, die Mutter der Barmherzigkeit, rettete den Orden. Ich aber habe von dieſem Tode gehört von dem beſagten Meiſter Bartholomäus ſelbſt, der Zeugniß ablegte für den Orden in der Curie des Herrn Papſtes (obſchon viele ihn zu bereden ſuchten, er möchte gegen den Orden ausſagen): daß der Herr Kaiſer geſtorben ſei am Karbunkel, wie er es ihm in dem öffentlichen Inſtrumente vorher verkündigt hätte. Ebenſo ließen die deutſchen Mönche den beſagten Bruder Bernhardin vor das Generalkapitel nach Bologna citiren durch den Meiſter Berengarius, damals des Ordens Meiſter, und ihn ſtrengſtens examiniren. Und da er genügend auf Alles Antwort gab, wurde er von Allen unſchuldig befunden."

Schon dieſe wenigen Andeutungen werden ergeben, daß das Buch keineswegs allein für Italiäner werthvoll und förderlich iſt. Auch der deutſche Freund italiäniſcher Geſchichte, Literatur und Kunſt findet in der Bibliografia ſtets die ſorgfältigſte Zuſammenſtellung des in deutſcher und, wie vorher erwähnt, häufig auch des in fremden Zungen vorhandenen Materials, und oft ſachlich eingehende Belehrung. Das Reumont'ſche Buch iſt daher auch dem Deutſchen, der ſich mit Studien auf dieſen Gebieten beſchäftigt, ein höchſt erwünſchtes, ja unentbehrliches Hülfsmittel.

Vor allen Dingen iſt es ein ehrenvolles Zeugniß deutſchen Fleißes. Die innigen Beziehungen, die in früheren Jahrhunderten zwiſchen Deutſchland und Italien ſtattgefunden haben, und die noch heute bewirken, daß weder die Geſchichte noch die Literatur Italiens ohne Kenntniß der deutſchen ſtudirt werden kann, haben von der deutſchen Gelehrſamkeit die vollkommenſte Würdigung erfahren. Mit vollem Recht hebt es der Verfaſſer hervor, daß der deutſche Fleiß auf dem Gebiete italiäniſcher Geſchichtsforſchung ohne Gleichen daſteht, und zu Betrachtungen veranlaßt, die über die Vorurtheile der Gegenwart und die Erinnerungen an die unmittelbare Vergangenheit bei weitem hinausgehen. Möge ſein Werk, in jeder Beziehung ein Denkmal der Liebe, die er für Italien im Herzen trägt, jenſeits wie dieſſeits der Alpen eine dankbare Aufnahme finden.

P. D. Fiſcher.

## England.

### Der foſſile Menſch.*

Sich zurückzutaſten durch das Zwielicht der Menſchengeſchichte — darin liegt ein eigner Reiz, ein erhebender Genuß. Die Seele dürſtet ſo ſehr, den Anfang zu kennen: Welche und welcherlei Menſchen haben den erſten Grundſtein zu dem Bau gelegt, der ſich gegenwärtig auf der Erde erhebt? Welcher geiſtigen Kräfte, welcher Bildungsſtufe, weß Stammes und Landes waren ſie? Wir möchten ſo gern wiſſen, wie die Eltern des Menſchengeſchlechtes gelebt, gewohnt, was für Werkzeuge ſie gebraucht, was für Kleider ſie trugen, was für Früchte ſie dem Boden abgewonnen haben? Wir haſchen gierig nach jeder Spur, die ſie von ihren Anſchauungen, Glaubensmeinungen, abergläubiſchen Vorſtellungen zurückgelaſſen, und wir bilden uns ein, daß wir mit jedem hellern Einblick in ihr Seelenleben einen Schritt näher kommen zu der geheimnißvollen Quelle alles Seelenlebens. Unſerer beſchränkten Faſſung ſcheint der Keim dem Schöpfer näher, als der ausgewachſene Stamm.

Ferner zieht uns das große Problem des Urbeginnes an; die vielfältigen und verwickelten Fragen in Bezug auf den „Werderuf der Weſen" beſchäftigen unſern Geiſt. Wie hat die Schöpferkraft gewirkt: durch eine endloſe Kette ſtufenweiſer Wandlungen, oder durch einen urplötzlichen und wunderbaren Schlag, mit dem ſie einen vollkommen ausgebildeten Leib als Wohnſtätte und Werkzeug einer eben ſo völlig entwickelten Seele zum Leben erweckt? Die Löſung all' dieſer tiefverborgenen und ſchwierigen Fragen reizt und lockt uns, und doch bleibt das Forſchen nach der Menſchenentſtehung, wie nach der früheſten Geſchichte des geſellſchaftlichen Lebens ein Tappen im Finſtern.

Wir wenden uns an die bibliſche Urkunde, gewahren aber bald, daß, obgleich ſie uns ein Gemälde entrollt, das an Einfalt und Würde nicht ſeines Gleichen hat, ſie keineswegs ein Denkmal oder Vermächtniß einer entfernteſten Zeit enthalte, ſondern einer vergleichsweiſe jüngern Periode angehöre. Ueberhaupt kommt darin keine unmittelbare Zeitangabe vor.

Wir begeben uns nach der Region, wohin Dichtung, Mythe und Sage die älteſte Civiliſation verlegt hat: nach Aegypten, oder dem Lande des Nil; wir durchſuchen ſeine Königsgräber, leſen ſeine Geſchichte in Todten-Denkmälern, Verzeichniſſen der Dynaſtien, Inſchriften, in Tauſenden von Bildern, Skulpturen, Mumien, die das häusliche Leben darſtellen. Da ſehen wir uns zurückverſetzt, weit hinauf über alle geſchichtliche Daten, und doch haben wir eine gereifte Civiliſation vor uns; eine Kunſtſtufe, die eine Kindheit der Raçe nicht erreicht haben kann; eine Sprache, die, ſo weit wir ſie zu beurtheilen vermögen, Jahrtauſende zu ihrer Entwickelung bedurfte und eine Raçen-Verſchiedenheit, ganz der in unſeren Tagen gleich, über die, um ſich aus Einem Menſchenpaar herauszubilden, unermeßliche Zeiträume hingegangen ſein müſſen.

Wir wandern durch die Gegenden, welche Sprachvergleichung und bibliſche Berichte als die Wiege des Menſchengeſchlechts bezeichnen: die Euphratniederung und das oſtaſiatiſche Hochland. Königreiche erſtehen hier aus den Gräbern, Umriſſe prächtiger Städte ſteigen aus dem dunkeln Schoße der Erde, die längſt zuvor blüheten und verfielen, ehe Klio ihren Griffel anſetzte, die Ereigniſſe und Thaten der Sterblichen in ihre Rolle zu verzeichnen; Staaten und Städte, von denen ſelbſt zu Herodot keine Kunde gedrungen. Aus dem Schutte der Jahrtauſende werden täglich Monumente der Wiſſenſchaft und Kunſt, Ueberbleibſel des Luxus und des Glanzes heraufgewühlt. Und dennoch, man rücke die Zeit dieſer turaniſchen und ſemitiſchen Reiche bis zur Gleichzeitigkeit mit der Sündfluth hinauf: dem Anfang der Dinge kommen ſie um kein Haar breit näher. Eine unabſehbare Reihe von Wandlungen müſſen ſie durchgegangen ſein, bevor ſie die Reife erlangt, in der ſie ſich uns gegenwärtig darſtellen.

Die chineſiſchen Jahrbücher weiſen ein Alter auf, das, wenn wir der recipirten Zeitrechnung folgen, weit hinter die Geburt Abraham's (2000 v. Chr.) liegt, und ſchon damals war ihre Sprache eine ſcharf und feſt ausgeprägte, und verräth dem Sprachforſcher nicht die entfernteſte Verwandtſchaft mit irgend welcher Sprachfamilie.

Die indiſche Geſchichte, die auf ihr unberechenbar hohes Alterthum pocht, datirt, erwieſener Maßen, ſchwerlich von früher als 1800 v. Chr.

In Europa ſind die früheſten, durch unſere Nachforſchungen ſich herausſtellenden Beweiſe von dem Vorhandenſein der Menſchen noch ſchwankender und nebelhafter. Die älteſte Geſchichte Europa's lernen wir nicht aus Urkunden und Denkmälern in Schrift und Bild, nicht, wie in Aſien, aus Werken eines Volkes, das mit Bewußtſein ein „Gedächtniß ſeines Namens" den künftigen Zeiten vermacht; vielmehr gründet ſich unſere Kenntniß derſelben, wie in der Geologie, gleichſam auf geſchichtete Ablagerungen, Reſte unbekannter, erloſchener Geſchlechter, in dem Boden der Erde, oder in dem Grunde der Gewäſſer; die älteſten europäiſchen Barbaren, die Klötze zu Nachen ausbrannten, Meſſer aus Kieſeln, Halsbänder aus Knochen verfertigten, haben in dieſen rohen Arbeiten eine ſachliche Geſchichte geſchrieben. Wir können ſie, von jenen geleitet, auf ihren Wanderungen durch Ströme, See'n und an Waldſäumen Schritt für Schritt verfolgen. Wir öffnen die einfachen Grabhügel und ſtudiren ihre plumpen Werkzeuge und Schmuckſachen; wir erfahren daraus, daß ſie Nichts

* The Geological Evidences of the Antiquity of Man. By Sir Charles Lyell (Dritte Auflage. London, 1863).

Digitized by Google

vom Metall wußten und daß Knochen, Kieſel, Bernſtein und Kohle ihnen den Stoff zu ihren Arbeiten lieferten; wir entdecken die Wehre und Hütten, die ſie in den verſchiedenen europäiſchen Seen auf Pfähle baueten, zum Schutz vor den Rieſenthieren, die jetzt als Foſſilien gefunden werden, und vor den noch ſchrecklichern menſchlichen Feinden, die fortwährend aus den Ebenen Aſien's hervorbrachen und in Germanien, Dänemark und Helvetien einfielen.

Die alten, wilden Bewohner Helvetiens und Skandinaviens waren mit der Viehzucht nicht unbekannt und verfertigten mancherlei Töpferwaaren. Von welcher Race ſie waren, oder zu welcher Zeit ſie in den Wäldern Nord-Europa's zum Vorſchein kamen, läßt ſich nicht mit Zuverläſſigkeit angeben. Faſſen wir indeß die verſchiedenen Andeutungen, die Aberglauben, Sprache, Gewohnheiten dieſer barbariſchen Horden uns an die Hand gegeben, zuſammen; vergleichen wir das Ergebniß mit den Eigenthümlichkeiten der gegenwärtig in Europa vorhandenen älteſten Racen, ſo dringt ſich uns die ziemlich annehmbare Vermuthung auf, daß jene Barbaren zu der großen Familie gehörten, von der die Finnen, Lappen und vielleicht die Basken zerſtreute Glieder ſind. Ihre Schädelbildung hat Aehnlichkeit mit derjenigen der finniſchen Race. Dieſen Zeitraum des europäiſchen Alterthums bezeichnen die Archäologen mit dem Namen: das Steinalter.

Auf dieſes folgt das ſogenannte: Erzalter. Ein anderer mächtigerer und kultivirterer Stamm oder Völkerbund überſchwemmte Skandinavien, Germanien, die Schweiz und andere Länder. Sie befehdeten und beſiegten die frühern Bewohner, verbrannten ihre Pfahlbauten und zwangen ſie, in die Gebirge oder in die nördlichſten Gegenden des Feſtlandes zu flüchten. Dieſe neue Race hatte ſchon einen gewiſſen Schönheitsſinn; ſie arbeiteten in Kupfer und Erz, verfertigten zierliche Geräthſchaften von Thon, Schmuckſachen von edlen Metallen; Eiſen und Stahl aber kannten ſie nicht. Sie begruben ihre Todten nicht, wie ihre Vorgänger, ſondern verbrannten ſie. Unbeſtritten waren ſie tapferer und in der Kultur vorgerückter, als die Finnen. Zu welcher Race oder Völkerfamilie ſie zählten, das läßt ſich nicht mit Sicherheit beſtimmen. Nach ihrer Schädelbildung indeß reihen ſie an die „langſchädeligen“ Kelten. Die Alterthümler führen ihre Ueberreſte unter den „Keltiſchen Ueberreſten“ auf.

Dieſen beiden Perioden reihet ſich das „eiſerne Zeitalter“ an, in welchem bei den europäiſchen Völkerſchaften eiſerne Waffen und Geräthe in Gebrauch kommen. Und wenn ſie auch noch meiſt von Fiſcherei und Jagd lebten, ſo zeigten ſich doch ſchon die erſten Schritte aus dem Nomadenweſen zum Ackerbau. Dieſer Zeitraum nähert ſich der Periode der ſchriftlich abgefaßten Urkunden, und die Eiſenmenſchen mögen die älteſten Teutonen des Nordens geweſen ſein; Gewißheit haben wir darüber nicht. Kein Archäologe vermag dieſe verſchiedenen Zeitalter ſcharf abzugränzen, und die Aufeinanderfolge der wechſelnden Racen genau feſtzuſtellen; am wenigſten hat man Gründe für die Annahme, die der Menſchengeſchichte in Europa ein eben ſo hohes Alter, wie der in Aſien vindicirt.

So weit reichten die hiſtoriſchen und wiſſenſchaftlichen Zeugniſſe über das Alterthum der Menſchen bis auf die neueſte Zeit, die ehrwürdigſten Urkunden, die älteſten Daten der Chronologie — „ſie waren von geſtern,“ wenn verglichen mit dem Alter der vorhandenen Pflanzen und Thiergattungen, mit dem Beginn der gegenwärtigen geologiſchen Aera. Jede neue wiſſenſchaftliche Unterſuchung ſchien die Exiſtenz des „foſſilen Menſchen“ aus Verneinungsgründen unwahrſcheinlich zu machen. Allerdings entdeckte man hin und wieder menſchliche Gebeine in Geſellſchaft mit foſſilen Thiergerippen von der Ordnung der Mammalien. Allein ſie fanden ſich allgemein in Höhlen oder Thongeſchichten, wohin ſie zufällig durch Waſſerſtrömungen mochten geſchwemmt und in einer ſpätern Periode mit derſelben Erdſchicht, wie die älteren Thierüberreſte bedeckt worden ſein.

Indeſſen hielt dieſe „negative Beweisführung“ gegen das Daſein des „foſſilen Menſchen“ die Frage noch immer offen. Die Annalen der Geologie ſind anerkanntermaßen ſehr lückenhaft; in dieſem großen Buche ſind uns bisjetzt nur wenige Blätter zu leſen vergönnt. Ueberdieß waren die letzten Jahrhunderte, die der gegenwärtigen Periode vorangegangen, Zeugen einer Reihe von Veränderungen und langſam wirkender, zerſtörender Agentien, denen der Menſch, vermöge der ihm eingeborenen Intelligenz, ſich entziehen konnte. Wir haben Grund zu glauben, daß innerhalb eines langen Zeitraums das Feſtland ſich allmählich hob und in Schwingungen gerieth, ſo daß dadurch der Lauf der Flüſſe geſtört, das Seebette, ja der Meeresgrund höher ſtiegen, Ueberſchwemmungen erzeugten, die, Berge und Hügel mit ſich fortreißend, im Verlauf der Jahrhunderte regelmäßige Lager von Kies, Sand und Mergel abſetzten, die jetzt in einem großen Theil Europa's unter der Erdrinde ſich hinſtrecken. Es folgte dann ferner ein Zeitraum, in welchem die Erdtemperatur ſank, und ſo hatten vielleicht Eisgefilde und Gletſcher ihren Antheil an der Geſtaltung der gegenwärtigen Oberfläche der Nordhemiſphäre; während der quartenären oder diluvianiſchen Periode lebten die koloſſalen Thiere: Mammuth, Rhinozeros, Elenn, Bär, Elephant und andere längſt erloſchene Gattungen, deren Knochen jetzt in Höhlen, Schlamm-Ablagerungen, Mooren gefunden werden.

Die Vermuthung iſt wohl geſtattet, daß, wenn der Menſch in dieſer Periode der Erſchütterungen und Ueberſchwemmungen auf der Erde exiſtirt hat, ſeine höhere Intelligenz ihn befähigt haben werde, dem Schickſal ſeiner vernunftloſen Mitgeſchöpfe zu entgehen; oder daß, wenn ſeine Begräbnißplätze vom Waſſer überfluthet wurden, die Ueberreſte jetzt vom Meeresgrunde bedeckt ſind, vielleicht zugleich ſammt den, nach Art der Indianer, den Todten mitgegebenen rohen Waffen und Geräthſchaften.

Was hier als Vermuthung für die Exiſtenz des Menſchen in undenklicher Vorzeit hingeſtellt wird, beſtätigt ſich einigermaßen durch die von einem Franzoſen, Boucher de Perthés, geſammelten Beobachtungen. Dieſer Mann hat ſeit 34 Jahren ſeine Muße und ſein Vermögen geologiſchen Forſchungen in den Lagern des nördlichen Frankreichs mit unermüdlicher Beharrlichkeit gewidmet. Sein erſtes, 1847 ausgegebenes Werk: „Les Antiquités Celtiques et Antédiluviennes“ wurde mit großem Mißtrauen und Widerſpruch aufgenommen. Ein zweites, 1857 veröffentlichtes, hatte keinen günſtigern Erfolg. Erſt nach vielen Schwierigkeiten vermochte er die Gelehrten ſeines Landes, daß ſie ſeinen reich angehäuften Stoff wenigſtens eines Blickes würdigten.

Er nimmt für ſich das Verdienſt in Anſpruch, eine große Menge roh gearbeiteter Geräthe von Stein in den ungeſtörten Lehm-, Kies- und Triebſandſchichten nah bei Amiens und Abbéville entdeckt zu haben. Die Mächtigkeit dieſer Schichten wechſelt zwiſchen 10 und 20 Fuß, und dieſe bedeckten die Kalkhügel in der Nachbarſchaft. Neben den Steingeräthen finden ſich zahlreiche Knochen von Mammalien, als: Mammuth, Rhinozeros, Tiger, Bären, Hyänen, Hirſchen, Ochſen, Pferden u. A. — Die Geräthe liegen in dem niedrigſten Kiesgeſchicht, hart über der Kalkſchichte und unmittelbar unter einer Sandſchichte mit zarten Süßwaſſermuſcheln — Alles das, wohlzumerken, auf einem Plateau 200 Fuß über dem Meeresſpiegel in einer Gegend, die in ihren Flächen und Höhenverhältniſſen durch die ganze Zeit, ſo weit unſere hiſtoriſchen Nachrichten reichen, keine Veränderung erlitten hat.

Der Präſident der „British Association“ in ſeiner Rede, womit er die Sitzung 1860 eröffnet, beſtätigt das hohe Alterthum der genannten Steinarbeiten und bemerkt: „Zu Menchecourt bei Abbéville ſoll vor etwa 40 Jahren ein faſt vollſtändiges Gerippe des ſibiriſchen Rhinozeros ausgegraben worden ſein — eine Thatſache, welche die ſchon oft aufgeworfene Frage mit Ja beantworten dürfte, ob die Knochen ausgeſtorbener Mammalien aus einem ältern Alluvium in ein jüngeres abgeſpült werden und ſich auf dieſe Weiſe von neuem ablagern und mit den vorgefundenen Ueberreſten menſchlicher Werke vermiſchen konnten.“ Das auch zugegeben, würde den Beweis von dem hohen Alterthum des Menſchen und ſeines Schaffens immer noch nicht erſchüttern; da dieſer Beweis unabhängig iſt von organiſchen Zeugniſſen, oder von foſſilen Ueberreſten, ſondern mehr auf Thaten der Phyſik beruhet. Erwägt man nun die Reihe von Operationen, die hier die Natur vorzunehmen hatte: die Entblößung von Kalkſchichten, die Verſetzung von Stelle zu Stelle, die Verbreitung über ein weites Thal nach allen Richtungen, die Anhäufung von Kalkſteinen in Lagern von 10—15 Fuß Mächtigkeit, die allmähliche Ueberdeckung mit Lehm- und Sandſchichten von nicht geringer Dicke — welch' einen Zeitraum von unberechenbarer Ausdehnung ſetzt das voraus!

Die Menge der Steingeräthe, die Boucher de Perthés aus einem Areal von 14 Meilen Länge bei einer halben Meile Breite zu Tage gefördert hat, überſteigt die Zahl 1400. Sie ſind von der allerroheſten Arbeit und verrathen ein Volk auf der niedrigſten Kulturſtufe. Einige beſtehen aus blos glatten, ſchmalen Steinen, die anſcheinend zu Meſſern dienten; andere ſind an der einen Seite zugeſpitzt, an der andern mit einem Loche verſehen, zum Aufſtecken als Lanzenſpitzen, und haben eine Länge von 4—9 Zoll; andere von ähnlicher Länge ſind mandelförmig, ſcharfkantig. Noch andere ſtellen plumpe Nachbildungen von Thieren vor, als: Wallfiſche, Eidechſen, Eber, Adler, ja ſogar Menſchengeſichter im Profil; auf andern iſt Laubwerk eingegraben; andere, von Natur oder durch Menſchenhand durchlöchert, mochten zu Schleudern, Amuletten, Zierraten verwendet worden ſein. Die Schneiden an manchen Werkzeugen ſcheinen durch wiederholtes Klopfen und Hämmern hervorgebracht zu ſein und haben keine Aehnlichkeit mit denen, die durch natürliche Zerſplitterung entſtanden ſind. Nur wenige haben, wie die jüngeren Steinüberreſte,

Digitized by Google

polirte Flächen und überhaupt unterſcheidet ſich die Arbeit von der an den ſteinernen Pfeilſpitzen in andern Theilen Europa's, wie an den „keltiſchen" Ueberreſten, die Frankreich in ſolchen Maſſen darbietet. Nur in den Mooren Dänemarks, in großer Tiefe, findet ſich Aehnliches. Nur auf wenige Meſſer und Halsbänder von Knochen ſtieß man in dieſen Ablagerungen; menſchliche Gebeine fanden ſich bisjetzt gar nicht. Die Völkerſchaften, von denen dieſe Werkzeuge herrühren, ſcheinen von der Jagd und Fiſcherei und in einem ähnlichen Zuſtande, wie noch jetzt die Wilden in Auſtralien, gelebt zu haben.

Die erwähnten Entdeckungen erregten endlich die Aufmerkſamkeit ausgezeichneter Fachmänner in England, und im Laufe des Jahres 1859 beſuchten Charles Lyell, Preſtwich, Dr. Falconer u. A. die Sammlung des Herrn Boucher de Perthès, und nach einer gründlich eingehenden Beſichtigung ſprachen Alle ihre Ueberzeugung von der Echtheit und dem Alterthum dieſer Ueberreſte aus. Ja, Lyell drückte ihnen das Siegel der Anerkennung auf, indem er ſich auf ſie als zuverläſſige Zeugen von dem hohen Alterthum des Menſchen berief.

Die Einwürfe gegen die letztere Annahme laſſen ſich auf folgende drei zurückführen: a) die Steingebilde ſind Naturerzeugniſſe, kein Menſchenwerk; b) die Ablagerungen ſind Alluvionen jüngern Datums und reichen nimmer in die älteſten Erdumgeſtaltungen hinauf; c) die Geräthſchaften, angenommen, ſie ſeien künſtlicher Art, können durch Riſſe und ſpätere Zeiten von oben herabgeſunken ſein.

Zur Begegnung dieſer Einwürfe erſcheint zuvörderſt das einſtimmige Urtheil ſachkundiger und unbefangener Beobachter hinlängliche Bürgſchaft, daß dieſe Geräthe von Menſchenhänden verfertigt worden. Ferner läßt die Uebereinſtimmung ſo vieler und ſo ſpruchfähiger Männer der Wiſſenſchaft ſchwerlich einen Zweifel aufkommen gegen die Behauptung, daß dieſe Ablagerungen in die Zeit vor der plioceniſchen Periode,* lange bevor die Oberfläche Frankreichs ihre gegenwärtige Geſtalt angenommen, hinaufzuweiſen ſind. Die horizontale Lage, in welcher die Steinärte in ſolcher Menge und in ſolcher Tiefe gefunden werden, ihre eigenthümliche Verkruſtung und Entfärbung, ihr Zuſammenbefund mit den Knochen ausgeſtorbener Mammalien — Alles das zuſammen macht es ſehr unwahrſcheinlich, daß ſie in einer ſpätern Zeit durch Zerklüftung der Erdrinde in die Tiefe gerathen ſind.

In Betreff der Abweſenheit menſchlicher Gebeine unter den von Boucher entdeckten Ueberreſten iſt zu erinnern, daß ſich Knochen nur im Schlamme oder Moor vergraben zu erhalten pflegen, und ferner, daß dieſe Formationen noch gar nicht in ſo bedeutendem Umfange durchſucht ſind. Das Land, wahrſcheinlich die älteſte Wohnſtätte des Menſchengeſchlechts, wo die meiſten menſchlichen Ueberreſte in den Triebablagerungen zu erwarten ſind: Aſien iſt bisjetzt zu dieſem Zwecke am wenigſten durchforſcht worden.

Dieſe, allerdings ſtutzigmachende Lücke in den Beweiſen von dem hohen Alterthum des Menſchen ſcheint indeſſen durch die Entdeckung eines Franzoſen, Eduard Lartet, ausgefüllt zu werden.

Vor beiläufig 10 Jahren wurde zu Aurignac (Haute-Garonne) in der Nähe der Pyrenäen in dem Muſchelfelſen eine Höhle aufgefunden, die lange unter Haufen von, vermuthlich durch atmoſphäriſche Einwirkungen abgelöſten Feldbruchſtücken und Humus verborgen gelegen hatte. Darin traf man auch menſchliche Gerippe — dafür hielt man ſie wenigſtens — von 17 Individuen, die auf Befehl des Maire's von Aurignac nachmals verbrannt wurden. Zuſammen mit dieſen fanden ſich Zähne von allerlei Mammalien, fleiſch-, wie grasfreſſenden; ferner durchlöcherte Korallen, wie ſie manche alten Völker zu Roſenkränzen gebrauchen und denen ähnlich, die de Perthès in Abbéville geſammelt hat. Die Höhle hatte anſcheinend als Opferſtatt und Begräbnißplatz gedient.

1860 begab ſich Lartet zur Stelle. In der Schicht lockerer Erde auf dem Boden der Höhle fand er Steingeräthe, Bruchſtücke von Arbeiten aus Rennthier-Geweihen, Knochen von Mammalien, und — menſchliche Gebeine in merkwürdig wohlerhaltenem Zuſtande. Eine Schicht tiefer von Holzkohle und Aſche, die wiederum auf die gleichzeitige Gegenwart von Menſchen und auf irgend eine Feuerſtatt oder einen Heerd hinwieſen, fand er Thierknochen, die wie von Werkzeugen abgekratzt und eingeſchnitten waren, offenbar, um ſie aus dem Fleiſche zu ſchälen; faſt alle waren zerbrochen, um das Mark herauszuziehen, wie es die Wilden noch heute thun. Daſſelbe wird an den, in den „Waſſerhütten" der ſchweizer Seen entdeckten, Knochen bemerkt.

Lartet las hier mancherlei Geräthſchaften auf, als: beinerne und ſteinerne Meſſer; geglättete, kreisförmige Steine, vermuthlich zum Schleifen der ſteinernen Meſſer; durchbohrte Schleuderſteine, Pfeil- und Lanzenſpitzen; ein Pfriemen aus Rehbockhorn; verſchiedene Sachen aus Rennthiergeweihen; Kügelchen aus den Zähnen des großen Bärs (Ursus spelaeus). Es fanden ſich ferner Ueberreſte von 9 verſchiedenartigen Fleiſchfreſſern, als: Bären, Hyänen, Katzen, Wölfen, Füchſen u. A.; von zwölf Arten Grasfreſſern: vom Elephant, Rhinozeros, dem großen Hirſch (Cervus Elephas), Auerochs, Pferd u. A.; am häufigſten indeß von Auerochſen, Rennthieren und Füchſen. Wie Wilde, blos mit Steinwaffen ausgerüſtet, dieſe Rieſenthiere bewältigen konnten, iſt allerdings etwas räthſelhaft; Lartet vermuthet, ſie mögen dieſelben in Schlingen gefangen, oder durch einen Hagel von Pfeilen und Lanzen erlegt haben; werden ja, wie Livingſtone erzählt, noch heutzutage Elephanten auf dieſe Weiſe von den Negern getödtet.

Wie kamen aber dieſe Ueberreſte in die genannte Höhle? Lartet bemerkt: „Die Beſchaffenheit der Knochenbrüche, die Spuren der Hyänen-Zähne in den nothwendig friſch zerbrochenen, ſelbſt die in einer gewiſſen, bei Opfern gebräuchlichen Ordnung gelegten Knochen — Alles führt zu dem Schluſſe, daß hier Menſchenkraft und Thätigkeit gewirkt haben. Weder eine Neigung des Bodens, noch hydrographiſche Verhältniſſe der Umgegend laſſen die Annahme zu, daß natürliche Urſachen die Thierüberreſte hieher geſchafft haben."

Das aus dieſen Thatſachen für die Paläontologie gewonnene Reſultat iſt demnach: der Menſch hat in Europa zu gleicher Zeit mit den foſſilen Thieren: Elephant, Rhinozeros, Rieſen-Hyäne, Auerochſen, Elenn, ja mit dem Höhlenbär gelebt. Das letztgenannte Thier iſt, nach vielen Paläontologen, ſchon im Anfang der Nach-plioceniſchen Periode von der Erde verſchwunden. Da ſich nun in der Höhle bei Aurignac Reſte dieſes Thieres finden, ſo muß ſie ſchon vor der langen Periode der Ueberſchwemmungen, in deren Verlauf die Ablagerungen von Abbéville und Amiens ſtattfanden, vorhanden geweſen ſein.

Aehnliche Entdeckungen im kleinern Maßſtabe in Suffolk und Devonſhire erwähnt Preſtwich. C. Lyell ſpricht von einem höchſt wichtigen Fund bei Troyes in Frankreich. In der Grotte d'Arcés entdeckte man ein Menſchengebiß unter Ueberreſten von Elephas primigenus, Ursus spelaeus, Hyaena spelaea und andern ausgeſtorbenen Gattungen in einem Tropfſteinlager. Der berühmte Geologe, Profeſſor Pictet, der den Entdeckungen Boucher's volle Anerkennung zollt, äußert ſich dahin, daß die Zeugniſſe der Höhlenfunde nicht nach ihrem Werthe von den Geologen gewürdigt werden; daß es in Belgien Höhlen gebe, wo der Exiſtenz menſchlicher Ueberreſte die Annahme einer Dahinverſetzung in ſpäterer Zeit durchaus keine befriedigende Erklärung gewährt. In dieſelbe Anſicht ſtimmen der Präſident der British Association, Lord Wrotteſley, auf Grund der entdeckten Steingeräthe in der Höhle bei Brixham in Devonſhire, und Dr. Falconer mit Bezug auf einen ähnlichen Fund in einer Höhle bei Palermo. Auch Prof. Owen in ſeiner Paläontologie (1861) ſetzt volles Vertrauen in die Echtheit und in das hohe Alter dieſer Steingeräthe. Er beſtätigt ebenfalls, daß John Frere, Mitglied der königlichen Geſellſchaft in Suffolk, in einem Kieſellager, ſechzehn Fuß unter der Oberfläche, von demſelben geologiſchen Alter, wie das Sommethal, ähnliche ſteinerne Waffen gefunden habe.

Das Endergebniß dieſer Entdeckungen — ſie gehören zu den wiſſenſchaftlich wichtigſten der Neuzeit in Bezug auf die Menſchengeſchichte — iſt: Vor Jahrtauſenden — wer zählt ſie? — in der Periode der nun erloſchenen Rieſenthiere, vielleicht bevor der Kanal England von Frankreich riß, lebte auf europäiſchem Boden eine Barbaren-Raçe, die doch ſchon ſo weit vorgeſchritten war, ſich rohe Geräthſchaften zu verfertigen. Die Zeugenaufnahme iſt von unparteiiſchen, ſachkundigen Richtern geführt, die Thatſachen ſind gründlich geprüft und wohlerwogen und Alles iſt zum Wahrſpruch reif.

Die Seele verſinkt in Erſtaunen, wenn ſie auf das unermeßliche Alterthum der menſchlichen Weſen zurückſchaut. Myriaden Jahre vor irgend welchem angenommenen Zeitpunkt der Schöpfung hat ein Menſchenſtamm gelebt, mit ſeinen ſteinſpitzigen Lanzen das Rieſen-Elenn Irlands, den Büffel Germaniens erlegt, in ſeinen Schlingen das plumpe Mammuth Nord-Europa's gefangen, oder iſt vor dem wilden Tiger Frankreichs geflohen. Wer war es? fragen wir. Hatte es mit dem Menſchen dieſelbe Bewandtniß, wie mit andern Formen des Thierlebens? Mußte er erſt durch eine lange Kette allmählichen Fortſchreitens wandern, bis die Welt für ein entwickeltes Menſchenweſen vorbereitet war, und der Schöpfer das erſte Paar der gegenwärtigen Menſchenfamilie auf die Erde ſetzte? Waren dieſe europäiſchen Barbaren der Flutperiode, die vor uns völlig zu Grunde gingen, von uns weſentlich verſchieden, und ſtanden ſie tief unter den roheſten Barbaren des gegenwärtigen Menſchengeſchlechts? Oder

* So nennt Lyell einen Abſchnitt der Tertiärbildungs-Periode der Erde.

Digitized by Google

waren dieſe geheimnißvollen Weſen dennoch unſere Ahnen, die kindiſchen Väter einer mündigern Nachkommenſchaft?

Die Wiſſenſchaft hat noch keine Antwort auf dieſe Fragen; begnügen wir uns vor der Hand mit der Wahrſcheinlichkeit der Exiſtenz des foſſilen oder präadamitiſchen Menſchen, der auf ein über alle Tradition hinausgreifendes Alterthum unſres Geſchlechts hinweiſt.

## Nord-Amerika.

### Spiritualiſtiſche Photographien.

Den Amerikanern fehlt es unter Anderem ſehr an Geiſt. Sie ſuchen dieſen theils durch Pfiffigkeit in Handel und Wandel, theils durch Geiſter zu erſetzen. In Amerika, dem gottlos-materiellen Lande, ſpukt's, erſcheinen Geiſter zu Hunderten und Tauſenden. Sie klopfen Tiſch, ſie tanzen mit Stuhlbeinen, ſie ſtrecken bleiche Hände aus der Luft herunter, ſie tragen ſchwere Menſchen durch die Lüfte, ſie laſſen ſich ſogar photographiren und zwar ohne dafür zu bezahlen, indem ſie ſich hinter Perſonen ſtellen, die eben vor dem Focus ſitzen, und wieder verſchwinden, ſobald die Klappe zugemacht wird. Die Spiritualiſten, d. h. die Geiſtergläubigen, die hier nach Hunderttauſenden zählen und mehr als zwanzig Zeitſchriften herausgeben, laſſen ſich jetzt gern mit irgend einem ge- oder beliebten Verſtorbenen photographiren. Andere werden damit gegen ihren Willen beehrt, und es giebt auch einen Photographen, der ganz ſpeziell das Glück oder Unglück hat, daß er bei Photographirung wirklicher Menſchen irgend einen Geiſt umſonſt mit fixiren muß gegen ſeinen und des Photographirten Willen.

Statt weiterer Betrachtung will ich einige Beiſpiele geben, wie ſie in Nr. 145 des „Herald of Progress," eines der verbreitetſten Spiritualiſten-Journale, erzählt ſind. Der Gewährsmann iſt ein berühmter Photograph aus New-Orleans, jetzt in Boſton, William Guay. Er beſuchte die photographiſche Galerie der Frau Stuart in Waſhington-Street, wo Mr. Mumler als Geiſter-Photograph thätig und beſonders berühmt iſt. Mr. Mumler zeigte ihm mehrere negative Geiſter-Photographien, und ließ ſie von dem Sachverſtändigen ganz beliebig unterſuchen. Dann lud er ihn ein, ſich ſelbſt photographiren zu laſſen und die Zubereitung der negativen Glasplatte ſelbſt zu übernehmen, damit er ſich von der Ehrlichkeit der Sache überzeuge. Mr. Guay that dies mit der größten Vorſicht und Genauigkeit und nahm die Platte auch ſofort wieder in ſeine Hand, ſobald das Bild abgenommen war, ſo daß er nicht an der vollen Wahrheit und Wirklichkeit des Ergebniſſes zweifeln zu dürfen glaubt. Auch vor den wenigen Sekunden und während derſelben, als ſein Portrait aufgenommen ward, überzeugte er ſich, daß nichts um und hinter ihm vorgenommen ward, was einen geiſterhaften Eindruck auf die Glasplatte machen könne. Nachdem er geſeſſen, die Platte ſelbſt herausgenommen und mit den üblichen Flüſſigkeiten behandelt hatte, ſah er mit zitterndem Erſtaunen zwei Bilder auf der Glasplatte. Ein zweiter Prozeß, den er ebenfalls ſelbſt vom Anfange bis zum Ende ſelbſt leitete, ergab ſein Portrait und das von ihm vorher gewünſchte ſchwache, aber deutliche Abbild ſeines verſtorbenen Vaters. So ſteht's ausführlich und mit genauer Angabe aller einzelnen Umſtände im Herald of Progress, der noch hinzufügt:

„Ich habe ſchon manche Photographien mit gehauchten Geiſtergeſtalten d'rum und d'ran geſehen und immer gedacht, es ſei eine hübſche, Phantaſie und Aberglauben nährende Bereicherung photographiſcher Technik. Aber die amerikaniſchen Spiritualiſten-Journale und die Spiritualiſten ſelbſt und viele Photographen glauben und behaupten, es ſei durchaus keine Technik, ſondern wirkliche photographirte Geiſtererſcheinung. Ein achtbarer Herr aus Boſton, deſſen geiſterumfloſſenes Portrait wir geſehen haben, ſagt darüber ſelbſt: „Ich erkenne zwar die Aehnlichkeit der gehauchten Geſtalt hinter meinem Portrait nicht wieder, aber mein Bruder ſagte auf den erſten Blick, es ſei ein getreues Bild meiner vor zwanzig Jahren verſtorbenen Tochter. Er und ich ſind Gegner des Spiritualismus." Das Geiſterbild ward hernach mit einem Oelbild-Original verglichen und von zwei Künſtlern durch Vergrößerungsgläſer unterſucht: Alle fanden entſchiedene Aehnlichkeit zwiſchen dem Original und dem geiſterhaften Hauche auf der Photographie."

Außerdem iſt in den ſpiritualiſtiſchen Journalen von einem Photographen die Rede, der gegen ſeinen und ſeiner Kunden Willen gezwungen wird, Geiſter Verſtorbener zu photographiren. Mr. Guay, der jetzt Herrn Mumler in Boſton unterſtützt, ſagt in einem andern Briefe aus, daß er ſich mehrmals habe photographiren laſſen, einmal mit dem Wunſche, daß ſein verſtorbener Vater, ein andermal, daß ſeine ſelige Frau die Gelegenheit benutze, ſich mit ſichtbar zu machen. Beide abgeſchiedene Geiſter ſeien erſchienen und mit photographirt worden, der Vater vollkommen ähnlich und klar, die Frau etwas nebelhaft und unbeſtimmt, wahrſcheinlich, weil er während des Sitzens beſonders von Skrupeln, Zweifeln und Gefühlen gequält worden ſei. Andere, auch nicht ſpiritualiſtiſche Journale, ſogar ganz nüchterne Engliſche, wie z. B. „the National Magazine," erklären es auf Grund dieſer und anderer unzweifelhaften Zeugniſſe für ausgemacht, daß auf den „negativen Platten beim Photographiren einzelner Perſonen noch andere Figuren zum Vorſchein kommen, ohne einen ſichtbaren Gegenſtand, der dieſes zweite Bild erkläre."

Somit wäre denn auch in der dunkeln Kammer der Lichtbildnerei die Ueber- oder Unnatürlichkeit des Geiſterſpuks, der ſo lächerlich in Tiſchen und Stuhlbeinen ſich zu offenbaren anfing, begründet und ausgemacht. Wie weit übrigens dieſes Unweſen geht und getrieben wird, darüber geben dicke Bücher ſpiritualiſtiſcher Autoritäten Zeugniß. Da iſt zunächſt der Haupthahn dieſer Spuk- und Klopfwirthſchaft, Mr. Home, ſelbſt. Er hat eine Art Selbſtbiographie geſchrieben: „Incidents in my Life," einen guten Octavband voller Wunder. Wir erfahren, daß er ein geborner Schotte iſt, der ſchon als Knabe nach Amerika auswanderte, und hier ein Träumer von Träumern, ein Seher des Unſichtbaren, ein mächtiger Beweger von Tiſchen und erſter Geiſterkönig der Spiritualiſten ward. Etwa 1855 kam er als 22jähriger Geiſterklopfer nach London, verrückte Tiſche und Menſchen, darunter ſogar den langen, hagern Verfaſſer von „Zanoni" und der „Strange Story," Bulwer Lytton, etablirte den Spiritualismus in England, dann im Kreiſe des Kaiſers der Franzoſen, in Italien ꝛc. In Rom feierte er ſeine größten Triumphe und ſeine Verlobung. Er wurde hier ganz gegen ſeinen Willen in die Familie der ruſſiſchen Gräfin von Kuſcheleff eingeführt und zwiſchen die beiden Schweſtern Kuſcheleff placirt. Sobald er ſaß, rief die eine lachend: „Mr. Home, Sie werden innerhalb eines Jahres heiraten!" Er fragte nach dem Grunde dieſer Aeußerung und erfuhr, daß in Rußland der Aberglaube herrſche, jeder Jüngling, der zwiſchen zwei Schweſtern zu ſitzen komme, müſſe innerhalb eines Jahres heiraten. So geſchah es. Noch an demſelben Abend ſaß er im Hauſe der Gräfin von Kuſcheleff neben ſeiner zukünftigen Frau, der Tochter des Generals, Grafen von Kroll, auf dem Sopha. Sie ſtarb als ſeine gläubige Gattin, am 20. Februar 1862 und hinterließ einen 30jährigen Wittwer, der nun wieder in London ſteckt und immer noch von ſpiritualiſtiſchen Mächten gequält wird. Er war von Hauſe aus Schneidergeſelle und ward Geiſterkönig.

Schneidergeſellen haben in der Weltgeſchichte nicht ſelten bedeutende Rollen geſpielt. Der große Kurfürſt von Brandenburg hatte einen Haupthahn von General, der Schneidergeſelle geweſen war. Zur Reformationszeit gab's einmal einen Kommuniſten-, Religions- und Schneider-König. Schneidergeſellen, viel krumm ſitzend und mit Nadel und Zwirn viel Wunderdinge einfädelnd und vernähend in vielfach verzwirnten Labyrinthen, haben und verzwirnen oft ſeltſame Ideen und machen ſich ſeltſame Gedanken. Home's Buch iſt mindeſtens als Schneidergeſellen-Poeſie ſehr beachtenswerth und ein Zeichen der Zeit, an welchem ſich die hochgeſtellteſten Perſonen Europa's und Amerika's gläubig betheiligt haben.

In dem engliſchen „Spiritual Magazine" (London: Pitman, 20 Paternoster-Row) kann man übrigens noch eine ganze Menge Wunderdinge von Home, Geiſter-Photographien (3 Stück à 3 ſh. 6 p. = 1 Thlr. 5 Sgr.) leſen.

Auch iſt Mr. Howitt, der eigentliche literariſche Apoſtel und Don-Quijote des Spiritualismus, jetzt mit einem ganzen Bande Uebernatürlichkeit aufgetreten. Seine Geſchichte des Uebernatürlichen („History of the Supernatural") iſt unter allen Umſtänden eine Merkwürdigkeit und geradezu ein gewaltiger Beweis für die Macht des Uebernatürlichen juſt in unſerer materialiſtiſchen Zeit der Naturwiſſenſchaften, des Induſtrialismus und Merkantilismus. In Amerika iſt dieſe Richtung am Weiteſten getrieben worden, dafür auch der Gegenſatz hier am Mächtigſten.

Mr. Howitt iſt durchweg ein konfuſer Kauz und entwickelt geradezu Blödſinn in ſeiner Begründung „of the new lex magna of the universe," des neuen großen Univerſal-Weltgeſetzes. Aber darauf kommt's gar nicht an, auch nicht auf unſere Weisheit, womit wir dieſes weitverbreitete neue „Credo quia absurdum" widerlegen können. Der Glaube hat ja grade darin ſeine Stärke, daß er die Abſurdität, die Unerklärlichkeit, den Unſinn, das unſerem Verſtande Unzugängliche zu ſeiner Lebens- und Nahrungsquelle macht. Home's, Howitt's und Mrs. Crowe's Bücher („Night Side of Nature"), die amerikaniſchen und engliſchen Spiritualiſten-Journale (über 20 mit mehr als 1 Million Leſern) ſind als litera-

Digitized by Google

riſche und Lebenserſcheinung im Allgemeinen, abgeſehen von den lächerlichen und unſinnigen Einzelheiten ſelbſt, weder etwas Zufälliges, noch Unſinniges. Die größten Geiſter und hochgeſtellteſten Männer gehören in die Reihen der Gläubigen, der Hoffenden, daß etwas d'raus werde, daß ſich eine neue Religion, ein neues Heil, eine höhere Offenbarung daraus entwickeln werde. Howitt, ſonſt ein ganz gelehrter und vernünftiger Mann, geht gradezu von dem Grundſatze aus, daß das unleugbar Lächerliche und Ungeſchickte in der Tiſchbein-Geiſter-Offenbarung und dergleichen nicht der jenſeitigen Welt des Uebernatürlichen zur Laſt gelegt werden müſſe, ſondern unſerem Materialismus, unſerer Schülerhaftigkeit und Stümperei. Wir werden ſchon die Kinderſchuhe ausziehen und dahinter kommen, wie man mit Geiſtern ſprechen und umgehen müſſe. Das Ganze ſei eine Vorſchule, Vorbereitung, das Dämmern und Drängen der Menſchheit in einer meſſianiſchen Idee, das Morgenroth einer neuen Welterlöſung aus den Feſſeln und Sklavenketten des Materialismus, in welchen die jetzige Menſchheit ſchmachte. Und darin treffen wohl alle edleren Naturen zuſammen, daß ſie überhaupt nach einem neuen Inhalt des Göttlichen ſuchen und ſtreben. Mit dem deutſchen Materialismus und dem engliſch-amerikaniſchen Mormonismus iſt's zu Ende. Wir müſſen anderswo und mit andern Mitteln unſer Heil verſuchen. Der Spiritualismus iſt ein Verſuch, ein lächerlicher, aber doch ein Verſuch.

## Mannigfaltiges.

— Ethnographiſche Karten der polniſchen Nationalität. In St. Petersburg iſt ſoeben ein die polniſche Nationalität zum Gegenſtande habender Atlas erſchienen,* der ſehr zur rechten Zeit kommt, indem er geeignet iſt, manche ethnographiſch-politiſche Illuſion zu berichtigen. Auf ſechs Karten weiſt nämlich der vorliegende Atlas nach, wie ſich ſtatiſtiſch in den verſchiedenen, von Polen bewohnten Provinzen Rußlands, Oeſterreichs und Preußens die Volkszahl polniſcher Nationalität zu der der übrigen, in denſelben Provinzen wohnenden Nationalitäten verhält, und da ergiebt ſich denn, daß allein im ſogenannten Kongreß-Polen, in dem Königreiche des Jahres 1815, die eigentlichen Polen in überwiegender, das Land phyſiſch und moraliſch beherrſchender Anzahl zu finden ſind. Der Umfang der betreffenden, zum Theil von Polen bewohnten Gebiete erſtreckt ſich von der mit aufgenommenen preußiſchen Provinz Schleſien im Weſten bis zu dem nicht mit aufgenommenen ruſſiſchen Gouvernement Tſchernigow im Oſten, ſowie von Kurland im Norden bis zur Bukowina im Süden. Es iſt dieſer Länder-Komplex von 28,100,000 Menſchen bewohnt. Davon beſteht weniger als der dritte Theil, nämlich 8,950,000, aus eigentlichen Polen; ganz ebenſo zahlreich, nämlich 8,821,000, ſind daſelbſt die Ruſſen; die Deutſchen zählen 5,660,000; die Iſraeliten, von denen ein großer Theil ſich ebenfalls für Deutſche erklärt, 2,360,000; die Lithauer und Letten 2,100,000; endlich kamen auch noch 209,000 auf verſchiedene andere, in dieſen Provinzen zerſtreute Nationalitäten. Von den ſechs Karten dieſes Atlas bildet die erſte eine ethnographiſche Ueberſicht ſämmtlicher Nationalitäten; die zweite iſt der polniſchen, die dritte der ruſſiſchen, die vierte der deutſchen, die fünfte der lithauiſch-lettiſchen Nationalität und die ſechſte den Iſraeliten gewidmet. Herr von Erkert, der Herausgeber des Atlas, begleitet jede Karte mit Anmerkungen, von denen wir folgende in Bezug auf die Letten hervorheben: „Die eigentlichen Letten bewohnen einen großen Theil von Kurland, die Hälfte von Livland und den weſtlichen Theil der Provinz Witebsk (das polniſche Livland). In Kurland hat der Einfluß der deutſchen Civiliſation die Letten weit über ihre Brüder in Witebsk geſtellt, wo dieſe durch den polniſchen Einfluß in einer verhältnißmäßig ſehr niedrigen Sphäre erhalten werden."

— Friedr. Förſter's Geſchichte der Befreiungskriege. Die in Nr. 22 des „Magazin" ausgeſprochene Vermuthung, daß die unter dem Titel „1813, aufrichtige Geſchichte des Befreiungsjahres," bei Ferd. Schneider in Berlin erſchienene erſte Lieferung eines neuen Werkes von Dr. Friedrich Förſter verfaßt ſei, ſcheint uns durch die ſoeben im Verlag von Guſtav Hempel in Berlin erfolgte Ausgabe der erſten Lieferung der fünften Auflage von „Friedrich Förſter's Geſchichte der Befreiungs-Kriege 1813, 1814, 1815"* vollſtändig widerlegt. In dieſer neuen Auflage hat der Verf. nämlich, wie es in dem beigegebenen Proſpekte heißt, Alles zuſammengeſtellt, reſp. hinzugefügt, was ihm an neuen, wichtigen Mittheilungen über jene Zeit zugegangen und was zum Theil „bisher der Geſchichtsſchreibung gänzlich unbekannt und unzugänglich war." Allerdings heißt es auch in dem Proſpekte zu dieſer Geſchichte: „Wem ſolche Enthüllungen nicht zuſagen, für den iſt das Werk nicht geſchrieben; ja wir warnen ihn ſogar davor, denn es würde ihm manche unangenehme Täuſchung bereiten, und über Manches die Augen öffnen." Gleichwohl iſt doch in der Erzählung ſelbſt, ſoweit ſie vorliegt, von den in Nr. 22 des „Magazin" gerügten, radikalen Aeußerungen keine Spur wahrzunehmen.

* Atlas ethnographique des provinces habitées en totalité ou en partie par des Polonais. Par R. d'Erkert. — Leipzig, J. C. Hinrichs, 1863.

— Von der Chemnitzer Handelsſchule.** Wir haben ſchon früher Gelegenheit gehabt, auf die tüchtige Handelsſchule in dem gewerbthätigen Chemnitz aufmerkſam zu machen, und die gediegenen Schriften zu beſprechen, welche ihren Programmen beigegeben ſind, z. B. eine werthvolle Schrift über das engliſche Unterrichtsſyſtem und Erziehungsweſen, welche den engliſchen Lehrer der Anſtalt zum Verfaſſer hatte. Daß dieſelbe fortfährt, für gediegene Lehrkräfte zu ſorgen, dafür liegt der Beweis auch in der gegenwärtigen Schrift vor. M. E. Maſſon, der Lehrer der franzöſiſchen Sprache, giebt uns eine kurzgefaßte Geſchichte der franzöſiſchen Literatur: De la littérature française depuis le XI jusqu'au XVI siècle, welche geſchichtlichen Sinn, fleißige Lectüre und einen gebildeten Geſchmack verräth. Dieſes iſt namentlich in Bezug auf das Mittelalter, auf den romantiſchen Sinn und das Volksthümliche der Fall, das in neuerer Zeit erſt wieder auf Anregung von Deutſchland aus entdeckt worden iſt, nachdem Voltaire und ſeine Anhänger daſſelbe in ein ganz ſchiefes Licht geſtellt hatten. Der Verfaſſer zeigt ſich hierin als ein würdiger Vertreter der neueren Richtung. „Du reste, ſagt er am Schluſſe, rendons justice à notre époque: le temps n'est plus où le moyen-âge était jugé indigne d' attirer l' attention, où Voltaire n'en parlait que pour le honnir. Des hommes éminents en ont fait l'objet de savantes et laborieuses recherches; ils ont déchiré le voile qui le cachait à nos yeux et nous le rendit méconnaissable; ils lui ont redonné la vie dans leurs ouvrages; ils nous l'ont reconstruit avec le caractère qui lui appartient. Doublement coupables, si nous continuions à le poursuivre de notre indifférence."

— Bilder aus dem Orient.*** Die zuletzt erſchienenen drei Lieferungen (4, 5 u. 6) dieſes von A. Löffler nach der Natur gezeichneten und von Dr. Moritz Buſch mit beſchreibendem Text ausgeſtatteten, pittoresken Werkes enthält folgende Stahlſtiche: 1) Alt-Kairo; 2) der Obelisk von On (Heliopolis); 3) die Sphinx mit den Pyramiden; 4) Jaffa; 5) Jeruſalem mit Engaddi; 6) Jeruſalem, vom Oelberg geſehen. Die Ausführung der vorliegenden Stahlſtiche erſcheint uns minder gelungen, als die der Stiche in den drei erſten Lieferungen.

— Das Familienbuch des Lloyd. Das achte Heft der dritten Bandes (XIII. Jahrgang) des vom Oeſterreichiſchen Lloyd herausgegebenen „Illuſtrirten Familienbuchs" enthält abermals viel des Trefflichen und Schönen. Oelbermann's Gedicht: „O trafſt du je auf ein Gemüth" bekundet ſelbſt ein echt poetiſches Gemüth. „Die Brauerhöge" von Heinrich Smidt läßt uns das ſchöne Erzähler-Talent des Verfaſſers gleich auf den erſten Seiten erkennen. Hat der Lloyd auch ſchon einmal eine biographiſche Skizze Grillparzer's von H. Laube gebracht, ſo iſt das doch ſchon lange her, und kann der freundlichen Aufnahme von „Lau's Dichter-Heroen: Franz Grillparzer" keinen Eintrag thun. Intereſſant und ſpannend wie immer ſind Wickede's „Schilderungen eines deutſchen Offiziers aus dem gegenwärtigen Kriege in den Vereinigten Staaten Nordamerika's."

* „Mit Benutzung vieler bisher ungedruckter Quellen und mündlicher Aufſchlüſſe bedeutender Zeitgenoſſen." Berlin, Hempel. Jubel-Pracht-Ausgabe à 5 Sgr. die Lfg.

** De la littérature française depuis le XI jusqu'au XVI siècle; sa formation, son esprit, son caractère. Einladungsſchrift zur Prüfung der Schüler der öffentlichen Handels-Lehranſtalt in Chemnitz. 27. März 1863. Chemnitz, Pickenhahn.

*** Trieſt, Lit. Artiſt. Abtheilung des öſterr. Lloyd.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

# Magazin

# für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Dicjenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direkt correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 25. Mittwoch, den 24. Juni 1863. 32. Jahrgang.

## Inhalt:

Deutſchland und das Ausland. Seite
Volkswirthſchaftliches. Schulze-Delitzſch: Mittel und Wege zur Hebung der arbeitenden Klaſſen . . . . 289
H. Grätz: Geſchichte der Juden . . . . 291
England.
Eine Stimme aus England über das, was der deutſchen Induſtrie noththut 292
Frankreich.
Montalembert über die Entſtehung des Mönchthums . . . . 294
Aegypten.
A. v. Kremer: Aegyptens Land und Volk. Die Eiſenbahnen und der Suez-Kanal . . . . 296
China, Japan und Siam.
Reiſebriefe von Reinhold Werner . . . . 298
Mannigfaltiges.
Otto Spamer's Ehrenbuch des Befreiungskrieges . . . . 299
Mädler's Abriß der Aſtronomie . . . . 300
Beethoven-Monument in Wien . . . . „
Das Hohe Lied . . . . „
Die Lebensverſicherung der Arbeiter . . . . „

## Deutſchland und das Ausland.

### Volkswirthſchaftliches.

### Schulze-Delitzſch: Mittel und Wege zur Hebung der arbeitenden Klaſſen.

Die ſechs Vorträge, die der hochverdiente und unermüdliche Volks- und Arbeiter-Freund Schulze-Delitzſch im Arbeiter-Verein von Berlin über das Kapital und deſſen Verhältniß zur Arbeit, ſowie über die praktiſchen Mittel und Wege zur Hebung der arbeitenden Klaſſen, gehalten, ſind nunmehr im Buchhandel erſchienen.* Bekanntlich iſt es dieſen Reden zu verdanken, daß die von Herrn Ferdinand Laſſalle hervorgerufene Aufregung der deutſchen Arbeiter, die man durch Redensarten à la Louis Blanc und Cabet zu verwirren ſuchte, ſehr bald einer geſunden, verſtändigen Auffaſſung des Verhältniſſes der Arbeiter zu ihren Arbeitgebern und zu der großen Mehrheit ihrer Landesgenoſſen gewichen iſt. Wir brauchen wohl in dieſen Blättern das, was Schulze-Delitzſch in ſo klarer, eindringlicher Weiſe über das Unſinnige jenes Geredes von der Garantie der Exiſtenz durch den Staat geſagt, nicht zu rekapituliren. In unſeren Spalten, welche die Geſchichte des St. Simonismus, Fourierismus und Cabetismus mit erlebt und dieſe Syſteme ſtets in ihrer Naturwidrigkeit aufgezeigt und bekämpft haben, ſind das längſt abgethane, alte Geſchichten, auf die jetzt noch einmal zurückzukommen, unſere Leſer uns faſt verübeln könnten. Wir thun es auch nicht, ſondern verweiſen diejenigen, welche den Kontrovers-Punkten zwiſchen Schulze-Delitzſch und Laſſalle ein beſonderes Intereſſe ſchenken, auf die Schrift des Erſteren.

Das unterſcheidende Moment zwiſchen Schulze-Delitzſch und Laſſalle beſteht eben darin, daß der Erſtere durchaus praktiſch iſt und, der Natur der Dinge folgend, den Menſchen hauptſächlich auf ſich ſelbſt verweiſt, der Letztere dagegen Luftſpiegelungen und Seifenblaſen für reale Dinge hält und ausgiebt. In dem fünften ſeiner Vorträge bezeichnet Schulze-Delitzſch ſpezieller die zum rechten Ziele führenden Mittel und Wege. Er erklärt dem Gewerbtreibenden, dem Arbeiter, die Geſetze, wonach ſich Production und Conſumtion, Tauſch und Werth, Kapital und Kredit u. a. m. richten. Er macht ihm klar, daß er nach dieſen Geſetzen ſeine Thätigkeit regeln, die Hebel, von denen der Erfolg abhängt, auf dieſem Wege anwenden, nicht ſie bekämpfen, nicht Kraft und Mittel in dem vergeblichen Verſuche zerſplittern dürfe, jene Einflüſſe außer Wirkſamkeit zu ſetzen und die Natur der Dinge zu ändern. Wir theilen in Nachſtehendem die Haupt-Geſichtspunkte mit, von welchen aus Schulze-Delitzſch die Sache der Arbeiter auffaßt und ſie ihnen an's Herz legt.

„Die erſte Forderung, ſagt er, die überhaupt bei einem wirklich praktiſchen Angriffe der Sache geſtellt werden muß, iſt:

die Vermehrung der Geſammtgüter-Maſſe, des Geſammtvermögens der Nation (des Nationalreichthums).

„Da wir bei der ganzen Angelegenheit davon ausgehen, daß ein großer Theil der Menſchen nicht genügend mit den zum Leben erforderlichen Gegenſtänden verſorgt iſt, ſo muß man eben zunächſt auf Vermehrung der Geſammtmaſſe der den Geſammtbedarf deckenden Befriedigungsmittel wirken, weil es ohne eine ſolche Vermehrung nicht möglich iſt, den Einzelnen größere Antheile daran, behufs beſſerer Verſorgung, zu Gebote zu ſtellen.

„Dieſe Vermehrung der zur Befriedigung der Bedürfniſſe Aller beſtimmten Arbeits-Produkte und Leiſtungen hängt nun unbeſtritten von der Steigerung der Production ab, welche wiederum, wie wir zur Gnüge nachgewieſen haben, bedingt iſt: a) durch die Steigerung der Leiſtungsfähigkeit der Arbeit bei den Einzelnen, b) durch das Wachsthum der Privatkapitalien. Alles was auf Förderung eines dieſer Momente abzielt, trägt mittelbar zur Löſung der ſocialen Frage bei. Große Erfindungen, neue Entdeckungen auf dem Felde der Induſtrie, welche die Arbeit leichter und ergiebiger, die Production wohlfeiler machen, ſchlagen zuletzt nothwendig zum Vortheil Aller aus, wenn auch eine Zeit lang der Erfinder allein ſie für ſich ausbeutete. Ebenſo die Anſammlung großer Kapitalien. Wie eigenſüchtig auch in manchen Fällen die Inhaber derſelben erſcheinen, kommen ſie doch mit Nothwendigkeit dem induſtriellen Aufſchwunge zu Statten, müſſen in produktiven Unternehmungen ihre Anlage ſuchen, ſollen ſie nicht todt liegen, ihren Beſitzern keine Rente gewähren. Wie wir daher jeden Fortſchritt in dieſer Hinſicht als ſegensreich für die Arbeiter mit allen Kräften zu unterſtützen haben, ſo müſſen wir uns allem Ankämpfen dagegen, jeder Hemmung des induſtriellen Fortſchritts, wie ſie namentlich mit Beſchränkung der freien Bewegung in Arbeit und Erwerb zu Tage tritt, jeder Anfeindung des Kapitals, welche deſſen Anwachſen hemmt, als unheilvoll widerſetzen, indem durch alle dergleichen Maßregeleien und Eingriffe des Staates und bevorrechteter Klaſſen die Entwickelung von ihren natürlichen Bahnen verſchlagen, und ein Zuſtand herbeigeführt wird, den Niemand mehr zu beklagen haben würde, als die Arbeiter.

„Iſt ſonach in der Vermehrung der Befriedigungsmittel durch die geſteigerte Leiſtungsfähigkeit der Arbeit die erſte nothwendige Vorbedingung der beſſeren Verſorgung Aller mit Allem gegeben, ohne welche die letztere überhaupt nicht denkbar iſt, ſo handelt es ſich ſodann weſentlich um die Vertheilung dieſer Gütermaſſe, um die Frage: wie der Einzelne zu dem ſeinem Bedürfniß entſprechenden Antheil gelangt. Als durchgreifend wird man hierbei, nach den von uns angenommenen Grundſätzen, eben nur die Regel hinſtellen können: daß der Antheil des Einzelnen an dem Geſammtprodukt, das was dem Einzelnen an Befriedigungsmitteln, an Genüſſen davon zur Verfügung geſtellt wird, ſich im Allgemeinen richtet nach ſeinem Antheil an der Geſammtproduction, nach dem, was er zur Erzeugung

* Kapitel zu einem deutſchen Arbeiter-Katechismus. Sechs Vorträge vor dem Berliner Arbeiter-Verein, von Schulze-Delitzſch. Leipzig, Ernſt Keil, 1863. (Pr. 7½ Ngr.)

Digitized by Google

der fraglichen Gütermaſſe beiträgt, nach dem Werth, zu welchem ſeine Thätigkeit dabei in Anſchlag kommt. „Jedem nach ſeinen Leiſtungen" lautet hier der Spruch. Die Leiſtung, nicht das Bedürfniß, greift hier durch, ſoll nicht die menſchliche Geſellſchaft in kürzeſter Friſt zahlungsunfähig, der ganze wirthſchaftliche Organismus zerrüttet werden, die Ausgabe die Einnahme, die Anſprüche an die Befriedigung die Möglichkeit derſelben überſteigen. In der individuellen Leiſtungsfähigkeit iſt dem individuellen Bedürfniß die natürliche Schranke gezogen, und das iſt die wirthſchaftliche und ſittliche Aufgabe jedes vernünftigen Menſchen, ſeine Bedürfniſſe nicht über ſeine Kräfte hinauswachſen zu laſſen, vielmehr unabläſſig beſtrebt zu ſein, daß mit ihrer Steigerung die Entwickelung ſeiner eigenen Fähigkeiten und Fertigkeiten Hand in Hand gehe. Daß bei normal menſchlicher Organiſation die Erhaltung eines ſolchen Gleichgewichtes von Sollen und Können im Allgemeinen von der Natur vorgeſehen iſt, haben wir ſchon mehrfach ausgeführt. Wo aber in einzelnen Fällen ausnahmsweiſe einmal es an der zur Selbſterhaltung nöthigen Befähigung vorübergehend oder auf die Dauer fehlt, tritt die Uebung jener Liebespflichten ein, von denen wir im letzten Vortrage ſprachen, die wir aber niemals als Grundlagen für das Erwerbsleben der Menſchen anzuerkennen vermögen.

„Hinſichtlich der Bemeſſung des Antheils der Einzelnen nach deren Leiſtungsfähigkeit, drängt ſich uns nun die durchgreifende Wahrnehmung auf, daß dabei vorwiegend die geiſtigen Factoren der Arbeit Berückſichtigung finden. Intellektuelle und ſittliche Tüchtigkeit, insbeſondere Bildung und Kenntniſſe, Ueberſicht und Energie, Unternehmungsgeiſt und Speculationsgabe u. ſ. w. verwerthen ſich weit höher, als blos körperliche Anlagen und Fertigkeiten. Der Entwickelungsgang der neuern Induſtrie, wir wiederholen es, iſt einmal der Art, daß mittelſt ſinnreicher Verſtandes-Combinationen mehr und mehr die bloße Muskelanſtrengung erſetzt wird, und wir haben bereits nachgewieſen, wie wohlthätig im Ganzen dieſer Vergeiſtigungsprozeß der Arbeit auf die Arbeiterzuſtände zurückwirkt. Je mehr ſich daher Jemand bei dem geiſtigen Theil der Arbeitsausgaben betheiligt, je mehr Einſicht, Verſtand und Kenntniſſe er bei ſeinen Functionen aufwenden muß, im Gegenſatz zu blos körperlicher Anſtrengung, deſto höher iſt im Durchſchnitt ſein Lohn, das können Sie überall wahrnehmen. Die intellektuelle und ſittliche Hebung eines Menſchen bewirkt daher in der Regel auch die wirthſchaftliche. Je eifriger Jemand für ſeine Bildung ſorgt, je mehr Kenntniſſe er ſich verſchafft, je unabläſſiger er an der Ausbildung ſeiner ſittlichen Eigenſchaften arbeitet, deſto beſſer ſorgt er für ſein Fortkommen, ſeinen Unterhalt. Je höher alſo der Antheil iſt, den ſich ein Menſch von dem großen geiſtigen Geſammtkapital der Menſchheit an Kenntniſſen, Erfahrung und Sittigung erringt, von welchem wir beim Schluſſe des zweiten Vortrags ſprachen, auf einen deſto größern Antheil am ſachlichen, am materiellen Kapital hat er für ſeine Perſon Ausſicht. Geiſtiger Beſitz verhilft zu materiellem Beſitz, zu Vermögen, wenn er nur irgend ordentlich verwerthet wird.

„Die Bildungsbeſtrebungen alſo ſind es, mit denen wir vor allen Dingen anfangen müſſen. Hier iſt der Punkt, wo noch vieles gar ſehr Mangelhafte in den Arbeitszuſtänden auszugleichen iſt. Daß die Arbeiter ſelbſt dies zum großen Theil begriffen und werkthätig die Hand zur Beſſerung hier angelegt haben, iſt eines der erfreulichſten Zeichen der Zeit. Aus ihm ſchöpfen die wahren Freunde der Arbeiter ſtets neuen Muth für das endliche Gelingen, allen den verkehrten und haltloſen Projekten gegenüber, mit denen man ſich bemüht, die Arbeiter von dem allein richtigen Wege zu verlocken, um ſie für perſönlichen Ehrgeiz und gewiſſe unlautere politiſche Beſtrebungen auszubeuten, welche nur dazu dienen, unſere geſammte Entwickelung auf humanem, ſtaatlichem und wirthſchaftlichem Gebiet unausbleiblich der Reaction in die Hände zu führen. Aber dem beugen die Tauſende von Arbeiterbildungs- und volkswirthſchaftlichen, von Handwerker- und Gewerbe-Vereinen vor, die ihr Netz über das ganze deutſche Vaterland bis in die kleinſten Provinzialſtädte hinein gezogen haben. Indem ſie nützliche Kenntniſſe und geſunde Anſchauungen in allen Schichten des Volks verbreiten, befähigen ſie mehr und mehr ihre Mitglieder zum eignen Denken und Urtheilen in ſolchen Angelegenheiten. Wie erfreulich iſt die außerordentliche Betheiligung von Alt und Jung aus den Reihen der Arbeiter an dieſen Vereinen, mit welcher Aufmerkſamkeit, mit welchem Ernſte nehmen die wackern Leute in ſich auf, was ihnen da geboten wird! Ohne ſich zu bedenken, widmet man die wenigen Erholungsſtunden einer neuen, oft nicht minder ſchweren Arbeit, dem Lernen, und bringt oft nicht unanſehnliche Opfer an Geld dazu, um ſich die Fortbildung in manchen Fächern des Wiſſens zu ermöglichen. In der That hat die Bildungsfähigkeit und der Bildungstrieb der deutſchen Arbeiter in der ganzen bisherigen Bewegung ſich ſo glänzend bewährt, daß an der vollen humanen Ebenbürtigkeit derſelben Niemand mehr zu zweifeln berechtigt iſt, daß ihnen die Sympathien aller vernünftigen Menſchen gewiß ſind.

„Indeſſen wie viel auch auf dem Vereinswege, aus der Mitte der Arbeiter ſelbſt heraus, hier geleiſtet wird, ſo iſt doch, ſollen dieſe Beſtrebungen ihre volle Frucht tragen, noch eine Ergänzung nöthig, die ihnen erſt die rechte Grundlage giebt, von Seiten der Volksſchule nämlich. Und hier iſt es, wie wir ſchon im letzten Vortrage andeuteten, die Einwirkung des Staates, die wir beanſpruchen müſſen. Damit kommen wir keineswegs mit unſerer Abwehr der Staatseinmiſchung in die Erwerbsfrage in Widerſpruch. Nicht blos, weil thatſächlich der Staat die Volksſchule bei uns beſitzt, ſtellen wir die Forderung der Hebung derſelben an ihn. Wie wir ſeine Einmiſchung in die Privat-Angelegenheiten ſelbſtändiger Menſchen (und dazu gehört für uns die Erwerbsfrage), wie wir die Bevormundung Mündiger zurückweiſen, ſo fordern wir ſein Eintreten, ſeinen Schutz für die, welche nach dem Laufe der Natur noch nicht ſelbſtändig ſind und ſein können, beſonders behufs der Erziehung zur Selbſtändigkeit. Gewiß liegt auch hier die nächſte Pflicht der Obſorge für die hülfloſe Kindheit und das jugendliche Alter den Aeltern und Angehörigen ob. Aber wie der Staat die Sorge für Unterhalt und Ernährung ihrer Kinder den Aeltern als Zwangspflicht auflegt, damit die hülfloſen Weſen nicht leiblich verkommen, ſo hat er dieſe Pflicht unbedingt auch auf die geiſtige und ſittliche Entwickelung der Kinder auszudehnen, damit dieſelben nicht der Verwahrloſung anheimfallen, und dadurch zur Aufgabe der ſocialen Selbſtſorge, die der Staat von ſeinen Angehörigen verlangen muß, wenn er beſtehn will, ſowie zur Erfüllung aller übrigen Bürgerpflichten von Haus aus untauglich werden. Das Recht auf Erziehung betrachten wir als das erſte aller Grundrechte des Menſchen, mit ſeinem Eintritt in die Welt beginnend, welches in jedem civiliſirten Gemeinweſen geſchützt werden muß. Deshalb verlangen wir den Schulzwang und die Obſorge des Staats für die Schule als ein politiſches Recht und eine politiſche Pflicht. Zur Freiheit und Selbſtändigkeit — Sie wiſſen, daß man Beides nicht trennen kann — muß der Menſch erzogen werden; Jemandem im hülfloſen Alter dieſe Erziehung verkümmern, iſt ein Attentat auf das Menſchenthum, dem der Staat entgegen zu treten hat, ſo gut wie einem Mord. Darum fordern wir, daß der Staat mehr thue für die Schule, als bisher, beſonders auch für die Lehrer, die würdigſte und am ſchlechteſten belohnte Arbeitsklaſſe in der Welt. Keine Stätte der Umkehr der Wiſſenſchaft ſoll man aus ihr machen, ſondern eine Stätte des Fortſchritts, wie ihn die Bildung der Zeit verlangt. Die Leute können heutzutage gar nicht zu viel lernen, ſelbſt wenn man nur den nächſten Lebensberuf im Auge hat, dem ſie zum Behufe ihres Unterhalts ſich zuwenden. Eben in der Schule, in der erſten Jugendbildung empfängt der Einzelne das ihm als Menſch gebührende Erbe, den Antheil an jenem großen geiſtigen Geſammtkapital, von dem wir ſprachen, welcher bei rechtem Gebrauch, am ſicherſten von allen Mitteln, auch weiter zu materiellem Beſitz verhilft.

„Die Wahrheit, das Zutreffende dieſer Sätze bewährt ſich täglich im wirklichen Leben vor unſeren Augen. Fortwährend ſehen wir ſowohl Kleinmeiſter wie eigentliche Lohnarbeiter aus der beſchränkteſten Lage ſich durch Tüchtigkeit und Beharrlichkeit herausarbeiten zu den erſten Stellungen in der Induſtrie, zu Leitern der großartigſten Unternehmungen, zu Herren eines bedeutenden Vermögens, oder doch wenigſtens zu einem geſicherten Wohlſtand. Dagegen nehmen wir ebenſo oft wahr, daß die Söhne begüterter Familien, in die günſtigſte Lage beim Beginn ihrer Laufbahn verſetzt, durch Untüchtigkeit, Schlaffheit, Verſchwendung von ihrem Reichthum herabſinken, und entweder ganz verkommen, oder wieder von vorn anfangen müſſen. So entſteht ein fortwährender Wechſel, ein Schwanken in der äußern Lage unter den auf die Induſtrie Angewieſenen, vom großen Unternehmer bis zum ſchlichteſten Arbeiter, welches ſich unmittelbar aus einer Eigenſchaft der menſchlichen Natur erklärt. Gewiß iſt dieſes Emporarbeiten zu einer höhern ſocialen Stellung mit großen Schwierigkeiten verbunden, darüber wird ſich Niemand täuſchen. Aber gerade deshalb ſehen wir die Aufgabe von denen, die ſich ihr ernſtlich unterziehen, in ſo überraſchender Weiſe gelöſt. Der Menſch iſt nun einmal ſo geartet, daß ſich einerſeits ſeine ganze Leiſtungsfähigkeit nur da vollſtändig entwickelt, wo man ihn einzig auf die eigene Kraft verweiſt und dieſe in harten Proben ſtählt. Andrerſeits tritt, wo dieſe Nöthigung von Haus aus wegfällt, wo im Beſitz erebter Mittel der Genuß ohne Anſtrengung zur Gewohnheit wird, nur gar zu leicht im Genügen des Erworbenen das Streben nach Erwerb zurück, die Genußſucht überwuchert die thätige Kraft, und die Folge davon iſt Erſchlaffung und Demoraliſation. Wer erkennt nicht eine gewiſſe gerechte Ausgleichung in dieſer Einrichtung unſerer Natur zwiſchen den Höhen und Tiefen der Geſellſchaft, welche

wir ſo ſich einander berühren, in einander übergehen ſehen, und wie wohlthätig wirkt dieſelbe für den Haushalt im Allgemeinen! Danach hat das Vermögen, der Beſitz, welcher nun einmal, als Ausfluß der freien Perſönlichkeit, ſeine volle Wirkſamkeit zum Beſten der Geſammtheit nur in den Händen der Einzelnen äußern kann, ganz von ſelbſt die Tendenz, das ſtetige Streben, in ungeſchickten Händen zu zerrinnen, ſich ihnen zu entziehen, um in geſchicktere überzugehen. Und daß dem ſo ſei und bleibe, dabei ſind wir alle gar ſehr intereſſirt. Beſitz iſt Macht, ſo gut wie Bildung, und wir wünſchen, daß die Macht, die ſociale wie die politiſche, ſich bei denen befinde, welche ſie recht zu benutzen wiſſen und ſie nicht mißbrauchen. — Mit dieſer Folgerung ſind zugleich alle Maßregeln verurtheilt, welche dies natürliche Geſetz unwirkſam zu machen ſich bemühen, wie die neuerlich wieder aufgelebten Verſuche der Feudalpartei, durch Fideicommiſſe und Aehnliches den großen Grundbeſitz in den Händen ihrer Nachkommen, auch bei deren gänzlicher Unfähigkeit und Unwürdigkeit, zu erhalten — Beſtrebungen, welche ebenſo ſehr dem öffentlichen Wohle widerſtreben, als die Entartung derer, die man durch Entziehung der freien Dispoſition gegen ſich ſelbſt zu ſchützen unternimmt, nur befördern.

„Haben wir im Vorſtehenden auf den täglichen Vorgang des Emporſteigens über und des Niederſinkens unter ein gewiſſes Niveau, einen beſtimmten Mitteldurchſchnitt der wirthſchaftlichen Lage, die Blicke gerichtet, ſo werden wir uns freilich dabei nicht verhehlen, daß es im Verhältniß zu der großen Zahl der Arbeiter immer nur wenige von der Natur und den Verhältniſſen beſonders Begünſtigte ſind, die auf dieſe Weiſe zum Ziele gelangen, daß alſo noch irgend etwas hinzutreten muß, wenn wir die Hebung der arbeitenden Klaſſen im Allgemeinen erſtreben. Indeſſen zeigt uns der Vorgang doch, eben an der Weiſe, wie die Einzelnen emporgekommen ſind, diejenigen Mittel und Kräfte, mittelſt deren man überhaupt emporkommen kann. Da nun, wie wir ſattſam erfahren haben, die Bedingungen des wirthſchaftlichen Gedeihens keine willkürlich neu zu erfindenden ſind, ſondern mit innerer Nothwendigkeit im Weſen des Menſchen, in ſeiner Stellung in der Welt begründete, ſo müſſen uns jene Beiſpiele als Muſter für Alle ſtets vor Augen ſchweben. Die Aufgabe kann daher nur dahin gefaßt werden: „eine Auskunft zu finden, welche jene Bedingungen des Gelingens, wie ſie nur ſelten bei einzelnen Arbeitern zuſammentreffen, möglichſt verallgemeinert, und das, was ſonſt nur beſonders Begabten zu erreichen beſchieden war, auch den mittelmäßig Begabten zugänglich zu machen."

„Die Auskunftsmittel aber haben wir in der freien Erwerbs- und Wirthſchafts-Genoſſenſchaft, wie ſich dieſelbe ſeit länger als 30 Jahren in den Ländern, wo die gewerbliche Arbeit am meiſten vorgeſchritten iſt, ausgebildet hat. Ausgehend von dem uralten Satz, dem wir ſchon ſo Großes danken in der Geſchichte, von der Vereinigung der Kräfte, hat ſie bereits in den Anfangsſtufen ihrer Entwickelung ſo Bedeutendes geleiſtet, daß man in ihr jenes ausgleichende Moment zu ſuchen berechtigt iſt, vermöge deſſen der allgemeine induſtrielle Fortſchritt mit ſeinen unleugbaren Segnungen für die Geſammtheit nicht um den Preis des induſtriellen Wohlergehens zahlreicher Bevölkerungs-Klaſſen erkauft werden muß. „Was Du nicht allein vermagſt, dazu verbinde Dich mit Andern, die das Gleiche wollen," und „mehrere kleine Kräfte vereint bilden eine Großkraft;" dies die einfachen Wahrheiten, welche die Genoſſenſchaft auf wirthſchaftlichem Felde zu verwirklichen ſtrebt. Und in der That hat ſie ihre Kraft bewieſen. Wenn unbeſtritten „Kapital" und „Intelligenz" die beiden Factoren alles Erwerbs ſind; wenn beide in der neuern Induſtrie bei deren Zuge zu großartigen Etabliſſements in immer größerem Maße zu einem ſelbſtändigen Unternehmen erfordert werden: ſo hat ſich gerade hier, in ihrer Vermittelung für die Arbeiter, das genoſſenſchaftliche Prinzip über Erwarten bewährt. Zunächſt kommt dabei ſchon das einfache Zuſammenſchießen des Kleinbeſitzes der einzelnen Genoſſen in Anſchlag, indem die Summe von Einſicht und Erfahrung, ſowie von materiellen Mitteln, welche Alle zuſammen beſitzen, wodurch Jeder den Andern bei dem gemeinſamen Unternehmen ergänzt, natürlich größer ausfällt, als die Einzelantheile, und dennoch jedem Einzelnen in der Geſammtheit mit zu Statten kommt. Indeſſen faſt noch wichtiger, als dieſe Vereinigung des wirklich bei den Genoſſen Vorhandenen an Intelligenz und Kapital, iſt das Herbeiziehen, das Dienſtbarmachen fremder Intelligenz und fremden Kapitals für die Genoſſenſchaftszwecke. Indem in der Geſammthaft der Genoſſen, in dem gegenſeitigen Uebertragen des Ausfalles Einzelner, eine Kreditbaſis gewonnen wird, welche fremdes Geld herbeilockt und ein gegebenes Darlehn als ein ſicheres Geſchäft erſcheinen läßt, iſt in dieſem Gewinnen ausreichender Mittel zugleich die Möglichkeit gegeben, auch dem unmittelbaren Arbeiterkreiſe nicht angehörige Perſönlichkeiten von vorzugsweiſer Befähigung in den Verband hereinzuziehen und ſich ihre Dienſte zu ſichern. Und indem die Genoſſenſchaft einerſeits dem in ſeinem Einzelbetrieb verharrenden Kleinmeiſter ſoviel als möglich die Vortheile des Großbetriebs zugänglich macht, andererſeits den Lohnarbeitern durch das Zuſammentreten die gemeinſame Production im Großen ermöglicht, bieten ſie den Einen zur Behauptung, den Anderen zur Erreichung der gewerblichen Selbſtändigkeit das einzig erprobte Mittel."

## H. Grätz: Geſchichte der Juden.

Von der „Geſchichte der Juden von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart, von Dr. H. Grätz," iſt jetzt der ſiebente Band erſchienen,* welcher ſich von Maimuni's (Maimonides') Tode (1205) bis zur Verbannung der Juden aus Spanien und Portugal, und zwar zuerſt über die erſte Hälfte (bis zum Jahre 1369) erſtreckt. Bevor wir aber über den ſpeziellen Inhalt dieſes Bandes ſprechen, mögen einige Bemerkungen über die Geſchichte der Juden im Allgemeinen geſtattet ſein.

Herder (in ſeinen Ideen zur Geſchichte der Menſchheit, Buch 12) ſagt: „Sammelte Jemand eine Geſchichte der Juden aus allen Ländern, in die ſie zerſtreut ſind, ſo zeigte ſich damit ein Schauſtück der Menſchheit, das als ein Natur- und politiſches Ereigniß gleich merkwürdig wäre. Denn kein Volk der Erde hat ſich, wie dieſes, verbreitet; kein Volk der Erde hat ſich, wie dieſes, in allen Klimaten ſo kenntlich und rüſtig erhalten;" und der alte, ehrliche Schlözer bemerkt: „Die Geſchichte der Juden, dieſes merkwürdigen und klaſſiſchen Volkes, mit philoſophiſchem Geiſte geleſen, bietet uns ein überaus weites Feld von Belehrungen dar; ſie iſt, von ihrem Beginn an bis zu dieſem Augenblicke, voller Intereſſe für den Philoſophen, lehrreich für den Geſetzgeber, erſprießlich für den Regenten, anziehend für den Alterthumsforſcher, und von vorzüglich großem Nutzen für den Geſchichtsfreund. Sie iſt zwar ſchauervoll und gräßlich, zugleich aber auch erhaben, groß und folgenreich." — Und dennoch wurde dieſe Geſchichte von jeher ſehr ſtiefmütterlich behandelt und in größeren Werken wurde die alte Geſchichte der Juden in wenigen Kapiteln, in Kompendien oft nur mit wenigen Zeilen abgeſpeiſt. Eine Geſchichte der Juden nach dem Untergange des jüdiſchen Reiches bis auf die Jetztzeit gab es nicht; was der Franzoſe Basnage darin geleiſtet, iſt längſt als ungenügend anerkannt und bei Seite gelegt.

Warum es aber keine eigentliche Geſchichte der Juden gab, darüber hat Grätz ſelſt in einer ſehr geiſtvollen Skizze: „Die Conſtruction der jüdiſchen Geſchichte,"** ſich ebenſo offen, als richtig ausgeſprochen. „Die chriſtliche Geſchichtsanſchauung ſpricht bekanntlich dem Judenthume ſeit dem Verluſte ſeiner ſtaatlichen Selbſtändigkeit, der mit einem für die chriſtliche Welt wichtigen Phänomen zuſammenfiel, alle Geſchichte, im höhern Sinne des Wortes, rein ab; ſie gönnt ihm kaum einige Zeilen und glaubt es zum Danke verpflichtet zu haben, wenn ſie einige zerſprengte Einzelnheiten ſeiner Geſchichte an den Rand der weltgeſchichtlichen Annalen in eine magere Note verwieſen hat. Flüchtig eilt der Griffel der Weltgeſchichtsſchreiber über die Paſſionsgeſchichte hinweg. — Und nun erſt die rege Thätigkeit der jüdiſchen Geſchichte, die unſterblichen Schöpfungen, die das Judenthum hinter den verrammelten Pforten des Ghetto, in der düſtern Einſiedelei der Klauſe zu Tage gefördert, wie ſollte dieſes Beachtung und Anerkennung finden? — Um ſo dringlicher ergeht an uns die Aufforderung, unſerer Geſchichte ihr Recht zu vindiciren, ihre Lebenshaltigkeit und Unverweslichkeit darzuthun, zu beweiſen, daß der jüdiſchen Geſchichte kein Mittelalter in dem gehäſſigen Sinne des Wortes nachgewieſen werden kann, daß ſelbſt die anſcheinende Erſtorbenheit in den mitternächtigen Tagen des Mittelalters nur ein künſtlich angelegter Scheintod geweſen, um ſich vor der blutdürſtigen Brutalität zu retten, oder auch ein geſunder, kräftigender Winterſchlaf, der das Judenthum befähigte, einen kühnen, weltgeſchichtlichen Wettlauf mit ſeinem jüngern, vom Glücke begünſtigten Nebenbuhler anzutreten."

So lag dieſer Zweig der Geſchichtsſchreibung lange brach. — Da unternahm es, nachdem einzelne Partien aus der Geſchichte der Juden in größern Werken oder in Monographien in die Oeffentlichkeit gekommen waren, zuerſt Joſt, die Geſchichte der Iſraeliten von der Zeit der Makka-

---

* Leipzig, Oskar Leiner, 1863. Von der Geſchichte der Juden, von Grätz, ſind bisher der dritte (in zweiter Auflage), vierte, fünfte, ſechſte und ſiebente Band erſchienen. Der erſte und der zweite Band, welche die Urgeſchichte bis zum Tode Juda Makkabi's enthalten ſollen, ſtehen noch zu erwarten.

** Dieſe Skizze (in Frankel's Zeitſchrift für die religiöſen Intereſſen des Judenthums 1846) kann als Vorläufer und zugleich als Dispoſition zu dem eigentlichen Geſchichtswerke G's. betrachtet werden

Digitized by Google

bäer bis zum Jahre 1828,* aus den Quellen zu bearbeiten, und er verdient, gewiſſermaßen der Herodot der jüdiſchen Geſchichte genannt zu werden. Joſt hat mit unſäglicher Mühe und großer Sachkenntniß alle ihm zu Gebote ſtehenden Quellen benutzt, was nur ihm, bei ſeiner umfaſſenden Sach- und Sprachkenntniß, möglich war, während andere Bearbeiter der jüdiſchen Geſchichte oft aus ſehr ſeichten, trüben oder gefälſchten Quellen ſchöpften. Gleichwohl iſt Joſt bei der Bearbeitung ſeines großen Werkes nicht frei von dem Fehler zu ſprechen, daß er nicht blos zuweilen mangelhaft in der Form (was wohl zu verzeihen), ſondern auch ungerecht in der Benutzung der hebräiſchen Quellen verfuhr, die er oft ſchief aufgefaßt und viel zu gering geachtet hat.**

Von ſolchem Fehler hat ſich Grätz frei zu halten gewußt; er hat mit ſcharfem, kritiſchem Blick und auf gerechter, mitunter ſcharfer Wage das Für und Wider erwogen, und den Leſer von der innern Wahrheit ſeiner Darſtellung zu überzeugen verſtanden. Freilich ſtanden Grätz auch Hülfsquellen und Vortheile zu Gebote, wie ſie Joſt noch nicht haben konnte. Denn ſeit drei Decennien ſind in der Hiſtoriographie ſo erſtaunliche Schätze zu Tage gefördert worden, die auch dem Geſchichtsforſcher für jüdiſche Geſchichte zu gute kamen, daß eine kritiſche Sichtung und eine gründliche Erörterung der betreffenden Partien erſt dadurch ermöglicht wurde; insbeſondere begann für die Literaturgeſchichte der Juden eine ganz neue Aera durch die zu den erfreulichſten Reſultaten führenden Arbeiten des genialen Rapoport in Prag und des erſtaunlich gelehrten Zunz in Berlin.*** Durch dieſe Männer und viele andere jüngere Kräfte wurde die bisher verödete und meiſt ungekannte „Wiſſenſchaft des Judenthums" gründlich gefördert. — Und dieſe Schätze im reichſten Maße auszubeuten, zu benützen, zu verarbeiten und durch eigene Forſchungen zu vermehren, dazu iſt Grätz ganz der Mann.

Er hat ſo im dritten Bande mit prüfender Forſchung die Urſachen des Unterganges des durch die Makkabäer noch einmal in's Leben gerufenen jüdiſchen Staates enthüllt und sine ira et studio ſowohl den gleichzeitigen im eigenen Intereſſe parteiiſchen Joſephus, als die ſpätern chriſtlichen Angaben gelichtet und geſichtet. Die Darſtellung der Entſtehung des Chriſtenthums iſt ein Glanzpunkt in dieſem Bande; ebenſo trefflich behandelt der vierte Band die Entwickelung der ausgebreiteten Literatur des jüdiſchen Volkes. Der Verfaſſer verſäumt es nie, in ſeiner Darſtellung von der ſtaubigen Landſtraße des politiſchen Lebens und Treibens auf die erfriſchenden Pfade der geiſtigen Thätigkeit, die nie, ſelbſt nicht unter dem härteſten Drucke von Außen, aufhörte und auch in der dichteſten Finſterniß der weltlichen Verkümmerung ein ſtrahlender, erhebender Stern blieb, hinzuleiten, und ſo in ihr den unzerreißbaren Faden nachzuweiſen, der das allſeits zerſtreute und verſprengte Volk zuſammenhielt. Die Entſtehung und Fortbildung der Gelehrtenſchulen und das Verhältniß des Judenthums zum jungen Chriſtenthum und ſeinen gleich Anfangs entſtehenden Sekten bildet den Hauptinhalt des vierten Bandes.

Doch wir gehen nun zur Beſprechung des uns vorliegenden ſiebenten Bandes über, der einen Zeitabſchnitt von etwas mehr als 150 Jahren (1205—1369) umfaßt. Dieſen Abſchnitt charakteriſirt der Verfaſſer ſelbſt mit folgenden einleitenden Worten:

„Der jüdiſche Stamm hatte, trotz ſeiner ſtaatloſen Exiſtenz und atomiſtiſchen Zerſtreuung, eine organiſche Geſchloſſenheit und Einheit behauptet und in den drei Jahrhunderten von Saadia, dem erſten mittelalterlichen Religions-Philoſophen, bis auf Maimonides, den großen Gedankenwecker, eine Höhe geiſtiger Freiheit, ſowie wiſſenſchaftlicher und poetiſcher Fruchtbarkeit, erklommen, die vergeſſen macht, daß dieſe Erſcheinung im Mittelalter auftrat. Auf dieſe reiche geiſtige Aerndtezeit folgte ein eiskalter, ſchauriger Winter. Innere und äußere Vorgänge entſchiedener Ungunſt bieten ſich die Hand, die jüdiſche Geſchichte ihrer bisherigen Großartigkeit zu entkleiden und ihrem Träger, dem jüdiſchen Volke, eine abſchreckende Knechtsgeſtalt aufzudrücken. Es ſank von der himmelanſtrebenden Höhe in das tiefſte Elend."

Es war dies die Zeit, als zuerſt durch Papſt Innocenz III., „von dem alle Uebel ſtammen, an denen die europäiſchen Völker bis zur lutheriſchen Reformation litten: die tyranniſche Gewalt der römiſchen Kirche über Fürſten und Völker, die Knechtung und Verdummung der Geiſter, die Verfolgung der freien Forſcher, die Einführung der Inquiſition, die Scheiterhaufen gegen Ketzer, d. h. gegen ſolche, welche an der Unfehlbarkeit des römiſchen Biſchofs zu zweifeln ſich unterfingen;" die Juden gezwungen wurden, ein kenntliches Abzeichen zu tragen, während in Frankreich unter Philipp dem Schönen, und in England unter Eduard I. die Verfolgungen und Austreibungen gegen Juden erfolgten, und wo endlich das Maß des Elends in Deutſchland durch die lügenhafte Beſchuldigung der Brunnenvergiftung zur Zeit des „ſchwarzen Todes" (1348) vollgehäuft wurde. Nur wenige lichte Punkte ſind in dieſer Zeit der finſterſten Noth hervorgetreten; aber — was gewiß bemerkens- und achtenswerth bleibt, — auch im tiefſten äußern Elend konnte den Juden der Muth des Geiſtes nicht genommen werden: das Studium des Geſetzes; die Vertiefung und Verſenkung in dieſes Studium war ihnen ſtets der ſtärkſte, lindernde Balſam für alle Wunden, die ihnen die Außenwelt geſchlagen hatte. Und dieſes iſt bei dem Leſen des ſiebenten Bandes dieſer Geſchichte auch das Erquickliche und Aufrichtende neben dem vielen Niederdrückenden. — Es iſt dies bei Grätz hervorzuheben, daß er dieſe lichten Momente überall richtig aufgefaßt und mit Sachkenntniß dargeſtellt hat. Zuweilen freilich iſt er mit einer ſcharfen (vielleicht zu ſcharfen) Kritik über manche Geiſteserzeugniſſe einhergefahren; aber wahrhaft vernichtend iſt ſeine Kritik über das Werk „Sohar" zu nennen. — Wer freilich weiß, wie dieſes Buch im jüdiſchen Kreiſe Jahrhunderte lang als eine himmliſche Offenbarung förmlich vergöttert wurde, das doch vom Anfang bis zum Ende faſt als eine Fälſchung ſich erweiſt, und wie-wohl ſchwerlich ein Schriftdenkmal ſo viel Einfluß ausgeübt hat, wie der „Sohar," dem doch kaum ein anderes an Wunderlichkeit des Inhalts und der Form gleichkommt, der wird ſich durch die Forſchungen Grätz's über den ſo lange unbekannten Verfaſſer des Werkes ſehr befriedigt fühlen. Hat ja doch der „Sohar" ſich geradezu als ein neues Grundbuch für die Religion in den Schoß des Judenthums einſchleichen und ſich vielfach über Bibel und Talmud ſtellen wollen. Von dieſem Buche konnte in gewiſſer Hinſicht noch weit eher der Ausſpruch gelten, welchen Warnefried von der Bibel ſagte:

Hic liber est, in quo quaerit sua dogmata quisque,
Invenit et pariter dogmata quisque sua.

Der Aberglaube der mannigfachſten Art vom Reiche des Satans, der böſen Geiſter und Geſpenſter, die maßloſeſten Deutungen der Schrift, Verrenkungen und Verdrehungen des einfachſten Bibelwortes — Alles dieſes fand ſeinen Tummelplatz im „Sohar;" und ſein Einfluß iſt ſpäter zum großen Schaden des wahren und klaren Judenthums in der Sekte der Sohariter (Sabbathianer) deutlich genug hervorgetreten. — Wir erkennen dieſe Beleuchtung des Buches „Sohar" als eine der verdienſtvollſten Partien des Buches an. — Möge der Verfaſſer, deſſen tüchtiges Streben alle Anerkennung verdient, recht bald mit der Fortſetzung ſeines Werkes erſcheinen; wir werden ſeine Arbeiten ſtets mit Freude und anerkennendem Danke begrüßen. K.

# England.

## Eine Stimme aus England über das, was der deutſchen Induſtrie noththut.

Ein deutſcher Kaufmann in London, der auch bei uns als volkswirthſchaftlicher Schriftſteller, ſowie durch ſeine freihändleriſche Thätigkeit rühmlich bekannt iſt, Hr. David Born, hat ſich im Londoner „Hermann" über die jetzigen Handels- und Induſtrie-Verhältniſſe Deutſchlands in ihren Beziehungen zum Auslande aus eigenſtem Studium und aus reichen Erfahrungen ausgeſprochen. Solch eine Stimme verdient, gehört zu werden, ſodaß wir ſeine Gedanken und Betrachtungen ohne weitere Kritik, obgleich dieſe manchmal mit einer Frage oder einem Zweifel dazwiſchen ſprechen möchte, im Weſentlichen wiedergeben wollen.

Die vorjährige internationale Ausſtellung in London gab, ſoweit eine Ausſtellung es überhaupt kann, den Beweis, daß ſeit den letzten zehn Jahren England und Deutſchland die meiſten und bemerkenswertheſten Fortſchritte unter den induſtriellen Staaten Europa's gemacht haben.

Auch ohne die Ausſtellung in Kenſington war es kein Geheimniß mehr, daß die britiſche Induſtrie der Art fortgeſchritten ſei, daß ſie mit der früheren bekannten Solidität jetzt auch Formenſchönheit und Harmonie der Farben verbunden habe. Aehnliches gilt mit vollem Rechte von vielen deutſchen Fabrik- und Handwerks-Erzeugniſſen, deren Vorzug früher Wohlfeilheit und Schönheit war, die aber häufig zu leicht, nachläſſig und mehr für den Nipptiſch, als für den praktiſchen Gebrauch gear-

* In 9 Bänden; Berlin 1820—1828: ſpäter folgten noch 3 Supplementbände bis in die neueſte Zeit herein.

** Mit anerkennenswerther Offenheit hat Joſt in ſeinen ſpätern Geſchichtswerken (Geſchichte der Juden in 2 Bänden und Geſchichte des Judenthums und ſeiner Sekten, in 3 Bänden, 1857—1859) die früheren Fehler bekannt und die Lücken zu verbeſſern geſucht. — Joſt iſt am 20. November 1860 geſtorben.

*** „Mann der Rede und der That, hat er geſchaffen und gewirkt, wo Andere träumten und muthlos hinſanken," ſagt Heine (in ſeinen „Geſtändniſſen") von Zunz.

beitet waren. Dieſe Fehler ſind jetzt in Folge der engeren Verbindung zwiſchen Deutſchland und England weniger häufig, und die deutſche Induſtrie hat, wie die britiſche, ſich dasjenige anzueignen geſucht, was ihr bisher fehlte.

Hierin beſtehen in kurzen Worten die leicht zu beweiſenden Forſchritte, die in der letztjährigen Ausſtellung im Vergleich mit den früheren Weltausſtellungen unwiderlegbar hervortraten. Was Frankreich betrifft, ſo kann ich nur dem Urtheile aller unparteiiſchen Kenner der europäiſchen Induſtrie beiſtimmen, daß es zurückgeblieben iſt, und daß ſeit den letzten zehn Jahren die franzöſiſchen extravaganten Formen und Deſſins, die erſteren in den plaſtiſchen, die letzteren in gewebten und bedruckten Fabrikaten, nicht mehr den Beifall finden, den die Mode-Induſtrie Frankreichs früher und mit vollem Rechte erzielte.

Uns liegt wenig daran, die Urſachen dieſer Rückſchritte der franzöſiſchen Induſtrie aufzufinden; es iſt dies Sache der Franzoſen. Nur inſofern, als wir ſelber uns vor ähnlichen Mißgriffen zu hüten haben, hätte eine Forſchung für uns einigen Werth.

Bekanntlich iſt die Centraliſation großer Induſtriezweige in gewiſſen Städten und Diſtrikten ein Hauptvorzug, gegenüber den nach allen Richtungen zerſtreuten, ſporadiſch bald hier, bald dort entſtandenen Fabriken. Wo ganze für ſich abgeſchloſſene Induſtriezweige mit allen verwandten Nebenbranchen zuſammengehörig örtlich gruppirt ſind, da ſehen wir ſofort bedeutende Leiſtungen, einen geſicherten, zumeiſt gut, jedenfalls keinen ſchlecht belohnten Arbeiterſtand und ſtets ein export- d. h. mit dem Auslande konkurrenzfähiges Fabrikat hervorgehen. Solche Städte wie Solingen, Remſcheidt, Iſerlohn, Offenbach, Berlin, Aachen und Lennep, Elberfeld und Barmen, Chemnitz, Hanau, Pforzheim, Nürnberg, Sonneberg, Apolda und Gera und die ſämmtlichen fabrikreichen Diſtrikte, in denen unſere Tuchinduſtrie blüht, — alle dieſe ſind ſelbſtändig und vom Zollſchutze völlig unabhängig. Auf ſolider Baſis fundirt, hervorgegangen und verbeſſert auf Grund uralter Traditionen, haben ſich Geſchäftskenntniß und die Kundſchaft für den Abſatz von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgepflanzt und vererbt und werden es auch ferner, wenn nicht künſtliche oder gewaltſame Hinderniſſe eine Störung herbeiführen.

Die deutſche Induſtrie arbeitet, wie die britiſche, für den Maſſenverbrauch aller civiliſirten Völker. Eignet ſie ſich behufs der Veredelung die nöthigen Formen, behufs Verbeſſerung die neuen Maſchinen und Productions-Methoden an, ſo iſt ihre Zukunft geſichert, weil nach dem Beiſpiele Englands in wenigen Jahren die bedeutendſten Staaten Europa's durch die Verhältniſſe gezwungen werden, die den wirthſchaftlichen und finanziellen Intereſſen widerſtrebenden Zollgränzen zu öffnen, und demzufolge das Aneinanderrücken der Völker die Gelegenheit zum Abſatze unſerer äußerlich ſchönen, ſoliden Fabrikate erhöhen wird.

Die eifrigſten Protectioniſten läugnen dies auch nicht, ja unſere deutſchen Schutzzöllner haben dies bereits vor dreißig Jahren zugeſtanden, indem ſie nur einen Termin zur Vorbereitung und Erlernung forderten. Da aber das Ausland nicht wartet bis unſere Spinnerei- und Hüttenbeſitzer ausgelernt haben werden, ſo iſt der Schlußtermin bis in die Unendlichkeit hinausgeſchoben. Es iſt das alte Rechenexempel, wie viele Sprünge der Hund machen müſſe, bevor er den Haſen einholt, ſobald der Haſe eine Meile voraus iſt.

Glücklicherweiſe iſt unſere deutſche Induſtrie in ihrer Mehrheit nicht auf Zollſchutz baſirt und ich habe das eben Erwähnte nur vorübergehend angeführt, juſt wie ein alter Krieger, ſelbſt wenn er ein hölzernes Bein hat, im richtigen Tempo marſchirt, ſobald er ſich der früheren Krieges- (hier keine Sieges-) Märſche erinnert.

Unſere Induſtrie iſt in ihrer großen Mehrheit dem Auslande gegenüber konkurrenzfähig, häufig ſogar unerreicht, trotzdem ſie an vielen Stellen mit dem Nachtheile der Zerſplitterung zu kämpfen hat; ſie hat eine große hiſtoriſche Vergangenheit, und wenn der bodenloſe Unſinn einzelner von Privatintereſſen beeinflußter Staatsmänner nicht die Oberhand behält, — hat ſie eine bedeutende Zukunft. Unſere größten Induſtriellen datiren ihren Stammbaum bis in das Mittelalter zurück; zu ihnen geſellen ſich die nicht minder bedeutenden Fabriken der modernen Induſtrie, z. B. der Maſchinenbau, und ſobald die Erwerbs- und Niederlaſſungs-Freiheit erſt allgemeiner geworden, muß naturgemäß die Auswanderung ab- und die Productionsluſt und Fähigkeit zunehmen. Die Gewähr hierfür liegt im Charakter der Deutſchen. Im Gegenſatze zum Slaven kann der deutſche und angloſächſiſche Stamm „fleißig" genannt werden; ſelbſt die romaniſchen Stämme ſind mehr geneigt zu künſtlicher Zuführung des Gewinnes durch den Staat, als wie zum fleißigen, ausdauernden Selbſtſchaffen. Mit dieſem deutſchen Fleiße vereinigt ſich eine zweite bedeutende Eigenſchaft, welche der Nordamerikaner ebenfalls in hohem Grade beſitzt — die Vielſeitigkeit. Aber beide Eigenſchaften können nur in der Freiheit zur völligen wirthſchaftlichen Entwickelung gelangen. Daß die Deutſchen beide Eigenſchaften mit Vortheil zu benutzen verſtehen, davon geben die im Auslande Lebenden den ſchlagendſten Beweis.

Jeder Fremde hat das Recht, auf dem weiten Gebiete, wo die Flagge Großbritanniens weht, ſich niederzulaſſen und jedes beliebige Gewerbe zu treiben; daſſelbe gilt innerhalb der Gränzen der Vereinigten Staaten. Die Folge davon iſt, daß unſere Landeskinder eben überall, wo ihnen die Freiheit gewährt iſt, ſich mit Leichtigkeit eine neue Heimat gründen, daß ſie Handel, Gewerbe und Ackerbau in Klimaten und Gegenden betreiben, wo andere Fremde untergehen, und die Meiſten ſich leicht in Verhältniſſen zurecht finden, die ihnen oft nicht an der Wiege geſungen worden ſind.

Was der deutſchen Induſtrie bisher noch Abbruch gethan, iſt der Mangel an Muth. Ich könnte ebenſo wie Andere vor mir die Worte „Speculationsgeiſt" oder „Unternehmungsluſt" gebrauchen, — ich finde aber das Wort „Muth" weit bezeichnender. Der Einwurf, wir hätten zu wenig Kapital, um mehr unternehmen zu können, iſt leicht widerlegt durch die Thatſache, daß zu den auf Staatsſchutz baſirten Unternehmungen, zu Eiſenbahnen, deren Zins voraus vom Staate garantirt worden, Kapitalien genug leicht flüſſig werden, während es ſchwer fällt, zu neuen gewerblichen Unternehmungen Mittel zu beſchaffen; beſonders vernachläſſigt ſind diejenigen Induſtriezweige, für die der billige Arbeitslohn und das Rohmaterial überreichlich vorhanden ſind.

Dieſe Muthloſigkeit der Kapitaliſten tritt um ſo greller dem fleißigen, ſo vielſeitig befähigten deutſchen Mittelſtande gegenüber hervor. Um ſo mehr iſt Alles, was unſere Induſtrie bisher geleiſtet hat, anzuerkennen; gehindert durch ſchädliche, veraltete Verordnungen, nicht hinreichend unterſtützt durch Kredit im Innern, wo ein freies Bankſyſtem (ſpeziell in Preußen) fehlt, und unſer Handel im Auslande vogelfrei, — hat trotzdem unſer induſtrieller Mittelſtand ſich gehoben und unſere Geſammt-Induſtrie, einzig und allein getragen durch den Fleiß und durch die Intelligenz, ſteht ſolid und feſt dem Auslande gegenüber.

Am wenigſten aber haben unſere deutſchen Kapitaliſten es verſtanden, dort, wo billiges Holz, oder wo Stein, Marmor oder Schiefer vorhanden, den niedrigen Lohn benutzend, große nutzbringende Induſtriezweige zu fördern. Im Thüringer Wald leben fleißige, intelligente und beſcheidene Arbeiter. Die Spielwaaren, Glasperlen und Porzellan-Figuren, welche dort gefertigt werden, ſind gute Export-Artikel, die Perlen ſind aber der Mode unterworfen und öfters, wie dies ſeit zwei Jahren der Fall, kaum abſetzbar. Hier wäre Raum genug für Unternehmer; neben der Verbeſſerung der Porzellan-Manufaktur in Thüringen könnten Glasfabriken, die Erzeugung von Böttcherwaaren, von Möbeln aller Art, von Stutzuhren, wozu die Werke zuerſt aus Frankreich geholt werden, mit Nutzen betrieben werden. Die Holzſpielwaaren-Arbeiter ſollten der Kunſtdrechslerei und feineren Tiſchlerarbeit mehr zugeführt werden. Unſere Gebirgsgegenden, wie der Thüringer Wald, das Erzgebirge, der Harz, der Schwarzwald müßte bei kräftiger Unterſtützung von Seiten der Gemeinden, durch Förderung von Aſſociationen und durch neu zuziehende Kapitaliſten ſchnell an Wohlſtand zunehmen.

Wir haben zwei Klaſſen von Induſtrien, die ich als die centraliſirte und individualiſirte bezeichne. Die erſtere, wie die Baumwollen-Spinnerei, der Hüttenbetrieb, der Eiſenbahntransport bedarf des großen Kapitals, welches von Actionären leicht zuſammengebracht wird; ſchwieriger iſt es für die zweite Gattung, die nöthigen Mittel oder den Kredit zu beſchaffen. Doch werden auch ſie ſich ſelbſt helfen lernen, und zwar mit Schulze-Delitzſch.

Bei der individualiſirten Induſtrie hat jeder einzelne Arbeiter die Ausſicht, ſich ſelbſtändig zu machen und Städte, wie Birmingham, wo neben der concentrirten großen Fabrik-Induſtrie viele Tauſend kleine Meiſter bereits emporgekommen ſind, und jetzt noch jährlich aus den Werkſtätten neu ſich etabliren und die tauſenderlei Dinge fertigen, die wir als Birminghamer (zum Theil wie in Deutſchland die Nürnberger Kurz- und Galanteriewaaren) kennen, geben den beſten Beweis für ihre Bedeutung.

Dieſe mannigfaltige, die Selbſtändigkeit des Einzelnen fördernde, individualiſirte Induſtrie iſt es, welche wir in Deutſchland pflegen ſollten; wir würden freilich weniger „Cotton-Lords," aber mehr wohlhabenden Mittelſtand unter unſeren Induſtriellen erzeugen; auf den Arbeitern dieſer Induſtriezweige laſtet nicht der Fluch des „Müſſens," ſondern der Segen des freien „Wollens." Der in der Fabrik-Kaſerne beſchäftigte Arbeiter läßt beim Eintritt, wie in Dante's Hölle, die Hoffnung zurück; er hat beim beſten Lohne niemals Ausſicht, ein ſelbſtändiger Eigenthümer, Meiſter, Fabrikant, man nenne es, wie man will, werden zu können.

Digitized by Google

Mit dem Bankerott der großen Spinnerei, oder mit dem Abbrennen derſelben, ſind gleich ſo viele Hunderte für längere Zeit brodlos. Anders iſt es bei der individualiſirten Induſtrie, hier kann der Arbeiter ſchon mit mäßigen Erſparniſſen, mit Hülfe der Genoſſenſchaft oder Kredit-Vereine ſelbſtändig arbeiten, und die Regierungen haben die Pflicht, der freien Entwickelung dieſer Verhältniſſe nicht nur keine Hinderniſſe in den Weg zu legen, ſondern die noch beſtehenden wegzuräumen.

Wer leugnet, daß in Folge unſerer Zunft- und Conſcriptions-Geſetze Tauſende guter deutſcher Arbeiter in Paris und London den Wohlſtand der Franzoſen und Engländer mehren helfen, anſtatt den des eigenen Vaterlandes? Es iſt weltbekannt, daß die beſten Schreiner in Paris, die in London am beſten bezahlten Mechaniker, Goldarbeiter u. a. m. Deutſche ſind. Aber noch mehr als Alles, hindert unſer Zolltarif das Aufblühen der individualiſirten Induſtrie: indem er große Kapitalmaſſen der centraliſirten künſtlich zuführt, entzieht er Kapital- und Arbeitskräfte der wirklich nationalen, naturgemäßen, ſcheinbar kleinen, aber in Wirklichkeit mannigfaltigen und weithin ausbeutungsfähigen und individualiſirten.

Der Zolltarif hindert oder vertheuert die Einfuhr der Werkzeuge, Maſchinen und Halbfabrikate, welche die Induſtrie bedarf; man nehme irgendwelche dem Galanterie- oder Kurzwaarengeſchäft, oder der Kunſtweberei gehörende Gegenſtände zur Hand, und unter zehn ſind neun, deren Zuſtandekommen ohne Hülfe fremder Inſtrumente oder „Zuthaten“ gar nicht möglich wär. Der Kunſtweber braucht zum Shawl engliſches oder franzöſiſches Garn, der Papparbeiter will Pariſer Gelatinbilder, oder vergoldete Beſchläge zu ſeinen Käſtchen; der Drucker und Färber bedarf der Soda und mancherlei ausländiſcher Farbeſtoffe und Chemikalien, der Blechner muß, anſtatt des billigen engliſchen, theures heimiſches Eiſenblech verarbeiten, kurz, überall finden wir, daß unſer jetziger Zolltarif, welcher angeblich Alles beſchützen ſoll, in Wirklichkeit nur einzelne Actien-Spinnereien und ähnliche monopoliſirte Unternehmungen fördert, dagegen der individualiſirten Induſtrie unendlich ſchadet.

Iſt dieſe Landplage, der jetzige Zolltarif, mit ſeinem prinziploſen Schutzzoll-Prinzip erſt reformirt, dann werden friſche Kräfte der deutſchen Induſtrie zufließen, wie ſeit der Reform der engliſchen und franzöſiſchen Zolltarife in beiden Ländern eine neue Induſtrie-Periode eingetreten iſt.

Wenn ich zu Anfang dieſes Berichtes die Gründe wegen der Rückſchritte der franzöſiſchen Luxus-Induſtrie nicht anführte, ſo glaube ich berechtigt zu ſein, einen Theil des dort Unterlaſſenen hier nachzuholen. Die Luxus-Induſtrie Frankreichs leidet durch die überſpannten zehnjährigen Anforderungen einer überſättigten, blaſirten Parvenü-Geſellſchaft. Der Hof gab das Beiſpiel und Alles, was mit ihm zuſammenhängt, die offizielle und nicht-offizielle, durch den Hof reich gewordene Klaſſe folgte dieſem Beiſpiele einer in den Annalen Frankreichs nicht ſeltenen Verſchwendung. Die Anſprüche, welche dieſer maßloſe Luxus an die Induſtrie machte, forderte zu immerwährendem Wechſel heraus, bis ſelbſt die Erfindungsgabe des geiſtreichen Frankreichs erſchöpft wurde, und an die Stelle des feinen Geſchmacks wiederum, wie zur Zeit der Herrſchaft der Pompadour, der *Reifrockſtyl* ſich breit macht, den deutſche Frauen und Mädchen ſelbſtmörderiſch für ihre Schönheit nachäffen.

Dieſer barocke Reifrockſtyl iſt es, der jetzt die franzöſiſche Luxus-Induſtrie gehemmt hat, eine Induſtrie, die ihre höchſten Triumphe zur Zeit Louis Philipp's feierte, wovon die Beweiſe ſo glänzend im Kryſtall-Palaſte der erſten Induſtrie-Ausſtellung von 1851 vor der ganzen Welt anerkannt wurden.

Aber, wie ſchon erwähnt, auch in Frankreich hat jetzt eine neue Induſtrie-Periode begonnen; in der geſtiegenen Einfuhr von engliſchen Kohlen, Eiſen, Maſchinen, Kurzwaaren aus Birmingham und Sheffield, Thonwaaren aus Staffordſhire, kurz durch den Mehrverbrauch von nützlichen großen Conſumtions-Produkten wird die neue Zeit eingeweiht. In wenigen Jahren wird der Einfluß dieſer Mehreinfuhr ganz ſo, wie es in England geſchehen, auch in Frankreich ſichtbar ſein: die Konſumenten, erſt an die billigeren und beſſeren Waaren gewöhnt, werden für die heimiſchen Producenten neue Kunden gewinnen, für die zu arbeiten und ſich zu mühen es lohnt, und ſo fordert der neugeſchaffene Abſatz fremder Waaren die inländiſche Induſtrie zu neuer Anſtrengung auf und hilft mehr Induſtrien ſchaffen, als der frühere Zollſchutz es that.

Nicht nur der Abſatz unſerer Erzeugniſſe nach Frankreich, ſondern auch unſere Induſtrie leidet durch den Aufſchub des Handelsvertrages, wodurch die eigne Entwickelung der zollvereinsländiſchen Induſtrie auf ſchmähliche, faſt brudermörderiſche Weiſe auf Jahre hinaus gehemmt wird. Dann müſſen wir bei dem jetzigen hohen Werthe der Zeit ſpäter ſchwere Opfer bringen, um nur halbwegs die inzwiſchen fortgeſchrittene ausländiſche Induſtrie wieder einzuholen. Man ſcheint in den betreffenden Kreiſen vor lauter hoher Hauspolitik einen wichtigen Geſichtspunkt, nämlich den Zuſtand Amerika's, total überſehen zu haben. Noch iſt keine Ausſicht, daß der Krieg in Amerika bald beendet wird, und wenn dies der Fall iſt, ſo iſt bei der Zerrüttung der dortigen Verhältniſſe und bei dem jetzigen Tarif der Vereinigten Staaten eine Wiederkehr des früheren Abſatzes europäiſcher Induſtrie-Erzeugniſſe in dem Grade wie früher nicht zu erwarten. Dieſen verlornen Markt zu erſetzen, giebt es ein Mittel und dies iſt — Eröffnung des centraleuropäiſchen Marktes. Sind England, Frankreich, Deutſchland, Belgien und die Schweiz handelspolitiſch geeinigt, ſo müſſen Oeſterreich und Rußland bald folgen, ſonſt wird an deren Gränzen ſich das alte Schmuggelſyſtem ausbilden, abgeſehen davon, daß beide Staaten durch die ſteigende Zolleinnahme der Nachbarn, die bei niedrigen Zöllen bei uns, wie überall bisher, eintreten wird, ſchon zu der Einſicht gelangen werden, daß die finanziellen Verhältniſſe der öſterreichiſchen und ruſſiſchen Reiche nicht lange mehr der unerſättlichen Habgier eines modernen Fabrikantenthums preisgegeben werden können.

Den Widerſachern der zollvereinsländiſchen Tarif-Reform und den Gegnern des Handelsvertrages gegenüber, giebt es eine Stellung, von der aus ſie uns nicht verdrängen können, und dieſe iſt eben die deutſche Induſtrie; ſie iſt unſere Burg, unſere Citadelle; was die Gegner für ſchwach und ſchutzbedürftig erklären, das beweiſen wir als ſtark und kräftig. Die wahre deutſche Induſtrie, die uralte und die jüngſte, die nicht ſporadiſch entſtandene oder wie eine Treibhauspflanze künſtlich erzogene, ſondern die kräftige naturwüchſige Induſtrie bedarf nur der Freiheit, das Uebrige überlaſſe man dem Fleiße, der Intelligenz und der Einſicht des arbeitenden Volkes.

Das ſind die ſachverſtändigen und Jedem faßlichen geſunden Anſichten des Londoner deutſchen Kaufmanns David Born. Unſere volkswirthſchaftlichen Schriftſteller ſollten in dieſem Sinne weiter wirken.

## Frankreich.

### Montalembert über die Entſtehung des Mönchthums.

Graf von Montalembert hat in einem größeren Werke * einen Beitrag zur Kirchengeſchichte des beginnenden Mittelalters geliefert. Er leitet ſein Buch mit einer Schilderung des Zuſtandes ein, in welchem ſich das römiſche Reich zur Zeit Konſtantin's befand; dieſe merkwürdige Einleitung bildet ein Ganzes für ſich, und bei der dogmatiſchen Denkweiſe Montalembert's gewinnt die Darſtellung dieſer hiſtoriſchen Periode, welche ſchon andere und ausgezeichnete, wir möchten ſagen, nicht klerikale Bearbeiter gefunden hat, ein eigenthümliches Gepräge. Ein Kritiker, der das Buch Montalembert's in der Revue de l'Instruction publique beſpricht, ſagt über dieſe eigenthümliche Auffaſſung: „Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß Herr von Montalembert jene Zeit-Epoche von einem ungewöhnlichen Geſichtspunkte aus betrachtet; Männer von hervorſtechend eigenthümlichem Geiſt vermeiden gern die breite Heerſtraße; allen Gegenſtänden, mit welchen ſie ſich befaſſen, geben ſie Etwas von ihrem eigenen Weſen. Die Geſchichte verliert daher unter ihrer Hand die Objektivität: die Ereigniſſe bleiben natürlich dieſelben, aber ihre Bedeutung wechſelt mit der Hand, welche ſie gruppirt.“ Das Eigenthümliche in der Auffaſſung bei Montalembert liegt nun darin, daß er Konſtantin das Chriſtenthum begünſtigen läßt, damit es ſeine Beſtimmung erfülle: den Auflöſungsprozeß der verrotteten römiſchen Geſellſchaft zu beſchleunigen, und daß er den Sturz des römiſchen Reiches zum großen Theil auf Rechnung der neuen Religion bringt. „Das römiſche Volk, das die Welt unterjocht hatte, um ſchließlich ſelbſt drei Jahrhunderte lang von abſcheulichen oder verrückten Tyrannen geknechtet zu werden, zeigt in der Geſchichte das Schauſpiel des abwärts ſinkenden Menſchen; aber daran ſchließt ſich ein noch viel bedeutungsvolleres Schauſpiel: nämlich der raſche und unaufhaltbare Verfall des Reiches, unmittelbar nachdem es ſeinen Frieden mit der Kirche geſchloſſen hatte. Wenn die Jahrbücher der Geſchichte keinen Zeitraum größerer Verworfenheit und Grauſamkeit zeigen können, als die Epoche von Auguſtus bis Diocletian, ſo iſt doch der Entwickelungsgang des römiſchen Reiches nach Anerkennung der chriſtlichen Religion noch überraſchender und trauriger.“ Das iſt vom Standpunkt des Herrn von Montalembert ſtreng folgerichtig gedacht: wenn das Chriſtenthum die Miſſion hatte, die alte Welt zu zerſtören, um eine neue entſtehen zu laſſen, ſo mußte es zunächſt den Verfall der erſten möglichſt beſchleunigen. Das Reich der Cäſaren hat ſeine Zeit gedauert, ſo ſinke es denn hin und ſinke möglichſt

* Les Moines d'Occident, par le comte de Montalembert, de l'Académie française. Paris, 1860.

Digitized by Google

raſch — und dies ſei der Grundgedanke geweſen, nach welchem der Chriſt gewordene Kaiſer und ſeine Nachfolger gehandelt.

Aber von Seiten der Geſchichtsforſchung, welche nicht auf dem Standpunkt Montalembert's ſteht, wird das Verhältniß Konſtantin's und ſeiner Nachfolger zum Chriſtenthum anders aufgefaßt. Sie findet nicht, daß die Bekehrung Konſtantin's ein Akt freier Entſchließung geweſen ſei; ſie findet vielmehr, daß er ſich der Nothwendigkeit des Augenblicks angepaßt habe; er rief die Ideen, welche das Volk bewegten, nicht zu größerer Macht; vielmehr folgte er dem Zwange, welchen ſie aus dem Volke heraus auf ihn ausübten. In ſeinem Gemüthe änderte ſich mit der Taufe Nichts; vielmehr wurde er Chriſt, damit er das Chriſtenthum deſto beſſer für ſeinen Abſolutismus benutzen konnte. Wenn er ſich des erſten allgemeinen Concils annahm, ſo wollte er keineswegs die Ausführung der Beſchlüſſe deſſelben befördern, ſondern er wollte dieſe Beſchlüſſe beeinfluſſen, um ſie für ſeine göttlichen Rechte auszubeuten. Die Cäſaren, welche dem Namen nach Chriſten, dem Weſen nach jedoch unverändert Heiden waren, dachten keineswegs daran, die Auflöſung der alten Verhältniſſe zu beſchleunigen; ſie mühten ſich vielmehr, dieſelben möglichſt zu erhalten, und ohne ihre entſchiedene Anſtrengung wäre das Reich noch viel raſcher zuſammengeſtürzt. Freilich ſpielten ſie der neuen Religion gegenüber eine zweideutige Rolle, und dieſe Zweideutigkeit ihres Weſens beeinflußt die Klarheit ihrer hiſtoriſchen Deutung. Herr von Montalembert geht auf eine ausführliche Charakteriſtik dieſer Seite Konſtantin's nicht ein; aber wenn er ſagt: „die römiſche Staatsverfaſſung und die chriſtliche vereinigten ihre Hände in der Perſon Konſtantin's," ſo giebt er indirekt zu, daß dieſer beide Religionen für ſeine Machtfülle benutzte, um nicht zu ſagen: ausbeutete. In der That war es jedoch alſo: in der That war Konſtantin ein Staatsmann, der ſeine perſönlichen Zwecke vor allen anderen und ganz beſonders bedachte. Freilich darf nicht geleugnet werden, daß ſeine Stellung eine ſehr ſchwierige war: der alte und der neue Cultus hatten die feindſeligſten Maſſenbewegungen herbeigeführt — indeß Konſtantin dachte nicht daran, ernſthaft Partei zu nehmen; nach beiden Seiten zugleich aufmunternd oder abmahnend, ſuchte er die Gegner durch ſie ſelbſt im Schach zu halten. Zwiſchen beiden Strömungen hindurchſteuernd, ſuchte er beide auszunutzen: und er war ein Meiſter dieſer Intriguen; wer den Erfolg anbetet, muß ihn bewundern.

Aber auch diejenigen, die von ſeinem Charakter nicht hoch denken, müſſen mit Montalembert die Thatſache zugeſtehen, daß er es dem neuen Cultus erleichterte, an Ausbreitung zu gewinnen. Dieſe Ausbreitung erfolgte freilich beſonders wegen der beſtändigen Zerſplitterung der Sekten langſam, ſo langſam, daß in Konſtantinopel nur die beſſeren Köpfe ſich der neuen Religion zuwendeten; die Anſchauungen und Sitten der Maſſe blieben bis zur Eroberung der Türken ziemlich die alten. Roheit und Materialismus herrſchten, ſoziales Elend aller Art löſte ſich ab, oder häufte ſich zu einander — aber mitten in dieſem allgemeinen Elend und der allgemeinen Verderbniß der Sitten dachten die Kaiſer an nichts anderes, als an die Erweiterung ihrer Macht: zugleich oberſte Schirmherren des alten und des neuen Cultus, alleinige Schöpfer des Civil- und des Kriminalrechts, gaben die chriſtlichen Kaiſer Nichts von der Machtfülle auf, welche die heidniſchen beſeſſen hatten. Theodoſius, der gerühmte, chriſtliche Heros, verdient nichts weniger, als dieſen Ruhm: er gefiel ſich darin, ſelbſt die Rolle Gottes zu ſpielen. Ebenſo erließ Valentinian, als die Vandalen eindrangen, eine Proclamation, die von der „göttlichen Hand" unterzeichnet war: es handelte ſich um die ſeinige, bemerkt Herr v. Montalembert. Nach Konſtantin, fährt Herr v. Montalembert fort, hatten trotz dem Evangelium 120 Millionen Menſchen kein anderes Recht, als das, ſklaviſch einem Herrn unterworfen zu ſein, den eine Laune der Armee, oder eine Intrigue des Hofes auf den Thron gehoben hatte; und, ſagt er ſchließlich, ohne die Ankunft der Barbaren hätte das Chriſtenthum die römiſche Verworfenheit nicht zu überwinden vermocht. Gleichzeitig mit den Barbaren, die von Norden eindrangen, kamen von Süden aus dem Orient her die Mönche.

In Bezug auf die Entſtehung des Mönchsweſens erinnert Montalembert zunächſt daran, daß der Hang zur Einſamkeit und zur Kaſteiung einer beſtimmten Richtung des menſchlichen Gemüthes entſpricht. Philoſophen und Moraliſten haben dieſe Richtung begriffen und gebilligt. Dann macht er darauf aufmerkſam, daß die Neigung der Orientbewohner zum Phantaſtiſchen, ihre Leidenſchaftlichkeit in allen Empfindungen, im Sündigen und im Bereuen, jene Richtung ganz beſonders mächtig ausbilden mußte. Seit drei Jahrtauſenden hat Indien ſeine Asceten; der Buddhaismus hat ſeine Klöſter; die Propheten Samuel und Elias waren Mönche. Das Chriſtenthum, das anfangs mit einem Gemeindeleben begann, änderte bald ſeinen Charakter gleichfalls nach jener Richtung hin; die Zerſtreuung, welche die Gemeinden traf, begünſtigte die Iſolirung und diejenigen, welche in dieſer Iſolirung treu in ihrem Glauben ausharrten, wurden Mönche genannt, d. h. Alleinlebende. Vereinigten ſich mehrere Mönche wiederum in einem gemeinſchaftlichen Wohnort, ſo hieß dieſer Ort Monaſterium, d. h. eine Stätte, an der man iſolirt lebt.

Der allgemeine Verfall der Sitten im Orient trieb eine größere Anzahl der Beſſeren aus dem verderbten öffentlichen Leben in die Klöſter und dieſe bevölkerten ſich raſch. Aber dennoch fand das Mönchsweſen im Orient keine dauernde Stätte und gewann auch keinen Einfluß auf das bürgerliche Leben; — im Abendland, wo die Bewohner weniger zur Beſchaulichkeit, aber auch weniger zur Excentrizität geneigt ſind, entwickelte ſich das Mönchsweſen anfangs langſam, aber ſein Charakter wurde beſonders wegen des Mangels an Beſchaulichkeit ein anderer und bedeutungsvoller für die Laienwelt.

Die Mönche des Orients arbeiteten natürlich wenig; ſie ſehnten ſich nicht nach Thätigkeit, vielmehr hatten ſie ja gerade die Welt mit ihrer äußeren Geſchäftigkeit geflohen, um der Betrachtung und der inneren Arbeit zu leben. Wen Neigung zur Beſchaulichkeit, oder Reue in das Kloſter führte, der lebte dem Bedürfniß ſeines Gemüthes; die öffentliche Mildthätigkeit ſorgte für die nothwendigen Bedürfniſſe. Auch der Frauen bemächtigte ſich dieſe Richtung: ſie verließen die Ihrigen, gelobten Keuſchheit, gingen in die Wüſte und vereinigten ſich daſelbſt in Monaſterien.

Die Mönche des Abendlandes hingegen begnügten ſich ſchon nach kurzer Zeit nicht mehr damit, für ihr eigenes Seelenheil zu arbeiten; ſie wollten auch für das Seelenheil Anderer ſorgen; ſie fühlten den Beruf zu Apoſteln in ſich; den Heiden und den Abtrünnigen predigten ſie das Evangelium, und ſelbſt ein großer Theil des Orients verdankt ſein Chriſtenthum ihrem unermüdlichen Eifer.

Derjenige, den man als den Stifter des Mönchslebens im Orient betrachten kann, iſt der heilige Baſilius (329—379). Seine Vorſchriften, die für ſeine Nachfolger maßgebend wurden und nur in unbedeutenden Punkten Abänderungen erfuhren, betonten allerdings auch, wenngleich nicht in erſter Linie, die Pflicht der Mönche zur Verbreitung des Evangeliums — aber die Beſtrebungen der Kloſtergeiſtlichen, ſich in der bürgerlichen Geſellſchaft zu organiſiren und auf dieſelbe Einfluß zu gewinnen, trafen auf eine ſehr entſchiedene Oppoſition ſeitens der Heiden und der Arianer. Die Heiden, natürliche Feinde des neuen Cultus, bemühten ſich vor Allem, die angeſehenſten Vertreter, die unerſchrockenſten Verbreiter des neuen Glaubens zu bekämpfen. Die Arianer waren nur Halbchriſten; ſie träumten von einer Verſöhnung der beiden Religionen, die bei dem heftig entbrannten Kampfe unmöglich war; nach ihrer Anſicht war Chriſtus nur ein Menſch und nicht unfehlbar; man durfte daher ſeine Lehre ändern nach dem veränderten Bedürfniß der Menſchen.

Die Kaiſer begünſtigten die Arianer, weil dieſe Sekte ihnen die Möglichkeit eröffnete, den Zwieſpalt noch auszugleichen. Die Gelehrten ſtanden im Allgemeinen auf Seiten der Arianer: gewöhnt, die Fortſchritte der Civiliſation Hand in Hand gehen zu ſehen mit geſteigerten materiellen und geiſtigen Genüſſen, und dieſen Genüſſen ſelbſt nicht abgeneigt, konnten ſie die ſtrengen Lehren der Selbſtertödtung nicht begreifen; überdieß ſträubte ſich ihr verfeinerter Geſchmack gegen die Kaſteiung und die Unſauberkeit der „ſchwarzen Männer," wie man die Mönche nannte. Die Patrioten warfen ihnen vor, daß ſie ſich auf bequeme Art den öffentlichen Staatspflichten entzogen und behaupteten, daß nicht wenig Leute Mönche wurden, nur um nicht für ſich und für den Staat arbeiten zu dürfen. In der That war der Druck der öffentlichen Steuern damals nicht gering; ein Geſetz, welches die Mönche als „Jünger der Faulheit" bezeichnete, verſuchte ſie zur Erfüllung ihrer Pflichten: Bezahlung der Abgaben und Leiſtung des Militairdienſtes, zurückzuführen. Zwar fanden ſie gewandte und beredte Vertheidiger. Vor Allen hebt Montalembert den heiligen Johannes Chryſoſtomus hervor, der, von ſeiner Mutter für die Advokatur beſtimmt, ihr entfloh, in die Wüſte ging und dort ſein Buch: „Gegen die Gegner des Mönchslebens" ſchrieb. So viel Anerkennung auch die Ehrenhaftigkeit ſeines Charakters fand, ſo vermehrte doch die ascetiſche Strenge ſeiner Sitten und die Heftigkeit, mit welcher er ſelbſt die Weltgeiſtlichen und einen Theil der Mönche angriff, die Zahl der Gegner des Mönchsweſens und dies ging im Orient mit ſo raſchem Schritt ſeinem Verfall entgegen, daß 451 auf einem Concil dekretirt wurde: ohne ausdrückliche Genehmigung des Biſchofs einer Diözeſe dürfe in dieſer ein Kloſter nicht errichtet werden.

Weltgeiſtlichkeit und Kloſtergeiſtlichkeit führten ſeitdem ununterbrochen Fehde, und wie ſehr darunter die gemeinſame Sache litt, bewies die raſche Ausbreitung, welche ſpäter der Islam erfuhr.

Digitized by Google

# Aegypten.

## A. v. Kremer: Aegyptens Land und Volk.

### Die Eiſenbahnen und der Suezkanal.

Unter den Ländern des muhammedaniſchen Kulturkreiſes iſt Aegypten unſtreitig dasjenige, welches mit der europäiſchen Civiliſation am meiſten und innigſten in Verbindung getreten iſt — ſelbſt mehr als die europäiſche Türkei und vor allem Konſtantinopel. Denn die europäiſche Türkei iſt vom Geſichtspunkte des orthodoxen Islam ein vorgeſchobener Poſten, Konſtantinopel ein Herrſcherſitz im Lande der Giaurs, der Ungläubigen, und wenn hier die Civiliſation der Feranghi's ſich Eingang verſchafft hat und gebieteriſche Forderungen ſtellt, ſo wird das aus den Bevölkerungs-Verhältniſſen des Landes, der geographiſchen Lage, und namentlich aus dem gegenwärtigen Zuſtande des ſeiner Auflöſung unaufhaltſam zueilenden Reiches hinlänglich begreiflich.

Aegypten iſt in geiſtiger Beziehung das Hauptland des Muhammedanismus. Mag Mekka, mag Arabien einen Ehrenvorrang beanſpruchen, der ihm in geſchichtlicher Beziehung unbeſtritten bleiben muß; was Wiſſenſchaft, was geiſtige Thätigkeit, was Literatur betrifft, ſo iſt Kairo mit ſeinen theologiſchen Schulen, mit ſeiner weltſtädtiſchen Größe der Mittelpunkt des Islam, nicht das abgeſchloſſene und in ſich ſelbſt erſtarrte Arabien, deſſen Vorrang heute höchſtens in der unberührten Friſche ſeines religiöſen Fanatismus beſtehen dürfte. — Und doch iſt Aegypten andererſeits wieder dasjenige islamitiſche Land, welches am ſichtbarſten und unbeſtrittenſten unter dem Einfluſſe der fränkiſchen Kultur ſteht und derſelben Früchte verdankt, die wir in der Türkei vergeblich ſuchen würden. Dieſes Ergebniß iſt dem unbeugſamen Despotismus des Mamelukentödter's Mehemed Ali und ſeiner Nachfolger auf dem Throne Aegyptens zu verdanken, welche nicht gezwungen, ſondern aus politiſcher Klugheit und Ueberlegung, um ein Gegengewicht gegen ihren Oberlehnsherrn am Bosporus zu erhalten, dem europäiſchen, namentlich dem franzöſiſchen Einfluſſe Thür und Thor öffneten.

Der Umſtand, daß Aegypten für die engliſche Ueberlandspoſt aus und nach Indien von der größten Wichtigkeit iſt, kommt hinzu und hat die Wirkung gehabt, dieſem Lande in den europäiſchen Intereſſen eine hohe Stellung anzuweiſen. Bei der jetzigen Weltlage, die weſentlich durch die Eiferſucht von England und Frankreich beſtimmt wird, iſt Aegypten, wie ſchon der erſte Napoleon erkannte, ein Land von erſter Wichtigkeit und dürfte in der entſcheidenden Kriſe, wenn das Loos des türkiſchen Reiches und zugleich des Islams fallen wird, eine bedeutende Rolle ſpielen. Die türkiſchen Beherrſcher ſcheinen dies erkannt zu haben; nicht gezwungen, ſondern freiwillig haben ſie die Auskunft ergriffen, ihr Land nach abendländiſchen Maximen umzuformen, und ſind in dieſer Beziehung nicht ganz unglücklich geweſen. Es wird ſich nicht in Abrede ſtellen laſſen, daß die Einführung dieſer abendländiſchen Kultur vielfach auf die gewaltthätigſte und für den Betroffenen grauſamſte Weiſe bewerkſtelligt wurde und daß Vieles, was namentlich franzöſiſche Lobredner von den Civiliſations-Fortſchritten Aegyptens in die Welt geſchrieben haben, nach den moraliſchen Beweggründen, die dabei in Betracht kommen, höchſt verdächtig iſt: indeß läßt ſich doch nach Abzug Alles deſſen, was in dieſe Gattung fällt, nicht in Abrede ſtellen, daß Aegypten in vielfacher Beziehung einen weit vortheilhafteren Eindruck macht, als andere muhammedaniſche Länder, daß Fortſchritte in Kultur und Induſtrie wirklich gemacht worden, daß das Land Eiſenbahnen beſitzt, daß man Kanäle baut, daß der Muhammedanismus hier zu einer wirklichen Toleranz gegen fremde Religionen und Nationalitäten genöthigt worden iſt.

Ueber dieſes moderne Aegypten liegt uns ein Buch* vor, das den bereits durch andere Werke über den Orient (Mittelſyrien und Damaskus) rühmlich bekannten Kenner des Morgenlandes, Herrn Alfred von Kremer, zum Verfaſſer hat. „Bei der vorliegenden Arbeit (ſagt derſelbe im Vorworte) handelt es ſich um keine Touriſtenſkizze, ſondern um eine objektive Darſtellung der jetzigen Zuſtände Aegyptens, ſowohl des Landes als des Volkes. Das Buch ſollte aus dem Leben und der Wirklichkeit durch eigene Forſchung und Erfahrung geſchöpft werden. Die mir zugänglichen Vorarbeiten wurden hierbei nicht unbenutzt gelaſſen.“

Nach unſerer unmaßgeblichen Meinung, iſt ſeit Lane's unübertrefflichen Schilderungen des modernen ägyptiſchen Volkslebens kein Buch erſchienen, das demſelben an Gründlichkeit der Forſchung und Sachkenntniß ſo nahe käme, als das vorliegende. Lane behandelt beinahe ausſchließlich das Volksleben in Kairo, in welchem er ſich vollſtändig naturaliſirt hatte — Herrn von Kremer's Buch, welches dieſen Theil minder berückſichtigt, iſt nach einem weiteren Plane angelegt. In der Vorrede wird man eine für den Bibliographen nicht unintereſſante Ueberſicht der Werke finden, die mehr oder minder von dem modernen Aegypten handeln: die Werke von Burckhardt, Prokeſch-Oſten, Rüppel, Sir Gardener Wilkinſon u. ſ. w. Franzöſiſche Werke, wie die von Merruau (l'Egypte contemporaine), Leſſeps müſſen mit Vorſicht aufgenommen werden, da ihr „panegyriſcher Schwung an den Klang ägyptiſchen Goldes erinnert.“ — An Reiſebeſchreibungen von Touriſten fehlt es nicht, aber ſie ſind wenig bedeutend.

Wir wollen nun dem Werke Einiges entnehmen, was von Intereſſe ſcheint, ſo z. B. Etwas über die ägyptiſchen Eiſenbahnen.

„Die engliſche Regierung hatte ſchon Mohamed-Ali zu beſtimmen geſucht, zur Erleichterung des Ueberlandverkehrs mit Oſtindien eine Eiſenbahnverbindung zwiſchen Alexandrien und Suez herzuſtellen. Der Vicekönig, welcher in dieſem Unternehmen eine gefährliche Ausdehnung des engliſchen Einfluſſes erblickte, dem er ſtets abgeneigt war, zeigte ſich um ſo weniger bereitwillig, als einerſeits die Einflüſterungen Frankreichs ihn dagegen ſtimmten, und andererſeits das Anerbieten Englands, auf engliſche Koſten und mit engliſchen Mitteln den Eiſenbahnbau durchzuführen, ſeine argwöhniſchen Befürchtungen nur noch mehr erweckte. Erſt unter Abbas-Paſcha ward der franzöſiſche Einfluß durch den engliſchen verdrängt und die unmittelbare Folge war der Beginn der Arbeiten an der Eiſenbahn von Alexandrien nach Kairo, die bei dem Tode Abbas-Paſcha's im Jahre 1854 bereits weit fortgeſchritten waren.

„Mit Anfang Januar 1856 ward ſie dem Verkehr übergeben. Der Bau der Eiſenbahn wurde von engliſchen Ingenieuren, unter Leitung des bekannten Robert Stephenſon, auf Koſten der ägyptiſchen Regierung ausgeführt.

„Die Eiſenbahn durchſchneidet in gerader Linie das Delta in ſüdöſtlicher Richtung und trifft bei Kafr-el-Als auf den Nilarm von Roſette, über den eine meiſterhaft conſtruirte eiſerne Röhrenbrücke führt. Außerhalb Alexandriens zieht ſich die Bahn eine kurze Strecke hindurch am Rande des Mareotis-Sees auf einem Damme hin, deſſen Bau mit Schwierigkeiten verbunden war..... Die weiteren Stationen nach Kairo ſind Tanta, Birket-es-Seb, wo die Eiſenbahn auf einer Röhrenbrücke einen Kanal überſchreitet, Benha und Kaljub. Von Tanta an nimmt die Bahn eine faſt ganz ſüdliche Richtung. Daſelbſt läuft eine Zweigbahn in nordöſtlicher Richtung über Mahallet-el-Kebîreh nach Samannut in der Länge von 21 engliſchen Meilen. In Benha, wo ein herrlicher Palaſt Abbas-Paſcha's ſteht, der jetzt Eigenthum Said-Paſcha's iſt, fährt man über den Damiette-Arm auf einer eiſernen Röhrenbrücke. Bei Benha trennt ſich eine Zweigbahn ab, die nach Zakazik führt, das ungefähr 24 engliſche Meilen entfernt iſt. Dieſe iſt Eigenthum Tuſun-Paſcha's, des Sohnes Said-Paſcha's.....“

Hierauf werden nach den einzelnen Poſten annähernd die Summen berechnet, welche dieſe Bahn gekoſtet hat: das Ergebniß iſt eine Summe von 691,090 Pfd. Sterling, wobei die Koſten für die große Röhrenbrücke bei Kafr-ez-Zejjat nicht eingerechnet ſind, die nicht unter 150,000 Pfd. gekoſtet haben kann.

„So wie der Bau dieſer Bahn ausſchließlich von Engländern geleitet worden war, ſo ward der Ausbau der Strecke von Kairo bis Suez franzöſiſchen Ingenieuren unter der Leitung des Herrn Mouchelet übertragen. Anſtatt die Suez-Bahn von Benha aus durch das waſſerreiche Wadi Tumeilat (das Land Goſen) zu führen, ward der kurze, aber ungleich ſchwierigere Weg durch die Wüſte gewählt. Die Arbeiten begannen im September 1855 und die Bahn wurde in zwei Jahren vollendet.

„Sie hat eine Länge von 90 engliſchen Meilen. Der große Nachtheil auf der direkten Linie durch die Wüſte von Kairo nach Suez war der gänzliche Mangel an Waſſer, welches täglich den Arbeitern aus Kairo zugeführt werden mußte, ſowie noch jetzt eigne Waſſertrains den Bedarf von Kairo bis Suez transportiren, indem, wie bekannt, letztere Stadt ſo ſehr an Waſſermangel leidet, daß der gewöhnliche Waſſervorrath kaum für die heimiſche Bevölkerung ausreicht. Durch dieſen Umſtand wurden die Koſten des Baues dieſer Linie außerordentlich geſteigert, und der Betrieb derſelben bleibt auch jetzt, nachdem ſie vollendet iſt, noch immer ſehr koſtſpielig. Die Bahn von Kairo nach Suez beſchreibt eine Kurve, deren nördlichſter Punkt ungefähr 10 engliſche Meilen von einer Linie liegt, welche zwiſchen den beiden äußerſten Punkten, Kairo und Suez, gezogen wird. Die ganze Strecke iſt vollkommen waſſerlos; hier und da finden ſich ſandige Stellen vor, welche bei ſtarkem Winde, der in der Wüſte im Winter nicht ſelten iſt, leicht durch Flugſand-Verwehungen den

* Aegypten. Forſchungen über Land und Volk während eines zehnjährigen Aufenthaltes, von Alfred v. Kremer. Nebſt einer Karte von Aegypten. 2 Theile. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1863.

Digitized by Google

Verkehr hemmen, wie dies ſchon zu verſchiedenen Malen vorgekommen iſt. Nicht minder gefährlich für die Bahn ſind die heftigen Gießbäche, welche ſich während des Winters bei den in der Wüſte häufigen Platzregen bilden und mit unwiderſtehlicher Gewalt ſich nach den Niederungen Bahn brechen. Auch hierdurch wurde der Verkehr ſchon einigemal gehemmt.

„Unter ſolchen Umſtänden, wo der fortwährende Waſſertransport allein ſchon große Koſten in Anſpruch nimmt, würde der Ertrag der Bahn ſchwerlich ein günſtiges Reſultat geben, wenn nicht die große Maſſe der engliſchen Reiſenden nach und aus Oſtindien außer den Betriebskoſten einen ganz erheblichen Gewinn abgäbe, indem ſie einen hohen Fahrpreis bezahlen und ihre Zahl jährlich zunimmt.

„Für Aegypten ſelbſt iſt, abgeſehen von dem Tranſitverkehr, die Suez-Eiſenbahn von keiner großen Wichtigkeit, außer zur Zeit der Pilgerreiſe nach Mekkah. Die Koſten des Baues der Suezbahn dürften verhältnißmäßig kaum geringer geweſen ſein, als die der Eiſenbahn von Alexandrien nach Kairo....

„Zum Schluß dieſer Ueberſicht des ägyptiſchen Eiſenbahnnetzes müſſen wir auch die Bahn von Alexandrien nach Mariut, dem Sommeraufenthalte des Vicekönigs, erwähnen. Dieſelbe hat eine Länge von 17 engliſchen Meilen. Mariut liegt in der genannten Entfernung ſüdweſtlich von Alexandrien in vollkommen wüſter Gegend am Meere.

„Hier pflegt der Vicekönig den Sommer hindurch mit ſeinen Truppen zu campiren. Die Eiſenbahn iſt ſomit eben nur eine Spielerei. Zu bemerken iſt, daß längs allen Bahnlinien Telegraphendrähte in Thätigkeit ſind, und daß ſelbſt bis Kenne in Oberägypten der elektriſche Telegraph ſchon eingerichtet iſt, ſowie andererſeits von Suez nach Koſſeir. Die Einführung des elektriſchen Telegraphen auf dieſen Linien iſt ein großes Verdienſt der Regierung des jetzigen Vicekönigs."

Auch am Nil hat man mächtige Bauten unternommen; der ſogenannte Barrage des Nils, d. h. die Gabelſtelle des Fluſſes, wo er ſich in die beiden Arme, den von Roſette und den von Damiette trennt, iſt mit den großartigſten Waſſerbauten verſehen worden, welche dazu dienen ſollten, den Strom durch Schleuſen und Dämme derart zu bewältigen, daß man nach Belieben über ſeine Waſſermaſſe verfügen könne, und andererſeits an dieſer ſtrategiſch für Aegypten ſehr wichtigen Stelle eine Art Feſtung zu bilden. Schon Mehemed-Ali ließ nach den Plänen des bekannten Directors der Waſſer- und Straßenbauten in Aegypten, Linant de Bellefonds, die Arbeiten beginnen, die ſeit dem Jahre 1844 mit geringen Unterbrechungen bis jetzt fortgeführt werden. Sie haben bereits einen Koſtenaufwand von 18—20 Mill. Fr. verſchlungen, aber bis zur Stunde kein entſprechendes Ergebniß zur Folge gehabt. Dieſes Werk, das die längſte Zeit unter der Leitung franzöſiſcher Ingenieure, namentlich Mougel-Bey's ſtand, iſt als gänzlich mißlungen zu betrachten. Der Barrage iſt, wie der berühmte engliſche Ingenieur Stephenſon ſagte, ein recht hübſches Stück Maurerarbeit; ob es aber irgend einen praktiſchen Nutzen abgeben werde, iſt höchſt zweifelhaft. Gegenwärtig leitet die Arbeiten ein eingeborner Ingenieur, Beghet-Bey; jedoch ſcheint der Zweck derſelben weniger die Vollendung des Werkes als die Inſtandhaltung des bisher Gebauten zu ſein, indem zu beſorgen ſteht, daß durch den Verfall des Baues die Nilſchifffahrt gefährdet werden könne.

Einen weiteren Abſchnitt widmet Herr von Kremer dem berühmten Schifffahrtskanale, der im Baue begriffen iſt und das Mittelländiſche Meer mit dem Rothen verbinden ſoll. Es iſt intereſſant, über dieſe Sache einmal einen Bericht zu leſen, bei welchem man ein höheres Maß von Unparteilichkeit vorausſetzen kann. Denn die Wahrheit darüber iſt von den hier ſich nebenbuhleriſch bekämpfenden Engländern und Franzoſen nicht zu erwarten. Die Engländer, welche den nächſten Seeweg nach Indien für Frankreich verſperrt wiſſen wollen, ſind erklärte Feinde des Kanalbaues und können in bekannter Manier nicht geringſchätzig genug darüber ſprechen; die Franzoſen, Mr. de Leſſeps, der Leiter des ganzen Unternehmens, vor Allen, ſind dabei ſtark engagirt, und es kommt ihnen in ihren Berichterſtattungen und ſonſtigen Schriften ebenſo ſehr darauf an, ſich ſelbſt als Civiliſatoren erſten Ranges in's vortheilhafteſte Licht zu ſtellen, als dem Paſcha von Aegypten, welcher auf materielle Vortheile für ſein Land wartet, Honig um den Mund zu ſtreichen — und — ſchließlich die Engländer zu ärgern. Das ägyptiſche Gold thut ein Uebriges, um die glänzende Phraſeologie franzöſiſcher Stylkünſtler in den höchſten panegyriſchen Schwung und Fluß zu bringen — denn die ägyptiſchen Dynaſten beſitzen den Ehrgeiz, in den Augen Europa's glänzend dazuſtehen. Von dieſem Standpunkte hat man Werke, wie die von P. Merruau, „L'Egypte contemporaine," zu beurtheilen, das in Leſſeps' Dienſten geſchrieben die Regierung Said-Paſcha's zum Himmel erhebt und den Engländern grobe Rippenſtöße giebt. So iſt z. B. nach Merruau die Eiſenbahn von Alexandrien nach Suez vornehmlich von ägyptiſchen Ingenieurs gebaut worden, „da die, welche der engliſche Ingenieur auf den brittiſchen Inſeln engagirt, ſich im allgemeinen unfähig erwieſen, das, was man die eigentlichen Kunſtarbeiten nennt, zu machen. Ausnahmsweiſe muß man die Brücke von Benha hervorheben, welche, nach engliſchen Plänen erbaut, alſobald vom Fluſſe mit fortgenommen wurde."

Das heißt die Engländer an ihrer empfindlichſten Seite faſſen und man wird es begreiflich finden, wenn ſie ihrerſeits mit ähnlichem Hohne von Leſſeps Arbeiten und dem ganzen Unternehmen ſprechen.

„Der projectirte Kanal ſoll weit und tief genug werden, um Schiffe jeder Größe, bis 2000 Tonnen Gehalt, zu tragen. Der Timſahſee und die Bitterſeen ſollen Baſſins bilden, die zugleich als Binnenhäfen zu benutzen ſein würden.

„Die Sohle des Kanals ſoll mindeſtens 44 Meter breit und auf der Strecke von den Bitterſeen bis Suez noch breiter (64 M.) ſein. Die Tiefe ſoll mindeſtens 8 Meter betragen. Geringe Waſſertiefe in der Bucht von Port-Said erfordert die Anlegung von außergewöhnlich langen Kais und die Ausbaggerung bedeutender Strecken, um hinreichend tiefen Ankergrund zu gewinnen. Aehnliche Arbeiten, koſtſpielige Waſſerbauten von großer Ausdehnung, werden im Hafen von Suez vorgenommen werden müſſen, ebenſo wie im Becken der Bitterſeen. Ein Süßwaſſerkanal ſoll vom Nil durch das Wadi Tumeilat bis zum Timſahſee geführt werden, von welch letzterem Orte er in zwei Abzweigungen, einerſeits bis Suez, andrerſeits bis Port-Said geleitet werden ſoll.

„Die Geſammtkoſten für alle dieſe Arbeiten werden auf 162 Mill. Fr. geſchätzt. Das ganze Werk ſoll nach Herrn von Leſſeps Voranſchlag in ſechs Jahren vollendet ſein, und die jährliche Einnahme wird von den beiden ägyptiſchen Chefingenieuren Linant-Bey und Mougel-Bey auf 40 Mill. Fr. berechnet.

„Die Arbeiten ſind bereits ſeit geraumer Zeit in Angriff genommen worden und ſollen mit großer Energie fortgeführt werden. Ueber deren bisherigen Fortgang fehlen leider noch immer Berichte unparteiiſcher Fachmänner. Eine unüberwindliche techniſche Schwierigkeit ſcheint dem Unternehmen nicht entgegenzuſtehen. Viel gegründetere Bedenken haben ſich hingegen in Betreff der Rentabilität deſſelben geltend gemacht und ſcheinen auch auf die Actionaire entmuthigend eingewirkt zu haben."

Wir geben nun die Anſichten unſeres Gewährsmannes über dieſen Kanal in kurzer Faſſung.

„Der projektirte Kanal von Port-Said bis Suez kann für Aegypten ſelbſt und deſſen inneren Handel keine Bedeutung beanſpruchen. Denn wenn auch die Herſtellung neuer Verkehrſtraßen einer der wichtigſten Hebel zur Belebung des Handels und der Induſtrie iſt, ſo leidet doch dieſer beſagte Weg an dem Uebelſtande, daß er durch eine ganz öde, wüſte Gegend geht, in welche ſich kein reges Handelsleben hinzaubern läßt. Der Süßwaſſerkanal von Zakazik durch das kulturfähige Wadi Tumeilat hat beſſere Ausſichten; hier können durch denſelben der Wüſte kulturfähige Gründe abgewonnen und der Grund zu einem kultivirten Leben gewonnen werden.

„Ungeachtet dieſer erheblichen Vortheile, welche der Süßwaſſerkanal für Aegypten haben wird, darf jedoch nicht außer Betracht bleiben, daß dieſelben nur ſehr langſam und allmählich ſich fühlbar machen werden. Die Urbarmachung und Bebauung der Gründe, die Anſiedelungen einer zahlreichen Bevölkerung erfordern noch eine geraume Spanne Zeit.

„Durch das Iſthmus-Unternehmen haben ſich viele Europäer, beſonders Franzoſen, in Damiette, Port-Said, Zakazik, Kairo und an verſchiedenen Punkten der Wüſte niedergelaſſen. Denſelben folgte theilweiſe ein bedeutender Troß arabiſcher Diener und Arbeiter; in den Comptoirs und Agentien der Geſellſchaft finden viele Europäer Unterhalt und Verdienſt. Durch die Einkäufe und Verproviantirung der an verſchiedenen Orten der Wüſte und des Wadi Tumeilat verſammelten Arbeiter-Colonnen werden namhafte Summen Geldes in's Land gebracht, und mancher Aegypter hat durch theure Verkäufe an den „franzöſiſchen Kanal" (et-tur'at-el-franſawijjeh), wie allgemein hier das Volk den projektirten Kanal bezeichnet, ſein Glück gemacht.

„Die Bevölkerung dieſer Wüſtengegenden dürfte indeß auch nicht beſonders raſch von ſtatten gehen; denn an vielen anderen Orten Aegyptens giebt es kulturfähiges Land, das bei weitem leichter zu bebauen wäre, dem aber dabei Bebauer fehlen; es iſt daher anzunehmen, daß ſich die zunehmende Bevölkerung eher dorthin wenden werde.

„Daß im Falle der Vollendung des Verbindungskanals der beiden Meere aus der wahrſcheinlich hierdurch erhöhten Lebhaftigkeit des Verkehrs zwiſchen Europa und Oſtaſien Aegypten oder der Regierung dieſes Landes weſentliche Vortheile zuſtrömen würden, können wir nur in ſehr

Digitized by Google

beſchränktem Maße zugeſtehen. Der Tranſithandel wird, ſelbſt wenn er in dem rieſigen, von Herrn von Leſſeps vorausgeſetzten Maße zunehmen ſollte, was ſehr zu bezweifeln iſt, keineswegs dem Lande zum großen Gewinne gereichen, indem bei der Schnelligkeit der Verkehrsmittel und bei dem Umſtande, daß keine Umladung der Waare erfolgen würde, der einzige Vortheil, welcher Aegypten zufließen könnte, höchſtens in der Beſchäftigung einer größeren Anzahl von Menſchen an den Ausgangspunkten des Kanals in Suez und Port-Said, und in der Verproviantirung der Schiffe beſtehen dürfte.

„Die Zolleinnahmen der ägyptiſchen Regierung werden ſich dadurch ſchwerlich erhöhen, weil es derſelben kaum gelingen wird, die Erhebung von Tranſitzöllen dann zur Durchführung zu bringen, da dieſelben jetzt nicht mehr zur Anwendung kommen.

„Die Schifffahrt zwiſchen Damiette und Port-Said und der Verkehr in dem ganz neu geſchaffenen Hafen von Port-Said hat ſich in Folge der Arbeiten der Iſthmusgeſellſchaft weſentlich gehoben.

„Das wären die Vortheile, die ſich Aegypten verſprechen könnte. — Die Sache hat aber auch ihre Schattenſeiten. Aegyptens commercielle Bedeutung liegt in der Gegenwart faſt ausſchließlich in ſeinem Export von Landesprodukten und im Import von europäiſchen Induſtrie-Artikeln. Für den europäiſch-oſtaſiatiſchen Handel iſt Aegypten eben nur als Durchgangspunkt wichtig, aber der Tranſithandel iſt keineswegs in der Gegenwart ſo ergiebig für das Land, wie im Alterthum. Schon jetzt gehen die Frachtzüge indiſch-europäiſcher Waaren mit Dampfeseile durch das Land und werfen lange nicht mehr den Gewinn ab, wie im Alterthum und Mittelalter. Auch fallen jetzt die mannigfaltigen Durchgangszölle und Steuern fort, die eine ergiebige Quelle für die Regierung waren.

„Das einzige Einkommen, welches der Kanal für die Regierung abwerfen wird, beſtände ſomit in den Schifffahrtsgebühren, welche beim Eintritt in den Kanal von den Schiffen erhoben werden könnten. Dieſe ſind unterdeſſen bereits auf 99 Jahre von Vollendung der Arbeiten ab der Geſellſchaft vorbehalten, und erſt nach Ablauf dieſer Friſt tritt die Regierung in deren Genuß. Die 15 Procent vom Reinertrage des Unternehmens, welche laut Art. 5 der Conceſſionsurkunde vom 5. Januar 1856 der ägyptiſchen Regierung vorbehalten werden, ſind der einzige Ertrag, welcher während dieſer Epoche der ägyptiſchen Regierung zufließen ſoll. Hingegen verpflichtet ſich dieſelbe, laut Art. 10 der weitern Conceſſionsurkunde vom 5. Januar 1856, der Geſellſchaft alle jene herrenloſen Flächen zu überlaſſen, welche für die Kanalbauten erforderlich ſein könnten, ebenſo wie die Nutznießung aller herrenloſen Flächen, die durch die Geſellſchaft bewäſſert und bebaut würden, mit Steuerfreiheit von 10 Jahren für den Boden der letzteren Kategorie Die ägyptiſche Regierung geſtattet der Geſellſchaft für die ganze Dauer der Conceſſion das Recht, die Regierungsminen und Steinbrüche zu benutzen, und das für die Kanalbauten nothwendige Material daraus abgabenfrei zu beziehen. Dies würde Alles recht günſtig lauten; anders geſtalten ſich jedoch die Dinge bei eingehender Unterſuchung. Herr von Leſſeps glaubt, mit 8000 Arbeitern im Laufe von fünf Jahren die Ausgrabung des Kanals bewerkſtelligen zu können."

Es wird nun ausgeführt, daß Aegypten ein Agrikulturland ſei und keinen Ueberfluß an Arbeitern beſitze — der jährliche Abgang von 8000 Arbeitern vom Feldbau ſei ein bedeutender Nachtheil für's Land und für die Staatskaſſe.

„Aber nicht blos durch Beſchaffung der nöthigen Arbeitskräfte leiſtet die ägyptiſche Regierung dem Unternehmen des Suezkanals mit Aufopferung ihres eigenen Intereſſes Vorſchub; ſie hat noch weit größere und wichtigere Zugeſtändniſſe gemacht.

„Während der Koſtenüberſchlag des ganzen Unternehmens 162 Mill. Fr. beträgt, hat der Vicekönig, im Betrag von ungefähr 85 Mill. Fr., alſo für mehr als die Hälfte der ganzen Summe, theils Actien gezeichnet, theils andere Verpflichtungen gegen die Geſellſchaft übernommen...... Auf dieſe Weiſe wird das Unternehmen zwar unter franzöſiſcher Leitung, aber zum großen Theil mit ägyptiſchem Gelde ausgeführt. Die Direction der Arbeiten verwendet nach ihrem Ermeſſen das Geld, ohne jemand anderem Rechenſchaft ſchuldig zu ſein, als den Actionairen, deren Generalverſammlung in Paris ſtattzufinden hat, ſowie auch das gerichtliche Domicil der Geſellſchaft für alle Prozeſſe und Rechtsſtreite nicht in Aegypten, ſondern in Paris iſt.....

„Der größte Theil des Wadi Tumeilat, wo jetzt vornehmlich die Thätigkeit der Unternehmer concentrirt iſt, die Beſitzung Ras-el-Wadi, welche zahlreiche Dörfer und Gehöfte umfaßt, iſt von der Geſellſchaft käuflich an ſich gebracht worden. Daſelbſt wird eine bedeutende Ausdehnung von Kulturland der Bewäſſerung zugänglich gemacht und für den Ackerbau gewonnen. Dieſe Grundſtücke ſollen von der Geſellſchaft, laut Art. 10 der Conceſſionsurkunde, zehn Jahre lang ſteuerfrei und dann gegen die landesübliche Steuer nach Belieben benutzt werden können. So iſt alſo die Geſellſchaft unumſchränkter Grundherr und wird in nicht langer Zeit über ein Gebiet verfügen, das manchem kleinen Fürſtenthum gleichkommen dürfte. Dieſes iſt ſchwerlich zum Vortheile der ägyptiſchen Regierung."

Ueberhaupt iſt in dem Kontrakte Vieles dunkel gelaſſen, z. B. wenn nach Ablauf der geſetzten Friſt von ſechs Jahren die Arbeiten nicht fertig ſind. Da, nach dem Texte, die Geſellſchaft auch dann im Beſitze ihrer Privilegien bliebe, ſo könnte es kommen, daß ſich die Baugeſellſchaft in eine Koloniſations-Unternehmung verwandelte. Da der Bau dann nie fertig wird, ſo müſſen auch die 99 Jahre, die von der Vollendung des Kanals ab für die Dauer des Vertrages feſtgeſetzt ſind, ſich in's Unbeſtimmte hinaus verlängern.

Ferner hat die ägyptiſche Regierung vertragsmäßig keine Gerichtsbarkeit über die in ihrem Gebiete wohnenden Europäer. — „Schon jetzt entzieht ſich ſelbſt die große Zahl der bei den Suezarbeiten beſchäftigten einheimiſchen Arbeiter der Gerichtsbarkeit und Autorität der ägyptiſchen Regierung, deren Anſehen und Einfluß hierdurch bei den Landes-Eingebornen in empfindlichſter Weiſe geſchmälert wird. In wie viel größerem Maße würde dies der Fall ſein, wenn ein ſyſtematiſches Koloniſations-Syſtem des Wadi Tumeilat zur Ausführung kommen ſollte."

Dieſes Unternehmen hat alſo, und zwar im franzöſiſchen Intereſſe, eine ſtark politiſche Seite. Das war auch vorauszuſehen. Wenn der Vicekönig von Aegypten im Beſitze einer ſo großen Anzahl von Actien dieſes Kanalbaues iſt, wie hier angegeben wird, ſo iſt dies wohl ein hinreichend ſtarkes Band, ihn dauernd an das franzöſiſche Intereſſe zu feſſeln, von deſſen Förderung das Schickſal ſeines Einſatzes abhängt. Herr von Leſſeps ſcheint unter den Auſpicien ſeines mächtigen Gebieters nicht übel ſpekulirt zu haben. Gleichwohl können wir die Anſicht des Hrn. v. Kremer über die geringen Vortheile, die Aegypten vom Suez-Kanal haben wird, nicht theilen. Aegypten wird erſt durch dieſen Kanal für den Welthandel aufgeſchloſſen werden, und ſein volkswirthſchaftlicher Gewinn iſt daher unzweifelhaft.

## China, Japan und Siam.

### Reiſebriefe von Reinhold Werner.*

Die letzten Jahre haben die Reiſeliteratur mit vielen neuen Werken über den fernen Oſten bereichert. Seit Wilhelm Heine ſeine weitſchweifige, inhaltloſe Beſchreibung der amerikaniſchen Expedition nach Japan in die Welt geſandt hat, ſind engliſche, franzöſiſche, holländiſche, ruſſiſche und portugieſiſche Geſandtſchaften nach Yedo, in verſchiedenen Sprachen, von vielen Berufenen und Unberufenen beſchrieben worden. Die meiſten der auf dieſe Weiſe entſtandenen Werke haben des Neuen und Werthvollen nur ſehr wenig gebracht, aber das wiß- und leſebegierige Publikum hat ſie dennoch freundlich aufgenommen und hat dadurch alle diejenigen, die ſich berechtigt glauben durften, ein Buch über den fernen Oſten zu ſchreiben, angeſpornt, mit ihren Arbeiten vor die Oeffentlichkeit zu treten.

Herr Reinhold Werner, deſſen Werk wir heute beſprechen, gehört zu dieſer Klaſſe von Reiſeſchriftſtellern. Mitglied der preußiſchen Expedition nach Oſt-Aſien, hat er ſich durch ſeine „Briefe über China und Japan," die in der „Deutſchen Allgem. Zeitung" während der Jahre 1861 und 1862 erſchienen ſind, bereits ehrenvoll bekannt gemacht. Sein Buch reproducirt dieſe Reiſebriefe und enthält außerdem neue Schilderungen perſönlicher Erlebniſſe, ſowie Beobachtungen über die Länder, Völker und Zuſtände, die der Verfaſſer während ſeiner langen Reiſen kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat. Ganz beſonders hat ſich Herr Werner angelegen ſein laſſen, die deutſchen Handels- und Schifffahrts-Intereſſen in China, Japan und Siam zu ſtudiren, und obgleich ſeine Concluſionen nicht immer mit unſeren, auf Autopſie beruhenden, eigenen Beobachtungen übereinſtimmen, erkennen wir doch gern an, daß ſein Werk des Neuen und wirklich Intereſſanten Manches enthält und in dieſer Beziehung vielen andern modernen Büchern über Japan, namentlich den engliſchen von Olyphant, Smith, Alcock, Fonblanc ꝛc. überlegen iſt. Herr Werner hat

* Die preußiſche Expedition nach China, Japan und Siam in den Jahren 1860, 1861 und 1862. Von Reinhold Werner, Lieutenant zur See erſter Klaſſe. Mit ſieben Abbildungen in Holzſchnitt und einer lithographirten Karte. 2 Theile. Leipzig. F. A. Brockhaus, 1863.

Digitized by Google

ein „nützliches" Buch ſchreiben wollen. Dies iſt ihm theilweiſe gelungen und verdient große Anerkennung, wenn man bedenkt, daß die meiſten ſeiner ſchriftſtelleriſchen Kollegen keinen andern Zweck verfolgt zu haben ſcheinen, als den, ſich dem Publikum vorzuſtellen und daſſelbe bei dieſer Gelegenheit beſtmöglichſt zu amüſiren.

Wir können nicht ſagen, daß Herr Werner dieſen Zweck, der ſich mit einer ernſten wiſſenſchaftlichen Tendenz nur ſchlecht verträgt, ganz aus den Augen verloren hat; aber wir erkennen gern an, daß auch diejenigen „Reiſebriefe," die, gediegenen Werthes baar, nichts bringen, als unterhaltende Beſchreibungen, ihr eigenthümliches und großes Verdienſt haben, dasjenige nämlich: durchweg gut und korrekt geſchrieben zu ſein. So haben wir mit großem Vergnügen die Beſchreibung der Schifffahrt in den tropiſchen Meeren geleſen, ohne uns darüber zu beklagen, daß dieſe Lektüre uns nichts Neues gelehrt. Wenn man à tout prix etwas über Japan und China lernen will und bei dieſer Gelegenheit auch Heine und Lühdorf geleſen hat, ſo iſt man willig bereit, dem literariſchen Verdienſt einer Reiſebeſchreibung große Ehre widerfahren zu laſſen.

Herrn Werner's Werk zerfällt in fünf Theile:

I. Beſchreibung der Reiſe von Europa nach China und der Heimreiſe von Siam nach Europa (Kap. 1—6 und 35—37).

II. Beobachtungen über chineſiſche Zuſtände mit beſonderer Berückſichtigung der zwiſchen den Europäern und Chineſen exiſtirenden Verhältniſſe (Kap. 7—18 und 29—31).

III. Beſchreibung des Aufenthaltes der preußiſchen Expedition in Japan (Kap. 19—28).

IV. Notizen über Siam (Kap. 32—35).

V. Geſchichte des Abſchluſſes der Verträge mit Japan, China und Siam (Kap. 28. 31. 34).

Der erſte Theil, die Reiſebeſchreibung, enthält gut zuſammengeſtellte Notizen über alle Länder, die Herr Werner im Fluge geſehen, und über die er in guten Werken fleißig nachgeleſen hat, um dieſelben mit Autorität beſprechen zu können.

Ueber die Chineſen äußert ſich Herr Werner mit großer Zurückhaltung. „Es iſt ſchwer," ſagt er, „dieſelben richtig zu beurtheilen. Sie zeigen ſich den Fremden ſelten, wie ſie wirklich ſind, und nur wer ihre Sprache verſteht und lange Jahre mit ihnen umgegangen, oder unter ihnen gelebt hat, vermag ſie getreu zu ſchildern und die Gegenſätze zu erklären, die ſich in ihrem Denken und Handeln offenbaren und die dem Fremden oft räthſelhaft erſcheinen. Ich werde daher nur inſofern auf ihren Charakter eingehen, als er ſich in ihren Sitten und Gebräuchen kund giebt und keine Mißdeutung zuläßt" (p. 225).

Dieſe Zurückhaltung iſt ſehr anzuerkennen. Nichts iſt in der That weniger gerechtfertigt, als das raſche Urtheil, das viele Reiſende über geheimnißvolle Völker gefällt haben, deren Sprache ſie nicht verſtanden und deren Eigenthümlichkeiten ſie mit derſelben Autorität beſprochen haben, mit der ein Tauber ein Konzert beurtheilen würde. Reiſebeſchreibungen wie diejenige, die wir Herrn Werner verdanken, ſollten aber auf keinen andern Titel Anſpruch machen, als auf den ein „Beitrag" zur Kenntniß von China und Japan zu ſein. Als ſolche „Beiträge" müſſen ſie jedem Lernbegierigen willkommen ſein, da ſie ihren eigenthümlichen, großen oder kleinen, jedenfalls ſelbſtändigen Werth haben. Wir leſen deshalb mit Intereſſe, was uns Herr Werner von der Bauart der Chineſen, von der inneren Einrichtung ihrer Häuſer, von ihrem Hausgeräth, ihren Gärten, von dem Theater, der Kunſt, der Schifffahrt, dem Straf-Codex, der Armee, den Feſttagen, der Hochzeit, dem Konkubinat, der Geſtalt und Körperbeſchaffenheit, der Kleidung ꝛc. der Chineſen ſagt. Wir finden dort nicht viel Neues, aber wir entdecken manche ernſt durchdachte Bemerkung und wir vermiſſen gern das unüberlegte, unbegründete Aburtheilen, das uns in den meiſten neueren Werken über China und Japan ſo unangenehm dreiſt entgegentritt.

Die ſanguiniſchen Hoffnungen des Herrn Werner über die Zukunft des deutſchen Handels in China können wir nicht theilen. Wir glauben zwar mit ihm, daß die deutſche Schifffahrt in China größerer Ausdehnung fähig iſt, aber es will uns nicht einleuchten, daß die Deutſchen jemals mit den Engländern konkurriren könnten, die als Einführer von Opium und baumwollenen Manufakturen, den einzigen Artikeln, die bei dem chineſiſchen Importhandel in wirklichen Betracht kommen können, den deutſchen gegenüber eine außerordentlich vortheilhafte Stellung einnehmen, und die ſich als Käufer auf die engliſche, der deutſchen weit überlegene, Conſumtion von Thee und Seide ſtützen. Der chineſiſche Handel iſt in Händen der Engländer und wird in ihren Händen bleiben. Als Fabrikanten der in China verkaufbaren baumwollenen Stoffe, als Lieferer des indiſchen Opiums, als Konſumenten der hauptſächlichſten Exportartikel verfügen ſie außerdem durch ihre großartigen Bank-Inſtitutionen und als Eigenthümer der beſten, regelmäßigen Dampfſchiff-Verbindung zwiſchen China und Europa über Betriebsmittel, welche alle anderen Nationen des Weſtens auf ſie anweiſen. Die Amerikaner müſſen ſich in New-York engliſche Kredite verſchaffen, um ihre Einkäufe von chineſiſchen Produkten, die durch Einfuhren in China von amerikaniſchen Manufakturen nur theilweiſe gedeckt werden können, zu realiſiren; und die in China etablirten großen und reichen deutſchen Handlungshäuſer, die Herren Puſtan, Siemſen z. B., ſind in vielen Beziehungen als Engländer zu betrachten und machen ihre Seide- und Theegeſchäfte ganz wie dieſe.

Herrn Werner's Beſchreibung des Aufenthaltes der preußiſchen Expedition in Japan enthält viele intereſſante Seiten und wird jedem gebildeten Leſer, der an guter Reiſeliteratur Geſchmack findet, eine willkommene Gabe ſein. Herr Werner theilt den Enthuſiasmus aller derjenigen, die Japan, das Reich der aufgehenden Sonne, das ſchönſte Land der Welt, beſucht haben. „Es ſcheint," ſagt er, „als ob die Natur hier alles concentrirt habe, was ſie an romantiſcher Schönheit, Lieblichkeit und Großartigkeit hervorzubringen vermag, und menſchliche Kunſt hat, wenn auch unbewußt, die Harmonie des Ganzen vollendet."

Auch von den Japaneſen hegt Herr Werner eine gute und hohe Meinung. „Die allgemeine Bildung des Volkes," ſchreibt er, „ſein friedliebender, ruhiger Charakter, den keine Ausbrüche von Roheit beflecken, das ihm innewohnende edle Nationalgefühl, das jedoch von aller Selbſtüberſchätzung frei iſt und Niemand verletzt, das feine Ehrgefühl und der Drang nach Wiſſen — alles das ſind Elemente, die eine ſichere Garantie gegen jeden Mißbrauch der Freiheit des Individuums geben. Ich ſcheide von Japan in der feſten Ueberzeugung, daß es in 50 Jahren einer der wohlhabendſten, glücklichſten und kräftigſten Staaten von ganz Aſien ſein und China bei weitem überflügeln wird. Ich glaube, daß Alle, die gleich mir das Land genauer kennen gelernt, dieſe Ueberzeugung theilen, welche ſich jedem Beobachter unwillkürlich aufdrängt, und ich fürchte nicht, deswegen als Sanguiniker betrachtet zu werden. Ich habe die Japaneſen achten und lieben gelernt, und das kann ich ſonſt kaum von einer fremden Nation ſagen, wiewohl ich deren im Laufe meines bewegten Lebens genug kennen gelernt habe."

Wir theilen dieſe Meinung vollkommen und wünſchen ſehr, daß dieſelbe den engliſchen und franzöſiſchen Diplomaten, die in dieſem Augenblicke über das Schickſal von Japan verfügen, beigebracht werden könnte.

Herrn Werner's Notizen über Siam ſind ein würdiges Seitenſtück ſeiner Studien über China und Japan. Die Geſchichte der preußiſchen diplomatiſchen Verhandlungen mit den Höfen von Yedo, Peking und Bangkok bildet den letzten Theil einer gewiſſenhaft vollendeten Arbeit. Herr Werner hat in derſelben den Leſer in ferne Gegenden geführt, die bisher nur theilweiſe und ſehr unvollkommen bekannt waren und hat verſucht, ihm ein Bild von jenen fremden Ländern und Völkern zu entwerfen. Dies iſt ihm gelungen, und wir betrachten es als unſere Pflicht, ihm unſern Dank für ein Buch auszuſprechen, das wir mit Vergnügen und Nutzen geleſen haben, und von dem wir ungern Abſchied nehmen.

Paris im Juni 1863. Rudolph Lindau.

## Mannigfaltiges.

— Otto Spamer's Ehrenbuch des Befreiungskrieges. Als ein Seitenſtück zu der ſchönen Jubel-Ausgabe von Droyſen's „Leben des Feldmarſchalls Grafen von York," dürfen wir das ſoeben zur Vorbereitung für die Jubelfeier der Völkerſchlacht bei Leipzig erſchienene „Vaterländiſche Ehrenbuch," von Ed. Große und Franz Otto bezeichnen.* Die durch ihre geſchmackvollen Illuſtrationsbücher rühmlichſt bekannte Verlags-Buchhandlung von Otto Spamer hat Alles aufgeboten, um hier ein in jeder Beziehung reich ausgeſtattetes und gleichwohl nicht zu theueres Volks- und Ehrenbuch herzuſtellen. Kaum giebt es irgend einen Namen und irgend eine That von Bedeutung aus jener großen Zeit, die wir hier nicht illuſtrirt und in den Rahmen einer volksmäßigen Erzählung eingefaßt ſehen. Zu jedem der zahlreichen Bilder hat der Verfaſſer auch ein poetiſches Motto aus der Literatur der Lieder und Dichtungen des Befreiungskrieges zu finden gewußt, wie er denn auch die geſchätzteſten hiſtoriſchen und militairiſchen Darſtellungen dieſes Kampfes,

* Vaterländiſches Ehrenbuch. Schilderung der wichtigſten Ereigniſſe aus der Zeit der Befreiungskriege. In den Bildern aus den Jahren 1813 bis 1815. Herausgegeben von Dr. Eduard Große und Franz Otto. Mit 17 Tonbildern, 160 in den Text gedruckten Illuſtrationen, ſowie einer Karte des Schlachtfeldes von Leipzig. Berlin und Leipzig, Otto Spamer, 1863.

Digitized by Google

namentlich die von Beitzke, Droyſen, Steffens, Sporſchill, Aſter, Grolmann-Damitz ꝛc., ſehr geſchickt für ſeinen Zweck zu benutzen verſtand. Die Völkerſchlacht bei Leipzig mit ihren unmittelbaren Folgen bildet den Mittelpunkt des Werkes, um welchen folgende Gruppen von Bildern angereiht ſind: als erſte Gruppe die Vorbereitungen zum Kampfe, ſowie ſeine geiſtigen Führer und ſeine Kriegs-Helden (Stein, Arndt, Fichte, Theod. Körner, Jahn, Erzherzog Karl, Scharnhorſt, York, Blücher, Gneiſenau, Bülow, Tauentzien, Borſtell, Kleiſt), und als zweite Gruppe die Kämpfe und Siege bis zur Schlacht bei Leipzig. Den Bildern der Völkerſchlacht (dritte Gruppe) folgen ſodann als vierte Gruppe: der Feldzug in Frankreich im Jahre 1814, und als fünfte: Waterloo, der zweite Pariſer Frieden und St. Helena. Wir wollen dem Buche die weite Verbreitung wünſchen, die es verdient, und hoffen, daß die augenblicklich ſehr trübe Stimmung des deutſchen und insbeſondere des preußiſchen Volkes ſolchen patriotiſchen Erinnerungen keinen Eintrag thun werde.

— Mädler's Abriß der Aſtronomie.* Unſere Leſer kennen das treffliche, encyklopädiſche Werk: „Die geſammten Naturwiſſenſchaften, von Dippel, Gottlieb, Koppe, Lottner, Mädler, Maſius, Moll, Nauck, Nöggerath, Quenſtedt, Romberg und v. Nußdorf, in 3 Bänden, von welchem bereits zwei Auflagen erſchienen. Aus dieſem Werke iſt der vorliegende Abriß der Aſtronomie ein beſonderer Abdruck, der gewiß eine vollkommene Erſcheinung ſein wird, da es ſich um die Einführung eines ſolchen aſtronomiſchen Lehrbuches in höhere Unterrichts-Anſtalten handelt. Hierzu kann nichts beſſer, als das vorliegende Buch geeignet ſein, das mit gründlicher Behandlung des Gegenſtandes populäre und leichtfaßliche Darſtellung verbindet. Die Wichtigkeit der Himmelskunde für allgemeine Volksbildung (heißt es in der Einleitung) wird täglich mehr erkannt; ſie kann und darf nicht, wie in früheren Jahrhunderten, ausſchließliches Eigenthum weniger Auserwählter bleiben, ſondern ſie muß dahin gelangen, die Erkenntniß Gottes aus ſeinen großen Werken zu einem Gemeingut jedes denkenden Menſchen zu machen.“ (Auch der ſcharfſinnige Redacteur der Berliner „Volkszeitung,“ A. Bernſtein, verfolgt dieſes Beſtreben mit großem Glück. Die Erkenntniß Gottes aus ſeinen Werken hat Männern, wie Mädler und Bernſtein, ſehr viel zu verdanken.)

— Beethoven-Monument in Wien. Am 15. Juni d. J. iſt im Dorfe Heiligenſtadt an der Donau bei Wien ein Denkmal des großen Tondichters, der dort während mehrerer Jahre die Sommer-Monate zubrachte, enthüllt worden. Es beſteht aus einer von dem Meiſter, Ritter v. Fernkorn, modellirten und von ihm in Erz gegoſſenen, auf einem Marmor-Sockel ruhenden Büſte Beethoven's, die in dem ſogenannten „Beethoven-Gange,“ einem Lieblings-Spaziergange des Verewigten, aufgeſtellt iſt. Das Zuſtandekommen dieſes Monumentes iſt einigen Wiener Literaten, namentlich dem Dichter Ludw. Aug. Frankl, zu verdanken, der im Jahre 1860 die Idee des Denkmals angeregt und damals ſogleich in Gemeinſchaft mit dem Hofkapellmeiſter Benedikt Randhartinger ein Konzert veranlaßt hatte, deſſen Ertrag die erſten Koſten deckte. Die Arbeiten des Modells wurden von Herrn v. Fernkorn unentgeltlich hergeſtellt. Ein zweites Konzert wurde bei Gelegenheit der Enthüllung gegeben, bei welcher eine Cantate von Bauernfeld, komponirt von Randhartinger, und ein „Feſtſpruch“ von Frankl vorgetragen wurde. Ein Prolog „Beethoven,“ von Joſeph Weilen, iſt eben ſo ſinnig, als poetiſch abgefaßt und verdient auch in weiteren Kreiſen bekannt zu werden. Sämmtliche Dichtungen und Geſänge zu dieſer Feier ſind mit einer Beſchreibung und Abbildung des Denkmals in einer Broſchüre erſchienen, deren Ertrag zur Erhaltung des Beethoven-Denkmals beſtimmt iſt.**

— Das Hohe Lied. Synagoge und Kirche haben ſich von je in ihrem religiöſen Gewiſſen verpflichtet gehalten, dieſem bibliſchen Buche, das die Liebe mit der ganzen Farbengluth und Sinnentrunkenheit einer orientaliſchen Phantaſie ſchildert, durch allegoriſche und myſtiſche Deutung ſeine Hochheiligkeit zu retten. Die rationale Exegeſe dagegen, unangefochten von der Scheu, die den Theologen abhalten mochte, eine kanoniſche Schrift den erotiſchen Dichtungen eines Hafis, Anakreon, Ovid, Martial u. A. anzureihen, erklärte und übertrug das Buch mit aller Unbefangenheit durch die Hülfsmittel, die gründliche Sprachkenntniß, geſunde Kritik und gebildeter Geſchmack an die Hand geben. Und ſo verdanken wir den vortrefflichen Arbeiten eines Eichhorn, Herder, Mendelsſohn, Umbreit, Ewald, Hitzig, Meier u. A. das annähernde Verſtändniß eines der ſchwierigſten bibliſchen Bücher. Ihnen ſchließt ſich nun ein Herr S. Horowitz in der unten angezeigten Monographie* an. Er faßt das Hohe Lied auf als „die Darſtellung des Schäferſpieles durch den König und ſeine ägyptiſche Gemahlin.“ Auf dieſe Idee führen ihn einige Ausdrücke, wie: „Fürſtentochter,“ „das Roß im Wagengeſpann Pharao's,“ „Töchter Zion's, Töchter Jeruſalem's,“ worunter „die verſchiedenen Frauen und Sultaninnen des Königs zu verſtehen; die ſich ebenfalls bei dem Spiele betheiligt, und wahrſcheinlich nebſt dem männlichen Gefolge die untergeordneten Rollen im Stücke (die der Chöre) dargeſtellt haben.“ Hier ſind die gekrönten Schauſpieler unwillkürlich aus der Schäferrolle gefallen und haben ihre wirkliche Perſönlichkeit verrathen.

Ob der Thespiskarren um 1000 v. Chr. ſeinen Weg nach Paläſtina, und dort einen ſo günſtigen Boden gefunden, daß der weiſeſte König es nicht unter ſeiner Würde hielt, die Bretter zu betreten — das mag der Herr Horowitz mit der Kunſtgeſchichte ausmachen. Ob ihn ſeine „unabhängige Auffaſſung des ganzen Textes, die ſich von keiner andern Deutung beeinfluſſen läßt,“ berechtigt, völlig neue, von allen ältern und jüngern Verſionen abweichende Erklärungen ohne weitere Begründung hinzuſtellen, laſſen wir auf ſich beruhen. Wer, außer dem Verfaſſer, würde z. B. das: „Soll's allerliebſte Mägdelein Jeruſalem's gar zierlich ruhen,“ in dem Original (Kap. 3, V. 10) wiederfinden? Und was mag er ſich wohl bei dem Bilde: „Wie aufgeritzter Apfel prangt aus deinem Lockenhaar die Wange,“ gedacht haben? Die idyliſch liebkoſenden: „Holdchen,“ „Trautchen,“ und die bis zum Ueberdruß gehäuften Verkleinerungen auf lein mögen öſterreichiſch ländlich ſein, orientaliſch ſind ſie nicht. Sprachwidrige Accentuationen, wie Jsräel und öfter Libänon mag die metriſche Noth, die kein grammatiſches Gebot kennt, entſchuldigen. Wenn aber der Herr Horowitz wider Sprachgebrauch und Reception (vergl. Ezechiel 16, 4. Spr. 3, 8.) das Wort ſchörer „Muttermund“ erklärt und ſich auf dieſen Fund ſo viel zu gute thut; wenn er in das Gemälde der einzelnen Schönheiten der Geliebten den Zug der „regelmäßigen Katamenien“ als Zeichen der kräftigen Geſundheit hineininterpretirt: ſo müſſen wir im Namen des bibliſchen Dichters, im Namen des poetiſchen Gefühls, im Namen des beleidigten Geſchmacks gegen einen ſo plumpen Cynismus proteſtiren.

— Die Lebensverſicherung der Arbeiter. Die Bedeutung der Lebensverſicherung gerade für den Arbeiterſtand und deren Zuſammenhang mit der gegenwärtigen, auf dem Grundſatz der freien Selbſthülfe ruhenden genoſſenſchaftlichen Bewegung findet von Tag zu Tag in den Arbeiterkreiſen eine weitere Anerkennung. Berichte aus Süddeutſchland melden, daß dort eine Reihe von Vereinen gegenwärtig mit dem Plane umgehen, mit Lebensverſicherungs-Geſellſchaften Verträge abzuſchließen, um ihren Mitgliedern die Verſicherungsnahme, die Zahlung der Beiträge u. ſ. w. zu erleichtern und in den Abſchluß- und Incaſſo-Proviſionen nicht unerhebliche Beihülfe zur Erreichung ihrer genoſſenſchaftlichen Zwecke zu erlangen. Auch in Berlin, wo ſich die Zweckmäßigkeit derartiger Einrichtungen, namentlich in Folge des Vertrags des großen Handwerker-Vereins mit der Lebensverſicherungs-Actien-Geſellſchaft „Germania“ bereits bewährt hat, werden von einigen Bezirksvereinen Vorbereitungen zu ähnlichen Arrangements getroffen, und in Stettin iſt in einer ſehr zahlreich beſuchten Verſammlung des dortigen Arbeiter-Vereins am 31. v. M. bereits ein Vertrag zur Vorlage und Genehmigung gelangt, welchen der Vorſtand über die Verſicherung der Mitglieder bei der Geſellſchaft „Germania“ jüngſt abgeſchloſſen hat. Die Erſcheinungen ſind für das Verſicherungsweſen, wie für die gegenwärtige Arbeiter-Bewegung, gleich wichtig. Gerade die Lebensverſicherung hat noch ein ungeheures Arbeitsfeld, und namentlich iſt das Terrain noch wenig oder gar nicht bebaut, das naturgemäß zum ergiebigſten werden muß; der Arbeiterſtand iſt erſt in verſchwindend kleiner Anzahl gewonnen, und doch treffen gerade beim Arbeiterſtande alle Vorausſetzungen und Gründe am meiſten zu, welche überhaupt die Lebensverſicherung räthlich und nothwendig erſcheinen laſſen.

J. C.

* Kurzer Abriß der Aſtronomie. Von Prof. Dr. Mädler, Director der Sternwarte in Dorpat ꝛc. ꝛc. Mit 24 in den Text eingedruckten Holzſchnitten und 3 Sternkarten. Eſſen, G. D. Bädeker, 1863

** Beethoven-Monument in Heiligenſtadt bei Wien. — Wien, Zamarski & Dittmarſch.

* Das Hohe Lied, das älteſte dramatiſche Gedicht aus dem Morgenlande, nach einer neuen Eintheilung des Textes metriſch überſetzt und mit erklärenden Anmerkungen verſehen. Von S. Horowitz. Wien, Gerold, 1863.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

**Beſtellungen**
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
**Leipzig.**

# Magazin

# für die Literatur des Auslandes.

**Diejenigen,**
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direkt correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn P. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
**Berlin.**

Herausgegeben von **Joſeph Lehmann.**

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

**№ 26.** Dienſtag, den 30. Juni 1863. **32. Jahrgang.**

## Inhalt:

**Deutſchland und das Ausland.** Seite
Aus Schinkel's Nachlaß . . . . . . . . . . . 301
Die Muſik als Naturwiſſenſchaft . . . . . . . . . . . 303
**Italien.**
Römiſche Geſchichte . . . . . . . . . . . 304
Süd-Italiäniſche Zuſtände. Gavazzi's Predigten . . . . . . . . . . . „
**Frankreich.**
Drei Generationen, nach Guizot . . . . . . . . . . . 305
**England.**
Das iriſche Gefängniß-Syſtem . . . . . . . . . . . 307
**Nord-Amerika.**
Die letzte Kreuzfahrt des erſten Monitor . . . . . . . . . . . 309
**Mannigfaltiges.**
Berliner Recenſionen auf dem Geſammtgebiete der Kunſt . . . . . . . . . . . 311
Jahn, ein Lebensbild für das deutſche Volk . . . . . . . . . . . 312
Charakteriſtik der philoſophiſchen Syſteme ſeit Kant . . . . . . . . . . . „
Die Aerzte zur Zeit Molière's . . . . . . . . . . . „
Oeffentliche Bibliothek in Melbourne . . . . . . . . . . . „

## Deutſchland und das Ausland.

### Aus Schinkel's Nachlaß.

Den beiden Bänden, die vor einem Jahre alle Freunde der Kunſt erfreuten, und die wir in No. 24 dieſer Blätter begrüßen durften, reiht der Herr Herausgeber jetzt den dritten an,* der mit dem Tagebuche über die franzöſiſche und engliſche Kunſtreiſe des Jahres 1826, mit Schriftſtücken aus der amtlichen Kunſtthätigkeit und mit Nachträgen zu dem Inhalte des bereits früher Veröffentlichten die Sammlung der Schinkel'ſchen Reliquien abſchließt — nicht blos in dem Sinne, daß wir nun Alles vor uns haben, was der Nachlaß Mittheilbares enthielt, ſondern es gelangt durch dieſen letzten Band das Bild des hohen Mannes, der uns in den früheren Mittheilungen überwiegend in ſeinen umfaſſenden künſtleriſchen Studien begegnet war, hier dadurch zum Abſchluſſe und zur Vollendung, daß wir in das Innerſte ſeines künſtleriſchen Schaffens eingeführt werden. Und war es bei dem Umfange von Schinkel's Begabung natürlich, daß er in den Kreis ſeiner Studien auch das ſeinem Berufe ſcheinbar fernab Liegende zog, ſo tritt hier, wo die praktiſche, größtentheils ſogar die amtliche Thätigkeit des preußiſchen Oberlandes-Baudirector's vor uns entfaltet wird, ſelbſtverſtändlich der Baumeiſter in den Vordergrund. Die Entwürfe und die (leider nur theilweiſe) Ausführung der Prachtbauten, die Schinkel für die Hauptſtadt ſeines Vaterlandes erſann, bilden vorzugsweiſe den Inhalt des gegenwärtigen Bandes.

Auch die Reiſe, daß wir ihrer kurz gedenken, war nur im Dienſte und in Ausführung von Schinkel's größtem Bau, dem des Berliner Muſeums, unternommen worden. Die Briefe, die Schinkel über den Anfang dieſer, in Gemeinſchaft mit dem Freunde Beuth begonnenen Wanderung in die Heimat ſandte, brachte uns ſchon der zweite Band; gegenwärtig liegt das Reiſejournal vor, das mit der Ankunft der Reiſenden in Paris anhebt und die Eindrücke des daſigen Aufenthaltes, ſowie der gemeinſamen Fahrt durch Großbritannien, kurz wiedergiebt. Präzis, ſcharf, pünktlich in der Aufzeichnung des Geſehenen, in der Formulirung des Eindruckes und des Urtheils erſcheint uns unſer Reiſender in dieſen knappen Notizen freilich gar ſehr verſchieden von dem begeiſterten Jüngling, deſſen Flammenſeele wir in dem Tagebuche über ſeine erſte große italiäniſche Wanderung bewundern und lieben lernten. Ja, gegenüber den von Eſprit überfließenden Reiſebildern moderner Touriſten möchte der ſchlichte, gleichmäßige Ton, der durch dies Tagebuch über die Reiſe von 1826 hindurchgeht, vielleicht manchem Leſer nüchtern oder wohl gar trocken erſcheinen. Auch iſt nicht zu leugnen, daß die lediglich zum Anhalt für das Gedächtniß des Aufzeichners geſchehene, mitunter etwas katalogartige Aufzeichnung des Geſehenen und Erlebten hier und da dem Leſer, für den ſie der Verfaſſer ja durchaus nicht beſtimmte, ermüdend werden kann. Aber einmal iſt dies Uebel ſicherlich der Abſpannung oder dem Ueberdruß vorzuziehen, die das forcirt geiſtreiche Weſen der Reiſe-Schriftſteller von Fach ordnungsliebenden Leuten faſt immer zuzieht. Und dann bergen die ſcheinbar ſimpeln Züge dieſer Aufzeichnungen überall einen klaren, auf die Sache gerichteten Blick und eine ruhige hohe Begeiſterung für alles wahrhaft Große und Schöne, wie ſie nur das Erbtheil eines ſo harmoniſchen, für praktiſche Thätigkeit, wie für künſtleriſche Darſtellung, gleich begabten Geiſtes ſein konnten.

Für Schinkel mußte der Anblick von Alt-Englands Rieſen-Bauwerken für Krieg und Frieden, von ſeinen Kirchen und Schlöſſern, ſeinem eben damals mit jugendlichem Ungeſtüm aufſtrebenden Maſchinen- und Fabrikweſen vom höchſten Intereſſe ſein. Wir finden denn, daß der eben von Paris Gekommene über die Wunder von London in immer größeres Staunen geräth. Er beſaß Verſtändniß und innere Poeſie genug, um hinter den rauchgeſchwärzten Zügen des Koloſſes unter den Städten das Erhabene und unvergleichlich Großartige zu erkennen, das von Alltagsbeſchauern ſo häufig überſehen wird. Er, Schinkel, der Maler der Blüthe Griechenlands, der Erbauer des Berliner Muſeums, fand London, je länger er darin verweilte, immer ſchöner. Man höre nur, was er am Vorabende ſeiner Abreiſe nach Schottland aufzeichnet: „Nach dem Abendeſſen machte ich noch allein eine Promenade nach Blackfriars Bridge, der Weſtminſter-Abtei und Charing-Croß, mich an dem myſteriöſen Anblick von London's altehrwürdigen Bauwerken bei Abend-Beleuchtung zu ergötzen. Die Zeit der Abend-Dämmerung iſt mir immer als diejenige erſchienen, wo die Stadt am poetiſchſten ausſieht. Die Menge der leicht und mit ermüdender Monotonie gebauten Wohnhäuſer tritt dem Auge dann weniger ſtörend entgegen; man ſieht nur die langen Straßen hinab, in denen die Gasflämmchen der Laternen und Boutiken mit eigenthümlichem Effekt durch die Nebelluft flimmern, und aus denen ſich die düſtern Koloſſe der Prachtbauten, Kirchen und Paläſte in ſtolzer Majeſtät erheben. Die Sünden übel nachgeahmter antiker Architektur werden durch den Schleier der einbrechenden Nacht verdeckt und nur der Eindruck des Impoſanten bleibt zurück. Als das Schönſte des Schönen aber wird mir immer der Blick auf die Themſe von Blackfriars Bridge aus im Gedächtniß haften, denn um ſie herum liegt der ehrwürdigſte Theil des alten London, von dem herrlichen Strome beſpült, mit ſeinen verworrenen Temple-Gebäuden zur Linken und der etwas zurücktretenden St. Paulskirche zur Rechten." Und als er ſechs Wochen ſpäter, nach der Rückkehr von der Reiſe, die ihn bis zu den Oſſiansinſeln geführt hatte, wiederum in heller Abend-Beleuchtung auf den Brücken von London ſtand, regten ihn die ſchönen Bilder auf das Lebendigſte zu größeren maleriſchen Aufnahmen an (leider blieb ihm dazu nicht Zeit übrig) und er fühlte ſich bei der Fahrt durch die verſchiedenen Brückenbogen an die köſtlichen Veduten von Venedig erinnert. Ueberhaupt wird man auch dieſen flüchtigen Notizen leicht an-

* Aus Schinkels Nachlaß. Reiſe-Tagebücher, Briefe und Aphorismen. Mitgetheilt und mit einem Verzeichniß ſämmtlicher Werke Schinkels verſehen von Alfred Freiherrn von Wolzogen. Dritter Band. Mit einem Portrait in Photographie, 2 Plänen in Steindruck und 22 in den Text gedruckten Holzſchnitten. Berlin, Decker, 1863.

Digitized by Google

ſehen, wie wohlthuend der freie Sinn, die reichlichen Verhältniſſe Englands und der achtungsvolle Empfang von Seiten der engliſchen Gentry auf Schinkel einwirkten. Er ſah mit Ueberraſchung die faſt fürſtlichen Einrichtungen der Landhäuſer des Adels und der Fabrikanten; er berichtet mit Staunen von Farmern, die ihn und Beuth auf ihren Feldern herumführten, im maleriſchen Anzuge, mit weißem Hute, hellgrauem Halbrock und Beinkleidern nebſt Stiefeletten von demſelben Zeuge, ihre oft geübte und wohlbewährte Praxis beim Zuſammenjagen der Ochſen und Schafe ſelbſt zeigend, und die dann zum Mittageſſen durchaus als Gentlemen erſcheinen, ſo ſauber und ſo gewählt in ihren Manieren, als hätten ſie nie in ihrem Leben mit den derben Handthierungen der Landwirtſchaft zu thun gehabt. Oder von Fabrikanten, die, wie z. B. der „Tuchmacher" Gott bei Leeds, die Reiſenden in Villen aufnehmen, deren Bildſäulen, Bilder, Bibliotheken nicht blos königlichen Reichthum, ſondern auch edles Intereſſe für Kunſt und Wiſſenſchaft bezeugen.

Merkwürdig überhaupt ſind die Aufzeichnungen, ſoweit ſie das auch in England damals noch neue Maſchinenweſen angehen. Dahin gehören vor Allem ein paar Briefe Beuths an Schinkel, von einer Reiſe, die Beuth einige Jahre früher allein gemacht hatte, die man nicht ohne großes Intereſſe leſen wird. „Die Wunder neuerer Zeit, ſchreibt Beuth an ſeinen Freund (von Mancheſter, im Juli 1823), ſind mir hier die Maſchine und die Gebäude dafür, Faktoreien genannt. So ein Kaſten iſt acht auch neun Stock hoch, hat mitunter vierzig Fenſter Länge und gemeinhin vier Fenſter Tiefe. Jeder Stock iſt zwölf Fuß hoch, alle ſind gewölbt, nämlich mit neun Fuß Spannung der ganzen Länge nach. Die Säulen ſind von Eiſen, der Balken, der darauf liegt, auch; dabei Seitenwände und Umfaſſungsmauern wie Kartenblätter, im zweiten Stock nicht zwei und einen halben Fuß dick. Der Sturm, ſagt man, hat in der Nähe ein ſolches Haus umgeworfen ehe es fertig war; — mag ſein, aber hundert ohne Uebertreibung ſtehen ſeit 30 und 40 Jahren ebenſo wie zuerſt. Eine Menge ſolcher Kaſten ſteht auf ſehr hohen Punkten, die die Gegend dominiren; hierzu ein Wald noch höherer Dampfmaſchinen-Schornſteine, wie die Nadeln, ſodaß man nicht begreift, wie ſie ſtehen, — macht in der Ferne einen wunderbaren Anblick, beſonders des Nachts, wenn die Tauſende von Fenſtern hell mit Gaslicht prangen. — Hell muß es ſein, kannſt Du Dir denken, wo ein Arbeiter 840 Fäden überſehen muß, Fäden, von denen 260 Strähne (hanks) auf ein Pfund gehen, und von denen zwei zuſammengezwirnt Kantengarn zu engliſchen Spitzen abgeben. Man ſagt, das Maſchinenweſen ſei der poetiſchen Natur des Volks entgegen. Gar nicht! Wie könnte ohne Poeſie eine Straße Brass-nose-Street heißen; wie könnte man in einer Kutſche ſitzen, der Königliche Seidenwurm genannt, mit vier Inſide- und vierzehn Outſideplätzen; wie könnte ohne Poeſie dieſes Land vierzig Religionen und nur zwei Saucen haben, eine ſauere und eine ſüße von Mehlwaſſer und etwas Butter ohne Salz; wie könnte ohne Poeſie endlich Einer ſich, wie hier geſchehen, vor die Thüre irgend eines Hauſes ſtellen, mit einem Knie niederſinken, ſich mit einer Hand an ein Geländer halten, die Bibel in der andern auf ein Knie ſtützen und — eine Predigt halten, weil er ſich berufen fühlt, ohne daß der unbegeiſterte Clerus und eine nüchterne Polizei, allenfalls durch Gaſſenjungen gehandhabt, ihn ſtörte?! Hier bekümmert ſich keiner darum, einige alte Weiber, Bettler und Kinder ausgenommen. — Ich ſelbſt ſchien mir der einzige vernünftige Zuhörer."

Aber wie geſagt, die Hauptſache in dem vorliegenden Bande iſt nicht die Reiſe, ſondern es ſind die amtlichen Schriftſtücke. Sie beziehen ſich, mit Ausnahme eines ſehr anziehenden Berichtes an den Fürſten Staatskanzler über die Herſtellung des Schloſſes Marienburg, und zweier Schreiben an fremde Fürſtlichkeiten, das eine an die Kaiſerin von Rußland über die Pläne zum Bau des Schloſſes Orianda in der Krim, das andere an den damaligen Kronprinzen Maximilian von Bayern, den Bau eines Königs-Palaſtes in Athen betreffend (beide Pläne ſind unausgeführt geblieben), nur auf Bauwerke, die Schinkel für Berlin entworfen und theilweiſe ausgeführt hat. Unter ihnen ragen drei durch künſtleriſche und nationale Bedeutung hervor: das Schauſpielhaus, die Siegeskathedrale, und das Muſeum.

Daß das Schauſpielhaus eine durchaus ſchöne, künſtleriſch freie Schöpfung iſt, ſieht Jeder, der ſo etwas ſehen kann. Aber welch ein Triumph von Schinkel's Architekten-Genius dies Gebäude iſt, kann nur der ermeſſen, der die ungeheuren Schwierigkeiten kennt, die hier jede freie künſtleriſche Entfaltung unmöglich zu machen ſchienen. Noch neulich iſt in dieſen Blättern auf ein Nachlaßwerk aufmerkſam gemacht worden, in dem ein durchaus kompetenter Richter, der zu früh verſtorbene Guhl, ſich bewundernd über jenen Bau ausgelaſſen hat. In dem ſchönen Aufſatze über das Berliner Schauſpielhaus, den die „Vorträge und Reden" enthalten, weiſt Guhl in überzeugender und auch für den Laien anziehender Weiſe nach, daß dies Gebäude, während es im Innern hundert Zwecken dient und hundert verſchiedenartige Räume mit bequemer und leichter Communication zuſammenſchließt, während es durch Vervielfachung der Ein- und Ausgänge für die Bedienſteten und für das Publikum einen ungehinderten Verkehr und eine hier doppelt erwünſchte Sicherheit gewährt, in äſthetiſcher Beziehung doch zugleich den Eindruck einer vollkommen freien Schöpfung der Phantaſie macht und als einheitsvolles, wie aus Einem Guſſe entſtandenes Werk ſich darſtellt. Merkwürdig iſt nun die Schinkel'ſche Correſpondenz über das Gebäude inſofern, als man aus ihr lernt, daß nicht blos der Plan ſelbſt, ſondern auch die Art ſeiner Ausführung ein Kunſtwerk genannt werden muß; ich meine den bloßen Akt des Bauens und Herſtellens. Oder erinnert es nicht, wenigſtens bei einiger Phantaſie, an den Götterbau im Eleuſiniſchen Feſte, wenn Schinkel neben dem Rohbau zugleich den inneren Ausbau ſeines Muſentempels in der Art durchführte, daß er, in dem Augenblicke, wo die Austrocknung der Wände es erlauben würde, mit der ganzen inneren Ausſtattung fertig ſein, und mit ihm wie mit Möbeln einziehen wollte? Ich habe, ſchreibt er ganz einfach, gleich zu Anfange des Baues ſämmtliche Details ſo genau bearbeitet, daß mit dem Beginne des rohen Baues auch der ganze innere Ausbau an Plafond- und Wandmalereien, Stukatur-Arbeiten, Vergoldungen, Bildhauer-Arbeiten, Tiſchler- Schloſſer- Glaſer- Klempner- Bronceur- u. ſ. w. Arbeiten ſeinen Anfang nehmen und außerhalb des Hauſes faſt vollendet werden konnte.

Schmerzlich, aber gerade in dieſen Tagen von beſonderem Intereſſe, ſind die Entwürfe zu der Sieges-Kathedrale, die König Friedrich Wilhelm III. zum Dank und zur Erinnerung für die Freiheitskriege in Berlin zu errichten gedachte. Schinkel ergriff dieſen Gedanken mit der höchſten Begeiſterung. Er wollte dieſes Monument der großen Tage auf dem würdigſten Platze und im großartigſten Maßſtabe errichten. Nach ſeinem Plane ſollte ſich auf einem neu anzulegenden weiten, von hohen Lindenreihen umgebenen Platze am Leipziger Thore (weit über den gegenwärtigen Zug der Stadtmauer hinaus) auf einem mehrſtufigen Unterbau die größte und ſchönſte Kirche von Berlin, im deutſchen Bauſtile, nicht viel geringer an Umfang, als der Mailänder Dom, erheben. Es ſollte dieſer Bau nicht blos ein religiöſes Monument, der Mittelpunkt aller großen nationalen Ceremonien-Weihefeſte, werden; Schinkel wollte, „ganz im Sinne unſerer alten vaterländiſchen Monumente der höheren Art, in künſtlicher Verwebung von Architektur und Skulptur nicht allein den Moment der Geſchichte daran verewigen, welcher die große Veranlaſſung zur Gründung des Gebäudes gab," ſondern er wollte, „daß mit dieſem Monumente im Zuſammenhange die ganze frühere vaterländiſche Geſchichte in ihren Hauptzügen daran lebte und in Kunſtwerken dem Volke anſchaulich würde." So ſollte z. B. „um den Dom herum, nach Art des Straßburger Münſters, wo die fränkiſchen Könige und die deutſchen Kaiſer unter Baldachinen zu Roß umher ſitzen, unſer ganzes Herrſchergeſchlecht in der Reihe von früheſter Zeit angebracht werden; und ebenſo, wie an jenem herrlichen Gebäude für die Folgezeit auf Jahrhunderte hinaus, Plätze offen bleiben, architektoniſch beſtimmt und verziert, um daran die Geſchichte fortzuſetzen, und ſo dies Gebäude, ebenſo wie es mit den alten Monumenten des Vaterlandes geſchah, noch Jahrhunderte hindurch Verſchönerungen und Bereicherungen erhalten." Schinkel wollte aber auch, daß dieſer Bau ein lebendiges Monument in dem Volke werde, indem unmittelbar durch die Art ſeiner Errichtung etwas begründet werde, welches fortlebe und Früchte trage. „Seit lange, ſagt er, ſind die alten werkmeiſterlichen Tugenden unſerer Vorfahren verſchwunden, wo im ſchönen Verein von Liebe, Demuth und gerechtem Stolze Werke entſtanden, vor denen ihre ſpätern Nachkommen mit Bewunderung ſtehen. Muthwillig und ſich vornehm dünkend, iſt ſeit langer Zeit ſchon das fremdartige Ausländiſche ergriffen und das ſchöne National-Erbtheil zertreten, ſodaß, wer jetzt zur Beſinnung gekommen, ſich von ſeiner Nation weit abgeſchnitten findet von der ſchönen urſprünglichen Bildung unſeres Volkes, die uns zwar in ihren Ueberbleibſeln noch erquickt, die Sehnſucht dahin aber mächtig in uns aufregt." Hier ſollte nun ein Bau, der wenigſtens anderthalb Jahrzehnde hindurch der Centralpunkt aller höheren Kunſtbetriebſamkeit des Landes werden mußte, nach der Idee des Meiſters eine künſtleriſche Wiedergeburt herbeiführen. Mit männlicher Kühnheit wies er nach, wie ſchlimme Folgen die Zerſplitterung der bisherigen königlichen Bauten in Potsdam und Berlin über die vaterländiſche Kunſt gebracht hatte. „Alle Solidität iſt dabei verſchwunden, die lüderlichſte Ausführung, die modernſte, fadeſte Ausſchmückung und Affectation zur Tagesordnung geworden; weder die Kunſt, noch der wahre Wohlſtand gewann im geringſten dabei, die Ehre bei der Nachwelt aber möchte dadurch gefährdet ſein."

Digitized by Google

Man kann heutigen Tages nicht ohne Schmerz die feurigen Worte leſen, mit denen Schinkel den Vertrauten des Königs wiederholt erläuternd und drängend anging. „Welche Veranlaſſung wollte man in der Geſchichte noch abwarten, etwas Größeres zu thun, wenn die gegenwärtige keine ſein ſollte?" Was die Ausführung des erhabenen Gedankens verhindert hat, durch welche Widrigkeit Preußen um ſeine Weſtminſter-Abtei gekommen iſt, erhellt aus dem Veröffentlichten nicht.

Mit Recht am Ausführlichſten ſind die Mittheilungen über den Muſeumsbau, Schinkel's größtes Werk und das freundlichſte Denkmal an den König, deſſen ſchlichter Sinn ſo viel thatkräftige Liebe für die Kunſt geräuſchlos und beſcheiden in ſich ſchloß. Wie ideal erſcheint uns, trotz der wenigen Jahre, die dazwiſchen liegen, heute jene Zeit, in der unſer größter Künſtler großartige, dem gemeinen Sinne abenteuerlich ſcheinende Pläne vertrauensvoll dem König vorlegen durfte, dem Könige, der vertrauensvoll, im Gefühle ſeiner Herrſcherpflicht gegen die Kunſt, und in richtiger Werthſchätzung des einzigen Mannes, dieſem Künſtler die Ausführung ohne alles Beſſerwiſſen in die Hand legte! Freilich war König Friedrich Wilhelm nicht in der Lage, wie jene Bürger von Florenz, die dem Erbauer ihres Domes ausdrücklich zur Pflicht machten, einen Plan von einer ſo erhabenen und hohen Großartigkeit zu entwerfen, „daß weder Kunſt noch Gewalt der Menſchen ihn größer oder ſchöner erdenken könne," und manches, was Schinkel zur Vervollkommnung ſeines Werkes als förderlich, ja nothwendig nachwies, unterblieb — wegen des Koſtenpunktes. Aber edel und groß bleibt doch bei alledem das Verhältniß, in dem König und Künſtler bei Ausführung dieſes Werkes vor uns ſt ehen. Noch mehr bis in das Reich dee Wünſche z urück entrückt ſich uns dieſe Zeit, wenn wie die Denkſchrift dieſes Mannes durchleſen, dem der König die oberſte Aufſicht über das ganze Werk übertragen hatte, der Mann, an deſſen Namen ſich ſo viel verwirklichte und — ſo viel begrabene Hoffnungen anknüpfen. Es iſt eine der letzten Schriften Wilhelm's von Humboldt, dieſer Bericht aus dem Jahre 1830 und es lebt in ihr ein Geiſt, der, getragen von der edelſten Sprache, in einer Würde, Freiheit und Höhe der Auffaſſung ſich bewegt, zu der wir mit Stolz und Freude aufblicken. Und das war damals die Sprache und der Geiſt eines preußiſchen Miniſters, das war und das iſt altpreußiſche Sprache, die das Volk noch heute verſteht und — ſo gern hören würde! P. D. Fiſcher.

---

## Die Muſik als Naturwiſſenſchaft.*

Unſere wunderſame Zeit verfolgt eine doppelte Bahn. Während um uns und in uns die Stürme brauſen und das Ich ſeine höchſten Würfe wagt, um die heiß erſehnten Erdengüter zu erlangen, wird im ſtillen Reiche der objektiven Wiſſenſchaft rührig und unabläſſig an einem Gewebe geſponnen, welches immer inniger und feſter die Kultur in allen ihren Zweigen umarmt, ſich anſchmiegt an den Baum des wirklichen Lebens und an ihn gelehnt ein Zelt baut für die künftige Einheits-Verſammlung der Erdenſöhne. Keine Wiſſenſchaft kann mehr der andern entbehren, keine Kunſt der Wiſſenſchaft entrathen, keine Wiſſenſchaft der künſtleriſchen ſyſtematiſchen Gliederung ſich überheben. Politik und Volkswirthſchaft ſtreben zu einander, Baukunſt, Landwirthſchaft, Gewerbskunde nehmen ihre Richtung zur Naturwiſſenſchaft, die Geſchichte vermählt ſich mit der Statiſtik, alle Erfahrungserkenntniſſe im Reiche der Natur, der reinen Ideen, in Staat und Kirche pilgern zum Tempel der Geſchichte, weil ſie nach Stoff begierig; es iſt ein dichtes Treiben und Drängen nach Concentration der Intelligenz. Die mächtigſte Anziehung erprobt aber die neben der Geſchichte populärſte Wiſſenſchaft der Neuzeit: die Naturwiſſenſchaft. Schon hat die allgemeine und vergleichende Sprachlehre, d. h. die Lehre von den Gliederungsnormen der Zungenlaute, ſich der Naturlehre vom Schall und der Phyſiologie des Sprachorganismus bedeutſam genähert; nur die Kunſt und Wiſſenſchaft der Muſik, welche doch die ſchönſten und fruchtbarſten Geheimniſſe der Klangorgane birgt, hat bisher den großen Einheitsſtrom vermieden; nur ihrer Schweſter, der Poeſie, hat ſie ſich oft widerwillig angeſchloſſen, den zeitgemäßen Zug zur Naturwiſſenſchaft hingegen bis dieſer Tage nicht mitgemacht. Allein die Iſolirung eines Kulturzweiges iſt jetzt nun einmal auf die Dauer unmöglich. Nach dem Vorgang des berühmten Pariſer Geſanglehrers Garcia iſt dieſe Abſeitsposition vollends unhaltbar geworden. Es war Garcia, der 1855 auf den Gedanken gerieth, jenen vom Engländer Liſton zu pathologiſchen Zwecken längſt erfundenen Kehlkopfſpiegel zur Beobachtung des Kehlkopfes während des Singens anzuwenden. (Der Gelehrte findet hiervon Bericht in dem Tract: Garcia, Observations on human voice: Philosoph. Magazine and Journal of Science, Vol. X, pag. 218.) Die Kunſt verdankt den Schülern des großen Meiſters überraſchende Erfolge dieſer ſtreng naturgemäßen Methode. Heute wird ſie im lieben Deutſchland ihre Vollendung empfangen, die Vorſehung hat es nie gewollt, daß wir in Wiſſenſchaft und Kunſt hinter dem Ausland zurückſtehen ſollten. E. Seiler übertrug die Früchte der Beobachtung von Garcia auf deutſchen Boden, fügte eine Menge neuer Beobachtungen hinzu und entwarf unter Benutzung der Apparate des befreundeten Heidelberger Profeſſors Helmholtz die Grundzüge eines Syſtems der naturgemäßen Stimmenausbildung. Spuren davon oder beſſer die erſten Anlagen dazu lernt man aus dem Buche: „Altes und Neues über die Ausbildung des Geſangorganes mit beſonderer Rückſicht auf die Feauenſtimme" von E. Seiler. (Mit einer Firgurentafel, Leipzig, Leopold Voß, 1861) kennen. Dieſe, dem praktiſchen Intereſſe getreu, mit durchſichtiger Klarheit und Schärfe geſchriebene Abhandlung ließ hoffen und erwarten, daß der darin vielgenannte, für die Sache tief eingenommene Meiſter der Phyſiologie ſelber und im großen Styl das Wort ergreifen werde. Das iſt nun geſchehen. Wir haben in der Anmerkung den vollen Titel des unſtreitig Epoche machenden Werkes von Helmholtz, genannt. Die „Lehre von den Tonempfindungen als phyſiologiſche Grundlage für die Theorie der Muſik" wird, wie ſchon ausgezeichnete Tonkünſtler und Kritiker erſten Ranges verſichert haben, dem Studium der Muſik eine neue, feſtere Baſis gewähren. Soweit ein unparteiiſcher Freund wiſſenſchaftlicher Erfahrungsweisheit es zu beurtheilen vermag, iſt hier ein gewaltiger Horizont eröffnet, der aber für den Muſiker nichts Niederdrückendes hat. Helmholtz ſpricht es in der Einleitung, wie an mehreren Hauptſtellen des Werkes energiſch aus, daß die äſthetiſche Seite der Muſik ihre volle Freiheit behält, ja er ſagt in dem Abſchnitt vom Unterſchiede der naturwiſſenſchaftlichen und äſthetiſchen Methode, auf das Detail eingehend (S. 358), geradezu, daß „das Syſtem der Tonleitern, der Tonarten und deren Harmoniegewebe nicht auf unabänderlichen Naturgeſetzen beruht, ſondern daß es die Conſequenz äſthetiſcher Prinzipien iſt, die mit fortſchreitender Entwickelung der Menſchheit einem Wechſel unterworfen geweſen ſind und ferner noch ſein werden." Alſo keine Gefahr für den Beruf des Muſikers von Fach! Statt der Gefahr vielmehr Vortheil, reiche Ausbeute und Erfolg in Menge. Was kann es ſchaden, daß die Muſik jetzt neben dem äſthetiſchen Theil auch noch einen phyſikaliſchen, der die Lehre vom Klang an ſich und einen phyſiologiſchen, der die Tonempfindung behandelt, dem Studium darbietet? Aeſthetik und Naturwiſſenſchaft ſind fernerhin Geſchwiſter. Indem E. Seiler den phyſikaliſchen Theil mit ſteter Rückſicht auf den äſthetiſchen und im nächſten Bezug auf Helmholtz, jedoch ſelbſtändig, bearbeitet, iſt eine Brücke der Vermittelung zwiſchen der Muſik und der ſtrengen Naturwiſſenſchaft angebahnt, welche auch die Verſuche von Helmholtz, wo nöthig, in die Sprache der muſikaliſchen Praxis umſetzt. Der berühmte Phyſiolog weiß die Wichtigkeit des praktiſchen Moments vollauf zu ſchätzen, er beweiſt es z. B. durch die ganze Entwickelung des Syſtems der Obertöne, jener mitklingenden Nebentöne, die zuerſt der Orgelbauer Sorge aus Weimar um die Mitte des vorigen Jahrhunderts an der Orgel entdeckt, Helmholtz aber auch an der menſchlichen Stimme nachgewieſen hat. Ohne angeſpielt zu werden machen ſich die Töne gleichzeitig mit den geſpielten, und zwar in höher liegenden Intervallen der bekannten akuſtiſchen Tonreihe (daher „Obertöne" genannt) merkbar (vgl. Helmholtz pag. 174 und die Seiler'ſche, von H. citirte nähere Ausführung in „Altes und Neues" pag. 50 ff.). Jeder praktiſche Muſiker hat erfahren, was für Schwierigkeiten der Geſang der Vokale mit ſich bringt, und andererſeits, wie gewiſſe Vokale in gewiſſen Stimmlagen beſſer anſprechen, als in andern. Die alten Italiäner, die der Natur inſtinktiv ſo nahe ſtanden, richteten klüglich ihren Tonſatz nach dieſen Vokal-Modificationen ein und es ſtieß ihnen ſelten oder nie zu, was der deutſchen Kehle durch die im Geſang bewirkte Verſchiebung von Vokalen zuſtößt und etwa die ſchöne Arie aus dem Freiſchütz ſtatt: Himmel nimm des Dankes Zähren, Hammel u. ſ. w. vernehmen läßt. Hierfür und für Aehnliches giebt Erklärung und ſchafft Abhülfe die Naturwiſſenſchaft der Muſik.

Trautwein von Belle.

* Die Lehre von den Tonempfindungen, als phyſiologiſche Grundlage für die Theorie der Muſik, von H. Helmholtz, Profeſſor der Phyſiologie an der Univerſität zu Heidelberg. Mit in den Text eingedruckten Holzſchnitten (und 7 exegetiſchen Beilagen). Braunſchweig, Druck und Verlag von Vieweg und Sohn. Ein Band. gr. 8 von XL und 600 Seiten.

Digitized by Google

# Italien.

## Römiſche Geſchichte.

Es iſt ein Vorzug unſerer Zeit, daß man das Wiſſen ſo viel als möglich aus der Schule in das Leben hinüberzutragen ſtrebt. Man hat früher eine gewiſſe Scheu gehabt, die Wiſſenſchaft populär zu machen und es giebt wohl noch heute manchen Gelehrten, der in der Populariſirung der Wiſſenſchaft eine Entweihung derſelben ſieht. Doch dringt immer mehr die Anſicht durch, daß die Wiſſenſchaft nicht für einige Auserwählte vorhanden iſt, daß ſie nicht das Monopol einer beſondern Kaſte bleiben darf, ſondern ein gemeinſamer Beſitz werden muß. Die wiſſenſchaftlichen Forſchungen, die angeſtellt werden, die Thatſachen aufzuſuchen und feſtzuſtellen, die entgegengeſetzten Anſichten zu prüfen, die Urtheile zu fällen und die Folgerungen zu ziehen, ſind Sache des Gelehrten; die Reſultate aber dürfen der Allgemeinheit nicht vorenthalten werden, wenn die Wiſſenſchaft ihre Frucht für das Leben tragen ſoll. Für die Naturwiſſenſchaften iſt in allen ihren Richtungen bereits eine bedeutende Zahl von berufenen und unberufenen Bearbeitern thätig geweſen, indeß die hiſtoriſchen Wiſſenſchaften, wie ſehr ſie auch in der neueſten Zeit durch tüchtige Forſcher gewonnen haben, in dieſer Hinſicht zurückſtehen. Es fehlt zwar auch hier nicht an zahlreichen populären Schriften, doch ſind die meiſten für beſondere Zwecke geſchrieben, theils ausſchließlich für die lernende Jugend, theils für ſolche Leſer, denen mehr an Unterhaltung, als an eigentlicher Belehrung liegt, theils für einen engeren Kreis von Gebildeten, bei denen Vieles, was der größeren Maſſe unbekannt iſt, vorausgeſetzt werden kann. Eine populäre Schrift ſoll aber für ein möglichſt großes Publikum berechnet ſein. Hierin liegt freilich die größte Schwierigkeit für den Schriftſteller, aus der Menge des vorhandenen Stoffes das allgemein Anſprechende und Belehrende hervorzuheben, das Unbekannte zu erklären, ohne den ſchulmeiſterlichen Ton anzunehmen, den richtigen Ausdruck zu finden, der, dem Gegenſtande angemeſſen, weder in das Triviale und Gemeine fällt, noch durch erborgten Schmuck zu blenden ſucht. Vor Allem aber muß der Verfaſſer einer populären Schrift ſeines Stoffes ganz mächtig ſein; denn darin liegt größtentheils die Schuld des bisherigen Vorurtheiles gegen populäre Schriften, daß ſich an die Ausarbeitung derſelben meiſtens nur Dilettanten begeben haben, die lehrend ſelbſt erſt lernten. Gerade für die Geſchichte iſt es wünſchenswerth, daß ſich die tüchtigſten Männer der Aufgabe nicht ſchämen, Lehrer des Volkes zu ſein; denn nichts iſt für ein Volk als ſolches bildender, als eben die Geſchichte.

Betrachtet man es als Ziel der Volkserziehung, die Maſſe zum Bewußtſein ihrer nationalen Aufgabe zu bringen, den Einzelnen darüber aufzuklären, wie er als Glied des Ganzen neben ſeinem bürgerlichen Berufe auch einen politiſchen habe, ſo führt zu demſelben kein anderer Weg, als die Kenntniß der Geſchichte. Kein Wunder, daß ſchon im Alterthume die Despoten gegen die Hiſtoriker und ihre Schriften mit Schwert und Feuer gewüthet haben, und daß unſere Feudalen darauf antragen, den Geſchichtsunterricht in den Schulen zu beſchränken, oder gar zu kaſſiren. „Freilich macht ſich, wie Tacitus ſagt, die Unvernunft derer nur um ſo lächerlicher, welche glauben, es könne durch einen gegenwärtigen Gewaltſtreich das Gedächtniß der künftigen Zeit verlöſcht werden; denn es wächſt im Gegentheil das Anſehen der großen Geiſter, und Könige und Andere, die ſich ſolcher Wuth ſchuldig machten, haben ſich ſelbſt dadurch nur Schande, jenen aber Ruhm erworben.“ Gerade ſolche Gegner der Geſchichte fordern mehr, als die begeiſtertſten Lobredner zum Studium derſelben auf, da ſie durch den Haß, mit dem ſie die hiſtoriſche Wiſſenſchaft verfolgen, die Macht ihres Bildungsſtoffes anerkennen.

Enthält jede Volksgeſchichte in dieſer Beziehung mehr oder weniger Lehrreiches, ſo iſt die römiſche Geſchichte, abgeſehen von ihrer Großartigkeit, an der ihr ſonſt keine gleichkommt, ein Muſterbild des Guten und Schlechten, wie keine andere. Sie führt uns die wunderbare und doch natürliche Entwickelung eines kleinen Stadtgebiets zu einem mächtigen Weltreiche vor und zeigt, wie Wachsthum und Verfall der Staaten nicht von äußeren Umſtänden, ſondern von der Tüchtigkeit und Untüchtigkeit der Bürger abhängt; ſie giebt die warnende Lehre, daß ſelbſt das vollkommenſte Recht, wie es in Rom zur wiſſenſchaftlichen Ausbildung gekommen iſt, ohne religiöſe und ſittliche Grundlage zum vollkommenſten Unrecht werden kann. Die ethiſche Bedeutung der römiſchen Geſchichte hat auch ihr großer Darſteller Livius erkannt, der in der Vorrede zu ſeinem Geſchichtswerke ſagt: „Darauf möge der Leſer ſeine beſondere Aufmerkſamkeit richten, wie das Leben, wie die Sitten beſchaffen geweſen, durch welche Männer und durch welche Mittel in Krieg und Frieden die Herrſchaft erworben und vergrößert worden iſt. Dann möge Jeder im Geiſte verfolgen, wie anfänglich, indem allmählich die Zucht verfiel, die Sitten gleichſam ſtillſtanden, wie ſie dann mehr und mehr verfielen, hierauf ſich förmlich überſtürzten, bis man zu unſeren Zeiten gelangt iſt, wo wir weder unſere Laſter, noch die Mittel dagegen mehr ertragen können. Das iſt gerade bei der Kenntniß der Geſchichte das Heilſame und Fruchtbringende, daß man Muſter jedes Beiſpieles auf einem Standpunkte, wo ſie im hellſten Lichte erſcheinen, zu ſchauen bekommt. Davon kann man für ſich und ſeinen Staat entnehmen, was man nachahme, davon, was man, weil ſchändlich in ſeinem Beginn und ſchändlich in ſeinem Ausgange, vermeide.“

Das Studium der römiſchen Geſchichte iſt erſt recht fruchtbar geworden, nachdem Niebuhr ſie des engliſchen Anſtriches, der ihr vorher einen erborgten Glanz verliehen, entkleidet und Mommſen ſie dem Verſtändniß dadurch näher gebracht hat, daß er das innere Getriebe, das das Ganze in Bewegung ſetzte, mit einer unübertroffenen Klarheit dargelegt. Daß die Reſultate ſolcher Forſchungen auch in weitere Kreiſe dringen, iſt durch zahlreiche Geſchichtsbücher geſorgt worden. Uns liegt eines der neueſten: „Rom von Dr. Wägner“ vor, deſſen zweiter Band in dieſem Jahre erſchienen iſt.*) Dieſer ſchildert in den drei puniſchen Kriegen die Zeit des höchſten Glanzes und in den bürgerlichen Unruhen und Kämpfen bis zum Tode Cäſar's den Beginn des Verfalles. Wir können im Allgemeinen das Buch dem Leſerkreiſe, für den es beſtimmt iſt, empfehlen. Es giebt den Stoff mit einer gewiſſen Vollſtändigkeit in einer anziehenden Form wieder. Doch iſt in ſtofflicher und formeller Hinſicht Manches, was wir anders wünſchen. Es ſcheint uns, daß der Verfaſſer mit weit mehr Vorliebe die äußere Geſchichte der Kriege und Schlachten, als die inneren Kämpfe des Verfaſſungslebens geſchildert habe; und doch iſt gerade das Letztere das Wichtigere und Belehrendere. Die nach jedem größeren Abſchnitte gegebenen Bemerkungen über Kultur, Wiſſenſchaft und Poeſie ſind zwar dankenswerth; doch, abgeſehen, daß ſie die Erzählung unterbrechen, enthalten ſie nur eine Auswahl von einzelnen, bald ausführlicheren, bald kürzeren Notizen, ohne allen äußeren und inneren Zuſammenhang. So iſt z. B. nach der dritten Periode unter dem Titel: „Kulturzuſtand“ zuerſt von dem bürgerlichen Leben die Rede, dann folgt eine Beſchreibung der Stadt Rom, hierauf werden die erſten römiſchen Dichter genannt, dann wird einiges von Cato's Privatleben erzählt; dieſem folgt die Schilderung der öffentlichen Feſte und Spiele, dann Einiges über das Kriegsweſen, über Religion, Wiſſenſchaft und Poeſie, wobei Einzelnes über die Dichter Nävius, Ennius, Plautus und Terentius mitgetheilt wird, und das Ganze ſchließt mit Bemerkungen über Architektur, Tempelbauten und Säulenordnungen. Man ſieht, es iſt ein buntes Allerlei, das dem Leſer unmöglich eine genügende Anſchauung bieten kann. Beſſer hätte, unſerer Meinung nach, der Verfaſſer in einem Anhange unter den Rubriken: Bürgerliches Leben, Religion, Kunſt, Wiſſenſchaft, Literatur, überſichtliche, wenn auch kurze, Abriſſe der Entwickelungsgeſchichte dieſer Kulturzweige gegeben. Der ſprachliche Ausdruck iſt im Ganzen klar und anſchaulich und entbehrt auch nicht der Lebhaftigkeit; doch geſchieht der Würde zuweilen Eintrag durch vulgäre und unedle Redensarten, wie „verlottert,“ „eine wohlverdiente Staupe empfangen,“ „vom Halſe ſchaffen“ und dergl. Die theils eingedruckten, theils beigegebenen Abbildungen ſind eine ſchöne Zugabe; doch eigentlich belehrend ſind nur diejenigen Bilder, die entweder der Natur oder antiken Denkmälern nachgebildet ſind, oder zum Verſtändniß von Gegenſtänden dienen, die durch die bloße Beſchreibung nicht recht anſchaulich gemacht werden können. Ein großer Theil der Illuſtrationen ſind bloße Phantaſiebilder, die ſonſt keinen Zweck haben, als den Reiz, den ſie beſonders jugendlichen Leſern gewähren.

**M.**

## Süd-Italiäniſche Zuſtände.

### Gavazzi's Predigten.

In den Berichten aus und über Neapel iſt des Pater Gavazzi häufig gedacht worden, der nach mehrjährigem Exil in England als Feldkaplan von Garibaldi in ſeine Heimat zurückkehrte, und dort auf Straßen und Plätzen als begeiſterter Apoſtel der Befreiung und der Einheit Italiens, zugleich aber auch als Reformator der kirchlichen Mißbräuche redend und lehrend thätig iſt. Die Meinungen, die über dieſen merkwürdigen Mann verbreitet ſind, weichen, auch wo ſie ſeiner Wirkſamkeit nicht abhold ſind, doch ſehr von einander ab. Die Einen ſehen in ihm blos den politiſchen Agitator, den Genoſſen von Garibaldi's Exaltation und auch auf religiöſem Gebiete nur den niederreißenden Bekämpfer. Vielen dagegen gilt er als der Vertreter der evangeliſchen Bewegung, die gleichzeitig mit der politiſchen Erneuerung in Italien hervorgetreten iſt, und die eben deshalb

* Leipzig, Otto Spamer, 1863.

Digitized by Google

oft nur als eine Seite der politiſchen Ereigniſſe angeſehen wird. Ohne uns hier auf eine Unterſuchung über die Natur dieſer evangeliſchen Richtung einzulaſſen, zumal da dieſelbe ſich keineswegs auf Süd-Italien beſchränkt, ſondern hier in geringerem Maße ſichtbar iſt, als in anderen Theilen des Königsreichs, wollen wir als Beitrag zu den Zuſtänden in Neapel einige Bruchſtücke aus Gavazzi's Predigten mittheilen, die ein Augenzeuge ſeiner Wirkſamkeit geſammelt hat. Man wird ohne weitere Zuſätze aus ihnen leicht erſehen, wie neben der politiſchen Aufgabe des Redners auch ſein religiöſer Charakter und zwar vielfach in durchaus evangeliſchen Grundanſchauungen in ihnen vorwaltet. Dabei wird man ſich den Bildungsſtand des aus Fiſchern, Handwerkern und Lazzaroni jeweilig ſich bildenden Zuhörerkreiſes zu vergegenwärtigen haben, in deſſen Mitte Gavazzi ſub Divo zu reden gewohnt iſt.

„Man verbreitet die Rede in Neapel, hub er einige Tage vor dem Feſte des heil. Jannarius an, daß San Gennaro ſein Wunder nicht thun werde. S. Gennaro wird es thun. Denn S. Gennaro, der 1799 ein guter Jakobiner war, wird 1860 ein guter Garibaldiner ſein. S. Gennaro verſteht ſich beſſer auf die Welt, als der Erzbiſchof von Neapel. Wenn er ſein Wunder nicht thun wird, ſo hoffe ich, daß der Himmel nicht einfallen und daß Neapel Neapel bleiben wird, das Lächeln Gottes und der Schöpfung, und daß wir auch ohne das Wunder an jenem Tage Kinder Gottes und Erlöſte Jeſu Chriſti ſein werden. Ich hoffe es. Aber — ihr Laien ſollt mich nicht hören, haltet die Ohren zu, ich ſpreche nur zu den Prieſtern — paßt auf: Wenn S. Gennaro am Mittwoch ſein Wunder nicht thun ſollte, ſo könnte es vor allen Dingen geſchehen, daß Garibaldi es machte, wie ein gewiſſer franzöſiſcher General, der S. Gennaro in funfzehn Minuten zwang, das Wunder zu thun, und dann könnte es ſich ereignen, daß Italien und Europa ſagten: Alſo S. Gennaro thut das Wunder, wenn es den Prieſtern gefällt. Ich hoffe, daß irgend ein Spion Seiner Eminenz (dem Erzbiſchof, Kardinal Sforza) meine Worte zutragen und uns von Seiner Eminenz die Gunſt des S. Gennaro-Wunders verſchaffen wird.“

Kurz vor der Abſtimmung über den Anſchluß an Victor Emanuel's Reich hielt Gavazzi und zwar diesmal, des ſchlechten Wetters wegen, in einer Kirche, eine Rede, die im Munde eines Geiſtlichen noch auffallender erſcheinen wird, als die erſte, wenn man nicht zugleich die ſüdliche Lebendigkeit, die auch bei anderen orthodoxeren Kanzelrednern ähnlich hervortritt, in Erwägung zieht. „Brüder,“ ſprach er, „vor Chriſtus, der uns vom Himmel her hört! Brüder, vor Jeſus, der unſer Vater iſt und einſt unſer Richter ſein wird! Brüder, laßt uns aufſchicken ein Gebet! Chriſtus, mache ein Ende den Trübſalen dieſes Königreichs! Chriſtus, verleihe uns die Gnade, daß wir unſeren Feinden verzeihen, die uns ſo viel Böſes gethan haben, zumal von 1848 bis in dieſes Jahr! Jeſus Chriſtus, ſegne den König, den wir am Sonntag mit unſerer Abſtimmung wählen wollen! Erhalte ihn uns, wie Du ihn uns giebſt! Erhalte ihn uns als geſetzestreuen, patriotiſchen, italiäniſchen König, als re galantuomo! Wir werden ihn verehren, wir werden ihm gehorchen als dem rechtmäßigen Repräſentanten Deiner Güte und Barmherzigkeit. Endlich, Chriſtus, der Du uns erlöſt haſt vom Satan und vom Tode, der Du uns wiedergegeben haſt die Freiheit der Kinder Gottes, Chriſtus, ſegne, o ſegne unſern guten Garibaldi, der zuerſt unſer Wohl geſchafft hat, der zuerſt unſere Ketten zerriſſen, der zuerſt für Victor Emanuel den Weg geöffnet hat, der zuerſt für nicht zu ferne Zukunft die völlige Einheit Italiens möglich gemacht hat. O ſegne ihn im Frieden und ſegne ihn im Kriege und gieb, daß er ohne zu vieles Blutvergießen in dieſer Woche zu einem Pfande für das Kommen unſeres rechtmäßigen Königs Victor Emanuel mit Deiner Hülfe, unter Deinem Schutz, mit Deinem Arm und unter Deinem Schilde dieſes Capua erobern könne, welches das letzte Bollwerk der Despoten und der Tyrannen iſt. Auf daß wir am Sonntage, wenn wir unſere Stimme für Victor Emanuel geben, Dir ſagen können: Jeſus, wir danken Dir, weil Du uns endlich unſere völlige Freiheit geſchenkt haſt. Viva Gesu! Viva sempre il nostro Benedetto Redentore! Viva Gesu! Wir alle in der Kirche müſſen es von Herzen rufen! Viva Gesu!“ Und mit dem Rufe Viva Geſu (der übrigens in Italien keine Neuigkeit iſt, ſondern den man, wie andre Evviva's, an den Häuſern beſonders Andächtiger in jener jedem Beſucher Italiens wohlbekannten Schablonenſchrift roth oder ſchwarz angemalt finden kann) trennte ſich die verſammelte Menge.

Dagegen tritt in anderen Reden unverkennbar ein evangeliſcher Zug hervor. Auch hiervon mögen einige Beiſpiele ihre Stelle finden. „Ein anderer Vorwurf, den man mir macht, um mir die Gunſt des Volkes zu rauben, iſt der, ich ſei verheiratet. Wenn ich es wäre, was wäre dabei ſo Ungeheures? Gott der Herr hat Adam und Eva geſchaffen, nicht um aus ihnen einen Mönch und eine Nonne, ſondern einen Ehemann und ein Eheweib zu machen, meine Lieben! Alſo wenn ich ein Weib hätte, ſo wäre ich den Abſichten und Befehlen des Schöpfers gefolgt. Wenn ich ein Weib hätte, ſo hätte ich gethan, was, wie wir leſen, die Apoſtel gethan haben. Die Apoſtel und die Brüder des Herrn hatten Frauen und thaten wohl daran; ſie führten ihre Frauen mit ſich unter dem Namen Schweſtern, aber ſie hatten Frauen. Wenn ich ein Weib hätte, ſo hätte ich gethan, was die Biſchöfe und Prieſter der Kirche gethan haben bis zur Einführung des Mönchthums, bis zu den Satzungen des Papſtes Vigilius und beſonders des Papſtes Hildebrand. Denn meine Herren, es iſt gut, daß ihr Folgendes erfahrt: das kirchliche Cölibat iſt keine göttliche Einrichtung, keine evangeliſche Einrichtung, keine chriſtliche Einrichtung, ſondern einfach eine kanoniſche Disziplinar-Einrichtung, die in den verdorbenſten Jahrhunderten der Kirche entſtanden iſt. Demzufolge, da ſie keine göttliche Einrichtung iſt, kann der, welcher ſie eingeführt hat, ſie auch abſtellen und er thäte ſehr gut daran. Als die Prieſter Frauen hatten, in den erſten Zeiten des Chriſtenthums, waren ſie heilig. Der Apoſtel Paulus ſagt: Wählet zum Biſchof, wer ſeinem eigenen Hauſe wohl vorſteht und ſeinen Kindern; ſo Jemand ſeinen eigenen Kindern nicht wohl vorſtehen kann, wird er nicht vorſtehen können den ſogenannten geiſtlichen Kindern in Chriſto, welche eine Fiction ſind und weiter nichts. Als das Cölibat nicht Geſetz war, als die Prieſter ſich verheirateten, waren ſie keuſch, ehrbar, ſittlich und exemplariſch in ihrem Wandel; heute, wo ſie nicht heiraten, ſind ſie das Aergerniß der Geſellſchaft, das Beiſpiel öffentlicher Unſittlichkeit, und wir zeigen mit dem Finger auf den Prieſter und den Mönch, der nicht ſeine Freundin und Concubine hat. In Italien und in Neapel, wo die Prieſter nicht öffentlich Concubinen haben, ſind ſie Herren über die Frauen aller Familien. Daher, wenn ich ein Weib hätte, würde mich Niemand anklagen können, außer denen, welche der ſchmachvollen Lehre des Kardinals Bellarmin folgen, der die Worte des Apoſtels Paulus: es iſt beſſer freien als Brunſt leiden, umkehrt. Aber ich kann nicht haben, was ich nicht habe. Ich habe nie ein Weib gehabt und habe heute keins; es iſt unnütz, daß ihr mir eine gebt, denn die Frau, die ihr mir gebt, lebt zwar in eurer Phantaſie, aber ich finde ſie nicht zu Hauſe, beſchäftigt, mir ein Gericht zuzubereiten, wenn ich von meinen ſozialen Pflichten ermüdet heimkehre. Obwohl ich kein Verſprechen geben will, ſo kann ich doch ſagen, ich werde nie ein Weib nehmen; denn die Männer, deren Haar weiß zu werden beginnt, müſſen daran denken, daß ſie ein wenig beſonnen handeln, — und dann, ich habe zu viel zu thun um an's Freien zu denken, zumal ſo lange mein armes Italien noch geknechtet iſt in zweien ſeiner ſchönſten Provinzen, wäre es nicht nur Thorheit, ſondern Hochverrath, an Heiraten zu denken. Mein Weib iſt Italien, iſt die Liebe zum Nächſten. Meine Kraft, meine Stimme, meine Stärke, meine Liebe ſollen ganz und gar Italien gehören.“

„Es iſt unnütz, ſagt er ein andermal, die Werke des Ignaz v. Loyola zu leſen, oder die des Franz von Sales, oder die des Alphons von Liguori; es iſt unnütz die Werke aller der Asceten des Romanismus zu leſen, das Leſen des römiſchen Katechismus iſt unnütz, es iſt unnütz, das Concil von Trient zu lehren, wenn man nicht dem Evangelium gehorcht. Evangelium, Evangelium, Evangelium und nur Evangelium! Ohne Concil von Trient, ohne römiſchen Katechismus, ohne die Werke des Alphons von Liguori oder des Franz von Sales könnt ihr ſelig werden. Aber mit dem Allen ohne das Evangelium würdet ihr Alle verloren ſein!“

„Mein Glaubensbekenntniß, ſagte er einmal vor vielen Hunderten auf öffentlichem Markt, beſteht in zwei Worten: Gottheit Jeſu Chriſti und völliger Gehorſam gegen das Evangelium. Wenn die Italiäner nur glauben wollten an Jeſum Chriſtum! Hört, Neapolitaner! Hört, was ich euch ſage: Neapel hat 500,000 Einwohner, und nicht 10,000 ſind darunter, die an Jeſum Chriſtum glauben. Jeſus Gott und Sohn Gottes, Jeſus allein unſer Erlöſer, Jeſus allein unſer Mittler, Jeſus allein unſere Rechtfertigung, Jeſus allein unſere Verklärung! Das iſt das Chriſtenthum, welches ich bekenne.“

## Frankreich.

### Drei Generationen, nach Guizot.*

Wir haben bereits (Nr. 23) berichtet, daß der Exminiſter Ludwig Philipp's die Einleitung zu ſeiner Histoire parlementaire de France,

* Trois générations: 1789—1814—1848. Par M. Guizot. Paris, Michel Lévy frères. 1 vol. petit-8. de 233 pages.

Digitized by Google

die inzwiſchen nichts weiter als eine Sammlung ſeiner von 1819—1848 gehaltenen politiſchen Reden darſtellt, unter dem Titel: Trois générations 1789 — 1814 — 1848 herausgegeben hat, um ſie dem großen Publikum beſſer zugänglich zu machen. Sie bildet einen Theil der Bibliothèque contemporaine, welche bei den Gebrüdern Michel Levy in Paris erſcheint. An ein von Guizot ausgegangenes Buch dürfen ſich große Erwartungen knüpfen. Denn Guizot iſt ein Staatsmann erſten Ranges, der eigentlich beſſer iſt, als ſein Syſtem. Wer fragt jetzt danach, ob der Doctrinarismus der altconſtitutionellen Schule ausgeſpielt hat? Die conſtitutionelle Monarchie bleibt immerhin der Leitſtern der Epoche, die mit 1789 angefangen, und nachdem wir einen Odilon Barrot in ſeiner meiſterhaften Studie „De la centralisation et de ses effets" wegen ſeines echten Freiſinns und ſeiner Vorurtheilsfreiheit, wegen ſeiner tiefen Würdigung des Selbſtverwaltungs-Prinzips bewundert haben, flößt uns auch ſein parlamentariſcher Nebenbuhler wohlberechtigte Theilnahme ein, wenn er den Geiſt der conſtitutionellen Formen am Faden der Geſchichte entwickelt und Diejenigen vertheidigt, welche am meiſten den Schein der Feindſchaft gegen die politiſche Freiheit, verdient oder unverdient, auf ſich geladen haben.

In der That beſitzen die eben erwähnten Schriften von Guizot und Odilon Barrot eine auffallende Aehnlichkeit. Auch Guizot liefert in dieſem kritiſchen Momente Frankreichs eine brave Apologie des Orleaniſchen Liberalismus, und noch mehr: gleich Odilon Barrot ſpricht er die feſte, mannhafte Zuverſicht in die Auferſtehung der Freiheit ſeines Vaterlandes aus. Der patriotiſche Franzoſe kann nicht glauben, daß die Nation auf die edelſten Güter der Menſchheit Verzicht leiſten wolle, daß ſie mit dem Genuß der Gegenwart für immer zufrieden und ihre Zukunft ſchon abgeſchloſſen und endgültig entſchieden ſei.

Drei Generationen Frankreichs haben das hochgelobte Ziel der politiſchen Freiheit zu erreichen geſtrebt und es verfehlt! 1789, 1814, 1848 ſind an der franzöſiſchen Nation vorüber gegangen, ohne daß die Hoffnungen dieſer großen Wendepunkte ſich erfüllt hätten. Aber ſind ſie nutzlos und ſpurlos vorübergegangen? fragt Guizot. Die Entmuthigung der Freunde, die Gleichgültigkeit der Apoſtaten, denen das bunte, üppige Spiel der materiellen Intereſſen das Kaiſerreich und die „Ruhe" (nach tauſend Stürmen!) ſo liebenswürdig und herzerquicklich macht, ſprechen für einen Verfall des öffentlichen Geiſtes, laſſen auf Abſpannung der ſittlichen Kräfte und faſt auf Entartung ſchließen. Allein Guizot verzweifelt nicht an der Beſſerung der kranken Geſellſchaft. Weder der Gedanke, daß die franzöſiſche Revolution ihre letzten Zwecke bereits verwirklicht habe, noch die Meinung, daß die nunmehr durchgekämpfte „Gleichheit" der einſtigen „Freiheit" vorzuziehen ſei, kann er begründet erachten. Mit Recht verweiſt er darauf, was England und Amerika Freiheit und Fortſchritt gekoſtet. An Krämpfen, Zuckungen und Stagnationen hat es hier nicht gefehlt, und doch iſt am Ende der Hauptgewinn erobert worden!

„Einmüthigkeit des nationalen Aufſchwungs war der Grund-Charakter von 1789," ruft Guizot tröſtend den Landsleuten zu. Die Vollmachten aller drei Stände des Reichstags geben ein Spiegelbild von dem Einen Gefühl, das ſämmtliche Volksklaſſen durchdrang: der Wunſch nach Reform und Fortſchritt hatte ganz Frankreich ergriffen. Guizot iſt ſehr eifrig in dem Beweiſe, daß ſich von dieſen Forderungen der Gerechtigkeit, der Billigkeit und Humanität kein Stand ausgeſchloſſen habe. Die berühmte Arbeit von Léonce de Lavergne über die Provinzial-Verſammlungen bezeugen klar, wie Adel und Geiſtlichkeit im Grundprinzip die Geſinnung des Bürgerthums getheilt hätten und wenigſtens die Minorität des alten Frankreichs dem neuen wirkſam behülflich geweſen ſei. Er beklagt die dem Staatsweſen entfremdete Haltung des franzöſiſchen Adels, die vernachläſſigte oder mißglückte Verwendung des ariſtokratiſchen Elements, das Liebäugeln des Abſolutismus mit der Demokratie. Mit Blindheit gilt ihm der geſchlagen, welcher die abſolute Gewalt für die Dauerhaftigkeit der Regierung und die Demokratie zur Gründung der Freiheit ausreichend hält. Ordnung und Freiheit, Dauer und Fortſchritt müſſen verſöhnt werden, aber ſie können es nicht durch das Ueberwiegen des Einen Faktors; ein Zuſammenwirken der verſchiedenen ſozialen Kräfte iſt immerdar nöthig. Je mehr die Geſellſchaft wächſt, deſto mehr müſſen alle Klaſſen, ohne Eiferſucht, und zumal die geiſtig und materiell bevorzugten, zu der doppelten Aufgabe: Vertheidigung der Autorität und Schirmung der Freiheit, ihre Hand bieten. Der Krieg der Stände gegen einander iſt dem Staatswohl am meiſten verhängnißvoll. In der Revolution hat er getobt und die Harmonie der ſozialen Kräfte iſt nicht zu Stande gekommen.

Warum ging jene Einmüthigkeit verloren? fragt unſer Autor. Drei politiſchen Grundſätzen von 1789 mißt (wie bereits in dieſen Blättern erwähnt) der liberal-conſervative Guizot die Schuld an dem Scheitern des nationalen Aufſchwungs bei, den Sätzen: „Keiner braucht Vorſchriften zu gehorchen, in die er nicht eingewilligt hat; die rechtmäßige Gewalt hat ihren Sitz in der Menge; alle Menſchen ſind gleich." Er kritiſirt dieſe Sätze ſehr ſcharf. Der erſte, von Rouſſeau ſtammend, zerſtört ihm die Autorität, er iſt anarchiſch; der zweite zerſtört die Freiheit durch den Despotismus der Maſſe; der dritte zerſtört die Erhebung des politiſchen Gedankens im Staatslenker und den regelrechten Fortſchritt der Geſellſchaft. Er kann dieſen Sätzen blos relative Berechtigung zuerkennen. Die Gleichheit z. B. will er auf eine Aehnlichkeit der Natur und der Bedürfniſſe zurückführen. Aber nicht politiſche Irrthümer allein ſtürzten den Koloß der Generation von 1789. Auch moraliſche: der ſtolze Glaube an die hohe Vortrefflichkeit und die Allmacht der Menſchen-Natur führte in's Verderben. Man überſpannte, meint Guizot, die Kraft des Menſchenkindes, und Gottes vergeſſend ſah man im Menſchen ſeinen Gott. Die falſche, ſiegestrunkene Idee mordete neben dem Egoismus der Leidenſchaften. In vier Jahren gelangte man von dem Paradieſe von 89 zu der Hölle von 93. Das ſelbſtgeſchaffene Paradies war zerronnen!

Doch trotz ihrer Sünden hat die Revolution bis heute warme Lobredner gefunden, fährt Guizot fort. Er erklärt ſich das aus den Angriffen, aus den wüthenden Schmähungen, welche die Reaction über ſie ausgegoſſen hat und zugleich aus dem Bewußtſein der Nachkommen, daß ſie Erben der Revolution ſind.

Unter Napoleon trat das Geſchlecht von 1789 in die zweite Phaſe ſeiner Entwickelung. Guizot nennt ſie „die Revolution gegen die Revolution." Männer aller Parteien derſelben ſchaarten ſich um den Imperator. So wurde das Gerüſt einer neuen Geſellſchaft vollendet, in Geſetzgebung und Verwaltung, in Herſtellung der Ordnung. Leider wußten die Gefährten Napoleon's nichts Beſſeres zu thun, als ihrem Führer zu Liebe den Strom der Reaction und des Abſolutismus zu nähren, indem ſie auf alle Selbſtändigkeit und freie Selbſtthätigkeit verzichteten. Das rächte ſich an dem Kaiſerreich, als der Thron des Eroberers zu wanken begann. 1813 gab es erſt fünf Männer (Lainé, Raynouard, Maine-Biran, Gallois, Flaugergues), die eine ſchüchterne Oppoſition der Regierung höchſt unerwartet, verſuchten. Man wähnte jedweden Widerſtand in den Lethe der Vergeſſenheit getaucht; das Kaiſerreich hatte ja den Triumph der Revolution ſchon vollendet; die Gleichheit, deren erſtes Prinzip, war herrſchend; was brauchte man mehr? Man merkte nicht, daß des Kaiſers Miſſion erfüllt war, und das nach den Ausſchweifungen des Ehrgeizes und der Gewaltübung die politiſche Freiheit wieder zu ihrem Rechte kommen mußte.

Das Jahr 1814 brachte urplötzlich eine Aera der Freiheit. Senat und geſetzgebender Körper, bisher die gefügigen Werkzeuge der Napoleoniſchen Willkür, ermannen ſich zu politiſchen Gedanken, die kleine Minderheit der de Tracy, Lanjuinais, Lambrechts, Garat beſteigt ſiegreich die Scene und die Liberalen der Revolution beſiegeln den Sturz des Cäſarenthums. Unter dem Hauch der Freiheit werden die parlamentariſchen Inſtitutionen aus Statiſten zu lebendig bewegten Verſammlungen, in deren Schoß die Schranken der Willkür und die Bürgſchaften der Geſetzlichkeit erörtert werden. Dieſe Wohlthat verſöhnte mit dem, was die Reſtauration Demüthigendes mit ſich brachte. Eine neue Generation erſchien, fremd der Revolution, wie dem ancien régime, welche nur die Uebergriffe des militairiſchen Abſolutismus vor Augen gehabt. Ihr Freiſinn hatte in der Wiſſenſchaft den Sammelpunkt gefunden; er ſtrahlte wieder von den geiſtigen Erfolgen der Revolution. Hinzu traten Männer ganz anderen Schlages: die alten Anhänger des Hauſes Bourbon. Sie wurden aufgenommen in den Umfang des neuen Verfaſſungsſtaats. Beide Theile hatten anfangs kein feſtes Programm, es war ein unſicheres Herumtaſten; Freiheit hatte man, aber Vertrauen fehlte inmitten des ungeheuren Wechſels der Umſtände. Guizot giebt eine Schilderung dieſer Sachlage, wie er ſie in den „Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps" niedergelegt hat. — Die „Hundert Tage" ſtürzten Frankreich wieder in die blutige Arena der Bürgerkriege; Napoleon zerſtörte wieder das in Frankreich begonnene Werk der Beruhigung, doch er mußte die Additional-Akte zur Conſtitution unterſchreiben. Waterloo überhob ihn der Probe ſeiner Verfaſſungsmäßigkeit; ſein Zugeſtändniß bewies nur, daß die politiſche Freiheit jetzt für jeden Herrſcher unumgänglich war. So ſtark zeigte ſie ſich, daß ſelbſt die unter den unmittelbaren Auſpizien der zweiten Reſtauration gewählte Deputirten-Kammer, die berühmte Chambre introuvable von 1816, ſo ungeheuer royaliſtiſch ſie dachte, dennoch nicht blos die politiſche Freiheit von den Umſtänden ſich aufzwingen ließ, ſondern ſogar zum Ausbau der Verfaſſung ſchritt und von ihren parlamentariſchen Rechten kein Titelchen aufgeben wollte. Gleichwohl erkennt

Digitized by Google

Guizot an, daß ſie die „Grundrechte" anſehnlich beſchneidet. In dieſen Augenblick ſetzt Guizot das Aufkommen der Partei des conſtitutionellen Doctrinarismus, wie er ſie nennt, der Feinde jedweder Gewaltherrſchaft, ſowohl von Oben, als von Unten. Sie wollte die Reſtauration ſtützen, indem ſie die Reaction bekämpfte, d. h. ſie wollte die Reſtauration vor ihren eigenen Folgen bewahren.

Hier wurzelt der Schwerpunkt des vorliegenden Buchs. Guizot macht ſich daran, das Prinzip und die Verhaltungs-Maxime der altconſtitutionellen Partei zu ſchildern; wir erblicken ihn jetzt auf dem Gipfel ſeiner Selbſtvertheidigung und es ziemt ſich, einen Moment ſtille zu ſtehen, ehe wir den Berg ſeiner Gründe hinaufklimmen und die ſtaatsmänniſche Apologie des Doctrinarismus näher in's Auge faſſen. Subjektiver freilich, als Odilon Barrot verfahren iſt, giebt ſich der Exminiſter des Bürgerkrieges. Der Horizont eines Odilon Barrot ſcheint freier und weiter. Aber ſparen wir das Endurtheil für eine folgende Betrachtung!

Trautwein von Belle.

# England.

## Das iriſche Gefängniß-Syſtem.

Die Umgeſtaltung des Gefängnißweſens iſt vorzugsweiſe von Nord-Amerika und England ausgegangen, aber noch weit davon entfernt, zu einem befriedigenden Abſchluſſe gebracht zu ſein. Der Streit, der darüber obwaltet, dreht ſich vornehmlich um pſychologiſche Probleme, die in letzter Inſtanz nur durch längere Erfahrung und ſelbſt durch dieſe nicht ohne allen Einſpruch beſeitigt werden können. Mit Recht hat man bei dieſen neuen Syſtemen, wie verſchieden ſie auch in der praktiſchen Anwendung ſein mögen, den Hauptnachdruck auf die zu erzielende moraliſche Beſſerung des Sträflings gelegt, iſt aber dabei vielfach von einer zu optimiſtiſchen Auffaſſung der geiſtigen Verfaſſung des Verbrechers ausgegangen. Die zu große Humanität hat zu Uebelſtänden geführt, die man hinterdrein durch ſtärkeres Anziehen der Disziplin, durch Einführen härterer Strafmittel wieder beſeitigen muß.

Dies iſt auch in England der Fall geweſen. Ein Artikel des „Athenaeum," welcher mehrere neu erſchienene Schriften über das Gefängnißweſen ankündigt, beſpricht den jetzigen Standpunkt der Frage und die Verlegenheit, in welche Volk und Regierung durch ein Syſtem gerathen ſind, welches zu günſtige Vorſtellungen von der Beſſerungsfähigkeit der Verbrecher hatte.

Ein längerer Artikel in der „Allgemeinen deutſchen Strafrechtszeitung," von dem Herausgeber Prof. v. Holtzendorf, der ſelbſt vor einiger Zeit in Irland geweſen, um das dortige Syſtem kennen zu lernen, tritt ergänzend hinzu und gewährt uns dankenswerthe Einblicke in den Stand der Frage. Zunächſt ſagt das Athenaeum:

„Es exiſtirt wirklich eine nicht geringe Verlegenheit darüber, was England fortan mit ſeinen Verbrechern anfangen ſoll. Denn das Sträflings-Beurlaubungs-Syſtem durch Karte (ticket-of-leave) hat die Folge gehabt, daß gewaltſamer Einbruch, Straßenraub, Garrotiren im Laufe eines Jahres in ſchrecklicher Progreſſion gewachſen ſind. Die Verbrechen gewaltſamer Eigenthumsentziehung haben im Jahre 1861, verglichen mit 1860, um achtunddreißig Procent zugenommen, und der beſorgte Hausvater wagt in London Abends nur mit Revolver und anderen Waffen verſehen durch die nächtlichen Straßen zu gehen.

„Etwas, das unzweifelhaft die Schwierigkeit der Verbrecherfrage vermehrt, iſt die vorherrſchende Ueberzeugung, daß ſie überaus leicht zu löſen ſei. Vor den kurioſen Einfällen und Grillen der Reformer aus Liebhaberei können die nüchternen Anſichten von Leuten, welche die Sache wirklich ſtudirt haben, kaum Gehör erlangen...... Indeß der Bodenſatz des Unſinnes, welchen das Aufrühren der Frage an die Oberfläche gebracht hat, iſt auf dem Punkte, wieder zu verſinken und der Gegenſtand wird wieder klarer. Das gegenwärtige Beſprechen deſſelben, verglichen mit dem, wie man ihn vor fünf Jahren beſprach, zeigt einen Fortſchritt ſowohl was die Anſichten, als was die Praxis betrifft.

„An erſter Stelle hören wir kaum etwas mehr von der läppiſchen Leichtgläubigkeit an die natürliche Liebenswürdigkeit der Schurken, welche früher ſo widerwärtig war. Jedenfalls iſt ſie niedergelacht worden und man verlangt nicht mehr von uns, daß wir die Verdienſte irgend eines Syſtems nach der Anzahl der Kapitel, welche lammfromme Gefangene lernen, oder der erbaulichen Reden, die ſie auf ihre Schiefertafeln ſchreiben, ermeſſen ſollen. Der Werth der Gefängniß-Beſſerung, ſelbſt wenn ſie unerheuchelt war, iſt jetzt beſſer erkannt. Es war ſicher eine Verſuchung für Kapläne, welche ſich ihre Erfahrung erſt kaufen ſollten, wenn ſie ihre Patienten in den einſamen Zellen niedergeſchlagen, kränkelnd und weinerlich geſtimmt fanden, eine Probe anzuſtellen und ſie durch einen geiſtlichen Handſtreich zu bekehren. Was eine ſolche Bekehrung, ſelbſt wenn ſie nicht blos ein täuſchender Anſtrich an dem intereſſanten Spitzbuben war, für einen Werth hatte, iſt jetzt durch Hunderte von Beiſpielen bewieſen.

„Das Zellenſyſtem, welches nach 1833, wo Lord Melbourne Mr. Crawford nach Amerika ſchickte, um deſſen Einrichtungen kennen zu lernen, unter dem offiziellen Patronat von Lord John Ruſſell eingeführt wurde, ſcheint ſich mit ſeiner Buß- und Beſſerungs-Methode nicht eben bewährt zu haben. Das Muſtergefängniß zu Pentonville mit ſeinen Muſterſträflingen und das „Probirſyſtem" in Tasmanien (Van Diemensland), welches damit in Verbindung ſtand, haben die erwarteten Früchte nicht getragen. Pentonville machte höchſt erbauliche Gefangene; doch wenn dieſelben in Tasmanien auf freien Fuß geſetzt wurden, um ihre Muſtertugenden zu üben, weckten ſie bald die Entrüſtung der Kolonie durch ihre Pentonvillany, wie man das nannte.

„In dieſem Dilemma wurde die Disziplin von Pentonville modificirt, die Transportation nach Tasmanien wurde für eine zeitlang ſuspendirt und Sir George Grey und Graf Grey, die jetzt im Amte ſtanden, machten ſich daran, die ſo oft geordnete Sträflingsfrage abermals zu ordnen. Gemäß dem neuen von ihnen vorgeſchlagenen Plane wurde die Strafe des Verurtheilten in drei Theile getheilt. Der erſte mußte in ſtrenger Abſonderung hingebracht werden; der zweite in Strafarbeit bei öffentlichen Bauten, und der dritte in einer Kolonie mit einem Freiſchein (ticket of leave).

„Die Sache war ganz gut, bis die Zeit kam, wo die Kolonien die gebeſſerten Schelme übernehmen ſollten. Mit Ausnahme von Weſt-Auſtralien wieſen Alle ergrimmt das Anſinnen zurück, länger als Ablagerungsort für das engliſche Verbrecherthum zu dienen. Aber was ſollte man mit den bereits zur Deportation verurtheilten Verbrechern, 6,700 an der Zahl, anfangen, denen man doch Freiſcheine in den Kolonien verſprochen hatte? Das Einzige, was man füglich thun konnte, wenn man überhaupt Wort halten wollte, war, ſie in der Heimat mit einem Freiſchein loszulaſſen. Und das that man denn auch, obgleich das bloße Verlauten von dieſer Regierungsmaßregel das Publikum in großen Schrecken verſetzte.

„Zunächſt iſt der Glaube an eine maſſenhafte Deportation als unfehlbares Heilmittel gegenwärtig beinahe ganz explodirt. Es iſt richtig, Deportation bietet den ungeheuren Vortheil, daß ſie dem Sträflinge mit guten Abſichten eine weit beſſere Gelegenheit bietet, ſeine Ehrlichkeit wieder zu erlangen, als er in ſeinem dichtbevölkerten Heimatslande je finden könnte. Wenn eine ſtrenge Aufſicht über die Ticket-of-leave-Leute geübt würde, wenn man die im Freiſcheine geſtellten Bedingungen ſtreng durchſetzte, ſo würden alle beſſeren Leute, die in England ihren Lebensunterhalt ſchwer finden können, ſehr bald auswandern; ihre zuſammengeſparten Soldüberſchüſſe im Gefängniſſe würden ihnen die Mittel dazu geben. Dies iſt keine bloße Theorie. In Irland, wo das Entlaſſungs-Syſtem eine Wahrheit und nicht ein Schwindel, wie in England iſt, wandert ein Viertel der Freiſcheinbeſitzer ſofort nach ihrer Entlaſſung aus. Natürlich würden die Koloniſten dagegen ſtark remonſtriren, wenn dies offen eingeſtanden würde, und ihr Einſpruch dürfte für eine Zeitlang eine Schwierigkeit hervorrufen; aber es iſt mehr als zweifelhaft, ob ſie im Stande ſein würden, dieſes natürliche Reſultat des echten Freiſchein-Syſtems zu hindern. Wahrſcheinlich würde, wenn man fände, daß dieſe freiwilligen Verbannten, die dann gewiß die Crême unſerer Sträflinge wären, vortreffliche Emigranten abgäben, die Oppoſition allmählich ausſterben. Vor einigen Monaten (im Herbſt 1862) wurde der Ruf: „Wir müſſen wieder zur Deportation greifen," mit dem äußerſten Selbſtvertrauen erhoben; jetzt wird faſt allgemein die bemerkenswerthe Bedingung hinzugefügt: „Wenn möglich." Eine Kolonie nach der andern hat laut vor unſern Augen paradirt, als geeignet und willig, unſere Sträflinge aufzunehmen; aber kaum wurde die Behauptung vor irgend einem Vertreter einer Kolonie gemacht, ſo wies er mit Entſchiedenheit den Plan zurück. Selbſt von Weſt-Auſtralien iſt eine bedeutſame Warnung eingelaufen, daß ſeine züchtlingverdauenden Kräfte bereits zum Aeußerſten angeſpannt ſind....

„Aber neben den zwei negativen Reſultaten früher gemachter Erfahrung und Durchſprechung, nämlich daß Beſſerung vermittelſt Einſamkeit und geiſtlichem Zuſpruch ein Selbſtbetrug, und daß eine Deportation im

Digitized by Google

Großen eine Unmöglichkeit iſt, hat man doch auch jedenfalls ein poſitives Reſultat erhalten.

„Das iriſche Syſtem hat die Sträflingfrage in Irland geordnet und kein hinreichender Grund iſt bisher angeführt worden, warum ein ähnliches Syſtem nicht ähnliche Reſultate in England hervorbringen könnte.... Sir Walter Crofton's Syſtems iſt, wie Niemand offener als er ſelbſt eingeſteht, eine Fortbildung von Capt. Maconochie's Mark-Syſtem, das vor mehr als zwölf Jahren auftauchte.

„Capt. Maconochie wollte die geſetzlich beſtimmte Zeitſtrafe in eine beſtimmte Arbeitsſtrafe verwandeln; er wollte ſtrenge Arbeit zur Sühne des Verbrechens und zum Mittel der Beſſerung machen. Die Idee war gut und im Einklange mit dem Verfahren der Natur ſelbſt. Zuerſt war das Mark-Syſtem in Norfolk-Island, und zwar unter ungünſtigen Verhältniſſen, probirt worden; nichtsdeſtoweniger iſt Capt. Maconochie's Miſſion bei den entwürdigten Inſaſſen dieſer Inſelhütte eine der glänzendſten Epiſoden in der Geſchichte der Straf-Disziplin. Bald darauf wurde er durch den Einfluß von Mr. Hill in den Stand geſetzt, einen zweiten Verſuch mit ſeinem Syſteme im Gefängniſſe von Birmingham zu machen; aber es gab Dinge in ſeinen Theorien, von denen die Philoſophie der Kreisrichter (borongh justices) nichts geträumt hatte, und lange vorher, ehe ſeine Prinzipien gehörig geprüft worden, wurde er beſeitigt, um ſeinen Platz einem ſtrengen „Zuchtmeiſter" zu räumen, den Mr. Reade ſpäterhin in ſeiner Schrift „Never too Late to Mend" an den Galgen brachte.

„Sir Walter Crofton hat aus Capt. Maconochie's etwas rohen Theorien eine abgeſchloſſene Thatſache gemacht.

„Das große Problem in der Zuchthausſtrafe iſt, ſtreng zu ſtrafen und doch den guten Willen des Gezüchtigten bei ſeiner Behandlung nicht zu brechen. Paſſive Unterwerfung unter die Strafe wird nicht beſſern; wenn man aber den Verbrecher zum thätigen Mitarbeiter an der Sühnung ſeiner Schuld durch harte Arbeit und Selbſtbezähmung machen kann, ſo iſt das Problem gelöſt. Das Einſetzen einer Arbeit an die Stelle eines Urtheilſpruches auf Zeit iſt das beſte, vielleicht einzige Mittel, dieſen Zweck zu erreichen. Der Sträfling wird verurtheilt für eine Periode unbeſtimmter Dauer, welche indeß nicht weniger als ein fixirtes Minimum iſt und ein fixirtes Maximum nicht überſchreiten darf. Wenn er Tag für Tag ſeine ihm zugewieſene Aufgabe leiſtet, wenn er ſich niemals einen Akt ſchlechten Betragens zu Schulden kommen läßt, der dann natürlich durch Hinzufügung von ſo und ſo viel Tagen zu ſeinem Minimum beſtraft werden würde, ſo wird er am Ende dieſes Minimums freigelaſſen; doch durch Faulheit und ſchlechtes Betragen kann er ſeine Zuchthausſtrafe bis zum Maximum ausdehnen.

„Weſentlich iſt alſo für jedes Strafſyſtem, daß die Sentenz in zwei Theile zerfällt, den einen unabwendbar, den andern ganz oder theilweiſe nachlaßbar. Doch gegen dieſen Nachlaß, die einzige Treibkraft, durch welche die Züchtlings-Disziplin erfolglich gehandhabt, den einzigen gefunden Stachel, durch welchen ein fauler, unruhiger Verbrecher zu Thätigkeit nnd Selbſtbeherrſchung angetrieben werden kann, hat das Publikum einen lauten und ſchon erfolgreichen Schrei erhoben. Wenn er durchdringt, wenn das einfache und ſchöne Prinzip der Arbeits-Verurtheilung verlaſſen wird, wenn die Sträflinge zu langen traurigen Jahren von Zwangsarbeit verurtheilt werden, welche keine Anſtrengung ihrerſeits um eine Stunde kürzen kann, dann muß man bereit ſein, die Taugenichtſe wieder mit leiblichen Genüſſen und hohen Prämien zu locken, um ſie in Ruhe zu halten, oder ſie durch phyſiſche Kraft, durch brutale Strafen, durch Ketten, Zellen-Einſamkeit und die neunſchwänzige Katze zur Unterwerfung bringen. In den engliſchen Gefängniſſen wird in gegenwärtiger Zeit die Zucht durch die erſteren Mittel aufrecht erhalten, doch mit gelegentlicher Zufluchtnahme zu den letzteren in außergewöhnlichen Fällen...."

Es wird hierauf über das gegenwärtige Syſtem geklagt, und Sir Joſhua Jebb (der Director des Gefängnißweſens?) dafür verantwortlich gemacht. „Es iſt notoriſch, daß ein einziger Arbeiter ebenſo viel zu Stande bringt, als vier von Sir Joſhua's vollgefreſſenen Schurken; Inſubordination iſt chroniſch in den Gefängniſſen; wüthende Empörungen ſind nicht ungewöhnlich; die Aufſeher ſind fortwährend rohen Inſulten ausgeſetzt und hier und da wird Einer ermordet, um die Andern in Reſpekt zu halten.

„In dem iriſchen Syſteme iſt die im engliſchen ganz vernachläſſigte Treibkraft auf's Aeußerſte ausgearbeitet und fortgeſetzt. Der Sträfling wird gezwungen, ſich Schritt für Schritt ſeinen Weg nach oben zu erarbeiten: er beginnt in der einſamen Zelle, und endet in der faſt vollſtändigen Freiheit des Zwiſchengefängniſſes. Etwas mehr Freiheit in jedem Stadium iſt das Hauptlockungsmittel, obgleich auch andere Köder daneben aushülfsweiſe eintreten. Die Koſt, die anfangs ſehr dürftig iſt, wird allmählich vermehrt und verbeſſert, aber geht nicht über die gewöhnliche Koſt des Arbeiters hinaus. Man trägt Sorge, daß die gegebene Arbeit nach und nach gefälliger wird. Hartnäckige Faulheit wird durch Wergzupfen, oder eine ähnliche geiſtloſe Beſchäftigung beſtraft. Zuletzt darf der Gefangene ſein eigenes Gewerbe treiben. Hierauf erfolgt das ticket-of-leave, widerruflich und mit Stellung unter ſtrenge polizeiliche Aufſicht verbunden."

So weit der engliſche Reviewer. Wir wenden uns nun zu dem oben bereits namhaft gemachten, ſehr umfangreichen Artikel von Profeſſor von Holtzendorf in der „Allgemeinen deutſchen Strafrechts-Zeitung," welcher von dem ſoeben beſprochenen iriſchen Gefängniß-Syſteme eine in's Einzelne gehende Darſtellung enthält.

Einer Einladung zur Theilnahme an dem in Dublin zuſammentretenden ſozial-wiſſenſchaftlichen Kongreſſe folgend, begab ſich Herr von Holtzendorf im Auguſt verfloſſenen Jahres nach Irland. Was man bis dahin ungläubig betrachtet, das wurde aus Anlaß des Kongreſſes Jedermann vor Augen geſtellt, der ſich ſelbſt von den Inſtitutionen der iriſchen Strafvollſtreckung überzeugen wollte. Es fehlte unter denen, welche die iriſchen Blaubücher geleſen hatten, weder an Zweiflern, noch an Mißgünſtigen. Eine eingehende Kritik der iriſchen Gefängniſſe, ein ſorgfältiger Vergleich derſelben mit den engliſchen durfte erwartet werden, als die Verhandlungen des Congreſſes in Dublin am 11. Auguſt 1861 begannen.

Einige Tage, welche dem Verfaſſer zwiſchen ſeiner Ankunft und der Eröffnung des Kongreſſes frei blieben, benutzte derſelbe zur Beſichtigung mehrerer Strafanſtalten in Dublin, wobei er von ſeinem Reiſegefährten, Freiherrn von der Goltz, begleitet war. Sir Walter Crofton war gerade durch Krankheit verhindert, den Führer zu machen, was einestheils bedauerlich war, anderntheils aber gerade Gelegenheit bot, die Sache mit voller Unbefangenheit in Augenſchein zu nehmen. So ſah Herr von Holtzendorf die beiden Einzelnhaftanſtalten zu Mountjoy, die Zwiſchenanſtalt zu Smithfield, die Ackerbau-Zwiſchenanſtalt von Lusk Commen, Zufluchtsſtätten, welche für weibliche Gefangene die Zwiſchenanſtalten erſetzen, die von barmherzigen Schweſtern (sisters of Mercy) geleitete Anſtalt: Golden Bridge. Endlich führte ihn ſein Rückweg nach England über Cork und Queenstown, ſodaß er auch die äußeren Einrichtungen der inſularen Strafanſtalt von Spike Island flüchtig betrachten konnte.

Der Verfaſſer verſichert hierbei, daß er ſich bei ſeinem mehrwöchentlichen Aufenthalte in Dublin keineswegs dem Gewichte glänzender Namen und Autoritäten blindlings hingegeben, und daß ſein Beſtreben geweſen, auch von anderer Seite her die erzielten Reſultate kennen zu lernen, z. B. durch Beſuche der Arbeitgeber, welche entlaſſene Sträflinge in ihren Werkſtätten beſchäftigten.

„Was Irland anbetrifft, ſo muß deswegen, wenn man ſeine Gefängniſſe in die ſocialen Zuſtände des Landes einreihen will, gleichzeitig auf die aus der Unbidung und dem Pauperismus fließenden Quellen zurückgegangen werden. Es gab Zeiten, wo das Armenhaus in Irland mehr gefürchtet war, als die Transportation nach Van Diemensland, wo langjährige Zuchthausſtrafen gegen denjenigen Anwendung fanden, welcher, um dem unmittelbar drohenden Hungertode zu entgehen, eine verirrte Gans von der Weide ſtahl. Selbſt als Hunderttauſende dem Hungertode verfielen, wurde die Berufung auf Nothſtand bei Entwendungen nicht gehört, weil die Armenpflege ſo vortrefflich ſei, daß Niemand zu hungern brauche. Daß gegenwärtig Irland in eine Bahn des materiellen Fortſchritts eingelenkt worden iſt, kann als Thatſache ebenſowenig beſtritten, wie in den Erfolgen hinſichtlich der Verminderung der Verbrechen verkannt werden.

„Freilich darf man trotz dieſer Verbeſſerung im Verhältniß zu den Jahren 1847—1851 nicht glauben, daß es in Deutſchland oder Großbritannien irgend Etwas gäbe, was dem traurigen Zuſtande des ländlichen Proletariats in dem weſtlichen Irland verglichen werden könnte. Sobald die Leiſtungen des iriſchen Gefängnißſyſtems gewürdigt werden, muß man ſich den Hintergrund derſelben der Wirklichkeit entſprechend vorſtellen: ein allgemein verbreiteter Abſcheu vor den Armenhäuſern, welcher es vorzieht, in den Torfmooren zu übernachten, den Stolz der Ungebundenheit in der äußerſten Noth bewahrt, und die Noth als Verſucherin zu Eigenthums-Vergehen an ſich herankommen läßt, außerdem eine unzweifelhaft vorhandene Schwierigkeit regelmäßigen Unterhalterwerbes im ganzen weſtlichen Irland, welcher für die Stellung entlaſſener Verbrecher mitbeſtimmend wirkt und zur Auswanderung anregt.

„Während die große Klaſſe der einfachen kleinen Diebſtähle in den

Digitized by Google

Grafſchaftgefängniſſen (county prisons) verbüßt wird, haben die Regierungsanſtalten (convict prisons) nur mit ſolchen zu ſchaffen, welche zur Strafarbeit (penal servitude) verurtheilt ſind; man darf annehmen: mit der ſchwerſten Klaſſe von Verbrechen. Es iſt von Wichtigkeit, darauf hinzuweiſen, daß in den Zuchthäuſern die ſchwerſte Klaſſe von Verbrechern zu behandeln iſt, die von ihnen erreichten Erfolge daher um ſo mehr in's Gewicht fallen müſſen...."

Herr von Holtzendorf ſtattet nun einen ſehr ausführlichen und umfangreichen Bericht über ſeine Kenntnißnahme des iriſchen Gefängnißweſens ab. Leider ſind wir nicht in den Stand geſetzt, darauf näher einzugehen; denn ein Herausheben des Einzelnen iſt eben ſo unthunlich als etwa das Zuſammenfaſſen in einen engen Rahmen. Wir müſſen uns alſo begnügen, das Endreſultat, zu welchem der Herr Verfaſſer gekommen iſt, mitzutheilen. Er ſpricht ſich entſchieden gegen die Einzelnhaft als Beſſerungsmittel aus.

„Die große Maſſe der Gewohnheitsverbrechen, welche den Geſetzgeber zu harten Strafdrohungen über eine rein objektive Würdigung der That hinauszugehen veranlaßt, entſpringt nicht ſowohl aus mangelnder Einſicht und entſchiedener Neigung für den verbrecheriſchen Lebensberuf, als aus jener Willensſchwäche, welche augenblicklichen Anreizen folgt, aus der Läſſigkeit und Trägheit in der Bethätigung des Guten. Man darf nicht annehmen, daß diejenigen, welche mit einer Ueberfracht guter Vorſätze belaſtet, die Gefängnißmauern verlaſſen, und ſpäter rückfällig werden, nur als Heuchler zu betrachten ſind. Vielmehr iſt es ihre Unfähigkeit zu ernſtlichem Widerſtand, welche ſie von neuem in die Netze des Verbrechens treibt. Die Macht der Gewöhnung wurde ſchon in den Gemeinſchaftsſyſtemen älterer Zeit gewürdigt und nur in einſeitiger Auffaſſung ausſchließlich auf den Arbeitszwang bezogen. Das iriſche Syſtem hat auch dies Moment richtig erfaßt und zu einer höhern Stufe emporgehoben. Statt die Gefangenen an den Zwang und an die blinde Unterwerfung unter die Gefängnißdisziplin zu gewöhnen, erſtrebt daſſelbe die Gewöhnung an den regelmäßig geordneten Gebrauch der Freiheit. Durch das Markenſyſtem und die Zwiſchenanſtalten gewinnen die Arbeitsleiſtungen in den Vorſtellungen der Sträflinge den Charakter ſelbſtgewollter und eigener Willensprodukte. Darin liegt der große Fortſchritt des iriſchen Syſtems, daß alle älteren Behandlungsweiſen in größerem oder geringerem Maße in dem Verbrecher Objekte der Beſſerungsthätigkeit erblickten, welche höchſtens bis zu der Stufe der Geſittung emporgeſchraubt werden ſollten, daß ſie neben der Einſicht in das begangene Unrecht ſich zu Vorſätzen der Beſſerung erhoben, deren Stärke nirgends erprobt werden konnte.

„Um es kurz zu ſagen: Das iriſche Syſtem vereinigt alle relativen Wahrheiten früherer Syſteme zu einem innerlich durchgebildeten Geſammtorganismus, vermöge deſſen der Sträfling nach einer Reihe von Gradationen, unter Bewahrung der ſtrafrechtlichen Elemente des Zwanges, endlich der Freiheit zurückgegeben wird. Auf dieſe Weiſe werden jene Gegenſätze zwiſchen dem Rechtsbruche im Verbrechen und den moraliſchen Forderungen der Geſellſchaft ausgeglichen, welche bis jetzt die Wohlthätigkeit und das Mitleiden einzelner Perſonen oder Vereinigungen aufzuheben trachteten. Erſt ſo erfolgt die wahre Tilgung der Schuld und die Aufhebung des Unrechts im Bewußtſein der Geſellſchaft und in den Vorſtellungen des Beſtraften. Noch immer walten vielfache Unklarheiten über das Verhältniß der Gerechtigkeit zu dem Beſſerungszwecke in der Strafvollſtreckung. In ihrem Urſprunge und in ihrem Grunde der Gerechtigkeit entſproſſen, kann das im Zwang liegende Weſen der Strafe niemals anders geſtaltet werden, als ſo, daß es der ſittlichen Weiterentwickelung der menſchlichen Natur dienſtbar wird. Dem Grunde, aber nicht dem Erfolge nach, kann die Strafe als ein Uebel betrachtet werden. Eine Strafvollſtreckung, welche ſich dadurch bethätigt, daß ſie einen moraliſchen Stillſtand in dem geiſtigen Leben poſtulirt, würde ebenſo unvernünftig ſein wie ein Strafzwang, der ſich an Wahnſinnigen vollziehen wollte.....

„Es iſt nicht meine Abſicht, hier auseinanderzuſetzen, wie die Mittel der Beſſerung ihrem Umfange und ihrer Anwendung nach verſchieden ſein müſſen, je nach der Natur der verbrecheriſchen Handlungen. Das iriſche Syſtem, auf tiefer pſychologiſcher Wahrheit beruhend, zeigt in meinen Augen diejenigen Formen der Strafe, welche in Darlegung der vielſeitigſten Beſſerungsmittel allein wirkſam erſcheint, wo es darauf ankommt, den in Schwäche zuſtändlich gewordenen Willen des Böſen bei ſchweren und gewohnheitsmäßigen Verbrechen umzuwandeln in den zuſtändlich gewordenen Willen des Guten; umzuwandeln durch die eigne Thätigkeit des Verbrechers ſelbſt, welcher ſich der Nothwendigkeit der Strafe unterwirft und die letzten Fragmente ſeiner Gefängnißfreiheit einſetzt, um den Zwang gegen ſeine Perſon zu überwinden in der Erkenntniß ſeiner Schuld und der wahren Aufgabe des Lebens."

Am Schluſſe wird noch darauf aufmerkſam gemacht, wie bei dieſem Syſtem freilich die individuelle Tüchtigkeit der leitenden Perſönlichkeiten bedeutend in Anſchlag gebracht werden muß, und welche Verdienſte in dieſer Beziehung ſich namentlich Sir Walter Crofton erworben hat und fortwährend noch erwirbt.

## Nord-Amerika.

### Die letzte Kreuzfahrt des erſten Monitor.*

Der von Ericſon gebaute, erſte „Monitor" hat ſein Tagewerk für immer vollbracht. Hundert Faden tief liegt er unter den ſtürmiſchen Fluthen des Cap Hatteras. Allein „das Käſebüchschen auf einem Floß" hat ſich einen Namen gemacht, den das amerikaniſche Volk nicht ſo bald vergeſſen wird.

Unſere Schiffe „Congreß" und „Cumberland" lagen vor Anker in Hampton Roads; die Potomac-Armee bedeckte die Halbinſel. Da wogte der „Merrimack" vom Süden herbei. Unſere Kugeln empfingen ihn; allein von ſeinen eiſernen Rippen raſſelten ſie gleich Hagelkörnern ab. Widerſtandslos drang das eherne Ungeheuer vor, Flammen und Bomben aus ſeinem Rachen ſpeiend. Das Eiſen ſiegte über die Eiche. In Trümmern ging der Cumberland zu Grunde; der Congreß ſtrich die Flagge. Mit Einbruch der Nacht kehrte der Verwüſter nach Norfolk zurück und ließ Schrecken und Verwirrung hinter ſich.

Am folgenden Morgen kehrte er wieder; allein zwiſchen ihm und ſeiner auserſehenen Beute, dem „Minneſota," lag ein niedriges, ſchwarzes Floß, von dem der Merrimack aber ſo wenig Notiz nahm und das ſeine Beſorgniß ſo wenig erregte, wie die Maſten des verſunkenen Cumberland, oder das unbrauchbar gewordene Geſchütz des „Congreß." Es war eben der „Monitor," der in der Nähe des zerſchoſſenen Rumpfes als Rächer der erlittenen Niederlage Wache hielt.

Schon näherte ſich der ſtolze Rieſe dem Schauplatz ſeines Sieges, als plötzlich das Erdröhnen einer beiſpielloſen Kanonade ihn ſtutzig machte. Dem kleinen, ſchwarzen Thurm entſtrömte ein Feuer, ſo ununterbrochen, ſo furchtbar, daß die eben jubelnde Mannſchaft des Merrimack überraſcht, entſetzt erbebte. Sie ſtarrten den kreiſenden Thurm wie ein Geſpenſt an. „Der Teufel hol's!" rief Einer, „das Ding iſt mit Kanonen geſpickt!"

Eine Stunde hatte der Kampf geraſt; da begannen, unter den wiederholten donnernden Lagen der ſeltſam ſich drehenden Schreckgeſtalt, die eiſernen Schuppen des gepanzerten Unholds abzuſplittern; ein mörderiſcher Schuß drang durch die Stückpforte; ein weiter Riß klaffte in ſeiner Seite und verſtümmelt, wehrlos, machte der Merrimack Kehrt und dampfte hinweg.

Seine Laufbahn war zu Ende; denn wenige Wochen darauf ſah man ihn eines Tages, am frühen Morgen, in Flammen und Rauch gehüllt, und die Bewohner Norfolk's hörten in ihren Betten den explodirenden Knall, ſeine Todtenglocke.

So hörte die Furcht für einige Zeit auf und der Monitor bekam wenig zu thun, außer daß er im Fort Darling, wo es keinem ſeiner Seegenoſſen gelingen wollte, das Ziel zu treffen, alle Geſchütze, bis auf Eines, demontirte. Etwas angegriffen von der harten Arbeit, ging er nach Waſhington, um einige leichte Beſchädigungen auszubeſſern, beſonders aber um eine zweckmäßigere Einrichtung für die Ventilation anzubringen, da die Mannſchaft während eines Gefechts von der eingepreßten Luft in dem beſchränkten Raume viel zu leiden hatte.

Am 1. September erſcholl das Gerücht, daß der neue Merrimack anrücke. Der Monitor fuhr ihm entgegen nach Hampton Roads und ſtellte ſich an der Mündung des James-Fluſſes auf, zwiſchen dem in den Fluthen begrabenen Congreß und dem Cumberland, deſſen Maſten noch immer über dem Waſſer ragten. Hier wartete er über zwei Monate, ohne, daß der Feind ſich blicken ließ.

Die letzte Woche des Decembers fand ihn unter den Kanonen der Feſte Monroe, in eifriger Rüſtung für das von der ganzen Mannſchaft ſehnlich gewünſchte Gefecht. Die Geſchütze wurden in vollkommenen Stand geſetzt und ſilberblank geputzt; eines führte den Namen Worden, ein anderes den Namen Ericſon. Der Ingenieur Campbell wollte noch Einiges an den Maſchinerien zurecht machen, als ſein Bein zwiſchen dem

* Von einem Augenzeugen der Kataſtrophe.

Digitized by Google

Pumpenſtock, in der Felge eines Schwungrades, ſo gewaltig eingeklemmt wurde, daß der Stock, fünfviertel Zoll im Durchmeſſer und acht Zoll lang ſich krumm biegte, und die acht Zoll dicke, gußeiſerne Felge entzwei brach. Und merkwürdig, das Glied, zerquetſcht allerdings und geſchunden, blieb ganz! Unſere Leute auf dieſem eiſernen Fahrzeug ſchienen ſelber von Eiſen.

Der Wundarzt, der das Glied ſtaunend unterſuchte, erklärte, es könnte bei ſorgfältiger Behandlung in wenigen Tagen geheilt werden und war anfangs geneigt, auf den dringenden Wunſch des Verwundeten, am Bord zu bleiben, einzugehen; bei weiterer Ueberlegung jedoch, daß die eingepreßte Luft und ein hinzutretendes Seeübel auf die Heilung ungünſtig einwirken dürften, entſchied er für den Transport des Kranken in das Hoſpital. „Gut," flüſterte Campbell, als man ihn abführte, „vielleicht iſt's Gottes Fügung."

Ja wohl, Gottes Fügung!

Seine Stelle ward erſetzt und die Vorbereitungen gingen raſch von Statten. Bis auf die ſchmalſten Spalten in der Thurmſpitze wurde der Thurm und die Gucklöcher kalfatert, und jedem möglichen Eindringen des Waſſers vorgebeugt. Am 29. December 1862, Nachmittag, wirbelten die Dampfſäulen des „Monitor" hoch in die Luft, und im Schlepptau des „Rhode Iſland" rauſchte er an der Feſte vorbei hinaus in die offne See, unter verſiegelter Order.

Allgemeiner Jubel ertönte am Bord, nach der Erlöſung aus ſo langer Unthätigkeit. Die Kranken kamen auf das Deck und ſchienen unter dem klaren Himmel, die friſche Luft athmend, im Gefühl der Bewegung aufzuleben.

Der „Rhode Iſland, wie alle Dampfer mit Seitenrädern, zog eine Furche rollender Schaumwogen hinter ſich her, die der „Monitor" gleich einem ungeheuren Plätteiſen glättete. Im Laufe des Nachmittags erblickten wir in weiter Ferne vor uns wie einen weißen Fleck den „Paſſaic" im Schlepptau des „State of Georgia."

Der Wind begann ein wenig zu friſchen; allein die Sonne ging in einer Wolkenglorie von Purpur und Carmoiſin nieder, und die Nacht war ſchön und ruhig. Im Innern unſrer Nußſchale fing freilich die Luft an, ihre Friſche und Reinheit zu verlieren, und wie wir von ihrem Drucke während der Nacht litten, begreift man, wenn man bedenkt, daß ſechzig Perſonen in dem engen Raum athmeten und ausdünſteten! Wie hurtig ſtiegen wir erwachend auf das Deck! Mit welcher Wonne ſogen wir die erquickende Luft ein! Mit welchem Entzücken begrüßten wir die in aller Farbenpracht aufgehende Sonne!

Während der Nacht hatten wir Cap Henry paſſirt, und jetzt ſahen wir vom Lande nur einen blauen Streifen in der Ferne, der nach wenigen Stunden auch verſchwand. Kein Segel war ſichtbar; auch der am geſtrigen Abend bemerkte „Paſſaic" hatte ſich aus unſerm Horizont verloren. Der Vor- und Nachmittag vergingen ruhig. Wir brachten die meiſte Zeit auf dem Decke zu, da der Aufenthalt in dem geſchloſſenen Raum eben nichts Verlockendes hatte. Da das Deck mit dem Waſſerſpiegel in gleicher Höhe war, ſo bekamen wir gelegentlich von den aufſpritzenden Wellen ein kühlendes Regenbad zu koſten, und weideten uns an dem Wechſel von Farben und Formen, von dem Tiefgrün der hochrollenden, bis zu den prismatiſchen Tinten der ſinkend geplatteten Wogen mit ihren Schaumkämmen.

Als der Nachmittag vorrückte, brachte der friſchende Wind, die dunkelnden Wolken und der wachſende Wogenſchwall den an das ſonſtige Schiffsleben Gewöhnten eine neue Erſcheinung. Unſer winziges Schifflein nämlich, anſtatt auf den hochgehenden Wellen zu fahren, ſchwamm von denſelben überfluthet darunter, ſodaß, während wir wirklich in Sicherheit waren, es den Anſchein hatte, als gingen wir mit Mann und Maus zu Grunde.

„Ich wollte, wir ſegelten in einer Taucherglocke!" ſagte ein Matroſe, als die Wellen über das Steuermannshäuschen ſchoſſen und das Schiff begraben zu wollen ſchienen.

„Gebt mir eine Auſterſchale," rief ein Anderer, „oder ſonſt ein Ding, ſei es, was es wolle, wenn's nur von Holz iſt und ſtatt unter, auf dem Waſſer ſchwimmt!"

Der Monitor indeß watete ruhig vorwärts und gegen ſechs Uhr Nm. erreichten wir Cap Hatteras; in einer halben Stunde waren wir um die Spitze, und unſere Leute am Bord ärgerten ſich, daß uns der „Paſſaic" darin den Rang abgelaufen. Unſere Fernröhre waren in beſtändiger Uebung; wir ſahen manche Fahrzeuge in Abſtand und gegen ſieben Uhr erblickten wir das genannte Schiff etwa fünf Meilen entfernt hinter unſerm Spiegel!

„Hurrah!" jauchzte es aus allen Kehlen; „ein Hurrah dem erſten eiſenangethanen Nachen, das jemals Cap Hatteras umſegelte! Ein Hurrah dem kleinen Boot, dem erſten in allen Dingen!" Die Diſtance zwiſchen uns und dem „Paſſaic" ward immer weiter und weiter und endlich verloren wir ihn aus dem Geſicht.

Bald fiel ein ſchwerer Regenſchauer, der etwa zwanzig Minuten anhielt. Um dieſelbe Zeit nahm die Kühle zu; ſchwarzes, dickes Gewölk verhüllte den Himmel, von dem uns der Mond hin und wieder trüb anſchaute und uns nur vergönnte, bei ſeinem Schimmer in der Ferne einen weißen Streifen aufleuchtenden Schaumes zu ſehen, der auf uns zurauſchte: für das Auge eines Seemanns Zeichen des drohenden Sturms.

Ein düſterer, dichter Schleier lag auf der Umgebung; Wolkenberge ſchienen ſich um uns zu thürmen; die See grollte immer lauter und ſchrecklicher. Die anprallenden Wogen machten das kleine Fahrzeug durch und durch erzittern; es ließ ſich das indeß nicht anfechten und arbeitete ſich wacker durch die Fluthen. Noch trug es die Zeichen eines der furchtbarſten Seegefechte an ſich, die uns in dem Glauben beſtärkten, es ſei gegen jeden Angriff von den Menſchen wie von den Elementen gefeiet. „Es iſt brav!" riefen wir zuverſichtlich; es wird ſchon wacker aushalten!"

Eine Stunde verging; die Luft im Schiffsraume, die im Laufe des Tages an Dichtigkeit zunahm, war jetzt faſt erſtickend; doch die Unſrigen verloren den Muth nicht; ihr heller Geſang miſchte ſich in das Toben der Wellen, und ſchien es trotzig herauszufordern. Wenn eine mächtige Woge ſich zwanzig Fuß hoch, gleich einem Ungeheuer mit aufgeſperrtem Rachen, über das Schifflein hereinbog, um es zu verſchlingen und dann gebrochen an den eiſernen Rippen deſſelben in Schaum zerſtob — wie jubelten da die auf dem Thurme ſtehenden Matroſen ihrem geliebten Schiffe zu! Freilich waren das meiſt Neulinge zur See, welche die Gefahr nicht ahneten; der Capitain aber und einige im Dienſt Ergraute wurden immer bedenklicher. Sie fühlten mit Seemannsinſtinkt, daß im äußerſten Nothfalle kein Schiffbruch ſo hoffnungslos wie dieſer wäre. Maſſiv-Eiſen vom Kiel bis zur Thurmſpitze, würde der Monitor, käme er zum Sinken, jeden ſich Anklammernden mit in den Abgrund ziehen; kein Maſt, kein Scheit, nichts Schwimmendes böte der ausgeſtreckten Hand im letzten Kampf um Tod und Leben ein Rettungsmittel.

Gleich den Rieſen der alten Welt, bekam die See mit jedem neuen Angriff neue Kraft. Gewaltig und raſch auf einander folgten ihre Stöße gegen den Eiſenharniſch des „Monitor." Der tapfere Zwerg hielt ſie aus; als endlich nach acht Uhr der Maſchinenmeiſter Waters ein Leck anzeigte. Augenblicks ſetzten ſich die Pumpen in Bewegung und mit athemloſer Spannung beobachteten wir ihre Wirkung. Unſer Schiff kam uns wie ein alter Ritter in voller Rüſtung vor, der gegen eine furchtbare Uebermacht ficht, ohne einen Schritt zu weichen. Den Zuſchauern ſteht der Herzſchlag ſtill, wenn ein Streich geführt wird, unter dem der ſtarke Mann taumelt und das Lebensblut aufſpritzt. Dann wiederum gewinnt er feſten Boden und der Kampf nimmt ſeinen Fortgang.

Unter den raſtlos arbeitenden Pumpen ſank das eingedrungene Waſſer um einige Zoll. Von neun bis zehn Uhr hielt es gleichen Schritt mit denſelben. Zwiſchen 10 und 11 nahm die See an Heftigkeit zu; die Wellen ſchlugen über den Thurm hin, daß ſie die Augen verblendeten und den Athem verſetzten. Das Leck wurde immer weiter und trotzdem, daß die Pumpen in ununterbrochener Thätigkeit drei Tauſend Gallonen in der Minute ausſchöpften, ſtieg das Waſſer und kam dem Feuer näher. Hatte es dieſes erreicht, ſo war der Stab über dem Schiffe gebrochen; denn mit dem Erlöſchen deſſelben ſtanden die Pumpen ſtill und ſchwand alle Hoffnung, den Monitor länger als zwei Stunden über dem Waſſer zu erhalten; unſer Ritter lag dann, den Todesſtoß in der Bruſt, verlaſſen und hülflos unter der Gewalt eines Stärkern.

Es wurde Rath gehalten und nicht ohne Widerſtreben beſchloſſen, das Nothſignal zu geben. Die Raketen ſtiegen, der Rhode Iſland antwortete, und ſeine wackere Mannſchaft ſtand bereit, die Rettungsboote niederzulaſſen; bei der raſenden See ein tollkühnes Unternehmen.

Der Monitor war durch zwei Taue an den Rhode Iſland gebunden; das eine war ſchon um 7 Uhr geriſſen; das andere hielt noch feſt, und mußte jetzt nothwendig gekappt werden. Wer ſollte aber dazu hinaus auf's Deck? Wer mochte es lebend erreichen, wenn jede Woge darüber hinfluthete? „Wer will das Tau kappen?" rief Capitain Bankhead. Sofort meldete ſich ein gewiſſer Stodder und noch ein Matroſe folgte ihm. Sich an den Seilen an der Schiffsſeite mit der einen Hand feſthaltend, hieben ſie mit einem Beil in der andern das mächtige Verbindungstau durch. Stodder kehrte geſund zurück, ſein braver Begleiter aber war über Bord geſpült und von den Wellen verſchlungen worden.

Die Mannſchaft blieb indeß ruhig und beſonnen, fühlte aber nichts deſto weniger ihre gefahrvolle Lage. In der ſchwachen Hoffnung, das

Digitized by Google

Fahrzeug etwas länger über Waſſer zu halten, entſchloſſen ſich Einige, auf Anregung des Unterſchiffers Peter Williams, das Waſſer in Gefäßen auszuſchöpfen. Bis an die Bruſt im Waſſer ſtehend ſchöpften ſie unermüdet, darauf gefaßt, jeden Augenblick mit dem Schiffe unterzugehen.

Inzwiſchen näherte ſich das von Rhode Island herabgelaſſene Boot, mit einer Schar auserleſener Leute bemannt. Dieſe aufopfernde That war nicht das Erzeugniß eines momentanen heroiſchen Antriebs; denn ſtundenlang hatten ſie das Wüthen der See beobachtet. Wer in das Boot ſtieg, wußte, daß er hier ſein Leben auf's Spiel ſetzte, und doch trat kein Aufgeforderter zurück, waren alle bereit. Zeugen ſolche Handlungen nicht unwiderleglich von der Göttlichkeit der Menſchennatur?

Währenddeß hatte ſich das gekappte Tau in das Schaufelrad des Rhode Island verwickelt und dieſer trieb auf uns zu. Wir, mit dem Umſtand unbekannt, glaubten, er komme zu unſerm Beiſtand; doch nur zu bald ſollte uns die Täuſchung benommen werden. Das Rettungboot gerieth nämlich zwiſchen die beiden Schiffe. Der Dampfer, Spingel voran, brauſte auf unſere Steuerbordſeite zu. „Abhalten! Abhalten," ſchrien wir. Umſonſt; ſchon war es zwiſchen beiden eingeklemmt; wir hörten das Knirſchen zermalmten Holzes; Sparren, Ruder, Splitter flogen in die Luft — der gewiſſe Tod ſtierte uns in's Angeſicht; denn der eiſerne Schnabel des Monitor mußte ſich unausbleiblich in die Seite des Rhode Island bohren und dann war's um uns Alle geſchehen. Doch die Vorſehung hatte es anders gefügt. Das Tau wurde glücklich abgewickelt und der Dampfer begann ſich Schritt für Schritt zu entfernen, bis eine Schiffslänge zwiſchen uns lag; wir athmeten wieder auf. Aber das Boot! Iſt es zu Grunde gegangen, hat es die braven Herzen mit ſich genommen? — Nein, da lag es uns zur Seite, freilich in traurigem Zuſtande, doch immer noch ein Retter in der Noth: es war flott und bereit, uns aufzunehmen.

Da ſah man aber kein haſtiges, wirres Hinzudrängen; Alle ſtanden ruhig erwartend. Die dazu beorderten Leute ſetzten das Ausſchöpfen unabläſſig fort; nur die vom Capitain Aufgerufenen ſtiegen der Reihe nach, zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebend, vom Thurme auf's Deck, über das die Wogen hin und her rauſchten; und der kälteſte Kopf und das unerſchrockenſte Herz konnte hier keine Rettung verbürgen. Einige wurden auch wirklich hinabgeſpült: ein vergebliches Haſchen und Anklammern an das erbarmungsloſe Eiſen — ein wildes Emporſchwingen der Arme in die Luft und — ihr Todesſchrei gellte uns in den Ohren!

Eine Weile hielt ſich das Boot hart neben dem Monitor; dann ward es außer deſſen Bereich geſchleudert, und wogte auf und ab in den Wellen. Einige ſprangen glücklich hinein; andere verfehlten das Ziel und fuhren in die Tiefe.

Endlich war das Boot voll und wir arbeiteten uns mühſelig und langſam durch die Fluthen, die Leute verſtopften die eingeriſſenen Löcher mit ihren Theerjacken und pumpten ohne Unterlaß, um das Fahrzeug flott zu erhalten. Schon näherten wir uns dem Rhode Island, als das Walfiſchboot, das abgeſendet wurde, die Anderen zu bergen, von der Wogen Gewalt erfaßt, gerade auf die Mitte unſeres Bootes zuflog. Traf es dieſes mit ſeinem Bug, ſo riß es uns unfehlbar in den Grund. Da ſprang ein Matroſe auf, führte mit ausgeſtrecktem Arm einen gewaltigen Stoß gegen das andringende Boot, und lenkte es von ſeinen Kurs ab. Hart an dem unſrigen vorüberſchießend, klemmte es den Arm des wackern Matroſen dermaßen ein, daß er, aus der Pfanne gedreht, als unnütze Laſt an der Hüfte herabhing. Doch kam er mit dem Leben davon. Um den Preis eines Armes waren wir gerettet.

Wir erreichten den Rhode Island. Taue wurden ausgeworfen, nach denen wir mit todesbanger Haſt griffen. Manche ließen los, wurden weggeſchwemmt, dann doch wieder von der Mannſchaft aufgefiſcht. Welche Ausſicht aber bot ſich dem Unglücklichen mit ſeinem todten Stummel, wenn kräftige Männer mit zwei geſunden Händen der Anſtrengung kaum gewachſen waren? Er erfaßte ein Tau, fühlte aber ſeine Ohnmacht und rief, zum erſten Mal eine Klage äußernd: „Ich bin verwundet, kann mir wer beiſtehn?" Fähnrich Taylor, die eigne Todesgefahr nicht achtend, wand ihm das Tau um die Schultern, ſo daß es nicht abgleiten konnte, und er wurde glücklich hinaufgehißt.

Inzwiſchen hatte das Walfiſchboot den Monitor erreicht und nun erklärte der Capitain: „Es wäre Wahnſinn, länger zu bleiben, rette ſich Jedermann!" Er ſtieg dann, gefolgt von ſeinem treuen Diener, in die Kajüte hinab, ſich anzukleiden und ein Käſtchen Juwelen in Sicherheit zu bringen. Ein trauriger Anblick bot ſich ihm da: trüb brannten die Lampen in der qualmig dicken Luft, und das bis an die Bruſt reichende Waſſer klatſchte dumpf gegen die Garderobenwände. Noch einen wehmuthsvollen Blick wirft er auf den Raum zurück, um ihn dann für immer zu verlaſſen.

Er eilte, die Zeit war koſtbar, auf das Deck, wo Lieutenant Greene, umtobt von der raſenden See, in edelgefaßter Haltung auf ſeinem Poſten ſtand. Raſch ergriff er ein Tau, das ihm von dem Walfiſchboot zugeſchleudert wurde, wand das eine Ende um einen eiſernen Pfoſten, das andere ſich um das Handgelenk, ſo feſt einſchneidend, daß die Spuren noch tagelang nachher zu ſehen waren. Sein ſchwarzer Leibdiener ſtand neben ihm.

„Kannſt Du ſchwimmen, William," fragte er.

„Nein, Sir," war die Antwort.

„Nun, ſo halte Dich an mich, ich werde Dich retten."

Einer nach dem andern, die Pauſen zwiſchen den anprallenden Wogen abpaſſend, ließ ſich in das Boot herab; auch dem armen Schwarzen verhalf der Capitain zu einem Platz. Erſt als ſie für Alle geſorgt hatten, ſtiegen Capitain Bankhead und Lieutenant Greene ein. Zwei oder drei von unſrer Mannſchaft blieben zurück, ſich an den Thurm anklammernd. Umſonſt redete ihnen der Capitain zu, herabzukommen; wie von Angſt gelähmt, rührten ſie ſich nicht. Der wackere Bootsführer Brown verſprach, ſie ſpäter zu holen, ſtieß ab und brachte bald ſeine lebendige Ladung in Sicherheit auf das Verdeck des Rhode Island.

Hier wartete unſer die herzlichſte und fürſorglichſte Aufnahme. Unſre durchnäßten Kleider wurden gegen trockne und warme vertauſcht, und Alle am Bord wetteiferten in Liebesbeweiſen gegen uns.

Ein volle Stunde beobachteten wir vom Deck des Rhode Island das einſame Licht auf dem Thurme des „Monitor." Hundertmal dachten wir's erloſchen und hundertmal flatterte es wieder auf. Mittwoch endlich, um 2 Uhr Morgens, verſchwand es, und ward nicht mehr geſehn.

Mit banger Beſorgniß ſahen wir uns nun nach dem Walfiſchboot um, das unter Befehl des Unterſchiffers Brown noch einmal ausgelaufen war; wohl wußten wir, daß es den „Monitor" erreicht habe; ob es aber von den Wellen hinweggeſchleudert, oder mit demſelben in den Abgrund geriſſen worden ſei, das konnten wir nicht wiſſen. Capitain Trenchard wollte nicht weichen, ſondern kreuzte in der Umgegend, um eine Spur des vermißten Fahrzeuges zu entdecken. Umſonſt. Mittwoch Nachmittag endlich, als er die Fruchtloſigkeit des fernern Suchens einſah, ohne, der Kaltblütigkeit und Tüchtigkeit des Bootsführers vertrauend, die Hoffnung, daß es irgendwo geborgen ſei, aufzugeben, ſetzte er den Dampfer in Bewegung, um nach der Feſte Monroe zurückzukehren.

Eine zweitägige Fahrt brachte uns dahin, von wo wir am Montag mit ſo blühenden Hoffnungen ausgelaufen waren, und ach, mit manchem Gefährten, der nimmer zurückkehren ſollte! Dieſelbe hülfreiche Liebe empfing uns hier, wie auf dem Rhode Island. Geldvorſchüſſe, Kleider und andere Bedürfniſſe wurden uns auf's Zuvorkommendſte angeboten. Wahrlich, auch das Leiden hat ſeine ſchöne Seite, wenn es dem Mitgefühl Gelegenheit giebt, ſich in ſo edler Geſtalt zu zeigen!

Noch einige Tage warteten wir hier, bis uns der amtliche Befehl in die Heimat rief. Wie auf einen wüſten Traum blickten wir auf die Erlebniſſe der Woche zurück; nur Eines ſtand als traurige Wirklichkeit da: unſer Schifflein war dahin! Und ein tiefes Seelenweh durchdrang uns bei dem Gedanken, daß wir das Deck unſres Lieblings nimmer wieder betreten, in ſeiner engen Kajüte nimmer wieder Abends zuſammenkommen werden.

Mit dem Cumberland und dem Congreß liegt nun der Monitor, der ſie rächen wollte, im Abgrund des Oceans, der ſo eiferſüchtig über ſeine geraubten Schätze wacht. Mit ihnen fanden ſo manche tapfre und edle Herzen ihr Grab. Ihre Namen gehören der Geſchichte; und ſo lange die Amerikaner ein Volk bleiben, ſo lange wird der erſte Monitor in ſeinem Gedächtniſſe leben und Kindeskindern davon erzählt werden.

## Mannigfaltiges.

— Berliner Recenſionen auf dem Geſammtgebiete der Kunſt. Seit dem erſten April erſcheint zu Berlin unter der umſichtigen Leitung von Alexander Meyen eine „Neue Zeitſchrift für Theater, Muſik, Kunſt und Literatur," welche, von Anfang nach dem Muſter der „Wiener Recenſionen" eingerichtet, mit dem 1. Juli den wahlverwandten Titel: „Berliner Recenſionen" annimmt. Der erlauchte Freund und Förderer deutſcher Kunſtbeſtrebungen, Herzog Ernſt von Sachſen-Coburg-Gotha, hat dem neuen artiſtiſchen

Digitized by Google

Unternehmen ſeine Anerkennung und ſein Intereſſe für deſſen Fortgang bezeugt; wir glauben in der That, daß dieſer „gedeihliche Fortgang“ geſichert ſcheint. Die Zeitſchrift kultivirt beſonders die Felder der Bühnendarſtellung, der Muſik und der Malerei; ſie verſchmäht aber keineswegs die übrigen Kunſtzweige und hat auch die poetiſche Literatur in den Kreis ihrer Betrachtungen gezogen. Heutzutage iſt die Muſik die beliebteſte Kunſt; ſie wird an dem Blatte durch Namen wie Emil Naumann, Wieprecht, Richard Wuerſt, Florian Geyer u. Dr. Alsleben vertreten. Den literariſchen Theil bearbeiten Emil Brachvogel, Heinrich Proehle, Schmidt-Weißenfels, Arnold Schloenbach und Andere. Von den dramatiſchen Recenſenten haben ſich die Herren Alexander Meyen und Hugo Gottſchalk in ſehr anſprechender Weiſe hervorgethan. Es iſt das achtbare Streben, der gemeinen Bühnen-Reclame und der Couliſſen-Kritik entgegenzuwirken, welches hier die Federn der Mitarbeiter in Schwung ſetzt. Das gleiche Streben nach wahrhafter, freier, idealer Kunſtſchätzung beſeelt alle ſpeziellen Richtungen des Blattes, und aus dieſem Grunde glauben wir, den „Berliner Recenſionen“ eine ſchöne Zukunft prophezeien zu dürfen.*

— Jahn, ein Lebensbild für das deutſche Volk.** Der brave Turnvater Friedrich Ludwig Jahn, einer der Hauptförderer von Deutſchlands Wiedergeburt nach der Napoleoniſchen Knechtſchaft, iſt uns durch die Fürſorge Wilhelm Angerſtein's in dieſen Tagen lebendig vor die Seele getreten. Denn die kleine Schrift: „Friedrich Ludwig Jahn, ein Lebensbild für das deutſche Volk,“ welche jetzt in zweiter Auflage, mit einem neuen, kräftig-patriotiſchen Vorwort verſtärkt, mahnend den deutſchen Volksgenoſſen an's Herz gelegt wird, iſt wirklich und wahrhaftig ein „Lebensbild“ des deutſchen Kernmannes, obgleich es keiner Ellenlänge und keiner gewundenen Ueberweisheit und Ueberfeinheit, ſondern blos der friſchen, klaren Mannhaftigkeit einer begeiſterten Seele ſich erfreut. So einfach und ſchmucklos und unbefangen, ſo gerade und offen, wie das Weſen des alten Jahn vor Mit- und Nachwelt ſich entfaltet hat, ſo ſchauen wir's auch hier in dem Büchlein von Angerſtein als einem getreuen Spiegel der Strebungen, der Freuden und bittern Leiden des edlen Vorkämpfers und Vorboten einer beſſeren Zukunft. Möge das ſchöne Lebensbild Jahn's weit umherwandern in den deutſchen Gauen und überall freundliche Aufnahme finden! T. v. B.

— Charakteriſtik der philoſophiſchen Syſteme ſeit Kant.*** Der Verfaſſer dieſes kleinen Buches, als Herausgeber mehrerer populär-philoſophiſcher und aſtronomiſcher Schriften bekannt, hat in äußerſt gedrängter Form den Entwickelungsgang geſchildert, welchen die Philoſophie ſeit etwa 100 Jahren in Deutſchland genommen hat: Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Herbart werden ausführlicher, Jakobi, Fries, Krug, Oken, Krauſe, Schleiermacher, Beneke und Schopenhauer in kürzeren Umriſſen geſchildert. Der Zweck des Werkchens iſt, allen denen einen Einblick in die Philoſophie zu geben, welche ſich für dieſelbe intereſſiren, ohne doch eigene und eingehende Studien machen zu können. Die Aufgabe iſt nicht leicht: der Verfaſſer hat jedoch die materiellen und die ſtiliſtiſchen Schwierigkeiten recht glücklich überwunden. An die Charakteriſtik Schopenhauer's knüpft der Verfaſſer eine kurze reſumirende Kritik des abſoluten Idealismus und Materialismus in der Philoſophie; er bekennt ſich als einen entſchiedenen Gegner des letzteren, und auf dem Boden des Bewußtſeins der perſönlichen Freiheit gelangt er zu der Unſterblichkeit und zu der Gottesidee als unabweisbaren Poſtulaten. Wir ſtehen mit ihm auf gleichem Boden, aber die Einwendungen des Materialismus gegen dieſe Anſchauung ſind doch nicht ſo oberflächlich oder nichtsſagend, wie es nach den kurzen Andeutungen des Verfaſſers erſcheint, und wenn dem Materialismus ein Vorwurf daraus gemacht werden ſoll, daß er ſich bemüht hat, den Zweck-Begriff aus der Philoſophie zu entfernen — ſo können wir dieſem Vorwurf nicht beiſtimmen. Der Materialismus fand den Zweck-Begriff in der Wiſſenſchaft und in der Maſſe nur in dem Sinne vor, daß das All zum Wohlergehen des Menſchen und zum Behagen Gottes geſchaffen ſei; er wies den Egoismus und die geiſtige Beſchränktheit nach, aus welchen der Begriff entſprungen, und bemühte ſich, ihn zu verbannen. Das möchten wir nicht tadeln, ſo wenig wir ſonſt mit den Anſchauungen des Materialismus ſympathiſiren.

* Mit Bedauern hören wir, daß Hr. Alex. Meyen von der Redaction zurücktritt.

** Friedrich Ludwig Jahn. Ein Lebensbild für das deutſche Volk von Wilhelm Angerſtein. 2te Auflage. Berlin 1863. Haude u. Spener'ſche Buchhandlung (F. Weidling).

*** Vorträge, gehalten zu Dresden, von Dr. A. Drechsler. Dresden R. Kuntze. 1863.

Wir wünſchen dem Werkchen im Intereſſe der guten Sache eine ausgedehnte Verbreitung, und dürfen im gleichen Intereſſe vielleicht den Wunſch ausſprechen, daß der Verfaſſer bei einer zweiten Auflage durch Anführungszeichen, Einrücken und Abſchnittsſtriche auch dem Auge die Ueberſicht des Gegebenen erleichtern möge.

— „Die Aerzte zur Zeit Molière's,“ heißt eine vor Kurzem erſchienene Schrift von Maurice Raynaud,* die einen ganz unterhaltenden und belehrenden Kommentar zu einigen Stellen in den Werken Molière's, und zugleich eine Geſchichte der mediziniſchen Fakultät von Paris bis zur Revolutions-Periode bildet. Es iſt ſeltſam, daß trotz der zahlloſen Bemerkungen und Erläuterungen, die man über die Bühnenſtücke des großen franzöſiſchen Dramatikers beſitzt, noch kein Verſuch gemacht wurde, die Originale jener wunderlichen Käuze, der Herren Diaforius, Purpan und Fleurant, ausfindig zu machen. Waren die Aerzte im Zeitalter Ludwig's XIV. wirklich ſo lächerliche Pedanten, wie ſie im Malade imaginaire geſchildert werden? Waren ſie in der That ſo roh, ſo habgierig, ſo dünkelhaft? Dieſe Fragen werden von dem Verfaſſer nicht geradezu bejaht, aber nach ſeiner Darſtellung iſt man keineswegs geneigt, die Figuren Molière's für bloße Zerrbilder zu halten. Sein Buch beginnt mit einem intereſſanten Bericht über den Urſprung der Pariſer Fakultät, über ihre Disziplin, ihr Lehrſyſtem und ihre Privilegien. Es folgt dann eine Skizze der geſellſchaftlichen Stellung, welche die Aerzte damals einnahmen, der ſich biographiſche Notizen über Guy Patin und Gabriel Naudé anſchließen. Die durch die Entdeckung des Blutumlaufs und den Gebrauch des Antimoniums und der Chinarinde veranlaßten Fehden werden ausführlich erzählt; ein beſonderes Kapitel iſt dem Kriege gewidmet, der eine zeitlang zwiſchen den Pariſer Heilkünſtlern und ihren Kollegen in Montpellier wüthete, und ein zweites dem Prozeß der Erſteren gegen die ehrſame Innung der Bader. Es geht daraus hervor, daß die Faculté de médecine höchſt konſervativ und eiferſüchtig auf ihre althergebrachten Vorrechte war. Ihre Mitglieder glaubten, daß ſie allein das Recht beſäßen, „saignandi, coupandi, perçandi ubique terrarum,“ und wenn es ihnen ſo ſchwer wurde, die Thatſache zuzugeben, daß das Blut durch den menſchlichen Körper kreiſe, ſo rührte dies, wie Herr Raynaud bemerkt, nur davon her, daß ſie dieſes Phänomen nicht ſelbſt entdeckt hatten, wozu ſie, nach ihrer Meinung, ausſchließlich befugt waren.

— Oeffentliche Bibliothek in Melbourne. Ein merkwürdiges Zeugniß der Blüthe dieſer Hauptſtadt der auſtraliſchen Provinz Victoria iſt kürzlich dem British Museum in London und mehreren großen Bibliotheken des europäiſchen Kontinents zugegangen, nämlich der prächtig gedruckte und ausgeſtattete Katalog der ſeit einigen Jahren in Melbourne eröffneten Bibliothek, die ebenſo überraſchend ſchnell angewachſen iſt, wie die Stadt ſelbſt. Letztere wurde im Jahre 1837 gegründet und zählte im Jahre 1846 etwa 10,000 Einwohner, die ſich ſieben Jahre darauf bis auf 80,000 vermehrt hatten, ſo daß im Jahre 1853 nicht blos die Errichtung der gedachten Bibliothek, ſondern auch die einer Univerſität in Melbourne beſchloſſen wurde. Das Kolonial-Parlament bewilligte zur Erbauung des Bibliothek-Gebäudes und zum Ankaufe von Büchern nicht weniger als 60,000 Pfund Sterl. (400,000 Thaler), und am 24. Mai 1859 hat der Gouverneur der Provinz die Bibliothek in feierlicher Weiſe eröffnet. Der große, in zahlreiche abgeſonderte Räume zerfallende Leſeſaal derſelben ſoll dem der neuen, reichen Bibliothek des Louvre in Paris ganz ähnlich ſein und gewährt gleichzeitig 350 Leſern bequemen Raum. Im vorigen Jahre ſind dieſe Räume von 160,000 Leſern beſucht worden. Der Katalog, welcher etwa 30,000 Werke umfaßt, die zum Theil der Bibliothek geſchenkt wurden, gewährt zugleich eine eigenthümliche Ueberſicht der auſtraliſchen Flora und Fauna, indem jede Seite mit Vignetten verziert iſt, welche die dem Lande eigenthümlichen Pflanzen darſtellen. Auch die großen Anfangsbuchſtaben der Autor-Namen werden durch Blumen ſowohl der tropiſchen, als der gemäßigten Zone Auſtraliens repräſentirt.

* Les médecins au temps de Molière. Par M. Maurice Raynaud. Paris, Didier.

J. C.


## Zur geneigten Beachtung!

Die geehrten Abonnenten, welche im regelmäßigen Empfang dieſes Blattes keine Unterbrechung wünſchen, werden höflichſt erſucht, ihre Beſtellungen auf das III. Quartal 1863 baldigſt auf der Poſt, wie durch den Buchhandel zu erneuern, da mit gegenwärtiger Nummer das II. Quartal 1863 zu Ende geht.

Die Verlagshandlung:
**Veit & Comp. in Leipzig.**


Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig. Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

# Magazin

für die

# Literatur des Auslandes.

Herausgegeben

von

**Joſeph Lehmann.**

**Vierundsechszigſter Band.**

Juli bis December.

**1863.**

Leipzig,

Verlag von Veit & Comp.

Preis des Jahrganges vier Thaler.

**Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter auch viertel- und halbjährig zu beziehen.**

Digitized by Google

Digitized by Google

# Inhalts-Verzeichniß.

## Deutſchland und das Ausland.

**Juli.** Das zweite Jahrhundert der Francke'ſchen Stiftungen. S. 315. — Volkswirthſchaftliches. M. v. Prittwitz: Frauenwirthſchaft. S. 317. — Der internationale, ſtatiſtiſche Kongreß. Fünfte Sitzungsperiode. S. 325. — Hannover und der Befreiungskampf von 1813. S. 359.

**Auguſt.** Das Schulweſen der Jeſuiten. S. 361. — Wilhelm Böhmer über die Lehrunterſchiede der katholiſchen und evangeliſchen Kirchen. S. 364. — Die deutſchen Zigeuner. S. 386. — Internationale Titulaturen. Die Slaven nach ihren eigenen Sprichwörtern. S. 404. — Deutſche Städtegeſchichten. S. 407.

**September.** Goethe's wiſſenſchaftliche Werke in Frankreich. S. 418. — Schultz-Schultzenſtein: Leben und Tod in der Wiſſenſchaft. S. 419. — Ueber Schiller's Lyrik im Verhältniß zu ihrer muſikaliſchen Behandlung. S. 433. — Der Ring der Nibelungen. S. 434. — Ferdinand Schmidt's Geſchichte der Freiheitskriege. S. 445. — Steinthal's Geſchichte der Sprachwiſſenſchaft. S. 446. — Volkswirthſchaftliche Zuſtände in Deutſchland während des Zeitalters der Reformation. S. 457.

**October.** Schleswig-Holſtein's Erhebung. I. Das Volk und die liberale Partei. S. 469. — Statiſtiſches. Eiſenbahnen, Chauſſeen und Waſſerſtraßen in Preußen. S. 471. — Die Völkerſchlacht bei Leipzig, nach Heinrich Wuttke. S. 481. — Schleswig-Holſtein's Erhebung. II. Die Ariſtokratie und General Williſen. S. 482. — Der Genius der Sprache. I. Von Bogumil Goltz. S. 493. — Die künſtliche Befruchtung des Getraides. S 495. — Der Genius der Sprache. II. Von Bogumil Goltz. S. 507. — Statiſtiſches. Zur Literatur des internationalen ſtatiſtiſchen Kongreſſes. S. 509.

**November.** Die Philoſophie der römiſchen Geſchichte. Ernſt v. Laſaulx und Amedee Thierry. S. 517. — Die Reorganiſation des Unterrichts in Rußland und in Frankreich. S. 532. — Statiſtiſches. Deutſche Statiſtik, von Adolf Frantz. S. 549. — Zwangstaufen der Juden in Oeſterreich. S. 550. — Das däniſche Regiment in Schleswig-Holſtein. I. Eine neue Appellation an Deutſchland. S. 553. — Das Sprichwort als Gaſtroſoph. Von Ida von Düringsfeld. I. S. 555.

**December.** Däniſche Keckheit und deutſche Schwäche. S. 565. — Das däniſche Regiment in Schleswig-Holſtein. II. Deutſche Sprache und Schule in Schleswig. S. 566. — Das Sprichwort als Gaſtroſoph. Von Ida von Düringsfeld. II. S. 569. — Der Humoriſt und Prophet Bogumil Goltz über die Bildung und die Gebildeten der Jetztzeit. S. 577. — Nationale Trauerſpiele von Karl Biedermann. S. 579. — Der Mangel an Hausbibliotheken bei den Deutſchen. S. 579. — Vor funfzig Jahren, von Friedrich Adami. S. 596. — Der menſchliche Organismus und ſein Verhältniß zur Welt. S 601. — Das Sprüchwort als Gaſtroſoph. III. S. 603.

## Böhmen.

**Juli.** Graf Leo Thun und der Parlamentarismus in Oeſterreich. S. 329. — Die ruſſiſche Propaganda in Böhmen. S. 342.

**September.** Sagen aus Böhmen, von Virgil Grohmann. S. 448.

**October.** Politiſche Literatur. Polniſch-ruſſiſch-čechiſche Broſchüren. S. 501.

## Iſtrien.

**October.** Land und Leute in Iſtrien. S. 499.

## Ungarn.

**Juli.** Buda-Peſter literariſche Erſcheinungen. S. 318. — Kaiſer Joſeph II. und die Ungarn. S. 331.

**December.** Zrinyi der Dichter. S. 590.

## Spanien.

**Juli.** Die drei Liebesproben des Cervantes. S. 349.

**September.** Monturiol's Fiſch-Boot (Ichthyneus). S. 427.

**October.** Politiſche und religiöſe Entwickelung Spaniens im neunzehnten Jahrhundert. I. Ferdinand VII. und die Cortes. S. 497. — II. Die Reaction und die Fortſchrittspartei. S. 505.

## Frankreich.

**Juli.** Der Verfall der klaſſiſchen Sprachen in den Unterrichts-Anſtalten. S. 320. — Ein religiöſer Roman von George Sand. S. 343. — Zwei Gegenſätze. Viennet's „Franciade“ und Vacquerie's „Brocken der Geſchichte“. S. 358.

**Auguſt.** Ein romantiſcher Finanzmann. S. 369. — Ein Buch über das Lachen. S. 377. — Bei Gelegenheit der diesjährigen Pariſer Gemälde-Ausſtellung. S. 391. — Das Leben Jeſu, von Renan. I. S. 397.

**September.** Das Leben Jeſu, von Renan. II. S. 410. — Zeitgenöſſiſche Studien. Centraliſation und Selbſtverwaltung. S. 425.

**October.** Natürliche Gränzen, nach St. Marc Girardin. S. 485. — Wahltheorien dies- und jenſeits des Kanals. S. 496.

**November.** Die Geiſterlehre und der Periſprit. S. 523. — Guizot's Vertheidigung des Conſtitutionalismus. S. 534.

**December.** Oppoſitions-Literatur. S. 575. — Daniel Hooibrenk und die künſtliche Befruchtung von Pflanzen. S. 595.

## England.

**Juli.** Kronprinzen-Cultus in England. S. 332.

**Auguſt.** Die grüne Inſel und der Journaliſt O'Connor. S. 368. — Barberina, die Tänzerin, nach Thomas Carlyle. S. 376. — Ueber die eigentliche Quelle des „Wintermärchens“ von Shakſpeare S. 392. — Zur Geſchichte der Miethokutſchen. S. 394. — Das Geheimniß des Nils. S. 401.

**September.** Engliſcher Aberglaube. Zadkielismus. S. 409. — Kulturgeſchichtliche Charakterbilder. Verkehrmittel und Wege. S. 423. — Ein neuer Roman von George Elliot. Romola. S. 450. — Die ſchönen Künſte in England. S. 451. — Neue engliſche Romane. S. 463.

**October.** Die Einkünfte der engliſchen Krone. S. 510.

**November.** London und andere große Städte, bei Gelegenheit der Hochlande. S. 521. — Sir William Armſtrong über Kohlen-Verbrauch und Kohlen-Erſparniß. S. 537. — England und der Bürgerkrieg in Amerika. Die Stimme Brougham's. S. 546. — Jonathan und John Bull in Verbrüderung und Bruderkrieg. S. 556.

**December.** Nathaniel Hawthorne in Shakſpeare's Geburtsort und an ſeiner Grabſtätte. S. 583. — Othello. Shakſpeare-Scholien. S. 585. — Frances (Franziska) Trollope. S. 594. — Die Tothill-Corrections-Anſtalt für Kinder. S. 606. — Das engliſche Proletariat. S. 616.

## Italien.

**Juli.** Die nationale Preſſe, von Cironi. S. 350.

**Auguſt.** Reformatoriſche Bewegungen in Italien. I. Aus der Vergangenheit. S. 373. — II. In der Gegenwart. S. 389. — Der Hausfreund, ein Volkskalender. S. 400.

**September.** Der öffentliche Unterricht in Mailand. S. 414. — Italiens wirthſchaftliche Umgeſtaltung. S. 453. — Die Katakomben von Rom. S. 464.

**October.** Admiral Mundy über die Revolution in Palermo und Neapel, 1859—1861. S. 473. — Zur Geſchichte der Kirchenverbeſſerung in Italien. S. 488.

**December.** Die wirthſchaftliche Wiedergeburt Italiens. S. 586. — Rom in ſeiner äußeren Erſcheinung. S. 586. — Kulturhiſtoriſche Bilder. I. Venedig, das hiſtoriſche. S. 589. — II. Venedig, das heutige. S. 605.

## Schweiz.

**Juli.** Arnold Winkelried. S. 319. — Zur Autorſchaft der „Stunden der Andacht.“ S. 344. — Die religiöſen Parteien in Genf. Die Nationalkirche, die Methodiſten und die freie Kirche. S. 352.

**Auguſt.** Zur Autorſchaft der „Stunden der Andacht.“ S. 399.

**September.** Deutſches Rechtsleben in der Schweiz. S. 435. — Die Genfer Bibliothèque universelle und ihre Korreſpondenz aus Deutſchland. S. 459.

## Belgien.

**Auguſt.** Die Kirche und der Staat, nach Laurent. S. 370. — Die Sint-Jans-Gilde in Mecheln. S. 375.

**December.** F. Laurent: Das Chriſtenthum in kulturhiſtoriſcher Beziehung. S. 613.

## Dänemark.

**Auguſt.** Aeltere deutſche Sünden wider Dänemark. Ein Beitrag zur Geſchichte Struenſee's. S. 364.

**November.** Das däniſche Blutgerüſt. I. Struenſee als Staatsmann. S. 529. — II. Struenſee und die Königin Karoline Mathilde. S. 543.

## Schweden.

**October.** Atterbom's Erinnerungen an berühmte Deutſche. I. Schelling in München. S. 471. — II. Franz v. Baader, F. H. Jacobi und Jean Paul. S. 486.

**December.** Nationelle Landwirthſchaft. S. 580.

## Finnland.

**Juli.** Der blutige Sohn, eine finniſche Ballade. S. 347.

**Auguſt.** Finniſche Erzählungen des Mondes. S. 366. 379.

## Rußland.

**Juli.** Schtſchedrin-Saltikov's ruſſiſche Skizzen. I. Aus dem Leben der höheren Stände. S. 313. — II. Aus dem Leben des Volkes und der Beamten. S. 334. — Das Glaubensſchisma in Rußland. S. 357.

**September.** Die Karäer oder Karaiten in der Krim. S. 454.

**November.** Die ruſſiſche Marine. S. 561.

## Polen.

**Juli.** Polens Untergang und Wiederherſtellung. S. 338. — Polens Anſprüche auf einen Theil Rußlands. S. 356.

**Auguſt.** Die Expedition Wyſocki's nach Volhynien. S. 385. 402.

**September.** Die polniſche National-Regierung. S. 442. — Ein Wort aus Galizien gegen die Anſprüche der Polen. S. 466.

**October.** Franzöſiſche Schriften über Polen. S. 515.

**November.** Schreiben eines polniſchen Patrioten an die National-regierung. S. 541. — Joſeph Korzeniowski. S. 542.

**December.** Der Rathhausbrand in Warſchau. S. 573.

## Griechenland.

**November.** Das Urtheil einer engliſchen Gelehrten-Jury über den Handſchriften-Fälſcher Simonides. S. 562.

## Hebräiſche und jüdiſche Literatur.

**Juli.** Zur Bibliographie der alt- und neuhebräiſchen Literatur. S. 322. — Zur Geſchichte der Juden im Mittelalter. S. 323.

Digitized by Google

September. Sadducäer und Phariſäer, nach Geiger. S. 413.

## Oſt-Aſien.

August. Die Philippinen. S. 371.

September. Girſang, ein malajiſches Märchen. S. 455

## China.

October. Die Wiſſenſchaft und das Examinationsweſen. S. 475.

## Japan.

Juli. Die Regierung von Yeddo, die japaneſiſchen Fürſten und die Europäer in Japan. S. 321.

September. Ein japaneſiſches Städtefeſt. Schauſpiele und Athleten im fernen Oſten. S. 428.

## Afrika.

Juli. Eine fünfwöchentliche Luftreiſe quer über Afrika. S. 344.

August. Die Frage der Civiliſation der Neger-Raçe. S. 381.

November. Brehm über die Pflanzen- und Thierwelt in den Bogos-Ländern. S. 525.

## Nord-Amerika.

Juli. Die Amerikanerin, Mrs. Stowe und die engliſchen Frauen. S. 332. — Geiſt der neueſten amerikaniſchen Kriegsliteratur. S. 337.

August. Katholiſche Philoſophie in Nord-Amerika. S. 395.

September. James Williams und F. M. Hudſon für die Südſtaaten. S. 415. — Aus den amerikaniſchen Prärien. I. Das Kind der Wilden. S. 421. — II. Das Kind der Civiliſation. S. 437. — Nationalreichthum der Vereinigten Staaten vor ihrer Verunreinigung. S. 440. — Aus den amerikaniſchen Prärien. III. Indianiſche Erziehung. S. 451. — IV. Metamorphoſe durch Civiliſation. S. 461.

October. Der echte Yankee. S. 477. — Sklaverei und Freiheit des Negers in den Vereinigten Staaten. I. Emancipation der Negerſklaven im Staate Miſſouri. S. 479. — II. Das Recht des Negers im Omnibus und auf der Eiſenbahn. S. 490. — Sojourner Truth, die ſchwarze Sibylle. S. 512.

November. Amerikaniſche Gedanken über Civiliſation. S. 519. — Amerikaniſche Ausſichten. S. 547. — Ein Amerikaner über Englands Seemacht und Kolonialſyſtem. S. 559.

December. Urwälder und Bäume, beſonders in Amerika. S. 571. — Aus dem ſüdlichen Heerlager. S. 592. — Zur Geſchichte der Vereinigten Staaten, nach Carl Friedrich Neumann. S. 609. — Areal, Bevölkerung und Production der Vereinigten Staaten. S. 618

## Braſilien.

September. Das literariſche Braſilien, nach Ferd. Wolf. I. S. 430. — II. S. 441.

November. Eine deutſche Kolonie, nach Gerſtäcker. S. 539

## Mannigfaltiges.

Juli. Thiers in Wien. S. 323. — Sage, Mythus und Sprache. S. 323. — „Alte Jungfern", von Marie von Roslowska. S. 324. — Afrikaniſche Expedition. S. 324. — Japaneſiſche Bäder. S. 324. — Wanderungen und Skizzen von Karl Seifart. S. 324. — Zur Bibliographie des Befreiungskrieges. S. 324. — Bibliographie. Frankreich. S. 324. — Börſen-Schwindel. S. 336. — Die Induſtrie-Ausſtellung von Konſtantinopel. S. 336. — Bibliographie. Frankreich. S. 336. — Der ſtatiſtiſche Kongreß. S. 348. — Der große Berliner Handwerker-Verein. S. 348. — Fortſchritte der deutſchen Xylographie. S. 348. — Altdeutſche Märchen, Sagen und Legenden. S. 348. — Es giebt alſo doch Geſpenſter. S. 348. — Ernſt Renan über Dav. Friedr. Strauß. S. 360. — Amaranth franzöſiſch. S. 360. — Büchner's „Kraft und Stoff." S. 360. — Bibliographie. Belgien. S. 360.

August. Das große deutſche Turnfeſt. S. 372. — Die dritte Jahrhundert-Feier Shakſpeare's. S. 372. — Der Arbeiterfreund. S. 372. — Ausgeſchriebene Preiſe auf literar-hiſtoriſchem und ſtatiſtiſchem Gebiete. S. 372. — Deutſche Zeitung in Süd-Amerika. S. 372. — Telemach. S. 372. — Bibliographie. Spanien. S. 372. — Amerika, die alte Welt. S. 384. — Codifications-Arbeiten in Italien. S. 384. — Neue Preisfrage der Fürſtl. Jablonowski'ſchen Geſellſchaft in Leipzig. S. 384. — Periodiſche Literatur in der Türkei. S. 384. — Bibliographie Frankreich. S. 384. — Der politiſche Umſchwung in Frankreich. S. 396. — Die neuaufgefundenen Memoiren Karl's V. S. 396. — Gachard's und Mouy's Unterſuchungen über Don Carlos und Philipp II. S. 396. — Die letzte Königin der Siths ſtirbt in England. S. 396. — Der deutſche Fürſtentag und die Bundesreform. S. 408. — Oeſterreichiſche Staatsmänner über Steuern und Abgaben. S. 408. — Das Trauerſpiel der Reſtauration. S. 408. — Dr. Steudner's Tod in Afrika. S. 408. — Eine neue Sammlung franzöſiſcher Schriftſteller. S. 408.

September. Engliſches Urtheil über die Briefe Karl August's und Goethe's. S. 420. — Ein photographirter Sklave. S. 420. — Deutſcher Rechtsſinn in den ruſſiſchen Oſtſee-Provinzen. S. 420. — Die Familie Murawieff. S. 431. — Die engliſche Armenpflege. S. 432. — Das Sprichwort als Humoriſt und als Practicus. S. 432. — Preisfrage für Studirende des Talmud. S. 432. — Der Petersburger Verein zur Unterſtützung von Schriftſtellern und Gelehrten. S. 432. — Bibliographie. Rußland. S. 432. — Zur Statiſtik des ſtatiſtiſchen Kongreſſes in Berlin. S. 443. — Statiſtiſches aus Bayern. S. 444. — W. H. Riehl's Geſchichten aus alter Zeit. S. 444. — Eine naturwiſſenſchaftliche Facultät in Tübingen. S. 444. — Franz Sommer's Völkerſchlacht bei Leipzig. S. 444. — Odeſſa und die Eiſenbahnen. S. 444. — Der volkswirthſchaftliche Kongreß in Dresden. S. 455. — Neue Ausgrabungen in Pompeji. S. 456. — Luft-Schraubendampfboote. S. 456. — Baumwollen-Anbau in Italien. S. 456. — Das keltiſche Idiom in Irland. S. 456. — Die Feier der Völkerſchlacht von Leipzig. S. 467. — Felix Mendelsſohn's Briefe. S. 467. — Der Stieler'ſche Hand-Atlas. S. 468. — Der internationale Kongreß in Gent. S. 468. — Chineſiſch-japaniſche Revue. S. 468. — Die Preſſe in Neu-Seeland. S. 468. — Nathan der Weiſe. S. 468.

October. Jakob Grimm. S. 480. — Die geiſtige und körperliche Verkümmerung der franzöſiſchen Landleute. S. 480. — Neue israelitiſche Bibel. S. 480. — Schulze-Delitzſch's Jahresbericht. S. 492. — Jubelſchriften des Befreiungskrieges. S. 492. — Neue Ausgaben deutſcher, encyklopädiſcher Werke. S. 492. — Die Literaten, von Ida von Düringsfeld. S. 492. — Schauſpieler-Kritik in Cochinchina. S. 492. — Das Feſt am 18. und 19. October in Leipzig. S. 503. — Napoleon im Jahre 1806. S. 504. — G. Spieß, die preußiſche Expedition nach Oſtaſien. S. 504. — Die in England und Wales lebenden Ausländer. S. 504. — Oeſterreichiſche Revue. S. 516. — Jahrbuch für die amtliche Statiſtik des preußiſchen Staats. S. 516. — Einfluß des Klima's auf die Lebensdauer der Einwanderer. S. 516.

November. Eine Studie H. Heine's. S. 527. — Mommſen's römiſche Geſchichte. S. 527. — Das Buch der Erfindungen und Gewerbe. S. 527. — Die franzöſiſche Induſtrie. S. 528. — Die Helmholtz'ſche Theorie der Ton-Empfindungen. S. 528. — Karpathenbilder. S. 528. — Bibliographie I. und II. S. 528. — Berthold Auerbach's geſammelte Schriften. S. 539. — Iſak Noah Mannheimer. S. 540. — Neue Enthüllungen über den Tod Puſchkin's. S. 540. — Altfranzöſiſch. S. 540. — Zeitſchrift für allgemeine Erdkunde. S. 552. — Die Nilquellen-Entdeckung. S. 552. — Verein von Freunden der Erdkunde in Leipzig. S. 552. — Zeitſchrift für ägyptiſche Sprach- und Alterthumskunde. S. 552. — Ein Engländer über die Ehe-Hinderniſſe in Baiern. S. 563. — Zwei Feſtreden zum 18. October. S. 563. — Rameau's Neffe. S. 564. — Die Ueberſetzungen deutſcher juriſtiſcher Werke. S. 564. — Evangeliſche Bibliothek in St. Petersburg. S. 564. — Rußland und ſeine Sprache. S. 564. — Ruſſiſche Ueberſetzungen aus dem Deutſchen. S. 564. — Die Central-Karpathen. S. 564. — Aus Venetien. S. 564.

December. Droyſen zum ſchleswig-holſteiniſchen Erbfolgeſtreit. S. 576. — Syud Ahmud, ein muhammedaniſcher Bibel-Ausleger. S. 576. — J. Fürſt's hebräiſches und chaldäiſches Handwörterbuch. S. 576. — Zur Geſchichte der franzöſiſchen Regentſchaft. S. 587. — Finanzwirthſchaft und Politik. S. 587. — Salammbô, kritiſche Studie von Erneſt Simonin. S. 587. — Jugendſchriften von Ferdinand Schmidt. S. 587. — Aus dem Spamer'ſchen Verlag. S. 587. — Die freigelaſſenen Neger in Florida. S. 588. — Archenholz in achter Auflage. S. 596. — Spamer's illuſtrirte römiſche Geſchichte. S. 596. — Neues über Walther von der Vogelweide. S. 596. — Othello in moderner Bearbeitung. S. 596. — Zur Geſchichte der Freimauerei. S. 611. — Alte italiäniſche Opern. S. 612. — Venedig, Genua, Nizza. S. 612. — Deutſches Knabenbuch. S. 612. — Bibliographie. S. 612. — Zwiſchen Sumpf und Sand. 620.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

# Magazin
# für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn J. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 27. Mittwoch, den 8. Juli 1863. 32. Jahrgang.

Inhalt:

**Rußland.** Seite
Schtſchedrin-Saltikov's ruſſiſche Skizzen. I. Aus dem Leben der höheren Stände . . . 313

**Deutſchland und das Ausland.**
Das zweite Jahrhundert der Franckeſchen Stiftungen . . . 315
Volkswirthſchaftliches. M. v. Prittwitz: Frauenwirthſchaft . . . 317

**Ungarn.**
Buda-Peſter literariſche Erſcheinungen . . . 318

**Schweiz.**
Arnold Winkelried . . . 319

**Frankreich.**
Der Verfall der klaſſiſchen Sprachen in den Unterrichts-Anſtalten . . . 320

**Japan.**
Die Regierung von Yeddo, die japaneſiſchen Fürſten und die Europäer in Japan . . . 321

**Hebräiſche und jüdiſche Literatur.**
Zur Bibliographie der alt- und neuhebräiſchen Literatur . . . 322
Zur Geſchichte der Juden im Mittelalter . . . 323

**Mannigfaltiges.**
Thiers in Wien . . . „
Sage, Mythus und Sprache . . . „
„Alte Jungfern," von Marie von Roskowska . . . 324
Afrikaniſche Expedition . . . „
Japaneſiſche Bäder . . . „
Wanderungen und Skizzen von Karl Seifart . . . „
Zur Bibliographie des Befreiungskrieges . . . „
Bibliographie. Frankreich . . . „

## Rußland.

### Schtſchedrin-Saltikov's ruſſiſche Skizzen.

I.

Aus dem Leben der höheren Stände.

Feil ja für Gold ſind
Häſcher und Hüter,
Goldchen, ach Goldchen,
Gold, rothes Goldchen.

Feil ja für Gold iſt
Knjäs wohl und Zar auch,
Goldchen, ach Goldchen,
Gold, rothes Goldchen.

Wahrlich für Gold kauft
Selbſt man den Himmel,
Goldchen, ach Goldchen,
Gold, rothes Goldchen.

So ſingt und ſeufzt der Ruſſe in einem Volksliede, und deutet damit auf die tiefe Zerrüttung und Verderbniß ſeiner öffentlichen Zuſtände hin, auf den Krebsſchaden, der an dem Marke des ganzen Volkes frißt. Armes, treuherziges, gutmüthiges Volk, das du wie eine große Heerde nur dazu zu exiſtiren und dich zu vermehren ſcheinſt, um mit deinem Blute ein genußſüchtiges, frivoles Heer von Beamten, das die koloſſale Verwaltungsmaſchine bildet, zu nähren! Denn gut leben, das iſt die Loſung aller jener zahlloſen ποιμένες λαῶν, der kleinen, wie der großen. Noch lebſt du im Dämmerlichte der Kindheit, duldeſt die Streiche deiner Zuchtmeiſter, wie Schnee und Hagel, die der Himmel ſendet, weil du es nicht anders weißt und deine Väter es nicht anders gekannt haben, und harmlos wie ein Kind, vergiſſeſt du bald deine Thränen und biſt ſo leicht zu beglücken. Doch wird nicht einſt auch für dich der Tag des Gerichts kommen, wo dein Genius voll glühenden Zornes und mit Macht gerüſtet deine Unterdrücker vor ſeinen Richterſtuhl fordern, auf das berghohe Unrecht, das ſie dir angethan, hinweiſen und ein furchtbares Wehe! über die Schuldigen ausrufen wird? Wer weiß, wie ferne jener Tag noch iſt? Aber die zögernde Strafe iſt nur um ſo ſchrecklicher; nur noch mehr der Schuld häuft ſich an, und — alle Schuld rächt ſich auf Erden.

Solche düſtre Gedanken tauchten in uns auf, als wir ein neues Werkchen laſen, das unter dem harmloſen Titel: „Aus dem Volksleben Rußlands" erſchienen iſt,* deſſen Inhalt aber gar traurige und ernſte Betrachtungen erregt.

Wer iſt es, der je einmal kürzere oder längere Zeit in der Nähe der ruſſiſchen Gränze gelebt und nicht hunderterlei Geſchichten und Abenteuer gehört hätte, die den Charakter der ruſſiſchen Gränzbeamten auf's Deutlichſte darlegen? Aber fürwahr, mögen jene Erzählungen auch noch ſo ſpaßhaft und durch den Humor der Mittheilenden auf's Köſtlichſte gewürzt ſein, — man verlernt bald das Lachen. Wenn es ſo an den Gränzen zugeht, fragt man, wie mag es denn im Innern des unendlichen Reiches ausſehen? Jeder Ruſſe weiß es nur allzu gut; doch da ihm die Klugheit vor Allem Schweigen gebietet, ſo iſt ihm dies Schweigen ſo zur innerſten Natur geworden, daß er auch im Auslande das Schloß nicht von ſeinen Lippen nimmt und das Geheimniß ſeiner Bruſt ſelbſt den Winden nicht anvertraut.

Nun wird man das haarſträubende Staunen, das Entſetzen begreifen, das in den Jahren 1856 und 1857 eine Reihe von Artikeln erregte, die, Schtſchedrin unterzeichnet, in dem Ruſſkij Wjäſtnik, einem der geleſenſten und verbreitetſten Journale Moskaus, mit der ſchrankenloſeſten Freimüthigkeit das Beamtenleben Rußlands, wie es leibt und lebt, in anſchaulichen Bildern ſchilderten. Jeder Leſer wußte es zu gut, daß das nicht Satiren waren, die kunſtmäßig die einzelnen verdammlichen Züge zu einem großen grotesken Bilde vereinigen, um lachend die Geißel des Spottes darüber zu ſchwingen; vielmehr ſagte ſich ein Jeder, daß es nichts als die einfachſte Photographie der Wirklichkeit war; hatte er es doch ſelbſt tauſendfach erfahren und nie anders ſich vorgeſtellt. Aber dies öffentlich auszuſprechen, gefliſſentlich vor das Forum des ganzen Publikums zu bringen, das erſchien als beiſpielloſe Kühnheit, wovor beherzte Leute ſich bekreuzten und ſegneten und mancher wackere Mann bedenklich den Kopf ſchüttelte. Doch was darauf geſchah, übertraf alles Erwarten. Der Verfaſſer durfte es wagen, aus dem Dunkel ſeiner Pſeudonymität hervorzutreten und Saltikov (Schtſchedrin) wurde Vice-Gouverneur von Rjäſan. Mit des Kaiſers Autoriſation, ja auf Wunſch der höchſten Staatsbehörden wurden die ſämmtlichen Artikel in einem Separatabdruck geſammelt und gingen in drei Bänden in den Buchhandel über. Wenn irgend woran, ſo konnte man an dieſem Beiſpiele erkennen, daß in den höchſten Regionen jetzt eine andere Atmoſphäre eingetreten war, daß ein neuer Geiſt auf dem Throne ſaß, der mit ganzer Seele, kühn und energiſch eine Bahn eingeſchlagen, die zu dem Edelſten und Beſten, wofür je ein Menſchenherz geſchlagen, hinaufführt. Wahrhaftig großherzig war der Gedanke des edlen Herrſchers, durch rückſichtsloſe Enthüllung der Gebrechen des Staatslebens, durch offenes Ausſprechen der Wahrheit dem moraliſchen Gefühle der Nation Kraft zu geben, das Urtheil von Millio-

* Aus dem Volksleben Rußlands. In zwei Abtheilungen. I. Skizzen aus dem Gouvernement; von Schtſchedrin (Saltikov). II. Der Jsprawnik. Das Mütterchen Mawra Kusmowna. Berlin, 1863. Verlag von Heinrich Müller. 128 und 120 u. X. S.

Digitized by Google

nen, die nie zu urtheilen gewagt, hervorzurufen und ſo das große Volk für ſeine großen reformatoriſchen Pläne reif zu machen. Eine lange, dornenvolle, gefährliche Bahn hat der edle Kaiſer vor ſich; doch wer ein Menſchenherz im Buſen trägt, ſegnet ihn und ruft den Himmel an, daß er ihn in Frieden das Werk der Regeneration durchführen laſſe.

Aus dieſen Saltikov'ſchen Skizzen nun macht ein ungenannter Ueberſetzer dem deutſchen Publikum einige Mittheilungen, die wir in dem erwähnten Werkchen vor uns haben.

In der That, angenehm iſt dieſe Lektüre für uns nicht, ſo lehrreich ſie iſt, und ſchwerlich möchten wir wünſchen, etwa gar die drei Bände des Originals zu leſen, um in den blutenden tiefen Wunden des armen Volkes zu wühlen. Schon unſer verdienſtvolles Büchlein reicht vollkommen hin, um uns das Weitere vorzuſtellen. Der ſchauderhafte Abgrund der Entſittlichung enthüllt ſich uns ſchon auf wenigen Seiten. Wir ſehen den ſchnöden Egoismus der höheren Beamten, die Armuth und Qual der niederen, bis Noth und Verzweiflung auch ſelbſt den Beſſeren zu Erpreſſungen, Betrug und Verbrechen treibt, den Heißhunger der hündiſchen Häſcher, die abgefeimteſte Gaunerei und die ſcharfſinnigſten Erfindungen, um Arm und Reich durch Furcht und Schrecken zum Oeffnen des Beutels zu zwingen, die Unmöglichkeit für den Einzelnen, ſich rein zu erhalten, und vor Allem die vollſtändige Rathloſigkeit des niederen Volkes, das Recht und Gerechtigkeit ſelbſt in ſeinen Träumen nicht kennt und daſteht, wie das ſcheue Wild, auf das die Jäger von allen Seiten her die raſtloſe Hetzjagd richten.

Der Verfaſſer läßt gewöhnlich die betreffenden Herren der Beamtenwelt ſelbſt ſprechen, und ihre Maximen und Ränke vertraulich ihren Freunden und Kollegen enthüllen. Hören wir z. B. einmal einen modern gebildeten Herrn der höheren Büreaukratie, der gewohnt iſt, von der Höhe ſeines gaſtronomiſchen Bewußtſeins herab die Welt zu betrachten. Die Naivetät, mit welcher der völlig ſchamloſe Egoismus ſich darſtellt, iſt unübertrefflich.

„Wenn Ihr denkt, daß ich mich mit ſolchem Schmutz, avec cette canaille, befaſſe, ſo irrt Ihr Euch ſehr. Das iſt des Schreibers und anderer Leute Sache; das iſt ihre Pflicht und ſie ſind darin aufgewachſen! — Wir ſind zu gut erzogen, wir haben verſchiedene Wiſſenſchaften ſtudirt; wir bilden uns etwas darauf ein, daß bei uns Alles rein iſt; wir haben geläuterte Anſichten über die Verwaltung; Ihr werdet zugeben, daß ſchon das einzige comme il faut uns verbietet, in den Koth hineinzugreifen. So ein Iwan Pjetrowitſch oder N., da iſt das etwas anderes; ſie ſind darin geboren, aufgewachſen! Mit uns iſt das etwas Grundverſchiedenes. Wir wünſchen, daß ſelbſt unſere Conduitenliſte fleckenlos ſei, unſer Ruf ganz makellos — vous comprenez?

„Ich wiederhole Euch, Ihr täuſcht Euch ſehr, wenn Ihr denkt, daß ich den Bauer hereinrufen und ihm eigenhändig das Fell über die Ohren ziehen werde — pfui! Ihr vergeßt, daß ſolch' ein Menſch nach Gott weiß was für Sachen riecht! Und dann will ich mich auch durchaus nicht um ſolche Sachen bemühen. Ich rufe ganz einfach den Schreiber, oder einen andern, et je lui dis: „tu me dois tant et tant,“ und die Sache iſt abgemacht. Wie er ſie macht, geht mich nichts an.

„Je suis un homme comme il faut und ein Kind der Jetztzeit; ich will eine gute Cigarre haben und ein gutes Glas château d'Yquem; — ich muß, Ihr verſteht, anſtändig gekleidet gehen; es iſt unumgänglich nöthig, daß bei mir im Hauſe Alles comfortabel ſei: le gouvernement me doit tout cela. Ich bin ein unverheirateter Mann, j'ai besoin d'une belle; ich bin ein Menſch von höheren aufgeklärten Anſchauungen; es iſt nöthig, daß mein Geiſt nicht eingenommen, nicht von Noth beunruhigt werde, daß ich nicht mit Mangel zu kämpfen habe, denn — wie ſollte ich ſonſt adminiſtriren? Wie kann ich mich mit verſchiedenen philanthropiſchen Projekten beſchäftigen, wenn mein Geiſt nicht frei iſt, — wenn ich immer nur daran denken muß, auf welche Weiſe ich meinen Magen ſtillen mag? Wenn ich wahrhaft Nutzen ſtiften ſoll, muß ich heiter, munter, friſch und ohne Sorgen ſein: das iſt ganz einfach und verſtändlich. Und wenn mich das Schickſal in irgend ein abſcheuliches Krähwinkel wirft, ſo folgt daraus durchaus nicht, daß ich mich zu einem Zeno machen muß.

„Nein, Dieu merci, heut ſieht man die Zenone über die Achſel an; das ſind gallige, unruhige Leute; ſie leiden, wiſſen Sie, an der Leber und ich — Gott ſei Dank — bin ein Wohlgeſinnter. Entre nous soit dit: auch ein kleiner Epikuräer — ich bin überzeugt, daß ohne materielle Annehmlichkeiten das Leben nichts Anziehendes bietet. Ein gutes Mittags-Eſſen, guter Wein gießen in die Seele Ruhe, geben ihr eine menſchenfreundliche Stimmung und ertheilen den Gedanken Klarheit und Friſche. Sie werden ſelbſt einräumen müſſen, daß wir mit Ihnen nicht ſo gut ſprechen könnten, wenn wir uns wie die Fuhrknechte im Kruge mit Kohlſuppe und Grütze überladen hätten. Das würde uns ja ein Sodbrennen verurſachen, was gar nicht wieder los zu werden wäre. Iſt das nicht klar?

„Deswegen liebe ich alles das nicht, was meine Verdauung ſtören und hindern kann. Was iſt aber da zu thun? Unaufhörlich begegnen Einem ſolche Sachen! z. B. heut kam des Morgens ein Bauer zu mir: ſie hätten bei ihm einen Rekruten genommen..... Du haſt ja Deinen Vorgeſetzten, antwortete ich ihm, geh' doch zu dem Dorfälteſten, zum Schreiber! — Tout cela est fait pour leur bien. Was denken Sie? Er ſtürzt mir zu Füßen, küßt ſie mir, weint, — meiner Seel' parceque c'est un homme pourtant! „Ich bin überall geweſen,“ ſagt er, „auf Sie hatte ich noch meine einzige Hoffnung geſetzt; nirgend finde ich Gerechtigkeit!“ — Nun ſehen Sie, ſo ein Menſch betrachtet die Sache nur von ſeinem materiellen, beſchränkten, man kann ſagen Dünger-Standpunkte aus; er begreift nicht, daß ich nicht zu dieſem Zwecke hier ſitze, um ſeine Bagatellen in Ordnung zu bringen. Mein Geſchäft iſt, ſie zu regieren, Entwürfe zu machen pour leur bien, aufzumerken, daß die Maſchine nicht irgendwo aus den Schienen ſpringe: das iſt meine adminiſtrative Miſſion. Und was geht mich da das an, ob ſo ein Kuſſanka oder Proſchka unter die Rekruten geht; iſt das nicht für das Land ganz gleich, — je vous demande un peu?

„„Indeſſen, was haben Sie denn mit dem Bauern gemacht?““

„Nun, ich habe ihn fortgejagt! — Bedenken Sie doch nur, daß dieſe Leute noch viel zu wenig entwickelt ſind, comme ils sont encore loin de pouvoir jouir des bienfaits de la civilisation. Man hat ihnen Verſammlungen geſtattet, man hat ihnen ein Gericht gegeben — das iſt ja beinahe selfgovernment, und — er kriecht doch noch zu mir herauf. Und wozu kriecht er her? frage ich Sie. Nicht etwa deshalb, daß er — Dank meinen adminiſtrativen Maßregeln, meiner unermüdlichen Fürſorge gleichſam inſtinktmäßig fühlt, daß er ein Nichts iſt, — daß auch ſeine Verſammlung nichts iſt, daß nur ein aufgeklärter Geiſt dieſes Chaos erleuchten kann, dieſen Eierkuchen, möchte ich ſagen, den alle dieſe Proſchka's zuſammengebacken haben.

„Im Allgemeinen ſuche ich mir jeden Schmutz ſo weit als möglich vom Leibe zu halten; erſtens darum, weil ich von Natur reinlich bin und zweitens darum, weil eine ſtolze Haltung unfehlbar Achtung und auch einigen Schrecken einflößt. Ich kenne ja viele, die blos dadurch ſehr weit vorwärts gekommen ſind, daß ſie ſich einer imponirenden Haltung befleißigt haben. Und dann bitte ich Sie um Gottes Willen, was kann es denn Gemeinſames geben zwiſchen mir, einem wohlerzogenen Menſchen, und einem ſolchen Bauern, der ſchon von weitem riecht? Das iſt doch augenſcheinlich, daß ich etwas anderes bin, und er auch etwas anderes!....

„In meinen Augen iſt die Welt jetzt nur ein Ding, das in den Händen eines geſchickten Meiſters dieſe oder jene Form annehmen kann. Ich achte blos die reine Idee, die ſich nichts Anderem unterwerfen kann, als den Geſetzen ſtreng logiſcher Entwickelung. Die reine Idee, dieſes an und für ſich ſeiende Etwas, unter jeder Bedingung, im Raum, in der Zeit: ſie kann aus ſich ſelbſt herausleben und ſich fortentwickeln. Sagen Sie mir um Alles in der Welt, aus welchem Grunde bei ſolchen Verhältniſſen, die ihrem Weſen nach unwandelbar ſind, ſich mit irgend einem Proſchka in Berührung bringen, der ihr durch ſeine Unkultur nur Unbilde zufügen kann? Die reine Idee: nichts ſo Wunderbares, als das....

„Man ſagt, daß es unumgänglich nöthig ſei, die Bedürfniſſe und Eigenthümlichkeiten des Landes kennen zu lernen, damit ihm Vortheil aus der Verwaltung erwüchſe. Mon cher, je vous dirai franchement, que tout ça c'est des utopies. Was können denn das für Bedürfniſſe ſein? Ich frage Sie, weiß er denn, wozu ihm das Leben gegeben iſt? Kann er denn begreifen, se faire une idée, von dem, was die Beſtimmung des Menſchen iſt? Non, non, et cent fois non! Je vous le donne en mille, nehmen Sie ſich tauſend von dieſen Menſchen und fragen Sie jeden einzelnen, in welchem Reiche wir leben, — kein Einziger wird Ihnen antworten. Sie kennen recht gut ihre alten Weiber, ihren Miſt: — was giebt es da noch für Bedürfniſſe, für Eigenthümlichkeiten des Landes?

„Einige Freunde der Aufklärung ſagen auch, daß man das Leſen und Schreiben lehren laſſen, Schulen gründen und in der Arithmetik unterrichten müſſe. Eh bien, je vous dirai, daß, wenn wir ihnen zu größerer Bildung verhelfen, wenn wir ſie in der Arithmetik unterrichten laſſen, ſo wird es mit unſern höheren Begriffen aus ſein: c'est sûr et certain, comme deux fois deux font quatre. Dann wachſen die Schreier wie Pilze aus der Erde und dann, ſieh zu, wie Du mit ihnen fertig wirſt. Entre nous soit dit, wenn der Menſch jung iſt, iſt er gleichſam genöthigt, ſich hinzuneigen à ces idées généreuses, aber — ich ſage es

Digitized by Google

Ihnen unter dem Siegel der Verſchwiegenheit — es ſteckt eine ungeheure Menge Irrthum darin. Die Civiliſation iſt eine ſo feine, zarte Sache, daß man ſie nicht ſo mir nichts dir nichts in den Schmutz werfen ſollte; der Schmutz trocknet davon nicht aus und es giebt nur ſchädliche Dünſte, qui empestent le monde entier. Dieſe Erfindungen aber kommen alle von dort her, vom Weſten, und das fällt Keinem bei, daß Leſen und Schreiben noch nicht für unſern Magen paßt....

„Im Allgemeinen iſt es Mode bei uns, ſich mit verſchiedenen Vorausſetzungen zu beſchäftigen, nachzudenken über Niederhaltung, Hebung und dergl.: — wenn die Herren die Schule verlaſſen haben, nun, dann denken ſie, daß dies Alles Fragen von der höchſten Wichtigkeit ſeien. Aber — bedenken Sie nur — begreifen Sie nicht, daß man darüber gar nicht nachzudenken braucht, wie es ſein würde, wenn wir auf dem Kopfe ſpazierten und die Füße in die Höhe hielten? All' dieſes abgeſchmackte Zeug über ſelbſtändige freie Entwickelung ärgert mich im höchſten Grade.

„Man muß unter ihnen gelebt haben, in dieſer Unkultur; man muß auf allen dieſen Bauern-Verſammlungen geweſen ſein und von ihrem Eierkuchen gekoſtet haben; dann wird man ein anderes Liedchen ſingen. Selbſtändige Entwickelung! Aufklärung! Sagen Sie mir um alles in der Welt, warum geben wir uns ſo viel mit ihnen ab? Wenn ſie ſo die Ruhe lieben, muß man nicht ſagen: que le sommeil leur est doux?...

„Und dann ſprechen ſie und halten ſich darüber auf, daß die Beamten Wſjatki * nehmen! Ein verdrehter Herr hat ſich ſchon daran gemacht, das in ganz Rußland auszupoſaunen: Ich werde dergleichen nicht zu rechtfertigen ſuchen; c'est vilain, il n'y a rien à dire, aber — warum nehmen ſie denn? Warum nehmen ſie denn, frage ich Sie? Geſchieht's nicht etwa darum, weil der Beamte in der That ein höherer Organismus gegenüber dieſer großen Maſſe iſt? Sagen Sie, was Sie wollen, wenn etwas Lebendiges, etwas Kräftiges in ihr ſteckte, dann könnten unſere angenehmen Bekannten, die Feier's, Tjechozki's ** ꝛc. nicht exiſtiren und Furore machen.....

„Uebrigens wollen wir nicht ein Fläſchchen von meinem Alten ausſtechen? Ich habe welchen, nach dem man die Finger leckt!"

Wir haben Vieles von den Deductionen dieſes ſauberen Herren ausgelaſſen, doch werden die Leſer aus dem Mitgetheilten hinreichend die Feinheit der Darſtellung erkannt haben. Zugleich fragen wir uns: weht ſolch' ein Geiſt in der höheren Adminiſtration, was ſoll man da bei den niederen Regionen der Beamten, was für Früchte bei dem Volke erwarten? Die Antwort bleibt uns das Buch nicht ſchuldig. Wir werden von Gruppe zu Gruppe geführt und können das Unweſen ſtufenweiſe verfolgen.

## Deutſchland und das Ausland.

### Das zweite Jahrhundert der Franckeſchen Stiftungen.

Am 23. März dieſes Jahres begingen die Francke'ſchen Stiftungen in Halle die zweite Säkularfeier des Geburtstages ihres Stifters. Geſegnet ſei das Gedächtniß des um Kirche, Schule und chriſtlichen Wandel ſo hochverdienten Mannes! Möchten alle Theilnehmer an jener Feſtfeier ſein Bild zu eigener Stärkung lebhaft in ſich erneuert, möchte die ſämmtliche Jugend, die an den von ihm gegründeten Stätten Lehre und Wohlthat empfängt, durch herzergreifendes, lebendiges Wort einen bleibenden, wirkſamen Eindruck von dem gotterfüllten Manne empfangen haben, auf daß bei Mit- und Nachwelt, vor Allem aber an der Wirkungsſtätte des Verewigten ſelbſt, das Weſen ſeines Geiſtes nimmer verloren gehe! Denn die Zeiten wechſeln in Form und Geſtalt, ſie weben ſich ſtets ein neues Kleid, und die Menſchengeſchlechter trinken den Odem derſelben und leben darin; aber das wahrhaft Große in einem Manne vergangener Zeit kann fern und ſpät geborne Seelen mit Flammen ergreifen und unſterblich fortwirkend in unzählige Herzen übergehen und die verſchiedenſten Lebensformen geiſtig durchſtrömen und erfüllen.

Mitten in einer Zeit, die von ſtarrem Dogmatismus und theologiſchem Gezänke und kühlen Herzen erfüllt war, in der man unerquickliche Predigten in hundertfachen Manieren kräuſelte und mit gelehrten Floskeln ſelbſtgefällig aufputzte, die keines Menſchen Seele weckten, noch rührten, da unternahmen es Männer wie J. Arnd, P. J. Spener und unſer **Auguſt Hermann Francke**, von innen heraus eine Erneuerung des religiöſen Lebens zu bewirken. Die tiefe, herzinnige Aneignung des Heiles, ehrliche Umkehr und Heiligung des innern Menſchen, ein von wahrſter, reinſter Frömmigkeit verklärtes, durchleuchtetes Gemüth, das Wandeln im Lichte Gottes und Wirken und Schaffen zur Ehre Gottes, das war es, was dieſe Männer bei ſich und bei den Mitbrüdern mit unabläſſigem Eifer erſtrebten. Wahrlich, es war eine heilſame Reaction des mißachteten, heilsbedürftigen menſchlichen Herzens, die dieſen Pietismus in jener ſo traurigen, todten und leeren Zeit hervorrief. Denn dieſe Pietiſten verſanken nicht in weichen, unthätigen, ſchwachen Quietismus und Gefühlsſeligkeit; ſie waren auch nicht widerwärtigen Geſtalten anderer Zeiten ähnlich, die entweder gedankenlos einer Mode huldigen, oder den durchſichtigen Mantel des Tartüffe ſchlecht zu tragen verſtehen, das ſalbungsvolle Wort auf der Lippe, im Herzen Genuß und Herrſchaft erſtreben und nach zeitlichen Gütern ſchielen; ſondern es waren Männer, die Druck und Verfolgung zu tragen hatten, geborene Männer der That, die durch die Beharrlichkeit und Unerſchütterlichkeit ihres Strebens, durch ihre großartige Selbſtverleugnung und völlige Uneigennützigkeit in allen ihren Handlungen ihre innere Lauterkeit und Reinheit bewährten, ſich Anerkennung, ja ungetheilte Verehrung bei Mit- und Nachwelt erzwangen, ihre Feinde verſtummen machten und hehre Beiſpiele für die Nacheiferung aller Zeiten wurden.

Bei der Jugend und den Armen begann Francke ſein Werk. Hier verſchaffte er ſich den Boden, um durch Befreiung von leiblicher Noth und geiſtlicher Verödung und Verwahrloſung und durch Lehre ein neues Geſchlecht heranzuziehen, das befruchtend und fördernd in immer weiteren Kreiſen wirkſam werden ſollte. Es iſt allbekannt, wie jene ſieben Gulden, die in die Sparkaſſe in ſeiner Studierſtube fielen, in ihm den erſten Gedanken zur Gründung einer Armenſchule und bald einer Waiſenanſtalt erregten. Ohne Kapital, ſondern ganz allein auf Gottes Beiſtand trauend, der ihm das Nöthige durch die milden Wohlthaten chriſtlicher Menſchenliebe zuführen werde, unternahm er, mit einem ſeltenen organiſatoriſchen Talente begabt, in raſcher Folge den Bau von einer Reihe zuſammenhängender Anſtalten, die nach einem großartigen Plane ein ſelbſtändiges in ſich geſchloſſenes Ganze bilden ſollten. An die Stirne des Hauptgebäudes ſetzte er unter zwei zur Sonne aufſtrebenden Adlern jenes Wort des Propheten (Jeſ. 40, 31.), das die Seele und den Kern ſeines ganzen inneren Lebens bildete: „Die auf den Herrn harren, bekommen neue Kraft, daß ſie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß ſie laufen und nicht matt werden, daß ſie wandeln und nicht müde werden." Und weil dieſes Wort mit heiliger Flamme ſein tiefſtes Herz, all ſein Thun und Denken durchglühte, ſo bezeugte es auch ſeine wunderthätige Kraft. Sein Werk wuchs und gedieh unter reichem Segen; bald zog ſein Wirken die Augen der evangeliſchen Chriſtenheit der ganzen Welt auf ſich, und noch heute ſind ſeine Stiftungen eine Zierde und ein Schmuck Deutſchlands. Was uns aber das Bild des Mannes über alles verehrungswerth macht, das iſt die Demuth ſeines Herzens. Seit jenem Tage des innern Kampfes und der Entſcheidung, den er in Lüneburg im 24. Lebensjahre beſtand, wo Ziel und Beruf ſeines Lebens ihm klar wurden und er für immer Abſchied nahm von aller weltlichen Eitelkeit und Ehrbegierde, — ſeit jenem Tage lebte in ihm nichts von jenem Sinne, der aus dem Gelingen ſeiner Werke eignes Verdienſt ſich beimißt, nichts von jenem Streben nach eigener Ehre, Genuß und zeitlichem Gewinn; ſein ganzes Leben ging auf im Wirken zu Gottes Ehre; Alles, Alles weihte er dieſer Idee allein; ganz Hingebung, ganz Selbſtverleugnung, ganz Liebe, ganz Treue, arbeitete er nur im Reiche Gottes zum Heile ſeiner Mitmenſchen. Wie ſeine raſtloſe Thätigkeit, ſeine Treue im Kleinen unmittelbar aus ſeiner Lebensanſicht floß, zeigt er uns, wenn er ſagt, wie er an jedem Morgen ſich vorzuſtellen pflege, eigentlich hätte die vergangene Nacht die letzte für ihn ſein ſollen. Einen Tag habe Gott aus Gnaden ihm noch als Zugabe verſtattet, und als ſolche letzte Zugabe habe er jeden Tag zu verwenden geſucht. Ueber jenen erwähnten Seelenkampf in Lüneburg berichtet er ſelbſt: „Das iſt die Zeit, dahin ich eigentlich meine wahrhaftige Bekehrung rechnen kann. Denn von der Zeit an hat es mit meinem Chriſtenthum einen Beſtand gehabt, und von da an iſt es mir leicht geworden, zu verleugnen das ungöttliche Weſen und die weltlichen Lüſte und züchtig, gerecht und gottſelig zu leben in dieſer Welt; von da an habe ich mich beſtändig zu Gott gehalten, Beförderung, Ehre und Anſehen vor der Welt, Reichthum und gute Tage und äußerliche weltliche Ergötzlichkeit für nichts geachtet; und da ich vorhin mir einen Götzen aus der Gelehrſamkeit gemachet, ſahe ich nun, daß Glaube wie ein Senfkorn mehr gelte als hundert Säcke voll Gelehrſamkeit, und daß alle zu den Füßen Gamaliels erlernete Wiſſenſchaft als Dreck zu achten ſei gegen die überſchwängliche Erkenntniß Jeſu Chriſti unſers Herrn." In dieſen Worten ſpricht er die Hauptrichtung ſeines ganzen Lebens aus.

* Ungeſetzliche Nebeneinnahmen.

** Namen von raffinirten Wſjatkinehmern, die in dem Buche vorkommen.

Digitized by Google

Ueber den Beruf zum geiſtlichen Amte ſpricht er ſich in einem der vier Briefe, die der jetzige Director der Francke'ſchen Stiftungen, Herr Dr. Kramer, zur Feſtfeier herausgegeben hat, folgendermaßen aus: „... Ich präſupponire billig 1. Idoneitatem subjecti; dazu gehöret nicht allein die ſyſtematiſche Wiſſenſchaft der Theologie, ſondern für allen Dingen, daß einer ſelbſt erſt ein rechter, wahrer, wiedergeborner Chriſt ſey, auf welches heut zu Tage in denen commendationibus Professorum und bei Beſtellung der Kirchenämter faſt gar nicht geſehen wird, das man wohl hat examina scientiae, aber nicht conscientiae, und ſich wohl begnüget, wenn der Canditate nur ſein Systema wohl inne hat. Es iſt aber auch das nicht genug, daß einer ein Chriſt ſey, ſondern es muß einer auch für andern ein guter Chriſt ſeyn, und diejenigen Eigenſchaften an ſich haben, die die heil. Schrift von einem Biſchofe erfordert,.... daß er nicht allein die Worte der Schrift und mancherlei opiniones, historica und philologica im Gehirn habe, ſondern fürnemlich die Kraft des Wortes Gottes in ſeinem Herzen geſchmecket und erfahren habe, als einen lebendigen Samen. Ja er muß ſein ἀνέγκλητος und ἀνεπίληπτος, als ein Haushalter Gottes, darzu gütig, züchtig, gerecht, heilig, keuſch. 2. Vocationem internam,... daß der Menſch, der um einen Dienſt wolle anhalten, gewiß, ſo gewiß als er lebet, in ſeinem Herzen verſichert ſey, daß Gott haben wolle, er ſolle anhalten, und daß es dem lieben Gott alſo wohlgefalle. Hat einer dieſe Verſicherung nicht, wer heißt ihn denn laufen, wenn er nicht geſandt wird? oder mit welchem Gewiſſen kann er darnach auftreten und ſagen, er ſei ſeines göttlichen Berufes verſichert? oder wie will er ſich retten zur Zeit der äußer- und innerlichen Anfechtung? Ich habe noch neulich einen, der anhalten wollte, gefraget, ob er gewiß wiſſe, daß ſein Anhalten Gott gefalle? und befunden, daß ers nicht gewußt. Wer es mehr probiren will, wird es ordinaire alſo finden. 3. Sinceritatem scopi, daß einer, der um einen Dienſt anhalten will, ſolches nicht thue um ſeines Berufs, oder um ſeiner Ehre willen, oder ſonſt aus dieſer oder jener irdiſchen Nebenabſicht. Denn wie wollen wir ſonſt wider die Bauchpfaffen reden, wenn wir an ihnen billigen, daß ſie um leiblicher Verſorgung willen ein Kirchenamt begehren. Sie brauchen zwar, damit ſie bleiben, eine distinctio inter scopum primarium et secundarium, aber man muß dem Teufel ſo leicht nicht glauben, denn er leuget, es iſt ſein scopus primarius; daher nennt man einen guten Dienſt, der viel einträgt und darbey man wenig Arbeit hat, und einen ſchlechten Dienſt, da wenig bey zu beißen und zu brechen iſt. Es mag aber primarius oder secundarius scopus ſeyn ſollen, ſo kann ein wahrhaftiges Kind Gottes ſeinen scopum auf das Zeitliche nicht richten, eingedenk der Ermahnung Chriſti: trachtet am erſten nach dem Reiche Gottes und ſeiner Gerechtigkeit, fraget ſich nun: wie wird es denn mit dem andern? Es wird euch ſolches alles zufallen. Einsmahls gratulirte ich einem de Episcopatu, ſo antwortete er, es ſei zwar noch nicht gewiß, ſollte aber was daraus werden, ſo habe er ſein Stück Brot gewiß. Pfui der Schande, daß man um ein Stück Brots und eine Handvoll Gerſte willen, wie Ezech. klagt, das Wort des lebendigen Gottes zu predigen ſich unterſtehet. Ich ſage, wenn man einem auch gar keine Beſoldung geben wollte, und Gott ſendet ihn, ſo müßte er fort, oder bekennen, daß er keinen Glauben an Gott habe.... Geſchicht es aber um eigner Ehre willen, wie einer mir einsmahls bekannte, warum ſollte ich ſtudiren, wenn ich nicht gedächte zu Ehren zu gelangen? ſo iſt es eben ſo ſchändlich. Denn was iſt greulicher, als da der Sohn Gottes ſein ministerium in der äußerſten Schmach und Knechtsgeſtalt geführet, daß wir damit prangen wollen? Jüngſt ward erzählet, daß die Gemeine einem Prediger beweglich zu Gemüthe geführet, daß er ſeine Kinder nicht in ſo prächtigen Kleidern möchte gehen laſſen, ſo habe er geantwortet, man müſſe ja wiſſen, daß ihr Vater kein Dorfpfarrherr wäre. Da ſiehet man den Greuel, der die Welt nunmehr angefüllet hat, daß ſich ein Superintendent mehr einbildet denn ein Pfarrer, der in der Stadt iſt mehr, als der aufm Dorfe iſt, ein D. mehr als ein Magiſter, ein Magiſter mehr als der keinen gradum hat, u. ſ. w. Das iſt alles der Antichriſtliche Papſtgeiſt, dem die Fiſcherknechte und Teppichmacher viel zu gering ſind. Chriſti Geiſt aber iſt ſanftmüthig und von Herzen demüthig, ſuchet nicht ſeine Ehre, nimmt nicht Ehre von Menſchen, ſondern ehret allein den Vater nach Chriſti Regel: wer der größeſte ſein will, muß aller Diener und Knecht ſein. Wir müſſen umkehren und werden wie die Kinder, ſonſt werden wir nicht ins Himmelreich kommen. Aber gewiß nun iſt es ſo, daß der Knecht größer ſein will denn ſein Herr, und der Apoſtel als der ihn geſandt hat. Das macht, daß ſie ſeine Apoſtel nicht ſind, ſondern Teufels Apoſtel, der iſt ein hoffärtiger Geiſt von Anfang. Doch ſoll eine rechtſchaffene Beſſerung im Chriſtenthum erfolgen, ſo muß dieſer neu aufgeführte Babyloniſche Thurm auch verſtöret werden, die Berge müſſen erniedriget, und alle Thäler erhöhet und das Höckriche eben, und das ungleiche ſchlecht werden. Die Welt wird aber wohl ſchreyen, man wolle darmit alle Stände aufheben, welches mir eben fürkommt, als wenn ein Vater meinete, er könne ſeinen väterlichen Reſpect bei ſeinem Kinde nicht erhalten, wenn er keinen ſammeten Pelz anzöge. Sollte dennoch einer irgend auf einen andern Zweck des heiligen Predigtamts ſehen, ſo bleibe ſein Anhalten unrecht. Allein die Ehre Gottes und der menſchlichen Seelen Erbauung muß der Zweck ſein, daß der Menſch ein gar einfältig Auge darauf richte, und nicht ſcheelſichtig ſey, oder auf dieſes und jenes darneben ſehe.“ Und ſo ſpricht er weiter gar wacker, wie, „wer es nicht auf Kopf und Kragen wage, nicht zum Predigtamt tauge;“ wie man frei von jeder Menſchenfurcht ſein und beherzt, kühn und glaubensmuthig den unausbleiblichen Anfechtungen und Verfolgungen die Stirne bieten müſſe.

Doch iſt hier nicht der Ort, eine wirkliche Charakteriſtik des Mannes zu verſuchen, die auch nur eine geweihte und vom Geiſte erfüllte Feder mit Fug unternehmen darf. Bezeugen wollen wir aber, daß die gegenwärtigen Fortarbeiter an ſeinem Werke durch eine Reihe unten aufgeführter, im Verlag der Buchhandlung des Waiſenhauſes erſchienener Schriften im Anſchluß an die Säkularfeier es ſich haben angelegen ſein laſſen, dem größeren Publikum das Bild des Stifters zu erneuern, ſowie einen Ueberblick über die Geſchichte und den gegenwärtigen Zuſtand der von ihm gegründeten Anſtalten zu gewähren.* Eine dieſer Schriften haben wir bereits erwähnt (ſ. unten unt. 3) und ſoeben eine längere Stelle daraus mitgetheilt. Das Hauptwerk aber für den dargelegten Zweck iſt dasjenige, welches wir unter 1 unten aufgeführt haben. Dieſes Sammelwerk von verſchiedenen Verfaſſern enthält im erſten Abſchnitte (von Dr. Eckſtein) eine topographiſche Beſchreibung der Francke'ſchen Stiftungen. Im zweiten giebt Dir. Dr. Kramer eine Geſchichte des Stifters und ſeiner Stiftungen ſeit ihrem Entſtehen bis auf die gegenwärtige Zeit. Natürlich iſt dies der wichtigſte Theil des Werkes. Wir entnehmen aus ihm folgende Angaben: Die Frequenz der verſchiedenen Anſtalten war bis zu des Gründers Tod (1727) im fortwährenden Steigen geblieben. Die Zahl der Kinder, welche zur Zeit deſſelben darin erzogen und unterichtet wurden, betrug in der Waiſenanſtalt 100 Knaben, 34 Mädchen (jetzt auf 114 Stellen für Knaben und 16 für Mädchen feſtgeſtellt), in dem Königl. Pädagogium 82 (jetzt 177 Schüler, worunter 30 Hausſch.), in der lateiniſchen Schule 400 (jetzt 620 Schüler, worunter 194 Penſionsſch.), in den deutſchen Schulen 723. (Zu letzteren gehören jetzt 1. die Realſchule mit 453 Schülern, worunter 58 Penſionsſch.; 2. die höhere Töchterſchule mit 331 Schülerinnen; 3. die Bürgerſchule für Knaben mit 692 Schülern, worunter 6 Penſionsſch.; 4. die Parallelſchule mit 142 Schülern; 5. die Bürgerſchule für Mädchen mit 445 Schülerinnen; 6. die Freiſchule für Knaben mit 319 Schülern; 7. die Freiſchule für Mädchen mit 317 Schülerinnen, zuſammen 2699 Schülern und Schülerinnen.) Abgeſehen von den Inſpectoren der einzelnen Anſtalten und Aufſehern und Aufſeherinnen der Waiſen wurden die ſämmtlichen Kinder von 176 Lehrern und 8 Lehrerinnen unterrichtet (jetzt von 90 feſt angeſtellten Lehrern und Lehrerinnen und 38 Hülfslehrern). Den freien Tiſch genoſſen damals 255 Studenten, außerdem 148 Schüler des Mittags und 212 des Abends. — Und von allen dieſen ſo ausgedehnten und ſo verſchiedenartigen Anſtalten war Francke der lebendige Mittelpunkt. Daneben verwaltete er ſein Pfarramt und ſeine Profeſſur an der Univerſität und übte in beiden einen mit jedem Jahre ſteigenden Einfluß aus. Aber alle dieſe verſchiedenen Wirkungskreiſe fanden ihren Vereinigungspunkt in ſeinem brennenden Verlangen, die Seelen der ihm Anvertrauten zu Chriſto zu führen und für ſein Reich zu erziehen: Das war das Hauptziel aller ſeiner Thätigkeit. So ſpricht er es namentlich in Bezug auf die von ihm gegründeten Anſtalten immer und immer wieder aus: Der vornehmſte Endzweck in allen dieſen Schulen iſt, daß die Kinder vor allen Dingen zu einer lebendigen Erkenntniß Gottes und Chriſti und zu einem rechtſchaffenen Chriſtenthum mögen wohl angeführt werden. Indeß wenn

* 1. Die Stiftungen Auguſt Hermann Francke's in Halle. Feſtſchrift zur zweiten Säkularfeier ſeines Geburtstages, herausgegeben von dem Directorium der Franckeſchen Stiftungen. 8° 296 S.

2. Natalicia secularia Augusti Hermanni Francki die XXIII. mensis Martii anni CIↃIↃCCCLXIII in aula magna orphanotrophei publice celebranda ex officio indicit Fridericus Augustus Eckstein. Inest A. H. Franckii narratio de orphanotropheo Glauchensi. 4°.

3. Vier Briefe Auguſt Hermann Francke's zur zweiten Säkularfeier ſeines Geburtstages, herausgegeben von G. Kramer, Director der Francke'ſchen Stiftungen. 1863.

4. Geſchichte der Canſtein'ſchen Bibelanſtalt in Halle von Oswald Bertram, Inſp. d. Anſtalt und Vorſteher der Buchhandlung und Buchdruckerei des Waiſenhauſes. 1863.

Digitized by Google

er hierin das allen gleichmäßig Nöthige erkannte, was zugleich alle verſchiedenen Schulen zu einem großen, innerlich feſt zuſammenhängenden Ganzen verknüpfte, ſo ließ er den berechtigten Forderungen des Lebens, wie ſie ſich in den mannigfaltigen Gliederungen deſſelben geſtalten, ihr volles Recht widerfahren, und beſtimmte einer jeden Schule mit großer Weisheit ihr feſtes Ziel."

Es folgt in dem genannten Werke dann die Geſchichte und Beſchreibung der einzelnen Erziehungsanſtalten und Schulen in den Franckeſchen Stiftungen, der ſich Abſchnitte anſchließen über die öffentliche Bibliothek, die Naturalien- und Kunſtkammer, die Apotheke, die Medicamenten-Expedition, die Buchhandlung und Buchdruckerei, die zugehörigen Grundſtücke, das Kapitalvermögen und über die mit den Franckeſchen Stiftungen verbundenen Anſtalten, nämlich die Canſteinſche Bibelanſtalt, die oſtindiſche Miſſionsanſtalt und das Frauenzimmerſtift; endlich eine Ueberſicht der in den Erziehungsanſtalten und Schulen, ſowie in der Verwaltung der Franckeſchen Stiftungen gegenwärtig angeſtellten Lehrer, Lehrerinnen und Beamten. Die Beilagen endlich geben die Portraits von Francke, Elers und v. Canſtein, ferner ſechs Anſichten der Franckeſchen Stiftungen in Stahlſtich und einen Grundriß derſelben in lithographiſchem Farbendruck. — Der Inſpector der Canſteinſchen Bibelanſtalt, Herr Bertram, hat eine ausführliche Geſchichte derſelben geliefert, an deren Schluſſe in Kürze die Berathungen mehrerer Kirchentage über die Herſtellung eines feſten, einigen lutheriſchen Bibeltextes für ſämmtliche Bibelanſtalten Deutſchlands mitgetheilt ſind. Die Canſteinſche Bibelanſtalt wurde beauftragt, die erforderlichen Schritte zur Erreichung dieſes Zieles zu thun. Es galt, die Ueberſetzung Luthers mit dem Grundtexte zu vergleichen und einer ſtrengen Prüfung zu unterwerfen, die entſchiedenen Fehler von Bedeutung zu verbeſſern, vor Allem aber die Pietät gegen die Schönheit und Kraft der alten Sprache und Schonung des in Gedächtniß und Gewohnheit des Volks übergegangenen Textes mit nothwendiger Rückſicht auf den gegenwärtigen Sprachgebrauch gewiſſenhaft zu verbinden. Herr Dr. K. Frommann, dem dies ſchwierige Werk anvertraut worden iſt, legt in einem Heftchen ſeine Grundſätze und in alphabetiſcher Folge die Ergebniſſe ſeiner äußerſt gründlichen Forſchungen über die Sprache Luthers, nebſt Vorſchlägen zur Aenderung des Canſteinſchen Textes, als Probe dem Urtheil aller competenten Richter vor.* S.

## Volkswirthſchaftliches.

### M. von Prittwitz: Frauenwirthſchaft.

„*Volkswirthſchafts-Lehre für Frauen*," würde vielleicht richtiger der Titel des vorliegenden Buches ſein, in welchem Nichts, oder doch ſehr wenig, über das den Frauen vorzugsweiſe überwieſene Arbeits- und Productions-Gebiet und deſſen wünſchenswerthe Erweiterung, wohl aber vieles in populairer Weiſe Vorgetragene und hauptſächlich an Frauen Gerichtete enthalten iſt, was ihnen über einzelne Geſetze der wirthſchaftlichen Production und des Nationalreichthums Aufſchluß zu ertheilen vermag. Das Buch iſt ein kleines Converſations-Lexikon, oder, wenn man will, ein Katechismus der Volkswirthſchaft, der, wenn die Materien alphabetiſch oder ſyſtematiſch geordnet wären, mancher Leſerin als Nachſchlagebuch dienen könnte — mit *Nutzen* allerdings nur für diejenige, die noch gar keine Kenntniß von den Dingen hat, denn der Verfaſſer ſelbſt iſt nichts weniger, als mit dem heutigen Standpunkte der Volkswirthſchafts-Lehre und mit den letzten Reſultaten dieſer Wiſſenſchaft vertraut.

Der Verfaſſer bezeichnet die Aufgabe, die er ſich geſtellt und den Inhalt ſeines Buches in folgender Schlußbemerkung deſſelben: „Wir haben in den vorliegenden Bogen die Thätigkeit des Menſchengeſchlechts einer allgemeinen Muſterung unterworfen; wir haben den Antheil kennen gelernt, den das weibliche Geſchlecht an dieſer Thätigkeit nimmt. Wir haben geſehen, wie in dem wunderbaren Getriebe der Volkswirthſchaft jeder Einzelne nur zu ſeinem eigenen Vortheil zu handeln glaubt und doch zugleich als nützliches Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft zum allgemeinen Wohle derſelben mitwirkt, und wie mithin auch jede Frau, jedes Mädchen, die Kinderfrau wie die Rittergutsbeſitzerin, das Fabrik-Mädchen wie die Lehrerin ꝛc., eine ehrenvolle Stelle darin einnimmt, ſo unbedeutend auch im erſten Augenblicke ihre Wirkſamkeit erſcheinen mag; daß das Elend in manchen Klaſſen der Geſellſchaft, und namentlich auch unter den weiblichen Mitgliedern derſelben meiſt in Roheit, Leichtſinn und Sorgloſigkeit der Eltern für das Wohl ihrer Kinder ſeinen Grund hat; daß wir aber auch gerade bei dem weiblichen und ſchwächern Geſchlechte dieſe Mängel vorzugsweiſe mit chriſtlicher Milde zu beurtheilen und auf Beſſerung dieſer Zuſtände hinzuwirken verpflichtet ſind. Wir wollen überhaupt nie vergeſſen, daß *irdiſcher Wohlſtand nur Mittel zum Zweck* iſt, um den Menſchen der möglichſten Vervollkommnung in körperlicher, intellektueller und moraliſcher Beziehung entgegen zu führen."

Der Verfaſſer iſt ein edler Menſchenfreund, der den armen Arbeitern und namentlich den Arbeiterinnen ein beſſeres Loos wünſcht, das ihnen, wie er meint, durch den beſſer geſtellten Theil der Geſellſchaft ſehr leicht bereitet werden könne. Er iſt noch des naiven Glaubens, daß chriſtliche Milde in der Beurtheilung ſowohl, als in der Unterſtützung der arbeitenden Klaſſen im Stande ſei, aller Noth der Zeit und allen Drangſalen der Konkurrenz unter den Arbeitern, wie unter den Nationen, abzuhelfen. Er iſt der Meinung, daß die Welt täglich zum Beſſern, wenn auch langſam, fortſchreite, weil — er in den Zeitungen lieſt, „daß wohlwollende und hochherzige Fabrikherren bemüht ſind, für das körperliche und geiſtige Wohl ihrer Arbeiter zu ſorgen durch Kranken- und Sparkaſſen, Unterricht und Schulbeſuch der Kinder, Sonntags-Vergnügungen und dergl." — „Möchten doch auch (fügt er hinzu) die Fabrikanten-Frauen bei den prachtvollen Kleidern und koſtbaren Vergnügungen, deren ſie ſich erfreuen, ſtets der armen verlaſſenen Arbeiterinnen und Kinder ſich erinnern, durch deren Fleiß und Entſagung ihnen jene koſtbaren Lebensgenüſſe zu Theil werden! Schon ein freundliches Wort kann da oft ſehr viel thun!"

Ach, das freundliche Wort und die freundliche That allein ſind nun und nimmermehr im Stande, die „Arbeiterfrage" zu löſen, die durch die Zeit des Maſchinenweſens und der beſſern Benutzung der Naturkräfte heraufbeſchworen iſt. Wie löblich und ehrenwerth auch jeder der vereinzelten Hülfloſigkeit geleiſtete, menſchenfreundliche Beiſtand iſt, wird doch dadurch die Quelle der Noth und des Elends in keiner Weiſe verſtopft. *Schulze-Delitzſch* ſagt in dieſer Beziehung: „Die dauernde Hebung großer, zahlreicher Bevölkerungsklaſſen bewirkt man nicht durch Almoſen, und niemals kann daſſelbe als *Mittel zur Löſung der ſozialen* Frage in Betracht kommen, indem es ſich bei dieſer Frage weit mehr um Verhütung der Verarmung, um Sicherung vor Nothſtänden, Erhaltung der Arbeiter in wirthſchaftlich geſunden Verhältniſſen, als darum handelt, einzelnen, bereits verarmten, von der Noth ſchon ergriffenen Angehörigen des Standes zu Hülfe zu kommen. Im Gegentheil, wo dieſe humane Fürſorge ſich als Regel, als Etwas geltend macht, was in den Zuſtänden der Arbeiter ſelbſt begründet ſei, wo man den Arbeitern die Ausſicht eröffnet, der Wohlthätigkeit, als dem natürlichen Endziel ihrer Laufbahn, anheimzufallen — da ſtärkt, da fördert man die Leute wahrhaftig nicht, da begünſtigt man blos das gedankenloſe Indentaghineinleben, da demoraliſirt man den ganzen Stand, und das iſt wahrlich das verkehrteſte Mittel, ihn zu heben. Wo man ſich um die Leute nicht eher kümmert, als bis ſie ſiech und preßhaft ſind; wo man die Krankheit, ſozuſagen, auf Koſten der Geſundheit hätſchelt, da wird von den Geſunden eine immer größere Zahl zu den Kranken übergehen, weil ſie es ja alsdann viel beſſer haben und Alles nur gehen zu laſſen brauchen, wie es den Gönnern gefällt. Daß dies aber auf die Dauer nicht durchgeführt werden kann, ſpringt in die Augen: denn während die Anſprüche an die Hülfskaſſe ſtetig und in erſchreckender Weiſe wachſen, würde die Zahl derer, welche die Zuſchüſſe leiſten können und ſollen, ebenſo natürlich abnehmen."

Im Gegenſatze zu dieſer Unterſtützung durch die Menſchenfreundlichkeit Einzelner, oder, wie Andere verlangen, durch die Subvention des Staates, der dem Arbeiter die Arbeit und den Lohn garantiren ſoll, weiſt die heutige Volkswirthſchafts-Lehre den Arbeiter auf die *Selbſthülfe*, d. h. auf den richtigen Gebrauch ſeiner Kräfte zur Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe hin. Und damit ihnen dieſe Selbſthülfe leichter gemacht werde, ſollen die Arbeiter zu freien Genoſſenſchaften zuſammentreten, deren Grundbedingung die moraliſche Verantwortlichkeit jedes Einzelnen, die Gegenſeitigkeit der Sorge und des Beiſtandes iſt. In dem Genoſſenſchaftsweſen, das nicht, gleich dem Zunftweſen des Mittelalters, die Menſchen in dem freien, ſittlichen Gebrauche ihrer Kräfte und Fähigkeiten hindert, ſondern ihnen vielmehr Gelegenheit giebt, dieſe, je nach verändertem Bedürfniſſe, anders und beſſer anzuwenden, findet ſich das einzige, ſichere Schutzmittel gegen die Gefahren und Mißſtände, die das Maſchinenweſen und die Konkurrenz der durch die Natur mehr begünſtigten Nationen für unſere Handwerker und Arbeiter herbeigeführt hat.

Und was theilt uns der Verfaſſer des vorliegenden Buches über

* Vorſchläge zur Reviſion von Dr. Martin Luthers Bibelüberſetzung. Zweites Heft. Corrigenda des Canſteinſchen Textes. Sprachlicher Theil, erſte Abtheilung. Von Dr. Karl Frommann, Vorſtand der Bibliothek des germ. Muſeums in Nürnberg. Halle, Canſteinſche Bibelanſtalt. 1862, 87 S.

** Frauenwirthſchaft. Von Moritz von Prittwitz. Berlin, F. A Herbig, 1863.

Digitized by Google

„Frauenwirthſchaft“ in dieſer Beziehung mit? Was ſagt er über das Genoſſenſchaftsweſen? Nichts, ja gar nichts! Ein ganz kurzes Kapitel trägt die Ueberſchrift: „Vereine.“ Darin wird in folgender, überaus naiver Weiſe berichtet: „Es mußte dem Menſchen auch auf den niedrigſten Kulturſtufen — wie wir dies ſchon oben bei der Theilung der Arbeit geſehen haben — ſehr bald einleuchten, daß viele Dienſte und Annehmlichkeiten von Mehreren zugleich benutzt und genoſſen werden können. Ein Gänſemädchen kann viele Gänſe beaufſichtigen, ein Hirt das Vieh vieler Heerden hüten, eine Lehrerin viele Kinder unterrichten, ein Backofen von vielen Familien benutzt werden, eine Sängerin in einem Concert viele Perſonen zugleich unterhalten, eine Zeitung von Vielen geleſen werden. Die Folge davon iſt, daß vielfach mehrere Perſonen zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke Geld zuſammenſchießen. Dergleichen Vereine erſcheinen nun unter den mannigfachſten Formen: meiſtens zum eigenen Nutzen und Vergnügen der Theilnehmer, demnächſt auch zu wohlthätigen Zwecken. Der ganze Staatsverband iſt zuletzt ein ſolcher Verein in größtem Stil. Wir finden daher Leſe-, Muſik-, Tanz-, Kunſt-Vereine u. ſ. w. In neuerer Zeit ſind auch vielfach Sparvereine geſtiftet worden, deren Theilnehmer oder Theilnehmerinnen ſich zur regelmäßigen Zurücklegung kleiner Erſparniſſe zu verſchiedenen Zwecken verpflichten. Es iſt ein erfreuliches Zeichen der Zeit und der fortſchreitenden Civiliſation, daß die Zahl ſolcher Vereine zu wohlthätigen und moraliſchen Zwecken immer mehr zunimmt (friendly Societies). So finden wir z. B. in dem Berliner Adreßkalender: viele Vereine für Geſang, Muſik und dramatiſche Kunſt, einen Schiller-, Goethe- und Leſſing-Verein, einen Verein der Waſſerfreunde, viele wiſſenſchaftliche Vereine, desgleichen für Gewerbe, eine Menge geſelliger Vereine, ebenſo mehrere Begräbniß-Vereine und eine Menge Wohlthätigkeits-Vereine der verſchiedenſten Art, namentlich zur Erziehung ſittlich verwahrloſter Kinder und zur Beförderung der Kleinkinder-Bewahranſtalten, viele Frauenvereine, namentlich zur Unterſtützung verſchämter Armen, des Magdalenen-Stiftes und für weibliche Sieche, einen Thierſchutz-Verein, einen Verein gegen Alkohol-Vergiftung, endlich mehrere Vereine zu religiöſer Erbauung und ſonſtigen religiöſen Zwecken. Es iſt nicht zu verkennen, daß durch dieſe Vereine Außerordentliches für das Wohl der Menſchheit geleiſtet wird, was ſonſt nicht möglich wäre.“

Es geht auch hieraus die edle Geſinnung, die Menſchenfreundlichkeit des Verfaſſers unzweifelhaft hervor; aber ein Volkswirth, der zur Löſung der Frage der „Frauenwirthſchaft“ etwas beitragen kann, iſt er nicht.

J. L.

## Ungarn.

### Buda-Peſter literariſche Erſcheinungen.

In Ungarn beſteht ſeit einigen Jahren ein Verein zur Unterſtützung ungariſcher Literaten, deſſen löblicher Zweck es iſt, nicht im ſtreng nationalen, ſondern vielmehr im politiſchen Sinne genommen, „ungariſche“ Schriftſteller zu unterſtützen; und in der That hat der Verein ſeit der kurzen Zeit ſeines Beſtehens auch ſchon einem in Ungarn lebenden, deutſch ſchreibenden Schriftſteller einen anſehnlichen Unterſtützungsbeitrag zukommen laſſen. Wir glauben dieſen Umſtand um ſo mehr hervorheben zu müſſen, da man ſich bei den in Deutſchland vielfach verbreiteten Anſichten über die ungariſche Nation dort gewiß keiner ſo unbefangenen Auslegung des Prädikats „ungariſch“ verſieht. Der Verein hat namhafte Mittel, in deren Beſitz er hauptſächlich durch die gehobene Stimmung während der letzten fünfziger und der erſten ſechziger Jahre gelangte. Auch ſeitdem fließen Beiträge fortwährend ein, und ſoeben hat der Verein ſich eine neue Einkommensquelle eröffnet, die wir nicht übergehen können, wenn wir die Bewegungen auf dem Gebiete der ungariſchen Literatur regiſtriren. Der Verein hat nämlich unter dem Titel „Részvétkönyo“ (Buch der Theilnahme) ein von Paul Gyulai redigirtes Album herausgegeben, das von beinahe allen namhaften ungariſchen Schriftſtellern, wie auch von einigen diis minorum gentium, mit Beiträgen verſehen, zu den bedeutenderen neueren Erſcheinungen der ungariſchen Literatur gehört, und wollen wir daraus Einiges, dem Standpunkt dieſer Blätter angemeſſen, berühren.

Das Album bringt Proben aus allen Zweigen der ſchönen Literatur, vom Epos und der dramatiſchen Dichtung angefangen bis hinab zum zweizeiligen Epigramm. Daß die Lyriker ein ſtarkes Kontingent ſtellten, iſt bei der Vorliebe der ungariſchen Schwingen und Federn für lyriſche Ergüſſe nicht zu verwundern. Wir erwähnen zunächſt zwei Reliquien von Petöfi, erotiſche Gedichte, deren Eines des Meiſters würdig iſt, obwohl es noch der Feile bedürfte. Der beſſere Theil der übrigen Gedichte glüht, zumeiſt von greiſen Verfaſſern, wie Tompa und Szemere herrührend, im Abendroth des ſeinen Untergang beſchauenden Lebens. Von den jüngeren Dichtern zieht beſonders Madách, der Verfaſſer der auch in dieſen Blättern gewürdigten tiefſinnigen Dichtung: „Die Tragödie des Menſchen“ durch tiefere Conception die Aufmerkſamkeit des Leſers auf ſich. — Der fühlbare Mangel der ungariſchen ſchönen Literatur an guten Balladen und Romanzen macht ſich auch in dieſer Sammlung geltend. Dieſelbe enthält eine einzige Volksromanze von dem alten Meiſter Tompa, die hie und da etwas vom Ton dieſer Dichtungsart hat, aber ſehr in den Hintergrund gedrängt wird durch eine in derſelben Sammlung enthaltene volksthümliche Ballade, die der Biſchof der Unitarier in Siebenbürgen, Herr Johann Kriza, mittheilt.

Derſelbe hat kürzlich, von dem Siebenbürger Magnaten, Grafen Emerich Mikó, großmüthig unterſtützt, eine mit vieljährigem Fleiß angelegte Sammlung von Liedern, Balladen, Sprüchen ꝛc. der Szekler herausgegeben, jenes magyariſchen Stammes, der in Siebenbürgen ſchon anſäßig war, als die Magyaren unter Arpad einwanderten. Ein hervorſpringender Charakterzug, der den Liederſchatz der Szekler von den Volksliedern der übrigen Magyaren unterſcheidet, und zwar vortheilhaft unterſcheidet, iſt der Reichthum an epiſchen Elementen. Und ſo enthalten die Szekler Lieder manche Romanze und Ballade, in der die Kunſt-Dichtung das Urbild ihrer eigenen Beſtrebungen zu bewundern Gelegenheit hat. Die vorliegende Ballade, die wahrſcheinlich ſpäter der noch zu gewärtigenden Fortſetzung der Sammlung des Herrn Kriza einverleibt werden wird, rechtfertigt die Meinung, die wir ſoeben über die Balladen der Szekler ausgeſprochen haben.

Erwähnenswerth iſt ferner, daß der Kreis der ungariſchen Ueberſetzungen aus fremden Sprachen in dieſer Sammlung auch auf das Ruſſiſche ausgedehnt erſcheint. Dieſelbe enthält nämlich die gelungene Ueberſetzung eines Kapitels aus Puſchkin's „Eugen Onegin,“ von Karl Bérczy.

Der ungariſche Epiker, Arany, der ſich bisher zumeiſt mit dem auf die nationale mittelalterliche Kraftgeſtalt „Toldy“ bezüglichen Sagenkreis beſchäftigt hat, tritt mit einem modernen Stoff in moderner (Byron's „Don Juan“ nachgebildeter) Form auf. Er bringt nämlich den erſten Geſang des humoriſtiſchen Epos „Bolond Istók“ (der Narr Stefan), das eine auch ſchon von Petöfi benutzte nationale humoriſtiſche Geſtalt zum Helden hat.

Von den weiteren Beiträgen des Albums wollen wir ſchließlich noch eine Satyre: „Die Széchenyianer,“ oder vielleicht beſſer „Széchenyithümler“ (A Széchenyieskedök) von Gyulai, dem Redacteur des Albums, hervorheben. Der Dichter geißelt darin die allerdings nicht wegzuleugnende Thatſache, daß mehrere Journale einander zu überbieten und den Vorrang ſtreitig zu machen ſuchen, indem jedes für ſich allein das Verdienſt in Anſpruch nimmt, in Széchenyi's Fußſtapfen zu treten. Eines derſelben erſcheint ſogar täglich mit einer ſtereotypen Vignette, den Grafen Stefan Széchenyi als Herold vorſtellend. Auch manche Broſchüren-Verfaſſer ſuchen ihre Waare unter Széchenyi'ſcher Firma an den Mann zu bringen. Ferner beſchäftigen ſich hier zu Lande viele Leute unter gleicher Firma mit National-Oekonomie, alles Schwergewicht des nationalen Lebens ausſchließlich auf materielle Beſtrebungen legend. Dieſe extreme Richtung hatte der Verfaſſer vorliegen, indem er — wir theilen die betreffende Stelle hiermit in Ueberſetzung mit — ſagt:

„Da drängt ſich lärmend ein anderer Chor
Mit allerlei Stücken prahlend vor;
Nennt Gefühl Empfindelei,
Verfolgt den Geiſt mit Spötterei,
Betet nur das goldne Kalb an,
Sieht alle Dinge kaum noch halb an,
Die nicht zu eſſen und trinken gut,
Oder ſonſt nicht letzen der Sinne Wuth;
Fuchtelt mit Worten und mit Händen,
Daß unſere Kräfte wir verſchwenden,
So lange wir uns für Ideen erhitzen,
Und nicht um Trug und Schacher ſchwitzen.“

Wie wir den Dichter kennen, verſteht er unter „Trug und Schacher“ nur die Auswüchſe von Handel und Induſtrie; dies ausdrücklich zu bemerken, thut noth, da eine Nation, die ſelbſt heute noch Handel und Induſtrie faſt nur mittelſt fremder, eingewanderter Kräfte betreibt, leicht in den Verdacht kommen könnte, Handel und Induſtrie für Schacher anzuſehen. Der Eindruck, welchen die Satyre macht, hat übrigens ſchon begonnen, ſich kundzugeben, und hat ſich Einer, „den's juckt,“ bereits öffentlich „gekratzt.“ Denn indem ich dies niederſchreibe, kommt mir ein

Digitized by Google

Journal zur Hand, das ſich über die Satyre hart und bitter ausläßt. Daſſelbe, vorzugsweiſe katholiſchen Intereſſen gewidmete Journal bemerkt mit Verdruß, daß von den einunddreißig Schriftſtellern, von welchen das Album Beiträge enthält, zwei Drittel Proteſtanten ſind. **A. D.**

## Schweiz.

### Arnold Winkelried.

Es erregt ein bitteres Gefühl der Enttäuſchung, wenn geſchichtliche Ueberlieferungen von Heroismus und Seelengröße, die den Knaben und Jüngling in der Schule begeiſtert und zur Bewunderung fortgeriſſen haben, ſich dem Manne durch eine ſkeptiſche Kritik entweder als gewöhnliche Thatſachen, die die Phantaſie mit einem poetiſchen Nimbus umgeben hat, oder als völlige Erdichtungen erweiſen. Unwillkürlich erhebt ſich gegen den Zweifel der Zweifel, und der Wunſch, daß es glücklicheren Forſchern gelingen möge, das Angezweifelte wieder zu reſtituiren. Wir geſtehen, daß wir keine Freunde der verneinenden Kritik ſind, und daß wir jeden Verſuch, das, was frühere Kritiker zerſtört haben, durch neuere und gründlichere Unterſuchungen wieder aufzubauen, mit Freude begrüßen. Darum haben wir auch die kleine, unten näher bezeichnete Schrift* mit beſonderem Intereſſe geleſen, und wir ſtimmen dem Verfaſſer vollkommen bei, wenn er in der Vorrede ſagt: „Das Leugnen hiſtoriſcher Facta, ſelbſt wenn ſie nur durch geringe hiſtoriſche Stützen emporgehalten würden, wie durch Volksſagen und Lieder, hat unſerer Anſicht nach nur dann Verdienſt, wenn man das Gegentheil hiſtoriſch beglaubigt vorführt. Die neuere Geſchichtsſchule beſteht nicht im Leugnen, ſondern im poſitiven Beweiſe, daß es ſo und nicht anders konnte geweſen ſein. Winkelrieds Heldentod, die reinſte Selbſtaufopferung für's Vaterland, ragt wie das Alpenglühen eines Gletſchers herrlich und hehr über alle Thäler empor. Sie bleibt ewig das unvergeßliche, größte Ereigniß unſerer Vaterlandsgeſchichte, indem der Muth eines einfachen Landmannes aus Stans dadurch ſein in höchſter Noth ſchwebendes Vaterland errettete. Winkelried iſt daher nicht umſonſt in die Bruſt jedes Schweizers, wie die Spitzen der Speere einſt in die ſeinige, tief eingedrungen. Die wahre Geſchichtskritik, von welcher wir leere Zweifelſucht wohl unterſcheiden müſſen, kennt keinen Zweifel über dieſe Großthat und ihre Folgen."

Das Schriftchen giebt mehr, als der Titel verſpricht. Der Verfaſſer ſchickt der Geſchichte des Sempacher Krieges und der Schlacht, in welcher Winkelried ſeinen Tod fand, eine werthvolle, aus Urkunden geſchöpfte Ueberſicht der hiſtoriſchen Entwickelung der Schweizer Eidgenoſſenſchaft, beſonders Luzern's, voraus, mit vorzüglicher Rückſicht auf die Vorfahren des Helden von Sempach. Der erſte, hiſtoriſch nachweisbare Winkelried iſt der Ritter Rudolph von Winkelried, um das Jahr 1248, ein treuer Anhänger Kaiſer Friedrichs II. Der nächſte bekannte Winkelried iſt der Ritter Heinrich von Winkelried, genannt Schrutan, deſſen Name vom Jahre 1275 bis 1303 mehrfach in Urkunden vorkommt. Die Sage macht ihn zu einem Drachentödter; der Verfaſſer vermuthet mit Recht, daß die Großthat Arnold's von Winkelried, ſeines vermuthlichen Enkels, die Veranlaſſung geweſen ſei, die in der Erinnerung ſeiner Landsleute noch fortlebende Sage von Drachenkämpfen mit den Ahnen des gefeierten Helden in Verbindung zu bringen. Die letzten Winkelriede, welche ſich geſchichtlich nachweiſen laſſen, ſind Johann Ulrich, der lange vor 1534 verſtorbene Sohn Arnold's von Winkelried, des tapfern Streiters von Marignano, 14. und 15. September 1515, und Magdalena, Arnold's Tochter, damals ſchon geraume Zeit verehelicht mit Johann Odermatt, deſſen Geſchlecht heute noch fortdauert.

Die Veranlaſſung und der Verlauf des Sempacher Krieges wird nach den vorhandenen Urkunden und Ueberlieferungen erzählt. Ueber die Schlacht bei Sempach giebt eine Papierhandſchrift aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, die dem Verfaſſer von Hern E. F. von Jenner in Bern mitgetheilt worden iſt, einen einfachen Bericht, der um ſo glaubwürdiger iſt, als er mit älteren Angaben vielfach zuſammenſtimmt. In demſelben heißt es: Wie die vier Waldſtädte, die dazumal zu Zürich tagten, vernahmen, daß der Herzog Leopold zuerſt Sempach, dann Luzern in ſeine Gewalt zu bringen gedenke, ſäumten ſie nicht, die Ihrigen zu erretten. Sie zogen mit 1200 Mann geraden Weges dem Herzoge entgegen nach Sempach und lagerten ſich in dem Wald, genannt des Meyers Holz. Hier machten ſie einen Verhau (Letzi) nach damaliger Gewohnheit, um ſich vor einem Ueberfalle ſicher zu ſtellen. Es war Montag, den 9. Juli 1386. Der Herzog vermied die damals für Reiterei weniger als heute brauchbare Straße dem See entlang und ritt in der Mittagsſonne über Eich aufwärts in der Mitte der ſanften Abdachung der ſüdlichen Halde des Berges über das Weideland und die nach Rothenburg führende Straße bis nahe an das Meyerholz. Hier ward er der Eidgenoſſen gewahr, die ſich im kühlen Schatten ausgeruht hatten. In einer ritterlichen Rede wies der Herzog Leopold den Antrag zum Rückzuge zurück; denn die mit Runſen und lebenden, dichten Weidenhecken durchzogene Haide eignete ſich in keiner Weiſe zur Annahme eines Gefechtes für ein Heer, welches größtentheils aus ſchwerer Reiterei beſtand, indem nur ein kleiner Theil eine Fläche, alles übrige Land aber Abhänge darbietet. Da blieb keine andere Wahl, als zu Fuß zu fechten. Daß Ritter von ihren Pferden ſtiegen, war nicht neu; daß aber eine 16 Fuß lange Lanze und eine eiſerne Rüſtung in der Sonnenglut der Nachmittagszeit des wärmſten Tages im Jahre ſehr fatale Dinge ſind, konnte der Hauptmann Johann Ulrich von Haſenburg als erfahrener Kriegsmann leicht erkennen, wozu noch die Hinderniſſe des Kampfplatzes kamen. Auch wußte er, daß die Eidgenoſſen ſich verzweifelt ſchlagen würden, und ſo mochte er es ſein, der von einem Angriffe abrieth. Allein die Jugend im Heere Herzog Leopold's war allzu kampfbegierig, als daß Haſenburg's Rath hätte berückſicht werden ſollen. Man ſaß ab und ſtellte ſich zur Schlacht. Der Herzog machte aus ſeinem Adel einen gewaltigen Heerhaufen, zu deſſen beiden Seiten das Fußvolk mit den Schützen aufgeſtellt wurde. Die eine Abtheilung des Fußvolkes befehligte der Schwarzgraf von Zollern, die andere Rudolf von Rynach, damals unter dem Adel der berühmteſte Kriegsmann. Die Eidgenoſſen im Meyersholze, öſtlich vom Feinde gelegen, mußten den Abhang auf ihrer rechten Flanke, der noch heute die Oberſchlacht heißt, zu gewinnen ſuchen, um ſich in vortheilhafter Stellung dem Feinde zum Angriff zu präſentiren, ebenſo eine Nachhut zurücklaſſen, um nicht umgangen und von dem Feinde im Rücken gefaßt zu werden. Sie hatten im Nothfalle ihre Verhaue, wohin ſie ſich gegen die Uebermacht zurückziehen konnten. Die Oeſterreicher bildeten eine feſt geſchloſſene Schlachtordnung. Um den Feind mit Vortheil anzugreifen, zogen die Luzerner ſammt den Eidgenoſſen von Uri, Schwyz und Unterwalden aus dem Walde, knieten nieder und mit ausgeſtreckten Händen baten ſie, daß Gott ihnen beiſtehen wolle zu Ehren ſeines heiligen Leidens in der Noth dieſes Tages, ſtanden dann auf und ſtürmten auf das große Heer im weiten Felde. Aber es erlegte ihnen der Adel zu Anfange ſammt dem Banner von Luzern ſechzig redliche Männer, darunter ihren Hauptmann Junker Peter von Gundlingen. Die beiden Ordnungen des Adels und des Fußvolkes liefen hinab und ſuchten die kleine Ordnung der vier Waldſtätte mit Verhaltung der Spieße zu umſchließen. Als aber Einer unter ihnen, mit Namen Arnold Winkelried, von Unterwalden gebürtig, die Gefahr ſah, dauerte es ihn, und mit beiden Armen überſchlug er ſo viele Spieße, als er zu faſſen vermochte, ſtürzte ſich in dieſelben und legte ſich darauf. Alſo trennte er des Adels Ordnung und machte durch dieſen Einbruch einen gewiſſen Anfang zur Gaſſe, den Seinigen zum Siege. Dieſe ſäumten denn nicht, ſondern mit Schlagen und Stechen und mit vieler grimmer Niederlage durchdrangen ſie die Ordnung unten an dem Walle. Die Oeſterreicher ſtanden an dem Walle, der mit einem breiten Laufgraben umgeben war, und weil ſie ſahen, daß ihnen oblag, ſich mit Ernſt zu wehren, ſtachen ſie wild, in ganzer Rüſtung, auf's Heftigſte um ſich. Zudem hatten die Eidgenoſſen auch einen harten Widerſtand von dem Fußvolk zu beiden Seiten. Die Edelen, ſonderlich Herr Hans von Haſenburg, Herr Schenk von Bremgarten, der Götz von Baden, der lange Frieshart und andere fochten heftiglich, ſodaß ſie mit Feindes und Freundes Blut übergoſſen wurden, gleich als wenn ſie rothe Aermel hätten. Als ſo der Streit beiderſeits auf der Wage lag, kam „aus Anſchickung Gottes" den vier Waldſtätten neue Hülfe. Dreihundert Mann, welche „ihre lieben Bürger und Landleute" von allen Seiten umgeben in höchſter Noth ſahen, leiſteten redlich Beiſtand, richteten erſtlich wieder ihr Banner von Luzern auf, erſtürmten dann in wiederholtem Anlauf den Wall mit großer Kühnheit, erſchlugen die Räthe und Edelen, die den Herzog Leopold umgaben und ihn ſelbſt. Sobald das Fußvolk und die Nachhut den Wall erſtritten, den Herzog mit ſo vielen Herren erlegt, die Schlachtordnung getrennt und zugleich die neue Hülfe der Eidgenoſſen ſahen, erſchraken ſie und nahmen die Flucht mit großem Geſchrei. Die Eidgenoſſen eilten ihnen nach; ſie nahmen Niemanden gefangen, ſondern erſchlugen, was ſie ergriffen. Die Diener ſetzten ſich auf die Roſſe, verließen ihre Herren und ritten davon.

Die Wahrheit dieſer ſchlichten Darſtellung, die nur von einem Augenzeugen herrühren kann, wird beſtätigt durch andere einheimiſche

* Arnold Winkelried, ſeine Zeit und ſeine That. Ein hiſtoriſches Bild, nach neueſten Forſchungen, von Dr. Hermann von Liebenau. Aarau, H. R. Sauerländer, 1862.

Digitized by Google

Schlachtberichte, durch die Schlachtlieder in der Züricher Handſchrift und bei Tſchudi und endlich durch die Tradition des Volkes. Der Tod Winkelrieds iſt bezeugt aus den Jahrzeitsbüchern von Stans, in welchen ſein Name an der Spitze der Gefallenen ſteht, ſelbſt vor den Namen derjenigen Streiter, die den angeſehenſten Familien Unterwaldens angehören. Offenbar hat ihm ſeine Aufopferung dieſen Ehrenplatz angewieſen. An einem ſehr alten Baume zwiſchen dem Meyersholze und dem Walle befanden ſich noch vor 40 Jahren zwei Täfelchen, ein noch vorhandenes Gemälde, der Heiland am Kreuze, und eine Inſchrift, welche ſagte, daß dies die Stelle ſei, wo Winkelried gefallen. Der Leutprieſter Bölſterlin ließ am 28. Juli 1861 darüber einen Verbalprozeß aufnehmen, deſſen Protokoll der Verfaſſer im Anhang 21 mittheilt. Zu Stans bewahrte man, nach Haller, das durchſtochene Panzerhemd Winkelried's und dort war bis zum Einfalle der Franzoſen eine Winkelrieds-Kapelle. **M.**

## Frankreich.

### Der Verfall der klaſſiſchen Sprachen in den Unterrichts-Anſtalten.

Wir finden in der „Revue de l'instruction publique" einen längeren Artikel, welcher über die Zuſtände des Unterrichts an den gelehrten Schulen in Frankreich nicht unintereſſante Aufſchlüſſe giebt. Wir ſehen nämlich daraus, daß daſelbſt ganz ähnliche Uebelſtände zu Tage treten und daß ganz ähnliche Klagen geführt werden, wie in Deutſchland, trotzdem daß die Unterrichts-Methode und die Einrichtung der Schulen eine ganz verſchiedene iſt. Profeſſor Dübner, ein in Frankreich naturaliſirter Landsmann von uns, deſſen überaus kurz gefaßte griechiſche Grammatik für die Schulen ſeines Adoptivvaterlandes wir vor längerer Zeit in dieſen Blättern erwähnt und beſprochen, hat neuerdings ein Schriftchen veröffentlicht, das den Titel führt: „Les humanités et l'enseignement secondaire français," das aber ganz insbeſondere das Studium des Griechiſchen auf den Anſtalten, die etwa unſeren Gymnaſien entſprechen, in's Auge faßt.

Die Schrift fängt mit einer Klage an, welche dieſſeits des Rheines ein lautes Echo finden wird: „daß ein ordentliches Studium der klaſſiſchen Sprachen (humanités) den jungen Gemüthern eine treffliche Stählung für's Leben giebt, aber daß, da dieſe Vorbereitung zur regelmäßigen und allſeitigen Entwickelung des intellectuellen Lebens heutzutage der mit ungeduldiger Haſt auf das praktiſche Leben losſtürmenden Jugend zu langſam ſcheint, der Skepticismus ſich ſofort an das Studium der todten Sprachen geheftet und die Schöpfung von Kollegien nothwendig gemacht habe, wo dieſelben nicht gelehrt würden."

Herr Dübner mißt die Ungunſt, unter welcher die klaſſiſchen Sprachen leiden, und den Verfall der klaſſiſchen Studien vornehmlich rein formellen Gründen bei, — die Univerſität, d. h. die oberſte Behörde in Unterrichts-Sachen — hafte noch immer an ihren früher approbirten Methoden, während ſich doch die Lage der Dinge vollſtändig geändert habe. Sie habe für alle Zukunft das, was ſie die geſunden Traditionen nennt, d. h. die Unveränderlichkeit, bewahren wollen, indem ſie die Benutzung einiger alten Schulbücher vorſchreibt, die ſie Lehrern wie Schülern gebieteriſch aufnöthigt mit dem Verbote, irgend ein anderes in das Lyceum oder College einzuführen.

„Das iſt die ewige Frage der Methoden-Freiheit, ſagt der Berichterſtatter. Unſere innigſte Ueberzeugung iſt in der That, daß der Lehrer in der Wahl des Buches frei ſein muß, welches ihm dazu dient, ſeine Wiſſenſchaft zu lehren; und daß man niemals gute Reſultate erhalten wird, wenn man ihn zu der Automatenrolle eines Korporals verurtheilt, welcher ſeinen Rekruten die militairiſchen Bewegungen beibringt. Jedenfalls aber dürfte das Abwechſeln mit dem Buche auch nicht hinreichen, um den Fortſchritt der Zöglinge zu ſichern." Dübner erkennt es auch an, er fügt hinzu, „daß unſer Unterricht im Griechiſchen und Latein Routine geworden, und daß man dies um jeden Preis habe verhindern müſſen durch das Streben, das Intereſſe der Jugend für dieſe Studien wachzuhalten durch verſtändige, allmähliche Abänderung der Lehrmethoden u. ſ. w."

Das Intereſſe wach zu halten — das eben iſt das Kunſtſtück, und ein ſehr ſchweres Kunſtſtück. Auch bei uns in Deutſchland wird von der höheren und niederen Pädagogik dieſes Recept als Panacee verſchrieben, obwohl wir uns nicht über zu große Erſtarrung der Methode beklagen können. Im Gegentheil, wir haben alle möglichen Methoden, und die Lehrbücher, dick und dünn, praktiſch und unpraktiſch, zur Auswahl — freilich nicht für den einzelnen Lehrer, deſſen ſubjektive Entſcheidung für das eine oder andere meiſt ebenſowenig in Betracht kommt, als in Frankreich.

„Die erſte Bedingung, daß ihre (der Lehrer) Zöglinge darin dieſes Intereſſe finden, iſt, daß ſie ſelbſt es hineinlegen, d. h. daß ſie eine innere Genugthuung fühlen, die Regeln oder die Erklärungen, die ſie geben, auf tauſenderlei Weiſe zu erklären, auseinanderzuſetzen, anwenden zu laſſen."

Wie aber, wenn der Lehrer (wovon die Herren von der Univerſität und vom grünen Tiſche, welche Intereſſe und innere Genugthuung dekretiren, keine Vorſtellung haben) die Erfahrung macht, daß in dem Maße als er detaillirt, explicirt, Kreuz und Quer fragt, Regeln anwenden läßt, ſeine Schüler ſtumpfer, widerwilliger und denkfauler werden und ſich zuletzt zum größeren Theile gar nicht mehr zutrauen, auch die kleinſte Combination und Folgerung ſelbſtändig zu machen? Gerade dieſe Methoden, welche an den Lehrer oft unerſchwingliche Anforderungen ſtellen, ſind es, welche praktiſch am verderblichſten wirken. Denn erſtens iſt der vorgeſchriebene, in einem Semeſter oder Jahre zu abſolvirende Lehrſtoff viel zu groß und umfänglich, als daß er durchgängig oder auch nur zum größeren Theil mit dieſer Gründlichkeit behandelt werden könnte; zweitens ſind meiſtens der Schüler zu viele in einer Klaſſe, ſo daß, jemehr der Lehrer ſich ſelbſt anſtrengt und in der Sache lebt, eine große Zahl in völlige Unaufmerkſamkeit verſinkt, weil er von der fortwährenden Wiederholung derſelben Sache ſehr zeitig angeekelt wird. Auf einen Tadel, eine mäßige Strafe, wenn dieſer oder jener aufgerufen wird und falſch oder gar nicht antworten kann, kommt es den Meiſten wenig an; ſie ertragen es mit ſtoiſchem Gleichmuthe. Die Forderung, die man jetzt ſo häufig an die Lehrer ſtellt, ſie ſollen Intereſſe wecken — ein guter, gewiſſenhafter Lehrer thut dies von ſelbſt — iſt, — wir ſprechen nichts Uebertriebenes aus — unvernünftig; der Fehler liegt in der grundfalſchen Anſicht, die man vom Unterrichte hat; nämlich, daß es eine Kunſt und Kunſtſtücke gebe, denſelben von vorn herein leicht, angenehm und zum halben Spiele zu machen. — Durch die Ueberladung des Schulplanes mit einem ſelbſt von den Talentvollſten kaum zu überwindenden Lehrſtoffe durch die übergroße Zahl der Lehrſtunden, welche die kräftigſten und ausdauerndſten Knaben geiſtig abſpannen müſſen, hat man das häusliche Arbeiten, den eigentlichen geiſtigen Verdauungsprozeß, das ruhige Nachdenken und Kombiniren, die Concentrirung zu ſelbſtändiger Anſtrengung nahezu unmöglich gemacht, und dieſes Alles ſoll der Lehrer durch Lehrkunſtſtückchen erſetzen, die zuletzt den Werth des Syrup's haben, den man an die Ränder eines Eſſigtopfes ſtreicht — der Syrup wird abgeleckt, aber der Eſſig bleibt trotzdem unberührt.

Mehrere der Wundermethoden, welche eine Revolution im Unterrichtsweſen hervorbringen ſollten, haben vollſtändig Fiasko gemacht — auch in Frankreich.

„Wer erinnert ſich heute noch der Methoden der Herren Ordinaire und Jacotot, die früher mit Poſaunenſtößen gefeiert wurden und heut gänzlich in Mißkredit gerathen ſind?"

Dübner's Vorſchlag, dem ernſten Studium aufzuhelfen, iſt gleichfalls etwas eigenthümlicher Art und dürfte von den deutſchen Pädagogen gegründete Anfechtung erleiden. Er will den Unterricht kondenſiren, komprimiren. Man höre, auf welche Weiſe. Nach dem Durchnehmen der Formlehre und der allgemeinſten Regeln der Syntax will er, um ein gründliches Intereſſe zu wecken und in kurzer Zeit die Kenntniß der fremden Sprache zu vertiefen, die anderen Unterrichts-Gegenſtände zeitweiſe beſeitigen. So würde denn ein Semeſter kommen, wo von den Sprachen (ſo iſt es wohl gemeint) z. B. nichts und ausſchließlich nichts vorkäme als Latein, ein zweites, wo man nichts als Griechiſch, ein drittes, wo man nichts als Engliſch, ein viertes, wo man nichts als Deutſch triebe.

„Wenn ſich die Schüler auf dieſe Weiſe täglich mehrere Stunden lang mit einer Sprache als Hauptſtudium befaßten, ſo würden ſie in wenig Monaten dazu gelangen, ſich zu orientiren und freier zu bewegen. Dieſen Punkt muß man raſch zu erreichen ſuchen durch eine Art Treibhauskultur (sic!). Von dieſem Augenblick an, mit dem Beginne dieſer Praxis (NB. drei Semeſter Vergeſſenheit dazwiſchen!!) wird der Zögling an der Sprache, die man ihm lehrt, Intereſſe gewinnen und man kann vernünftiger Weiſe auf Erfolg hoffen. Von dort ab würde der Curſus dieſer Sprache in's allgemeine Reglement zurücktreten und zwei oder drei Stunden wöchentlich würden genügen, die Schulbildung zu vollenden."

Das bezweifeln wir ſehr ſtark. Die Praxis würde ſehr bald ergeben, daß dieſes Semeſter nicht genügt, weder das Intereſſe an der Sprache vollſtändig zu wecken, noch eine beſondere nennenswerthe Fertigkeit darin zu erzielen, ferner, daß mit dem nachfolgenden geringen Unterrichte darin das etwa geweckte Intereſſe ſehr bald einſchlafen und das Vergeſſene eine große Rolle ſpielen würde.

Digitized by Google

Der franzöſiſche Berichterſtatter, jedenfalls ein praktiſcher Schulmann, bringt in höflichſter Form, aber doch deutlich genug, Einwendungen gegen Dübner's Vorſtellungen vom Unterrichte in den Kollegien vor, die auch in Deutſchland vielfach am Orte wären. Die Herren vom grünen Tiſche und von der Univerſität haben meiſt keinen Begriff von den Schwierigkeiten, mit denen der Lehrer eines Gymnaſiums, eines Lyceums kämpft. Herr Dübner ſetzt voraus, daß das Gedächtniß, die Faſſungsgabe, der Eifer, oder die Trägheit der Schüler etwa gleich ſeien, und übergeht dieſen wichtigen Punkt ganz und gar. Natürlich, man ſtellt ſich im Allgemeinen eine geiſtig begabte, wißbegierige, wohlgeſittete Jugend vor, und ſchneidet danach ſeine guten Räthe und Vorſchläge zurecht; von der Stumpfheit, der wahrhaft koloſſalen Faulheit, dem Widerwillen, der offenbarſten böswilligen Widerſpenſtigkeit, mit denen der Lehrer Tag aus Tag ein bei einem manchmal kleinen, manchmal aber ſehr bedeutenden Theile ſeiner Zöglinge zu kämpfen hat, davon hat man keinen Begriff; das Schlimmſte aber iſt, daß die Schüler einiges Anrecht haben, faul zu ſein — die Faulheit iſt vielfach die geſunde Reaction gegen das widerſinnige Syſtem der geiſtigen Ueberfütterung, die unleugbar angeſtrebt wird. Sie konſerviren ſich ihre körperliche Friſche und entgehen jener geiſtigen Ausmergelung, der wir bei ſo vielen muſterhaften Schülern begegnen.

Nach mehreren gegebenen Daten ſteht es mit den Reſultaten der gelehrten Schulen in Frankreich traurig genug. Das Verhältniß der im Baccalaureats-Examen Durchkommenden zu den Durchfallenden wird von Jahr zu Jahr ungünſtiger. Das will etwas ſagen; denn in Frankreich, wo man Alles ſchematiſirt und reglementirt, wird ſogar das Pauſchquantum der Schülerzahl geſucht, die als jährlicher Bedarf das genannte Examen beſtanden haben ſollen. Nach Villemain müſſen es deren mindeſtens Dreitauſend ſein, die man braucht, um den Abgang zu decken.

Herr Dübner glaubt, daß man bei einer vernünftigen Methode dahin gelangen könne, in vier Jahren (ſtatt in acht) die Schüler ſo weit zu bringen (und zwar mit Sicherheit und Leichtigkeit), daß ſie diejenigen griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller, deren Styl keine beſonderen Schwierigkeiten darbietet, zu leſen im Stande wären.

Er hat darüber abermals eine beſondere Schrift geſchrieben, welche den Titel führt: „Quatre années d'études classiques, programme pour l'enseignement des humanités.“ Er beſteht darin beſonders darauf, die Formlehre und Syntax nur ſo kurz als möglich zu behandeln und recht bald zu den Uebungen und zur Anwendung der Sprache ſelbſt zu kommen. Seine von uns ſeiner Zeit angezeigte griechiſche Grammatik leiſtet in der That das Erſtaunlichſte an Kürze und Präciſion; das ganze Buch enthält nämlich einige fünfzig Seiten, davon etwa dreizehn Seiten Syntax. Wir glauben ebenſowenig, wie der franzöſiſche Berichterſtatter, daß dieſe großen Hoffnungen auf die Methode einen beſonders feſten Grund haben, ebenſowenig, daß die völlige Freiheit des Lehrers in Wahl ſeiner Lehrbücher das Wunder zu Stande bringen wird. Der gelehrte Profeſſor der Univerſität vergißt ganz, daß neben Latein und Griechiſch noch Franzöſiſch, Geſchichte, Geographie, Arithmetik, Algebra, Geometrie, Trigonometrie (sic), Phyſik, Chemie, Naturgeſchichte, Logik und philoſophiſche Begriffslehre auf dem Schulplane ſtehen; er ſcheint ferner nicht einzuſehen, daß gerade das Gedeihen der Sprachſtudien von den Lehrern der unteren Klaſſen abhängt, welche die Formlehre einpauken, eindreſchen und einkeilen.

Summa Summarum, das Schluß-Reſultat iſt in Frankreich trotz ganz verſchiedener Methode daſſelbe wie in Deutſchland: die Jugend leidet an einer ſichtlichen Unluſt, an einem Widerwillen gegen das Studium der alten Sprachen, und dieſem Uebelſtande ſoll durch allerlei Methoden und künſtliche Mittel abgeholfen werden. Wir geben auf Methoden gar nichts; wenn man auch die ſchönſte Methode ausgeklügelt, ſo hat man doch noch nicht den Lehrer dafür; und ſelbſt wenn es gelänge, die Lehrer dafür zu dreſſiren (denn dies iſt der richtige Ausdruck in einer Zeit, die dem einzelnen Manne nicht mehr die Selbſtändigkeit zutraut, ſich ſelbſt die ſeinem Weſen entſprechendſte Methode zu finden), ſo iſt damit noch nicht geſagt, daß ſie ſelbſt beim beſten Willen und Können wirken muß. Wo der Haupt- und Radikalfehler der ganzen Sache liegt, das ſehen die pädagogiſchen Methoden-Künſtler und Schulplan-Erfinder am wenigſten, weil ſie es eben nicht ſehen wollen und vor lauter Theoretik nicht ſehen können. Alexander von Humboldt meinte, die heutige Jugend werde wie die Gänſe mit Wiſſen genudelt, und man würde hundert Jahre brauchen, um die Unnatur des Ueberfütterungs-Syſtems einzuſehen und hundert Jahre, es abzuſchaffen.

---

## Japan.

### Die Regierung von Yeddo, die japaneſiſchen Fürſten und die Europäer in Japan.

Unter dem obigen Titel veröffentlicht Dr. Rudolph Lindau, der den Leſern des „Magazin“ durch ſeine Korreſpondenzen aus China, Japan und Hinter-Indien ſchon bekannt iſt, in der „Revue de deux Mondes“ einen ſehr intereſſanten Bericht, der in präziſer Form — denn einige vierzig Druckſeiten genügen dem Autor, das gewaltige Material zu verarbeiten — ſo ziemlich Alles zuſammenfaßt, was über die ſtaatlichen Verhältniſſe der Regierung von Yeddo bis zum heutigen Tage bekannt geworden iſt und außerdem manche unbekannte, zur Orientirung und Belehrung weſentlich beitragende Notiz enthält.

Es war keine geringe Aufgabe, die verſchlungenen Fäden der japaneſiſchen Geſchichte, die durch leichtfertige Ignoranz und durch glückliche Phantaſie unberufener „Geſchichtsſchreiber“ zu einem wahrhaft gordiſchen Knoten ſich verkettet hat, zu löſen, die Spreu vom Weizen, Erdichtung von der Wahrheit zu trennen, den japaneſiſchen Augiasſtall zu reinigen und mit einfacher, weniger pikanter, aber deſto überzeugender hiſtoriſcher Treue vor die Leſewelt zu treten.

Wenn Jemand eine Reiſe thut, ſo kann er was erzählen. Für dies „Erzählen“ haben die Franzoſen in ihrer treffenden, knappen Ausdrucksweiſe ein bezeichnenderes Wort gefunden; ſie ſagen geradezu: qui vient de loin a beau mentir — und das ſcheinen ſich die meiſten, die dieſe fernliegenden Gegenden bereiſt haben, zu Herzen genommen zu haben. Wir müſſen dem Schöpfer danken, wenn man uns in einem Buche, das Japan und ſeine Bewohner behandelt, mit Geſchichtchen

„Von Kannibalen, die einander ſchlachten,
„Anthropophagen, Völkern, deren Kopf
„Wächſt unter ihrer Schulter“

verſchont. Das Verlangen, intereſſant zu ſein, zu überraſchen, verlockt den Autor, der weiß, daß man ihn nicht controliren kann, gar zu leicht in die Falle der Uebertreibung; die Schwierigkeiten, die ſich ihm in den Weg ſtellen, ſich mit den Verhältniſſen und Gebräuchen, die er beſchreiben ſoll, vertraut zu machen — in einem Lande, wie Japan namentlich, wo Volk und Regierung mit Eiferſucht und Argwohn auf den fremden Eindringling herabblicken und ihn möglichſt zu iſoliren ſtets bedacht ſind — dieſe gezwungene Unkenntniß veranlaßt naturgemäß die mehr oder weniger fruchtbare Phantaſie des Autors zu übermenſchlichen Anſtrengungen; und ſo entſtehen denn Bücher über Japan, wie wir deren leider nur zu viel geſehen haben. Man kann ſich mit dem Gedanken, in Japan geweſen zu ſein, ohne darüber zu ſchreiben, ohne ſich eine richterliche Befugniß über die dortigen Verhältniſſe anzumaßen, nicht befreunden; man vergißt, „daß nichts ſchön iſt, es ſei denn wahr, und daß das Wahre allein liebenswürdig,“ die Mittelmäßigkeit vermag dem Schreibgelüſte niemals zu widerſtehen.

Dem Verfaſſer unſeres Revue-Artikels, Dr. Rud. Lindau, war es durch ſeine Stellung ſowohl, wie durch ſeinen vierjährigen Aufenthalt im fernen Oſten vergönnt, den dortigen Verhältniſſen etwas näher zu rücken, ſoweit dies eben einem Europäer überhaupt geboten wird. Als Vertreter des Handels-Departements des Schweizer Bundes, für den er den Abſchluß des Handelsvertrages mit Japan vorbereitet und ſoweit geführt hat, daß ſeinem Nachfolger, dem Staatsrath, Herrn Aimé Humbert, nichts weiter zu thun übrig bleibt, als denſelben im Namen der Schweizer Regierung zu ratifiziren und zu unterzeichnen, hat er ſich geraume Zeit in Yeddo und Yokuhama aufgehalten, dort die perſönliche Bekanntſchaft mit den intereſſanteſten Vertretern der auswärtigen Politik des Kabinets von Yeddo gemacht, wie die Freundſchaft der europäiſchen Diplomaten erworben, allen den zahlreichen blutigen und feindlichen Zwiſchenfällen, die die Geſchichte der jüngſten Zeit geboten hat, in nächſter Nähe beigewohnt — und ſo glauben wir uns zur Erwartung berechtigt, hier einem wirklichen Kenner, einem ſeltenen Sachverſtändigen zu begegnen.

Wenn wir von „Kenner und Sachverſtändigen“ ſprechen, ſo ſind das wohlverſtanden immer nur relative Begriffe. Rud. Lindau erkennt auch gleich am Eingange ſeiner Abhandlung an, wie ſchwer, wie unmöglich faſt es iſt, über Japan und die Japaneſen mit wirklicher gründlicher Sachkenntniß zu ſprechen: „Die beinahe abſolute Unmöglichkeit, ſich offizielle Aktenſtücke zu verſchaffen, der Mangel an jedem vertrauteren Verkehr mit den gebildeten und aufgeklärten Klaſſen; die den Orientalen angeborene Neigung, das, was innerhalb ihrer vier Wände vorgeht, vor dem Profanen zu verheimlichen, ſtellen einem jeden Nachforſchungs-Verſuche eine feſte Mauer entgegen. Indeſſen haben doch einige ſeit Kurzem geſchehene Ereigniſſe dieſer ſonderbaren Geſchichte allzu großes Aufſehen erregt, als

Digitized by Google

daß die öffentliche Meinung in Europa dieſelben mit Stillſchweigen hätten übergehen können — immerhin bleibt aber der innere Zuſammenhang, der dieſe Ereigniſſe aneinander knüpft, mehr oder weniger fraglich. Die Reiſenden und die diplomatiſchen Agenten der großen Weſtmächte haben ſich nun bemüht, dieſen Faden aufzufinden und auf feſte Baſis die gegenwärtige Geſchichte Japan's zu begründen. So hat ſich eine Geſammtheit von Mittheilungen gebildet, die, obwohl ſie nicht vollſtändig ſind, einen logiſchen Bericht doch ſchon möglich machen, und dieſen Bericht will ich zu ſchreiben verſuchen, auf dieſe, wie auf während meines Aufenthalts in Japan ſelbſt geſammelte Dokumente geſtützt."

Da muß nun freilich der Autor weit ausgreifen und wir bedauern, ihm nicht in die ferne Vergangenheit, die uns in das Ende des 16. Jahrhunderts verſetzt, folgen zu können. Wir gehen gleich auf die Gegenwart über, die des Erſtaunlichen und Intereſſanten genug bietet. Aus dieſer gegenwärtigen Geſchichtstafel ſpringen in ſcharfem Relief, als Vertreter der feindſeligen politiſchen Prinzipien in Japan, vier Köpfe hervor, vier merkwürdig charakteriſtiſche Köpfe, bei denen der flüchtigſte leſende Vorübergeher betroffen, überraſcht ſtehen bleiben muß.

Wir meinen den ſeitdem ermordeten Regenten Ikammo-no-kami (Fortſchritt für Handelsverkehr mit dem Auslande) und ſeinen edlen Gegner, den durch und durch conſervativen japaneſiſchen Patrioten, Fürſten Mito, den Fremdenfeind; und ſpäter Ando-Fſuſima-no-kami, den liberalen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten und Hori-Oribe-no-kami, Exgouverneur von Yokuhama, ſpäter Gouverneur der auswärtigen Angelegenheiten am Hofe von Yeddo, der von der conſervativen Partei dem liberalen Wirken des Miniſters Ando entgegengeſtellt wurde.

Unter der Regentſchaft von Ikammo-no-kami wurden bekanntlich die Pforten von Japan dem weſtlichen Handel geöffnet, der Gotairo (Regent) war demnach ein Schreckbild in den Augen aller Japaneſen; ihn machte Mito und ſeine Kreaturen für alles Unheil verantwortlich, was Japan, ſeitdem es aus ſeiner Iſolirung in den Welthandel gedrängt iſt, ſchon betroffen und für den Untergang des großen und edlen Reiches, dem es mit Rieſenſchritten entgegengeht.

Wenn man die jüngſte Geſchichte von Japan lieſt, ſo kann man nicht umhin, dieſem unglücklichen Lande, das im ſtarren Stillſtande, in der Unbeweglichkeit das große und mächtige Kaiſerreich Japan geworden und nun, in die zermalmenden Räder des Fortſchritts geworfen, elendiglich zu Grunde geht, ſeine aufrichtige Sympathie nicht zu verweigern. Wir ſind wahrlich kein Feind des Fortſchritts, kein Gegner der Handelsfreiheit — aber man verſage uns nicht die Genugthuung, dem geſchlagenen Feinde eine goldene Brücke zu bauen, und ſei es auch nur eine Troſtſeufzer-Brücke. Eine Eigenthümlichkeit, die Jedermann überraſchen muß, beſtärkt uns in unſerm Mitgefühl für die Japaneſen. Alle Europäer, die Japan längere Zeit bewohnt haben, ſind ungeachtet der Greuel, die der japaneſiſche Fanatismus angerichtet hat, durchdrungene, aufrichtige Verehrer der Japaneſen, wahrhafte Japanomanen (man geſtatte uns den Barbarismus). Man überzeugt ſich davon, daß an dem Volke doch noch etwas anderes ſein muß, als was die Berliner Gaſſenjugend an ſeinen Geſandten im Hôtel de Brandebourg zu bemerken Anlaß hatte. Man überzeugt ſich, daß ſie auf einer Kulturſtufe ſtehen und Eigenſchaften beſitzen müſſen, die einem jeden Gebildeten imponiren und daher auch die ſonderbare Erſcheinung, daß wir an den Vertretern der conſervativen Richtung, an einem Mito und Hori-Oribe-no-kami, unſern entſchiedenſten Gegnern, unwillkürlich das größte Intereſſe nehmen, daß wir ihrem Prinzipe, obſchon es uns mit Mord und Todtſchlag aus dem Lande verjagen will, nicht den gebührlichen Abſcheu entgegenzuſtellen vermögen, gerade weil es die Erhaltung der Kraftfülle des ſchönen und merkwürdigen Nipon-Reiches anſtrebt.

Wir befinden uns hier auf einem ſchlüpfrigen Boden und könnten von Uebelwollenden leicht mißverſtanden werden. Man könnte uns zum Anhänger der entſetzlichen Theorie machen, die gelegentlich der Ereigniſſe in Polen von einem der berühmteſten Advokaten der Neuzeit wieder aufgeſtellt wurde: „Der politiſche Mord iſt kein Mord!" Nein, wir ſprechen es laut aus, in unſern Augen bleibt Mord Mord, und kein Zweck heiligt ſolch' ein Mittel. Wir erwarten, daß die Weſtmächte mit rückſichtsloſeſter Strenge gegen ein Reich auftreten, das ſolche Gedanken propagirt und ſolche Werkzeuge handhabt, daß man dem Europäer, der im Vertrauen auf die Verträge, unter dem Schutze der Konſulats-Flagge, dort im fernen Japan ſeine Hütte aufſchlägt, völlige Sicherheit des Beſitzthums, geſchweige des Lebens erzwinge. Wenn wir dies conſtatirt haben, ſo können wir nicht umhin, hinzuzufügen, daß wir es auch um Japan's willen bedauern, daß es ſo weit kommen mußte.

Für Japan iſt die conſervative Politik entſchieden die wahrhaft patriotiſche, und grade das feſſelt uns wider Willen an die Repräſentanten dieſer uns ſo feindſeligen Richtung. Nun kommt auch noch hinzu, daß ſich die Europäer und Amerikaner in Japan unverantwortlich aufgeführt, den Fremdenhaß provocirt, ja gewiſſermaßen berechtigt haben. Aus japaneſiſchen Schriftſtücken, die Rud. Lindau in dem genannten Artikel anführt, und deren Inhalt er durchaus nicht widerſpricht (ſtillſchweigend macht er ſogar die japaneſiſche Anſchauungsweiſe zu der ſeinigen, geht hervor, daß die Fremden, wo ſie nur konnten, auf alle erdenkliche Weiſe) die Gaſtfreundſchaft, die ihnen geſchenkt wurde, mit Füßen getreten und Brutalitäten begangen haben, die dem civiliſirten Aſiaten allerdings keinen hohen Begriff von unſerer Geſittung geben konnten. Ihren himmelſchreienden Exceſſen ſei es zu verdanken, ihrer namenloſen Anmaßung und Geringſchätzung, daß ſich Volk und Regierung von Japan daran gewöhnt hätten, in einem jeden Fremden auch einen Feind zu erblicken. Leider fehlt es den Japaneſen nicht an Beweiſen.

Lindau führt nun aus, wie es unter ſolchen Verhältniſſen der conſervativen Partei leicht gemacht wurde, ihre Politik zur wahrhaft volksthümlichen zu machen, wie ſich der Haß gegen die Fremden von Tag zu Tag ſteigert, und wie der Regent Ikammo-no-kami als Opfer ſeiner fremdenfreundlichen Geſinnungen hingemordet wurde. Am 24. März 1860 wurde der Gotairo in den Straßen von Yeddo von Mito's Soldaten ermordet; Mito ſtellte den Kopf öffentlich aus, mit der Ueberſchrift: „Dies iſt das Haupt des Verräthers Ikammo-no-kami," was, beiläufig geſagt, an die ſchwarze Tafel im Dogen-Palaſte von Venedig erinnert: Hic est locus Marini Falieri decapiti pro criminibus.

„Die Nachricht von der Ermordung des Regenten," ſchreibt Rud. Lindau weiter, „verbreitete ſich ſchnell über das ganze Land; Viele tadelten das Attentat, aber nur ſehr Wenige beklagten das Opfer." Von des Ermordeten Freunden wurde Mito erſchlagen. Genauere Nachrichten über den Tod des großen Japaneſen fehlen gänzlich; gewöhnlich behauptet man, daß ſich ein höherer Offizier aus dem Gefolge des Regenten in Mito's Haus, als Arbeiter verkleidet, eingeſchlichen und den edlen Gotairo mit einer Axt erſchlagen habe. Der Mörder habe ſich dann ſelbſt entleibt. Von einer anderen Seite, die Lindau als „gewöhnlich gut unterrichtet" bezeichnet, wird dies in Abrede geſtellt: der greiſe Fürſt von Mito lebe noch; wie dem auch ſei, der wahre Mito wirkt und lebt nicht mehr; daß greiſenhafte Zaghaftigkeit dieſe patriotiſche Thatkraft in den Hintergrund gedrängt habe, will uns nicht ſehr wahrſcheinlich ſcheinen.

„So endete die langwierige Rivalität des letzten Regenten und des großen Goſanke, der hervorragendſten Vertreter der progreſſiſtiſchen und conſervativen Richtung im gegenwärtigen Japan."

Wir wollen den uns gegönnten Raum nicht zu ſehr beanſpruchen, die folgenden Wirren, die unter Ando und Hori fortgeführt wurden und letzterem gleichfalls das Leben koſteten, unberückſichtigt laſſen. Wir begnügen uns ſchließlich noch auf die Bemerkung, daß wir dem intereſſanten Lindau'ſchen Bericht mit der lebhafteſten Aufmerkſamkeit gefolgt ſind, in ihm ein klares Bild von dieſem uns ſo fernliegenden Verhältniſſen gefunden, uns durch die leidenſchaftsloſe, ruhige und verſtändige Darſtellung wahrhaft belehrt haben. Wir freuen uns daher, bald eine größere Arbeit von demſelben Autor in unſerer Mutterſprache ſehen zu können, die dieſelben politiſchen und außerdem auch die commerziellen handels-politiſchen, geo- und orographiſchen Fragen behandelt.*

## Hebräiſche und jüdiſche Literatur.

### Zur Bibliographie der alt- und neuhebräiſchen Literatur.

Bibliotheken ſind, wie die Alten ſie ſchon geiſtreich bezeichneten, „Sammelorte der Seele" (αἱ διαθῆκαι τῆς ψυχῆς), wo der Geiſt von dem Tagestreiben oft müde ausruht, aber auch vielfach ſich wieder erholt und Nahrung ſucht und wo man nach Auswahl ſich ſättigen mag. Bücher ſind ja ſtets unſere ſtillen und lieben Freunde, die uns in allen Verhältniſſen mit gutem Rathe begleiten und beiſtehen, und den Roſt der Seele, die Langeweile, verſcheuchen, wenn man nicht aufgelegt iſt, ſelbſt Bücher zu ſchreiben. Um ſo werthvoller ſind die Bibliotheken, wenn ſie mit dem rechten und ſorgſamen Sammelfleiße geordnet und zuſammengeſtellt ſind und durch gediegene Auswahl das Studium und den Geſchmack zugleich

* Das neue Werk über Japan, von Dr. Rud. Lindau, wird bei C. Flemming in Glogau erſcheinen.

Digitized by Google

befriedigen. Solche Gedanken kamen uns, als wir in dem „Katalog der Bibliothek des ſel. Herrn Dr. Bernhard Beer in Dresden. Herausgegeben von H. Wolf"* blätterten.

Dr. Bernhard Beer war ein ebenſo fleißiger Sammler, als gründlicher Forſcher und feiner Kenner der Literatur, und beſonders beſaß er ſeltene Schätze in der hebräiſchen alten und neuen Literatur. Der alphabetiſch geordnete Katalog enthält (auf 119 Seiten) das Verzeichniß von 2530 hebräiſchen Werken (nebſt 10 Manuſkripten), und von 2407 deutſchen und fremdſprachlichen Werken (auf 115 Seiten) über 1. Theologie und Philoſophie, 2. Geſchichte und Geographie, 3. Rechts- und Staatswiſſenſchaft, 4. Andachtsbücher und Predigten, 5. Jugend-Unterricht und Erziehung, 6. Encyclopädie und Literaturwiſſenſchaft, 7. Sprachwiſſenſchaft 8. Alterthumswiſſenſchaft, 9. Schöne Literatur, 10. Journale. Man erkennt, in welchen Fächern der Verewigte arbeitete und ſich überall bewandert zeigte; denn „die Bücher dieſer Bibliothek haben einen beſondern Werth durch die Notizen, die der gelehrte Beſitzer hinzufügte. Dieſer Schatz war dem Eigenthümer kein todtes Kapital. Er ſtudirte die Werke mit vielem Fleiße und fügte bei den betreffenden Stellen nicht blos die Reſultate der eigenen Forſchungen, ſondern auch die Bemerkungen anderer Gelehrten hinzu."

Ueber Beer ſelbſt (geſtorben 1. Juli 1861) hat das „Magazin" bereits mehrfach referirt und dabei auf das biographiſche Denkmal Frankel's: „Dr. Bernhard Beer, ein Lebens- und Zeitbild" verwieſen; der Verfaſſer des Katalogs, Herr Dr. Wolf in Wien, hat noch in einer kurzen Charakteriſtik voller Liebe und Pietät gegen den Verſtorbenen einen werthvollen Pendant zur Frankel'ſchen Schrift geliefert, worin er Beer's würdiges Leben und Wirken und ſchriftſtelleriſche Thätigkeit ſchildert. — Bekanntlich iſt der größere Theil der Bibliothek durch die Witwe des Verewigten der Bibliothek des jüdiſch-theologiſchen Seminars zu Breslau und der kleinere Theil der Leipziger Univerſitätsbibliothek zum Geſchenke übergeben worden, wofür der edlen Geberin doppelter Dank gebührt, und zwar auch dafür, daß nicht dieſer reiche Bücherſchatz, wie einſt die berühmte Oppenheimer'ſche und Michael Heimann'ſche Bibliothek, auch in's Ausland wanderte, oder in Privathänden zerſplittert wurde. Herr Wolf hat aber ein beſonderes Verdienſt durch die Ausarbeitung ſeines Katalogs, der ſich den beſten Arbeiten dieſer Art anſchließt. K.

## Zur Geſchichte der Juden im Mittelalter.

Von Karl von Heiſter, der früher ein Buch über die Zigeuner geſchrieben, ſind unter dem Titel: „Die Juden. Aufgebürdete Verbrechen. Erlittene Verfolgung. Angethane Schmach;" drei Kapitel (6. 7. 8) aus ſeinen „geſchichtlichen Unterſuchen über Iſrael," als „Vorläufer" erſchienen,** worin der Verfaſſer aus ſehr vielen Schriften (nur nicht aus gleichzeitigen jüdiſchen Schriftſtellern, die er kaum dem Namen nach zu kennen ſcheint) alles Unrecht zuſammenſtellt, das von jeher den Juden aufgebürdet oder an ihnen verübt worden iſt.

Hier gilt ganz, was Grätz (im 7. Bande ſeiner „Geſchichte der Juden" S. 159) ſagt: „Wollte die jüdiſche Geſchichte den Chroniken und Martyrologien folgen, ſo müßte ſie ihre Blätter mit Schilderungen von Blutſtrömen füllen, nichts als Leichenausſtellung machen und als Anklägerin gegen eine Lehre auftreten, welche Fürſten und Völker zu Henkersknechten und Blutſchergen förmlich erzogen hat. Denn vom 13. bis zum 16. Jahrhundert nahmen die Juden-Verfolgungen und Judengemetzel in erſchrecklicher Steigerung zu und wechſelten nur mit unmenſchlichen, geiſtlichen und weltlichen Geſetzgebungen ab, die alle darauf hinausliefen, die Juden zu demüthigen, zu brandmarken, und ſie zum Selbſtmorde zu treiben. Die Schilderung des Propheten vom Märtyrerthum des Gottesknechtes, des meſſianiſchen Volkes, erfüllte oder wiederholte ſich in grauſiger Buchſtäblichkeit. „Es ward gedrückt und gepeinigt und öffnete ſeinen Mund nicht. Wie ein Schaf ward's zur Schlachtbank geführet und wie ein Schaf vor den Scheerern verſtummt, öffnete es den Mund nicht. Der Herrſchaft und des Rechts ward es beraubt — von den Sünden der Völker kamen ihm Plagen zu." (Jeſaias 53, 7. 8.) Die europäiſchen Völker ſtellten einen förmlichen Wetteifer an, Grauſamkeiten an den Juden zu üben, und immer waren es die Geiſtlichen, welche im Namen einer Religion der Liebe dieſen bodenloſen Haß anſchürten. Straffe Regierung oder Anarchie, die Juden litten unter der einen nicht weniger als unter der andern."

Es iſt nicht blos traurig, ſondern auch höchſt widerlich, in dem Heiſter'ſchen Buche nur immer leſen zu müſſen, mit welchem Schmutze des Haſſes und niedriger Gemeinheit die Juden, die nur ſelten der Liebe Weniger, aber meiſt dem Haſſe Aller als Eigenthum zu gehören ſchienen, behandelt wurden. Es ging (und einem Bruno Bauer und miſerabeln Konſorten gegenüber mag man ſagen: es geht) den Juden ſo, wie in alter Zeit den Chriſten, von denen Tertullian klagt: „Steigt der Tiber bis zur Mauer, der Nil aber nicht auf die Aecker, ſteht der Himmel ſtill, ſchwankt die Erde, herrſcht Hungersnoth oder Peſt, gleich heißt es: die Chriſten vor die Löwen! Ich beſchwöre euch, wie viele Verheerungen erlitten Rom und die Welt vor Tiberius, vor Chriſti Ankunft!" — Sehr wahr und richtig iſt übrigens die Bemerkung des Verfaſſers: „Bekanntlich war jüngſt von Demokraten mit weißen Halsbinden, von Revolutionairs in Glacée handſchuhen die Rede. Es gehen aber auch in unſeren Tagen noch Barbaren gar gentlemanlike einher, und das ſind die, welche die Juden nun einmal für unverbeſſerlich halten, zur vollkommenen Ausſchließung für immer verurtheilt. Auch unter dem geiſtlichen Kleide hauſt die, allerdings nicht mehr blutige, Barbarei des Mittelalters, wenn der Staat für den chriſtlichen gehalten wird, wo Liebloſigkeit und Unduldſamkeit mit der religiöſen Ausſchließlichkeit Hand in Hand gehen. Solche Gentlemen, ſolche Geiſtliche ſollten denn doch etwas Geſchichte ſtudiren!" K.

* Berlin, A. Aſher und Comp., 1863.

* Naumburg a/S. 1863. Verlag von W. F. Tauerſchmidt. 138 S.

## Mannigfaltiges.

— Thiers in Wien. Die Redner in der Adreß-Debatte des öſterreichiſchen Abgeordneten-Hauſes durften ſich eines berühmten Zuhörers rühmen, der von der Diplomaten-Loge aus das parlamentariſche Gefecht mit geſpannter Aufmerkſamkeit — betrachtete — wir ſagen: betrachtete, denn Herr Thiers verſteht kein Wort deutſch, und wird ſich deshalb wohl auch nicht darüber gewundert haben, wenn die politiſche Converſation, die er nach Schluß der Sitzung im Präſidial-Büreau des Abgeordneten-Hauſes mit mehreren Deputirten anknüpfte, wegen unzureichender Uebung der Letztern im Franzöſiſchen in's Stocken gerieth. Daß Herr Thiers ſeinen erſten Beſuch den Abgeordneten und nicht den Kabinetsmitgliedern abſtattete, wird ihm von Erſtern hoch angerechnet. Herr Thiers ſprach wiederholt ſeine Ueberraſchung über die freiheitlichen Zuſtände aus, die er in Oeſterreich angetroffen und über die tiefen Wurzeln, welche der Conſtitutionalismus in ſo kurzer Zeit geſchlagen. Von dem Parlamente ſagte er, daß er eine junge Verſammlung zu finden erwartete, und nun habe er einen auf der Höhe ſeiner Aufgaben ſtehenden, in den Parlamentarismus wohl eingeſchulten Vertretungskörper angetroffen. Freilich wurden bei der Adreß-Debatte die beſten Kräfte in's Treffen geſchickt. Wie Giskra, Berger, Schindler, Winterſtein, Herbſt, Kuranda, Brinz u. A. Den Wunſch des Hiſtorikers, die perſönliche Bekanntſchaft eines öſterreichiſchen Geſchichtsſchreibers zu machen, konnte man indeſſen nicht realiſiren; man hätte denn einen hervorragenden öſterreichiſchen Schriftſteller beauftragen müſſen, in der Eile ein gutes öſterreichiſches Geſchichtswerk zu ſchreiben. Der gefeierte Gaſt wird hier überall mit großer Auszeichnung empfangen. Auch an Empfangs-Kundgebungen der Publiziſtik und an Gelegenheits-Aufſätzen, um den Gaſt zu Parallelen zwiſchen dem öſterreichiſchen und franzöſiſchen Regime anzuregen, fehlte es nicht.

— Sage, Mythus und Sprache ſtehen in wunderbarer, nie ganz zu ergründender Wechſelwirkung. Einen intereſſanten Beleg dafür bietet unter Anderem auch der Verſuch, die Bildung und Entſtehung des Stoffes zum Nibelungenliede zu erklären, welchen der durch ſeine Schriften ebenſowohl, als durch ſeine Vorleſungen bekannte Dekan der Berliner philoſophiſchen Fakultät, K. Müllenhoff, unternimmt.* Den erſten Theil der Sage bezeichnet er als mythologiſch, nämlich als eine im Sinne des Ritterthums vollendete Verſion des Baldur-Mythus, wie er in Jahrhunderte langer Tradition im Munde des Volkes lebte. Wie in Siegfried Baldur, ſo läßt ſich auch in Hagen ohne Schwierigkeit eine mythologiſche Figur erkennen, nämlich der Todes-Dämon und falſche Freund, oder grimme Feind der Aſen, Loki, oder Utgard Loki, der den edelſten derſelben zu Falle bringt. Ob auch „Freund Hain" des biederen Wandsbecker Boten ein Verwandter des grimmen Hagen iſt, wie der Gleichklang des Namens ſowohl, als die Analogie in ihren Beſchäftigungen faſt vermuthen läßt, muß dahin geſtellt bleiben; unmöglich wäre die Identität der beiden Todes-Engel wohl nicht, denn das Volk behält lange und gut. Ein Beweis dafür iſt

* Müllenhoff, zur Geſchichte der Nibelungen Not.

Digitized by Google

eben die Geſchichte der Weiterentwickelung unſeres nationalen Epos. Das Ende Siegfried-Baldur's ließ im Volksgefühle das Bewußtſein des unbefriedigten Rachebedürfniſſes zurück. Der germaniſche Mythus gab demſelben in der Götterdämmerung, oder dem Welten-Untergange Austrag. Aber dieſe anfangs in ſo beſtimmten Umriſſen gezeichnete Erwartung begann ſich bei den einzelnen Stämmen mehr und mehr zu verwiſchen, lange bevor die Chriſtianiſirung die letzten Reſte vernichtete.

Da trat die Geſchichte für den Mythus ein. Das Schickſal der Burigunden, welche unter ihrem Könige Guntharicus, 437, nach vorhergegangenen Kämpfen mit dem Römer Aëtius, von den Hunnen unter Attila vollſtändig vernichtet wurden, füllte jetzt den zweiten Theil der Sage, deren Ausbildung zuerſt bei den Rheinfranken, die um dieſelbe Zeit Germania secunda bewohnten, und in dieſem ihrem Beſitze von Aëtius förmlich anerkannt worden waren, geſchah. So wob ſich aus Mythus, Geſchichte und Sage unſer nationales Epos, welches zugleich eines unſerer wichtigſten Sprachdenkmale iſt.

— „Alte Jungfern," von Marie von Roskowska. Eine gute Novelle zu ſchreiben, iſt bekanntlich ſchwerer, als einen guten Roman. Das reiche Leben paßt den Herren Dichtern nicht immer in die knappe Form der Novelle, daher leiden die meiſten deutſchen Erzeugniſſe dieſer Art an Langweiligkeit, ſo kurz ſie ſonſt ſein mögen. Studirt, reflektirt ſind ſie gar oft; ihr Gedankenkreis erſcheint jedoch abgeleiert; Erfindung und friſche Gemüthswärme vermißt man nur allzuhäufig. In der That, es kommt nur ſelten ein glücklicher Wurf, der einen neuen Schacht der Geſellſchaft aufthut und des Kritikers Aufmerkſamkeit verdient. So ein glücklicher Wurf ſind die „Alten Jungfern" von Marie von Roskowska aus Bromberg (daſelbſt bei C. M. Roskowski 1862 erſchienen). Dieſer Dame iſt das vielleicht kühne Wagniß gelungen, die Welt der älteren, unverheirateten Frauen dem Publikum äſthetiſch vorzuführen. Sie ſchreibt einfach, natürlich, wahr und weiblich. Durch treue Beobachtung des fraglichen Typus iſt ſie in manche innere Falte deſſelben eingedrungen und ſie hat das Geheimniß erlauſcht, welches uns jenen Jungfern des modernen Mittelalters menſchlich näher treten läßt. Wir leſen alſo ſoziale Novellen, die mindeſtens ebenſo viele Berechtigung haben, als der ſoziale Roman. Im Intereſſe der Kunſt und des Schönheitsgeſetzes bleibt da nur zu wünſchen übrig, daß die Verfaſſerin ſtets die Lebenswahrheit auch ferner im Auge behalten, ſich vor Tendenz, und beſonders vor allzu freigebiger Wiederholung dieſes Thema's hüten möge!

— Afrikaniſche Expedition. Die beiden letzten Hefte von Petermann's geographiſchen „Mittheilungen" enthalten wichtige Berichte von der deutſchen Expedition in Inner-Afrika, nämlich 1. die Ausſagen des überlebenden Dieners Eduard Vogel's über den Tod ſeines Herrn; dieſer Diener traf bekanntlich mit Herrn von Beurmann in der Wüſte Sahara, unweit des Tſad-Sees, zuſammen; 2. Werner Munzinger's Bericht über ſeine und Th. Kinzelbach's Reiſe von Keren nach El Obed, und 3. einen Brief von Th. Kinzelbach aus El Obed, der Hauptſtadt von Kordofan.

— Japaneſiſche Bäder. Das Bad — erzählt Robert Fortune in dem unten näher angegebenen Buche* — iſt für den Japaneſen ein ſo unentbehrliches Lebensbedürfniß, wie für den Chineſen der Thee. Kommt er von weiter Reiſe, oder iſt er von des Tages Mühen erſchöpft, ſo nimmt er ein Bad, nicht blos aus Gründen der Reinlichkeit, ſondern als Erfriſchungs- und Stärkungsmittel. Daher fehlt es durch das ganze Reich Japan weder in den volkreichen Städten, noch in dem kleinſten Dorfe an öffentlichen Bädern, die zu jeder Tageszeit bis tief in die Nacht mit Beſuchern gefüllt ſind. Die Reichen haben ihre eigenen Badeſtuben im Hauſe für ſich und die Ihrigen. Für unſere Begriffe von Sitte und Anſtand iſt es allerdings eine auffallende, ja anwidernde Erſcheinung, wenn wir in eine japaneſiſche Badeſtube treten und hier Männer und Weiber jeglichen Alters, ja oft vier Generationen im ſtrengſten Natur-Koſtüm beiſammen erblicken. Wollten wir ihnen jedoch dieſe Verhöhnung aller Schamhaftigkeit vorrücken, ſo würden ſie uns — und vielleicht nicht mit Unrecht — unſere Gewohnheiten, z. B. in Kleidung und Tanz, entgegenhalten, die eben auch nicht geeignet ſind, die Sittlichkeit zu fördern. Wenn ſie ſich aber dabei auf die Unſchuld der paradieſiſchen Nacktheit des Urmenſchenpaares berufen wollten, ſo vergäßen ſie bei dieſem hinkenden Vergleich, daß bei keinem Volke in der Welt die Zügelloſigkeit im Umgang der beiden Geſchlechter in dem Grade wie bei den Japaneſen herrſcht.

* Yedo and Peking: a Narrative of a Journey to the Capitals of Japan and China. With Notices of the Natural Productions, Agriculture, Horticulture and Trade of those Contries and other Things met with by the Way. Map and Illustrations. (Murray.)

— Wanderungen und Skizzen von Karl Seifart.* Aus dem guten alten Niederſachſen, wo der Geiſt der Urväter noch nicht erſtorben und Hermann's Geſchlecht noch friſche Zweige zu treiben ſcheint, iſt uns ein echt niederſächſiſches Buch zugekommen, voll ſchöner Novellen, Erzählungen, Skizzen und Schilderungen, denen man den freien, aufgeſchloſſenen Sinn für das Volksleben aller Stände und Kreiſe gleich auf den erſten Blick anſieht. Da iſt reger, bewegter Vorgrund und ſtiller landſchaftlicher Hintergrund, da kann das Herz mitfühlen, ſich mitfreuen und mittrauern mit den einfachen ſchlichten Menſchen, deren innerſte Seelenfalten es kennen lernt, und es kann ſich auch wieder ausruhen an den Bildern der moosbewachſenen Steinmauern der Rath- und Bürgerhäuſer, der Bauernkrüge, der Burgruinen und in dem Schatten der Eichen- und Buchenwälder. Da iſt Streit und auch Friede. Der Verfaſſer, Herr Karl Seifart, den ſeine „Altdeutſchen Geſchichten" und ſeine „Sagen, Märchen, Schwänke und Gebräuche aus Stadt und Stift Hildesheim" rühmlichſt dem größern Publikum bekannt gemacht haben, iſt, wenn's darauf ankommt, ein rüſtiger Streiter und hat das in ſeinem Büchlein über den Hannöverſchen Katechismusſtreit mannhaft dargethan. Die Gedanken des wackern Seifart ſind in der Zeit und mit der Zeit geſchrieben, er ſteht nicht gerade über den Vorurtheilen ſeines Zeitalters, aber er iſt ein bewußter, den beſten Zielen nachſtrebender Bürger deſſelben. Ein ſolcher Schriftſteller, mag er als Bellettriſt oder Literarhiſtoriker auftreten, hat Werth für einen Zeitgenoſſen, er kann ſicher ſein, daß ſeine Stimme zu ihnen dringt, weil ſie dem kräftigſten Organ, einem Charakter, entſtrömt!

— Zur Bibliographie des Befreiungskrieges. Unter dem Titel: „Reliquiarium; Autographen- und Bücher-Verzeichniß zur Jubelfeier des Befreiungskrieges von 1813—15" hat die Buch- und Antiquar-Handlung von Otto Aug. Schulz in Leipzig ein intereſſantes Verzeichniß von Dokumenten, eigenhändigen Briefen und Druckſchriften aus jener Zeit zuſammengeſtellt, die bei ihr zu den beigefügten Preiſen zu haben ſind. Daſſelbe enthält: 1) Autographa berühmter Fürſten, Feldherren und Staatsmänner aus der Zeit des Befreiungskrieges; 2) Druckſchriften über die Kriege der Franzoſen, ſowie über den Krieg von 1813 bis 1815, 3) Schlachtenpläne, Karten und Bilderblätter.

— Bibliographie. Frankreich.

Conversations de Goethe, recueillies par Eckermann, traduites par Emile Délerot, précédées d'une introduction par Sainte-Beuve. 2 vol. 7 fr.

Correspondance entre Goethe et Schiller. Traduction de Mme. de Carlowitz, revisée, annotée, accompagnée d'études historiques et littéraires, par Saint-René Taillandier. 2 vol. 7 fr.

Etudes sur l'exposition universelle de Londres en 1862. Renseignements techniques sur les procédées nouveaux manifestés par cette exposition. Par MM. Alcan, Becquerel et onze autres auteurs. Ouvrage illustré. 912 p. 16 fr.

Essai sur la jeunesse contemporaine. Par Ach. Gournot. 3 fr.

Les Monuments de l'histoire de France. Catalogue des productions de la sculpture, de la peinture et de la gravure, relatives à l'histoire de la France et des Français. Par Hennin. T. IX. 1559—1589. 419 p.

Las Papillôtas, par Jasmin. T. IV. XX. 412 p. Agen, 1863. 5 fr.

Le Tyrtée du moyen âge, ou histoire de Bertrand de Born, vicomte d'Hanteford. Par V. P. Laurens. XII. 300 p.

Histoire de Jeanne d'Arc et réfutation des diverses erreurs publiées jusq'à ce jour. Par N. Villiaumé. 433 p. 3½ fr.

Leçons d'histoire naturelle, par A. Delafosse, professeur etc. 2½ fr.

Archives parlémentaires, recueil complet des débats legislatifs et politiques des chambres françaises de 1800 à 1860, faisant suite à la reimpression de l'ancien Moniteur. T. II. I^re partie 400 p. 10 fr. (Das Ganze bildet 10 Bände).

Légendes du moyen âge, par J. Collin de Plaucy. 400 p. 5 fr.

* Hildesheim 1863. In Commiſſion der Finck'ſchen Buchhandlung (G. F. Schmidt.) 1 Bd: kl. 8° von 321 Seiten.

J. C.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

**Beſtellungen**
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
**Leipzig.**

# Magazin
# für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von **Joſeph Lehmann.**

**Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.**

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

**Diejenigen,**
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direkt korreſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herren F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
**Berlin.**

**№ 28.** — **Mittwoch, den 15. Juli 1863.** — **32. Jahrgang.**

## Inhalt:

**Deutſchland und das Ausland.** Seite
Der internationale, ſtatiſtiſche Kongreß. Fünfte Sitzungsperiode . . . 325
**Böhmen.**
Graf Leo Thun und der Parlamentarismus in Oeſterreich . . . . . . . 329
**Ungarn.**
Kaiſer Joſeph II. und die Ungarn . . . . . . . . . . . . . . . 331
**England.**
Kronprinzen-Cultus in England . . . . . . . . . . . . . . . 332
**Nord-Amerika.**
Die Amerikanerin, Mrs. Stowe und die engliſchen Frauen . . . . . . . „
**Rußland.**
Schtſchedrin-Saltikov's ruſſiſche Skizzen. II. Aus dem Leben des Volkes und der Beamten . . . . . . . . . . . . . . . . 334
**Mannigfaltiges.**
Börſen-Schwindel . . . . . . . . . . . . . . . . . . 336
Die Induſtrie-Ausſtellung von Konſtantinopel . . . . . . . . . „
Bibliographie. Frankreich . . . . . . . . . . . . . . „

## Deutſchland und das Ausland.

### Der internationale, ſtatiſtiſche Kongreß.

Fünfte Sitzungsperiode.

Von allen den zahlreichen Wanderkongreſſen, die in Deutſchland, England, Frankreich, Belgien und Italien zur Verbreitung und Populariſirung der Wiſſenſchaft exiſtiren, iſt keiner von ſo direktem Einfluß auf die materiellen Intereſſen und die wechſelſeitigen Beziehungen der Kulturvölker der Erde, als der vor nunmehr zehn Jahren begründete, internationale Kongreß für Statiſtik.

Aufgabe dieſes Kongreſſes iſt vornehmlich, die Erſcheinungen, Zuſtände und Bewegungen der verſchiedenen Kulturſtaaten mit einander zu vergleichen und hieraus einerſeits Urſachen und Wirkungen auf politiſchem und ſozialem Gebiete zu ermitteln, andererſeits aber unter den Nationen einen heilſamen Wetteifer für die Förderung aller Kulturmittel, zu welchen in erſter Linie der Volkswohlſtand gehört, anzufachen.

Die Statiſtik iſt nicht, wie Manche aus Unkenntniß annehmen, eine bloße Zahlen- und Thatſachen-Kontrole; durch rationelle Vergleichung der Staaten- und Völker-Zuſtände, ihrer Urſachen und Wirkungen, erhebt ſie ſich vielmehr zur höchſten Wiſſenſchaft der Staatsmänner, die dazu berufen ſind, Länder zu verwalten, Völker zu regieren und den Welthandel zu fördern.

Die Ermittelungen der ſtatiſtiſchen Wiſſenſchaft ſind es vor Allem, die den Geſetzgeber auf ſeiner ſchwierigen Bahn zu leiten und ihn vor Fehltritten zu warnen vermögen. Als in den letzten Regierungs-Jahren Friedrich Wilhelm's III. und nach der Thronbeſteigung ſeines Nachfolgers eine mächtige Partei in Preußen die agrariſche Geſetzgebung der Jahre 1807—1809 und die Gewerbefreiheits-Geſetze der Jahre 1810 und 1811 mißliebig und rückgängig zu machen verſuchte, da waren es Preußens Statiſtiker, der Gründer des Statiſtiſchen Büreau's, Staatsrath Hoffmann, und ſein Nachfolger, Profeſſor Dieterici, die durch ihre mit Zahlen belegten Nachweiſe der ſegenreichen Folgen jener Geſetze für den Volkswohlſtand der preußiſchen Monarchie derſelben die große reformatoriſche Geſetzgebung der Jahre 1807—1812 in ihrer Integrität erhalten haben.

Man kann es daher in Preußen nur mit Dank und Hoffnun aufnehmen, daß die berühmteſten Statiſtiker aller Nationen ſich gerade in dieſem Jahre in Berlin zuſammenfinden, um hier die wichtigſten Fragen ihrer Wiſſenſchaft in Erwägung zu ziehen und zur Entſcheidung zu bringen. Mag es verſtattet ſein, bevor hier auf dieſe Fragen näher eingegangen wird, einen Blick auf die bisherige Geſchichte des ſtatiſtiſchen Kongreſſes zu werfen.

Es war auf Veranlaſſung des ehrwürdigen Veteranen der ſtatiſtiſchen Wiſſenſchaft, des berühmten Aſtronomen A. Quetelet in Brüſſel, daß im Jahre 1853, in der Hauptſtadt des auf der geſunden Baſis bürgerlicher Freiheit mächtig vorſchreitenden Belgien, der Kongreß der Statiſtiker aller Länder zum erſtenmal zuſammentrat. Der Aufruf, welchen Herr Quetelet erlaſſen hatte, fand ſolchen Anklang, daß bereits die erſte von ihm angeregte Verſammlung nicht blos von Statiſtikern aller Kulturländer der Erde beſucht, ſondern auch von vielen Regierungen durch offizielle Abgeordnete beſchickt wurde.

Die zweite Sitzungsperiode des Kongreſſes fiel in das Jahr 1855. Die Verſammlung fand in Paris ſtatt, wo ſie allerdings ein minder hochherziges, ein minder für jeden Menſchenfreund erfreuliches Bild darbot, als in Brüſſel. Gleichwohl wurde damals in Paris der Grund gelegt zu jener Reform der Zoll- und Handels-Geſetzgebung, die in den Handels-Verträgen Frankreichs mit England, Belgien und dem deutſchen Zollverein ihre goldenen Früchte trägt.

Das Jahr 1857 ſah den ſtatiſtiſchen Kongreß in Wien, wo man zu dieſer Zeit noch keine Ahnung davon hatte, wie leicht ein Staat, der ſich nicht in die Ideen der Zeit zu ſchicken weiß, um einen Theil ſeiner Provinzen kommen kann. Die Aufnahme, die der ſtatiſtiſche Kongreß in der Kaiſerſtadt fand, war aber des kosmopolitiſchen Charakters dieſer Verſammlung würdig. Wien unterläßt es jetzt niemals, zu zeigen, daß es ſich dem nichtdeutſchen Auslande gegenüber für berechtigt halte, nicht bloß Oeſterreichs, ſondern auch Deutſchlands Hauptſtadt zu ſein.

Das Jahr 1859, als der vierte Kongreß in England abgehalten werden ſollte, war gerade die Zeit des italiäniſchen Krieges. Aus Rückſicht für Oeſterreich und Italien wurde der Kongreß um ein Jahr verſchoben. Um ſo glänzender war aber dann die Aufnahme, die der ſtatiſtiſche Kongreß aller Nationen im Jahre 1860 in London fand. Prinz Albert, dieſer leider für Deutſchland ſowohl als für England viel zu früh verſtorbene Fürſt, eröffnete ſelbſt den Kongreß mit einer Rede, die zu dem Schönſten und Trefflichſten gehört, was jemals über die Wiſſenſchaft der Statiſtik geſagt wurde. Sie war voll des tiefſten Verſtändniſſes der Aufgaben dieſer Wiſſenſchaft, voll der edelſten Begeiſterung für Humanität, Weltbürgerthum und Freiheit. Den Prinzen-Gemahl umgaben die durch Geburt und wiſſenſchaftliche Celebrität, durch Amt und ſoziale Stellung ausgezeichnetſten Männer des Landes und die Botſchafter und Geſandten aller Nationen. Und dieſe Theilnahme verblieb dem Kongreſſe in London bis an ſein Ende und über daſſelbe hinaus. Von dem engliſchen Miniſter der öffentlichen Bauten, Sir William Cowper, ging der von den ausgezeichnetſten Mitgliedern des Kongreſſes unterſtützte Antrag aus, das nächſtemal in Berlin zu tagen — in Berlin, „das, wie der Präſident des Kongreſſes ſagte, bekannt iſt wegen ſeiner Wiſſenſchaftlichkeit und wegen der Achtung und Würdigung, die dort den Männern der Wiſſenſchaft gezollt wird."

Dieſer Erwartung der gefeierteſten, wiſſenſchaftlichen Männer der ganzen Erde wird man in der Hauptſtadt Friedrichs des Großen, die noch vor wenigen Jahren, bei dem Ableben Alexanders von Humboldt, gezeigt hat, daß ſelbſt der geringſte Mann hier Achtung vor der mit der

Digitized by Google

Wiſſenſchaft verbundenen Humanität hat, ſicherlich zu entſprechen wiſſen. Aufgeſchoben kann dieſe Verſammlung nicht noch einmal werden, da ſie bereits im Jahre 1862 hätte zuſammentreten ſollen und damals wegen der eben in London ſtattfindenden Welt-Induſtrie-Ausſtellung, ſchon um ein Jahr verſchoben worden iſt. Das vom Kongreß zu verarbeitende, ſtatiſtiſche Material hat ſich aber ſeit drei Jahren ſo angehäuſt, daß unmöglich ſein Wiederzuſammentritt abermals um ein Jahr hinausgeſchoben werden kann.

Als Programm für die bevorſtehende, in der Zeit vom 6. bis zum 12. September anberaumte Sitzungsperiode, hat der Director des königl. preußiſchen Statiſtiſchen Bureau, Herr Dr. Engel in Berlin, einen Bericht zuſammengeſtellt,* in welchem eine kurze Geſchichte des Kongreſſes und ſeiner bisherigen Leiſtungen, und alsdann eine Beleuchtung der in Berlin zu behandelnden Gegenſtände gegeben iſt. Es hat der Kongreß ſeit dem Jahre 1853 überall eine ſolche Aufmerkſamkeit in den verſchiedenen Ländern erregt; man hat überall ſo einſtimmig anerkannt, daß die vergleichende Statiſtik eines der wirkſamſten Mittel ſei, den Regierenden ſowohl, als den Regierten, den ſegenreichen Einfluß freier, aufgeklärter Inſtitutionen und Verwaltungs-Prinzipien anſchaulich zu machen, daß wir mit Recht auch von der Verſammlung in Berlin, ungeachtet der gedrückten, politiſchen Stimmung, die augenblicklich in dieſer Hauptſtadt herrſcht, erneute Anregungen für ein gedeihliches Zuſammenwirken der Nationen erwarten dürfen.

In ſeinem nach allen Seiten hin mit Liebe zur Sache ausgearbeiteten Berichte bezeichnet Herr Dr. Engel die Verſammlung in Berlin als eine beſonders wichtige, da man ſich hier zunächſt über die Grundzüge einer neuen Organiſation des Kongreſſes, ſowie eines übereinſtimmenden Verfahrens in der Behandlung der vergleichenden Statiſtik, einigen will. Der Verfaſſer ſagt: „So lange der Kongreß ſeine Beſtrebungen lediglich auf die Herſtellung der Vergleichbarkeit der amtlichen ſtatiſtiſchen Publicationen beſchränkte, wobei es ſich alſo nur um die Aufſtellung übereinſtimmender Formulare handelte, waren keine großen Zwiſchenarbeiten behufs der Beſchaffung der Vorlagen nöthig. Aber von dem Augenblicke an, wo der Kongreß ſeine Thätigkeit zu der einer nationalen Enquêten-Kommiſſion erweiterte — und dies that er eigentlich ſchon in Brüſſel, im Jahre 1853 — iſt die Continuität des Kongreſſes, d. h. eine leitende und bleibende Spitze deſſelben, unbedingtes Erforderniß.

„Wer ſoll die Enquêten anſtellen — wer ſie leiten — wer die Antworten ſammeln und ſie zu allgemeinen Reſultaten verarbeiten? Auf dieſe Fragen giebt die jetzige Organiſation des Kongreſſes — wenn man die faſt gänzliche Abweſenheit einer ſolchen überhaupt ſo nennen darf — ſo wenig eine Antwort, wie darauf: wer für die Vorlagen des Kongreſſes, wer für die Drucklegung der Arbeiten der einzelnen Verſammlungen zu ſorgen habe? Letzteres iſt jetzt nur dem Zufall überlaſſen, für Erſteres, für die Aeußerung einer ſelbſtſchöpferiſch ſtatiſtiſchen Thätigkeit des Kongreſſes, iſt zur Zeit durchaus nicht geſorgt.....

„Somit iſt der erſte und wichtigſte Gegenſtand, womit ſich der Kongreß in der bevorſtehenden Sitzungs-Periode zu beſchäftigen hat: ſeine eigene Organiſation."

Die Leitung der neu zu creirenden, ſtändigen Deputation des Kongreſſes ſoll, dem uns vorliegenden Statuts-Entwurfe zufolge, dem Herrn A. Quetelet, als lebenslänglichen Präſidenten, übertragen werden. Brüſſel wird zum Vororte des Kongreſſes für die nächſten Jahre ernannt, und dort ſoll auch das neue „Bulletin des Kongreſſes," in Vierteljahrs-Heften von 8—12 Bogen, erſcheinen. Ein Archiv und eine Bibliothek des ſtatiſtiſches Kongreſſes ſollen ebenfalls begründet werden.

Von den ſechs verſchiedenen Sectionen, unter die der Congreß ſeine Arbeiten vertheilt, wird ſich die erſte mit dieſer neuen Organiſation des Kongreſſes ſelbſt, ferner mit der Organiſation der amtlichen Statiſtik — ob Centralkommiſſionen, oder andere Einrichtungen —, ſowie endlich mit dem bei Volkszählungen zu beobachtenden Syſteme, beſchäftigen.

Was Letztere, nämlich die Volkszählungen, betrifft, ſo ſind vielfach diejenigen in den Vereinigten Staaten und in Großbritannien und Irland als maßgebend für die Organiſation angeſehen worden. Dort waren ſie jedoch ſtets mit ungeheuren Koſten verknüpft. Der amerikaniſche Cenſus im Jahre 1860 hat nicht weniger, als 1,627,000 Dollars gekoſtet, ſo daß jeder gezählte Kopf eine Ausgabe von $5_{,17}$ Cents, oder $26_{,677}$ Pfennigen, verurſachte. Die Koſten der Volkszählung in den drei britiſchen Königreichen beliefen ſich im Jahre 1861 auf circa 243,400 Pfd., oder 1,623,000 Thaler. Der Cenſus des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates im Jahre 1857 koſtete ungefähr zwei Millionen Gulden. Im deutſchen Zollverein, wo die Volkszählungen nicht, wie in Amerika und England, alle zehn Jahre, ſondern, wegen der Vertheilung der Zoll-Einnahmen pro Kopf, alle drei Jahre ſtattfinden, dürfen natürlich ſo ungeheure Aufwendungen nicht eintreten, da ſonſt, wie man zu ſagen pflegt, die Brühe mehr als der Brocken koſten würde. Hier, und zwar zuerſt im Königreich Sachſen, demnächſt in Berlin und im Großfürſtenthum Heſſen, hat man daher den Ausweg eingeſchlagen, die Mitwirkung der zu zählenden Bevölkerung ſelbſt bei der Zählung in Anſpruch zu nehmen. Man hat dort das Werk in die Hände von Zählungs-Kommiſſionen gelegt, die unmittelbar aus der freien Betheiligung der Bevölkerung hervorgegangen waren. Sowohl in Sachſen, als in Heſſen und in Berlin, wo ſich der Stadtverordnete, Herr Dr. Neumann, um die Sache ſehr verdient gemacht, hat ſich dieſes Verfahren glänzend bewährt, und zwar auch inſofern, als die Angaben, welche die in ſolchen Dingen gewöhnlich ſehr mißtrauiſche Bevölkerung den aus ihrer Mitte ſelbſt hervorgegangenen Vertrauens-Kommiſſarien machte, viel vollſtändiger und zuverläſſiger waren, als diejenigen, die von Polizei- und anderen Beamten eingeholt wurden.

Hierzu tritt noch der Vortheil, daß auf dieſem Wege mit der Volkszählung ſehr leicht auch eine Volksbeſchreibung verbunden werden kann, welche zugleich die phyſiſche, moraliſche und ſocial-politiſche Beſchaffenheit der Bevölkerung umfaßt. Herr Dr. Engel weiſt darauf hin, daß in dieſer Beziehung viele der wichtigſten Verhältniſſe ſich gerade am Leichteſten ermitteln laſſen. Wenn es ſich z. B. um die Arbeitsleiſtungen einer Bevölkerung handelt, ſo läßt ſich dieſe ohne große Schwierigkeit aus den vorhandenen Werkzeugen der Production beurtheilen. Da iſt der Viehſtand des Landwirthes, da ſind die Maſchinen, die Hochöfen, Apparate, Geräthe u. ſ. w. der Induſtriellen: Dinge, die leicht zu zählen ſind und auch ſeit längerer Zeit ſchon hier und da in regelmäßig wiederkehrenden Zeit-Abſchnitten gezählt werden ſind.

Die zweite Section des Kongreſſes hat die Aufgabe, ein Syſtem der Statiſtik des Grund-Eigenthums feſtzuſtellen und allen Nationen zu gleichmäßiger Einführung zu empfehlen. Dem ſtatiſtiſchen Kongreſſe in Wien (1857) hatte der Freiherr von Czörnig einen Bericht über die „Statiſtik der Vertheilung des Grundeigenthums und ſeiner Belaſtung, ſowie der jährlichen Bewegung im Beſitze und in der Belaſtung deſſelben" vorgelegt, und nach dieſem, faſt alle Verhältniſſe des Grund-Eigenthums umfaſſenden Berichte, hatte der Kongreß in London (1860) die „Statistics of the Subdivisions, Transfers and Burthens of Real Property" vor ſein Forum wieder gebracht. Maßgebende Beſchlüſſe in dieſer Beziehung werden jedoch erſt von dem Kongreſſe in Berlin zu faſſen ſein. Sie werden ſowohl das Kataſter, als die rechtliche Sicherſtellung des Grund-Eigenthums, die Regulirung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältniſſe und die Grund-Entlaſtung, die politiſche Verſchiedenheit des ſtädtiſchen und des ländlichen Eigenthums, den Kapitalwerth und die Verſchuldung, ſowie endlich den Beſitzwechſel und die Beſteuerung des Grund-Eigenthums zu umfaſſen haben.

Die dritte Section hat ſich mit zwei verſchiedenen Fragen zu beſchäftigen: mit der Statiſtik der Preiſe und Löhne und mit der Güterbewegung auf den Eiſenbahnen. Was die Preiſe und Löhne betrifft, ſo iſt bekanntlich die „Geſchichte der Preiſe" (History of Prices), von Tooke und Newmarch, ein maßgebendes Werk für dieſen Theil der Statiſtik und der Volkswirthſchafts-Lehre geworden. Danach hat auch der Londoner Kongreß empfehlen, eine hiſtoriſche Unterſuchung der Preiſe und Löhne vom J. 1400 bis zur Gegenwart anzuſtellen und dieſen Zeitraum in die älteren drei Perioden bis 1570, 1700 und 1790 und in die neueren drei Perioden bis 1816, 1850 u. 1860 einzutheilen, wozu dann auch noch eine ganze Reihe von Unterſuchungen in lokalgeſchichtlicher, archivaliſcher und volkswirthſchaftlicher Beziehung gehören würde. Der Bericht bezweifelt jedoch, daß es eine Aufgabe der Statiſtik ſei, die ſich lediglich mit der Schilderung der gegenwärtigen Zuſtände der Staaten und mit den in der Gegenwart vor ſich gehenden Veränderungen dieſer Zuſtände zu beſchäftigen habe, alle dieſe hiſtoriſchen Unterſuchungen zu erledigen, wie intereſſant und belehrend auch die dadurch zu erlangenden Reſultate für die Wiſſenſchaft des Volkswirthes ſein mögen. Dagegen würde ſich die Ausarbeitung einer gründlichen Statiſtik der gegenwärtigen Preiſe aller Bedürfniſſe, und zwar die Letzteren nach drei Kategorien (1. leibliche Bedürfniſſe; 2. geiſtige und ſittliche Bedürfniſſe; 3. ſociale und politiſche Bedürfniſſe) eingetheilt, ſehr empfehlen. Eine ſyſtematiſche Zuſammenſtellung der Marktberichte, Preiscourante, Courszettel ꝛc. aller Länder würde dazu ein ſehr hülfreiches Material liefern.

* Der Bericht iſt ſowohl in der amtlichen Zeitſchrift des k. Statiſtiſchen Bureaus abgedruckt, als in Form einer beſondern Schrift erſchienen (VIII und 144 S. Berlin, R. Decker).

Digitized by Google

Mit der Statiſtik der Preiſe würde die der Arbeitslöhne Hand in Hand gehen. Dieſe müſſen überall mindeſtens ſo hoch ſein, daß die unentbehrlichſten Lebens-Bedürfniſſe ſowohl für den Arbeiter ſelbſt, als für ſeine, des Familienvaters, Angehörigen damit befriedigt werden können. Kennt man die Summe der Arbeitslöhne, ſo kennt man auch ziemlich die Größe der Conſumtion der auf ihren Arbeitsverdienſt angewieſenen Bevölkerung. Da der Preis der Arbeit, ebenſo wie alle andere Preiſe, je nach Angebot und Nachfrage, fällt und ſteigt, ſo wird ſich die Einführung von Notirungen der Löhne auf den Arbeitsmärkten und die regelmäßige, öffentliche Bekanntmachung dieſer Notirungen ſehr empfehlen.

Die Statiſtik der Bevölkerung nach Beruf und Beſchäftigung wird ſehr bald ſo ausgebildet ſein, daß von jedem Staate die Nachweiſe zur Vergleichung vorliegen, und dürfte es dann nicht ſchwer fallen, durch Vereinigung dieſer mit den Nachrichten über die Preiſe und Löhne zu einer ſehr überſichtlichen Anſchauung über die Größe der Conſumtion und, rückwärts von letzterer, über die Größe der Production zu gelangen.

Ein überaus wichtiges Feld für die Statiſtik der Production und der Conſumtion iſt das der Güterbewegung auf den Eiſenbahnen. Es hat dieſe Schöpfung unſerer Zeit nicht blos alle anderen Communications-Mittel an Bedeutung und Umfang weit hinter ſich gelaſſen, ſondern ſie hat auch weſentlich dazu beigetragen, die Production und den National-Reichthum der Staaten, beſonders derjenigen, die nur wenige Strom- und gar keine Seeverbindungen hatten, außerordentlich zu vermehren. Der ſtatiſtiſche Kongreß hat auch bereits in ſeiner Pariſer Sitzungs-Periode (1855) die Eiſenbahnen als ein Hauptmoment ſeiner Erwägungen bezeichnet und zu dieſem Behufe ein Verzeichniß der wichtigſten, hierbei in Frage kommenden Zuſtände und Erſcheinungen entworfen, deren Statiſtik er der allgemeinen Annahme empfahl. Mit Recht weiſt jedoch Herr Dr. Engel darauf hin, daß ſowohl die in Paris (1855) entworfenen Formulare, als die in London (1860) vom Kongreß auf den Antrag des Cap. Douglas Galton hinſichtlich der Eiſenbahn-Statiſtik gefaßten Beſchlüſſe den logiſchen Fehler begehen, Vorbereitungen, Zuſtände und Ergebniſſe zuſammenzufaſſen, die, wenn ſie auch, wie der Bau der Eiſenbahnen, der Betrieb derſelben und ihre finanziellen Reſultate (Dividenden) ſich zu einander verhalten, wie Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, oder wie Urſache und Wirkung, doch für den Statiſtiker durchaus nicht in ſolchem Zuſammenhange ſich befinden, daß ihm die Detailkenntniß des einen Moments ebenſo wichtig ſei, wie die des andern, und daß ihm nicht das Eine jener drei Momente, nämlich das Bild der gegenwärtigen Bewegung auf den Eiſenbahnen, genügen ſollte, ohne daß es für ihn auch noch der genauen Kenntniß der beiden anderen Momente bedarf.

Dieſes volkswirthſchaftliche Moment der Eiſenbahn-Statiſtik iſt es, auf deſſen Wichtigkeit Herr Dr. Engel den Kongreß aufmerkſam macht. Die Eiſenbahn-Statiſtik vermag beſſer, als irgend eine andere Kontrole, den Umfang der Production und Conſumtion der Staaten, ſowie die bedeutendſten Richtungen des Welthandels, nachzuweiſen. Und dazu bedarf es lediglich der regelmäßigen Aufzeichnung des Güterverkehrs, mit Unterſcheidung der Güter nach gewiſſen Hauptkategorien, ferner nach der Richtung, in welcher ſie die Bahn befuhren, ſowie endlich, ob ſie die Bahn ganz oder nur theilweiſe paſſirten.

Es wäre zu wünſchen, daß die auf vorſtehende Weiſe angedeutete Aufzeichnung des Güterverkehrs bei allen Eiſenbahnen eingeführt würde, wie dies verſuchsweiſe auch bereits, und zwar mit dem beſten Erfolg, ſeit dem Jahre 1861 auf den öſtlich von Berlin gelegenen zehn preußiſchen Eiſenbahnen geſchieht, und zwar auf Veranlaſſung des Directors der Oberſchleſ. Eiſenbahn, Herrn Oſſermann. Die vom Vorſteher des ſtatiſtiſchen Büreau dieſer Eiſenbahn, Herrn Robert Simſon, aufgeſtellte Waaren-Claſſification in 33 Haupt-Abtheilungen ſcheint zwar noch einiger Modificationen zu bedürfen. So ſind einzelne Haupt-Abtheilungen viel zu weitſchichtig und bunt, wie z. B. Nr. 22: „Kolonial-, Delikateß-, Material-, Spezereiwaaren und andere Conſumtibilien," unter welchen Letzteren ſich alles Mögliche, ſogar auch Brennöl, Tabak, Salz ꝛc., befindet. Die ebenfalls dazu gerechneten Mühlenfabrikate (Mehl) würden unbedingt beſſer mit der Abtheilung „Getraide" ꝛc. zu verbinden ſein, während andere Haupt-Abtheilungen, wie 32. Zink und 23. Kupfer, Meſſing ꝛc. ebenfalls vereinigt werden könnten. Im Ganzen jedoch ſcheint ſich dieſe Claſſification dem Kongreſſe als geeignete Grundlage zu einem neuen Formulare für die Waaren-Statiſtik der Eiſenbahnen zu empfehlen.

Die vierte Section wird ſich mit der vergleichenden Statiſtik der Geſundheit und Sterblichkeit der Civil- und Militair-Bevölkerung zu beſchäftigen haben. Herr Dr. Engel berichtet: „In die Zeit der Verſammlung des Kongreſſes in Paris (1855) fiel der Krim-Krieg; zwiſchen ſeinen Verſammlungen in Wien (1857) und in London (1860) liegt der italiäniſche Krieg. Für die Engländer war der Krim-Krieg eine große Enttäuſchung bezüglich des Glaubens an die Vortrefflichkeit ihrer Militair-Adminiſtration. Sämmtliche kriegführende Nationen wurden ſowohl durch die Vorkommniſſe in der Krim, wie durch die in Italien, gewahr, daß namentlich das Militair-Sanitätsweſen an einigen ganz bedeutenden Gebrechen leiden müſſe. Das engliſche ward im eigenen Lande von der geſammten Preſſe als ein überaus mangelhaftes und der ſchleunigſten Reform bedürfendes verurtheilt. Verſäumtes wurde raſch nachgeholt. Lord Sidney Herbert trat an die Spitze des Kriegminiſteriums. Er wirkte Wunder mit ſeinem umfaſſenden Geiſte und ſeinem bedeutenden Organiſations-Talent. Binnen Kurzem hatte er, neben gründlicher Beſeitigung anderer Mängel in der Militairverwaltung, das Militair-Sanitätsweſen auf die beſten Fundamente ganz neu aufgebaut, und die engliſche Nation kam ſeinen Beſtrebungen auf jede Weiſe zu Hülfe. Leider iſt dieſer edle britiſche Staatsmann nun auch ein Opfer ſeiner übergroßen Anſtrengungen geworden; doch er war noch in der vollen Blüthe ſeiner Kraft, in dem Vollbeſitze ſeiner eminenten Fähigkeiten, als der Kongreß in London tagte. Weſentlich auf ſeine Anregung geſchah es, daß eine Reihe der wichtigſten militair-ſtatiſtiſchen Fragen in das Programm der Londoner Verſammlung aufgenommen wurden und daß gleichzeitig die Statiſtik der Geſundheit und Sterblichkeit der Civil-Bevölkerung vor demſelben verhandelt wurde."

Dem Londoner Kongreß wurde von mehreren Seiten, insbeſondere von Dr. William Farr, Dr. Sutherland und Miß Florence Nightingale, der bekannten, vornehmen engliſchen Dame, die im Krim-Kriege mit außerordentlichem Opfermuth die Aufſicht über die Pflege in den Militair-Hoſpitälern übernommen hatte, die eingehendſten Vorſchläge in Bezug auf die Erlangung einer zweckentſprechenden Geſundheits-Statiſtik gemacht. Miß Nightingale richtete unter Anderm an den Präſidenten der betreffenden Kommiſſion, Grafen von Shaftesbury, ein Schreiben, dem wir Nachſtehendes entlehnen:

„Erlauben Sie mir die Bemerkung, daß in jedem Lande die Regierung im Beſitze zahlreicher ſtatiſtiſcher Nachweiſe hinſichtlich der Mittel, Krankheiten zu verhüten, ſein ſollte. Mit dieſen Nachweiſen ausgerüſtet, müßte jeder zum ſtatiſtiſchen Kongreß kommende Abgeordnete einer Regierung gleich in der erſten Sitzung Bericht darüber erſtatten, ob und wie durch die in ſeinem Lande eingeführten hygieiniſchen Verbeſſerungen in den Städten, namentlich in den Wohnungen der Arbeiter, in Schulen und Hoſpitälern, ſowie bei den Armen, die Sterblichkeit und die Krankheiten ſich vermindert haben, und zwar auch unter Verminderung der Koſten, die früher durch das Sanitätsweſen verurſacht wurden. Es iſt z. B. ſtatiſtiſch nachzuweiſen, daß in denjenigen Wohnungen, die man in ſanitätlicher Hinſicht gelüftet und ſonſt verbeſſerte, die jährliche Sterblichkeit von 25 oder 24 auf tauſend Einwohner auf 14 geſunken iſt, und daß in den Wohnungen der Armen, den gewöhnlichen Heerden des Typhus, ebenfalls in Folge jener Reformen, dieſe Krankheit nicht mehr wie früher an der Spitze der ſtatiſtiſchen Tabellen, als die ſchlimmſte der Todes-Urſachen, prangt. Ebenſo ſteht feſt, daß bei zahlreichen Truppentheilen der engliſchen Armee jetzt in Folge des bei ihnen eingeführten beſſeren Sanitäts-Regime die jährliche Sterblichkeit kaum noch ein Drittel früherer Jahre beträgt."

Zu den Mitteln der Meſſung und Wägung der Lebenskraft der Bevölkerung iſt in Deutſchland neuerdings noch Eines gekommen, das von großer Bedeutung zu werden verſpricht: nämlich die Turnerei. Das „ſtatiſtiſche Jahrbuch der Turnvereine Deutſchlands" enthält in dieſer Hinſicht ſehr intereſſante Nachweiſe über die turneriſchen Leiſtungen von mehr als 1250 Vereinen, und zwar iſt dieſe ganz vortreffliche Statiſtik lediglich der Einſicht und Thätigkeit der aus dem deutſchen Volke ſelbſt hervorgegangenen Männer zu verdanken, denen die Ordnung und Leitung der Turnvereine anvertraut iſt.

Es wird nunmehr Aufgabe des Berliner Kongreſſes ſein, die ihm noch von London her vorliegenden Anträge einer vergleichenden Geſundheits-Statiſtik und die ihm gemachten Vorſchläge zu einem einheitlichen Plane, der ſich, was die Mittel zu ſeiner Ausführung betrifft, an die gegebenen Verhältniſſe möglichſt anſchließt, in Erwägung zu ziehen und zu Beſchlüſſen zu erheben.

Die fünfte Section wird ſich der wichtigen Unterſuchung der Arbeiterfrage, ſoweit dieſelbe auf ſtatiſtiſchem Gebiete erörtert und gefördert werden kann, zu widmen haben. Das dieſer Frage gewidmete Kapitel in dem Berichte des Herrn Dr. Engel wirft einen kurzen Rückblick auf die Geſchichte der Arbeiterfrage während der letzten zwanzig Jahre, wobei der Herr Verfaſſer zu dem Reſultate gelangt, daß dieſe Frage

Digitized by Google

zu allen Zeiten exiſtirt habe, daß es in allen Lebensberufen — nicht blos in dem der Induſtrie — Proletarier gebe, und daß das einzige ſichere Mittel, dem Proletariate nicht zu verfallen, im Arbeiten und Sparen beſtehe. Daraus ergiebt ſich, daß die ſogenannte Arbeiterfrage nur auf dem Wege der Selbſthülfe zu löſen iſt, welchem Mittel alſo vor allem Anderen, auch von Seiten des ſtatiſtiſchen Kongreſſes, Vorſchub zu leiſten ſein wird. Die ſoziale Selbſthülfe hat aber nicht blos die nachhaltige Sicherung der Mittel zur eigenen Exiſtenz in's Auge zu faſſen, ſondern auch dafür Sorge zu tragen, daß bei'm Todesfalle des Familienhauptes oder Ernährers auch den auf ſeine Thätigkeit angewieſenen Hinterlaſſenen die Mittel zur Exiſtenz nicht fehlen.

Da Selbſthülfe und Almoſen einander widerſprechende Begriffe ſind und überdies feſtſteht, daß Letzteres eher demoraliſirt, als eine nachhaltige Aushülfe gewährt, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß bei den Erwägungen des Kongreſſes in Bezug auf das Mittel der Selbſthülfe von allen Wohlthätigkeits-Inſtituten, wie edel auch deren Intentionen ſein mögen, abzuſehen iſt. Die Selbſthülfe aber wird nur dann unter allen Umſtänden möglich ſein, wenn ſie eine genoſſenſchaftliche iſt. Je zahlreicher eine Genoſſenſchaft iſt, um ſo mehr darf der Einzelne in Fällen der Erkrankung, der Invalidität bei höherem Alter und des Todes auf Beiſtand für ſich und die Seinigen rechnen. „Im Prinzipe der Genoſſenſchaft (bemerkt Hr. Dr. Engel) liegt das Mittel zur Abſchwächung der die Stetigkeit des Erwerbs bedrohenden Urſachen inſofern, als deren Wirkungen gleichmäßig über einen größeren Raum, über eine längere Zeit und über viele Perſonen mehr oder weniger verſchiedener, phyſiſcher Beſchaffenheit und ſozialer Stellung verbreitet werden. Und das iſt der Boden des Verſicherungsweſens, auf welchem ſchon vor Jahrhunderten die Knappſchafts-Kaſſen, ſpäter die Invaliden-, die Witwen- und Waiſen-Penſionskaſſen, die Krankenkaſſen, die Fabrikarbeiter-Unterſtützungs-Kaſſen, die Altersrenten-Verſicherungen ꝛc. aufgebaut ſind."

Da jedoch anzunehmen iſt, daß den meiſten der in Deutſchland ſehr zahlreich beſtehenden Unterſtützungs-, Penſions-, Begräbniß- ꝛc. Kaſſen die mathematiſche Baſis, d. h. die Grundlage ihrer Solidität, fehlt, ohne welche ſie gerade in Zeiten der dringendſten Noth der Gefahr, inſolvent zu werden, ausgeſetzt ſind, ſo iſt es eine unaufſchiebbare Pflicht des ſtatiſtiſchen Kongreſſes, Einrichtungen in's Leben zu rufen, kraft welcher es den beſtehenden Anſtalten dieſer Art möglich gemacht wird, die ihnen fehlende Sicherheit zu erlangen und durch welche den neu zu begründenden von Haus aus eine ſichere Rechnungs-Baſis verliehen werden kann.

Wenn es ſich aber nicht ſowohl um Beiſtand in Krankheits-, Invaliditäts- und Todesfällen, ſondern um Begründung oder Erhaltung wirthſchaftlicher Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit handelt, ſo wird nicht von jenen, dem Prinzipe des Verſicherungsweſens huldigenden Unterſtützungs-, Ausſtattungs-, Witwen- ꝛc. Kaſſen, ſondern lediglich auf dem Boden des Kredits ein erſprießlicher Erfolg zu erwarten ſein. Um dieſen Kredit, der auf ſittlichem Vertrauen beruht, dem Einzelnen zu ermöglichen, welcher den feſten Willen und die ſittliche Kraft hat, dem in ihn geſetzten Vertrauen zu entſprechen, öffnen ſich ihm ſolche Genoſſenſchaften, als deren ſolidariſch verantwortliches Mitglied er Pflichten zu tragen und dagegen auch Rechte zu beanſpruchen hat. Jemehr jeder Einzelne, der ſich bei dieſen Genoſſenſchaften betheiligt, für die Vermehrung ſeiner Geſchicklichkeit, ſeiner Bildung, ſeines ſittlichen Werthes thut, umſomehr erhöht er auch das gewiſſermaßen durch ihn repräſentirte Kapital, umſomehr arbeitet er an ſeiner Kreditfähigkeit und Kreditwürdigkeit, die er dann auch in der Genoſſenſchaft, namentlich in den nach Schulze-Delitz'ſchen Prinzipien gegründeten Vorſchuß-Vereinen, zum vollen Maße verwerthen kann.

Nicht minder, als den Hülfskaſſen und den Kredit-Genoſſenſchaften, wird auch den ſogenannten Rohſtoff-Aſſociationen und Konſum-Vereinen, als Gliedern im Syſteme der ſozialen Selbſthülfe, von Seiten des ſtatiſtiſchen Kongreſſes Aufmerkſamkeit und Beachtung zu ſchenken ſein.

Als die höchſte Phaſe der genoſſenſchaftlichen Selbſthülfe bezeichnet Herr Dr. Engel die ſogenannten produktiven Aſſociationen, jene Vereine gleichgeſtellter Handwerksmeiſter, oder auch bloßer Arbeiter, die einen allgemeinen Arbeitsplan feſtſtellen, ſich dieſem unbedingt unterwerfen und Einen aus ihrer Mitte mit der Leitung des Ganzen auf eine gewiſſe Zeit betrauen. Der geſammte Reinertrag, der, nach Deckung der Ausgaben, worunter auch Kapitalzins und Arbeitslohn begriffen ſind, übrig bleibt, wird alsdann unter die Mitglieder nach Verhältniß ihrer Betheiligung an Kapital und Arbeit vertheilt.

Die Aufgabe des Kongreſſes bei der Würdigung aller dieſer Erſcheinungen iſt in einer Reihefolge von ſtatiſtiſchen Arbeiten vorgezeichnet. Doch wird dieſelbe Section, der ſchon in den gegenſeitigen Unterſtützungskaſſen das Prinzip des Verſicherungsweſens vorliegt, dem letzteren auch ſpeziell, inſofern das Verſicherungsweſen einer der bedeutendſten Induſtriezweige unſerer Zeit geworden und der Production, wie dem Nationalreichthum, Schutz gegen mannigfaltige Gefahren gewährt, ihre Aufmerkſamkeit zu ſchenken haben.

Wir gelangen endlich zu der ſechſten und letzten Section — last but not least — die ſich mit der Einheit der Münzen, Maße und Gewichte zu beſchäftigen hat, welche Einheit von dem Verfaſſer des vorliegenden Berichtes mit Recht als das wichtigſte Hülfsmittel der vergleichenden Statiſtik bezeichnet wird.

Schon in Brüſſel (1853) hatte der Kongreß erkannt, daß, mehr noch als die verſchiedenartige Form der Darſtellung des Handels und der Schifffahrt in den verſchiedenen Ländern, die Mannigfaltigkeit der Maße, Münzen und Gewichte dieſer Länder die angeſtrebte Vergleichbarkeit nicht blos ſchwierig und umſtändlich, ſondern zum Theil ſogar unmöglich mache. Deshalb ſprach der Kongreß den Wunſch aus, daß in den Veröffentlichungen der Statiſtik derjenigen Länder, wo das metriſche Syſtem nicht eingeführt iſt, eine Rubrik hinzugefügt werde, worin die Münzen, Maße und Gewichte des betreffenden Landes in ihr metriſches Aequivalent umgewandelt werden. Dieſer Wunſch iſt bisher, wahrſcheinlich weil eine ſolche Umwandlung mit zu vieler Arbeit verbunden ſein würde, unerfüllt geblieben. In Paris hatte ſich jedoch inzwiſchen, bei Gelegenheit der Welt-Ausſtellung des Jahres 1855, eine „internationale Aſſociation zur Herſtellung der Einheit der Münzen, Maße und Gewichte" gebildet, welche ſehr viele bedeutende Männer aus allen Ländern unter ihren Mitgliedern zählt. Die Aſſociation war auch auf dem ſtatiſtiſchen Kongreß in London (1860) vertreten, und dort wurde eine Reihe von Beſchlüſſen gefaßt, wodurch abermals das metriſche, resp. das Decimal-Syſtem allen Ländern, die es noch nicht beſitzen, auf das Dringendſte empfohlen ward. Ein Comité, deſſen Ehren-Secretaire zwei Vertreter der vorgedachten „internationalen Aſſociation," die Herren Sam. Brown und Leone Levi, ſind, ſoll dem ſtatiſtiſchen Kongreß in Berlin einen Bericht erſtatten über die von allen Delegirten der Regierungen übernommenen Unterſuchungen der Hinderniſſe, die der Einführung eines gemeinſamen Münz-, Maß- und Gewichts-Syſtems in ihren Ländern entgegenſtehen, resp. auch der Mängel, die ſich etwa dort gezeigt haben, wo das metriſche Syſtem bereits eingeführt iſt.

Es ſcheint dieſe Frage jetzt wirklich einer den volkswirthſchaftlich-richtigen Anſichten des Kongreſſes günſtigen Löſung entgegenzugehen. Denn abgeſehen davon, daß ſeit der letzten Sitzungs-Periode deſſelben die meiſten Regierungen Deutſchlands durch ihre Abgeordneten bei der Bundesverſammlung ihre Bereitwilligkeit zur Einführung eines gemeinſamen Münz-, Maß- und Gewichts-Syſtems zu erkennen gegeben, hat, was von beſonderer Wichtigkeit für die Löſung der intereſſanten Frage iſt, auch das britiſche Parlament nicht blos den alten Widerwillen gegen das metriſche Syſtem, das den Engländern der ältern Generation nur darum mißfiel, weil es franzöſiſchen Urſprungs war, gänzlich aufgegeben, ſondern auch eine Kommiſſion mit der ausdrücklichen Beſtimmung niedergeſetzt, Unterſuchungen über die „Einführung eines einfachen Maß- und Gewichts-Syſtems anzuſtellen, das nicht allein den inneren Verkehr, ſondern auch den ausländiſchen Handel und Verkehr mit fremden Ländern zu erleichtern geeignet iſt." Dieſes Comité hat in der üblichen, parlamentariſchen Weiſe bereits eine große Anzahl von Sachverſtändigen über den Gegenſtand vernommen und unter'm 15. Juli 1862 ſeinen Bericht an das Parlament abgeſtattet. Es hat demzufolge dem Letzteren in einer Reihe von Reſolutionen empfohlen: den Gebrauch des metriſchen Syſtems zu einem geſetzlichen zu machen, Zwangsmaßregeln in dieſem Betreff jedoch nicht eher anzuordnen, als bis ſie von der allgemeinen Ueberzeugung des Publikums ſanctionirt ſeien; ferner ſoll bei dem britiſchen Handelsminiſterium ein Departement für die Verifizirung von Maßen und Gewichten errichtet werden, das zugleich beauftragt wird, die Kenntniß und den Gebrauch des metriſchen Syſtems ſoviel als möglich zu befördern; ebenſo ſoll auch bei der Douane neben dem bisherigen engliſchen Maß- und Gewichts-Syſtem das metriſche ſtets in Anwendung gebracht werden, damit einerſeits der engliſche Handelsſtand ſich daran gewöhne und andererſeits dem auswärtigen Handel die Beziehungen zu England erleichtert werden u. ſ. w. Eine mit dieſen Empfehlungen des Unterſuchungs-Comité übereinſtimmende Bill iſt am 2. Juli d. J. im britiſchen Unterhauſe zum zweitenmale verleſen worden.

Es iſt dies gewiß eine ungeheure Conceſſion, die Alt-England den berechtigten Anforderungen der neuen Zeit gemacht. Bereits haben auch

Digitized by Google

die Delegirten von Rußland, Schweden und Norwegen erklärt, daß, wenn England erſt das metriſche Syſtem einführe, ihre Regierungen gewiß keinen Augenblick anſtehen werden, ein Gleiches zu thun. Hoffen wir, daß Deutſchland mit Einſchluß von Preußen ſehr bald zu einer gleichen rationellen Entſchließung gelange, damit die zum Theil bereits abgeſchloſſenen und zum Theil noch in Ausſicht ſtehenden Handelsverträge ihren Zweck: die Mehrung der Handelsverbindungen und des Nationalreichthums aller Länder, vollſtändig erreichen können. Frankreich, Belgien, Holland, Italien, Spanien, Portugal, die Schweiz, Griechenland und einige Staaten Südamerika's haben bereits ſämmtlich die Vortheile des bei ihnen eingeführten, metriſchen Syſtems als unzweifelhaft anerkannt.

Und ſo ſehen wir denn den Berathungen und Beſchlüſſen der fünften Sitzungsperiode des ſtatiſtiſchen Kongreſſes in allen ſeinen Sectionen mit der größten Spannung entgegen. Wir wollen wünſchen, daß ſie ſegenreich auch für Deutſchlands Volkswirthſchaft und Nationalwohlfahrt ſeien, und daß Berlin in der Geſchichte der Entwickelung der ſtatiſtiſchen Wiſſenſchaft und ihres befruchtenden Einfluſſes auf die Humanität, die Freiheit und den Welthandel einen ehrenvollen Platz einnehmen möge!

J. L.

## Böhmen.

### Graf Leo Thun und der Parlamentarismus in Oeſterreich.

Dem öſterreichiſchen Conſtitutionalismus hatte die ſtaatswiſſenſchaftliche Literatur — wenn wir eben nicht die in den Tagesblättern aufgezeichneten Abhandlungen zu derſelben zählen wollen — bisjetzt nur wenige Bereicherungen zu verdanken. Die erſte bedeutendere Schrift, die ſich eine tiefergehende Kritik der parlamentariſchen Regierungsform zur Aufgabe geſtellt hat — mehrere früher erſchienene Monographien, wie z. B. die vortreffliche in der Cotta'ſchen Vierteljahrſchrift von Renwirth erſchienene, haben nur eine reſumirende Rückſchau auf die erſte Reichsraths-Seſſion zum Inhalte — iſt die vorliegende des ehemaligen Cultus- und Unterrichtsminiſters Grafen Leo Thun. Sie iſt, wie ſich dies bei der Stellung, die der edle Graf ſowohl als Haupt der Oppoſition im Herrenhauſe, wie als Mitglied der ſogenannten „conſervativen" Adels-Partei im böhmiſchen Landtage eingenommen, von ſelbſt verſteht, eine oppoſitionelle, peſſimiſtiſche und negirende. Graf Leo Thun hat aber dieſe ſowohl ihres Verfaſſers, als ihres Inhalts wegen ſehr beachtenswerthe Schrift, deren Erſcheinen, ob abſichtlich, ob zufällig, wollen wir nicht entſcheiden, mit der Kataſtrophe in Preußen zuſammenfiel, nicht ſelbſtändig herausgegeben, ſondern ſie nur als Anhang zu einem Ueberſetzungswerke erſcheinen laſſen, wir meinen die Ueberſetzung von Lord Grey's Abhandlung über den Parlamentarismus in England,* durch deren Herausgabe er ſich jedenfalls ein größeres Verdienſt erworben, als durch die Veröffentlichung ſeines eigenen Glaubensbekenntniſſes. Graf Thun ſcheint ſogar auf den Anhang ein größeres Gewicht gelegt zu haben, als auf das Grey'ſche Werk, und dies mag es rechtfertigen, wenn auch wir heute das Letztere ganz bei Seite liegen laſſen und uns nur mit dem Thun'ſchen Glaubensbekenntniſſe beſchäftigen. Dieſes ſteht auch mit dem Grey'ſchen Werke nur inſofern im Zuſammenhang, als Graf Thun, an die engliſchen Verhältniſſe anknüpfend, die Vergleichung dieſer mit den öſterreichiſchen zum Ausgangspunkte ſeiner peſſimiſtiſchen, zu Ungunſten Oeſterreichs ausfallenden Betrachtungen macht.

Weshalb Graf Thun das Grey'ſche Werk, das im Originale ſchon im Jahre 1857 aus Anlaß des damaligen Beſtrebens nach einer abermaligen Reform des Parlamentes erſchienen iſt, gerade jetzt hervorſucht, iſt uns nicht recht klar. Der Verfaſſer, der ſich dieſe Frage ſelbſt aufwirft, giebt uns auf dieſelbe keine genügende Antwort, und es liegt die Vermuthung nahe, daß Graf Thun das Manuſkript dieſer an und für ſich vortrefflichen Ueberſetzungsarbeit ſchon ſeit langer Zeit in ſeinem Pulte liegen gehabt und jetzt hervorgeholt habe, wo er eines triftigen Beweggrundes und vielleicht eines Deckmantels für die Veröffentlichung ſeiner angehängten Schrift über die Ausſichten der parlamentariſchen Regierungsform in Oeſterreich bedurfte. Der Inhalt dieſer iſt in der That ſo geartet, und ſteht in ſolchem Widerſpruch mit den Anſchauungen der Bevölkerung und der leitenden Staatsmänner in Oeſterreich, daß ein ſelbſtändiges Erſcheinen derſelben dem edlen Grafen denn doch riskant geſchienen haben mag. Lord Grey, deſſen Werk Graf Thun nicht nur überſetzt, ſondern ſich in Betreff der ſtofflichen Behandlung zum Vorbilde genommen zu haben ſcheint, war bei Veröffentlichung ſeines Werkes in entſchieden günſtigerer Lage. Lord Grey wollte mit ſeinem Buche ein Werk von dauerndem Werthe liefern, in welchem er die engliſche Verfaſſung in ihrer ganzen Wirkſamkeit kritiſch ſchildert und ſteht als Autor über den Parteien, als Staatsmann zählt er zu den angeſehenſten liberalen Parlamentsmitgliedern; er war ſchon zur Zeit der Reformbill, als Sohn und Erbe ihres Schöpfers, unter den Namen Lord Howick, Mitglied des damaligen Miniſteriums, und auch unter dem ſpätern Whig-Miniſterium hatte er eine Zeitlang das Portefeuille des Kriegs inne. Graf Leo Thun dagegen zählt zu jenen Staatsmännern in Oeſterreich, deren Rücktritt die Conditio sine qua non für den Anbruch der neuen Aera war, und ſeitdem dieſe angebrochen, war er ein entſchiedener Parteigänger der ſogenannten „Conſervativen," das heißt derjenigen, die den frühern Zuſtand mit allen erdenklichen Mitteln wieder herbeizuführen bemüht ſind. Daß auch die vorliegende Schrift mit dem Berufe, in dieſer Richtung zu wirken, in die Welt geſetzt worden, beweiſt ſchon der Umſtand, daß ſie zu derſelben Zeit erſchienen, wo ſich in Preußen die Ideale des Grafen Thun erfüllen und gewiſſe Kreiſe in Oeſterreich bereits Promeſſen auf die glückliche Nachahmung und den aus dieſer zu ziehenden Gewinn auszugeben geneigt waren. Wir haben uns zwar über die erſtarrte Politik des Grafen Leo Thun einerſeits und ſeine politiſche Romantik andererſeits niemals getäuſcht, daß er aber in ſeiner Negation ſo weit gehen würde, als dies in der vorliegenden Schrift der Fall iſt, hätten wir niemals geglaubt. Dennoch möchten wir dem edlen Grafen für die Veröffentlichung ſeines Glaubensbekenntniſſes aus doppelten Gründen dankbar ſein, einmal weil wir es endlich mit einem beſtimmt ausgeſprochenen Reactions-Programm zu thun haben und in demſelben den Geſinnungs-Ausdruck einer ganzen Species erblicken dürfen, die glücklicher Weiſe in Oeſterreich, ja ſogar im Herrenhauſe ſelbſt nur wenige Individuen zählt, andererſeits, weil es der edle Graf, da wo er vergleichend ſelbſt die engliſchen Verhältniſſe in kurzen, ſcharfen Strichen ſchildert, uns eine ſehr klare, geiſtvolle, bisher ſogar unübertroffene Darſtellung liefert, die aus dem Ganzen herausgeſchält zu werden würdig wäre.

Wie ſich dies bei einem politiſchen Romantiker und einem zu geiſtvollen, aus eigener Anſchauung ſchöpfenden Betrachter der engliſchen Zuſtände eigentlich von ſelbſt verſteht, iſt er häufig von ſeinem Stoffe fortgeriſſen und zum Lobredner des engliſchen Conſtitutionalismus geworden. So thut er ſelbſt in der Vorrede den höchſt beachtenswerthen und gewiß von jedem Freiheitsfreunde getheilten Ausſpruch: „Niemand, der Sinn für Freiheit und für politiſche Größe hat, kann England betreten, ohne erhebende Empfindungen und ohne den Wunſch, ſein Vaterland ähnliche Einrichtungen theilhaftig werden zu ſehen." Nach dem Prognoſtikon aber, das Graf Thun der parlamentariſchen Regierungsform in Oeſterreich ſtellt und nach der Art, wie er den Conſtitutionalismus umgeſtaltet wiſſen möchte, müſſen wir annehmen, daß Graf Thun jenen Wunſch nicht hege, mithin keinen Sinn für die Freiheit habe, was er allerdings, noch bevor er dieſe Schrift veröffentlicht, hinlänglich durch ſeine Wirkſamkeit als Miniſter an den Tag gelegt hat. Freilich ſucht Graf Thun die Dinge ſo darzuſtellen, als ob die gegenwärtige parlamentariſche Regierungsform in Oeſterreich unmöglich ſei; allein während er uns den Beweis dieſer Unmöglichkeit, ſelbſt den magern, papierenen Beweis ſchuldig bleibt, führen die Ereigniſſe mit zwingender Macht den Gegenbeweis, und von der Thatſache, daß jetzt die beiden Häuſer des öſterreichiſchen Reichsrathes wieder in erſprießlicher Uebereinſtimmung verſammelt ſind, und ihre conſtitutionelle, legislatoriſche Wirkſamkeit über die Expectorationen der verfaſſungsfeindlichen Fraction zur Tagesordnung übergeht, vor dieſer nicht zu läugnenden Thatſache muß das ſophiſtiſche Gebäude der hochgräflich Thun'ſchen Negation wie ein Kartenhaus zuſammenſtürzen. Graf Thun geht von der Vorausſetzung aus, die öſterreichiſche, parlamentariſche Regierungsform ſei eine Copie der engliſchen und knüpft daran die Bemerkung: „Staaten ſind Organismen, und organiſches Leben läßt ſich nicht copiren. Für den beſonnenen Patrioten kann es ſich daher bei Bewunderung der Einrichtung eines anderen Staates niemals einfach um deren Uebertragung handeln." Dieſe Anſchauung iſt im Allgemeinen ſehr richtig, nur paßt ſie für den gegebenen Fall nicht, und iſt die Prämiſſe eine irrige, denn die parlamentariſche Regierungsform in Oeſterreich iſt von jener in England im Ganzen und Großen, wie im Einzelnen verſchieden, wenn auch die Grundlage, wie es ſich bei dem Umſtande, daß man die engliſche Verfaſſung hier wie anderwärts bei der Einführung des Parla-

* Die parlamentariſche Regierungsform, betrachtet im Hinblicke auf eine Reform des Parlamentes von Earl Grey, aus dem Engliſchen überſetzt und mit einem Anhange über die Ausſichten der parlamentariſchen Regierungsform in Oeſterreich verſehen, von Graf Leo Thun. Verlag von Friedrich Tempsky. Prag, 1863. 8. XV. u. 238 S.

Digitized by Google

mentarismus als muſtergiltig betrachtete, dieſelbe iſt; eine Copie iſt ſie nicht. Graf Thun ſtellt ſich nun die Frage: In England haben dieſe und jene Einrichtungen unter dieſen und jenen thatſächlichen Verhältniſſen beneidenswerthe Erfolge gehabt; welche Einrichtungen können in Oeſterreich unter Vorausſetzung der daſelbſt gegebenen Verhältniſſe zu ähnlichen Erfolgen führen?

Der Verfaſſer beantwortet dieſe Frage eigentlich nur unvollſtändig, denn er erklärt die gegenwärtige parlamentariſche Regierungsform in Oeſterreich für unmöglich, findet die Bildung einer mächtigen conſervativen Partei für dringend nothwendig, erblickt das Heil Oeſterreichs in der durch die Stände beſchränkten Monarchie nnd gelangt zu folgendem Schlußreſultate:

„Die parlamentariſche Regierungsform hat bisher nirgend als in England (?) dauernde, heilbringende Erfolge gehabt. Was man gegenwärtig in Oeſterreich unter dem Namen „conſtitutionelles Syſtem" erſtrebt, iſt eine Uebertragung gewiſſer äußerer Formen und gewiſſer ſtaatsrechtlicher Grundſätze der engliſchen Verfaſſung, müßte ſich aber ganz und gar anders als dieſe geſtalten und würde aller Verbindungen ermangeln, auf denen die Möglichkeit des Beſtandes und der Erfolge der engliſchen Verfaſſung beruht. Nicht eine ſolche Uebertragung fremdartiger, ſtaatsrechtlicher Grundſätze iſt es daher, was uns Noth thut, ſondern die Entwickelung der einheimiſchen Rechtszuſtände in einer Weiſe, welche mit Rückſicht auf die Eigenthümlichkeit unſerer Verhältniſſe ein freiheitliches, öffentliches Leben mit dem Beſtande einer kräftigen Regierung verträglich macht. Eine kräftige Regiernng in Oeſterreich kann aber nur eine monarchiſche ſein. Ein Verſuch, die monarchiſche Macht in Oeſterreich nicht nur zu beſchränken, ſondern deren Weſenheit durch eine Uebertragung derſelben auf eine parlamentariſche Verſammlung zu zerſtören, kann nur, das läßt ſich mit Zuverſicht vorherſehen, die Zahl ähnlicher mißglückter Nachahmungen der engliſchen Conſtitution (?) um eine vermehren. Was ſich aber nicht vorherſehen läßt, das ſind die Folgen, die ein ſo unweiſer Verſuch (!!) für das Heil, die Macht, ja möglicher Weiſe für die Einheit, das iſt den Beſtand Oeſterreichs haben wird."

Der Weg, den der Verf., bis er zu dieſem wenig tröſtlichen Ziele gelangt, einſchlägt, iſt ein ſchwieriger; denn da ihn der grade Gedankengang zu einem ganz anderen Ziele, freilich dem richtigen, geführt hätte, muß er ſein Ziel auf Umwegen zu erreichen trachten nnd auf dieſem giebt es manche romantiſche Partie, mit welcher wir den Leſer bekannt machen wollen, und bald geräth der Verfaſſer auf dem unebenen Pfade in einen Ideenſumpf, bald in ein Gedankendickicht, durch welches er ſich nur mit Mühe windet. Manchmal freilich iſt ſein Ideengang auch von Gedankenblitzen erleuchtet und ſpringt hier und da eine lebende Quelle geſunder Anſchauung hervor. Leider aber werden die Lichtſeiten von den Schattenſeiten bei weitem überwogen.

Der erſte Theil ſeines Anhanges iſt der Schilderung des engliſchen Zuſtandes gewidmet. „Auch bei uns in Oeſterreich wird nun," ſagt er, „ein ſolcher Verſuch gemacht, das conſtitutionelle Syſtem einzuführen," und es iſt bezeichnend für den Standpunkt, den der edle Graf einnimmt, daß er in der ganzen Schrift von dem Conſtitutionalismus in Oeſterreich niemals anders, als von einem „Verſuche," einmal ſogar als von einem „unweiſen Verſuche" ſpricht, während die Thatſachen doch beweiſen, daß die öſterreichiſche Verfaſſung bereits aus dem Stadium des Verſuchs herausgetreten und in Fleiſch und Blut übergegangen iſt. Dem Verfaſſer iſt's klar, daß die parlamentariſche Regierungsform in Oeſterreich mit der engliſchen nebſt der ganz äußerlichen Erſcheinung eines Hauſes von Abgeordneten und eines Herrenhauſes nichts gemein habe, als die Uebertragung des Schwerpunktes der Regierung in das Parlament und hauptſächlich in das Haus der Abgeordneten und die aus der Durchführung dieſer Aenderung der Verhältniſſe nothwendig hervorgehende Verwandlung des Monarchen in ein von der eigentlichen Regentengewalt entkleidetes, wenn auch noch immer erbliches und mit dem Titel und dem Glanze der Majeſtät ausgeſtattetes Staatsoberhaupt. Nun ſollte man meinen, daß es in Oeſterreich, trotz allem Liberalismus, mit der Machtentkleidung des Monarchen denn doch nicht ſo arg beſtellt ſei. Er findet ferner „keine Spur von großen, organiſirten nnd disziplinirten, in dem ganzen Reiche verzweigten Parteien, daher keine innerlich einige Partei-Regierung, in Folge deſſen auch eine der engliſchen in gar keiner Beziehung ähnliche Stellung der Miniſter zu dem Parlamente und des Parlamentes zu dem Lande." Würde die Partei des edlen Grafen eben ſo groß und im ganzen Reiche verzweigt ſein, wie die conſtitutionell liberale, ſo würde er ſich wahrſcheinlich nicht über den Mangel an Partei-Organiſation beklagen. Dieſe nnd einige ähnliche Behauptungen genügen indeſſen dem Verfaſſer, um aus ihnen den Schluß zu ziehen, daß in Oeſterreich alle Vorbedingungen für den Conſtitutionalismus mangeln. „Die Möglichkeit jenes Syſtemes iſt demnach, wie Lord Grey ſich ausdrückt, lediglich die Sache der Speculation, und die bloße Speculation hat in Beziehung auf Staatsangelegenheiten wenig Anſpruch auf Vertrauen." Gegen das Miniſterium Schmerling iſt Graf Thun zuweilen ſehr bitter; ſo ſagt er S. 203: Oeſterreich ſei „ohne Führung praktiſch erfahrener Staatsmänner." S. 208: „Das Miniſterium hat eine Reihe von Niederlagen in dem Abgeordneten-Hauſe erlitten, die kein engliſches Miniſterium ertragen würde."

Sehr wichtig ſcheint ihm die Stärkung des Einfluſſes der Regierung im Reichsrathe. Sehr richtig iſt aber, was Graf Thun über die verwerflichen Mittel einer ſolchen Stärkung ſagt, ſo z. B. S. 206: „Die Verbindung parlamentariſcher Regierung mit dem Beamten-Regimente iſt die allerunglücklichſte politiſche Combination." Er knüpft hieran folgende, und im Munde des Grafen Thun höchſt überraſchende Bemerkungen: Gelingt es einem Miniſter, ſich mittelſt einer großen Partei durch den Dienſtverband von ihm abhängiger Individuen die Majorität in einer repräſentativen Körperſchaft zu verſchaffen, „ſo hat er unter den trügeriſchen Formen einer Volksvertretung den ſchlimmſten Abſolutismus hergeſtellt, einen Zuſtand, in dem der Wille eines Einzelnen, dem es dazu an jedem legitimen Rechte fehlt, ſowohl die Geſetze vorſchreibt, als zu ihrer Befolgung zwingt, durch ein auf keine ſittliche Kraft geſtütztes Syſtem von Unwahrheiten, ein Syſtem, das in gleichem Maße dem Monarchen, wie den Regierten verderblich werden muß. Eine ſolche Regierungsform kann ſchon wegen ihrer offenbaren Verfälſchung der Idee der Volksvertretung und auch deshalb nicht von Dauer ſein, weil ſie den Beamtenſtand, auf welchen ſie ſich ſtützt, ſchleunigſt demoraliſirt. Der pflichttreue Beamte hat die Weiſungen ſeiner Vorgeſetzten zu vollziehen. Die Uebung politiſcher Rechte hingegen, ſei es bei der Wahl von Vertretern, ſei es in parlamentariſchen Körperſchaften, erheiſcht die gewiſſenhafte Geltendmachung der individuellen Ueberzeugung." Das klingt ſehr wacker!

In anderer Richtung überraſcht uns folgender Paſſus, der wie eine Selbſtkritik ausſieht, denn an den Gerüchten war ja grade das Syſtem ſchuld, welchem Graf Thun ſo eifrig diente: „Bei uns noch mehr, als in den andern Großſtaaten des Kontinentes, welche den „Conſtitutionalismus" verſucht haben, giebt es im Grunde nur Eine parlamentariſche Partei, nämlich diejenige, welche man die liberale zu nennen gewohnt iſt. Ihre Anhänger beſtehen in Folge des bureaukratiſch-abſoluten Regierungs-Syſtems, unter welchem wir aufgewachſen ſind, zum größten Theile aus Perſonen, die niemals in der Lage waren, praktiſche Erfahrungen in Regierungs-Angelegenheiten zu machen. Dieſe Partei kann allerdings auf dem Wege conſtitutioneller Einrichtungen ihre geiſtig befähigten Glieder auf die Miniſterbank emporheben. Allein immer wiederholt ſich die Erſcheinung, daß die ſo Emporgeſtiegenen in demſelben Augenblicke ihre Führerſchaft verlieren. Sie haben ſie in der That in dem Sinne eines engliſchen Parteiführers niemals gehabt. Sie waren nur Vorkämpfer, aber nicht Leiter ihrer ſogenannten Partei. Sobald ſie nun in die Lage verſetzt werden, ſelbſt regieren zu ſollen, lernen ſie Nothwendigkeiten kennen, welche ihre Kampfgenoſſen weder einſehen, noch anzuerkennen geneigt ſind. Sofort ſind ſie genöthigt, entweder der „liberalen Partei" als willenloſe Werkzeuge zu dienen, das heißt nicht zu regieren, oder ihr entgegenzutreten und von ihr ausgeſchieden zu werden. In dem einen, wie in dem andern Falle verfolgt die Majorität unaufhaltſam ihren Weg. Es iſt überflüſſig, hiefür auf Beiſpiele hinzuweiſen."

Wie naiv klingt das im Munde des Grafen Thun, wenn er ſagt, daß „wir" — es fehlt nur noch, daß er „leider" hinzuſetzt, unter dem bureaukratiſch-abſoluten Regierungs-Syſtem aufgewachſen ſind.

Die folgenden Blätter, S. 215 ff., ſind ein Lobgeſang auf die beſchränkte Monarchie, die das Ideal des Grafen iſt, und wie ſie die chriſtliche Monarchie, bis zu den „wüſten Zeiten des 17. und 18. Jahrhunderts" überall war, und wie ſie Graf Thun auch mit einiger Hineininterpretation von nicht darin Liegendem in dem October-Diplome neu zu begründen verſucht findet. „Nicht der Conſtitutionalismus, ſagt er, ſondern die Befreiung von dem centraliſirenden Beamten-Regimente und der auf daſſelbe gegründeten Omnipotenz der Staatsgewalt iſt die große politiſche Angelegenheit, welche die nächſte Zukunft bewegen wird." Nach einigen mit geſunden Bemerkungen durchwirkten Erörterungen über die Miniſterverantwortlichkeit, Unabhängigkeit der Gerichte nnd Fachminiſterien, welche letztere er verwirft, obzwar ſein Portefeuille das eines Fachminiſters geweſen, kommt er immer wieder auf ſeine beſchränkte Monarchie und die Nothwendigkeit der Bildung einer conſervativen Partei zurück.

Das Angeführte dürfte indeſſen genügen, um dem Leſer den Charakter der von der verfaſſungsfeindlichen Partei in Oeſterreich erhobenen Oppoſition zu ſchildern, und er wird einſehen, daß er ſich in vortheilhaf-

Digitized by Google

ter Weiſe von dem der Reactions-Partei eines Nachbarſtaates unterſcheide. Die Oppoſition des Grafen Thun iſt — bei allen Trugſchlüſſen, bei allem abſichtlichen Augen verſchließen vor den lichtvollen Thatſachen eine anſtändige, ſich in den Gränzen honetter Discuſſion haltende; ja ſeine Darſtellung nimmt zuweilen einen Charakter an, die ſich weit über das Niveau der gewöhnlichen politiſchen Meinungsäußerung erhebt und der, wenn auch ſehr anfechtbare Inhalt ſeiner Erörterungen hat gerechten Anſpruch, von ebenbürtigen Schriftſtellern auf dem Gebiete der Staatswiſſenſchaft kritiſch und wiſſenſchaftlich beurtheilt zu werden. In Praxi haben die Thatſachen bereits die Schrift des Grafen Thun widerlegt, denn die Wirklichkeit des Conſtitutionalismus in Oeſterreich läßt keinen Zweifel an der Möglichkeit deſſelben mehr zu.

Dr. Theophil Pisling.

# Ungarn.

## Kaiſer Joſeph II. und Ungarn.

Nichts kann für Politiker, beſonders für öſterreichiſche, belehrender ſein, als das gründlichſte, in alle Details eingehende Studium der Regierungs-Geſchichte Joſeph's II. Denn dieſer ſeltene Monarch hat ein ſonnenhell leuchtendes Beiſpiel aufgeſtellt ſowohl deſſen, was unbedingt nachzuahmen, d. h. mit ſelbſtändiger Urtheilskraft und Berückſichtigung der gegenwärtigen Weltverhältniſſe weiter zu entwickeln und auszubilden iſt, ſowie deſſen, was ſorgſam vermieden werden muß, weil es, heut noch nachgeahmt, das Gute durchaus nicht mehr erzeugen kann, das Joſeph's Fehler und Irrthümer ſelbſt hervorgerufen haben — die Neubelebung und Kräftigung des ungariſchen Nationalgeiſtes iſt wider ſeinen Willen recht eigentlich des Kaiſers Werk, ſondern von den ſchädlichſten Folgen ſein muß.

Leider iſt der öſterreichiſche Schmerlingianismus entgegengeſetzter Anſicht. Denn, während die wahrhaft freiſinnigen Tendenzen Joſeph's eben nur ſo weit zur Geltung gebracht werden, als nach Solferino zur unumgänglichen Nothwendigkeit wurde, wenn man überhaupt fortexiſtiren wollte, verfolgt man die Joſephiniſche Centraliſations-Idee, deren Bach'ſche Realiſirung zu ſo glänzenden Reſultaten geführt hat, mit einem Eifer, der wieder das alte Wort beſtätigt: Niemand will etwas aus der Geſchichte lernen!

Trotz alledem will ich doch aufmerkſam machen auf die Darſtellung Joſeph's in ſeinem Verhältniß zu Ungarn, die in dem jüngſt in Peſt erſchienenen fünften Bande der „Geſchichte Ungarns von Michel Horváth (Magyarorszag történelme. Irta Horváth Mihály*) enthalten iſt. Dieſes Werk giebt, neben den ausgezeichneten, erſt jüngſt von der ungariſchen Akademie gekrönten hiſtoriſchen Arbeiten Ladislaus Szalai's, ein erfreuliches Zeugniß von dem Ernſt, der Gründlichkeit und Unbefangenheit, mit welchen die Ungarn ihre Geſchichte behandeln, ſodaß ſie auch in dieſer Hinſicht eine Vergleichung ihrer Leiſtungen mit denen der tüchtigſten Völker Europa's nicht zu ſcheuen haben.

Mit folgenden Worten ſchließt Horváth die Geſchichte Kaiſer Joſeph's:

„An einem ſeiner letzten Tage hörten ſeine Umgebungen von ihm die Worte: „„Ich wünſchte, man ſchriebe auf mein Grab: hier ruht ein Fürſt, der bei guten und reinen Abſichten ſo unglücklich war, zu ſehen, daß alle ſeine Pläne ſcheiterten."" In der That, einen bittern Kelch behielt das Verhängniß Joſeph's letzten Tagen auf. Bei ſo viel Eifer und ſo heiliger Abſicht ſo wenig Erfolg zu ärndten, am Ende eines arbeit- und opfervollen Lebens ſich in der die Seele niederdrückenden Situation zu ſehen, alle mit dieſes Lebens Herzblut errungenen Reſultate, alle Früchte ſeiner Anſtrengungen und Nachtwachen am Rande des Grabes ſelbſt vernichten zu müſſen; zu ſehen, wie ſeine Völker, die er nur zu beglücken wünſchte, ſeine Liebe mit Undank erwiederten — das muß ein tödtender Schmerz geweſen ſein! Ja, wir könnten in Verſuchung kommen, die Hand, welche über das Schickſal der Völker und Fürſten waltet, der Ungerechtigkeit anzuklagen, wenn uns nicht einfiele: daß der niederſchlagende Schmerz, der des großen Mannes edles Herz am Abend ſeines Lebens ergriff, nur die Vergeltung der Nemeſis für jene Wunden war, die er bei all' ſeinem ſehnlichen Streben zu beglücken, zwar nicht aus böſer Abſicht, doch ſicher leichtſinnig und ſchonungslos, mit übergroßem Vertrauen auf ſeine guten Abſichten, ſeine eigene Kraft und Einſicht überſchätzend, die öffentliche Meinung verachtend, dem Gemüthe ſeiner Unterthanen ſchlug. Er ſah ſeine Völker für einen rein ſeel- und gefühlloſen Stoff an, den er nach ſeinem Belieben mit ſeinem Commandowort umgeſtalten könne; — und ſeiner Völker verletzte ſittliche Natur rächte ſich an ihm. Er begnügte ſich nicht damit, ſeine Völker zu entwickeln und, die Bedingungen des zeitgemäßen Fortſchritts vorbereitend, ſie mit ſchonender Hand auf der Bahn des Fortſchritts zu führen; er wollte überdies mit zum Theil phantaſtiſchen, kein gutes Reſultat verſprechenden Experimenten ſeine Völker mit Gewalt auf den Pfad der Wohlfahrt und des Fortſchritts, der ihm eben in der Phantaſie vorſchwebte, zwingen; — und die Freiheitsliebe derſelben empörte ſich gegen ihn. Er griff in die Rolle der Vorſehung ein, als er zwar mit guten Abſichten, aber mit dem Willen, unbeſchränkt über Glauben, Neigungen, Gefühle und Schickſal der Völker zu verfügen, dieſe in einer mit ihrer bisherigen Entwickelung, mit ihren Traditionen, mit ihrer Geſchichte im Gegenſatz ſtehenden Richtung auf einem neuen, von ihm ihnen angewieſenen Wege zu ſchreiten nöthigte; — und die Vorſehung zögerte nicht, ihn in ſeinen letzten Augenblicken zur Anerkennung ſeiner beſchränkten menſchlichen Kraft zu bringen, indem ſie zur Strafe anordnete, daß er ſelbſt ſein mit ſo vieler Anſtrengung erbautes Lieblingswerk vernichtete und ſelbſt ſeine unter dem Zwang ſtöhnenden Völker wieder auf die Bahn ſtellte, auf der ſie gemäß der Natur ihrer Individualität ſich entwickeln und fortſchreiten können," was er, wie Horváth vorher gebührend hervorhebt, als er ſich von der Nothwendigkeit überzeugt, mit rückhaltloſer, höchſt edler Entſchloſſenheit that.

„Wenn wir jedoch in dieſem für ihn ſo traurigen Ende der Regierungsgeſchichte Joſeph's das Wirken der Hand der ausgleichenden Gerechtigkeit anzuerkennen genöthigt waren, ſo können wir nicht umhin, zu bedauern, daß die Kataſtrophe auch alles Gute und Richtige verſchlang, das wir in ſeinen Reformen finden. Aber wundern werden wir uns darüber nicht, wenn wir bedenken, daß die Hauptidee, von welcher er bei ſeinen Reformen ausging, die er zur Baſis der von ihm verſuchten gänzlichen Umgeſtaltung machte, ſchon in ihrem Keim wurmſtichig, nothwendig den Samen des Untergangs in ſich trug. Dieſe Hauptglieder, dieſe Baſis beſtand in der concentrirten öſterreichiſchen Reichseinheit, wonach er ſeine ſo vielartigen, nach ihrer Abſtammung, Sprache, Geſchichte, nach ihren ſittlichen und politiſchen Intereſſen und Begehrungen ſo ſehr von einander ſich unterſcheidenden Völker und Reiche, ohne alle Achtung vor dem hiſtoriſchen Recht und Beſitz, ohne alle Schonung der von den Völkern in größten Ehren gehaltenen ſittlichen Güter, gewaltſam zu verſchmelzen, in Eins zu formen ſtrebte im Tiegel des centraliſirten Despotismus. Aber in der Miſchung war keine Stoffverwandtſchaft vorhanden; die Operation konnte nimmermehr glücken. Durch ſeine Reformen wollte er eine Revolution in den nationalen, politiſchen und ſozialen Verhältniſſen der Monarchie hervorrufen; aber weil er die Hauptbedingungen, welche der Völker bereitwilliges Mitwirken und damit zugleich den Erfolg der Revolution hätten ſichern können, bei ſeinen Calcülen zu berückſichtigen vergaß, mußte ſein Werk mit ihm zugleich rettungslos fallen.

„Indeß, obgleich dieſes Werk in Trümmer ſank, ſo übte es doch, weil es mehrere weſentliche Elemente der Wohlfahrt und des Fortſchritts enthielt, trotz ſeines Untergangs, in mehrfacher Hinſicht eine große Wirkung auf die kommende Zeit. Die gewaltſam niedergedrückte Feder ſchnellte mit dem Aufhören des Drucks mit mächtigerer Gewalt empor und brachte die früher müßig ſtockenden Räder des nationalen Lebens in raſche Bewegung. Der auf die Nation ausgeübte Zwang weckte und heilte die unter Maria Thereſia's opiumartig wirkender Regierung in Schlaf geſunkenen oder ganz entarteten Kräfte der Nation, belebte das dem Untergange zueilende Nationalgefühl, goß Gegenwirkung, Thätigkeit, Leben in die erſchlafften Adern des Nationalkörpers; und, obgleich im erſten Gährungsſtadium der aufgeregten Leidenſchaften, bei dem bleichen Schimmer der wenigen Lichtſtrahlen, welche das über den Geiſtern lagernde Dunkel nicht genügend aufhellen konnten, dieſe geſteigerte Lebensthätigkeit nicht ſogleich regelmäßig war; obgleich gegen die Ideen, welche Joſeph der Nation gewaltſam aufdrängen wollte, und welche die Gemüther ſo verletzten wie ein plötzlich ausgegoſſener Lichtſtrom das ſchwache Auge, anfangs eine lebhafte Reaction, ein gereizter Kampf entſtand, ſo war der Nutzen doch unberechenbar groß, der ſich aus Joſeph's Regierungsgeſchichte für Ungarn ergab. Eine heilſame Lehre, eine nachdrückliche Mahnung hinterließ ſie ebenſo den Regierenden wie den Regierten: jenen die Lehre von der unumgänglichen Nothwendigkeit einer geſetz- und verfaſſungsmäßigen Regierung, dieſen die Lehre von der unumgänglichen Nothwendigkeit der Reformen und des zeitgemäßen Fortſchrittes.

„Und dieſe — die Regierten — waren auch bald gelehrig genug, die heilſame Lehre zu ihrem Nutzen anzuwenden. Denn obgleich Joſeph's Reformen noch eine Zeitlang nach ſeinem Tode lärmend getadelt und

* Peſt, Heckenaſt, 1863.

Digitized by Google

leidenſchaftlich geſtürzt wurden, obgleich die erbitterte Nation jeden Schritt, zu dem ſie gewaltſam getrieben wurde, unwillig, in der Hitze der Leidenſchaft zurückzog, ſo begann ſie doch, ſobald ſich ihre Hitze gekühlt hatte und an die Stelle des Rauſches der Leidenſchaft ruhige Ueberlegung getreten war, die Fehler und Mängel der alten Zuſtände ſelbſt immer klarer zu ſehen, und die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Umgeſtaltung ſchlug immer ſtärkere Wurzeln in ihr, und ihr Streben wurde immer ernſter, ſich und ihre Inſtitutionen auf geſchichtlicher Grundlage, gemäß der neuen Weltordnung und deren herrſchenden Ideen und Anforderungen, umzuformen. Angeregt von dem Gefühl der unumgänglichen Nothwendigkeit, forderte und betrieb die Nation von nun an ſelbſt die Reformen, und obgleich, die Rollen umtauſchend, im Lauf dieſes Jahrhunderts die vor dem Schreckbild der Demokratie ſich entſetzenden Regierungen den nationalen Reformen entgegentraten und die Nation auf lange in ihrem Fortſchritt hemmten, ſo errang dieſe doch am Ende die Umgeſtaltung ihrer veralteten Zuſtände und ihre nationale Wiedergeburt. Die Reihe iſt jetzt an den Regierenden, die aus Joſeph's Regentenleben auftauchende heilſame Lehre und Mahnung zu ihrem Nutzen anzuwenden und zu befolgen. Und wir vertrauen auf die Kraft des Geſetzes der geſchichtlichen Nothwendigkeit, jene Lehre, durch ihre Selbſterfahrung bewährt, wird auch auf ſie nicht immer wirkungslos bleiben, wie ſehr ſie auch gegen die Logik jener Geſetze ankämpfen."

Theodor Opitz.

## England.

### Kronprinzen-Cultus in England.

Die engliſche Verfaſſung, die im continentalen Sinne gar keine iſt, ſondern weſentlich nur aus Rechtsgewohnheiten, aus feſtgewachſenen und lebendig verzweigten Freiheiten beſteht, hat ſich ſeit Friedrich dem Großen nicht verändert, ſondern nur weiter ausgebildet. Und dieſer große Friedrich ſagte einmal: „Mir ſcheint, daß wenn heute eine Verfaſſung als Muſter der Weisheit gelten ſollte, es die engliſche wäre. Da iſt das Parlament Vermittler zwiſchen Volk und König, und dieſer hat alle Macht, Gutes, aber keine, Böſes zu thun."

Seitdem iſt das noch wahrer geworden, beſonders durch die Königin und Prinz Albert, die nie während ihrer langen Regierung nur im Entfernteſten Miene machten, etwas politiſch Böſes zu thun, aber ihren unbeſchränkten Abſolutismus im Gutesthun in mannigfaltigſter Weiſe benutzten. Deshalb haben ſich die Engländer auch einem förmlichen Königin- und Prinz-Albert-Cultus hingegeben und ihm eben draußen in Süd-Kenſington ein großartiges Denkmal geſetzt, ihm als dem Schöpfer der erſten großen kosmopolitiſchen Ausſtellung von 1851, ihm, dem Friedensfürſten. Damit hängt nun auch ein vielleicht oft übertrieben erſcheinender, aber ehrlich gemeinter Prinz- und Prinzeſſin- von- Wales-Cultus zuſammen. Es iſt bezeichnend, daß das junge Paar, das einſt den Muſterthron (nach Friedrich's des Großen Urtheil) Englands zieren ſoll, mit einem Enthuſiasmus, einer Ehrlichkeit, Spontaneïtät und Ausdauer verherrlicht und vergöttert wird, die man ſonſt dem kalten, praktiſchen Engländer kaum zutrauen würde.

Wir wollen Vergangenes und endlich Vergeſſenes nicht auffriſchen, müſſen aber die Ausſtellung der Brautgeſchenke im Süd-Kenſington-Muſeum und die Völkerwanderungen, die Kreuzzüge, die Wallfahrten nach dieſer fernen Heiligkeit (eine gute deutſche Meile weit für den öſtlichen Cockney) wenigſtens als eine Phaſe dieſes Cultus mit erwähnen, erwähnen, daß die Zahl der Beſucher täglich mit Gewalt das Hunderttauſend voll machen wollte, es aber aus phyſikaliſchen Gründen nicht möglich ward. Man kann freilich ſagen, daß dies allein nicht viel ſagen will, da auch in andern Reſidenzſtädten Volksmaſſen ſich oft genug in ähnliche Ausſtellungen gedrängt haben. Ganz ewiß. Aber dazu dieſen Enthuſiasmus für das junge Paar in Publikum und Preſſe, dieſer bis zum Wahnſinn getriebene Dänen-Cultus, dieſe „Seekönigs-Tochter-Poeſie," pikant und bitter verſetzt mit Haß und Hohn gegen die Deutſchen, die ſie ganz entſchieden auf Grund unzweifelhafter Genealogie, als eine Tochter Deutſchlands reclamirten! Das kommt beim Kronprinzen-Cultus anderer Völker nicht ſo leicht vor. Ich bemerke hier noch, daß der Haß gegen die Deutſchen, immer im Herzen des echten John Bull aufgeſpeichert, jetzt wieder einmal auf das Freigebigſte umhergeſchleudert wird, beſonders aus den Spalten der Times. Die Thatſache, daß in der Schlacht bei Vicksburg 4500 Deutſche auch den Kampfplatz verließen, als 7000 Amerikaner flohen, daß außerdem viele Deutſche ihre Gewehre wegſchmiſſen, als ihre Dienſtzeit um und ein großer Theil von Sold noch zu fordern war, wurde von vielen engliſchen Zeitungen, am Hämiſchſten von der Times, als Gelegenheit zu Ausfällen und Verhöhnungen gegen alles Deutſche im Allgemeinen reichlich benutzt. Punch ſtellte faſt gleichzeitig die Preußen als einen gepeitſchten und niederträchtigen, räudigen Hund dar. Was können die Deutſchen dagegen thun? Unter den jetzigen Verhältniſſen leider gar nichts. Es iſt ein Glück, daß ſich wenigſtens die hieſigen deutſchen Turner immer mehr Reſpekt verſchaffen und ihr Verein beinahe zur Hälfte aus bewundernden Engländern beſteht, die auch in der Preſſe ihre Stimme hören ließen. Jetzt bauen die deutſchen Turner hier eine große Turnhalle und gewinnen immer mehr Achtung und Einfluß.

Doch zurück zu meinem engliſchen Kronprinzen- und Seekönigs-Tochter-Cultus. Am Auserwählteſten und Glänzendſten entwickelte er ſich neulich, als das junge Paar zum erſtenmale „in state" die Oper beſuchte. Sonſt kann und darf nur das Staatsoberhaupt ſelbſt „in state" öffentlich auftreten und öffentliche Orte beſuchen, denn „in state" heißt mit allen Zeichen und Zeugniſſen königlicher Würde und Souverainetät. Da aber die Königin-Wittwe ſelbſt noch nicht in dieſem offiziellen Glanze auftreten will, übertrug ſie das Privilegium der Repräſentation ſchon mehrmals theils der Kronprinzeſſin von Preußen (für eine ſogenannte drawing-room-Vorſtellung), theils dem Prinzen von Wales und ſeiner jungen Frau. So erſchienen ſie auch neulich in einer Art von „state" zum erſtenmale in der italiäniſchen Oper. Ein gewöhnlicher Sterblicher konnte es natürlich an dieſem Abende mit keinem Geld und keinen guten Worten möglich machen, dieſe engliſche Flora des Hochlebens mit allen ihren Erb- und Familien-Diamanten ſelbſt in Augenſchein zu nehmen. Aber ſchon die Schilderungen in den Zeitungen — ſpalten- und yardlang in der Liſte der Herzoginnen, Baroneſſen und Ladies, und ſpalten- und yardlang in der Liſte ihrer Erb-Kopfputze und nicht minder ſpalten- und yardlang in Beſingung ihrer Schönheit um die Schönſte — die Seekönigs-Tochter herum — ſchon das war ein Cultus- und ein Preßerzeugniß, wie es eben nur in England möglich ſein mag. Als komiſches Intermezzo kann der Seekönigsſohns-Enthuſiasmus gelten, den die Zeitungen in ihren Leitartikeln über den endlich erwiſchten Kandidaten für den griechiſchen Königsthron entwickelten. Die engliſche Königsfamilie entkam glücklich, aber ſie haben nun zugleich einen, der zu ihr gehört, und den die Engländer ganz als einen der Ihrigen behandeln und honoriren. Der junge König wird Georg I. heißen, und als Bruder der künftigen Königin von England, als däniſcher Seekönigs-Sohn wohl immer auf die Sympathien der Engländer rechnen können, wie die Deutſchen ſtets darauf gefaßt ſein müſſen, von Preſſe und Publikum mit Hohn und Verachtung behandelt zu werden. Man wird ſie aber ehren und fürchten, wenn ſie Stoff dazu liefern.

Zuletzt gaben die Könige der City dem jungen Paare einen Ball für 100,000 Thaler (nicht weniger, eher mehr) in ihrem ſouverainen Rathhauſe, der Guildhall. Eigentlich gab ihn der City-König, der Lord-Mayor. Der Speiſezettel war in der Times beinahe eine enggedruckte Spalte lang. Denken Sie ſich, was das heißt, da auf jeder Zeile ein franzöſiſches oder engliſches Gericht ſtand, das mehr koſtete, als eine deutſche Bürgerfamilie binnen Jahr und Tag verzehren kann. Der Zug nach der City mit dem Geläute aller Glocken und dem Jubelgeſchrei dichtgedrängter und bis auf die Dächer gethürmter Hunderttauſende galt wieder ehrlich und bündig einem Paare, das einen Thron beſteigen wird, auf dem man nur Gutes, aber nichts Böſes thun kann und darf.

## Nord-Amerika.

### Die Amerikanerin, Mrs. Stowe und die engliſchen Frauen.

Der Teufel kann die Schrift zitiren,
Wenn ſie zu ſeinem Zwecke dient.
Shakſpeare.

Der „Morning Herald" veröffentlicht unterm 17. Juni dieſes Jahres eine Adreſſe der ſüdſtaatlichen Geiſtlichkeit an die geſammte Chriſtenwelt, worin die unterzeichneten Heiligen, über hundert an der Zahl, die Sklaverei als „providentiellen, ſchriftgemäßen Plan zur Wohlfahrt der afrikaniſchen Raçe" feierlich verkünden. „Sie iſt nicht unverträglich mit unſerm heiligen Chriſtenthum," ſagen ſie und verdammen das Streben der Abolitioniſten als eine „Einmiſchung in die Pläne der göttlichen Vorſehung," als ein „Menſchenwerk, dem der Herr nicht das Siegel ſeines Segens aufgedrückt hat."

Digitized by Google

Mit welchen Augen dieſe Adepten in die Geheimniſſe der Providenz, dieſe Siegelbewahrer im himmliſchen Kabinet, dieſe ausſchließlich kompetenten Ausleger der geoffenbarten Verfaſſung, die folgende Kundgebung anſehn werden, iſt leicht zu ermeſſen. Das ſoll uns aber nicht abhalten, dem geiſtlichen Anathem zum Trotz, den Ausdruck einer wahrhaft edlen, herzerwärmenden Geſinnung unſern Leſern mitzutheilen.

Es iſt die, in amerikaniſchen Nordſtaat=Blättern abgedruckte Erwiderung der engliſchen Frauen auf eine Rüge der Mrs. Stowe und lautet in ſinngetreuer Uebertragung alſo:

Madame! — Sie ſprechen zu den Frauen Englands ein feierlich=ernſtes Wort. Sie erinnern an die Adreſſe, welche eine halbe Million engliſcher Frauen an ihre Schweſtern in Amerika gerichtet, und worin ſie dieſe aufgerufen haben, ihre Stimme gegen die Sklaverei zu erheben, und Sie fragen: wo iſt nun der Geiſt geblieben, der dieſen Aufruf eingegeben hat? Sie treten, geſtützt auf Aeußerungen der Preſſe und der öffentlichen Wortführer, den Beweis an, daß der gerechte Zorn gegen die Sklaverei, der einſt in allen engliſchen Herzen geglüht hat, jetzt gedämpft, wo nicht völlig erloſchen ſei; Sie behaupten, daß wir die frühere Treue und Sympathie dem großen Kampf des Nordens entzogen haben und dem Süden unſere Gunſt, wenn nicht unſern Beiſtand, zuwenden; Sie verlangen von uns Rechenſchaft für dieſen Abfall von der früheren warmherzigen Theilnahme und wollen wiſſen, woher es komme, daß wir jetzt, wo der Zwiſt ſeine furchtbarſte Geſtalt angenommen hat und das friedliche Wort der Philanthropiſten von dem Kanonendonner übertäubt wird — daß wir jetzt hier dem entſetzlichen Kampfe kalt zuſehen, und ſtatt ermunternder Worte der Treue und des Mitgefühls jetzt nur Zweifel und Klagen haben über den „brudermörderiſchen Krieg;" nur gleich abgewogenes, unparteiiſch vertheiltes Bedauern hier an diejenigen, die in der Sache des freien Amerika dulden, dort an diejenigen, die nach eignem frechen Geſtändniß „ihr Gemeinweſen auf Menſchenknechtung gründen." Sie werfen unſerm früheren Aufruf dieſe Dinge in's Geſicht und ſagen zu uns:

„Schweſtern, Sie haben wohlgeſprochen; wir haben Ihre Worte gehört und beachtet; wir haben in der Sache geſtritten bis auf den Tod. Wir haben unſere Hingebung mit dem Blute unſerer Gatten, Söhne, Brüder beſiegelt. In manchen Wohnſtätten iſt das Licht des Lebens erloſchen und doch nahmen wir das Kreuz lebenslänglicher Hinderniß auf uns als großes und erhabenes Sühnopfer für die Löſung der ſchmachvollen Sklavenketten, in der Erwartung, der Friede werde auf dem Grunde der Gerechtigkeit auferbaut werden. Schweſtern, was haben Sie gethan? Was ſind Sie entſchloſſen zu thun? Angeſichts der geſunkenen Flammen des vormaligen edlen Feuers, das in England für Vernichtung der Sklaverei hell aufloderte; gegenüber den Thatſachen in den Geſtändniſſen der Preſſe in Ihrem eigenen Lande, erlauben Sie uns, Ihnen Ihre eigenen Worte* in's Gedächtniß zurückzurufen.

„Eine gemeinſame Abſtammung, ein gemeinſamer Glaube und — unſere tiefſte Ueberzeugung beſtätigt es — eine gemeinſame Sache drängen uns in dieſem Moment, uns über einen Gegenſtand von furchtbarem Gewicht gegen Sie auszuſprechen; wir meinen die Aufmunterung und Unterſtützung, die aus England der Sklaven haltenden Conföderation entgegen gebracht wird. Wir rufen Sie als Schweſtern, Gattinnen, Mütter auf, Ihre Stimmen zu Ihren Mitbürgern, Ihre Gebete zu Gott zu erheben, daß dieſe Noth und Schmach von der chriſtlichen Welt entfernt werde."

Madame, dieſer feierlichen Mahnung entſprechend, wollen wir nicht in die Einzelnheiten eingehen, die zum Theil den Mangel an unſerm Nationalmitgefühl erklären oder beſtätigen könnte. Wir beklagen ihn, ſo weit er wirklich vorhanden, aus Herzens Grunde. Ueber die verwickelten Motive, die in Ihrem Kriege, wie in allen menſchlichen Nöthen ſpielen, und über die gelegentlichen Handlungen von zweideutigem Charakter, wie ſie in der Politik und Geſinnung einer in tödtlichem Haß zerriſſenen und aus allen Wunden blutenden Nation unvermeidlich zum Vorſchein kommen — darüber iſt mehr als genug diskutirt worden. Einiges müſſen Sie denen nachſehn, die mit ihrer vollen Sympathie zurückgehalten haben, weil es ihnen widerſtand, die gerechteſte Sache durch andere als die makelloſeſten Motive in's Leben gerufen und durch Anderes als das unbeugſame Recht durchgeführt zu ſehn; die noch immer in Ihrer Politik das Streben vermiſſen, das Ziel einer unbedingten, allgemeinen Emancipation zu erreichen, nach welchem die Vorſehung den Lauf der Ereigniſſe ſo ſichtbar lenkt. Einiges iſt auch denen zu verzeihen, die einerſeits von einem Theil unſerer Publiciſten durch Mißdarſtellungen verlacht, andererſeits von dem feindſeligen Geiſt Ihrer Preſſe gekränkt worden ſind.

Wohl, Madame, blieb manche Lippe verſchloſſen, die ſich hätte öffnen ſollen, um Ihnen Worte des Segens zu ſpenden; wohl fehlte es der Stimme Englands, die bis zu Ihnen drang, an dem von Ihnen erwarteten vollen Klang herzlicher Sympathie: glauben Sie aber deshalb nicht, daß unſere Nation ſich der Ihrigen entfremdet hat, oder von den großen Prinzipien der Freiheit, die einſt unſer Ruhm war, abgefallen iſt. Das Herz Englands iſt kerngeſund; Sklaverei iſt heute wie immer ein Scheuſal in unſeren Augen; der feige Vorſchlag, die konföderirten Staaten anzuerkennen, wurde ſelbſt von denen unwillig zurückgewieſen, die unter dem dortigen Zwiſt leiden und durch dieſe Maßregel Abhülfe ihrer Noth erwarten konnten. — Sie, Madame, deſſen zu verſichern und von uns den Schimpf abzuwenden, als wären wir fähig, in der Stunde der Prüfung den Rücken zu kehren — eine Feigheit, die der ſächſiſchen Raçe ſo fremd iſt — ſenden wir, die Frauen Englands, Ihnen dieſe Antwort:

Wir verabſcheuen die Sklaverei jetzt nicht minder, als zu der Zeit, wo Ihre beredten Worte ein mitfühlendes Echo in ganz Europa hervorriefen; wir verabſcheuen ſie ſchlechthin als menſchliche Weſen, wegen all der körperlichen Qualen und Seelenfoltern, die ſie in ihrem Gefolge hat; wir verabſcheuen ſie beſonders als Frauen wegen all der unſäglichen Rechtloſigkeit, wegen all der grauſen Entwürdigung, der ſie unſer Geſchlecht preisgiebt. Wir verabſcheuen ſie aber nicht blos wegen ihrer Wirkungen, ſodaß unſer Haß und Abſcheu aufhören würde, wenn die Reſultate als übertrieben beſtritten, oder in der Zukunft beſeitigt werden könnten — nein, wir verabſcheuen ſie an ſich nur wegen ihrer abſoluten Ungerechtigkeit, weil ſie ein menſchliches Weſen des erhabenſten Geſchenkes, das die Allmacht ihm beſchieden, der Freiheit, beraubt. Wir halten feſt an dem Grundſatz, daß, ſtände es auch in der Macht und dem Willen des Sklavenhalters, ſeine Sklaven über alle Maßen glücklich zu machen, die Sklaverei nichtsdeſtoweniger ein Unrecht und ein Verbrechen wäre. Die Freiheit kann durch kein Glück aufgewogen werden; ſonſt hätte uns Gott zu Thieren, nicht zu Menſchen geſchaffen und uns ſo all die Leiden erſpart, womit die Menſchheit zu ringen hat.

„Aber" — argumentiren unſre Gegner — „der Neger ſteht, ſeiner Raçe nach, unter ſeinem Herrn, und dieſer iſt alſo in ſeinem Rechte, jenen zum Sklaven zu machen." Darauf antworten wir: Das Recht auf Freiheit gründet ſich auf die Gleichheit des Inhabers mit jedem andern menſchlichen Weſen; ſonſt würde jeder Weiße von einem andern Weißen, der klüger und ſtärker wäre, eben ſo geſetzlich zum Sklaven gemacht werden können. Das Recht zur Freiheit wurzelt ſchlechthin und lediglich in der moraliſchen Natur, womit Gott jeden Menſchen, als ſolchen, Mann oder Weib, begabt und dadurch befähigt hat, tugendhaft zu werden, denn das iſt ſeine Beſtimmung.

Andere wiederum haben die Beweiſe für die Sklaverei als eine von Gott eingeſetzte und alſo berechtigte Einrichtung aus den heiligen Schriften herholen wollen. Wir beklagen dieſe Leute, deren Religion ſich dazu hergiebt, an Gott zu appelliren, daß er eine Inſtitution gut heiße, welche das von ihm uns eingepflanzte Gewiſſen entſchieden verdammt. Wir nehmen keinen Anſtand, eine ſolche Berufung auf die Bibel ſo lange als Heuchelwerk zu brandmarken, bis die Theologen, die an jene Inſtanz gegangen, einen Schritt weiter gehen, und keck die Behauptung aufſtellen, daß Jeſus von Nazareth, wenn Zeit und Ort uns näher gelegen wären, Sklaven gekauft und gehalten hätte....

Wir haben Ihrer Nation weder den Zoll unſerer Bewunderung für die unermeßlichen Opfer, die ſie gebracht, noch unſer Mitgefühl für die Leiden, die ſie erduldet, vorenthalten; allein der Ausdruck beider, der Bewunderung und des Mitgefühls in den treuſten Herzen unter uns verſtummte faſt vor der hehren Freude, die wir empfanden, daß Ihr Vaterland, allerdings durch eine Bluttaufe, ſich reinigte von ſeiner ſchuldbelaſteten Theilnahme an dem Verbrechen der Vergangenheit und ſich bereitete für die Zukunft eines Landes, worin die Gerechtigkeit wohnt. Mitten in unſerer Betrübniß jubelten wir; denn wir erkannten die göttliche Hand, die das Urtel über die Sklaverei ſchrieb und das gerade in der Stunde, wo ihre Heger und Pfleger ſich vermaßen, Angeſichts des Himmels einen Staat auf das Unrecht zu bauen. Wir ſtaunten ehrfurchtsvoll dieſe Offenbarung des Sittengeſetzes an, das die Erdenvölker regiert, und den Menſchen, die den Herrn in den Annalen der Vorzeit ſuchen, zeigt, daß der lebendige Gott noch immer in den Höhen herrſcht und vor unſern Augen die Erlöſung der Unterdrückten und die Strafe des Unterdrückers vollführt. Die größte Sünde der chriſtlichen Zeiten hat den größten Sturz einer Nation bewirkt. Das verſteckte Uebel, das unter dem Boden lange geglimmt hatte, brach endlich vulkanartig aus, ſprengte den feſteſten Staatenbau auseinander, daß ſeine Lavaſtröme die Verwüſtung zu den fernſten Geſtaden trugen, die an der Sündenbeute Theil genommen hatten.

Doch während wir mit heiliger Scheu in dem gegenwärtigen Trüb=

* In der vorerwähnten Adreſſe der engliſchen an die amerikaniſchen Frauen.

Digitized by Google

ſal die Kundgebung der himmliſchen Gerechtigkeit erblicken, ſehn wir dem endlichen Ausgang, zu dem ſie führen muß, getroſt und hoffnungsvoll entgegen. In welcher Weiſe und unter welchen Prüfungen aber auch dieſer Ausgang eintreten wird — gewiß iſt, daß für den Kampf zwiſchen einer Nation, die ihre Mitſchuld an dem Verbrechen abgeſchworen und einem Bunde, der nur beſteht, um dieſes Verbrechen fortzuſetzen und zu verewigen, nur ein einziges Ziel möglich iſt. Gegenüber den Ereigniſſen der letzten drei Jahre kann uns kein Bangen anwandeln, daß Unrecht, Raub und ſyſtematiſche Frauenſchändung zu Prinzipien der Stätigkeit erhoben werden könnten; daß ſie Fähigkeit beſäßen, die Sicherheit und Feſtigkeit eines Gemeinweſens zu begründen. Ihr Muth in dieſem titaniſchen Kampfe — Ihre opferwillige Hingebung, während die Schlachtfelder Ihr edelſtes Blut tranken, während die Thränen kinderberaubter Mütter in den Wohnungen floſſen, die nie zuvor von den Schrecken des Krieges heimgeſucht worden — die patriotiſche Großherzigkeit, womit Sie, wie die alten Römer in der Siebenhügelſtadt, Ihre Schätze in den Schlund werfen, den Ihr gewerbthätiger und blühender Boden ſo plötzlich aufthat: dieſe Edelthaten erfüllen uns mit Vertrauen und nicht minder mit Stolz auf die unbezwingbare Willenskraft unſerer gemeinſamen Raçe. Allein mit noch zuverſichtlicherer Hoffnung, als auf Ihren tapfern und patriotiſchen Sinn ſchauen wir auf das in ſein Recht und ſeine Geltung wieder eingeſetzte Sittengeſetz, wie es in den Ausgang des Kampfes nothwendig miteinbedungen iſt. Wir ſind gewiß, daß, während die Zukunft der Sklavenmacht keine Möglichkeit dauernden Gedeihens in Ausſicht ſtellt, ſie dem freien Amerika die Wiedergeburt einer höhern und heiligern Nationalexiſtenz verheißt, wenn der Flecken, der den Ruhmes-Glanz der Vergangenheit verdunkelt, für immer getilgt und geſühnt ſein wird.

Tauſende von Engländern und zahlloſe Engländerinnen, Madame, bekennen dieſen Glauben, hegen dieſe Hoffnungen. Denn die Verwickelung und Wirrniſſe der Politik, die jämmerlichen Eiferſüchteleien des Nationalwettſtreites ziehen der Frauen Herzen nicht ab von den großen Prinzipien, die in dem Rieſenkampf als Triebräder wirken. Ihr Vorwurf, daß Englands Theilnahme für die Sache der Union erſchlafft iſt, trifft höchſtens nur einen kleinen Bruchtheil unſres Volkes; die Nation im Ganzen und Allgemeinen iſt ihrer Geſinnung treu geblieben. Wohl ſind harte Worte und rohe Spöttereien den Ozean herüber und hinüber geſchleudert worden; in den Herzen aber beider Nationen lebt, deß ſind wir gewiß, unangefochten der gegenſeitige, achtungsvolle Zartſinn, der ſeiner Natur nach unvertilgbar iſt. In dieſer Stunde Ihrer höchſten Noth und des grimmigſten Kampfes — in dieſer Stunde, wo ein Pirat aus unſern Häfen, und, wie Sie irrthümlich wähnen, mit unſerm zunickenden Beifall, Ihre Küſten verwüſtend heimſucht — in dieſer Stunde zeigten Sie ſich in edelſter Großmuth: ein reichbeladenes Fahrzeug, von Ihnen entſandt, brachte Nahrung unſerm verhungerten Volke. Auf den „Alabama" war der „Griswold" die Antwort; und eine großherzige, eine erhabene Antwort war's; nud engliſche Herzen ſind nicht kalt genug, ſie nicht zu empfinden und das Gedächtniß an ſie nicht für alle Zeiten zu bewahren. Hohn und Haß ſchwinden Nebel gleich dahin; Barmherzigkeit und Liebe tragen in ſich die Keime der Unſterblichkeit.

Madame, unſere Erwiderung auf Ihren Anruf, unſere Botſchaft, die wir durch Ihre ehrenwerthen Hände an unſere Schweſtern in Amerika ſandten, iſt: Unſere Herzen ſind bei Ihnen in unwandelbarer Theilnahme für Ihre heilige Sache, in ungeſchwächter Verabſcheuung der Sklaverei, in tiefſter Betrübniß über Ihre gegenwärtigen Leiden, aber auch in der felſenfeſten Zuverſicht auf den endlichen Sturz einer Gewalt, deren Eckſtein Ungerechtigkeit und Verbrechen ſind.

Im Namen der Frauen England's."

## Rußland.

### Schtſchedrin-Saltikov's ruſſiſche Skizzen.

### II.

#### Aus dem Leben des Volks und der Beamten.

Ergreifend iſt Schtſchedrin's Geſchichte eines niederen Kanzleibeamten, der von fünf Silberrubel monatlich leben und ſich anſtändig kleiden muß und ſchließlich noch die Tochter eines alten Kollegen, der aus Verzweiflung zum Trunkenbolde geworden iſt, heiratet, um ſie vor der Sünde zu retten. Das ganze Leiden des traumartigen Daſeins dieſer Menſchen ſpiegelt ſich darin; halb dämmert in ihnen noch die Ahnung einer andern und des Menſchen würdigen Exiſtenz, halb ſind ſie durch die Gewohnheit zur dumpfen Gleichgültigkeit herabgeſunken, die nicht mehr denkt, nicht mehr fühlt, ſodaß wir kaum noch wiſſen, was von beiden wir ihnen wünſchen ſollen.

„Gute Beiſpiele, nach denen wir uns richten könnten, erzählt der Genannte, haben wir wenige. Es dienen viele ganz verzweifelte Trunkenbolde, und viele Andere, welche die Wſjatki für eine Sache halten, die ſich von ſelbſt verſteht. Ich machte mir keine. Außerdem erlaube ich mir die Bemerkung, daß von unſerm Leben ganz und gar nichts zu ſehen iſt; es iſt wie das eines Gefangenen. Man kommt in die Kanzlei um acht Uhr und ſitzt bis zwei Uhr. Dann geht man dahin, wo man etwas zu beißen findet. Um fünf Uhr geht man wieder in die Kanzlei und ſitzt bis eilf Uhr. Um und um berechnet, arbeitet man nicht weniger, als zwölf Stunden täglich, beſtändig zuſammengekauert ſitzend. Wenn der Tag zu Ende geht, ſo flimmert es einem vor den Augen, die Bruſt iſt wie gebrochen, der Kopf dreht ſich im Kreiſe, und wenn man die Kanzlei verläßt, wankt man hinaus wie ein Betrunkener. Im Sommer wird einem alles noch ſchwerer. Manchmal, wenn man vor die Stadt hinausgeht, um zu ſehen, was für eine Farbe das Grün der Wieſen iſt, möchte einem die Bruſt ſpringen in der freien Luft — ſie thut's nicht, nein! Manchmal ſieht man, wie die Vorgeſetzten und andere Herren auf langen Wagen mit Sſamovar's* und Körben hinausfahren — man ſieht ihnen nach! — Oder man kehrt in der Nacht am Ufer des Fluſſes aus der Kanzlei zurück nach Hauſe, — jenſeits breiten ſich Nebel über die Erde, kleine Feuer brennen, der Prahm wird langſam hinübergezogen, ein Nachtvogel badet ſich im Waſſer — und alle Töne ſind ſo klar und deutlich zu vernehmen in der unbewegten Luft — und man ſteht da mit den Papieren am Ufer, und es iſt einem, als — zöge uns etwas hinab!

Es iſt klar, wenn unſer Mitgeſchöpf, der Kanzleibeamte, aus ſeinem Hundeſtall heraustritt, ſo ſtarrt ihn Alles wild und beengend an, als wäre die Welt für ihn nicht da. Ihm iſt Alles gleich. Der Wind weht, das Gras auf den Fluren bewegt ſich, der Vogel ſingt, aber der Kanzleibeamte dünkt ſich in der Wildniß; denn außer ſeiner Kanzlei und der Schenke kennt er nichts auf der Welt...

Und bei all' dem kommt einem die Luſt an, zu heiraten. Es ſcheint ſchon in den Sternen geſchrieben, welches Schickſal dem Menſchen beſtimmt iſt, und daß er nur von Qualen zu Qualen gehe, ohne ein Ende abzuſehen."

Wehe über einen ſolchen Unglücklichen, wenn die Verſuchung an ihn herantritt, und wehe über die Regierung, die ihn, wenn er fällt und überführt wird, erbarmungslos verdammt!

Eine andere Gruppe führt uns der Verfaſſer in den dienſtfertigen Spürhunden und Denuncianten vor, die in ſteter Aufregung mit aller Wuth der Leidenſchaft ſich auf einen Menſchen ſtürzen, ihn verfolgen und umgarnen, ſowie der Vorgeſetzte nur bemerkt: „dieſer Herr N. N. hat eine ſehr lange Naſe; das ſtört die Symmetrie der Adminiſtration; kann man daher nicht, carissimo...." Dann iſt alles Menſchliche von ihnen abgeſtreift, es ſind wüthende Hunde, die auf jeden ohne Unterſchied ſich hetzen laſſen, bis die ſtete Aufregung und Erbitterung ſie ſelbſt verzehrt.

Viele, viele Tauſende von Beamten dagegen haben ebenfalls nur ein äußerſt geringes Einkommen, und leben trotzdem herrlich und in Freuden. Wie geht das zu? Das ſind die Gewitzten, die Wſjatkinehmer! Von ihrem Gebahren, ihrem ſich in's Unglaubliche überbietenden Scharfſinn entwirft uns der Verfaſſer ein umfangreiches, überaus vielſeitiges Gemälde. Je ferner das Gouvernement liegt, deſto luſtiger das Leben! Die Beamten ſtehen mit einander auf dem freundſchaftlichſten Fuße und ſpielen einander in die Hände; in den Akten läuft Alles ſo glatt und geregelt ab, daß kein Reviſor einen Makel finden kann; Bauern und Volk ſcheinen ſo zufrieden und beglückt durch die Wohlthaten der Regierung, — o, es ſcheint ein Himmel auf Erden zu ſein. Und warum denn nicht? Denn „wenn man einmal die ganze Nacht Karten geſpielt hatte, erzählt ein Beamter, und die Taſchen waren rein gefegt — was war zu thun? — man ging zum Ispravnik.** „Väterchen, ſo und ſo iſt es mir ergangen, hilf mir aus der Klemme!" Jener hörte ſich die Sache an, lächelte herablaſſend: „Das ſind mir Beamte! Es iſt ihnen unmöglich, das Geld zuſammen zu halten; Alles muß in die Kneipe oder in die Karten!" Nachher ſagte er: „Nun, da iſt nichts zu thun; geh in den Bezirk von Scharkoff und ſammele die Abgaben ein!" Da ging man und ſammelte, freilich Abgaben nicht, aber für die Kinder zu Milch fiel doch etwas ab.

* Der ruſſiſche Theekeſſel.

** Der Landrath.

Digitized by Google

Und das machte ſich Alles ganz einfach, ohne alle Zwangs- und Gewaltmittel. Man kommt und ruft eine Verſammlung zuſammen: — „Nun Kinderchen, heraus mit dem Geldbeutel! Unſerm Väterchen, dem Zaren, iſt Geld nöthig; zahlt die Steuern ein!“ — Dann geht man in ein Haus und ſieht durch's Fenſter; die Kinderchen ſtehen und kratzen ſich hinter den Ohren. Darauf entſteht großer Lärm und Unruhe; ſie ſprechen heftig durch einander, aber nach einem Stündchen ſind ſie etwas abgekühlt. Unterdeß ſitzt man natürlich in der Stube und lacht ſich in's Fäuſtchen. Nach einer Stunde ſchickt man den Sſotski* zu ihnen: „Werdet ihr euch bald ausgeſprochen haben? Der Herr ärgert ſich ſchon.“ — Jetzt wird der Lärm noch ärger als zuvor; man fängt an zu loſen. Das bedeutet, daß die Sache gut ſteht; ſie haben beſchloſſen, zum Aſſeſſor zu gehen und ihn zu bitten, daß er die Gnade haben wolle zu warten, bis ſie Geld für ihre Arbeit gelöſt haben.

„He, he, Kinderchen, das geht ja mit unſerm Väterchen, dem Zaren, nicht ſo! Er braucht Geld. Ihr ſolltet doch auch auf uns, Eure vorgeſetzten Behörden, Rückſicht nehmen!“

Aber alles das mit gütigen Worten, nicht in die Zähne gehauen, oder bei den Haaren gefaßt: „Ich nehme keine Wſjatki; Ihr ſollt wiſſen, was für ein Kreisbeamter ich bin!“ — Nein, mit Wohlthaten und Schonung komme ich weiter und dringe ich beſſer durch.

„Wollen Sie nicht, Väterchen, bis zu Mariä Schutz und Fürbitte warten?“ (1. October) Und nun natürlich, geht's mit dem Bitten los.

„Warten? Warum nicht warten, das iſt Alles in unſern Händen. Wie ſoll ich es aber vor meinen Vorgeſetzten verantworten? Ueberlegt ſelbſt!“

Die Bauern treten wieder zuſammen, reden, reden; dann gehen ſie nach Hauſe, und nach ein, zwei Stündchen ſiehſt Du, daß der Sſotski Dir für die Seele einen Griwennik ($^1/_{10}$ Rubel) bringt; und da es im Bezirk ungefähr 4000 Seelen giebt, ſo kommen ungefähr 400 Rubel zuſammen, wenn nicht mehr —: nun, damit fährt man ein Bißchen vergnügter nach Hauſe.

Was bei uns auch einen Vortheil brachte, das war die allgemeine Unterſuchung. Dieſe Sachen wurden immer im Sommer, womöglich mitten in der Aerndte abgemacht. — Man fährt zur Unterſuchung und fängt an, die Leute aus der ganzen Umgegend zu entbieten; hat man an einem Bezirke nicht genug, ſo nimmt man einen zweiten dazu. Die Sſotski's (das war bei uns ein lebendiges, geriebenes Völkchen, und immer bei der Hand) treiben ſo ein dreihundert Männer zuſammen; nun, und da liegen ſie in der Sonne. Sie liegen einen Tag, zwei Tage — mancher hat ſich beim Fortgehen wohl Brod von Hauſe mitgenommen: — Du ſitzeſt aber im Hauſe und thuſt, als ob Du beſchäftigt wäreſt. Wenn ſie nun ſehen, daß die Zeit vergeht, — die Feldarbeit läßt nicht auf ſich warten — fangen ſie an, den Sſotski zu ſchicken. „Wollten Sie nicht die Güte haben und die Fragen thun, die nöthig ſind?“ Du richteſt Dich darnach; wenn mit den Kindern zu reden iſt, warum ihnen nicht das Vergnügen gewähren? aber wenn ſie anfangen wollen, Sperenzchen zu machen, nun, da ſieht man es noch einen Tag mit an oder zwei. Die Hauptſache iſt, Charakterſtärke zu haben, nicht unthätig zu ſein und die ſaure Milch im Bauerhauſe nicht zu verachten. Wenn ſie ſehen, daß der Menſch thätig iſt, ergeben ſie ſich drein; es wird vorher angefragt, ob es mit einem Griwennik abzumachen iſt. Du ſchäkerſt: an weniger als 15 Kopeken ſei nicht zu denken. Nachdem man damit fertig iſt, hält man endlich an Alle die Umfrage:

„Was iſt das für einer, der Tripſon Sſidoroff? Iſt das ein Spitzbube?“

„„Ein Dieb, Väterchen, was man ſagt, ein Dieb!““

„Und er hat ein Pferd bei dem Morei geſtohlen? Hat er, Kinder?“

„„Er hat, Väterchen; gewiß, er hat.““

„Sind welche unter Euch, die ſchreiben können?“

„„Nein, Väterchen. Was iſt zu ſchreiben?““ Das Letzte ſagen die Bauern mit heiterer Miene; denn ſie wiſſen, daß das ſoviel heißt, als ſie ſollen bald entlaſſen werden.

„Nun geht mit Gott, aber ein anderes Mal ſeid klüger!“

Und nach einer halben Stunde entläßt man ſie. Es iſt natürlich nicht viel Arbeit dabei, Alles iſt in einigen Minuten abgemacht. Aber Sie können ſich nicht vorſtellen, was man doch aushalten muß: zwei, drei Tage ſitzen, die Hände im Schoß und trockenes Brod kauen. Ein Anderer würde ſagen: „Hol' die ganze Geſchichte der Teufel! Ja, aber auf dieſe Art ſchlägt er auch nichts heraus!“

Nun, iſt das nicht urgemüthlich? Und über den patriarchaliſchen, traulichen Ton geht doch gewiß nichts! Vielleicht gefällt den Leſern auch noch folgendes Verfahren, womit uns der gute Erzähler bekannt macht.

„Und dann giebt es bei uns noch folgende Manier: Du führſt eine Unterſuchung z. B. wegen Pferdediebſtahl. Da entkleideſt Du den Verbrecher ſeines baaren Vermögens, und läßt ihm die Freiheit. Nach einem Monat wird er wieder auf der That ertappt. Du ziehſt ihn wieder aus und läßt ihn wieder los. Das geht ſo lange fort, Herr, bis an dem Täubchen, wie man zu ſagen pflegt, kein Froſchhaar mehr übrig iſt. Nun, dann ſchäkerſt Du ſchon: „Spazier in's Gefängniß, Lieber, und von Rechtswegen.“ — Sie werden ſagen, es iſt unrecht, einen Verbrecher der unmittelbaren Beſtrafung zu entziehen. Ich ſage Ihnen aber, wir entziehen ihn der Strafe durchaus nicht, wir benutzen nur nebenbei die Umſtände. Wir wiſſen ja, daß er unſern Händen doch nicht entgeht; warum ſoll man ihm alſo nicht noch ein kleines Vergnügen gönnen?“

Wenn aber ein Kreisarzt einen vermögenden Bauern, der ſchon geneſen iſt, in Folge eines früher erlaſſenen obrigkeitlichen Befehls operirt und ihm im geſunden Fleiſche ſo lange herumſticht, bis er durch Gold ſich losgekauft hat, und hierauf jedesmal, wenn er Geld braucht, ſeine Heilung wiederholt, bis der arme Teufel ſich vor lauter Angſt endlich erhängt, dann verlängern ſich wohl unſere Geſichter.

Von ſolchen Gaunerkniffen und auf's ſcharfſinnigſte angelegten Ränken, um Schuldige und Unſchuldige, Reiche und Arme zu ſchinden, tiſcht uns der Verfaſſer eine übergroße Menge auf.

Kurz nach dem Erſcheinen der Saltikov'ſchen Skizzen las man ebenfalls im Ruſſkij Wjäſtnik einen Artikel, der Ispravnik (Landrath) betitelt, den uns der Ueberſetzer in der zweiten Abtheilung ſeines Buches mittheilt. Hierin giebt der Beamte, nach einer Erzählung ſeiner ruhmvollen Thaten, die die früher mitgetheilten noch in den Schatten ſtellen, am Schluſſe — und das iſt der eigentliche Zweck des ganzen Artikels — von ſeinem Standpunkt eine Art Antwort auf die im Saltikov'ſchen Werke enthaltenen Angriffe. Hören wir daraus das Wichtigſte!

„„Aber wie denken Sie denn über die Wſjatki im Allgemeinen?““

„Ich glaube, daß ſie bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge unvermeidlich ſind. Sie denken vielleicht, ich begreife nicht, daß Wſjatki zu nehmen ſchlecht iſt? Was ſoll man denn aber thun? Ich habe zuerſt auch in allen Ehren dienen wollen; als ich aber merkte, daß man dabei Hungerpfoten ſaugen muß, war ich zum erſten Male gezwungen, zu nehmen; nachher habe ich mich daran gewöhnt, und jetzt würde es mir ſonderbar vorkommen, wenn ich nicht nehmen ſollte. Sie wiſſen ja recht gut: ich lebe in der Stadt, mir iſt eine ordentliche Wohnung nöthig, ordentlicher Tiſch, ich muß mich gut kleiden, ich muß Equipage halten. Sie beſuchen mich, oder ein Gouvernementbeamter: ich muß Sie aufnehmen. Der Gouverneur verlangt nach mir: ich muß nach der Gouvernementsſtadt fahren. Und dieſe Fahrten kommen uns immer theuer zu ſtehen; denn ich muß mit dem Gouvernements-Kanzlei-Director, mit der Gouvernements-Regierung auf gutem Fuße ſtehen, damit ſie mich in Ruhe laſſen und nicht abſichtlich Händel mit mir anfangen. Und dort wird einem dann dies und jenes zur Unterſchrift hingelegt, was man ſeinem Mitmenſchen nicht abſchlagen darf; oder ſie dringen Einem 50 Pränumerations-Billets auf die Gouvernements-Zeitung auf, von denen man nur die Hälfte an den Mann bringen kann. Außerdem habe ich noch 150 Silberrubel an meinen Protokollführer zu zahlen; — und es ſind noch andere Ausgaben. — Sie ſagen gefälligſt, ich ſolle ſo gewiſſenhaft in der Erfüllung meiner Pflichten ſein, daß man mir nichts anhaben könne (das läßt ſich gar nicht verhindern!) — daß ich in zwei kleinen Zimmern mit zwei Kämmerchen wohnen, irgend einen Dreck eſſen und die Akten ſelber ſchreiben kann? — Ich danke Ihnen ergebenſt! — „Aber wie kommen Sie zu den Anſprüchen?“ — Wenn ich meinen ruhigen Winkel im Stiche gelaſſen habe und meine Wirthſchaft, welcher Art ſie auch ſei, — und diene für Euch alle, habe weder Tag noch Nacht Ruhe, placke mich ewig mit den albernſten Unterſuchungen herum, bemühe mich um Eure Intereſſen, muß mich drücken und ſchwänzeln, für Eure Rückſtände verſchiedene Grobheiten von der vorgeſetzten Behörde mir ſagen laſſen, riskire meinen guten Namen (denn man kann mich jeden Augenblick, völlig unſchuldig, in einen Kriminalprozeß verwickeln): dann iſt es doch wohl die verfluchte Schuldigkeit der Herren Edelleute, mich für meine Mühe zu entſchädigen, mir einige Genüſſe des Lebens zu gönnen und für meine langjährigen Dienſte ſogar mein Alter ſicher zu ſtellen. Und da Ihr daran durchaus nicht denkt, ſo bleibt mir nicht anderes übrig, als ſelbſt zu nehmen; und wenn Euch das nicht gefällt, wählt Euch einen andern. Aber das könnt Ihr überzeugt ſein, daß er gezwungen ſein wird, eben ſo zu handeln wie ich..... Wenn Ihr ſelbſt nicht zu dienen wünſcht oder nicht fähig dazu ſeid, und Ihr wollt zu dieſem Amte einen thätigen und ehrenhaften Menſchen haben,

* Der Polizeibeamte in einem Dorfe.

Digitized by Google

ſo tragt bei der Regierung darauf an, daß ſein Einkommen vergrößert werde, und ſollte es aus Euren eigenen Mitteln ſein.... Dann werdet Ihr wenigſtens das Recht haben, von den Beamten zu fordern, daß ſie keine Wſjatki nehmen. Bemerkt Ihr nachher doch dergleichen, ſo packt ihn beim Kragen; dann braucht Ihr keine Ceremonien mit ihm zu machen....

„„Haben wir nicht Beiſpiele, daß auch reiche und treffliche Leute als Ispravnik's dienen?““

„Sehr ſelten, und ſie bringen dann noch ein ſehr großes Opfer: ſich ohne Hoffnung auf Dank zum Sklaven des Dienſtes zu machen, alle Unannehmlichkeiten um nichts und wieder nichts zu ertragen, und dazu manchmal die Abhängigkeit von der Teufel weiß wem! — Verſuchen Sie's einmal, und gehen Sie der Gouvernements-Regierung nicht um den Bart: wie man Sie ſchicaniren wird! In einer Woche ſieben Vorladungen und — abgeſetzt!

„„Ueber ſolche Verfolgung kann man ja bei dem Gouverneur Beſchwerde führen.“

„Freilich kann ich, wenn er mich perſönlich von der guten Seite kennt, oder wenn ich mit ſeinem Kanzlei-Director gut ſtehe. Aber wozu führt das? Ich bringe dadurch die ganze Gouvernements-Regierung gegen mich in Harniſch; ſie wird mich auf jedem Schritt beobachten, und die Sache wird damit endigen, daß ich, da ich die vorgeſetzte Behörde mit Klagen beläſtigt, mit Schimpf und Schande verabſchiedet werde.

„„Demnach würde es alſo bei vergrößertem Gehalte einem rechtlichen Manne doch unmöglich ſein, zu dienen?““

„Nein; wenn alle zehn Ispravnik's rechtliche Leute ſein werden, und alle keine Wſjatki nehmen, dann wird das Amt Selbſtändigkeit und Achtung gewinnen, und die Gouvernements-Regierung wird aufhören, uns als ihre Vaſallen zu betrachten.“

Wir müſſen bekennen, daß darin volle Wahrheit liegt, und daß hierin der Regierung, wenn ſie es unternehmen will, dem Unweſen ein Ende zu machen, offenherzig und freimüthig der richtige Anfang der Heilung angegeben iſt. Natürlich wird es lange dauern, bis die tiefe moraliſche Fäulniß überwunden iſt, alle unreinen, ſchädlichen Säfte entfernt, und von einem neuen, geſunden Blute alle Theile des Staatskörpers durchdrungen ſind.

Wie lehrreich aber das angezeigte Werk iſt, wie reich an trefflichen, pſychologiſchen Zügen, wie einzig ſich Volk und Sitte darin ſpiegeln, das wird den Leſern aus dem Mitgetheilten auf's evidenteſte hervorgetreten ſein. S.

## Mannigfaltiges.

— Börſen-Schwindel. Die „Times“ vom 6. Juli findet ſich einmal wieder veranlaßt, gegen den Schwindel engliſcher Actien-Geſellſchaften zu Felde zu ziehen. Ein großer Theil der engliſchen Eiſenbahnen iſt bekanntlich durch ſolche Schwindel-Geſellſchaften erbaut, an deren Spitze gewöhnlich einige Advokaten und Börſen-Mäkler ſtehen, die das Unternehmen ſowohl im Parlament, als am City-Markt, durchbringen, ſich dafür ungeheure Proviſions-Gebühren zahlen laſſen und in der Regel ſo viele Actien ausgeben, daß ſelbſt die beſten Unternehmen nur geringe Dividenden zu liefern vermögen. Bereits hat man angefangen, dieſen Schwindel auch auf den Kontinent auszudehnen, indem engliſches Kapital zur Erbauung deutſcher, galiziſcher, ungariſcher und anderer Eiſenbahnen angeboten wurde. Man verſuchte auch hier, größere Nominalwerthe — halb in Stamm-Actien und halb in Prioritäts-Obligationen — als für Herſtellung des Unternehmens erforderlich waren, in's Publikum zu bringen und dann dem Letztern allein zu überlaſſen, wie es mit dem Unternehmen fertig werde. In Deutſchland ſcheint man jedoch auf die engliſchen Schwindel-Projekte nicht ſo bereitwillig eingegangen zu ſein, als man drüben gehofft hatte. Dagegen hat ſich hier eine andere Art Börſen-Schwindel, die Promeſſen-Fabrikation, ausgebildet. In Frankfurt a. M., Wien, oder ſonſtwo, macht ein ſogenanntes Bankhaus bekannt, daß Promeſſen bei ihm zu haben ſeien, in welchen eine lange Reihe von Gewinnen, als glückliche Chance, in Ausſicht geſtellt wird. Die Promeſſe beſagt vielleicht, daß der Inhaber, falls in der nächſten Ziehung des badiſchen Lotterie-Anlehens die Nummer dieſer Promeſſe gezogen wird, berechtigt iſt, die Obligation dieſes Anlehns zu empfangen, welche die gedachte Nummer trägt. In der nächſten Ziehung des badiſchen Lotterie-Anlehens werden jedoch nur die Serien gezogen, unter welche erſt in einer ſpätern Ziehung die Gewinne verlooſt werden. Hat alſo jene Promeſſe das außerordentliche Glück, daß ihre Serien-Nummer gezogen wird, ſo bekommt man darauf eine Obligation ausgeliefert, die an der Börſe für 54 Gulden zu haben iſt, während der Käufer der Promeſſe der naiven Meinung war, darauf einen Gewinn von 50,000 Gulden erlangen zu können und demnach auch einen anſehnlichen Preis dafür gezahlt hat. In England ſoll man bis zu einer Guinee für eine ſolche Promeſſe zahlen, während ſie höchſtens neun Kreuzer werth iſt.

— Die Induſtrie-Ausſtellung von Konſtantinopel. Im Breslauer „Gewerbeblatt“ berichtet ein Theilnehmer an der bekannten Ausſtellungsfahrt von Trieſt nach Konſtantinopel Folgendes: „Der Beſuch der Induſtrie-Ausſtellung hat in keiner Art den Erwartungen entſprochen. Das Gebäude auf dem Rennplatze vor dem Obelisken, von Holz errichtet, iſt 224 Fuß lang, 220 Fuß breit und 53 Fuß hoch, mit allen Farben des orientaliſchen Tuſchkaſtens geſchmückt, und mit Fahnen behangen. In der Mitte dieſes, ohnehin ſchon winzigen Gebäudes befindet ſich eine Garten-Anlage mit Fontaine in der Länge von 108 Fuß und 60 Fuß Breite. Hier iſt auch der Orcheſterplatz der Militair-Kapellen, welche alle halbe Stunden die unbefriedigten Beſucher mit einer gut executirten Muſik-Aufführung erheitern. Der Eintrittspreis in die Halle iſt 3 Piaſter, der in den Maſchinenſchuppen 2 Piaſter. Die ausgeſtellten Induſtrie-Erzeugniſſe des Orients (andere waren, außer den landwirthſchaftlichen Geräthen Englands, nicht zuläſſig) ſind, ſoweit ſie ſich zur freien Aufſtellung nicht eigneten, in 52 Glaskäſten, unſern Comtoirpulten ähnlich, und in 24 Glasſchränken an den Wänden untergebracht. Der Haupt-Gegenſtand der „Schaubude“ waren die Kronjuwelen, welche in drei großen Servanten ausgeſtellt, ſtets von, den unnützen Flitterkram liebenden Orientalen umſtellt waren. Ihr Werth ſoll groß ſein. Die Weberei, Wirkerei und Stickerei war reich und in allen Nüancen vertreten, und fanden Teppiche, ſowie Florſtoffe vielen Beifall; Seide war in prächtigen Farben maſſenhaft vorhanden, ebenſo die goldgeſtickten Gegenſtände. Außer den ordinairen Webſtoffen, welche im Veſtibüle der Halle untergebracht waren, befanden ſich dieſelben in nicht weniger als 20 Schränken und 31 Pulten. 4 Schränke und 21 Pulte waren nur den übrigen Gegenſtänden gegeben, unter denen die prächtigen Arbeiten der Sattler und Riemer 3, die Pelzwaaren einen Schrank füllten. Von den verbleibenden 21 Pulten waren beſetzt: 2 mit Pelzwaaren, 3 mit Schuhen, 2 mit Hornarbeiten, 2 mit Säbeln, 1 mit Piſtolen, 1 mit Seifen, 1 mit Schwämmen und Holzlöffeln, 1 mit Pfeifen, 1 mit Drechslerarbeiten, 1 mit Stöcken, 1 mit Bernſtein-Waaren, 2 mit roher Seide, 1 mit Perlen, 1 mit Muſcheln, 1 mit Käfern und Herbarium. Die in den letzten 3 Pulten untergebrachten Gegenſtände gehören dem berühmten Reiſenden, Dr. Hammerſchmidt aus Deutſchland (jetzt Abdullah Bey genannt). Von den gewerblichen Erzeugniſſen war ein guter Theil alter Plunder.“

Die Trieſter „Handelszeitung“ ſagt über dieſelbe Ausſtellung: „Wer einmal die Ausſtellung geſehen hat, geht gewiß nicht wieder hin. Der ganze Plunder, ſo bunt er iſt, iſt nicht des Anſchauens werth, denn was man auf dem Atmeidan erblickt, findet man, mit Ausnahme der kaiſ. Juwelen, weit vollſtändiger in den Baſars. Die Ausſtellung beweiſt in ihrer Nacktheit, daß die Türkei gar keine Induſtrie hat, die für den Weltmarkt paßt, und das Einzige, was wahrhaft einer näheren Aufmerkſamkeit werth iſt, ſind die Boden-Produkte, namentlich Cerealien, Südfrüchte und Faſerſtoffe. Allein auch hierbei läßt ſich, ungeachtet einiger verlockender Proben, durchaus kein Maßſtab für die Ergiebigkeit des Landes, worauf dieſe erzeugt wurden, anlegen; denn ſo lange der Ackerbau, wie bisher, auf die ſchonungsloſeſte Weiſe mit Füßen getreten und an jedem Aufſchwung verhindert wird, iſt nicht mehr, als bereits geſchehen, zu erwarten.“

— Bibliographie. Frankreich. Vie de Jésus. Par Ernest Rénan, membre de l'Institut. (Auch unter dem Titel: Histoire des origines du Christianisme, Livre prem.) LIX et 466 p. 7½ fr.

Leibnitz, Descartes et Spinoza. Par A. Foucher de Careil. Avec un rapport par Victor Cousin. 292 p. Saint-Cloud, 1863.

Une Tétrade, ou Drame, Hymne, Roman et Poëme, traduite pour la première fois du sanscrit en français, par Hippolyte Fauche. T. III. XLVIII et 364 p. 10 fr.

Memoires de l'Académie de Stanislas. Documents pour servir à la description scientifique de la Lorraine. 644 p. Nancy, 1863.

Le roman de Molière, suivi de fragments sur sa vie privée d'après des documents nouveaux. Par Edouard Tournier. VII et 253 p. 3 fr.

J. C.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig. Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereins, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in Leipzig.

# Magazin für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen, welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in Berlin.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 29. Mittwoch, den 22. Juli 1863. 32. Jahrgang.

## Inhalt:

**Nord-Amerika.** Seite
Geiſt der neueſten amerikaniſchen Kriegsliteratur . . . . . . . . . . . 337
**Polen.**
Polens Untergang und Wiederherſtellung . . . . . . . . . . . 338
**Böhmen.**
Die ruſſiſche Propaganda in Böhmen . . . . . . . . . . . 342
**Frankreich.**
Ein religiöſer Roman von George Sand . . . . . . . . . . . 343
**Schweiz.**
Zur Autorſchaft der „Stunden der Andacht" . . . . . . . . . . . 344
**Afrika.**
Eine fünfwöchentliche Luftreiſe quer über Afrika . . . . . . . . . . . „
**Finnland.**
Der blutige Sohn, eine finniſche Ballade . . . . . . . . . . . 347
**Mannigfaltiges.**
Der ſtatiſtiſche Kongreß . . . . . . . . . . . 348
Der große Berliner Handwerker-Verein . . . . . . . . . . . „
Fortſchritte der deutſchen Xylographie . . . . . . . . . . . „
Altdeutſche Märchen, Sagen und Legenden . . . . . . . . . . . „
Es giebt alſo doch Geſpenſter . . . . . . . . . . . „

## Nord-Amerika.

### Geiſt der neueſten amerikaniſchen Kriegs-Literatur.

Man hat ausgerechnet, daß bis zum Mai 1863 über dreitauſend Schriften, Abhandlungen, Bücher und Broſchüren erſchienen waren, d. h. amerikaniſche und engliſche, in Amerika oder England geſchriebene und gedruckte. Jedes große Ereigniß drückt ſich gewiſſermaßen als Schicht von bedruckten Papieren auf die Erdoberfläche feſt. Die Bücher und Broſchüren-Bibliothek der großen engliſchen Revolution füllt einen ungeheuren Saal im Britiſchen Muſeum. Die große franzöſiſche Revolution ſchlug ſich als großes Gebirge von Büchern nieder, die bis auf den heutigen Tag jährlich durch neue große und kleine Geſchichten derſelben erhöht und ausgedehnt werden. Auch die März-Revolutionen von Deutſchland trieben alle Tage friſche Plakat- und Pamphletblätter und Blüthen, die im Britiſchen Muſeum ebenfalls als vollſtändigſtes Herbarium eingepreßt und aufgeſtapelt ſind. Die amerikaniſche Bürgerkriegs-Literatur wird alle dieſe Bücher- und Broſchürenhauſen vielleicht überragen.

Was mag in den 3000 Kriegsſchriften ſtehen? Gott weiß es, Menſchen werden's nie erfahren, was in allen zuſammen ſteht. Und doch verſuch ich hiermit, ganz kurz zu ſagen, was darin ſteht. Bücher und Broſchüren jeder Größe und Farbe, jedes Preiſes und jeder Werthloſigkeit, aber weſentlich nur drei Arten: 1) Parteiſchriften für den Norden und die Union mit mehreren Unterarten; als da ſind republikaniſch-unioniſtiſche mit oder ohne Sklaverei, abolitioniſtiſche mit Fanatismus gegen Sklaverei ꝛc. 2) Parteiſchriften für den Süden und deſſen Unabhängigkeit für das unentbehrliche, oder ſogar „göttliche" Inſtitut der Sklaverei, d. h. demokratiſche, die für jeden einzelnen Staat der ehemaligen Union Spontaneität und Selbſtregierung nöthigenfalls auch gegen die Union in Anſpruch nehmen, und 3) Vermittelnde, kritiſche, unabhängige. Man kann nach jahrelangem Geſchreibe über amerikaniſche Verhältniſſe ſich leicht eine allgemeine Vorſtellung von dem Inhalte aller drei Sorten machen, ohne durch das Nichtwiſſen der Einzelheiten viel zu verlieren. Aber was in den neueſten Erzeugniſſen aller drei Arten immer deutlicher hervortritt, das iſt beachtenswerth. Was iſt es? Die echten Amerikaner würden's früher für Verbrechen gehalten haben, ſolche Ideen laut werden zu laſſen. Jetzt ſprechen's alle drei Parteien mehr oder weniger beſtimmt aus. Es iſt der Geiſt, der auf den Waſſern der ganzen neueſten Kriegs-Literatur ſchwebt. Ich citire dieſen Geiſt und glaube, daß er kommen und von Jedem geſehen werden kann. Hier iſt er und ſo ſpricht er:

Vor mehr als drei Jahrhunderten ward eine ganz neue Seite unſeres Planeten entdeckt. Die ganze ungeheure Halbkugel war menſchenleer, da die in Wäldern umher verſtreuten Rothhäute kaum als menſchliche Bewohner, als Bevölkerung gelten konnten. Deshalb war die neue Welt für die alte entdeckt worden. Die Entdeckung galt als Pflicht, die neue Welt für die alte in Beſitz zu nehmen. Amerika galt als eine von Gott geſandte Pflanzſchule europäiſcher Coloniſation und Eroberung. Die erſten romaniſchen Eroberer verkamen in Demoraliſation und phyſiſcher Entartung bis auf den heutigen Tag. Dagegen erwieſen ſich die Anglo-Sachſen erfolgreicher, da ſie ſich nicht nur der meiſten romaniſchen Eroberungen bemächtigten, ſie abſorbirten und verdunkelten, ſondern auch der Ureinwohner und des Urbodens Herren wurden. So wurde die „open destiny," die offenbare Miſſion und Beſtimmung der angloſächſiſchen Amerikaner-Herrſchaft über ganz Amerika und Muſter für die alte Welt in ihren Inſtitutionen und Verfaſſungen.

Was aber heißt angloſächſiſche Amerikaner? Wer ging hinüber? Ausſchuß im edelſten und niedrigſten Sinne aus der ganzen alten Welt, lauter Extreme, die höchſten und niedrigſten Auswüchſe der alten Kultur aller europäiſchen Völker; extremer engliſcher Puritanismus; extremer engliſcher Kavalierismus; extremer engliſcher Katholicismus, franzöſiſcher Hugenotismus und Jeſuitismus; deutſcher Moravianismus, Myſticismus und Kriminalismus; neuerdings deutſcher und franzöſiſcher Refugiénismus; irländiſcher Fanatismus und Pauperismus; engliſche Flüchtlinge vor dem Proletariat, dazwiſchen Charaktere aller Nationen, die für die Heimat theils zu gut, theils zu ſchlecht waren, dazwiſchen Neger, Farbige in allen möglichen Stufen, Ueberbleibſel von Spaniern und Franzoſen, die einſt herrſchten; dazwiſchen immer wieder friſcher Auswurf der alten Welt, die raffinirteſten Schwindler, Betrüger und Verbrecher aller Art — extreme Vorzüge und extreme Laſter aller Nationen. Aber alle amerikaniſirten und yankeeiſirten ſich immer ziemlich ſchnell und nahmen das Dogma der „open destiny" an: Die gebildetſten, kräftigſten, charaktervollſten Leute der alten Welt ſind herübergekommen, um auf einem ungeheuern, freien Boden die in Europa verengte, polizeilich und ſtaatlich verkrüppelte Kultur und Freiheit vom Punkte höchſter europäiſcher Entwickelung zur Vollendung durchzuführen. Daher wurden die amerikaniſchen Freiſtaaten ein Experiment von kosmopolitiſcher Bedeutung, ein Organismus von Muſter-Inſtitutionen für alle europäiſchen Staaten, die ſie zu erreichen ſuchen mußten, um nicht unterzugehen und am Ende von Amerika verſchlungen zu werden. Annexation auf Annexation ſollte und mußte folgen und die ganze Erde am Ende nur mit Rußland getheilt werden, da ſie vor Rußland bei Verachtung aller andern Völker immer einen großen Reſpekt behielten. Was ſich nicht gutwillig „anhängen" laſſen wollte, ſollte nicht durch offiziellen, ſtaatlichen Krieg, ſondern durch Flibuſterismus erobert werden, d. h. durch eine Art Compagnie- und Aktiengeſchäft von Privat-Spekulanten, die ſich Soldaten zu der Arbeit engagiren würden, wie zum Bau von Häuſern oder Eiſenbahnen.

Das war etwa das Weſen früherer und bisheriger Dogmatik der open-destiny-Yankee-Religion. Aber nun kommt's anders. Dieſe Religion iſt geſtürzt. In Europa ließen Tocqueville, Dickens in ſeinem

Digitized by Google

„Chuzzlewit" und ſeinem Buche über Amerika ſelbſt zuerſt den „Ketzerglauben," den Unglauben an Amerika's Muſterwirthſchaft verlauten, aber ſie galten eben als Ketzer. Die gewaltſame Auflöſung der Union wurde vom Anfange an wieder und wieder als unvermeidlich wiederholt, aber man lächelte in Europa über dieſe Schwarzſeher und ſchimpfte in Amerika auf ſie. Nun wurden ſie endlich plötzlich davon überraſcht, wie von einem Einbrecher bei Nacht. Man ſtaunte, wüthete, kanonirte und wollte die Union ſofort wieder herſtellen. Dies hat dem Norden bisjetzt über eine halbe Million, dem Süden über 200,000 Menſchen und über anderthalbtauſend Millionen Dollars, außerdem ihre Religion gekoſtet und Niemand ſieht ein, wie nun die Union wieder hergeſtellt werden könnte. Damit iſt der ganze amerikaniſche Heiligenſchein zerſtört. Nun heißt's: „Niemand wandelt ungeſtraft unter Palmen," Niemand in einem ganz fremden Klima. Amerika hat ſeine eigene Fauna und Flora, und was von europäiſchen Thieren und Pflanzen überſiedelt ward, degenerirte. So wurde auch der Anglo-Sachſe und Zubehör Yankee unter dem Klima. Und Yankee — iſt's am Ende nicht blos eine Uebergangsſtufe vom weißen Europäer zum rothen Indianer? Alle Feldherren und Notabilitäten des Bürgerkrieges ſind überall photographiſch zu haben. Sieht Jemand in dieſen Phyſiognomien noch eine Spur des breiten, ausdrucksvollen, weich gemeiſelten anglo-ſächſiſchen, oder nur nordeuropäiſchen Typus? Nein, in dieſen ſcharfen, grauſamen oder ſtupiden Zügen lauert ſchon der Choktaw-Indianer.

Aber die ungeheure Kultur, dieſe Städte, dieſe Eiſenbahnen, dieſer Handel, dieſe „smartness!" — Haben ſie denn wirklich kultivirt? Man hat erſt neuerdings daran gedacht, das fraglich zu finden und muß entſchieden mit Nein! antworten. Die Boden-Kultur iſt eine barbariſche Verwüſtung des ſchützenden, feuchten Urwaldes, ſo daß immer im Sommer die ſengenden, im Winter die bis in die Knochen hinein ſtechenden und austrockenden Winde den Yankee zu Eiswaſſer und Schnaps und fieberhafter Aufregung und bratenden Kohlenfeuern verdammen. Vor letzteren braten ſich beſonders die Damen alle warme Jungfräulichkeit und zarte Mütterlichkeit aus. Amerika hat keine „Mütter" mehr, daher auch keine Männer. Der verwüſtete Urwald ward raſch ausgebeutet und erſchöpft, aber nicht kultivirt. Nicht weit von New-York ſtehen noch Urwaldsbaumſtumpfe mitten in Getraidefeldern. Keine Bodenkultur, keine Kultur, ſondern immer weiter in wilder Speculation um europagroße Territorien und neue Staaten, im wilden Kriege und Gemetzel (ſchon lange vor dieſem) zwiſchen Sklaven- und freien Staaten um neues Terrain zum verwüſtenden Ausbeuten. Die ſüdliche Boden-Ausbeutung iſt noch barbariſcher. Baumwolle, Tabak, Reis ꝛc. erſchöpfen den Boden ungeheuer ſchnell, beſonders unter gehetzpeitſchter Sklavenarbeit, daher ſchon lange vorher der Kongreß-Bürgerkrieg zwiſchen Süden und Norden mit gelegentlichen Bowie-Meſſern und Revolvern um neue Territorien, und die verfaſſungswidrigen Miſſouri-Compromiſſe, die Nebraska-Bill, die Kanibalismen in Kanſas. Dieſes ſüdliche Junkerthum, iſt es nicht am Ende noch eine größere Demoraliſation der dort verkommenen Spanier und Portugieſen, die einſt ihre verwegenſten und ruchloſeſten Halsabſchneider hieher ſchickten, und deren Nichtswürdigkeit die anglo-ſächſiſchen und ſonſtigen Nachfolger erbten und mit der „Inſtitution" in die „Vereinigten Staaten" herüberſchmuggelten? Dieſelbe Entartung und Desorganiſation, wenn nicht eine ſchlimmere, im Norden.

Auf den Schlachtfeldern und um die Lager herum ſind über 500,000 Männer und Jünglinge begraben. Wo ſind die trauernden Wittwen und Waiſen in New-York, Boſton ꝛc. Kein Menſch trägt Flor, ſondern Alle floriren in einem unerhörten Luxus, reich geworden durch Lieferungen und unerhörte Betrügereien dabei. Die Haupthallunken ſpielen jetzt Cröſus, Ariſtokratie, und kaufen Juwelen, Sammet und Seide, Champagner, Equipagen, Maitreſſen mit alle Tage ganzen Hüten voll Staatsſchuldſcheinen, die ſie manchmal gar nicht zählen beim Bezahlen.

Noch nie ging's in den großen Städten des Nordens luſtiger her, als jetzt. Die 500,000 Gefallenen, die 700,000 noch nicht Geopferten ſind gekauft aus den Maſſen von Einwanderern und Fremdlingen und Proletariern und Strolchen, und „Rowdies" und „Runners" und „Loafers." Kein ſmarter Yankee trauert um ſie. Und war nicht die ganze Kriegsführung bisher ein Conglomerat von Unfähigkeit, Verrath und Liederlichkeit? Die Anführer waren der Reihe nach Südlinge, Weſtpointer.

Der Norden und der Süden und deren Inſtitutionen beruhten auf falſchen Vorausſetzungen, auf Unſittlichkeit, Geld-Intereſſen, gewiſſenloſem Induſtrialismus und auf einem von Natur indianiſirenden, durch ihre Civiliſation ausgeraubten, nicht kultivirten Boden.

Die Amerikaner löſen ſich zu wilden Indianerſtämmen auf.

Das ſind allerdings die extremſten Anſichten in der jetzigen Kriegs-Literatur. Sie werden noch hart bekämpft und widerlegt, aber eine mildere Partei iſt ſchon weniger angreifbar. Sie ſagt: Dieſe öſtliche Seite des ungeheuern amerikaniſchen Kontinents iſt wegen ihrer phyſiſchen Beſchaffenheit (die durch Entwaldung noch ſchlimmer geworden iſt) **nicht** fähig, den weſtlichen Lauf geſchichtlicher Entwickelung weiter zu führen, vielmehr fängt dort der Oſten auf's Neue an und rottet mit der Zeit die künſtlich hinübergepflanzte und durch das Klima zu fieberhafter Haſt getriebene Civiliſation wieder aus, wie die Eingebornen (angeblich auch urſprünglich Einwanderer aus den Urſitzen der Civiliſation) auch entarten und allmählich verkommen.

Das Klima läßt blos auf der weſtlichen Seite Amerika's Aufnahme und Weiterentwickelung der alten Kultur zu. Alſo Amerika entwickelt ſich, aber nur auf der Weſtſeite drüben, ſo daß etwa Kalifornien auch das Goldland der Kultur werden würde.

Die dritte, gemäßigte Partei ſagt etwa ſo: Die höchſten politiſchen und ſozialen Ideale, aus der alten Welt verſtoßen, oder dort wegen Altersſchwäche, Militair- und Polizeiſtärke erſtickt und niedergehalten, ſind in Amerika wirklich begründet, aber im Uebermuth der Freiheit und des materiellen Erfolgs verhunzt, verrathen, karrikirt worden. Das Experiment iſt durchweg mißlungen. Die verrathene Freiheit rächt ſich an ihnen. Die Beibehaltung der Sklaverei, die ſcheuslichſte Corruption bei den Wahlen, zur Pöbelherrſchaft, ſtatt zur Demokratie, geworden, die Negation individueller Charaktere und Gedanken durch eine kahle Kopfzahl-Gleichberechtigung aller erwachſenen Thiere auf zwei Beinen — das iſt Alles keine Verkörperung der Freiheit, ſondern nur Hohn gegen ſie, Verrath an ihr.

Sie büßen jetzt dafür, aber hoffentlich nicht mit geſchichtlichem Tode. Sie werden bereuen und ſich beſſern und mit neuer Lebenskraft ein neues Leben korrigirter Freiheit beginnen. Aber im Allgemeinen hat die Verwirklichung der Freiheit als Muſter auch für die alte Welt gegolten. Das iſt vorbei und das iſt eine große Revolution in der neuen und alten Welt, welche nun wieder an ihre eigene Kraft, an eine reinere, ſchönere Freiheitsverwirklichung aus ihren eigenen Mitteln und Hinderniſſen glauben und danach handeln lernen mag. Hier in der alten Welt iſt geſunderes Mark und reicheres, erprobteres Kapital für den „Fortſchritt im Bewußtſein der Freiheit," wie Hegel die Geſchichte definirt. Amerika wird deshalb aus dem alten Mutterlande lernen müſſen, ſtatt ſich länger als Ei klüger zu dünken, wie die Henne. Dabei denkt man natürlich nicht an Preußen, oder Spanien, oder Frankreich, ſondern ganz ausſchließlich an England, obgleich juſt die kräftigſten Elemente amerikaniſcher Kultur ganz entſchieden deutſch ſind. Aber die Deutſchen ſind verhaßt und werden verachtet, weil ſie eine jetzt nicht reſpektable Mutter zu Hauſe haben, was auch demoraliſirend auf die Söhne ſelbſt drückt.

Summa Summarum, und wenigſtens gilt jetzt ſo viel, daß in der alten Welt mehr und wahrere hiſtoriſche Lebenskraft herrſche, und daß ſie wieder als die leitende und voranſchreitende Macht in der menſchlichen Kultur-Entwickelung gelten müſſe.

Ich wollte noch drei Kriegsliteratur-Erſcheinungen neueſten Datums, die ich kennen gelernt, vornehmen, nämlich „Six Months in the Federal States," von Herrn Dicey (das bedeutendſte Werk von den Dreien), „Thirteen Months in the Rebel-Army. By an impressed New-Yorker" und „Two Months in the Confederate States" — alſo Erlebniſſe aus beiden Lagern — finde aber, daß ich zu dieſem Zweck wieder von vorn anfangen und mich weiter ausdehnen müßte, als man in Einem Artikel gern leſen mag. Deshalb wohl ein andermal. B.

## Polen.

### Polens Untergang und Wiederherſtellung.*

Wir haben vor einiger Zeit in einem längeren Artikel die polniſche Frage beſprochen und uns dabei bemüht, ſoviel als möglich den Kern der Sache im Auge zu behalten und von den augenblicklichen Zeitſtrömungen, die ihn vielfach verdunkeln, abzuſehen. Es handelt ſich bei dergleichen Angelegenheiten nicht um Gefühle, nicht um Sympathien oder Antipathien, nicht um augenblickliche Erregungen und Verſtimmungen, ſondern um das, was der klare Verſtand in den Zeiten der Ruhe mit ernſter Ueber-

* Polens Untergang und Wiederherſtellung. Von O. Agricola, Gotha, F. A. Perthes, 1863.

Digitized by Google

legung als das annähernd Richtige, Mögliche, Haltbare erkannt hat, und es iſt gut, ſich oder andern daſſelbe in's Gedächtniß zu rufen, wenn dieſer ruhigen Ueberlegung durch heftige Gefühls-Störungen eine Ueberſtürzung droht. Dies iſt auch mit der polniſchen Frage der Fall, bei der ſo Vieles zuſammenwirkt, ein bedächtiges Urtheil zu trüben.

Wir gönnen perſönlich den Polen alles Gute; wir haben keinerlei Widerwillen gegen ſie und ihre Nationalität; wir bedauern ſie wegen des ſchrecklichen Schickſals, das ſie erlitten; wir wünſchen ihnen Heilung der Wunden, die ſie ſich ſelbſt und ihre Bedrücker ihnen geſchlagen; wir wünſchen ihnen Alles, was ſie nur immer mit Ausſicht auf längere Dauer erreichen können; wir ſehen dabei von aller Selbſtgerechtigkeit und Selbſtgenügſamkeit in Bezug auf unſere eigene Nationalität ab, und ſind weit davon entfernt, uns ſelbſt beſondere Schmeicheleien zu machen — aber wir wollen doch nie aus den Augen verlieren, was uns die allergewöhnlichſte Vorſicht anräth, und was uns der geſunde Menſchenverſtand aus vorliegenden Thatſachen zu ſchließen lehrt. Wir fragen blos: Hat die polniſche Erhebung Ausſicht auf Erfolg? — hat ein polniſches Reich, unter irgend welchen Bedingungen hergeſtellt, Ausſicht, eine mehr als blos ſcheinbare, eine gediegene, geſunde Exiſtenz zu führen, oder iſt zu gewärtigen, daß das wiedererſtandene Polen mit größeren Fehlern auftritt, als die ſind, welche zu ſeinem Sturze geführt haben? Dieſes ſind Fragen, die ſich alle annähernd beantworten laſſen, wenn man ſich nur, geſtützt auf die Erfahrungen aller Welt und mit einiger Kenntniß der polniſchen Nationalität, ein Bild von den Zuſtänden entwerfen will, wie ſie ſich nach einer Säuberung des Landes von den Ruſſen u. ſ. w. herſtellen, wenn es ſich um die Herſtellung neuer poſitiver Zuſtände handeln würde.

Wir haben es bereits als unſere ehrliche Ueberzeugung ausgeſprochen, daß die neue polniſche Erhebung unter allen Umſtänden eine neue große Unklugheit war, und daß die Polen damit nur abermals ihre gänzliche Unfähigkeit, reale politiſche Verhältniſſe zu beurtheilen, bewieſen haben. Niemand in Europa, der irgend etwas Urtheil beſitzt, am allerwenigſten die leitenden Staatsmänner, ein Napoleon III., ein Palmerſton, wird geringſchätzig von der Macht Rußlands denken, und wird auch nur den Gedanken faſſen, dieſelbe vernichten zu wollen; man begnügt ſich, Rußland zu hemmen, ihm Schwierigkeiten zu ſchaffen, es wo möglich an einem Theile zu lähmen, nicht, weil man es aus liberalen Rückſichten und dgl. haßt, ſondern, weil man es fürchtet. Rußland mag in der Kultur weit zurück, mag unbeholfen ſein, mag in ſeinen Extremitäten Schlappen erleiden können, mag in ſeinem Innern an den größten Uebelſtänden kranken; aber Rußlands Stern iſt im Steigen, es beſitzt jenen Halt, jenen Zauber, der in der Geſchichte alle Nationen charakteriſirt, die eine Rolle zu ſpielen berufen ſind. — Polens Exiſtenz iſt nur denkbar, wenn der nordiſche Nachbar völlig geſchwächt und gelähmt wäre — aber an das glaubt Niemand. Der beſte Beweis dafür iſt, daß man die Furcht, die Deutſchland vor dem nordiſchen Koloſſe haben könnte, herbeiruft, um die Wiederherſtellung Polens als eines ſelbſtändigen Reiches zu empfehlen — die berühmte „Vormauer der Kultur“ — die unter Umſtänden eine Lehmwand ſein kann. Daß die Polen ſich durch eigene Kraft aus Rußlands Umarmung reißen und ihre Selbſtändigkeit erobern könnten, iſt ſchwer denkbar. Wenn ſie dazu noch auf die Wiederherſtellung des ganzen alten Reiches, wie es vor 1772 beſtand, zurückgehen und es auch noch mit Preußen und Oeſterreich aufnehmen wollen, ſo kann das nur einen Sinn haben, wenn ſie darauf rechnen, einen Weltbrand zu entzünden. In jedem Falle, man mag es nehmen, wie man will — die Erhebung iſt ein verfehltes Unternehmen und wieder hervorgegangen aus dem Erbfehler, der die Polen geſtürzt hat, aus blinder Leidenſchaft und Unfähigkeit zu klarer Ueberlegung. Waren ſie klug, wollten ſie ihre Zukunft retten, ſo mußten ſie vorlieb nehmen mit dem, was ihnen freiwillig geboten wurde und dann allmählich auf geordnetem Wege weiter gehen. Möglich, daß ſie dann in dreißig Jahren im Stande geweſen wären, einen erfolgreichen Befreiungskrieg zu beginnen. Wie die Sachen jetzt liegen, ſo läßt ſich unſchwer voraus ſehen, daß die letzten Reſte des alten Jagellonenreiches ihrer Vernichtung entgegengehen.

Die Geſchichte iſt da, um vergeſſen zu werden. Hegel ſoll geſagt haben, man lerne aus der Geſchichte, daß die Menſchen aus der Geſchichte nichts lernen. — Man könnte ſagen, ſelbſt die Geſchichtsſchreiber lernen nichts. Gegen die ungeheure Praxis, gegen die Wucht der Verhältniſſe, gegen den Drang der Leidenſchaften kommt die ruhige, beſonnene Theorie niemals zur Geltung, die Verhängniſſe erfüllen ſich mit unerbittlicher Strenge.

Um das Schickſal Polens vorherzuſehen, hat es keiner prophetiſchen Gabe bedurft. Schon 1661 ſagt Johann Kaſimir auf dem Reichstage: „Bei unſern inneren Zerwürfniſſen haben wir einen Angriff und eine Zerſtückelung der Republik zu befürchten. Der Moskowiter, Gott gebe, daß ich ein falſcher Prophet bin, wird die Völker, welche ſeine Sprache reden, und das Großherzogthum Litthauen nehmen; Großpolen und Preußen werden dem Hauſe Brandenburg zu Theil und Oeſterreich wird ſich bei dieſer allgemeinen Zerſtückelung nicht vergeſſen. Sein Antheil wird Krakau und die angränzenden Länder ſein.“

Dieſe Prophezeiung, die ſich ſo buchſtäblich erfüllt hat, war keineswegs die Folge einer tiefen Speculation über die ferne Zukunft; nein, die Möglichkeit lag damals, wo der große Churfürſt ſich den Polen ſo gefürchtet machte, bereits unmittelbar vor Augen. Polen war reif zur Theilung, aber die Nachbarmächte hatten noch nicht die politiſche Handhabe und Formel gefunden. Zeitig genug kam man darauf. Bereits Karl Guſtav von Schweden hatte ſich mit einem Theilungsplane getragen, 1705 kam man preußiſcher, 1710 ruſſiſcher Seits auf einen ähnlichen Plan, und 1732 trat ſogar ein König von Polen ſelbſt ganz unumwunden mit dem Antrage hervor, Stücke ſeines Landes an die Nachbar-Souveraine abzutreten.

Das Buch, welches uns zu dieſen Betrachtungen Anlaß giebt, kann ruhigen und beſonnenen Beurtheilern der polniſchen Frage nicht genug empfohlen werden. Es enthält nichts Neues, aber es bietet das Alte in klarer, überſichtlicher Darſtellung und iſt in ruhiger, vollkommen leidenſchaftsloſer Sprache geſchrieben. Es friſcht in gegenwärtiger Zeit das Gedächtniß an Dinge auf, die man ſo gern vergißt, die man aber im Auge behalten muß, wenn man nicht allen Halt verlieren will. Es iſt ſehr ſchön, die Polen mit lauten Sympathien zu begleiten, ſie zum Kampfe anzufeuern und in den Tod zu hetzen, aber es iſt vernünftiger, ſich ſelbſt und ihnen die Wahrheit zu ſagen, und, wenn es angeht, ſie zurückzuhalten, um ihnen und ihren Kindern gränzenloſes Elend zu erſparen. Es überſteigt jetzt ſchon alles menſchliche Ermeſſen.

„Bis gegen das 13., 14. Jahrhundert hin hatte es den Anſchein, als ob die Entwickelung des polniſchen Volkes mit der ſeiner weſtlichen Nachbarn gleichen Verlauf nehmen werde. Hier wie dort war der Kampf der mächtigen Elemente der Nation um die Herrſchaft über die mindermächtigen der Angelpunkt aller politiſchen Bewegung. Hier wie dort war das Königthum zunächſt im Beſitz jener Herrſchaft, weltliche und geiſtliche Ariſtokratie ſtrebten nach dem Mitbeſitz. Dieſem Streben kam hier wie dort eine der Ariſtokratie gleichmäßig günſtige Lage der Verhältniſſe entgegen. Das Königthum nämlich konnte — iſolirt wie es noch war — der Dienſte jener alleinigen Vertreter körperlicher und geiſtiger Macht nicht entrathen; es bedurfte ihrer zur Wahrung dynaſtiſcher und nationaler Intereſſen. Die Ariſtokratie aber, ihrer monopoliſtiſchen Gewalt ſich wohl bewußt, lieh ihre Hülfe niemals ohne Entgelt. Machterweiterung auf Koſten des Königthums ſelbſt war der immer wieder geforderte Preis ihrer Hülfe und die Könige, ohnmächtig gegenüber dem konkurrenzloſen Angebot, mußten zahlen. So wich das Königthum bis gegen das 13. — 14. Jahrhundert hin, in Weſt- und Mittel-Europa nicht minder als in Polen, Schritt vor Schritt aus ſeiner Poſition. Um die genannte Zeit jedoch trat die Verſchiedenheit der Grundlagen, auf welchen das politiſche Leben jener Römiſch-Germaniſchen Staaten und des rein Slaviſchen Polens erwuchs, auch äußerlich in der verſchiedenen ſtaatlichen Ausprägung dieſes Lebens zu Tage.“

In kurzen Worten: das Königthum rettete ſich im Weſten durch die Städte, die es als Gegengewicht gegen die Macht des Adels benutzte; in Polen fehlte dieſes Element, die Könige erlagen allmählich der andringenden Macht des Adels; dieſer Adel ſelbſt aber war ohne ſtandesgemäße Gliederung in ſeinem Innern, er bildete eine reine, ungemiſchte Demokratie in ſich ſelber. Ein Kampf der Stände alſo war nicht möglich, folglich auch kein gegliedertes Staatsweſen; dafür ein endloſer Kampf der Individuen, Bildung zahlloſer Parteiungen, welche nicht höhere Intereſſen, ſondern der egoiſtiſche Vortheil in's Leben rief. Die Anarchie wurde legal, und an ihr iſt Polen zu Grunde gegangen.

Die fehlerhafte Organiſation des polniſchen Staates liegt übrigens tiefer und höher hinauf, als man ſie in der Geſchichte zu ſuchen pflegt; ſie liegt im altſlaviſchen Weſen, in jener berühmten altſlaviſchen Freiheit, von der die Neuſlaven nicht genug Aufhebens machen können.

Wir ſind bei Rügung dieſes Fehlers gewiß ganz unparteiiſch; denn wir von unſerm deutſchen Standpunkte könnten, wenn es uns darum zu thun wäre, dem Slaventhum weitern Abbruch zu thun, nichts ſehnlicher wünſchen, als daß ſich die altſlaviſche Freiheit, wie ſie berühmte Slaviſten jedes Stammes geſchildert, wie ſie Bakunin, Herzen u. a. anſtreben, recht bald im weiteſten Umfange verwirklichen möge. Sehr bald würde wieder eintreten, was in ſlaviſchen Ländern mehr als Einmal dageweſen iſt, nämlich Anarchie und dann Verlangen nach einem Herrſcher um jeden

Digitized by Google

Preis. „Unſer Land iſt ſehr ſchön, es ſind auch viele Marder und Eichhörnchen darin, aber wir können uns nicht regieren“ — ſagten die ruſſiſchen Geſandten zu den Warägern in Schweden, die ſie einluden zu ihnen zu kommen und ſie zu beherrſchen. Denn bekanntlich waren die Stifter des ruſſiſchen Reiches Skandinavier.

Bei der altſlaviſchen Freiheit iſt ein ſehr gemüthliches Stammleben möglich. So lange an der Spitze des kleinen Gemeinweſens ein Staroſta, ein Alter ſteht, deſſen weiſer Rath einſtimmig angenommen wird, weil ſich ſeiner Weisheit und Erfahrung alle Jüngeren aus Pietät unterordnen, iſt Alles in der Ordnung, das Prinzip der Einſtimmigkeit des Beſchluſſes iſt gerechtfertigt: aber ſobald die Gemüthlichkeit aufhört, ſobald zehn Staroſten mit ihren folgſamen Kindern zuſammentreten, und, um eine größere Gemeinſchaft zu bilden, Einen aus ihrer Mitte wählen, den ſie zum Shupan oder Woiwoden (Kriegsanführer, Herzog) beſtellen, fangen auch ſchon die Mängel an, ſich fühlbar zu machen. Die neun untergeordneten Staroſten ſind keine gehorſamen, dienſtwilligen Kinder mehr, ſie behaupten ihren Willen; ſie thun Einſpruch, ſie ſetzen Trotz entgegen, ſie trennen ſich. Das ſind die Grundlagen der altſlaviſchen Staatenbildung, und auch der polniſchen. Ohne äußern Zwang iſt ſie unfähig, eine genügend ſtarke Autorität zu erzeugen, um ein größeres Ganze zuſammenzuhalten. Wären Waräger, Tataren und Deutſche nicht geweſen, Rußland wäre heute noch Scythia magna, in dem ſich zahlloſe kleine Stämme, ähnlich den Beduinenhorden, durcheinander bewegen würden.

Die polniſche Geſchichte, wie die böhmiſche gleichfalls, beginnt mit einem verfallenen Königthum und einer Anarchie, die unter den kleinen Stammhäuptlingen ausgebrochen iſt. In Polen ſind es die Bauern, in Böhmen die Weiber, von denen das neue Königthum ſeinen Ausgang nimmt.

Es muß den ſanften geduldigen Kmieten* d. i. Dörflern, ſehr arg mitgeſpielt worden ſein, ehe ſie ſich zu dem Gedanken verſtiegen, einen aus ihrer Mitte zum Könige zu wählen. Wahrſcheinlich hatten ſie mit ihrem alten ſarmatiſchen Adel, mit den Lachen, zum guten Theil in ähnlicher Weiſe aufgeräumt, wie das in neuerer Zeit in Galizien geſchehen, und ihr neuer Bauernkönig, der ſehr charakteriſtiſch Piaſt, d. i. Fauſt, heißt, iſt vielleicht der Anführer bei dieſem Geſchäft geweſen. Seit dieſer Zeit waren die Kmieten ein angeſehener Stand; die übrig gebliebenen Sarmaten, der alte Erobereradel, waren eine Zeit lang gedemüthigt; die Einführung des Chriſtenthums, die Verbindung mit dem Kaiſerthum in Deutſchland gaben dem piaſtiſchen Königthum eine Zeitlang Halt und größere Feſtigkeit, weil dadurch eine beſtimmte Idee in daſſelbe kam. Der polniſche König trat, wie der böhmiſche oder obotritiſche Herzog, in die chriſtliche Völkerfamilie Europa's ein; als Vaſall des Kaiſers, der als Erbe der alten Weltherrſchaft und Schutzherr der Weltkirche galt, hatte er Theil an deſſen Majeſtät, und ein Abglanz von deſſen Würde und Hoheit ging auf ihn über. Die Piaſten waren meiſt große Freunde der Deutſchen; ſie öffneten ihnen ihr Land, nahmen deutſche Prinzeſſinnen zur Ehe, umgaben ſich mit deutſchen Rittern, zogen deutſche Bürger und Bauern in ihre weiten Gebiete — kurz, die Glanzzeiten des alten Polens, die Zeiten, wo ſich dem Lande eine glänzende Zukunft zu eröffnen ſchien, waren die, wo es mit Deutſchland und ſeinem Volke in freundſchaftlichen Verhältniſſen lebte. Was Polen an wirklicher Civiliſation beſitzt, das verdankt es den Deutſchen, und es iſt eine Ungerechtigkeit und Thorheit, wenn uns die Polen und überhaupt die Neuſlaven daraus ein Verbrechen machen wollen. Nicht unſere Schuld iſt es, wenn ſie durch die friedliche Coloniſation des Bürgers und Bauern aus großen Gebieten verdrängt worden ſind. Der Deutſche giebt ſeine Nationalität ſehr leicht auf, das weiß alle Welt, und in Polen ganz beſonders gern. Die heutigen Polen haben ſehr viel deutſches Blut in ihren Adern, und ſie wiſſen es auch recht gut.

Das polniſche Königthum erlag dem Wiederaufleben des alten ſarmatiſchen Geiſtes. Der lachiſche Adel bildete eine Kriegerkaſte, und an der entſprechenden Prieſterſchaft, die über das unmündige und in harter Knechtſchaft gehaltene Volk gebot, fehlte es auch nicht.

Nimmt man hinzu, daß die in Polen den gewerbtreibenden Stamm vertretenden Iſraeliten gleichfalls eine ſtreng in ſich geſchloſſene Gemeinſchaft bildeten, ſo hat man die vollſtändigſte Analogie zu dem morgenländiſchen Kaſtenſtaate mit ſeinen vier Ständen, Prieſter, Krieger, Gewerbtreibende und Knechte, nur mit dem Unterſchiede, daß der Prieſterſtand im Verhältniß zu jenen minder ſtark organiſirt war und mildernde Elemente enthielt, indem er ſich meiſt aus dem vierten Stande ergänzte. Sonſt iſt die Analogie ſehr groß und zupaſſend. Gegen dieſes orientaliſche Weſen konnten die von Weſten eindringenden Kultureinflüſſe, namentlich das deutſche Bürgerthum, ſich nicht behaupten; Polen aber verfiel ſeinem Geſchicke. Sein Unglück war, daß es in Europa und in der Nachbarſchaft ſtärker organiſirter Völker lag. Was Polen zuſammenhielt, war die Idee des gemeinſchaftlichen Vaterlandes, das Gefühl der Zuſammengehörigkeit, und dieſe Idee, dieſes Gefühl iſt bis heutzutag ſtark und lebendig geblieben. Wenn man dieſe glühende Liebe, dieſen Opfermuth der Polen ſieht, ſo muß man bedauern, daß ſie früher nicht im Stande geweſen, den feindlichen Kräften entgegenzuwirken, welche dieſe Adelsrepublik hoffnungslos dem Untergange zutrieben. Das Königthum war für Polen eine Nothwendigkeit, es war der Mittelpunkt des nationalen Gedankens; durch das Königthum wäre es möglich geweſen, den Kaſtenſtaat zu brechen und aus der Adelsrepublik einen wirklichen Staat zu machen, einen Bürgerſtand zu ſchaffen, die Bauern zu befreien und Polen für eine wirkliche, nicht blos für eine auf der Oberfläche haftende Scheinkultur zu gewinnen. Aber eben dieſes Königthum mußte der Adelsrepublik weichen; mit jeder neuen Thronbeſteigung wurden dem Königthum durch die pacta conventa neue Rechte abgehandelt; immer ſchwächer, immer hinfälliger wurde die Krone, während die Freiheit und Ungebundenheit des einzelnen Adeligen immer mehr wuchs. Zuletzt war dem Adel das Rebellionsrecht verbrieft und beſiegelt, und nicht blos dem Adel als Corporation, als ganzem Stande, ſondern dem Einzelnen, dem die Rechte aller Uebrigen vollſtändig gleichgültig bleiben konnten, ſobald er ſich im Stande fühlte, ſeinen Willen durchzuſetzen. Dies war die legaliſirte Anarchie; Polen hatte ebenſo viele Könige als ehrgeizige Häuptlinge, und ebenſo viele kriegführende Mächte als Conföderationen, welche ſich, je nach Zeit und Gelegenheiten und oft im Dienſte der niedrigſten Intereſſen, bildeten.

Ein Land und ein im Ganzen kräftig organiſirtes Volk erträgt viel und iſt ſchwer zu ruiniren. Bis in's ſechzehnte Jahrhundert hinein waren die Zuſtände in Polen nicht merklich verſchieden von denen im deutſchen Reiche, wie ſie namentlich im 15. Jahrhundert geweſen waren; der polniſche König hatte mit widerſpenſtigen Vaſallen zu thun, und mußte ſich drehen und winden, um mit ihnen durchzukommen; aber im Ganzen bewahrte das Königthum ſeinen Glanz und Polen hatte von außen das Anſehen eines mächtigen Reiches; die Tapferkeit der polniſchen Ritterſchaft war über allem Zweifel erhaben, ihre Feldzüge waren reich an kriegeriſchen Thaten und mit Siegen gekrönt. Polen war von Türken und Moskowiten gefürchtet, und im Weſten Europa's geachtet. Damals, wo noch überall das Volk in Knechtſchaft und geiſtiger Hülfloſigkeit ſchmachtete, konnte Polen ſogar als ein gebildetes Land gelten. Was die ernſten Studien, was Wiſſenſchaft und Literatur betrifft, waren der damalige Clerus und Adel dem jetzigen weit überlegen.

Anders wurde es, als für den Weſten Europa's ein ganz neues Zeitalter einbrach, als durch die Reformation und den Umſchwung auf allen Gebieten menſchlicher Thätigkeit die Grundlagen einer ganz neuen Geſellſchaft geſchaffen wurden, namentlich aber, als ſich überall im Weſten die Fürſtenmacht conſolidirte und der moderne Soldaten- und Polizeiſtaat in's Leben trat. Während ſich die Habsburger und Hohenzollern zu unumſchränkten Gebietern in ihren Ländern machten, den Trotz des Adels brachen, ſtarke Heere ſchufen und, wenigſtens die Erſteren, die ihrem Scepter unterworfenen Gebiete nach durchgreifenden Normen in Ordnung brachten und an Zucht und Gehorſam gewöhnten, blieb Polen bei den mittelalterlichen Zuſtänden ſtehen; das Weltkönigthum wurde immer ſchwächer und machtloſer, die Centralregierung und Verwaltung immer ſchlaffer und elender, die Widerſtandsfähigkeit des bald rein illuſoriſchen Staatsweſens immer geringer. Die alte Tapferkeit der Polen war dieſelbe geblieben; aber was nützte ſie dem neuen Heerweſen gegenüber? Ein ſolches zu ſchaffen, dagegegen wehrte ſich der in ſeinen Privilegien bedrohte Adel auf's Aeußerſte. Wozu war er denn, der alte Kriegerſtand, da, wenn er die Vaterlands-Vertheidigung regimentirten Söldnern überlaſſen mußte? Wie könnte man dem Königthum eine ſolche Waffe gegen ſich ſelber in die Hand geben?

„Polen war ſtark, ja gefürchtet bei den alten Kriegszuſtänden; es wurde ſchwach, ja verachtet unter dem neuen Syſtem der Kriegsführung. Zwar auch in Polen geſchahen, im 16. Jahrhundert, Schritte, um dem Lande die Vortheile des neuen Syſtemes zu ſichern: der Reichstag beſchloß die Aufſtellung eines ſtehenden Heeres. 1551 erfolgte ſeine Organiſation in Litthauen; 1562 im übrigen Polen. Aber wieder war es der maßloſe Unabhängigkeitsgeiſt des Adels, welcher das Nothwendige erkennend es doch nur halb that. Die Bildung der Armee wurde dekretirt, aber der Sold für dieſelbe wurde, um den König und die Kronfeldherren fortwährend im Schach zu halten, nicht ein für alle Mal ausgeworfen, ſondern der Adel behielt ſich die jedesmalige Bewilligung auf

* Von einem alten Worte kmi, lit. kiemas, griech. κώμη, deutſch haims, heim, Dorf.

Digitized by Google

dem Reichstage vor. So aber gefährdete er, um ſeine Sonderintereſſen zu ſichern, den Beſtand der für die Sicherheit des Staates unentbehrlichen Armee. . . . .“

Eiferſucht und Geiz, ſchlechte Finanzen wirkten zuſammen, das Heerweſen in dem neueren Polen auf einer erbärmlichen Stufe zu erhalten. Die Truppen waren ſchlecht ausgerüſtet, erhielten ihren Sold unregelmäßig, ermangelten aller Disziplin; Städte und Gränzplätze waren höchſt elend, meiſt nur durch die noch aus dem Mittelalter ſtammenden Mauern befeſtigt, die Arſenale ſtanden leer, Artillerie und Genieweſen ſtand auf einer ſehr niedrigen Stufe der Ausbildung. Das Adelsaufgebot konnte ein regelmäßig bewaffnetes und wohlgeſchultes Heer, trotz aller perſönlichen Tapferkeit, nicht erſetzen, und das um ſo weniger, als es ſtets das Gefühl ſeiner Souverainetät mit ſich trug und jeden Augenblick, ſelbſt im Angeſichte der Schlacht, den Gehorſam verweigern konnte.

„Der nordiſche Krieg offenbarte die ganze Schwäche des polniſchen Heerweſens. Seit die ſächſiſchen Truppen des Kurfürſten-Königs Polen geräumt hatten, mußte es ſich vertheidigungslos in die Hände erſt der Schweden und dann der Ruſſen geben, von denen es ſich die Wiedereinſetzung des allgemein verhaßten Auguſt II. auf den erkauften Thron gefallen laſſen mußte. Aber auch die öffentliche Beſiegelung der Schmach und Schwäche Polens ſollte nicht fehlen. Der unter dem Protektorat, d. h. nach dem Willen des ruſſiſchen Zars abgeſchloſſene und durch den ſechsſtündigen Reichstag zu Warſchau am 1. Februar 1717 beſtätigte Vergleich der im nordiſchen Kriege entſtandenen polniſchen Parteien legte die kriegeriſche Ohnmacht Polens aller Welt blos und verewigte ſie.

„Durch ihn wurde der Beſtand der Armee in Polen auf 18,000, in Litthauen auf 6000 Mann feſtgeſetzt. Und wenn dieſe Truppenzahl wenigſtens noch wirklich zuſammengerufen, gehörig ausgerüſtet und disziplinirt worden wäre! Allein ſie blieb als todte Ziffer auf dem Papier ſtehen, die Habſucht der nur dem Reichstagſchatten verantwortlichen Kronfeldherren behielt kaum die Hälfte, noch Andere ſogar nur den vierten Theil unter den Fahnen.

„Alſo 12,000, oder gar nur 6000 Mann ſtehender Truppen und den unzuverläſſigen und undisziplinirten Haufen der aufgebotenen Ritter hatte das große polniſche Reich einem auswärtigen Angriff entgegenzuſetzen, als bereits der kleinſte ſeiner Nachbarn über 45,000 Mann Kerntruppen gebot und ſie in wenig Jahren auf 64,000 Mann und mehr verſtärkte. Das Mißverhältniß wuchs nach der erſten Theilung: Polen unterhielt nach ihr 14,000 Mann Soldaten, während Friedrich II. ſeit 1774 über 186,000 Mann gut ausgerüſteter und disziplinirter Truppen gebot.“

Das war alſo das Heer. Wie ſtand es mit den Finanzen? Wir wollen darüber nur kurz ſein und einige allgemeine Notizen mittheilen. Von Induſtrie war in Polen natürlich wenig oder gar nicht die Rede, die Städte befanden ſich im traurigſten Verfall und waren von einer armen, tieferniedrigten Menſchenklaſſe bewohnt; der Ackerbau wurde in hergebrachter Weiſe, alſo auch nicht übermäßig vortheilhaft betrieben; Adel und Clerus waren, wie damals ziemlich überall, beinahe ſteuerfrei. Der Adel zahlte einzig und allein das ſogenannte Rauchfanggeld, eine niedrige Steuer, die an der Feuerſtätte haftete und ſeit 1775 eine im Ganzen beſtimmte, ſehr unbedeutende Grundabgabe, während die Geiſtlichkeit von derſelben Zeit ab das ſogenannte subsidium charitativum, 600,000 poln. Gulden für Polen und 100,000 für Litthauen gab — kaum anderthalbmal hunderttauſend Thaler. Die ganze Steuerlaſt ruhte alſo auf den Städtebewohnern (meiſt Iſraeliten) und den leibeignen Bauern. So wird es begreiflich, daß noch im Jahre 1768, kurz vor der Theilung, als noch das ungeheure Territorium des Reiches beiſammen war, die jährlichen Einkünfte des Kronſchatzes noch nicht die Höhe von drittehalb Millionen Thaler betrugen. Drittehalb Millionen Thaler auf ein Gebiet von beinahe 14,000 Quadratmeilen und eine Bevölkerung von 12—13 Millionen Einwohner!

So etwas beſagt Alles und beweiſt, daß dieſes Reich überhaupt nur eine Schatten-Exiſtenz friſtete, und daß ihm ſelbſt die Fähigkeit abhanden gekommen war, ſich durch eine energiſche Kraftanſtrengung wieder zuſammenzuraffen. Die nach der erſten und zweiten Theilung in dieſer Hinſicht gemachten Verſuche haben es gezeigt. Es waren immerhin achtbare Anſtrengungen, aber doch verhältnißmäßig viel zu ſchwach und ungenügend. Selbſt, als man mit der Proclamation der Conſtitution vom 3. Mai 1791 Rußland den Fehdehandſchuh hinwarf und ſich auf einen Kampf auf Leben und Tod gefaßt machen mußte, fehlte es im Finanz- und Heerweſen am Allernothwendigſten. Erſt 1792 trug man im Reichstage auf eine Anleihe von 80 Millionen Gulden an, für welche die Staroſtengüter verpfändet werden ſollten, aber die mit dieſem Geſchäft betraute Schatz- und Kriegscommiſſion und der König ſelbſt verſchleppten die Sache ganz unverantwortlich; die Kriegscommiſſion verabſäumte, Gewehre zu kaufen, die litthauiſche Armee blieb ohne Feldſtücke, ohne Munition, ohne Exercitium, der Kronarmee fehlten Pferde und Artillerie. Was ſollte daraus werden? Keine umfaſſendere Adminiſtration iſt ohne zugetheilte, thätige und umſichtige Beamte möglich. Wo waren die aber in Polen?

Man würde Unrecht thun, den Polen des vergangenen Jahrhunderts die Schuld an der Theilung ihres Vaterlandes beizumeſſen; zu ihrer Zeit war der Staat bereits ſo heillos zerrüttet und vermorſcht, daß ſie ihn ſelbſt dann, wenn ſie dreimal energiſcher und opferwilliger geweſen wären, ſchwerlich gerettet hätten. Nach dem großen nordiſchen Kriege, der die ganze Schwäche Polens der Welt enthüllt hatte, war das ganze Reich bereits in den Händen der Ruſſen. Polen war von der ruſſiſchen Politik faſcinirt, wie der Vogel von der Klapperſchlange, welcher er wider Willen in den offenen Rachen laufen muß.

Die vielköpfige, zuchtloſe Adels-Demokratie, die dazu zum großen Theile für Geld — und dabei ſehr billig — zu kaufen war, und der ruſſiſche Alleinherrſcher, Mann oder Weib gleichviel, mit ſeiner raffinirten Diplomatie war ein zu ungleicher Kampf; Polen war bereits ruſſiſche Provinz — es wurde getheilt, weil Preußen und Oeſterreich mit Schreck ſahen, daß die Vormauer gegen das aſiatiſche Barbarenthum eingeſtürzt war, und es in ihrem Intereſſe fanden, nicht allein ganz leer auszugehen.

Polen iſt untergegangen — wir wollen nicht einmal ſagen, durch ſeine Schuld — denn wir wollen zum großen Theile ſeine fehlerhafte Organiſation dafür verantwortlich machen; daß es aber hülflos und rettungslos zu Grunde gegangen, darüber kann kein Zweifel ſein. Geſchehene Dinge laſſen ſich auch nicht mehr ändern, und es iſt eine undankbare Aufgabe, darüber allzuviele Betrachtungen anzuſtellen. Es handelt ſich jetzt um die Frage: iſt es möglich, und in welchem Maß iſt es möglich, ein neues Polen herzuſtellen?

In unſeren Zeiten iſt man leicht mit der Löſung ſolcher Fragen fertig. Man vertreibe die barbariſchen Fremdlinge, gebe vollſtändige Freiheit, parlamentariſche Inſtitutionen, überlaſſe das Volk ſich ſelber; es wird ſich helfen und in kurzer Zeit wieder ſeinen gebührenden Rang unter den Nationen einnehmen. — So meint man, und ſo meinen ſelbſt geſcheidte Leute und glauben damit der Menſchheit und der Freiheit einen Dienſt zu thun; indeſſen ſo leicht, ſo ſchnell geht es nicht. Ein Menſch, der das Nervenfieber gehabt hat, oder bis auf den Tod verwundet in Schienen gelegen hat, iſt deshalb noch nicht geſund, wenn man ihn auch auf die Beine ſtellt und ihn gehen heißt. Das haben die Polen ſoeben wieder mit ihrem Aufſtande bewieſen. Ich habe in meiner Jugend einmal eine Geſchichte mit angeſehen, die hier ſehr ſchön paßt. Zwei junge Menſchen, ein ſtärkerer und ein ſchwächerer, geriethen in Streit; der ſchwächere wurde im höchſten Grade jähzornig, und ſo wüthend, daß der Stärkere kein anderes Mittel ſah, als alle ſeine Kraft zuſammenzunehmen, und ihn auf den Boden zu werfen. Es war ihm daran gelegen, die Sache nicht zu weit zu treiben; denn er hatte ſeine kühle Beſonnenheit behalten. Er hielt alſo den Wüthenden feſt, und machte ihm Vorſchläge: „Höre, ich laſſe Dich gleich los, wenn Du mir verſprichſt, ruhig zu ſein, wenn ich Dich loslaſſe.“ Der Wüthende rollte die Augen und ſchäumte, als er aber doch endlich ſeine Schwäche gewahr wurde, gab er in einem Augenblicke der Beſinnung das verlangte Verſprechen — der andere ließ ihn los; aber kaum war der Liegende aufgeſprungen, als er demſelben an die Kehle griff, und wüthender als zuvor auf ihn losging. Da war nun kein anderer Rath, als ihn abermals niederzuwerfen und durch andere Hülfe unſchädlich zu machen. — Es handelt ſich hier nicht darum, wer Recht, wer Unrecht hat; es handelt ſich darum, was iſt verſtändig, vernünftig, was iſt Wahnſinn und Tollheit. Die Polen konnten etwas erreichen, vielleicht ſehr wenig; aber ein vernünftiger Anfang war gemacht, und mit Vernunft wären ſie weiter gekommen, ſie hätten ſich wahrhaft die Sympathien Europa's erworben, ſie würden die Ruſſen auf geiſtigem Gebiete, auf dem Wege der Intelligenz überwunden haben und in nicht langer Zeit im Stande geweſen ſein, bedeutendere Anſprüche zu machen. Europa würde geſagt haben, die Polen haben etwas gelernt. Wie die Dinge jetzt liegen, ſo giebt man ſchon allgemein zu, daß der neueſte Aufſtand eine neue Unklugheit, ein verzweifeltes Unternehmen war.

Auch unſer Gewährsmann, welcher ſehr umſichtig die Chancen der Herſtellung eines neuen Polen prüft, kommt zu dem Ergebniſſe, daß ſelbſt im glücklichſten Falle die Ausſichten auf eine gedeihliche Fortentwickelung ſehr gering ſein würden.

„Aber wenn man auch, von den Zuſtänden des vorigen Jahrhunderts abſehend, für die Zukunft ein Beſſeres hoffen wollte, ſo laſſen ſich

Digitized by Google

doch auf ungewiſſe Hoffnungen hin keine Staaten gründen. Und ungewiß ſind ſie doch ſicherlich, mag man ſie auf die polniſche Emigration oder auf die heimiſch gebliebene Bevölkerung ſtützen wollen. Denn, was jene betrifft, ſo denke man nur an den Factionsgeiſt und Factionshaß der Emigrirten unter einander, an die Pariſer Königsfarçe der einen, und an den communiſtiſchen Radicalismus der andern, und wieder an die jeſuitiſchen Sympathien der dritten; man erinnere ſich an das „ariſtokratiſche,“ das „junge,“ das „neue“ Polen, an die „Jeſuitenſchule“ und deren gegenſeitige Streitigkeiten und Schimpfereien und rufe ſich endlich die letzten kopfloſen Erhebungsverſuche der Polen in's Gedächtniß — und man wird nicht länger von ſolchen Elementen Eintracht, Ordnung und Staatsgehalt erwarten. Und was haben denn die Emigranten und die Polen überhaupt ſeit der Auflöſung ihres Reiches gethan, um zu der Annahme zu berechtigen, daß ſie jetzt befähigter, wie früher ſeien, einen ſelbſtändigen Staat zu bilden?..... Unſer Jahrhundert will ein arbeitſames, zähes und genügſames Geſchlecht, das, fern von allem abenteuernden Weſen, Sinn hat für Ordnung, Geſetz und Sitte. Aber das hat den Polen von jeher gefehlt und fehlt ihnen, wenn wir einer Stimme aus ihrer eigenen Mitte trauen dürfen, auch noch.“

Die nun folgenden Schilderungen der heutigen Polen durch einen ihrer Landsleute und durch den Korreſpondenten der Times in Warſchau wollen wir nicht herſetzen, ſo richtig und ſchlagend ſie auch ſind. Es ſei fern von uns, einem ſo hart getroffenen Volke wehe zu thun; aber hinweiſen müſſen wir darauf bei der Frage, wo es ſich handelt, ein neues Polen aus dieſen Elementen herzuſtellen.

Wir glauben nicht, daß die Polen, wenn ſie wieder zur Selbſtändigkeit kommen ſollten, die Verſprechen, die ſie jetzt mit großer Emphaſe geben, halten würden. Bei ihrer Leidenſchaftlichkeit, bei dem Mangel an Selbſtbeherrſchung und Selbſtcontrole iſt ihnen das gar nicht möglich; und das erſte, wenn ſie wieder an's Ruder kämen, würde wohl ſein, daß ſie in der Glut ihres Rachegefühls gegen Alles, was ihnen unbequem und verhaßt wäre, zu wüthen anfingen.

Sie haben ihren Aufſtand unternommen mit dem Programme, Polen in den alten Gränzen vor 1772 herzuſtellen. Die demokratiſch-ſozialiſtiſche Partei hat die Sache in Gang gebracht, Clerus und Adel ſind ihr ſpäter zugefallen. Man denke ſich das Bischen Programm, das bei der Klärung zu Tage kommen müßte, wenn ſich der jetzt in demſelben Knäuel verwickelte Ariſtokrat und Demokrat à la Mazzini, Herzen und Bakunin, der papſteifrige Mönch und der revolutionaire Freigeiſt auseinander ſetzen ſollten. Wollten ſie ſich mit weniger begnügen, ſo hätten ſie den Aufſtand nicht gemacht; denn die Hand zu einer geſetzmäßigen Reorganiſation ihres Landes war ihnen geboten. Mögen, wie ſie ſagen, Hinterthüren und Fallſtricke darin geweſen ſein, ſo hatten ſie doch die Mittel, dieſelben auf einem Wege allmählicher Entwickelung zu entfernen; die große Thatſache, daß ein organiſirtes, verhältnißmäßig ſelbſtändiges Polen auf dem Programme Kaiſer Alexanders ſtand, läßt ſich nicht hinwegleugnen. Jene Forderung aber, das alte Polen in den alten Gränzen herzuſtellen, heißt nichts anders, als die gänzliche Schwächung und Vernichtung der drei Theilungsmächte zu verlangen — und das iſt, wie die Dinge einmal liegen, Wahnwitz.

Herr Agricola beleuchtet auch ſehr verſtändig und klar die Lehre von der „Vormauer,“ von der Bundesgenoſſenſchaft Polens mit Deutſchland gegen die aſiatiſche Barbarei und den nordiſchen Koloß. Es iſt ſehr richtig, daß Deutſchland von dieſer Seite her Gefahr droht, und große Gefahr, namentlich wenn ſich Rußland im Innern gekräftigt hat; indeſſen die ſogenannte Vormauer hat zwei Seiten. Polen könnte ebenſo gut der Sturmbock Rußlands werden, und die Polen, als Freunde der Ruſſen, möchten uns gefährlicher ſein, denn als Feinde von beiden.

Wir empfehlen das Buch allen denen zur Lektüre, denen ein ruhiges Urtheil und richtige Anſchauungen lieber ſind, als vorübergehende Aufregungen, Sympathien oder Apathien. Germanus.

## Böhmen.

### Die ruſſiſche Propaganda in Böhmen.

Während im öſterreichiſchen Parlamente, dem einzigen, in welchem die Polen jetzt ihre Angelegenheit perſönlich vertreten können, feurige Reden für die Sache Polens gehalten wurden, tauchen in dem nordweſtlichen Winkel des Kaiſerſtaates ruſſiſche Vorpoſten auf und werden den Wielopolski und Murawiev begeiſterte Lobes-Hymnen geſungen. Nicht weil etwa dieſe neue Phaſe, in welche das Čechenthum getreten, beachtenswerth iſt, wollen wir uns mit dieſer ſeltenen Erſcheinung beſchäftigen, ſondern weil wir wünſchen, daß weitere Kreiſe von der Brandmarkung Notiz nehmen mögen, mit welcher ſich neuerdings dieſelben Söhne der Přemisliden gezeichnet, die ſich erfrechen, dem Fortſchreiten der deutſchen Kultur und Geſittung in einem deutſchen Bundeslande mit derſelben gebrandmarkten Hand Hinderniſſe entgegenſetzen zu wollen. Ginge es nach dem Sinne der Čechen, ſo ſollte freilich nur der Zar davon erfahren, wie unterthänig zugethan ſie ihm ſind, und der Zar iſt — weit, das deutſche Publikum ſollte aber mitleidig auf das gedrückte Čechenvölklein blicken, das doch nur die Geltendmachung gerechter nationaler Wünſche erſtrebt, es ſo aufrichtig gut mit den nichtſlaviſchen Völkerſchaften und mit Oeſterreich überhaupt meint und dafür nur Druck und Undank ärndtet. Ginge es nach dem Sinne der Čechen, ſo hätte man jene Aktenſtücke, in welchen dem ruſſiſchen Kaiſer die Dienſte der Čechen zu Füßen gelegt werden, einfach nur in čechiſcher Sprache und in čechiſchen Journalen erſcheinen laſſen, das heißt vor dem deutſchen Publikum verheimlicht. Allein ſo wenig wir damit behaupten wollen, daß die čechiſche Preſſe einen deutſchen Leſer habe, ſo waren dieſe Kundgebungen doch zu auffallend, zu ungeheuerlich, als daß ſie ſich auf die Dauer dem Auge und Ohr der Deutſchen hätten entziehen können. Die Sonne brachte es eines ſchönen Morgens an den Tag, was man längſt vermuthete, daß die Čechen den letzten verzweifelten Schritt gethan, um ihre Beſtrebungen für alle Zeiten dem verdammenden Verdict der civiliſirten Welt preis zu geben, daß ſie ſich dem Koſakenthum in die Arme geworfen, und ihre Führer wiegen ſich jetzt in dem ſchönen Traume, die Idee des Panſlavismus werde einſt realiſirt und das erſchlaffte Nationalitäts-Bewußtſein der Čechen unter dem glorreichen Scepter des Zarenthums mit Knutenhieben aufgeſtachelt werden. Wie reizend malt ſich jetzt die Phantaſie der čechiſchen Führer die goldene Zukunft aus, wo die homogenen Elemente der jetzt verſprengten verſchiedenen ſlaviſchen Nationalitätsſplitter zu einem großen Ganzen zuſammenfließen werden, feſt zuſammengehalten von dem ruſſiſchen Zuchtſtocke, und wo es ſich der Čeche nicht mehr wird gefallen laſſen müſſen, im Verein mit den andern Völkerſchaften Oeſterreichs von einer gemeinſamen Regierung zu dem Genuſſe der nivellirenden und das Raçengefühl zerſtörenden Freiheit gezwungen zu werden. Daß dies die Hoffnung der čechiſchen Führer ſei, iſt keine phantaſtiſche Uebertreibung; es iſt, wenn gleich nicht mit dürren Worten, in den uns vorliegenden, wie es ſcheint bereits auf ruſſiſche Ordre abgefaßten Aktenſtücken ausgeſprochen, und beweiſt, bis zu welchem Punkte der Scala das ſinkende Čechenthum bereits angelangt iſt — wir müſſen ſagen, das Čechenthum, obwohl wir überzeugt ſind, daß es im Schooße deſſelben auch Andersdenkende, und wir wohl wiſſen, daß es eine Fraction giebt, die, liberalen Ideen hold, ſich noch immer nicht zu dieſem letzten Mittel entſchließen kann. Wir müſſen von dem Čechenthum ſprechen, weil ſeine Glaubensbekenntniſſe Namens der Nation von Müttern abgelegt worden, welche ſich den Mund der Nation nennen und bisjetzt noch keine čechiſche Stimme aufgetaucht iſt, welche dieſen Mund als einen lügenhaften bezeichnet hätte, und weil dieſe Erklärungen in einem Blatte abgegeben worden, welchem noch vor Kurzem wegen allzu eifriger und ungeſchickt geſchäftiger Agitation für Polen im Intereſſe der polniſchen Sache ein Prozeß in Ausſicht geſtellt war, und worin wir einen Beweis erblicken dürfen, daß die Um- und Rückkehr zum Ruſſenthum eine allgemeine ſei.

Es iſt nicht unintereſſant, das ganze Manöver zu verfolgen, das kürzlich im čechiſchen Lager in Scene geſetzt worden. Zuerſt brachte ein klerikales Blatt, der „Boleslavan,“ eine uns, weil eben der Clerus der katholiſchen Sache wegen zu Polen hält, leicht erklärliche Notiz, in welcher Palacky ruſſiſcher Geſinnung angeklagt und ein ſeine ruſſiſchen Sympathien manifeſtirender Ausſpruch des böhmiſchen Hiſtorikers der čechiſchen Nation denunzirt wird. Palacky blieb die Antwort nicht lange ſchuldig und erklärte in den čechiſchen Blättern unumwunden, daß er das Heil Čechien's in dem Zaren erblicke. Zur Zeit dieſer Erklärung war ſein Eidam, Herr Rieger, noch unſchlüſſig, zu welcher Fahne er ſich ſchlagen ſolle, zur polniſchen oder zur ruſſiſchen; für erſtere konnte er ſich nicht leicht entſcheiden, denn die Polen haben jede Gemeinſchaft mit den Čechen abgelehnt, eine Cooperation gegen die öſterreichiſche Regierung und jede Mithülfe an dem Verſuche, dem Ausbau der Verfaſſung neuerdings Hinderniſſe in den Weg zu legen, verweigert, die čechiſchen Jünglinge, welche, um von ſich reden zu machen, Böhmen verlaſſen, in der Abſicht, ſich den polniſchen Inſurgenten anzuſchließen, mit entſchiedenem, durch die Unzuverläſſigkeit čechiſcher Bundesgenoſſenſchafts-Wahl motivirtem Mißtrauen begrüßt; die Polen ärndteten für ihre Haltung in ganz Oeſterreich Anerkennung, während man das čechiſche Gebahren überall mit mitleidiger Geringſchätzung aufnahm; kurz

Digitized by Google

das Maß der Urſachen, ſich den Polen nicht anzuſchließen, war voll. Auf der andern Seite wirkten, für den Fall, als die ruſſiſche Sache ſiegen ſollte, wenn auch nicht gerade Ehren, ſo doch Ehrenſtellen, durch welche ſich ja eine Verehrung von Seite der Čechen erzwingen ließe; eine Abſchlagszahlung war ja ruſſiſcher Seits auch bereits durch die Verleihung eines hohen Ordens, welcher die Bruſt Rieger's und auch die ſeiner Genoſſen ziert, geleiſtet; die Geſinnung des Schwiegervaters übte gleichfalls einige Anziehungskraft aus, kurz der čechiſche Herkules ſtand am Scheidewege. Da erſchien zu guter Stunde — ob zufällig, ob vielleicht auf ein čechiſches Aviſo hin, daß jetzt der richtige Augenblick gekommen ſei, wollen wir nicht entſcheiden — ein offener Brief des ruſſiſchen Publiziſten Hilferding im „Dên," eine an Rieger gerichtete Interpellation, Betreffes ſeines Verhaltens in der ruſſiſch-polniſchen Frage, und für Rieger die willkommene Gelegenheit mit einem Glaubensbekenntniſſe hervorzutreten, das er in einem breitſpurigen Antwortſchreiben niederlegte.

Intereſſant iſt es, daß Rieger das Schreiben erſt veröffentlichte, nachdem deutſche Blätter auf die Exiſtenz der Hilferding'ſchen Interpellation aufmerkſam gemacht hatten; wäre dies nicht geſchehen, ſo hätte Herr Rieger ſeine Antwort wahrſcheinlich einfach nach St. Petersburg geſchickt, und wir hätten von dem Inhalte eben ſo wenig erfahren, als von ſeinen geheimen Briefen, die er zu einer Zeit an Louis Napoleon ſchrieb, wo er geglaubt haben mag, daß die „Fama" vielleicht doch Recht haben mag, wenn ſie behauptete, daß ſich der Franzoſenkaiſer ſchlechterdings fremder Mittel bediene und hieraus die Hoffnung ſchöpfte, er werde ſich auch der Čechen bedienen. Genug, Herr Rieger ſah ſich genöthigt, ſeine Antwort an Herrn Hilferding drucken zu laſſen, und wir zweifeln, ob er dies mit ruhigem Gewiſſen gethan, denn er beſitzt zu viel ſtaatsmänniſche Bildung und Kenntniß der politiſchen Strömungen, als daß er nicht hätte wiſſen ſollen, daß er mit dieſem Aktenſtücke dem Čechenthum den Todesſtreich verſetzt und den letzten Hoffnungsſchimmer auf die Erwerbung der Sympathie irgend einer civiliſirten Nation in Europa ausgelöſcht habe.

Zur Charakteriſtik des Rieger'ſchen Antwortſchreibens bedarf es, da wir die Leſer mit der Mittheilung des ganzen Wortkrams verſchonen wollen, nur des folgenden wörtlichen Citates: „Als die Ruſſen zu Gunſten der Slaven (?) gegen die Türken kämpften, ſegneten alle Čechen ihre Waffen, und als die Ruſſen ſo heldenmüthig die Wälle von Sebaſtopol im Krimkriege vertheidigten, da freuten ſich alle Stammesgenoſſen darüber und wünſchten ihnen den Sieg."

In dieſem Satze hat die Ruſſomanie des Herrn Rieger aber noch lange nicht ihren Gipfelpunkt erreicht; wir haben ihn nur citirt, weil er eben keiner individuellen Anſicht, die Jedem geſtattet iſt, Ausdruck geben, ſondern eine Thatſache conſtatiren will, mit deren Anführung er eine der Wahrheit in's Geſicht ſchlagende Fälſchung begeht, denn ſeine Geſinnungsgenoſſen ſind noch immer nicht „alle Čechen." Was ſoll man aber dazu ſagen, wenn Herr Rieger im Verlaufe ſeines Briefes ſich ſo weit verſteigt, einen kleinruſſiſchen Schmerzensſchrei gegen die polniſche Ungerechtigkeit auszuſtoßen? „Wenn Rußland," ſagt er, „nicht der Staat der ruſſiſchen Nation wäre, und auf dem ruſſiſchen Throne eine Dynaſtie ſäße, welche kein Nationalgefühl hat, ſo könnte ſie z. B. mit Zuſtimmung der europäiſchen Großmächte den Polen die kleinruſſiſchen Länder unter der Bedingung übergeben, daß ſie zum Austauſche die balkaniſche Halbinſel oder ein anderes Aequivalent erhalte; aber die ruſſiſche Nation könnte niemals zu einem ſolchen Schacher mit ihrem Blute zufrieden ſein. Der Kampf wird immer auf Rechnung des ruſſiſchen Namens, des ruſſiſchen Ruhmes (!!) und des guten Rufes (!!) des ruſſiſchen Heldenmuthes und ruſſiſcher Tapferkeit geführt."

Solche Worte Namens einer Partei und Angeſichts der ruſſiſchen Scheuslichkeiten geſprochen, konnten ihre Wirkung nicht verfehlen. Wir brauchen nicht erſt auseinanderzuſetzen, was man darunter zu verſtehen habe, wenn man heute in civiliſirter Geſellſchaft Etwas „ruſſiſch" nennt. Die Herren von der Coruna česka haben es glücklich dahin gebracht, daß „čechiſch" als der Superlativ von „ruſſiſch" betrachtet wird. Wir würden ſagen: dieſe Herren wollen mit dem Kopfe durch die Wand rennen, wenn wir nicht annehmen müßten, daß ſie überhaupt den Kopf verloren haben, denn ihr ganzes Thun und Laſſen, das letztere noch mehr als das erſtere, beweiſt nur zu deutlich, daß ſie überhaupt nicht mehr wiſſen, was ſie wollen; nur das Eine wiſſen ſie bereits, nämlich wie die Welt von ihnen denkt. Die čechiſchen Blätter haben es längſt prophezeit, es werde eine Zeit kommen, wo man von ihnen ſprechen werde. Dieſe Zeit iſt eingetroffen. Das Bewußtſein aber, wie von ihnen geſprochen wird, hat bei den Čechen das Schamgefühl erweckt, das wir als ein Symptom der Beſſerung betrachten und deſſen erſte Kundgebung der Entſchluß war, nicht in den Reichsrath zurückzukehren, wo ſie allerdings eine deſto peinlichere Stellung hätten einnehmen müſſen, je tragikomiſcher ihre Vandalen-Oppoſition gegen die leitenden Ideen der maßgebenden Politik iſt. Allerdings machten ſie noch einen mißglückten Verſuch, einen effektvollen „Abgang" in Scene zu ſetzen und ihr Nichterſcheinen mit einer Art von Proteſt anzukündigen. Allein es zeigte ſich bald, daß die eilf abgegangenen čechiſchen Statiſten dem öſterreichiſchen Parlamente gar nicht abgehen. Der Staatswagen rollt ruhig weiter auf der Bahn des Fortſchritts, es ſind eben nur einige luſtige Paſſagiere ausgeſtiegen. Nicht lange wird es dauern, ſo ſteigen andere freundlichere ein, wer kümmert ſich um die rückſchreitenden Zurückgebliebenen? Von dem Umfang und Gewicht ihrer proteſtirenden Beſchwerde weiß aber nur Einer zu erzählen, der — Papierkorb!

Dr. Theophil Pisling.

## Frankreich.

### Ein religiöſer Roman von George Sand.*

Die neueſte Thätigkeit der berühmten Schriftſtellerin hat ſich dem religiöſen Gebiet zugewendet; ihr Reichthum an Seelenkunde und ihre ſcharfe Dialektik treten beſonders glänzend dadurch hervor. Sie hat in Deutſchland eine Vorgängerin in dieſer Richtung gehabt, der ſie einſt vorausging im ſozialen Roman: die Gräfin Ida Hahn-Hahn. Dieſe würde ohne George Sand wahrſcheinlich nicht ſo dreiſt die Verherrlichung der Leidenſchaft und die Anklage der geſellſchaftlichen Inſtitutionen ausgeſprochen haben.

Daß beide Frauen, deren Romane zu den verbotenen Büchern gehörten, ſich im Alter einer völlig veränderten Richtung widmen, wird von oberflächlicher Beurtheilung vielleicht nur als eine alltägliche Begebenheit angeſehen und der Gemeinplatz von „alten Betſchweſtern und jungen Sünderinnen" mag darauf häufig angewendet worden ſein. Es iſt indeſſen nur ein neuer Beweis, daß der Geiſt nicht am Irdiſchen kleben kann, ſondern immer wieder ſich zu den unvergänglichen geiſtigen Höhen emporarbeiten muß.

Die Gräfin Hahn-Hahn hat ihre früheren Schriften als Irrthümer bereuen und ſühnen müſſen, ſie ſchreibt gleichſam zur Abbüßung Romane, die eine Widerlegung ihrer frühern ſind; ſie iſt bekanntlich katholiſch geworden und ſteht unter der unmittelbaren Aufſicht des Biſchofs von Ketteler in Mainz, der ebenfalls früher ein Weltkind war.

George Sand, oder Aurora Dudevant, wie ihr faſt vergeſſener Name lautet, war eine ungläubige Katholikin und iſt eine gläubige Proteſtantin geworden; wenigſtens huldigt ſie in ihrem neueſten Romane entſchieden dem Weſen des Proteſtantismus, wenn ſie ſich auch durch keinen äußerlichen Akt dazu bekennt.

Die Proſelytenmacherei, dieſer Drang aller derer, die ſich plötzlich zu einer veränderten Ueberzeugung gekommen ſehen, pflegt ſonſt ſtets das Hauptmerkmal religiöſer Romane zu ſein. Das hervorragende Talent George Sand's hat jedoch dieſe Klippe vollſtändig vermieden. Die verſchiedenen Meinungen werden mit ſo viel Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe dargeſtellt, daß es ſchwer iſt zu erkennen, welche die Verfaſſerin eigentlich als die ihrige adoptirt hat.

Der religiöſe Roman von George Sand iſt wieder eins ihrer Meiſterwerke. Die vollendetſte Charakter-Schilderung und die ſpannendſten Konflikte zeichnen es in einer Weiſe aus, wie eben nur George Sand es in der Gewalt hat.

Die Schweiz bildet abermals die Staffage, wie ſchon in mehreren ihrer letzten Romane der Fall war. Die herrlichſten Naturſchilderungen geben denſelben Reiz und Leben.

In einer vornehmen Familie, die aus Großvater, Tante und verwitwetem Vater beſteht, blüht eine einzige Tochter, eine hochgeſtimmte Seele, die nach Heiligkeit und Kloſterſtille ſich ſehnt. Durch einen Lehrer im Penſionat hierin noch beſtärkt, würde ſie unfehlbar Nonne geworden ſein, wenn ihre Familienbande ſie nicht daran verhindert hätten. Sie kehrt in das heitere Leben zurück und gehört ſcheinbar wenigſtens demſelben an wie jedes andere junge Mädchen. Ihre Familie wünſcht dringend, ſie zu verheiraten, aber ihr Herz findet keinen der Bewerber annehmbar; ſie iſt beinah vierundzwanzig Jahr alt geworden, als ſich endlich ihr Intereſſe einem jungen Manne zuwendet, deſſen ſchnell entbrannte Neigung ihr nie gekannte Empfindungen erweckte. Die Heirat ſcheint auf keinerlei Hinderniſſe zu ſtoßen, die Vermögensverhältniſſe ſind von beiden Seiten glänzend, die Familien geben mit Freuden Einwilligung; da entſteht plötzlich zwiſchen den beiden Liebenden ein unüberſteigliches Hinderniß durch Mißtrauen

* Mademoiselle La Quintinie. Revue d. d. Mondes, 1863.

Digitized by Google

Die Braut zweifelt an der religiöſen Geſinnung des Verlobten, der allerdings kein gläubiger Katholik iſt, und ſeinerſeits befürchtet, daß die Geliebte ihm durch ihren Beichtvater nicht nur entfremdet werden könnte, ſondern auch durch ſeinen Einfluß angeregt, es verſuchen würde ihn zu bekehren und ſeine Gewiſſensfreiheit zu beeinträchtigen. Ein ähnlicher Conflikt zwiſchen Religion und Liebe iſt unlängſt auch mit vielem Talent und Geiſt von Octave Feuillet zu einer Novelle verarbeitet in ſeiner Histoire de Sybille.

Wären die beiden Liebenden ſich allein überlaſſen worden, ſo hätte das Herz wahrſcheinlich den Sieg über alle Zweifel davon getragen, aber dem jungen Manne ſteht der Vater zur Seite, der ganz und gar Proteſtant im neuſten Sinne des Worts iſt, denn er proteſtirt gegen alles Hergebrachte, und ſelbſt Luther iſt ihm viel zu traditionell. Dem jungen Mädchen aber ſteht eine noch faſt einflußreichere Macht zur Seite, der Lehrer ihrer Jugend und der Beichtvater.

Der Prinzipienkampf dieſer Gegenſätze zeigt die Geiſtesſchärfe George Sands im glänzendſten Lichte; ſie läßt jeden Wortführer ſo überzeugend ſeine Meinung verfechten, daß man ihm Recht geben muß. Eine ſolche Dialektik hat noch keiner weiblichen Feder zu Gebote geſtanden. Man iſt verſucht, jede geſchilderte Perſönlichkeit für Portrait zu halten; namentlich iſt der jeſuitiſche Beichtvater eine ganz hinreißende Darſtellung. Die Verzerrungen und groben Zeichnungen, welche die Jeſuiten in den meiſten Romanen erfahren haben, ſind hier ganz vermieden, es iſt augenſcheinlich, daß George Sand nicht nach der Schablone, ſondern nach aller Wahrſcheinlichkeit eine ihr bekannte Perſönlichkeit malte. Schon das erſte Auftreten des jungen Geiſtlichen iſt mit reizvollen Lichteffekten ausgeſtattet. Er kommt über den Schweizerſee in einem leichten Nachen daher gefahren. Sein gedankenvolles Geſicht zeichnet ſich im Profil gegen den goldigen Abendhimmel ab; der Schiffer läßt ihn an einem Waldplätzchen ausſteigen, wo eine einſame Kapelle ſteht. Der Jeſuit beugt ſich vor dem ſchlichten Altar und legt einen Strauß duftender, eben erſt abgepflückter Lilien, die Blumen der Engel, vor dem Marienbilde nieder, dann fährt er ebenſo ſtill und ernſt wieder über den See und verſchwindet im Abendnebel. Seinem Beginnen hat mit athemloſer Neugier der Verlobte ſeines Beichtkindes heimlich zugeſehen; daß zu der Kapelle die Geliebte oft des Abends wandelt, iſt ihm bekannt, aber den Geiſtlichen ſieht er zum erſten Mal. Sie war verreiſt, der Liliengruß jedoch ganz unzweifelhaft für ſie beſtimmt; die erwachende Eiferſucht, die dieſer kleinen Scene folgt, iſt ebenſo natürlich als ergreifend geſchildert.

Aber auch in der Bruſt des jungen Geiſtlichen macht ſich ein Kampf mit dem Ueberſinnlichen ſeiner Beſtrebungen, ein menſchliches Empfinden geltend, als er erfährt, daß die Jungfrau, die durch ſeine Lehren zum Kloſterleben geführt werden ſollte, ſich einer irdiſchen Liebe weiht und eine einfache Hausfrau werden will, die Gattin eines Mannes, der nicht an denſelben Altar mit ihr beten mag, der eigentlich ein ausgebildeter Ketzer iſt. Ein Brief an ſeinen Freund und geiſtlichen Obern ſpricht ſeine ganze Verzweiflung aus: „Komm mir zu Hülfe, mein väterlicher Freund, ich verſchmachte hier; ich weiß nicht, welch ein finſterer Geiſt über mich gekommen iſt. Alles iſt bitter für mich und ich fühle mich ſchwach. Du allein kannſt in dem dunkeln Buche meiner Seele leſen und das Gift entkräften, welches mich verzehrt. Kein wohlthätiger Schlaf wird mir, kein arbeitſames Wachen wie ſonſt! Ich begreife nichts mehr, ſogar der Glaube wird mir unverſtändlich. Meine Lippen beten, aber mein Herz iſt bewußtlos dabei. Die heilige Thereſe hat zwanzig Jahre lang die Qual erduldet, nicht beten zu können, und Du, mein väterlicher Freund, haſt mir geſtanden, daß Du manche lange Nacht hindurch gezweifelt und Gott geläſtert haſt. Aber Du warſt Dir bewußt, mit dem Böſen zu ringen und Du ſiegteſt, während ich zu matt bin, um zu kämpfen, zu gleichgiltig, um zu zweifeln. Und doch habe ich eine heilige Aufgabe zu erfüllen, eine Seele zu retten, die mir anvertraut war, die mir gehörte. Ich muß es mit anſehen, daß ſie untergeht, daß ſie dem Irdiſchen anheim fällt!“ … Dieſe Wahrheit der Empfindung verſöhnt mit der Exaltation des jungen Mannes; George Sand hat wahrſcheinlich Gutzkow's Bonaventura aus dem Zauberer von Rom vorgeſchwebt, als ſie es unternahm, einen Jeſuiten vom idealen Standpunkte zu zeigen, und nicht als niedrigen Heuchler oder Verbrecher darzuſtellen, wie die Schablone des Romans es erheiſcht.

Die tiefgehenden Seelenkämpfe des religiöſen Romans der Sand machen einen doppelt ergreifenden Eindruck, weil ſie auf dem friedlichen Hintergrunde eines wohlgeordneten, ſchweizeriſchen Familienlebens ſich abheben. Die ſchließliche Entwickelung mitzutheilen, fehlt uns der Raum und auch die Berechtigung; wir müſſen die Leſer auf das Ganze verweiſen.

F. v. H.

## Schweiz.

### Zur Autorſchaft der „Stunden der Andacht.“

Bekanntlich galt bisher als der Verfaſſer der „Stunden der Andacht,“ dieſes erſt gewiſſen Richtungen der neueren und neueſten Zeit gegenüber ſeinem ganzen Werthe nach zu würdigenden Erbauungswerks, Heinrich Zſchokke, obwohl ſich dieſer, wie es heißt, erſt ſpät als ſolcher bekannte. Das „Journal de Genève,“ dem gelegentlich manche intereſſante literariſche Mittheilung zugeht, brachte nun in ſeinen Nummern vom 8. Juli folgende Notiz, welche auch für viele Leſer des „Magazin“ von Intereſſe ſein dürfte:

„Anläßlich der „Gedanken über Tod und Ewigkeit,“ welche auf Befehl der Königin von England herausgegeben und unter dem Titel „Méditations sur la mort et l'éternité“ in's Franzöſiſche überſetzt wurden, war auch viel von den „Stunden der Andacht“ die Rede, nach welchen die Auszüge des Prinzen Albert gemacht wurden. Da die Entſtehung der „Stunden der Andacht“ bis heute mehr oder weniger in Geheimniß gehüllt geblieben iſt, ſo wird man mit Intereſſe die folgende Notiz leſen, welche einer unſerer Abonnenten an uns richtet, und welche mehrere noch neuerdings wiederholte Irrthümer über dieſen Gegenſtand berichtigt.

„Von 1830 bis 1840, ſo ſchreibt unſer Korreſpondent, reiſte ich zweimal nach Süddeutſchland und ich war in einer Weiſe geſtellt, daß ich die Redactoren dieſes ausgezeichneten Werkes, welches weder oberflächlich, noch excentriſch zu nennen iſt, kennen lernte. Sie bewahrten ihr Incognito, weil dieſes Werk von einem Verein von Proteſtanten und Katholiken herausgegeben wurde und weil dieſe Thatſache, welche die Einen entzückt hätte, vielleicht Anderen anſtößig und ärgerlich geweſen wäre. Man hat behauptet, daß der langezeit unbekannt gebliebene Verfaſſer dieſer Sammlung der berühmte Romandichter und Geſchichtſchreiber Zſchokke zu Aarau geweſen wäre; Zſchokke war in der That einer der ausgezeichneten Mitarbeiter der „Stunden,“ allein er war nicht der einzige; dieſe Herren waren zu ſieben oder acht und einer der bemerkenswertheſten, der Verfaſſer einiger ganz beſonders von Duldſamkeit und wahrem Chriſtenthum durchdrungenen Arbeiten, iſt der ehrwürdige Freiherr von Weſſenberg, Generalvicar des Bisthums Konſtanz. Ich habe ihn in ſeiner Wohnung und bei mir geſehen, und er hat mir mehrere ſeiner Artikel genannt, unter Andern einen, wo er in ſeiner chriſtlichen Liebe nicht nur die Reformirten, ſondern auch die Juden, die Muſelmänner und diejenigen Völker umfaßt, welchen das Chriſtenthum noch gar nicht verkündigt iſt. Allein ich lege, ohne in zu weit abführende Einzelheiten einzugehen, beſonderen Werth darauf, zu conſtatiren, daß Zſchokke nicht der einzige Verfaſſer der „Stunden der Andacht“ iſt, und daß dieſer Punkt der Religions- und Literaturgeſchichte in dem angegebenen Sinne berichtigt werden muß.“

Soweit das Journal de Genève und ſein Korreſpondent. Wir hoffen, daß die gegebenen Andeutungen mit dazu beitragen, den Schleier recht bald ganz zu lüften. Jedenfalls wird es noch Männer unter den Lebenden geben, welche entſcheidende Auskunft zu geben vermögen. Wir können unſererſeits noch eine Notiz hinzufügen, die vielleicht in dieſem Augenblicke auch einiges Intereſſe bietet. Man hat ſich gewundert, daß Prinz Albert unter der Umgebung der orthodoxen engliſchen Ariſtokratie ſich nicht nur mit einem ſo durchaus humaniſtiſch-rationaliſtiſchen Werke, wie die „Stunden der Andacht,“ beſchäftigte, ſondern auch die Königin dafür gewann. Es iſt hierauf zu bemerken, daß dieſes Werk ein Lieblingsbuch der Coburg'ſchen Prinzen überhaupt zu ſein ſcheint. Wenigſtens äußerte König Leopold von Belgien einſt einem ſtrenggläubigen Hofprediger gegenüber, er für ſeine Perſon ziehe die „Stunden der Andacht“ allzu glaubenseifrigen, die näher liegenden menſchlichen Fragen hintanſetzenden Auslaſſungen auf der Kanzel bei Weitem vor.

Genf. W. C.

## Afrika.

### Eine fünfwöchentliche Luftreiſe quer über Afrika.*

In ſeiner Nummer vom 15. Januar 1862 enthielt der Daily Telegraph zu London einen Artikel folgenden Inhalts:

„Ein kühner Entdeckungsreiſender, Dr. Samuel Fergusſon, hat den

* Wir theilen dieſe jedenfalls ſehr unterhaltende Schilderung nach dem in der „Collection Hetzel“ erſchienenen Buche: „Cinq Semaines en Ballon“ von Jules Verne, mit, ohne jedoch für die Authentizität der Erzählung einzuſtehen. Die Franzoſen, die ſich von jeher auf das luftige Element beſſer verſtanden haben, als Deutſche und Engländer, laſſen das Verdienſt dieſer fünfwöchentlichen Luftreiſe quer über Afrika beſcheidenerweiſe den Engländern zukommen. D. R.

Digitized by Google

Entſchluß gefaßt, quer durch ganz Afrika von Oſt nach Weſt eine Entdeckungsreiſe zu unternehmen, aber im Luftballon. Der Ausgangspunkt der Expedition wird die Inſel Zanzibar an der Oſtküſte ſein. Der Plan zur Reiſe iſt geſtern von der Königl. Geographiſchen Geſellſchaft offiziell gebilligt worden und dieſelbe hat für dieſen Zweck eine Beiſteuer von 250 Pfd. Sterl. bewilligt!“

Dieſe Mittheilung erregte begreiflicherweiſe großes Aufſehen; man hielt die Nachricht anfangs für Humbug; allein man überzeugte ſich allmählich, daß es ſich in der That um ein ernſtes Unternehmen handelte.

Wer iſt Dr. Ferguſſon?

Er iſt der Sohn eines Capitains der engliſchen Marine. Schon als Knabe an die Gefahren des Reiſens zur See gewöhnt, trat er im Alter von 19 Jahren als Offizier in das Genie-Corps der Bengaliſchen Armee, nahm nach drei Jahren ſeinen Abſchied und durchreiſte theils zu ſeinem Vergnügen, theils um botaniſche Studien zu machen, den Norden Vorder-Indiens. Er ging dann nach Auſtralien und betheiligte ſich 1845 an der Expedition des Capitain's Sturt, der das Innere von Neu-Holland durchforſchte; 1853 begleitete er den Capitain Mac Clure auf ſeiner Forſchungsreiſe im arktiſchen Nord-Amerika; 1855 bis 1857 durchzog er mit den Gebrüdern Schlagintweit Tübet und hat über dieſe Reiſe namentlich ethnographiſche Notizen von großem Intereſſe veröffentlicht.

Es fehlte ihm alſo nicht an Vorbereitungsſtudien für das kühne Unternehmen, das er beſchloſſen hatte; allein die Idee einer mehrwöchentlichen Luftfahrt wollte doch dem großen Publikum nicht recht in den Sinn; und erſt als Prof. Petermann zu Gotha in ſeinen „Geographiſchen Mittheilungen“ die Reiſe im Ballon für ſehr wohl möglich und die Perſon des Dr. Ferguſſon für ganz beſonders geeignet erklärte, floſſen von verſchiedenen Seiten namhafte Summen zur Ausführung des Unternehmens.

Die Vorbereitungen wurden in London getroffen, der Ballon mit dem Nachen angefertigt, alle nothwendigen Inſtrumente angeſchafft; die britiſche Regierung ſtellte ein Transportſchiff zur Dispoſition. Es meldeten ſich viele Abenteurer, welche die Luftreiſe mitmachen wollten; ſie wurden abgewieſen und Ferguſſon forderte einen Freund von tüchtiger naturwiſſenſchaftlicher Bildung und großer Unerſchrockenheit, einen Schotten, Dick Kennedy, auf, ſich bei ſeinem Unternehmen zu betheiligen; der Freund willigte ein und in Begleitung eines geeigneten Dieners, der gleichfalls vor den drohenden Gefahren nicht zurückſchreckte, fuhren die beiden Entdecker am 21. Februar von England ab und landeten am 5. April in Zanzibar.

Der engliſche Konſul daſelbſt, vorher von der Abſicht der Reiſenden unterrichtet, erwartete ſie, nahm ſie in ſein Haus auf und unterſtützte ſie in jeder Weiſe. Der Nachen des Ballons wurde mit allem Nothwendigen gefüllt (Heizungsmaterial, Proviant, Waſſer, Waffen, Pulver, aſtronomiſchen und phyſikaliſchen Apparaten, Karten, Büchern) und auf einem ſchönen freigelegenen Platze wollte man aufſteigen — da erhob ſich gleich von vorn herein ein unerwartetes Hinderniß. Unter der ſchwarzen Bevölkerung hatte ſich nämlich wie ein Lauffeuer die Nachricht verbreitet: es ſeien einige Ungläubige angekommen, welche in die Luft ſteigen wollten; die Neger verehren Sonne und Mond, die Luftreiſe ſchien ihnen ein Attentat gegen dieſe beiden Gottheiten; der feindſelige Akt gegen ihre Religion empörte ſie; ſie beſchloſſen, das Unternehmen nicht zu dulden, verſammelten ſich auf dem Einſchiffungsplatz und erklärten, ſie würden mit Waffengewalt das Aufſteigen der Ungläubigen verhindern. Der Konſul ſtellte die bewaffnete Macht, der Commandeur des engliſchen Schiffes ſeine Soldaten zur Dispoſition, allein Ferguſſon wollte jeden Tumult vermeiden. „Ein einziger Steinwurf auf den Ballon kann unſer ganzes Unternehmen um Monate verzögern!“ Man ſchiffte ſich alſo ſogleich nach einer der benachbarten unbewohnten Inſeln ein, erneute die Einpackung der Reiſe-Requiſiten in die Gondel und nahm am Morgen des 18. Abſchied vom Konſul und von der Schiffsmannſchaft; die Reiſenden und die Zurückbleibenden waren tief bewegt; die Kanonen des Dampfers ſalutirten, die Taue, an welchen der Ballon befeſtigt war, wurden gekappt, und die Victoria (dieſen Namen hatte Ferguſſon dem Ballon gegeben mit Rückſicht auf die Munifizenz der Königin) erhob ſich mit faſt gleichmäßiger Geſchwindigkeit 1500 Fuß hoch in die reine, nur mäßig bewegte Luft. In dieſer Höhe, welche ein Sinken des Barometers um 1 Zoll und 10 Linien anzeigte, wehte der Wind aus Nordoſt, die Inſel Zanzibar lag ganz nahe vor den Augen der Reiſenden in tiefſter Stille, die Felder gleich Blumenbeeten, die Wälder als Bosquets, die Menſchen gleich Inſekten. Nach zwei Stunden gewann die Victoria die Küſte des Feſtlandes; Ferguſſon beſchloß, ſich der Erde zu nähern, er mäßigte die Flamme, welche das Waſſerſtoffgas im Ballon ausgedehnt erhielt, dieſer näherte ſich bis auf 300 Fuß dem Erdboden; man kam bei einem Städtchen vorüber, das Ferguſſon nach ſeiner Karte als Kaola erkannte; die ganze Bevölkerung wurde lebendig, Alles ſtrömte nach einem großen Platz, heulte und ſchrie vor Furcht oder Zorn, Steine wurden nach dem Luftungeheuer geworfen, ſelbſt einige Flinten wurden abgefeuert, aber der Ballon erhob ſich ein wenig und ſchritt majeſtätiſch über das Haupt der machtloſen Menge hinweg. Die Gegend war ſchön und fruchtbar, Tabak und Mais in voller Reife und prachtvoller Größe. Bei jedem Dorf wiederholte ſich die Scene von Kaola: das Volk verſammelte ſich, heulte, warf Steine und ſchoß. Gegen Mittag wurde die Gegend waſſerreich; es waren dies die ungeſunden Sümpfe, in welchen die Reiſenden Burton und Speke vor einigen Jahren von einem heftigen Fieber ergriffen worden waren; Ferguſſon ließ den Ballon ſteigen, um den ſchädlichen Einflüſſen der Malaria auszuweichen. Der Wind behielt die gleiche Richtung bei, auf die Sumpfgegend folgten öde Landſtriche, die Dörfer wurden ſeltener, der Boden zerklüftet; es begann zu dunkeln. Während der Nächte ſollte der Ballon feſtgehalten werden (denn es kam darauf an, die durchſtreiften Länder auch zu ſehen), Ferguſſon wählte eine Anhöhe, das Feuer wurde verringert, die Victoria fiel, der ausgeworfene Anker faßte einen Baum und für heut war die Tagereiſe beendet. Der Bediente ſtieg auf einer Strickleiter zur Erde, machte ein tüchtiges Feuer, bereitete ein ſchmackhaftes Abendeſſen; dann wurde im Nachen ein Nachtlager zurecht gemacht, je zwei der Reiſenden ſchliefen, der dritte wachte abwechſelnd, je zwei Stunden. Am Morgen wurde friſches Waſſer und Holz aufgenommen, die Anker gelichtet, die Victoria erhob ſich und der günſtige Oſtwind trieb ſie nach dem Innern Afrika's. Der zweite Tag verging ohne ſonderliche Erlebniſſe; am Nachmittage des dritten befanden die Reiſenden ſich über Kazeh, einer Stadt, die 350 geographiſche Meilen von Zanzibar entfernt iſt. Die Capitains Burton und Speke hatten einige Jahre vorher zum Zurücklegen derſelben Tour vier und einen halben Monat gebraucht. Kazeh iſt eine der wichtigſten Ortſchaften von Central-Afrika: in einem äußerſt fruchtbaren Landſtrich (Unyamwezy) gelegen, iſt es ſeit Jahrhunderten der Sammelpunkt der Karavanen. Man beſchloß daher, ſich möglichſt der Stadt zu nähern. Die Victoria ſchwebte nah über Kazeh und ſie wurde auch ſehr bald von den Einwohnern bemerkt. Männer, Frauen, Kinder, Sklaven, Araber, Neger verſammelten ſich. Ferguſſon warf Anker, die Victoria ſtand feſt über einem nur mäßig hohen Baum. Die Frauen und Kinder näherten ſich dieſem Baum in feierlicher Prozeſſion und ſtreckten die Hände gen Himmel, während die Männer mit ihren Händen und ihren Tambourets einen furchtbaren Lärm erhoben.

„Das iſt ihre Art zu beten,“ ſagte Ferguſſon; „ſie ſcheinen uns für überirdiſche Weſen zu halten; wenn ich nicht irre, werden wir hier eine bedeutende Rolle ſpielen!“

Einer der Männer, in auffallender Kleidung, wie ſich ſpäter ergab, ein Prieſter, trat vor, machte eine Handbewegung — es entſtand Todtenſtille — und begann in feierlichſter Weiſe eine Rede zu halten, aber in einer Sprache, die Ferguſſon nicht verſtand. Der Prieſter ſchwieg, die Menge ſtreckte flehend zu ihm die Hände auf und ſchien eine Antwort zu erwarten. Ferguſſon begriff, daß er etwas thun müſſe und mit lautem, pathetiſchen Ton rief er einen arabiſchen Gruß hinab. Sogleich antwortete auch der Prieſter arabiſch; anſcheinend in tiefſter Bewegung begrüßte er die Fremden und fuhr dann fort: ein ſolches Glück ſei dieſem Lande noch niemals wiederfahren; oft zwar habe die Göttin auf der Spitze jenes hohen Berges gelagert, aber nie habe ſie ſich ſo früh am Tage gezeigt, ſo lange die Sonne noch hoch ſtände; nie habe ſie ſich ſo tief zu den Sterblichen herabbegeben, nie habe einer ihrer drei Söhne zu ihnen geredet.

Ferguſſon begriff ſofort, daß man die Victoria für den Mond hielt. Er acceptirte dieſe Würde ohne Zögern und entgegnete in herablaſſend gütigem Tone: nur Einmal alle tauſend Jahre ſtiege ihre Mutter herab, um die Wünſche der Menſchen zu vernehmen, und dieſes Mal hätte ſie das herrliche Kazeh gewählt. Wenn die Einwohner dieſer freundlichen Stadt einen Wunſch hätten, ſo möchten ſie ihn ohne Scheu äußern.

Der Prieſter berieth ſich mit einigen andern Männern und entgegnete dann: allerdings hätten ſie einen Wunſch, ihr Sultan ſei krank, ſie flehten vergebens um die Gnade der Geneſung, vielleicht könnten die Söhne des Mondes ihm helfen.

Ferguſſon, geführt von dem Prieſter und begleitet von den Aelteſten, wanderte langſam zum königlichen Palaſt, der ein tüchtiges Stück von der Stadt entfernt lag; es war gegen drei Uhr, die Sonne befand ſich im herrlichſten Glanze, ſie konnte dem Abgeſandten des Mondes keine größere Ehre erweiſen. Der Sohn des Sultans kam dem Zuge entgegen und warf ſich dem Dr. Ferguſſen zu Füßen; der Sohn des Mondes hob den Sohn des Sultans mit freundlichen Geberden auf. Drei Viertelſtunden ſpäter langte der Zug in einem Haine an, der alle Pracht der tropiſchen Vege-

Digitized by Google

tation zeigte; ein großes, reich verziertes Haus erhob ſich darin, zahlreiche Wachen in der Nähe, Menſchen von ſchönen kräftigen Formen. Einige Hofbeamte empfingen Ferguſſon am Portal; er ſchritt durch den Harem, in dem er eine ſonderliche Betrübniß nicht wahrnahm: die meiſten Frauen rauchten lächelnd Tabak aus großen, ſchwarzen Pfeifen, ſechs von ihnen ſaßen abſeits, ſie waren beſtimmt, falls der Sultan ſterben ſollte, lebendig neben ihm verſcharrt zu werden, damit der hohe Herr in der ewigen Einſamkeit der Zerſtreuung nicht entbehre.

Ferguſſon gelangte in's Krankenzimmer; auf einem koſtbaren Bette lag ein Mann von 40 Jahren, im höchſten Grade erſchöpft, vielleicht von den Genüſſen des Harems und des Weins, ohne Bewußtſein, ohne ſich zu regen. Ein wenig Riechſalz brachte ihn einigermaßen zu ſich; er machte eine Bewegung und da er ſeit mehreren Stunden anſcheinend leblos dagelegen hatte, galt dieſe Bewegung für einen Beweis des wiedergewonnenen Lebens. Ein lautes Jubelgeſchrei ſeitens der Anweſenden verkündete der draußen harrenden Menge den glücklichen Erfolg der göttlichen Kur. Ferguſſon ſagte, „Heil Dir, Du wirſt geneſen!" wehrte alle Dankesbezeugungen ab — denn es war 6 Uhr geworden und es drängte ihn zur Umkehr — und ging unter der gleichen Begleitung nach dem Landungsplatze der Victoria.

„Es iſt kein Augenblick zu verlieren," rief Ferguſſon dem Diener Joe zu, der indeſſen die Weiber des Landes um ſich verſammelt und die Männer zur Eiferſucht gereizt hatte, klimme raſch die Leiter hinauf, den Anker müſſen wir aufgeben. Sobald wir im Nachen ſind, kappe ich das Tau; wir haben noch einen Reſerve-Anker!"

Ferguſſon hatte einen wichtigen Grund zur größten Eile; er bemerkte nämlich, daß am Horizont ein heller Schein herauf kam, und kaum hatte er den Kahn erreicht, ſo erſchien auch bereits der Mond an jener Stelle, hell und glänzend. Die Menge bemerkte den Mond ſogleich, ſie erkannte, daß Ferguſſon ein Spiel mit ihr getrieben; es entſtand ein fürchterliches Toben, verſchiedene Armbrüſte richteteten ſich gegen den Ballon, einzelne Steine flogen dicht an ihm vorüber. Allein der Prieſter gebot Schweigen, ſtürzte mit einigen Männern nach der Leiter, ergriff das Seil, an welchem der Anker hing, und verſuchte mit kräftigem Zuge an dieſem Seile die Victoria zur Erde zu führen; die anderen Männer, welche das Seil nicht erreichen konnten, ergriffen das lange Gewand des Prieſters und riſſen auf das Kräftigſte an dieſem. Ferguſſon hatte ſchon das Beil ergriffen, um das Tau des Ankers zu kappen: in dieſem Augenblick löſte ſich der Anker unter dem Zuge des Prieſters und ſeines Anhanges von dem Baume, der Ballon ſtieg, der Anker erfaßte den Prieſter zwiſchen den Füßen und hob ihn in reitender Poſition in die Höhe, während die Männer einen Theil ſeiner abgeriſſenen Kleidungsſtücke in der Hand hielten. Der Prieſter ſtieß einen entſetzlichen Schrei aus, allein der neue Pegaſus war unerbittlich, er gab ſeinen Reiter nicht los, und die Menge unten war lautlos vor Wuth und vor Schrecken, als ſie einen ihrer Würdigſten in die Lüfte davonjagen ſah.

„Hurrah," ſchrie Joe, „Hurrah, der hält feſt!"

„Nun eine kleine Promenade kann ihm nichts ſchaden!" ſagte Kennedy.

„Wollen Sie den Neger wirklich nach Europa entführen?" fragte Joe, deſſen Mitleid ſogleich erwachte.

„I bewahre," lachte Ferguſſon, „wir werden ihn bei der erſten günſtigen Gelegenheit wieder abſetzen; und ich glaube, ſeine heutige Entführung durch den Teufel (denn dafür oder für etwas dergleichen wird ſie nun wohl gelten) wird ſeinem Anſehn in den Augen der Menge ſchwerlich Abbruch thun!"

Man war bald aus dem Geſichtskreiſe der Stadt; Ferguſſon mäßigte das Feuer, der Ballon fiel, und als der Nachen ſich der Erde auf etwa 40 Fuß genähert hatte, ſtreifte der Anker einen Baum; der Prieſter begriff ſofort die Möglichkeit der Rettung, erfaßte den Baum, kletterte zur Erde und lief eilenden Fußes gen Kazeh.

* * *

Wir wollen den weiteren Abenteuern des neuen Münchhauſen nicht ins Einzelne folgen; die Victoria kam an den Quellen des Nils vorüber, Ferguſſon beſtätigt die Entdeckungen von Andrea Debono, der den Nil am meiſten ſtromaufwärts befahren hatte und fand auch die kleine Inſel mitten im Strom, auf welcher an einem Felſen mit ellenlangen Strichen Debono ſeinen Namen eingezeichnet hatte. Man gelangte in der dritten Woche an den Tſad-See und zum Niger, bei Timbuktu vorüber und war am Ende der fünften Woche am Senegal, nah der weſtafrikaniſchen Küſte und nah den franzöſiſchen Kolonien. Hier endete die Victoria in einer tragiſchen Weiſe: Am rechten Ufer des Senegal wohnt ein ſehr wilder, blutdürſtiger Stamm, die Talibas; der Ballon mußte wegen heftiger Stürme in den höhern Luftregionen ziemlich tief gehalten werden, die Talibas folgten ihm zu Fuß und zu Pferde und ſchoſſen auf ihn, jedoch ohne ihn zu beſchädigen. Am Abend des ſieben und vierzigſten Tages, — man befand ſich bereits ſeit 3 Tagen in dem Lande der Talibas — ſchien die Verfolgung zu ruhen. Ferguſſon, der die beiden letzten Nächte nicht vor Anker gegangen war, beſchloß dies jetzt zu wagen, und die Victoria faßte in einem großen, etwas erhaben gelegenen Wald feſten Fuß. Es war vier Uhr Morgens, als die Reiſenden durch ein ſonderbares Geräuſch erſchreckt wurden, das immer näher kam und dem ſich bald ein erſtickender Rauch hinzugeſellte.

„Die Talibas" ſagte Ferguſſon, „haben unſeren Landungsplatz ausgeſtöbert und wollen uns verbrennen oder ausräuchern! Raſch vorwärts!"

Allein es ging nicht ſo raſch; den Anker wollte man nicht gern opfern, man verſuchte ihn loszulöſen, es gelang nicht gleich, darüber verging Zeit, die heiße Luft des Brandes kam raſch nach, das Tau des Ankers wurde ſchließlich gekappt, die Victoria hob ſich, indeß langſam und ungleichmäßig: ſie hatte Schaden gelitten. Kaum war ſie außerhalb des Bereiches des Waldes und der Feuerlohe, ſo erhob ſich von unten ein lautes Geſchrei; die Talibas hatten in der Richtung, nach welcher der Wind wehte, Poſten aufgeſtellt; etwa 30 Reiter waren die Ehrenwache der Victoria. Schüſſe, welche regelmäßig nach dem Ballon geſendet wurden, gingen zwar fehl, indeß Ferguſſon war ſehr beſorgt und ſagte ſeinem Gefährten, ſie könnten ſich auf die Victoria nicht mehr verlaſſen. Der Wind wehte zwar günſtig, nach der Küſte hin, allein der Ballon ſank; die Schüſſe der Talibas wurden häufiger, eine Kugel ſauſte durch den Ballon, dieſer fiel noch mehr; mit lautem Huſſah näherten ſich die Talibas; „Feuer" kommandirte Ferguſſon, und die drei Vorderſten der Feinde ſtürzten von ihren Roſſen.

„Das wird uns wenig nützen," ſagte Ferguſſon, „wir müſſen durchaus den Ballon entlaſten!"

„Was ſoll ich werfen?" rief Joe.

„Den Reſt unſerer Proviſion, das ſind etwa 30 Pfund!" Joe gehorchte ſofort; der Nachen, der faſt den Boden berührte, hob ſich, die verfolgenden Talibas erhoben ein Wuthgeſchrei, folgten aber unausgeſetzt.

„Werden denn die Bluthunde ihre Hetzjagd nicht bald aufgeben?" frug Kennedy.

„Schwerlich!" antwortete Ferguſſon, „ſie glauben, ſie haben uns ziemlich ſicher und ſie haben nicht Unrecht!"

Die Victoria ſank wieder und das Gas ſtrömte aus mehreren Oeffnungen; die Feinde eilten in Carrière herbei.

„Sämmtliche Inſtrumente und Bücher, die übrigen Kleidungsſtücke und den Reſerveanker über Bord!" kommandirte Ferguſſon.

Joe gehorchte; der Ballon hob ſich, ſchleppte ſich eine halbe Meile weiter, aber er ſank dann ſchlaff wieder hinunter.

„Wirf die beiden Doppelflinten hinaus!"

„Wenigſtens nicht, ohne ſie vorher abgeſchoſſen zu haben!" ſagte Joe verzweiflungsvoll; vier Schüſſe knallten und vier der Verfolger ſtürzten von ihren Pferden.

Die Victoria hob ſich und ſank und hob ſich wieder unmittelbar nachdem der Nachen den Boden berührt; es war, als gewänne ſie gleich Antäus durch die Berührung der Erde neue Kraft. Indeß die Feinde kamen immer näher.

„Der Himmel verläßt uns!" ſagte Kennedy; „wir können ihnen nicht mehr entgehen; wir ſind verloren!"

Joe ſagte nichts, er betrachtete ſeinen Herrn.

„Nein!" ſagte dieſer, „wir können noch 150 Pfd. fortwerfen."

„Was denn?" frug Kennedy, in dem der Gedanke aufſtieg, Ferguſſon wolle ſich ſelbſt zum Opfer bringen und ſich hinabſtürzen.

„Den Nachen, ganz einfach!" ſagte Ferguſſon; „wir können uns einige Stunden an den Seilen feſthalten und das linke Ufer des Senegal erreichen!"

Im Augenblick hatte Jeder der Reiſenden Stiefel und Rock abgeworfen, ein Seil erfaßt und daſſelbe unterhalb durchgeſchnitten; der Nachen fiel in dem Augenblick, da der Ballon nur wenige Fuß von der Erde entfernt war.

„Hurrah!" rief Joe, während die Victoria raſch ſich 300 Fuß erhob.

Die Talibas jagten heran; die drei Genoſſen banden die Enden der drei Seile, jeder mit der linken Hand, zuſammen, ſodaß ſie auch einigermaßen ruhen konnten. Der Wind wehte ziemlich kräftig, man erreichte eine Hügelreihe; „der Fluß, der Fluß, wir ſind am Senegal!" rief Ferguſſon. In der That lag der Senegal in einer Entfernung von etwa einer

Digitized by Google

halben Meile vor ihnen; das entgegengeſetzte Ufer, niedrig und fruchtbar, gewährte ihnen vollſtändige Sicherheit und eine günſtige Gelegenheit zum Hinabſteigen ohne Anker und ohne Fallſchirm.

„Noch eine Viertelſtunde und wir ſind gerettet!" ſagte Ferguſſon. Aber der Ballon hielt dieſe Viertelſtunde nicht mehr; er ſank langſam, aber gleichmäßig und in der Nähe des feindlichen Ufers kam er zur Erde auf ein baumloſes Terrain, auf dem Nichts wuchs, als ellenlanges Gras, ausgedörrt von der tropiſchen Sonne.

„Es iſt aus mit uns!" ſagte Kennedy.

Ferguſſon zog ſeine Begleiter raſch zum Ufer, alle Drei hielten auf ſeine Anordnung feſt an den Seilen und führten den Ballon mit ſich. Der Senegal hat hier ein ſehr bedeutendes Gefäll, mehrere Waſſerfälle ſind in der Nähe, die Hoffnung, den Fluß zu durchſchwimmen, verſchwand ſofort. — „Leb wohl, mein Freund!" ſagte Kennedy.

„Keine Verzweiflung, Dick!" antwortete Ferguſſon. „Ich gebe unſere Rettung noch nicht auf!"

Der Anblick des trocknen, dürren, hohen Graſes hatte in Ferguſſon eine Idee erweckt: „Wir haben wenigſtens eine Stunde Zeit, ehe die Banditen uns entdecken und erreichen; rauſen wir ſchleunigſt ſo viel von dieſem Graſe aus, als möglich; ich brauche wenigſtens 100 Pfund."

„Wozu?" frug Kennedy, der noch nicht begriff.

„Das Gas iſt aus dem Ballon ausgeſtrömt! Verſuchen wir, den Fluß mit warmer Luft zu überfliegen!"

Kennedy und Joe gingen mit der größten Eile an ihre Arbeit, Ferguſſon unterſuchte den Ballon; die größere Oeffnung befand ſich im unterſten Theil deſſelben, dieſer wurde fortgeſchnitten; die kleineren Oeffnungen weiter oben wurden durch Zuſammendrehen und Knoten des Stoffes verſchloſſen. Das zuſammengehäufte Gras wurde angezündet.

Es braucht nur wenig Zeit, um einen Ballon mit heißer Luft zu erfüllen; eine Wärme von 100 Grad Celſ. genügt, um der Luft die Hälfte ihres ſpezifiſchen Gewichts zu nehmen; der Ballon erweiterte ſich, Ferguſſon unterhielt das Feuer, die beiden Genoſſen ſchafften neues Gras und vor ihren Augen nahm die Victoria ihr ſtolzes, umfangreiches Ausſehen wieder an.

Drei Viertelſtunden waren vergangen, in dieſem Augenblick erſchienen die Talibas, eine halbe Meile nach Norden von der Victoria; man hörte ihr Kreiſchen und den Galopp ihrer Roſſe.

„In zwanzig Minuten werden ſie hier ſein!" ſagte Kennedy. „In zehn Minuten müſſen wir aufſteigen," ſagte Ferguſſon. Die Victoria war zu zwei Drittheilen gefüllt.

„An die Seile," kommandirte Ferguſſon; der Ballon wollte emporſteigen: „Mit aller Kraft zurückgehalten!" lautete der Kommandoruf.

Zehn Minuten waren vergangen; die Talibas waren auf 500 Schritt nahe gekommen; die Kugeln ihrer Büchſen ſchlugen vor den Freunden im Sande des Ufers auf.

„Vorwärts!" rief Ferguſſon.

Mit aller Kraft ſtießen die Reiſenden auf den Boden, der Ballon erhob ſich; eine Salve der Talibas: Joe fühlte einen heftigen Schmerz in ſeiner linken Schulter, aber er gab keinen Laut von ſich. Ein leiſer Wind trieb den Ballon in die Mitte des Fluſſes, hier ſenkte er ſich ein wenig, die Kugeln der Feinde ſchlugen unter ihnen in das Waſſer — aber der Wind hob ſich wieder und trieb ſie weiter; zehn Minuten waren vergangen, da ſenkte die Victoria ſich langſam in der Nähe des linken Ufers hinab.

An dieſem Ufer ſtand, erſchüttert von dieſem unbegreiflichen Schauſpiel, das vor ihren Augen ſich entwickelte, ein Dutzend Männer in franzöſiſcher Uniform; unter ihnen ein Marine-Offizier, der aus den europäiſchen Zeitungen das Unternehmen des Dr. Furguſſon kannte.

Die Victoria näherte ſich dem Spiegel des Fluſſes, etwa 15 Fuß vom Ufer; die Franzoſen ſprangen in das Waſſer und ſchwammen zu den Bedrohten.

„Dr. Ferguſſon?" rief der Offizier.

„Er ſelbſt!" entgegnete dieſer, „mit ſeinen beiden Freunden!"

Man gelangte an's Ufer; Ferguſſon hielt das Seil des Ballons, aber indem er aus dem Waſſer ſprang, öffnete er ein wenig ſeine Hand, ein Strudel erfaßte den Ballon und er rollte davon!

„Arme Victoria!" ſeufzte Joe.

Ferguſſon konnte ſich der Thränen nicht enthalten; er öffnete ſeine Arme und auf das Tiefſte bewegt warfen ſich ſeine beiden Gefährten ihm an die Bruſt.

Die franzöſiſchen Soldaten gehörten einer kleinen Expedition an, welche einen geeigneten Stationsort aufſuchen ſollten: ſie waren natürlich gern bereit, auf Ferguſſon's Verlangen zu beſcheinigen, was ſie geſehen hatten und ſo entſtand denn folgendes Schriftſtück:

„Wir Endesunterzeichnete erklären, daß wir am heutigen Tage ſchwebend an einem Strick eines Ballons ankommen ſahen den Dr. Ferguſſon mit zwei Gefährten, Richard Kennedy und Joſeph Wilſon; vor unſeren Augen wurde der Ballon im letzten Moment von den Fluthen des Senegal ergriffen und entführt. Zur Beſtätigung deſſen haben wir dieſes Dokument ausgefertigt und unterzeichnet:

Guyana (?) den 24. Mai 1862.

Dufraiſſe, Lieutenant der Marine-Infanterie,
Rodonnel, Schiffsfähndrich,
Duſays, Sergeant ꝛc."

Mit der kleinen Schiffs-Expedition erreichten die Reiſenden am 27. Mai den Poſten von Medina, der am Senegal, aber ein wenig mehr nach Norden, gelegen iſt. Sie wurden von den dortigen Offizieren auf das Bereitwilligſte aufgenommen, konnten ſich am nächſten Tag auf einem Dampfer nach St. Louis einſchiffen, und trafen am 26. Juni in London ein. Joe's Wunde war unbedeutend und längſt verheilt.

Ferguſſon trug in einer öffentlichen Sitzung der geographiſchen Geſellſchaft zu London ein Reſumé der Erfahrungen und Erlebniſſe ſeiner Reiſe vor, und erhielt für ſich und ſeine beiden Gefährden die goldene Medaille, welche für die bedeutendſte Forſchungsreiſe des Jahres 1862 beſtimmt geweſen. „Wer's nicht glaubt, zahlt acht Groſchen," pflegt man in Berlin ſolchen Geſchichten hinzuzufügen.

## Finnland.

### Der blutige Sohn, eine finniſche Ballade.

In der von Elias Lönnrot herausgegebenen reichhaltigen Sammlung alter finniſcher Volkslieder finden wir eine ganz aus Fragen und Antworten beſtehende Ballade, die in mehrerem Betracht eine iſolirte Stelle einnimmt. Sie lautet nach unſerer wörtlichen Ueberſetzung wie folgt:

Woher kommſt Du? woher kommſt Du, Sohn Du verwegner mein? —
Komm' von Meeres Strand, komm' von Meeres Strand, Mutter geliebte mein. —
Was haſt Du dort angerichtet, Sohn Du verwegner mein? —
Habe nur mein Roß gebadet, Mutter geliebte mein. —
Doch Dein Fuß iſt mit Blut befleckет, Sohn Du verwegner mein? —
Roß mit dem Eiſen am Hufe trat mich, Mutter geliebte mein! —
Doch Dein Schwert iſt von Blut geröthet, Sohn Du verwegner mein? —
Habe den Bruder mein erſchlagen!! Mutter geliebte mein. — —
Warum ſchlugſt Du zu Tod den Bruder, Sohn Du unſel'ger mein? —
Weil er gebuhlt mit meinem Weibe!! Mutter geliebte mein! —
Wohin, wohin willſt Du nun fliehen, Sohn Du unſel'ger mein? —
Weit, ach! weit in fremde Lande, Mutter geliebte mein! —
Was ſoll werden aus Deiner Mutter, Sohn Du unſel'ger mein? —
Spinnen magſt Du das Garn den Dörflern, Mutter geliebte mein. —
Was ſoll werden aus Deinem Weibe, Sohn Du unſel'ger mein? —
Mag ſie buhlen mit Dorfes Männern, Mutter geliebte mein! —
Wann, ach! kehrſt Du zur Heimat wieder, Sohn Du unſel'ger mein? —
Wann der Rabe weißes Kleid trägt, Mutter geliebte mein.

Keiner der jene berühmte, in Herder's „Völkerſtimmen" verdeutſchte altſchottiſche Ballade: „Wie iſt Dein Schwert von Blut ſo roth, Edward mein Sohn?" geleſen, wird den gemeinſamen Urſprung Beider in Zweifel ziehen. Da aber der Finne ebenſowenig dem Schotten, als dieſer jenem, nachgeahmt haben kann, ſo iſt höchſt wahrſcheinlich Skandinavien das Land, aus welchem beide Völker den Stoff erhielten und eine dritte, altſkandinaviſche Ballade iſt die Mutter der zwei ſchauerlichen nordiſchen Nachtſtücke, von denen jedes ſeine beſonderen Vorzüge aufweiſt. Der ſchottiſche und der finniſche Sänger laſſen den Sohn nach einigem Zögern ſeine blutige That geſtehen. Bei dem Einen hat er ſeinen Bruder, den Verführer ſeines Weibes, bei dem Andern ſeinen Vater erſchlagen, und hier iſt es auf den Rath der eigenen Mutter geſchehen, eine fürchterliche, ſehr paſſend von gräßlicher Verwünſchung eingeleitete Ueberraſchung für jeden Hörer. Die Worte: „Der Fluch der Hölle ſoll auf Euch ruhen, denn Ihr, Ihr riethet mir's!" wirken gleich einem Wetterſtrahl nach längerem Grollen des Gewitters. Das finniſche Lied bietet uns weniger Entſetzen, als herzzerreißendes Pathos, und dieſes kulminirt in dem von wildem Schmerz erpreßten Ausrufe: „Mag ſie buhlen mit Dorfes Män-

Digitized by Google

nern!“ Daher ſchließt die finniſche Ballade nicht mit dem einſchlagenden Blitz eines Fluches, ſondern mit dem dumpfen Donner einer Reſignation aus Verzweiflung.

Kaum ſollte man für möglich halten, daß die Geſchmackloſigkeit ſo weit gehen konnte, den Worten: „Wann der Rabe weißes Kleid trägt,“ noch eine lange Schleppe kindiſcher, den ganzen Eindruck verwiſchender Spielereien anzuhängen. Man höre und erbaue ſich daran:

Wann wird weiß das Kleid des Raben, S. D. u. m.?—
Wann die weiße Gans ſich ſchwärzet, M. g. m. —
Wann wird ſchwarz der Gans Gefieder? u ſ. w.
Wann die Stein' im Waſſer ſchwimmen u. ſ. w.
Wann doch ſchwimmen Stein' im Waſſer?—
Wann die Feder auf den Grund ſinkt. —
Wann ſinkt auf den Grund die Feder? —
Wann die Sonn' um Mittnacht ſcheinet. —
Wann doch ſcheint die Sonn' um Mittnacht? —
Wann der Mond uns Wärme ſendet. —
Wann ſchickt Wärme uns der Mond zu? —
Wann die Stern' am Himmel tanzen. —
Wann doch tanzen Himmels Sterne? —
Wann der jüngſte Tag gekommen.

W. Sch.

## Mannigfaltiges.

— Der ſtatiſtiſche Kongreß. Die Aufforderung, den internationalen, ſtatiſtiſchen Kongreß in Berlin, aus Unmuth darüber, daß die bürgerliche Freiheit und die Verfaſſungs-Zuſtände Preußens Rückſchritte gemacht haben, um ein Jahr hinauszuſchieben — wie dies namentlich die beiden ſtädtiſchen Behörden Berlin's gewünſcht — iſt glücklicher Weiſe ohne Erfolg geblieben. Die verſchiedenen Sectionen des Kongreſſes haben ſich bereits conſtituirt und die vorbereitenden Arbeiten unter ſich vertheilt. Die Berathungen ſelbſt, deren Gegenſtände wir in unſerer vorigen Nummer ausführlich beſprochen, werden ſicher ein erfreuliches, den Austauſch der internationalen Ideen, wie den Welt- und Völkerverkehr förderndes Reſultat haben.

— Der große Berliner Handwerker-Verein. Es liegt uns der im Druck erſchienene Bericht vor über die beiden Jahre der Wirkſamkeit dieſes Vereins vom 1. April 1861 bis zum 31. März 1863.* Wir dürfen, nach Durchleſung dieſes in mannigfacher Beziehung interreſſanten Berichtes, wohl die Meinung ausſprechen, daß es einen ähnlichen Verein mit gleichen, bildenden, aufmunternden und wahrhaft religiöſen Einwirkungen auf die Handwerker-Bevölkerung einer großen Stadt, weder in Paris und London, noch im ganzen übrigen Deutſchland, giebt. Nahe an dreitauſend Mitglieder gehören im Durchſchnitte beſtändig dieſem Vereine an; meiſtens ſind es jüngere und ältere Handwerker (die Tiſchler bilden z. B. $13_{,30}$ und die Weber $11_{,79}$ Proc. der Geſammtzahl), und nur ein kleiner Theil beſteht aus Nicht-Handwerkern. Dieſer Zahl von Männern und Jünglingen, die ſowohl in den größeren, allgemeinen Abend-Verſammlungen, als in den beſonderen, einzelnen Unterrichts-Stunden die theilnahmvollſte Aufmerkſamkeit bewahren, ſteht ein Lehrkreis von etwa ſiebzig Männern gegenüber, die, meiſtens ohne irgend andere Belohnung, als den deutlich erkennbaren Dank jener Tauſende von Zuhörern, öffentliche Vorträge über Erziehung, Unterricht und Volksbildung, über Volkswirthſchaft, Technologie, Handel und Gewerbe, über Naturwiſſenſchaft und Erdbeſchreibung, über Literatur und Kunſt, über Geſchichte und Rechtskunde, über Mathematik und das Baufach halten. Im Laufe der letzten zwei Jahre ſind 313 ſolcher Vorträge gehalten worden. Daneben geht der Unterricht in den Elementarkenntniſſen, in Mathematik und Zeichnen, in Stenographie und Buchführung, im Franzöſiſchen und im Turnen. Die Koſten dieſes Unterrichts werden zum Theil aus der Vereinskaſſe beſtritten. Jeder allgemeine Vortrags-Abend beginnt und ſchließt mit einem vollſtimmigen Chorgeſang, der wahrhaft erhebend iſt. Ja, man hört es dieſen tauſendſtimmigen Chören an, daß nicht blos die Melodien und Worte, ſondern auch die edlen, ſchönen Gedanken dieſer Geſänge aus den Herzen kommen und dort eine heilige Stätte gefunden haben. Working is Worship! „Arbeiten iſt Gottesdienſt,“ dieſer tiefſinnige Wahlſpruch einiger engliſchen Genoſſenſchaften, ſpricht auch aus den die Arbeit mit Begeiſterung feiernden Geſängen dieſer Handwerker.

Im nächſten Jahre wird der Berliner Handwerker-Verein ſein Stiftungsfeſt in einem neuen, großen und ſchönen Hauſe feiern, das er ſich erbaut. Möge er ſeine edlen, menſchenbildenden Zwecke dann um ſo ſicherer und unverkümmerter noch, als bisher erreichen!

— Fortſchritte der deutſchen Xylographie. Die Leipziger „Illuſtrirte Zeitung“ liefert mit jedem neuen Jahrgange entſcheidendere Beweiſe, daß die Kunſt der Holzſchneidekunſt in Deutſchland die bedeutendſten Fortſchritte gemacht und namentlich der ſonſt ſo berühmten, engliſchen Technik auf dieſem Gebiete in keiner Weiſe mehr nachſteht. Wir verweiſen in dieſer Beziehung ſpeziell auf die kürzlich erſchienenen Nummern 1044 und 1045 mit den beiden Bildern: „Die Humaniſten-Gruppe aus W. von Kaulbach's Zeitalter der Reformation,“ und H. Ruſtige's „Ueberführung der Leiche Kaiſer Otto's III. von Italien nach Deutſchland.“ Es war ein kühnes Unternehmen, an die Reproduction dieſer großartigen Bilder durch den Holzſchnitt zu gehen, doch iſt es in jeder Hinſicht gelungen. Das Humaniſtenbild Kaulbach's, ein würdiges Seitenſtück zu Rafaels „Schule von Athen“ und „Parnaß,“ iſt hier, in der Mannigfaltigkeit ſeiner Charakterköpfe, ebenſo treu und markig wiedergegeben, wie der durch ſeine deutſch-italiäniſchen National-Gegenſätze ſich kennzeichnende Leichen-Conduct Otto's III. von Ruſtige.

— Altdeutſche Märchen, Sagen und Legenden.* Dieſes empfehlenswerthe Büchlein enthält eine Auswahl von zweiunddreißig kleinen proſaiſchen Stücken der altdeutſchen Literatur, die der Herausgeber, Herr Reinhold Bechſtein, nach drei verſchiedenen, handſchriftlichen Sammlungen des fünfzehnten Jahrhunderts bearbeitet hat. Die eine dieſer Sammlungen ſtammt vom Niederrhein, die zweite aus Oberſachſen und die dritte aus dem Elſaß, ſodaß in dieſer kleinen Zuſammenſtellung der deutſche Geiſt in den mannigfaltigſten, örtlichen Eigenthümlichkeiten ſich abſpiegelt. Der Bearbeiter weiſt in ſeinen Anmerkungen auf dieſe verſchiedenen Eigenthümlichkeiten hin und giebt mit Recht den niederrheiniſchen Märchen, Sagen und Legenden, wegen ihres zutraulichen Tones, den Vorzug. Balladendichter, die um Stoffe verlegen ſind, dürften hier Manches finden, was bisher noch nicht poetiſch bearbeitet iſt. In Nr. 19, „der Ritt nach dem Kalkofen“ und in Nr. 21, „die Bürgſchaft“ wird man mit Intereſſe die Stoffe zu Schiller's „Gang nach dem Eiſenhammer“ und zu deſſen Ballade „die Bürgſchaft“ erkennen.

— Es giebt alſo doch Geſpenſter, wie uns die neueſten Zeitungen in vollem Ernſte berichten. Man ſchreibt nämlich: „Die Herren Theater-Directoren Engel von Berlin und Treumann von Wien haben ſich nach Paris begeben, um dort für ihre Theater einige Neuigkeiten zu erwerben. Es ſoll dabei namentlich die ſogenannte Geſpenſter-Komödie ins Auge gefaßt ſein, welche in London ſo viel Aufſehen macht und in Paris von dem bekannten Magier Houdin vorgeführt wird. Ueber letztere wird geſchrieben: Das „Dejazet-Theater“ in Paris hat etwas Neues gebracht: „Wandelnde Geſpenſter.“ Es ſind dies Phantasmagorien, die ſich von den bisher gekannten dadurch unterſcheiden, daß ſie nicht auf einen feſten Gegenſtand reflectirt werden, ſondern wirklich als körperliche, obgleich nebelhafte und durchſichtige Weſen auf der Bühne umhergeben, und — ſprechen. Zu dieſer neuen optiſchen, in England gemachten Entdeckung haben die Herren Deslandes und Dornay ein Gelegenheitsſtück: „Les spectres de l'aurore,“ in drei Tableaux geſchrieben, das, angeblich auf einer deutſchen Legende fußend, herzlich nichtsſagend iſt. Das Publikum zeigte denn auch für dieſes Opus, in welchem eine Wahrſagerein, ein geſtorbenes Liebespaar und eine langweilige Ballade ſich gewaltig breit machen, blutwenig Intereſſe und harrte mit Ungeduld der Geiſtererſcheinung entgegen. Dieſe hat aber auch einen grandioſen Effect erzielt. Die Erſcheinungen ſind wirklich Furcht erregend, weil unbegreiflich. Dieſes Schauſpiel fand einen enormen Beifall und wird trotz der Glühhitze die Schauluſtigen in hellen Schaaren herbeiſtrömen machen.

* Zweiter Bericht des Berliner Handwerker-Vereins in der Alexanderſtraße Nr. 26, betreffend die Verwaltung vom 1. April 1861 bis 31. März 1863. Berlin, im Juni 1863.

* Treu nacherzählt und für Jung und Alt herausgegeben von Reinhold Bechſtein. Leipzig. Otto Aug. Schulz. 1863.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig.

Leipzig. Druck von Gieſecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Lemmann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

# Magazin
# für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 30. Mittwoch, den 29. Juli 1863. 32. Jahrgang.

## Inhalt:

**Spanien.** Seite
Die drei Liebesproben des Cervantes . . . . . . . . . . . . . 349
**Italien.**
Die nationale Preſſe, von Cironi . . . . . . . . . . . . . 350
**Schweiz.**
Die religiöſen Parteien in Genf. Die Nationalkirche, die Methodiſten und die freie Kirche . . . . . . . . . . . . . 352
**Polen.**
Polens Anſprüche auf einen Theil Rußlands . . . . . . . . . 356
**Rußland.**
Das Glaubensſchisma in Rußland . . . . . . . . . . . . . 357
**Frankreich.**
Zwei Gegenſätze. Viennet's „Franciade" und Vacquerie's „Brocken der Geſchichte" . . . . . . . . . . . . . 358
**Deutſchland und das Ausland.**
Hannover und der Befreiungskampf von 1813 . . . . . . . . 559
**Mannigfaltiges.**
Ernſt Renan über Dav. Friedr. Strauß . . . . . . . . . . 560
Amaranth franzöſiſch . . „
Büchner's „Kraft und Stoff" „
Bibliographie. Belgien . . „

## Spanien.

### Die drei Liebesproben des Cervantes.

Nach Don Blas Naſare y Feriz.

Es exiſtirt in dem Leben des Verfaſſers des „Don Quijote," Don Miguel de Cervantes Saavedra, und zwar da, wo erzählt wird, daß er um das Jahr 1568 nach Italien gegangen ſei, eine Lücke. Er befindet ſich mit einem Male in den Dienſten des berühmten Condottière Marc-Antonio Colonna; jedoch ohne daß bekannt iſt, ob als Offizier, oder als gemeiner Soldat, und wie er eigentlich dazu gekommen iſt. Darüber aber fand der ſpaniſche Literar-Hiſtoriker Don Blas Naſare y Feriz merkwürdige Aufſchlüſſe, merkwürdig inſofern, als in dieſer Darſtellung Name, Zeit und andere Umſtände mit denen unſeres Dichters, wenn auch nicht vollkommen, doch ziemlich übereinſtimmen.

Ein Venetianer, Girolamo Muſſo, hat nämlich um das Jahr 1631 zu Venedig eine „Storia dei piu celebri Cardinali" drucken laſſen, in welcher ſich auch das Leben des in Rom um das Jahr 1580 verſtorbenen Kardinals Aquaviva, bei dem unſer Cervantes in Dienſten geweſen ſein ſoll, befindet. In dieſer Lebensbeſchreibung nun ſpielt ein junger Spanier, mit dem italiſirten Namen Michele Savedoro, eine ziemlich bedeutende Rolle. Höchſt wahrſcheinlich iſt es, daß dies der Dichter Cervantes geweſen ſei.

Es wird nämlich erzählt, daß der Kardinal eine Nichte, Namens Beatrice, bei ſich im Hauſe gehabt habe; dieſe ſei das ſchönſte Mädchen in Rom und mit einem Grafen Mondescalchi verlobt geweſen, als jener Savedoro nach der Siebenhügelſtadt kam. Der junge Spanier ſuchte wahrſcheinlich in dem Lande des Boccaz eben ſolche Abenteuer, als er in den Novellen dieſes ausgelaſſenen Dichters gefunden hatte. Als er daher von der wunderbaren Schönheit der Signora Beatrice gehört hatte, mochte er ſich wohl des jungen Lodovico in der 67. Novelle des „Decamerone" erinnern, und er nahm ſich vor, ſein Heil auf eine ähnliche Weiſe zu verſuchen.

Er meldete ſich daher bei dem Kardinal, und zwar hielt er um die Stelle eines „Cameriere" (Kammerdiener) an. Sr. Eminenz gefiel der junge Mann und er wurde angenommen. Das Abenteuerliche ſeines Unternehmens machte ihn das Beſchwerliche deſſelben vergeſſen. Der Anblick ſeiner ſchönen Gebieterin dünkte ihm eine vorläufige Entſchädigung, und eine noch viel größere hoffte er zu erhalten, ſobald ſie erfahren werde, daß er, blos um ihr näher zu ſein, den erniedrigenden Poſten übernommen habe. Und wirklich machte ſie dieſe Entdeckung ſehr bald; denn, als zu ihrem Geburtstage der Kardinal ihr Bild von dem berühmten Caravaggio hatte malen laſſen, trug er dem Savedoro auf, es früh Morgens in ihrem Vorzimmer aufzuhängen. Eben war dieſer noch beſchäftigt, das letzte Blumengewinde zur Bekränzung des Bildes zu befeſtigen, als die Gefeierte aus ihrem Schlafzimmer trat. Sie war überraſcht und ſagte dem noch höher Ueberraſchten Dank für ſeine Anordnung. „Ihr verſteht es," ſprach ſie, „Blumen auszuwählen; beſonders ſind die Roſen, die an das Herz dort ſich ſchmiegen, gar herrlich ausgeſucht."

Sie wollte eben nach einer der ſchönſten faſſen, als ihr ein zierlicher Zettel, den der Kelch des Straußes verbarg, in die Hände fiel. Es waren Verſe; ein Sonetten-Kranz, den Savedoro, der der toskaniſchen Mundart faſt eben ſo mächtig war, als der caſtilianiſchen Mutterſprache, für die Gebieterin gewunden hatte. Beatrice las die letzten Verſe laut:

„Und ſolches Leben wäre zu erreichen?!
Nein, todtes Bild, ihr kannſt du niemals gleichen!
Die Göttin Kunſt geſteht zum erſten Male,
Beſiegt zu ſein mit ihrem Ideale."

„Ihr ſeid ſehr galant," ſprach ſie; „doch ſind die Verſe Eure Schöpfung?" — „Eure Schöpfung! rief Savedoro — Eure, und von mir nur niedergeſchrieben."

Die junge Italiänerin fühlte ſich nicht wenig geſchmeichelt, als ſie durch dieſes Geſpräch erfuhr, daß ein Spanier von nicht gemeiner Herkunft und Bildung ihretwegen einen niederen Kammerdiener-Poſten bekleide — dazu kam, daß Don Michele, ein ſehr ſtattlicher, ja überaus ſchöner, junger Mann war, und obgleich, wie der ehrliche Girolamo Muſſo berichtet, die eitle Signora Beatrice zur Liebe nicht eigentlich geſchaffen war, machte es ihrem ſtolzen Herzen doch Freude, einen ſolchen Anbeter gefunden zu haben.

Sie bewirkte bei dem Kardinal, daß er zum „Camerlengo" (Kämmerling, Haushofmeiſter) befördert wurde; doch wie auch immer Don Michele ſich durch tauſend Aufmerkſamkeiten um ihre Gegenliebe bewerben mochte — er konnte nichts, als höchſtens ein Paar freundliche Blicke der ſtolzen Augen erlangen. Beatrice liebte überhaupt nichts in der Welt mit Leidenſchaft; am allerwenigſten aber den ihr von ihrem Oheim gewählten Bräutigam; Graf Mondescalchi war ein alter Geck, der in Rom in früheren Jahren wegen ſeiner Ausſchweifungen, jetzt aber wegen ſeines Reichthums und ſeiner Narrheiten allgemein bekannt war. Zu den letzteren gehörte wohl hauptſächlich die, daß er in ſolchem Alter die ſchönſte junge Römerin heiraten wollte. Unter dieſen Umſtänden hoffte Savedoro um ſo mehr, ſein Glück bei Beatrice zu machen.

„Ihr habt," ſprach er einſt zu ihr, „ſo viel Gefallen gefunden an meiner Neigung zu Euch — und doch könnt oder wollt Ihr ſie nicht erwidern." — „Es iſt wohl wahr," ſagte ſie darauf, „Ihr kommt mir zuweilen vor, wie eine, aus einer poetiſchen Liebesgeſchichte herausgeſchnittene Figur, und das Novellenhafte Eurer Liebe könnte mir ſehr wohl gefallen, doch Ihr müßtet mir alsdann von dieſer noch mehr Beweiſe geben, als das bloße Heraustreten aus Eurem Stande iſt." „Fordert ſie, rief er, fordert Proben von mir, ſie mögen noch ſo ſchwer ſein, ich will ſie

Digitized by Google

beſtehen!" Beatrice lachte laut auf, und am nächſten Tage ſagte ſie zu ihm:

„Ich habe Euch, nach ritterlicher Weiſe, drei Aufgaben beſtimmt, die Ihr aber alle löſen müſſet, wenn Ihr meiner Liebe ungetheilt Euch erfreuen wollt. Zum Erſten," fuhr die Uebermüthige fort, „ſollt Ihr binnen vierzehn Tagen meinem Bräutigam Mondescalchi, der, ſoviel ich weiß, nur noch zwölf Zähne beſitzt, einen derſelben — jedoch einen vollkommen geſunden, ausziehen und mir bringen. Zum Zweiten ſollt Ihr vom Fuße des heiligen Vaters den Pantoffel, welchen er den Gläubigen zum Kuſſe reicht, holen und mir zu Füßen legen. Die dritte Aufgabe aber ſollt Ihr erfahren, ſobald Ihr die beiden erſten gelöſt haben werdet."

So ſeltſam auch das Begehren der Dame war, es paßte doch ganz in die abenteuerliche Geſchichte, die Savedoro einmal angeſponnen hatte, und er übernahm, um einen ſo glänzenden Preis, die Ausführung.

Er bat nun zuvörderſt Beatrice, daß ſie ſich von heute an nicht mehr zu ihrem Bräutigam ſetze; daß ſie ihm nach Tiſche den gewöhnlichen Kuß verweigere, ſowie daß ſie überhaupt ſeinem Munde ſoviel als möglich ausweiche. Sie verſprach es und führte es auch in einer, dem Grafen ziemlich auffallenden, Weiſe aus. Dem Kardinal vertraute Savedoro, er habe von dem Kammerdiener des Grafen gehört, dieſer leide an einem mißlichen Zahnübel, das er jedoch gern verborgen halten wollte, weil bei dem Ekel, den es erregen würde, Jeder ſonſt ſeine Nähe vermeiden möchte. Nichts war nun natürlicher, als daß auch der Kardinal ſich beſtändig vor dem Grafen ſcheu zurückzog. Ein Gleiches, und ziemlich deutlich, that der Camerlengo, gegen den ſich des Grafen Verwunderung zuerſt Luft machte. „Welche Thorheit," rief er, „hat auch Dich ergriffen, daß, wie ein Wetterhahn vor dem Winde, Dein Kopf ſich beſtändig vor dem meinen dreht? Sprich, ich will es wiſſen!" — „Ihr macht mich verlegen, antwortete Savedoro; doch da Ihr darauf beſteht, muß ich es Euch wohl ſagen. Die Signora hat zuerſt bemerkt, daß Ihr ſeit Kurzem einen gar übel riechenden Athem habt, und das kommt von nichts Anderem her, als von einem böſen Zahn, den Ihr beſitzt." Der Graf wurde ſtutzig und ſchwieg. „Ja ich weiß, fuhr der ſchlaue Camerlengo fort, daß ein ſolches Uebel, wenn ihm nicht ſchnell abgeholfen wird, leicht um ſich greift und Ihr ſo alle Eure Zähne bald verlieren könnt." Erſchrocken dachte der Graf an das kleine, zuſammengeſchmolzene Häuflein in ſeinem Munde, die wenigen, die bis jetzt der Zeit noch tapfern Widerſtand geleiſtet hatten und nun ebenfalls auf dem Spiele ſtanden; denn damals hatte es die Zahn-Arzneikunſt noch nicht ſo weit gebracht als in unſeren Tagen, wo das geſchlagene Heer leicht wieder durch Erſatzmannſchaft in Stand geſetzt werden kann. — „Gebt mir einen Rath," ſagte der Graf, „wie dem abzuhelfen ſei." — „O, den beſten," rief Savedoro, „kommt nur auf mein Zimmer, ich beſitze da ein Inſtrument, das ich aus Madrid mitgebracht und deſſen Vortrefflichkeit Se. Eminenz bereits mehrere Mal erprobt hat; das ſoll Euch bald von allem Uebel befreien." Der Graf ergriff den Vorſchlag mit Freuden; die Operation fand noch an demſelben Tage ſtatt und ein ganz geſunder Zahn wurde ausgezogen. Der arme Teufel hatte viele Schmerzen; die übermüthige Beatrice aber lachte in's Fäuſtchen, als Savedoro mit dem alten Grafen triumphirend in's Zimmer trat und ihr den Zahn, als die Frucht ſeiner Bemühungen, wofür ihm Jener noch dazu ſehr dankbar war, zu Füßen legte.

Die erſte Aufgabe war alſo gelöſt und nun galt es die zweite. Savedoro verſchaffte ſich um die Zeit der Weihnachten, wenn der Papſt dem Volke ſeinen Segen zu ertheilen pflegt, ein ärmliches, graues Pilgerkleid. Mit dieſem angethan, einen Strick um den Leib, einen langen grauen Bart am Kinn befeſtigt, das Geſicht durch Färbung entſtellt, barhaupt und barfuß, mit Stab und Roſenkranz in der Hand, ſtellte er ſich vor die Hauptpforte des Vatikans. Es war gerade, wie ſelten in Rom, ſchneidend kalt und die Menge hielt nicht lange aus auf dem Platze; doch Savedoro ſtand den ganzen Tag da und auch am andern Morgen früh fand man ihn an derſelben Stelle. Dem Papſt wurde endlich von dem frommen Pilger da unten berichtet: er ſei aus Coruña in Spanien hergewandert und wolle die Stelle nicht verlaſſen, bis er von Sr. Heiligkeit nicht blos den Segen erhalten, ſondern auch den glückſeligen Pantoffel geküßt habe. Der heilige Vater, gerührt von ſo vieler Frömmigkeit, ließ den anſcheinend alten Mann zu ſich heraufkommen, ertheilte ihm ſeinen Segen und reichte dem Knieenden ſeinen rechten Fuß, der den mit einem weißen ſilbernen Kreuze unten geſtickten rothſammetenen Pantoffel trug, zum Kuſſe hin. Savedoro küßte ihn eine Minute lang mit Inbrunſt und ſprang dann, wie vom Paroxismus ergriffen, auf. „Heil mir," rief er jubelnd, „jetzt bin ich geheilt! Dank Dir, heiliger Vater!" „Was hat Dir gefehlt, mein Sohn?" fragte ihn dieſer. „Zu Coruña, in meinem Vaterlande," antwortete der Spanier, „herrſcht eine großartige Gaumen-Krankheit, von der auch ich ergriffen worden bin und die tödtlich wirkt auf Alles, was ſie berührt. Kein Arzt vermag den Ergriffenen zu retten; doch eine Sage geht, daß, wer den Peſthauch zu den Füßen des heiligen Vaters ausſtrömen laſſe, auf immer geheilt werde. Heil mir, Heil, ich bin gerettet!" Der Papſt fuhr auf, als er dies hörte und warf mit Abſcheu den geküßten Pantoffel von ſich. „Fort," rief er, „fort Du giftausſtrömendes Ungethüm, fort aus meiner Nähe!" Der Pilger that erſchrocken und hob ehrfürchtig den Pantoffel auf, um ihn dem geſegneten Fuße wieder anzuſtecken; doch ergrimmt ſtieß ihn der Papſt von ſich und befahl, den Fremden aus dem Palaſt zu werfen, was auch ſogleich geſchah. Wohlweislich aber hatte Savedoro den Pantoffel unter der Kutte behalten und legte ihn im Triumph zu den Füßen ſeiner Donna nieder.

Die Kunde von dieſem Vorfalle hatte ſich übrigens bald durch die Stadt verbreitet, doch der Pilger war verſchwunden und Beatrice wußte, daß ſie im Beſitz des rechten Pantoffels ſei. „Du haſt," ſagte ſie zu ihm, „Deine beiden erſten Aufgaben auf eine glänzende Weiſe gelöſt und verdienſt ſchon dafür einen Lohn." Mit dieſen Worten ſteckte ſie ihm einen goldenen Reif an den Finger und fuhr fort: „Doch dies iſt die dritte Aufgabe: Du mögeſt den Ring nie von dieſem Finger laſſen; es ſei ein Gelübde für Dich — willſt Du es mir geloben?" — „Ich will es beim allmächtigen Gott!" rief Savedoro. „Es ſei ein Gelübde für Dich, daß Du dieſe Hand, ſo lange der Ring ſie ſchmückt, an keine Andere verſchenkſt, wenn ich auch, meiner Beſtimmung gemäß, Mondescalchi's Gattin werde. Hältſt Du dieſes Gelübde, dann ſoll Dir einſtmals ungetheilt mein Herz und meine Liebe werden."

„Spotteſt Du meiner?!" rief Savedoro, „willſt Du mich raſend machen?!" „Nicht raſend, aber treu und geduldig," antwortete mit lautem Lachen die ſtolze Schöne.

Wie vernichtet ſtand der arme getäuſchte Michele da und ſah der leichtfertig Entſchlüpfenden mit ſtummer Erſtarrung nach. Das ſpaniſche Herz fing an ſich zu regen und das Wort: „Rache!" war einen Moment in den rollenden Augen zu leſen. Doch ein ſtummes Dahinbrüten folgte bald der kurzen Aufwallung; er verachtete die Stolze — und ſich ſelber wegen ſeiner frühern Leichtgläubigkeit; er wollte ſie vergeſſen, doch der Ring und das daran geknüpfte Gelübde erinnerte ihn nur zu bald wieder an ſie.

Von ſolchen Gefühlen überwältigt, ging er in ein nahes Weinhaus, um dort ſeine Unluſt zu erdrücken. Die luſtigen Werber des Condottière Marc-Antonio ſaßen da und zechten; der junge, eben eintretende Mann gefiel ihnen, ſie luden ihn ein, mit ihnen zu trinken und hatten ihn bald in ihren Netzen gefangen. Savedoro trat als gemeiner Soldat der Expedition des Colonna bei und focht die Seeſchlacht bei Lepanto mit, wo er einen Arm verlor. Von dieſem Arme aber trennte er den Finger, an dem ſich der goldene Reif, das Andenken an ſeine Liebe, befand. In eine Schachtel ſorgſam verpackt, ſandte er Finger und Ring an Beatrice, die jetzt Gräfin Mondescalchi war. „Signora," ſchrieb er ihr, „ich habe, meinem Gelübde getreu, Euren Ring nie vom Finger getrennt; auch die Hand würde ich niemals verſchenkt haben, doch — Dank dem Türkenſäbel, der ſie mir geraubt hat. Ich bin quitt gegen Euch; ich ſende Euch den Ring mitſammt dem Arm, von dem er nie gewichen war."

## Italien.

### Die nationale Preſſe, von Cironi.*

Das unten angezeigte Buch erregt in mehrfacher Beziehung lebhaftes Intereſſe. Ueberſetzt und mit einem Vor- und Nachwort verſehen von Ludmilla Aſſing, lenkt es unſere Aufmerkſamkeit vor Allem auf die Ueberſetzerin. Sie, die mit der kecken Herausgabe von Varnhagens Tagebüchern zuerſt ſich einen — freilich von dem Abglanze des Varnhagen'ſchen Geiſtes mit zehrenden literariſchen Namen gemacht hat; deren Vorrede zu den Briefen Humboldt's an Varnhagen mit ihrer Schlagfertigkeit, Gewandtheit und Schärfe einem Juriſten Ehre eingelegt haben würde; die ſich vor den vaterländiſchen Preßverfolgungen lachend in die Heimat der Kunſt und in die ehemalige Heimat wahrhaft drakoniſcher Preßgeſetze zurückzog, ſcheint ſich gänzlich der politiſchen Literatur widmen zu wollen. Dergleichen Neigungen tragen ſehr oft eine Dornenkrone ein, welche, wie uns

* Die nationale Preſſe in Italien von 1828—1860 und die Kunſt der Rebellen. Zwei Schriften von Piero Cironi. Aus dem Italiäniſchen überſetzt und mit einem Vor- und Nachwort von Ludmilla Aſſing. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1863.

Digitized by Google

dünkt, einem weiblichen Haupte weniger anſteht als ein Myrthenkranz. Abgeſehen hiervon, ſo kann das Streben der Ueberſetzerin, die politiſch-literariſchen Beziehungen Deutſchlands und Italiens inniger zu knüpfen, nur willkommen ſein. Vorurtheile abzulegen iſt jedes gebildeten Volkes, wie jedes edlen Mannes würdig. Deutſchland hat, das iſt gewiß, noch manches Vorurtheil gegen Italien zu beſiegen, und hierzu iſt der literariſche Verkehr das ſicherſte Mittel. Ob der Ueberſetzerin aber gerade mit den Schriften des Cironi ein glücklicher Wurf gelungen iſt, wollen wir dahingeſtellt ſein laſſen.

Wenden wir uns zu dem Verfaſſer, über welchen das Nachwort der Ueberſetzerin intereſſante Nachrichten bringt. Piero Cironi, am 11. Januar 1819 zu Prato in Toskana geboren, iſt einer jener Kämpfer Italiens, die unermüdlich, ohne nur einen Augenblick von ihrem Standpunkte zu wanken, ohne ſich durch blutig gegebene und blutig angewandte Geſetze, Verfolgungen, materielle Opfer und verunglückte Unternehmungen aller Art von ihrem fernen Ziele ablenken zu laſſen, dem Vaterlande ihr Leben geweiht haben. Gegenwärtig, wo der Freiheitsdurſt der Italiäner in den freien Inſtitutionen des jungen Italien eine ſtillende Quelle findet, ſchwimmen jene Kämpfer nur in dem großen Strome der politiſchen Bewegung voran; eine große Nation, zur Einheit und Einigkeit hindrängend, folgt nach. Vor 1859 ragten dieſe Perſönlichkeiten gleich Leuchtfeuern aus der politiſchen Dunkelheit Italiens hervor, und, in der That, bewundernswürdig iſt der Muth und die Ausdauer, mit welcher ſie an ihrer Ueberzeugung hielten; unbeugſam die Elaſtizität, mit welcher ſie ſich über alle Hemmniſſe hinwegſchnellten, unerſchütterlich der „Glaube," der ihnen immer neue Genoſſen zuführte. Ausgewieſen und in alle Welten zerſteut, ſammeln ſie ſich immer wieder in dem Mittelpunkt ihrer Hoffnungen; ſie geben das einzig mögliche Lebenszeichen von ſich, und ſogleich wird die unvermeidliche polizeiliche Bombe unter ſie geworfen — verunglückt, aber nicht entmuthigt, zerſtieben ſie nach allen Richtungen, und immer wiederholt ſich das Schauſpiel, hier mit mehr, dort mit weniger tragiſcher Färbung. In Frankreich, England, der Schweiz, Griechenland, Nordamerika, Chili, Braſilien — in den entlegenſten Winkeln der Erde ſuchen ſie Schutz im Exil, und die Fäden ihrer Thätigkeit laufen dennoch in Italien zuſammen. Solche Feſtigkeit und Treue der Geſinnung nöthigt uns, den Hut zu ziehen, auch wenn wir mit unſrer Achtung nicht bis an das letzte Ziel jener Helden der „That" hinanreichen.

Cironi war ein Genoſſe dieſer Helden, gleichſam von Kindesbeinen an. In Piſa dem Studium der Mathematik mit Auszeichnung ſich widmend, wirft er bald die verwickelten Formeln zur Seite; er ſtürzt ſich in den Kampf für das Vaterland; je nach den Umſtänden iſt die Feder, das Schwert oder die Rede ſeine Waffe; er führt jede dieſer Waffen mit gleicher Gewandtheit, wenn auch mit ungleich glücklichem Erfolge. So ſehen wir ihn denn in allen möglichen Situationen; bald iſt er wegen ſeiner Vaterlandsliebe Bürger toskaniſcher Gefängniſſe, bald Offizier der lombardiſchen Legion neben Mazzini und Garibaldi, bald Soldat der römiſchen Republik und Abgeordneter des florentiniſchen Circolo popolare, bald Führer der Associazione democratica in Florenz, dann Flüchtling, dann in beſſeren Zeiten Mitarbeiter und Redacteur freiſinniger Zeitungen, Stifter mehrerer „Einheits-Vereine" und der Militairſchule Cacciatori Garibaldi, Abgeordneter des römiſchen Comitato d'azione in der Verſammlung von Genua am 9. März 1862 u. ſ. w. — ein Leben voll raſtloſer Thätigkeit, unterbrochen zwar von zahlreichen Verhaftungen, aber genährt von einer faſt rührenden Ueberzeugung, welche beſonderen Ausdruck in ſeinem großartig angelegten, aber unvollendet gebliebenen Geſchichtswerke finden ſollte. Er ſtarb am 1. December 1862 in Prato. Kurz vor ſeinem Tode veröffentlichte er die erſte der vorliegenden Schriften, die einen Theil jenes Geſchichtswerkes bildet.

Charakteriſtiſch ſind die Worte, mit welchen Mazzini und Garibaldi die Nachricht von dem Tode des Cironi empfingen; jener rief aus: „Unſere Partei hat einen ihrer würdigſten Männer verloren, und ich einen vieljährigen Freund, wie mir keiner mehr übrig bleibt!" und dieſer in ſeiner lakoniſchen Weiſe: „Er war dazu geſchaffen, ein Volk zu leiten." Wird hinzugefügt, daß ſeine Redlichkeit, ſeine Uneigennützigkeit, ſeine Offenheit, ſeine glühende Liebe für Italien die aufrichtigſte Achtung ſelbſt ſeiner Gegner erzwang, ſo haben wir das Bild eines Republikaners von echt römiſchem Schrot und Korn vor uns.

Eine ſolche Kenntniß von dem perſönlichen Werth des Verfaſſers erſcheint erforderlich, um ſeine Schrift beurtheilen zu können. Die „nationale Preſſe," als Theil eines Geſchichtswerkes, will ſchon Geſchichte ſein. Wir können der Schrift aber nur die Bedeutung von werthvollem Geſchichts-Material zuerkennen. Cironi war eins der eifrigſten Glieder der Actionspartei; aber eben darum konnte er kein Geſchichtsſchreiber ſein. Mitten im Strudel der Bewegung, fortgeriſſen von der Schwärmerei für die Staatsform, die von ſeiner Partei mit Catoniſcher Hartnäckigkeit als Ziel aller Beſtrebungen hingeſtellt wurde, ſtand Cironi niemals auf dem objektiven Standpunkt über allen Parteien, den ein Geſchichtsſchreiber ſich verſchaffen muß, um die Ereigniſſe der Welt in großen Kreiſen gleichſam um ſich herumwandeln zu ſehen. Dieſer Umſtand, der für einen Charakter wie Cironi kein Vorwurf ſein kann, wird durch einen Blick in die vorliegende Schrift klar genug. Cironi verſteht z. B. unter der „nationalen Preſſe" nur die Aeußerungen ſeiner eigenen Partei. Das mag für gewiſſe, ſchon fern liegende Zeiten gelten. Aber es müßte doch um die Einheit und die nächſte Zukunft Italiens traurig beſtellt ſein, müßte man der Partei der „Gemäßigten," den Anhängern der Cavour'ſchen Politik und ihrer Preſſe den nationalen Charakter beſtreiten. Die Gerechtigkeit erfordert Anerkennung aller redlichen Beſtrebungen, auch wenn dieſe das gemeinſame Ziel auf einem Umwege erreichen wollen. Dieſe Anerkennung fehlt, und ſo ſinkt das Fragment zu einer einfachen Parteiſchrift herab.

Dennoch iſt die Schrift ſehr lehrreich. Die Geſchichte der nationalen Preſſe iſt die Geſchichte der Mazzini-Partei, und wir erhalten tiefe Einblicke in das Treiben dieſer geheimnißvollen Vereinigung. Cironi ſtattet für die Partei den Rechenſchafts-Bericht von einer mehr als dreißigjährigen Thätigkeit ab; ja, oft macht die Schrift ſogar den Eindruck, als wollte ſie die Beſtrebungen der Partei rechtfertigen, mit denen es jetzt doch nicht mehr recht vorwärts will.

Seltſam, der „nationalen Preſſe Italiens" ſteht gleichſam als heiligender Wahlſpruch ein Goethe'ſches Wort, ein deutſcher Gedanke voran: Im Anfang war das Wort — im Anfang war der Geiſt — im Anfang war die Kraft — im Anfang war die That! „Die That wird auch für die Italiäner kommen."

Dieſer tiefe Seufzer an die Adreſſe der Zukunft drückt mit unvergleichlicher Klarheit die Unzufriedenheit der Partei mit dem gegenwärtigen Zuſtande Italiens aus. Als dies geſchrieben wurde, war Savoyen und Nizza erſt vor kurzer Zeit an Frankreich abgetreten, Garibaldi's Zug nach Rom verunglückt, und die Ausſicht auf ein vollſtändiges Italien mehr als je in die Ferne gerückt. Die Unzufriedenheit läßt ſich daher leicht begreifen. Indeß — wann wäre die Partei der „That" jemals genügſam geweſen? wann hätte ſie an eine allmähliche Entwickelung der italiäniſchen Einheit geglaubt? wann hätte ihr Ungeſtüm eine Conceſſion zu Gunſten der thatſächlichen Verhältniſſe gemacht?

Wir haben oben die Feſtigkeit bewundert, mit der die Partei ihr Ziel im Auge behält. Es klingt vielleicht paradox, wenn wir jetzt behaupten, daß die Handlungen der Partei dennoch inkonſequent waren. Wir finden den Beweis, indem wir die Geſchichte der Partei nach der „nationalen Preſſe" verfolgen.

Vom Jahre 1828 an, wo Mazzini als 23jähriger Jüngling ganz allein in dem Indicatore Genovese den Funken der nationalen Idee anzublaſen unternahm, bis zum Jahre 1848, in deſſen Maimonat die nationale Preſſe ſich das Bürgerrecht in Italien errang, beſtehen die Aeußerungen der Partei der That in jener theils verbitterten, anklagenden und drohenden, theils ſelbſtbewußten, hoffnungsvollen und zukunftsſüchtigen Sprache, wie das Märtyrerthum ſie ſtets mit ſich bringt. Gewiß iſt es, daß die erſten Lebenszeichen der Partei ein einfacher Liberalismus waren, welcher ſich in naturgemäßer Weiſe, nämlich durch den Druck, den Oeſterreich bis zum Jahre 1859 auf alle Staaten Italiens ausübte, zum Haß dieſes fremden Einfluſſes und zum Bewußtſein der italiäniſchen Nationalität emporſchwang. Anfangs repräſentirte nur ein Triumvirat, J. Mazzini, Guerrazzi und Carlo Bini, die Einheits-Idee. Bald aber ſchaarte ſich um dieſes Banner die ganze Zahl jener Männer, deren Namen mit der Kultur- und Leidensgeſchichte Italiens ſo innig verknüpft ſind. Der Trompetenſtoß „Einheit" tönte ſchallend durch das Land. Aber während man damit nur das Ohr der bedrohten Fürſten erſchreckte, gewann man bald die Ueberzeugung, daß man noch einen langen Weg bis zur Einheit zurückzulegen habe: das Volk mußte erſt zur Einheit erzogen werden — eine ſchwierige und undankbare Aufgabe da, wo man ſeit Jahrhunderten jede Erziehung des Volkes gefliſſentlich vernachläſſigt hatte. Dieſer Aufgabe hat ſich die nationale Preſſe mit einem Eifer und einer Opferfähigkeit unterzogen, welche der größten Erfolge würdig geweſen wäre. Aber über die Erfolge täuſchte ſich die Partei, und ſie täuſcht ſich noch heute darüber. Ihre verunglückten „Thaten" zeugen dafür.

Ein Volk erziehen heißt, es mit der Selbſterkenntniß über ſeinen eigenen Zuſtand, mit der Kraft, ſeine Geſchicke ſelbſtändig zu beſtimmen, und mit dem klaren Bewußtſein über die erreichbaren Staatsformen ausſtatten. Die Volkserziehung fordert daher vor allem, daß man das Ziel

Digitized by Google

der Erziehung mit Klarheit hinſtellt. Aber zu welchen Planen hat man das Volk erziehen wollen; welches Ziel hat man hingeſtellt? Im Jahre 1831 ſchrieb Mazzini ſeinen beühmten „Brief an Karl Albert von Savoyen" und beging damit „die allerkühnſte politiſche That, welche den König zu der Wahl nöthigte, der erſte der Menſchen, oder der letzte der italiäniſchen Tyrannen zu ſein," und worin der König aufgefordert wurde, die Wiederauferſtehung Italiens ſich zur Aufgabe zu machen. „Erfülle die Aufgabe, und Italien wird dir die ſchönſte Krone auf's Haupt ſetzen."

Es war alſo die Einheit Italiens unter einem italiäniſchen Könige, die man von Karl Albert forderte. Aber der König zögerte, ein Unternehmen zu beginnen, das mit der traditionellen Politik des Hauſes Savoyen zwar ſo glücklich übereinſtimmte, für das ihm aber die Zeit noch nicht gekommen ſchien. So ſchrieb denn Mazzini 1847 ſeinen Brief an den Papſt: „Ich rufe Dich auf, Dich zum Knechte der Knechte zu machen, Dich nöthigenfalls aufzuopfern, damit der Wille Gottes auf Erden geſchehe, wie er im Himmel iſt," und: „eine andere europäiſche Welt zu gründen, die ſich von der Höhe der ewigen Stadt ausbreiten ſollte, der das Kapitol und der Vatikan gehörten." In klares Deutſch überſetzt, heißt das, man forderte vom Papſte, an die Spitze der italiäniſchen Einheit zu treten, zugleich aber das Papſtthum von anderthalb Tauſend Jahren über Bord zu werfen und eine neue chriſtliche Kirche, ein geiſtiges Weltreich zu gründen. Im Jahre 1848 endlich war es die Fahne der Republik, die von der Partei der That aufgepflanzt wurde. Dabei iſt es geblieben, obgleich der Verſuch der Republik bekanntlich mißlang; es fehlen in Italien eben Republikaner, um den Franzoſen den Sieg ſtreitig zu machen. Seitdem iſt man noch um einen Schritt weiter gegangen: „In unſerem Herzen wuchs der Haß gegen die Krone und die Tiara und gegen Alles, was von dieſen ausging; einſtimmig war der allgemeine Beſchluß: Beide umzuſtürzen, als die unzweifelbare Urſache der größten Leiden Italiens, um anſtatt deſſen die wahre Freiheit und Gleichheit herzuſtellen." Noch im Jahre 1857 ſchrieb Mazzini, daß das beſtimmende Prinzip für die zu unternehmende Wiedergeburt Italiens die Diktatur ſein müſſe, „aber eine von der ganzen Nation verbürgte Diktatur." Und als ſpäter Victor Emanuel im Verein mit Cavour die von ſeinem Vater geforderte Rolle übernahm, als er für die Einheit Italiens das Mögliche leiſtete, welches war das Urtheil der Partei von der „nationalen Preſſe" über den Erfolg? Das republikaniſche Journal „Pensiero ed Azione," vom 1. Januar 1859, ruft durch Joſeph Mazzini ſeinen Leſern zu: „Eine von Jenen (von Victor Emanuel und Louis Napoleon) ausgehende und unterſtützte Unternehmung kann nicht ein einiges Italien zum Zweck haben, kann nicht über eine Modification, über eine territoriale Zurechtknetung hinausgehen, ſich kein anderes Ziel vorſchreiben, als ein kleines Stück Land für gewiſſe Abſichten von Oeſterreich zu emanzipiren. Und ſie wiſſen es. Warum lügen ſie? Warum ſchwatzen ſie der leichtgläubigen Bevölkerung von Italien vor? Warum regen ſie mit ihrer Bewegung das arme, bereits kalt und vorſätzlich dem Feind überlaſſene Venedig auf?" Und weiter: „Zweihundert neun und zwanzig Männer, die ſich Abgeordnete des italiäniſchen Parlaments nannten, beſtätigten den 29. Mai 1860 durch ihre Abſtimmung die Abtretung von Nizza und Savoyen. Unheilvolle Bürger, weil ſie das Vaterland verſtümmelten, Monarchiſten ohne Treue und ohne Herz, weil ſie dem fremden Herrſcher das Grab und die Wiege jener Dynaſtie überlieferten, die ſie, ſo viel ſie konnten, als italiäniſch ausriefen und die ſie jetzt franzöſiren. Gott bewahre den König, als Menſchen, vor ſolchen Freunden!"

Es liegt uns fern, die Entrüſtung über die Abtretung jener italiäniſchen Länder zu verurtheilen. Wir wiſſen es, ganz Italien lag in gerechter Trauer über den Verluſt italiäniſcher Erde, und mehr als einmal mag Victor Emanuel ſelbſt mit jenem Hohenzoller gedacht haben: Möge einſt ein Rächer aus meiner Aſche hervorgehen! Wir wollen mit den Citaten nur konſtatiren, wie unruhig die Partei der That von einer Richtung zur anderen übergegangen, wie mißtrauiſch ſie von Forderung zu Forderung geſprungen, wie ſyſtemlos ſie in ihrem Treiben, das ſie die Erziehung des italiäniſchen Volkes nennt, geweſen iſt. „In den Fragen der Emancipation erlangt man das Wenige nicht, wenn man nicht viel verlangt." Dieſer Grundſatz ſcheint auch in den Fragen der großen Politik für die Partei maßgebend zu ſein. Geſtern die nationale Einheit unter einem freiſinnigen Könige fordern, heute den Papſt an die Spitze der Nation rufen, morgen Krone und Tiara als die grimmigſten Feinde der Einheit verdammen, das heißt Verwirrung in die Maſſen werfen, die man erziehen wollte; das heißt der nationalen Unternehmung mit dem ſchwankenden Taue des Seiltänzers, ſtatt mit einer vertrauenerweckenden Reihe granitner Säulen dienen; das heißt den Bürgerkrieg in das Land ſchleudern, dem man nicht nur Einheit, ſondern auch Einigkeit hätte zuführen ſollen.

Was die nationale Preſſe erreicht hat, ſummirt Cironi in folgenden Sätzen: „Die Einheit hat heute nur noch Feinde außerhalb Italiens; mächtige, das iſt wahr; aber doch nicht ſo mächtig, als ein Volk, das einen Willen hat. Ein ſo wunderbarer Erfolg und die Gewißheit, ihr Ziel zu erreichen, iſt die größte und ruhmvollſte Belohnung für die Prieſter der Einheit, welche in dem Innerſten ihres Bewußtſeins fühlen, daß ſie, über die Undankbarkeit ihrer Zeitgenoſſen hinwegſchreitend, furchtlos das Urtheil der Nachwelt herausfordern dürfen." Gewiß, an der Einheit Italiens, an der Fülle der Ueberzeugung, daß die Einheit für Italien eine Nothwendigkeit ſei, hat die nationale Preſſe weſentlichen Antheil. „Die Thaten, welche durch uns ausgeführt wurden, waren das Roß, welches der Graf von Cavour auf dem Kongreß von Paris beſtieg." Sehr geiſtreich und ſehr wahr, freilich nicht ganz im Sinne des Sprechers: Cavour beſtieg kühn das ſcheinbar unbändige Roß; er bediente ſich des Sturmlaufs der Partei der That, um deſto ſchneller zu dem Ziele ſeiner Politik zu gelangen — und das Roß hätte wohlgethan, ſich der Leitung des ſicheren Reiters zu überlaſſen.

Noch eine Betrachtung möge ſchließlich hier ihren Platz finden. Trotz ihrer offenen republikaniſchen Tendenz und trotz der unverſöhnlichen Anfeindung, mit welcher ſie der italiäniſchen Regierung Victor Emanuel entgegentritt, iſt die Schrift, wie es ſcheint, unangefochten in Italien veröffentlicht worden.

Strenge Preßmaßregeln, wie ſie leider neuerdings in einem ſeiner Intelligenz ſich rühmenden Staate Deutſchlands entſtanden ſind, waren von jeher die Waffen der Furcht. Umgekehrt iſt Preßfreiheit der lebendige Beweis von der geſunden Grundlage, von der Stärke einer Regierung. Man kann daher die italiäniſche Regierung, welche Schriften wie die „Nationale Preſſe" entſtehen läßt, wegen ihrer Furchtloſigkeit nur beglückwünſchen.

## Schweiz.

### Die religiöſen Parteien in Genf.

#### Die Nationalkirche, die Methodiſten und die freie Kirche.

Es gab einmal eine Zeit, wo in der Kirche Genfs das geſammte Kulturleben der kleinen Republik zuſammenfloß und gipfelte. Das war damals, als Calvin und ſeine Anhänger mit der höchſten geiſtlichen Gewalt auch den maßgebendſten Einfluß auf alle weltlichen Dinge an ſich geriſſen hatten; wo die von ihnen gegründeten Inſtitutionen dem geſammten Staatsweſen die beſtimmte Richtung gaben; wo die Schulen ausſchließlich von der Theologie beherrſcht wurden und alle Bildungs-Zuſtände einen ſo ausgeprägt theokratiſchen Zuſchnitt erhalten hatten, daß kaum ein Genfer Gelehrter zu nennen geweſen wäre, der nicht auch den Namen eines hervorragenden Theologen verdient hätte. Es war ferner in jener Periode, wo der Calvinismus innerhalb des Proteſtantismus vorzugsweiſe die Rolle der ecclesia militans übernommen hatte und bald gegen den von allen Seiten drohenden Katholicismus, bald gegen jede Heterodoxie überhaupt, auch wenn ſie von reformatoriſcher Baſis ausging, mit ſolchem Eifer und ſolcher Ausdauer zu Felde zog, daß Genf auf den Namen des proteſtantiſchen Rom in der That mehr als Einen Rechtsanſpruch aufweiſen konnte. Schwieriger als der Anfang jener Periode iſt der Endpunkt derſelben feſtzuſtellen. Denn wenn auch die Genfer Kirche und das Genfer Staatsweſen im 17. und 18. Jahrhundert durchgreifende Umwälzungen erfuhren, wenn erſtere auch in der That ſich von den calviniſtiſchen Feſſeln des 16. Jahrhunderts ſo weit befreien konnte, daß ſie in unſeren Tagen gerade ihre erbittertſten Feinde als Calviniſten κατ' ἐξοχήν bezeichnet: ſo blieb wenigſtens der Genfer Bildung bis zur neuern Zeit ihr vorwiegend theologiſcher Anſtrich. Ja ſelbſt heute, wo die Revolution des Jahres 1846 und die ihr folgende freigeiſtig materielle Richtung den größten Umſchwung in den Kultur-Verhältniſſen der Republik hervorgerufen und die Theilnahme für die kirchlichen Intereſſen auf ein beſchränkteres Maß zurückgeführt haben, ſind dieſe letzteren immerhin doch noch ſo mächtig und werden in gewiſſen Kreiſen noch ſo eifrig gepflegt, daß die allgemeinen Zuſtände Genfs ohne eine genauere Kenntniß der innern Beziehungen der kirchlichen Parteien nur unvollkommen zu verſtehen ſind. Nicht nur auf die politiſchen und ſozialen, auch auf die literariſchen Verhältniſſe dehnt ſich dieſer Einfluß jener Parteien aus. Die Zahl derjenigen literariſchen Erſcheinungen und Schriften, welche außer jedem

Digitized by Google

Zuſammenhang mit der kirchlichen Bewegung ſtehen, dürfte, wenn ſchon das bedeutendſte literariſche Organ der franzöſiſchen Schweiz, die rühmlichſt bekannte Bibliothèque Universelle, gegenwärtig zu ihnen gehört, von den in näherer, freundlicher oder feindlicher, Beziehung zu den religiöſen Parteien ſtehenden Productionen gewiß übertroffen werden.

Die Genfer Geſchichtsſchreibung, lange Zeit in den Händen theologiſcher Parteimänner, iſt erſt in neuerer Zeit, wie wir in einem früheren Artikel ſahen, durch die raſtloſen Beſtrebungen der beiden Galiffe, Vater und Sohn, von jenen Einflüſſen befreit, und auf den einzigen Grundlagen wieder auferbaut worden, welche überhaupt die Hiſtoriographie zu einer Wiſſenſchaft erheben: ſtrenger kritiſcher Forſchung und rückſichtsloſer Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit. Ein neuerdings veröffentlichtes Buch, die auch in deutſcher Ueberſetzung erſchienene und in dieſen Blättern beſprochene „Geſchichte der Reformation in Europa zu den Zeiten Calvin's," von Merle d'Aubigné, hat bewieſen, wie ſehr noch ein rüſtig fortgeſetzter Kampf im Sinn Galiffe's nöthig iſt, um den endlich eingeſchlagenen richtigen Weg zu ſichern. So lange noch der Calvinismus und ſein Gründer eine Apotheoſe finden, wie in dem eben genannten Buch, wird man nicht behaupten können, daß die objektive Wahrheit überhaupt ſchon ſo ſehr außer Frage geſtellt wäre, um eine durchaus parteiliche Auffaſſung und Darſtellung jenes Abſchnitts der Genfer Geſchichte für die Zukunft unmöglich zu machen.

Wir haben es heute mit einer kleinen Schrift zu thun, welche uns in die Kämpfe der kirchlichen Parteien in der unmittelbaren Gegenwart einführt. Es iſt nur eine Flugſchrift von 46 Octavſeiten, allein ſowohl die Stellung des Verfaſſers, wie die darin behandelten Fragen, ſichern ihr den Werth eines wichtigen Aktenſtückes zur Kenntniß der innern und äußern Verhältniſſe jener Parteien. Der Titel lautet: „Quelques mots sur la Génève religieuse au 19me siècle de M. le baron de Goltz* und ihr Verfaſſer iſt Profeſſor J. J. Chenevière, Dr. theol., Decan der theologiſchen Facultät, früher Präſident des Genfer National-Inſtituts, ein neunundſiebzigjähriger Greis und eines der geachtetſten und würdigſten Mitglieder des Clerus der Genfer National-Kirche. Die Genfer National-Kirche und der ſtarre Calvinismus gelten im Ausland gewöhnlich für gleichbedeutend; die kleine Schrift Chenevières zeigt uns den ſcharfen Gegenſatz der beiden Begriffe, wie er ſich heute feſtgeſtellt hat.

Freiherr von der Goltz, preußiſcher Geſandtſchafts-Prediger zu Bonn, hatte 1862 nach längerem Aufenthalt am Genferſee ein Werk über die reformirte Kirche Genf's im 19. Jahrhundert** erſcheinen laſſen, welches von C. Malan, Pfarrer in Hanau, ſpäter in Genua, in's Franzöſiſche überſetzt wurde. Herr v. d. Goltz iſt Vertreter der modernen Orthodoxie, des ſpekulativen Myſticismus; Chenevière, wie die Paſtoren der Genfer Nationalkirche größtentheils, repräſentirt den theologiſchen Rationalismus. Dieſer betont beſonders auch die moraliſche Seite des Chriſtenthums in größerer oder geringerer Abhängigkeit vom ſtrengen Dogma, während es jener Orthodoxie vor allen Dingen auf die innere Erleuchtung und Erbauung, auf die Verſenkung im Glauben ankommt. Da haben wir jene bekannten theoretiſchen und praktiſchen Gegenſätze, die ſich niemals vereinigen werden und mit Nothwendigkeit überall hart zuſammenſtoßen müſſen. Für uns haben natürlich die theologiſch-dogmatiſchen Streitpunkte nur in ſoweit Bedeutung, als ſich ein kulturhiſtoriſches Intereſſe damit verbindet. Wir werden in eine Arena geführt, die, ſchon vor bald 50 Jahren in Genf eröffnet, ſeitdem nie ganz geſchloſſen, neuerdings die ſtreitenden Parteien mit neuer Heftigkeit auf einander eindringen ſieht. Der Name Chenevière's iſt ſchon mit jenen früheren Kämpfen eng verknüpft der greiſe Theolog ſpielt in dem Buch des Herrn v. d. Goltz eine hervorragende Rolle; man darf ſich daher nicht wundern, daß er nochmals ein polemiſche Lanze einlegt.

Gleich die Einleitung präciſirt den Standpunkt Chenevière's genau. „Ein verſtändiger Mann, ſagt er, welchem man den frommen Unwillen, den Herr v. d. Goltz in ſeiner Genève religieuse an den Tag legt, erzählen würde, möchte ſich fragen: wem will denn dieſer Herr zu Leibe? Gegen wen erhebt er ſich mit ſolchem Eifer? Handelt es ſich um unmoraliſche, ungläubige, gottloſe Männer? Nein, es ſind Geiſtliche, Mitglieder der Compagnie des Pasteurs de Genève, Männer, welche an der Spitze der National-Kirche dieſer Stadt ſtehen. Was haben ſie denn alſo gethan, um eine ſo lebhafte Klage zu veranlaſſen? Ihr Verbrechen in den Augen des Verfaſſers iſt, einige Stellen der heiligen Schrift, deren mehrere ſeit Jahrhunderten von gelehrten und gewiſſenhaften Männern verſchieden ausgelegt wurden, nicht wie er zu erklären. Der Verfaſſer verſteht ſie ſo, wie er ſie gelehrt glaubt, er bedient ſich damit eines unbeſtreitbaren Rechtes; aber er findet es ſehr ſchlimm, daß Andere ihnen den Sinn geben, welchen ſie für den beſten halten. Und dennoch iſt es der Ruhm des Proteſtantismus, die Freiheit und das Gewiſſen aller Menſchen zu achten. Man muß uns geſtatten, mit unſeren eigenen Augen zu ſehen und uns dem Evangelium zu unterwerfen, ſo wie wir es verſtehen. Das iſt es, was man uns verweigert. — „Dann aber iſt der Schriftſteller, von welchem Sie ſprechen, ein katholiſcher Anhänger der Autorität einer unfehlbaren Kirche?" — Mit nichten, er nennt ſich Proteſtant! „Und was beginnt er mit der freien Forſchung, von welcher unſere Reformatoren nicht übeln Gebrauch machten dem römiſchen Abendmahl gegenüber?" Er hat die Miene, ſie zuzulaſſen, allein es geſchieht unter der Bedingung, daß dieſe Arbeit genau zu demſelben Ergebniß gelangt wie er; denn wenn ihr im Verfolg eurer Grundſätze von einigen ſeiner Schlüſſe abweicht, ſo ſieht er nicht mehr Kinder Gottes in euch. Es iſt vergebens, daß ihr das höchſte Weſen anbetet, daß ihr an die Unſterblichkeit der Seele, an die heilige Schrift, die Lehren des Heilandes und die Verſöhnung des Sünders mit Gott durch die von Jeſus Chriſtus bewerkſtelligte Erlöſung glaubt; es iſt vergebens, daß ihr Chriſten von Herzen ſeid, daß ihr eure Pflichten als Menſchen und Geiſtliche erfüllt — man verwirft euch und denuncirt euch der Welt als Ungläubige." Nur die Anhänger einer feindlichen, d. h. der katholiſchen Kirche und die Gegner der Religion überhaupt, meint Chenevière, würden ſich über ſolche Angriffe freuen. Da haben wir alſo jenen ausgeprägten rationaliſtiſchen Standpunkt, der zwar im Volksbewußtſein des gegen den ſtarren Autoritätsglauben der römiſchen Kirche gemachten Fortſchrittes ſich befindet, dagegen doch auch ſeinerſeits von vorn herein beſtimmten Schranken huldigt und ſich vor den letzten Conſequenzen der freien Forſchung ſcheut. Von dieſem Standpunkt aus hat der Genfer Clerus im vorigen Jahrhundert den Kampf gegen Voltaire und die Encyklopädiſten einer-, gegen Rom andererſeits zu führen geſucht und in unſerm Jahrhundert ſucht er ihn gegen die moderne Orthodoxie, welche aus dem Proteſtantismus ſelbſt hervorging, zu vertheidigen.

Indem Chenevière nun zu dem Geſchichtlichen übergeht, verweiſt er auf ſeinen ſchon 1824 in derſelben Angelegenheit erſchienenen „Précis des débats théologiques qui ont agité la ville de Genève," worin er die Einzelheiten des von der bekannten Frau von Krüdener, die als die erſte Heilige der neuen Offenbarung im Juli 1813 in Genf erſchien, und einiger „jeunes étudiants à sa suite" unternommenen Kreuzzugs gegen die Genfer National-Kirche ſchilderte. Uebrigens erklärt unſer Gewährsmann Herrn v. d. Goltz gegenüber, was wir beiläufig erwähnen, daß er bei Abfaſſung jener Schrift nicht in amtlichem Auftrag gehandelt habe; die Compagnie des Pasteurs hatte nicht nur keinen Antheil an jener Publication, ſondern tadelte ſie ſogar.

Auf Frau von Krüdener folgten zwei britiſche Methodiſten, welche nach Genf geſandt waren, das Volk zu „erwecken," réveiller, wie der übliche Ausdruck lautete. Es waren Robert Haldane und H. Drummond. Der erſtgenannte „Mann Gottes" hatte zum eifrigſten Schüler den Studenten Frédr. Monod, der bis zur neueſten Zeit ſeinem polemiſchen Eifer gegen die Genfer National-Kirche in ſeinen Aufſätzen in den „Archives du christianisme" treu geblieben iſt.

H. Drummond war ein noch eifrigerer Propagandiſt, der „unter den angenehmſten Formen und einer ſcheinbaren Milde eine außerordentliche Heftigkeit verbarg." Er ließ ſich in einer Villa oder ſogenannten „Campagne" zu Sécheron bei Genf nieder, von wo aus er ſein Bombardement gegen die Geiſtlichkeit der Genfer Kirche begann. Er lud Perſonen aller Stände zu ſich und theilte Almoſen unter die Armen. „Man erkauft," bemerkt Chenevière ſehr richtig, „freilich nur den Schein, aber die Gefühle und der Glauben laſſen ſich nicht kaufen;" freilich haben das manche Mitglieder der Genfer National-Kirche bei ihrer Proſelytenmacherei unter den Katholiken auch nicht immer bedacht. Drummond ſchrieb unter Anderm einen Brief an die Compagnie des Pasteurs, worin er deren Mitglieder anklagte, „allſonntäglich auf die Kanzel zu ſteigen, um den Namen des Herrn Chriſtus zu läſtern." Haldane ſeinerſeits nennt in einem ſeiner engliſchen Traktätlein Genf eine „Citadelle des Satans." „Wie ſollten wir nicht," fragt Chenevière, „über ſolche Auslaſſungen und Angriffe von Fremden (des passants) unwillig werden? Dieſe ſuchten, da ſie uns nicht belehren konnten, den Krieg unter uns zu ſäen." Sie fanden wirklich Anhang. Von der anderen Seite erfolgten nicht minder heftige Widerlegungen.

Ein Herr B. veröffentlichte eine ſatyriſche Anzeige an's Publikum, worin der „Bankier der neuen Doctrin," H. Drummond, alle Perſonen, die ihm oder dem heiligen Athanaſius anhängen wollten, einladet, zu ihm

* Genève, 186

** Die reformirte Kirche Genf's im 19. Jahrhundert oder der Individualismus der Erweckung in ſeinem Verhältniß zum chriſtlichen Staat der Reformation. Baſel und Genf. H. Georg. 1862.

Digitized by Google

nach Sécheron zu kommen, wo ſie Wohnung, Tiſch, Beſoldung finden würden. Sie hätten nichts dafür zu thun, als ſich als Kinder der Erbſünde zu bekennen, fromme Traktätlein im Sinn und Styl des fünfzehnten Jahrhunderts zu ſchreiben, abzuſchreiben oder zu kolportiren, alle Urtheilskraft und Logik möglichſt von ſich abzuthun und dergl. mehr. Man ſieht, welche Aufregung die neuen Evangeliſten unter der friedlichen Herde der Genfer Kirche verbreitet hatten. Am 21. Sept. 1817 feierten „zehn Brüder" bei Drummond zum erſtenmal das Abendmahl unter ſich, Sonntag, 5. October, Brüder und Schweſtern vereinigt. So war eine „neue Gemeinde" neben der National-Kirche zu Stande gekommen. Die Einzelheiten der namentlich auch von der Compagnie des Pasteurs keineswegs mit chriſtlicher Nachſicht geführten Polemik würden uns hier zu weit führen. Goltz widmet derſelben in ſeinem Buche eine ausführliche Darſtellung, natürlich von ſeinem Standpunkt aus, und Chenevière wirft ihm vor, daß ihm die beiden unerläßlichſten Eigenſchaften des Geſchichtsſchreibers, Genauigkeit und Unparteilichkeit, mangeln, da er hauptſächlich die hervorragendſten Gegner der National-Kirche, wie Empeytaz, Guers, Pyt, Haldane, Petitpierre ꝛc., als Quellen benutzt. So iſt nach Chenevière Hr. v. d. Goltz ungenau in der Darſtellung der Kirchen-Organiſation Calvin's. Eine auch bei andern Schriftſtellern des Auslandes häufig wiederkehrende Annahme iſt es, daß Calvin die Kirche und die Republik in Genf gegründet habe. Selbſt die Kirche beſtand bereits vor ſeiner Ankunft im Jahre 1536. Farel, einer ihrer eifrigſten Prediger, hatte das einfachſte und vernünftigſte Symbol der Reformirten, von welchem er diejenigen Dogmen, welche unaufhörlichen Discuſſionen unterworfen ſind, ausſchloß, eingeführt. Freilich wurde dieſes „Denkmal der hohen Weisheit des Reformators" bald durch das Syſtem erſetzt, welches man den Calvinismus nennt. Ferner iſt es ein Irrthum, wenn dem Conſiſtorium die biſchöflichen Functionen zugeſchrieben werden, während es eine ſittenrichterliche Behörde war. Die biſchöflichen Attributionen waren vielmehr auf die Compagnie des Pasteurs übergegangen. Dieſe Compagnie wurde erſt durch die neueſte Conſtitution von 1847 des größten Theils ihrer Privilegien beraubt. Erſt ſeit dieſer Zeit iſt das Conſiſtorium das Haupt und ſozuſagen der Biſchof der National-Kirche geworden. Die Paſtoren hatten keineswegs früher eine ihnen nicht zukommende Macht uſurpirt, dieſe war ihnen vielmehr auf geſetzlichem Wege zugetheilt.

Chenevière geht dann zu dem Zwecke des Werks des Herrn v. d. Goltz über und ſagt: „Thätiges Mitglied des gegen uns (die National-Kirche) organiſirten Kreuzzugs wollte er zunächſt die proteſtantiſche National-Kirche bekämpfen, um beſſer die Nothwendigkeit der von ihm ſogenannten „Erweckung" hervortreten zu laſſen, — dann wollte er dieſe Erweckung anpreiſen, — die von ihm ſogenannten freien Kirchen patroniſiren — und endlich die Trennung der Kirche vom Staat vorbereiten." Um zu dieſem Zweck zu gelangen, richtet ſich Herr v. d. Goltz hauptſächlich gegen die Genfer Theologen des 18. Jahrhunderts bis zu J. Alph. Turrettini zurück. Er wirft ihnen vor, das Evangelium nicht mehr gekannt zu haben; es habe ſich nur noch um äußerliches Chriſtenthum gehandelt, um eine Sozialmoral, der man den Namen der Religion gegeben habe. Nur ihre adminiſtrative Autorität habe die Compagnie mit ängſtlicher Eiferſucht aufrecht erhalten. Die theologiſche Fakultät habe keinen Gebrauch mehr vom Neuen Teſtament gemacht, dagegen ſeien griechiſche und römiſche Profanſchriftſteller häufig zur Unterſtützung dieſer oder jener Wahrheit der natürlichen Religion angeführt worden! Wahrlich, auch uns will ſcheinen, jene Geiſtlichen des vorigen Jahrhunderts, welche den Spott und Hohn Voltaire's zu ertragen hatten, hätten ſolche Angriffe nicht verdient. Uebrigens geht Hr. v. d. Goltz nicht ſo weit, jenen Geiſtlichen vorzuwerfen, von den Lehren Voltaire's und der Encyklopädiſten angeſteckt geweſen zu ſein, wie manche andere methodiſtiſche Schriftſteller gethan haben, ohne irgendwelche Rückſichten auf den eifrigen Kampf zu nehmen, den die Genfer Paſtoren im Schweiße ihres Angeſichts gegen den Philoſoph von Ferney und die Atheiſten und Materialiſten des 18. Jahrhunderts unterhielten. Wer ſich für das Nähere jenes Kampfes intereſſirt, der findet eine intereſſante, mit manchen pikanten Anekdoten geſpickte Schilderung in Gaberel's Buch über Voltaire und ſein Verhältniß zu den Genfern. Prof. Chenevière, der in ſeiner Jugend noch manche jener greiſen Kämpen des vorigen Jahrhunderts, wie Claparède, Juventin, Sarraſin, Mouchon, Rouſtan, Thouron, Francillon, kennen zu lernen Gelegenheit hatte, giebt noch einige Züge von der gläubigen Frömmigkeit jener Männer zum Beſten. Als einen weiteren Beweis der hiſtoriſchen Ungenauigkeit des Hrn. v. d. Goltz führt Chenevière den angeblichen Amtseid an, welchen die Genfer Paſtoren gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hätten ſchwören, und worin ſie die größte Unterwürfigkeit gegen die weltliche Macht der Republik und ewigen Haß gegen alle Könige hätten geloben müſſen. Nichts derartiges fand ſtatt, was wir um ſo lieber glauben, als die Genfer Theologen bei den meiſten proteſtantiſchen Höfen immer in ſehr gutem Anſehen ſtanden. Die Parteilichkeit des Hrn. v. d. Goltz zeigt ſich dann ferner, nach Chenevière, in dem ungemeſſenen Lobe, welches er jenen jungen Leuten ſpendet, die ſich 1817 und in den folgenden Jahren von der National-Kirche trennten, während er den geachtetſten Theologen und Predigern der letztern mit wenig Ausnahmen gern etwas anzuhaben ſucht, ſelbſt wo er ſonſt mit verdienter Anerkennung von ihnen ſpricht.

Ganz beſonders aber richten ſich die Angriffe des Hrn. v. d. Goltz gegen Chenevière ſelbſt, der, wie bereits bemerkt, an den kirchlichen Kämpfen einen lebhaften Antheil genommen hatte und den Methodiſten ein beſonderer Stein des Anſtoßes geweſen war. Der greiſe Profeſſor der Theologie ergreift alſo hier das Wort in eigner Sache. Seine Gegner haben ihm ſeiner Zeit vorgeworfen, er habe während der Anweſenheit der Miſſionaire Haldane und Méjanel die Ausweiſung der Fremden verlangt, welche Aufregung und Zwiſt in die Kirche brachten; er habe die Perſonen belauſcht, welche ſich zu den erſten methodiſtiſchen Verſammlungen begaben, und habe endlich das Volk gegen Letztere aufgehetzt. Alle dieſe Anklagen erklärt Chenevière für falſche, und wenn ihn Herr v. d. Goltz das Haupt der Feinde des Methodismus und den leichtfertigſten und oberflächlichſten Gegner derſelben nennt, ſo entgegnet er darauf: „Ich habe niemals die Anmaßung beſeſſen, an der Spitze meiner Amtsgenoſſen zu ſtehen. Als ich die Anſtrengungen ſah, welche man von mehren Seiten machte, um die jungen Leute, die Greiſe, die Frauen, die reichſten Familien von unſerer geliebten Kirche abzuziehen, ſollte ich da als Paſtor einer verleumdeten Kirche das Stillſchweigen beobachten? Ich ſuchte die Einen aufzuklären, die Andern zurückzuhalten und den Einfluß dieſer Nomaden zu vermindern, welche, obwohl die Bibel austheilend, ſich von deren Geiſte entfernten und den Wagen der Reformation aufhalten wollten, indem ſie ſich jedem Fortſchritt widerſetzten und den Calvinismus wieder in's Leben riefen." Im übrigen verweiſt er auf ſeine Schriften, wie auf die Essais de théologie, die klar und verſtändlich ſeien, wenn ihnen auch die „Tiefe" der neuen Frommen abgehe, und beruft ſich mit Recht auf die ihm während 40 Jahren treugebliebene Liebe ſeiner Pfarrkinder und der Mitglieder der Nationalkirche überhaupt.

Der rationaliſtiſchen Oberflächlichkeit und dem Formalismus, welche nach Hrn. v. d. Goltz unter der Genfer Geiſtlichkeit Platz gegriffen hatte, wird nun die Nothwendigkeit der „Erweckung" gegenübergeſtellt. Was hat nun aber dieſe ſogenannte Erweckung nach faſt fünfzigjähriger Wirkſamkeit in Genf genützt? Zunächſt hat ſie den Zwieſpalt in die Kirche gebracht. Die von der methodiſtiſchen Partei 1831 ſo pomphaft angekündigte neue theologiſche Schule hat wenig zur Belebung der Wiſſenſchaft und des religiöſen Glaubens beigetragen. Colporteurs und Miſſionäre, „Prediger unter freiem Himmel" ſind allerdings daraus hervorgegangen. Einige deutſche Gelehrte, die man berufen hatte, wie Hävernick, Steiger, Preißwerk, ſind, da ſie, an freiere Anſchauungen gewöhnt, von der erſtickenden Luft des Genfer Calvinismus und den Symbolen des ſechzehnten Jahrhunderts ſich faſt erdrückt fühlten, in Länder zurückgekehrt, wo man eine Meinung für ſich haben darf, ohne ſchon für ungläubig zu gelten.

Das wichtigſte Ergebniß aber der Erweckung iſt die „freie Kirche" So nennen ſich — lucus a non lucendo — jene Gemeinden, welche ſich ſeit 1817 von der National-Kirche getrennt und ſelbſtändig conſtituirt haben. Ihr Weſen und ihren ſozialen Einfluß ſchildert Chenevière folgendermaßen: „Ich leugne nicht, daß in dieſen „freien Kirchen" eine Entwickelung von Eifer ſtattgefunden habe, freilich mit mehr Geräuſch, als wohlthätigen Folgen; jener Eifer iſt oft fieberhaft, bitter; er hat die dogmatiſchen Streitigkeiten neubelebt, oft die Glieder derſelben Familie gegen einander erkältet; er hat die Tendenz der alten Juden wieder erneuert, welche nur ihre Landsleute, die den moſaiſchen Geſetzen anhingen, als ihre Nächſten erkannten und die andern Völker verachteten. Auch werden diejenigen von den Unſerigen, welche ſich bei den Diſſidenten einſchlichen, ihr Symbol unterſchreiben und ihre Kapellen beſuchen, unterſtützt und gefördert; man verſchafft ihnen Arbeit, man pflegt ihre Kinder, wenn ſie in die angegebene Schule gehen; wenn eine Familie von Krankheiten oder Tod heimgeſucht wird, ſo begiebt man ſich in Eile dahin, man legt eine lebhafte Theilnahme an den Tag; allein wenn dieſe Familie dabei beharrt, die Kirche, wo ihre Mitglieder die Taufe erhielten, wo ſie kommunicirten und ihre Erbauung finden, nicht zu verlaſſen, ſo vermindert ſich die Theilnahme, oder hört auf; man macht ähnliche Verſuche anderwärts und ſcheut ſich nicht, arme Leute zwiſchen ihr Intereſſe und ihr Gewiſſen zu ſtellen, man läßt ſich nicht durch die Furcht, der Heuchelei ein weites

Digitized by Google

Thor zu öffnen, zurückhalten. — Wenn man wenigſtens eine wirkliche und bedeutende Beſſerung in den Reihen dieſer Chriſten der freien Kirchen konſtatiren könnte, ſo ließe ſich der Eifer und die Beharrlichkeit ihres Proſelytismus begreifen. Habt ihr Herren Diſſidenten mehr Kraft und Erfolg in den Kämpfen des Lebens? Seid ihr demüthiger im Glück, mildthätiger in der weiteſten und chriſtlichſten Bedeutung des Worts? Seid ihr geduldiger in der Krankheit, nachſichtiger gegen die, welche euch mißfallen? Verzeiht ihr leichter in der That und Wahrheit denen, über welche ihr euch zu beklagen habt? Seid ihr beſſer mit einem Wort? Das wäre eure ſchönſte Vertheidigung. Iſt eure Frömmigkeit ohne Scheinheiligkeit? Ich wollte vor einiger Zeit einer dieſer Damen, welche ſich von unſerer Kirche getrennt haben, einen Beſuch machen; ich fragte, ob ich die Ehre haben könne, ſie zu ſehen? „Nein, Herr," antwortete man mir, „Madame iſt in ihrem Gebet." Eure Verleugnung, eure Losſagung von den irdiſchen Gütern, läßt ſie euch die Augen ſchließen gegen jene trügeriſchen Schätze, welche Flügel haben, davonzufliegen? Wenn ich gut unterrichtet bin, haben einige von euch, und zwar von den Eifrigſten, doch gar wohl an den Geldkaſten zu denken gewußt; Heiratsgut hat ſeine Anziehungskraft nicht eingebüßt und Mangel an ihm ebenſowenig ſein Meduſen-Antlitz. Ich werde meine Aufzählung nicht weiter treiben."

Wenn man im Intereſſe einer echt menſchlichen und darum auch echt chriſtlichen Sittlichkeit dem Verfaſſer unſerer Streitſchrift in einer Hinſicht zu Dank verpflichtet iſt, ſo iſt es gewiß für die rückſichtsloſe Offenheit, mit welcher er in der vorhergehenden Schilderung einen Krebsſchaden an dem privaten wie öffentlichen Leben Genf's bloßlegt. Dieſe Beförderung der Scheinheiligkeit und Heuchelei, der Spionage und Angeberei, dieſe wachſende Demoraliſation, mit einem Wort alle die nachtheiligen Folgen, welche aus jener Proſelytenmacherei hervorgehen und die verſchiedenſten Verhältniſſe des geſellſchaftlichen Lebens vergiften, können nicht ſcharf genug gegeißelt werden. Aber freilich, es lag ſchon etwas von dieſer inquiſitoriſchen und korrumpirenden Richtung in den erſten Anfängen des Calvinismus und hat auch in den folgenden Jahrhunderten fortgewuchert, ohne daß die National-Kirche dieſes Unweſen ganz ausgerottet hätte. Wir erinnern wieder an die Denunciationen, die noch im vorigen Jahrhundert zu Voltaire's Zeiten ſo häufig vorkamen, wo bekanntlich die „freien Kirchen" noch nicht exiſtirten.

Einer der liebſten Träume der Freikirchlichen iſt die Trennung der Kirche vom Staat. Es iſt dies eine Frage, welche in aller Welt die Geſetzgebung immer wieder von Neuem bewegt, in Genf aber eine ganz beſtimmte lokale Farbe annimmt. Chenevière hält entgegen, ob es nicht beſſer ſei, daß, wie in der National-Kirche geſchieht, die Prediger vom Staate beſoldet werden, ſtatt von den Gemeinde-Mitgliedern? So entſteht wenigſtens nicht die Gefahr, vom Golde des Auslandes abhängig zu werden und vor Fremden ſich beugen zu müſſen, wie das Genfer Comité zur Zeit der Verſammlung des Evangeliſchen Bundes im Jahr 1861. Die Anhänger der von Chenevière vertretenen Partei wollen den Freikirchlern gegenüber eine National-Kirche mit allen ihren hiſtoriſchen Erinnerungen, ſie wollen, ohne das Gewiſſen eines Menſchen zu beſchränken, daß alle Kinder deſſelben Vaterlandes von derſelben Kirche umfaßt werden. Dies iſt in Genf um ſo leichter möglich, als nach Chenevière die National-Kirche keinerlei Zwang auferlegt und ſich die Regierung durchaus nicht in kirchliche Angelegenheiten miſcht. Selbſt Herr v. d. Goltz geſteht zu, daß die National-Kirche nur noch durch kaum merkbare Bande mit dem Staat zuſammenhänge.

Werfen wir mit Chenevière noch einen Blick auf die verſchiedenen Mittel der methodiſtiſchen Propaganda. Dahin gehört u. A. die ſogenannte Salle de la Rive droite, ein Erbauungslokal in dem Stadttheil auf dem rechten Rhone-Ufer. Dieſe fromme Anſtalt wurde, wie Chenevière bemerkt, anfangs unter neutraler Flagge gegründet, ſodaß auch Mitglieder der National-Kirche arglos den Gottesdienſt beſuchten und ſelbſt dort predigten. Junge Damen ſtellten ſich oft auf die Rhone-Brücken, um Vorübergehenden Karten zu den Verſammlungen zuzuſtecken. So erhielt die Sache den Anſtrich eines frommen Rendezvous — wer will noch behaupten, daß es den Methodiſten an Poeſie fehle? Von freikirchlicher Seite wurde auch beſonders die Verſammlung des Evangeliſchen Bundes im September 1861 in Schutz genommen und gefördert. Sie ſollte eine neue gegen die National-Kirche gerichtete Kriegsmaſchine ſein. Unter engliſchem Einfluß kam ein Aufruf des Comité's zu Stande, welcher nur alle diejenigen Chriſten zur Theilnahme einlud, die „in dem Glauben an den Vater, Sohn und den heiligen Geiſt, den lebendigen und wahren Gott einig ſind," mit anderen Worten alle diejenigen, die ſich an das Trinitäts-Dogma binden. So ſuchte man die Anhänger der National-Kirche, welche allein „die frei ausgelegte heilige Schrift zur Baſis hat," auszuſchließen, obwohl von dieſer Seite die Kathedrale zu St. Peter bereitwillig zur Verfügung geſtellt war. Zweiundzwanzig Geiſtliche proteſtirten damals, 27. Auguſt, gegen das Verfahren des Bundes-Ausſchuſſes. Im Ganzen erreichten die frommen Bundesmitglieder, meint Chenevière, trotz ihrer zwei dicken Bände Reden, trotz ihrer zahlloſen Zuſammenkünfte und umherziehenden Apoſtel wenig Erfolg in Genf. Ebenſowenig ein Jahr ſpäter der engliſche Miſſionär Radcliffe, welcher in den herrlichen Villen und Landgütern der reichen Gläubigen in Genf und im Waadtland zuerſt zahlreich beſuchte Verſammlungen hielt, nichts unterließ, ſeine Vorträge intereſſant zu machen, weder pikante Anekdoten, noch die klug ausgeſtreute Ente, daß er vom Kaiſer Napoleon dem Papſt zum Tort zur Reformation Frankreichs auserſehen ſei — um ſchließlich doch Gegenſtand der öffentlichen Satire zu werden.

Unſerm Vorſatz treu bleibend, nur die kulturgeſchichtlich wichtigen Momente der Chenevière'ſchen Schrift hervorzuheben, übergehen wir die eigentlich dogmatiſch-theologiſche Seite des Streits, welche übrigens auch vom Verfaſſer nur ihren Hauptpunkten nach berührt wird. Es genügt, ſeinen Standpunkt zu bezeichnen, wenn wir die nachfolgenden Fragen wiederholen, welche er mit beſonderer Betonung der neucalviniſtiſch-freikirchlichen Partei vorlegt: „Hat Chriſtus geſagt, der Menſch ſolle für einen Fehler beſtraft werden, welchen er nicht begangen hat, und die Kinder ſeien von ihrer Geburt an verdammt? — Hat Chriſtus geſagt, daß der bis zur Wurzel verderbte Menſch nichts Gutes wirken könne? — Hat Chriſtus geſagt, daß diejenigen, welche die Wahrheit erkannt haben, oder welche ſie erhalten hatten, trotz der Regelloſigkeit eines ſchuldvollen Lebens das Heil nicht verlieren könnten? — Hat Jeſus gelehrt, daß unſer Schickſal vom Mutterſchoße an entſchieden iſt, ganz unabhängig von einem guten oder böſen Wandel?" — Nicht minder ſchlagend wirkt der Gegenſatz zweier Ausſprüche, von denen der eine dem Evangelium, der andere Calvin's Institutio christianae religionis entnommen iſt. Chriſtus ſagt bei Luc. 18.: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer iſt das Himmelreich," und Calvin a. a. O. I, 2, c. 11: „Die Verderbtheit des Menſchen macht in den Augen Gottes ſelbſt die Natur der Kinder verhaßt und verabſcheuungswürdig; ſie bringt ſtets neue Früchte hervor, wie ein Feuerofen Flammen auswirft." Es iſt eine erfreuliche Erſcheinung, daß eines der hervorragendſten Häupter des Genfer Rationalismus die rührendſte Lehre des Chriſtenthums dem finſtern Prädeſtinations- und Erbſünden-Dogma Calvin's entgegenſtellt. Sicher iſt dieſer Rationalismus dem urſprünglichen Geiſte des deutſchen Proteſtantismus inniger verwandt als die neue Auflage des Calvinismus, verbrämt mit dem hypochondriſch-ſpleenigen Zeloteneifer des engliſchen Methodismus, der leider auch in deutſchen Boden ſeine Abſenker getrieben hat.

Zum Schluß weiſt Chenevière auf die im Ganzen auch geringer numeriſchen Erfolge der methodiſtiſchen Propaganda in Genf hin. Die „freie Kirche" zählt nach Goltz's Eingeſtändniß nicht über 700 Mitglieder und 550 regelmäßige Communikanten. Doch iſt ſie in der That für Genf die „kleine, aber mächtige Partei." Die Gründe, weshalb ihr dieſer Name zukommt, dürften aus dem Vorhergehenden klar werden. Herr v. d. Goltz hofft noch eine großartige Entwickelung der methodiſtiſchen „Erweckung." Chenevière dagegeu iſt der Ueberzeugurg, daß die National-Kirche ihre ſchlimmſten Zeiten durchgemacht hat und verkündigt ihren dereinſtigen Triumph. Durch die methodiſtiſchen Umtriebe ſeien allerdings Viele mit Gleichgültigkeit gegen alle Religion erfüllt. Ob die Erwartung des greiſen geiſtlichen Veteranen in Erfüllung gehen wird, ob nicht in dem Begriff einer National-Kirche bei aller Freiſinnigkeit eine Beſchränkung liegt, welche unſerer gegenwärtigen Zeitrichtung entgegenſteht, iſt eine Frage, welche wir hier unerörtert laſſen. Jedenfalls ſcheinen die kirchlichen Angelegenheiten, welche ſeit langen Jahren durch die politiſchen Fragen etwas in den Hintergrund gedrängt waren, wieder an Bedeutung zu gewinnen. Von freikirchlicher Seite iſt die Errichtung eines Denkmals für Calvin zur Feier ſeines dreihundertjährigen Todestages — faſt ſieht das höchſt ſarkaſtiſch aus! — im nächſten Jahre angeregt, doch iſt es ſehr zweifelhaft, ob die Sache zu Stande kommt. Um ſo mehr regt es ſich auf literariſchem Gebiet in beiden Lagern. Iſt es auch uns geſtattet, ſchließlich eine Hoffnung auszuſprechen, ſo geht ſie dahin, daß auch durch jene kirchlichen Kämpfe die Wahrheit und Geiſtesfreiheit gefördert werden mögen, dann werden auch Haß und Feindſeligkeit endlich doch nur der wahren Religion der Bruder- und Menſchenliebe gedient haben. W. Campmann.

Digitized by Google

# Polen.

## Polens Anſprüche auf einen Theil Rußlands.

Mit den blutigen Kämpfen, die jetzt auf den Gefilden des unglücklichen Polens ausgefochten werden, geht ein Federkrieg Hand in Hand, der über die Ausdehnung und über die natürliche Bedeutung der polniſchen Nationalität geführt wird. Es iſt ein naheliegendes Bedenken, das die wärmſten Freunde der Polen beſchleicht in Bezug auf die Wiederherſtellung und dauernde Erhaltung des polniſchen Reiches, wenn es wahr iſt, was ruſſiſche und deutſche Ethnographen behaupten, daß es überhaupt nur etwa zehn Millionen Polen in der Welt giebt, während jede der beiden großen Nationalitäten, von denen die polniſche nicht blos umgeben, ſondern auch durchzogen iſt, die der Ruſſen nämlich und die der Deutſchen, nach funfzig oder ſechzig Millionen ihre Häupter zählt. Auch die Diplomatie der Weſtmächte, ſoweit ihre neueſten Schritte in Bezug auf die Reconſtruirung des Königreichs Polen bekannt ſind, will darunter nichts Anderes als „Kongreß-Polen" verſtehen, da in dieſem allein die polniſche Nationalität als vorherrſchend angenommen wird. Hiergegen remonſtrirt nun ein uns aus Wilna zugegangener Artikel, der die Unterſchrift Polonus trägt, und den wir, bei unſerer nationalen und literariſchen Unparteilichkeit, hier mittheilen:

„Wir begreifen nicht, wie man zwiſchen uns Litthauern und Ruthenen und unſeren Brüdern in Kongreß-Polen einen Unterſchied machen kann. Wir haben mit Polen, ſeitdem wir überhaupt ein ſtatiſtiſches Leben begonnen, immer ein Ganzes, einen politiſchen Körper ausgemacht. Seit unſerer Vereinigung mit ihm im XIV. Jahrhundert (die, beiläufig geſagt, nicht in Folge einer Eroberung oder ſonſtigen Gewaltthat, ſondern auf dem Wege friedlichen, freiwilligen Vertrages die beiden Länder als Freie mit Freien und Gleiche mit Gleichen vereinigte; der Anſchluß Rutheniens war ſchon ein halbes Jahrhundert früher unter Caſimir dem Großen erfolgt) haben wir Jahrhunderte lang alle guten und böſen Schickſale mit einander getheilt und ſind zu einem durchaus homogenen und einheitlichen Staat verſchmolzen. Die von unſeren Bedrückern nach der Theilung Polens zwiſchen uns eingeführten Unterſchiede ſind ganz willkürlich und können doch für uns auf keinen Fall maßgebend ſein. Wir betrachten uns immer als losgeriſſene Glieder eines und deſſelben ſtaatlichen Körpers, die immer und unaufhörlich zu ihrer Wiedervereinigung ſtreben und nur in dieſer ihre Befriedigung finden können.

Erlauben Sie mir hier etwas näher auf die Deductionen der offiziellen ruſſiſchen Hiſtoriker und Politiker einzugehen, die auf Grund der Verſchiedenheit der Religion und Sprache der Landbevölkerung Litthauens und Rutheniens den Beweis führen möchten, daß dieſe Länder durchaus verſchiedenen Urſprungs von Polen ſind und der Abſtammung der Bevölkerung nach zu Rußland gehören. Dieſe Herren behaupten und ſuchen ſo gut es geht der Welt plauſibel zu machen, Polen habe dieſe Provinzen nur erobert und „vorübergehend" (400 Jahr lang) annectirt, jetzt aber ſeien ſie durch die Theilung Polens zu ihrem legitimen Stammlande zurückgekehrt. Es iſt an ſich ſchon eigenthümlich, daß dieſe ganze Doktrin erſt ſeit ungefähr 30 Jahren, nach der Unterdrückung unſerer letzten Revolution, aufgetaucht iſt, als Nicolaus die polniſche Nationalität in unſeren Provinzen auszurotten begann. Früher wußten die ruſſiſchen Publiziſten und Gelehrten nichts davon und es iſt weder bei der Beſitzergreifung dieſer Länder durch Catharina II. noch unter Paul oder Alexander I. je davon die Rede geweſen. Dieſe ganze Theorie (die noch Karamſin ganz unbekannt iſt) wurde erſt unter Nicolaus, durch deſſen Biographen bei Lebzeiten, Prof. Uſtrjalov, ad hoc erfunden, dann von Pogodin, Koſtomarov Pawliſchtſcheff weiter entwickelt und in der letzten Zeit im „Nord" und faſt allen ruſſiſchen Zeitungen und unzähligen Broſchüren, neuerdings im „Ethnographiſchen Atlas" des Cap. Erkert, breit getreten und verarbeitet.

Sie entbehrt jeder hiſtoriſchen Grundlage, beruht vielmehr auf einer entſchiedenen Fälſchung geſchichtlicher Thatſachen, in welcher die ruſſiſchen Publiziſten von jeher Erſtaunliches geleiſtet haben. Sie iſt, um Europa zu täuſchen, zur Begründung der Anſprüche und Tendenzen der ruſſiſchen Regierung erſonnen und weiter ausgeführt. Es gebricht mir hier an Raum, mich in eine ſpeziellere hiſtoriſche Erörterung einzulaſſen; ich kann Sie nur in dieſer Beziehung auf die gründliche und vortreffliche Arbeit in der Revue des deux Mondes: „La Pologne, ses anciennes provinces et ses véritables limites" (Heft vom 1. Juni 1863) verweiſen, wo ſie einer eingehenden Analyſe unterworfen und in ihr Nichts zurückgewieſen iſt. Beſonderen Nachdruck pflegen die ruſſiſchen Hiſtoriker und Publiziſten auf den Unterſchied der Religion und Sprache zu legen, der zwiſchen dem Königreich Polen einerſeits und Litthauen und Ruthenien andererſeits herrſcht. Was den erſteren betrifft, ſo weiß die Welt zum Glück zu gut, durch welche Mittel und auf welchem Wege Nicolaus 1834—1838 die unirten Litthauer und Ruthenen zur griechiſch-katholiſchen Kirche belehrt hat und wie die Uebereinſtimmung mit Rußland auf dieſem Gebiete zu Stande gebracht worden iſt.

Was die Sprache betrifft, ſo findet entſchieden zwiſchen Polen und den weſtlichen Provinzen bei der ländlichen Bevölkerung ein gewiſſer Unterſchied ſtatt. Abgeſehen von den urſprünglichen Litthauern, die, ungefähr 500,000 bis 600,000 Seelen ſtark, in den Gouvernements Auguſtowo, Grodno, Kowno, und einem Theil von Wilna wohnen, und ein vor allen ſlaviſchen Dialekten grundverſchiedenes Idiom ſprechen, haben die Bauern in Litthauen, Weiß- und Roth-Ruthenien einen, mit dem polniſchen zwar verwandten, doch ſehr verſchiedenen Dialekt, der aber von dem eigentlichen ruſſiſchen noch bei weitem entfernter iſt, ſodaß ſich ein wirklicher Ruſſe aus den großruſſiſchen Gouvernements jenſeits des Dnieper mit einem Litthauer oder Ruthenen kaum verſtändigen könnte. Dieſer Dialekt zerfällt in zwei Abarten, die weichere weißruſſiniſche und die härtere klein- oder rothruſſiniſche. Dieſer Unterſchied läßt ſich durchaus nicht beſtreiten; aber findet er nicht etwa faſt bei allen Völkern ſtatt und beweiſt er eine andere Abſtammung? Oder ſind etwa die Normannen oder Provençalen, die Gascogner und Auvergnaten (um von den Bretagnern gar nicht zu reden) deshalb alle nicht ebenſogut Franzoſen, weil ſie ein verſchiedenes Patois ſprechen? Sind die Weſtfalen, Schwaben, Tiroler, Pommern, Frieſen und Bayern nicht alle Stämme eines und deſſelben deutſchen Volkes, obwohl ſie ein verſchiedenes Platt, einen eigenen Provinzial-Dialekt haben? Dieſe Idiome ſtehn ſich durchaus nicht näher (?), als das Weiß- und Kleinrutheniſche dem Polniſchen. Sie bilden aber eben nur einen Volksdialekt, ein Patois der ländlichen Bevölkerung; die Umgangsſprache der gebildeten Klaſſen, ſowie die Schriftſprache war und iſt in allen dieſen Ländern vom Bug und der Narew bis zum Dnieper und der Düna, ebenſo wie in Kongreß-Polen, in Galizien und im Poſen'ſchen nur das Polniſche. Die ſtädtiſche Bevölkerung, die Gutsbeſitzer und überhaupt die gebildeten Stände bedienen ſich bei uns (wie bei Ihnen des Hochdeutſchen) ausſchließlich des Polniſchen, ohne deshalb aber die Zuſammengehörigkeit mit dem Volke aufzugeben, welches ſie auch durchaus nicht als Fremde anſieht, wie das die ruſſiſchen Publiziſten gern behaupten möchten, ſondern als Fleiſch von ſeinem Fleiſch und Bein von ſeinem Bein betrachtet; die Ruſſen aber nie anders als Moskal, d. h. Moskovite, nennt. Unſere ganze Kultur und Bildung iſt durchaus polniſchen Urſprungs und beruht, wie dieſe, auf einer weſtlich-europäiſchen, klaſſiſchen Grundlage; wir haben unſere intellektuelle und ſittliche Entwickelung mit Polen gemeinſam Jahrhunderte lang durchgemacht und ſtehen in dieſer Beziehung, wie in jeder anderen, Rußland ganz fern, welches ſeine Kultur aus der verdorbenen Quelle des byzantiniſchen Reichs in ſeinen ſchlechteſten Zeiten ausſchließlich geſchöpft hat, bis es Peter der Große à la cosaque zu realiſiren anfing. Selbſt die ſyſtematiſche und durch alle möglichen Mittel beſonders ſeit Nicolaus betriebene Unterdrückung der polniſchen Nationalität bei uns hat das tiefgehende Gepräge der polniſchen Kultur in unſeren Provinzen nicht im geringſten zu verwiſchen vermocht. Obwohl in Verwaltung und Juſtiz das Ruſſiſche ausſchließlich als offizielle Sprache eingeführt iſt, obwohl in den Schulen (die Univerſitäten ſind bei uns bekanntlich aufgehoben) der Unterricht in allen Fächern nur ruſſiſch ertheilt wird, obwohl alle Stellen mit Beamten aus dem Innern Rußlands beſetzt werden, ſo hört man doch in Wilna ebenſowohl als in Minsk, Grodno, Kowno, überall außer den engen offiziellen Kreiſen, auf der Straße und in den Häuſern, in der Kirche und in den Familien nur polniſch ſprechen. Das Wenige von Literatur und geiſtigem, wiſſenſchaftlichem Leben, was die ruſſiſche Cenſur bei uns aufkommen läßt, iſt ebenfalls ausſchließlich polniſch. In Wilna, welches mehrere größere Buchhandlungen beſitzt, ſind wohl alle bedeutenderen Erzeugniſſe der engliſchen und franzöſiſchen Literatur zu haben, aber wörtlich nicht Ein ruſſiſches Buch zu bekommen; man müßte es ſich, wenn man es durchaus haben wollte, expreß aus Petersburg oder Moskau kommen laſſen. Uebrigens müßten wir, die Bewohner Litthauens und Rutheniens, bei Entſcheidung der Nationalitäts-Frage dieſer Provinzen auch ein Wort mitzuſprechen haben, da wir doch am beſten fühlen und wiſſen müſſen, zu welcher Nationalität wir gehören. Ich kann Sie aber verſichern, daß wir Litthauer und Ruthenen uns als Polen, als Kinder des großen polniſchen Vaterlandes anſehen, daß wir es immer waren und immer bleiben wollen, und von Rußland nichts wünſchen, als daß es uns je eher, je lieber verlaſſe.

Unter ſolchen Verhältniſſen können Sie ſich vorſtellen, wie ſchmerzlich es uns berührt hat, als wir erfuhren, daß die drei Großmächte in ihren Vorſtellungen ſich nur auf das durch den Wiener Kongreß gebildete

Digitized by Google

Königreich beſchränken und unſer ferneres Schickſal von dem ſeinigen ſcheidend, der reinen Willkür Rußlands überlaſſen wollen. Eine ſolche Löſung der polniſchen Frage kann weder uns noch unſern Brüdern im Königreich Polen genügen. An allen Beſtrebungen, das verhaßte ruſſiſche Joch abzuſchütteln und unſere ſtaatliche Unabhängigkeit zu erringen, haben wir immer gemeinſam mit ihnen Theil genommen; ſo ſchon in der Conföderation von Bar, ſo zu den Zeiten des Kosciuszko'ſchen Aufſtandes von 1794, ſo 1812, 1830 und jetzt; nie haben wir gefehlt. Immer haben ſich Litthauen, Podolien, Wolhynien bei dieſen Kämpfen betheiligt und immer von Neuem vor der Welt ein blutiges Zeugniß dafür abgelegt, daß ſie mit Polen Ein Ganzes ausmachen, ſich mit ihm zugleich von Rußland losreißen wollen. Die Eisfelder Sibiriens, die Kaſematten der ruſſiſchen Feſtungen und die kirgiſiſchen Steppen ſind ebenſo zahlreich von uns als von unſeren polniſchen Brüdern bevölkert worden. Unſere Landeskinder ſind gleich wie ſie in die ruſſiſche Armee gewaltſam geſteckt und einem ſichern Tode entgegen nach dem Kaukaſus oder den Orenburger Steppen geſchickt worden. Alle Verfolgungen haben wir gemeinſchaftlich getragen und wenn die Größe der Leiden ein Vorrecht auf Erlöſung geben könnte, ſo hätten wir darauf vielleicht noch ein größeres Anrecht; denn wahrlich, wir haben eine wo möglich noch größere Unterdrückung, eine noch ſchauderhaftere Tyrannei zu ertragen gehabt, als unſere Brüder jenſeits des Bug. Mit welchem Rechte will man uns jetzt alſo von der diplomatiſchen Intervention ausſchließen und dieſelbe nur auf Polen beſchränken? Deswegen vielleicht, weil es Rußland in ſein Syſtem paßt, uns in territorialer und adminiſtrativer Beziehung von Polen zu trennen und für einen integrirenden Beſtandtheil ſeiner ſelbſt auszugeben? Oder vielleicht weil die Akte des Wiener Kongreſſes, auf dem Polen nicht vertreten war, für uns keine ausdrückliche Stipulation enthält, obwohl der Wortlaut des Art. 1 eben ſo gut auf uns Litthauer und Ruthenen als auf unſere Landsleute in Kongreß=Polen paßt. Ich will heute, um den Umfang dieſes Artikels nicht noch zu vergrößern, gar nicht auf das durchaus Ungenügende der Forderungen der Großmächte eingehen und behalte mir vor, das in einem andern Artikel zu beſprechen.

Unſer Ziel iſt eins und daſſelbe: vollſtändige Trennung von Rußland, Wiedererlangung unſerer politiſchen Unabhängigkeit, Wiederherſtellung im Verein mit Kongreß=Polen unſerer ſtaatlichen Exiſtenz; nur die Erreichung deſſelben kann uns gänzlich zufrieden ſtellen. Wie bekannt, hat die National=Regierung, gleich beim Ausbruch unſerer gegenwärtigen Bewegung, ausdrücklich erklärt, daß dieſelbe ausſchließlich gegen Rußland gerichtet iſt und ſich keineswegs auf das Großherzogthum Poſen oder auf Galizien bezieht. Die Schickſale der Völker liegen in Gottes Hand: er allein weiß, ob es uns jetzt gelingen wird, zu dieſem heiß erſtrebten und mit ſo großen Opfern theuer erkauften Ziele zu gelangen. Was uns aber auch beſchieden ſei, wir wollen und werden es mit unſeren Brüdern in Kongreß=Polen, in Volhynien und Podolien theilen. Welches Schickſal unſeres unglücklichen Vaterlandes noch harre, es muß alle ſeine Theile und alle ſeine Söhne gemeinſam treffen. Wir laſſen unſer Loos nicht mehr von dem des Königreichs oder Rutheniens ſcheiden und proteſtiren feierlich gegen alle Beſtrebungen, die dahin gehen, dieſe Einheit wieder aufzuheben. Wir werden gemeinſchaftlich ſiegen oder fallen, wie wir gemeinſchaftlich ein Jahrhundert lang gelitten und gekämpft haben; trennen aber laſſen wir uns nicht mehr. Polonus."

# Rußland.

## Das Glaubensſchisma in Rußland.

Lange Zeiten hindurch gab es im Schoße der ſechzig Millionen Ruſſen kein anderes Element der Oppoſition gegen die troſtloſe Form der Geſellſchaft im Zarenreiche und gegen das drückende Joch der Zaren=Herrſchaft, als eine Glaubensſekte, die „Raskolniken" (Schismatiker). Man ſah in mehreren ihrer Glaubensſätze Gefahr für die ruſſiſche Staats= und Kirchen=Idee; man verfolgte ſie daher lange und ſtreng, doch der Glaube iſt bekanntlich nicht zu tödten. So beſteht denn heute noch der Raskol in Rußland und iſt bei der Kriſis, welcher dieſes Reich entgegengeht, als einer der wichtigſten Faktoren anzuſehen. Wir werden unten des Weiteren berichten über das Verhältniß des Raskol zu der jetzigen Ordnung der Dinge und wollen vorerſt den Urſprung und Charakter dieſer Erſcheinung in einigen Zügen zeichnen.

Das Schisma wurde im Jahre 1667 durch einige Veränderungen in den kirchlichen Ceremonien veranlaßt, welche der Patriarch Nikon vornahm. Die Raskolniken hatten zum Theil ſchon Vorgänger im 4. Jahrhundert, aber die Oppoſition gegen die Neuerungen Nikon's gab ihnen erſt einen Charakter und brachte jenen Samen zu Wachsthum und Reife. Kaum von der Kirche getrennt, ſchieden ſie ſich in zwei Hauptſekten, die Popowci und die Bezpopowci, deren jede wieder mehrere Nuancen zählt.

Die Popowci oder Altceremoniellen haben Popen und die ganze geiſtliche Hierarchie. Die ruſſiſche Kirche iſt ihnen zufolge durch Ketzerei entſtellt, und ſeit den Zeiten Nikon's herrſcht in ihr der Antichriſt. Wer ſeinen Bart raſirt, die Faſten nicht hält und anderes mehr, iſt ein Sohn der Schmach.

Die Bezpopowci (Popenloſen) betrachten die Sache anders. Sie ehren wohl die alten Kirchenväter und Traditionen, aber finden dieſelben nicht bindend, ſondern laſſen logiſche Interpretation der Glaubensſätze zu, in dem Sinne, wie die Proteſtanten.

Die beiden Sekten ſind geographiſch getheilt. Die erſte zieht ſich von Moskau ſüdlich bis nach Aſien hin; die zweite nördlich nach Litthauen.

Intereſſant und vielfach ſonderbar ſind einzelne Glaubensanſichten und religiöſe Gebräuche der beiden Sekten. In Saratow kam eine neue Anſicht unter den Bezpopowci auf, und zwar in der Unterſekte der Teodozjewci, die den Glaubensgenoſſen zum Vorwurf machte, daß ſie beim Segnen in einen Glaubensirrthum verfallen ſind, indem ſie bei den Worten „Herr Jeſu Chriſt, Sohn Gottes, erbarme Dich unſer," die Hand, während ſie „Sohn Gottes" ausſprechen, auf den linken Arm legen, wo beim Menſchen der Teufel ſeinen Sitz hat und daß ſie hierdurch den Namen Chriſti ſchänden. Die Sektirer geriethen hierdurch in ungeheuere Aufregung. Der Sabor (die Kirchenverſammlung) wurde zuſammenberufen, doch der Keil ſteckte ſo tief, daß ihn ſelbſt der Sabor nicht herausziehen konnte. Was nun zu thun, um den Zweifel über die große Sünde zu löſen? In Moskau iſt eine Gemeinde der Bezpopowci, welche großes Anſehen genießt, eine Art Metropole. Dahin begiebt ſich eine Deputation. Guſia, ein Mitglied der Gemeinde, löſt die ſchwere Frage ſo: Bei dem Worte „Chriſtus" muß man die Hand um den Bauch führen, aber nicht bis zum Arme; bevor man ſie dahin erhoben hat, müſſen die Worte „Sohn Gottes, erbarme Dich unſer" geſagt ſein. Jede Verantwortung und Sünde nimmt Guſia auf ſeine Schultern.

Ihr Widerſtand gegen die Kirche mußte in Rußland die Schismatiker natürlich in Colliſion mit der Staatsgewalt bringen. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts verließen Viele das heilige Rußland, und zogen nach Polen, Oeſterreich, Schweden, nach der Türkei, nach Preußen, ja ſelbſt über den Bosphorus nach Kleinaſien. Die ruſſiſchen Siege und die Ausbreitung des ruſſiſchen Reiches drängten ſie immer weiter. Mehrmals wurden Mittel der Gewalt und Lockung verſucht, um ſie zur Rückkehr zu bringen, doch immer umſonſt. Die Regierung ſah Gefahr im Raskol und fand, daß er nicht auszurotten ſei, ſo lange er nach allen Seiten hin jenſeits der Gränze ſeine Wurzeln hat; darum wollte man die Raskolniken in's Land ziehen.

In Preußen wohnen ſie in einigen Dörfern an der weſtlichen ruſſiſch=polniſchen Gränze, namentlich in der von ihnen ſogen. „Grünen Wüſte," ſind unter dem Namen „Philiponen" bekannt und gehören zu den Bezpopowci. Im Oeſterreichiſchen ſind ſie in der Bukowina, wo ſie drei Hauptgemeinden (Bialokrynica, Sokolnice und Klimowice) haben und an 4000 Seelen gerechnet werden. Sie ſtammen aus dem Lande um Moskau, zum Theile aus dieſer Stadt ſelbſt, und inmitten der Polen, Ruthenen, Deutſchen und Walachen haben dieſe ruſſiſchen Sektirer bis in's Geringſte ihre einheimiſchen Sitten und Gewohnheiten bewahrt. Sie ſind größtentheils Popowci. Durch Privilegien Kaiſer Joſeph's iſt ihnen freie Religionsübung und Wahl ihrer Geiſtlichen geſtattet worden. Sie werden von der öſterreichiſchen Regierung unterſtützt, da ſie Rußland ſehr unbequem ſind, und die Bukowina war in der letzten Zeit ſo ziemlich ihr geiſtiger Mittelpunkt.

Die Raskolniken in der Moldau ſind 20,000, in der Walachei 3000 Seelen ſtark und gehören faſt alle zu den Popowci. Zahlreich iſt hier auch die Sekte der Skopci, die in religiöſer und politiſcher Beziehung ſehr extravaganten Ideen huldigt. Sie erwarten z. B. einen Batiuſchka-Zar, den „Erlöſer," welcher nach dem Tode des jetzigen Kaiſers unter dem Namen Peter Fedorowitſch feierlich im „weißen Moskau" einziehen und alle Raskolniken mit Triumphchören aus allen Weltgegenden um ſich verſammeln wird. In der Türkei ſind ſie in allen Städten an der Donau zerſtreut, maſſenhaft findet man ſie nur in der ſogen. Dobrudſcha an der Donaumündung, dann weiter an den Ufern des Schwarzen Meeres und dem Archipelagus, nahe vom Stenos, und in Kleinaſien zwiſchen dem Schwarzen und dem Marmora=Meer.

Die türkiſchen Raskolniken müſſen in zwei Theile geſchieden werden,

Digitized by Google

die gewöhnlichen Schismatiker, welche aus Rußland entflohen und die Koſaken, welche nach ihren alten Gewohnheiten militairiſch geordnet ſind, und beſondere Pflichten und Rechte haben. Es ſind die oft erwähnten Nekraſowci, die unter ihrem Ataman Nekraſa hierher die Freiheit ſuchen kamen, welche ihnen Rußland nach Unterwerfung der Koſaken nahm. Wiederholt tauchte das Gerücht auf, daß von ihnen eine Diverſion zu Gunſten des polniſchen Aufſtandes erwartet wird. Ihr Hauptſitz iſt der nordöſtliche Theil der Dobrudſcha, der bis 1856 unmittelbar an Rußland gränzte. Da haben ſie drei große Niederlaſſungen, zu 5 und 600 Häuſern, nahe von Tultſcha, inne. Sie zählen 1700 Familien und an 8000 Seelen. In dem letzten ruſſiſch-türkiſchen Kriege gelang es den Ruſſen, einen Theil dieſer „Ignat-Koſaken“ (wie ſie auch genannt werden) hinüber zu ziehen, aber der Ausfall wurde bald durch neue Zuzügler aus Rußland gedeckt. Sie ſind waffengeübte, ungezügelte Leute und flößen weit und breit den Nachbarn Reſpekt ein. Um die türkiſchen Ortsbehörden kümmern ſie ſich nicht, denn verſchiedene großherrliche Privilegien garantiren ihre eigene Verwaltung unter dem Ataman (Hetman). Ein zweiter Sitz derſelben Koſaken befindet ſich auf der gegenüberliegenden Spitze der europäiſchen Türkei, nicht weit von dem Fluſſe Marica. Sie waren vor dem vorletzten Kriege Rußlands mit der Pforte aus der Dobrudſcha hierhergezogen und wollten dann nicht mehr zurück, da die ruſſiſche Gränze bis an ihre früheren Sitze in der Dobrudſcha vorgeſchoben wurde. Wäheend der griechiſchen Revolution wurden ſie gegen die Ruſſen benutzt und gingen großentheils zu Geunde. In dem Kriege Sultan Mahmud's mit Mehmed-Ali wurden 3000 Koſaken von hier nach Syrien geſendet und keiner kam zurück, doch ſollen nicht alle zu Grunde gegangen ſein, ſondern ein Theil ſich in Syrien angeſiedelt haben. Die Raskolnik's in Kleinaſien ſind ebenfalls Koſaken; ihr Hauptſitz iſt etwa 100 Kilometer von Bruſſa entfernt und zählt über 1000 Familien.

Der Raskol iſt von hoher Wichtigkeit nicht nur durch die Maſſe ſeiner Bekenner (10 Millionen), ſondern durch ſeine Ideen. Zu London erſchienen im Jahre 1861 und 1862 drei Bände eines ruſſiſchen Werkes unter dem Titel: „Sammlung amtlicher Nachrichten über die Raskolnik's, von Kielſiew, und der vierte Band iſt bereits unter der Preſſe. Der Herausgeber Kielſiew beurtheilt den Raskol folgendermaßen: „Der Raskol iſt eine rein nationale Erſcheinung und ſtellt tren die Idee der alten Theilprovinzen Rußlands dar. Seit den früheſten Zeiten erſchien in Rußland eine ſtarke Oppoſition gegen all' die Uebergriffe der Regierung oder der Geiſtlichkeit bezüglich der politiſchen Rechte oder der religiöſen Traditionen. Es findet ſeit Jahrhunderten ein unabläſſiger Kampf zwiſchen der ſtaatlichen Centraliſation und der Provinz-Autonomie ſtatt. Als die Selbſtändigkeit der ruſſiſchen Provinzen fiel und die Fürſten von Moskau die Gewalt in ihren Händen vereinigten, wurde das freie alte Rußland überall auf's Haupt geſchlagen und flüchtete nach den ſüdlichen Steppen an den Ufern der Wolga, des Don und des Dnieper, um die Grundlage der Koſakei zu werden. Dieſe bewahrte alles Gute der alten Zeit, bewahrte die Freiheit und Gleichheit, und zeigte ihre Kraft in den Kämpfen mit Perſien und der Türkei und durch die Unterwerfung Sibiriens. Unglücklicherweiſe hatte ſie den Impuls zur Thätigkeit nach außen nicht in ſich, begriff nicht ihre Miſſion bezüglich des Vaterlandes, hatte keine anerkannte Idee, und das brachte ſie zu vorzeitigem Falle.“

Um dieſelbe Zeit, als Stenko Razien, der letzte ihrer Helden, ſeinen Kopf zum Opfer einſetzte und die Koſakei überlebt und kraftlos den Nacken unter das Joch des Abſolutismus beugte, in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, zeigte ſich ein neuer Repräſentant der Freiheit, der ebenfalls keine beſtimmte Bahn vor ſich hatte, aber mit dem größten Eifer Propaganda machte. Dies war der Raskol. Geſchmäht durch den Sabor und durch den Henker gerichtet in den Perſonen Nikita's und der ſolowieckiſchen Schützer, zerſtob er in die Dörfer mit dem Fluche auf Regierung und Geiſtlichkeit im Munde und begann für den Haß gegen deren antinationale Grundſätze Propaganda zu machen. In dieſer neuen Oppoſition ſehen wir nur die Form und den Ausdruck verändert, der Charakter aber blieb derſelbe. Die Oppeſition des Raskol iſt nur eine inſtinktmäßige und er kann nur für ſeine Grundſätze leiden, doch der Autor ſieht hierin einen Keim von der größten Bedeutung. Mit Energie ſtellt ſich Kielſiew gegen die Regierung, welche den Raskol zur Verbindung mit der nikoniſchen Kirche zwingen will, wirft ihr Treuloſigkeit gegen die nationale Idee vor und prophezeit derſelben ein untrügliches Ende binnen kurzer Zeit.

Kielſiew findet im Raskol die breiteſte Baſis der Freiheit, und was er von den in demſelben entwickelten, oder wenigſtens liegenden Ideen ſagt, trifft mit dem Programme Herzen's und Ogarew's im „Kolokol“ vielfach zuſammen.

## Frankreich.

### Zwei Gegenſätze. Viennet's „Franciade“ und Vacquerie's „Brocken der Geſchichte.“ *

Wenn vielleicht Zweifel darüber herſchen können — und Herr Emile de Girardin hat dieſelben erſt neuerdings wieder mit Entſchiedenheit und Geiſt vorgetragen — ob Liteeatur und ſchöne Künſte auf die allgemeinen Sitten iegend welchen beſtimmenden Einfluß üben, ſo iſt doch das umgekehrte Verhältniß gewiß unbeſtreitbar, ja die Schöpfungen der Dichter und bildenden Künſtler ſind ſo ſehr Kinder ihrer Zeit und ihrer Völker, daß aus ihnen allein der Charakter ganzer Jahrhunderte ſich erkennen läßt. Aber auch an Geiſtern, welche die Feſſel der Gegenwart kühn überſprangen, ſei es nach vor- oder nach rückwärts, hat es nie gefehlt, und die Werke derſelben können, wo die Zeitbeſtimmung ihres Entſtehens in Frage kommt, ſelbſt den aufmerkſamen Beobachter und ernſten Forſcher täuſchen. Möglich wäre z. B., daß Jemand, unbekannt mit der Biographie von Amſterdam's größtem Sohne, die ſpinoziſtiſche Philoſophie nicht als die Grundlage, ſondern als die Spitze der modernen Syſteme betrachtete, und andererſeits wäre erklärlich, daß die Schriften mancher neuern Theologen als aus dem Mittelalter ſtammend von unbefangenen Leſern angeſehen würden.

Jedoch in Frankreich, dem Lande der Mode κατ' ἐξοχήν, erſcheinen Ausnahmen ſelten und auffallend, weil hier die Coterie mit eiſerner Hand nnd eiſerner Stirn das Scepter führt. Die société des gens de lettres, eine Camorra auf dem Gebiete der Literatur, von lächerlicher Nachſicht mit den Leiſtungen der Mitglieder, iſt von unerbittlichem Haß gegen alles außer ihrem Reiche Lebende und Schaffende beſeelt. Und erwägt man, daß gegen 800 Ritter für dieſen Orden kämpfen, daß die Hauptjournale vielleicht alle in den Händen derſelben ſind, ſo begreift ſich die ungeheure Macht dieſer Kameradſchaft und ihr Einfluß auf die öffentliche Meinung. Daher das Schablonenweſen in den verſchiedenen Zweigen künſtleriſcher Thätigkeit, daher der Mangel an ſittlicher Würde in den Productionen der Gegenwart. Unleugbar gehöeen Muth und Kraft dazu, gegen ſolchen Strom zu ſchwimmen, und ſchon in gerechter Anerkennung jener beiden Eigenſchaften verdienten die neueſten Arbeiten Viennet's und Vacquerie's einige Aufmerkſamkeit, auch wenn ſie nicht noch außerdem theils durch den eigenen Werth, theils durch die Art, wie ſie in der Heimat beurtheilt werden, charakteriſtiſch für den Geiſt des heutigen Frankreichs und darum intereſſant für das Ausland wären.

Jean-Pons-Guillaume Viennet iſt am 18. November 1777 zu Beziers im Hérault-Departement geboren. In der geraumen ſeitdem verfloſſenen Zeit war er Soldat, Dichter, Kritiker, Staatsmann, Akademiker, Das Handwerk des Krieges und der Politik hat er jedoch im Laufe der Tage aufgegeben, nur die übrigen betreibt er noch mit ungeſchwächten Mitteln. Vom Glück wurde ihm ſelten zugelächelt. Der eigenen Anſicht nach hat bei ihm der Politiker dem Poeten geſchadet, nach dem Urtheile der Anderen hat der Dichter auf den Staatsmann nachtheilig eingewirkt; indeſſen iſt hieraus nur zu entnehmen, daß an beiden nicht viel zu verderben war. Ein rechtes Licht brennt durch den Scheffel hindurch. Viennet hat einer ganzen Anzahl Regierungen den Eid der Treue geleiſtet und jeder nach Kräften gedient, man weiß alſo nicht, welchem politiſchen Syſteme er huldigt, und man wird ſich in dieſer Beziehung incompetent erklären können. Dagegen als Poet iſt er ſich treu geblieben: er ſchwört noch heute auf die Klaſſizität aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts; der Kampf der Romantiker hat ihn in ſeinem innerſten Weſen unberührt gelaſſen, mit ſatiriſchem Lächeln blickt er auf ſeinen „unſterblichen“ Kollegen Victor Hugo, Lamartine, Alfred de Vigny, und wie er vor 50 Jahren eine „Auſterlide,“ vor dreißig eine „Philippide“ gedichtet, hat er jetzt ſeine „Franciade“ geſungen und zweifelt nicht, von der dankbareren Nachwelt als Dritter im Bunde mit Homer und Virgil genannt zu werden.

Die „Franciade“ iſt, wie die Einleitung erzählt, bereits im Jahre 1812 begonnen worden. Die erſten 4 Geſänge ruhten unbekannt bis zum Jahre 1832, da las der Verfaſſer ſeinen Mitunſterblichen einige Abſchnitte daraus vor, fand Beifall und veröffentlichte ſie im Feuilleton des Moniteur. Aber die romantiſche Schule zögerte nicht, gegen dieſe Wiederaufwärmung des Klaſſizismus zu Felde zu ziehen, und weil viele Hunde des Haſen Tod ſind, wurde das Fragment auf's Neue begraben. Es feierte das Feſt der Auferſtehung vor vier Jahren, als der greiſe Verfaſſer ſeine

* La Franciade, poëme en dix chants, par M. Viennet, de l'Académie française, précédé d'une introduction par M. Jules Janin. Paris, Henri Plon, 1863. Les Miettes de l'histoire. Par Auguste Vacquerie. Paris, Pagnerre, 1863.

Digitized by Google

„hinterlaſſenen Werke“ durchmuſterte. Das Leſen der Alexandriner wirkte wie ein Trunk aus dem Jugendquell auf die Phantaſie des Dichters, er griff noch einmal zur Feder und legte dieſe nicht eher nieder, als bis das fünfte Tauſend voll und der zehnte Geſang beendet war. Dem fertigen Epos fehlten noch zwei Dinge, die für den Poeten nicht unweſentliche Bedeutung haben: Verleger und Leſer. Die Pariſer Buchhändler ſämmtlich ſind Romantiker geworden, ſie halten nichts von der Anziehungskraft eines epiſchen Gedichts auf die Jugend des Kaiſerreichs. Der edle Sänger ſah ſich um nach einem Vormund für das jüngſte Kind, dem Pindar in den Worten: „ſpät gezeuget ward Apollon“ ein günſtiges Prognoſtikon geſtellt hat. Der Akademiker wandte ſich an einen Nichtakademiker, der Dichter ſtellte ſich unter den Schutz eines Rezenſenten, Viennet erbat eine Vorrede, eine Empfehlung, ein Wort der Anerkennung von Jules Janin, dem gefürchteten Minos der, Feuilleton genannten, Unterwelt im Journal des Débats. Nur unedle Seelen ſuchen nicht das Vertrauen zu verdienen, das man ihnen geſchenkt hat. Jules Janin wurde Adoptivvater des Francus, er überreichte dem armen Knaben eine Legitimationskarte in Geſtalt einer Einleitung, und ſofort war der Verleger gefunden, die Journale der Hauptſtadt rühmten das unbekannte Werk des bekannten Verfaſſers, die Reclame ſetzte alle ficelles in Bewegung, Jedermann fragte eifrig dem Buche nach; Viennet kann beruhigt ſein Haupt niederlegen und von dem Oſterfeſte der Klaſſizität träumen. Aber trotz der aufgewendeten Mühe, iſt kaum anzunehmen, daß das Epos den 85jährigen Sänger überleben werde, denn, genau betrachtet, iſt es todtgeboren und verdankt die ſcheinbare Bewegung nur galvaniſchen Strömen.

An den Ufern der Seine entſpinnt ſich blutiger Kampf zwiſchen den Bewohnern Lutetias und dem König Albion. Schon hat der Letztere geſiegt, als auf dem Marsberge Francus (Hektor's Sohn Aſtyanax) mit einigen hundert Trojanern erſcheint und den Piraten in die Flucht jagt. Dieſem kommt ſein Vater Neptun zu Hülfe und läßt mit einem Schlage des Dreizack's eine Inſel aus der Tiefe des Meeres emportauchen, die Flüchtigen aufzunehmen. Der Sieg ſoll von den celtiſchen Druiden mit einem Menſchenopfer gefeiert werden, zu dem der gefangene Britto, Albion's Bruder, beſtimmt iſt. Francus widerſetzt ſich der blutigen Sitte. Er berichtet demnächſt der verwaiſten Königstochter ſeine Schickſale à la Aeneas; er hat Hercynia geliebt, die Tochter des Beherrſchers von Cilicien; ſie iſt ihm entführt worden durch Albion, den er dafür auf ewig haſſen wird. Von der Erzählung und dem Erzähler wird Ambigate, die Fürſtin, in tiefſter Seele gerührt. Sie widmet ihm ihre ganze Liebe und bewahrt dieſelbe, obgleich ihr dafür das Reich genommen wird und die ſchwerſten Gefahren an der Seite des geliebten Francus ſie bedrohen. Sie folgt ihm ſelbſt in die Verbannung nach den Ufern des Rhein's, wo man Hercynia begegnet, die ſoeben ihre Rache wegen der früher erlittenen Schmach in dem Blute Albion's gekühlt hat und deshalb von einem Piraten ermordet wird. Die edle Ambigate errichtet der Todten einen Grabhügel und befiehlt, von nun ab jenen Wald den hercyniſchen zu nennen. Francus ſchließt ewige Freundſchaft mit Britto, dem dankbaren Nachfolger des treuloſen Albion, und wird Begründer des fränkiſchen Reiches. An Kämpfen und Märſchen, Träumen und Orakeln, Druiden und Göttern iſt kein Mangel; was aber fehlt, das iſt die Kraft der Geſtaltung, die Schönheit der Sprache, die Fülle der Gedanken, der poetiſche Zauber. Verſe, Verſe, nichts als Verſe; fließend allerdings, doch fließend wie Waſſer. Das Ganze iſt ein Anachronismus. Allein Etwas liegt in der Franciade, was den Franzoſen ſchmeichelt, die gern, gleich den Römern, ſich rühmen, trojaniſchen Urſprungs zu ſein, aber nicht Wort haben wollen, daß Frankreich heutzutage nichts anderes iſt als das Rom der ſpätern Kaiſerzeit.

Das und noch Schlimmeres ſeinen Landsleuten geſagt zu haben, iſt das Verbrechen Auguſt Vacquerie's (geb. 1818). Der junge Mann war ein enthuſiaſtiſcher Verehrer der romantiſchen Schule, deren Prinzipien er im Globe und in l'Époque, ſpäter in l'Événement mit Geſchick verfocht, und in verſchiedenen poetiſchen Verſuchen mit wenig Glück befolgte. Er ging mit Victor Hugo in die Verbannung nach Jerſey, und es ſcheint, daß dort die friſche Luft der Inſel, die freie Luſt Englands eine völlige Umwandlung in Vacquerie's Geiſte hervorgebracht hat. Die „Miettes de l'Histoire“ ſind ein durchaus eigenthümliches Werk, das weder an Klaſſizität noch an Romantik oder irgend eine andere Schule ſich kehrt, der Phraſe feind und ſeinem Vaterlande gegenüber wahr iſt. Es erzählt die Geſchichte Jerſey's epiſodenweiſe. Etwa, wie ein Naturforſcher eine der kleinen Inſeln des Mittelmeeres bewohnend, auf denen die Wandervögel während ihrer Herbſt- und Frühlingszüge raſten, eine Beſchreibung der ihm zu Geſichte kommenden Arten mit Sorgfalt zuſammenſtellt, ſo hat Vacquerie die Schickſale jedes bedeutenden Mannes, der Jerſey berührt, jedes hervorragende Ereigniß, von dem das Eiland im Laufe der Jahrhunderte betroffen worden, in loſer Reihe vorgeführt. Er beginnt mit einer Sage aus grauer Vorzeit, als Drachen noch ihr Unweſen trieben, gelangt dann zur „guten alten Zeit,“ während deren die Inſel vom Geräuſch der Waffen wiederhallte, erwähnt demnächſt derer, die ein Aſyl auf dem meerumrauſchten Felſen ſuchten, und ſchließt mit „drei Jahren in Jerſey,“ in denen die Eindrücke der jüngſten Vergangenheit enthalten ſind. Dadurch, daß der Beſitzſtand der Inſel häufig wechſelte, iſt dem Verfaſſer Gelegenheit geboten, Exkurſe in die engliſche und in die franzöſiſche Geſchichte zu unternehmen; Chateaubriand und Madame de Girardin bieten Veranlaſſung zu literarhiſtoriſchen Bemerkungen, die namentlich im Réponse au sifflet eine Kritik der heutigen Kritik dieſſeits des Rheines enthalten, wie wohl noch keiner ſie gewagt hat. Eine Fülle der feinſten Beobachtungen und geiſtreichſten Bemerkungen wird in lebendigem, glänzendem Styl vorgetragen, der kurz, ſcharf und entſchloſſen jedes Ding beim rechten Namen nennt. Man möchte behaupten: Vacquerie habe ſich von grellen Vorurtheilen frei gemacht, ſogar von dem des Patriotismus und einer beſtimmten Confeſſion. Er iſt ſchonungslos aufrichtig gegen zwei Arten von Perſonen, die ſonſt nur mit Schmeicheleien bedient werden: Fürſten und Frauen. Aber es iſt ein heiliger Zorn, der ihn durchglüht, ein gerechter Haß, der ihn erfüllt. Nur Eines erkennt er an: das Allgemein-Menſchliche. Und was war die Folge? Die Société des gens de lettres fühlte ſich in ihrer Exiſtenz bedroht. So gefährliches Thun konnte ſie nicht dulden. Sie ſchlug Alarm gegen den kühnen Feind, und ſofort begann auf allen Punkten der alliirten Preſſe ein heftiges Feuer. Was war da zu leſen! Jede Waffe war recht, nur durfte ſie nicht aus Alberti's Komplimentirbuch entnommen ſein, jedes Mittel ſchien angemeſſen, um den Ketzer verſtummen zu machen. Aber das Buch blieb gedruckt und der Verfaſſer ſaß auf der ſicheren Inſel Jerſey. Auch les Miettes de l'histoire ſind ein Anachronismus, denn Aufrichtigkeit, ernſtes Forſchen, echter Mannesmuth ſind in Frankreich jetzt nicht an der Zeit. Aber wenn die vielbelobte „Franciade“ einſchläfernd wirkt, ſo erwecken die „Brocken der Geſchichte“ zum Leben und Nachdenken. G. W.

## Deutſchland und das Ausland.

### Hannover und der Befreiungskampf von 1813.*

Wir zeigen hierunter eine dankenswerthe Schrift an, die für die Geſchichte des ewig denkwürdigen Jahres 1813 neues Material liefert und das vorhandene vielfach ergänzt und berichtigt. Der Verfaſſer erkennt an, „daß Preußen im Jahre 1813 bei Weitem das Größte zur Befreiung des deutſchen Vaterlandes geleiſtet hat.“

„Damit ſoll aber keineswegs zugeſtanden ſein, daß in anderen Theilen Deutſchlands, und ſpeziell in den welfiſchen Erblanden nicht derſelbe Enthuſiasmus für die Abſchüttelung des franzöſiſchen Joches die Herzen der Bewohner erfüllt und zu ähnlichen Leiſtungen geführt hätte, ſobald die Verhältniſſe einer Erhebung nur irgend günſtig geweſen wären.“

Dieſes wird näher erläutert. Hannover fehlte es an Allem, was Preußen damals ſchlagfertig machte, an dem Kerne einer Armee, einem durch das Nationalunglück geläuterten Offiziers-Corps, an einer centralen Regierungsgewalt 2c.

Die altberühmte hannover'ſche Armee exiſtirte ſeit zehn Jahren nicht mehr; alle thatkräftigen Elemente derſelben hatten ſich nach England gewandt und fochten ſeit Jahren, wie z. B. vor Allem die King's German Legion in Spanien, in entfernten Landen gegen den Feind ihrer Nation. Andere folgten den Napoleoniſchen Adlern nach Spanien und Rußland und ſtanden oft gegen ihre eignen Landsleute.

Freilich fochten die Hannoveraner den Krieg gegen Napoleon weit weniger als Deutſche, denn als Truppen Sr. Majeſtät des Königs von England aus. Dies muß bemerkt werden, da ein Seitenblick auf die Sachſen, Bayern und Württemberger, die erſt in der Schlacht bei Leipzig zu den Verbündeten übertraten und „alſo gar nicht ſagen können, daß ſie den eigentlichen Freiheitskampf mitgekämpft haben,“ geworfen wird.

Wenn die Hannoveraner faſt gleichzeitig mit den erſten preußiſchen Freiwilligen zu den Waffen griffen, ſo iſt das, abgeſehen von allem frei-

* Hannover's Theilnahme an der deutſchen Erhebung im Frühjahr 1813, mit beſonderer Rückſicht auf die Truppenformationen an der Elbe. Vom Hauptmann B. Jacobi. Mit zwei Terrainzeichnungen. Hannover, Helwing, 1863.

Digitized by Google

willigen Patriotismus, aus der politiſchen Lage erklärlich. Die Volkserhebung im hannover'ſchen Kurlande war ſchon 1812 durch Stein in Petersburg und durch Münſter und Gneiſenau in London angeregt worden.

Von Rußland aus ſollte eine aus Deſerteuren und Kriegsgefangenen deutſcher Nationalität gebildete und in engliſchem Solde ſtehende Legion mit ſchwediſcher Hülfe eine Landung an der Nordküſte Deutſchlands ausführen. Die Geſchichte der diplomatiſchen Verhandlungen über die Errichtung dieſer Legion ꝛc. wird nun ausführlich dargeſtellt.

Ein zweites Kapitel behandelt Tettenborn's Zug nach Hamburg und die Befreiung der öſtlichen Theile von Hannover. Am 15. März bereits rückte Tettenborn in die althannover'ſche Stadt Lauenburg ein und wurde von den Einwohnern mit Jubel empfangen. Sie zertrümmerten die franzöſiſchen Embleme und richteten das hannover'ſche Wappen wieder auf. Am 18. zog Tettenborn bekanntlich in Hamburg ein, nachdem es am 16. bei Eſcheburg zu einem lebhaften Gefechte gekommen war. Die Ereigniſſe bei der Einnahme von Lüneburg, wo Preußen, Ruſſen und Hannoveraner gegen Franzoſen und Sachſen ſtanden, werden ſehr ausführlich erzählt.

Nachdem die öſtlichen Landestheile befreit worden waren, begann daſelbſt (im Lauenburg'ſchen und Bremen'ſchen) die Errichtung hannover'ſcher Truppen (der Hanoverian Levies), die Tettenborn mit engliſchem Gelde ausrüſtete. Obgleich dieſe Truppen ausdrücklich zu deutſchen Zwecken errichtet wurden, wie es ſelbſt in dem geleiſteten Eide heißt, ſo ließen ſich doch Viele vom Eintritt abhalten, weil ſie die Verwendung über See fürchteten. Wir können in das Einzelne nicht eingehen. Die hannover'ſchen Truppen beſtanden einzelne kleine Gefechte, bei Wilhelmsburg, bei den Fünfhäuſern, bei'm Zollenſpieker und auf dem Ochſenwerder mit Ehren.

Im Anhange werden intereſſante Spezial=Daten über die einzelnen Abtheilungen der Hanoverian Levies gegeben. Hierauf folgt ein Namensverzeichniß der darin bis zum 16. Auguſt angeſtellten Offiziere nebſt den wichtigſten Perſonalien. Kommandirender General war Graf Louis von Wallmoden-Gimborn, erſter Adjutant Graf Kielmannsegge. Beigegeben ſind noch verſchiedene andere Schriftſtücke, diplomatiſche Inſtructionen, Briefe, Vorſchläge zur Errichtung von Truppen, Proclamationen ꝛc.

## Mannigfaltiges.

— Ernſt Renan über Dav. Friedr. Strauß. Unter den Werken, die der Verfaſſer des „Vie de Jésus," das ſoeben (vier Wochen nach ſeinem erſten Erſcheinen) in vierter Auflage verſandt wurde, für ſeine Arbeit benützte, nennt er auch das „Leben Jeſu" von Strauß. Herr Renan ſagt von ſeinem deutſchen Vorgänger: „Die Detailkritik, beſonders der evangeliſchen Texte, iſt von Herrn Strauß auf eine Weiſe geübt worden, die wenig zu wünſchen übrig läßt. Hat ſich Herr Strauß auch geirrt in ſeiner Theorie hinſichtlich der Redaction der Evangelien, und hält ſich ſein Buch auch, nach meiner Anſicht, zu lang auf theologiſchem und zu wenig auf hiſtoriſchem Gebiet auf, ſo iſt es doch unerläßlich, daß ich, um über die Motive Rechenſchaft zu geben, die mich bei einer Menge von Kleinigkeiten geleitet, der ſtets verſtändigen, wiewohl zuweilen etwas ſubtilen Erörterung des von meinem gelehrten Kollegen, Herrn Littré, ſo trefflich überſetzen Buches folge.

„Es iſt dabei wohl kaum nöthig zu bemerken, daß nicht ein Wort in dem Buche von Strauß zur Rechtfertigung jener abgeſchmackten Verleumdung zu dienen vermag, durch die man bei oberflächlichen Leuten jenes leichtfaßliche, exacte, geiſtvolle und gewiſſenhafte Buch, das nur in ſeinen Generaliſirungen von einem etwas zu excluſiven Syſteme beherrſcht wird, in Mißkredit zu bringen ſuchte. Nicht allein hat Strauß die Exiſtenz Jeſu niemals geleugnet, ſondern jede Seite ſeines Buches zeugt von dieſer Exiſtenz. Was wahr iſt, iſt nur, daß Strauß den perſönlichen Charakter Jeſu für uns mehr verdunkelt glaubt, als er es vielleicht in Wirklichkeit iſt."

— Amaranth franzöſiſch.* Oskar von Redwitz's Amaranth hat alſo nun auch das Glück gehabt, in's Franzöſiſche überſetzt zu werden, nachdem das Gedicht in Deutſchland ſiebzehn Auflagen erlebt hatte. Was die Kritik darüber geſagt, kann uns hier nichts angehen; wir machen auf's Neue die Erfahrung, daß manche Bücher, trotz der Kritik, gedeihen. So geht es auch der Amaranth, die namentlich in den Mädchen-Penſionen gewiſſer Richtung faſt klaſſiſches Anſehen erlangt zu haben ſcheint. Muthmaßlich dürfte auch vorliegende Ueberſetzung eher einer Verfaſſerin als einem Verfaſſer ihr Daſein verdanken, und es iſt nicht zu überſehen, daß ſie in der klaſſiſchen Heimat der Gouvernanten und Penſionate das Licht der Welt erblickt hat.

Sie iſt umfangreicher als das Original ausgefallen, da die franzöſiſche Proſa, in der ſie verfaßt iſt, ſehr in's Breite gehen und zu vielen Umſchreibungen die Zuflucht nehmen muß. Dabei iſt freilich ein guter Theil des urſprünglichen Charakter's verloren gegangen, und das Buch lieſt ſich etwa wie „Attala" von Chateaubriand, wie „Paul und Virginie" und derartige ſentimental-pathetiſche Romane und Novellen. Junge Damen werden davon entzückt ſein.

In der Einleitung iſt ein franzöſiſcher Brief des Dichters an den Ueberſetzer oder die Ueberſetzerin abgedruckt, worin er ſelbſt räth, zur Proſa die Zuflucht zu nehmen. Wir, an der Stelle des Dichters, würden einen ſolchen Rath nicht ertheilt haben. Denn eine noch ſo freie Ueberſetzung in Verſen giebt doch ein poetiſches Original treuer und würdiger wieder, als die wörtlichſte Uebertragung in Proſa. Die Vorrede ergeht ſich in Betrachtungen über das Ritterthum, den Minnegeſang, Deutſchland, Schwaben, Uhland, Juſtinus Kerner und Oskar v. Redwitz in der den Franzoſen eigenthümlichen Auffaſſung des Germanismus: poësie, douce rêverie u. ſ. w., doch nicht ohne Seitenblicke auf die démagogie allemande. O. v. Redwitz iſt der Wiedererwecker des mittelalterlichen Minnegeſangs:

„Voila que le souffle se ranime, que l'auréole resplendit d'un nouvel éclat; l'un et l'autre vont se reposer sur une jeune tête dont la gloire est d'arborer franchement et fièrement le drapeau de la foi, alors que sa patrie était en proie à une vertigineuse exaltation, et dont l'ambition est de ressusciter la gracieuse école des Minnesinger et maîtres chanteurs dont il doit être un disciple aimé et béni. . . ."

— Büchner's „Kraft und Stoff,"* franzöſiſch. Bei Th. Thomas in Leipzig iſt ſoeben eine franzöſiſche Ueberſetzung des bekannten Büchner'ſchen Werkes „Kraft und Stoff" erſchienen. Der Ueberſetzer ſagt in der Vorrede: „Das Werk, deſſen Ueberſetzung wir dem franzöſiſchen Leſer bieten, iſt nicht eine Arbeit gewöhnlichen Schlages. Ihr Erſcheinen war ſozuſagen ein Ereigniß in Deutſchland. Der Handſchuh, welchen der Verfaſſer dem Idealismus hinwarf, hat eine Polemik hervorgerufen, die zu den erbittertſten und außerordentlichſten in den Annalen der Literatur gehört. Dieſe Polemik iſt noch nicht geſchloſſen und wird ſicherlich auch noch nicht ſo bald zu einem Ende gelangen, denn es iſt die moderne Wiſſenſchaft im Kampf mit veralteten (?) Ideen." — Wie man auch über Büchner's Standpunkt urtheilen, wie man auch zu ſeinen wiſſenſchaftlichen Ergebniſſen und Ueberzeugungen ſich ſtellen mag, man wird ſtets anerkennen müſſen, daß ſein Werk ein Erzeugniß deutſchen Fleißes und kühnen Forſchergeiſtes iſt, und ſchon deshalb eine franzöſiſche Ueberſetzung, welche das Buch den weiteſten Kreiſen der gebildeten Welt franzöſiſcher Zunge zugänglich macht, als eine intereſſante Erſcheinung zu begrüßen haben. So weit uns eine flüchtige Durchſicht der Ueberſetzung zu urtheilen geſtattet, iſt dieſelbe als eine wohlgelungene, dem Geiſte des Originals wie der franzöſiſchen Sprache in gleicher Weiſe Rechnung tragende Arbeit zu bezeichnen. Wir zweifeln nicht, daß das Unternehmen in Frankreich Aufſehen erregen wird.

Genf. W. L.

— Bibliographie. Belgien.

Etudes historiques sur le seizième siècle. Par J. B. Claes. 286 p. Bruxelles.

Le premier livre des Chroniques de Jehan Froissart. Texte inédit publié d'après un manuscrit de la bibliothèque du Vatican, par le baron Kervyn de Lettenhove, membre de l'Académie royale de Belgique. T. I. XVI et 406 p. Bruxelles. 6 fr.

Les Trouvères Brabançons, Hainuyers, Liégeois et Namurois. Par Arthur Dinaux. 717 p. Bruxelles. 8 fr.

Histoire populaire de la franc-maçonnerie, depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Par J. Goffin. 560 p. in 12. Spa. 7½ fr.

* Oscar de Redwitz, Amaranth, traduit de l'Allemand avec l'autorisation de l'auteur et de l'éditeur par A. de L. Lausanne et Vevay, Richard Lesser. Paris, Jung-Treuttel, 1863.

* Force et Matière. Études philisophiques et empiriques de sciences naturelles, mises à la portée de tout le monde par Louis Büchner, Docteur en médecine. Ouvrage traduit de l'allemand d'après la septième édition avec l'approbation de l'auteur par L. F. Gamper.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig. Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereins, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

# Magazin
# für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird

№ 31. Mittwoch, den 5. Auguſt 1863. 32. Jahrgang.

## Inhalt:

Deutſchland und das Ausland. Seite
Das Schulweſen der Jeſuiten . . . . . . . . . . . . . . . . . 361
Wilhelm Böhmer über die Lehrunterſchiede der katholiſchen und evangeliſchen Kirchen . . . . . . . . . . . . . . . . . 364

Dänemark.
Aeltere deutſche Sünden wider Dänemark. Ein Beitrag zur Geſchichte Struenſee's . . . . . . . . . . . . . . . . . „

Finnland.
Komiſche Erzählungen des Mondes . . . . . . . . . . . . . 366

England.
Die grüne Inſel und der Journaliſt O'Connor . . . . . . . . . . 368

Frankreich.
Ein romantiſcher Finanzmann . . . . . . . . . . . . . . . 369

Belgien.
Die Kirche und der Staat, nach Laurent . . . . . . . . . . . 370

Oſtaſiatiſche Inſeln.
Die Philippinen . . . . . . . . . . . . . . . . . . 371

Mannigfaltiges.
Das große deutſche Turnfeſt . . . . . . . . . . . . . . . 372
Die dritte Jahrhundert-Feier Shakſpeare's . . . . . . . . . . „
Der Arbeiterfreund . . . . . . . . . . . . . . . . . . „
Ausgeſchriebene Preiſe auf literar-hiſtoriſchem und ſtatiſtiſchem Gebiete . . „
Deutſche Zeitung in Süd-Amerika . . . . . . . . . . . . . „
Telemach . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . „
Bibliographie. Spanien . . . . . . . . . . . . . . . . „

## Deutſchland und das Ausland.

### Das Schulweſen der Jeſuiten.

Es iſt bekannt, daß die Reformation keinen gefährlicheren Feind beſaß, als die Jeſuiten. Mit der feinſten Schlauheit und dem Aufwande des höchſten Scharfſinns folgten ſie ihr auf allen Wegen ihrer Thätigkeit und ſuchten es ihr in den Augen der Menge zuvorzuthun. Wo es nur irgend anging, wurden die Stich- und Schlagwörter der Reformation adoptirt, oder ſo allgemeine, unverfänglich ſcheinende Erklärungen als Aushängeſchild angewendet, daß der frömmſte Proteſtant ſie mitunterſchrieben hätte, Niemand den völlig entgegengeſetzten, verborgenen Zweck daraus zu ahnen vermochte und Tauſende, die nicht tiefer blickten, getäuſcht wurden. So erklärten ſie, gleich den Reformatoren, „die alte Geſtalt der Kirche“ wieder herſtellen zu wollen; nur meinten ſie freilich die Zurückführung der mittelalterlichen Form der Kirche, nicht wie jene die der urſprünglichen Apoſtel-Kirche. Wurde in der proteſtantiſchen Kirche die Predigt in der Landesſprache der wichtigſte Theil des Gottesdienſtes und freute ſich die Gemeinde des klaren, verſtändlichen Wortes, ſo traten die Väter der Geſellſchaft Jeſu ebenfalls als „Prediger des Evangeliums“ auf und bedienten ſich der Landesſprache; und wenn ſie fürchteten, daß die vermeinte Aufhebung der Pönitenz, Disziplin u. dgl. auf die Maſſe eine große Anziehungskraft ausüben könnte, ſo ſuchten ſie aus allen Kräften durch eine laxe Beichtpraxis dem drohenden Uebel zu begegnen. „War nun ferner,“ ſagt der jeſuitiſche Verfaſſer des bayer'ſchen Lehr- und Erziehungsplans vom Jahre 1833, „Prüfung des Buchſtabens, Forſchung, folglich Wiſſenſchaft der Hauptcharakter der lutheriſchen Häreſie, ſo mußte der Orden, welcher die Völker vor dieſer Irrlehre bewahren, in dem alten Glauben beſtärken ſollte, die gleiche Waffe, das iſt die Wiſſenſchaft, ergreifen und ſich damit rüſten, wenn er mit ihr den Kampf glücklich aufnehmen wollte. Es galt, die Ketzer mit den Waffen der Pädagogik und der Wiſſenſchaft zu bekämpfen. — Sie (die Jeſuiten) ſollten ſich der ſtudirenden Jugend annehmen und ſie vor dem Gifthauche der falſchen Lehre, die im Schmuckkleide der Wiſſenſchaft erſcheint, ſchützen. Darum war Schule und Wiſſenſchaft ihre eminente Aufgabe, ihre Hauptbeſtrebung.“

Schon Ignatius Loyola, der Stifter des Ordens, hatte dieſe Nothwendigkeit ſcharf in's Auge gefaßt, den Grundplan für den Jugendunterricht vorgezeichnet, ja um mit dem Beiſpiele der Demuth voranzugehen, ſich eine Zeitlang perſönlich am Unterrichtsgeſchäfte betheiligt. Doch erſt der energiſche Ordensgeneral Claudius Aquaviva ſtellte im Jahre 1599 die Ratio et institutio studiorum Societatis Jesu auf, durch welche die Constitutiones und Regulae des Loyola und ſeiner nächſten Nachfolger ihren Abſchluß erhielten. Bereits beſtand eine große Menge jeſuitiſcher Lehranſtalten, die ſich in ganz Europa, beſonders in Deutſchland, ungeheuer vermehrten. Groß war der Ruhm, der von dieſen Anſtalten ausging; eine päpſtliche Bulle nach der andern erſchöpfte ſich im Lobe und Preiſe der pädagogiſchen Thätigkeit der frommen Väter. Doch auch bei Nichtkatholiken fand ſie reiche Anerkennung und bis in unſre Gegenwart hinein üben die Anſtalten durch ihre vermeintlichen herrlichen Reſultate eine beſtechende Wirkung aus.

Obwohl es nun das Verdienſt K. v. Raumer's war, in ſeiner vortrefflichen Geſchichte der Pädagogik Weſen und Geiſt dieſer Anſtalten klar darzulegen und dadurch ein richtiges Urtheil über ihren Werth zu verbreiten, ſo that doch eine gründliche und eingehende Darſtellung dieſer Anſtalten und eine ſtrenge Beleuchtung ihrer Prinzipien Noth, zumal da gewiſſe populaire Bearbeiter wiſſenſchaftlicher Werke, wie z. B. Herr Fr. Körner, der in ſeiner Geſchichte der Pädagogik, einem Handbuche für „Geiſtliche und Lehrer beider chriſtlicher Confeſſionen,“ das charakteriſtiſche Beſtreben der Jeſuiten zu verwiſchen ſucht, ſtets ihr zahlreiches Publikum finden und zur laxen Auffaſſung und Beurtheilung mitwirken. Daher freuen wir uns, unſern Leſern eine neue gründliche Darſtellung des Schulweſens der Jeſuiten empfehlen zu können, die auf der treuſten und ſorgſamſten Durchforſchung der Quellen beruht.* Der Verfaſſer, Herr Dr. Weicker, Lehrer am königl. Pädagogium zu Halle, gehört einer Anſtalt an, die vermöge des ihr vom Begründer eingeprägten Geiſtes wohl mehr als irgend eine andere den Jeſuiten-Anſtalten diametral entgegenſteht; doch müſſen wir geſtehen, daß uns in dem vorliegenden Buche außer der Gründlichkeit der Forſchung nichts ſo wohlgethan hat, als die ſtrenge Gerechtigkeitsliebe, die ſtets auf der Hut iſt, dem ſittlichen Zorne zu viel nachzugeben, anerkennt, wo nur immer Anerkennenswerthes ſich findet und ſo gern ſich bereit zeigt, im zweifelhaften Falle lieber die beſſere, edlere Abſicht dem Gegner zuzuſchreiben.

Erlaube uns nun der Herr Verfaſſer, durch Vorlegung einiger Reſultate ſeiner Forſchungen unſern Leſern einen Einblick in ſein Werk zu gewähren.

Befragt man zunächſt die Ordens-Geſetze der Jeſuiten nach dem Zwecke, den ſie bei ihrer pädagogiſchen Thätigkeit befolgen, ſo ertheilen dieſelben uns Antworten ſo unverfänglicher Art, daß jeder Proteſtant ſie bereitwillig acceptiren könnte, ja faſt übereinſtimmend mit den Fundamentalſätzen eines A. H. Francke. „Die Schule, ſagt die Societät, bezweckt den Fortſchritt der Seelen in chriſtlicher Erkenntniß und chriſtlichem Leben, die Ausbildung des Chriſtenmenſchen; ſie will alle mit ihren Einrichtun-

* Das Schulweſen der Jeſuiten, nach den Ordensgeſetzen dargeſtellt von Dr. Guſtav Weicker, Kollege am königl. Pädagogium zu Halle. Verlag der Buchhandlung des Waiſenhauſes zu Halle, 1863. 288 S.

Digitized by Google

gen übereinſtimmenden Diſciplinen ſo überliefern, daß die Schüler dadurch zur Kenntniß und Liebe ihres Schöpfers und Erlöſers angeregt werden.“ So lauten die Erklärungen in den Constitutiones und der Ratio studiorum. Doch aus den Winken und Andeutungen der Declarationen, die nicht in die Hände der niederen Glieder der Societät und noch weniger in die von Fremden gelangen durften, geht ſehr bald hervor, daß alle jene Anſtalten der Jeſuiten auf nichts anders berechnet ſind, als ad majorem dei gloriam atque incrementum Societatis Jesu, alſo dem Orden immer neue wirkſame Glieder heranzubilden. Und von dieſer Seite betrachtet, iſt das von Loyola und Aquaviva geſchaffene Gebäude ein Kunſtbau von unübertrefflicher Vollkommenheit. Denn alle ſeine Theile, die größten wie die kleinſten, alle labyrinthiſchen Windungen und Schnörkel, alle vielfachen Gliederungen dienen nur der großartigen Einheit des Ganzen. Das Schul- und Univerſitätsweſen der Jeſuiten iſt das Hauptfundament für die ganze Geſellſchaft, ihre ewige Quelle, aus der ſie ſtets neues Lebenswaſſer ſchöpft, um neue Triumphe zu gewinnen und die ſtolze Herrſchaft glorreich zu erweitern. Hat man dieſen Grundgedanken erfaßt, ſo hat man an ihm den Ariadnefaden, der durch alle noch ſo verſchlungenen Gänge der dunklen und wunderbaren Sprache der Jeſuiten ſicher hindurchführt; und wo die Motive zu ſorgfältig und vielfach verheimlicht ſind, da ſetzt dieſe Auffaſſung uns wenigſtens in den Stand, die Wahrheit zu ahnen.

Mögen einzelne Anführungen uns dies beſtätigen.

Mit der Volksſchule und dem Elementar-Unterricht befaßten ſich die Jeſuiten grundſätzlich nicht; nur der Religions-Unterricht in ſolchen Anſtalten wurde von Prieſtern ihres Ordens ertheilt. Ein Grund dafür wird in den Ordensgeſetzen eigentlich nicht angegeben; wenigſtens ſcheint der angegebene, als fänden ſich nicht die dazu geeigneten Lehrer, nicht aufrichtig zu ſein. Es mochte ihnen dieſe Thätigkeit als zu undankbar erſcheinen. In den höheren Lehranſtalten erzogen ſie ſich Theologen, Lehrer, Propagandiſten und Beichtväter, und durch ſie erlangte der Orden Einfluß auf die vornehmeren Stände. An der Bildung des Volkes dagegen hatte er kein Intereſſe; im Gegentheil wünſchte er wohl eher daſſelbe kenntnißlos zu erhalten. Bedurfte er doch auch niederer Gehülfen, denen man gerade wegen Mangels an Bildung und Kenntniſſen gewiſſe Dinge mit um ſo weniger Gefahr anvertrauen konnte. Den Ordensgliedern war ausdrücklich verboten, ſolchen Gehülfen irgend welchen Unterricht zu ertheilen. Trotzdem mußten die Jeſuiten in Deutſchland, dem Lande der Volksſchulen, freilich eine Ausnahme machen und ſich in das Unvermeidliche fügen, weil die Proteſtanten ſo eifrig die Volksſchulen pflegten.

Das Feld der Jeſuiten waren alſo die Univerſitäten und die dazu vorbereitenden Schulen.

Indem wir uns zu den letzteren wenden, tritt uns gleich das bei der Aufnahme beobachtete Prinzip als ſehr bezeichnend entgegen. Hier gilt es vor allem, diejenigen herauszufinden, von denen der Orden ſich einſt weſentlichen Nutzen verſprechen kann, die wenig verheißenden aber auszuſcheiden. Menſchen z. B. von langſamem Geiſte zuzulaſſen, wird nicht beliebt; „wenn der Eintritt auch jenen ſelbſt förderlich ſein könnte, heißt es in den Vorſchriften, ſo muß die Societät doch ihre eigene Ehre in's Auge faſſen.“ (Alſo nicht die chriſtliche Liebe, die ſie als alleiniges Motiv bei Gründung von Schulen angeben.) Vor allen willkommen aber ſind die Söhne von Reichen und Vornehmen, die ſtets bevorzugt werden und gegen die den Lehrern eine beſondere Rückſicht in den Inſtructionen eingeſchärft iſt. Nächſt Geburt und Reichthum ſah man bei der Aufnahme von Schülern (14—16 Jahre war für dieſelben das zum Eintritt normirte Alter) ſtets auf geiſtige Begabung, raſche Faſſungskraft, gewandtes Benehmen und einnehmende Geſtalt. Wo letztere Eigenſchaften entſchieden hervortraten, entſchloß man ſich bei Armen auch zur unentgeldlichen Aufnahme. Es galten dabei ganz ähnliche Rückſichten wie bei den Klaſſen-Verſetzungen, die grundſätzlich nur den für eine höhere Stufe Reifen zu Theil werden ſollten, „nisi (iis) qui vere humiles et pii aut valde idonei sint.“ Wozu geeignet? fragt man. Nun, natürlich: ad Societatis functiones; eine in der Sprache der Jeſuiten ſich von ſelbſt verſtehende Ellipſe. Ebenſo nahm man auch Schüler auf, ohne daß ſie die Abſicht ausſprachen, dem Orden anzugehören, natürlich aber in der Hoffnung, ſie auf geſchickte Weiſe ſpäter zu dieſem Entſchluſſe zu bringen. Plump verfuhr man dabei nicht, vielmehr zeigten die Jeſuiten ihren feinen Takt. In den Lehrſtunden war es den Lehrern ſtreng verboten, irgend ein darauf bezügliches Wort fallen zu laſſen; wohl aber wurde es gewünſcht, daß in Privatgeſprächen den jungen Leuten der Weg zum Heile (ad pietatem (!) pertinentia, ſagt die Vorſchrift) an's Herz gelegt werde; bezeigte dann der Schüler Luſt zum Eintritt, ſo wurde ſein Beichtvater davon benachrichtigt, welcher die weitere Bearbeitung deſſelben in ſeine Hände nahm. Welche nie auszulernende Kunſt die Jeſuiten bei derartigen Manipulationen von jeher entwickelt, iſt bekannt. Gewarnt wird ausdrücklich in den Vorſchriften vor jedem haſtigen Eifer. Die „kluge Liebe,“ ein Lieblingsausdruck der Jeſuiten, ſolle im Verkehre mit den Leuten ſtets walten. Ein kluges Gewinnen der Menſchen wird den Rectoren der Schulen ausdrücklich zur Pflicht gemacht: „amicos conservare, et eos, qui male erga nos affecti sunt, praecipue si homines sint non vulgaris auctoritatis, orationibus et rationibus convenientibus in amicitiam revocare vel saltem, ne adversarii sint, efficere studeat.“ Wer ſieht nicht in dieſen Worten die unendliche Schmiegſamkeit, das ſanfte, ſich einſchmeichelnde, herablaſſende Weſen der frommen Väter, die ſo trefflich ſtets den richtigen Punkt in der Menſchen Seele aufzufinden verſtehen, um ſich ihr Vertrauen zu gewinnen! Wie leicht laſſen ſie mit ſich leben, wie bereitwillig ſchieben ſie alle ſtreitigen, entgegenſtehenden Punkte, die Mißtrauen oder Anſtoß veranlaſſen könnten, und beträfen ſie das Heiligſte der Kirche, als gleichgültig hinweg, als thäte es nichts zur Sache, wenn es gilt, Freunde der Societät zu erwerben! Ausdrücklich wird vorgeſchrieben: „Lehren, von wem ſie auch immer herrühren, welche in irgend einer Provinz bei den Gläubigen Anſtoß erregen könnten, ſollen die Lehrer nicht vortragen. Denn wenn nicht Glauben und Frömmigkeit darunter leiden, ſo fordert die kluge Liebe, daß die Unſern ſich denen anbequemen, mit denen ſie es zu thun haben.“ Sehr richtig ſetzt der Verfaſſer hinzu, die Klauſel in dem Grundſatz werde durch die Allgemeinheit der Vorſchrift faſt bedeutungslos.

Bei der großen Ausdehnung und ſtreng moraliſchen Einrichtung der Geſellſchaft ſchien ein vollſtändiges gegenſeitiges Ueberwachungs-Syſtem aller Glieder erforderlich. Daher die ewige Spionage und das Denunciantenweſen, das die ganze Geſellſchaft durchzieht und ſich natürlich auch bis in die geheiligten Stätten der Schule erſtreckt. Bei ſeiner alljährlichen Viſitation der einzelnen Anſtalten war der Provinzial angewieſen, jeden Lehrer beſonders zu befragen, wie er vom Rector behandelt werde, was er von ihm denke, ob er wiſſe, wie der Rector von ihm, dem Provinzial, denke und dgl.; und ganz ähnliche Fragen war er gehalten, auch den Schülern vorzulegen. Natürlich war ihm dabei auf's ſtrengſte eingeſchärft, ſich auch nicht durch das leiſeſte Zeichen merken zu laſſen, was und von wem er etwas erfahren habe. Auch ſollte er ſich hüten, leicht alles zu glauben, aber dennoch alles ſich ſorgſam notiren und danach ſeinen Bericht an den General abfaſſen.

Die unſern Gymnaſien entſprechenden Anſtalten der Jeſuiten, Studia inferiora genannt, beſtanden aus fünf Klaſſen. Die unterſte hieß: Grammatica infima oder Rudimentum; dann folgten 4. Grammatica media, 3. Syntaxis, 2. Humanitas, 1. Rhetorica. Die Abſtufung war nach den Fortſchritten im Lateiniſchen, der Mutterſprache der Jeſuiten, abgemeſſen. In der Rhetorica ſollte die vollkommene Aneignung und der freie Gebrauch der lateiniſchen Sprache in gebundener und ungebundener Rede und jeder Kunſtform erzeugt werden. Das Latein nahm daher auf der ganzen Anſtalt durchaus die erſte Stelle ein, in einer Ausdehnung, vor der die etwa hier und dort vermeinte Bevorzugung dieſer Sprache in jetziger Zeit völlig verſchwindet. Das Griechiſche trat bei weitem zurück. Gegen einen Unterricht in der Geſchichte und Geographie war die Geſellſchaft äußerſt mißtrauiſch; er könne, meinte man, gar zu leicht zu antichriſtlichen und liberalen Ideen führen, mithin ſehr leicht gefährlich werden. Doch machte ſich der Drang der Zeit hier geltend. Ebenſo war die gänzliche Vernachläſſigung der vaterländiſchen Sprache und Literatur in neuerer Zeit nicht mehr durchzuführen; und ſo ordnete im Jahre 1832 der Ordens-General Roothan an, daß „vorzüglich der vaterländiſchen Sprache und Literatur größerer Fleiß geſchenkt werde.“ Demgemäß finden wir, daß auf dem deutſchen Gymnaſium der Jeſuiten in Freiburg die Primaner in deutſchen Vorträgen, Disputationen und Aufſätzen geübt wurden; aber in Betreff der deutſchen Literatur bildeten Klopſtock's Meſſiade, des Jeſuiten Denis Ueberſetzung des Oſſian, Mamoſer's ſchlechte Schauſpiele und eine von einem Franzoſen (!) herausgegebene Anthologie die einzige Lektüre, die ihnen geboten wurde. Und das geſchah im Jahre 1845!* Selbſt dieſe ſtiefmütterlichen Zugeſtändniſſe müſſen den ehrwürdigen Vätern recht ſchwer geweſen ſein; denn noch im Jahre 1854 erklärt der Ordens-General Beckx in einem Schreiben an den öſterreichiſchen Miniſter des Unterrichts es für ein Unglück, daß die deutſche Sprache faſt überall die lateiniſche im Gebrauch verdrängt habe, welches blos dadurch entſtanden, daß „der ſogenannte große Reformator der Re-

* Die Angabe hat der Verfaſſer entnommen aus Hahn's Erinnerungen eines ehemaligen Jeſuiten-Zöglings. Leipzig 1862, die derſelbe häufig rühmt, als eine äußerſt lebendige und anſchauliche Schilderung des Schülerlebens auf den Jeſuiten-Anſtalten.

Digitized by Google

ligion in Deutſchland mit ſeinen Genoſſen gegen den Gebrauch der lateiniſchen Sprache anſtürmte," wie derſelbe General es für einen ſchlechten Dienſt nicht nur gegen die Wiſſenſchaft, ſondern auch gegen die bürgerliche Geſellſchaft hält, „wenn man durch gelehrte, in der Mutterſprache angeſtellte Forſchungen die Wiſſenſchaft auch denjenigen zugänglich machen will, welche für ihr Verſtändniß und ihren Gebrauch nicht die nothwendige Vorbildung beſitzen; wodurch denn eine Menge ſolcher, die keinen Beruf dazu haben, veranlaßt werden, ſich zu ihrem Verderben mit allerlei Wiſſenſchaften und Schriftſtellereien befaſſen zu wollen, anſtatt ſich einfach an dem (sic!) zu halten, was ihrem Stande und ihren allſeitigen Verhältniſſen angemeſſen iſt und ihnen und Anderen zu wahrem Nutzen gereichen kann."

Wenn nun aber die ganze Kraft ſo entſchieden auf das Lateiniſche und nächſtdem auf das Griechiſche geworfen wurde, ſo ſtände zu erwarten, daß die Reſultate die ausgezeichnetſten wurden. Und fürwahr, wenn wir von dem beiſpielloſen Wetteifer hören, der fortwährend unter den Schülern lebte, wenn man von den rhetoriſchen Kunſtprodukten, den Disputationen und poetiſchen Erzeugniſſen hört, die bei den ſo oft eintretenden feſtlichen Examentagen öffentlich produzirt wurden, — wir könnten, wie Unzählige in früheren Zeiten, durch den Glanz dieſer Schauſtellungen vielleicht uns noch blenden laſſen. Doch wird unſer Urtheil ſehr herabgeſtimmt, wenn wir erkennen, daß dieſe Prunkfeſte das große, alleinige Ziel des ganzen Unterrichts in den alten Sprachen waren. Denn vom erſten Anfang bis zum Abſchluß deſſelben liegt ihm nichts als das nackte Prinzip der formalen Ausbildung im eigenen Gebrauche der alten Sprachen zu Grunde. Nicht die Erfaſſung des Inhaltes bei den Werken des Alterthums, nicht die Uebung, durch eigene Thätigkeit zum Verſtändniß der Schriftſteller zu gelangen, nicht eine moraliſche Wirkung, noch die Vermittelung eines äſthetiſchen Genuſſes war der Zweck, ſondern nur die einſeitige, ſtiliſtiſche und verſificatoriſche Fertigkeit. „Durch die Klaſſiker ſoll die Sprache der Hellenen, beſonders aber der Römer gewonnen, der Stil gebildet werden und nichts weiter, nichts anders," ſagt ausdrücklich der Verfaſſer des oben genannten bayeriſchen Lehrplans. Nicht die Autoren ſelbſt, erzählt Fr. Jakobs, gaben die Jeſuiten den Schülern in die Hände, ſondern nur Chreſtomathieen und Abſchriften einzelner von ihnen umgemodelter Stellen, deren Verfaſſer ſie ihnen nicht einmal nannten. „So kam es, daß dieſe Studenten den Horaz nicht einmal dem Hörenſagen kannten." Und dieſe ſo zuſammengeſtellte Lektüre wurde nur für grammatiſche und ſtiliſtiſche Ausbildung verwerthet, bis man denn in der Klaſſe der Rhetorik in allem Ernſte den Wettſtreit mit den antiken Meiſtern unternahm, denen man die Macherei abgeſehen zu haben glaubte; und ſo entſtanden denn jene wunderbaren Kunſtprodukte, die in glänzenden Verſammlungen mit Pomp vorgetragen, unter Prämiirung der Verfaſſer und Anpreiſung in den öffentlichen Blättern, als Denkmäler des Ruhmes und koſtbare Schätze in die Bibliotheken der Geſellſchaft übergingen, Werke, von denen der Verfaſſer des bayeriſchen Lehrplans vom Jahre 1833, um der Prahlerei und dem Unverſtande die Krone aufzuſetzen, der erſtaunten Gegenwart verkündet, „daß ſie, neben die Poeſien der alten Römer und Griechen geſtellt, von dieſen nicht unterſchieden werden können. Die Bibliotheken der Societät Jeſu weiſen Werke von Jeſuiten verfaßt auf, welche Reden, Geſchichten, epiſche Gedichte, z. B. Chriſtiaden, lateiniſch und griechiſch geſchrieben, enthalten, die das klaſſiſche Gepräge tragen, und deren Verfaſſer nach dem Ausdruck und der Kunſt ganz würdig neben Demoſthenes und Cicero, neben Thukydides und Tacitus, neben Homer und Virgil ſtehen."

Und alles dies wurde erreicht durch eine conſequente, wahrhaft fürchterliche Anſtachelung der Eitelkeit und des Ehrgeizes, die die Herzen vergiftete und jede ruhige und edlere geiſtige und ſittliche Entwickelung im Keime erſtickte. Grauſenerregend iſt das Bild, das uns der Verf. davon entwirft, in welchem Grade die ganze Anſtalt von einem Gewebe von Einrichtungen durchzogen war, welche alle auf ſyſtematiſche Anſpornung des Ehrgeizes hinausliefen. Befriedigung der Eitelkeit und des Ehrgeizes wurde zum einzigen Lernmotiv erhoben. Eine brennende Begierde, den aufgeſtellten aemulus tagtäglich durch beſſeres und ſchnelleres Wiſſen zu übertreffen, ihm den Vorrang abzulaufen, ihm Schwierigkeiten zu bereiten, Fallen zu legen, ihn durch Aufpaſſerei und Angeberei auf jede Weiſe zu ſtürzen, wurde von Anfang an den Schülern eingeflößt; ſie beherrſchte die jugendliche Seele die ganze Schulzeit hindurch und wurde auf der Univerſität durch die fortwährenden Disputationen zum glühendſten Ehrgeize geſteigert.

Durch jene zahlreichen Schauſtellungen ihrer Schüler aber, wobei die Lehrer ausdrücklich angewieſen waren, zu loben und die Hörer darauf aufmerkſam zu machen, wenn etwas Gutes vorgebracht wurde, — durch dieſe Prunkfeſte und Paraden verbreiteten die ehrwürdigen Väter einen Glanz um ihre Anſtalten, der das Zuſtrömen von Schülern aus allen Gegenden und Nationen bewirkte. Und wenn wir nun ſehen, wie die Schulen und noch mehr die Univerſitäten auf's genaueſte nur darauf berechnet waren, für die Geſellſchaft routinirte und gehorſame Glieder zur Bekleidung der höheren Stufen im Orden und in der Kirche heranzubilden, ſo erkennen wir die Wahrheit von jenem naiven Ausſpruch eines alten Geſchichtsſchreibers der Geſellſchaft Jeſu, den der Verfaſſer anführt, daß die Schulen nur zum Köder dienen ſollten: „Scholas et Musarum delicias media dumtaxat esse et escam, qua alliciantur homines et necessaria ad salutem (d. i. natürlich ad functiones Societatis) doceantur."

Völlige Hingabe des äußeren und inneren Menſchen an die Zwecke der Geſellſchaft wurde verlangt. Mit Leib und Seele, mit Habe und Gut ſollte der Novize ſich ihr geloben, Freundſchaft und Liebe, alles, alles, was ihn mit der Welt verband, ſollte er in heiliger Liebesflamme freiwillig zum Opfer bringen, um im Dienſte der Geſellſchaft allen Erſatz zu finden. War er im Beſitze von Gütern, ſo wurde er zuerſt belehrt, daß es ein Zeichen von Weltentſagung ſei, wenn er dieſelben nicht ſeinen Verwandten zuwende, ſondern —? nun, man wußte ſich verſtändlich zu machen. Nach den zwei Jahren der Prüfungszeit bis zur Ablegung der Gelübde, konnte man wohl darauf rechnen, daß der Novize die „ungehörige Liebe zu Eltern und Verwandten" aus ſeiner Seele entfernt haben werde. In dem fürchterlichen Worte der ſchwärmeriſch hingegebenen und zerknirſchten Novizen: Habebamus parentes, non habemus, woran ſie „ut loquendi modus sentiendi modum juvet," triumphirte die ſeelenbeherrſchende Macht des Ordens. Fürwahr, durch Nichts konnte der Verfaſſer hiefür einen trefflicheren Beleg gewähren, als durch Mittheilung eines Briefes, den ein Jeſuiten-Novize, der ältere Reinhold (Karl Leonhard), nach Aufhebung des Jeſuitenordens aus dem Probationshauſe bei St. Anna zu Wien an ſeinen Vater ſchrieb. Niemand kann dieſer Gewiſſensangſt und Seelenqual zwiſchen natürlicher Kindesliebe und dem Ringen nach Abtödtung derſelben, wozu der eingeflößte Wahn von Heiligkeit und Verdienſtlichkeit ihn treibt, ſeine innigſte Theilnahme verſagen und wir können uns daher nicht enthalten, die Stelle zum Schluſſe herzuſetzen. Nach einem Eingange voll Wehklagen ob des Strafgerichts, welches über den Unglauben und die Sittenloſigkeit der Welt durch die Auflöſung ſeiner heiligen Mutter, der Geſellſchaft Jeſu, hereingebrochen ſei, erzählt R. den Hergang des Schlußaktes in der Anſtalt. Den Novizen wurde im Namen des Pater Rector eröffnet: die Verbindlichkeit, ihm und der Regel zu gehorchen, wäre zwar mit dem Orden nunmehr aufgehoben; aber Se. Hochwürden hoffe, Jeder, der ſeine heilige Regel mehr nach dem Geſetze der Liebe, als des Zwanges beobachtet habe, werde nun das Andenken an ſeine Mutter, die Societät, ſo werth halten, daß er auch nach ihrem Tode gern ihrer Anweiſung gemäß leben werde, ſo lange es ſich thun ließe. Hierauf fährt der 15—16jährige Knabe an ſeinen Vater alſo fort zu ſchreiben: „Mir fiel nun wohl ein, daß ich wieder zu meinen lieben Eltern nach Hauſe müßte. Allein da mich das Geſetz der Liebe, an welches uns der Manuductor erinnerte, noch immer an meine heilige Regel hielt, ſo wagte ich es nicht, mit Wiſſen und Willen an Sie und an das elterliche Haus zu denken, eine Sache, die ohne Verletzung der Regel nie anders geſchehen darf, als in der Abſicht für Eltern und Angehörige zu beten. Ein ſo eifriger Chriſt wie Sie, mein beſter Papa, weiß beinahe ſo gut als ein Geiſtlicher, daß es heiligere Bande giebt, als jene der ſündhaften Natur, und daß ein Menſch, der dem Fleiſche abgeſtorben iſt und nur noch dem Geiſte lebt, eigentlich keinen andern Vater mehr haben könne, als den himmliſchen, keine andere Mutter, als ſeinen heiligen Orden, keine anderen Verwandten, als ſeine Brüder in Chriſto und kein anderes Vaterland, als den Himmel. Die Anhänglichkeit an Fleiſch und Blut iſt, wie alle Geiſtlehrer einſtimmig behaupten, eine der ſtärkſten Ketten, mit denen uns Satan feſt an die Erde ſchmieden will. Ich hatte auch wirklich mit dieſem Erbfeinde unſerer Vollkommenheit geſtern Abend, die Nacht und den heutigen Morgen über einen faſt eben ſo beſchwerlichen Kampf, als gleich im Anfange meines geiſtlichen Standes. Denn alle Augenblicke zauberte er mir Papa und Mama, Brüder und Schweſtern, Onkel und Tanten, ſelbſt unſer Stubenmädchen nicht ausgenommen, vor die Augen des Geiſtes. Sie können ſich die Gewiſſensangſt vorſtellen, die ich auszuſtehen hatte, bis endlich heute 9 Uhr Morgens der Manuductor ankündigte: der Pater Rector erlaube uns allen, an unſere Angehörigen zu ſchreiben und ſie auf unſere Zurückkunft vorzubereiten. Zu größerer Beruhigung meines Gewiſſens begehrte ich für meine Perſon vom Manuductor beſondere Erlaubniß, nicht nur beim Schreiben, ſondern auch den ganzen Tag über an meine nächſten Blutsfreunde denken

Digitized by Google

zu dürfen. Ich erhielt ſie auch, die Zeiten der Meditation, der geiſtlichen Leſung und des Angelus Domini ausgenommen. Den leidigen Verſucher noch mehr zu quälen und mir noch obendrein das Verdienſt des Gehorſams zu machen, ging ich vor dem Schreiben zu unſerm Pater Rector ſelbſt auf die Stube und erſuchte ihn, mir das Nachhauſeſchreiben in Kraft des heiligen Gehorſams zu befehlen.“ Schließlich bittet der Sohn den Vater um ein beſonderes Zimmer im elterlichen Hauſe, um dort nach Möglichkeit die Lebensart fortzuſetzen, die er nun Gottlob! bei den Jeſuiten ſo ziemlich erlernt habe. „Von nun an ſoll weder Magd, noch Stubenmädchen, noch auch eine meiner Schweſtern hineinkommen. Meine liebe Mutter aber laſſe ich erinnern, daß der heilige Aloyſius ſeiner fürſtlichen Mutter niemals in's Angeſicht ſah. Ich werde in der Welt leben, ohne der Welt zu leben ꝛc.“ — Man ſieht, wie gut es die Jeſuiten verſtanden, allen geſunden Sinn durch Einzwängung in beengende Formen verkrüppeln zu laſſen, und wie ſie an die Stelle der natürlichen Zuneigung nicht Liebe zu Chriſto, ſondern lediglich Anhänglichkeit an den Orden zu ſetzen wußten. S.

## Wilhelm Böhmer über die Lehrunterſchiede der katholiſchen und evangeliſchen Kirchen.*

Die Idee des Friedens iſt eine der großen Ideen des Chriſtenthums, welche ihm ſeine kulturhiſtoriſche Bedeutung für alle Zeiten gewährleiſtet haben. Dieſer „ireniſche“ Standpunkt hat auch zu allen Zeiten warme Anhänger unter ſämmtlichen Gemeinſchaften der Chriſtenheit beſeſſen. Der Wunſch, daß „Ein Hirt und Eine Heerde“ die zerſtreuten Glieder vereinige, iſt ein herzerhebender Wunſch, er iſt aber unendlich ſchwer zu verwirklichen. Durch gleichgültige Aufopferung des hiſtoriſch Gewordenen, durch Hintenanſetzen der heiligſten Prinzipien und Erkenntniſſe ſind Einheit und Friede nicht blos zu theuer erkauft, ſie laſſen ſich auch gar nicht um ſolchen Preis erkaufen. Die farbloſe Allgemeinheit jener nur ſubjektiven Humanitäts-Religion, die nicht zu der äußeren Wirklichkeit hinausreicht und alſo auf Ausgeſtaltung d. h. auf Geſetz und Verfaſſung, und ſei ſie die allerfreieſte und weiteſte, verzichten muß, bringt keine Einheit und keinen Frieden, denn ſie ignorirt die Gegenſätze, ſtatt ſie auszugleichen. Damit wird zuletzt alle Religion eingeſargt und begraben, und der religiöſe Fortſchritt, den man erſtrebt, geradezu abgeſchnitten. Mehr als ein Ikarus der vormärzlichen Epoche fiel 1848 aus dem Himmel der Religion in die Erdrevolution der Politik hinein. Warnende Beiſpiele! Wer die Geſchichte der chriſtlichen Kirchen aus den Quellen ſtudirt hat, vermeidet ſolche Irrwege; er behält die durch die Jahrhunderte tauſendfach verbrieften Unterſchiede im Auge, er bleibt der Wirklichkeit getreu; er ſucht und findet die Einheit in den Unterſchieden ſelbſt!

Das war der Weg, den Herr Prof. Wilhelm Böhmer zu Breslau eingeſchlagen hat, als er die Lehrunterſchiede der katholiſchen und evangeliſchen Hauptkirchen darzuſtellen, zu prüfen und auf Grund ihrer relativen Vergleichsfähigkeit zu vereinbaren unternahm. Es konnte dem verehrten Lehrer der evangeliſchen Theologie die Preisgabe irgend einer prinzipiellen Anforderung des Proteſtantismus nicht in den Sinn kommen, im Gegentheil, wir dürfen ſein Buch eine tiefgründliche Apologie des Proteſtantismus nennen; allein zu unſerer lebhaften Freude erblicken wir dieſe Apologie der beiden proteſtantiſchen Hauptkirchen, der Reformirten wie der Lutheraner, ebenmäßig und voll deſſelben ireniſchen Geiſtes als eine gerechte Würdigung des Katholicismus ausgeprägt. Herr Prof. Böhmer hat das noch unvergeſſene „königl. Wort“ zum Motto gewählt:

„Wer auf den Felſen des Rechts ſich geſtellt hat,
Steht auf dem Felſen der Ehre und des Sieges.“

Nicht ein ſchnödes Feilſchen um dogmatiſche Spitzfindigkeiten, ſondern das geſunde, ernſt erwogene Urtheil eines Mannes, welcher dem Spruch der unparteiiſchen Gerechtigkeit in ſtiller Andacht lauſcht, hat dem Verfaſſer ſeine Sätze diktirt. Achtung vor den Heiligthümern jeder Confeſſion, iſt diejenige Geſinnung, welche der moderne Staat von ſeinen Bürgern verlangen muß, doch leider ſelten ohne Vorbehalt gewährt bekommt. Der Schreiber der „Lehrunterſchiede“ gewährt ſie mit aller Entſchiedenheit und allem Freimuth. Er iſt deshalb von den extremen Ultra's arg verketzert worden, und man weiß ja, wie vielerlei Ultra's es giebt. Einerſeits hat man den braven Gottesgelahrten „ſtarker römiſcher Sympathien“ beſchuldigt, andererſeits ihm Behauptungen untergelegt, welche ſtark nach „Rationalismus“ ſchmecken. Herr Prof. Böhmer darf es den Gegnern getroſt überlaſſen, wie ſie dieſe Angriffe in Uebereinſtimmung ſetzen. Die „geſunde Vernunft“ als ein dienſtbares Werkzeug des göttlichen Geiſtes kann keinen Gegenſatz zu Gottes Offenbarung begründen und wer Elemente des reinen Evangeliums auch im Katholicismus anerkennt, der hat die Treue ſeines echt evangeliſchen Herzens nicht erſchüttert, ſondern erſt recht erwieſen. Wir müſſen den beklagen, welchem das Verſtändniß für dieſe Auffaſſung abgeht. Sollte das Chriſtenthum immer ein ausſchließliches ſein? Herr Prof. Böhmer iſt vor Allem Chriſt, der Erlöſer Chriſtus iſt ihm „einziger, untrüglicher Lehrer im Chriſtenthum, ſein einziges vollendetes Vorbild im Leben!“ Da ruht der Eckſtein aller chriſtlichen Confeſſionen, da der gemeinſame Boden religiöſer Verhandlung! Das von Menſchenſatzung befreite, das im Evangelium bezeugte Chriſtenthum giebt unſerm Autor den unverfälſchten, unzweideutigen Maßſtab an die Hand. Er hat Ehre und Dank deshalb verdient. Möchte ſein Werk die unbefangene Anerkennung davon tragen, welche die chriſtliche Welt den wahren Freunden der Verſöhnung, des Friedens, den Bekennern des Glaubens, der Liebe ſchuldet!

Trauttwein v. Belle.

* Die Lehrunterſchiede der katholiſchen und evangeliſchen Kirchen. Darſtellung und Beurtheilung. Von Wilhelm Böhmer. Zweiter (Schluß-) Band. (Mit einer vorgedruckten Abwehr von Beſchuldigungen). Breslau 1863. E. Morgenſtern.

# Dänemark.

## Aeltere deutſche Sünden wider Dänemark.

### Ein Beitrag zur Geſchichte Struenſee's.*

Wenn der Märchendichter Anderſen und ſein nimmer ruhendes Genie nicht wäre, hätte Dänemark in neueſter Zeit eigentlich gar keine literariſche Größe aufzuweiſen, die der Beachtung des Auslandes werth wäre. Anderſen gehört durch deutſche Vermittelung der ganzen Welt an; er iſt aber Däne von Geburt, deshalb wirft ſein Name einen glänzenden Schein auf ſein Vaterland und deſſen Literatur zurück und dieſerhalb laſſen ſich die Dänen den „Liebling der Jugend“ und ſeine nicht tendentiöſen Schöpfungen gefallen. Die Kopenhagener Herren von der Feder müſſen ihm Weihrauch ſtreuen, wenn ſie auch nicht unterlaſſen können, dabei manches ſcharfriechende Körnchen ihrer gekränkten Eitelkeit mit zu verbrennen. Sieht man von Anderſen ab, ſo findet der vorurtheilsloſe Beobachter, daß ſich ſeit 1848 in der däniſchen Literatur (wir wollen dieſelbe ſo nennen!) faſt nur die Leidenſchaft ſtatt des Genie's, die Manier ſtatt der Kunſt vorgedrängt hat. Eine effektvolle Zeitungs-Literatur iſt dadurch allerdings entſtanden, ſo effektvoll, daß ſelbſt ein deutſcher Bandit wie Bollman, da er in den däniſchen Staats- und Zeitungsdienſt trat, ſich beſchämt ſagen konnte, er hätte in den däniſchen Redacteuren ſeine Meiſter gefunden, was viel ſagen will — aber das iſt auch Alles. Im Uebrigen ſind jetzt auf dem Gebiete der nicht periodiſchen däniſchen Literatur Männer wie Carl Bernhard, Bögh und P. C. Ploug die Matadore, vor denen ſich Jeder beugen muß und beugt, wenn er nicht Verräther ꝛc. geſcholten werden oder ſein Eigenthum der Volkswuth preisgeben will, wie z. B. Baron Dirckinck-Holmfeld. Daß die genannten Meiſter in ihrer Art Genie beſitzen, darf man ihnen nicht abſprechen, nur ſteht es mitunter mißlich um ihre Moral und ihr Wiſſen. Herr Bernhard iſt z. B. ſo patriotiſch unwiſſend, daß er die wendiſchen Gottheiten „Svantevid und Zernebok und Radegaſt und Flins,“ deutſche Götter nennt und noch dazu in einer Schrift, die für das ganze Volk beſtimmt iſt, nämlich im „Folkekalender for Danmark,“ der dort noch einen höhern Rang einnimmt wie bei uns Berthold Auerbach's Volkskalender. Die zweitgenannte Größe macht beſtellte Vignetten- und andere Gelegenheitsverſe, ſchreibt auch gute Stücke — gerade nicht ab, fabricirt aber ſchlechte Poſſen aus ihnen, iſt aber ein tüchtiger Redacteur, der ſich auf den Zug verſteht ebenſo wie der dritte, der größte Mann unter den großen — Studenten Dänemarks. Herr Ploug bekommt alles fertig, und ſollte ſich in ſeiner Zeit Streit um den Mond erheben, dann würde er beweiſen, daß dieſer Erdtrabant urſprünglich von Dänen entdeckt und koloniſirt wurde, und er könnte dies wie ſo vieles andere, ſo lange er ſeine bisherigen Leſer und Zuhörer behält, die ſämmtlich mit einer dem Monde zugeſchriebenen Krankheit behaftet ſcheinen, denn anders iſt es nicht möglich, ihren Glauben und ihre Geduld zu erklären. Herr Ploug iſt ein allum-

* Ein anderer Beitrag iſt ſoeben in folgendem höchſt intereſſanten Werke erſchienen, deſſen nähere Beſprechung wir uns vorbehalten: „Die Verſchwörung gegen die Königin Caroline Mathilde von Dänemark und die Grafen Struenſee und Brandt. Nach bisher ungedruckten Original-Akten und nach L. J. Flamand, in ſelbſtändiger Bearbeitung von G. F. v. Jenſſen-Tuſch.“ Leipzig, H. Coſtenoble, 1863.

Digitized by Google

faſſendes Genie, er redigirt ſein „Faedrelandet" meiſterhaft, iſt unerſchöpflich im Erfinden neuer, ſowohl der einfachſten als complicirteſten Schimpfwörter, darob ſelbſt ſeine Landsleute erſtaunen; auch macht er „fine Speculationer," indem er gefälſchte Aktenſtücke druckt und als echte ausgiebt, wie z. B. den berüchtigten Brief „To the Editor of the Saturday Review,"* deſſen Autorſchaft der unterzeichnete Runenforſcher und Prof. George Stephens in Kopenhagen privatim und öffentlich (in dem Blatte „Danmark") beſtreitet. Trotz dieſer vielſeitigen Verwendung bleibt dem Ehrenmanne noch Zeit übrig, „die ſkandinaviſche Literatur mit herrlichen Gedichten zu bereichern," wie das Stockholmer Aftonbladet ſeinem Freunde und Ebenbürtigen nachredet. Dieſe Gedichte ſind theils urthümlich, theils kunſtvoll geſchöpft, aber immer ſo ſchwunghaft, daß ſie meiſt an's Komiſche gränzen, man höre z. B. die folgende Strophe aus ſeinem „berühmteſten" Gedicht, um „Nordens Eenhed" (Einheit), darin er ob der zerſplitterten ſkandinaviſchen Kraft jammert, die

„Wurſt und Schinken von fremdem Tiſche kaute!"
(Tyggede Sul fra Fremmedes Bord.)

oder in ſeinem Preis der däniſchen Sprache, von der er an einer Stelle ſagt:

„Meine Sprache (däniſch) iſt gleich dem Sperling im Kranichstanz" (tranedands), aber

„Dennoch rollte (rulled) ſie oft vom hohen Deck herab!"

womit er auf die unter norwegiſchen Seehelden erfochtenen Siege anſpielt. Im Uebrigen klingt aus all ſeinen Liedern ein Prahlen, ſowie ein Wuth- und Racheſchnauben, das einem Cherokeſen Ehre machte oder, was daſſelbe ſagen will, einem „dansk Viking," der eine engliſche Strandhütte erobert und niedergebrannt hatte.

Gegenüber einer ſolchen Literatur, die ſelbſt auf wiſſenſchaftlichem Gebiete „um des Vaterlandes willen" aus Schwarz Weiß macht, iſt es eine ſchwere Aufgabe, einen andern Stoff der Beſprechung zu finden, als den uns Anderſen bietet. Wohl giebt es in Dänemark noch einige Männer, die da verſuchen, aufzukommen, aber ſie werden todtgeſchrien oder todtgeſchwiegen, weil ihre Arbeiten nicht „tendentiös" ſind, d. h. nicht auf Schleswig-Holſtein und Deutſchland ſchmähen. Von ſolchen Schriftſtellern, denen es noch vorbehalten iſt, die däniſche Literatur zu regeneriren, nennen wir Anton Nielſen, den Verfaſſer der Bilder ſeeländiſchen Volkslebens,** in denen wirklich Tiefe des Gefühls, Beobachtungsgabe und ein idylliſcher Zug zu finden iſt. Eine Beſprechung dieſes Werkchens behalten wir uns noch vor.

Für heute greifen wir jedoch auf etwa hundert Jahre zurück und nehmen eine 1772 erſchienene Schrift des berühmten däniſchen Hiſtoriographen Jacob Langebeck (geb. 1710, † 1775) zum Vorwurf. Wir hoffen, aus derſelben das Wahrhafte des däniſchen Weſens und den Haß auf den jetzt noch geſchmähten deutſchen Reformator Struenſee zu erklären. Langebeck iſt auf dem Gebiete däniſcher Geſchichtsforſchung ein Stern erſter Größe und ein Rival Suhms, wie auch unſer Dahlmann zugiebt; um ſo greller dürfte das Licht ſein, welches auf ihn, als (hochgebildeten!) Dänen und auf die Maſſe ſeiner Landsleute fällt, wenn man die von ihm herrührende Schrift betrachtet: „Freimüthige Gedanken über den ebenſo unerwarteten wie großen Rachetag, den 17. Jannar 1772" (Frimodige Tanker over den ſaa uventede, ſom ſtore Hevnens Dag, den 17. Januarii 1772). Im Angeſichte der neuen Forſchungen von Jenſſen-Tuſch und Flamand, durch welche die Unſchuld der Königin Caroline Mathilde, ſowie Struenſee's und Brandt's, auf das Unzweifelhafteſte feſtgeſtellt wird, werfen die ſogenannten „freimüthigen Gedanken" ein um ſo eigenthümlicheres Schlaglicht auf den Charakter ihres Autors.

Der Verfaſſer ſagt in der Vorrede ſeines Werkes, daß ihm Poeſie unausſtehlich, daß er durchaus kein Poet ſei, daß er aber dennoch die Gedichtform wählen mußte, „weil dieſe doch einen Klang und Nachklang im Ohr hinterläßt." Es mußte alſo ein Gedicht werden, „aber es wurde auch danach." Nachfolgende Probe, welche eine wörtliche Ueberſetzung zuließ, wird dieſen Ausſpruch des Autors bekräften und zugleich zeigen, daß wir weniger auf den Reim des Textes, als auf die Unzahl der beigegebenen Noten zu achten haben:

„Ich ſagte: Ach mein Gott, wann willſt Du Dich erbarmen!
Dein Zion ſehr verlangt nach Deiner Gnade Armen,
Vom Könige und Volk abwend doch Zornes Reis
Und laß der Falſchen Rath wegſchmelzen wie ein Eis."

Eine Kritiſirung dieſer Noten, wie des darauf bezüglichen Textes, dürfte überflüſſig ſein, die nackte theilweiſe Anführung derſelben iſt an ſich eine Kritik des damaligen däniſchen Volksgeiſtes und ein Beweis, daß der Geiſt des Fortſchrittes ſich damals wie heute nicht auf Seite der Dänen, ſondern der „Deutſchen in Dänemark" befand. Die Textesſtellen werden wir uns erlauben mit einem T, die Anmerkungen hingegen mit einem N zu bezeichnen.

T. Sie (die Königin und ihr Anhang) vermehren die Seufzer der Elenden, verſperren den Armen und Bedrängten den Weg zum König und ſeinen Collegien, machen jeden Zugang ſchwer, jeder Weg iſt verſperrt, ſie rücken aus dem Wege alles, was ihnen hinderlich ſein könnte, Miniſter und Conſeil und was irgendwie den Namen von Obrigkeit und Collegien trägt, ja Garde und Leibwacht muß fort, dem Lande zum Nutzen, kurzum alles Alte fegen ſie haufenweiſe aus.

N. Man hörte viele und abſonderliche neue Veranſtaltungen über Poſtweſen und Portofreiheit, über Stempelpapier, Supplicationen, Penſionen ꝛc., wodurch die Armuth am meiſten leiden (!) mußte. — Das Königl. Conſeil, welches immer eine Wehr für die Wohlfahrt (!) des Landes, des Königs Souverainetät und das Erbrecht des Königl. Hauſes war, wurde unter abſonderlichem Vorgeben am 27. December 1770 aufgehoben. — Siehe Neue Reglements für die Königl. Collegien vom 27. December 1770. Neue Einrichtungen in der däniſchen und deutſchen Cancellei, den 1. Mai 1771. Was früher Contoir hieß, wurde nun Bureau genannt und der Contoir-Chef erhielt den Namen Deputirter. Rente- und General-Zoll-Kammer aufgehoben und der Name in Finanz-Collegium verändert, am 6. Juni 1771. Vorher, im Februar, war beſchloſſen, Provinzial-Kammern in Norwegen und den Herzogthümern anzulegen. Neues Reglement für die Cancelleien und das Finanz-Collegium, den 6. Juni 1771. Collegium des See-Etats vom 28. März 1771 verändert. Die Veränderungen im Land-Kriegsetat ſind mir nicht ſo bekannt. General-Commerz-Collegium wurde am 18. Juli 1772 aufgehoben und zu einer Deputation veräudert (sic). General-Forſtamt wurde om 14. Januar 1771 aufgehoben. Collegium des General-Landweſens ward am 7. December 1770 in eine Commiſſion verwandelt; dieſe Commiſſion iſt ſpäter der Kammer unterlegt. — Der Reſt der ſchönen und im ganzen Europa berühmten Leibgarde zu Pferde (denn ſie ward ſchon vorher ſtark reducirt), erhielt am 19. Mai 1771 den Abſchied. — Die Leibwache zu Fuß, welche aus den ausgeſuchteſten Mannſchaften der Dänen, Norweger und einigem deutſchen Volk beſtand, erhielt den Abſchied am 24. December 1771; dieſer Tag wird, als Vorläufer der kurz darauf folgenden großen Revolution, in der Geſchichte unvergeßlich bleiben.

T. Von der Morgenſtunde an bis zum Ende des Abends ſah man friſche Ordres aus dem Kabinette rinnen; kam etwas Gutes dazwiſchen, je nun, man kennt ja den Sinn des Königs, aber Euer eignes Thun flog gleich Spreu vor dem Winde.*

N. Wie: Wegeverbeſſerung, neue Straßenlampen, Straßenreinigung, neue Straßenpflaſterung, Titelbeſchränkung, kein Rang in den Collegien, Abſchaffung der Titulaturen, Polizeireform, Abkürzung der Prozeſſe, Commiſſorien, Juſtiz in Schuldſachen, Schreibefreiheit, Verminderung der Expectancen, Verbot zwei Aemter zu bekleiden, Hemmung der Bettelei, Inoculation, Zollfreiheit für Bücher und dergleichen mehr nützliche Dinge, von denen jeder Patriot wünſcht, daß ganz beſonders darauf gehalten werde.

T. Komödie, Ballet, Redoute, Geſang, Maskerade, Kunſtmeiſter, Opernſänger, Punſchhäuſer, Glücksſpiel, kurzum alle Thorheit ſtrömte frei hier ein!

N. Der weiſe König Salomo ſagt Pred. 2, 8.: Ich beſtelle mir Sänger und Sängerinnen und die Wollüſte der Menſchenkinder, allerlei zuſammenſtimmende Muſik. (Folgen noch V. 9, 10, 11. In dieſer Weiſe läßt der Verfaſſer unzählige Male die heilige Schrift für ſich ſprechen, um vor dem bigotten Volke ſeinen bizarren Anſichten eine höhere Weihe zu geben und gleichzeitig die Frömmelei gegen den deutſchen Neuerer aufzureizen.)

T. Sie glaubten an keinen Gott, den Sabbath gaben ſie Preis der Arbeit und der Sünde.

N. Die Thor-Paſſagen wurden an Sonn- und Feſttagen, ſogar des Nachts, freigegeben — Kabinets-Ordre vom 6. Mai 1771. Im November 1770 fing man hier an, des Sonntags Opern und Komödien zu geben, und jeder Tag in der Woche bekam ſein Vergnügen; ſo ging es während des ganzen Winters und jedes Haus war ein Bochim, ein Trauerhaus (?!). — (Folgen Jeremias 17, 24, 25, 27.; Ezech. 20, 13.)

* S. die Nr. 34 des vorigen Jahrganges unſerer Zeitſchrift unter „ſkandinaviſche Notizen."

** „Fra Landet, Billeder af Folkelivet i Sjaelland." Kopenhagen bei Wöldike.

* Man bedenke, in welchem Grade der König blödſinnig und gefühllos war. Cfr. Memoires du Prince de Hesse.

Digitized by Google

T. Gute Polizei und Anſtand, heißt es, wollen ſie haben, doch müſſen Unordnungen in ſicherer Frechheit traben, ſo ſtark ſie nur können, auf der Gaſſe und in den Schenken, und keine Polizei ſoll ihre Ruhe kränken.

R. Das neue Magiſtrats=Plakat vom 3. April 1771, Artikel 2 lautet: Es ſoll ein Jeder in ſeinem Hauſe vollkommene Freiheit genießen, ohne daß er je, weder bei Tage, noch bei Nacht, von der Polizei in ſeinen partikulären Verrichtungen behindert werden darf.

T. Vor anſtändigen Leuten ward der Marſtall und das Reithaus verſchloſſen, hingegen der Schloßgarten Böcken, Ziegen, Kälbern, Zicklein, Lämmern und Ferkeln preisgegeben.

R. Der Roſenborger Schloßgarten ward im Mai 1771 preisgegeben (und iſt jetzt der Hauptvergnügungs=Platz der Kopenhagener!).

T. Was früher *unehelich* war, ſchreibt ſich jetzt ehelich!

R. Verfügungen über Eheſchließung im verbotenen Gliede, Ehebruch, Geldſtrafen wegen Unzucht (Leiermaalsböder), uneheliche Kinder, Findlinge ꝛc., welches Alles dazu dienen ſollte, ihre eigene Aufführung und was dieſe noch in Zukunft hervorbringen könnte, rechtlich zu machen. Die letzte und mehrere erwartete Verordnungen (d. h. *nach* der feudalen Revolution!) verſprechen uns hierin, wie in vielen Dingen, eine wünſchenswerthe und mit dem Chriſtenthum übereinſtimmende (!!) Veränderung.

T. Sie begnügen ſich nicht mit dem Verdruß der Lebenden, ſelbſt die Todten ſollen vor ihnen keinen Frieden haben.

R. Plakat über die Begräbnißzeit der Leichen, vom 20. April 1771. Es war auf dem Tapet, daß keine Leiche mehr in den Kirchen oder Kirchhöfen innerhalb der Stadt, ſondern alle außerhalb der Stadt begraben werden ſollten.

T. Alles ſollte Deutſch, Engliſch und Franzöſiſch ſein; fort, ſagten ſie, mit Allem, was nach Dänemark oder nach Norwegen riecht.

R. Engliſche Trachten, engliſche Diener und Stallknechte, engliſches Reit= und Fahrzeug, engliſche Freihäuſer, engliſche Vergnügungen und viele Dinge, welche noch nicht (!!) angekommen, oder noch nicht in's Werk geſetzt waren.

T. Die Stiftung und das Geſchenk Friedrich's des Großen an die Reſidenz iſt faſt zu Nichts geworden; bedenke dies wohl, o König, und danke deinem Kopenhagen, daß nicht dein Haus und der däniſche Stamm vernichtet ward.

R. Die Privilegien Kopenhagens, verliehen vom Könige Frederick III. nach der Souverainetät, am 24. Juni 1661. (Folgt die weitläufige Einleitung derſelben und nächſtdem die Artikel 2, 9 und 10, deren „Rechte" Struenſee gekränkt hatte.) Art. 9: Und damit Unſere Königl. Reſidenz und freie Reichsſtadt Kopenhagen ſammt deren Einwohnern Unſere Königl. Propenſion und Gnade deſto beſſer bemerken und durch die That ſehen kann — ſo haben Wir denenſelben Unſer Lehen Roſkild (Roeskilde), ſoweit ſelbiges nicht ſchon anderweitig abgetreten iſt, zum ewigen *Eigenthum* gegeben und verehrt ꝛc. (Das ꝛc. enthält jedenfalls die Aufzählung der Gewalt und „Rechte," welche die Kopenhagener über Hab und Gut, Leib und Leben der Tauſende von *mitgeſchenkten* Bauern haben ſollten. Beſagte Bauern waren nämlich *Vornede*, d. h. eigenthumsloſe, an die Scholle gefeſſelte *Hörige*!) Art. 10: Von den Einkünften des bemeldeten Lehns Roeskilde ſoll die eine Hälfte zur reputirlichen Unterhaltung des Magiſtrats und der Rathsſtube der Stadt, die andere hingegen zur Verbeſſerung der Gemeinde und der Stadtpolizei verwandt werden, worüber der Magiſtrat zu befinden hat ꝛc. (Struenſee zwang die Magiſtratur, die Roeskilder Hörigen (Sklaven) frei zu geben und ihnen den bisher bebauten Boden als Eigenthum zu überlaſſen und — da die Stadt nicht Luſt hatte, den Patrizier=Magiſtrat und das patriziſche Kollegium der 32, ſowie deren Anhang, aus eigner Taſche zu ernähren, löſte er die betreffenden Obrigkeiten auf und ſchuf eine andere Stadtvertretung, worauf ſich unter Anderm die unten folgende Stelle bezieht. Uebrigens ſei hier noch erwähnt, daß ſich jetzt Kopenhagen ſehr viel auf die „freiwillige" Loslaſſung ſeines Eigenthums in Menſchen zu Gute thut; auch der „Klaſſiker" Ploug erwähnte derſelben in ſeiner Predigt vor den Hirſchholmer Bauern, welche ihre 100jährige Freiheit ebenfalls Deutſchen verdanken, was der edle Patriot jedoch als eine Lüge hinſtellte, trotz der Inſchrift der Ehrenſäule und der Angaben ſeiner eigenen Zeitgenoſſen ſowie Vorfahren.*

T. Man konnte nur glauben, des Königs großer Zorn ſei über Stadt und Rath und über die Zweiunddreißig gekommen, doch ſah man *niemals* des Königs Hand, es hieß, die Stadt ſolle dabei erſparen.

R. Zwei ſo angeſehene und alte Kollegien mußten ſich von einem *Deutſchen*, dem Grafen U. A. v. Holſtein hinausweiſen laſſen.

T. Statt Kirchen ſchlugen ſie vor, Theater zu bauen; mit kleineren Kirchen fingen ſie ſchon an, es fehlte nur noch, daß ſie ſich an die größeren wagten, doch hiervon hielt ſie die Furcht vor des Pöbels Macht zurück.

R. Man ſprach (!) von einem neuen franzöſiſchen Theatrum, welches erbaut werden und über 1—2 Tonnen Goldes koſten ſollte; eine herrliche Stiftung für ein kleines und verarmtes Reich. — In der Waiſenhaus=Kirche hörte der Gottesdienſt am Schluſſe des Jahres 1771 auf. Die Friedrich's=Hoſpitalkirche ward in ein Logement für ſyphilitiſche Kranke umgewandelt. Die Heilige=Geiſtkirche ſtand in großer Gefahr, abgeriſſen zu werden. Im September 1771 wurde befohlen, nicht mehr an der Friedrichs=Kirche zu arbeiten, und die bei derſelben angewandten eiſernen und hölzernen Maſchinen wurden abgebrochen.

T. Ausländiſche Briefe, welche an den König gerichtet waren, will das Kabinet *zuerſt* ſehen.

R. Das Frauenzimmer wurde böſe geſchnürt, das Mannsvolk eingeſchnürt, ein *Königskind* ſoll nun einem *Hirtenkinde* gleich ſein, auf dieſe Weiſe ſoll ſich ein Volkshirt bilden! Alles wird auf den Kopf geſtellt! Jeder Stand umgeſtürzt!

T. Jede Stiftung wurde angerührt und jede Einrichtung umgearbeitet, ohne Rückſicht auf des Stifters Zweck; zuletzt wollten ſie mit gewaltiger Hand der Vaterloſen Haus umſtürzen.

R. Wie: Friedrich's=Hoſpital, alle Hoſpitäler und das geſammte Armenweſen, die Malerakademie, Erziehungshaus, die Bank, die königl. Univerſität, die Einkommen und Privilegien der Geiſtlichkeit. Die Umſchmelzung derſelben war präludirt, aber noch nicht (!!) mit Allen begonnen. Nicht zu gedenken des Poſtweſens, Zoll=, Land=, Bau=, Münzweſens, des adligen Verkaufsrechts, der Bergwerke, des Isländiſchen Monopols und der Handels=Compagnien ꝛc.

T. An Chriſtian VII.: Sitze ſelbſt auf dem Richterſtuhl, ſiehe zu mit eignen (!) Augen, wer würde dann wagen, das Recht zu beugen. — Finde Luſt am Leſen, Hören, Schreiben, dann wirſt Du mit vergnügtem Sinn die Zeit vertreiben! — Barmherzig, demüthig, milde, *mündig* (!), weiſe und fromm, gleiche Gott, laufe gleich der Sonne in dieſem Kreis herum, mit bedächtiger Männlichkeit (!) ſchreite fort auf Deinen Wegen.

Mit dieſen Rathſchlägen an einen unheilbar blödſinnigen König wollen wir das merkwürdige, däniſche Büchlein verlaſſen, welches hiermit allen Geſchichtsforſchern empfohlen ſei. Das Frohlocken und den Hohn des Verfaſſers über den „geſtürzten Goliath," vor dem noch einen Monat früher jeder Däne ſich in den Staub warf, übergehen wir mit Stillſchweigen. Langebeck war übrigens nicht der einzige berühmte Däne, der im blinden Haß gegen den „deutſchen Arzt" und ſeine Landsleute überſtrömte, auch *Suhm* ſtimmte in dieſer Hinſicht mit ihm überein, — und dieſe Männer machten die Geſchichte! So wie es damals war, iſt es heute noch mit den Dänen; in ihrem unauslöſchlichen Haß werfen ſie ſelbſt nach ihrem Wohlthäter, ſobald es ein *Deutſcher* iſt; ja, ſie haben ſogar die Stirn, auf deutſchem Boden mit ihrer Tendenz keck hervorzutreten, indem ſie patriotiſche, ſchleswig-holſteiniſche Schriftſteller in den Staub zu ziehen ſuchen, angeblich, weil ſie ihren Stoffen nicht gewachſen ſind, während doch die größte Mittelmäßigkeit vor ihren Augen Gnade findet.

Franz Maurer.

## Finnland.

### Finniſche Erzählungen des Mondes.

Sechſter Abend.*

Ich ging neulich über Wiburg — ſagte dieſes Mal der Mond — und da kam in meine Erinnerung, was ich Dir jetzt erzählen will. Es war im Herbſtmonat, am ſpäten Abend, aber die Luft war noch ſo warm und ſommerlich, daß man in ein ſüdliches Klima ſich verſetzt glauben konnte.

Die Gaſſen der Stadt, ihre lange Brücke und der alte Thurm wa-

* S. u. Dänemark, „Magazin" Nr. 24, 1862.

* Vgl. Nr 20 des „Magazin."

Digitized by Google

ren erleuchtet. Ueberall drängten ſich lärmende Menſchenhaufen. Das Waſſer wimmelte von großen und kleinen Fahrzeugen, an deren Maſten zahlloſe bunte Wimpel flatterten; von Land und Meer her tönten Freudenrufe, Lachen und fröhliche Geſpräche; auf Land und Meer floß der Wein in Strömen und ſprangen die Korke der Champagner-Flaſchen in die Luft.

Wiburg war an jenem Abende nicht wie ſonſt zu ſchauen; es war in ſeinem Feierkleide. Ich würde die Stadt kaum wieder erkannt haben, hätte nicht Torkel's Thurm an ſeiner alten Stelle geſtanden. Aber auch dieſer war erleuchtet, aus ſeinen Fenſtern und Schießſcharten flimmerten die Lichter ſo hell, als betrachtete er mit hundert Augen das ungewohnte feſtliche Treiben in der Stadt. So war es auch vor Zeiten geweſen, als Wiburg über Karjala herrſchte. Da ſah man öfter große Schaaren um die Stadt ſich verſammeln. Aus Pielis und Saima, vom Fluſſe Wuokſi und vom Ladoga-See kamen Karjala's heldenmüthige Männer dahin. Schwerter blitzten, Speere und Panzer flimmerten, und die Anführer in koſtbarer Kleidung ſchritten von einer Schaar zur anderen, die Männer zum Kampf ermunternd.

Dieſe Zeit war längſt vorüber; der Krieg hatte Karjala's Helden hinweggerafft; der Fürſt ſelber war in Gefangenſchaft gerathen. Seitdem hatte Torkel's Thurm in Kummer und Langeweile dageſtanden.

Wieder eine andere Zeit kam; ein zweites Mal war Wiburg die Gebieterin von Karjala geworden; wieder kamen aus Pielis und Saima; vom Wuokſi und Ladoga ſtattliche Männer dahin, aber nicht mehr in Panzerhemden und mit Kriegsgedanken, ſondern friedfertig, um die Erzeugniſſe ihres Landes gegen Richterſprüche ausländiſcher Herren auszutauſchen. Eben jetzt beging man Wiburg's Krönungsfeſt, das Feſt der Eröffnung des Saima-Kanals.

Aus langem Schlafe erwacht, ſah Torkel's Thurm die alte Zeit zurückgekehrt. Freude glänzte aus ſeinen Augen, ſie glänzte immer heller; plötzlich flammte ſie auf — der Thurm ſtand in Flammen. Hoch zum Himmel wallte die Lohe und weithin flogen die Funken, dem Vaterlande verkündend, daß Wiburg ein zweites Mal zur Fürſtin von Karjala gekrönt wurde!

### Siebenter Abend.

Ich komme von Wiena's (Archangel's) ſchlummernden Gewäſſern, ſagte der Mond. Dort, wo die Pinega mit der Dwina ſich vereinigt, ſah ich an einer erhöhten Stelle des Ufers einen Grabhügel, an deſſen Seite die Landſtraße zieht. Indem ich dieſen betrachtete, kam ein prächtiges Dreigeſpann gefahren. Das Deichſelpferd hielt den Kopf ſtolz empor und hatte auch Urſache dazu, da ihm ein hohes Krummholz zu tragen anvertraut war, an welchem eine Glocke hing. Mit neidiſchem Auge betrachteten die Seitenpferde dieſe Ehre; ſie galoppirten, alle Kräfte anſtrengend, und ſtrebten, natürlich vergebens, dem Deichſelpferde voranzukommen. Zuweilen wollten ſie ihm gar in den Hals beißen, aber der langbärtige Poſtillon zog dann immer die Zügel ſtraffer an, und ließ die Peitſche ihre Schuldigkeit thun.

Im Schlitten ſaß ein vornehmer Herr. Als man dem Denkmale näher gekommen, ſchaute er hinaus und fragte, was da ſei. — „Ein Kurgan, lieber Herr, eines von den Tſchudengräbern," ſagte der Poſtillon und ſetzte hinzu: „In dieſem Lande hat vor Zeiten das reiche und mächtige Tſchudenvolk gewohnt, deſſen Vorräthe Gold und Silber und deſſen Heerden Mammuth's und Zobel waren. Als das alte Nowgorod bis hieher ſeine Macht und unſeren heiligen Glauben ausbreitete, da machten dieſe hoffärtigen Heiden nicht einmal den Verſuch, ihren Nacken unter das fremde Joch zu beugen, ſondern zogen mit ihren Schätzen u n t e r die Erde, wo ſie heutzutage noch leben ſollen. Wenn Du, Väterchen, bei Tage ſolche Kurgane aufgräbeſt, würdeſt Du darin Nichts finden; aber komme nur in der Nacht hieher, beſonders am Johannis-Abend, da brennt auf dieſem Hügel ein blaues Flämmchen, und getrauſt Du Dich, durch eine Spalte hineinzulugen, ſo ſiehſt Du eine Geſellſchaft Tſchuden zu Tiſche ſitzen und einander mit vollen Bechern Beſcheid thun. So erzählen unſere Alten; ich meinerſeits habe nichts derartiges geſehen und überhaupt Keiner von der heutigen Generation. Einſt kam ein Petersburger zur Nachtzeit, um hier Schätze zu heben, aber wie erging es ihm? Man fand ihn des anderen Morgens mit umgedrehtem Halſe auf der Tundra. Das hat unſer ſeliger Großvater uns Kindern oft erzählt."

Und gerade als fürchtete er, ſeine Rede hätte irgend ein Tſchudengeſpenſt auferweckt, bekreuzte ſich der Poſtillon und trieb die muthigen Gäule ſo tüchtig an, daß der Schlitten pfeilſchnell im Walde ſich verlor.

Aber des Poſtillons Erzählungen hatten Erinnerungen in mir geweckt. Schatten der Vorzeit wandelten an mir vorüber. Ich beſuchte dieſe Gegenden ſchon, als Tſchuden noch ihre alleinigen Bewohner waren. In einer Nacht ſah ich am Strande ein großes, mit einem Strick an einer Tanne feſtgebundenes Schiff. Es mußte viele Waaren geladen haben, denn es war faſt bis an's Verdeck im Waſſer, und auf den Ruderbänken lagen Schießbögen und Schwerter gegen einen feindlichen Ueberfall. Ein Theil der Bemannung ſchlief am Bord, ein anderer auf dem Ufer. Es waren von einer Handelsfahrt zurückkehrende Tſchuden, die hier ihre letzte Nachtſtation hielten; morgen ſollten ſie zu Hauſe ſein, morgen im Tempel ihres Gottes Dankopfer bringen. Alle lagen in tiefem Schlafe, ſelbſt die Wächter nicht ausgenommen, da ſie den ganzen Tag über gerudert, und welche Gefahr konnte auch jetzt noch drohen, da man ſchon faſt an der Küſte der Heimat ſich befand? Der junge Hauptmann ruhte unter einem warmen buntgeſtreiften Zelte aus Filz, dem Geſchenk eines morgenländiſchen Fürſten. Was mochte er im Traume ſehen, da ein ſo glückſeliges Lächeln um ſeinen Mund ſpielte? Er ſah eines Nachbarn reizende Tochter, die in ſeinem Herzen ein ſolches Feuer entzündet hatte, daß die Eismaſſen des Arktiſchen Meeres es nicht hätten löſchen können. Von Hauſe arm, konnte er den Kaufpreis nicht erlegen, den ihr Vater verlangte. Darum war er in fremde Länder gefahren, um Gold und Silber zu erhandeln.

Jetzt befand er ſich auf der Rückfahrt aus dem Orient und ſein Schiff war mit Gold und koſtbaren Waaren befrachtet. Im Traume ſah er ſchon die Geliebte — ſie ſchlang ihre Arme um ſeinen Hals — ſie rief ihn mit Namen — er erwachte. Aber nicht die Geliebte hatte ihn angefaßt, nicht i h r e Stimme ihm gerufen — es war eines alten treuen Dieners rauhe Hand und brennende Stimme, was ihn aus dem Schlafe weckte. „Stehe auf, Herr, und nimm das Schwert zur Hand! Normannen ſind uns auf dem Nacken!" Der junge Hauptmann raffte ſich empor und eilte zum Zelte hinaus. Schon war der Kampf wüthend entbraunt. Normänniſche Wikinger hatten die ſchlafende Mannſchaft überfallen, aber von ihrem erſten Schrecken zur Beſinnung gekommen, leiſteten die Bjarmier kräftigen Widerſtand. An der Spitze der Feinde kämpfte ein jugendlicher Held in ſchimmerndem Helme und mit einem Bruſtharniſch aus Eiſenringen angethan. Wo ſeine Streitaxt hintraf, da fiel ein Mann, wie eine Tanne, die Ukko's Pfeil getroffen. Bald ſtand der Hauptmann des Tſchuden-Schiffes ihm gegenüber und ſchwang ſein blitzendes Schwert; allein es zerbrach wie Glas an dem Bruſtharniſche des Feindes. „Nicht hilft Bjarmien's Zauberkunſt wider guten Stahl!" rief der Wikinger; ſeine Streitaxt ſauſte und ſpaltete des Gegners Kopf bis an den Hals.

In dem Grabe, deſſen ich oben gedacht, ruht der junge Bjarmier. Nach dem Ereigniſſe ſah ich hier viele Nächte ein weinendes Mädchen. Aber die Quelle ihrer Thränen iſt längſt vertrocknet! Das ganze Volk Bjarmien's iſt ſeit vielen Jahrhunderten von der Erde verſchwunden und lebt nur noch in den Erinnerungen, den Sagen ſeiner Ueberwinder!

### Achter Abend.

Der Mond erzählte: Von Helſingfors erſtreckt ſich in das Meer eine Landzunge, die Katajanokka heißt. Die Häuſer daſelbſt ſind nur ſchlechte Hütten und die Einwohner arme Tagelöhner. In der Nacht würde Niemand ſich hieher getrauen, denn es werden von dem Treiben auf dieſer Landzunge ſeltſame Dinge erzählt. Einſt kam es mir in den Sinn, dahin meine Blicke zu richten. Es war eine klare Winternacht. Indem ich Alles genau in's Auge faßte, entdeckte ich einen Lichtſchimmer aus dem Fenſter einer kleinen halb verfallenen Hütte. An den Fenſterſcheiben hatte der Froſt allerlei ſeltſame Blumen geſtaltet, dennoch fand ich Raum zu erſpähen, was im Innern vorging. War das Häuschen von außen armſelig, ſo hatte es von innen kein beſſeres Anſehen. Die Wände waren rußig, der Fußboden ſchmutzig; in einem Winkel ſtand ein kleiner Kaſten. Einen dreibeinigen Stuhl deckten zerlumpte Kleider, und in einem niedrigen Bette lag eine Dirne, die noch nicht alt ſein konnte, die aber Krankheit und Elend ſo mager und runzlich gemacht hatten, daß es ein Jammer war.

Am Bette ſtand ein Geiſtlicher; ich erkannte ihn: er iſt ein grundgelehrter Mann und gefeiert als Kanzelredner. Dieſer Würdige hielt der Sterbenden vor, wie ſie ob ihrer Sünden die ewige Verdammniß verdient habe, jedoch durch Glauben und Buße noch Gnade erlangen könne. In blumigen Phraſen ſtrömte die Rede von ſeinen Lippen, aber ſein Herz war nicht dabei — er ſehnte ſich vielmehr aus dieſem Neſte der Sünde und Noth fort und nach Hauſe, wo ſein junges Weib ihn ungeduldig erwartete. Die Kranke hörte ihm zu, aber ihre Blicke ſchweiften hin und her, und die Eisblumen am Fenſter glänzten in meinem Scheine ſo wunderſam, während ſie ſchreckbar an Größe zunahmen.

Bald nachdem der Geiſtliche abgetreten war, trat ein armes altes

Digitized by Google

Mütterchen in die Stube. Sie grüßte die Kranke freundlich, gab ihr Blumen, die ſie in ihrer Schürze mitgebracht, in die Hand und lächelte, als ſie ihre Freude darüber bemerkte. Dann ſtellte ſie ſich an's Bett, eben dahin, wo der Geiſtliche geſtanden und redete die Unglückliche an. Sie ſagte ungefähr daſſelbe, was Jener, nur nicht in ſo zierlichen Redensarten — wo ſollte auch das ungelehrte Mütterchen dergleichen gelernt haben? — ſie ſprach aus dem Grund ihres Herzens, der Sterbenden bieder und freundlich in's Auge blickend. Und dieſe hörte andächtig zu, die von der Alten ihr mitgebrachten Blumen in den Händen haltend; Thränen floſſen aus ihren Augen, aber ihre Miene wurde immer heiterer und ruhiger. . . . .

Am Fenſter lag ein geöffnetes Buch. Ich blickte hinein und las: „Wenn ich mit Menſchen= und Engelzungen redete und hätte nicht Liebe in mir, ſo wäre ich wie ein tönendes Erz und eine klingende Schelle! Und wenn ich weiſſagen könnte und alles Verborgene wüßte und aller Glaube in mir wäre, ſodaß ich Berge verſetzen könnte, und hätte nicht Liebe in mir, ſo wäre ich nichts!"

# England.

## Die grüne Inſel und der Journaliſt O'Connor.

Bis vor wenigen Decennien war Irland der wunde Fleck im engliſchen Staatskörper; denn unter der ſtiefmütterlichen Behandlung, die es bis dahin erfuhr, war es das Land der Leidenſchaften und des Elends. Der Gegenſatz in Charakter und Religion bildete eine tiefe Kluſt gegen England, die erſt durch die verſöhnlicheren Prinzipien der engliſchen Regierung während der dreißiger Jahre allmählich ausgefüllt wurde, nachdem unzählige der Eingebornen ihre grüne Inſel verlaſſen, um jenſeit des Weltmeeres meiſtentheils ein jammervolles Ende zu finden. Der Katholik war vor dem engliſchen Geſetze nicht anerkannt und hatte keine Rechte. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts durfte der Sohn ſeinen katholiſchen Vater durch plötzlichen Uebertritt zur Hochkirche Englands alles Verfügungsrechtes über ſein Eigenthum berauben und allen Anſprüchen ſeiner katholiſchen Geſchwiſter Trotz bieten; ja der Neffe oder Vetter durfte auf dieſem Wege mit Uebergehung aller näheren Erben in den Beſitz von großen Familiengütern treten. Während fünf Sechstel des Landes katholiſch war, fielen der Zehnte und ſämmtliche Kirchenabgaben, die auch von den ärmſten Bewohnern mit der gefühlloſeſten Strenge eingetrieben wurden, nur allein an die engliſche Hochkirche; die katholiſchen Geiſtlichen dagegen hatten nichts, als was der gute Wille der Darbenden mit ihnen theilte. Alle Manufakturen und Luxus=Artikel kamen nur aus England. Alle hohen Stellen und Aemter in Staat und Heer blieben Irländern verſchloſſen. Der reiche Eingeborne verzehrte ſeinen Reichthum außerhalb des Landes, und der engliſche Grundbeſitzer oder Beamte ſuchte mit kaltem, kaufmänniſchem Geiſte durch Druck und Härte ſoviel Geld, als nur immer möglich, aus dem Lande herauszuziehen, um ſeinen Raub auf engliſchem Boden zu genießen.

Zwar erwirkte die Emancipations=Akte im Jahre 1829 auch den Katholiken den Eintritt in das engliſche Parlament; aber die lauten Klagen Irlands verhallten dort lange erfolglos, und die gerechteſten Forderungen der hungernden iriſchen Unterthanen wurden zu Tode majoriſirt. Erſt blutige Kämpfe, Verbrechen und Akte der Verzweiflung vermochten der Regierung die Augen zu öffnen; doch die zur Abhülfe der Noth und ſchreiendſten Ungerechtigkeit vorgeſchlagenen Geſetze fanden an den Orangiſten, der hochkirchlichen Partei, die heftigſten Gegner, ſodaß die Zehntenbill erſt nach jahrelangen Parteikämpfen der Hartherzigkeit der engliſchen Ariſtokratie abgerungen werden und nur verſtümmelt in's Leben treten konnte.

Einen jener erfolgloſen Aufſtandsverſuche, die Freiheit und Recht dem Vaterlande gewinnen ſollten, hat Herr Guſtav Kühne, der ſo rühmlich bekannte frühere Herausgeber der „Europa," zum Gegenſtande eines Romans gewählt. In ſeinem Werke „die Rebellen von Irland,"* deſſen zweite umgearbeitete Auflage wir mit Freuden begrüßen, ſchildert er uns die Rebellion vom Jahre 1798, hervorgerufen durch die Geſellſchaft der „vereinigten Irländer," an deren Spitze Lord Edward Fitzgerald und O'Connor ſtanden. Der geehrte Verfaſſer konnte gewiß ſein, nur unſerm unmittelbarſten Gefühl der Theilnahme entgegenzukommen, als er es unternahm, das wehmutherweckende Bild jenes unglücklichen Landes und der geſcheiterten Erhebung in künſtleriſcher Geſtaltung uns vor die Seele zu führen. Ob das Werk den höchſten Anforderungen, die die Kunſt an ſeine Gattung macht, in allen Beziehungen entſpricht, darauf können wir, da dieſe Blätter ſich nicht unmittelbar die äſthetiſche Kritik zur Aufgabe geſtellt haben, an dieſem Orte nicht in der Weiſe, wie das Werk es verdient, eingehen, überlaſſen das endgültige Urtheil auch gerne kompetenteren Richtern. Ausſprechen wollen wir es aber, daß die warme, lebensvolle Schilderung ſo vieler Scenen und Charaktere uns in mannigfacher Beziehung ergriffen und gefeſſelt hat, und echter poetiſcher Hauch uns aus ihnen entgegenzuwehen ſchien. Zugleich aber bitten wir den Verfaſſer, uns nicht zu zürnen, wenn wir eben ſo aufrichtig geſtehen, daß bei allen Vorzügen und Schönheiten im Einzelnen und trotz der ſchönen Sprache uns die Compoſition des Ganzen, je mehr wir uns dem Ende näherten, weniger befriedigte. Es ſcheint dem Werke ein rechter Held und ein rechter Mittelpunkt der Handlung, dem Alles zuſtrömt, zu fehlen. Perſonen, für die der Verfaſſer unſer ganzes Intereſſe gewonnen, die uns als Hauptträger der Handlung erſcheinen mußten, verſchwinden plötzlich völlig vom Schauplatz und Andere treten an ihre Stelle. Zuletzt erklärt der Verfaſſer ſelbſt, den Pinſel bei Seite zu legen und dafür den Griffel einzutauſchen, der nach den Akten berichtet. So gewinnen wir den Eindruck, als wenn die Erzählung, anſtatt ſich zu einem ſtrahlenden, krönenden Abſchluſſe aufzugipfeln, ſich im Sande verlöre. Wir haben nur höchſt ſinnreich und glücklich ausgeführte Scenen aus jener Zeit, anſtatt eines organiſchen Kunſtwerkes, aus dem uns das Bild der Zeit und ihrer Hauptperſonen entgegentritt. Unſer Ideal auf dem Gebiete des hiſtoriſchen Romans, bekennen wir, iſt Walter Scott, bei dem wir nichts ſo ſehr bewundern, als die weiſe Anordnung und höchſt planmäßige Compoſition. Stufenweiſe erweitert ſich in ſeinen Werken in immer weiteren Kreiſen unſer Umblick, bis wir, mächtig fortgezogen, am Schluſſe, wohin alle Fäden zuſammenlaufen, das Ganze ſtaunend überſchauen und die rauſchenden Accorde eines Heldengeſanges zu vernehmen glauben. Mag der große Dichter immerhin ſeine nicht nachzuahmenden Schwächen und Manieren haben, die man heutzutage ſtets ſo gefliſſentlich in den Vordergrund zu ſtellen pflegt; aber in der feinen Charakteriſirung der Perſonen und in der Kunſt der Compoſition und künſtleriſchen Beherrſchung des Stoffes iſt er uns ſtets als der größte und unübertroffene Meiſter erſchienen, der das Vorbild für dieſe poetiſche Gattung aufgeſtellt hat.

Mehr aber als die äſthetiſche Würdigung des Werkes beſchäftigen uns hier die einzelnen werthvollen Schilderungen, die daſſelbe uns bietet, weil ſie ſtets aus dem eingehendſten Studium des Verfaſſers hervorgegangen ſind. Und ſo ſei es uns denn geſtattet, hier auf die würdige Zeichnung des patriotiſchen O'Connor hinzuweiſen. Der Verfaſſer entwirft uns darin das Bild eines Journaliſten, der die ganze Schwierigkeit ſeiner Aufgabe, aber zugleich die Höhe und Würde ſeines Berufes auf das Tiefſte fühlt, der, von der Flamme der reinſten und edelſten Vaterlandsliebe durchglüht, mit heroiſcher Beharrlichkeit ſich der langen und mühſamen Arbeit der innerlichen Befreiung und Heranbildung ſeines Volkes unterzieht.

„Arthur O'Connor, ſagt der Verfaſſer, war die Seele der denkenden, vorbereitenden Geſchäftigkeit. Er fühlte, daß er nicht genug Mann des Volkes war, um einen Aufſtand zu leiten; an die Spitze der kriegeriſchen Bewegung zu treten, hatte vielmehr Fitzgerald alle Anwartſchaft, beſaß dieſer die Gaben. Weit wichtiger aber ſchien O'Connor die ſtillere Arbeit, die den Aufſtand vorzubereiten, die einzelnen Kräfte zuſammenzuhalten und bis zum Punkt des völligen Bruches zu zügeln wußte. O'Connor unter allen Verſchwornen fühlte es am ſchmerzlichſten, daß England an Klugheit überlegen war, und weil er es am tiefſten empfand, hatte er auch den meiſten Beruf, dieſe ſchwache Seite Irland's zu decken. Er fühlte, daß nur ein entſchieden allgemeiner Schritt Irland befreien könne, nur ein Aufſtand der geſammten Bevölkerung von Heil ſein werde; jedes vereinzelte Vordringen des Nordens ohne die Theilnahme des Südens, jedes voreilige Vorpoſtengefecht des Uebermuthes hielt er für einen Todesſtreich, den Irland ſich ſelbſt gab. Nur wenn die ganze Nation aufſtand, galt die Sache der Freiheit für kein Verbrechen mehr; dann bedurfte es auch keiner ſicilianiſchen Vesper, keiner Bartholomäusnacht; nur wenn die Geſammtheit mit Einem Schlage unter die Waffen trat, konnte man England Geſetze geben und die hochmüthige Stiefſchweſter zwingen, Aſchenbrödel's Freiheit anzuerkennen. Es galt, die voreiligen Kräfte im Zaum zu halten, die bedenklichen, argwöhniſch zögernden zu beflügeln. Es kam darauf an, Irland in ſich ſelbſt zu befähigen, damit es der großen Verſuchung gewachſen ſei und die Fahne der Freiheit nicht mit der Carnevalsluſt eines Abenteurers, nicht mit dem Fanatismus religiöſer Leidenſchaft, ſondern mit

* Guſtav Kühne's geſammelte Schriften, dritter Band. Die Rebellen von Irland. Novelle aus den Papieren und Denkwürdigkeiten der „vereinigten Irländer." Zweite, umgearbeitete Auflage. Leipzig, Ludwig Denicke, 1862.

Digitized by Google

der Ruhe eines Mannes aufpflanze, der vor Gott und vor Menſchen ſein Recht fordert, der weiß was er will, will was er weiß.

Zu den ſozialen Vorarbeiten, die O'Connor für nothwendig hielt, um die Nation zum Bewußtſein ihrer Aufgabe zu befähigen, gehörte ſeit Jahren ſeine journaliſtiſche Thätigkeit. Man konnte nicht ſagen, daß er in ſeiner „Preſſe" Revolution predigte. Was er That, kriegeriſches Hervortreten der in ſich fertigen Ueberzeugung, nannte, mußte er ſich als reife Frucht vom Baume des Lebens löſen. Der Glaube des Zeitalters, der den Entſchluß zur That zur Reife brachte, mußte ein allgemeiner, ein nationaler ſein; er nahm das Zuſammengreifen aller Parteien in Anſpruch. In ſeiner „Preſſe" gab er eine Vorſchule zu dieſer Glaubenslehre. Er ſchrieb anonym, weil ſeine Artikel nicht als Erzeugniß einer einzelnen Perſönlichkeit, ſondern als nationale Willensmeinung gelten ſollten. Er predigte keinen Aufruhr, er zündete keine Fackel des Fanatismus an; er ſchürte nur den Herd der Vaterlandsliebe, und dieſe Flammen wurden lodernd und wärmend genug, um alle Tyrannei der Satzung zu verzehren; indem er lehrte, reinigte er zugleich; indem er ſtrafte, ließ er dem Uebelthäter noch die Wahl, im Paria von England den Brudermenſchen anzuerkennen und ihm die Hand zu reichen. Der Proſpectus, mit welchem er das Journal eröffnet hatte, gab Aufſchluß über ſeine Grundſätze: er glaubte mit dem freien Wort Irland erſt allmählich zur freien That befähigen zu müſſen. Der Lebenskörper des Volkes, ſo ſchrieb er, hat in der Preſſe ſeine Athemzüge, ſeine Seufzer, ſeine Seele. In den Fachwerken der Beamtenwelt, im Dogma der Schule, im Dienſt des Hergebrachten, wird der Menſch ein willenloſes Triebrad, das die große Maſchine benutzt und verbraucht. Sei's beſtochen, ſei's rechtmäßig gewonnen, hier geht der freie Menſch als Mittel im Zweck unter; nur der äußerlich Unabhängige iſt auch innerlich frei. Greift auch auf dem Felde der literariſchen Rede die Beſtechung um ſich, dann freilich wird der ganze Lebenskörper des Volkes ein Automat, den tyranniſche Wucherer benutzen. Irland iſt in allen ſeinen Inſtitutionen beſtochen, rechtmäßig beſoldet oder auf feile Weiſe verkauft; der größte Theil der Nation iſt parlamentsunfähig, ſelbſt die Jury iſt unfrei. Wenn auch die Preſſe als letzte Schildwache auf ihrem Poſten ſchläft, dann, alte Urnacht, beginnſt du wieder; Oſſian's Schattten ſteigen dann aus ihren Gräbern, und was ſich aus dem Chaos entwirren mag, beherrſcht kein Gott mehr, denn die Finſterniß iſt wild und ſchaurig!

Weder die bevorzugte Stellung des Adels, noch die Tyrannei der engliſchen Hochkirche griff ſein Wort an; nach beiden Seiten konnten nur einzelne Poſten zu gewinnen ſein; ſein Feldzug ſollte moraliſch geführt werden, das Herz erfaſſen, nicht einzelne Glieder zur Nothwehr zwingen. Indem er Irland ſchilderte, wie es litt und gekreuzigt wurde, wies er den Wuchergeiſt Englands als die Wurzel des Verderbens nach. Er zeigte, wie Irland die Kornkammer, der Speicher des Staates ſei, die unerſchöpfliche Arbeitsſchule für ſein See- und Kolonialweſen, der Boden, aus dem für die Armeen immer friſche Saat von Menſchen aufſproß; er wies nach, wie Irland der Arm ſei für Englands Kopf, die offene, nackte Bruſt für das comptoirmäßig rechnende London. Nicht Grauſamkeitsluſt und religiöſe Befangenheit, nicht Blutdurſt und Menſchenhaß warf er England vor, aber wie der Plantagenherr die Neger ſtreng halte, um mehr Zucker zu gewinnen, wie die Härte ſeiner Maximen, das Mittel zu ſeinem Zweck, nach und nach zu ſeiner zweiten Natur geworden, ſo ſei das hochgerühmte Nützlichkeitsprinzip des großen Pitt ohne Wiſſen und Wollen ein Inbegriff der ſcheußlichſten Tyrannei geworden. Irland ſei ein Miſtbeet für den Wuchergeiſt Englands. Gegen das Nützlichkeitsprinzip war die Sittlichkeit ſeiner Journaliſtik gerichtet. Keine Barbarei des Herkommens, kein Geſetz der Geburt, keine Tyrannei der Knute, dies waren ſeine Worte, können ſo ſehr entmenſchen, als jener Speculationsgeiſt, der Gott und die Welt ſammt den Faſern des armen Menſchenherzens mit der Elle des Vortheils mißt.

Es iſt eine verhängnißvolle Miſſion, zum Heil des Vaterlandes die feindliche Batterie zu ſtürmen, und den Feuerſchlünden die nackte Bruſt zu bieten. Es iſt eine ſchickſalsvolle Aufgabe, die weiße Fahne der heiligen Wahrheit nicht anders als blutbeſudelt auf den Altar des Vaterlandes zu pflanzen, und das Todesröcheln der Opfer, die ringsum die Stufen ſtreitig machen, mit Freiheitshymnen zu betäuben. Doch in beiden Fällen hat der Muth des Mannes ſeinen Tummelplatz; er feiert, und wär's über Gräbern, ſeine Triumphe; er iſt Held, ob er ſiegt oder untergeht. Aber zwiſchen den Kerkerwänden des einſamen Denkens das Wohl des Vaterlandes auferbauen, in der eintönigen Stille, wo der Todtenwurm pickt und der heiſere Schlag des Stundenweiſers weder ſtille ſteht noch ſich beflügeln läßt, dazu gehört die Langmuth des Halbgotts, der ſich ohne Zucken ruhig martern läßt und ſelbſt auf die hülfreiche Hand der Engelſchaaren, wenn er ſie beſchwören könnte, verzichtet. Als Sohn der Revolution mitten hineinzugreifen in den wilden Todesſtrudel, iſt die Sache des Heroenthums; die Sprache iſt aber arm und um das Wort verlegen, um das Thun und Nichtthun und die Folterqual des paſſiven Helden zu bezeichnen, der im Namen ſeines Vaterlandes ſich die Aufgabe geſtellt ſieht, eine ganze Welt erſt moraliſch zur Thatkraft und zur Einſicht in die Nothwendigkeit des Handelns zu befähigen. Ein ſolcher wird nicht Rebell genannt, wie jener, der mit dem Schwert in der Hand ertappt wird; er iſt es aber ſo gut wie der Prophet, der die Gegenwart geißelt, weil die Ahnung einer ſchweren Zukunft ſein Herz belaſtet; er iſt es wie jeder Staatsmann, der für die ſchwerfällige Lebensmaſchine ein neues Ventil erfindet, ihr ein neues Trieb- und Schwungrad anſetzt, damit fortan Millionen weniger ſich lebendig in Todesjammer verzehren; er rebellirt mit den Gründen der Vernunft gegen die feige Trägheit des Lebens, gegen die troſtloſe Verworrenheit des verzagten Elends, gegen die Gewohnheit der Knechtſchaft, die alle Tugenden verſumpfen läßt." S.

## Frankreich.

### Ein romantiſcher Finanzmann.

Das Studium der Geſchichte des ſiebzehnten Jahrhunderts iſt eine Lieblings-Beſchäftigung der franzöſiſchen Gelehrten; ſie verehren in dieſer Epoche den Aufſchwung Frankreichs, das allerdings durch ſeinen großen Selbſtherrſcher Ludwig den Vierzehnten damals begann der übrigen Staatenwelt Geſetze vorzuſchreiben. Sein berühmtes Wort l'état c'est moi war eigentlich noch beſcheiden, denn er hätte beinah ſagen können l'univers c'est mois. Die kühne Weisheit, welche in dieſem Ausſpruch liegt, haben ſich alle großen Herrſcher zu Nutzen gemacht und beſonders die Franzoſen ſind bis auf unſere Tage derſelben unterthan, trotz ihrer Revolutionen und Freiheits-Schwärmereien. Die Napoleonen haben die ſchlagendſten Beweiſe für den Zauber des Abſolutismus gegeben, den Ludwig der Vierzehnte zuerſt zur Anſchauung der civiliſirten Welt brachte.

Es iſt nicht zu leugnen, daß die Glanzepoche der Regierung dieſes Monarchen ganz dazu geeignet iſt um intereſſante Studien darin zu machen, denn ſie warf helle Lichter auf die Charaktere und Begebenheiten, welche dabei konkurrirten; fertiger Romanſtoff iſt überall in dieſer reichen und vielbeſprochenen Geſchichte aufgehäuft.

Eine der merkwürdigſten Perſönlichkeiten aus derſelben war der Finanzmann Nikolaus Fouquet; er iſt der Gegenſtand eines neuen hiſtoriſchen Werkes, * welches Herr A. Cherruel ſo eben herausgegeben hat und welches in Paris mit derſelben Begierde geleſen wird wie ein neuer Roman.

Fouquet gelangte durch die Gunſt des Kardinal Mazarin zu dem Gipfel der Macht und ſtürzte in die Tiefe eines langjährigen Kerkers durch den Mißbrauch derſelben. Man hat ihn fälſchlich für den unglücklichen Träger „der eiſernen Maske" gehalten und ihn zum Gegenſtande der albernſten und unwahrſten Anekdoten gemacht. Herr Cherruel bringt die Wahrheit ſeines Lebenslaufes jetzt an den Tag, die allerdings noch intereſſanter iſt als die Fabeln.

Fouquet ſtammte aus einer Familie, welche durch den Handel zur See reich geworden; ſein Vater ſiedelte von Rennes nach Paris über und erhielt einen höhern Verwaltungs-Poſten unter dem Miniſterium Richelieu. Die ganze Familie gehörte dem Bürgerſtande an, der damals die innigſte Verehrung für Thron und Königthum an den Tag legte. Es iſt merkwürdig, daß bis zur Zeit Ludwig des Vierzehnten gerade der Bürgerſtand ſo königlich geſinnt war, und dem Thron einen wahren Cultus weihte. Die Revolution erſt machte dieſen Cultus zu einem Vorrecht des Adels.

Ein Bruder Fouquet's, der den Titel Abbé führte, ohne der Kirche anders anzugehören als durch reiche Pfründen, erlangte gleichfalls einen wichtigen Poſten unter dem Kardinal Mazarin, er war Director der damals ſchon exiſtirenden Sicherheitspolizei und hat durch ſeine Stellung wie durch ſeine Intriguen dem Bruder Nikolaus das raſche Emporſteigen auf der Leiter des Ehrgeizes bedeutend erleichtert.

Schon im fünf und dreißigſten Jahr erhielt Nikolaus Fouquet die Stelle eines General-Prokurators und kurze Zeit ſpäter wurde er Ober-Intendant der Finanzen, eine Stelle, die er jedoch mit Servien, dem berühmten Unterhändler des weſtphäliſchen Friedens, theilen mußte.

*** Mémoires sur la vie publique et privée de Fouquet, d'après ses lettres et des pièces inédites. Paris 1863.**

Digitized by Google

Es gehörte zu Mazarin's Vorſichtsmaßregeln, die Gewalten zu theilen, deshalb ſtellte er den rauhen, aber ehrlichen Servien neben den ſchlauen, glatten Fouquet. Ein ſteter Kampf zwiſchen Beiden war die natürliche Folge davon; das unglückliche Frankreich hatte aber keinen Vortheil davon. Zerrüttet durch die inneren Kriege der Fronde, geplündert von ſeinen eigenen Soldaten, durch Hungersnoth und allerlei Landplagen gequält, beſaß das Frankreich von 1653 weder Geld noch Kredit.

Beides zu ſchaffen war die Aufgabe Fouquet's, und er ſcheute ſich nicht, die unredlichſten Mittel zu dieſem Zwecke zu ergreifen. Trotz Servien's Einſprüchen machte er wahre Wucherkunſtgriffe, um Geld in die königlichen Kaſſen zu bekommen und eine allgemeine Täuſchung über den Zuſtand der Finanzen hervorzurufen. Mazarin ließ ihn gewähren und drückte die Augen zu um die Bereicherung zu ignoriren, die Fouquet trotz des ewigen Geldmangels doch noch für ſich und ſeine Kreaturen zu Wege brachte.

Mazarin ſelbſt trieb die Bereicherung ſeines Schatzes und ſeiner Familie bekanntlich in's Großartige, er konnte deshalb nicht wohl einen Gehülfen wie Fouquet entbehren. Mazarin's Staatsweisheit, die erblich in Frankreich geblieben iſt, beſtand darin, den Krieg in's Ausland zu verſetzen um innen Ruhe zu gewinnen. Fouquet half ihm dabei Millionen zu verdienen: unter falſchen Namen wurden die Lieferungen für die Armeen von ihnen ſelbſt geleiſtet und ſo großartige Beraubungen angeſtellt, daß Beide ein koloſſales Vermögen in kurzer Zeit erworben hatten.

Mazarin konnte es vermöge ſeiner Millionen und ſeines Einfluſſes durchſetzen, ſeine Nichten mit hochfürſtlichen Häuſern zu vermählen, denn er gab ihnen eine wahrhaft königliche Mitgift. Fouquet, ſein Gehülfe und Nachbeter, wurde natürlich auch von ſeinem Ehrgeiz angeſteckt; er kaufte ſich ein Herzogthum, er baute das berühmte Schloß Saint-Mandé, deſſen Kunſtſchätze und Bibliothek alle königlichen Sammlungen übertrafen und gab dort Feſte zu Ehren ſeines hohen Vorgeſetzten, die ihn wie einen Monarchen verherrlichten.

Fouquet verſtand es, durch die Feinheit ſeines Benehmens und den hohen Grad ſeiner Bildung die Aufmerkſamkeit des Hofes ſowohl wie die der gelehrten Welt auf ſich zu ziehen. Er ſchmeichelte den Vornehmen und unterſtützte die Dichter: er wurde ein wahrer Mäcen. Der alte Corneille dankte ihm mit öffentlichen Lobpreiſungen und der ſonſt ſo ſatiriſche La Fontaine überſchickte ihm Quittungen für empfangene Geldgeſchenke in zierlichen Verſen!

Aber auch die Hofherren in Geldverlegenheit hatten Urſache, ſich dem Ober-Intendanten der Finanzen dankbar zu beweiſen, und bis auf die Armee wußte er ſeinen Einfluß geltend zu machen durch feinſinnige Anerbietungen an junge Offiziere, die ſich equipiren mußten. Die ſchönen Damen des Hofes, welchen es an Diamanten fehlte, verpflichtete er ſich ebenfalls in ähnlicher Weiſe. Es wurde ſogar behauptet, die Königin Mutter hätte ſeine pekuniären Dienſte nicht verſchmäht. Faſt alle ſchönen und berühmten Frauen der damaligen Zeit wurden mit ihm in Verbindung gebracht. Bewieſen iſt ſehr wenig, aber wahrſcheinlich manches und bekanntlich wird die Wahrſcheinlichkeit leichter geglaubt als die Wahrheit ſelbſt.

Obwohl bürgerlicher Abkunft, beſaß Fouquet alle Eigenſchaften und Neigungen eines großen Herrn damaliger Zeit. Er liebte die Vergnügungen der vornehmen Welt mit Leidenſchaft, er war eitel und leichtſinnig im höchſten Grade, aber ein Reſt moraliſchen Gefühls, durch die religiöſen Lehren ſeiner trefflichen Mutter erzeugt, hinderte ihn an wirklicher Sittenloſigkeit, deren Anſchein er ſich jedoch mit einer gewiſſen Affectation gab, weil er ſich einbildete, darin den Moreton nachahmen zu müſſen. Seine überaus elaſtiſche Natur fügte ſich übrigens dem guten wie dem böſen Beiſpiel; ſein ſpäteres Leben im Kerker von Pignerolles wurde unter den Gebeten ſeiner Gemahlin ein Muſter von würdevoller Ergebung.

Die Kataſtrophe ereilte ihn inmitten ſeiner glänzenden Laufbahn; auf einem prachtvollen Feſt, welches er dem jungen Könige zu Ehren veranſtaltet hatte, faßte dieſer Verdacht gegen ſeine Verwaltung der Finanzen. Aus dem fürſtlichen Luxus, den er mit naiver Unbeſonnenheit entfaltete, erwuchs ihm die erſte Gefahr. Auch hatte ſeine Eitelkeit und ſein maßloſer Ehrgeiz ihn in eine politiſche Thorheit getrieben; er wollte es verſuchen, ob ſich die Rolle des großen Condé nicht von dem bürgerlichen Fouquet weiter ſpielen laſſe. Nachdem die Fronde völlig beſiegt war, beging er die Schlechtigkeit, zu ſeinem perſönlichen Vortheil den Geiſt der Parteien von Neuem zu entflammen. Der damals erſt drei und zwanzigjährige König Ludwig der Vierzehnte, gewarnt von Fouquets einſtigem Gönner Mazarin ſelbſt, trat mit großer Energie der ſeltſamen Verſchwörung eines ſeiner erſten Beamten entgegen. Die Gefangennehmung deſſelben machte ungeheures Aufſehen in Frankreich; eben noch eine verhaßte Perſönlichkeit, wurde Fouquet alsbald eine bedauerte und gefeierte. Die Schöngeiſter der Fronde konnten ſich das „Vergnügen der Oppoſition" nicht verſagen. La Rochefoucauld und ſeine weiblichen Anhänger, die Lafayette an der Spitze, haben in ihren Schriften viel dazu beigetragen, Fouquet's Namen zu vergrößern und die Nachwelt durch übertriebenes Lob über ſeinen Werth zu täuſchen.

Sechzehn Jahre dauerte Fouquet's Gefangenſchaft, erſt nach ſo langer Zeit gelang es den Bitten ſeiner Frau, die Gnade Ludwigs für ihn zu erwirken. Aber gerade in dem Augenblicke, wo er frei wurde, ſtarb er an einem Schlaganfall. Dieſer plötzliche Tod gab zu der Sage Veranlaſſung, daß Fouquet noch lebe und unter einer eiſernen Maske langſam verſchmachten müſſe, weil Frau von Maintenon, Ludwig's heimliche Gemahlin, ihn in ihrer Jugend geliebt und im Alter gehaßt habe. Die Unwahrheit dieſer hiſtoriſchen Klatſcherei wird von Herrn Cheruel auf's Gründlichſte bewieſen. Die Romanſchreiber haben dem ungelehrten Publikum jedoch Fouquet mit der eiſernen Maske ſo oft dargeſtellt, daß es ſchwerlich gelingen wird, dieſen Märchenglauben ganz auszurotten. F. v. H.

## Belgien.

### Die Kirche und der Staat, nach Laurent.

Die großartige Streitſchrift des Profeſſors Laurent in Gent wider die Uebergriffe des Ultramontanismus (betitelt: „L'Eglise et l'Etat") iſt jetzt mit dem dritten Bande vollendet worden. Für die beiden erſten Bände hatte, wie wir vernehmen, der tapfere Vorkämpfer des Liberalismus in Belgien keinen Verleger finden können: ſie tragen unter den Jahrzahlen 1858 und 1860 blos den Namen des Druckers E. Guyot in Brüſſel. Aber während „Le moyen âge" und „La Reforme" ihrem Verfaſſer materiell zur Laſt gefallen ſind, wußte ſein Hauptſchlag, der ſich eben in dem vorliegenden dritten Bande: „La Revolution" concentrirt und die neueſten Phaſen des Kampfes zwiſchen Staat und Kirche umfaßt, die Theilnahme eines notabeln belgiſchen Verlegers zu erwecken, zumal freilich das belgiſche Schlachtfeld der Curie ganz beſonders in dieſem Abſchnitte bedacht iſt. So hat denn der dritte Band die Signatur: Bruxelles, 1862, Meline, Cans et Comp.

Alles, was die franzöſiſche Revolution und die modernen Conſtitutionen zur Feſtſtellung oder Lockerung des Rechtsverhältniſſes der Kirche zum Staate beigetragen haben, erblicken wir in dem letzterwähnten Theile vom Standpunkte eines um die Souverainetät des Staates lebhaft beſorgten Liberalismus entwickelt, mit plaſtiſcher Schärfe und Gediegenheit, aus dem Born eines überreichen Details. Schade nur, daß der Verfaſſer die Methode einer neutralen Geſchichtsſchreibung in Folge ſeiner eminenten Feindſchaft gegen den belgiſchen Clerus verſchmäht hat; gerade durch eine neutrale Haltung würde das Werk, nach unſerem beſcheidenen Ermeſſen, an Einfluß und Erfolg gewonnen haben. Denn der von den Beweggründen der freien Wiſſenſchaft tief durchdrungene Verfaſſer wird uns zugeben, daß auf wiſſenſchaftlichem Felde, im Reich der unparteiiſchen Geſchichte, man dem Gegner die weiteſten Rückſichten ſchuldig iſt. Man treibt ja Geſchichte und nicht Advocatur! Indeſſen geht dieſe Tendenz nicht bis zu der bei Andern wohlbeliebten Einſeitigkeit, daß den Gegnern geradezu das Wort abgeſchnitten würde. Laurent läßt vielmehr die ausgezeichnetſten Chorführer des Ultramontanismus ſelbſtredend ſich charakteriſiren: da lernen wir Pius VI., Pius VII., Gregor XIV., Pius IX., die Herren De Maiſtre, Lamennais, Peltier, Gaume, Veuillot, Donoſo Cortés, George Phillips und ihre belgiſchen Freunde: De Theux, De Decker, Ducpétiaux, De Gerlache und den ſtaatsmänniſchen Nothomb aus ihrem Benehmen kennen; wir durchleben ein Stück von der Geſchichte des großen Kampfes! Vielleicht iſt es uns vergönnt, in dieſen Blättern ein paar Momente daraus wiederzugeben. — Uebrigens haben neulich die Katholiken das Werk in der belgiſchen Repräſentanten-Kammer hart angegriffen, die Liberalen den Verfaſſer nur ſchwach vertheidigt; er ſieht ſich genöthigt, in dem Journal de Gand eine Reihe von „offenen Briefen" an ſeinen katholiſchen Couſin, Baron Nothomb zu richten: zur nachträglichen Abwehr der parlamentariſchen Beſchuldigung.

Trauttwein von Belle.

Digitized by Google

# Oſtaſiatiſche Inſeln.

## Die Philippinen.

In einer neuen Ausgabe der Handelsberichte über die preußiſche Expedition nach Oſtaſien, welche ſoeben erſchienen und dem preußiſchen Handelsſtande mitgetheilt iſt, finden wir eine von dem Herrn Fabrikbeſitzer C. Jacob verfaßte Schilderung der Zuſtände auf den Philippinen.

Herr Jacob, welcher die Expedition nach Oſtaſien freiwillig begleitete, war ſelbſt kurze Zeit in Manila, und entwirft ein eben nicht ſchmeichelhaftes Bild von der ſpaniſchen Verwaltung dieſer wichtigen Kolonie. Sein Bericht, von dem Geiſte des Fortſchritts auf handelspolitiſchem Gebiete, alſo von dem Geiſte des Freihandels diktirt, verurtheilt natürlich die engherzige, ſchutzzöllneriſche Politik Spaniens, deren Opfer die fruchtbarſten Beſitzungen dieſes noch immer wunderbar glücklichen Staates ſind.

Die Gruppe der Philippinen beſteht aus etwa 1200 Inſeln, von denen allerdings eine große Anzahl wenig mehr als unbewohnte Felſen ſind. Auf Luzon, der größten dieſer Inſeln, ließen ſich die Spanier zuerſt nieder; hier erbauten ſie bereits 1581 Manila, das demnach eine der älteſten europäiſchen Niederlaſſungen der Oſtens iſt. Seitdem hat man eine echt ſpaniſche Wirthſchaft dort eingeführt. Kirchen, Klöſter und Geiſtlichkeit haben ſich eines großen Theiles der Reichthümer bemächtigt, die aus der ungeheuern Reichhaltigkeit der dortigen Produkte faſt ohne alle menſchliche Mühe hervorquellen — ſie haben für ſich geſorgt und ſind reich geworden; das Land aber, wenn man Manila als den Centralpunkt der europäiſchen Kultur und Sitte ausnimmt, iſt beinahe geblieben, was es vor 300 Jahren war, und wenn wirklich von dem Vorhandenſein eines Fortſchrittes die Rede ſein kann, ſo darf mit Recht geſagt werden, daß er nicht durch jene, ſondern trotz jener herbeigeführt iſt. Miſſionaire haben das Land nach allen Richtungen durchzogen, und ihren Weg durch an ſich löbliche, maſſenhafte Chriſtenbekehrungen gekennzeichnet; aber es iſt bei der Form der Taufe geblieben und der Einfluß der Miſſionen iſt nie ſo weit gelangt, die Bevölkerung zu beſſern, ſie auf eine höhere Entwickelungsſtufe zu bringen, was bei der zum größten Theile malayiſchen Bevölkerung leicht genug geweſen wäre, da dieſe ſich im Verhältniß zu den Bewohnern des übrigen indiſchen Archipels einer gewiſſen geiſtigen Ueberlegenheit erfreuen darf.

Die ſpaniſche Verwaltung hat es meiſterhaft verſtanden, die Philippinen von dem allgemeinen Handelsverkehr fern zu halten. Erſt ſeit 1814 oder beſſer 1829 wurde den Fremden der Aufenthalt in Manila und zwar unter vielen Beſchränkungen geſtattet. Der Verkehr im Innern, vor Allem die Beſitzerwerbung, blieb ihnen unterſagt. Die beſten und ergiebigſten Productionen, z. B. der Tabakbau und die Fabrication von Spirituoſen, wurden monopoliſirt, die drückendſten Zölle (Differenzialzölle) eingeführt und die Maßregeln zur Erhebung derſelben mit allerhand hemmenden und drückenden Beſchwerden begleitet. Weit entfernt, die Arbeitskräfte zur Erhöhung der Productions-Fähigkeit, oder auch nur zur vermehrten Gewinnung der überreich vorhandenen Produkte zu verwerthen, überließ man die ohnedies dünne Bevölkerung ruhig gewiſſen Induſtriezweigen, deren Erzeugniſſe ohne die beliebten Verkehrserſchwerungen weit billiger vom Auslande zu beziehen geweſen ſein würden, wie z. B. verſchiedene gewebte Waaren, zu deren Anfertigung in der Provinz Ilocos ungefähr 20,000 Webſtühle beſchäftigt ſein ſollen. Die Verkehrswege im Innern ſind oft Monate lang gar nicht zu paſſiren, die einzelnen Inſeln ermangeln einer geordneten Verbindung unter ſich, ja ſelbſt der Hauptplatz Manila war bis vor wenigen Jahren noch nicht in den Kreis der Dampfſchiff-Verbindungen im übrigen Oſtaſien, zum Anſchluß an die europäiſche Poſt, gezogen, und erſt um das Jahr 1856 war es der P. & O. Comp. geſtattet worden, eine regelmäßige Verbindung zwiſchen Hongkong und Manila herzuſtellen, die aber bald wieder eingegangen iſt, weil die ſpaniſche Regierung Anſtand genommen hatte, dieſer Dampfſchiff-Linie die nachgeſuchten Vorrechte der ſpaniſchen Flagge in Bezug auf Importe und Exporte zuzugeſtehen, und weil dadurch die Rentabilität des Unternehmens mehr als in Frage geſtellt war. Seitdem verſehen zwei ſpaniſche Steamer den Dienſt, ohne indeſſen auf Regelmäßigkeit und Zuverläſſigkeit Anſpruch zu machen.

Unfähig, dem allgemeinen Drängen nach vorwärts zu widerſtehen, hat das Gouvernement im Jahre 1855 drei neue Häfen, und zwar Sual auf Luzon, Hoylo auf Panay, und Zamboanga auf Mindanao dem allgemeinen Verkehr freigegeben. Es iſt damit unzweifelhaft ein Schritt zum Beſſeren geſchehen, allein die erwarteten günſtigen Erfolge ſind ausgeblieben, weil man es nicht über ſich gewinnen konnte, auf dem Wege der Conceſſionen weiter zu gehen, und weil man die Oeffnung der Plätze mit ſo viel Zollbeſchwerden verknüpfte, daß ein fernerer Verkehr ſich nicht nur nicht entwickeln konnte, ſondern der frühere, d. h. derjenige der regelmäßig einkehrenden Wallfiſchfahrer, verdrängt wurde.

Was hat Spanien durch die Abſchließung der Kolonie erreicht? Welchen Vortheil hat das Syſtem der Monopoliſirung und der Schutzzölle gebracht? Im Jahr 1810 betrug der Geſammt-Umſatz Manila's — und, da die übrigen Plätze nur durch Manila arbeiten, aller Philippinen — nur 1,400,000 Dollar, und noch im Jahre 1841 überſtieg derſelbe nicht 5 Millionen Dollar, während zu derſelben Zeit der Umſatz der einen Inſel Java, welche um $^1/_3$ kleiner als Luzon iſt, ſchon mehr als 100 Millionen Gulden betrug. Dieſe Zahlen in Verbindung mit der Betrachtung der unerſchöpflichen Productionskraft des Landes, beweiſen ſchlagend, wie weit Monopole und Schutzzölle endlich führen!

Noch mehr! Was hätten die Philippinen, was hätte Manila werden können, wenn die ſpaniſche Regierung den Anforderungen der Zeit überall Rechnung getragen hätte! Die Philippinen erzeugen die werthvollſten Artikel des Handels, Zucker, Kaffee, Tabak, Kakao, Reis, Indigo, Gewürze, Hanf u. ſ. w. faſt ohne alle menſchliche Nachhülfe in höchſter Vollkommenheit; die Produkte werden an Güte kaum von denjenigen anderer Gegenden übertroffen. Spanien hatte den unberechenbaren Vortheil, ſeit Jahrhunderten im ungeſtörten Beſitze der Kolonie zu ſein. Dieſe Kolonie hat eine ausgezeichnet günſtige Lage für den Welthandel: wie nahe liegt Manila an Hongkong und Canton; wie bequem reicht es hinunter nach Singapore und hinauf nach dem Norden China's und Japans, wie günſtig liegt es für den Verkehr der beiden großen Archipele, des Philippiniſchen und des Malayiſchen! — Bei ſo großen Vortheilen hätte Manila die größte Handelsſtadt der Welt, wenigſtens aber in Oſtaſien werden müſſen, und die Production jener Handelsartikel hätte ſo geſteigert werden können, daß die Philippinen allein mindeſtens den größten Theil des allgemeinen Bedarfs decken konnten. Statt deſſen hat man Singapore auf jener unfruchtbaren Stätte anlegen und allen Verkehr an ſich ziehen laſſen; ſtatt deſſen hat man den Tabaksbau, der in's Unendliche geſteigert werden könnte, mit dem Monopole dergeſtalt vernachläſſigt, daß über den freilich erheblichen Conſum der Kolonie hinaus nur ein ſehr geringes Quantum Tabak in Form von Cigarren nach dem Mutterlande und überhaupt ausgeführt wird, und anſtatt an die Vermehrung der mangelnden Arbeitskräfte zu denken, hat man, trotz der langen Dauer des Beſitzes, trotz der blühenden kirchlichen Inſtitute und der Miſſionen, nicht ſo viel Einfluß gehabt, um den Beſitz der Philippinen wirklich auf alle Länderſtrecken der Inſeln auszudehnen. Denn obwohl auf den meiſten Karten die Philippinen als vollkommen ſpaniſche Beſitzungen angeſehen werden, ſo giebt es ſelbſt auf Luzon noch große Landſtriche, welche von völlig unabhängigen und im Urzuſtande lebenden Stämmen bewohnt und noch nie von eines Europäers Fuß betreten worden ſind, und auf der Inſel Mindanao können die Spanier nur wenige Quadratmeilen ihr Eigenthum nennen!

Herr Jacob verlangt im Namen des Handelsſtandes von der ſpaniſchen Regierung, daß ſie die Reichthümer der Philippinen nicht länger unbenutzt laſſe, und daß ſie, da die induſtriellen und kommerziellen Verhältniſſe Spaniens nicht geeignet ſind, den Verkehr zu beherrſchen, anderen Nationen geſtatte, an der Ausbeutung der Landes-Erzeugniſſe Theil zu nehmen. Zu dieſem Zwecke verlangt Herr Jacob: Reviſion des Zolltarifs mit gänzlicher Beſeitigung aller Differenzial-Zölle, Aufhebung der Tabaks- und übrigen Monopole; Verbeſſerung der Poſtverbindungen und Communicationen zwiſchen Manila und dem Auslande und zwiſchen den verſchiedenen Inſeln unter ſich; endlich Freigebung weiterer Häfen nach dem Prinzip des freieſten Verkehrs. Er beweiſt, daß die Kolonie dadurch bald auf eine ihrem Werthe angemeſſene Stufe induſtrieller Bedeutung emporſteigen würde, da erfahrungsmäßig der Verkehr ſtets dann zu günſtigeren Verhälniſſen ſich entwickelte, wenn die Regierung ihm eine freiere Bewegung geſtattet hatte.

Seit dem Antritte des jetzigen General-Capitains, welcher ein richtiges Verſtändniß für den hohen Werth und die eigentliche Beſtimmung der Philippinen haben ſoll, hofft man, daß den Bedürfniſſen der Kolonie ernſtlich werde genügt werden. — Wir wagen kaum, uns dieſer Hoffnung anzuſchließen. Spanien wird ſchwerlich freiwillig ein altes verrottetes Syſtem über Bord werfen und ſich der Strömung neuer großer Ideen anvertrauen. Nur Drang von außen und die Gefahr, die ganze Kolonie zu verlieren, wird die Regierung zu dauernden Conceſſionen bewegen.

O. H.

Digitized by Google

# Mannigfaltiges.

— Das große deutſche Turnfeſt, das in den Tagen, wo dieſe Blätter in Leipzig der Preſſe übergeben werden, dort in Liebe und Eintracht gefeiert wird, darf auch in unſerem „Magazin" nicht unerwähnt bleiben. Das deutſche Turnerthum, dieſe Schöpfung Jahn's und ſeiner Freunde in der großen Zeit der Befreiung und Einigung des Vaterlandes, tritt dem tiefbewegten Vaterlandsfreunde jetzt, als die heiligſte Ueberlieferung jener Zeit und als die ernſteſte Mahnung, wiederum treu und einig an das Vaterland uns anſchließen, wenn es die Vertheidigung ſeines Bodens, ſeiner Rechte und ſeiner Freiheit gilt, vor die Augen. Mit wahrhafter Freude erblicken wir unter der Männerjugend aller Gauen Deutſchlands, die hier verſammelt iſt, auch zahlreiche Vertreter jener öſtlichſten Provinz des deutſchen Kulturlebens, jenes Oſtpreußens, auf deſſen Seehäfen jetzt eben wieder das Slaventhum mit gierigen Blicken ſchaut, deſſen Jugend aber, ebenſo wie ſeine Männer der Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur, mit vollſter Liebe und Hingebung Deutſchland und ſeinem Geiſte angehören. Nicht minder ſeien in Leipzig die Vertreter deutſcher Turngemeinden in der Provinz Poſen mit Brüderlichkeit und einem herzhaften Gut Heil! begrüßt. Wo deutſches Turnerthum lebt und blüht, da wird auch die Herrſchaft des deutſchen Geiſtes unvergänglich ſein! Hoffentlich ſind auch aus Oeſterreichs ſlaviſchen Provinzen zahlreiche Turner in Leipzig eingezogen, und gewiß kehren ſie Alle geſtärkt und ermuthigt in ihre Heimat zurück. Und mit den vielen Tauſenden von Stimmen, die ſich in den Jubel Leipzigs einmiſchen, rufen auch wir ihnen ein freudiges Gut Heil! zu.

— Die dritte Jahrhundert-Feier Shakſpeare's. England bereitet ſich ernſtlich zur Feier von Shakſpeare's dreihundertjährigem Geburtstags-Jubiläum vor. Wir finden hierüber im Athenaeum Folgendes mitgetheilt: Die Betheiligung an dem zu begehenden Feſte drohte ſich zu zerſplittern; um der Sache Halt und Einheit zu geben, hat ſich ein Shakſpeare-Comité gebildet, deſſen Präſident der Herzog von Newcaſtle iſt. Eine Verſammlung des Shakſpeare-Comité wurde demgemäß in den Räumen der „Royal Society of Literature" Montag, den 22. Juni, gehalten. Der Herzog von Mancheſter, der in Vertretung des Herzogs von Newcaſtle den Präſidentenſtuhl einnahm, theilte einen Vorſchlag mit, welcher dahin lautete, daß am 23. April 1864 eine Nationalfeier zu Ehren des dreihundertſten Geburtstages von Shakſpeare ſtattfinden und durch die Errichtung eines prächtigen Denkmals in London verherrlicht werden ſolle. Die Reſolution wurde unterſtützt und einſtimmig angenommen. Andere Pläne ſind aus einzelnen Theilen Englands eingelaufen, z. B. aus Warwickſhire der Vorſchlag, die lateiniſche Schule in Stratford, Shakſpeare's Geburtsort, zu erweitern und Shakſpeare-Stipendien in Oxford zu gründen. Ferner iſt das Projekt vorhanden, zum Beſten des Unterſtützungsfonds dramatiſcher Schriftſteller eine Shakſpeare-Feier zu veranſtalten. Für die Errichtung einer Statue in London ſprachen namentlich ſehr warm Sir Robert Hamilton, der auch Urheber des Warwickſhire-Plans iſt, und Mr. Benjamin Webſter, der Vorſteher des dramatiſchen Schriftſteller-Vereins. Ein zweiter Vorſchlag von Hamilton, unterſtützt von Webſter, geht dahin, daß dieſe Nationalfeier, um Shakſpeare's und des Landes würdig zu ſein, unter dem Patronat Ihrer Majeſtät und dem Präſidium des Prinzen von Wales, von allen Klaſſen der Bevölkerung, ſowie von allen Bewunderern Shakſpeare's im vereinigten Königreiche wie in den britiſchen Kolonien und in fremden Ländern begangen werden möge.

Wie wir vernehmen, hatte ſchon der verewigte Prinz Albert an eine in dieſer Weiſe zu veranſtaltende Feier gedacht.

— Der Arbeiterfreund. Das zweite Heft dieſer im Auftrage des Berliner „Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Klaſſen" von K. Brämer herausgegebenen Zeitſchrift* enthält, nach einem Vorworte des Herausgebers, folgende intereſſante Artikel: 1. Soziale Selbſthülfe; aus dem Bericht an die Vorbereitungs-Commiſſion des internationalen ſtatiſtiſchen Kongreſſes, von Dr. Ernſt Engel; 2. Die Sterblichkeits-Verhältniſſe der Kurmark; ein Beitrag für Alter-Verſorgungskaſſen, von Richard Böckh; 3. Landwirthſchaftliche Genoſſenſchaften zu gegenſeitiger Hülfe, von K. Brämer; 4. Die internationale Aſſociation für den Fortſchritt der ſozialen Wiſſenſchaften; ein Rückblick auf den erſten Kongreß derſelben in Brüſſel 1862, von Dr. S. Neumann; 5. Der internationale Wohlthätigkeits-Kongreß zu London, von K. Brämer; 6. Geſchichte der Pioniere von Rochdale; 7. Geſchichte der Weberei-Kolonie zu Nowawes; 8. Kleinere Mittheilungen und 9. Angelegenheiten des Centralvereins.

* Berlin, Otto Janke & C.

— Ausgeſchriebene Preiſe auf literar-hiſtoriſchem und ſtatiſtiſchem Gebiete. Die in Paris beſtehende Alliance israélite universelle hat für das Jahr 1864 die nachſtehenden Preisfragen ausgeſchrieben:

1) Auf literar-hiſtoriſchem Gebiete:

Die Geſchichte der Literatur in Bezug auf die Emancipation der Israeliten zu geben; die Schriften anzuzeigen, die ſeit dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts — Dohm, Grégoire, Mirabeau — bis zum heutigen Tage zu Gunſten der Emancipation, beſonders von nicht-israelitiſchen Verfaſſern, erſchienen, ebenſo die in großen, öffentlichen Verſammlungen über dieſen Gegenſtand gehaltenen Reden; die mehr oder minder vollſtändigen Löſungen dieſer Frage in den verſchiedenen Ländern Europa's und die Vortheile darzulegen, die daraus ſowohl für die Israeliten, als für die europäiſchen Nationen im Allgemeinen, erwachſen ſind. (Preis eine goldene Denkmünze im Werthe von 1500 Fr.)

2) Auf ſtatiſtiſchem Gebiete:

Eine Sozial- und Criminal-Statiſtik der Israeliten in Frankreich ſeit dem Jahre 1830 bis zur Gegenwart, und zwar von fünf zu fünf Jahren, zu entwerfen; zu unterſuchen: einerſeits, in welchem Verhältniſſe die Israeliten an allen Beſtrebungen der Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur theilgenommen und welche Laufbahnen ſie auf dieſen Gebieten vorzugsweiſe eingeſchlagen, ſowie andererſeits, welches die Verbrechen und Vergehen ſind, die man ihnen hat vorwerfen können und welches ihr verhältnißmäßiger Antheil an den gerichtlichen Verurtheilungen aller Grade war; endlich die Schlüſſe zu ziehen, die ſich im Allgemeinen auf die vergleichenden ſtatiſtiſchen Tabellen über die verhältnißmäßigen Beziehungen der israelitiſchen zur allgemeinen Bevölkerung begründen laſſen. (Preis eine goldene Denkmünze im Werthe von 1000 Frcs.)

Zur letztgedachten Preisbewerbung ſollen auch Arbeiten zugelaſſen werden, die ſich auf andere Länder, als Frankreich, beziehen, wenn dort die Lage der Israeliten ähnliche, ſtatiſtiſche Vergleichungspunkte darbietet.

Es müſſen die betreffenden Denkſchriften dem Secretariate der Geſellſchaft in Paris, Enghien-Straße Nr. 23, bis zum 1. November 1864 eingeſandt und dabei die bei allen ſchriftlichen Preisbewerbungen üblichen Bedingungen beobachtet ſein.

— Deutſche Zeitung in Süd-Amerika. Bei dem im Monat März erfolgten völligen Eingehen auch des deutſchen Blattes „Braſilia," nachdem bereits die deutſchen Zeitungen von Rio Grande den Maßregelungen der braſilianiſchen Regierung erlegen waren, iſt es um ſo erfreulicher, eine deutſche „La Plata-Zeitung" in Buenos Ayres erſcheinen zu ſehen. Sie genießt der vollſten Preßfreiheit, und ihre Verbreitung unter allen Deutſchen im Flußgebiete des La Plata, in Uruguay und ſelbſt in Braſilien iſt durch die ziemlich lebhafte Dampfſchifffahrt ſehr begünſtigt. Selbſt in Chili wird ſie gehalten und ſie hat bereits 400 Abonnenten. Sie verdient um ſo mehr Aufmerkſamkeit und Unterſtützung Seitens der deutſchen Preſſe, als die Anſicht, daß die La Plata-Staaten und vorerſt beſonders Uruguay, für deutſche Auswanderung erſprießliche Ausſichten bieten, gegenwärtig ſich vielfach geltend macht.

— Telemach. Unſer ehrwürdiger Jugendfreund, der Telemach von Fenelon, iſt auf ſeine alten Tage in's Arabiſche überſetzt worden. Der Hadikas-el-Akhbar, eine arabiſche Wochenſchrift, die in Beyrut erſcheint, theilt ihn im Feuilleton ſeinen Leſern mit.

— Bibliographie. Spanien.

Album de historia natural, por D. Luis Nata y Gayoso, profesor etc. Barcelona. (30 Blatt in 4. mit einer Illuſtration an der Spitze jedes Blattes.)

De Villahermosa a China. — La Condesa de Arran. — Historia de un ahorcado. En 4. à dos columnas. 342 p. Barcelona.

Historia del levantamiento, guerra y revolucion de España, por el Conde de Toreno. Cinco tomos. 4. Madrid, 1862.

La cabeza del rey Don Pedro, Tradicion historica, original de D. Manuel Fernandez y Gonzalez. Cuarta edicion. Madrid.

J. C.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

# Magazin
# für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn F. Heyde's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 32. Mittwoch, den 12. Auguſt 1863. 32. Jahrgang.

## Inhalt:

Italien. — Seite
Reformatoriſche Bewegungen in Italien. I. Aus dee Vergangenheit . . . 373
Belgien.
Die Sint-Jans-Gilde in Mecheln . . . 375
England.
Barberina, die Tänzerin, nach Thomas Carlyle . . . 376
Frankreich.
Ein Buch über das Lachen . . . 377
Finnland.
Finnländiſche Erzählungen des Mondes . . . 379
Afrika.
Die Frage der Civiliſation der Neger-Raçe . . . 381
Mannigfaltiges.
Amerika, die alte Welt . . . 384
Codifications-Arbeiten in Italien . . . „
Neue Preisfrage der Fürſtl. Jablonowski'ſchen Geſellſchaft in Leipzig . . . „
Periodiſche Literatur in der Türkei . . . „
Bibliographie. Frankreich . . . „

## Italien.

### Reformatoriſche Bewegungen in Italien.

#### I.

#### Aus dee Vergangenheit.

Francesco Guicciardini ſagt in den Opere inedite über ſein Verhältniß zu den Reformations-Beſtrebungen ſeiner Zeit: „Keinem Menſchen mißfällt mehr als mir der Ehrgeiz, die Habſucht und die Ausſchweifung der Prieſter, ſowohl weil jedes dieſer Laſter an ſich haſſenswerth iſt, als auch weil jedes allein oder alle ſich wenig ziemen bei Leuten, die ſich zu einem von Gott beſonders abhängigen Stande bekennen, und vollends weil ſie unter ſich ſo entgegengeſetzt ſind, daß ſie ſich nur in ganz abſonderlichen Individuen vereinigt finden können. Gleichwohl hat meine Stellung bei mehreren Päpſten mich gezwungen, die Größe derſelben zu wollen, meines eigenen Vortheils wegen. Aber ohne dieſe Rückſicht hätte ich Martin Luther geliebt, wie mich ſelbſt, nicht um mich loszumachen von den Geſetzen, welche das Chriſtenthum, ſowie es insgemein erklärt und verſtanden wird, uns auferlegt, ſondern um dieſe Schaar von Nichtswürdigen in ihre gebüheenden Gränzen gewieſen zu ſehen, ſodaß ſie entweder ohne Laſter oder ohne Macht leben müßten.“ Dieſer erſt neulich bekannt gewordene Ausſpruch eines der größten florentiniſchen Geſchichtsſchreiber iſt in mehr als einer Hinſicht für die Geſchicke bezeichnend, welchen die Gedanken der deutſchen Reformatoren auf der Halbinſel begegnet ſind. Von einem vieljährigen Vertrauten und hochgeſtellten Beamten der mediceiſchen Päpſte ausgegangen, iſt er ein vollgültiges Zeugniß der Sympathien, welche damals (1529) auch in Italien für die kühnen Angriffe Luthers auf die Mißbräuche der römiſchen Hierarchie unter den Gebildetſten lebendig waren. Allein er zeigte, daß die Wuezel dieſer Zuneigung hauptſächlich in der Erbitterung über die perſönlichen Ausſchreitungen des Clerus beruhte, die das Syſtem nicht berührt und die auch von den entſchiedenſten Gegnern der poſitiven reformatoriſchen Ideen getheilt wurde. Vor allen Dingen aber läßt dies Bekenntniß die moraliſche Eigenthümlichkeit der damaligen Italiäner klar zu Tage treten, an der die Verſuche religiöſer Reformen in Italien wiederholt geſcheitert ſind: den Manget an Liebe zur Wahrheit um der Wahrheit willen, an dem rückſichtsloſen Muthe, der, unbekümmert um den augenblicklichen Nutzen, wie um das perſönliche Schickſal, eine als wahr erkannte Idee zu verwirklichen ſtrebt, der aber dem praktiſchen weltklugen Sinne des Italiäners, als Unbeſonnenheit, wohl gar als Feevel an dem eigenen Glücke, durchaus widerſtand.

Läge es nicht an dieſem innern Grunde, ſo wäre nicht zu begreifen, wie die Reformation in Italien trotz der Bewegungen, die ſie dort gründlicher in den Gemüthern vorbereitet hatten als irgend wo ſonſt, und trotz der Verbreitung, die viele ihrer Grundgedanken unter allen Ständen der Bevölkerung zu Theil geworden war, durch die päpſtliche Gegenreformation faſt ſpurlos ausgerottet werden konnte. Es wäre unerklärlich, wie alle Macht der Inquiſition und aller Verfolgungseifer der ſpaniſchen Herrſcher im Stande ſein konnten, einen geiſtigen Aufſchwung, der einen überraſchend großen Theil der Nation bereits ergriffen hatte, ſo vollſtändig zu unterdrücken, daß man erſt neuerdings durch Nachrichten aus dem Staube der Archive an ſein beinahe vergeſſenes Daſein erinnert werden mußte.

Ranke hat im erſten Bande der „Römiſchen Päpſte“ * in ſcharfen Zügen die Umwandlung des Leoniniſchen Zeitalters in das der Reformation und in das der Verfolgung, den Uebergang aus der Kultur der Renaiſſance in die Periode der Religionskriege gezeichnet und dabei die Portraits der Päpſte vorgeführt, die, von den ſcharf beobachtenden venetianiſchen Botſchaftern an der Curie mit unvergleichlicher Sicherheit entworfen uns dieſen Uebergang, ich möchte ſagen figürlich, darſtellen: jenen Paul III., der als Kardinal Farneſe zu den reformfreundlichen Mitgliedern des heiligen Collegiums gehörte, und noch im Eingange ſeines Pontificats humaniſtiſche Größen, wie Peter Bembo und Sadolet zu Kardinälen erhob, aber gegen das Ende ſeines Lebens hin die Protection, die den Gelehrten bisher vom päpſtlichen Stuhl aus zu Theil geworden war, in Abneigung, ja Feindſchaft verwandelte; dann Paul IV., der harte Greis von faſt achtzig Jahren, der mit dem Feuer der Jugend im Blicke und in allen Bewegungen, und „in allen Angelegenheiten heftig und raſch, aber in Angelegenheiten der Inquiſiton von unbeſchreiblicher Heftigkeit“ (wie ihn der Venetianer Navagero in ſeiner Signoria ſchildert), der als Papſt die furchtbaren Regeln in Ausführung brachte, die er ſich als Kardinal Caraffa unter ſeinem Vorgänger zur Niederwerfung der Reformation vorgezeichnet hatte, darunter die, daß man in Sachen des Glaubens keinen Augenblick warten, ſondern gleich auf den mindeſten Verdacht mit äußerſter Anſtrengung zu Werke gehen, und daß man Ketzern und beſonders Calviniſten gegenüber ſich mit keinerlei Toleranz herabwürdigen müſſe; endlich Pius V., wiederum Großinquiſitor des Vorigen, der mit all ſeinem Fanatismus in ihm wieder auferſtanden zu ſein ſchien; der Mann, von dem die Zeitgenoſſen bemerkten, daß er die Criminalſentenzen niemals milderte, der nicht zufrieden, daß die Inquiſition die neuen Verbrechen beſtrafte, die alten Akten von vor zehn und zwanzig Jahren durchforſchen ließ, und wenn an einem Orte weniger Strafen verhängt wurden, ihn darum nicht für rein, ſondern die Inqiſition für nachläſſig hielt.

Unter den Männern, die unter dieſen Päpſten in Italien als Anhänger der Reformation den Tod erlitten haben, wird bei Ranke Einer erwähnt, deſſen Perſönlichkeit ihn in vieler Hinſicht als einen Repräſen-

* Der Unterzeichnete benutzt die Gelegenheit, ein Verſehen zu verbeſſern, deſſen er ſich in Beziehung auf dies Buch neulich in dieſen Blättern ſchuldig gemacht hat. Nicht die Bibliografia des Herrn von Reumont, ſondern die Anzeige dieſes Werkes im „Magazin“ hat die „Päpſte“ überſehen, deren dort unter ihrem erſten Titel „Fürſten und Völker von Südeuropa“ mit gebührender Anerkennung gedacht iſt.

Digitized by Google

tanten ſeiner Glaubens-Genoſſenſchaft erſcheinen läßt. Es iſt der Dichter, Rhetoriker und Philoſoph Aonio Paleario, der als ein eifriger Bekenner des Grundgedankens der deutſchen Reformation unter Paul III. und Paul IV. vielfach verfolgt und wegen überwieſener Ketzereien unter Pius V. im Jahre 1570 zu Rom hingerichtet worden iſt — man weiß nicht recht, ob erſt enthauptet und dann verbrannt, oder ob lebend den Flammen übergeben. Paleario iſt aus der Vergeſſenheit, der er, trotz dieſes Märtyrertodes, mit der Geſchichte der italiäniſchen Reformation überhaupt anheim gefallen war, neuerdings glänzend hervorgetreten in Folge einer literariſchen Entdeckung, die für dieſe Geſchichte vom höchſten Werthe iſt, und die unter den Theologen aller evangeliſchen Bekenntniſſe die lebhafteſte Theilnahme hervorgerufen hat. Da ſie aber auch für Nichtgeiſtliche ſehr anziehend iſt, und ich nicht weiß, ob ſie in dieſen Blättern ſchon Erwähnung gefunden hat, ſo möge die Sache kurz erzählt werden.

Es wird nämlich von den italiäniſchen Chroniſten jener Zeit mehrfach eines kleinen Buches, ein „dolce libriccino“ nennt es der evangeliſch geſinnte Biſchof von Iſtrien, Paolo Vergerio — gedacht über die Wohlthat Chriſti, das, im Anfange der vierziger Jahre des 16. Jahrhunderts zu Venedig erſchienen, eine unglaubliche Verbreitung in ganz Italien erfahren habe, dann aber von der Inquiſition auf das äußerſte verfolgt worden ſei, ſodaß es nirgends mehr gefunden werde. Dies Buch, das insbeſondere die Rechtfertigung durch den Glauben allein, jenen Grundgedanken der deutſchen Reformation, von dem Luthers Wort bekannt iſt, „daß in dieſem Artikel alles enthalten iſt, was wir wider Papſt, Teufel und die Welt lehren und leben,“ in populärer Weiſe und in toskaniſcher Sprache darſtellen ſollte, war wirklich nirgends mehr vorhanden, ſodaß Ranke keinen Anſtand nahm, den Verfolgungen der Inquiſition die gänzliche Ausrottung des Werkchens zuzuſchreiben, ein Satz, den Macaulay in ſeiner Kritik von Ranke's Buch mit bekannter Sicherheit dahin verſchärfte, daß der Traktat vom Beneficio di Christo ſo rettungslos verloren ſei, wie die zweite Dekade des Livius. Im Jahre 1843 fand man indeſſen in der Bibliothek des St. Johns College in Cambridge ein kleines italiäniſches Buch mit dem Titel: Trattato utilissimo del beneficio di Giesù Cristo crocifisso verso i Cristiani. Venetia 1543 apud Bernardinum de Bindoniis, das ſich bei näherer Betrachtung als ein Exemplar des ſo lange verſchwundenen Buches, höchſt wahrſcheinlich von der zweiten Auflage ergab. Der Fund wurde bekannt, auf die erſte Publication durch Prof. J. Ayre (1857) folgte die Auffindung einer alt-engliſchen Ueberſetzung, von der Hand eines Angehörigen der Königsfamilie, des Grafen Edward Courtenay von Devonſhire, der ſie als Staatsgefangener im Tower nach einem franzöſiſchen Exemplar, da das Original ſchon damals nicht mehr vorhanden war, angefertigt hat; dann fand ſich dieſe franzöſiſche, ſowie eine deutſche Ueberſetzung („New-Hanaw 1614,“ das einzige Exemplar in der königlichen Bibliothek zu Berlin), ferner eine ſpaniſche und ſogar eine kroatiſche, welche der Freiherr Hans Ungnad von Sonneck unter dem proteſtantenfreundlichen Maximilian II., Landeshauptmann in Steyermark, zu Tübingen 1563 veranſtaltet hat. Endlich wurde auch zu Stuttgart noch ein italiäniſches Exemplar, Venedig bei Philipp Stagnini 1546, entdeckt. — Seitdem iſt das Buch in allen möglichen Sprachen neu erſchienen; es iſt namentlich in Italien durch die Bemühung engliſcher Kreiſe ſehr eifrig verbreitet worden und ſpielt dort in den reformatoriſchen Beſtrebungen der Gegenwart, wie wir ſehen werden, keine geringe Rolle.

Als den Verfaſſer dieſes Werkes, das in der That die Rechtfertigung durch den Glauben ganz vom Standpunkte der deutſchen Reformatoren als das neue Evangelium verkündigt und vertheidigt, bezeichnete ein Verzeichniß der von der Inquiſition verbotenen Bücher (die zweite Auflage des noch jetzt üblichen Index librorum prohibitorum) einen Benedictiner-Mönch von Monte Caſſino, Schüler des Juan Valdez; andere gleichzeitige Bericht-Erſtatter nennen als Urheber den Kardinal Morone, aus Ranke's Buch als einer der Reformfreunde in der Curie bekannt, noch andere den Kardinal Reginald Pole, der gleichfalls lange zu dieſer Gruppe gehörte, ehe er am Hofe ſeiner Verwandten, der blutigen Marie von England, ſein ſonſt edles Andenken durch die Theilnahme an den Proteſtanten-Verfolgungen befleckte. Jetzt wird die Anſicht, die auch ſchon früher ihre Vertheidiger hatte, faſt einſtimmig gebilligt, daß man als den Verfaſſer der „Wohlthat Chriſti“ Niemand anders zu betrachten habe, als eben unſern Aonio Paleario. Um nur der Hauptgründe für dieſe Meinung zu gedenken, ſo ſpricht Paleario ſelbſt in der Rede pro se ipso, mit der er ſich im Jahre 1543 vor der Signoria von Siena gegen die Anklage der Ketzerei ſiegreich vertheidigte, von einem Buche in toskaniſcher Sprache, das er in dieſem Jahre veröffentlicht und in dem er die Wohlthaten Chriſti geprieſen habe. Was er als die Grundidee dieſes Buches anführt: die „auf die geheiligtſten Dokumente des Alterthums geſtützte Behauptung, daß, wer immer ſeinen Blick auf Jeſus Chriſtus den Gekreuzigten richtet, ſeinen Verheißungen vertraut und allein auf ihn ſeine Hoffnung ſetzet, der empfängt von ihm die Vergebung ſeiner Sünden und die Erlöſung von allem Uebel,“ das ſtimmt durchaus mit dem Inhalte des Traktats von der Wohlthat Chriſti überein. Dort wie in Paleario's Rede beruft ſich der Verfaſſer für die Richtigkeit ſeiner aus dem Evangelium geſchöpften Rechtfertigungs-Lehre auf die Väter der griechiſchen und lateiniſchen Kirche, Zeugniſſe anführend aus Origenes, Chryſoſtomus, Cyrillus, Irenäus, Hieronymus und Auguſtinus. Paleario bezeichnet auch mit klaren Worten die Schrift, zu der er ſich bekennt, als einen der Anklagegründe, auf welche hin ſeine Gegner den Flammentod wider ihn forderten, und mit männlicher Beredtſamkeit fügt er die Worte hinzu, die ſein Ausgang erfüllen ſollte: „Wenn ich für jenes Bekenntniß — denn ich ſehe meine Schrift viel mehr als ein Zeugniß an, das ich ablegte, denn als ein Buch — dieſe Strafe erdulden muß, dann, verſammelte Väter, iſt Niemand glücklicher als ich. Denn dieſes iſt keine Zeit, in der ein Geiſt in ſeinem Bette ſterben darf.“

Es war natürlich, daß ſich auf den Autor einer der bedeutendſten Bekenntniß-Schriften, die uns aus der italiäniſchen Reformation erhalten ſind, die lebhafteſte Theilnahme der Glaubensgenoſſen in allen Völkern richtete. Engliſche, franzöſiſche und italiäniſche Bearbeitungen ſeiner Lebensgeſchichte ſind ſich ſchnell gefolgt; in Deutſchland mußten bisher neben den älteren Darſtellungen, die theils in ausführlichen Kirchenhiſtorien dem Auge des Publikums entzogen, theils nur flüchtige Gelegenheits-Arbeiten ſind, die Einleitungen zu den Ueberſetzungen des Buches von der Wohlthat Chriſti genügen, die auch bei uns eine ſehr bedeutende Verbreitung gefunden haben. Dieſe Arbeiten erſchöpften indeſſen auf keine Weiſe die Bedeutung dieſer Perſönlichkeit, die bei näherer Betrachtung an innerem Werthe nur gewinnt, und die Aufmerkſamkeit, die man ihr jetzt zuwendet, durchaus belohnt. Darum iſt es vollkommen gerechtfertigt, daß die Biographie Paleario's, die einer der eifrigſten Freunde und geiſtreichſten Geſchichtsſchreiber der italiäniſchen Reformation, der Prediger Jules Bonnet in Genf kürzlich veröffentlicht hat, ſoeben in einer deutſchen Ueberſetzung erſcheint,* die von den Freunden dieſer Sache nicht überſehen werden darf. Hr. Bonnet hat mit Sorgfalt und Liebe ein Bild aus der Geſchichte jener Tage gezeichnet, in dem ſich die ehrwürdige Figur des Märtyrers aus dem Kreiſe ſeiner Studien „wie ſeiner Leidensgefährten treu und anziehend erhebt. Es iſt eine Zeit voll tiefer Gegenſätze, in der Paleario lebte, er ſelber der Vermittler zwiſchen zwei Kulturperioden, die, nachdem ſie eine Zeit friedlich neben einander geſtanden, im Kampf mit einander ihre Kräfte verzehren ſollten. Als Dichter, als Philoſoph und Gelehrter gehört unſer Aonio (ſchon ſein Name zeigt es, denn ſtatt des väterlichen Antonio dei Pagliariccie, hatte er ihn nach der Sitte der Zeit poetiſch latiniſirt) vollſtändig zum Zeitalter der Humaniſten; ſeine Briefe und Reden athmen jenen Ciceronianismus, der die lateiniſche Proſa der Renaiſſance charakteriſirt; zu ſeinen Freunden gehörten die Kardinäle Bembo und Sadolet, die ihrer humaniſtiſchen Verdienſte wegen in die Curie gelangt waren, wie ſo viele vor und ſo wenige nach ihnen; die Grammatiker Lampridio und Flaminio, der Geſchichtsſchreiber Vettori, und ſeine praktiſche Wirkſamkeit als Profeſſor der Beredtſamkeit in Siena, Lucca und Mailand iſt ganz derjenigen ähnlich, die aus den Biographien der größten Humaniſten Italiens als das oft glänzende, aber immer unſtete Geſchick der damaligen Literaten bekannt iſt. Aber während viele ſeiner Fachgenoſſen, die in der griechiſchen und lateiniſchen Literatur hervortretendere Erfolge aufzuweiſen hatten, neben dieſen wiſſenſchaftlichen Verdienſten eine innere Unſicherheit, ja entſchiedene Geſinnungsloſigkeit zur Schau tragen, keiner ſchamloſer als der nicht viel ältere Pietro Aretino, „der größte Läſterer der neueren Zeit,“ der bei ſeinem Wahlſpruche: „Veritas odium parit“ für Jeden ſchrieb, der ihn bezahlte, aber auch gegen Jeden, ſelbſt wenn er von ihm bezahlt wurde: iſt der Charakter unſeres Palearius von fleckenloſer Reinheit und Aufrichtigkeit. Ehe jene Anklage erhoben wurde, welche die Rede pro se ipso veranlaßte, verſuchte Kardinal Sadolet auf einer Reiſe durch Siena ſeinen Freund Paleario mit ſeinen Gegnern auszuſöhnen. Nach einer längeren Unterredung, an welcher der Erzbiſchof Theil nahm, ermahnte der edle und vorſichtige Kirchenfürſt den Freund zur Mäßigung. Man müſſe ſich vor allen Neuerungen hüten. Wolle mich Gott bewahren, entgegnete Paleario, daß ich nach Neuerungen trachten ſolle; aber es giebt nichts ſo Altes, als die Wahrheit! Nicht minder ſchön hält er in der erwähnten Rede der Anklage, daß er es

* Aonio Paleario. Eine Studie über die Reformation in Italien von Jules Bonnet. In's Deutſche übertragen von Dr. Friedrich Merſchmann. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauſes. 8° XVI. und 285 S.

Digitized by Google

mit den Deutſchen halte, den berühmt gewordenen Satz entgegen: „Es kommt nur darauf an, daß eine Sache wahr iſt, nicht woher ſie ſtammt.“ „Und wenn ihr, fügte er mit kühner Offenheit hinzu, unter den Deutſchen verſtehet Oekolampadius, Bucer, Eraſmus, Melanchthon, Luther, Pomeranus und Andere, welche man der Ketzerei verdächtigt hat (man bedenke, daß dieſe Rede im Jahre 1543 gehalten iſt, wo alle Genannten ſich im ausdrücklichen Kirchenbanne befanden), ſo giebt es gewiß keinen Theologen unter uns, der ſo beſchränkt wäre, daß er nicht bekennen müßte, daß ihre Schriften des höchſten Lobes würdige Wahrheiten enthielten, mit eben ſo vieler Gelehrſamkeit als Treue auseinandergeſetzt und den Vätern entnommen, welche uns die Lehre des Heils hinterlaſſen haben.“

Aber Paleario's Theilnahme an den Gedanken der Reformation beſchränkt ſich nicht auf die Vertheidigung der proteſtantiſchen Rechtfertigungslehre. Schon vor der Anklage in Siena hatte er eine Denkſchrift an die vorzüglichſten Theologen Deutſchlands und der Schweiz gerichtet, in der die Forderung der Zeit, auf ein allgemeines Concil gerichtet, mit einer beſonderen Schärfe erhoben und in einer ihm eigenthümlichen Weiſe begründet iſt. Italien habe Niemand, den es in ſeiner Noth um Hülfe anrufen könne. Das Papſtthum ſtrebe danach, durch eine ſcheinbare Gewährung die Wünſche der Fürſten zu vereiteln. „Trotz ſeines Alters und ſeiner wankenden Geſundheit kennt Paul III. keine Ruhe. Er umgiebt ſich mit klugen Leuten; er beräth ſich mit ihnen Tag und Nacht. Juriſten, Geſchäftsmänner, ſchlaue Politiker, ſtreitſüchtige Theologen und Sophiſten ruft er zu ſeiner Hülfe herbei . . .; Reichthum, Würden, Gunſt, nichts wird ihnen verweigert, wenn ſie der Erwartung Roms würdig entſprechen. Sind wir ſo unvernünftig, die große Sache der Wiederherſtellung der Kirche dem Papſte und ſeinen Agenten zu überlaſſen?“ Ein Concil muß ſtattfinden; dieſe Verſammlung ſoll aber keine Täuſchung ſein. Die ſtrengſten Regeln müſſen bei der Wahl der Mitglieder herrſchen. „Möge man auf Befehl des Kaiſers, der Fürſten und der freien Städte in England, Frankreich, Deutſchland, Spanien und Italien einige Perſonen, die in der heiligen Schrift wohl unterrichtet ſind und nicht im Verdachte des Einverſtändniſſes mit Rom ſtehen, wählen. Möge dieſe Wahl im Schoße des chriſtlichen Volks durch eine Abſtimmung Aller ſtattfinden und dem Kaiſer ſowie den dabei betheiligten Monarchen vorgelegt werden. Dieſe Abgeordneten mögen ſich wiederum eine gleiche Zahl von Abgeordneten aus den Provinzen zugeſellen, während der Papſt und die Kardinäle zwölf Prälaten von reinem Leben und bewährter Frömmigkeit ernennen, um den ſo Erwählten die Hände aufzulegen und die Gabe des heiligen Geiſtes auf ſie herabzurufen. So möge der höchſte Gerichtshof zur Beurtheilung aller ſtreitigen Punkte, zur Verkündigung eines letzten Urtheils gebildet ſein.“

Von dieſer Generalſynode gar ſehr verſchieden war die Verſammlung, die zu Trient, nach langem Widerſtand der Päpſte, als das letzte ökumeniſche Concil der Kirche zuſammentrat, um die Glaubensſpaltung unwiederbringlich zu befeſtigen. Man braucht ſich nicht auf Hiſtoriker wie den großen venetianiſchen Mönch Paul Sarpi zu berufen, deſſen Zeugniß die Katholiken durch die Beſchuldigung der Parteilichkeit zu verdächtigen gewohnt ſind; die Theilnehmer an dem Concil haben die ſchärfſten Urtheile ausgeſprochen. „Was hat der heilige Geiſt jemals mit dieſem Concile zu thun gehabt!“ ſchrieb ein ſpaniſcher Biſchof nach Hauſe. „Der heilige Geiſt, den man ſich rühmt, mitten in den Berathungen zu beſitzen, reiſet von Rom her in der Couriertaſche. Wenn die Flüſſe übergetreten waren, mußte man in Trient auf ihn warten, bis die Ueberſchwemmung zurückgetreten war, und der heilige Geiſt ſchwebte nicht auf den Waſſern, wie die Geneſis ſagt, ſondern längs der Gewäſſer.“ — Nicht für das Concil war das Werk beſtimmt, in dem Palearius am Ende ſeines Lebens ſeine Anſichten zuſammenfaßte. Seine „Actio“* ſollte eine Anklage der Hierarchie vor jener Verſammlung der allgemeinen Kirche ſein, die ſich die Denkſchrift als den unparteilichen Gerichtshof in dem großen Kirchenſtreite wünſchte. In ihr, die er wiederum in mehreren Abſchriften ſeiner eigenen Hand verbreitete, ſagte er ſich von der alten Kirche mit Entſchiedenheit los. Er ſetzte, ſagt Bonnet, der Tradition die heilige Schrift entgegen, dem Episkopat das evangeliſche Predigtamt, der Tyrannei Rom's die apoſtoliſche Freiheit. Aber ſeine kühnſten Schläge ſind gegen das Papſtthum ſelbſt gerichtet, nicht blos gegen die Mißbräuche und Ueberhebungen, ſondern gegen das Syſtem, gegen den Anſpruch auf das geiſtliche Primat und die Unfehlbarkeit. Ihm iſt der Papſt der Widerwärtige, von dem der Apoſtel geſchrieben habe (2. Theſſalon. 2, 4): „Der Menſch, der ſich über Alles überhebt, das Gott oder Gottesdienſt heißt, alſo daß er ſich ſetzt in den Tempel Gottes als ein Gott und giebt von ſich vor, er ſei Gott.“ Und neben dem Proteſtanten erſcheint zugleich der italiäniſche Patriot. Paleario klagte das Papſtthum an, daß es die Schuld an den Leiden ſeines Landes trage. „Was Italien an Leiden zu ertragen hat, das ſtammt alles von den römiſchen Oberprieſtern her! Von dem Tage ab, wo ſie Könige wurden, haben ſie nur die Sorge um ihre Herrſchaft gekannt!“

Der Mann, der dieſe Worte veröffentlichte, wußte wohl, daß er ſein Todesurtheil geſchrieben hatte. „Ich bin bereit, ſagte er am Schluſſe ſeiner Anklage, wenn es nöthig iſt zu ſterben, um ein Zeugniß für die Wahrheit abzulegen. Tritt heran, Henker, feſſele meine Hände, verhülle mein Haupt!“ Der Zorn der Päpſte, den er angerufen, hat ihn nicht verſchont. Von ſeinem Ausgang iſt ſchon oben berichtet. Seine Schriften, ſowohl das Bekenntniß von der Wohlthat Chriſti, als die Anklage wider die römiſchen Päpſte gehen nach drei Jahrhunderten gegenwärtig in Italien wiederum von Hand zu Hand, und die Ideen, für die er geſtorben, haben mit der politiſchen Wiedergeburt des Landes neuen Eingang dorthin gefunden, von wo ſie mit ſo fürchterlichen Mitteln vertrieben und ſo lange gewaltſam fern gehalten waren.

* Der vollſtändige Titel iſt Actio in Pontifices Romanos et eorum asseclas. Gedruckt iſt es zuerſt 1606 zu Leipzig, dann öfters; neuerdings auch in italiäniſcher Ueberſetzung.

## Belgien.

### Die Sint-Jans-Gilde in Mecheln.

In dem trefflichen Artikel, welchen dieſe Blätter im vorigen Jahre über die Rhetorik-Kammern in den Niederlanden gebracht haben, iſt eine der intereſſanteſten unerwähnt geblieben: die Sint-Jans-Gilde oder De Peoene (die Päonie) in Mecheln. Da über dieſelbe kürzlich ein größeres Werk erſchienen iſt,* wollen wir hier zur Ergänzung der vorerwähnten Abhandlung einiges Nähere über die Päonie mittheilen, um ſo zugleich ein Bild von dem Entſtehen und dem geſchichtlichen Fortgang, der Blüthe und dem Fall einer vlaemiſchen Rhetorik-Kammer zu geben.

Wie in den meiſten vlaemiſchen Städten, war es auch in Mecheln üblich, die großen Prozeſſionen oder „Umgänge“ (Ommegangen) nicht nur durch phantaſtiſche Darſtellungen und Figuren, ſondern auch durch Aufführung geiſtlicher Spiele aus dem Leben der Heiligen zu verherrlichen. So finden wir ſchon in den Stadtrechnungen vom Jahre 1400 die Erwähnung eines jährlichen „Spiels Unſerer Lieben Frau;“ die „Geſellen,“ welche es ſpielten, zogen bereits 1432 nach Gent, um „den jungen Prinzen“ durch ihre „ebastementen“ zu beluſtigen, und um 1440 wurden außer dem Spiel von Unſerer Lieben Frau noch andere Spiele zum Feſte des heiligen Rombaut, der Unſchuldigen Kindlein und der heil. drei Könige aufgeführt. Auch zeichneten ſich faſt um dieſelbe Zeit die „Geſellen von Mechelen“ durch ihr Spiel in verſchiedenen vlaemiſchen Städten aus, und namentlich Hendrik Bal mit ſeiner Geſellſchaft erwarb ſich 1446 bei dem Landjuweel in Lier den größten Ruhm. Wie beliebt übrigens dieſe Spiele waren, geht daraus hervor, daß, als 1467 in Mecheln die Huldigung Karl's des Kühnen gefeiert wurde, an nicht weniger als vierzehn Orten der Stadt mehrere Tage lang Vorſtellungen von Sinnſpielen ſtattfanden.

Gleichwohl konnte die Geſellſchaft oder Brüderſchaft „der dyetscher Rethorycken,“ welche ſich „de Peoene,“ die Päonie, nannte, erſt 1471 ein eigenes Haus zu ihren Uebungen und Verſammlungen kaufen, und dies iſt auch das erſte Mal, daß dieſe Geſellſchaft urkundlich als Päonie auftritt. Da ſie größtentheils aus der alten Sint-Jans-Gilde hervorgegangen war und ihre Mitglieder, welche zu den angeſehenſten Bürgern der Stadt gehörten, meiſt in dem Pfarrſpiel St. Johannis wohnten, ſo nahm ſie nicht nur die Deviſe: „In principio erat verbum,“ ſondern auch den Namen der alten Sint-Jans-Gilde an, und beging alljährlich am 6. Mai, dem Tag „St. Jan in d' olie“ (St. Johann im Oel, oder „vor dem Thor“), das Feſt ihres Schutzpatrons mit großer Feierlichkeit.

Auf Veranlaſſung Erzherzogs Philipp's des Schönen, lud man zum Mai 1493 alle Rhetorik-Kammern des Landes nach Mecheln ein; ſiebzehn Kammern erſchienen und unter den Stücken, welche ſie vortrugen, fand das „Spiel der ſieben Wehen Mariä,“ das die Päonie aufführte,

* Geschiedkundige Aenteekeningen rakende de Sint-Jans-Gilde, bygenaemd De Peoene, door G. J. J. Van Melckebeke. Mechelen, 1862.

Digitized by Google

mit den meiſten Beifall, obwohl es fünf Stunden dauerte und äußerſt rührend war.

Nicht mindere Anerkennung ward der Päonie in Antwerpen bei dem großen Landjuweel von 1496 zu Theil, wo ſie von allen 28 Kammern, die zuſammenkamen, den Preis für den ſchönſten Einzug davon trug, und der Magiſtrat von Mecheln ſcheute vor keinen Koſten zurück, um das Auftreten der Päonie bei den verſchiedenen Feſtlichkeiten in und außerhalb der Stadt möglichſt glanzvoll zu machen.

Auch zahlreiche Legate oder doodschulden (Todſchulden) wurden der Geſellſchaft von vielen ihrer Mitglieder vermacht, ſo daß ſie bei dem berühmten Antwerpener Landjuweel von 1561 mit 23 Prunkwagen und 326 Mann ſtark erſcheinen konnte. Alle Gildebrüder ſaßen auf reichverzierten Pferden, waren ganz gleichförmig prachtvoll angezogen und einem Privilegium gemäß bewaffnet, und jeder Reiter hatte zwei in Seide gekleidete Fußknechte neben ſich. Da ſie zu Zweien ritten, trugen immer abwechſelnd Zwei brennende Fackeln und Zwei Blumenſträuße in der Hand, und in den Wagen, welche dem Zuge folgten, ſtanden ebenfalls Leute mit Fackeln, während auf anderen, den ſogenannten Spielwagen, ſymboliſche Darſtellungen ſtattfanden.

Natürlich erhielt die Päonie wiederum den erſten Preis für das „schoonste inkomen,“ mußte ſich aber außerdem mit dem höchſten Preis für das ſchönſte Wappen, dem zweiten Preis für den „Prolog“ oder das Vorſpiel, und dem dritten Preis für die „glanzreichſte Aufführung“ begnügen, während eine andere Rhetorik-Kammer Mechelns, die Iris, welche, wie ihr urſprünglicher Name „Geraepte Loetens“ (zuſammengeraffte Leute) andeutet, aus Perſonen niederen Standes gebildet war, den erſten Preis für den beſten Schauſpieler und den zweiten für die beſte Poſſe (kluchtspel oder ebastement) davontrug.

Die unglücklichen Kriegsjahre brachten auch über Mecheln ſo viel Unheil, daß die Päonie ſich genöthigt ſah, ihr Haus zu verkaufen und die anderen beiden in der Stadt beſtehenden Rhetorik-Kammern für immer eingingen. Der Päonie allein gelang es, ſich nach dem Frieden von Neuem zu erholen, und auf ihr Geſuch bewilligten im Jahre 1617 die Erzherzöge Albert und Iſabelle die Wiederherſtellung der Brüderſchaft mit allen früher genoſſenen Rechten und Vergünſtigungen.

Jooſt van der Hoeven, Ritter und Altbürgermeiſter der Stadt, ward zum Hauptmann (Hoofdman), Jan De Molder zum Prinzen erwählt, und mit ihnen beginnt die ununterbrochene Reihe von Würdeträgern der Päonie, welche bis zur abermaligen Auflöſung dieſer Geſellſchaft reicht. Denn treffen wir auch bereits 1514 einen „König der Päonie“ an, ſo ſind uns doch aus den folgenden hundert Jahren nur wenige Namen der Mitglieder der Sint-Jans-Gilde aufbewahrt geblieben, und wir wiſſen blos aus dem Berichte eines Engländers über den Einzug der Päonie in Antwerpen 1561, daß damals 112 Edelleute darunter waren.

Zur Befeſtigung der Geſellſchaft ward ein neues Reglement in 43 Punkten entworfen, welches 1620 die Genehmigung des Magiſtrats erhielt und noch in demſelben Jahr ein Wappenfeſt veranſtaltete, zu welchem man ſämmtliche Rhetorik-Kammern durch Briefe in Verſen einlud. Achtundzwanzig Kammern hielten am 3. Mai ihren feierlichen Einzug in Mecheln und wurden Seitens der Päonie mit einem zum Empfang gedichteten Mailied begrüßt.

Ein Trauerſpiel: Porphyre en Cyprine, verfaßt vom Dekan Thieullier der Päonie und von dieſer aufgeführt, beſchloß den Preiskampf, in welchem die Antwerpener Kammer: der Oelzweig (De Olyftak) zehn Preiſe davon trug, und eine Poſſe des Dichters oder Facteur der Päonie, Hendrick Fayt'herbe, endete das Feſt, welches über 971 Gulden koſtete. Die zu demſelben eingeſandten Dichtungen, deren Zahl 240 betrug, erſchienen auf Anlaß der Päonie im Jahre 1621 gedruckt und waren gewiſſermaßen der Schwanengeſang dieſer Dichtergeſellſchaft, da die wiederum ausgebrochenen Unruhen jeder literariſchen Regung hemmend entgegentraten.

Der weſtfäliſche Friede machte zwar 1648 dem Krieg ein Ende, vermochte es aber nicht, dem Sinken der Päonie Einhalt zu thun. Noch einmal brachte das 900jährige Jubiläum des heiligen Rombaut im Jahre 1680 einiges Leben unter die dichteriſchen Geiſter Mechelns, und der zweijährige heftige Federkrieg mit Antwerpen über den bekannten Spottnamen der Mondlöſcher (Maenblusscher),* bewirkte ſogar 1766 eine merkliche Zunahme von Mitgliedern, aber dennoch hatte der Aufſchwung keine Dauer, die Rhetoriker begnügten ſich zuletzt mit Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, die ſie gegen Eintrittsgeld ſpielten und verloren ſo immer mehr an Anſehen, bis im Jahre 1795 auch die Päonie das Loos der Auflöſung aller Gilden und Zünfte der mit Frankreich vereinigten Niederlande traf.

Gleichwohl ſollte ſie nicht für immer todt ſein. Als die vlaemiſche Literatur wieder aufzublühen begann, und ſich überall neue Geſellſchaften zur Pflege derſelben bildeten, gedachte man auch in Mecheln des alten Dichterruhmes: am 18. Februar 1858 vereinigten ſich mehrere gleichgeſinnte Freunde der Künſte und Wiſſenſchaften, um die ehrwürdige Päonie oder Sint-Jans-Gilde in's Leben zurückzurufen, und bald vereinigte dieſelbe unter ihrer früheren glorreichen Deviſe faſt Alles, was Mecheln an geiſtigen Kräften beſaß.

Auch der Verfaſſer des vortrefflichen Werkes, dem wir dieſe Notizen entnommen, der gelehrte Apotheker G. J. J. Van Melckebeke in Mecheln, deſſen Biographie und Schriften Ida v. Düringsfeld in ihrem Werke: Von der Schelde bis zur Maas (Leipzig, bei H. Fries, 1862) ausführlich mitgetheilt hat, gehört zu den Ehrenmitgliedern der wieder aufgeblühten Päonie, deren literariſchem Wirken wir das beſte Gedeihen wünſchen.

Frh. v. Reinsberg-Düringsfeld.

* Die Mecheler zogen ſich dieſen Namen zu, weil ſie am 27. Januar 1687 bei ſehr hellem Mondſchein gewähnt hatten, der Thurm von St. Rombaut ſtehe in Flammen und herbeieilten, um ihn zu löſchen. Ein ähnliches Mißverſtändniß in Antwerpen, der ſogenannte Zielenbrand (Seelenbrand) am 29. Auguſt 1765, rief die gegenſeitige Spötterei und ſomit den literariſchen Krieg hervor, deſſen Echo's noch immer von Zeit zu Zeit wiederhallen.

## England.

### Barberina, die Tänzerin, nach Thomas Carlyle.

Soeben iſt in der deutſchen Ueberſetzung von J. Neuberg die zweite Hälfte des dritten Bandes der Geſchichte Friedrich's des Großen, von Thomas Carlyle ausgegeben worden.* Es reicht dieſer dritte Band von der Thronbeſteigung Friedrich's im Jahr 1740 bis zu ſeiner Beſitznahme von Oſtfriesland im Jahre 1744. Wir haben bereits nach der erſten Hälfte dieſes Bandes Einiges über Carlyle's, eines Hiſtorikers eben nicht ganz würdige Schilderung der Provinz Schleſien mitgetheilt, und heben nunmehr aus der zweiten Hälfte eine Epiſode heraus, die ſich auf die *bekannte* Tänzerin Barberina bezieht. Es iſt dieſe Epiſode ein kleines Muſterſtück der kauſtiſchen, nicht immer hiſtoriſch ſichern, doch jedenfalls unterhaltenden Darſtellungsweiſe Carlyle's:

„Zeitig im Mai ſah das Berliner Publikum zum erſtenmal *ſeine* Barberina tanzen, und ſchrieb entzückte lateiniſche Epigramme auf dies Wunder der Natur und Kunſt;** — ein Wunder, das wir leider nicht ganz mit Stillſchweigen übergehen dürfen. Hier iſt ihre Geſchichte, wie die Bücher ſie erzählen; wohl etwas mythiſch in einigen der unweſentlicheren Beziehungen; aber für den Gegenſtand gut genug!

Barberina, die Tänzerin, hatte Friedrich einige Beſchwerlichkeit gekoſtet; die Mühe, die er ſich um ihre eleganten Pirouette und Sprünge gab, und der ſchwere Gehalt, den er ihr zahlte, ſind ein unerwarteter Zug in ſeiner Geſchichte. Er wollte die Künſte begünſtigen, wohl; aber rechnete er Ballettanzen mit zu den vorzüglichen Künſten? Er hatte freilich ein Opernhaus gebauet, und gab freien Eintritt, indem er die Koſten ſelber trug, und regierte, unter den anderen Bereichen ſeines Regimes die Tänzer- und Sängertruppen dieſes Etabliſſements. Gab ſich nicht wenig Mühe mit ſeiner Oper: — wußte aber bei ſich vielleicht doch, wo ſie hingehöre. „Er wünſchte reiche Fremde zum Beſuche ſeiner Hauptſtadt anzulocken,“ ſagen ſchlaue Leute. Mag ſein, und jedenfalls wünſchte er vermuthlich den König in ſolchen Dingen zu ſpielen, und es ſich nicht auf ein wenig Geld ankommen zu laſſen. Er liebte Muſik, ſogar Opernmuſik, und wußte daß ſein Publikum ſie liebte; für den rauhen Naturmenſchen mag jeder Rhythmus, ſogar derjenige der Barberina, diätetiſch, wohlthätig ſein: ſeitſchen wir nicht, laßt uns, was zu thun iſt, mit Liberalität thun. Sein Reſident in Venedig berichtet, hier ſei eine Tänzerin erſten Ranges, die in London, Paris und auf den vornehmſten Bühnen bewundert worden, deren Bedingungen aber vermuthlich hoch ſeien. Friedrich antwortet, er ſolle ſie engagiren. Und ſie wird zu hübſchen Bedingungen engagirt; wird in ein paar Monaten frei ſein und die Reiſe antreten.***

Gut; — aber die Barberina hatte, wie das gewöhnlich iſt, ſubſidiariſche Betriebe zu ihrem Tanzen: namentlich war ihr ein junger Eng-

* Berlin, R. Decker. 1863.

** Rödenbeck, S. 111, 190

*** Zimmerman. Fragmente über Friedrich d. G (Leipzig 1790), I. 88—92; Collini, unten; Denina, ꝛc.: Vgl. Rödenbeck, S. 191.

Digitized by Google

länder nachgereiſt, ſagt Zimmermann, und hielt ſich, leidenſchaftlich an ſie gefeſſelt, noch in Venedig auf; welches Factum, namentlich welcher junge Engländer, mir ſehr gleichgültig geweſen wäre, wenn nicht ein gleich zu erwähnender Umſtand damit zuſammengehangen hätte. Der junge Engländer widerſetzt ſich leidenſchaftlich Barberina's preußiſchem Plane, erneuet leidenſchaftlich ſeine eigenen Anträge, — und veranlaßt Barberina, den preußiſchen Reſidenten in Kenntniß zu ſetzen, daß ſie ihr Engagement aufgebe. Der preußiſche Reſident antwortet, es ließe ſich nicht aufgeben; er habe bündiges Schriftliches darüber, was erfüllt werden müſſe. Barberina nimmt eine contumaze Poſitur an: ſie lache zu allem Schriftlichen und Zwang. Der preußiſche Reſident wendet ſich darob in ſeines Königs Namen an Doge und Senat, die höflich antworten, aber nichts thun: „Schätzen uns glücklich, einem ſo großen König zu Dienſten zu ſein; aber —" Und ſo dauert es gewiſſe Monate lang; Barberina und der junge Engländer bleiben contumanz in Venedig, und von Doge und Senat iſt nichts, als verbindliche Redensarten, zu erwirken.

Mittlerweile fügt es ſich, daß ein venetianiſcher Geſandte, auf der Reiſe von oder nach irgend einem hyperboreiſchen Staate, durch Berlin paſſirt; er ſteigt in irgend einem Hotel in Berlin ab; — findet am andern Morgen, daß ſein Gepäcke auf königlichen Befehl feſtgenommen ſei; daß er, oder wenigſtens ſein Gepäck, nicht fort können, bis die Barberina komme. „Unmöglich, Signor; ein Contrakt iſt ein Contrakt, und Staaten müſſen Gerichtshöfe haben, um auf ihrem Gebiete eingegangenen Verträgen Kraft zu verleihen." Der venetianiſche Doge und Senat ergreifen nun die Barberina; packen ſie in eine Poſtchaiſe ein, und ſchicken ſie, von einer Wache begleitet, mit den nöthigen Tranſitoſcheinen verſehen, — gleichſam unter der Adreſſe: „An Se. Majeſtät von Preußen. — Vorſicht!" — gen Berlin; und ſo wird ſie wirklich, Dato oder Monat unbeſtimmt, ich weiß nicht, ob über Insbruck oder den Splügen, über Berg und Thal, von Land zu Land und von Station zu Station befördert, bis ſie in Berlin ankommt, von wo man den Geſandten mit ſeinem Gepäcke hatte ziehen laſſen, ſobald man erſt die Sache in ſicherem Gang ſah.

Was den leidenſchaftlich gefeſſelten Engländer betrifft, ſo heißt es, er ſei treu, beſtändig wie der Schatten hinter der Sonne, allezeit eine Station hinterher nachgefolgt; ſei in Berlin zwei Stunden nach ſeiner Barberina, noch immer leidenſchaftlich gefeſſelt, angekommen; und habe nun, wie das Gerücht gehet, getrohet, ſie ſogar zu ehelichen und damit der Sache ein Ende zu machen. Aeußerſt gleichgültig für meine Leſer und mich. Aber hier nun iſt der Umſtand, der es erwähnenswerth macht. Der junge Engländer iſt eigentlich ein junger Schottländer, James Mackenzie mit Namen, — ein Enkel des berühmten Advokaten Sir George Mackenzie, und jüngerer Bruder einer Perſon, die, als Graf Bute, in ſpäteren Jahren ſehr hervorragend in England wurde. Das macht die Geſchichte erwähnenswerth, — wenn auch nur in der Form einer Mythe.* Denn, dem Gerüchte zufolge, ſoll Friedrich, noch immer bedroht, ſeine Tänzerin ſolchermaßen zu verlieren, den Verwandten des jungen Herrn Winke gegeben haben; darauf ſei Letzterer nach Hauſe berufen worden, und die Tänzerin in dieſer Beziehung geſichert geweſen. Ein Verfahren, welches der aufgebrachte junge Herr (meint der Autor) niemals vergeben habe; all ſein Lebtag ſei er ein Haſſer Friedrich's geblieben, und habe eine gleiche Geſinnung dem Grafen Bute eingeflößt zu einem Zeitpunkt, der ſehr kritiſch war, wie wir ſehen werden. So lautet meines Autors, des oft trügeriſchen, obgleich nicht lügenhaften Doktor's Zimmermann, umſtändliche Erzählung; eines Mannes, der nicht zum Lügen geneigt, wennſchon mit leerem Winde angefüllt iſt, welches ihn in hiſtoriſchen Punkten trügeriſch macht.

Ich habe in dem ſchottiſchen Mackenzie'ſchen Kreiſe gehörige Nachfrage gethan, finde zwar keine Evidenz, aber verſchiedene Wahrſcheinlichkeiten, daß dieſe Begebenheit mit der Barberina und ihm Thatſache und ein Stück ſeiner Biographie ſei. Was die daraus gezogene Folgerung, angehend Friedrich und den Grafen Bute bei einer gewiſſen kritiſchen Gelegenheit, betrifft, — ſo beruhet ſolche gänzlich auf Zimmermann, und ein unbefangenes Urtheil iſt geneigt einzuräumen, daß ſie nur Gerücht und Vermuthung ſei, Straßenſtaub, der an des Doctors Schuhen klebt, und blos erfordert, daß man ihn wieder gehörig hinwegfege. Ach Gott!

Die Barberina, obſchon eine Tänzerin, ermangelte nicht weſentlicherer Begabungen. Ein munteres Weſen, ſehr hübſch und verſtändig, nicht ohne pikanten Geiſt; der König ſelber hat wohl in gemiſchter Geſellſchaft Thee mit ihr genommen, wennſchon ſonſt nichts weiter; und bei leidenſchaftlichen jungen Herren machte ſie viel Glück. Nicht lange darauf, als ſie nach Berlin gekommen, machte ſie die Eroberung Cocceji's, des berühmten Großkanzlers Sohn, der ſie, da er kein anderes Hülfsmittel fand, heimlich heiratete. Voltaire's Collini, als er 1750, von einer Signora Schweſter der Barberina empfohlen, nach Berlin kam, fand dieſen Cocceji bei der Barberina und ihrer Mutter als täglichen Mittagsgaſt;* Signora Barberina unterrichtete Collini im Vertrauen von dem Verhältniſſe; die Signora tanzte noch immer fort, — obgleich ſie auch Geld in den engliſchen Fonds hatte, und Friedrich war ſo großmüthig geweſen, die Beſtimmung ihres Gehalts ihr ſelbſt zu überlaſſen, als ſie auf die beſchriebene Weiſe zu ihm kam. Sie hatte, allzu beſcheiden, meint Collini, 5000 Thaler jährlich angegeben, indem ſie Herz und Kopf ebenſowohl als Ferſen beſaß, die arme kleine Seele. Vielleicht war am Ende ihre namhafteſte That in der Geſchichte, daß ſie dieſen Collini, wie nun geſchah, Voltairen zuführte; er wurde Voltaire's Secretair, wie wir ſehen werden. Dadurch haben wir ein ehrliches Büchlein, das glaubwürdiger als die meiſten andern iſt, über dieſen merkwürdigen Mann erhalten.

Zu einem ſpäteren Zeitpunkt beſchloß die Barberina, ihre Ehe mit Cocceji zu erklären; ſie zog ihr Geld aus den engliſchen Fonds, kaufte einen ſchönen Landſitz, und bezog denſelben mit beſagtem Cocceji, indem ſie das Ballet aufgab. Aber auch das entſprach nicht. Cocceji's Mutter verſchmähte unverſöhnlich die Ballet-Verbindung. Friedrich, der ſie ſelber mit dem Sohne ſeines Großkanzlers nicht gern ſah, beförderte denſelben zu irgend einem höhern Poſten im fernen Schleſien. Aber dort geriethen ſie leider ſelber in Hader mit einander; ließen ſich ſcheiden, und das Gerücht war abermals geſchäftig. „Du Cocceji biſt ſelber nur eines Schulmeiſters Enkel" — Barberina, wie ſich annehmen läßt, konnte wohl auch hitzig werden — „und Du wirſt Dich erinnern, daß ich das Geld aus den engliſchen Fonds zog." Barberina heiratete wieder, und zwar diesmal Einen von Adel mit ſechszehn Ahnen, und es erfolgte wenigſtens keine Scheidung. Sie machte Glück bei leidenſchaftlichen Herren, zumal da ſie Geld aus den engliſchen Fonds bezog. Ihr letzter Name war Gräfin von — ich weiß wirklich nicht was. Ihre Nachkommen leben vermuthlich noch mit ſechszehn Ahnen in jener Gegend. Auf dieſe Weiſe vollbrachte ſie ihre Lebensreiſe, walzend und wandelnd, und behauptete ſie mit Erfolg der Welt gegenüber. Die Geſchichtsſchreibung bekennt, daß ſie ſich ſchäme, ſo viele Worte auf einen ſolchen Gegenſtand zu verwenden. Aber Friedrich's Tänzerin und die Veranlaſſerin von Collini's „Voltaire" beanſprucht eine vorübergehende Erinnerung. Sprechen wir, wenn wir anders umhin können, nimmer wieder von ihr!"

# Frankreich.

## Ein Buch über das Lachen.

In Paris iſt ein Buch über „die Urſachen des Lachens" erſchienen.**

Der Verfaſſer greift den intereſſanten Gegenſtand ſehr ernſthaft und mit der ſchweren Rüſtung hiſtoriſcher und philoſophiſcher Gelehrſamkeit gewappnet an, ja er geht ſo weit, ſelbſt unſere deutſchen Philoſophen und ihre ſehr ehrwürdigen Meinungen, Anſichten und Urtheile über das Lachen zu citiren und zu beſprechen.

Seit dem fünfzehnten Jahrhundert druckte man wiederholt eine lateiniſche Abhandlung über das Lachen, aber es war damit die Kunſt des Geſichterſchneidens, durch die man Lachen erregen wollte, gemeint: „Ars ratioque os distorquendi." Dieſes kann man aus der Analyſe erſehen, die Geuriet in ſeinem Buche von „berühmten Marktſchreiern" (Paris 1819) davon gegeben hat.

Laurent Joubert, ein Arzt des ſechszehnten Jahrhunderts, hat im Gegenſatz hierzu einen wirklichen phyſiologiſchen und pſychologiſchen Traktat über dieſen Gegenſtand geſchrieben, worin er von drei andern Aerzten nachgeahmt worden iſt: Sebiſius, Lupichius und Denis-Prudent Roy. Die betreffenden Bücher der letzteren ſind in Straßburg, Baſel und Paris erſchienen. Schon im Alterthum hatten, nach einer Stelle bei Cicero, (De oratore II. §. 58) Demokrit; ferner Plato in Philebus; Ariſtoteles an vielen Stellen ſeiner erhaltenen Werke und in einem beſonderen Buche, das uns fehlt; Cicero, Domitius Marſus in einer beſonderen Abhandlung über die Höflichkeit; Quintilianus (VI, 3) und verſchiedene Rhetoren mehr oder minder gründlich das Lachen und das Lächerliche ſtudiert.

* Nicolai, Anmerkungen über Zimmermann's Fragmente I S 167—169, bezweifelt die Wahrheit des ganzen Herganges. D. Ueberſ.

* Collini, Mon séjour auprès de Voltaire (à Paris, 1807) S. 13—19.

** Des Causes du Rire, par Léon Dumont. Paris. A. Durand, 1862.

Digitized by Google

Denſelben Gegenſtand haben ferner behandelt Gregorio, von dem man ein Buch mit dem Titel Gelotoscopia (Lachzauberſchau) beſitzt; dann Voltaire; dann der arme ausgelachte Poinſinet, der einen Traité des causes physiques et morales du rire (Amſterdam 1768 in 12.) verfaßte, über den man lachte, ehe man ihn geleſen.

Eine Menge Andere haben über das Lachen geſchrieben: der Spanier Vives, J. C. Scaliger, von den Engländern Hogarth, Dugald-Stewart u. ſ. w., alle neueren deutſchen Philoſophen; zwei oder drei Franzoſen unſeres Jahrhunderts, darunter einer der trübſinnigſten, M. de Sénancour, von dem man, wie von Parmeniskus (Athenäus L. XIV), glauben könnte, daß er in die Höhle des Trophonius hinabgeſtiegen, wo man das Lachen verlernt.

Die Philologen haben ihr Contingent von Bemerkungen geſtellt; einer von ihnen z. B. folgende, welche zur Lehre von den Vocalen gehört: der Bürgersmann lacht in A, die Kaufmannsfrau in E, die Frömmlerin in J, der Bauer in O und die alte Frau in U. Der Aſtrolog und italiäniſche Abbé Damasceno kam im Jahre 1662 expreß nach Orleans, um ein Mittel mediciniſcher Diagnoſe zu enthüllen, nämlich, die Aerzte, um das Temperament des Kranken, der ſich ihnen anvertraut, kennen zu lernen, müſſen 1. dem Kranken an den Puls fühlen; 2. ihn an der Oberhaut kitzeln. Der Phlegmatiſche wird ſich alsbald durch ſein Lachen verrathen, welches auf haha lautet; der Choleriſche lacht hehe; der Melancholiſche hihi; der ſanguiniſche hoho. Dieſe Beobachtung, mit der vorigen zuſammengehalten, würde darauf hinführen, daß wir Bürgersleute für phlegmatiſch, Kaufmannsfrauen für choleriſch, Frömmlerinnen für melancholiſch, Bauern für ſanguiniſch zu halten hätten.

Joubert veröffentlichte ſeinen Traktat über das Lachen neun Jahre nach der Bartholomäusnacht, als bereits die Ligue ſich organiſirte. Er hatte ſeine Zeit ſehr gut abgepaßt; ebenſo belehrte der Arzt Rey in ſeinem Traité médico-philosophique sur le rire die Franzoſen zu einer Zeit über das Lachen, als ſie eher zum Weinen aufgelegt waren, nämlich 1814, als die Verbündeten (les Cosaques) in Paris einzogen.

Joubert's Buch iſt Margarethen von Valois gewidmet, und zwar trifft dieſe Widmung in die Zeit, wo die Prinzeſſin ſich von ihrem Gemahle, dem König von Navarra, trennte. Als galanter Mann preiſt Joubert zuerſt die Schönheit, dann das Küſſen, endlich das Lachen, „welches, mäßig verwandt, das Geſicht verſchönert.“ Er prüft ſodann, warum gewiſſe Akte, gewiſſe Vorgänge lächerlicher ſcheinen, als andere. Hierauf tritt der Phyſiolog wieder auf; der Verfaſſer beweiſt, daß nach ſeinen Beobachtungen die Lachluſt mehr aus dem Herzen als aus dem Gehirn entſpringt. Es iſt theilweiſe eine Wirkung der Freude, aber ſie muß mit etwas Staunen und Ueberraſchung gemiſcht ſein. Das heftige Lachen iſt eine Convulſion, welche das Zwergfell, das Peritoneum und die ganze Bruſt erſchüttert, und das iſt ſo wahr, daß man manchmal vor Lachen huſten muß. Dieſelbe Convulſion erſtreckt ſich bis in die kleinen Lippen- und Backenmuskeln; daher die Oeffnung des Mundes und das Breitwerden der Lippen. In das Geſicht hinaufſteigend, bringt dieſelbe Convulſion das Zuſammenkneifen der Augen hervor und zieht ſie manchmal dermaßen zuſammen, daß man vor Lachen weint. Das Geſicht wird roth, die Hals- und Stirnadern ſchwellen an. Bei ſtärkerem Lachen treten ſogar krankhafte Zufälle ein; man ſchwitzt, man bekommt Darmweh...... ja, man kann ſich in der That todt lachen. Im Allgemeinen iſt das Lachen geſund, es erheitert und verlängert das Leben. „Lache, um zu leben,“ wie Pantagruel ſagt.

Im zweiten Buche ſtimmt Joubert mit Rabelais, wenn er ſagt: „Lachen iſt eine Eigenthümlichkeit des Menſchen.“ Er ſchließt daraus, daß der Menſch wegen des Lachens über den Thieren ſteht. Die berühmte Spaßmacher- und Satyriker-Geſellſchaft, welche Aymon und Torſac gegen das Ende der Regierung Ludwig's XIV. ſtifteten, hatte als Deviſe in ihrem Wappen den Spruch: „Lachen iſt Herrſchen.“ So weit verſtieg ſich Joubert allerdings nicht; auch ſcheint der Spruch wenig Grund zu haben; denn die Völker, welche am liebſten lachen, ſind nicht gerade die freieſten.

„Die Alten, fährt Joubert fort, haben ſtets zwei Arten von Lachen unterſchieden: eines, welches darauf beruht, das uns Etwas überraſcht, oder angenehm berührt, und eines ohne Grund. Das letztere iſt, einem alten griechiſchen Arzte zufolge, ein Zeichen der Verrücktheit; aber es giebt auch ein falſches Lachen, das Baſtard-Lachen, welches, wie das wahre, die Contraction der Muskeln hervorruft, obwohl es aus keiner entſprechenden Gemüthsſtimmung hervorgeht. Ariſtoteles berichtet, daß es in den Gegenden am Boryſthenes (Dniepr) eine Pflanze gebe, deren mit Wein vermiſchter Saft getrunken, zum Lachen zwinge, aber dieſes Lachen iſt eine Art Rauſch. Eine andere Pflanze, welche in Sardinien wächſt, und die man Apiaſtrum nennt, bringt lachähnliche Convulſionen hervor, die aber ſo gefährlich ſind, daß man daran ſterben kann.“ Alte Dichter, alte Philoſophen ſprechen von dieſer Vergiftungsart und nennen ſie das ſardoniſche Lachen.

Es giebt noch ein anderes falſches Lachen, welches man das Hunde-Lachen (rire canin) nennt, weil man dabei die Zähne zeigt, wie ein grinſender Hund. Ihm ſind die Epileptiſchen unterworfen. Wenn das Zwergfell durchlöchert wird, ſo bringt dieſe übrigens tödtliche Verwundung ein falſches Lachen hervor. Was das Kitzeln betrifft, erzeugt es ein wirkliches Lachen? Nein. Warum ſind von den Menſchen die Einen kitzlicher, als die Andern? Warum ſind nicht alle Theile unſeres Körpers in gleicher Weiſe kitzlich? Endlich, warum kann man ſich nicht ſelber kitzeln?

Dieſe Fragen ſtellt ſich der Verfaſſer, geſteht, daß ihm die Antwort darauf fehle und fährt dann fort, an der Hand der Alten die verſchiedenen Arten des Lachens zu ſtudiren: 1) Das beſcheidene Lachen oder Lächeln, das angenehmſte von Allen. 2) Die Wieherlache (lat. cachinnus, franz. cachin, rire aux éclats). 3) Die Ajaxlache, d. h. das Lachen aus Wuth und Wahnſinn. 4) Das Catoniſche Lachen, ſo genannt, weil Cato Cenſorinus nur einmal im Leben lachte — aber freilich dies eine Mal ungeheuer ſtark. Auch Philipp III. von Spanien ſoll nur ein Mal in ſeinem Leben gelacht haben, und zwar über eine gewiſſe Stelle im Don Quijote. 5) Das einfältige, oder dumme Lachen. Es giebt Leute, welche lachen, wenn ſie eine dumme Nichtswürdigkeit, einen einfältigen Streich gemacht.

Im dritten Buche werden verſchiedene Nebenfragen abgehandelt. „Wenn der Menſch das einzige lebendige Weſen iſt, welches lacht, iſt er auch das einzige, welches weint? Nein. Giebt es Leute, die noch weit finſterer, als Cato, nie gelacht haben? Es giebt ſolche. Angelus Politianus bezeugt, in Italien eine Familie gekannt zu haben, in der man ſeit langen Zeiten, vom Vater auf den Sohn herab, nie gelacht hatte. Phocian, der Athener, hatte nie weder gelacht noch geweint. Warum reizt übermäßig genoſſener Wein die Einen zum Lachen, die Andern zum Weinen? Das wiſſen wir nicht.

Alte Aerzte haben geglaubt, daß das Lachen aus der Milz komme; Andere behaupten in großer Zahl, daß dieſes Eingeweide der Ort iſt, wo die ſchwarze Galle, die Urſache der Melancholie, bereitet wird. Frage: wie laſſen ſich wohl beide Anſichten vereinen? Es iſt gewiß, daß man im Schlafe lacht, wenn man angenehme Träume hat; ebenſo, daß man ſich nicht immer des Lachens enthalten kann, ſelbſt in Fällen, wo dies gerathener wäre. Ein unzeitiges Lachen zieht oft eben ſo herbe Strafen nach ſich, als ein unzeitig geſprochenes Wort. Warum ſind die echten Lacher gewöhnlich dick und fett? Man weiß es nicht.

Außer den gewöhnlichen Vortheilen, die das Lachen für die Erhaltung der Geſundheit gewährt, hat es auch in gewiſſen namhaften Fällen wahre und kräftige Heilwirkungen ausgeübt; man führt Leute an, denen es durch Aufplatzen eines Geſchwürs, durch Behebung einer gefährlichen Schlafſucht oder Lethargie das Leben gerettet hat.

Mit dieſer Auseinanderſetzung hat man dem Kerne nach das Werk Joubert's; es iſt ein Buch von einigem Werthe, aber bei der Unvollkommenheit ſeines Planes läßt es eine Menge intereſſanter Fragen unbeantwortet, die der Verf. in ſeinem Werke geſammelt und geordnet hat. Was die philoſophiſchen Anſichten der Schriftſteller über die Natur des Lachens betrifft, ſo hat ſie derſelbe Verfaſſer mit großer Sorgfalt zuſammengeſtellt.

Plato im Philebus (c. 29) ſetzt die Urſache des Lachens in das Lächerliche, und das Lächerliche iſt ihm dieſe oder jene üble Gewohnheit, welche bei dem, der ſie hat, verbunden iſt mit der Unkenntniß ſeiner ſelbſt, aber von keiner ſchädlichen Schlechtigkeit behaftet iſt. Denn ſonſt würde dieſe Verkehrtheit nicht mehr lächerlich, ſondern haſſenswerth ſein. Sich alſo für reich halten und es nicht ſein, ſich für ſchön halten und dabei häßlich ſein, ſich für klug anſehen bei vorhandener Dummheit, dieſe drei Dinge ſind, falls ſie nur nicht die Handlungsweiſe eines Barbaren oder Tyrannen bezeichnen, das, was uns an Andern Stoff zum Lachen giebt. Der Grund unſeres Lachens liegt darin, daß wir uns dem Andern überlegen fühlen, weil wir ihn kennen, er aber ſich ſelbſt nicht. Das Lachen iſt ein in ſeinem Prinzipe berechtigter oder unberechtigter Stolz, aber ſelbſt, wenn er berechtigt wäre, leicht verwerflich, wenn er ein gewiſſes Maß überſchreitet. Ebenſo erſieht man aus dem fünften Buche der Republik, daß in dem philoſophiſchen Staate das Lachen eigentlich nur ein Lächeln ſein darf, es wäre denn der ſchneidende Hohn des Haſſes wider das Böſe. Merkwürdig, daß Lord Cheſterfield in ſeinen Rathſchlägen kalter Moral zum Nutzen der Weltleute das Lächeln erlaubt und das Lachen verbietet.

Digitized by Google

„Ich würde wünſchen," ſagt er zu ſeinem Sohne, „daß man dich oft lächeln ſähe, aber niemals in deinem Leben lachen hörte." Das iſt wohl nur eine ariſtokratiſche Mucke, die mit der Mode der Zeit zuſammenhängt. Hr. Dumont bemerkt mit Recht, daß Lächeln und Lachen zwei ganz verſchiedene Dinge ſind, die ihre beſondere Natur und getrennte Function haben.

Ariſtoteles hat ſich mit dem Lachen, dem Belachenswerthen, dem Lächerlichen ꝛc. aus verſchiedenen Geſichtspunkten beſchäftigt; wenn ſeine Beobachtungen in dem verloren gegangenen Buche, das die Grammatiker erwähnen, concentrirt geweſen wären, ſo hätten wir Grund, dieſen Verluſt zu beklagen. Ihm zufolge iſt z. B. das Belachenswerthe (man denke an die Schaubühne) ein Fehler, eine Unregelmäßigkeit, die weder Schmerz noch Schaden bringt. In Bezug auf die Scenen und Perſonen der Komödie iſt dies ganz richtig. Ebenſo ſcheint das, was Cicero und Quintilian über das Lächerliche lehren, untadelhaft, wenn man in's Auge faßt, an welchem Orte und in welcher Hinſicht ſie geſprochen haben. Ariſtoteles hat ſich überdies, in Rückſicht auf die Jugend, ſehr verſtändig ausgedrückt, wenn er Kap. II., Buch XII. der Rhetorik ſich alſo äußert:

„Sie lacht gern, und folglich ſpottet ſie auch gern; denn der Spott iſt eine mildere Art, Krieg zu führen."

Uebrigens hat man geirrt, wenn man geglaubt hat, das Prinzip des Lachens läge einzig in der von Ariſtoteles und vor ihm von Plato angegebenen Richtung. Das Lachen blos dem Gefühle der Kraft und Ueberlegenheit zuzuſchreiben, iſt der Irrthum von Hobbes, Leibniz, Poinſinet, de Sivry, Addiſon ꝛc. Ebenſo iſt es ein Irrthum, daſſelbe mit Batteux, Lord Kames, Beattie, Mendelsſohn, Eſchenburg, Flögel einzig und allein der Wahrnehmung eines unerwarteten Kontraſtes, eines Mangels an Harmonie beizumeſſen.

Sulzer, der Aeſthetiker aus der Wolfiſchen Schule, läßt das Lächerliche aus zwei contradiktoriſchen Dingen entſtehen, die ſich alle beide als gleich wahr geltend machen wollen. „Das Lachen kommt aus der Verlegenheit, welche der Geiſt empfindet, zwiſchen beiden zu wählen."

Leſſing im Laokoon (c. 23) ſchreibt: „Das Lächerliche iſt ein Kontraſt, deſſen beide Enden ſich zu vermiſchen ſcheinen."

Kant ſtellt das Gefühl des Lächerlichen dar als „die plötzliche Löſung eines nichtigen Anlaufes" (wir überſetzen hier rein das Franzöſiſche, da wir die Stelle ſelbſt nicht näher angegeben finden). Er will hiermit einen Gegenſtand bezeichnen, der uns, nachdem er uns getäuſcht hat, die Mittel an die Hand giebt, unſern Irrthum einzuſehen; er beſchreibt alſo den Vorgang des Lachens als eine zerſtörte Täuſchung, oder Illuſion.

In Hegel's Syſtem iſt die ideale Vollkommenheit das Gleichgewicht, oder vielmehr die Identität des Endlichen und Unendlichen. Da für dieſen Philoſophen, wie auch für Schelling, das Komiſche ſich mit dem Lächerlichen vermiſcht, ſo iſt es etwas, was dieſer Identität entgegenſteht, ſie aufheben will; ein Akt des Endlichen, um das Unendliche zu beeinträchtigen. Deshalb definirt Solger auch das Komiſche als die Idee des Schönen, die ſich in die Relationen und Zufälle des Alltagslebens verliert. Weiße, Arnold Ruge ſehen es in der Beſiegung des Häßlichen, in der Befreiung des im Endlichen gefangenen Abſoluten, welches ſich davon losmacht. Nach Viſcher iſt es die aus ihrer Sphäre getretene und in die Schranken der Wirklichkeit gebannte Idee, wobei die Wirklichkeit das Höhere ſein will; oder nach Carrière eine ideenloſe Realität.

Jean Paul giebt zu, daß das Erhabene unendlich groß iſt und ſtellt ihm dann das Lächerliche entgegen, das ſomit das unendlich Kleine ſein würde, aber er ſcheint dieſes Prinzip vergeſſen zu haben, da es ſpäter in ſeiner Analyſe des Lächerlichen nicht wieder erſcheint. Dieſe Analyſe ſelbſt läuft auf das Reſultat hinaus, daß wir deshalb über ein Individuum lachen, weil wir einen Widerſpruch zwiſchen dem gewahren, was es thut und was es freithätig denkt. Das Lächerliche iſt die Abſurdität des Verſtandes, der ſeine eignen Geſetze verletzt.

Schopenhauer ſucht die Quelle des Lächerlichen in einem Mißverhältniß zwiſchen abſtrakter und intuitiver Erkenntniß. Der Menſch lacht, wenn er an ſich ſelbſt gewahr wird, daß ſeine anſpruchvolle und ehrgeizige Vernunft ſich abgemüht hat, eine eitle, leere Behauptung aufzuſtellen, wo die Intuition allein das, was in der That iſt, mit Leichtigkeit erfaßt hatte.

Endlich ſagt Stephan Schütze in einem „Verſuche einer Theorie des Komiſchen:" „Das Komiſche iſt eine Wahrnehmung oder Vorſtellung, welche das unbeſtimmte Gefühl erweckt, daß die Natur ſich über den Menſchen luſtig macht, wenn er in vollkommner Freiheit zu handeln glaubt. Seine eingeſchränkte Unabhängigkeit wird dann durch die Beziehung auf eine höhere Freiheit lächerlich gemacht. Das Lachen drückt die Freude aus, welche dieſe Entdeckung verurſacht."

Was Herrn Dumont's eigene Anſicht vom Lachen betrifft, ſo läuft ſie im Ganzen auf die Sulzer'ſche Theorie hinaus und mit Recht; denn es ſcheint doch, als ob unſere großen Philoſophen und Aeſthetiker mit ihrer Einmiſchung von Idee, von Endlichem und Unendlichem u. ſ. w. ſich etwas verſtiegen und von dem reellen, rein phyſiologiſchen Probleme entfernt hätten. Die Sache läßt ſich, unſerer Anſicht nach, weit klarer und gemeinverſtändlicher geben. Das Lachen in ſeiner einfachſten und natürlichſten Form iſt weiter nichts, als die kräftige Aeußerung einer heitern, lebensmuthigen und leidenfreien Stimmung; der natürliche, unverdorbene Menſch, z. B. ein Kind, lacht ſchon bei ſtarken, heiteren Eindrücken, beim Anſichtigwerden eines ſchönen Gegenſtandes, eines Geſchenkes, beim Schalle fröhlicher Muſik ꝛc. Das Lachen, welches durch das ſogenannte Lächerliche, Komiſche geweckt wird, iſt weiter nichts, als das Zuſammentreffen jener Stimmung mit dem, was wir allgemein Witz nennen können — denn Witz braucht nicht blos in Worten, er kann in Geſten, Handlungen, Gedanken beſtehen. Ein und daſſelbe Ding aber kann unter Umſtänden komiſch, lächerlich, unter andern widerlich, ja ſogar furchtbar und entſetzlich wirken. Lächerlich iſt alſo nur dann eine Sache, wenn ſie in der Lachſtimmung, d. h. im Gefühle geſicherter körperlicher und geiſtiger Integrität (d. h. wirklicher oder eingebildeter) wahrgenommen wird; das Lachen entſteht dann einfach durch die vom denkenden Verſtande bewirkte Scheidung und Zerſtörung einer unfreiwilligen Ideen-Aſſociation, die er plötzlich als unhaltbar erkennt. Der Verſtand ſieht, daß die Phantaſie ihm einen Streich geſpielt hat und er lacht, weil dieſer ſtörende Vorgang in ſeinem Innern ganz ſchadlos vorübergeht, weil er das Gefühl der Sicherheit dem gegenüber beſitzt. Die plötzliche Aufhebung dieſes Gefühles der Sicherheit vermag aber ſofort das Lächerliche, das Komiſche in das Furchtbare und Entſetzliche zu verkehren. Nur ein Beiſpiel: Man denke ſich eine Verſammlung, eine wichtige Perſon erwartend. Im Augenblicke, wo ſie erſcheinen ſoll, wo die Phantaſie ſich das Bild dieſer würdigen Perſon malt und höchſt ehrfürchtig geſtimmt iſt, läuft ein großer häßlicher Pudel herein — natürlich wird Alles lachen. Nun denke man ſich ſtatt des Pudels einen wüthenden Stier!

## Finnland.

### Finniſche Erzählungen des Mondes.*

#### Neunter Abend.

Es war im Weihnachtsmonat. Nach einigen Tagen ſollte ich im Kreiſe der Meinigen Weihnachten feiern. Ich ſaß mit einem Buche in der Hand. Bald warf ich es auf den Tiſch und nahm ein anderes vor; aber auch dieſes war nicht nach meinem Sinne. Meine Gedanken wollten nicht bei mir bleiben; ſie eilten mir voran nach der geliebten Heimat. Ich las nicht weiter und blickte nach meinem alten Freunde, dem Monde, hoffend, daß er mir die Langeweile mit Erzählen vertreiben würde. Er mußte wohl meinen Wunſch errathen, denn er begann alsbald zu erzählen, wie folgt:

Ich komme aus einem Winkel der Nordſee, dort her, wo die ſchlammige Elbe des Meeres klare, grünliche Wogen trübet (?). Lange hatte Landwind geweht, aber ſeit Kurzem blies ein friſcher Nordweſt, und zehn Schiffe zugleich eilten der Elbmündung zu. Ich faßte das eine Schiff in's Auge. Die Maſten waren bis zur Spitze weiß bekleidet, die Segel blähten ſich, der Kiel durchſchnitt brauſend die Wogen und zog eine lange, ſchäumende Furche hinter ſich. Die halbe Mannſchaft war als Wache auf dem Verdeck. Am Steuer lehnte ein junger Seemann. Hoffnung ſchwellte ſeine Bruſt, ſeine Augen glühten und ſchauten unverwandt vor ſich hin. Jetzt ſchimmerte ein niedriger Strand am Horizonte, er hob ſich, er nahte, aber für die Ungeduld unſeres Jünglings war des Fahrzeugs ſchneller Lauf das Schleichen einer Schnecke. Er ſah im Geiſte die Lämmer auf dem kleinen Raſenplatze, die auf dem Sande ſchwankenden Aehren des Strandhafers, den Acker mit Erdäpfeln, deren Blüthen ihm in ſeiner Kindheit das Schönſte auf Erden geweſen. Dort ſtand ſeines Vaters Hütte mit ihren aus Schifftrümmern zuſammengefügten Wänden, da ein ſchwarzes, dort ein rothes Bret; über der Thüre glänzte eine vergoldete Glücksgöttin, einſt die Zierde des Vordertheils eines Bootes, die er als Kind ſo ſehr bewunderte, weil ſie auf der runden Kugel ſtehen konnte. Dort war der Strand, an dem er oft bunte Muſcheln geſammelt hatte.

Ich kannte des Jünglings elterliches Häuslein. Vor etwa zwei

* S. Nr. 20 und Nr. 31 des „Magazin."

Digitized by Google

Monaten, zur Zeit der Herbſtgleiche, war ich dahin gegangen. Damals raſte ein fürchterlicher Sturm, der vom Eismeere her unter Wolfsgeheul angezogen kam. Wie unſinnig flohen ihn des Himmels ſchwarze Wolken, in ihrer Furcht bald zerſtiebend, bald zu großen Maſſen ſich zuſammenballend. Zwiſchen dieſen Maſſen drangen dann und wann meine Strahlen durch, um zu erſpähen, was tief unten vorging. Alle Mächte des Meeres hatten ſich zum Krieg erhoben. In langen Reihen ſtürmten die Wogen gegen den Strand; die erſten brachen ſich und ſanken ermattet nieder; aber andere drängten beſtändig nach, auf die Schultern der Gefallenen ſteigend, wütheten ſie vorwärts. Schon ſchlugen ſie an die Thür der Hütte, ſchon rüttelten ſie an den Fenſterluken. Durch die Spalte einer Luke blickte ich in's Innere. An einem Tiſche ſaß ein ältlicher Mann von biederem Anſehen und las, mit einer Brille auf der Naſe, in der heiligen Schrift. An der anderen Seite des Tiſches ſaß ein Weib mit einem Kinde in den Armen und einem zweiten an ihrer Seite. Eine größere Woge als die vorigen geweſen, ſchlug an die Wand und erſchütterte die ganze Hütte. Des Weibes Wangen erbleichten und die bebenden Kinder verſteckten das Geſicht im Schoße ihrer Mutter. Der Mann hielt im Leſen inne und ſagte: „Fürchtet nichts, Ihr Lieben! Wir ſind in Gottes Hand; ohne ſeinen Willen kann nicht ein Haar von unſerem Haupte fallen. Und außerdem haben wir ja ſchon eben ſolche Nächte erlebt, und immer haben Sturm und Wellen ſich wieder gelegt."

Ich ſetzte meine Reiſe fort. Nachdem der Sturm drei Tage getobt hatte, legte er ſich. Ich kam wieder, um zu ſehen, was für Spuren er auf dem Eiland hinterlaſſen..... Armer Jüngling! wenn Du Dein väterliches Eiland zu ſuchen kommſt, wirſt Du es ganz überfluthet ſehen. Viele Wogen heben ſich da wie Hügel, aber welche von ihnen iſt Deiner Eltern, Deiner Schweſterlein Grabhügel?

### Zehnter Abend.

Es war im Anfang des Monats Mai. Der Winter hatte von uns Finnen bereits Abſchied genommen, aber Meer und Feſtland waren noch voll Erinnerungszeichen, wie ſie ein Ausgewanderter zu hinterlaſſen pflegt.

Der neue Einwanderer Frühling hatte die neue Wohnung noch nicht ganz in wohnbaren Stand ſetzen können. Wie ſtaubvolle Spinnengewebe hingen noch graue Wolken am Himmel; zerbrochene Eisſchollen trieben auf den Gewäſſern; der Fußboden aus Raſen war ungefegt; die blätterloſen Bäume nahmen ſich aus wie Fenſterkreuze, von denen man die Vorhänge abgenommen. Nicht einmal ſein Haus zu erwärmen, war dem Lenze bis dahin gelungen; man konnte mit dem Eſthländer ſagen: „des Sommers Augen und des Winters Zähne!"

Am Abende kam der Mond wieder, mit mir zu plaudern. O weh — ſprach er — wie langſam kommt man hier nachgeſchlichen! Anders iſt's in jener Heimat des ewigen Frühlings. Schön, unausſprechlich ſchön iſt Italien. Was iſt jene weißgraue, im Frühling über Euer Firmament ausgeſpannte Sackleinwand im Vergleich mit dem tiefblauen, ſüdlichen Himmel! Bei Euch kommen die Sterne gar nicht zum Vorſchein, und auch ich kann nur mit genauer Noth ſichtbar werden. Anders iſt es dort. — Der Mond war augenſcheinlich bei ſchlechter Laune, er mochte auf der Reiſe ſich erkältet haben. Er ſchwieg eine Weile und ſah ärgerlich aus. Aber bald wurde ſeine Miene wieder heiter und er ſprach: Allerdings iſt der Süden ſchön; aber warum wendet ſich des Magnets Auge immer nach Norden?* Warum iſt des Herbſtvogels Geſang ſo traurig, wenn er nach Süden zieht, und warum eilt er im Frühling ſo freudig nordwärts? Der Norden muß doch ſeine beſondere Anziehungskraft haben.

Aber was ſchwatze ich da in's Blaue hinein? Beſſer wäre wohl eine Erzählung. Und da ich gerade Italien erwähnt habe, will ich dorther meinen Stoff nehmen:

Ich wandelte einſt über Nizza. Bei Euch war noch ſtrenger Winter, dort lieblicher Sommer.

Des Meeres Wellen hoben ſich ſanft wie eines Schlafenden Bruſt. Die Luft war warm und mit Staub erfüllt.** Schimmernde Blüthen überdeckten die Citronen und Pomeranzenbäume. Am einen Rande des Himmels erſchienen die hohen Alpen, die Wächter dieſes Paradieſes gegen Norden, und über der Meeresfläche wölbte ſich ein Himmel, auf deſſen dunklem Grunde die Sterne flimmerten, wie goldene Stickerei auf dem hochzeitlichen Gewande einer Königstochter.

Im Meere wiegte ſich ein kleines Fahrzeug, das zwei Ruderer abwechſelnd antrieben. Zuweilen erhoben ſie ihre Ruder, von denen Gold abzutropfen ſchien, und ließen das Boot ruhig von ſelber gleiten. Im Boote ſaß ein Mädchen, augenſcheinlich eine ſchöne Tochter Italiens. Ihre langen, nachtſchwarzen Locken flatterten im Winde und die Augen ſtrahlten wie des Himmels Sterne. An ihrer Seite ſaß ein Jüngling, deſſen blondes Gelock, blaues Augenpaar und weißes, rothbackiges Antlitz einen Sohn des Nordlands verkündeten. Sie hielten einander liebend umſchlungen und die Lippen flüſterten ſüße Worte. Sie blickten hinauf zum Himmel. Ein Zug Schwäne flog über ihren Häuptern, man hörte ihren Freudenruf — ſie zogen nordwärts. Da ward des Jünglings Herz plötzlich beklommen, ſeiner Augen Glanz getrübt; er verſtummte und ſaß in ſich verſunken.

„Was iſt Dir wieder, mein lieber Antonio; was für eine Wolke hat ſo plötzlich meinen Nordſtern mir verhüllt? Was macht Dich traurig, während die ganze Natur ſelige Freude athmet?" — Der Jüngling deutete nach den Schwänen und ſprach: „Schau' dieſe dort, ſie eilen nach Norden, und auch ich bin ein Kind des Nordens." — „Bah, Norden und wieder Norden!" neckte das Mädchen. „Bei uns iſt das Paradies, dort bei Euch herrſchen Nacht und bittere Kälte; hier haſt Du die Geſundheit wieder erhalten, dort würde der Tod auf Dich lauern. Hier haſt Du es gut, und dort...." „Dort iſt mein Vaterland!" rief der Jüngling aus.

### Elfter Abend.

Der Mond erzählte: Ich ließ mir's einmal beikommen, in Schlafgemächer von Kindern zu blicken; ſie ſchliefen ſo ruhig, ſie lächelten in ihrem Schlafe ſo glückſelig, wie im Schutze des Waldes ein kleiner See, deſſen Gewäſſer der Wind nie aufrühren kann.

Höre jetzt, was ich einmal geſehen. Vor einem Fenſter waren Gardinen, zwiſchen denen aber ein kleiner Raum blieb und durch dieſen guckte ich in die Stube. In einem kurzen Bette ſaß ein Knäblein in ſeinem Hemdchen aufrecht. Seine Augen leuchteten, der Mund lächelte, die Wangen glühten. In ſeiner Hand war eine Mark Silber, die er oftmals umwendete und betrachtete. Dieſe war das erſte Geldſtück, das er mit eigner Arbeit erworben. Im Garten war viel Unkraut geweſen. Der Vater hatte geſagt: „Ilmari, wenn Du dieſes Blumenbeet hübſch rein jäteſt, ſo geb' ich Dir eine Mark dafür!" Und der Kleine hatte ſich alsbald an die Arbeit gemacht, den ganzen Abend an dem Beete gehackt und Unkraut gejätet. Nach gethaner Arbeit empfing er das noch neue Geldſtück. Es glänzte ſo prächtig, daß Ilmari ſich nicht ſatt daran ſehen konnte. Selbſt, als er ſchon ſchlafen gegangen war, konnte er ſich nicht davon trennen; er ſaß immerfort im Bette, die Münze in ſeiner Hand. Wie, wenn die Mutter geſehen hätte, daß Ilmari noch wachte? Endlich begann der Schlaf auf die Augenlider zu drücken, der Blick trübte ſich, der Kopf ſank auf das Kiſſen — Ilmari ſchlief ein. Aber noch ſchlafend hielt er ſein Geldſtück zwiſchen den Fingern, als befürchtete er, man möchte ihm den Schatz wieder nehmen. Er ſchlief mit lächelnder Miene, vermuthlich überlegte er im Traume, was mit dem gewaltigen Reichthum anzufangen ſei. Jetzt bewegten ſich ſeine Lippen und er ſagte: „Da, armer Eduard, kaufe Dir Brod dafür!" Er ſtreckte die kleine Hand aus, die Silbermünze fiel aus ſeinen Fingern an den Boden.

Wie genügſam, wie uneigennützig iſt dieſes Kinderherz! Vielleicht wird Ilmari einmal reich, ſogar ſehr reich. Werden aber viele tauſend Geldſtücke jemals eine ſo ſchuldloſe Freude in ihm erzeugen, wie dies erſte kleine Silberſtück? Vielleicht wird er ein Menſchenfreund, der zum Wohle ſeiner Brüder große Summen opfern kann. Aber wird er jemals wieder eine Glückſeligkeit ſchmecken, derjenigen gleich, die er ſchmeckte, als er ſein einziges Stück Geld einem Armen geben wollte?

### Zwölfter Abend.

Ich komme vom Rande eines Waſſerfalls, ſagte der Mond an einem Herbſtabende. Das Wetter war abſcheulich. Der Wind heulte und jagte zerriſſenes Gewölk am Himmel entlang. Des Sommers letzte Blätter löſten ſich praſſelnd von den Bäumen und flogen raſtlos herum. Regen und Schnee trieb der Sturm wagerecht durch die Lüfte. Der angeſchwollene Waſſerfall brüllte furchtbar und ſchlang die wirbelnden, ſchlammgetrübten Wellen in ſeinen Schlund hinab. Am Rande des Waſſerfalls ſtand ein Jüngling.

Ich hatte ihn früher einmal an demſelben Orte geſehen. Damals tobte nicht herbſtlicher Sturm, es war eine ruhige Sommernacht. Damals ſtand eine Jungfrau an ſeiner Seite. Der Jüngling ſprach: „Die Leute nennen mich einen Abenteurer und der bin ich auch! Wie dieſer Waſſerſturz gegen die Felſen ſtürmet, ſo ſtürmt auch mein Inneres; als Waſſerſturz bin ich ſchon geboren, kann nicht einen ſtillen Teich aus mir

* Bekanntlich zugleich auch nach Süden. Bei den Chineſen heißt die Magnetnadel ſogar der Südenzeiger! A. d. Ueb.

** So heißt es wörtlich (täyunnä tuoksua). Rechnet der Verfaſſer den Staub zu Italiens Annehmlichkeiten?

Digitized by Google

machen! Aber ſchau! dort im Strom der Katarakte iſt ein reizendes Eiland. Ueberall in dieſen Gegenden hat des Menſchen erbarmungsloſe Hand den Birkenwald gefällt und in Schwendenland verwandelt. Nur jene Inſel iſt unberührt geblieben; die mächtige Strömung beſchützt ſie. Sei Du meine Inſel, ich will Dich als Waſſerſturz umtoben, meine Arme ſollen Dich umſchlingen und Nichts Deine Ruhe ſtören!“

Sie waren den letzten Abend zuſammen; der Augenblick des Scheidens war da. Der Jüngling ſollte in die Welt gehen. Wie ein Waſſerfall ſtürmte er in ferne Länder, beſuchte ſchöne Küſten, reizende Eilande — und ſeinem Gedächtniß entfiel das Eiland, welches er zu ſchützen verheißen hatte.

Manches Jahr verging. Durch Zufall kam der Jüngling wieder in die früheren Gegenden. Jetzt erinnerte er ſich des Vergangenen. Er forſchte nach ſeiner erſten Geliebten. Sie war nicht mehr — der nagende Gram hatte ſie getödtet.

Jetzt ſtand er einſam an des Waſſerfalles Ufer. Der Wind zauſte, zerrauſte ſein Haar, der Schnee ſchlug kalt an ſeine nackte Bruſt; er wußte nichts davon, es kümmerte ihn nicht. Was waren äußere Stürme für ihn? ſein Herz zerriſſen die Stürme des Gewiſſens. Er ſpürte nichts von Schnee oder Eis — das kältere Eis war in ſeinem Buſen; die Finſterniß der Nacht ſchreckte ihn nicht — in ſeinem Herzen war der Verzweiflung ſchwärzere Nacht; er bemerkte nicht die fallenden Blätter — in ſeinem Herzen trieben die Gedanken ebenſo ruhelos. Er blickte nur ſtarr in den Waſſerfall. Die Wellen blähten ſich wie weiche Polſter, der Schaum glich weißen Dannen. Plötzlich leuchteten des Jünglings Augen. — „Ob ich hier Ruhe und Frieden finde?“ So rief er und ſtürzte ſich in den gähnenden Schlund.

Dreizehnter Abend.

Oftmals, ſagte der Mond, hab' ich die Schönheit der Roſe rühmen hören, beſonders wenn Thautropfen auf ihr ſchimmern, wie Diamanten auf einer bräutlichen Stirne. Wie gern hätt' ich dies geſehen, aber wenn bei'm Aufgang der Sonne Thau auf die Blume fällt, muß ich ja abziehen und mich verbergen.

Einmal war mir's jedoch vergönnt, ein ganzes Feld ſchöner Roſen zu ſchauen und mit Thautropfen dazu, koſtbarer und glänzender, als die von denen Ihr Menſchen ſo viel Rühmens machet.

Es war noch Winter, ich wandelte über ein weites Feld. Bei Tage war es da heiß hergegangen, jetzt herrſchte tiefe Stille — bei Tage gab es hier Donner von Geſchützen zu hören und Siegesjubel und die Wehklage Gefallener; jetzt war Alles lautlos. Es war das Schlachtfeld von Siikajoki. Mit glühender Begeiſterung hatte hier eine Schaar Finnen für das Vaterland geſtritten, und wohin das Auge ſchaute, glänzten rothe Blutroſen auf dem weißen Schnee. Während ich dieſe in's Auge faßte, nahte ein Mädchen dem Schlachtfelde; ſie ging unter den Todten herum; ſie ſuchte mit Unruhe, und ſank endlich vor der Leiche eines jungen Kriegers auf ihre Knie nieder. Aus der Seite des Todten waren rothe Roſen in den Schnee gefloſſen; das Mädchen betrachtete ſie lange, und aus ihren Augen fielen Thränen und träufelten auf die Blutroſen im Schnee. Siehe, das war der edelſte Thau auf den ſchönſten Roſen!

Vierzehnter Abend

Mein Auge erhob ſich zum Himmel, den alten Freund zu erſpähen. Er war ſchon aufgegangen, ſchien aber nicht in gewohnter Klarheit. Der Himmel war voll Streifwolken, die ihn zwar nicht ganz verbergen konnten, aber doch ſeinen Schein trübten. Mir ſchien es, als mühte der Mond ſich ab, ihrer ledig zu werden. Er verſuchte, mir zuzulächeln, freundlich zu reden, aber die Wolken kamen immer zwiſchen uns und ſein Lächeln wurde bitter, und ſtatt der gewohnten Rede hörte ich abgebrochene Laute. Endlich zog ein großes, dichtes Gewölk heran und verbarg ihn gänzlich.

Armer Freund, dachte ich; ſo wie Dir geht es manchem armen Sterblichen. Er möchte ſo gern jedem ſeiner Brüder freundlich ſein, aber wenn eine Wolke das Herz verdunkelt, ſo verzerrt ſich ſein Lächeln und ſeine Rede bricht ab. Ein geſundes Herz iſt glatt, daher leicht zu berühren, aber das kranke Herz treibt ſtechende Dornen — wer kann verhindern, daß es nicht die Hand verletze, die es anrühren will?

# Afrika.

## Die Frage der Civiliſation der Neger-Raçe.

Angeſichts der Vorliebe, mit welcher man ſich in der Gegenwart den Forſchungen in Inner-Afrika hingiebt, iſt die Frage ſehr an der Zeit und berechtigt, was denn aus den Eingebornen Afrika's werden kann, und welche Hoffnungen wir für die Negerraçe und für deren Civiliſirung hegen dürfen. Ohne dieſe Frage entſcheiden zu wollen, möchten wir ſie doch auf Grund bisheriger Erfahrungen mit einem feſten Worte beantworten: die Negerraçe wird ſich nie civiliſiren laſſen!

Man begegnet hier und da der Anſicht, wonach den afrikaniſchen Stämmen die mögliche Beſtimmung bliebe, das durch die Civiliſation überbildete, durch dieſe Ueberbildung herabkommende Geſchlecht einſt regeneriren zu müſſen. Nun gut, ſehen wir uns die Schöpfer eines neuen Menſchengeſchlechts einmal genauer an!

Der Civiliſirung des Negers ſtehen hauptſächlich zwei Schranken entgegen, die unüberwindlich erſcheinen: der Charakter der Raçe und das Klima ihres Vaterlandes. Ohne Zweifel iſt, wie ſpäter erörtert werden wird, das Klima von der bedeutſamſten Einwirkung auf den Charakter des Menſchen; aber es bildet dieſen Charakter nicht ganz, es wirkt nur auf ſeine Entwickelung ein; deshalb gilt uns der Charakter der Negroiden immerhin als eine ſelbſtändige Schranke für die Hebung der Raçe.

Dieſer Charakter ſpiegelt ſich am klarſten in den Wirkungen ab. Da iſt zunächſt die Sklaverei. Man hat vielfach den tief geſunkenen Zuſtand der Neger als eine Folge des Sklavenhandels hingeſtellt und alle Schuld, welche aus dieſem unmenſchlichen Menſchenhandel entſtanden iſt, auf die Portugieſen geworfen, die ihn zuerſt trieben. Zugegeben wird, daß der Sklavenhandel die Negroiden erſt recht in den Schlamm moraliſcher Unfähigkeit getrieben hat, weil die Sklavenbeſitzer erſt durch den lebhaften Handel den Werth der Sklaven wie von einer Waare kennen lernten. Aber die Sklaverei iſt eine Wirkung des Neger-Charakters. Die Sklaverei iſt wohl da und dort auch in anderen Erdtheilen als eine weiſe Einrichtung der Natur betrachtet und kultivirt worden; aber nirgends iſt ſie — mit Ausnahme der Länder, in welche Negerſklaven importirt wurden — in ſo abſchreckender, unmenſchlicher, unnatürlicher Geſtalt erſchienen, als in Afrika. Bei verſchiedenen Stämmen im Binnenlande finden wir den Mann im Beſitze des traditionellen Rechtes, die Kinder ſeiner Schweſter als Sklaven behandeln und verkaufen zu dürfen. Kein Familienhaupt nimmt Anſtand, ſeine Frau, ſeine Kinder zu verhandeln. Daß man mit gefangenen Feinden oder mit geraubten Sklaven keine Umſtände macht, erſcheint dann nur natürlich. Jedermann, auch der niedrigſte Hüttenbewohner, trachtet danach, Sklaven zu beſitzen.

Seit ungefähr einem Jahrhundert arbeitet die Civiliſation an der Abſchaffung des Sklavenhandels, der in Binnen-Afrika ſeine unerſchöpfliche Quelle findet. Mag aber auch England ſeine ganze Flotte zu dieſem Zwecke verwenden; mögen andere Seevölker dieſem Beiſpiele folgen: dieſer dem 19. Jahrhundert hohnſprechende Handel wird erſt dann ſein Ende erreichen, wenn die Völkerſchaften Afrika's auf einer Kulturſtufe angelangt ſein werden, welche die Ausfuhr der Sklaven und die Sklaverei überhaupt nicht mehr geſtattet. So lange die Sklaverei in Afrika beſteht, wird man Gelegenheit zur Ausfuhr finden, und von der Sklaverei wird Afrika nicht befreit werden, weil der Herr mit freien Arbeitern, der Sklave mit der Freiheit nichts anzufangen weiß.

Allerdings finden wir neuerdings einige Beſtrebungen von Negerfürſten, die Sklaverei zu beſeitigen. So hat der König Theodoros von Aethiopien ein dahin gehendes Gebot erlaſſen. Dieſer Fürſt, eine in der That wunderbare Erſcheinung in der Geſchichte Afrika's, iſt Chriſt, und wir wollen es glauben, in des Wortes tiefſter Bedeutung; er meint es ernſtlich mit der Hebung ſeines Reiches; er will das Chriſtenthum dort einführen, europäiſchen Handel, Kunſt und Handwerk begünſtigen, den ſittlichen Zuſtand ſeiner Unterthanen verbeſſern; er ſelbſt mag neben dem guten Willen auch die Kraft beſitzen, ſeine Verordnungen aufrecht zu erhalten. Aber wir möchten ihn mit einem Meteor vergleichen, das auf wenige Augenblicke flüchtig die Dunkelheit der Nacht durchbricht und, kaum erblickt, dem Auge verſchwindet, indem es die Nacht wieder der früheren Dunkelheit überläßt. Nach ſeinem Tode, oder was ſonſt ſeiner Regierung ein Ende macht — in Afrika iſt nur die Verwilderung beſtändig und das Unglück reitet bekanntlich ſchnell — nach ſeinem Tode werden die alten traurigen Verhältniſſe über ſein neues Aethiopien hereinbrechen und namentlich die Sklaverei wird nach wie vor herrſchen.

Als eine Wirkung des Neger-Charakters kann ferner die Art und Weiſe gelten, wie das Chriſtenthum dort aufgenommen worden iſt. Welche Erfolge haben die Miſſionen in Afrika erzielt? — in Oſt-Afrika nicht einmal ſo viel, daß die Miſſionäre ihren ferneren Aufenthalt unter den Eingebornen hätten nehmen können; die Miſſion von Mombas iſt vollſtändig geſcheitert: die beharrlichſten Miſſionäre konnten mit den dortigen Eingebornen nichts anfangen, und ſelbſt in Abeſſinien hat das Chriſtenthum nicht einmal Einfluß genug gehabt, um die Häuptlinge zur Einführung der Monogamie zu bewegen.

Digitized by Google

Die geringen Erfolge des Chriſtenthums dürfen uns hier freilich nicht verwundern. Die Art und Weiſe, wie die Einführung deſſelben verſucht worden iſt, muß ſelbſt dem zweifelhaften, ja mehr als einfachen Verſtande des Negers gerechtes Mißtrauen einflößen, und auch für uns erſcheint dieſe Art Chriſtenthum in einem recht bedenklichen Gewande, wenn wir aus Krapf's Miſſionsberichten erſehen müſſen, wie die römiſch-katholiſchen Miſſionäre gegen die proteſtantiſche Miſſion Ränke ſchmieden, und wie die proteſtantiſchen Miſſionäre ſich der Vertreibung der katholiſchen Miſſion freuen! Wie will man, mit ſolchen Empfehlungskarten ſich präſentirend, die Eingebornen für die Lehre Chriſti, für die Lehre der Liebe begeiſtern?

Als einen Ausdruck des Neger-Charakters müſſen wir ferner den Verkehr der Negroiden mit den vorgeſchrittenen Völkern betrachten. Da findet ſich nirgends eine vertrauende Hinneigung, nirgends eine Anknüpfung von Verbindungen, die nicht auf Handel beruhte. Ueberall widerſetzt ſich die Race der ruhigen, wiſſenſchaftlichen Erforſchung, und die harmloſeſten Reiſenden erfahren die böswilligſte Behandlung; überall Krieg, von dem ewigen Kaffernkriege auf dem Cap der guten Hoffnung an bis zu den Plänkeleien einzelner Expeditionen mit den Stämmen des Hochlandes in Binnen-Afrika.

Die Optimiſten haben für alles das den König Theodoros; ſie gründen ihre Hoffnungen auf die Ausbreitung ſeines großen äthiopiſchen Reiches. Wir haben uns ſoeben über ihn ausgeſprochen; wir fügen hinzu, daß ſich in Aethiopien noch die günſtigſten Zuſtände in ganz Mittel-Afrika finden. Offenbar haben ſich dort noch einige Spuren des früheren Glanzes arabiſcher Kultur erhalten; dieſer Umſtand läßt keine Täuſchung zu: die arabiſche Kultur iſt, wie die geſammte muhammedaniſche, nicht im Aufgehen, ſondern längſt und jetzt raſch im Untergehen begriffen. Die großen Strecken voll wilder Völker im äquatorialen Afrika bilden hier den Maßſtab; dieſe unvermiſchten Stämme müſſen wir betrachten, und welch' abſchreckendes Bild gewinnen wir bei dieſer Betrachtung! Dort herrſcht der Satz, daß Jedermann Feind iſt, der nicht von freundſchaftlichem Sinne thatſächliche Beweiſe giebt; dort verwüſtet ein ewiger Krieg unter den einzelnen Stämmen oft jede Spur menſchliſcher Thätigkeit und weiht jeden Keim humaner Geſinnung dem Untergange; dort lebt der Menſch thatſächlich vom Gute und Blute ſeines Nebenmenſchen; dort iſt der Menſchenfreſſerei, dieſer entſetzlichen Sitte der rohſten Barbaren, noch nicht überall Einhalt gethan; dort gelangt der Naturforſcher zu dem Schluſſe, daß er menſchengeſtaltete Thiere, oder auch verthierte Menſchen vor ſich habe; dort haben die muthigſten und erfahrenſten Miſſionäre ihre opferbereite Thätigkeit einſtellen müſſen, weil ſie den Menſchen als unverbeſſerlich und gänzlich unfähig erkannten.

Solche Schilderungen füllen die Berichte faſt aller Afrika-Reiſenden. Die Einen haben dunklere, die Anderen mildere Farben benutzt, je nachdem ihre eigenen Vorſtellungen von dem ſittlichen Bedürfniſſe und dem Zwecke des Menſchen geſtaltet waren. Die eingehendſte Darſtellung des Neger-Charakters hat indeß Burton geliefert. Die vielfachen und bedauerlicherweiſe meiſt unangenehmen Erfahrungen, welche dieſer vorſichtige Reiſende auf ſeiner afrikaniſchen Expedition machte, berechtigen ihn zu einer ſolchen Darſtellung in hohem Grade, und wir begehen keine Ungerechtigkeit, wenn wir ſeine Schilderung der Oſt-Afrikaner auf die Race im Allgemeinen anwenden. Hören wir, wie er* die Negroiden gefunden hat.

Dem Pſychologen bietet Oſt-Afrika ein ausgedehntes Feld für die Beobachtung. Dort findet er den Geiſt des Menſchen noch in den Anfängen und der materiellen Natur und deren Wirkungen dermaßen unterworfen und von denſelben ſo abhängig, daß er ſich weder fortentwickelt, noch zurückſchreitet. Man könnte faſt in Verſuchung gerathen, dieſen Menſchen eher wie eine Ausartung civiliſirter Geſchöpfe zu betrachten, denn als einen Wilden, welcher den erſten Schritt vorwärts thut, wenn er nicht offenbar für jede Weiterentwickelung unfähig wäre. Ihm fehlt der Ring vom echten Metall; in ihm iſt kein ſo reiches und volles Weſen, wie etwa ein Neuſeeländer, den man erziehen und ausbilden kann. Er ſcheint einer jener kindiſchen Racen anzugehören, die ſich nie bis zum Manne emporheben und wie abgenutzte Glieder aus der großen Kette der beſeelten Natur herausfallen. In ihm vereinigt ſich die Unfähigkeit des Kindes mit der Unbiegſamkeit des Alters; die Unzulänglichkeit des Kindes und die Leichtgläubigkeit der Jugend mit dem Skepticismus der Erwachſenen und der Steifnackigkeit des Alters, das am Ueberkommenen klebt. Er hat Meer, See und wohnt in einem vielbeſuchten Lande; ſeit Jahrhunderten ſteht er in unmittelbarem Verkehre mit den weiterentwickelten Anwohnern der Oſtküſte, und Jeder hat wenigſtens Araber, wenn auch nicht gerade Europäer geſehen. Und doch iſt er vor der Schwelle des Fortſchritts ſtehen geblieben; bei ihm iſt keine höhere und mannigfaltigere Stufe der Einſicht zum Vorſchein gekommen. Selbſt die einfachen Wahrheiten des Islam haben keinen Eindruck gemacht auf dieſe Menſchen, welche zwar denken können, aber alles Denken haſſen, weil ſie ſich vollauf damit beſchäftigen, ihre leiblichen Bedürfniſſe zu befriedigen. Ihr Geiſt iſt auf Gegenſtände beſchränkt, die ſich hören, ſehen und fühlen laſſen; er iſt in den Kreis des ſinnlich Wahrnehmbaren gebannt und kann darüber nicht hinaus; auch will und mag er ſich lediglich nur mit dem Augenblicke, mit der Gegenwart beſchäftigen. Gedächtniß und Phantaſie fehlen ihm.

Der Oſt-Afrikaner erſcheint, wie andere Barbaren auch, als ein ſeltſames Gemenge von Gutem und Böſem; aber das ſchlimme Element iſt ſorgfältig gepflegt worden, das gute gar nicht. Im Allgemeinen kann man als Regel annehmen, daß der civiliſirte Menſch, der höchſte Typus, dem Antriebe der Verſtandeskraft, der Vernunft gehorcht; der Halbciviliſirte (z. B. die großen Völker im Oſten) läßt ſich von Gefühlen, Wallungen und Neigungen in einer für uns oft unbegreiflichen Weiſe beſtimmen; der Barbar erſcheint als Sklave des äußern Antriebes, der Leidenſchaft und des Inſtinktes, die alle nur äußerſt ſchwach vom Gefühl beeinflußt werden; er hat ganz und gar keinen Begriff von geiſtiger Zucht. Dem höher gebildeten Menſchen erſcheint er als ein von der Vernunft abgekehrtes Geſchöpf, in welchem keine Logik iſt, eine Maſſe von lauter Widerſprüchen. Dieſe Schwarzen ſind gutmüthig und hartherzig, ſuchen Streit und ſind doch wieder vorſichtig und bedachtſam; in dieſem Augenblicke zeigen ſie ein gewiſſes Wohlwollen, und gleich nachher benehmen ſie ſich grauſam, heftig, erbarmungslos. Sie ſind abergläubig und doch ohne Ehrerbietung, geſellig und doch ohne Zuneigung, tapfer und feig, ſklaviſch und unterdrückend, hartnäckig und doch wieder unbeſtändig, Wechſel und Veränderung liebend, in gewiſſer Beziehung haben ſie einen Begriff von Ehre, aber Rechtſchaffenheit in Wort und That kennen ſie nicht; ſie legen einen großen Werth auf das Leben, und doch kommt ſehr häufig der Selbſtmord vor; ſie ſind habgierig, knickerig, unbedachtſam und ohne alle Vorausſicht, haben eine Art Ahnung, daß ſie niedrig ſtehen, aber der Verbeſſerung, der Weiterentwickelung und des Fortſchritts ſind ſie unfähig. Sie haben viel von den ſchlechten Merkmalen der niedriger organiſirten Typen des Oſtens, nämlich geiſtige Verſumpfung, körperliche Trägheit, unentwickelte Moralität, Aberglauben und kindiſche Leidenſchaft.

Der civiliſirte Menſch trachtet dahin, ſeine Selbſtſucht zu verdecken; bei dieſen Barbaren tritt ſie dagegen ganz offen hervor. Dankbarkeit kennt er nicht; wer ihm eine Wohlthat erzeigt, wird für ſchwach gehalten; ihm iſt die Hand, von welcher er Futter erhält, ganz gleichgültig. Ueber den Tod eines Verwandten oder Kindes klagt er vielleicht am Abend, aber am anderen Morgen denkt er nicht mehr daran. Gaſtfreundſchaft übt er nur, wenn dabei etwas zu gewinnen iſt, und ſeine erſte Frage bleibt allemal: Was willſt Du geben? — Einem Fremden, der in's Dorf kommt, wird die allerſchlechteſte Hütte angewieſen, und wenn er ſich beklagt, entgegnet man ihm, draußen ſei ja Platz genug! Der Schwarze verweigert einem verſchmachtenden Manne einen Trunk Waſſer, wenn er auch Ueberfluß davon hat; er wird keine Hand ausſtrecken, um die Waaren eines Anderen zu bergen, wenn auch Tauſende dabei verloren gehen. Was geht ihn das an? Aber er gebärdet ſich lächerlich heftig, wenn ihm ſelber ein zerlumptes Stück Zeug oder ein lahmer Sklav abhanden kommt. Er iſt geizig und karg auch dann, wenn etwas ihm Vergnügen macht; ſeine Köter liebt er mindeſtens eben ſo ſehr wie ſeine Kinder, aber er giebt dieſen Hunden nur ſelten ein wenig zu freſſen und kann nicht begreifen, daß die Araber ihre Eſel mit Korn füttern; er giebt ſein Erſtaunen darüber mit einem langgezogenen Hi! hi! zu erkennen. Niemand hält ſein gegebenes Verſprechen und keiner glaubt ſich durch irgend eine Verpflichtung gebunden. Verlangt man nur auf eine Stunde Kredit von ihm, dann entgegnet er: „In meiner Hand iſt Nichts.“ — Seine Habſucht iſt groß, aber noch ſtärker ſind an ihm Leichtfertigkeit und geiſtige Schlaffheit; er iſt von einem launenhaften Hange nach neuen Dingen und nach Veränderung beſeſſen und wird entlaufen, wenn es ihm gerade einfällt; dann verſchlägt es ihm auch ſehr wenig, ob er ſich dadurch Schaden zufügt. Auch kann ſeine Gewinngier nicht gleichen Schritt halten mit ſeiner eingewurzelten Trägheit, und gegen dieſe Faulheit läßt ſich gar nichts thun, da ſie durch das Klima begünſtigt wird. Die Natur hat in dieſem Lande alle Ueppigkeit entfaltet und dieſe iſt den Bewohnern zum Fluche geworden; ſie befriedigt ſeine Bedürfniſſe, ohne daß er ſich anzuſtrengen braucht.

Wahrheitsliebe iſt unter derartigen geſellſchaftlichen Verhältniſſen keine Tugend, und die Lüge iſt auch dann an der Tagesordnung, wenn der Lügner von ihr weder Nutzen noch Vergnügen zu erwarten hat. — Auch

* Nach Andree.

halsſtarrig und ungeſtüm iſt dieſer ſchwarze Afrikaner, und keine Zucht würde über ihn etwas vermögen, und in ſeiner verſtockten Widerſpenſtigkeit und ſeinem Eigenſinne gleicht er manchen Thieren. Wenn er beim Tauſchhandel irgend einen Gegenſtand, auf welchen er ſich einmal geſteift hat, nicht erhalten kann, ſo ſchleppt er gewiß Alles, was er mitgebracht hat, wieder nach Hauſe, und wäre es noch ſo weit hin. Alles Handeln hat ein Ende, ſobald der Verkäufer dem, welcher bietet, den Rücken zuwendet. Gefordert wird ohne Rückſichtsnahme auf den Werth einer Waare. Rachſucht iſt eine ſtark vorwaltende Leidenſchaft; dafür liefern die vielen blutigen Fehden zwiſchen nahe verwandten Stämmen den Beweis. Rache und Wiedervergeltung erſetzen einen Rechtszuſtand, von welchem man keine Ahnung hat, und Vaterlands-, Sohnes- und Bruderliebe ſcheint man nicht zu kennen. Selten wird ein Mann um einen geſtorbenen Vater, um eine Mutter, um einen Verwandten eine Thräne vergießen, und von Trauer wird man wohl nur ausnahmsweiſe eine Spur zu finden vermögen. Es iſt wahrhaft peinlich, wenn man mit anſehen muß, daß ein von den Blattern ergriffener Neger mitten im Walde liegen bleibt, ohne daß ſeine Gefährten ſich weiter um ihn bekümmern. Der Mann wird vielleicht noch einige Tage leben, aber kein Lohn, nicht einmal die alles abgeltende Glasperle wird einen anderen Menſchen vermögen, dem Kranken einige Pflege angedeihen zu laſſen. Man wird ihn von jeder Hütte wegtreiben; er mag ſich, wenn er kann, ein Obdach im Freien aus Zweigen zurecht machen. Er ſtellt dann ſeine Schaale mit Getreide und ſeine mit Waſſer gefüllte Kalebaſſe neben ſich hin und wartet ab, bis er ſtirbt. Dann iſt er ein Fraß für die Hyänen und die Raben. — Der Schwarze bricht oft plötzlich in Wuth aus, und bei dieſen Anfällen läßt er ſie an lebendigen und unbelebten Gegenſtänden ohne Unterſchied aus; er iſt ungeduldig bis zum Lächerlichen und wird manchmal wahnſinnig, wenn ſein Wille ihm nicht geſchieht.

Der Neger hat kein Wohlwollen und kennt keinerlei Ehrerbietung oder Feſtigkeit; er hat auch kein Gewiſſen, alſo auch keine Gewiſſensbiſſe. Nach einem von ihm verübten Morde kennt er keine andere Beſorgniß, als die, daß der Geiſt des Getödteten ihn beläſtigen könne. Er raubt, als verſtehe ſich dergleichen von ſelbſt, und bettelt unverſchämt; er iſt entſetzlich niederträchtig, und wenn er nicht gerade betrunken iſt, macht er gewiß Schlechtigkeiten, und doch dient ihm der Rauſch für alle Verbrechen zum Deckmantel und zur Entſchuldigung. — In geiſtiger Beziehung iſt dieſer Schwarze ganz unfruchtbar, roh, für Alles, was Fortſchritt, Entwickelung und Veränderung heißt, vollkommen unfähig. Gleich anderen Barbaren hat er wohl Gaben zum Beobachten, aber er kann aus ſeinen Wahrnehmungen etwas Ordentliches nicht ableiten. Seine Intelligenz iſt in einen engen Kreis eingeſchloſſen, und über denſelben kann dieſer Schwarze nicht hinaus. Er bleibt ſtehen, wie manche Aſiaten, aber er ſteht ungemein tiefer als dieſe alleſammt.

Fügen wir dieſem Bilde noch zwei Striche hinzu. Der Schwarze iſt dem Spiele und dem Trunke leidenſchaftlich ergeben. Unter dem Spiele iſt nicht etwa eine kindiſche Neigung zu verſtehen, die Stunden des langen Tages harmlos zu vertändeln, nein das ausgeprägte Haſardſpiel, und in der Iwanza z. B., wie die Hütte in jedem Dorfe der Wanyamwezy heißt, welche als Verſammlungs- und Geſellſchaftsort der Männer dient, ereignen ſich zuweilen Spielſcenen, welche das romantiſche Renommee der Spielſäle von Homburg u. ſ. w. mit friſchem Glanze ausſtatten würde. Da giebt es Männer, die ſich durch das Spiel dergeſtalt zu Grunde richten, daß ſie ſich ſelbſt als Sklaven verkaufen müſſen; andere ſetzen ihre Mutter gegen eine Kuh oder zwei Ziegen beim Spiele ein, und dergleichen mehr. — Im Trinken läßt ſich der Neger vom Europäer kaum überbieten; er bringt es im Pombe-Biere oder in der Togua zu vorzüglichem Rauſche, und dieſer Zuſtand iſt auch den Frauen nicht unbekannt. Der Branntwein, wenn er dort eingeführt wäre, würde die Neger durch ſeinen Begleiter, den Säuferwahnſinn, gänzlich aufreiben. — Sind dies auch Eigenſchaften, welche auch unter Kulturvölkern in Geſellſchaft der Civiliſation, gleich deren Schatten, einhergehen, ſo machen ſie ſich hier doch nur als Auswuchs der Ueberbildung beim Individuum geltend; bei den Negroiden erſcheinen ſie als Eigenthümlichkeit der Raçe.

Wer möchte es noch wagen, in den Boden ſolcher Eigenſchaften den Samen der Civiliſation zu ſtreuen, auf den Stamm ſolchen Charakters das Reis der Veredelung zu pfropfen!

Einem ſolchen Beſtreben ſtemmt ſich auch als eine zweite nicht zu unterſchätzende Schranke das Klima entgegen.

Aus der Abhängigkeit von äußeren Einflüſſen wird ſich der Menſch nie gänzlich befreien können; die Natur, die ihn umgiebt, hilft die Gränzen beſtimmen, innerhalb deren der menſchliche Geiſt ſich bewegt; ſie prägt ihren Stempel nachdrücklich auf den Charakter der Raçen und ſpiegelt ſich ſtets getreu ab in dem Typus urſprünglicher Nationen. — Das äquatoriale Afrika iſt das Land klimatiſcher Extreme: am Tage ſendet eine glühende Sonne ſenkrecht ihre brennenden Strahlen auf dieſe Landſtriche herab und ſcheint alles Leben ertödten zu wollen, wie ſie die Pflanzen dörrt; in der Nacht ſinkt die Temperatur auf einen empfindlich niedrigen Grad — ſollten dieſe Extreme nicht für den Menſchen beſtimmend ſein, der von ſeiner Entſtehung an dieſelben auf ſich einwirken laſſen mußte? — Trotz der verſengenden Sonnenſtrahlen kalte, raſch wechſelnde Winde; die Regenzeit unterbrochen von Sonnenblicken, welche in wenigen Stunden den friſcheſten Grasplatz zur dürren Einöde machen — ſollte der Menſch in ſeinem Charakter anders als veränderlich, launiſch und, wie ein volksthümlicher Ausdruck bezeichnend andeutet, wetterwendiſch ſein können? — Die Natur giebt ſich heftig in allem, in den Niederſchlägen, in den Gewittern, im Sonnenſchein — ſollte der Menſch mild, gelaſſen, beſchaulich werden können? — Die ewigen Veränderungen der klimatiſchen Erſcheinungen erzeugen ſchwere Fieber und andere heftige Krankheiten, aus denen der Menſch ſich nicht zu erretten vermag — und er ſollte ein anderes Gefühl als das der Selbſtliebe kennen? — Reißende Thiere bedrohen ununterbrochen ſein Leben — und er ſollte nicht dem augenblicklichen Genuſſe ſein Trachten widmen? — Das ekelhafteſte Ungeziefer der verſchiedenſten Gattungen plagt ihn unaufhörlich — und er ſollte ſich nicht berufen fühlen, ſeinerſeits ſeine Nebenmenſchen zu beunruhigen? — Er empfängt von der Natur keine großen Eindrücke — und man ſollte andere als niedrige Geſinnungen bei ihm ſuchen dürfen?

Andere Völker, deren Vaterland von der Sonne nicht ſo reichlich beſucht wird, werden von ihrem Klima und den hiervon abhängigen Bedürfniſſen auf Erfindungen geleitet, welche dieſen Bedürfniſſen Abhülfe verſchaffen. Durch ſie wird der Geiſt geſchärft, und hat der Menſch erſt die Stufe der Ausbildung erreicht, auf welcher er künſtlicher Weiſe Schutzmittel für ſeinen Körper herſtellt oder der kargen Natur ſeiner Scholle mühſam die Mittel zu ſeiner Ernährung abzutrotzen verſteht, ſo wird es ſeinem Geiſte leicht, ſich über die materiellen Dinge hinaus zu ſchwingen. Der Neger hat keine ſonderlichen Bedürfniſſe. Die Natur zwingt ihn nicht, den Weg der Kunſt zu betreten; ſeine Nahrung beſchafft er ſich auf die einfachſte Weiſe; die Bekleidung liefert, ſofern ſie überhaupt als nothwendig erachtet wird, ein erlegtes Thier mit ſeinem Fell, oder der Baum mit ſeiner Rinde; die Bewaffnung beſchränkt ſich auf den urſprünglichſten Pfeil, den natürlichen Speer und die Keule; auf dem feſten Lande kennt er nur ein Transportmittel: den belaſteten Sklaven, und der Waſſertransport geſchieht auf Ruderbooten, deren Bauart noch heute genau mit der Beſchreibung des Ptolemäus übereinſtimmt. Dies genügt ihm, er fühlt nicht das Bedürfniß, über die Verbeſſerung ſeiner Lage nachzudenken; das Klima unterdrückt die Entwickelung ſeines Verſtandes.

So vereinigt ſich denn die innere, armſelige Natur des Negers mit der äußeren Natur, ihn auf der einmal eingenommenen Stufe geiſtiger Unfähigkeit zurückzuhalten. Fortſchritt iſt hier unmöglich, und die Beſtimmung der Weltordnung, jedes Geſchöpf zur Vervollkommnung des Ganzen zu benutzen, erfüllt ſich hier wie es ſcheint, auf dem indirekten Wege. Nein! es wird niemals gelingen, die Negroiden in die Kette civiliſirter Völker einzureihen; niemals, den Geiſt des Afrikaners für die Wirkungen der Vernunft zugänglich zu machen; niemals, ſeinem Charakter die Bedingungen der Civiliſation, Selbſtbeherrſchung und Mäßigung, Nächſtenliebe und Erkenntniß einer höheren Weltordnung einzuimpfen.

Das iſt die Zukunft des armen Negergeſchlechts: es wird die Nothwendigkeit immer mehr hervortreten, Binnen-Afrika mit den Erzeugniſſen ſeiner fruchtbaren Landſtriche der Allgemeinheit nützlich zu machen, es in den großen Völkerverkehr, ſeiner Bedeutung gemäß, hineinzuziehen. Die Neger-Raçe wird dann als Hinderniß angeſehen werden. Es wird ſich daher ein neues Geſchlecht dort anſiedeln, ſich den jungfräulichen Boden unterthan zu machen, was nicht ohne günſtigen Einfluß auf die lokalen Einflüſſe des Klima's bleiben würde. Und dieſes neue Geſchlecht wird nicht vor der Aufgabe zurückſchrecken dürfen, die Eingebornen mit einem Vernichtungs-Kriege zu überziehen, deſſen Ausgang nicht zweifelhaft, deſſen Führung aber ſchwierig und ruhmlos ſein wird; ſchwierig, weil die Neger-raçe noch nicht, wie die der Rothhäute Amerika's, auf den Ausſterbe-Etat der Natur geſetzt iſt, ruhmlos, weil der Eingeborne den phyſiſchen und geiſtigen Waffen der Eindringlinge gegenüber völlig wehrlos daſtehen wird.

G. H.

Digitized by Google

## Mannigfaltiges.

— Amerika, die alte Welt, lautet die Ueberſchrift einer Abhandlung in der amerikaniſchen Zeitſchrift „Atlantic Monthly," worin der Verfaſſer aus geologiſchen Gründen zu beweiſen ſucht, daß die bisherige gangbare Bezeichnung: alte und neue Welt auf einem Irrthum beruhe; daß die weſtliche Erdhälfte ein weit höheres Alter, als die öſtliche anſpreche und es alſo im Intereſſe der Wiſſenſchaft liege, für jene das Erſtgeburtsrecht zurückzufordern. Er ſchließt ſich nämlich aus Ueberzeugung den Geologen an, die ſich die Erde uranfänglich in einem feuerflüſſigen Zuſtande denken. Die ſchichtenförmigen Ablagerungen erkalteten, feſteten und verdickten ſich allmählich zu einer Rinde, aus der ſich in periodiſcher Reihenfolge die Gebirge mit ihren Graniten, Porphyren, Baſalten, Syeniten ꝛc. emporhoben. Nun aber ſteht die Höhe dieſer örtlichen Hebungen, eine Folge von periodiſchen Eruptionen, in geradem Verhältniß zu der Widerſtandskraft der Erdrinde, ſodaß, je derber und dicker dieſe mit der Zeit geworden, die Maſſen mit deſto größerer Gewalt hervorbrachen und ſich deſto höher über die Fläche aufthürmten. Daraus ergiebt ſich nun nothwendig, daß gerade die niedrigen Gebirge die älteſten Kinder der Erde ſind, und daß namentlich die ſogenannten „St. Lorenziſchen Hügel," eine Kette, die ſich zwiſchen Kanada und den Vereinigten Staaten hinziehet, und die nirgends eine größere Höhe als 2000 Fuß über dem Meeresſpiegel erreicht, mit ihren azoiſchen* Ablagerungen Zeugniß geben von einer Bildungszeit unſerer Erde, die ſich in der Urnacht des Tohuwabohu verliert.

— Codifications-Arbeiten in Italien. Das neue Königreich ſtrebt mit aller Macht die Ungleichheiten, welche zwiſchen ſeinen Beſtandtheilen noch in ſo großem Maße vorhanden ſind, aufzuheben und auf allen Gebieten ſeines inneren politiſchen Lebens die Einheit zu begründen, die es in den äußeren Umriſſen erlangt hat. Unter den am ſchwerſten wiegenden Folgen der langen Sonderſtaaterei macht die Verſchiedenheit im bürgerlichen Rechte ſich empfindlich geltend. Es herrſchen gegenwärtig nicht weniger als ſieben verſchiedene Geſetzgebungen auf der Halbinſel; nämlich in den vormals römiſchen Provinzen das römiſche Recht, in der Lombardei das öſterreichiſche Geſetzbuch; ferner die ſardiniſche Geſetzgebung für die alten Provinzen, ein beſonderes Geſetzbuch in Toscana, der Codice delle due Sicilie, der Codex von Parma und der Codex von Modena. Die drei letzteren ſind, obwohl unter ſich nicht unerheblich abweichend, ſämmtlich Nachbildungen des Code Napoleon. Ueberdies giebt es eine nicht geringe Zahl von kleineren Geſetzbüchern über einzelne Rechtsverhältniſſe, wie im Handels- und im Wechſelrecht. Im Parlamente iſt der Gedanke einer allgemeinen Codification ſchon wiederholt in Anregung gebracht und in Folge deſſen eine Commiſſion niedergeſetzt worden, welche mit den Vorarbeiten bereits begonnen hat. Zunächſt wird ſie ſich über die wichtige Frage zu einigen haben, an welche der beſtehenden Geſetzgebungen der neue Codex des Königreichs anzulehnen iſt. Hier kommen hauptſächlich zwei einander entgegengeſetzte Anſichten in Frage, von denen die eine den franzöſiſchen Code, die andere das öſterreichiſche bürgerliche Geſetzbuch zum Muſter nehmen will. Es iſt nicht unwichtig, daß die letzte Meinung auch von Juriſten der alten Provinzen getheilt wird; ſo wird ſie neuerdings von einem der hervorragendſten Mitgliede der Commiſſion, dem Grafen Pinellis, Präſidenten des Appellationsgerichts zu Genua, in der italiäniſchen Zeitſchrift für Rechtswiſſenſchaft und Geſetzgebung, la Legge, ausführlich entwickelt und vertheidigt.

— Neue Preisfrage der Fürſtl. Jablonowski'ſchen Geſellſchaft in Leipzig. Schon wiederholt hat dieſe Geſellſchaft ihre Preisfragen aus dem Gebiete der Geſchichte der National-Oekonomie entnommen und hierdurch Arbeiten zu Tage befördert, in denen der Culturgeſchichte, ganz beſonders der Zeit des Uebergangs aus dem Mittelalter in die neue Geſchichte, gründliche und quellenmäßige Forſchungen zugewendet worden ſind; z. B. die Darſtellung der in Deutſchland zur Zeit der Reformation herrſchenden national-ökonomiſchen Anſichten von H. Wiskemann. Diesmal richtet ſich die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft auf das Land, in dem die Grundzüge des modernen Staats- und Geſellſchaftslebens, der modernen europäiſchen Kultur überhaupt zuerſt deutlich hervorgetreten ſind. Die neue Aufgabe, für das Jahr 1865, lautet:

„Die Volkswirthſchaft von Norditalien erinnert während der letzten Jahrhunderte des Mittelalters in vielen Stücken an die unſerer Gegenwart; namentlich giebt ihr eine beträchtliche Annäherung an die Grundſätze der perſönlichen und ſächlichen Freiheit im agrariſchen, induſtriellen und nationalen Verkehr oft eine faſt moderne Farbe. Andererſeits ragt doch wieder ſehr viel Mittelalterliches in jene Zuſtände herein, ſowohl aus der Geſammtheit des übrigen Europa's, welches damals noch ganz im Mittelalter lebte, wie aus den unmittelbar vorhergegangenen Verhältniſſen von Norditalien ſelbſt. Eine Vergleichung ſolcher Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten mit unſerer Gegenwart iſt nicht blos für die tiefere Spezialcharakteriſtik der verglichenen Zeiträume, ſondern auch für die Kenntniß der allgemeinen volkswirthſchaftlichen Entwickelungsgeſetze lehrreich. Die Geſellſchaft wünſcht daher:

eine quellenmäßige Erörterung, wie weit in Norditalien gegen Schluß des Mittelalters die Grundſätze der agrariſchen, induſtriellen und merkantilen Verkehrsfreiheit durchgeführt waren.

Sollte ſich eine Bewerbungsſchrift auf den einen oder andern norditaliäniſchen Einzelſtaat beſchränken wollen, ſo würde natürlich ein beſonders wichtiger Staat zu wählen ſein, wie z. B. Florenz, Mailand oder Venedig."

Die Arbeiten ſind bis November 1865 bei dem Secretair der Geſellſchaft, Profeſſor Dr. Fleiſcher in Leipzig einzuſenden. Der Preis beträgt 60 Dukaten.

— Periodiſche Literatur in der Türkei. In Konſtantinopel erſcheinen gegenwärtig drei wiſſenſchaftliche periodiſche Blätter in türkiſcher Sprache, deren älteſtes, die Monatsſchrift für Wiſſenſchaft, Kunſt, Handel und Induſtrie „Medſchmuaï Fünun" von der vor etwa zwei Jahren in Konſtantinopel geſtifteten „osmaniſchen wiſſenſchaftlichen Geſellſchaft" (Dſchemirti ilmieï osmanié) als Organ ihrer gemeinnützigen Beſtrebungen dem ſich kundgebenden Bedürfniß nach Unterricht und Belehrung Befriedigung zu verſchaffen, herausgegeben wird. Die Geſellſchaft hat die Herausgabe von Originalwerken und von Ueberſetzungen aus fremden Sprachen, die Veranſtaltung öffentlicher wiſſenſchaftlicher Vorträge und überhaupt die Verbreitung von Kenntniſſen und Wiſſenſchaft im osmaniſchen Reiche durch alle ihre verfügbaren Mittel ſich zur Aufgabe gemacht. Die öffentlichen Vorleſungen werden in der That im „Dar ül Fünun" (dem für eine projektirte türkiſche Univerſität beſtimmten Gebäude) mit Regelmäßigkeit gehalten und von der Monatsſchrift kommt am letzten jedes arabiſchen Monats ein Heft heraus. Von ihrem Inhalte ſind politiſche und religiöſe Artikel ausgeſchloſſen. Im Uebrigen bietet derſelbe auch aus dem Gebiete orientaliſcher Literatur, Dichtkunſt, Geſchichte, Landeskunde bisher noch nichts, ſondern vorzüglich Arbeiten nach franzöſiſchen Muſtern und geſchichtlichen, naturwiſſenſchaftlichen, nationalökonomiſchen Inhalts. Die Revue des deux Mondes iſt offenbar das Vorbild. Neuerdings ſind noch zwei ähnliche periodiſche Schriften, die „Medſchmuaï iberi intibah" und der „Mirat" in der türkiſchen Hauptſtadt begründet worden.

— Bibliographie. Frankreich.

Lettres, instructions et mémoires de Colbert, publiés d'après les ordres de l'Empereur sur la proposition de M. Magne, ministre secrétaire d'État des finances, par Pierre Clément, membre de l'Institut. T. II. 1650—1661. CCLXXXVIII et 935 p.

Essai de restitution d'un volume des Olim, perdu depuis le seizième siècle et jadis connu sous le nom de Livre pelu noir, ou Livre des Enquêtes de Nicolas de Chartres, par L. Delisle, membre de l'Institut. 4. 168 p. (Publié par ordre de l'Empereur).

L'art dans ses diverses branches, ou l'architecture, la sculpture, la peinture, la fonte, la ferronnerie etc., chez tous les peuples et à toutes les époques jusqu'en 1789, par Jules Gailhabaud. Ire partie. Livraisons 1—35, 4. 36 p. et 70 planches. Prix de chaque livraison $1^3/_4$ fr.

L'homme, la famille et la société, considérés dans leur rapports avec le progrès moral de l'humanité, par Eug. Buisson. Paris, Cherbuliez. 8 fr. (Der Verfaſſer iſt ein Geiſtlicher, und dieſe Abhandlungen beſtehen größtentheils aus Predigten.)

J. C.

* In denen ſich nämlich keine Ueberreſte thieriſcher Organismen finden.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.
Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

# Magazin
# für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 33. Mittwoch, den 19. Auguſt 1863. 32. Jahrgang.

## Inhalt:

Polen. Seite
Die Expedition Wyſocki's nach Volhynien . . . . . . . . . . . 385
Deutſchland und das Ausland.
Die deutſchen Zigeuner . . . . . . . . . . . . . . . . . 386
Italien.
Reformatoriſche Bewegungen in Italien. II. In der Gegenwart . . . . 389
Frankreich.
Bei Gelegenheit der diesjährigen Pariſer Gemälde-Ausſtellung . . . . . 391
England.
Ueber die eigentliche Quelle des „Wintermärchens“ von Shakſpeare . . . 392
Zur Geſchichte der Miethskutſchen . . . . . . . . . . . . . . . 394
Nord-Amerika.
Katholiſche Philoſophie in Nord-Amerika . . . . . . . . . . . . 395
Mannigfaltiges.
Der politiſche Umſchwung in Frankreich . . . . . . . . . . . . 396
Die neuaufgefundenen Memoiren Karl's V. . . . . . . . . . . . „
Gachard's und Mouy's Unterſuchungen über Don Carlos und Philipp II. . „
Die letzte Königin der Sikhs ſtirbt in England . . . . . . . . . „

## Polen.

### Die Expedition Wyſocki's nach Volhynien.

Aus den Berichten des Times-Korreſpondenten.

I.

Brody, 4. Juli 1863.

Die Vorbereitungen zu dem ſieben- bis achtſtündigen Kampfe, der am Mittwoch vor Radziwilov ſtattfand, hatten die Polen ſchon ſeit dem Ende März beſchäftigt. Manchen von den Inſurgenten, welche daran Theil nahmen, hatte es nicht geringe Mühe gekoſtet, nach Krakau zu gelangen, und noch größere, ihre Reiſe bis Lemberg fortzuſetzen, während das allgemeine Vorrücken von Lemberg nach Brody vermittelſt eines Syſtems von Zickzack-Approſchen ſtattfand, die faſt an die Operationen einer Belagerung erinnerten. Lemberg war vor einem Monat ſo voll Inſurgenten, daß ein Circus zu ihrem Beſten eröffnet wurde, wo man Scenen aus „Mazeppa“ zur Belehrung und Unterhaltung von Leuten aufführte, die nach der Ukraine beſtimmt waren, die aber, wie ich hinzufügen muß, nie die geringſte Ausſicht hatten, hinzukommen. Da es bekannt war, daß die rutheniſchen Bauern um Lemberg gegen die Polen noch ſchlechter geſtimmt ſeien, als die polniſchen Bauern in Weſtgalizien, ſo geſchah das Heranziehen an die Gränze unter Beobachtung aller möglichen Vorſichtsmaßregeln. Jedes Landhaus zwiſchen Lemberg und Brody, auf mehrere Meilen zu beiden Seiten der Hauptſtraße, hat als Halteplatz gedient, und bei vielen Gutsbeſitzern wurden 20, 30, ja, wie ich in einem Falle ſelbſt weiß, nicht weniger als 100 Inſurgenten während eines Zeitraums von drei Tagen bis zwei Monaten einquartiert. Nicht Mangel an Gaſtfreiheit von Seiten ihrer Wirthe war daran ſchuld, wenn die Soldaten der National-Armee oft in Bäumen ſchlafen mußten. Wenn am Morgen oder Nachmittag das Wort „Reviſion“ geflüſtert wird, darf man am Abend die Oeſterreicher erwarten, und ſobald dieſe von der einen Seite erſcheinen, verſchwinden die Gegenſtände ihrer Nachforſchungen auf der andern. Hat, wenn die Familie ſich zur Ruhe begiebt, die Reviſion noch nicht ſtattgefunden, ſo bleibt den Gäſten nichts übrig, als ſich in die Wälder zurückzuziehen, von welchen jedes Herrenhaus in Oſtgalizien umgeben iſt.

An einem traurigen Abend, als eine allgemeine Reviſion in einem gewiſſen Bezirk erwartet wurde und alle Schlupfwinkel voll waren, ging ich mit einem armen Jungen, der beſtimmt war, in Wyſocki's Affaire bei Radziwilov zu fallen, nach einem halb Dutzend Häuſer, jedes ein paar Meilen* von dem anderen entfernt, ehe er einen Platz zum Schlafen oder Schutz gegen den furchtbaren Sturm finden konnte, der draußen wüthete. Man kann ſich die Mühe kaum denken, die ſich dieſer enthuſiaſtiſche junge Mann gab, um durch das Herz geſchoſſen zu werden — allerdings für eine rühmliche Sache, aber in einer etwas unrühmlichen Schlacht — und er verdient wohl, daß man ſie beſchreibe. Stanislaus Gliſzaniski war vor vier Monaten ein Zögling der Artillerieſchule zu Metz, wo er eben ſeine militairiſchen Studien vollendet hatte, als der polniſche Aufſtand zuerſt einen ernſten Charakter annahm. Er war mit Langiewicz bekannt, ein vertrauter Freund Padlewski's, und da er nur dazu in die Akademie von Metz eingetreten war, um ſich als Militair für den Dienſt ſeines Vaterlandes auszubilden, ſo glaubte er Anfangs März, daß die Zeit gekommen ſei und eilte nach Krakau, um ſich zur Verfügung des nationalen Central-Comité's zu ſtellen.** Er hätte gern an dem Kampf in ſeiner eigenen Provinz Theil genommen, d. h. in Kaliſch, wo er ein Gut beſaß; da er jedoch Befehl erhielt, ſich der volhyniſchen Expedition, oder vielmehr der galiziſchen Expedition nach Volhynien, anzuſchließen, ſo reiſte er bald nach der Niederlage Langiewicz' nach Lemberg, wo er verhaftet wurde, als er aus dem Waggon ſtieg. Er hatte keinen ungeſetzlichen Akt begangen und ſein Paß war in vollkommner Ordnung; indeſſen müſſen die öſterreichiſchen Behörden etwas an ihm gefunden haben, was ihnen nicht gefiel (ihrerſeits mißfielen ſie ihm auch ganz entſchieden), denn das Reſultat war, daß er, trotzdem keine Anklage gegen ihn vorlag, in ein feuchtes Loch geworfen und dort ohne Geſellſchaft, ohne Bücher, ohne freie Bewegung gelaſſen wurde, bis er ernſtlich erkrankte. In der That iſt er von der Krankheit, die er ſich in dieſem Gefängniß zuzog, nie wieder geneſen; er war noch ſehr leidend, als er im Lager ankam und bat, ihm ein ſchmerzſtillendes Mittel nachzuſchicken, ohne zu ahnen, daß ihn die Ruſſen bald von allen ſeinen Schmerzen befreien würden. Gegen Ende April, nachdem Gliſzaniski mehrere Verhöre beſtanden hatte, die zu nichts führten, wurde Befehl gegeben, ihn nach Olmütz zu bringen. In Oderberg aber, wo die Krakau-Wiener Eiſenbahn ſich nach Mähren abzweigt, entſprang er vom Bahnhof, wurde von der Wache, die auf ihn ſchoß, nicht getroffen und entkam glücklich in die Wälder, wo er die erſte von vielen ähnlichen Nächten verbrachte. Bei Tagesanbruch ging er in die Hütte eines mähriſchen Bauern und machte einen hoffnungsloſen Verſuch, ihm zu erklären, wer die Polen ſeien, warum ſie gegen die Ruſſen kämpften und warum er, Gliſzaniski, insbeſondere Furcht habe, in die Hände der Polizei zu fallen. Der arme Mähre verſtand nur ſo viel, daß er es mit einem ehrlichen Mann zu thun habe, der Noth leide. Ein polniſcher Bauer hätte ſeinen Landsmann an die Polizei verkauft; der Mähre ſetzte ihm Speiſe vor und ſchickte zu einem Beamten, der, wie er gehört hatte, ein Pole war, und der ſich auch (wie faſt alle Polen, welche leſen und ſchreiben können) als ein guter Patriot zeigte. So gelangte Gliſzaniski, jetzt ohne Paß, unter falſchem Namen und mit einer falſchen Aufenthaltskarte nach Krakau und von dort mit einem Güterzuge nach Lemberg. Von Lemberg arbeitete er ſich allmählich vorwärts, indem ein Gutsbeſitzer

* Hier iſt natürlich immer von engliſchen Meilen die Rede.

** Hiernach hätte alſo das Central-Comité, oder die National-Regierung, wie es ſich jetzt nennt, ſeinen Sitz in Krakau, von wo aus es ſeine Dekrete unter der Firma Warſchau erläßt.

Digitized by Google

ihn dem anderen zuſchickte, bis ich ihn vor etwa drei Wochen in der Entfernung nur weniger Meilen von der volhyniſchen Gränze antraf. Während der Schlacht gewann er alle ſeine Lebhaftigkeit wieder; das Feuer ſchien ihm wohlzuthun, und am Schluß des Gefechts, als die Plänkler, die in allen möglichen Stellungen in der Fronte eines ſehr unregelmäßigen Waldſaumes zerſtreut waren, zurückgezogen wurden, befand er ſich ganz wohl und hatte nicht die kleinſte Schramme erhalten. Beinah die letzte Kugel, die gefeuert wurde, raffte einen der beſten Offiziere und liebenswürdigſten, gebildetſten Männer hin, welche die polniſche Armee beſaß. Domegalski, der Chef des Generalſtabes, ſtieg von ſeinem Pferde und hob den Sterbenden von der Erde, hatte ſich aber kaum wieder aufgeſetzt, als er ſelbſt, und zwar zum drittenmal, verwundet wurde. Ich hatte keine Ahnung, daß Gliſzanski verletzt ſei, bis ich ihn im Hoſpital zu Brody todt hingeſtreckt ſah. Als ich ſeinen lebloſen Körper betrachtete, konnte ich nicht umhin, zu denken, daß er zu etwas Beſſerem gemacht war, als zu einer Art von politiſcher Zielſcheibe für die Ruſſen zu dienen, denen die Polen ebenſowenig Ausſicht haben, die Provinzen Podolien, Volhynien und die Ukraine abzunehmen, als die franzöſiſchen Normanen England, oder die Engländer die Normandie zu erobern. Ich ſpreche hier nicht von Rechten, ſondern von Thatſachen. Die Ruſſen werden die galiziſche Expedition einen Räubereinfall nennen. Es war ein Einfall von Patrioten, aber von ſo hoffnungsloſem Charakter, daß man nicht die Klugheit (denn darüber kann kein Zweifel ſtattfinden), ſondern die moraliſche Zuläſſigkeit eines ſolchen Unternehmens bezweifeln muß. Wäre es möglich geweſen, daß die drei Abtheilungen der combinirten Expedition einen plötzlichen und gleichzeitigen Angriff auf Radziwilov ausführten, ſo hätte man dieſe Stadt, in welcher ſich, allem Anſchein nach, nicht über 1000 oder höchſtens 1200 Mann Truppen befanden, nehmen können, wie irgend welche deutſche Stadt an der Gränze Galiziens unter ähnlichen Umſtänden genommen werden könnte. Allein man hätte ſich in Radziwilov nicht halten können, und ſobald die Polen in's Innere marſchirten, wären ſie umzingelt und in Stücke gehauen worden. Der Zweck der Expedition nach Volhynien war jedoch nicht die Eroberung der Provinz (an deren Möglichkeit Niemand glaubte), ſondern einfach eine politiſche Demonſtration, um Europa zu überzeugen — was Europa nie bezweifelt hatte, aber jetzt vielleicht bezweifeln wird — daß Volhynien, Podolien und die Ukraine eben ſo polniſch ſind, wie die anderen Theile des Gebiets, das zu Ende des 18. Jahrhunderts gewaltſam getrennt wurde. Wenn eine ſolche Frage durch Gewalt entſchieden werden ſoll, ſo iſt ſie nunmehr gegen die Polen entſchieden. Iſt ſie andererſeits nicht durch Gewalt oder durch den Willen einer unwiſſenden und irre geleiteten Mehrheit zu entſcheiden — und die Polen werden gut thun, ſich in Zukunft nur auf dieſes Argument zu ſtützen — ſo ſieht man ſchlechterdings nicht ein, wie ſich die Expedition nach Volhynien rechtfertigen läßt, da es Niemand in Polen gab, deſſen Meinung einen Werth hatte, der nicht wußte, daß ſie zu furchtbarem Unglück führen würde. Ehe die Expedition abging, fragte ich mehrere volhyniſche Gutsbeſitzer — einige von ihnen Leute, welche aus der Provinz geflohen, um ihr Leben und das ihrer Familie zu retten — welche Ausſichten ſie habe? Die Antwort war immer dieſelbe: die Expedition könne keinen Nutzen bringen und es werde ein Glück ſein, wenn ſie nicht die allgemeine Niedermetzelung des römiſch-katholiſchen polniſchen Adels durch das griechiſch-katholiſche rutheniſche Landvolk herbeiführe.

Gliſzanski wurde heute auf dem Brodyer Kirchhofe begraben. Alle Laden waren geſchloſſen und Tauſende von der jüdiſchen ſowohl, als der chriſtlichen Bevölkerung begleiteten den Leichenzug.

Horodyski wurde geſtern früh in Radziwilov beerdigt, welcher Ort ſeit dem verzweifelten Angriff ſeiner Schaar auf denſelben am Morgen des 1. Juni ſich in einem Zuſtande paniſchen Schreckens befindet. Geſtern flohen alle Beamten von Radziwilov nach Brody, und ein Exodus von Juden, 3000 an der Zahl, fand in derſelben Richtung ſtatt. Gegen Abend verbreitete ſich das Gerücht, daß die Abtheilung Miniewski's (die dritte der combinirten Expedition) im Begriff ſei, über die Gränze zu gehen, in welchem Fall ſie unfehlbar das Schickſal der Schaaren Wyſocki's und Horodyski's haben würde. Heute aber wurde der größte Theil des Miniewski'ſchen Detachements von den Oeſterreichern nach Brody hineingebracht, und die unbeſonnene und unpraktiſche Expedition nach Volhynien kann jetzt definitiv als geſcheitert betrachtet werden.

# Deutſchland und das Ausland.

## Die deutſchen Zigeuner.*

Das arme, verachtete Völklein der Zigeuner, das nur in kleinen Trupps, ja meiſt gar nur familienweiſe die Welt durchirrt, iſt ſchon wiederholt Gegenſtand gelehrter Forſchungen geweſen. Zigeuner und Gauner ſind ſinnverwandte Begriffe, und wo der Name Zigeuner genannt wird, iſt die Ideenverbindung thätig, uns Vagabundenthum, Diebſtahl, Polizei und Zuchthaus in die Vorſtellung zu rufen. Auch vorliegendes Buch geht von dieſem Standpunkte aus; ſein Verfaſſer, deſſen tiefe Kenntniß des Charakters, der Sitten und der Sprache man aufrichtig bewundern muß, iſt Criminalbeamter, und, wenn er es nicht ſelbſt in der Einleitung und an verſchiedenen Stellen ſagte, ſo würde man ohne Weiteres annehmen können, daß er dieſe tiefen Studien nur in ſeiner Polizei- und Criminalpraxis gemacht haben könne. Wir haben hier ein vollſtändiges wiſſenſchaftliches Handbuch des Zigeunerthums vor uns, ſelbſt ein umfangreiches Wörterbuch der Zigeunerſprache (deutſch-zigeuneriſch und zigeuneriſch-deutſch), welche der Herr Verfaſſer ſelbſt redet, iſt am Ende beigegeben; es fehlt nur eine eigentliche Grammatik; aber auch dieſe ſteht in Ausſicht. Wir werden uns alſo etwas mit den Zigeunern unterhalten.

Unter Kaiſer Sigismund's Regierung, 1417, betrat in langen Zügen ein in Sprache und Sitten fremdes Volk, das Volk der Zigeuner, von Ungarn her die deutſchen Gränzen. Anfangs nur mit Staunen und Verwunderung betrachtet, und von dem Mitleid oder berechnender Klugheit geſchützt, wurde es bald als eine Landplage erkannt und gefürchtet, gemieden und verfolgt; denn Diebſtahl und Raub, Wegelagerung und jegliche Gewaltthat, Mord und Brand hingen an ſeiner Ferſe.

Das böſe Thun und Treiben, das läſtige Weſen und Walten der fremden Eindringlinge mußte nothwendig bald die Aufmerkſamkeit der oberſten Reichsbehörde erregen und rief verſchiedene Verſuche in's Leben, ihnen durch mancherlei harte Beſchränkung, durch grauſame Bedrückung und Verfolgung den Aufenthalt in den Landen deutſcher Zunge zu erſchweren, zu verleiden, wenn nicht unmöglich zu machen.

Sie ſelbſt nannten ſich Sinte, Mämusch, Röm, Dadeskro tschavo, Galo, während ſie von den Zeitgenoſſen Errantes (Irrfahrer, Vagabunden), Zingani, ſpäter von den Franzoſen Bohémiens, von den Spaniern Gitanos, von den Holländern Heidanen, Heidesen, von den Engländern Gipsy (Aegyptii), von den Deutſchen endlich Zigeuner genannt wurden.

Es konnte nicht fehlen, daß in alter und neuer Zeit mannigfache Schriften erſchienen ſind, welche theils nur nebenbei und gelegentlich der Zigeuner gedenken, theils die Sitten derſelben in mehr oder weniger gründlichen Werken darſtellen, charakteriſiren und erklären. Bis zum Jahre 1835 beſchränkte ſich die Zigeuner-Literatur faſt nur auf Verſuche. Da erſchien die geiſtreiche Abhandlung: Ueber die Sprache der Zigeuner von Graffunder (Erfurt 1835), welche mit logiſcher Schärfe den Bau der Sprache zergliederte und Andeutungen über Denkweiſe und Charakter der Zigeuner in treuen, kräftigen Zügen giebt.

Noch gründlicher ging nach ihm Pott zu Werke in ſeinem Buche: „die Zigeuner in Europa und Aſien, ethnographiſch-linguiſtiſche Unterſuchung, vornehmlich ihrer Herkunft und Sprache" (2 Bde. Halle 1844). Die nöthigen Ergänzungen und Nachträge zu dieſer Arbeit findet man in dem Werke von Avé-Lallemant: „Das deutſche Gaunerthum." 4 Th. Leipzig, 1858—1862, ferner im allgemeinen Polizei-Anzeiger.

Herr v. Kremer, deſſen Buch über Aegypten wir zu ſeiner Zeit in dieſen Blättern angezeigt, handelt darin (auch in den Petermann'ſchen Mittheilungen 1862, Heft 2. Gotha, Perthes) von den Zigeunern in Aegypten und theilt ſogar ein zahlreiches Verzeichniß von Sprachproben mit. Merkwürdig iſt dabei, daß auch kein einziges Wort davon irgendwelche Verwandtſchaft mit der europäiſchen Zigeunerſprache zeigt, ſodaß unſer Verfaſſer zu der Annahme ſich genöthigt ſieht, jenes ägyptiſche Völkchen möchte wohl gar keine echten Zigeuner ſein. Wir können hinzufügen, daß, ſowie die echte Zigeunerſprache unleugbar dem indogermaniſchen Sprachſtamme angehört, dieſes ägyptiſche Rothwelſch eben ſo klärlich den ſemitiſchen Charakter aufgeprägt hat. Man vergleiche z. B. blos die Zahlwörter von 1—10. Zigeuneriſch jekk 1 (Skr. eka), dui 2 (ſkr. dva, ſlav. dva, lat. duo, griech. δύω, zwei), trin 3 (ſkr. trija, lat. tres, griech. τρεῖς, ſlav. tri, drei), stär 4 (ſkr. čatvar, ſlav. styri ꝛc.), pänsch 5

* Die Zigeuner in ihrem Weſen und in ihrer Sprache. Nach eigenen Beobachtungen dargeſtellt von Dr. jur. Richard Liebich, Fürſtl. Reuß-Plauenſchem Criminalrathe und Vorſtande des Fürſtl. Criminalgerichts zu Lobenſtein. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1863.

Digitized by Google

(perſ. pendsch, ſlav. pendź, griech. πέντε, fünf), schob 6 (sex ꝛc.), efta 7 (griech. ἑπτά, septem ꝛc.), ochto 8 (griech. ὀκτώ, lat. octo, acht), ennia 9 (griech. ἐννέα, lat. novem, altd. niun ꝛc., desch 10 (ſkr. daschan, lat. decem, griech. δέκα ꝛc.). Man wird hieraus genügend ſehen können, daß die Zigeuner unſere Stammverwandten ſind.

In jener ägyptiſchen Zigeunerſprache lauten die Zahlwörter von drei bis zehn: tulit 3, rubi 4, chumis 5, sütet 6, sübi 7, tümin 8, tüsá 9, uschir 10, eben ſo genau dem Hebräiſchen, Arabiſchen ꝛc. entſprechend. Sie ſcheint dem aramäiſchen Zweige anzugehören, da ſie durchgängig t ſtatt sch (ש) ſetzt, z. B. tulit, hebr. schelosch; ärub heißt der Vater (auch ăb), ärubi, abi mein Vater, alſo entſchieden ſemitiſch. Wahrſcheinlich iſt es ein ähnliches Völkchen, das, aus der menſchlichen Geſellſchaft ausgeſtoßen, im Nil-Lande ſein Daſein friſtet und vielleicht von uralten Zeiten her, denn das Alterthum war reich an derlei Auswürflingen, bei deren Verſtoßung ſtets religiöſe Motive eine große Rolle ſpielten. Die Geſchichte der Zigeuner vor ihrer Einwanderung in Europa würde, wenn ſie bekannt wäre, gewiß intereſſant genug ſein. Bei dieſer Gelegenheit erfahren wir auch, daß, um echten Sklavenhandel zu finden, man nicht erſt nach Afrika und Amerika zu gehen braucht; wir haben ihn in ſchönſter Form auch noch in Europa. Die Wallachen handeln mit Zigeunern.

„Bei den Söhnen und Erben des verſtorbenen Sardar Nikolaus Nika in Bukareſt ſind 200 Zigeunerfamilien zu verkaufen, unter denen die Männer meiſt Schloſſer, Goldſchmiede, Schuhmacher, Muſiker und Ackerbauleute ſind. Weniger als fünf Familien auf einmal werden nicht abgegeben, dagegen iſt aber der Preis jeder Perſon um einen Dukaten niedriger, als gewöhnlich angeſetzt, und in Bezug auf die Zahlung würde jede mögliche Erleichterung gewährt werden.“ So in der Agramer Zeitung „Luna.“

Der Zigeuner iſt von mittlerer Geſtalt, ſchlankem, gedrungenem, wohlgebildetem Körperbau. Seine muskulöſen Glieder ſind gelenkig, ſeine Bewegungen lebendig, ausdrucksvoll, anmuthig und der Rede angemeſſen. Er ſpricht ſchnell, aber deutlich und mit ergänzendem Mienenſpiel. Dichtes, ſchwarzes und glänzendes, nicht ſo bald wie bei andern Menſchen ergrauendes Haar hängt ihm wirr und ſtruppig, ungeordnet und ungepflegt bis auf den Nacken. Voller ſchwarzer Bart beſchattet den Mund, bedeckt das Kinn und hebt die Röthe der feingeſpaltenen Lippen und die blendende Weiße der regelmäßigen, vollſtändigen kleinen Zähne.

Durch den unſteten, unſichern und ſogar ſcheuen Blick wird die Schönheit des großen, ſchwarzen, feurigen, von langen Wimpern beſchatteten Auges etwas beeinträchtigt.

Wenn der Zigeuner auf gewiſſe Schönheit gerechten Anſpruch machen darf, ſo iſt dies bei der Zigeunerin weniger der Fall. Niedere, gedrückte Stirn, lange Naſe im hageren Geſicht, mehr eckige, als gerundete Glieder begegnen uns faſt bei allen Zigeunerinnen. Raſch entwickelt, altert ſie eben ſo raſch und zeigt, nach kurzer Blüthe, als Frucht abſchreckende Häßlichkeit.

Die Zigeuner haben eine eigenthümlich widerliche, in geſchloſſenem Raume beſonders auffallend wahrnehmbare Atmoſphäre, deren Geruch ſich ebenſowenig beſchreiben läßt, als der weſentlich davon verſchiedene, nicht minder ſpezifiſche, jedem Kriminaliſten und Polizeibeamten bekannte Geruch der Armuth.

Der Zigeuner iſt ein eigenthümlicher Menſch, der nicht nach dem allgemeinen Maßſtabe der Civiliſation beurtheilt werden darf; er verſchmäht es, und muß es ſeiner Natur nach verſchmähen, ſich auf ihren von ihm unbegriffenen, ja ihm unbegreiflichen Standpunkt zu erheben, denn er iſt ein vollſtändiger Gegenſatz derſelben; er negirt ſie und beſtreitet ihre Berechtigung, ſich gegenüber, er will mit ihr nichts zu ſchaffen haben, verachtet und verwirft alle Vortheile, die ſie ihm bieten mag, in dem Bewußtſein oder wenigſtens in der Meinung, daß er — oft mehr als ein civiliſirter — ein ſelbſtändiger Menſch, röm, ſei und keine andere Aufgabe kenne und zu erfüllen habe, als ein ſelbſtändiges Geſchöpf, ein Zigeuner zu bleiben. Ihm iſt Sittte, Verfaſſung, Religion anderer Menſchen unverſtändlich, und darum nicht nur, ſondern ſeinem eigenen Weſen nach, ganz indifferent. Sie haben deshalb auch ihren eigenthümlichen Charakter treu bewahrt; er bleibt der Bewegung, welche die Menſchen um ihn fortreißt, völlig fremd, und zwiſchen den Zigeunern in Ungarn und denen in den franzöſiſchen Pyrenäen-Departements läßt ſich kein Unterſchied auffinden.

Er hat ein ſtarkes National-Bewußtſein und verheimlicht oder verleugnet ſeine Abſtammung nur ſelten. Gegen den Eingeweihten iſt er ſtets offen und ehrlich. Gern und mit einer gewiſſen Selbſtgefälligkeit erzählt der Zigeuner auch dem Nichteingeweihten, wenn er nur für ihn und ſeine Lebensart Intereſſe zeigt und Belehrung ſucht, von ſeinen Sitten und Gebräuchen, und giebt ſelbſt die zu, welche von denen anderer Menſchen in widerlichſter und abſcheulichſter Weiſe abweichen, jedoch ſtets mit dem beſchränkenden und mildernden Zuſatze, daß nur die Rohen ſeiner Nation ſie noch üben oder dulden.

Da ſeine Lebensweiſe ihn daran gewöhnen muß, der Wirklichkeit in die Augen zu ſchauen, ſo iſt er von Aberglauben ziemlich frei. Vorbedeutungen (omina) läßt er indeſſen nicht ohne Beachtung, namentlich giebt er etwas auf Augurien. Die Elſter iſt ihm der Streit- und Zankvogel.

Ohne ſeine Mutterſprache jemals zu vergeſſen oder aufzugeben, eignet ſich der Zigeuner mit großer Leichtigkeit die Sprache anderer Menſchen an, mit denen das Schickſal ihn dauernd zuſammenführt. So kommt es, daß oft ein und daſſelbe Individuum neben ſeiner eigenen Sprache, deren ſich der Zigeuner übrigens im Verkehr mit ſeinesgleichen ausſchließlich bedient, nach Befinden noch deutſch und polniſch, franzöſiſch und ruſſiſch, italiäniſch und ſpaniſch verſteht, und dieſe Sprachen mit Geläufigkeit gebraucht.

Von Haus aus furchtſam und feig, iſt er zum eigentlichen Kriegsdienſte nur wenig brauchbar und entzieht ſich demſelben auf jegliche Weiſe; doch waren zur Zeit des dreißigjährigen Krieges im Wallenſtein'ſchen Heere die Zigeuner ſtark vertreten. Als Spion iſt er, falls er ſeiner Partei treu bleibt, ſehr brauchbar. Gleich nach ihrem erſten Auftreten in Deutſchland erweckten ſie durch dieſe zweideutige Thätigkeit Beſorgniſſe und werden deshalb in den Reichsgeſetzen „Vorkundſchafter der Chriſtenfeind“ genannt und als ſolche verfolgt.

Frech und grob aufzutreten, wagt er bei ſeiner Unterwürfigkeit nur zuweilen aus Berechnung, wenn er imponiren zu können vermeint. Für erwieſene Wohlthaten dankt er ſtets mit Handkuß und Kniebeugung (das thun andere Völker im Oſten Europa's auch); ſonſt iſt er ſehr begehrlicher Natur und ſeine Begehrlichkeit artet daher oft in Unverſchämtheit aus. Seine Kinder liebt er zärtlich und geht hierbei nicht ſelten in verderbliche Schwäche über. Er züchtet ſie nur im Zorne; der Züchtigung aber folgt regelmäßig eine bereuende Liebkoſung.

„Ausnahmsweiſe habe ich mit einer anſcheinend ſehr reichen Zigeunerfamilie zu verkehren Gelegenheit gehabt, welche gleichwohl nicht verſchmähte, den aus Dreiern und Pfennigen beſtehenden Lohn für ihre gymnaſtiſchen Uebungen einzuſammeln. Fünf ſchöne Pferde von edler Race führte ſie bei ſich, nebenbei noch zahlreiche Pretioſen, als goldene Ringe, Ketten, Uhren und Doſen, und maſſives Silbergeſchirr in Tellern, Schüſſeln, Meſſern, Gabeln und Pokalen.

Deſſenungeachtet ſahen auch hier die Weiber ſchmutzig und lüderlich aus und achteten es nicht für gering, betteln zu gehen.“

Der Wolluſt fröhnt der Zigeuner auf ſchamloſe Weiſe, ohne indeſſen ihr Sklave und ohne dadurch entnervt zu werden. Mangel an Ehrgefühl, Arbeitſcheu, Faulheit, Leichtſinn und Lügenhaftigkeit hat er mit manchen civiliſirten Menſchen gemein, zeigt dabei aber ungemeine Dankbarkeit und Anhänglichkeit an die, welche ſich ſeiner annehmen oder ihn nur rückſichtsvoll und menſchenfreundlich behandeln. Gegen ſeine Thiere iſt er mitleidslos, ja ſogar grauſam.

Sehr intereſſant iſt das Kapitel über die Religion der Zigeuner. Sie glauben zwar an ein höchſtes Weſen, o baro dewel an o polopenn, der große Gott im Himmel, und führen deſſen Namen bei jeder Gelegenheit, oft bewußtlos im Munde, haben aber von demſelben nur eine dunkle, unbeſtimmte, mangelhafte Vorſtellung. Der Vielgötterei ſcheint der Zigeuner nicht zu huldigen; Blitz, Donner (Gottes Feuer, Gottes Wetter, Gottes Zorn genannt), Schnee, Regen kommt von dem einen Gotte, deſſen Lichter, die Sterne, am Himmel brennen. Die Wohlthaten Gottes kennt der Zigeuner nicht; der Regen durchnäßt ihm nur die Haut, zeitigt ihm aber keine Früchte; die Sterne am Himmel ſind ihm bei ſeinen Diebsgängen auch nicht beſonders erwünſchte Zeugen; er fürchtet daher Gott mehr, als er ihn liebt, und überhäuft ihn namentlich, wenn ihm ein Kind geſtorben, mit den abſcheulichſten Läſterungen, ebenſo wenn ihn Unglück trifft, wenn ihm ein Anſchlag mißlingt. An die Fortdauer nach dem Tode ſcheint er zu glauben, wenn er ſich vielleicht auch darüber nicht klar iſt; die heiligſten Schwüre der Zigeuner ſind: Bei „meiner väterlichen Hand“ (ſeiner unvermiſchten Abkunft) und: bei den Todten (ap i mulende!). Vor dem Tode hat er eine ſehr große Furcht. Geht ein Zigeuner am Grabe eines ſeiner Stammgenoſſen vorbei, ſo bringt er, wenn irgend möglich, dem Todten eine Libation, indem er einige Tropfen Wein, Bier oder Branntwein ausgießt. Von Kultus, Symbolen und dgl. iſt natürlich nicht die Rede; wenn etwas derartiges beſtanden hat, ſo iſt es längſt vergeſſen worden.

Doch halten ſie ſich gaſtweiſe zum Katholicismus. Unter Chriſten

Digitized by Google

geben ſie ſich ohne Ausnahme als Katholiken, truschullengēro d. i. Kreuzmacher aus, nie aber für Proteſtanten (pessoschereskēro d. i. Dickkopf). Sie machen auch die kirchlichen Gebräuche mit, knieen, bekreuzigen ſich, wohnen der Meſſe bei, genießen wohl gar das heilige Abendmahl, haben aber außer einigen ſonderbaren Vorſtellungen, wie ſie ihre rohe Phantaſie eben erfaſſen kann, von dem geiſtigen Inhalte der kirchlichen Lehren keinen Begriff. Sie ſind Kinder und bleiben Kinder. Seine Sprößlinge läßt der Zigeuner taufen, ſogar mehrmal, an verſchiedenen Orten, des üblichen Pathengeſchenkes wegen. Hierbei iſt ihm ſogar die Confeſſion gleichgiltig. Trauen läßt er ſich mit ſeiner Ehehälfte, um eine giltige Reiſe-Legitimation für ſie zu bekommen; die giltige Ehe, die indeß ſehr leicht löslich iſt, ſchließt für ihn der Zigeuner-Hauptmann.

Sehr ſpaßhaft iſt, was wir hier über die politiſche Verfaſſung der deutſchen Zigeuner erfahren. Wir haben ſo viel von engliſchen Zigeuner-Königen und ſogar Königinnen gehört, und haben uns gar nicht träumen laſſen, daß wir die Sache bei uns eben ſo ſchön haben.

Nach einſtimmigen Berichten zerfallen die Zigeuner in Deutſchland (Norddeutſchland?) dermalen in drei Landsmannſchaften:

1. Die altpreußiſche (in den Oſtprovinzen, vornehmlich Schleſien und Poſen).

2. Die neupreußiſche.

3. Die hannoverſche.

Die Altpreußen haben ſchwarz und weiß und halten die Tanne, nach andern den Hagebuttenſtrauch, für heilig.

Die Neupreußen haben grün und weiß, und achten den Mai- oder Pfingſtbaum (pattersiäkro rakk), die Birke.

Die Hannoveraner haben ſchwarz, blau und gold, und verehren den Mehlbeerbaum.

Das allgemeine Zigeunerwappen iſt ein Igel. Ein Igel mit dem Tannenreis im Maul bezeichnet die Altpreußen, mit Birkenblatt die Neupreußen, mit Mehlbeerbaumblatt die Hannoveraner.

Der Hauptmann hatte früher volle uneingeſchränkte Gerichtsbarkeit über die Seinen, ſogar das Recht über Leben und Tod; das hat nun freilich jetzt aufgehört, da ihn die Geſetze des Staates daran hindern, indeſſen iſt ſein Anſehn unter ſeiner Landsmannſchaft immer noch bedeutend. Er hat das Standesregiſter und die Akten der ihm untergeordneten Landsmannſchaft in Ordnung zu halten; jede Geburt, jeder Todesfall muß ihm gemeldet und von ihm verzeichnet werden. Sein Amt ſetzt daher die Kenntniß der Schreibkunſt voraus. Er hat das Zigeuner-Siegel mit dem Wappen ſeiner Landsmannſchaft in Verwahrung, beſtätigt die geſchloſſenen Ehen oder trennt ſie wieder, ſchlichtet vorkommende Streitigkeiten, ertheilt Rügen und verhängt Strafen (körperliche Züchtigung, Verſtümmelung, Ausſtoßung aus der Gemeinſchaft für kürzere oder längere Zeit, Verurtheilung zur Infamie); auch macht er ausgeſtoßene Leute wieder ehrlich, und zwar durch die Ceremonie, daß er ſie aus ſeinem Becher einen Trunk thun läßt, nachdem er ſelbſt daraus getrunken. Der Trunk aus des Hauptmanns Becher tilgt jede Schuld, löſcht alles Begangene aus und reſtituirt vollſtändig ad integrum; der Rehabilitirte iſt wieder ein ehrenhafter Zigeuner (tschatscho pāskēro rōm).

Alle ſieben Jahre zur Pfingſtzeit verſammelt ſich regelmäßig jede Landsmannſchaft um ihren Hauptmann an einem von dieſem zu beſtimmenden Orte. In dieſen Verſammlungen werden die innern Angelegenheiten der Gemeinde geordnet. Muſik, Tanz, Schmaus und Zechgelag erheitern dieſen Zigeuner-Reichstag. Der Hauptmann hat übrigens ſeine Gehülfen zur Seite, namentlich bei öffentlichen feierlichen Gerichtsſitzungen, einen Rechtsſprecher und General-Anwalt, der Ankläger und Vertheidiger in Einer Perſon iſt, und einen Protokollführer. Bei allen feierlichen Gelegenheiten trägt der Hauptmann die Zeichen ſeiner Würde, einen dreieckigen Hut mit ſilberner Quaſte und ein Band mit den Farben und dem Wappen ſeiner Landsmannſchaft um den linken Arm geſchlungen.

Seine Würde iſt nicht erblich, ſondern hängt von freier Wahl ab, doch ſieht man auf reine zigeuneriſche Abſtammung und auf Familie.

Die, welche dem Stamme bereits einen oder mehrere Hauptleute gegeben, hat den Vorzug. Man ſieht alſo, ſelbſt die Zigeuner ſind Ariſtokraten. Die Wahl eines neuen Hauptmanns und die ihm zu leiſtende Huldigung werden unter großem Jubel begangen. Schmaus, Trinkgelag, Schießen und rauſchende Muſik, Tanz und Geſang verherrlichen das Feſt. Es ſchließt mit dem Zurufe der Menge: o baridir tschatscho pāskēro atschas raha dschi (w) do! Der Hauptmann bleibe lange lebendig!

Jeder neugewählte Hauptmann hat die Verpflichtung, einen von ſeiner Landsmannſchaft verehrten Baum oder Strauch zu pflanzen, und für deſſen Gedeihen Sorge zu tragen.

Die Zigeuner führen außer ihren Geſchlechtsnamen, welche jedoch insgeſammt erſt ſpäteren Urſprungs ſind, noch einen beſonderen, den körperlichen oder moraliſchen Eigenſchaften des Individuums entſprechenden Beinamen, z. B. sastereskēro der Eiſerne; sorēlo der Starke; lolo der Rothe; gulo dewel das ſchwarze Mädchen; galo tschawo der ſchwarze Knabe ꝛc. Sonſt führen ſie deutſche Namen, Wagner, Steinbach, Weiß, Handſchuhmann ꝛc. Den Zigeunerinnen werden in der Taufe oft vornehme und hochklingende Namen beigelegt, z. B. Apollonia, Lila, Enda, Clara, Crescentia.

Die geographiſchen Bezeichnungen der Länder und Städte beſtehen in einem gewiſſen Rothwelſch, das jedenfalls den Zweck hat, den Uneingeweihten aus kenntlich klingenden Wörtern keine Schlüſſe machen zu laſſen. Oeſterreich nennen ſie moljākro temm, Weinland (von mol Wein); Preußen das blaue Land (blāwādō temm), oder das hochbeinige (hochtrabende?) Land (bāro herēngēro temm); Bayern wegen der dortigen polizeilichen Strenge das nichtswürdige Land (tschiwālo temm); Hannover und Braunſchweig wegen des gemeinſchaftlichen Wappens graiēskēro temm, Pferdeland; Sachſen, der Kurſchwerter im Wappen wegen, Schwertland (chārotikko temm) ꝛc. Schleſien heißt spenāgro temm, Spanland, wahrſcheinlich, weil man daſelbſt den Brennſpan Schleiße (Schleſ-ien) nennt; Brandenburg chadscherdino temm, das brennende Land. So heißt Böhmen das „ſtumme Land" wegen der Unfreundlichkeit ſeiner Bewohner, welche auf Fragen Antwort verweigern(?); Altenburg das breithoſige Land; Heſſen das Hexenland; England das Waſſerland; die Schweiz das Käſeland ꝛc.

Wien heißt die Honigſtadt (gwinakro foro von gwin = Wien, Honig); Berlin die hochbeinige, hochtrabende Stadt (baro herengēro foro), auch die große Glockenſtadt (von einem Glockenſpiel in der Kloſterſtraße, welches das Staunen der Zigeuner erregt hat); Schweidnitz und Schweinfurt die Schweineſtadt; Halle und Sulza die geſalzene Stadt; Erfurt die große Glockenſtadt; München die Prieſterſtadt; Breslau die Freßſtadt (Bres=freß); Oels die Holzſtadt (Holz = Oels); Augsburg die Augenſtadt; Nürnberg die Nierenſtadt ꝛc.

Die Poeſie der Zigeuner iſt nicht weit her. Ihre von Mund zu Mund gehenden Gedichte ſind meiſt kindiſchen, trivialen, gemeinen Inhalts. Nur ſelten begegnet man bei ihnen tiefer, wahrer Empfindung. Alle Gedichte ſind Gelegenheitsgedichte und geſtalten ſich weniger durch den Text, als durch die denſelben begleitende Melodie zum Gedicht. Sehr charakteriſtiſch iſt folgendes:

dschawa tele, dschawa pre
dschanawa kek trom,
te gai hi i schukker tschai,
te nane la kek rōm.
me gegum jake raha
tschin me tapperdum la.
har dickdum la.
jake homes „froh."
wigas la „gegen" leste
peske mellele ballensa;
dijas la mussia „auseinander,"
te ligas les an i golin.
ganna hom „froh."
„Da" tu hal pasch mande;
hales tu trin berscha,
Andr o baro stillepen.

„Ich gehe hinunter, ich gehe hinauf,
Und weiß keinen Weg.
Und dort iſt ein ſchönes Mädchen,
Und hat keinen Mann.
Ich ging ſchon lange, bis ich ſie traf.
Als ich ſie ſah, da war ich froh.
Sie ging ihm entgegen
Mit ihren ſchwarzen Haaren
Sie breitete ihre Arme aus
Und nahm ihn an den Buſen.
„Jetzt bin ich froh,
Da du bei mir biſt;
Du warſt drei Jahre
Im Zuchthauſe."

Digitized by Google

# Italien.

## Reformatoriſche Bewegungen in Italien.

### II.

#### In der Gegenwart.

Das Papſtthum hat die Anfänge der Reformation in Italien im 16. Jahrhundert niedergeworfen; ſeine Macht, im Kampfe mit der Reformation neu geſtärkt, war groß genug, jeden neuen Verſuch bis auf unſre Tage zu verhindern. Verlor es auch in der Wiſſenſchaft und in dem literariſchen Leben der Nation hier wie anderwärts die Herrſchaft über die Geiſter, ſo blickte doch in Italien auch der Gebildete, der politiſch Liberale auf eine Inſtitution, die der Heimat den Primat über die katholiſche Welt gewährte, mit Hoffnungen und Gefühlen, die nicht von nationalem Patriotismus beeinträchtigt wurden. In den Programmen der Staatsmänner und Schriftſteller, welche die Idee des unabhängigen Italien in den Gemüthern ihrer Landsleute entzündeten und rege erhielten, nahm der nationale Papſt die oberſte Stelle ein. Auf kirchlichem Gebiete aber begnügte man ſich mit der Thatſache, daß die Päpſte dieſes Jahrhunderts an ſittlicher Würde der Perſönlichkeit über vielen ihrer Vorgänger ſtehen, daß grobe Anſtößigkeiten von der Curie und den höheren Kirchenfürſten mit mehr Sorgfalt als früher vermieden und corrigirt werden, und daß die Uebergriffe des niederen Clerus größtentheils nur die ausgebildeten Klaſſen treffen. Man iſt in Italien ſeit lange gewohnt, die Religion vorzugsweiſe in der Beobachtung der von der Kirche geforderten Gebräuche zu ſehen; ihnen entzogen ſich ſelbſt diejenigen nur ſelten, die innerlich zur Kirche in einem indifferenten, ja feindlichen Verhältniſſe ſtanden. Ausländiſchen Beobachtern, und zwar nicht blos proteſtantiſchen, erſchien auf kirchlichem und religiöſem Gebiet Italien als das Land der Todten.

Das hat ſich ſehr geändert ſeitdem das Papſtthum mit den politiſchen Beſtrebungen der Nation in immer ſchrofferen Gegenſatz gerathen iſt. Der Staat, der die Führerſchaft bei dem Werke der nationalen Wiedergeburt zu übernehmen den Beruf und den Muth in ſich fühlte, konnte die Bundesgenoſſenſchaft des Papſtthums, die in ſeinem Namen Graf Balbo noch 1849 in Gaeta nachſuchte, nicht gewinnen; bei den erſten Schritten zu ſeiner inneren Reform gerieth Piemont mit der Curie in Verwickelungen, die zur offenen Feindſchaft führten und durch die in dem weit ſchauenden Geiſte ſeines großen Miniſters der Gedanke an die Sonderung des Staats von der Kirche heranreifte. Als Cavour in ſeinem Programme „die freie Kirche im freien Staate" die Löſung der römiſchen Frage verhieß, war das Königreich Italien auch auf dem kirchlichen Gebiete auf den Weg der Reform hingewieſen. Zugleich brachte die Errichtung des italiäniſchen Geſammtſtaates der ganzen Halbinſel, was bis dahin (und auch ſie erſt ſeit 1848) nur die ſardiniſchen Provinzen beſeſſen hatten, die Gewiſſensfreiheit. Unter dem Schutze der Conſtitution bilden ſich an vielen Orten Gemeinden akatholiſcher Bekenntniſſe; proteſtantiſche Prediger treten als Miſſionare auf; die engliſche Bibelgeſellſchaft vertheilt die heilige Schrift in vielen Tauſenden von Exemplaren durch die ganze Halbinſel. Dieſe Bewegungen rufen in den verſchiedenen Lagern Furcht und Hoffnung im höchſten Grade hervor. Wie es Katholiken genug giebt, die alles, was mit dem neuen Königreiche zuſammenhängt, als antikatholiſch und antichriſtlich verdammen, ſo kommt auch unter Proteſtanten die Meinung nicht ſelten an den Tag, der Sturz des Papſtthums, nicht blos ſeiner weltlichen Herrſchaft, werde das Ende des gegenwärtigen Kampfes, ſein Preis die Proteſtantiſirung Italiens ſein. Die ſo fürchten oder hoffen, ſehen auf dem Geiſterſchlachtfelde des heutigen Italiens nur zwei Parteien ſich gegenüber ſtehen: hier den Papſt mit ſeiner Hierarchie, dort, in den Reihen der Reform, in wunderlicher Waffengenoſſenſchaft den König und den Dictator, den liberalen Clerus und die abtrünnigen Prieſter, den waldenſiſchen Evangeliſten und den anglikaniſchen Miſſionar, Mazzini und Paſſaglia, de Sanctis und Gavazzi. Allein dieſe Anſchauung iſt irrig, Furcht und Hoffnung, die auf ihr beruhen, gleich ſehr übertrieben. Die man als Gegner des Papſtthums zuſammen werfen will, ſind nicht eine Partei, ſondern viele; auch haben ſie nicht zum Kampfe gegen das Papſtthum eine auch nur äußerliche Bundesgenoſſenſchaft errichtet. Von den verſchiedenſten Standpunkten ausgehend, verfolgen ſie ohne innere wie ohne äußere Gemeinſchaft die verſchiedenſten Beſtrebungen, nur darin den Blick des Fernſtehenden täuſchend, daß allen dieſen Beſtrebungen ein Hinderniß gemeinſam entgegenſteht in dem römiſchen Papſtthum, ſei es in ſeinen Anſprüchen auf den italiäniſchen Länderbeſitz, oder in der Unbeſchränktheit ſeines Primats, oder aber in ſeinem Kampfe gegen die Glaubensfreiheit. Und doch, inſofern ſie alle auf die Verbeſſerung der kirchlichen und religiöſen Zuſtände gerichtet ſind, laſſen ſich dieſe verſchiedenartigen Beſtrebungen gemeinſam als reformatoriſche Bewegungen bezeichnen, wenn man nur nicht über den nächſten Sinn dieſes Wortes hinaus etwa eine Gleichſtellung mit der geſchichtlichen Reformation, der des 16. Jahrhunderts, darin ſehen will.

Geht man indeſſen den Quellen dieſer Strömungen nach, ſo ergeben ſich Unterſcheidungsmomente, die, wenn auch die Gebiete nicht feſt abgegränzt ſind, doch eine Ueberſicht der einzelnen Faktoren annähernd geſtatten. Im Weſentlichen ſcheiden ſich in Urſprung, Mitteln und Zielen drei Richtungen, die ſich etwa als politiſche, kirchliche und religiöſe Reformpartei bezeichnen ließen. Aber es kommt auf den Namen wenig an; verſuchen wir lieber ſofort in wenigen Zügen eine Charakteriſtik, die ihn überflüſſig mache!

Die politiſche Partei iſt im Ganzen und Großen identiſch mit den Anhängern des Cavour'ſchen Programmes. Ihr Ziel iſt die Regelung des Verhältniſſes zwiſchen dem Königreich Italien und dem Papſtthum, zwiſchen Kirche und Staat, die Norm, nach welcher die Regulirung erfolgen ſoll, der berühmte Satz von der „freien Kirche im freien Staat." Auf ihn geſtützt verfechten ſie die unbedingte Trennung einerſeits der weltlichen und geiſtlichen Gewalt, und andererſeits der ſtaatlichen und kirchlichen Angelegenheiten; wie ſie die Niederlegung der weltlichen Herrſchaft, die Aufgabe aller Eingriffe der Hierarchie in das Staatsgebiet, die Aufhebung aller politiſchen Befugniſſe der Hierarchie fordern, ſo bieten ſie dafür die unbeſchränkte Freiheit der Kirche innerhalb der allgemeinen Staatsgeſetze, den Wegfall der mannigfaltigen königlichen und ſtaatlichen Oberaufſichts- und Hoheitsrechte, durch die doch auch in Italien die Autonomie der kirchlichen Behörden in innern kirchlichen Dingen gar vielfach beſchränkt iſt, die Anerkennung und den Schutz des Staats für Alles, was die Kirche bei Anordnung und Verwaltung ihrer Angelegenheiten vorfindet und vornimmt. Es wären eben einfach die Grundſätze der meiſten neueren Verfaſſungen, z. B. der preußiſchen, wenn nicht die beſondere Stellung Italiens zum Papſtthume doch eigenthümliche Züge mit ſich brächte. Italien iſt das einzige Land, in welchem die Kirche dieſen Grundſätzen eine weltliche Souverainetät zum Opfer bringen ſoll. Es iſt natürlich, daß ſie dieſe als einen integrirenden Theil ihrer ſelbſt zu retten, daß ſie dem Kampfe um die Marken und die Campagna auf das Gebiet der apoſtoliſchen Inſtitutionen, ja wo möglich in das Allerheiligſte des kirchlichen Dogma's auszuweichen ſucht. Die politiſche Reformpartei iſt dagegen auf das ſorgfältigſte bemüht, jede Einmiſchung kirchlicher Verfaſſungsfragen, und vor allen die Erörterung dogmatiſcher Streitpunkte abzuſchneiden, und den Vorwürfen, daß ſie die Hierarchie angreife, daß ſie den katholiſchen Glauben verletze, durch gefliſſentliche Adorirung des Papſtes und der Kirchenfürſten auf rein kirchlichem Gebiete, durch möglichſten Eifer in Beobachtung der kirchlichen Formen und Gebräuche zu begegnen. So auf dem politiſchen Gebiete dem Papſte in entſchiedener Feindſchaft begegnend, unterwirft ſie ſich auf kirchlichem ſeiner Oberherrſchaft, erkennt ſie die Forderungen der katholiſchen Glaubenslehre als die ihrigen an. Sie will italiäniſch, aber ſie will ſtreng katholiſch ſein; hört man ihre Wortführer, ſo ſoll auf geiſtlichem Gebiete dem Papſt nicht ein Titelchen von ſeiner Machtfülle genommen oder geſchmälert, nicht ein Satz des katholiſchen Dogma's angetaſtet werden. Es iſt in dieſer wie in vieler anderer Hinſicht höchſt bezeichnend, daß der jetzige geiſtliche Hauptredner der Partei der Theolog iſt, der vor wenigen Jahren vom Papſte auserleſen wurde, um das neuverkündigte Dogma von der unbefleckten Empfängniß vor der ganzen katholiſchen Chriſtenheit in amtlicher Form zu vertheidigen. Carlo Paſſaglia, der als Profeſſor der Dogmatik an der Sapienza, der römiſchen Univerſität, im Jahre 1854 drei Quartbände de immaculato Deiparae semper Virginis conceptu veröffentlichte, iſt derſelbe Mann, der 1861 den Biſchöfen, die nach Rom zuſammenſtrömten, um für die weltliche Herrſchaft des Papſtes ihr Votum abzugeben, ſeine Broſchüre Pro caussa Italica entgegenhielt, als Vertheidiger der nationalen Politik und des kirchlichen Programmes von Camillo Cavour. Dieſe Denkſchrift* iſt im „Magazin" ſchon wiederholt erwähnt worden; es ſei vergönnt, nur einige Sätze hervorzuheben, die ſie als das entſcheidende Wort der Partei kennzeichnen. „Wir erklären, heißt es in der Vorrede, öffentlich und feierlich: Wir ſind reine und aufrichtige Katholiken, es liegt uns nichts ſo ſehr am Herzen, als die Unantaſtbarkeit des katholiſchen Symbols, der katholiſchen Lehre.. und gleicher Weiſe halten wir daran feſt, es ſei die Kirche die Säule und das Firmament der Wahrheit, man könne gegen die Kirche oder außerhalb der Kirche weder beſitzen noch erhalten ganz und vollſtändig die Wahrheit oder heilbringend

* Paſſaglia hat die Schrift lateiniſch (Florenz 1861) und italiäniſch in ſeinem Journal il Mediatore herausgegeben. Eine deutſche Ueberſetzung erſchien im Mai vorigen Jahres bei F. Streit in Coburg.

Digitized by Google

die Liebe." Gegen den Schluß der in ſcholaſtiſcher Manier mit den Zeugniſſen der Kirchenſchriftſteller aller Zeiten überhäuften Ausführung heißt es dann: „Wie kann man alſo nach der chriſtlichen Lehre behaupten, die Freiheit des apoſtoliſchen Amts ſei gefährdet, wenn der Papſt, den Dienſt Gottes ausgenommen, als Bürger den Fürſten von menſchlicher Einſetzung unterthan ſei? Es iſt dies keine Unterwerfung, welche der apoſtoliſchen Freiheit zuwiderläuft; es iſt dies keine Unterwerfung, durch welche der Papſt von ſolchen Schwierigkeiten eingeengt wird, daß er nur mit großer Mühe die eigene Pflicht erfüllen und das ihm anvertraute Amt verwalten könnte. Ja, heilſam iſt dieſe Lehre und durch das Beiſpiel des Herrn bekräftigt, denn die Freiheit des Papſtes bleibt ganz und unangetaſtet, ſofern er nur in dem, was zum Dienſte Gottes gehört, Niemanden unterthan iſt und vollſtändige Unabhängigkeit genießt, inſofern es als unverletzliches Geſetz ſanctionirt wird: es ſei nothwendig, daß der Staat und die Kirche gleiche Freiheit genieße, innerhalb der Gränzen ihres Bereiches, ſodaß die freie Kirche in Uebereinſtimmung gebracht werde mit dem freien Staate." Ganz in demſelben Sinne haben ſich noch Andere vernehmen laſſen, die in der Hierarchie eine bedeutende Stellung einnehmen, zum Theil ſelbſt hoch geſtanden haben in der perſönlichen Gunſt des Papſtes, wie insbeſondre Francesco Liverani, päpſtlicher Hausprälat und apoſtoliſcher Protonotar,* und Toſti,** der gelehrte Abt des altberühmten Stammkloſters der Benediktiner zu Monte-Caſſino. Der Papſt hat dieſen Männern in feierlicher Allocution zur Laſt gelegt, daß ſie „ſich von dem verderblichen Geiſte des Irrthums und der Rebellion haben fortreißen laſſen, ihres Berufs und ihrer Pflichten vergeſſen ſich von dem Wege der Wahrheit entfernt, zu den Plänen der Gottloſen ihre Zuſtimmung gegeben haben und zum großen Schmerze aller Gutgeſinnten ein Stein des Anſtoßes geworden ſind." Dies harte Urtheil möchte indeſſen der Sachlage ſchwerlich entſprechen. Wie Paſſaglia und ſeine zahlreichen Freunde auch über die weltliche Herrſchaft des Papſtes denken, ſie erkennen in ihm den Nachfolger Petri in der Statthalterſchaft Chriſti, das Oberhaupt der katholiſchen Kirche auf Erden an, und ſie bemühen ſich nach allen Kräften, ihm dieſe Stellung bei der politiſchen Gährung in Italien zu erhalten. Zwar ſtehen ſie als Gegner wider ihn in der Frage über die Stellung der Kirche zum Staate; aber ſie ſind ſeine entſchiedenſten Bundesgenoſſen im Kampfe gegen die Feinde der katholiſchen Religion und der katholiſchen Hierarchie. „Das Papſtthum, ſchreibt ein Beobachter der italiäniſchen Kirchenbewegung, auf deſſen Bericht noch ſpäter zurückzukommen ſein wird, iſt dem Pater Paſſaglia jedenfalls Dank ſchuldig, daß er in einer Zeit, wo viele Italiäner ihm entfremdet worden, die Fahne des Katholicismus und des römiſchen Primats hoch hebt."

Auf dem Boden des katholiſchen Dogma's ſteht die Partei auch, deren Reformbeſtrebungen wir oben kurz als kirchliche bezeichneten; auch erkennt ſie mit den Vorigen, deren politiſche Richtung und Forderung ſie zu theilen pflegt, den Papſt als Oberhaupt der katholiſchen Kirche an. Allein ſie verlangt Reformen vorzugsweiſe in der Verfaſſung der Kirche, an welcher Paſſaglia und ſeine Geſinnungsgenoſſen nicht rütteln zu wollen erklären; ſie kämpft nicht nur im nationalen Intereſſe gegen die weltliche Herrſchaft, ſondern im katholiſchen gegen die Uebermacht des Episkopats über die geringere Geiſtlichkeit. In den Kreiſen der letzteren hat dieſe Strömung ihren Ausgangspunkt, von dort fließt ihr noch immer die meiſte Kraft zu. Bewegungen des niederen Clerus gegen die Tyrannei ihrer kirchlichen Vorgeſetzten ſind eben nichts Neues in der Geſchichte der katholiſchen Kirchenverfaſſung; auf ſie ſtützten ſich in Frankreich die Vertheidiger des appel comme d'abus, der in faſt allen Fällen eine Berufung an die Staatsgewalt als Controle und Abhülfe wider das Uebermaß hierarchiſcher Disciplin darbot. In Italien ſeufzt ein großer Theil der niederen Geiſtlichkeit noch ſchlimmer unter dem Joche der zahlreichen Biſchöfe, da ihre Bildung eine höchſt mangelhafte, ihre Abhängigkeit von den kirchlichen Oberen faſt unbegränzt iſt. Darum kam ein nicht geringer Theil dieſer Geiſtlichen dem Königreich Italien mit Hoffnungen auf die ſo oft vergebens erſehnte und verlangte Reform entgegen. Indem ſie ſich der Sache Victor Emanuels offen zugethan erklärten, geriethen ſie in der Regel ſofort in Conflikt mit dem Diözeſanbiſchofe; denn die Prälatur ſteht zum allergrößten Theil entſchieden auch in den politiſchen Fragen auf der Seite der Curie. Die Noth zwang zu Vereinigungen; unter dem harmloſen Namen eines Vereins zur gegenſeitigen Unterſtützung entſtand eine Verbindung des niedern italiäniſchen Clerus, deren Hauptſitze Neapel und Florenz ſind, deren Verzweigungen aber die ganze Halbinſel umfaſſen. Dieſer Verein hat nun nicht blos an den Papſt wiederholentlich einen Adreſſenſturm erlaſſen, worin die Aufgebung der weltlichen Herrſchaft gefordert wurde; er wandte ſich auch an die Staatsregierung mit Bitten und Vorſchlägen, die auf Beſchränkung der biſchöflichen Disciplinargewalt, auf Verleihung einer größeren Unabhängigkeit an die Pfarrer und auf Schutz derſelben gegen die Uebergriffe der Prälaten durch den Staat gerichtet ſind. Wie man ſieht, zunächſt das Gegentheil der freien Kirche im freien Staate; der Staat ſoll ſeine Hand an kirchliche Einrichtungen legen, wenn auch an Mißbräuche, von ihm wird die Initiative in der Reform der kirchlichen Verfaſſung gefordert. Die Regierung hat dieſem Anſinnen gegenüber einen ſchweren Stand. Sie will das Cavour'ſche Programm; in ſeiner Ausführung erblickt ſie noch heute die Löſung der römiſchen Frage. Aber ſie kann nicht die Geiſtlichen, die den König Victor Emanuel ins Kirchengebet einſchließen, ebendeshalb den Verfolgungen ihrer Oberen preisgeben. Sie benutzt daher ſoviel als möglich die ihr nach dem beſtehenden Rechte an vielen Orten zukommenden Hoheitsrechte, um ſolchen Preſſionen auf die liberale Geiſtlichkeit zu begegnen; wo dies nicht ausreicht, macht ſie wohl, in Berückſichtigung der außerordentlichen Zuſtände, von dem allgemeinen Schutzrechte des Staates gegen alle Vergewaltigung ſeiner Angehörigen Gebrauch. Aber die geſetzliche Regelung lehnt ſie als außerhalb ihrer Befugniſſe liegend ab. So erwiderte im März dieſes Jahres der Juſtiz- und Kultusminiſter Piſanelli auf eine derartige Petition des lombardiſchen Clerus, der unter dem Krummſtabe des Erzbiſchofs Caccia beſonders übel daran iſt: „die Regierung habe die Abſicht, alle Rechte, welche dem Staate jetzt zuſtehen, zu bewahren und zum Schutze derjenigen Geiſtlichen zu gebrauchen, die wegen ihrer Ergebenheit an die Sache Italiens angefeindet und unterdrückt würden. Aber wenn ſie heute, um ſich und den Clerus zu ſchützen, genöthigt ſei, ſich aller Rechte, die ſie von der Vergangenheit geerbt habe, zu bedienen, ſo habe ſie doch nicht die Augen für die Zukunft verſchloſſen und höre nicht auf, zu wünſchen, daß der Staat und die Kirche ihre gegenſeitigen Bande löſen und einer vor dem andern frei ſich bewegen möge innerhalb ihrer geſetzlichen Wirkungskreiſe. — Uebrigens läßt ſich nicht verkennen, daß dieſe Richtung auf Reformen in der kirchlichen Verfaſſung ſeit dem Auftreten Paſſaglia's eine viel ſchwankendere Haltung annimmt als im Anfange der italiäniſchen Reorganiſation. Man hatte anfangs vielfach erwartet, die Bewegung im italiäniſchen Clerus werde zu gewaltſamen Veränderungen in der Kirchenverfaſſung führen; namentlich iſt, als Furcht oder Hoffnung, der Gedanke an eine italiäniſche Nationalkirche öfters laut geworden. Jetzt ſcheint die politiſche Reformpartei die kirchliche zu überwiegen.

Indem wir die dritte Richtung als religiöſe Reformpartei zuſammenfaſſen, wenden wir uns zu allen denen, die mit oder ohne Zuſammenhang mit den politiſchen Ereigniſſen eine Erneuerung des innern religiöſen Lebens als Ziel und Endpunkt aller zu erſtrebenden Reformen ins Auge faſſen. Unter ihnen begegnen wir den heterogenſten Elementen. Man kann keinen Anſtand nehmen, den Dictator ſelbſt unter dieſen Reformatoren der italiäniſchen Volksmoral aufzuzählen; von ſeinen Flammenworten iſt wohl noch manches im Gedächtniß, das von den Italiänern die moraliſche Wiedergeburt fordert, manche Maßregel erinnerlich, durch die er zu ſeinem Theile darauf hingearbeitet hat (z. B. die Aufhebung des alle Volksklaſſen tief entſittlichenden Zahlenlottos in Neapel). Sein Feldcaplan, Pater Gavazzi, hat in Neapel Monate und Jahre lang unter freiem Himmel in gleichem Sinne zum Volke gepredigt; aus ſeinen Reden leuchtet neben heftigſter politiſcher Erregung vielfach evangeliſcher Sinn hervor. Die Reformen, die er verlangt, berühren das innere Leben des Volkes; die Abſchaffung der Ohrenbeichte, des Cölibat's, Beſchränkung des Heiligendienſtes und gänzliche Abſchneidung ſeiner Mißbräuche: das ſind Forderungen, in denen er mit einer Menge anderer Italiäner übereinſtimmt, und die ſchon vor einem Jahrzehnd in der piemonteſiſchen Preſſe, ganz beſonders in Bianchi Giovini, dem Verfaſſer der Sonntagspredigten, ihre Wortführer gefunden haben. Es ſind die Reformen, die der Liberalismus im Intereſſe der Menſchheit ſtets und überall von der katholiſchen Kirche fordert, Reformen, bei denen weniger zu verwundern iſt, daß ſie begehrt, als daß ſie ſo lange und noch heute verweigert werden können.

Neben dieſen Strömungen, die, wenn auch auf religiöſe Dinge gerichtet, doch mit den politiſchen innigſt verbunden ſind, unterſcheidet man aber noch die weſentlich evangeliſchen Beſtrebungen derer, die dem Katholicismus im confeſſionellen Sinne überhaupt entſagt haben, weil ſie in dem Evangelium den Grundpunkt einer reineren Lehre erblicken. Dieſe Kreiſe ſind neuerlichſt mit Sachkenntniß und Theilnahme von einem deutſchen evangeliſchen Geiſtlichen* geſchildert worden, den ſein Beruf auf einige Jahre

* Il Papato, l'Impero e il Regno d'Italia, Florenz 1862. La dottrina cattolica e la Rivoluzione Italica, Flor. 1862.

** San Benedetto al Parlamento nazionale. Neapel 1861.

* Die evangeliſche Bewegung in Italien. Nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Italien geſchildert von C. Nitzſch, Prediger. Berlin. Verlag von Wilhelm Hertz. 1863. 8. 125 S.

Digitized by Google

nach Italien geführt hatte. Es darf auf dieſen Bericht verwieſen werden, da er für die Kenntniß von dem Zuſtande, dem Umfange und den Ausſichten der Evangeliſation Italiens unentbehrlich iſt. Hier ſeien nur wenige Züge aus ihm hervorgehoben. Zunächſt ein Unterſchied, der wiederum in dem kleinen Kreiſe der Anhänger des Evangeliums in Italien beſteht, und der ſich dem Auge des Ausländers leicht entzieht. Nebeneinander ſtehen nämlich die Gruppe der Waldenſer und im Anſchluſſe an dieſelbe die Miſſionaire der ausländiſchen, beſonders engliſchen Geſellſchaften, und andererſeits Vereine italiäniſchen Urſprungs, evangeliſche Vereine, wie Nitzſch ſie bezeichnet. Beide verfolgen zwar die Erweckung des Glaubens auf evangeliſchem Grunde als ihr Ziel, oft auch gemeinſam, wie denn die waldenſiſchen Evangeliſten mit den Mitgliedern des evangeliſchen Vereins in Florenz gemeinſame Betſtunden halten. Allein die Waldenſer halten doch an der einfachen aber ſtrengen Verfaſſung feſt, die ſich ihre Kirche in ihren heimiſchen Thälern zu erhalten gewußt hat und eben deshalb erſcheinen ſie und noch mehr ihre ausländiſchen Mitarbeiter dem Italiäner, dem ja die Sprache der Thäler von Savoyen und Nordpiemont kaum heimiſch klingt, als Fremde, ihre Reformverſuche als die Beſtrebungen einer akatholiſchen Sekte. Die italiäniſchen evangeliſchen Vereine hingegen ſind Kreiſe, die aus dem innerſten religiöſen Leben des Volkes ſelbſt ihren Urſprung genommen haben, die vorläufig jede feſte Kirchenverfaſſung und jedes beſtimmt formulirte Glaubensbekenntniß von der Hand weiſen und nur im Evangelium den Grund einer ſittlichen Wiedergeburt ſuchen. Unter den Leitern dieſer meiſt den niedrigſten Klaſſen der Bevölkerung angehörigen kleinen Gemeinden, deren Zuſtände in vielen Punkten an die Urzeiten des Chriſtenthums erinnern, finden ſich Namen, die durch ganz Italien mit Verehrung genannt werden. Da iſt der Graf Guicciardini, der Erbe jenes hochberühmten florentiniſchen Geſchlechts, jetzt der Vermittler zwiſchen ſeinen evangeliſchen Landsleuten und ihren engliſchen Freunden; dann der Profeſſor Mazzarella an der Univerſität zu Bologna, als Verfaſſer der „Kritik der Wiſſenſchaft" weitbekannt und an Redebegabung unter ſeinen Glaubensgenoſſen unerreicht; ferner der ehemalige treffliche Geiſtliche de Sanctis, der als Redacteur der Discussione pacifica, als Verfaſſer des in ganz Italien verbreiteten Kalender Amico della casa, und als Ueberſetzer von Paleario's Anklage wider die römiſchen Oberprieſter, deren neulich gedacht worden iſt, eine umfaſſende ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit entfaltet. Ein Bericht des Grafen Guicciardini, der gewiſſermaßen als Superintendent dieſer Genoſſenſchaften ihre einzelnen Gemeinden bereiſt hat, iſt bei Nitzſch zu leſen; auf ihn möge beſonders verwieſen ſein, wer ein näheres Intereſſe für dieſe geringen Anfänge und Keime evangeliſchen Lebens in Italien nimmt. In den Waldenſern und in den evangeliſchen Vereinen ſtellt ſich ziemlich Alles dar, was ein Proteſtant als Glaubensgenoſſe unter den italiäniſchen Reformfreunden zu begrüßen haben würde; und doch — und dies verdient zum Schluſſe nochmals gegen die hervorgehoben zu werden, die in der geiſtigen Bewegung Italiens eine Proteſtantiſirung dieſes Landes erkennen wollen — es proteſtiren wenigſtens die evangeliſchen Vereine und ihre vorher genannten Führer auf das nachdrücklichſte gegen die Bezeichnung als Proteſtanten. „Es wäre eine Zeitverſchwendung, ſagt Guicciardini, Waldenſerthum, Presbyterianismus, Rationalismus oder irgend ein Syſtem politiſcher Religion in Italien einzuführen. In der That glaube ich, daß die Italiäner, welche den Aberglauben Roms verlaſſen, niemals irgend ein Syſtem des Proteſtantismus ſich aneignen werden, welches für ſie eine ausländiſche Pflanze iſt."

P. D. Fiſcher.

# Frankreich.

## Bei Gelegenheit der diesjährigen Pariſer Gemälde-Ausſtellung.

In „Mademoiſelle La Quintinie," dem neuſten Romane von George Sand, ſchreibt ein Herr Lemercier ſeinem jungen Freunde Henri Valmare einen Brief über deſſen ſchriftſtelleriſche Verſuche, der an die Adreſſe der Autoren Frankreichs überhaupt gerichtet iſt. Es iſt ein trübes Bild, das da mit wenig Zügen gezeichnet wird. Große techniſche Fertigkeit, Gewandtheit in der Darſtellung, Sicherheit in Beherrſchung der Sprache, Treue in den Schilderungen, Feinheit der Beobachtungen, Klarheit, Eleganz, Schärfe: das Alles ſind die Gaben des jungen Literaten, und doch fehlt ihm das Beſte, die Erfindung, der innere Glaube an ſich und an ſeine Schöpfungen, der ideale Aufſchwung des Geiſtes, ohne den Pegaſus ſtets im Joche, ſei es des Ackerwagens, ſei es der Staatscaroſſe, bleiben muß.

„Mademoiſelle La Quintinie" iſt keine Politikerin; ſie unterſucht darum die Frage nicht, ob die ſtaatlichen Verhältniſſe Frankreichs an dieſem Verfalle Schuld ſind. Ueberdies iſt das keine Frage mehr, ſondern eine Thatſache, die, wie auf dem Gebiete der Literatur, ſo auch in jeder andern Sphäre des freien künſtleriſchen Schaffens, mit immer troſtloſerer Deutlichkeit an den Tag tritt. Trotz aller Verſuche, „des Mediceers Güte" zu erneuern, iſt das zweite Kaiſerreich für die Kunſt kein „Auguſtiſch Alter" geworden.

Bedürfte es eines Beweiſes dieſer Wahrnehmung für die bildenden Künſte, ſo liefert ihn der diesjährige Salon. Die große franzöſiſche Kunſtausſtellung, die am 1. Mai dieſes Jahres wiederum ihren Einzug in die gewohnten Räume gehalten hat, gilt ſeit lange als ein Maßſtab für Steigen und Fallen des nationalen Geiſtes; wenn dieſer Maßſtab wie in dieſem Jahre den Fall bis zum Verfall nachweiſt, ſo iſt das eine Erſcheinung, die recht eigentlich in das Gebiet der literariſchen Betrachtung gehört.

Wir glauben deshalb unſern Leſern einige Mittheilungen aus dem Berichte über den Salon von 1863, den die Revue des deux Mondes aus der bewährten Feder von Maxime du Camp bringt, nicht vorenthalten zu dürfen.

„Die Ausſtellung, ſo beginnt er von vorn herein, iſt ein Gegenſtand des Kummers und der traurigſten Befürchtungen für die, welche die Kunſt lieben und ſich nicht mit den Nebenfragen beſchäftigen, die ſich auf die Künſtler, ihre materiellen Gewinnſte und ihre Eintags-Reputation beziehen. Ueber dieſen Sachen, die eben nur perſönlich und überdies von untergeordneten Einflüſſen abhängig ſind, ſteht die Theilnahme für die Kunſt an ſich, die Kunſtkritik, die ſich allein an das Kunſtwerk hält und den Künſtler gern darüber vergißt. Der Verfall iſt nur zu offenbar, jede Ausſtellung conſtatirt ſein Fortſchreiten. Beim erſten Anblick iſt nichts da, was abſtößt und nichts, was anzieht; eine unerbittliche Mittelmäßigkeit ſcheint die ausgeſtellten Werke nivellirt zu haben. Die ſeltenen Ausnahmen gehören alten Kämpfern an, die der kraftvolle Freiheitsgeiſt einer früheren Zeit mitten unter einem kraftloſen Geſchlechte jung erhalten hat. Neue Hoffnungen ſind nicht da, die beſten Bilder nichts als Erinnerungen.

Tragen die Künſtler Schuld an dieſem Verfalle, der ſie ſeit einigen Jahren ſo grauſam verfolgt? Ja und nein; ja, wenn man erwägt, daß ſie nicht die Kraft zum Widerſtande, zur Abſonderung, zur Befreiung von den ſchlimmen Strömungen gefunden haben, die den Geiſt in Verſuchung führen und mit ſich fortreißen; nein, wenn wir an uns ſelbſt denken, an dieſe franzöſiſche Geſellſchaft, die leider nur noch beſonderen, momentan vorübergehenden Intereſſen zu gehorchen ſcheint. Die Künſtler ſind wie die Geſellſchaft; ſie leben in den Tag hinein, uneingedenk der Vergangenheit, unbekümmert um die Zukunft, zufrieden mit dem ephemeriſchen Erfolge, der am Morgen roth, am Abend todt iſt, zufrieden, wenn ſie das tägliche Brod haben, zufrieden, wenn ſie gewinnen, und zwar raſch, ſonſt gleichviel wie. Die weibiſche, die niedrig ſinnliche Kunſt ſcheint die Kunſt unſeres Volkes zu werden; von der Anmuth ſind wir zur Ziererei gekommen, jetzt verfallen wir in das Wollüſtige!"

Der Kritiker verfolgt dieſen Verfall mit Bedauern bei zwei Malern, die durch ihre früheren Leiſtungen die Nachfolger der Häupter jener jetzt abgeſchloſſenen Blüthezeit, Ingres, Delacroix, Horace Vernet zu werden verſprachen. Hebert, der vor zehn Jahren durch ſeine „Malaria" Aufſehen machte und durch den „Judaskuß" ſeinen Ruf begründete, iſt von großartigen Stoffen zu anmuthigen herabgeſtiegen; ſein neueſtes Bild, ein junges Mädchen am Brunnen, iſt affectirt, ſentimental, ohne Imagination. Und Gérôme, deſſen „Zeitalter des Auguſtus" noch 1855 die größten Hoffnungen erweckte, hat ſich von der hiſtoriſchen Malerei zum Genre gewandt; er malt jetzt Anekdoten (wie den vor einiger Zeit in dieſen Blättern beſprochenen „Tod des Pierrot") oder er reiſt um Bilder zu machen. „Wäre er der Richtung treu geblieben, die er 1855 ſo ruhmvoll begonnen, ſein Beiſpiel wäre nicht ohne Einfluß auf die franzöſiſche Kunſt geblieben; wir würden die furchtbare Niederlage nicht erlebt haben, die wir heute eingeſtehen müſſen. Heute haben wir keine Richtung, Jeder geht aufs Gerathewohl, nicht wohin ihn ſeine Ueberzeugung ruft, ſondern wohin der Vortheil ihn ſtößt. Der Glaube iſt todt, die Fackel erloſchen. Jedermann verſteht ſich auf ſein Metier, Keiner weiß es richtig zu gebrauchen. Das Talent verliert an Tiefe, was es an Ausdehnung gewinnt; wirkliche Urſprünglichkeit iſt ſelten, Genie ſucht man vergebens."

So ſteht es um die Meiſter; bei der Menge zeigen ſich noch ſchlimmere Erſcheinungen. Sie regiert ganz unverhohlen das Geldintereſſe; um die „Schule" kümmern ſie ſich gar nicht. Klaſſiſch, romantiſch, realiſtiſch, rococo, Alles iſt ihnen gleich, ſie wollen mit ihrer Fertigkeit weiter nichts als ſo viel Geld wie möglich gewinnen. Der Kritiker hat ihnen gut predigen, daß ſie auf das Wort des Petronius hören mögen: daß es ohne

Digitized by Google

Uneigennützigkeit für das Talent weder Moral noch Ruhm giebt. Vergebens ruft er ihnen zu, daß die Aufgabe der Kunſt eine andere iſt, als bloße Darſtellung der Natur, daß der ein bloßer Tagelöhner iſt, der einen Baum, eine Frau, ein Pferd nach dem andern copirt; ſie wiſſen es ſelbſt, daß es ſo iſt, aber ſie bleiben dabei.

Natürlich gehen dabei die ſchönen Anforderungen, die man an ein Kunſtwerk zu machen berechtigt iſt, völlig leer aus. „Was am ſchmerzlichſten auffällt, wenn man die ausgeſtellten Bilder betrachtet, iſt der gänzliche Mangel an Compoſition. Die Landſchaften ſchildern ihre Studien: eine Lage, ein Blick, ein Ausſchnitt der Natur reizt ſie im Vorübergehen; ſie zeichnen ihn ab, malen ihn aus, ſchicken ihn in den Salon und bilden ſich ein, ein Bild gemacht zu haben; ſie irren ſich, ſie haben eine Copie gemacht, und ich geſtehe, ich ziehe das Original vor. Der Hiſtorienmaler nimmt eine nackte Frau, portraitirt ſie mit einigen Modificationen, die ihm meiſtens durch Erinnerungen an Meiſter eingegeben werden, und dann ſagt er: es iſt Venus. Nicht doch, es iſt ein Modell und nichts weiter. Dieſe maßloſe Vereinfachung in der Anordnung der Bilder deutet auf eine ſonderbare Trägheit oder auf erſchrecklichen Mangel an Einbildungskraft. Ich ziehe die theatraliſche, gezwungene Compoſition von David's „Sabinerinnen" oder ſeinen „Leonidas" dieſen angeblichen Bildern vor, die in der That nur noch — Akademien ſind. Varnhagen nennt den einen Künſtler, deſſen Ideen zu Bildern werden. Unſre Artiſten kehren den Satz um, denn man ſieht deutlich, daß die Bilder, die ſie wahrnehmen, ihnen Ideen verleihen, und darüber kann man ſich nicht ernſtlich genug beunruhigen. Wenn man die Auffaſſung und die Anordnung wegnimmt, was bleibt dem Kunſtwerk als die Ausführung? Das heißt das Handwerk, die rein techniſche Seite der künſtleriſchen Beſchäftigung; das iſt ſo wenig, und doch begnügt man ſich heute lediglich damit."

Wie weit muß es gekommen ſein, wenn ein franzöſiſcher Kunſtrichter ſeinen Landsleuten deutſche Werke als Vorbilder vorführt? Und doch thut dies in Hinſicht auf Erfindung und Anordnung der Kunſtwerke Herr du Camp. Man wird die Stelle nicht ohne Intereſſe leſen, da ſie über Kaulbach ein franzöſiſches aber einſichtsvolles Urtheil abgiebt. „Wenn die kleine belgiſche Schule uns, wie mir ſcheint, unzweifelhaft in der Ausführung übertrifft, ſo können wir uns in der Compoſition nicht mehr mit den Deutſchen meſſen. Ich rede nicht von den deutſchen Genremalern, die jetzt ihre Staffeleibilder in Paris ausſtellen, auch nicht von Knaus, der bald nichts weiter als ein komiſcher Maler ſein will, was ſehr traurig iſt. Ich rede von den deutſchen Hiſtorien=Malern, die das Glück haben in ihrer Heimat die Ermuthigung zu finden, die ein gebildetes Volk den Künſten ſchuldig iſt, und die durch Aufwendung von Zeit, Anſtrengung und Studium dahin gelangt ſind, der Auslegung der Geſchichte durch die Malerei neue Bahnen zu eröffnen. Ich weiß, daß die Deutſchen in der Compoſition mit den altitaliäniſchen Meiſtern nicht verglichen werden können; das iſt natürlich, denn die Italiäner waren Menſchen von einer urſprünglichen ſinnlichen Phantaſie; die modernen Deutſchen ſind reflektirende, ſpiritualiſtiſche, metaphyſiſche Naturen. Ihre Compoſition iſt oft geſucht, mitunter dunkel; ſie braucht eine Art von Commentar, um verſtanden zu werden, und das iſt gewiß ein Fehler; aber in Summa iſt es beſſer, zu viel zu componiren als gar nicht, und ich bin überzeugt, die franzöſiſche Schule würde viel profitiren, wenn ſie die Art ſtudiren wollte, mit der Kaulbach die hiſtoriſche Malerei auffaßt und behandelt. Ich kenne alle Vorwürfe, die man ihm zu machen pflegt; ich weiß daß ſeine Farbe kalt, trocken, abgedämpft iſt. Aber ich weiß auch, daß es vielleicht Niemand weiter gebracht hat, als er in dieſem zugleich hiſtoriſchen und künſtleriſchen Vermögen, durch das der Maler ſich der Thatſache bemächtigt, ſie mit gleichzeitigen Einzelheiten umgiebt, zu einem Ganzen ordnet und ſo ein Zeitgemälde ſchafft, das dem Volke eine neue und höhere Anſchauung eben dieſer Thatſache gewährt. Sein „Thurm zu Babel" iſt ein Meiſterſtück dieſer Kunſt. Das iſt Literatur, wird man mir erwidern. Nein, denn die Literatur kann es nur nach der Reihe erzählen, den Bau des ſtolzen Thurms, ſeine Zerſtörung und die Zerſtreung der Völker; die Malerei ſtellt mit einem Schlage dieſe einzelnen Thatſachen im Zuſammenhange vor meinen Geiſt und prägt ſie ihm als ein Ganzes ein, das mir eins iſt unter den großen Erlebniſſen der Menſchheit. Unſer franzöſiſcher Geiſt iſt ſehr klar, ſehr präcis, verlangt vor allem, daß man ihm Dinge zeigt, die er auf den erſten Blick verſteht; er würde nicht mit den deutſchen Erklärungen zufrieden ſein und ſchnell bei dieſen großen Darſtellungen müde werden, wie bei einem Rebus, deſſen Auflöſung ihn ennuyirt; aber könnte man nicht die Geſetze ſtudiren, die in dieſen Compoſitionen walten, und ſie unſerem Geſchmacke anpaſſen?"

Aber es iſt noch ein Vorwurf, den der Kritiker gegen die Künſtler ſeines Volks erhebt, der uns der ſchlimmſte von allen ſcheint. Was ſchon vorhin angedeutet wurde, das ſpricht er ſchonungslos aus: die franzöſiſche Kunſt iſt unkeuſch geworden. Seine Worte ſind ſehr bemerkenswerth, denn ſie treffen ein moraliſches Grundübel der heutigen franzöſiſchen Welt.

„Eins der hauptſächlichſten Erforderniſſe der Kunſt, vielleicht das erſte, iſt die Keuſchheit. Die Werke der großen Meiſter ſind rein, denn ſie beruhen auf der Auffaſſung von Geiſtern, die mit wahrhaftem Sinne für das Ideal begabt waren. Die Venus Titian's in der Tribune von Florenz, Correggio's Danae in der Galerie Borgheſe, Raphael's Galatea ſind rein; ſie ſind Göttinnen, ſie haben nichts von den Lockungen des Weibes.... Aber mit Schmerz ſehen wir die Maler unſerer Zeit in Irrthümer verſinken, welche die Malerei, durch das Geſetz der Schwerkraft, bald zu Werken führen werden, für die es in der Sprache des Anſtands keine Bezeichnung mehr giebt. In die Gynäceen des Orient gehören die Geſchöpfe, die man uns heute zeigt; ſie haben nichts zu ſchaffen mit unſerem Leben voll Arbeit, in dem das Weib ſeinen großen und ſchönen Beruf erfüllen ſoll. Wenn ſie nichts ſind als Verſuchung und Wolluſt, wenn ſie Delila und Omphale heißen, ſo gehören ſie dem Alterthum, dem ich ſie nicht beneide. Wenn ſie der Lohn, die Genoſſin unſerer Arbeit iſt, dann iſt ſie das Weib unſerer Zeit. So ſollte man ſie uns zeigen. Man denke ja nicht, daß ich mich gegen das Nackte in der Malerei ereifere; keineswegs. Das nackte Weſen iſt das Urweſen; es muß den Künſtler vorzüglich beſchäftigen und reizen; aber wer das Nackte mit Schamloſigkeit bekleidet, wer den Zügen des Geſichts die Ausdrücke verleiht, die man ſich auszuſprechen ſcheut, der ſchändet das Nackte und handelt tadelnswürdig."

„Was fehlt denn, fragt der Kritiker am Schluſſe ſeines ergreifenden Berichts, was fehlt der Kunſt, damit ſie Kraft gewinnt und ſich von dieſem Siechthum erhebt, das ſie zu Grunde richtet? Iſt es abſolute Freiheit? Iſt es ſtrenge Leitung? Ich weiß es nicht, aber ich glaube, es wäre vor Allem eine vollſtändige Wiedergeburt der Zuſtände, in deren Mitte die Künſte ſchaffen, nothwendig, wenn man ihnen den fehlenden Saft wieder zugänglich machen wollte. Was hülfe eine beſondre Freiheit, eine beſondre Leitung? Das Uebel iſt höher geſtiegen, ſeine Urſache geht tiefer. Die Bewegung des menſchlichen Geiſtes iſt eine einheitliche; es genügt, daß eine ſeiner ſchaffenden Kräfte vernichtet werde, um die andern zum Abſterben und zum Stillſtande zu bringen. Will man verlangen, daß die Lungen athmen ſollen, wenn das Herz aufgehört hat zu ſchlagen? Wenn man die Säle der Ausſtellung durchwandert, wenn man ein Kunſtwerk nach dem andern prüft, dann findet man, daß die, in denen ſich noch ein Lebenshauch, noch irgend welche Inſpiration wahrnehmen läßt, von Männern herrühren, welche die letzten Tage unſerer Freiheit erlebt haben. Es iſt gerade ebenſo in der Literatur; die Jüngſten, die noch etwas leiſten, waren ſchon vor 1848 in das öffentliche Leben eingetreten. Die abſolute Ruhe unſerer Tage ſtürzen die Kunſt und die Literatur in eine gefährliche Lethargie. Es iſt möglich, daß Ideen um uns her ſich regen, aber ſie offenbaren ſich durch kein Anzeichen. Welches Orakel fragen, da alle Götter ſtumm ſind? In dem Schloſſe von Dornröschen ſchlief Jedermann, der Maler, der Dichter, der Baumeiſter, auch der Schreiber war nicht ſicher, daß er ſelbſt wach ſei."

## England.

### Ueber die eigentliche Quelle des „Wintermärchens" von Shakſpeare.

Dem Einſender dieſer Zeilen liegen die Studien, auf welche der Titel dieſes Aufſatzes hindeutet, fern. Wenn er ſich dennoch vermißt, einen Beitrag zu denſelben liefern zu wollen, ſo berechtigt ihn nichts anderes dazu, als das Glück des Zufalls oder der Zufall einer Entdeckung in einem entlegenen Winkel, an dem wenigſtens die große Heerſtraße der literarhiſtoriſchen Forſcher nicht vorüberführt. Wie viel Werth aber dieſe Bemerkungen zur Abſchätzung des reizenden „Märchendrama's" haben werden, das muß den Fachmännern zu bemeſſen überlaſſen bleiben; doch es wäre recht hübſch, wenn namentlich Herr Gervinus, von dem ſelbſt die Engländer eingeſtehen mußten, „daß er ſeinen Namen mit dem des Dichters für alle Zeiten verſchlungen habe," dieſen Zeilen eine freundliche Beachtung zu Theil werden ließe.

Gervinus geht nämlich bei der Beurtheilung des Wintermärchens von einem Vergleich der Shakſpeare'ſchen Fabel mit der derſelben zu Grunde liegenden Erzählung: „Doraſtus und Faunia" von Greene, aus. Er weiſt dann die Veränderungen nach, welche der große Dichter mit dem

Digitized by Google

Stoffe vorgenommen, wie namentlich bei Greene das Hauptgewicht auf der Geſchichte von Doraſtus und Faunia (Florizel und Perdita) liege, zu der alles Frühere nur die Einleitung bildet. Der König von Böhmen (Pandoſto) iſt bei Greene der Eiferſüchtige; der von Sicilien (Egiſthus) iſt der beſuchende Gaſt, deſſen Auszeichnung hier der königlichen Wirthin (Bellaria) von ihrem Gatten zur Pflicht gemacht iſt. Die Königin wird in Greene's Erzählung ihrem Gatten durch den Tod wirklich, nicht blos ſcheinbar geraubt. Dann folgte hier erſt die Hauptſache. Ein verſchlungener und gezwungener Liebesroman wird „in italiäniſchem Schäferton breit entwickelt," der ungeheuerlich und ausſchweifend an die Perſonen der Einleitung anknüpft und in einem hypertragiſchen Schluß ſich verläuft. — Gervinus verfolgte alsdann die zum Zweck des Drama's von dem Dichter beliebten Verſchiedenheiten und führt aus, wie Shakſpeare, trotz des freiſten Verfahrens mit den einzelnen Momenten der Erzählung nicht im Stande geweſen iſt, die doppelte Handlung in eine innere Einheit zu bringen. Gervinus meint, daß der Dichter die Figur des Antigonus und ſeinen Tod durch den Bären, die Paulina und ihre Wiedervermählung im Alter, den Scheintod und die lange Erhaltung und Enthaltung der Hermione, den Autolycus und ſeine ſchlauen Streiche ganz und gar aus ſeiner Phantaſie geſchöpft, und nur, um die Unwahrſcheinlichkeit der Verhältniſſe und die Seltſamkeit der Vorfälle zu vermehren, hinzugefügt habe.

Daß ſolche Abſicht dem Dichter vorgeſchwebt habe, kann gar nicht in Abrede geſtellt werden, aber für die Perſonen des Antigonus, der von Bären zerfleiſcht wird, und für die Paulina, welche das Kind der ſchuldlos angeklagten Königin ernährt, laſſen ſich Ideen-Aſſociationen nachweiſen, die in dem freien Gebahren des Dichters freilich faſt bis zu ſolcher Unkenntlichkeit ſich geſtalteten, daß man ſie für ganz und gar originale Schöpfungen anzuſehen das Recht hat. — Daß ferner Shakſpeare den „in italiäniſchem Schäferton breit entwickelten Liebesroman" bei Greene nur epiſodiſch behandelt, und das Verhältniß umkehrend, das Hauptgewicht in die dort nur einleitende Handlung verlegt, kann man als eine richtige Erwägung des genialen Dramatikers anſehen, der in jener „Einleitung" mehr und beſſeres dramatiſches Material vorfand, als in dem abenteuerlichen Liebesroman. Aber es iſt nicht abſolut nothwendig, wenn man ſich einen Augenblick zu der Annahme verſtehen wollte, daß Shakſpeare neben jener Erzählung von Greene noch eine andere Quelle vor ſich hatte, in der das Verhältniß der beiden Handlungen nicht ſo ungefüge war, als in der Greeneſchen Erzählung. — Daß ferner Shakſpeare „Böhmen am Meere" liegen läßt, iſt allerdings ſchon dadurch vorbereitet, daß auch Greene dieſe geographiſche Ungeheuerlichkeit (neben der Inſel Delphos) ſich zu Schulden kommen läßt, aber es bleibt auch Greene gegenüber ein Räthſel, das mit dem willkürlichen Ueberſpringen der Ortsſchranken wohl kaum ganz hinreichend gelöſt iſt. Doch Eins bleibt trotz allem dem hellem Licht, das Gervinus über den Gedankengang des Dichters in gewohnter Fülle ausgießt, in Frage, und wird von dem Kritiker gar nicht berührt. Es iſt freilich ein ganz untergeordnetes und unbedeutendes Moment; aber was veranlaßte den Dichter, ſolche Kleinigkeiten erſt anzufaſſen? Wir meinen nämlich den kleinen Umſtand, daß bei Greene der König von Böhmen (Pandoſto) der Eiferſüchtige und der von Sicilien (Egiſthus) der Beſucher und vermeintliche Verſucher iſt, während bei Shakſpeare der König von Sicilien (Leontes) der argwöhniſche Wirth und der von Böhmen (Polyxenes) der Gaſt iſt. Dürfte man nicht auch hierbei vermuthen, daß dem Dichter neben Greene noch eine andere Quelle vorgelegen habe, die ihm das Verhältniß der beiden Könige anders bot, als die Fabel von Doraſtus und Faunia?

Wir kommen damit zur Hauptſache. Trotzdem der Dichter drei Mal im Stücke und im Titel ein für alle Mal ausdrücklich auf den Märchencharakter des Stückes hingewieſen, liegt dem weſentlichſten Kern des Inhalts eine wahre und gut beglaubigte Begebenheit zu Grunde.

Hat man ſich erſt mit dieſer Vorſtellung befreundet, ſo greift man ſicherlich zur Geſchichte Siciliens, welcher man eher ein ſo romantiſches Ereigniß zuzutrauen geneigt iſt, als dem nordiſchen nüchternen Böhmen. Und doch würde man dort vergebens ſuchen, in der Geſchichte Böhmens aber wenigſtens ein Factum finden, das unter dem „ritterlichſten Krieger und kriegeriſch'ſten Ritter, der je auf einem Throne ſaß," unter König Johann dem Lützelburger, im Jahre 1319 eingetreten war und mindeſtens ganz fern an die Fabel des Wintermärchens anklingt. König Johann von Böhmen hatte nämlich 1318 mit Ludwig dem Baiern Unterhandlungen über einen Tauſch Böhmens gegen die dem deutſchen Kaiſer gehörige Rheinpfalz angeknüpft. Dieſe Unterhandlungen wurden ſo geheim geführt, daß die Königin Eliſabeth von Böhmen lange Zeit nichts davon gewahr wurde. Als ſie jedoch den Plan erfuhr, ſetzte ſie ihm ihrerſeits einen ſo entſchiedenen und kräftigen Widerſtand entgegen, daß ihn der König am Ende fallen laſſen mußte. Die Vereitelung dieſes Projekts erzeugte aber bei dem König einen Groll gegen ſeine Gemahlin, den er nimmermehr aus ſeinem Herzen verbannen konnte, und einige unbedachte Worte der Königin erregten bei Johann die Meinung, daß ſie ſich mit einigen Baronen zu ſeiner Vertreibung aus Böhmen und zur Erhebung des unmündigen Sohnes auf den Thron ſeiner mütterlichen Ahnen verſchworen habe. Darüber höchſt entrüſtet eilte Johann ſogleich mit einer bewaffneten Schaar nach Elbogen, wo damals die Königin mit ihren Kindern weilte. In die Burg eingetreten, befahl er der dortigen Mannſchaft, ihre Poſten auf den Thürmen und Mauern zu verlaſſen und ſeinem neuen Gefolge zu übergeben; und als ſie über ſo unerwarteten Befehl ungewiß zauderten, läßt er gleich auf ſie ſchießen wie auf Feinde. Die Königin erſchrak heftig und glaubte anfangs, ihr Gemahl ſei nicht bei Sinnen; aber bald wurde ſie enttäuſcht, als der König ſie nicht nur von ihren vertrauteſten Dienern und Dienerinnen, ſondern auch von allen ihren Kindern trennte und nach Melnik hinſendete, wo ſie fortan mit geringem Geleite ein faſt einſames Leben führen ſollte. Die vier königlichen Kinder (das jüngſte, Přemysl Ottokar, war erſt einige Monate alt) wurden in Elbogen zurückgehalten, und der älteſte Prinz Wenzel mit zwei Wärterinnen dort in eine finſtere Kammer eingeſperrt, wo er zwei Monate lang kein Tageslicht, außer durch ein kleines Loch in der Mauer, zu ſehen bekam. Dieſe Uebereilung des Königs hatte Unruhen in Böhmen zur Folge, und nachdem darüber ein förmlicher Kampf ausgebrochen war, kam ſchließlich eine den nähern Umſtänden nach uns unbekannte Ausſöhnung des Königs mit ſeiner Gemahlin zu Stande.

Aber dieſe Ereigniſſe mit der Fabel des Wintermärchens in Zuſammenhang zu bringen, wäre, trotz mancher Anklänge, ſo abenteuerlich als das Märchen ſelbſt. Dagegen glaube ich nicht, daß dies mit einer andern Erzählung aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts der Fall iſt. Der Vicekanzler des polniſchen Königs Kaſimir des Großen, ein aufrichtiger und ehrenwerther Chroniſt, der etwa um das Jahr 1390 ſtarb, erzählt uns Folgendes:

Im Jahr 1381 den 16. Juni ſtarb der Fürſt Ziemowit, Herzog von ganz Maſowien, in ſeinem Schloſſe zu Plock. Dieſer hatte erſt eine Tochter des Herzog Nikolaus von Troppau (Euphemia) zur Frau. Sie gebar ihm zwei Söhne, Ziemowit und Janusz und zwei Töchter, deren eine (Agathe) er dem Herzog Wladyslaw von Oppeln, und die andere (Margarethe) dem Herzog Kaſimir von Stettin und Dobrin vermählte. Nach dem Tode des Letztern vermählte ſich dieſe mit Herzog Heinrich Ludwig von Brieg. Nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin heiratete der maſowiſche Herzog eine andere Tochter des Herzog Wladyslaw von Münſterberg, welche am Hofe Kaiſer Karls IV. gelebt hatte und von ſtrahlender Schönheit und der herrlichſten Geſtalt war. Sie gebar drei Söhne. Obgleich ſie einigen Eingebornen (Maſowiern) verbotenen Umgangs verdächtig war, ſo wagte dennoch Niemand es dem Herzog anzuzeigen, weil derſelbe ſie mit dem zärtlichſten und leidenſchaftlichſten Feuer liebte, und ihr in allen Dingen nach Wunſch lebte. Endlich aber trugen es Einige der Schweſter des Herzogs, der Herzogin von Teſchen (das damals Lehen der böhmiſchen Krone war) und deren Sohne, dem Herzog Přemysl von Teſchen zu. Durch dieſe erfuhr es der maſowiſche Herzog bei einem Beſuch. Als er in die Heimat zurückgekehrt war, ließ er ſeine Frau in die Burg Rawa einſperren und ſtreng bewahren, um der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Obgleich die Mädchen, welche die Dienerinnen der Unglücklichen geweſen waren, mit den verſchiedenſten Qualen gemartert wurden, ſo wollten ſie dennoch nichts Schlimmes von ihrer Herrin ausſagen. Die Herzogin aber war ſchwanger, als ſie in das Gefängniß geworfen wurde. Bis ſie geboren haben würde, beſchloß der Herzog ihr Leben zu erhalten. Als ſie aber endlich einen Knaben zur Welt gebracht hatte, und dieſer einige Wochen alt war, wurde die Herzogin durch einige Henkersknechte (per quosdam satellites) auf Befehl des Herzogs ſelbſt, der von ſchlimmen Leuten verführt war (pravorum consilio seductus), im Gefängniß erdolcht.

Ueber dieſe verbrecheriſche That grämte ſich jedoch der Herzog ungemein, und hörte nicht auf, ſo lange er lebte, ſie zu bereuen. Einen Mann, welcher jenes Ehebruchs geziehen wurde, ließ er im preußiſchen Lande (im deutſchen Ordenslande) ergreifen, durch Pferde auseinanderreißen und alsdann aufhängen. (Antigonus) der Knabe aber, welcher von ſo edler Mutter im Gefängniß das Licht der Welt erblickt hatte, wurde von einer armen Dame (per quandam pauperculam Dominam) in der Nähe von Rawa ernährt und aufgezogen. Als er drei Jahr alt war, kamen eines Nachts zwei Reiter, welche von der edlen Tochter des

* Palacky, Geſchichte von Böhmen, II. 2. Seite 129.

Digitized by Google

maſowiſchen Herzogs, der Gemahlin Kaſimir's von Stettin (Margaretha), abgeſandt waren und nahmen den Knaben aus der Wiege gegen Wiſſen und Willen der Ernährerin, und trugen ihn mit ſich fort. Der Knabe wurde nun von ſeiner Halbſchweſter nach fürſtlicher Art erzogen. Da er nun ganz und gar die Züge des Vaters trug (cujus sc. patris formam expresserat), ſo liebte endlich der Herzog ihn ungemein, und widmete ihn den Wiſſenſchaften. Später machte er ihn zum Propſt von Plock und vom päpſtlichen Stuhl erhielt er noch die Propſtei von Lencʒyc. Sein Name war Heinrich.

So weit der Chroniſt.* An der Wahrheit der Begebenheit kann gar nicht gezweifelt werden, denn es iſt bisher noch keinem Kritiker gelungen, dieſem Chroniſten eine Lüge nachzuweiſen. Bei der Verleihung der zweiten Propſtei war der Erzähler ſelbſt betheiligt; er mußte alſo die handelnden Perſonen ſelbſt gekannt haben. In den Urkunden jener Zeit begegnen wir dem Probſt Heinrich neben ſeinen Halbbrüdern Ziemowit und Janusz mehrfach. Jedenfalls iſt dann die Figur der „Paulina" im Wintermärchen nicht von dem Dichter erfunden.

Nun aber noch eine Merkwürdigkeit. Man vergegenwärtige ſich die Lage von Teſchen in Mähriſch-Schleſien, das damals zu den böhmiſchen Erblanden gehörte und alſo Böhmen war. Nun ſoll aber Böhmen „am Meere" liegen. Jetzt blättern wir in unſerm Chroniſten weiter und finden auf Seite 152 wörtlich Folgendes:

Anno quoque eodem Romae in tota fere Ytalia ac circa mare mediterraneum in terris, que Moravia nuncupantur.... pestilencia seuiebat.

Iſt das Zufall?

Es fällt mir nicht ein, zu glauben, daß Shakſpeare das in ſeiner Zeit noch ungedruckte Chronikon vor ſich gehabt hätte; allein eine andere Bearbeitung noch außer der bei Greene enthaltenen doch aller Wahrſcheinlichkeit nach. Přemysl von Teſchen (Mähren, Böhmen) iſt Polyxenes und der wüthende und tobende Ziemowit von Maſowien, über welches man im Anfang des 17. Jahrhunderts in England ſchwerlich allgemein unterrichtet war, iſt Leontes von Sicilien. Seine Tochter Margaretha, Herzogin von Stettin und Dobrin und die domina paupercula vereinigen ſich in der Figur der Paulina, und ſelbſt für den von einem Bären zerriſſenen Antigonus findet ſich eine Ideen-Anknüpfung in dem von Pferden zerriſſenen Edelmann.

Es ſcheint dies jedenfalls intereſſant, ſelbſt wenn ich mich täuſche.

J. C.

## Zur Geſchichte der Miethskutſchen.

In London iſt kürzlich ein Buch erſchienen, das von dem engliſchen Droſchkenweſen handelt: „The Cab Trade of London: its History, Profits and Prospects," von T. Hemming.

Der Londoner Droſchkenführer iſt von uralter, edler Abkunft. Als Cäſar zum erſtenmal an der wohlbevölkerten Inſel landete, welche, wie er ſagt, voller nach galliſcher Art gebauter Häuſer war, ſcheinen wenige Dinge ſeine Aufmerkſamkeit mehr erregt zu haben, als die Tauſende von Fuhrwerken mit ihren geſchickten Lenkern, die unter dem Befehle des Caſſivelaunus, Königs von Londinum, ſich in ihrem kriegeriſchen Berufe ſo tüchtig bewieſen. Wenn auch dieſe alten Kriegsgeſchirre längſt aus der Mode gekommen ſind, ſo zählt doch noch heutigen Tages London ſeine Wagen und Wagenlenker nach Tauſenden und das Geräuſch ihrer Räder iſt nicht geringer, als das der zweirädrigen Karren, die damals Furcht und Schrecken in den feindlichen Reihen verbreiteten. Auch das hat der alte und der moderne auriga mit einander gemein, daß der Eine wie der Andere unter ſtrenger Aufſicht ſtand und ſteht, der Erſtere, unter der des Prieſters, der Letztere unter der des Polizeimannes.

Seit der Zeit, in der Eſſedarius ſeine Rolle ſpielte, hat ſich Vieles in der Welt geändert; namentlich haben ſich die Menſchen zu verſchiedenen Zeiten Kummer gemacht über die beſte Art und Weiſe, ſich fortzubewegen. Einen natürlichen Droſchkenkutſcher hat London ſtets in der Themſe gehabt; dieſe fließende Straße bot eine allgemeine und wohlfeile Beförderung, das Volk fuhr auf ihr bei traurigen wie bei heiteren Gelegenheiten, — zur Kirche, zur Börſe, zum Gerichte, zum Kerker und zum Galgen — Alles zu Waſſer. In ſpäteren Zeiten ruderte man im Boote zum Theater, und Tauſende von Leuten lebten auf dem Fluſſe von der Bühne.

Eliſabeth's holländiſcher Kutſcher, der Ihre Majeſtät in einer Kaleſche fuhr, war ein ſo ungewöhnliches Schauſpiel, daß die Zuſchauer nicht wußten, was ſie daraus machen ſollten. Die Meinungen waren getheilt darüber, ob die Maſchine ein Ungeheuer oder eine rieſige Krabbenſchale aus dem Schlaraffenlande wäre.

Indeſſen die Mode wurde zuerſt von den vornehmen Damen aufgenommen, welche es der Königin nachthun wollten, und obgleich es noch keine Halteplätze in den Straßen gab, ſo waren doch zeitig genug Kutſchen auf Miethe zu haben. Der Volksdichter Taylor erzählt von einem halben Dutzend Auſternweiber, die einen Wagen gemiethet, um ſich am Donnerstag der Pfingſtwoche nach Stratford-le-Bow fahren zu laſſen, wo der Laubenhütten-Jahrmarkt abgehalten wurde. Auf ihrem Wege zwiſchen Aldgate und Mile End wurden ſie ſo ſtark bemadamt und bemiſtreßt von den Bettlern, daß ſie als Entgelt für dieſe ſatyriſchen Huldigungen all ihre Sparpfennige weggaben, und gern ihre Röcke und Jupen verſetzt hätten, um den nächſten Morgen Auſtern zu kaufen.

Die erſten Inſaſſen der neumodiſchen Kaleſchen mußten ihren Stolz eben ſo theuer bezahlen. Der Hochmuth ſolcher üppiger Wüſtlinge brachte die Londoner Lehrjungen in Harniſch. Wenn ſie bei feſtlicher Gelegenheit gerade einmal recht aufgelegt waren, ſo pflegten ſie gelegentlich eine ſolche „Hellenkarrete" (hell-cart) wie ſie das Fuhrwerk der Eitelkeit nannten, im Sturme anzurennen und umzuwerfen, um ihre Abneigung gegen Alles, was ariſtokratiſch war, kund zu thun. Indeſſen der Luxus war in dieſer Art Fortſchritt damals nicht bedeutend. Der Weg war holperig, die Straße ſchlecht gepflaſtert oder hatte tiefe Löcher und Hinderniſſe aller Art lagen im Wege, auf welchem die Fahrenden mehr turkelten als fuhren. Nach Taylor's Meinung, hatte der Teufel die Kutſchen erfunden und den Tabak auf die Bahn gebracht; aber ob der böſe Feind den letzteren in einer Kutſche, oder die Kutſche in einer Tabakswolke herangefahren, das, meint er, könne er nicht genau beſtimmen.

Aus Schrecken vor der Oppoſition ſtarb natürlich die Mode nicht aus; im Gegentheil, wenn in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts in jedem Theile von England Kutſchen nur ſelten geſehen wurden, ſo hatte am Ende dieſer Periode und im Beginn der nächſten, Fynes Morriſon zufolge, der Hochmuth ſolche Fortſchritte gemacht, daß es wenige Edelleute von irgend welcher Bedeutung gab — hiermit meint der Schriftſteller vornehmlich „ältere Brüder" —, welche nicht ihre Kutſchen hatten, und zwar in ſolcher Zahl, daß die engen Straßen von London dadurch ſehr behindert wurden.

Auch andere Klaſſen fingen bald an, die Bequemlichkeit ſolcher Gefährte ſchätzen zu lernen. „Ja, ſagt Fynes, diejenigen, welche nur Behaglichkeit und Nutzen ſuchen, haben, obwohl von Hochmuth frei, dennoch Kutſchen, weil ſie das Halten derſelben bequemer und vortheilhafter finden, als das von Pferden, ſintemal zwei oder drei Kutſchenpferde, außer der Annehmlichkeit, daß man mancherlei Bedürfniſſe in der Kutſche mitnehmen kann, vier oder fünf Perſonen fortbringen."

Das Miethpferd blieb indeſſen noch immer ein beliebtes Fortſchaffungsmittel; aber es war blos für den Edelmann da. Für das allgemeine Publikum war es zu koſtſpielig, abgeſehen davon, daß man wenigſtens einigermaßen die edle Reitkunſt verſtehen mußte. Wie Aglionby uns berichtet, indem er von dem queckſilbrigen Earl von Cumberland ſpricht, machte ſich zu Jakob's I. Zeit der Beſitzer eines Miethgauls keinen Kummer darüber, daß er zu dürr wäre; er mußte ihm Abends doch ſeine zwei Schillinge heimbringen. Verglichen mit dem heutigen Geldwerthe war der Preis ganz ungewöhnlich hoch.

Buckingham brachte die Sänfte (Sedan-chair) aus Spanien, wohin ſie durch die Mode aus der franzöſiſchen Stadt Sedan gekommen. Obgleich ſie anfänglich höchſt unpopulär war, wurde ſie doch bald ein beliebtes Fortſchaffungsmittel. Buckingham hatte ſchönere Pferde und ſchönere Kutſchen, als irgend ein Adeliger zu Jakob's Zeiten, obgleich es ihm Einige gleich thun wollten. Wenige nahmen's ihm übel; aber als er die Sänfte aufbrachte, ſchrie die Menſchheit Wehe über ihn! Wie, ſollte er Engländer zu Laſtthieren herabwürdigen?! — Aber es gab Engländer, die getragen ſein wollten, und Andere, welche ſahen, daß man für Tragen Geld bekam — folglich trugen ſie und die Sänfte wurden öffentliches Inſtitut. Hansnarren und hübſche Damen, welche nicht die Mittel hatten, ihre eigenen Sänftenträger zu halten, waren froh, ſolche miethen zu können. Ein gewiſſer Sir Samuel Duncombe erhielt, wie wir von Gerard in Strafford's Briefen erfahren, im Jahre 1634 die königliche Erlaubniß, vierzig bis fünfzig gedeckte Stühle zu bauen, um Leute hin und her zu tragen. Das Projekt gab der Stadt etwas zu ſprechen, was nicht politiſch war, und der alte Penſionair Duncombe machte mit ſeinem Patente gute Geſchäfte. Selbſt jetzt kann man gelegentlich noch eine altmodiſche Sänfte an großen Cour-Tagen zu Hofe wackeln ſehen.

Mit all dieſen Dingen war indeſſen den Mittelklaſſen wenig ge-

* In Sommersberg. Scriptores rerum Silesiacarum II p. 125. Cap. De morte Semouili Ducis Mazouie.

Digitized by Google

dient. Die Hackney-coach, die Vorläuferin des Kabriolet's, exiſtirte noch nicht; nur die ſchwere Staats- und Hauskutſche, welche ihren hochgebornen Eigenthümer und Familie führte, rumpelte über die holprigen Londoner Straßen. Auch ihr folgten Fuhrwerke anderer und verhältnißmäßig leichterer Art, aber immer waren ſie nur noch für Einzelne und nicht für das große Publikum beſtimmt. Wann der erſte Hackneykutſchenſtand die Augen der Londoner entzückte, iſt eine durchaus nicht leicht auszumachende Frage. Mr. Hemming ſagt, daß dies 1634 ſtattfand und daß der Unternehmer ein Capitain Baily war; aber dies iſt ein ſehr verbreiteter Irrthum. Baily führte nur niedrigere Fahrpreiſe ein, als früher. Der alte Seemann baute vier Kutſchen, gab den Kutſchern Livree, ſtationirte ſie beim Maibaume am Strande, — das iſt am Fuße von Drury Lane — und ſetzte eine Liſte von Taxen auf, wofür man ſie den ganzen Tag über bis nach den verſchiedenen Stadttheilen miethen konnte. „Andre Hackneykutſcher, ſagt Garrard, die das ſehen, verſammeln ſich an demſelben Platze und machen ihre Fahrten um denſelben Preis, ſodaß ihrer oft zwanzig beiſammen ſind, die ſich hierhin und dahin zerſtreuen, und daß man ſie und andere überall haben kann, wie mau Schifferleute am Fluſſe bekommt. Jedermann iſt ſehr zufrieden damit. Denn während Kutſchen früher nur zu hohen Preiſen zu haben waren, kann man ſie jetzt weit wohlfeiler bekommen.“

Wir wiſſen, daß es 1613 in London Hackneykutſchen gab, die zur „Stirbitch-Fair,“ einem Jahrmarkte in Cambridgeſhire hinabfuhren. Die erſten Fuhrwerke „für das Volk“ ließen ſich unzweifelhaft während Karls I. Regierung zum erſtenmale auf den Straßen blicken. 1635 gab es ihrer etwa zwanzig — nicht mehr, und doch beklagten ſich hochgeſtellte Leute über die durch ſie angerichtete Hemmung des Straßenverkehrs, und es erſchien ein Befehl gegen dieſelben, in Folge deſſen ſie nicht mehr auf den Straßen ſtehen durften. Wenn Leute ſie verlangten, ſo mußten ſie ſich nach des Fahrherrn Wohnung verfügen.

Doch bereits 1637 wurde der „Master of the Horse, Great Sir of the Hackney-coach Commissioners“ wieder autoriſirt, Gewerbſcheine auszuſtellen für fünfzig Hackneykutſchen in London und Weſtminſter, und ſo viele, als ſonſt noch in England verlangt würden. Dabei durfte kein Fuhreigenthümer mehr als ein Dutzend Pferde halten.

Im Jahr 1652 gab es bereits zweihundert Kutſchen, zwei Jahre ſpäter noch hundert mehr; die Zahl der eingeſpannten Pferde betrug dabei ſechshundert. 1771 erreichten die Hackneykutſchen die goldne Zahl von tauſend.

Im achtzehnten Jahrhundert trat eine neue Erfindung auf, welche die Miethskutſchen nicht unbedeutend beeinträchtigte. Die Regen- und Sonnenſchirme wurden erfunden und entzogen dadurch, daß ſie Schutz vor Regen, Schnee oder zu großer Hitze boten, den Kutſchern viele Fahrgäſte. Die Schirme, Regen- und Sonnenſchirme, ſind in der modiſchen, civiliſirten Welt gar keine ſehr alte Erfindung. Die Mode, dieſe Schutzmittel gegen Witterungs-Einflüſſe allgemein auf der Straße zu benützen, kam natürlich in Paris auf, das auch mit ſeinen Straßenfuhrwerken der Stadt London lange Zeit vorgeeilt war. Der ſpätere General Wolfe, damals noch Oberſtlieutenant, war der erſte Engländer, der vor gerade 110 Jahren ſeine Landsleute auf dieſe Mode von Paris aufmerkſam machte und ſie angelegentlich zur Nachahmung empfahl. — Die Italiäner hatten den Sonnenſchirm freilich ſchon ſeit undenklichen Zeiten und Faynes Morriſon hatte bereits anderthalb hundert Jahre vor Wolfe ſeinen Landsleuten davon erzählt: „In heißen Gegenden, z. B. in Italien, trägt man, um den Sonnenſtrahlen zu entgehen, Sonnenſchirme, d. h. eine Art von kleinem Baldachin, über dem Kopfe; aber ein gelehrter Arzt ſagte mir, ihr Gebrauch ſei gefährlich, weil ſie die Hitze in eine pyramidale Spitze ſammeln und dann ſenkrecht auf den Kopf fallen laſſen, ausgenommen man weiß, wie man ſie tragen muß, um dieſe Gefahr zu vermeiden“

Ein gewiſſer Jonas Hanway ſoll der erſte Mann geweſen ſein, der einen Schirm trug. Das war vor 1786, in welchem derſelbe ſtarb. Frauen trugen Schirme ſchon früher; bereits 1710 beſchreibt Swift in dem maleriſchen Gedichte, „City Shower“ eine Nätherin, welche einen Schirm trägt:

The tuck'up sempstress walks with hasty strides,
While streams run down her oil'd umbrella's sides.

Merkwürdiger Weiſe iſt in dem ganzen Gedichte die Nätherin die einzige Perſon, welche in dem Stadtregen zum Schirme die Zuflucht nimmt. Einer lauft in's Kaffeehaus, der Stutzer flüchtet in eine Sänfte, der Ritter tritt unter ein Thor, um das Ende des Regens oder eine Kutſche abzuwarten; Damen flüchten in Kaufläden und thun ſo, als ob ſie etwas kaufen wollten, nur die Nätherin hat, wie geſagt, ihren „geölten Schirm.“

Der kühne Neuerer Jonas Hanway brachte mit ſeiner franzöſiſchen Sitte die vereinigten Droſchkenkutſcher auf's Höchſte auf. Sie und die Seſſelträger ſchrien über Verletzung ihrer Privilegien und klagten über ihren nahen Ruin. Gegen die großen Markiſen an ariſtokratiſchen Häuſern, welche die Damen auf ihrem Gange von der Thür zur Kutſche vor dem Regen ſchützten, hatten ſie nichts zu ſagen; gegen die vor den Kaffeehäuſern aufgeſpanten Regenſchirme, welche an Regentagen für Stammgäſte reſervirt zu werden pflegten, brummten ſie ſchon etwas; aber als der Regenſchirm ein mobiles Werkzeug jedes vorſichtigen und näſſeſcheuen Bürgers zu werden anfing, brüllte die vereinigte Mannſchaft der Kutſcher und Seſſelträger ihr „Haro!“ über dieſe Weichlinge. Selbſt den Herren, welche Damen begleiteten und ſie mit einem Schirme deckten, rief man ein „Haro!“ nach; ein einzelner Mann aber, der den aufgeſpannten Schirm trug, wurde mit Kreiſchen, Ziſchen und dem Rufe: „Franzoſe, Franzoſe, warum nehmt Ihr keine Kutſche?“ begrüßt.

Die Glorie der alten Hackneykutſche beſtand darin, daß lange Jahre hindurch die königlichen Inſignien von England, Krone, Scepter und andere Kleinodien in blauen Säcken eingepackt durch eine Hackneykutſche vom Tower zum Parlamentshauſe gebracht wurden, ſo oft der König ſich in dieſem Staate vor der Geſetzgebung zu zeigen hatte. Dieſe Glorie erreichte ihren Gipfel, als die Prinzeſſin Charlotte in einer ſolchen Kutſche von Warwick Houſe zu ihrer Mutter in Connaught Plain floh. Als die Nummer dieſes glücklichen Wagens bekannt war, wollte die ganze Narrheit von London darin gefahren ſein. — Die Hackneykutſcher ſtanden indeſſen nicht im beſten Rufe; ſie waren notoriſch Schelme und Spitzbuben, die ſich die in ihren Wagen vergeſſenen Werthſachen ohne Weiteres aneigneten. Deshalb machte 1826 ein Fall, wo ein ehrlicher Kutſcher einen derartigen Fund, der in einem Packetchen Banknoten beſtand, zur Anzeige brachte, ungewöhnliches Aufſehen; Name, Adreſſe, Nummer wurden belobigend in die Zeitungen geſetzt.

Das franzöſiſche Kabriolet — ein bedeckter Gig, in welchem der Kutſcher neben dem Fahrgaſt ſitzt, war eine ſchlechte Neuerung; es bildete indeſſen den Vorläufer des jetzigen Cab, das in allemeiner Blüthe ſteht, welches in London roſige Bräute zur Kirche, an anſteckenden Krankheiten geſtorbene Kinder zum Grabe, Pockenkranke in's Hoſpital und Schaaren von Kleinen in's Puppentheater führt. „In keinem andern Staate, ſetzt der Berichterſtatter hinzu, wird ein ſolcher Mißbrauch von der Regierung geduldet; die hierdurch bewirkte Beförderung von Krankheit und Tod macht das moderne Cab zu einer ſo gefürchteten Maſchine für uns, als ſie der altbritiſche Streitkarren des Caſſivellaunus den Römern war.“

Eine neu zuſammengetretene Actien-Geſellſchaft will elegantere Fahrzeuge mit ſchöneren Pferden, höflichen Kutſchern und niedrigen Fahrpreiſen herſtellen.

## Nord-Amerika.

### Katholiſche Philoſophie in Nordamerika.

Der Profeſſor der Philoſophie Dr. Frohſchammer in München hat durch ſeinen Conflikt mit der römiſchen Curie beziehungsweiſe mit der Index-Congregation ſo ſehr die Aufmerkſamkeit aller Gebildeten erregt, daß ſeine Angelegenheit zuletzt ein ſtehender Artikel in den Zeitungen wurde. In dem bisherigen Verlaufe hat Fr. weder ſeiner Stellung als akademiſcher Lehrer, noch der des Vertreters einer freien Wiſſenſchaft, das Geringſte vergeben; es iſt nur zu wünſchen, daß er den kommenden Maßregelungen und Zumuthungen einer von unverſtändigem Eifer beſeelten Kirchenbehörde mit derſelben männlichen Reſignation und Entſchiedenheit, wie bisher, begegne; zu wünſchen iſt dies im Intereſſe einer freien Wiſſenſchaft auch unter den Katholiken, und ſpätere Generationen werden es ihm dankend zum Verdienſt anrechnen, daß von ſeinen Bemühungen und Kämpfen her ſich ein freieres wiſſenſchaftliches Leben datirt — ſollten heutzutage — ſeit Roma locuta — auch noch ſo ſehr ſeine Glaubensgenoſſen einſtweilen Neutralität bewahren, ſich begnügend, die Fauſt in der Taſche zu ballen.

Von dieſem Geſichtspunkte geht denn auch die nordamerikaniſche Recenſion über Fr's. Philoſophie aus. Die in New-York erſcheinende „Brownson's Quarterly Review“ nämlich, eine in Nordamerika, Irland und Frankreich viel geleſene Zeitſchrift theologiſchen, philoſophiſchen, ſozialpolitiſchen, hiſtoriſchen und literariſchen Inhalts, enthält im Oktoberheft vorigen Jahrgangs und im Aprilheft l. J. eine Anzeige und eine ſehr anerkennende Beſprechung mehrerer Schriften Fr's.; beſonders wird deſſen

Digitized by Google

philoſophiſche Zeitſchrift „Athenäum“ und das Buch „über die Freiheit der Wiſſenſchaft“ hervorgehoben.

„Das Athenäum begegnete,“ ſchreibt Brownſon, „bei einem zufälligen Beſuche der wohlbekannten ausländiſchen Buchhandlung Weſtermann u. Comp. in New-York zum erſten Male unſerm Blicke, und wir waren ſogleich überraſcht, daß der Herausgeber das Problem der Kirche für unſre Zeit ſo klar erfaßt hat, nämlich: wie kann die Wiſſenſchaft wieder die Stellung erringen, die ſie einſt im Schooße der Kirche behauptet hatte? mit a. W. wie geſtaltet ſich nach wahren, umfaſſenden Prinzipien das Verhältniß der Theologie zur Philoſophie? — Dr. Frohſchammer ſieht ſehr klar, daß der Zwieſpalt der Kirche mit der profanen Wiſſenſchaft, ſo wie die Unbeholfenheit und Schwäche der kirchlichen, von dem Mangel an ſolchen philoſophiſchen Studien herrührt, die auf den freien, geſetzlichen Gebrauch unſerer geiſtigen Kräfte ſich gründen, und ſein Unternehmen und Streben iſt, die Wiſſenſchaft in ihre unabhängige Stellung zurückzuführen und ihr die Macht- und Schwungkraft wieder zu geben, die ſie im apologetiſchen Zeitalter der Kirche beſeſſen hatte, als ein Juſtin der Märtyrer und ſeine Zeitgenoſſen kamen, beladen mit der Beute der griechiſchen Philoſophie, ihre Lehre zu vertheidigen und zu entwickeln.“

Aus den ihm vorliegenden Schriften Fr's. ſchließt Brownſon, daß Fr. „im katholiſchen Deutſchland zu den hervorragendſten Geiſtern gehört, und daß er, bei ſeiner ausgedehnten wiſſenſchaftlichen und philoſophiſchen Bildung, bei ſeiner logiſchen Strenge und Schärfe und ſeiner kühnen, unabhängigen Denkweiſe, keinen gewöhnlichen Einfluß auf ſein Land und ſeine Zeit auszuüben beſtimmt iſt.“ Beſonders einverſtanden erklärt ſich unſer Amerikaner mit dem Kampfe, den Fr. gegen die Neuſcholaſtiker (und deren Organ in Deutſchland „der Katholik“) geführt hat. „Wir erkannten in ihm einen kühnen, kräftigen und unabhängigen Schriftſteller, der ſichtlich einen braven Kampf für die Freiheit der katholiſchen Wiſſenſchaft ſtreitet gegen eine Politik, welche uns das Genie und Talent zu hemmen und das Uebergewicht in Literatur und Wiſſenſchaft den Feinden unſeres Glaubens zu laſſen ſcheint zur bedenklichen Gefährdung ſowohl der Religion als Civiliſation; wir fanden auch, daß „der Katholik“ ihn mit Gründen angreife, die nicht aus der Vernunft oder Offenbarung entlehnt ſind, ſondern von Selbſtſucht, Leidenſchaft, Vorurtheil ꝛc. herſtammen, und zwar in jenem anmaßenden, verurtheilenden und ſalbungsvollen Tone, der zu oft von katholiſchen Zeitſchriften und Journalen zu hören iſt; und wir fühlten, daß er und wir bis zu einem gewiſſen Punkte an einem gemeinſamen, großen und nothwendigen Werke arbeiten, und daß wir ihm nur wie einem Mitarbeiter begegnen und unſere Theilnahme anbieten konnten.“

## Mannigfaltiges.

— Der politiſche Umſchwung in Frankreich. Nachſtehende Worte, mit welchen die Revue des deux Mondes vom 15. Juli einen Artikel über die Wahlen in Frankreich eröffnet, ſind bezeichnend für die Situation und für die Ausſichten dieſes Landes: „Frankreich hat ſich wiedergefunden und der Geiſt von 1789 iſt neu erſtanden. Gleich dem Rhone, verliert und verbirgt ſich zuweilen die Strömung dieſes Geiſtes; in einiger Entfernung aber erſcheint der Strom wieder breit und mächtig, um die Landſchaften, die ſeine Ufer bekränzen, zu erquicken und zu befruchten. Es war eine ausgemachte Sache, daß die reactionaire Bewegung, die der Stoß von 1848 hervorgerufen, eines Tages ein Ende nehmen müſſe und daß die entmannende Einſchüchterung der öffentlichen Meinung nicht ewig währen könne. Eine Seekrankheit, die man ſich bei einem Sturme zugezogen, hört mit dem Sturm auch wieder auf. Diejenigen, welche Frankreich zur Zeit der Revolution ein wenig beobachtet hatten, wußten ſehr wohl, daß es, wenn einmal die Zeit gekommen, wo es ſich wieder aufrichtet, dies mit Entſchiedenheit thun werde. Inzwiſchen meinten ſelbſt die Vertrauensvollſten nicht, daß dies ſo bald möglich ſei. Von den nächſten Wahlen erwartete man erſt die Anzeichen, die bereits bei den diesjährigen eingetreten. Wir ſind dem alſo um fünf bis ſechs Jahre zuvorgekommen. Jedermann weiß jetzt, daß, abgeſehen von ſolchen Ereigniſſen, die den Gang der Begebenheiten zu verzögern oder zu beſchleunigen vermögen, bei der erſten Gelegenheit, wo die Stimme der Wähler ſpricht, das liberale Frankreich es ſein wird, das wir hören werden, und vor dieſer Stimme werden alle anderen verſtummen.“

— Die neuaufgefundenen Memoiren Karl's V., deren in Nr. 48 des vor. Jahrg. ausführlich gedacht worden iſt, ſind nunmehr auch in deutſcher Ueberſetzung erſchienen, welche Profeſſor L. A. Warnkönig, der wohlbekannte Verfaſſer der flandriſchen Staats- und Rechtsgeſchichte, nach der franzöſiſchen Verſion des Barons Kervyn de Lettenhove, und zwar ſo viel wie möglich im genauen Anſchluſſe an die Satz- und Gedankenbildung der kaiſerlichen Aufzeichnungen, verfertigt hat. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß der kaiſerliche Selbſtbiograph gerade in den Theilen ſeines Werks, welche den Kampf mit den proteſtantiſchen Fürſten und die Ordnung der deutſchen Verhältniſſe in den Jahren 1547 und 1548 betreffen, am ausführlichſten wird und zu Reflexionen hinneigt, die gegen die ſonſt chronikenartig trockene Aufzählung ſeiner Kriegszüge und Staatsactionen ſehr vortheilhaft abſticht. Der Gang der Verhandlungen, die der Eröffnung der Feindſeligkeiten vorangingen, namentlich die Verabredungen mit dem päpſtlichen Hofe, an deſſen allzu hitzigem Losſchlagen beinahe der ganze Feldzugsplan zu Grunde gegangen wäre, die politiſchen und taktiſchen Fehler der proteſtantiſchen Verbündeten, werden vom Kaiſer mit der größten Lebendigkeit und Anſchaulichkeit dargeſtellt und beleuchtet, ſodaß dieſe Memoiren als Quellenwerk für die politiſche Geſchichte der deutſchen Reformation von nicht geringer Bedeutung ſind.

— Gachard's und Mouy's Unterſuchungen über Don Carlos und Philipp II. Der belgiſche Archivar Gachard, dem die ſpaniſchen Archive von Simancas zu ſeiner intereſſanten Publication über Kaiſer Karls V. letzte Lebensjahre Anlaß gegeben, hat dort auch den Stoff zu einem nicht minder intereſſanten, hiſtoriſchen Werke über den Infanten Don Carlos und ſein Verhältniß zu ſeinem Vater, König Philipp II., gefunden.* Gleichzeitig iſt in Paris, von Herrn Charles de Mouy, nach denſelben archivaliſchen Quellen eine eingehende Unterſuchung über denſelben Gegenſtand erſchienen.** Beide Darſtellungen ſtimmen in ihren Reſultaten weſentlich mit einander überein, bieten jedoch, was den Charakter der von ihnen geſchilderten Perſonen und hiſtoriſchen Ereigniſſe betrifft, nichts Unerwartetes oder Neues dar, da die Beiträge „zur Geſchichte des Don Carlos,“ die Leopold Ranke bereits im Jahre 1829 in den Wiener „Jahrbüchern der Literatur“ veröffentlichte, und die von Friedrich v. Raumer im Jahre 1831 in ſeinen „Briefen aus Paris“ publizirten Nachforſchungen über die Geſchichte des Don Carlos ſowohl dieſen Prinzen, als ſein Zerwürfniß mit Philipp II., in ihrem wahren Lichte darſtellen — in einem Lichte, das allerdings alle älteren romantiſchen Vorſtellungen in Bezug auf den Prinzen vollſtändig zerſtört hat.

— Die letzte Königin der Sikhs ſtirbt in England. Dieſer Tage iſt in London eine Frau geſtorben, deren Leben eines der ſeltenſten Bilder wechſelnder Schickſale bot; es war die Maharani („Großfürſtin“) Dſchindikor, einſt die Lieblings-Gemahlin des Randſchit-Singh, Königs von Lahore. Sie war eine der ſchönſten und der grauſamſten Frauen, die je gelebt. Ihre Schönheit konnte die Männer wahnſinnig machen; ſie war gebieteriſch und unnahbar vor Hochmuth; wer ihren ehrſüchtigen Plänen nur eine Sekunde lang hindernd war, deſſen Kopf mußte fallen. Allgewaltig ſchon zu Lebzeiten ihres Gemahls, der das Reich der Sikhs gegründet, ließ ſie drei Söhne deſſelben von einer andern Günſtlingin einkerkern und umbringen, um ihrem Sohne Dhulip Singh den Thron zu verſchaffen. Ihr Reichthum war ungeheuer. Sie verließ den Palaſt nie anders als in Tragſeſſeln von maſſivem Gold und Silber; ſie beſaß mehr Diamanten und Perlen als alle Kaiſerinnen und Königinnen Europa's zuſammen; der weltberühmte Diamant Kohinur diente ihr täglich zum Stirnſchmuck. Nach dem Tode ihres Gemahls hat ſie als Reichsſtatthalterin für ihren Sohn zweimal den Engländern den Krieg erklärt. Beſiegt, entthront, ihrer Reichthümer beraubt, hat ſie die letzten fünfzehn Jahre ihres Lebens als Verbannte in dem Land ihrer Beſieger, in England, verbringen müſſen, vergeſſen und verarmt. Sie erlebte, daß ihr Sohn, dem ſie durch Gräuelthaten den Thron ſichern wollte, in England den Glauben ſeiner Väter abſchwor, einen Jahresgehalt und den Orden des Südſterns annahm, der zum Andenken der Bewältigung Oſtindiens gegründet worden. Allein ſie blieb ihren Grundſätzen und ihrem Glauben ſo treu, daß ſie ſeit der Taufe ihres Sohnes nie mehr mit ihm an Einem Tiſche aß, und nie duldete, daß er denſelben Teppich betrat wie ſie. Sie ſtarb vergeſſen von der Welt, nur von einigen Dienern umgeben. Jetzt hat ſich noch ein Streit über ihrer Leiche erhoben; ihr Sohn will ſie nach europäiſcher Weiſe begraben laſſen; ihre Diener wollen, daß die Leiche unter den heiligen Bräuchen der Sikhs verbrannt und die Aſche zu den Ufern des Ganges gebracht und in den heiligen Fluß verſenkt werde, wie die Maharani es auf ihrem Todbette vorgeſchrieben.

* Don Carlos et Philippe II. Par Gachard. 2 vol. (XXII u. 736 S.) Bruxelles 1863.

** Don Carlos et Philippe II. Par Charles de Mouy. (VI. u. 336 S.) Paris 1863.

J. C.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig. Druck von Gieſecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in Leipzig.

# Magazin für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen, welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe ꝛc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn F. Pehr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in Berlin.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 3 Thlr, halbjährlich 2 Thlr, vierteljährlich 1 Thlr, wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 34. Mittwoch, den 26. Auguſt 1863. 32. Jahrgang.

## Inhalt:

Frankreich. Seite
Das Leben Jeſu, von Renan. I. . . . . . . . . . . . . . 397
Schweiz.
Zur Autorſchaft der Stunden der Andacht . . . . . . . . . . . 399
Italien.
Der Hausfreund, ein Volkskalender . . . . . . . . . . . . 400
England.
Das Geheimniß des Nils . . . . . . . . . . . . . . 401
Polen.
Die Expedition Wyſocki's nach Volhynien . . . . . . . . . . 402
Deutſchland und das Ausland.
Internationale Titulaturen. Die Slaven nach ihren eigenen Sprichwörtern 404
Deutſche Städtegeſchichten . . . . . . . . . . . . . . 407
Mannigfaltiges.
Der deutſche Fürſtentag und die Bundesreform . . . . . . . . . 408
Oeſterreichiſche Staatsmänner über Steuern und Abgaben . . . . . . „
Das Trauerſpiel der Reſtauration . . . . . . . . . . . . „
Dr. Steudner's Tod in Afrika . . . . . . . . . . . . . „
Eine neue Sammlung franzöſiſcher Schriftſteller . . . . . . . . „

## Frankreich.

### Das Leben Jeſu, von Renan.

I.

Das Buch Renan's über das Leben Jeſu, das den erſten Theil der Histoire des origines du Christianisme bildet, hat, wie ſich erwarten ließ, in Frankreich ein bedeutendes Aufſehen erregt und dürfte es auch nicht minder in Deutſchland. Die Urtheile über daſſelbe werden, je nach dem verſchiedenen religiöſen Standpunkte der Leſer, verſchieden ausfallen; wir wollen ihnen nicht vorgreifen, ſondern uns darauf beſchränken, einfach den weſentlichen Inhalt des Buches vorzulegen.

In der Einleitung handelt der Verfaſſer hauptſächlich von den Quellen. Er verweiſt zunächſt für die Kenntniß des Details auf mehrere Hülfsbücher, darunter auch auf das Leben Jeſu von Strauß.** Sodann führt er als die Hauptquellen fünf Sammlungen von Schriften vor, die er, außer einer Menge von zerſtreuten Notizen, vorzugsweiſe benutzt hat: die Evangelien und übrigen Schriften des N. T., die Apokryphen des A. T., beſonders das Buch Daniel und Henoch, die Werke Philo's, die des Joſephus und die Schriften des Talmud. Der Verfaſſer folgt in ſeiner Geſchichte bald dieſem, bald jenem der vier Evangeliſten. Matthäus iſt ihm der treueſte Ueberlieferer der Reden Chriſti, Marcus der des geſchichtlichen Stoffes. Ihnen beiden ſteht Lucas nach, deſſen Schrift augenſcheinlich eine juden-chriſtliche Tendenz hat. Im Evangelium Johannis beruht das Geſchichtliche auf Erinnerungen des Johannes und ſeiner Schüler und iſt daher von bedeutendem hiſtoriſchen Werthe; die Reden Jeſu hingegen tragen die Farbe, die ihnen die gnoſtiſche Schule von Epheſus aufgetragen hat. Die Evangelien ſind zum Theil legendenhaft, weil ſie voll von Wundern und übernatürlichen Erſcheinungen ſind. Der kritiſche Geſchichtſchreiber muß aber aus ſeiner Erzählung alles Wunderbare verbannen. Jedes Wunder ſetzt entweder Leichtgläubigkeit oder Täuſchung voraus, und es iſt die Pflicht des Hiſtorikers, es zu erklären und zu unterſuchen, was es Wahres und was es Irrthümliches enthält. Ein großer Vortheil entſtand dem Verfaſſer daraus, daß er die Oertlichkeiten, in denen die evangeliſche Geſchichte ſpielt, auf einer Reiſe während der Jahre 1861 und 1862 genau kennen gelernt hat. „Ich hatte, ſagt er, ein fünftes Evangelium vor Augen, zwar ein ſehr zerriſſenes, aber doch noch immer lesbares; denn hier trat mir aus den Berichten des Matthäus und Marcus, anſtatt eines abſtracten Weſens, deſſen wirkliche Exiſtenz man leugnen könnte, eine wunderbare menſchliche Perſönlichkeit, die ich leben und handeln ſah, entgegen." Der Verfaſſer hat nicht eine Theorie der Lehre Chriſti gegeben, ſondern die biographiſche Form vorgezogen, weil in der Geſchichte die Menſchen mehr gelten als die Theorien. Das Chriſtenthum iſt ein Werk Jeſu, Pauli und Johannis; die Geſchichte dieſer Männer iſt zugleich die Geſchichte der Uranfänge des Chriſtenthums. Um die erhabenen Geiſter der Vergangenheit wieder aufleben zu laſſen, darf der Biograph beanſpruchen, daß man ihm ein wenig Divination und Conjektur geſtatte. Ein großes Leben iſt ein organiſches Ganzes, das nicht aus der einfachen Zuſammenfügung einzelner Thatſachen hervorwachſen kann. Es gehört ein tiefes Verſtändniß dazu, aus ihnen eine Einheit zu ſchaffen. Wollte ein Künſtler die Athene des Phidias nach den Texten, die ihre Beſchreibung liefern, herſtellen, ſo würde er ein nüchternes, eckiges, gekünſteltes Werk erhalten. Die Texte bedürfen der Auslegung des Geſchmacks; ſie müſſen gedrehet und gewendet werden, bis ſie ſich an einander fügen und ein Ganzes liefern, worin alle gegebenen Einzelheiten ſich harmoniſch verſchmelzen. Wäre man aber alsdann auch ſicher, Zug für Zug die griechiſche Natur zu beſitzen? Nein! Aber wir würden wenigſtens nicht die Karrikatur haben; es würde den Geiſt im Allgemeinen wiedergeben; es wäre eine der Arten, wie die Athene hätte exiſtiren können. „Wenn Liebe zu einem Gegenſtande, ſo ſchließt der Verfaſſer ſeine Einleitung, zum Verſtändniß deſſelben dienen kann, wird man wohl erkennen, daß dieſe Bedingung mir nicht gemangelt hat. Um die Geſchichte einer Religion zu ſchreiben, iſt es erſtens nöthig, daß man an ſie geglaubt habe, weil man ſonſt nicht begreifen kann, wodurch ſie das menſchliche Herz freudig bewegt und befriedigt hat, und zweitens, daß man nicht mehr auf abſolute Weiſe an ſie glaube; denn der abſolute Glaube iſt unverträglich mit der Wahrheit der Geſchichte. Aber die Liebe kann auch ohne den Glauben beſtehen. Hängt man auch nicht an einer der Glaubensformen, ſo entſagt man doch nicht dem Wohlgefallen an dem, was ſie Gutes und Schönes enthalten. Keine vergängliche Erſcheinung erſchöpft die Gottheit. Gott hat ſich vor Jeſus offenbart, Gott wird ſich nach ihm offenbaren. Die Offenbarungen des im Innerſten des menſchlichen Bewußtſeins verborgenen Gottes gehören, wie verſchieden ſie auch an Tiefe ſein mögen, doch alle Einer Ordnung an, nur daß die göttlichſten zugleich die erhabenſten und freiwilligſten ſind. Jeſus gehört alſo nicht ausſchließlich denen an, die ſich ſeine Schüler nennen; ihm huldigen Alle, die ein menſchliches Herz im Buſen tragen. Sein Ruhm beſteht nicht darin, daß man ihn außerhalb der Geſchichte ſtellt; man erweiſt ihm einen wahreren Cultus, wenn man zeigt, daß die ganze Geſchichte ohne ihn unbegreiflich iſt."

Das Chriſtenthum iſt aus dem Judenthum hervorgegangen. Die Juden, nachdem ſie ihre Selbſtändigkeit durch die Babylonier eingebüßt hatten, gaben ſich ganz der religiöſen Richtung hin. Unbekümmert um politiſche Macht, fügten ſie ſich willig jeder fremden Herrſchaft, wenn ſie ihnen nur ihren Gottesdienſt ließ; ſie kannten keinen anderen Feind als

* Vie de Jesus. Par Ernest Renan. Paris, Michel Lévy frères. Es liegt uns auch bereits eine deutſche Ueberſetzung dieſes Werkes vor: „Das Leben Jeſu. Von Ernſt Renan. Deutſch von Ludwig Eichler" (Berlin, Reinhold Schlingmann, 1864). Nach einer flüchtigen Durchſicht erſcheint uns die Arbeit gewandt und leicht verſtändlich, obwohl bei der Eile, mit der dieſes Ueberſetzungswerk unternommen wurde, Mißverſtändniſſe und kleine Fehler unvermeidlich waren.

** Vgl. Magazin, 1863, Nr. 30, S. 360.

Digitized by Google

den der göttlichen Einheit und kein anderes Vaterland als das Geſetz. Und dieſes Geſetz war ganz ſozial und moraliſch. Es war das Werk von Männern, durchdrungen von einem hohen Ideal des gegenwärtigen Lebens, das zu realiſiren ſie die beſten Mittel gefunden zu haben glaubten. Das ganze indo-europäiſche Alterthum hat das Paradies an den Anfang geſtellt, alle ſeine Dichter hatten das entſchwundene goldene Zeitalter beweint; Iſrael ſetzte die goldne Zeit in die Zukunft; es fühlte, daß ihm die Zukunft gehöre; es war wahrhaft und ausſchließlich das Volk Gottes, aus dem der Meſſias, der Erlöſer der Welt von dem Aberglauben und religiöſen Materialismus der heidniſchen Völker, hervorgehen ſollte. Die Verfolgungen des Antiochus Epiphanes ſteigerten dieſe Ideen zur Leidenſchaft. Noth und Verzweiflung warfen die Gläubigen in die Welt der Träume und Viſionen. Die erſte Apokalypſe, das Buch Daniel, gab den meſſianiſchen Hoffnungen ihren letzten Ausdruck. Der Meſſias war nicht ein König nach Art David's und Salomo's, nicht ein theokratiſcher und moſaiſcher Cyrus: er war „der Menſchenſohn, erſcheinend in der Wolke, der da reichte bis zu dem Alten der Tage“ (Dan. 7, 13), ein übernatürliches Weſen in Menſchengeſtalt, beauftragt, die Welt zu richten und die goldne Zeit herbeizuführen. Der unbekannte Verfaſſer des Buches Daniel hat jedenfalls einen entſchiedenen Einfluß auf das künftige religiöſe Ereigniß gehabt, das die Welt umformen ſollte. Er lieferte die Scenerie und die techniſchen Ausdrücke für das neue Meſſiasthum. So tief und leidenſchaftlich auch dieſe neue Bewegung unter den Juden war, ſo ging ſie doch nicht von beſtimmten Dogmen aus, wie dies in allen Kämpfen, die ſich im Schoße des Chriſtenthums erhoben haben, der Fall war. Der Jude jener Zeit war ſo wenig als möglich Theolog; er ſpekulirte nicht über das Weſen der Gottheit. Der Glaube an Engel, von der Endbeſtimmung der Menſchen, von den göttlichen Perſönlichkeiten, deren erſte Keime ſchon bemerkbar waren, trat nicht als Dogma auf. Selbſt die Orthodoxeſten blieben dieſen phantaſtiſchen Vorſtellungen fremd. Die oft heftigen Diſputationen betrafen nur immer das Geſetz, nie die theologiſche Speculation. Die Dogmatik iſt erſt ein Erzeugniß des Chriſtenthums, als vom 3. Jahrhundert an die Dialektiker und Metaphyſiker ſich die Entſcheidung über Sachen der Religion anmaßten. Das Judenthum gebietet die Beobachtung des Geſetzes, weil das Geſetz gut iſt und zum Glücke führt; es kennt kein Credo, kein Symbol. Während der Regierung der letzten Hasmonäer und des Herodes wuchs die Aufregung immer mehr. Auch in der römiſchen Welt hatte die Umwandlung der Staatsform durch Auguſtus die Geiſter in eine mächtige Spannung verſetzt. Nach langen Perioden von Kriegen und Revolutionen trat mit Auguſtus die Aera des Friedens ein und erweckte überall mehr oder minder phantaſtiſche Hoffnungen.

In dieſer Zeit, um 750 nach Rom's Erbauung, ward Jeſus in Nazareth, einer kleinen Stadt Galiläa's, geboren. Die Legende giebt ihm Bethlehem, die Davidsſtadt, zum Geburtsorte. Seine Eltern waren der Zimmermann Joſeph und Maria, die von ihrer Arbeit weder im Wohlſtande, noch in Armuth lebten. Er war der Aelteſte von mehreren Brüdern und Schweſtern. Diejenigen, die im Evangelium ſeine Brüder heißen, waren wahrſcheinlich ſeine Vettern; ſeine Mutter und ſeine wahren Brüder erhielten erſt nach ſeinem Tode eine gewiſſe Wichtigkeit. Die Gegend von Nazareth iſt fruchtbar und anmuthig; kein Ort in der Welt iſt ſo geſchaffen für Träume eines abſoluten Glückes, wie dieſer. Die Erziehung Jeſu war die damals und noch heute im Orient gewöhnliche. Er lernte leſen und ſchreiben. Es iſt zweifelhaft, ob er die heiligen Schriften in der Urſprache verſtanden habe; die Biographen laſſen ihn immer den Text nach der aramäiſchen Ueberſetzung citiren. Die Methode ſeiner Auslegung war ganz im Geiſte der Targums und Midraſchim. Ob er Griechiſch verſtanden habe, iſt ſehr zu bezweifeln. Die Kenntniß des Griechiſchen war nur im Beſitz der helleniſtiſchen Juden mit Ausnahme weniger paläſtinenſiſcher, wie des Nikolaus von Damaskus und des Joſephus. Er kannte weder die Aſketik der Eſſäer und Therapeuten, noch die Schriften des Philo, ebenſo wenig die bizarre Scholaſtik der jeruſalemiſchen Schriftgelehrten, woraus der Talmud hervorgegangen iſt. Doch waren ihm Hillel's Leben und Lehren nicht unbekannt. Hillel lebte um 50 v. Chr.; viele ſeiner aphoriſtiſchen Lehrſätze finden wir bei Jeſus wieder, und in der Demuth, in der Geduld, womit er ſeine Armuth ertrug, in der Sanftmuth, in der Oppoſition gegen Heuchler und ſcheinheilige Prieſter war er Jeſus ein Vorbild. Aus der Lectüre der heiligen Schrift ſchöpfte Jeſus nicht Stoff zur ſpitzfindigen Erklärung der Geſetze, ſondern ihn zog das Poetiſche und Myſteriöſe in den Pſalmen und den Propheten an, beſonders was in Beziehung zu der meſſianiſchen Zeit ſtand. Er theilte den damaligen Geſchmack für allegoriſche Erklärungen. Vor allen anderen Schriften machte das Buch Daniel einen gewaltigen Eindruck auf ihn. Der Verfaſſer dieſes Buches, der wahre Schöpfer der Philoſophie der Geſchichte, hatte es zum erſten Male gewagt, auszuſprechen, daß die Bewegungen der Welt und die Wechſel der Reiche nur untergeordnete Erſcheinungen ſeien, die das Geſchick des jüdiſchen Volkes erfüllen helfen. Vielleicht las Jeſus auch die Bücher Henoch und andere Schriften ähnlicher Art, die ihn mit den höchſten Hoffnungen erfüllten. Die Ankunft des Meſſias mit ihren Herrlichkeiten und Schrecken, die gegenſeitige Vernichtung der Nationen, der Einſturz des Himmels und der Erde waren die beſtändige Nahrung ſeiner Phantaſie, und da man ſich dieſe Revolution nahe dachte, und Viele ſelbſt die Zeit des Eintreffens berechneten, ſchien ihm das Uebernatürliche ſolcher Viſionen ſchon von Anfang an ganz natürlich und einfach. Von der wirklichen Beſchaffenheit der damaligen Welt hatte er gewiß keine Kenntniß. Sein Geſichtskreis beſchränkte ſich auf ſeine abgeſchloſſene ländliche Heimat, in die keine Kunde von der Außenwelt drang. Die höhere Geſellſchaft, die er nicht kannte, dachte er ſich mit der Naivetät eines jungen Landmannes, der nie ſein Dorf verlaſſen hat. Die Könige und die Großen ſind ihm Leute, die ſchöne Kleider tragen (Matth. 11, 8). Von der griechiſchen Wiſſenſchaft und Philoſophie, die die Götter für Wahnbilder erklärte, die Wunder und die übernatürliche Einwirkung höherer Weſen leugnete, und die Welt nach beſtimmten Naturgeſetzen regiert werden ließ, hatte er keine Ahnung. Er theilte die Vorurtheile ſeiner Landsleute, die damals, wie zu keiner andern Zeit, von einer beſondern Wunderſucht beſeſſen waren. Er glaubte an den Teufel als eine beſondere Gottheit des Böſen; er ſah, wie Jedermann damals in gewiſſen Krankheiten der Nerven Wirkungen der böſen Geiſter. Das Wunderbare war ihm nicht das Ungewöhnliche, ſondern der natürliche Zuſtand. Er war überzeugt, daß Menſchen mit Gott in ein traulicheres Verhältniß treten könnten, und er kannte die Macht des Glaubens.

Sein Charakter entwickelte ſich zeitig. Die Legende gefällt ſich, ihn von Kindheit an in Widerſpruch gegen die elterliche Autorität zu ſetzen; ſie läßt ihn ſeinen eigenen Weg verfolgen, ſeinen Beruf zu erfüllen. So viel iſt gewiß, daß ihm die verwandtſchaftlichen Beziehungen wenig galten. Wie alle Menſchen, die ausſchließlich von einer Idee erfüllt ſind, hielt er wenig von den Banden des Blutes und ſpäter ſollte er in ſeiner kühnen Empörung gegen die Natur noch weiter gehen und alles Menſchliche: Verwandtſchaft, Liebe, Vaterland, von ſich ſtoßen für die einzige Idee, in der ſich ihm die abſolute Form des Guten und Wahren offenbarte. Der Orient kennt keine Trennung des Menſchen in Leib und Seele; er weiß nichts von einer Unſterblichkeit der Seele, wie ſie die griechiſchen Philoſophen lehrten. Den Juden war Lohn und Strafe nicht in einem Jenſeits, ſondern in der ſichtbaren Welt verſprochen. Die treue Ausübung des Geſetzes verbürgte ihnen das Glück auf Erden. Doch ſtand damals die Wirklichkeit im offenbaren Widerſpruche mit den Verheißungen. Nie hatten die Juden die Geſetze treuer befolgt, und nie waren ihre Leiden größer als damals. Der Grundſatz des weiſen Antigonus aus Socho (190 v. Chr.): „Man muß die Tugend nicht üben wie ein Knecht des Lohnes wegen, ſondern man muß tugendhaft ſein auch ohne Ausſicht auf Lohn,“ genügte der Menge nicht. Die Phariſäer fanden in der Lehre von der Auferſtehung der Todten den Troſt für die Zukunft: die Gerechten werden in der Zeit des Meſſias wieder aufleben, um die Könige und Richter der Welt zu werden. Dieſer Glaube, wenn er auch nicht dogmatiſch feſt beſtimmt war und in verſchiedenen Formen auftrat, brachte in den Gemüthern der Juden eine ungeheure Gährung hervor. Auch Jeſus war früh von ihm durchdrungen; kein Zweifel trat in ſeiner Seele dagegen auf, vielmehr beſtätigte ihn darin das, was in ſeiner Nähe verging. Eiferer für das Geſetz traten in offener Empörung gegen die Römermacht auf und ertrugen Marter und Tod freudig und ſtandhaft. Damals lehnte ſich der Galiläer Juda gegen den Cenſus und die Steuer, die die Römer einführten, auf und bildete eine Partei, deren Grundſatz war, keinen Herrn über ſich zu erkennen als Gott, und die Freiheit mehr zu lieben als das Leben. Der Aufſtand wurde von dem Procurator Coponius unterdrückt; aber die Partei dauerte fort. Jeſus kannte jedenfalls die Beſtrebungen dieſer Männer und wahrſcheinlich im Gegenſatz zu ihnen ſprach er den Grundſatz aus: „Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers, und Gott, was Gottes iſt.“ Er träumte von einem andern Reiche und einer andern Befreiung.

Galiläa war damals ein ungeheurer Schmelzofen, worin die verſchiedenſten Elemente in Fluß geriethen. Eine ungewöhnliche Verachtung des Todes, oder vielmehr ein Drang zu ſterben, war die Folge einer ſolchen fanatiſchen Aufregung. Die Revolution, oder mit anderem Ausdrucke das Meſſiasthum, erfüllte alle Köpfe. Man glaubte ſich am Vorabende der großen Wiedergeburt der Dinge, und die Schrift, auf tauſendfach gezwungene Weiſe ausgelegt, gab den ausſchweifendſten Hoffnungen Nahrung.

Digitized by Google

Den Gegenſatz zu Galiläa bildete das eigentliche Judäa und beſonders Jeruſalem. Die ſtarre, öde und trockene Natur Jeruſalem's prägte ſeinen Bewohnern den Charakter der Starrheit und Unbeweglichkeit auf; es war die Heimat der talmudiſchen Caſuiſten, der grübelnden Schriftgelehrten, der aſketiſchen Frömmler. Jeſus machte jährlich mit ſeinen Eltern die Feſtreiſe nach Jeruſalem; doch fühlte er ſich immer wieder aus der düſtern Stadt in ſeine lachende Heimat hingezogen. Nach dem Tode Joſeph's zog Maria von Nazareth nach Cana, woher ſie vielleicht gebürtig war, und ihre Familie mit ihr. Hier war es, wo Jeſus zuerſt ſich berufen glaubte, das Reich Gottes oder des Himmels, das Alle erſehnten, zu verkünden. Das Reich Gottes iſt in Euch, ſagte er zu denen, die äußere Zeichen des nahenden Gottesreiches verlangten. Noch war ſeine Lehre rein von aller dogmatiſchen Beimiſchung, noch lehrte er nichts, als daß Gott unſer Vater, wir ſeine Kinder ſeien. Seine Lehre trug er nach damaliger Art in kurzen, oft räthſelhaften und bizarren Sätzen vor. Einige entnahm er aus den Büchern der Schrift, andere waren Sentenzen ſpäterer Weiſen, wie des Antigonus aus Socho, des Jeſus Sirach, Hillel's u. A., die zu ihm durch Ueberlieferung gedrungen waren. Sie empfahlen Demuth, Vergebung, Barmherzigkeit, Strenge gegen ſich und Milde gegen Andere, Gottvertrauen und dgl. Das moſaiſche Geſetz verwarf er nicht, wenn er auch auf die ſtrenge Ausübung deſſelben kein beſonderes Gewicht legte. Eine Schule oder Sekte zu bilden, lag ihm noch ganz fern. Dies war die ſchönſte Zeit ſeiner Wirkſamkeit. Der Verfaſſer ſagt von ihr:

„Der Tag, wo der junge Zimmermann aus Nazareth anfing, ſeine Lehrſprüche, die größtentheils ſchon bekannt waren, aber durch ihn erſt die Welt verjüngen ſollten, zu verkünden, war dies nicht ein Aufſehen erregendes Ereigniß? Es war ein Rabbi mehr, um den ſich einige junge Leute ſchaarten. Noch gab es keine Chriſten, aber das wahre Chriſtenthum war gegründet, und gewiß war es nie vollkommener, als in dieſem erſten Anfange. Jeſus konnte nichts Dauerndes mehr hinzufügen: ja, in gewiſſem Sinne hat er ſpäter ſelbſt ſeiner Lehre geſchadet. Man geht nie unbefleckt aus dem Kampfe des Lebens. Das Gute lehren genügt nicht; man muß ihm auch Geltung unter den Menſchen zu verſchaffen ſuchen. Dazu ſind minder reine Mittel nöthig. In der That, wenn ſich das Evangelium auf einige Kapitel des Matthäus und Lucas beſchränkte, es würde vollkommner ſein und nicht Stoff zu ſo vielen Ausſtellungen geben. Wäre Jeſus geſtorben in dieſem erſten Abſchnitte ſeiner Laufbahn, ſo gäbe es in ſeinem Leben nicht manche Seite, die uns verletzte; aber, größer in den Augen Gottes, wäre er den Menſchen unbekannt geblieben; er würde ſich in der Menge der unerkannten großen Seelen, gerade der beſten von allen, verloren haben. Die Wahrheit würde nicht verbreitet worden ſein und die Welt keinen Nutzen gezogen haben von der hohen Moral, die ſein Vater ihm enthüllt hatte. Jeſus Sirach, Hillel u. A. hatten ganz ähnliche erhabene Sittenſprüche gelehrt; doch werden ſie nie für die Gründer des Chriſtenthums gelten. In der Moral wie in der Kunſt iſt Sagen Nichts, Thun Alles. Die Idee, die einem Gemälde Raphael's zu Grunde liegt, gilt wenig; das Gemälde allein zählt. In der Moral erhält die Wahrheit nur dann einen Werth, wenn ſie in das Gefühl übergeht, und ſie erreicht ihre ganze Bedeutung nur dann, wenn ſie ſich in der Welt an der Thatſache realiſirt. Menſchen von mittelmäßiger Moralität haben die ſchönſten Maximen geſchrieben, und ſehr tugendhafte Menſchen andererſeits haben nichts gethan, um der Welt ihre Tugenden zu überliefern. Die Palme wird dem, der mächtig war in Worten und Werken, der das Gute gefühlt und es mit dem Preiſe ſeines Blutes hat triumphiren laſſen."

## Schweiz.

### Zur Autorſchaft der Stunden der Andacht.

Eine hochgeehrte Leſerin unſerer Zeitſchrift findet ſich durch den unter obiger Ueberſchrift in No. 29 des „Magazin" enthaltenen Artikel veranlaßt, gegen die Behauptung der Revue de Genève, daß nicht einzig und allein *Heinrich Zſchokke*, ſondern auch der Freiherr v. Weſſenberg und ein Verein anderer Mitarbeiter, die „Stunden der Andacht" geſchrieben, auf das Zeugniß von Zſchokke ſelbſt hinzuweiſen. In dem erſten Theile ſeiner trefflichen, lehr- und erinnerungsreichen „Selbſtſchau"* bekennt ſich Heinrich Zſchokke, in der berühmten Widmung dieſes Buches an ſeine Vaterſtadt Magdeburg, zum erſtenmale als Autor der „Stunden," und iſt dann ein beſonderes Kapitel in dem Abſchnitte: „Des Mannes Jahre" der Geſchichte der Entſtehung des mehrgedachten Werkes gewidmet. Zunächſt heißt es in der Widmung:

....„Die Ueberzeugungen des Mannes aber ſind noch die des Greiſes geblieben. In ihnen werde ich einſt freudig ſterben, und werde ich freudig gehn, wohin irgend im herrlichen Vaterhauſe mich unſer göttlicher Vater rufen wird. Sie ſind es noch, welche ich, in volksthümlicherer Sprache, einſt ſchon mit den „„Stunden der Andacht zur Beförderung des wahren Chriſtenthumes"" Leidenden zum Troſte, Irrenden zum Wiederfinden eines Weges, hadernden Kirchen zur Verſöhnung unter einander, und Allen zur Erſtarkung durch das Jeſuswort mitzutheilen gedachte."

Was die Geſchichte der Entſtehung dieſer Sammlung von Erbauungsſchriften für Gebildete betrifft, ſo erzählt darüber die „Selbſtſchau" (S. 246) Folgendes:

„Ich entſchloß mich, die religiöſen Ideen, welche das Ergebniß meines Forſchens, meiner eigenen inneren Kämpfe von früher Kindheit an, geweſen waren, allwöchentlich in einem *Sonntagsblatt* den Familien der Schweiz mitzutheilen. Folgenden Tages, auf einem Spaziergange, erfuhr Freund Remigius Sauerländer meinen Willen. Das Blatt ſollte zum niedrigſten Preiſe hingegeben werden, damit es auch den unbemittelten Haushaltungen zukomme; *meinen Namen aber ſollte die tiefſte Verſchwiegenheit decken*. Sauerländer gelobte dieſe und hat ſich als Mann von Wert bewieſen. Weder der Londoner Buchhändler Woodfall hat bei den „Junius-Briefen," noch der Edinburger Ballantyne bei den „Waverley-Romanen" Walter Scott's, ſein Geheimniß treuer bewahrt.

„So erſchien, mit Anfang des Jahres 1808 von Woche zu Woche ein Blatt von den „„Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Chriſtenthums und häuslicher Gottesverehrung."" Ich ſetzte die Blätter ununterbrochen acht Jahre lang fort. Nur ſparſam verirrten ſie ſich über die Gränze der Schweiz hinaus. Da aber, nach Vollendung des letzten Jahrganges, der Verleger ſie als ein Ganzes zuſammen drucken ließ, vernahm ich mit angenehmem Erſtaunen ihr Eindringen in die entfernteſten Gegenden. Manche Zuſchrift aus der Fremde, dem unbekannten Verfaſſer durch des Verlegers Vermittelung übermacht, beruhigte mich, den wohlthätigen Zweck nicht gänzlich verfehlt zu haben, dem ich die Morgenſtunden — mir wahrhaft heilige Stunden — von acht Wintern geweiht hatte."

Dieſes unverwerflichſte aller Zeugniſſe iſt allerdings ausreichend, die Konjekturen der Revue de Genève, die wahrſcheinlich auf einer Verwechſelung mit den ſogenannten „katholiſchen Stunden der Andacht" beruhen, vollſtändig zu widerlegen. J. L.

* * *

Nachdem Vorſtehendes bereits der Preſſe übergeben war, iſt uns vom Herrn Mitarbeiter in Genf folgende Berichtigung zugegangen:

Wir haben neulich eine Notiz über die angebliche Autorſchaft der „Stunden der Andacht" aus dem Journal de Genève mitgetheilt. In der Nummer vom 16. Auguſt des genannten Blattes erklärt nun Herr *Emil Zſchokke* Namens ſeiner Familie jene Angaben für durchaus unrichtig und nimmt die Verfaſſerſchaft des berühmten Erbauungsbuchs für ſeinen verſtorbenen Vater *ausſchließlich* in Anſpruch. In dem bezüglichen Schreiben heißt es dann weiter: „So groß auch unſere Verehrung für den edeln Freund unſeres Vaters ſein mag, ſo müſſen wir doch in Abrede ſtellen, daß Hr. v. Weſſenberg den geringſten Antheil an dem Buche hatte; weder er, noch irgendſonſt Jemand hat eine einzige Zeile dazu geliefert. Wir haben die genaueſten Angaben über Alles, was das fragliche Werk betrifft, und Heinrich Zſchokke hat überdies in ſeiner Selbſtbiographie in förmlichen Ausdrücken erklärt, daß er der alleinige Verfaſſer ſei. Die erſte Ausgabe dieſer Selbſtbiographie erſchien 1842, d. h. zu einer Zeit, wo Weſſenberg und die andern Schriftſteller, von welchen man vermuthete, daß ſie Antheil an der Redaction der „Stunden der Andacht" gehabt hatten, noch lebten, und dennoch hat man niemals, weder damals, noch während der ſeitdem verfloſſenen 21 Jahre, die geringſte Einſprache erhoben. Wenn die gegenwärtige Erklärung nicht genügen ſollte, und wenn man noch ferner die öffentliche Meinung durch ſolche Täuſchungen irre führen wollte, ſo würden wir genöthigt ſein, darin eine Verletzung der Ehre unſeres ſeligen Vaters zu erblicken, und wir würden nicht ermangeln, die nöthigen Schritte zu thun, um ſein Andenken gegen ſolche Angriffe zu ſchützen."

Der Brief des Herrn E. Zſchokke iſt aus Aarau vom 10. Auguſt

* Aarau, Sauerländer, 1842.

Digitized by Google

1863 datirt, und man muß jedenfalls ſeinem Verfaſſer Dank wiſſen, daß er in ſo entſchiedener Weiſe die intereſſante Frage aufklärt.

Genf. W. L.

# Italien.

## Der Hausfreund, ein Volkskalender.

L'amico di casa — ſo nennt ſich der Volkskalender, der nun ſchon ſeit zehn Jahren in immer größeren Mengen, jetzt in ganz Italien, ſich verbreitet. Von dem früheren katholiſchen Prieſter und Inquiſitor L. de Sanctis verfaßt, welcher jetzt einer der hauptſächlichſten Wortführer der evangeliſchen Vereine in Italien iſt, wird der „Hansfreund" von ſeinen Freunden und noch mehr von ſeinen Gegnern als ein mächtiges Evangeliſations-Mittel angeſehen, deſſen Wirkſamkeit ſich am beſten daran ermeſſen läßt, daß von der katholiſchen Seite eine Menge von Gegenſchriften unter ähnlichen Titeln, z. B. der Vero amico di popolo in Rom, verbreitet werden, um die vom Hausfreunde vertretene Richtung mit allen möglichen Waffen zu bekämpfen. Ein Buch, das ſeinen Abſatz nach Zehntauſenden bemißt (im Jahre 1862 wurden 80,000 Exemplare verkauft!), iſt jedenfalls eine Erſcheinung, die einige Beachtung verdient; wenn auch möglicherweiſe vorübergehend, gewährt ſie doch in die geiſtigen Zuſtände der Nation einen Einblick, den man oft aus literariſch viel werthvolleren Schöpfungen nicht in gleichem Maße zu gewinnen vermag. Der amico di casa iſt ein Glied in der Kette jener Bewegung im kirchlichen und religiöſen Leben Italiens, von der jüngſt in dieſen Blättern die Rede war. Ihre Natur wird noch klarer werden, wenn wir die hauptſächlichſten Schriften dieſer Gattung näher in's Auge faſſen.

Zuerſt alſo den Hausfreund. Er nennt ſich ſelbſt „illuſtrirter Volkskalender;" daß aber die Holzſchnitte, auf die das Beiwort ſich ſtützt, keine großen Kunſtwerke ſind, ergiebt ohne weiteren Commentar der Preis von 20 Centeſimi (circa 1 $^1/_2$ Sgr.). Vorn iſt die gewöhnliche Kalender-Einrichtung; bei jedem Monat iſt eine kernige Betrachtung über einen der vorzüglichſten Heiligen angebracht, in der die Legende und die daran geknüpfte kirchliche Praxis nach dem Maßſtabe des Evangeliums gewürdigt werden, nicht gerade in einem ſehr reſpektirlichen Tone. So heißt es im Februar bei der heiligen Apollonia: „Wenn die Katholiken ein bischen mehr Glauben hätten, ſo müßten alle Zahndoctoren ihren Beruf aufgeben. Denn die heilige Apollonia iſt die erklärte Beſchützerin gegen Zahnſchmerzen, ſie iſt die Heilige, welche die zu curiren hat, die ſich an ſie wenden. Das breviarium Romanum bemerkt zum 9. Februar, daß Apollonia eine alte Jungfer aus Alexandria war, der man, weil ſie ſich weigerte zu opfern, erſt alle Zähne ausriß und die dann verbrannt wurde oder vielmehr freiwillig in die Flammen ſprang. Wir wollen uns nicht erkühnen, Dinge von ſolcher Authenticität und von ſoviel infalliblen Päpſten bekräftigt zu bezweifeln; nur ein paar Fragen und zwar zu unſerer Belehrung." Und nun wird gefragt, ob der Selbſtmord, der ſonſt eine Sünde wider Gottes Gebot, bei der heiligen Apollonia heilig genannt werden darf; und wie die Heilige, die bei ihren Lebzeiten ihre eigenen Zähne nicht zu bewahren wußte, nach ihrem Tode die anderen Leute ſchützen kann; endlich, ob Prieſter, Mönche und Nonnen ſich bei Zahnſchmerzen an die heilige Apollonia oder nicht vielmehr an den nächſten Zahnarzt wenden? — Beim Namenstage von Pius V., dem letzten Papſte, den die römiſche Kirche unter die Zahl der Heiligen aufgenommen hat, werden viele Ausſprüche aus den Briefen dieſes furchtbarſten Ketzerverfolgers, der je auf dem Stuhle Petri geſeſſen, angeführt, darunter jenes Schreiben an Karl IX., worin der Papſt den König der Bartholomäusnacht auffordert, „dieſe verbrecheriſchen Ketzer auszurotten und alle Kriegsgefangenen niederzumachen ohne irgend welche Rückſicht, und ohne Mitleid, weil niemals Friede ſein kann zwiſchen Satanas und den Kindern des Lichts;" und die Ermahnung, die er an Katharina von Medici ſandte: „ſie möge ſich wohl hüten zu glauben, daß man irgend etwas Gott Wohlgefälligeres thun könne, als ſeine Feinde zu vertilgen aus Liebe zum katholiſchen Glauben." Gott ſagt (fügt der Hausfreund hinzu): Ich habe keinen Gefallen am Tode des Gottloſen, ſondern daß ſich der Gottloſe bekehre von ſeinem Weſen und lebe; und Pius V., den man an Altären verehrt, ſagte und that das vollſtändige Gegentheil! Und zum December wird der Rath erwähnt, den die von Julius III. niedergeſetzte Commiſſion von Kardinälen im Jahre 1553 zur Ausrottung der Reformation in Italien dahin ertheilte, „man müſſe vor allen Dingen und mit aller Kraft verhindern, daß die Bibel in der Landesſprache und von Laien geleſen würde, da zwiſchen ihr und den Einrichtungen der Kirche in der That ein ſehr großer Abſtand exiſtire, über den die Laien nicht aufhören würden, ſich zu beſchweren, daher möchte man dieſe paar Blätter abſolut verbergen, aber mit Vorſicht, um nicht Tumulte zu erregen." Dazu der Hausfreund: Die geiſtliche Macht und die weltliche Macht des Papſtes können vor der Bibel keinen Augenblick beſtehen. Läſe das Volk die Bibel mit Ernſt und im Glauben an das Wort Gottes, ſo müßte die ganze römiſche Bude in Stücken gehen. Denn wie verträgt ſich der geiſtliche Supremat des Papſtes über die Kirche mit Chriſti Wort: „Ihr ſeid alle Brüder, der Größte unter euch ſoll euer Diener ſein?" und wie die weltliche Herrſchaft mit dem Worte: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt, oder mit dem: die weltlichen Könige herrſchen und die Gewaltigen heißt man gnädiger Herr; ihr aber nicht alſo?"

Dann folgen, nach einer Ueberſichtstafel zur Reduction aller jetzt in Italien umlaufenden Münzſorten auf die Reichsmünze, ſieben „Geſchichten," der eigentliche Kern des Hausfreundes. Sie ſind alle religiöſen Inhalts, denn der Amico di casa ſpricht, wie er in ſeiner Vorrede ſagt, von Religion, obſchon er keine Sekte vertheidigt, und obſchon er ſich auf keine Polemik einläßt, die nicht in den Kalender gehört. Nichts deſtoweniger iſt die Sprache dieſer Geſchichten durchaus unumwunden antirömiſch. „Der unbekannte Gott wendet die Worte des Paulus: Männer von Athen, ich ſehe, daß ihr in allen Stücken allzu abergläubig ſeid, auf die heutigen Italiäner an; denn ſie verehren Gott gleichfalls ohne ihn zu kennen, mit Pomp und Ceremonien, goldenen, ſilbernen und ſteinernen Bildern." — „Battiſta" iſt die Geſchichte eines Handwerkers, der durch einen Zufall in die Verſammlung eines evangeliſchen Vereins geräth, dort die Bibel kennen lernt und durch ſie zum wirklichen Chriſten wird; von Intereſſe, weil die einfache Feier des Gottesdienſtes und der Abend-Verſammlungen dieſer meiſt aus Arbeitern beſtehenden Vereine eine ſehr eigenthümliche Erſcheinung in dem neuen Leben Italiens ausmachen. Die Geſchichte der Phokasſäule, die unter dem Pontificate Gregor's des Großen von dem römiſchen Senate aus antiken Trümmern zuſammengeflickt wurde, giebt Gelegenheit zu einem Ausfalle auf den Parteigeiſt der Päpſte, der ſelbſt in Gregor ſo ſtark geweſen, daß er den Phokas, dies moraliſche Ungeheuer, auf Koſten ſeines ehrenwerthen Vorgängers Mauritius erhoben habe, blos weil dieſer den päpſtlichen Anmaßungen einige Male entgegen getreten ſei. — „Lydia" und die „Bekehrung des Kämmerers aus Mohrenland" ſind Umſchreibungen aus der Apoſtelgeſchichte. Die Geſchichte der Israeliten in Italien enthält einen ſehr oberflächlichen Abriß der Verfolgungen, welche die Juden auf der appenniniſchen Halbinſel zu erdulden gehabt haben. (Im Großen und Ganzen iſt es ihnen dort beſſer ergangen, als irgend wo ſonſt in Süd- und Mitteleuropa, da das Volk im Mittelalter ſich ſelten zu Akten des religiöſen Fanatismus, wie ſie leider noch im 16. und 17. Jahrhundert in Spanien, Frankreich und Deutſchland vorkamen, hinreißen ließ, und da auch die Päpſte ihren Vortheil weit mehr in der Protection, als in der Verfolgung der in ihren Gebieten angeſiedelten, freilich bis auf die neueſte Zeit in ihren Rechten vielfach beſchränkten Israeliten gefunden haben.)

Etwas ausführlicher werde ich bei der letzten Geſchichte ſein; denn ſie iſt für den Ton dieſes unter der Maſſe des italiäniſchen Volkes von Jahr zu Jahr mehr um ſich greifenden Hausfreundes am meiſten bezeichnend. Das San Gennaro-Wunder iſt das enfant terrible der katholiſchen Wunderlehre; ſchon ſeit lange hat man zwiſchen dieſem Heiligen, deſſen Blut alljährlich unter den Händen ſeiner Prieſter in Wallung geräth, und ſeinen Schützlingen, den Lazzaroni, eine innige Wahlverwandtſchaft entdecken wollen. Manches hat ſich vereinigt, dies Wunder trotz der unerhörten Pracht, mit der es ganz Neapel feiert, in Mißcredit zu bringen: der Heilige, der unter den Jacobinern und Garibaldinern anfangs den Royaliſten ſpielen wollte, hat ſich wiederholt auf Commando herbeigelaſſen ſeine Wunder zu verrichten. Schon vor Jahren enthielten franzöſiſche Zeitungen eine fatale Erklärung des Mirakels aus gewiſſen phyſikaliſchen Gründen, und an die üblichen Kennzeichnungen glaubt man auch nicht mehr ſo recht. Nichts deſtoweniger iſt S. Gennaro noch heutigen Tages der offizielle Schutzpatron der guten Stadt Neapel; in ihrer Kathedrale ſteht noch heute ſeine goldne Büſte, die am Abend vor dem Feſte in feierlicher Proceſſion durch die Hauptſtraßen zur heiligen Klara „auf Viſite" getragen wird; ganz Neapel erwartet noch heute mit athemloſer Spannung den Kanonenſchuß von S. Elmo, der das Flüſſigwerden des heiligen Blutes den frommen Parthenopäern kund thut. Und dieſe Feierlichkeit, der Glanzpunkt des religiöſen Lebens in Neapel, wird in einem für religiöſe Leſer beſtimmten Buche alſo beſchrieben:

„Die goldene Büſte ſtand auf dem Hochaltar; vor ihr das Fläſchchen mit dem eingetrockneten Blute. Vom frühen Morgen an lagen drei Prieſter, die im Rufe beſondrer Heiligkeit ſtanden, vor dem Altar auf den Knieen, das Wunder des Bluts zu erwarten. Inzwiſchen drängte ſich im Schiffe der Kirche die Schaar der Gläubigen, die ihre Paternoſter her-

Digitized by Google

ſagten, die Augen verdrehten und Gebete an dieſen oder jenen Heiligen murmelten, denen die Kapellen geweiht ſind. Etliche feiſte Philiſter — Mamma-Santissimi heißen ſie in Neapel — ſchlugen ſich heftig die Bruſt; ihre geſchloſſenen Fäuſte hallten ſo wieder, daß die Naheſtehenden ſich umſahen, um die feurigen Vertreter der Heiligen des Paradieſes zu betrachten. In der Regel paſſirt das Wunder gegen 1 bis 2 Uhr Nachmittags; daher war um eins und gegen halb zwei das Gedränge in der Kirche, der Vorhalle und den angränzenden Straßen ſo arg, daß keine Maus hätte durchkommen können. Nahe beim Altar ſtanden viel Kranke, Lahme und Bucklige, die der Heilige geſund, ſchnellfüßig resp. gerade machen ſollte. Aber jetzt ſchlug es halb. Noch war das Blut trocken wie polirter Stahl; kein Zeichen von Wallung ließ ſich ſehen. Jetzt wuchſen die eifrigen und lärmenden Gebete der Menge zu einem wüſten Geſchrei an, und noch Schlimmeres folgte. Man forderte das Wunder unverzüglich; augenblicklich ſolle es erſcheinen! Aber das Blut rührte ſich nicht; es ſchlug zwei, ohne daß es ſich im mindeſten regte. Nun wurde das Geſchrei zu Verwünſchungen; es erfolgte die ſonderbarſte, lächerlichſte Zänkerei in der Welt. Etwa zwanzig Weiber aus dem Volk, ſämmtlich abgeriſſen, ſchmuzig und nach dem Oeldunſte der Küche duftend, ſtreiften ſich die Aermel bis an die Schulter auf, und die Hände auf die Hüften ſtützend, den Oberleib hin und her bewegend, ſchrien ſie den Heiligen aus vollem Halſe, als wenn ſie ſich auf der Straße rauften, mit den fürchterlichſten Schimpfreden an: „Du Gelbgeſicht! Willſt Du da immer wie ein Duckmäuſer auf dem Altar ſtehen?.. Weißt Du nicht, daß es ſchon zwei geſchlagen hat auf Deinem großen Pfaffenthurm? Auf, mach' Dein Wunder!" „Peſtgeſicht! Ich ſchwöre, ich löſche Dir alle Lichter auf dem Altar aus, wenn Du Dich nicht ſputeſt mit Deinem Wunder!" „Du Choleragesicht, mach' augenblicklich Dein verwünſchtes Wunder, jetzt, wir haben nicht länger Zeit zu verlieren!" „Du Dummkopf, wir werden Dir die Biſchofsmütze vom Kopfe reißen, wenn Du uns noch länger auf Dein lumpiges Wunder warten läßt!".. „Nun ſo mach doch, thu uns dieſen einzigen Gefallen, Du ſüßes Geſicht, Du Goldgeſicht, und wir werden dir's noch hoch anrechnen, werden Dir zwei Reihen Roſenkranz, jede von fünfzehn Schnüren, vorbeten!"... Und der Kerl ſteht da wie ein Brigant! Faccia ingiallita, faccia tisica, faccia sporca, das Wunder! Vorwärts, das Wunder!...

„Jetzt ſchmolzen Geſchrei, Verwünſchungen, Klagegeheul in ein donnerndes, anhaltendes Gebrüll zuſammen. Die Kirche ſah wie eine Stadt in Aufruhr aus; die drei Prieſter wurden bleicher als die Wachskerzen des Altars; der Büſte des Heiligen drohte der Untergang. Schon hatte es drei geſchlagen und das Blut bewegte ſich noch nicht. Da erſchien neben dem Altar ein junger Prieſter, durchaus ehrerbietig und voller Demuth, die Augen beſcheiden zu Boden geſenkt, der ſich zu einem der Prieſter beugte und ihm in's Ohr flüſterte: Der König, unſer Herr, wünſcht, daß das Wunder unverzüglich geſchehe; das Volk fängt an unruhig zu werden. Dieſe Worte, die Niemand außer dem Prieſter hören konnte, erregten den Argwohn des vieläugigen, unruhig wogenden Volks. Jeder ſchrie: „Was iſt das in aller Welt für ein kleiner Prieſter? Was will das Pfäfflein?" Darauf rückte ſich der fungirende Kaplan die Stola zurecht und erwiderte laut: „Er kommt aus dem königlichen Palaſt und bringt uns die Gebete des Königs unſeres Herrn, um zu hören, ob der ruhmwürdigſte San Gennaro das Wunder vollendet hat." Darauf nahm er das Fläſchchen, machte ihm zehn tiefe Verbeugungen und nachdem er es in den Händen hierhin und dorthin getragen, hob er es, nach einigen Momenten der ängſtlichſten Erwartung von Seiten des Publikums, hoch in die Höhe und zeigte das wallende Blut. Ein Ausbruch allgemeinen Freudengeſchrei's ließ ſich hören, die ganze Stadt überließ ſich dem Jubel; Sant Elmo ſchmückte ſich mit dem königlichen Banner und donnerte die einundzwanzig Kanonenſchüſſe ab. Inzwiſchen war in der Kirche alles in Aufruhr; alles drängte ſich herzu um das wallende Blut zu ſehen; das Geſchrei verdoppelte ſich, als der Prieſter mit der Phiole die Kranken, Lahmen und Buckligen ſegnete, und ſiehe: Alle erhoben ſich ohne Fieber, ohne Buckel und ohne Lähmung. Sofort machten die Geheilten einen Umzug durch die Kirche mit dem Geſchrei: Geſchenke, Geſchenke für die Perſonen des Mirakels! Gebt Almoſen, gebt Almoſen! Und Jedermann warf Hände voll Geld in die Mützen dieſer Auserkornen.

„Gegen Abend begegnete ich auf dem Toledo meinem Freunde Friedrich, damals Student der Medizin, der von Laden zu Laden flanirte, um ſich den Feſtaufputz anzuſehen. Als er mich ſah, frug er mich mit boshaftem Lächeln, ob ich die Wunderkomödie des wallenden Blutes geſehen hätte und ob ich an die Wunder in der Kathedrale glaubte? Ich erwiderte daß ich gern an die Wunder glauben würde, wenn ich gewiß wüßte, daß ſie von Gott gemacht wären; daß ich aber bei dem abergläubiſchen Scandal, den man in der Kathedrale aufführe und da man blos den Namen von S. Gennaro anriefe, im vollen Glauben an dieſen Torſo einer alten Statue, an die dort vorgegangenen Wunder nicht glauben könnte; daß indeſſen dieſe Dinge ſo ausgeführt worden wären, daß ſie ſchwankende Gemüther überzeugt haben möchten. Darauf erwiderte Friedrich: „Du haſt vollkommen Recht, wenn Du Dich vorſiehſt, und damit Du dabei bleibſt, ſollſt Du wiſſen, daß alle Kranken und Buckligen und Krüppel lauter geſunde Menſchen ſind, die ſich verſtellen um das heilige Fläſchchen in Anſehen zu erhalten, und der Lahme, der ſo wunderſchön geheilt wurde, iſt Niemand anders als mein Stiefelputzer, der die Poſſe alle Jahr mitmacht und ſich beliebig ankleidet um Geld zu gewinnen, das er nachher mit dem Sakriſtan der Kathedrale theilt, einem käuflichen Burſchen, der ſich mehr als Du und ich über S. Gennaro luſtig macht."

Den Reſt des Kalenders (er hat im Ganzen 126 Seiten in Duodez) füllen gemeinnützige Mittheilungen aus der Landwirthſchaft und Haushaltung, Rezepte und dergl., ganz wie bei uns, und ein Allerlei von Anekdoten, die mit dem Clerus und der Hierarchie nicht eben glimpflich umgehen. Im Ganzen ſteht dem evangeliſchen, poſitiven Theile dieſes Volksbuches der höhnende Angriff auf Kleriſei und Pfaffenthum, ein altes Erbtheil des italiäniſchen Mutterwitzes ſeit den Tagen von Boccaz, mindeſtens gleichberechtigt zur Seite. Aber eben das iſt neu, daß er ſich mit dem Beſtreben paart, eine ſichere Grundlage für den Glauben und das religiöſe Gefühl des Volkes nachzuweiſen und daß dieſe Grundlage in den Schriften des Evangeliums „in dem Chriſtenthum, wie es der Apoſtel Paulus unſern Vätern lehrte," gefunden wird. L.

## England.

### Das Geheimniß des Nils.

Cap. Speke erzählte am Montag den 22. Juni Abends in der Königl. Geographiſchen Geſellſchaft und Dienſtag Abends im Königlichen Inſtitute von London die wunderbare Geſchichte ſeiner Fahrten und Entdeckungen. An beiden Orten war ſein Genoſſe in Gefahr wie im Ruhm, Capitain Grant, zugegen. Am zweiten Abende wohnte der Prinz von Wales der Berichterſtattung bei. Das Athenaeum druckt den Aufſatz über den Urſprung des Nils und die Geographie des inneren Afrika's, den Capitain Speke bei dieſer Gelegenheit geleſen, in ganzer Ausdehnung ab. Wir entnehmen demſelben Folgendes:

Der berühmte Reiſende handelt zuerſt von dem Ausgangspunkte des Niles, den er zuerſt feſtgeſtellt hat, dem Victoria-Nyanzaſee, deſſen ſüdliches Ende nahe an drei Grad vom Aequator liegt, wie Speke 1858 durch aſtronomiſche Beobachtung fand. Hieraus geht hervor, daß der Nil, welcher unterm 31. Grade nördl. Breite in's mittelländiſche Meer mündet, abgeſehen von den Krümmungen, da er ziemlich gerade von Süden nach Norden fließt, in runder Zahl 2000 engl. Meilen geographiſche Länge hat, was nahezu dem Zehntel des Erdumfangs gleich kommt.

„Man muß indeſſen in Betracht ziehen, daß meine Beobachtungen über dieſen großen Fluß nicht das Reſultat einer Expedition, ſondern von zweien ſind; daß ich ſeinen Lauf nicht thatſächlich vom Anfang zu Ende verfolgt, ſondern nur, bald an ſeinen Ufern, bald auf dem Strome eine Strecke fortſchiffend, begleitet habe; denn die barbariſche Natur der afrikaniſchen Seen verbietet dem Reiſenden ſo zu thun, wie er gerade will. Um alſo den Schlüſſen, die ich aus dem nur theilweiſe Geſehenen ziehen werde, volles Gewicht zu verleihen, will ich die von Eingebornen vernommene Kunde mit meinen eigenen Erfahrungen vermiſchen und hoffe auf dieſe Weiſe Andern zu lehren, was ich weiß, und außerdem was ich glaube.

„Als ich im Jahre 1858 den Victoria Nyanza entdeckte, fand ich ihn als ein großes Süßwaſſer-Becken, das im Hauptniveau, d. i. 3000 bis 4000 Fuß über dem Meeresniveau des großen inneren Aequatorial-Afrika lag, und für Jedermann ganz wie die Quelle irgend eines großen Fluſſes ausſah. Es war dies in einem Grade der Fall, daß ich mich ſofort für überzeugt hielt, hier ſei die Quelle des Niles, und ſie demgemäß aufnotirte. Um dieſen Eindruck noch zu verſtärken, beſchrieben die Eingebornen, welche den See einzig unter dem Namen Nyanza, d. i. ganz allgemein See, Teich, Fluß, kannten, in ihrer verworrenen Weiſe ſeine Ausdehnung nach Norden zu als gränzenlos, während ſeine Breite in der That — thatſächlich ſein Umfang — ungeheuer iſt, größer jedenfalls an der öſtlichen Seite als an ſeiner weſtlichen; denn die ſchwarzen Berichterſtatter kannten die Namen aller den See umgebenden Länder, und müßten, wenn ſie den Werth geographiſcher Definitionen gekannt hätten, im Stande geweſen

Digitized by Google

ſein, den Nilfluß von dem Nyanza zu unterſcheiden, und ihre Kundſchaften zu einem klaren Verſtändniſſe zu bringen. Andere Gewährsleute, arabiſche Kaufleute und ihre Sklaven aus Zanzibar, welche Afrika durchreiſten, um Elfenbein aufzukaufen, und die, nicht zuſammen, ſondern getrennt, die einen von dieſer, die andern von jener Seite, den ganzen Nyanza umreiſt hatten, verſicherten mich, daß der Nyanza der Ausgang eines großen Fluſſes ſei — was für eines, wußten ſie nicht, obgleich ſie durch die am Aequator lebenden Eingebornen verworrene Kunde von den europäiſchen Elfenbeinhändlern gehört hatten, welche bis zum 5. Grade N. B. den Nil in Fahrzeugen befuhren, und hatten ferner aus derſelben Quelle vernommen, daß beim Steigen des Nils und der damit verbundenen Heftigkeit ſeiner Gewäſſer, auf ſeiner Oberfläche Inſeln mit fortſchwämmen. Dies iſt in der That der Fall, wenn auch dieſe Inſeln nicht aus Erde und Stein, ſondern aus verſchlungenen Baumwurzeln, Strauchwerk und Gras beſtehen, manchmal ſelbſt mit Hütten darauf, welche von der Heftigkeit des Stromes mit fortgeriſſen werden — vollkommene ſchwimmende Inſeln.

Sodann beſchrieben dieſe Leute abermals das Gebiet zwiſchen dem Nil und dem Aſuafluſſe als eine Inſel auf der einen Seite, und das Land, welches das alte Königreich Kittara einnimmt, nach ihrem Wortverſtande auch als eine Inſel, die in Verbindung mit dem Nyanza und dem Nil von den Flüſſen Kitangulé und Luta Nzigé gebildet wird. Kein Kaufmann indeß war über den erſten Grad nördlicher Breite hinausgekommen; keiner verſtand etwas von Geographie. Sie hörten, was die Eingebornen ſagten, konnten ſie aber nicht ganz verſtehen, und ſo blieb die Sache, was den Urſprung des Nils betrifft, für Jedermann noch zweifelhaft, mich ausgenommen. Niemand wollte es glauben, bis ich zurückkehrte und den Lauf des Fluſſes vom Urſprunge an bis zur Mündung verfolgte. Wäre ich auf der erſten Expedition allein geweſen, ſo hätte ich die Nilfrage ſchon 1859 in's Reine gebracht, indem ich von Unyanyembi nach Uganda mit einem indiſchen Kaufmanne, Muſor Mſuri gereiſt wäre, der dorthin gehen wollte; aber da mein Vorſchlag von dem Chef der Expedition (Burton?), der damals krank und matt von der Reiſe war, abgewieſen wurde, ſo kehrte ich nach England zurück....

Die königliche geographiſche Geſellſchaft ermöglichte die weitere Forſchung.

„Nach der Rückkehr zu dem alten Ausgangspunkte Unyanyembi, 3 Grad ſüdlich vom See, ſchlug ich 1861 eine neue Route ein, welche, wie ich nach den ungekünſtelten Angaben der Elfenbeinhändler glaubte, mich an der weſtlichen Seite des Nyanza in einen an der Südgränze von Karaywé gelegenen Waſſerlauf (creek) führen würde. Mangel an geographiſcher Kenntniß kam hier wieder zum Vorſchein, denn ſtatt des Waſſerlaufs zu dem großen See wurde ein neuer See gefunden, der See von Uſige, der früher eine bedeutende Maſſe Waſſer enthalten zu haben ſchien, jetzt aber faſt ausgetrocknet iſt.“

Auf die Nennung einer Anzahl Flüſſe und Seen, die ſich in derſelben Gegend befinden, wollen wir nicht eingehen. Der letzteren giebt es daſelbſt eine ganze Anzahl, freilich, verglichen mit dem Nyanza nur von geringem Umfange.

„Die Frage drängt ſich naturgemäß auf: Was bildet dieſe Seen? woher kommt ihr Waſſer? Die Antwort iſt einfach die: die Mondberge, an welchen ſie liegen, ſind den Einflüſſen der Regenzone unterworfen, in der ich 1862 im ganzen Jahre nicht weniger als 238 mehr oder minder regneriſche Tage erlebte.“

Weiterhin ſucht Capitain Speke eine Ausgleichung mit den Nachrichten des deutſchen Miſſionair's Dr. Krapf zu treffen, die derſelbe aus andern Quellen über Theile derſelben Gegend, namentlich über einen gewiſſen Salzſee (der Nyanza hat ſüßes Waſſer) mitgetheilt hat. Was weiterhin folgt, gehört der ſpeziellen Fachwiſſenſchaft an.

## Polen.

### Die Expedition Wyſocki's nach Volhynien.

Aus den Berichten des Times-Korreſpondenten.

II.

Lemberg, 11. Juli 1863.

Mit der galiziſchen Expedition nach Volhynien iſt es jetzt ganz zu Ende. Das Gerücht ſagt, daß ſie erneuert werden ſoll, und die Flüchtlinge erklären, ſo lange ſie einen Tropfen Blut in ihren Adern haben, werden ſie die Ruſſen überall angreifen, wo ſie ſie auf polniſchem Boden finden. Unterdeſſen will ich ein paar Worte über den letzten mißlungenen Verſuch ſagen, bei dem es nicht zu einem ſo vollſtändigen und augenblicklichen Fiasko gekommen wäre, wenn man ihn mit größerer Umſicht geleitet hätte. Es iſt ein Glück für die Polen Volhyniens, daß dieſe ſeit lange vorbereitete Invaſion ſo bald vereitelt wurde, wie es ein Glück für die Polen Galiziens geweſen wäre, wenn man den Aufſtand von 1846, der zu den galiziſchen Blutbädern führte, niemals unternommen hätte. Wenn jedoch die Führer der polniſchen Bewegung es der Mühe werth hielten, Radziwilov einzunehmen, ſo hätte mit etwas Klugheit dieſes höchſt unbedeutende Städtchen genommen werden, oder die 1600 Polen, welche am Morgen des 1ſten bereit waren, in Volhynien einzurücken, hätten mit der Gewißheit an Radziwilov vorbeimarſchiren können, daß die 800, 900 oder höchſtens 1000 Ruſſen, welche den Ort beſetzten, ihnen nicht folgen würden. Sie hätten dann den Marſch in das Innere antreten können, der augenſcheinlich beabſichtigt war, und der nach einigen der polniſchen Telegramme von Wyſocki den Tag nach ſeiner Rückkehr nach Galizien und einen Tag nach Horodycki's Tode wirklich ausgeführt wurde!

Trotz der ſchrecklichen Gegenbeweiſe verſicherten die Polen noch immer, daß die rutheniſchen Bauern ſich ihnen zu guter Letzt anſchließen würden, und daß, um ihre Unterſtützung zu gewinnen, es nur erforderlich ſei, in größerer Stärke unter ihnen zu erſcheinen. Die Inſurrection in Volhynien war, hieß es, im Anfang einzig und allein aus dem Grunde fehlgeſchlagen, weil die längſt beabſichtigte Expedition von Galizien nicht bereit war, in die Provinz einzurücken (wie ſie es nach dem Plane der Nationalregierung hätte thun ſollen), als der Aufſtand noch im Gange war. Man beſchloß, es noch einmal zu verſuchen, und diesmal von außen zu beginnen. Der Uebertritt eines ſtarken, mit guten Offizieren verſehenen Corps aus Galizien ſollte für die Inſurgenten Volhyniens das Signal ſein, die Fahne des Aufſtandes zu erheben, was aber natürlich erſt dann geſchehen ſollte, wenn das galiziſche Corps bis zu einer gewiſſen Entfernung in's Innere vorgedrungen war.

Der Plan für den Einfall in Volhynien war im Ganzen nicht übel erdacht. Man wollte die Gränze gleichzeitig an drei Punkten überſchreiten. Wyſocki ſollte mit 1200 Mann geradeweges auf Radziwilov marſchiren, während Horodycki und Miniewski mit je 650 es von der rechten und linken Seite angriffen. Ein bis zwei Tage nachher ſollte Wiſzniewski weiter nördlich als Miniewski und dicht am rechten Ufer des Bug in Volhynien einrücken, während Rozycki, einer der beſten Führer, die bisjetzt aufgetaucht ſind, ſüdlich von Horodycki und nahe an der Gränze Podoliens in dieſelbe Provinz eindrang. Endlich ſollte Goluchowski ein Kavallerie-Detachement nach Podolien ſelbſt führen, ſodaß die Ruſſen von Podolien bis Lublin und längs der ganzen galiziſch-volhyniſchen Gränze attakirt wurden, und obgleich man annahm, daß einige von dieſen Abtheilungen vernichtet werden würden, ſo hielt man es doch für ſicher, daß es Anderen gelingen werde, weit in das Innere Volhyniens einzudringen, und daß, wenn ſie einmal dort ſeien, ſie entweder die thätige Unterſtützung der Bauern gewinnen, oder doch ſtark genug ſein würden, ſich bei ihnen in Reſpekt zu ſetzen und bis zu einem gewiſſen Grade ſich ihrer Mitwirkung zu verſichern. Zum Chef dieſer combinirten Bewegung wurde General Wyſocki, ehemaliger Befehlshaber der polniſchen Legion in Ungarn, ernannt, dem die Nationalregierung den Titel eines kommandirenden Generals in der Provinz Lublin und den reußiſchen Ländern verlieh.

An dem Tage, den man zum Beginne dieſer wichtigen Operation beſtimmt hatte, an der, wenn Alles nach Wunſch ging, ſich einige 4000 Mann betheiligen würden, fand es ſich, daß nur zwei von den Abtheilungen, die des Generals Wyſocki ſelbſt und die des Oberſten Horodycki, marſchfertig waren. An dieſem Mangel an Bereitſchaft iſt keinesweges Sorgloſigkeit von Seiten der Commiſſaire ſchuld. So viele Waffen waren angekauft und konfiszirt, wieder angekauft und wieder konfiszirt worden, als hingereicht hätten, die dreifache Zahl von Leuten auszurüſten, und obwohl viele von den Leuten ſelbſt verhaftet und internirt worden, ſo zeigte es ſich doch im letzten Augenblick, daß mehr Inſurgenten als Waffen für ſie vorhanden waren. In der Nacht vom Sonntag auf den Montag fanden neue Beſchlagnahmen von Büchſen, Bayonetten und Revolvers ſtatt, und am Montag Nachmittag, als die Abtheilungen von Wyſocki und Horodycki in die Wälder gerufen wurden, war es unmöglich, mehr als 750 der Erſteren und 450 der Letzteren mit der nöthigen Ausrüſtung zu verſehen.

Während meines Aufenthalts in Oſtgalizien war ich Zeuge von den Vorbereitungen geweſen, die mehrere Wochen hindurch zur Abfertigung dieſer Expedition gemacht wurden, und fühlte mich gerührt von der Einmüthigkeit und dem gegenſeitigen Vertrauen, das unter allen Klaſſen, mit Ausnahme der niedrigſten, herrſchte, und ohne welches es unmöglich

Digitized by Google

geweſen wäre, ſie nach der Gränze zu ſchaffen. Ich wußte vorher, daß die Polen in allen Theilen des Landes den Befehlen der Nationalregierung gehorchten, aber es war etwas, dieſen Gehorſam zu ſehen und noch viel mehr, den Eifer zu bemerken, mit welchem die nationale Sache ohne alle Befehle gefördert wurde. Sogar die deutſchen Beamten waren an einigen Orten von der allgemeinen Bewegung ergriffen, und als ſie den Auftrag erhielten, eine „Reviſion" vorzunehmen, gaben ſie heimlich einen Wink, daß man zu der und der Stunde ihre Ankunft erwarten könne. Dann eilten die Männer in den Wald, die Pferde wurden aus den Ställen genommen und auf die Felder geſchickt und die Sättel und das Rüſtzeug vergraben. Der Diſtrikt, in welchem ich verweilte, war mit Inſurgenten angefüllt, die meiſtens dem Detachement des Centrums unter dem unmittelbaren Kommando Wyſocki's zugewieſen waren. Viele von ihnen gehörten zur Emigration und hatten die beſcheidenen Stellungen, die ſie nach vieljähriger Beſtrebung in England, oder öfter in Frankreich erlangt, im Stich gelaſſen, um ihr Vaterland noch einmal zu erblicken und noch einen Streich für deſſen Unabhängigkeit zu führen. „Es iſt bewundernswürdig," ſagten ſie mir, „wie die jungen Leute hier ſich für eine Sache aufopfern, die eine verlorne iſt, wenn das Ausland uns nicht zu Hülfe kommt. Was uns betrifft, ſo thut es nichts. Wir ſind alte Kerle und möchten lieber in Polen ſterben, als anderswo, und unſer Leben iſt bisher kein ſolches geweſen, das geeignet wäre, uns an die Welt zu feſſeln." Einer von ihnen, ein alter Soldat von der polniſchen Armee, erzählte mir, daß er dreizehn Jahre an einem Pult in einem Aſſekuranz-Comtoir geſeſſen habe, und daß es ihm nicht leid thue, wieder etwas friſche Luft einzuathmen und noch einmal zu Pferde zu ſteigen. Ein anderer, ein Offizier von derſelben Armee, hatte es glücklich bis zum Beſitzer eines Kramladens gebracht, und ſtellte humoriſtiſche Betrachtungen darüber an, was während ſeiner Abweſenheit aus ſeinem Geſchäft werden würde. Ein Dritter ſah ſein Vaterland zum erſtenmal und wiederholte beſtändig, „was die Polen doch für prächtige Leute ſind." Dieſer Letztere war voll von den hiſtoriſchen Erinnerungen Krakau's, von wo er eben angekommen war, und ich wagte es, ihn zu fragen, was ſeine Gefühle ſein mochten, als er den Leichenhügel Kosciuſzko's in ein Fort verwandelt ſah? Er antwortete, daß er ſich darüber gefreut habe, denn wenn er im Kampfe ſchwach würde, habe er ſich nur an dergleichen Inſulten zu erinnern, um neue Kraft zu gewinnen.

Man hatte mich unterrichtet, daß Sonntag früh Jemand mich abholen und in das Innere eines Waldes fahren würde, wo mich einige Freunde erwarteten, die mir ihr Verſteck zeigen und mich in den Stand ſetzen würden, ihr Corps nach der Gränze zu begleiten. Zur beſtimmten Zeit erſchien mein Führer, nannte einen Namen, und dann, anſtatt mit mir in die Tiefen des Waldes einzudringen, lenkte er unſern Wagen durch ein herrliches Forſtland nach dem Hauſe eines benachbarten Gutsbeſitzers, wo ich außer dem Wirth, einem der vornehmſten Beförderer der Expedition, zwei von den Hauptoffizieren des Horodyƈi'ſchen Corps und noch ein paar Inſurgenten fand, die auf dem Raſen lagen und ſich friedlich mit Rauchen beſchäftigten. Einer von den Offizieren holte die Karte des Landes, in welches man einrücken wollte, hervor (es war ein photographiſcher Abdruck der Privatkarte des ruſſiſchen Generalſtabes) und zeigte mir die Verſammlungspunkte im Walde, die Stelle, an der die Gränze überſchritten werden ſollte und die Straße, auf der der Marſch nach Radziwilow vor ſich gehen würde. Beim Frühſtück gab man mir fünfundſiebzig Broſchüren über die polniſche Frage zu leſen, aber ich zog es vor, zu eſſen. Nachher unterhielt man ſich mit Schießen, Fechten und anderen kriegeriſchen Uebungen bis zur Mittagsſtunde, während die Offiziere einzeln hinausgingen, um das nächſte Lager zu beſuchen, und mit der beunruhigenden Nachricht zurückkamen, daß eine öſterreichiſche Patrouille nicht weit von dem Orte umherſchweiſe, wo die meiſten Waffen vergraben waren. Gegen Abend wurde eine „Reviſion" angekündigt und das Haus von den Inſurgenten geſäubert. Die ganze Nacht durch gingen Boten beſtändig hin und her, und am Morgen überraſchte uns die Kunde, daß die Waffen in Beſchlag genommen worden, daß die Arbeit von drei Monaten verloren ſei und die Expedition nicht abgehen könne. Schließlich ergab es ſich jedoch, daß die Oeſterreicher nur etwa hundert Büchſen entdeckt hatten und noch beinahe dreihundert ſich in Sicherheit befanden. Die Frage wurde jetzt aufgeworfen, ob es nicht rathſam ſei, den Abgang der Expedition aufzuſchieben, bis mehr Waffen herbeigeſchafft würden, aber man beſchloß bald, nicht durch fernere Zögerung den Verluſt des ganzen Vorraths zu riskiren.

Wir marſchirten faſt die ganze Nacht durch, indem wir aus dem Mondlicht in die Finſterniß der dichten Wälder übergingen, wo nichts als Glühwürmer und hier und da das Glimmen einer Cigarre in den Reihen der Inſurgenten zu ſehen war. Natürlich dachte Niemand daran, unſern Marſch zu ſtören, beſonders da das Halbdetachement, obwohl nur aus 200 Mann beſtehend, ſich bei Mondlicht viel zahlreicher ausnahm und, als es in langer, unregelmäßiger Linie einherzog, von unparteiiſchen Zuſchauern für wenigſtens 1000 Mann ſtark erklärt wurde. Man hörte jedoch zwei Bauern zuſammen flüſtern, daß ſie nicht übel Luſt hätten, ſich davonzumachen und die Sache den Oeſterreichern mitzutheilen. Sie wurden feſtgenommen, gefragt, ob ſie gern gehangen werden möchten, und als ſie dies verneinten, warf man ſie in einen Karren und ſchleppte ſie ſo lange nach, bis Alles bereit war, die Gränze zu überſchreiten.

Endlich langten wir an einem Fluß oder Gießbach an, der von den Karpathen herabſtrömte, und ſetzten uns am Ufer nieder, um zu Abend zu eſſen. Viele erklärten, daß es eines der beſten Abendeſſen ſei, das ſie je eingenommen hätten (für einige von unſern Freunden war es das letzte), und auch das Frühſtück, zu welchem nur die Elite eingeladen wurde, fand großen Beifall, namentlich die Theeſuppe, die man in einer Kaſſerolle zubereitete und mit Kochlöffeln ausſchenkte. Während des Halts, den wir zu dieſem Frühſtück benutzten, ſchloß ſich uns Horodyƈi, der Befehlshaber des Detachements, an, der 200 Mann Infanterie und 40 bis 50 Reiter mitbrachte. Die Büchſen, Bayonette und Sachen wurden jetzt ausgegraben, oder aus ihren Verſtecken im Geſtrüpp hervorgeholt und ich fand, daß dieſes Alles kaum zwanzig Schritt von einer Landſtraße verborgen geweſen war, die durch die Mitte des Waldes geht. Die Oeſterreicher hatten das Depot nicht entdeckt, weil es ihnen nicht einfallen konnte, an einer ſolchen Stelle nachzuſuchen.

Wir waren im Begriff, die Hütte zu verlaſſen, wo wir zu einer ſo frühen Stunde Thee getrunken hatten, als eine häßliche, kreiſchende Frau herauskam und ſich beklagte, daß ihr Mann von ihr fortgegangen ſei, um mit gegen die Ruſſen zu kämpfen. Es war unmöglich, nicht zu begreifen, daß er das kleinſte von zwei Uebeln gewählt habe. Der arme Teufel, der das Vaterland ſeiner Frau und den Tod ſeinem Familienleben vorzog, hatte in der Kavallerie Dienſte genommen und galoppirte raſch davon, um nichts mehr von ſeiner Ehehälfte zu ſehen und zu hören. Nachher wurde mir ein zweiter Patriot gezeigt, der aus Liebe zum Vaterlande ſeine Familie im Stich gelaſſen und ſie dem Mangel preisgegeben hatte. Von der Infanterie hatte jedoch die große Mehrheit Nichts zu verlaſſen. Es waren augenſcheinlich Leute, die bis zu den Lippen in ehrloſe Armuth getränkt waren, und als einer von den Offizieren mir ſagte, daß er Schwärme von dergleichen Subjekten um Whitechapel* herumlungern geſehen habe, war dies eine offenbare Verleumdung Whitechapel's. Außer den anderen Nachtheilen, womit die Anwerbung von ſolchen Vagabunden verknüpft iſt, war es für anſtändige Menſchen unangenehm, ja peinlich, ſich in ihrer Geſellſchaft zu befinden. Ohne Zweifel war es die Abſicht, ſie zu vermeiden, die ſo viele von den Söhnen der Gutsbeſitzer bewog, ſich der Kavallerie anzuſchließen, die, aus allen möglichen Pferden und allen möglichen Reitern zuſammengeſetzt, für alle praktiſche Zwecke unnütz iſt und kaum jemals an den Gefechten theilnimmt. Wie ich ſah, war es für einige der Neuangekommenen ganz entmuthigend, ſolches Geſindel zu ihren Kameraden zu haben, und ein Offizier, dem dieſes nicht entging, bemerkte zu mir: „Unſere jungen Leute ſind mit der Ueberzeugung in's Lager gekommen, daß hier Jeder ſo edel ſein würde, als ſie ſelbſt. Es wäre mir lieb, wenn dies wirklich der Fall wäre, aber wir müſſen unſer Beſtes thun, ſie zu Soldaten zu machen, wenn wir über die Gränze kommen."

Was die Offiziere betrifft, ſo waren ſie Alle Männer, die in ausländiſchen Heeren gedient, oder ſich im gegenwärtigen polniſchen Aufſtande hervorgethan hatten. Horodyƈi, der Führer des Corps, iſt aus dem ungariſchen Kriege von 1848—1849 als der tapfere Vertheidiger der Brücke und des Uebergangs über den Kanal von Temeswar gegen die feindliche Uebermacht bekannt. Horodyƈi verlor die Hälfte ſeines Bataillons, aber es gelang ihm, den Feind aufzuhalten und den Rückzug der ungariſchen Armee zu ſichern. Er war ein biederer, einfacher Mann, viel ernſter, als die meiſten Polen und, wie es ſchien, nichts weniger als ein Viſionair. Ich konnte demnach nicht umhin, einiges Gewicht auf die Worte zu legen, die er mir eine halbe Stunde, ehe er über die Gränze ging, über die Ausſichten des Aufſtandes ſagte. Den ganzen Tag war er damit beſchäftigt geweſen, Befehle über den einen oder andern Gegenſtand zu geben, und jetzt, um halb zehn Uhr Abends, ſetzte er ſich hin, um einige Erfriſchungen zu ſich zu nehmen. In ſeiner Feldflaſche war noch etwas Franzwein, und ehe er ihn auf das Wohl Englands austrank, bemerkte er, wie ſehr er ſich freue, daß die Engländer ſo viele Sympathie für Po-

* Das Bettler- und Gaunerviertel Londons.

Digitized by Google

len an den Tag legten. Ich erwiederte, daß, obwohl an der Aufrichtigkeit dieſer Sympathie nicht zu zweifeln ſei, man keineswegs darauf rechnen könne, daß ſie zu einer Kriegserklärung an Rußland führen werde. Er entgegnete hierauf, daß die Zeit für eine Intervention noch nicht gekommen ſei; er habe nie erwartet, daß eine ſolche vor dem Frühjahr ſtattfinden werde, und bis dahin würden die Polen ſo große Anſtrengungen gemacht und ſich ſo ſtark gezeigt haben, daß England es nicht verweigern werde, ihnen eine hülfreiche Hand zu reichen. Das wäre auch Alles, was nöthig ſein werde.

Der Nächſtkommandirende, Major Synkiewicz, welcher die Infanterie befehligte, war ein Sohn des Hiſtorikers dieſes Namens und hatte als Capitain in der Armee des Königreichs Italien gedient. Ohne das Land ſeiner Väter durch perſönliche Anſchauung zu kennen, hatte Synkiewicz eine phantaſtiſche Liebe für daſſelbe gefaßt und er ſagte mir, daß er die Polen ganz ſo gefunden, wie er ſie ſich immer gedacht habe. Einige von den Polen erreichen allerdings das Ideal, das ihre wärmſten Bewunderer ſich von ihnen gebildet haben, und dies waren gerade die Männer, mit welchen Synkiewicz hauptſächlich verkehrte, was aber an der Thatſache nichts ändert, daß der größte Theil des Detachements aus Leuten beſtand, die ein ehrlicher Gaſſenfeger mit Recht verachtet hätte. Für Manche wäre es erfreulich geweſen, für mich aber war es betrübend, zu bemerken, mit welchem Entzücken dieſer Offizier der zum Einmarſch in Volhynien beſtimmten Stunde entgegenſah — denn ich wußte, daß er dort ſterben müſſe, oder entmuthigt zurückkehren werde. Er wollte nicht zugeben, daß an dem Corps etwas auszuſetzen ſei. Wenn Einer ſich verlauten ließ, daß die Waffen etwas plump ſeien, ſo antwortete er, daß man die größten Schlachten neuerer Zeit mit viel ſchlechteren Waffen gewonnen habe. Was die Leute anbeträfe, ſo wäre ihr Aeußeres zwar nicht ſehr einnehmend, aber ſie würden zu fechten wiſſen, und wenn auch ihre Zahl gering ſei, ſo müßten doch 450 entſchloſſene Männer ſich den Weg durch den Feind bahnen können, möchte dieſer noch ſo überlegen ſein. In ſeinem Koſtüm war er das Muſter eines Opernhelden, und ich bedauerte nur, daß ihn Mario nicht ſehen könne. Als man ihm jedoch zu verſtehen gab, daß ihn die Ruſſen ſicherlich auf's Korn nehmen würden, erwiderte er, daß er ſich ſeiner Leute halber bemerklich machen müſſe, und daß, wenn auch die Ruſſen nach ihm zielten, ſie ihn nicht treffen würden. Trotzdem ſandten ſie ihm eine Flintenkugel durch ſeinen langen, kaſtanienfarbigen Bart, als er in Radziwilov eingedrungen war und erſchoſſen ihm dann ſein Pferd — eine abſcheuliche Beſtie, die es kaum möglich war zu ſatteln und deren Schickſal durchaus nicht zu bedauern iſt.

„Adieu," ſagte Synkiewicz, als er dieſes Thier beſtieg, „die Ruſſen ſind ganz in der Nähe. Wir werden ſie um 3 Uhr angreifen und um 4 Uhr in Radziwilov ſein." Ich erwiederte, daß ich ihn dort aufſuchen würde. „Thun Sie das nicht," verſetzte er, „bis Sie ganz ſicher ſind, daß der Platz unſer iſt, und erinnern Sie ſich, daß wir eine Stunde da und die nächſte fort ſein können."

Die erſte Hälfte des Detachements, aus 200 Mann Infanterie und einer Vorhut von Kavallerie beſtehend, war ſchon von dem Capitain Tchorſzewski, einem Offizier, der unter Horodycki in Ungarn gedient und den Krimfeldzug im britiſchen Hauptquartier mitgemacht hatte, über die Gränze geführt worden. Capitain Jagnioski, ein anderer Kriegskamerad Horodycki's aus dem ungariſchen Feldzuge, war mit der Leitung der zweiten Hälfte betraut; ihn begleiteten Horodycki und Synkiewicz. Die Nachhut (Kavallerie) folgte ein paar Stunden ſpäter, von einem polniſchen Offizier geführt, der bisher in ruſſiſchen Dienſten geſtanden. Die Nacht, die, wie die erſte Nacht des Marſches, bis 10 Uhr wunderbar ſchön geweſen, verfinſterte ſich plötzlich, als eben das Detachement über die Gränze ging, und die Arrièregarde überſchritt ſie unter Donner und Blitz und ſolchen Strömen von Regen, daß nach einer Minute der dichte Wald nicht den geringſten Schutz davor gewährte.

Schon am Nachmittag waren einige Schüſſe gegen die Vorpoſten abgefeuert worden, welche ſie erwiederten, aber ohne eine andere Wirkung, als daß die Schläfer im Lager aufgeſcheucht wurden und ein allgemeiner Ruf: „Zu den Waffen!" erſcholl. Die Nachhut war eben aus dem Wald herausgetreten, als man abermals feuern hörte. Wir lauſchten; bald war Alles wieder ſtill, aber gleich darauf kam ein Bote von der galiziſchen Seite herbeigeritten, mit der Nachricht, daß die Oeſterreicher in Podkamien, einer etwa ſechs Meilen entfernten Stadt, das Lager entdeckt hätten und nach Tagesanbruch im Walde ſein würden. Es war jetzt gegen 3 Uhr Morgens, aber noch immer zu finſter, um zu reiten, zu fahren oder ſelbſt zu gehen; denn es gab keinen Fußpfad durch den Sumpf, und auch wenn einer dageweſen wäre, ſo hätte man ihn nicht ſehen können. Endlich dämmerte der Morgen; wir ſtiegen in einen Bauernwagen und fuhren raſch auf das Dorf Rakwaſcha zu. Hinter uns folgten zwei Karren, welche die faſt lebloſen Körper zweier armen Burſchen enthielten, die unter den Beſchwerden eines faſt 24ſtündigen, unaufhörlichen Marſches niedergeſunken waren. Wir waren nicht weit gefahren, als ein reiterloſes Pferd aus dem Walde hervorgaloppirte. Dann kam einer der berittenen Führer, der die Kunde brachte, daß die Nachhut von den Koſacken angegriffen und zerſprengt worden ſei. „Du lügſt!" rief man ihm zu, aber er beharrte bei ſeiner Ausſage, die ſich als wahr erwies.

In Rakwaſcha rangen wir das Waſſer aus unſern Kleidern und nahmen dann auf einem Umwege die Richtung nach Brody, um das Detachement Wyſocki's zu ſuchen, das jedoch ſchon die Gränze paſſirt hatte und von dem man uns verſicherte, daß es ſich Radziwilov's bemächtigt habe. Daß dieſe Nachricht vollſtändig falſch war, iſt bereits bemerkt worden. Horodycki und Wyſocki kamen faſt gleichzeitig in der Nähe von Radziwilov an. Beide kamen ſpät, aber warum Horodycki gleich vorrückte, ohne auf Wyſocki zu warten, und warum Wyſocki zwei Stunden dicht an der Gränze anhielt, ohne vorzurücken, iſt bisjetzt noch nicht aufgeklärt worden. Es iſt faktiſch, daß die 800 Ruſſen, welche Horodycki's Detachement aus der Stadt trieben und völlig zerſprengten, dieſelben Leute waren, die ſich nachher mit Wyſocki herumſchlugen und ihn ſchließlich zwangen, über die Gränze zu flüchten. Die polniſchen Blätter ſchätzen die Zahl der Ruſſen, die an dieſen Schlachten theilnahmen, auf mehrere Tauſende (von 6000 an). Daß ihrer nur 800 waren, beſtätigte mir ein polniſcher Beamter aus Radziwilov. Von einem polniſchen Offizier des in Brody ſtationirten öſterreichiſchen Bataillons würden ſie zu 900 angeſchlagen. Ein Inſurgent, der in Radziwilov und zur Seite Horodycki's war, als dieſer fiel, ſagte mir, daß die am Marktplatz aufgeſtellten Ruſſen nur 500 zählten, doch waren noch viele in den Häuſern verborgen.

Von den von mir erwähnten Offizieren wurden Horodycki und Jagnioski getödtet. Tchorſzewski entkam ohne eine Wunde. Synkiewicz, nachdem er zweimal mit genauer Noth dem Tode entgangen war, nahm Zuflucht in einem großen Teich oder See, wo er acht Stunden blieb, während die Bauern, die ihn verfolgten, mit Senſen bewaffnet am Ufer ſtanden, bereit, ihn zu ermorden, wenn er auf terra firma zurückkehren würde. Der Major ſchwamm nach einer kleinen Schlamm-Inſel, wo er unter den Binſen verſteckt lag, bis es ihm endlich einfiel, ſeinen Kalabreſer abzunehmen und ihn auf dem Waſſer ſchwimmen zu laſſen. Die Bauern glaubten, daß ihr Opfer ertrunken ſei, und gingen nach Hauſe.

## Deutſchland und das Ausland.

### Internationale Titulaturen.*

Die Slaven nach ihren eigenen Sprichwörtern.

Das Reinsberg-Düringsfeld'ſche Ehepaar, dem wir die unſeren Leſern bereits bekannten Sammlungen: „Das Sprichwort als Kosmopolit" und „Die Frau im Sprichwort" verdanken, iſt ebenſo unermüdlich, als glücklich in ſeinen ethnographiſch-linguiſtiſchen Forſchungen. Die uns vorliegenden beiden neuen Bändchen theilen uns mit: was die Völker über einander, und was ſie über ſich ſelbſt ſprechen. Die Nationen gleichen in dieſem Punkte den Frauen: jede einzeln iſt auf ſich ſtolz und eitel, während Eine der Andern kein gutes Haar läßt. Am Uebelſten kommen dabei die nächſten Nachbarinnen weg; man hat nur Augen für ihre Fehler und nicht auch für ihre Tugenden.

Wie indeſſen in jedem Sprichwort, in jeder vox populi, ein Körnlein Wahres iſt, ſo iſt auch in dieſen Gloſſen der Völker-Kaffeeſchweſtern ein Grundgedanke unverkennbar, der den Nagel auf den Kopf trifft. Man muß nur den Takt haben, ihn herauszufinden. Herr v. Reinsberg beſitzt dieſen Takt, was er ſowohl durch ſeine Zuſammenſtellung der Kontraſte und der Ausgleichungen, als durch ſeine maßgebenden Erläuterungen beweiſt. Wir heben hier aus ſeiner Völkerkunde in Sprichwörtern Einiges heraus, was die Urtheile betrifft, welche die Weſt- und die Nord-Slaven, Čechen, Polen und Ruſſen, über einander ausſprechen. In dem Büchlein ſelbſt findet ſich außerdem noch manches Charakteriſtiſche über die Oſt- und Süd-Slaven.

Die unermeßlichen Gebiete, welche die Slaven bewohnen, würden eins der größten Reiche der Welt ausmachen, wenn ſie nicht durch ſo viel fremde Länder von einander getrennt, und ihre Bewohner eines Sinnes wären. Aber obgleich der Illyrier ängſtlich ſagt:

* Von O. Frhrn. von Reinsberg-Düringsfeld. Zwei Bändchen. Leipzig, Hermann Fries, 1863.

Digitized by Google

Tag und Nacht wollen wir Gott bitten, daß der Slave und der Stier nicht ſein „Horn“ (d. h. ſeine Kraft) kennen lerne,

ſo ſind doch die Slavenſtämme zu verſchieden einer von dem andern, um in nächſter Zukunft ſich unter e i n Zepter vereinigen zu laſſen, und ſelbſt ein gemeinſamer geiſtiger und literariſcher Verkehr wird noch lange Zeit ein Traum der Panſlaviſten bleiben.

Das einzige Band, welches alle Völker ſlaviſchen Stammes umſchlingt, iſt der Geſang, denn:

Wo eine Slavin, da (iſt) Geſang.

Im Uebrigen betrachtet ſich jede, auch noch ſo kleine Völkerſchaft als eine beſondere Nation, die namentlich den Vorzug der Aufrichtigkeit und Ehrenhaftigkeit für ſich allein in Anſpruch nimmt.

Er iſt ein echter Čech (Pole, Croat ꝛc.),

iſt die Bezeichnung eines tüchtigen, braven Mannes;

Ein čechiſches Wort,

ein aufrichtiges, unverbrüchliches, ſo daß ſogar die Polen fragen:

Was biſt du für ein Čech, daß du dein Wort nicht hältſt?

Dabei aber haben die Čechen „ihren Kopf,“ oder:

Das Herz aus Zündſchwamm und im Kopfe einen Stein: ein Schlag, und die Flamme iſt da,

d. h. ſie ſind zwar weichherzig und gutmüthig, jedoch wenig nachgiebig und ſehr halsſtarrig;

Sie ſingen nur, wenn ſie ſich ſattgegeſſen haben,

und glauben feſt:

Der Herrgott verläßt den Čechen nicht, wenn er ſich ſelbſt nicht aufgiebt.

Das Čechenland iſt die Mutter des Brodes;*

man findet dort:

Goldene Zäune und ſilberne Schweine,

und allgemein heißt es:

Es iſt wohlfeil in Böhmen — drei Strünke für'n Groſchen.

Deshalb ſagt man auch von einem etwas langſamen Menſchen:

Er macht ſich auf, wie die Sperlinge aus Böhmen,

das ſie natürlich ungern verlaſſen möchten, und die M ä h r e n, neidiſch auf die Čechen, ſprechen:

Čech neplech! (Čeche, fauler, unſauberer Menſch!)

hören jedoch als Erwiederung das freundſchaftliche:

Morawec — nemravec! (Mähre, ungeſitteter Menſch!)

denn die Čechen halten ſich nicht blos ſelbſt für gebildeter, als die Mähren, ſondern gelten auch dafür, und die Lauſitzer Wenden ſtellen ſich darin den Sachſen gleich, indem ſie hoffnungslos von einem Dummkopf verſichern:

Böhmen und Sachſen hat er durchlaufen, hat aber Nichts gelernt.

„Ein echter S l o v a k,“ d. h.

Ein Slovak wie eine Rübe,

würde ihn daher in ſolchem Falle freundlich mit den Worten tröſten:

Lieber Bruder, du wirſt noch viele ſlovakiſche Erbſen eſſen,

ehe du geſcheidt wirſt.

„Das berühmte Reich der P o l e n“ iſt nach einem alten lateiniſchen Spruche, der theilweis auch in die Fremde gedrungen:

Der Himmel der Edelleute, das Paradies der Juden, das Fegefeuer der Bürger und die Hölle der Bauern, die Goldgrube der Fremden und der Grund des Frauenaufwandes. Reich an Wolle, iſt's doch ohne Tuch, ſäet Lein im Ueberfluß und holt Leinwand aus der Fremde, liebt alle ausländiſchen Waaren und ſchätzt die in der Heimat gefertigten gering, rühmt ſich theuern Kaufes und verachtet Alles, was billig iſt,

und die Polen ſetzen hinzu:

In unſerer Krone Polen giebt's durch Gottes Gnade Korn zu Brod, Lein zu Leinwand, Schafe zu Tuch, überall Pferde genug und Erze zu den Waffen,

oder:

Nirgends in Polen fehlt's an Eiſen zur Wehre, an Reitern für die Pferde, an Korn, Lein und Weizen, und an vollen Kellern.

Aber wie ſie ſelbſt ſagen:

Der Ueberfluß in Polen richtet das Land zu Grunde,

denn:

Polniſche Kleidung jedes Jahr anders;

Was der Pole an einem Tage vertrinkt, macht oft die ganze Habe eines Deutſchen aus,

und, was das Schlimmſte iſt:

Wo zwei Polen, ſind drei Parteien.

Daher iſt „Polniſche Wirthſchaft“ ſprichwörtlich geworden, und:

Nicht wird's in Polen beſſer werden, ehe es nicht recht ſchlecht geht,

weil:

Der Pole (nur) durch Schaden klug wird, wenn er's wird.*

Noch hat ſich die ſlaviſche Gaſtfreundſchaft erhalten, von der es heißt:

Alte Polenſitte iſt's, Niemandem die Thür zu verſchließen,

aber auch der Adel, welcher ahnenſtolz erklärt:

Ein polniſcher Edelmann iſt älter, als ein deutſcher Baron,

iſt derſelbe geblieben: despotiſch gegen die Bauern,** uneins unter ſich, und durch Verſchwendungsſucht meiſt ſo heruntergekommen, daß man ſpottweis ſagt:

Acht Edelleute aus dem O ś m i a n'ſchen Gebiete führen eine Ziege auf den Markt,

und das Volk iſt ebenſowenig anders geworden, ſo daß die Sprichwörter:

Es knarrt wie ein polniſches Fuhrwerk,

und:

Liebe ohne Eiferſucht iſt wie ein Pole ohne Läuſe,***

bis zum heutigen Tage Geltung behalten haben.

Selbſt das Heer, welches einſt, mit Ausnahme des Fußvolkes, von dem es früh ſchon hieß:

Polniſches Fußvolk (iſt) wenig werth,

für ausgezeichnet galt, hatte durch die unſelige Titelſucht ſo gelitten, daß man verſicherte:

Zwei Gemeine und vier Capitaine.

Kein Wunder alſo, wenn der Ruſſe ſpricht:

Bei uns iſt nicht Polen, es iſt beſſer,

und die H a n a k e n in Mähren erklären:

Die Polen ſind Landſtreicher.

Namentlich aber die K l e i n r u ſ ſ e n verachten ihre ſtammverwandten Nachbarn aus Herzensgrunde.

Zigeuner und Leche, 's iſt eins!

oder:

Polen-, Juden- und Hunde-Treue (iſt Alles eins)!

ſagen ſie, indem ſie hinzuſetzen:

Für unſere Sünden kamen die Polen über uns!

und ihre höchſte Betheuerung lautet:

Ich will drei Mal Pole werden, wenn das nicht wahr iſt!

wobei unfehlbar einer der Umſtehenden erſchrocken einfallen wird:

Denke an deine Seele und verfluche ſie nicht!

Selbſt die Kinder bitten ängſtlich:

Mutter! verbinde mir die Augen, damit ich den abſcheulichen Lechen nicht ſehe,

und der Fluch:

Möchteſt du im Polenglauben verrecken!

gilt als ſo furchtbare Beleidigung, daß jeder Kleinruſſe bereit iſt, ſich bis auf's Blut dafür zu ſchlagen.

Die Redensart der Ruthenen:

Schrecken für Polen, aber der Ruſſe fürchtet ſich nicht,

welche der deutſchen: „Das ſind Schreckenberger!“ entſpricht, rührt aus der Zeit des Hetman Bohdan Chmielnicki her, wo die Koſaken die Polen überall zurückdrängten und beinahe zu Grunde richteten.

Derſelben Epoche mögen wohl auch die folgenden zwei auf die Polen bezüglichen Sprichwörter der Ruthenen in Galizien ihren Urſprung verdanken:

Rühr' dich, Pole, mach' dem Ruſinen Platz!

und:

Der Pole hat's ungern, daß ſie ihn todtgeſchlagen haben: er zappelt noch mit den Beinen!

In dem ſtolzen Abſondern der Polen von den übrigen Slaven ſieht der Ruthene die Urſache ihres Unglückes:

Warum holt der Teufel die Lechen? Weil ſie allein gehen.

Aber umſonſt ruft er ihm zu:

Pole, du gehſt fehl! — Was thut's, wenn ich nur reite,

antwortet der Pole, und ſo giebt ihn der Galizier mit den Worten au:

* Kleinruſſiſch:
Nach dem Schaden wird auch der Leche weiſe.
Galiziſch:
Weiſe iſt der Pole nach dem Schaden: Haben ſie das Pferd geſtohlen, verſchließt er den Stall.
Daher betet auch der Galizier:
Gieb mir, Gott, den Verſtand im Voraus, welchen der Pole (Ruthene) nachher hat.

** Böhmen iſt wie ein Keſſel: ringsherum Berge, und in ihm kocht man Fiſche (čechiſch).

** Der Edelmann auf ſeinem Grund und Boden iſt dem Wojwoden gleich (polniſch).

*** In der Picardie nennt man deshalb jeden Schmutzfinken: Polake.

Digitized by Google

Der Teufel hat alle Lechen über einen Leiſten geſchlagen,

indem er noch ironiſch hinzufügt:

Dazu iſt der Pole Pole, daß er ſchlägt,
Und der Bauer Bauer, daß er's erträgt.

Sich ſelbſt nennt der Ruthene:

Feſter Ruſin,

und die Polen ſagen:

Hartnäckig wie ein Ruſin,

behaupten aber zugleich:

Wer einen Ruſin betrügt, muß geſcheidt ſein.

Der Mazur iſt heiter und tapfer, liebt aber Prügeleien ſo, daß es in Polen von ihnen heißt:

Es iſt ein ſchlechter Jahrmarkt, wo ihrer nur fünf erſchlagen werden.

Seines dunklen Augenſternes wegen, ſagen die Polen im Scherz:

Der Mazur wird blind geboren,

indeſſen:

Wenn der Mazur in Dienſt tritt, ſo macht ſich gewöhnlich nur im erſten Jahre das ganze Geſinde über ihn luſtig; im zweiten macht er ſich ſchon über die Andern, und im dritten ſelbſt über ſeinen Herrn luſtig.

Der polniſche Ausdruck:

Ein litthauiſcher Ueberfall,

entſtammt der Zeit, wo nicht nur die preußiſchen Kreuzritter, ſondern auch die Tataren und Litthauer plötzliche Einfälle in Polen machten. Letztere nahmen erſt ein Ende, als unter Wladislaus Jagello durch deſſen Heirat mit der ſchönen Hedwig Litthauen mit Polen vereinigt ward.

Die litthauiſche Redensart dagegen:

Er ſchnaubt, wie ein preußiſcher Soldat,

die auch in Polen Eingang gefunden hat, bezieht ſich auf die frühere preußiſche Armee, als ſie noch Zöpfe und Stöcke trug, und die Soldaten in kriegeriſcher Unthätigkeit häufig ein ungeheures Wachsthum in die Breite und Dicke bekundeten.

Ueberhaupt iſt der Litthauer ſeinen preußiſchen Herren nicht günſtig, die ihn, wie er ſich ausdrückt:

Für einen Baſtſchuh halten,

d. h. kaum einer „Pareßke“ (Fußbekleidung aus Baſt) werth achten, und ihn tyranniſch behandeln, denn:

Wenn der Preuße redet, hat der Gudde zu ſchweigen.

Indeſſen, der Nieder-Litthauer vertraut dem Schickſal:

Mag geſchehen, was da wolle, oder auch nicht geſchehen, der Zemaite wird nicht zu Grunde gehen,

und rächt ſich an ſeinen Unterdrückern mit den Worten:

Den Litthauern das Fleiſch, den Herren die Knochen.

Die Horalen, die Bewohner des Tatragebirges in der Wojwodſchaft Krakau, beſchuldigt der Pole, Storchbeine zu haben, indem er ſagt:

Der Horal hat Storchbeine: wen er will, den holt er ein,

und die Hukulen in der ſogenannten „Pokuta“ in Galizien werden von ihren Nachbarn ſo wenig geliebt, daß ihr Name als Schimpfwort gilt, und Mütter ihre Kinder damit zur Ruhe bringen, wenn ſie allzu unartig ſind.

Der Ruſſe wird von ſeinen ſlaviſchen Nachbarn nicht weniger gering geſchätzt, als der Pole:

Ruſſen-Treue,

iſt dem Kleinruſſen eins mit „Griechentreue,“ und:

Einen Moskal führen,

heißt bei ihm ſo viel, wie betrügen.

Eine Ruſſengabe

nennen die Polen ein Geſchenk, welches der Geber nachher zurückverlangt, oder nur in der Abſicht giebt, dafür ein werthvolleres zu erhalten, und das Verſprechen eines Ruſſen begleiten ſie mit der Redensart:

Warte den ruſſiſchen Monat ab!

der bekanntlich zwölf Tage ſpäter beginnt, als der polniſche, aber in dieſem Falle meiſt unregelmäßiger eintreten ſoll, als bei der Drohung:

Ich werd's ihm geben, daß er noch im ruſſiſchen Monat daran denken ſoll!*

Weiter heißt es im Kleinruſſiſchen:

Sagt der Ruſſe: 's iſt trocken, ſo zieh' den Kragen über's Ohr;

Der Ruſſe weiß den Weg, aber er frägt danach;

* Aehnlich ſpricht der Kleinruſſe:
Du ſollſt an den ruſſiſchen Monat denken,
und der Pole ſagt:
Er hat ihn geprügelt, daß er ſich noch im ruſſiſchen Monat ſchmieren mußte.

Den Wolf zankt man aus, und der Ruſſe hat die Stute geſtohlen;

Er ſchimpft, wie im Dorfe der Ruſſe;

Er iſt ſo ruſſiſch geworden, daß er dem Menſchen am lebendigen Leibe die Ferſen abſchneidet,

und:

Mach' Freundſchaft mit dem Ruſſen, aber halte ſtets auf der Bruſt einen Stein bereit,*

denn:

der Ruſſe ſieht aus, wie eine Krähe, iſt aber verſchlagener, als der Teufel.

Ja, der Kleinruſſe zieht entſchieden die Majeſtät der Hölle dem Ruſſen vor, indem er ſagt:

Den Teufel kannſt du mit dem Kreuz vertreiben, aber den Ruſſen wirſt du nie los.

Daher antwortet er auch dem Knaben, welcher ruft:

Vater, Vater, der Teufel liegt in der Hütte! — Das thut Nichts, wenn er nur kein Ruſſe iſt!

und räth als einziges Rettungsmittel:

Vor dem Ruſſen ſchneide die Felder ab und fliehe.

Sogar der Anblick eines Ruſſen dünkt ihm unheilvoll, indem er vor ſeinem Ausgange den frommen Wunſch ausſpricht:

Wolle Gott nur, daß ich mit keinem Popen zuſammentreffe, und keinem Ruſſen begegne, da wird's kein Unglück geben!

Der Ruſſe dagegen hält ſich für ſo vortrefflich, daß er verſichert:

Eines Ruſſen Haar iſt mehr werth, als ein halber Pole,

und daß er feſt glaubt, Gott ſelbſt ſei nur:

Der große Gott der Ruſſen,

welcher zwar „mit den Deutſchen deutſch,“ aber lieber doch „mit den Ruſſen ruſſiſch ſpricht.“

Mit ſchwärmeriſcher Verehrung hängt er an dem Vaterlande, denn:

In Rußland iſt noch Niemand Hungers geſtorben,

und ingrimmig ſagt er:

Niemand hat ſo viel Unheil über Rußland gebracht, als der Papſt in Rom und der Chan in der Krim.

Mit prophetiſchem Geiſte behaupteten die Polen ſchon längſt von Rußland:

Wer in Rußland iſt, muß nach Hauſe,

und wenn auch der Kleinruſſe achſelzuckend erklärt:

Der Ruſſe iſt kein großer Mann — ah, bah!

ſo iſt doch derſelbe ſo reich begabt und gewandt, daß die Polen bei Dingen, welche ſehr geſchickt ausgeführt ſind, zu ſprechen pflegen:

Wenn da nicht Zauberei dabei iſt, iſt auch am Ruſſen keine!

Ueber ſich ſelbſt hat der Ruſſe die Anſicht:

Der Ruſſe iſt durch Hinterverſtand ſtark,

d. h. nach einem begangenen Fehler kommt er raſch zu Verſtand und beſſert ſich, kennt ſich aber doch genug, um zu verſichern:

Schlage den Ruſſen, und er wird Uhren machen,

indem er ſeine ſtille Lieblingsneigung im Vergleich zu der ſeiner nächſten Nachbarn mit richtiger Beobachtung in folgender Weiſe kundgiebt:

Der Ruſſe zum Leſen, der Kleinruſſe zum Singen und der Pole zum Erzählen;

und wie die Kleinruſſen den Großruſſen „Moskal“ (Moskauer), „Burlak“ (Grobian, Bauerlümmel) und „Bock“ oder „Bocksbart“ nennen, ſo bezeichnet dieſer die erſteren mit den Ausdrücken: „Schöpſe,“ „Mazepniks“ oder „Mazeppaſeelen,“ und ſagt ſpottweis:

Der Ruſſe verkaufte auf dem Jahrmarkte den Gürtel eines Kleinruſſen für drei Groſchen, und gab den Schöpſ umſonſt zu,

oder:

Der Bock führt die Widderheerde, wie der Tatar die der Schöpſe in die Krim.

Die Koſaken ſind wie die Kinder, bald eſſen ſie in Fülle, bald nähren ſie ſich mit Hoffnung,**

und all' ihr Reichthum beſteht in ihren Pferden und in ihrer Freiheit. Denn, wie ſie ſelbſt ſagen:

Brod und Waſſer, das iſt Koſakenkoſt,

und:

Statt der Egge dient mir die ſchwarze Stute, ſtatt des Pfluges die Peitſche am Gurt,

aber:

Gott iſt nicht ohne Gnade, der Koſak nicht ohne Glück,

und:

* Daſſelbe räth der Ruthene für den Umgang mit dem Polen, und dieſer wiederum für den Verkehr mit dem Ruthenen.

** Nicht trinkt der Koſak auf das, was iſt, ſondern auf das, was kommen wird (kleinruſſiſch).
Muth, Koſak, du wirſt einſt Hetman werden (ruſſiſch).

Digitized by Google

Freiheit giebt es nirgends, wie in der Ukraine;*
Willſt du nicht Koſak werden, ſo geh' und dien' als Knecht,

und dieſe Freiheit artet ſo in Ungebundenheit aus, daß man im Polniſchen, wenn es wo ſtürmiſch und geſetzlos hergeht, ſprichwörtlich zu ſagen pflegt:

Wie in der Ukraine.

## Deutſche Städtegeſchichten.

Wir leben für, in und mit drei Zeiten. Jede derſelben erhebt Forderungen an unſere Thätigkeit, Anſprüche auf unſere Kraft, jede derſelben aber bietet uns auch Macht- und Bildungs-Elemente. Während wir an den Kämpfen der Vergangenheit uns ſtählen, ihre Erfahrungen benutzen, Erfolgen und Nichterfolgen in unſeren eigenen Beſtrebungen mehr oder minder gewiſſenhaft Rechnung tragen, nehmen wir die Zukunft gern zum Sporn unſerer Thätigkeit, zur Richterin über den Werth oder Unwerth unſerer Errungenſchaften. Mit entſchiedeneren Forderungen und raſcheren Entſcheidungen tritt die Gegenwart an uns heran; in ihr leben wir, geiſtig und materiell.

Mit der Vergangenheit korreſpondirt die Maſſe der Mitwelt nur dadurch, daß ſie die Erfahrungen vergangener Geſchlechter ausnutzt und auf den väterlichen und urväterlichen Grundlagen weiter baut; mit der Zukunft, indem ſie Kinder erzieht und bedacht iſt, dieſe in der werdenden Welt möglichſt günſtig zu ſtellen.

Außerhalb dieſer Alltagswelt, deren ruhige Entwickelung die Ideen der fortſchreitenden Menſchheit realiſirt, muß es aber noch hervorragende Geiſter geben, die das Leben für, mit und in drei Zeiten nicht beſſer, ſondern nur in anderer Weiſe verſtehen. Der Geſchichtsforſcher erſchließt das Leben der Vergangenheit zur Belehrung für die künftige und die gegenwärtige Welt; Dichter, Philoſophen und Künſtler leben weſentlich in der Zukunft. In die kommende Zeit ſetzen ſie ihre Hoffnungen, in ihr beginnt, wenn ihre Werke wirken, erſt ihr eigentliches Leben. Für ſie erbauen wir, in ihr träumen wir unſere Ideale realiſirt.

Aber nur mit den Materialien der Vergangenheit und der Gegenwart können wir bauen und gründen, und immer bleiben wir, wie ſehr auch Bürger der Zukunft, echte Kinder unſerer Zeit. Wir werden von zeitgenöſſiſchen Anſchauungen getragen und ſaugen aus der mitlebenden Geſellſchaft Nahrung und Kraft.

Klar vor uns aufgeſchichtet liegt das Material der Vergangenheit. Ihre Bedeutung läuft nicht Gefahr, unterſchätzt zu werden, wo es ſich um das Große und Allgemeine, um Staatenbildungen, Völkerbewegungen, religiöſe Spaltungen und Reformen, um Thatſachen handelt. Wir anerkennen bereitwillig, daß, als Chriſtus erſchien, die allgemeine Weltlage, die Strömung der Zeit, das ſehnſuchtsvolle Hoffen und Harren Aller, die ſich unbefriedigt abwandten von dem ruchloſen Treiben der Römerherrſchaft, eine gründliche Regeneration des Idealismus, auf den alten Grundlagen, aber mit neuen Impulſen, erweiterten Geſichtskreiſen und umfaſſenderen Anſchauungen, dringend erheiſchten. Wir ſind nicht weniger geneigt, die logiſche Folge und geſchichtliche Nothwendigkeit großer Ereigniſſe, wie der Völkerwanderung, der Reformation, des Protektorats Oliver Cromwell's, des amerikaniſchen Unabhängigkeits-Krieges anzunehmen; aus den Verhältniſſen der betreffenden Länder und den Ideenkreiſen ihrer Zeit, ihre Berechtigung und ihren Erfolg abzuleiten. Wir laſſen ſogar gelten, daß der Zuſtand Frankreichs nach dem Sturze des Juli-Königthums, nach der Erſchöpfung, welche den raſch verflackernden Anſtrengungen des Socialismus folgte, einen Staatsſtreich vom 2. December, eine Transitions-Periode, gleich der gegenwärtigen erforderte, ſei es, um während derſelben einen neuen Geiſt dem Verſtändniſſe und Bewußtſein des Volkes näher zu bringen, ſei es, um durch Wachrufen alter Erinnerungen nationale Beſtrebungen im übrigen Europa zu fördern.

Zögernd nur und widerſtrebend entſchließt man ſich der Geſchichte auch in enger begränzte, oder eigentlich weiter gezogene Kreiſe zu folgen, in denen ſich wieder kleinere Bruchtheile als für ſich beſtehende Ganze abſondern. Aber es iſt nicht minder unumſtößlich wahr, daß auch unſere geſellſchaftlichen Zuſtände, ja ſelbſt unſere privaten Beziehungen und die Bedingungen, unter denen wir in's Leben treten, das Produkt geſchichtlicher Fakten, das Reſultat des geſammten Wirkens und Strebens vergangener Geſchlechter ſind.

Dieſen Satz zu erhärten, iſt nichts geeigneter, als geſchichtliche Monographie, wie ſie die deutſche Literatur ſchon in Menge hervorgebracht hat. Die Geſchichte größerer Corporationen und Städte hat aufmerkſame Pflege gefunden, aber auch die Entſtehung und Entwickelung kleiner Stadt-Gemeinden und Genoſſenſchaften bietet zuweilen Momente, welche wohlwollender Berückſichtigung nicht unwerth ſind.

Das Land zwiſchen Elbe und Oder, obwohl urſprünglich von Germanen beſetzt, hat bekanntlich erſt den Slaven wieder abgerungen, deutſcher Kultur, deutſcher Sprache und Sitte wieder erobert werden müſſen, die Stadt-Chroniken jener Gegenden geben Zeugniß von den Rückzugskämpfen der Slaven gegen das allmählich vordringende und nachrückende Deutſchthum. So auch die uns vorliegende Geſchichte von Belgern.*

Belgern führt mit einer ſtolzen Donauſtadt gleichen Namen. Aus dem ſlaviſchen btelie gore (ruſſiſch: бѣлая гора, weißer Berg) iſt hier Belgora, Belgern, dort Belgrad entſtanden, doch hat bei Ableitung des letzteren Namens der Urſprung aus gorod, Stadt oder grad, Burg, wohl größere Wahrſcheinlichkeit. Belgern mag eine der bedeutendſten ſlaviſchen Niederlaſſungen an der Elbe geweſen ſein, jetzt iſt es aber ein unbedeutendes Landſtädtchen in der preußiſchen Provinz Sachſen. Es beſaß im Mittelalter als ſtark befeſtigter Waffenplatz einige Wichtigkeit, ebenſo wie Mühlberg, welches zwei Stunden ſtromaufwärts an der Elbe liegt, und deſſen Name ſich nicht von ſeinen Wind- und Waſſermühlen, ſondern von dem altſächſiſchen Mal, oder Möl, d. i. Gränze, ableitet, ſodaß man eigentlich Mülberg ſchreiben müßte. Belgern kam ſpäter unter die Schutzherrlichkeit des reichen Kloſters Buch, und darin iſt wohl der Hauptgrund ſeines Herabſinkens zur unbedeutenden Landſtadt zu ſuchen. Merkwürdig iſt es noch als eine der alten Roland- oder Rulandſtädte, und dieſer Umſtand veranlaßt unſer Eingehen auf das oben citirte Werk.

Aus dem Jahre 1850 findet ſich darüber folgendes Zeugniß in den am Tage Viti confirmirten Artikeln der Bäcker-Innung:

„Welch Meiſter zu klein oder aber zu ſchwarz und neiſſe Brod und Semmeln gebacken, und das Gewicht nicht erreicht, ſo ihnen von denen Schätzern befohlen, und ſo oft einer befunden, ſoll einem jeden von dem Brod und Semmeln für 5 Groſchen genommen, in's Spital und auf die Schulen geantwortet werden, das andere aber ſoll auch nicht auf den Bänken, ſondern vor dem Rolande allein feil gehalten, daſelbſt drei Heller-Semmeln für einen Nawen Pfennig und drei Pfennige Brod um zween Pfennige gegeben werden."

Zoepfl hat, zum Theil mit Berückſichtigung der von den Belgern'ſchen Chroniſten gelieferten Daten die Frage der Rolandsſäulen, ſoweit es überhaupt möglich war, aufgeklärt, ſo daß wir uns nicht veranlaßt ſehen, noch etwas darüber beizubringen.

Intereſſant durch eine eigenthümliche, obwohl häufig ſich wiederholende Anwendung der Bezeichnung „Alt" bei Ortsnamen, iſt die Entſtehung des Dörfchens Altbelgern in der Nähe des mehrerwähnten Städtchens. Als Heinrich I. dieſe Lande eroberte und koloniſirte, reconſtruirte er Belgora als eine deutſche Stadt, in welche er Beſatzung legte und Einwanderer herbeirief. Die eingeſeſſenen Wenden fühlten ſich in Folge deſſen bald beengt und gedrückt, weßhalb ſie auswanderten und einen neuen Ort begründeten, welchen man man nun das Belgern der Alten, Altenbelgern oder Altbelgern nannte, obwohl er eigentlich ein neues Belgern iſt.

Wir ſchließen unſer Referat, indem wir das Intereſſe unſeres Leſekreiſes auf eine Frage von ſpezieller Bedeutung für die Elbufer-Städte und Landſchaften, aber auch von unleugbar nationaler Berechtigung für Geſammt-Deutſchland hinzulenken verſuchen. Mehr als in irgend einem auf gleicher Kulturhöhe ſtehenden Lande Europa's, wir dürfen ſagen, der Welt, indem wir auch Nord-Amerika, und, nach allen glaubwürdigen Berichten, auch China und Japan berückſichtigen, ſind in Deutſchland die Waſſer-Verbindungen vernachläſſigt, wird ihre Bedeutung für das gemeine Wohl, für Handel, Induſtrie und Ackerbau unterſchätzt. Auf dem größten derjenigen Ströme, welche ausſchließlich deutſches Bundesgebiet bewäſſern, iſt noch immer die Schiffahrt durch drückende, unverhältnißmäßig hohe Zölle beengt, und iſt andererſeits die Waſſerſtraße ſelbſt durch Vernachläſſigung der zur Regulirung nöthiger Bauten der völligen Verſandung preisgegeben. Man mag gegenwärtig in Regierungskreiſen an Anderes zu denken haben, als an die Löſung ſolcher Aufgaben, deren Reſultat die produktiven Kräfte des Landes ſtärken würde, ſtatt ſie zu verzehren; nach unſerem Dafürhalten aber iſt es die Pflicht jedes zählbaren Genoſſen eines zur Freiheit reifen Volkes, ſolchen nationalen Angelegenheiten ſeine Aufmerkſamkeit, erforderlichen Falles ſelbſt ſeine beſondere Thätigkeit und Kraft zu widmen. Von ſolchen

* Freiheit, Freiheit — das iſt des Koſaken Vortheil (kleinruſſiſch).

* Chronik der Stadt Belgern, von C. R. und G. H. Bertram, Belgern, 1860.

Digitized by Google

Tendenzen getragen, hat ſich die Mühlberg-Stiftung in Mühlberg an der Elbe gegründet, und dieſe halten wir dem Wohlwollen unſerer Leſer beſtens empfohlen.

## Mannigfaltiges.

— Der deutſche Fürſtentag und die Bundesreform. Unſere Zeit ſtellt an jedes berufene Organ der Preſſe die Forderung, daß es Partei ergreife und ſich ausſpreche, wo es ſich um große, tief eingreifende Fragen des Vaterlandes handelt. Eine ſolche Frage haben jetzt die deutſchen Fürſten dem deutſchen Volke vorgelegt. Es ſei fern von uns, darin von Seiten Oeſterreichs nur das Beſtreben zu finden, das übrige Deutſchland fortan an die politiſchen Geſchicke des Kaiſerſtaates dermaßen zu feſſeln, daß Erſteres dem Letzteren alle Schlachten, die dieſer etwa noch in der Folge auf Italiens Boden oder anderwärts auszukämpfen hat, wird müſſen ſchlagen helfen. Es ſei fern von uns, darin überhaupt nur eine nach den Zeitumſtänden modifizirte Umgeſtaltung der Wiener Schlußakte von 1820 zu erblicken, nach welcher der deutſche Bund hauptſächlich den Zweck hat, eine gegenſeitige Machtverſicherungs-Anſtalt der deutſchen Dynaſtieen zu ſein. Alles das ſei fern von uns! Vielmehr ſchließen wir uns mit voller Zuſtimmung dem Votum des deutſchen Abgeordneten-Tages an, wonach 1) der vom Kaiſer Franz Joſeph berufene Fürſtentag als ein erfreuliches Zeugniß zu betrachten von der überall in Deutſchland herrſchenden Ueberzeugung hinſichtlich der Unzulänglichkeit der beſtehenden Bundesformen und der dringenden Nothwendigkeit ihrer Umgeſtaltung; 2) das deutſche Volk unter den obwaltenden inneren Zerwürfniſſen und äußeren Bedrohungen nicht lediglich verneinend zu der ihm jetzt von den Fürſten dargebotenen Bundesreform ſich verhalten darf; 3) als Vorbedingung des Gelingens dieſer Bundesreform jedoch die Bildung einer unmittelbar durch das deutſche Volk zu erwählenden Repräſentation betrachtet werden muß; 4) die Anerkennung der vollſtändigen Gleichberechtigung der beiden deutſchen Großmächte im Staatenbund als ein Gebot der Gerechtigkeit, wie der Politik, und die Aufnahme der beiden von deutſcher Sitte und deutſcher Geſinnung durchdrungenen Provinzen Oſtpreußen und Poſen in den Bund als dringend wünſchenswerth zu betonen, und endlich 5) die Berufung einer deutſchen Nationalverſammlung zu gewiſſenhafter und loyaler Prüfung des Bundesreform-Entwurfes als unumgängliche Ergänzung der von den Fürſten eingeleiteten großen Maßregel zu erklären.

— Oeſterreichiſche Staatsmänner über Steuern und Abgaben. Dr. Karl Freiherr v. Hock giebt in der „Oeſterreichiſchen Wochenſchrift für Wiſſenſchaft, Kunſt und öffentliches Leben" (Beilage zur „Wiener Zeitung") eine Selbſtanzeige ſeines Werkes: „Die öffentlichen Abgaben und Schulden."* „Wenn mit der politiſchen Freiheit," heißt es in dieſer Anzeige, „die Zahl derjenigen wächſt, welche mitbeſtimmend in die öffentlichen Verhältniſſe einzugreifen haben, oder wenn dieſe oder jene Staatseinrichtung, als angeſtrebt oder gehaßt, angegriffen oder vertheidigt, vor anderen in den Vordergrund tritt, fühlt ſich der Forſcher angeregt, dieſe Einrichtungen auf's Neue zum Gegenſtande ſeiner Studien zu machen und die Ergebniſſe der letztern in ſolcher Form zu veröffentlichen, daß ſie jedem Denkenden zugänglich werden." — Es iſt gewiß erfreulich, daß öſterreichiſche Staatsmänner in dieſer Weiſe mit ihrem Beiſpiele vorangehen, das Abgabenweſen vor der Wiſſenſchaft und vor der öffentlichen Meinung zu rechtfertigen. Zur Begründung des Beſteuerungs-Rechtes und der Steuerpflicht überhaupt ſagt der Verfaſſer: „Beide beruhen theils auf dem corporativen Charakter des Staates, vermöge deſſen dieſer die gemeinſamen Bedürfniſſe durch Beiträge der Staatsbürger decken darf, und theils auf dem Entgelt, der den vom Staate den Einzelnen geleiſteten Dienſten gebührt. Aus dieſer Begründung wird ſogleich die erſte und höchſte Regel aller Beſteuerung abgeleitet: Die Steuer muß gerecht ſein, gerecht in dem Sinne, a) daß nie mehr gefordert werde, als der Zweck des Staates, auf ſeinen ſtrengſten Ausdruck zurückgeführt und mit den entſprechenden Mitteln angeſtrebt, rechtfertigt; b) daß Keiner, dem ein Beitrag angeſonnen wird, an und für ſich und im Verhältniſſe zu anderen Beitragleiſtenden, in einem höheren Maße in Anſpruch genommen werde, als er rechtlich verpflichtet iſt und c) daß ſie dem Inhalte und der Form nach kein Sittengeſetz und kein Recht des Volkes und des Einzelnen verletze."

* Stuttgart, Cotta, 1863. XI und 378 S.

— Das Trauerſpiel der Reſtauration. Auch für die heutige Zeit behalten folgende Worte, die Heinrich Zſchokke im Jahre 1816 geſchrieben, ihre prophetiſche Geltung. Als damals die alten Liberalen in der Schweiz über die Staats-Reſtauration mit ihren Wirkungen, mit ihrem Rückfall in die alten Sünden und Dummheiten, faſt verzagten, tröſtete ſie Zſchokke mit den Worten: „Gewiß iſt das Trauerſpiel noch nicht zu Ende. In der Regel muß es ja fünf Akte haben. Von der Zuſammenberufung der National-Verſammlung bis zum Tode Ludwig's XVI. war der erſte Akt; von da, mit den Robespierraden und dem Republikaner-Rauſch bis Bonaparte's Heimkunft aus Aegypten der zweite; von Napoleon's Kaiſereien bis zur Ueberheerung Frankreichs der dritte; von da und den Gährungen Deutſchlands, Spaniens, Frankreichs, Italiens und der Schweiz, durch Vermiſchung der Maximen des eilften und neunzehnten Jahrhunderts, wird wohl nun der vierte ſein. Den Anfang des fünften Aktes wird man uns im Elyſium melden, wenn wir da, unter ewigen Lebensbäumen, mit allen Heiligen über die irdiſchen Verirrungen lächeln; da, wo auch Cato lächelt, Tacitus nicht mehr zürnt, Jeſajas nicht mehr donnert, und wir mit Chriſtus ſagen: „„In Gott iſt Seligkeit ohne Aufhören.""*

— Dr. Steudner's Tod in Afrika. Einer der wackern Männer, die aus Liebe zur Wiſſenſchaft vor zwei Jahren die in Deutſchland ausgerüſtete Expedition nach Central-Afrika unternahmen, hat leider ſein edeles Beſtreben, die Auffindung des der Wiſſenſchaft als Opfer gefallenen Eduard Vogel, ſelbſt mit dem Tode gebüßt. Dr. H. Steudner iſt am 10. April d. J. im Dorfe Wau (8° 20′ N. Br. und 25° O. L. von Greenwich) an den Folgen eines Gallenfiebers, 31 Jahr alt, geſtorben. Kurz vorher noch hatte er ſehr umfangreiche und werthvolle Reiſe-Berichte an Dr. Heinr. Barth in Berlin geſandt, welche nächſtens in der „Zeitſchrift für Allg. Erdkunde" abgedruckt erſcheinen werden. Der Verſtorbene hatte zuletzt mit Herrn von Heuglin die Expedition vom See Rel nach dem Weſten, in's Innere des Landes, unternommen. Am 23. März waren ſie aufgebrochen, hatten unter vielen Mühſeligkeiten, Beide vom Fieber hart mitgenommen, am 2. April den 300 Schritt breiten Fluß Dſchur überſchritten und in derſelben Nacht das Dorf Wau erreicht, wo Steudner acht Tage darauf verſtarb. Heuglin hat ihn unter einer Baumgruppe, unfern des Fluſſes Dſchur, begraben, und am 17. April ſeine Reiſe nach Bongo, im Lande der Dor, fortgeſetzt. Petermann's Geographiſche „Mittheilungen" bringen fortdauernd neue, nicht unintereſſante Nachrichten über dieſe Expedition.

— Eine neue Sammlung franzöſiſcher Schriftſteller.** Die uns vorliegende „Sammlung franzöſiſcher Schriftſteller für den Schul- und Privatgebrauch," von den Herren Dr. phil. G. van Muyden (kein Holländer, ſondern ein franzöſiſcher Schweizer) und Ludw. Rudolph ſeit dem Sommer 1862 mit unermüdlichem Fleiß veranſtaltet, zeichnet ſich vor älteren Unternehmungen dieſer Art ſehr günſtig aus; ſie weiß Belehrung und Unterhaltung auf das Zweckmäßigſte zu verbinden, indem ſie, ſoweit unſere Durchſicht wahrnehmen ließ, niemals den einen Geſichtspunkt dem andern willkürlich opfert. Aus dieſem Grunde empfiehlt ſich die Sammlung auch dem Studium erwachſener Perſonen. Jedes Bändchen wird von einer kurz gefaßten, in deutſcher Sprache geſchriebenen Einleitung eröffnet, die zuerſt einen kleinen Abriß der Biographie des Autors und danach, ebenſo gedrängt, den Inhalt des ausgewählten Stückes giebt. Unter dem Text laufen deutſche Anmerkungen fort, theils Ueberſetzungen ſchwieriger Ausdrücke, theils grammatikaliſche Fingerzeige. Anmuthig wechſeln Drama, Erzählung, Luſtſpiel, Novelle, Fabel, Naturbeſchreibung mit einander ab, und was einen beſondern Vorzug darſtellt, man empfängt immer ein äſthetiſches Ganzes.

* Heinrich Zſchokke's Selbſtſchau. Erſter Theil, S. 261.

** Collection d'auteurs français. Sammlung franzöſiſcher Schriftſteller u. ſ. w., herausgegeben und mit Anmerkungen verſehen von G. van Muyden und Ludwig Rudolph. Berlin, 1862—63, Otto Janke; bisjetzt 17 Lieferungen.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig. Druck von Gieſecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

# Magazin
# für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn P. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 35. Mittwoch, den 2. September 1863. 32. Jahrgang.

Inhalt:

England. Seite
Engliſcher Aberglaube. Zadkielismus . . . . . . . . . . . . . . . . 409
Frankreich.
Das Leben Jeſu, von Renan. II . . . . . . . . . . . . . . . . . 410
Hebräiſche und jüdiſche Literatur.
Sadducäer und Phariſäer, nach Geiger . . . . . . . . . . . . . . 413
Italien.
Der öffentliche Unterricht in Mailand . . . . . . . . . . . . . . 414
Nord-Amerika.
James Williams und F. M. Hudſon für die Südſtaaten . . . . . . . 415
Deutſchland und das Ausland.
Goethe's wiſſenſchaftliche Werke in Frankreich . . . . . . . . . 418
Schultz-Schultzenſtein: Leben und Tod in der Wiſſenſchaft . . . . . 419
Mannigfaltiges.
Engliſches Urtheil über die Briefe Karl Auguſt's und Goethe's . . . . 420
Ein photographirter Sklave . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . „
Deutſcher Rechtsſinn in den ruſſiſchen Oſtſee-Provinzen . . . . . . . „

## England.

### Engliſcher Aberglaube.

#### Zadkielismus.

Es giebt ſo ſchrecklich viel wiſſenſchaftliche und ſoziale Prinzipien und Parteien, die ſich in der Regel mit —„ismus" endigen, daß man ſie ſchon gar nicht mehr überſehen, geſchweige verſtehen und begreifen kann; und dabei kommen immerwährend neue hinzu: Magnetismus, Spiritualismus, Howittismus, übernatürlicher Photographismus ꝛc., und nun endlich Zadkielismus. Von erſteren haben wir dann und wann gehört und geleſen, aber Zadkielismus?

Ganz neu für die Meiſten von uns, aber ein alter Burſche, den ich und jeder Andere ſchon als Kinder gekannt haben. Freilich in ſeiner neueſten engliſchen Ausſtattung ſieht er ſehr modern und reſpektabel aus.

Um gleich zur Sache zu kommen, iſt Zadkiel ein Kalendermacher, nicht blos mit Wetter-, ſondern auch mit politiſchen Prophezeiungen für hochgeſtellte Perſonen, aus den Sternen geleſen, alſo Aſtrolog und Horoſkopier, aber der weiſeſte und wahrſte aller Propheten aus den Sternen. Sein ungeheurer Kredit erwuchs aus einer Prophezeiung der ungewöhnlichſten Art, die eintraf.

In „Zadkiel's Almanac for 1861" fanden ſich einige Prophezeiungen über das künftige Schickſal des Prinzen Albert. Nach einer Prophezeiung im Allgemeinen aus der Stellung des Saturn zur Sonne, daß daraus Unglück für einen „eminenten Charakter" entſpringen und Weinen und Wehklagen in hohen Kreiſen ſein werde, ſagt er an einer Stelle deſſelben Kalenders für 1861 folgendermaßen: „Die bleibende Stellung des Saturn im dritten Grade der Jungfrau ꝛc. wird ſehr übel für alle Perſonen ſein, die am 26. Auguſt geboren wurden. Unter den Leidenden bedaur' ich den würdigen Prinz-Gemahl dieſes Königreichs zu erblicken. Alle dieſe Perſonen ſollten ihrer Geſundheit die gewiſſenhafteſte Aufmerkſamkeit ſchenken."

Prinz Albert war am 26. Auguſt 1819 geboren. Der 26. Auguſt 1861 ging ohne Gefahr für den Prinzen Albert vorüber. Aber in demſelben Kalender heißt es bei der dem Prinzen von Wales geſtellten Nativität: „Das Jahr 1861 wird böſe für den Vater dieſes Geborenen ſein."

Das war denn in drei verſchiedenen Formen die Prophezeiung, die ſich am 14. December 1861 erfüllte. Nachdem Prinz Albert an dieſem Tage ganz unerwartet in den beſten Jahren und ſonſt beſter Geſundheit geſtorben war, verbreitete ſich allgemein das Wunder, Zadkiel habe dieſen unerwartetſten Tod dreifach prophezeit. Es erſchien eine Broſchüre darüber. Die Leute ſtaunten und ſtarrten mit offenen Mäulern, unter ihnen auch der würdige City-Alderman Humphrey. Durch ihn gewannen Zadkiel's Prophezeiungen plötzlich hohen Cours, die ganze Bank, Börſe und Fleetſtreet entlang, in welcher Gegend alle Zeitungen erſcheinen. Dieſe brachten natürlich Leitartikel und „further particulars" über das Wunder. Große Unterſuchungen: „Who is Zadkiel?" Daily Telegraph ſchrie: „Spionirt ihn aus und überliefert ihn als einen Schurken und Hallunken der Polizei-Station von Bowſtreet."

Darauf erſchien ein reſpektabler Brief von dem See-Admiral Sir Edward Belcher (zunächſt anonym) in derſelben Zeitung, wo ein Zadkiel verrathen ward. Zadkiel iſt ein alter Lieutenant der königlichen Marine, hieß es, der R. J. Morriſon heißt, ein enthuſiaſtiſcher, profeſſioneller Aſtrolog und Adept in andern Zweigen geheimnißvoller Wiſſenſchaft, der unter Anderem 1852 viel Aufſehen in den Staatszimmern der Ariſtokratie mit einer magiſchen Kryſtall-Kugel hervorgerufen habe, inſofern beſonders begabte Perſonen darin Engel, Verſtorbene, Geiſter hätten erſcheinen ſehen. Der Brief ſchloß mit ehrenrührigen Ausdrücken gegen den Propheten Zadkiel, alias Morriſon.

Das war im Anfang des Jahres 1862. Zadkiel ſchwieg, bis er im Kalender für 1863 ſich ſehr viel auf ſeine Prophezeiung zu Gute that, die Preſſe herunter machte und ſich des ungeheuer geſtiegenen Abſatzes ſeines Kalenders rühmte. Damit ſchien er (im Herbſte vorigen Jahres) zufrieden zu ſein, aber hinterher muß er ſich anders beſonnen und einen Pasquill-Prozeß gegen Sir E. Belcher eingeleitet haben, denn vor einigen Wochen war ganz London mit dem Prozeſſe: „Morrison v. Belcher, Knight" beſchäftigt. Der Zudrang zu den Verhören und Verhandlungen, auch aus den ſtolzeſten Equipagen mit gepuderten, wadenausgeſtopften Dienern dahinter, war ungeheuer. Es galt zunächſt, den wirklichen Propheten Zadkiel zu ſehen, den alten Gentleman zwiſchen 70—80, in Civil, aber mit mehreren, wirklich ehrenden, auf Verdienſten beruhenden Orden auf der Bruſt, da dieſe, welche auf den Uniformen mancher unbekannten Größen des Kontinents kaum mehr Platz finden, in England ſehr ſelten ſind, und dann auch gut reſpektirt werden. Aus ſeinen Ausſagen ging hervor, daß er von 1804 bis 1829 in der engliſchen Flotte gedient habe, dann als Offizier der Küſtenwache. Endlich penſionirt, habe er ſich geheimen Wiſſenſchaften, beſonders der Aſtrologie, gewidmet und ſei Eigenthümer und Herausgeber des „Zadkiel-Almanac." Auch gab er ſonderbare Aufſchlüſſe über die magiſche Kryſtall-Kugel, in welcher die höchſten Herrſchaften, Biſchöfe, Lords und natürlich auch Bulwer Lytton, der bei ſo etwas nie fehlt, gläubig hineingeſehen und manche Wunder erblickt hätten.

Ueber ſeine aſtrologiſche Prophezeiungskunſt und deren Gränzen gab er eben ſo ernſt und naiv nähere Aufſchlüſſe, wie über die magiſche Kraft der Kryſtall-Kugel, während dieſe im Gerichtshofe von profaner Hand zu Hand wanderte, und das ſchnöde Publikum lachte und Witze riß. Als Zeugen für die Magie derſelben citirte er eine Armee von Zeugen aus der höchſten Geſellſchaft. Viele erſchienen allerdings nicht, Andere kamen, aber anonym. Doch wurden manche ariſtokratiſche Damen erkannt; von Herren: Earl of Wilton, Sir Edward Bulwer Lytton, ein Biſchof und andere Geiſtliche. Beweiſes genug, daß der Zadkielismus ziemlich verbreitet

Digitized by Google

iſt in der beſten engliſchen Geſellſchaft. Viele ſagten zwar, ſie ſeien blos aus Neugier und des Amuſements wegen als Zeugen der Kryſtall-Kugel-Erſcheinungen zu Zadkiel gegangen, aber eine ältere Dame verſicherte heilig und theuer, daß ſie an die Offenbarungen der Kugel glaube. Aufgefordert, vor Gericht hineinzugucken, ob ſie auch hier Geiſter ſehe, antwortete ſie entrüſtet: „It is too solemn a thing, Sir!“

Die Zeugen waren erſchienen, um zu beweiſen, daß Zadkiel nicht für Geld Zauberei mit der Kugel getrieben habe, daß er kein „fraudulent impostor“ ſei, wie ihn Sir E. Belcher titulirt hatte. Dies ergab ſich denn auch, ſo daß er von dieſem Vorwurfe frei geſprochen ward. In Bezug auf den aſtrologiſchen Zadkielismus, der von Belcher injuriirt worden war, meinte der Gerichtshof, daß man ihn nicht beſonders begünſtigen könne, und eine Strafe für das Pasquill mit 20 Schillingen für Zadkiel hinreichend erſcheine.

Ich habe mir von den 50,000 Zadkiel-Kalendern einen gekauft. Warum ſoll ich dem Naturgeſetze: „Ein Narr macht viele?“ mich widerſetzen? Ein ſchäbiges Ding von 80 Seiten mit gewöhnlichem Kalenderſtoff, aber voller Prophezeiungen für alle Monate des Jahres 1863. Für die Anfangsmonate prophezeite er mancherlei „Gas-Exploſionen“ aus Stellungen des Mars, Merkur und Uranus, die ohnehin alle Wochen vorkommen, aber dann iſt auch wieder König Otto's von Griechenland Unglück eben ſo gut vorausgeſagt worden, wie Napoleon's Niederlagen in Mexiko. „Athen iſt voller Unruhe und Inſurrection im Auguſt.“

Im September ſoll's dem Könige von Schweden übel ergehen. October — Verluſte für Otto von Griechenland (hat er noch mehr zu verlieren?). November — merkwürdige Conjunction des Mars und Jupiter im 13. Grade des Scorpion am 21. „Dies fällt genau an den Mithimmel des wundervollen Mannes, der über Frankreich regiert. Er muß „ter maximus“ genannt werden, denn wenn ſein Onkel groß war, iſt er „dreimal groß.“ „Als Jupiter zuletzt ſeinen Mithimmel durchlief, erhob er ihn zu ſouverainer Gewalt, und ſicherlich wird auch dieſer Durchgang, obgleich Mars innerhalb iſt, ſeine Macht wieder vermehren. Er mag nur ſtark genug ſein, die hydraköpfige Herrſchaft des Prieſterthums zu zerſtören.“

Im December 1863 iſt vom Könige von Preußen und dem Kronprinzen die Rede, „einem gutfühlenden Manne, aber da er Merkur und Mars in derſelben Declination hat, von raſchem und heftigem Temperamente, das er endlich überkommen wird, um ein guter König zu werden.“ „Der König v. Bayern wird in dieſem Monate Unannehmlichkeiten haben ꝛc.“

Dieſe Prophezeiungen ſchließen mit folgender aſtrologiſcher Weisheit. „Oh dear! Welcher Stoff gehört zu einem Könige? Erſt wenn Aſtrologie vollſtändig begriffen und zum Geſetze des Lebens gemacht ſein wird, erſt dann werden Völker ihre Könige nach den von Natur gegebenen Eigenſchaften wählen und dann, aber nicht eher, mag die Welt hoffen, in Frieden und erhöhtem Wohlſtande zu leben.“

Auch hat er viele Nativitäten hohen Perſonen geſtellt. Unter den für den Prinzen von Wales ſagte er die Verheiratung im Frühlinge voraus und verkündigt zum 10. October, daß er ein „hohes, öffentliches Amt“ vertreten werde.

Napoleon, „ter maximus“ erholt ſich im Auguſt von Unannehmlichkeiten des Juni, iſt aber im September ſehr von Geiſtlichkeit und Geldmangel beunruhigt. Doch im October „he is all right again,“ im November werden ihm große Ehren zu Theil und im December erreicht er, wie weiland Joſeph, die Wirklichkeit ſeiner Träume und das Ziel ſeines Ehrgeizes.

Earl of Derby mag wieder Premier-Miniſter werden, aber der verkehrte Charakter des Mannes (durch die Stellung des Mercur bei ſeiner Geburt verſchuldet) macht's ihm unmöglich, jemals lang die Zügel der Regierung zu halten.

Lord John Ruſſell hat Hoffnung, durch Jupiters Eintritt in die Stelle der Sonne (wahrſcheinlich ein aſtrologiſcher Ausdruck) im October wieder Premier-Miniſter zu werden.

Genug des Unſinns, nicht wahr? O ich könnte noch beſſer aufwarten. Haben ſie doch neulich ſogar eine Schneidertochter nach dreimonatlicher Ruhe im Grabe wieder von den Todten auferſtehen, und gegen Entree bei ihrem Vater, Mr. Hewin, bis für 300 Pfund wöchentlicher Netto-Einnahme, Frömmigkeit im hochkirchlichen Sinne wahr- und weisſagen laſſen. Freilich verdarben Ketzer und Diſſenters das Geſchäft: ſie ließen einen Knaben von den Todten auferſtehen und „gottlos“ offenbaren. Da miſchte ſich die Polizei ein, welche die Auferſtandenen und ihre Todtenerwecker vor Gericht ſtellen will. Aber das iſt kein Zadkielismus. Wir hatten's hier blos mit Zadkielismus zu thun. Und davon wollen wir vorläufig genug haben. H. G.

# Frankreich.

## Das Leben Jeſu, von Renan.

II.

Der zweite Abſchnitt in dem Leben Jeſu beginnt mit der Berührung, in die er mit Johannes dem Täufer trat, der um das Jahr 28 n. Chr. ſeine Wirkſamkeit begann. Dieſe Berührung trug eher dazu bei, den jungen Propheten von Nazareth von ſeinem Wege abzuführen, als ihn auf demſelben zu fördern, wenn ſie ihm auch einige wichtige Zuſätze zu ſeiner religiöſen Inſtitution lieferte. Johannes, ein Miſſionair und nicht ohne Verbindung mit den Eſſäern, predigte Buße: denn das Reich Gottes ſei nahe. Die Abwaſchung oder die Taufe war ein bei den Juden, beſonders bei den Eſſäern, gewöhnliches Symbol der Sündenreinigung. Johannes war eine ſtrenge und harte Natur; ſeine Reden waren voll von heftigen Vorwürfen; wahrſcheinlich blieb er auch der Politik nicht fern. Seine Jünger führten ein ſtrenges Leben, faſteten viel und trugen eine ernſte Miene zur Schau. Unter ihnen zeigten ſich ſchon Spuren von der Gemeinſchaft der Güter und von dem Grundſatze, daß der Reiche mit dem Armen theilen müſſe. Der Arme erſcheint ſchon als derjenige, der in erſter Linie von dem Reiche Gottes Vortheil haben werde. Der Ruf Johannis drang auch nach Galiläa. Jeſus begab ſich mit ſeinen wenigen Jüngern zu ihm. Sie ließen ſich wie alle Anderen taufen. Johannes nahm die kleine Schaar Galiläer ſehr wohlwollend auf und hatte nichts dagegen, daß ſie getrennt von ſeinen Anhängern blieben. Die beiden Meiſter waren jung, ſie hatten viele Ideen mit einander gemeinſam, ſie gewannen einander lieb und wetteiferten vor dem Volke in gegenſeitigen Zuvorkommenheiten. Jeſus ward der Nachahmer Johannis; auch er taufte und ſeine Schüler mit ihm. Bald ward er ſeinem Meiſter gleichgeſtellt, und ſeine Taufe war ſehr geſucht. Darüber entſtand eine Eiferſucht zwiſchen den beiderſeitigen Jüngern, der die Meiſter fern blieben. Die Ueberlegenheit Johannis ſtand zu feſt, als daß der noch junge Jeſus daran dachte, ſie ihm ſtreitig zu machen. Er wollte blos in ſeinem Schatten wachſen und glaubte, um die Menge zu gewinnen, dieſelben äußeren Mittel anwenden zu müſſen, die Johannes ſo viele Erfolge verſchafft hatten. Daher begab er ſich, wie Johannes und andere Propheten vor ihm, zur Vorbereitung auf ſeinen künftigen Beruf in die Wüſte. Hier blieb er vierzig Tage und beobachtete ein ſtrenges Faſten. Dieſer Aufenthalt gab der Phantaſie ſeiner Schüler reichen Stoff. Die Wüſte war nach dem Volksglauben der Aufenthalt böſer Geiſter, daher dichtete man: Jeſus habe ſchreckliche Prüfungen beſtehen müſſen; Satan habe ihn mit furchtbaren Erſcheinungen zu ſchrecken und durch verführeriſche Verſprechungen zu verlocken geſucht; endlich ſeien Engel gekommen, die ihn zum Lohne für ſeinen Sieg bedient hätten. Wahrſcheinlich bei dem Austritte aus der Wüſte erfuhr er die Verhaftung Johannis. Er hatte keinen Grund mehr am Jordan zu bleiben, vielleicht fürchtete er auch für ſeine eigene Sicherheit, und er kehrte nach Galiläa zurück, gereift an Erfahrung.

Im Allgemeinen war der Einfluß des Johannes auf Jeſus kein günſtiger; er ſtörte vielmehr ſeine eigenthümliche Entwickelung. Die Taufe, die er von ihm annahm, war ein äußerlicher Gebrauch und ſtand daher im Widerſpruche mit ſeinem Begriffe von einer Religion, die von allen Aeußerlichkeiten frei ſein ſollte. Das Einzige, was er dem Johannes verdankte, war, daß er von ihm lernte, wie man vor dem Volke ſprechen und handeln müſſe. Von dieſer Zeit an predigte er auch mit mehr Kraft und verſtand es, ſein Anſehen mehr geltend zu machen. Seine Ideen vom Reiche Gottes gewannen jetzt auch eine reifere Form in der frohen Botſchaft, die er verkündete. Er iſt nicht mehr ein trefflicher Moraliſt, der in kurzen und lebendigen Sprüchen weiſe Lehren giebt, ſondern ein tranſcendenter Revolutinair, der die Welt umformen will. In der jetzigen Welt herrſcht Satan; ſie iſt Gott und ſeinen Heiligen feind; aber Gott wird aufſtehen und ſeine Heiligen rächen. Der Tag iſt nahe, denn die Verruchtheit hat ihren Gipfel erreicht; das Reich des Guten wird von nun an beginnen. Dazu muß ſich Alles in der Welt umkehren: die Erſten werden die Letzten ſein. Er fühlte ſich berufen, dieſes Reich zu gründen. Mit der Gewalt ſeines heroiſchen Willens, glaubte er Herr zu ſein über Himmel und Erde, über die ganze Natur, über Thorheit, Krankheit und Tod; er fühlte ſich allmächtig. Wenn die Welt ſich nicht gutwillig der Umwandlung hingiebt, ſo ſoll ſie zermalmt und gereinigt werden durch die Flamme und den Hauch Gottes. Ein neuer Himmel wird geſchaffen werden und die ganze Welt bewohnt ſein von Engeln Gottes. Der Grundgedanke Jeſu war alſo eine radicale Revolution (ἀποκατάστασις πάντων, Apoſtg. 3, 21), die ſelbſt die Natur umfaſſen ſollte. Die Erde verachtend, überzeugt, daß die gegenwärtige Welt nicht verdiene, daß man ſich um ſie küm-

Digitized by Google

mere, flüchtete Jeſus in ein ideales Reich, und wurde Gründer jener Lehre von der Verachtung der Welt und von der Freiheit der Seele, die allein den Frieden giebt. Auch die Stoiker hatten das Mittel gefunden, frei unter einem Tyrannen zu ſein; aber ſie hatten ſich die Freiheit immer noch an gewiſſe politiſche Formen geknüpft gedacht; ihre Freien hießen Harmodius und Ariſtogiton, Brutus und Caſſius. Der wahre Chriſt aber iſt auch von ſolchen Feſſeln frei. Er iſt hienieden ein Verbannter; was kümmert ihn der vergängliche Herr dieſer Erde, die nicht ſein Vaterland iſt? Eine ſolche Lehre paßte zu einer Zeit, in der die irdiſche Freiheit verloren ſchien. Das Chimäriſche an derſelben war es gerade, was ihr Eingang und Verbreitung verſchaffte. Es war die revolutionairſte Idee, die je in einem menſchlichen Kopfe entſtanden iſt. Jeſus iſt nicht Spiritualiſt; denn Alles zielt bei ihm auf eine ſinnliche Realiſation. Er hat nicht den mindeſten Begriff einer von dem Körper losgetrennten Seele. Die Materie iſt für ihn das Zeichen der Idee und das Wirkliche der lebendige Ausdruck des Unſichtbaren.

In Kapernaum war es, wo er zuerſt als Menſchenſohn oder Meſſias auftrat. Seine Vaterſtadt Nazareth und ſeine eigenen Verwandten hatten ihn nicht anerkannt. In Kapernaum und den anderen kleinen Ortſchaften um den See Tiberias fand er einen günſtigeren Boden. Hier wählte er ſich ſeine Lieblingsjünger, die künftigen Apoſtel, und hier gab er ſeiner Sekte die erſte Verfaſſung. Alle ſollten ſich Brüder nennen; er ſelbſt verzichtete auf den Namen Meiſter und Vater, der nur Gott zukomme; die Größten ſollten Diener der Anderen ſein. Alle von der Geſellſchaft Verſtoßenen, Sünder und Zöllner, nahm er auf und durchzog mit ihnen das Land, überall die frohe Botſchaft predigend, die Sorgen des Lebens von ſich zu werfen und nur nach dem Reiche Gottes zu ſtreben. Wie die Eſſäer führten ſie ein communiſtiſches Leben. Jeſus begriff leicht, daß die höhere Geſellſchaft ſich ihm nicht anſchließen werde, daher wandte er ſich an die niederen Schichten. Das Reich Gottes, erklärte er, iſt für die Kinder und die ihnen gleichen, für die von der Welt Verſtoßenen, für die Opfer der ſozialen Härte, für Ketzer und Abtrünnige, für Zöllner und Samaritaner. Seine Lehre war der reine Ebionismus, daß die Armen an Geiſt und Vermögen zur Herrſchaft berufen ſeien; daher die heftige Polemik gegen die Reichen, die Schriftgelehrten und Phariſäer. Alle asketiſchen Uebungen und Kaſteiungen verbannte er, und ſeine Schüler bildeten hierin den Gegenſatz zu den Schülern des Täufers. Der Ruf, daß in Jeſu der Meſſias erſtanden ſei, bewog den gefangenen Johannes, zwei ſeiner Jünger an ihn zu ſenden mit der Frage: „Biſt Du der, der kommen ſollte?" Jeſus zählte ihnen die Werke her, die das kommende Reich Gottes charakteriſiren ſollten: die Heilung der Kranken und die frohe Botſchaft von dem nahen Heile der Armen, und fügte hinzu: „Selig der, der nicht an mir zweifeln wird." Ob dieſe Antwort Johannes noch getroffen habe, wiſſen wir nicht. Jeſus erklärte von nun an Johannes für ſeinen Vorläufer, für den Elias, der, nach dem Propheten Maleachi, dem Meſſias vorausgehen ſollte.

Nach dem Tode Johannis, im Jahre 31, begab ſich Jeſus nach Jeruſalem, auch hier ſeine frohe Botſchaft zu verkünden. Allein die Hauptſtadt war für eine ſolche Botſchaft nicht empfänglich. Der weltliche Sinn der Großen, die Starrheit der Orthodoxen, der Stolz der Schriftgelehrten ſtießen ihn von ſich und verleideten ihm den Aufenthalt in Jeruſalem. Er kehrte bald nach Galiläa zurück, und hier beginnt das dritte Stadium ſeiner Entwickelung. Eine Ueberzeugung brachte er aus Jeruſalem mit: es ſei keine Einigung mit dem Judenthum möglich. Von nun an iſt er nicht mehr der jüdiſche Reformator, ſondern der Vernichter des Judenthums. Jetzt wendet er ſich, Anfangs nicht ohne Schwanken, an Samaritaner und Heiden. „Wer nicht für mich iſt, der iſt gegen mich," iſt ſein Grundſatz. Seine Miſſion tritt ihm klar vor Augen. Er iſt nicht mehr der Prophet der erſten Zeit, der in Gleichnißreden und Sprüchen, die er zum Theil älteren Rabbinen entlehnt hat, lehrt, auch nicht mehr der Meſſias der Juden, ſondern der Gottesſohn, der berufen iſt, das Geſetz zu vernichten. Er weiß, daß er das Opfer dieſer Kühnheit werden werde; aber des Menſchen Sohn wird nach ſeinem Tode kommen, begleitet von Legionen Engel, und diejenigen, die ihn zurückgeſtoßen haben, werden zu Schanden werden. Er eignete ſeinem Dogma von dem Reiche Gottes Alles an, was im Stande war, Herz und Phantaſie zu entflammen. Gott hat ihm alle Macht gegeben; er hat ihm ausſchließlich das Recht zu richten verliehen. Die Natur muß ihm gehorchen, und ſie wird Jedem gehorchen, der an ihn glaubt. Der Titel eines Propheten oder Gottgeſandten genügte nicht mehr ſeinen Gedanken. Die Stellung, die er ſich zuertheilte, war die eines übermenſchlichen Weſens; er wollte, daß man ihn als Einen betrachte, der in einem erhabeneren Verhältniſſe als alle anderen Menſchen zu Gott ſtehe. Ueber dieſes Verhältniß war er ſich ſelber nicht klar; bald iſt Gott größer als er, bald iſt er mit Gott eins. Seine Anhänger faßten ſeine Perſönlichkeit nach ihrer verſchiedenen Individualität verſchieden auf. Den Meſſianiſten, den Gläubigen an die Miſſion des Daniel und Henoch, war er der Menſchenſohn, den gläubigen Juden, den Leſern des Jeſaias und Micha, der Sohn David's, den aufgenommenen Heiden der Gottesſohn. Die Miſſion, die Jeſus übernommen hatte, verlangte Wunder, und er that Wunder: er heilte Kranke, trieb Teufel aus und erweckte Todte. Das Wunder iſt oft mehr das Werk des Zeitgeiſtes, als deſſen, der es verrichtet. So viel iſt gewiß, daß ihm die Wunder mehr Anhänger verſchafften als ſeine Reden.

Jemehr ſich Jeſus dem Ende ſeines Lebens näherte, deſto kühner und phantaſtiſcher wurden ſeine Ideen. Der gegenwärtige Zuſtand der Menſchheit naht ſeinem Ende. Dieſes Ende wird eine ungeheure Revolution ſein, eine Angſt, wie die einer Gebärerin, eine Wiedergeburt, verkündet durch ſchreckliche Unfälle und ungewöhnliche Himmels-Erſcheinungen. Am großen Tage wird am Himmel das Zeichen des Menſchenſohnes erſcheinen, ein großer Sturmwind wird die Wolke zerreißen, ein Feuerſtrahl wird von Oſten nach Weſten zucken. Der Sohn Gottes wird in der Wolke erſcheinen, in großer Kraft und Herrlichkeit, beim Schalle der Poſaunen und umgeben von Engeln. Seine Schüler werden auf Thronen an ſeiner Seite ſitzen. Die Todten werden auferſtehen, und der Meſſias wird zum Gericht ſchreiten. Die Auserwählten kommen an einen Ort, der ihnen von Anfang an bereitet iſt; da ſitzen ſie in Licht gekleidet beim Feſtmahle, wo Abraham, die Patriarchen und Propheten den Vorſitz haben. Die Sünder aber werden in den Abgrund geſtürzt, wo beſtändig Heulen und Zähnklappern iſt, und ſie brennen und werden von Würmern zernagt in Gemeinſchaft mit Satan und allen gefallenen Engeln. Und dieſe Ordnung der Dinge wird ewig dauern, und ewig der Menſchenſohn ſitzen zur Rechten Gottes. Die Zeit iſt nahe, wenn auch die Stunde nur Gott weiß; aber das jetzige Geſchlecht wird nicht vergehen, bis der Menſchenſohn in ſein Reich kommt. Seine religiöſe Genoſſenſchaft war nur eine proviſoriſche, da ja das Ende der Welt nahe war. Daher ward das Eigenthum verboten; Alles, was den Menſchen vom Himmel abzieht, ſollte gemieden werden: die Eheloſigkeit ward der Ehe vorgezogen, die Enthaltſamkeit empfohlen, ja die Entmannung in Ausſicht auf das Himmelreich gebilligt. Dies war eine Conſequenz des Grundſatzes: „Reiße Dir das Auge aus, ſchneide Dir Hand und Fuß ab, wenn ſie Dich ärgern; denn es iſt beſſer, daß Du blind und lahm in das ewige Leben kommeſt, als daß Du in die Hölle fahreſt." Der Natur-Nothwendigkeit ward keine Conceſſion gemacht. Jeſus predigte laut den Krieg gegen die Natur, den völligen Bruch mit dem Blute: „Wahrlich, ich ſage Euch, es iſt Niemand, der ein Haus verläſſet, oder Eltern, oder Brüder, oder Weib, oder Kinder um des Reiches Gottes willen, der es nicht vielfältig wieder empfahe in dieſer Zeit und in der zukünftigen Welt das ewige Leben" (Luc. 18, 29. 30). Seine Anhänger ſollten Alles über ſich ergehen laſſen: ihr Leben erhalten, heiße, es verlieren, für ihn und die frohe Botſchaft es hingeben, heiße, es erhalten. Ihn ſelbſt erfüllte ein Drang nach Martern und Tod; ſein Blut erſchien ihm wie eine zweite Taufe, womit er getauft werden ſollte, und mit einer gewiſſen Haſt ging er dieſer Taufe entgegen. Er verheimlichte ſich nicht den Sturm, den er in der Welt erregen werde: „Ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, ſondern das Schwert; ich bin gekommen den Sohn zu erregen wider den Vater, die Tochter wider die Mutter und die Schnur wider die Schwiegermutter, und des Menſchen Feinde werden ſeine eigenen Hausgenoſſen ſein; ich bin gekommen, ein Feuer auf die Erde zu bringen; um ſo beſſer, wenn es ſchon brennt." Immer höher ſtieg ſeine Exaltation. Zuweilen ſchien es, als wenn ſeine Vernunft ſich verwirre; er hatte Beängſtigungen und innere Aufregungen; ſeine Jünger hielten ihn in gewiſſen Augenblicken für verzückt, ſeine Feinde für beſeſſen. Sein überaus leidenſchaftliches Temperament führte ihn jeden Augenblick über die menſchliche Natur hinaus. Sein Werk war nicht das der Vernunft, ſondern des Glaubens; nur durch den Glauben konnte man ſein Anhänger werden. Er duldete daher keinen Widerſpruch; ſeine frühere Milde hatte ihn verlaſſen, er war oft rauh und heftig. Seine Schüler verſtanden ihn nicht mehr und fühlten vor ihm eine Art von Furcht. Zuweilen zog ihn ſeine üble Laune gegen allen Widerſtand zu widerſinnigen und abſurden Handlungen, ſo als er den Feigenbaum verfluchte, der ihm keine Früchte bot. Der Widerſtand machte ihn reizbar; ſein Begriff des Gottesſohnes trübte ſich. Er fühlte, daß er nur noch wenige Monate den Ton würde beibehalten können, den er angeſtimmt hatte. Es war Zeit, daß der Tod komme, ihn zu löſen aus einer auf das äußerſte geſpannten Lage, daß er ihn aus einem Wege bringe, der zu keinem Ziele führte und ihn von einer allzu langen Prüfung befreie, denn er hatte den Erfolg nicht, den er erwartete. Seine frohe Botſchaft ward

Digitized by Google

ſelbſt in ſeiner Heimat nicht allgemein angenommen. „Wehe Dir, Chorazin, wehe Dir, Bethſaida, klagte er, und Du, Kapernaum, das ich glaubte bis zum Himmel zu erheben, Du wirſt bis in die Hölle hinuntergeſtoßen werden.“ Sein unſtätes Leben, Anfangs für ihn eine Luſt, ward ihm jetzt zur Laſt. „Die Füchſe haben ihr Lager und die Vögel des Himmels haben ihr Neſt, und der Menſchenſohn hat nicht, wohin er ſein Haupt lege.“ Immer bitterer und heftiger wurden ſeine Aeußerungen, die Leidenſchaft, die in ſeinem Charakter lag, riß ihn zu den heftigſten Aeußerungen gegen ſeine Gegner hin. Seine Feinde mehrten ſich. Er ſelbſt ging der Gefahr entgegen.

Im Jahre 32 reiſte er wieder zum Laubhüttenfeſt nach Jeruſalem. Seine Verwandten hatten ihn dazu aufgefordert. Der Evangeliſt Johannes ſcheint anzudeuten, daß in dieſer Aufforderung die Abſicht gelegen habe, ihn zu verderben; denn ſeine Brüder glaubten nicht an ihn. „Gehe nach Judäa, ſagten ſie, offenbare Dich der Welt; denn Niemand thut etwas im Verborgenen und will doch offenbar ſein.“ Jeſus weigerte ſich Anfangs; dann aber, als die Pilger fortgezogen waren, machte er ſich heimlich auf den Weg Er ſollte nie mehr nach Galiläa zurückkehren. In dem Dorfe Bethanien fand er Aufnahme in dem Hauſe des Lazarus und ſeiner Schweſtern Martha und Maria. Hier im Schoße der Freundſchaft fand er Troſt für den Widerſtand, den er in Jeruſalem fand, und Ruhe nach den aufregenden Kämpfen mit ſeinen Gegnern. Kurz nach dem Feſte der Tempelweihe machte er eine Reiſe noch Peräa in die Gegend des Jordans, wo er einſt mit Johannes getauft und gelehrt hatte. Bei ſeiner Rückkehr nach Bethanien verlangten ſeine Jünger, die der ſchlechte Erfolg in Jeruſalem entmuthigte, ein Zeichen, das ſelbſt die Ungläubigſten überzeugen müſſe. Jeſus gab ein ſolches Zeichen in der Auferweckung des todten Lazarus. Möglich, daß den todtkranken Lazarus die Freude über die Rückkehr des Freundes wieder in's Leben zurückrief, oder daß ſich die Familie des Lazarus im Eifer für die Sache ihres Freundes eine fromme Täuſchung erlaubte. Was Jeſus betraf, ſo war er eben ſo wenig wie der heilige Bernhard oder der heilige Franziskus mehr Herr, die Wunderſucht der Menge und ſeiner Jünger zu mäßigen. Uebrigens ſollte ihm der Tod in einigen Tagen die Freiheit wiedergeben und ihn der unſeligen Nothwendigkeit einer Rolle entziehen, die jeden Tag die Anſprüche ſeiner Anhänger und die Schwierigkeiten ſie zu erfüllen mehrte.

In der That ſcheint das Wunder beigetragen zu haben, ſein Ende zu beſchleunigen. Das Aufſehen, das das Wunder erregte, trieb ſeine Feinde zu entſcheidenden Schritten. Es lag im Intereſſe der jüdiſchen Ariſtokratie, an deren Spitze die Hohenprieſter Hannas und Kaiphas ſtanden, allen Parteiungen, woraus leicht eine politiſche Bewegung gegen die beſtehende Römerherrſchaft hervorgehen konnte, entgegenzutreten. War auch die von Jeſus hervorgerufene Bewegung durchaus keine politiſche, ſo ſahen doch die Hohenprieſter in derſelben ein Motiv, das das Joch der Römer erſchweren und zuletzt zur Zerſtörung des Tempels und Auflöſung des Volkes führen könnte. Und ihre Vermuthung war nicht ganz ohne Grund. Trug Jeſus den Sieg davon, ſo war der Untergang der jüdiſchen Nation allerdings entſchieden. Sie waren daher gewiſſermaßen im Rechte, wenn ſie ſagten: „Beſſer der Tod Eines Menſchen, als der Untergang des ganzen Volkes!“ Seitdem die Menſchheit beſteht, war dies immer der Grundſatz der conſervativen Partei. Die „Partei der Ordnung“ iſt immer dieſelbe geweſen. Indem ſie es für ihre Pflicht hält, Volksbewegungen zu verhindern, glaubt ſie patriotiſch zu handeln, wenn ſie ſelbſt durch einen Juſtizmord einer leidenſchaftlichen Aufregung entgegentritt. Die Bewegung, die Jeſus leitete, war rein geiſtiger Natur; aber es war doch eine Bewegung; daher mußten die Männer der Ordnung, überzeugt, daß für die Menſchheit die Unbeweglichkeit das Beſte ſei, die Ausbreitung des neuen Geiſtes hindern. Niemals aber gab es ein frappanteres Beiſpiel, wie gerade ein ſolches Verfahren ſein Ziel verfehlt. Hätten ſie Jeſus freigelaſſen, ſo würde er ſich in dem verzweifelten Kampfe gegen das Unmögliche bald erſchöpft haben. Der unverſtändige Haß ſeiner Feinde entſchied den Erfolg ſeiner Sache und drückte ſeiner Göttlichkeit das Siegel auf.

Jeſus täuſchte ſich nicht über das Geſchick, das ihn erwartete. Er unterhielt ſeine Jünger von ſeinem nahen Ende, und er ſelbſt ſtärkte ſich in dem Gedanken, daß ſein Tod die Welt retten würde. Der Kataſtrophe ging die Salbung Jeſu durch Maria im Hauſe Simon's des Ausſätzigen voraus. Dieſer folgte der Triumph-Einzug in Jeruſalem, den ihm ſeine galiläiſchen Landsleute bereiteten, und die Vertreibung der Krämer und der Wechsler aus dem Tempel, Thatſachen, die der Bewegung in der That den Schein, als ſei ſie eine politiſche, geben mußten. Eine große Traurigkeit ſcheint in dieſen letzten Tagen die Seele Jeſu erfüllt zu haben. Alle Berichte ſtimmen überein, daß ſich ſeiner vor ſeiner Verhaftung einen Augenblick ein Schwanken und eine Unruhe bemeiſtert habe. Er fühlte die Wucht der Miſſion, die er übernommen hatte, ſchwer auf ſich laſten; vielleicht auch ſtiegen Zweifel an derſelben in ihm auf. Bald jedoch ſiegte die Begeiſterung für ſein Werk, und er beſchloß, den Kelch bis zur Hefe zu leeren. Judas Iſcharioth, vielleicht in einer augenblicklichen Aufwallung über ein hartes Wort, das ihm ſein Meiſter bei Gelegenheit der Salbung geſagt hatte, verrieth den Hohenprieſtern ſeinen Aufenthalt. Jeſus hielt das letzte Mahl mit ſeinen Jüngern, das nicht, wie man irrthümlich glaubt, das jüdiſche Paſſah-Mahl war, aber für die Urkirche das Paſſah-Mahl des neuen Bundes werden ſollte. Beim Herannahen der Schaar, die ihn verhaften ſollte, dachte Jeſus einen Augenblick an Widerſtand. Er fragte, ob Schwerter da ſeien. „Es ſind zwei da!“ ſagten die Jünger. „Die genügen,“ ſprach er hierauf. Bald jedoch entſagte er ſolchen Gedanken, da er wohl vorausſah, daß ſeine furchtſamen Landsleute der bewaffneten Macht in Jeruſalem würden unterliegen müſſen. Petrus machte noch einen vergeblichen Verſuch, ihn zu vertheidigen. Seine Verhaftung geſchah. Er ward vor dem Rath der Volksverführung und der Gottesläſterung angeklagt. Sein Eingeſtändniß, daß er der Sohn Gottes ſei, führte ſeine Verurtheilung herbei, die nach dem Buchſtaben des Geſetzes ganz legal war. Er ward hierauf dem Procurator Pontius Pilatus, dem die Beſtätigung des Urtheils zukam, als Volksaufwiegler, der ſich für den König der Juden erklärt habe, überliefert. Pilatus fragte ihn, ob er wirklich der König der Juden ſei, und Jeſus geſtand ihm offen, aber mit der ihm gewöhnlichen Abſtraction: er ſei der König der Juden; aber ſein Reich ſei nicht von dieſer Welt; er ſei geboren, die Wahrheit zu bezeugen. Pilatus verſtand nichts von dieſen idealiſtiſchen Reden und hielt ihn wahrſcheinlich für einen unſchädlichen Schwärmer, den er dadurch zu retten hoffte, daß er dem Volke die Begnadigung des Juden-Königs bei Gelegenheit des Feſtes anbot. Die Prieſter, die die verächtliche und ironiſche Art, womit er ihnen das Anerbieten gemacht hatte, verletzte, und die, vielleicht nicht ohne Grund, eine Falle darin ſahen, veranlaßten das Volk, die Freilaſſung eines anderen Gefangenen, des Barrabas, der als rebelliſcher Patriot in Jeruſalem ſehr bekannt und populär war, zu verlangen. Pilatus machte noch einen Verſuch, das Mitleid für Jeſus zu erregen, indem er ihn geißeln ließ und dem Spotte ſeiner Kriegsknechte Preis gab. Endlich, auf die Bemerkung, daß die Freilaſſung Jeſu eine Anerkennung des vorgeblichen Königs und alſo ein Majeſtäts-Verbrechen gegen den Kaiſer wäre, gab er nach und überlieferte ihn ſeinen Soldaten zur Kreuzigung. Das Leben Jeſu endet für den Hiſtoriker mit ſeinem letzten Seufzer.

In dem Schlußkapitel handelt der Verfaſſer von dem weſentlichen Charakter des Werkes Jeſu. „Das Werk Jeſu, heißt es, beſtand weſentlich darin, daß er einen Kreis von Jüngern um ſich ſchuf, denen er eine gränzenloſe Zuneigung einflößte, und in deren Schoß er den Keim ſeiner Lehre legte. Liebe einflößen bis zu dem Grade, daß man auch nach ſeinem Tode nicht aufhörte, ihn zu lieben, das war das Hauptwerk Jeſu, das ſeine Zeitgenoſſen am meiſten in Erſtaunen ſetzte. Seine Lehre war ſo wenig dogmatiſch, daß er nie daran dachte, ſie aufzuſchreiben oder aufſchreiben zu laſſen. Man war ſein Jünger, nicht indem man dies oder jenes glaubte, ſondern wenn man ſich an ſeine Perſon hielt und ihn liebte, in Ausſicht auf das Reich Gottes. Das Reich Gottes, wie wir es begreifen, unterſcheidet ſich offenbar von der übernatürlichen Erſcheinung, die die erſten Chriſten in den Wolken zu ſehen hofften. Aber das Gefühl, das Jeſus in die Welt eingeführt hat, iſt auch das unſrige. Er hat den Himmel der reinen Seelen geſchaffen, in welchem ſich das findet, was man vergeblich auf der Erde ſucht, den vollkommenen Adel der Kinder Gottes, die abſolute Reinheit, die gänzliche Abweſenheit von allem Schmutze der Welt, die Freiheit, die die wirkliche Geſellſchaft als eine Unmöglichkeit ausſchließt, und die nur ihre ganze Fülle im Reiche des Gedankens entfalten kann. Der große Meiſter derjenigen, die ſich in dieſes ideale Reich Gottes flüchten, iſt Jeſus! ... Dieſe erhabene Perſönlichkeit darf man wohl göttlich nennen, wenn auch nicht in dem Sinne, als hätte Jeſus alles Göttliche in ſich vereinigt, als ſei er, wie die Scholaſtiker ſagen, der Gottheit adäquat geweſen, ſondern in dem Sinne, in welchem er das Individuum iſt, das ſeine Gattung den weiteſten Schritt zum Göttlichen hat machen laſſen. Die Menſchheit im Ganzen bildet einen Verein von niederen, egoiſtiſchen Weſen, nur dadurch dem Thiere überlegen, daß ihr Egoismus überlegter iſt. Aber mitten aus dieſer einförmigen Gemeinheit erheben ſich Säulen zum Himmel und zeugen von einer edleren Beſtimmung. Jeſus iſt die höchſte dieſer Säulen, welche dem Menſchen zeigen, woher er kommt und wohin er ſtreben ſoll. In ihm iſt Alles vereinigt, was es Gutes und Erhabenes in unſerer Natur giebt. Er iſt nicht ohne Sünde geweſen, er hat dieſelben Leidenſchaften beſiegt, die wir bekämpfen

Digitized by Google

müſſen, kein Engel Gottes hat ihn geſtärkt, wenn nicht ſein eigenes gutes Gewiſſen, kein Satan hat ihn verſucht, wenn nicht der, den Jeder in ſeiner Bruſt trägt. Wie mehrere ſeiner guten Seiten durch Schuld ſeiner Schüler für uns verloren ſind, ſo ſind wahrſcheinlich auch viele ſeiner Fehler verheimlicht worden. Aber niemals hat Jemand ſo wie er das Intereſſe für die Menſchheit über die niedrigen Triebe der Eigenliebe herrſchen laſſen. Ohne Rückſicht ſeiner Idee hingegeben, hat er ihr gegen Ende ſeines Lebens Alles in ſolchem Grade untergeordnet, daß die Welt für ihn nicht mehr exiſtirte. Mit dieſem ſeinem heroiſchen Willen hat er den Himmel erobert. Es hat wenige Menſchen gegeben, vielleicht Çakya-Mouni ausgenommen, die ſo ſehr die Familie, die Freuden dieſer Welt, jede irdiſche Rückſicht mit Füßen getreten haben, wie Jeſus. Er lebte nur für ſeinen Vater im Himmel und für die göttliche Miſſion, die er nach ſeiner Ueberzeugung zu erfüllen hatte. Wir aber, beſtändige Kinder, verurtheilt zur Ohnmacht, die wir arbeiten, ohne zu ärndten, und nie die Früchte deſſen, was wir geſäet haben, ſehen werden, beugen wir uns vor dieſen Halbgöttern! Sie wußten, was wir nicht wiſſen: zu ſchaffen, zu wirken und zu handeln. Wird je wieder einmal dieſe Schöpferkraft aufleben, oder wird ſich die Welt von nun an begnügen, die Pfade zu verfolgen, die ihnen von den kühnen Schöpfern des Alterthums eröffnet ſind? Wir wiſſen es nicht. Aber wie auch die neuen Erſcheinungen der Zukunft ſein mögen, Jeſus wird nicht übertroffen werden. Sein Cultus wird ſich ewig verjüngen, ſeine Legende wird immer Thränen hervorlocken, ſeine Leiden die Herzen der Beſten rühren. Alle Jahrhunderte werden es verkünden, daß unter den Menſchenſöhnen kein größerer geboren worden, als Jeſus."

Die Schrift Renan's verdient das Aufſehen, das ſie erregt hat; ſie wird in ihrer würdigen und zugleich populären Haltung gewiß dazu beitragen, die religiöſen Anſchauungen zu berichtigen und zu läutern. Ihr wiſſenſchaftliches Verdienſt iſt, daß ſie uns ein im Ganzen treues, hiſtoriſches Charakterbild und eine wahrſcheinliche pſychologiſche Entwickelungs-Geſchichte des großen Religionsſtifters giebt. Die ſchwächſte Seite iſt die apologetiſche. Wie bei allen geiſtigen Größen, iſt auch bei Jeſus das Göttliche, das ſich in ihm offenbart hat, das Bleibende, das Menſchliche aber, die Form, in der ſich ihm das Göttliche darſtellte, das Vergängliche. Auch er war ein Kind ſeiner Zeit, und was er gewollt und gewirkt, das ſollte zunächſt für ſeine Zeit Frucht tragen. Seine frohe Botſchaft von dem nahen Himmelreiche war ein Troſt in der traurigen Zeit des Verfalles aller menſchlichen Angelegenheiten; die Erwartungen und Hoffnungen, die er erregte, retteten die Menſchen vor der Verzweiflung, in die ſie die Bosheit der damaligen Welt geſtürzt hatte; das Gottesbewußtſein, das er aus dem engen jüdiſchen Kreiſe in die große Welt gebracht hat, die Vaterſchaft Gottes, die er lehrte, ſtärkte das Vertrauen, und ſeine einfachen und eindringlichen Sittenſprüche und Gleichnißreden zeigten den in der Heidenwelt Verwilderten und Verthierten den Weg zum Beſſeren.

Trotz allen Verirrungen, in die im Mittelalter die chriſtliche Kirche durch ſcholaſtiſche Theologen, durch herrſchſüchtige und habgierige Prieſter und fanatiſche Schwärmer gerieth, bewies das ſittliche Element der Lehre Chriſti ſeine Kraft und wird ſie zu allen Zeiten beweiſen. Aber als ſeit dem Ende des Mittelalters die Quellen der Wiſſenſchaft wieder floſſen, die Erkenntniß wieder zunahm und der Zuſtand der Welt allmählich ein beſſerer wurde, iſt auch die Weltanſchauung eine andere geworden, ſo daß jetzt die Auffaſſungen Jeſu und ſeiner Zeitgenoſſen von der Welt uns ſo ferne liegen, daß ſeine frohe Botſchaft die frühere Kraft nicht mehr hat. Die Welt iſt uns nicht mehr das Reich des Böſen, der Tummelplatz des Teufels. Die Erde iſt Gottes Werk, der ſie dem Menſchen gegeben, daß er ſie durch ſeine Vernunft bezwinge und beherrſche. Wir ſollen das Irdiſche nicht von uns ſtoßen, ſondern es ſoll anregend auf uns wirken, daß wir im Kampfe mit ihm die Ebenbildlichkeit Gottes in uns immer mehr herausbilden. Nicht durch das Feuer und den Sturmhauch Gottes wird die Erde umgewandelt und geläutert werden, ſondern durch die Einſicht und die Thätigkeit der Menſchen. Ein Flüchten aus der Welt, ein Zurückziehen von allem Irdiſchen, ein Weichen vor jeder Verſuchung, eine Entäußerung alles deſſen, was durch ſeinen Mißbrauch unſerem Seelenheile ſchaden könnte, iſt ein Eingeſtändniß, daß das Ungöttliche mächtiger iſt, als das Göttliche, iſt ein Zweifel an unſerer eigenen moraliſchen Kraft, iſt die höchſte Selbſtſucht, die uns zum Verrath an unſeren Nebenmenſchen treibt, indem wir, nur um unſer eigenes Heil beſorgt, ſie allein dem Kampfe mit dem Irdiſchen überlaſſen. Das Auge ausreißen und die Hand abhauen, hindert die böſe That, aber rottet nicht den böſen Willen aus. Es iſt nur eine beſchränkte menſchliche Tugend, die Gott von uns auf Erden fordert und die wir zu erlangen wohl im Stande ſind. Eine zu hoch geſpannte Forderung, eine Zumuthung, uns über unſere Natur hinaus zu verſetzen in eine erträumte Welt des Idealen, macht uns für die wirkliche Welt unbrauchbar, hindert uns, die Aufgabe zu erfüllen, die Gott uns hier geſtellt hat, wirkt wie ein Rauſch, der die Sinne reizt, aber die Vernunft verdüſtert. In frommen Gefühlen ſchwelgen, in Träume künftiger Seligkeiten ſich wiegen, iſt freilich leichter und angenehmer, als denken, ſchaffen und wirken. Aber das Joch des wahren Himmelreiches ſoll nicht leicht und ſanft ſein, ſondern iſt in der That oft ſchwer und drückend.

Ebenſo beſchränkt wie unſere Tugend iſt auch unſere Freiheit. Wir ſollen die Feſſeln der Familie, der Geſellſchaft, des Volkes und des Landes, denen wir angehören, tragen, wenn ſie auch läſtig werden, und wenn wir auch oft verſucht ſind, ſie zu brechen. Ein Ablöſen von allen natürlichen Banden, ein Abſchütteln aller irdiſchen Intereſſen, die uns an die Mitwelt knüpfen, um die ſogenannte innere Freiheit des Geiſtes zu erlangen, iſt nicht die wahre menſchliche Freiheit, ſondern die Freiheit eines Bettelmönches oder Derwiſches. Der Bettler iſt der wahre König, meinten auch die Stoiker; aber ein ſolcher Grundſatz würde die Menſchheit ſelbſt bald an den Bettelſtab bringen. Die communiſtiſche Brüderlichkeit, die ſozialiſtiſche Gleichheit der Menſchen wäre der Tod aller menſchlichen Entwickelung, die Gefangennehmung der Vernunft unter den Glauben der Tod alles geiſtigen Fortſchrittes, ſowie durch die Schrecken des Todes und die Furcht vor der Hölle das Gute erzwingen wollen, der Tod der wahren Sittlichkeit iſt.

Nicht der Glaube an ein menſchliches Ideal, das, wie erhaben es auch geweſen ſein mag, doch immer auch ſeine Schwächen und Mängel hatte, ſondern die Erkenntniß Gottes allein macht uns ſelig, die Ueberzeugung, daß jede gute That, die wir hier üben, jede Wahrheit, die wir hier finden, beiträgt, das Reich Gottes auf Erden herbeizuführen. Der Glaube an ein ewiges Schwelgen in Himmelsfreuden und an eine ewige Pein in der Hölle widerſtrebt unſerer Vernunft und unſerem Gefühle. Im Schoße der Familie, im Umgange mit unſeren Freunden, in der Eintracht mit unſeren Mitbürgern, in der Thätigkeit unſeres Berufes, in der lebendigen Theilnahme an Allem, was die Menſchheit betrifft, liegt eine Fülle von Seligkeiten, die uns kein Himmel geben, und in der wachſenden Einſicht des Guten, Wahren und Schönen ein Lohn, wie er uns auch im Jenſeits nicht größer werden kann. Wir wiſſen, daß wir dem Tode nicht verfallen ſind, weil die Natur keinen Tod kennt, und die Ebenbildlichkeit Gottes, in der wir als vernunftbegabte Weſen geſchaffen ſind, bürgt uns für die Fortdauer der ſchon auf Erden begonnenen geiſtigen und ſittlichen Thätigkeit, deren unendliches Ziel die immer größere Verähnlichung mit dem Gottesbilde in uns iſt. Und wie der einzelne Menſch zu einem ewigen Fortſchreiten im Wahren und Guten, ſo iſt auch die ganze Menſchheit auf Erden zu einer ſtetigen Vervollkommnung beſtimmt. Es wird die Meſſiaszeit kommen, es wird das Gottesreich auf Erden anbrechen, wenn, wie die alten Propheten verkündet haben, die Erde voll ſein wird von der Erkenntniß Gottes, wenn die Völker ihre Schwerter in Pflugſchaare und ihre Speere in Sicheln ſchmieden werden, wenn nicht mehr Volk gegen Volk ein Schwert erhebt und ſie nicht fürder den Krieg lernen; wenn Jeder ſicher unter ſeinem Weinſtocke und unter ſeinem Feigenbaume lebt, und Niemand mehr aufſchreckt. Es iſt freilich ein fernes Ziel, das wohl auch nie vollkommen erreicht werden wird; aber das iſt eben das Weſen des echten Ideals, wodurch es ſich von dem phantaſtiſchen Ideal unterſcheidet, daß in dem echten die Möglichkeit der Realiſirung liegt, wenn auch die Wirklichkeit immer hinter ihm zurückbleibt, indeß das phantaſtiſche ſchon die Möglichkeit ausſchließt. Nach einem ſolchen möglichen Ziele ſtrebt denn auch die ganze geſchichtliche Entwickelung der Menſchheit, und darin liegt die wahrhaft religiöſe und ſittliche Bedeutung unſerer Weltanſchauung.

M.

## Hebräiſche und jüdiſche Literatur.

### Sadducäer und Phariſäer, nach Geiger.

„Sadducäer und Phariſäer" heißt eine Monographie von Dr. Abraham Geiger,* worin der Verfaſſer der durch ſo lange Zeit recipirten Auffaſſung dieſer beiden Sekten oder richtiger politiſch-religiöſen Richtungen innerhalb des alten Judenthums entgegentritt und eine richtigere Würdigung beider zu geben verſucht, wie er dies bereits ſchon in ſeinem grö-

* Breslau, Schletterſche Buchhandlung. 1863, 48 S. (Sonderabdruck aus dem 2. Bande der jüdiſchen Zeitſchrift für Wiſſenſchaft und Leben).

Digitized by Google

ßeren, an tiefen Forſchungen reichen Werke: „Urſchrift und Ueberſetzungen der Bibel in ihrer Abhängigkeit von der innern Entwickelung des Judenthums" in ausgedehnterem Maße gethan hat. Während man früher über Sadducäer im Allgemeinen nur Oberflächliches bot und ſie mit einigen kurzen Sätzen über ihre Glaubens-Anſichten abzufertigen für genügend hielt, war man bei dem Namen Phariſäer von vornherein von dem altverbreiteten Vorurtheile befangen, es ſeien dieſe ſammt und ſonders Scheinheilige, die man in Leben und Lehre zu meiden hätte. Und dennoch konnte nichts irriger ſein, als dieſes — Vorurtheil. Wir ſind mit der Erklärung des Verfaſſers völlig einverſtanden, wenn er ausſpricht, daß „der Phariſäismus keine des Schimpfes würdige Bezeichnung," daß er ein Ehrenname ſei, der in ſeinem Kreiſe das Prinzip bezeichne, das die ganze Weltgeſchichte als das der fortſchreitenden Entwickelung bewegt. „Wenn er (heißt es weiter) in Halbheit, nicht frei von Auswüchſen aufgetreten, ſo iſt das das Loos einer jeden Idee, wenn ſie in die Erſcheinung tritt, die geſchichtliche Verwirklichung verſucht. — Wo das geläuterte, zu ſittlicher Mündigkeit erwachſene Volksbewußtſein gegen die religiöſe Selbſtüberhebung der Prieſterſchaft in die Schranken tritt, wenn es dieſer eine höhere Heiligkeit nicht zugeſtehen, ſondern nur die perſönliche Würdigkeit gelten laſſen will, da ſehen wir daſſelbe Streben ſich geltend machen, wie es der Phariſäismus, und er zuerſt in der Weltgeſchichte, eifrig vertreten."

Der Phariſäismus hatte das Prinzip des durch die mündliche Lehre ſchon gebotenen Fortſchrittes gegenüber dem Sadducäismus, der nur das bereits Beſtehende und ihm Genehme wollte gelten laſſen, vertreten, und er insbeſondere war es, welcher die Conflikte des Lebens und der Lehre auszugleichen ſuchte. Es kann daher nichts falſcher ſein, als die Vorſtellung, die man ſich von den Phariſäern macht, geſtützt auf die Ausſprüche und Urtheile in den Evangelien, welche ſelbſt wieder von einem Parteiſtandpunkte ausgingen, wenn auch zugeſtanden werden mag, daß manche Auswüchſe, wie ſie keinen Lebensſchichten fremd bleiben, ſich zeigten. War ja, wie ſich Geiger ausdrückt, der Boden, auf dem Jeſus ſtand und den er bearbeiten wollte, der des Phariſäismus, mit deſſen eigenen Waffen er kämpfte, wenn er auch zuweilen deſſen Halbheit bekämpfte. Und ſelbſt der Eſſäerorden, dem Jeſus angehörte (nach Grätz, Geſchichte der Juden, Bd. 3, zweite Auflage), war nur eine mit ſtrengerer Sonderung und Abgeſchloſſenheit abgezweigte Partei des Phariſäismus. — Während die Sadducäer ſich gegen eine volle politiſche und religiöſe Gleichſtellung des Geſammtvolkes ſträubten und eine von der Prieſterpartei geſtützte Oberherrſchaft ſich anzumaßen verſuchten, waren es die Phariſäer, die als Vertreter des Volkes die Scheidung aufhoben und der Ausſpruch des Verfaſſers des zweiten Buches der Makkabäer (2, 17) galt auch als der ihre: „Gott habe Allen das Erbe, das Königreich, das Prieſterthum und das Heiligthum gegeben;" und wo das geſchriebene Geſetz ſie nicht ſtricte hinderte, da führten ſie auch dieſen Grundſatz praktiſch durch, ſodaß durch die Phariſäer die Spaltung des Volkes in Prieſter (Clerus) und Laien aufgehoben wurde, und als Jeſus auftrat, da hielt er bei ſeinem Streben nach Erhebung des ganzen Volkes zur religiöſen Gleichberechtigung auch ſich naturgemäß an die Phariſäer.

Die Schrift Geiger's iſt vielfach anregend und eröffnet manche neue Punkte in der Forſchung der Schrift und Tradition, wenn wir uns auch nicht ganz mit der am Schluß aufgeſtellten Paralleliſirung einverſtanden erklären können, welche der Verfaſſer zwiſchen dem Proteſtantismus als Spiegelbild des Phariſäismus und dem Katholicismus als Sadducäismus zieht, da ja auch der Katholicismus in der Annahme einer ſich fortpflanzenden Tradition in ſich einen (freilich vielfach auf Abwege gerathenen) Fortſchritt anerkennt, während der Proteſtantismus durch die Aufnahme der ſymboliſchen Bücher und durch einen vielfach mit einer gewiſſen Oſtentation ſich manifeſtirenden ſtarren Orthodoxismus ſich mannigfach die Hände gebunden hat.

K.

# Italien.

## Der öffentliche Unterricht in Mailand.

Bei dem Streben der reichen Bevölkerung der Hauptſtadt der Lombardei, ſich auszuzeichnen, bleibt den in ihren großartigen Paläſten — nicht auf dem Lande — lebenden Herzogen, Markgrafen ꝛc., ſowie den andern reichen Leuten, da hier die Standesverſchiedenheit anderer Länder ſich ziemlich verwiſcht hat, nichts anderes übrig, als ſich durch Geiſtesbildung vor ihres Gleichen auszuzeichnen. Man findet daher in Mailand in den erſten Familien ſehr gelehrte Angehörige, und dürfen wir nur unter Andern an den Herzog Litta, an die Grafen Manzoni und Dandolo erinnern. Es fehlt daher hier auch nicht an wiſſenſchaftlichen Anſtalten, von denen mehrere in dem ungeheuren Palaſte, die Brera genannt, vereinigt ſind.

Obenan ſteht hier das Hauptbeförderungs-Mittel der Bildung und des öffentlichen Unterrichts, die National-Bibliothek, unter dem ausgezeichneten Statiſtiker, Ritter Sacchi, die Münzſammlung unter dem gelehrten Sprachforſcher Biondelli, das lombardiſche Inſtitut unter dem Präſidenten Ambroſoli, der ein berühmtes griechiſches Lexikon geſchrieben hat, und den beiden Sekretairen, Lurioni und Cornalio, beide als Naturforſcher bekannt; auch iſt außer mehreren andern wiſſenſchaftlichen Anſtalten hier eine Sternwarte. Man hatte verſucht, eine philoſophiſche Fakultät in Mailand zu gründen, allein die Studenten zogen vor, in dem ruhigeren Pavia zu ſtudiren. Dagegen iſt für den Gymnaſial-Unterricht hier ſehr gut geſorgt. Mailand beſitzt vier Gymnaſien, von denen zwei unter dem Namen von Lyceen die höheren Humanitäts-Klaſſen enthalten, welche zum Beſuche der Univerſität fähig machen. Da nun beſonders die reicheren Familien wünſchen, daß ihre Söhne unter beſtändiger Aufſicht ſtehen, ohne durch die Zerſtreuungen im Hauſe im Studiren geſtört zu werden, ſind Penſions-Anſtalten erforderlich, wozu hier großartige Einrichtungen vorhanden ſind, die jetzt in Italien gewöhnlich den Namen von National-Kollegien führen. Das bedeutendſte derſelben iſt das Collegio Longone.* Daſſelbe befindet ſich in einem großartigen Palaſte, früher dem reichen Umiliaten-Orden gehörig, der von vornehmen Mailändern geſtiftet worden war, die der Kaiſer Friedrich I. nach der Eroberung von Mailand als Geiſeln mit nach Deutſchland genommen hatte. Dieſe reichen Mönche arteten ſpäter dergeſtalt aus, daß der Kardinal Karl Borromeo als Erzbiſchof von Mailand, der jetzt als der heilige Carlo angebetet wird, dieſen Orden aufhob. Ihr prachtvolles Kloſter wurde Jeſuiten-Kloſter und nach Aufhebung deſſelben dem Mönchsorden der Barnabiten übergeben, welcher ſich, ſowie die Piariſten u. a. m. der Erziehung der Jugend widmete. Mit der Neugeſtaltung Italiens hat die klöſterliche Erziehung aufgehört; die Gemeinde und der Staat beſchäftigen ſich damit, und giebt das vorliegende Reglement Auskunft über die diesfallſige Einrichtung. Hier werden die Schüler des benachbarten Lyceums und Gymnaſiums in Penſion gegeben, wo ſie unter guter Aufſicht ſtehen und zu den Lehrſtunden in die verſchiedenen Klaſſen jener Mittelſchulen geführt werden, wo ſie denſelben Unterricht erhalten, wie die anderen in der Stadt wohnenden Schüler. Die jährliche Penſion beträgt 800 Fr., wofür die Zöglinge vollſtändige Verpflegung erhalten und außerdem öffentlichen freien Unterricht in dem Lyceum, Gymnaſium und dem techniſchen Inſtitute, in ihrem Convict noch außerdem im Zeichnen, in der franzöſiſchen Sprache, in der Gymnaſtik und militairiſchem Exerciren, im Fechten, Tanzen und Schwimmen. Dieſe Anſtalt ſteht unter einem Rector, und unter der Aufſicht eines Verwaltungs-Rathes, deſſen Präſident der Schul-Inſpector der Provinz Mailand (Proveditore) iſt, dem aber als Beiſitzer zugegeben ſind ein Mitglied des Stadtrathes und ein Mitglied der Provinzialſtände, die aus freier Wahl, ohne alle Wahlumtriebe, hervorgehen, und noch drei andere Beiſitzer, die von der Regierung aus den Stadtbürgern von Mailand ernannt werden. Dieſer Studienrath hält alle Monate eine ordentliche Sitzung und außerordentlich, ſo oft der Präſident die Mitglieder deſſelben zu berufen für nothwendig findet. Dieſe Aufſichtsbehörde ſchlägt dem Miniſterium die Beſetzung der Freiſtellen vor, deren zehn ganz unentgeltlich, zwanzig aber halb unentgeltlich ſind. Gewöhnlich aber ſind über 100 Zahlende, und erfolgt die Aufnahme vom 8. bis zum 12. Jahre an. Auch ſtellt dieſe Aufſichts-Behörde das Budget der Anſtalt feſt, welche außer dem Rector einen Studien-Aufſeher, mit 1800 Franken Gehalt, einen Religionslehrer mit 1500 Franken, einen Oekonom mit 1800, mehrere Repetitoren mit 1000 Franken und mehrere Lehrer mit 800 Franken Gehalt beſitzt. Alle haben vollſtändige freie Station und der Rector dabei 3000 Franken Gehalt. Der erſte Rector, welcher nach dem Abzuge der Jeſuiten dieſer Anſtalt vorſteht, iſt der rühmlichſt bekannte Hiſtoriker, Profeſſor Gar, der aus dem italiäniſchen Tirol gebürtig, erſt Bibliothekar der Univerſität Padua war, ſpäter aber der ſtädtiſchen Bibliothek zu Trient vorſtand. Jene reiche Stadt beſitzt nämlich eine treffliche Bibliothek, meiſt von Werken der aus dieſer Stadt ſelbſt hervorgegangenen Gelehrten, oder Werken, die die Geſchichte des Fürſtenthums Trient betreffen. Es darf nicht erſt erwähnt werden, wie ſehr die Wahl eines ſo ausgezeichneten Rectors anzuerkennen iſt. Uebrigens tragen alle Zöglinge dieſes Collegii Uniform, was den großen Vortheil hat, daß aller Neid und Eiferſucht zwiſchen

* Regolamento del convitto nazionale Longone in Milano. Milano, 1862. 8. Tip. Bernardon.

Digitized by Google

den reichen und armen Mitſchülern aufhört. Der Sohn des reichſten Grafen iſt eben ſo gekleidet, wie der Sohn des verdienſtvollen Staatsbürgers, der dadurch belohnt wird, daß ſein Sohn hier unentgeltliche Erziehung erhält. Auf dieſe Weiſe iſt ein ſehr bedeutender Gegenſtand der Störung im Lernen beſeitigt; Alle ſehen ſich gleichgeſtellt, und Jedem bleibt nur das Streben, ſich durch gute Führung und größere Fortſchritte auszuzeichnen.

Mailand beſitzt noch ein zweites ſolches Kollegium oder Erziehungs-Haus; außerdem aber noch eine Menge von Privat-Penſionaten und Privat-Lehrern, die mehrere Seiten des Handbuches für die Stadt Mailand füllen.* Für den Elementar-Unterricht iſt hinreichend geſorgt, und die Luſt zum Lernen iſt ſo groß, daß es keines Schulzwanges bedarf; denn jeder Vater weiß, daß ſeine Kinder Vortheil von den erlangten Kenntniſſen haben, da jeder gemeine Soldat, wenn er ſich die erforderlichen Kenntniſſe erworben hat, Offizier werden kann; da der Offizier kein vornehmer Herr, als ſolcher, zu ſein braucht, ſondern er als Lieutenant nur eine Stufe über dem Feldwebel ſteht, in der Geſellſchaft aber als das gilt, was er außerhalb des militairiſchen Verhältniſſes iſt.

Wie groß hier der Trieb iſt, ſich zu unterrichten, kann man aus dem Beſuche der Abendſchulen ſehen, und aus der Zunahme des Schulbeſuches der gewöhnlichen Volksſchulen, der ſich ſeit den letzten Jahren verdoppelt hat. Beſonders wirkſam für das Schulweſen iſt die thätige Theilnahme der wohlhabenden Einwohner, die als Gemeinderäthe um o mehr Neigung haben, für das Wohl ihrer Mitbürger zu ſorgen, als die Gemeinde-Verwaltung ohne alle Einmiſchung bezahlter Beamten, lediglich der Ehre wegen übernommen wird, und z. B. der reiche Graf Taverna deshalb in beſonderer Achtung ſteht, weil er für das öffentliche Wohl thätig iſt. Hier hält man mehr auf eine ſolche Auszeichnung, als durch noble Paſſionen Aufſehen zu machen.

Ganz beſonderer Theilnahme erfreut ſich hier der Unterricht in der bildenden Kunſt, und die Akademie der ſchönen Künſte leiſtet hier ſehr viel und hat dazu auch bedeutende Mittel, die größtentheils auf Privat-Stiftungen beruhen, daher auch die Verwaltung beinahe ganz einem akademiſchen Rathe überlaſſen iſt, welcher ſeine jährlichen Verhandlungen herausgiebt. Nach den Verhandlungen des letztvergangenen Jahres ** hat dieſer Verwaltungsrath zum Präſidenten gewählt den Grafen Barbiano de Belgiojoſo, der ſelbſt ein bedeutender Maler iſt. Als Lehrer für die verſchiedenen Fächer der Kunſt-Akademie ſind angeſtellt: für die höhere Architektur der Profeſſor Boito, bekannt durch ſeine Werke über die Geſchichte der Baukunſt; für die Malerei überhaupt der berühmte Maler Ritter Hayez und Ritter Bertini; für die Bildhauerei die Profeſſoren Strazza und Magai; für die Geſchichte der Kunſt, Caimi, und für die allgemeine und italiäniſche Geſchichte der Dr. Malfatti ꝛc. Jährlich ſchreibt dieſe Akademie Preiſe aus, wozu ſie jedesmal gegen 10,000 Fr. ausſetzt. Auch für den muſikaliſchen Unterricht befindet ſich in Mailand ein Conſervatorium, für welches die bedeutendſten Perſonen der erſten Geſellſchaft thätig ſind. Derſelbe Fall iſt mit einer philodramatiſchen Geſellſchaft, welche ein eigenes Theater beſitzt, auf welchem junge Perſonen für die theatraliſche Laufbahn ausgebildet werden. Daß es hier an einer Thierarznei-Schule, an einer Taubſtummen-Anſtalt und Hebammen-Schule nicht fehlt, verſteht ſich von ſelbſt; aber ſehr viel leiſten die hieſigen wiſſenſchaftlichen und gemeinnützlichen Vereine, z. B. die Geſellſchaft zur Aufmunterung der Wiſſenſchaften und Künſte, die ihre eigene Bibliothek und Leſezimmer hat, deren Mitglieder regelmäßige Vorleſungen halten; ferner eine Geſellſchaft für Naturwiſſenſchaft, deren Präſident der gelehrte Naturforſcher Cornalio iſt; dann die Geſellſchaft für das Studium der vaterländiſchen Geſchichte; ferner eine pädagogiſche Geſellſchaft, unter dem Präſidium des bekannten Statiſtikers Sacchi, welche Geſellſchaft ſehr viel für den öffentlichen Unterricht leiſtet und ſich über ganz Italien verbreitet; endlich eine phyſikaliſch-mediziniſche Geſellſchaft, welche ebenfalls regelmäßige Vorleſungen hält; auch fehlt es nicht an Ackerbau-Geſellſchaften ꝛc.

Die Theilnahme an dieſen Anſtalten zeigt ſich aber beſonders durch die Opfer, welche für dieſelben von Privatperſonen gebracht werden. Außer den Preiſen, welche das obenerwähnte lombardiſche Inſtitut mit 1500 Franken jährlich zu vertheilen hat, iſt von dem Doctor Cagnola eine Stiftung von drei jährlichen Preiſen zu 1500 Franken errichtet worden, ferner von Doctor Caſtiglioni zu 500 Franken, von Secco-Comneno u. a. m. Einen anderen Beweis, wie eifrig die hieſigen Anſtalten benutzt werden, kann man an dem Beſuche der obenerwähnten großen Bibliothek, der Brera, abnehmen.*** Sie wird nach der vorliegenden Geſchichte dieſer Bibliothek ſo emſig von den hieſigen Einwohnern beſucht, daß ſich täglich auf derſelben über 100 Leſer einfinden. Seit dem 13. Januar 1860 iſt ſie des Abends ebenfalls geöffnet, und es fanden ſich in den erſten 9 Tagen 2841 Leſer ein, von denen 326 juridiſche und philoſophiſche Bücher, 269 naturwiſſenſchaftliche, 769 geſchichtliche, 258 geographiſche, 194 die Kunſt betreffende und 986 philologiſche und literariſche Werke laſen. Dieſe große Bibliothek verdankt ihren Urſprung den Privat-Bibliotheken der Herzoge Litta, der Grafen Saperiti, Penzone, Busca, Cagnola, Archinti, Trivulzio, Caſtelbarro, Melzi und des Fürſten Belgiojoſo und mehreren Anderen.

* Guida di Milano, Milano, 1862. 12. Tip. Pirola.

** Atti della accademia di belle arti in Milano. Milano, 1862. Tip. Pirola. gr. 8. p. 71.

Obgleich Mailand keine Univerſität beſitzt und der Verſuch, hier eine philoſophiſche Fakultät einzurichten, wie oben geſagt, aufgegeben worden iſt, werden dennoch viele Vorleſungen gehalten, welche nicht Studenten, ſondern die Erwachſenen beſuchen, wie z. B. die Vorleſungen des Profeſſor Coraglia in dem naturhiſtoriſchen Muſeum der Stadt, und die des Profeſſor Biondelli über Numismatik u. a. m. Dieſe freien Vorträge haben dem gelehrten Ritter Gianelli Veranlaſſung gegeben, darauf anzutragen, dem öffentlichen Unterrichte mehr Freiheit zu gewähren.** Er hat ſich dabei auf die Einrichtung der außerordentlichen Profeſſoren in Deutſchland, und beſonders auf die diesfallſigen Erläuterungen des Profeſſor Magnus zu Berlin berufen.

Die allgemein verbreitete Liebe für die Wiſſenſchaft und Achtung für Geiſtesbildung hat ſich in Mailand in der erſten Geſellſchaft lebendig erhalten, was freilich der flüchtige Reiſende nicht bemerken kann, ſo wenig wie der, welcher Italien mit Vorurtheilen beſucht, die ſo häufig ſind, da die meiſten Touriſten weniger Zutritt in das Innere der Familien hatten und nur nach dem äußeren Scheine urtheilten. Wenn man aber die Buchhändler fragt, wer in Mailand und wer in Deutſchland die meiſten Bücher kauft, wenn man überall in der erſten Geſellſchaft den Gelehrten mehr als die Uniform geachtet ſieht, ſo wird man eines Beſſeren belehrt.

Neigebaur.

## Nord-Amerika.

### James Williams und F. M. Hudſon für die Südſtaaten.***

*Ein Beitrag zur Sklavenfrage.*

Der Krieg zwiſchen den beiden getrennten Theilen der ehemaligen Union iſt in ein Stadium getreten, der jedem wahrhaften Menſchenfreunde Grauen und Ekel erwecken, und ihn zu dem Wunſche veranlaſſen muß, daß, wenn es nicht anders geht, ſobald als möglich ein Einſchreiten von Seiten der europäiſchen Seemächte ſtattfinde. Lincoln's Proclamation hat die ſchwarzen Sklaven zur Empörung gegen ihre Herren ermächtigt, und Jefferſon Davis hat damit geantwortet, daß er eine Kriegsführung gegen die Nordländer anordnet, gegen welche die der Sioux- oder Delawaren-Indianer vielleicht als human erſcheinen dürfte. Die wildeſten Furien des roheſten Fanatismus ſind entfeſſelt, und wenn nicht Verhältniſſe eintreten, welche dieſen wahren Mordproclamationen die Spitze abbrechen, wenn die raſenden Afrikaner ſich wirklich in Maſſe gegen die Weißen erheben, ſo iſt leicht vorauszuſehen, daß das Schickſal Nord-Amerika's grauſenhaft werden muß und daß man Dinge erleben wird, welche dem Furchtbarſten gleichkommen, was die Geſchichte des roheſten Alterthums und Mittelalters darbietet.

Die Südländer fangen an, an das Schiedsgericht Europa's und ſeiner aufgeklärten öffentlichen Meinung zu appelliren. Wir haben erſt vor einiger Zeit einen franzöſiſch ſchreibenden Sklavenhalter eingeführt, der ſich in einem Briefe an Kaiſer Napoleon wendet und Gerechtigkeit verlangt. Ein zweites Buch ähnlichen Inhalts liegt uns vor, in welchem man wohl ziemlich Alles beiſammen finden dürfte, was dazu dienen kann, dem Fernſtehenden einen Einblick in die wirkliche Sachlage zu geſtatten.

Die politiſche Preſſe in Deutſchland wird unzweifelhaft ſtark von

* Notizie sull' aprimento serale della Biblioteca nazionale di Milano. Milano, 1861. Tip. della società dell' industria.

** Sulla libertà dello studio ed insegnamento e sui professori publici e privati, del Prof. Gianelli. Milano, 1862. Tip. dei Classici.

*** Die Rechtfertigung der Südſtaaten Nord-Amerika's. Von Hon. James Williams; ehemaligem Geſandten der Vereinigten Staaten bei der Pforte (autoriſ. deutſche Ausgabe). Mit einem Vorworte von F. M. Hudſon, Dr. beider Rechte, ehemaligem Legations-Sekretär der Vereinigten Staaten in Berlin. Berlin, C. G. Lüderitz (A. Chariſius), 1863.

Digitized by Google

den Anſichten und Stimmungen der Unioniſten und Abolitioniſten beeinflußt, unter denen bekanntlich die Deutſchen in Nord-Amerika eine hervorragende Stelle einnehmen. Die zahlreichen politiſchen Flüchtlinge, welche unſere Blätter mit Correſpondenzen verſorgen, ſchreiben im Intereſſe des Nordens und oft mit einer Hitze und Leidenſchaftlichkeit, welche für den jenſeits des Atlantiſchen Oceans herrſchenden Temperaturgrad kennzeichnend iſt. Wir hegen die Meinung, daß, wie wichtig auch die amerikaniſchen Kämpfe ſein mögen, vorläufig kein Grund vorhanden zu ſein ſcheint, uns zu einer ſtärkeren Parteinahme für den einen oder andern Theil verleiten zu laſſen. Wenn alſo die Südländer für ihre Anſichten um Gehör bitten, wenn ſie ſich anheiſchig machen, ihre Sache mit guten Gründen zu verfechten, warum ſollten wir nicht Kenntniß davon nehmen und die Vorlagen leidenſchaftslos prüfen?

Eine merkwürdige Thatſache! Dieſe ſüdländiſchen Sklavenhalter ſind wirklich von der Gerechtigkeit ihrer Sache überzeugt, und weit entfernt, die Rolle von Sündern zu ſpielen, die ihrer Schuld bewußt ſind, treten ſie mit ſittlicher Entrüſtung, mit dem Pathos der gemißhandelten Unſchuld vor den Richterſtuhl der öffentlichen Meinung; ſie vertheidigen ſich nicht nur, ſie klagen an, und, wenn ſie etwas als fehlerhaft eingeſtehen, ſo wälzen ſie es auf die Schultern der Engländer und Yankees. — Es wird bei näherem Eingehen allmählich klar, daß ihr Fanatismus, ihr Eifer Methode hat und daß ſie in eine Denkweiſe eingelebt ſind, welche von der unſrigen himmelweit abweicht. Sie hoffen im Ernſte Europa zu der Anſicht zu bekehren, daß die Sklaverei eine ſegensreiche Einrichtung ſei, ebenſo begründet in der Natur wie durch die Religion, daß ſie felſenfeſt beſtehen werde und daß die Sklavenhalter der Menſchheit einen ungeheuren Dienſt erweiſen, wenn ſie dieſe niedrige Raçe, die Gott eigens zur Knechtſchaft verurtheilt hat, zum Nutzen der Welt zur Arbeit und Thätigkeit anhalten.

Das iſt nur der reine nackte Fanatismus, über den ſich nicht weiter rechten läßt. — Er iſt bedauerlich im höchſten Grade; um ſo mehr, als die Südländer wirklich im Stande ſind, gute und vollkommen überzeugende Gründe für die bisherigen Zuſtände in ihrem Lande beizubringen, einen großen Theil der Schuld auf Engländer und Yankees abzuwälzen und einleuchtend nachzuweiſen, daß die Forderungen der letzteren betreffs der ſofortigen Aufhebung der Sklaverei unbillig und unvernünftig ſind.

Es blieb der angelſächſiſchen Raçe, es blieb der Blüthezeit der Humanität, es blieb dem bibliſchen Proteſtantismus das traurige Vorrecht vorbehalten, die Lehre aufzuſtellen und fanatiſch zu vertheidigen, wonach der Neger von Haus aus Vieh ſei und nach dem Willen Gottes Vieh bleiben müſſe, wonach ſich die Puritaner und Methodiſten der Südſtaaten ein Verdienſt erwarben, wenn ſie daſſelbe aus dem Zuſtande des Raubthieres in den des Hausthieres übergeführt. Es iſt dies eine ſcheußliche Mißgeburt, aus der Ehe heuchleriſcher Bibelgläubigkeit mit atheiſtiſcher Naturforſchung entſprungen. Der alte Orient hat auch ſeine Sklaverei gehabt und hat ſie heute noch, aber die Welt giebt dem Oriente, giebt dem Muhammedanismus das Zeugniß, daß ſeine Sklaverei die Milde der Familienmitgliedſchaft habe — und die arabiſche Raçe, die an Alter und Adel allenfalls rivaliſiren kann mit den etwas ſtark gekreuzten Angelſachſen Nord-Amerika's, kennt keine Raçen-Inferiorität des Negers, deſſelben innerafrikaniſchen Negers, der auch nach Amerika ſich verirrte; die edelſten arabiſchen Geſchlechter, namentlich die von Mekka, ſind ſtark mit Negerblut gekreuzt, und der letzte Sherif der heiligen Stadt war beinah völlig ein Mohr! — Stellen wir dieſe Raçenmiſchung als Muſter für die Amerikaner hin? — Nein! — Was in Arabien natürlich erſcheint, iſt es vielleicht in Amerika nicht; es mag Gründe geben, welche den Ekel des blonden Nordländers verſtärken — aber es kommen andere Umſtände hinzu.

Alexander von Humboldt, Macaulay u. Andere haben bereits ausgeſprochen, daß die Negerſklaverei in den ſpaniſchen und portugieſiſchen Kolonialſtaaten Amerika's einen weit milderen, humaneren Charakter trage, als in Nord-Amerika, und zwar weſentlich deshalb, weil die katholiſche Kirche es mit der Gewalt des Dogmas feſthält, daß die Neger gleichberechtigte und zur Freiheit geſchaffene Menſchen ſind, weil ſie keine von der Natur unüberſteiglich gezogene Raçenſchranken anerkennt, welche die materialiſtiſchen Naturforſcher, theilweiſe unter dem Einfluſſe des Sklaverei-Syſtems, gelehrt haben.

Die Negerſklaverei, wie ſie in den Südſtaaten beſteht, iſt, wie mild, wie ſchonend ſie auch (nach der Behauptung der Sklavenhalter) geübt werden mag — und möchte ſie das! theoretiſch von allen Sklavereien, die jemals beſtanden haben, die allerroheſte und gemeinſte, weil ſie kein einziges höheres, ideales und moraliſches Element enthält; höchſtens die Ackerbau-Sklaverei der alten römiſchen Zeit kommt ihr gleich.

Es mag unter den Sklavenhaltern ſehr ehrenwerthe, geſcheidte und menſchlich fühlende Männer geben — wir wollen das nicht beſtreiten — aber das Syſtem iſt das härteſte, grauſamſte, gefühlloſeſte, das je exiſtirt hat. Der Sklave iſt, nach der Doktrin, Nutzvieh sans phrase, der Sohn Cham's iſt, wie die methodiſtiſchen Pfaffen von den Kanzeln predigten, verflucht, dem Volke des Herrn zu dienen, und die Sklavenhalter ſind das Volk des Herrn, das als Scherge den Fluch in Ausführung bringt — Aug' um Aug', Zahn um Zahn! — Sauberes Chriſtenthum! — Alle andern Syſteme der Sklaverei kennen ein geordnetes Inſtitut der Freilaſſung! — Warum fehlt es in dieſem Lande? — Uns ſcheint es, aus keinem andern Grunde, als weil Gemüthskälte und Gewinnſucht ein hervorſtechender Zug im Charakter der angelſächſiſchen Raçe ſind, der ſich in Amerika vollends zur Reiſe entwickelt hat.

Welch' ein Fluch die Sklaverei iſt, zeigt der Fanatismus allein ſchon, der ſich daran entzündet hat. Die Südländer werden in ihrer unnatürlichen Theorie beſtärkt durch die Brand- und Blutreden und Predigten, welche die abolitioniſtiſche Partei von der Platform und Kanzeln gegen ſie ſchleudert — Reden, die ihrer rhetoriſchen Hülle entkleidet in ihrer einfachſten Faſſung etwa den Sinn enthalten: „Schlagt ſie todt, dieſe Sklavenhalter, wie die tollen Hunde!“ — In welchem Maße in Amerika die europäiſche Civiliſation trotz alles äußern Glanzes und Schimmers verbarbariſirt und ſo zu ſagen canailliſirt hat, davon giebt unſer Buch in der Blumenleſe, welche dieſe Südländer aus Reden und Journalartikeln des Nordens vorführt, jedenfalls höchſt traurige Belege. So die New-York Tribune vom 1. Mai 1861: „Wenn aber die rebelliſchen Verräther im Felde bewältigt ſind, und wie dürre Blätter vor einem böſen Winde dahin fliehen, ſo dürfen ſie nicht in eine friedliche und glückliche Heimat zurückkehren! Sie müſſen **Armuth** an ihrem Herde finden, **Entbehrung** in den bekümmerten Augen der Mütter und den **Lumpen** der Kinder ſehen. Die ganze Küſte des Südens, vom Delaware bis zum Rio Grande muß eine **Wüſtenei** werden“ u. ſ. w. Iſt das nicht Tigergeheul in menſchliche Sprache überſetzt? Könnte der Kriegsruf eines Obidſchwä- oder Seminolen-Häuptlings anders lauten? Darf man ſich da wundern, wenn unter weißen Kriegern das Skalpiren aufkommt, wenn man, wie wir geleſen haben, bereits anfängt, aus den Schädeln der Erſchlagenen Gefäße machen zu laſſen und daraus zu trinken?

„Der Reverend Henry Ward Beecher (mit Harriet Beecher Stowe, der Verfaſſerin von Uncle Tom's Cabin verwandt?), einer der bekannteſten, populärſten und frömmſten Prediger des Nordens, ſagt in einer in ſeiner Kirche von ihm gehaltenen Anrede (nach der New-Yorker Abendpoſt):

„Ich glaube, daß Sharp's Büchſen das beſte moraliſche Hülfsmittel ſind. In einem dieſer Inſtrumente iſt mehr moraliſche Kraft vorhanden, ſo weit es die Sklavenhalter betrifft, als in hundert Bibeln! Ebenſo wohl als jenen Burſchen könnte man die Bibel auch den Büffeln vorleſen; aber vor der Logik von Sharp's Büchſen haben ſie ungemein viel Reſpekt. Die Bibel ſpricht zum Gewiſſen, aber auf jene hat ſie keine Wirkung — denn ſie beſitzen kein Gewiſſen.“ — Dies nur ein Paar kurze Pröbchen zum Beweiſe, daß ein Fanatismus in Amerika auf dem Siedepunkte ſteht, wie ihn das Mittelalter ſchwerlich ſchöner gekannt hat. Selbſt die Bibel geht den echten Abolitioniſten in der Verpönung der Sklaverei nicht weit genug: „Wir Leute aus dem Norden brauchen eine Anti-Sklaverei-Verfaſſung, eine Anti-Sklaverei-Bibel, einen Anti-Sklaverei-Gott“ — hat einer jener beſeſſenen Rumpredner gebrüllt, welche die ſcheußliche Suppe eingerührt, die das unglückliche, übel berathene Volk nun ausеſſen muß.

Kein Wunder, daß die Südländer auf ſolche Herausforderungen gleichfalls mit einem indianiſchen Kriegsgeheul antworten. Viele Stellen aus unſerm Buche, das aus dem Standpunkte der Nothwehr betrachtet werden will, erinnern, ohne großen Phantaſieaufwand zu bedürfen, an das Wiehern und Schnaufen des gereizten Raubthieres — und der Verfaſſer iſt ein gebildeter, hochſtehender Mann — die Art und Weiſe, wie z. B. die Lebensgeſchichte des bekannten Sklavenbefreiers John Brown, den man in Harpers-Ferry hängte, erzählt wird, iſt ganz abſonderlich ingrimmig. Nach Anſicht der Nordländer iſt John Brown einer der großartigſten Helden und Märtyrer der neueren Zeit, „Handlungen des Gerechten duften ſüß und blühen im Tode“ ruft man ihm nach; Herrn Williams zufolge iſt er „ein ungeheurer Mörder“ — „ein Teufel“ — „ein mitternächtiger Mörder,“ mit den gräßlichſten Verbrechen beſudelt — er habe nicht blos Sklavenhalter, ſondern auch unſchuldige Leute, ſelbſt Kinder, in ihren Betten getödtet — ſeine Anhänger ſind „verzweifelte Schurken.“

Wir kennen den innern Hergang der Sache und die Präcedentien John Brown's viel zu wenig, um hier ein Urtheil zu haben. — Möglich, daß er ein Verbrecher war — aber wenn er das war, welche Rolle ſpielen

Digitized by Google

dann wieder die Yankees, die ihn zum unbeſcholtenen Menſchenfreunde und Märtyrer umgelogen haben?

Gelogen haben die Yankees allerdings nicht wenig und zwar zu ihrem eignen Schaden. Die große Fabel, daß die weiße Bevölkerung des Südens in Folge des Sklaverei-Syſtems zu entnervt und geſchwächt ſei, daß wenig Yankee-Regimenter genügen würden, um das verkommene Geſindel zu Paaren zu treiben, iſt allerdings von den Südländern ſiegreich in ihr Nichts aufgelöſt worden, und die Yankees werden ſelbſt im glücklichſten Falle eine bedeutende Zeit nöthig haben, ihre ungemeſſene Selbſtgefälligkeit wieder zurechtzuflicken. — Im Stolze auf die bewieſene Ueberlegenheit ſchließt natürlich unſer Sklavereimann wieder, daß die Sklaverei ein vortreffliches Inſtitut ſei, daß es „der herrſchenden Raçe eine hohe martialiſche Kraft, Energie, unbeſiegbare Wollensmacht“ mittheile. — Er hofft in Folge deſſen auf die „gänzliche Unterwerfung der (ironiſch) beſcheidenen, nicht anmaßenden, gütigen und frommen Yankee-Nation, wenn nicht die civiliſirte Welt dazwiſchen treten ſollte.“

Zu den gelungenen Ausführungen unſeres Schriftſtellers gehört unſtreitig die Darlegung, daß man den Südſtaaten Unrecht thut, ſie allein für die Unzuträglichkeiten des Sklaverei-Syſtems verantwortlich zu machen. Die Hauptſchuld an dem Beſtande einer ſo unverhältnißmäßigen Zahl Schwarzer in den Südſtaaten fällt den Engländern und in zweiter Reihe den Yankees zu. Nicht immer waren die Briten jene hochherzigen Philanthropen, als welche ſie ſich heute geriren, wo ihre Indier und ihre Coolis nicht in's Spiel kommen; ſie gehörten einſt zu den hartgeſottenſten Sklavenhändlern, die es je gab. Als die Engländer unter ausdrücklicher Billigung und Begünſtigung große Maſſen von Sklaven in die ſüdlichen Kolonien einführten, fingen die europäiſchen Anſiedler an, für ihre Sicherheit beſorgt zu werden, und ſtellten das dringende Geſuch, von der ferneren Einführung afrikaniſcher Sklaven abzuſtehen, oder ſie wenigſtens längere Zeit hindurch zu hemmen. Aber die engliſche Regierung blieb taub gegen ihre Bitte; denn für England hatte der Sklavenhandel dreifachen Nutzen. Er bereicherte die britiſchen Unterthanen, vergrößerte die engliſche Rhederei und mehrte die Zahl der Arbeiter in den Kolonien.

Im Frieden von Utrecht 1713 erlangte England ſogar nach eifriger Bemühung den ſogenannten Aſſiento-Vertrag, welchen der Reihe nach die Genueſer, nachher die Portugieſen und Franzoſen beſeſſen, nämlich *das ausſchließliche Recht, die ſpaniſch-amerikaniſchen Kolonien mit Sklaven zu verſorgen*. Nachdem England in einem Vertrage mit Spanien dieſes Recht erworben, deſſen Gültigkeit auf die nächſten 40 Jahre beſtimmt wurde, übergab die Regierung die Negerlieferung an die Südſee-Compagnie, ein Actien-Unternehmen, an dem Glieder der engliſchen Königsfamilie, Perſonen aus dem vornehmſten Adel, einflußreiche Staatsmänner neben den Kaufleuten und Bürgern als Actien-Inhaber betheiligt waren. In dem Vertrage war ſtipulirt, daß England an Spanien 144,000 Schwarze zu liefern hätte, zu demſelben Preiſe, der an die Franzoſen gezahlt worden war; hinzugefügt war die Bedingung, daß während der erſten 25 Jahre für diejenigen Sklaven, die über das verhältnißmäßige Quantum eingeführt werden würden, nur der halbe Preis gelten ſollte. — Im Madrider Vertrage von 1750 verzichtete England auf dieſes Recht.

„Für faſt jeden Blutstropfen, der in den Adern unſerer Sklaven fließt, hat Mutter England baares Geld erhalten, und doch ſtreckt dieſes England ſeine blutige Hand gegen uns, und ſpricht: „Euer iſt die Sünde!“ Es zeigt hin auf ſeine wüſtgewordenen Inſeln mit ihren befreiten, hungernden Schwarzen und rühmt ſich, daß ſein Gewand weiß ſei.“

Als in den Nordſtaaten die Sklaverei abgeſchafft wurde, wurden die Sklaven nicht etwa frei gegeben, ſondern zum größten Theil an die Südſtaaten verkauft.

„Die Abſchaffung der Sklaverei in den gegenwärtig „freien Staaten“ der Union hat alſo denjenigen ihrer Bürger, die im Beſitze von Sklaven waren, keine Verluſte verurſacht; andrerſeits freilich veränderte ſie auch nicht im Geringſten den Zuſtand jener Sklaven, *da dieſelben nur die Herren und die Wohnorte wechſelten*. Nicht einer dieſer Staaten hat, als er ſich zum geſetzlichen Verbot der Sklaverei entſchloß, den Glauben gehegt, daß die dortige Abſchaffung der Sklaverei ſeinen Bürgern auch nur einen Dollar koſten, oder auch nur einen einzigen Sklaven frei machen würde. Nur das Intereſſe der herſchenden Raçe kam dabei in Betracht.“

Nach Allem, was urkundlich beigebracht wird, iſt es allerdings klar wie der Tag, daß die Südländer die hiſtoriſchen Prügeljungen der Engländer und Yankees ſind, mit denen ſie ſchwarzer Peter geſpielt und die verhängnißvolle Karte in Händen behalten haben. Ihre Vorfahren haben ſich mit Hand und Fuß gegen die Ueberſchwemmung ihres Landes mit ſchwarzen Sklaven gewehrt, aber vergeblich; England, das für die Reinheit ſeines Blutes und die Makelloſigkeit ſeines freien Bodens beſorgt, ſeine eigenen Ufer vor aller Berührung mit der Sklaverei bewahrte, fand darin doch eine Quelle großen Reichthums und „pfropfte ſeinen Kolonien eben ſo brutal ſeine Sklaven in den Leib,“ wie es in neuerer Zeit den Chineſen Baumwollenwaaren und Opium einpfropft. Nach der Erlangung des Aſſiento-Vertrages 1713 erklärten die zwölf Kronjuriſten auf Befragen der Krone in einem Gutachten, daß *ihrer Anſicht zu Folge die Neger Waare ſeien*. Bis 1761 machte ſelbſt der freie Boden Englands einen dahin gebrachten Sklaven nicht frei und erſt Lord Mansfield erklärte in dieſem Jahre, daß die Colonialgeſetze für England in dieſem Falle nicht zur Anwendung kommen könnten und daß dem Sklavenbeſitzer dort kein Rechtsmittel zu Gebote ſtehen dürfe. Uebrigens herrſchte in England ſelbſt die Leibeigenſchaft bis in die Zeiten Eliſabeth's, und noch 1827 erklärte Lord Stowell, ein berühmter engliſcher Juriſt, der den Prozeß einer nach England gebrachten Sklavin, die frei ſein wollte, gegen dieſelbe entſchied, er habe nach mühſamer Durchforſchung der engliſchen Geſchichte nichts gefunden, „wonach ſich die engliſche Atmoſphäre als beſonders untauglich für Sklaven erwieſen habe *während der zehn Jahrhunderte, in denen Sklaven in England gelebt hätten*.“

Der Beſtand der Sklaverei in den Südſtaaten iſt allerdings ein Problem, deſſen Löſung über menſchliche Weisheit hinausgeht — wenigſtens die raſche Löſung, welche die Abolitioniſten fordern. „Man wird nicht weſentlich im Irrthum ſein, wenn man die Sklavenbevölkerung auf 4 Millionen Seelen anſchlägt. Der Geldwerth eines Sklaven in der Blüthe des Lebens dürfte gegenwärtig nicht unter 1100 Dollars betragen. Der Durchſchnittspreis mag daher auf 500 angeſetzt werden können. Danach würde der Geſammtbetrag der Sklavenbevölkerung ein Kapital von 2000 Millionen Dollars repräſentiren.“

Die weißen Südländer fürchten eine Befreiung der Schwarzen aus Gründen, deren Gewicht man nicht unterſchätzen kann. Selbſt abgeſehen von dem Geldpunkte, der doch allerdings hier ſehr ſtark in Betracht kommt, wird man zugeſtehen müſſen, daß die Emancipation der ſchwarzen Sklaven die weiße Bevölkerung in eine höchſt gefährdete und unangenehme Lage verſetzen müßte. Eine plötzliche Hinwegſchaffung von 4—5 Millionen Menſchen aus einem Lande, wie ſie Lincoln in Anregung gebracht hat, iſt doch ein Unding, eine Phantasmagorie, welche man ſich faſt nur im Traume machen kann. Eine Völkerwanderung dieſer Art wäre ohne Beiſpiel in der Geſchichte; ſie durchzuführen auf friedlichem Wege durch Geld und ſonſtige Unterſtützung, geht jedenfalls über die Kräfte Amerika's hinaus. Bleiben aber die Schwarzen im Lande, ſo ſtehen ſich zwei ganz fremde Raçen ſcheinbar gleichberechtigt gegenüber; denn eine Verſchmelzung beider von irgend welcher Bedeutung iſt nicht denkbar. „Es iſt ſehr leicht, Anderen zu rathen, ſich eine ſolche Erniedrigung (wie die Vermiſchung mit den Afrikanern) gefallen zu laſſen; indeß bezweifeln wir, daß der geſetzgebende Körper irgend einer europäiſchen Nation eine Maßregel für eine ſolche Erniedrigung der eigenen Raçe beſchließen würde. Wäre England, Frankreich oder Deutſchland durch eine äußere Macht gezwungen, zum dritten Theil ihrer Bevölkerung ſchwarze Afrikaner in ihren Schoß aufzunehmen, ſo glaube ich nicht, daß irgend eines dieſer großen und intelligenten Völker ſich je entſchließen würde, jene Schwierigkeit durch Anwendung von Maßregeln zu löſen, welche die Anti-Sklaverei-Propagandiſten Amerika's zur Pflicht machen wollen.“ (So M. Hudſon in der Vorrede.)

„Die Schwarzen würden nicht ohne Zwang arbeiten; es würde dann eine Klaſſe im Staate geben, die nicht Sklaven, auch nicht Bürger ſein würde; es würde bald ein Streit beginnen, der nur mit der Vernichtung der einen Partei ein Ende haben würde.

„Sollte die Sklavenarbeit aufhören, im Süden die vortheilhafteſte zu ſein, ſollten die Erzeugniſſe des Südens der Welt entbehrlich, oder ſollten die Sklaven durch ein Wunder umgeſtaltet werden, ſo wird die Sklaverei von ſelbſt aufhören. Bis dahin bleibt ſie eine Wohlthat für die Sklaven, eine Nothwendigkeit für die Menſchen und ein Erbtheil für die Südländer.“

Die Tugend Englands in dieſer Sklavenfrage iſt allerdings etwas fadenſcheinig und fadenſcheiniger als je, wenn ſie beim Lichte der Thatſachen betrachtet wird. Die Tugend Englands datirt von dem Zeitpunkte, wo es, nach dem Abfall der amerikaniſchen Kolonien, für ſich die Häfen verſchloſſen ſah, wo es ſeine Negerladungen abſetzen konnte, wo der Negerhandel anfing, minder einträglich zu werden. Seit dieſer Zeit kam die Philanthropie zu Worte und ihr ſchließlicher Sieg iſt zuletzt mehr dem Verfalle des Geſchäfts beizumeſſen, als ihren Anſtrengungen. Mit der

Digitized by Google

Abſchaffung der Sklaverei auf den unbedeutenden Sklaven-Inſeln, die den Briten verblieben, führten ſie einen moraliſchen Krieg gegen die Amerikaner, den ſie politiſch auszunutzen und auf Zinſen anzulegen ſuchten. Die Bemerkung iſt richtig; das ſehen wir aus der Tagesgeſchichte. Die Baumwollennoth in Lancaſhire und anderen Orten hat bereits den Einfluß gehabt, die Tugend Englands ſtark zu Gunſten der Sklaverei umzuſtimmen.

Wo es ſich um die Ertrag-Fähigkeit ihrer Kolonien handelt, wiſſen ſie die Sklaverei wohl zu ſchätzen und haben ſie unter einem ſchöneren Namen wieder eingeführt. Sie verführen indiſche und chineſiſche Coolis nach Weſtindien und ſonſtwohin, mit denen ſcheinbar ein Kontrakt gemacht wird, die man aber in den Kolonien vollſtändig als Sklaven behandelt. Der Unterſchied zwiſchen Negerſklaven und Coolis iſt nur der, daß die Neger ihrem Herrn ein werthvolles Inventarium bleiben, für deſſen Leben und Geſundheit er beſorgt iſt, alſo theurer zu ſtehen kommen, während die Coolis weit wohlſeiler ſind. Wenn der Brodherr der Coolis dazu gelangen kann, dieſelben während der acht Jahre, welche der Scheinvertrag dauert, völlig auszunützen und zu Tode zu ſchinden, ſo iſt er ſeiner Kontraktverpflichtungen und auch der Bedingung überhoben, dieſelben in ihre Heimat zurückbringen zu laſſen. Es verhält ſich hiermit noch etwas ſchlimmer, als mit den Parcerie-Verträgen, welche braſilianiſche Pflanzer mit deutſchen Bauern zu ſchließen pflegen. Hier müſſen wir unſerem Sklavenhalter vollſtändig Recht geben; gegen dieſes fluchwürdige Syſtem ſteht die ſüdliche Sklavenwirthſchaft als glänzendes Bild hoher Humanität gerechtfertigt da. Die Cooliverſchiffung iſt der Sklavenhandel mit allen Scheuslichkeiten, die der afrikaniſche Negerhandel hatte, und noch etwas mehr, weil ſich zur rohen Brutalität noch der Betrug und die Lüge hinzugeſellt. „Freie Arbeiter!“ Keine ſcheußlichere Ironie konnte erfunden werden.

Mr. Abbott ſagt bezüglich der Einzelheiten dieſes unmenſchlichen Syſtems in Cuba:

„Es ſcheint mir, als ob menſchliches Elend zu keinem niedrigeren Abgrunde ſinken könnte. Das Schickſal der Coolis iſt beträchtlich ſchlimmer als das der Sklaven. Dieſe elenden Chineſen werden durch das Verſprechen, Kleidung und Nahrung zu erhalten, verlockt, ihre Heimat zu verlaſſen, und erhalten 4 Dollars monatlich. So würden ſie nach Verlauf von 8 Jahren 384 Dollars beſitzen. Dieſes ſcheint einem armen Chineſen, für welchen ein Cent pro Tag ſchon viel iſt, eine ungeheure Summe. Aber keiner von ihnen kehrt zurück! Sie werden bei ihrer Ankunft für 400 Dollars verkauft. Wenn ihr Eigenthümer ſie in 8 Jahren ausnutzen kann, ſo daß ſie ſterben, dann hat er natürlich nichts zu zahlen; wenn nicht, ſo ſchickt er ſie nach einer entfernten Pflanzung, oder verkauft ſie zum zweiten Male für weitere acht Jahre.“

Die Cooliſchiffe ſind von ähnlicher Beſchaffenheit, wie die Negerſchiffe, nur daß ſie unter engliſcher und amerikaniſcher Humanitäts-Flagge unbehindert fahren, weil ſie „freie Arbeiter“ an Bord haben. Am Bord eines amerikaniſchen Schiffes, welches 1855 nach Manilla fuhr, ſtarben wegen der erſtickenden Schwüle, welche in dem Raume herrſchte, von 450 Köpfen 300 in einer einzigen Nacht, weil ſie zu eng verpackt waren.

„Wo ſchläft die Philanthropie der Abolitioniſten von England, während dieſes Verbrechen gegen die Menſchlichkeit, viel ſchrecklicher noch als die ſchlimmſte Geſtalt, welche die Sklaverei je angenommen, in das offene Geſicht des Tages hinein verübt wird? wo ſchläft die Frömmigkeit der neuengliſchen Geiſtlichkeit aus „Sharp's-rifle“-Schule, während dieſe ungeheure Sünde Millionen halb-civiliſirter Weſen ihrer Freiheit, ihrer Hoffnung und ihres Lebens beraubt?“

Uebrigens wurde mehr als die Hälfte dieſer Briefe noch vor der Wahl Lincoln's zum Präſidenten geſchrieben, während ſich der Verfaſſer als Geſandter der Vereinigten Staaten in Konſtantinopel befand. Der Brief an Lord Brougham, der dann folgt, und nach der Wahl, aber vor dem Ausbruche des Krieges geſchrieben worden, bildet einen Proteſt gegen die Einmiſchung ausländiſcher Politiker in die innern Angelegenheiten der Vereinigten Staaten und zugleich eine Warnung der Südſtaaten vor den Intriguen, die unter dem Vorwande der Menſchenfreundlichkeit zu ſelbſtiſchen Zwecken in Bewegung geſetzt wurden. Der alte Lord Brougham iſt nämlich oberſter Patron der engliſchen Sklaverei-Feinde, für welche die Sklavenhalter Amerika's allerdings keine beſondere Zuneigung empfinden können.

Der letzte Theil enthält eine kurze Ueberſicht der Folgen, welche ſchnell nach der Wahl Lincoln's eintraten und bildet zugleich eine Rechtfertigung des Seceſſions-Rechtes, wie es von den Südſtaaten als eine Vertheidigungs-Maßregel gegen die Uebergriffe des Nordens durchgeführt worden iſt. Denn im Grunde iſt die Sklavereifrage nur oſtenſibler Anlaß zu der Spaltung und zum Kriege; der Hauptgrund zu derſelben liegt, wie man bereits unzählige Mal geſagt hat, in ganz andern Dingen. — Die Analyſe der bisherigen Präſidenten-Wahlen iſt ſehr intereſſant. Bis 1825 herrſchten Revolutions-Männer, von da aber bis jetzt wurden 9 Präſidenten gewählt, 6 aus den nördlichen Staaten, drei aus den neuen ſüdlichen Staaten (aus den alten Keiner), und dieſe letzteren erhielten mehr Stimmen aus dem Norden als aus dem Süden.

„Aber die Wahl des Mr. Lincoln eröffnete eine neue Aera in Betreff der Präſidenten-Wahlen. Zum erſten Male in der Geſchichte unſerer Regierung war ein Präſident gewählt worden durch Stimmen, die er auf der nördlichen Seite einer geographiſchen Linie erhalten, gegen den einſtimmigen Proteſt Aller, welche ſüdlich von dieſer Demarcations-Linie lebten.“ — Das hieß ſo viel, als Ausſchluß der ſüdlichen Staaten von der Adminiſtration und den Regierungs-Geſchäften für alle Folgezeit. Sie wären nicht gleichberechtigt, ſondern fortan Unterthanen geweſen.

Nach den Gegenſätzen, welche zwiſchen den beiden getrennten Theilen der Union nicht blos theoretiſch und in der Einbildung, ſondern praktiſch in der Wirklichkeit beſtehen, darf man ſchwerlich der Anſicht ſein, daß der Riß heilen werde. Selbſt wenn beide zur Ausgleichung gezwungen würden, dürfte dieſelbe von geringer Dauer ſein. Es ſind eben Nationalitäten, die unter der faſt zu freien Bundes-Verfaſſung ſich entwickelt, und nun, da ſie ſtark und eigenartig genug geworden, naturgemäß auseinander fallen.

## Deutſchland und das Ausland.

### Goethe's wiſſenſchaftliche Werke in Frankreich.*

Eine neue franzöſiſche Ueberſetzung von Goethe, die von der bekannten Buchhandlung L. Hachette und Co. in Paris unternommen iſt, hat dem Profeſſor an der Faculté des sciences in Lyon, Herrn Erneſt Faivre, Anlaß zu einer Bearbeitung der wiſſenſchaftlichen Werke unſeres großen Dichters gegeben, welche eine Auswahl der hauptſächlichſten Schriften oder der vorzüglichſten Stellen aus den umfangreicheren Arbeiten überſetzt und hiermit eine allgemeine Darſtellung der wiſſenſchaftlichen Thätigkeit Goethe's, ſowie eine Beurtheilung ſeiner Erfolge auf dieſem Gebiete verbindet. Verdient dieſe Theilnahme der Franzoſen an Goethe, die ſich neuerdings auch durch Ueberſetzungen der Eckermann'ſchen Geſpräche und des Briefwechſels mit Schiller kund giebt, als ein erfreuliches Zeichen bemerkt zu werden, ſo iſt doch das Verſtändniß ſeiner Werke und ſeiner Perſönlichkeit noch herzlich wenig eingedrungen. Als ein Beiſpiel hiervon darf der Aufſatz angeführt werden, in dem Herr Eugene Fournier ſich in der Revue de l'instruction publique über das Faivre'ſche Buch äußert. Indem er die Idee der einheitlichen Anlage als den herrſchenden Gedanken von allen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen Goethe's bezeichnet, wirft er ihm vor, mit dieſem Gedanken in den Fehler vieler deutſcher Denker, den der Uebertreibung, verfallen zu ſein. Die Uebertreibung des Einheitsprinzips, ſagt Hr. Fournier, führte Goethe zum Pantheismus, den man auf faſt jeder Seite ſeiner Werke ausgeſprochen findet und den er an verſchiedenen Stellen ganz offen an den Tag legt. Dieſe Hinneigung zum Spinozismus findet nun der franzöſiſche Kritiker vortrefflich übereinſtimmend „mit dem Stolz, von dem ſich der Dichter ſo oft erfüllt gezeigt habe, nachdem er im politiſchen Leben durch die Gunſt ſeines Fürſten, in der öffentlichen Meinung durch das Verdienſt ſeiner Werke eine ſo hohe Stellung erreicht hatte. Erfüllt von dem Bewußtſein ſeiner Größe, erhöhte er ſich ſelbſt, indem er ſich als einen Theil des All-Einen betrachtete und ſich ſo in ſeinen Augen zum Gott machte. Ueberdies aber ſchwach wie alle ſtarken Geiſter (!), ſtieg er von den Höhen der philoſophiſchen Anſchauung zu den täglichen Einzelnheiten des Lebens herab, das Gewiſſen trat in ſeine Rechte wieder ein, und mit ihm erſchienen die Zweifel, die man in ſeinen Briefen ſich ausprägen ſieht. Es würde, um mit Faivre zu reden, Goethe ſchwer geworden ſein, ſich zu demüthigen und ſein Elend zu bekennen; er zog die ſüße Illuſion des Pantheismus vor, die ihn von jedem Joche befreite und zum vollkommenen Herrn ſeiner ſelbſt machte.“ So die beiden Franzoſen; es bedarf kaum der Hinzufügung, wie wenig dieſe Charakteriſtik Goethe's Charakter wiedergiebt. Was aber die „ſüße Illuſion des Pantheismus“ und das „Befreien von jedem Joche“ betrifft, ſo fühlt man ſich verſucht, die Herren mit dem Schüler im Fauſt zu bitten:

* Oeuvres scientifiques de Goethe, analysées et appréciées par M. Ernest Faivre. 1 vol. in 8. de 444 p. avec quatre planches. Paris 1862.

Digitized by Google

Doch ein Begriff muß bei dem Worte ſein.

Der Kritiker hält ſich überdies verpflichtet, dem Ueberſetzer vorzuwerfen, daß er Goethe's Einfluß auf den Fortſchritt der Naturwiſſenſchaften überſchätze. Er begründet dies auf die allerdings unſtreitige Wahrnehmung, daß Goethe von ſeinen Zeitgenoſſen anfangs wiſſenſchaftlich gar nicht gewürdigt worden iſt und daher unmittelbaren Einfluß auf ſie nicht hat ausüben können. Wenn man ſeine Verdienſte ſpäter allgemeiner anerkannt habe, ſo ſei das auf Rechnung Derjenigen zu ſetzen, welche die von ihm aufgeſtellten Gedanken, meiſt ohne deren Kenntniß zu haben, wiſſenſchaftlich formulirt und auf der ſoliden Grundlage von Fachſtudien dem Publikum zugänglich gemacht hätten, wie namentlich die Saint-Hilaires und de Candolle gethan. So ſcheint denn für Goethe nichts übrig zu bleiben als ſeine „bewunderungswürdigen Anſchauungen." Aber was dieſe „Anſchauungen" für das Studium der Naturwiſſenſchaften geworden ſind, welchen Geiſt ſie unter den Forſchern der auf Goethe folgenden Generation angezündet haben, das ſcheint Hr. Fournier zu überſehen. Wenn er über den ungemeinen Einfluß, den Goethe auf das Studium und die Erkenntniß der Natur ausgeübt hat, vollgültige Zeugniſſe hören will, ſo wird er ſie bei faſt allen Naturkundigen unſerer Tage ohne ſonderliche Mühe finden. Ich will nur zwei anführen, denen uns Hr. Fournier erlauben wird einige Autorität beizumeſſen: Johannes Müller, den Goethe's Schriften zu dem Entſchluſſe gebracht haben, ſich den Naturwiſſenſchaften zu widmen, ſagt in ſeiner berühmten Schrift über phantaſtiſche Geſichts-Erſcheinungen:

„In dem Künſtler und dem vergleichenden Naturforſcher bewegt ſich das plaſtiſche Phantaſieleben nur innerhalb der Sphäre des Begriffs. Der Naturforſcher ſpricht das Geſetz der Formenbildung und Verwandlung aus, er ſieht es nur in dem Wirklichen und Natürlichen verwirklicht. Die Phantaſie des Künſtlers iſt auch nur in dieſen Geſetzen thätig, aber ſie verläßt ſeine Verwirklichung im Wirklichen und Natürlichen und erhebt ſich, in denſelben Geſetzen ſich bewegend und fortſchreitend, ohne den Begriff zu verlaſſen, über das Wirkliche zur idealen Form, die Selbſtzweck und nicht mehr ein Ausdruck innerer Functionen und als ſolche immerhin durch dieſe beſchränkt iſt. Wundern wir uns darum nicht, wenn einer und derſelbe das Größte in beiden Richtungen erreicht hat. Nur durch eine nach der erkannten Idee des lebendigen Wechſels wirkende plaſtiſche Imagination entdeckt Goethe die Metamorphoſe der Pflanzen; eben daraus beruhen ſeine Fortſchritte in der vergleichenden Anatomie und ſeine höchſt geiſtige, ja künſtleriſche Auffaſſung dieſer Wiſſenſchaft."

Und ein nicht minder berühmter Schüler dieſes großen Naturforſchers, Rudolph Virchow, auf deſſen geiſtreiche kleine Schrift „Goethe als Naturforſcher" wir die franzöſiſchen Kritiker am liebſten verweiſen möchten, erkennt in der Leichenrede auf Johannes Müller, nach einer Betrachtung des Studiums der Natur-Wiſſenſchaften in den erſten Decennien unſeres Jahrhunderts, geradezu mit Schmerz an, daß es ein Dichter war, der das ſchöne Beiſpiel der Enthaltſamkeit in einer frivolen Zeit gab; er, der Naturforſcher, geſteht mit Beſchämung, daß Goethe das Prinzip der Beobachtung für die Naturwiſſenſchaften gerettet hat!

L.

---

### Schultz-Schultzenſtein: Leben und Tod in der Wiſſenſchaft.

Die Geſchichte der Philoſophie zeigt zahlreiche Beiſpiele von Männern, die bei reichem Geiſt und ausdauerndem Streben die Wiſſenſchaft nicht in dem Grade förderten, wie man es nach ihrer Anlage erwarten durfte — weil ſie ſich iſolirten. In der Naturwiſſenſchaft, welche ihrem Jünger bei jedem Schritt fühlbar macht, wie ſehr er auf den Schultern ſeiner Vorgänger ſteht, iſt die Iſolirung ſeltener, aber ſie rächt ſich auch deſto mehr, denn das Geſetz der Wiſſenſchaft kann nur a posteriori aufgebaut werden. Der Verfaſſer der unten bezeichneten kleinen Schrift* iſt ein Mann, der durch poſitive Leiſtungen in ſeinem Fache große Beachtung und noch größere Erwartung hervorrief. Er war einer von denen, welche die rein materialiſtiſche Richtung der Naturwiſſenſchaft ſchon früh energiſch bekämpften, ohne jedoch die Bedeutung der phyſikaliſchen und chemiſchen Vorgänge für das Leben zu verkennen, oder auch nur zu verkleinern, und es war zu hoffen, daß es ihm gelingen würde, die Verſöhnung der idealiſtiſchen und materialiſtiſchen Richtung der Naturwiſſenſchaft mit herbeiführen zu helfen.

Dieſe Hoffnung hat ſich bisjetzt nicht erfüllt: der Herr Verfaſſer hat ſtatt poſitiver Leiſtungen in den letzten zehn Jahren faſt nur Polemik geliefert; ſeine zahlreichen Schriften über Lebensverjüngung enthalten faſt nur Negationen der Lehre, daß die Materie den hauptſächlichſten Einfluß habe auf den Gang des Lebens, auf die „Lebenskraft" und auf den Geiſt. Aber im Laufe des Kampfes hat der Herr Verfaſſer allmählich ſeine urſprüngliche Baſis verlaſſen: die Negation, welche anfangs mit Zahl und Gewicht und auf das Eingehendſte gemacht wurde, iſt immer allgemeiner geworden; ſie geißelt nicht blos das Irrige, Excentriſche der feindlichen Lehre, ſondern ſie will dieſe Lehre auch dort nicht gelten laſſen, wo ſie unbezweifelt im Rechte iſt. Im Eifer der Polemik ſchiebt der Herr Verfaſſer ſeinen Gegnern Anſichten unter, welche ſonſt nur der oberflächliche Sinn, oder die Verblendung der Partei-Leidenſchaft aus ihren Worten herausleſen könnte. Wenn Liebig ſagt: für die phyſiologiſche Betrachtung iſt es von großem Intereſſe, feſtzuſtellen, daß die Kuh das Gras, welches ſie frißt, ſchließlich in Milch umzuſetzen vermag, weil das Gras die elementaren Grundſtoffe der Milch, wenn auch in völlig veränderter Verbindung unter einander, enthält; daß in gleicher Weiſe das Kind aus der Milch ſeiner Amme alle diejenigen organiſchen Verbindungen ſchafft, welche es zur Entwickelung ſeiner kleinen Organe und Glieder braucht, und wenn Herr Schultz dies in der Weiſe ausdrückt, daß nach Liebig der Menſch Nichts iſt als ein Produkt des Umſatzes von Eſſen und Trinken, der Außenverhältniſſe, das Kind umgeſetzte Milch, das Rind und Schaf umgeſetztes Gras, der Menſch umgeſetztes Rind — ſo iſt die große Differenz beider Sätze wohl jedem Unbefangenen deutlich.

Unſer Journal iſt kein naturwiſſenſchaftliches, und eingehendere Erörterungen gehören deshalb nicht an dieſen Ort; wir haben jedoch dieſe kurze Mittheilung unſeren Leſern nicht vorenthalten zu dürfen geglaubt, weil Herr Schultz kein Dilettant, ſondern in der That ein Mann der Wiſſenſchaft iſt; weil wir wiſſen, daß ſeine Anſichten, welche ſich an die geläufigen Anſchauungen der Philoſophie anſchließen, unter gebildeten Laien viele Anhänger gefunden haben, und endlich noch aus einem dritten Grunde. Der Herr Verfaſſer hat nämlich aus ſeinen naturwiſſenſchaftlichen Vorausſetzungen eigenthümliche, volkswirthſchaftliche Folgerungen gezogen, die wir hier kurz mittheilen wollen:

„Eine mit der Bedeutung von Leben und Tod in den Naturwiſſenſchaften zuſammenhängende große Frage iſt noch die Frage des materiellen Wohles der Menſchen. Der Streit iſt hier zwiſchen dem Materialismus und dem Idealismus, zwiſchen den Naturwiſſenſchaften und der Moral geführt worden. Es treten ſich hier die Lehren von den körperlichen und geiſtigen Gütern, von dem Körperwohl und dem Seelenheil gegenüber, und der Streit dreht ſich um die Frage, ob die wahren Güter des Menſchen geiſtiger oder körperlicher Natur ſind, oder welche von beiden die herrſchenden ſein ſollen. Gegen die Weltſeelen-Diätetik des Idealismus hatte der Materialismus leichtes Spiel, und ſeine Theorie des materiellen Wohles hat die Oberhand gewonnen; dieſe Theorie hat ihren Urſprung in der Naturwiſſenſchaft, und ſie hat durch die naturwiſſenſchaftliche Firma beſonders Vertrauen und Verbreitung gefunden. Sie ignorirt die Eigenmacht und individuelle Selbſtthätigkeit des Lebens und nimmt vielmehr an, daß das Menſchenleben in der Gewalt der Lebensbedürfniſſe ſei. Die allgemeine Idee iſt: Vermehrung der Einfuhr von Lebensmitteln zur Vermehrung des Wohls. Man will den Menſchen mäſten wie die Thiere; dem Zuviel, das Sartorius abwehren wollte, iſt jetzt keine Gränze geſetzt. Hiſtoriſch ſehen wir jedoch, daß die alten Römer, ſo lange ſie genügſame, mäßige Leute waren, im geiſtigen und körperlichen Wohlergehen lebten, aber in den Reichthümern und der Schwelgerei des Epikuräismus während der Weltherrſchaft durch Stoffwechſel zu Grunde gegangen ſind, daß die reichſte Stoffzufuhr ihnen die Lebenskraft nicht erſetzt hat. Und heut' iſt das Volk bei den verdächtigten und verleumdeten ſtickſtoffarmen Kartoffeln zu Hauſe geſund geblieben, das im Krimkriege bei dem ſtickſtoffreichen braſilianiſchen Pökelfleiſche in Maſſen zu Grunde gegangen iſt. Man ſagt im materialiſtiſchen Sinne: die Macht iſt in den materiellen Lebensbedingungen, im Brennmaterial, in den Lebensmitteln; Java's Macht iſt in dem Teakholze, Rußlands Macht im Eichen- und Tannenholze, Spaniens im Queckſilber, Englands in den Steinkohlen — aber ſind denn Kalifornien und Auſtralien durch ihre Goldmaſſen ſchon mächtig geworden?"

Es ergeht dem Herrn Verfaſſer auf volkswirthſchaftlichem Gebiet wie auf dem naturwiſſenſchaftlichen: er findet in den Worten ſeiner Gegner Behauptungen, die ſonſt Niemand in ihnen findet. Wenn der Phyſiologe ſagt: wer gute Speiſen ißt, kann auch körperlich Etwas leiſten, ſo ſetzt er ſtillſchweigend voraus — und jeder Unbefangene kennt und theilt dieſe Vorausſetzung — daß auch der Magen geſund iſt, d. h., daß er die Fähigkeit hat, die Nahrung zu verarbeiten; er behauptet nicht, daß der Nervenfieber-Kranke ſtark wird, wenn er viel Fleiſch und Käſe ißt; er

* Ueber die Bedeutung von Leben und Tod in der Wiſſenſchaft, von Schultz-Schultzenſtein, Profeſſor in Berlin.

Digitized by Google

behauptet nicht, daß ein Uebermaß von Eſſen und Trinken kräftig macht; er behauptet am allerwenigſten, daß ein liederlicher Römer „im Reichthum und der Schwelgerei des Epikuräismus" bedeutendere körperliche und moraliſche Kraft haben müſſe, als ein armer Schlucker, der ſich gerade ſatt eſſen könne. Wenn ein National-Oekonom behauptet: der engliſche Arbeiter fühle ſich bei ſeinem täglichen Fleiſchgenuß wohler und arbeite mehr, als der iriſche bei ſeinen Kartoffeln, ſo behauptet er nicht, daß der engliſche zugleich ein Privilegium gegen den ungünſtigen Einfluß von Wind und Wetter und vom Miasma der Cholera und des Kriegs-Typhus habe. Wenn er die Redensart braucht: „Englands Macht beruht auf der Steinkohle," ſo liegt darin nicht die Behauptung, daß, wenn heut in einem unkultivirten und dünn bevölkerten Lande bedeutende Steinkohlen-Lager entdeckt werden, dieſes Land auf einmal britiſchen Reichthum und britiſchen Einfluß beſitzen müſſe.

Wenn wir zwei Sechsecke miteinander vergleichen und zu dem Zweck vorläufig je drei Seiten meſſen, weil wir nicht zugleich alle ſechs Seiten meſſen können, ſo handeln wir nicht unverſtändig — und wenn ein Kritiker an uns herantritt und uns ſagt: Sie meſſen nur drei Seiten, folglich glauben Sie es mit Dreiecken zu thun zu haben, folglich ſind Sie auf ganz falſchem Wege — ſo ſehen wir uns den Kritiker einen Augenblick an und ſetzen dann ruhig unſere Arbeit fort.

Herr Schultz darf ſich nicht wundern, daß die Naturwiſſenſchaft trotz ſeiner Polemik noch immer nicht von ihrem bisherigen Wege abgewichen iſt. Wir aber können nicht umhin, den Wunſch auszuſprechen, daß eine ſo tüchtige Kraft, wie die des Herrn Verfaſſers, nicht ferner in nutzloſer Oppoſition ſich abnutze; ſondern wie vor Jahren zu poſitiven Leiſtungen ſchreite.

## Mannigfaltiges.

— Engliſches Urtheil über die Briefe Karl Auguſt's und Goethe's. Der eben erſt publizirte Briefwechſel des Großherzogs Karl Auguſt und Goethe's wird bereits im Londoner Athenaeum vom 8. Auguſt angezeigt, wahrſcheinlich von dem engliſchen Biographen Goethe's, Herrn C. G. Lewes, der in der Regel für das Athenaeum die Artikel über die klaſſiſche Epoche der deutſchen Literatur ſchreibt. Wir heben Folgendes aus der Anzeige des gedachten Werkes hervor: „Die Briefe reichen vom Jahr 1775 bis zum Jahr 1828, alſo von Goethe's Ankunft in Weimar bis zum Tode des Großherzogs. Aber obwohl ſie beinah die geſammte Zeit der literariſchen Thätigkeit des Dichters umfaſſen, enthalten ſie doch nicht ſehr viel, was irgend eine Klaſſe von Leſern intereſſiren wird, mit Ausnahme derjenigen, die, da ſie ein ſpezielles Intereſſe an allen Einzelnheiten in Goethe's Leben nehmen, gern dieſe oder jene kleine Lücke ausfüllen, oder ein zweifelhaftes Datum rectifiziren möchten. Wir können nicht eben ſagen, daß dieſe Briefe Kaviar für die Menge ſind, denn Kaviar iſt eine Delicateſſe, die, wiewohl dem Gaumen des Volkes nicht zuſagend, doch mit einem pikanten haut-gout ausgeſtattet iſt. Dieſe Briefe dagegen, meiſtens ſehr kurz, werfen in der nüchternſten Weiſe auf die nüchternſten Gegenſtände ein ſpärliches Licht. Für die Thätigkeit des Dichters und ſeines Mäcens in den verſchiedenſten Richtungen liefern ſie zahlreiche Beweiſe; aber in Bezug auf die Werke ſelbſt, welche die Frucht dieſer Thätigkeit waren, bringen ſie wenig Neues zur Erläuterung, oder als geſchichtliches Moment."

Weiterhin ſagt der Reviewer: „Wenn indeſſen die Briefe wenig Intereſſantes enthalten, ausgenommen vielleicht für eine ſehr ausgeſuchte Klaſſe von Leſern, ſo iſt doch der Eindruck, den das Ganze macht, im höchſten Grade angenehm. Alles, was Lewes in ſeinem „Leben Goethe's" geſagt, um den Dichter gegen die Beſchuldigung des Servilismus in Schutz zu nehmen, wird durch dieſen Briefwechſel vollkommen beſtätigt. Der Freund ſchreibt an den Freund ohne Zurückhaltung. Die Kürze der Briefe iſt auch ein Beweis für die Vertraulichkeit der beiden Korreſpondenten, und wir zweifeln, ob Horaz jemals auf ſo vertrautem Fuße mit ſeinem Mäcenas war, als Goethe mit Carl Auguſt. Die Briefe des Fürſten beginnen hier erſt mit dem Jahre 1792, aber die Hauptfigur, die der Seele verbleibt, nachdem wir die ganze Sammlung geleſen, iſt nicht die des Dichters, ſondern die ſeines fürſtlichen Gönners."

— Ein photographirter Sklave. Die Anti-Slavery-Society in London hat einen aus Süd-Carolina entlaufenen Neger, der dort auf das Furchtbarſte durchgepeitſcht worden war und der die blutigen Spuren dieſer wiederholten Geißelungen an ſeinem ganzen Körper trägt, photographiren laſſen, und zwar ſo, daß man hauptſächlich den Rücken des Negers ſieht, deſſen ſeitwärts von hinten ſich darſtellendes Geſicht übrigens die Spuren einer gewiſſen edlen Intelligenz trägt. Ein Exemplar dieſer Photographie, die in England zum Beſten der emancipirten Negerſklaven verkauft wird, iſt nach Berlin gekommen, wo die „Photographiſche Geſellſchaft" Abzüge davon veranſtaltet hat, die ein ſchauerliches Intereſſe darbieten. Wie uns von kompetenter Seite verſichert wird, ſoll es auch in Braſilien nichts Seltenes ſein, gezüchtigten Sklaven zu begegnen, deren Rücken genau dem des photographirten Neger's gleicht.

— Deutſcher Rechtsſinn in den ruſſiſchen Oſtſee-Provinzen. Welche erfreuliche Fortſchritte unter den deutſchen Bewohnern der ruſſiſchen Oſtſee-Provinzen die Gewiſſensfreiheit, die Achtung des Rechtes und der perſönlichen Würde des Menſchen machen, davon liefert das uns kürzlich zugegangene Juni-Heft der in Riga erſcheinenden „Baltiſchen Monatsſchrift"* einen neuen Beweis. Unter der Regierung des Kaiſers Nikolaus hätte kein Cenſor gewagt, dieſem Hefte, in welchem ſich ein Aufſatz über „die Gerichts-Verfaſſung im conſtitutionellen Preußen," von R. Johow, und ein „deutſches Wort" über Reformen in der proteſtantiſchen Landeskirche Rußlands, von Hugo Braunſchweig, befinden, ſein Imprimatur zu ertheilen. So heißt es in dem zweiten Artikel: „Die alte Zeit mit ihren kirchenpolitiſchen, kirchenrechtlichen Theorien und Formen hat ſich überlebt, und es iſt ein Wahn, ſie ſich noch als haltbar zu denken. Das Chriſtenthum iſt das Unwandelbare, Ewige, Göttliche; die kirchlichen Formen ſind wandelbar, zeitlich, menſchlich... Diejenige Richtung, die in der Kirche das Ueberlebte, bald mehr theoretiſch, bald mehr praktiſch, vertritt, iſt die ſogenannte kirchliche. Sie fürchtet mit der Modification des Formellen, Menſchlichen, Kirchlichen eine Veränderung des Chriſtenthums ſelbſt.... Weil man das Göttliche mit dem Menſchlichen, das Zeitliche mit dem Ewigen, den Geiſt mit der Form verwechſelt, bereitet man ſich Pein. Was aber iſt das anders, als Unglaube, trotzdem daß man meint, im Intereſſe des Glaubens, der vermeintlich negativen Richtung Widerſtand leiſten zu müſſen? Es iſt Unglaube an die Wahrheit und Macht, das Licht und die Alles überwindende Kraft des Chriſtenthums. Es iſt egoiſtiſcher Unglaube, welcher wähnt, auf Gott zu vertrauen und doch ſein Vertrauen auf Menſchen ſetzt."

In der Abhandlung über die heutige preußiſche Gerichts-Verfaſſung theilt der Verf. zugleich die auf Juſtizpflege ſich beziehenden Beſtimmungen der preußiſchen Verfaſſungs-Urkunde mit, wobei er, als eine weſentliche Garantie gegen die Willkür der Staatsmacht, Folgendes hervorhebt: „Im zweiten Titel: Von den Rechten der Preußen, beſtimmt der Art. 7: „„Niemand darf ſeinem geſetzlichen Richter entzogen werden; Ausnahme-Gerichte und außerordentliche Kommiſſionen ſind unſtatthaft."" Hierdurch iſt der Executive und der Staatsregierung die früher zuweilen ausgeübte Macht entzogen, im einzelnen Fall eine Gerichtsbehörde ad hoc zu errichten. Die zur Zeit der berüchtigten Demagogen-Verfolgungen, auf Anregung des Bundestages, in den deutſchen Staaten errichteten, außerordentlichen Unterſuchungs-Kommiſſionen ſind die hauptſächliche Veranlaſſung, daß bei den Berathungen der deutſchen Reichsverfaſſung eine Garantie hiergegen in die Grundrechte aufgenommen iſt, aus denen ſie in die preußiſche Verfaſſung übergegangen iſt."

Man ſollte es kaum glauben, daß in derſelben Stadt Riga, in welcher ſo geſunde deutſche Prinzipien über Gewiſſens-Freiheit und Rechts-Garantie, wie in den vorgedachten beiden Journal-Artikeln, verkündet und hochgeſtellt werden, gleichzeitig eine ſo ſchreiende Intoleranz und Ungerechtigkeit geübt werden darf, als die — wie die Zeitungen kürzlich meldeten — gegen die armen jüdiſchen Handelsleute, die aus Kurland nach der reichen Handelsſtadt gekommen waren in dem Vertrauen auf die humanen Reformen Alexanders II., jedoch von der deutſchen Polizei Riga's auf das Unbarmherzigſte ausgetrieben wurden. Wo bleibt hier nicht blos das Rechtsgefühl, ſondern auch die geſunde Volkswirthſchaft?

* Riga, Verlag von Nicolai Kymmel's Buchhandlung.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereins, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionaire Herrn F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

# Magazin
# für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 36. Mittwoch, den 9. September 1863. 32. Jahrgang.

Inhalt:

Nord-Amerika. Seite
Aus den amerikaniſchen Prärien. I. Das Kind der Wilden . . . . . . . 421
England.
Kulturgeſchichtliche Charakterbilder. Verkehrmittel und Wege . . . . . 423
Frankreich.
Zeitgenöſſiſche Studien. Centraliſation und Selbſtverwaltung . . . . . 425
Spanien.
Monturiol's Fiſch-Boot (Ichthyneos) . . . . . . . . . . . . 427
Japan.
Ein japaneſiſches Städtefeſt. Schauſpiele und Athleten im fernen Oſten . . 428
Braſilien.
Das literariſche Braſilien, nach Ferd. Wolf. I. . . . . . . . . . 430
Mannigfaltiges.
Die Familie Murawieff . . . . . . . . . . . . . . . . . 431
Die engliſche Armenpflege . . . . . . . . . . . . . . . . 432
Das Sprichwort als Humoriſt und als Practicus . . . . . . . . . „
Preisfrage für Studirende des Talmud . . . . . . . . . . . . „
Der Petersburger Verein zur Unterſtützung von Schriftſtellern und Gelehrten „
Bibliographie. Rußland . . . . . . . . . . . . . . . . „

## Nord-Amerika.

### Aus den amerikaniſchen Prärien.

#### I.

#### Das Kind der Wilden.

Mögt Ihr eine Geſchichte, die wahr und doch nicht wahr iſt? Nun, ich will Euch eine ſolche erzählen; es iſt ein Phantaſie-Schlößchen auf einem Unterbau von Thatſachen. Ihr müßt — und ich habe das Vertrauen zu Euch, Ihr werdet — nicht ſo ſkrupulös unterſuchen, wo die Wahrheit aufhört und die Dichtung beginnt. Laßt Euch, freundliche und billige Leſer, mit der Verſicherung genügen, daß die Hauptvorfälle, die in folgende Erzählung eingewebt ſind, ſich vor wenigen Jahren in einem unſerer Weſtſtaaten wirklich zugetragen haben.

Es war ein heller Frühlingsnachmittag. Die weite blühende Prärie wogte im goldnen Sonnenlicht und ferne Baumgruppen ſchimmerten in der klaren, glänzenden Luft. So weit das Auge blickte, waren nur zwei menſchliche Wohnungen zu ſehen: es waren kleine Blockhütten mit einigen Bäumen daran; über das Dach derſelben klimmte die Prärien-Roſe. Auf der ländlichen Piazza einer dieſer Hütten ſaß eine Frau, emſig nähend, die hin und wieder mit ihrem Fuße eine Wiege ſanft anſtieß. Auf den Stufen der Piazza ſaß ein Mann mit einer Zeitung in der Hand, aus der er mitunter Stellen laut vorlas. Von Zeit zu Zeit blickte die Frau von ihrer Arbeit auf und, die Augen mit der Hand beſchattend, ſchaute ſie unruhig hinaus in das wogende, duftende, leuchtende Blumenmeer.

„Bruder Georg,“ hub ſie endlich an, „mir wird bang um Willie. Es iſt ihm geſagt worden, ſich nicht aus der Sicht zu entfernen und er iſt ſonſt ein folgſames Kind. Doch habe ich ihn ſeit zehn Minuten nicht geſehn. Nimm, ich bitte Dich, das Augenglas zur Hand.“

Der Mann ſtand auf, und nachdem er eine Weile mit bloßen Augen ausgeſchaut, ergriff er ein kleines Sehrohr aus einem Winkel der Piazza und brachte es in die Richtung, die der Knabe genommen hatte.

„Aha,“ rief er, „da haben wir den kleinen Schelm. Das hohe Gras, glaub' ich, hat ihn Dir verborgen. Er war gar nicht weit und kommt nun des Weges. Aber was, in alle Welt, bringt er da mit? Der waghalſige Knirps wird ſich doch nicht in's Land Nod * verlaufen haben, um ſich von dort eine Frau zu holen? Außer meiner Beß kenne ich kein Mädchen fünf Meilen in der Runde, und die iſt es ſicherlich nicht. Das quabblige Ding iſt im Graſe hingepurzelt und Willie rafft ſie wieder auf. Ich glaube meiner Seele, es iſt ein indianiſches Kind.“

„Was!“ rief die Mutter erſchrocken. „Haſt Du denn gehört, daß ſich hier herum Indianer blicken laſſen? Stoß in's Horn, daß er nach Hauſe eile!“

Er nahm ſofort das Blechhorn vom Nagel, und unter einem hellen Stoß erzitterte die ruhige Luft. Maulwürfe hielten mit Graben ein, Eichhörnchen unterbrachen ihre Luſtſprünge, Prärie-Hunde gaben einander Allarm-Signale — kurz, all' die kleinen Inſaſſen der Thierwelt ringsumher verwunderten ſich über die ungewohnten Töne, die in ihre ſtillen Wohnungen drangen.

„Aengſtige Dich nicht, Jenny,“ ſagte Georg zu ſeiner Schweſter, „und wenn auch ein Indianer bei uns einkehrt. Du warſt ſtets mit mir Einer Meinung, daß ſie ſo gut wie Chriſten wären, wenn wir ſie gerecht und gütig behandelten. Ueberdies ſiehſt Du, daß es uns vor den furchtbaren Streichen dieſer kleinen Wilden nicht an Hülfe fehlt. Mein Horn hat mehr Lärm gemacht, als gerade nöthig war; es hat Deinen Mann aufgeſchreckt und er kommt vom Pfluge herbei; da kommen auch meine Frau und Beß gerannt, um zu ſehen, was es hier giebt.“

Inzwiſchen kam der Bube mit ſeiner Gefährtin dem Hauſe näher; haſtig ſtieg er die Stufen der Piazza hinauf, ſeine Begleiterin hinter ſich her zerrend, und Alle, der Vater, die Mutter, Tante Mary und Muhme Beß, nach kurzer Erläuterung des Hornſignals, riefen: „Willie, wer iſt das?“

„Hab' ſie gefunden,“ antwortete er faſt außer Athem: „Hockte auf dem Graſe und pflückte Blumen. Weiß nicht, wie ſie heißt; ſpricht kauderwelſch Zeug.“

Die ganze Geſellſchaft lachte und beſahen ſich den Gaſt. Sie war rund wie ein Ball; röthlich brauner Geſichtsfarbe mit einem Buſch ſchwarzer Haare, die hart über den Augen geſtutzt waren. Aber dieſe Augen! Groß und flammend, doch gemildert durch einen traurigen Zug, der aus ihnen ſprach. Sie ſchimmerten in dem gebräunten Antlitz wie ein mondbeleuchteter See in dunkler Abendlandſchaft. Ihre ganze Kleidung beſtand aus einem Schurz von geflochtenem Graſe, der kaum ihre fleiſchigen Knie bedeckte. Sie verſtand kein Wort Engliſch und wenn man ſie anredete, wiederholte ſie eine indianiſche Phraſe, die allen Anweſenden ein Räthſel blieb. Sie klammerte ſich an Willie, wie an einen alten Freund; und er, ſtolz auf ſein Protektorat, ſtand da, den Arm um ihre braunen Schultern geſchlungen.

„Sie iſt mein Mädchen, ich hab' ſie gefunden,“ rief er, halb beleidigt von dem Gelächter der Seinen.

„Ich dacht' mir's bald,“ ſagte Onkel Georg lächelnd; „er war in das Land Nod gegangen, ſich ein Weib zu holen.“

Die kleine Beß mit ihrer ſaubern Schürze, das blonde Haar zierlich mit Bändern aufgebunden, zog ſich ſcheu von der Fremden zurück.

„Wie ſie ſchmutzig iſt,“ liſpelte ſie, auf deren Füße deutend.

„Na,“ verſetzte Willie, „ich denke, Du würdeſt auch ſchmutzig ſein, wenn Du barfuß im Koth herumliefeſt. Aber ſie iſt hübſch; ſie ſieht aus, wie mein ſchwarzes Kätzchen, bis auf die weiße Naſe, die ihr fehlt.“

Der Vergleich wurde mit einem hellen Gelächter aufgenommen. Als

* Anſpielung auf Geneſis 4, 16. 17.

Digitized by Google

aber das darüber gekränkte und erſchreckte Mädchen ſich noch feſter an Willie klammerte, ſtreichelte ihr der gutherzige Onkel Georg das vorn gekürzte, dichte, ſchwarze Haar, das er aber vergeblich zu theilen ſuchte. Ueber dem Lärm erwachte Emma in der Wiege und fing an, ſich die Augen zu reiben. Als ſie die Mutter auf den Schoß nahm, verſteckte ſie eine Weile das Geſichtchen; endlich blinzelte ſie ſchüchtern und ſtierte die neue Erſcheinung verwundert an. Sie mußte ihr indeß zuletzt gefallen haben, denn ſie ſtreckte ihr die vollen Händchen entgegen und fing an zu jauchzen. Die Sprache der Kinder bedarf keines Dollmetſchers. Die kleine Indianerin verſtand den Kindergruß und lächelte.

Tante Mary brachte ihr Brod und Milch, was ſie mit der Gier eines hungrigen Thiers verſchlang.

Indeß kam Willie's älterer Bruder, Charley, von einer entfernten Mühle heimgefahren. Der ſtramme Burſche trat ganz in Feuer vor die Mutter: „Ach Mutter," rief er, „der Müllerburſche hat einen Prärie-Hund gefangen. Iſt das ein putziges Ding!" Plötzlich aber hielt er beim Anblick der Fremden ein und rief pfeifend: „Hoho! das iſt ja eine putzige Präriekatze!"

„Sie iſt keine Katze," ſchrie Willie und ſtieß ihn mit beiden Fäuſten weg. „Sie iſt ein Mädchen und ſie iſt mein Mädchen, ich hab' ſie gefunden."

„Da haſt Du was Rechtes gefunden," verſetzte der Bruder ſpöttiſch, indem er hinter das Mädchen trat und es an den langen über dem Nacken herabwallenden Haaren zerrte.

„Du läßt ſie in Ruhe," ſchrie Willie, und im nächſten Augenblick wälzten ſich die beiden Knaben über die Piazza und knufften einander weidlich halb im Scherz, halb im Ernſt. Die kleine Wilde, auf dem Boden ſitzend, ſah der Balgerei ſcheinbar theilnahmlos zu; als aber Willie von einem derben Knuff getroffen, laut aufſchrie, ſprang ſie, flink wie eine Katze, auf die Knaben zu, und, ein indianiſches Wort zornig wiederholend, ſchlug ſie mit aller Kraft auf Charley ein. Schon hob dieſer die Hand, um die Schläge zurückzugeben, aber der Vater rief: „Halt, mein Junge; wer wird ein Mädchen ſchlagen!"

„Und wer wird einen Wandrer kränken, der des Schutzes bedarf! Es iſt nicht mannhaft, Charley," ſagte Onkel Georg.

Etwas beſchämt durch dieſe Rüge, zog ſich Charley nach dem andern Ende der Piazza zurück, drehte ſich aber noch einmal um und ſang: „Willie ging auf die Jagd und jagte — eine Pappuſe." *

„Keine Pappuſe," ſchrie Willie, „ein Mädchen, mein Mädchen; ich hab' ſie nicht gejagt, ich hab' ſie gefunden."

Erſt als der Himmel ſein warmes, goldhelles Kleid gegen das azurgraue Nachtgewand vertauſchte, ſchieden Georg und ſeine Familie und kehrten zu ihrer Blockhütte heim. Während nun Rath gehalten wurde, wo die Kleine beſtens unterzubringen ſei, war ſie, auf dem Boden kauernd, feſt eingeſchlafen. Es wurde für ſie ein Bettchen in der Küche hergerichtet; als man ſie aber weckte, ſchien ſie die Vorgänge der jüngſten Zeit ganz vergeſſen zu haben und, ſich unter lauter fremden Geſichtern erblickend, ſtarrte ſie Alle entſetzt an. Da brachte man Willie, der in einem andern Gemache ausgekleidet wurde, in ſeinem Nachtjäckchen herein und, bei ſeinem Anblick beruhigt, klammerte ſie ſich an ihn und wollte ſich von ihm nicht trennen. Es wurde nun endlich beſchloſſen, ſie bei ihrem Beſchützer in ſeinem Rollbettchen ſchlafen zu laſſen. Ein Zuber Waſſer wurde herbeigeſchafft, und als Willie hineinſprang und luſtig darin herumplätſcherte, folgte ſie ſeinem Beiſpiel. Nach der nothwendigen Abwaſchung, und nachdem man ihnen reines Nachtzeug angelegt hatte, ging das kleine Paar Hand in Hand zu dem gemeinſamen Lager. Beim Vorübergehen zog Charley noch einmal an dem langen Haar und intonirte fein: „Willie ging auf die Jagd;" allein der irrende Ritter war zu ſchläfrig und müde, um den Streit wieder aufzunehmen; auch Charley ſuchte ſeine Schlafſtätte auf, und bald trat innerhalb der Wohnung dieſelbe Stille ein, wie ſie draußen auf der weiten, öden Prärie lagerte.

Vater und Mutter ſaßen noch eine Weile auf; er beſſerte ein Geſchirr aus und ſie flickte einen Kleiderriß. Sie ſprachen leiſe über Willie's Abenteuer und Mrs. Wharton wollte wiſſen, ob ihr Mann glaube, daß das Kind den Indianern gehöre, deren Spuren ſich auf dem Wege zur Mühle gezeigt haben. Sie theilte mit ihrem Bruder die wohlwollenden Gefühle für die gekränkte und unterdrückte Raçe der Rothhäute. Allein in ihrer frühern Heimat, Neu-England, hatte ſie Geſchichten gehört und geleſen, die auf die kindliche Phantaſie einen peinlichen Eindruck machten; und obgleich jetzt eine verſtändige und muthige Frau, erſchien ihr die Einſamkeit der Wildniß bei der vermutheten Nachbarſchaft der Indianer in furchtbarer Geſtalt.

„Sei ohne Bangen," beſänftigte der Mann. „Es iſt ſo, wie Georg ſagt. Nur durch Gerechtigkeit und Wohlwollen machen wir dieſes wilde Volk zu ſtandhaften Freunden der Weißen."

„Das glaub' ich," ſagte ſie. „Allein die Verträge mit ihnen wurden ſo arg verletzt, und ſie werden täglich von den Regierungs-Agenten ſo ſchamlos betrogen, daß ſie natürlich alle weißen Männer für ihre Feinde anſehen. Wie können ſie wiſſen, daß wir gegen ſie freundlicher geſinnt ſind, als die Andern?"

„Wir waren freundlich gegen ihr Kind," erwiderte Mr. Wharton, „und das Kind wird ſie abhalten, uns zu ſchädigen."

„Ich wäre gegen ihr Kind eben ſo freundlich geweſen," meinte ſie, „wenn wir ein ganzes Heer zu unſerer Vertheidigung hier hätten."

„Das werden ſie erkennen," ſagte er. „Der Inſtinkt der Indianer iſt ſehr ſcharfſichtig. Deine lieben Augen und Dein mütterlicher Sinn ſind uns eine beſſere Vertheidigung, als ganze Armeen."

Ein liebevoller Strahl aus den milden blauen Augen dankte ihm. Seine Worte beſchwichtigten zwar ihre Beſorgniſſe, doch bevor ſie zur Ruhe ging, ſchaute ſie noch einmal weit hinaus über die einſame Prärie. Schön, aber geſpenſtiſch lag ſie da in dem Schleier des Mondlichtes. Jeder Riegel wurde dann ſorgfältig unterſucht und das Blechhorn an der Bettwand aufgehängt. Nach dieſen Vorbereitungen zog ſie den Fenſter-Vorhang beiſeite und betrachtete die beiden Kinder, die vom Silberlicht des Mondes übergoſſen in ihrem Rollbettchen ſchliefen. Der ſechsjährige Knabe und das etwa vierjährige Mädchen lagen mit über dem Nacken wechſelſeitig verſchlungenen Armen, die dunkle Stirn feſtgedrückt an die roſige Wange und das üppige ſchwarze Haar mit den lichtbraunen Locken gemiſcht.

„Ein köſtlicher Anblick," ſagte die Frau gerührt. „Ich denke oft an die ſchönen Segensworte des Orients: „„Mögeſt Du ruhig ſchlafen, wie ein Kind, wenn ſeine Freunde um es ſind.""

„In der That ein reizendes Bild," fügte der Mann hinzu. „Es wäre ein Text für Georg, und das Thema ſeiner Predigt würde ſein: Vertrauen wird ſtets von dem Wohlwollen geboren."

Die Furcht vor den Indianern ſchwand endlich aus den Gedanken der glücklichen Mutter, und ſie entſchlief mit einem Herzen voll Liebe für alle Menſchen.

Mit Tagesanbruch waren die Kinder aus dem Bette. Die kleine Wilde trippelte barfuß umher und ſchien ſich ganz heimiſch zu fühlen; nur ihr Schlafröckchen bewegte ſie unbehaglich und ſie riß daran von Zeit zu Zeit; die Worte, die ſie dabei äußerte, wurden freilich nicht, aber wohl ihre Gebehrden verſtanden, und als man ihr nun ihren Schurz von geflochtenem Graſe zeigte, der von der geſtrigen gründlichen Wäſche noch feucht war, wurde ſie gar redſelig. „Was für Kauderwelſch Du da plapperſt!" rief Charley. Sie ließ ihn ſich nicht nahekommen. Sie vergaß es ihm nicht, daß er ſie bei den Haaren gezupft und mit Willie gebalgt hatte. Doch zwei glänzende Knöpfe an einer Schnur machten Frieden zwiſchen ihnen. Er ſetzte ſich einen Beſen auf den Kopf, den er gegen ſie ſchüttelte, mit den Worten: „Haarbuſch, Du wäreſt hübſch, wenn Du Dein Haar wie unſereins trügeſt." Willie war mit dieſem Zugeſtändniß ganz zufrieden, und ſchon begann die ganze Familie zu vergeſſen, daß der kleine Gaſt einer fremden Raçe angehöre.

Nachmittag kamen zwei Indianer, Mann und Frau, über die Prärie. Haarbuſch erblickte ſie zuerſt und kündigte die Entdeckung durch einen gellen Schrei an, den die Indianer erſichtlich hörten; denn ſie hielten einen Moment und ſchritten dann raſcher zu. Als das Kind ihnen entgegenging, beſchleunigte die Frau ihre Schritte und faßte es bei der Hand, ließ aber keine Spur von Aufregung merken. Als ſie dem Blockhauſe nahe waren, ſchien Haarbuſch ihre kurzen Fragen, aber ohne Zeichen von Furcht, zu beantworten. „Arme Kleine," ſagte Mrs. Wharton, „ich bin froh, daß ſie ihr nicht zürnen. Mir war bang, ſie könnten ſie züchtigen."

Die Fremden wurden auf's Freundlichſte empfangen; allein ihr Vorrath an Engliſch war ſo kärglich beſtellt, daß nur wenig aus ihnen herauszubringen war. Der Mann, auf das Kind zeigend, ſagte: „Wik-ä-nie, mich gehn weg ſie." Und die Frau ſagte: „Mich tanken." Kein weiteres Licht fiel auf Willie's Abenteuer. Die Frau ſtreifte eine Schnur mit aufgereiheten Körben vom Nacken und legte ſie auf den Boden. Haarbuſch ſagte etwas zu der Mutter und legte ihre Hand auf ein kleines, roth und gelb bemaltes Körbchen; es wurde ihr gegeben und ſofort reichte ſie es Willie. Zugleich bot die Indianerin einen großen Korb Mrs. Wharton, wies auf das Kind und ſagte: „Wik-ä-nie. Mich tanken." Es wurde ihr Geld angeboten, doch ſie ſchüttelte den Kopf und wiederholte: „Wil-

* Ein junges Kind im Indianiſchen.

Digitized by Google

ä=nie. Mich tanken." Auch der Mann wies das Geldſtück zurück und ſagte, mit einer leiſen Kopfbewegung: „Mich tanken." Sie aßen von den ihnen vorgeſetzten Speiſen und nahmen einen Salzfiſch und ein Brod mit „Mich tanken" an.

„Mutter," rief Willie, „ich muß Haarbuſch Etwas geben. Darf ich ihr meine Guinea=Erbſen ſchenken?"

„Gewiß, mein Sohn, wenn Du willſt," ſagte ſie.

Er rannte in die Kammer und kam bald mit einer zinnernen Büchſe heraus. Als er ſie aufdeckte und Haarbuſch die glänzend ſcharlachnen, mit einem ſchwarzen Fleck gezeichneten Körner zeigte, erglüheten ihre ſchwarzen Augen und ein helles „Juch!" ſprach ihre Freude aus. In den duldend traurigen Zügen des indianiſchen Weibes ging ein Etwas, wie ein Lächeln auf, als ſie ſagte: „Wik=ä=nie tanken."

Nach kurzer Raſt nahm ſie wieder die Körbe auf, faßte ihre Kleine bei der Hand und trat mit dem Manne den Rückweg quer durch die Prärie an; kein Menſch erfuhr aber, woher ſie kamen, noch wohin ſie gingen. So weit ſie in Sicht waren, konnte man bemerken, daß das Kind von Zeit zu Zeit zurückſah.

„So iſt Haarbuſch fort," ſagte Charley. „Mich ſoll wundern, ob wir ſie jemals wieder ſehen." — Willie ſeufzte und ſagte: „Ich wünſchte, ſie wäre meine kleine Schweſter."

So trafen zwei unſchuldige Weſen zuſammen, die unbewußt zwei, durch eine weite Kluft moraliſcher und intellektueller Verſchiedenheit getrennte Raçen vertretend, dennoch Kinder Eines Vaters im Himmel ſind, dennoch zu einander ſich gegenſeitig hingezogen fühlen durch die Allmacht der großen Mutter Natur. Glückliche Kindheit, die ſich dieſem Zuge hingiebt, ohne die Scheidewände des Stolzes und der Vorurtheile zu kennen! Wahrlich, alle Gemeinſchaft mit den Engeln würde uns abhanden kommen, wäre nicht die Leiter der Kindheit, an der ſie zu uns niederſteigen.

In den trägen Fluß des eintönigen Lebens, das die beiden Familien in der Prärie=Einſamkeit führten, brachte die kleine abenteuerliche Epiſode auf einige Zeit eine Art kräuſelnder Bewegung. Noch viele Tage nach dem Abzuge der Indianer war bei jedem Zuſammenſein der beiden Familien das wilde und doch ſo anziehende Kind Gegenſtand des Geſprächs. Charley blieb bei ſeiner Meinung: „Haarbuſch würde hübſch ſein, wenn ſie das Haar wie unſereins trüge."

„Ihre Eltern nannten ſie Wik=ä=nie," warf Willie ein, „und der Name gefällt mir beſſer, als Haarbuſch." Er gab ſich auch Mühe, ihn ſein Schweſterchen nachſprechen zu lehren, und er brachte es glücklich dahin, daß, wenn man ihr den roth und gelb bemalten Korb zeigte, ſie „Mik=ä=nie" lallte; der W=laut war ihrem kindiſch ſchwachen Organ noch zu ſchwer.

In die Erinnerungen an die kleine Fremde miſchte ſich bei Mrs. Wharton eine gewiſſe mütterliche Zärtlichkeit. „Nie ſah ich Etwas dem Lichte einer Aſtrallampe ſo ähnlich," ſagte ſie, „wie ihre weitgeöffneten, ſchönen Augen. Ich war nahe daran, mich in das kleine Ding zu verlieben, und wäre ſie länger geblieben, ich hätte die Trennung von ihr ſchwer ertragen."

Allmählich indeß erloſchen dieſe Erinnerungen; nur ſo oft ein entfernter Nachbar, oder ein vorüberziehender Auswanderer in dem Blockhaus einkehrte, verfehlte Willie nicht, ſein Körbchen zum Vorſchein zu bringen und die Geſchichte von Wik=ä=nie zu wiederholen, vergaß aber auch ſelten, den Jubelſchrei nachzuahmen, den ſie beim Anblick der ſcharlachrothen Erbſen ausſtieß.

# England.

## Kulturgeſchichtliche Charakterbilder.

### Verkehrsmittel und Wege.

Der Hauptnutzen des Reiſens ſind doch ſchließlich jene allgemeinen Gedanken, die aus Anſchauung der Beſonderheiten und aufmerkſamer Vergleichung der Verſchiedenheiten im Haupte des Denkers ſich niederſchlagen, und die er als ſeine eigenſten Schätze mit ſich nach Hauſe nimmt.

So oder ähnlich läßt ſich Wilhelm von Humboldt vernehmen:

„— Nun denn ſchreite, mein Kind, mit fröhlichem Muth in das Leben,
Offen für jeden Genuß, fähig zu jeglicher That.
Suche nicht ängſtlich den Pfad, ihn hiehin zu lenken und dorthin;
Lieblicher krümmt ſich des Bach's häufig gewundener Lauf.
Nur wer die meiſten Geſtalten der vielfach umwohneten Erde,
Die er wandernd erſah, eifrig bewegt im Gemüth,
Der hat klarer erkannt die erhab'nen Gedanken der Schöpfung,
Der hat des Lebens Quell tiefer und voller geſchöpft."

Was könnte in England wohl mehr die Blicke auf ſich ziehen, als die koloſſale Entwickelung, welche Induſtrie (produktive Thätigkeit für den Weltmarkt) und Handel (vermittelnde Thätigkeit), beide als Werthvermehrer der Rohprodukte des ganzen Erdballs, genommen haben?

James Rennie ſagt von den Bienen, daß ſie nach den Grundſätzen des Selfgovernments beherrſcht werden. Sie arbeiten nicht nach einem beſtimmten, vorgefaßten Plane, ſondern jede einzelne Arbeiterin baut für ſich, ſchafft und webt für ſich und dennoch ſo, daß ihr Werk ſich als nothwendiges und nützliches Glied in das Ganze einfügt. Ob die Bienen wirklich ſo arbeiten, bleibt dahin geſtellt, jedenfalls die Napoleoniſchen nicht; wohl aber iſt es das Syſtem, welches die Engländer bei allen ihren Unternehmungen befolgen und mit dem ſie ſo groß geworden ſind. Erſt wenn der Einzelne das im vollſten Maße gethan, was ſeine Kräfte und Mittel ihm erlauben, wenn auch ganze Corporationen, Geſellſchaften und Verbindungen ſo viel geleiſtet, als überhaupt von Privaten zu leiſten möglich war, dann erſt tritt der Staat, und zwar nicht ſtörend, ſondern nur von allgemeineren oder höheren Standpunkten aus anordnend und vermittelnd ein. Meiſt aber iſt auch noch die Behörde, welche er zur Ueberwachung eines beſtimmten Zweiges induſtrieller oder gemeinnütziger Thätigkeit beſtimmt, nicht eine von ihm den betreffenden Induſtriellen aufgezwungene, ſondern eine von dieſer ſelbſt begründete und erwählte.

Die Eiſenbahnlinien ſind anfänglich, ſowie Zufall und Bedürfniß es eben mit ſich brachte, über das Land gelegt worden. Seit einem halben Jahrhundert haben ſie ſich nun ſo gewaltig vermehrt und ein ſo complizirtes Netz gebildet, wie es Europa nirgends in gleicher Ausdehnung aufzuweiſen hat. Nachdem die Verkehrs= und Handelsbedürfniſſe vollſtändig befriedigt ſind, ſtellt ſich eine andere Tendenz heraus: dieſe verſchiedenen Bewegungsorgane unter einander zu einem geſchloſſenen Syſteme zu verbinden. Man will ein beſonderes Amt für die beſtehenden und entſtehenden Eiſenbahnlinien zu dieſem Zwecke errichten.

Es giebt zwei Auffaſſungsweiſen des Begriffes der Centraliſation: Man kann von ihr ausgehen und auf ſie alle Staatseinrichtungen beziehen; oder man kann ſie auch im Anfange vollſtändig aus dem Spiele und nur die perſönlichen Kräfte und Intereſſen zur Befriedigung rein lokaler Bedürfniſſe handeln laſſen, in Erwartung, daß der natürliche Lauf der Dinge in einem gegebenen Moment alle dieſe verſchiedenen, divergirenden Unternehmungen wieder verbinden und in ein geſchloſſenes Syſtem vereinigen werde.

Dieſen letzteren Weg ſind die Engländer gegangen, den erſtern ſchlugen die Franzoſen ſeit Napoleon I. ein, als die Centraliſation des franzöſiſchen Reiches durch die Ludwig's und Richelieu's, die Revolution und die Schreckensherrſchaft vollendet war, und man nun aus dem Centrum heraus regieren, umgeſtalten und reformiren wollte.

Die Geſchichte iſt im Begriffe, ihr Urtheil zu ſprechen. Während Frankreich unter der Laſt ſeiner Centraliſation erliegt, während ſeine Einwohnerzahl ſtationär bleibt oder ſich vermindert, und während der letzten 70 Jahre unter den verſchiedenſten Regierungsformen noch kein ruhiger, behaglicher Zuſtand ſich über das Land verbreitet hat, das in Aufregungen durch äußere Kriege die Mißlichkeit der heimiſchen Zuſtände zu vergeſſen ſucht, hat der Nationalwohlſtand, die induſtrielle Thätigkeit und, mit beiden Hand in Hand, die individuelle Machtſtellung Englands ſich in einer Weiſe entwickelt, die ohne Beiſpiel iſt. Wenn in dieſem Augenblicke das Streben nach etwas größerer Centraliſation ſich bei unſeren angelſächſiſchen Nachbarn kundgiebt, ſo geſchieht es, weil Volk und Staat reif dafür ſind, und der inſtinktive oder bewußte Zug zum Ganzen auf immer größere und größere Kreiſe ſeine Wirkung ausübt.

Eine Centraliſation in England kann nur eine commerzielle und induſtrielle ſein. Bei der ungeheuern Attraction, welche der Städte=Koloß London nicht nur auf England, ſondern auf Europa und die geſammte meerumſpülte Welt ausübt, kann nur in dieſer Stadt Englands Leben und Thätigkeit ſich concentriren. Sie feiert ihren willkommenſten Triumph, indem ſie einen gegebenen Punkt im Herzen der Metropolis mit allen dem Verkehr zu Land und zu Waſſer überhaupt zugänglichen Punkten und Plätzen der Welt in Verbindung ſetzt. Um dieſes Ziel zu erreichen, mußten elektriſche Dräthe Häuſer und Straßen überſpannen, mußten die Schienenwege bis in die Straßen der City ſelbſt geführt werden.

Bisher hatten die Eiſenbahnhöfe ſich in reſpektvoller Entfernung von der Städte=Rieſin gehalten. Bei Entſtehung der erſten Eiſenbahnen ſetzte eine Parlaments=Akte feſt, daß keine Lokomotive innerhalb des Weichbildes von London rauchen dürfe. So mußte der North-Western Railway ſich bequemen, ſeine Wagen vermittelſt einer ſtehenden Dampfmaſchine an Seilen bis zur Station Chalk Farm zu ziehen. Auch ſpäter noch, nachdem ſchon die Dörfer in Alt=England ihre Eiſenbahn=Häfen hatten, wagte

Digitized by Google

lange Zeit keine Geſellſchaft bis in's Innere der Stadt vorzudringen, wobei freilich die rieſenhaften Baukoſten und noch mehr die Entſchädigungen, welche die einzelnen Hauseigenthümer für ihre Grundſtücke verlangen konnten, das Haupthinderniß bildeten. Kein Expropriations-Geſetz ſchützt in England die Bau-Unternehmer vor exorbitanten Forderungen der Beſitzer; dennoch kann man nicht ſagen, daß ein Unternehmer lediglich an dieſem Umſtand zu Grunde gegangen, ja nur weſentlich dadurch behindert worden ſei.

Immer dringender wurde das Bedürfniß, und ſo drang endlich der South-Western Railway in die Häuſermaſſe der Surrey-Seite ein, indem er ſeinen kühnen Viadukt, einen einzigen, 15 engl. Meilen langen Steindamm von Greenwich nach der London-Brücke führte, wo im London-Bridge Railway Terminus die ſämmtlichen kontinentalen Routen, über Dover, Folkſtone und Newhaven ihren Vereinigungspunkt fanden. Bald aber erheiſchte der erweiterte Verkehr gebieteriſch umfaſſendere Anſtalten, und das einzige Factum, daß man von der erwähnten Station im Omnibus nach Bayswater und Hyde-Park ebenſoviel Zeit brauchte, als nach dem $52\frac{1}{2}$ Meilen entfernten Brighton, mußte bei einem Volke, deſſen oberſter Grundſatz Time is money iſt, den lebhaften Wunſch hervorrufen, ſolche Reiſen in der eignen Stadt nach Möglichkeit abzukürzen. Zugleich erſchien es unerläßlich, jenen ungeheuren, lebendigen Strom von Fuhrwerken aller Arten, der während der Geſchäftsſtunden in den Hauptſtraßen oft Viertelſtunden lang die Bewegung und ſomit den Geſchäftsgang hemmte, auf ein natürlicheres Maß zurückzuführen und ſeinen mit jedem Jahre höher fluthenden Wogen einen andern Abzugskanal zu ſchaffen. Es wurden zunächſt Verlängerungen der bereits beſtehenden Linien in's Innere der Stadt beſchloſſen. Die Süd-Weſtbahn drang in verſchiedenen Verzweigungen in die Häuſermaſſen ein, Viktoria-Station bereitet dem Dampfroſſe ein Quartier im ariſtokratiſchen Weſtende, zwei beſondere Schienenwege führen alltäglich zahlreiche Beſucher aus der rauchigen Metropolis bis ſelbſt in die glasüberwölbten Hallen des modernen Feentempels des Kryſtall-Palaſtes zu Sydenham.

Drei neue Eiſenbahnbrücken, von denen erſt eine ganz vollendet, ſollen die ſchon neunfach überjochte Themſe von Batterſea bis Hungerford überſchreiten und gleichſam mit eiſernen Klammern beide Ufer zuſammenhalten, ſie umſpannen und umfangen mit den allmächtigen Armen des Weltverkehrs. Der alte gemüthliche Hungerford-Market iſt zum Stützpunkt und Hauptquartier für die Operationen erkoren, die Hans Dampf, vertreten durch kühne Ingenieure und Geldmänner mit rieſigen Kapitalien, zur völligen Unterjochung des Herzens der Welt, das ihm einen ſo großen Theil ſeines Reichthums verdankt, entworfen und zum Theil ſchon ſiegreich durchgeführt hat.

Schade um Hungerford-Market! Mit ihm geht ein gutes Stück des alten London zu Grabe. Er erhob ſich, 1833 reconſtruirt, da, wo die von Brunel erbaute Hängebrücke das linke Themſe-Ufer erreicht, an derſelben Stelle noch, wo 1680 Edward Hungerford den alten Markt begründet. Unten gingen Straßen durch, am Themſe-Ufer entlang; weite Treppenfluchten verbanden ſie mit den obern Räumen. Dort führten lange, überwölbte, glasbedeckte und gaserleuchtete Gallerien hin, mit Läden für allerlei Lebensmittel, Früchte und Delikateſſen. In der Mitte ein weites, vielbeſuchtes Kaffee-, Cacao- und Chocoladen-Haus, unten noch verſchiedene Vergnügungslokale. Es war inmitten der geräuſchvollen Weſtſtreet ein ſtilles, friedliches Ruheplätzchen, zu dem der ermüdete Fußwanderer aus dem betäubenden Wagengeraſſel ſich gern zurückzog, und wo viele Fremde ſich zuſammen fanden. Gegen Abend pflegte dort ein etwas gemiſchtes Publikum zu verkehren, welches lebhaft an die alten, luſtigen Tage von Leiceſter-Square erinnerte, die jetzt auch vorüber ſind.

Gewiß war aber wohl kein Punkt in London geeigneter, die Hauptſtation zu werden, als Hungerford. Gleich nahe dem geſchäftsvollen Oſten und dem eleganten Weſten, in direkter Verbindung mit der Hauptpuls-Ader des Strand und in nächſter Nähe von Charing-Croß, das für Omnibus und Cabs als Mittelpunkt der Stadt gerechnet wird, verſpricht es in der That, ſich in der nächſten Zeit zu einem großartigen Centralbahnhof herauszubilden. Faſt ein Drittheil über die Stromesbreite in der Themſe hineinreichend, wo er auf eiſernen, mit ſolidem Mauerwerk ausgefüllten Cylindern ruht, wird er Paſſagieren und Packeten, die von hier zu Waſſer weiter befördert werden wollen oder ſollen, zum bequemen Landungsplatz dienen, während ſeine Vorderfronte, etwas zurückgebogen, den lebhafteſten Straßenverkehr in ſeine eiſernen Hallen hineinzieht. Nicht nur die Millionen der Kontinental-Reiſenden werden künftig nicht mehr den Strand und die London-Brücke kreuzen, weil Hungerford ihnen näher liegt, ſondern auch die zahlreichen Familien, die in einer Entfernung von 20 Meilen um London ihre Wohnſitze haben, können Abends in der Stadt das Theater beſuchen und mit den um $\frac{1}{2}$ 1 Uhr Nachts abgehenden Zügen nach Hauſe fahren.

Noch in anderer Weiſe iſt die Eiſenbahn geeignet, nicht nur die bauliche Phyſiognomie der Stadt zu verändern, ſondern auch in das häusliche Leben hier und da Umgeſtaltungen einzuführen, die dem conſervativen Engländer ſonſt ſchwerlich in den Sinn gekommen wären.

Rückſichtslos bricht der Schienenweg ſich Bahn durch reiche und arme, gewerbsthätige und genußſüchtige Viertel. In die engen, dumpfigen Straßen von Stepney, Limehouſe und Poplar brachten vielfach verzweigte Schienenſtränge Leben, Luſt und Licht und lenkten die öffentliche Aufmerkſamkeit, zur mächtigen Unterſtützung einer verſtändigen Sanitäts-Polizei, auf jene armen, vernachläſſigten Weberquartiere. Seitdem wurde der Victoria-Park angelegt, eine beſondere Lunge für das nordöſtliche London, wurden Straßen verbreitert und in gerader Richtung durchgebrochen, wurden elende, wurmzerfreſſene, ungeſunde Wohnhäuſer niedergeriſſen, die ſonſt ihr kummervolles Daſein noch Jahrzehnde lang gefriſtet hätten, aber nun ſich ſchämten vor den neugierigen Eiſenbahn-Reiſenden und deshalb neueren, ſtattlicheren, mit Gaseinrichtung und Waſſerleitung verſehenen, wohlgelüfteten Gebäuden Platz machten. In anderen Stadttheilen brauſt der Zug an ſoliden, bürgerlichen Wohnhäuſern vorüber, die immer noch gern ihre Geheimniſſe vor indiskreten Blicken verſchleiern möchten. Ganz geht das nun freilich nicht, denn in der freundlichen Kinderſtube, der Nursery, drängen ſich lachende, rothbäckige Kindergeſichter an's Fenſter und ſtaunen den rieſigen Lindwurm an, der ſich, Dampf und Feuer athmend, vorüber wälzt. Sie kennen ihn wohl. Dear Mama hat ihnen oft von ihm erzählt, wohl auch gedroht, daß er die Unartigen unter ihnen fortführen werde, weit, weit fort, wo nicht mehr England iſt. Wer aber artig iſt und folgt, dem bringt er ſchöne Sachen von Nürnberg mit, wie es in den Nursery Rhymers ſteht. Hinter den Kleinen blickt wohl auch die zärtliche Mama oder die gute Tante herüber, und noch manch' anderes Familienbild erſchaut man im Vorüberfliegen. Die neue Zeit mit ihren wunderbaren Schöpfungen hat auch ihre Märchen-Poeſie.

Da ſind die Bahnhöfe mit ihren weiten, gewölbten Hallen, die ſo viel Kummer und Leid, ſo viel Freude und Hoffnung an ſich vorüber rauſchen ſehen und von unermüdlicher, nimmer raſtender Thätigkeit ununterbrochen wiedertönen. Unſere Väter bauten Kirchen, Schlöſſer und Fürſten-Paläſte, wir bauen Eiſenbahnen, Fabriken und Bahnhöfe: kann man ſagen, welche Zeit am würdigſten den Abſichten des Weltenvaters entſprach, der da will, daß allen Menſchen geholfen werde?

So viel nun aber auch Hans Dampf auf ſeine neuen Erwerbungen ſich mit Recht zu gut thun konnte, ſo war doch damit die Unterjochung der Metropolis noch keineswegs vollendet. Gerade jene überfüllten City-Straßen, in denen die Menſchenwogen während der Geſchäfts-Hochfluth alle Dämme zu durchbrechen und ſich ſelbſt zu erdrücken drohten, waren noch nicht im Stande, einen Theil ihres Ueberfluſſes an die Eiſenbahnen abzugeben. Wie aber ihnen beikommen? Dort durchzubrechen würde ungeheure Opfer an Zeit und Kapital gekoſtet haben, würde allgemeine Mißſtimmung erregt haben, wenn nicht unmöglich geworden ſein. Ein Uebereinkommen mit den Grundeigenthümern und noch mehr mit den Leuten, welche Geſchäftslokale auf eine Reihe von Jahrzehnden miethweiſe inne hatten, wäre faſt undenkbar geweſen, denn eine Entſchädigung von 60,000 £. für Aufgabe ſeiner günſtigen Geſchäftslage gilt einem derſelben für keine übertriebene Forderung. Es mußte etwas Neues gefunden werden und ſiehe da, in dem alten, faſt vergeſſenen, und als Speculation gewiß verfehlten Themſe-Tunnel war der Prototyp für jene unterirdiſchen Eiſenbahnen gegeben, die ein Rieſendenkmal engliſcher Ausdauer und Unternehmungsluſt und auch von finanziellem Standpunkt gewiß lohnend werden ſollten.

Ein Amerikaner ſtellt in der Atlantic Monthly traurige, witzig ſein ſollende Betrachtungen an, über die Nichtigkeit alles Irdiſchen und die Unzulänglichkeit des Themſe-Tunnels. Er denkt ſich in die Lage des gebildeten Neuſeeländers, der nach einigen hundert, vielleicht auch tauſend Jahren, auf den Trümmern der London-Brücke, an demſelben Platze ſteht, den jetzt ſein Vorgänger, der Amerikaner einnimmt. Vielleicht iſt er ſelbſt Berichterſtatter für irgend eine einflußreiche, neuſeeländiſche Revue, und von ſeinen Vaterlandsgenoſſen an die andere Seite des Globus, zu den Nordſee-Antipoden geſchickt, um Unterſuchungen an Ort und Stelle über die kürzlich dort neu entdeckten Alterthümer in dem ſogenannten Erdtheil Europa anzuſtellen und darüber zu berichten.

Er hat engliſch und deutſch ſtudirt, Sprachen, die ihm ungefähr ſo vorkommen, wie uns das Altaſſyriſche oder Koptiſche, und hat vielleicht ein Heft der Atlantic Monthly, oder Bruckmann's London-Führer unter der Hand, um danach das ehemalige London zu reconſtruiren und ſpätere

Digitized by Google

Ausgrabungen zu leiten. Da lieſt er von einem Tunnel unter der Themſe, den die germano-europäiſche Welt als ihr achtes Weltwunder angeſtaunt habe, und der ein wenig unterhalb der London-Brücke, auf deren Trümmern er ſteht, zur Erleichterung des Verkehrs zweier volkreicher Stadttheile und um gleichzeitig die Schifffahrt nicht durch eine neue Brücke zu behindern, angelegt worden ſei. Aber keine ſichtbare Spur zeigt ihm den Ort an, wo jener ſinnreiche Bau ſich befunden haben ſoll. Waſſer und Sand überall; an beiden Ufern ausgedehnte, tiefe, moraſtige Becken, mephitiſchen Dunſt aushauchend: Trümmer der ehemaligen Docks. Der Neuſeeländer iſt in peinlichen Zweifeln. Jene ungeſunde Sumpfniederung hat durchaus nichts Anziehendes für ihn; außerdem ſprechen verſchiedene Schriftſteller, die er geleſen, nur mit einer Art von ironiſchem Achſelzucken von dem Rieſenbau, bezweifeln unter Anderm ſeine Rentabilität, was doch zu involviren ſcheint, daß es ſich um einen Plan, nicht um ein ausgeführtes Unternehmen handelt. Er iſt ſehr geneigt zu glauben, daß der ganze Tunnel ein Produkt jenes in der alten Welt unter dem Namen Humbug oder Schwindel, in der neuen vielleicht unter den Benennungen Feudalismus oder Loyalität vorkommenden Hyperkultur-Erſcheinung ſei und berichtet in dieſem Sinne an den Verein der Alterthumsforſcher in Eainomavi und Ta Wai Poenamu, oder an die Redaktion der „literariſch-kritiſchen Monatsſchrift für Neuſeeland und Umgegend.“

Selbſt angenommen aber, der Tunnel mit ſeinen Tag und Nacht geöffneten, gaserleuchteten Gängen, die der Fußgänger nach Erlegung eines Penny betritt, ſei eine in jeder Beziehung verfehlte Speculation, und die Wageneinfahrten an beiden Seiten, welche dieſes Rieſenwerk menſchlicher, ſchildgedeckter Terra navalis für den Verkehr erſt nutzbar machen könnten, würden nimmer fertig werden; ſo bleibt er doch ein Rieſendenkmal der zähen Beharrlichkeit und des Muthes ſeiner Erbauer und erlangt noch dadurch beſondere Wichtigkeit, daß er den neuen unterirdiſchen Eiſenbahnbauten innerhalb Londons, dem Underground Railway zum Vorbilde gedient hat.

Das Beiſpiel des Tunnelbau's, der unter weit größeren Schwierigkeiten dennoch glücklich zu Ende geführt worden war, gab denen, die vor einigen Jahren mit dem Plane heraustraten, die Hauptbewegungs-Centren Londons, und namentlich die Bahnhöfe, durch eine unterirdiſche Eiſenbahn zu verbinden, die Mittel an die Hand, den ungläubigen Kapitaliſten, einem mißtrauiſchen Publikum und allen Zweiflern zu beweiſen, daß nicht Schwierigkeit und Koſtſpieligkeit des Baues, ſondern lediglich die Frequenz bei der Rentabilität einer derartigen Kapital-Anlage in Betracht zu nehmen ſei. Was nun dieſe letztere anging, ſo konnten die Unternehmer ſich leicht beruhigen, denn ſie mußte jederzeit eine ungeheure ſein. Die Kapitalien wurden alſo gefunden und der Bau begann. Schon zum 1. Mai 1862, bei Beginn der zweiten allgemeinen Induſtrie-Ausſtellung wollte man die Bahnſtrecke eröffnen, kam aber nicht dazu, ſondern es verzögerte ſich dieſelbe noch bis 9. Januar 1863. Die aufgewandten Koſten betragen 1,300,000 £.; bei einer überirdiſchen Bahn würde man mit dem Doppelten, ja Dreifachen dieſer Summe kaum die nöthigen Grundſtücke erworben und Entſchädigungen ausgezahlt haben. Die bis jetzt befahrene Strecke der unterirdiſchen Bahn beträgt $3^{3}/_{4}$ engl. M.; neue Verzweigungen ſind bereits in Angriff genommen. Außer den gewöhnlichen Zügen, die alle Stationen mitnehmen, und den direkten Zügen, die von Stunde zu Stunde abgelaſſen werden, gehen noch zweimal täglich, 6 Uhr Morgens und 6 Uhr Abends ſogenannte Parliamentary Trains, welche durch Parlaments-Akte den Eiſenbahn-Geſellſchaften aufgenöthigt wurden und die ganze Strecke für 1 Penny befahren müſſen. Es ſind dieſe Züge natürlich hauptſächlich für die arbeitenden Klaſſen beſtimmt, denen ſie eine ſehr ſchätzbare Erleichterung bieten.

Die Bahn folgt faſt überall dem Straßenzuge. Der Untergrund der Häuſer wird als Privateigenthum betrachtet und als ſolcher reſpektirt. Ein eigenthümliches Beleuchtungsſyſtem haben u. A. die Stationen in Baker-Street und Gower-Street. Vierzehn ungeheure Fenſter, oder vielmehr Kellerlöcher öffnen ſich zu beiden Seiten in den gewaltigen, düſtern Wölbungen. Das Tageslicht, welches ſie bringen, fällt auf eine ſenkrechte Mauer aus weißglaſirten Ziegelſteinen, und von dieſen zurückgeſtrahlt, fällt es dann durch die eigentlichen Fenſter ſenkrecht in die Hallen hinab. Dennoch giebt der einfallende Tagesſchein nur ein mattes, trübes, faſt geiſterhaftes Licht, das den Eindruck von Grab und Ernſt, deſſen man ſich, ſo tief unter der im Sonnenſchein athmenden Menſchenwelt doch nicht ganz erwehren kann, noch erhöht. Die Sonne Londons, und namentlich des unterirdiſchen Londons, iſt das Gaslicht.

Während die öſtliche Civiliſation der Aſſyrer, Aegypter, Inder, Meder, Perſer, zum Theil auch der Griechen und Römer, ſich einem Sonnen-Cultus mehr oder minder zuneigen, iſt es charakteriſtiſch für die nord-europäiſche und ſpeziell für die engliſche Civiliſation, daß ihre induſtriellen Unternehmungen, ihre Bauten und Einrichtungen ſich dem leuchtenden Helios eher ab- als zuwenden. Viel eher, könnte man ſagen, erliegen ſie dem Einfluſſe der bleichen Luna, die in Ebbe und Fluth des Meeres Wogen, alſo ein ſo weſentliches Machtelement Alt-Englands, beherrſcht. Jedenfalls aber ſuchen ſie ſich jedem Einfluſſe der Atmoſphäre oder der Erde ſo viel als möglich zu entziehen. An trüben Nebeltagen ſcheint es manchmal, als müſſe man unter die Erde hinabſteigen, um in London genügend hell zu ſehen, denn während oben Cabs und Omnibus aneinander rennen, weil die vorgeſteckten Laternen kaum fünf Schritte weit ſichtbar ſind, herrſcht unten fortwährend gleichmäßiges Licht, gleichmäßige Wärme, Ruhe und Ordnung.

Auf unterirdiſchen Eiſenbahnen reiſen die Paſſagiere, durch die pneumatiſchen Tuben fliegen die Briefe und leichten Packete, auf elektriſchen Dräthen fliegen der Menſchen Gedanken mit Blitzesſchnelle in alle Welt hinaus, während eiſerne Schienennetze und ſchnelle Dampfer See und Land umſpannen und verbinden: das iſt ein Stück Märchen-Poeſie der Induſtrie.

## Frankreich.

### Zeitgenöſſiſche Studien.

#### Centraliſation und Selbſtverwaltung.

Prima est ulcisci lex, altera vivere raptu,
Tertia mentiri, quarta negare deos.

So hat ſchon vor beinahe 2000 Jahren ein Römer den Charakter der Korſen gezeichnet; ſollte man nicht glauben, daß er uns vorahnend das Portrait Napoleon's I. gegeben?

Welche Glorificationen, Deificationen und Idealiſirungen ſind an dieſem entarteten Kinde der Revolution verſucht und zum Theil auch durchgeführt worden, deſſen Grundbeſtandtheile ſich bei der genaueſten Analyſe doch nur als Materialismus gröbſter Art und Egoismus höchſter Potenz erweiſen. Die Götter freilich, welche die Maſſe anbetet, leugnete er nicht. Er ſetzte den von ſeinen Vorgängern entthronten Chriſten-Gott wieder in ſeine alten Rechte ein und glaubte feſt an das heidniſche Fatum. Wohl aber leugnet er diejenigen Götter, die den Gläubigen aller Confeſſionen, aller Religionen und Sekten gemeinſam ſind: Freiheit, Wahrheit, Liebe, Recht, Selbſtbewußtſein und Mannesmuth, Menſchenwürde und Ehre vor Gott.

Für ſeinen Neffen iſt jene gewaltſame, gießbachartige Kataſtrophe noch nicht erfolgt, welche, indem ſie das angeſchwemmte Erdreich mit ſeinen ſaftiggrünen Matten und ſtattlichen, ragenden Bäumen hinwegſpülte, die rauhen, nackten Felſen in des Oheims Seele bloslegte. Vielleicht wird ſie nie für ihn erfolgen. Nach menſchlicher Berechnung iſt es ſogar wahrſcheinlich, daß das Zeitalter ſeiner Regierung für alle kommenden Generationen mit einer dichten Humusſchicht bedeckt ſein wird, die eine genaue Feſtſtellung des innern Kernes ſchwierig, faſt unmöglich macht. Ereigniſſe, deren Tragweite über die Sphäre des zweiten Kaiſerthums unendlich hinausreicht, haben ihre Impulſe von dieſem mit freiheitlichen Ideen kokettirenden Despotismus erhalten, und es wird einer ſpäteren Zeit erſt vorbehalten ſein, alle die Widerſprüche abzuklären und damit zu löſen, welche das gegenwärtige Regiment Frankreichs zu vermitteln ſchien, weil es ſie gleichmäßig niederdrückt.

Das zweite Kaiſerthum hat der Schattenſeiten ſo viele, daß man mit Behagen das Gute, was es gebracht, oder zu dem es wenigſtens die Anregung gegeben hat, beſprechen und erörtern kann, ohne Gefahr zu laufen, ſeinen Anhängern beigezählt zu werden.

Wenn es gegenwärtig beſtrebt iſt, Frankreich, das unter der Laſt ſeiner adminiſtrativen, ſozialen und politiſchen Centraliſation der Verarmung und Entvölkerung entgegen geht, dieſes Druckes ſo viel als möglich zu entheben, oder, um mit dem landläufigen Ausdrucke zu reden, es zu decentraliſiren (beſſer: zu individualiſiren), ſo mag dafür der Regierung Napoleon's III. die zwingende Nothwendigkeit vorliegen, die gefahrvollen Spitzen, die in der Metropolis ſich gipfeln, ein wenig abzuplatten, breit zu drücken, zu runden. Aber in dieſem Beſtreben werden zugleich wichtige Intereſſen des Landes und Volkes gefördert, und deshalb verdient es Anerkennung und Würdigung.

„Die adminiſtrative Centraliſation, ſagt Tocqueville, wirkt unaufhörlich zur Verminderung des Bürgerſinnes. Man muß zugeſtehen, daß ſie es ermöglicht, zu beſtimmter Zeit und an beſtimmten Orten alle ver-

Digitized by Google

fügbaren Kräfte der Nation zu vereinigen, aber unbedingt ſchadet ſie der Wiedererzeugung der Kräfte. Sie erkämpft den Sieg am Tage der Entſcheidung und vermindert die Macht für die ganze Folgezeit. So kann ſie wohl die Urſache der zeitweiligen Größe eines Einzelnen, doch niemals des Wohlſtandes eines Volkes ſein.“

Wir lehnen uns in der nachſtehenden Skizze an das an, was der in dieſen Blättern ſchon mehrfach erwähnte Dictionnaire de la politique, par Maurice Block, deſſen fünfte Lieferung ſoeben erſchienen iſt, und wieder ein beredtes Zeugniß für die allſeitige Gediegenheit des vortrefflichen Werkes ablegt, über den Gegenſtand bringt.

Centraliſation wird ſich überall herausſtellen, wo eine überlegene Kraft die Mittel des Staates zu beſtimmten Zwecken verwendet. Dieſe Centraliſation iſt eine politiſche. Eine andere Centraliſirung beſteht darin, daß eine Centralgewalt ſich den lokalen Behörden der Gemeinde oder Provinz ſubſtituirt, ſodaß die Fragen, welche an irgend einem Punkte der Peripherie geſtellt werden, nicht an Ort und Stelle, ſondern im Mittelpunkte ihre Erledigung finden: Adminiſtration, Centraliſation. Aus der Zuſammenwirkung der politiſchen und adminiſtrativen Centraliſation pflegt alsdann gewöhnlich noch eine dritte hervorzugehen, die man die ſoziale nennen kann. Da das geſammte Leben ſich im Mittelpunkte gruppirt, ſo ziehen die Reichen ſich nach dort, um erhöhten Lebensgenuß, die Arbeiter, um beſſere Löhne, die Intelligenzen, um einen würdigeren Schauplatz ihrer Thätigkeit zu finden.

Die Centraliſation iſt kein Problem, das a priori gelöſt werden könnte. Auch in den decentraliſirten Ländern treten weſentliche Verſchiedenheiten hervor. In England übt die Ariſtokratie den größten Theil der richterlichen und verwaltenden Thätigkeit aus. Die herrſchende Klaſſe, auf deren Einfluß und Mitwirkung alle Inſtitutionen dieſes Landes baſirt ſind, übt die Function eines Friedensrichters, Sheriffs und Lord-Lieutenants unentgeltlich aus. Dieſer Umſtand hat dieſen Aemtern ſelbſt einen ariſtokratiſchen Charakter gegeben und ſie in den Händen der Gentry erhalten. Sie ſind mit Laſten verbunden und werden keineswegs umworben, ſodaß ſelbſt ihre Uebernahme durch ein Geſetz obligatoriſch gemacht werden mußte. So hatte man keine Veranlaſſung, die Wahl an Stelle der Ernennung zu ſetzen und ſo läßt ſich auch die Anomalie erklären, daß eine Verſammlung, welche nicht aus direkter Wahl der Steuerzahlenden hervorgegangen, die Abgabe der County votiren kann. Die County iſt die adminiſtrative Einheit Alt-Englands. Sie dirigirt die Kirchſpiele und in ihr ruht der Kern der engliſchen Decentraliſation, getragen durch eine herrſchende Klaſſe, die der Regierung keine Beſorgniß und dem Volke keine Eiferſucht erregt.

Anders hat ſich die Sache in Amerika geſtaltet. Dort iſt die County nur ein aus Pietät aus der alten Heimat in die neue übertragenes Inſtitut und die ariſtokratiſche County hat keine praktiſche Bedeutung. Gemeinſames Leid bildet Demokratie. Koloniſten, welche durch Unglück und Verfolgung aus dem Vaterlande vertrieben worden waren, konnten nur einen demokratiſchen Staat begründen. Die amerikaniſche Decentraliſation ruht in der Gemeinde, deren Beamte aus direkter Wahl der Gemeindeglieder hervorgehen.

Vom doktrinären Standpunkte würde England als Repräſentant der ariſtokratiſchen, Amerika der demokratiſchen Selbſtregierung bei politiſcher Centraliſation zu betrachten ſein. Zwiſchen Selbſtregierung und Centraliſation giebt es in der Theorie keine Wahl, denn gewiß iſt es beſſer, daß eine durch Natur und Nothwendigkeit begründete organiſche Einheit ſich ſelbſt regiere, als daß ſie ſich dazu eines künſtlichen und koſtſpieligen Mechanismus bediene, der, ſo vollkommen er immer ſein mag, durch Friction und unausbleibliche Störungen, abgeſehen von denen, welche durch den Druck der politiſchen Verhältniſſe, oder manchmal gar abſichtlich hervorgerufen wurden, leicht gefährliche Zuſtände und bedenkliche Kriſen für das ganze Land herbeiführen kann, überhaupt die ganze Verwaltungsmaſchine auf künſtliche Schrauben ſtellt. Aber das Self-government läßt ſich nicht dekretiren und künſtlich erſchaffen, da, wo ihm die innere Begründung in den Inſtitutionen und Gewohnheiten des Landes fehlt. Es handelt ſich deshalb hauptſächlich darum, wie es in den modernen, centraliſirten Staaten ſeine Stelle finden, ſeinen Kompromiß mit der abſoluten Einheit der Staatsidee machen könne und dort einzuführen ſei, wo ſein Nutzen und ſeine Berechtigung unzweifelhaft hervorleuchtet.

In dieſer Beziehung bietet wohl Frankreich das lehrreichſte Beiſpiel. Seit Ludwig dem Dicken hat ſich die Centraliſation, und zwar gleichzeitig in allen den drei Formen, die wir Eingangs kennen gelernt haben, hiſtoriſch entwickelt und iſt auf's Engſte mit der Geſchichte der inneren und äußeren Geſtaltung Frankreichs verwebt. Schon vor 1789 war die Centraliſation faſt vollendet. Trotz des Anſchluſſes der Gemeinde an das Königthum im Kampfe gegen den feudalen Staat blieb demſelben doch nach deſſen Beendigung keine Art von Selbſtändigkeit und Autonomie. Auch die Machtvollkommenheit der Intendanten des alten Regimes war größer, als die der ſpätern Präfekten, und ſo kann man nicht eigentlich ſagen, daß die Centraliſation des heutigen Frankreich etwas ganz Neues und Unerhörtes ſei. Sie iſt auch zu keiner Zeit ſo unpopulär geweſen, als man ſie neuerdings, theils wohl auf höhere Inſpiration, hat darſtellen wollen. Indem ſie ihre Spitze gegen den ſchlimmſten Auswuchs des mittelalterlichen Staates, das Feudalweſen, kehrte, war ſie zahlreicher Sympathien gewiß, und die größere Anhäufung der Kräfte um einen gemeinſamen Schwerpunkt erſchien Vielen als eine Kraftvermehrung, die für den Verluſt der individuellen Freiheit entſchädigen mußte. So hat keine der Parteien, welche nach und nach an das Staatsruder gelangten, ernſtlich den Verſuch gemacht, die vielbeſprochene Decentraliſation praktiſch durchzuführen und was man gewöhnlich als ſolche bezeichnet, ſind eben Anſtrengungen mit einem vagen Hintergrunde und unbeſtimmten Zielen, die manchmal gerade das Gegentheil der Decentraliſation begünſtigten und beförderten. 1790 wurde in der That ein Syſtem der Departemental- und Gemeinde-Verwaltung begründet, das ſich auf erwählte Vertretung baſirt und als ein Streben zum Self-government bezeichnet werden kann, aber im Grunde ging das Syſtem und das Geſetz, welches ſeine Einführung dekretirte, weniger aus einer adminiſtrativen Theorie, als aus den politiſchen Nothwendigkeiten des Augenblickes hervor. Das Volk war der Gott, dem man Opfer brachte und Weihrauch ſtreute und dem ſich Alles fügen, unterordnen mußte. Man würde ſich einer unbegreiflichen Anomalie, faſt eines Verraths ſchuldig gemacht haben, in jenem Augenblicke anders zu fühlen, zu denken, zu handeln, zu ſtimmen. Verfolgte aber der Geſetzgeber von 1790 auch wirklich die Ideen von Decentraliſation und Selfgovernment? — Um ſich vom Gegentheil zu überzeugen, braucht man nur der Wuthausbrüche zu gedenken, welche wenige Monate ſpäter den ſogenannten Föderalismus hervorrief. Und was war der Föderalismus anders, als eine Reaction der Provinzen gegen die übermächtige Hauptſtadt?

Die Revolution hat die Provinzen vernichtet, die unter dem alten Regime noch intakt geblieben waren und ſo für alle Zeiten den Decentraliſations-Beſtrebungen, welche in dieſen größeren, durch Natur, Sitte und Beſonderheit verbundenen Länder-Komplexen ihren Ausgangs- und Schwerpunkt ſuchen und finden mußten, den empfindlichſten Schlag beigebracht. — Die Schreckensherrſchaft regierte, wie alle Despoten überall, allgegenwärtig an jedem Punkte der Peripherie, wie im Centrum. Das Directorium behielt im Weſentlichen die durch die Revolution geſchaffenen Inſtitutionen bei. Sie wurde in Einem Punkte näher geführt, indem man den Kantons größere Rechte und Befugniſſe einräumte. Doch war damit nur ſcheinbar ein Schritt zur Selbſtändigkeit der Gemeinden geſchehen, denn indem man eben den näher liegenden und natürlichen Begriff der Gemeinde in den des Kantons auflöſte, raubte man dieſem ſelbſt die Begründung im Bewußtſein und Gefühle des Volkes.

Das erſte Kaiſerthum benutzte die vorgefundene Centraliſation, der es noch feſtere, kompaktere Geſtalt gab. An Stelle der freien Wahl trat die Ernennung aus von den Gemeinden vorgeſchlagenen Candidaten ꝛc. Es lag im Intereſſe und im Charakter der Reſtauration, die Centraliſirung, welche bereits zu einer erdrückenden Allmacht geworden war, mit allen Waffen zu bekämpfen, wie es im Intereſſe der Dauer jeder ſpäteren Regierung war und ſein wird, ihr die Spitze abzubrechen.

Die erſten Jahre der Reſtauration waren ganz dieſem löblichen Streben gewidmet. Es ſollte die Verfaſſung eine Wahrheit werden. Man wollte Frankreich zu einem Rechtsſtaat machen und nur noch auf moraliſche Eroberungen denken. Man machte Conceſſionen und erfreute ſich einer leidlichen Popularität.

Da kamen die Junker von 1814, die Emigrirten, die ſich die treueſten Diener der Krone nannten; da kamen die Prieſter und andere ſaubere Geſellen, denen es gelang, die Verfaſſung lahm zu legen, ein neues Wahlgeſetz zu oktroyiren, das ihnen und ihrer Partei dauerndes Uebergewicht in den Kammern ſicherte, und in diejenige Bahn einzulenken, die auf abſchüſſigem Wege bis zum Jahre 1830 führte. Unter zwei Königen hatte ſich der unausgeglichene Konflikt hineingeſchleppt, bis ihm die Ordonnanzen des Miniſteriums Polignac raſch und unerwartet ſchmählichen Untergang bereiteten.

Auch die Juli Revolution und das Regiment Ludwig Philipp's hat ſich mit dem Problem der Decentraliſation nie ernſtlich und praktiſch beſchäftigt. Zwar wurde in der Geſetzgebung von 1831 und 1833 ein Anlauf dazu genommen, der indeſſen ſich darauf beſchränkte, einige libe-

Digitized by Google

rale Neuerungen im Sinne der Juli-Monarchie durchzuführen, namentlich die unbeeinflußte Wählbarkeit der Gemeinde- und Kreisräthe feſtzuſtellen. Die adminiſtrative Centraliſation wuchs dagegen in dem Maße, als die beſſeren Verkehrsmittel eine raſchere Verbindung der Hauptſtadt mit den entfernteſten Theilen der Monarchie ermöglichten. Paperasse administrative wurde das Stichwort, um die Ueberlaſt der büreaukratiſchen Thätigkeit und zugleich ihren vollſtändigen Mißkredit beim Publikum zu bezeugen.

Erſt die Revolution von 1848 brachte die Decentraliſation als brennende Frage an die Tagesordnung. Vivien, Béchard, Raudot und Chévillard, zu denen ſich ſpäter noch Odilon Barrot geſellte, erhoben ſich laut für die Bewilligung einer Art von Selfgovernment, das Jeder ſich freilich in verſchiedener Weiſe zurecht legte. Die Einen wollten Frankreich ſtatt in 86, reſp. 89 Departements, in 21 Diviſionen zerlegen, deren Hauptſtadt immer Sitz der oberſten Behörde, eines Appellations-Gerichtshofes, einer Akademie und anderer nützlicher Inſtitute ſein ſollte. Andere drangen auf Rehabilitirung der alten Provinzen mit ihrer „hiſtoriſch-politiſchen Individualität;" die Meiſten aber waren darin einig, daß ein vermittelndes Glied zwiſchen dem Präfekten und dem Miniſterium geſchaffen und mit genügender Selbſtändigkeit ausgeſtattet werden und ferner, daß die Autonomie der Gemeinde möglichſt geſtärkt, und wo ſie bereits verloren, wieder wach gerufen werden müſſe.

Die Regierung Napoleon's III. gab den Decentraliſten eine Art von moraliſcher Genugthuung, indem ſie in dem Dekrete vom 25. März 1852 und 13. April 1861 ihren weſentlichſten Forderungen, ſoweit deren Erfüllung im eigenen Intereſſe lag, Rechnung trug. Freilich eine andere Forderung, welche dahin lautete, daß, ſobald durch irgend welchen Umſtand, oder irgend welches Ereigniß die Geſammtvertretung des Landes außer Stande iſt, ihre regelmäßigen Sitzungen abzuhalten, ſofort und ohne Einberufungs-Ordre abzuwarten, deren Repräſentanten der einzelnen Provinzen oder Diviſionen in ihrer Provinzial-Hauptſtadt zuſammen-, und ihre Beſchlüſſe für ihren Wirkungskreis in Stelle der Beſchlüſſe des geſetzgebenden Körpers treten, konnte die kaiſerliche Regierung nicht gewähren.

Wir können den Betrachtungen über dieſen hochwichtigen Gegenſtand, deſſen Erledigung wahrſcheinlich für die nächſten Jahrzehende Frankreichs Aufmerkſamkeit in hohem Grade beſchäftigen und über ſeine politiſche und ſoziale Zukunft entſcheiden wird, in dieſen Blättern vorläufig keine weitere Folge geben und verweiſen unſere Leſer zunächſt auf den Artikel: Decentraliſation in Block's franzöſiſchem Staatswörterbuch, dann auf die Schriften von O. Barrot „De la décentralisation" und J. Chevillard „Division administrative de la France," die in decentraliſtiſchem, und Dupont-White „L'Individu et l'Etat" und „Centralisation," die im entgegengeſetzten Sinne gehalten ſind.

## Spanien.

### Monturiol's Fiſch-Boot (Ichthyneos).

Fernando Garrido hat in einem Nachtrage zu ſeinem vortrefflichen Werke über das heutige Spanien* eine kurze Beſchreibung des Ichthyneos oder Fiſch-Bootes gegeben, der genialen Erfindung des Spaniers Narciſo Monturiol, worauf wir um ſo mehr uns verpflichtet fühlen, hinzuweiſen, als Zeitungen und Blätter nur wenig davon berichtet haben.

Der Ichthyneos iſt nämlich ein Schiff, das für unterſeeiſche Fahrten berechnet iſt, und wegen der Aehnlichkeit mit einem Fiſche vom Erfinder ſeinen Namen erhalten hat. Es hat die Geſtalt eines Ellipſoides mit verlängerter Ausſchweifung. Nach allen Seiten hin ſind Kryſtalle eingefügt, um überallhin Beobachtungen anſtellen zu können. Das Schiff iſt mit einem doppelten Boden verſehen. Der leere Raum zwiſchen dieſen beiden Schiffswänden iſt mit Blaſen angefüllt. Wenn dieſelben voll Luft ſind, ſchwimmt das Fiſch-Boot oben, und wenn ſie voll Waſſer ſind, ſinkt es unter. In dem oberen Theil des leeren Raumes zwiſchen den beiden Schiffswänden befindet ſich eine wirkliche Fiſchblaſe, „worin immer ſo viel Druck der Atmoſphäre vorhanden iſt, als der Ichthyneos Widerſtand leiſten muß. Vermittelſt des Druckes dieſer Blaſe ſtellt man nach Gefallen in den Blaſen zu beiden Seiten das Waſſer oder die Luft wieder her, je nachdem man das Fahrzeug oben ſchwimmen oder in's Waſſer hinabſinken laſſen will." Die Bewegungen vorwärts, rückwärts und ſeitwärts werden mittelſt der Schraube gemacht. Um ſich künſtlich Luft zum Athmen zu verſchaffen, wendet Monturiol zwei Methoden an. Die erſte iſt, eine gewiſſe Menge Sauerſtoff, ſtark zuſammengedrückt, mitzunehmen, die man langſam ausſtrömen läßt. Die andere Methode könnte man die Lungen des Ichthyneos nennen. Dies iſt eine Vorrichtung, womit man die Luft, welche im umgebenden Waſſer enthalten iſt, hereinziehen und zugleich den Stickſtoff, welcher der Mannſchaft ſchädlich werden würde, abziehen laſſen kann. Zur Anwendung jeder dieſer beiden Methoden dient ein im Innern des Fiſch-Bootes hergeſtellter Luftzug, der durch alkaliſche und ſaure Auflöſungen geleitet wird, wo er von dem Waſſerdunſt und der Ausdünſtung der Mannſchaft, ſowie von der Kohlenſäure gereinigt wird.

Im Sommer des Jahres 1859 machte Monturiol den erſten Verſuch mit ſeiner wunderbaren Erfindung. Er ſchloß ſich mit fünf Genoſſen hermetiſch in dem Fiſch-Boot ein, ſtieg dann zu einer Tiefe von 20 Meter hinab, fuhr in allen Richtungen unter dem Waſſer hin und blieb zwei, ja drei Stunden unter Waſſer.

Fürwahr, Muth gehörte dazu. Denn vielen Gefahren iſt eine unterſeeiſche Fahrt ausgeſetzt. Zuerſt ſind die verſchiedenen Strömungen im Meere zu überwinden. Sodann finden ſich Maſſen von ſchwimmenden Pflanzen in der Tiefe und eine ganz eigene Vertheilung der unterſeeiſchen Felſen, wo man ſich leicht feſtfahren kann, zumal da die Dunkelheit, von der man ſich umgeben findet, nicht geſtattet, die Gefahr von weitem zu erblicken. Dazu kommen die vielfachen Gefahren von den chemiſchen Operationen, die im Innern des Fiſch-Bootes nothwendig ſind.

Hören wir, wie Monturiol ſelbſt eine ſolche Fahrt in jene Regionen ſchildert, wo bisher noch kein Menſchenkind geathmet, geſchweige denn die Herrſcherkraft ſeines Geiſtes über die Elemente gefühlt hat. „Düſtre Trauer, ſagt er, iſt der Charakter der Bilder, die uns in der Tiefe umgeben und unſere Fahrt begleiten. Schweigen eröffnet dieſe Niederfahrten. Allmählich ſchwindet das Licht der Sonne, das Waſſer wird eine mächtige, dichte Maſſe allumher, und mit Mühe dringt unſer Blick hinein. Das künſtliche Licht, das man im Innern des Fiſch-Bootes bereitet, giebt den Geſichtern eine Leichenfarbe; das Fahrzeug hört faſt auf zu ſchwanken und Alles iſt unbeweglich. Fiſche gleiten an den Kryſtallaugen des Bootes vorüber; — alles dies wirkt zuſammen und ſetzt die Mannſchaft in eine fieberhafte Aufregung. Anfangs ſteigen wir ganz gemächlich hinab; dann wird's ein reißend ſchnelles Hinabſchießen; in einer gewiſſen Tiefe aber hört das Sinken ſchließlich auf. Man hört nicht den geringſten Laut, das Schiff verharrt ruhig ohne alles Schwanken. Man möchte ſagen, die Natur ſei todt; der Ichthyneos gleicht einem Grabe. — Jetzt begreift man die ganze Bedeutung der Werkzeuge, womit das Fiſch-Boot ausgerüſtet iſt. Man beobachtet den Sauerſtoffmeſſer und den Reiniger der Luft. Man verſucht ſofort, wieder aufzuſteigen. Wenn man aber nicht gleich die erſten Bewegungen empfindet, was leicht geſchehen wird, wenn man ſich nur unachtſam gehen läßt, dann wird man von einer eigenen Unruhe befallen, arbeitet mit ängſtlichem Eifer, und — der Manometer (Dichtmeſſer) beginnt die Erhebung anzuzeigen. Kaum bemerkbar erſcheint das Licht der Sonne wieder und mit ihm die ſtrahlende Freude auf allen Geſichtern; Alle ſind begeiſtert und entzückt und der Ichthyneos, fortgetrieben durch die Anſtrengungen der unterſeeiſchen Matroſen, ſteigt hinauf und hinab, hält mitten im Waſſer inne und bewegt ſich frei nach allen Richtungen. Jetzt fühlt die Mannſchaft ihre Herrſchaft über das Element, in das ſie eingetaucht iſt und findet ein Vergnügen darin, es nach Gefallen auf alle Weiſe zu durchmeſſen. Das Log zeigt den Weg an, den wir zurückgelegt, der Kompaß giebt die Richtung an, der wir folgen, und mit Stolz blickt man in dem beſchränkten Raum umher, von dem aus man alle dieſe Wunder wirkt; man ſingt, man arbeitet und fühlt volles Vertrauen in die Werkzeuge und Mittel, wodurch das Schiff gelenkt wird, und wodurch man ſich die Luft zum Einathmen ſichert, um nach Gefallen in der Tiefe zu verweilen. Dieſe Eindrücke ſieht man bei der erſten Taucherfahrt ſich immer wiederholen. Nachher kommt man in die Gewohnheit und denkt ſchon darauf, zu noch größerer Tiefe hinabzuſteigen und das Bett des Oceans zu erforſchen."

Monturiol hatte vier Jahre an dieſer Erfindung ſtudirt und gearbeitet und 1858 ſie endlich zu Stande gebracht. Leider aber war er ohne Mittel und hatte auch keinen Kredit; denn er war ein Republikaner, — Grund genug, alle Thüren und Kaſſen der Reichen verſchloſſen zu finden. Und ſo mußte er bei den armen Arbeitern von Catalonien, ſeinen politiſchen Glaubensgenoſſen, das nöthige Geld ſuchen. Der erſte Ichthyneos hat gegen 60,000 Franken gekoſtet und war noch ganz und gar nicht, was er ſein ſollte, obgleich zu ſeinem Zwecke ausreichend; denn Monturiol

* Das heutige Spanien, ſeine geiſtige und äußerliche Entwickelung im neunzehnten Jahrhundert, von Fernando Garrido. Deutſch von Arnold Ruge. Leipzig, Eduard Kummer, 1863.

Digitized by Google

verfolgte mit ihm kein induſtrielles Ziel, ſondern wollte nur die praktiſche Löſung des Problems der unterſeeiſchen Schifffahrt geben. Sein Raum maß nur 7 Kubikmeter und nahm nur ſechs Mann Beſatzung auf. Am 29. September 1860 ließ ſich Monturiol zum 56. Male in die Meerestiefe hinab, diesmal aber in Gegenwart des Hofes, der gerade zufällig in Barcelona war. In Folge deſſen, ordnete die Regierung neue Verſuche im Hafen von Alicante an, und zwar in Gegenwart von Gelehrten, Ingenieuren und Seeoffizieren. Man gab im Voraus die Zeit an, die das Fahrzeug unter Waſſer bleiben und die Orte, wo es wieder an die Oberfläche emporſteigen ſollte. Obgleich das Meer ſehr unruhig war, ſo führte Monturiol dennoch dieſe Aufgabe durch. Hierauf wurde ihm durch eine königliche Verordnung ein Staatsarſenal mit allem Material und den nöthigen Arbeitern zur Verfügung geſtellt, um einen neuen Ichthyneos in großem Maßſtabe zu bauen. Doch Monturiol hielt die dabei geſtellten Bedingungen nicht für ehrenvoll und nahm die Aufforderung nicht an, wandte ſich vielmehr an die Nation und eröffnete eine National-Subſcription. Dieſelbe verſchaffte ihm hinlängliche Mittel, und etwa im Mai dieſes Jahres 1863 erwartete man die Vollendung des Baues. Dieſer ſollte einen Raum von 30 Kubikmetern umſchließen, 20 Mann Beſatzung aufnehmen und die Fähigkeit haben, 50 Meter in die Meerestiefe hinabzuſteigen. Zerſtörungswerkzeuge ſollten damit verbunden werden, Kanonen, die man in der Tiefe laden und abfeuern kann, Pulverfäſſer, die man an die Schiffswände heften und auffliegen laſſen kann, um ſo eine neue furchtbare Waffe im Seekriege zu gewinnen. Um aufheben zu können, was er auf dem Meeresgrunde findet, ſollte der neue Ichthyneos mit großen Stäben, mit Fanghaken an den Enden verſehen werden. Dieſe Stäbe, obwohl außen angebracht, ſollten dennoch leicht von innen gehandhabt werden können.

Die Bedeutung dieſer Erfindung muß uns als eine ungeheure von unberechenbarer Tragweite erſcheinen, nicht nur für die Wiſſenſchaft, deren Forſchungen ſich eine ganz neue Welt eröffnet, ſondern auch für den Seekrieg, wie für die Induſtrie, die die unterſeeiſchen Pflanzen, von denen viele auch Webefaſern enthalten, zur Bereitung des Jod ausbeuten, Korallen, Perlen und Schwamm gewinnen wird. Doch das ſind nur einzelne Folgen, die man ſchon jetzt überſehen und erwarten kann. Es iſt eben eine neue Welt, die uns erſchloſſen wird, wo wir unzähliges Ungeahnte von wunderbarer Wirkung zu entdecken hoffen dürfen.

Dadurch, daß er Mittel gefunden, außer Zuſammenhang mit der Atmoſphäre zu athmen, glaubt Monturiol auch die Entdeckung der Luftſchifffahrt gemacht zu haben, und nur der Mangel an Geldmitteln habe ihn die leichter zu bewirkende unterſeeiſche Schifffahrt ergreifen laſſen.

Mit der höchſten Erwartung muß Europa den Erfolgen der herrlichen Unternehmung entgegenſehen. S.

## Japan.

### Ein japaneſiſches Städtefeſt.

#### Schauſpiele und Athleten im fernen Oſten.*

Der japaneſiſche Olymp enthält eine große Anzahl von Göttern und Halbgöttern. Deshalb iſt auch der Kalender mit Feſten reich geſegnet. Die großen Feſttage fallen in den erſten, zweiten und fünften Monat des Jahres. Der Neujahrstag wird dort wie bei uns gefeiert. Man macht ſich Gratulations-Viſiten und Geſchenke und der dabei übliche Gebrauch der Viſitenkarten iſt in Japan vielleicht noch verbreiteter, als in Frankreich. In dem zweiten Monat (Ni-gonats) wird das große Feſt der Frauen, im fünften (Go-gouats) das der Männer feierlich begangen. Den in dieſem Monat gebornen Kindern männlichen Geſchlechts ſoll ein beſonderer Glücksſtern ſtrahlen.

Einige der zahlreichen Feſte gehen ohne ſonderlichen Prunk ſtill vorüber, aber bei den großen, den ſogenannten „Madzouris“ iſt die ganze Bevölkerung in feſtlicher Stimmung, in freudiger Aufregung; da giebt es üppige Mahlzeiten, glänzende Schauſpiele; da wird das Werkelkleid zu Seite gelegt, des Alltagslebens Mühe und Plage vergeſſen, um ſich ganz und gar den Freuden und Beluſtigungen zu überlaſſen. Ich hatte das Glück, mich in Nagaſaki aufzuhalten, gerade, als man dort das Feſt des Stadtpatrons feierte. Das iſt die wahre, bedeutendſte Madzouri, und drei Tage bot ſie einen Anlaß zu wunderlichen Beobachtungen und mannigfachen Zerſtreuungen.

Der Gouverneur, ein liebenswürdiger, feingebildeter Menſch, mit dem ich Verbindungen angeknüpft hatte, die ich noch heute in gutem Angedenken bewahre, ließ kurze Zeit vor Beginn des Feſtes meinem Wirthe, dem amerikaniſchen Conſul, ſagen, er habe Sitze bereiten laſſen, von denen aus wir in aller Bequemlichkeit den Anblick des Schauſpiels genießen könnten, das in freier Luft zu Ehren des göttlichen Schutzherrn der Stadt Nagaſaki aufgeführt werden ſollte. Wir verfehlten nicht, uns zur beſtimmten Zeit am beſtimmten Orte einzufinden.

An jenem Tage legte die ganze Stadt die Hände in den Schoß; die Straßen waren verlaſſen, alle Läden geſchloſſen und die ſpärlichen Vorübergehenden, feſtlich geſchmückt, eilten dem Schauplatz zu, wo die Madzouri gefeiert werden ſollte.

Dort hatte ſich eine große Menſchenmenge eingefunden, eine compakte, luſtige aber ruhige und ungefährliche Geſellſchaft. Mit jener Höflichkeit, die die Japaneſen nie verläßt, beeilte man ſich, uns Platz zu machen, es war, als ob man hätte ſagen wollen: „Hier kommen Fremde, wir wollen ſie mit der unſern Gäſten ſchuldigen Zuvorkommenheit behandeln.“ So durchſchritten wir einen Platz, wo Ringer ſoeben eine Vorſtellung beendigt hatten, und nachdem wir eine große Treppe erſtiegen, befanden wir uns vor dem, für die dramatiſche Vorſtellung beſtimmten Raum. Ein Offizier erwartete uns am Eingang. Nachdem er uns tief begrüßt und ſein Bedauern darüber geäußert hatte, uns in ſo geringer Anzahl zu erblicken, führte er uns in eine bedeckte Loge, neben der des Gouverneurs und ſeiner erſten Offiziere gelegen. Man hatte die freundliche Vorſichtsmaßregel getroffen, in unſerer Loge und zu unſerem Bedarf Bänke und einen Tiſch aufzuſtellen (die Japaneſen ſetzen ſich bekanntlich auf die Erde), auf welchem die ausgewählteſten Speiſen und Leckerbiſſen der japaneſiſchen Küche in Hülle und Fülle aufgetragen waren: Reis, roher und gekochter Fiſch, Eier, Gemüſe, Obſt, Zuckerwaaren, ſüßer Wein von Oſakka, „Sakki“ (Reisbranntwein) und Thee. Kaum hatten wir uns geſetzt, ſo brachten auch ſchon die Bedienten Pfeifen und Tabak. Einige Minuten ſpäter ſandte uns der Gouverneur einen ſeiner Offiziere in Begleitung eines Dollmetſchers, um uns für die Annahme ſeiner Einladung zu danken. Er konnte uns, ſeiner Meinung nach, nur „ein unſer wenig würdiges Schauſpiel bieten, aber wir würden ihm gewiß Rechnung tragen für ſeinen guten Willen, uns einige Zerſtreuung zu gewähren.“

Meine Begleiter und ich dachten hinſichtlich des „unſer wenig würdigen Schauſpiels“ ganz anders. Das Schauſpiel, das wir vor Augen hatten, war ebenſo mannigfaltig, wie intereſſant. Vor uns befand ſich ein weiter, leerer Raum, um den ſich in ehrerbietigem Schweigen (denn der Gouverneur war anweſend) die ſchauluſtige Maſſe drängte. Den Kindern waren die beſten Plätze gegeben worden. Es war ſchon für uns ein Vergnügen, dieſe zukünftigen Japaneſen anzuſehen, mit ihren kleinen, ſorgfältig raſirten Köpfen, die Einen in glänzenden ſeidenen, die Andern in baumwollenen Gewändern, aber Alle ſauber und reinlich, wie ſie mit haſtiger Neugier und fröhlicher Lebhaftigkeit um ſich ſchauten. Hinter ihnen ſtanden die Eltern und Verwandten, ernſte Leute in langen, dunkelfarbigen Kleidern, die an der Hüfte durch einen ſchmalen Gürtel (obi) mit Schreibzeug, Tabaksbeutel, Pfeife und Fächer zuſammengehalten werden. Die Frauen tragen eine gefälligere Tracht. Ihre ſchönen Haare ſind ſorgfältig geglättet, mit langen Nadeln geſchmückt und um Kämme aus gelbem Schildpatt geſchlungen; ſie ſind über die Maßen geſchminkt; die rothe und weiße Schminke bildet dicke Schichten auf ihrer Stirn, ihrem Halſe, ihren Wangen. Beſonders Kecke vergolden ihre Lippen, Beſcheidene begnügen ſich damit, dieſelben mit Karmin zu röthen. Die verheiratheten Frauen raſiren ſich, nach altem Brauche, die Augenbrauen und ſchwärzen die Zähne, was ſie in unſern Augen durchaus nicht verſchönert.*

* Die neueſten Nummern der „Revue des deux Mondes“ enthalten wiederum eingehende Aufſätze über Japan und ſeine Bewohner aus der Feder des Dr. Rud. Lindau. In einer der letzten Nummern des „Magazin“ haben wir den erſten dieſer Artikel über die ſtaatlichen Verhältniſſe des Teykunna-Reiches zu analyſiren verſucht, heute wollen wir ein weniger ernſtes, aber nicht minder intereſſantes Thema, die Vergnügungen der Oſtaſiaten, berühren. Wir haben hier nicht zu kritiſiren, weil wir glauben, daß die einfache Ueberſetzung die beſte Empfehlung für die lehrreiche und ſpannende Arbeit des Dr. Rud. Lindau ſein wird.

* Uebrigens ſind auch in den Augen der Japaneſen weiße Zähne und ſcharfgezeichnete Brauen nothwendige Attribute der Schönheit. Wenn ſich die Frauen nach ihrer Vermählung entſtellen, ſo bringen ſie ein Opfer, deſſen Werth nicht unterſchätzt werden darf. Mit ihrer Vermählung wird es ihnen zur Pflicht, treue Gattin, wachſame Mutter zu ſein. Ihre Schönheit wird eine Eigenſchaft, um die ſie ſich nicht mehr viel bekümmern dürfen, und um anzudeuten, daß ſie der ſchnöden Gefallſucht für immer entſagen, unterwerfen ſie ſich dem alten Brauche, ſchwärzen ſich die Zähne und raſiren die Augenbrauen. Anm. d. Verf.

Digitized by Google

Die jungen Mädchen hingegen, die das Geſetz dieſem barbariſchen Brauche nicht unterwirft, ſind reizend. Sie haben die ſchönſten Zähne von der Welt, ſanfte Augen, ſchwarze, kühngeſchwungene Brauen. Ihr Wuchs iſt ſchlank, ihre Formen ſind graziös, ihre Manieren ganz und gar naiv und oft von hervorragender Diſtinction. Man muß ſie ſehen, wie ſie ſich mit tiefen Verbeugungen und liebenswürdigem Lächeln begrüßen, man muß ſie hören, wie ſie beim Vorübergehen ihr „Má-pira gómen assár" einander zuflüſtern, und auf dieſe Art für eine illuſoriſche Störung, die ſie verurſacht haben könnten, um Verzeihung bitten, um ſich zu überzeugen, daß das japaneſiſche Volk in allen ſeinen Vertretern das höflichſte, leutſeligſte, entgegenkommendſte Volk der Erde iſt.

Plötzlich erhebt ſich ein großer Lärm. Die Menge lichtet ſich und macht einem Trupp herumziehender Bänkelſpieler Platz. Die Einen ſpielen die Pfeife, die dreiſaitige Guitarre Sam-ſin und ſchlagen die Pauke; Andere ſind mit Werkzeugen und Brettern beladen; endlich kommen drei, die auf den Schultern rittlings drei wunderlich geſchminkte und herausgeputzte Kinder tragen. In einem Augenblick haben die „Maſchiniſten" die Bretter aufgeſchlagen, die Decorationen aufgeſtellt, die Bühne in Stand geſetzt. Die Handlung wird inmitten eines Gartens vor ſich gehen; ich erblicke Buſchwerk, Bäume, ein kleines Haus; ſelbſt an Requiſiten fehlt es nicht. Die Muſici haben ihre Plätze eingenommen; die Kinder recken und ſtrecken ſich auf der improviſirten Bühne und überlaſſen es den „Koſtümiers," die etwas in Unordnung gerathene Toilette wieder herzuſtellen. Der Director ſteht an ſeinem Poſten. Drei Schläge auf die große Pauke geben das Signal und die Vorſtellung beginnt.

Die ſchönen Eigenſchaften und die Einzelheiten der Vorſtellung, die man damals gab, ſind mir entgangen; es war, das weiß ich noch, ein Gewebe von langathmigen Declamationen und Unwahrſcheinlichkeiten. Eine Sache fiel mir beſonders auf, nämlich das unerſchütterliche Selbſtvertrauen der jungen Schauſpieler, die ſich durch nichts aus der Faſſung bringen ließen. Die Geſchichte war ſehr einfach: Ein junger Mann macht einem jungen Mädchen eine Liebeserklärung, das verliebte Paar wird von einem Greiſe überraſcht. Folgt ein heftiger Auftritt. Die beiden Männer ziehen blank und kreuzen die Säbel; dabei überſchütten ſie ſich mit Injurien; das junge Mädchen ſchluchzt und weint, bis es ſich ſelbſt am Zweikampfe betheiligt und den Greis von hinten meuchlings überfällt. Dieſer taumelt, fällt und der Liebhaber verſetzt ihm den Gnadenſtoß. Einen Augenblick erſcheint der Tode wieder unter dem Koſtüme der Gottheit und ſegnet das junge Paar, das über den begangenen Mord nicht den geringſten Gewiſſensbiß empfindet. Im Gegentheil, alle drei laſſen es ſich angelegen ſein, den glücklichen Tag durch einen ausgelaſſenen, wilden Tanz zu feiern, der durch den ſich immer ſteigernden Lärm des Orcheſters angefacht wird. Urplötzlich verſtummt die Muſik und mit ihr hört der Tanz auf; die Kinder ſteigen wieder auf die Schultern ihrer Träger, das Theater wird abgebrochen, und die kleine Geſellſchaft zieht mit klingendem Spiel an der Spitze wieder auf und davon. Sie macht einer andern wandernden Truppe Platz, die hier ihr Stück aufführen wird, und ſpielt ihr kleines Drama vor andern Zuſchauern, die an einem andern Punkte der Stadt auf dieſen Genuß warten. Eine jede derartige Vorſtellung dauert ungefähr 15—20 Minuten, das Aufſchlagen und Abbrechen der Bühne mit eingerechnet. Die Pauſen zwiſchen der Vorſtellung der einen und der einer andern Wandertruppe währen kaum zehn Minuten. Seit 9 Uhr Morgens hat das Publikum ſchon ein Dutzend verſchiedene dramatiſche Geſellſchaften bewundert, und wird bis zum Sonnenuntergang vielleicht noch einige zwanzig vorübermarſchiren ſehen.

Nachdem wir fünf bis ſechs dieſer Aufführungen beigewohnt hatten, von denen ich nicht viel verſtand, die ſich aber alle darin glichen, daß die Rollen drei darſtellenden Kindern anvertraut waren, verließen wir das Schauſpiel, um andere Beluſtigungen der großen Madzouri von Nagaſaki zu beſichtigen.

Wir ließen dem Gouverneur unſere Complimente abſtatten und dieſer beauftragte einen ſeiner Offiziere, uns zu begleiten, wohin wir zu gehen wünſchten. Allerſeits herrſchte auf unſerm Wege außerordentliches Leben und gleichzeitig vollkommene Ordnung. Im Vorübergehen ſahen wir einen Seiltänzer, einen Wahrſager, eine Frau mit abgerichteten Vögeln, einen Mann, der für wenige Cenis (eine kleine Kupfermünze) eine rieſenhafte wilde Katze ſehen ließ. Ein Seiltänzer-Kunſtſtück erregte, durch die graziöſe Geſchicklichkeit, mit welcher es ausgeführt wurde, ganz beſonders meine Aufmerkſamkeit. Der Künſtler producirte einen großen papiernen Schmetterling, der ſo täuſchend nachgeahmt war, daß man ihn auf eine Entfernung von wenigen Schritten für lebendig halten konnte. Er warf den Schmetterling in die Luft und wußte ihn, durch geſchicktes Hin- und Herſchwenken mit dem Fächer, über ſeinem Kopfe ſchweben, auf- und niederflattern zu laſſen, ganz, als ob es ein belebtes Weſen wäre. Er endete damit, daß er den Schmetterling ziemlich hoch ſteigen ließ und ihn auf einer Blume, die er in der Hand hielt, auffing.

Der Circus der Ringer, wohin wir uns nun begaben, war trotz ſeiner Geräumigkeit mit Menſchen überfüllt; aber man hatte uns gute Plätze aufbewahrt, die uns den bequemen Anblick des Schauſpiels gewährten. In der Mitte befand ſich eine kreisförmige Eſtrade, die vielleicht zwei Fuß über den Erdboden erhaben war, und einen Durchmeſſer von ungefähr zwanzig Fuß zählen mochte. Ueber den Bretterboden war ein Lager Stroh gebreitet und darauf eine dicke Schicht Sand geſtreut, um die Kraft des Falles zu brechen und dem Fallen überhaupt das Gefahrvolle zu benehmen. Die Oberfläche des Ringplatzes war etwas konkav. Was die Ringer ſelbſt anbetrifft, ſo habe ich in meinem Leben nicht ſo ſchwere, dicke, koloſſale Geſellen geſehen. Es waren wahrhafte Ungethüme, ſechs Fuß hoch. Der Schmächtigſte wog 200 Pfund, der Hauptringer, wie man mit Stolz ausſagte, nicht weniger denn 340 Pfund! Die Wahl von ſolchen Leuten zu Ringern muß ſeltſam erſcheinen, aber ſie erklärt ſich durch die Art und Weiſe des japaneſiſchen Ringens. Die Arena behaupten und den Gegner herauswerfen, das iſt der Gegenſtand des japaneſiſchen Ringkampfes. Bei einem ſolchen Zwecke iſt eine mächtige Korpulenz ein bedeutender Bundesgenoſſe, und deshalb werden dieſe Leute aus den ſchwerſten Menſchen, die man auffinden kann, rekrutirt. Diejenigen, die wir jetzt ſehen ſollten, waren faſt ganz nackt. Sie trugen nur eine ſchmale, grünſeidene Schärpe um die Hüften. Am Boden kauernd, mit glanzloſen, blöden Augen, bieten ſie einen ſonderbaren, aber nichts weniger als angenehmen Anblick dar. Als wir uns im Circus niederſetzten, war ein Ringkampf grade beendet. Ein Offizier trat auf die Eſtrade und verkündete dem Publikum die Namen der beiden Athleten, die erſcheinen ſollten; darauf verlas er eine Reihe von Eigennamen und Zahlen; es war die Angabe der bei dem nächſten Kampfe engagirten Wetten, die, dem japaneſiſchen Brauche gemäß, dem Feſtordner mitgetheilt, und um das Feuer und den Eifer der Ringer anzuregen, jedesmal laut vorgeleſen werden. Nach beendigter Lektüre trat der Offizier abſeits, um die Mitte der Arena frei zu laſſen. Zwei Ringer traten vor, begrüßten das Publikum, indem ſie die Arme über den Kopf erhoben und ſchickten ſich zum Kampfe an. Die Vorbereitungen währten einige Zeit lang; die Menge, die daran gewöhnt zu ſein ſchien, beklagte ſich auch nicht darüber, aber die Fremden verloren die Geduld und ihr Ruf: hàlakko (beeilt Euch!) wurde zur großen Beluſtigung der Japaneſen, die herzlich darüber lachten, mehrfach wiederholt. Die Ringer begannen damit, auf der Arena einige Reiskörner und Waſſertropfen fallen zu laſſen, um den Gott der Gladiatoren günſtig für ihr Beginnen zu ſtimmen, befeuchteten Schultern, Arme und Beine, rieben ihre Hände mit Sand, vollführten einige groteske Bewegungen, die wahrſcheinlich darauf abgeſehen waren, die Glieder geſchmeidig zu machen, und ſtellten ſich endlich in der Mitte der Arena einander gegenüber, in der Stellung von Menſchen, die ſich mit aller Gewalt Bahn brechen wollen. Auf der Spitze ihrer breiten Füße niedergehockt, die Ellbogen feſt an den Körper gedrückt, mit geſtrecktem Halſe, den Bruſtkaſten etwas vorgebeugt, ſahen ſie gleichzeitig groteſk und ſchrecklich aus. Auf ein vom Feſtordner gegebenes Signal, ſtießen ſie einen rauhen Schrei aus und warfen ſich aufeinander. Der Zuſammenſtoß mußte furchtbar ſein; der Wiederhall ertönte im ganzen Circus und das Fleiſch der Ringer bedeckte ſich an der Stelle, wo ſie ſich berührt hatten, augenblicklich mit einer blutigen Röthe. Aber der Stoß war mit ſo großer Geſchicklichkeit berechnet worden, daß die Wirkung ſozuſagen neutraliſirt wurde. Die beiden Menſchen waren auf ſich ſelbſt zurückgeprallt, wie zwei inerte Maſſen von gleicher Schwere, die mit gleicher Geſchwindigkeit aneinander getrieben wären. Daſſelbe wurde mehrfach wiederholt, ohne daß der Zweck, dem Einen oder dem Andern die Alleinherrſchaft zuzugeſtehen, erreicht worden wäre. Nach mehrern derartigen fruchtloſen Verſuchen verzichteten ſie darauf, dem Kampfe auf dieſe Weiſe ein Ende zu machen, und unter den ſtürmiſchen Beifallsbezeugungen der Maſſe, die allen Phaſen des Kampfes mit einer fieberhaften Aufregung folgte, faßten ſie ſich Mann an Mann. Es war ein wahrhaft ergreifendes Schauſpiel, der Anblick dieſer beiden nackten Koloſſe, in zermalmender Umarmung feſt vereint, Bruſt gegen Bruſt, Schulter gegen Schulter, die Arme umſchlungen, die Beine geſpreizt, das ungeheure Gewicht, das auf ihnen laſtete, tragend. Die Glieder ſpannen ſich ſtraff an, die Muskeln ſpringen mächtig hervor. Noch iſt Keiner von der Stelle gewichen. Siehe da, plötzlich packt der Eine ſeinen Gegner am Gürtel, mit einer Hand hebt er ihn von der Erde hoch, hält ihn mehrere Sekunden ſchwebend in der Luft und ſchleudert dann mit aller Gewalt dieſe Maſſe aus der Arena, in die

Digitized by Google

Reihen der übrigen Ringer, die, wie das Publikum ſelbſt, mit ängſtlicher Neugier alle Wechſelfälle des Kampfes verfolgt haben.

Keuchend, taumelnd, in Schweiß gebadet, ſchreitet der Sieger in der Mitte der Arena vor, grüßt mit erhobenen Armen und zieht ſich unter endloſem, ſchallendem Beifallsſturme zurück.

Die japaneſiſchen Athleten (Soumos genannt) bilden eine beſondere Kaſte. Sie genießen eines gewiſſen Anſehens. Die Bürger ſind ſtolz darauf, in ihrer Geſellſchaft geſehen zu werden und laden ſie ein, bei ihnen zu rauchen und zu ſchmauſen; ſelbſt die Adligen verſchmähen ihren Umgang nicht. Es giebt verſchiedene Ringergeſellſchaften. Der Hauptkämpe, der Champion einer jeden, iſt gleichzeitig auch ihr Chef; er beſitzt, wie die Helden des engliſchen ring, einen Ehrengürtel, der ihm gewöhnlich von dem Herrn ſeines Geburtslandes geſchenkt iſt und mit dem er ſich bei dem Beginn und bei dem Ende einer jeden Feſtlichkeit ſchmückt. Das Ringen als Profeſſion iſt nicht gewerbefrei. Ein jeder Ringer muß einer beſtimmten Geſellſchaft angehören und ſich mit dem ihm gezahlten Lohne begnügen. Der Chef bezahlt ſich von den Einkünften nach eigenem Ermeſſen. Indeſſen iſt er doch nicht abſoluter Herr ſeiner Truppe; er ſteht gleichfalls unter der Botmäßigkeit des Ringerkönigs, der der großen Ringergeſellſchaft zu Yeddo oder Kioto präſidirt, und zahlt dieſem ſein jährliches Tribut. Die Chefs der Ringergeſellſchaften haben Offizierrang und tragen, wie der japaneſiſche Adel, zwei Degen. Sie reiſen mit ihren Geſellſchaften ſtets im Lande umher und verweilen in den Hauptſtädten der verſchiedenen Provinzen auf eine von der Obrigkeit beſtimmte Zeit. Sie ſcharren viel Geld zuſammen, denn die Japaneſen ſind leidenſchaftliche Verehrer ihrer gymnaſtiſchen Uebungen.

## Braſilien.

### Das literariſche Braſilien, nach Ferd. Wolf.*

#### I.

Den Völkern ergeht es wie den Pflanzen, die, wenn ſie aus ihrem Heimatslande in einen fremden Boden verſetzt werden, entweder ausarten und verkümmern, oder ſich klimatiſirend eigenthümlich geſtalten und, Blüthen und Früchte ähnlicher, doch wieder anderer Art tragend, Zeugniß ablegen von der wunderbaren Kraft der Natur, die aus dem Geſchaffenen immer wieder Neues zu ſchaffen verſteht. Wenn in der alten und mittleren Zeit die Wanderungen der Völker ſich über einen verhältnißmäßig engen Raum erſtreckten, ſo nahmen mit der Entdeckung Amerika's die Ortsveränderungen größere Dimenſionen an, und um ſo größer mußten auch die phyſiſchen und geiſtigen Umwandlungen ſein, die mit den Völkern vorgegangen ſind. Noch ſind freilich die Geſtaltungen meiſt erſt im Werden. Seit den erſten Auswanderungen iſt kaum ein Zeitraum von 400 Jahren verfloſſen, und ein großer Theil der Ausgewanderten hängt jetzt noch zu innig mit dem europäiſchen Mutterlande zuſammen, als daß ſich bei ihnen ein eigenthümliches Leben entwickeln könnte. Erſt ſeit dem Ende des vorigen und dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts haben ſich die wichtigſten engliſchen, ſpaniſchen und portugieſiſchen Kolonien unabhängig gemacht, und mit der politiſchen Freiheit war denn auch die Bedingung einer freieren Entwickelung des geiſtigen Lebens, das ſich nirgends deutlicher als in der Literatur ausſpricht, gegeben. Aber zu der Bedingung der Unabhängigkeit tritt noch die der inneren Ruhe und der ſtaatlichen Ordnung, wenn eine Literatur entſtehen und gedeihen ſoll. Während in den Nordamerikaniſchen Freiſtaaten bis auf die allerneueſte Zeit beide Bedingungen zureichend waren, wenigſtens die Anfänge einer ſelbſtändigen Literatur hervorzurufen, haben die anarchiſchen Zuſtände in den früher ſpaniſchen Kolonien Central-Amerika's bis jetzt das geiſtige Leben überhaupt und beſonders die literariſche Thätigkeit niedergehalten, indeß Braſilien durch ſeine monarchiſche Verfaſſung vor den unaufhörlichen inneren Revolutionen, die die Republiken Central-Amerika's zu keiner ruhigen Entwickelung kommen ließen, größtentheils bewahrt blieb und auch hierin, wie in anderen Beziehungen, ſich eines gedeihlicheren Aufſchwungs erfreute. Man hat bis jetzt in Europa von einer originellen braſilianiſchen Literatur wenig oder gar nichts gewußt, und einem Deutſchen gebührt der Ruhm, zuerſt auf dieſe terra incognita aufmerkſam gemacht zu haben. Es liegt uns die tüchtige Arbeit des beſonders um die Literaturen der romaniſchen Länder hochverdienten Dr. Ferd. Wolf vor, die uns mit dieſer überſeeiſchen Literatur auf erſchöpfende Weiſe bekannt macht. In dem Vorworte des dem Kaiſer von Braſilien gewidmeten Buches eignet ſich der Verfaſſer mit vollem Rechte das Verdienſt zu, daß er der Erſte und bis jetzt Einzige ſei, der eine eigene Geſchichte der braſilianiſchen Literatur, die bisher nur höchſtens als ein Nebenzweig der portugieſiſchen in höchſt mangelhafter und oberflächlicher Weiſe abgehandelt wurde, geliefert habe.

Iſt denn aber auch die braſilianiſche Literatur eine ſelbſtändige und originelle? So lange Braſilien mit Portugal verbunden war, hing es in der Politik wie in der Literatur von dem Mutterlande ab; doch haben indirekt die aus der Miſchung der Koloniſten mit den Ureinwohnern und Negern hervorgegangenen Miſchraçen, ſowie die üppige und großartige tropiſche Natur des Landes einen nicht zu verkennenden Einfluß auf den Charakter und die Anſchauungsweiſe der Braſilianer ausgeübt, ſodaß die braſilianiſche Literatur ſchon nach zwei Jahrhunderten ſich weſentlich von der portugieſiſchen unterſchied, und heute, nachdem Braſilien bereits faſt ein halbes Jahrhundert ein unabhängiges Reich bildet, hat ſie ihre Mündigkeit und Selbſtändigkeit erlangt.

Der Verfaſſer nimmt fünf Entwickelungs-Perioden an. In der erſten Periode, die von der Entwickelung Braſiliens bis zum Ende des 17. Jahrhunderts reicht, waren es vorzüglich die Jeſuiten, die die literariſche Kultur aus Europa mitbrachten und in Braſilien einführten. Die portugieſiſchen Koloniſten und ihre Abkömmlinge ahmten portugieſiſche und ſpaniſche Muſter nach. Als erſter Dichter und Proſaiker gilt Bento Teixeira Pinto, geboren um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Fernambuco, Verfaſſer eines Gedichts A Prosopopéa und einer proſaiſchen Erzählung des Schiffbruchs, den er mit ſeinem Freunde Albuquerque Coelho auf einer Reiſe nach Liſſabon, 1565, erlitten. Die langen Kämpfe mit den Holländern und ihre endliche Vertreibung (1624—1662) nährten das Nationalgefühl, das ſich beſonders in den Predigten und Briefen des Jeſuiten Antonio Vieira (ſt. 1697) und ſeiner Schüler Antonio de Sa und Euſebio de Mattos ausſprach.

Die zweite Periode umfaßt die erſte Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die Literatur gewinnt an Ausbreitung und faßt immer mehr Wurzel. Man gründet literariſche Geſellſchaften; doch dauert noch immer, bis auf einige ſchwache Verſuche origineller Leiſtungen, die Nachahmung portugieſiſcher Muſter fort. Die bedeutendſte Erſcheinung dieſer Zeit iſt ein durch ſeine Schickſale, wie durch ſeine Dichtungen gleich merkwürdiger dramatiſcher Dichter, der ſeiner Geburt nach Braſilien angehört, ſeiner Bildung aber und ſeinen poetiſchen Leiſtungen nach ganz Portugieſe iſt. Antonio José da Silva, geboren zu Rio de Janeiro den 8. Mai 1705, ſtammte von einer jüdiſchen Familie, die von der Regierung die Erlaubniß erhalten hatte, ſich in Rio de Janeiro niederzulaſſen, und die ſpäter das Chriſtenthum annahm. Sein Vater, João Mendes da Silva, war ein berühmter Advokat und Verfaſſer mehrerer poetiſcher Werke, von denen nur noch die Titel vorhanden ſind. Es war die Zeit, als unter Johann V. die Inquiſition in Portugal und in den Kolonien mit dem größten Eifer Juden und des Rückfalls verdächtigte Neuchriſten verfolgte. Die Mutter unſeres Dichters ward von der Inquiſition angeklagt und nach Liſſabon gebracht, 1713, und dahin folgte ihr die ganze Familie. So kam Antonio José in ſeinem 9. Jahre nach Portugal, um es nie wieder zu verlaſſen. Hier erhielt er den erſten Unterricht, ſtudirte dann auf der Univerſität Coimbra die Rechte, empfing die akademiſchen Grade und ward 1726 Advokat. In demſelben Jahre mußte er vor der Inquiſition erſcheinen. Trotzdem daß er ſeine Irrthümer eingeſtand und abſchwor, wurde er dennoch zur Tortur verurtheilt, die mit ſolcher Grauſamkeit an ihm vollſtreckt wurde, daß er lange nicht einmal ſeinen Namen zeichnen konnte. Man bemerkte mißfällig, daß er während der Tortur nur den Namen Gottes, nicht aber den der Jungfrau oder eines Heiligen angerufen hatte. Bei dem Auto-da-fé, das am 13. October 1726 gefeiert wurde, mußte er öffentlich ſeine Abſchwörung wiederholen und wurde dann freigelaſſen. Er kehrte zu ſeinem Vater zurück und widmete ſich wieder der Advocatur. Schon in Coimbra hatte er Gedichte geſchrieben und 1729 dichtete er zur Vermählung des Infanten Dom José eine Sarzuela oder Vaudeville. Er ſtudirte beſonders die Werke Metaſtaſio's, Molière's und Routrou's und ließ ſeit 1733 eine Anzahl von Stücken aufführen, die einen immer wechſelnden Erfolg hatten. Der Beifall, den ſeine Werke ihm verſchafften, ſowie das Vermögen, das ſeine juriſtiſche Praxis ihm erwarb, erregten den Neid ſeiner Feinde, wozu noch kam, daß manche Anſpielungen in ſeinen Komödien von Uebelwollenden ausgebeutet wurden. Am 5. October 1737 wurden er und ſeine Gattin von der Inquiſition eingezogen. Die Aktenſtücke ſeines Prozeſſes finden ſich noch in den königlichen Archiven

* Le Brésil litteraire. Histoire de la Litterature Brésilienne suivie d'un choix de morceaux tirés des meilleurs auteurs Brésiliens, par Ferd. Wolf. Berlin, A. Asher & Co. 1863.

Digitized by Google

von Torre do Tombo, und nach ihnen hat Fr. Adolph de Varnhagen einen authentiſchen Bericht über die Anklage und Verurtheilung des unglücklichen Dichters gegeben. Am 11. März 1739 ward er dem weltlichen Gericht überliefert, das ihn zum Tode verurtheilte, und am 19. October wurde an ihm die Strafe des Feuertodes bei einem Auto-da-fé mit aller Grauſamkeit vollſtreckt. Seine Gattin und ſeine Mutter wurden gezwungen, der Hinrichtung beizuwohnen, und zur Einkerkerung auf unbeſtimmte Zeit verurtheilt. Die Mutter ſtarb drei Monate nachher.

Es haben ſich von Antonio Joſé nur acht Stücke erhalten, die unter dem Geſammttitel „Opern des Juden" (Operas do Judeu) bekannt ſind. Sie ſind theils einzeln gedruckt, theils befinden ſie ſich in dem Theatro comico Portuguez (Liſſabon 1744). Einige Komödien ſind noch im Manuſkript vorhanden. Die Titel der acht gedruckten Stücke ſind: Leben des Don Quixote de la Mancha; Aeſopeide oder Leben des Aeſop; die Zaubereien der Medea; Amphitruo oder Jupiter und Alkmene; das Labyrinth von Kreta; die Kämpfe des Rosmarin und des Majoran; die Verwandlungen des Proteus; der Sturz des Phaeton. Man ſieht aus dieſen Titeln, daß der Dichter am liebſten mythologiſche Stoffe behandelt hat; aber ſeine Götter und Göttinnen, ſeine Griechen und Römer ſind, wie ſein Ritter von der traurigen Geſtalt, ſein Dom Inaz und Dom Gil Vaz, Portügieſen ſeiner Zeit. Alle ſind mit ſolcher Originalität behandelt, daß die Komödien des Antonio Joſé ganz ſo populär ſind, wie die National-Dramen des Gil Vicente (ſt. 1557). Sie enthalten eine ſo wirkſame Komik, ſo viel pikante und geiſtreiche Ideen, daß ſie nicht nur bei ihrer Erſcheinung mit einem faſt an Wahnſinn gränzenden Enthuſiasmus aufgenommen wurden; ſondern noch heute portugieſiſche wie fremde Leſer im höchſten Grade intereſſiren. Ueber ſie urtheilt Pereira da Silva in ſeinem braſilianiſchen Plutarch (Rio d. Jan. 1847:) „Die Stärke des Antonio Joſé liegt in der Entwickelung der Handlung, in der Erfindung der Abenteuer, in dem geſchickten Spiel der Leidenſchaften und der Intriguen, die ſich drängen, verbinden, trennen und löſen mit der Schnelligkeit des Blitzes und der Leichtigkeit des Windes. Durch dieſe Mittel elektriſirt er die Zuſchauer und reißt ſie zur Bewunderung hin." Unſer Verfaſſer vergleicht die Stücke des Antonio Joſé mit den komiſchen Opern Offenbach's. „Mit kleinen Veränderungen, meint er, könnten die Opern des Juden dem geiſtreichſten Komponiſten die reizendſten Libretti liefern." Es verdient bemerkt zu werden, daß die erſte Tragödie, die von einem Braſilianer gedichtet wurde, den Tod dieſes erſten braſilianiſchen Komödiendichters zum Gegenſtande hat. Gonçalves de Magalhães hat Antonio Joſé zum Helden eines Drama's gemacht, das im Jahre 1839, gerade hundert Jahre nach dem Tode des unglücklichen Dichters, unter dem Titel: „Der Dichter und die Inquiſition" (o Poeta e a Inquisição) erſchienen iſt. Ein anderer moderner braſilianiſcher Dichter, Joaquim Norberto de Souza Silva, hat den zweiten ſeiner epiſchen Geſänge (Cantos epicos, Rio d. Jan. 1861) dem Andenken des Dichters geweiht; das Gedicht führt die Ueberſchrift: „die Feuer-Krone" (a corôa de fogo).

Einen neuen Aufſchwung gewann die braſilianiſche Literatur in der dritten Periode, während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, unter der Verwaltung Pombal's in Portugal. Rio de Janeiro wurde Reſidenz des Vice-Königs, 1763, und ein neuer Mittelpunkt der Kultur. Die Literatur beſchränkte ſich freilich nur auf Nachahmung der portugieſiſchen, die ſelbſt wieder eine Nachahmung der franzöſiſchen Literatur war; doch entbehrte ſie nicht gänzlich des nationalen Elementes. Nach dem Vorbilde der damals in Europa beſtehenden Akademien wurden auch in Braſilien und beſonders in ſeiner Hauptſtadt ähnliche Vereine gegründet. Von dem bedeutendſten direkten Einfluſſe auf die braſilianiſche Literatur war die Arcadia ultramarina, nach dem Muſter der italiäniſchen Arcadia gegründet von den Dichtern Silva Alvareja und Joſé Baſilio de Gama und beſonders begünſtigt von dem Vice-König Dom Luiz de Vasconcellos und dem Biſchof Caſtello Branco. Sie vereinigte bald alle Männer von Talent in der Hauptſtadt, und mit ihr traten die literariſchen Vereine in den Provinzen, beſonders in Minas Geraes, wo die ergiebigen Goldgruben nicht nur ein regeres materielles Leben, ſondern auch eine reichere Entwickelung der intellektuellen Kultur gefördert hatten, in Verbindung. In Minas Geraes beſtand eine poetiſche Geſellſchaft unter dem Namen der Dichterſchule von Minas (Poetas Mineiras), die neben dem literariſchen auch einen bedeutenden politiſchen Einfluß gewann, indem die Dichter von Minas ſich an die Spitze der Bewegungen und Unabhängigkeits-Verſuche, die von dieſer Provinz ausgingen, ſtellten. Im Jahre 1783 ward Luiz de Menezes General-Capitain der Provinz Minas. Dieſer eitle Mann hatte ſich durch die Fehler ſeiner Verwaltung ſo verhaßt und lächerlich gemacht, daß er der Gegenſtand einer Satyre in neun poetiſchen Briefen, las Cartas Chilenas, wurde, deren Verfaſſer der pſeudonyme Dichter Critillo aus Villa Rica war. Dieſe Briefe, die 1786 erſchienen, enthielten eine Menge von Beſchuldigungen gegen die ſchlechte Verwaltung des General-Capitains, und, indem ſie die allgemeine Unzufriedenheit an den Tag brachten, trugen ſie nicht wenig dazu bei, die Gährung zu unterhalten und zu vermehren. Menezes wurde abberufen und bei Ankunft ſeines Nachfolgers, des Vicomte von Barbacena, 1788, verbreitete ſich das Gerücht, daß er die ſchuldige Kopfſteuer mit einem Male eintreiben werde. Die wichtigſten materiellen Intereſſen waren bedroht und jene Dichter, denen die aufblühende junge Republik der Vereinigten Staaten Nordamerika's und die Freiheits-Ideen, die der franzöſiſchen Revolution vorausgingen, zu Kopfe geſtiegen waren, wußten geſchickt alle Mittel zu benutzen, um ſchon damals entweder die Unabhängigkeit der Kolonie oder die Proclamation einer braſilianiſchen Republik zu bewirken. Einer der Hauptverſchwornen, Joaquim Joſé da Silva Xavier, Offizier der Miliz zu Villa Rica, brachte bei einem öffentlichen Gaſtmahle einen Toaſt aus auf die Unabhängigkeit von Braſilien, und der Dichter Alvarenza Peixoto entfaltete eine Nationalfahne und erließ einen Aufruf zu den Waffen. Es blieb jedoch bei dieſen Demonſtrationen. Der General-Capitain Barbacena, dem der Oberſt Joaquim Silveira dos Reys das geheime Complot verrathen hatte, verſuchte anfangs den Verſchwornen jedes Motiv der Empörung zu entziehen, indem er die Verſicherung gab, daß die Kopfſteuer nicht mit einem Male erhoben werden ſollte. Als aber 1789 das Haupt der Verſchwornen, Silva Xavier, ſich nach Rio de Janeiro begeben hatte, um da neue Theilnehmer zu werben, wurde der Plan dem Vice-Könige Vasconcellos verrathen. Er ließ Silva Xavier verhaften und befahl dem Vicomte von Barbacena, ihm die übrigen Verſchwornen auszuliefern und ſich ſelbſt zu rechtfertigen. Barbacena beeilte ſich, direkt einen detaillirten Bericht zu ſeiner Rechtfertigung nach Liſſabon zu ſenden; dann bemächtigte er ſich aller Verſchwornen und ſchickte ſie nach Rio de Janeiro. Einer der Verſchwornen, Claudio Manoel, hatte ſich im Gefängniſſe entleibt. Am 18. April 1792 las man den Gefangenen ihr Urtheil vor: 11 wurden zum Tode verurtheilt, 5 zu ewiger Verbannung und die Uebrigen zu einer zeitweiligen Verweiſung nach den afrikaniſchen Beſitzungen. Die Todesſtrafe wurde nur an Silva Xavier vollſtreckt; den Andern wurde ſie in ewige Verbannung umgewandelt.

Dieſer Hochverrath macht Epoche in der Geſchichte der braſilianiſchen Literatur theils wegen der Dichter, die hierbei eine Hauptrolle ſpielten, theils durch die Freiheits-Ideen, die er erweckte. Von da an datirt das anfangs ſchüchterne, doch immer mehr wachſende Streben nach Emancipation, das ſich in der Literatur theils in einer mehr lokalen Färbung, theils auch ſchon in der Wahl von nationalen Stoffen, beſonders in der Epopöe, zu erkennen giebt. Zwar waren die poetiſchen Erzeugniſſe immer noch Nachahmungen fremder Muſter, weil ſie noch keine populäre Grundlage hatten, aber die Dichter wagten ſchon, die Handlung in ihr Vaterland zu verlegen und den Eingebornen wenigſtens ſecundäre Rollen zu ertheilen, um ihnen gelegentlich patriotiſche Aeußerungen in den Mund legen zu können.

## Mannigfaltiges.

— Die Familie Murawieff. Die „Oſtdeutſche Zeitung" läßt ſich von ihrem Wilmaer Korreſpondenten eine Biographie des Generals Murawieff zuſchicken, die uns gleich ſehr bekannt vorkam und in der wir beim Nachſchlagen eine wörtliche Ueberſetzung des betreffenden Artikels in „The Men of the Time" entdeckten, die ſelbſt nach dem Brockhaus'ſchen „Converſations-Lexikon" bearbeitet iſt. Das einzige Originelle dabei iſt der Schlußſatz, aus welchem ſich — wenn die Korreſpondenz wirklich aus Wilna ſtammt — die ſeltſame Thatſache ergiebt, daß man dort über die Perſönlichkeit des ruſſiſchen Proconſuls ſo ſchlecht unterrichtet iſt, daß man ihn mit ſeinem Bruder verwechſelt! Der „Eroberer von Kars," General Nikolaus Murawieff, den das erwähnte engliſche Werk und nach ihm der Korreſpondent der „Oſtdeutſchen Zeitung" aus eigener Machtvollkommenheit zum Fürſten erhebt, iſt nämlich der ältere Bruder des Gouverneurs von Lithauen, der ſich Michael nennt und früher ruſſiſcher Domainen-Miniſter war, von welchem Poſten er gegen Ende des Jahres 1861 entlaſſen wurde. Derſelbe iſt übrigens im Jahr 1795 geboren und daher keineswegs ein ſo hochbetagter Greis, wie er gewöhnlich dargeſtellt wird. Außerdem giebt es noch einen dritten Bruder, den älteſten von den Dreien, Alexander, der in die Verſchwörung von 1825 verwickelt und nach Sibirien exilirt wurde, wo ihn Erman 1829 als Polizei-Meiſter von Irkutsk antraf. Später begnadigt, trat er wieder in

Digitized by Google

Militairdienſt, wurde General und Gouverneur von Niſchni Nowgorod, wo er die Emancipation der Leibeignen nach Kräften fördern half und iſt jetzt Senator in Moskau. Der jüngſte der Familie iſt Andréi, der ſich durch ſeine Reiſebeſchreibungen à la Chateaubriand und Lamartine einen Namen in der ruſſiſchen Literatur gemacht hat, und deſſen Schriften zum Theil in's Deutſche und Franzöſiſche überſetzt ſind. Weitläufig mit den Obigen verwandt, iſt der General Nikolaus Murawieff III., der lange Jahre hindurch General-Gouverneur von Oſt-Sibirien war, und als ſolcher die Annexion der Amurländer an Rußland betrieb, wofür er im Jahr 1858 den Titel eines Grafen Amurski erhielt.

— Die engliſche Armenpflege.* Es liegt uns hier ein ſehr werthvoller Beitrag zur Geſchichte der engliſchen Armenpflege vor, der zugleich als eine intereſſante Studie des Pauperismus, dieſes volkswirthſchaftlichen Problems aller Länder, dienen kann. In England bildet noch heutzutage eine, im Jahre 1601 von der Königin Eliſabeth erlaſſene Akte über die Armen-Unterſtützung die Grundlage der geſetzlichen Armenpflege. Hiernach iſt es Aufgabe der Kirchſpiels-Vorſteher, für die Armen der Gemeinde zu ſorgen und die dazu erforderlichen Mittel durch Beſteuerung der Kirchſpiel-Bewohner aufzubringen. Bei dieſen Beſtimmungen der Königin Eliſabeth iſt es im Weſentlichen geblieben bis in Folge der in furchtbarſter Weiſe eingeriſſenen Mißbräuche im Jahre 1834 eine Reform der engliſchen Armen-Geſetzgebung bewirkt wurde. Die allgemeinen Beſtimmungen dieſer Reformakte gehen dahin, daß arbeitsfähige Arme zur Arbeit angehalten und müßige Umhertreiber beſtraft werden ſollen. Zu dieſem Zwecke ſind die großartigſten Arbeitshäuſer eingerichtet worden, die der Verf. des vorliegenden Werkes mit Recht als den Eckſtein des geſammten Neubaues bezeichnet. Man ging hierbei von der allerdings richtigen Anſicht aus, daß die aus öffentlichen Mitteln unterſtützten Armen in eine weniger günſtige Lage kommen müßten, als die der unabhängigen Arbeiter. Gleichwohl kann man aus Humanitätsgründen bei Gewährung von Nahrung, Kleidung und Wohnung nicht auf das Minimum heruntergehen, mit welchem viele Arbeiter ſich begnügen, deren ehrenwerther Unabhängigkeitsſinn ſie abhält, fremde Unterſtützung nachzuſuchen. Wollte man alſo die Lage der unterſtützten Armen weniger angenehm machen, als die von unabhängigen Arbeitern, die ſich mit dem Kärglichſten behelfen, ſo blieb nichts übrig, als ſie hinſichtlich der Freiheit zu beſchränken. Dies geſchieht inſofern, als ſich die in den Arbeitshäuſern aufgenommenen Armen genau nach der für dieſelben vorgeſchriebenen Hausordnung zu richten haben und ihnen alle entbehrlichen Genüſſe (wie Tabak, geiſtige und gegohrene Getränke) unterſagt ſind.

Nächſt dem engliſchen iſt auch das von dieſem ſehr abweichende irländiſche Armenweſen ein Gegenſtand der Unterſuchung in dem vorliegenden Werke, das von jedem, einer Armen-Verwaltung angehörenden, oder für das Armenweſen ſich intereſſirenden Manne mit Nutzen geleſen werden wird. Leider hat der Verfaſſer, der preußiſche Regierungsrath Kries, der behufs ſeiner Studien mehreremal in England geweſen war, die Vollendung ſeines Werkes nicht erlebt, doch iſt daſſelbe nach ſeinen Entwürfen und in ſeinem Sinne von Herrn Dr. von Richthofen, einem Freunde und Verwandten des Verſtorbenen, vollendet worden.

— Das Sprichwort als Humoriſt und als Practicus. Als zweites und drittes Bändchen der Sprichwörter-Sammlung von Ida v. Düringsfeld („das Sprichwort als Kosmopolit" iſt der gemeinſame Titel) ſind ſoeben der „Humoriſt" und der „Practicus" unter den Sprichwörtern erſchienen.** Der Practicus fängt mit dem Spruch an: „Aller Anfang iſt ſchwer," und wenn dann der Humoriſt hinzuſetzt: „Wo Nichts iſt, da hat der Kaiſer ſein Recht verloren," ſo ſollte man faſt meinen, das ſei eine Anſpielung auf die jetzigen Verſuche einer Bundesreform. Aber Frau v. Reinsberg-Düringsfeld hat mit der Tagespolitik nichts zu thun, und weiſt uns vielmehr nach, daß nicht blos die Deutſchen, ſondern auch die Engländer, die Franzoſen und die Kroaten ganz ähnliche Betrachtungen über das Nichts machen. Die Engländer ſagen nämlich: „Wo nichts zu haben iſt, muß der König ſein Recht aufgeben;" die Franzoſen: „Wo nichts zu erlangen iſt, verliert der König ſeine Abgaben," und die Kroaten: „Wo nichts iſt, bedarf auch der Zar nichts." Ja, die Polen und die Kleinruſſen ſagen: „Selbſt Gott nimmt nichts, wo Du nichts haſt." Sämmtliche Nationen der Welt mit ihren Sprichwörtern werden uns wieder in dieſen beiden Bändchen vorgeführt, die ſowohl in pſychologiſcher, als in kulturhiſtoriſcher Hinſicht ſehr vieles Anziehende für den Leſer enthalten. Eine ziemlich vollſtändige Bibliographie der Sprichwörter-Literatur aller Völker iſt dem „Sprichwort als Humoriſt" angehängt.

* Die engliſche Armenpflege. Von Dr. K. Guſtav Kries. Herausgegeben von Dr. Karl, Frhrn v. Richthofen. Berlin, W. Hertz, 1863.

** Leipzig, Hermann Fries, 1863. Das erſte Bändchen hat den beſondern Titel: „Das Sprichwort als Philoſoph."

— Preisfrage für Studirende des Talmud. Die Académie des Inscriptions in Paris hat für das Jahr 1865 folgende Preisaufgabe geſtellt, deren Löſung vielleicht einem der Studirenden des ſehr tüchtigen, jüdiſch-theologiſchen Seminars in Breslau gelingt: „Es ſollen die geographiſchen, topographiſchen und hiſtoriſchen Angaben über Paläſtina, die ſich zerſtreut im babyloniſchen und im jeruſalemitaniſchen Talmud, im Midraſch und in anderen Büchern der jüdiſchen Tradition — Megilath Taanith, Seder olam, Siphra, Siphri etc. — finden, geſammelt, in eine ſyſtematiſche Ueberſicht gebracht, dabei einer gründlichen Kritik unterworfen und mit den Berichten des Joſephus, Hieronymus, Euſebius und anderer Kirchen- oder Profan-Schriftſteller verglichen werden." — Die Abhandlungen müſſen in üblicher Weiſe von einem verſiegelten Couvert begleitet ſein, in welchem der Name des Autors enthalten iſt, und ſpäteſtens bis zum 1. Januar 1865 auf dem Secretariate des „Inſtitut" in Paris eingereicht ſein. Der Preis beträgt 3000 Francs.

— Der Petersburger Verein zur Unterſtützung von Schriftſtellern und Gelehrten. Das Comité dieſes Vereins hielt vom 24. Februar bis zum 24. Mai d. J. dreizehn Sitzungen. In dieſen drei Monaten liefen 54 Unterſtützungs-Geſuche ein, von denen 32 berückſichtigt, die übrigen theils abgelehnt worden ſind und theils noch der Prüfung auf Grund weiterer Ermittelungen unterliegen. Gewährt wurden während dieſer Zeit: 1) an einmaligen Unterſtützungen 2163 Rubel 45 K.; 2) an Penſionen 962 Rubel; Geſammt-Ausgabe 3125 Rubel 45 K. — An Beiträgen erhielt der Verein in dieſem Vierteljahre: 1) Vom Kaiſer Alexander II. 1000 Rubel; 2) von Privatperſonen 76 Rubel 66 K.; 3) Ertrag eines Konzertes und einer Theater-Vorſtellung 483 Rubel; 4) Beiträge der Vereins-Mitglieder 1561 R.; 5) Zinſen des Vereins-Kapitals vom 13. November 1862 bis zum 13. Mai 1863: 678 R. 50 K.; Geſammt-Einnahme 3800 Rubel 61 Kopeken.

— Bibliographie. Rußland. Neue Erſcheinungen in ruſſiſcher Sprache. (Nach der „Ruſſiſchen Revue," von Wilh. Wolfſohn).

Einleitung in die orthodoxe Theologie. Von Makarius, Erzbiſchof von Charkov. Dritte Auflage.

Die alte und die neue Ordnung, und die organiſirte Arbeit, in Anwendung auf unſere Gutsverhältniſſe. Von N. A. Beſobraſov.

Geſchichte des Krieges von 1813 für Deutſchlands Unabhängigkeit. Von General M. Bogdanovitſch. Erſter und zweiter Bd.

Der Unabhängigkeitskampf Griechenlands. Epiſode aus der Geſchichte der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Von E. Feoktaſtov.

Zur Geſchichte der Raskolniken im achtzehnten Jahrhundert. Aus den Akten des Preobrajenski'ſchen Gerichtshofes und der geheimen Unterſuchungs-Kanzlei. Bd. II. Von G. W. Jeſſipov.

Die nordruſſiſchen Volksverfaſſungen in Alt-Nowgorod, Pſkov und Wjatka. 2 Bde. Von N. J. Koſtomarov.

Die Grafen Nikita und Peter Panin. Verſuch einer Bearbeitung der neueren ruſſiſchen Geſchichte, nach ungedruckten Quellen. Von P. S. Lebedew.

Die Ruſſen in der aſiatiſchen Türkei in den Jahren 1854 und 1855. Nach Aufzeichnungen über die Operationen des detaſchirten Corps von Eriwan. Von General-Lieutenant Lichutin.

Hamlet und Don Quijote, und Iwan Turgenew's Meinung von Beiden. Von A. Lwov.

Phyſiſche Erdkunde. Bd. I. Lfg. 1. Von J. Petſchorin.

Lehrbuch der Geographie des ruſſiſchen Reiches. Lfg. 2. Von J. Belch

Encyklopädiſches Lexikon, bearbeitet von ruſſiſchen Gelehrten und Schriftſtellern. Sechſter Band.

J. L.

Im Verlag von Veit & Comp. in Leipzig erſchien ſoeben und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Schleswig-Holſteiniſche Erinnerungen**
beſonders
aus den Jahren 1848—1851.
Von
**Otto Fock.**
Gr. Octav. XII. u. 363 S. Geheftet. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig. Druck von Gieſecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereins, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

# Magazin
# für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 37. Mittwoch, den 16. September 1863. 32. Jahrgang.

## Inhalt:

**Deutſchland und das Ausland.** Seite
Ueber Schiller's Lyrik im Verhältniß zu ihrer muſikaliſchen Behandlung . . 433
Der Ring der Nibelungen . . . . . . . . . . 434

**Schweiz.**
Deutſches Rechtsleben in der Schweiz . . . . . . . . . 435

**Nord-Amerika.**
Aus den amerikaniſchen Prärien. II. Das Kind der Civiliſation . . . . 437
Nationalreichthum der Vereinigten Staaten vor ihrer Veruneinigung . . . 440

**Braſilien.**
Das literariſche Braſilien, nach Ferd. Wolf II. . . . . . . . 441

**Polen.**
Die polniſche National-Regierung . . . . . . . . . 442

**Mannigfaltiges.**
Zur Statiſtik des ſtatiſtiſchen Kongreſſes in Berlin . . . . . . 443
Statiſtiſches aus Bayern . . . . . . . . . . 444
W. H. Riehl's Geſchichten aus alter Zeit . . . . . . . „
Eine naturwiſſenſchaftliche Facultät in Tübingen . . . . . . „
Franz Sommer's Völkerſchlacht bei Leipzig . . . . . . . „
Odeſſa und die Eiſenbahnen . . . . . . . . . „

## Deutſchland und das Ausland.

### Ueber Schiller's Lyrik im Verhältniß zu ihrer muſikaliſchen Behandlung.*

Einen Beitrag zu der faſt überreichen Schiller-Literatur liefert eine kleine Schrift, deren Titel wir in der Ueberſchrift angegeben haben, und zwar, wie wir von vorn herein bemerken wollen, einen ſowohl des Inhaltes, als auch der literariſchen Beigabe wegen höchſt ſchätzenswerthen. Die Veranlaſſung gab dem Verfaſſer, wie er in dem Vorworte bemerkt, der Auftrag, den er von der literariſchen Geſellſchaft zu Danzig erhielt, zur Schiller-Feier für eine Liedertafel paſſende Schiller'ſche Geſänge auszuwählen. „Als ich, heißt es weiter, in der betreffenden Muſik-Literatur Umſchau hielt, machte es Schwierigkeiten, Geſänge zu finden, welche der Würde des Feſtes und andererſeits der Heiterkeit deſſelben angemeſſen wären. Auch nach dem Feſte erſchien mir ein weiteres Nachſuchen von Intereſſe, um möglichſt feſtzuſtellen, in wieweit der erſte, jedenfalls bekannteſte und gefeierteſte Dichter unſerer Nation auch durch muſikaliſche Behandlung ſeiner lyriſchen Produkte Eingang in das Herz des Volkes gefunden habe. Dies führte mich zu einer beträchtlichen Anſammlung muſikaliſch-hiſtoriſcher Notizen, aber auch zu manchen eigenthümlichen Beobachtungen im Einzelnen und zur Conſtatirung, reſp. Widerlegung mancher allgemeinen Behauptungen, wie ſie namentlich im Jahre 1859 von phraſenmachenden und nach Volksgunſt haſchenden Rednern und Schriftſtellern aufgeſtellt worden ſind. Während man früher und beſonders damals den großen Dichter von den verſchiedenſten Seiten beleuchtet und ihn als Schriftſteller, als Vorleſer, Kinderfreund, Schauſpieler, Raufbold, Volksdichter, Philoſoph, Humoriſt, Arzt, Weltbürger u. ſ. w. betrachtet hat, während man über ſein Verhältniß zum Chriſtenthum, zur deutſchen Jugend, zur Gegenwart und Zukunft, zum weiblichen Geſchlechte, über ſeinen Glauben an Unſterblichkeit, ſeinen Geiſtesgang, ſeine Lieblings-Neigungen, ſeine Anſichten über Schönheit und Kunſt, ſeine Ideale, ſeine Beſcheidenheit, ſeine Sprache, ſeinen Hellenismus, ſein Pathos, ſeine Komik u. ſ. w. oft mit peinlicher Ausführlichkeit geredet und geſchrieben hat, fehlte es noch an einer genügenden Betrachtung ſeines theoretiſchen und praktiſchen Verhältniſſes zur Muſik, ſeiner Anſichten über dieſe Kunſt, ſeiner Schätzung, ſeiner Kenntniß und Unkenntniß darin, ſeiner abſichtlichen Verwendung derſelben, ſodann ſeiner Lyrik in ihrer Eigenthümlichkeit nebſt einer rationellen Betrachtung der Gründe, warum ſeine Lyrik als geſungene verhältnißmäßig nur wenig Eingang gefunden hat; ferner ſeiner Stellung als Idealiſt und Kosmopolit zum Volke, ſowie endlich ſeines religiöſen Standpunktes mit Bezug auf das Muſikaliſche in ſeinen Gedichten."

Der Verfaſſer beſpricht im erſten Abſchnitte Schiller's Verhältniß zur Muſik im Allgemeinen. Es iſt bezeichnend für Schiller's Standpunkt, daß er unter Geſang eigentlich die lyriſche Dichtkunſt und zwar die erhabenere und erhebende verſteht. Sein Geſchmack neigte ſich dem Edlen und Großartigen zu. An Haydn's Schöpfung, die er einen charakterloſen Miſchmaſch nannte, hatte er wenig Freude, dagegen verſchaffte ihm Gluck's Iphigenia auf Tauris einen unendlichen Genuß. Den muſikaliſchen Sinnenkitzel mißbilligte er auf das Nachdrücklichſte; er war ein entſchiedener Feind der Opernmuſik, und von ſeiner Operette „Semele" ſchrieb er ſchon 1789 an Körner: „Mögen mir's Apoll und ſeine neun Muſen vergeben, daß ich mich ſo gröblich an ihnen verſündigt habe." Seine Kenntniß der Muſik war ſehr mangelhaft; dagegen vertheidigte er ſich lebhaft gegen den Vorwurf der Unempfänglichkeit für dieſelbe. Die Muſik der Neueren verwarf er als die es nur auf Ohrenkitzel abgeſehen habe. Die Verwendung der Muſik fand er nicht nur in der Lyrik, ſondern auch im Drama zuläſſig. Das Muſikaliſche iſt ihm überhaupt gleichbedeutend mit dem Empfindungsreichen, Sentimentalen, worunter er auch die Reflexion und die dadurch bedingte Forderung, vom Endlichen und Einzelnen zum Unendlichen und Allgemeinen emporzuſteigen, begriff.

Der zweite Abſchnitt handelt von Schiller's Lyrik im Allgemeinen und Beſondern. Das Charakteriſtiſche der Lyrik Schiller's, des philoſophiſchen Dichters, iſt die Objektivirung und Idealiſirung ſeiner inneren Zuſtände; daher producirte er nur wenige, die Muſik unmittelbar herbeirufende, alſo eigentlich lyriſche Gedichte. Er ſelbſt nahm bei ſeinen Dichtungen auf die muſikaliſche Compoſition im Allgemeinen keine Rückſicht. Was ihn erfüllte, legte er in reichſter Gedankenpracht bis zum Ueppigen, wie er ſelbſt ſagt, voll und ganz in die Worte des Gedichtes. Kein Wunder, daß die namhafteſten Lieder-Componiſten, ein Mozart, Hiller, Himmel, Righini, Weigl, Beethoven, Methfeſſel, Spohr, K. M. v. Weber, Dorn, Feska, Lachner, Kücken u. A., ſich gar nicht oder nur im geringen Maße Schiller's Dichtungen zum Vorwurf nahmen, und daß Körner's und Uhland's ſangbare Lieder jene bald von den Clavier-Pulten verdrängten. Die meiſten und theilweiſe beſten Compoſitionen Schiller'ſcher Gedichte lieferten Reichardt, Zelter, Zumſteeg und Fr. Schubert. Was die einzelnen Gattungen der Lyrik betrifft, ſo führt uns der Verfaſſer Schiller vor als poetiſchen Schilderer der Natur, als Dichter für die Geſelligkeit, als patriotiſchen Dichter, als nationalen oder Volksdichter, als Weltdichter, als Sänger der Freiheit und als religiöſen Dichter, und giebt am Schluſſe das Reſultat in folgenden Worten: „Ueberſchauen wir ſchließlich noch in Kürze das Gebiet der Empfindungen, welche in Schiller's Seele lebten, welche zum poetiſchen Ausdrucke kamen, und welche zur muſikaliſchen Behandlung Veranlaſſung geben konnten: ſo finden wir, daß durch ſeine Neigung zur Reflexion auch bei lebhaften Gefühls-Erregungen und durch ſeinen Idealismus, der alles vereinzelt Perſönliche, die gewöhnlichen Gegenſtände der Lyrik, als unwerth und geringfügig von der Poeſie entfernen wollte, ſeine eigentliche lyriſche Freiheit ſehr gehemmt und gewiß auch Mancher vom Componiren ſeiner Gedichte abgeſchreckt wurde, wäh-

* Von Dr. F. A. Brandſtäter, Prof. am Gymn. zu Danzig. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlags-Buchhandlung 1863.

Digitized by Google

rend Andere ſelbſt von den weniger geeigneten Dichtungen ſeiner philoſophiſchen Muſe nicht fern blieben. Wir finden, daß er einige treffliche Lieder über die Natur dichtete, über die Liebe faſt nur excentriſche Jugendverſuche, keines über die Freundſchaft, ein paar wenig geeignete für die Geſelligkeit, kein patriotiſches im beſſeren Sinne, kein eigentliches Volkslied, faſt kein religiöſes; daß er dagegen durch ſein ideales Streben die innigſte Zuneigung des deutſchen Volkes, beſonders der Jugend, ſowie auch aller Edlen bei andern Nationen gewonnen hat und durch ſein Ringen nach Freiheit im beſſeren Wortſinne und ſeinen die Menſchheit umfaſſenden Kosmopolitismus einzig unter den größten Heroen der deutſchen Literatur daſteht. So erklärt es ſich auch, daß trotz des Widerſtrebens ſo vieler ſeiner Dichtungen gegen die Verbindung mit der Muſik dennoch bis jetzt 234 Componiſten ſich an 82 ſeiner lyriſchen Gedichte und Monologen gemacht und im Ganzen 500 Compoſitionen davon geliefert haben.“

Der dritte Abſchnitt giebt den Katalog dieſer 500 Compoſitionen: zuerſt die Collectiv-Compoſitionen, dann die Auswahl Schiller'ſcher Lieder in verſchiedenen Compoſitionen, und zuletzt die einzelnen lyriſchen Gedichte Schiller's mit ihren Compoſitionen in chronologiſcher Reihenfolge der erſteren. Manche lyriſche Gedichte ſind gar nicht, manche mehrmal componirt: 8 mal: Die Erwartung, das Geheimniß, der Taucher, die Bürgſchaft, das Reiterlied; 9 mal: An den Frühling, die Worte des Glaubens, die Glocke, das Fiſcherlied; 10 mal: Hektor's Abſchied, das Mädchen aus der Fremde, Thekla's Geiſterſtimme; 11 mal: die Dithyrambe, die Würde der Frauen; 18 mal: Der Jüngling am Bache; 23 mal: Des Mädchens Klage; 27 mal: An Emma; 29 mal: Die Sehnſucht; 41 mal: Das Lied an die Freude. Erwähnung verdient, daß mit Ausnahme des Jahres 1859 nur ſehr wenige der Compoſitionen nach 1820 erſchienen ſind, die meiſten vor und um 1800.

Indem wir dieſe fleißige und tüchtige Arbeit allen wahren Freunden Schiller's, die nicht blos ſeine blinden Verehrer ſind, empfehlen, wünſchen wir, daß der Verfaſſer oder wer ſonſt ſich dazu berufen fühlt, einmal auch das umgekehrte Thema behandelte: Unſere Muſik im Verhältniſſe zu Schiller's Lyrik. Der Verfaſſer hat Recht: Schillers Gedichte ſind nach unſerem Sinne größtentheils unmuſikaliſch. Liegt aber die Schuld an Schiller, oder liegt ſie an unſerer Muſik? Iſt Schiller hinter der Muſik oder die Muſik hinter Schiller zurückgeblieben? Daß im Allgemeinen eine reflektirende und idealiſirende Lyrik der Muſik nicht widerſtrebt, zeigt das Beiſpiel der alten Griechen, bei denen die Muſik gleichen Schritt mit der Ausbildung der Lyrik hielt. Einfach und gemüthlich in der äoliſchen und ioniſchen Lyrik, erreichte ſie in der gedankenreichen doriſchen Lyrik ihre höchſte Kunſt-Entwickelung. Schiller iſt aber, ſo zu ſagen, ein doriſcher Lyriker, ein Geiſtes-Verwandter des Steſichorus, Simonides, Pindar und der Tragiker. Ganz im antiken Sinne ſtellt er, in ſeinem Aufſatze über Bürger's Gedichte, der Lyrik die höchſte Aufgabe, die überhaupt der Poeſie geſtellt werden kann. „Sie ſoll, ſagt er, die getrennten Kräfte der Seele in Vereinigung bringen; ſie ſoll Kopf und Herz, Scharfſinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft in harmoniſchem Bunde beſchäftigen und ſo gleichſam den ganzen Menſchen in uns wieder herſtellen.“ Unſere Muſik iſt, um in dem Gleichniſſe zu bleiben, faſt einzig auf die ſubjektive, die perſönlichen Gefühle ausdrückende ioniſche und äoliſche Lyrik, auf das ſtrophiſche Lied und die Ode, eingerichtet. Für die höhere objektive Lyrik, für den Ausdruck des Geiſtes, der über die das Menſchenherz bewegenden Gefühle reflektirt, hat die moderne Muſik bisher noch keine paſſende Form gefunden. Die Verſuche, die ſeit Schiller hierin gemacht ſind, mußten mißglücken, weil die Componiſten Reflexions-Poeſie durch eine Muſik, die nur für die Gefühls-Poeſie geſchaffen iſt, auszudrücken gezwungen waren. Ob die Muſik in ihrer gegenwärtigen Entwickelung je zu dieſem höchſten Ziele gelangen werde, weiß ich nicht. Einen Anfang wenigſtens hat Mendelsſohn-Bartholdy gemacht in ſeinen Compoſitionen Sophokleiſcher Chöre und, in Bezug auf Schiller, in dem in Muſik geſetzten Schluſſe des Gedichtes „die Künſtler.“ Sollte nun Schiller deshalb ſeinen Dichter-Genius beſchränken, weil die moderne Muſik für ihn nicht ausreichte? Oder ſollen wir die Schiller'ſche Lyrik als ſolche verwerfen, weil ſie nach unſerm Begriffe unmuſikaliſch iſt? Zur vollkommenen Würdigung Schiller's als Lyriker kann alſo weder ſein Verhältniß zur modernen Muſik, noch eine Vergleichung mit ſolchen Lyrikern, die für dieſe gedichtet haben, ausreichen. Fruchtbarer wäre eine Gegenüberſtellung Schiller's und jener antiken Lyriker, die für ihre gedankenreiche, epiſches und lyriſches Element verſchmelzende Poeſie auch die paſſende Muſik zu finden verſtanden haben, und die Unterſuchung, was unſerer Muſik noch fehlt, um, wie einſt bei den Griechen, zur höchſten Stufe der Entwickelung in der Compoſition objektiver Lyrik zu gelangen. **M.**

---

**Der Ring der Nibelungen.***

Ehe wir zur Anzeige dieſes Schriftchens ſchreiten konnten, war bereits das Drama Wagner's erſchienen. Dies ändert jedoch nichts an dem Werthe und Zwecke der vorliegenden Studie. Denn trotz der allmählich ſich in weiteren Kreiſen ausbreitenden Kenntniß der germaniſchen Mythologie, wiſſen wir doch aus eigener Erfahrung, wie wenig von dem reichen Quelle derſelben bis jetzt gekoſtet worden iſt, wie geringſchätzig noch hier und da auf dieſe Seite unſeres Volksbewußtſeins herabgeſehen wird, wie Geringes geſchieht, die Jugend mit den gewaltigen religiöſen Anſchauungen unſerer Vorfahren bekannt zu machen. Darum hat ſich die vorliegende Schrift, nach des Verfaſſers eigenen Worten, hauptſächlich die Aufgabe geſtellt, demjenigen Theile des Publikums, der mit den Mythenkreiſen noch unbekannt iſt, worin ſich das Werk Rich. Wagner's bewegt, das nöthige Licht zu verſchaffen. Außerdem ſoll in kurzen Grundriſſen gezeigt werden, wie der Dichter jenen Stoff benutzt, wie er ihn zum organiſchen Ganzen des Kunſtwerkes nach Inhalt und Form gegliedert und hervorgebildet hat. Von der Betrachtung der muſikaliſchen Seite abſtrahirt der Verfaſſer gänzlich.

Die Einleitung ſpricht ſich über Quelle, Stoffwahl und Form aus. Wie die Edda die Quelle zu Wagner's Dichtungen geweſen, möchte ſie, wünſcht der Verfaſſer, auch die Quelle zu weiteren Dichtungen, namentlich im dramatiſchen Fache, werden. Siegfried, der Volksheld, der verhüllte Wodan und Brunhild, die Zauberkundige, die Walkyre, ſind des Dichters Helden-Charaktere, die er mehr nach der nordiſchen Sage aufgefaßt hat. Für den Vers iſt der Kunſtbau der Alliteration gewählt. Das Gedicht ſelbſt zerfällt in vier Abtheilungen: das Vorſpiel „das Rheingold;“ erſter Tag: „die Walkyre;“ zweiter Tag: „der junge Siegfried;“ dritter Tag: „die Götter-Dämmerung,“ „Siegfried's Tod.“ Wir müſſen es uns verſagen, aus der Inhalts-Angabe des Wagner'ſchen Drama's einen abermaligen Auszug machen zu wollen; wir heben dafür lieber einige allgemeine Gedanken des Verfaſſers hervor, die zur Lektüre der Wagner'ſchen Dichtungen anregen und zur Würdigung ihrer Tendenz beitragen könnten.

Treffend charakteriſirt der Verfaſſer den Unterſchied der helleniſchen und germaniſchen Mythologie alſo: „Noch näher als den helleniſchen ſtand das Menſchengeſchlecht den deutſchen Göttern. Kein feindlicher Prometheus formte und belebte mit entwendetem himmliſchem Feuer wider ihren Willen das Menſchengebilde. Sie geſtalteten und beſeelten es als ihr eigenes, freies Erzeugniß. Den Neid der Götter der Griechen kannte der Germane nicht. Was die Vereinigung der Götter und der dem Erdenleben entrücktem weltlichen Helden zum gemeinſamen Zwecke ſchließt, iſt die Anhänglichkeit, die Treue, welche in der Gefahr erſt ſich voll und groß bethätigt. Dieſer Grundzug des germaniſchen Volkscharakters, der ſich gegen jene griechiſche Anſchauung, daß wenige der Sterblichen treu ſind in der Gefahr, ſo glänzend abhebt, reicht über die Schranken des Irdiſchen hinaus und ſpinnt ſich in Walhall's Räumen weiter fort.“ In dieſem Geiſte handeln die nordiſchen Helden und Frauengeſtalten in der Wagner'ſchen Dichtung. „Wodan, Brunhilde und Siegfried bilden den Gegenſatz zu Alberich, Mimer und Hagen. Jene ſtellen das Pathos des edlen Strebens und Wirkens, wenn auch eines mit Schuld vermiſchten, dar, indeß wir in dieſen die Leidenſchaft des böſen Willens nach verſchiedenen Abſtufungen und Abſchattungen verſinnlicht ſehen. Sie ſind nicht in Verflachung zu hohlen, farb- und lebloſen Abſtractionen geworden, ſondern jede dieſer Geſtalten iſt ein Portrait mit ſprechenden Zügen von individualer, ſelbſtändiger Bedeutung, von eigenthümlichem Gepräge.“ Dem Gehalt entſpricht die Form. „Seit den Edda-Geſängen iſt in ihr, der hier gegebenen ſprachlichen Form, ſo, mit dieſer Kraft und Friſche, mit dieſer unmittelbaren Anſchaulichkeit und dieſem heimiſchen muſikaliſchen Wohllaute, mit dieſem ſtarken, gefeſtigten und doch beflügelten Rhythmus nicht gedichtet worden. Das Wagner'ſche Werk zeigt, daß jene Geſtalt noch Lebens-Fähigkeit beſitze, und daß ein geſunder, warmer Geiſteshauch ſie mit friſchem Pulsſchlage zu beſeelen, ſie in dem Aether der muſikaliſchen Kunſt ſelbſtſchöpferiſch zu reproduciren, im Wiederfinden neu zu erfinden vermöge.“

Was die ſceniſche Darſtellung betrifft, ſo bemerkt der Verfaſſer: „Ein Feſtſpiel nennt der Dichter ſeinen Tragödien-Cyklus. Auch die Dramen der Alten waren Feſtſpiele, Feſtſpiele aus dem Volke, für das Volk, die Nation, in welcher und mit welcher der Dichter lebte, gemeinſam wirkte, der er ihre Schätze, zu Kunſtwerken ausgeprägt, im Gefühl edler und veredelnder Begeiſterung für eine große Sache, ein Geweihter und Weihender, zurückgab. Beide bedurften einander, wie ſie noch heut einan-

* Eine Studie zur Einführung in die gleichnamige Dichtung Richard Wagner's von Franz Müller. Leipzig, Verlag von Guſtav Heinze, 1862.

Digitized by Google

der bedürfen. — Eine neue Aufgabe iſt unſerem Kunſtwerke geſtellt. Sie in Mitwirkung mit dem Dichter zu löſen, produktiv und rezeptiv, naht vielleicht bald der Moment, wo in Deutſchland das ſehnſuchtsvolle Wort eines edlen Geiſtes aus dem vorigen Jahrhundert, des Italiäners Algarotti, ſich erfüllt: „Vielleicht fügt es ſich einmal, daß unter dem Schutze eines Fürſten, der die Künſte kennt und liebt, die Vorſtellung des muſikaliſchen Drama's wieder zu ihrem alten Glanze gelange. Man würde alsdann gewahren, daß ein ſchönes, prächtiges Theater ein Ort ſei, nicht eine lärmende Verſammlung aufzunehmen, ſondern ein feierlicher Hörſaal, in welchem die Addiſon, die Dryden, die Marcelli ꝛc. ſitzen könnten; ſie hätten dann keine Urſache mehr, zu ſagen, die Oper ſei ein unzuſammenhängendes, monſtröſes und groteskes Unding, ſie würden im Gegentheil ein wahres Bild der alten Tragödie darin erblicken, wo ſich Architektur, Poeſie, Tanz und ſceniſcher Apparat vereinigen, die Illuſion hervorzubringen, die über den Menſchen ſo viele Macht hat und ihm aus tauſend Freuden eine ganze und einzige ſchafft.“ Keine Repertoirſtücke nach den modernen Theaterbegriffen, in dem gewöhnlichen handwerksmäßigen und gemeinen Sinne, ſollen die vorliegenden Dramen Wagner's ſein, obgleich jedes derſelben ein in ſich abgeſchloſſenes Ganzes bildet. An einem eigens dazu beſtimmten Feſte ſollen ſie zuerſt zur Aufführung gelangen. Den Zweck dieſer Aufführung erklärt er für vollkommen erreicht, wenn es ihm und ſeinen künſtleriſchen Genoſſen, den wirklichen Darſtellern, gelang, an den vier Abenden den Zuſchauern, die, um ſeine Abſicht kennen zu lernen, ſich verſammelten, dieſe Abſicht zum wirklichen Gefühls-Verſtändniſſe künſtleriſch mitzutheilen. Der deutſchen Nation iſt Richard Wagner's Wort beſtimmt. Es wurzelt im heimiſchen deutſchen Boden, es ruht auf deutſchem Geiſte.“

Wir enthalten uns jeder Prognoſe über den Erfolg einer ſolchen Probe. Wenn er auch ein günſtiger in einem kleinen gewählten Kreiſe von Zuſchauern wäre, ſo dürfte daraus noch nicht auf denſelben Erfolg bei der Geſammtheit des deutſchen Publikums, dem doch das Wort beſtimmt iſt, geſchloſſen werden. Einen wohl nicht unberechtigten Zweifel an demſelben zu erregen, dürfte die Schrift unſeres Verfaſſers ſelbſt Veranlaſſung geben, die er ja eben deshalb verfaßt hat, weil er richtig vermuthete, daß das große Publikum noch nicht hinlänglich vorbereitet ſei, die Dichtung unmittelbar zu erfaſſen. Eine Dichtung aber, zu deren Verſtändniß und Würdigung erſt eine den Stoff erläuternde und die Form rechtfertigende Einführung vorausgeſchickt werden muß, dürfte wohl ſchwerlich auf ein allgemeines Intereſſe rechnen können. Es iſt bisjetzt, von Klopſtock an, immer jeder Verſuch, die mythiſche und Heroen-Zeit der Deutſchen im Drama wie im Epos populär zu machen, geſcheitert, weil zum Verſtändniß derſelben immer eine gewiſſe gelehrte Bildung erforderlich iſt, die dem Volke abgeht. Ein wahrhaft nationales Gedicht aber muß immer an die im Volke noch lebenden Ideen und Anſchauungen anknüpfen. Ein Dichter darf nicht wie Muhammed ein Wunder verlangen, daß der Berg, das Publikum, zu ihm komme, wenn er nicht die Erfahrung machen will, daß der Berg ſich nichts befehlen läßt, und es daher beſſer iſt, daß Muhammed zum Berge komme. A. S.

* * *

„Die Niegelungen,“ ſo nennt Glasbrenner eine „dramatiſirte Homerhoide in 3 Aktenſtößen,“ die er in ſeinem „Komiſchen Volkskalender für 1864“* hat abdrucken laſſen. Nie gelungen, kann man allerdings von allen Verſuchen — mit Einſchluß des poetiſchſten von Fr. Hebbel — ſagen, dieſen undramatiſchen Stoff zu dramatiſiren. Was von unſerem Gefühls- und Gedankenleben ſo weit abliegt, wie die Gefühle und die Gedanken Siegfried's und Brunhild's, Hagen's und Chriemhild's, das mag wohl in einem literariſch-hiſtoriſchen Sprachdenkmal, wie es uns in der alten Dichtung vorliegt, unſere Theilnahme lebhaft erregen; nie jedoch wird es gelingen, das Volk der Leſer und der Theater-Beſucher dafür lebhaft zu erwärmen. Ad vocem Glasbrenner, können wir übrigens nicht unterlaſſen, unſere Freude darüber zu erkennen zu geben, daß ſeine (zum Theil allerdings ſehr ſchlechten) Witze in Wien gedruckt und dort ungehindert ausgegeben werden. Es iſt dies ein ſchlagender Beweis von der Freiheit, deren ſich jetzt in Oeſterreich die Preſſe zu erfreuen hat.

* Wien, Hermann Markgraf.

# Schweiz.

## Deutſches Rechtsleben in der Schweiz.

Wenn es gilt, die Schweiz nach allen Richtungen hin zu ſchildern, bleiben die Schweizer nicht zurück. Unter der Flut ſchweizeriſcher Reiſeliteratur, nehme man das Wort in dem leichten Sinne, daß ſie für Reiſen beſtimmt iſt, oder in dem, daß ſie auf Reiſen entſtanden iſt, zeichnen ſich Bücher von ſchweizeriſchen Verfaſſern ganz vorzüglich aus. Es braucht hier nicht an die Bereicherungen der Wiſſenſchaft erinnert zu werden, die reiſeluſtige und reiſefertige ſchweizeriſche Naturforſcher, wie Agaſſiz, Tſchudi, Karl Vogt u. A. auf den Wanderungen durch die Alpenwelt, die ihre Heimat iſt oder geworden iſt, geſammelt haben: ſind doch Werke, wie das „Thierleben in der Alpenwelt,“ oder die „Gletſcherſtudien,“ allgemein bekannt und leicht zugänglich. In ihnen, wie in den hieher gehörigen Erſcheinungen auf anderen wiſſenſchaftlichen Gebieten lebt derſelbe Zug: eine kraftvolle Forſcherluſt, die gepaart mit Liebe zu dem ſchönen Lande auch den Schweizer Gelehrten nicht dauernd in der Stubenluft daheim ſein läßt, die ihn hinaus treibt, ſeiner Wiſſenſchaft in den Thälern und auf den Höhen, ja in den Spalten der Eisberge wie in der Tiefe der Seen nachzuſpüren, und als Ergebniß dieſer Lokalſtudien eine ſcharfe Beſonderheit und Eigenthümlichkeit, wodurch Schweizer Bücher eine ebenſo ausgeſprochene Individualität zu erhalten pflegen, wie das Land ſelbſt ſie hat, und wie ſie ſich ſo zahlreich unter ſeinen Bewohnern vorfinden.

Das ſind auch die Vorzüge des kleinen Buches, das, auf den Wanderungen eines Schweizer Juriſten, des als Strafrechtslehrer und Germaniſt geſchätzten Profeſſors Eduard Oſenbrüggen in Zürich entſtanden, aus dem Rechtsleben der Kernſchweiz uns werthvolle, wenn auch leicht gezeichnete Skizzen giebt.* Sie werden keineswegs allein dem Juriſten intereſſant ſein, wie ſie denn auch vom Verfaſſer nicht auf den Kreis der Fachgenoſſen berechnet ſind. Sie wenden ſich vielmehr an Alle, die für die Schweiz eine mehr als vorübergehende Theilnahme haben, an Alle, die in den Rechtszuſtänden, die dort unter eigenthümlichen Verhältniſſen ihre Urſprünglichkeit vielfach treuer, als irgendwo ſonſt bewahren konnten, Belehrung über das innere Leben des Volkes ſuchen wollen, das ſich dem Blicke des Reiſenden nur zu leicht in völlig irrigem Lichte zeigt. Und aus dem gegenwärtigen Volksleben ſind dieſe Bilder entnommen, friſch und hell, wie ſie dem Blicke deſſen ſich darbieten, der vorhandene Rechtszuſtände aus ihren geſchichtlichen Grundlagen zu begreifen und zu erklären weiß, kulturhiſtoriſch alſo nur in dem Sinne, wie man Zeitgeſchichte ſchreibt, nicht rechtsgeſchichtlich oder gar rechtsantiquariſch.

Aus den Quellen des Mittelalters die reichlichſten Alterthümer hervorzuſuchen, wäre dem Verfaſſer des Allemanniſchen Strafrechts ein Leichtes geweſen; ſtand ihm doch die gründlichſte Kenntniß der Weisthümer, Thalrechte und Stadtbücher zu Gebote, die auf Schweizerboden in größter Mannigfaltigkeit vorhanden ſind, und die auf dem Gebiete des Strafrechts in innerm Zuſammenhange unter vielfach neuen Geſichtspunkten ausgebeutet zu haben das Verdienſt ſeines eben genannten neueſten wiſſenſchaftlichen Werkes iſt. Aber er wollte den Profeſſor zu Hauſe laſſen auf dieſen Wanderungen; ihr Ziel war nicht die Sammlung von Erinnerungen an und für die Rechtsgeſchichte des Landes, ſondern die Anſchauung naturwüchſiger Rechtszuſtände, die allerdings auch für die Erkenntniß der Vergangenheit eine Klarheit gewährt, wie ſie kein Bücherſtudium erſchaffen kann. In den Thälern von Appenzell, Unterwalden, Glarus iſt die Gemeinde, die Grundlage alles Staatsweſens germaniſcher Völker, noch heut mehr als die Zelle, aus der ſich der große Organismus erbaute; ſie iſt nahezu der Staat ſelbſt, der, wenn auch eingereiht in den Kanton und feſt verbunden mit der Eidgenoſſenſchaft, doch auch innerlich mit den Bergwänden abſchließt, die ſein Heimatsthal vor der Außenwelt ſchützen. In ihrer ganzen Vollkommenheit ſteht ſie da vor uns, dieſe deutſche Gemeinde der freien Männer; all ihre Vorzüge gegen den vielfach leeren und verwirrenden Mechanismus der großen Kunſt- und Gewaltſtaaten treten leuchtend an den Tag, aber auch ihre ganze Einſeitigkeit und Beſchränktheit wird anſchaulich, wenn wir die Forderungen des heutigen Staatsprinzips und des heutigen Rechtsbewußtſeins als Maßſtab anlegen. Höchſte Achtung vor dem Rechte des freien Genoſſen, aber ſchrankenloſer Egoismus gegen Alles, was nicht zu der freien Genoſſenſchaft gehört, dieſe Grundeigenthümlichkeiten des deutſchen Rechts, erſcheinen in ihren erfreulichen wie in ihren herben, ja mitunter furchtbaren Conſequenzen; ſie wollten ungeſchwächt aber auch ungebrochen und ungebändigt uns zeigen, daß, wer Freiheit genießen will, auch zu leiden im Stande ſein muß. Manche,

* Kulturhiſtoriſche Bilder aus der Schweiz, von E. O. Leipzig, Roßberg'ſche Buchhandlung, 1863, 184 S.

Digitized by Google

unſeren Begriffen von Freiheit und Recht ſonſt völlig unerklärliche Erſcheinung in der alten Schweiz wird uns, wenn auch nicht ehr= und achtungswürdig, doch mindeſtens verſtändlich, wenn wir ſie im Lichte dieſer „kulturhiſtoriſchen Bilder" betrachten. Wir geſtehen, daß wir z. B. die erſt ganz kürzlich wieder vom Volke des Kantons Aargau, gegen den Antrag des Großen Rathes, gefaßte Reſolution, die bürgerliche Unfreiheit der Juden aufrecht zu erhalten, für einen Beweis der ſittlichen Verwahrloſung der Aargauer halten müßten, wenn nicht eben in ihren Rechtstraditionen Milderungsgründe für unſer Urtheil vorlägen.

Sehen wir uns einmal das Bild etwas genauer an, das unſer Verfaſſer von dem Staatsweſen Appenzell=Innerrhoden entwirft. Da iſt gewahrt die alte Form und Förmlichkeit der Landsgemeinde; jährlich am „Sonntag vor eingehendem Maien," alſo am letzten Sonntage des April, verſammeln ſich alle „Landleute" — dieſer Name iſt der übliche, denn Bürger bezeichnet ja urſprünglich nur den Bewohner eines feſten Orts —, die ein Alter von 18 Jahren und das Landrecht haben, bewaffnet mit dem Seitengewehr (Tacitus: ad negotia procedunt armati), geführt von ihren Hauptleuten auf dem Landesgemeindeplatz. Hier tritt der Landamman, welcher präſidirt, oder „die Gemeinde führt," auf ein erhöhtes hölzernes Gerüſt, den Stuhl, welcher mit den Landesfarben, Schwarz und Weiß, bemalt iſt, und an welchem zwei große alte Schlachtſchwerter angebracht ſind; ihm zur Rechten ſteht der Landweibel in ſeiner Amtstracht, zur Linken der Landſchreiber, der das Landbuch führt, davor die Landleute, nach den ſieben Rhoden geordnet. Der Landamman eröffnet die Verſammlung mit einer Rede, die wie alle Anſprachen beginnt mit: „Hochgeachtete, Hochgeehrte Herren, getreue liebe Landlüte!" Dann folgt ein ſtilles Gebet; dabei knieen die drei Männer auf dem Stuhl. Dann fragt der Landamman die Hauptleute der Rhode, ob ſie mit der Landesrechnung zufrieden; es folgen die Wahlen der Landesbeamten, außer dem Landamman, der gewöhnlich auf ein zweites Jahr wiedergewählt wird, und dann Pannerherr iſt, des Stadthalters, Seckelmeiſters, Landeshauptmanns, Landesbauherrn, Landesfähnrichs, Landeszeugherrn, woran ſich noch der Kirchenpfleger, der Armenleuten=Seckelmeiſter und Armenleutenpfleger reihen. Zuerſt werden bei den Wahlen die Hauptleute der Rhoden namentlich vom Vorſitzenden aufgefordert, für das zu beſetzende Amt Jemand vorzuſchlagen. Dies geſchieht mit der Frage: „wen er dazu namſe?" Nach der Umfrage an die Hauptleute kann jeder Landmann einen Vorſchlag machen. Die regelmäßige Form der Aufforderung zur Abſtimmung über einen Vorgeſchlagenen iſt: „Welchem wohlgefällt und gutgedünkt, daß N. N. auch das hürig Jahr uwer Landamman u. ſ. w. ſei, der heb ſin Hand uf." Auf die Wahlen folgen die jeweiligen übrigen Traktanden, wobei denn dieſe Verſammlung der appenzeller Landleute oft einem ſtürmiſchen Meere gleicht. Durch Handaufheben, das Handmehr, wird bei dieſen Verhandlungen wie bei den Wahlen die Entſcheidung bewirkt. Iſt man mit dieſen Landesangelegenheiten fertig, ſo bitten noch der Landſchreiber und der Landesweibel um Beſtätigung in ihren Aemtern für das folgende Jahr und dann folgt am Schluſſe die feierliche Beeidigung der ſämmtlichen Beamten nach der vom Landſchreiber aus dem Landbuche vorgeleſenen Form. Die Beſoldungen der höchſten Landesbeamten ſind äußerſt gering und laſſen ſich durch Sporteln wenig vergrößern; da ſie dabei doch viel Kraft und Zeit erfordern, ſind ihre Aemter wenig geſucht. Sehr begehrt ſind dagegen die niederen Aemter des Landſchreibers und Landweibels; bei den Bewerbungen um ſie zeigt ſich der Appenzeller Humor in eigenthümlicher Weiſe; ſie werden auch die bittenden Aemter genannt. Iſt dann die Landesgemeinde beendigt, ſo treten die Rhoden weiter auseinander und beſorgen ihre beſonderen Angelegenheiten, zunächſt die Wahlen ihrer Hauptleute und ihrer Repräſentanten für den großen und kleinen Rath. In jeder Rhod alterniren zwei Hauptleute in der Leitung der Geſchäfte; der regierende wird Amtshauptmann genannt.

So einfach wie dieſe Landesverwaltung und eben ſo treu dem deutſchen Urſprunge iſt das Gerichtsweſen. In der Civilrechtspflege finden wir die deutſche Gerichtsordnung in ihren ſchlichteſten Zügen wieder. Appenzell=Innerrhoden hat nie ein Corpus juris, nie einen Juriſten gehabt. Zum Fürſprech kann eine Partei nach altdeutſcher Weiſe einen der Richter wählen, z. B. einen Rathsherrn im Wochenrath. Bei der einfachen mündlichen Verhandlung der Streitſachen ſind keine Aktenſpeicher entſtanden, obgleich ein Prozeß vom Hauptmann der Rhod bis zum großen Rath durch mehrere Inſtanzen gehen kann. Natürlich aber auch hier Klagen über Ungerechtigkeit und Parteilichkeit! Beide haben ja Recht und nur Einer bekommt Recht! Da iſt nun im Staate Appenzell, mit tiefem Blick in die Menſchennatur, dem Unterliegenden geſtattet, einen Tag lang nach Belieben auf Gericht und Obrigkeit zu ſchelten, ohne irgend welche Anklagen wegen Beleidigung bei Ausübung des Amts und wie die anderen vortrefflichen Erfindungen civiliſirterer Strafgeſetzbücher heißen, befürchten zu müſſen. Es iſt bemerkenswerth, daß ſich auch im altfranzöſiſchen Rechte der Satz findet: „il faut laisser 24 heures aux plaideurs pour maudire ses juges." Die Appenzeller machen von einem ſolchen Eintagsrechte wacker Gebrauch; wie ſie ſich dadurch das Herz erleichtern, bereiten ſie, bei ihrer Neigung zum Witz, auch ihrer Umgebung an ſolchen Tagen eine angenehme Unterhaltung, und die Frau zu Hauſe hat nicht den Aerger des Mannes allein zu genießen.

Mit Sicherheit iſt dagegen auf deutſche Grundlagen zurückzuführen der eigenthümliche Injurien=Prozeß. Er beſteht in einem beſonders geregelten Zweikampf. Der Beleidigte fordert den Beleidiger auf den Fauſtkampf heraus, der immer unter freiem Himmel abgemacht werden muß, nicht in einem Hauſe, beſonders nicht in einem Wirthshauſe. Dabei ſollen mehrere Zeugen zugegen ſein; es muß eine förmliche Herausforderung ſtattgefunden haben und von beiden Seiten in den Kampf gewilligt worden ſein; auch ſollen die Kämpfer keine Schlagringe oder andere gefährliche Fingerringe tragen, einander nicht boshafter Weiſe auf den Bauch ſchlagen oder ſtoßen, noch an andere empfindliche Theile gefährliche Griffe thun. Wer dawider handelt, ſoll als ein „ſchlechter Kerl" angeſehen werden. Iſt einer der Kämpfenden vollſtändig zu Boden geſchlagen, ſo iſt der Streit entſchieden und die Kämpfer werden von den Zeugen nöthigenfalls mit Gewalt auseinander geriſſen. Kämpfer und Zeugen gehen dann in ein Wirthshaus, um „den Frieden zu trinken." Kann ein Landmann die Herausforderung zum Kampf nicht annehmen, weil der Gegner ihm zu ſehr an Kraft überlegen iſt, ſo mag er dieſem durch den Landweibel den Frieden anbieten laſſen, den der Gegner annehmen muß, widrigenfalls er an Leib und Ehre geſtraft werden ſoll. Gewiß, in vieler Hinſicht iſt dies urkräftige Verfahren den Verſchleppungen und Verhetzungen vorzuziehen, die bei einem „ordentlichen" Injurienprozeß ſo häufig verbitternd wirken; aber eine kleine Frage möchte man ſich an den Bewunderer der Appenzeller Naturwüchſigkeit doch erlauben. Wie nämlich, wenn ein ſchwacher Landmann von einem ihm an Körperkraft überlegenen beleidigt wird? Iſt er allein auf den Fauſtkampf verwieſen, ſeine Ehre zu ſchützen? Das Mittel möchte hier — und dieſer Fall iſt doch wohl der häufigere — nicht auskömmlich erſcheinen, der Schwache, den der Staat vor der phyſiſchen Uebermacht des Starken zu ſchützen berufen iſt, ſchutzlos daſtehen in dem freien Lande Appenzell.

Aber das Bild hat noch eine ganz andere Schattenſeite. In dem ehrwürdigen, altersbraunen Rathsſaal auf dem Rathhauſe ſieht man an den Wänden die Heldenſchlachten der Appenzeller gemalt. Daneben aber ſteht die Prügelbank. Dieſe Stellung entſpricht nur der Bedeutung, die dieſem Inſtrumente im Appenzeller Rechtsleben zukommt. Auf dieſer langen Bank muß ſich der Delinquent auf den Bauch legen, Hände und Füße werden mit Riemen befeſtigt, und ein ſehr kräftiger Ochſenziemer ſpielt dann ſeine alterthümliche Rolle mit Nachdruck. „Bocksfutter" heißt dies ſo wenig koſtſpielige Stück der Gerechtigkeitspflege; es iſt nicht blos das Hauptmittel im Strafenſyſtem, ſondern wird auch gebraucht als Folter, als Wahrheits=Erforſchungsmittel. Denn der Angeſchuldigte iſt in Appenzell ein Objekt, welches bearbeitet wird; Geſtändnißhiebe, Lügenſtrafen, Contumazial=Prügel und Aehnliches gehören zur „peinlichen" Gerichtsordnung. Dieſem Zwecke dienen auch die Gefängniſſe im Rathhauſe. Sie ſind höchſt merkwürdig. „Wer ſie mit Pentonville vergleicht, der hat das Alpha und das Omega des Gefängnißweſens vor ſich." Auf dem Boden des Hauſes, unmittelbar unter dem Dache, ſtehen Kaſten aus Balkenſtücken gezimmert, den Käfigen in Menagerien ähnlich, nur daß dieſe eine Lichtſeite haben, während die geringe Oeffnung jener nur wenig Luft eindringen läßt und hauptſächlich zum Hinabreichen der Speiſen beſtimmt iſt. In dieſen beweglichen Käfigen iſt von Bewegung des Verhafteten nicht die Rede; ein längerer Menſch kann nicht einmal aufrecht darin ſtehen. Aber auch die Ruhe iſt mit Schwierigkeit zu erlangen; es bleibt nur die Wahl zwiſchen einem Zuſammenkauern auf der Streu am Boden und dem Sitzen auf einem ſchmalen Brett. Daher bequemen ſich in dieſen Kaſten die Inquiſiten leicht zum Geſtändniſſe, beſonders im Winter; denn an eine Erwärmung des Bodenraums iſt nicht zu denken.

Unſer Verfaſſer tritt aus dem Appenzeller Rathhauſe „mit der Ueberzeugung, daß die Appenzeller das ganze Gewicht der Vorſchrift, mit den kleinſten Mitteln das Mögliche zu erreichen, erkannt haben, und der Juriſt hat hier die unmittelbare Anſchauung eines Stückes mittelalterlicher Rechtsgeſchichte gehabt." Sehr ſchön, nur hat er dies Stück mittelalterlichen Rechts zugleich als ein gegenwärtiges Unrecht vor ſich, eine Naturwüchſigkeit, die von Barbarei nicht ſehr zu unterſcheiden iſt. Aehnlich iſt der Eindruck in den alten Kantonen Unterwalden und Glarus. Dort iſt die große Reform des Strafrechts unbekannt geblieben; die Kriminalgerichts=

Digitized by Google

Ordnung enthält die bedenklichſten Dinge. Dem Scharfrichter ſind in einer Tax-Ordnung vom Jahre 1839 „für ſein Erſcheinen bei dem Examen eines Inhaftirten" 30 Schillinge zugeſprochen und dieſelbe Taxe im folgenden Jahre „für das Ausſtreichen mit Ruthen im Folterſtüble" und „für das Haarabſchneiden." In einem Protokolle von 1855 finden wir Wendungen, wie „bei des Inquiſiten Vorführen in's Examen wird der Prozeß vorgeſtellt," und „Inquiſit wird im Folterſtüble mit zehn Ruthenſtreichen gezüchtigt, nachher wieder vorgeführt. Jetzt wird ihm eröffnet, wenn er nicht aufrichtiger ſein wolle, ſo müſſe er abermals in's Folterſtüble abgeführt und mit Strenge behandelt werden." Im Kanton Zug, der in vorigen Jahrhunderten wegen der Strenge ſeiner Strafrechtspflege berüchtigt war, hat noch im Jahre 1824 eine Folterung wegen Inceſt ſtattgefunden, und der Daumſchrauben hat man ſich noch ſpäter bedient, wenn auch nur bei gewiſſer Schuld zur Erlangung des Geſtändniſſes. Es hat auch noch in dieſem Jahrhundert ein Mann die Folter beſtanden und iſt freigeſprochen worden, aber ein armer Krüppel geblieben. — Das ſind Dinge, die von den unbedingten Lobrednern der Schweizer Verfaſſung häufig überſehen werden.

Sehr anziehend iſt das Bild von dem deutſchen Rechtsleben in der Hochgerichts-Gemeinde Davôs, einer kleinen Republik in Graubünden, in der deutſches Weſen mitten in den romaniſchen Thälern ſich ſtreng und rein erhalten hat. In dem Landbuche von 1646, das noch jetzt größtentheils geltendes Recht iſt, tritt beſonders der urdeutſche Begriff des Friedens als die Grundlage der Rechtsordnung hervor. Wie die mittelalterlichen Rechtsbücher hat es den Gemeinfrieden und die beſonderen und höheren Frieden. Zu letzteren gehört der Hausfriede, Gerichtsfriede, Sonntagsfriede, der Friede an den „Punstagen" und „Kilbenen" (Kirchweih). Das Friedenbieten iſt Pflicht jedes Landmannes. Wer zu einem „Span oder Stoß" kommt, iſt bei ſeinem Eide gehalten, den Streit beizulegen; kann er es nicht ſofort dahin bringen und keine „Tröſtung" erhalten, daß der Streit wirklich eingeſtellt werde, ſo muß er Frieden bieten zum erſten, zum andern und zum dritten Male.

Wer von den Streitenden bei dem erſten Gebot oder Ruf nicht gehorcht, verfällt in eine Landesbuße; wird er zum andern Mal gerufen, ſo tritt eine erhöhte Buße ein; mußte aber zum dritten Male Friede gerufen werden, und er will dennoch nicht Friede geben, ſo ſoll er geſtraft werden an Leib, Ehr und Gut nach des Gerichts Erkenntniß, mit Vorbehalt der Rechte ſeiner geſchädigten Widerpart. Nur derjenige, welcher einen von den Seinen, bis zum dritten Grade der Verwandtſchaft, bluten ſieht, darf bei einem Streite Partei nehmen. Bei ſeinem Eide iſt ferner der einzelne Landmann gehalten, die ihm bekannt gewordenen Frevel zur Anzeige der Obrigkeit zu bringen; doch beſchränkt ſich dieſe Verpflichtung auf die „Rathsfreunde," und ſie ceſſirt bei Freveln, die von nahen Blutsverwandten und Verſchwägerten begangen ſind; auch iſt hierbei die Unterſcheidung der ehrlichen und unehrlichen Sachen von Einfluß. Noch bis in dieſes Jahrhundert hinein wurde zu Davôs das Blutgericht, aus einem Richter und zehn Rechtsſprechern beſtehend, auf dem Platze am Rathhauſe, von wo man einen großen Theil der herrlichen Landſchaft überſieht, unter heiterem Himmel gehalten. Dort wurde ein Tiſch aufgeſtellt, „ein ſchön bloßes Schwert" und ein Richterſtab neben einander darauf gelegt und ein Ring um den Tiſch mit den Schrankenſtühlen geſchlagen. Den etwas höheren Richterſtuhl oben im Ring nahm der Landamman als Richter ein, die Rechtsſprecher ſetzten ſich nacheinander in den Ring, der Landſchreiber mit den Schriften ſaß auf einer Bank daneben. Dann brachten Bewaffnete, mit Harniſchen, Ober- und Untergewehr die verſtrickte Perſon vom Rathhauſe in den Ring, und nun erhob ſich der Landamman zu einer ſehr pathetiſchen Anrede. Sie begann mit der Titulatur: „Hochgeachtete, Wohledle, Geſtrenge, Ehrenfeſte, Fürnehme, Fürſichtige, Wohlweiſe, insſonders Großgünſtige, Hochgeehrte, Gnädige und Gebietende Herren und Oberen." Verweiſungen auf die heilige Schrift und Hervorhebung der Freiheit, welche Gott der Landſchaft geſchenkt, die von keiner fremden Herrſchaft, weder von Kaiſern, Königen, Fürſten noch Herren zu dependiren habe, zieren dieſe Anrede, welche damit endigt, daß geſagt wird, die Obrigkeit habe, „tragenden Amts halben" nicht unterlaſſen können, den N. N. gefänglich anzunehmen und mit demſelben zu prozediren nach kaiſerlichen Rechten und dem Landesgebrauch, da denn der Prozeß ſich ſolchergeſtalt beſchaffen gefunden, daß die Herren Seckelmeiſter als Kläger im Namen der Landſchaft einen Reichstag wider die verſtrickte Perſon begehrt, der ihnen auf heute beſtimmt ſei. Dann folgt die Hegung des Gerichts nach den bekannten Bräuchen des germaniſchen Schöffengerichts; der Prozeß geht vor ſich nach „kaiſerlichen Rechten und unſerer gefreiten Landen wohlangeſtellten Ordnung;" die Fürſprecher der Kläger und des Angeklagten halten ihre Vorträge und das Urtheil wird gefunden. Bevor es aber verkündigt wird, fragt noch der Richter, ob Jemand, geiſtlich oder weltlich, jung oder alt, Mann oder Weib, um Gnade oder Milderung des Urtels bitten wolle. Lautet das Urtel auf Tod, ſo wird, je nach der Art der anzuwendenden Todesſtrafe, die „arme Perſon" dem Scharfrichter mit einer verſchiedenen Formel „an die Hand gegeben:" „er ſolle die Perſon der ordentlichen Straß nach auf die Richtſtat führen und ſelbige mit dem Feuer vom Leben zum Tode richten, die Aſchen dem Waſſer, Luft oder Erden befehlen; — zum Strange in der Luft vom Leben zum Tode richten; — mit dem Schwert vom Leben zum Tode richten, alſo daß ein Wagenrad zwiſchen dem Haupt und dem Körper paſſiren und durchgehen möge." Dieſe „Poeſie des Rechts" iſt nun theilweiſe aus der Praxis geſchwunden; noch heute ſteht in Davôs wie in andern Thälern von Graubünden in ſchönſter landſchaftlicher Umgebung — ſodaß man vermuthen könnte, es habe das Scheiden von der Welt durch die Lage der Richtſtätte erſchwert werden ſollen — der Galgen auf dem Hügel, ein ſtummer Zeuge der alten inappellabeln Hochgerichte dieſer Gemeinden, die nicht weniger ſtolz als auf ihre Freiheit auf ihre alte Gerichtsherrlichkeit, den vom Kaiſer hergeleiteten Blutbann, ſind. Denn noch bis in die neueſte Zeit hielt man hier wie anderwärts in der freien Schweiz unbefangen an der Tradition feſt, den Kaiſer als die Quelle aller hohen Gerichtsbarkeit zu betrachten.

## Nord-Amerika.

### Aus den amerikaniſchen Prärien.

### II.

Das Kind der Civiliſation.

Von der vorerwähnten Zeit an hielt es die Mutter für nöthig, um ſo wachſamer zu ſein, daß Willie ſich nicht aus dem Seh- und Hörbereich entferne. In dem Knaben lebten ſeitdem dunkle Vorſtellungen eines großen Gebiets voll Abenteuer dort weiterhin, und wenn er nur dem Geſichtskreiſe näher käme, dann müßte er eine andere Pappuſe, oder einen Prärie-Hund finden, den er zähmen würde. Von ſeinem Vater hatte er gehört, daß dieſe Thiere in Geſellſchaft unter der Erde wohnen, vor dem Eingang ihrer Höhle Schildwachen ausſtellen, und wenn Gefahr mahnt, zu einem berathenden Meeting zuſammenkommen. Oft, wenn er von ſeinen Ausflügen durch das Horn heimgerufen wurde, beſchwerte er ſich bei der Mutter: „Warum, liebe Mutter, ſtößeſt Du ſo bald in's Horn? Du läſſeſt mir keine Zeit, einen Prärie-Hund aufzuſuchen. Es wäre ja ein Hauptſpaß mit einem ſolchen Thier, das ſo klug iſt und zu Meeting geht." Obendrein machte ſich Charley ein beſonderes Vergnügen daraus, des kleinen Mannes Begierde zu reizen. Er erzählte ihm, wie er's mit eignen Augen geſehn, daß ein Hund vor einer Höhle Wache ſtand. Er malte ein ſolches Thier mit Kohle an das Schuppenthor und machte Willie den Vorſchlag, demſelben eine Copie davon mit Tuſche in den Arm zu zeichnen, worein dieſer mit Freuden willigte. Das vollendete Bild ſah freilich einem Kürbis auf zwei Stäben weit ähnlicher, als irgend einem lebendigen Geſchöpf; indeß ſchmälerte das ſeine Zufriedenheit mit dem Kunſtwerk nicht im Geringſten. Willie konnte mit Nachfragen gar nicht fertig werden; die Höhle, die Charley geſehen, zu entdecken, hineinzukriechen, einem Hunde-Meeting beizuwohnen — das beſchäftigte ihn ſo ausſchließlich, daß in wenigen Monaten die Prärie-Hunde die Erinnerung an Wikä-nie aus ſeinem Gedächtniß faſt völlig verdrängt hatten.

Der Herbſt kam; das ſaftige Grün des wallenden Grasmeeres ging in Braun über; die Inſeln gleich umhergeſtreuten Baumgruppen ſtanden, ihres Laubſchmuckes entblößt, nackt da. Um dieſe Zeit nun hatte ſich eines Tages das Vieh verlaufen und alle männlichen Mitglieder der beiden Haushalte, mit Ausnahme Mr. Wharton's, der zum Schutz der Frauen und Kinder daheim blieb, rüſteten ſich zum Auszuge, um das Vieh aufzuſuchen. Charley erhielt vom Vater die Erlaubniß, Onkel Georg zu begleiten und Willie bat dringend um dieſelbe Vergünſtigung. Als die Mutter ihn mit der Bemerkung abwies, er ſei noch zu jung, um ihm zu vertrauen, da weinte er nicht, denn er wußte, daß in der Hausordnung die unverbrüchliche Regel galt, nimmer durch Weinen Etwas zu erlangen; aber, ſich an ihren Rock hängend, ſah er ſo flehentlich zu ihr hinauf und bat: „O Mutter, laß mich mit Charley gehen, nur das einzigſte Mal! Vielleicht fangen wir einen Prärie-Hund!"

„Nein mein Jungchen," erwiederte die Mutter, „Du biſt noch nicht ſtark genug, um ſo weit zu gehen; wenn Du größer biſt, ſollſt Du das

Digitized by Google

Vieh mit austreiben und wenn Du willſt, mit dem Vater auf die Jagd gehen."

„Aber, gute Mutter," rief er ungeduldig, „wann werd' ich denn größer? Du wirſt mich im Leben nicht ſo weit gehen laſſen, daß ich einem Meeting der Prärie-Hunde zuſehen kann."

Die großen braunen Augen richteten ſich ſo innigbittend auf die Mutter.

„Jenny," ſagte Mr. Wharton lächelnd, „Du möchteſt Dir den kleinen Mann an das Schürzenband neſteln. Du thäteſt vielleicht beſſer, ihm dieſes Mal den Willen zu laſſen."

Durch dieſen Beiſtand ermuthigt, verdoppelte der Schalk ſeine Zudringlichkeit und erhielt endlich die Erlaubniß unter der Bedingung, ſich ſtets zu Bruder Charley zu halten. Dieſer verſprach überdies, ihn nicht aus den Augen zu laſſen und die Dienſtleute meinten, wenn ſich die Abſuchung bis Dunkelwerden verzögern ſollte, ſo wollten ſie ihn auf einen ſichern Pfad bringen, daß er noch vor Sonnenuntergang heimkehren könnte. Willie wurde nun zu dem Zuge ausſtaffirt; voll von dem Vorgefühl der wunderbaren Abenteuer, die er ſich mit den lebhafteſten Farben ausmalte, verſprach er noch vor Sonnenuntergang zurück zu ſein und den Eltern Alles zu erzählen, was er geſehen habe. Die Mutter ſtülpte ihm ſchließlich das Käppchen über die braunen Locken, küßte ihn und ſchärfte ihm die Ermahnungen wieder und wieder ein. Mit Einem Satz war er dann die Stufen der Piazza hinunter, um zu ſehen, ob Onkel Georg und Charley ſchon fertig ſeien. Die Mutter ſtand und verwendete kein Auge von ihm und auch er blickte zu ihr hinauf, ein glückſeliges Lächeln auf dem vollen, freien Geſicht.

„Komm, geliebtes Kind," rief ſie hinab, „küſſe mich noch einmal, bevor Du gehſt."

Im Nu war er die Stufen hinauf, gab ihr einen herzigen Kuß und ſprang davon.

Als der Zug ſich in Bewegung ſetzte, ſtand ſie noch eine Weile und ſah ihm nach.

„Wie Du das Schoßkind verhätſchelſt, Jenny," ſagte der Mann. „Aber er iſt in der That ein Prachtjunge."

„Und ein gutes Kind iſt er," fügte ſie hinzu; „ſo lieb und ſo willig auf das zu hören, was man ihm ſagt. Aber er iſt ſo rege und ſo abenteuergierig. Wie die Prärie-Hunde ſich in ſeinem kleinen geſchäftigen Hirn tummeln!"

„Das kommt von dem Leben im Weſten her," bemerkte Mr. Wharton lächelnd. „Weißt Du noch, als wir hier einwanderten, was uns der Müller ſagte? „„Hier wie nirgends werden die Menſchen darauf verſeſſen, der Natur jeden Laut abzulauſchen."""

Jedes ging nun heiter an ſein Tagewerk; nur daß die Mutter ſich hin und wieder des Skrupels nicht erwehren konnte, ob ſie vorſichtig gehandelt habe, daß ſie ihrem Liebling geſtattet, über den Bereich des Hornſchalles hinauszugehen. Schon in den erſten Stunden des Nachmittags fing ſie an, nach den beiden Kindern auszuſchauen; doch die Stunden vergingen und Keines war zu ſehen. Schon war die Sonne unter den Horizont geſunken und ſchoß Goldſtreifen hinauf, die ſich in einer Strahlenkrone vereinigten. Da ward Charley allein von ferne auf der Prärie ſichtbar. Wie ein Meſſer fuhr's der Mutter durch's Herz und ihr erſter Gedanke war: „O mein Sohn, mein Sohn, ein böſes Thier hat ihn gefreſſen."* Charley ſchlich ſo langſam und erſchöpft, daß ſie von Ungeduld getrieben ihm entgegeneilte: „Wo iſt Willie, Charley?" keuchte ſie.

Zitternd an allen Gliedern warf er ſich an ihre Bruſt und konnte nur „Mutter, Mutter!" ſchluchzen.

„Iſt er todt?" hauchte ſie in leiſen, dumpfen Tönen.

„Nein, Mutter; aber wir wiſſen nicht, wo er iſt. O Mutter, vergieb mir!" jammerte er in Verzweiflung.

Die Geſchichte war kürzlich dieſe: Das Vieh hatte ſich weiter, als ſie dachten, verlaufen, und Willie war ſehr ermüdet, bevor ſie es zu Geſichte bekamen. Man konnte keinen Mann entbehren, ihn nach Hauſe zu führen, und ſo kam man überein, Charley ſollte ihn nach einem befreundeten Blockhauſe, das unſern von ihrem Wege lag, bringen. Dort ſollte er ausruhen, während ſein Bruder zurückkehrte, um bei'm Zuſammentreiben des Viehes mit behülflich zu ſein. Die Leute trennten ſich dann nach verſchiedenen Richtungen, mit der Verabredung, daß ſie an einem bezeichneten Punkte ſich wieder zuſammentreffen und Charley erwarten wollten. Aber in knabenhafter Ungeduld geleitete er Willie nur bis zu einem, freilich geringen Abſtand von dem Blockhauſe, zeigte ihm den dahin führenden Pfad und eilte dann zu Onkel Georg zurück. Noch ſtand die Sonne hoch am Himmel, als Georg einen Mann mit Charley nach dem Blockhauſe abſandte, um Willie zu holen und die beiden Kinder nach Hauſe zu führen. Wie groß war aber ihr Schrecken, als die Hausbewohner berichteten, ſie hätten den Knaben mit keinem Auge geſehen. In glühender Haſt ſuchten ſie nach allen Richtungen. Auf dem einen Pfade, den die indianiſchen Jäger verſchiedener Stämme bei ihren Zügen von und nach Kanada wandern, entdeckten ſie eine Strecke entlang die Spuren von Willie's Schuhen; ſie verloren ſich aber an einem fernen, waldigen Hügel. Die Leute im Blockhaus ſagten aus, es wäre Vormittag ein Trupp Indianer vorbeigekommen.

Mit großem Eifer ſchloſſen ſie ſich den beiden Suchenden an und nahmen ihre Hunde und Hörner mit. Charley, von den Qualen der Reue und des Schreckens gefoltert, rannte wie wahnſinnig umher und ſchrie unaufhörlich: „Willie! Willie!" Hörner wurden mit aller Kraft der Lungen geblaſen — keine Stimme, nicht einmal das Echo gab Antwort. Es war gewiß, daß der Knabe den Indianer-Pfad eingeſchlagen hatte; ob aber aus Verſehen, oder verlockt von der Hoffnung, den erſehnten Fang zu thun, wer konnte das wiſſen? — Charley war von der Anſtrengung und der Seelenangſt ſo erſchöpft, daß ihn der begleitende Dienſtmann ſeines Vaters bis innerhalb der Sicht des Elternhauſes führte und ihn hier verließ, um zu Onkel Georg zurückzukehren und ihm die Trauerpoſt zu bringen.

Das war Alles, was Charley, oft von Seufzen und Schluchzen unterbrochen, zu erzählen wußte. „Ach Vater, ach Mutter," ſchrie er mit leidenſchaftlicher Heftigkeit, „vergebt mir; ich dachte nicht, daß ich unrecht that; gewiß, ich dacht's nicht!" Die unglücklichen Eltern, ſelbſt troſtlos, hatten alle Mühe, ihn nur in Etwas zu beſänftigen.

Wharton's erſter Gedanke war, ſich ſofort aufzumachen, um ſein verlorenes Kind zu ſuchen; allein, ſchon hatten ſich die Abendſchatten hereingeſenkt und es erſchien ihm unſicher, Jenny und Mary und die Kleinen unter keinem andern Schutz, als den eines übermüdeten Knaben zu laſſen.

„O, warum redete ich ihr zu, das geliebte Kind aus ihren Armen zu laſſen?" Dieſe ſtumme Selbſtanklage erklang unaufhörlich in ſeinem Herzen, und ebenſo machte ſich ſeine Frau im Stillen die bitterſten Vorwürfe, daß ſie gegen ihr beſſeres Urtheil ſich die Einwilligung habe abſchmeicheln laſſen; doch dieſe Empfindungen ſeelenfolternder Reue ſprachen ſie nicht in Worten, ſondern nur in erhöheter Zärtlichkeit gegen einander und gegen die andern Kinder aus. Als Emma zum Schlafengehen entkleidet wurde, floſſen die Thränen der Mutter ſtrömend in die Locken des Kindes; und als es der Vater auf den Arm nahm, um es in deſſen Rollbettchen zu bringen, preßte er es feſter als ſonſt an's Herz, ſodaß es, verwundert über die traurige Stille, unruhig wurde und nach Willie verlangte: „Willie ſoll mit zu Bette kommen, warum kommt Willie nicht?"

Das Weh, das dieſe Worte von Neuem hervorriefen, gewaltſam unterdrückend, beſchwichtigten ſie das Kind durch allerlei Verſprechungen, bis es ſanft entſchlief. Als ſie das Schlafgemach verließen, blickten ſie auf den leeren Pfühl hin, worauf das andere geliebte Haupt ſeit Jahren geruhet hatte und fielen einander weinend in die Arme.

Charley konnte durch kein Zureden dahin gebracht werden, zu Bette zu gehen, bevor Onkel Georg käme. Die Sterne blinkten ſchon auf die ſchlafenden Blumen der Prärie nieder, als der Zug mit einem Theil der Heerde, aber mit keiner Nachricht von Willie heimkehrte. Das ſprach ſchon aus den gramvollen Zügen Onkel Georg's, ehe er noch ausrief: „Ach, liebe Schweſter, ich werde mir's nimmer vergeben, daß ich Deine Kinder nicht ſelbſt begleitete. Aber das Blockhaus war in voller Sicht und die Entfernung ſo gering; ich dachte, ich könnte mich auf Charley verlaſſen."

„O, halt ein, Onkel, halt ein! Das Herz will mir brechen," ſchrie der arme Knabe.

Schweigend ſtreichelte ihm Georg den Kopf und nie wieder kam ein Vorwurf über ſeine Lippen.

Den Gedanken jedoch, die Aufſuchung bis auf morgen zu verſchieben, konnten die bekümmerten Eltern nicht ertragen. Der Müller und ſeine Leute wurden ohne Verzug in einem Wagen herbeigeholt und in ihrer Begleitung machte ſich Wharton nach dem Indianer-Pfad auf. Laternen, Fackeln, Hörner wurden mitgenommen; auch an einer Trompete fehlte es nicht, um damit das fröhliche Signal zu geben, wenn der Verlorene wiedergefunden würde. Die unglückliche Mutter ſtarrte ihnen von der Piazza aus nach, wie die Fackeln bei der Fortbewegung ein ſo ſchauerlich, unheimliches Licht auf die nackten Bäume warfen. Sie lauſchte auf die Hörner, die immer ferner und ferner erklangen, bis die Töne völlig erſtarben. Charley, der ihr ſchweigend zur Seite blieb, ließ ſich endlich

* Geneſ. 37, 33.

Digitized by Google

bewegen, zu Bette zu gehen; erſt nach Mitternacht hatte er ſich in einen ſchweren, von ängſtlichen Träumen beunruhigten Schlummer geweint. In die Augen der Mutter aber kam kein Schlaf. Die ganze Nacht ſaß ſie wachend am Fenſter und harrte ſehnſüchtig auf das Licht der heimkehrenden Fackeln und den fröhlichen Trompetentuſch. Alles blieb finſter und ſtumm. Nur die Sterne, wie Geiſteraugen, blickten aus dem erhabenen Himmelsdom nieder auf die weite Oede der Prärie.

Die Sonne war bereits aufgegangen, als der Zug abgemattet und niedergeſchlagen von dem fruchtloſen Beginnen heimkehrte. Wharton eilte voraus und in das Zimmer tretend, legte er ſeiner Frau die Hand zärtlich auf die Schulter: „Sei unbekümmert, Jenny," ſprach er, „iſt ihm kein Leid geſchehen. Es ſind keine Spuren wilder Thiere vorhanden."

„Aber die Indianer!" murmelte ſie mit ſchwacher Stimme.

„Das iſt mir ſehr lieb," ſagte Onkel Georg, „daß Du mich auf ſie bringſt. Ich glaube ganz gewiß, er iſt bei den Indianern, und wir haben allen Grund, das Beſte zu hoffen. Sehr wahrſcheinlich ſah er die Indianer und mochte denken, Wik=ä=nie ſei bei ihnen; er ging daher mit, ſie aufzuſuchen. Iſt ſie oder ein Verwandter von ihr bei dieſen Indianern, ſo werden ſie uns ſicherlich unſern lieben Jungen zurückbringen; denn Indianer ſind nie undankbar."

Wie ein Verſinkender griff die Mutter gierig nach dem hingeworfenen ſchwachen Rettungsſeil. Die Nachfragen wurden Tage und Wochen fortgeſetzt. Die Nachbarn in einem Umkreiſe von 15 (engl.) Meilen, voller Theilnahme an dem Mißgeſchick der Familie, durchſuchten eifrig und ſorgfältig Prärie und Wald. Endlich jedoch wurden dieſe Durchſuchungen als nutzlos eingeſtellt. Onkel Georg blieb aber bei ſeiner Zuverſicht, daß die Indianer, wenn ſie von ihren Jagdausflügen zurückkehren, das Kind mitbringen werden, und auch das Mutterherz klammerte ſich an dieſe Hoffnung.

Allein Monat auf Monat ſah ſie die weitgeſtreckte Schneefläche der Prärie im Mondlicht ſchimmern, und kein Kinderfuß brach die unbeſchrittene Kruſte. Der Frühling kehrte wieder, und der Blumenſee kräuſelte ſich wieder wellenförmig, als wäre Flora mit ihrem Gefolge bei den Najaden in die Schule gegangen; aber keine Kinderhand pflückte die Blumen, um ſie Emma in den Schoß zu werfen. Die Vögel zwitſcherten und trillerten, aber die ſcherzhaft nachäffende Stimme des luſtigen Buben war ſtumm; nur deren Echo klang noch in den verdüſterten Hallen des Gedächtniſſes. Sein Stuhl und ſein Teller wurden auf denſelben Platz geſtellt, wenn die Familie ſich zu Tiſche ſetzte. Anfangs geſchah es in der ſchwankenden Hoffnung, er könnte plötzlich hereintreten und an dem Mahle Theil nehmen; ſpäter wurde es zur Gewohnheit, die man nicht abbrechen wollte, um dadurch nicht anzuerkennen, daß er auf immer dahin ſei.

Die Geſundheit der Mrs. Wharton verſchlimmerte ſich zuſehends. Der Glanz ihrer Augen trübte ſich, die Farbe ſchwand von ihren Wangen, und die ſonſt ſo heiter hellen Töne wandelten ſich in Klagen. Fortwährend drang aus der Tiefe des ſchwerbelaſteten Herzens der Schrei: „O, warum ließ ich ihn mitgehn!" Nie machte ſie einem Andern einen Vorwurf; aber deſto bitterere Vorwürfe machten ſich Wharton, Onkel Georg und vor Allem Charley. In den einſt ſo friedvollen Räumen ging ein kleiner Geiſt um und der Liebling wurde zum Anklage=Engel. — Ach, ſo liegt Mancher an einen Fels der Vergangenheit geſchmiedet und der Geier der Erinnerung hackt ihm in's Eingeweide, und die rauhe Stimme ſchrillt unabläſſig in das Ohr des Gewiſſens! Dieſe Folterknechte der Reue ſind unerbittlich, wie die Geißel der Furien.

Vier Jahre waren vergangen, als einige Pelzhändler in der Gegend durchkamen und von einem weißen Knaben erzählten, den ſie bei den Pottawatomie=Indianern geſehen hätten. Jedermann wußte die Geſchichte von Willie's räthſelhaftem Verſchwinden, und die Nachricht wurde ſofort der Familie Wharton mitgetheilt. Ohne Verzug wurde an den Unions=Agenten bei dieſem Stamme geſchrieben.

Während der ruheloſen Erwartung einer Antwort ſagte Georg eines Tages zu ſeiner Schweſter: „Jenny, ich habe mir's nie vergeben, daß ich Deine Kinder an jenem verhängnißvollen Tage ſich ſelber überließ. Ich kann nicht ruhig werden. Ich muß gehen, Willie aufſuchen."

„Gott ſegne Dich," erwiderte ſie. „Mein theurer Mann ſprach eben davon, eine Reiſe zu denſelben Zweck anzutreten. Ich geſtehe, es iſt mein Wunſch, daß Jemand ſich nach dem armen Kinde umſehe, aber er ſcheint mir ſelbſtiſch; denn es iſt eine lange und ſchwierige Reiſe und könnte neues Unheil über uns bringen."

Nach einem edlen Streit zwiſchen Wharton und dem Bruder ward endlich für Onkel Georg entſchieden, und die wackere, ſelbſtloſe Tante Mary äußerte kein Wort gegen den Entſchluß ihres Mannes. Er machte ſich alſo auf den beſchwerlichen Weg. Lange ließ er auf einen Brief warten, und als er endlich kam, brachte er eben wenig Troſt. Der Agent hatte, wie er verſicherte, fleißige Nachforſchungen anſtellen laſſen und überzeugte ſich letzlich, daß unter dem fraglichen Stamme ſich kein weißes Kind befinde. Nichtsdeſtoweniger ſetzte Georg ſeine Erkundigungen beharrlich fort, um für die Nachricht, die ihn zu der weiten Reiſe veranlaßt hatte, einen leitenden Faden in die Hände zu bekommen. Allein nach einigen Wochen mußte er die Rückreiſe antreten, ohne die geringſte Auskunft erzielt zu haben.

Dieſe nimmerendende Ungewißheit, dieſe „verzeuchte Hoffnung, die das Herz krank macht,"* war für die Mutter eine härtere Prüfung, als die Gewißheit geweſen wäre, daß ihr Geliebtes todt ſei. Ein ſolcher Seelenzuſtand mußte ihre Geſundheit untergraben. Zwar übte ſie noch immer ihre häuslichen Pflichten mit gewohnter Gewiſſenhaftigkeit, war ſorgſam und zärtlich gegen die Ihrigen, aber alles Andere, woran ſie ſonſt ihre Freude hatte, ließ ſie gleichgültig. Ein Dorf erwuchs allmählich in ihrer Nähe; allein die neuen Ankömmlinge, an denen ſie früher das lebhafteſte Intereſſe genommen hätte, ſchwebten an ihr vorüber, wie die Schatten in einer Zauberlaterne. „Die arme Frau," ſagten die alten Anſiedler zu den neuen, „ſie iſt nicht, was ſie war; das Herz iſt ihr gebrochen."

Acht Jahre verfloſſen und Mrs. Wharton, die bei der fortwährenden Abnahme ihrer Kräfte nie klagte, vollbrachte immer noch einen Theil der hauswirthſchaftlichen Arbeiten mit einer ſchwermüthigen Ergebung, welche die Liebe der Ihrigen gegen ſie womöglich noch ſteigerte und ſelbſt Fremden mitleidsvolle Achtung einflößte. An einem milden Octobertage aber legte ſie ſich endlich hin, um nimmer wieder aufzuſtehen. Als man ſie in das Schlafgemach brachte, bat ſie, man möchte das Rollbettchen — Emma war dieſem längſt entwachſen und kein Nachfolger hatte davon Beſitz genommen — unter dem Ehebette hervorziehen, damit ſie noch einmal auf Willie's Kopfkiſſen ſchauen könnte. Die Erinnerungen an ihren ſchönen Knaben, wie er dort vom Mondlicht beſchienen, ſchlief, gingen in ihrer Seele auf und nahmen faſt leibliche Geſtalt an. Ihre Augen füllten ſich mit Thränen und ſie ſchien innerlich zu beten. Auf einen Wink von ihr hoben ſie Gemahl und Bruder zärtlich in das von Tante Mary bereitete Bett. Sie ließ ſich das Neue Teſtament bringen und Wharton las ihr daraus das 14. Kapitel des Evangelium Johannis vor. Als man das Buch zumachte, flüſterte ſie: „Singt mir: „„Ich will nun heimgehen."" Es war ein methodiſtiſches Lied, das ſie in ihrer Kindheit gelernt hatte, und das ſeitdem ſtets ihr Liebling geblieben war. Als nun der vierſtimmige Geſang von den Anweſenden, von Tante Mary mit ihrem hellen Diskant, Emma mit ihrer lieblichen Kinderſtimme, Onkel Georg mit ſeinem kräftigen Tenor, Wharton mit ſeinem tiefen Baß ausgeführt wurde, lächelte die Kranke heiter und bewegte die abgemagerte Hand im Takte.

An dieſem und dem folgenden Tage ſchlief ſie viel und ſchien ohne Bewußtſein. Am dritten Tage bemerkte ihr Mann, daß ihre Züge ſich plötzlich erleuchteten, wie eine Landſchaft, wenn das, die Sonne verſchleiernde Gewölk ſich verziehet. Ein freudig verklärtes Lächeln umſchwebte ihren Mund. Er beugte ſich über ſie und flüſterte:

„Was iſt, geliebte Jenny?"

Sie blickte auf, und mit leuchtenden Augen ſprach ſie in ſo kräftigen Tönen, wie man es lange nicht von ihr gehört hatte: „Unſer Willie! Sieheſt Du ihn nicht? Wik=ä=nie iſt bei ihm, und er windet ihr eine Schnur Guinea=Erbſen in's Haar. Er trägt ein indianiſches Gewand; aber ſie ſehn ſehr glücklich aus, dort, wo die gelben Blätter fallen und die glänzenden Waſſer funkeln."

„Der Strom des Gedächtniſſes," ſagte Wharton leiſe, „hat ihr die Zeit herbeigeführt, wo Wik=ä=nie ſich mit den Guinea=Erbſen freute, die Willie ihr ſchenkte."

„Sie iſt aus einem lieblichen Traum erwacht," fügte Onkel Georg hinzu. „Die Bilder dauern fort und erſcheinen ihr als wirkliche Geſtalten."

Dieſe Bemerkungen waren nicht für ſie berechnet, doch hörte ſie dieſelben und murmelte: „Nein, kein Traum! Sehet Ihr ſie nicht?"

Das waren ihre letzten Worte. Bald verfiel ſie wieder in den anſcheinend bewußtloſen Schlummer; aber noch zweimal erleuchtete das Lächeln ihr ganzes Geſicht.

Hunderte von Meilen fernab, an dem Gelände eines waldigen Hügels, der ſich in einem klaren Gewäſſer darunter ſpiegelte, ſaß in derſelben Stunde ein weißer Jüngling neben einem braunen Mäglein, der er eine Schnur ſcharlachrother Kügelchen in das glänzend ſchwarze Haar wand.

* Spr. Sal. 13, 12.

Digitized by Google

Er war mit einem Indianer-Gewand bekleidet und ſie trug einen Schurz von geflochtenem Graſe. Ueber ihnen wölbte ſich ein ſonnenbeſtrahlter Baum, von dem ein goldner Schauer des Herbſtlaubes auf ſie niederregnete. Sie unterhielten ſich in einer indianiſchen Mundart.

„Ä-li-lah," hub er an, „Deine Mutter ſagte mir immer, daß ich Dir dieſe rothen Körner gab, als ich ein kleiner Knabe war. Ich bin neugierig, wo ich damals war. Ich möchte es wohl wiſſen. Ich verſtand nicht zur Hälfte, was ſie mir über die lange Wildſpur erzählte. Ich glaube nicht, daß ich jemals meinen Weg finden könnte."

„Gehe ja nicht," ſagte ſeine Geſpielin abwehrend. „Die Sonne wird dann nicht mehr ſcheinen auf Ä-li-lah's Pfad."

Er lächelte und ſchwieg einige Minuten, während er einige ſcharlachrothe Körner auf Grashalmen reihete und um ihr Handgelenk wand.

„Ä-li-lah," fing er wieder an, „ich wünſchte, ich könnte meine Mutter ſehn. Deine Mutter ſagte mir, ſie hätte blaue Augen und falbes Haar. Ich erinnere mich nicht, jemals eine Frau mit blauen Augen und falbem Haar geſehn zu haben."

Plötzlich fuhr er in die Höhe.

„Was iſt?" fragte das Mädchen ebenfalls aufſpringend.

„Meine Mutter," rief er „ſieheſt Du ſie nicht? Sie lächelt mir zu. Wie ſchön ihre blauen Augen ſind! Ach, nun iſt ſie fort!"

Am ganzen Leibe zitternd und tief aufgeregt brach er in die Worte aus: „Ich will zu meiner Mutter! Ich muß zu meiner Mutter gehn! Wer kann mir nur ſagen, wo meine Mutter zu finden iſt?"

„Du haſt in das Land des Geiſtes geſchaut," ſagte das indianiſche Mädchen feierlich.

War die Liebesmacht im Herzen der ſterbenden Mutter eine Art geiſtiger Elektrizität, die ihr Bild, wie der Drath das Telegramm, in die Seele ihres Kindes trug? Die Liebe photographirt mit lebenvoller Schärfe auf die Tafel des Gedächtniſſes: kann nun dieſes nicht, wenn in concentrirteſter Spannung, aus dem Geſichtskreiſe des leiblichen Auges entrückte Schauplätze und Geſtalten wahrnehmen und ſie, gleich dem Sonnenlichte unter günſtigen Umſtänden, äußerlich ſichtbar machen? Wer will darauf antworten! Ueber alle Begriffe geheimnißvoll ſind die Geſetze unſeres complizirten Weſens.

Die Mutter ſah ihren entfernten Sohn, und der Sohn erblickte ſeine lang vergeſſene Mutter. Wie das geſchah, wußte weder die Eine, noch der Andre; aber auf die Seele Beider war ihnen unbewußt die Erſcheinung photographirt.

In der Heimat hatten inzwiſchen die Blumen auf der Mutter Grabe viermal geblühet, und noch immer blieben die Gedenkzeichen ihres fernen Lieblings unverändert, wie bei ihrem Leben erhalten. Das Rollbettchen wurde nie von ſeiner Stelle gerückt; das indianiſche Körbchen hing unter dem Spiegel in der Schlafkammer, wohin es Willie's Händchen gehängt hatten, und ſein Stuhl ſtand an demſelben Platze, wenn's zu Tiſche ging. Sein Bild lebte friſch im Gedächtniß der Seinigen; ſein Abenteuer mit der Pappuſe wurde zum tauſendſten Mal erzählt und ergötzte beſonders Emma, die ſich übrigens des verlorenen Bruders gar nicht erinnerte. Nur auf Charley's Geſicht lockten dieſe Rückerinnerungen kein Lächeln; zu ſchwer auf dem Herzen lag ihm ſein gebrochenes Wort, das der Mutter ein frühes Grab gegraben.*

---

## Nationalreichthum der Vereinigten Staaten vor ihrer Veruneinigung.

Einige ſtatiſtiſche Nachrichten über die Vereinigten Staaten vor dem Bürgerkriege entlehnen wir einem Berichte des Statiſtikers Dr. Kolb in der „Neuen Frankf. Ztg."

Der engliſche Geſandte zu Waſhington, Mr. Stuart, hat ſeine Regierung mit folgenden ſtatiſtiſchen Angaben über die Lage der Vereinigten Staaten von Nordamerika vor dem gegenwärtigen Kriege verſehen, Angaben, aus denen der blühende Zuſtand und der wunderbare Aufſchwung, welchen dieſe Staaten in den Jahren 1850 bis 1860 genommen, in demſelben Maße erſichtlich ſind, als ſie uns den tiefen Fall der Republik nach dem Ausbruche des Bürgerkrieges beklagen laſſen.

Wir haben es hier nur mit der Periode von 1850 bis 1860, in welcher die Vereinigten Staaten den Höhepunkt ihrer Entwickelung erreichten, zu thun; das Jahr 1860 bildet einen neuen Ausgangspunkt in ihrer Geſchichte, welcher ſeinen Abſchluß noch nicht erreicht hat.

Die Geſammt-Bevölkerung von 1860 betrug 31,445,089 Seelen, welche Ziffer in runden Summen einen Zuwachs von 8,250,000 gegen 1850, von 13,333,000 gegen 1840, von 18,500,000 gegen 1830, von 21,750,000 gegen 1820, von 24,200,00 gegen 1810, von 26,000,000 gegen 1800, und von 26,500,000 gegen das Jahr 1790 — in welchem die Bevölkerung nur 3,929,827 Seelen betrug — zeigt. Die durchſchnittliche Zunahme der Bevölkerung während eines Dezenniums war 34,6 pCt. Von der geſammten Bevölkerung gehörten 26,975,575 Seelen der weißen und 4,441,765 farbigen Raçen an; unter den letzteren waren 3,953,760 Sklaven. Während die Weißen von 1850 bis 1860 um 38 pCt. zunahmen, ſteigerte ſich die afrikaniſche Raçe nur um 22 pCt. Der bemerkbarſte Zuwachs fand in den nordweſtlichen Staaten (Indiana, Illinois, Michigan, Wisconſin, Iowa, Mineſota und Kanſas) ſtatt. Dieſer Bezirk hat ein Areal von 2500,95 Quadratmeilen, und ſeine Bevölkerung betrug im Jahre 1850 2,734,945, oder 1092 Seelen auf die Quadratmeile. Im Jahre 1860 hatte dieſe Bevölkerung bis auf 5,543,382 oder 2214 pro Quadratmeile zugenommen.

Ungleich den engliſchen Bevölkerungs-Liſten, welche ſtets eine Mehrzahl weiblicher Bewohner zeigen, giebt die von Mr. Kennedy veröffentlichte Statiſtik der Vereinigten Staaten eine Mehrzahl von 750,000 männlichen Bewohnern gegen die weibliche Bevölkerung an; ein Umſtand, welcher in der größeren Einwanderung von Männern ſeine Erklärung findet.

In Rückſicht auf Sklaverei, der großen Frage der amerikaniſchen Politik, findet ſich bemerkt, daß die Freilaſſung von Negerſklaven im Jahre 1860 eine Steigung gegen das Jahr 1850 gezeigt hat; die Zahl der freigelaſſenen Sklaven betrug 1860 3018 (oder einer auf je 1309), 1850 dagegen 1467 (oder einer auf je 2181). Andererſeits belief ſich die Zahl der Sklaven, welche ihren Herren entlaufen waren, im Jahre 1860 nur auf 803, während ſie 1850 1011 betrug.

Die Sterblichkeit der geſammten Bevölkerung ſtieg im Jahre 1860 auf 392,821 gegen 323,272 1850, alſo im Verhältniß von 1,41 zu 1,27. Sie ſchwankte je nach dem Breitengrade, der Natur der Bevölkerung, des Bodens und anderer Urſachen von 0,44 pCt. in dem Territorium von Waſhington bis zu 2,06 pCt. in Arkanſas (1860). Die Pacifique-Küſten und die Nordweſtſtaaten zeigten den niedrigſten, das Miſſiſſippithal den höchſten Grad der Sterblichkeit. Die Aufzeichnungen über die Sterblichkeit in Rückſicht auf das Alter ſind unvollſtändig; im Allgemeinen aber kann angenommen werden, daß wie in andern Ländern der größte Theil der Geſtorbenen in das unmündige Alter fällt, und daß die Sterblichkeit im Jahr 1860 nicht höher als in England war.

Von vielem Intereſſe ſind die Angaben über die Zahl der Tauben und Stummen, der Blinden, Wahnſinnigen und der Idioten. Nach dem Cenſus von 1860 betrug die Zahl der Tauben und Stummen 15,077 Perſonen, wovon 14,269 der weißen Raçe und 808 den Sklaven angehörten. An Blinden gab es 11,125 Freie und 1510 Sklaven, an Wahnſinnigen 23,594 Freie und 406 Sklaven, an Idioten 17,286 Freie und 1579 Sklaven.

Die Städte New-York und Brooklyn hatten zuſammen eine Bevölkerung von 1,072,000 Seelen. Die zweitgrößte Stadt war Philadelphia mit 562,529, dann Baltimore mit 212,428, Boſton, New-Orleans, Cincinnati und St. Louis, mit etwas mehr als 160,000 Bewohnern. Zunächſt in der Volkszahl und am Auffallendſten um der Zunahme ſeiner Bevölkerung willen war Chicago, deſſen Einwohnerzahl von weniger als 30,000 1850, auf 109,260 1860 ſtieg.

Die induſtriellen Etabliſſements (einſchließlich der Fiſchereien und der Bergwerke) hatten im Jahr 1850 einen Geſammtwerth von 1,019,106,616 Doll., während derſelbe im Jahr 1860 auf 1,900,000,000 — alſo um 86 pCt. in 10 Jahren — geſtiegen war. Man kann annehmen, daß ein Drittel der Geſammtbevölkerung ſich durch Fabrikarbeit ernährte. Die Kultur-Verbeſſerungen des Bodens ſtellten im Jahr 1850 einen Werth von 6,842,611 D., im Jahr 1860 einen ſolchen von 17,802,514 D. — alſo einen Zuwachs von 160 pCt. — dar. Am meiſten fand dieſer Zuwachs im Weſten ſtatt, wo er bis auf 313 pCt. ſtieg. Der Werth der Dampf- und anderer Maſchinen (einſchließlich der in neuerer Zeit ſehr vermehrten Säe-Maſchinen) betrug 1860 47,188,550 D., 1850 dagegen 27,998,334 D., alſo 68,2 Zuwachs. Die Kohlen-Minen ergaben im Jahr 1860 einen Ertrag von 15,173,409 Tonnen im Werthe von 19,365,765 D., alſo 16,9 pCt. mehr gegen den Ertrag des Jahres 1850, welcher in 7,173,750 D. beſtand. Der vereinigte Werth von Kupfer, Zink, Blei und ſonſtigen Metallen, welche während der Zeit vom 1. Juni 1859 bis 1. Juni 1860 gewonnen worden, iſt auf 4,394,573 D. geſchätzt.

Die ſteigende Anwendung der Drucker-Preſſe zeigt ſich durch den erhöhten Geſammtwerth des Druckmaterials, welcher 1860 39,687,043 D., 1850 nur 11,352,705 D. betrug. Von 4051 Zeitungen und

---

* III. folgt im nächſten Blatte.

Digitized by Google

periodiſchen Druckſchriften, welche 1860 in den Ver. Staaten erſchienen, waren 3242 politiſchen Inhalts, 298 der Literatur gewidmet, 277 hatten religiöſe und theologiſche Zwecke und die übrigen 234 waren verſchiedenen Inhaltes. 1850 betrug die Zahl ſämmtlicher Zeitungen und Druckſchriften nur 2526, wovon 1630 politiſchen und 191 religiöſen Inhaltes waren. Die Geſammtzahl der Abzüge betrug 1850 = 426,409,978, 1860 dagegen 927,951,548, alſo auf jeden weißen Kopf in den Ver. Staaten 34,$_{36}$ Abzüge.

Die Ueberſichten der Baumwollen-Manufaktur zeigen für das Jahr 1860 einen Zuwachs von 75,$_{78}$ pCt. (nach dem Werthe bemeſſen) im Vergleich mit den Ermittelungen des Jahres 1850. Der Werth aller im Jahr 1860 fabrizirten Baumwollen-Waaren iſt auf 115,137,926 D., die Zahl der Spindeln auf 5,035,708, die Höhe des Betriebs-Kapitals auf 99,551,465 D. angegeben. Ebenſo iſt die Wollen-Manufaktur geſtiegen, wogegen die Leinen-Bereitung geringe Fortſchritte gemacht hat. Die Verarbeitung von Baumwollen-Surrogaten wird vorausſichtlich in Aufſchwung kommen.

Die Exiſtenz des Petroleums ſcheint ſchon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch Indianer zur Kenntniß der weißen Bevölkerung gebracht zu ſein, welche es auf Oil-Creek, einem Zweige des Alleghany in Pennſylvanien, ſowie nahe an den Quellen des Geneſſeefluſſes im Staate New-York, fanden, und Anfangs gegen Wunden und bei religiöſen Ceremonien brauchten. Sie verkauften es unter dem Namen Seneca-Oel. Aber erſt im Jahr 1844 begann man die Quellen in großem Maßſtabe auszubeuten. Vor dem Schluſſe des Jahres 1860 wurde die Zahl der vorhandenen Quellen auf ungefähr 2000 geſchätzt. Seit Auguſt 1861 nahm die Production einen raſchen Aufſchwung und die gegenwärtige Lieferungs-Fähigkeit der Quellen wird auf 250,000 bis 300,000 Fäſſer pro Woche angenommen. Der Geſammtwerth des in den verſchiedenen Aſſekuranz-Compagnien der Union verſicherten Eigenthums beträgt in approximativer Summe 3 Milliarden Dollars und die für 1860 angekündigten Verluſte 50,595,700 Doll.

Die Geſammtlänge aller Eiſenbahnen betrug 1850 = 8,588,$_{79}$ Meilen mit 296,260,128 Doll. Baukoſten, 1860 dagegen 30,598,$_{77}$ Meilen mit 1,134,452,909 Doll. Baukoſten.

Die Staatsrevenüen des Jahres 1860 betrugen 81,091,309 Doll., hauptſächlich aus dem Landverkauf und den Anleihen gefloſſen, während die Staatsausgaben für daſſelbe Jahr nur die Summe von 77,462,102 Doll. erreichten. Von dieſer letzteren Summe waren zur Deckung der Zinſen und zur Amortiſation der Staatsſchuld nur 17,613,628 Doll. nöthig; der Betrag der letzteren wird auf 45,079,203 Doll. ausſchließlich des Noten-Umlaufes von 19,690,500 Doll. angegeben. Weniger als 27,000,000 Doll. genügten für den vereinigten Dienſt des Kriegs- und Seedepartements. Die von anderen Ländern zu einheimiſcher Conſumtion eingeführten Waaren hatten im Jahre 1860 einen Geſammtwerth von 335,230,919 Doll., im Jahre 1850 einen ſolchen von 163,186,510 Doll. Der Werth der exportirten Waaren und Produkte betrug 1860 316,242,423 Doll., 1850 113,900,233 Doll. Sowohl Import als Export hatte alſo eine bedeutende Steigerung erfahren.

## Braſilien.

### Das literariſche Braſilien, nach Ferd. Wolf.

II.

Die vierte Periode, vom Anfange des 19. Jahrhunderts bis zum Jahre 1840, iſt die Zeit, in der ſich Braſilien in der Politik, wie in der Literatur von der Herrſchaft des Mutterſtaates Portugal unabhängig machte. Der Prinz-Regent von Portugal, Johann, vor der Macht Napoleon's flüchtend, kam am 23. Januar 1808 nach Braſilien und wurde von dem Volke mit Enthuſiasmus empfangen. Eine ſeiner erſten Verordnungen war, daß die Häfen Braſiliens allen Nationen geöffnet ſein ſollten. Dieſe Maßregel kam der Unabhängigkeits-Erklärung Braſiliens gleich. Die unvermeidlichen Conſequenzen davon waren die Erhebung der Kolonie in den gleichen Rang mit dem Mutterſtaate, im Jahre 1815, und ihre vollſtändige Emancipation, im Jahre 1822. In der Literatur äußerten ſich die Folgen dieſer Revolution zuerſt in der Rivalität mit dem Mutterlande und dann in der Oppoſition gegen daſſelbe. Das Gefühl der Unabhängigkeit ſprach ſich in den Schriftwerken aus, und die Unterſtützung, die man nicht mehr von Portugal begehrte, fand man in Frankreich und England. Als der Geſchmack für das Volksthümliche, der von Deutſchland ausgegangen war, ſich über ganz Europa verbreitete, fand er auch in Braſilien Eingang. Das chriſtliche Element, früher durch die Humaniſten und die klaſſiſche Schule der Franzoſen zurückgedrängt, machte ſich anfänglich nur in der Kanzel-Beredſamkeit, ſpäter in der Romantik geltend. Damals entſtand auch eine politiſche Preſſe, deren Haupt-Repräſentant, der Correio Braziliense, herausgegeben in London von Hippolito José Dacoſta Pereira, ſich durch ſeine nationale Tendenz und wiſſenſchaftliche Haltung auszeichnete. Die bedeutendſte Perſönlichkeit dieſer Zeit iſt José Bonifacio de Andrade e Silva, ausgezeichnet als Gelehrter, Staatsmann und Dichter, der den größten Einfluß auf die Geſchicke ſeines Vaterlandes ausgeübt hat. Unſer Verfaſſer giebt eine ausführliche Beſchreibung ſeines thatenreichen Lebens. Seine Schriftſteller-Thätigkeit beſchränkte ſich anfangs auf naturwiſſenſchaftliche Abhandlungen in franzöſiſcher und deutſcher Sprache, die er an die Akademien von Paris und Berlin ſandte. Wegen ſeiner politiſchen Oppoſition aus Braſilien verbannt, im Jahre 1823, beſchäftigte er ſich während ſeines Exils in Bordeaux mit der Poeſie. Hier erſchien ein Theil ſeiner Dichtungen im Jahre 1825 ohne Namen des Verfaſſers unter dem Titel: Poesias avulsas de Americo Elysio. Obgleich er kein geborner Dichter war, wußte er doch den Gefühlen, die die Ereigniſſe ſeines viel bewegten Lebens hervorgerufen hatten, eine würdige Form zu geben. Andere Staatsmänner folgten ſeinem Beiſpiele, und ſo trägt die Poeſie dieſer Zeit im Allgemeinen einen immer mehr ausgeſprochenen nationalen Charakter, wobei der Einfluß der gleichzeitigen franzöſiſchen und engliſchen Literatur nicht zu verkennen iſt.

Die fünfte Periode bildet die Zeit von 1840 bis zur Gegenwart. Die Monarchie faßt nach den vorausgegangenen Stürmen immer mehr Wurzel im Volke; die Literatur verfolgt ihre nationale Richtung, und an ihrer Entwickelung nimmt der Kaiſer Pedro II. den thätigſten Antheil. Er beſchützt Wiſſenſchaften und Künſte aus wahrer Liebe zu ihnen, da er ſelbſt die gründlichſten Kenntniſſe beſitzt. Unter ſeiner Regierung ſind Unterrichts-Anſtalten und literariſche Geſellſchaften in beträchtlicher Zahl gegründet worden, und ſtatt daß früher die Journaliſtik faſt einzig ſich mit Politik beſchäftigte, vertritt jetzt eine nicht unbedeutende Zahl von Zeitſchriften die Intereſſen der Wiſſenſchaft und Kunſt. Unter dieſen nimmt die Revista, herausgegeben von dem hiſtoriſch-geographiſchen Inſtitut, die erſte Stelle ein. Da die namhafteſten Schriftſteller und Dichter Mitglieder dieſes Inſtitutes ſind, ſo iſt die Revista eine Hauptquelle für die Geſchichte der braſilianiſchen Literatur und zugleich von dem wichtigſten Einfluſſe auf ihre fernere Entwickelung. Die Braſilianer ſind mit der Zeit zu einem ſelbſtändigen Volke herangereift. Die Nachkommen der europäiſchen Koloniſten akklimatiſirten ſich allmählich in dem tropiſchen Lande, und bald im Kampfe mit den Eingebornen, bald ſich mit ihnen miſchend, wandelten ſie ſich mit der Zeit in eine eigenthümliche neue Raçe um, deren Unterſcheidungs-Merkmale ein heißeres Blut, eine innigere Anhänglichkeit an den heimiſchen Boden, ein lebhafteres Gefühl für die Schönheiten und Vorzüge ihres Landes und ein größeres Selbſtvertrauen in ihre eigene Kraft ſind. So entwickelten ſich die Braſilianer immer mehr, verſchieden von ihren portugieſiſchen Ahnen. Ihre phyſiſche Organiſation iſt durch das Klima und die häufigen Miſchungen eigenthümlich modificirt; ihre Anſchauungsweiſe hat eine vollſtändige Umwandlung erlitten; beſondere Intereſſen, eigene politiſche Meinungen treten zu Tage; kurz, wir finden ein Volk von einer ſtark ausgeſprochenen Individualität.

Kein Wunder, wenn dieſe amerikaniſche Nationalität das Band, das ſie früher an das Mutterland knüpfte, auch in der Literatur völlig gelöſt hat. Die Braſilianer haben ſich frei gemacht von dem falſchen Klaſſicismus, der von Frankreich nach Portugal und von da auch nach Braſilien gedrungen war; dafür haben ſie das von Deutſchland ausgehende Prinzip des Natürlichen und Volksthümlichen angenommen zugleich mit dem Romantismus, der in ſeiner wahren Bedeutung nichts anderes ſein ſoll, als der Ausdruck des von allen conventionellen Feſſeln befreiten Volksgeiſtes. Die Literatur ſchloß einen engen Bund mit dem Nativismus, der eine Macht geworden war. Um dieſen zu legitimiren, mußte man die Gegenwart an die vorhiſtoriſche Zeit, an die Epoche, die der Eroberung und Coloniſation vorausgegangen war, knüpfen. Es bedurfte nur eines ausgezeichneten Geiſtes, um dem Nativismus den Sieg zu verſchaffen, und dem, was in der Luft ſchwebte, einen Körper zu geben, um das auszuſprechen, was auf Aller Lippen war, und dieſer Mann fand ſich auch: es war Domingos José Gonçalves de Magalhães.

Geboren 1811 in Rio de Janeiro, wo er ſeine erſten Studien machte und die Würde eines Doctors der Medizin erwarb, gab er ſchon 1832 eine Sammlung von poetiſchen Verſuchen, Poesias, heraus, die ſein gro-

Digitized by Google

ſes Talent bezeugten. In ihnen folgte er noch den früheren klaſſiſchen Muſtern der Portugieſen. Im Jahre 1833 machte er ſeine erſte Reiſe nach Europa und wurde 1836 Attaché der braſilianiſchen Geſandtſchaft in Paris. Es war damals die Glanzperiode des franzöſiſchen Romantismus, und dieſe Bewegung in der literariſchen Welt hatte den Einfluß auf den jungen Dichter, daß er von da an alle Feſſeln der klaſſiſchen Schule abſtreifte.

Nach ſeiner Rückkehr nach Amerika wurde er zum Secretair bei der Provinzial-Regierung von Maranham und ſpäter bei der von Rio Grande do Sul ernannt. Als Mitglied der Deputirten-Kammer verlebte er einige Zeit in ſeiner Vaterſtadt. Hierauf betrat er wieder die diplomatiſche Laufbahn und erhielt den Poſten eines braſilianiſchen Geſchäftsträgers an den Höfen von Neapel und Turin. Seit 1859 iſt er Miniſter-Reſident in Wien. Eine Sammlung elegiſcher Gedichte erſchien in Paris 1836 und in zweiter Auflage 1859 unter dem Titel: Suspiros poeticos y Sandades. „Das iſt ein Buch von Poeſien, ſagt der Verfaſſer in der Vorrede, die ich geſchrieben habe unter der Herrſchaft lokaler Eindrücke, bald mitten in den Ruinen des alten Roms, träumend von den Geſchicken der Reiche, bald auf dem Gipfel der Alpen, wo die Phantaſie ſich im Unendlichen bewegt, wie ein Atom im leeren Raume, bald in irgend einer Kathedrale, anſtaunend die Größe Gottes und die Wunder des Chriſtenthums, bald unter Cypreſſen, die ihren Schatten über Gräber verbreiten, bald endlich Betrachtungen anſtellend über das Geſchick des Vaterlandes, über die menſchlichen Leidenſchaften, über die Nichtigkeit des Lebens. Es ſind Dichtungen eines Pilgers, wechſelnd wie die Scenen der Natur, mannigfaltig wie die Ereigniſſe des Lebens, aber in harmoniſcher Verbindung durch die Einheit des Gedankens und ſich in einander fügend, wie die Ringe einer Kette; es ſind Dichtungen der Seele und des Herzens, die nur die Seele und das Herz beurtheilen können.“ Den äußeren Anſtoß zu dieſen Gedichten, worin der Dichter ſeine ganze Genialität entfaltet, haben die Méditations von Lamartine gegeben. Eine zweite Sammlung erſchien im Jahre 1858 unter dem Titel: Os Mysterios, Cantico funebre á memoria de meos filhos, Trauer-Elegien über den plötzlichen Tod von drei noch jungen Söhnen. Im Jahre 1862 gab er in Wien eine Sammlung von Poeſien unter dem Titel: Urania heraus, eine ebenſo zarte, wie wohlverdiente Huldigung, die er ſeiner Gattin darbrachte. Schon früher hatte er ſich in dem Drama verſucht. Außer einigen Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen hat er zwei Tragödien gedichtet, die dem National-Theater in Braſilien den Weg gebahnt haben: „Antonio Joſé, oder Dichter und Inquiſition“ und „Olgiato,“ die Verſchwörung der Edeln von Mailand gegen den Tyrannen Galeazzo Maria Sforza, im Jahre 1476, zum Gegenſtand habend. Er ſelbſt charakteriſirt ſeine Tragödien: „Ich habe mir weder die kalte Regelmäßigkeit der Klaſſiker, noch die leichtfertige Ungezwungenheit der Romantiker zum Muſter genommen. Ich kann mich auf keine Weiſe befreunden mit den Schauerſcenen der modernen Schule, mit der Unnatur und Ungeheuerlichkeit der Charaktere, mit den unedeln und zügelloſen Leidenſchaften und unzüchtigen Liebſchaften, mit der Sprache der Romantiker, die, weil ſie durchaus natürlich ſein ſoll, affektirt wird. Vielmehr weiß ich vollkommen zu würdigen die Einfachheit, die Energie und ausdrucksvolle Kürze Alfieri's und Corneille's.“ Mehr noch als ſeine lyriſchen und dramatiſchen Poeſien hat ſein National-Epos: „Die Conföderation der Tamoyos“ (A confederação dos Tamoyos, Rio de Janeiro, 1857) ſeinen Namen berühmt gemacht. Der Dichter ſchildert in den zehn Geſängen dieſes Epos die Kämpfe der freien Indianer, an deren Spitze die Tamoyos ſtanden, gegen die Portugieſen um das Küſtenland der Bai von Rio de Janeiro. Der Sieg blieb den Portugieſen trotz der Hülfe, die den Verbündeten von den Franzoſen wurde, und das Reſultat dieſes Kampfes war die Gründung der Stadt Rio de Janeiro, wodurch der Beſtand des braſilianiſchen Reiches geſichert war. Wir müſſen es uns verſagen, näher auf den Inhalt einzugehen, und verweiſen auf die vollſtändige Analyſe, die der Verfaſſer von dem Gedichte giebt. Dieſes Epos wurde mit allgemeinem Enthuſiasmus aufgenommen, und der Kaiſer, dem es gewidmet iſt, hat auf ſeine Koſten eine prachtvolle Ausgabe veranſtalten laſſen. Außer den poetiſchen Werken hat Magalhães auch mehrere proſaiſche Schriften herausgegeben über Philoſophie, Geſchichte, Literatur, Ethnographie der Urbewohner Braſiliens und eine Novelle „Amancia.“

Magalhães hatte den Weg gebahnt, und unſer Verfaſſer führt eine anſehnliche Zahl von Dichtern an, die größtentheils ſeiner Spur folgten. Auch die Proſa bildete ſich in der neueſten Zeit eigenthümlich aus. Die Braſilianer haben ein angeborenes, oratoriſches Talent, das ſich früher nur in der Kanzelberedtſamkeit geltend machen konnte; jetzt bieten die Verhandlungen in den Kammern und die Vorträge in den Akademien ein weites Feld, das von namhaften Männern angebaut wird. Der hiſtoriſche Styl verdankt ſeine Vollendung vorzüglich dem gelehrten Fr. Adolpho de Varnhagen, der als tüchtiger Forſcher ſeine deutſche Abkunft nicht verleugnet.

Der Verfaſſer faßt am Schluſſe das Ergebniß ſeiner Entwickelungsgeſchichte der braſilianiſchen Literatur kurz alſo zuſammen: „Die braſilianiſche Literatur kann mit gutem Rechte beanſpruchen, als eine wahrhaft nationale anerkannt zu werden. In dieſer Eigenſchaft nimmt ſie eine ehrenvolle Stelle unter den Literaturen der civiliſirten Welt ein. Sie hat ſich beſonders in der letzten Periode nach allen Richtungen hin entwickelt und kann in den Hauptfächern Werke aufweiſen, die der Aufmerkſamkeit aller Literaturfreunde würdig ſind.“

Wir haben bei der Vorführung dieſes reichhaltigen Buches uns nur darauf beſchränken können, in einem ſchwachen Umriſſe Andeutungen von einem regen Literaturleben zu geben, wovon gewiß bisjetzt der größte Theil der Gebildeten keine Ahnung hatte. Wer ſich für die geiſtige Entwickelung eines aufſtrebenden Volkes intereſſirt, darf das Buch nicht unberückſichtigt laſſen, das ſich ſowohl durch die Vollſtändigkeit, womit der Verfaſſer das Leben, Wirken und Schaffen der braſilianiſchen Schriftſteller vorführt, als auch durch das geſunde und unparteiiſche Urtheil und die geſchmackvolle Auswahl von Proben aus den Schriften der beſten Dichter und Proſaiker, die der zweite Theil enthält, auszeichnet. **M.**

## Polen.

### Die polniſche National-Regierung.

Aus den Berichten des Times-Korreſpondenten

Lemberg, 18. Auguſt 1863.

Es hält äußerſt ſchwer, etwas Authentiſches über den Gang des Aufſtandes im Königreich Polen zu erfahren. Was Galizien betrifft, ſo wird eine Expedition nach der andern ausgeſendet und erleidet immer daſſelbe Schickſal. Wenn aber dieſe Expeditionen ſonſt nichts ausrichten, ſo haben ſie wenigſtens den Erfolg, einen ungeheuren Cordon ruſſiſcher Truppen beſtändig in Athem zu halten, und liefern den unzweideutigen Beweis, daß die Energie der Polen und ihr Entſchluß, ſich bis zum letzten Augenblick zu vertheidigen, nicht im mindeſten geſchwächt ſind. Was auch Fürſt Gortſchakov auf die letzten Noten der Weſtmächte antworten mag, die Polen werden ihre Waffen nicht niederlegen und es werden bereits Anſtalten getroffen, den Krieg gegen Rußland auch den Winter hindurch fortzuführen. Wahrſcheinlich haben ſie jetzt nicht mehr Ausſicht, die Ruſſen aus Polen zu vertreiben, als vor vier oder fünf Monaten; aber wie es ſich auch mit dem bewaffneten Aufſtande verhalten mag, ſo viel iſt ſicher, daß die Macht der National-Regierung fortdauernd in ſtetigem Zunehmen begriffen iſt. Gleich den meiſten andern Regierungen hat ſie ihre Bewunderer und ihre Tadler, aber ungleich anderen Regierungen findet ſie pünktlichen und allgemeinen Gehorſam. Ich habe zwar einige Klagen über die gezwungene Anleihe von Perſonen gehört, welche ihr Geld nicht gern dafür hingeben wollten; andererſeits weiß man, daß ein Gutsbeſitzer in der Nähe von Krakau ſich augenblicklich mit 100,000 polniſchen Gulden daran betheiligt hat. Die von jedem Eigenthümer verlangte Summe wird nach dem Betrag der Steuer berechnet, die er an die National-Regierung einzuzahlen hat, welcher Betrag ſich jetzt in Galizien auf 50 Procent der von den Oeſterreichern erhobenen Abgaben ſtellt.

Die Operationen durch die National-Regierung finden mit großer Regelmäßigkeit ſtatt, und um ihre Organiſirung und Verfahrungsweiſe möglichſt bekannt zu machen, hat ſie vor Kurzem in ihren offiziellen Blättern eine Reihe von Erlaſſen mit einer (natürlich nicht namentlichen) Liſte der an ihren Tribunaten fungirenden Richter und Beamten veröffentlicht. Das „Kriminal-Geſetz,“ welches im Monat Juni zuerſt in Kraft trat, erklärt in ſeinen erſten Paragraphen, daß alle Handlungen, welche dahin zielen, die National-Regierung zu ſchwächen und den Aufſchwung der revolutionären Bewegung zu hemmen, ſowie überhaupt alle Akte, die der nationalen Sache zum Schaden gereichen können, als Staatsverbrechen betrachtet werden.

Der zweite Paragraph enthält die verſchiedenen Strafen, die für Staatsverbrechen verhängt werden. Dieſe ſind: 1) der Tod; 2) Infamie, durch die öffentlichen Blätter verkündet; 3) Verbannung von der Heimat, oder aus dem Lande überhaupt, auf längere oder kürzere Zeit. In Fällen, die dem Geſetze zufolge die Todesſtrafe nach ſich ziehen, wer-

Digitized by Google

den ſolche Verbrecher, gegen welche das Urtheil nicht vollſtreckt werden kann, für vogelfrei erklärt.

„Es wird als Grundſatz angenommen,“ heißt es im dritten Paragraphen, „daß jeder Bürger das Recht hat, den Andern anzuklagen und zu denunziren. Dieſe Regel erleidet jedoch Ausnahmen. So können die Militair- und Civilcommiſſare der Regierung, die Chefs der Woiwodſchaften und die in Warſchau angeſtellten Beamten nur auf Befehl der National-Regierung gerichtlich verfolgt werden. Bezirksbeamte können auf Anklage der Regierungs-Commiſſare ſofort vor Gericht geſtellt werden; doch entſcheidet das Tribunal, ob das Verfahren gegen dieſelben einzuleiten iſt oder nicht. Jeder Angeklagte genießt das Recht, ſich zu vertheidigen.“

Der vierte Paragraph verordnet, daß alle Urtheile durch die öffentlichen Blätter bekannt gemacht werden.

Ueber die Organiſirung und die Functionen der Gerichtshöfe beſchließt die National-Regierung wie folgt:

„1. In jedem Bezirk und in der Stadt Warſchau werden Revolutions-Tribunale errichtet.

„2. Die Gerichtsbarkeit der in den Bezirken errichteten Revolutions-Tribunale erſtreckt ſich nur auf die Bezirke, in welchen ſie ſich befinden. Dem Revolutions-Tribunal in Warſchau ſind alle Einwohner der Stadt und der Vorſtädte ohne Ausnahme untergeordnet.

„3. Die Revolutions-Tribunale haben keine Autorität über Offiziere und Soldaten im aktiven Dienſt, für welche beſondere Kriegsgerichte exiſtiren.

„4. Jedes Revolutions-Tribunal beſteht aus einem Präſidenten und zwei Mitgliedern. Urtheil wird nach dem Beſchluſſe der Mehrheit geſprochen.

„5. Auf Vorſtellung der Regierungs-Commiſſare ernennt die National-Regierung für jedes Bezirks-Tribunal einen Präſidenten und zwei Mitglieder, die nach ihrer Vereidigung beſtätigt werden. Die Ernennung von Mitgliedern der Revolutions-Tribunale hängt ausſchließlich von der National-Regierung ab.

„6. Für jedes Tribunal wird von der National-Regierung ein Procurator ernannt. In Warſchau erwählt die National-Regierung einen Procurator aus zwei Kandidaten, die ihm von dem Aufſtands-Ausſchuß dieſer Stadt präſentirt werden. Der Procurator iſt der öffentliche Ankläger, und es iſt ſeine Pflicht, die Geſetze in Ausführung zu bringen und die Vollſtreckung der Urtheile zu überwachen. Die Urtheile werden von den Revolutions-Tribunalen nach den Beſtimmungen des von der National-Regierung beſtätigten Strafgeſetzes gefällt.“

Ein ſoeben veröffentlichtes Supplementar-Geſetz beſtimmt, daß die nach dem ſchon beſtehenden Geſetz verhängten Strafen nur nach einer ſtrengen Unterſuchung und kraft eines von dem competenten Gerichte geſprochenen Urtheils vollſtreckt werden ſollen.

Die Vertheidigung, zu der jeder Angeklagte berechtigt iſt, kann entweder ſchriftlich oder mündlich ſtattfinden. Eine mündliche Vertheidigung iſt zuläſſig, wenn der Angeklagte nicht perſönlich vorgefordert werden kann, ohne die Mitglieder des Tribunals der Gefahr auszuſetzen. Der Procurator hat mit Einwilligung des Tribunals zu entſcheiden, welche Vertheidigungsweiſe geſtattet werden ſoll. Die Beſchlüſſe eines jeden Tribunals ſind endgültig. Die Richter urtheilen „nach ihrem Gewiſſen und ihrer moraliſchen Ueberzeugung“ über die Schuld des Angeklagten. Läßt ſich dieſe nicht klar beweiſen, ſo kann er einſtweilen außer Anklage geſtellt und nur verwarnt werden, „in Zukunft auch den Schatten eines Verbrechens zu vermeiden.“ Binnen 24 Stunden nach dem Urtheilsſpruch wird es dem Procurator mitgetheilt, der die ſofortige Ausführung deſſelben verordnet.

Außer dem Revolutions-Tribunale in den Woiwodſchaften ſind drei oberſte Gerichtshöfe eingeſetzt worden: einer für das Kronland (das Königreich Polen), einer für Litthauen und einer für Reußen (d. h. Volhynien, Podolien und die Ukraine). Jeder von dieſen höchſten Gerichtshöfen beſteht aus einem Präſidenten und vier Richtern mit einem Procurator, welche alle direkt von der National-Regierung ernannt werden. Die Beiſitzer dieſer Gerichtshöfe ſind inamovibel, indem nur der Gerichtshof ſelbſt eines ſeiner Mitglieder abſetzen kann, worauf er deſſen Stelle ſogleich wieder ausfüllen muß.

Die Jurisdiction der höchſten Gerichtshöfe erſtreckt ſich, nach vorläufiger Ermächtigung der National-Regierung, über die Mitglieder der National-Regierung ſelbſt, die Mitglieder der National-Comité's in Litthauen und Reußen, die Staatsſecretaire, die bevollmächtigten Commiſſare, die Militair- und Civil-Commiſſare der Regierung, die Civil-Chefs der Woiwodſchaften und der Stadt Warſchau, die Directoren der Comité's, die Richter und Procuratoren des höchſten Gerichtshofs und der Revolutions-Tribunale.

Die höchſten Gerichtshöfe entſcheiden nach Stimmenmehrheit. Ihre Sprüche ſind endgültig und es findet von ihnen keine Berufung ſtatt.

Die Revolutions-Tribunale verrichten ihr Amt in den Hauptſtädten ihrer reſp. Woiwodſchaften. Sie können jedoch innerhalb der Gränzen derſelben ſich von einem Orte zum andern begeben, und nöthigenfalls den Schauplatz des zu unterſuchenden Ereigniſſes beſuchen, um ihre Recherchen an Ort und Stelle vorzunehmen.

Wie es ſcheint, hat die National-Regierung auch ein Preßgeſetz erlaſſen, welches ſie mit feiner Schmeichelei dem in Frankreich* beſtehenden nachgebildet hat. Wenn die Redacteure der in Warſchau herausgegebenen geheimen Journale die Politik der National-Regierung nicht richtig auffaſſen, oder ſich in irgend einer Weiſe vergeſſen, ſo erhalten ſie eine „Verwarnung“ und nach zwei Verwarnungen können ihre Blätter unterdrückt werden. So wurde neulich die Prawda (Wahrheit), die, gleichſam um ihren Namen zu rechtfertigen, eingeſtanden hatte, daß der polniſche Aufſtand ohne auswärtige Hülfe am Ende fehlſchlagen müſſe, ſo ſtreng verwarnt, daß ſie bald nachher den Geiſt aufgab.

Das Syſtem der Preßverwarnungen iſt übrigens nicht die einzige modern-franzöſiſche Idee, welche man unter verſchiedenen Vorwänden in Polen eingeführt, oder einzuführen geſucht hat; in der That iſt faſt jede große Ungerechtigkeit, die in neueſter Zeit dieſem unglücklichen Lande zugefügt wurde, durch die Behauptung vertheidigt worden, daß Daſſelbe im kaiſerlichen Frankreich geſchehen iſt und ſehr leicht wieder geſchehen kann. Der Marquis Wielopolski iſt bekanntlich ein großer Bewunderer Napoleon's III. — nicht vielleicht ſeines Syſtems, aber der Art und Weiſe, in der er es ausführt. Nichts iſt wahrſcheinlicher, als daß der Marquis ſich zu der von ihm beſchloſſenen Conſcription durch den Gedanken an den franzöſiſchen Kaiſer und an das, was Letzterer unter ähnlichen Umſtänden thun würde, verleiten ließ; ſo viel iſt ſicher, daß die Freunde Wielopolski's, die noch immer das eine Verbrechen ſeines politiſchen Lebens zu rechtfertigen oder zu mildern ſuchen, zu dieſem Zwecke die Frage aufwerfen, ob denn am Ende eine gezwungene Rekrutirung, welche die von ihr Betroffenen auf einige Jahre von ihrem Vaterlande entfernt hätte, an Grauſamkeit mit den maſſenhaften Deportationen nach Lambeſſa und Cayenne zu vergleichen ſei, die von dem dritten Napoleon nach ſeinem Staatsſtreich angeordnet wurden. Der Ruſſe Pogodin, der das polniſche Element in den ruſſiſch-polniſchen Provinzen „vernichten“ will, geſteht offen, daß er ſich den Kaiſer der Franzoſen zum Muſter genommen hat, und wie Dieſer den italiäniſchen Eigenthümern die Erlaubniß giebt, ihren Geburtsort zu verlaſſen, wenn ihnen die dort eingeſetzte franzöſiſche Regierung nicht gefällt, ſo will Jener den polniſchen Eigenthümern in Reußen ſagen, daß ſie entweder ſich als Ruſſen betrachten und da bleiben, oder, wenn ſie an ihrer Nationalität feſthalten, nach dem Königreich überſiedeln mögen.

Den Polen mit dergleichen Argumenten zu kommen, hieße jedoch einen ſehr unziemlichen Scherz mit ihnen treiben. Sie hoffen auf franzöſiſche Intervention, und man kann ihnen nicht zumuthen, den Charakter eines Monarchen mit allzu kritiſchem Auge zu prüfen, der ihnen früher oder ſpäter gewiß in irgend einer Art Beiſtand leiſten wird. Daß die National-Regierung, von der man jetzt ſagen kann, daß ſie Polen vertritt, einem willkürlichen Herrſchafts-Syſtem nicht hold iſt, erhellt zur Genüge aus der Thatſache, daß mitten unter den Schwierigkeiten, von denen ſie umgeben iſt, ſie eine regelmäßige, geſetzliche Ordnung einführt, und ſogar ihre eigenen Mitglieder der Autorität eines Gerichts unterwirft, deſſen Richter unabſetzbar ſind.

## Mannigfaltiges.

— Zur Statiſtik des ſtatiſtiſchen Kongreſſes in Berlin. Zu dem in den Tagen vom 6. bis zum 12. Sept. in Berlin verſammelt geweſenen internationalen, ſtatiſtiſchen Kongreſſe waren 482 Theilnehmer angemeldet. Es befanden ſich darunter 70 Nichtdeutſche, 54 Nichtpreußen und 358 Preußen, unter welchen Letzteren 283 Berliner waren.

Die nichtdeutſchen Mitglieder beſtanden aus 13 Engländern, 13 Ruſſen, 7 Franzoſen, 7 Norwegern, 5 Schweizern, 4 Italiänern, 3 Belgiern, 3 Holländern, 3 Spaniern, 2 Portugieſen, 2 Dänen, 2 Schweden, 2 Ungarn, 2 Amerikanern, 1 Serbier und 1 Moldauer.

Die nichtpreußiſchen Deutſchen zählten 10 Oeſterreicher, 6 Sachſen,

* Nicht allein in Frankreich!

Digitized by Google

6 Mecklenburger, 5 Bayern, 5 Thüringer, 5 Hamburger, 4 Frankfurter, 3 Oldenburger, 2 Anhaltiner, 2 Badenſer, 2 Heſſen, 2 Kurheſſen, 2 Holſteiner, 2 Lübecker, 1 Hannoveraner und 1 Württemberger.

Die amtliche Statiſtik war aus allen Ländern vertreten, deren Angehörige hier genannt ſind, am ſtärkſten aus England. Es wurde auf dem Kongreſſe, ſowohl in den ſechs Abtheilungen, als in den Plenarverſammlungen, faſt ebenſo viel in engliſcher und franzöſiſcher, als in deutſcher Sprache verhandelt. Die Portugieſen, Spanier, Italiäner, Belgier und Holländer bedienten ſich der franzöſiſchen Sprache. Die Ruſſen, Norweger, Schweden, Dänen und Ungarn ſprachen deutſch. Bemerkenswerth iſt auch noch, daß unter den Vertretern Englands, Frankreichs, Dänemarks, Italiens und der Schweiz Männer von jüdiſcher Abkunft ſich befanden.

— Statiſtiſches aus Bayern. Das ſtatiſtiſche Büreau in München hat ſoeben eine neue, aus der Feder des Staatsraths v. Hermann gefloſſene, amtliche Mittheilung über die Bewegung der Bevölkerung in Bayern während des fünfjährigen Zeitraumes von 1858—1862 veröffentlicht. Verbunden iſt damit ein Rückblick auf den 22jährigen Zeitraum von 1836—1857, und es iſt dadurch Gelegenheit zu einer Vergleichung der jetzigen mit den früheren Zuſtänden des Landes gegeben. Es geht daraus klar hervor, daß die freiſinnigeren Verwaltungs-Grundſätze der bayeriſchen Regierung während der letzten fünf Jahre nicht verfehlt haben, ihre ſegenreichen Früchte zu tragen, während die frühere Blüthezeit der Reaction dem Lande und beſonders der am übelſten behandelten Rheinpfalz die tiefſten Wunden geſchlagen hat. Die Erleichterung der Anſäßigmachung der ländlichen wie der ſtädtiſchen Bevölkerung, die Aufhebung der mittelalterlichen Heirats- und Niederlaſſungs-Beſchränkungen der Juden, die Herſtellung der Eiſenbahnen ꝛc. haben eine ſehr anſehnliche Vermehrung der Trauungen und Geburten und eine relative Verminderung, wenn auch noch nicht der Sterbefälle, doch der Auswanderungen zur Folge gehabt, wonach fortan in Bayern ein ganz anderes Steigen der Einwohnerzahl, als bisher, verbunden mit einem raſcheren Wachſen des Wohlſtandes, zu erwarten iſt. Die Zahl der unehelichen Geburten iſt im Verhältniß zu den erleichterten Trauungen und Niederlaſſungen etwas heruntergegangen (von $23\frac{1}{2}$ Proc. im Jahre 1859 auf $22\frac{1}{2}$ Proc. im Jahre 1862) und wird wahrſcheinlich mit jedem Jahre mehr heruntergehen, ſodaß Bayern bald ſeinen alten Ruf verlieren wird, dasjenige Land zu ſein, wo die meiſten unehelichen Kinder geboren werden. Auch die Zahl der Auswanderer, beſonders aus der Pfalz, hat ſich in den letzten Jahren, in Folge der freiſinnigeren Regierungs Prinzipien, ſehr vermindert. Im Jahr 1861—1862 hat ſogar zum erſtenmale wieder das Geldvermögen der Eingewanderten in der Pfalz mehr betragen als das der Ausgewanderten.

— W. H. Riehl's Geſchichten aus alter Zeit.* Der berühmte Verfaſſer der „Naturgeſchichte des Volks" und der gedankenreichen „muſikaliſchen Charakterköpfe," Prof. W. H. Riehl zu München, iſt neben ſeinen ſozial-politiſchen und muſikaliſchen Beſtrebungen zugleich ein rüſtiger Pfleger der Belletriſtik, ein genialer Meiſter in dem deutſch-lieblichen Erzählerton. Das hat er früher bereits an ſeinen „Kultur-Novellen" dargethan; jetzt hat er es in den neuerdings erſchienenen „Geſchichten aus alter Zeit" auf das Anmuthigſte beſtätigt. Riehl bekundet ein tiefes Verſtändniß jener Stelle des erſten Buchs Moſe, wo der Schöpfer ausruft: „Laſſet uns Menſchen machen nach unſerm Ebenbilde!" Die dichteriſche Nachſchöpfung gelingt ihm ſo ſchön, weil er den Menſchen aus ſeiner natürlichen Gliederung und Gruppirung: aus dem Volke, aus der Geſellſchaft, aus der Familie heraus begreift, weil er ihn dergeſtalt lebendig erfaßt! Da gelingt ihm denn auch der querköpfig träumeriſche deutſche Menſch mit ſeinem unendlichen Reichthum von Seelenleben. Da kann der naturwüchſige Humor ſein drolliges Spiel treiben und uns neckiſch hindurchführen durch die ſiebenfarbigen Thore der Gemüthsbewegung. Da iſt Komik und Tragik in Eins verſchlungen, ohne daß irgend eine gemiſchte Empfindung uns ſtört. Freilich tritt, wie es nicht anders ſein kann, bald die komiſche, bald die tragiſche Seite des Daſeins ſchärfer hervor. Während der „ſtumme Rathsherr" (ein treuer Hund), der „Leibmedikus," der „Fluch der Schönheit," „Jörg Muckenhuber," der „Dachs auf Lichtmeß" mehr dem heitern Humor fröhliche Opfer zollen, klingt in der „Liebesbuße," einem Gemälde von großartiger Ethik, in der „Lüge der Geſchichte" und in dem Schlußtableau, dem „Geſpenſterkampf" ein tragiſcher Grundton ſtärker an, uns rührend und erhebend. Ueber die Klüfte der Zeit hebt uns der Dichter zauberiſch hinweg, indem er jedem Zeitalter durch treue Charakteriſtik gerecht wird. Früheres und ſpäteres Mittelalter, die Zeit des dreißigjährigen Krieges, die philoſophirende Zopfzeit und noch der erſte Donner der franzöſiſchen Revolution, welcher an den Pforten eines germaniſchen Gotteshauſes rüttelt, reden mächtig und deutlich zu unſern Herzen. Der Dichter ſpendet weder klatſchhafte Neuigkeiten im Style zeitgemäßer „Novellen," noch verrottete Alterthümer, denen der Bücherſtaub anklebt, ſondern das wogende, wallende Leben einer üppig ſprudelnden Vergangenheit, deren Antlitz er unſerm Tage durch das weittragende Fernglas der Poeſie vermittelt.

T. v. B.

* Geſchichten aus alter Zeit von W. H. Riehl. Erſter Band. Stuttgart, Cotta'ſcher Verlag, 1863.

— Eine naturwiſſenſchaftliche Facultät in Tübingen. An der Univerſität Tübingen iſt jetzt eine beſondere naturwiſſenſchaftliche Facultät gegründet, welche mit dem bevorſtehenden Winterſemeſter in's Leben tritt. An die naturwiſſenſchaftliche Facultät geben über 1. die ſeither theils der mediziniſchen, theils der philoſophiſchen Facultät zugetheilten Lehrſtellen für Mathematik und Aſtronomie, für Phyſik, für reine Chemie, für angewandte Chemie, für Mineralogie und Geognoſie mit Paläontologie, für Botanik, für Zoologie und vergleichende Anatomie, ſowie endlich für Pharmakognoſie; 2. die entſprechenden Inſtitute, nämlich: die Sternwarte, das phyſikaliſche Kabinet, die beiden chemiſchen Laboratorien, die mineralogiſche Sammlung, der botaniſche Garten, die zoologiſche Sammlung, endlich die pharmakognoſtiſche Sammlung; 3. an Studirenden: A. ordentliche Studirende: a. diejenigen, welche ſich ſpeziell dem Studium der Naturwiſſenſchaften widmen, b. diejenigen inländiſchen Studirenden der Medizin, welche die — vorzugsweiſe die naturwiſſenſchaftlichen Fächer umfaſſende — erſte mediziniſche Staatsprüfung noch nicht beſtanden haben. B. Hoſpitanten, worunter namentlich die Pharmaceuten. Die naturwiſſenſchaftliche Facultät hat in jeder Hinſicht die gleiche Stellung und die gleichen Rechte, wie die übrigen Facultäten der Univerſität, insbeſondere alſo auch das Recht, Doktoren zu ernennen. Um denjenigen Beziehungen entſprechende Rechnung zu tragen, welche die mathematiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Lehrfächer in ihrer Eigenſchaft als allgemein bildende Disziplinen zu den in der philoſophiſchen Facultät vereinigten philoſophiſchen, philologiſchen und hiſtoriſchen Lehrfächern darbieten, iſt die Anordnung getroffen, daß in allen Fragen, welche die allgemein bildenden Studien an der Univerſität überhaupt betreffen, die philoſophiſche und naturwiſſenſchaftliche Facultät zu gemeinſamer Berathung zuſammentreten. Andererſeits bleibt, ſoweit die Beziehungen der naturwiſſenſchaftlichen Lehrfächer zu den mediziniſchen in Frage kommen, in den hierzu geeigneten Fällen ein Zuſammentritt der mediziniſchen und der naturwiſſenſchaftlichen Facultät vorbehalten.

— Franz Sommer's Völkerſchlacht bei Leipzig. Von dieſer im Jahr 1847 erſchienenen, gedrängten, aber vollſtändig überſichtlichen Darſtellung der großen Völkerſchlacht iſt jetzt, zur fünfzigjährigen Jubelfeier, eine zweite, durchgeſehene und verbeſſerte Auflage ausgegeben worden.* Wir haben mit großer Theilnahme dieſes Büchlein von Anfang bis zu Ende geleſen. Es iſt darin in der That die Quinteſſenz von Allem enthalten, was die bewährteſten Federn über die Schlacht von Leipzig geſchrieben, deren hiſtoriſchen und topographiſchen Spuren der Verfaſſer mit klarem Blicke und ſicherem Schritte gefolgt iſt.

— Odeſſa und die Eiſenbahnen. Auch der Hafen von Odeſſa wird nun bald durch Eiſenſchienen mit dem Innern Rußlands verbunden ſein. Einem Berichte in der „Ruſſ. Revue" (Juli 1863) zufolge, ſind die Arbeiten für die Eiſenbahn zwiſchen Odeſſa und Kiew bereits in Angriff genommen. Auch ſind der betreffenden Geſellſchaft von der Regierung große Conceſſionen gemacht: So iſt ihr der erforderliche Grund und Boden, ſoweit er der Krone gehört, gratis überwieſen; ferner darf ſie alle Schienen, Lokomotiven, Wagen ꝛc., die ſie vom Auslande bezieht, zollfrei einführen; endlich iſt allen im Staatsdienſte befindlichen Ingenieurs und anderen Fachmännern, die in die Dienſte der Geſellſchaft treten, der Rücktritt in den Staatsdienſt vorbehalten. Von der Umſicht, mit welcher die benachbarte öſterreichiſche Regierung den Eiſenbahn-Bau in ihrem Lande fördert, hofft man, daß eine Verbindung der Lemberger Eiſenbahn mit der von Odeſſa ſehr bald möglich gemacht und dadurch das Schwarze Meer in direkteſte Verbindung mit Central-Europa gebracht ſein wird.

* Die Völkerſchlacht bei Leipzig im Jahre 1813. Nach den beſten Quellen bearbeitet von Franz Sommer. Zweite Auflage. Mit einem Führer durch das Schlachtfeld und einem Plane deſſelben. Leipzig, Dürr'ſche Buchhandlung 1863. (VI und 206 S. in 12.)

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. — Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

# Magazin

# für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 38. Mittwoch, den 23. September 1863. 32. Jahrgang.

## Inhalt:

**Deutſchland und das Ausland.** Seite

Ferdinand Schmidt's Geſchichte der Freiheitskriege . . . . . . . . . 445
Steinthal's Geſchichte der Sprachwiſſenſchaft . . . . . . . . . 446

**Böhmen.**

Sagen aus Böhmen, von Virgil Grohmann . . . . . . . . . 448

**England.**

Ein neuer Roman von George Elliot. Romola . . . . . . . . . 450
Die ſchönen Künſte in England . . . . . . . . . 451

**Nord-Amerika.**

Aus den amerikaniſchen Prärien. III. Indianiſche Erziebung . . . . . . „

**Italien.**

Italiens wirthſchaftliche Umgeſtaltung . . . . . . . . . 453

**Rußland.**

Die Karäer oder Karaiten in der Krim . . . . . . . . . 454

**Oſt-Aſien.**

Girſang, ein malajiſches Märchen . . . . . . . . . 455

**Mannigfaltiges.**

Der volkswirthſchaftliche Kongreß in Dresden . . . . . . . . . „
Neue Ausgrabungen in Pompeji . . . . . . . . . 456
Luft-Schraubendampfboote . . . . . . . . . „
Baumwollen-Anbau in Italien . . . . . . . . . „
Das keltiſche Idiom in Irland . . . . . . . . . „

## Deutſchland und das Ausland.

### Ferdinand Schmidt's Geſchichte der Freiheitskriege.*

Fünfzig Jahre ſind verfloſſen, ſeitdem unſere Väter Deutſchlands Boden mit ihrem Blute rein gewaſchen haben von der Schmach der Knechtſchaft und Fremdherrſchaft. Wieder lodern die Freudenfeuer auf den deutſchen Bergen und das Volk erinnert ſich mit Stolz und Wehmuth jener großen „eiſernen Zeit," welche, einer feurigen Morgenröthe gleich, die Auferſtehung des deutſchen Namens prophetiſch verkündet hat.

Mit wahrer Freude haben wir den Aufruf geleſen, den die Magiſtrate der beiden Städte Berlin und Leipzig, die ſich zu dieſem Zwecke in patriotiſcher Weiſe verbunden, an alle übrigen deutſchen Städte zu einer gemeinſamen, großartigen Feier erlaſſen haben. Es iſt ein glücklicher Gedanke, dieſe Feier zur Gründung eines großen deutſchen Städte-Bundes zu benützen, der, gleichwie er anknüpft an die Schlachttage, die vor fünfzig Jahren das Bewußtſein der deutſchen National-Einheit retteten, dem Gedanken dieſer Einheit in den nächſten fünfzig Jahren zu einem unbedingten, von keiner Seite verkümmerten Siege zu verhelfen vermag.

Der Deutſche achtet hoch fremde Art und Sitte, fremde Eigenthümlichkeit, fremdes Verdienſt, und dieſes „Magazin für die Literatur des Auslandes" iſt ſeit 32 Jahren ein lebendiger Beweis deutſcher Werthſchätzung des Fremden; aber der echte deutſche Mann liebt auch, aufrecht einherzuſchreiten und von den andern Nationen als gleichberechtigt geachtet zu werden. Er verdient Achtung, denn er iſt ſich ſeines eigenen Werthes bewußt. Die Deutſchen haben es nach blutigen Kataſtrophen gelernt, „ſich ihrer Schmach zu kränken, ſich ihrer Ehre zu freuen" (wie Uhland ſo herrlich ſagt!), und ihre Geſchichte bietet ihnen Momente des erhabenſten Hochgefühls, einer Hingebung, einer Opferwilligkeit, wie kaum je ein Volk ſie gezeigt. Das Jahr 1813 war eine Hermannsſchlacht im Großen, und wer hat ſie geſchlagen? Wer hat das Signal zum Losbruch gegeben, wer die hingebendſte Liebe für's deutſche Vaterland mit Gut und Blut an den Tag gelegt? Wenn die Muſe der Geſchichte ſich abzuwenden ſcheint vom deutſchen Norden, ſo iſt es aller Stammesbrüder heiligſte Pflicht, jener ewig ruhmvollen Siegestage der Preußen und Niederſachſen eingedenk zu ſein! Leſet es in den Regiſtern unſerer Städte und Landſchaften, was Bürger und Bauer, Edelmann und Prieſter bei den Preußen, den Brandenburgern, den Schleſiern, den Pommern, den Elbanwohnern für Deutſchlands Befreiung gethan! Da war das Scherflein der Wittwe keine ſeltne Gabe und das Haar der edlen unbemittelten Jungfrau, auf dem Altar des Vaterlandes geopfert, der köſtlichſte Schmuck! Leſet es, ihr deutſchen Männer und Frauen, welche Liebe unſere Väter für Euer Aller Sache gehabt und habet Geduld mit uns um dieſer Liebe willen! Gewiß, die tapfern norddeutſchen Stämme werden dereinſt am heißen Entſcheidungstage nicht gegen die treuen ſüddeutſchen Brüder zurückſtehn. Alſo: Friede, Einheit, Eintracht der Stämme, Achtung jedes wahren Verdienſtes auch unter uns Deutſchen! Ehre, dem Ehre gebührt!

Es giebt verſchiedene Arten von Denkmälern, die ein Volk ſeinen großen Männern und ſeinen nationalen Erhebungen errichten kann. Schön und herrlich ſind die Denkmale in Stein und Erz und ſie ſtehen lange vor Aller Augen, aber ſchön und herrlich ſind auch die Denkmale des lebendigen Wortes! Für die Erinnerung an gewaltige Handlungen der Volksgeſchichte ſind volksthümliche Schriften, echte Volksbücher am geeignetſten und von hervorragender Wichtigkeit. Sie greifen durch alle Fugen der Geſellſchaft durch und treffen das Herz von Jung und Alt. Einem trefflichen Volks- und Jugend-Schriftſteller, dem Herausgeber der (hier oft beſprochenen) „Deutſchen National-Bibliothek," Herrn Ferdinand Schmidt, iſt von einem Kreiſe meiſt pädagogiſcher Vaterlandsfreunde, der zur Feier des 18. October eine volksthümliche Darſtellung jener Heldenjahre der Deutſchen vertheilen will, einmüthig die Palme der mächtig auf's Volk wirkenden Geſchichtſchreibung zuerkannt worden. Es ziemt der deutſchen Kritik, dieſem Urtheil der Prüfungsrichter beizuſtimmen. Die „Freiheitskriege" von Ferdinand Schmidt ſind nach Inhalt und Form die preiswürdigſte Leiſtung ihres Verfaſſers.

Das Lob, das Ernſt Moritz Arndt kurz vor ſeinem Tode dem Erzählertalent unſeres Autors geſpendet („er wiſſe von großen und guten Dingen ſo zu erzählen, daß es hafte"), iſt durch dieſe „Freiheitskriege" gekrönt und beſtätigt worden; man erkennt klar, daß der Mann, deſſen „Siebenjähriger Krieg," „Schiller," „Fichte," „Herder's Jugend" ſoviel Beifall geärndtet haben, mit dem neuſten Werk ſeiner Feder eine höhere Stufe der Volksgeſchichtſchreibung erſtiegen hat. Wir wüßten kaum eine höhere, die nicht ſchon den Aufgaben der ſtreng wiſſenſchaftlichen, kritiſch-pragmatiſchen Geſchichtſchreibung ſich annähern würde.

Unſer braver Autor hat ein Bewußtſein davon, daß die Heldenakte der Befreiungsjahre tragiſch begründet werden müſſen. Denn die Kataſtrophen der Jahre 1812—1815 ſind die Kataſtrophen des eiſernen Imperators, der Throne geſtürzt und Völker gebunden hatte, der den blutigen Freiheitstaumel der Revolution zum Schemel ſeines Ehrgeizes erkoren und freiheitmordend alle Mächte ſeines Aufſchwungs beleidigt hatte. Dieſes erſchütternde Drama menſchlicher Größe und menſchlichen Falles, ſiegestrunkener und unterdrückter Völker wuchs wie ein Feuer ſchnaubender Rieſe aus dem vulkaniſchen Krater der franzöſiſchen Revolution empor. Sie war die wilde Mutter des im wilden Ringkampf ſich meſſenden Geſchlechts. Die elementaren Kräfte der Menſchennatur hatten die erſten

* Berlin, Verlag von Franz Lobeck. 18 Bogen in Farbendruck-Umſchlag (das Blachfeld von Leipzig). Preis geb. o. 1 Thlr.

Digitized by Google

Erdſtöße des Weltgewitters von 1789 entfeſſelt, alle Leidenſchaften der Maſſen wie des Einzelnen hatten dort ihren ſtürmiſchen Urſprung, Freiheitsdurſt und Eroberungsgier entſtrömten beide aus dem Löwenrachen der neuen Kulturepoche. Darum nimmt Ferdinand Schmidt mit vollem Recht auch die Vorſpiele der Revolution und des Cäſarenthums in den Schauplatz ſeines Drama's auf, er knüpft an die Züge des ruhmſüchtigen Corſen an, den er ohne Uebertreibung und ohne Verleugnung des deutſchen Heldengeiſtes für die „Hauptperſon" dieſes Drama's erklärt. Das heißt auch: Ehre dem Ehre gebühret! Einen kleinen Gegner hatten die Völker nicht; es iſt ein ungeheuerlicher Menſch geweſen, der ſeine Adlerfahnen von Kairo bis Moskau flattern ließ. Die deutſche Geſchichtſchreibung hat längſt jene Meinung überwunden, als gehöre zur erhabeneren Feier des eignen Sieges die Herabwürdigung des Feindes. Nein, freuen wir uns vielmehr, daß ein großer Mann uns gegenüber geſtanden, eine „incommenſurable Natur," welche nur der germaniſche Volks-Genius zu Boden werfen konnte! Ja, es war ein Kampf der Romanen und Germanen, der den Mittelpunkt des Völkerſtreites bildete, und ſeine Hauptbedeutung ruht in dem Siege des deutſchen Arms, des deutſchen Geiſtes und deutſchen Gemüthes über die mächtigſte Entfaltung romaniſcher Manneskraft, welche ſeit dem Untergange des Römerreichs unſer Erdball geſchaut hat.

Auch in den Reihen der germaniſchen Heerſchaaren haben große Männer, außerordentliche Geiſter geſtanden und wahrlich, ihr Bild wirft einen hellern, reineren Glanz, als der düſtere Koloß des wälſchen Imperators! Die deutſchen Vorkämpfer beſtrahlt die ewige Sonne der ſittlichen Weltordnung, die ſie gegen des Imperator's Verſündigung vertheidigen halfen. Auch die geſchloſſene Phalanx der Ueberwinder des Corſen hat, um den ſchönen Ausdruck Riehl's zu gebrauchen, Charakterköpfe aufzuweiſen: es iſt eine Heldengalerie der prachtvollſten Art, von bunter Mannigfaltigkeit, aber von Einem Gotteshauche, von Einem Pulsſchlag treuſter Geſinnung belebt. Das waren Köpfe, die zuſammen dachten, Herzen und Arme, die zuſammen ſchlugen, für einander, für's Vaterland raſtlos auf den gemeinſamen Feind!

Ferdinand Schmidt ſucht uns dieſe Charaktere recht anſchaulich vorzuführen; er hat nicht blos den Fortſchritt des Drama's in lebendiger Entwickelung der Kataſtrophen gegeben, ſondern zugleich einen rühmlichen Eifer auf die Schilderung der dabei handelnden Perſonen verwendet. Da erblicken wir: „Dich, Du Fels im Meer, Freiherr vom Stein; Dich, Du kühner Fahnenträger der Erhebung, eiſerner York von Wartenburg; Dich, Du ſtiller und treuer Werkmeiſter und Märtyrer der großen Sache, frommer Scharnhorſt: Dich vor Allem, Marſchall Vorwärts, Du rechter Fürſt von der Wahlſtatt, Herzog unſeres Sieges und Triumphs!"*

Aber wir erblicken auch Friedrich Wilhelm III., den mäßigen und gerechten Herrſcher und neben ihm in geweihtem Bunde die verklärte Engelsgeſtalt der unvergeßlichen Luiſe! Dem guten, redlichen Willen des kernhaften Fürſten hat unſer Verfaſſer ſonder Prunk und Schmeichelei die ſchuldige Anerkennung gezollt, der edlen Königin Luiſe hat er die ſchwungvollſten lyriſchen Stellen ſeines Buches gewidmet. Die Kapitel: „Ein kronprinzliches Paar," „Friedrich Wilhelm's III. erſte Zeit" und „Heimgang der Königin Luiſe" gehören zu den beſten und gediegenſten des Werkes; und was ſie in unſern Augen am meiſten auszeichnet, ſie offenbaren den männlichen Freimuth und die Gemüthstiefe unſeres Autors.

Kein Krieg der Deutſchen konnte in gleichem Maße die „Macht des Geſanges" herausfordern. Es war ein Kreuzzug, ein heiliger Krieg, nach Körners gewaltigem Ausruf, es war ein Kampf überreich an Poeſie und idealem Streben; eine klaſſiſche Dichter-Periode war ihm unmittelbar vorangegangen, die flammende Begeiſterung der jüngern Sängergilde hat einen gewichtigen Antheil an der Erhebung des Volkes gehabt. Die Namen Friedrich Rückert, Ernſt Moritz Arndt, Theodor Körner, Max von Schenkendorf, Friedrich Gottlob Wetzel ſind würdige Genoſſen der Blücher, York, Stein, Scharnhorſt, Gneiſenau; in allen Fibern des Volksorganismus hat es gezuckt und gewettert, und die Dichter waren die Sprachorgane deſſelben, welche die Mahnung des Hochgefühls und den Zorn der Entrüſtung wie glühende Pfeile in die Herzen ſandten. Rückert's „geharniſchte Sonette" mögen nie vom deutſchen Volke vergeſſen ſein! Körner's „Leier und Schwert" und ſein Opfertod mögen ſtets voranleuchten der deutſchen Jugend! Seien wir ſtolz auf ein Zeitalter ſo ſchönen Lebens und Strebens, auf den Ruhm dieſer echten Freiheitskämpfer und Freiheitskriege, ſeien wir aber auch dankbar denen, welche die Großthaten der Väter treu und wahr und würdig beſchrieben. Ferdinand Schmidt iſt der Letztern Einer und er iſt es darum nicht weniger, weil er ſich auf die volksthümliche Weiſe verſteht. Ehren wir das edle patriotiſche Wirken des Volksgeſchichtſchreibers, indem wir ſeinem Buche freudige Beachtung ſchenken. Er ſchrieb kein gewöhnliches Buch, ſondern ein Muſterſtück ſeiner Gattung. Dieſe Feſtgabe darf den Dank der Nation in Anſpruch nehmen.

Trautwein von Belle.

* Worte aus der „Todtenfeier auf der Wahlſtatt von Leipzig," die Ferdinand Schmidt an die Spitze ſeines Buches geſtellt.

---

## Steinthal's Geſchichte der Sprachwiſſenſchaft.*

Wenn man, ohne vorher dem Gegenſtande tieferes Nachdenken oder eingehenderes Studium gewidmet zu haben, ein nur einigermaßen von allgemeineren Geſichtspunkten beherrſchtes, ſprachwiſſenſchaftliches Werk durchlieſt, ſo haben wir oft verſichern hören und zuweilen wohl auch ſelbſt erfahren, erſchließt ſich vor unſeren Blicken eine wahre Wunderwelt voll von Glanz und nie geahnter Farbenpracht, die mit zauberiſchem Hauche die allergewöhnlichſten Dinge in unſerer nächſten Umgebung verwandelt, verklärt und umflort. Es iſt, als ob das Brod, das wir doch täglich eſſen, ohne viel dabei zu denken, plötzlich ſich belebte und zu erzählen begänne von alle den Wanderungen und Wandlungen, die es erfahren, bis es wohlzubereitet auf unſeren Tiſch kam. Wir fühlen und ſehen gleichſam in dem Biſſen, den wir verſpeiſen, Thau und Regen, welche des Samenkornes erſten Keim befruchteten, den belebenden Sonnenſtrahl, der den jungen Halm zum warmen Lichte emporzog, hörten des Windes leiſeres Rauſchen in den reifen und vollen Aehren, der muntern Schnitter fröhlichen Geſang, den regelrechten Takt der Dreſcher und das eintönige Geklapper in der ſtaubigen Mühle; kurz als würden alle diejenigen Operationen, deren Produkt wir unbefangen genießen, uns mit dem Genuſſe vor die Seele geführt und vor unſerem Auge vollzogen.

In dem unten citirten Werke giebt Profeſſor Dr. Steinthal, Redakteur der von ihm in Gemeinſchaft mit Profeſſor Dr. Lazarus herausgegebenen „Zeitſchrift für vergleichende Sprachwiſſenſchaft und Völker-Pſychologie" eine Ueberſicht der grammatiſchen Leiſtungen verſchiedener Völker, den wir im Auszug produciren, und in einem zweiten umfangreicheren Theile (der letzte enthält 673, der erſte, einleitende, nur 36 Seiten) eine Geſchichte der Entwickelung des grammatiſchen Bewußtſeins, der Grammatik und der Sprache überhaupt bei den Griechen und ihren Nachtretern, den Römern, den wir, da wir in flüchtigen Umriſſen ſeinen Inhalt nur andeuten können, der Beachtung unſerer Leſer empfehlen.

Jede Sprache iſt eine Seitenkapelle, eine Niſche mit Altarbild oder auch nur ein Erkerpfeiler am Dom der Menſchheit. Doch indem wir dieſen Vergleich aufſtellen, thun wir den Sprachen unrecht. Sie ſind kein todtes Material, wie Steine und Holz, wenn auch noch ſo künſtlich und künſtleriſch verwandt, ſondern lebendige Organismen, die da wachſen, ſich entwickeln, blühen und — welken. — Wir könnten ſie mit unſeren heimiſchen Waldbäumen vergleichen und die Sprachwiſſenſchaft hat ja in der That von dem Bilde des Baumes die Bezeichnungen: Wurzelwörter, Stammſilben ꝛc. hergeleitet. Aber die moderne Sprachwiſſenſchaft ſpricht mit Vorliebe von einem Bau der Sprachen und, wenn Bilder gebraucht werden ſollen, ſo iſt dieſes wohl das natürlichſte und einfachſte. Am Baue der Sprachen arbeiteten Geſchlechter, Generationen, Völker und Völker-Familien und ihre unausgeſetzte Arbeit ſtand nur dann ſtill, wenn das Herz des Volkes, welches die Sprache redete, aufgehört hatte zu pulſiren, ſeine Aeſte und Zweige allmählich abſtarben und ſein Stamm verdorrte. In den Zeiten des Lebens und der Bewegung, der unausgeſetzten Weiter-Entwickelung iſt es nicht möglich, eine muſtergültige Grammatik aus- und durchzubilden, und ſo ſtammen auch die beiden einzigen feſtgeſchloſſenen Grammatiken, welche aus ſich ſelbſt und aus der Sprache heraus geformt worden ſind, die des Sanskrit bei den Indern und die griechiſche bei den Alexandrinern, aus der Zeit des Verfalls jener Nationalität und Sprachen, in denen man verſucht, den Geiſt der Sprache in ihren Formen feſtzuhalten.

Das iſt ſehr natürlich. Wie des Meeres geheimnißvolle Tiefen, ſo lange die fluthende Waſſermaſſe ſie bedeckt, ſich auch dem beharrlichſten Forſcher nur unvollkommen erſchließen und ſeine wunderbaren Schätze, ſeine Tiefen und Abgründe dann erſt ſichtbar werden, wenn die Wogen zurück getreten ſind, ſo wird auch ein lebendiger Sprach-Organismus nicht aus ſeiner Selbſterkenntniß heraus eine Grammatik entwickeln und die von den Gelehrten aufgeſtellte, wird in der Fortentwickelung des Sprachengeiſtes bald überholt, vom Volke nicht beachtet werden. Zwan-

* Dr. H. Steinthal: Geſchichte der Sprachwiſſenſchaft bei den Griechen und Römern mit beſonderer Rückſicht auf die Logik. Berlin, Dümmler, 1863.

Digitized by Google

gende Form ſchließt freies Schaffen aus, die natürlichen Entwickelungs-Geſetze aber werden unbewußt feſtgehalten und beachtet.

Wie ſchon erwähnt, haben nur zwei Völker, die Inder und die Griechen, und auch dieſe nur in einer Epigonenzeit und für Sprachen, die bereits ihren Höhepunkt überſchritten hatten und dem Verfalle entgegen gingen, „ganz ſelbſtändig und nur aus einheimiſchen Keimen und Reizen" den ſchwierigen und langwierigen Prozeß der Aus- und Durchbildung einer eigenen Grammatik vollendet. Bei den Chineſen iſt, trotz ſcharfſinniger Verſuche, die Grammatik nicht zum Abſchluſſe gelangt, und bei den ſemitiſchen Völkern, die ja erſt im Mittelalter die Formenlehre ihrer Sprachen entwickelten, dürfen wir griechiſchen Einfluß vorausſetzen. Die Araber verdanken ihre Grammatik den Perſern und dieſe mögen von den Syrern die erſten Anregungen empfangen haben. In Europa war die römiſche Grammatik eine Tochter der griechiſchen und eine Mutter der neueren, während in Aſien der Buddhismus mit der Kultur des indiſch-ariſchen Stammes auch die Elemente der Grammatik zum Bewußtſein brachte. So ſind die birmaniſchen und ſiameſiſchen Sprachen vollſtändig nach dem Muſter und der Terminologie der vorderindiſchen Grammatik bearbeitet.

In China mußte die Ueberſetzung von Werken aus dem Sanskrit in's Chineſiſche ein Bewußtſein von der Verſchiedenheit der beiden betreffenden Sprachen und Schriftarten erwecken, und die Nothwendigkeit, buddhiſtiſche Namen und Termini mit chineſiſchen Zeichen umzuſchreiben, eine Aufmerkſamkeit auf die eigenthümliche, lautliche Geſtalt der chineſiſchen Wörter und alſo den lautlichen Werth der Wortzeichen veranlaſſen.

„Es iſt eine ſichere Tradition," fährt der Verfaſſer fort, „daß zwei buddhiſtiſche Mönche ein Alphabet der chineſiſchen Sprache entwarfen. Wie aber überhaupt der Buddhismus ſich niemals den chineſiſchen Geiſt unterwerfen konnte, was ihm doch in Tibet, Japan und ſonſt ſo gut gelang: ſo iſt auch das Bewußtſein von den alphabetiſchen Elementar-Lauten der Sprache in China niemals allgemein geworden und hat, abgeſehen von Einzelnen, bei der Mehrzahl der Gelehrten immer als etwas Unnützes und Myſteriöſes gegolten. Es liegt dies in der einſilbigen Natur der chineſiſchen Sprache, in der daraus entſpringenden Vieldeutigkeit ihrer Wörter und in dem eigenthümlichen Bau ihrer Silben. Eben darum iſt die Schrift in China weſentlich Begriffsſchrift geblieben, iſt aber tief in die Sprache hineingewachſen."

Was nun die ſelbſtändige Entwickelung der Grammatik bei Indern und Griechen anbetrifft, ſo liegt ſie bei erſteren weſentlich in folgenden Motiven: der Kaſtengeiſt der alten Hindu iſt keine ſo naturwidrige Erſcheinung, als welchen man ihn zuweilen wohl dargeſtellt hat. Nach dem Gefühle und dem inſtinktiven Bewußtſein dieſes reichbegabten Kindervolkes war es zweifellos, daß der Sohn, der mit dem Beſitzes-Rechte alle Tugenden und Eigenſchaften, mit der Beſitz- und Rechtloſigkeit alle Schmach und alle Fehler des Vaters ererbte, voll und mit ſeinem ganzen Sein in die Verpflichtungen ſowohl als in die Würde ſeines Erblaſſers eintrete. Jahrtauſende mußten vergehen, um dem Rechte des Individuums gegenüber dem der Kaſte, der eigenthümlichen Begabung eines Jeden gegenüber dem Zwange der Geburt, oder den erſt der neueſten Zeit zur Durchkämpfung überlaſſenen Prinzipien der fakultativen Gleichheit und univerſellen Berechtigung Bahn zu brechen.

Die Inder ſetzten voraus, daß, wie der Sohn des Königs König, der Sohn des Pariah Pariah, der Sohn des Dichters auch wieder Dichter werden müſſe. Da nun dieſe Vorausſetzung ſelten eintrifft, das Prinzip aber feſtgehalten werden mußte, ſo war ein anderes Kriterium der Kaſte zu finden. War der Sohn des Dichters nicht ſelbſt ein Dichter, ſo konnte er doch die väterlichen Geſänge, deren Erbe er war, rezitiren. Dieſe Geſänge waren nun ausſchließlich heilige, oder ſolche, von denen man annahm, daß ſie den Göttern wohlgefällig ſeien, daß man durch ſie bei den Himmliſchen etwas erreichen, ihre Gunſt erwerben könne, und ſo wurden aus den Dichtern — Prieſter. Damit war ein wichtiger Schritt geſchehen, deſſen Tragweite erſt ſpätere Jahrhunderte darlegen ſollten. Es war die Verknöcherung und Verſteinerung anerkannt, welche nach und nach den geſammten Geiſt des Volkes in hergebrachte Formen und Normen ſchmiedete; es war die fröhliche Wechſelwirkung aufgehoben, die in jedem geſunden Organismus zwiſchen den treibenden Säften, den tiefverborgenen, weit verbreiteten und geäderden Wurzeln, der breiten ſoliden Baſis und den ragenden Spitzen, die in Blüthen und Früchten ſich gipfeln, Samen erzeugen, und Art und Ideal des Stammes in die Zukunft tragen, beſtehen muß. Die Sprache konnte nichts thun, als dieſen Zerſetzungs-Prozeſſen folgen, ſich in eine Sprache der Alten und Gelehrten und eine des gemeinen Volkes zerlegen, welche letztere, obwohl ſie noch immer ſich fortentwickelte, doch gleichzeitig ſich immer mehr vulgariſirte und verflachte, weil ihre Neubildungen und Formen von dem Zutritte zum Heiligthum der Alten eigenſinnig ausgeſchloſſen waren und blieben. Nun aber redeten die Brahmanen, jetzt alſo lediglich zu Bewahrern der Heiligthümer geworden und höchſt ſelten ſelbſt ſchöpferiſch und geſtaltend auftretend, aus einem ſchaffenden, vorwärts drängenden und treibenden, mit dem Höchſten ſelbſt ringenden, aus einem progreſſiſtiſchen zu einem conſervativen Elemente im Volksganzen geworden, mit den Angehörigen anderer Kaſten immer, und im gemeinen Leben auch unter ſich die Sprache des gemeinen Volkes; das heilige Sanskrit war ihnen eine fremde Sprache geworden. Wenn man nun den heiligen Geſängen eine beſonders günſtige Einwirkung auf den Gott oder die Götter, an welche ſie gerichtet waren, zutraute, und dieſe Annahme auf hiſtoriſchen Facten ſtützte, ſo lag die Vermuthung nahe, daß dem Gotte jener Geſang nur in der Art und Weiſe, wie ihn die Väter ſangen, vorgetragen werden dürfte, um den Weg zu ſeinem wohlgeneigten Ohre zu finden. Es lag alſo daran, die Formen der heiligen Sprache treu zu bewahren und ihre Erlernung dem nachwachſenden Brahmanen zu erleichtern, da die Alten nach und nach wegſtarben, und die Jungen noch keine Erfahrung und Gewandtheit hatten. Da erſtand die indiſche Grammatik der Sanskritſprache zur Fixirung der in den heiligen Büchern gebrauchten Formen, zu einer Zeit, da dieſe Sprache bereits eine todte und ihre Tochterſprache bereits in eine Menge von Volks-Dialekten auseinander gegangen war.

Wie die griechiſche Grammatik, obwohl von den alten Philoſophen ſchon vorgeahnt, von Plato und Ariſtoteles ſchon angedeutet, erſt bei den Alexandrinern zur Ausbildung gelangte, iſt bekannt. Die Sprache Homer's hatte damals längſt einem univerſelleren Griechiſch, der Sprache der Gebildeten in der Römerwelt, Platz gemacht. Bekannt ſind auch die Gegenſätze von Hellenenthum und Hellenismos, die ja ſchon in der Quinta unſerer Gymnaſien erläutert werden.

Dieſer wichtigere Theil des Werkes zerfällt in zwei Hauptabſchnitte, von denen der erſte den Philoſophen, der zweite den Grammatikern gewidmet iſt. Den Reigen beginnt, wie billig, Plato mit ſeinem Kratylos und Sophiſtes, dann folgen zwei Excurſe über platoniſirenden Pythagoraismus und Scholien über ältere ſprachliche Themata.

Der zweite Hauptabſchnitt, von dem Grammatiken, gliedert ſich wieder in zwei Unterabtheilungen, von denen die erſte das Ringen und die Blüthe, letztere die Reife und Ueberreife der Grammatik behandelt. Durch beide Abſchnitte zieht ſich der Kampf zwiſchen Analogiſten und Anomaliſten, von denen erſtere feſte Regeln aufzuſtellen verſuchten, aber darin zu weit gingen, daß ſie auch bereits in das Volksgefühl und den Sprachgebrauch eingewurzelte Formen verdrängen und andere, nach der Analogie gebildete an deren Stelle ſetzen wollten, während letztere das Vorhandenſein feſt zu beſtimmender Regeln leugneten und auf die zahlreichen Beiſpiele für Anomalien hinwieſen, welche ſich in jeder lebenskräftigen Sprache finden. Wie in der Natur und in der Baukunſt, ſo behauptete ſie, kann auch in der Sprache die Verſchiedenheit nur ergötzen. Laſſen wir hier den Autor ſelbſt reden, in einigen Sätzen, die dem zweiten Haupt-Abſchnitte ſeines trefflichen Werkes entnommen ſind.

„Wenn nun Krates und ſeine Nachfolger," ſagt er Seite 490, „die Regeln der Analogiſten verwarfen, ſo folgt hieraus allerdings, daß ſie diejenige Disziplin, die wir Grammatik nennen, namentlich und zunächſt eine Formenlehre, wie Ariſtarch's Nachfolger ſie allmählich bildeten, gar nicht erſtreben konnten. Immerhin blieb auch ihnen der Begriff des ἑλληνισμός, der Sprachreinheit, wenn auch in anderer Auffaſſung und Begründung. Den Analogiſten hieß ἑλληνίζειν regelrecht ſprechen; die Anomaliſten unterſchieden zwiſchen der gebildeten und ungebildeten Sprache. .... Man darf alſo nicht gegen die τεχνικὴ συνήθεια verſtoßen, d. h. gegen die durch das Studium der klaſſiſchen Schriftſteller und der Dialektik und Rhetorik gebildeten Sprache. Dieſe iſt nicht durch Regeln feſtzuſetzen, ſondern durch Beobachtung zu gewinnen."

In dem folgenden Kapitel heißt es dann weiter: „Das Vorſtehende dürfte wohl ſchon hinlänglich ſein, um die Vorausſetzung zu rechtfertigen, daß der zwiſchen den Schülern der Ariſtarch und Krates entbrannte Streit für die Entwickelung der Grammatik von höchſter Bedeutung geweſen ſein muß. Bevor wir aber den Hergang ſelbſt und deſſen ſchließliches Ergebniß für die Wiſſenſchaft darſtellen, mögen immer noch folgende vorbereitende Bemerkungen dienlich ſein. Wir müſſen uns in jene Zeit der entſtehenden Grammatik zurückverſetzen. Wir müſſen von unſerer heutigen Grammatik mit ihrem durchgebildeten Schematismus gänzlich abſtrahiren; müſſen vergeſſen, was uns von Kindheit auf geläufig iſt, daß es ſo oder ſo viel Declinationen und Conjugationen giebt. Wir müſſen uns die Sprache als ungeheure, ungeordnete Maſſe von Formen vorſtellen, unter denen man eben damals Unterſchiede zu machen anfing; müſſen bedenken, wie viel ſolcher Unterſchiede unſere Grammatiker zu machen genöthigt

Digitized by Google

ſind. Erinnern wir uns der Noth, die wir einſt hatten, der Anſtrengung, die es uns koſtete, uns dieſe vielen Schemata anzueignen. Bedenken wir, daß es doch eine Täuſchung iſt, von drei Declinationen z. B. im Griechiſchen zu reden, da jede derſelben in ſich mannigfach iſt, und namentlich die dritte Declination mehr als vierzig Nominativ-Endungen mit beſonderer Abwandelung in den obliquen Caſus umfaßt. Und dazu dann doch noch die Fülle anomaler Formen in der Declination, Steigerung und Conjugation! Vergegenwärtigen wir uns dies, und wir werden es zunächſt zu entſchuldigen finden, daß man beim erſten Anlaufe, in ſolcher Maſſe eine Ordnung, eine Regel zu finden, einerſeits irrte, andererſeits verzweifelte.

Immerhin mag zunächſt das Prinzip der Anomalie ein Ergebniß der Verzweiflung geweſen ſein, es iſt zu entſchuldigen. Daß aber wirklich den Schülern Ariſtarch's die Sprache noch als Maſſe vorlag, das iſt doch wohl aus dem Vorſtehenden und aus dem was über die Etymologie aus Varro beigebracht, ſicher geworden.

Wie ſelbſt Analogiſten gelegentlich in Verzweiflung geriethen, davon kann uns folgender Fall ein Beiſpiel liefern. Man hatte Mühe, eine Regel für die Accentuirung des Genitivs im Plural zu finden. Kaſios endlich hatte eine Diſtinction aufgeſtellt, die maßgebend zu ſein ſchien; man ſolle zwar ſprechen *θηρῶν*, dagegen *θώων*. Der inlautende Konſonant mache einen Unterſchied. Nun ſpricht man ja aber dennoch *παίδων*, *πάντων* als Barytona, obwohl ihre letzte Silbe mit einem Konſonanten beginnt. Daher gerieth Chairis in Verzweiflung: die zweiſilbigen Wörter folgen keiner Regel (*οὐκ εἶναι ἐν δισυλλάβοις ἀναλογίαν*).

Noch ein Fall möge hier Platz finden. Ariſtarch betonte die Genitive *δυσαώδων*, *εὐώδων* als Paroxytona. Selbſt der haarſpaltende Herodian iſt nicht im Stande, ſolche Betonung einer Regel unterzuordnen; denn dieſe Formen, ſagte er ſich, ſind ja nicht etwa aus *εὐώδεων*, wie *πόλεων* durch Contraction entſtanden. Was blieb ihm aber übrig? Er betont wie Ariſtarch, obwohl er ſah, es geſchehe gegen die Regel *ἀλόγως*, *παραλόγως*."

Weiterhin werden mit einer geſchickten Wendung in dem Prozeſſe der entſtehenden Grammatik die Analogiſten die Baſis, die Anomaliſten die Säure genannt. Letztere bildeten den Factor, welcher die Gährung hervorrief und unterhielt, ſo lange es nöthig war. Er trug das Seinige dazu bei, die Anhänger Ariſtarch's behutſam zu machen und ſie zu veranlaſſen, nichts aufzuſtellen, was nicht gegen die Schärfe der unerbittlichen, und durch die gewaltige Logik der Thatſachen unterſtützten Kritik vertheidigen ließ. Sie übten den wohlthätigen Einfluß jeder ſachgemäßen Kritik. Als ſie nicht mehr nöthig waren, ſeit der Zeit des Apollonios und Herodian, alſo im zweiten Jahrhunderte nach Chriſti Geburt, da verſchwanden ſie auch. Freilich bezeichnet ihr Verſchwinden auch den Zeitpunkt, in welchem die griechiſch-römiſche Kultur bereits in das letzte Stadium ihres Verfalls eingetreten war und, nur noch von dem Schimmer römiſcher Macht und den Nachklängen griechiſcher Bildung getragen, raſch ihrer Auflöſung entgegeneilte. Sie hatte ihre beſſeren, ſittlichen und zukunftsreichen Elemente bereits an das junge Chriſtenthum abgegeben, welches, im monotheiſtiſchen Judenthum ſeinen Urſprung und ſeine Begründung findend, aus der ſemitiſchen, aus der gräco-romaniſchen, ſowie ſpäter aus der germaniſchen Welt alle jugendfriſchen, allgemeineren Anſchauungen an ſich heranzog, in ſeinen Ideenkreis und in ſein Dogma aufnahm.

Wir können hier weder dem Steinthal'ſchen Werke, noch unſerem eigenen Gedankengange weiter folgen, da die Details der Sprachforſchung nicht jeden unſerer Leſer in gleichem Maße intereſſiren möchten, und gehen deshalb auf den erſten, allgemeinen Theil zurück.

Bekanntlich hat jedes Volk verſucht, den Urſprung der Sprache, oder beſſer den Urſprung der Verſchiedenheit der Sprachen in ſeiner Weiſe, und zwar zunächſt mythologiſch zu erklären; denn die wenigſten dieſer Sagen gehen auf eine Urſprache zurück, wie die hebräiſche in der Geneſis, ſondern laſſen mit den Sprachen zugleich die Sprachverſchiedenheit entſtehen. Der Thurmbau zu Babel iſt nichts als eine monotheiſtiſche Verſion des Kampfes der Titanen gegen Zeus Kronion. Nach einer vermeintlichen Etymologie bedeutet Babel Verwirrung, ſeine Könige und Bürger waren wegen ihres Uebermuthes berüchtigt, außerdem gab es dort einen berühmten Thurm; Gründe genug, um die Sage daran aufzubauen. Da die Kinder Israel's nur Einen Gott verehrten, ſo konnte die Empörung gegen deſſen Herrſchaft und Allgewalt nur von böſen und trotzigen Menſchen ausgehen. Man kannte die Kraft des Einzelnen und wußte, daß die Kraft eines geſammten, von einem einheitlichen Willen beherrſchten Volkes, derſelben unendlich überlegen war. Es lag nahe, anzunehmen, daß die Menſchheit, wenn ſie einig wäre, noch viel Gewaltigeres ausführen könne, als ſelbſt das mächtigſte Volk. Dieſe Einheit konnte nur beſtehen, wenn Alle dieſelbe Sprache redeten. Bauen iſt das Symbol der Einheit. Die von einem einheitlichen Gedanken beſeelte Menſchheit ſchien ſelbſt dem höchſten Gott gefährlich; darum theilte er ſie, indem er ihre Sprachen verwirrte.

Noch ſei hier die eſtniſche Sage erwähnt, welche die Entſtehung der „Feſtſprache," des Geſanges, deutet, wegen ihrer außerordentlichen Lieblichkeit. „Der Gott des Geſanges, Wannemunne, ließ ſich auf den Domberg herab, auf dem ein heiliger Hain ſtand, ſpielte und ſang. Alle Weſen waren hierzu eingeladen, und jedes lernte etwas von des Gottes Geſang. Der Wald merkte ſich ſein Rauſchen, der Strom ſein Brauſen, der Wind die grellſten Töne, die Vögel das Vorſpiel, die Fiſche ſteckten die Köpfe bis zu den Augen aus dem Waſſer hervor, ließen aber die Ohren darin; ſie ſahen die Bewegungen des Mundes und ahmten ſie nach, blieben aber ſtumm. Nur der Menſch faßte Alles; daher ſein Geſang bis in die Tiefen des Herzens und hinauf bis zu dem Wohnſitze der Götter dringe."

Die Süd-Auſtralier leiten die Sprache von einem alten Weibe her, die zur Nachtzeit ausging und mit einem naſſen Stocke die Feuer verlöſchte, und die nach ihrem Tode von den verſchiedenen Volksſtämmen der Inſel gegeſſen wurde, wovon ſie die Gabe der Rede empfingen, und zwar verſchieden redend wurden, je nachdem ſie das Muskelfleiſch oder andere Körpertheile verſpeiſt. In dem ſüdauſtraliſchen Weibe hat man den naſſen, klatſchenden Regenwind geſehen, wie in dem griechiſchen Hermes, welcher ja auch als Sprachlehrer gilt, den Gewitterſturm, welcher Zeus dem Donnerer, deſſen Bote er iſt, voran geht. Hermes dürfte ſich indeſſen auch in anderer Weiſe als Lehrer der Sprache legitimiren, nämlich als Gott des Handels, welcher ja, als einen hauptſächlichſten Theil des wechſelſeitigen Verkehrs der Menſchen ausmachend, eine der erſten Veranlaſſungen iſt, eine exakte und gemeinverſtändliche Sprache aus- und durchzubilden.

## Böhmen.

### Sagen aus Böhmen, von Virgil Grohmann.*

„Sagenbuch aus Böhmen und Mähren," ſo lautet der Titel des uns vorliegenden neuen Buches von Dr. Joſeph Virgil Grohmann, der ſich bereits durch andere werthvolle Arbeiten um ſeine böhmiſche Heimat verdient gemacht hat. Die böhmiſchen Bräuche ſind ſchon vielfach geſammelt und auch von dem ſlaviſchen Mythologen Hanuſch für die Wiſſenſchaft verwerthet worden. (Bájeslovný kalendár slovanský 1860. Děva zlatovlasá, bohyně pohanskych Slovanur. 1860). Die gegenwärtige Sammlung iſt der erſte Verſuch, endlich auch die echte böhmiſche Volksſage der Wiſſenſchaft zuzuführen. Wie der Verfaſſer ſagt, konnte er aus ältern Quellen und früheren Sammlungen nur Weniges benützen; das Meiſte bot noch Vernaleken's treffliches Buch: „Mythen und Bräuche in Oeſterreich;" die meiſten Sagen ſind unmittelbar aus dem Munde des Volkes geſchöpft. Die Mittheilungen waren ſehr zahlreich und ſind in dem vorliegenden Bande bei weitem nicht unterzubringen geweſen.

Die Volksſagen ſind entſprechend der gemiſchten Bevölkerung ſowohl deutſchen als ſlaviſchen Urſprungs, ſo doch, daß eine Miſchung beider zu erkennen iſt, indem böhmiſche Sagen im deutſchen Munde gehen und umgekehrt. Was dabei vielfach auffällt, iſt die ungemeine Friſche, in der die heidniſchen Erinnerungen und ſelbſt Ceremonien bei dem ſlaviſchen Theile der Bevölkerung noch fortwuchern. Wir werden daher dieſen Punkt in's Auge faſſen und uns vornehmlich mit Beiträgen zur ſlaviſchen Mythologie beſchäftigen.

In Böhmen iſt der heidniſche Glaube an die Schickſals-Göttinnen (Parzen, griech. Moiren) als Göttinnen der Geburt, der Heirat und des Sterbens noch ziemlich allgemein verbreitet. Wenn ein Kind geboren wird, ſo kommen in der Nacht drei weiße Frauen in's Haus und berathen über das Schickſal, namentlich über Heirat und Tod des Kindes. Sie tragen brennende Kerzen in der Hand, die ſie verlöſchen, ſobald ſie ihr Urtheil geſprochen. Sie heißen sudičky, Richterinnen, und treten in den Märchen auch als alte Mütterchen (stare babičky) auf.

Um für das neugeborne Kind einen günſtigen Spruch zu erwirken, ſtellt man für die Parzen Brod und Salz, wohl auch Bier auf den Tiſch und meint, daß ſie davon genießen. In der Gegend von Neuhaus glaubt man, daß ſie die Kinder vertauſchen, wenn die Zubereitungen zum Wochenbette, als Waſſer, Salz und Eiſtaub, fehlen.

---

* Sagenbuch von Böhmen und Mähren, Von Dr. Joſ. Virgil Grohmann. Erſter Theil: Sagen aus Böhmen. Prag, Calve, k. k. Univ.-Buchhandl. 1863.

Digitized by Google

Während bei den Čechen Zwergſagen ſehr ſelten ſind, finden ſich Sagen von Hausgeiſtern und Kobolden deſto häufiger. Die altböhmiſche Mater verborum unterſcheidet zunächſt sereti (penates), šetek (genius), dar, boze (beides genius). Der skřet iſt noch im heutigen Volksglauben ein Hausgeiſt, der verborgen im Hauſe lebt und am liebſten hinter dem Heerde wohnt. Aehnlich iſt ihm der šetek, jetzt šotek genannt und vielfach mit dem skřitek identiſch. Der Hausgeiſt heißt auch Hospodaříček (Wirthſchafterchen) oder Spiritus (alſo lateiniſch). Einen ſolchen Geiſt kann man in Dienſte nehmen oder ſich erwerben, wenn man das Erſtlingsei einer ſchwarzen Henne ſieben Tage und ſieben Nächte lang unter dem linken Arme trägt, und während dieſer Tage weder ſich wäſcht noch betet. Am achten Tage kriecht daraus ein kleines Teufelchen, das in allen Dingen zu Dienſten iſt. Der dritte Käufer kann ſich ſeiner nicht mehr entledigen.

Sehr auffallend iſt der Cultus der Quellenmädchen, der Rusalky oder Nymphen, noch immer in Uebung. Nach dem Chroniſten Cosmas pflegten noch im Jahre 1092 die Bauern in Böhmen am Dienſtage und Mittwoch nach Pfingſten Opfer über Quellen darzubringen, aber ſelbſt heute finden ſich noch Reſte dieſer Bräuche. Zu Duſchnik, Drahelitz und Auhenitz ſollen vor uralter Zeit drei ſehr reine Jungfrauen an den Quellen gewohnet haben, Swetice, Rucka und Keltna, von denen die drei Quellen den Namen führen — offenbar Rusalky, Quellnymphen. Die Quelle Keltna iſt heilkräftig, und das Volk wallfahrtet dahin, der Kranke betet an der Quelle und netzt ſeine kranken Glieder mit dem heilkräftigen Waſſer. Auf dem großen Steine, der an der Quelle iſt, läßt er ein Stückchen Leinwand zurück, das ihm beim Benetzen gedient hat. Auf dem Heimwege aber darf er nicht hinter ſich blicken. Bisweilen erſcheinen dieſe Jungfrauen in weißen Kleidern. In trockenen Jahren kommen die Mädchen aus den drei Ortſchaften an der Quelle Swetice zuſammen, um zu beten und die Brunnen zu reinigen. Kein Mann und keine gefallene Perſon wird bei dieſer Reinigung geduldet. So erlangt man Ueberfluß an Waſſer.

Eine Waſſergöttin allgemeinerer Art iſt die jungfräuliche Frau Lida (Panna Lida), auch dobrotivá (die gütige) genannt, welche Kranke heilt und der verſchiedene Brunnen (bei Zbirow, bei Podmokl) geweiht ſind. Bei dieſer Gelegenheit will ich noch bemerken, daß hier endlich auch eine dunkle Streitfrage gelöſt wird, nämlich die, ob der berühmte Rübezahl im Rieſengebirge wirklich auf alte heidniſche Traditionen zurückgeht, oder ob er, wie Viele behauptet haben, ein Geſchöpf der modernen Einbildungskraft ſei. So wird z. B. behauptet, daß 1661 der Leipziger Magiſter Prätorius im Auftrage der deutſchen und welſchen Edelſteinſucher ſein Buch über Rübezahl geſchrieben, und daß zu der Sage von Rübezahl wahrſcheinlich einer von dieſen Schatzgräbern Anlaß gab, der das meiſte Anſehen genoß, die Oberleitung führte, hinlängliches Vermögen beſaß, ein großer Alchymiſt war und Rubezzo Giovanni hieß, und zwar theils um das leichtgläubige Gebirgsvolk zu täuſchen und von ähnlichen Nachgrabungen abzuhalten, theils um ſich Spaß zu machen und die ganze Gebirgsbevölkerung im Reſpekt zu halten.

Doch dies ſind Annahmen höchſt zweifelhafter Natur, die ſich leicht widerlegen laſſen; es haben ſich bis in die neuere Zeit Bräuche erhalten, welche direkt darauf hinführen, daß Rübezahl als eine Gottheit wirklich kultusmäßig verehrt worden.

Wie Bienenberg, ein verläſſiger Gewährsmann, erzählt, pflegten noch im vorigen Jahrhunderte die Leute aus Melnik und den Niederungen an der Elbe in's Rieſengebirge zu wallfahrten und daſelbſt ſchwarze Hähne nach uraltem Brauche fliegen zu laſſen, damit Rübezahl nicht durch Ueberſchwemmungen ihre Felder verwüſte. Daſſelbe beſtätigt Krolmus. Er ſelbſt habe, ſagt er, im Jahre 1805 und 1814 noch ſolche Pilger geſehen, von denen die Männer ſchwarze Hähne, die Weiber ſchwarze Hennen in das Rieſengebirge zu den Quellen der Elbe trugen. Dort ließen ſie die Hähne im Walde fliegen, die Hennen aber warfen ſie in's Waſſer. Drei Tage blieben ſie gewöhnlich im Gebirge, ſie füllten die mitgebrachten Geſchirre mit Waſſer und ſuchten im Walde und beſonders in Rübezahl's Garten nach Kräutern. Mit dem Waſſer wuſchen ſie daheim das kranke Vieh, und die Kräuter miſchten ſie demſelben in's Freſſen; auch räucherten ſie damit die Ställe aus, damit ſie Glück und Segen hätten.

Im weitern Verlaufe ſucht nun Herr Grohmann den Rübezahl mit dem ſlaviſchen Gotte Swantevit zuſammenzuſtellen. „Wie Swantevit, iſt auch Rübezahl der Wetterherr, der Blitz und Donner, Regen und Schnee vom Berge niederſendet; als Mönch in aſchgrauer Kutte ſitzt er auf dem Berge und hält ein Saitenſpiel in der Hand und ſchlägt mit ſolcher Kraft in die Saiten, daß die Erde davon erzittert; oft erhebt er ſich im Fluge über die höchſten Gipfel der Bäume und wirft ſein Saitenſpiel mit Donnergetöſe auf die Erde, bald wieder reißt er im Wirbelwinde die Bäume aus und dreht ſie im Kreiſe.... Endlich aber war Rübezahl, wie Prätorius ausdrücklich hervorhebt, der Patron der Quackſalber und Kräuterſammler, die auf Jahrmärkten ſein Bild als Aushängeſchild an ihre Buden hängten. Um ſich in ſeiner Gunſt zu erhalten, nannten ſie ihn nicht Rübezahl, ſondern Herr Johannes; er zeigte ihnen die Heilkräuter, ſagte ihnen, wozu ſie zu verwenden ſeien, und half ihnen wohl ſelbſt die Wurzeln ausgraben. Auch darin ſtimmt Rübezahl mit dem Heilgotte der Slaven.

Ich glaube, daß dieſe Gleichſtellung des Rübezahl mit Swantevit nicht ganz ſtichhaltig ſein dürfte. Swantevit iſt entſchieden ein Sonnengott, ein orakelnder Apollo, Rübezahl iſt das ebenſo entſchieden nicht, ſondern weit mehr der Jupiter Pluvius des Rieſengebirges. Dieſer Naturkult iſt zu einfach, zu urthümlich, als daß er nicht in die allerälteſten Zeiten hinaufreichen dürfte. Die Schneekoppe dürfte bereits der Olympus der Umwohner geweſen ſein, als hier noch die Vandalen zu beiden Seiten des Rieſengebirges hauſten. Bekanntlich nennt Tacitus in ſeiner Germania daſſelbe Mons Asciburgius, einen Namen, den man, wie den einer gleichnamigen Oertlichkeit am Rheine „Eſchenburg" deutet — ich glaube, mit Unrecht, da die Eſche, ſo viel ich weiß, keineswegs die vorwaltende Holzart des Gebirges, auch eine Burg (altdeutſch bedeutete das Wort Stadt) keineswegs ein Berg iſt.

Man theile einmal das Wort ſtatt Asci-burgius — As-ciburgi, As-kiburgi, ſo erhält man ſofort auf das Einfachſte den Sinn Gottes-Gebirge, denn kiburgi heißt althochdeutſch Gebirge, ás aber (altnordiſch) oder ans (gothiſch) ein Gott, göttliches Weſen, Heros; die Anses der Gothen ſind ihre Heroen. Wer ſollte aber der auf der Schneekoppe thronenden Aſe anders ſein, als eben unſer Herr Johannes. Die Laboranten im Rieſengebirge mit ihrer Kräuterkunde und Saftkocherei dürften in ununterbrochener Tradition — denn ſie waren ſtets geſuchte und vom Volke nothwendig gebrauchte Leute und beſitzen noch heute in gewiſſen Kreiſen ein Anſehn, das über das der profanen Apotheker hinausgeht — bis auf die alten vandaliſchen Opfergoden und Alraunen zurückgehen. Denn was von der Einwanderung Prager Studenten und dgl. gefabelt wird, iſt nicht weit her und höchſtens gelehrte Verbrämung, welche die Laboranten zu gewiſſen Zeiten anzunehmen für gut fanden. In ihrer ſeit uralten Zeiten beſtehenden Gilde mag ſich auch die Sagengeſtalt erhalten haben; Herr Johannes iſt der chriſtliche Firniß, der den heidniſchen Gott verdecken ſoll. Slaviſch ſcheint der Name nicht zu ſein; denn Rybrčol oder dergleichen, wie er čechiſch heißen ſoll, ſcheint nur mehr eine Verdrehung des Namens, mit dem die deutſchen Bewohner des Gebirges den Geiſt benennen. Bechſtein hat denſelben durch Ruwi-zagel, Ruwizal d. i. Rauhzagel, Rauhſchwanz oder Rauhaar erklärt, was dem Klange nach gar nicht übel iſt, inſofern aber ſich wenig empfiehlt, weil man ſchwerlich den gefürchteten Geiſt mit einem ſo unvortheilhaften Namen belegt haben würde. Ich glaube trotzdem, daß er deutſch iſt, und, obwohl der Glaube an den Berggeiſt weit älter ſein mag, ſeinen Urſprung den deutſchen Anſiedlern verdankt, die im dreizehnten Jahrhundert die wilde Gegend urbar machten. Wie wäre es, wenn man ihn ſo deutete: Rübezahl kommt einfach her von rüwe-zal, mittelhochdeutſch: Reuezahl, d. h. (wie in dem bekannten Märchen von Rübezahl und der Prinzeſſin ja auch erzählt wird) Einer, den das Zählen reut, der nicht gern zählt, der ein ſchlechter Rechner iſt.

Und warum dieſes? Wir würden ſagen, weil die launiſche unbeſtändige Witterung des Rieſengebirges alle Vorherbeſtimmung, alle Wetterregeln und Looslage der Bauern trügt, weil der Berggeiſt gewiſſermaßen ein ganz ſchlechter unwiſſender Rechner iſt, der ſich ſtets verzählt, und deshalb mit Recht verſpottet wird. Wir brauchen nicht erſt zu zeigen, wie genau dieſe Deutung dem Weſen des Geiſtes entſpricht und ſeinen koboldartigen Charakter illuſtrirt.

Sagen vom wilden Jäger, welche ſtets deutſchen Urſprungs ſind, finden wir in den deutſchen Theilen Böhmens in hinreichender Zahl.

Im nördlichen Böhmen heißt er Banadietrich oder Bandietrich und iſt früher ein Ritter geweſen. Wodan, verſtümmelt in Ban, und Dietrich von Bern erſcheinen hier in eine Geſtalt verſchmolzen. Im Braunauer Ländchen heißt er Waldjäger und fährt dort an gewiſſen Tagen mit feurigen Hunden im Walde herum. Vor ihm laufen hölliſche Geiſter in Geſtalt von glühenden Hühnern. Im böhmiſchen Rieſengebirge ſtellt man ſich unter der wilden Jagd die Preußen vor, welche unter dem großen Fritz daſelbſt gefallen ſind. Dieſe ſollen nämlich alljährlich an einem beſtimmten Tage aufſtehen und durch die Lüfte nach Preußen hinüber ziehen wollen. Sie finden aber den Weg nicht aus Böhmen hinaus und kehren daher unter fürchterlichem Geſchrei wieder um und tödten jeden, der ihnen begegnet und ſich nicht auf's Geſicht wirft.

Zu Schwarzkoſtelez geht die Sage, daß der wilde Jäger in den

Digitized by Google

Weihnachtstagen um Mitternacht ſeinen Umzug in der Luft hält. Voran geht ein Greis (der getreue Eckhard) und warnt die Leute vor Gefahr. Dann kommt ein Weib auf einem weißen Pferde ohne Sattel und Zaum, ihr zur Rechten der wilde Jäger auf einem feurigen Rappen, hinter ihnen das Gefolge mit heulenden Hunden und Hallohgeſchrei.

Im Egerlande iſt auch der Glaube an die Frau Holle verbreitet.

An niederen Elementargeiſtern iſt der böhmiſche Aberglaube ganz beſonders reich. Da ſind die Mittags=Geſpenſter Polednice, früher Poludnice genannt und von dem altböhmiſchen Gloſſator Wacehrad als Dryaden erklärt.

Die Polednica heißt auch bóba (Mütterchen) und erſcheint vornehmlich als Staubwirbel. Es giebt auch einen männlichen Polednićek, der um die Mittagszeit Felder und Wälder durchſucht. Er wird durch Satyrus erklärt. In der Lauſitz heißt das Mittagsgeſpenſt Pripolniza, erſcheint in weißer Kleidung, eine Sichel in der Hand, um Mittag die Felder durchſchreitend, und frägt diejenigen, die ſich bei der Feldarbeit verſpätet haben, durch ein ſcharfes Examen über den Flachsbau zu Tode. Die Polen nennen es dzievanna, dzievica, die auch in der Lauſitz bei hellem Mittag durch die Wälder jagt. Auch giebt es ein Waldgeſpenſt, die noční poluda.

Ein Waldgeiſt (lesní duch) ſpukt in der Nacht im Walde zwiſchen 11 und 12 Uhr herum. Auch an Wehrwölfen vlkodlaci, Leute die ſich zu gewiſſen Zeiten in Wölfe verwandeln können, fehlt es nicht. Die Waldnymphen, bei den Serben Vilen genannt, heißen in Böhmen polodnice, lesní panny., Waldjungfern, dive ženy wilde Weiber. Letztere ſind wohl früher das Gefolge der großen wilden Frau (dzievanna) d. i. der Diana oder Artemis geweſen; denn ſie treten ganz wie die Jagdnymphen derſelben als Jungfrauen und Jägerinnen auf.

Das Heimännchen (Heikadlo) iſt ein Kobold, der die Leute, die Nachts durch den Wald gehen, neckt, indem er ihnen nachruft: Hei! hei! Man darf ihm nicht antworten, ſonſt drückt etwas dem Unglücklichen ſo gewaltig auf den Kopf, daß er den Tod davon hat.

## England.

### Ein neuer Roman von George Elliot.

Romola

In üblicher Weiſe iſt der neue Roman von George Elliot (Miß Evans) ſofort nach Zurücklegung ſeiner zeitſchriftlichen Laufbahn im „Cornhill Magazine" ſelbſtändig in drei Bänden erſchienen. Die Verfaſſerin von „Adam Bede," „The Mill on the Floss," „Silas Marner" und „Scenes of Clerical Life," zeigte ſich bis dahin zu Hauſe recht heimiſch, und das machte in England ihren ſchönſten Ruhm aus. Die Cornhill-Magazine-Leſer bedauerten daher gleich von Anfang an ihre Abirrung auf fremden Boden und in vergangene Zeiten. Ihre „Romola" lebt, liebt und leidet in Florenz, allerdings in der großen Zeit Savonarola's, den wir auch perſönlich kennen lernen, aber doch immer im entlegeneren, verblichenen Italien. Da ſind denn dieſe beliebt und volksthümlich gewordenen heimiſchen Helden ihrer Muſe, die Puritaniſch, Hebräiſch, Angloſächſiſch getauften Adam Bede's, Silas Marner's, Seth's, Heſter's ꝛc. nicht möglich. Sie kann ihre Romola und deren feinen, feigen, fuchſigen Griechen nicht erlebt, nicht empfunden haben. Es iſt Studium, Reflexion, Künſtlichkeit, keine Heimats- und Herz=Poeſie. Romola, Bratti, Nello, Tito, von George Elliot! Es will uns nicht in den Kopf, nicht in's Ohr.

Sie erklärt und entſchuldigt zwar dieſe Abirrung in dem „Proem" zu Romola und ſagt, daß auch dieſe Welt ihr in's Herz gewachſen und und mit ihr groß geworden ſei. Die ganze Geſchichte und Menſchheit um das Mittelländiſche Meer herum hat die Verfaſſerin immer hiſtoriſch bezaubert. So ſuchte ſie ſich endlich einen Mittelpunkt, um dieſer Welt, dieſem Leben poetiſche Geſtalt und Individualität zu geben. Sie fand Florenz, das hiſtoriſch gewürdigte und geweihte, und zwar in einer reformbedürftigen, von Savonarola bewegten und belebten Zeit. Auch wollte ſie ſich nun eben auch einmal auf fremdem Boden verſuchen. Shakſpeare wanderte ja auch oft in's Ausland, beſonders nach Italien, um ſeine Engländer freier, phantaſtiſcher behandeln zu können. Und ſchrieb nicht Walter Scott unſterbliche, hiſtoriſche Romane?

George Elliot wollte einmal einen hiſtoriſchen Roman ſchreiben, einen gelehrteren, ſtudirteren, höheren, als ihre bisherigen. Nun ſie hat das Ihrige gethan. Es iſt geſchichtliches Studium darin, Lokalfarbe, Lokalkenntniß, Sitten, Gebräuche, Koſtüme. Wir athmen das Klima von Florenz, wandern in den Straßen und beſuchen die Kirchen des alten Florenz, ſehen, wie ſie ſich kleiden, wie ſie eſſen und trinken, wie ſie leiben und leben in ihren offenen Läden und auf dem Markte, ihre religiöſen Prozeſſionen, ihre confeſſionellen und politiſchen Parteiungen und Leidenſchaften. Sie hat dermaßen ſtudirt und entwickelt, gleich im Anfange ſo viel Gelehrſamkeit und Bücherwurmigkeit in Archäologie, Philologie ꝛc., daß gewöhnliche Leſer und Leſerinnen unwillig darüber hinweggeeilt haben mögen, um die Liebes-, Rache- und Mordſcenen und ſonſtige übliche Leſer-Fangmittel wenigſtens in ihren Anfängen und Anlagen zu entdecken. Wie ennüyant für dieſe Maſſe des Romanleſe=Publikums, gleich im Anfange von der Gelehrſamkeit Bardo's, Romola's blinden Vaters, von ſeiner Bibliothek, ſeinen Codices, ſeinen Gemmen, obgleich ſie ſich, als die Geſchichte, die Handlung weſentlich motivirend, nothwendig und für den Kenner intereſſant erweiſen, ſo lange aufgehalten zu werden! Die Verfaſſerin muß ſich gleich von vorn herein vorgenommen haben: „Odi profanum vulgus et arceo" und einen Roman ad clerum, ſtatt ad populum zu ſchreiben.

Doch clerus wird ſich der gründlich und hiſtoriſch motivirten Kraft-Scenen hernach um ſo mehr freuen und die Straßentumulte, den durchgehenden Witz und Humor des Barbiers Nello, das entwirrte Gewirre italiäniſcher Politik und Dogmatik, beſonders aber die großartige, hiſtoriſche Figur Savonarola's um ſo mehr zu würdigen und zu genießen wiſſen.

Die Verfaſſerin hat ſich mit ihm beſondere Mühe gegeben, und es iſt ihr auch gelungen, den großen, italiäniſchen Reformer verſtändlich, klar, dem beſſeren Theile ihres Publikums populär zu machen. Savonarola iſt fortan ein viel anerkannterer und geachteterer Mann, als jemals vorher aus Kirchen- und Profangeſchichte für das engliſche Publikum. Wir Deutſche lieben und kennen ihn ſchon beſſer aus Poeſie und Geſchichte. Neben Savonarola hat ſie ſich an Machiavelli verſucht. Das hätte ſie lieber unterlaſſen ſollen. Die Machiavelliſtiſche Politik iſt der Dame Gott ſei Dank nicht zugänglich geweſen. So hat ſie aus dem jungen Vater der Diplomatie ein unnatürliches Monſtrum gemacht, das nie gelebt haben kann.

Was die Spezial-Handlung betrifft, das eheliche Leben der edeln, echt weiblichen Romola, mit einem anmuthigen, verführeriſchen, gewandten, gelehrten, aber von Hauſe aus gemeinen und endlich verächtlichen Abenteurer aus Griechenland, Tito Melemo, ſo haben wohl alle Leſer und Leſerinnen gewonnen Spiel, wenn ſie erſt für deren Verhältniſſe und beſonders die gefügigen, pfiffigen Eingriffe Tito's in alle italiäniſchen Angelegenheiten ein Intereſſe ſpüren. Hier zeigt ſich wieder die Meiſterin in Charakter- und Situationsſchilderung.

Die diplomatiſch-pfiffige, ſo recht niederträchtig weltkluge, in gewiſſer Beziehung Machiavelliſtiſche Laufbahn dieſes Helden, ſein Charakter in allen Wandelungen konſequent und einheitlich untadelhaft unter der Kritik des größten Scharfſinnes unſerer Lebensklugheit, wie ſie auch heute ſo recht herrſcht, iſt meiſterhaft gezeichnet. Auch die Nemeſis, die ihn endlich ereilt, d. h. eigentlich blos das Facit aller niederträchtigen, ſtets auf eigene Sicherheit, eigenes Wohl, eigenen Vortheil berechneten, praktiſchen Lebensweisheit, auch dieſe Nemeſis iſt dichteriſch und in ſittlicher Beziehung ein Meiſterſtück.

Und die Titelheldin? Ein edeles Weſen und durch und durch ſittliche Natur an einen bald erkannten, ſich immer mehr ſittlich verlierenden Lumpen gekettet — wie ſie kämpft und ſchaudert, ſchwankt, handelt, duldet und leidet — das muß man in allen drei Bänden leſen, da ſich ſo etwas im Auszuge gar nicht im Entfernteſten anſchaulich machen läßt. Nur ſo viel, daß ſie nicht der Hauptcharakter iſt. So tief die Verfaſſerin auch in das Herz dieſer edlen Römerin ſtieg, ſo ſehr wir auch mit ihr leiden, grauſen, uns empören — der feine Hallunke von Griechen iſt viel meiſterhafter gezeichnet, und intereſſirt Leſer und Leſerinnen gewiß durchweg lebhafter. Niemand, der Romola geleſen, wird je wieder den ſchlangenartig glatten, pfiffigen Griechen vergeſſen, der von ſeiner Dummheit — wie jeder ähnliche Pfiffkopf — doch endlich in einen ſchmachvollen Tod getrieben wird. In dieſem Tito Melemo hat die Verfaſſerin ſo viel Beobachtung, Pſychologie, ſittliche Arithmetik und Analyſe entwickelt, daß wir über dieſe Kraft einer weiblichen Production unwillkürlich erſtaunen.

Als Charakterzeichnung iſt demnächſt wohl der Maler Piero di Coſimo am meiſten gelungen. Auch der Barbier Nello, deſſen Witz und Plauderei wie ein luſtiger Narr durch alle drei Bände aufwartet, macht weiblicher Genialität alle Ehre. Damit es an einem unheimlichen, ſchauer-

Digitized by Google

lichen Gegenſatze nicht fehle, mußte der rächende Genius Baldaſſare überſpannt, gewiſſermaßen verrückt erſcheinen. Es iſt das Roth, das in keinem guten Bilde fehlen darf, das unheimliche, an Rache und Blut erinnernde Roth.

In manchen andern Charakteren, in dem Gebrauch, der von Zufälligkeiten gemacht wird, von unerwarteten Begegnungen ganz unerwarteter Perſonen juſt im rechten Augenblicke und dergleichen mehr melodramatiſchen, etwas verbrauchten Kunſtſtücken bemerken wir eine größere Abweichung von innerer Compoſitionskunſt, als uns in einem ſo genialen Originale lieb iſt.

Aber Alles in Allem macht Romola der ſchon an Ehren reichen Verfaſſerin Ehre genug. An Beredtſamkeit, philoſophiſcher und hiſtoriſcher Erkenntniß und Belebungskunſt, Charakterzeichnung und Menſchenkenntniß wird George Elliot wohl kaum von einer der vielen engliſchen Schriftſtellerinnen übertroffen. H. B.

## Die ſchönen Künſte in England.

„The Fine Arts," unter dieſem Titel erſcheint ſeit dem 1. Mai d. J. in England eine Vierteljahrsſchrift, die es ſich zur Aufgabe geſtellt hat, Sammlern, Kennern und Liebhabern der Malerei, der Bildhauerei und der Kupferſtecherei das zu bieten, was die zahlreichen, bereits vorhandenen Quarterly Reviews für einzelne Fächer und für allgemeine Bildung leiſten. Außer den genannten Künſten, verſpricht das neue Unternehmen auch die Photographie, ſoweit ſie der Malerei und den zeichnenden Künſten überhaupt dient, und die Decoration und ornamentale Technik in ſeinen Bereich zu ziehen. Es will ferner ein Organ für Kunſtgeſchichte werden und dieſen Beruf nicht nur durch Mittheilung von Biographien älterer Meiſter erfüllen, ſondern insbeſondere die heutigen Künſtler beachten. Kritiken und Recenſionen artiſtiſcher Werke und künſtleriſcher Productionen, Berichte über Kunſtausſtellungen des In- und Auslandes, Nachweiſungen über bedeutende Auctionen reſp. Auffindungen von Kunſtwerken, ſollen regelmäßig mitgetheilt werden. Als Herausgeber nennt ſich der Bibliothekar der Königin und Cuſtos der Kupferſtich- und Handzeichnungen-Sammlung von Windſor-Caſtle, Mr. B. B. Wormwood. Die Liſte der Mitarbeiter weiſt faſt ſämmtliche Directoren der großen Kunſtſammlungen Londons und die geachtetſten Namen von engliſchen Kennern auf, z. B. die Herren Tom Taylor, Palgrave und Layard, den Entdecker der aſſyriſchen Marmorwerke. Frankreich iſt u. A. durch die Grafen de Laborde und de Laſteyrie, durch die Herren Vinet und Beulé, Italien durch den March. d'Azeglio und den Director der Galerie der Offizien, Giudici, vertreten. Von Deutſchen werden Director Grüner in Dresden, Profeſſor Unger in Göttingen, Bodenſtedt in München genannt. Schon aus dieſen Genoſſen kann man entnehmen, daß hier mehr beabſichtigt wird, als eine bloße engliſche Kunſtzeitung. Die Gründer ſcheinen vielmehr einen Plan zu verfolgen, der von internationaler Bedeutung für die ganze moderne Kunſt werden könnte. Es verdient mit Nachdruck hervorgehoben zu werden, daß eine ſolche Idee in England auftreten und in Wirkſamkeit treten kann. Wir irren ſchwerlich, wenn wir in ihr abermals eine Nachwirkung der ſchöpferiſchen Thätigkeit begrüßen, welche unſer großer und weiſer Prinz Albert ganz beſonders auf dem in dem materiellen Britenlande ſo lange vernachläſſigten Gebiete der Kunſt entfaltete. Wenn man mit Recht von ihm geſagt hat, daß mehr als zwanzig Jahre lang nichts Gutes in England geſchehen iſt, ohne daß ſein Name dabei betheiligt war, ſo ſtellen ſelbſt Engländer nicht in Abrede, daß von ihm eine neue Zeit für die Kunſt in England eröffnet worden iſt. Sein Name kehrt natürlich auch auf den Blättern der neuen Zeitſchrift immer wieder. Unter den größeren Aufſätzen, die das erſte Heft bringt, befindet ſich aus der Feder des Dr. Becker, der dem Verſtorbenen nahe geſtanden hat, eine längere Beſchreibung der Raphael-Sammlung des Prinzen. Außerdem ſind im Eſſay des Mr. Tom Taylor über die engliſche Malerei der Jetztzeit eine Beſchreibung der italiäniſchen Skulpturen im South Kenſington Muſeum, vom Baron Triqueti in Paris, und mehrere Aufſätze äſthetiſchen Inhalts hervorzuheben.

Man iſt bei engliſchen Büchern an ſplendide Ausſtattung gewöhnt; die „Fine Arts" entwickeln indeſſen in Papier, Format, Druck u. ſ. w. einen Luxus, der beſonders anerkannt werden muß. Man hat wohl geglaubt, daß auch die Außenſeite nicht ohne Spuren künſtleriſcher Thätigkeit bleiben dürfte. Ueberdies ſind Illuſtrationen beigefügt, bei denen wir noch einen Augenblick zu verweilen haben. Die Holzſchnitte, welche die Initialen eines ehemals dem Erzbiſchof Teniſon gehörenden Pſalters wiedergeben, ziehen, obgleich ganz vortrefflich ausgeführt, unſere Aufmerkſamkeit doch weniger an, als zwei größere Tafeln, die einem Aufſatze des Herausgebers über die neuen Auffindungen in der ſeiner Obhut untergebenen Kupferſtich- und Handzeichnungen-Sammlung beigegeben ſind. Sie enthalten Studien Raphael's zum Parnaß, die eine die Köpfe von Homer, Virgil und Dante, die andere die Figur des Letzten unter dieſen Dreien, wiedergegeben in einer neuen Anwendung der Photographie, welche als Photo-Zinkographie ſeit Kurzem in England mit dem größten Erfolge zur Facſimilirung alter Drucke, Manuſcripte und Zeichnungen angewendet wird. (Es iſt dieſelbe Methode, in der neulichſt die berühmte Grundrolle Englands aus den Zeiten des Eroberers, das Doomes-day-Book, mit unübertrefflicher Treue vervielfältigt worden iſt. Der Erfinder, ein Capitain A. de C. Scott von den Ingenieuren, hat ſie in einem eigenen Werke beſchrieben, von dem ſoeben die zweite Auflage erſcheint.) Man kann die Ausführung dieſer Köpfe nicht genug bewundern; namentlich verdient das Dante-Portrait, eines der ſchönſten bekanntlich, das exiſtirt, grade nach dieſer Studie, und womöglich auf demſelben Wege vervielfältigt, eine allgemeine Verbreitung.

So viel iſt Gutes zu berichten; last, but not least ſei auch noch erwähnt, daß der Preis nach engliſchen Verhältniſſen auffallend billig iſt. Die Fine Arts koſten jährlich eine Guinee, einzelne Hefte werden zu ſechs Schillingen abgegeben; nach dem, was über Inhalt und Ausſtattung eben bemerkt wurde, wird dieſer Preis ſelbſt in Deutſchland als verhältnißmäßig billig anzuerkennen ſein. L.

# Nord-Amerika.

## Aus den amerikaniſchen Prärien.

### III.

Indianiſche Erziehung.

Seitdem Wharton und ſein Schwager ihre Blockhäuſer in der Wildniß aufgeſchlagen, war mit dieſen eine große Verwandlung vorgegangen. Die rohen Blockhäuſer, zu Schuppen und Küchen herabgeſetzt, bildeten jetzt bloße Anhänge zu geräumigern und bequemern Wohngebäuden. Ein Dorf erſtand um ſie. Auf der Thurmſpitze eines neuen Meeting-Hauſes ſegelte ein vergoldeter Fiſch in die Runde von Norden nach Süden, zum Staunen der Kinder in der gegenüber liegenden Schule. Die wilden Blumen der Prärie waren den üppigen Weizen- und Roggenfeldern gewichen, die Wogen gleich wallten, als wenn die Natur den Rhythmus des Meeres liebte und ihn auch den Halmen auf dem Lande einhauchte. — Die kleine Beſſie war jetzt eine verheiratete Frau und ſtand des Squire's Wirthſchaft vor, in einem räumigen, weißen Hauſe mit grünen Blenden. Charles — die kindiſche Verkleinerung: Charley paßt nicht mehr — hatte ebenfalls eine Frau genommen und in den kindlichen Zügen des kleinen Willie, der in der Wiege lag, wollte der Großvater Aehnlichkeit mit dem verlorenen Willie finden.

Eines Tages kehrte Charles aus dem Dorfe zurück und brachte einige eingekaufte, in eine Indiana-Zeitung verpackte Waaren mit. Aus müßiger Neugier blickte er in das Blatt, als folgende Stelle ihm auffiel und ſeine Aufmerkſamkeit feſſelte:

„Ein ziemlich lebhaftes Intereſſe erregt hier die Erſcheinung eines jungen Mannes, von dreiundzwanzig Jahren, nach ſeiner Vermuthung. Erſichtlich gehört er zu dem weißen Stamme, aber in Benehmen und Kleidung iſt er Indianer. Er ſei, ſagt er, aus ſeiner Heimat in einem Alter von ſechs Jahren von Indianern entführt worden. Er ſpricht kein Wort Engliſch und auch der Dollmetſch, der ihn begleitet, iſt in dieſer Sprache ſo wortarm, daß man durch ihn nur ſehr ſpärliche Auskunft über die Perſon erlangt. So viel konnten wir nur herausbringen, daß der Jüngling ſeine Mutter aufſucht. Einige unſerer Nachbarn halten ihn für einen Betrüger. Da er aber nicht um Geld bettelt, und da ſein offenes Geſicht Vertrauen gewinnend erſcheint: ſo glauben wir ſeiner Ausſage und machen das hiermit bekannt, in der Hoffnung, es könnte irgend einer beraubten Familie zu Geſicht kommen."

Charles rannte auf's Feld und rief dem Vater zu: „Vater, ich glaube, wir haben hier endlich Nachrichten von Willie!" Zugleich reichte er ihm das Zeitungsblatt hin und die Hand des Vaters zitterte, als er die Anzeige las. — „Auf der Stelle müſſen wir nach Indiana aufbrechen," ſagte er, und ging mit ſeinem Sohn raſch auf das Haus zu; als er aber an das Thor kam, blieb er ſtehn: „Aber, Charles," ſagte er, „er wird ſich vielleicht ſo verändert haben, daß wir ihn nicht mehr erkennen,

Digitized by Google

und vielleicht iſt der junge Menſch, wie die Nachbarn meinen, ein Betrüger."

„Ich werde es erfahren, ob er ein Betrüger ſei. Ich werde meinen Bruder erkennen." Bei den letzten Worten zitterte ſeine Stimme.

„Aber, Du haſt ein groß Stück Arbeit auf dem Halſe in dieſer Jahreszeit. Wäre es nicht beſſer, wenn wir, Onkel Georg und ich gingen?"

„Und wenn mir Haus und Hof zu Grunde gingen," fiel Charles ungeſtüm ein, „ſo will ich unſerm Willie über die ganze Erde nachjagen, ſo lange irgend eine Hoffnung ſich zeigt, ihn aufzuſpüren. Ich fühlte ſtets, daß die Mutter mir es nicht vergeben konnte, daß ich ihn an jenem Tage verließ, obgleich ſie Alles that, mir ihre Vergebung zu beweiſen. Und nun, wenn wir ihn endlich finden, iſt ſie nicht da, um —" hier ſtockte ſeine Stimme.

„Sie wird mit ihm kommen, mein Sohn," ſagte Wharton mit Nachdruck. „Wo er auch ſei, ſie ſind jetzt nicht getrennt."

Nachdem Charles für eine möglich mehrmonatliche Abweſenheit Anordnungen getroffen, machte er ſich auf die Reiſe. In den erſten Briefen gab er eine Schilderung von wahren Tantalusqualen, die er erlitten. Der Jüngling und ſein Dollmetſch waren, in Folge eines Gerüchts, daß in Michigan eine Familie vor vielen Jahren einen Sohn verloren, von Indiana nach jenem Staate aufgebrochen. Die ihn aber in Indiana geſehn, beſchrieben ihn, daß er braune Haare und Augen habe; ſeiner Mutter Augen, habe er geſagt, wären von der Farbe des Himmels. Charles haſtete nach Michigan. Der Wanderer war dageweſen, aber wieder abgereiſt, weil die Familie, die er ſuchte, in ihm nicht ihren Sohn erkannte. Er ſei, ſagte man, nach Canada gegangen, in der Abſicht, ſich wieder zu dem Indianerſtamme, den er verlaſſen hatte, zu begeben. Kurz, überall, wohin er kam, kam er zu ſpät. Endlich ſtieß er in einem kanadiſchen Wald auf einen Indianerhaufen, der hier ſeine Wigwams aufgeſchlagen hatte. Da waren Männer, Weiber, Kinder in allen indianiſchen Koſtümen von Matten und Laken; Einige hatten Federbüſche in den Haaren, Andere trugen lebhaft farbige Wampun's, mit Bändern und Troddeln verziert. Die Meiſten ſahen herabgekommen und unſauber aus; nur zwei oder drei darunter konnten durch wahre Heldengeſtalten einem Maler zum Modell eines arabiſchen Häuptlings, oder eines puniſchen Heerführers dienen. Keiner war von der Erſcheinung des Fremden überraſcht, Alle behielten ihren kalten Ernſt. Unter ihnen befand ſich ein Jüngling, von Sonne und Wetter tief gebräunt, aber augenfällig von weißer Abkunft. Sein zottig langes Haar war vorn an der Stirn geſtutzt, gerade wie es Wik-ä-nie trug. Charles ſtierte ihn mit ſo geſpanntem Blick an, daß er unwillkürlich das nebenliegende Beil aufhob, um ſich gegen einen vermeintlichen feindſeligen Angriff des Eindringlings wehrhaft zu machen.

„Kann Jemand Engliſch ſprechen?" fragte Charles.

„Mir ſprechen," antwortete ein ältlicher Mann.

Charles erklärte, er ſuche einen weißen jungen Mann, der in Indiana und Michigan geweſen, um ſeine Mutter zu erfragen.

„Ihm Bleich-Geſicht," verſetzte der Dolmetſcher, auf den Jüngling zeigend, der mit dem Ausdruck der Befangenheit ſeine braunen Augen abwechſelnd bald auf den Einen, bald auf den Andern richtete.

Charles unterdrückte mit Macht ſeine Ungeduld, während der Dolmetſcher vermittelnd ſein Anliegen langſam vortrug. Der Jüngling trat heran. „Laß mich Deinen rechten Arm unterſuchen." — Der Mantel von Biberhaut wurde zurückgeſchlagen, und da zeigte ſich das verunglückte Hundebild, das ihm Charles einſt im Scherz in den Arm gezeichnet hatte! Mit dem entzückten Freudenruf: „Mein Bruder!" fiel er ihm um den Hals. Der Dolmetſch wiederholte das Wort in der indianiſchen Sprache. Der Jüngling gab keinen Laut von ſich, aber Charles fühlte bei der feſten Umarmung deſſen Herz gegen die Bruſt ſchlagen. Endlich ließen ſie ſich los und ſahen einander in's Geſicht. Die traurige Erinnerung an die edle Mutter brachte dem älteren Bruder Thränen in die Augen; der jüngere aber ſtand anſcheinend unbewegt. Der Dolmetſch bemerkte: „Ihm traurig froh; aber roth Mann nicht weinen."

Gar Vieles kam aber zuſammen, die Freude des Wiederſehens zu dämpfen. Die wunderliche Kleidung und der Haarſchnitt gaben Willie ein zu wildes Ausſehen und machte es Charles ſchwer, in dieſem Indianer einen Bruder anzuerkennen; die Unmöglichkeit überdies, ſich einander verſtändlich zu machen, hinderte wie eine unwiderſteigliche Barre jede innige Annäherung. Seine nächſte Sorge alſo war, Willie's äußeren Menſchen umzuwandeln und einen Vorrath von indianiſchen Vokabeln zu ſammeln. Der Dolmetſcher hatte zwar eine Reiſe nach dem fernen Norden vor, erbot ſich jedoch, drei Tage mit ihnen zu reiſen, und während dieſer Zeit eine Art peripatetiſchen Sprachunterricht zu eröffnen. Da die Brüder im Lager bloße Gäſte waren, ſo kam es keinem der Indianer zu Sinn, ſie in ihrem Thun und Laſſen zu ſtören; überdies vertheilte Charles freigebig Geſchenke, Glasperlen an die Weiber, Pfeifen an die Männer und ſo trat er denn ohne Säumen mit Willie und dem Dolmetſcher den Rückweg an. Er war anfangs allein zu Pferde, und als er nun des Bruders ſtattliche Geſtalt betrachtete, wie er in ſtolzer, ungezwungener Haltung neben ihm einherſchritt, ſo mußte er ſich geſtehen, daß die indianiſche Erziehung doch einigen Erſatz für die Civiliſation gewährt habe.

Wenn das Herz Schüler iſt, iſt auch eine Sprache leicht gelernt, und als der Dolmetſcher ſich von ihnen verabſchiedete, waren die Brüder ſchon ſo weit, daß ſie mit Hülfe der Pantomime wenigſtens Gedankengerippe austauſchen konnten, die dann die Phantaſie mit Fleiſch und Haut bekleidete. An der erſten Poſtſtation ging ein Brief an den Vater ab, des Inhalts: „Ich hab' ihn gefunden. Er iſt wohl und wir ſind auf der Heimreiſe. Meine theure Lucy muß unſern kleinen Willie lehren, daß er luſtig krähet und in die Hände ſchlägt. Gott ſegne Euch! Charley."

Sie reiſten, jetzt Beide beritten, möglichſt ſchnell; zuletzt, um ſchon am folgenden Tage daheim zu ſein, die ganze Nacht durch. Sie waren gleichgekleidet und die verwandtſchaftliche Aehnlichkeit trat immer unverkennbarer hervor. Willie's langes Zottelhaar war unter der Scheere gefallen, und als der Vorhang der dunkeln Locken zur Seite geſtrichen wurde, erſchien die wohlgeformte Stirn weißer, als die ſonnenverbrannten und wettergebräunten Wangen. Nur in den neuen Kleidern fühlte er ſich unbehaglich, ſie hinderten ihn in der freien Bewegung.

In einiger Entfernung vom Dorfe ſtiegen ſie ab und gingen zu Fuß durch die Prärie über die Felder auf die Hinterſeite des Vaterhauſes zu; denn Charles beabſichtigte eine Ueberraſchung. An dem Tage ſollte das Aerndtedankfeſt gefeiert werden; wilde Truthähne lagen zum Braten bereit, und aus der Küche dufteten die Paſteten und Roſinen-Puddings. Unbemerkt traten ſie in das Parlour; hier ſaßen Alle beiſammen: der Vater, Emma, Onkel Georg, Tante Mary, Beſſie und ihr junger Gemahl; Lucy und das Bübchen — Alle ſprangen auf mit dem gleichzeitigen Freudengeſchrei: „Willie! Willie!" und da war ein Regen und Drängen um den Jüngling, den der glückliche Vater an's Herz drückte. Als der Tumult ſich ein wenig gelegt hatte, ſtellte Charles dem Bruder Jeden einzeln vor und erklärte ihm, ſo gut er's auf Indianiſch vermochte, die Verwandtſchaft. Was ſie ſprachen, verſtand er nicht, aber wohl fühlte er die liebewarme Bewillkommnung: „Mir danken," ſtammelte er. „Mir nit viel ſprechen."

Wharton ging in das Schlafzimmer und kehrte mit einer Maroquin-Kapſel in der Hand zurück. Er öffnete ſie und überreichte ſie Willie mit den feierlichen Worten: „Deine Mutter!" — Charles wiederholte ſie mit zitternder Stimme auf indianiſch. Willie ſtarrte auf die blauen Augen des Miniaturbildes, berührte ſie und gen Himmel zeigend ſprach er: „Mir ſehen ſie, vor Zeit." Alle glaubten, er meine die Erinnerung aus der Kindheit; allein in der That bezog ſich ſeine Aeußerung auf die vor vier Jahren gehabte Erſcheinung, wie er das ſpäter, als er der Sprache mächtiger geworden, ihnen erklärte.

Alle weinten, als das Bild von Hand zu Hand ging, und Charles brach in die ſchmerzliche Klage aus: „O, wenn *ſie* doch bei uns wäre, an dieſem glücklichen Tage!" — „Sie *iſt* bei uns, mein Sohn!" ſagte der Vater mit feierlicher Betonung.

Nur William ſchien ungerührt. Er hatte keine Erinnerung an die Mutter, und nur ihre Geſtalt, wie er ſie in jenem clairvoyanten Augenblick geſehn, ſchwebte ihm vor. Seine indianiſche Erziehung gebot ihm überdies, jede Gemüthsregung zu unterdrücken. Aber er legte die Hand auf's Herz und ſagte: „Mir nicht viel ſprechen."

Auch das herbeigebrachte roth und gelb bemalte Körbchen erweckte keine Erinnerung in ihm. Man zeigte darauf mit den Worten: „Wik-ä-nie, Haarbuſch;" aber er erwiederte darauf nichts.

Der Vater betrachtete ihn aufmerkſam: „Es muß unſer Willie ſein," ſagte er. „Ich ſehe ſeine Aehnlichkeit mit mir. Wir können uns nicht täuſchen."

Als es zu Tiſche gehn ſollte, zeigte Wharton auf den früher erwähnten Stuhl und äußerte dabei: „Es ſcheint kaum möglich, daß dieſer hochgewachſene Fremde der kleine Willie ſein ſoll, der hier zu ſitzen pflegte. Aber er *iſt* doch unſer Willie. Gott ſei geprieſen!" Er hielt einen Augenblick inne und fügte dann hinzu: „Laßt uns, bevor wir uns zum Dankmahl ſetzen, unſere Dankgebete vereint zum himmliſchen Vater richten; „„denn dieſer mein Sohn war todt und iſt wieder lebendig worden, er war verloren und iſt gefunden worden."" *

* Evang. Lucä 15, 24.

Digitized by Google

Alles erhob ſich und ein heißes Gebet ſtrömte aus dankerfüllten Herzen. Charles hatte alle Vorkehrungen getroffen, das Indianiſche, das die Familie verletzen könnte, an ſeinem Bruder möglichſt zu verwiſchen. So auch bei Anlaß der aufgetragenen Speiſen. Ohne zu erwähnen, daß Willie ein Stück rohes Fleiſch all' ihren Leckerbiſſen vorzöge, ging er in die Küche und beſtellte für ihn einige derbe, nur leicht geröſtete Schnitten Büffelfleiſch.

Ein großes Hinderniß zu traulichem Verkehr und alſo zum Vollgenuß an der Nähe des ſo lang Erſehnten blieb noch einige Zeit die mangelhafte gegenſeitige Verſtändigung durch die Sprache. Emma's rege Phantaſie, die ſich ſo lange mit der Ausſicht auf einen neuen Bruder beſchäftigt hatte, ward etwas abgekühlt. Ein Bruder wie Studios Oberlin, mit dem ſie auf dem Dankfeſt-Ball getanzt, wäre ihr viel lieber geweſen. Beſſie, eine eifrige Verfechterin der Reinlichkeit, wagte gegen ihre Mutter die Aeußerung, ſie hoffe, Vetter Willie werde es noch lernen, mit Meſſer und Gabel, wie andere Chriſten, zu eſſen. Allein die ältern Glieder der Familie nahmen an dieſen Kleinigkeiten keinen Anſtoß; ihnen genügte, daß der verlorene Schatz gefunden iſt.

Das Hinderniß, das die Sprachverſchiedenheit in den Weg legte, beſeitigte ſich ſo raſch, daß es wunderbar ſcheinen könnte, wenn es nicht bekannt wäre, daß eine vergeſſene Mutterſprache leicht wieder in's Gedächtniß zurückgerufen wird. Sie ſcheint wie gebunden im Gedächtniſſe, und wird unter günſtigen Umſtänden wieder frei oder wie die Schrift mit ſympathetiſcher Tinte, die durch den Einfluß der Wärme ſichtbar wird.

Die Kunde von dem Wiedergefundenen verbreitete ſich wie ein Lauffeuer durch die Prärie. Von zwanzig Meilen in der Runde kamen ſie herbei, um ihn zu ſehen, deſſen abenteuerliches Verſchwinden in der Kindheit ſo viel Aufſehn gemacht hatte. Die Kinder freilich ſahen ſich getäuſcht, denn ſie hatten nach der Schilderung einen roſenbäckigen Knaben erwartet. Einige ältere Leute, die ſich nicht wenig auf ihren Scharfblick zugute thaten, ſchüttelten bei Willie's reißenden Fortſchritten in der engliſchen Sprache weislich die Köpfe und meinten unter ſich: „es wäre freilich verlorene Mühe, Nachbar Wharton in ſeinem guten Glauben wankend zu machen; verlaßt Euch aber darauf, der Burſche iſt ein Betrüger. Was das Zeichen auf ſeinem Arm betrifft, das ſie für einen Prärie-Hund ausgeben, das ſieht Allem andern ähnlicher, als einem Ding mit vier Beinen.“

Der Familie indeſſen brachte jede Woche eine neue Beſtätigung, daß der Fremde ihr erſter Willie ſei. Allmählich war er in den Stand geſetzt, ihnen ſeine Geſchichte im Umriß verſtändlich mitzutheilen. Wie er ſich an jenem unglücklichen Tage von ſeinem Bruder getrennt, was ihn veranlaßt, den Indianer-Pfad einzuſchlagen, davon hatte er keine Erinnerung. Die Indianer hatten ihm erzählt, eine Squaw, deren Pappuſe geſtorben war, habe ihn lieb gewonnen und ihn an ſich gelockt, und als er ſpäter weinte und nach Hauſe verlangte, ließen ſie ihn nicht fort. Von ihnen erfuhr er, daß er zur Zeit ſeiner Entführung ſein Alter mit ſechs Jahren angab. Sein Name aber ging allmählich bei ihm ſelber und bei ihnen in Vergeſſenheit. Mit dieſem Stamme wanderte er acht Sommer und acht Winter umher. Mitunter litt er mit ihnen Hunger, wenn's an Wild fehlte; einmal wurde er in einem Gefechte mit einem feindlichen Stamme durch ein Tomahak verwundet. Im Ganzen aber behandelten ſie ihn ſo gut, wie ihre eignen Kinder. Er wurde ein geſchickter Jäger. Seine Squaw-Mutter ſtarb, und bald darauf zog der Stamm viele Meilen weiter auf die Pelzwerk-Jagd. Im Laufe ihrer Reiſe trafen ſie auf verſchiedene Indianerſtämme. In einer Nacht lagerten ſie in der Nähe einiger Jäger, die eine andre, von jenen nur zum Theil verſtandene Mundart ſprachen. Unter ihnen befand ſich eine Frau, die ihn kennen wollte. Sie erzählte ihm, ſeine Mutter wäre eine Weiße, mit Augen, ſo blau, wie der Himmel, und ſie ſei ſehr gut gegen ihre kleine Pappuſe geweſen, die ſie, die Indianerin, auf dem Wege durch die Prärie verloren gehabt. Sie veranlaßte ihren Mann, ihn um zehn Gallonen Whiskey zu kaufen und verſprach ihm, ihn zu ſeinen Eltern zurückzubringen, ſobald der Stamm in dieſer Richtung ziehen werde; weil, ſagte ſie, ihre kleine Pappuſe ſie ſo ſehr lieb hatte.

„Wir erinnern uns ihrer noch recht gut,“ ſagte Wharton, „ihr Name war Wik-ä-nie.“

„Das nicht Namen,“ erwiderte William; „Wik-ä-nie heißen: winzig klein Ding.“

„Du warſt ein kleiner Knabe,“ ſagte der Vater; „Du hatteſt großen Gefallen an ihr und ſagteſt, ſie wäre Dein kleines Mädchen. Als ſie wegging, gabſt Du ihr Deine Schachtel mit Guinea-Erbſen.“

„Guinea-Erbſen? Was das?“ fragte der Jüngling.

„Es ſind rothe Körner mit ſchwarzen Flecken,“ antwortete der Vater. „Emma, ich glaube, Du haſt welche. Zeige ihm eine.“

Wie er ſie erblickte, rief er: „Haha! Ä-li-lah zeigen mir Guinea-Erbſen. Ihr ſagen mir geben ſie.“

„Alſo kennſt Du Wik-ä-nie?“ fragte der Vater in forſchendem Tone.

Willie hatte ganz den Ernſt der Indianer angenommen; er lachte nie, lächelte ſelten; aber jetzt leuchtete es ſonnenhell in ſeinem freien Geſichte auf, als er antwortete: „Mir kennen Ä-li-lah ſehr gut. Sie nicht Wik-ä-nie jetzt.“

Dann wurde er wieder ernſt und erzählte, wie er Ä-li-lah die rothen Körner in's Haar gewunden, als die Mutter gekommen ſei und ihn mit ihren großen blauen Augen angeſehn und ihm zugelächelt habe. Seine Zuhörer meinten, er erzähle ihnen einen Traum. Aber der Vater wandte ſich zu ſeinem Aelteſten: „Sagte ich Dir nicht, Charles, daß Mutter und Sohn jetzt nicht getrennt ſind?“

William ſchien beſtürzt über dieſe Bemerkung; doch begriff er ſie und ſagte: „Mir ſchauen in Geiſt-Land.“

Auf die Frage, warum er ſich dann nicht aufgemacht habe, ſeine Mutter zu ſuchen, erwiederte er: „Ä-li-lah's Vater, Mutter ſterben. Ä-li-lah ſagen, nicht gehn. Meilen groß viel. Mir nicht wiſſen Straße. Aber Indianer gehn jagen Pelz. Mir gehn. Mir ſchlafen. Mir träumen Mutter kommen, ſagen heim gehn. Mir fragen wo Mutter? Charles kommen. Ihm ſagen Bruder.“

Das Körbchen wurde wieder hervorgeholt und der Vater ſagte: „Wik-ä-nie gab Dir das, als ſie fortging; als wir's Dir aber zeigten, erinnerteſt Du Dich deſſen nicht.“

Er nahm es, ſchaute es an und ſprach: „Mir nicht erinnern.“ Als es aber Emma ihm wieder abnehmen wollte, hielt er's feſt und nahm es mit in ſein Zimmer.*

## Italien.

### Italiens wirthſchaftliche Umgeſtaltung.

Das vierte Heft der Rivista nazionale economica-amministrativa, der von Aleſſandro Gicca redigirten neuen wirthſchaftlichen Zeitſchrift Italiens, ſteht ſeinen Vorgängern an werthvollem Inhalte nicht nach. Es bringt wiederum aus der Feder von Staatsmännern, die in der Reorganiſation Italiens eine hervorragende Rolle geſpielt haben und zum Theil noch in hohen Staatsämtern ſtehen, Berichte über das Rieſenwerk der wirthſchaftlichen Umgeſtaltung ihres Vaterlandes, die auf's Neue Zeugniß von dem gewaltigen Eifer ablegen, mit dem die große Aufgabe zu löſen verſucht wird.

Der Aufſatz von G. Manna, „le dogane Italiane,“ giebt ein Bild der Reformen im Zollweſen, die ſeit der italiäniſchen Einigung zum Zwecke der Herſtellung eines einheitlichen und auf freieren Prinzipien beruhenden Zollſyſtems vorgenommen worden ſind. Man kann die Schwierigkeiten ungefähr ermeſſen, wenn man bedenkt, daß faſt jedes der plötzlich und auf revolutionärem Wege zu einem Reiche vereinten Länder ſein beſonderes Syſtem befolgt hatte, daß mit der Reviſion des Tarifs gleichzeitig eine neue Regulirung des Douanen-Syſtems geboten war, und daß das Werk mitten unter den Unruhen einer nach innen und außen hin keineswegs zur Genüge conſolidirten Staatsverwaltung, unter mehrfachem Wechſel der höchſten Leiter, vollendet werden mußte. Manna ſelbſt hat dabei als Generalſteuer-Director und als Präſident der von dem Parlamente zu dieſem Behufe niedergeſetzten Commiſſion, den erheblichſten Antheil gehabt. Mit Energie wurden die Reglements und Geſetze von Piemont, der Lombardei, Toscana, Parma, Modena, der Romagna und den Marken geſammelt, und unter ſich, ſowie mit den Zolleinrichtungen von Frankreich, Belgien und England verglichen. Schon im Januar 1862 konnte das ſo entſtandene neue Douanen-Reglement im ganzen Königreich Italien proviſoriſch in Vollzug geſetzt werden. Am Ende deſſelben Monats war es in allen 430 Zollſtätten des Reichs eingeführt; ſeitdem herrſcht Eine Methode und Eine Vorſchrift im ganzen Lande.

Einem ausführlichen Berichte „über den Handel Italiens vor und nach der politiſchen Neugeſtaltung des Landes,“ von Pietro Maeſtri, der gleichfalls eine höhere Stellung im Miniſterium für Ackerbau, Induſtrie und Handel bekleidet, entnehmen wir einige Daten über die Hauptausfuhr aus den verſchiedenen Provinzen. Dieſe Zahlen geben Einſicht in die Boden-, Klima- und Lebensverhältniſſe der Beſtandtheile des neuen Königreichs. Es haben ausgeführt 1860 beiſpielsweiſe:

* Schluß-Artikel IV. folgt in nächſter Nummer.

Digitized by Google

| | | |
|---|---|---|
| Lombardei und ſardiniſche Provinzen: rohe Seide | für | 159,826,927 Lire. |
| Romagna, Marken und Umbrien: Hanf | „ | 17,517,387 „ |
| Toscana: Borax | „ | 2,425,000 „ |
| — Bauholz | „ | 3,621,000 „ |
| — feines Getraide | „ | 7,016,000 „ |
| — Strohhüte | „ | 12,715,000 „ |
| Die alten Provinzen: Wein und Spirituoſen | „ | 9,238,000 „ |
| — — Vieh | „ | 9,775,000 „ |
| Neapel: Oele | „ | 29,723,004 „ |
| — Mandeln | „ | 3,732,233 „ |
| — Süßholz | „ | 1,922,328 „ |
| — Crêmor tartari | „ | 1,668,019 „ |
| Sicilien: Schwefel | „ | 16,701,000 „ |
| — Pomeranzen und Citronen | „ | 8,678,000 „ |
| — Getrocknete Früchte | „ | 2,234,000 „ |
| — Gerbeſtoff | „ | 10,611,000 „ |
| — Weine und Spirituoſen | „ | 4,029,000 „ |
| Maſſa-Carrara: Marmor | „ | 1,800,000 „ |

Von der Geſammt-Ausfuhr (569,934,294 Lire) bildete die rohe Seide mehr als ein Drittel, nämlich 218 Millionen Lire.

## Rußland.

### Die Karäer oder Karaiten in der Krim.

Die Belagerung von Sebaſtopol, welche Manche mit der Belagerung von Troja verglichen, hat die Aufmerkſamkeit Europa's einige Zeit auf die Tauriſche Halbinſel gelenkt; doch hat ſie nicht viel zu unſerer Kunde jenes Landes beigetragen, da die Verbündeten lediglich mit den Küſtenſtädten beſchäftigt, in das Innere nicht eingedrungen ſind, wo die Bevölkerung hauptſächlich aus Tataren beſteht, bei denen die muhammedaniſche Religion die vorherrſchende iſt, und noch bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Staatsreligion war, ehe Rußland ſich dieſes Land der Tatar-Khane annektirte, deren Palaſt in der Hauptſtadt des Landes, Baghtſcheh-Sarai, noch jetzt zeigt, daß auch daſelbſt die Künſte des Friedens gepflegt wurden; ſowie in den dortigen zahlreichen Moſcheen noch jetzt ſich die Muſelmänner verſammeln, wenn von den Minarets zum Gebet gerufen wird. Das deutſche Bewußtſein ſieht überall, wo die Lehre Muhammed's herrſcht, die grauſamſte Unduldſamkeit und Verfolgungsſucht gegen Alle, welche einen andern Glauben haben; dennoch erhebt ſich über dieſe Hauptſtadt der früheren Fürſten der Krim, die treue Anhänger des Islam waren, eine natürliche Felſen-Feſtung, Tſchuſut-Kaléh, welche vielleicht die einzige, ausſchließlich von Juden bewohnte Stadt iſt, die ſich dort ſeit beinahe tauſend Jahren niedergelaſſen haben und der Sekte der Karaiten oder Karäer angehören.

Ueber den jetzigen Zuſtand des alten Hauptſitzes dieſer merkwürdigen israelitiſchen Sekte können wir auf folgendes Werk verweiſen: „Reiſe nach dem ſüdlichen Rußland und der Krim," von A. v. Demidoff, deutſch herausgegeben von J. F. Neigebaur, mit Illuſtrationen von Raffet (Breslau, 1854, Kern), wonach mit den in Odeſſa, Theodoſia und in der Gegend von Cherſon zerſtreut lebenden Karaiten ſich gegen 2000 Mitglieder dieſer Sekte in Süd-Rußland befinden, die in allgemeiner Achtung durch ihre Moralität und Rechtlichkeit ſtehen; höflich und zuvorkommend, ohne Kriecherei, ſind ſie vollkommene Kaufleute, welche den wohlbegründeten Ruf der Ehrlichkeit genießen. Der vielgereiſte Fürſt Demidoff findet ſelbſt den Ausdruck des Geſichts der Karaiten offen und wohlwollend, und er nahm die allergenaueſte Sorgfalt wahr bei Allem, was zur Sauberkeit gehört. Mit Recht machte eine ſolche Schilderung auf dieſe Genoſſenſchaft aufmerkſam und begierig, deren Entſtehung kennen zu lernen. Man muß daher dem bekannten Gelehrten Dr. Julius Fürſt in Leipzig Dank wiſſen, daß er dieſem Gegenſtande eine gründliche Bearbeitung gewidmet hat, welche uns vollkommenen Aufſchluß über dieſe merkwürdige ethnographiſche Erſcheinung giebt.

Das vorliegende Werk,* dem die gründlichen, auf Autopſie beruhenden Forſchungen des Herrn S. Pinsker** zum Grunde gelegt ſind, giebt zuvörderſt eine Vorgeſchichte des Karäerthums, welche mit dem Jahre 300 vor unſerer Zeitrechnung anfängt, wenn die Karaïm oder Karäer auch damals noch nicht dieſen Namen hatten, welcher einen Schriftkundigen (von kara, Schrift) bedeutet, ſo wie ſie ſelbſt ſich auch Söhne der Schrift ſeit dem 8. Jahrhundert nach unſerer Zeitrechnung nannten, da ſie ſich allein an das alte Teſtament hielten, und die Tradition verwarfen, welche von den Schriftgelehrten, Soferim, eingeführt worden war. Der gelehrte Verfaſſer weiſt nach, daß ſchon zur Zeit Alexanders des Großen Spaltungen unter den Gottesgelehrten der Israeliten bekannt waren, indem der eine Theil der Tradition gleiche Glaubwürdigkeit, wie der moſaiſchen Urkunde, beilegte, der andere Theil ſich aber lediglich an die göttliche Offenbarung hielt. Dieſe wurden Saducäer genannt, während die Anhänger der Tradition Phariſäer genannt wurden, deren Streitigkeiten mit dem Ende des jüdiſchen Staatslebens zwar nicht aufhörten, aber weniger bedeutend wurden, ſo daß die mündliche Ueberlieferung gewiſſermaßen Gemeingut der geſammten, aber nunmehr zerſtreuten Nationalität ward. Die allgemeine Synagoge, die herrſchende Meinung, mit ihren Talmud-Lehrern, verdammte die ſich lediglich auf das geoffenbarte Geſetz berufenden Heterodoxen, welche um das Jahr 800 nach unſerer Zeitrechnung nur noch als vereinzelte Forſcher in der Schrift daſtanden, als der Talmud von Babylon, wo damals der Sitz der jüdiſchen Gelehrſamkeit war, zum Abſchluſſe kam, um ſo mehr, als die Kämpfe gegen die römiſche Weltherrſchaft und das Wiederſtreben gegen das Chriſtenthum alle Partei-Verſchiedenheit mehr in den Hintergrund treten ließ. Seitdem hatten die Schriftgelehrten ihr Studium zu dem herrſchenden Rabbinism ausgebildet, welcher eben fortwährend wiſſenſchaftliche Gegner fand, die jedoch zu keiner Trennung führten, da auch die damaligen perſiſchen Könige es an Verfolgungen nicht fehlen ließen, welche jede Abſonderung der Antirabbiniten vermeiden ließ. Gegen den gemeinſamen Feind blieb man einig.

Neben der damaligen jüdiſchen Hochſchule zu Babylon zeichnete ſich auch die zu Tiberias aus, da dort, zu Cäſarea, Nazareth, Jericho und andern Orten Paläſtinas und in den Umgebungen von Jeruſalem die jüdiſche Bevölkerung am zahlreichſten war, welche ſich nach dem Jahr 500, während in Europa durch die Völkerwanderung alles wiſſenſchaftliche Streben unterging, durch Ausbildung der hebräiſchen Sprache und Literatur, ſowie überhaupt durch Beſtrebungen auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft auszeichnete. Pinehas wurde um das Jahr 600 Haupt der Maſoreten-Schule, der ſich nicht ganz von der rabbiniſchen leiten ließ. Dabei zeichneten ſich beſonders bedeutende Aerzte aus, Ahron aus Alexandria unter der byzantiniſchen Herrſchaft, und Maſſer-Gawih unter den inzwiſchen erſtandenen Muhammedanern, am Hofe des Chalifen Merwan. Denn die in Arabien wohnenden Juden hatten dort den Monotheism verbreitet, und waren gewiſſermaßen die Anreger und Mitwirker bei der Entſtehung des Islam geworden. Dieſe wiſſenſchaftliche Bildung entfernte immer mehr von dem Rabbinism, der mitunter die Tradition höher hielt, als die heiligen Schriften; ſie wurde dafür als Ketzerei angefeindet, und die damaligen Reformatoren Ketzer, Minim, genannt. Unter dieſen zeichnete ſich beſonders Sirin aus Galiläa aus, welcher Paläſtina für das Volk Israel (720) erobern wollte, aber ſcheiterte, ebenſo wie ein Geſinnungs-Genoſſe, Obeid-Alla aus Ispahan, Abu-Iſa genannt, der wie die alten Araber das Sonnen-Jahr ſtatt der Mondes-Jahre einführen und die Abſchaffung der Eheſcheidungen durchſetzen wollte, ſowie er auch die Sonntagsfeier vorzog und den Genuß des Fleiſches und Weines verbot. Er hatte bereits 10,000 Mann vereinigt, unterlag aber 753 bei Rai, dem alten Rhagae, gegen den Chalifen el-Manſur. Friedlicher ſuchten andere Gelehrten zu reformiren, wie z. B. Jehuda der Perſer, dabei ein gelehrter Aſtronom, Genai u. A. m., welche gegen die Tradition, den Scholaſticism und den Wunderglauben auftraten, indem ſie dem Autoritäts-Glauben der Rabbiniten die einfachen Lehren der Schrift entgegenſtellten.

Nach ſolchen Vorläufern trat endlich im Jahre 700 der zu Bozra geborne Anan Ben David auf, der von dem David'ſchen Exiliarchen-Geſchlechte abſtammend, eine ſehr wiſſenſchaftliche Erziehung zu Bagdad, der damaligen Exiliarchen-Reſidenz, erhalten hatte. Zuerſt bei dem Chalifen el Manſur in beſondern Gnaden ſtehend, wurde er ihm ſpäter ſo verdächtigt, daß er mit ſeinem Anhang nach Jeruſalem auswanderte und daſelbſt eine Reform-Synagoge erbaute. Er wurde der Gründer der Karaiten oder Karäer, indem er die Forſchung in der Schrift, in dem geſchriebenen Geſetze, der Thora, mit Ausſchluß aller Menſchenſatzung und der Autorität der Tradition lehrte, Muhammed für den göttlichen Propheten gegen das Heidenthum der Araber erklärte, ſowie den Stifter des Chriſtenthums für den wahren Propheten für die Heiden, zugleich aber auch für einen weiſen Lehrer der Thora für die Juden darſtellte, da

* Geſchichte des Karäerthums bis 900 der gegenwärtigen Zeitrechnung, mit den dazu gehörigen Quellen-Nachweiſungen, von Dr. J. Fürſt, Leipzig, C. B. Lorck, 1862.

** In deſſen Schrift: „Lickute Kadmoniot" (Wien, 1860).

Digitized by Google

das wahre moſaiſche Geſetz durch gelehrte Willkür verdunkelt worden ſei. Er predigte vollkommene Freiheit der Forſchung und Auslegung des göttlichen Wortes, und ermahnte zur Ertragung jeder eigenen Meinung des Andern. So wurde er Stifter der Karäer. Die Burg Zion zu Jeruſalem wurde der Ort der Karäer genannt, und die Schüler, die er um ſich geſammelt hatte, breiteten ſeine Lehren aus, obgleich die rabbiniſchen Hochſchulen dagegen eiferten und ſeine Anhänger nach ſeinem 765 erfolgten Tode Ananiten nannten. Nahawendi in Perſien wurde ein ausgezeichneter Verbreiter der Lehren Anan's und deſſen Enkel Joſchija wurde karäiſcher Exiliarch in Jeruſalem. Der gelehrte Herr Verf. ſchildert die weitere Ausbildung dieſer Lehren mit derſelben Gründlichkeit, wie das frühere Phariſäer- und Saducäerthum, indem er das Wogen und Treiben der Geiſter innerhalb der muhammedaniſchen Welt im 8. und 9. Jahrhundert in dem gebildeten Chalifen-Reiche vorführt, in welches, ſowie in die islamitiſchen Spaltungen das Karäerthum mit hinein gezogen wurde, ſowie die gelehrten Nachfolger Anan's, wie Ibn Sitha aus Perſien, Eldad ha Dané aus Medien, Chawi aus Baktrien. Durch die Pilgerfahrten nach Jeruſalem verbreitete ſich die Lehre Anan's in weiteren Kreiſen, erzeugte aber auch im frommen Wahne Ascetiker, welche Faſten, Entſagungen und Bußübungen einführen wollten, ſowie auch Manche das Weintrinken verpönt hatten; auch fehlte es nicht an Miſſionen.

Auf dieſe Weiſe kam die Ausbreitung und Bildung von Karäer-Gemeinden in die Gegenden, die gegenwärtig der Mittelpunkt der Karaiten iſt, beſonders da, wo wegen der Entfernung von den jüdiſchen Hochſchulen die Tradition weniger lebendig erhalten worden war. Schon im Jahr 900 fanden dieſe Lehren Eingang bei den jüdiſchen Kolonien in Armenien, am Kaspiſchen Meere, am Kaukaſus und in der Krim oder Taurien; in Kertſch und in Kafa, das ſpäter Theodoſia hieß, waren bereits um das Jahr 900 Karäer-Gemeinden, von denen beſonders die wichtigſte, die von Tſchufut-Kaléh, ſich bisjetzt erhalten hat, während das große Reich der Chalifen unterging, nachdem der Halbmond ſeine Macht über Afrika bis nach Spanien und Sicilien verbreitet hatte und zugleich die Wiſſenſchaft mit ſich brachte, die ſeit dem Eindringen der nordiſchen Barbaren im römiſchen Reiche in der Frömmigkeit derſelben, die aber ſehr nach Aberglauben ausſah, untergegangen war. Die frommen Kreuzfahrer brachten ihre Unduldſamkeit nach dem Orient, während die Tataren die jüdiſchen Karaiten oder Karäer in ihrer nächſten Nähe duldeten, welche auch die Herrſchaft der Genueſiſchen Handelsherren an den Küſten der Krim unangefochten gelaſſen hatten. Welch' ein Unterſchied gegen die Scheiterhaufen Iſabella's der Katholiſchen in Spanien und die Juden-Verfolgungen in Deutſchland vom Rhein an bis nach Liegnitz in Schleſien. Wenn man auch nicht im Stande iſt, den gründlichen Forſchungen des gelehrten Herrn Verfaſſers zu folgen, ſo fühlt man ſich doch dadurch angeregt zu ernſten Betrachtungen über wahre Humanität, die ohne Duldung nicht beſtehen kann.

Neigebaur.

## Oſt-Aſien.

### Girſang, ein malajiſches Märchen.

Es lebte einmal, wie man erzählt, eine Frau Namens Mena; ihr Mann aber hieß Girſang. Ihnen ward ein Sohn geboren, der immer krank war. Da erſuchte der Vater einen Zauberer, Heilmittel zu bereiten. Der Zauberer ſagte ihm: „Euer Kind wird von einem Waldteufel geplagt, und es iſt nöthig, dieſen zu verſöhnen, damit es ſeiner Qual ledig werde." — „Sehr wohl, Meiſter — ſprach Girſang — ich werde mir ein Hühnerei verſchaffen;* geht Ihr unterdeß und beſorgt, was zum Sühnopfer erforderlich iſt, denn ich verſteh von dieſen Dingen nichts."

Darauf ging er zu ſeinen Dorfgenoſſen wegen eines Hühnereies, aber Keiner von ihnen hatte Hühner. Sie ſchickten ihn zum Häuptling, weil ſie wußten, daß deſſen geliebteſte Henne genug Eier gelegt hatte.** So ging er zu dem Häuptling und ſagte: „Euere geliebteſte Henne, o Fürſt, ſoll Eier gelegt haben; verkauft mir eines, damit es meinem Sohn als Sühnmittel diene." — „Nun, was gebt Ihr mir dafür?" frug der Fürſt. — „Iſt denn der feſte Preis eines Eies nicht ein Solup geſchälter Reis?" — „Für ein Solup Reis gebe ich kein Ei; Ihr bekommt es nicht für weniger als ein Malih." — „Wohl, ſo werd ich ein Malih geben."*

Girſang bekam ein Hühnerei und gab die bedungene Quantität ungeſchälten Reis. Der Zauberer that alsdann was ſeines Amtes war, und das Kind genas. Des Häuptlings Huhn aber begann ſich raſend zu ſtellen und gackerte Tag und Nacht. Da beſchloß der Fürſt, ſeinen Angehörigen ein Feſt zu geben, denn er wollte über dies Ereigniß die Gäſte um Rath fragen.

Darauf preßten ſie Citronen aus, die als Reinigungsmittel dienen ſollten, und thaten den Saft in eine Schale. Sodann gingen ſie nach dem Badeplatz und ſtellten die Schale an's Ufer, und badeten ſich. Kaum waren Alle im Waſſer, als ein Vöglein auf die Schale ſich ſetzte und zwitſcherte. Der Fürſt warf nach dem Vogel, traf aber ſtatt ſeiner die Schale, daß ſie zerbrach, und ſo hatten die Badenden keinen Citronenſaft, ihren Körper damit zu beſtreichen.

Als man in das Dorf zurückkehrte, ſaß der Unglücksvogel auf dem Thor deſſelben und zwitſcherte. „Da ſitzt der verdammte Vogel ſchon wieder, Knaben, werfet ihn todt!" rief der Häuptling zornig.

Der Vogel wurde wieder nicht getroffen und flog auf eine Planke des Rathhauſes.** Noch mehr erboſt warf der Fürſt ſelbſt ein Scheit Holz nach ihm; aber auch dieſer Wurf traf nicht, und der Vogel ließ ſich auf dem Giebel des Herrenhauſes nieder. Der Fürſt ergriff jetzt ein brennendes Stück Holz und ſchleuderte es nach dem Vogel, aber eine Kohle löſte ſich ab und das Dach faßte Feuer. Da ſtand das Haus plötzlich in lichterlohen Flammen und es verbrannte Alles, was darinnen war, Güter und Menſchen. Aus dem Feſtgelage wurde nichts, denn der Häuptling allein blieb am Leben; ſeine Henne aber und der Unglücksvogel flogen in den Wald.

„Womit habe ich gegen Geiſter und Menſchen geſündigt, daß mich allein das Unglück trifft, Alles auf einmal zu verlieren?" So rief der Häuptling wie in Verzweiflung aus.

Da kam ſeine Henne zurückgeflogen, um ihrem Herrn Beſcheid zu geben. „Euer Haus iſt verbrannt — ſagte ſie — weil Ihr das Gemeinderecht verletzt habt. Ihr, der als Oberhaupt ein gutes Beiſpiel geben ſollte, Ihr habt das Unglück Euch ſelber zuzuſchreiben, keinem Andern." — „Was für ein Gemeinderecht hab ich verletzt, daß Du ſagſt, ich habe das Unglück mir ſelber zuzuſchreiben?

Da ſprach die Henne: „Einer von Euern Dörflern ſitzt in Noth und ſpricht Euch um ein Ei an; Ihr wollt ihm keines ſchenken, wollt es ihm nur verkaufen! Er will Euch ein Solup Reis dafür geben, aber Ihr verlangt ein Malih, und da das Leben ſeines Kindes auf dem Spiele ſteht, giebt er Euch was Ihr verlangt. Da warne ich Euch und ſage gackernd: Euere Handlung iſt ungebührlich! aber von Euerem Vortheil ganz eingenommen, kümmertet Ihr Euch nicht um die Warnung. Darauf wolltet Ihr ein Feſt geben, ohne vorher dem Manne zurückgeſtellt zu haben, was er Euch für das Ei hatte zahlen müſſen. Dies, Herr, iſt der Grund, warum Euch das Unglück betroffen hat, Alles, was Ihr beſaßet, ſammt Frau und Kind zu verlieren."

„Wenn ich alſo — verſetzt der Fürſt — widerrechtlich für ein Malih Reis eines Deiner Eier verkauft habe, ſo ſage mir den rechten Preis eines Eies, auf daß ich es wiſſe und den kommenden Geſchlechtern mittheilen könne."

Das Huhn gab zur Antwort: „Wenn einer der Dorfgenoſſen ein Ei nöthig hat, als Heilmittel oder als Sühne, ſo braucht er nichts dafür zu bezahlen, und will er es kaufen, ſo ſoll man keinen höhern Preis als ein Solup fordern. Außerdem darf ein Fürſt das Gemeinderecht nicht verletzen. Er muß in allen ſeinen Beſchlüſſen gerecht ſein, damit Segen auf ſeinem Beſitze ruhe."

## Mannigfaltiges.

— Der volkswirthſchaftliche Kongreß in Dresden fand in den Tagen vom 14. bis 16. September ſtatt, ſodaß er dem geiſtig mit ihm zuſammenhängenden, internationalen ſtatiſtiſchen Kongreſſe von Berlin unmittelbar ſich anſchloß. Leider ſcheint der Erſtere, eben wegen der naheliegenden Berührung der auf beiden Kongreſſen verhandelten Gegen-

* Das Ei eines Huhnes gehört zu den vornehmſten Erforderniſſen der Sühnopfer.

** Geliebteſte Henne heißt diejenige, die ihr Herr ſelbſt verpflegt, um ſie einem Vorfahr zu weihen.

* Ein Solup iſt das Maß von etwa $1\frac{1}{3}$ Pfund Reis, ein Malih aber das 24fache.

** Da ein malajiſches Rathhaus an allen Seiten offen ſteht, ſo beſtehen die Wände aus mehr oder weniger breiten Planken.

Digitized by Google

ſtände, dem Letzteren Abbruch an Beſuchern gethan zu haben, da in Dresden der Kongreß weniger zahlreich als in Weimar, Stuttgart, Köln, Frankfurt a. M. und Gotha beſucht war. Gleichwohl iſt nicht in Abrede zu ſtellen, daß der volkswirthſchaftliche Kongreß mehr praktiſche Erfolge bisher gehabt, als irgend einer der vielen anderen deutſchen Wanderkongreſſe. Wir brauchen nur auf ſein Votum hinſichtlich der **Gewerbefreiheit** hinzuweiſen, die ſeit dem Jahre 1860 in vierzehn deutſchen Groß-, Mittel- und Kleinſtaaten eingeführt worden. Hoffentlich werden auch ſeine Beſchlüſſe hinſichtlich der deutſchen **Freizügigkeit** von gleichem praktiſchen Erfolge ſein. Jedenfalls hat er dazu beigetragen, die deutſchen Köpfe auch in dieſem Punkte bedeutend aufzuklären.

Wir irren wohl nicht, wenn wir die Erfolge des volkswirthſchaftlichen Kongreſſes hauptſächlich dem glücklichen Umſtande beimeſſen, daß ſeine Mitglieder meiſtens aus dem praktiſchen Leben hervorgehen und an ſeiner Spitze Männer ſich befinden, die nicht blos aus Büchern das Volk und ſeine wirthſchaftlichen Bedürfniſſe kennen gelernt und die nicht lediglich vom Katheder herab ihren Ideen Geltung zu verſchaffen ſuchen. Männer wie Schulze-Delitzſch, Braun, Lette, Böhmert, Otto Michaelis, Faucher, Max Wirth und Andere gehören ſämmtlich dem Volk und ſeinem Leben an, und darum ſind ſie auch mehr, als diejenigen, die bloße Theoretiker ſind, befähigt, das deutſche Volk darüber zu belehren, wie es durch die Anwendung geſunder, volkswirthſchaftlicher Prinzipien wohlhabender, mächtiger und einflußreicher in der Welt werden kann, als es bisher war.

Das iſt es ja allein, was den Deutſchen bisher gefehlt hat: die geſunde volkswirthſchaftliche Praxis. Hätten wir eine ſolche, gleich den Engländern, Holländern, Schweizern und anderen uns verwandten Nationen, ſo würden wir längſt ein einiges, concentrirtes und mächtiges Volk ſein. Daß wir auf dem Wege ſind, ein wirthſchaftlich praktiſches Volk zu werden, das hat dem Schreiber dieſer Zeilen auch der internationale ſtatiſtiſche Kongreß bewieſen. Denn hier haben — nicht in den Plenar- und Sections-Verſammlungen, wohl aber bei vielen Unterhaltungen außer dem Sitzungshauſe — mehrere geachtete Männer aus Belgien, Frankreich, England und Italien, Autoritäten auf dem Gebiete der Volkswirthſchaft, ihre uneingeſchränkte Anerkennung der Verdienſte ausgeſprochen, die ſich Schulze-Delitzſch und ſeine Freunde auf dem Gebiete der **ſozialen Selbſthülfe** erworben. Der Verfaſſer des geſchätzten „Dictionnaire de l'administration publique," Herr Dr. **Maurice Block**, ſprach gegen den Schreiber dieſer Zeilen wiederholt ſein Bedauern aus, daß er Herrn Schulze-Delitzſch nicht, wie er gehofft, auf dem ſtatiſtiſchen Kongreſſe angetroffen, da er mit dem Plane umgehe, die Schriften deſſelben zu überſetzen und in Frankreich einzuführen. In Italien ſind ebenfalls bereits einzelne ſeiner Arbeiten überſetzt worden. Der Mann, der den delphiſchen Orakelſpruch „Aide toi et le ciel t'aidera" zur ſiegreichen Wahrheit gemacht und der dabei die ſozialiſtiſche Chimäre von den Rechten und Anſprüchen der Arbeiter auf Staatshülfe ſo gründlich widerlegt hat, wird von den heutigen franzöſiſchen Volkswirthen ungemein hochgeſchätzt.

Der diesjährige Kongreß war, außer der Berichterſtattung über die gegenwärtigen Zuſtände der **Vorſchußvereine**, durch Herrn Schulze-Delitzſch und über die jüngſten Fortſchritte der **Gewerbefreiheit** in Deutſchland, durch Herrn Dr. Böhmert aus Bremen, hauptſächlich der Erörterungen von folgenden vier Fragen gewidmet: 1. **Patentſchutz**; 2. **Banken und Banknoten**; 3. **Freizügigkeit**; 4. **Zollverein und deutſch-franzöſiſcher Handelsvertrag**.

Wir brauchen wohl nicht erſt zu ſagen, in welchem Sinne die Reſolutionen des Vereins ausfielen: ſie trugen ſämmtlich den Charakter rationeller Volkswirthſchaft, ruhend auf dem Prinzipe der Befreiung des Volksfleißes von allen den Nationalreichthum beeinträchtigenden Feſſeln. Wir können jedoch nicht ſagen, daß der Kongreß diesmal auch überall ſeiner Miſſion, keine blos wiſſenſchaftlichen Syſteme aufzuſtellen, ſondern lediglich Lehrer des Volkes zu ſein, treu geblieben. Namentlich in der Patentſchutz- und Handelsvertrags-Frage iſt einzig und allein dem Syſteme und nicht auch den **thatſächlichen Verhältniſſen** Rechnung getragen worden. Es würde uns zu weit führen, obwohl es ſehr leicht wäre, wenn wir hier ſpezieller unſere Anſicht belegen wollten. Die älteren Leiter, wie die jugendlichen Stützen des Kongreſſes ſind überdies zu praktiſche, geſunde Naturen, als daß ſie nicht ſelbſt den von uns angedeuteten Irrthum erkennen und in Zukunft verbeſſern ſollten. Das „Fiat justitia pereat mundus" paßt am Allerwenigſten für den volkswirthſchaftlichen Kongreß.

— **Neue Ausgrabungen in Pompeji.** Die Ausgrabungen in Pompeji werden, ſeitdem Neapel nicht mehr von den Bourbonen beherrſcht wird, mit großer Intelligenz und Liberalität geleitet, ſodaß man hoffen darf, die antike Stadt werde bald ganz und gar wiedererſtanden ſein. Die beiden intereſſanteſten Entdeckungen der neueren Zeit ſind die einiger menſchlicher Skelette und eines Bäckerladens, deſſen Backofen 83 ſchöne Brode enthielt. Man hat in Pompeji bisher noch ſehr wenige Skelette gefunden und nimmt daher an, daß die Einwohner der Stadt faſt ſämmtlich Zeit gehabt haben ſich zu flüchten und zu retten. Die wenigen Skelette, die man entdeckt hat, gehören wahrſcheinlich, wie man aus der Stellung und den Orten ſchließen darf, in denen man ſie gefunden, ſolchen Menſchen an, die noch etwas von ihren Schätzen retten wollten und dabei vom Tode überraſcht wurden. Dem Unweſen der Ciceroni, welche die Fremden ſonſt in Pompeji umherführten und ihnen dafür ſehr viel Geld abnahmen, iſt jetzt geſteuert, indem am Eingange der Stadt ein mäßiges Eintrittsgeld erhoben wird, wofür man ſich ganz nach Belieben vom Venus-Tempel nach dem Forum, vom großen Porticus von Eumachia nach den Thermen, von Haus zu Haus in der „Straße des Ueberfluſſes" frei umher bewegen und die Schilder an den Häuſern leſen kann, deren etwas plumpe Buchſtaben in rother Farbe auf weißem Grund gemalt ſind. Die Form der gefundenen Brode iſt eben ſo ſauber wie apetitlich. Sie ſind rund, von der Größe eines gewöhnlichen Tellers und haben eine Stärke von 6 bis 7 Centimeter. In der Mitte iſt ein Loch, oder eine ſtarke Vertiefung, von welchem Mittelpunkte, wie bei unſern ſogenannten Napfkuchen, Radien ausgehen, gleich den Speichen eines Rades, doch ziemlich nahe bei einander, ſodaß man das Brod mit Leichtigkeit, und zwar in ganz kleine Stücke, theilen kann. Es wäre unſern Bäckern die Nachahmung dieſer Form zu empfehlen; wir zweifeln nicht, daß die „Pompejaniſchen Brode" ſehr bald recht viele Liebhaber finden würden.

— **Luft-Schraubendampfboote.** Der bekannte franzöſiſche Mathematiker und Phyſiker **Babinet** erklärt im „Conſtitutionel," daß er die Frage über die Leitung und Richtung der Luft-Schiffahrt durch die von den Herren Nadar, Landelle und Amicourt erfundene Dampf-Schrauben-Maſchine als vollkommen gelöſt erachte. Es ſind kürzlich mit einem von den genannten Herren angefertigten Modelle im Amphitheater der mediziniſchen Schule von Paris Verſuche angeſtellt worden, die keinen Zweifel übrig laſſen, daß das Problem der Leitung und Richtung des Luftſchiffes, auch gegen die Strömung des Windes, gelöſt ſei. Es ſcheint, daß der neue Apparat, welcher die Schraube enthält, nicht eigentlich mehr als „**Luftballon**" bezeichnet werden darf, ſondern eine durch die Luft ſich bewegende Maſchinerie anderer Art iſt. Herr Babinet ertheilt die Verſicherung, daß er den Erfolg der neuen Luftſchifffahrt mathematiſch verbürgen könne.

— **Baumwollen-Anbau in Italien.** Die Baumwollen-Kultur macht in Italien außerordentliche Fortſchritte. In dieſem Jahre iſt mindeſtens viermal ſoviel Baumwolle angepflanzt worden, als im vorigen. Die für den Baumwollen-Anbau geeignetſten Provinzen ſind Sizilien, die beiden Apulien, Salerno und Cattanzaro. Man hat aber auch in nördlicheren Gegenden, namentlich auf der Inſel Elba, gelungene Verſuche gemacht. Zur Ausſaat hat man ſich ſowohl amerikaniſchen als ägyptiſchen und indiſchen Samens bedient.

— **Das keltiſche Idiom in Irland.** Zur Zeit des letzten Cenſus im Jahre 1861 ſprachen von den 5,798,967 Einwohnern Irlands nur noch 1,105,536 iriſch, d. h. die urſprüngliche keltiſche Sprache. 163,275 von dieſen ſprachen nur iriſch; die große Mehrzahl von 942,261 ſprechen daneben auch engliſch. Von denjenigen, welche nur iriſch verſtehn, wohnen in Stadtbezirken nicht mehr als 3075. Daß das keltiſche Idiom einem, wenn auch langſamen Auflöſungsprozeß unterliegt, erhellt aus dem Umſtande, daß von allen Iriſchredenden nicht ein Drittel unter 20 Jahren zu finden iſt. Uebrigens geht mit dem Verſchwinden der Landesſprache die vordringende Bildung Hand in Hand, oder beſſer geſagt, erſteres iſt die nothwendige Folge des letzteren. In Connaught, das 77,818 nur iriſch redende Einwohner zählt, konnten nur 49 Prozent der ganzen Bevölkerung leſen; in Munſter, wo 62,039 der Einwohner nur iriſch verſtehen, konnten 60 Procent leſen; in Ulſter waren die beiden Zahlen 23,180 und 65, in Leinſter 238 und 71. Im Vergleiche zu dem Cenſus von 1841 hatten die des Leſens Kundigen ſich durchſchnittlich um 12 Prozent vermehrt, ein Reſultat, welches nicht ganz der fortſchreitenden Bildung, ſondern theilweiſe auch der Auswanderung, die eine Menge ungebildeter Leute aus dem Lande nahm, zuzuſchreiben iſt.

J. L.

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig. Leipzig, Druck von **Gieſecke & Devrient.**
Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.
Hierzu eine literariſche Beilage von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

# Magazin
# für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 39. Mittwoch, den 30. September 1863. 32. Jahrgang.

## Inhalt:

Deutſchland und das Ausland. Seite
Volkswirthſchaftliche Zuſtände in Deutſchland während des Zeitalters dee Reformation . . . 457
Schweiz.
Die Genfer Bibliothèque universelle und ihre Korreſpondenz aus Deutſchland . . . 459
Nord-Ameeika.
Aus den ameeikaniſchen Peärien. IV. Metamorphoſe durch Civiliſation . . . 461
England.
Neue engliſche Romane . . . 463
Italien.
Die Katakomben von Rom . . . 464
Polen.
Ein Wort aus Galizien gegen die Anſprüche der Polen . . . 466
Mannigfaltiges.
Die Feier der Völkerſchlacht von Leipzig . . . 467
Felix Mendelsſohn's Briefe . . . „
Der Stieler'ſche Hand-Atlas . . . 468
Der internationale Kongreß in Gent . . . „
Chineſiſch-japaniſche Revue . . . „
Die Preſſe in Neu-Seeland . . . „
Nathan der Weiſe . . . „

## Deutſchland und das Ausland.

### Volkswirthſchaftliche Zuſtände in Deutſchland während des Zeitalters der Reformation.

Die Uebergangs-Periode aus dem Mittelalter in das neue Zeitalter ſah auf den Gebieten unſeres geiſtigen, politiſchen und geſellſchaftlichen Lebens die Keime zu den Dingen legen, die ſich in der Gegenwart als mächtige und fruchtbringende Organismen darſtellen und die die Summen des modernen Daſeins der Völker ausmachen. Tritt dies mit beſonderer Kraft im Bereich der Wiſſenſchaft und des Glaubens an den Tag, ſo iſt das Zeitalter der Humaniſten und Reformatoren doch nicht minder auch in den Angelegenheiten des Staates und der Geſellſchaft fruchtbar geweſen. Die Jahre des erſten Auftretens der deutſchen Reformatoren insbeſondere gehören zu denjenigen, in welchen die politiſche und die ſoziale Frage alle Gemüther in Deutſchland auf das tiefſte erregten. Die materielle Noth des Volks, durch die ungerechte Güter-Vertheilung des Mittelalters, die Schwelgerei und den Müßiggang eines großen Theiles der Bevölkerung und den furchtbaren Druck durch Fürſten und Ritter veranlaßt, war einer der Haupthebel der geiſtigen Bewegung geweſen, deren edelſten Kern der große ſächſiſche Mönch mit unvergleichlicher Energie in ſeinem feuerigen Geiſte zuſammenfaßte. Die politiſche Neugeſtaltung des Reiches ging bei den Meiſten mit dem Wunſche nach Kirchen-Verbeſſerung Hand in Hand. Eine allgemeine ſittliche Wiedergeburt ſchien auch für die Dinge des Staats und des geſellſchaftlichen Lebens unvermeidlich. Die entgegengeſetzteſten Vorſchläge zur Abhülfe der allgemein anerkannten und mit den grellſten Farben geſchilderten Schäden wurden von allen Seiten laut. Praktiſche Verſuche traten über alle Erwartung fruchtbar in's Leben; mehr noch als die leicht niederzuwerfende Schwärmerei der Wiedertäufer in ihren verſchiedenartigen Erſcheinungen bedrohte der große Bauernaufſtand des Jahres 1525 alles Beſtehende mit blutigem Untergang. Dazu kam die Einziehung des Kirchenguts, die an vielen Orten einer neuen Vertheilung der Güter beinah gleich ſtand; es kamen die wirthſchaftlichen Folgen der unermeßlichen Revolution, welche Handel und Verkehr durch die Entdeckung der neuen Welt erfuhren.

Es iſt daher gewiß keine überflüſſige Mühe, die volkswirthſchaftlichen Anſichten dieſes Zeitalters zu ſammeln und in einem eigenen Buche, das nicht minder eine Quelle für die Geſchichte der National-Oekonomie, als ein werthvoller Beitrag zur Kultur-Geſchichte überhaupt iſt, dem Publikum unſerer Tage darzubieten. Dieſe Aufgabe, welche von der um Staatswiſſenſchaft und Volkswirthſchaft wohlverdienten Fürſtlich Jablonowski'ſchen Geſellſchaft zu Leipzig als eine ihrer Preisfragen geſtellt worden war, hat die Schrift des Hrn. Dr. Heinrich Wiskemann* gelöſt, aus der wir unſeren Leſern einige Mittheilungen zu machen haben. Sie theilt den reichen Stoff in drei Abſchnitte, welche, indem ſie die Anſichten erſt der Humaniſten, dann der Reformatoren, endlich der radikalen Partei darſtellen, zugleich den Fortgang der ſozialen Frage von anfangs rein theoretiſcher Erörterung zu praktiſchen und ſchließlich zu den gewaltſamſten Löſungs-Verſuchen wiedergeben.

Wie jede Zeit der Neugeſtaltung, ſo barg auch dieſe die tiefſten Contraſte in ſich. Altes und Neues, Verfallendes und Aufſtrebendes lag in wildem Gewirr in ihrem Schoß; neben großem Reichthum und Glanz erſcheint unſägliches Elend. Wir können die Schärfe dieſer Gegenſätze nicht beſſer verdeutlichen als durch Vorführung einiger Bilder aus den Zuſtänden des Zeitalters. Beginnen wir mit dem Lichte, mit Nürnberg, das von den Mitlebenden allgemein als das Muſterbild eines Staates betrachtet wurde, das Conrad Celtes, der bekannte Poet und Humaniſt, in der Vorrede ſeiner Geſchichte der Stadt, Deutſchlands übrigen Städten, Fürſten und Herrſchern zur Nachahmung hinſtellen möchte.

Nürnberg befand ſich im 16. Jahrhundert auf der Höhe ſeiner Blüthe. Es verdankte dieſelbe vor Allem dem Gewerbefleiß und der erfinderiſchen Induſtrie ſeiner zahlreichen Bevölkerung, demnächſt auch dem lebhaften Handel. An Macht und Reichthum überragte es alle niederdeutſchen Städte; von den oberdeutſchen konnten nur Ulm, Augsburg und Frankfurt mit ihm wetteifern. Wie einſt für reich galt, ſagt ein anderer Geſchichtſchreiber der Stadt, wer den zehnten Theil des Vermögens eines Syrakuſaners beſaß, ſo nennt man in unſern Tagen einen ſehr Reichen nur kurzhin einen Nürnberger. Ebenderſelbe preiſet die vollkommene Eintracht, in der alle Stände zuſammen ſtimmten. Von Parteiung, Haß und Reibung zwiſchen Senat und Bürgern wiſſe man dort nichts. Daher blühen nicht blos die Wiſſenſchaft, ſondern auch alle Arten von Kunſt, Gewerbe und Handel. Durch die ganze Stadt ſei die Bildung verbreitet, ihren Bürgern durch Reiſen und Handels-Beziehungen die entfernteſten Länder bekannt. Die Ariſtokratie hat den weſentlichſten Antheil an der Regierung, aber ſie zählt Männer in ihren Reihen, die nicht blos der Stadt, ſondern ganz Deutſchland zur Ehre gereichen; unter ihnen Wilibald Pirkheimer, den edlen Beſchützer und Freund aller wiſſenſchaftlichen und literariſchen Beſtrebungen ſeiner Zeit, deſſen eigene Schriften über alle nationalökonomiſchen Fragen, die damals hin und her wogten, über den Reichthum, die Güterquellen, Geld, Zinſen, über die politiſchen Bedingungen, unter denen National-Reichthum allein entſtehen und wachſen kann, über die Mitwirkung des Staats zur Erreichung dieſes Zweckes, Anſichten enthalten, die man neben denen des auch in dieſer Hinſicht ſeine Zeitgenoſſen weit überragenden großen florentiniſchen Staatsſecretair's als die aufgeklärteſten des Jahrhunderts anerkennen muß. Pirkheimer war es zum

* Darſtellung der in Deutſchland zur Zeit der Reformation herrſchenden nationalökonomiſchen Anſichten. Leipzig, F. Hirzel, 1861. hoch 4. 146 S.

Digitized by Google

Beiſpiel, der den innigen Zuſammenhang der Staatsverfaſſung mit dem wirthſchaftlichen Aufſchwunge und Verfall nicht minder klar und ſcharf erkannte, als Machiavell. Wie dieſer mit dem größten Nachdruck immer wieder einſchärft, daß nur freie Staaten mächtig und reich ſeien, daß ohne politiſche Freiheit weder eine ſtarke Bevölkerung, noch Macht und Reichthum erworben und erhalten werden könne, ſo legt der Patrizier von Nürnberg den Verfall der meiſten deutſchen Städte, beſonders der niederdeutſchen, der Unterdrückung durch weltliche und geiſtliche Landesherren, im Vergleich mit deren Herrſchaft man das Türkenjoch leicht nennen könne oder der eigenen ſchlechten Regierung zur Laſt. Durch den Druck der Reichen ſeien die niedern Klaſſen zum Aufſtande gereizt, und die Verfaſſungen zu Demokratien geworden, von Riga an bis tief nach Deutſchland hinein, beſonders in den Seeſtädten. Von dieſen ſeien viele noch immer mächtig, aber mehr die Privaten, als das Gemeinweſen, zeichnen ſich durch Reichthum aus und man habe mehr den eigenen Nutzen als die Wohlfahrt des Ganzen im Auge. An dieſen Uebeln litten Danzig, Hamburg, die frieſiſchen, holländiſchen, ſeeländiſchen, flandriſchen, überhaupt alle Städte Niederdeutſchlands, außer Lübeck. Sie ſtänden daher auch ſämmtlich an Macht und Reichthum den oberdeutſchen Städten nach, wiewohl dieſe nicht am Meere lägen. — Dieſe Einſicht kehrt in den Einrichtungen ſeiner Vaterſtadt wieder. Zur möglichſten Förderung des Verkehrs, berichtet uns Celtes, beſtehen über Maß, Gewicht, Gold- und Silbergeld die beſtimmteſten Geſetze. Gegen Betrug jeder Art im Verkehr findet die größte Wachſamkeit ſtatt. Die Verfälſcher von Waaren und Münzen werden mit harten körperlichen und Geldſtrafen belegt. Dabei beklagt Celtes, daß gegen die Fälſcher des Weins keine härteren Strafen feſtgeſetzt ſeien. Er meint — offenbar ein beſſerer Poet als Volkswirth — ihr Getränk, das ſo großen Schaden bringe, ſollte ausgegoſſen, die Schuldigen aber mit dem Tode beſtraft werden. Dagegen weiß er doch die Luxusgeſetze zu rühmen, in denen genaue Beſtimmungen über Speiſen, Getränke, Zahl der Gäſte u. ſ. w. enthalten, Kindtauf- und Leichen-Mahlzeiten aber ganz verboten ſeien. Als eine vortreffliche Einrichtung preiſt er beſonders die großen ſtädtiſchen Getraide-Magazine. Ihr Nutzen habe ſich unter Andern in der großen Hungersnoth der Jahre 1491 und 1492 erwieſen. Als Baiern und Schwaben von der entſetzlichſten Noth heimgeſucht wurde, als auch in Nürnberg die Preiſe ſo hoch geſtiegen, daß die Armen mit ihrem Verdienſte kaum den Hunger abwehren konnten, da öffnete der Senat die Getraide-Magazine, machte ſich zum öffentlichen Bäcker, übernahm zugleich auch den Verkauf von Butter, Salz, Salzfleiſch, trockenen Fiſchen, Hülſenfrüchten und Wein und bewirkte durch dieſe Maßregeln, daß die Bürger nicht blos all ihre Bedürfniſſe reichlich, ſondern auch zu mäßigen Preiſen befriedigen konnten, bis die Habſucht der Bäcker bekämpft und die Stadt vom Hunger befreit wurde. Als dann wegen der Habſucht der Brauer das Bier einmal zu theuer wurde, richtete der Senat ſtädtiſche Brauereien ein; ihm lag überhaupt die Sorge ob, daß die gewöhnlichen Bedürfniſſe an Getraide, Vieh, Salz, Wein u. ſ. w. immer in genügender Menge vorhanden wären. — Die Bürger, welche ohne ihr Verſchulden, durch häusliche Schickſale, langes Gefängniß, Feuersbrunſt, Unglück in ihren Geſchäften zurückgekommen ſind, werden nach Bedürfniß und mit Berückſichtigung ihrer perſönlichen und Familien-Verhältniſſe ſo lange vom Staate unterſtützt, bis ſie ſich erholen. Arme oder älternloſe Töchter erhalten, wenn ſie keuſch und ehrbar ſind, eine Mitgift. Für altersſchwache Männer und Frauen beſtehen Armenhäuſer. Andere Arme erhalten wöchentlich Brot, Fleiſch, Speck, auch Geld. Sechs Söhne armer Bürger werden vom Staate unterſtützt, damit ſie ſtudiren können. Arme Söhne vom Lande und anderen Städten werden in vier öffentlichen Gymnaſien unterrichtet. Für befähigte junge Leute beſteht ein von Pirkheimer's Vater begründetes Stipendium, das ihnen Italien zu beſuchen möglich macht. Krankenhäuſer ſind vor der Stadt vier, in der Stadt zwei. Eigenthümlich, aber ſegensreich war die Einrichtung, daß in der Paſſionswoche Ausſätzige, oder dieſer Krankheit Verdächtige aus der Nähe und Ferne in die Stadt kommen durften, hier von einem Prieſter und Arzt unterſucht und die unter ihnen, welche jene Krankheit nicht hatten, mit Geſundheits-Zeugniſſen in die Heimat entlaſſen, die wirklich Kranken aber durch das Wort Gottes getröſtet, durch den Genuß des heiligen Abendmahls geſtärkt, darauf mit einem reichlichen Mahle, bei dem die vornehmſten Frauen und Männer der Stadt das Vorlegen und Einſchenken beſorgten, gelabt, und mit Kleidern und Geld beſchenkt zurückgeſchickt wurden. Für arme und ermüdete Reiſende beſtanden vor der Stadt Herbergen, in denen ſie Aufnahme, Speiſe und Trank und bei der Weiterreiſe noch einen Zehrpfennig erhielten.

Mag dieſes Bild, das hauptſächlich auf den von Celtes mitgetheilten Zügen beruht, nach der den Humaniſten eigenen Art auch hier und da ein wenig Schönmalerei aufweiſen, ſo iſt doch der ganze Geiſt der Liebe, der wahren Humanität, der daſſelbe durchzieht, offenbar im Weſentlichen der Wirklichkeit entſprechend, und den reichlichen Verhältniſſen, der großartigen Wohlthätigkeit, der muſterhaften Gewerbe- und Marktpolizei wohl kaum ein übertriebenes Lob geſpendet.

Halten wir nun aber andere Bilder dagegen, die uns gleichfalls aus den Schriften von Zeitgenoſſen der Reformatoren entgegentreten. Hören wir z. B. Sebaſtian Franck, den Dr. Wiskemann an die Spitze der Radikalen ſetzt, der aber ſowohl durch ſeine vielfachen Beziehungen zu den deutſchen Kirchenmännern und Humaniſten, als durch ſeinen langjährigen Aufenthalt in Nürnberg beſonders geeignet iſt, das Gegenſtück zu dem eben Vernommenen zu bringen. Freilich wird man nicht vergeſſen dürfen, daß er Chroniſt und zugleich Sittenprediger war und unter dem vollen Eindrucke der Gräuel des Bauernkrieges ſchrieb.

Er legt dieſen Aufſtand hauptſächlich den Fürſten zur Laſt. An ihnen findet er alle Eigenſchaften des Adlers wieder, der unter allen Thieren allein weder zahm iſt, noch gezähmt werden kann, der ſeine Jungen würgt, der immer blutgierig iſt, der nur großen Raub liebt, der mit allen andern Thieren Feindſchaft unterhält, den alle andern Thiere haſſen, der allein unter allen Thieren keinerlei Nutzen bringt. Indem Franck jeden dieſer Punkte einzeln durchgeht, läßt ſich ermeſſen, welch ein Bild er von den Fürſten ſeiner Zeit entwirft. Sie ſind, das iſt das Ergebniß, Tyrannen, die nicht regieren, ſondern unterdrücken, die nicht blos ſelbſt rauben, plündern, morden, ſondern zugleich ein Heer von Schmeichlern, Räthen, Geſellen, Verwandten haben, die ihnen an Habſucht, Wolluſt, ſchändlichen Begierden nicht nachſtehen. Aus dieſer Tyrannei ſeien die meiſten Abgaben, die zahlloſen Servituten, Todfälle, Frohnen, Zehnten, Zinſen, Gülten, u. ſ. w. entſtanden, unter denen das Volk ſeufze. Ihre Beſchäftigung ſei Spiel, Völlerei, Wolluſt und Liederlichkeit, das Ziel, welches all' ihre Geſetze, Kriege, Bündniſſe, Verträge, Gerichte verfolgten, beſtehe darin, daß ſie das Glück Aller in ihren löcherigen Hoſen zuſammenbrächten und, wie der Adler von dem Eingeweide unſchuldiger Vögel, ſich und die ihrigen mit dem Raube mäſteten und feiſt machten. — Aber alle Stände haben Theil an dem Verderben. Furchtbar ſei der Luxus in Eſſen, Trinken, Kleidung und Geräth. Man denke nur noch an äußere Dinge, an Nahrung, Bauen, Kaufen und Verkaufen. Alle weltlichen Künſte ſeien auf's Höchſte vervollkommnet. In alten Zeiten habe man ehrlicher frommer Handthierung gewartet und Gottes Segen davon geärndtet. Dieſe ehrliche Nahrung habe bis auf die Römer gewährt, die zwar große gewaltige Herren geweſen, aber ſich doch nur mit dem Vieh und Ackerbau abgegeben hätten. Zu dieſem ſeien ſie nach jedem Kriege wieder zurückgekehrt und hätten ſich nicht dem Müßiggang ergeben wie die Landsknechte, Hauptleute und Junker, die nur ſpazieren gingen, ſich auf Nichtsthun, Geilheit und Fürwitz verlegten. Zudem hätten die Römer alle Händel, aus denen dem Nächſten Schaden erwachſe, für unbillig und unredlich gehalten. Wenn ſie mit ihrer heidniſchen Polizei zu uns Chriſten kämen, ſie würden uns halb ausmuſtern und mehr denn den halben Theil der Welthändel, ohne die Müßiggänger, darnieder legen. Jetzt wolle man keine redliche und nützliche Arbeit mehr thun, ſondern ſich müſſig mit Jedermanns Schaden nähren. Andere Länder würden reich, Deutſchland gehe zu Grunde durch die Kaufleute, Geſellſchaften, Wucherer, Zinskäufer, Geldwechsler, Fürkäufer. Es ſei ein Wunder, daß man ſich bei der fortwährenden Ausfuhr des Geldes und bei den vielen unnützen, müßigen Geiern noch nähren könne. Man könne wohl ſagen, die Hälfte der Nation arbeite gar nicht und ein Theil der Arbeitenden thäte auch beſſer und arbeitete nicht, ſondern er würde mit den Pfaffen ernährt, weil ſeine Arbeit nicht blos nichts nütze, ſondern ſogar viel ſchade. „Solch Weſen in der Welt, von köſtlich Gebäu, von mancherlei Eſſen, Trinken, das nicht höher kommen mag, iſt nicht geweſen denn dieſe hundert Jahr herein. Der Kaufleute Handthierung iſt ein öffentlicher Wucher und Räuberei geworden, alſo daß das Kind in der Wiege es muß entgelten. Wer hat ſolch Finanz und täglich neu Sünd gehört, als jetzt in der Welt umfahren und Alles an ſich ziehen? Die Wucherer heißt man jetzt Verleger und ſtreicht aller Ungerechtigkeit einen Ehrennamen an. So ſind alle Kunſt, Malen, Sticken, Erzgießen, Graben, allerlei Sprache und ſpitzige Geſchwindigkeit, geſchraubte Griff, verſchlagen Alefanz, Argliſtigkeit, Bosheit: Summa, alle Bosheit und Abenteuer iſt auf's Höchſte kommen, das die Welt ſelbſt muß bekennen. Es muß brechen oder ein Anderes werden. Nun iſt nicht wohl zu gedenken, wie es anders werden möchte, darum muß es brechen."

Sahen Franck und die in ihren praktiſchen Forderungen noch viel weiter Gehenden, ein Karlſtadt, Münzer, Eberlin von Günzburg — um von den eigentlichen Umſtürzlern und Rottengeiſtern ex professo hier zu ſchweigen — ein Hauptübel der Zeit in der Abwendung von der „ehrli-

Digitized by Google

chen Arbeit" zu den unnützen Künſten und Praktiken der Kaufmannſchaft und der Luxusgewerbe, ſo fühlte ſich auch Luther's urkräftiges Gemüth zur Natur und zu natürlichen Beſchäftigungen unwiderſtehlich hingezogen. Er, das Bauern- und Bergmannskind, der Sohn des Thüringer Hügellandes, ſpricht ſein ganzes Herz aus, wenn er ſo oft den Ackerbau ein göttlich Werk, eine feine, ehrliche, göttliche Nahrung nennt, die ſtracks vom Himmel herabkomme, die am fröhlichſten ſei und voller Hoffnung, „denn ärndten, pflügen, ſäen, pflanzen, pfropfen, abmaien, einſchneiden, dreſchen, Holz hauen, das Alles hat große Hoffnung." Und nächſt dem Ackerwerke ſteht auch ihm, wie jenen Aufgeregten, das ehrliche Gewerbe, d. h. das mit der Herſtellung der nothwendigſten Bedürfniſſe beſchäftigt iſt, am höchſten. In ſeiner Schrift an den chriſtlichen Adel deutſcher Nation von des chriſtlichen Standes Beſſerung, in der er wie Keiner vor ihm oder nach ihm als allgemeiner Reformator auch der ſozialen Verhältniſſe ſich an das ganze Volk wendet, ſetzt er neben die Prieſter, Biſchöfe, Päpſte und weltliche Obrigkeit als gleich geweihte Prieſter und Biſchöfe den Schmied und den Schuſter, der ſeines Handwerks Amt und Werk hat. Man kann es aus allen ſeinen Worten herausleſen, wie ſeine Natur zu allen unmittelbar und mit Naturkräften Schaffenden und Wirkenden in erſter Linie hinneigte. Aber in Luther war der Geiſt, der Verſtand des politiſchen Menſchen nicht minder mächtig. Es iſt ein höchſt merkwürdiges Schauſpiel, dieſen ſtaatsmänniſchen Verſtand über das natürlich angeſtammte Gefühl bei ihm Herr werden zu ſehen. Er hat gegen die Kaufleute den ganzen natürlichen Zorn und Haß, den ihnen bei dem Volk die Preiserhöhung aller Lebensbedürfniſſe, die angebliche Ausfuhr des Geldes, die Monopolien-Wirthſchaft ꝛc. in ſo reichlichem Maße zugezogen hatte. Er war von Natur Mercantiliſt, Protektioniſt, Phyſiokrat. Der ausländiſche Kaufhandel, der aus Kalicut und Indien und dergleichen, Waare herbringt, als ſolch' köſtlich Seiden- und Goldwerk und Würze, die nur zur Pracht und keinen Nutzen dient, und Land und Leuten das Geld ausſauget, ſoll nicht zugelaſſen werden, wo wir ein Regiment und Fürſten hatten. Ich acht, ſagt er ein andermal, obſchon der Papſt mit ſeiner unerträglichen Schinderei uns Deutſche nicht beraubet, hätten wir dennoch mehr denn zu viel an dieſen heimlichen Räubern, den Seiden- und Sammetkrämern. Aber er bleibt doch nicht bei dieſem Schelten ſtehen. Er zwingt ſich zu der Anerkennung, daß auch der Kaufmannsſtand, ſofern er ehrlich und in Hinblick auf Gott getrieben wird, heilig und geweiht iſt. Er geſteht dem Kaufmanne zu, den Zufall und die Gefahren, denen ſeine Unternehmungen unterworfen ſind, beim Anſatze ſeiner Preiſe zu berückſichtigen. Manche hätten ein Drittheil, Andere die Hälfte, noch Andere ein anderes Maß als Gewinn für den Kaufmann feſtſetzen wollen — ſeine Meinung ſei, weil doch nicht zu hoffen, daß die weltliche Obrigkeit überall ein richtiges Maß ſetzen könne und wolle, „daß man die Waare laſſe gelten, wie ſie der gemein Markt gibt und nimpt, oder wie des Landes Gewohnheit iſt, zu geben und zu nehmen." Ausdrücklich wendet er den Satz des Evangeliums, der Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth, auch auf den Kaufmann, den Künſtler, den Gelehrten, ferner auch auf den Fürſten und den Adel an. Aber Alle ſollen arbeiten, Niemanden ſoll geſtattet ſein, auf des Andern Arbeit müßig zu gehen. „Sorge, ſagt er, iſt uns verboten, arbeiten aber nicht; ja es iſt uns geboten und auferlegt zu arbeiten, daß uns der Schweiß über die Naſe fließe." Darum iſt jede Arbeit, ſofern ſie nur der Geſellſchaft nützt, „gleichwie die Gliedmaß des Körpers alle eins dem andern dienet," ehrenvoll, darum ſind nicht blos der Prieſterſtand, die Fürſten und die Herren, ſondern auch die arbeitende Volksklaſſe eine göttliche Einrichtung. Luther iſt es geweſen, der die Arbeit wieder zu Ehren gebracht, der in der Arbeit das Mittel zur Abhülfe aller ſozialen Schäden ſeiner Zeit erkannt hat. Ihm hat auch die Erkenntniß nicht fern gelegen, daß die Arbeit eine Hauptquelle des Reichthums iſt, und wenn er auch durch Geburt, Erziehung und Lebensſtellung den freieren volkswirthſchaftlichen Anſichten eines Calvin und Zwingli vielfach verſchloſſen blieb, ſo hat er doch mit ſeinen einfachen geſunden Lehren vielfach den Grund zu einer neuen beſſern Ordnung der Dinge bei uns in Deutſchland gelegt. L.

## Schweiz.

### Die Genfer Bibliothèque universelle und ihre Korreſpondenz aus Deutſchland.

In unſern Tagen hat die Literatur einen unwiderſtehlichen Drang nach internationaler Ausbreitung. Es iſt das der ſchon ſeit zwei und dreißig Jahren ſehr zeitgemäße Trieb, welchem dieſe Blätter ihre Entſtehung verdanken. Am mächtigſten und am berechtigtſten zeigt er ſich in den Ländern, welche wir die „Vermittelungs-Länder" nennen möchten: in Deutſchland und der Schweiz. Die kleine Schweiz iſt nicht blos ein anziehendes Stück Erde für den Sommer-Wandervogel, der im Winter unter großſtädtiſchen Schornſteinen zu niſten pflegt; ſie verdient auch nicht blos des Staatsmanns Aufmerkſamkeit wegen der Savoyer Frage, der quaſi erledigten Dappenthalfrage, wegen des Erſtaunens der freien Niederländer über Aargauiſche Toleranzbegriffe und ähnlicher intereſſanter Dinge, welche die Thätigkeit der Kabinette in Athem ſetzen oder ſetzen werden; nein, die Schweiz hat ein höheres Anrecht auf unſere Theilnahme. Wir begrüßen ſie als einen hochwichtigen literariſchen Bundesgenoſſen bei dem unendlich wichtigen Kampfe für internationale Civiliſation. Da flammt der Brennpunkt ihres Werthes! Und es giebt Menſchen in der Schweiz, die ſolches vollauf erkannt haben. Nicht unbewußt begegnen ſich hier die germaniſche und romaniſche Kultur, die deutſche, die franzöſiſche, die italiäniſche und das Volksthum des alten Rhätiens. Alles ringt hier nach Vermittelung buntfarbiger Arten und Sitten, aber der Wunſch nach Sammlung der mannigfaltigen Kräfte bleibt nicht unerhört. Hervorragende Talente ſchwören zur Fahne des Einverſtändniſſes der germaniſchen und romaniſchen Ideen, und was Deutſchland leiſtet, wird, einem beſchränkten Kantönli-Geiſte zum Trotz, von den edelſten Gliedern der Eidgenoſſenſchaft willig anerkannt. Die Beſten der Schweiz wiſſen genau, wo ihre wahren Freunde leben.

Wer nun die markigen Vorzüge der deutſchen Bildung in Anſchlag bringt, möchte vielleicht überraſcht ſein, daß jene innige Verſchmelzung der beiden Hauptkultur-Elemente von Weſteuropa gerade in der franzöſiſchen Schweiz die Heimſtatt ihres thätigſten Wirkens gefunden. Schwerlich wird eine Zeitſchrift der Schweiz mit der Genfer „Bibliothèque universelle et Revue suisse" an internationaler Richtung und Bedeutung den Vergleich aushalten können. Dieſe Revue wird in Deutſchland ſehr viel geleſen; ob ſie indeſſen eine deutſch-ſchweizeriſche Nebenbuhlerin beſitzt, haben die meiſten deutſchen Leſer niemals erfahren; wir ſelber erinnern uns kaum, von einem ähnlichen deutſch-ſchweizeriſchen Unternehmen je etwas gehört zu haben. Warum giebt auf internationalem Boden die franzöſiſche Schweiz den Ton an? Einfach, weil dem Franzoſenthum der Centraliſationsgedanke wie von Natur anhaftet und er es iſt, welcher den verknöcherten Glockenthurm-Patriotismus am leichteſten überwinden hilft. Das centraliſirte Leben der Romanen ſtrömt raſcher zum Herzen des Volksorganismus; es pulſirt lebhafter, unruhiger; es gründet, um ein anderes Bild zu gebrauchen, ohne Schwierigkeit und ohne ſchwerfälliges Säumen Mittelpunkte des Verkehrs, die es bienenartig umſchwärmt. Niemand verſteht ſo gefällig und ungezwungen einen Extract aus ſeiner Lebensweisheit zu ziehen, als der franzöſiſch gebildete Menſch; der iſt nie um eine Form verlegen, ihm fehlt nie der Zuſchnitt zum Kleide des Gedankens, er hat ſeine Sprache zu einem internationalen Medium ausgebildet, und auf den Wartthurm einer Gränzmark geſtellt, ſchaut er mit klugem Späherblick in die Fremde hinaus, nicht ängſtlich um jeden Laut bekümmert, doch aufmerkſam genug und ein wenig eroberungsluſtig. Den Bewohner eines franzöſiſch redenden Schweizerkantons könnte ſogar ein gewiſſes Grauen vor der Eroberungluſt ſeiner Raçe anwandeln; nur allzu natürlich iſt ſein Zug zur Geſammt-Schweiz und ſeine Verachtung des „Nationalitäten-Schwindels." Daß die Lage dieſer Kantone den Horizont ihrer Bürger nach dem ſchweizeriſchen Centrum, nach Deutſchland und nach Europa's Richterſtuhl hin erweitert, muß Jedermann einleuchten, deſſen Auge ſich einmal auf eine geographiſche Karte verirrt hat; das internationale Bewußtſein erſcheint durch die Nothwendigkeit geboten, die Sympathie für Deutſchland durch den Drang analoger Verhältniſſe bedingt. Bei der deutſchen Schweiz fallen dieſelben Momente nicht ſo ſtark in's Gewicht. Die Stamm- und Sprachverwandtſchaft mit uns, indem ſie die freilich ſehr unbegründete Sorge um ſtaatliche Unabhängigkeit weckt, iſt eher ein trennendes Hinderniß, als ein Förderungsmittel der Annäherung; hier will ein Gegenſatz von „deutſch" und „ſchweizeriſch" ſich geltend machen (Hegel hätte ſeine Freude an dieſer dialektiſchen Erkenntniß) und dieſer Gegenſatz, mag er noch ſo künſtlich fabrizirt ſein, ſtört hier und da unſer brüderliches Einvernehmen. Zwar muß man, der lautern Wahrheit gemäß, zugeben: die deutſche Wiſſenſchaft hat Heimatrecht in der deutſchen Schweiz; der deutſche Univerſitäten-Verband breitet ſeinen Arm über Zürich, Bern und Baſel aus und der Antheil der Schweiz an der deutſchen Literatur iſt achtenswerth zu nennen. Selbſt jenes internationale Bewußtſein der Südweſtkantone findet man in den deutſchen Landſchaften ſtellenweiſe zur ſchönſten Blüthe entwickelt und durch den Lebenshauch deutſcher Bildung nur noch gehoben und gekräftigt.

Digitized by Google

Wer könnte leugnen, daß die Genfer „Bibliothèque universelle et Revue suisse" ihren ſchweizeriſch-weltbürgerlichen Beruf an der Stirne trägt? Der Name iſt bezeichnend, er iſt kein bloßes Additions-Exempel mehr. Die gute alte Monatsſchrift, welche dermalen ihren 68ſten Jahrgang durchläuft, wurde nach dem Muſter der engliſchen Reviews begründet, denn das proteſtantiſche England und ſeine Selbſtregierung übten auf den calviniſchen Republikaner eine doppelte Anziehungskraft. So war, durch das Medium Englands, die germaniſche Idee ſchon Taufpathin dieſer periodiſchen Geiſtesfrucht; der Blick war früh nach außen gewandt, zuerſt auf das britiſche Reich, ſpäter immer geſpannter auf Deutſchland. Die Berückſichtigung unſerer Heimat geſchieht in einem ſo weitgreifenden Maße, daß die Bibliothèque universelle in manchen Nummern faſt den Eindruck einer franzöſiſch geſchriebenen deutſchen Zeitſchrift hervorbringt, denn alle wiſſenſchaftlichen, dichteriſchen und politiſchen Strebungen Deutſchlands finden hier ein Echo, wenigſtens eine Stimme, die ſie dem romaniſchen Weſten vermittelt. Wir laſſen es vorläufig dahingeſtellt, in wiefern die Genfer Stimme auch immer die wahre Grundſtimmung Deutſchlands wiedergiebt; es iſt jedenfalls ein großes, echt kosmopolitiſches Verdienſt der Directoren des Blattes (gegenwärtig die Herren Guſtav Revilliod und Eduard Fick), daß ſie der deutſchen Kultur einen ſo anſehnlichen Platz gönnen. Dabei weiß man jedoch den ſchweizeriſchen Charakter der Revue vollkommen zu wahren. Der Blick ſchweift nicht etwa über die Eidgenoſſenſchaft hinaus, um im Uebrigen am Genfer Kantönli haften zu bleiben. Die Bibliothèque universelle iſt ebenſowohl in Lauſanne und in Neuchatel zu Hauſe, aber auch nicht blos in der franzöſiſchen Schweiz, ſondern als wahrhaftige Revue suisse in der ganzen Schweiz. Neben der doppelten „Correspondance d'Allemagne" ſehen wir die national-ſchweizeriſche „Chronique suisse," deren die Geſammt-Intereſſen der Schweiz und die jedes Kantons umfaſſender Inhalt von dem Geiſte reiner, patriotiſcher Unparteilichkeit beſeelt und getragen wird.

Ein Staatsmann, den der edelſte Freimuth, gediegene Sachkenntniß und vor Allem die Höhe ſeiner Anſchauung auszeichneten, hat eine lange Reihe von Jahren die Chronique suisse redigirt, bis ihn am 21. März 1863 der Tod ſeinem Wirkungskreiſe entriß. Es war Henry Florian Calame aus dem Locle in Neuchatel, vor der Märzrevolution von 1848 Mitglied des Neuenburger Staatsraths und Geſandter bei der eidgenöſſiſchen Tagſatzung. Nach der Kataſtrophe, die ihn zum „Altſtaatsrath" umſtempelte, nahm Calame die Redaction des „Neuchâtelois" in die Hand, welcher Zeitung er ſelbſt bei den politiſchen Gegnern Achtung und Anerkennung verſchaffte: in einem kleinen Staate eine ſchwere Sache! Die ſchönen Eigenſchaften der Feder des braven Calame, ſeine Feſtigkeit und gerechte Milde des Urtheils haben wir in dem Feuilleton der Bibliothèque universelle zu bewundern Gelegenheit gehabt, und dürfen beſtätigen, was in Nr. 64 der Bibliothèque ein Freund des Verſtorbenen ihm aus voller Seele nachgerühmt hat.

Unter preußiſchem Scepter geboren, hatte Calame mehrere Jahre an deutſchen Univerſitäten ſtudirt; dies iſt nicht blos eine biographiſche Notiz, wie ſie bei den Nekrologiſten erſcheint, ſondern ein Lebensereigniß, das auf die ganze Bildung, auf das innere Wachsthum des Geiſtes beſtimmend einwirken mußte. Deutſche Bildung und Erziehung merkte man, ſelbſt an ihrer Schattenſeite, jenem romantiſchen Idealismus, den Arbeiten unſeres Calame an; deutſche Bildung und Erziehung ſpiegeln auch die Beiträge der meiſten übrigen Mitarbeiter der Bibliothèque universelle z. B. auch des (leider ungenannten) Nachfolgers in der Chronique suisse unverkennbar wieder. Und wie wäre es ohne dieſe Art von Einfluß des Deutſchthums möglich, daß die ſchweizeriſche Revue dem Guten, was der deutſche Genius hervorbringt, eine ſo raſtloſe Theilnahme ſchenkt, daß man den Sänger Uhland in den Spalten der Revue suisse feiert (vergl. den ſchönen Artikel „Uhland" von Aug. Béranger in Nr. 61), daß man die deutſch empfundenen Briefe des Meiſters Felix Mendelsſohn-Bartholdy in treuer Ueberſetzung den Leſern vorführt? (ſiehe u. A. Nr. 67 vom 20. Juli dieſes Jahres.)

Aber gewiß, eine doppelte Korreſpondenz aus Deutſchland (oder genauer aus Berlin), eine politiſche und eine literariſche und überhaupt die einzige des Blattes, zeugt nicht weniger für die Hinneigung zu Deutſchland. Das Intereſſe, welches man an unſerm Thun und Treiben nimmt, wird von beiden Korreſpondenten ſehr energiſch gewahrt, freilich bei verſchiedener Darſtellungsweiſe und wohl ſchwerlich identiſchem Standpunkt (ein ſolcher würde uns ſogar als tadelnswerthe Einſeitigkeit erſcheinen.) Der literariſche Korreſpondent (mit der Chiffre F. G.) verfährt mehr darſtellend, er liefert eine kritiſche Bücherſchau von gründlicher Haltung; er offenbart dabei eine umfaſſende allgemeine Bildung, deren deutſcher Typus in gewandte franzöſiſche Form gekleidet iſt; zuweilen geht er auch von den Reichen der Wiſſenſchaft und ſchönen Literatur zu dem engern Kunſtgebiet über und giebt uns, wie z. B. angeſichts der letzten und vorletzten Berliner Kunſtausſtellung, treffliche Proben eines geſunden Urtheils und gediegenen Geſchmacks. Der politiſche Korreſpondent verfährt mehr raiſonnirend; er läßt ſich ſtark auf die Ventilation der Prinzipien der Gegenwart ein, weshalb ſein Vortrag das politiſche Glaubens-Bekenntniß des Referenten (Chiffre E. B.) auch lebhaft genug reflektirt. Allein man würde ſehr ungerecht ſein, wenn man, trotz dieſer prinzipiellen Färbung, neben der Feinheit des Styls und dem Freimuth der mit treffenden Spitzen reich ausgeſtatteten Ausdrucksweiſe nicht ebenſoſehr den Fleiß in der Beobachtung der Thatſachen, die dramatiſche Kraft ihrer Vorführung und ſelbſt ein gewiſſes Maß neutraler Unbefangenheit anerkennen wollte. Herr E. B., ſei er ein Deutſcher oder ein Schweizer, iſt zwar entſchiedener Anhänger der „conſervativen" Partei und, ſagen wir es kurz, ihrer jetzigen Reaction in Preußen; er iſt ein Tory-Charakter und von den Regeln des Staatsrechts eines Adam Müller, Jarcke und Stahl tief durchdrungen, das iſt ſein Geſchmack, den wir, ſoweit er das conſtitutionelle Syſtem verletzt, aufrichtig beklagen müſſen; aber er gehört nicht zu den Leuten, die mit verbundenen Augen einem unerreichbaren Ziel nachrennen, unbekümmert, ob ſie durch „Dick und Dünn" laufen, wenn's nur „Wiederherſtellung des Althergebrachten" (rétablissement de l'ancien régime) gilt, ſondern Herr E. B. iſt denn doch ein Mann, der ſich entſchließt, die Wirklichkeit, das Gegebene erforſchen zu wollen, der für das Einzelne der Erſcheinung Sinn behalten hat und den Fehlern ſeiner Parteigenoſſen manche derbe Lection angedeihen läßt.

Die Macht der Wahrheit, welche ihrem Weſen nach unparteiiſch, kann der ehrliche Mann nicht von ſich ſtoßen; unſere Berichterſtatter beſchleicht oft ein unabweisbarer Sehnſuchtsdrang nach rein energiſcher Würdigung der Vorgänge, der allerdings von ſeiner ſonſtigen prinzipiellen Haltung etwas abſticht und einzelne Ungleichmäßigkeiten des Tones hervorbringt. Vergleicht man die Korreſpondenz vom 1. Juli 1863 (in der Nummer vom 20. Juli) mit der vom 1. April 1863 (Nummer vom 20. April), ſo möchte vielleicht ſchon ein Unterſchied merkbar ſein; vergleicht man vollends jenen Brief vom 1. Juli mit dem Bericht vom 1. Januar 1863 (Nummer vom 20. Januar), ſo tritt ein auffallender Gegenſatz an's Tageslicht. Der Januar-Artikel iſt die wärmſte Apologie des preußiſchen Conſervatismus, der Juli-Artikel, übrigens höchſt draſtiſch geſchrieben, klingt ſtellenweiſe faſt oppoſitionell. Wer noch ſo entſchieden und überzeugungstreu einer beſtimmten Auffaſſung der Dinge huldigt, muß doch der Stimmung des Augenblicks und dem Wechſel der Sachlagen einmal ſeinen Tribut zollen oder, wie man es beſſer ausdrückt: „der öffentlichen Meinung Rechnung tragen." Es giebt ein Fluidum in der Luft, das jeder Erdenpilger einathmet und dem ſich keiner entziehen kann. Die conſtitutionelle Staatsanſchauung iſt heute allmächtig; ſie hat ſo breite und kräftige Wurzeln in den Boden des Rechts und des modernen Rechtsgefühls getrieben, daß, ohne widerſinnig zu werden, kein vernünftiger Menſch ihren Grund-Erforderniſſen ſich entgegenſtemmt. Das Repräſentativſyſtem iſt in Fleiſch und Blut übergegangen. Herr E. B. iſt nicht im Entfernteſten ein unbedingter Gegner deſſelben. Die Einleitung ſeines Artikels vom 1. Juli 1863 ſagt ausdrücklich: jeder weiſe, geſetzliche Fortſchritt ſei „zugleich liberal und conſervativ!" In allen Artikeln wimmelt es von Anerkennung der conſtitutionellen Regierungsform, obſchon die Loſung: „conſtitutionell, aber nicht parlamentariſch" immerdar ihr getreues Echo findet. Wir überlaſſen es dem geiſtvollen Korreſpondenten, das Praktiſche dieſes Gegenſatzes, der nach Geſchichtserfahrung und laut Guizot (in den „Trois générations") auf der Meſſerkante ſchwebt, haarſcharf herauszuklügeln, und begnügen uns mit dem Glauben, daß beſagtes Feldgeſchrei wenigſtens eine ungeſchickte Form der Rettung des monarchiſchen Prinzips vorſtellt. Das Streben ſelbſt, welches die Monarchie für die beſte, die demokratiſche Republik für die ſchlechteſte Verfaſſung hält, theilen auch wir, indem wir freilich der letzteren da, wo ſie heimiſch und mit allen Einrichtungen und ruhmreichen Erinnerungen verwebt iſt, alſo z. B. in der Schweiz, die naturgemäße Berechtigung einräumen. Denn diejenige Verfaſſung iſt unter Umſtänden ſchon immer die beſte, die ein Land gerade hat. Darum loben wir gern die Feindſchaft wider die conſtructive Methode: auch wir ſind nur aus Conſervatismus liberal! Es iſt eine große und ewige Wahrheit in der Politik, daß nichts taugt, was keine Dauer verſpricht, und ſo iſt es des Staatsmanns höchſte und würdigſte Kunſt, dauerhafte Inſtitutionen zu ſchaffen. Indeſſen, er hüte ſich, klüger ſein zu wollen, als ſein Zeitalter! Es giebt auch für die Dauer Gränzen.

Wir hegen ein warmes Mitgefühl beim Anblick der Gefahren, die der unaufhörliche Verfaſſungswechſel über die Schweizer Kantone ver-

hängt und betrauern mit dem neuen Schweizer Chroniſten der Bibl. un., daß der Halb-Kanton Baſel-Land in ſeiner Verfaſſung von geſtern die Bürgſchaften der Dauer und Stetigkeit überſehen zu haben ſcheint; aber wir verlangen andererſeits, daß dieſe Bürgſchaften aus dem Leben, aus der Wirklichkeit herausgegriffen werden: nicht etwa aus einer abgeſtorbenen Vergangenheit. An Stelle der conſtruktiven Methode der Demagogie braucht der Conſervative leider nur allzu oft die reſtaurirende Reactivirungs-Methode, die etwas nach Galvaniſirung ſchmeckt. Und wir geben nach der Natur der Dinge zu, daß der Conſervative zu ſeinem Verfahren einigen Grund hat. Wir können uns, weil wir nicht ganz einſeitig ſind, recht wohl das Bild ausmalen, welches dem Conſervativen von der Krankheit der modernen Geſellſchaft vorſchwebt. Er erblickt in dem innerſten Mark derſelben die Zerrüttung, das Familien-Prinzip ſieht er angefreſſen, die Ehe gelockert, die Achtung vor der Autorität und Obrigkeit gemindert, den Glauben geſchwächt, ſelbſt die Energie des Zweifels abgeſtumpft: das erſcheinen ihm conſtitutionelle Krankheiten, die im Rückenmark wurzeln. Er, der Prophet der décadence, ſchreit nach Vitalität, nach Lebensfähigkeit der Organe! So ſucht er denn Reizmittel derſelben. Er macht es gleich einem der franzöſiſchen und ſchweizeriſchen Aerzte, welche die Galvanotherapie unſeres Landsmanns Remak nachahmen; er wendet den Strom der Grove'ſchen Batterie an, um die Reaction der Nerventhätigkeit zu wecken und durch künſtliche Starrheit die krankhafte natürliche Starrheit, den ſogenannten Torpor, und die Verkrüppelung zu heben. Das wäre, generell angewandt, ein trauriges Zeichen der Zeit. Aber der ſchwer beſorgte Staatsretter wendet es in der weiteſten Ausdehnung an. Ihn kümmert es nicht, ob ſeine Vorausſetzung des Verfalls der Geſellſchaft die Mitlebenden beleidigt und er ſelbſt im Falle der richtigſten Aufdeckung des Uebels wegen ihm ſchuldgegebener Indiscretion ein undankbares Geſchäft übernommen hat. So lange freilich die conſtante Kette ſeines galvaniſchen Apparats geſchloſſen iſt, wird eine ſcheinbare Auferſtehung der todten Form, ein ſcheinbares Wiederaufleben des erſtorbenen Gliedes ihn täuſchen können; aber, wenn eine höhere Hand die Kette weit öffnete oder zerriß: was dann? Der wahre Conſervatismus ſorgt für den morgenden Tag. Zum Glück aber iſt die Vorausſetzung nicht zutreffend. Auf Deutſchland paßt ſie nicht. Wo noch die heilige Sache des Vaterlandes die Gemüther kräftig bewegt, wo die Heldenthaten der Väter und die Heldengeſänge großer Barden freudigen und ſchmerzlichen Wiederhall finden, wo das Volk nicht blos der Gegenwart lebt, ſondern noch mächtige Hoffnungen an die Geſtaltung ſeiner Zukunft knüpft, Ehre, Ruhm, Einheit und Freiheit erwartet, ein Reich des Rechts und der Wahrheit in ſeinem Herzen gründet: da iſt der ſchmachvolle Verfall noch nicht eingetreten, da iſt das düſtre Bild, welches die Phantaſie eines Ernſt von Laſaulx (in dem „Verſuch einer Philoſophie der Geſchichte") von unſerm Epigonen-Geſchlechte entwarf, nicht richtig gezeichnet. Schade, daß der politiſche Korreſpondent der Bibliothèque universelle den Glauben an die Stärke unſeres nationalen Bewußtſeins nicht zu faſſen vermochte. Wir geben ihm ſo manche Ueberſchwenglichkeit unſeres Freiſinns willig Preis, aber in der Hauptſache thut er uns Unrecht. Wir ſelber glauben, daß die echten Nachkommen der Wilhelm Tell und Struthan Winkelried für ihren Heimatgrund einſtehn, wir blicken mit inniger Theilnahme auf die befreundeten Bürger der Schweiz und legen hohen Werth auf das, was von dort oder dorthin geſchrieben wird.

Trauttwein von Belle.

## Nord-Amerika.

### Aus den amerikaniſchen Prärien.

### IV.

#### Metamorphoſe durch Civiliſation.

Schon vor der zuletzt erwähnten Unterredung bemerkte man an Willie eine von Tag zu Tag geſteigerte Raſtloſigkeit. Er wurde verſtimmt, machte einſame, weite Ausflüge. Die Nachbaren ſprachen unter einander: „Der wird ſich nimmer zufrieden geben. Er wird zu den Indianern zurückkehren." Auch die Familie fürchtete es. Nur Onkel Georg, der die Dinge ſtets von der beſten Seite anſah, meinte: „Wir werden ihn behalten, wenn wir's nur recht angreifen. Wir müſſen ihm keinen Zwang auflegen. Der größte Mißgriff, deſſen wir uns in unſerem geſellſchaftlichen Verkehr ſchuldig machen, iſt, daß wir einander unſere wechſelſeitige Freiheit beeinträchtigen. Wir ſind zu geneigt, unſern Weg als den einzigen anzuſehen. Alles in Allem iſt es von keiner ſo großen Wichtigkeit, ob William zuweilen ſeine Finger ſtatt Meſſer und Gabel gebraucht, daß er lieber auf der Diele hockt, als auf einem Stuhle ſitzt. Nehmen wir keine Notiz davon, wenn wir ihn nicht forttreiben wollen, und überlaſſen wir ihn ſich ſelber. Wir Alle ſind Geſchöpfe der Umſtände. Wenn wir, Du und ich, genöthigt wären, in engen Stiefeln zu tanzen und in weißen Glacé-Handſchuhen Viſiten zu machen, wir würden uns wie Narren in Ketten und Banden vorkommen."

„Schon recht, Bruder Georg," erwiederte Wharton; „aber Du wirſt mir einräumen, daß für einen Vater ein bei Indianern erzogener Sohn gerade nicht wünſchenswerth ſei."

„Allerdings nicht, in manchem Betracht; indeß hat es auch ſein Gutes. William hat mich über die Gewohnheiten der Thiere und die Eigenſchaften der Pflanzen vielfach belehrt. Und iſt Dir jemals ein ſo ſicheres Auge, wie ſeines, vorgekommen, Abſtände zu meſſen und einen Pfeil in's Ziel zu treffen? Er hat nie Aſtronomie ſtudirt, und doch macht er von den Sternen beſſeren Gebrauch, als wir. Neulich waren wir im Walde von der Nacht überfallen und wußten weder aus noch ein; da trat er als Führer an unſere Spitze und ſeine Sinnenſchärfe und Klugheit brachten uns raſch aus der Verlegenheit. Laſſen wir ihm Zeit und er wird auch genug von uns lernen. Aber ich erkläre, lieber möchte ich, daß er auf immer bleibe, wie er iſt, als daß wir einen ſtädtiſchen Geck aus ihm machen. Da ſah ich einmal einen alten Zierhans zu Saratoga, einen ſchmächtigen Jämmerling, der in Schnürbruſt und engen Stiefeln umherſchlich und da dachte ich: lieber als ſo Einer möcht' ich einer der wildeſten Dſchibeways ſein, der jemals im zerlumpten Laken Büffel jagt."

Das von Onkel Georg empfohlene, vernünftige Verfahren wurde ſorgfältig eingehalten. Alles geſchah, um William für ihre Lebensweiſe zu gewinnen; Keiner aber machte eine Bemerkung, wenn er eine indianiſche Gewohnheit vorzog. Indeß blieb er verſtimmt, ja mitunter traurig. Eines Tages, als er beſonders niedergeſchlagen auf einem Klotze ſaß, legte ihm der Vater die Hand ſanft auf die Schulter: „Biſt Du nicht glücklich unter uns, mein Sohn," ſagte er im zärtlichſten Tone; „liebſt Du uns nicht?"

„Mir lieben ſehr viel," antwortete er; „mir froh finden Vater, Bruder. Alle gut." Und nach einer Pauſe: „Ä-li-lah's Vater, Mutter ſein todt. Ä-li-lah allein. Ä-li-lah ſagen: nicht gehn. Mir verſprechen kommen zurück bald." — Der Vater ſchwieg und dachte nach, was er am beſten darauf zu ſagen habe. William fuhr fort: „Vater, mir nicht entſinnen, was iſt Engliſch für Squaw?" „Weib," antwortete Wharton. — „Nicht das; was heißen Charles' Squaw?" — „Seine Frau" war die Antwort. — „Vater, Ä-li-lah ſein meine Frau. Mir gern bringen Ä-li-lah. Mir beſorgen, Vater nicht mögen Indianer."

Wharton legte die Hand liebevoll auf ſeines Kindes Haupt und ſprach: „Bring Ä-li-lah, mein Sohn, ſie ſei uns willkommen. Deine Mutter liebte ſie, als ſie Wik-ä-nie war und wir Alle wollen ſie jetzt lieben. Nur komme gewiß zu uns zurück."

Die braunen Augen ſchauten dankend zu ihm auf, und dieſer Blick war dem Vater reiche Entſchädigung für den Kampf, den ihm ſeine Worte gekoſtet hatten.

So ſchied der Jüngling von den Seinen, um wieder in die Wildniß zu reiſen, mit den Worten: „Mir bringen Ä-li-lah."

Da er's noch nicht bis zum Schreiben gebracht hatte, vergingen Monate ohne Kunde von ihm. Alle fingen ſchon an, ſich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß die Reize eines wilden Lebens ſtark genug waren, die Bande des Blutes zu löſen, und daß er nimmer wiederkehren werde.

„Und wäre dem ſo," meinte Onkel Georg, „ſo wird uns das Bewußtſein bleiben, recht gethan zu haben. Wir hätten ihn wider ſeinen Willen nicht zurückhalten können, hätten wir's auch zu thun gewünſcht. Nur Liebe und Freiheit können ihn in unſere Arme zurückbringen."

„Ja," ſagte Wharton, „das ſind mächtige Triebräder, und ich ſetze großes Vertrauen auf ſie."

An einem Tage im vorgerückten Sommer ſah man einen jungen Mann und eine Frau in indianiſcher Kleidung durch das Dorf auf Wharton's Haus zuſchreiten. Mit freudigem Willkommen wurden ſie Beide hier empfangen. Ä-li-lah ſah Alle mit ihren großen, wie Mondlicht ſchimmernden Augen ſchüchtern an und ſagte: „Mir nicht ſprechen." Wharton legte ihr die Hand ſanft auf's Haupt: „Wir werden Dich lieben, meine Tochter," ſprach er bewegt. William überſetzte ihr die Worte und ſagte tief aufathmend: „Mir danken Vater, Bruder, Schweſter, Alle." Und Ä-li-lah wiederholte, wie ſie es vor vielen Jahren von ihrer Mutter gehört hatte: „Mir tanken."

Alle fühlten den Wunſch, den ihr hübſches Geſicht entſtellenden

Digitized by Google

Wuſt ſtraffer Haare von ihrer Stirn zu entfernen; Keiner aber ſprach ihn durch Wort oder Blick aus. Sie waren zum voraus übereingekommen, keinen Widerwillen gegen indianiſches Weſen kund zu geben.

„Schon als Knabe, Charles, ſagteſt Du, Haarbuſch wäre ein nettes Mädchen, wenn ſie das Haar wie unſereins trüge. Das war damals richtig und iſt es jetzt noch mehr," bemerkte Wharton.

„Haben wir Geduld," ſagte Onkel Georg, „und wir werden nach und nach ihr ſchönes Geſicht aus dieſer Wolke hervorkommen ſehen. Wenn wir ſie überzeugen, daß wir ſie lieb haben, werden wir Einfluß auf ſie gewinnen. Wilde Blumen, wie Gartenblumen, gedeihen am beſten in der Sonnenwärme."

Emma that ihr Mögliches, ihr Benehmen den Wünſchen der Familie anzupaſſen; aber ſie war ihrer ſelbſt nicht gewiß, ob ſie jemals im Stande ſein werde, die junge Indianerin zu lieben. Es war keine kleine Aufgabe für ſie, eine Schweſter um ſich zu dulden, die ſich in ein Laken hüllte und das Haar wie ein ſchottländiſches Pferd über der Stirn hängen ließ. Muhme Beſſie meinte, es müßten unverzüglich Strümpfe, lange Schürzen und Röcke für ſie angeſchafft werden.

„Laß Dir geſagt ſein, Beſſie" — meinte ihr Vater — „daß es weit vernünftiger, wenn Du in Bezug auf das Längenmaß Deiner Röcke ihre Mode nachahmteſt. Es würde mich freuen, wenn Du ſo gewandt wie ſie einherſchritteſt. Könnte ſie ſich anmuthig wie ein junges Reh bewegen, wenn ihr alle Augenblick der lange Unterrock in die Quere käme?"

Doch die beiden Couſinen fanden dieſe Anſichten ſehr wunderlich und ruheten nicht, bis ſie einen Anzug, wie den ihrigen, verfertigten und quälten William ſo lange, daß er Ä-li-lah zuredete, denſelben anzulegen. „Mir verſuchen," ſagte ſie endlich im Tone geduldiger Ergebung. Aber ſie fühlte ſich augenblicklich unbequem; es preßte ſie überall; die Füße verfingen ſich in die Falten der langen Röcke. Zuletzt wurde ſie rebelliſch und mit einem nachdrücklichen „Mir nicht mag," warf ſie die läſtigen Kleider von ſich und nahm wieder ihr Laken um.

„Ich kann mir recht gut denken," ſagte Onkel Georg, „es iſt ihr ſo zu Muth, wie mir in engen Stiefeln und weißen Glaeé-Handſchuhen wäre; und wenn Ihr's weiter ſo treibt, ſo jagt Ihr ſie richtig aus dem Hauſe."

Man kam nun überein, ſie ſollten zu Onkel Georg ziehen, da man der Tante Mary zutraute, ſie werde es beſſer verſtehen, das uncivilisirte Paar zu behandeln. Emma war damit von Herzen einverſtanden. Sie hoffe, äußerte ſie gegen Beſſie, es werde der Tante gelingen, ſie „zu Menſchen" zu machen, bevor Studioſus Oberlin wieder zu Beſuch käme; denn ſie wüßte nicht, was der von dieſen Wilden denken würde.

„Ich fühle wohl," ſeufzte Beſſie, „ich ſollte William und ſeine Frau einmal zu Tiſche laden; aber wenn einer von meines Mannes Verwandten dazu käme und ſähe ein Frauenzimmer mit einem Laken über den Schultern an meinem Tiſche ſitzen: ich müßte vor Scham in den Boden ſinken. Ueberdies eſſen ſie rohes Fleiſch und das iſt entſetzlich."

„Gewiß iſt das nicht angenehm," meinte der Vater; „aber ich ſpeiſte einmal zu Boſton in einem hochgebildeten Hauſe, und der Geruch des Wildbratens und Stilton-Käſes ſetzte mir ſtärker zu, als es irgendwelche indianiſche Koſt vermocht hätte."

Dieſe philoſophiſche Art, das Ding anzuſchauen, hielten die Nachbarn für eine vorgenommene Maske, den verwundeten Stolz zu verbergen. Sie bedauern, ſagten ſie, aufrichtig die armen Wharton's; „denn mögen ſie ſagen, was ſie wollen, es muß für ſie eine Seelenpein ſein, dieſe Squaw um ſich zu haben." Allein Onkel Georg, wenn ihm dergleichen Reden zu Ohren kamen, erwiederte ruhig: „Wir ſind ſo weit entfernt, uns Ä-li-lah's zu ſchämen, daß wir ihr vielmehr von Herzen dankbar ſind und es als ein Glück preiſen, daß William ſie geheiratet hat. Seine Liebe zu ihr ſchlägt eine Brücke über die weite Kluft zwiſchen ſeinem wilden und civiliſirten Leben. Ohne ſie könnte er ſich unter uns nicht mehr heimiſch fühlen und wir wären ſchwerlich im Stande, ihn bei uns zurückzuhalten. Mit Hülfe ſeiner indianiſchen Frau denken wir ſie Beide mit der Zeit für unſere Lebensweiſe zu gewinnen; inzwiſchen ſind ſie auf ihre Art glücklich und wir ſind dafür dankbar."

Der verſtändige Theil der Dorfgemeinde ließ dieſen ebenſo liberalen wie klugen Geſinnungen Gerechtigkeit wiederfahren; es gab aber auch Leute darunter, die weder für ſittliche, noch geiſtige Bildung Sinn hatten und die äußerten ſich höhniſch: „Ja, da reden ſie immer von ſeiner indianiſchen Frau! Sie mögen in irgend einem ſchmutzigen Wigwam über den Stock geſprungen ſein, und das nennen ſie getraut werden!"

Onkel Georg und Tante Mary waren zu lange gewohnt, ihre Handlungen nach eignen Grundſätzen zu regeln, als daß ſie ſich viel gekümmert hätten, was ſolche Nachbarn zu ihrem Thun und Laſſen denken. Sie ließen ſich keinen Augenblick in ihrem feſten Vertrauen wankend machen, daß ſie durch beharrliche Güte und Verſtändigkeit dem gewünſchten Ziele näher kommen werden. Keine Veränderung in ihren Gewohnheiten wurde dem jungen Paar zugemuthet; erſt ſollte ſich die Vertraulichkeit und gegenſeitige Anhänglichkeit mehr und mehr befeſtigen. Anfangs konnten ſie ſich ſchwer an ein langes Weilen im Zimmer gewöhnen. In den Wäldern umherſtreifend, verbrachten ſie ihre meiſte Zeit damit, Matten und Körbe zu flechten und waren glücklich, wenn die Verwandten ihre Arbeiten bewunderten und mit Dank annahmen.

Die erſte Neuerung im Aeußern der jungen Indianerin bewirkte die Zaubermacht zweier mit buntem Glaſe verzierter Seitenkämmchen. Bei ihrem Anblick zeigte Ä-li-lah daſſelbe fröhliche Staunen, das einſt in ihrem kindiſchen Sinn die Scharlacherbſen erregt hatten. Tante Mary, die es bemerkte, trat auf ſie zu, theilte das dichte Rabenhaar, ſteckte an beiden Schläfen die Kämmchen ein, führte ſie vor den Spiegel und, mit dem Finger auf die enthüllte Stelle deutend, ſagte ſie: „Ä-li-lah hat eine hübſche Stirn. Tante Mary ſiehet ſie gern." William überſetzte die Worte ſeiner Frau und ſie ſprach: „Tante Mary gut. Mir danken." — Zufällig trat Vater Wharton herein, küßte ſie auf die Stirn und ſagte: „Vater hat es gern, daß Ä-li-lah ihr Haar ſo trägt." — Der Sieg war ein vollſtändiger. Von nun an ſchienen die mondlichten Augen ohne das verſchattende Gewölk.

Als ſie auf dieſe geſchickte Weiſe Tag für Tag der Conformität mit dem civiliſirten Weſen immer näher gebracht wurden, drängte ſich der Familie zunächſt der Wunſch auf, ſie chriſtlich vermählt zu ſehen. Natürlich konnten hier keine andern Reizmittel wirken, als das in Ausſicht geſtellte Hochzeitsgepränge und der Gedanke, ihre Verwandten damit zu erfreuen. Der Brautſtaat bildete einen Zwitter engliſchen und indianiſchen Koſtüms. Weite ſmaragdgrüne Hoſen wurden von Tragbändern gehalten, die aus gelbem Biberfell verfertigt und mit bunten Glasperlen reichgeſtickt waren. Der ſcharlachrothe Ueberwurf, mit vergoldeten Knöpfen beſetzt, auf denen je ein Stern funkelte, fiel mit ſeinem goldgeſtickten Saum ein wenig unter das Knie, und war um die Taille durch einen grünen Maroquin-Gürtel mit vergoldeter Schnalle befeſtigt. Das glänzendlange ſchwarze Haar, zum Theil mit Scharlachband, zum Theil mit Schnüren der Favorit-Erbſen durchflochten, war, in einem dicken Knoten geſchürzt, mit einem vergoldeten, diademförmigen Kamm im Nacken feſtgeſteckt, ſo daß ſie einer gekrönten indianiſchen Königin ähnlich ſah.

Emma war ganz überraſcht von der maleriſchen Erſcheinung. „Weißt Du," flüſterte ſie Beſſie zu, „ich möchte ſelbſt einen ſolchen Anzug, wenn andere Leute ihn trügen. Aber verrathe Keinem, was ich Dir geſagt habe."

Charles bemerkte lächelnd gegen ſeine Frau: „Die Raupe hat ſich aus ihrem Laken zu einem glänzenden Schmetterling entfaltet. Onkel Georg und Tante Mary haben Wunder gewirkt."

Nach der Trauungsfeierlichkeit küßte der Vater die Braut und ſprach zum Bräutigam: „Sie iſt ſchön, wie eine wilde Tulpe." — „Leuchtend wie die Fackeldiſtel auf der Prärie," fügte Onkel Georg hinzu. — Als William dieſe Artigkeiten ſeiner Ä-li-lah verdollmetſchte, verharrte ſie zwar in ihrem gewohnten indianiſchen Ernſt, aber ihre braunen Wangen erglüheten, daß ſie einem bernſteinfarbenen Glaſe Claret, das in der Sonne funkelt, ähnlich ſahen. Auch William, obgleich er's für unmännlich hielt, Zeichen des Vergnügens zu äußern, war doch innerlich ſtolz auf die Schönheit ſeiner Braut, und kaum weniger gefiel er ſich in ſeiner gelben Weſte, ſeinem blauen Ueberrock mit Metallknöpfen; doch vor Allem hatte er ſeine Luſt an dem Hoſenträger, den ihm Ä-li-lah mit Quaſten und grellfarbigen Wampum-Franſen künſtlich ausgeputzt hatte.

Demnächſt wurde ihnen eine eigene beſondere Wohnung eingerichtet, dafür jedoch geſorgt, daß durch fortgeſetzten Umgang und freundliche Aufmerkſamkeiten der Einfluß der Familie auf ſie weiter gepflegt werde. Sie würden ſich nun in der Freiheit ihrer neuen Häuslichkeit ſehr wohl gefühlt haben, wären ſie nicht von ſo vielen fremden, aus Neugier herbeigelockten Beſuchen häufig geſtört worden. Das geſammte Yankeevolk iſt nämlich ein ſich ſelbſtwählendes Ausforſchungs-Comité, das niemals ſeine Sitzungen vertagt. Nun mag das allerdings für die Ausforſcher unterhaltend, ja belehrend ſein; William aber und Ä-li-lah hatten andere, indianiſche Anſichten von natürlicher Höflichkeit, und betrachteten ſolche unwillkommene Ueberfälle als einen Bruch guter Sitten.

Nach und nach jedoch wurde das junge Paar eine alte Geſchichte und ziemlich von außen in Ruhe gelaſſen. Die Anziehungs- und Aſſimilationskraft wirkte wie ein Zauber. Ä-li-lah, durch kein anmaßliches Fühlenlaſſen der Ueberlegenheit von Seiten ihrer weißen Verwandten verletzt, gab ſich immer mehr Mühe, ihnen zu gefallen. Mit den Jahren lernten ſie Beide engliſch Leſen und Schreiben. William beſchäftigte ſich fleißig

Digitized by Google

in seiner Farm, ohne deshalb je seine Vorliebe für die Jagd zu verleugnen. Ä-li-lah arbeitete jetzt so geschickt mit der Nadel, wie sie sich früher in der Kunst Körbe und Wampuns zu flechten auszeichnete. Ihr Sprechen mit dem leichten, fremdländischen Anflug hatte das Anmuthende der noch ungeübten Kindersprache. Ihr Sinn für Musik bildete sich aus. Sie brachte es freilich nicht zu der kunstreichen Stimmfertigkeit einer Italiänerin oder Deutschen; allein der rauhe, eintönige Gesang der Indianer wich den lieblichen schottischen und irischen Liedern. Auch ihr Geschmack im Anzuge änderte sich: sie hatte keine Lust mehr an schreiendem Gelb und Feuerroth; doch behielt sie ihre Vorliebe für helle, warme Farben. Und darin leitete sie die Natur so richtig; denn diese Farben harmonirten vortrefflich mit ihrem braunen Teint und ihrem glänzend schwarzen Haar. Sie trug ihre Kleider stets etwas kürzer, als andere Frauen und nicht so fest anliegend, um die freie Bewegung zu hemmen. Gegen Hauben hatte sie eine unüberwindliche Abneigung; höchstens verstand sie sich zu einem Reithut mit einer nickenden Feder. Die Leute außerhalb der Familie gewöhnten sich, sie Mrs. William Wharton anzureden, und Fremde, die durch das Dorf kamen, fühlten sich durchweg von ihrer Schönheit und der natürlichen Würde ihres Benehmens angezogen. Ihr Schwiegervater weidete sich an ihrem Anblick mit väterlicher Liebe, nicht ohne Beimischung eines gewissen Stolzes. „Wer es nicht weiß," pflegte er zu sagen, „kann es nicht glauben, daß diese prächtige Gestalt einst die kleine Haarbusch war, die sich zusammenrollte, um auf der Diele unserer Blockhütte zu schlafen." — Und Onkel Georg bemerkte ihm: „Du weißt, ich hab' Dir's immer gesagt, es liegt in der Natur aller Blumen zu gedeihen, wenn sie Luft und Sonnenlicht in Fülle haben."

Ä-li-lah's kleine Tochter Jenny ist nach allgemeinem Urtheil das hübscheste und hellfarbigste Kind im Dorfe. Papa Wharton behauptet, das unruhige Wesen der Kleinen erinnere ihn an Willie, wie er in ihrem Alter war; und Onkel Charles sagt: „Ich finde Nichts an ihr auszusetzen, denn sie hat die schönen Augen der Mutter und trägt ihr Haar wie „unsereins."

Amer. Auth.

## England.

### Neue englische Romane.

Es fehlt, wie sich von selbst versteht, nie an Romantik und Romanen in England. Wir wollen wieder einmal Musterung halten und gleich zur Sache gehen. Miß Evans' „Romola" ist im „Magazin" bereits zur Sprache gekommen. Nach dieser gewann uns besonders „Austin Elliot" von Henry Kingsley.* Er hat einen ganz eigenen Platz unter den Romandichtern. Kein Anderer ist ihm ähnlich. Etwas Familien-Aehnlichkeit mit seinem älteren Bruder, dem schöngeistigen Geistlichen Charles Kingsley, mag man erkennen, aber Henry ist jünger, auf eigenste Weise heiterer, derber, übermüthiger. Gleich mit dem ersten Romane „Geoffry Hamlyn" führte er uns so keck und kühn durch australische Abenteuer hindurch, daß wir ihn lieb gewannen. Es folgte Ravenshoe, die reichere, vollere und künstlerischer componirte Geschichte. Jetzt haben wir „Austin Elliot" zwar einfacher, aber noch geschickter und wirkungsvoller gefunden. Durch alle drei Romane läuft eine Art von Gedanken, Anschauungen und Ausdrücken, die wir durchweg als Henry Kingsleyische und keines Andern erkennen. Er ist eine bestimmte Individualität, und das ist schon sehr viel werth in unserer vielfach verwaschenen und abgeleierten Bellettristik.

Erstens versteht Henry Kingsley seine Geschichte gewinnend zu erzählen. Du fängst an zu lesen und dann hat er Dich bis zu Ende. Magst Zeit haben oder nicht, er zieht Dich mit sich fort, wie etwa ein junger, übermüthiger Freund, der uns bei nothwendiger Arbeit überfällt und darauf besteht, einen Ausflug mit ihm in's Freie und zum Vergnügen zu machen. Man kann ihm nicht widerstehen, wirft die Bücher weg und ist im Nu mit ihm im Freien und lacht und tollt mit ihm. Man wird auch wieder jung und läßt sich sogar zu lustigen Streichen verleiten. Er ist durchweg so elastisch, gradezu, frisch, frei und flink, so anmuthig ungezogen, so humoristisch. Letzteres bald mit einem schlauen Winke oder Worte, bald 10—15 Minuten langer Aufwiegelei, daß Du Dich ordentlich schämst und fürchtest, die Leute möchten Dich für'n Studenten oder jungen Taugenichts halten. Manchmal ist's, als käme man jung und halb angetrunken auf der Straße in Gefahr, aus Muthwillen an Klingeln zu reißen, auf Laternenpfähle zu klettern, Gaslampen auszudrehen, oder die Schilder ehrsamer Handwerker zu vertauschen, wie das Studentenfüchse und sonstige übermüthige Burschen wohl gelegentlich riskiren. Ein andermal ist man mit ihm auf lustigen, sonnigen Höhen, oder auf dem Deck eines Vergnügungs-Dampfers mit meilenweiter Landschaft oder See ringsum, und athmet mit gesunden, tiefen Zügen Luft und Leben ein und aus. Er ist ein übermüthiger, aber auch ein guter Junge. Er sieht tausend Dinge, die uns ganz entgangen sein würden und zwar mit eigenem, scharfem, fühlendem Auge und mit dem Herzen. Er sieht scharf und fühlt grade deshalb um so tiefer, wärmer, poetischer. Er führt uns überall herum, obgleich er die offenen, großen Ausdehnungen auf Land und Meer vorzieht; er hat eine humoristische Toleranz für alle Arten von Charakteren und Tollheiten und findet Spaß und macht uns lachen über tausenderlei Dinge, über die man sich respektabler Weise ärgern würde. Er genirt sich nicht, mit uns in den schmutzigsten, engsten Irländer-Straßen Londons stehen zu bleiben, und die lebhafteste Prügelei vom Anfang, bis der Policeman kommt, ohne alle moralische Entrüstung mit anzusehen. Und wir fühlen, ebenso wie der Policeman, daß ein vollkommner Gentleman eben so nur zufällig zusieht, weil er den Humor davon genießt und zum Besten giebt und wohl auch tiefere Bedeutung darin erkennt. Denn er weiß, was unter den Oberflächen steckt und vertieft sich zuweilen mit edeln Frauen oder Herren mitleidig in die Leiden und Qualen seiner Mitmenschen. Und wo finden wir ihn nicht? Bald führt er uns in eine lebhafte Debatte des Unterhauses, bald angeln, bald als Jäger über Heiden und Heiderich, über schottische Hochlands-Höhen und durch wonnige Thäler — immer mit den Augen eines Dichters und Humoristen. Kurz Henry Kingsley ist persönlich ein ganz einziger und eigener Romandichter, reicher in Stoff und Form, als irgend ein Kollege, in Vorzügen und Fehlern immer gewinnend, hinreißend, fesselnd, belebend, erheiternd.

Was nun „Austin Elliot" betrifft, so ist es ein Roman, umgeben und durchflochten von einer Idylle. Es ist Londoner, speziell Belgravia-Leben, d. h. vorwiegend fashionables, wie es sich um Belgrave-Square, südlich vom Hyde-Park, vorfindet; aber auch mehr, nämlich nicht sowohl wirkliches, als poetisch gehobenes, erdichtetes Leben, idyllisches. Dadurch unterscheidet er sich vortheilhaft vor den Sensations-, Musculatur- und Realitäts-Literaten, welche die Schrecken und Gräuel der Wirklichkeit gern aufsuchen und durch ein kriminalistisches Element noch zu verpfeffern suchen.

Politik, Liebe im „Hochleben," treue Freundschaft, ein fashionabler Schwindler, das unvermeidliche „Skelett" in jedem Hause, ein Duell, Gefängniß, Reue 2c. Alles mit Humor, Witz, genialer Menschenkenntniß (die Hundekenntniß nicht zu vergessen; sein schottischer Schafhund Robin ist der beste Komiker und Clown für die Zwischenakte) und künstlerischer Gruppirung verdichtet — also alle Elemente eines Belgravia-Romans in bester Fülle, aber noch mehr, nämlich das idyllische, das gutherzig rein menschliche Element von den Wales-Gebirgen und der Armuth und Noth einer Hebriden-Insel her, in deren Ferne und Armuth und Einfachheit sich das belgravische, geräuschvolle Glanzleben zurückzieht und rettet.

Wer die Geschichte liest — wir wollen die Handlung nicht in kritischer Weise anatomisch zu einem Skelett abledern und sagen: das ist sie — wird Alles bestätigt und noch mehr finden, als wir angedeutet und gelobt haben.

Und da gleich noch a first-rate novel, und zwar eine weibliche. Wir wissen ihren Namen noch nicht, sondern kennen sie blos durch frühere Romane. „Zweimal verloren." Von der Verfasserin der „Queen Isabel" 2c.* Mindestens fünf Romane von ihr und doch noch reizend Unbekannten! Ich hoffe, daß man sie durch „Zweimal verloren" finden wird. Die Welt muß endlich wissen, wer eigentlich so eine wundervoll angelegte und durchgeführte Handlung mit so klar individualisirten und fein ausgemeißelten Charakteren (selbst den Buckel machenden und spuckenden Katzen gegen einen falschen Freund), so heiterem Humor und Thränen erpressendem Pathos und so gesunder Spannung bis zu Ende zu dichten und durchzuarbeiten verstand.

Wirklich die geistig thätigen Frauen Englands machen dem Ruhme der Victoria-Periode Ehre. Elisabeth Barret Browning, Elisabeth Gaskell, Charlotte Bronte, George Eliot, die Verfasserin von „Twice Lost" und unzählige andere geistig-schaffende Damen berechtigen England zum Stolze auf die Fülle weiblicher Intelligenz und Poesie, wie sie kein ande-

* Austin Elliot. By Henry Kingsley. Author of „Ravenshoe" etc. In two Volumes. London, Macmillan and Co.

* Twice Lost. A novel. By the Author of „Queen Isabel," „Nina," „The Story of a Family" etc. London, Virtue, Brothers and Co.

Digitized by Google

res Volk aufweiſen kann. Alle Achtung vor deutſchen Schriftſtellerinnen, aber juſt in dieſer Zeit leiden auch ſie an unſern deutſchen Zuſtänden und müſſen in ihren Werken für den Mangel an den Gütern büßen, die John Stuart Mill in ſeiner Vorrede zu ſeiner „Liberty“ dem weiblichen Geſchlechte Englands ſo ergreifend zu Gute ſchrieb.

Die zweimal verlorene Heroine iſt ein prächtiges, halbwildes, unerzogenes und maleriſch-uncrinolirtes, engliſch-italiäniſches Mädchen, Stieftochter eines engliſchen Kaufmanns und des Böſewichts in der Geſchichte. Er hatte ſeine Frau ſchlecht behandelt, die deshalb mit ihrer Heldentochter und der zweiten (vom Böſewicht) davonlief und vor ihrem Tode die beiden Kinder dem Onkel Roſetti übergab, einem Heldenſpieler der edelſten und Garibaldi'ſcher Art, dem er ſpeziell ſich widmet. Couſin Roſetti, der erſte Liebhaber, und ſie, die uncrinolinirte, naturwüchſig wilde, ſüdliche, ſechzehnjährige — alſo Liebe, keine deutſche, phraſeologiſch-ſentimentale, wie ſie gedruckt in Romanen und nie in der Wirklichkeit ſchöne Worte im Mondſchein und auf Papier macht, ſondern italiäniſch gleich feuerflammende, Romeo-Julie-hitzige — der Stiefvater als kalter Böſewicht mit Vaterrechten dazwiſchen, ſie entführend, um ihr Vermögen an die Firma in London, den „Co.“ ſeines Geſchäfts, zu verheiraten. Deshalb in die Einſamkeit von Wales geſchleppt und dort zum Gehorſam erzogen, die wunderherrliche Löwin ohne Crinoline und ſonſtige Reifen der Sklaverei — wird ſie zum Gehorſam und zur Unterwerfung erzogen? Ihre Erzieherin ſagt endlich: Ja. Aber plötzlich iſt ſie beim Couſin Marco Roſetti. Die Erzieherin zieht fürchterlich los. „Pſch!“ ſagt Marco, „ſo darf mir Niemand mit ihr reden. Uns trennen? Ich will Ihnen nur ſagen: das geht nicht, das können Sie einfach nicht. Das kann überhaupt Niemand. Sehen Sie nicht, das ſie mein iſt und daß ich ſie habe? Und wie können Sie ſich nur für einen Augenblick einbilden, daß ich ſie mir nehmen laſſen werde?“

So ſpricht er und ſo muß ein ordentlicher erſter Liebhaber reden. Stiefvater und Böſewicht ſtiehlt ſie freilich doch weg und ſie iſt und bleibt lange verloren. Aber Marco findet ſie und heiratet ſie. Dann ruft Garibaldi. Marco eilt zur Befreiung Italiens und Böſewicht ſucht die Ungiltigkeit ihrer Ehre zu beweiſen. Wie er alle Beweiſe beiſammen hat und ihm Alles glücken ſoll, kommt's ganz anders und das unerwartete Ende. Um dies zu genießen, muß man es eben vom Anfange an leſen, wobei Niemand ſo leicht eine Zeile bereuen wird.

Noch ein Damen-Roman. Wenigſtens ſieht das Ganze wie echt weibliche Hand- und Herzensarbeit aus und erinnert wohlthuend an die beſten Eindrücke aus Miß Sewell's und Miß Yonge's Romanen. Es iſt wieder eine Gouvernanten-Geſchichte: „Margaret Stourton; or, A Year of Governess Life“ (London, Rivingston), aber eine einfach-herzliche mit ſchön menſchlichen, elegiſchen und idylliſchen Beziehungen, die ſich im rührenden Moll melodiſch abtönen.

Nur um zu zeigen, wie viel Neues von Damenhand da iſt, erwähn' ich noch einige weibliche Romane, wie ſie mir eben einfallen. Da hab' ich einmal einen neuen dreibändigen Roman von Lady Emily Ponſonby in den Händen gehabt: „Mary Lindsay,“ welche Heroine als ganz reizend im Athenaeum ꝛc. gerühmt ward. Die Honorable Mrs. Norton, alten, oft pikanten Andenkens, ſoll in ihrem „Lost and Saved“ ihr beſtes Werk in Proſa geliefert haben. Ich kenne den dreibändigen Roman nicht.

Auch die „Respectable Sinners“ von Mrs. Brotherton ſind wiederholt in kritiſchen Blättern gelobt worden. Von Miß Muloch iſt ein „Fairy Book“ erſchienen. Der Roman von Mrs. Balhour „Retribution,“ Miß Power's „Arabian Days and Nights,“ Mrs. Atkinſon's „Tartar Steppes“ (die wildeſte Wirklichkeit), E. Browning's „Greek Christian Poets and English Poets,“ Mrs. Cobbe's „Essays on the Pursuits of Women,“ Mrs. Gaskells: „A Dark Nights Work,“ Mrs. Edwin James' „Wanderings of a Beauty,“ Miß Braddon's vorjähriger Siegesroman: „Lady Andleys Secret,“ „Romola“ von Miß Evans — das iſt ſchon eine hübſche Liſte weiblicher Geiſtes-Production. Ich bemerke dabei, daß ich eben nur katalogiſirte, was mir einfiel. Wie viel mag mir entfallen ſein, oder erſt ſpäter wieder in den Sinn oder zu Geſicht kommen.

Nur noch ein Wort über ein friſch geleſenes Damen-Produkt, Miß Marguerite A. Power's „Arabiſche Tage und Nächte, oder Strahlen vom Oſten.“* Vom Mönch Lulu, der die meiſten vorhandenen Stearinlichter, eine Büchſe Pomade, eine Schachtel voll Zahnpulver und andere Delikateſſen ohne die geringſte Unbequemlichkeit für ſeine Verdauung auffraß, bis zum rohen, despotiſchen Paſcha, der ſich von ſeinen Damen ziegenlederne Handſchuhe, 5 Pfund pro Dutzend, und 700 Spiegel, à 10,000 Pfund, ſchenken ließ, werden alle Charaktere und Scenen mit klarer, feſter Künſtler-Hand vor unſern Augen gezeichnet. Die kleinen, hitzigen Pferde, die faulen, ſchmutzigen Fellahs, die preismaſtſchweinfetten Matronen, die Ziegen, die bösängigen Kinder, die geiſtig verkommenen Bräute von 14jährigen Jungen, auf den Backen bemalt und mit Diamanten beklebt, Alles ſitzt, kauert, liegt, kriecht, krabbelt und bettelt und glänzt klar unter der ägyptiſchen Sonne vor unſern Augen, die gewiß nicht ermüden, ſoviel ſie auch in 1001 Nacht und in unzähligen Büchern über den Orient geleſen haben mögen.

* Arabian Days and Nights; or, Rays from the East. By Marguerite A. Power. London, Lampson, Low and Co.

Dieſe Lebensbilder glühen und leuchten klar unter der Sonne Aegyptens, aber wie traurig und troſtlos! Sie hatte als gut empfohlene und eingeführte engliſche Dame beſſere Gelegenheit, als jeder Mann, in die Geheimniſſe des muhammedaniſchen Familien- oder Haremslebens einzudringen und ſcheute ſich nicht, den Thatſachen und Scenen vor ihren Augen feſt in's Geſicht zu ſehen und ſie feſt und ſicher zu zeichnen. Mrs. Roß, ihre Freundin in Alexandria, gab ihr beſonders Scenen weiblichen Lebens und Denkens (oder des Gegentheils) zum Studiren. Deshalb erfahren wir hier Genaueres und Traurigeres von dieſem armſeligen Looſe des weiblichen Geſchlechts unter muſelmänniſcher Kultur, als aus jedem andern Buche über den Orient.

Wie roſig und geiſtig gehoben in ſich und durch die Geſellſchaft ſtehen dagegen die Damen im älteſten, modernen Kulturlande vor unſern Augen! Die reelle engliſche Lady und Jungfrau darf unangefochten und geſchützt durch die ganze Anſchauungsweiſe des Volks bis in die roheſten Schichten herab ſich überall frei und mit Rückſicht behandelt, bewegen. Kein noch ſo roher Flegel qualmt ihr im Omnibus in's Geſicht, wie in Berlin, kein Roué und Libertin redet oder packt ſie an, wie dies in Berlin ſo oft ungeſtraft geſchieht. Oder wer es etwa wagte, würde ſelbſt vom Geſindel dafür exemplariſch beſtraft werden.

Welcher Kontraſt im Looſe des weiblichen Geſchlechts im Oriente und im frauenſtolzeſten Kulturlande des Occidents! Hier in England Armeen von ſtolzen, vornehmen Amazonen, Schaaren von geiſtig berühmten Schriftſtellerinnen und Dichterinnen, von edeln Frauen und ſchönen, blühenden Töchtern mit reichem Wiſſen und Streben; im Orient mit vielen Millionen mehr Menſchen ſeit Jahrhunderten keine einzige geiſtig erhabene Frauengeſtalt.

H. B.

# Italien.

## Die Katakomben von Rom.

Es iſt nöthig hinzuzuſetzen „von Rom;“ denn wenn auch Jedermann bei dem Worte Katakomben zunächſt an die von Rom denkt, ſo giebt es, um auf italiäniſchem Boden zu bleiben, doch auch welche in Neapel, in Syrakus, in Malta, die den hervorſtehenden Grundzug des Urchriſtenthums mit den römiſchen theilen und die, wenn nicht an Umfang, ſo doch an künſtleriſchem Werthe, wie namentlich die in Neapel, oder an Höhe und Weite der Räume (Syrakus), mit den römiſchen wetteifern. Aber die größten, die katholiſchen, die Katakomben ſchlechthin ſind immer die von Rom.

Es verſäumt wohl Keiner, der nach Rom kommt, ſie zu beſuchen. Natürlich begnügt man ſich, wenn nicht wiſſenſchaftlicher oder künſtleriſcher Beruf zu eingehendem Studium treibt, mit einer unter den vielen. Mit denen bei Sant Agneſe fuor la Mura, einer jener herrlichen alten Baſiliken, wie man ſie außerhalb Roms nur noch an ſehr wenig Orten antrifft, zuletzt unter dem Terrain der anſtoßenden Landſtraße, der via Numentana, von der man eine Anzahl von Stufen in die Kirche hinabſteigt. Oder man wählt die am Wege nach Tivoli, bei San Lorenzo, dem an antiken Denkmälern ſo reichen, zum Theil noch in ſeiner urſprünglichen Geſtalt wohl erhaltenen Conſtantinsbau. Oder die, welche erſt neulich vom Ritter Giov. Batt. Roſſi, dem eifrigen Forſcher im Gebiete der chriſtlichen Archäologie und Paläographie, bei San Caliſto im Süden der Stadt entdeckt worden ſind, und die der alten Legende von der h. Cäcilie durch die Auffindung eines mit ihrem Namen bezeichneten Grabes eine kaum erwartete hiſtoriſche Grundlage geben. Die meiſten Reiſenden aber begnügen ſich mit den Katakomben von San Sebaſtiano, in die man nahe bei der vorher genannten, an der Via Appia, von der über dem Grabe des chriſtlichen Jugendheiligen gleichfalls ſchon unter Conſtantin erbauten, leider aber im ſiebzehnten Jahrhundert faſt gänzlich moderniſirten Kirche hineinſteigt. Die Gräber von vier Päpſten aus den erſten Jahrhunderten der Kirche, die zahlloſe Menge von Märtyrern, die hier beſtattet ſein ſollen — eine Schrift

Digitized by Google

am Eingange beſagt, daß hier 174,000 heilige Märtyrer liegen — ihre Ausdehnung, das Alles hat die Aufmerkſamkeit der Menge wie der Gelehrten zuerſt auf ſie gelenkt und erhält ihnen auch jetzt noch die lebhafteſte Theilnahme. Ueberdies iſt es ſelbſt für den Laien im ſtrengſten Sinne des Worts ein ebenſo anziehender wie tief ſich einprägender Gegenſatz, unmittelbar aus der Trümmerwelt der römiſchen Gräber, welche die größte Heerſtraße der Stadt auf beiden Seiten mehrere Miglien hin begleitet, aus der Reihenfolge dieſer zerbrochenen und verſtümmelten Denkmäler des Heidenthums, deren Ernſt doch unter dieſem Himmel und bei der Ausſicht auf die köſtlichen Linien des Albanergebirges nichts Düſteres hat, hinabzuſteigen in dies enge von Gräbern wimmelnde Labyrinth, in dem ſich das chriſtliche Rom ſeine älteſte Heimat bereitet hat.

Im Großen und Ganzen iſt der Eindruck in den verſchiedenen Katakomben derſelbe. Denn allenthalben zeigen ſie ſich als ein Gewirr von Gängen, neben einander, durch einander, oft auch in mehreren Geſchoſſen über- und unter einander, in den groben graubraunen Tuff des römiſchen Bodens hineingearbeitet, wie bergmänniſche Stollen, bald gerade aus, bald gewunden, ohne ſtrenge Linien und Richtung, offenbar auch nicht nach einem zuſammenhängenden Plane, ſondern je nach Bedürfniß, zu ſehr verſchiedenen Zeiten angelegt und ausgedehnt. Das Geſtein iſt gerade hart genug, um die unregelmäßige Wölbung dieſer Gänge ohne Stütze zu tragen; wo mehrere ſich ſchneiden und an dem Durchſchnittspunkte größere runde oder polygone Räume ausgehöhlt worden ſind, finden ſich auch kunſtloſe Stützen. Aber auch dieſe Räume, die von den Führern als Capellen bezeichnet werden und von denen auch wohl in der Nähe der Kirchen einige mit den Abzeichen des katholiſchen Cultus neuerdings ausgeſtattet worden ſind, haben nur einen geringen Umfang; mehr als zwanzig Perſonen können wohl ſelten zuſammen Platz finden. Die Gänge ſind in der Regel 3 Fuß breit und etwa 6—8 Fuß hoch; zu beiden Seiten ſind ſie von Aushöhlungen umgeben, die in mehreren Lagen und meiſt auch mehrere neben einander in den Stein gegraben ſind, gerade lang, breit und tief genug, um einen Leichnam ohne Sarg aufzunehmen. Dieſe Zellen, die ſchmuckloſeſte Urform des Grabes, begleiten in unabſehlichen Reihen und in ununterbrochener Monotonie einen Gang nach dem andern, Miglie auf Miglie, zu Tauſenden, in ungezählten Mengen, bis zum Ermüden und zum Verwirren des Beſchauers. Man behauptet, daß die Katakomben, deren Ausdehnung nach dem verhältnißmäßig geringen Theil, der bereits durchforſcht iſt, auf weit mehr als hundert Meilen Länge angegeben wird an ſechs bis ſieben Millionen ſolcher Zellen enthalten mögen. Es ſind die Gräber der erſten römiſchen Chriſten: in dieſer an Gräbern reichſten Stadt ſind die Katakomben das weitaus größte Grab.

Aber waren ſie nie etwas anderes? Nennt ſie nicht eine weitverbreitete Meinung, in Dichtung und in Werken der bildenden Kunſt oft gefeiert, das Aſyl der erſten Chriſten, ihre Zufluchtsſtätte während der Verfolgungen der Kaiſerzeit? Ja man geht ſoweit, mit dem Namen der Katakomben den Gedanken an eine Troglodyten-Exiſtenz der römiſchen Chriſten zu verbreiten, die dann in dieſen Gewölben eine dem Späherauge verborgene neue Heimat unter der alten gefunden, und hier, unter den Tempeln der heidniſchen Götter, den Cultus ihrer Chriſtusreligion ausgebildet und gefeiert hätten. Dieſe Meinung wird aber einfach durch den Anblick der Katakomben widerlegt. Dieſe engen Gänge konnten vielleicht einmal vorübergehend und zufällig dieſem oder jenem Chriſten eine Zuflucht vor ſeinen Verfolgern gewähren, aber die römiſche Chriſtenheit konnte ſich in ihnen weder verbergen, noch irgend wie längere Zeit in ihnen zubringen. Dieſe runden und rechtwinkligen „Säle“ an den Durchſchnittspunkten mochten wohl hin und wieder zur Feier der Beſtattungs-Ceremonien, oder zu Gebeten der Familie des Abgeſchiedenen benutzt werden, aber eine Gemeinde konnte ſich weder zur Predigt noch zur Gedächtnißfeier, noch zu gemeinſamen Geſängen, von denen man dieſe niedrigen Gewölbe ſich ſogar wiederhallen denkt, in ihnen verſammeln. Auch der Katholicismus, der in den Katakomben gern die Heimat der Märtyrer aufwies, begnügt ſich jetzt mit der Behauptung, daß ſie ihre Gräber enthalten.

Die Gräber der erſten Chriſten gewiß; ob die der Märtyrer, und namentlich ob alle dieſe zahlloſen Gräber chriſtliche Märtyrer und Heilige umſchloſſen haben, das iſt eine andere Frage. Man nimmt es in dieſem Punkte von der römiſchen Seite nicht ſehr genau. Beſonders früher, als die Nachfrage des Auslandes nach Märtyrer-Gebeinen eine ſo außerordentliche war, daß dieſelben zu den einträglichſten Handelsartikeln gehörten, war man gern geneigt, in jedem Grabe einen Märtyrer und alſo auch einen Heiligen zu vermuthen, beſonders wenn man ihm den Namen, den bei vielen dieſer Gräber eine kleine an der Wand angebrachte Marmorplatte überlieferte, noch mitgeben konnte. Später ſtellte man gewiſſe Merkmale der Unterſcheidung auf. Man erklärte jede Grabſtätte, auf der eine Palme, eine Taube, ein Fiſch eingezeichnet iſt, für ein Märtyrergrab. Man hielt jeden Streit für beſeitigt, wenn, wie ſehr häufig der Fall, ein Fläſchchen mit einer eingetrockneten rothen Flüſſigkeit in dem Grabe vorgefunden wurde. Dagegen iſt nun freilich längſt erinnert worden, daß jene altchriſtlichen Symbole eben jedem Chriſten zukommen, nicht blos den Märtyrern oder Heiligen, und daß jene Gefäße keineswegs das Blut der Märtyrer, ſondern Abendmahlswein enthielten, der den Todten zum Schutz gegen die Dämonen mitgegeben zu werden pflegte, wie dies namentlich die auf einigen eingegrabenen griechiſchen Worte πίε ζήσῃς „trinke und Du wirſt leben“ ergeben. Ob die geiſtliche Praxis in Rom gegenwärtig ſchärfere Bedingungen ſtellt, iſt nicht bekannt; bisher war ſie der Art, daß ein proteſtantiſcher Darſteller* mit gelindem Spotte tröſten durfte, es könne wohl eher geſchehen, daß die Steinkohlenlager für unſere derzeitige Civiliſation erſchöpft würden, als die Heiligenleiber für den katholiſchen Verbrauch.

Aber wir wollen den Heiligenſchein, mit welchem naive und berechnete Legenden die Grüfte der Katakomben umgeben, hier ganz bei Seite laſſen. Ganz unabhängig von der Stellung, die man je nach dem verſchiedenen confeſſionellen Standpunkte zu dieſer Grabſtätte des römiſchen Urchriſtenthums einnehmen wird, iſt ihr Werth für die chriſtliche und die allgemeine Kunſtgeſchichte und Alterthumskunde. Sie ſind chriſtlichen Urſprungs, und da ihre Anfänge mit Sicherheit bis in das zweite Jahrhundert unſerer Zeitrechnung verfolgt werden können, unzweifelhaft das älteſte bauliche Denkmal, das wir überhaupt vom Chriſtenthum haben. Schon hierdurch ſind ſie von hohem Intereſſe, auch wenn man die Anſicht, die ein Aufſatz des Akademikers Charles de Rémuſat (in der Révue des deux mondes) entwickelt, nicht theilen kann. Herr von Rémuſat knüpft nämlich an die Katakomben die Anfänge der chriſtlichen Kirchenbaukunſt unmittelbar an, indem er die älteſten Kirchen lediglich als Grabſtätten der Heiligen, deren Namen ſie tragen, und als Ueberbauten der Eingänge zu den betreffenden Katakomben zu charakteriſiren ſucht. Dies möchte indeſſen durch die Bauart dieſer Kirchen nicht beſtätigt werden. Er nennt dieſe älteſten Kirchen, z. B. S. Praſſede, S. Sebaſtiano, S. Paolo fuori le mure, Kenotaphien, und man ſollte demnach denken, daß ihr Styl ſich aus dem der Krypten und Säle in den Katakomben entwickelt hätte. Bekanntlich aber haben die älteſten Kirchen ihre Bauart dem öffentlichen Leben Roms entlehnt, inſofern ſie ſich eng an die bis dahin zur Gerichtshalle dienende Baſilika angeſchloſſen und dieſe nur allmählich für die Bedürfniſſe des chriſtlichen Cultus umgeformt haben.

Aber ihr künſtleriſcher Werth als Bauwerk — wenn man ſie überhaupt ſo nennen kann — iſt nicht die Hauptſache. Viel wichtiger ſind die Malereien, die Bildhauer-Arbeiten und die Inſchriften, die ſich in großer Menge in ihnen vorfinden. Namentlich jene einfachen, oft äußerſt kunſtloſen Malereien, welche die Wände von ſo vielen dieſer Galerien und Säle bedecken, und die Sarkophage, Statuen, Reliefs und mancherlei künſtleriſch verzierte Geräthſchaften ſtempeln die Katakomben zu einem großen Muſeum der chriſtlichen Urzeit. Wenn auch über das Alter dieſer ehrwürdigen Reliquien vielfache Uebertreibungen zurückzuweiſen ſind, wenn namentlich durch die Unterſuchungen des gelehrten Abbate Marchi, des gründlichen Kenners der Katakomben, als erwieſen zu betrachten iſt, daß nur wenige der Malereien älter ſind, als das vierte Jahrhundert, ſo haben wir doch unzweifelhaft das Grab der erſten Chriſten zugleich als die Geburtsſtätte der chriſtlichen Kunſt anzuerkennen.

Man hat ſich den Katakomben neuerdings in dieſer Hinſicht auch von Seiten der römiſchen Hierarchie mit einem Eifer zugewendet, der erfreulicher iſt als die frühere Ausbeutung auf Märtyrergebeine. Neue Ausbeutungen und neue Entdeckungen haben ſtattgefunden; zur Fürſorge für ihre Erforſchung und Erhaltung wurde von der päpſtlichen Regierung eine Commiſſion niedergeſetzt, unter deren Mitgliedern auch die vorhin genannten J. B. de Roſſi und Abb. Marchi ſind; das große Werk des letzteren,** das für die chriſtlichen Alterthümer Roms das gethan hat, was Winckelmann für die antiken, iſt unter päpſtlicher Beihülfe verfaßt und erſchienen. Endlich hat man die aufgefundenen Schätze aller Art zu einer jetzt ſchon ſehr reichen Sammlung vereinigt, der nunmehr in den impoſanten Räumen des Laterans die würdigſte Stätte angewieſen worden iſt.

Es lohnt der Mühe, dieſes Museo Cristiano, die Lieblingsſchöpfung des gegenwärtigen Papſtes, zu durchwandern. Man findet in ihm alles vereint, was man ſonſt an einer Menge verſchiedener, oft ſehr unpaſſender Orte aufſuchen oder aus den Finſterniſſen der Katakomben bei mühſeligem Fackellichte hervordämmern ſehen mußte. Jetzt reiht ſich in der grandioſen Treppenhalle des älteſten Palaſtes von Rom, in der man zu den Malereien

* Dr. Karl Haſe in ſeinem neulich erwähnten neuſten Werke.

** Monumenti delle arti cristiane primitive nella metropoli del cristianismo. Roma 1844—1847.

Digitized by Google

aufſteigt, an beiden Wänden entlang, Sarkophag an Sarkophag; Reliefs, Statuen, Gefäße ſind dazwiſchen angebracht, und oben empfangen uns die ſchlichten Wandgemälde aus den Katakomben von S. Caliſto, Bruchſtücke eines Frescobildes aus S. Agneſe, und die beſte und älteſte chriſtliche Statue, die aus dem Alterthum auf uns gekommen iſt, die des berühmten Biſchofs von Pontus, des h. Hippolytus, deſſen Leben und Zeitalter Bunſen in einem ſeiner ſpätern Werke zum Gegenſtande einer gelehrten Darſtellung gewählt hat. Es iſt die Bildſäule eines bärtigen Mannes in der Tracht eines Philoſophen, die römiſche Toga über dem griechiſchen Pallium, der den Arm auf ein Buch geſtützt in würdevoller Haltung auf einem jener antiken Biſchofſtühle ſitzt, dergleichen hier und da in den älteſten Kirchen von Rom noch jetzt aufbewahrt werden. Es iſt durchaus ein Werk des klaſſiſchen Alterthums, ſo vortrefflich in der Anordnung der Geſtalt, daß man neuerdings die Vermuthung aufgeſtellt hat, daß der Leib aus einer der Blütheperiode der Skulptur nahen Zeit herſtamme und daß man ihm, wie dies allerdings in der römiſchen Kaiſerzeit nicht ſelten geſchah, den Kopf des chriſtlichen Biſchofs, vielleicht im Anfang des vierten Jahrhunderts, aufgeſetzt haben möge.

Klaſſiſch, an die Antiken in jedem Zuge erinnernd, ſind auch, trotz ihres oft weit geringeren Kunſtwerthes, der übrigens unter einander ſehr verſchieden iſt, die Malereien und die Skulpturen an den Sarkophagen. Es weht durch dieſe oft nur flüchtig hingeworfenen, unvollkommenen, ſchlecht ausgeführten Bilder, deren halbzerſtörte Farben den Gegenſtand ihrer Darſtellungen zum Theil nur mühſam erkennen laſſen, ein Geiſt von ganz anderer Freiheit und Lebensfülle, als in den ſorgſamen, ſteifen Moſaiken der Byzantiniſchen Meiſter, die man bisher als die Urſprünge der chriſtlichen Malerei zu betrachten hatte. Monoton, dunkel, unverſtändlich, oft chriſtliche und heidniſche Gedanken vermiſchend, tragen dieſe Malereien der Katakomben doch unverkennbare Spuren des Geiſtes von Hellas an ſich, der allen Schöpfungen des Alterthums den unauslöſchlichen Stempel künſtleriſcher Weihe aufgedrückt hat. Derſelbe Geiſt wird auch in den Skulpturen der Sarkophage ſichtbar. Ihr Ausdruck iſt hier und da ſchon zum Conventionellen erſtarrt; mitunter erinnern die Geſichter mit grinſendem Lächeln an die äginetiſchen Helden, ſodaß das Ende der griechiſchen Bildhauerkunſt ihren Anfang berührt. Aber immer iſt die erhabene Abſtammung dieſer Figuren ſichtbar, immer iſt deutlich zu erkennen, daß das Geiſtesleben der helleniſchen Kultur die Künſtler erzogen hat, deren Händen wir die erſten Denkmäler chriſtlicher Kunſt verdanken.

Aber das Antike zeigt ſich nicht blos in der Ausführung dieſer älteſten chriſtlichen Kunſtwerke, es tritt uns überraſchend genug auch in den Gegenſtänden der Darſtellung entgegen. Unter den ſtets wiederkehrenden Figuren, welche dieſe Sarkophage umgeben, erſcheint neben Bildern aus dem Gedankenkreiſe des alten und des neuen Teſtaments, neben dem Opfer des Abraham, neben Daniel unter den Löwen und Jonas mit dem Wallfiſch, auch nicht ſelten Orpheus, der die Thiere des Waldes zähmt; oft genug erſcheint der gute Hirt, der gewöhnlich die einzige Darſtellung der Perſon Chriſti enthält, in der Geſtalt eines jungen Römers, der mehr an die Idyllen der bukoliſchen Dichter als an die Evangelien erinnert. Symbole, Allegorien finden ſich, die geradezu dem Chriſtenthume entlehnt ſind; Genien, antike Liebesgötter ſpielen um die Schreckniſſe dieſer Grüfte ſo heiter wie an den Wänden Pompejaniſcher Villen; die Fruchtgehänge, die Blumen- und Weinlaubgewinde, die Vögel, die Pfauen der römiſchen Dekorationsmalerei kehren in dieſen Grüften wieder. Der franzöſiſche Gelehrte, deſſen Aufſatz wir ſchon oben erwähnten, iſt geneigt, dieſe Hinneigung zur Antike aus der Vorſicht zu erklären, mit der die Chriſten zur Zeit der Verfolgungen offenbare Schauſtellungen ihrer Dogmen zu vermeiden gezwungen worden wären. Er fügt hinzu, daß man bei Wahl der Gegenſtände wohl auch auf den von heidniſchen Erinnerungen noch nicht freien Geiſt der Neubekehrten Rückſicht nehmen mußte. Dieſer Grund iſt allein hinreichend die Erſcheinung zu erklären, die in der That nur auf den erſten Blick etwas Auffallendes hat. Er deutet nämlich zugleich darauf hin, daß auch in den Urzeiten der chriſtlichen Kirche die dogmatiſchen Lehren ſich nur allmählich aus dem hiſtoriſchen Geſammtleben der Gemeinde herausgebildet haben, und nur allmählich in das Bewußtſein der Einzelnen wie der Geſammtheit eingedrungen ſind, daß der Uebergang von der heidniſchen Götterwelt zu dem chriſtlichen Cultus nicht mit einem Sprunge und nicht durch einen gewaltſamen Bruch mit der heidniſch-römiſchen Kultur geſchehen iſt, und daß es alſo Zeiten gegeben hat, und Zeiten unbildlichen Chriſtenthums obenein, in denen das Chriſtenthum und die Antike ſich nicht als Gegner gegenüber geſtanden haben, ſondern im Leben und im Tode der Menſchen Hand in Hand zuſammen gegangen ſind.

P. D. Fiſcher.

# Polen.

## Ein Wort aus Galizien gegen die Anſprüche der Polen.

Es iſt im Intereſſe der Polen ſelbſt bedauernswerth, daß ſie zur Begründung ihrer Anſprüche, auch wo ſie die gerechteſten ſind, ſich ſo oft der Lüge bedienen und vergeſſen, daß nur die Wahrheit beſtehe. Die Einen lügen, indem ſie vor der handfeſteſten Realität Augen und Ohren verſchließen, und den Beſtand deſſen behaupten, was ſie wünſchen, die Andern, indem ſie meinen, ein nicht Vorhandenes laſſe ſich mit einiger Beharrlichkeit in die Exiſtenz hineinlügen und zur Wirklichkeit machen. Das geht beſonders ſeit der Inſurrection ſo weit, daß ſogar ein polniſches Journal (der „Honiec") ſich bemüſſigt fand, ſeinen Kollegen ihre Lügenhaftigkeit vorzuhalten und den vernünftigen Ausſpruch zu thun, die begründeten Anſprüche Polens bedürften zu ihrer Stütze keiner Lügen. Eine ſolche ihrer Sache ſchlecht dienende Unwahrheit iſt jener Theil des in Nr. 30 Ihres Blattes enthaltenen, „Polonus" unterzeichneten Aufſatzes, welcher die Religions- und Nationalitäts-Verhältniſſe in den öſtlichen und nördlichen Ländern des alten Polens beſpricht, und dabei ſelbſt alle Welt Lügen ſtrafen will. „Polonus" iſt entweder ein poloniſirter Litthauer, oder ein poloniſirter Kleinruſſe (Ruthene), was ſich nicht entſcheiden läßt, da er die ſeltſame Redensart gebraucht: „wir Litthauer und Ruthenen."

Als ein Convertit iſt er natürlich ein wenig katholiſcher, als der Papſt, d. h. etwas polniſcher, als mancher Pole ſelbſt. Indem ich ſeine Behauptungen beſtreite, will ich mich auf ſeine hiſtoriſchen Erörterungen nicht einlaſſen, denn geſchichtliche Thatſachen laſſen ſich leicht drehen und deuteln, nicht ſo in der Gegenwart vorhandene Verhältniſſe und Zuſtände, obwohl „Polonus" dies gerade verſucht, aber freilich ohne Beweiſe für ſeine Behauptungen zu liefern, wie ich für die meinigen zu thun hoffe. Ich will daher nur ſeine Angaben über Sprache und Religion der Ruthenen, recte Ruſſinen und Kleinruſſen (Malo rossianiki) widerlegen und ſeine Angriffe auf die ruſſiſchen und deutſchen Ethnographen entkräften, wobei ich von vornherein erkläre, daß ich nichts weniger als ein Freund ruſſiſcher innerer und auswärtiger Politik und alſo nicht durch irgend eine Vorliebe ſo geblendet bin, daß ich nicht ungetrübt wahrnehmen könnte, was ich täglich vor Augen habe.

Was den Unterſchied der Religion anbelangt, ſo wagt er es nicht, ihn ohne Weiteres wegzuleugnen, trachtet aber den Leſer durch einen Ausfall auf die ruſſiſche Regierung irre zu führen. Er ſagt nämlich: „Was den erſtern (den Unterſchied der Religion) betrifft, ſo weiß die Welt zu gut, durch welche Mittel und auf welchem Wege Nikolaus 1834—1838 die unirten Litthauer und Ruthenen zur griechiſch-katholiſchen Kirche bekehrt." Das ſieht aus, als habe es vor dieſer Zeit keinen griechiſch-katholiſchen Ruthenen oder Litthauer gegeben. Nun weiß allerdings alle Welt, daß gewaltſame und perfide Mittel zur Bekehrung von der ruſſiſchen Regierung angewendet wurden; alle Welt weiß aber auch, daß die Geſammtheit der Ruthenen ſeit jeher griechiſch-katholiſch war, und daß die Zahl der Bekenner dieſes Glaubens durch die ruſſiſchen Manöver in den geſammten altpolniſchen Provinzen nicht um 5% vermehrt wurde, welche geringfügige Vermehrung in dieſer Frage gar nicht in Betracht kommen kann.

Die Sprache betreffend, giebt er allerdings einen „gewiſſen Unterſchied" bei der ländlichen Bevölkerung zwiſchen Kongreß-Polen und den andern Provinzen zu; ja, er ſagt ſogar, die 500,000—600,000 Litthauer ſprächen ein „von allen ſlaviſchen Dialekten grundverſchiedenes Idiom." Das iſt richtig; kein Slave kann ſich mit einem Litthauer verſtändigen, denn Einer wird aus der Rede des Andern immer nur ſehr wenige Wörter verſtehen, obſchon Litthauiſch und Lettiſch einerſeits, und die ſlaviſchen Sprachen andrerſeits die zwei Hauptäſte Eines Sprachſtammes, des ſlavo-litthauiſchen ſind. Aber in demſelben Satze kommt die derbe Unwahrheit vor, daß dies ebenſo mit der Rutheniſchen — oder, ohne affektirte Latiniſirung „Ruſſiniſchen" — der Fall ſei, indem dieſes dem Polniſchen bei aller Verſchiedenheit nahe, dem Großruſſiſchen dagegen ſehr fern ſtehe. Polonus rechnet gar ſehr auf die Unbekanntſchaft des weſtlichen deutſchen Publikums mit allen Slavicis; dieſem kann er dergleichen allenfalls weiß machen, aber weder dem letzten Dilettanten in Linguiſtik und Ethnographie, noch auch ſo vielen öſterreichiſchen Deutſchen. Nehmen wir die einfachſte Grammatik, das dürftigſte Vocabular zur Hand, ſo ſehen wir ſonnenklar, daß das Ruſſiniſche oder Kleinruſſiſche vom Polniſchen viel weiter entfernt iſt, als vom Großruſſiſchen. Was die Laute betrifft, ſo hat der Groß- wie der Kleinruſſe die Konſonanten unerweicht beibehalten, die der Pole erweicht hat, und beſitzt ein r, ein t, d vor i und e, wo der Pole ein rz (rsh) ein će, ći (tshe, tshi), dze, dzi (dshe, dshi) ſetzt. Der Klein- wie der Großruſſe ſagen dobre, dobriči, te-

Digitized by Google

t'ucha tetka, teple teplići, divo ꝛc., wo der Pole dobrze (dobrshe), ciotka (tshotka), cieply (tshepli), dziw (dshiw) ſpricht. Statt des polniſchen g ſteht im Groß- und Kleinruſſiſchen ſehr häufig ein h, wie in gbra, groch. So fehlt dem Groß- und Kleinruſſiſchen der dem Franzöſiſchen entſprechende Naſal, den der Pole ſehr häufig hat, und ſchiebt jener einen Vokal ein, wo ihn dieſer ausſtößt, wie z. B. poln. głowa, błoto, broda, drzewo, ruſſ. und ruſſin. gołowe, bołoto, boroda, derewo etc.

Der Accent, der im Polniſchen ſtets auf die vorletzte Sylbe fällt, kommt im Ruſſiniſchen wie im Ruſſiſchen ebenſo gut auf die erſte, wie auf die letzte und vorletzte Sylbe zu liegen. Eben ſo verhält es ſich mit der Grammatik; während Groß- und Kleinruſſiſch in der Wortbildung die größte Aehnlichkeit zeigen, differiren beide merklich vom Polniſchen. Dieſelbe Erſcheinung tritt uns im Vokabulare des Groß- und Kleinruſſiſchen gegenüber dem Polniſchen entgegen. Endlich iſt noch von Wichtigkeit, daß die Polen ſich der lateiniſchen, die beiden ruſſiſchen Stämme aber bekanntermaßen der Cyrilliſchen Schrift (kirlica) bedienen, welche die griechiſche iſt, mit Hinzufügung einiger Buchſtaben für Laute, welche die Griechen nicht hatten. Man kann ſich, wenn dieſe drei Nationalitäten zuſammenkommen, täglich überzeugen, daß der Großruſſe mit dem Kleinruſſen ganz anſtandlos converſirt, während es zwiſchen Polen und Kleinruſſen oft ſchwer hält. Als die Ruſſen durch Galizien nach Ungarn zogen, war die Gelegenheit hiezu tauſendfach geboten. In Galizien verkehren zwar beide Nationalitäten, die polniſche und die ruſſiniſche, im Allgemeinen ziemlich anſtandslos miteinander, aber dies hat ſeinen Grund darin, daß die Beamten, Polen wie Deutſche, faſt nur polniſch ſprechen, die Gutsherren und ein Theil der Bevölkerung der Städte ebenfalls. Der ruſſiniſche Bauer hört daher von Jugend auf ſo häufig polniſch, daß er mehr oder weniger damit vertraut wird und es verſtehen, oft auch etwas radebrechen lernt. Reiſt man jedoch in entlegene Thäler der öſtlichen Karpathen, oder in abſeitige Gegenden des Flachlandes, ſo kommt man mit dem Polniſchen mitunter ſehr in Verlegenheit.

Polonus meint, ob Tiroler, Weſtfalen, Schwaben u. ſ. w. und Gascogner, Auvergnaten, Provençalen, trotz ihrer verſchiedenen Dialekte, nicht Alle Deutſche und Franzoſen ſeien, und fügt hinzu, daß dieſe Dialekte einander durchaus nicht näher ſtänden, als Polniſch und Rutheniſch. Das iſt trotz des eingeſchalteten Fragezeichens ganz richtig; trotzdem hinkt der Vergleich. Deutſche und Franzoſen haben eine Schriftſprache, die in allen Gebieten der Dialekte, ſelbſt bis in die unterſten Volksſchichten herab, mehr oder weniger verſtanden wird; es giebt ein Deutſch, ein Franzöſiſch, was man ſchlechtweg ſo nennt, aber es giebt keine ſlaviſche Sprache, kein Schriftſlaviſch, ſondern nur ſlaviſche Sprachen oder Dialekte, ſo häufig auch z. B. in čechiſchen Schriſten der Ausdruck „ſlaviſche Sprache“ gebraucht wird, um ſich ſelbſt und fremden Leſern das Daſein eines ſolchen, möglicherweiſe in Jahrhunderten ſich herausbildenden ſprachlichen Bindemittels einzureden. Richtig iſt es auch, daß die Sprache faſt aller Gebildeten vom Bug und der Narew bis zum Dniepr und der Düna (etwas enger ſind die Gränzen doch), in Galizien und Polen, wie in Kongreß-Polen das Polniſche iſt, aber eben ſo richtig iſt es auch, daß viele polniſch Redende, beſonders in letzterer Zeit, ſich weder Polen nennen, noch als ſolche fühlen, ſondern mit Leib und Seele Ruſſinen ſind.

Nun bringt Polonus die Lüge zu Markt, auf die es eigentlich ankommt. „Die ſtädtiſche Bevölkerung, die Gutsbeſitzer und überhaupt die gebildeten Stände bedienen ſich ausſchließlich des Polniſchen, ohne deshalb die Zuſammengehörigkeit mit dem Volke aufzugeben, welches ſie auch durchaus nicht als Fremde anſieht, ſondern als Fleiſch von ſeinem Fleiſch und Bein von ſeinem Bein betrachtet, den Ruſſen aber nie anders als Moskal, d. h. Moskowiter nennt.“

Das iſt nun eine ſo grobe Unwahrheit, als je eine gedruckt wurde. Der Ruſſine oder Kleinruſſe nennt den Großruſſen „Moskal“ — ganz richtig! aber den Polen nennt er „Lach,“ oder in Galizien auch „Mazur,“ und will mit dieſer Benennung durchaus nichts Schmeichelhaftes ausdrücken, ſondern haßt ihn ſo gründlich, als in allen dieſen Ländern der Bauer nur ſeinen alten Dränger den Edelmann und theilweiſe auch den Städter überhaupt nur haſſen kann, der noch obendrein anderer Sprache und anderer Religion angehört. Stellten ſich nicht die Regierungen dazwiſchen, er würde bei jetzigen Zeitläuften ohne weitere Einladung dazu, mit dem Dreſchflegel den Beweis führen, wie ſehr er ſich „als Fleiſch von ſeinem Fleiſch und Bein von ſeinem Bein“ fühlt. Was die gebildeteren Ruſſinen betrifft, ſo können ſie dem Polen nicht verzeihen, daß er ſie heute wie ſonſt als Weſen niederer Kategorie anſieht und behandelt und nur Spott und Haß gegen ſie im Mund und Herzen hat. Poloniſirte Ruſſinen giebt es beſonders aus früherer Zeit allerdings, aber deshalb fühlen ſich die geſammten Ruſſinen noch nicht als Polen, wenn es auch bei „Polonus,“ der eben auch in's polniſche Lager übergegangen iſt, der Fall ſein mag. Es iſt etwas komiſch, wenn er ſagt, „wir“ müßten auch mitſprechen bei der Nationalitätsfrage, „da wir doch am beſten wiſſen müſſen, zu welcher Nationalität wir gehören.“ Hieße es „ich“ ſtatt „wir“ und „gehören will“ ſtatt „gehören,“ ſo wäre nichts gegen dieſe leere und alberne Phraſe einzuwenden.

Wer nicht daran glauben will, daß ein weiter Spalt Ruſſinen und Polen trennt, der möge nur die Lemberger polniſchen Blätter und das ruſſiſche Journal „Slovo“ zur Hand nehmen, und die in allen, irgend ein nationales Kapitel berührenden Fragen gänzlich verſchiedene Haltung beobachten und die bitteren nationalen und religiöſen Häkeleien leſen, die aller Augenblicke in ihren Spalten auftauchen. Iſt es doch jetzt ſo weit gediehen, daß, wie in jeder Zeitung zu leſen war, die beiden Konſiſtorien, das römiſch- und das griechiſch-katholiſche, oder anders geſagt, das polniſche und das ruſſiniſche, gar nicht mehr mit einander verkehren, ſondern ſich nach Rom wandten. Und da ſind die galiziſchen Ruſſinen, bis auf einen einzigen Theil, doch noch unirte griechiſche Katholiken.

Indeſſen nach Polonus ſind alle deutſchen und ruſſiſchen Schriftſteller über dieſes Kapitel Lügner, und ſomit ſind die Linguiſten und Ethnographen wie Šafarik, Mikloſich, Schleicher, M. Müller, Fröbel, Pott, Berghaus, Klöden, Prichard u. ſ. w. nur Söldlinge Rußlands.

Da werde ich freilich auch bei ihm nicht Recht haben, wohl aber bei allen Jenen, die außer den hier im Oſten im Streit begriffenen Parteien ſtehen.

Lemberg. Germanus.

## Mannigfaltiges.

— Die Feier der Völkerſchlacht von Leipzig. Die Leipziger „Illuſtrirte Zeitung,“ die bereits ſeit einigen Wochen eine Reihe trefflicher Illuſtrationen zur Erinnerung an den Befreiungskrieg gebracht, deſſen fünfzigjähriges Gedächtniß wir jetzt feiern, macht in ihrer neueſten Nummer (1056) darauf aufmerkſam, daß bereits im Jahre 1814 Ernſt Moritz Arndt in ſeinem zu Frankfurt a. M. gedruckten „Wort zur Feier der Leipziger Schlacht“ von den Tagen des 18. und 19. October geſagt: „Daß wir wieder ein ganzes Volk werden können, daß unſer Name nicht von den Rollen der Geſchichte mit Schande weggelöſcht worden, das danken wir jenen ewig denkwürdigen Tagen. Darum müſſen ſie nun auch und zu allen Zeiten große deutſche Feſttage bleiben.“

Mit Recht widerlegt die „Illuſtrirte Zeitung“ die Beſorgniſſe einiger Kosmopoliten, daß man durch die in dieſem Jahre ſtattfindende, allgemeine, großartige Feier das franzöſiſche Volk beleidigen werde. Nicht die jetzigen Franzoſen, mit denen wir in Frieden und Freundſchaft leben, zu deren Befeſtigung ſie mit uns einen den gegenſeitigen National-Reichthum fördernden Handelsvertrag abſchließen wollen, ſondern nur die Feinde des deutſchen Volksthums von 1813 werden ſich durch unſere Erinnerungs-Feier getroffen fühlen. Auch wir ſtimmen in die Worte ein: „Sind wir einmal auf unſer Vaterland in ähnlicher Weiſe ſtolz, wie es die Engländer und die Franzoſen auf ihr Vaterland ſind, dann haben wir die Garantie, daß die Schmach eines Rheinbundes zum zweitenmale nicht wiederkehren wird.“

— Felix Mendelsſohn's Briefe. Der kürzlich erſchienene zweite Band der Briefe von Felix Mendelsſohn Bartholdy* iſt noch viel anziehender und charakteriſtiſcher, als der erſte, der die Reiſebriefe Mendelsſohn's aus Frankreich, Italien und England enthielt. Hier liegt uns ein Theil des Seelenlebens eines ſeltenen, mit Gaben des Herzens ebenſo reich, wie mit Gaben des Geiſtes ausgeſtatteten Menſchen vor. Wir ſehen in dieſen Briefen die größten und ſchönſten Werke Mendelsſohn's, vom „Paulus“ (1833) bis zum „Elias“ (1846) entſtehen, wachſen und ſich Bahn machen. Der pietätvolle Sohn, der treue Bruder und Freund, der ſorgſame Familienvater feſſeln uns in dieſen Briefen nicht minder, als der ſtets nach größerer Vollkommenheit ſtrebende Künſtler, der Aeſthetiker mit ſeinem reifen, gediegenen Urtheil und der maßgebende Lehrer und Meiſter der Töne.

* Briefe aus den Jahren 1833 bis 1847, von Felix Mendelsſohn Bartholdy. Herausgegeben von Paul Mendelsſohn Bartholdy in Berlin und Dr. Karl Mendelsſohn Bartholdy in Heidelberg. Mit einem Verzeichniſſe der ſämmtlichen muſikaliſchen Compoſitionen von Felix Mendelsſohn Bartholdy, zuſammengeſtellt von Dr. Julius Rietz. Leipzig, Hermann Mendelsſohn, 1863.

Digitized by Google

Nach der erſten Aufführung des „Elias“ in London, im Jahre 1846, ſchrieb **Prinz Albert** die nachſtehenden, ebenſo den Prinzen wie den Tonmeiſter ehrenden Worte in das Textbuch des Oratoriums, deſſen er ſich bedient hatte und ſchickte es Mendelsſohn als Andenken zu:

„Dem edlen Künſtler, der, umgeben von dem Baal-Dienſte einer falſchen Kunſt, durch Genius und Studium vermocht hat, den Dienſt der wahren Kunſt, wie ein anderer Elias, treu zu bewahren und unſer Ohr aus dem Taumel eines gedankenloſen Töne-Getändels wieder an den reinen Ton nachahmender Empfindung' und geſetzmäßiger Harmonie zu gewöhnen, dem großen Meiſter, der alles ſanfte Geſäuſel, wie allen mächtigen Sturm der Elemente, an dem ruhigen Faden ſeines Gedankens vor uns aufrollt — zur dankbaren Erinnerung geſchrieben von

Buckingham-Palace. Albert.“

— **Der Stieler'ſche Hand-Atlas** liegt uns in der neueſten Ausgabe der Blätter 45 a, b und c vor, welche Mittel- und Nord-Afrika mit Arabien, ſowie Süd-Afrika mit Madagaskar, umfaſſen. Mit Vergnügen konſtatiren wir, daß dieſe Blätter bereits Alles enthalten, was der Erdkunde durch die neueſten Entdeckungen als ſicherer Gewinn zugeführt worden. Das waſſerreiche Quellgebiet des Nil, wie es Speke und Grant aufgenommen haben, bietet uns ein ebenſo neues Bild dar, wie das nach Duveyrier's Forſchungen dargeſtelltee Gebirgsland der Central-Sahara, die jetzt nicht mehr blos als unermeßliche Sand-Wüſte erſcheint. Man braucht dieſe Blätter nur mit denen in allen anderen, neuen Atlanten zu vergleichen, um ſich zu überzeugen, wie ſehr verdient ſich die kartographiſche Anſtalt von Juſtus Perthes um die wiſſenſchaftliche Erdkunde macht. Nicht minder intereſſant ſind die bereits früher (in dieſem Jahre) erſchienenen Neuſtiche der Blätter 50 a, b und c, welche Neu-Seeland und Auſtralien umfaſſen und uns dieſe ſeit einem Jahrzehend üppig emporgeſchoſſene, neue Coloniſationswelt der Engländer mit ihrem ganzen Reichthum von Landſchaften und Namen vor Augen ſtellen.

Wir bemerken bei dieſer Gelegenheit, daß der Stieler'ſche Hand-Atlas fortdauernd auch durch Neuſtiche auf dem Gebiete der europäiſchen Kartographie verbeſſert wird. So iſt unter Anderm in dieſem Jahre eine von A. Petermann gezeichnete Karte von Dänemark, mit Schleswig, Holſtein und Lauenburg, nebſt den däniſchen Kolonien, erſchienen, die in dieſem Maßſtabe (1:1,500,000) das beſte und überſichtlichſte Bild gewährt, das wir bis jetzt von dieſen Ländern geſehen haben.

— **Der internationale Kongreß in Gent.** Zu derſelben Zeit, wo in Dresden der deutſche „volkswirthſchaftliche Kongreß“ tagte, fand in **Gent** der zweite Jahreskongreß der „internationalen Geſellſchaft zur Förderung der ſozialen Wiſſenſchaften“ ſtatt, die ihren erſten Jahres-Kongreß im vorigen Jahre in Brüſſel gehalten hatte. Auch dieſesmal, wie im vorigen Jahre, waren es, nächſt den Belgiern, hauptſächlich die Franzoſen, die ſich auf dem Kongreſſe zahlreich eingefunden, während Deutſche und Engländer nur in geringer Anzahl erſchienen waren.

Der Kongreß arbeitet in fünf Abtheilungen, von denen die erſte der **Geſetzgebung**, die zweite dem **Unterrichtsweſen**, die dritte der **Kunſt und Literatur**, die vierte der **Geſundheitspflege und Wohlthätigkeit** und die fünfte der **Staats- und Volkswirthſchaft** gewidmet iſt.

In der vierten Abtheilung hielt Herr **Jules Simon** aus Paris, der berühmte Verfaſſer der philoſophiſch-volkswirthſchaftlichen Werke über die Freiheit der Arbeit und über die Arbeit der Frauen, am 18. Septbr. einen trefflichen Vortrag über die Wohnungen der Arbeiter, deren gegenwärtige, für die Sitten, wie für die Geſundheit, nicht blos der Arbeiter nachtheilige Zuſtände er mit lebhaften Farben ſchilderte, während er auf die cité ouvrière in der elſaſſiſchen Fabrikſtadt Mühlhauſen, ſowie auf die Arbeiter-Häuſer des Grafen von Matre in Paris, als muſtergebend hinwies.

In der fünften Abtheilung nahmen, wie ſich leicht erwarten ließ, die von **Schulze-Delitzſch** geleiteten, deutſchen Beſtrebungen, dem Arbeiter die Selbſthülfe in der Noth und den Kredit zu erleichtern, vielfach die Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Leider war Herr Schulze-Delitzſch ſelbſt hier ebenſowenig anweſend, als beim internationalen, ſtatiſtiſchen Kongreß in Berlin. Es war dies um ſo mehr zu bedauern, als an beiden Orten, in Gent ſowohl als in Berlin, ſeine Theorie und die von ihm geſchaffenen Vereine keinen Vertreter fanden, der ſowohl dieſe als jene vollſtändig darzulegen vermochte. Gleichwohl fand eines der Grundprinzipien von Schulze-Delitzſch: die Fernhaltung jeder Staats-Einmiſchung von den gewerblichen Aſſociationen der Arbeiter, auch in Gent die wärmſten Vertheidiger. Zwar hielten Einige, wie die Herren **Wolowski**, Graf **Arrivabene** und **Rolin**, die Aufſicht und Kontrole des Staates bei Actien-Geſellſchaften und ähnlichen Privat-Aſſociationen auch fernerhin für nothwendig, doch wurde von anderer Seite, namentlich von dem bekannten Statiſtiker, Herrn **Horn**, auch dieſe Art von Bevormundung auf das Lebhafteſte bekämpft.

— **Chineſiſch-japaneſiſche Revue.** Unter dem Titel „The Chinese and Japanese Repository“ erſcheint ſeit dem Juli dieſes Jahres im Verlage von W. H. Allen und Co. in London eine neue Zeitſchrift in Monatsheften, welche es ſich zur Aufgabe gemacht hat, Thatſachen und Ereigniſſe im Bereiche der Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt von Oſtaſien zu ſammeln und mitzutheilen. Herausgeber ſind der Rev. J. Summers, Profeſſor des Chineſiſchen an der Londoner Univerſität, und unſer gelehrter Landsmann Dr. Reinhold Roſt, Profeſſor der orientaliſchen Sprachen am St. Auguſtins College in Canterbury. Die vorliegenden drei Monatshefte für Juli — September enthalten u. A. einen längeren Aufſatz über die Lage der Israeliten in China, von dem Miſſionair Alex. Wylie; eine Darſtellung des gegenwärtigen Zuſtandes der chineſiſchen Literatur von Rev. Joh. Erkins; einen Bericht über den Urſprung der Kwang-ſi-Empörung vom Miſſionair Theodor Hamberg; Ueberſetzungen chineſiſcher Gedichte und kleinere Mittheilungen über die Tagesgeſchichte und die heutige Literatur in Oſtaſien.

— **Die Preſſe in Neu-Seeland.** Daß in den entfernteſten Kolonien der Engländer Zeitungen und Zeitſchriften aller Art gedruckt werden, iſt im Allgemeinen bekannt. Man weiß, daß die Druckerei und das Zeitungsbüreau ebenſo ſehr zu dem unumgänglichen Comfort britiſcher Anſiedler gehören, wie das Café und der Friſeurladen den Franzoſen nicht fehlen dürfen. Allein man wird doch über den erſtaunlichen Umfang der Kolonialpreſſe kaum eine ausreichende Vorſtellung haben können. Die nachſtehende Notiz aus der Australia and New Zealand Gazette über die Preſſe in Neu-Seeland wird in dieſer Beziehung nicht ohne Intereſſe ſein. Es erſcheinen gegenwärtig täglich nicht weniger als ſechs Zeitungen in dieſer Kolonie, nämlich Daily Times, Telegraph und Evening News in Dunedin, Southern Cross und New Zealander in Auckland, und Press in Chriſtchurch. Es iſt nicht völlig ſicher, ob nicht noch außerdem ein kleines Tageblatt in den Dunſtan-Goldgruben veröffentlicht wird. Einige dieſer Zeitungen ſind ſchon älteren Urſprungs, doch iſt ihr tägliches Erſcheinen erſt von neuerem Datum. Die ſämmtlichen in Neu-Seeland erſcheinenden Zeitungen, mit Ausſchluß der in den Otago-Gruben veröffentlichten, über welche kein genauer Bericht vorliegt, beläuft ſich auf **dreiundzwanzig**. Davon erſcheinen in Auckland zwei täglich und eine wöchentlich, in Taranaki zwei wöchentlich, in Hawke's Bay zwei wöchentlich, in Wellington zwei wöchentlich zweimal und eine wöchentlich dreimal, in Wanganui eine wöchentlich. Nelſon hat zwei Wochenblätter, Marlborough eins, in Canterbury erſcheint ein Blatt täglich und zwei zweimal in der Woche, in Otago drei täglich und zwei wöchentlich, in Southland zwei wöchentlich.

— **Nathan der Weiſe;** aus ſeinem Inhalte erklärt von J. G. **Rönnefahrt**. Der Herr Verfaſſer, der ſchon früher eine Anzahl dramatiſcher Werke von Schiller und Goethe, zum Theil unter dem allgemeinen Titel „Blätter aus der Naturgeſchichte der Menſchheit“ mit Rückſicht auf ihre weltgeſchichtliche Bedeutung erklärend bearbeitet hat, fand ſich zur Herausgabe dieſer Erklärung des Nathan dadurch veranlaßt, daß die größeren Kommentare zu Leſſing's Werken den Nathan hauptſächlich mit Berückſichtigung der theologiſchen Streitſchriften, wie Friedr. Schlegel es einmal nannte, als Fortſetzung vom Anti-Goethe, auffaſſen. Dem gegenüber bemüht ſich die vorliegende Schrift, das Stück aus ſich ſelbſt mit beſonderem Hinweis auf ſeinen dramatiſchen Gehalt zu erklären. Sorgfältige Durchdringung der Charaktere und befriedigende Beleuchtung der Anlage und Entwickelung des Stückes empfehlen ſie als einen ſchätzbaren Beitrag zum Verſtändniß unſeres großen Humanitäts-Drama.

J. L.

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig. Leipzig. Druck von **Gieſecke & Devrient.**

Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

# Magazin
# für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 40. | Mittwoch, den 7. October 1863. | 32. Jahrgang.

## Inhalt:

Deutſchland und das Ausland. Seite
Schleswig-Holſtein's Erhebung. I. Das Volk und die liberale Partei . . 469
Statiſtiſches. Eiſenbahnen, Chauſſeen und Waſſerſtraßen in Preußen . . 471
Schweden.
Atterbom's Erinnerungen an berühmte Deutſche. I. Schelling in München „
Italien.
Admiral Mundy über die Revolution in Palermo und Neapel, 1859—1861 473
China.
Die Wiſſenſchaft und das Examinationsweſen . . . . . . . . . . . 475
Nord-Amerika.
Der echte Yankee . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 477
Sklaverei und Freiheit des Negers in den Vereinigten Staaten. I. Emancipation der Negerſklaven im Staate Miſſouri . . . . . . . . . . . 479
Mannigfaltiges.
Jakob Grimm . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 480
Die geiſtige und körperliche Verkümmerung der franzöſiſchen Landleute . . . „
Neue israelitiſche Bibel . . . . . . . . . . . . . . . . „

## Deutſchland und das Ausland.

### Schleswig-Holſteins Erhebung.*

### I.

### Das Volk und die liberale Partei.

Eine wirkliche Geſchichte jenes unglücklichen Unabhängigkeits-Kampfes der Herzogthümer Schleswig und Holſtein, wobei ſo viele Ströme deutſchen Blutes nutzlos gefloſſen und patriotiſche Opferfreudigkeit vergebens Gut und Leben dahingab, iſt gegenwärtig noch nicht möglich. Zu wenig ſind die hinter den Couliſſen thätigen Perſonen und ihre Gedanken, die beſtimmend auf die Ereigniſſe einwirkten, bekannt; die vielfach ſich durchkreuzenden Fäden entziehen ſich dem Auge des Betrachters, der vergeblich nach ihren Ausgangspunkten forſcht; vieles, das man ahnt, bedarf der Beſtätigung, und vieles ruht in der verſchwiegenen Bruſt weniger Wiſſenden. Um annähernd das Verſtändniß und die Beurtheilung der Dinge zu ermöglichen, wäre es wünſchenswerth, daß mehrere der mithandelnden Perſonen ihre perſönlichen Erlebniſſe und gewonnenen Anſchauungen bekannt machten, durch deren Vergleichung ſich das Urtheil immer ſicherer geſtalten würde. Bisjetzt ſind aber nur zwei der in hervorragendem Grade betheiligten Perſonen mit Eröffnungen vor das Publikum getreten, die beide freilich nicht unbefangen genug den Verhältniſſen gegenüberſtanden, um ihre wahre Geſtalt ſtets zu erkennen und wiederzugeben. Der Eine iſt der Prinz Friedrich von Auguſtenburg-Noer, deſſen Aufzeichnungen aus den Jahren 1848—50 vor zwei Jahren in Zürich erſchienen, der Andere der General Williſen, deſſen Tagebuch aus der Zeit ſeiner Kriegführung in den „Grenzboten" veröffentlicht iſt. Schon der Name der Verfaſſer wird uns vorſichtig machen, da wir bei dem einen Vorurtheile, bei dem andern ein ſtark apologetiſches Streben vermuthen werden.

Gegenwärtig liegt uns ein neuer Verſuch vor, durch Wiedergabe des Selbſtgeſehenen und Gehörten zur Darſtellung jener Zeit beizutragen. Wir meinen die „Schleswig-Holſtein'ſchen Erinnerungen," von Otto Fock. Der Verfaſſer hat zwar keine nähere Stellung zu den regierenden Kreiſen gehabt; auch haben ihm weder Archive, noch geheime Korreſpondenzen zu Gebote geſtanden. Dagegen hat er eine nach allen Seiten hin freie und unabhängige Stellung gehabt; ferner war er als Redacteur der „Norddeutſchen freien Preſſe," des bedeutendſten politiſchen Tagesblattes der Herzogthümer in jener Zeit, ſowie als Abgeordneter der Landesverſammlung, in den Stand geſetzt, nach allen Seiten zu ſehen und zu hören und den Verlauf der Ereigniſſe aus nächſter Nähe zu beobachten. Deutſcher Sinn, Wahrheit und Freimuth ſpricht zu uns aus jeder Zeile des mit äußerſt gewandter Feder geſchriebenen Werkes, das wir daher nicht genug den Leſern empfehlen können. Um dieſe unſere Empfehlung zu rechtfertigen, erlauben wir uns einige Stellen hervorzuheben, wozu ſich die allgemeine Charakterſchilderung der ſchleswig-holſtein'ſchen Bevölkerung und einiger Hauptleiter der Bewegung am beſten eignen werden, da ſich darin der Standpunkt des Verfaſſers und ſeine Anſchauung der Dinge am deutlichſten abſpiegelt.

„Seiner Abſtammung entſprechend, ſagt der Verfaſſer, theilt das Volk von Schleswig-Holſtein im Allgemeinen die Tugenden und Fehler der Nachkommen des alten Sachſenſtammes. Wie dieſe, beſitzt es eine zähe Ausdauer und einen unermüdlichen Fleiß; aber es liebt auch den Wohlſtand, den es ſich mit ſchwerer Arbeit und Mühe geſchaffen, und läßt ſich nur ungern aus ſeiner behäbigen Ruhe aufſtören. Jedoch die Werthſchätzung der materiellen Güter des Lebens, an denen hier kein Mangel iſt, hat bei dieſem Volke eine feſte, ſittliche Unterlage an dem echt germaniſchen ſtarken Sinn für Recht und für Freiheit. Der Schleswig-Holſteiner hat ein ſtarkes Rechtsbewußtſein: „es iſt Unrecht, deshalb kann es nicht geſchehen" — das iſt ein Schluß, der dem Volk der Herzogthümer wenigſtens in früherer Zeit ſehr geläufig war. Aber dieſes ſtarke Rechtsbewußtſein mußte eine gefährliche Mitgift ſein in einer Zeit, wo das Recht Nichts und die Macht Alles galt. Erſt in den letzten zehn Jahren, wo ihm das rieſengroße Unrecht den Fuß recht fühlbar auf den Nacken ſetzte, hat das ſchleswig-holſtein'ſche Volk an ſich ſelbſt die Erfahrung gemacht, daß es in dieſer argen Welt mit dem bloßen Recht nicht gethan iſt. Auch das Recht eines Volkes will mit aller Energie erarbeitet und erkämpft ſein, um ſo mehr, wenn mächtige Intereſſen mit der Aufrechterhaltung des Unrechts verwoben ſind. Das ſchleswig-holſtein'ſche Volk hat in dieſem Punkte eine herbe Schule durchgemacht. Sein ſtarkes Rechtsbewußtſein hat es im Anfang verführt, bei allen Opfern, die gebracht ſind, es an der ſtraffen Energie fehlen zu laſſen, welche beſtändig auf der Warte ſteht und vor Allem auf die eigne Anſtrengung und Thätigkeit vertraut. Auch darin zeigte es die Eigenthümlichkeit der Nachkommen des alten Sachſenſtammes; es fehlte ihm auf dem politiſchen Felde die aktive Rührigkeit, der ſtets rege Unternehmungsgeiſt, die beſtändige Wachſamkeit und das kühne Selbſtvertrauen, kurz die Eigenſchaften, welche der verwandte engliſche Zweig des Sachſenſtammes durch den Zuſatz von normanniſchem Blute erhalten hat. Die Folge war eine gewiſſe Schwerfälligkeit im politiſchen Denken und Handeln; man war nur zu geneigt, ſich der eigenen Thätigkeit in politiſchen Dingen zu entſchlagen und Alles von gewiſſen Führern zu erwarten, welche nun einmal, ſei es mit Recht, ſei es mit Unrecht, das allgemeine Vertrauen beſaßen. Man folgte ihnen, wenn ſie vorangingen, durch's Feuer; aber ſie zu controliren, ſie auf den richtigen Weg zu weiſen, wenn ſie abirrten, ſie vorwärts zu ſpornen, wenn ſie ſchlaff wurden, das verſtand man nicht. Die Energie des ſchleswig-holſteinſchen Volkes war, um es kurz zuſammenzufaſſen, mehr eine paſſive, als aktive; ſie zeigte ſich daher am Glänzendſten in den Zeiten der Vergewaltigung und der Unterdrückung, wo dies Volk, von aller Welt verlaſſen, lediglich

* Schleswig-Holſteiniſche Erinnerungen, beſonders aus den Jahren 1848—1851, von Otto Fock. Leipzig, Veit & Comp., 1863. 363 S.

Digitized by Google

auf ſich und ſeine Kraft angewieſen daſtand: der zähe, paſſive, auch unter dem ſchwerſten Drucke ausharrende Widerſtand, den es dem däniſchen Gewaltſyſtem nunmehr ſeit Jahren entgegengeſetzt hat, hat mit Recht die bewundernden Blicke der Welt auf ſich gezogen.

Was in dieſem Kampf die Ausdauer des ſchleswig-holſtein'ſchen Volkes geſtählt hat, das war neben dem unerſchütterlichſten Rechtsbewußtſein der unvertilgbare Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit, nicht minder wie jenes ein von Geſchlecht zu Geſchlecht überkommenes Erbtheil des alten Sachſenſtammes. Zwar ein extremer Radikalismus hat keine Wurzel in dieſem Volk; man iſt im Allgemeinen wie in England langſam mit Neuerungen und trennt ſich von altüberkommenen Einrichtungen in der Regel erſt dann, wenn ihre Unhaltbarkeit auch für das blödeſte Auge offen gelegt iſt. Noch weniger vermögen communiſtiſche oder ſozialiſtiſche Theorien bei dem Kern des Volkes Anklang zu finden; dazu iſt der Sinn des Schleswig-Holſteiners zu nüchtern, ſeine Anhänglichkeit an Familie, Beſitz und Eigenthum zu groß. Im Großen und Ganzen herrſcht in den Herzogthümern eine glückliche Mitte zwiſchen allzu großem Reichthum Einzelner auf der einen, und einem verkommenen Pauperismus großer Maſſen auf der andern Seite. Ein ſtädtiſches oder ländliches Proletariat exiſtirt nur in einem verhältnißmäßig geringen Umfange; denn die Städte ſind nicht übermäßig groß, und Gewerbe, Fabrication, Schifffahrt und Handel verbreiten namentlich in den Ortſchaften der Küſten einen mehr oder weniger gleichmäßigen Wohlſtand. Auf dem Lande aber iſt der Gegenſatz der großen Grundeigenthümer und der eigenthumsloſen Arbeiterbevölkerung mehr als balancirt durch eine zahlreiche Klaſſe kleinerer bäuerlicher Hofbeſitzer, welche, wie im Dithmarſchen, in der ſogenannten Probſtei, im Eiderſtedt'ſchen, in Angeln, um nur dieſe bekannteren Gegenden zu nennen, durch Bildung und Wohlſtand recht eigentlich den Kern der ländlichen Bevölkerung bildet. Nimmt man dann noch einen Theil der zahlreichen Pächter und wenigſtens eine kleine Anzahl der größeren Gutsbeſitzer hinzu, ferner die Träger der Intelligenz an Volks- und Gelehrtenſchulen, nebſt der Univerſität in ihrer großen Mehrzahl, desgleichen Advokaten, Aerzte und ähnliche Repräſentanten der gelehrten Berufsſtände, von der Geiſtlichkeit und dem nicht übermäßig zahlreichen Beamtenthum wenigſtens einen Bruchtheil, ſo erhält man jene große mittlere Geſellſchaftsſchichte, welche in Schleswig-Holſtein recht eigentlich als das maſſive Fundament der ganzen politiſchen Bewegung und als der eigentliche Träger des Freiheitsgedankens angeſehen werden muß.

Man hatte in den Herzogthümern — ich rede hier namentlich von der ſoeben ſkizzirten, großen, mittleren Geſellſchaftsſchicht, und von der niederen galt es nicht minder — man hatte hier wenig oder keine monarchiſchen Sympathien mehr. Der König von Dänemark hatte ſeine Pflichten als eines Herzogs von Schleswig-Holſtein ſo vollſtändig hintenangeſetzt und verletzt, daß er ſich nicht mehr wundern durfte, wenn in den Herzen ſeiner ſchleswig-holſteinſchen Unterthanen keine Stimme der Liebe und Zuneigung mehr für ihn ſprach. Die Schleswig-Holſteiner hatten ſo lange ihre Rechte gegen die offenen und verſteckten Angriffe des däniſchen Königthums vertheidigt, daß an die Stelle monarchiſcher Devotion und Submiſſion die Gemüther ſchon lange von republikaniſchem Unabhängigkeitsgeiſt erfüllt waren, und als man endlich faktiſch in die Lage verſetzt ward, ſich einmal ſelbſt zu regieren und ſich ohne König zu behelfen, da vermißte man den letzteren gar nicht. Die Selbſtregierung in den drei Jahren von 1848 bis 1851 ging hier, von dem Kriegslärm abgeſehen, auch ohne Königthum ſo ſicher und ruhig von Statten, als wäre die Bevölkerung längſt an ein republikaniſches Selfgovernment gewöhnt geweſen. Es war ein praktiſcher, conſervativer Republikanismus, der die politiſche Geſinnung der großen Mehrzahl des Volkes charakteriſirte, gleich fern von anarchiſcher Turbulenz, wie von monarchiſchem Servilismus. Scheuten auch die Meiſten den Namen des Republikaners, indem ſie den eines Conſtitutionellen vorzogen, ſo iſt es doch unleugbar, daß Schleswig-Holſtein faktiſch drei Jahre lang eine Republik geweſen iſt, und daß es wahrſcheinlich ſehr glücklich ſein würde, wenn man ihm geſtatten wollte, ſich auch fernerhin ſelbſt zu regieren.

Als die politiſchen Führer der großen, freiſinnigen Maſſe der Bevölkerung, traten ſchon in der vormärzlichen Zeit zwei Männer hervor, welche dann während der Zeit der Erhebung noch entſchiedener in den Vordergrund traten: Wilhelm Beſeler in Schleswig und Theodor Olshauſen in Holſtein, beide damals in den beſten Mannesjahren.

Wilhelm Beſeler, damals Advokat in Schleswig, nicht zu verwechſeln mit ſeinem Bruder Georg, dem Profeſſor der Jurisprudenz in Roſtock, Greifswald und Berlin, war durch die kaltblütige Entſchiedenheit, mit der er als Präſident der ſchleswig'ſchen Ständeverſammlung im Jahre 1846 die Landesrechte gewahrt und die Inſolenzen des Regierungs-Präſidenten von Scheel in ihre Schranken gewieſen hatte, im höchſten Grade populär geworden. Eine große Sammlung, bei der eine für deutſche Verhältniſſe nicht unbeträchtliche Geldſumme zuſammengebracht worden war, hatte es ermöglicht, ihn der parlamentariſchen Wirkſamkeit zu erhalten, als er durch die vexatoriſchen Maßnahmen der däniſchen Regierung in ſeiner Exiſtenz bedroht war. Beſeler war in ſeinem politiſchen Wirken nicht nur ein Vorkämpfer für nationale Unabhängigkeit dem Andringen des Dänenthums gegenüber, ſondern auch, im Allgemeinen wenigſtens, ein Verfechter der großen Grundſätze bürgerlicher Freiheit gegen die Anhänger verrotteter Privilegien und in dem Bewußtſein der Zeit längſt zu Grabe getragener Standesunterſchiede. Was ihm abging, das war die nachhaltige Energie, wenn es galt, ſeine Ueberzeugungen zur Geltung zu bringen. Wie er in ſeinem Aeußern ſtets eine gewiſſe vornehme, kühle, an Apathie ſtreifende Ruhe zeigte, ſo ward auch ſein politiſches Wirken, namentlich in der ſpätern Zeit, durch den Mangel energiſcher und nachdrücklicher Thatkraft charakteriſirt, welche für das einmal als richtig Erkannte die ganze Wucht der Perſönlichkeit einſetzt. Dieſer Mangel machte ſich auf das Empfindlichſte fühlbar, als Beſeler in der proviſoriſchen Regierung, und noch mehr, als er ſpäter in der Statthalterſchaft an der oberſten Leitung der Herzogthümer Theil zu nehmen berufen ward. Der Mangel an Energie in der Geltendmachung ſeiner Ueberzeugungen brachte ihn in Nachtheil auch ſolchen Perſönlichkeiten gegenüber, welche, an Einſicht weit unter ihm ſtehend, ihn doch durch die Rührigkeit und Thatkraft überboten, welche ſie für ihre engherzigen Ueberzeugungen entfalteten. Als er ſchließlich von der politiſchen Bühne abtrat, hatte er es durch ſeine indolente Politik des Gehenlaſſens mit allen Parteien verdorben.

Während in Beſeler mehr jener vermittelnde Liberalismus repräſentirt war, für den die ſpätere Reactions-Epoche den Namen des Gothaerthums in Curs gebracht hat, ſo hatte an Theodor Olshauſen die auf entſchiedenen Fortſchritt im Sinne der Zeit gerichtete demokratiſche Partei ihren hervorragendſten Vertreter in den Herzogthümern.

Theodor Olshauſen, der Bruder des bekannten Orientaliſten Juſtus Olshauſen, hatte in ſeinem Aeußern nichts Imponirendes, wie es bei Beſeler und dem Grafen Reventlow der Fall war; ſah man ihn aber längere Zeit und beobachtete man ihn namentlich im Geſpräch, ſo gewann ſein ſonſt nichts weniger als ſchönes Geſicht durch den lebendigen Glanz des klugen, freundlichen Auges eine eigenthümliche Anziehungskraft. Olshauſen war ein ſcharfer und folgerichtiger Denker, dabei aber nichts weniger als ein bloßer Verſtandesmenſch: er hatte ein warmes Herz für die Freuden und Leiden der Menſchheit; ſeine Religion war eine tiefe und echte Humanität. Namentlich wurzelte hierin ſein Mitgefühl für die niedern Volksklaſſen; ihre Unbildung und Rohheit, ihre oft aus dem beſtändigen Ringen um die materielle Exiſtenz hervorgehende Verkommenheit zu heben, den in mehr als einer Hinſicht auf ihnen laſtenden Druck zu entfernen: das war ſtets das Lieblingsthema ſeines Denkens, und wenn er in dieſer Richtung weniger hat wirken können, als man ſonſt von ihm hätte erwarten mögen, ſo lag der Grund größtentheils in den durch den Unabhängigkeitskampf gegen den äußeren Feind bedingten politiſchen Verhältniſſen des Landes. Olshauſen war ſeiner eigenen politiſchen Grundanſchauung nach Republikaner; aber er war weit entfernt, irgend eine beſtimmte Staatsform nach der Schablone für alle Völker und für alle Zeiten paſſend erklären zu wollen. Er wußte ſehr wohl, daß die Form der Verfaſſung noch keine ſichere Garantie der Freiheit bildet. Ueberhaupt war er bei aller Feſtigkeit ſeiner politiſchen Ueberzeugungen nichts weniger, als ſchroff und ausſchließlich im Ausſprechen derſelben und in dem Beſtreben, ſie praktiſch zu verwirklichen. Der Grundzug der Humanität, welcher durch ſein ganzes Weſen ging, gab ſeinem Auftreten ſtets eine milde, gewinnende Form, welche nicht verletzte, daher auch ſein Verkehr mit politiſchen Gegnern niemals den Charakter ſchroffer Leidenſchaftlichkeit annahm. Aber bei aller Neigung, in der Form ein gewinnendes Entgegenkommen zu beobachten und in unweſentlichen Punkten nachzugeben, war Olshauſen doch unerſchütterlich, wo es ſich nach ſeiner Ueberzeugung um entſcheidende Hauptfragen handelte. Sein klarer, politiſcher Blick und ſein feiner Takt ließen ihn ſtets mit Sicherheit die Gränze erkennen, bis wohin die Rückſichtnahme und Nachgiebigkeit ſich erſtrecken dürfe, ohne zu einer gefährlichen Connivenz gegen fremdartige politiſche Beſtrebungen zu werden, welche ſchließlich zu einer charakterloſen Grundſatzloſigkeit und zur offenkundigen politiſchen Impotenz herabſinkt. Das ſichere und taktvolle Einhalten dieſer Gränzlinie war es, wodurch ſich Olshauſen von andern Politikern der Herzogthümer unterſchied, welche anfänglich in ihren Anſichten kaum von den ſeinigen abweichend, im Laufe der ferneren Entwickelung von Poſition zu Poſition zurückwichen und nachgaben, bis endlich

Digitized by Google

nichts mehr nachzugeben blieb. Sah Olshauſen ſich an einer entſcheidenden Gränze angekommen, dann opferte er lieber Alles, als daß er ſich aus politiſcher Connivenz einem Schritte angeſchloſſen hätte, den er aus innerſter Ueberzeugung als verderblich für ſein Volk erkannte. Er war der richtigen Anſicht, daß ſelbſt eine zeitweilige Niederlage ſeiner politiſchen Grundſätze nicht ſo ſchlimm ſei, als ein beſtändiges Zurückweichen, um womöglich Eins oder das Andere zu retten; denn das Ende ſolchen endloſen Nachgebens iſt, wie die Geſchichte des Gothaerthums ſeit 1848 gezeigt hat, doch nur eine ſchließliche Niederlage, welche um ſo ſchwerer und verderblicher iſt, weil durch das fortgeſetzte, ſtückweiſe Opfern der Ueberzeugung der Charakter demoraliſirt und alles muthige Selbſtvertrauen unwiederbringlich zerſtört wird. Olshauſen hatte, als er von der politiſchen Bühne in Europa abtrat, ſeinen Ruf als feſter und überzeugungstreuer, politiſcher Charakter fleckenlos gewahrt. Einfach und anſpruchslos in ſeinen Bedürfniſſen, hatte er ſtets das Wohl des Ganzen, niemals das eigene als letztes Ziel im Auge; die uneigennützige Lauterkeit ſeines Charakters, die antike Geradheit und Einfachheit ſeines Weſens ward ſtets auch von ſeinen Gegnern anerkannt. Kurz, Olshauſen war unbeſtritten einer der edelſten und reinſten Charaktere, welche der Strudel des Jahres 1848 als Vorkämpfer der Volksſache emporgehoben und in ſeinem Rücklauf wieder hinabgeſchleudert hat."

## Statiſtiſches.

### Eiſenſenbahnen, Chauſſeen und Waſſerſtraßen in Preußen.

In einer der neueſten Nummern der „Zeitſchrift des Statiſtiſchen Bureau" in Berlin liefert der Director deſſelben, Herr Dr. **Engel**, eine ſtatiſtiſche Ueberſicht der „Eiſen-, Stein- und Waſſerſtraßen des preußiſchen Staates im Jahre 1862." Die Ueberſicht umfaßt die Regierungs-Bezirke und alle einzelnen Kreiſe derſelben nach ihrem Flächen-Inhalt und nach der Anzahl ihrer Bewohner, wonächſt dann von jedem Kreiſe die Meilenzahl der ihn durchſchneidenden Eiſenbahnen, Chauſſeen (Staatsſtraßen, Bezirks- oder Kreisſtraßen, Gemeindeſtraßen, Actien-, Bergwerks- und Privatſtraßen) und ſchiffbaren Waſſerſtraßen (Flüſſe und Kanäle), ſowie das Verhältniß derſelben zu je einer Quadratmeile der Geſammtfläche und zu je 1000 Einwohnern angegeben wird.

Wir theilen Folgendes aus der Schluß-Recapitulation mit:

| Provinzen. | Flächen-Inhalt □M. | Einwohnerzahl | Eiſenbahnen. | Chauſſeen. | Schiffbare Waſſerſtraßen | Eiſenb.-Mle. auf eine □M. | Eiſenb.-Mle. auf je 1000 Ew. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | Meil. à $7532_{,5}$ Meter | | | | |
| Oſtpreußen . | $1178_{,03}$ | 2,866,866 | $61_{,0}$ | $452_{,5}$ | $147_{,5}$ | $0_{,05}$ | $0_{,02}$ |
| Poſen . . . . | $532_{,04}$ | 1,485,550 | $56_{,3}$ | $279_{,2}$ | $68_{,2}$ | $0_{,10}$ | $0_{,03}$ |
| Brandenburg | $730_{,93}$ | 2,467,759 | $107_{,4}$ | $407_{,0}$ | $205_{,7}$ | $0_{,14}$ | $0_{,04}$ |
| Pommern . . | $577_{,09}$ | 1,389,739 | $37_{,1}$ | $310_{,1}$ | $73_{,1}$ | $0_{,06}$ | $0_{,02}$ |
| Schleſien . . | $736_{,67}$ | 3,390,695 | $153_{,6}$ | $524_{,2}$ | $66_{,0}$ | $0_{,20}$ | $0_{,04}$ |
| Sachſen . . | $461_{,31}$ | 1,976,417 | $94_{,7}$ | $448_{,5}$ | $94_{,7}$ | $0_{,20}$ | $0_{,04}$ |
| Weſtfalen . . | $369_{,45}$ | 1,618,065 | $95_{,0}$ | $543_{,7}$ | $51_{,4}$ | $0_{,25}$ | $0_{,05}$ |
| Rheinland . | $487_{,40}$ | 3,215,784 | $140_{,4}$ | $789_{,1}$ | $117_{,7}$ | $0_{,28}$ | $0_{,04}$ |
| Hohenzollern | $21_{,15}$ | 64,675 | " | $35_{,0}$ | " | " | " |
| Summa | $5094_{,67}$ | 18,475,550 | $745_{,5}$ | $3791_{,1}$ | $824_{,3}$ | $0_{,14}$ | $0_{,04}$ |

Hiernach kommen in der Provinz Brandenburg auf jede Quadrat-Meile ſowohl, als auf je 1000 Einwohner, ganz ebenſo viele Eiſenbahnen, nämlich je $0_{,14}$ und je $0_{,04}$ Meile, als im Durchſchnitte des geſammten Staates. Hinter dieſem Durchſchnitte zurück bleiben, was das Verhältniß zum Areal betrifft, die Provinzen Oſtpreußen, Pommern und Poſen, während Schleſien und Sachſen (beide in gleicher Weiſe) Weſtfalen und Rheinland den Durchſchnitt überſchreiten, und zwar am meiſten die Rheinprovinz mit $0_{,28}$ Meile Eiſenbahn auf je eine Quadratmeile der Geſammtfläche, ſo daß dieſe Provinz gerade noch einmal ſo viel Eiſenbahnen beſitzt, als im Durchſchnitte der geſammte Staat. Was das Verhältniß der Einwohnerzahl betrifft, ſo kommen außer Brandenburg auch Schleſien, Sachſen und Rheinland dem Durchſchnitte des ganzen Staates gleich, während Pommern und Poſen hinter demſelben zurückbleiben, Weſtfalen aber (mit $0_{,05}$ Meile Eiſenbahn auf je 1000 Einw.) ihn überſchreitet.

Von den $745_{,5}$ Meilen Eiſenbahn des preußiſchen Staates beſitzt die Provinz Schleſien $153_{,6}$, Rheinland $140_{,4}$, Brandenburg $107_{,4}$, Weſtfalen $95_{,0}$, Sachſen $94_{,7}$, Oſtpreußen $61_{,0}$, Poſen $56_{,3}$ und Pommern nur $37_{,1}$ Meilen. Der letztgedachten Provinz ſteht jedoch in nächſter Zeit ein anſehnlicher Zuwachs durch Vollendung der Bahn nach Greifswald und Stralſund bevor. Der Regierungsbezirk Stralſund und das Fürſtenthum Hohenzollern ſind die einzigen Staatsgebiete, die bisjetzt noch ohne alle Eiſenbahnen waren. Auch für Hohenzollern ſteht indeſſen durch k. württembergiſche Vermittelung eine Erlöſung aus dieſem Banne bevor. Nächſtdem beſitzt in Preußen der Regierungsbezirk Erfurt mit einem Areal von $68_{,34}$ □Meilen die wenigſten Eiſenbahnen, nämlich nur $1_{,3}$ Meilen. Der Regierungsbezirk Oppeln, gewöhnlich Oberſchleſien genannt, mit einem Areal von $241_{,53}$ □Meilen, beſitzt dagegen von allen preußiſchen Regierungsbezirken die meiſten Eiſenbahnen, nämlich $73_{,5}$ M., und in dieſem Oberſchleſien zählt der erz- und kohlenreiche Kreis Beuthen allein, bei einem Flächeninhalt von $14_{,01}$ Quadratmeilen, $20_{,8}$ Meilen Eiſenbahn. Von der Oberſchleſiſchen Eiſenbahn, die im Jahre 1847 nur noch 80,599 Tonnen Steinkohlen beförderte, ſind im Jahre 1862 nicht weniger als 4,443,544 Tonnen (15,552,409 Centner) befördert worden. Hiervon gingen auf die von Breslau nach Berlin führende Niederſchleſiſch-Märkiſche Eiſenbahn 3,514,544 Centner über.

Allerdings iſt dieſe Ausdehnung des Kohlentransports nur dadurch möglich geworden, daß der Eiſenbahn-Frachtſatz bedeutend herabgeſetzt worden (auf einen Pfennig pro Centner und Meile), allein er iſt noch immer nicht niedrig genug, um in den preußiſchen Oſtſee-Häfen und ſelbſt in Berlin die ſchleſiſche Steinkohle ebenſo billig herzuſtellen, als die engliſche, die dorthin auf den viel billigeren Waſſerſtraßen gelangt. Der ſchiffbaren Waſſerſtraßen aber giebt es in Preußen, wie wir auch aus den vorliegenden Tabellen erſehen, verhältnißmäßig ſehr wenige, und ſelbſt die wenigen ſind während eines großen Theiles des Jahres entweder verſandet, oder zugefroren.

In ganz Preußen giebt es nur $70_{,8}$ Meilen ſchiffbarer Kanäle, von denen ſich $31_{,5}$ in Brandenburg, $22_{,3}$ in Oſtpreußen, 6 in Schleſien, $5_{,7}$ in Sachſen, $3_{,5}$ in Poſen, $1_{,7}$ in Rheinland und $^{1}/_{10}$ Meile in Pommern befinden. Dieſe Zehntelmeile Kanal durchſtrömt den Kreis Cammin ($23_{,18}$ □Meilen), der zwar an der See liegt, aber dafür gar keine Eiſenbahn- und auch keine Flußverbindungen hat. Die größeren Kanäle, deren ſich die Provinzen Brandenburg und Oſtpreußen erfreuen, haben dieſe zum Theil noch der Fürſorge Friedrich's des Großen zu verdanken. In neuerer Zeit iſt für die Herſtellung von Kanälen in Preußen nichts gethan worden. Und doch ſind ſie in den Provinzen Schleſien, Sachſen und Weſtfalen, wo die Oder, die Elbe und die Weſer mit jedem Jahr weniger den Zwecken der Communication entſprechen, das dringendſte Bedürfniß der vorwärts ſtrebenden Volkswirthſchaft.

Von den $735_{,5}$ Meilen ſchiffbarer Flüſſe in Preußen beſitzen Brandenburg $174_{,2}$, Oſtpreußen $125_{,2}$, Rheinland $116_{,0}$, Sachſen $89_{,0}$, Pommern $73_{,1}$, Poſen $64_{,7}$, Schleſien $60_{,0}$ und Weſtfalen $51_{,4}$ Meilen. Relativ hat Schleſien von allen Provinzen des preußiſchen Staates die wenigſten Waſſerſtraßen, nämlich nur $0_{,08}$ M. auf die □Meile; demnächſt folgen Oſtpreußen, Poſen und Pommern, jedes mit $0_{,12}$, Weſtfalen mit $0_{,13}$, Sachſen mit $0_{,20}$ und Rheinland mit $0_{,24}$ M., welches Letztere gerade dreimal ſoviel Waſſerſtraßen als Schleſien beſitzt. Der Durchſchnitt des ganzen Staates an ſchiffbaren Waſſern beträgt $0_{,16}$ M. auf die □Meile, alſo das Doppelte deſſen, was die Provinz Schleſien beſitzt.

J. L.

# Spanien.

## Atterbom's Erinnerungen an berühmte Deutſche.*

### I.

#### Schelling in München.

In einem früheren Artikel verſprachen wir, auf den ſchwediſchen Skalden und Kritiker Atterbom zurückzukommen, deshalb nehmen wir jetzt Veranlaſſung, ihn in dem oben bezeichneten Werke unſern Leſern vorzuführen. Wir griffen jenes Buch heraus, nicht, weil wir es für das Beſte halten, was der alte Sänger hinterlaſſen, ſondern weil uns der Inhalt deſſelben beſonders geeignet ſcheint, das Intereſſe der deutſchen Leſer zu erwecken, überdies zeigt ſich in demſelben der Dichter und Menſch Atterbom, ſo wie er iſt. Um uns deutlicher auszudrücken, die „Erinnerungen" haben als Reiſewerk nur einen ſehr bedingten Werth, als Memoiren einer längſt vergangenen Zeit (1817—1819) und geſchrieben von einem ſolchen Verfaſſer, ſind ſie jedoch äußerſt koſtbar und in gewiſſer Beziehung weit werthvoller wie die berühmten Varnhagen'ſchen Tagebücher.

* P. D. A. Atterbom's Minnen från Tyskland och Italien. 2 Bde. 700 Seiten. Örebro, bei N. M. Lindh. — Leipzig, Hinrichs. Preis 7 Rdr. 50 Cern.

Digitized by Google

Atterbom gehörte zu den hervorragendſten Geiſtern ſeiner Zeit; durch ſeinen poetiſchen Kalender, mehr noch durch ſeine Zeitſchrift „Phosphoros,“ die er in Gemeinſchaft mit Palmblad herausgab, wie überhaupt durch ſein ganzes Schaffen war er der Schöpſer einer neuen Schule und einer der vorzüglichſten Wiedererwecker der ſchwediſchen Literatur und des ſchwediſchen Geiſtes — ihm vorzüglich dankt man die Emancipation von den ſeichten franzöſiſchen Muſtern, welche die geſunde geiſtige Urkraft unſerer ſchwediſchen Stiefbrüder, nicht zum Heile, ſo lange beeinflußt hatten. Trotz ſeiner Abneigung gegen das Weſen der Franzen war er ein treuer Anhänger Bernadotte's, aus Liebe zur Freiheit und Volks=Souverainetät; und trotz ſeiner Hochachtung deutſchen Weſens und ſeiner Liebe zur deutſchen Literatur — er dichtete ſelber mit Glück deutſch! — war er ein entſchiedener Skandinave, freilich von einem anderen Schlage wie die Koryphäen Aftonbladets und Faedrelandets, wie ein Magiſter Sohlmann, ein Feuilletoniſt Orvar Odd und ein „Klaſſiker“ Ploug. — Damals war im Norden noch die Herrſchaft des Genies, des wirklichen Geiſtes — Deutſche und Skandinaven ergänzten einander — Rieſen, wie Geijer und Atterbom, beriethen über Mittel, die romaniſchen Schriſtzeichen mit Hülſe der deutſchen zu verdrängen, — nach ihnen kamen die Pygmäen mit dem umgekehrten Verſuche; die Anbetung des Kalbes folgte der Verehrung des mit Lapidarſtyl redenden Geiſtes. Doch die Welt iſt rund und muß ſich drehen!

Was unſern Atterbom betrifft, ſo war er nicht blind in ſeiner Verehrung — denn dazu beſaß er zu viel kritiſchen Scharfblick und, wie er es nannte, Milzſucht — doch gerecht gegen Deutſchland und die Deutſchen. Wir dürfen uns nicht wundern, daß er auf preußiſchem Boden nur die ihm n a h e ſtehenden Perſonen mit Liebe umfaſſen konnte, hingegen die Kaſernenſtädte, den Berliner Geiſt, die äſthetiſchen Thee's, die geſchnürten Lieutenants nicht hübſch, und ebenſo das ewige Schwatzen alltäglicher aber dreſſirter Menſchen von Literatur, Kunſt, Bildung ꝛc. widerlich fand — dies ging auch modernen Leuten ſo, z. B. unſerm Hauff. Mit dem Verlaſſen des preußiſchen Gebietes erhält er günſtigere Eindrücke, und damit ändern ſich ſeine Aufzeichnungen. In Nürnberg übermannt ihn förmlich das deutſche Weſen derart, daß er zwiſchen uns und ſeinen Landsleuten eine Parallele, nicht gerade zu Gunſten der letzteren zieht und ſich wundert, warum man den Griechen ihre vielbewunderte Anlage und Neigung zum Denken und Schaffen von Phantaſie-Gebilden nicht auch zum Vorwurf mache wie den Deutſchen. Ebenſo auf den Trümmern der einſtmals prachtvollen Wohnung des Quintilius Varus fühlt er, wie nur der ſchärmeriſche Verehrer unſres Hermann fühlen kann; ſtolz weiſt er auf das reine Blut der Deutſchen und Skandinaven, auf unſre unbefleckte Sprache hin, die nicht wie jene der Franken und Angeln einem „Gewebe aus fremden Fetzen und eigenen Lumpen“ Platz gemacht habe. Darum vermöchten wir auch noch mit unſerer Phantaſie und unſerem Geiſte eben ſo die Welt zu erobern, wie unſre Vorfahren mit dem Schwerte.

Atterbom's anziehendes Aeußere (er war damals 27 Jahre alt) und ſein Schriftſtellerruhm verſchafften ihm Zutritt zu allen Zirkeln der Ritter vom Geiſte; er kam daher nicht blos mit den intereſſanteſten Frauen damaliger Zeit, ſondern hauptſächlich mit den Giganten der Wiſſenſchaft, Forſchung, Kunſt und des Denkens, ſowie mit den Helden des Freiheitskampfes, in häufige und vertrauliche Berührung. Gneiſenau, v. d. Gröben, Helwig waren ſeine Gaſtfreunde, Schelling, Steffens, Rückert, v. d. Malsburg, der Maler Müller ꝛc. waren ſeine nahen Freunde, Cornelius, Overbeck, Tieck, die Schlegel, Grillparzer ꝛc. ſeine Bekannten. Es darf deshalb nicht verwundern, daß die meiſten Größen damaliger Zeit und auch Männer, die heute ſchon vergeſſen (Koſegarten), verkannt oder erſt erkannt werden (wie Bunſen, König Ludwig von Baiern), in ſeinen Aufzeichnungen und Briefen an Geijer, Hammarſkiöld, ſeine Schweſter kurz erwähnt oder ausführlich geſchildert werden. Selbſtverſtändlich waren dieſe Blätter nicht zur Veröffentlichung geſchrieben; es fehlt auch noch mancher Brief, der ſich in deutſchen Händen befindet — doch, wie es mit den Hinterlaſſenſchaften hervorragender Männer immer geht: ſie gehören nach dem Tode des Empfängers der Nachwelt und haben um ſo mehr Werth, je ungeſuchter ſie verfaßt ſind.

Bei dem beſchränkten Raume unſeres Blattes iſt es nicht möglich, eine eingehende Kritik der 700 Seiten umfaſſenden, gedankenreichen Memoiren zu geben; durch das Geſagte glauben wir überdies auf den Werth des Werkes hingewieſen zu haben, doch hoffen wir, den Beifall unſerer Leſer zu erwerben, wenn wir einige kleine Abſchnitte ohne Wahl — denn die Wahl wird ſchwer — herausnehmen und wiedergeben. Wir beginnen daher mit einer Stelle, da der Dichter etwas über ſich ſelbſt ſagt und dann von Schelling und ſeiner Familie ſpricht:

„Im Allgemeinen kann ich ſagen, daß ich in den hieſigen Häuſern (Münchens), die ſich piquiren, eine ausgezeichnet geiſtige Bildung zu haben, ordentlich, was man nennt gefeiert bin — eine Stellung, welche mir inſofern Vergnügen macht, als ſie mir Veranlaſſung giebt, Schweden noch mehr in dem romantiſchen (und im Grunde wahren!) Lichte zu zeigen, in dem man hier immerfort dieſes ſagenhafte, geheimnißvolle Land ſieht. Dieſerhalben bemühe ich mich auch, was ich in Dresden verſäumte, für einen ſtarken und energiſchen Charakter zu gelten, und laſſe von meiner Milzſucht, deren gränzenloſen Umfang blos Hjort kennt, nur ſo viel durchſchimmern, als das Ausſehen eines poetiſchen clair-obscur verſtattet — mit Einem Worte: ich ſpanne alle Segel meines Geiſtes auf, um eine recht glänzende geiſtige Erſcheinung zu machen. Auch die Männer finden mich ernſt und tief und die Frauen ſetzen hinzu, daß über mein ganzes Weſen ein intereſſanter Hauch von Sehnſucht und Trauer ausgegoſſen iſt. Wüßten die lieben Weſen nur aus eigner Erfahrung, mit wie viel innern Leiden ein ſolcher intereſſanter Hauch bezahlt werden muß, ſo würden ſie ihn nicht ſo ganz intereſſant finden. — Doch Du wirſt mir vorwerfen, daß ich mich auf dieſe Weiſe in München weniger wie ein nordiſcher Biedermann, als wie eine hyſteriſche Coquette aufführe — und hierauf kann ich nur erwiedern, daß, wenn dieſe Aufführung wirklich Coquetterie iſt, ſo entſpringt ſie wenigſtens aus rein patriotiſcher Abſicht und geſchieht in einer höchſt ſimpeln Manier, die Niemand vermuthen läßt — nicht einmal einen Schelling — daß ich ein weit ſchwächeres, weichlicheres und troſtloſeres Geſchöpf ſei, als ich mich zeige. Findeſt Du es jedoch ſträflich von mir, daß ich nicht einmal mit Schelling ganz aufrichtig umgehe, ſondern ſelbſt ihm gegenüber eine Art Schauſpielerrolle beibehalte, ſo brauche ich Dir nur in's Gedächtniß zu rufen, daß ich vor Scham vergehen müßte, im Falle dieſes titanengleiche Individuum — welches mich jetzt für einen Geiſt ſeines eigenen Geſchlechtes anſieht — mich in derſelben Weiſe durchſchauen könnte, wie z. B. Du, der mich leider als einen zitternden Wurm kennen gelernt und dem gegenüber keine Verſtellung hilft. Zu Schelling zu gehen und ihm Bekenntniſſe zu machen, welche ſich ungefähr auf dieſen Ausruf reduciren ließen: Hilf mir, ich vergehe vor Melancholie, wäre um ſo ſchmählicher und eines Skandinaven unwürdiger, da er (Schelling) in ſich ſelbſt einen tiefen Quell der allgemeinen Schwermuth der Natur birgt (ſo iſt ſein eigener Ausdruck in, ich glaube, der Abhandlung über die menſchliche Freiheit), doch ſchwebt ſein Charakter, ſein Geiſt, ſeine Thätigkeit frei und ſtark wie ein Gott über derſelben. Dahin hoffe ich auch einſtmals zu kommen, und genau betrachtet, kann man ſich keinen Umgang denken, der mehr zur Bildung von Seelenſtärke und heroiſcher Lebensweisheit beitrüge, wie gerade Schelling's. Inzwiſchen iſt es doch ſehr leicht, ſelbſt den Stärkſten und Weiſeſten zu illudiren und imponiren! Ungeachtet all meines Weibiſchen und Kindiſchen findet Schelling in mir „die gediegene Metallität des Nordens!“ Was würde er wohl ſagen, wenn er Dich, meinen edlen Bruder, kennte, der ein echter Nordmann, ein echter Menſch iſt und nicht nöthig hat, ſich anders als in gewöhnlichſter Alltäglichkeit zu zeigen, um das zu ſein, was ich erſtrebe und erſtreben muß, zu ſcheinen! — Ich habe auch faſt bei jedem Beſuch bei Schelling von Dir geſprochen.

Schelling iſt ſehr glücklich verheiratet. Seine frühere Frau, eine höchſt ſpirituelle aber auch höchſt intrigante Dame, welche, wie bekannt iſt, vorher mit A. W. Schlegel verheiratet war, ſtarb vor einigen Jahren, ohne einen Sprößling aus dieſer Ehe zu hinterlaſſen. Seine jetzige Frau iſt eine Pauline Gotter und Tochter des Operndichters Gotter. Sie iſt für das Weſen ihres Mannes in allen Stücken wie geſchaffen und begleitet ihn in der That als ſein weißer Dämon und Engel des Lichts. Jung, hoch und ſchön gewachſen, gleichzeitig jungfräulich und majeſtätiſch in Gang und Bewegung, mit dem reizendſten Kopf, den mildeſten Augen, dem freundlichſten Antlitz, auf dem eine zarte Röthe die blendendſte Weiße leicht übergießt — ſie iſt die verkörperte Sorgfalt und Güte, und da ſie zugleich viel Geiſt und Bildung beſitzt, ſowie ihrem Manne enthuſiaſtiſch ergeben iſt, kann ſie nicht anders, denn auf ihn den vortheilteſten Einfluß üben. Thierſch, der auch eine liebenswürdige Frau hat und mit Schelling's Familie den ganzen vergangenen Sommer zuſammen auf dem Lande lebte, ſagte mir einſtmals, daß ihm Schelling's Weſen gleich einem Urgebirge vorkäme, und darin hat er Recht: Schelling hat von einem ſolchen nicht blos das Rieſenhafte und das unerſchütterliche Beruhen auf ſeiner Baſis, ſondern auch — in der äußeren Rinde — das Schroffe und Starre, eine Härte, die ſchonungslos und zermalmend wirken kann. Er hat ſeine Augenblicke, wie man mir geſagt hat, in denen ſein Sinn umwölkt und menſchenfeindlich à la Höijer iſt;* es überrumpelt ihn förmlich bisweilen, wenn er eine neue gegen

* Ein ausgezeichneter Denker. Er war Profeſſor der Logik und Metaphyſik zu Upſala. Seine Schriften kamen geſammelt heraus unter dem Titel: Benj. C. H. Höijers samlade Skrifter. Stockholm, 1827. 5 Thle.

Digitized by Google

ihn angelegte Kabale entdeckt (hier in München kabalirt man nämlich gegen ihn aus aller Kraft, um ihn des Schutzes der Regierung zu berauben), oder wenn er in einer Zeitung eine Beſchuldigung lieſt, wie z. B. daß er mit den Jeſuiten, mit Frau v. Krüdener, oder mit Pöſchel in Verbindung ſtehe. Doch in ſolchen Augenblicken verſteht es ſeine Frau, die er innig liebt, mit wunderbarer Kraft ihn zu ſtützen und die dunklen Schatten zu zerſtreuen, und wenn ihre drei Kinder zu ſeinen Knieen ſpielen, dann iſt er faſt ſo froh wie dieſe. Mit einer eigenen Natürlichkeit äußert ſich, wie Du Dir nicht vorſtellen kannſt, in ſeinem Napoleonsartigen Weſen das milde Gemüth, welches den Kern deſſelben ausmacht. So ſah ich ihn am Neujahrsabend in höchſter Rührung und Freude; ſeine Pauline, welche längere Zeit krank geweſen, zeigte ſich an demſelben zum erſten Male wieder vor einigen geladenen Freunden, unter denen auch Hjort und ich waren. Da ſie wegen ihrer Krankheit verhindert geweſen, mit Kindern und Freunden das Weihnachtsfeſt zu feiern, benutzte ſie den Neujahrsabend hierzu in einer eben ſo geſchmackvollen wie unſchuldigen und herzlichen Weiſe. Auch Hjort und ich erhielten Geſchenke mit Verſen von ihrer Hand; ich bekam ein kleines Erinnerungsbuch in rothem Saffian mit vergoldetem Schnitt und dieſer Inſchrift:

„Erinnerung an Kunſt und an Natur,
Die Dir begegnet auf Heſperiens Flur,
Bewahre Dir dies Buch für künftige Zeiten;
Drum laß es Dich als einen Freund begleiten!"

Ich werde nie vergeſſen, wie poetiſch ſie ausſah, da ſich die Thüren zu ihrem Gemache endlich öffneten, nachdem Kinder und Gäſte ein Weilchen im Vorgemach gewartet hatten, um ihr Zeit zu laſſen, Alles in gehörige Ordnung zu ſtellen. Zufällig kehrte ſie den Rücken dem im vollſten Kerzenſchimmer ſtrahlenden Chriſtbaume zu, deſſen Spitze und Zweige mit ihrem Lichtglanze für ihr Haupt gleichſam einen Hintergrund von Madonnenglorie bildeten. Als ſie uns ſo mitten in dieſem Glanze freundlich zunickte, jauchzten die Kinder vor Freude, und der älteſte Sohn, welcher langes goldgelbes Haar trägt, und wie ein kleiner Hermann ausſieht, rief: „Schöne Mutter, blanke Lichter!" eine Anſicht, die wir alle unwillkürlich theilten. Nun kam ſie uns entgegen, und Schelling ſtellte mich ihr vor; recht herzlich ergriff ſie meine Hand und führte mich mit den Worten zu meinem Geſchenk: „Laſſen Sie auch mich in Ihrer Erinnerung leben!" Schelling ſelbſt erhielt eine zierliche Theetaſſe, auf welcher ein dreiblättriges Kleeblatt (Symbol ihrer 3 Kinder) abgebildet war; ihre Verſe an ihren Mann waren, wie billig, die längſten, aber wirklich poetiſch ſchön. Der älteſte Sohn, den ich ſchon erwähnt, bekam einen goldnen Helm und einen kleinen Säbel und ſpazirte den ganzen Abend ſtolz in dieſer Rüſtung umher, jetzt, mit dem Helme auf dem langen wallenden Goldhaar und mit einem ſcharlachrothen Wamms bekleidet, zu einem vollſtändigen kleinen Arminius umgewandelt. Ich blickte auf Schelling, er verſtand mich und drückte meine Hand; den ganzen Abend wandelte er im Zimmer auf und ab, ſprach kaum ein Wort, aber blickte unendlich liebevoll auf Alle und hatte beſtändig Freudenthränen in den Augen. — — Ich ſagte, daß Schelling in ſeinem äußerlichen Weſen etwas Napoleonsartiges hat; ſeine Weiſe zu conſerviren trägt den Stempel des eigenen Unmittelbaren, Lakoniſchen, Steinſchriftartigen und den Nagel auf den Kopf Treffenden, welches, wie man ſagt, die beſſeren Geſpräche jenes Eroberers auszeichnete; natürlich, da im Uebrigen der Unterſchied in der Tendenz und in den Prinzipien zwiſchen ihnen total und abſolut iſt, kann dieſe Gleichheit ſich nur auf einen gewiſſen Farbenton in der Manier erſtrecken, welchen wahrſcheinlich alle Männer von antikem Styl gemeinſam haben. Dieſer Farbenton iſt gleichwohl bei Schelling, was er nicht immer bei Napoleon war, ſtets von Klarheit, Faſſung und Ruhe begleitet. Aber dieſer Unterſchied zwiſchen einem römiſchen General und einem griechiſchen Philoſophen iſt ja ſelbſtverſtändlich."

## Italien.

### Admiral Mundy über die Revolution in Palermo und Neapel, 1859—1861.*

Der Commandant des engliſchen Schiffgeſchwaders, das in den Jahren 1859—1861 zum Schutze der Perſonen und des Eigenthums engliſcher Bürger an den italiäniſchen Küſten kreuzte, veröffentlicht ſoeben ſein Tagebuch. Contre-Admiral Sir Rodney Mundy hat in ſeiner ſehr ausnahmsweiſen Stellung mit allen hervorragenden Perſönlichkeiten der italiäniſchen Reorganiſation verkehrt; er iſt bei den bedeutendſten Ereigniſſen des Sturzes der Bourbonen als Augenzeuge und als amtlich mithandelnde Perſönlichkeit betheiligt geweſen; ſchon das reicht hin, ſeinem Berichte Wichtigkeit zu verleihen. Der Admiral iſt aber auch ein feiner, aufmerkſamer Beobachter und er weiß mit ſchlichten Worten ohne Umſchweif klar und gut zu erzählen, ſodaß ſein Buch, abgeſehen von ſeinem Werthe als hiſtoriſche Quelle anziehend und unterhaltend iſt. Dies zu belegen wird die Skizze des Berichts hinreichen, den Admiral Mundy über die Vorgänge vor und bei der Erſtürmung von Palermo durch Garibaldi und ſeine Schaaren giebt.

Der Admiral, der während des Sommers 1859 theils in den ſicilianiſchen Gewäſſern, theils im Golfe von Genua gekreuzt und während des Winters vor Corfu gelegen hatte, erhielt auf die Nachricht von Garibaldi's Landung zu Marſala (15. Mai) am 18. Mai von dem Befehlshaber der britiſchen Flotte im Mittelmeere den Befehl, ſich zum Schutze britiſcher Perſonen und britiſchen Eigenthums nach Palermo zu begeben. Seine Inſtruction wies ihn an, jede geeignete Maßregel zu dieſem Zwecke zu ergreifen, und ſein Verhalten gegen politiſche Flüchtlinge nach den Grundſätzen eines beigeſchloſſenen Briefes, den die Admiralität ſoeben überſandt habe, zu regeln. Dieſer Brief iſt vom 14. Auguſt 1849 datirt, und von dem damaligen Unterſtaatsſekretär des Auswärtigen an den Sekretär der Admiralität gerichtet. Man wird dieſes Dokument nicht ohne Intereſſe leſen:

„Sir, ich habe dem Viscount Palmerſton (damals Miniſter des Auswärtigen) Ihr Schreiben vorgelegt, worin Sie auf Anweiſung der Lords von der Admiralität eine Meinungs-Aeußerung Seiner Herrlichkeit über die jüngſt in Neapel vorgekommene Frage begehren, bis zu welchem Umfange britiſche Kriegsſchiffe in einem fremden Hafen Unterthanen fremder Regierungen an Bord aufnehmen und beſchützen dürfen, welche Verfolgungen ausgeſetzt ſein würden, wenn ſie am Lande blieben.

„Viscount Palmerſton weiſet mich an, Sie zu erſuchen, dem Admiralitäts-Collegium mitzutheilen, daß Se. Herrlichkeit der Meinung iſt, es würde nicht recht ſein, an Bord eines britiſchen Kriegsſchiffes Perſonen zu empfangen und zu beherbergen, die ſich auf eine kriminelle Anklage der Gerechtigkeit entziehen, oder vor dem Spruche eines Gerichtshofs fliehen. Aber ein britiſches Kriegsſchiff hat überall und jederzeit als ein ſicherer Zufluchtsort für Perſonen gegolten, gleichviel welchen Landes oder welcher Partei, die unter der britiſchen Flagge Obdach ſuchen vor Verfolgungen wegen ihrer politiſchen Führung oder Meinung, und dieſer Schutz iſt gewährt worden ohne Unterſchied, ob der Flüchtling ſich der Willkür einer monarchiſchen Regierung entzog, oder der geſetzloſen Gewalt eines revolutionären Comité's.

„In dem gegenwärtigen Zuſtande der Dinge zu Neapel, oder in Sicilien, iſt nichts, was ein britiſches Kriegsſchiff, das in einem dortigen Hafen ſtationirt iſt, zu einer Ausnahme von dieſer allgemeinen Regel veranlaſſen kann. Wenn daher der Befehlshaber eines ſolchen Schiffes politiſche Flüchtlinge zwar nicht aufzuſuchen oder einzuladen hat, ſo darf er doch keinen abweiſen oder aufgeben, der ſein Schiff erreicht und um Aufnahme anſpricht. Der Befehlshaber hat natürlich dafür zu ſorgen, daß derartige Flüchtlinge nicht von ſeinem Schiffe aus mit ihren Parteigenoſſen am Lande correſpondiren, und er hat die erſte Gelegenheit zu benutzen, ſie nach irgend einem ſichern Orte zu dirigiren.

„Viscount Palmerſton ſieht indeſſen keinen Grund, wie das Verhalten eines britiſchen Offiziers, der ſolche Akte der üblichen Gaſtfreundſchaft ausübt, die Regierung des Landes berechtigen könnte, zu verlangen, daß er den Hafen verlaſſen ſolle, wenn das Intereſſe des Dienſtes Ihrer Majeſtät ſein ferneres Dableiben erfordert."

Es iſt ſehr bezeichnend, daß dieſes 11 Jahre alte Schreiben ohne weiteren Commentar dem Admiral als ſeine alleinige Inſtruction zuging. — Sobald er vor Palermo Anker geworfen hatte, fand ſich der engliſche Conſul mit der Nachricht an Bord ein, daß der Stadtcommandant, General Salzano, die fremden Kaufleute davon in Kenntniß geſetzt habe, ſeine Truppen würden im Falle eines Aufſtandes der Stadt zu all den äußerſten Maßregeln greifen müſſen, die der Krieg mit ſich bringt, und daß der General die Folgen weder zu berechnen noch zu verantworten übernähme, die für die Fremden daraus entſtehen könnten. Der Admiral ſchrieb ſofort an den königl. Statthalter, den alten Marſchall Lanza, den er bei einer vorgängigen Viſite als einen faſt achtzigjährigen halbtauben Mann von wohlwollendem Aeußern kennen gelernt hatte, und verlangte für den Fall, daß ein Bombardement nicht vermieden werden ſollte, Benachrichtigung mit hinreichender Friſt. Hierauf erſchien der alte Statthalter ſelbſt an

* H. M. S. Hannibal before Palermo and Naples during 1859—1861, By Sir Rodney Mundy, Rear-Admiral, London, 1863.

Digitized by Google

Bord des engliſchen Admiralſchiffes, und begann ſofort in großer Erregung über die traurige Lage Siciliens, ſeines Vaterlandes, zu ſprechen. Er ſtellte an den Admiral das förmliche Verlangen, derſelbe ſolle das Amt des Vermittlers zwiſchen den ſtreitenden Parteien übernehmen, und namentlich den General Garibaldi, der bis auf 5 (engl.) Meilen ſich der Stadt genähert habe, zum Abſchluſſe eines Waffenſtillſtandes bewegen. Dies mußte der Engländer natürlich ablehnen; er bemerkte aber, wenn die Lage der Dinge ſo verzweifelt wäre, möchte doch der Statthalter ſeiner Regierung die Wahrheit darüber enthüllen. Der Statthalter nahm hierauf den engliſchen Conſul bei Seite, um dieſen zu veranlaſſen, den Admiral zur Uebernahme des Vermittleramtes zu bewegen. Natürlich war auch dieſer Verſuch vergeblich. Am Abende des 23. Mai bedeckten ſich die Berge um Palermo mit den Schaaren der bewaffneten Bauern, und es verlautete, Garibaldi beabſichtige am nächſten Morgen von der Oſtſeite her einen Angriff auf die Stadt. Ein Graf Tasca, der Beſitzer eines ſtattlichen Schloſſes an der Porta Termini, überſandte dem Admiral eine Zutrittskarte für einen ſeiner Offiziere, damit dieſer das Gefecht vom Dache aus überſehen könnte. Der Admiral lehnte das Anerbieten höflich ab. Am 24., als dem Geburtstage der Königin, gab der engl. Commandant ſeinen Offizieren und den Befehlshabern der Kriegsſchiffe der anderen Nationen ein Staats-Diner. Oeſterreichiſche, fränzöſiſche, amerikaniſche Capitaine erſchienen, auch der Capitain der ſardiniſchen Fregatte und der der neapolitaniſchen Schiffe. „Ich bemerkte nicht, daß der Marquis d'Aſti, der Vertreter der Marine König Victor Emanuels, und der Capitain Flores, der das Geſchwader von König Franz II. befehligte, während des Abends irgend welche Höflichkeit miteinander austauſchten." Am nächſten Tage machten die neapolitaniſchen Schiffe Anſtalten zum Bombardement der Stadt. Der engliſche Admiral ſuchte perſönlich den Statthalter zu bewegen, von dieſer Maßregel abzuſtehen. Lanza erklärte ſich hierzu, falls es zu einem Aufſtande in der Stadt käme, ſchlechterdings außer Stande. Als der Admiral ſich ſchon zurückziehen wollte, miſchte ſich der berüchtigte Polizeichef Maniscalco, der der Audienz ebenſo wie der früheren beigewohnt hatte, in's Geſpräch und ſtellte dabei an den britiſchen Conſul die Frage, ob nicht eine Bevölkerung ausgerottet zu werden verdiene, wenn ſie gegen ihre geſetzmäßige Obrigkeit rebellire? „Auf dieſe unerwartete und unzeitige Frage erwiderte der Conſul unwillig, er habe nicht erwarten können, daß ihm eine ſolche Frage geſtellt würde; da es aber dem Signor Maniscalco beliebe, es dennoch zu thun, ſo wolle er ohne Zaudern erklären, daß ein Volk, wenn es tyranniſirt werde, ein angebornes Recht beſitze, die Waffen zu ergreifen und ſeine Unterdrücker zu vertreiben. Dieſe mannhafte Antwort ſchien den Polizeipräfekten in Erſtaunen zu ſetzen und veranlaßte den General Lanza zu der Bemerkung, er könne ſich nicht denken, daß der engliſche Admiral die Meinung des Conſuls theile. Ich vermied es, auf die Sache einzugehen und erinnerte den Statthalter einfach daran, daß die Indiscretion des Polizeichefs die Aeußerung dieſer Meinung provocirt habe."

Am 27. Mai begann des Morgens um 4 Uhr der Angriff, wie vorhergeſagt an der Oſtſeite, auf Porta Termini und Sant'Antonino. Man ſah eine Truppe neapolitaniſchen Militairs ſich an der Marina (dem ſchönen offenen Kai am Strande des Meeres) von der Oſtſeite her eilig auf die Citadelle hin zurückziehen. Sie ſchoſſen ihre Flinten ab, aber man ſah keine Verfolger. Plötzlich drang aus dem Toledo (der Straße, welche die Stadt vom Meere aus in gerader Linie durchſchneidet und in ihrer Mitte, bei dem Platze Quattro Cantoni, rechtwinklig mit der Straße Maqueda ſich ſchneidet) eine Schaar von Inſurgenten mit der dreifarbigen Fahne hervor, um den Truppen den Rückweg in die Citadelle abzuſchneiden. Das Feuer aus dieſer trieb die Aufſtändiſchen zurück, die nun ſofort begannen, Barrikaden zu errichten. Alsbald begann auch das Bombardement. „Die neapolitaniſche Flotille eröffnete ein Feuer von Voll- und Hohlkugeln auf die Stadt, die bald an mehreren Stellen in Flammen ſtand. Die einzige Erwiderung auf dieſen nutzloſen Akt der Rache ſchien das unaufhörliche Geläut aller Glocken der Stadt zu ſein, das ſich in demſelben Augenblick erhob, wahrſcheinlich das vorbeſtimmte Signal zum allgemeinen Aufſtande der Bevölkerung." Gegen Mittag erhielt der Admiral Nachricht, daß die ganze Stadt, mit Ausnahme des königlichen und des erzbiſchöflichen Palaſtes, der Münze und der Citadelle in den Händen des Volkes ſei, und daß Garibaldi in der Mitte der Stadt, auf der Piazza del Pretorio ſein Hauptquartier aufgeſchlagen habe. „Ihrer Majeſtät Conſul hatte mich bei meiner Ankunft im Hafen von ſeinem Entſchluſſe in Kenntniß geſetzt, daß er unter allen Umſtänden auf ſeinem Poſten im Conſulatsgebäude verbleiben werde. Das Haus lag an der Marina; auf ſeinem Giebel wehte die britiſche Flagge, und eine Menge von Weibern und Kindern war im Hofe zuſammengedrängt, als ob ſie unter den Falten dieſer Flagge einen Schutz vor den feindlichen Kugeln zu finden hofften. Während des Bombardements ſchickte der Admiral einen Offizier zum Conſul um zu hören, ob dieſer bei ſeinem Beſchluſſe beharre. Der Conſul äußerte ſeine feſte Ueberzeugung, Niemand und keine Partei werde einem Manne ein Leid anthun wollen, der vierzig Jahre in der Stadt gewohnt habe und eine Nation repräſentire, deren Wohlwollen für alle Italiäner des Nordens, des Südens und der Mitte, gleich wohl bekannt und geſchätzt ſei. Ich bewunderte den Muth von Mr. Goodwin und machte keinen Verſuch weiter, ihn zur Einſchiffung zu bewegen." Um drei Uhr Nachmittags begann das Feuer, das ein wenig geruht hatte, von Neuem. Beim Beginne der Dunkelheit war der ganze Golf erhellt von den Flammen der brennenden Häuſer und den Wachtfeuern der Bauern auf den Bergabhängen. Die ganze Nacht dauerte der Brand; aber um Mitternacht hörten die Glocken auf zu läuten und die Feindſeligkeiten ruhten, wie auf gegenſeitige Verabredung.

Am nächſten Morgen erhob ſich der Kampf von Neuem. Die politiſchen Gefangenen brachen aus ihrem Kerker, griffen die nächſten Truppenabtheilungen an und warfen ſie bis ans Meer. Eben hatten die Schiffe ihre Kanonade wieder eröffnet, als ſich der neapolitaniſche Commodore Coſſovich beim engliſchen Admiral einfand und ihm eine telegraphiſche Botſchaft des Statthalters (die Verbindung zwiſchen dem königlichen Schloſſe und der Stadt war längſt unterbrochen) zuſtellte, worin dieſer erklärte, er wolle an den engliſchen Admiral zwei Generale abſchicken, und falls dieſer die Conferenz genehmige, inzwiſchen das Feuer auf den Toledo einſtellen. Der Admiral ſah darin eine Falle; er glaubte, man wolle nur unter dem Schutze der engliſchen Flagge die Stellung der Garibaldiner auskundſchaften; auch hielt er ſich nicht für berechtigt, ohne die Genehmigung Garibaldi's zu interveniren. Er ließ daher antworten, er wolle Garibaldi um freies Geleit für die Abgeſandten des Statthalters erſuchen, wenn dieſer das Feuer inzwiſchen nicht blos auf den Toledo, ſondern überhaupt einſtelle. Auch wurde der Flaggen-Lieutenant wirklich mitten durch Barrikaden und Kugelregen zu Garibaldi geſandt, der ſich bereit erklärte, die Neapolitaner paſſiren zu laſſen und das Feuer von ſeiner Seite einzuſtellen. Dem Admiral gelang es überdies, den Commodore Coſſovich zur Einſtellung des Bombardements während dieſer Unterhandlungen zu bewegen; er ſchreibt dieſem Umſtande die Rettung des größten Theiles der Stadt zu. Der Statthalter antwortete inzwiſchen, er habe um das Geleit der britiſchen Flagge gebeten, werde dies verweigert, ſo ſeien weitere Worte an den Admiral unnöthig. Dieſer war nicht wenig erzürnt über die ſo enthüllte Abſicht des Marſchalls; er erhielt aber am nächſten Morgen eine neue Botſchaft, worin General Lanza abermals das Erſcheinen der beiden Generale in Ausſicht ſtellte. Seine Antwort war kurz und bündig, er wolle die Herren empfangen, wenn General Garibaldi ihnen den Durchgang durch ſeine Linien geſtatte. Diesmal wurde der Wink befolgt; Lanza ſchrieb das berühmte Billet an den Chef der Inſurgenten, worin er, der königliche Statthalter, den Mann, der bisher nur als Rebell, Räuber u. ſ. w. bezeichnet worden war, Sr. Excellenz und Herr General titulirte, und ihn bat, eine Conferenz auf dem Schiffe des Admirals zu bewilligen und die Stunde derſelben zu beſtimmen. Sofort hörte die Kanonade auf, und dieſe Pauſe benutzten die Neapolitaner, Verſtärkungen meiſt aus deutſchen Söldnern beſtehend (Sir R. Mundy nennt ſie Baiern) landen zu laſſen.

Die Conferenz fand um 2 Uhr Nachmittag an Bord des engliſchen Admiralſchiffes ſtatt. Garibaldi und die beiden neapolitaniſchen Generale erſchienen gleichzeitig, dieſe ließen ihm den Vortritt, er wurde mit militairiſchen Ehren empfangen, da er die ſardiniſche Generals-Uniform trug. Die Zuſammenkunft war lebhaft genug. Zuerſt fuhr der eine Neapolitaner, General Letizia, der überhaupt das Wort führte, heftig auf, als er die Capitaine der andern Nationen vom Admiral eingeladen fand, gab ſich aber zur Ruhe, als der Admiral erklärte, er werde ihn anderenfalls wieder ans Land ſetzen. Hierauf nahm man Platz, die drei Generale ſetzten ſich in der Mitte der Cabine um einen kleinen runden Tiſch, und Letizia legte ein Papier mit ſechs Artikeln vor, deren Annahme er von dem Gegner verlangte. „Ich hoffte, nun werde man an das Geſchäft gehen. Aber nein, es kam noch ein anderer kleinerer Waffengang und dann eine furchtbare Exploſion von höchſter dramatiſcher Wirkung. General Letizia ſprach von ſich ſelbſt, bemerkte gegen Garibaldi, er ſei ein ſehr alter Soldat und habe viel vom aktiven Dienſt mitgemacht, in vielen Campagnen gefochten, viel Blutvergießen mitangeſehen; er könne daher von der gegenwärtigen Affaire nicht viel Aufhebens machen, werde ſich aber im Intereſſe der Humanität freuen, wenn es zu einer Suſpendirung der Feindſeligkeiten käme. Darauf erwiederte der Dictator mit dem Tone nur halbverhüllter Ironie, er erlaube ſich, ſeinem Herrn Kollegen zu dem Glücke, deſ-

Digitized by Google

ſen er ſich rühmen dürfe, zu gratuliren. Er ſelbſt könne auf ähnliche Erfahrenheit in der Kriegskunſt keinen Anſpruch machen, obſchon er vielleicht Einiges davon gelernt habe; nur einmal in ſeinem Leben ſei er mit einer regulären Truppe zu Felde geweſen. Darauf ließ er den Gegenſtand fallen und verlangte die Vorleſung der einzelnen Artikel, damit er ſogleich über ihre Annahme entſcheiden könne. Dies geſchah; der erſte, zweite, dritte und vierte Artikel, die einen Waffenſtillſtand unter Beibehaltung der beiderſeitigen Stellungen und Fürſorge für die Verwundeten betrafen, wurden verleſen und angenommen; beim fünften brach der Sturm aus. Er lautete, „daß die Municipalität eine gehorſame (humble) Petition an Se. Majeſtät den König richten ſolle, um ihm die Wünſche der Stadt kund zu geben, und daß dieſe Petition Sr. Majeſtät vorzulegen ſei.“ Darauf rief General Garibaldi laut und heftig: Nein! Und aufſpringend fügte er hinzu: Die Zeit der gehorſamen Petitionen, an den König oder an wen ſonſt, iſt vorbei; überdies giebt es keine Municipalität mehr. La municipalité c'est moi! Ich verweigere meine Zuſtimmung! Gehen wir zu dem ſechſten Artikel! Erſtaunt und unwillig faltete General Letizia ſein Papier zuſammen: „Dann Herr, wenn der Artikel nicht angenommen wird, muß jede Communication zwiſchen uns aufhören.“ Garibaldi, der bis zur Vorleſung des fünften Artikels eine gleichmüthige Haltung bewahrt hatte, brach nun mit einer Sprache heraus, die zeigte, daß er die Herrſchaft über ſeine Stimmung vollſtändig verloren. Er griff in ſtarken Ausdrücken den Mangel an Ehrlichkeit, ja die Infamie der königlichen Befehlshaber an, welche, während eine Unterhandlungsflagge aufgeſteckt worden, fremde Söldner gelandet und die Italiäner angegriffen, hierbei ihm einen ſeiner tapferſten Offiziere verwundet und eine vortheilhafte Stellung eingenommen hätten, die ſie allen Regeln militairiſcher Ehre zuwider zu behaupten fortführen. Aber Perfidie wie dieſe werde nicht ſiegen; ſie werde furchtbar auf die Häupter der Urheber zurückfallen. General Letizia erwiderte nicht weniger hitzig und wandte ſich an den Admiral, damit dieſer erkläre, das Verlangen des Artikels V enthalte nichts Anſtößiges. Der Admiral fand eine ſolche Erklärung nicht innerhalb ſeiner Befugniſſe, und als Letizia entgegnete, er ſehe den Nutzen der Anweſenheit fremder Capitaine nicht ein, wenn ſie nicht bei entſtehenden Schwierigkeiten helfen wollten, verwies ihn Mundy an die ausländiſchen Kameraden ſelbſt. Hierauf hielt der Franzoſe eine lange und heftige Rede, und das Reſultat war, daß der Artikel V fallen gelaſſen und ein Waffenſtillſtand bis zum nächſten Mittag verabredet wurde.

Dieſer Waffenſtillſtand führte zu neuen Unterhandlungen, in Folge deren bekanntlich zuletzt General Lanza mit ſeinem ganzen Armeecorps die Stadt räumen und ſich zu Schiffe nach Neapel begeben mußte.

## China.

### Die Wiſſenſchaft und das Examinationsweſen.

Die Engländer haben in den letzten Jahrzehnden angefangen, nicht allein Theologen, ſondern auch Aerzte als Miſſionäre auszuſenden: wie es ſcheint, mit gutem Erfolge. Es ſind ſolche Verſuche namentlich in China gemacht worden. Einer dieſer ärztlichen Miſſionäre hat ſeine vieljährigen Erfahrungen über die Sitten und Einrichtungen des Landes in einer Schrift niedergelegt, deren Titel wir unten anzeigen.* Das Buch iſt außerordentlich intereſſant, und wir bemerken ausdrücklich, daß trotz dem Titel ſich nur ſehr wenig in dem Werke findet, das nur für den Mediziner von Wichtigkeit wäre. Wir laſſen hier Einiges folgen, was der Verfaſſer über die Bildungsanſtalten der Chineſen ſagt.

Die Chineſen legen auf die Errungenſchaften der Gelehrten ein hohes Gewicht; die Gelehrten haben in der Geſellſchaft eine angeſehene Stellung, und ſie gelten ebenſo viel im Staate: die Beamtenſtellungen ſtehen auch dem Aermſten offen, wenn er Neigung zum Studiren hat; ausnahmsweiſe werden zwar auch Regierungs-Aemter erkauft, in der Regel werden ſie aber nur denjenigen ertheilt, welche einen wiſſenſchaftlichen Rang erlangt haben. Die Bildung, wie ſie im Volke vorherrſchend geweſen, hat ſich als eine ſeiner Schutzmächte bewährt: China iſt das älteſte Reich in der Welt; es iſt auch heutigen Tages noch ein großes und blühendes Reich und hat doch den Aufſchwung und den Verfall von Aſſyrien, Aegypten, Griechenland und Rom geſehen. Die Bildung und ein Bewußtſein gegenſeitiger Verantwortlichkeit haben das Volk und ſeine Regierung zuſammengehalten. Die Vortheile der Bildung bieten ſich von allen Seiten leicht dar. Das in den Klaſſikern enthaltene Wiſſen iſt zwar qualitativ nicht tief und quantitativ nicht ausgedehnt — doch hat es den Verſtand der Gelehrten und des Volkes im Allgemeinen entwickelt. Die Prüfungen, welche durchgemacht werden müſſen, um zu einer Stellung zu gelangen, haben wenigſtens den Vortheil, daß ſie die Geiſteskräfte ſchärfen; ſie vermehren die Kraft der Betrachtung und des Nachdenkens über Gegenſtände, welche vielleicht ſpäter im Leben ernſte Aufmerkſamkeit beanſpruchen.

In jedem Dorfe iſt ein Schulmeiſter; ſein Amt wird für ein ehrenwerthes gehalten und oft ſtudiren Männer, welche die Vorprüfungen überſtanden haben, aber arm ſind, nicht weiter, eröffnen Vorbereitungsſchulen und bekommen bald Zöglinge, wenn ſie eine nur einigermaßen verſtändige Methode haben. Die Frauen der niederen Klaſſen können ſelten leſen; in den beſſeren Ständen lernen die Mädchen leſen und gewinnen meiſt eine hinreichende Kenntniß der einheimiſchen Literatur. Die Knaben aller Stände werden frühzeitig in die Schule geſchickt: ſie beginnen mit dem Lernen einzelner Schriftzeichen, welche auf viereckige Stücke rothen Papiers geſchrieben ſind. Dieſe werden ihnen mit den ihnen eigenthümlichen Lauten eingeübt, bis ſie dieſelben genau wiſſen; die Bedeutung der Schriftzeichen wird erſt in ſpäteren Lectionen erläutert. Nun wird zunächſt der Klaſſiker mit drei Schriftzeichen nebſt anderen leichten Büchern begonnen; die Laute werden wieder fleißig durchgegangen, indem der Schüler Zeile und Seite ſeiner Lection immer und immer wiederholen muß; auch werden ihm nur kurze Erläuterungen des Inhalts gegeben. Es iſt dies ein etwas mechaniſcher Prozeß, aber auf dieſe Weiſe werden die Schriftzüge genau erlernt und auch einige Kenntniß ihrer Bedeutung gewonnen. Hierauf folgen die vier Bücher des Confuzius, welche auf ähnliche Weiſe durchgegangen werden, indem Seite für Seite dem Gedächtniß eingeprägt wird und zwar zugleich Text und Kommentar. Die Kinder werden in der Schule ſtreng zur Arbeit angehalten; ſie gehen mit Liebe an ihre Bücher, weil ſie wiſſen, wie hoch das Studium geſchätzt wird, und weil die ruhige Arbeit ihrer Neigung entſpricht. Auch im Schreiben wird Unterricht ertheilt: die kleinen Finger werden geübt, die Schriftzeichen richtig zu geſtalten und die Striche genau nachzubilden, denn die richtige Stellung der Striche bedingt die Bedeutung und Ausſprache der Schriftzeichen.

Aus dieſer Elementarſchule kommt der Knabe zu einem höher gebildeten Lehrer, wahrſcheinlich einem Studenten, der ſich auf ſein Examen vorbereitet und ſich unterdeß durch Annahme von Zöglingen ernährt, oder als Hauslehrer fungirt. In einer wohlhabenden Familie findet man immer einen derartigen Studenten oder Gelehrten. Dieſer Lehrer macht nun mit den Kindern einen ähnlichen Curſus durch, wie der eben abſolvirte, und wird jetzt mehr Sorgfalt auf die Erklärung von Worten und Ausdrücken verwendet; der Schüler wird durch die verſchiedenen Klaſſiker geführt und arbeitet Aufſätze über einzelne Stellen derſelben aus. Wenn er hinreichende Fortſchritte gemacht hat, unterwirft er ſich einer der Lokal-Prüfungen, welche von dem Magiſtrate des Diſtrikts unter Beihülfe der am Orte wohnenden Gelehrten von einem gewiſſen Range geleitet wird. Nach Vollendung dieſes Curſus gelangt er zu den Departements-Prüfungen und erhält vorläufig einen niederen Grad. Dieſe zwei Examina könnte man mit dem Maturitäts-Examen vor dem Abgange zu unſeren Univerſitäten vergleichen. Viele Kandidaten beſtehen die Prüfung nicht; die Glücklicheren werden von ihren Freunden belobt und ſtehen bei ihren Genoſſen in einem gewiſſen Rufe.

Diejenigen, welche die zweite Prüfung mit gutem Erfolge abſolvirt haben, können ſich zur dritten melden, welche in der Hauptſtadt der Provinz vor dem Univerſitäts-Kanzler abgelegt wird. Dieſe Prüfung iſt ſehr ſtreng, und es wird mit großer Sorgfalt darüber gewacht, daß die Studenten keine Bücher oder Papiere einſchmuggeln. Es wird ein Thema gegeben, und der Student ſchreibt ſeinen Aufſatz auf das für ihn beſorgte Papier. Das Urtheil über ihn richtet ſich nach dem Grade von Gelehrſamkeit, welche er gezeigt, und nach ſeiner Fertigkeit im Citiren der Klaſſiker zur Erläuterung der verſchiedenen Punkte ſeines Aufſatzes. Von einer Selbſtändigkeit des Urtheils iſt alſo nicht ſonderlich die Rede; die alten Anſichten werden möglichſt conſervirt. Die Handſchrift und die Korrektheit der Schriftzeichen werden genau beobachtet: der Student muß nicht nur die gewöhnliche Schrift mit Genauigkeit ſchreiben, ſondern auch vor dem Gebrauch derjenigen Schriftzeichen ſich hüten, welche aus verſchiedenen politiſchen Gründen, oder auf kaiſerlichen Befehl geändert worden ſind. Wenn z. B. ein Schriftzeichen, welches er gebraucht, einen Theil des Namens des Kaiſers ausmacht, ſo muß dies jedesmal durch Hinweglaſſen eines gewiſſen Striches angezeigt werden. Wenn der Stu-

* Der ärztliche Miſſionär in China. Mittheilungen nach zwanzigjährigen Erfahrungen von William Lockhardt. In's Deutſche überſetzt von Hermann Bauer. Würzburg, 1863. 8. 246.

Digitized by Google

dent hierin mangelhaft ſich zeigt, ſo gilt er für nicht gut beleſen und ſeine Theſis wird unbedingt verworfen, wenn ſie auch ſonſt recht gut geſchrieben iſt. Eine mündliche Prüfung findet nicht ſtatt; nur die nach Verlauf einer gewiſſen Zeit abgeforderten Schriftſtücke werden den Examinatoren eingehändigt. Dieſe entſcheiden, welche von den Kandidaten der Ehre würdig ſind, den Grad als Siu-tſaë (geſchmücktes Talent; Baccalaureus artium) zu erhalten. Die Erlangung dieſes Grades iſt der höchſte Wunſch aller Studenten, von denen nur ein Theil dies Ziel erreicht. Verzeichniſſe der Glücklicheren werden außen an den Prüfungsſälen angeſchlagen und nach den verſchiedenen Städten der Provinz verſchickt. Zahlreiche Studenten mit ihren Freunden warten ſehnſüchtig auf das Erſcheinen dieſer Liſten; von dieſen werden Abſchriften gemacht und ſind dieſe einmal abgedruckt, ſo gehen Hauſirer mit einem kleinen gelben Fähnchen in der Stadt herum und rufen aus, daß ihre Verzeichniſſe die Namen derer enthalten, welche ihrer Vaterſtadt Ehre gemacht haben: der ganze Vorrath iſt bald verkauft. Die Studenten ſenden Boten nach ihrer Heimat, und zwar am liebſten Brieftauben. In Schangai ſieht man oft eine wartende Menge vor dem Magiſtratsgebäude, die das Erſcheinen der Liſte oder die Ankunft der Taube erſehnen.

Die Inhaber dieſes wiſſenſchaftlichen Grades ſind zugleich Beſitzer gewiſſer Privilegien: ſie ſind körperlichen Strafen nicht mehr unterworfen; vor Gericht werden ſie zuvorkommend behandelt, ſie brauchen nicht unter dem gemeinen Volke zu bleiben, wenn ſie zugleich mit mehreren Anderen vorgeladen ſind; ſie ſpielen eine hervorragende Rolle bei der Ueberreichung von Bittſchriften aller Art an die Obrigkeiten und ihre Unterſchrift giebt den ausgeſprochenen Behauptungen Gewicht. Die Obrigkeiten ſind genöthigt, mit Ehrerbietung die geſchriebenen Wünſche oder Vorſtellungen dieſer graduirten Perſonen anzuhören, welche die achtbarſten Glieder der Gemeinde ſind und ihre Angaben haben größeres Gewicht, als die von Männern, welche nur durch Vermögen hervorragen. In jeder Stadt finden ſich ſolche Graduirte in größerer Anzahl.

Diejenigen, welche auf dieſer Stufe nicht ſtehen bleiben, ſondern zu einer höheren aufrücken wollen, ſtellen ſich zu der Prüfung ein, welche alle drei Jahre einmal in der Hauptſtadt der Provinz abgehalten wird. Der Univerſitäts-Kanzler und die höchſte obrigkeitliche Perſon des Departements führen auch bei dieſer Prüfung den Vorſitz, welche von eigens dazu ernannten kaiſerlichen Commiſſarien geleitet wird. Der Grad, welcher nun folgt, iſt der als Keu-jin (erhabener Mann; Magister artium.) Nur diejenigen, welche die vorhergehenden Examina ſchon überſtanden haben, können zu dieſer Prüfung zugelaſſen werden, und es iſt Grundſatz, daß dieſer Grad nicht gekauft werden kann; die Zahl der Kandidaten iſt ſtets eine bedeutende, da Studenten aus drei verſchiedenen Jahrgängen ſich bei dem Examen betheiligen.

Der Ort der Prüfung iſt ein umhegtes Gebäude, in welchem ſich Reihen von Zellen befinden, die ſehr klein ſind und nur einen Stuhl und ein Pult enthalten; die Zahl dieſer Zellen in dem Univerſitätsgebäude von Canton beträgt 7000. Die Kandidaten nehmen in ihnen Platz und verlaſſen ſie nicht früher, als bis ihre Arbeit vollendet iſt; beſondere Beamte bewachen die Zellen, um Mittheilungen von außen her oder der Studenten unter einander zu verhindern. Die Prüfung erſtreckt ſich auf die Klaſſiker, die Landesgeſetze, die Geſchichte des Landes, die Gebräuche und Ceremonien, und iſt ſehr ſtreng. Originalität im Urtheil wird auch hier weniger erfordert, vielmehr eine Gewandtheit und Leichtigkeit im Citiren verſchiedener Bücher und in der Beweisführung nach einem feſtſtehenden Schema. Zwei ganze Tage werden dieſer Arbeit gewidmet und ſie iſt ſo anſtrengend, daß viele Kandidaten vor Erſchöpfung krank werden und einige ſind ſogar in ihren Zellen geſtorben; vor der Prüfung ſind Wochen und Monate mit eifrigen Vorbereitungs-Studien zugebracht worden.

Viele Siu-tſaës werden zurückgewieſen und manche verlieren ſogar ihren früheren Grad; die einfach zurückgewieſenen können ſich erſt nach drei Jahren von Neuem zur Prüfung melden, und oftmals melden ſich Männer im Alter von 50 bis 60 Jahren zu dieſem Examen. Es iſt ſogar ein Beiſpiel von einem achtzigjährigen Manne bekannt, der ſich der Prüfung unterwerfen wollte; der Grad wurde ihm ohne dieſelbe als ehrenvolle Auszeichnung verliehen.

Einen Monat nach Ablieferung der ſchriftlichen Arbeiten wird die Bekanntmachung der glücklich durchgekommenen Kandidaten veröffentlicht. Auf dieſe wartet die Menge mit großer Beſorgniß und viel höherer Aufregung als bei der früheren Gelegenheit. Dieſer Grad iſt ehrenvoller und die Keu-jin werden von den hohen Magiſtrats- und Univerſitäts-Beamten empfangen. Die Provinzial-Hauptſtadt iſt an dem wichtigen Tage in großer Aufregung und die Bewohner erwarten begierig den Augenblick der Veröffentlichung; die ſchon oben erwähnten Mittel werden auch hier angewendet, um die Kunde ſo ſchnell als möglich nach allen Richtungen hin zu verbreiten.

Wenn der Keu-jin in ſeinen Geburtsort zurückkehrt, ſo betritt er die Stadt mit Gepränge und wird zur Wohnung ſeiner Eltern oder ſeiner eigenen begleitet; die Magiſtrats-Perſonen machen ihm ihre Aufwartung mit großem Ceremoniell, die Wohlhabenden geben ihm Geſchenke, ſeine Freunde verſammeln ſich bei ihm, um ihn zu beglückwünſchen; die Leute ſchicken ihm Rollen köſtlich parfümirten Papiers und erſuchen ihn, einige Schriftzeichen und ſeinen Namen darauf zu ſchreiben; auch ſeinen Eltern wird Ehre erwieſen, indem man ihnen öffentlich für den Beſitz eines ſo talentvollen Sohnes dankt; ebenſo wird er auch von der dankbaren Gemeinde gefeiert, weil er die Gemeinde ehrt. Der Beſitzer dieſes Grades iſt zum Staatsdienſt wählbar und erhält gewöhnlich eine Stelle; ſollte er aber vorziehen, nicht in den Beamtenſtand einzutreten, ſo kann er ſich jederzeit einen achtbaren Lebensunterhalt als Lehrer in einer wohlhabenden Familie ſichern, welche ſich freut, einen ſolchen Mann als Erzieher der Kinder zu beſitzen. Ebenſo findet er vielfache Beſchäftigung durch Anfertigung verſchiedener Dokumente und durch Abfaſſung von Oden bei verſchiedenen Gelegenheiten, welche von den Käufern geſammelt werden.

Die nächſte Prüfung iſt die für den dritten Grad Tſin-ſze (vorgeſchrittner Gelehrter; Legum doctor). Dieſe Prüfung wird alle drei Jahre in Peking abgehalten und iſt der vorhergehenden Prüfung nicht unähnlich, nur daß ſie von Examinatoren höheren Ranges und mit mehr Glanz und Umſtändlichkeit geleitet wird. Bei derſelben werden viele Keu-jins zurückgewieſen. Die glücklichen Kandidaten werden dem Kaiſer vorgeſtellt und huldigen ihm; ſie ſind der Verwendung zu hohen Stellen im Staatsdienſt gewiß; die erſten offenen Aemter werden ihnen eingeräumt. Der Keu-jin iſt eine Perſon von allgemeinem Anſehen in der Provinz, der Tſin-ſze wird durch das ganze Reich geehrt. Ebenfalls alle drei Jahre wird die Prüfung für den Grad als Han-lin abgehalten (d. h. der Wald von Pinſeln; Profeſſor). Erfolgreiche Bewerber um dieſen Grad werden Mitglieder der kaiſerlichen Akademie und erhalten Beſoldung; es iſt dieſer Grad der höchſte literariſche und die Prüfung wird im Palaſte des Kaiſers abgehalten. Die Prüfung der wiſſenſchaftlichen Bücher iſt ſelbſt eine ſehr ſchwere Arbeit, ſodaß viele der Examinatoren ihre Stellung aufgeben müſſen, weil ſie der körperlichen Mühſal nicht gewachſen ſind. Das Gelingen der Arbeiten hängt ſelbſt hier nicht von der Denk- und Urtheilskraft des Verfaſſers ab, ſondern von der Stärke des Gedächtniſſes, die er in dem Gebrauch klaſſiſcher Anſpielungen entfaltet und von der Geſchicklichkeit, dieſelben zur Erläuterung ſeines Aufſatzes zu benutzen.

Außer der Arbeit, welche auf den Examinatoren laſtet, ſind dieſelben für das Betragen der Studenten während der Prüfung verantwortlich und begegnen ihnen daher in entſprechender Weiſe; ſehr häufig haben Studenten wegen ſtrenger Behandlung ihre Papiere bei Seite geworfen, die Halle verlaſſen, und alsdann gewaltthätige Handlungen begangen. Manche von ihnen mögen wegen dieſes Betragens beſtraft worden ſein, aber der Tadel fällt ganz auf die Examinatoren, welchen der ſchimpfliche Vorwurf gemacht wird, daß ſie die Kandidaten beleidigt haben, und die daher in Folge deſſen ihrer Stellen entſetzt werden. Die Möglichkeit eines ſo ſchlimmen Ausganges zügelt in China den Despotismus, welcher die Autorität in literariſchen wie in bürgerlichen Kreiſen umgiebt; auch würde ſich gelegentlich die Stimme des Volkes bemerklich machen.

Wegen des großen Einfluſſes, welchen die Literaten auf das gemeine Volk, auf deſſen Anſichten und Entſchlüſſe ausüben, iſt es die Politik der Regierung, mit ihnen in gutem Einvernehmen zu bleiben; billigen die Gelehrten eines Bezirkes ein Projekt, welches in Angriff genommen werden ſoll, ſo iſt dies die beſte Empfehlung, welchen daſſelbe zu Gunſten der Behörde haben kann.

Bei der Ertheilung von Graden und der Vergebung von Beamtenſtellen üben Beſtechung und Begünſtigung ebenſo gut ihren Einfluß aus wie in den europäiſchen Ländern. Kanzler und andere Examinatoren ſind nicht ſelten überführt worden, daß ſie Geldgeſchenke angenommen hatten; ſie wurden ihres Amtes entſetzt und zuweilen ſogar mit dem Tode beſtraft. Die Beſtechung kommt am häufigſten bei der Prüfung für den Grad als Siu-tſaë vor, bei welcher es leichter iſt, mangelhafte Examen-Schriften zu approbiren und nicht ſo gefährlich, das Diplom oder Zeugniß über Erlangung des Grades zu kaufen. Dergleichen Uebelſtände haben zu verſchiedenen Zeiten in ſolcher Ausdehnung ſtattgefunden, daß die Leute noch ſpäter die Prüfungen gewiſſer Jahre als merkwürdig durch ſolche Vorkommniſſe bezeichnen. Trotzdem werden die Grade von ganzen Schaaren von Studenten geſucht, welche ſich jährlich zu den Prüfungen melden.

Die auf dieſe Weiſe verbreitete Bildung und Luſt zum Lernen haben

Digitized by Google

einen ſehr wohlthätigen Einfluß auf das Volk, deſſen Wirkungen nicht hoch genug angeſchlagen werden können. Selbſt wenn Perſonen, die den Rang von Gelehrten erlangt haben, in ihrer Hoffnung auf Anſtellung im Staatsdienſt ſich täuſchen, werden ſie trotzdem in Ehren gehalten, und haben Gelegenheit, ihren Ruf und mit ihm zugleich ihre Mittel zu vermehren. Sie werden mit der Abfaſſung von Briefen, Bittſchriften und Denkſchriften und obrigkeitlichen Dokumenten und, wie ſchon erwähnt, als Lehrer in Familien beſchäftigt. Manche ernähren ſich durch „Einpauken" von Studenten, die ſich auf die Prüfungen vorbereiten; Andere werden Sekretaire bei hohen Beamten, welche einen Stab von Gelehrten zur Abfaſſung von Depeſchen und Berichten haben müſſen, die alle in einem guten Styl, welcher Uebung vorausſetzt, abgefaßt ſein ſollen. Dieſe Sekretaire erhalten außer ihrer beſtimmten Beſoldung noch bedeutende Geſchenke; ihre Einkünfte ſind in manchen Fällen ebenſo bedeutend, als die ihrer Prinzipale. Andere Literaten etabliren ſich als öffentliche Notare und Führer von gerichtlichen Verhandlungen; alle Civil-Prozeſſe vor den Obrigkeiten werden ſchriftlich und zuweilen außerordentlich weitſchweifig geführt; die Vertheidigungsſchrift manches Falles iſt oft mehrere Ellen lang, von Blättern des chineſiſchen Schreibpapiers, die zuſammengeklebt ſind; eine ſolche Schrift verlangt zu ihrer Abfaſſung nicht ſelten ein Zuſammenwirken von mehreren Mitgliedern der gelehrten Körperſchaft.

Die Anſtellungen, welche den Graduirten ertheilt werden, ſtehen in höherer Achtung bei dem Volke, als die entſprechenden Stellen in der Armee; ein Civilbeamter „mit einem blauen Knopfe" hat einen höheren Rang, als ein Offizier, welcher dieſelbe Decoration trägt. Sagt man: „Der Mann hat einen blauen Knopf" ſo lautet die Antwort: „O, er iſt nur ein Offizier!" wäre er im Civil-Dienſt, ſo würde er einen ſolchen Abzug von ſeiner Würde nicht erfahren.

Die Examina, welche zur Anſtellung in der Armee erforderlich ſind, haben bei Weitem nicht die Schwierigkeiten, als die oben beſchriebenen und beſtehen hauptſächlich in der Darlegung körperlicher Kraft und Kühnheit; dieſe werden gezeigt durch das Ziehen eines gewichtigen Balkens von hartem Holze, das Aufheben ſchwerer Gewichte, das Werfen großer Steine auf eine gewiſſe Entfernung, Schießen nach der Scheibe mit Bogen und Pfeil, Uebungen mit einem oder zwei Schwertern, Schießen mit dem Luntengewehr und dem Gingall (einer Waffe, welche einer Entenflinte ähnlich iſt, aber Kugeln von zwei Loth ſchießt; es iſt dies die ſtärkſte Waffe der chineſiſchen Soldaten). Es folgt dann die Prüfung, ob die Kandidaten größere Truppen-Abtheilungen kunſtgemäß aufſtellen und exerziren laſſen können, doch werden in dieſer Hinſicht mehr theoretiſche als praktiſche Kenntniſſe verlangt. Die Kandidaten, welche das Examen beſtehen, werden je nach Bedürfniß der Armee oder der Marine überwieſen; es kommt auch nicht ſelten vor, daß ein General der Landarmee zum Admiral der Flotte ernannt wird. In der Landarmee gilt die Brigade Gingall-Schützen für die Elite-Truppe; bei der Auswahl der Offiziere und Mannſchaften für dieſe Brigade geht man ſehr peinlich zu Werke; ihre Uebungen werden ſorgfältig geleitet, und ſie zeichnen ſich in der That vortheilhaft vor den übrigen Soldaten aus. Trotzdem gelten ſelbſt die Offiziere dieſer Elite-Truppe dem Range nach den entſprechenden Civil-Beamten nicht gleichſtehend.

## Nord-Amerika.

### Der echte Yankee.

Wir haben vor einiger Zeit Mittheilungen aus den Schilderungen amerikaniſchen Lebens gebracht, welche den geſchätzten engliſchen Touriſten Anthony Trollope zum Verfaſſer haben. Seitdem iſt uns ein Buch zugegangen, das uns ſehr lebhaft an dieſelben erinnert, das Buch von Theodor Grieſinger „Land und Leute in Amerika."* Freilich ſind dieſe Skizzen aus dem amerikaniſchen Leben, die uns hier in zweiter „Ausgabe" geboten werden, ſchon vor dem Ausbruche des gegenwärtigen Krieges geſchrieben; wir haben hier noch das völlig friedfertige, Handel und Gewerbe treibende, waghälſig ſpekulirende, Humbug machende, noch ſoldatenloſe Amerika vor uns, an deſſen ſo ſchnelle Verwandlung noch vor drei Jahren wohl Niemand gedacht hätte. Dies nimmt dem Buch indeſſen nichts von ſeinem Werthe; im Gegentheil, es iſt lehrreicher und anziehender, als es noch vor drei Jahren war. H. Grieſinger, dem wir bereits andere Schriften verdanken, welche über amerikaniſche Zuſtände Aufſchluß geben, kennt offenbar Land und Volk aus eigener Anſchauung bis in's Einzelne. Seine Beobachtungsweiſe iſt einfach, unbefangen und ohne tendentiöſe Abſichten, wie es einem wackern Schwaben anſteht. Das ſieht man daraus, wie er ſeine eigenen Landsleute behandelt, wie er von den Deutſchen Gutes und Böſes ſagt, je nachdem es kommt und jeder Sache auf ihren proſaiſchen Kern geht. Von irgend welcher Parteifärbung, politiſchen und kirchlichen, deutſch-particulären oder amerikaniſchen, haben wir nichts bemerkt, und deshalb haben wir das Vertrauen, daß der Verfaſſer auch über die Amerikaner nur die objektive Wahrheit berichtet. Der Verfaſſer meint an einer Stelle, auf viele Dinge in Amerika paſſe ein Ausdruck, deſſen man ſich in Schwaben bedient, wenn man ſage „es wildelet." Die amerikaniſche Civiliſation, es mag ſein in welcher Hinſicht es wolle, wildelet, d. h. ſie hat einen Beigeſchmack von Barbarei.

Die amerikaniſche Geſittung iſt leider faul, in hohem Grade faul, weil ſie eine durch und durch unſolide iſt; ſie vereint die barbariſche Roheit des Urwaldes mit einer ſelbſt die europäiſche Civiliſation überſchießenden Verfeinerung, ohne die geſunde ſolide Mitte zu beſitzen. Während z. B. Amerika mit ſeinen praktiſchen, zweckmäßigen Erfindungen in der Mechanik und in allen exakten Wiſſenſchaften Erſtaunliches leiſtet, fehlt es ſeinen Bürgern doch in hohem Maße an Sinn für Alles, was in dem praktiſchen Alltagsleben zu einer menſchenwürdigen Exiſtenz das Abc bildet.

Immer von Neuem kehrt dieſer Eindruck wieder, mag es nun Familienleben oder öffentliche Einrichtungen betreffen, mag es ſich vom Zubereiten der Speiſen, vom Machen des Bettes, vom Anlegen eines Hauſes oder einer Eiſenbahn, von einer Fahrt auf dem Miſſiſſippi oder von der Einrichtung einer Schule handeln, der vortretendſte Zug wird immer der Eindruck der Lüderlichkeit, der Leichtfertigkeit und des Schleuderns ſein — Alles, wie man ſagt, auf den Puff! Alles, was nicht Geſchäft iſt, Nebenſache; Geſchäft iſt aber Alles, von A bis Z: Stiefelwichſen, Straßenkehren, das Volk belehren, Reden halten, die Religion predigen und verbreiten, Heiraten, Beamter werden, im Kongreſſe ſitzen. Das ganze männliche Amerika iſt auf der Geldjagd begriffen und hetzt athemlos dem Dollar nach, den zu erhalten keine Kriegsliſt zu gemein und entehrend iſt. „Den andern übers Ohr hauen" iſt die allgemeine Deviſe und smart „d. h. ein ausgewitzter, mit allen Hunden gehetzter Patron zu ſein," ein Lobſpruch. Der weibliche Theil der Yankee-Bevölkerung dagegen, dem die ſozialen Verhältniſſe eine ganz ausnahmsweiſe Stellung angewieſen haben, lebt ebenſowenig auf dem geſunden Boden menſchlicher Praxis, nach welcher Mann und Weib ſich gegenſeitig ergänzend ihren Weg durch's Leben kämpfen.

Sehr gut iſt die Bemerkung des Verfaſſers, daß die Amerikanerinnen die Vortheile der chriſtlichen Monogamie mit denen der muhammedaniſchen Harem's vereinten — ſie bilden eine Art emancipirter Odalisken. Die erſten Auswanderer nach Amerika waren faſt durchgängig Männer, und ſo kam es, daß daſelbſt die Frauen und Mädchen ungemein im Preiſe ſtiegen. Der Mann hatte ſich bequemen gelernt, alle ſeine kleineren Bedürfniſſe, wie ſie das häusliche Leben mit ſich bringt, ſelbſt zu befriedigen; er war höchſt anſpruchslos in jeder Beziehung geworden, ſelbſt in der Wahl ſeiner Lebensgefährtin. Was nur von weiblichen Weſen nach Amerika kam, alt oder jung, häßlich oder erträglich hübſch — denn die Schönen werden wohl meiſt in England geblieben ſein — ging reißend ab, wie eine vielbegehrte Waare. Durch die Tradition der Gewohnheit, die alle menſchlichen Dinge beeinflußt, iſt es nun gekommen, daß bis heutigen Tag die Frau, — aber blos die Yankeefrau — den Charakter des Luxus-Artikels behalten hat. Selbſt in den niederen Ständen, bis zu dem Arbeiter herab, geht dieſe übergroße Geltung der Frauen. Sie ſind die launiſchen, immer müſſigen, nur mit Putz und Koketterie ſich befaſſenden Gebieterinnen ihrer geldmachenden, ewig ruheloſen, abgehetzten Männer, die mit dem Korbe am Arme auf dem Markte die Einkäufe machen und ſelbſt die kleinen Kinder warten müſſen. Daher geht die Lüderlichkeit einer echten Yankee-Wirthſchaft — falls das Ehepaar (wie bekannt häufig genug) es nicht vorzieht, ganz und gar im Gaſthauſe zu wohnen — über allen Begriff. Von einem ordentlichen Haushalte, von regelmäßigem Beſorgen der Wäſche, Aufräumen der Zimmer, Ausbeſſern der Kleidungsſtücke, Pflege der Kinder, einer vernünftigen Küche, kurz von Allem, was den Ruhm und die Ehre der echten deutſchen Hausfrau ausmacht, hat die Yankeefrau keine Vorſtellung. — Selbſt in dem Falle, wo ſich das Wichtigſte im Familienleben ereignen ſoll, wo eine baldige Niederkunft ſtattfinden ſoll, iſt von längerer ſorgſamer Vorbereitung, Zurechtmachung des Kinderzeuges und dgl. nicht die Rede. Man läuft im letzten dringenden

* Land und Leute in Amerika. Skizzen aus dem amerikaniſchen Leben von Theodor Grieſinger. Mit einer Karte der Vereinigten Staaten. 2. Ausgabe. Stuttgart, 1863. A. Kröner.

Digitized by Google

Augenblicke in den nächſten Weißzeugladen, um ſich das Allernöthigſte zu verſchaffen.

Demgemäß iſt auch die Erziehung. — Was können die Kinder von dergleichen Eltern lernen? Von gemüthlichem Zuſammenleben, von Aufſchließen des Innern, von Ausſtrömen milderer Gefühle, welche in den jungen Seelen die entſprechenden Saiten zum Klingen bringen könnten, iſt natürlich keine Rede, denn dergleichen Dinge kennen ſie ja gar nicht. Daher ſchießen die Kinder wild in die Höhe; ihr Verſtand bildet ſich auf der Gaſſe und in der Praxis des Alltagslebens aus; er wird klar, ſcharf, ſchneidend, energiſch, aber er hat kein Gegengewicht in der Entwickelung des Gemüthes. Der Yankee iſt gewiſſenlos, wo es ſich um ſeinen Vortheil handelt, und hat wenig oder gar kein Gefühl für ſeinen Mitmenſchen. Die gemüthlichen Regungen, die er noch beſitzt — denn ganz abhanden kommen können ſie wohl ſchwerlich — verbraucht er zu ſeiner bekannnten Art von Religioſität, zu humaniſtiſcher Phraſeologie und ähnlichen Dingen, die nicht viel koſten, aus denen ſich aber nebenbei immer noch etwas Reelles herausſchlagen läßt. Denn ein gutes Renommée iſt bei dem Spekuliren eine Hauptſache, und dieſes kann man ſich durch fleißiges Kirchengehn, durch Betheiligung an wohlthätigen Vereinen und dgl. erwerben. — Uebrigens meint unſer Gewährsmann, daß der Yankee trotz alledem die Kirche nicht aus reiner Heuchelei beſuche; er habe ein dunkles Gefühl, daß er ſich in irgend einer Weiſe mit Gott abfinden müſſe; er heilige in ſeiner Art den Sonntag, weil er das unbeſtimmmte Bewußtſein in ſich trage, die vorhergehenden ſechs Tage doch nicht ſo völlig geheiligt zu haben.

In ſeiner Schilderung des echten Yankee, welche gleich den Eingang des Buches bildet, kommt der Verfaſſer auch auf den politiſchen Charakter deſſelben zu ſprechen, und hierbei — wie auch noch an vielen anderen Stellen — erhalten wir den Schlüſſel zu den furchtbaren Uebelſtänden, welche das vor Kurzem noch ſo blühende, jetzt tief unglückliche Land in das gegenwärtige Unglück geriſſen haben. Das Partei-Ergreifen war auch eine Geſchäftsſache geworden; der Amerikaner trat nur derjenigen Partei bei, welche ihm den größtmöglichen Vortheil verſprach.

„Von einer Begeiſterung für eine politiſche Idee weiß er, wie ſich von ſelbſt verſteht, lediglich nichts. Ebenſowenig von der Fähigkeit, ſich für ſeine Grundſätze zu opfern. Im Gegentheil, ein derartiger Charakterzug erſcheint ihm als vollkommene Thorheit, über die ein Mann von Verſtand, wie er, nur lachen kann. Deswegen kämpft er aber doch für den Sieg ſeiner Partei, und zwar mit einer Beharrlichkeit und Ausdauer, die man nicht genug loben kann. Nur iſt beizufügen, daß ihm alle Mittel, welche zum Siege führen, recht ſind, und zwar die guten und ehrlichen ebenſo ſehr, als die ſchlimmen und unehrlichen. Sogar Gewaltthätigkeit ſchlägt er nicht aus, wenn man damit zu einem Reſultate gelangen kann. Verleumdung des Gegners aber, oder Beſtechung deſſelben — nun dieſe zwei Dinge findet er geradezu für erlaubt. — Der Zweck dieſer eifrigen Betheiligung iſt natürlich etwas Solides — ein Amt, ein kleines, wenn der Bewerber wegen ſeiner geringen Geldmittel und Stellung nur geringe Anſprüche machen kann, ein großes, wenn man ein großes Vermögen und zahlreiche Wahlſtimmen in die Wage werfen kann.

„Der Alleranſpruchvollſte iſt und bleibt aber immer derjenige unter den Yankee's, welcher das Gewerbe eines Advokaten treibt; denn dieſer will um jeden Preis ein Amt bekommen. Die Advokatur nämlich wird in Amerika nicht als eine Wiſſenſchaft betrachtet, ſondern als eine Art von „Stufenleiter zu Amt und Würden," und es giebt daher eine faſt übergroße Menge von jungen Leuten, welche ſelbigen Stand ergreifen. Sie gehen auf ein paar Jahr zu einem Advokaten in die Lehre, gerade wie man zu einem Schmiede oder Schloſſer in die Lehre geht, praktiziren nachher noch ein Jahr lang bei einem Richter und treten dann ſofort als öffentliche Sachwalter auf.

„Freilich man ſollte meinen, der Andrang zu derlei Stellen (als ſtädtiſche Beamte und dgl.) werde nicht allzugroß ſein, indem dieſelben zum Theil wenigſtens nur mit ſehr geringen Beſoldungen bedacht ſind und nur zu oft geradezu Ehrenämtern gleichen, welche umſonſt verſehen werden müſſen; allein glaubt man denn, es gäbe auch nur irgend ein einziges Aemtchen, und ſelbſt wenn es das geringſte und erbärmlichſte wäre, aus welchem ein Yankee nicht ein tüchtiges Einkommen herauszupreſſen verſtände? Wahrhaftig, gerade hierin zeigt er ein Talent, das faſt noch größer iſt, als ſein Talent zum Spekuliren, und man darf mit Sicherheit darauf rechnen, daß er, wenn er vier Jahre lang als Beamter fungirte, ſei's im ſtädtiſchen oder im Staatsdienſte, nicht nur ſein Schäflein im Trockenen, ſondern es ſogar meiſtentheils ſo weit gebracht hat, um von nun an von ſeinen Renten leben zu können."

Dieſe Corruption iſt um ſo ſchamloſer, als ſie ſich mit gränzenloſer Frechheit paart und mit dem Nimbus der Smartness bekleidet. Auch Trollope hat es geradezu ausgeſprochen, daß in Amerika das Wort statesman, d. h. Beamter, und Schurke ſinnverwandte Begriffe ſeien. Dieſe Leute ſind vollkommen ſkandalfeſt. — Wirft der eine dem andern einmal auch öffentlich eine ganze Menge Beſchuldigungen vor, welche den Weg direkt zum Zuchthauſe bezeichnen, ſchadet nichts — der andere giebt es, zumal Verleumdung nichts auf ſich hat, mit doppelter Münze zurück, und das Publikum weiß dann wirklich nicht, wer von beiden der ärgere Schelm iſt. Nach kurzer Zeit zieht ein neuer, womöglich noch ärgerer Skandal die öffentliche Aufmerkſamkeit von der Sache ab und ſo ſtirbt ſie allmählich von ſelbſt.

Selbſt die Function eines Deputirten im Kongreß iſt weit davon entfernt, ein bloßes Ehrenamt von rein ſittlichem Charakter zu ſein; die Genialität der Yankee's im Geldmachen hat es in ein einträgliches Geſchäft verwandelt. Die Kongreß-Mitglieder erhalten keine Diäten, ſondern nach einem beſtimmten Geſetze eine jährliche „Averſionalſumme," welche 3000 Dollars beträgt. Man hat bemerkt, daß ſeit der Einführung dieſer Einrichtung die Seſſionen ſofort weit kürzer geworden ſind — eine Beſtätigung der alten Regel, daß Accord-Arbeit immer ſchneller von Statten geht, als Arbeit auf Tagelohn. Außerdem erhalten die Abgeordneten Reiſegeld, wobei die aus fernen Gegenden kommenden, z. B. die aus Californien, Oregon, Louiſiana, Miſſiſippi, Iova u. ſ. w., trotz der wohlfeilen Eiſenbahn- und Dampfboot-Verbindungen, immer einen Reiſezettel von 2, 3, 4 oder gar 500 Dollars einreichen. Beſondere Meiſter aber ſind ſie in dem „Sporteln" anſetzen, die unter dem Titel von „Kanzlei- und Büreaukoſten" verrechnet werden. Die Herren Abgeordneten machen nämlich darauf Anſpruch, Schreibpapier, Poſtmarken, Briefcouverts u. ſ. w. gratis geliefert zu bekommen, und dehnen überhaupt den Begriff Kanzleikoſten auf eine Weiſe aus, daß unſere deutſchen Kanzleiherren allen Reſpekt davor bekommen würden. Hier eine offizielle Koſtenrechnung von einem der letzten Kangreſſe. „4479 Stück Federmeſſer macht 6829 Dollars, Scheeren 669 Dollars, Patentbleifedern 610 Dollars, Toilettenkäſtchen 645 D., Riechfläſchchen 121 D., Cigarren-Etuis 797 D., Damen-Pompardour's 242 D., Schreibmappen 1997 D., Albums mit Bildern 232 D., Schnupftabak 24 D., Viſitenkarten-Etuis 177 D., Dintenfäſſer 1606 D., Damen-Schreibzeuge 288 D., Damen-Portemonnais 347 D., Perlemnutter-Täfelchen (ſogenannte Shopping-Tablets zu Notizen für Mode-Närrinnen während des Herumflanirens in den Schnittwaaren und Putzmacherläden) 247 D., Damen-Neceſſaires (ſogenannte Ladies-Compagnions) 101 D."

Iſt das nicht eine luſtige Rechnung? Man ſollte denken, der ganze Kongreß beſtehe aus Weibern! In der That iſt dies auch nicht viel anders — denn neben dem offiziellen Männer-Kongreſſe beſteht ein Kongreß von allerlei intrigirenden, theilweiſe galanten Damen.

Eine weitere Geldquelle der Kongreß-Mitglieder ſind die „Beeinfluſſungen." — Sie ſind mächtige Herren, können Steuern aufſchlagen, Zölle ſchaffen, welche dieſe oder jene Compagnie, dieſes oder jenes Geſchäft hart treffen können. Es wird alſo der Verſuch gemacht, die Herren zu beeinfluſſen, d. h. ihre Abſtimmungen in dieſem oder jenem Falle zu erkaufen, und auch dieſes bringt ein erkleckliches Geld ein, da man es ſo theuer als möglich machen kann. Kurz, es iſt ein ſehr lukratives Geſchäft, Kongreßmitglied zu ſein und einiger Opfer wohl werth.

Das Treiben in Waſhington, wie es noch vor zwei Jahren blühte, wird uns ſehr anſchaulich, aber nicht eben als ſehr erbaulich geſchildert. Während der Sitzungen war Waſhington natürlich der Sammelplatz aller Stellenjäger und der Sitz der verwerflichſten Kniffe und Ränke. Wie wir eben geſagt, ſpielten intrigante Damen, die nicht immer zur feinſten Geſellſchaft gehörten, eine Hauptrolle. An geiſtiger Unterhaltung und den höheren Genüſſen einer verfeinerten Kultur, wie z. B. einem guten Theater, Concerten und dgl. fehlte es ganz; dagegen wimmelte es von Kunſtreitern, Seiltänzern und Gauklern aller Art; was aber die Hauptſache iſt, ganz Waſhington war trotz des ſtrengen geſetzlichen Verbotes eine einzige Spielhölle.

Es folgen hier einige aus dem Leben gegriffene Auftritte; wie es auf dem Kongreſſe ſelbſt zuging, beſagt folgende Schilderung:

„Das Schönſte an den Sitzungen des Abgeordneten-Hauſes zu Waſhington ſind übrigens nicht die (ſehr gehaltloſen) „Reden," ſondern die „Scenen." Von dieſen hat der Leſer gewiß ſchon hundertmal gehört und er weiß alſo ebenſo gut als wir, daß dieſelben nur zu oft nicht blos in die unwürdigſten Streitereien, ſowie in die roheſten Schimpfereien ausarten, ſondern daß die Herren Repräſentanten auch ſchon die Meſſer gegen einander zogen, oder ſich mit Piſtolenſchüſſen begrüßten, ja daß es ſogar, ſoviel uns bekannt, wenigſtens zweimal bis zu wirklichem Mord und

Digitized by Google

Todtſchlag kam, indem das einemal ein Abgeordneter, das anderemal ein Thürſteher auf dem Platze blieb. Soweit treibt man's nun natürlich nicht alle Tage, allein etwas minder weit gehende Auftritte kann man in jeder Sitzung erleben, und zur Kurzweil wollen wir den Leſern einen ſolchen erzählen.

„Als nämlich vor ein paar Jahren ein nordiſcher Abolitioniſt am Schluß ſeiner Rede die Anſicht ausſprach, daß man die Herren Sklavenfreunde ſchon noch zur Raiſon bringen werde, unterbrach ihn ein Abgeordneter des Staates Georgia mit folgendem Wuthausbruch: „Ihr großmauligen Blut- und donnerprahlhanſigen Heißſporne aus Neuengland, kommt einmal nach Georgia hinunter, ſo werden wir Euch zeigen, wo Ihr her ſeid; ja wir werden Euch eines ſo anſtändigen Ausganges, wie ein Piſtolenſchuß iſt, keineswegs würdigen, ſondern, bei dem Ewigen, wir werden Euch wie die Hunde an den Waldbäumen aufhängen und halten die Stricke dazu ſchon parat."

„So der Georgier! Natürlich aber blieb der Nordländer die Gegenrede nicht ſchuldig, und nun wurden Schimpfworte der verletzendſten Art mit der Regelmäßigkeit eines Pelotonfeuers oder Federballſpiels hin- und hergeſchleudert. Ja hier und da ſchien es, als ob das Wortgefecht in ein förmliches Duell ausarten wollte; allein zum Glück miſchten ſich auch andere Abgeordnete in den Streit, und wenn dann der Eine oder der Andere ein recht derbes Schimpfwort, oder auch einen recht rohen Spaß in den Tumult hineinwarf, ſo brach die ganze hochedle Verſammlung regelmäßig in ein ſo brüllendes Gelächter aus, daß die beiden Gegner darob verſtummen mußten. Eine derartige grobe Rede warf der Abgeordnete Smith von Louiſiana dem Herrn Gordon aus Cincinnati an den Hals, und als dieſer nicht gleich darauf antwortete, ſo ſchrie er ihm zu: „Warum antwortet das Mitglied für Ohio nicht?" „Der Herr ſollte wiſſen," entgegnete nun Gordon ruhig, „daß ich nicht ſein Sklave bin." „Nein," brüllte ſofort Herr Smith, „das ſind Sie nicht; denn wenn Sie es wären, ſo würden Sie längſt bekommen haben, was Sie brauchen, nämlich eine Tracht Prügel und einen Tritt vor den Hintern." So gemein nun auch dieſe Worte waren, ſo fanden ſie doch bei den Südländern einen ſtürmiſchen Beifall und viele derſelben lachten, daß das Haus bebte. So hoffte man denn, als wieder etwas Ruhe eintrat, es werde nun in Folge deſſen die ganze Scene zu Ende gekommen ſein; allein man täuſchte ſich ſehr, denn nun kamen die beiden Repräſentanten, Clark und Hoßlin, hinter einander..... Wir übergehen das Einzelne; es kam zu einem furchtbaren Tumult, der namentlich dadurch geſteigert wurde, daß Hoßlin eine Piſtole entfiel. Es wäre zu Thätlichkeiten gekommen, wenn nicht ein Witz, beabſichtigt oder unbeabſichtigt, das ganze Haus plötzlich zum Lachen gebracht und ſo die ganze Stimmung verändert hätte. Gleich nach dem Fall der Piſtole nämlich ſchrie Einer, daß er das nächſtemal eine doppelläufige Flinte in die Sitzung mitnehmen werde. „Was," brüllte ihm ſofort ein Anderer entgegen, „hat denn der Herr im Sinne „to make game of the house?" d. h. „das Haus zum Narren zu haben," oder auch „aus dem Hauſe Wildpret zu machen."

Solche Scenen waren ſehr häufig und die Zeitungen machten gar nicht viel Aufhebens davon. In dem Senate war übrigens der Ton weit anſtändiger und ähnliche Auftritte kaum möglich. Jetzt, nachdem der Bruch der Union vollendet, und die beiden feindlichen Theile auseinandergefallen ſind, erhalten dieſe Zuſtände, welche man früher vielfach nur als Ausdruck überſprudelnder, naturwüchſiger Kraft anzuſehen gewohnt war, eine eigenthümliche Beleuchtung. Es war in der That der gegenſeitige Haß, eine tiefgehende Erbitterung, welche dergleichen Auftritte veranlaßte; die geſellſchaftlichen Verhältniſſe des Südens — davon überzeugen wir uns auch hier — ſind denen des Nordens diametral entgegengeſetzt; der Süden iſt in der That ariſtokratiſch beherrſcht; die Sklaven-Barone ſind hier die unumſchränkten Gebieter und bilden eine geſchloſſene, wohlorganiſirte Oligarchie, welche nicht nur ihre Sklaven, ſondern auch alle freien Weißen, die Kaufleute und Induſtriellen nicht ausgenommen, vollſtändig in der Gewalt hat.

Der vorwiegend merkantiliſch-induſtrielle Norden wird hier bitter gehaßt, und vergilt dieſen Haß durch die Bekämpfung der Sklaverei, die hier faſt durchaus vom materiellen Standpunkte aus gefaßt werden muß. Gelänge es dem abolitioniſtiſchen Norden, die Emancipation der Sklaven durchzuſetzen, ſo wäre die Pflanzer-Ariſtokratie finanziell großentheils ruinirt und vernichtet und die Herrſchaft des Nordens entſchieden. Leider mangelt dem unglücklichen Lande eine mäßigende Mittelpartei, ein Regulator, der über dem Haſſe der Parteien ſtände.

Was wir ſonſt in unſerem Buche finden, iſt äußerſt lehrreich, z. B. das Kapitel über die Frauen, über die amerikaniſche Küche, über die Getränke der Yankee's, über die Namengebung der Ortſchaften ꝛc. Hier iſt namentlich vieles Poſſirliche zuſammengetragen. Auch über verſchiedene Sekten, wie z. B. die Rappiſten, die Shaker, finden wir des Intereſſanten genug.

## Sklaverei und Freiheit des Negers in den Vereinigten Staaten.

### I.

### Emancipation der Negerſklaven im Staate Miſſouri.

Es iſt viel darüber ſpekulirt worden, welches die wahren Motive des Ausbruchs des verheerenden Krieges in den Vereinigten Staaten geweſen ſeien, welche Ziele die kämpfenden Parteien erſtrebten und welches Schickſal die Negerſklaverei in Zukunft haben werde. Feinde der amerikaniſchen Regierungsform ſprechen von einer nothwendigen Regeneration einer leichtfertig emporgewachſenen Republik, die jetzt eine ſchwere Krankheit zu beſtehen habe, von der ſie möglicherweiſe geneſen kann, jedoch nur um neuen und ſchlimmeren Kriſen entgegenzugehen.

Freunde der Union ſagen, daß eine halbe Million herrſchſüchtiger Sklavenbeſitzer die Rebellion und Lostrennung deshalb proklamirt haben, weil die republikaniſche Partei des Nordens mit Abraham Lincoln als Präſident die Stimmenmehrheit beſaß, und die Nichtſklavenſtaaten des Nordens auch einmal Hand an das Steuer der Regierung legten.

Freunde des Südens aber behaupten, daß der mächtige Norden den Süden nur unterdrücken wolle, um ihn ferner durch hohe Steuern ausſaugen zu können; daß die der Welt vorgeſpiegelte Emancipation des Negers ein Köder ſei, um die Großmächte zu fangen, daß der mächtige Norden die Sklaverei eher begünſtigen als abſchaffen würde.

Es ſoll das letztere Urtheil — wie es leider auch von deutſchen Ariſtokraten gefällt wird, die, dem demokratiſchen Norden feindlich geſinnt, mit den Sklavenhaltern buhlen — näher beleuchtet und deſſen Ungerechtigkeit durch Anführung von Thatſachen, die ſich in neuſter Zeit zugetragen, bewieſen werden.

Wir laſſen dieſe Thatſachen, namentlich das Vorgehen des mächtigen Staates Miſſouri in der Convention in Jefferſon am 1. Juli dieſes Jahres, hier folgen; der Leſer wird erſehen, daß der Norden der Vereinigten Staaten und ſogar ein großer Sklavenſtaat im Nordweſten, ſeine Sympathie der Abſchaffung der Sklaverei, der geſellſchaftlichen Stellung der Farbigen zuwendet. Mag es Ausnahmen geben, wie die vom Pöbel neulich in New-York gelynchten Neger beweiſen, das Volk des Nordens denkt edel genug und trachtet nach Emancipation der Sklaven. Mit dem Siege (1861) der jetzt herrſchenden republikaniſchen Partei nahm der Umſchwung zu Gunſten der Emancipation ſeinen Anfang, und die Gräuel eines dreijährigen Krieges haben nicht vermocht, die ſchon längſt ſchlummernde aber gewaltſam zurückgedrängte Stimme nach „Befreiung von dem Schandfleck der Sklaverei" auch nur aufzuhalten.

Wir ſagen „gewaltſam zurückgedrängte Stimme," denn nur die Achtung vor der Verfaſſung und dem Geſetze konnte es bewerkſtelligen, daß der Norden ſeit 32 Jahren dies Joch ertrug, daß er ſich ſelbſt zum Fang flüchtiger Sklaven hergab. Leſen wir jedoch den Bericht über Thatſachen, die heut in Miſſouri und im fernen Kalifornien vorgehen:

„Die Delegirten des Volkes im Staate Miſſouri, verſammelt am 1. Juli 1863 in Jefferſon City, Regierungsſitz des Staates, nahmen folgenden Emancipations-Beſchluß durch ein Votum von 51 dafür und 30 dagegen, an:

§ 1. Erſter und zweiter Anhang zur 26. Section des Artikels III der Verfaſſung iſt aufgehoben.

§ 2. Sklaverei oder gezwungene Dienſtbarkeit, ausgenommen als Strafe für Verbrechen, ſoll mit dem 4. Juli 1870 im Staate Miſſouri aufgehört haben zu exiſtiren, und alle Sklaven in dieſem Staate werden hiermit von dieſem Tage an frei erklärt. Jedoch ſollen alle durch dieſen Beſchluß emancipirte Perſonen unter der Kontrole und der Botmäßigkeit ihrer jetzigen Beſitzer oder deren geſetzlicher Vertreter als deren Dienſtboten verbleiben während folgender Zeitabſchnitte, nämlich: die über vierzig Jahre alten für die Dauer ihres Lebens; die unter zwölf Jahre, bis ſie das Alter von drei und zwanzig erreicht; und alle anderen Altersſtufen bis zum 4. Juli 1876.

Die Perſonen, oder deren geſetzliche Vertreter, welche bis zum Erlaß der Emancipation Eigenthümer von Sklaven waren, welche ſomit befreit ſind, ſollen während der Zeit, wo die Dienſte dieſer Befreiten noch ihnen gehören, dieſelbe Autorität und Kontrole, mit Bezug auf deren Eigenthum und Dienſtbarkeit behalten, als jetzt zwiſchen dem Herrn und Sklaven gelten.

Jedoch ſoll nach dem 4. Juli 1870 keine zu Dienſtbarkeit verpflich-

Digitized by Google

tete Perſon an Nichteinwohner des Staates verkauft werden, oder von ihrem früheren Beſitzer oder deſſen legalem Stellvertreter aus dem Staate entfernt werden dürfen.

§ 3. Alle in den Staat gebrachte Sklaven, und nicht jetzt deſſen Bürgern gehörig, ſind ſomit frei.

§ 4. Alle mit Genehmigung ihres Beſitzers in die abgefallenen Staaten, nachdem ſelbige ihren Abfall durch Beſchluß oder Erklärung bekannt gemacht hatten, gebrachten Sklaven, welche nachher durch ihre Herren in unſern Staat zurückgebracht werden ſollten, ſind frei.

§ 5. Die geſetzgebende Verſammlung ſoll nicht ermächtigt ſein, Sklaven ohne Genehmigung ihrer Beſitzer zu emancipiren.

§ 6. Nach Annahme des gegenwärtigen Beſchluſſes ſoll von keinem Sklaven in unſerm Staate die Staats-, County- oder Municipalſteuer erhoben werden.

Der Gouverneur des Staates, Mr. Gamble, nahm hierauf ſeine eingereichte Reſignation zurück und verbleibt bis zur Wahl ſeines Nachfolgers, die am 18. Auguſt 1864 ſtattfinden wird.

Die Verſammlung vertagte ſich sine die.“

## Mannigfaltiges.

— Jakob Grimm. Der Tod von Jakob Grimm iſt auch im Auslande, namentlich in England, lebhaft betrauert worden. Dort hält man die deutſchen Schriftſteller, die deutſchen Profeſſoren und beſonders die deutſchen Philologen immer noch, wie im vorigen Jahrhundert, für Perrückenſtöcke und Myſtiker, die das, was ſie ſchreiben, kaum ſelbſt verſtehen und die, je unverſtändlicher ihre Schriften ſind, für um ſo tiefer und gelehrter gelten. Ein deutſcher Profeſſor alſo, wie Jakob Grimm, der dem engliſchen Publikum ebenſo durch ſeine ſprachlichen Forſchungen, auch auf angelſächſiſchem Gebiete, als durch die von ihm geſammelten Volks- und Hausmärchen, bekannt iſt, ſcheint ihnen eine glänzende Ausnahme von der Regel, der man, des guten Beiſpiels wegen, nicht Anerkennung genug kann zu Theil werden laſſen. Es giebt drei oder vier verſchiedene engliſche Ueberſetzungen der Grimm'ſchen Märchen, und auch ſeine Grammatik und Mythologie, wie ſeine Rechtsalterthümer, haben theilweiſe in England mehrfache Bearbeiter und viele Verbreitung gefunden. Die Times ſagt von Jakob Grimm, daß ſeine Gelehrſamkeit von größeren Dimenſionen war, als die von Scaliger und Caſaubonus, und daß er damit die Einfachheit und Heiterkeit eines Hans Chriſtian Anderſen verbunden habe. Wir wollen dieſe Anerkennung immerhin dankbar acceptiren, aber auch dadurch liefert die Times einen der in jedem ihrer Blätter vorkommenden Beweiſe von Unwiſſenheit in Bezug auf das Ausland, daß ſie Jakob Grimm, wegen der angeblichen Gemeinverſtändlichkeit aller ſeiner Schriften, für eine rara avis unter den heutigen deutſchen Gelehrten erklärt, welche Letzteren ſie ſämmtlich für Pedanten hält.

— Die geiſtige und körperliche Verkümmerung der franzöſiſchen Landleute. Der Pariſer Korreſpondent der Times macht in einer ſeiner letzten Mittheilungen die mit der vorgeſchrittenen Bildung und dem Wohlſtande der badiſchen und der belgiſchen Landleute ſehr kontraſtirende Unbildung und Armuth der Bauern in Frankreich zum Gegenſtande ſeiner Betrachtungen. Er ſagt: Die Wirkung des Mangels an Bildung unter den franzöſiſchen Landleuten zeigt ſich beſonders auch in ihren elenden Wohnungen, namentlich im Süden von Frankreich. Die Bewegung, welche in England ſich jetzt zur Verbeſſerung der Arbeiterwohnungen kund giebt, wird dieſem Thema Intereſſe geben, zu deſſen genauerer Prüfung aber eine ſehr eingehende Forſchung in denjenigen Diſtrikten Frankreichs gehören würde, welche gerade von Fremden am allerſeltenſten beſucht ſind. Von hervorragenden franzöſiſchen Autoritäten wird zugegeben, daß man ſich, was die Wohnungen der ärmeren Klaſſen der Landbevölkerung betrifft, kaum etwas Schlimmeres denken kann. Dunkele ungeſunde Höhlen bilden die Regel; etwas Beſſeres gehört lediglich zu den Ausnahmen. Um die Fenſterſteuer zu ſparen, behelfen ſich die Leute ohne Fenſter und machen ſtatt deren einige Löcher in ihre Hütten, in die ſie ein Stück Glas mit Lehm befeſtigen. In und vor den Hütten ſchwimmt der Schmutz und verbreitet Geſtank; Düngerhaufen, ſtagnirende Pfützen und Anhäufungen animaliſcher Auswürfe aller Art, ſind nur zu oft dicht vor den Thüren der Hütten zu finden. Ganz natürlich ſind ſtehende Krankheiten die Folge dieſes Zuſtandes der Dinge, und zu den Krankheiten geſellt ſich eine poſitive Verſchlechterung der Bevölkerung. „Kein Wunder — bemerkte neulich ein Franzoſe, der in dieſen Dingen ein kompetentes Urtheil hat — wenn unſere Bevölkerung, anſtatt wie in England, Deutſchland oder Spanien und den meiſten europäiſchen Ländern, im Zuwachſen begriffen zu ſein, ſeit Jahren ſtillſtehend geblieben iſt; kein Wunder auch, wenn waſſerköpfige Kinder und verkrüppelte Männer im Ueberfluß vorhanden ſind und wenn es oft vorkommt, daß unter hundert jungen Leuten, welche eben das Conſcriptions-Alter erreicht haben, kaum zwanzig gefunden werden, welche die Strapatzen eines Soldaten zu ertragen im Stande ſind. Die Conſcription nimmt, wie Emil de Girardin neulich bemerkte, „la fine fleur de la farine humaine“ in ganz Frankreich hinweg, und wenn man die jetzigen häufigen Kriege und Expeditionen in ferne Länder, ſodann die Verlockungen in Betracht zieht, welche dem Soldaten gemacht werden, um ihn im Dienſte zurückzuhalten, ſo läßt ſich wohl annehmen, daß nur ein kleiner Theil von ihnen zurückkehrt, um die unteren Klaſſen der Bevölkerung zu verbeſſern. Die armen Klaſſen der „menſchlichen Blüthe,“ welche nicht gut genug befunden werden, um als Kanonenfutter zu dienen, bleiben zu Hauſe, verheiraten ſich und pflanzen die Fehler ihrer Körper-Conſtitution auf ihre Nachkommenſchaft fort; und ſo wird jede kommende Generation ſchlechter, als die ihr vorangegangene war. Es iſt hohe Zeit, dieſer allmählichen Verſchlechterung Einhalt zu thun, und kein beſſeres Mittel giebt es hierfür, als die Bildung der ackerbautreibenden Klaſſen zu heben, und ihre Wohnungen und deren Umgebung menſchlicher zu machen.

— Neue israelitiſche Bibel. Das Studium der Bibel und ihrer Commentare läßt bei all der überreichen Bearbeitung, die ihnen ſchon zu Theil geworden, noch immer gar viele Seiten offen, die Stoff zur nützlichen Darlegung ihres Inhaltes bieten. Nicht blos haben die bis jetzt erſchienenen Ueberſetzungen der Bibel (in den verſchiedenſten Sprachen) die Nachhülfe und Verbeſſerungen nicht überflüſſig gemacht, ſondern es iſt in der Erklärung, Auslegung und den Nutzanwendungen noch gar Vieles, was wieder einen neuen Quell des Belehrenden und Schönen daraus hervorſprudeln läßt. Es iſt ein ſchönes und wahres Wort, welches Heine über die Bibel ſagt: „Welch ein Buch, groß und weit wie die Welt, wurzelnd in den Abgründen der Schöpfung und hinaufragend in die blauen Geheimniſſe des Himmels, Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, Verheißung und Erfüllung, Geburt und Tod, das ganze Drama der Menſchheit, Alles iſt in dieſem Buche, — wo das Wort gleichſam ein Naturprodukt iſt, wie ein Baum, wie eine Blume, wie das Meer, wie die Sterne, wie der Menſch ſelbſt. Das ſproßt, das fließt, das funkelt, das lächelt, man weiß nicht wie, man weiß nicht warum, man findet Alles ganz natürlich.“ — Wir wollen daher mit Dank die fleißige und ſehr brauchbare Arbeit aufnehmen, welche uns Dr. Salomon Herxheimer (Herzogl. Landesrabbiner zu Anh. Bernburg) in ſeiner Bearbeitung der Bibel darbietet.* Was wir an dieſer Arbeit beſonders zu loben finden, iſt weniger die Ueberſetzung, die, auf die Urbedeutung der Worte eingehend, in Manchem genauer ſein dürfte, als die natürliche, einfache und ſachverſtändige Erklärung und die für den Prediger ſehr zuſagenden homiletiſchen Bemerkungen, die die Ausgabe ſowohl für den Handgebrauch, als für die Schule recht empfehlenswerth machen. K.

* Die 24 Bücher der Bibel im hebräiſchen Text mit deutſcher Ueberſetzung, fortlaufender Erklärung und homiletiſch benutzbaren Anmerkungen. — Erſter Band: Der Pentateuch. Dritte verbeſſerte Auflage. Leipzig. Verlag der Reßberg'ſchen Buchhandlung. 1863

J. C.


### Zur geneigten Beachtung!

Die geehrten Abonnenten, welche im regelmäßigen Empfang dieſes Blattes keine Unterbrechung wünſchen, werden höflichſt erſucht, ihre Beſtellungen auf das IV. Quartal 1863 baldigſt auf der Poſt, wie durch den Buchhandel zu erneuern, da mit gegenwärtiger Nummer das III. Quartal 1863 zu Ende geht.

Die Verlagshandlung:
**Veit & Comp. in Leipzig.**


Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig. — Leipzig, Druck von **Gieſecke & Devrient.**

Redigirt unter Verantwortlichkeit von **Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn** in Leipzig.

Hierzu eine Beilage von C. W. Kreidel's Buchhandlung in Wiesbaden.

Digitized by Google

**Beſtellungen**
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Expediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
**Leipzig.**

# Magazin

# für die Literatur des Auslandes.

**Diejenigen,**
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
**Berlin.**

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

**Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.**

Preis jährlich 3 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

**№ 41.** **Mittwoch, den 14. October 1863.** **32. Jahrgang.**

## Inhalt:

**Deutſchland und das Ausland.** Seite
Die Völkerſchlacht bei Leipzig, nach Heinrich Wuttke . . . . . . . . . . 481
Schleswig-Holſtein's Erhebung. II. Die Ariſtokratie und General Williſen 482
**Frankreich.**
Natürliche Gränzen, nach St. Marc Girardin . . . . . . . . . . . . 485
**Schweden.**
Atterbom's Erinnerungen an berühmte Deutſche. II. Franz v. Baader, F. H. Jacobi und Jean Paul . . . . . . . . . . . . . . . . 486
**Italien.**
Zur Geſchichte der Kirchenverbeſſerung in Italien . . . . . . . . . . 488
**Nord-Amerika.**
Sklaverei und Freiheit des Negers in den Vereinigten Staaten. II. Das Recht des Negers im Omnibus und auf der Eiſenbahn . . . . . . . 490
**Mannigfaltiges.**
Schulze-Delitzſch's Jahresbericht . . . . . . . . . . . . . . . 492
Jubelſchriften des Befreiungskrieges . . . . . . . . . . . . . . „
Neue Ausgaben deutſcher, encyklopädiſcher Werke . . . . . . . . . „
Die Literaten, von Ida von Düringsfeld . . . . . . . . . . . . „
Schauſpieler-Kritik in Cochinchina . . . . . . . . . . . . . . „

## Deutſchland und das Ausland.

### Die Völkerſchlacht bei Leipzig, nach Heinrich Wuttke.*

Der Rieſenkampf, welcher in den Oktobertagen des Jahres 1813 um Leipzigs Mauern geführt wurde, iſt heute wieder dem deutſchen Volke vor die Seele getreten, wo es das fünfzigjährige Jubelfeſt ſeiner Befreiung vom Franzoſenjoch begehen will. Die Blicke Aller ſind nochmals auf Leipzigs Ebene gerichtet, und von Neuem durchlebt die Erinnerung jene heißen und blutigen Stunden, die endlich von dem ruhmvollſten der Siege gekrönt wurden. Die Tage von Leipzig waren die höchſten Ehrentage der verbündeten Kriegerſchaaren, man mußte ſie aber mit theuern Opfern erkaufen, denn der franzöſiſche Imperator und ſeine Soldaten haben ſich mannhaft gewehrt. Eine Schlacht, an der faſt die Geſammtheit der Völker Europa's Theil genommen (nur die Türken und Griechen haben gefehlt), hat auf eine eigene Geſchichte Anſpruch. Sie iſt ein abgeſchloſſenes Drama, das für ſich betrachtet werden kann. Von den vielen Erzählungen der Völkerſchlacht, denen das Jubelfeſt zum Daſein verholfen, wählen wir hier die Darſtellung eines Leipziger Profeſſors der Geſchichte, des Herrn Heinrich Wuttke aus, um ſo mehr, als dieſelbe nicht blos abgeſondert erſchienen, ſondern auch ein Beſtandſtück der von Ferdinand Schmidt herausgegebenen, ſo verdienſtlichen „deutſchen National-Bibliothek" ausmacht.

Das gewaltige Schlachtgemälde zu zeichnen, war kein kleines Unternehmen. Der Leipziger Profeſſor hatte zwar den großen Vortheil der genauen Kenntniß des Schauplatzes, alſo der lebendigen Anſchauung, wenigſtens der Oertlichkeit, aber ihm entging als Nichtmilitair viel von dieſem Vortheil und es bedurfte des Scharfſinns und der regen Phantaſie des geübten Hiſtorikers, auf dem weiten Plan des Kriegsgetümmels manche Lücke der Ueberlieferung zu ergänzen, manche der Oertlichkeit wirklich oder ſcheinbar widerſprechende Angabe zu berichtigen. Vor Allem aber bedurfte es eben einer dramatiſchen Auffaſſung des Hergangs. Hierin hat Herr Prof. Wuttke Vortreffliches geleiſtet. Als hätte er Guſtav Freytag's ſchönes Buch „die Technik des Dramas" ſtudirt, ſo finden wir in ſeinem Panorama die ganze Scala der dramatiſchen Anſtöße und Umſchwünge treu wiedergegeben. Die Einleitung gewähren das gleichnamige Kapitel, das Kapitel: „Von der Schlacht bei Dresden bis zur Schlacht bei Leipzig," und das dritte: „Die Tage vor dem großen Zuſammenſtoß;" das erregende Moment erblicken wir in den Kapiteln: „Der 14. October, das Vorgefecht" und: „Der 15. October, der Tag der Zurüſtungen zur Schlacht;" die Steigerung ferner findet man in dem Kapitel: „Die Schlacht am 16. October, die Entſcheidungsſchlacht," und in dieſem Kapitel offenbart ſich zugleich das erſchütternd wirkende tragiſche Moment: der Heldenkampf des Prinzen Eugen von Württemberg mit Napoleon um Wachau, das Scheitern der ungeheueren Kanonade, das Scheitern des furchtbaren Reiterangriffs von Mürat und Latour-Maubourg. Das folgende Kapitel: „Der 17. October, die Pauſe im Kampf" iſt gleichſam der Hauptzwiſchen-Akt im Drama, die Erholung und Sammlung der Kräfte nach der gewaltigen Anſtrengung des tragiſchen Zuſammenſtoßes; hier geht, was geſchieht, hinter der Scene vor, denn hinter die Schlachtordnung vom 16. October und zwiſchen einzelne Lücken derſelben ſchieben ſich die Reſerven von Benningſen und Bernadotte heran. Nun kommt der Abſchnitt der fallenden Handlung, dargeſtellt von dem Kapitel: „Der achtzehnte October," welches unſer Verfaſſer hiſtoriſch und militairiſch genau und ebenſo nach beſter dramatiſcher Fühlung: „Die Schlacht um den Rückzug" nennt. Napoleon war eigentlich am ſechzehnten ſchon beſiegt. Das Moment der letzten Spannung giebt am achtzehnten der erbitterte Kampf der Preußen (unter Kleiſt) und Ruſſen (beide unter Barclay de Tolly) um das von den Napoleon'ſchen Garden vertheidigte Dorf Probſtheida; die Kataſtrophe erſcheint uns in dem maſſenhaften Anrücken der Nordarmee, in dem für Napoleon verhängnißvollen Uebergange der Sachſen des Generals Ryſſel und der Württemberger zu den Verbündeten und dann beſonders in dem letzten Kapitel, welches überſchrieben iſt: „Der neunzehnte October, die Einnahme von Leipzig." Dieſer letzte Schlachttag war wieder ein Kriegsdrama im Kleinen, er hatte ſeine eigene Kataſtrophe, die an Gräßlichkeit alle Gräuel der Haupthandlung faſt noch überbot und gegenüber einem Feldherrn von Napoleon's Rang die tragiſche Ironie ſeines Falles zur äußerſten Bitterkeit herabſtimmte: wir meinen das vorzeitige Auffliegen der ſteinernen Thorbrücke über die Elſter, ehe Macdonald, Poniatowski, Lauriſton, Reynier und Arrighi ſammt ihren Truppenkörpern ſich hinübergerettet hatten. Einen ſchlichten Sappeur-Korporal, Namens Lafontaine, hatte der Zufall oder die Nachläſſigkeit des Ingenieur-Oberſten Montfort, dem die Sprengungsarbeit anvertraut worden, zum Hüter der Brücke, alſo der Rückzugslinie und des Lebens vieler Tauſende von Franzoſen beſtellt und es war kein Wunder, daß der vom Knallen naher Schüſſe und dem ängſtlichen Zuruf der Menge betäubte Mann allzu früh Feuer an die Pulver-Tonnen legte! . . . .

Unſer Autor hat in der That mit ſehenden Augen geſchildert; wäre er bei dem großen Entſcheidungskampfe zugegen geweſen, er würde das wilde Hin- und Herwogen der Schlacht und ihrer unzähligen Einzelgefechte kaum lebhafter und energiſcher haben ſchildern können. Die Berichte der wirklichen Augenzeugen, die Darſtellungen der berühmteſten Militair-Schriftſteller Deutſchlands, Frankreichs und Rußlands und der erſten Hiſtoriker hat Herr Wuttke offenbar benutzt und zur plaſtiſchen Wirkung eines Geſammtbildes zu verarbeiten verſtanden; er iſt dergeſtalt Herr ſeines Stoffes geworden und hat ihn beſſer als mancher Vorgänger bewältigt. Leicht findet ſich der Leſer in dem bunten Gewühl zurecht, und behält

* Die Völkerſchlacht bei Leipzig, erzählt von Dr. Heinrich Wuttke, Profeſſor der Geſchichte in Leipzig. Berlin. B. Brigl, 1863. 228 S., mit der Karte des Schlachtfeldes.

Digitized by Google

Sinn für den Genuß einzelner Momente von hervorſtechender Großartigkeit oder niederbeugender Tragik. Den ehernen Widerſtand, welchen Herzog Eugen von Württemberg im tiefſten Bewußtſein der Wichtigkeit ſeines Aushaltens bei Wachau und Goſſa den wüthendſten Stürmen und dem Tod und Verderben ſprühenden Geſchütz des Feindes entgegenſetzte, würdigt der Darſteller eben ſo richtig als gerecht und zeitgemäß. Eugen von Württemberg erwartet von der Geſchichte die Ehrenrettung, welche ſeine Zeitgenoſſenſchaft verſäumt hat; aber der Tag der lohnenden Anerkennung ſolcher Heldentugend ſcheint gekommen. Nicht weniger lebhaft ſtimmen wir dem Autor in ſeiner Behandlung des Ueberganges der Sachſen bei, auch die Ehrenrettung des braven Generals Ryſſel unterſchreiben wir gern; ein echter Deutſcher durfte keinen Augenblick länger mit den Feinden wider die Befreier ſeines Vaterlandes kämpfen, eine That, ähnlich der unſeres York im December 1812, mußte den Knoten, den Schwäche und Gebundenheit geſchürzt, kühn und kräftig zerhauen. Wer in großen Kataſtrophen der Weltgeſchichte nicht der höhern und heiligern Pflicht ſich unterzuordnen weiß, der iſt kein Mann und verdient nicht den Namen eines ſolchen. Die nationale Bedeutung des Kampfes war unzweifelhaft; ſollte der deutſche Krieger ſie und die Ehre der Nation mit Füßen treten? Der Anſchluß der königl. ſächſiſchen Truppen an die Verbündeten ſühnte die Schuld der Freundſchaft für den Dränger unſeres Volkes. Friedrich Auguſt hatte in deutſcher Treue zu Napoleon geſtanden, dieſer Treue war mit deutſchem Blute genug gethan;. jetzt durfte die Anhänglichkeit des Fürſten, deren letzte charakteriſtiſche Züge (bei'm Sturm auf Leipzig) unſer Autor ſchonend andeutet, nicht mehr das Hinderniß der Wiedervereinigung mit den Stammesbrüdern bleiben.

Im Vorigen haben wir nun ſicherlich bewieſen, daß wir dem Autor ein wohlwollender Beurtheiler ſind. Allein ſo ſehr wir auch die Vorzüge ſeiner Darſtellung zu ſchätzen wiſſen, können wir doch nicht verſchweigen, daß dieſelbe an einem auffallenden Fehler krankt. Wofern wir recht unterrichtet, iſt der Erzähler Preuße (und zwar Schleſier) von Geburt; dieſe Eigenſchaft hätte unbeſchadet der hiſtoriſchen Unparteilichkeit ſtärker und wärmer ſich geltend machen ſollen. Indem der Verfaſſer, oft mit förmlicher Anſtrengung, Preußen in den Hintergrund der Thatſachen ſchiebt, geräth er in eine ſchiefe Auffaſſung des geſammten Befreiungskrieges Von welchem Stamme war denn die Erhebung des deutſchen Nationalgefühls ausgegangen, wenn nicht von den Preußen? Wer hatte dem Vaterlande die theuerſten Opfer gebracht? Wer hatte Gut und Blut, Eiſen und Manneskraft, Waiſen- und Witwenſchatz hingegeben zur Errettung des Vaterlandes? Wer hatte zuerſt die Ketten der corſiſchen Tyrannei gebrochen? Der unbefangene Beſchauer der Großthaten unſerer Väter in jener „eiſernen Zeit“ muß anerkennen, daß in dem armen, ausgeſogenen Preußen der Anker der Hoffnung und Begeiſterung wie der Schwerpunkt der Entſcheidung ruhte! Preußens Helden ſpielten die erſte Rolle auf der blutigen Arena; einem Blücher, York, Scharnhorſt, Gneiſenau, Bülow, Kleiſt, Tauentzien hat Deutſchland den Sieg der „gerechten Sache“ zu danken. Dieſe Männer als Staffage dienen laſſen, iſt nicht die Art, wie man Geſchichte des Befreiungskrieges ſchreibt. Wenn wir der Schmach und des Ruhmes der Vergangenheit denken, dann ziemt es, die Vorurtheile der Gegenwart von uns zu werfen, dann ſind wir weder großdeutſch, noch kleindeutſch, ſondern deutſch, nur deutſch in jeder Falte des Herzens! All' die kleinlichen Häkeleien und Nergeleien, die der Parteikampf in Staat und Kirche nähren hilft, müſſen aufhören, wo die Stimme unſerer einſtigen Befreier erſchallt und die Geſchichte des Volks das Panier unſerer Einheit und Eintracht erhebt. Da haben die thörichten Eiferſüchteleien von Stamm zu Stamm keine Statt! Da muß man freie und freudige Anerkennung finden können für Verdienſte des proteſtantiſchen Nordens, auch wenn man im Herzen mehr dem katholiſchen Süden geneigt iſt.

Ein paar Beiſpiele kennzeichnen dieſe ſonderbare Färbung hinlänglich. Der Herr Verfaſſer thut ſich etwas darauf zu Gute, daß er die Feldherrntalente der preußiſchen Generale der Nordarmee gegen deren Führer Bernadotte nicht aufkommen läßt. Er betrachtet das 3. und 4. preußiſche Armee-Corps, die wackern Brandenburger und Pommern, faſt vom Standpunkte eines Napoleon als kriegsuntüchtige Milizen; Begeiſterung und Kampfesluſt vermögen die Mängel der Ausbildung und Ausrüſtung nicht zu decken; Bülow von Dennewitz erſcheint im Lichte eines unbeſonnenen Hitzkopfs, der die höheren Pläne der ſtrategiſchen Weisheit eines Karl Johann nicht begreift. Andere Schriftſteller freilich wollten in Bülow einen Meiſter der Kriegskunſt erkennen, das Treffen bei Großbeeren und die Schlacht bei Dennewitz ſprechen ein wenig dafür und Männer von Gneiſenau's und Grolman's Einſicht ſind einmüthig im Lobe ſeiner Anordnungen. Indeſſen Herr Wuttke iſt andrer Meinung. Er giebt eine ausführliche Rechtfertigung des Operationsplans, den Bernadotte zu verfolgen verſuchte und er vertheidigt ihn wunderlicher Weiſe durch Gründe, die ihn am meiſten verurtheilen. Mit Truppen vom Schlage der preußiſchen des Befreiungsjahres durfte kein kluger Feldherr den Fabius Cunctator machen wollen; dieſe Rekruten und Landwehren, von Vaterlandsliebe, Franzoſenhaß und Rachedurſt durchglüht, waren kein Material für Kreuz- und Querzüge und kunſtvolle Bewegungen; ſie waren blos zum D'rauf, D'rauf brauchbar. Sie anders, als im Kampf mit Kolben und Bayonett, verwenden wollen, hieß ganz und gar die Natur dieſer Truppen und die nationale Bewegung, die ſie unter Waffen gerufen, mißverſtehen, ebenſo ungefähr, wie Napoleon ſie mißverſtand. Es iſt allerdings möglich, daß Bernadotte ganz den ſchwediſchen Intereſſen oder Nicht-Intereſſen gemäß, um die Schweden zu ſchonen, die ganze Nord-Armee ſchonen und zu ihrem Heile z. B. ſogar Berlin preisgeben wollte; es iſt aber viel wahrſcheinlicher, daß er noch einiges Schamgefühl beſaß und die Erinnerung an den General der franzöſiſchen Republik und den Marſchall des Kaiſerreichs nicht recht los werden konnte. Er war und blieb immer Franzoſe und war froh, als der Umſchwung der Dinge ihn gegen die Dänen wendete. — Nach ſolchen Präludien iſt das harte Urtheil, das der Herr Verfaſſer über York's Angriffsweiſe bei Möckern fällt und die höchſt! geringfügige Bedeutung, die er Blücher's (angeblich zu ſpätem!) Eingreifen in die Leipziger Schlacht zu Theil werden läßt, einigermaßen erklärlich. Die Preußen ſind, nach Wuttke, nur Nebenperſonen in dem Drama geweſen. Ihr König Friedrich Wilhelm III. erſcheint nur im Gefolge des ruſſiſchen Kaiſers Alexander, ſo am 16. October vor Wachau, ſo bei'm Einzuge in das erſtürmte Lager! Man iſt ſchier erſtaunt über den Donner des Siegesjubels der von allen Seiten in die Stadt rückenden Preußen, über dieſes unaufhörliche Vivat Friedrich Wilhelm! das durch die Thore gegen die Märkte von Leipzig vordringt! Zwar hat Wuttke berichtet, daß Kleiſt mit ſeinen Schleſiern und York mit ſeinen Oſtpreußen wacker geſtritten haben, allein das Maß ihres Antheils ſtimmt nicht zu ihrem blutigen Triumph-Marſch und dem Nachdruck ihrer letzten Entſcheidung. Am allerſeltſamſten aber kam uns die Stelle vor, wo Prof. Wuttke das unnütze Blutvergießen bei'm Rückzug der Franzoſen anmerkt, und die Rohheit und Verwilderung preußiſcher Landwehrmänner züchtigt, welche fliehende Franzoſen theils niederſchoſſen, niederſtachen, theils in's Waſſer ſtürzten. Der Befreiungskrieg ſoll Urheber dieſer Verwilderung geweſen ſein. Herr Wuttke hätte ſich doch erinnern ſollen, was jene Landwehrmänner, handfeſte Bauersſöhne, die den Pflug mit der Flinte vertauſcht, binnen ſieben Friedensjahren der grauſamſten Bedrückung erduldet hatten. Von Männern, die ſo Ungeheueres am Heimat-Herd, an Weib und Kind von feindlichem Uebermuth erfahren, durfte Niemand ſoldatiſche Höflichkeit und zartſinnige Schonung der beſiegten Peiniger erwarten; nichtsdeſtoweniger ſind die Beiſpiele harter Vergeltung ſo ſpärlich, die Disziplin der Preußen von 1813 ſo überaus rühmlich, daß nur eine große Mißſtimmung wider Preußen den Verfaſſer zum Erwähnen ſolcher Vorfälle anſpornen konnte. Wir beklagen das aufrichtig, denn es iſt ein böſes Anzeichen. Ein freierer, weiterer Horizont hätte die kleinlichen Schattenſeiten der großen Kampftage verſchwinden laſſen. Schade um das preiswürdige Buch! Sein Verfaſſer hat ſich redlich bemüht und doch die Diſſonanzen der Zeit nicht überwunden. O daß wir Deutſchen niemals vergeſſen können, was uns trennt! Unſere Zerriſſenheit zeigen wir am grellſten, wenn wir am ſtärkſten dem Einheitszuge uns hingeben ſollten. Möge das im Hinblick auf die Morgenröthe der deutſchen Wiedergeburt, die 1813 vor Leipzig erſchien, anders und beſſer werden!

Trauttwein von Belle

## Schleswig-Holſteins Erhebung.*

## II.

### Die Ariſtokratie und General Williſen

Haben wir im vorigen Artikel gezeigt, wie Herr Fock in ſeinem ebenſo anziehenden, wie lehrreichen Werke die große liberale Partei in Schleswig-Holſtein ſchildert, und wie er in Theodor Olshauſen das Muſterbild eines politiſchen Charakters entwirft, ſo laſſen wir jetzt ſeine vortreffliche Darſtellung der ariſtokratiſchen Partei und ihres Hauptführers folgen, der ſo verhängnißvoll auf den ganzen Gang der Bewegung einwirkte und das Scheitern derſelben nothwendig machte.

„Der ſchleswig-holſtein'ſche Adel, ſagt der Verfaſſer, theilt nach der

* Schleswig-Holſtein'ſche Erinnerungen, beſonders aus den Jahren 1848—1851, von Otto Fock. Leipzig, Veit & Co., 1863. 363 S.

Digitized by Google

einen Seite die allgemeinen Eigenſchaften des deutſchen Adels, wie er ſich namentlich in Norddeutſchland entwickelt hat. Die Reventlou, die Rantzau, die Blome, die Bülow, die Baudiſſin, Brockdorf, Buchwald, Ahlefeld, Pleſſen und wie ſie ſonſt noch heißen, ſind ſtolz auf ihre Ahnen, halten, ſo lange es möglich iſt, feſt an Privilegien und Standesvorrechten und ſind conſervativ aus Neigung und aus Intereſſe. Ihre monarchiſchen Sympathien wurden erſchüttert, ſeit das däniſche Königthum an den alten Landesprivilegien zu rütteln begann, und als daſſelbe ſich dann der däniſchen Demokratie in die Arme warf, wurde der Adel der Herzogthümer in eine oppoſitionelle Stellung gedrängt, welche ſeinen conſervativen Traditionen und ſeinen innerſten Herzensneigungen nicht beſonders zuſagte. Denn er gerieth dadurch in Gefahr, mit den revolutionären Elementen der Zeit vermiſcht und von denſelben überflügelt zu werden. Und dagegen ſuchte er ſich gleichfalls nach Kräften zu wahren. Dieſe doppelte Frontſtellung der ſchleswig-holſtein'ſchen Ariſtokratie gegen das aggreſſive, im Sinne des Dänenthums nivellirende und die alten Landesrechte unterwühlende Königthum auf der einen, und gegen die von Deutſchland herüberfluthende demokratiſch-revolutionäre Zeitſtrömung auf der andern Seite hat man im Auge zu behalten, wenn man die von der Ariſtokratie in den Herzogthümern eingenommene Stellung begreifen will. Es war ihr vollſtändiger Ernſt, wenn ſie, auch nachdem ſie ſich an der Erhebung von 1848 betheiligt hatte, doch den Vorwurf der Revolution ſtets von ſich ablehnte; ſie behauptete beſtändig, die Legitimität gegen die Revolution vertreten zu haben, ſei es, daß dieſelbe von der Kopenhagener Demagogie, oder von deutſchem Liberalismus zu Wege gebracht war. Freilich mußte dieſe Stellung bald genug an dem inneren Widerſpruch, in den ſie ihre Träger verwickelte, zu Grunde gehen. Der Kampf gegen das mit der däniſchen Revolution verbundene Königthum konnte ſelbſt nur durch Revolution geführt werden, und obzwar man derſelben möglichſt den Stempel der Legitimität aufzudrücken verſuchte — auch die Fiction vom „unfreien Herzog" verdankt dieſem Beſtreben ihre Entſtehung —, ſo ging doch die legitime Revolution, welche etwas ganz Apartes für ſich ſein wollte, ſchließlich ebenſo gut zu Grunde, als die andern revolutionären Erhebungen jener Zeit. Als die Reaction im Anfange der fünfziger Jahre in Deutſchland wieder das Heft in die Hände bekam, warf ſie alle Erhebungen gegen die Königsmacht, mochte ihr Recht noch ſo legitim ſein, in Einen Topf, und bürgerliche und adlige Revolutionäre theilten daſſelbe Schickſal. Die ſchleswig-holſtein'ſche Ariſtokratie hat auch die Erfahrung gemacht, daß man nicht ungeſtraft zweien Herren dienen, daß man nicht gleichzeitig legitim und revolutionär ſein kann.

„Bei aller Neigung, ſeine althergebrachten Rechte und ſeine bevorzugte Stellung zu vertheidigen, und trotz des ſpezifiſch ariſtokratiſchen Gepräges, durch welches ſich der ſchleswig-holſtein'ſche Adel auszeichnete, beſaß er doch ein ungleich höheres Maß von Tüchtigkeit und Befähigung, als der Adel der meiſten andern deutſchen Länder. Der Adel der Herzogthümer hat eine Ader der engliſchen Tory's in ſich und ſteht, wenn man einzelne Ausnahmen abrechnet, weit ab von dem preußiſchen Junkerthume mit ſeinem engen politiſchen Horizont und mit ſeiner eben ſo kleinlichen, als ſelbſtſüchtigen Intereſſen-Politik. Schon die Bahnen, in denen ſich beide bewegen, ſind ganz verſchiedener Natur und bedingen ihren charakteriſtiſchen Unterſchied. Der preußiſche Junker, deſſen Vorbildung ſich meiſt auf das Kadettenhaus oder die Fähnrichs-Preſſe beſchränkt, macht meiſt im Anfange die militairiſche Carrière; ein Theil ſetzt dieſelbe als einträglichen Lebensberuf fort und gewinnt im Verlauf der Zeit die höheren, gut dotirten, vorzugsweiſe mit den Angehörigen des Adels beſetzten Chargen; ein anderer Theil ſcheidet mit dem Lieutenants-, Hauptmanns-, oder Rittmeiſter-Charakter aus, um dann als kleine Rittergutsbeſitzer, oder wohl gar als Landräthe zu glänzen. Der enge Geſichtskreis der Kaſerne und Wachtſtube und die kleinlich-pedantiſche Anſchauungsweiſe des Exercierplatzes wird hier dann auf das praktiſch-politiſche Leben übertragen und erzeugt jene ſpezifiſch preußiſche Species des Klein-Junkerthums, welches in der neueſten Geſchichte Preußens als Hemmſchuh aller fortſchreitenden Entwickelung eine ſo verderbliche Rolle ſpielt. Ein ſolches Junkerthum kannte man in Schleswig-Holſtein nicht. Die Militair-Carrière, welche der preußiſche Adel vorzugsweiſe liebt, ward von dem ſchleswig-holſtein'ſchen grundſätzlich gemieden. Die einzige Kadetten-Anſtalt für Dänemark und die Herzogthümer befand ſich in Kopenhagen, und die ſchleswig-holſtein'ſche Ariſtokratie war zu ſtolz und zu gut deutſch, ihre Söhne in einem zarten Lebensalter der Gefahr der Daniſirung in der Hauptſtadt auszuſetzen, um ihnen das Vergnügen der Uniform und der Epauletten zu verſchaffen. Der heranwachſende junge Adel erhielt demnach ſeine Bildung nicht auf excluſiven Adels- oder Offizier-Abrichtungs-Anſtalten, ſondern erwarb ſeine Kenntniß in derſelben Weiſe, wie die bürgerliche Jugend, durch privaten oder öffentlichen Schulunterricht. Namentlich gehörte dann der Beſuch der Univerſitäten, ſei es Göttingen, Heidelberg, Bonn, Berlin oder der meiſt den Beſchluß bildenden einheimiſchen Landesuniverſität Kiel, zu den Bildungsſtadien, welche der junge ſchleswig-holſtein'ſche Adlige nur ſelten undurchlaufen ließ. Dann, wenn die Examina abſolvirt waren, war es namentlich die diplomatiſche, innere Verwaltungs- und richterliche Laufbahn, der ſich der ſchleswig-holſtein'ſche Adel widmete, woſern er es nicht vorzog, auf ſeinen Gütern in vollſtändiger Unabhängigkeit zu leben. Aus alledem erhellt, wie es kam, daß die Ariſtokratie hier auf einer viel breiteren Bildungsbaſis ruhte, und eine viel weniger excluſive und engherzige Stellung einnahm, als das Junkerthum in Preußen."

Der hervorragendſte Repräſentant dieſer Ariſtokratie war Graf Reventlou, der als Mitglied der proviſoriſchen Regierung wie der ſpäteren Statthalterſchaft von einem ganz ſpezifiſchen Einfluß auf den Entwickelungsgang der ſchleswig-holſtein'ſchen Erhebung geweſen iſt.

„Graf Friedrich Reventlou von Preetz gehört unzweifelhaft zu den Perſönlichkeiten, welche durch natürliche Begabung und geſellſchaftliche Stellung ſchon ſeit lange berufen ſchienen, in den Herzogthümern eine hervorragende Rolle zu ſpielen. Von der Natur mit einer ausdrucksvollen und männlich kräftigen äußern Erſcheinung ausgeſtattet, von gewinnenden Manieren, wo er es ſein wollte, nicht ohne das Talent einer einfachen, aber entſchiedenen und nachdrücklichen Beredtſamkeit, dabei ehrgeizig genug, um ein höheres Ziel anzuſtreben, als die meiſten ſeiner Standesgenoſſen, verband der Graf Reventlou mit einem, wenn auch nicht gerade ungewöhnlichen, ſo doch immer tüchtigen und anerkennungswerthen Vorrath von Kenntniſſen, namentlich ſo weit die Verhältniſſe des eigenen Landes in Betracht kamen, eine nicht geringe Beharrlichkeit des Handelns. Um ſeine Zwecke zu erreichen — und ſeine Zwecke waren nichts anders, als die folgerichtigen Poſtulate ſeiner Ueberzeugung — warf der Graf das ganze Gewicht ſeiner Perſönlichkeit und ſeines Anſehens in die Wagſchale, und ſeine Erfolge hat er mehr dieſem Gewicht der Perſönlichkeit zu danken, als einer hervorragenden Schärfe des Verſtandes, oder außergewöhnlicher Tiefe der Einſicht. Mit jenen Eigenſchaften verband der Graf Reventlou unzweifelhaft eine ſtarke und wahre Liebe zu ſeinem Vaterlande; er war durch und durch Schleswig-Holſteiner und hielt den däniſchen Uebergriffen gegenüber an den althergebrachten Rechten der Herzogthümer mit jener unerſchütterlichen Zähigkeit, welche überhaupt als ein Erbtheil des ſchleswig-holſtein'ſchen Stammes betrachtet werden muß. Nimmt man noch hinzu, daß Reventlou von einer mächtigen Partei, von der ritterſchaftlichen, und in weiterem Umkreiſe vom großen Grundbeſitz des Landes als Haupt verehrt und von der großen Mehrzahl der Bevölkerung wegen ſeines beharrlichen im Kampfe für die Landesrechte dargelegten Patriotismus hochgeachtet ward, ſo wird man es begreiflich finden, wie ſich an die Erhebung dieſes Mannes an die Spitze der Herzogthümer bei Vielen große Hoffnungen knüpfen konnten.

„Wenn nun aber dennoch die Regimentsführung der ſogenannten proviſoriſchen Regierung und noch mehr der ſpäteren Statthalterſchaft, welche beide unter dem vorwiegenden Einfluß des Grafen Reventlou ſtanden, faktiſch als eine große Kette von Halbheiten erſcheint, wenn ihre Politik ſich nur in der Unklarheit und Unbeſtimmtheit conſequent blieb, wenn der Krieg mit Dänemark ohne jene rückſichtsloſe Energie geführt ward, welche ein Kampf um Sein oder Nichtſein erfordert, wenn endlich der Ausgang in jeder Beziehung kläglich war — wo liegt der Schlüſſel für dieſen auf den erſten Anblick befremdenden Widerſpruch? Die Löſung dieſes Widerſpruches wird uns erſt in den eigentlichen Mittelpunkt dieſes merkwürdigen Charakters führen.

„Der Graf Reventlou gehörte zu den Menſchen, deren Einſicht durch das, was ſie als ihre Grundſätze betrachten, umgränzt und beſchränkt iſt. Sie ſehen klar nur innerhalb einer beſtimmten, mehr oder weniger ſcharf abgegränzten Sphäre; was darüber hinaus liegt, das ſehen ſie nicht, weil ſie es nicht ſehen wollen. Wo dasjenige in's Spiel kommt, was ſie ihre Ueberzeugung oder ihre Grundſätze nennen, da wird ihr Blick trübe, ihre von Natur nichts weniger als unklare Einſicht verdunkelt ſich, ihr Verſtand wird ſtumpf und befangen. Indem ſie glauben, an den einmal angenommenen Grundſätzen feſthalten zu müſſen, ſchließen ſie ſich ab gegen beſſere Einſicht und ſetzen den Reſultaten eines klar blickenden Verſtandes und den vernünftigen Gründen Anderer ein ſtarres, bis zum Eigenſinn ſich ſteigerndes Feſthalten an ihrer einmal feſtgeſtellten Ueberzeugung entgegen. Dieſe Haltung ſind ſie gemeiniglich geneigt, als eine verdienſtliche zu betrachten; ſie ſehen darin nur Ueberzeugungstreue und Feſtigkeit der Grundſätze, ohne zu bedenken, daß es auch falſche Ueberzeugungen und verkehrte Grundſätze giebt, an denen feſtzuhalten weder eine Tugend, noch

Digitized by Google

ein Verdienſt iſt. Und wenn ſie endlich Schiffbruch erleiden mit ihrer Anſchauung, ſo beruhigen ſie ſich noch in dem Glauben, ein nicht verſchuldetes Märtyrerthum für ihre Ueberzeugungstreue zu erdulden, während ſie in der That nur das Opfer des Eigenſinns ſind, mit dem ſie an einer falſchen Ueberzeugung feſtgehalten haben.

„Die Ueberzeugung, welche das leitende Prinzip in Reventlou's Charakter bildete, war weſentlich die conſervative; ſie war ein Ausfluß jener Weltanſchauung, welche in den einmal hiſtoriſch gewordenen Verhältniſſen in Staat, Kirche und Geſellſchaft den Ausdruck einer göttlichen Ordnung erblickt, welche nicht alterirt werden darf, wenn nicht die Grundſäulen der menſchlichen Geſellſchaft erſchüttert werden ſollen. Revolution iſt hier gleichbedeutend mit Umſturz aller göttlichen und menſchlichen Ordnung; der Demokrat iſt wiſſentlich oder unwiſſentlich Förderer der Revolution, und als ſolcher Frevler an Gott und Menſchen. Von dieſem conſervativen Standpunkt des hiſtoriſchen Rechtsbodens aus mußte Graf Reventlou ebenſo ſehr feſthalten an den althergebrachten Landesrechten gegen die auf Umſturz deſſelben gerichteten Uebergriffe der däniſchen Regierung, als an den alten Privilegien ſeines Standes im Gegenſatz zu den auf Vernichtung des Privilegienweſens und allgemeine Gleichſtellung der Staatsbürger gerichteten Beſtrebungen der Demokratie. Beides geht in der vormärzlichen ſtändiſchen Wirkſamkeit des Grafen Reventlou immer Hand in Hand: die nationale Oppoſition nach außen gegen den Landesfeind, und die politiſche Oppoſition nach innen gegen den — vermeintlichen — Feind der menſchlichen Geſellſchaft. . . .

„Ein Charakter, wie der des Grafen Reventlou, mußte durch die Ereigniſſe des Jahres 1848 und durch die Erhebung der Herzogthümer nothwendig in eine ſchiefe und bedrängte Lage gerathen. Die Vertheidigung der Landesrechte, an denen Reventlou ſo feſthielt, war nicht möglich ohne eine Revolution, weil der Angriff von der legitimen Regierung ausging, und doch widerſtrebte jede Revolution der innerſten Ueberzeugung des Grafen, weil ſie die Mächte des politiſchen und ſozialen Umſturzes entfeſſelte, welche er ebenſo und noch mehr fürchtete, als den äußeren Feind. Die nationale Ueberzeugung Reventlou's gerieth in Kampf mit der politiſchen und ſozialen.

„Reventlou, der Conſervative, der Legitime, adoptirte die Revolution und prägte ihr ſeinen Stempel auf; wir erhielten ſo die Revolution auf dem Rechtsboden, ſich zuſpitzend in dem Dogma vom unfreien Herzog. An dieſem Widerſpruch einer Revolution, welche keine Revolution ſein ſollte, iſt die Erhebung der Herzogthümer zu Grunde gegangen. Reventlou hielt die nationalen Zwecke der Erhebung für geſichert, ſobald die deutſchen Fürſten, namentlich der König von Preußen ſich ihrer angenommen, und betrachtete es nun als eine ſeiner Hauptaufgaben, im Anſchluß an die damalige preußiſche Regierungspolitik, den demokratiſchen und revolutionairen Elementen Schranken zu ſetzen. Statt zu erkennen, daß die nationale Befreiung nie gelingen könne ohne die innere politiſche, gab er die erſtere den Fürſten anheim, und drängte die andre zurück; er war ängſtlich beſtrebt, die Erhebung der Herzogthümer jedes revolutionairen Anſtrichs mehr und mehr zu entkleiden und jede Maßregel von großartigen volksthümlichen Dimenſionen von vornherein zu verhindern. Die Furcht vor der Demokratie und Revolution lähmte ſeine ſonſtige Energie und umdüſterte ſeine Einſicht. Zu ſpät ſah er, daß die Fürſten Schleswig-Holſtein preisgeben würden und daß auch die nationale Befreiung ſcheitern werde. Aus dieſem Conflikt entſtand jene Unklarheit der Politik, jene Halbheit und Kleinlichkeit der Kriegführung, jenes Schwanken der Regierungs-Maßregeln, wie wir es unter dem Regiment Reventlou's erblicken.

„Wie die Furcht vor der Revolution den Grafen Reventlou ſelbſt in einem Augenblicke beherrſchte, wo die Gefahr bereits von ganz anderer Seite her drohte, erhellt aus folgendem kleinen charakteriſtiſchen Zuge. Es war kurz nach der Schlacht bei Idſtedt, als der Abgeordnete Riepen den Statthalter Reventlou auf dem Bahnhof zu Neumünſter traf. Der Erſtere, ſchon bejahrt, aber noch ſehr rüſtig, hatte ſich kurz vorher in Rendsburg geſtellt, um in die Armee einzutreten, war aber zurückgewieſen. Er erzählte das dem Statthalter, indem er bemerkte: es ſcheine ihm nicht richtig, daß man keine umfaſſenderen, alle noch irgend wehrfähigen Männer des Volkes umfaſſenden Rekrutirungs-Maßregeln treffe, und bemerkte ſchließlich, wenn die Statthalterſchaft einen Aufruf erlaſſen wolle, der alle wehrbaren Männer zu den Waffen rufe, ſo werde er ſich ſofort wieder zum Eintritt melden, und es ſtehe zu erwarten, daß das ganze Volk jenem Aufrufe auf das Bereitwilligſte folgen werde. Darauf erwiederte Reventlou, indem er dem bezeichneten Abgeordneten leicht auf die Schulter klopfte: „Lieber R., ſorgen Sie nur dafür, daß Ruhe und Ordnung im Lande bleibt, dann wird ſich das Andre Alles finden." — Alſo in einem Augenblick, wo das ganze ohnehin von Natur nicht zu anarchiſcher Unordnung disponirte Volk noch ganz ergriffen war durch die Trauerkunde von Idſtedt, wo es bereit war, alle, auch die größten Opfer zu bringen, wenn ſie von ihm verlangt würden, wo Niemand an eine Störung der Ruhe und Ordnung dachte, — da trug ſich der Graf Reventlou mit dem Geſpenſt der Revolution herum und hatte keine größere Sorge, als daß die Ruhe im Lande nicht geſtört werde! (Der Verfaſſer erinnert hierbei an das berühmte Wort eines hohen preußiſchen Beamten nach der Schlacht bei Jena: „Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht!") — In der That, das war nicht der Mann, um in bewegter Zeit, wo es ſich um Sein oder Nichtſein handelte, an der Spitze eines tüchtigen, opferbereiten und ſeinen Führern vertrauenden Volkes zu ſtehen.

„Reventlou hatte unzweifelhaft die Abſicht, das ſchleswig-holſtein'ſche Staatsſchiff zwiſchen der Scylla des Dänenthums und der Charybdis der Demokratie hindurchzuſteuern. Es iſt ihm allerdings gelungen, die Demokratie niederzuhalten und der Revolution die Spitze abzubrechen; aber indem er ſich ängſtlich abwehrend nach dieſer Seite verhielt, iſt er nach der andern dem Feinde gerade in die Hände gelaufen: ſeine Politik der Legitimität und des Vertrauens auf die Fürſten hat endlich dahin geführt, daß der Rechtsboden des Landes vollſtändig zertrümmert und das Volk der Herzogthümer wehrlos ſeinen Feinden preisgegeben iſt. Das war das Ende der Revolution auf dem Rechtsboden, die keine Revolution ſein ſollte."

Wie der Verfaſſer im Verlauf ſeines Buches dann auf Schritt und Tritt den Scheinkrieg nachweiſt, den Preußen für die ſchleswig-holſtein'ſche Sache gegen Dänemark führte, und wie das preußiſche Cabinet nichts weniger als eine Befreiung der Herzogthümer und Beſchützung ihrer Rechte erſtrebte, das verdient fürwahr geleſen zu werden; die Geſchichte wird ſicherlich einſt die Beſtätigung dafür in reichem Maße liefern. Mit dürren Worten erklärt Herr von Wildenbruch, der Spezialgeſandte des preußiſchen Hofes, in ſeiner Note an den däniſchen Miniſter Grafen von Knuth unterm 8. April 1848, alſo 14 Tage vor dem Treffen bei Schleswig: Preußen intervenire in den Herzogthümern im Intereſſe Dänemarks, um die radikalen und republikaniſchen Elemente, die ſich ſonſt der Sache würden bemächtigen können, fern zu halten; die Trennung der Herzogthümer von Dänemark aber wolle es möglichſt zu verhindern und ſo die Größe und Unabhängigkeit Dänemarks zu fördern ſuchen. („Le propre intérêt du Danemark est le but de la Prusse; elle veut sa grandeur et indépendance, qui lui paraissent menacées par la séparation des Duchés, — et elle est prête à y concourir. — Il est dans l'intérêt du Danemark et de tous les Etats voisins que les Princes Allemands interviennent puissamment dans cette affaire, et le seul désir d'empêcher les éléments radicaux et républicains de l'Allemagne d'intervenir d'une manière désastreuse a poussé la Prusse aux démarches qu'elle a faites.")

Wie ſpäter Preußen ſeinen Frieden mit Dänemark ſchließt und die Herzogthümer ganz auf ſich ſelbſt angewieſen ſind, um mit Anſpannung aller Kräfte ihr Recht ſich zu erkämpfen, da will es das Schickſal, daß ſie einen Mann zum Oberfeldherrn erhalten, der wie nicht leicht ein anderer dazu geeignet war, ihre Sache dem Verderben zuzuführen. Der General Williſen, der den Oberbefehl übernahm in der ſtillen Hoffnung, daß es ihm durch eine geſchickte diplomatiſche Action, die er in Scene zu ſetzen gedachte, äußerſt leicht gelingen werde, den ganzen Krieg durch eine Ausſöhnung der ſtreitenden Parteien zu beſeitigen, und der durch den Wiederausbruch deſſelben nach ſeinen eigenen Worten „auf's angenehmſte berührt wurde, da er ſich ſo einer Aufgabe gegenüber geſtellt ſah, die er bisher noch nie geglaubt hatte, ernſthaft in den Kreis ſeiner Betrachtungen ziehen zu müſſen," — „General Williſen, ſagt der Verfaſſer, gehört zu jenen Charakteren, welche ſchwer zu begreifen ſind, weil ihnen überall ein feſter, beſtimmter und klar umgränzter Kern ihres Weſens fehlt. Denn weder ſtimmt ihr Denken zu ihrer Handlungsweiſe, noch macht jedes für ſich betrachtet den Eindruck der Conſequenz und des geſchloſſenen Zuſammenhanges. Obwohl ſie ſtets die Einheit von Theorie und Praxis im Munde führen, zeigen ſie doch durch ihr eignes Beiſpiel beſtändig, daß beides nicht daſſelbe iſt. Ihr Handeln ſtimmt nicht zu ihren theoretiſchen Grundſätzen; ja dieſe ſelbſt verſchieben ſich beſtändig und werden wankend gemacht durch Impulſe, welche aus der Praxis kommen, und während auf der einen Seite die praktiſche Thätigkeit häufig nach einer übel angewandten theoretiſchen Schablone regulirt wird, ſo wird auf der andern eben ſo häufig die theoretiſche Anſchauung in der unberechenbarſten Weiſe durch von außen kommende Motive influirt und alterirt. Das unvorhergeſehene Ereigniß, das Schickſal oder der Zufall, ſpielt daher bei keinem Feldherrn der Neuzeit eine ſo einflußreiche Rolle, als bei dem General Williſen.

Digitized by Google

Nachdem er ſich erſt die Wirklichkeit von innen heraus falſch conſtruirt hat, bringt es ihn dann vollſtändig aus der Faſſung, wenn er ſie nicht ſo findet, als ſeine Conſtruction ſie ſich zurecht gemacht hatte, und er endigt ſchließlich mit Handlungen, welche zu ſeiner eigenen Theorie paſſen wie die Fauſt auf's Auge. Ein hochgeſtellter preußiſcher Militair ſagte ſehr richtig: „„Bei Williſen's Plänen iſt Alles immer ſehr ſchön und ſo wohlineinandergefügt, wie bei der beſten Maſchine; aber fehlt einmal irgend wo eine, auch die kleinſte Schraube, ſo weiß er ſich nicht zu helfen, und die ganze Maſchinerie kommt in Unordnung.““

„Seine große Reorganiſation der Armee war unzeitig und wirkte desorganiſirend. Die Schlacht bei Idſtedt verlor er, weil er auf alarmirende Berichte eines Majors aus dem Generalſtabe ſie verloren glaubte. Fortan ſchien er alles Vertrauen zur Armee verloren zu haben, dagegen an Unentſchloſſenheit und Haltungsloſigkeit zu gewinnen. Friedrichſtadt ließ er unbeſetzt. Nachdem der Feind anſtatt ſeiner es endlich gethan, erhält der General von einem ſeiner Offiziere einen geſchickten Plan, wie der Platz durch einen Handſtreich zu nehmen ſei; doch durch die unbegreifliche Abänderung, die er an dem Entwurfe machte, riß er dieſem das Herz aus dem Leibe und machte die Ausführung vergeblich. Als dann endlich, um dem völlig verfehlten Unternehmen noch die blutige Krone aufzuſetzen, jener nutzloſe Sturm auf die Stadt ausgeführt wurde, den er ſelbſt gar nicht einmal angeordnet zu haben ſcheint, da ergriff den Mann eine Art von Verzweiflung. Wie Einer, der den Tod ſucht, warf er ſich in's heißeſte Gefecht; als ein Offizier vom Generalſtabe ihn erinnerte, ſich nicht ſo zu exponiren, was aus der Armee werden ſolle, wenn er falle? erwiderte er: „Was liegt der Armee daran, ob ich falle oder nicht?“ S.

## Frankreich.

### Natürliche Gränzen, nach St. Marc Girardin.

Wir haben Schwarz auf Weiß den Beweis vor uns, daß die Idee von der Eroberung des linken Rheinufers eine verklungene Sage bei unſeren franzöſiſchen Nachbarn zu werden beginnt. In einem Werke, das dazu beſtimmt iſt, geſunde politiſche und adminiſtrative Begriffe in Frankreich zu verbreiten, in dem Dictionnaire Général de la Politique* findet ſich von dem alten Akademiker St. Marc Girardin, dem ehemaligen Unterſtaatsſekretair im Unterrichts-Miniſterium Guizot's und Salvandy's, ein Artikel über „natürliche Gränzen“ (Frontières naturelles), der das ganze franzöſiſche Zeitungs- und Kannengießer-Geſchwätz von der Eroberung des linken Rheinufers und von den natürlichen Gränzen überhaupt in die Rumpelkammer wirft. Wir laſſen die kleine Abhandlung, die auch noch über manche andere Dinge zu denken giebt, hier vollſtändig folgen:

„Den Begriff und das Wort natürliche Gränzen hat die Politik von der Erdkunde entliehen. In der Geſchichte der politiſchen Ideen unſeres Jahrhunderts verdient dieſer Begriff eine beſondere Stelle einzunehmen.

Vor vierzig Jahren hat man über das Syſtem der natürlichen Gränzen ſehr viel hin und her geſtritten. Es wurde behauptet, daß die Geographie ſelbſt den Staaten ihre Gränzen angewieſen habe, daß die Gebirge und die Flüſſe Scheidelinien bildeten, welche die Natur vorgezeichnet, um die internationalen Fragen über das Eigenthum zu reguliren. Frankreich z. B. hatte als natürliche Gränzen die Pyrenäen, die Alpen und den Rhein; es hatte demnach ein Recht, Belgiens und des linken Ufers des Rheins bis zu deſſen Mündung ſich zu bemächtigen. Es wäre dies keine Uſurpation ſeinerſeits, ſondern nur, wie man damals meinte, die Anwendung eines Grundſatzes des natürlichen Rechts geweſen. Solchergeſtalt hat man unter dem erſten Kaiſer und ſelbſt noch während der Reſtauration als guter Franzoſe die Geographie ſeines Landes auffaſſen zu müſſen geglaubt. Wahr iſt, daß man jenſeits des Rheins die Geographie nicht in derſelben Weiſe auffaßte. Dort war der Rhein nicht ein Gränzfluß zwiſchen Frankreich und Deutſchland, ſondern ein ganz deutſcher Strom, und auch das Flußthal von der Quelle bis zur Mündung war durchaus deutſch. Das Elſaß mußte auf dieſen Titel hin zu Deutſchland gehören; Frankreich ſollte an den Vogeſen aufhören. Lothringen ſogar ſollte, ich weiß nicht nach welcher geographiſchen Linie, die auf der Karte weniger erkennbar als die Vogeſen, ebenfalls zu Deutſchland gehören. Seine beiden Hauptflüſſe, die Moſel und die Maaß, fließen ja nach dem Rhein.

Seltſam in der That! es iſt mir noch keine Nation vorgekommen, die, kraft des Syſtems der natürlichen Gränzen, daran dachte, ihr Gebiet und deſſen Abgränzung einzuſchränken. Vielmehr ſtudirt jede Nation ihre natürlichen Gränzen nur zu dem Zwecke, ihr Reich auszudehnen. Sie ſucht ihre natürlichen Gränzen ſtets außerhalb, niemals innerhalb ihres Gebietes.

Deshalb hege ich ſeit langer Zeit Zweifel an der Vortrefflichkeit des Syſtems der natürlichen Gränzen, obwohl ich nicht geradezu behaupten will, daß es keine natürlichen Gränzen gebe. Ich erkenne gern an, daß das Mittelländiſche Meer im Süden und der Ocean im Weſten natürliche Gränzen für Frankreich ſind. Hindern uns aber dieſe natürlichen Gränzen, ein gutes Beſitzrecht auf Algerien zu haben? Hat England nicht zur Zeit des hundertjährigen Krieges, ungeachtet dieſer natürlichen Gränzen, einen großen Theil von Frankreich beſeſſen? Und wie viele Länder beſitzt es nicht noch jetzt jenſeits der Meere? Wo ſind die natürlichen Gränzen Englands, auf die man es beſchränken möchte?

Was will alſo dieſes Wort, dieſer Begriff ſagen, der ſich auf ſo verſchiedene Weiſe anwenden läßt? Hat man das Syſtem als veraltet und werthlos zu betrachten und verdient es den Mißkredit, in den es geſunken iſt? Muß man annehmen, daß es nur politiſche Gränzen giebt, die von dem wechſelvollen Geſetze der Verträge beſtimmt werden und von den Wechſelfällen des Krieges abhängen? Iſt es das Hazardſpiel der Macht und der Gewalt allein, das über die Geſchicke der Völker entſcheidet? Hat die Geographie nicht auch ihre Einflüſſe?

Ich gebe zu, daß es auf der Erdoberfläche mehr oder weniger ausgedehnte Theile giebt, die durch Meere, Gebirge und Flüſſe von einander getrennt zu ſein ſcheinen und die in Folge dieſer Abgränzungen geſonderte Gebiete bilden. Eine Nation nimmt gern ein ſolches abgeſondertes Gebiet ein und nennt es dann ihr Vaterland. Doch daraus folgt nicht, daß das Vaterland einer ſolchen Nation ſtets ein Territorium von gleicher Ausdehnung und von gleicher äußerlichen Geſtalt umfaſſe. An den Gränzlinien zweier ſolcher Gebiete, die von einander mehr oder weniger entſchieden getrennt und mehr oder weniger deutlich dem oder jenem Volke angewieſen ſind, giebt es gewöhnlich Gegenden ungewiſſer Art, die beiden mit einander gränzenden Völkern zu gehören ſcheinen und die das Geſchick bald dem einen und bald dem anderen Volke zutheilt. Dieſe ungewiſſen Gegenden ſind es, auf welche der Ehrgeiz und der Eroberungsgeiſt gerichtet ſind.

Die am beſten und naturgemäßeſten abgegränzten Staaten haben offene Küſten, die keine natürlichen Vertheidigungsmittel darbieten; ſo Frankreich an ſeiner Nordküſte. Auch jene natürlichen Vertheidigungsmittel: Meere, Berge, Flüſſe, ſind, je nach den Zeiten und je nach dem Erfindungsgeiſte der Völker, von ſehr verſchiedenartiger Bedeutung. Es giebt Zeiten, wo das Meer die Völker trennt und es giebt Zeiten, wo es ſie verbindet. Horaz nennt den Ocean noch die große Scheidelinie der Völker; wir dagegen nennen ſie das Band der Welt. Es giebt Zeiten, wo Gebirge nur mit unendlichen Schwierigkeiten überſchritten werden: man muß Herkules oder Hannibal ſein, um die Alpen zu bewältigen; in jenen Zeitaltern der Auseinander- und Fernhaltung iſt der Abhang eines Gebirges auf der einen Seite gänzlich geſchieden von dem auf der andern. Wir treffen hier nicht mehr dieſelbe Sprache, dieſelben Sitten, dieſelben Ideen wie dort. Da die Völker die ſchlechte Gewohnheit haben, ſich um ſo mehr zu haſſen, je weniger ſie ſich kennen, ſo wiſſen die Bewohner der beiden Abhänge nichts Beſſeres zu thun, als ſich recht gründlich zu verabſcheuen. Sie nehmen ſich nur dann die Mühe, das Gebirge zu überſchreiten, wenn es gilt, ſich mit ihren jenſeitigen Nachbarn zu ſchlagen. Inzwiſchen wollen wir den Krieg hier nicht gerade als das Allerſchlimmſte bezeichnen; er iſt es gewöhnlich, der den Weg über das Gebirge bahnt, und iſt der Weg erſt einmal durch den Krieg eröffnet, ſo öffnen ſich die Gebirge auch dem Handel. Die Kaufleute treten in die Fußſtapfen der Soldaten, und bald folgen ihnen die Ingenieurs, welche fahrbare Straßen über das unwegſame Gebirge bauen. Wir ſind erſtaunt, wenn wir vom Jura hinab in das Thal des Genfer Sees durch eine Reihenfolge entzückender und mannigfaltiger Ausſichtspunkte gelangen. Unvermerkt haben wir auf Windungen, die die Kunſt verſchönerte, die jähen Abhänge des Berges paſſirt. Und jene unzugänglichen Höhen, welche die Nationen trennen ſollten, wo ſind ſie? Eine Spazierfahrt in bequemer Kutſche iſt genügend, um uns darüber hinweg zu führen. Wo ſind die natürlichen Gränzen?

Was von den Bergen gilt, das gilt auch von den Flüſſen. Wie fern liegt uns doch die Zeit, wo der Araxes unwillig über die Brücke war, die

* Par M. Maurice Block, avec la collaboration d'hommes d'état, de publicistes et d'ecrivains de tous les pays. Paris, O. Lorenz. Leipzig, A. Dürr, 1863.

die beiden Ufer mit einander verband, pontem indignatus Araxes, und wo der franzöſiſche Dichter den alten Römer von dem Rheine ſprechen ließ:

> Dont l'insolent passage
> Sur un pont en deux jours trompa tous ses efforts!

Die Flüſſe, gewohnt, ſich unter das Brückenjoch zu beugen, trennen die Länder nicht mehr, ſondern verbinden ſie; ſie ſind Bindemittel, ſtatt der Hinderniſſe. Wo alſo, fragen wir noch einmal, ſind die natürlichen Gränzen?

Zu dieſer Beſeitigung von Hinderniſſen, d. h. der Gränzen, kommt nun noch in neuerer Zeit die große und letzte Beſeitigung des Raumes, die Pfeilſchnelligkeit der Eiſenbahnen. Wie kann da nun noch von einer Trennung der Staaten geſprochen werden? Wenn die Regierungen immer mehr und mehr die gute Gewohnheit annehmen, die Reiſenden nicht mehr an der Gränze wecken zu laſſen, um ihnen die Päſſe abzufordern, ſo werden wir fünf oder ſechs Staaten hinter einander in Einem Schlafe paſſiren können. Giebt es alſo keine Gränzen mehr in Europa? Allerdings giebt es deren noch, aber es ſind Gränzen, die man nicht wahrzunehmen riskirt, wenn man nicht aufpaßt, oder wenn uns der Gränzzoll-Beamte nicht bemerklich macht, daß wir in ein anderes Land einpaſſirt ſind. Die Gränzzoll-Beamten werden wirklich bald die einzigen ſichtbaren, natürlichen Gränzen ſein, die in Europa beſtehen.

Predige ich hiermit etwa die Einheit von Europa? Gott behüte mich davor! Europa iſt ſchon eintönig genug! Es hat die Eintönigkeit der Civiliſation; machen wir es nun noch zu einem unbegränzten Staate, ſo ſchaffen wir ihm die Eintönigkeit der Knechtſchaft. Was Europa noch an Freiheit beſitzt, verdankt es ſeinem Mangel an Einheit.

Heutzutage bilden die Bedürfniſſe und der Wille der Völker die natürlichen Gränzen der Länder. Und ſtelltet ihr die Alpen auf die Vogeſen, ſo würdet Ihr dadurch das Elſaß nicht hindern franzöſiſch zu ſein, denn dies zu ſein liegt in ſeinem Intereſſe und iſt ſein beharrlicher Wille. Verlegt den Rhein an die Pforte unſerer Nordgränze — wenn die Rheinländer nicht Franzoſen ſein wollen, wenn unſere Ideen, unſere Geſetze, unſere Verwaltungsart mißfallen, ſo möget Ihr ſagen, ſoviel Ihr wollt, der Rhein ſei unſere natürliche Gränze. — Die Natur wird gegen den menſchlichen Willen zurückſtehen. Denn das iſt das Merkmal unſeres Jahrhunderts, daß der Wille der Völker ſtärker als alle Feſtungen, als alle Gebirge, alle Flüſſe, alle Gränzlinien, mögen dieſe natürliche ſein oder nicht.

Denkt Ihr etwa, daß, wenn einmal Belgien mit Frankreich vereinigt werden ſollte, dies geſchehen wird, weil der Rhein und die Maaß unſre natürlichen Gränzen ſind? Nein, die Maaß iſt ebenſo wenig unſere natürliche Gränze, als die Oiſe oder die Somme. Belgien wird ſich mit Frankreich vereinigen, weil es dieſelben gewerblichen und Handels-Intereſſen und dieſelben Freiheitsbegriffe mit uns hat. Eine Gränze heutzutage iſt ſoviel als die Oppoſition, die zwei Völker gegen einander haben und das, was ſie unterſcheidet. Nicht die Pyrenäen trennen uns von Spanien, ſondern unſere Sitten. Die Gebirge haben lange Zeit, als die Völker getheilt und einander feindlich waren, Gränzlinien bilden können. Aber dieſe Wälle ſind, wie die von St. Quentin, von Frankfurt, von Leipzig durch die Hand der Civiliſation niedergeriſſen, gleichwie dieſe Hand früher bereits die alten Ritterburgen niedergeriſſen, in welchen die Sicherheit allein durch freiwillige Gefangenſchaft verbürgt wurde. Militairiſche Citadellen, Wälle um gewerbfleißige Städte, natürliche Gränzen — lauter alte Worte, die der Vergangenheit angehören und nichts mit der Zukunft zu thun haben.

Frankreich auf den Jura, auf die Vogeſen und auf die Ardennen beſchränken, oder es bis an den Rhein ausdehnen wollen, iſt eine gleich veraltete Prätenſion; Eins wie das Andere iſt eine Verleugnung des Geiſtes unſeres Jahrhunderts, in welchem die Gränzen durch den Willen der Völker und nicht durch die Natur gebildet werden. Der Menſch gehorcht nicht mehr der Natur, ſondern die Natur gehorcht dem Menſchen. Ein Volk empfängt ſein Geſchick nicht aus der Hand der Geographie, ſondern es legt der Geographie die Geſetze ſeines Willens auf.

Wir wiederholen es: die Völker ſind es, die ihre Gränzen machen; die Völker ſelbſt ſind es, die hier Schlagbäume zwiſchen ſich und ihren Nachbarn errichten und die dort die Schlagbäume niederreißen, welche ſie von ihren Freunden trennen. Die Völker ſind es, die ſich gegenſeitig einander öffnen, oder ſich verſchließen, ſich von einander entfernen oder ſich nähern, bereit, die Waffen zu ergreifen, um Jeden zurückzuwerfen, der ſie hindern möchte, das Eine oder das Andere zu thun, und vorausgeſetzt, daß es wirklich ihr ernſter, ausdauernder Wille iſt, wird ſie auch Niemand daran hindern können. Dies iſt heutzutage der Zuſtand der Welt. Man erobert nicht, ſondern man nimmt auf; man geht nicht auf eine Provinz los, ſondern man wartet bis ſie kommt. Dieſer Wechſel der Dinge iſt für die Diplomaten von vor 1789 ebenſo neu und überraſchend, wie für die Säbelhelden von vor 1814. Inzwiſchen müſſen ſie ſich darein finden, denn ſo will es die Politik unſerer Zeit."

## Schweden.

### Atterbom's Erinnerungen an berühmte Deutſche.

II.

Franz v. Baader. F. H. Jacobi und Jean Paul.

Ueber Franz v. Baader und Jacobi läßt ſich Atterbom an einer Stelle im erſten Bande folgendermaßen aus:

„Heute machte ich die Bekanntſchaft des mirakulöſeſten Mannes, den ich je in meinem Leben geſehen und der, ſeit Swedenberg und St. Martin abgetreten, nur noch in der Welt exiſtiren kann. Du erräthſt leicht, daß dieſer Mann Franz v. Baader iſt. Sowohl in ſeiner Art zu ſein als in der zu ſprechen ſteht er mit Schelling im vollſtändigſten Gegenſatz. Er iſt etwas länger und ſchmächtiger wie Schelling, phyſiſch bedeutend beweglicher und lebhafter, hat ein ovaleres und fröhlicheres Geſicht, iſt geſuchter in der Kleidung und etwas gepudert (wie es ſich für einen Kgl. Baier. Ober-Bergrath und weit gereiſten Welt- und Geſchäftsmann ziemt); auch ſpricht er faſt immer in Extaſe, genau ſo wie im Schreiben, nur daß ſein höchſt ausdrucksvolles Mienen-, Augen- und Geberdenſpiel, im Verein mit einer angenehmen Stimme und einer nur denkbaren Volubilität der Zunge (die nie in's Vulgaire fällt) ſeine mündliche Unterhaltung weit faßlicher und graziöſer macht als ſein ſchriftliches Wort. Kurz geſagt, er redet ſo ſchön, daß eine ähnliche Vormittags-Unterhaltung, wie die, welche uns heute zu Theil ward, tachygraphiſch wiedergegeben, ohne daß ein Wort daran zu ändern wäre, ſchon ein ſehr intereſſantes Buch abgäbe. Im Redevermögen habe ich nur Einen gehört, der Baader an die Seite zu ſetzen wäre und das iſt Steffens, der in gewiſſer Hinſicht noch überredender ſpricht, doch Baader's Discurs hatte eine wundervollere Färbung. Er ſpricht geradezu nichts Anderes, als die tiefſinnigſten Sätze, Antitheſen, Gleichungen, Etymologien, phyſiſche Experimente und Religions-Betrachtungen, und alles dieſes entfließt ihm Schlag auf Schlag, Blitz auf Blitz, in unbeſchreiblichem Enthuſiasmus, der dennoch niemals einen einzigen Fehler gegen Methode und Dialektik begeht. Er drückt ſeine Gedanken mit der ſchärfſten Beſtimmtheit aus, überſpringt nie ein Glied ſeines Raiſonnements, läßt keine Lücken und bringt keine Wiederholungen. In welcher Sprache man wünſcht, ſpricht er mit gleicher Fertigkeit und am liebſten in mehreren zugleich, wie z. B. heute, da abwechſelnd Deutſch, Franzöſiſch, Engliſch, Lateiniſch, Griechiſch und Chaldäiſch vorkam. Daß ſeine Anſichten im Weſentlichen mit Schelling übereinſtimmen, weißt Du — er hat auf Schelling mehr Einfluß als dieſer weiß und vermuthet. Gleichwohl, wenn auch einig in den Reſultaten und ſelbſt in den Prinzipien, differiren ſie in den Wegen, die erſteren aus den letzteren zu entwickeln, ebenſoweit wie ihre Individualitäten ſich von einander unterſcheiden. Dieſe Differenz kann ich in der Kürze nicht anders bezeichnen, als diejenige zwiſchen Philoſoph und Theoſoph.

— — Jacobi iſt ein langer, ſchmächtiger, magerer Greis mit hübſchem Profil, milder Phyſiognomie und kahlem Scheitel, zierlich in ſeiner Tracht und in ſeiner ganzen äußeren Umgebung, etwas ceremoniell in ſeinem Weſen — ein philoſophirender Hofmann. Von Charakter gut und freundlich, aber ſchwankend, leicht beweglich, ſchwach, theils aus natürlichem Mangel an Selbſtändigkeit, theils aus Alter und Eitelkeit. Im Umgange geiſtreich und höflich, iſt er recht angenehm, wenn man es verſteht, ihn in gute Laune zu ſetzen. Schelling und er gehen jetzt gar nicht mehr mit einander um; Jacobi nennt nicht gern des Erſteren Namen. Nichtsdeſtoweniger ſind beide tolerant hinſichtlich ihrer Bekannten, die zum großen Theil in beiden Häuſern aus- und eingehen; bei Jacobi iſt dies Höflichkeit, bei Schelling Gleichgültigkeit. Jacobi wurde krank vom Leſen der gegen ihn von Schelling herausgegebenen Schrift und kam dem Tode nahe — dies konnten ſeine Schweſtern, die bei ihm wohnen, Hrn. Schelling niemals verzeihen, von dem ſie überdies behaupten, er hätte ſich perſönlich undankbar gegen ihren Bruder benommen. Dieſe zwei Schweſtern ſind ein paar vornehme Witwen,* welche ihn eigentlich beherrſchen, da ſie weit

* Sie waren Jungfrauen, wie Atterbom weiterhin ſelbſt corrigirt

Digitized by Google

mehr Charakter=Feſtigkeit beſitzen wie er und zugleich viel Bildung und Geiſt. Die Eine beſonders, welche brünett iſt und eine ſchwarze Perrücke trägt, ſieht ziemlich ſcharf und ſtreng aus; ſie iſt es auch, welche den Grimm auf Schelling am heftigſten anfacht, während die Andere, welche ſehr freundlich ausſieht und eine blonde Perrücke trägt, vergebens zu Frieden und Verſöhnlichkeit ermahnt. Vormittags ſieht man Jacobi in einem langen gelben, mit bunten Blumen beſtickten ſeidenen Schlafrock, in welchem er ſich mit einer beſonderen Feierlichkeit bewegt, und wenn er in dieſem Coſtüm ſchweigend im Lehnſtuhle ſitzt mit ſeinem weichen und etwas melancholiſchen Antlitz, dann verſinnbildlicht er wirklich Pſyche in der Schmetterlings=Hülle, wie ihn Baader geſtern ironiſcher Weiſe nannte, indem er hinzufügte, daß die beiden Schweſtern ſein ſchwarzes und ſein weißes geflügeltes Pferd wären, die ihn jedes nach ſeiner eigenen Seite zögen. Ein anderer, noch komiſcherer Einfall Baader's über Jacobi war eine Parallele zwiſchen ihm und Goethe, die folgendermaßen lautete: „Beide ſind Geheime=Räthe, beide ſind vornehm, beide alt, beide launiſch, beide ceremoniell, beide lieben vor allen Dingen ſich mit Weiber=Coterien zu umgeben; der einzige Unterſchied iſt, daß Goethe ſeine Hühner tritt und daß Jacobi von ſeinen Hühnern getreten wird, „denn" — rief er und ſprang ausgelaſſen um meinen Tiſch — „er iſt Capaun! Capaun! Capaun!" Dergleichen Einfälle bekommt Baader inmitten der tiefſinnigſten Discuſſionen und von dieſen geht er unmittelbar wieder zum feierlichſten Ernſte über.'"

Wir wählen nun noch den Beſuch Atterbom's und des däniſchen Dichters Hjort bei Jean Paul aus.

„Um 11 Uhr begaben wir uns auf die Wanderung zur Wohnung jenes merkwürdigen Weſens. In einem geräumigen und zierlichen Hauſe der ſchönſten Straße der Stadt (Bayreuth) ſtiegen wir zwei Treppen hinauf, die proſaiſcher ausſahen wie jene des Luſtſchloſſes in Lila's Park. Unſer Diener ergriff die Klingel der Saalthüre und ſchellte — aber Niemand kam und öffnete. Ich faßte nun an eine andere Thür nebenan, ſie ging auf und führte mich in einen kleinen Raum, deſſen ganze Ausſtattung weibliche Thätigkeit und weiblichen Aufenthalt verrieth. Ein noch zumeiſt in der Knoſpe eingehülltes und etwa nur zum ſechſten Theile erblühtes Mädchen von ſchlankem Wuchs und höchſt einfacher Kleidung ſtand, überraſcht und verlegen, gerade vor mir und blickte mich mit den blauen frommen halb unter langen Wimpern verborgenen Augen an, ſo ſittſam und ehrbar wie ein Miniaturbild einer Holbeinſchen Madonna. „Wohnt hier der Herr Legationsrath von Richter?" fragte ich. „Sind Sie der ſchwediſche Dichter?" fragte ſie halblaut. „Ja, freilich bin ich der," erwiederte ich. „Ei, das will ich gleich dem Vater ſagen" — und damit hüpfte ſie fort durch eine Thür zur Rechten, die ſich bald nachher auch für mich und Hjort aufthat. Nun kamen wir in einen größeren Raum, der wahrſcheinlich (obwohl an ſich höchſt ſimpel) die Ehre und Würde eines Vorgemaches hatte; dort ſaß eine andere kleinere Tochter Jean Pauls und ſpielte Clavier an der Seite eines Muſiklehrers, den ich in der erſten Verwirrung für Jean Paul ſelbſt hielt, doch erkannte ich bald mit leichter Mühe meinen Irrthum. Im ſelben Augenblick öffnete ſich die eben geſchloſſene Thür und ſiehe da, eine Geſtalt watſchelte uns entgegen mit dem Aeußeren eines wohlhabenden Gaſtwirths, dick und kahlköpfig, ein alter grauer Ueberrock nachläſſig über den Schmerbauch (ölmagen) geknöpft, im Uebrigen ohne Halstuch und Weſte und über der breiten, ziegelfarbigen, rauhen Bruſt geöffnet — kurzum, im vollſten Negligé. Von ſeinem Geſicht hat man in Schweden ein Portrait, welches ihm ziemlich ähnlich ſieht — ich glaube, ein ſolches findet ſich unter meinen Papieren in Upſala — gleichwohl iſt ſein Hängekinn jetzt größer und ſein Ausſehen im Allgemeinen älter; er muß wohl 60 Jahre hinter ſich haben. Ungeachtet all des phyſiſchen Gaſtwirth=Aeußeren hat ſein Antlitz einen geiſtreichen und noch mehr einen höchſt herzlichen Ausdruck; die Stirn iſt hoch und offen, die Augen, blau wie die ſeiner Tochter, drücken Gutmüthigkeit, Humor und Melancholie aus, doch ſchienen ſie mir etwas abgeſpannt und ſchläfrig; ich laſſe dahin geſtellt, inwiefern ſeine bekannte Paſſion zum Biertrinken dazu beigetragen hat. Schon im Voraus hatte ich von Steffens und Schütz gehört, daß ſich Jean Paul, je nachdem er viel oder wenig Bier getrunken hat, ſehr ungleich iſt, im letzteren Falle ſoll er nämlich viel liebenswürdiger ſein wie im erſteren. Da ich noch keine Gelegenheit zu einem Vergleiche gehabt habe, kann ich nicht ſagen, ob er ſich bei meinem Beſuche im ab= oder zunehmenden Monde befand. Der Scheitel iſt kahl und das noch vorhandene ſchon ziemlich erbleichte Haar umgiebt gleich einem Ehrenkranz dieſen Kopf, der ſo viel Göttliches und ſo manche luſtige Sache erdacht hat. — Er ſteht gern, eben ſo wie ich, und iſt während des Geſprächs in einer unaufhörlichen Bewegung, die darin beſteht, daß er ſich beſtändig von einem Bein auf das andere wiegt und hierbei mit den Füßen auf und nieder tritt. Dies verhinderte mich, zu ſehen, ob er lendenlahm ſei, wie ich (wenn ich nicht irre, von Frau v. Helwig) gehört habe. Wenn ich nun noch hinzufüge, daß er grundehrlich ausſieht, daß er etwa im ſelben Style ſpricht, in dem er ſchreibt und daß ſein Geſicht dabei mitunter wunderliche Grimacen macht, dann wirſt Du wohl leicht einſehen, was mir immer ahnte, nämlich daß er im Bibliothekar Schoppe eigentlich ſich ſelbſt portraitirt hat. Er iſt im höchſten Grade ungekünſtelt und freundſchaftlich, gab jedem von uns die Hand und bat uns, zu ſagen, wer der Schwede, und wer der Däne ſei, worauf er die Unterhaltung mit einer Menge Fragen nach dem gegenwärtigen Stande der Bildung und Literatur des Nordens eröffnete. Er ſagte, daß er ſchon meinen Namen und das Hauptſächlichſte des Verhältniſſes zu meinem Vaterlande aus deutſchen Zeitungen erfahren habe; überdies hätte ihm Frau von Chezy brieflich mitgetheilt, daß ich derjenige wäre, welcher hauptſächlich dazu beigetragen, daß die ſchwediſche Nation nun anfinge, ſich aus dem Franzöſiſchen in's Schwediſche zurück zu überſetzen (Gott gebe, daß ich dieſes Lob verdiente!!!). Er bedauerte, daß er ebenſowenig Schwediſch wie Däniſch könnte und bat mich, dem Beiſpiele Oehlenſchlägers zu folgen, der gleichzeitig für Deutſchland und Dänemark ſchriebe. Ueber den Letztern äußerte er ſich mit vielem Lobe — ſie ſind auch perſönlich mit einander bekannt — und war der Anſicht, daß man ihm wohl ſeine etwas lächerliche Eitelkeit verzeihen könne, da er ein ſo naiver und aufrichtiger Narciſſus ſei. Während dieſer Discurſe über Dänemark und Schweden, wobei er ſich unter Anderem auch genau über die ſchwediſchen Sommernächte unterrichten ließ, die gleich Schweden, immer ſo wunderbar vor ſeiner Phantaſie geſchwebt hätten, kam ſeine Frau herein, vermuthlich um zu ſehen, wie dieſe Skandinaven ausſehen könnten. Sie iſt eine hübſche, recht anmuthige Frau, geiſtreich und heiter, und ſie gefiel uns ausnehmend wohl. Nun wurde das Geſpräch belebter und wir kamen auf Gott weiß welche verſchiedenartige Themata. Einmal ging er hinaus in das andere Zimmer und trank Bier, was ich an ſeinem Athem merkte, als er zurückkam. Unter Anderm entſinne ich mich, ihm mitgetheilt zu haben, daß die Dresdner Frauen den Charakter Roquairols unnatürlich fänden und behaupteten, in ihrer Praxis nie einen ſolchen kennen gelernt zu haben; was ihm Veranlaſſung zu vielen komiſchen Betrachtungen über die Frauen und Männer der Zeit gab. Unter allen Roquairols, die er ſelbſt kannte, wäre Brentano der vornehmſte, der leibhaftige Roquairol par excellence; dies ſchloß er beſonders daraus, daß ihm Brentano einſtmals ſelbſt in allem Ernſte geſagt habe, er erkenne in Roquairol „mit Vergnügen" das Bild ſeiner eigenen Perſönlichkeit und er wundere ſich, wie Jean Paul, ohne ihn zu kennen, ſein Portrait ſo ſchön treffen konnte. Ueber Frau von Helwig, die er ſonſt ſehr rühmte, machte er aber die Bemerkung, daß ſie „gar zu beſonnen" wäre, doch gab er zu, daß Helmina v. Chezy, für die er ſich mehr intereſſirte als ich dachte, „ganz ohne alle Beſonnenheit" ſei. Sehr ergötzte ihn meine Beſchreibung ihres wunderlichen poetiſchen Nomadenlebens; gleichwohl pries er ſich glücklich, keine ſolche Hausfrau zu beſitzen. Er kannte ſie als Mädchen und behauptet, daß ſie vor 18 Jahren unwiderſtehlich bezaubernd und verführeriſch geweſen. Seitdem hat er ſie nicht geſehen, wechſelt jedoch dann und wann Briefe mit ihr. Er fragte mich, wie ſie jetzt ausſähe; als ich aber ſeine erſte Frage, ob ſie noch ihren ſchlanken Wuchs hätte, beantwortete, bat er mich, aufzuhören und nicht die Geſtalt zu verderben, die er von ihr im Andenken bewahre. Ueber Goethe fällte er manche ſcharfſinnige Urtheile. Der Zug aus Goethe's Kindheit, den er in ſeiner Biographie darlegt, als er ſich über die Vermuthung freute, nicht ſeines Vaters Sohn zu ſein und unter einer Menge Bildniſſe zeitgenöſſiſcher Fürſten forſchte, um irgend einen derſelben zu finden, bei dem ſich eine Aehnlichkeit der Geſichtszüge mit den ſeinigen entdecken ließe, der dann vielleicht ſein eigentlicher heimlicher Vater wäre — iſt nach Jean Paul's Anſicht ein Zug, der ſo tief in das Weſen der moraliſchen Natur Goethe's blicken läßt, daß der letztere, hätte er nur die geringſte Ahnung hiervon gehabt, ihn nimmermehr in einer Lebensbeſchreibung hätte blicken laſſen, bei der Alles ſo genau durchdacht und berechnet iſt.

Während dieſer Unterhaltung ſaß ſeine vorher erwähnte älteſte Tochter an einem Tiſche und zeichnete, hörte aufmerkſam zu und blickte mich ſo oft und ſcharf an, daß ich anfangs glaubte, ſie zeichnete mich ab. Dieſe liebenswürdige Familie und ihr treffliches Zuſammenleben erinnerte mich angenehm an unſern Franzén und das Pfarrhaus in Kumla. Nichts deſtoweniger ſind Franzéns Frau und Töchter ſchöner, beſonders die letzteren, ebenſo wie Franzén ſelbſt eine graziöſere und elegantere Erſcheinung iſt wie Jean Paul. — — Sein Abſchied war recht herzlich; er gab mir väterliche Warnungen, nicht des Nachts zu reiſen, ſondern auf meine Geſundheit zu achten; denn, ſagte er, nach Ihrem Aeußeren zu urtheilen, ſo ſcheinen Sie mir, obwohl im Norden geboren, doch gar nicht

Digitized by Google

für dieſe Jahreszeit gemacht zu ſein. Nun wurden wir, auf Veranlaſſung der Frau, einen ganz andern Weg, einen Prachtweg, hinausgeführt, nämlich durch den Saal, der an ſich ſchön genug und mit verſchiedenen Malereien verſehen war. Unter Anderm wurde uns (von der Mutter) eine von ihrem Sohne (den wir nicht ſahen) nicht ohne Geſchick gemachte Schwarzekreide-Zeichnung nach Battonis Magdalena gezeigt. In dieſer Weiſe nimmt die ganze Familie an äſthetiſcher Beſchäftigung Theil. Nachdem uns Jean Paul in dem Vorzimmer verlaſſen hatte und mit ſeiner Frau weggegangen war, bemerkte ſeine Tochter, daß ich ohne Ueberrock ſei und erinnerte ſich gleichzeitig, daß ich denſelben gerade bei ihr gelaſſen hätte — worauf ich zum zweiten Mal mit ihr ein tête-à-tête in ihrem Zimmer hatte, diesmal von ihr ſelbſt dort eingeführt und ganz solo. Leider konnte ich dieſe Viſite nicht ſonderlich ausdehnen. Lebe wohl! ſchönes Fräulein Richter! Lebe wohl, du wunderbarer Jean Paul! Ich wünſche innigſt zu Gott, daß ich Euch noch einmal wiederſähe. — Erinnerſt Du Dich, daß im Hesperus eine Art europäiſcher Bramin vorkommt, der Emanuel heißt und ſeinen Todestag voraus zu wiſſen glaubt? Frau Niethammer hat mir geſtern Abend mitgetheilt, daß jetzt Jean Paul ſelbſt auf dieſe Einbildung gefallen ſei: er glaubt nämlich heimlich ſteif und feſt, daß er am nächſten 14. Januar (1818) ſterben wird, und ſeine Frau, welche ihn ſehr liebt, und auf irgend eine Weiſe hinter ſeine Todesahnung gekommen iſt, ſoll ſich hierüber innerlich auf das Schrecklichſte ängſtigen und grämen. Das will ich wohl glauben! Was jedoch dieſe Angelegenheit betrifft, ſo will ich hoffen, daß die Prophezeiung fehlſchlägt. Er kam mir ſehr wohl ausſehend vor — dennoch hat man viele Beiſpiele, wie gewaltig in ſolchen Fällen eine fixe Idee oder Phantaſie wirken kann. Es wäre wahrhaftig ſehr traurig!* — Man ſagt, daß er jetzt an einem Werke arbeite, welches „der deutſche Don Quijote" heißen ſolle. Andere behaupten, daß der Titel ein ganz anderer wird, daß jedoch der Held des Buches, wie das Buch ſelbſt ein deutſches Gegenſtück zum Don Quijote werden ſoll. Ungekünſtelt beſcheiden äußerte er ſich über ſein Talent. Als ich ihm ſagte, daß jetzt Goethe, Schiller, Tieck und er überall in Schweden geleſen würden, rief er ſehr naiv aus: „Ich? Ich? Ich auch? Wahrlich, das hätt' ich nicht geglaubt! Das freut mich ſehr! Alſo giebts doch wirklich Leute da oben, die meine wunderlichen Productionen kennen und lieben?"

Die Schilderung iſt gut gemeint und, wie wir annehmen müſſen, natürlich, obwohl uns mancher Ausdruck in derſelben nicht angenehm berührt. Doch iſt es ja oft der Fall, daß unſre Halbgötter, beſonders wenn wir ſie nur aus ihren Werken und nicht perſönlich kennen oder der Tod ſie dem Irdiſchen lange entrückt hat, in unſerer Einbildungskraft oder Pietät einen Heiligenſchein annehmen, den wir nicht blos auf ihren Geiſt, ſondern auch auf ihre ſterbliche Hülle ſo gern zu übertragen geneigt ſind. Uns bleibt Jean Paul in jeder Hinſicht eine verklärte Erſcheinung.

Somit nehmen wir denn Abſchied von den Memoiren des ſchwediſchen Skalden und wünſchen, daß ſein Werk bald durch Uebertragung ins Deutſche unſern Landsleuten und damit auch dem gebildeten Auslande zugänglich werde.

Franz Maurer.

## Italien.

### Zur Geſchichte der Kirchenverbeſſerung in Italien.

Die Erfahrung, daß die kirchliche Bewegung in Italien ſeit dem Frieden von Villafranca durchaus den Charakter des Proteſtantismus angenommen hat, war für Viele eine überraſchende. Noch heute will Mancher gar nicht daran glauben. Man war ſo gewohnt, Italien und das Papſtthum als identiſche Begriffe aufzufaſſen, daß man ſich beide nicht getrennt zu denken vermochte. Die relative Wirklichkeit ihres tauſendjährigen Zuſammenhangs hatte allmählich den Schein einer abſoluten Nothwendigkeit angenommen. Spielten nicht in der Phantaſie romantiſcher Touriſten die Bilder des römiſchen Kirchenweſens die Hauptrolle? Wer wäre nach Rom gezogen ohne den Gedanken an Papſt und Kardinäle? Wer hätte in Genua nicht auf Schritt und Tritt erwartet, der Geſtalt eines Mönches zu begegnen?

Indeſſen ſteht zunächſt die Thatſache des proteſtantiſchen Charakters der Bewegung außer Zweifel. Die auch in dieſen Blättern angezeigte Schrift von Thierſch giebt dafür die entſchiedenſten Belege. Sowohl die Bünde der Fratelli italiani, als ohnehin die neuen Waldenſer-Gemeinden in verſchiedenen Städten der Halbinſel, ſind weſentlich antipapiſtiſch. Die an die Sache nicht recht glauben wollen, ſuchen dann wenigſtens die Bedeutung dieſer Thatſache zu ſchwächen, indem ſie die Oppoſition auf das politiſche Gebiet beſchränken. Sie ſoll nur gegen die weltliche Gewalt des Papſtthums, aber nicht gegen das Dogma von der Statthalterſchaft Jeſu Chriſti, alſo nicht gegen die geiſtliche Gewalt der Nachfolger St. Peters, gerichtet ſein. Und es iſt richtig, daß dies die Formel iſt, unter welcher die Cavour'ſche Politik des neuen Königreichs Italien ſich bis auf dieſen Augenblick zu verwirklichen ſucht. Damit hat aber der innere Gang der kirchlichen Reformation des Landes nicht das Mindeſte gemein. Möglich, daß ein rechtzeitiges Eingehen des römiſchen Hofs auf jene politiſche Forderung dieſen Gang gehemmt, ja unterbrochen hätte. Aber wer möchte behaupten, daß ein ſolches Eingehen dem Papſtthum ohne Selbſtzerſtörung möglich ſei?

Der Irrthum wurzelt in Verkennung des Weſens der ſchismatiſchen Kirchenformen. Daß dieſe als ſolche ſammt und ſonders nur ein relatives Recht haben, folgt aus der ausdrücklichen Beſtimmung des Chriſtenthums zur Menſchheitskirche, zur Religion der Humanität. Denn das Schisma gründet ſich auf das gerad entgegengeſetzte Prinzip der bloßen Nationalität. Es war der nationale Antagonismus, der anſtatt der Einen Kirche, wie ſie ſich noch unvollkommen in den erſten drei Jahrhunderten entwickelte, nach und nach drei Hauptformen, jede noch dazu mit ihren ſectireriſchen Auswüchſen und Abzweigungen, in das Leben rief. Wenn von dieſen Formen die geſchichtlich älteſte, die morgenländiſche Kirche, thatſächlich den Accent mehr auf die göttliche Perſon des Vaters legte, ſo war es natürlich, daß dem gegenüber das Abendland ſich zunächſt um ſo entſchiedener auf die Homouſie des Sohnes, überhaupt auf die ſinnliche Seite der Menſchwerdung, ſtützte. Denn hierdurch war die Idee der wirklichen Erlöſung bedingt. Und dieſe relativ nothwendige Oppoſition iſt offenbar der ſachliche Grund der geſammten Ausbildung des römiſchen Kirchenweſens geworden. Ebenſo nothwendig war aber gegen deſſen Einſeitigkeit auch wieder die ſchließliche vorzugsweiſe Betonung des Geiſtes in der proteſtantiſchen Form, um die Gefahr eines ausſchließenden Charakters der Erlöſung zu beſeitigen. Auf dem vollſtändigen Durchlaufen der Entwickelungsform beruht, wie erhellt, die ganze Möglichkeit dereinſtiger wirklicher Allgemeinheit des Glaubens und der Sitte in der Menſchheit. Auch iſt die vorzugsweiſe Thätigkeit der germaniſchen Stämme bei jener Entwickelung nicht zu verkennen. Die Germanen haben factiſch die ganze chriſtliche Schule durchgemacht. Sie ſind von der griechiſch-arianiſchen zur römiſchen und von dieſer zur proteſtantiſchen Form vorgeſchritten. Aber der Fortſchritt in die letztere kann ſelbſtverſtändlich auch den Romanen nicht erſpart werden. Es iſt gerade dieſe ſachliche Nothwendigkeit, welche ſich in der heutigen Reform-Bewegung Italiens manifeſtirt.

Als ein äußerer Beweis für dieſe Nothwendigkeit kann die geſchichtliche Thatſache des Anklangs gelten, welchen bereits die deutſche Reformation des 16. Jahrhunderts in Italien fand. Eine umfaſſende Geſchichte dieſer Verhältniſſe bleibt noch zu ſchreiben. Wir dürfen ſie vielleicht am erſten aus der Feder eines Italiäners erwarten, wenn erſt der politiſche Frieden ſeines Vaterlandes befeſtigt und für ſolche Darſtellungen Sinn und Muße geſchafft und der freie Zugang zu den Quellen geöffnet iſt. Unterdeſſen iſt jeder Einzelbeitrag zur Kenntniß jener Zeit erwünſcht und dankenswerth. Es liegen uns in dieſer Hinſicht zwei Studien von Herrn Jules Bonnet, beide in's Deutſche überſetzt von Dr. Friedrich Merſchmann vor: „Das Leben der „Olympia Morata" und „Aonio Paleario." *. Die Namen dieſer beiden italiäniſchen Märtyrer des Proteſtantismus ſind bekannt genug. Den der Olympia Morata hat neuerdings Gelzer in ſeinen Briefen aus Italien wieder hervorgezogen; der Name des Paleario war ohnehin in der Literatur-Geſchichte Italiens aufbewahrt, wo übrigens auch der Olympia wegen ihrer metriſchen Ueberſetzung der Pſalmen in das Griechiſche eine Stelle gebührt hätte. Es iſt nun nicht die Abſicht, hier einen Auszug aus beiden Darſtellungen anzufertigen, da der Reiz ſolcher Biographien gerade in ihrer unverkürzten Leſung liegt, zu welcher wir um ſo lieber einladen, als die Erzählung des Herrn Bonnet eben ſo warm gefühlt wie ſachlich vollſtändig und würdig iſt. Nur das Nothwendigſte ſei hier geſagt.

Olympia Morata, früh am Hofe von Ferrara durch Geiſt und ungewöhnliche Bildung glänzend, wird, von dem in Italien eingedrungenen Lichte des Evangeliums ergriffen, die Gattin eines deutſchen Arztes, Dr. Grenthler; ſie flieht vor der bald eingetretenen Verfolgung ihres Glaubens mit ihrem Gatten über die Alpen, zuerſt nach Nürnberg, dann nach Schweinfurt. Die Zerſtörung dieſer Stadt zwingt das Paar zu neuer und

* Er ſtarb bekanntlich am 14. November 1825, überlebte mithin lange den Tag, welchen er für ſeinen Todestag hielt.

* Hamburg, Agentur des rauhen Hauſes, 1863.

Digitized by Google

noch härterer Flucht. Halb entblößt, barfuß, dem Hunger und den Schrecken des Winters preisgegeben, finden ſie endlich eine Zuflucht bei dem proteſtantiſchen Grafen von Erbach und durch deſſen Vermittelung ein letztes Aſyl in Heidelberg, wo Beide, der Mann als Lehrer an der dortigen Hochſchule, bald darauf in dürftigen Umſtänden ſtarben. Dieſem halben Märtyrthum der Morata tritt dann ein ganzes und vollſtändiges in der Perſon des Paleario gegenüber. Dieſer, aus Verola gebürtig, in Rom zum gründlichen Gelehrten herangebildet, tritt demnächſt nach einander in Siena, Lucca und Mailand als öffentlicher Lehrer und Schriftſteller auf, entgeht ſchon an erſterem Orte, wo ihn der Geiſt der deutſchen Reformation ergreift, nur mit genauer Noth der Verurtheilung als Ketzer. Von Mailand endlich vor das Inquiſitionsgericht in Rom gerufen, er-erſcheint er dort nur, um alsbald verdammt zu werden, und endet auf dem fürchterlichen Holzſtoße, der neben und nach ihm ſo viel tauſend ähnliche Opfer verzehrt. Für die perſönliche Geſchichte des Mannes iſt unſtreitig das wichtigſte Reſultat der Forſchungen des Herrn Bonnet der Beweis, daß Paleario der Verfaſſer der Schrift „Von der Wohlthat Chriſti" ſei, welche, 1543 in Venedig erſchienen, ungeheures Aufſehen erregte und reißende Verbreitung fand und welche ſowohl Gieſeler als Leopold Ranke nach einer falſchen Angabe einem neapolitaniſchen Mönche zugeſchrieben haben.

Doch dieſe beiden Einzelbilder ſpielen nur in einen weit gewaltigern und allgemeineren Zuſammenhang hinein. Auf der einen Seite die mittelalterliche Kirche mit ihrer tiefen, aus der Reformations-Geſchichte hinlänglich bekannten Fäulniß und Verderbniß; auf der andern ein durch ſie geknicktes Volk, das, an der Quelle des Heils ſchöpfend, plötzlich zu ſich ſelbſt kommt, ebenſo des edlen Kerns ſeiner Natur als ſeiner ſittlichen Entſtellung inne wird und aus dieſem größten Elend nach Erlöſung ringt. Da ſehn wir zuerſt in dem nämlichen Neapel, auf welches ſpäter gerade deshalb auch der Druck der Reaction am ſchwerſten und nachhaltigſten niederfiel, eine ganze Bevölkerung, um das leuchtende Triumvirat des Juan Valdez, des Pietro Vermiglio (Petrus Martyr) und des Fra Bernardino d'Ochino geſchaart, der begeiſterten Predigt des reinen Wortes lauſchen und ſich in Werken der aufopferndſten Liebe üben. Da erhebt ſich ferner in dem „noch ganz vom Andenken an Savonarola erfüllten" Toskana, in Siena und Florenz, der Proteſtantismus mit einer Macht, vor welcher ſelbſt die eben erſt geſchaffene Inquiſition in Rom erſchrickt. Es bildet ſich endlich in Lucca jene eifrige proteſtantiſche Gemeinde, deren Glaubenstreue ſich noch heute in ihren zahlreichen Nachkommen zu Genf, das den Verbannten gaſtlich ſeine Thore öffnete, wiederſpiegelt, der zahlloſen Einzelblitze, mit denen die Reformation in allen Städten des herrlichen Landes edle Herzen traf und zu neuem Licht entzündete, nicht zu gedenken.

Schon eine ganz äußerliche Anſicht dieſer Erſcheinung wird genügen, das Vorurtheil von einer abſoluten Identität Italiens mit dem Papſtthume gründlich zu zerſtreuen. Wäre der italiäniſche Volksgeiſt wirklich, wie dieſes Vorurtheil vorauszuſetzen ſcheint, zum Glauben an die feierliche Gegenwart Chriſti, welche die Subſtanz des päpſtlichen Vicariats bildet, gleichſam ein für alle Mal prädeſtinirt: wie hätte er ſich in vielen Tauſenden, und gerade in den Gebildetſten, entſchieden für das Gegentheil ausſprechen können? „Als man mich eines Tages fragte," ſchreibt Paleario, „welches der erſte Grund des chriſtlichen Glaubens wäre, antwortete ich: Chriſtus. Welches der zweite? Chriſtus. Welches der dritte? Chriſtus." Kann der glaubenseifrigſte deutſche Proteſtant mehr ſagen? Ja, es liegt ſogar in dem italiäniſchen Charakter Etwas, was ihn weit mehr zum Apoſtel des Proteſtantismus geeignet erſcheinen läßt, als ſelbſt den Deutſchen: ſein angeborner Sinn für Schönheit und Adel der Form. Fern ſei es von uns, in den wohlfeilen Tadel einzuſtimmen, welchen man ſo oft gegen den deutſchen Reformator wegen ſeiner rückſichtsloſen Sprache erhoben hat. Wir wiſſen aus ſeinem eigenen Munde, daß dieſe Härte eine vollkommen bewußte, ein wohlerwogenes Mittel zur Erreichung ſeiner Abſichten war. Und, weit entfernt, ihm vorzuwerfen, daß er nicht wenigſtens am Abend ſeines Lebens „milder" geworden ſei, finden wir gerade in dem Ton ſeiner letzten größeren Schrift, in dem berühmten Teſtamente „wider das Papſtthum zu Rom, vom Teufel geſtiftet," den nothwendigen Abſchluß ſeines großen Werkes. Allein, was für ihn nothwendig war, das iſt es nicht auch für ſeine Nachfolger. Für dieſe iſt vielmehr Milde und Sanftmuth allerdings ſittliche Pflicht. Und nun betrachte man die Sprache jener italiäniſchen Proteſtanten des 16. Jahrhunderts. Keine Spur von wildem Zorn und Grimm gegen ihre Widerſacher, die denn doch genug gethan hatten und fortwährend thaten, Beides zu entflammen. Die höchſte ſittliche Faſſung, wahrhaft evangeliſche Einfachheit des Bekenntniſſes und chriſtliche Beſcheidenheit des Widerſpruchs in jedem Worte. So geziemte es denen, die ihr Denken und ihre Rede an den Vorbildern des klaſſiſchen Alterthums geſchärft und ausgebildet hatten. Und wenn die Sprache ihrer Gegner durchaus die entgegengeſetzte Form aufzeigte, ſo wäre man verſucht, zu glauben, daß vielmehr die Dreſſur der Feder und des Mundes auf Kapuzinaden eine Fälſchung des urſprünglichen nationalen Genius geweſen, dagegen der Proteſtantismus die Wiederfindung deſſelben zu ſich ſelbſt und ſeine eigentliche Wahrheit ſei.

Das Einzige, was man als Beweis für die Unfähigkeit Italiens zum Proteſtantismus angeführt hat, iſt deſſen thatſächliches Wiederverſchwinden in dieſem Lande nach dem großen Aufſchwunge von 1543. Dies würde inzwiſchen nur in dem Falle beweiſend ſein, wenn man dem Geiſte der Reformation freie Hand gelaſſen und er deſſenungeachtet keine Wurzel im Volke gefaßt hätte. Alle Welt weiß aber, daß dem nicht ſo war, daß vielmehr die Reformation dort, wie in Spanien, Frankreich und ſelbſt in einem Theile von Deutſchland, nur der Gewalt erlag. Und gerade in dieſer Rückſicht trafen alle Umſtände zuſammen, um Italien von jeder eigenen Schuld an dem Untergange der reinen Lehre freizuſprechen.

Unter den Völkern romaniſcher Zunge iſt nur eines, von welchem man vielleicht mit einigem Rechte ſagen kann, daß ſein Weſen dem Proteſtantismus, das iſt der geiſtigen Auffaſſung des Dogma's, widerſtrebt: das ſpaniſche. In Spanien hatte ſchon längſt vor der Reformation der katholiſche Glaube diejenige Form des bornirten Fanatismus und des excluſivſten Hochmuths angenommen, die ihn noch heute daſelbſt charakteriſirt. So war es denn auch im Kopfe eines Spaniers, Don Ignazio de Loyola, daß der Gedanke der Unterdrückung des Proteſtantismus um jeden Preis und durch jedes Mittel entſprang, und es war ein vorzugsweiſe ſpaniſcher Mönchsorden, der Dominikaner, welcher ſich mit dem neugeſtifteten Orden des Ignazio in die Aufgabe theilte, dergeſtalt, daß letztere die Partie der liſtigen, der Orden des Dominico aber die Partie der gewaltſamen Unterdrückung übernahm. Es war im Jahr 1542, als die Ausbreitung des Proteſtantismus in Italien ihren Höhepunkt erreicht hatte, als nicht nur an den oben genannten Orten, ſondern auch in Ferrara, Modena, Venedig, Bologna, Padua, Vicenza, kurz überall, die Predigt des Evangeliums erſcholl und Clerus und Laien mit ſich fortriß, als gleichzeitig mit der unſichtbaren Wirkſamkeit der Jeſuiten die ſichtbare der römiſchen Inquiſition, des ſog. heiligen Officiums, in's Leben trat. Und hier zeigt ſich ſofort der große, auch ſonſt durchweg bemerkliche Unterſchied des italiäniſchen und des ſpaniſchen Volksgeiſtes, — ein Unterſchied, welchen der römiſche Hof in praktiſcher Anwendung der von dem Kardinal Caraffa aufgeſtellten Verfolgungs-Grundſätze wohl zu würdigen wußte und ſorgfältig beachtete. In Spanien hatte die Inquiſition die Oeffentlichkeit niemals zu ſcheuen gehabt; im Gegentheil, ſie ſuchte den Prunk der öffentlichen und maſſenhaften Hinrichtungen, jener gräßlichen Auto-da-fés, die neben den Stiergefechten den Beweis für die ſittliche Verwilderung liefern, welche ſich unter dem ſpaniſchen Kulturfirniß verbarg. In Italien, dem Lande wirklicher Kultur und daher einer nur künſtlich zurückgehaltenen Sittlichkeit, mußte dagegen das heilige Officium weit vorſichtiger zu Werke gehen, um den Erfolg zu ſichern. Faſt nur in der Stadt Rom und auch da nur ſelten wagte es ſich, und zwar ſtets nur mit einzelnen öffentlichen Hinrichtungen, an das Tageslicht hervor; weil die meiſten Opfer fielen in der Stille und dem Dunkel der Gefängniſſe.

Es war alſo nicht Italien, welches den proteſtantiſchen Glauben zurückſtieß, ſondern es war Spanien, welches den Italiänern dieſen Glauben raubte, den ſie begierig ergriffen hatten. Aber man muß noch weiter gehen. Die Unterdrückung des Proteſtantismus iſt nur die negative Seite dieſer ganzen traurigen Geſchichte. Die poſitive Seite iſt die Befeſtigung des Katholicismus in Italien und in der ganzen Welt auf einer neuen Grundlage. Die Natur des Bedürfniſſes einer ſolchen erhellt aus den gegebenen Prämiſſen. Durch die Reformation war nur der Frage Ausdruck gegeben, welche aus dem Zuge der Entwickelung des Chriſtenthums ſich mit Nothwendigkeit ergab, ob der kirchliche Geiſt ſich durch den Mund des ſinnlichen Stellvertreters Chriſti oder durch die Geſammtheit der Gläubigen, vertreten in den ökumeniſchen Concilien, auszuſprechen habe. Das Koſtnitzer Concil von 1414 hatte zwar die Frage gegen die Anſprüche des päpſtlichen Primats entſchieden, die Baſeler Synode von 1431 auch in dieſem Sinne zu reformiren angefangen. Im Weſentlichen blieben jedoch ſeine Anſprüche beſtehen, und blieb ſonach die beharrliche Forderung eines neuen Concils auf Seiten der Reformatoren gerechtfertigt. Es iſt nun bekannt, in welcher Weiſe das endlich und endlich zu Stande gebrachte Concil zu Trient dieſer Forderung entſprach oder vielmehr nicht entſprach. Weit enfernt, die gerechten Anſprüche der chriſtlichen Kirche auf Autonomie zu befriedigen, ſanctionirte jenes Concil vielmehr die päpſtliche Infallibilität als Dogma. Der Widerſpruch, welcher hierin lag, daß das Concil ſich zugleich als die Stimme der Kirche und auch nicht als dieſe Stimme

Digitized by Google

ſetzte, dieſer für Rom verhängnißvoll gewordene Widerſpruch mag hier auf ſich beruhen. Aber es bleibt für immer bemerkenswerth, daß der Urheber jenes fatalen Dogma's, der Spanier Lainez, der Landsmann, Freund und College Loyola's war, wie denn auch übrigens die ſpaniſchen Fanatiker, unterſtützt durch die Träger der abermals ganz ſpaniſchen Politik des Kaiſers, es waren, welche alle Schritte des Concils dominirten; ſo daß man mit vollem Rechte die aus den Beſchlüſſen dieſes Concils hervorgegangene neukatholiſche Kirche nicht mehr von dem zufälligen Sitze des Papſtes die römiſche, ſondern die ſpaniſche (oder, wenn man will, die jeſuitiſche) Kirche nennen könnte.

Was bedarf es aber am Ende des Zeugniſſes der Geſchichte, um die gänzliche Verſchiedenheit Italiens und des Papſtthums darzuthun? Genügt nicht ein Blick auf die Gegenwart? Iſt das ein naturgemäßer, ein wahrhaft nationaler Zuſtand, wenn die oberſte Gewalt der Landeskirche beinahe in die Mauern einer einzigen Stadt zurückgedrängt, ſich ſogar dort nur unter dem Schutze fremder Bayonette zu behaupten vermag, wenn alles Volk rings umher und innerhalb jener Mauern ſelbſt mit Ungeduld nur den Augenblick erwartet, wo dieſe Bayonette ſich zurückziehen werden, um jener Gewalt den Garaus zu machen? Kann man da von einer prädeſtinirten Katholicität des Volksgeiſtes ſprechen, wo ſchon ſeit Jahren die ſtärkſte kirchliche Strafe, die des Kirchenbannes, wirkungslos über dem Haupte desjenigen ſchwebt, deſſen Willen vielmehr für alle Italiäner der geheiligteſte und entſcheidendſte iſt, über dem Haupte des Königs Victor Emanuel? Muß man nicht vielmehr ſagen, daß in einem ſolchen Lande der Katholicismus nur noch eine Fiction und daß der wahre kirchliche Geiſt des Volkes allbereits deſſen pures Gegentheil iſt?

Und ſo wenig die geſchichtliche Vergangenheit und Gegenwart, eben ſo wenig läßt die Zukunft etwas Anderes für Italien erwarten, als deſſen allmähliche vollſtändige Gewinnung für die allgemeine Menſchheitskirche, in welcher die ſchismatiſchen Formen untergehen werden und für welche denn freilich auch der bisherige Proteſtantismus nur ein, wenngleich nothwendiger, Uebergangspunkt iſt. Denn das große Mittel dieſer Verſchmelzung, die Wiſſenſchaft in allen ihren Theilen und beſonders auch als Philoſophie, hat ſich jenſeits der Alpen bereits unwiderruflich eingeführt. Vielleicht giebt uns dieſe denkwürdige Bewegung des italiäniſchen Geiſtes in der Folge einmal Veranlaſſung zu näherer Betrachtung. Einſtweilen genügt es, der Bemühungen der Turiner Regierung zur Pflege dieſes Geiſtes mit gebührendem Ruhme zu gedenken. Für den deutſchen Einfluß auf dieſe Erſcheinung iſt die Thatſache frappant genug, daß ein erklärter Hegelianer, de Sanctis, zeitweiſe das Portefeuille des öffentlichen Unterrichts inne gehabt hat. In ganz Italien findet ſich zur Zeit, außer in dem römiſchen Collegium und an verſchiedenen Orten Venetiens, keine Jeſuitenſchule mehr. Aller wirkſame Widerſtand Roms gegen die Ausbreitung des Geiſtes freier Forſchung beſchränkt ſich augenblicklich auf den römiſchen Index. Von dieſem aber den Bann jenes Geiſtes zu erwarten, das wäre eine Selbſttäuſchung, welche dem unbefangenen Urtheil noch weit mehr, als die Excommunication des italiäniſchen Königs und als bemerktermaßen die ganze römiſche Politik ſeit 1542, im eigentlichen Sinne ſpaniſch vorkommen müßte. Emil von Meyſenbug.

## Nord-Amerika.

### Sklaverei und Freiheit des Negers in den Vereinigten Staaten.

### II.

Das Recht des Negers im Omnibus und auf der Eiſenbahn.

Ein intereſſanter Fall im Polizei-Gericht von San Francisco, Kalifornien, im Juni dieſes Jahres von den beſten Advokaten auf beiden Seiten vertheidigt, wurde zu Gunſten des Rechtes des Negers, im öffentlichen Omnibus und Eiſenbahn-Wagen fahren zu dürfen, entſchieden. Die Klage geſchah im Namen des Volkes. William Bowen, der Neger, Hauptzeuge in der Sache, gegen Pond und Hughes, Conducteur und Kutſcher der Miſſion-Omnibus-Eiſenbahnwagen wegen Angriff und körperlicher Verletzung beim gewaltſamen Ausſtoßen deſſelben aus einem der Wagen am 26. Mai 1863. Die Anwälte George Barſtow und Alfred Rix fungirten für die Anklage; der Colonel James, Salomon A. Sharp und M. Lloyd für die Vertheidigung; es gab lange und tüchtige Argumente, die Vertheidigung ſtützte ſich auf „öffentliche Meinung" gegenüber der lex scripta, die Anklage verlangte eine gewiſſe geſellſchaftliche Poſition für den Neger, erſt nach ſechsſtündigem Plaidoyer konnten ſich die Geſchwornen zurückziehen.

Die Rechtsfrage ſelbſt iſt ziemlich klar, und wurde vor zwei Jahren in Cincinnati richterlich feſtgeſtellt. Der Inſpector einer dortigen Straßen-Eiſenbahn-Geſellſchaft hatte ſeine Unterbeamten inſtruirt, Neger in die Wagen nicht aufzunehmen, die Inſtruction war eine mündliche. Die farbige Bevölkerung Cincinnati's und deren Freunde widerſetzten ſich dem und beſchloſſen die Geſetzlichkeit der Maßregel prüfen zu laſſen. Zu dem Zwecke beſtieg Sarah Taſſit, eine Frau von dunkler Farbe, Friſeurin in einem großen Hôtel, den Wagenzug, um nach ihrem Beſtimmungsort zu fahren. Der Conducteur, William Kimball, ſeine Inſtruction befolgend, verſuchte, ſie zu entfernen. Die Frau behauptete ihr Recht, ein Streit und Colliſion entſtand, ſie klammert ſich feſt an die Galerie des Wagens, wurde eine weite Strecke durch den Straßenſchmutz geſchleift, der Conducteur ſiegte, d. h. an Ort und Stelle, — aber nicht ſpäter im Gericht. Sie verklagte ihn wegen Angriff und Verletzung, und er wurde, wenngleich durch die fähigſten Advokaten vertheidigt, zu 50 Dollars Geldſtrafe verurtheilt. Sie brachte nun eine Schadenerſatz-Klage von 1000 Dollars gegen die Eiſenbahn-Geſellſchaft, gewann auch dieſen Prozeß; es wurde ihr jedoch nicht der volle Betrag des verlangten Schaden-Erſatzes bewilligt. So weit der Fall in Cincinnati und deſſen rechtsgültige Erledigung; kommen wir nun zu dem vorliegenden.

Der Hauptzeuge William Bowen iſt von ſo tief ſchwarzer Farbe, daß dem Conducteur kein Zweifel aufſteigen konnte, ob ſeine Inſtruction, farbige Perſonen von der Benutzung der Wagen auszuſchließen, auf denſelben anwendbar ſei. William Bowen hatte von ſeinem Prinzipal den Auftrag, ein kleines Packet nach der Miſſion zu bringen, die Wagen kamen auf ſeinem Wege an ihm vorbei, er ſtieg ein, wurde gleich vom Conducteur bei der Schulter ergriffen, herumgedreht und bedeutet: „Wir fahren keine Neger!" (Zeuge recognoscirt den im Gerichtsſaale anweſenden Conducteur.) Sich ſträubend erklärt er, daß ſein Prinzipal ihn nach der Miſſion ſende und ſtreckte das Fahrgeld dem Conducteur entgegen; während Letzterer erklärte: „Wir nehmen kein Geld von Negern."

Hierauf packten ihn Kutſcher und Conducteur, ſtießen ihn, und warfen ihn endlich auf die Straße. Er ging zum nächſten Apotheker, kaufte ſich Lavendelwaſſer und ein Pflaſter, und miethete ein Fuhrwerk, um ſeinen Dienſt zu beſorgen. Er war verletzt worden, da man ihn auf das Gitter der Wagengalerie niederdrückte; ſein Arm war mehrere Tage wund, er hatte Schmerzen, keinen Schlaf, ein Arzt behandelte ihn bisher.

Auf die Fragen des gegneriſchen Advokaten antwortete er: als ich den Wagen beſtieg, glaubte ich, man würde mir die Mitfahrt geſtatten; bin früher ſchon einmal mitgefahren und der Conducteur hat mein Geld angenommen. Habe das Lavendelwaſſer getrunken, anſtatt es äußerlich anzuwenden; habe nicht den Conducteur gereizt, indem ich ihm ſagte, er wage nicht, mich zu entfernen, habe Niemand wegen meines Rechts zu fahren conſultirt, bin nicht aufgeſtiegen, um einen Prozeß vor Gericht zu veranlaſſen, bezahle ſelbſt meinen Anwalt und alle meine Schulden. Ich verlangte nicht in der Innenſeite des Wagens zu fahren, ſondern auf der Außengalerie. Bin in Philadelphia geboren, habe in New-York gewohnt, bin Barbier und Haarkünſtler, habe an den Wahlen theilgenommen und für Präſident Harriſon geſtimmt.

Ein Zeuge, Mr. Frederik, bekundet für die Anklage, ſah, wie der Conducteur den Farbigen von der Galerie zu drängen verſuchte und, da er es nicht konnte, den Kutſcher zu Hülfe rief. Der Wagen hielt. Jemand ſchlug mit ſeinem Stocke dem Neger auf die Knöchel der Hand; er unterſagte das, da es eine Angelegenheit ſei, die nur den Conducteur anginge. Die Paſſagiere nahmen Partei für und wider den Neger.

Mr. Brown, ein anderer Zeuge für die Anklage, ſah den Farbigen gedrängt vom Kutſcher und Conducteur, hörte und ſah, wie der Neger die Bezahlung anbot.

Dr. Harris hat den Hauptzeugen William Bowen ärztlich behandelt; erfuhr, daß er durch Herausſtoßen aus einem Omnibus verletzt ſei; fand bei der Unterſuchung ein großes Pflaſter auf der Hüfte, keine Rippe gebrochen, keine Verletzung der Haut, jedoch erſchien ſie gequetſcht; wie ſtark gequetſcht, ſei ſchwierig zu ſagen, da dieſelbe ſehr ſchwarz ſei; habe ihn wiederholt unterſucht, fand die verletzte Stelle ſehr empfindlich.

Mr. Roberts bezeugt, daß Bowen in ſeinem Dienſte ſteht, von ihm an dieſem Tage nach der Miſſion geſandt worden ſei, und nachher viel Schmerzen gehabt zu haben ſcheine.

Mr. Perry befand ſich im Wagen, ſah die gewaltſame Entfernung Bowen's, der ausdrücklich verlangte, auf der Galerie ſtehen zu dürfen. Zeuge ſprang vom Wagen, indem er erklärte, wenn man den Farbigen wegſtieße, wolle er ſelbſt auch nicht fahren. Es war großer Lärm, Con-

Digitized by Google

ducteur fluchte und Beide, Conducteur und Kutscher, konnten erst nach langem Ringen den Neger entfernen.

Hier schloß die Anklage, und die Vertheidigung, behauptend ein Recht zu haben, den Farbigen auszuschließen, auch nicht mehr als die erforderliche Kraft dazu verwandt zu haben, rief als Zeugen Mr. Griffin. Derselbe hörte, daß Conducteur dem Farbigen erklärte, er dürfe, seiner Instruction gemäß, ihn nicht mitfahren lassen. Farbiger sagte, „er wolle verdammt sein, wenn er nicht mitführe" und war schroff, während Conducteur sich auf seine Instruction berief. Zeuge wurde seitens der Vertheidigung gefragt, wie es mit der Praxis und öffentlichen Meinung hinsichtlich Farbiger auf Omnibuswagen beschaffen sei? Die Anklage opponirte gegen die Fragestellung. — Vertheidigung behauptet, daß der Unternehmer im öffentlichen Verkehr eben so gute Rechte als der Farbige besäße; es würde zu seinem wesentlichen Schaden gereichen, wenn er Farbige mit Weißen fahren ließe. — Die Anklage will, um keine Zeit zu verlieren, die Frage ohne Plaidoyer an die Geschwornen gehen lassen, „ob ein Farbiger das Recht hat, im Wagen des öffentlichen Verkehrs zu fahren."

Der Richter, Mr. Cowles, fand, daß es sich hier um eine Gesetzstelle handle; er würde die Geschwornen mit Bezug darauf zu instruiren haben, aber nicht für jene sei das zu entscheiden. Würde der Beweis geführt, daß es eine unzulässige Person gewesen, so brauchte er nicht aufgenommen zu werden.

Vertheidigung will den Beweis, daß es eine unzulässige Person gewesen, antreten; die öffentliche Meinung und die Empfindlichkeit anderer Passagiere erklärt Farbige als unzulässige Personen, und es würde das Interesse der Eisenbahn-Omnibus-Compagnie verletzen, solche mitfahren zu lassen.

Der Richter erwidert, wenn gezeigt werden könne, der Betreffende sei Agent einer Concurrenz-Bahn, trachte danach, die Passagiere zu dieser hinüber zu locken, und der ersteren Bahn Schaden zu verursachen, dann käme der gedachte Punkt in Betracht.

Die Vertheidigung wollte zeigen, daß, ob die Absicht, ihnen Schaden zuzufügen, vorgelegen habe oder nicht, der Nachtheil doch ebenso vorhanden sei, als wäre der Betreffende mit den Blattern behaftet.

Richter würde den Beweis verlangen, daß Bowen's Zustand in diesem Falle der Art war, daß er unzulässig gewesen; sonst hatte der Conducteur kein Recht, ihn auszustoßen.

Vertheidigung will beweisen, daß er in solchem Zustande gewesen. Colonel James citirte Redfield's Eisenbahn-Gesetze, wo diese Autorität, nach Anführung der Personen, die nicht aufgenommen werden, als Trunkenbolde u. s. w. sagt: „oder auch solche Personen, die aus irgend einem Grunde nicht passende Gesellschaft für die anderen Passagiere sind, wie die mit ansteckenden Krankheiten oder in andrer Weise Behafteten." Der Farbige sei den anderen Passagieren widrig, die öffentliche Meinung hätte das so entschieden.

Richter sagt, ob es Recht sei, einen Farbigen von der Mitfahrt auszuschließen, bestimme das Gesetz und nicht die öffentliche Meinung; wäre es anders, so könne eine Jury bejahend, die andere verneinend entscheiden, beständig einander widersprechend, sodaß ein Rechtspruch nicht zu erlangen wäre. Das Uebel läge darin, daß die Vertheidigung versuchte, aus der Hautfarbe eines Menschen zu folgern, daß er nicht wie ein Mensch behandelt werden solle.

Vertheidigung glaubt, es sei noch kein Kriminalfall der Art zur Verhandlung gekommen.

Richter erwidert, daß, wenn es so ist, der Grund der sein müsse, daß die Frage, um die es sich handelt, über allen Zweifel erhaben ist. Vertheidigung citirt den Fall in New-York, wo Jack Downing, ein reicher Austernhändler und Farbiger, aus einem Omnibus gewiesen wurde, und die Thatsache, daß die New-Yorker Wagen einen besonderen Platz für Farbige mit der auswendig angebrachten Notiz, „hier dürfen Farbige sitzen" hätten. Wenn die Farbigen in San Francisco sich nur etwas gedulden wollten, man würde bald ähnliche Auskunft für sie finden. Aber wenn die Anklage siegreich wäre, so hätten Neger das Recht, sich in die Wagen zu drängen, sich zwischen die Damen zu setzen, z. B. zwischen den Richter und seine Gattin.

Richter: Nach dem Gesetz werden diejenigen, die so empfindlich sind, daß sie nicht mit einem Farbigen fahren wollen, zu Fuß gehen oder ihren eigenen Wagen halten müssen, säße auch auf dem Bocke des Letzteren ein farbiger Kutscher und bliese der Wind ihm entgegen.

Vertheidigung: Dann könnte ein Neger ein Dampfschiff-Billet kaufen, auf den Ruf der Mittagsglocke in die Kajüte stürzen und sich neben den Gouverneur des Staates zu Tische setzen.

Richter: Kein Farbiger würde eine so unpassende Handlung begehen. Wenn Dampfboot-Besitzer das Recht hätten, einen Menschen seiner Hautfarbe wegen auszuschließen, so würde man ihnen auch gestatten müssen, zu bestimmen, daß, wer nicht 100,000 Dollars Vermögen besäße, keine Passage erhalten würde.

Vertheidigung: Sie haben doch das Recht zu bestimmen, ob sie überhaupt Jemand fahren wollen. Aber der Zweck der Vertheidigung ist, durch Zeugen zu beweisen, daß die Gemeinde durchaus dagegen ist, auf den City-Eisenbahnen Farbigen die Fahrt zu gestatten, weil es gegen das Interesse der Besitzer ist und ihr Geschäft dadurch ruinirt würde.

Richter: Wenn der klägerische Zeuge versucht hat, das Interesse der Besitzer der Eisenbahn boshafter Weise, oder durch Hinweglockung der Passagiere, zu beschädigen, ist der Beweis gestattet.

Vertheidigung: Hat ein Hôtelbesitzer das Recht, einem Neger Obdach zu verweigern?

Richter: Ja, wenn er keine Räumlichkeiten für ihn hat.

Vertheidigung: Wenn der Kläger nach einem Hôtel erster Klasse geht, darf er sich dort mit den anderen Gästen zu Tische setzen?

Richter: Der Hôtelbesitzer kann es ihm seiner Hautfarbe wegen oder weil er etwa nicht in den Vereinigten Staaten geboren wäre, nicht verbieten.

Vertheidigung fuhr fort zu behaupten, daß die Eisenbahn-Compagnie das Recht habe, ihr eigenes Interesse zu beurtheilen und von der Fahrt den auszuschließen, der sie benachtheilige. Niemand hätte ein Recht, sich in die Wagen zu drängen, es sei Eigenthum der Gesellschaft u. s. w. Der Zeuge Griffin soll erklären, ob ihm widrig wäre, mit einem Farbigen in demselben Wagen zu fahren?

Der Richter verbietet auch diese Frage und noch viele andere, die darauf abzielen, den Stand der öffentlichen Meinung bezüglich der Farbigen darzuthun.

Die Vertheidigung berief nur noch zwei Zeugen. Mr. Morgan, der Inspector der Bahn, sagt aus, daß die Conducteure angewiesen sind, farbige Personen nicht zu dulden, die Instruction ist mündlich. Mr. Day war im Wagen, als der Neger entfernt wurde und sein Zeugniß ergab nur das schon Bekannte.

Die Vertheidigung machte das schon früher Angeführte geltend, sie hätten nur nach den Wünschen des Publikums und in ihrem eigenen Interesse gehandelt; die Farbigen würden immer frecher und zudringlicher werden, und sich auf gleicher Stufe mit den Weißen dünken, wenn die heutige Entscheidung nicht zu Gunsten der Vertheidigung ausfiele.

Die Anklage will nicht zugeben, daß der Neger deshalb, weil wir in einem Wagen mit ihm fahren, auf gleicher Stufe mit uns stehe — wenn in einem Wagen eine Hammelkeule neben mir auf dem Sitze liegt, steht sie deshalb auf einer Gleichheitsstufe mit mir? Es wurde auch lächerlich gemacht, daß gegen Farbige als Kutscher und Diener in nächster Nähe ihrer Herrschaft kein solcher Widerwille sich zeige.

Am Schlusse der Argumente instruirte der Richter, Mr. Cowles, die Geschwornen folgendermaßen: der vorliegende Fall ist der einfachste, der sich denken läßt, ein Fall von Angriff und Verletzung der Person. Ich sitze hier, Ihnen das Gesetz zu erklären, mein richterlicher Eid verpflichtet mich, dies gewissenhaft und korrekt zu thun. Sie sind durch Ihren Eid als Geschworne verpflichtet, Ihr Urtheil in Uebereinstimmung mit dem Gesetz, wie ich es Ihnen erkläre, zu fällen — instruire ich Sie falsch, so trifft die Verantwortlichkeit mich. Sind die Verklagten Vermittler des öffentlichen Verkehrs, so liegt ihnen die Pflicht ob, alle Passagiere, welche in den gesetzlichen Bestimmungen nicht als unzulässig bezeichnet stehen, aufzunehmen; sie dürfen sich nicht der Einbildung hingeben, daß das Fahren des Negers mit dem Weißen den Ersteren auf die Stufe des Letzteren erhebe; er selbst (Richter) fährt täglich in dem Wagen mit Leuten von vielleicht höherem gesellschaftlichen Range als er, und wiederum mit anderen, deren geselliger Umgang unter Gleichheits-Bedingung ihm nicht behagen würde. Ihm sei es nie eingefallen, daß, indem er mit diesen Leuten in einem und demselben Wagen fuhr, er deshalb ihnen gleich geworden sei. Im vorliegenden Fall würden die Geschwornen sich einzig an die Zeugen-Aussagen und das Gesetz zu halten haben; wäre bewiesen, daß der Kläger mit keiner ansteckenden Krankheit oder Ungeziefer behaftet, nicht betrunken war, nicht vernünftigen Anordnungen und Regeln den Gehorsam versagte, nicht das Interesse der Eisenbahn-Compagnie zu schädigen versuchte, das gesetzliche Fahrgeld anbot, von der Vertheidigung aus dem Wagen entfernt worden ist, so ist Angriff und Verletzung geschehen und die Entscheidung muß zu Gunsten des Klägers ausfallen.

Nach Verlauf einer Stunde kehrten die Geschwornen zurück. Nach der Instruction des Richters und der Zeugenaussage hätte man eine schnellere Einigung unter ihnen erwarten können; ihr Spruch lautete „schuldig."

Digitized by Google

## Mannigfaltiges.

— Schulze-Delitzſch's Jahresbericht. Es liegt uns der im Auftrage des Kongreſſes deutſcher Volkswirthe, von Hermann Schulze-Delitzſch erſtattete, neueſte Jahresbericht über die auf Selbſthüſe gegründeten, deutſchen Erwerbs- und Wirthſchafts-Genoſſenſchaften vor.* Die fruchtbare Idee des Reformators der Erwerbs-Genoſſenſchaften findet, trotz der offenen und geheimen Gegenbeſtrebungen eines Laſſalle und ſeiner vornehmen Affilirten, immer mehr Anklang in Deutſchland. Im vorigen Jahr ſind zu den 513 nachweisbaren Erwerbs-Genoſſenſchaften nicht weniger als 187 hinzukommen, ſodaß die Zahl auf 700 geſtiegen, worunter ſich 511 Vorſchuß- und Kreditvereine, 148 Rohſtoff-, Magazin- und Produktiv-Genoſſenſchaften und 41 Conſum-Vereine befinden. Unter der zweiten Art von Aſſociationen nehmen die Schuhmacher — ſämmtlich zur Anſchaffung von Rohſtoffen — die erſte Stelle ein; hierauf folgen die Schneider, die Tiſchler nebſt den Pianofortemachern, die Weber ꝛc. Als neue Genoſſenſchafts-Art, die von großer Wichtigkeit zu werden verſpricht, iſt die zu gemeinſchaftlicher Anſchaffung von Dampf- und anderen Maſchinen, Waſſerkräften ꝛc. zu erwähnen, die den Genoſſen abwechſelnd, oder auch gleichzeitig, zur Benutzung überlaſſen werden. Die Geſammtzahl aller jetzt in Deutſchland nach Schulze-Delitzſchen Prinzipien beſtehenden Genoſſenſchaften wird auf mindeſtens neunhundert geſchätzt, welche 130—140,000 Mitglieder zählen, deren Geſchäfte bei einem Betriebsfonds von zwei Millionen Thaler eigenen Vermögens und bei acht Millionen Thaler fremder, aufgenommener Kapitalien, im vorigen Jahre mindeſtens dreißig Millionen Thaler betrugen.

Da manche Genoſſenſchaften mit den ihnen von Privatleuten zufließenden Kapitalien nicht ausreichen und ihnen der Bank- oder Banquier-Kredit nicht immer zu Gebote ſteht, ſo war Schulze-Delitzſch, als Anwalt der finanziell unter ſeiner Kontrole ſtehenden Vereine, bemüht, dieſem Bedürfniſſe durch Eröffnung des Großbankkredits abzuhelfen, zu welchem Behufe jetzt auf verſchiedenen Bankplätzen (Berlin, Leipzig, Frankfurt a. M. und Elbing) Bankhäuſer gewonnen werden, die den Genoſſenſchaften auf Empfehlung Schulze-Delitzſch's Kredit geben. Außerdem hat ſich in Berlin ein „Bürgſchafts-Verein" gebildet, der, nach Feſtſtellung der Solidität der betreffenden Genoſſenſchaften, gegen eine Proviſion die Garantie für die Bank-Darlehen der Letzteren übernimmt.

— Jubelſchriften des Befreiungskrieges. Als ſolche haben wir, außer den von uns bereits angezeigten, auch noch folgende zu bezeichnen:

„Das Preußiſche Landwehrbuch," geſchrieben von Ferdinand Pflug und illuſtrirt von Georg Bleibtreu.** „Geſchichte und Großthaten der Landwehr Preußens vor fünfzig Jahren," nennt ſich das Buch auch, das die volksthümlichſte Idee der großen Bewegung des Jahres 1813, die Geſchichte der Errichtung der Landwehr und ihre Ehrenrettung zum Gegenſtande ſeiner erzählenden und bildlichen Darſtellung gemacht hat. Der Verfaſſer ſagt mit Recht, daß, wenn nicht Männer wie Scharnhorſt, Stein, York u. A. jene Idee erfaßt und volksthümlich ausgeführt hätten, die preußiſche Landwehr eben auch nichts Anderes geworden ſein würde als die öſterreichiſche von 1809 und die ruſſiſche von 1812, welche thatſächlich blos eine Verſtärkung des ſtehenden Heeres bildete, die, bei der Eile ihrer Ausrüſtung und Einübung, eine ſehr unzuverläſſige Miliztruppe war. Die Begeiſterung für die Idee war es, was die preußiſche Landwehr von der öſterreichiſchen und ruſſiſchen unterſchied und was den deutſchen Heeren damals den Sieg über den größten Feldherrn des Jahrhunderts verſchaffte. Traurig, ſehr traurig wäre es, wenn bei dem Ausbruche eines neuen deutſchen Krieges nicht wiederum die Begeiſterung der Idee auf unſerer Seite ſein ſollte!

„Deutſchlands Ehre, 1813." Hiſtoriſcher Roman von Bernd von Guſeck. (Mit dem Motto: „Nichtswürdig iſt die Nation, die nicht ihr Alles freudig ſetzt an ihre Ehre.")*** Der Verfaſſer, ebenſo als militairiſcher, wie als novelliſtiſcher Schriftſteller rühmlichſt bekannt, hat hier die Geſchichte des Jahres 1813 in das Gewand einer überaus anziehenden, einfachen und ergreifenden Novelle gekleidet. Fern von jedem Anklang an den Ton der hauptſächlich aus reactionairen Kreiſen ſtammenden, Berliner „Militairiſchen Blätter," iſt dieſe Erzählung ganz geeignet, eine herzerfriſchende Lectüre in der gegenwärtigen Zeit der Erinnerung zu bilden.

* Leipzig, Verlag von Guſtav Mayer, 1863.

** Berlin und Leipzig, Verlag von Otto Spamer. 21 Bogen hoch Quart, mit vielen meiſterhaften, theils in den Text, theils auf Tongrund gedruckten Illuſtrationen. Subſcriptionspreis bis zum 18. October 15 Sgr., ſpäterer Ladenpreis 20 Sgr.

*** 3 Bde. Leipzig, Hermann Coſtenoble.

— Neue Ausgaben deutſcher, encyklopädiſcher Werke. Es liegen uns die erſten Hefte von neuen Ausgaben folgender allbekannter, vielgeſchätzter Encyklopädieen vor:

1. Allgemeine deutſche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Converſations-Lexikon. Elfte umgearbeitete, verbeſſerte und vermehrte Auflage. 15 Bände.*

Seit der zehnten Auflage dieſes vielverbreiteten Nachſchlagebuches iſt eine Reihe von Jahren verfloſſen. Es ſind daher zahlreiche Ereigniſſe, Perſönlichkeiten und wiſſenſchaftliche Forſchungen nachzutragen, während andere früher aufgenommene, die ſeitdem bedeutungslos geworden, zu beſeitigen ſind. Seitdem der Stifter der Brockhaus'ſchen Buchhandlung vor einem halben Jahrhundert das Converſations-Lexikon gegründet, hat daſſelbe die tour du monde ſowohl im Original, als in zahlreichen Bearbeitungen und Nachahmungen, gemacht. Die deutſche Urquelle hat ſich jedoch fortdauernd als eine regenerirende erwieſen. Jede neue Auflage war mit dem Geiſte der Zeit und der Wiſſenſchaft vorgeſchritten, und, ſoviel wir aus dem erſten Hefte der Elften erſehen können, wird dieſelbe mit dem Reichthum ihrer Vorfahren einen großen, tüchtigen, neuen Erwerb verbinden.

2. Geſchichte der deutſchen Literatur, mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichſten Schriftſteller, von Heinrich Kurz. Mit vielen Illuſtrationen. Vierte Auflage.**

In der äußeren Form ſowohl, als in der Durchführung des Planes, iſt die mit Recht populär gewordene Literaturgeſchichte von Heinrich Kurz als eine Nachbildung der in England vielverbreiteten und ebenſo beliebten Cyclopädia of English Literature, von Robert Chambers, zu betrachten. Erſt drei Jahre ſind ſeit dem Erſcheinen der dritten Auflage verfloſſen, und es darf wohl als ein Zeugniß ſeines praktiſchen Werthes angeſehen werden, daß bereits eine vierte Auflage des Werkes nothwendig geworden. Veränderungen ſind daran nicht vorgenommen, da das Buch in der That keiner ſolchen bedarf.

— Die Literaten, von Ida von Düringsfeld.*** Das poetiſche und proſaiſche Leben und Treiben der deutſchen Literaten hat ſich Frau von Reinsberg-Düringsfeld zum Stoff einer Novelle gewählt, die ſoeben in der „Bibliothek deutſcher Original-Romane," in zwei Bändchen erſchienen iſt. Den Mittelpunkt dieſes Literatenlebens bildet eine junge, geiſtvolle Literatin, Cäcilie v. Platen, die aus Liebe zur Poeſie und Proſa der Literatur ihr wohlhabendes, elterliches Haus verlaſſen und, aller äußeren und inneren Abmahnungen ungeachtet, durchaus Schriftſtellerin werden will. Wir finden ſie zuerſt in Dresden und dann in Berlin im Umgange mit Buchhändlern, Schriftſtellern und Künſtlern aller Art. Geſpräche über die verſchiedenen Richtungen der Literatur und Kunſt belehren ſie und die Leſer in mannigfaltigſter Weiſe. Cäcilie macht die reichſten Studien, erlebt aber auch vielfache Enttäuſchungen. Zwar leicht verhüllt, doch ebenſo leicht erkennbar, werden uns zahlreiche deutſche Autoren und Journaliſten mit ihren Ideen und Prätenſionen, mit ihren großen Zielen und kleinen Mitteln, mit ihren Camaraderieen und Feindſchaften producirt. Uns hat die Novelle gefallen und unterhalten; ob dies aber auch bei vielen anderen literariſchen Kollegen der Fall ſein wird, möchten wir bezweifeln.

— Schauſpieler-Kritik in Cochinchina. Ein Pariſer Korreſpondent der Kölniſchen Zeitung (wahrſcheinlich Hr. Rudolph Lindau) erzählt: Die Anamiten ſind große Freunde von ſceniſchen Darſtellungen, und in den Paläſten der Großen zu Hué ſind ſtändige Theater. Den mimiſchen Künſtlern werden aber dort nicht immer Lorbeerkränze geflochten. Wenn nämlich im Reiche Anam ein Schauſpieler irgend einen Satz ſchlecht ausſpricht, ja, nur ein einziges Wort falſch betont, ſo wird er nicht ausgepfiffen, aber er muß ſich auf ein Zeichen eines Mandarins ſogleich auf den Bauch werfen, und es werden ihm auf der entgegengeſetzten Seite derbe Prügel zugetheilt, deren Zahl im Verhältniſſe zu begangenen Fehlern ſteht. Es beſteht zu dieſem Zwecke ein beſonderer Tarif. Sobald die Strafe vorüber iſt, ziehen ſich die Prügelknechte wieder hinter die Couliſſen zurück; der gebläute Roscius ſteht wieder auf, und indem er ſich mit flacher Hand den verletzten Theil einige Male geſtreichelt, fährt er fort, wo er einzuhalten gezwungen worden, und nimmt ſich in Acht, daß ihm in der nächſten Scene nicht wieder ein ähnliches Malheur paſſirt.

* Leipzig, F. A. Brockhaus, 1864.

** In 48 halbmonatlichen Lieferungen. Leipzig, Teubner, 1863—65.

*** 2 Bändchen. Wien, Hermann Markgraf, 1863.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Hierzu eine Beilage von der C. F. Winter'ſchen Verlagshandlung in Leipzig und Heidelberg.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

# Magazin
# für die Literatur des Auslandes.

Dieſenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 42. Mittwoch, den 21. October 1863. 32. Jahrgang.

## Inhalt:

Deutſchland und das Ausland. Seite
Der Genius der Sprache. Von Bogumil Goltz . . . . . . . . . . 493
Die künſtliche Befruchtung des Getraides . . . . . . . . . . 495
Frankreich.
Wahltheorien dies- und jenſeits des Kanals . . . . . . . . . . „
Spanien.
Politiſche und religiöſe Entwickelung Spaniens im neunzehnten Jahrhundert. I. Ferdinand VII. und die Cortes . . . . . . . . . . 497
Iſtrien.
Land und Leute in Iſtrien . . . . . . . . . . 499
Böhmen.
Politiſche Literatur. Polniſch-ruſſiſch-čechiſche Broſchüren . . . . . . . . 501
Mannigfaltiges.
Das Feſt am 18. und 19. October in Leipzig . . . . . . . . . . 503
Napoleon im Jahre 1806 . . . . . . . . . . 504
G. Spieß, die preußiſche Expedition nach Oſtaſien . . . . . . . . . . „
Die in England und Wales lebenden Ausländer . . . . . . . . . . „

## Deutſchland und das Ausland.

### Der Genius der Sprache, ihre bildende und verbildende Kraft, ihre Myſterien und ihre Corruption durch den von der Seele abgelöſten Verſtand.

Von Bogumil Goltz.

„Mit Herder bin ich ganz einig, daß unſere ganze Vernunft und Philoſophie auf Tradition und Ueberlieferung hinausläuft. Ich frage nicht ſowohl: was iſt Vernunft, als, was iſt Sprache?

„Bei mir iſt weder von Phyſik noch von Theologie die Rede, ſondern Sprache iſt die Mutter der Vernunft und Offenbarung, ihr Alpha und Omega. Sie iſt das zweiſchneidige Schwert für alle Wahrheiten und Lügen.“

George Haman.

I.

Die Sprache trägt mit tauſend Worten, wie mit ebenſo viel Lebenswellen, mit dem Gotteshauch der Vernunft den Menſchengeiſt empor, auf daß ihn nicht das Meer der Naturgeſchichten erſäuft. Die Sprache iſt die Mutter, die Wehmutter, die Amme, die Erzieherin des Genius, der allen Menſchen verliehen iſt, in allen geweckt und erzogen werden kann. Die Sprache giebt uns den präciſirten, den grammatiſchen Verſtand; ſie pouſſirt den natürlichen Verſtand in den Formen der idealen Welt; ſie gräbt dem Geiſte wie der Seele die unſterblichen Züge ein. Wir erhalten von ihr das Zeugniß der Reiſe, die Matrikel für den Orden der Gebildeten und das Viſa unter den Paß durch alle Länder der Geiſterwelt, der Geſchichte und Philoſophie. Denn nur die Philoſophie iſt der Schlüſſel zum Verſtändniß der Geſchichte, und nur die Sprache der Schlüſſel zur Philoſophie.

In dieſem Sinne geſchah es, daß George Haman an Herder ſchrieb: „Ich frage nicht ſowohl: was iſt Vernunft, ſondern was iſt Sprache?“ — Sie macht uns zu Menſchen; denn ſie ſcheidet den wildeſten Barbaren vom klügſten Thier; ſie giebt uns die Begriffe, die Ideen, die Freiheiten des Verſtandes und die Willens-Energie, welche aus der Klarheit des Gedankens entſpringt.

Die Sprache iſt das göttlichſte Geſchenk der Gottheit, denn ſie ſcheidet die Veſte des Geiſtes von der Veſte der Seele; ſie trennt Traum und Wachen, Wahn und Wirklichkeit; ſie iſt die Kraft, welche den Schleier zerreißt, in welchem die elementare Sinnlichkeit und ihr tyranniſcher Egoismus die göttliche Vernunft verhüllt.

Die Sprache iſt die Mechanik der Geiſterwelt, ihre Controle und Telegraphie; ſie iſt das geiſtigſte Vehikel des göttlichen Weſens in uns und ein Vermittlungs-Prozeß, welcher unſere Seele der elementaren Lebens-Unmittelbarkeit entzieht, welche die Seelen der Thiere gefangen hält.

„Die Sprache iſt die einzige Form, welche der Geiſt frei und organiſch producirt, welche er wie ein Schöpfer zum Kunſtwerk ausgeſtalten, durchweg beſeelen, zum Abbilde der Welt-Oekonomie, zu einer Fortſetzung der Natur-Prozeſſe mit Selbſtbewußtſein machen kann!“

In den bildenden Künſten haben wir nur Abbilder der Natur und Welt; der Stoff bleibt, wie er iſt. Malerei, Skulptur und Architektur ſind, verglichen mit der Sprache, nur Andeutung, Symbolik und Schein. Die Muſik iſt nur eine Manifeſtation der Seele; die Dichtkunſt aber wird durch das Wunder der Sprache eine Geſchichte des Lebens; eine reelle Reproduction der Natur in der Seele und der Seele im Geiſt.

Auch die Metaphyſik iſt durch die Zeugungskraft der Sprache nicht nur eine Abſpiegelung, ſondern eine reelle Mehrung des Geiſtes, eine Erhöhung und Selbſtanſchauung des Naturgeſetzes, welches die Welt regiert. In ihrer dichteriſchen und philoſophiſchen Vollendung iſt die Sprache nicht nur der vollkommenſte Verſtand, ſondern in Kraft des ſelbſtgeſchaffenen Stoffes, gleichwie der durch und durch organiſchen Form die höchſte und wahrhaftigſte Kunſt, die es giebt; eine ſolche, in welcher ſich alle Geſchichten Himmels und der Erden ſo leicht vorweg nehmen und reproduziren laſſen, daß Philoſophen und Poeten den göttlichen Witz der Sprache zum Aberwitz übertrieben haben. Das ſind dann wieder Karrikaturen des Heiligſten, welche der gute, alte Gott ſeinen Sonntagskindern, den Genies, zu gut halten wird.

Auch die Sprache könnte den Menſchen in Melancholie ſtürzen. Auch durch dieſen Geiſterſchlüſſel wird das Gedankengeheimniß nicht erſchloſſen, das Räthſel des Lebens wohl berührt, aber nicht gelöſt.

Wir ſprechen nur, um inne zu werden, daß „unſere Worte ein Ton von Erden ſind;“ daß wir keinen Augenblick vollkommen ausſprechen, was wir fühlen; daß keine Seele ſich der andern entdecken und daß der mittheilſamſte, der redegeſchickteſte Menſch, der Poet, wie der Philoſoph vereinſamt und unbegriffen bleiben muß.

Es giebt keine Mittheilung von den Myſterien des Geiſtes im Gedankenſchmerz; es giebt kein Verſtändniß von den Himmel- und Höllen-Fahrten des Herzens und am wenigſten durch die ſchematiſirte Sprache unſerer Zeit.

Die Sprache iſt nur Vermittelung, kann nie Unmittelbarkeit ſein; und was ſie in einem Augenblick enthüllt, das verhüllt ſie im andern deſto feſter; ſie hat die Myſterien des Lebens nicht entblößt und gleichwohl ſäkulariſirt. Das Wort iſt heute der Zauberbann, welcher die Geiſter und Seelen mehr ſcheidet als vereint; die konkreteſte Dialektik bleibt naturnothwendig Abſtraction, die nur durch den wahlverwandten Geiſt des Hörers und Leſers in Leben verwandelt wird.

Es iſt mit der Literatur, mit der Schulphiloſophie dahin gekommen, daß ſie recht eigentlich „ſagen muß, was ſie nicht weiß.“ — Der deutſche Styl iſt es, dem zu Liebe die gebildeten Leute ihre Seele verſchneiden, und dies nennen ſie dann: den korrekten Styl. — Die Sprache iſt heute überall ein Mittel, ſeine Gedanken, ſeine innerſten Gefühle zu übertäuben, zu verdecken; und dieſer Mißbrauch, der ſogar den Dichtern

Digitized by Google

geläufig geworden iſt, wenn ſie von Liebe, Natur und Weltſchmerz, von Freiheit und Vaterland ſingen, vollendet die Proſtitution des Wortes, des Heiligſten, was es für den Geiſt auf Erden giebt!

Die Sprache iſt der andere Baum der Erkenntniß „Gutes und Böſes.“ Ihre Früchte geben das Leben und bringen den Tod. — Oekonomie in Lebens- und Redensarten iſt eine Kardinal-Tugend für alles Volk und alle Zeit; ſo lehrte George Haman ſeinen Sohn.

Der Weiſe wird immer weiſer von der Sprache, immer närriſcher der Narr. — Reden iſt das mächtigſte und das nichtswürdigſte Thun.

Am Menſchen liegt es, an ſeinem guten und böſen Genius, ob er durch die Sprache ein Redner, ein Prophet, ob er ein Verderber oder ein Erlöſer ſeiner Mitmenſchen werden will.

Die leidige Phraſe darf unſern Sinn und Geiſt ſo verhüllen, ſo entſtellen, daß er ſich zuletzt ſelbſt nicht mehr erkennt; daß aus den heiligen Geiſterzeichen eine Lügen- und Masken-Wirthſchaft wird. — Eben die Gebildeten ſind es, welche gleich Talleyrand die Sprache für das Mittel halten, mit dem ein geſcheidter Menſch ſeine Gedanken verdeckt. Der Naturmenſch bringt dieſe Liſt nur als Mittel zum Zweck in Anwendung; während die Civiliſation aus jeder Art von Lüge, Heuchelei und Affection einen Lebensluxus und das Mouſſeux der conventionellen Bildung gemacht hat.

Mit der Sprache tritt der Geiſt zuerſt aus der Iſolirung und Einſamkeit in den Geiſterverkehr und wiederum iſt es der heilloſe Mißbrauch dieſes Göttergeſchenks, der todtgeborne Redeſchwall, welcher die Inſpiration, den Verkehr der Sympathieen, der ſtillen Gedanken vernichtet und den Menſchen vom Menſchen abſchließt.

Die Sprache eines Volkes iſt nicht nur der Schlüſſel zu ſeiner Geſchichte und Philoſophie, ſondern der unmittelbareb Adruck ſeines Verſtandes, die Phyſiognomie des Geiſtes und ſein förmlicher Prozeß.

An der Sprache kann man den Barometerſtand der Kultur, wie der menſchlichen Naturgeſchichte ſtudiren. Wer ſie auszubeuten, wer ihre Symbolik auszudeuten verſteht, beſitzt das Geheimniß der Wiſſenſchaft, eine unerſchöpfliche Fundgrube des Geiſtes, die durch kein anderes Studium erſetzt werden kann. Grammatik allein iſt die wahre Propädeutik für Logik und jede philoſophiſche Disziplin. — Das grammatiſche Studium der alten Sprachen wird durch kein anderes auch nur annähernd erſetzt; denn in demſelben begattet ſich der Geiſt mit dem Geiſte, und die junge Seele, befruchtet von dem Blüthenſtaube der heidniſchen Humanität und Aeſthetik, ſetzt eine Wunderfrucht im Genius an, erzeugt aber auch im genieloſen Magiſter ein Schmarotzer-Gewächs, welches die Keime verſchwächt oder verzehrt.

Zu den mißlichen Kultur-Nothdurften, zu den Luxusartikeln des Geiſtes, von welchen der Genius eines Volkes entſtellt und abgeſchwächt wird, gehört die Mode, in mehreren lebenden Sprachen zungenfertig zu ſein.

Der praktiſche Nutzen einer ſolchen Virtuoſität liegt für die Erwachſenen auf der Hand. Man kann auch zugeben, daß ein träges, wenig gewecktes Kind durch das Einexerziren von Sprachen wenig an ſeiner Seele einbüßen, und deſto mehr an intellektueller Thätigkeit gewinnen werde. Weiterhin aber ſtellt ſich der Bildungsprozeß für normal begabte Kinder anders heraus. Durch den vervielfältigten Sprachunterricht, durch das gleichzeitige Einexerziren von zwei oder drei lebenden Sprachen (neben dem Lateiniſchen und Griechiſchen) wird nicht nur die körperliche Entwickelung, ſondern auch die Gemüthsbildung alterirt. — In jeder Sprache iſt ein eigenthümlicher Sinn und Geiſt abgefangen, alſo eine Macht wirkſam, die nicht nur von dem Verſtande und Gedächtniß des Schülers, ſondern auch von ſeinem Charakter Beſitz nimmt, falls derſelbe noch nicht befeſtigt iſt.

Wer nicht ganz beſchränkt iſt, kann unmöglich franzöſiſch oder engliſch lernen, ohne von den Geiſtern und Dämonen, die in dieſen Sprachen wirthſchaften, irgend wie gemodelt und korrumpirt, das heißt, in ſeinem angeſtammten Raçeprinzip, in ſeiner Lebens- und Glaubens-Einheit, in ſeinem natürlichen Entwickelungs-Prozeß irre gemacht worden zu ſein. — Kinder lernen freilich mechaniſch, aber eben dieſe Mechanik muß, wenn ſie zu maſſenhaſt ausfällt, das ſeeliſche Leben des Kindes beeinträchtigen; muß an dem originell und poetiſch gearteten Kinde eine Geiſtesverpuppung verſchulden. Weiterhin entbindet ſich aber eben aus dem Verſtändniß des profanen Geiſtes der romaniſchen Sprachen eine Weltanſchauung und Lebensart, welche namentlich dem deutſchen Mädchen die Herzenseinfalt des deutſchen Gewiſſens, alſo die liebevolle, die gläubige Auffaſſung der deutſchen Sitte und des deutſchen Geiſtes, trüben muß.

Die philoſophiſche Grammatik und ſchöne Naturwüchſigkeit der alten Sprachen, ihr idealer Realismus, ihr feinſinniger und charaktervoller Verſtand, ihre wundervolle Formen- und Gedanken-Oekonomie bereitet die edelſte, formale Verſtandes- und Charakter-Bildung vor, die es für die Jugend geben kann. Die neueren Sprachen bieten dieſen idealen Impuls, dieſen philoſophiſchen und doch naturwüchſigen Untergrund für die Entwickelung des jugendlichen Geiſtes nicht dar. Was aber den wachſenden, den bildſamen Menſchen nicht bildet und fördert, das verbildet ihn, das packt ſich als unorganiſche Maſſe in ſeinen lebendigen Lebensprozeß.

Es giebt freilich ſo bildkräftige Geiſter auch unter Knaben und Jünglingen, daß von ihrer lebendigen Geiſtesbewegung das todte Material etwa ſo ausgeſchieden wird, wie ein in's Fleiſch gedrungener Splitter oder eine Bleikugel herausſchwären muß; aber der großen Maſſe darf man weder eine ſo gewaltige Reaction, noch eine ſolche Bildkraft an Muthen ſein.

Man treibt Schablonen-Wirthſchaft, man macht Moſaik in fremder Sprache. Nur in der eigenen giebt es eine Zeugung, eine Evolution und Poeſie. Nur die Mutterſprache iſt das vollkommene Vehikel und Bild des Verſtandes, iſt eins mit Liebe und Glaube, mit Seele und Leib.

Wer in einer andern als ſeiner Mutterſprache ohne Noth Liebes-Erklärungen machen, fluchen, beten, ſegnen und von dieſer Welt Abſchied nehmen kann, iſt ſicherlich ein Comödiant und Fratz.

Als ich ein Knabe war, hatte ich eine Scham, franzöſiſch mit meinen älteren Schweſtern zu ſprechen, denn ich fühlte den Widerſpruch der fremden Zunge, der manierlichen Welt- und Modenſprache mit meiner ungeleckten und verwilderten Art. — Ich kam mir wie ausgetauſcht, wie ein Affenſchwanz vor, wenn ich ein Paar franzöſiſche Redensarten aus Meidinger in den Mund ſteckte, und bin noch heute des Glaubens, daß Leute, die leicht und gern fremde Sprachen reden, und denen ſie gut zu Geſichte ſtehen, nicht eben tiefe Naturen, oder Charakter- und Raçemenſchen ſind.

Ein Kind lernt eben darum leichter eine fremde Sprache, als ein Erwachſener, weil es noch ein hungriges Gedächtniß und keinen fertigen eigenen Verſtand und Charakter hat. — Die eminente Virtuoſität der Ruſſen in lebenden Sprachen, entſpringt eben aus ihrer Oberflächlichkeit, aus einer halbbarbariſchen Intelligenz, der nicht nur eine freie Literatur, ſondern für dieſelbe der Untergrund eines tiefen Volks- und Gemüths-Lebens gebricht. — Ariſtokraten und Literaten, deren Geiſt in der Volksſeele wurzelt, werden keine Virtuoſen in lebenden Sprachen ſein.

So lange der Menſch unwiſſend und ungeſchickt im Sprechen iſt, geht er liebend, heiligend, keuſch und gläubig mit Dingen und Menſchen um; weiterhin wird er ein Witzredner und Phraſeolog. „Wer lang hat, der läßt lang hängen.“ Zu ſolchen Luxusſünden muß ſich ein Jeder bekennen, der noch eine Natur und einen Funken von Gewiſſen im Leibe hat, oder je ehrlich und unſchuldig war.

„Die Theorie iſt eine keuſche Jungfrau, die Praxis eine ſchamloſe Metze!“ Aber die Jungfrau hat kein reifes Urtheil, und das Urtheil iſt ſelten mit Scham und Gewiſſenhaftigkeit, oder mit dem Ideal zuſammengetraut.

Wir ſprechen, wenn wir jung und unwiſſend ſind, mit ungeſchickten dürftigen Worten, aber mit Blicken, mit Geberden und mit dem vollbeſeelten Ton der Stimme, eine Sprache, der alle gute Genien beiſtehen und ihr Ohr leihen, die eben darum vom Herzen zu Herzen geht; und wenn wir zuletzt die Sprache in unſerer Gewalt zu haben glauben, geſchieht es, daß wir ihre Narren, daß wir Wortmacher ſind, daß wir durch eitel tönende Redensarten und geſuchte Wendungen von der Sache und Begeiſterung abkommen, daß alle Redetheile einen Tanz mit unſerem Geiſte machen, bei dem das Gewiſſen im Starrkrampfe liegt. „So lange das Wort beim Manne, iſt es ein Herr, wie's zum Munde herausfährt, ein Narr!“ und wenn dieſer Narr auf Literatur-Geleiſen durch die ganze Welt fahren darf, ſo peitſcht er mit der Zunge die alten Gottes- und Helden-Geſchichten zu einem Schaum, an welchem ſich die Epigonen berauſchen, wie einſt die Helden am Glauben und an der That!

Im Anfang der Civiliſation giebt es eine Noth um Formen, um Fäſſer und Schläuche für all' den gährenden Lebensmoſt; zuletzt aber haben wir mehr Dintenfäſſer als Weinfäſſer, mehr Dinte als Lebenswein; das iſt dann die papierne Zeit, wo Literatur-Götter auf einem Heidelberger Dintenfaß durch die Literatur-betrunkene und Literatur-polizirte Welt reiten und einen Gott Bachus imitiren dürfen. — An literariſchen Thyrſusſchwingern und blau beſtrumpften Schwingerinnen, an Literaturfaunen und Satyren, an allerlei Gethier fehlt es dem Welteroberungs-Zuge nicht: wohl aber am alten Gott, an der alten Gottes-Trunkenheit und am alten Lebenswein!

Digitized by Google

## Die künſtliche Befruchtung des Getraides.

Ein franzöſiſcher Landwirth, Herr Daniel Hooibrenck, hat die merkwürdige, bedeutungsvolle Entdeckung einer künſtlichen Befruchtung des Getraides gemacht und beſchreibt ſein Verfahren, aufgemuntert und ermächtigt dazu von dem Kaiſer Napoleon III., in Nr. 253 des Moniteur Universel unter der Ueberſchrift: „Fécondation artificielle des Céréales.“ Dieſen überaus anziehenden Bericht habe ich verſucht, durch eine Ueberſetzung auch zur Kenntniß deutſcher Landwirthe zu bringen, und zwar in der zu Breslau erſcheinenden „Schleſiſchen Landwirthſchaftlichen Zeitung,“ ſodaß ich behufs ausführlicherer Belehrung auf dieſe und die urſprüngliche Quelle hinzuweiſen mir geſtatte.

Daniel Hooibrenck's Verfahren, das Getraide künſtlich zu befruchten, beruht mit kurzen Worten darauf, daß man in dem rechten Augenblicke des Eintretens der Blüthe eine Leine (corde), an welcher eine wollene Franſe (frange de laine) befeſtigt iſt, durch und über die Aehren auf dem künſtlich zu befruchtenden Getraidefelde gleiten läßt. Es wird dazu eine Wolle, welche ſtarke und zahlreiche Faſern, Häckchen (crochets) hat, gewählt, und die einzelnen Fädchen ſollen ſtets 45 bis 50 Centimeter lang ſein, was etwa 15 Zollen rheinländiſch Maß entſprechen würde. Zwei Arbeiter, welche auf beiden Seiten eines Getraidefeldes aufgeſtellt ſind, ſpannen unter Anwendung der eigenen Körperkraft die Leine ſtraff und zwar der Art, daß nur die Franſe die Aehren noch berührt und dieſe durch die Berührung *ſanft* zu bewegen vermag, was ſofort geſchieht, ſowie die beiden Arbeiter, was ſtets parallel geſchehen muß, vorwärts ſchreiten. Ein dritter Arbeiter ſteht in gleicher Entfernung von beiden Enden der Leine, und deſſen Verrichtung beſteht darin, daß er vermittelſt zweier ſpitzen Stäbchen (bâtonnets) eine horizontale Bewegung der Leine, ein *Hin und Her* (va-et-vient), hervorbringt, ſodaß die Franſe nunmehr zugleich eine *ſägenartige* Einwirkung auf das, Aehre an Aehre beſtandene Getraidefeld ausübt zu der vorerwähnten, durch Vorwärtsſchreiten erregten ſanften Bewegung.

Hiernach ſtellt ſich dem beobachtenden Auge folgende Erſcheinung dar: Der befruchtende Blüthenſtaub wirbelt in Folge jener Operation in dichten Wolken auf und fällt ſogleich wieder nieder, jetzt das wirkliche Organ befruchtend: er fällt auf das Piſtill. Auf dieſem Theile, und zwar an der Spitze des weiblichen Organes, bildet ſich um die Zeit der Blüthe eine Ausſchwitzung, ein Tröpfchen Honig, das Zeichen der vollendeten weiblichen Reife, die in wunderbarer Uebereinſtimmung des Pflanzenreiches mit dem Thierreiche auch hier ſtets früher eintritt, als die Reife des männlichen Geſchlechts. Dieſer Tropfen Flüſſigkeit verſchwindet oft wieder, ehe er den befruchtenden Blüthenſtaub, der eben noch nicht reif war, *empfangen* konnte, um ihn überzuleiten mittelſt einer Röhre, welche bis zum Fruchtknoten (ovaire) führt, zum Sitz des Embryo der künftigen Frucht. Und hier ahmt nun Hooibrenck die Natur nach, indem er die wollene Franſe ab und zu mit Honig befruchtet. „On passe dans la frange ses doigts impregnées de *miel*,“ ſagt er wörtlich, „comme si on la peignait.“ Die Leinen dürfen übrigens, um ſie recht bequem führen zu können, nicht über 25 Meter, d. h. alſo ungefähr nahe an 80 Fuß rheinl. lang ſein.

Hooibrenck's Verfahren hat den Zweck, einmal eine Ausgleichung anzubahnen in Bezug auf die *verſchiedenen* Zeitpunkte, in welchen die weibliche und die männliche Reife eintritt; dann aber auch, um dem Landmann mehr von den, die Blüthe, den Prozeß der Befruchtung oft beeinträchtigenden Witterungs-Verhältniſſen zu entfeſſeln, und die Hülfen, welche die Natur nach weiſer göttlicher Anordnung ſich ſtets ſelbſt giebt, beherrſchen zu lernen. Die Entdeckung des jetzt mitgetheilten und an ſich, wie das Ei des Columbus, einfachen Verfahrens, wird einen ganz neuen Geſichtskreis für die Behandlung der Landeskultur eröffnen. Ich wenigſtens glaube unbedingt an das prophetiſche Wort Hooibrenck's: „*Mein neues Verfahren, einmal erſt bekannt geworden in Frankreich, wird bald die Tour durch die ganze Welt machen.*“ Jedenfalls muß man unwillkürlich beim Leſen des Berichtes den tiefen Denker bewundern, ſeine ſcharfe und glückliche Beobachtungsgabe. Die nachgewieſenen, wunderbaren Uebereinſtimmungen zwiſchen dem Pflanzen- und Thierreiche, gerade auch in Beziehung auf Befruchtung und Fortpflanzung, die auch in der Pflanzenwelt gefundene Wahrheit, daß Familienzucht die Geſchlechter *abſchwächt*, Kreuzung ſie *ſtärkt*, daß auch hierzu die neue Methode der künſtlichen Befruchtung Hülfen gewähre — Alles dies drängt mich zu der wiederholten, dringenden Hinweiſung, wenn irgend thunlich, dieſe großen Wahrheiten an der Urquelle zu ſtudiren.

Carl von Schmidt — Tſchirnitz.

# Frankreich.

## Wahltheorien dies- und jenſeits des Kanals.

Wer in dieſem Spätſommer durch Frankreich gekommen iſt, hat wohl nicht ohne einiges Erſtaunen noch immer an Mauern und Wänden in Stadt und Land die Spuren der diesjährigen Wahlſchlacht wahrgenommen. Anſchläge von ganz revolutionairer Größe verkünden noch jetzt, wer der „einzige und alleinige Kandidat der Regierung Seiner Majeſtät“ oder wer der „unabhängige Kandidat“ geweſen iſt; Erlaſſe der Präfekten und der Maires, Anſprachen und politiſche Glaubens-Bekenntniſſe der Bewerber legen, trotz Wind und Wetter, noch jetzt Zeugniß davon ab, wie heftig und mit wie ungleichen Waffen im Mai geſtritten worden iſt, wie tief die Aufregung in alle Schichten der Bevölkerung eingedrungen war. Die Zeit wird es lehren, ob das Ereigniß für die innere Entwickelung Frankreichs noch weitere Folgen haben wird, als die Entlaſſung des Grafen Perſigny, deſſen nachträgliche Beförderung zum Herzog von Napoleons Gnaden das genau wiedergiebt, was man während der engliſchen Reſtauration in einem ähnlichen Falle „Jemanden die Treppe hinaufwerfen“ genannt hat.

Der Sieg der franzöſiſchen Oppoſition iſt im In- und im Auslande mit Ueberraſchung aufgenommen worden. Allgemein wurde anerkannt, daß eine Aenderung in der politiſchen Lage Frankreichs vor ſich gehe. Zum erſten Male ſeit Jahren, nach franzöſiſcher Zeitrechnung ſogar ſeit langen Jahren, hatte ein Theil der Nation ſelbſthandelnd in die Geſchicke eingegriffen. Das Suffrage universel, dies Werkzeug, mit dem ſich der Erwählte der Nation ſeinen Thron und ſeine Triumphe gezimmert, war zum erſten Male durch das ganze Land hin zu einer unzweideutigen Kundgebung, zu einer Waffe gegen ihn benutzt worden. Opfer mußten gebracht werden und wurden von dem wetterkundigen Herrſcher ohne Zaudern und ohne Rückſicht auf eigne perſönliche Vorliebe und Freundſchaft gebracht. Wird ſich durch ſie der Sturm beſänftigen laſſen, oder ſind dieſe Wahlen des Mene Tekel des nahen Untergangs für das zweite Kaiſerreich geweſen?

So viel kann man wohl ſchon jetzt ſagen, daß der Kaiſer nicht der Mann iſt, Warnungen wie die ihm zu Theil gewordene in den Wind zu ſchlagen. Er wird ſein ganzes Genie aufbieten, um die Schäden ſeines Syſtems zu erkennen, und all ſein Glück anrufen, um ſie zu verbeſſern oder — durch andres vergeſſen zu machen. Die Wahlen haben ihm gezeigt, daß ſein großes Lebensziel, die Befeſtigung ſeiner Dynaſtie auf dem franzöſiſchen Throne, die Wünſche Frankreichs nicht vollſtändig erſchöpft, daß ein Deficit vorhanden iſt, das irgendwie, ſei es mit Freiheit, ſei es mit Glorie, gedeckt werden muß, wenn der Bankerott vermieden werden ſoll.

Die Oppoſition hat vor und nach den Wahlen verſichert, daß ſie einen ſolchen Bankerott weder beabſichtigt noch wünſcht; ſie hat, und die Tages-Literatur Frankreichs thut es mit ihr, die bündigſten Erklärungen wiederholt, daß ſie eine gänzliche Umgeſtaltung des jetzt Beſtehenden nicht im Intereſſe der Nation hält. Soweit hierdurch der Gedanke einer gewaltſamen Umwälzung abgeleugnet werden ſoll, mag dieſe Verſicherung gewiß aufrichtig ſein. Die Gebildeten und die Beſitzenden in Frankreich haben noch viel zu ſchmerzhafte Andenken von der letzten Revolution zu tragen, als daß ſie Luſt haben ſollten, eine neue zu wagen. Sie haben ſich, um ihr auszuweichen, zwölf Jahre lang einer Despotie, die unter dem dürftigſten conſtitutionellen Apparate faſt unverhüllt auftrat, gefallen laſſen. Man wird ihnen glauben dürfen, daß es ihnen nicht um Beſeitigung der Dynaſtie, ſondern lediglich um Erlangung eines erträglichen Maßes von bürgerlicher Freiheit zu thun iſt.

Freilich, ob dieſe möglich iſt, ohne jene zu gefährden, das iſt das große Räthſel, vor dem wohl auch der moderne Oedipus Frankreichs unſchlüſſig ſtehen mag. Seit achtzig Jahren ringt dieſes Land nach einer Staatsform, die ihm beides gewähre, was es haben muß, und was ſchon Tacitus ſchwer vereinbar fand, principatum et libertatem. Bourbons und Orleans, Directoren und proviſoriſche Regierungen haben ſich an der Aufgabe verſucht; wo ſind ihre Conſtitutionen und Charten und Verfaſſungen, wo ſind ſie ſelbſt? Immer ſahen die Unterthanen, oder die Staatsangehörigen, oder die Bürger, jenachdem, ſehr bald ein, daß die Sache ſo, wie ſie gerade getrieben wurde, nicht gehen könnte, und immer waren ſie ſehr ſchnell bereit, den kaum begonnenen Bau von Neuem einzureißen, um ſich von Neuem dem Erſten Beſten anzuvertrauen, der ihnen Obdach und Ruhe verſprach. So zahlreich ſind die Trümmer dieſer Veränderungen ſchon, daß ſie jeder neuen Geſtaltung im Wege liegen.

Unter dieſen Umſtänden kann es nicht überraſchen, daß ſich in der politiſchen Literatur Frankreichs auch jetzt, nachdem die Wahlen vom Mai dieſes Jahres das Wiedererwachen der politiſchen Thätigkeit unter der

Digitized by Google

großen Maſſe der Gebildeten bewirkt haben, ein eigenthümlicher Ton von Reſignation erhält. Bis zu einem gewiſſen Grade allerdings mag er auch in den beſtehenden Preßgeſetzen ſeine Erklärung finden; aber er iſt doch mehr der innere Ausdruck der wirklichen Stimmung, als das Ergebniß eines äußerlichen Zwangsgebotes. Trotz des Sieges, den ſie erfochten, ſieht die liberale Partei in Frankreich die Zukunft trüb umwölkt. Sie will nicht abermals einreißen, ſie will verſuchen, ob die beſtehende Regierungsform ſich mit dem Maße bürgerlicher Freiheit, das ſich als unentbehrlich erwieſen hat, vereinigen läßt; ſie will die ſchwere Aufgabe angreifen, das Syſtem zu verbeſſern, ſtatt es zu zertrümmern. Wir finden daher auch die liberalen Politiker Frankreichs eifriger als je mit der Betrachtung der Inſtitutionen beſchäftigt, mit welchen der Mann des 2. December ſeinen Thron umringt hat, und naturgemäß richten ſich die prüfenden Blicke vorzüglich auf das Fundament des ganzen Gebäudes, auf das Suffrage universel.

Daß dieſe Grundlage, trotz ihrer immenſen Breite, unſicher iſt, das kann auch den Freunden der Einrichtung nicht, das wird am wenigſten, ihrem Erfinder entgehen. Groß ſind die Wunderwerke, die wir ſeit zwölf Jahren mit dieſem Inſtrumente verrichten ſahen, aber ſie ſind rein perſönlicher Natur, und einer anderen Hand als der des alten Meiſters werden ſie ſchwerlich gelingen. Ein minder geſchickter Thaumaturg würde die Geiſter, die dieſes Inſtrument ruft, bald nicht los werden. Will man alſo das gegenwärtige Regiment vor perſönlichen Wechſelfällen ſicher ſtellen, ſo muß man ſeine Grundlage befeſtigen; man muß eine Methode entdecken, das Suffrage universel zu conſolidiren.

Dieſe Aufgabe erinnert freilich ein wenig an den guten Freiherrn von Münchhauſen, der aus eitel Wind Steine fabriziren wollte. Aber ſie iſt einmal vorhanden, und Frankreich muß ſie löſen oder — abermals, wie jenes mittelalterliche Florenz nach Dante's bekanntem Worte, ſich umwälzen

dem Kranken gleich,
der keine Ruhe auf ſeinem Lager findet.

Man kann ſich leicht vorſtellen, wie tröſtlich und ſchmeichelhaft es unter dieſen Verhältniſſen für franzöſiſche Politiker ſein mußte, eben dieſes gefährliche allgemeine Stimmrecht von einem anerkannten ausländiſchen Schriftſteller zum Gegenſtand der Unterſuchung und der Empfehlung gemacht zu ſehen, und noch dazu von einem Schriftſteller der Nation, auf deren ſtete Freiheits-Entwickelung die continentalen Völker doch noch immer hinblicken müſſen, wie die Kinder Iſraels auf das gelobte Land. Das Buch von Stuart Mill über die Repräſentativ-Verfaſſung, das in England, wie andere Schriften dieſes philoſophiſchen Publiciſten und wie theoretiſche Unterſuchungen auf ſtaatsrechtlichem Gebiete überhaupt, nur kühl aufgenommen wurde, iſt gleich nach ſeinem Erſcheinen in's Franzöſiſche überſetzt* und in franzöſiſchen Blättern lebhaft beſprochen worden.

Stuart Mill's Buch geht natürlich von ganz anderen Grundlagen aus, als die franzöſiſchen Beurtheiler, die daraus etwas für ihre eigenen Bedürfniſſe profitiren wollen, im Stande ſind. Zwiſchen ihnen und dem Engländer beſteht nicht blos der gewaltige Unterſchied, daß er Freiheit und Muße hat, Wahltheorien nach philoſophiſchen Geſichtspunkten aufzuſtellen und zu beleuchten, während ſie an ein vorhandenes Wahlſyſtem praktiſch gebunden ſind; daß er in ſeiner britiſchen Heimat die vorhandenen Zuſtände kritiſiren darf ſo viel er Luſt hat, ohne daß weder dieſe Zuſtände noch auch Staatsanwälte oder Polizei-Präfekten davon ſonderlich erſchüttert werden. Ihm muß daher der Gedanke an die praktiſchen Folgen, die ſeine Schrift für ſein Land oder für ihn ſelbſt haben könnte, ziemlich fern liegen, während die Franzoſen durchaus auf ausführbare und möglichſt ſchnell anwendbare Ideen hingewieſen ſind. Aber auch der Gegenſtand der Betrachtung, das allgemeine Stimmrecht ſelbſt, muß dem Engländer nothwendiger Weiſe unter einem ganz andern Lichte erſcheinen, als ſeinen franzöſiſchen Freunden. Das Wahlrecht der engliſchen Burgflecken und Grafſchaften, iſt im engſten Anſchluß an die altgeſchichtliche Eintheilung des Landes mit einer in der Rechtsgeſchichte aller Zeiten und Völker beiſpielloſen Stetigkeit emporgewachſen; es ſteht mit allen rechtlichen und geſellſchaftlichen Einrichtungen des Landes im innigſten Zuſammenhange und hat, mit der einen großen Ausnahme dieſes Jahrhunderts, ſehr ſelten Eingriffe durch allgemeine Legislationen erfahren. Es iſt aber auch noch heute die Reformbill ein an ganz beſtimmte und eng begränzte Erforderniſſe gebundenes ſehr poſitives Recht, das an vielen Orten mit den philoſophiſchen Poſtulaten, die man an die Grundlage einer National-Vertretung ſtellen mag, im ſchroffen Gegenſatze ſich befindet. Die Erweiterung ſeiner Schranken, die Ausgleichung ſeiner rechtshiſtoriſchen Ungerechtigkeiten iſt das Ziel der engliſchen Reformpartei. Für ſie liegt das allgemeine Stimmrecht in der Richtung, in der ſie ihr politiſches Ideal zu ſuchen haben. Die Franzoſen beſitzen dagegen dies Ideal in einem vorher noch nie dageweſenen Maße verwirklicht. Sie haben ein von dem Machthaber, als dem Stammführer der Nation, erſchaffenes abſolutes allgemeines Stimmrecht, das mit der geſchichtlichen Entwickelung des Landes, mit ſeiner natürlichen Eintheilung, mit ſeinen geſellſchaftlichen Verhältniſſen nicht anders zuſammenhängt als durch den bloßen Akt ſeiner Exiſtenz. Für ſie iſt die Frage nicht, wie dies poſitive Recht mit den idealen Erforderniſſen in Einklang zu bringen ſei — von einer Erweiterung kann überhaupt nicht mehr die Rede ſein, wo Jedermann ſtimmberechtigt iſt; ſondern wie das durch einen puren legislativen Schöpfungsakt zuſammenhanglos in das Land geſchleuderte Recht an die ſonſtigen poſitiven Grundlagen der bürgerlichen Geſellſchaft angeknüpft und feſt gemacht werden könne.

Und dennoch — ſo gewaltig iſt die Macht der Nationalität! — faßt der Engländer ſein blos theoretiſches, blos idealiſches allgemeines Stimmrecht in weit engern Schranken, als ſie den Franzoſen bei praktiſchen Reductions-Verſuchen möglich erſcheinen. Wenn man von der Wunderlichkeit abſieht, daß St. Mill durch das Geſchlecht keinen Unterſchied in der Wahlberechtigung begründet wiſſen will, ſo würden nach ſeinem Wahlgeſetz in Frankreich Millionen der jetzt Berechtigten ihr Votum einbüßen, und die Stimmen von abermals Millionen auf einen geringen Theil ihres jetzigen Werthes herabſinken. Er ſchließt nämlich von der ſonſt allgemeinen Wahlberechtigung aus nicht nur diejenigen, welche keine Abgaben zahlen und die, welche innerhalb der letzten fünf Jahre Unterſtützungen aus öffentlichen Mitteln erhalten haben, ſondern auch, und das iſt das Originelle ſeiner Idee, Jeden, der nicht leſen, ſchreiben und rechnen kann. Zum Erſatze dafür giebt er denen, welche ſich über dieſen Minimalſatz von Kenntniſſen erheben, je nach dem Grade ihrer Bildung mehrere Stimmen, die durch eine Reihe von Prüfungen in Geſchichte, Geographie, Arithmetik u. ſ. w. als eine Art von Wahlpromotionen, zu erlangen ſind. Auf dieſe Weiſe glaubt er das Schwergewicht der Entſcheidung bei der wahrhaften Gentry des Landes zu erhalten, ohne die Gerechtigkeit fürderhin durch die Ausſchließung an ſich geeigneter und nur zufällig nicht berechtigter Perſonen zu verletzen.

Die Rezenſion der vorhin erwähnten Ueberſetzung in der Revue des deux Mondes bekennt unumwunden, daß ein derartiger Verſuch, wie jeder, der auf Einſchränkung des abſoluten allgemeinen Stimmrechts gerichtet iſt, in Frankreich an dem Widerſtande der Waffen ſcheitern würde. Die Ausſchließung der Analphabeten — in Frankreich, wo nach der vergleichenden Statiſtik von Maurice Block 30—33 Procent der erwachſenen männlichen Bevölkerung weder leſen noch ſchreiben können, beinah eines Dritttheils der Wahlberechtigten — würde in den Augen der Maſſe der Errichtung einer Ariſtokratie gleichkommen, gegen welche ſich ihr inſtinktives Gleichheitsgefühl auflehnt. Jede Ariſtokratie iſt dort unmöglich, ſelbſt die des Alphabets. Die Unwiſſenheit iſt eine Macht, ſie gründet und ſtürzt Regierungen; es iſt am beſten, ihr das Wahlrecht zuzugeſtehen und möglichſt für ihre Vertretung in den nationalen Körperſchaften zu ſorgen.

Statt deſſen entwickelt der Verfaſſer dieſes Aufſatzes, der Herzog von Ayen, einen andern, wie er glaubt, wirklich durchführbaren Vorſchlag zur Verbeſſerung des unantaſtbaren allgemeinen Wahlrechts. Ausſchließungen oder Verdoppelungen ſind gleich unmöglich in Frankreich, ſagt er, alſo gruppire man! Man verknüpfe den nun einmal vorhandenen Grundſatz der Allberechtigung mit den daneben doch immer beſtehenden Unterſchieden im Beruf, Beſitz und Bildungsgrade. Zugeſtanden, daß jeder Franzoſe Wähler ſein muß, ſo ſind doch die meiſten Franzoſen daneben noch etwas Anderes: Gutsbeſitzer, Gelehrter, Tagelöhner, Induſtrieller, Rentier. Muß man den civiliſirten Menſchen nackt und baar jeder andern Geltung, als der des bloßen phyſiſchen Daſeins zur Wahlurne ſchicken, ohne daß es darauf ankommt, was er ſonſt weiß, ſchafft oder beſitzt?

Als der Punkt, von dem aus dieſes Chaos zu ordnen wäre, erſcheint dem Herrn Herzog das Intereſſe. Ihm iſt der Reſpekt nicht entgangen, mit dem dieſer Begriff in England allgemein behandelt wird. Er macht darauf aufmerkſam, daß ſeine einzelnen Erſcheinungen, als da ſind money-interest, landed-interest, commercial-interest, gleichſam als Verkörperungen der großen nationalen Berufszweige eine beinah perſönliche Verehrung genießen und daß dieſe Intereſſen als ſolche im Parlamente faſt offiziell vertreten ſind. Wie, wenn man das allgemeine Wahlrecht durch die Verbindung mit dieſen Intereſſen lokaliſirte, ſpezialiſirte; wenn man eine Intereſſen-Vertretung auf der Grundlage des Suffrage universel begründete? Und mit der Statiſtik der Bevölkerung in der Hand, geht

* Le Gouvernement représentatif par M. Stuart Mill, traduit et précédé d'une introduction par M. Dupont-White. 1 vol. 12. 1862.

Digitized by Google

Herr von Agen daran, die „Intereſſen" Frankreichs nachzuweiſen, zu ordnen, zu begränzen und ihre legislative Kraft gegen einander abzuwägen. Da aber der einzige Maßſtab, nach dem infalliblen Dogma von dem allgemeinen Stimmrecht, auch hier nur die Kopfzahl ſein kann, ſo iſt das Reſultat ſehr eigenthümlich. Er unterſcheidet nämlich drei große ſo zu ſagen benannte Intereſſen, den Ackerbau, die Induſtrie und die gelehrten Berufsarten (darunter auch die Offiziere der Land- und Seemacht) und ſtellt dieſen dreien als unbenannte Größe, aber natürlich gleichberechtigt, das Proletariat zur Seite, als die Maſſe der nichtbeſitzenden ländlichen und induſtriellen Arbeiter und Nichtarbeiter. Nach Blocks Statistique comparée ſoll nun die Zahl der Ackerbau treibenden Wähler in Frankreich auf über 5 Millionen ſich belaufen, wogegen die Induſtrie nur anderthalb, die gelehrten Berufsarten eine halbe und das Proletariat etwas über zwei und eine halbe Million zählen. Nach dem jetzt geltenden Maßſtabe, der auf je 35000 Wähler einen Abgeordneten gewährt, würde ſich die franzöſiſche Kammer zuſammenſetzen aus 157 Deputirten des Ackerbau's, 43 der Induſtrie, 13 der liberalen Profeſſionen und 78 des Proletariats. Eine ſolche Kammer, die nach der Verſicherung des Verfaſſers weder eine Handelskammer, noch ein landwirthſchaftlicher Verein, noch ein Club von Actionairen und Rentiers wäre, ſoll dann die wahrhafte Vertretung des ganzen Landes ebenſo wie der einzelnen Sonderintereſſen ſein.

Man würde dieſe Theorie einfach in die Rumpelkammer politiſcher Curioſitäten verweiſen müſſen, wenn ſie nicht in mancher Beziehung ein bemerkenswerthes Zeugniß von der Lage Frankreichs ablegte. Inwiefern ſie als ein Ausfluß der allgemeinen politiſchen Stimmung des Landes Beachtung verdient, iſt ſchon oben berührt worden; hier nur noch ein paar Worte, die das Ueberwiegen des Landintereſſes betreffen. An ihm wird am klarſten, wie ſehr die Worte ihren Sinn wechſeln, wenn ſie den Kanal überſchreiten.

Unter Landintereſſe verſteht der franzöſiſche Publiciſt einfach die Geſammtheit aller derer, die den Ackerbau auf eigne Rechnung betreiben, gleichviel ob als Grundbeſitzer, oder als Pächter, oder als Eigenthümer einer Parzelle. Die Zahl dieſer Perſonen iſt in Frankreich erſtaunlich hoch, aber noch erſtaunlicher iſt die Zahl der dürftigen Landbeſitzer, eine Kategorie, die man in England faſt nicht kennt. Im Jahre 1851 gab es 3 Millionen Landbeſitzer in Frankreich, die Armuths halber keine Abgaben zahlten. Sie lebten von dem Ertrage ihrer oft völlig bedeutungsloſen Ackerſcholle und von dem, was ſie ſich als Tagelöhner dazu erwarben. Dieſe Maſſe bildet, trotz ihres Beſitzes, ein Proletariat, das um ſo ſchlimmer iſt, als ihm die Gelegenheit zu geiſtiger Hebung ſchon durch ſeine ländliche Abgeſchiedenheit mehr als irgend einer ſtädtiſchen Bevölkerung geraubt iſt. Es war vorzugsweiſe dieſe dem Impulſe der Geiſtlichkeit und der kleinen Lokalbehörden gleich gefügige Maſſe des Landvolkes, auf deren Boten ſich der Kaiſerthron des 2. December begründete. Will oder muß die franzöſiſche Oppoſition trotzdem an dem ſtarren allgemeinen Wahlrechte feſthalten, ſo werden ihr keine politiſchen Theorien helfen, ſondern ihre einzige Zukunft iſt die Verbeſſerung der Bildung und der materiellen Exiſtenz dieſes ungeheuren ländlichen Proletariats! L.

## Spanien.

### Politiſche und religiöſe Entwickelung Spaniens im neunzehnten Jahrhundert.

#### I.

#### Ferdinand VII. und die Cortes.

„Wir, von denen Jeder ebenſoviel iſt, wie Du, und die wir alle zuſammen mehr ſind, als Du, wir machen Dich zum König. Wenn Du nach den Geſetzen des Staates regierſt, werden wir Dir gehorchen; wo nicht, nicht."

Mit wunderlichen Gefühlen betrachten wir dieſe derbe Rechtserklärung, die uralte Krönungsformel, unter der die Aragonier bis in's ſechzehnte Jahrhundert ihr Knie vor ihren Königen beugten. Kaum möchten wir es heute für möglich halten, daß ein ſolches Bewußtſein jemals in Spanien lebendig geweſen, einem Lande, bei deſſen Namen wir gewohnt ſind, den Gedanken an Despotismus, religiöſen Fanatismus und Inquiſition zu verbinden. Hören wir jedoch einige Abſchnitte aus dem Manifeſt, in dem die Communeros von Caſtilien Kaiſer Karl V. die Bedingungen ſtellten, unter denen ſie ſeine Oberherrlichkeit anerkennen würden.

„Der König darf ſich nicht ohne Einwilligung der Cortes verheiraten. Nie dürfen fremde Truppen in's Königreich eingeführt werden. Jede Stadt ſoll in die Verſammlung der Cortes einen Abgeordneten der Geiſtlichkeit, einen Abgeordneten des Adels und einen Abgeordneten des Bürgerſtandes ſchicken, Jeder gewählt von ſeinem Stande. Die Krone darf die Ernennung dieſer Abgeordneten weder beeinfluſſen, noch leiten. Kein Mitglied der Cortes darf eine Penſion oder eine Anſtellung des Königs annehmen, weder für ſich, noch für ein Mitglied ſeiner Familie, bei Todesſtrafe und bei Strafe der Einziehung ſeiner Güter. Die Cortes ſollen ſich wenigſtens ein Mal alle drei Jahre verſammeln, ſelbſt wenn der König ſie nicht zuſammenberuft, um zu unterſuchen, ob die Geſetze beobachtet worden ſind, und um die öffentlichen Angelegenheiten zu berathen. Die Richter ſollen feſtes Gehalt haben und an den Verurtheilungen und Geldſtrafen, die ſie ausſprechen, keinen Theil nehmen. Alle Vorrechte, welche der Adel, wann es auch ſei, zum Nachtheil des Bürgerſtandes erlangt hat, ſollen aufgehoben werden. Niemals darf die Regierung der Städte und der Kommunen Mitgliedern vom Adel anvertraut werden. Die Güter des Adels ſollen den öffentlichen Abgaben ebenſo unterworfen ſein, wie die des dritten Standes. Man ſoll im Königreich keinen Ablaß predigen und verbreiten, ohne daß die Urſache, aus welcher er erlaſſen worden, vorher von den Cortes unterſucht und gebilligt worden iſt. Der Erzbiſchof von Toledo, der ein Fremder iſt, ſoll dieſe Würde niederlegen und dieſelbe einem Caſtilianer übertragen werden. Endlich ſoll der König verſprechen und auf das Feierlichſte ſchwören, alle dieſe Artikel zu beobachten und keine Gelegenheit zu ſuchen, wie er ſie umgehen oder brechen könne."

Mit Recht ſtaunen wir, wie weit die Gedanken der Leute im ſechzehnten Jahrhundert in Caſtilien gediehen waren. Wir finden hier Verfaſſungsformen, die freier waren, als ſie ſeit dem Falle der römiſchen Republik bei irgend einem Volke geherrſcht hatten, das aus den Trümmern des römiſchen Reiches ſich hervorgebildet hatte, und die ſchon zu Anfang des elften Jahrhunderts in den verſchiedenen Königreichen galten. Leider gab es aber damals noch kein ſpaniſches Volk. Die Einheit war nur im Könige dargeſtellt, der über mehrere Königreiche regierte, von denen jedes ſeine eigene Geſetzgebung, Verfaſſung, Münze, Maß und Gewicht hatte, Verſchiedenheiten, die zum Theil noch heutiges Tages beſtehen; und da die Völker derſelben ſich noch nicht bis zum Gedanken der Einheit der Nation erhoben, noch nicht in der Vereinigung der brüderlichen Hände und im gemeinſchaftlichen Handeln ihren allgemeinen Vortheil erkannt hatten, ſo wurde es Karl V. leicht, ſtets mit Hülfe des einen das andere zu unterwerfen und ſo nach einander allen das Gut der Freiheit zu entreißen und alle ohne Unterſchied an die Kette des Despotismus zu ſchmieden.

Daß der Despotismus ſich drei Jahrhunderte hat halten und Spanien von ſeinem Range der erſten Nation in Europa hat herunterbringen können, dazu mußten die außerordentlichſten Umſtände zuſammentreffen. Die Siege ſeiner Armeen in Europa gaben dem Könige Ruhm und höheres Anſehen. Amerika verſchlang die beſten, lebendigen Kräfte des Landes. Während die Inquiſition die Unabhängigkeit des ſpaniſchen Geiſtes erſtickte, trieb man die Mauren und Juden zum Lande hinaus, die fleißigſten Einwohner und meiſtens Ackerbauer. Alle, die nicht im Auslande zu Felde lagen, blieben in Unwiſſenheit verſunken, durch das Elend verthiert und bevölkerten die Klöſter. Alles dies wirkte zuſammen, um dem Despotismus einen Triumph über einen ſo ſtolzen Volksſtamm zu bereiten, der in der Unterdrückung ſeiner Repräſentativ-Verfaſſung vor Allem die Unterdrückung von Adelsrechten erblickte. Das Elend hatte den Stolz vermindert und die Freiheit getödtet. Der Aberglaube erzeugte die ſchrecklichſte aller Geißeln, nämlich daß die Güter zum größten Theil in die todte Hand fielen. Die Sucht, Majorate zu gründen und ſeine Güter der Kirche zu ſchenken, war ſo weit getrieben worden, daß beim Anfange der Revolution dieſes Jahrhunderts mehr als drei Viertel des Grund und Bodens Servituten unterworfen waren.

Dies war der traurige Zuſtand, zu dem Spanien durch die beiden Dynaſtien der Oeſterreicher und der Bourbonen heruntergebracht worden war, als es im Jahre 1808 durch den Einfall Napoleon's aus ſeinem Todesſchlaf erweckt wurde und Lebenskraft genug in ſeinem eigenen Buſen fand, um dem Eindringling zu widerſtehen, das Gift, welches an ſeinem Innern zehrte, auszuwerfen und unter ſchweren Kämpfen eine Neugeſtaltung der Dinge anzubahnen, die bisweilen unterbrochen, aber immer wieder mit neuer Kraft aufgenommen wurde.

Mit ſolchen und ähnlichen Betrachtungen beginnt das höchſt beachtenswerthe Buch des Spaniers Fernando Garrido über das heutige

Digitized by Google

Spanien und ſeine geiſtige und äußerliche Entwickelung im neunzehnten Jahrhundert,* ein Werk, das wir in deutſcher Sprache zur Beherzigung aus der Hand Arnold Ruge's, unſers unermüdlichen Landmannes in Brighton, erhalten, deſſen Memoiren kürzlich in dieſen Blättern Gegenſtand der Beſprechung waren. Während das Buch durch die klare Darſtellung des Parteilebens für Jeden, der an unſerer politiſchen Entwickelung Theil nimmt, ein feſſelndes Intereſſe und reichen Schatz von Belehrung darbieten muß, wird daſſelbe durch die Genauigkeit und Gründlichkeit der Studien des Verfaſſers, durch die reichhaltige Fülle von detaillirten, ſtatiſtiſchen Nachweiſungen über alle wichtigen Zweige der Verwaltung und des Nationalwohlſtandes auch für den Staatsökonomen von Fach von äußerſter Wichtigkeit ſein und ein Fundament zu vielfachen Vergleichungen darbieten.

Ehe wir aber des Verfaſſers Anſicht über den gegenwärtigen Stand der Parteien und ſeine daraus gezogenen Folgerungen den Leſern mittheilen, verſuchen wir in möglichſter Kürze die Kämpfe derſelben ſeit dem Jahre 1808 an ſeiner Hand zu durchlaufen.

Der einzige wahrhafte, bedeutende Vortheil, den der eiſerne Druck des Despotismus für die Volksentwickelung erzeugt hatte, trat gleich im Beginne der Bewegung auf das Entſchiedenſte hervor. Die innerliche Einheit nämlich war vollzogen und die Nation war es, die ſich wie Ein Mann erhob, als der König ſie wie eine Heerde Schafe an Bonaparte abtrat, und mit den Waffen in der Hand erklärte ſie: „Die ſpaniſche Nation iſt nicht Eigenthum irgend einer Perſon oder Familie!“ Und da es jetzt galt, die Unabhängigkeit dieſer Nation dem äußeren Feinde gegenüber zu behaupten, ſo vereinten ſich alle Parteien und alle Stände. Das ganze große Volk griff zu den Waffen und ernannte die Tüchtigſten zu ſeinen Anführern im Kampfe. Mina, der Feldarbeiter; Manſo, der Müllerburſche; Jaureguy, der Schäfer; l'Empecinado, der Stallknecht und viele Andere aus der unterſten Schichte des Volkes traten an die Spitze des Heeres, deſſen übrige Offiziere ebenfalls größtentheils aus dem Volke waren. Dadurch wurde das Vorrecht, die Truppen anzuführen, welches ſich der Adel bisher erhalten hatte, abgeſchafft und von dieſer Zeit an hat die Zuſammenſetzung der ſpaniſchen Armee, welche gegen die Armeen der übrigen Länder Europa's, ausgenommen die von Frankreich und des gegenwärtigen Italiens eine demokratiſche genannt werden kann, einen mächtigen Einfluß auf die Staatsveränderungen in Spanien ausgeübt. Denn höchſt bezeichnende Thatſache iſt es, daß die meiſten ſpaniſchen Aufſtände in dieſem Jahrhunderte Militair-Aufſtände waren, oder wenigſtens wirkſam von der Armee unterſtützt wurden. Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit, Theilnahme für jedes Prinzip, das ſie für richtig hielten, wenn es auch falſch ſein mochte, wog ſchwerer in dem Gewiſſen der Mitglieder der bewaffneten Macht, als die Mannszucht und der blinde Gehorſam gegen den Befehl.

Wie tief aber in aller Stille der Geiſt der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts über die Pyrenäen eingedrungen war, das beweiſt der ſofortige gewaltſame Bruch der Revolution mit aller Ueberlieferung. Nach der Abdankung des Königs ſchafften die erwählten conſtituirenden Cortes in Cadiz in der Verfaſſung von 1812 die Inquiſition und die Vorrechte des Adels ab und erließen eine Verfaſſung, demokratiſcher als ſie je zuvor oder nachher von einem König beſchworen worden iſt. Gemäß jener alten Huldigungsformel der Aragonier, die wir oben anführten, hieß es in derſelben: „Der König ſchwört, nach der Verfaſſung und den Geſetzen gemäß zu regieren; wenn er ſeinen Eid bricht, braucht ihm das Volk nicht zu gehorchen.“ Und dieſen Eid leiſtete König Ferdinand VII. im Jahre 1812 dem Volke.

Dieſe Verfaſſung iſt mit Recht die Mutterverfaſſung der lateiniſchen Volksſtämme genannt worden, die ſie in Portugal, in Sicilien, in Neapel und Sardinien zur Fahne erhoben und im Jahre 1821 als Geſetz verkündigten; doch wurde ſie überall durch die rückläufige Bewegung des europäiſchen Königthums beſeitigt.

In den Kolonien wurde dieſe Verfaſſung eine der Haupturſachen des Aufſtandes. So erhob ſich in Südamerika der Adel, die Abkömmlinge der alten Eroberer, die Beſitzer der Gewalt und der Reichthümer, gegen eine Verfaſſung, welche die Gleichſtellung der Raçen ausſprach, ihnen alle ihre Vorrechte nahm; und als die Conſtitution unterdrückt war, bewaffneten ſich ihrerſeits die einheimiſchen Stämme und die Mulatten gegen die Vertreter des alten Syſtems der Niederlaſſungen. So ſah man Mexiko ſich gegen das Mutterland empören, ſich als Kaiſerthum einrichten und das alte ſpaniſche Syſtem, die Vorrechte des Adels, die Unduldſamkeit, die Güter todter Hand und allen andern Zubehör des Despotismus beibehalten. Der Kampf der Liberalen gegen die Anhänger des Despotismus hat ununterbrochen bis auf unſere Tage fortgedauert, bis endlich Juarez und ſeine tapfern Waffenbrüder geſiegt und eine Zeit der Freiheit und des Fortſchritts eröffnet haben. Dieſer Geſichtspunkt und die Theilnahme der nordamerikaniſchen Republik für Juarez iſt nicht aus den Augen zu verlieren, wenn man das Unternehmen des Kaiſers der Franzoſen gegen Juarez und die Fortſchrittspartei in Mexico richtig beurtheilen will. Das Geſagte aber findet ſeine Anwendung auch auf die übrigen Niederlaſſungen und erklärt die inneren Kriege, unter denen die Freiſtaaten des Südens leiden.

Die Verfaſſung des Jahres 1812 wurde 1814 von Ferdinand VII. abgeſchafft, einem Könige, der das Vaterland an den fremden Tyrannen ausgeliefert und den das Volk, durch die königliche Familie verrathen und verkauft, dennoch in ſeiner Verfaſſung zum Könige ausgerufen hatte. Ferdinand, mit der europäiſchen Reaction und dem noch immer ſehr mächtigen Fanatismus des Landes im Rücken, begnügte ſich nicht damit, die Verfaſſung abzuſchaffen; er ſtellte die Inquiſition wieder her und verfolgte die berühmteſten Patrioten aufs grauſamſte, dieſelben, die während des Unabhängigkeitskrieges das Land errettet und Ferdinand ſelbſt aus der Gefangenſchaft Napoleons befreit hatten. Die Maſſen kannten aber damals nur ein einziges Gefühl, nämlich das der Volkseinheit, die ſich ihnen in Ferdinand VII. darſtellte. So erhoben ſie ſich nicht, als er die Verfaſſung abſchaffte, die keine weſentliche Bedingung der Unabhängigkeit des Landes war.

Von 1814 bis 1820 dachte Ferdinand an nichts anderes, als die Liberalen zu Falle zu bringen und den Einfluß der Inquiſitoren und der Mönche zu ſteigern. Keine einzige ökonomiſche Verbeſſerung, kein einziges Werk, das von öffentlichem Nutzen geweſen, nichts zur Wiederherſtellung deſſen, was der Krieg zerſtört hatte! Das Heer wurde vernachläſſigt, die Flotte, die man doch für die amerikaniſchen Niederlaſſungen brauchte, wurde auf nichts zurückgeführt; und alle dieſe Urſachen führten den Abfall Amerika's und die Revolution von 1820 in Spanien herbei, die Ferdinand ſehr hart bedrängte und ſeinen Thron und ſein Leben in Gefahr brachte.

Im Anfange des Jahres 1820 riefen Riego, Quiroga und andere Befehlshaber der Armee, die auf der Inſel Leon verſammelt war, um gegen die Aufſtändiſchen in Amerika eingeſchifft zu werden, die Verfaſſung vom Jahre 1812 aus.

In einem einzigen Monat ſtand ganz Spanien in Flammen. Wo das Volk nichts that, um die Regierung zu ſtürzen, that es doch auch nichts, um ſie zu ſtützen; ein Theil des Heeres, die Reichen und die Mittelklaſſe in den großen Städten begünſtigten den Aufſtand und förderten ihn. Wenn man Cadix, Carthagena und einige andere Städte ausnimmt, ſo zeigte das niedere Volk ſich gleichgültig. Die erſte That aber, die dem Aufſtande den Charakter einer entſchiedenen Umſturz-Bewegung gab, war das Anzünden des Palaſtes der Inquiſition, wo des niedere Volk Alles, was ihm in die Hände fiel, zerſtörte, die Inquiſitoren todtſchlug und die Gefangenen in Freiheit ſetzte. Dieſe Gewaltthat der aufgebrachten und empörten Maſſen wurde von der conſtitutionellen Regierung angenommen und gutgeheißen und in ganz Spanien wagte kein Menſch mehr von der Inquiſition zu ſprechen, außer um ſie zu verwünſchen und ihr Andenken zu verfluchen. Vor dieſer gründlichen Abſchaffung ſchrak ſelbſt Ferdinand VII. zurück. Solche Lehren verſtand er. Als er daher 1823 Alles wagte, war er doch nicht kühn genug, die Inquiſition wiederherzuſtellen.

Ferdinand VII. beſchwor die Conſtitution vom Jahre 1812, wie ſie der ſiegreiche Aufſchwung wiederhergeſtellt, und rettete Thron und Leben, als er vom Balkon des Palaſtes die merkwürdigen Worte ausſprach: „Wir wollen offen und ehrlich, und ich voran, auf dem Wege der Verfaſſung vorgehen.“ Die Patrioten kehrten von den Galeeren oder ihren Verbannungsörtern wieder zurück. Man berief die Cortes, und dieſe beſchloſſen die Geſetze, wodurch die Verfaſſung verwirklicht werden ſollte; die wichtigſten darunter ſind folgende: das Geſetz über die Bürgerwehr, über die Aufhebung der todten Hand, der bürgerlichen ſowohl als der geiſtlichen, über die Ayuntamientos (Stadtverordneten) und Provinzial-Deputationen, wodurch nach dem liberalſten, umfaſſendſten und decentraliſirteſten Syſtem die innere Verwaltung des Landes dem Lande ſelbſt überlaſſen wurde. Ferner wurden die Zahl der Klöſter vermindert und mehrere religiöſe Orden abgeſchafft, mit weltlicher Verwendung der Mönche, welche dazu die nöthigen Eigenſchaften hatten. Den Mönchs- und Nonnenklöſtern wurde verboten, Novizen zuzulaſſen, und die Güter der aufgehobenen Klöſter wurden zum Beſten des Staates verkauft. Die Zölle im Innern wurden aufgehoben, ebenſo die Salz-, Tabaks- und andere Monopole. Es gab

* Das heutige Spanien, ſeine geiſtige und äußere Entwickelung im neunzehnten Jahrhundert von Fernando Garrido. Deutſch von Arnold Ruge. Leipzig, Eduard Kummer, 1863. 325 S.

Digitized by Google

keine Auflagen mehr auf irgend etwas, das zum Lebensunterhalt diente. Die Corporationen der Zünfte und Gewerbe wurden abgeſchafft, und Handel und Gewerbe genoſſen im Innern einer vollſtändigen Freiheit.

Doch kaum drei Jahre durfte das Land ſich dieſer Verfaſſung erfreuen. Die Treuloſigkeit des Königs wurde durch ſeine Ränke offenbar, und jetzt empörte man ſich gegen die Verfaſſung. Den Anfang machte die Geiſtlichkeit. Doch wurden die Aufſtändiſchen allenthalben von dem Heere, das mit wenig Ausnahmen der Verfaſſung treu blieb, im Vereine mit der Landwehr aus dem Felde geſchlagen und gezwungen, nach Frankreich zu flüchten. Bekannt in Spanien iſt das Verhalten des Königs während dieſer Tage. Auf ſeinen Antrieb erhob ſich die Königsgarde in Madrid und zog ſich drei Stunden weit zurück. Darauf griff ſie die Hauptſtadt an, und drang in dieſelbe von der Seite des Palaſtes her ein. Hier reizte Ferdinand ſie zum Kampfe, vertheilte Wein und Cigarren unter die Soldaten und rief ihnen zu: „Schlagt dieſe Hunde von Nationalen todt!" Als nun aber die Nationalen die Garde zurückwarfen, verfolgten und im Palaſte ankamen, ging Ferdinand ihnen entgegen und rief ihnen oben vom Balkon herunter zu: „Auf Kinder, ſchlagt dieſe feigen Schurken todt, die uns die Verfaſſung nehmen wollen!" und vertheilte unter ſie den Wein und die Cigarren, welche die königlichen Garden in der Eile übrig gelaſſen hatten.

Aber die Haltung der auswärtigen Mächte veränderte die Lage der Dinge. Demnach theilte ſich die große liberale Partei in Moderados und Exaltados. Die Erſteren wollten, um die Feinde im Innern und Aeußern zu entwaffnen, die Verfaſſung in conſervativem Sinne abändern, einen ariſtokratiſchen Senat ſchaffen, mit Einem Worte die demokratiſche Conſtitution Spaniens vom Jahre 1812 in eine octroyirte Charte nach dem Muſter der franzöſiſchen vom Jahre 1815 umwandeln. Zwar mußten ſie die Gewalt ihren Gegnern überlaſſen; dieſe aber, mehr durch das einmüthige und gleichzeitige Auftreten der großen Mächte in dem Kampf gegen die freien Verfaſſungen entmuthigt, als durch den Einfall der Franzoſen unter dem Herzog von Angoulême eingeſchüchtert, von England, wo die Tories am Ruder waren, nicht unterſtützt, verloren durch Thatloſigkeit das moraliſche Anſehen, und die Reaction triumphirte. Furchtbar wüthete dieſelbe. Riego, der ſich ritterlich und edel gegen den König gezeigt, und ihm mit perſönlicher Gefahr das Leben gerettet hatte, wurde auf eine greuliche Weiſe gehängt. Moderados und Exaltados, Alles wurde zum Tode verurtheilt, ſodaß man nicht einmal annäherungsweiſe die Zahl der Schlachtopfer angeben kann. Die Mönche bemächtigten ſich der Gewalt, und außer der Abſchaffung der Inquiſition wurde Alles vernichtet, was die conſtitutionelle Regierung gethan hatte. Alle Majorate und Servitute wurden in dem Zuſtande wiederhergeſtellt, worin ſie ſich vor der Erhebung von 1820 befunden hatten.

Feſte und Proceſſionen, Mönche und Klöſter überall, Räuber auf den Heerſtraßen, Verfolgungen in jedem Augenblick, Elend und allgemeiner Rückgang — dies waren die Charakterzüge der letzten zehn Regierungsjahre Ferdinands VII. Mit den Anführern der Räuberbanden auf den Heerſtraßen trat man in Unterhandlungen, da man ſie nicht vertilgen konnte. Die Univerſitäten wurden geſchloſſen, dagegen eine Schule der Stierfechtkunſt geſtiftet. Er wußte, daß die Seeſoldaten liberal waren; folglich ließ er ihnen keine Löhnung geben und die Befehlshaber der Flotten gingen in ihren Provinzen betteln. In einem Jahre kam es ſogar vor, daß man den Seeſoldaten nur einen einzigen Monat Sold auszahlte. Als ſie ſich darüber beklagten, äußerte er: „Sie ſind hungrig? Da ſollten ſie doch die Riego-Hymne ſingen." Die Arſenale verödeten, und man zerſchlug ſogar die Schiffe und verkaufte das Material. Beim Tode des Königs (1833) war die Flotte auf 3000 Matroſen heruntergekommen, hatte nur ein entwaffnetes Linienſchiff, drei Fregatten, vier Briggs und zwölf kleinere Schiffe, alle im kläglichſten Zuſtande. Mit Ausnahme der Garde wurde das Heer ſchlecht bezahlt und ſchlecht ausgerüſtet.

Die Liberalen hörten nicht auf, ſich zu verſchwören. Geheime Geſellſchaften erſtreckten ſich über das ganze Land, und je mehr in dieſen zehn Jahren die Regierung zurückging, deſto mehr ging die öffentliche Meinung vorwärts.

Daneben beſtand eine ultraroyaliſtiſche, mönchiſche Partei, welcher der König nicht reactionär genug war. Als er 1823 ſich der Wiederherſtellung der Inquiſition widerſetzte, ging die Unzufriedenheit der Ultras, die ſich um des Königs Bruder, Don Carlos, ſchaarten, bis zur offenen Feindſeligkeit, ſodaß der König beſchloß, ſich wieder zu verheiraten, in der Hoffnung, ſelbſt einen Erben zu erzielen, welcher Don Carlos vom Throne ausſchlöſſe. Er heiratete Chriſtine, die Tochter ſeines Onkels, des Königs von Neapel; ein Jahr darauf wurde Iſabella II. geboren, und ein Jahr ſpäter die Infantin Luiſe. Dieſe Heirat trieb die Wuth der Ultras auf den höchſten Punkt, wurde von den Liberalen aber mit Genugthuung angeſehen, da ſie bei den inneren Zwiſtigkeiten der königlichen Familie nur gewinnen konnten.

Da Ferdinand VII. bei der Geburt Iſabellen's das ſaliſche Geſetz, welches Philipp V. in Spanien eingeführt hatte, aufhob, ſo folgte dieſelbe ihm 1833 als Königin, und Chriſtine wurde zur Regentin ernannt.

## Iſtrien.

### Land und Leute in Iſtrien.*

Jedes neue Buch, das über Oeſterreich erſcheint, beſtätigt die Thatſache, daß ein großer Theil der Monarchie eigentlich noch immer eine terra incognita iſt, wenigſtens für weitere Kreiſe, die nichtsdeſtoweniger ſich berechtigt glauben, über öſterreichiſche Verhältniſſe zu urtheilen und nicht ſelten auch abzuſprechen. Am häufigſten begegnen wir der vollſtändigen Unkenntniß öſterreichiſcher Verhältniſſe in Frankreich und England. Wir haben daher alle Urſache, jede neue literariſche Erſcheinung, die geeignet iſt, weitern Kreiſen eine richtigere Beurtheilung der öſterreichiſchen Verhältniſſe, ſowohl der volkswirthſchaftlichen, als der politiſchen, zu ermöglichen, freudig zu begrüßen. Wo die Kenntniß der gegebenen Verhältniſſe, ja ſelbſt die der territorialen fehlt, da iſt eine Urtheilsfällung über die politiſchen Strömungen geradezu unmöglich. Unter den Provinzen Oeſterreichs, welche in dieſer Beziehung erſt entdeckt werden mußten, ſteht Iſtrien und die quarneriſchen Inſeln in erſter Linie. Wenige Provinzen Oeſterreichs ſind ſelbſt den Reiſenden in ſolchem Maße unbekannt, als Iſtrien, denn auch der Reiſende ſetzt ſeinen Fuß ſelten in das Innere des Landes und begnügt ſich zumeiſt vom Dampfſchiffe aus die Weſtküſte des Landes zu beſichtigen; nur wenige Touriſten haben den Monte Maggiore beſtiegen, von deſſen Gipfel man eine der ſchönſten Ausſichten in Europa genießt. Nicht minder intereſſant als durch die geographiſche Lage iſt Iſtrien in hiſtoriſcher und geographiſcher Beziehung. Dennoch beſitzen wir faſt gar keine Literatur über dieſe Halbinſel, und wir ſind dem Verfaſſer des vorliegenden Werkes über dieſelbe zu um ſo größerem Danke für die Ausfüllung dieſer Lücke verpflichtet, als er ſeine Aufgabe auch in ſtyliſtiſcher Beziehung mit großer Geſchicklichkeit gelöſt und die einſchlägige Literatur um ein eben ſo inſtruktives, als anziehendes Buch bereichert hat.

Der Verfaſſer, der ſich nicht nennt, widmet ſein Buch dem Reichsrathe und wir erſehen hieraus, daß er mit dieſer Publication auch einen politiſchen Zweck verfolgt. Es iſt nicht ſchwer, dieſen Zweck zu errathen. Iſtrien iſt im Laufe der Zeit herabgekommen, „es erſcheint, ſagt der Verfaſſer, als ein Nothleidender, aber die dürftigen Gewänder, mit denen es ſich bedeckt, ſind Ueberreſte koſtbarer Prachtkleider, und ſein Hausgeräth beſteht aus den Trümmern eines Prunkes, der ſeinen einſtigen Wohlſtand bezeugt." Soll nun der Reichsrath in die Lage verſetzt werden, der Halbinſel ihren einſtigen Wohlſtand wiederzugeben, ſo iſt vor allem Andern eine genaue Kenntniß der gegenwärtigen, ſowie der frühern Verhältniſſe erforderlich. Die Aufgabe, die ſich der Verfaſſer geſtellt hat, iſt mithin die: zu zeigen, wie das Land einſt war, wie es jetzt iſt und was es in Zukunft unter der Aegide des Reichsrathes werden könnte. Der Verfaſſer iſt an dieſe Aufgabe mit großer Energie, Umſicht und aus eigener Anſchauung, ſowie aus Studien geſchöpften Erfahrungen gegangen, und wir dürfen ihm das Zeugniß ausſtellen, daß er ſie mit großem Fleiße getreulich gelöſt hat. Das Werk zerfällt in ſechs Abtheilungen, deren erſte der Geſchichte des Landes, die zweite der Geographie, die dritte der Ethnographie, die vierte und fünfte der Darſtellung der Landesverwaltung und Vertretung, die ſechſte der detaillirten Landesbeſchreibung gewidmet iſt, an welche ſich ein einen Blick in die Vergangenheit und Zukunft werfendes Nachwort anſchließt. Die intereſſanten ethnographiſchen Skizzen, an denen dieſes Werkchen ſehr reich iſt, dürften ſelbſt für weitere Kreiſe von Intereſſe ſein, und ſind es beſonders die wirklich noch urwüchſigen Sitten der Bewohner, die der Verfaſſer in ſehr pikanter Weiſe ſchildert. Die Sitten haben zwar bei allen Slaven ein allgemeines Gepräge, aber doch wieder je nach den verſchiedenen Stämmen auch Verſchiedenheit aufzuweiſen. Die Veränderungen in den bürgerlichen Verhältniſſen der jetzigen Zeit haben auch Veränderungen in den Gebräuchen herbeigeführt; viele

* Iſtrien; hiſtoriſche, geographiſche und ſtatiſtiſche Darſtellung der iſtriſchen Halbinſel und der quarneriſchen Inſeln. Trieſt, 1863, lit. art. Abtheil. des öſterreichiſchen Lloyd, 307 S.

Digitized by Google

Gewohnheiten haben ihre frühere Bedeutung verloren, wurden nicht mehr verſtanden, daher gleichgültig; die Dorfſchaften im Innern haben mehr als jene in der Nähe der Städte die angeerbten Gebräuche beibehalten, welche am eigenthümlichſten bei den Morlachen hervortreten.

In Bezug auf das Familienleben wird erzählt: „Bei der Geringhaltung des weiblichen Geſchlechtes legt man auf den Stand und die Vermögensverhältniſſe des Mannes keinen großen Werth. Der Vater wählt die Braut für ſeinen Sohn, ohne ihm übrigens einen Zwang anzuthun. Der Vater verfügt ſich mit zwei nächſten Verwandten nach dem Hauſe des Mädchens, um deſſen Hand er bei dem Vater wirbt, der ſich acht Tage Bedenkzeit erbittet. Man thut ſich bei einem Glaſe Wein gütlich, und trennt ſich alsdann. Nach Ablauf der acht Tage holt ſich der Vater des jungen Burſchen in größerer Geſellſchaft die Antwort, und bei fröhlichem Schmauſe, wo dem Weine tüchtig zugeſprochen und auf das Wohl beider Familien getrunken wird, wird der Abſchluß des Geſchäfts auf vierzehn Tage verſchoben. Weder die Weiber, noch die Braut und der Bräutigam ſind zugegen, nur die beiderſeitigen männlichen Verwandten ſuchen ſich zu verſchwägern. Nach vierzehn Tagen begiebt ſich der Vater mit dem Sohne in's Haus der Braut und bringt ein Zicklein mit, das man zurichtet. Der Freier reicht dem Mädchen den Verlobungsring, wodurch ſie verlobt werden, und Piſtolenſchüſſe verkünden das fröhliche Ereigniß. Am Hochzeitstage geht die ganze Sippſchaft unter Freudengeſchrei und Piſtolenſchüſſen in die Kirche. Voran ſchreiten in Ermangelung beſſerer Inſtrumente, zwei Sackpfeifer, ihnen folgt zwiſchen zwei Brautführern die blumenbekränzte Braut, mit züchtig verhülltem Geſicht, häufig mit zahlloſen Bändern bis über die Schultern geziert; dann kommt im feſtlichen Gewande der Bräutigam zwiſchen zwei Brautjungfern, und den Beſchluß machen die Gevattern und andern Verwandten. Nach der kirchlichen Feier verfügt ſich Alles zum Schmauſe in's Haus des Bräutigams oder der Braut, welcher die Schwiegermutter einen Korb mit Getraide oder Früchten darreicht. Die letztern wirft die Braut handvollweiſe hinter ſich. Beim Hochzeitsgelage wird ſelten Maß gehalten; ihm folgt der Tanz. Die Braut ſchenkt allen Gäſten ein und koſtet früher ſelbſt den Wein, dagegen erhält ſie von ihnen Geſchenke, zuweilen auch Geld. In ſpäter Stunde ſchließt man das Brautpaar in eine Scheuer oder auch Keller, oder ſonſt wo immer ein, und am nächſten Morgen überreicht die Schwiegermutter der Braut einen Spinnrocken, eine Sichel und einen Beſen. Einige andere ehemalige Gebräuche kommen jetzt nicht mehr vor. Das Hochzeitsfeſt dauert oft mehrere Tage, es iſt die einzige Ehre, die der Braut erwieſen wird, dann tritt ſie in's häusliche Leben ein und harte, gemeine Arbeit und Geringachtung ſind ihr Loos. Dieſe Erniedrigung beugt ihr Gemüth nieder, ſie vernachläſſigt daher auch ihr Aeußeres und altert vor der Zeit. In einigen Gemeinden beſteht bei Leichenbegängniſſen noch heute die Sitte, daß Leute, beſonders aus der Verwandtſchaft des Verſtorbenen, beſtellt werden, die während des Leichenzuges und am Friedhofe Wehklagen und ein weithin vernehmbares Jammergeſchrei anſtimmen.

Die Perogeſen, d. h. die montenegriniſchen Anſiedler in Peroi, haben eigenthümliche Gebräuche. Sie ſind in dieſen einfach, ſittſam und religiös und halten ſehr ſtrenge Faſten. In der Faſtenzeit vor Weihnachten dürfen ſie nur Gemüſe, Grünzeug und Fiſche eſſen, in der Faſtenzeit vor Oſtern aber nur Gemüſe und nur am 25. März, Mariä Verkündigung, und am Palmſonntag Fiſche. An den großen Feſttagen haben ſie ihre Unterhaltungen, die aus ihrem Nationaltanze und andern Spielen beſtehen. Während der Faſchingszeit halten die jungen Leute Kränzchen, bei denen bis 10 und 11 Uhr, oder gar bis Mitternacht getanzt und geſchmauſt wird. Ihre Hochzeitsgebräuche ſind eigenthümlich. Wenn ein junger Mann heiraten will, ſo geht er am letzten Sonntage vor Weihnachten, ohne dazu von der Familie geladen zu ſein, zu den Eltern des Mädchens, um welches er zu freien gedenkt, zum Nachtmahl. Er wird gut aufgenommen und bewirthet, aber am achten Tage darauf, das iſt am nächſten Sonntag, muß der Freier Alles zu einem Schmauſe Nöthige zu der Familie mitbringen, wo er gut aufgenommen wurde. Wenn nun nach einiger Zeit der Freier mit den Eltern des Mädchens handelseinig geworden iſt, begiebt er ſich wieder mit ſeinem Vater und ſeinen Anverwandten und dem Geiſtlichen zum Nachtmahl hin und bringt den Trauring, ein paar Schafe und irgend ein anderes Geſchenk mit, und es wird nach dem Schmauſe der Hochzeitstag feſtgeſetzt. Wenn dieſer herannaht, gehen beide Theile am Donnerſtag herum, um die Verwandten einzuladen, und am Freitag Abends beginnen die Luſtbarkeiten; unter Geſang und Freudenſchüſſen wird das Brod gebacken. Am nächſten Abend vereinigt ſich Alles beim Nachtmahle, und vor Beginn desſelben ernennt das Haupt der Familie das Geleite, welches die Braut abholen ſoll, den Gevatter, Führer des Geleites (Mari doat), die Schwäger der Braut, welche Brüder oder Neffen des Bräutigams ſein müſſen (geveri), den Hochzeitsboten, der die Ankunft des Zuges verkünden ſoll, dann den Bannerträger, der die Fahne trägt (Cariaklar) und die andern Mitglieder des Geleites, welche kein Amt zu verrichten haben und Soatnoi heißen. Nachdem Alles dies feſtgeſetzt worden iſt, beginnt der Schmaus, während deſſen das Familienhaupt zwei Frauen mit dem Antheil für die Braut zu ihr ſchickt. Dieſe ſollen auch der Familie der Braut anzeigen, daß am nächſten Tage der Bräutigam mit einem Geleite von ſo und ſo viel Menſchen kommen werde (die Zahl derſelben muß eine ungrade ſein), damit die Braut die Geſchenke für Alle vorbereiten kann. Auch müſſen dieſe Frauen den Vater der Braut, oder das Haupt ihrer Familie befragen, wie viel Leute er zum Mittagsmahl des Bräutigams ſchicken werde, um der Braut Geſellſchaft zu leiſten, und damit der Bräutigam ſich danach richten könne, denn auch er muß das Geleite der Braut beſchenken. Hierauf ſchickt die Braut dem Bräutigam mittelſt eines Weibes einen Blumenſtrauß, als Zeichen der Dankbarkeit und Treue. Am Sonntag nun begiebt ſich der Bräutigam mit ſeinem Gefolge beim Läuten der Frühglocken zu dem Hauſe der Braut, um ſie abzuholen, wie er ſich aber der Thür nähert, findet er Widerſtand. Alle Gäſte der Braut nämlich ſtürzen mit Stöcken, Säbeln und Flinten bewaffnet zur Thür heraus und wehren ihm den Eintritt, indem ſie ihm verkündigen, er oder einer der Begleiter müßte erſt den Apfel von der Stange über dem Hauſe herabſchießen, denn widrigenfalls würden ſie ihm nicht erlauben, in's Haus einzutreten und ſich die Braut zu holen. Es müſſen zuerſt der Bräutigam und ſein Geleite nach dem Apfel ſchießen, und wenn der erſte den Apfel in der Mitte trifft, ſo hat das Geleite das Recht, ohne fernern Widerſtand in das Haus der Braut einzutreten. Trifft Keiner den Apfel, ſo werden ſie vom Familenhaupte mit leeren Flinten gleichſam aus Gnade empfangen, mit gebrannten Waſſern und Bockweck bewirthet und mit Tüchern beſchenkt. Die Braut empfängt den Segen ihrer Eltern, Groß-Eltern und bejahrten Verwandten. Hierauf begiebt ſich die ganze Geſellſchaft in die Kirche, und nach dem Gottesdienſte nähern ſich der Bräutigam und die Braut, der erſtere rechts, die letztere links, der Hauptthüre des Hauptaltars, der Gevatter hinter ihnen, und nun beginnt die Ceremonie der Traunng, welche $1^1/_4$ Stunde dauert. Nach der Trauung müſſen ſich der Bräutigam und die Braut öffentlich umarmen und dann beide mit ihren Gevattern daſſelbe thun. Während der Ceremonie werden vor der Kirche Schüſſe abgefeuert. Im Hauſe des Bräutigams angelangt, ſetzt ſich Jedermann an ſeinen Platz, und nachdem der Pfarrer die Mahlzeit geſegnet, beginnt die Tafel. Keiner von den Gäſten darf trinken, ehe der obenerwähnte Führer des Zuges, von Allen begleitet, dreimal einen Hymnus zur Ehre Gottes geſungen hat. Hierauf ertheilt er Jedem die Freiheit, zu trinken, und beginnt mit einem Lebehoch auf die Geſundheit und das Wohlergehen des neuen Ehepaares. Während der Mahlzeit wird mehrmals ein Hymnus zu Ehren des heiligen Nikolaus geſungen und dieſer angerufen, er möge den Herrn bitten, den Eheleuten Ehre, Geſundheit und guten Wein zu geben. Bevor der Braten auf die Tafel kommt, erhebt ſich die ganze Geſellſchaft, die Neuvermählten mit inbegriffen, und es wird unter Geſängen und Freudenſchüſſen ein Umgang um das Dorf abgehalten. Alle Familien deſſelben tragen Wein heraus und bieten der Geſellſchaft zu trinken an, die Weiber und Mädchen beſchenken die Braut mit Tüchern. Am Abend wäſcht ſich die ganze Geſellſchaft die Hände, welche die Braut mit Waſſer begießt, wofür ſie von Allen ein Geldgeſchenk erhält, und hiermit endet das Hochzeitsfeſt.

Intereſſant ſind die Mittheilungen des Verfaſſers über die Volkstrachten: Die wohlhabenden und gebildeten Bewohner der Städter kleiden ſich auch in Iſtrien nach der allgemeinen europäiſchen Mode. Die Tracht der Landleute iſt nicht nur nach der verſchiedenen Nationalität, ſondern auch bei den Slaven ſelbſt, nach den verſchiedenen Stämmen und Bezirken gegliedert, obwohl ſie bei dieſen doch ein allgemeines Gepräge haben. Die Verſchiedenheit der Tracht richtet ſich im allgemeinen wohl nach den drei Hauptbeſchäftigungen der Bevölkerung, dem Ackerbau, der Schafzucht und der maritimen Induſtrie, Schifferei und Fiſcherei. Der Ackerbauer, welcher ſich nicht ſo ſehr den Einflüſſen des Klimas ausſetzen muß, wie der Hirt, und der wegen ſeines häufigen Bückens eine freie Bewegung des Knies nöthig hat, trägt kurze, theilweiſe ſehr weite Beinkleider, die nur bis an's Knie reichen, lange Strümpfe und ſtarke Schuhe. Das Oberkleid iſt eine kurze Juppe von braunem Leder, die Kopfbedeckung iſt ſonderbarer Weiſe, beſonders wenn man die glühende Sonne im Sommer und die tropiſchen Regengüſſe im Herbſte in Erwägung zieht, ohne Krämpe und Schirm, eine plattgedeckelte, ſchwarze, nur in wenigen Orten weiße Mütze von groben Wollenfilz; dieſe iſt das charakteriſtiſchſte und bekannteſte

Stück im Anzuge des Iſtrianers, wechſelt aber in der Größe häufig nach den verſchiedenen Gegenden; die Extreme desſelben ſind bei den italiäniſchen Ackersleuten von Degnano und bei den Sawrinen zu finden. Bei den erſtern bedeckt die Mütze den ganzen Kopf und erſtreckt ſich bis nahe an die Ohren; bei den letzteren bedeckt ſie nur die abſichtlich geſchorene Glatze. Der eitlere Sawrine läßt nur einen Kranz von kurzen Haaren ſtehen und läßt ſich im Nacken und auf dem Wirbel ſcheeren. Bemerkenswerth iſt es, daß er erſt ſeit Kurzem von einem Extrem in das andere gefallen iſt, denn gerade die Sawrinen haben bis in die neueſte Zeit ein Paar lange geflochtene Zöpfe getragen. Die Sitte, die Haare im Nacken lang wachſen zu laſſen, iſt übrigens bei dem iſtrianiſchen Ackerbauern ziemlich häufig, und er läßt dann die langen Haare loſe zuſammengebunden, über den Nacken nach vorne zu, gegen die Bruſt hängen. Die Tracht der iſtrianiſchen Bäuerinnen iſt im Allgemeinen von der größten Einfachheit. Sie beſteht in einem bis an die obere Wade reichenden Hemde aus groben Linnen, einem weiten Kaftan, der im Sommer aus weißem Linnen oder ſchwarzem Baumwollenzeuge, im Winter aus braunem Leder beſteht, einem Gürtel von breiten, grünen oder rothen Linnenborten, der mehrmals um den Leib gewunden wird, aus wollenen Strümpfen und ſtarken Schuhen oder Sandalen. Den Kopf umhüllt außer dem Hauſe ein weißes Tuch, welches jedoch, in verſchiedenen Gegenden auf eine ſehr mannigfaltige Weiſe gefaltet und um den Kopf gelegt oder gewunden wird. Der Stoff iſt von Linnen und nur in der Gegend von Piſino und Trieſt auch aus Baumwolle. Die Farbe iſt faſt immer weiß, außer auf den Inſeln, doch iſt das Tuch faſt nie glatt, ſondern es ſind häufig Zeichnungen eingewoben, oder es iſt mit Franſen beſetzt, und zwiſchen dem eigentlichen Tuche und den Franſen iſt nicht ſelten ein Saum von gitterartiger Schmuckarbeit am Stoffe. Die Perogeſen, welche, wie wir bereits erwähnt, montenegriniſcher Abkunft ſind, hatten lange Zeit ihre urſprüngliche Tracht beibehalten, jetzt kleiden ſie ſich wie die andern Slaven der Provinz, mit Ausnahme einer rothen Schnur, mit welcher die Socken gebunden werden, die kaum aus den Schuhen hervorragen. Ihre Weiber dagegen haben ihre alte Tracht unverändert; ſie ſticken ihre Hemden ſelbſt mit ſeidenen Zierrathen, beſonders die Aermel und das Vorhemd. Die Unterröcke von blauem oder grünem Tuche ſind faltenreich und unten mit zwei bis drei Reihen roth und gelber breiter Schnüre von Seide und Wolle beſetzt. Ihre kurzen Jacken ſind mit gleichen Schnüren beſetzt, ebenſo die loſen Aermel. Als Kopfbedeckung tragen ſie ein Tuch, welches mit rothgelber Seide geſtickt und mit Quaſten verziert iſt, als Schmuck große runde Ohrgehänge mit drei Ringen. Um den Hals tragen ſie eine rothe ſeidene Schnur, an welcher einige Schaumünzen und Sterne von Metall hängen, die bei jeder Bewegung angenehm klingen. Den Unterrock bedeckt vorne ein gefärbtes Vortuch, an der Seite hängt ein ähnliches Tuch. Der griechiſche Dorfpfarrer oder Pope in Perogi hat noch immer die Tracht, welche der Clerus der griechiſch-ſerbiſchen Kirche ſeit älteſter Zeit angenommen hat. Er trägt einen Talar mit farbigem Gürtel, einen langen Oberrock, langes Haupthaar und Bart, auf dem Kopfe ein Scheitelkäppchen und einen runden Hut. Ein langer Stock mit großem metallenen Knopfe dient als Zeichen ſeiner Würde. Die Prieſter dürfen heiraten, bevor ſie die Weihe erhalten haben, ſind ſie aber Wittwer geworden, ſo dürfen ſie ſich nicht mehr verehelichen.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir dem Verfaſſer weiter folgen, wir können dies um ſo getroſter unterlaſſen, als die Leſer dieſer Anzeige ſich gewiß bewogen fühlen dürften, das Buch ſelbſt zur Hand zu nehmen, das wir ihnen auf das Wärmſte empfehlen. Nur über die politiſche Stellung Iſtriens ſei uns noch ein Wort verſtattet. Seit der Vereinigung Iſtriens mit Oeſterreich hat die Regierung das Ihrige gethan, um es in wirthſchaftlicher wie in politiſcher Beziehung zu heben. Sie behielt die angeformte Municipal-Einrichtung der Podeſta, welche das Gemeinweſen zu verwalten haben, bei, und legte die politiſche Adminiſtration in die Hände der Diſtrikts-Commiſſäre. Durch die Februar-Verfaſſung ward Iſtriens Autonomie vollſtändig gewahrt; es erhielt einen eigenen Landtag, mit dem Rechte zwei Deputirte für den Reichstag zu wählen. Die Bevölkerung iſt verfaſſungsfreundlich und hat ſich raſch in den Conſtitutionalismus eingelebt. Die diesjährige erſte Seſſion des iſtrianiſchen Landtages war für die Provinz eine ſehr erſprießliche.

Theophil Piſling.

# Böhmen.

## Politiſche Literatur.

### Polniſch-ruſſiſch-čechiſche Broſchüren.

Unter den gegenwärtigen Umſtänden zwar von keiner ſonderlichen Bedeutung, immer aber von vielem Intereſſe, iſt die Haltung der Čechen gegenüber dem polniſchen Aufſtande. Seit einer Reihe von Jahren waren die Augen der Čechen nach St. Petersburg gerichtet, nach dem „nordiſchen Vetter," dem „Vetter mit der Baßgeige." Die Čechen wurden ſich ihrer Nationalität bewußt, ſahen die Gefahr, welche der letzteren in dem germaniſirenden Oeſterreich drohte und ſuchten eine Stütze. Eine ſolche konnten nur die übrigen Stammverwandten ſein: in Prag alſo kam der Panſlavismus zur Welt, der, bei der hervorragenden Stärke des einen, des ruſſiſchen Stammes und der ganz untergeordneten Stellung der übrigen, auf natürliche Weiſe in die Wege des Panruſſismus einlenken mußte.

Die Verbindungen zwiſchen Prag und Petersburg, vorerſt literariſch, waren bis auf die neueſte Zeit ſehr lebhaft und vor einem Jahre noch wurde eine Reihe čechiſcher Stimmführer mit ruſſiſchen Orden dekorirt. Der verſtorbene Hanka, der viele Verbindungen in Petersburg gehabt hatte (u. a. auch mit dem gegenwärtig in Warſchau kommandirenden General v. Berg), hatte geſagt, um das böhmiſche Volk werde es nicht früher gut ſtehen, als bis die Ruſſen Galizien in Beſitz genommen haben.

Da brachte der Januar dieſes Jahres die polniſche Revolution und über Nacht waren die čechiſchen Sympathien umgeſchlagen. Im Volke lebt immer ein tiefes Gefühl für Wahrheit und Recht und ein Gefühl, welches jederzeit den Schwächern in Schutz nimmt. Die Herzen der europäiſchen Völker flogen dem verzweifelten Unternehmen der Polen entgegen, aber nirgends zeigten ſich die Sympathien entſchiedener, als bei den Čechen; ſie ſahen den nächſten Bruderſtamm in ungleichem Kampfe, die Gefühlspolitik erhielt die Oberhand und die nordiſche Vetterſchaft wurde bei Seite geſchoben. Die čechiſchen Blätter wurden ein Refrain der polniſchen, ja auf dem Kriegsſchauplatze in Polen erſchienen bald Čechen, zumeiſt Prager Studenten und Handwerker.

Zu dem bloßen Gefühls-Ausdruck kam binnen weniger Wochen eine reelle Perſpektive.

Es erſchien zu Krakau in polniſcher und zu Prag in böhmiſcher Sprache unter dem Titel „Die Polen und Čechen" eine Broſchüre, deren Tendenz die folgenden Worte in der Vorrede beſagen: „Der Pole und der Čeche ſind Brüder," heißt es da, „und überdies unmittelbare Nachbarn. Der Vortheil des einen wird der Vortheil des anderen und das Verderben des einen das Verderben des anderen ſein. Die Natur ſelbſt hat ſie aufeinander angewieſen." Zu beweiſen, daß die beiden Völker, ſeit ſie auf der Bühne der Geſchichte erſchienen, ſich inſtinktmäßig an einander ſchloſſen, und daß ſie beſtimmt zu ſein ſcheinen, ſich endlich für immer mächtig und feſt mit einander zu verbinden, ſetzt ſich dieſe Broſchüre zur Aufgabe. Wir wollen den Gang der Gedanken und die Schlüſſe in dieſem Büchlein kurz ſkizziren. Sie geſtalten ſich folgendermaßen:

„Wenn man ſich die Schickſale dieſer beiden Völker vergegenwärtigt, muß man unwillkürlich auf den Vergleich von zwei Brüdern kommen, die neben einander lebten und verſchiedene Schickſale erfahren haben, angenehme und herbe; nur war das Maß der letzteren viel größer und das böhmiſche Volk, als älterer Bruder, hatte ſie früher zu erleiden. Die nebelhafte Fabelzeit bereits verbindet die beiden Völker, wie der Mutterſchoß und dieſelbe Wiege die Zwillinge verbindet. Čech und Lech, die beiden Brüder, waren mit ihren Gefährten über drei Flüſſe in ein Land gezogen, wo der ältere Bruder ſich niederließ; Lech aber, der jüngere, der Stammvater der Lechen (Ljachy werden die Polen noch immer von den Kleinruſſen genannt), zog weiter gegen Nordoſt, bis dahin, wo er ein Neſt von weißen Adlern fand und die erſte polniſche Stadt Gneſen (Gniezno, von dem polniſchen Worte für Neſt) gründete. Die Aehnlichkeit der Schickſale erſtreckt ſich auch ſpäter bis zur Gleichheit der Namen. Der weiſe Krakus gründete Krakau, den polniſchen Königsſitz und Krok in Böhmen wird die Gründung der böhmiſchen Fürſtenburg, Wyſhehrad, an deren Seite dann Prag entſtand, zugeſchrieben. Nach Krakus' Tode herrſchte in Polen die ſchöne Fürſtin Wanda und in Böhmen wieder Krok's Tochter Libuſcha. Gleichen Urſprunges, Bauern nämlich, waren auch die Gründer der nationalen Dynaſtien in Polen und Böhmen, Piaſt und Přemyſl.

Das Chriſtenthum kam nach Polen von Böhmen, indem die böhmiſche Fürſtentochter Dombrawka den polniſchen Herrſcher Meczyſlaw belehrte, der ſie geheiratet hatte. Das Kirchenlied „Boga rodzica,"

Digitized by Google

welches die Polen für ihr älteſtes Sprachdenkmal betrachten, ſtammt von dem böhmiſchen Biſchof Wojtuch (Adalbert), der nach Polen gezogen war, um das Chriſtenthum zu predigen.

Bald begannen Verſuche, die beiden Völker politiſch zu verbinden; ſie gelangen mehrmals, aber nur für kurze Zeit, zuerſt dem Polen-Herzog Boleslaw (zu Anfang des 11. Jahrhunderts), der gelegentlich dynaſtiſcher Streitigkeiten die Herrſchaft über Böhmen ergriff, aber mit Hülfe des deutſchen Kaiſers nach kurzer Zeit von der einen Partei wieder hinausgedrängt wurde. Doch eine freundſchaftliche Verbindung der beiden Völker beſtand immer, bis es zu Ende des 13. Jahrhunderts wieder möglich erſchien, dieſelben zu verbinden, und zwar unter der Herrſchaft eines böhmiſchen Fürſten. Der böhmiſche König, Wenzel II., nahm im J. 1300 die ihm von den Polen angebotene Krone an, aber die Verbindung dauerte nur fünf Jahre, denn als nach dieſes Königs Tode ſein Sohn Wenzel III. nach Polen reiſte, wurde er in Olmütz meuchleriſch ermordet und mit ihm war das alte Fürſtengeſchlecht der Premyſliden erloſchen.

Später wurden die freundſchaftlichen Beziehungen der beiden Völker zumeiſt durch die zu Prag gegründete Univerſität vermittelt, wo Königin Jadwiga eine beſondere Stiftung für die Polen errichtete. Auch die Handels-Verbindungen der beiden Länder waren damals ſehr bedeutend und die beiden Völker hatten ſeit der letzten politiſchen Verbindung faſt gleiches Geld, Maß und Gewicht.

In der für Böhmens Geſchicke wichtigſten Kriſis, in den Huſſitenkämpfen, finden wir die Čechen und Polen in der freundſchaftlichſten Verbindung. Der nachherige große Taboritenführer, Žiška, hatte viel auf polniſchen Schlachtfeldern gekämpft und trug u. A. mit ſeinen Landsleuten auch zum Siege der Polen über die deutſchen Ordensritter bei Tannenberg bedeutend bei; Bruder Žiška trug auch bis zu ſeinem Tode die polniſche Tracht und den Bart auf polniſche Weiſe. Magiſter Hus hatte in Polen und Litthauen viele Freunde und ſtand auch in Briefwechſel mit dem Polenkönig Wladiſlaw Jagajlo (Jagello). Der huſſitiſche Lehrer fand auch in Polen Anklang, und in Koſtnitz traten die polniſchen Abgeſandten, unter ihnen Jawiš der Schwarze von Garbow, der berühmteſte polniſche Ritter der Zeit, gemeinſchaftlich mit den Böhmen zu Hus' Vertheidigung auf.

Durch die Huſſitenkriege wurde die Hoffnung auf die Verbindung der beiden Völker wieder nahe gerückt. Als Kaiſer Sigismund aus Böhmen vertrieben war, boten die ſiegreichen Taboriten dem Könige Wladyſlaw Jagiello die böhmiſche Krone an, doch dieſer hatte nicht genug Entſchloſſenheit, man bot ſie alſo ſeinem Couſin Witold von Litthauen an, der ſie auch annahm und ſeinen Neffen Sigmund Korybut mit 5000 Mann nach Böhmen ſchickte. Aber auch diesmal verdarben die Intriguen des Kaiſers und der Kirche, welche die Ausbreitung der huſſitiſchen Lehre in Polen mit Bangen bemerkten und den Katholicismus des Königs Wladyſlaw und Witold's von Litthauen als Hebel benutzend, bewirkten ſie endlich, daß ſich die Beiden wieder aller Verbindungen mit Böhmen losſagten, ja harte Maßregeln gegen die „böhmiſchen Ketzer“ einzuführen begannen. Es wurde den Schulvorſtänden verboten, Leute, die aus Böhmen gekommen, zu Lehrern einzuſetzen, die Eltern ſollten ihren Söhnen, welche nach Böhmen gingen, keine Unterſtützung geben u. a., ja ſpäter wurde aller Handel mit Böhmen unter ſtrengſten Strafen verboten. Die Polen, welche ſich in Böhmen befanden, ſollten binnen wenigen Wochen zurückkehren und welche kamen, wurden vor eine Art Inquiſition geſtellt, ob ſie nicht von der böhmiſchen Ketzerei angeſteckt waren. Dies Alles war den Bemühungen der Geiſtlichkeit, namentlich des Biſchofs von Krakau zu verdanken. Allen dieſen Verboten zum Trotze gingen über anderthalb Tauſend Polen nach Böhmen, um zur Seite der Huſſiten zu kämpfen und unter ihnen auch der früher zurückberufene Prinz Korybut. Man hat Beweiſe der Wahrſcheinlichkeit, daß durch Rotten böhmiſcher Krieger, die dann nach Polen gezogen waren, Grund zu der Koſaken-Republik in der Ukraine gelegt wurde. Alle weitere Unterhandlungen mit dem polniſchen Könige aber nützten Nichts; die Böhmen waren einmal Ketzer, mit denen der vom Klerus beherrſchte König nichts weiter zu thun haben wollte.

Kaiſer Sigmund und Wladyſlaw Jagello ſtarben und die Unterhandlungen begannen von Neuem. Die Huſſiten boten nun die Krone dem jüngeren Bruder des nunmehrigen Königs Wladyſlaw, dem Prinzen Kaſimir an. Der König ergriff die Gelegenheit, um die böhmiſche Krone für ſeinen Bruder zu erwerben und ſchickte den Huſſiten Succurs gegen die katholiſchen Heere; es kam bei Tabor zu unentſchiedenen Kämpfen. Man hatte damals Hoffnung, daß Albrecht von Oeſterreich, der nach Sigmund Anſprüche auf die böhmiſche Krone hatte, ſeine beiden Töchter den polniſchen Prinzen zur Ehe geben und gegen die polniſche Dynaſtie in Böhmen Nichts einwenden werde, doch die Hoffnung wurde wieder getäuſcht. Als unter König Georg von Podiebrad wieder ſchwere Zeiten über Böhmen kamen, ſtand Kaſimir, jetzt König von Polen, treu zu Böhmen, obwohl er vom Papſte ſelbſt zu einem Zuge gegen deſſen ketzeriſchen König aufgefordert wurde und der eigene Schwiegerſohn Georg's, König Mathias von Ungarn, dieſer Aufforderung gefolgt war. Georg ſtarb und mit Uebergehung ſeiner beiden Söhne empfahl er den böhmiſchen Ständen den Sohn Kaſimir's, Prinzen Wladyſlaw zum König. Dieſer nahm den Thron zu Prag in Beſitz und es entſtanden die lebhafteſten Verbindungen zwiſchen Böhmen und Polen. Lukas Gornicki ſchreibt in ſeinem „Dworzanin“ (Höfling), daß damals, zu Ende des 15. und Beginn des 16. Jahrhunderts, die böhmiſche Sprache, als mehr kultivirt, beim Hofe zu Krakau der polniſchen vorgezogen wurde; Gornicki klagt, daß, wer ein guter Höfling ſein will, böhmiſch ſprechen, oder wenigſtens ſo viele Bohemismen als möglich im Polniſchen machen muß. Ludwig, der zweite Jagellone in Böhmen, der auch ungariſcher König geworden war, fiel bei Mohacs im Kampfe gegen die Türken (1526).

Nun kamen die Habsburger, und ein Unglück nach dem anderen verfolgte das böhmiſche Volk. Ferdinand I. verſetzte einen tödtlichen Schlag den böhmiſchen Städten, Ferdinand II. vernichtete den Adel; Böhmen, der ältere Bruder, verblutete im 17. Jahrhundert. Als die Religionsverfolgungen in Böhmen begonnen und im Jahre 1548 die „böhmiſchen Brüder“ binnen 42 Tagen das Vaterland zu verlaſſen hatten, waren es die katholiſchen Polen, welche ſie am herzlichſten aufnahmen und nach der Schlacht am Weißen Berge fanden wieder Tauſende von Böhmen in Polen ein neues Vaterland.

Nach dem ſchweren Schlage, den das böhmiſche Volk durch die Schlacht am Weißen Berge (1610) erhalten, fiel es in eine lange, todesähnliche Betäubung; auch Polen wurde zu Boden geworfen. Jetzt regt ſich neues Leben in Böhmen, Polen aber erhebt ſich und ringt um ſeine Freiheit. Es iſt die Zeit da, daß der Bruder den Bruder erkenne und ihm Hülfe leiſte. Die beiden Völker ergänzen einander. Was die Böhmen durch eine Verbindung mit den Polen gewinnen, iſt offenbar, aber auch die Böhmen haben für die Polen große Wichtigkeit, wie durch die geographiſche Lage ihres Landes, ſo durch ihre vorgeſchrittene Kultur, ihre Induſtrie u. a.

Altehrwürdige Ueberlieferungen aus der Vergangenheit der Polen und Böhmen deuten es an, daß ſich die beiden Bruderſtämme verbinden mögen. Die Urväter der beiden Völker, Čech und Lech, hatten ſich nach langer Wallfahrt getrennt; Čech ſetzte ſich mit den Seinigen in Böhmen feſt, Lech zog nordöſtlich in unbekannte Länder. Nach langer Zeit, wo beide Brüder nichts von einander wußten, begegneten und erkannten ſie ſich plötzlich auf irgend einem Zuge, was ihnen ſo viel Freude verurſachte, daß ſie zum ewigen Andenken an dieſe Erkennung die Stadt Poſen (polniſch und böhmiſch Poznań, poznanie = Erkennung) gründeten. Wohlan, auch wir, Polen und Böhmen, die wir uns eine lange leidensvolle Zeit nicht kannten, erkennen wir uns und reichen wir einander zu gegenſeitiger Hülfe und Unterſtützung die Bruderhand. Aus dieſer neuerlichen Erkennung werden wir uns eine glücklichere Zukunft bauen.“

Dies der Inhalt und Schluß der polniſch-böhmiſchen Broſchüre. Ihre Tendenz iſt deutlich genug.

Der Polen-Enthuſiasmus in Böhmen und namentlich in den böhmiſchen Zeitungen konnte im Zarenreiche, wo man ſich gewöhnt hatte, die Čechen als einen vorgeſchobenen ruſſiſchen Poſten zu betrachten, nicht unbemerkt bleiben. Die ruſſiſchen Panſlaviſten vermerkten dieſe Haltung der „čechiſchen Brüder“ ſehr übel, und Staatsrath Hilferding gab im Moskauer „Deň“ (der Tag) ihrer Entrüſtung Ausdruck. Er veröffentlichte in dieſem panſlaviſtiſchen Hauptorgan eine energiſche Interpellation an die Čechen in Form eines offenen Briefes an den erſten Čechenführer, Dr. Rieger, wo er das panſlaviſtiſche Programm entwickelt und den Čechen als einzige Rettung vor dem Untergang die ruſſiſche Freundſchaft in Ausſicht ſtellt. Zugleich droht er, ſollten ſie ſich ferner noch ſtörriſch zeigen, mit Kündigung dieſer ruſſiſchen Freundſchaft; er meint ſogar, daß Rußland die čechiſche Kolonie, welche von Amerika nach dem Amur-Gebiete überſiedeln wollte, nicht aufnehmen könnte, da man ſich in derſelben nur ein zweites Polen am Amur erziehen würde. Dr. Rieger antwortete auf dieſelbe Weiſe in den „Národni Listy.“ Seine Antwort war ſehr diplomatiſch und man ſah in jeder Zeile, daß er weder die Ruſſen, noch die Čechen, ja auch die Polen nicht verletzen wolle, obwohl er weit entfernt iſt, die Anſprüche der Letzteren gelten zu laſſen. Er ſtellt ſich auf den Standpunkt des Nationalitäts-Prinzipes und will jedem Stamme ſeine freie Entwickelung gewahrt wiſſen, geht aber auf den politiſchen Kernpunkt nicht ein. Namentlich vertheidigt er gegen die polniſchen Anſprüche die Rechte des im ehemaligen Polen ſo zahlreichen kleinruſſiſchen Stammes.

Digitized by Google

Mittlerweile hatte ſich auch der andere Führer der Čechen, Hiſtoriograph Palacký, veranlaßt gefunden, den Angriffen eines čechiſchen Blattes gegenüber mit ſeinem Glaubensbekenntniſſe vor die Oeffentlichkeit zu treten. Die Kundgebung Palacký's war früher erſchienen, als die Antwort Rieger's und war ſo gehalten, wie ſie nur der wüthendſte Ruſſe wünſchen könnte. Der Geſchichtsſchreiber der Čechen legte heftig gegen die Polen aus und ſprach ihnen jede Zukunft ab; das große Reich der Zukunft iſt ihm Rußland und neben ihm in Europa nur England als Großmacht möglich.

Die Autorität der beiden Herren brachte es dahin, daß in den polniſchen Sympathien der Čechen ein theilweiſer Rückſchlag eintrat, denn der Autoritäts-Cultus iſt kaum irgendwo ſo groß, wie er hier war. Die Freunde, welche Rußland noch unter den Čechen hatte, bekamen wieder Courage und der polniſchen Haltung der Journale gegenüber begann ein ruſſiſches Broſchüren-Bombardement. Es erſchienen binnen Kurzem vier antipolniſche Broſchüren in Prag. Sie kommen alle auf den Panſlavismus, doch am weiteſten geht die vorletzterſchienene, welche das panruſſiſche Extrem repräſentirt und durch die grotesken Kapriolen, die ihr Verfaſſer da macht, recht amüſant iſt. Dieſe Broſchüre führt den Titel: „Die Rüſſen, Serben, Polen und Čechen mit den übrigen Slaven," und ihr Verfaſſer iſt Herr F. J. Jezbera, an deſſen ſchriftgewandter Hand ein Brillantring glänzt, den ihm der Zar aller Reuſſen geſandt. Herr Jezbera giebt eine Zeitſchrift in allen ſlaviſchen Sprachen heraus und will für alle die ruſſiſchen Schriftzeichen eingeführt wiſſen. Doch gehen wir zu dem neueſten Geiſteskinde des koſakiſchen Fanatikers über. Die Broſchüre beginnt mit einer Einleitung, wo der polenfreundlichen čechiſchen Journaliſtik kurz und bündig geſagt wird, daß „die Redacteure mit ihrer Compagnie Mitarbeiter die Politik auf den Gaſſen, in den Kaffee- und Gaſthäuſern ſammeln," und „ſelbſt etwas betäubt," das Volk anführen. Herr Jezbera aber ſei von „ſeinen und des Panſlavismus Freunden, welche glauben, daß er eine Broſchüre zu ſchreiben im Stande ſei, durch welche die Feinde alle neun fallen" aufgefordert worden, die Wahrheit „ſeinen lieben Čechen" an das Licht zu ziehen. Dann kommt eine kurze Geographie, Statiſtik und Geſchichte aller ſlaviſchen Stämme. Den Gedankengang in der eigentlichen Behandlung der Sache verfolgen zu wollen iſt eitle Mühe, denn der böhmiſche Koſak ſpringt mit ſeinem Rößlein hin und her und ſchwingt die Lanze wohin es ihm gerade einfällt. Eine kleine Blumenleſe aber iſt der Mühe immerhin werth:

„O Leid, o Leid! der unglückliche und verderbliche Streit und Kampf unter den Slaven zeigt ſich wieder;" — mit den Worten beginnt der eigentliche Feldzug. Ganz wie Gotſchakov ſchiebt Herr Jezbera die Schuld des Aufſtandes auf die Umtriebe im Auslande und die polniſche Emigration. Er ruft den Polen zu: „Du gutes polniſches Volk und ihr aufgeklärteren und vom ſlaviſchen Geiſte ſchon durchdrungenen Polen! vergeßt nicht, wenn Ihr an ein höheres, gerechtes Weſen glaubt, welches die Menſchengeſchicke lenkt, daß Wahrheit, Emſigkeit und treue Aufrichtigkeit bis in den Himmel dringt, Lüge aber und Falſchheit in's Verderben führt." Dann wird den Polen das folgende Gleichniß an's Herz gelegt: „Es lebten drei Brüder. Dieſe lebten zwar in den Häuſern nicht verbrüderter Hausherren, doch ſie arbeiteten emſig, wirthſchafteten und lebten unter einander in warmer und aufrichtiger Liebe und einer half dem anderen; dadurch thaten ſie ſehr viel Gutes ſich und ihren Brüdern, vermehrten ihr Kapital und ſicherten ſich die wahre geiſtige und materielle Zukunft; doch, da es ihnen plötzlich beſſer zu gehen begann, wurden ſie ſtolz, kündigten ihren Hausherren und ſiedelten in die Häuſer ihrer Brüder über, wo ſie aber wegen der gewohnten und fortwährenden Zwiſtigkeiten, wegen Haß, Streit und Unterdrückung, ſowie anderen Unfuges und jüdiſcher Praktiken Alles verloren, und nun bankerott geworden, lieber wieder in die Fremde flüchteten, wo ſie vagabondirend, wie ſich's gebührt, zu Grunde gingen." Iſt das ein blühender Unſinn!

Darauf kommt er auf die böhmiſchen Zeitungen, „welche zumeiſt unter allen ſlaviſchen und nichtſlaviſchen Journalen in Europa die ohnehin ſchon leidenſchaftlichen polniſchen Inſurgenten gegen die Ruſſen hetzten, hetzen und unterſtützen, ihnen Courage und Verſtärkung zum ſlaviſchen Kampfe" verleihend. „Doch ihr theueren, ſlaviſchen Brüder, ihr Slowaken, Slavonier, Slovenen, Lauſitzer, Serben, Bulgaren und Ruſſen, die ihr ob ſolchen Beginnens den Čechen zu zürnen anfangt, höret und wiſſet, daß der Geiſt dieſer böhmiſchen Blätter in ſeiner unſchönen Beziehung zur polniſch-ruſſiſchen Angelegenheit nicht der Geiſt der böhmiſchen Intelligenz, nicht der Geiſt des böhmiſchen Volkes überhaupt iſt, o nein, es iſt nur der Geiſt einiger Leute, die wir bei uns an den Fingern zählen könnten und welchen es gelungen war, Mitarbeiter in einer Redaction zu werden, und die, nebſt der deutſchen, manchmal auch der polniſchen Sprache mächtig, aus derſelben auch alle ihre Germanismen, Latinismen, Gallismen und andere Ismen, die ſie freilich nicht durch den ruſſiſchen oder ſlaviſchen Einfluß, ſondern durch den Einfluß der weſtlichen Kultur, mit der ſich die Polen ſchon oft hübſch und genug angetrunken und betrunken haben, überſetzen." Herr Jezbera ſieht unter den böhmiſchen Journaliſten ſolche „Egoiſten und Materialiſten, daß ſie ſich wünſchen möchten, Kaſſirer bei einer geheimen Nationalregierung zu werden, um zur Zeit der Gefahr der Nation wenigſtens die Kaſſe zu retten." Bei dieſer Gelegenheit erzählt der Verfaſſer, daß er, als man ihn einmal fragte, was die polniſche Nationalregierung ſei, die folgende Definition von ihr gegeben habe: „Die jetzige geheime polniſche Nationalregierung iſt das unſichtbare Haupt einer ſichtbaren Vergewaltigung; ſie ſchreit, lärmt, droht, raubt und hängt ſelbſt die eigenen Brüder, und wenn ſie ihre Brüder ausgerottet und ausgeplündert hat, wird ſie flüchtig, ruhig und verſchwindet, von ihren Thaten aber wird man wie von den ägyptiſchen Heuſchrecken erzählen."

Weiter werden in der Geſchichte Beiſpiele geſucht von der Unverträglichkeit der Polen mit allen ſlaviſchen Stämmen und von der heilbringenden Politik Rußlands. Als ein ſchlagendes Beiſpiel in dieſem Sinne ſoll die Niederwerfung des ungariſchen Aufſtandes im Jahre 1849 durch die Ruſſen gelten. Ferner werden als ein Hauptargument zum Beweiſe der ruſſiſchen Sympathien für die übrigen Slaven einige Notizen ruſſiſcher Blätter angeführt, die ſich über einen von Herrn Jezbera an die ruſſiſchen Fabrikanten, Induſtriellen und Kaufleute ergangenen Aufruf, wo dieſelben aufgefordert werden, böhmiſche Techniker ꝛc. nach Rußland zu ziehen, billigend ausſprechen.

Die Ruſſen ſind aber doch auch nicht vollſtändig ohne Fehl und Makel. „Schon lange rieth ich ihnen, alle die Würmer und Raupen, die ihren ſlaviſchen Stamm nagen und verderben, baldmöglichſt, aber weiſe und mäßig, ohne Blutvergießen zu beſeitigen und auszuſcheiden und hiedurch ihren, wenn auch ungeheueren Stamm, augenſcheinlicher und offenbarer zu pflegen, damit er allen Slaven zum Vergnügen grün werden möge, blühe, Früchte trage und ſich in ſo ſchöne und lange Zweige ausbreite, daß unter ihnen in dieſem Jammerthal ein ſlaviſcher Mann, ermattet und ermüdet von der ruhmvollen Wallfahrt und dem Erwerben ſeiner Exiſtenz im Schweiße des Angeſichtes, einmal am Ende ſeiner Lebenstage Ruhe und Erholung finden könne." — „Alle ſlaviſchen Stämme und ihre Dialekte mit gleicher Liebe umfaſſend, ſehe ich zugleich wie ein Gärtner auf ſie, voll Sorge, daß weder dem größten noch dem kleinſten Stamme etwas Uebles geſchehe; ich betrachte ſie wie ein Gärtner, der ſelbſt den weiten Sturm befürchtet, daß derſelbe woher immer komme und die Blüthen, welche ſo reiche Früchte verſprechen und lange mit Sehnſucht erwartet werden, nicht verderbe und die Saat verwüſte."

Zu welchem Schluſſe Herr Jezbera kommt, iſt nach dieſen Sätzen leicht zu ermeſſen. Den Polen „guten chriſtlichen Herzens, welche ſich mit dem ſlaviſchen Geiſte ausſöhnen wollen, wird gerathen, ſich dem heiligen Rußland zu unterwerfen und ſeiner großen Miſſion nicht unnütze Hinderniſſe in den Weg zu legen. Die heilloſen Revolutionäre aber „muß ſchon der ſlaviſche Geiſt ausſterben laſſen, wie Moſes, als er ſein Volk in das gelobte Land führte, diejenigen erſt in der Wüſte ſterben ließ, welche nicht zu beſſern waren."

So der böhmiſch-ruſſiſche „Gärtner." Wir haben auf die Erſcheinung hingewieſen, einerſeits als auf ein Streiflicht über die Anſichten der ruſſiſchen Panſlaviſten, bei denen Herr Jezbera geachtet und angeſehn iſt und andererſeits als auf ein Beiſpiel politiſcher und nationaler Excentricität. Beachtung verdient dieſer Panſlavismus ſehr wenig. Herr Jezbera hat ſeinen ruſſiſchen Freunden einen ſchlechten Dienſt in Böhmen erwieſen; das čechiſche Publikum nahm ſeine Expectorationen mit Gelächter auf und die Journale überſchütteten den guten Mann mit einer Fluth von Hohn.

## Mannigfaltiges.

— Das Feſt am 18. und 19. October in Leipzig. War das große deutſche Turnerfeſt, das vor etwa zehn Wochen in Leipzig gefeiert wurde, ein Feſt der Jugend und der Hoffnung auf eine beſſere Zukunft Deutſchlands, ſo iſt das Feſt, das am 18. und 19. October hier begangen ward, hauptſächlich ein Feſt der alten deutſchen Krieger und ihrer glorreichen Vergangenheit geweſen. Auf bedeutungsvolle, Geiſt und Herz jedes patriotiſchen Deutſchen erhebende Weiſe reichten ſich auf Leipzigs Fluren Vergangenheit und Zukunft die Hand. Gleichzeitig wurden hier

Digitized by Google

in dieſen October=Tagen zwei Grundſteine gelegt. Der Eine, obwohl materieller Art, erweckt doch ein ſtolzes Hochgefühl, denn es iſt der Grundſtein zu dem nationalen Denkmale, den das ganze Deutſchland ſeinen Tapferen errichten will, die hier vor fünfzig Jahren mit ihrem Blut und Leben den Deutſchen das ihnen ſchmachvoll entriſſen geweſene Vaterland wieder erkauften. Kräftig und ſchön hat Leipzigs Bürgermeiſter dieſes Denkmal der größten aller neueren Schlachten als eine Mahnung an die Deutſchen bezeichnet, daß ſie niemals wieder im Dienſte des Auslandes, oder dynaſtiſcher Intereſſen, die Waffen gegen einander ergreifen. Der zweite Grundſtein, obwohl idealer Natur, iſt doch auch geeignet, den realſten Bedürfniſſen des deutſchen Bürgerthums zu dienen. Das Städtefeſt vom 18. und 19. October 1863 wird, wenn die Wünſche ſeiner Theilnehmer in Erfüllung gehen, der Anfangspunkt eines großen, ganz Deutſchland umfaſſenden Städtebundes ſein. Aus Süd= wie aus Norddeutſchland ſprachen in Leipzig die Vertreter der Städte von den traurigen Zuſtänden ihres Gemeindelebens. In Württemberg ſieht es heute gerade noch ſo aus, wie vor vierzig Jahren, als ſich Friedrich Liſt durch ſein muthiges Eintreten für die Selbſtändigkeit der Gemeinde=Verfaſſungen ſeine Verbannung nach Amerika zuzog. In Mecklenburgs Gemeinden aber haben ſich gar noch die verſteinerten Zuſtände des Mittelalters erhalten. In Preußen iſt zwar durch die Stein=Hardenbergiſche Geſetzgebung das Gemeindeleben geweckt und den Bürgern zum Bewußtſein gebracht worden, doch hat man es ſeitdem leider auch hier gewaltſam zurückgedrängt und in franzöſiſch=bureaukratiſche Schnürſtiefel eingeengt. Ueberall hofft man, daß ein großer deutſcher Städtebund moraliſch wirken und beſſere Zuſtände auf munizipalem Gebiet, die Selbſtverwaltung nach engliſcher Weiſe, herbeiführen werde. Heil Leipzig und ſeinem Feſte vom 18. u. 19. October, wenn dieſe Tage für ganz Deutſchland ſo herrliche Früchte tragen!

— Napoleon im Jahre 1806. Vor einigen Wochen iſt in Paris der dreizehnte Band der Korreſpondenzen Napoleon's I. mit ſeinen Generalen und Miniſtern publizirt worden. Es umfaßt dieſer Band den Zeitraum vom 20. Juli bis zum 30. November 1806, alſo eine für Deutſchland ſehr ominöſe Periode. In den gegenwärtigen Tagen der Erinnerung an die vor fünfzig Jahren erkämpfte Befreiung von der Fremdherrſchaft kann ein Blick in dieſe Korreſpondenzen unſer dankbares Gefühl für die Befreier Deutſchlands nur vermehren. Am 5. Auguſt 1806 ſchreibt Napoleon an Talleyrand: „Alle in Deutſchland verbreiteten Flugſchriften kommen von Nürnberg; benachrichtigen Sie den Senat dieſer Stadt, daß wenn er nicht augenblicklich die Buchhändler verhaften und dieſe Flugſchriften verbrennen läßt, ich, ehe ich Deutſchland verlaſſe, Nürnberg exemplariſch beſtrafen werde." An demſelben Tage ſchrieb er dem Marſchall Berthier: „Ich ſetze voraus, daß Sie die Buchhändler in Nürnberg und Augsburg haben verhaften laſſen; mein Wille iſt, daß ſie vor eine Militair=Commiſſion geſtellt und binnen 24 Stunden erſchoſſen werden ſollen. Es iſt kein gewöhnliches Verbrechen, an Orten, wo ſich franzöſiſche Armeen befinden, Flugſchriften zur Verhetzung des Volkes zu verbreiten; das iſt Hochverrath. In dem Urtel muß es heißen, daß überall, wo eine Armee ſich befindet, es die Pflicht des Commandanten iſt, für ihre Sicherheit zu ſorgen, und daß die Leute, welche überführt wurden, die Schwaben gegen die Franzoſen aufgereizt zu haben, zum Tode verurtheilt wurden. In dieſem Sinne muß das Urtel lauten. Sie werden die Schuldigen in die Mitte einer Diviſion ſtellen und ſieben Oberſten zu Richtern ernennen. Sagen Sie auch im Urtel, daß die Flugſchriften von den Buchhändlern Kupfer in Wien und Eurich in Linz geſandt worden, welche beide in Contumaciam zum Tode verurtheilt ſind, und daß das Urtel vollſtreckt werden wird an dem Orte, an welchem ſie von franzöſiſchen Truppen ergriffen werden; verbreiten Sie das Urtel über Deutſchland."* An Murat ſchrieb der Kaiſer am ſelben Tage: „Vergeſſen Sie nicht, daß in Kraft und ſtrenger Juſtiz die Gutmüthigkeit der Fürſten beſteht; Sie dürfen die Güte einer Privatperſon nicht mit der eines Königs vergleichen; ich bin begierig zu erfahren, wieviel Eigenthum Sie konfiszirt und über welche Anzahl von Aufſtändiſchen Sie verfügt haben. Laſſen Sie in jedem Dorf drei Perſonen als Rebellenführer erſchießen, und zeigen Sie den Geiſtlichen keine größere Zärtlichkeit als Anderen." An Fouché ſchreibt der Kaiſer am 23. Auguſt: „Schreiben Sie dem General Menou, daß wenn Jemand wegen Reden gegen die Regierung verhaftet, oder vor Gericht wegen Störung der öffentlichen Ruhe geſtellt und freigeſprochen wird, er doch verhaftet bleiben und Ihnen davon Anzeige gemacht werden muß; er ſoll auch Diejenigen verhaften laſſen, die mit dem König auf Sardinien in Korreſpondenz ſtehen, und die Güter aller Derer ſequeſtriren, die ihm dahin gefolgt ſind."

* Der wackere Buchhändler Palm in Nürnberg iſt in Folge dieſes Befehls wirklich erſchoſſen worden.

— G. Spieß, die preußiſche Expedition nach Oſtaſien.* Man wird ſich erinnern, mit welcher allgemeinen Theilnahme vor drei Jahren die oſtaſiatiſche, von Preußen ausgerüſtete Expedition begleitet wurde, die jedoch jetzt, wie ſo manches andere deutſche Werk Preußens, durch die trübe politiſche Witterung der Gegenwart verdunkelt wird und darum ungewürdigt bleibt. An dieſer Expedition hatte ſich, als ſächſiſcher Commiſſarius, namentlich für das gewerbreiche Chemnitz, Herr Guſtav Spieß betheiligt, deſſen briefliche, in ſächſiſchen Blättern abgedruckte Berichte mit großem Intereſſe geleſen worden ſind. Gegenwärtig hat derſelbe nun ſeine reichhaltigen Beobachtungen zuſammengeſtellt — eine Reihefolge von Bildern des Crayons ſowohl, als der Feder, die, wegen ihrer Originalität der Auffaſſung und Behandlung und bei der geſchmackvollen Ausſtattung, welche die Spamer'ſche Verlagshandlung dem Buche zu Theil werden läßt, gewiß weite Verbreitung finden wird. Der Verfaſſer verſteht, ſeine Schilderungen ebenſo treu, als anziehend zu machen. In den beiden uns vorliegenden erſten Heften kommen wir zwar mit der Expedition nicht weiter, als über Ceylon hinaus, doch bietet auch bereits die Reiſe dahin, ſowie der Aufenthalt unter den Singhaleſen, manchen Stoff zu neuen Beobachtungen.

Wir entlehnen Folgendes über die politiſchen Verhältniſſe der Inſel: Ceylon iſt britiſches Kronland. Eine Repräſentativ=Verfaſſung, wie ſie z. B. Canada, die auſtraliſchen Kolonien und Neuſeeland beſitzen, hat es nicht. Dem Gouverneur, der in Colombo reſidirt und ein jährliches Gehalt von 7000 Pfd. Sterl. bezieht, ſteht ein „Verwaltungsrath" und ein „geſetzgebender Rath" zur Seite. In dem erſteren ſitzen der Generalmajor der Truppen, der Kolonial=Sekretair, der Kron=Anwalt, der Schatzmeiſter und der General=Auditeur; in dem zweiten befinden ſich, außer den Genannten, noch acht Mitglieder, die aber ebenfalls von der Krone ernannt werden. Seinerſeits iſt der Gouverneur der Oberaufſicht und Kontrole des Kolonial=Miniſteriums im Mutterlande unterworfen, welches das Organ bildet für die Communicationen zwiſchen der britiſchen Regierung und dem Gouvernement der Kolonie, die Kolonialgeſetze beſtätigt oder kaſſirt, nach Umſtänden auf vorgängige Begutachtung des Handelsamtes (Board of Trade). Dem Kolonial=Sekretariat auf Ceylon iſt eine eigene Staatsdruckerei beigegeben; der Regierungs=Buchdrucker allein bezieht ein Gehalt von 500 Pfd., ſein Aſſiſtent 200 Pfd. In dieſer Druckerei erſcheint alljährlich ein Ceylon Almanac and Annual Register, mit welchem ſich kaum ein Staatshandbuch irgend eines deutſchen Staates an Ausführlichkeit meſſen kann. Der Gemeinſinn der Engländer hat auch auf Ceylon eine große Anzahl nützlicher Inſtitutionen geſchaffen: öffentliche Bibliotheken verſchiedener Art mit zum Theil ſchon recht anſehnlicher Bändezahl, eine Menge Verſicherungs=Anſtalten, Sparkaſſen, Hoſpitäler, Hülfsvereine und andere mildthätige Anſtalten. Die Oriental Banc und die Mercantile Banc of India beſitzen auf Ceylon Kommanditen. Beide geben Banknoten aus, die den größten Theil des Geldverkehrs vermitteln.

— Die in England und Wales lebenden Ausländer. Der Cenſus von 1851 ergab die Zahl derſelben auf 50,289; der letzte Cenſus von 1861 ergiebt 84,090, eine Zahl, welche jedenfalls hinter der Wirklichkeit zurückbleibt. Von den verſchiedenen Welttheilen ſtellt natürlich Europa das größte Kontingent, nämlich 73,434; dann folgt Amerika mit 9,502, Afrika mit 518, Aſien mit 358; für die übrigen 278 haben die Tabellen keine Heimat ausfindig machen können. Von den Europäern führt das Verzeichniß 21,438 als Deutſche, 7026 als Preußen und 1669 als Oeſterreicher an. Was die Berufsthätigkeit der in England angeſiedelten Europäer betrifft, ſo beſchäftigte der Handel 21,835, die Induſtrie 19,040 derſelben; dazu kommen 91 Nonnen und barmherzige Schweſtern, 127 römiſch=katholiſche Geiſtliche, 56 proteſtantiſche Geiſtliche und 106 „Religionslehrer;" 278 gehören dem ärztlichen Stande an, unter welchen 105 Pharmaceuten einbegriffen ſind; 45 ſind Rechtsgelehrte, 195 Literaten. Außerdem finden wir 3300 Lehrer und Lehrerinnen, 547 Künſtler, 2248 Muſiklehrer und Muſiker oder Muſikanten (von welchen ſich nur 121 mit dem Titel Orgeldreher begnügten), 4433 Dienſtboten. Im Ganzen kam in England im Jahre 1861 auf je 239 Einwohner ein Ausländer. Unter die Ausländer ſind nicht gerechnet die in britiſchen Kolonien Geborenen.

* Die preußiſche Expedition nach Oſtaſien während der Jahre 1860—1862. Reiſeſkizzen aus Japan, China, Siam und der indiſchen Inſelwelt. Von Guſtav Spieß, Kommiſſar an Bord Sr. Maj. Schrauben=Korvette „Arcona." Mit 8 Tonbildern, vielen Portraits, ſowie 120 in den Text gedruckten Illuſtrationen. Leipzig und Berlin, Otto Spamer. (8—9 Lieferungen à 10 Sgr.)

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.
Hierzu eine Beilage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beſtellungen übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in Leipzig.

# Magazin für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen, welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in Berlin.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 43. Mittwoch, den 28. October 1863. 32. Jahrgang.

## Inhalt:

**Spanien.** Seite

Politiſche und religiöſe Entwickelung Spaniens im neunzehnten Jahrhundert. II. Die Reaction und die Fortſchrittspartei . . . 505

**Deutſchland und das Ausland.**

Der Genius der Sprache. II. Von Bogumil Goltz . . . 507
Statiſtiſches. Zur Literatur des internationalen ſtatiſtiſchen Kongreſſes . . 509

**England.**

Die Einkünfte der engliſchen Krone . . . 510

**Nord-Amerika.**

Sojourner Truth, die ſchwarze Sibylle . . . 512

**Polen.**

Franzöſiſche Schriften über Polen . . . 515

**Mannigfaltiges.**

Oeſterreichiſche Revue . . . 516
Jahrbuch für die amtliche Statiſtik des preußiſchen Staats . . . „
Einfluß des Klima's auf die Lebensdauer der Einwanderer . . . „

## Spanien.

### Politiſche und religiöſe Entwickelung Spaniens im neunzehnten Jahrhundert.

### II.

#### Die Reaction und die Fortſchrittspartei.

Kaum hatte Ferdinand VII. ſeinen letzten Athemzug gethan, ſo erhoben die Carliſten im Norden von Spanien die Fahne der Empörung, was einen heftigen Ausbruch des liberalen Geiſtes erzeugte. Fortan waren die Rollen ausgetauſcht. Die Liberalen, welche zehn Jahre lang verfolgt worden waren, ſollten nun ihrerſeits im Namen der Regierung die Verfolger der Faccioſos (ſo nannte man die carliſtiſchen Empörer) werden; ſie ſtanden zu der Regierung der Königin mit bewaffneter Hand und halfen die königlichen Freiwilligen ſchlagen. Von nun an mußten ſich Chriſtine und ihre Tochter der Revolution in die Arme werfen.

Zuerſt traten die Moderados in die Regierung ein. Ihr Führer Martinez de la Roſa gab die königliche Verordnung (Eſtatuto real), eine Art octroyirter Charte nach dem Muſter der franzöſiſchen vom Jahr 1815. Doch erfreute ſie ſich niemals einer großen Beliebtheit, und bald ſollte ſich zeigen, wie wenig man ſich mit ihr begnügte.

Das Volk verlangte gründliche Verbeſſerungen und kräftige Maßregeln gegen die Carliſten und ihre Anhänger. Die Regierung ſchwankte zwiſchen dem Einfluß der Chriſtine, die ſich von Louis Philipp leiten ließ und deren Betragen im Privatleben heftigen Anſtoß erregte, und dem Einfluß der Exaltados, die ſie ſich nicht entfremden konnte, ohne ihre einzige Stütze gegen die Aufſtändiſchen zu verlieren.

So brach denn nun um die Mitte des Jahres 1835 ein Sturm los, der beiſpiellos daſteht. Das katholiſche Spanien, dieſer klaſſiſche Boden des Fanatismus und des Aberglaubens, erklärte den Mönchen den Vertilgungskrieg. Der Brand eines Kloſters in Catalonien ſetzte ſich mit der Schnelligkeit des Blitzes fort und hatte in 14 Tagen, wie eine ungeheure Hydra, mit ſeinen Feuerzungen die ganze Halbinſel in Flammen geſetzt. Das Volk plünderte die Klöſter und ſchlug alle Mönche todt, die ihm in die Hände fielen.

Die Regierung nahm nun die Klöſter, deren Zahl ſich auf mehr als 2000 belief, in Beſitz. Die Revolution ſchöpfte neue Kraft aus ihrer eigenen Gewaltſamkeit, und Miliz und Armee riefen die Verfaſſung von 1812 aus. Mendizabal, der große Reformator, ergriff die Zügel der Gewalt. Schlag auf Schlag erließ er Reform-Verordnungen von der höchſten Bedeutung. Die Mönchsklöſter wurden abgeſchafft und die Nonnenklöſter reformirt. Sie durften keine Novizen aufnehmen und mußten alle, die es wünſchten, frei laſſen. Die leeren Klöſter wurden den Stadtverordneten überlaſſen und verwandelten ſich in Schulen, Kunſtakademien, Gymnaſien, Kaſernen, Theater und gemeinnützige Anſtalten. Aus dem Verkauf der geiſtlichen Güter gewann der Staat mehr als 3 Milliarden Realen (800 Millionen Franken); jene Güter aber gingen zum größten Theil in die Hände armer Käufer über und theilten ſich in kleine Haufen. Auch Don Carlos' Güter wurden für 10 Millionen Franken verkauft. Dem Papſt und den Biſchöfen half es nichts, daß ſie alle Käufer der Kloſtergüter mit Interdikt und Excommunication belegten; der Verkauf ging ruhig fort und brachte einen Preis, der dem doppelten früheren Werthe gleich kam.

Die Zehnten und Erſtlinge wurden abgeſchafft. Höchſt bemerkenswerth ſagt hierbei der Verfaſſer: „Die religiöſe Vorſchrift des Katholicismus, bei Strafe der Todſünde die Zehnten und Erſtlinge an die Kirche zu entrichten, wird von dieſer Kirche noch immer ſo betrachtet, als ließe ſie ſich gegen die Spanier anwenden, und ſeltſam genug, der Katechismus, aus dem die Kinder Religion lernen, ſagt dies ausdrücklich. Aber trotz der Bannflüche der Kirche, trotz der Verweigerung der Beichte und des Ablaſſes giebt es in ganz Spanien ſeit der Abſchaffung der Zehnten durch die Regierung keinen einzigen Menſchen mehr, deſſen Gewiſſen zaghaft genug wäre und ihn wegen der Gefahr des ewigen Feuers und der Hölle zur Zahlung der Zehnten und Erſtlinge anhielte." Man begnügte ſich auch nicht mit dem Verkauf der liegenden Güter, ſondern brachte Alles, was die Klöſter enthielten, unter den Hammer: Bilder, Glocken, Statuen, Schnitzwerk und Reliquien. Käufer fanden ſich zu alle dem ohne Schwierigkeiten. Und dieſe merkwürdige Umwandlung, von den Mönchen durch ihren Fanatismus und ihre grauſamen Thaten heraufbeſchworen, geſchah in Spanien zu derſelben Zeit, wo in Frankreich unter Ludwig Philipp immer neue Klöſter angelegt wurden.

Glauben wir aber nicht, daß dieſer gewaltſame Ausbruch des Volksgeiſtes ein für ſich ſtehender Akt der Leidenſchaft war, den er vielleicht ſpäter bereut hätte. Vielmehr liegt uns hier ein unwiderlegliches Zeugniß der allgemeinen Umwandlung auf dem Gebiete der Religion vor, die trotz alles Druckes in der Stille ſich vollzogen. Das Volk, ſagt Garrido, hält nach wie vor ſein Gericht aufrecht, und alle Concordate vermögen keine einzige Mönchskutte wieder in Spanien einzuführen; alle Drohungen mit der Hölle können den Verkauf der geiſtlichen Güter nicht aufhalten; das Volk nimmt die Gerechtigkeit ſogleich in ſeine eigne Hand, ſowie ſein Wille in dieſer Hinſicht verletzt wird. Anfangs Juli 1860 fand in Madrid die Einweihung der Kirche des heiligen Franciscus ſtatt, die dem Concordat gemäß wiederhergeſtellt worden war und dem aufgehobenen Franciscanerkloſter in Madrid gehört hatte. Die Prieſter, frühere Mönche, die ſäculariſirt worden waren, wollten die Königin, deren Bigotterie ſie kannten, angenehm überraſchen und ſie in der Kirche im Mönchsanzuge empfangen. Aber das Volk aus den benachbarten Straßen rannte bei der Nachricht von dieſer Wiederauferſtehung ſeiner Feinde, der Mönche, nach der Kirche, ſchrie: „Nieder mit den Mönchen!" und begrüßte ſie ohne Rückſicht auf die Gegenwart Ihrer Majeſtät und deren Leibgarde mit Steinwürfen. Die Königin und die Mönche mußten in aller Eile die Kirche verlaſſen, um der Wuth des aufgeregten Volkes zu entgehen. Die Beun-

Digitized by Google

ruhigung der Regierung ſteigerte ſich dermaßen, daß in der Gazeta von Madrid, dem officiellen Blatte, eine königliche Verordnung erſchien, welche die Erzbiſchöfe daran erinnerte, das Geſetz von 1835, welches den Mönchen ihre Kutten zu tragen verbiete, ſei in Kraft, und es werde ihnen daher hiermit aufgegeben, ſolche Verletzungen dieſes Geſetzes durch ihre Untergebenen nicht wieder vorkommen zu laſſen. — 1859 waren nach des Verfaſſers Angabe noch 41 Mönchsklöſter vorhanden; doch ſind dies, wie er hinzuſetzt, eigentlich keine Mönchsklöſter, ſondern Vereinigungen von Prieſtern, die wie die Mönche zuſammen leben; die meiſten von ihnen ſind verkleidete Jeſuiten, und der Vorwand iſt, es wären Miſſionshäuſer für die Colonien. Die Geiſtlichkeit, ſagt der Verfaſſer an einer andern Stelle, macht unerhörte Anſtrengungen, ihren Einfluß wieder zu erlangen; alles, was ihr gelingt, iſt, einige Heuchler unter den Reichen und dem Mittelſtande zu machen. Den verlornen Glauben findet man nicht wieder, und in Spanien iſt der Glaube todt. Denn im Allgemeinen ſind die Spanier nicht mehr katholiſch; ſie ſcheiden ſich in zwei Gruppen, Deiſten und Ungläubige, und die Mehrheit iſt gegen die Gottesverehrung gleichgültig. Deiſten und Ungläubige theilen ſich wieder in Unterabtheilungen und vermiſchen ſich. Von den Gruppen, die ſie ſo bilden, iſt die der Heuchler die zahlreichſte. Aus perſönlichem Intereſſe, um ſich gut mit ihrer Umgebung zu ſtehen, um ihre Anſtellungen nicht zu verlieren oder um welche zu bekommen, machen ſie es wie die Männer, die an der Regierung ſind, und weil ſie ſehen, daß dieſe die Heuchler ſpielen, gehen ſie in die Meſſen, kaufen vom Sacriſtan Abendmahlszettel oder gehen zum Abendmahl, ohne zu beichten. Andere Heuchler machen den Cultus mit, um die Vorurtheile ihrer Mütter oder ihrer Frauen nicht zu verletzen. Dieſe Tochter der Gleichgültigkeit und Gewiſſenloſigkeit, die Heuchelei, iſt allgemein. Vornehmlich unter den Reichen und in der Mittelklaſſe wüthet ſie. „Für uns iſt die Religion überflüſſig; wir lachen über ſolche Schwachköpfigkeit; aber das Volk muß Religion haben und wir müſſen ihm mit einem guten Beiſpiele vorangehen.“ So hört man die wohlhabenden Leute und beſonders die Beamten ſprechen, aber das Volk verſteht nicht zu heucheln und glaubt nicht an die neukatholiſchen (ultramontanen) Poſſen, die man ihm vormachen will. Der größte Theil der wirklich gläubigen Katholiken in Spanien beſteht aus dem ſittenloſen Theile der Geſellſchaft. Die Diebe, die Freudenmädchen, und wer ſonſt ein ſchlechtes Leben führt, bedeckt ſich mit Reliquien, ſtellt zu Hauſe Altäre auf und zündet Wachskerzen vor den Heiligenbildern an, und in jedem Alkoven, welcher der Wolluſt gewidmet iſt, findet ſich eine Vaſe mit Weihwaſſer, ein Crucifix und eine heilige Jungfrau. Der großen Maſſe der Arbeiter dagegen und einem großen Theile der Mittelklaſſe, den redlichen und achtbaren Leuten, flößt die Kirche, die Geiſtlichkeit und alles was dazu gehört, nur Verachtung und Widerwillen ein. Von ihnen beſucht höchſtens ein Zehntel die Kirche, meiſtens durch den äußerlichen Pomp des Cultus, die Muſik, den Geſang und andere ſinnliche Eindrücke angezogen.

Indem wir von unſerer Abſchweifung zurückkehren, faſſen wir uns kurz, um das Auf- und Abwogen der Parteien und die gegenwärtige politiſche Lage Spaniens zu überblicken.

Gedrängt durch den geheimen Widerſtand der Regentin Chriſtine und die Ränke der Moderados, glaubten die Progreſſiſten, die 1835 unter Mendizabal ans Ruder gekommen waren, ihre Gegner entwaffnen zu können, wenn ſie nur die Verfaſſung weniger demokratiſch machten. Sie ſahen nicht voraus, daß die Moderirten noch weiter zurückgehen würden, ohne ihnen für ihre Zugeſtändniſſe Dank zu wiſſen. Die Folge war, daß ſie dadurch die Zügel der Gewalt verloren und den Moderados weichen mußten, die durch Maßregeln der äußerſten Strenge ihre Herrſchaft zu ſichern ſuchten. Unter den Progreſſiſten aber trat eine Spaltung ein; die entſchiedenen Männer der Partei entfalteten offen ihr Banner, nannten ſich Demokraten und erklärten ſich ohne Rückhalt für die Republik.

Als die jetzt regierende Partei aber den Bogen überſpannte, ſtellte ſich Espartero, der Ueberwinder der Carliſten, auf Antrieb des General Linage, der auf ihn einen großen Einfluß ausübte, an die Spitze der Freiheitsbewegung und zwang Chriſtine im October 1840 zur Flucht nach Frankreich.

Espartero genoß einer ungeheuren Beliebtheit beim Volke. Das Heer und das Volk beteten ihn an. Das Volk brauchte ein Oberhaupt. Es wollte einen Führer zur Freiheit haben und begrüßte Espartero als dieſen Mann des Volks. Er war der Sohn eines armen Krämers und hatte den Geſchmack und die Sitten des Volks. Er liebte den Flitterſtaat und überlud ſich mit Bändern und Aufputz. Er war gerade, ehrlich und vor Allem tapfer wie ein Löwe. Zum Unglück für ihn aber und für Spanien fehlte es dieſem Manne, der über die Kraft der ganzen Nation verfügte, an Plan. Sein Verſtand war ſehr mittelmäßig, er hatte niemals etwas von der Politik begriffen. So unwiderſtehlich tapfer er auf dem Schlachtfelde war, ſo ſehr fehlte es ihm an bürgerlichem Muth, und er war nie im Stande, von zwei Syſtemen das zu wählen, welches ſich am beſten für die Lage der Dinge eignete. Dieſe Unentſchloſſenheit machte ihn ſchwach, ſelbſt furchtſam, und zwar in einem ſolchen Grade, daß er es nicht wagte, ſeinen Gegnern gegenüber ſeine Anſichten zu behaupten; und wenn er bisweilen Kraft zeigte, ſo geſchah dies unter dem Andrange eines ſtarken Einfluſſes, aber ſeine Kraft ließ bald wieder nach. Er konnte, ohne das Blut ſeiner Königin zu vergießen, der Cromwell Spaniens ſein. Aber da er kein politiſches Syſtem hatte, ſich keiner der beiden Parteien, die den Despotismus beſiegt hatten, anſchloß und ſeine Umgebung ſich engliſchen Ideen, die für Spanien völlig unzweckmäßig waren, hingab, ſo konnte er ſich nicht in der Gewalt behaupten. Als er durch das Bombardement von Barcelona, wo eine republikaniſche Erhebung ſtattgefunden, ſich aller Volksgunſt beraubte, da vereinigten ſich alle Parteien gegen ihn, und er mußte weichen. Er hatte Alles gehabt, ſittliche und materielle Macht, Anſehen und Volksgunſt, und Alles entſchlüpfte ſeinen Händen. Die Laſt war zu ſchwer für einen ſo ſchwachen Mann. Chriſtine kehrte zurück und Iſabella ward für großjährig erklärt. Natürlich war Letztere nur dem Namen nach Königin, und Chriſtine, Narvaez und die übrigen Führer der Moderados regierten, welche den uneinigen Progreſſiſten den Rang abgelaufen hatten (1843).

Doch noch einmal ſollte Espartero die politiſche Bühne betreten und die entſcheidende Gewalt in die Hände erhalten. Denn ſowie ſein Fall 1843 durch die Spaltung der progreſſiſtiſchen Partei hervorgerufen wurde, ſo zerfielen die regierenden Moderados, als ſie nach den Stürmen von 1848 und der nächſten Jahre die Reaction übertrieben, und rieſen 1854 eine Revolution hervor, welche den Thron in Frage ſtellte. Espartero, im letzten entſcheidenden Momente zum Premierminiſter berufen, rettete die Königin. Die zuſammenberufenen Cortes behielten den Thron bei, aber ſie machten ihn von der Volks-Souverainetät abhängig. Denn von Männern aller Farben, wie ſie die monarchiſche Partei umſchloß, wurde der Antrag eingebracht und durchgeſetzt: „Spanien iſt eine conſtitutionelle Monarchie, erblich in der Familie der Iſabella von Bourbon und ihrer legitimen Nachkommen durch den Willen der Nation.“ Nur Espartero's überwältigendem Einfluß auf die Abgeordneten hatte Iſabella ihren Thron zu danken.

Das Volk ließ keine Gelegenheit unbenutzt, um der Königin ſeine tiefſte Verachtung zu zeigen, und unterwarf ſie mehr Demüthigungen, als je ein andres gekröntes Haupt in andern Ländern während der revolutionairen Kriſen zu erdulden gehabt.

Die Huldigung, die dem Souverain geleiſtet wurde, hat an öffentlichen Empfangstagen immer darin beſtanden, das Knie zu beugen und dem Monarchen die Hand zu küſſen. Bei dem erſten Empfange nach Eröffnung der Cortes verbeugten die Deputirten ſich vor der Königin nur, wie ſie es vor jeder andern Dame gethan haben würden; und als ſie dem Erſten, der vorüberging, die Hand hinhielt, in der Erwartung, er werde ſie küſſen, ließ er ſie mit ausgeſtrecktem Arme ſtehen, als bemerke er es nicht. Iſabellen ſtieg das Blut in die Wangen.

Um begreiflich zu machen, wie ſehr der ſprüchwörtlich gewordene Reſpekt der Spanier vor dem Throne der Verachtung gewichen war, führt Garrido mehrere Stellen aus Pamphleten an, wie ſie damals in Unmaſſe erſchienen, die aber von den Geſchwornen ſtets freigeſprochen wurden. Das Angeführte iſt erſtaunlich.

Doch was half es? Der Mann, auf den Alles ankam, beſchloß plötzlich, aus dem Miniſterium ſich zurückzuziehen, und überließ die Gewalt O'Donnell und der Reaction.

Was ſeitdem in Italien und Spanien vorgegangen iſt, hat die öffentliche Meinung mit ſo reißenden Schritten vorwärts gebracht, daß alle Welt ſich geſteht, die Bourbonen-Dynaſtie, ja vielleicht die Monarchie werde in der nächſten Revolution verſchwinden. Denn der Schein von Begeiſterung für die Königin bei ihren Reiſen durch das Land iſt nichts als leerer Trug und beruht auf den künſtlichſten und koſtſpieligſten miniſteriellen Veranſtaltungen. Wenn der Abſolutismus übrigens in ſeiner mönchiſch-katholiſchen Form, wie ſie nicht widerwärtiger ſein kann, gegenwärtig nicht ganz die Oberhand in Spanien gewinnt, ſo liegt dies nicht daran, daß die Herrſcher es nicht wünſchten, ſondern daran, daß ſie ſich das conſtitutionelle Syſtem gefallen laſſen müſſen, weil die öffentliche Meinung ſie dazu zwingt. Sie umgeben ſich mit Royaliſten, und außer dem Pater Claret iſt es vor Allen eine alte Nonne, die berüchtigte Patrocinio, die immer um die Königin iſt. Dieſes Frauenzimmer wurde nämlich 1835 durch die Gerichte von Madrid als Betrügerin verurtheilt, weil ſie ſich an Händen und Füßen und in der Seite Wunden beigebracht hatte, die ſie von dem heiligen Franciscus ſelbſt bei einer Erſcheinung ſeiner Heiligkeit

Digitized by Google

erhalten haben wollte; Wunden, die alſo wohl unheilbar ſein mußten, die aber ſehr bald von einem Arzte geheilt wurden, den das Gericht dazu angeſtellt hatte. Und dieſe Nonne Patrocinio iſt die vertrauteſte Rathgeberin der Königin und des Königs, erhält beide in ihrem abergläubiſchen Fanatismus und bedeckt die Königin im Einverſtändniß mit ihrem Beichtvater Claret mit Reliquien, umgiebt ſie mit wunderthätigen Heiligenbildern und verwandelt die Kronbeſitzungen in Nonnenklöſter. Jedermann kennt den Einfluß, den ſie auf das Miniſterium ausübt; um z. B. ſeinen Platz zu behaupten, hat O'Donnell ſich dazu erniedrigt, bei den Feſten und Proceſſionen, welche die Schweſter Patrocinio nach ihrem Kloſter von Aranjuez veranſtaltet, eine Wachskerze zu tragen. Hierdurch, wie durch das Unterſtützen der Napoleoniſchen Expedition in Mexico, hat O'Donnel ſeinen afrikaniſchen Ruhmesglanz völlig ausgelöſcht, ſodaß die öffentliche Meinung ihn jetzt ſchon längſt zu den Todten zählt und den General Prim, der es verſchmähte, Napoleons Plänen zu dienen, als ſeinen Nachfolger bezeichnet. Das ganze Treiben der neukatholiſchen (ultramantanen) Partei aber am Hofe und ihr Einfluß auf das Miniſterium, während ſie ihre eigenen Weiſungen von Rom erhält, iſt dem Geiſte unſerer Epoche und dem Gefühle des Volks ſo ſehr entgegen, daß, wie Garrido ſagt, man glauben muß, dem Augenblick nahe zu ſein, wo eine Vereinigung aller liberalen Parteiſpaltungen den gordiſchen Knoten mit dem Schwerte zerhauen werde. Es handelt ſich nur darum, daß ſie ſich verſtändigen und eine Perſon finden, die ſie auf den Thron ſetzen können. Die große Schwierigkeit iſt der Mangel eines beliebten Thronbewerbers, der von Frankreich oder von England, oder von beiden zugleich unterſtützt würde. Nur die Schwierigkeit, einen beliebten, weniger fanatiſchen, liberaleren Fürſten zu finden, der ehrlich entſchloſſen iſt, das conſtitutionelle Syſtem in Wirkſamkeit zu ſetzen und die verſchiedenen Parteien abwechſelnd je nach der Mehrheit im Parlament an die Regierung gelangen zu laſſen, und die Furcht vor der Revolution erhalten Iſabellen noch auf dem Throne. Ihr aber zuzutrauen, daß ſie je ſelbſt eine ſolche Politik zu der ihrigen machen könne, iſt abgeſchmackt, ſo offenbar es auch iſt, daß dadurch allein das grollende Gewitter zu beſchwören iſt. Denn unfehlbar würde eine ſolche Politik der neukatholiſchen Partei alle Ausſichten zerſtören und die drohend angewachſene Macht der republikaniſchen Oppoſition vermindern.

Der einzige in Iſabellens Familie, deſſen geiſtige Befähigung irgendwie Hoffnungen erwecken könnte, iſt Don Juan de Bourbon. Aber bei ſeinen demokratiſchen Manifeſten erinnert ſich das Volk an die rothen Manifeſte des Don Enrique, des Vetters der Königin, worin dieſer ſich 1848 erbot, die Waffen zu ergreifen und im Namen des Volks und der Republik den Thron ſeiner Baſe umzuſtürzen, wofür er, als er kurz darauf einſah, daß die Republik in Spanien keine Ausſicht und ſogar in Frankreich nicht ſicher war, bald demüthig der Königin Verzeihung erflehte. Einen gleichen Werth legt man natürlich den Erklärungen Don Juans bei. Bei alledem, meint Garrido, hat dieſer Bewerber Ehrgeiz und weiß etwas anzufangen.*

Ueberblickt man nun den ganzen Gang der Ereigniſſe, ſo iſt erſichtlich, daß die Revolution langſam, ängſtlich und oft unterbrochen vorſchreitet, aber noch lange nicht beendigt iſt; daß die Elemente des Kampfes noch vorhanden ſind, obwohl unter anderen Verhältniſſen, als 1808, wo die Revolution begann; daß die jetzige Lage bedenklich und ungewiß iſt, wie ein Waffenſtillſtand unter Feinden, die ſich nur für den Augenblick aus Furcht vor einem noch mächtigeren Gegner vereinigen; daß ſich die Bourbonen dem Repräſentativſyſtem unterwerfen, es aber nicht angenommen haben und nie annehmen werden, ein Umſtand, welcher den Mittelparteien, gegenüber den Republikanern und Sozialiſten, alle Kraft und allen Einfluß raubt; daß die Mittelparteien ſich nicht darüber vereinigen können, an die Stelle der jetzigen Königsfamilie eine freiſinnigere zu ſetzen, und daß die Republikaner aus der Verachtung, worein die Krone gefallen iſt, ſowie aus der Unſicherheit der Miniſterien und Syſteme, die nacheinander an die Regierung kommen, wachſenden Nutzen ziehen.

Thron und Kirche ſind ihrer Macht beraubt; aber in eben demſelben Maße iſt die innere Wiedergeburt des Landes erfolgt, und die Ideen der neuen Zeit ſind ſiegreich eingezogen und dringen in alle Schichten des Volkes; und die Laufbahn, die es in unſerer Zeit ſchon durchmeſſen, beweiſt, daß das iberiſche Volk nicht entartet, vielmehr berufen iſt, eine wichtige Rolle zu ſpielen. Hinſichtlich des Reichthums folgert der Verfaſſer aus den äußerſt detaillirten und zahlreichen Documenten, die er veröffentlicht, daß Spanien dazu berufen iſt, unter den großen Nationen Europa's den vierten Rang einzunehmen, oder wenn es ſich mit Portugal vereinigen ſollte, was er im Falle einer ſiegreichen republikaniſchen Erhebung erwartet, ſelbſt Frankreich den zweiten Rang ſtreitig zu machen. Der jetzige Zuſtand der Production und des Handels, ſagt er, iſt weit davon entfernt, das äußerſte zu ſein, was Spanien erreichen kann, und nur der Anfang ſeiner Entwickelung. Die großen Schienenwege ſind noch nicht beendigt, aber in zwei bis drei Jahren wird die Halbinſel davon durchfurcht ſein, Eiſenbahnen werden nach allen Seiten hin laufen und der Werth des Grundbeſitzes noch viel raſcher ſteigen als bisher. Dann wird eine neue Zeit der Entwickelung beginnen, und die Kraft zur Production in der Halbinſel ſich verzehnfachen. Schon jetzt, behauptet er, übertrifft ſie mit ihrem Handel und ihrer Handelsflotte die drei nordiſchen Großſtaaten; ihre Kriegsflotte iſt die vierte unter den europäiſchen Seemächten, mit ihren Kolonien iſt ſie die dritte; mit ihrer Landarmee und der Ausdehnung ihres Gebiets die fünfte und mit ihrer Bevölkerung die ſechſte. Spanien kann alſo ſchon jetzt zu den Großmächten Europa's gerechnet werden.

S.

* Nach den letzten Nachrichten hat auch Don Juan bereits ſich der Königin unterworfen und für ſich und ſeine Nachkommen allen Anſprüchen auf den Thron entſagt. Die Royaliſten machen Miene, den letzten Theil ſeiner Entſagung aber desavouiren zu wollen und die Augen auf ſeine in Oeſterreich lebenden Söhne zu richten.

## Deutſchland und das Ausland.

### Der Genius der Sprache, ihre bildende und verbildende Kraft, ihre Myſterien und ihre Corruption durch den von der Seele abgelöſten Verſtand.

Von Bogumil Goltz.

II.

Wer Thatſachen und Geſchichten darſtellen ſoll, die ihn nicht begeiſtern, kommt mit dem Styl nicht vom Fleck. Es bedarf des Impulſes der Phantaſie, einer Liebe, eines großen Glaubens, der den Verſtand beſeelt und die Perioden in Fluß bringt; andernfalls leimen wir Worte, drechſeln wir Wendungen, bleiben wir elende Mechaniker, vor deren Machwerk die Seele des Leſers flieht.

Die Sprache iſt ganz ſo ein Wunder und Myſterium, wie das Leben. Man kann Leben ſprechen und ſchreiben; der Geiſt muß aber von Seele getränkt, vom Wunder des Lebens ſo berauſcht ſein, daß die Worte auf ſeinen Wellen ſchwimmen, daß er beiden gebietet. — Große Dichtwerke bezeugen, daß es eine Oekonomie von Worten, Bildern und Redefiguren, daß es eine Sprachſymbolik giebt, mit der man die Myſterien des Lebens abſpiegeln kann; aber dieſe Symbolik und Oekonomie, dieſe Sprachmuſik macht ſich den Redeverſtand nur dann unterthan, wenn das Herz ſich durch Begeiſterung, durch Liebe und Schmerz oder Freude zum poetiſchen Witz potenzirt hat. Ein phantaſieloſer, ein ſeelenloſer Verſtand beſchwört die Sprache nimmermehr.

Nur der ſelbſterzeugte Gedanke, an dem noch ein Blutstropfen hängt, mit dem noch die Seele gegattet iſt, die ihn gebar, hat Evolution, bildet ſich mittelſt der Sprache einen Leib zu, wirkt auf die Herzen, auf die Welt zurück und zeugt in begeiſterten Seelen Wille und That! Nur herzgeborne, im Gewiſſen bewegte Worte wirken auf das Volk!

Der Volkswitz iſt umwunden, verblümt, ſymboliſch, wie die Figurationen der Natur. Die Sprüchwörter ſind der Humor, der konzentrirte Verſtand und das Gewiſſen, alſo der ſittliche und äſthetiſche Witz des Volkes, ſomit iſt ihr Grundcharakter räthſelhaft, halbverhüllt wie die Praxis und Natur, deren Träger die Leute des Volkes ſind.

Die Theorie, die Wiſſenſchaft iſt als ein Ausdruck des männlichen Geiſtes unumwunden, geradeaus und abſtrakt. Die Philoſophie nimmt in der Dialektik einen Anlauf, konkret und durchſichtig zu werden; aber die konkreteſte Dialektik bleibt abſtrakt gegenüber der Naturwüchſigkeit. Das Wort deckt nie den Begriff oder Prozeß.

Es charakteriſirt die Sprüchwörter, wie die Volkslieder, daß in ihnen nicht die Weisheit und Empfindung des Individuums, ſondern einer Geſammtheit, einer unſichtbar und doch überall verbreiteten Autorität vernommen wird. Dieſe Autorität iſt die Erfahrung, die Geſchichte, die heilige Schrift, ſie durchzuckte bei beſtimmten Gelegenheiten und Erlebniſſen das Herz und Gewiſſen des Einzelnen, erhob ihn zum Organ der latenten Weisheit, die nirgend regiſtrirt iſt und gewann in dem Individuum einen Mund. So wurde eine hundertjährige und tauſendjährige Erfahrung auf den kürzeſten und bildlichſten Ausdruck reduzirt, ſo wurden die Sprüchwörter ſibylliniſche Blätter und Orakelſprüche des Volkes. Unzweifelhaft wird der Urſprung von vielen griechiſchen und römiſchen Sprüchwörtern in den Orakeln zu ſuchen ſein.

Digitized by Google

Die Geſchichte unſerer Sprachbildung, beſonders aber die Prozeſſe, durch welche wir zuletzt in die Myſterien des Styls eingeweiht werden, ſpiegeln die ganze Bildungsgeſchichte unſeres Geiſtes zurück.

Ein Geſchick im Zuſammenketten von Phraſen, im Verknüpfen von vereinzelten Gedanken, eine Gewandtheit im Gebrauch von Wendungen und Bezüglichkeiten, mit denen wir immerfort den abgeriſſenen Faden weiter ſpinnen, aber den Mangel einer Grundſtimmung, einer Bildkraft und eines frei fließenden Stoffes verdecken; alſo ein machwerkiger, ſchematiſirender Verſtandesſtyl mit ſeiner Technik und Politik iſt bald genug erworben, aber der Genieſtyl iſt die Kunſt, welche unſere Eigenart mit den gegebenen Sprachformen und unſer Gewiſſen mit dem Schulverſtande in's Gleichgewicht ſetzt.

Im lebendigen Styl handelt es ſich um den Leib für einen individuellen Geiſt, ja für die Melodien, Rhythmen und Tonarten einer Seele, die gleichwohl mit einem generellen Geiſte und ſeinen gemein-verſtändlichen Formen in eins gebildet und verſöhnt werden muß. Und doch findet ein Dichter und Denker viel leichter einen ätheriſchen Körper für ſeine Seele, als einen verſtändig beſeelten, fortlaufend zupaſſenden Ausdruck für den objektiven Sinn und Geiſt, der aus der Geſchichte eines Volkes nicht nur zur ſchulgebildeten Vernunſt, ſondern zum Volksgewiſſen und zur Seele des Volkes ſpricht.

Im hiſtoriſchen Styl gilt es eben, das Gleichgewicht zwiſchen zwei Faktoren zu finden, die ſich eben ſo ausſchließen, als ergänzen und anziehen; die Verſöhnung zwiſchen dem individuellen Verſtande und dem Verſtande der Welt, der nur diejenigen Impulſe, Prinzipe und Formen feſthält, welche eine allgemeine und dauernde Lebensfähigkeit verſprechen, indem ſich durch ſie alle andern Stimmen und Geiſter verlöſcht ſehen.

In der Jugend diktirt uns die Unbefangenheit, die Unwiſſenheit, der naive Witz und Drang einen Styl, der mit Hülſe der elementaren Bildkraft, der Lebensbegeiſterung oder der erſten Leidenſchaft über alle Skrupel und Anſtöße hinwegwachſen und allen Schematismus der Schule ſo überwuchern darf, wie wilder Wein ſein Latten-Spalier. Und auch in dieſer Sturm- und Drang-Periode wird der junge Menſch die Klnſt gewahr, welche zwiſchen der unmittelbaren Lebensfülle und den förmlichen Vermittelungs-Prozeſſen befeſtigt iſt, wenn ihm nicht das Genie mit ſeinem Bilderwitz Phantaſie-Brücken über die klaffenden Scheidewände baut.

Wenn uns aber ſpäter die plaſtiſchen Kräfte der Natur nicht mehr ſo verſchwenderiſch zu Dienſten ſtehen, wenn die Lebensbegeiſterung, wenn das Mouſſeux des Geiſtes verſchwindet und an Stelle der Lebenstrunkenheit der nüchterne Verſtand mit ſeinen wiſſenſchaftlichen Forderungen und Formen, mit ſeinen Thatſachen, Sachkenntniſſen, Methoden und Schablonen an unſere Perſönlichkeit herantritt; wenn vor der gerüſteten Schul-Mechanik die nackte, wehrloſe Seele mit ihren Sympathien, die Phantaſie mit ihren Figurationen und Farben in den Abgrund unſeres Weſens verſinkt, dann bildet ſich erſt in der Verzweiflung am Selbſt, in der Gedankenzucht, in dem Verkehr mit ſtrengen Geiſtesformen, die uns keine Bildungsſtufe ſchenken und keinen Genieſprung geſtatten, ein nachgeborner, wiſſenſchaftlicher Sinn und Verſtand und mit ihm ein ſittlicher Geiſt, der die elementare Seele, aber mit ihr nicht ſelten alle ſchönen Herzens-Impulſe und Phantaſie-Gebilde verlöſcht.

Mit dieſem Lebensſtyl, mit dieſer ſchematiſirten und ſtyliſirten Natur iſt freilich der Redeſtyl gewonnen und das Individuum zum Staats- und Weltbürger gereiſt; aber mit den Paradieskräften und Seligkeiten iſt's von da an vorbei, es ſei denn, daß der Styliſt zugleich ein Prophet, ein Genius vom natürlichen Adel und von Gottes Gnaden iſt.

Bei den Naturaliſten, den Praktikanten, den Frauenzimmern verſteht ſich Alles, und bei den Schulmeiſtern Nichts von ſelbſt. Das eine Extrem iſt ſo abſurd, als das andere. Wenn man den Schulfüchſen folgen wollte, dürfte man ohne Theorie und Methode weder eſſen noch trinken, noch ſchlafen, athmen, ſtehen und gehen. Nach dem Glauben der Naturaliſten dagegen braucht kein Genie in die Schule zu gehen, iſt jeder Dummkopf ein Genie auf ſeine Art und auf eigene Hand, und jedem Menſchenthierchen ſein Manierchen erlaubt.

Ein echter Magiſter ſpricht ſelbſt zu Naturaliſten, zu Frauenzimmern und Kindern in einer Abſtraction und Conſtruction, wie man ſich ein Buch oder einen deutſchen Muſter-Aufſatz aus Prima denkt. Der Pedant ſchreibt mit der Zunge, er hat gar keinen Witz, keine Natur und Naivetät für den mündlichen Styl. Er fühlt nicht, daß der Sprechende improviſiren, ſkizziren, individualiſiren, ſpringen, bröckeln, daß er perſönlich, ungenirt und humoriſtiſch ſein darf, weil er ja von Mund zu Mund, von Auge zu Auge für ganz beſtimmte Perſonen und Situationen produzirt. Wer ſo regelrecht wie ein Buch ſpricht und ſo vollſtändig, daß nichts einzuſchalten, nichts zu ſubtrahiren oder zu addiren iſt, der ſetzt ja den ebenbürtigen Mitmenſchen, den Hörer zum Schüler, oder zu einem abſtrakten, divinationsloſen Schemen, wenn nicht zu einem Beutel herab, der das aufnehmen muß, was hineingeſchüttet wird.

Was der Augenblick eingiebt, was zwiſchen lebendigen Menſchen ausgetauſcht wird, ſoll naturgemäß den Charakter der Eingebung, der Improviſation, der Poeſie an ſich tragen. Was freilich für Alle geſchrieben, gedacht und gedichtet iſt, darf ſich nie ganz der Förmlichkeit, der Convenienz, der generellen Art und Methode entziehen. Dieſe Bedingungen des Schriftſtyls nicht zu verſtehen, iſt die geſchmackloſe Naivetät der Naturaliſten.

Es giebt keine Dämonie, die uns mehr beherrſcht und weniger zum Bewußtſein kommt, als die Tyrannei der Sprache in Rede und Schrift.

Wir ſprechen und wir werden geſprochen; wir ſchreiben und werden geſchrieben von der Phraſe, von der Zungen-Gewohnheit, vom Schematismus der Sprache, vom Styl, der nicht nur unſere Gedanken löthen, ſchweißen und ſchmieden, ſondern unſer Fühlen und Wollen auf der Eiſenbahn der Schule und Konvenienz zu den Zielen fortſchieben darf, welche der Zeitgeiſt diktirt.

Der Phraſentanz iſt der moderne Todtentanz. Es kann ſich ihm heute kein Tribünen-Redner, kein Profeſſor, kein Stadtverordneter, keine Putzmacherin, kein Annoncen-Fabrikant und kein Supernaturaliſt, kein Rechter und kein Linker entziehen.

Die emanzipirten Wortklänge, Witzworte, Wendungen, Redensarten und Metaphern färben und formen die Rede, wir mögen Gymnaſial-Directoren oder Primaner mit Demoſthenes-Ambitionen, wir mögen Staatsanwälte, Logenredner oder improviſirende Schurzfell-Genies im Geſellenverein ein. Nicht nur die Poeten und Aeſthetiker, ſondern die Kanzelredner und Philoſophen verfallen der rhetoriſchen Berauſchung, Rhythmik, Mechanik und Putzmacherei.

Haben vollends erſt die Bouteillen geläutet, die Meſſerſtiele geklopft, haben bereits zwei prädeſtinirte Brüder-Redner, Veteranen, unter melancholiſchem Mienenſpiel Wort auf Wort gepfropft, haben ſie unter Geburtswehen und Wonnen ſich eine Phraſenkette aus dem Munde gehaspelt, an der jedes Satzglied ein Schwänzchen ringelt, in welches ſich ein zweites Geburts-Ungeheuerchen einbeißt, bis der ſo gegliederte Bandwurmſtyl kopflos abreißt, ſo ſchnellt der dritte Redner heran, auch wenn er mit einer Lokomotive weggetreckt würde; denn „Redeſchickſal“ heißt das moderne Fatum, dem ſich „kein Gebildeter“ entzieht, falls ihm die Zunge nicht ausgeriſſen, oder ein Papageno-Schloß vor den Mund gelegt wird.

Daß aber überhaupt die Redekunſt vorhanden iſt, daß die Leute weder im mündlichen, noch im ſchriftlichen Ausdruck ſtecken bleiben, daß das politiſch-kosmopolitiſche, das ſozialiſtiſch-national-ökonomiſch-induſtrialiſtiſche, närriſch-geſcheidte Kickelkackel an die Stelle der Heldenthaten getreten iſt, das macht der Styl. Der babyloniſche Thurmbau und die dabei ausbrechende Sprachenverwirrung bildete den Ausgang der Menſchen-Kultur, und ſo führt auch wiederum die Schematiſirung, die Uniformität des Menſchenverſtandes und Gewiſſens durch den Schreib- und Redeſtyl das Ende der naturgemäßen Kulturgeſchichte herbei.

Der Styl iſt die Maſchinerie und die Schablone des modernen Geiſtes, durch welche Herz, Seele, Perſönlichkeit und Genie zu überwundenen Standpunkten degradirt worden ſind. — Neben dem Literaturſtyl noch Natur, noch Mutterwitz, ſubjektive Impulſe und Gedanken zu haben, iſt heute abgeſchmackt und fatal. Ergo: Wenn Euch Treue, Liebe oder Wahrheit geſchworen wird, denkt, es ſei zur Hälfte der Styl. — Wenn Glaube, Liebe und chriſtliche Humanität gepredigt, wenn Freiheit, Recht und Fortſchritt von Tribünen und Kathedern geblitzt, wenn contra das nahe Weltgericht von den Kanzeln gedonnert, oder zum alten Literatur-Schlamm ein neuer angeſchwemmt wird, ſo ſchreibt drei Viertheile dieſer Geiſtesthaten und Unthaten auf das Conto der Phraſe, des mündlichen und ſchriftlichen Styls!

Das deutſche Parlament, ſeligen Andenkens, ging an der menſchgewordenen Phraſe zu Grunde, am Mißbrauch des deutſchen Styls. Wenigen Rednern lag Alles an den Sachen die Andern produzirten an der Redefertigkeit ihre Perſon und verſchwendeten Kraft wie Zeit. — Unſer Geiſt und unſer Geſpenſt, der Aufgang und Untergang unſerer Literatur wie unſerer Perſönlichkeit, iſt die Redeform, welche heute ſo fertig ausgearbeitet iſt, daß ſie nicht nur für eigne Rechnung exiſtirt, ſondern bei den Studirten und Dutzend-Gebildeten die Functionen des Gehirns wie des Herzens vertreten darf.

Wenn Sekundaner und Primaner nicht närriſch werden, ſo erklärt ſich dies durch die Macht der Gewohnheit, wie durch den modernen Mangel an Phantaſie und Lebhaſtigkeit. Vom Styl kommen heute die Impulſe für das Dichten und Denken her; er hinterläßt Kerben und Win-

Digitized by Google

dungen im Gehirn, die ſich nicht nur unter den profeſſionirten Literaten, ſondern im gebildeten Publikum vererben, wie bei den Pferden der Spath. Oder wie kämen denn Töchterſchulen und Tertianer zum Literaturſtyl, wie kämen ſo viele Literaten zu dem nämlichen Literatur-Leiſten, oder ſo viel hirn- und herzloſe Dummköpfe zur Literatur-Wüchſigkeit, zur Literatur-Berauſchung und zum Literatur-Talent.

Es wird ſo fortgehen, denn der Styl iſt eine Lebensgewohnheit und Mechanik geworden, die heute bei den Gebildeten Herz, Natur, Gemüth und Gewiſſen vertreten darf. Aus den Lebensquellen werden Gedanken, Empfindungen, Phantaſieſtücke, Freuden und Leiden nicht mehr bezogen, ſondern aus dem korrekten Styl.

In den gebildeten Schichten reden Kinder von ſechs Jahren nicht mehr einen durchweg kindlichen Styl. Wir gehen der Kultur-Miſere entgegen, in welcher das durch Volksliteratur veredelte Volk um ſeine Naturſprache, ſeine Naturell-Lebensarten, um ſeinen Inſtinkt und Mutterwitz gebracht ſein wird.

Es leitet die Menge bei der Mißachtung der Literatur ein richtiges Gefühl. Die Leute merken, daß der Styl eine Macht für ſich geworden iſt, daß man alſo korrekt ſchreiben und gleichwohl ein klaſſiſcher Lump ſein kann.

Heute iſt das Wort Buffon's nicht mehr wahr; der Styl iſt nicht der Menſch, ſondern nur ſein geſpenſtiger Doppelgänger oder eine Gehirn-Maſchinerie. Wenn ein Literat oder Künſtler ſeinen Styl gefunden hat, ſo iſt er mit ſeinen ſublimſten Prozeſſen am Ende. Von den Aeußerungen auch der geiſtreichen Leute muß ein geſcheidter Menſch wenigſtens 75 Proc. auf Styldrang, ſtyliſtiſche Künſte, Phraſeologie und ſtyliſtiſchen Rhythmus, auf das ſogenannte „Klappen," wie auf andere Styl-Nothdurften und Styl-Konſequenzen abziehen, die den Styliſten über den Kopf wachſen und über das Herz.

Wohl dem einfältigen Menſchen, der nicht von ſeinem Schreibſtyl lebt; wohl dem, der ſein Vater-Unſer betet, denn er braucht das Bedürfniß ſeines Gewiſſens und den Schrei ſeines Herzens nicht zu ſtyliſiren! Die fertigen Gebetformeln ſind es, welche uns Aeſthetiker und Styliſten der Sünde einer eiteln Anrufung Gottes entziehen. — Heil dem Menſchen, der unberührt, in Einſamkeit unter den Seinigen und nicht vor fremden Zeugen ſtirbt, — denn er braucht ſeine letzten Worte nicht wie ein Fürſt und berühmter Mann in eine korrekte Form zu bringen, er ſtirbt ohne die Beihülfe des Styls.

## Statiſtiſches.

### Zur Literatur des internationalen ſtatiſtiſchen Kongreſſes.

Folgendes ſind die bedeutenderen Denkſchriften, welche einestheils zur Vorbereitung des ſtatiſtiſchen Kongreſſes und anderntheils zur Vertheilung an die Mitglieder deſſelben von dem K. Statiſtiſchen Bureau in Berlin herausgegeben wurden:

I. „Der internationale ſtatiſtiſche Kongreß in Berlin." Ein Bericht an die Vorbereitungs-Kommiſſion der fünften Sitzungs-Periode des Kongreſſes über die Gegenſtände der Tagesordnung derſelben. In amtlichem Auftrage erſtattet von Dr. Engel, Director des K. Statiſtiſchen Bureau's. 8. 144 S. Berlin, Decker.

Ueber dieſen umfaſſenden Vorbereitungs-Bericht, mit welchem übereinſtimmend die meiſten Abſtimmungen des ſtatiſtiſchen Kongreſſes ſtattgefunden haben, iſt bereits im „Magazin des Auslandes," Nr. 28. vom 15. Juli d. J., ausführlich referirt worden.

II. Compte-rendu général des travaux du congrès international de statistique dans ses séances tenues a Bruxelles 1853, Paris 1855, Vienne 1857 et Londres 1860. Publié par les ordres de S. E., M. le comte d'Eulenburg, ministre de l'intérieur. Sous la direction de M. le Dr. Engel, directeur du Bureau royal de statistique de Berlin. 4. XXVII et 274 p.*

Dieſes zur Geſchichte des ſtatiſtiſchen Kongreſſes ſeit ſeiner Begründung im Jahre 1853 und ſeiner bisherigen Arbeiten dienende Werk umfaßt folgende Abſchnitte:

1. Ueberſichtliche und vergleichende Tabellen der ſtatiſtiſchen Gegenſtände und Fragen, die auf den Kongreſſen in Brüſſel, Paris, Wien und London behandelt worden; ferner eine Ueberſicht der Berichte, welche die amtlichen Delegirten über die Zuſtände ihrer Länder erſtatteten, ſowie der ſtatiſtiſchen Werke, die dieſe Delegirten den Kongreſſen überreichten, und endlich der Zahl der Mitglieder der gedachten vier Kongreſſe, nach den Ländern ihrer Heimat.

2. Geſchichte und Kritik ſämmtlicher, auf den vier Kongreſſen gefaßter Beſchlüſſe.

3. Zuſammenſtellung der Berichte der Delegirten über den Zuſtand der Statiſtik in ihren Ländern.

III. „Internationaler ſtatiſtiſcher Kongreß in Berlin; Programm der fünften Sitzungsperiode, vom 6. bis 12. September 1863." 4. XII und 244 S. Berlin, Decker.

Dieſe umfaſſende Denkſchrift, die mit Unrecht als ein bloßes Programm bezeichnet iſt, enthält unter Anderem auch die Berichte ſämmtlicher von der Vorbereitungs-Kommiſſion erwählter Referenten über die den ſechs verſchiedenen Sectionen des Berliner Kongreſſes vorgelegten Fragen, und zwar auch die Berichte der nachmals vom Kongreſſe ſelbſt, bevor er zuſammentrat, ausgeſchiedenen Mitglieder; unter Anderm des Hrn. Dr. S. Neumann über die Organiſation der Volkszählung und Volksbeſchreibung; des Herrn Präſidenten Dr. Lette über Hypotheken-Verfaſſung und Sicherung des Grundeigenthums; des Herrn Profeſſor Dr. Virchow über die Rekrutirungs-Statiſtik, ſowie über die Morbilität, Invalidität und Mortalität der Militair-Bevölkerung; des Herrn Dr. Otto Hübner über die Statiſtik der ſozialen Selbſthülfe und über Hypotheken-Kreditverſicherung; des Herrn Schulze-Delitzſch über die Statiſtik der Genoſſenſchaften u. a. m.

Angehängt iſt eine vom Director Dr. Engel herrührende Abhandlung über die wichtigſten Reſultate einer vergleichenden Statiſtik der Geſundheit und Sterblichkeit der Civil- und Militair-Bevölkerung im preußiſchen Staate, womit auch Vergleichungen der Sanitätsverhältniſſe in der preußiſchen Armee mit denen in den Heeren Oeſterreichs, Frankreichs, Italiens, Belgiens und namentlich Großbritanniens verbunden ſind.

Dieſes inhaltreiche, ſogenannte Programm iſt gleichzeitig in franzöſiſcher Sprache, bearbeitet von Herrn Profeſſor Reymond, für die ausländiſchen Mitglieder des Kongreſſes erſchienen und vertheilt worden.

Die vorgedachten drei Werke haben wir hauptſächlich der Thätigkeit des Directors des K. ſtatiſtiſchen Bureau, Herrn Dr. Engel zu verdanken, deſſen große Verdienſte um die Vorbereitungen ſowohl, als um die Leitung und Durchführung des internationalen ſtatiſtiſchen Kongreſſes von den Mitgliedern deſſelben, und zwar von Ausländern ebenſo wie von Nord- und Süddeutſchen einſtimmig anerkannt worden ſind.

Als eine überaus werthvolle Feſtgabe für die Mitglieder des Kongreſſes, kam demnächſt auch zur Vertheilung:

IV. „Die geſchichtliche Entwickelung der amtlichen Statiſtik des preußiſchen Staates," dargeſtellt von Richard Boeckh, Regierungs-Aſſeſſor und Aſſiſtenten des Directors Dr. Engel im ſtatiſtiſchen Bureau.*

Es zerfällt dieſe Darſtellung in fünf Abſchnitte, von denen der erſte die Anfänge ſtatiſtiſcher Aufnahmen unter dem Großen Kurfürſten (1683) und die ſtatiſtiſchen Ermittelungen unter Friedrich dem Großen und Friedrich Wilhelm II., ſowie die Arbeiten der Finanz-Kommiſſion von 1798 umfaßt. Der zweite Abſchnitt iſt der Gründung des ſtatiſtiſchen Büreau (1805) gewidmet, mit welchem Zeitpunkte erſt ein allgemeines, wiſſenſchaftlich feſtgeſtelltes Syſtem für die adminiſtrative Statiſtik in Preußen eintritt. Zwar bewirkte der unglückliche Krieg von 1806 ſofort wieder eine Störung und Unterbrechung; aber gerade dieſe Prüfungszeit war, wie in allen andern Adminiſtrations-Zweigen, auch für die Statiſtik in Preußen eine reformatoriſche und ſegenreiche. Der Verfaſſer des berühmten Werkes gegen die Zunftverfaſſung („Das Intereſſe des Menſchen und Bürgers an den beſtehenden Zunftverfaſſungen"), Johann Georg Hoffmann, wurde zu Königsberg im Jahre 1809 mit der Reorganiſation des ſtatiſtiſchen Bureau beauftragt, an deſſen Spitze er im folgenden Jahre trat, während er gleichzeitig eine Profeſſur der Staatswiſſenſchaft an der neugeſtifteten Univerſität in Berlin übernahm. Die Geſchichte des ſtatiſtiſchen Bureau von 1815 bis 1844, dem Todesjahre Hoffmann's, bildet den dritten Abſchnitt des Werkes, während der vierte der amtlichen Statiſtik zur Zeit Dieterici's gewidmet iſt, und der fünfte die neueſten Momente in der Entwickelung der amtlichen Statiſtik umfaßt.

Dieſe Arbeit Böckh's ſchließt ſich den Arbeiten Engel's auf das Würdigſte an und bildet eines der intereſſanteſten, vom ſtatiſtiſchen Kongreß hervorgerufenen Erzeugniſſe.

Aber auch von anderer Seite floſſen den Mitgliedern des internationalen Kongreſſes werthvolle Gaben zu. Der Magiſtrat von Berlin ließ denſelben folgendes Werk überreichen:

V. „Die Berliner Volkszählung vom 3. December 1861."

* Berlin, Imprimerie royale, R. Decker, 1863.

* Berlin, R. Decker, 1863.

Digitized by Google

Bericht der ſtädtiſchen Central-Commiſſion für die Volkszählung über die Mitwirkung der Commune an der Zählungs-Ausführung und deren Reſultate, abgeſtattet von Dr. S. Neumann. 4. Erſter Theil, VI und 78; zweiter Theil, IV und 136 S.*

Bekanntlich hat die letzte allgemeine Volkszählung von Berlin nach einer neuen Methode zum erſtenmale unter Mitwirkung des Volkes ſelbſt, d. h. von 7438 Perſonen, zum Theil aus Kommunalbeamten und zum Theil aus Bürgern und Einwohnern beſtehend, die ſich dazu freiwillig erboten hatten, ſtattgefunden. Es iſt auf dieſe Weiſe gelungen, nicht blos die Volkszählung viel vollſtändiger und zuverläſſiger, als früher, ſondern auch eine genaue Beſchreibung der Berliner Wohnungen und Haushaltungen, nach ihren verſchiedenen Kategorien, nach ihrer Höhenlage und Räumlichkeit, ſowie nach dem Verhältniſſe der Bewohner zu den Wohnungen und nach der Bewohner-Dichtigkeit herzuſtellen.

Der erſte Theil dieſes Werkes beſchreibt, auf welche Weiſe die Zählung ausgeführt worden, und giebt die Erläuterung zu den Zählungs-Reſultaten, während der zweite Theil in ſechsundzwanzig Tabellen dieſe Reſultate nach dem Bevölkerungs- und Wohnungs-Verhältniſſe der zwölf Stadttheile Berlins gruppirt. Dem zweiten Theile angehängt ſind die Ergebniſſe der polizeilichen Aufnahme von Berlin, und zwar der Bevölkerung nach Alter, Geſchlecht, Familienſtand, Religionsbekenntniß ꝛc., der Gebäude, des Viehſtandes, ſowie endlich der Berufs- und Erwerbs-Verhältniſſe der Einwohner.

Durch Vergleichung der Ergebniſſe dieſes erſten Verſuches mit denjenigen, die bei künftigen Volkszählungen von Berlin nach derſelben Methode gewonnen werden, wird man einen Maßſtab für die ſoziale Entwickelung der Hauptſtadt erhalten, wie er bisjetzt noch nirgends in dieſer die Lebensverhältniſſe der Einwohner kennzeichnenden Weiſe gegeben war.

Endlich haben wir hier noch:

VI. das „Jahrbuch für Volkswirthſchaft und Statiſtik," herausgegeben von Otto Hübner. Achter Jahrgang. 8. 245 S.** anzuzeigen, denn auch dieſes Jahrbuch iſt im Namen des Herausgebers einem großen Theile der Kongreß-Mitglieder überreicht worden.

Es ſind überaus ſchätzenswerthe, ſtatiſtiſche Materialien zur Beurtheilung von Deutſchlands Handel, See- und Fluß-Schifffahrt, Eiſenbahn- und Telegraphen-Verkehr, Bankweſen, Sparkaſſen ꝛc., die in dieſem Jahrbuche zuſammengeſtellt ſind, das für Kaufleute und praktiſche Volkswirthe ebenſo belehrend, als für den Theoretiker, der daraus ſehr wichtige, allgemeine Schlüſſe zu ziehen vermag.

Die Bevölkerung des bisherigen deutſchen Zollvereins hat ſich ſeit dem Jahre 1854, ſeitdem die letzte Erweiterung deſſelben durch den Beitritt Hannovers und Oldenburgs ſtattgefunden, von 32,721,344 auf 34,670,277 Köpfe im Monat December 1861 vermehrt.

Vom Jahre 1834 bis zum Jahre 1861 hat ſich der Geſammtverkehr des Zollvereins auf das Dreifache, im Verhältniſſe zur Bevölkerung aber auf mehr als das Doppelte gehoben. Herr Hübner weiſt darauf hin, wie eine Vermehrung der Einfuhren ſtets auch mit einer Vermehrung der Ausfuhren verbunden ſei und ebenſo umgekehrt; daß alſo durch Zollſyſteme die Einfuhr nicht beſchränkt werden kann, ohne daß zugleich die Ausfuhr beeinträchtigt werde.

Nächſt dem Zollvereins-Verkehr iſt es der „allgemeine öſterreichiſche Zollverband" in den Jahren 1860, 1861 und 1862, und Mecklenburgs Handel in den Jahren 1858, 1859 und 1860, die in dem vorliegenden Jahrbuche ſtatiſtiſch behandelt ſind.

Außerdem ſind, nächſt den bereits oben erwähnten Materien, über welche die vollſtändigſten ſtatiſtiſchen Ueberſichten aus den Jahren 1860 und 1861 mitgetheilt ſind, ſehr ſchätzbare Zuſammenſtellungen über deutſche Auswanderung in den Jahren 1859, 1860 und 1861 und über den Handel der Hanſeſtädte in den Jahren 1860—1862 geliefert.

Was ſpeziell die Hanſeſtädte betrifft, ſo machen wir ſchließlich auf folgende wichtige Publicationen aufmerkſam, die der amtliche Delegirte der Hanſeſtädte, Herr Dr. Aſher, zur Kenntniß des ſtatiſtiſchen Kongreſſes gebracht hat:

VII. „Tabellariſche Ueberſichten des Hamburgiſchen Handels im Jahre 1862," zuſammengeſtellt von dem handelsſtatiſtiſchen Bureau. Gr. 4. VI und 154 S.***

VIII. „Zur Statiſtik des Bremiſchen Staates." Herausgegeben von dem proviſoriſchen Bureau für die Staats-Statiſtik. Bremen, 1862. 4. IV und 100 S.

* Berlin, Julius Sittenfeld, 1863.
** Berlin, Ernſt Kuhn, 1863.
*** Hamburg. Druck von A. F. M. Künzel, 1863.

Beide Werke ſind ungemein geeignet, unſere Achtung vor dieſen beiden deutſchen Handelsrepubliken und ihrem geordneten Staatsweſen in hohem Maße zu vermehren. J. L.

## England.

### Die Einkünfte der engliſchen Krone.

Wer das Bild des gegenwärtigen Kampfes über und um die preußiſche Verfaſſung in dem engliſchen Rahmen des vorigen Jahrhunderts zu betrachten wünſcht, der leſe Thomas Erskine May's in dieſen Blättern bereits erwähnte „Verfaſſungsgeſchichte Englands ſeit der Thronbeſteigung Georg's III., von 1760 bis 1860."* Man wird das Buch mit Intereſſe leſen und wird erſtaunen, die Verhandlungen in den letzten Sitzungs-Perioden der preußiſchen Kammern in den Arbeiten und Beſchlüſſen des engliſchen Parlaments vor hundert Jahren ſo muſterhaft vorgezeichnet, und das Schlachtfeld der engliſchen Verfaſſung in den preußiſchen Kammern ſo getreu abgeſpiegelt zu ſehen. Insbeſondere zeigt das erſte Kapitel des Werkes unter dem Titel: „Einfluß der Krone" Zug um Zug jede Eigenthümlichkeit, durch welche die preußiſche Verfaſſung in die gegenwärtige Kriſis hineingetrieben worden iſt, und ſchon genau vor einem Jahrhundert tauchten in England die Parteien in daſſelbe Meer von Rechtsdeductionen unter, aus welchem auch heute bei uns die Wurfgeſchoſſe zum Verfaſſungskampfe hervorgeholt werden. Die Frage, ob königliches oder parlamentariſches Regiment, und alle ſeine Kardinalpunkte im Verfaſſungsleben, die ſich an dieſe Frage anreihen, ſind in England durch 50 Jahr mit einer Hartnäckigkeit, Leidenſchaftlichkeit, ja Erbitterung, und mit Aufwendung einer Redekunſt erörtert worden, wie ſie nur je in ſtenographiſchen Berichten über Kammer-Reden des neunzehnten Jahrhunderts niedergelegt iſt.

Eine maßvolle, rein objektive Betrachtung der vaterländiſchen Intereſſen führte in England beide Parteien endlich zu einem Verſöhnungs-Handſchlage. Achtung vor dem Rechte des Anderen — dieſes einfachſte und natürlichſte aller menſchlichen Geſetze — durch Selbſtbeherrſchung die Ruhe, durch Einigkeit den inneren Frieden, durch zuſammengehendes Streben den Nationalreichthum und äußeres Anſehen. Das Volk iſt groß geworden, und die Krone hat an Ruhe und Sicherheit gewonnen, was ſie an Gewalt verlor — an Gewalt, nicht an Macht, inſofern die Macht nur Einfluß haben ſoll, Gutes zu wirken.

Die engliſche Verfaſſung hat ihre Wehen ſeit einem halben Jahrhundert überwunden. Daß die preußiſche Verfaſſung heute an denſelben Wehen leidet, beweiſt, wie ſchwer für einen Staatsmann ſein muß, was doch ſo leicht ſcheint: aus der Geſchichte ſeine rechte Stellung zu den Zeitgenoſſen zu erkennen und auf dieſe Stellung ſich zu erheben — oder hinabzulaſſen.

Thomas May erblickt den Grund für die friedliche Stellung der Parteien in England in dem unbezweifelten Rechte der „Gemeinen," der Krone die erforderlichen Gelder zu bewilligen. „Kein Ereigniß in dem Verfaſſungsleben ſicherte dem Volke in höherem Maße eine Einwirkung auf die Executive der Regierung, als die dem Hauſe der Gemeinen zufallende Berechtigung der Geldbewilligung. Kein Mittel ſchien beſſer geeignet, einem ungehörigen Einfluſſe der Krone entgegenzutreten, als die Feſtſtellung beſtimmter Einnahmen durch das Parlament." Dieſes Mittel, der Krone ein Gegengewicht zu bieten, war um ſo wirkſamer, als Jahrhunderte hindurch das Budget für den Staatshaushalt von demjenigen für die perſönlichen Bedürfniſſe des Königs nicht getrennt war. Daher kam es, daß die Krone häufig in die Verlegenheit gerieth, ſich die Mittel auch für den perſönlichen Haushalt von dem Parlamente erbitten zu müſſen. Wie hätte ſich das Parlament, obwohl es auf die Forderungen der Krone in der Regel bereitwillig einging, die Gelegenheit entgehen laſſen können, ſeinerſeits für andere Zwecke auf die Krone einen ſichern Druck auszuüben und die Bedingungen geltend zu machen, unter denen es Gelder bewilligte!

Dieſer Umſtand hebt ſich in der Geſchichte der Verfaſſungskämpfe Englands lebendig hervor, und ihm iſt von Th. May ein beſonderes Kapitel gewidmet: die Einkünfte der Krone.

Die Einkünfte der Krone in England haben ſelbſt eine Geſchichte,

* Aus dem Engliſchen überſetzt und bearbeitet von O. G. Oppenheim, K. Stadtgerichtsrath in Berlin. (Die erſte Abtheilung des zweiten Bandes ward ſoeben ausgegeben.) Leipzig, Hermann Mendelsſohn. 1862—1863.

Digitized by Google

welche an Wechſelfällen und Schickſalen ſo reich iſt, wie deren die Hauschronik irgend einer Familie Altenglands nur aufzuweiſen hat.

Der ganze Grund und Boden im Königreiche gehörte urſprünglich der Krone und war zu Lehen gegeben. Der König bezog ſein Einkommen aus Lehnsgefällen aller Art, den Früchten des erſten Jahres, Zehnten, den Renten der alten Krondomainen. Die Führung ſeines Haushaltes mit dem Glanze der damaligen barbariſchen Sitte, der Unterhalt eines zahlreichen Gefolges, die Gewährung der Gaſtfreundſchaft bildeten faſt die einzigen Ausgaben des Königs. Der Rückfall und das Verwirken der Lehen führten dahin, daß die Krone faſt an dem ganzen Grundbeſitze des Königreichs unbeſchränktes Eigenthum erwarb. So ausgedehnt aber des Königs Beſitz auch war, der Habſucht ſeiner Anhänger vermochte er nicht zu genügen. In jeder folgenden Regierung überſtiegen die Verleihungen und Veräußerungen der Kronländereien den Gewinn an zurückfallenden und verwirkten Lehen. Unrechtmäßige Zueignungen und Eingriffe führten weitere Verminderungen herbei. Indeß, die Krone wußte ſich zu helfen. Häufig bereuten die Könige ihre Freigebigkeit, und ſie nahmen die Verleihungen zurück; widerrechtlich und gewaltſam machten ſie unvorſichtige Veräußerungen rückgängig; oder ſie halfen der bedrängten Krone durch Einziehung des Beſitzthums rebelliſcher Barone auf. Hierin wurde das Höchſte in den Kriegen zwiſchen der rothen und der weißen Roſe geleiſtet, und hätte die Krone bewahren können, was ſie damals als Eigenthum an ſich brachte, ſo würde wahrſcheinlich keine Monarchie zu ſo unumſchränkter Macht gelangt ſein, wie diejenige von England. Aber was von einer Partei erbeutet war, danach haſchte begierig die andere. Der Krone blieb nur wenig von dem, was ſie auf dem Schlachtfelde gewann oder ihren Gegnern auf dem Schaffot entriß. — Heinrich V. wußte die Krone durch Einziehung geiſtlicher Güter zu bereichern.

Indeß wurde die Habſucht gewiſſer Könige mehr als aufgewogen durch die Verſchwendung der nämlichen oder anderer Träger der Krone. So ſah man denn die Könige von England bald als Beſitzer wahrhaft märchenhafter Reichthümer, bald mit Schulden bis zum Erſticken beladen. Derſelbe Heinrich III., welcher die Einziehung von Lehen mit ebenſo viel Erfolg wie Gewalt betrieb, gerieth ſo in Noth, daß er Fleiſch und Getraide für ſeinen Haushalt auf Borg gegen Kerbhölzer nehmen mußte. Ein anderer König hatte kaum das Einkommen eines einfachen Landedelmannes. Heinrich VIII. brachte durch Raub an Klöſtern und Stiftungen ungefähr 30 Millionen Pfund Sterling zuſammen, aber bei ſeinem Tode wurde der Schatz faſt leer gefunden. Die Krone blieb arm nach wie vor; der hohe Adel dagegen, welcher durch Verleihung des Kirchenbeſitzes bereichert worden war, vorſorglicher als der königliche Herr, bewahrte den Beſitz ſeinen Nachkommen.

Nur wenn die Krone in ihren Gütern allzukläglich Schiffbruch litt, ſcheint ſich in früheren Jahrhunderten das Parlament in die ſeltſame Wirthſchaft gemiſcht zu haben; leider nicht immer nach denſelben Prinzipien des Rechts und der Ordnung, die ſolchen Körperſchaften ſonſt eigen zu ſein pflegen. Unter Eduard II. unterſagte das Parlament die Veräußerung von Kronländereien, als der König in ſeiner Verſchwendung das königliche Maß bei weitem überſchritt; ein anderes Parlament hob das Verbot wieder auf. Nach Carl's I. Tode half das Parlament, um die Schulden der neuen Regierung zu bezahlen, faſt ſämmtlichen königlichen Grundbeſitz verkaufen; aber mit der Reſtauration wurden dieſe Veräußerungen für nichtig erklärt. Manche Parlamente unterſtützten widerrechtliche oder gewaltſame Zurücknahme von Verleihungen und nahmen daher an einem ſchweren Rechtsbruche Theil. In der Regel aber brachten die Parlamente für die Ehre und den Glanz der Krone die bereitwilligſten Opfer.

Während die Vergeudung der Krongüter den Staatseinkünften zum Nachtheile gereichte, war ſie der Entwickelung der Volksfreiheit günſtig. Könige, welche über erhebliche erbliche Revenüen bei haushälteriſcher Verwaltung zu gebieten gehabt hätten, würden dem Parlamente gegenüber verhältnißmäßig unabhängig geblieben ſein. Durch ihre Sorgloſigkeit aber wurden ſie nach und nach genöthigt, die Freigebigkeit ihrer Unterthanen in Anſpruch zu nehmen. Ihre eigenen Bedürfniſſe und die wachſenden Ausgaben des Staates führten endlich dahin, daß das Parlament eine vollſtändige Controle gewann.

Bis zur Revolution war den perſönlichen Ausgaben des Souverains keine Schranke geſetzt. Das Parlament pflegte bei jeder Thronbeſteigung dem Könige die gewöhnlichen Einkünfte der Krone zu bewilligen, welche in Friedenszeiten für die Hofhaltung, für die Civilverwaltung und für Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit beſtimmt waren. Was nach Beſtreitung der nothwendigen Staatsausgaben übrig blieb, ſtand zu des Königs unbeſchränkter Dispoſition, er mochte es zur Hofhaltung und zu Beeinfluſſungen, zu Vergnügungen und Verſchwendung benutzen. Aber nicht immer wurde das Vertrauen des Parlaments mit Redlichkeit vergolten. So iſt es außer Zweifel, daß Carl II. ſeiner Privat-Schatulle bedeutende Geldſummen zuführte, welche von dem Parlamente zur Kriegführung beſtimmt und angewieſen waren.

Um dergleichen Mißbräuchen für die Zukunft vorzubeugen, traf das Parlament bei der Thronbeſteigung Wilhelm's und Maria's beſondere Anordnung für des Königs „Civilliſte." Der Krone wurden im Frieden 1,200,000 L. bewilligt; auf die Civilliſte kamen davon etwa 700,000 L. — Das Syſtem, einmal eingeführt, erhielt ſich unter den folgenden Regierungen. Doch vermochte man die perſönlichen Ausgaben des Königs von den reinen Staatsausgaben noch nicht völlig zu trennen und noch immer beſtritt die Civilliſte einen Theil der Staatslaſten.

Leider betrachteten die Träger der Krone die ihnen gezogene weite Gränzlinie nicht mit der vorausgeſetzten Gewiſſenhaftigkeit. Die Königin Anna, welche befürchtete, man werde ihre Civilliſte gegen die ihrer Vorgänger verkürzen, verſprach deshalb, jährlich 500,000 L. für den Staatsdienſt zu verwenden; ſie brach aber nicht nur dieſes Verſprechen, ſondern machte während einer zwölfjährigen Regierung ungefähr 1,200,000 L. Schulden, welche das Parlament mittelſt einer Anleihe auf die Civilliſte tilgen ließ. — Später kam das Parlament noch oft in die Nothwendigkeit, die Schulden der Herrſcher regeln zu müſſen.

Ein erhöhtes Intereſſe bieten die Verhältniſſe während der Regierung Georg's III. von 1760 ab, wie denn die Geſchichte Englands während dieſer Zeit eine lebendigere Theilnahme erweckt, die nicht lediglich den berühmten Politikern jener Periode, den Pitts, den Fox u. ſ. w., ſondern auch dem Könige ſelbſt gebührt. Es iſt wahr, Georg füllte ſeine lange Regierungszeit mit Handlungen aus, die ihn vom Parlamente und von verantwortlichen Miniſtern unabhängig machen ſollten. Er ſelbſt wollte regieren. Das Recht der Krone war das Centrum ſeiner Gedanken, ſeiner Thaten und ſeiner Intriguen. Wer ſo hartnäckig für ſein Recht ſtreitet und von der Gerechtigkeit ſeiner Sache auch ſelbſt ſo innig überzeugt iſt, verdient doch wohl einige Bewunderung. Nur Schade, daß dem Lande darüber empfindliche Nachtheile erwuchſen, denen nur ein allerdings unſchätzbarer Vortheil gegenüber ſteht: im Volke pulſirte, angefacht durch des Königs Kampfluſt, ein neues, regeres, thatkräftigeres, politiſches Bewußtſein, mit deſſen Hülfe ſich die Verfaſſung aus jedem Angriffe und jeder Verwickelung mit vermehrter Schwungkraft erheben konnte. Was aber die Mittel betrifft, welche König Georg in dem Laufe nach dem Ziele ſeiner Pläne anwendete, ſo ſteht man rathlos in dem Zweifel, ob dem naiven und dabei beiſpiellos dreiſten Verfahren des Königs, oder der Langmuth des Parlaments die Palme zugeſprochen werden ſoll.

Der König hielt einen ſehr einfachen Hof; ſeine perſönlichen Bedürfniſſe beſchränkte er auf ein ſehr unkönigliches Maß, ebenſo den ſeines ganzen Hofes, und ſeine Sparſamkeit gab zu manchen Spöttereien Veranlaſſung; Horace Walpole meinte z. B., der König habe für ſeine Gemahlin Buckingham Houſe gekauft, weil St. James nicht enge genug geweſen ſei. Dieſe Zurückgezogenheit und Sparſamkeit, ſo anerkennenswerth an ſich, hielt man aber für Knauſerei und bald genug erregte ſie beim Parlamente und im Volke Verdacht, weil die Krone dennoch keine Erſparniſſe zurücklegte, wie doch erwartet werden mußte. Im Gegentheil, trotz ihrer Civilliſte von beinahe 800,000 L. hatte der König ſchon neun Jahre nach der Thronbeſteigung über eine halbe Million Schulden gemacht, um deren Bezahlung er das Parlament anging. Zwar verlangte man einen Nachweis der Urſachen dieſer Schulden, die Vorlegung der Rechnungen u. ſ. w., aber die Miniſter widerſetzten ſich dem Antrage, und ohne weitere Aufklärung bewilligte man die geforderte Summe.

Natürlich war die Oppoſition in nicht geringe Unruhe geſetzt bei der Frage, wo das Geld hingekommen, und als man nachforſchte, entdeckte man nicht eben erbauliche Abzugskanäle.

Der König, entſchloſſen, den Einfluß des Parlaments in politiſchen Dingen um jeden Preis zu brechen, und zu jedem Mittel bereit, um, wie er meinte, die königliche Würde auf dem Throne zu erhalten, beutete hierzu auch die traurigſte Sitte des damaligen Parlaments aus: die Sitte der Beſtechung. Wie der Sitz im Parlamente ohne Scheu den Wählern abgekauft wurde, ſo kaufte man damals auch die Stimme der Parlaments-Mitglieder in dieſer oder jener Frage. Daß die Miniſter ſich auf dieſe Weiſe einen Einfluß, eine Partei im Parlamente zu verſchaffen ſuchten, erſcheint bei der offenen Allgemeinheit dieſer Sitte nicht gerade wunderbar; ſchon ſeltſamer klingt die Nachricht, daß der Stürmer unter den „Gemeinen," der Biedermann Fox, einen Laden anlegte, um darin den Parlaments-Mitgliedern die Kaufſumme für ihre Abſtimmung einzuhändigen. Daß aber der König ſelbſt die Würde der Krone mit dem Schmutze gemei-

Digitized by Google

ner Beſtechung für vereinbar hielt, erſcheint die originellſte von conſtitutionellen Kurioſitäten.

Nicht allein vom Parlamente, ſondern auch von den Miniſtern ſich unabhängig zu machen, war Georg's Wille. War ihm vom Parlamente ein Miniſterium aufgedrungen worden, ſo intriguirte er offen und geheim gegen die verhaßten „Rathgeber." Er wußte zu dieſem Zwecke im Parlamente eine Partei, die „Königsfreunde," zu ſchaffen, welche auf ſeinen Befehl bald gegen die Majoritäten in den Häuſern, bald gegen die Miniſter agitirte, oft mit großem Erfolge. Daß ein großer Theil der Königsfreunde mit dem mächtigen Bande baarer runder Summen an des Königs Intereſſen gefeſſelt wurde, iſt ebenſo bewieſen, als daß einzelne Ehrenmänner den Verſuch der Beſtechung oder Belohnung höflich und entſchieden zurückwieſen. Um die Königsfreunde geneigt zu erhalten, reichte die Civilliſte nicht aus, und die Maſſen von Schulden, die der König offenbar zur Beſoldung ſeiner Parteigänger contrahirte, beweiſen, wie theuer Georg ſich die Stimmen zu ſeinen Gunſten erkaufen mußte, wie wenig reine Begeiſterung für die Sache ihres Patrons unter den Königsfreunden herrſchte, wie ſchlecht bei alledem die Sache des Königs vertreten ſein mußte. Denn mit der halben Million Schulden, die wir oben erwähnten, begnügte ſich der König nicht. So lange er auf dem Throne ſaß, war die Verſchuldung der regelmäßige Stand der Civilliſte. Nicht weniger als zehnmal wurde nach und nach das Parlament in Anſpruch genommen, und es berichtigte dem König allmählich 3,398,061 L. Schulden — Schulden, die größtentheils zur Unterminirung des Parlaments ſelbſt gemacht worden waren. So hätte das Parlament leicht ſein eigner Todtengräber werden können.

Aber das Parlament erkaufte ſich durch jene Lappalie ein Recht von unſchätzbarem Werthe, das Recht, über die Verwendung der geringſten Summe auch in der Civilliſte die Controle auszuüben. Merkwürdiger Weiſe kam Georg III. hierin dem Parlamente ſelbſt willig entgegen. Schon bei ſeiner Thronbeſteigung verſtand er ſich dazu, über ſeine Anſprüche auf die erblichen Revenüen der Krone Englands nur ſo zu verfügen, wie das Parlament es für angemeſſen finden möchte; er erklärte ſich bereit, zur Beſtreitung des Haushaltes, zur Aufrechterhaltung des Glanzes und der Würde der Krone eine beſtimmte Summe als ſeine Civilliſte anzunehmen. Es war das erſte Mal, daß das direkte Aufſichtsrecht des Parlaments über die perſönlichen Ausgaben des Königs anerkannt wurde. Und das Parlament übte das Recht je länger mit deſto größerer Entſchiedenheit aus.

Wenn das Parlament dem Könige ſo viele Schulden bezahlte, ſo darf man darin keine Schwäche erblicken, vielmehr eine gewiſſermaßen noble Geſinnung, die von der politiſchen Höhe des Parlaments ein ehrenvolles Zeugniß ablegt. Bei keiner Bewilligung unterließ das Parlament, die Nothwendigkeit von Erſparniſſen zu betonen. Ja, bei ſolchen Aeußerungen ging man keineswegs zart zu Werke. Man rechnete dem Könige nach, welch ungeheures Einkommen er beziehe. Burke, der ſich auch in ſeiner berühmten Schrift „Ueber die Urſachen der wachſenden Unzufriedenheit" tadelnd über die geradezu ſchädliche Verwendung der Civilliſte ausgeſprochen hatte, ſchätzte die damaligen Geſammteinkünfte der Krone aus den verſchiedenen Einnahme-Quellen (aus der Civilliſte Englands, aus den Droits of the Crown and Admirality und anderen „zufälligen Einnahmen" in England, ferner aus den erblichen Revenüen von Schottland, aus der beſonderen Civilliſte Irlands und aus den reichen Herzogthümern Cornwall und Lancaſter) auf faſt eine Million, wobei die Revenüen aus Hannover und dem Bisthum Osnabrück nicht mit gerechnet waren. Als Burke ſpäter ſeinen Antrag auf Finanz-Reform anmeldete, unterwarf er in meiſterhafter Darſtellung auch die Ausgaben der Civilliſte einer ſcharfen Kritik; er führte Beiſpiele von Verſchwendung und von Mißbräuchen an, bezeichnete nutzloſe Hofämter — des Königs Bratenwender ſei Parlaments-Mitglied — und deckte Schacher, Verſchwendung und Unterſchleif mit ſchonungsloſer Beredtſamkeit auf. Noch mehr! als nach wiederholter Bewilligung der Gelder zur Schuldentilgung, wobei auch die Civilliſte erheblich erhöht worden war, die betreffende Bill dem Könige zur Genehmigung überreicht wurde, wagte der Sprecher, Sir Fletcher Norton, dem Könige unter anderem zu ſagen: „Die Gemeinen haben Ew. Majeſtät nicht nur eine einmalige bedeutende Summe bewilligt, ſondern auch die laufenden Einnahmen in weitem Maße vermehrt, in einem Maße ohne Beiſpiel, in einem Maße, welches Ew. Majeſtät höchſte Ausgaben überſteigt." — Damals war es auch, wo das Miniſterium ſich gezwungen ſah, dem Parlamente Ausweiſe und Rechnungen über Verwendung der Civilliſte vorzulegen.

Burke's Reform-Vorſchläge gingen zwar nicht durch, aber die Brandraketen, die er in die Oeffentlichkeit geſchleudert, hatten gezündet. Das Miniſterium Rockingham, dem Parlamente und der überwältigenden Stimme des Volkes nachgebend, brachte einen Civil-List-Act vor das Parlament, der, wenn er auch von Burke's Vorſchlägen erheblich abwich, doch immerhin eine Maßregel von hoher Bedeutung war. Viele nutzloſe Beamtenſtellen wurden abgeſchafft, die Geldausgaben zu geheimen Zwecken beſchränkt, der Penſions-Etat vermindert und Sicherheits-Maßregeln zu wirkſamerer Beaufſichtigung der Ausgaben des Königs getroffen. Zum erſten Male klaſſificirte man die Ausgaben der Civilliſte, und zwar in acht Rubriken.

Inzwiſchen hatte die Civilliſte fortdauernd Zahlungen zu leiſten, welche mit den perſönlichen Bedürfniſſen und der Repräſentationspflicht des Souverains nichts gemein hatten: ſo die Beſoldung der Richter, der Geſandten, der königlichen Familie, Penſionen für dem Staate geleiſtete Dienſte — Ausgaben, welche insgeſammt mehr geeignet waren, aus den Staatseinkünften genommen zu werden, als der Civilliſte der Krone zur Laſt zu fallen. Viele dieſer Verpflichtungen wurden denn auch nach und nach der Civilliſte abgenommen.

Dieſe Ordnung der Civilliſte ſetzte das Parlament mit noch größerem Erfolge in der Regentſchaft während des Königs Krankheit und nach dem Tode Georg's fort. Man ſetzte verſchiedene Jahrgehalte für die Mitglieder der königlichen Familie ab, ſtellte die Zahlungen für die beſonderen Ausgabe-Rubriken feſt und ordnete eine Controle an. Die Ausgaben des königlichen Haushaltes wurden der Aufſicht eines Schatzbeamten, dem Auditor of the Civil-List, überwiſen, zugleich aber wurde die Civilliſte ſelbſt um jährlich 70,000 L. erhöht.

König Wilhelm IV. verzichtete bei ſeiner Thronbeſteigung auf alle beſonderen Einnahme-Quellen, aus welchen die Krone bisher erhebliche, vom Parlamente unabhängige Revenüen bezogen hatte; er begnügte ſich mit einer Civilliſte von 510,000 L., von welcher noch verſchiedene Ausgaben auf die Staatsverwaltung übernommen wurden. Dieſe Anordnung wurde jedoch nicht eher beſchloſſen, als bis einem beſonderen Ausſchuſſe des Hauſes der Gemeinen vollſtändige Ausweiſe der Civilliſte übergeben und einer rückhaltsloſen Unterſuchung unterworfen worden waren.

Auf derſelben Grundlage beruhte die der Königin Victoria feſtgeſtellte Civilliſte. Dieſe betrug 385,000 L. Die einzige weſentliche Abweichung beſtand darin, daß ſtatt eines Penſions-Etats von 75,000 L. die Königin ermächtigt wurde, jährlich Penſionen in Höhe von 1200 L. zu bewilligen.

Daß dieſe Einrichtungen ſich als zweckmäßig bewährt haben, und andererſeits daß die Krone ihre Einkünfte in neuerer Zeit beſſer verwaltet hat, beweiſt der Umſtand, daß unter der Regierung der Könige Georg IV., Wilhelm IV. und der Königin Victoria die Krone nicht in die Nothwendigkeit gelangt iſt, das Parlament um Bezahlung von Kronenſchulden anzugehen.

Während der Betrag der Civilliſte vermindert wurde, ſetzte man Ausgaben ab, welche ſie früher unnöthig belaſtet hatten, ſodaß jede Mißdeutung ausgeſchloſſen blieb. Die Krone weiſt die in früheren Zeiten geübten indirekten Beeinfluſſungen von ſich und ſteht über dem Verdachte, von Mitteln der Beſtechung Gebrauch zu machen. Für die beſtändig zunehmende Laſt der Verwaltungs-Ausgaben iſt gegenwärtig nicht mehr die Krone, ſondern lediglich das Haus der Gemeinen verantwortlich.

Liegen hierin wie in anderen Fällen conſtitutionellen Fortſchritts ſcheinbare Uebergriffe in die Rechte der Krone, ſo haben dieſelben thatſächlich ihre wahre Macht nur erhöht und ihr das Vertrauen und die Liebe des Volkes mehr als je zuvor geſichert. G. H.

## Nord-Amerika.

### Sojourner Truth,*

### Die ſchwarze Sibylle.

Von Frau Harriet Beecher Stowe.

Vor vielen Jahren ſchon kam in den Abolitioniſten-Blättern der obige Name oft vor, als der einer Negerin, die in den Gegenſklaverei-Meetings häufig Vorträge hielt und es zu ihrem ſelbſtgewählten Berufe machte, zu gleichem Zwecke das Land zu bereiſen. Mir ſelbſt begegnete der Name oft genug, niemals aber die Trägerin deſſelben. — Eines Ta-

* Dieſe beiden Namen würden etwa durch „Wallerin Wahrmund" zu überſetzen ſein.

Digitized by Google

ges nun, als eine Geſellſchaft, worunter auch einige namhafte Geiſtliche, bei mir war, wurde mir Sojourner Truth angemeldet, die mich unten im Vorzimmer erwarte und um eine Unterredung erſuche. Ich begab mich ſofort hinunter, doch mit dem Vorſatze, aus Rückſicht auf die Geſellſchaft, die Unterredung möglichſt abzukürzen.

Als ich in das Zimmer trat, erhob ſich eine große, dürre Geſtalt, in der die Vollblut-Afrikanerin nicht zu verkennen war, mir entgegen. Alter und Mühſal hatten ihr zwar tiefe Spuren eingedrückt, doch ſah man es den mächtig entwickelten Gliedern an, daß ſie in ihrer Jugend ein würdiges Gegenſtück zu Cumberworth's „Negerin an der Quelle“ geweſen ſein muß. Ihr Anzug aus grobem, grauem Zeug, obgleich von der Reiſe beſtaubt, war ſauber und rein. Den Kopf umwand turbanartig nach Negerweiſe ein hellfarbiger Foulard. Wie ſie mich mit ihren Blicken maß, ſprach ſich in ihrer Haltung ein an Ueberlegenheitsgefühl ſtreifendes Selbſtbewußtſein aus, während aus ihren Zügen ein Humor ſchimmerte, der mitunter in's Drollige ſpielte. Es entſpann ſich nun folgendes Geſpräch:

Sie.* So ſeid Ihr es?

Ich. Ja.

Sie. Gut, Schatz, Gott ſegne Euch! Ich konnte mir's nicht verſagen, einen Blick auf Euch zu thun. Ihr habt von mir gehört, kalkulir' ich?

Ich. Das hab' ich, ja. Ihr geht umher vorleſen, nicht ſo?

Sie. Ja, Schatz, das thu' ich. Der Herr hat mich zum Panier für dieſe Nation gemacht, und ich wandere umher, zu bezeugen und zu rügen ihre Sünden gegen mein Volk.

Bei dieſen Worten ſetzte ſie ſich, kreuzte ihre Arme über die Knie, blickte in übergebogener Haltung zu Boden und ſchien in tiefes Sinnen verſunken. In den düſtern Augen und dem dunkeln Geſicht arbeitete ein aufgeregtes Gemüth; ſie ſeufzte tief, und ſtieß hin und wieder die Worte aus: „O Herr, Herr! O der Thränen und des Jammers und der Wehklagen! O, Herr!“

Ich vergaß zu erwähnen, daß ſie ihren Enkel, einen Knaben von zehn Jahren, mit hatte: das wohlgenährteſte, luſtigſte Exemplar eines afrikaniſchen Wollkopfs, das man ſich vorſtellen kann. Ein fortwährendes, fröhliches Grinſen zeigte ſeine glänzend weißen Zähne, und jetzt ließ er ein ſo lautes Kichern hören, daß die Alte aus ihrem träumeriſchen Sinnen erwachte. Sie blickte auf und ſah ihn mit milder Betrübniß an; dann zu mir gewandt, ſprach ſie: „Ach, Ma'am, er weiß von Nichts; nein, nicht das Geringſte weiß er. Ich aber, ich ſah die armen Geſchöpfe geſchlagen, gemißhandelt, gehetzt, eingefangen, ganz zerfleiſcht; die Ohren in Fetzen geriſſen von den Hunden, die ſie gepackt hatten.“

Darüber wollte unſer ſchwarzer Puck vor Lachen erſticken. Sie betrachtete ihn gelaſſen, ohne die geringſte Aufregung: „Wohl, danke dem Herrn, daß du lachen kannſt; aber ich ſage dir, es war dabei Nichts zu lachen.“

Ihr Weſen erſchien mir ſo originell, daß ich's der Mühe werth hielt, meine Freunde zur Theilnahme an dieſer Unterredung einzuladen. Das ſchien ihr ganz recht: ein Kreis von Zuhörern, gleichviel, ob vornehm oder gering, unterrichtet oder unwiſſend, war Alles, was ſie wünſchte. Sie hatte Dinge zu ſagen, und war bereit, ſie zu ſagen, zu Jedermann und zu jeder Zeit. — Auf meinen Ruf kamen Dr. Beecher, Profeſſor Allen und mehrere Theologen, die mit meinem Manne und meiner Familie das Zimmer füllten. Keine Fürſtin konnte bei ihrem Levér mit mehr gehaltener Würde empfangen, als Sojourner ihre Zuhörer. Sie ſtand ruhig, mit gehobenem Haupt, wie die einſame Palme in der Wüſte ihres Heimatlandes.

Ich ſtellte ihr die Männer der Reihe nach vor; zuerſt Dr. Beecher mit den Worten: „Sojourner, das iſt Dr. Beecher, ein ſehr berühmter Prediger.“ — „Iſt er?“ ſagte ſie, indem ſie ihm herablaſſend die Hand reichte und auf ſein graues Haupt ſchauete: „Du theures Lamm, ich bin erfreut, Dich zu ſehen! Der Herr ſegne Dich! Ich liebe die Prediger. Ich bin ſelbſt ſo ein Stück Prediger.“

„Seid Ihr wirklich?“ ſagte Dr. Beecher. „Predigt Ihr aus der Bibel?“

Sie. Nein, Schatz, kann nicht aus der Bibel predigen.

Er. Wie, Sojourner, woraus predigt Ihr denn?

Sie (mit einer eigenthümlichen, feierlich mächtigen Stimme, die Alle im Zimmer überraſchte). „Wenn ich predige, habe ich gerade nur Einen Text, den ich unterlege. Mein Text iſt: „Wann fand ich Jeſum?“

* Sie ſpricht das verdorbene Neger-Engliſch, das ſich in einer Ueberſetzung natürlich nicht wiedergeben läßt.

„Wohl,“ ſagte einer der Geiſtlichen, „Ihr könntet keinen beſſeren haben.“ Ohne auf dieſe Bemerkung zu achten, ſtand ſie da und ſchien ganz von ihren eigenen Gedanken erfüllt, dann begann ſie:

„Gut, nun muß ich in eine frühere Zeit zurückgehen und Euch Alles davon erzählen. Sehet Ihr, wir Alle wurden von Afrika herübergebracht, Vater und Mutter und ich und noch ein ganzer Trieb von uns. Und wir wurden verkauft nah und fern, hierhin und dorthin. Ich erinnere mich, wie ich ein ſo winziges Ding war, nicht ſtärker, als der da“ — auf ihren Enkel deutend — „wie meine alte Mutter vor der Thüre zu ſitzen pflegte und zu den Sternen hinausſah und ſeufzte und ſeufzte. — „Warum ſeufzeſt Du ſo, Mama?“ ſagte ich. — „„Habe Grund vollauf zu ſeufzen, Kind““ — ſagte ſie — „„wenn ich an meine armen Kinder denke. Ich weiß nicht, wo ſie ſind; ſie wiſſen nicht, wo ich bin. Sie ſehen hinauf zu den Sternen und ich ſehe hinauf zu den Sternen; ich kann aber nicht ſagen, wo ſie ſind. Nun, Kind, wenn Du groß biſt, wirſt Du vielleicht verkauft, weit weg von Deiner Mutter und all' Deinen alten Freunden, und es kann viel Noth über Dich kommen. Wenn dann die Noth über Dich kommt, ſo gehe ſtracks zu Gott und er wird Dir helfen.““ — Da ſagte ich: Aber Mama, wer iſt Gott, wo iſt er? — „„Je Kind, ſieheſt Du nicht da droben? Das Alles hat Er gemacht.““ — Ich kümmerte mich damals nicht viel um Gott. Ich wuchs auf, fröhlich und ſtark; konnte ein Boot führen, ein Pferd reiten, tüchtig ſchaffen und Alles angreifen, was mir vorkam. Zuletzt wurde ich verkauft und kam an eine recht harte Herrſchaft. Ja, ich ſage Euch, Maſſa und Miſſis waren hart wie Stein. Ich konnte ihnen Nichts recht machen. Und da dachte ich an das, was mir meine alte Mutter geſagt hatte. Und ich dachte, gewiß und wahrhaftig wirſt Du in Noth gerathen, wenn Du Gott nicht findeſt. Und da hörte ich von einem Manne eine Geſchichte erzählen, der Gott in einer Dreſchtenne begegnet war und ich dachte: Halt, du mußt auch eine Dreſchtenne haben. Und ich ging hin und droſch mit heißem Bemühen einen anſehnlichen Fleck, und ging dann Tag für Tag und betete und weinte, was ich nur konnte, und betete zu Gott, Maſſa und Miſſis weicher und milder zu machen; aber Alles umſonſt. Und da ſagte ich eines Tages: O Gott, ich habe gebetet und gebetet die liebe lange Zeit, Du ſollſt Maſſa und Miſſis beſſer machen, und Du haſt's nicht gethan; was mag der Grund ſein? Vielleicht kannſt Du es nicht? Und fürwahr, es ſollte mich gar nicht wundern, wenn Du es nicht kannſt. Gut, laß Dir ſagen, ich will mit Dir einen Pakt ſchließen: Hilfſt Du mir, daß ich von Maſſa und Miſſis loskomme, ſo verſpreche ich Dir, gut zu ſein; wenn Du mir aber dazu nicht hilfſt, ſo iſt nicht daran zu denken, daß ich gut ſein kann. Nun denn, fort muß ich; aber da ſteckt der Haken: verſuche ich's in der Nacht, ſo ſehe ich kein Stück, und wie will ich den Weg finden? Und verſuche ich's am Tage, ſo ſehen ſie mich und ſind hinter mir her. — Da ſagte der Herr zu mir: „„Erhebe dich zwei oder drei Stunden vor Tagesanbruch und mache dich davon!““ Da ſagte ich: Dank' Dir Herr, das iſt ein guter Gedanke.

„Alſo ſtand ich um drei Uhr des Morgens auf und ſchritt wacker zu, und als die Sonne aufging, war ich ſchon weit weg von unſerm Orte und von unſern Leuten und Allen aus dem Geſichte. Und dann fing ich an zu bedenken, daß ich ja nicht weiß, wohin ich gehen ſoll. Und da kniete ich nieder und ſprach: Gut, Herr, fortgebracht haſt Du mich, und nun gefalle es Dir, mir zu zeigen, wohin ich zu gehen habe. — Und da zeigte mir Gott in der Entfernung ein Haus und ſagte: Gehe, bis Du zu dieſem Hauſe kommſt, und gehe hinein und bitte die Leute, daß ſie dich aufnehmen.

„Und ſo wanderte ich den ganzen Tag und kam erſt ſpät in der Nacht zu dem Hauſe. Und ich ging hinein und ſagte den Leuten, daß der Herr mich hieher geſandt; und es waren Quäker und recht freundlich waren ſie zu mir. Sie gaben mir Abendbrod und führten mich in ein Zimmer, wo ein großmächtiges, weißes Bett ſtand und da, ſagten ſie, ſollte ich ſchlafen. Ich ſtand ganz verblüfft, als ſie mich mit dieſem großen, weißen Bett allein ließen, denn meine Lebtage war ich in keinem Bette geweſen. Es kam mir nicht zu Sinne, ſie könnten meinen, ich ſollte darin ſchlafen. Und ſo kroch ich darunter und ſchlief ganz prächtig auf den Dielen. Am Morgen, als ſie hereinkamen, fragten ſie mich, ob ich nicht geſchlafen habe? „Niemals beſſer,“ ſagte ich. „„Aber Du biſt ja nicht im Bette geweſen,““ ſagten ſie. — „I,“ ſagte ich, „Ihr denkt doch nicht, daß ein ſolches Ding, wie ich, in dem Bette dort ſchlafen ſoll? So was hab' ich meine Lebtage nicht gehört.“

„Ich blieb bei den lieben Menſchen. Aber, ſeht Ihr, ſtatt mein Wort zu halten, und wie ich dem Herrn verſprochen, gut zu ſein, vergaß ich ganz Gott, ſobald es anfing, mir gut zu gehen. Ich brauchte keine Hülfe mehr und hängte das Gebet an den Nagel. Ich lebte ſo zwei

Digitized by Google

oder drei Jahre in der Wolle. Da hieß es, die Sklaven in New-York würden freigelaſſen, und ein alter Maſſa kam in unſer Haus zu Beſuch und er fragt mich, ob ich kein Verlangen habe, zurückzukommen und die Leute am alten Orte wieder zu ſehen? „Wohl habe ich," ſagte ich zu ihm. Und er bot mir einen Platz an in ſeinem Wagen. Wohl, und gerade, als ich hinausging, in den Wagen zu ſteigen, da begegnete ich Gott und ſagte zu ihm: „Ich wußte nicht, daß Du ſo groß biſt!" Und ich kehrte ſtracks um und ging in's Haus und ſetzte mich nieder in meinem Zimmer, und Alles rings um mich war Gott. Ich konnte fühlen, wie Alles rund umher brannte, brannte, brannte, und wie das Feuer in mir brannte, durch und durch; und ich ſah, wie gottlos ich war, es ſah aus, als wollte es mich zu Aſche brennen. Und ich ſagte: „O Irgendwer, Irgendwer trete zwiſchen Gott und mich, denn ich verbrenne!" Da, wie ich ſo ſprach, fühlte ich, als wenn ſich ein Ding, gleich einem Schirm, zwiſchen mich und das Licht ſchob, und ich fühlte, es war Irgendwer. Irgendwer, der zwiſchen mir und Gott ſtand, und es fühlte ſich kühl, wie ein Schatten. Und da ſagte ich: „Wer iſt das, der zwiſchen mir und Gott ſteht? Iſt's der alte Cato?" (Das war ein frommer, alter Prediger.) Aber dann dünkte mich, ich ſehe Cato in dem Lichte, und er war beſudelt und ſündvoll wie ich. Iſt's die alte Sally? Und da ſah ich ſie und ſie ſah gerade ſo aus. Und da fragte ich mich weiter: Wer iſt's? Und dann, eine Weile lang, ſah es aus, wie die Sonne, wenn ſie in einen Kübel Waſſer ſcheint, der ſich auf und ab bewegt. Ich fühlte, es war Irgendwer, der mich liebte und ich ſtrengte mich an, ihn zu erkennen. Und ich ſagte: Ich kenne Dich! Ich kenne Dich! Ich kenne Dich. Und dann ſagte ich wieder: Ich kenne Dich nicht! Ich kenne Dich nicht! Ich kenne Dich nicht! Und wenn ich ſagte: Ich kenne Dich! dann kam das Licht; und wenn ich ſagte: Ich kenne Dich nicht! dann ging es weg; gerade wie die Sonne in einem Kübel Waſſer. Und endlich ſprach Etwas in mir: Das iſt Jeſus! Und ich ſprach es aus mit aller Kraft: Das iſt Jeſus! Glorie ſei Gott! Und dann wurde die ganze Welt hell und die Bäume, die wogten und wogten in Glorie, und jedes Steinchen auf dem Boden ſtrahlte wie ein Spiegel und ich jauchzte und ſprach: Preis, Preis, Preis dem Herrn! Und ich begann in mir eine Liebe zu fühlen, wie ich ſie nie zuvor in mir gefühlt, Liebe zu allen Geſchöpfen. Und dann wieder ſtockte ſie und ich ſagte: Da ſind die weißen Leute, die dich gemißhandelt, die dich geſchlagen, die dein Volk geſchlagen und gemißhandelt haben; denk' an ſie! Und da rauſchte wieder ein Strom der Liebe durch meine Seele und ich ſchrie laut: Herr, Herr, ich kann ſogar die weißen Leute lieben!"

„Siehe, Schatz, ich ging umher, wie ein Traum. Jeſus liebte mich! Ich wußt' es, ich fühlt' es. Jeſus war mein Jeſus. Jeſus würde mich in alle Wege lieben. Ich wagte es nicht, mich Jemand mitzutheilen; es war ein großes Geheimniß. Alles, was ich jemals beſaß, war mir entriſſen worden, und ich dachte, laß ich mir gegen die weißen Leute etwas merken, kann ſein, ſie entreißen Ihn mir, und da ſagte ich: Ich will dies verſchloſſen halten, keine Seele ſoll davon wiſſen."

„Aber Sojourner, hat man Euch denn niemals von Jeſus erzählt?"

„Nein, Schatz, kein Wort. Ich hörte nie eine Predigt; ich war nie in einem Meeting. Ich hörte zuweilen den Namen Jeſus, dachte aber, es wäre Einer, wie General Lafayette, oder ſo was. Aber in einer Nacht war irgendwo in unſerer Gegend ein Methodiſten-Meeting und ich ging hin. Und wie der Erſte begann und von Jeſus ſprach, horchte ich auf. Ei, ſagte ich zu mir ſelbſt, der Mann hat Ihn gefunden. Und ein Zweiter erhob ſich und ſprach, und ich ſagte: der hat Ihn auch gefunden. Und zuletzt ſagte ich: Ei, ſie Alle kennen Ihn! Ich war ſo ſelig! Und dann ſangen ſie dies Loblied."

Hier ſtimmte Sojourner in ſeltſam knarrenden Tönen, aber mit einer ſo begeiſterten Kraft, daß man darüber die Mißlaute und die verdorbene engliſche Ausſprache vergaß, folgendes Lied an:*

„Da iſt eine heil'ge Stadt, eine Welt von Licht daroben; oben über den Sternen-Regionen gebaut vom Gott der Liebe. — Ein ewig dauernder Tempel iſt's und Heilige in Weiß gekleidet, dienen da ihrem großen Erlöſer und wohnen bei Ihm im Licht. — Das geringſte Kind der Glorie überſtrahlt die leuchtende Sonne; doch wer vermag auszuſprechen den Glanz Jeſu auf ſeinem Throne? — Iſt das der Mann des Leidens, der vor Pilatus' Barre ſtand, verurtheilt vom ſtolzen Herod und deſſen Kriegesknechten? — Er ſteht wie ein gewalt'ger Sieger, der die Mächte hienieden zu Boden warf, und gar viele Gefangene erlöſete vom ewigen Weh. — Die heiligen Schaaren um ihn verkünden ſein Gnadenwerk, die Patriarchen und Propheten und all' das göttliche Geſchlecht. — Sie ſprechen von Feuerproben und Foltern auf ihrem Wandel; ſie kamen aus Trübſal zum ewig hellen Tage. — Und wie wird meine Wallfahrt ſein? Wie lange werd' ich hienieden weilen? Welche Prüfungen ſtehen mir bevor? Das geziemt mir nicht zu wiſſen. — An jeglichem Tag der Noth will ich meine Gedanken zur Höhe erheben, und denken an den lichten Tempel und die Kronen droben im Himmel."

Sie ſang in der rauhen, barbariſchen Weiſe der geborenen Afrikaner, in den unbeſchreiblichen, bald hoch hinauf gewirbelten Diskant, bald in den tiefgutturalen Tönen, die dem Negergeſang eigenthümlich ſind; aber vor Allem ſang ſie mit einer ſo überwältigenden perſönlichen Aneignung, daß das Lied, in der Gefühlsgluth geſchmolzen, kryſtalliſirt als ihr eignes Gebilde hervorgegangen ſchien. — Wenn die Rachel die Marſeillaiſe ſang, erſchien ſie als der fleiſchgewordene, hagere, wilde, verhungerte, racheſchnaubende Pöbel, der ſich gegen ſeine adligen Unterdrücker erhebt. In ähnlicher Art ſang Sojourner dieſes Lied; ſie war das verleiblichte Aethiopien, wild, roh, gehetzt von allen Nationen; aber in dem tropiſchen Herzen, heißverlangend nach Gott, und ihre ſchwieligen Hände ausſtreckend nach der Herrlichkeit der Erlöſung.

„Ja, ſeht Ihr, nach einer Weile dachte ich, ich möchte wiederkehren und meine Leute ſehen, an dem alten Ort. Nun wiſſet Ihr, das Geſetz war durchgegangen, daß alles farbige Volk frei ſei; und meine alte Miſſis, die hatte um dieſe Zeit eine Tochter nach Alabama verheiratet. Und was hatte ſie zu thun? Sie gab ihr meinen Sohn, einen Knaben von zehn Jahren mit. Das erzählten ſie mir bei meiner Rückkehr, und ich ging ſtracks zur alten Miſſis und ſagte: „Miſſis, habt Ihr wirklich meinen Sohn nach Alabama geſchickt?"

„Das hab' ich, ja," ſagte ſie; „er ſoll dort bei Eurer jungen Miſſis leben."

„O Miſſis," ſagte ich, „wie konntet Ihr das thun?"

„Pah, was für ein Weſen um einen kleinen Nigger!" ſagte ſie. „Ei, ſind ihrer mehr da, als Einer weiß, was er mit ihnen anfangen ſoll."

„Ich ſag' Euch, ich ſtreckte mich in die Höhe. Ich fühlte mich eine Welt groß. Miſſis, ſagt' ich, ich will meinen Sohn wiederhaben."

Sie lachte. „Du willſt, Du Nigger? Wie willſt Du das anfangen? Du haſt kein Geld."

„Nein, Miſſis, aber Gott hat welches, und Ihr ſollt ſehen, Er wird mir helfen! und ich drehete mich um und ging hinaus."

Aber, o, wie empört war ich, daß ſie zu mir ſo hochmüthig und ſo höhniſch ſprach, daß mein Kind nicht einen Strohhalm werth ſei. Und ich ſagte zu Gott! „O Herr, gieb ihr's doppelt wieder!" Es war ein ſchreckliches Gebet und ich wußte nicht, wie wörtlich es ſich erfüllen ſollte.

Ich wußte nicht recht, an wen ich mich wenden ſoll; alſo ging ich zum Herrn und ſagte zu ihm: „O Herr, wäre ich ſo reich wie Du, und wärſt Du ſo arm wie ich, ich würde Dir helfen; Du weißt, ich würde; und o hilf mir!" Und ich fühlte gewißlich, er werd' es thun.

Gut, ich ſprach mit Leuten und ſie ſagten mir, ich muß die Sache vor eine Großjury bringen. So ging ich in die Stadt, als ſie dort einen Gerichtshof hielten, um zu ſehen, ob ich eine Großjury finden könnte. Und ich ſtellte mich in die Nähe des Gerichtshauſes, und als ſie herauskamen, ging ich gerade auf den vornehmſt Ausſehenden zu und ſagte: „Sir, ſeid Ihr eine Großjury?" Und da wollte er wiſſen, weshalb ich frage, und da ſagte ich ihm Alles haarklein, und er that allerlei Fragen und ſagte endlich: „Ich denke, wenn Ihr mir zehn Dollars bezahlt, ſo ſchaffe ich Euch Euren Sohn frei," und auf ein Haus gegenüber zeigend, fügte er hinzu: „Geht dort hinein, erzählt den Leuten darin Eure Geſchichte und ich rechne, ſie werden Euch das Geld geben."

Gut, ich ging und erzählte ihnen und ſie gaben mir zwanzig Dollars und da dachte ich bei mir ſelber, wenn es zehn Dollars thun, ſo thun es zwanzig gewiß. Und ich brachte ſie dem Mann und ſagte: „Nehmet Alles, nur daß Ihr mir ihn ſicher frei bekommt."

Endlich lieferten ſie den Knaben aus, nicht ohne zu verſuchen, ihn in Angſt zu jagen, er ſollte ſagen, ich ſei nicht ſeine Mutter, er kenne mich nicht. Aber das konnten ſie nicht zuwege bringen. Man übergab ihn mir und ich brachte ihn nach Hauſe; und als ich ihm die Kleider auszog, da war ſein armer, kleiner Rücken voll Wunden und Striemen, ſo hatten ſie ihn gepeitſcht.

Ich ſagte Euch, wie ich zum Herrn gebetet, es ihm doppelt heimzuzahlen. Na, es kam richtig ſo. Denn nicht lange darauf ging ich an der alten Miſſis Hauſe vorüber und hörte ihr einen Brief vorleſen, wie daß ihr Eidam ihre Tochter ermordet, wie er ſie in der Trunkenheit niedergeworfen und ihr das Leben aus dem Leibe getreten habe. Und meine alte

* Wir geben, um keinen Zug des Originals zu verwiſchen, oder zu alteriren, das Lied lieber in ungebundener Rede wieder.

Digitized by Google

Miſſis ſtieß einen Schrei aus und fiel dann platt zu Boden. Da ſagte ich: „O Herr, ſo war's nicht gemeint, Du haſt es zu ernſt genommen!“

Na, ich ging hinein und wachte bei dem armen Geſchöpfe die ganze Nacht. Sie war wie von Sinnen und heulte und wehklagte um ihre Tochter. Und ich hielt ihren armen Kopf an meine Bruſt und bewachte ſie wie mein eigen Kind. Und ſo wartete und pflegte ich ſie während ihrer ganzen Krankheit, und ſie ſtarb in meinen Armen, das arme Weſen!“

„Sojourner,“ unterbrach ich ſie hier, „habt Ihr immer dieſen Namen geführt?“

„Nein, wahrlich! Mein Name war Iſabella; allein als ich das Haus der Knechtſchaft verließ, ließ ich Alles dahinter. Ich mochte Nichts von Aegypten an mir behalten und ſo ging ich zum Herrn und bat ihn, mir einen neuen Namen zu geben. Und der Herr nannte mich Sojourner (Wallerin), weil ich wallen ſollte auf und ab durch das Land, dem Volke ſeine Sünden vorhalten und ihnen ein Panier ſein. Nachmals ſagte ich zum Herrn, ich brauche noch einen Namen, da Jedermann ſonſt zwei Namen hat; und der Herr gab mir den Namen Truth (Wahrheit, Wahrmund), weil ich dem Volke die Wahrheit verkünden ſollte.“

„Sehet, einige Damen haben mir eine weißſeidene Fahne gegeben.“ Bei dieſen Worten zog ſie eine ſolche aus der Taſche und entfaltete ſie. Es ſtanden darauf allerlei Sprüche eingedruckt; z. B. „Verkünde Freiheit den Bewohnern durch alle Lande,“ u. a. dgl. — „Gut,“ fuhr ſie dann fort, „ich wanderte umher zu den Meetings auf offenem Felde, und wohin das Volk kam und pflanzte meine Fahne auf; und da ſang ich und die Leute drängten ſich ſtets um mich, und ich predigte ihnen. Ich erzählte ihnen von Jeſus und ſprach von den Sünden dieſes Volks. Und in hellen Haufen kamen ſie, mich zu hören und ſie waren auch gut zu mir und ſagten, ſie möchten mich wieder und wieder hören.“

Hier ſchloß ſie. Und als meine Geſellſchaft von ihr ſchied, ſchüttelten ihr Alle die Hände und dankten ihr für ihre wahrhaft originelle Rede, und einer der Geiſtlichen ſagte laut zu einem andern: „In dieſer Geſchichte iſt mehr vom Evangelium, als in den meiſten Predigten.“

Sojourner blieb, ein willkommener Gaſt, einige Tage bei uns. Ihre Unterhaltung war ſo geſund, ſchlicht, pikant und mit einem ſo drollig launigen Beigeſchmack, daß der Profeſſor manchen Abend den Wunſch äußerte: „Bitte, ich bin ſo verſtimmt, laſſet Sojourner heraufkommen.“ Und ſie kam in das Parlor und ſaß unter den Gemälden und den Luxus-Verzierungen in ihrem einfachen, wollenen Kleide, in ihren ſchweren Rieſenſchuhen als der Mittelpunkt, in dem ſich die Aufmerkſamkeit von Alt und Jung konzentrirte. Sie war ſtets bereit, zu ſprechen oder zu ſingen. Wurde die Unterhaltung allgemein, ſo warf ſie oft eine feine Bemerkung dazwiſchen, die wie ein ſcharfes Schwert hineindrang.

„Sojourner,“ fragte ich ſie einmal, „was denkt Ihr über die Rechte der Frau?“

„Nun, Schatz,“ antwortete ſie, „war bei ihren Meetings und horchte gut auf. Sie baten, ich ſollte ſprechen. Gut, war bereit. „Schweſtern,“ ſagte ich, „iſt mir nicht klar, was Ihr eigentlich wollt. Wenn die Frauen mehr Rechte verlangen, als ſie haben, warum *nehmen ſie nicht*, was ſie brauchen, ohne darüber zu ſchwatzen?“ Einige umringten mich und fragten, warum ich keine Bloomers trage? „Hatte Bloomers die Fülle,“ ſagte ich, „als ich in der Knechtſchaft war.“ — Seht Ihr, fuhr ſie fort, ſie pflegten zu weben, was ſie Nigger-Zeug nannten, und Jeder von uns bekam einen ſolchen Streifen, den er in die Breite tragen mußte. Für die Kleinwüchſigen hatten ſie ziemlich die gehörige Länge, aber für mich — hier warf ſie einen unbeſchreiblich drolligen Blick erſt auf ihre langen Gliedmaßen, dann auf uns — ſag' Euch, hatte die Bloomers ſatt in jenen Tagen.“

Sojourner gab dann ihre Anſichten über die relativen Fähigkeiten der beiden Geſchlechter in ihrer Weiſe zum Beſten: „Nehmet an, eine Mannesſeele hält ein Quart und eine Frauenſeele hält ein Nöſel; wenn ihr Nöſel *voll* iſt, ſei's gerad' ſo gut wie ſein Quart.“

Gern ſang ſie ein Lied, das ſo anfing: „Ich bin auf dem Wege nach Kanada, dem kalten, aber glücklichen Land; die grauſe Sklaverei halt' ich nicht länger aus. O, gerechter Vater, blick herab auf mich und hilf mir fort nach Kanada, wo die Farbigen in Freiheit leben.“ Der Schluß lautete: „Die Königin kommt an das Geſtade mit weitgeöffneten Armen, und heißt willkommen die armen Flüchtlinge zur Sicherheit an der Freiheit Seite.“

Am liebſten ſprach ſie von der „Glorie“ und ihr Liebling war eine Hymne mit dem Refrain: „O Glorie, Glorie, Glorie, willſt Du nicht mit mir kommen?“ So ſaß ſie oft da, ſummte entzückt vor ſich hin und nickte mit dem Kopfe den Takt dazu.

„Sojourner,“ ſagte eines Tages der Profeſſor zu ihr, als er eine Weile ihrem Geſang zugehört hatte, „Ihr ſcheint des Himmels ſehr gewiß zu ſein.“

„Das bin ich,“ war die triumphirende Antwort.

„Was aber macht Euch ſo gewiß, daß es einen Himmel giebt?“

„Nun weil ich *hier*“ — mit einem kräftigen Schlag auf die Bruſt — „eine ſolche Sehnſucht danach habe.“

Wir hatten einmal einen Kranken im Hauſe. Sofort, als ſie es erfuhr, ging ſie zu ihm, und es war eigen, die große, hagere, dunkle Geſtalt in der ſelbſtbewußten Hoffnung auf das Bette zuſchreiten zu ſehen, wie ſie mit einer Miſchung von Würde und Milde das Amt eines Berathers und Tröſters übernahm. Sie ſprach von oben herab und doch, wenn ein Pfühl zurecht zu ſchieben, oder ſonſt ein Handreich zu leiſten war, that ſie es mit vertrauenerweckender Sicherheit und Gewandtheit. Man hatte das Gefühl, als ſei dieſes Weib vollkommen im Stande, den Kranken auf den Arm zu nehmen und ihn, leiblich und geiſtig, wie ein Lamm an ihrem Buſen zu tragen.

Treu ihrem Namen und Beruf, ſchied ſie endlich von uns, um weiter zu wandern; wo ſie jetzt iſt, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß ſie bei uns einen tiefen Eindruck zurückgelaſſen hat.

## Polen.

### Franzöſiſche Schriften über Polen.

Einen Begriff von der Theilnahme, welche die polniſche Frage in Frankreich erregt, giebt die Fluth von Broſchüren und größeren Schriften, welche in letzter Zeit über dieſelbe in Paris erſchienen ſind. Der „Dziennik literacki“ bringt ein Verzeichniß der betreffenden Schriften, die *allein bei Dentu* in Paris herausgegeben worden, und die Zahl dieſer beträgt *neunundſechzig*. Viele rühren von polniſchen Schriftſtellern her, doch die große Mehrzahl iſt von franzöſiſchen Publiziſten geſchrieben. Wir wollen nur einen Theil derſelben anführen, denn man erſieht aus den Titeln bereits nach wie vielen möglichen und unmöglichen Richtungen ſchon die Frage ventilirt wurde:

Verhältniß der polniſchen Frage zu der allgemeinen Lage Europa's, von Kalixt Morozewicz.

Warſchau, ein Schreiben an den moskowitiſchen Kaiſer Alexander II., von Joſeph Bilbert.

Polen und der Wiener Traktat, von Alfred Calonne.

Sebaſtopol und Warſchau.

Die Weichſel und der Rhein.

Polen und Europa, von J. Tanski.

Worte eines polniſchen Kaplans an die franzöſiſche Geiſtlichkeit, von Paul Kamienski.

Polen und der Katholicismus, von Heinr. Laſſer.

Napoleon III., Polen und Alfred I. von England.

Ein Blick auf die Ereigniſſe in Warſchau im Jahre 1861 u. 1862, von einem Augenzeugen. Von Victor Blanc.

Die polniſche Nationalität vor der Geſchichte, von Paul de St. Vincent.

Der polniſche Aufſtand, vom Gr. Karl Montalembert.

Ein polniſcher Ruf an Napoleon III., von Caroline Gras de Bagnold.

Polen und Rom, von Edouard Guinet.

Polen geht nicht zu Grunde, vom Senator Bonjean.

Die polniſche Frage, Rede des Prinzen Napoleon.

Revolution! Es lebe Polen! Von Eugen Pelletan.

Schreiben an den franzöſiſchen Kaiſer, von Apian, sen.

Das chriſtliche und das neue Polen, von Eugen Villedien.

Polen und Lord Palmerſton, von General Rybinski.

Polen, Predigten des Prieſters G. Mermillod.

Unterſuchungen über Polen, von Kaſimir Polowski.

Die Wähler von 1863 und Polen, von Dr. Amadieu.

Die polniſche Frage: Rom, Warſchau und Konſtantinopel, von L. de Jurigny.

Oeſterreich in der polniſchen Frage, von Alfred Michels.

Die polniſche Frage, von Wladiſlav Mickiewicz.

Die italiäniſche Regierung, Rom und Polen.

Polen und die Slaven, von Felix Colſon.

Der Kreuzzug des 19. Jahrhunderts, von René Girard.

Stimme eines polniſchen Juden, von Ephraim Ben Iſrael.

Polen und ſeine Gränzen, vom Marquis de Noailles.

Digitized by Google

Der Kaiſer, Polen und Europa.

Polen, eine Sammlung der Traktate, Conventionen und diplomatiſchen Aktenſtücke, betreffend Polen im Jahre 1772.

1862, vom Grafen d'Omgeberg.

---

## Mannigfaltiges.

— „Oeſterreichiſche Revue."* Von dieſer zu Anfang des Jahres 1863 in Wien begründeten, alle zwei Monat in einem Bande von circa 21 Bogen erſcheinenden Zeitſchrift liegen uns bereits fünf Bände vor. Der ſtattlichen, typographiſchen Ausſtattung nach, ſowie nach der Auswahl und Zuſammenſtellung des Inhalts, erinnert dieſe Revue an ein vor einigen Jahren in Berlin begründetes Unternehmen: an das „Archiv für die Landeskunde Preußens," welches leider, obwohl ihm von vielen Seiten werthvolle Beiträge zugefloſſen waren, aus Mangel an ausreichender, finanzieller Unterſtützung ſehr bald wieder eingegangen. In Oeſterreich ſcheint der unermüdliche Unternehmer des verunglückten preußiſchen „Archiv," Herr Dr. B. Meyer (der ſich allerdings jetzt in Wien ebenſo wenig in den Vordergrund geſtellt, als früher in Berlin) ein bereitwilligeres Verſtändniß für ſeine kulturhiſtoriſche Idee gefunden zu haben; denn die „Oeſterreichiſche Revue" ſchreitet rüſtig vorwärts, und mit jedem neuen Bande tritt ihre Aufgabe deutlicher hervor: die Liebe zum Vaterlande durch größere Verbreitung einer genauen Kenntniß ſeiner Vorzüge, ſeiner zu Tage liegenden, wie ſeiner noch im Verborgenen ſchlummernden, geiſtigen und materiellen Schätze, zu vermehren und dadurch die nationale Kraft und Macht des Landes und Volkes zu erhöhen. Es iſt ſeit einiger Zeit mehrfach vorgekommen, daß deutſche, nationale Ideen, die in Preußen urſprünglich entſtanden waren, dort aber keine Förderung und Ermunterung fanden, in Oeſterreich aufgenommen und hier mit Glück ausgebeutet wurden. Zu dieſen Ideen gehört auch die Aufforderung der tüchtigſten Männer, Abhandlungen nationalökonomiſchen, ethnographiſchen und kulturhiſtoriſchen Inhalts zu ſchreiben, und dieſe in periodiſchen Sammelſchriften, wie ſie Herr Dr. Meyer früher in ſeinem „Archiv" und jetzt in ſeiner „Revue" veranſtaltet, herauszugeben, wozu es allerdings nicht blos der Unterſtützung von Privaten, ſondern auch ganz vorzüglich der der Regierung bedarf.

In den vorliegenden fünf Bänden, zu denen im November noch ein ſechſter für den laufenden Jahrgang hinzutreten wird, findet ſich eine ganze Bibliothek von Materialien und Ideen, an denen der geſammte öſterreichiſche Journalismus ein Jahr lang zehren könnte, wenn er Luſt hätte, ſie zu verarbeiten. Wie unter den Geheim- und Sympathie-Mitteln des alten Schäfers Thomas Rezepte zu finden ſind, chineſiſche Tuſche zu bereiten und Kartoffeln im April zu ärndten, vor Gericht Recht zu behalten und gute Leg-Hennen zu erkennen, oder auch das verlorene Gehör wieder zu erlangen, ſo kann der Adminiſtrator, der Seemann, der Politiker, der Finanzmann, der Poliziſt, der Diplomat und der Journaliſt aus dieſer Sammlung von Abhandlungen eine Fülle vortrefflicher Lehren und Prinzipien ſchöpfen. Sie iſt für Jeden und für Alles anwendbar, was mit dem öffentlichen Leben und Wirken zuſammenhängt.**

Wir ſtellen hier eine Anzahl von Stoffen zuſammen, die in dieſen Bänden von Fachmännern und Sachkennern beſprochen ſind: Oeſterreichs Gymnaſien, techniſche und landwirthſchaftliche Inſtitute, Vegetation, Agrikultur, Domänenweſen, Geologie, Bergbau, Steinkohlen-Felder, Braunkohlen-Ablagerungen, Bildungsſtätten des Torfes, Salinen im Salzkammergut, Naturwiſſenſchaft mit Bezug auf die Adria, Süßwaſſer-Fiſche, Donauſtrom, Alpenleben, Höhlen und Grotten, Gletſcher, waldloſe Gebiete, Kunſt-Induſtrie, Induſtrie auf den drei Welt-Ausſtellungen, indirekte Abgaben, Quarantaine-Einrichtungen — Alles, wie geſagt, Oeſterreichs; wozu eine Menge von Studien in Bezug auf einzelne Provinzen kommen, wie der lombardiſch-venezianiſchen Gemeinde-Verfaſſungen, des deutſchen und des italiäniſchen Elements in Südtyrol, der Rumänen, der Central-Karpathen, des Hafens von Trieſt, des Adriatiſchen Meeres, der Quarneriſchen Gebiete, der ſerbiſchen Klöſter, der architektoniſchen Denkmäler Prags ꝛc.

Wir werden uns freuen, der „Oeſterreichiſchen Revue" auch fernerhin unſere Aufmerkſamkeit und Theilnahme bezeugen zu können.

* Wien, Verlag von Karl Gerold's Sohn.

** Wir haben dieſe vergleichenden Worte einem Satze nachgebildet, der in dem erſten Bande dieſer Sammlung in einer vortrefflichen Kritik der Korreſpondenz Napoleon's I. enthalten iſt. D. R.

— Jahrbuch für die amtliche Statiſtik des preußiſchen Staats. Daſſelbe (herausgegeben vom königl. ſtatiſtiſchen Bureau) iſt in ſeinem erſten Jahrgange nun vollſtändig erſchienen, nachdem die erſte Abtheilung bereits im vorigen Jahre ausgegeben worden war.* Was die Aufgabe dieſes Jahrbuchs neben den übrigen Veröffentlichungen des ſtatiſtiſchen Bureau (Mittheilungen über Getraidepreiſe, Sparkaſſen u. ſ. w. im Staats-Anzeiger, der als Monatsbeilage zum Staats-Anzeiger erſcheinenden Zeitſchrift und der an die Stelle der großen Blaubände getretenen, hinſichtlich der Zeit des Erſcheinens zwangloſen Hefte für preußiſche Statiſtik) betrifft, ſo heißt es darüber im Vorworte: „Das Jahrbuch beabſichtigt hauptſächlich die Veröffentlichung des neueſten, auf das abgelaufene Jahr, oder doch die neueſte Zeit bezüglichen ſtatiſtiſchen Stoffes aus dem preußiſchen Staate in einer ſyſtematiſchen Reihenfolge, ſo daß ein Jahrgang immer ein thunlichſt vollſtändiges Repertorium über den Stand und die Bewegung der ſtatiſtiſch erfaßbaren Zuſtände des Staates darbiete. Von dem nur auf Mittheilung des Thatſächlichen gerichteten Inhalte iſt jede Polemik über die Thatſachen ſelbſt fern gehalten." — Ueber die Anordnung des Stoffes iſt zu bemerken, daß die einzelnen in Betracht zu ziehenden Abſchnitte im Jahrbuche auf dreißig ſich belaufen werden, von denen jedoch im erſten Jahrgang ein Theil noch hat unberückſichtigt bleiben müſſen. Dieſe dreißig Abſchnitte umfaſſen: das Staatsgebiet, die adminiſtrative Eintheilung des Staats und den Staatsorganismus, die Wohnplätze, die Bevölkerung, das Grundeigenthum, die Landwirthſchaft, die Forſtwirthſchaft, Jagd und Fiſcherei, den Bergbau und das Hüttenweſen, die große und kleine Induſtrie, die öffentlichen Bauten und das Bauweſen, den Handel, den Verkehr, die Geld- und Kredit-Inſtitute, das Verſicherungsweſen, die Preiſe und die Conſumtion, die arbeitenden Klaſſen und die Arbeits- und Lohnverhältniſſe, die ſoziale Selbſthülfe (Sparkaſſen, Vorſchußkaſſen ꝛc.), die öffentliche Wohlthätigkeit und das Armenweſen, die Sicherheitspolizei und das Gefängnißweſen, die öffentliche Geſundheit und Geſundheitspflege, die Kirche und den Gottesdienſt, die Schule und den Unterricht, die Künſte und Wiſſenſchaften, die Preſſe und Literatur, die Civil- und Kriminal-Rechtspflege, das Kriegsheer und die Landesvertheidigung, die Seemacht, die Finanzen des Staats, die Staatsgeſetzgebung und die geſetzgebenden Faktoren und einen Anhang mit den ſpeziellen Verhältniſſen der Provinzial-Kreis- und Orts-gemeinden im preußiſchen Staate. Am ausführlichſten iſt in dem vorliegenden Jahrgange die Darſtellung der Landwirthſchaft. Der vierte Abſchnitt, die Bevölkerung, zerfällt in drei Unterabtheilungen: Stand der Bevölkerung, Bewegung derſelben und Reſultate aus Stand und Bewegung der Bevölkerung. Jede dieſer Unterabtheilungen enthält in verſchiedenen Kapiteln die ſpeziellen Verhältniſſe, welche bei der Bevölkerung in Betracht kommen, wie Alter und Geſchlecht, Konfeſſion, Familienſtand, Sprache und Nationalität, Zahl der Geborenen, Zahl und Geſchlecht der Geſtorbenen, Trauungen, das Anwachſen der Bevölkerung in ſtädtiſchen und ländlichen Wohnſitzen ꝛc. Der zwölfte Abſchnitt, „Verkehr," enthält den Poſt-, Telegraphen-, Eiſenbahn-Verkehr, die See-Schifffahrt, Binnen-Schifffahrt, den Verkehr auf den gewöhnlichen Straßen ꝛc. Verſchiedene Ergänzungen ſind dem Werke in einem Anhange beigefügt, wie über die Zahl der Wohnplätze, Bevölkerung der größeren Städte, Stand der Bevölkerung, Bewegung derſelben, das Grundeigenthum und die Entlaſtung deſſelben.

— Einfluß des Klima's auf die Lebensdauer der Einwanderer. Es giebt Gegenden mit einem ſo verderblichen Klima, daß ihm der europäiſche Einwandrer ſelten lange zu widerſtehen vermag. Er ſtirbt dort bald, und ſein daſelbſt gebornes Kind akklimatiſirt ſich, oder es ſiecht ebenfalls hin. Selbſt wenn Einwanderer und allenfalls ihre Kinder dort längere Zeit am Leben bleiben, verlieren doch die weiteren Nachkommen die Lebensfähigkeit in jenen Gegenden. Als Beiſpiel iſt die Weſtküſte Afrika's anzuführen, wo keine europäiſche Familie in zweiter Generation ſich fortpflanzt, und auch auf den Antillen werden, nach Boudin, nur ausnahmsweiſe die Nachkommen von Eingewanderten in dritter Generation angetroffen. In Havanna kann ſich, wie Ramon de la Sagra bemerkt, die weiße Bevölkerung nur durch fortwährende Kreuzungen mit neuen Einwanderern erhalten. In Algerien haben gerade die Franzoſen eine geringere Lebensdauer, als die anderen dort lebenden europäiſchen Stämme. In den acht Jahren 1847 bis 1852 ſtarben in dieſer Provinz von tauſend Franzoſen durchſchnittlich 60,8, während von tauſend Angehörigen anderer europäiſcher Länder nur 45,7 ſtarben. In Cayenne ſtirbt die Neger-Bevölkerung in einem noch viel ſtärkeren Verhältniſſe, als die europäiſche.

(Dr Glatter. — Oeſt Revue.)

* Berlin, Decker, 1863.

J. L.

---

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Hierzu eine Beilage von H. D. Bädeker in Eſſen.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

# Magazin
# für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direkt correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 44. Mittwoch, den 4. November 1863. 32. Jahrgang.

## Inhalt:

Deutſchland und das Ausland. Seite
Die Philoſophie der römiſchen Geſchichte. Ernſt v. Laſaulx und Amedee Thierry . . . . . 517
Nord-Amerika.
Amerikaniſche Gedanken über Civiliſation . . . . . 519
England.
London und andere große Städte, bei Gelegenheit der Hochlande . . . . . 521
Frankreich.
Die Geiſterlehre und der Periſprit . . . . . 523
Afrika.
Brehm über die Pflanzen- und Thierwelt in den Bogos-Ländern . . . . . 525
Mannigfaltiges.
Eine Studie H. Heine's . . . . . 527
Mommſen's römiſche Geſchichte . . . . . „
Das Buch der Erfindungen und Gewerbe . . . . . „
Die franzöſiſche Induſtrie . . . . . 528
Die Helmholtz'ſche Theorie der Ton-Empfindungen . . . . . „
Karpathenbilder . . . . . „
Bibliographie I. und II . . . . . „

## Deutſchland und das Ausland.

### Die Philoſophie der römiſchen Geſchichte.

Ernſt v. Laſaulx und Amedee Thierry.

In einer diesjährigen Nummer der Revue des deux Mondes* hat Saint-René Taillandier, einer der gründlichſten franzöſiſchen Kritiker, dem ſeine vertraute Kenntniß der neueſten Erſcheinungen der deutſchen hiſtoriſchen Literatur einen bedeutenden Vorzug vor anderen franzöſiſchen Gelehrten giebt, über zwei Werke, ein deutſches und ein franzöſiſches, berichtet, die ſich zur Aufgabe machen, die Philoſophie der römiſchen Geſchichte, d. h. ihre Bedeutung für die Entwickelung der Menſchheit überhaupt, darzulegen. Den Grund, daß gerade für die römiſche Geſchichte in der neueſten Zeit ein ſo großes Intereſſe erwacht iſt, findet Herr Taillandier mit Recht darin, daß man es erkannt hat, wie die Geſchichte Roms es iſt, die den Orient und den Occident, die antike Welt an die moderne, die früheſten Traditionen an die fernſte Zukunft knüpſt.

Die Auffaſſung der geſchichtlichen Bewegungen überhaupt, beſonders aber der römiſchen Geſchichte, hängt immer von dem herrſchenden Zeitgeiſte und den von ihm bedingten politiſchen, ſozialen und religiöſen Anſchauungen ab. In der Darſtellung jedes großen Hiſtorikers ſpiegelt ſich der Geiſt ſeiner Gegenwart und ihrer Beſtrebungen. Anders hat Machiavelli, anders Montesquieu, anders Niebuhr, anders Mommſen von ihrem Zeitbewußtſein aus die römiſche Geſchichte erfaßt. Nicht minder iſt dies der Fall in der philoſophiſchen Auffaſſung der Geſchichte. Bis zu dem Ende des letzten Jahrhunderts hat man die römiſche Geſchichte von dem Geſichtspunkte der römiſchen Tradition aus ſtudiert. Herder und nach ihm Hegel legten zuerſt Proteſt ein gegen die römiſche Auffaſſung. Der Germanismus wird als die providentielle Macht erkannt, welche der durch den Romanismus geſunkenen Menſchheit wieder einen reineren Lebenshauch eingeflößt hat, und da man die tiefere Erfaſſung des Chriſtenthums der germaniſchen Raçe zuſchrieb, ſo wurden Germanismus und Chriſtianismus ſynonyme oder wenigſtens unzertrennliche Ausdrücke, und ſeit mehreren Jahren haben Philoſophen und Hiſtoriker unaufhörlich die Formeln „chriſtlich-germaniſcher Staat," „chriſtlich-germaniſche Geſellſchaft" wiederholt, darin die wahre Bezeichnung der neueren Aera im Gegenſatze zu der heidniſchen gräco-romaniſchen Welt findend. Gegen dieſe Auffaſſung reagiren zwei Schriften, eine deutſche vom kirchlichen, und eine franzöſiſche vom politiſchen Standpunkte aus; in beiden zieht der Romanismus gegen den Germanismus zu Felde und ſucht der alten lateiniſchen Schule ihr Recht wieder zu erkämpfen.

* 15. Mai 1863. De la philosophie de l'histoire Romaine. L'école Germanique et l'école Française.

Ernſt von Laſaulx hat vor zwei Jahren in der Akademie zu München eine Abhandlung über die Philoſophie der römiſchen Geſchichte vorgeleſen. Ein Abdruck derſelben erſchien 1861, kurz vor dem Tode des Verfaſſers.* Statt ſich an die Folge der Thatſachen zu halten und daraus das Geſetz zu entnehmen, wie Polybius und Machiavelli, wie Boſſuet und Montesquieu, wie Niebuhr und Mommſen, hat ſich Herr v. Laſaulx an das gehalten, was man die myſtiſche Geſchichte der ewigen Stadt nennen könnte. Was das Mittelalter in ſeinen kindlichen und großartigen Träumen geahnt hat, das hat er in ein Syſtem gebracht. Das heidniſche Rom iſt ihm von Urſprung an das Vorbild des chriſtlichen, wie das alte Teſtament nach der Meinung der Theologen der Typus des neuen iſt. Wie Jeſaias den Mann der Schmerzen, der die Sünden ſeines Volks trägt, als Vorbild Chriſti malt, ſo ſchildert ſchon Homer den Aeneas, den idealen Gründer Roms, als den unſchuldigen Dulder, der für ſein Volk leidet. Größer noch iſt die Aehnlichkeit Chriſti mit Romulus, dem hiſtoriſchen Gründer Roms. Romulus iſt der Sohn eines Gottes, Mars, und einer Jungfrau, Rhea Sylvia, nach deſſen Leben ſchon in ſeiner Wiege ein Tyrann trachtet. Er ruft alle Unglücklichen, Sünder und Geächteten zu ſich und bietet ihnen eine Zuflucht; er ſtirbt als Menſch und ſteht als Gott wieder auf, und nachdem er am Tage nach ſeinem Tode einem der Seinigen, dem Proculus Julius, erſchienen iſt und ihm verkündet hat, daß Rom das Haupt der Welt werden ſolle, wird er in den Himmel erhoben und herrſcht ſeitdem, wie Livius ſagt, als Gott von Gott gezeugt und als Vater der Stadt Rom (deus deo natus parensque urbis Romanae), mit Jupiter Capitolinus und Mars eine göttliche Dreieinigkeit bildend. Aeneas war zugleich Held und Prieſter und iſt ſo das erſte myſtiſche Symbol der doppelten Beſtimmung Roms, des kriegeriſch-heidniſchen und des prieſterlich-chriſtlichen. Der erſte König, Romulus, war ein Held, der zweite, Numa, ein Prieſter und das iſt das zweite hiſtoriſche Symbol. Romulus deutet auf die Scipionen, Numa auf die Nachfolger Petri. Die Macht des Schwertes und die Macht des Geiſtes ſind der ewigen Stadt von Anfang an verheißen. Im Orient ſtellen dieſe beiden Mächte zwei verſchiedene Städte dar: Babylon und Jeruſalem; Rom iſt die Erbin beider, und daher mußte es zu einer Zeit entſtehen, als das alte babyloniſche Reich in Trümmer zerfiel und Jeruſalem, den neuen aſſyriſchen Herrſchern tributpflichtig, ſeine erhabenen Klagen durch den Mund der Propheten ertönen ließ. „So iſt, ruft Herr v. Laſaulx triumphirend aus, ſelbſt in der ſynchroniſtiſchen Geſchichte der Menſchheit die doppelte Wichtigkeit Roms als des kriegeriſchen und des prieſterlichen erkennbar; Romulus iſt der Repräſentant des babyloniſchen, Numa der des jeruſalemiſchen Roms." — Hierzu macht Herr Taillandier die Bemerkung: „Es kommt dem Verfaſſer gar nicht darauf an, daß oben Romulus der Typus von Chriſtus ſelbſt war, hier aber den babyloniſchen Geiſt darſtellt. An ſolche kleine Widerſprüche muß man ſich gewöhnen. Im Reiche der My-

* Zur Philoſophie der römiſchen Geſchichte, von Ernſt von Laſaulx. München, 1861.

Digitized by Google

then ſind die Anſichten wechſelnd, und es wäre unbeſcheiden, die Sachen zu nahe zu prüfen. Man giebt das Syſtem in großen Umriſſen; das Uebrige überläßt man der Einbildungskraft des Leſers."

Nicht minder drückt ſich in den Namen die Beſtimmung der Menſchen und der Oertlichkeiten aus. Babylon heißt das Haus des Bel, Jeruſalem die Stadt des Friedens und Rom die Stadt der Macht (ῥώμη). Aber wir wiſſen, daß Rom noch einen geheimen Namen hatte, den Niemand ausſprechen durfte, weil er die Schutzgottheit der Stadt ausdrückte. Man hat aus Neugierde nachgeforſcht, was das für ein Name geweſen ſei, und hat auch mehrere vermuthungsweiſe angegeben. Der Byzantiner Lydus bringt Herr v. Laſaulx hinter das Geheimniß. Lydus ſagt nämlich: „Rom hatte drei Namen, erſtens einen myſtiſchen, den der Prieſter nur bei dem heiligſten Opfer ausſprechen durfte, und dieſer war Amor, zweitens einen hieratiſchen: Flora, und drittens einen politiſchen: Roma." Herr v. Laſaulx, geblendet von dieſer wichtigen Entdeckung, überſieht den zweiten Namen, der in ſein Syſtem nicht paßt. Rom hat ihm nur zwei Namen: der eine bezeichnet die Stadt als Erbin Babylons, Roma, Macht; der andere als Erbin Jeruſalems, Amor, Liebe. Roma, Amor, Macht und Liebe, das ſind die beiden prophetiſchen Namen, welche die ganze Beſtimmung Roms in ſich enthalten: erſt zu regieren durch die Macht und dann durch die Liebe. Beide Namen ſind nur einer; denn Roma nach orientaliſcher Art rückwärts geleſen giebt Amor. Und das iſt nicht ein Spiel des Zufalles. Was die nationale Legende und das religiöſe Symbol andeuten, das beſtätigt die Geſchichte.

Die entſcheidende Epoche der römiſchen Geſchichte iſt die Zeit der Revolution, wie ſie Mommſen genannt hat, aber einer Revolution, die nicht blos Italien, ſondern die ganze Welt hineinzog, einer epiſchen Revolution, in der Himmel und Erde ihre Rolle ſpielen. In der großen Stunde, als die Ariſtokratie und die Demokratie, die Reaction und der Fortſchritt ſich um die Welt ſtritten in der Ebene von Pharſalus, ſtellten die beiden Armeen gewiſſermaßen auch die beiden großen Parteien der religiöſen Geſchichte der Menſchheit dar. Auf der einen Seite ſtanden die Völker, deren Namen ſchon das alte Teſtament nennt, auf der andern die, welche die chriſtliche Aera gründen ſollten. Die Orientalen und unter ihnen die Juden kämpften in den Reihen des Pompejus, die Occidentalen und unter ihnen die Deutſchen ſchlugen ſich für Cäſar. Während beide Heere für die Ariſtokratie oder die Demokratie zu kämpfen glaubten, war es die Sache Chriſti, die zu Pharſalus entſchieden wurde. Pompejus hatte ſeinen Soldaten das Loſungswort: „der unbeſiegbare Herkules," Cäſar „die ſiegreiche Venus" gegeben. Man kennt den Ausgang des Kampfes, aber man wußte vor Herrn von Laſaulx noch nicht, wie die myſtiſche Geſchichte die reelle ergänzt und berichtigt. Venus, die Liebe, triumphirte über Herkules, die Macht. Ueberſehen wir auch nicht, daß die Juden, die hartnäckigen Hüter des alten Geſetzes, von den Germanen geſchlagen wurden, die mehr als jedes andere Volk zur Entwickelung des neuen Geſetzes beitragen ſollten, und ſo iſt der Sieg Cäſar's über Pompejus in dem blutigen Kampfe von Pharſalus zugleich der Sieg des Evangeliums über das alte Teſtament.

Trotz der Bedeutung, die Herr von Laſaulx Cäſar und ſeinen Anhängern giebt, iſt er doch nicht ſo ungerecht, der unterliegenden Partei ſeine Theilnahme zu verweigern. Er begreift den Schmerz der Pompejaner, die Verzweiflung des Cato, die Verwünſchungen des Brutus; ja, er hätte am liebſten ſelbſt den erſten Streich gegen den Uſurpator geführt, wie er denn überhaupt gegen Cäſar eingenommen iſt und im Namen des Rechtes gegen Tacitus, der ihn den Erſten aller Römer, und gegen Athenäus, der ihn den Erſten aller Menſchen genannt hat, proteſtirt; und dennoch iſt Cäſar ein Typus Chriſti, durch den die Liebe den Sieg über die Macht gewinnt. Ein gleicher Widerſpruch offenbart ſich in der Perſon des Auguſtus. Auch Auguſtus iſt ein Typus, ein myſtiſcher Vorläufer Chriſti. Jeſus iſt in Bethlehem, in der Nähe von Jeruſalem, Auguſtus in Veliträ in der Nähe Roms geboren. Von Uranfang der Welt iſt die Geburt Chriſti dem Volke Gottes verheißen; in den Uranfängen der Geſchichte Italiens hatte ſchon ein Orakel in Veliträ verkündet, daß eines ſeiner Kinder einſt der Herr der Welt ſein würde. Als Jeſus in einem Stalle geboren wurde und die Magier aus dem Orient kamen, ihn anzubeten, ließ Herodes alle Kinder von Bethlehem und der Umgegend tödten. Einige Monate vor der Geburt des Auguſtus geſchahen Zeichen in Rom, und die Haruſpices erklärten, daß die Natur damit umgehe, einen König der Römer zu ſchaffen. Der erſchreckte Senat befahl, die Kinder, die in dieſem Jahre geboren werden würden, auszuſetzen; jedoch die Frauen der Senatoren, die ſich Mutter fühlten, ſorgten dafür, daß das Dekret nicht zur Ausführung kam, weil jede für ihr Kind die Erfüllung der göttlichen Verheißung hoffte. In dem Augenblicke, als Auguſtus geboren wurde, berieth man im Senat gerade über die Verſchwörung des Catilina. Octavius, der Vater des künftigen Kaiſers, kam wegen der Niederkunft ſeiner Gemahlin ein wenig ſpät in den Senat, und als Nigidius, ein Senator und Sterndeuter, den Grund der Zögerung und die Stunde der Niederkunft erfahren hatte, rief er aus: „Der Welt iſt ein Herr geboren!" (dominus terrarum orbi natus). Iſt ſo in der Geburt des Auguſtus die Geburt Chriſti vorgebildet, ſo ſteht das Leben und der Tod Beider in ſchneidendem Gegenſatze. Auch das iſt nicht zufällig, ſondern hierin offenbart ſich eine abſichtliche Veranſtaltung der Vorſehung, die damit andeuten wollte, daß das profane und heilige Rom, wie ſehr ſie auch einander entgegengeſetzt und feindlich waren, doch endlich in einander aufgehen ſollten. Das weltliche Rom iſt der Vorläufer und das Vorbild des geiſtlichen Roms; die Weltherrſchaft des Papſtes iſt die Fortſetzung der Weltherrſchaft der Imperatoren. Das iſt das Reſultat, das ſich dem Herrn v. Laſaulx aus ſeiner philoſophiſchen Betrachtung der römiſchen Geſchichte ergiebt.

„Man könnte meinen, bemerkt Herr Taillandier, es hätte die gegenwärtige römiſche Frage Herrn v. Laſaulx zu ſeiner Philoſophie der römiſchen Geſchichte inſpirirt. Ich weiß nicht, wie er von der weltlichen Macht des Papſtes dachte; doch bin ich überzeugt, daß ein Geiſt, der ſich von der reellen Welt ſo frei gemacht hat, nicht wohl ein eifriger Anhänger der Theokratie ſein konnte. Aber er glaubte an Rom und deſſen Beſtimmung und er nahm auf ſeine Weiſe Theil an der Discuſſion des Tages, ohne deshalb gerade ein Ultramontaner des 19. Jahrhunderts zu ſein. Seine Schrift iſt in der That ein Beitrag zur Philoſophie der römiſchen Geſchichte, ſchon deshalb, weil ſie, wenn auch in etwas abſonderlicher Weiſe, Rom und den Romanismus im Gegenſatze zu der ſo lange gefeierten Rolle, die der Germanismus geſpielt hat, wieder zur Geltung bringt. Freilich, wenn die lateiniſche Schule keinen andern Repräſentanten als Herrn v. Laſaulx hätte, ſo ſtände es um ihre Sache ſchlecht. Glücklicherweiſe aber hat ſie einen beſſern Vertheidiger gefunden, der mit nicht geringerer Gelehrſamkeit ſich ſolcher Gründe bedient, die mehr unſerem Zeitalter zuſagen, als jenes Gemiſch von Wiſſen und myſtiſchen Träumen."

Dieſer zweite Vertheidiger iſt Amédée Thierry,* der von demſelben Geſichtspunkt ausgeht, wie Herr v. Laſaulx. Nach ihm hat Rom von Anfang an die Miſſion, das Fremdartige in ſich zu vereinigen. Romulus ruft Menſchen jedes Stammes und jedes Ranges in ſein Aſyl, und Rom wird der Vereinigungspunkt nicht einzelner Individuen, ſondern ganzer Volksſtämme, Nationen und Raçen. Dieſe wunderbare Aſſociation iſt das römiſche Reich. Ein doppeltes Prinzip kämpft mit einander: das eine will Rom auf einen Grund von Granit bauen, das andere ſeinen Umfang beſtändig erweitern. Nachdem Rom alle Völker beſiegt und ſich unterworfen hat, da verlangen die Beſiegten auch ihren Platz in der Stadt, und nachdem ſie ihn erhalten, löſen ſie das eigentliche Römerthum auf; dem Begriffe Roms wird der Begriff der Menſchheit ſubſtituirt. Die Philoſophie der römiſchen Geſchichte iſt die Rache der Beſiegten, die Rache des Univerſums. „Montesquieu, ſagt Thierry, hat ſich zum römiſchen Patricier gemacht und betrachtet die Welt von der Höhe des Kapitols aus; ich, ein Kind der von Cäſar Beſiegten, ſchaue das Kapitol von einem celtiſchen Marktflecken aus."

Mit Cäſars Diktatur iſt jene ſtolze Ariſtokratie, die die Welt unterjocht hat, für immer vernichtet. Die beſiegte Welt mußte ſich mit den Plebejern verbinden, und ſo erfüllte ſich die demokratiſche Revolution Roms zum Vortheil der Menſchheit. Es iſt die Aufgabe der unmittelbaren Nachfolger Cäſar's, der Kaiſer aus dem Stamme der Julier, die Reſte der römiſchen Ariſtokratie zu vernichten, und wie ſehr uns auch die Grauſamkeiten eines Tiberius, Caligula, Claudius und Nero empören, ſie haben ihre Miſſion erfüllt. Wie Rom der Reihe nach Italien, Spanien, Afrika, den Orient und zuletzt Gallien ſich einverleibt hat, ſo treten nach den Juliern in derſelben Reihenfolge Kaiſer der Beſiegten an die Spitze des Reiches: zuerſt mit den Flaviern Kaiſer des italiäniſchen Volksſtammes; dann mit Trajan Kaiſer ſpaniſcher Abkunft; hierauf von Septimius Severus an Kaiſer afrikaniſchen und arabiſchen Urſprungs und zuletzt die großen galliſchen Cäſaren. So nimmt Rom allmählich den Geiſt jener Völkerſchaften und die verſchiedenartigſten Civiliſationen in ſich auf, und dieſe Vereinigung der Nationen bildet die Romanitas. Schon unter den ſpaniſchen Kaiſern macht ſich der orientaliſche Geiſt des ſemitiſch-arabiſchen Volksſtammes geltend. Mit dem Wiederaufbau Karthago's durch Jul. Cäſar und Auguſtus erblüht neben der Hauptſtadt eine Reihe phöniciſch-numidiſcher Städte in Afrika: Madaura, Adrumetum, Leptis, Cirta als Sitze der Kultur und Wiſſenſchaft, und ähnlich wurden unter den

* Tableau de l'Empire Romain depuis la fondation de Rome jusqu' à la fin du gouvernement impérial en Occident, par M. Amédée Thierry. Paris, 1862.

Digitized by Google

Antoninen die aus ihrem Verfalle wiedererſtandenen ſyriſchen Städte Emeſa und Edeſſa Mittelpunkte der orientaliſchen Civiliſation. Aus Afrika ſtammt der große Rechtsgelehrte Silvius Julianus, der Redacteur des von Hadrian publicirten Edictum perpetuum; Afrikaner ſind der die damalige Literatur beherrſchende Rhetor Fronto und der geiſtreichſte Philoſoph, Redner und Sittenſchilderer ſeiner Zeit Apulejus. Die afrikaniſche Dynaſtie, durch Septimius Severus eröffnet, führt die Syrer auf die Bühne. Septimius Severus hatte eine Syrerin, die ſchöne und gelehrte Julia Domna, geheiratet. Dieſe, wie ihre Schweſter Julia Möſa, ihre Nichten Julia Mammäa und Julia Sohemia, und die edle Königin Zenobia gehörten den vornehmſten arabiſchen Familien in Syrien an. Während abwechſelnd gute und ſchlechte Kaiſer das Scepter führten, geht die von den Juriſten Julianus, Ulpianus, Papinianus, die alle ſemitiſchen Stammes waren, begonnene ſoziale Umwandlung ihren ſtillen Weg fort. Es tritt das religiöſe Element hinzu, das von den ſyriſchen Kaiſern vorzugsweiſe gefördert wird. Die meiſten derſelben hatten eine geheime Sympathie für das Chriſtenthum. Caracalla war von einer chriſtlichen Amme erzogen worden, und es ſteht feſt, daß er bei allen ſeinen Freveln doch die Chriſten beſchützt habe. Der fromme Alexander Severus führte häufig bibliſche Sprüche im Munde, und hatte die Bilder von Abraham und Chriſtus neben dem des Orpheus in ſeinem Lararium.

Die Reaction gegen das orientaliſche Weſen tritt zuerſt unter Aurelian auf. Die meiſten folgenden Kaiſer ſind illyriſchen oder galliſchen Urſprunges, faſt Alle Glücksritter, Krieger, die auf eine ſtrenge militairiſche Zucht hielten. Sie fügten zu der aus dem Orient entſtammten politiſchen Einheit die occidentaliſche adminiſtrative Einheit hinzu. Das republikaniſche Rom hat die Welt erobert, das kaiſerliche ſie civiliſirt. Es hat im Inneren die letzten Spuren der Schranken, welche ſo lange die Völker getrennt haben, entfernt; es hat die Raçen wie die Staaten nivellirt; es hat überallhin gleichmäßig wiſſenſchaftliche und ſoziale Ideen verbreitet und hat hier den Handel, dort den Ackerbau und anderswo die induſtriellen Künſte zur Entwickelung gebracht. Römer ſein, hieß der civiliſirten Welt angehören, ein Glied der Geſellſchaft ſein, die im Beſitz aller Kenntniſſe und aller Genüſſe des materiellen Lebens war, im Gegenſatz zu dem Barbaren, der ihrer entbehrte. Wo das Römerthum ſtehen blieb, da trat das Chriſtenthum ein und wurde ſo die letzte Form, unter der Rom ſeine Eroberungen machte.

In dieſer philoſophiſchen Auffaſſung der römiſchen Geſchichte wird mit Recht als das wahre Weſen des Römerthums jene Attractions-Kraft erkannt, die Alles an ſich zu ziehen und zu einem Ganzen zu geſtalten ſtrebt. Es iſt der Trieb der Centraliſation, der noch heute in der Natur der romaniſchen Völker, der unmittelbaren Erben des römiſchen Geiſtes liegt. „Das römiſche Reich, ſagt Taillandier am Schluſſe ſeines Artikels, die Vollendung der alten Welt und die Weihe der neuen, nimmt einen einzigen Platz in der Geſchichte ein. Die Sonne wird nicht zum zweiten Male ein gleiches Schauſpiel beleuchten. Die durch das Römerreich zerſtörten Staaten waren kleine barbariſche, wilde, dem Menſchengeſchlechte feindliche Genoſſenſchaften (etwa auch Griechenland, Karthago, Macedonien, Syrien, Aegypten und andere ſchon in der vorrömiſchen Zeit hochcultivirte Staaten?); der moderne Staat iſt, Dank dem Chriſtenthum, eine edlere Genoſſenſchaft, die ſich dem Fremden öffnet, ohne in einen unterſchiedsloſen Univerſalismus zu verſinken. Als man die Prinzipien von 89 die Reiſe um die Welt machen und die Vorurtheile des alten Regime's als wurmſtichige Schranken ſtürzen ſah, da ſah man auch zugleich als einen bedeutungsvollen Contraſt die Nationalitäten von einem Ende Europa's bis zum andern ſich wieder erheben. Iſt dieſes Leben, dieſe Bewegung, dies Bedürfniß nach individueller Thätigkeit, das ſich ſo deutlich bei allen Völkern ausſpricht, etwas, das an das nothwendige Nivellement der Romanitas erinnert? Kann ein moderner Souverain, der die Aufgabe hätte, dieſes Leben zu erhalten und zu leiten, die Rolle eines Cäſars beneiden, der ſich berufen glaubt, die Erde zu nivelliren, die äußere Ordnung zu gründen, das Nichts zu ordnen und zu regeln? Verbannen wir für immer unmögliche Vergleichungen! Der populairſte moderne Dichter Frankreichs vergleicht uns nicht mit den Römern der Cäſaren; er ruft unſere heimiſchen Erinnerungen wach, und unter dieſem Banner ſchickt er uns in den Kampf zur Erfüllung unſerer Beſtimmung. „Schließen wir die Reihen, ſagt er; vorwärts, Gallier und Franken!“ (Serrons les rangs! En avant Gaulois et Francs!)

Herr Taillandier erkennt das Streben der Nationen nach Selbſtändigkeit als berechtigt an, und in der Befreiung der Nationalitäten ſieht er die Auflöſung des Römerthums, das in die neueſte Zeit hineinreicht. Den Francogallen vindicirt er die Rolle, den nach freier Entwickelung verlangenden Nationen das Banner vorzutragen. Und in der That haben die Gallier der neuſten Zeit dieſe Großmuth geübt; aber ſie glich auf ein Haar der römiſchen Großmuth, die auch den von Parteien zerrütteten, von Despoten geknechteten Nationen ihre Freundſchaft und Bundesgenoſſenſchaft anboten zur Erringung der Freiheit und des Friedens, um ſie dann für immer an Rom zu ketten. Dieſem alten Römerthume hat das alte Germanenthum ein Ende gemacht. Die germaniſche Raçe verſteht beſſer zu decentraliſiren, als zu centraliſiren. Die Deutſchen ſprengten die Feſſeln des römiſchen Einheitsſtaates, der die Völker gewaltſam an einander gekettet hatte. Rom hörte auf, der politiſche Mittelpunkt der Welt zu ſein und ward dafür der religiöſe. Aber auch dies Joch zerbrach der deutſche Geiſt durch die Reformation. Von Rom ging der undeutſche Gedanke eines neuen römiſchen Reichs deutſcher Nation aus. Doch weil die Deutſchen keine Römer waren, mühte ſich das deutſche Kaiſerthum vergeblich ab, ſeine Aufgabe im römiſchen Sinne zu erfüllen. Beſſer gelang es dem galliſchen Kaiſer Napoleon I., in dem jener römiſche Imperatoren-Geiſt lebendig war. Aber auch ſein Weltreich ging an deutſchem Geiſte und deutſchem Muthe zu Grunde. Den Prinzipien von 89 geſtehen wir ihre völkerbewegende Kraft zu, müſſen ihnen aber eine völkergeſtaltende abſprechen. Haben ſie doch nicht die Macht gehabt, ſelbſt ihr Heimatsland Frankreich vor dem echt-römiſchen Cäſarenthum der Napoleoniden zu ſchützen. Von der glücklichen Löſung der Kriſis, in der ſich jetzt die Germanenwelt befindet, hängt der endliche Sieg über das Römerthum ab. Findet Deutſchland die Form, die Mannigfaltigkeit ſeiner Volksſtämme unter eine Einheit zu bringen, die jedem Gliede das Bewußtſein der Zuſammengehörigkeit mit dem großen Ganzen giebt, ohne es in ſeiner freien Entwickelung zu ſtören, ſo wird es ſtark genug ſein, das galliſche Römerthum im Weſten, wie das ruſſiſche Barbarenthum im Oſten abzuwehren, und es wird das Vorbild ſein jener großen Vereinigung der Völker und Nationen, zu der die Menſchheit hinſtrebt. Denn nicht aus der Einförmigkeit, wie ſie der römiſch-chriſtliche oder der germaniſch-chriſtliche Staat will, kann die Freiheit der Nationen, wie der Einzelnen hervorgehen, ſondern aus einer Einheit, die die Mannigfaltigkeit des religiöſen, politiſchen und ſozialen Lebens, wie es in den verſchiedenen Nationen und ihren Gliedern ſich verſchieden entwickelt, zu umfaſſen und zu erhalten vermag.

M.

## Nord-Amerika.

### Amerikaniſche Gedanken über Civiliſation.*

Ein gewiſſer Grad von Fortſchritt von dem roheſten Zuſtande, in welchem der Menſch ſich befindet, — als Höhlenbewohner, auf Bäumen, wie ein Affe, ein Kannibale, ein Eſſer von Schnecken, Würmern, Aas — ein gewiſſer Fortſchritt von dieſem Extreme wird Civiliſation genannt. Es iſt ein unbeſtimmter, zuſammengeſetzter Begriff von vielen Abſtufungen. Niemand hat noch eine Definition davon verſucht; ſelbſt Guizot nicht, der ein Buch über dieſen Gegenſtand geſchrieben hat. Sie ſchließt die Entwickelung eines hoch organiſirten Menſchen ein, der zur höchſten Feinheit des Gefühles gelangt iſt, wie in praktiſcher Anwendung Religion, Freiheit, Ehrgefühl und Geſchmack. Indem wir Anſtand nehmen, zu definiren, was ſie iſt, greifen wir zu dem Mittel, den Begriff durch Negationen klar zu machen. Ein Volk, welches keine Kleidung, keine Schrift, kein Eiſen, keine Ehe, keine Künſte des Friedens, kein abſtraktes Denken kennt, nennen wir barbariſch; und wenn auch viele Künſte bei ihnen eingeführt ſind, wie z. B. bei den türkiſchen und mauriſchen Nationen, iſt es doch oft wieder ein bloßer Scherz, ſie civiliſirt zu nennen.

Jede Nation erwächſt nach ihrem eigenen Genius und hat ihre eigene Art von Civiliſation. Der Chineſe und Japaneſe, obſchon beide vollkommen in ihrer Art, ſind verſchieden von dem Manne von Madrid oder New-York. Der Begriff verlangt einen geheimnißvollen Fortſchritt. Bei den Thieren findet keiner ſtatt: und unter den Menſchen ſchreiten die wilden Stämme nicht vorwärts. Die Indianer Amerika's haben des weißen Mannes Arbeit nicht gelernt; und in Afrika iſt der Neger von heute der Neger Herodot's. Aber bei andern Raçen iſt das Wachsthum nicht gehemmt; derſelbe Fortſchritt, der von einem Knaben gemacht wird, „wenn ſeine Augenzähne durchbrechen“ — wie wir ſagen — wenn die kindiſchen Illuſionen täglich immer mehr ſchwinden, und er die Dinge wirklich und verſtändlich ſieht — derſelbe Fortſchritt wird von Völkern gemacht. Sich ſelbſt forthelfen, heißt das Geheimniß der Kraftvermehrung gelernt haben; es erheiſcht eine Leichtigkeit der Aſſociation,

* Nach dem „Atlantic Monthly“

Digitized by Google

ein Vergleichungsvermögen, ein Ablaſſen von feſtgewordenen Vorſtellungen.

Der Indianer iſt finſter und trübe, wenn er gedrängt wird, von ſeinen Gewohnheiten und Traditionen zu laſſen. Er wird überwältigt vom Anblicke des Weißen und geblendet. Der Anlaß zu einem dieſer Fortſchritte im Wachsthum iſt ſtets irgend etwas Neues, das den Geiſt verblüfft und dann reizt, eine Veränderung zu wagen. Vornehmlich iſt die Seeküſte der Ausgangspunkt ebenſowohl für die Bildung, als den Handel geweſen. Die vorgeſchrittenſten Nationen ſind immer die, welche die meiſte Schifffahrt treiben. Die Anſtrengung, welche das Meer vom Seemann fordert, macht ſehr raſch einen Mann aus ihm, und der Wechſel der Küſten und Völker befreit ſeinen Kopf von vielem Unſinne ſeines heimiſchen Wigwam's.

Wo ſollen wir die Aufzählung jener Thaten der Freiheit und des menſchlichen Witzes anfangen oder enden? So iſt die Wirkung eines Block- oder Steinhauſes in Bezug auf Sicherheit, Macht und Verfeinerung des Bewohners unermeßlich. Der Menſch einer Höhle, auf einem Lager, ein Nomade, wird ſterben, ohne mehr Habe zu hinterlaſſen, als ein Wolf oder ein Pferd. Ein wie einfaches Ding aber ſo ein fertiges Haus iſt, ſeine Hauptfeinde werden abgehalten. Er iſt ſicher vor den Zähnen wilder Thiere, vor Froſt, Sonnenſtich und ſchlechtem Wetter; nnd ſchöne Fähigkeiten fangen an, ihre ſchöne Aerndte zu gewähren. Erfindung und Kunſt entſtehen, Sitten, geſellige Schönheit und Freude. Es iſt ſonderbar, wie bald ein Piano in ein Blockhaus im Hinterwalde kommt. Man ſollte glauben, es ſei unter einem Tannenſtumpfe gefunden worden. Damit zugleich kommt eine lateiniſche Grammatik, und einer dieſer Knaben mit verwirrten Haaren hat am Sonntage ein Kirchenlied geſchrieben. Nun mögen ſich Gymnaſien, nun mögeu ſich Senate in Acht nehmen! denn hier iſt Einer, der auf der Grundlage der eiſernen Pioniers-Conſtitution alle ihre Lorbeeren mit ſtarker Hand zerpflücken wird.

Wenn die indianiſche Wegſpur zur guten Straße erweitert, gebahnt und überbrückt wird — dann iſt ein Wohlthäter da, ein Miſſionär, ein Friedensſtifter, ein Reichthumsbringer, ein Marktmacher, ein Platz für Induſtrie. Der Bau von drei- bis vierhundert Meilen Chauſſee in den ſchottiſchen Hochlanden 1726 und 1749 zähmte durchgreifend die wilden Clans und ſtellte öffentliche Ordnung her.

Ein anderer Schritt in der Civiliſation iſt der Uebergang von Krieg, Jagd und Hirtenthum zum Ackerbau. Die alten Skandinaven haben uns eine bezeichnende Legende überliefert, um ihre Meinung über die Wichtigkeit dieſes Schrittes auszudrücken. „Es war eine Rieſin, die eine Tochter hatte, und das Kind ſah einen Bauern im Felde pflügen. Da lief ſie hin und hob ihn zwiſchen Zeigefinger und Daumen auf, that ihn, ſeinen Pflug und ſeine Ochſen in ihre Schürze und brachte ſie zur Mutter und ſagte: „Mutter, was iſt das für eine Art Käfer, die ich im Sande krabbeln gefunden?“ aber die Mutter ſagte: „Thue ihn weg, mein Kind, wir müſſen aus dem Lande ziehen; denn dieſe Leute werden darin wohnen.“

Ein anderer Fortſchritt iſt die Poſt mit ihrer erziehenden Thätigkeit, die durch Wohlfeilheit vermehrt und durch ein gewiſſes religiöſes Gefühl im Menſchengeſchlechte gehütet wird, ſodaß eine Oblate oder ein Tropfen Siegellack oder Leim genügt, um den Brief in ſeinem Fluge über Land und See zu ſchützen und ſo ſicher an ſeine Adreſſe zu bringen, als ob ihn ein Artilleriepark brächte. Ich betrachte dies als ein ſchönes Merkmal hoher Geſittung.

Die künſtliche Zuſammenſetzung einer civiliſirten Regierung erfordert Weisheit und Zucht von den Regierten, und ergötzt in ihrem Reſultate die Einbildungskraft. Wir ſehen ungeheure Maſſen im Gegenſatze zu ihren ſtärkſten Leidenſchaften dem Zwange einer Macht gehorchen, welchen ſie kaum ſpüren, und die Verbrechen eines einzigen Individuum's in der Entfernung des halben Erdumkreiſes bemerkt und beſtraft.

Die richtige Stellung des Weibes im Staate iſt ein anderer Probirſtein. Anmuth und Thätigkeit mit einem geſunden Geiſte gepaart leſen ſehr leicht die Geſetze der Humanität und lieben ſie. Man ſtelle die Geſchlechter in das richtige Verhältniß gegenſeitiger Achtung, und eine ſtrenge Moralität giebt dem Weibe jenen weſentlichen Reiz, welcher alles Zarte, Poetiſche, alle Selbſtaufopferung und Höflichkeit, Gelehrſamkeit, Converſation und Witz bei ihren rauheren Genoſſen hervorbringt und erzieht.

Ein anderes Maß für die Höhe der Kultur iſt die Verbreitung von Kenntniſſen, welche alle alten Schranken der Kaſten überfluthet, und durch die wohlfeile Preſſe die Univerſität im Korbe des Journaljungen zum Hauſe jedes armen Mannes bringt. Schätze von Wiſſenſchaft, von Gedanken, von Poeſie, ſind auf dem ordinärſten Zeitungsblatte, ſodaß wir Anſtand nehmen, das gewöhnlichſte Stück Papier zu zerreißen, ehe wir durchflogen haben, was darauf ſteht.

Das Schiff in ſeiner letzten vollſtändigen Ausrüſtung iſt ein Auszug und Abriß von allen Künſten einer Nation; das Schiff, geſteuert nach Kompaß und Karte, die Länge berechnet nach Mondbeobachtung, und, wenn der Himmel bedeckt iſt, nach dem Chronometer; getrieben von Dampf, und in den wildeſten Wellenbergen, in weiter Entfernung von Hauſe

„Geht ſeines Eiſenherzens Schlag
Laut pochend durch den Sturm.“

Der Gebrauch kann das Wunder nicht vermindern, das in der Beherrſchung ſo gewaltiger Kräfte durch ein ſo ſchwaches Weſen, wie der Menſch, beſteht. Ich erinnere mich, wie aufmerkſam ich bei einer Fahrt über's Meer Acht gab auf die ſchöne Kunſt, durch welche die Maſchine in ihrer fortdauernden Thätigkeit zugleich benutzt wurde, allſtündlich 200 Gallonen friſches Waſſer aus Seewaſſer zu bereiten — ſoviel das Schiff brauchte.

Die Kunſt, die durch complizirte Einzelnheiten geht, der Menſch, der ſich ſelbſt erhält, der Schlott, der ſeinen eigenen Rauch verzehrt, die Form, die Alles liefert, was auf ihr verbraucht wird, ſelbſt das Gefängniß, das gezwungen iſt, ſich ſelbſt zu erhalten und eine Revenüe abzuwerfen, und das dabei, mehr als das, zur Reformſchule und Fabrik von ehrlichen Leuten aus Schurken geworden, wie man friſch Waſſer aus Salz macht: Alles dieſes ſind Beiſpiele jener Tendenz, Gegenſätze zu combiniren und das Uebel zu utiliſiren, was das Zeichen hoher Civiliſation iſt.

Civiliſation iſt das Reſultat höchſt complicirter Organiſation. Bei der Schlange ſind alle Organe in der Scheide geblieben, keine Hände, keine Füße, keine Floſſen, keine Flügel. Beim Vogel und Vierfüßler ſind die Organe frei gemacht nnd beginnen zu ſpielen. Beim Menſchen ſind ſie alle feſſellos und voll munterer Thätigkeit. Mit dieſer Entwindelung zugleich erhält er das Licht der Vernunft, und damit wahre Freiheit.

Das Klima hat mit dieſer Verbeſſerung viel zu ſchaffen. Die höchſte Geſittung hat nie die heiße Zone geliebt. Wo nur Schnee fällt, dort iſt gewöhnlich bürgerliche Freiheit (?). Wo die Banane wächſt, iſt das animaliſche Syſtem indolent und ſchwerfällig auf Koſten höherer Eigenſchaften. Der Menſch iſt heftig, ſinnlich und grauſam. Aber dieſe Skala iſt keineswegs unveränderlich; denn hohe Grade moraliſcher Geſinnung beſchränken die unvortheilhaften Einflüſſe des Klima's: und einige unſerer erhabenſten Beiſpiele von Menſchen und Raçen ſtammen aus der heißen Zone, — wie das Genie Aegyptens, Indiens und Arabiens.

Gemäßigtes Klima übt einen mächtigen Einfluß, iſt aber nicht ganz unumgänglich nothwendig; denn es hat Gelehrſamkeit, Philoſophie und Kunſt ebenſowohl in Island, als unter den Wendekreiſen gegeben. Aber eine Bedingung iſt weſentlich für die ſoziale Erziehung des Menſchen — Sittlichkeit. Es kann keine hohe Geſittung ohne hohe Sittlichkeit geben, obſchon ſie nicht immer bei dieſem Namen genannt wird. Bisweilen heißt ſie z. B. Ehre, wie in dem Inſtitute des Ritterthumes; oder Patriotismus, wie in den Republiken von Sparta und Rom; oder der Enthuſiasmus einer religiöſen Gemeinſchaft, die ihre Tugend zu ihrem Dogma macht; oder der Kabbalismus, oder Corpsgeiſt einer Freimaurer-Geſellſchaft und dergleichen.

Die Evolution einer hochſtrebenden Geſellſchaft muß moraliſch ſein; ſie muß in den Geleiſen der himmliſchen Sphären laufen; ſie muß katholiſch (allumfaſſend) in ihren Zielen ſein. Was iſt moraliſch? Es iſt die Achtung katholiſcher oder univerſeller Ziele beim Handeln. Man höre die Definition, die Kant von moraliſcher Aufführung giebt. „Handle immer ſo, daß der unmittelbare Beweggrund deines Willens eine allgemeine Regel für alle denkenden Weſen werden kann!“

Die Civiliſation hängt ab von der Sittlichkeit. Jedes Gute im Menſchen lehnt ſich an etwas Höheres an. Dieſe Regel gilt im Kleinen, wie im Großen. Alle unſere Kraft, aller Erfolg bei der Arbeit unſerer Hände beruht darauf, daß wir die Hülfe der Elemente leihen. Habt Ihr einen Zimmermann auf einer Leiter geſehen, wie er mit einem Beile nach oben hin Splitter und Spähne von einem Baume hieb? Wie ungeſchickt, mit welcher Behinderung er arbeitet?! Nun ſeht ihn auf gleicher Erde, wenn er ſein Zimmerholz unter ſich hat. Jetzt bringen nicht ſeine ſchwachen Muskeln das Beil zum Fallen, ſondern die Schwerkraft ſelbſt; d. h. der Planet ſelbſt ſpaltet ihm ſein Holz.

* * *

Unſer amerikaniſcher Gewährsmann läßt auf ähnliche Weiſe noch eine Reihe von Erfindungen und neuen Künſten die Revue paſſiren, um den Fortſchritt der Civiliſation zu zeigen, und entwickelt darin hinreichend jenes den Amerikanern eigenthümliche Talent, jeden Gedanken bis in ſeine nüchternſte Anſchaulichkeit abzuklären. Man kann nicht ſagen, daß er,

Digitized by Google

(namentlich von unſerm deutſchen Standpunkte aus) den Begriff der Civiliſation beſonders tief und geiſtig faßt; im Gegentheil, das Praktiſche, das Utilitariſche iſt ihm die Hauptſache; er findet, daß Dr. Johnſon's Bemerkung, „daß die Leute ſelten unſchuldiger beſchäftigt ſind, als wenn ſie Geld machen" (auch wenn ſie einander begaunern?), ſehr richtig iſt. Von Moralität weiß er zwar allerlei Schönes zu ſagen, aber wo ſie her kommt, auf welchen Prinzipien ſie beruht, wie ſie überhaupt ihrem Innern nach mit der Geſittung zuſammenhängt, darüber weiß er offenbar nichts Befriedigendes zu ſagen und ſeine praktiſche Klarheit läßt ihn im Stiche. Er will etwas für die öffentliche Tugend thun:

„Welche Wohlthat würde die amerikaniſche Regierung jetzt in ihrer äußerſten Noth ſich und jeder Stadt, jedem Dorfe und Weiler in den Freiſtaaten erweiſen, wenn ſie Branntwein und Rum faſt bis zur Höhe eines Verbotes beſteuerte! War es nicht Bonaparte, der ſagte, daß er die Laſter als ſehr gute Patrioten erfinde? — „er bekam fünf Millionen von der Liebe zum Branntweine, und würde froh geweſen ſein, zu erfahren, ob ihm die Tugenden ebenſoviel zahlten." Tabak und Opium haben breite Rücken und werden bereitwillig die Laſt von Armen (ſic! alſo von hier ſtammt dieſe Tugend!) tragen, wenn Ihr nur beliebt, ſolche Freuden, wie ſie gewähren, und ſolches Unglück, als ſie anrichten, theuer bezahlen zu laſſen."

Was werden die Branntweintrinker, Laudanumeſſer und Tabakraucher und Tabakkäuer Amerika's zu dieſem patriotiſchen Vorſchlage ſagen, der einigermaßen ariſtokratiſch klingt?

„Doch dies ſind Züge, Maßregeln und Moden; das wahre Kriterium der Civiliſation iſt nicht der Cenſus, noch die Größe der Städte, noch die Felderträgniſſe — nein, ſondern die Menſchenart, die das Land inne hat.

Ich ſehe die ungeheuren Vortheile dieſes Landes, welches die ganze Breite der gemäßigten Zone umſpannt; ich ſehe das ungeheure materielle Wohlgedeihen, — Städte über Städte, Staat an Staat, und Reichthum aufgethürmt in der maſſiven Architektur von Städten, Kaliforniens Quarzberge abgeladen in New-York, um die Küſte entlang von Kanadien bis Kuba, um von da weſtwärts bis Kalifornien zurück in Bauten wieder aufgeſchichtet zu werden. Aber nicht New-York's Straßen, die auf dieſe Weiſe vom Zuſammenfluß der Werkleute und dem Reichthum aller Nationen erbaut ſind, obgleich ſie ſich nach Philadelphia hin erſtrecken, bis ſie es berühren, und nordwärts, bis ſie an New-Haven, Hartford, Springfield, Worceſter und Boſton reichen — nicht dieſe machen die wahre Schätzung aus. Vielmehr, wenn ich die zahlloſen Städte überblicke, welche das Land beleben und wie Sterne zieren, und wenn ich ſehe, wie wenig die Regierung mit ihrem täglichen Leben zu thun hat, wie alle Familien ſich ſelbſt helfen und ſelbſt leiten — Menſchenanhäufungen in rein natürlichen Gemeinſchaften — Gemeinſchaften des Handels, der Verwandtſchaft, des geſelligen Umgangs, Haus und Haus, Mann und Mann auf einander wirkend durch das Gewicht der Meinung, länger oder beſſer geleiteter Induſtrie, des verfeinernden Einfluſſes der Frauen, der Aufmunterung, welche Erfahrung und dauernde Genüſſe der Tugend und der Arbeit gewähren, — wenn ich ſehe, wie jede tugendhafte und begabte Perſon die allgemeine Achtung genießt, — ſo ſehe ich, welche Kubikwerthe Amerika hat, und wie es darin ein beſſeres Zeugniß beſitzt, als große Städte oder enormer Reichthum."

Dieſe herrliche Schilderung gilt indeß nur von den Nordſtaaten; der Verfaſſer enthüllt nun ſeine wahre Abſicht, nämlich durch die vorhergehenden Auseinanderſetzungen die Kriterien der wahren Civiliſation feſtzuſtellen, zu zeigen, daß die Nordſtaaten ihnen vollſtändig Genüge thun, und ſodann den Beweis zu führen, daß die Südſtaaten ſich auf der Stufe der Barbarei befinden.

Wir wollen nicht ungerecht ſein und wollen dem amerikaniſchen Norden, ganz abgeſehen von dem Schandflecke der Sklaverei, einen verhältnißmäßig weit höheren Kulturſtand zugeſtehen, als dem Süden, aber wir können uns auch nicht verhehlen, daß der Verfaſſer in ſeiner Vertheidigung, wie in der Anſchuldigung, viel zu weit geht, und in jenen ungeheuren Fehler verfällt, der den Yankee's verhängißvoll zu werden droht. Ihr Civiliſations-, ihr Nationalſtolz geht bis zur Selbſtanbetung und folglich bis zur Ueberſpanntheit. Auch hier leſen wir Ausbrüche ſolcher Manie, die praktiſch nur zum Fanatismus führen können: „Wir leben in einem neuen und exceptionellen Zeitalter. Amerika iſt ein anderes Wort für Opportunity (günſtige Gelegenheit, Schickſalsgunſt). Unſere ganze Geſchichte erſcheint wie eine letzte Anſtrengung der göttlichen Vorſehung zu Gunſten des Menſchengeſchlechts." — Vor einiger Zeit beſprachen wir die Schrift eines ſüdlichen Sklavenhalters — auch dieſer edle Herr war vollſtändig von der providentiellen Miſſion ſeiner Klaſſe und der Gottgefälligkeit der Sklaverei überzeugt. — Man denke ſich, wie dergleichen von gewiſſen Philoſophen ausgeheckte Mucken und Flauſen, wenn ſie in's Handgreifliche überſetzt werden, beim Zuſammenſtoß wirken müſſen.

Die Vorwürfe, die unſer Verfaſſer den Südländern macht, und auf Grund deren er ſie für Barbaren erklärt, ſind zum großen Theil der Art, daß ſie ziemlich mit derſelben Schwere den Norden treffen: „Wo die Sprache nicht frei iſt, wo das Poſtgeheimniß verletzt wird, wo man Briefbeutel öffnet und Briefe neu verkleiſtert — wo das Stimmen nicht frei oder gleich iſt u. ſ. w."

Kurzum das Anrecht auf die Oberherrſchaft wird im Namen der höheren Civiliſation gefordert: „Warum kann nicht die beſte Civiliſation über das ganze Land verbreitet werden, da die Zuchtloſigkeit des weniger civiliſirten Theiles die Exiſtenz des Landes bedroht?" — Darauf antworten die Südländer natürlich: „Geht uns mit Eurer Civiliſation vom Leibe, die durch und durch faul und dreiviertel Schwindel iſt. — Wir ſind der wahre, von der Verderbniß nicht angefreſſene Kern, wir ſind der Adel, Ihr ſeid Krämer, Stockjobber und Geldmacher, in Betreff der Sklaverei Heuchler" — und der unſelige Streit geht weiter und wird bis an's Meſſer geführt, weil Fanatismus gegen Fanatismus und Unmoralität gegen Unmoralität im Felde ſteht.

## England.

### London und andere große Städte, bei Gelegenheit der Hochlande.

„Mein Herz iſt im Hochland, mein Herz iſt nicht hier." Jede muſikaliſche Seele kennt wohl das Lied, aber die Wenigſten werden dieſe Höhen und Thäler, dieſe wilde Romantik der ſchottiſchen Hochlande geſehen haben, die Burns ſo ewig ſchön beſang und durch welche jetzt unabſehbare Ströme von Reiſenden aus aller Herren Ländern ziehen.

Jeder anſtändige Engländer iſt natürlich mit Weibern und Kindern außerhalb, irgendwo und irgendwie auf Reiſen, auf der Jagd, angeln, in einem Seebade, auf den Alpen, am Rhein, in Aegypten u. ſ. w. Aber die ſchottiſchen Hochlande und die Hebridentour gehen über Alles! Sie ſind ſeit mehreren Jahren die Lieblingstour aller Londoner Stadtkinder, die Mittel haben, ſich weiter zu wagen, als bis nach Brighton, Margate und Ramsgate, die Seebad-Vorſtädte Londons.

Die Eiſenbahn bringt uns über Nacht bis zur ſchottiſchen Gränze. Und dann ſind die beiden ſchottiſchen Anfangspunkte für die Hochlands- und Hebriden-Tour, Edinburg und Glasgow, nicht mehr weit. Schon Edinburg iſt lohnend genug. Es iſt die romantiſchſte Stadt von Großbritannien. George-Street, die Königin der Straßen, mit der Ausſicht auf die hereinleuchtende Firth-of-forth-Höhe und die meerbegränzte Fifeſhire-Küſte, die maleriſchen Abhänge des Calton-Hügels. — Doch nichts von Edinburg. — Weiter! Nur noch ein Stückchen langweilige Eiſenbahn und wir ſteigen vor den ſteilen Höhen des Stirling-Schloſſes aus, von welcher Königin Marie auf die Gefilde und die zackigen Kanten der Hochlande herabblickte. Aus der rauhen Stadt Callander, wo das alte Gäliſche der Celten von Wales noch geſprochen und zu Harfenklängen geſungen wird, bis zu den Troſachs iſt es nur eine kurze anmuthige Reiſe im offenen Wagen zwiſchen Hügeln und Heiderich.

Es iſt gut, die Hochlandstour mit den Troſachshöhen zu beginnen. Hier lernt man auf die anmuthigſte Weiſe klettern und athmen zwiſchen nie ermüdender und reich wechſelnder Hochlands-Lieblichkeit. Aus einem der Hôtels kann man ohne Weiteres ſich hinauf und hinein verlieren in duftigwaldige Höhen und thalige Einſamkeit, in welche bald hier, bald da trotzige, wunderbar abenteuerliche Kegel und Spitzen herabblicken. Freue Dich, wenn Du Dich auf Deinen Wanderungen in den wunderreichen Winkel verlierſt, der Dir eine Ausſicht auf Loch Caterine eröffnet, auf die Heleneninſel dazwiſchen, das Fernland Walter Scott'ſcher Muſe, die hier ihre „Lady of the Lake" fand. Hier könnte ich Monate lang alle Arten von Land-, Gebirgs-, Waſſer- und Waldpartien machen, ohne eine einzige zu wiederholen oder müde zu werden.

O warum müſſen die Menſchen in Fleetſtreet, elyſäiſchen Feldern, Newsky-Proſpekten, Broadway's und ſogar Friedrichſtraßen wohnen? Warum liegen die meiſten großen Städte in der ſchlechteſten landſchaftlichen Umgebung? Die Lage Petersburgs muß man verzeihen, ſie iſt gerechtfertigt als Hafen und Mündung für den nordeuropäiſchen Verkehr, aber Paris, Madrid, und nun gar Berlin? Berlins Lage zwiſchen zwei anmuthi-

Digitized by Google

gen Hügel- und Waſſergegenden, die beide nicht heranreichen an dieſe troſtloſe, mit Steinen, Rinnſteinen, Staub und Geſtank bedeckte Sumpf-Sandebene, iſt ein unſühnbares Verbrechen, das ſich mehr und mehr an unſchuldigen Kindern und Kindeskindern rächen wird, je weiter ſich der Bau-Canibalismus ſeiner Parvenüs und Schwindler entwickelt. Sie zerſtören alle Bäume und Gärten in und um Berlin und bedecken ſie mit vier Treppen hohen Steinen, durch welche ſich ungeſpülte Rinnſteine ziehen und zwiſchen denen bierberauſchte, nicotinvergiftete, ſtaubſchmutzige, von brütender Excrementenluft leichenhaſt vergilbte und verlüderlichte Menſchen Anſtand und Bildung als perſönliche Injurien gegen ſich verhöhnen. Berlin iſt vielleicht ſchon die entwickelteſte Inſtanz von ſozialer, architektoniſcher und geſundheitlicher Verderbniß, in welche die raſch ſich vergrößernden großen Städte als Weltverkehrs-Schwingungsknoten und Eiſenbahn-Mittelpunkte hineinwachſen. Schon jetzt kann Niemand mehr einen Sommer hindurch in einer ſolchen Stadt leben, ohne todtkrank zu werden. Alles flieht in's Freie, auf Berge, in Bäder und Dörfer, ſo wie's warm wird. Dieſe ſtolzen Städte mit dem blühenden Verkehr ſinken immermehr zu bloßen Winterquartieren für Menſchen mit Nerven und Naſen herab. Das große arbeitende und Geld vertrinkende und verqualmende Menſchen-Gewimmel, das zwiſchen Steinen, Staub und Geſtank zurückbleiben muß, ergiebt ſich in Wuth und chroniſcher Vergiſtung allabendlich der Luſtigkeit, Lüderlichkeit und Tobſucht gegen Anſtand und Bildung, um ſeiner Beſtialität froh zu werden und ſeinen Standpunkt ſiegreich zur Geltung zu bringen. Ich habe das in Berlin und London kennen gelernt, ich weiß es von New-York, New-Orleans, Paris, Madrid, Liſſabon u. ſ. w. von Augen- und Ohrenzeugen, als hätt' ich's ſelbſt geſehen. Wohin ſoll dieſes raſche Wachsthum großer Städte führen? Ein engliſcher und ein preußiſcher Miniſter und Ariſtokrat haben ſich durch ihr „Ceterum censeo, Carthaginem esse delendam“ gegen dieſe großen Städte einen Namen gemacht. Sie möchten keinen Stein auf dem andern laſſen, weil ſie Sitze und Brutſtätten des Liberalismus, des kahlen, rohen, demokrätzigen Mammonismus und Induſtrialismus bilden. Aber dieſe Krätze fehlt auch in kleinen Städten und ſogar auf Dörfern nicht, in denen überall ſich Bauern als Millionaire lächerlich machen. Ich weiß ein beſſeres Mittel gegen das brutale Wachsthum großer Städte, das iſt London, das größeſte aller Städteungeheuer mit ſeinen 3000 Straßen, die, glaub ich, in einer Reihe von Liſſabon bis Petersburg reichen würden, und ſeinen 3 Millionen Menſchen. London iſt die größte, die vollkommenſte, individualiſirteſte Großſtadt und hat das Großſtadtsübel am weiteſten überwunden, überwachſen. Es iſt eine „höhere Einheit von Stadt und Land“ und vereinigt faſt alle Vorzüge ruſtikalen und urbanen Lebens, mit Ausſchluß von deren Schattenſeiten, in ſich. Es hat über hundert Dörfer verſchlungen, ſie aber in verklärter, geläuterter Geſtalt wiedergegeben. So ſind daſelbſt große Stadttheile entſtanden, die einſt Dörfer waren, deren Bäume, Büſche, Felder, Gärten, Luft und Sonne man durch Kunſt verſchönerte, reinigte, veredelte, deren Miſt und Schmutz man wegſchaffte, die man unterirdiſch dränirte, deren Hütten und Ställe man gegen garten- und parkumgebene, epheuumrankte Villa's und Cottages vertauſchte, deren ſchlechte Wege und Stege zu macadamiſirten, baumſchattigen, gartenumrahmten Straßen veredelt wurden. So ſind ein Paar Dutzend Außenſtadttheile entſtanden, in denen jede halbweg anſtändig verdienende Familie bis zum Fabrikarbeiter herab ländlich im eignen Hauſe wohnen kann, die nach Vermögens- und Bildungsklaſſen ſich von ſelbſt ſo individualiſirt haben, daß man ziemlich genau weiß, wer Jemand iſt und was er hat, wenn er uns ſeine Adreſſe mittheilt. In Berlin wohnen in jedem einzelnen modernen Hauſe der Miethskaſernen faſt alle Bildungs- und Vermögensklaſſen, ſodaß der General oder Geheimrath in der Belletage alle Augenblicke Gefahr läuft, auf der Treppe oder auf dem Hofe von einem Mitbewohner aus dem Keller oder der Dachwohnung mit Witzen oder Blicken durchbohrt zu werden. Ein einziger Schlafburſche der Dachwohnung iſt im Stande, in trunkener Mitternacht alle 12—20 Familien des Hauſes aus dem Schlafe zu brüllen. Niemand kann ſich vor ſolchen Begegniſſen retten. Es iſt auch in den theuerſten, ſogenannten vornehmen Häuſern nicht anders. Am ſchlimmſten ſind anſtändiger Leute Kinder, beſonders Töchter dran. Die Kinder kommen auf engen Höfen und auf den Straßen, wo ſie bloß um die Rinnſteine herum ſpielen können, mit dem frechſten Geſindel zuſammen. Die Töchter mögen nach dem Hof oder der Straße heraus ſchlafen: ſie müſſen die lauteſten, ſouverainſten Frechheiten des Hof- und Straßenpöbels oft bis nach Mitternacht mit anhören.

In London hat jede anſtändige Familie ihr eignes, garten- und eiſengitterumgebenes Haus als „castle“ und iſt darin ihr eigner Herr und ſicher gegen die Außenwelt, die aber als aus ziemlich ähnlichen Klaſſen beſtehend, ſelten unangenehm oder gar feindlich oder ſtörend wird. Außerdem hat man wirklich Ruhe, Heimiſchkeit und Geſundheit zu Hauſe. Das lärmende Geſchäft liegt ganz wo anders, größtentheils in der City. Dorthin fährt der Ernährer jeden Morgen mit jederzeit abgehenden Dampfſchiffen, Eiſenbahnen oder Omnibus und kommt regelmäßig ebenſo leicht und bequem um 4—6 Uhr nach Hauſe zum herzhaften Familienmahle. Dann iſt er für den Reſt des Tages Familienvater, Gatte, Freund zu Hauſe oder in befreundeter Geſellſchaft und Familie. In Deutſchland ſcheint ſich ſelten ein Gatte und Vater zu Hauſe heimiſch zu fühlen: Alle „kneipen“ Abends im Bierhauſe u. ſ. w. Er iſt nicht heimiſch, nicht ſelbſtändig, nicht unabhängig eingerichtet in ſeiner Miethskaſerne. Er kann ſich zu Hauſe nicht erholen, er muß in's „Freie,“ worunter acht Monate des Jahres eine Bierkneipe verſtanden wird, in der man vor Qualm nichts ſehen, und vor Skandal kaum ſein eignes Wort hören kann. Was Wunder, daß alle ſolche Leute mehr oder weniger nomadiſch, giftig, unruhig, unterleibskrank, Malzextract- und Hämorrhoidal- Kräuterliqueur-Kunden werden! Solch Leben wird bald zur Qual und tödtlich bedroht, ſowie es zwiſchen den hohen Steinmaſſen und Rinnſteinen heiß wird. Daher iſt Berlin ſchon blos Winterquartier geworden und zwar weil man dort von tauſenderlei Krankheitsſtoffen und Unreinigkeiten in ſeinem Leben bedroht wird. In London fliegt auch Alles aus, aber erſt nach dem Parlamente und nach der größten Hitze, aus Luxus, Faſhion, zur Erholung, zum Vergnügen. In Berlin iſt die Flucht während der Hitze zu einem sauve qui peut geworden, zu einer grauſamen Nothwendigkeit. Das iſt aber ein gewaltiger Unterſchied zu dem Luxus in London, wo man mitten im Sommer wie auf dem Lande leben, außerdem alle Tage mit Dampf und zu Fuße die wohlfeilſten Ausflüge in Wälder und Felder, Höhen und Hügel oder ſich mindeſtens in den prächtigen Parks Luſt, Sonne und Geſundheit holen kann.

An dieſe Sicherheits-Ventile gegen die Uebel großer Städte, an dieſe ländlichen Lungen mitten zwiſchen den Häuſermaſſen ſcheint man in Deutſchland ſo wenig zu denken, daß man im Gegentheil alle alten Gärten und freien Plätze zerſtört und die koſtbarſten Bäume brutal niederhaut. In Griechenland ſtand jeder Baum unter dem Schutze der Religion, einer göttlichen Dryade, in England vertritt dieſe Stelle das Parlament und der alte Kulturgeiſt des Volks. London iſt Muſter aller Großſtädte. Man ſuche dort Rettung gegen die raſchwachſenden Großſtadtsübel, ehe es zu ſpät iſt. Die alten Schmutz- und Verbrecher-Winkel, die giftigen, engen, alten Straßen werden immer mehr zur Tradition, zumal jetzt, wo Hunderte von dieſen alten Spelunken großen, weiten, über- und unterirdiſchen Stadteiſenbahnen Platz machen mußten, und geſunde Straßen mit lauter eigenen, kleinen Gartenhäuschen für Arme und Arbeiter wie ganze Armeen ſich erhoben haben.

Doch wohin hab ich mich verirrt hier in dieſen berg-, wald- und felſenumgränzten „Lochs?“ Schade, daß dieſe „Lochs“ Löcher heißen. Es ſind Löcher, aber meilengroße des Oceans in wilder Mannigfaltigkeit von Formen und Farben tief in die Berge, Felſen und Waldungen hinein. Das raſtloſe Meer iſt hier ſelbſt in den Hafen der Ruhe eingelaufen und lächelt ſtill in Wiederſpiegelung der wunderbaren Bergesbilder zum Himmel hinauf, ſelbſt ein Himmel in unergründlicher Tiefe. Die Farbenreize auf dieſen ruhigen Waſſerſpiegeln, die Melodienſpiele von Grün und Blau und Violet und Gold und Orange in unendlichen Schmelzungen, Miſchungen und Abtönungen durch die ruhige, heitere Luft umher; dieſe himmliſche Abrundung und Einheit in unſäglicher Mannigfaltigkeit, das ruhige Walten des Schönen und Erhabenen von außen ringsum und in uns hinein — das Alles bezeichnet der nüchterne Schotte mit „Loch!“ Gare Loch, Loch Leaven, Holy Loch, Loch Eck ꝛc. Loch bei Loch und jedes eine Welt von Schönheit und Erhabenheit eigenſter Art, wie wir ſie wohl in der ganzen Welt nicht wieder finden.

Doch genug davon! Das Schwarz auf Weiß hilft hier nichts. Hinunter den maleriſchſten aller Flüſſe, die Clyde, zwiſchen ſteilen Klippengebilden, tiefen Einſchnitten, grünen paradieſiſchen Abhängen mit darin niſtenden, hervorlächelnden Villa's und ländlichen Villaſtädten, hinaus auf das offene Meer, den grünen Hebriden-Archipel mit zahllos hineingeſtreuten Inſelgebirgen von wunderbarſter Mannigfaltigkeit, wildeſter, romantiſchſter, zu Stein gewordener Phantaſie. Wir nennen nur Mull, Jona und Staffa mit der unſterblichen Fingalshöhle. Die prächtigſten Dampfer der Hebriden-Actiengeſellſchaft ſchießen über hundert Meilen weit um dieſe Inſel-Phantaſien herum und laſſen Liebhaber in kleinen Booten in die erleuchtete Fingalshöhle hineinfahren. Wir kennen ſie wohl alle aus irgend einer Beſchreibung. Auf Oban wird übernachtet. Dann über Ballachuliſch nach Glencoe.

Kein Engländer hält ſich für reif und fertig in ſeiner „moraliſchen Struktur,“ ehe er Glencoe geſehen, und wer es einmal genoſſen, wird immer wieder hingezaubert. Der ärmere Jüngling, Mann und Familienvater ſpart

Digitized by Google

das ganze Jahr hindurch, um nur mit der Familie Glencoe wiederzuſehen, Glencoe, die verſteinerte und doch tauſendfach fließende Märchen-, Sagen- und Heroen-, Geſchichts und Naturpoeſie des alten celtiſchen Schottland. Wer hier nicht mindeſtens eine Nacht allein mit den Heldenſchatten Oſſian's und ihren hochbuſigen Töchtern im Mondſchein an den rauſchenden, tief murmelnden Waſſern der Cona und ihrer tauſend ſpritzenden und triefenden Bergſtrom-Najaden verlebte und ſich dann grauete vor den Geiſtern der gemordeten Macdonalds, gilt jetzt in England gar nicht mehr für einen moraliſch fertigen Menſchen.

Nichts weiter von den Hebriden-Inſel-Arabesken, zurück in's eigentliche Hochland, in welches man weit zu Waſſer hinauf fahren kann, ſo prächtig und praktiſch hat man die Lochs durch koſtbare künſtliche Lochs (Schleußen) mit Dampf zugänglich gemacht.

Die ſchottiſchen Hochlands-Wildniſſe und deren melancholiſch-erhabenen Einſamkeiten hab' ich nur in ihren Säumen und Anfängen geſehen. Geld und Courage fehlten zu den hochfaſhionablen Hochlands-Jagdtouren, auch Pulver, Blei und Büchſe.

Ohne letztere aber iſt man lächerlich in den Hochlanden und wird von den Berghôteliers auf das Scheußlichſte geprellt. Die Hochlande werden der Schneehühner wegen vom Sportsman beſucht. „Grouſe," wie das tapfere, feinſte, geflügelte Wild heißt, iſt das poetiſchſte Wort im Ohre des engliſchen Gentleman, der mundwäſſerndſte Laut für Gaumen und Gaſtronomen.

Es iſt lange nach dem 12. Auguſt. Die Jagd hat längſt begonnen. Ach dieſe tapfern, wilden, grauſcheckigen Wildhühner! Paff! Was iſt das? Welch ein Knall! Iſt meine gereifelte Büchſe geborſten? — Trauriges Erwachen! Ich war nach ſchwärmender Lectüre und Erinnerung an frühere Genüſſe in „Andersons Guide to the Highlands" (dem neuen vortrefflichen Hochlandsführer) eingeſchlafen. Nun iſt mir aber das grüne Buch aus den Händen gefallen. Mit dieſem Knalleffekt ſchließ' ich. H. B.

## Frankreich.

### Die Geiſterlehre und der Periſprit.

Als in Europa und Amerika die Tiſche tanzten, und die Phyſiker und Phyſiologen ſchwiegen, erfanden Philoſophen und Laien Theorien, welche klar darthaten, daß die vierbeinigen Hölzer tanzen müßten, und daß nur die unglückſelige, träge Natur des Menſchen die Entdeckung der neuen Urkraft ſo unbegreiflich lange hingezogen. Der neue Columbus hatte in Amerika das Ei auf die Spitze geſtellt, und nachdem jeder Wißbegierige und jeder Zweifler die Probe wiederholt und einige Dutzend Erklärungen geleſen, ſchien die Sache abgethan; denn es war doch etwas eintönig und ermüdend, einem Tiſche nachzuwandern. Allein der neue Geiſt nahm dieſe raſch eintretende Gleichgültigkeit des großen Publikums ſehr übel auf; aus Rache fuhr er in die leeren Schädel einiger hohlen Köpfe, begeiſterte ſie zu Apoſteln, und ſo gürteten ſie ſich und zogen aus, das neue Evangelium zu predigen: das Evangelium des Spiritismus.

„Des Spiritismus?" fragt der ungeneigte Leſer und ſchüttelt den Kopf. Ja ſchüttele man nur; auch wir möchten ſchütteln, wenn wir nicht das Buch geleſen hätten, das wir den Leſern ſogleich ankündigen werden, zum Heile, zur Aufklärung und zur Erfriſchung.

Du haſt, lieber Leſer, bisher, wenn Du etwas von Mechanik oder Medizin wußteſt, Dir eingebildet, die Tiſche liefen, weil die ermüdenden Muskeln ihnen zahlreiche, raſch auf einander folgende, ungleichmäßige Stöße gäben; — oder Du liebſt einen Spaß und dachteſt: Der und Jener hat geſtoßen; — oder Du biſt ein naturphiloſophiſcher Phyſiker und meinteſt: die verſchiedenen Hände conſtruiren eine Batterie, und der Tiſch will ſich gegen das Ueberſpringen der Elektrizität wehren; — oder Du biſt ein Mißvergnügter und nahmſt an: der Tiſch ächze und ſtöhne ob der ihn umgebenden langweiligen Geſellſchaft, und er faſſe ſich endlich ein Herz und empfehle ſich über Hals und Kopf — Alles falſch, grundfalſch! Ich will es Dir ſagen: die Geiſter der in Frieden Entſchlafenen können den Frieden nicht finden; obwohl die Hunnenſchlacht ſchon vor länger als einem Jahrtauſend geſchlagen und die Gefilde von Chalons in weiter Ferne liegen — rings erſtehen die von des Todes Sichel Gemähten und arbeiten und mahnen Dich; und zwar nicht Dich, wenn Du allein, ſondern nur wenn Du in andächtiger Gemeinſchaft zu wahrer Geiſtesverehrung geſammelt biſt.

Du wirſt leicht begreifen, daß die unſichtbaren Seelen ſich unmöglich damit begnügen können, einige hölzerne Beine zu bewegen, daß ſie vielmehr, da überirdiſche Kräfte ihnen botmäßig ſind, da Raum und Zeit ſie nicht einengt, wie Dich Erdenwurm, alle Räthſel Deines Daſeins durchdringen und löſen; und da Du nicht Zeit oder Geiſt genug haſt, um die Geiſter zu begreifen, welchen Du nicht gleichſt, hat ein Franzoſe — dem Namen nach ein Breton — Herr Allan Kardec, einer der bevorzugteſten Apoſtel, das neueſte Teſtament vor uns aufgeſchlagen.* So höre denn:

Der Menſch beſteht aus drei verſchiedenen Theilen: zunächſt aus der Seele mit ihrem Denkvermögen, ihrem Wollen und ihrem Gefühl; dann aus dem Körper, der materiellen groben Hülle der Seele, welche dieſelbe in Beziehung ſetzt mit der Außenwelt, und endlich aus einer zweiten, viel zarteren, halb-materiellen Hülle, welche ſie mit der gröberen Hülle verbindet: dem Periſprit. Dieſer Periſprit iſt ein imponderables Gewand und durchdringt den Körper in allen ſeinen Atomen; er macht es möglich, daß (was ſonſt unbegreiflich wäre) der Geiſt ſich mit der rohen Materie zu einem lebendigen Weſen verbindet. Die Geburt verbindet den Periſprit mit dem Körper, der Tod trennt ſie beide.

Alſo der Periſprit! Das iſt der wunderbare Homunculus, den Home entdeckt, den aber Kardec erſt zergliedert und verwerthet hat. Kardec's Verdienſt iſt es, in den Periſprit Methode gebracht zu haben, und zwar hauptſächlich mit Hülfe des ätheriſchen Bandes.

Es giebt nämlich im Menſchen noch ein viertes Element: das ätheriſche Band, welches den Periſprit mit dem Körper verbindet. Wird ein Menſch geboren und flattert die Seele, welche zu ihm gehören ſoll, noch im Weltenraum umher, ſo führt ſie dieſes Band an ihre Wohnſtätte und erfüllt ſeine Function während der ganzen irdiſchen Lebensdauer der Seele. Die Leichtigkeit, mit welcher die Seele, vermöge des Periſprit, ſich vom Körper trennt, iſt unbeſtreitbar; es iſt hier nicht von der ewigen Trennung durch den Tod die Rede, ſondern von den kleineren Ausflügen während des natürlichen oder des magnetiſchen Schlafes. Welch' eine Verwirrung könnte entſtehen, wenn eine Seele nach der Rückkehr von einer Excurſion ihre richtige körperliche Hülle nicht auffände! Aber glücklicherweiſe wird ſie, ſo weit ſie ſich auch während des Lebens entfernt (und wir wiſſen, daß die Geiſter aus Paris Ausflüge bis zu der Stätte unternehmen, wo die Franklin'ſche Expedition verunglückte) — immer nur an dieſem wunderbar elaſtiſchen Bande flattern können. „Eines Tages machte der Geiſt eines ſomnambulen Mediums eine weite Excurſion; in einem Moment hatte er das Bewußtſein von der Situation ſeines zugehörigen Körpers und erblickte dieſen Körper bewegungslos auf einem Divan; das Medium erſchrak und rief: Wehe! — doch es ſammelte ſich bald, lächelte und ſprach: „Sei außer Sorge, theuerſter Körper; wie weit ich auch fliege, es zieht ſich ein ſilberner Faden von mir nach deinem Gehirn; ſo lange dieſer nicht zerriſſen, kann ich von dir nicht laſſen!"

Im Tode verläßt der Geiſt den Körper, aber ſeinen Periſprit behält er; er befreit ſich von der groben Maſſe, welche ihn umgiebt, aber ſeine feinere Hülle behält er, „wie wir ein Oberkleid abwerfen und nur im Unterkleide daſtehen, wie eine Nuß ihre harte Schale verliert und nur noch das feine Häutchen zurückbehält!" In dieſem Zuſtand bevölkern die Geiſter den Weltenraum und leben rings um uns her und mitten unter uns; ſie durchdringen Alles, ohne daß eine Subſtanz ihnen ein Hinderniß entgegenſtellt, aber ſie ſind trotzdem „ganz konkrete und beſtimmt umſchriebene Weſen, denen nur die Sichtbarkeit fehlt, um den menſchlichen zu gleichen." Sie haben alle unſere Sinne, aber in viel feinerer Qualität, als wir. „Ihr Blick iſt weit ſchärfer, und er iſt nicht wie bei den Menſchen an ein einzelnes Organ gebunden, vielmehr liegt dieſe Fähigkeit in jedem Theile ihres Weſens." Die Geiſter leben mitten unter uns, beſchäftigen ſich mit unſeren Angelegenheiten, die einſtmals die ihrigen waren, berühren uns und „ſtoßen" uns, ohne daß wir es merken — wenigſtens im gewöhnlichen Zuſtande; aber „man begreift leicht, daß die für gewöhnlich unſichtbare Subſtanz des Periſprit Veränderungen eingehen kann, die ſie deutlich ſichtbar machen, wie der Waſſerdampf, wenn er ſich kondenſirt!" — Man ſieht, Alles iſt darauf eingerichtet, daß der Verkehr der Geiſter mit uns ungeſtört vor ſich gehe; es bedarf nur des Periſprit, einiger naturgeſchichtlicher Gleichniſſe und einer zarten Umhüllung des geſunden Menſchenverſtandes.

Wie geſtaltet ſich nun dieſer Verkehr?

In einigen, allerdings ſeltenen Fällen offenbaren ſich die Geiſter ſelbſt, meiſt bedarf es jedoch für dieſen Zweck der Vermittelung eines Mediums. Aber nicht Jeder iſt ein Medium, der es gern ſein möchte. Nur

* Quest-ce que le Spiritisme; guide de l'observateur novice dans les manifestations des esprits, par M. Allan Kardec. Paris, 3. édition, 1862.

Digitized by Google

Wenige ſind ſo begnadet. Kardec hat die für ein Medium nothwendige Organiſation noch nicht genauer auffinden können; nur ſo viel ſteht feſt, daß der Grad der Intelligenz und der Sittenreinheit ohne Einfluß iſt. „Die Medien ſind zum Theil ſehr würdige, zum Theil ſehr unwürdige Subjekte." Nur in Einer Beziehung macht Kardec eine poſitive Forderung: „Die Media müſſen beſcheiden und folgſam ſein und ſich ſehr vor Hochmuth hüten; leider wird dies Gefühl nur zu leicht bei ihnen durch die Lobſprüche erweckt, die man ihnen zollt; ſie bekommen alsdann eine außerordentlich hohe Meinung von ſich und dies verdirbt ihre Fähigkeit."

Die Art der Mittheilung iſt verſchieden: einige Geiſter ſind Klopf-Geiſter, antworten mit Ja und Nein, und bezeichnen die Buchſtaben, welche Worte bilden ſollen. Das Klopfen erfolgt durch die Bewegung eines Schemelbeins, eines Tiſches, oder auch in dieſen Gegenſtänden, ohne daß eine Bewegung derſelben wahrnehmbar iſt. Aber dieſe Offenbarung iſt einförmig. Man bediente ſich zuerſt (und thut es zum Theil noch) eines beweglichen Gegenſtandes, eines kleinen Brettchens, eines Körbchens, eines Käſtchens und befeſtigt daran einen Bleiſtift, deſſen Spitze auf einem Blatt Papier ruht. Die Natur und die Subſtanz des Gegenſtandes ſind gleichgültig: das Medium legt ſeine Hand auf dieſen Gegenſtand, überträgt auf ihn den Einfluß, welchen der Geiſt auf daſſelbe ausübt, und der Bleiſtift ſchreibt. Da indeß dieſer ganze Apparat nur ein etwas komplizirter Bleiſtift-Träger iſt, hat man die unnöthigen und ſchwerfälligen Mittelglieder entfernt, und giebt daher am beſten den Bleiſtift dem Medium ſelbſt in die Hand." Auf dieſe Weiſe entſtehen täglich unter dem Diktat der Geiſter mehrere Abhandlungen, welche ein beſonderes Journal: die Revue spirite regiſtrirt und verbreitet.

Es giebt zwei Arten von ſchriftſtellernden Medien: „Der Geiſt wirkt zuweilen unmittelbar auf die Hand des Medium und giebt ihr einen fieberhaften Impuls, dem ſie nicht widerſtehen, und den ſie durch ihren Willen nicht ändern kann; das Medium ſchreibt, ohne ſelbſt zu wiſſen, was: das iſt das mechaniſche Schreibe-Medium. In anderen Fällen wirkt der Geiſt auf das Gehirn: ſein Gedanke drängt ſich in das Gehirn des Medium, welches von einem inneren, unwiderſtehlichen Drange getrieben ſchreibt, aber mit einem dunklen Bewußtſein von dem Inhalt des Geſchriebenen: das iſt das intuitive Schreib-Medium. Obwohl nun bei dieſem ſich zuweilen die Gedanken des Medium mit den Ideen des Geiſtes vermiſchen, ſo genügt doch ſchon eine geringe Erfahrung, um ſie richtig zu ſondern."

Wichtiger und ſchwieriger iſt es, die Geiſter unter einander richtig zu unterſcheiden; man darf ihnen nicht Alles glauben, was ſie uns ſagen, denn die Geiſter ſind, ſobald ſie dieſes Leben mit dem nachirdiſchen vertauſchen, noch ganz erfüllt von den irdiſchen Leidenſchaften und Irrthümern, und wenn Einige ihre neue Lage benützen, um ſich zu beſſern und zu unterrichten, ſo ſind doch Andere verſtockt genug, ſich gar nicht zu ändern. Es finden ſich alſo unter ihnen viele Ignoranten, Unbeſonnene, Schelme, Heuchler, Böſewichter; es giebt auch unter ihnen falſche Gelehrte und ſchelmiſche Narren, die ſich ein Vergnügen daraus machen, die wiſſensdurſtige Menſchheit irre zu führen. „Es iſt ſogar wunderbar und eine der beachtenswertheſten Thatſachen des Spiritismus, daß gerade die untergeordneten Geiſter ſich am liebſten mittheilen; ſie ſind es auch, welche den großen Spektakel in den Tiſchen, das Klopfen an den Wänden, das Zuſchlagen der Thüren bewirken." Die edlen Geiſter befaſſen ſich nicht mit ſo untergeordneten Dingen; ſie ſind zurückhaltend und offenbaren ſich ſtets nur zu ernſthaften Zwecken; ſie befaſſen ſich niemals mit dem Kleinen im Geſchick des Menſchen, ſie betrachten vielmehr am liebſten die großen Dinge: Fragen der Politik, der Religion; ſie ſtehen auch nie Rede, wo indiskrete Neugier ſich ihnen naht. Bei dieſen läuft das Medium nicht die Gefahr, geneckt zu werden; aber das Medium muß doch auf ſeiner Hut ſein, um ſich ſtets von der Identität des Geiſtes zu überzeugen, denn die neckiſchen Kobolde ſind ſtets zur Hand, um ihre Ideen und Späße in die Gedanken der höheren Geiſter einzuſchmuggeln.

Die Eröffnungen der höheren Geiſter zeichnen ſich übrigens leider weder durch einen guten Styl noch durch Neuheit ihrer Gedanken aus. Zwar findet man zuweilen eine Idee, die ihren Werth hat, über die Entſtehung des Weltalls, über den Entwickelungsgang der Menſchheit, über das Leben nach dem Tode, über den Zuſammenhang des Spiritismus mit der Religion — aber das ſind ſeltene Körner in vieler Spreu. An der Richtigkeit der Offenbarung der Geiſter kann Niemand zweifeln, denn ſie rührt ja von Geiſtern her; und an der Exiſtenz der Geiſter ſelbſt kann man ja noch viel weniger zweifeln, denn woher käme ſonſt dieſe Offenbarung? Und wenn Dir dies als ein Zirkelſchluß erſcheint, ſo mußt Du den Zweifel, welchen Deine Logik erhebt, als Eingabe eines neckiſchen Geiſtes betrachten, der Dich um die wahre Erkenntniß bringen will — und die richtige Erkenntniß wird Dir ſchon kommen.

Nun zum Schluß einige Details aus den höheren Eröffnungen der Geiſter:

Die verſchiedenen Geſtirne, welche im Weltraum kreiſen, ſind ſämmtlich bevölkert, wie unſere Erde. Die aſtronomiſchen Unterſuchungen verleiten zu der Annahme, daß die Verſchiedenheit dieſer Geſtirne auch eine verſchiedene Organiſation ihrer Bewohner bedinge — aber das iſt unweſentlich: der Periſprit accommodirt ſich der Varietät der Typen, und erlaubt dem Geiſte auf jedem Geſtirn ſich dem Körper anzupaſſen. Der moraliſche, intellektuelle und phyſiſche Zuſtand der verſchiedenen Sternbewohner bildet eine fortlaufende Stufenleiter, in welcher unſere Erde eine ziemlich tiefe Sproſſe einnimmt. „Aber es giebt Sterne, auf denen das Verbrechen unbekannt iſt, auf denen die Künſte und Wiſſenſchaften eine Höhe erreicht haben, welche unſere Phantaſie nicht zu faſſen vermag; die phyſiſche Organiſation wird dort von keinem Schmerz, von keiner Krankheit gepeinigt; die Menſchen leben in Frieden, ohne Kummer, ohne Sorge!"

Bleiben wir indeß auf unſerer Erde. Es iſt bereits erwähnt, wie leicht der Periſprit die Verkörperung ermöglicht; es kann daher nicht auffallen, daß eine Seele viele ſolche Verkörperungen hinter einander erfährt; überdies müſſen die Geiſter, wenn die ewige Gerechtigkeit nicht zu einer bloßen Phraſe werden ſoll, unter ſich völlig gleich ſein; nun ſehen wir ſie aber auf unſerer Erde gleichzeitig auf ſehr verſchiedenen Stufen; dies rührt nun einfach daher, daß wir ſie in verſchiedenen Epochen ihrer Geſammt-Entwickelung treffen. Das iſt klar und es iſt ferner klar, daß von dieſem Standpunkt aus alle phyſiologiſchen und ſozialen Probleme ihre Löſung finden, z. B.: Wie kommt es, daß ſich gute Kinder in einer verderbten Umgebung finden und ſchlechte in einer guten? Warum iſt von zwei Kindern deſſelben Vaters das eine intelligent und das andere beſchränkt? Das iſt das Reſultat der verſchiedenen Fortſchritte der vorausgegangenen Exiſtenzen! — Warum findet man bei manchen Perſonen, die in niedriger Hütte geboren ſind, eine hohe Würde der Erſcheinung? — Das iſt die Folge der inſtinktiven Erinnerung an die ſoziale Stellung, welche ſie in vorausgegangener Zeit eingenommen!

Woher rührt die Sympathie zwiſchen zwei Perſonen, die einander heut zum erſtenmal ſehen? Das iſt die Rückerinnerung *an eine lange,* gemeinſam verlebte Vergangenheit! „Dieſe Gefühle können übrigens noch eine andere Urſprungsquelle haben: der Periſprit umhüllt die Körper wie eine Atmoſphäre, welche mit den guten oder ſchlechten Eigenſchaften ihrer Seele geſchwängert iſt; wenn nun zwei Perſonen einander treffen, ſo bemühen ſich dieſe Atmoſphären in einander zu fließen, und wenn ihnen dies wegen ihrer ähnlichen Beſchaffenheit gelingt, ſo entſteht ein behaglicher Eindruck!"

Warum werden die Einen arm geboren? Warum kommen Einige blind zur Welt? Warum giebt es Idioten und Cretins? Das ſind Sühnen, zuweilen auch Proben, welche die Geiſter ſich ſelbſt auferlegen, weil ſie darin ein Mittel ſehen, ihre Entwickelung zu beſchleunigen. Der Cretinismus iſt eine Strafe für diejenigen, welche ihre Verſtandeskräfte im früheren Leben mißbraucht haben; die Stummen haben einſtmals zu viel geſprochen und wollen nun in asketiſcher Einſamkeit verharren. — „Warum findet man mitten in der civiliſirten Geſellſchaft Weſen von faſt thieriſcher Wildheit? Das ſind ſehr niedrige Geiſter, von barbariſcher Raçe entſprungen, die einen Verſuch gemacht haben, in eine beſſere Gemeinſchaft ſich einzuleben, wie wenn ein Bauer plötzlich an einen Hofkreis ſich begäbe!" — „Woher rührt die Charakter-Eigenthümlichkeit der Völker? Geiſter mit gleichem Geſchmack und gleichen Neigungen finden ſich gern zuſammen, und wählen zu ihrer Verkörperung gern eine Gemeinſchaft, die es ihnen geſtattet, ihrem Geſchmack und ihren Neigungen zu genügen!"

Wie vollzieht ſich der Fortſchritt der Menſchheit? „In dem Grade, in welchem eine Generation fortſchreitet, zieht ſie auch durch Sympathie unter den neuen Ankömmlingen die Vorgeſchrittenen an; das können nun Einheimiſche ſein, aber ebenſo gut auch Fremde; ein Chineſe z. B., der es weit gebracht hat, und nun eine größere, ihm entſprechende Gemeinſchaft daheim nicht mehr findet, begiebt ſich etwa nach Deutſchland!"

Wie verfällt eine Nation? „Wenn die Majorität der neuen Ankömmlinge von untergeordneter Bedeutung iſt, ſo entfernen ſich die Alten durch den Tod und kehren nicht wieder; ſie ſuchen ſich vielmehr einen andern Kreis, der ihnen beſſer zuſagt; die Nation verfällt und erliſcht ſchließlich!"

Kardec hat begreiflicherweiſe eine ſo günſtige Gelegenheit möglichſt ausgenutzt und an die Geiſter tauſend Fragen gerichtet über ihre Exiſtenz

Digitized by Google

während der Intervalle ihres irdiſchen Lebens — aber die Antworten lauteten ſehr reſervirt. Höchſtens gaben ſie einige Andeutungen über den Zuſtand unmittelbar nach dem Tode. „Im Augenblick des Sterbens iſt zunächſt Alles verworren; die Seele bedarf einer gewiſſen Zeit, um ſich wieder zu erkennen; ſie iſt wie betäubt, etwa in dem Zuſtande eines Menſchen, der langſam aus tiefem Schlaf erwacht und es verſucht, ſich über ſeine Lage Rechenſchaft zu geben. Die Klarheit der Gedanken und die Erinnerung an die Vergangenheit kehrt der Seele in demſelben Maße wieder, als es ihr gelingt, ſich von dem Einfluß der Materie, die ſie eben verlaſſen hat, zu reinigen. Die Zeitdauer der Verwirrung, welche dem Tode unmittelbar folgt, iſt ſehr verſchieden; es können Stunden, es können Jahre vergehen. Das Gefühl, das man noch einigermaßen phyſiſch nennen könnte, verſpürt eine außerordentliche Erleichterung und ein unbeſchreibliches Wohlbehagen; zum Theil daher rührend, daß alle Schmerzen, die kurz vorher die Seele peinigten, erloſchen ſind. In ihrer neuen Situation ſieht und hört die Seele alles das, was ſie vor dem Tode ſah und hörte, aber auch noch vieles Andere, was der früheren groben Organiſation entging. Bei einem plötzlichen Tode durch einen Unglücksfall bleibt die Seele anfangs überzeugt, daß der Tod gar nicht erfolgt iſt und dieſe Illuſion kann Monate andauern. In dieſem Zuſtand geht ſie, kommt und glaubt ihre Geſchäfte zu beſorgen, als befände ſie ſich noch auf dieſer Welt, ſehr erſtaunt, daß man ihr nicht antwortet, wenn ſie ſpricht!" Näher laſſen ſich die Geiſter über ihre außerirdiſchen Geſchäfte nicht vernehmen; einige Audeutungen laſſen vermuthen, daß ſie nicht in Unthätigkeit verharren, auch nicht mit bloßem Betrachten und Denken ſich beſchäftigen, ſondern in ganz gleicher Weiſe wie wir. Ihre weſentlichſte Arbeit ſcheint übrigens nächſt der Unterhaltung mit den Menſchen darin zu beſtehen, daß ſie ihr vergangenes Leben betrachten, um daraus Lehren zu ziehen, und mit Rückſicht auf die bevorſtehende neue Verkörperung Entſchlüſſe zu faſſen, die ſie natürlich vollſtändig vergeſſen haben, ſobald dieſe Verkörperung erfolgt.

Und nun, geneigter Leſer, wirſt Du hoffentlich nicht länger zaudern: Du wirſt aus dem Borne ſelbſt ſchöpfen wollen; und wenn Du beim Leſen des Buches zu deliriren glaubſt, ſo fürchte Dich nicht, Du biſt nicht allein: das Buch iſt in Frankreich bereits in dritter Auflage erſchienen.

## Afrika.

### Brehm über die Pflanzen- und Thierwelt in den Bogos-Ländern.

Dr. Brehm hat im Jahre 1862 den Herzog von Koburg-Gotha auf deſſen Reiſe nach Habeſch begleitet und ſeine bei dieſer Gelegenheit gemachten Beobachtungen in einem eben erſchienen Werke* veröffentlicht; das Werk iſt in gleichem Grade belehrend und anziehend geſchrieben, und wir ſtellen in Folgendem einige intereſſante Notizen über die Bogos-Länder zuſammen.

Die Reiſe ging bei der jetzt von den Engländern beſetzten und mit einem Leuchtthurm verſehenen Inſel Perim vorüber und Brehm begab ſich, von einigen daſelbſt quaſi in Verbannung lebenden Engländern aufgefordert, an's Land. Die Inſel iſt ein ausgebrannter Feuerſpeier und mit Lavablöcken ſo bedeckt, daß man nur mit ſchwerer Mühe einen gangbaren Weg von einem Ende derſelben zum andern hat herſtellen können. Nur in einigen wenig vertieften Rinnſalen wachſen einige Gräſer, ſonſt iſt die ganze Inſel todt und öde. Kaum eine Möwe wagt es, ſich in ihrer Nähe umherzutreiben, kein eigentlicher Seevogel kommt ſonſt an ihren Strand. Nur der kleine ſchwarzſchwänzige Steinſchmätzer hat hier feſten Fuß gefaßt und macht Jagd auf die wenigen Kerbthiere, die hier leben. Zu ſeiner Verwunderung ſah Brehm in der Wohnung ſeines Gaſtfreundes, mit dem er die ganze Inſel durchſtreift hatte, mehrere Jagdgewehre, und er glaubte ſchon, daß die Offiziere von Perim aus zuweilen Jagdzüge nach den benachbarten Küſten von Aſien und Afrika unternähmen. Die Sache verhielt ſich indeß anders: ſämmtliche Jagdgewehre waren nur zur Vertilgung der Wander-Ratte beſtimmt; dieſer Nager hatte gleichzeitig mit den Engländern feſten Fuß auf der Inſel gefaßt, und hier ſich trotz aller Verfolgung ſo vermehrt, daß er für die Beſatzung zur größten aller Plagen wurde.

Bei der Fortſetzung ſeiner Reiſe lernte Brehm hauptſächlich drei Beobachtungsgebiete unterſcheiden: das Rothe Meer, die Samchara, d. i. einen ſchmalen Wüſtenſtreifen zwiſchen dem Meer und dem Hochgebirge und endlich dieſes Hochgebirge ſelbſt.

Im Norden des arabiſchen Meerbuſens waltet der Charakter der Wüſte: hohe, kühn geſtaltete, prachtvoll gezeichnete und glühend gefärbte Gebirgszüge begränzen zu beiden Seiten den tiefblauen Waſſerſpiegel. Die Gebirge ſind öde und arm, ſo ſehr ſie auch durch ihre Form das Auge entzücken. Nur in bedeutender Höhe, dort wo ſich die aus dem Meere aufſteigenden Dünſte noch am häufigſten niederſchlagen, findet ſich eine ſpärliche, aber duftige Alpenflora, und in den tiefſten Thälern, in welchen ſich hier und da ein Fädlein Waſſer verfolgen läßt, iſt die Möglichkeit gegeben, daß die Palme gedeihen kann. Kaum reicher ſind die wenigen kleinen ſteinigen, meiſt wild zerriſſenen Eilande, auf welche die glühende Sonne jedes Zerbröckeln, jedes Umwandeln der Felsmaſſen durch die Macht des Waſſers vereitelt; und dort, wo ſich neben den durch Pluto emporgehobenen Inſeln ſolche finden, welche ihren Urſprung der unermüdlichen Thätigkeit der Korallenthiere verdanken, iſt es nicht anders.

Je mehr man nach Süden kommt, deſto reicher wird die Pflanzen- und Thierwelt. Etwa mit dem 18. Grad n. Br. tritt man in das Gebiet der tropiſchen Sagen ein. Die unendliche Gewalt des Waſſers offenbart ſich jetzt. Grün überhaupt zeigen ſich die Inſeln; der Regen hat auf ihnen eine, wenn auch noch dürftige Pflanzenwelt in's Leben gerufen. Noch ſind es blos Gräſer und heideartige Geſträuche, welche man wahrnimmt, aber ſie begrünen doch wenigſtens das Eiland und gewähren mancherlei Kerbthieren Wohnung und Nahrung. Außer der nie fehlenden Wander-Ratte finden ſich Steinſchmätzer, Sänger und Stelzen, welche eifrig Buſch und Gras durchſuchen; man gewahrt ſofort das kleine Strandgewimmel: die Strand- und Uferläufer, man gewahrt eine und die andere Limoſe, einen Brachvogel unter den langen Reihen der am Strande ſitzenden Möwen, Seeſchwalben und Tölpel.

Raſch nimmt etwas weiter nach Süden das bunte Leben zu. Inſel drängt ſich an Inſel und die Ausläufer der Eilande ſetzen ſich noch meilenweit unter dem Meere fort, nur ſchmalen, jedem größeren Schiffe unzugänglichen Sunden und Buchten Raum gebend. Die glühende Sonne durchſtrahlt das hier ſehr ſeichte Waſſer bis zum Grunde und weckt den vollen Reichthum der unterſeeiſchen Pflanzenwelt. Hier ſammeln ſich nun die Fiſche zu Tauſenden, zu Millionen; hier findet ſelbſt die ungeſchlachte Sirene, Kamelſtute des Meeres, wie die Araber ſie nennen, Nahrung in Fülle. Hier ſammeln ſich alle die Räuber, welche dem Fiſchfang obliegen. Am flachen Strand dieſer Inſeln ſitzen in langen Reihen die blendenden Pelikane, ausruhend von ihrer Fiſcherei; ſie erſcheinen von weitem wie eine zahlreiche Schafheerde und den Reiſenden wird es hier klar, wie der Schiffer die im Süden Afrika's oft in gleicher Menge auftretenden Albatroſſe „Kapſchafe" nennen konnte. Nachts ziehen die Pelikane ſich nach den mit dichteren Bäumen und Geſträuchen, zumal mit Schoragebüſchen beſtandenen, meiſt unbewohnten Eilanden zurück, um dort zu ſchlafen. Recht günſtig gelegene Inſeln werden Sammelpunkte für viele Tauſende. Auf dem felſigen Eilande wohnen die Tölpel; ſtillere, von dem zerbröckelten Madreporenkalk und zerriebenen Muſchelſchalen ſehr leicht erſcheinende Buchten hat ſich der prächtige Flaming auserkoren; und neben ihm der ſchöne Tropikvogel. Reiherläufer, Strandreiter, Falken in großer Zahl.

Hart an der Küſte zieht ſich gewöhnlich ein dunkelgrünes, von der Schora gebildetes Land hin. Dieſe dichtwipflige, etwa 20 Fuß hohe Pflanze gedeiht nur innerhalb der Flutgränze, dringt aber immer weiter und weiter nach dem Meere zu vor, weil zwiſchen ihrem Gewurzel und den von dieſem ausgehenden Schößlingen Alles, was die See ans Ufer wirft, zurückgehalten und ſomit neuer Boden gewonnen wird. Kein Sonnenſtrahl durchdringt das Dickicht, welches die Schora bildet; eine beängſtigende feuchtheiße Luft herrſcht in ihm vor; es gleicht völlig den üppigen und ſo verrufenen Pflanzengürteln, welche die Stromufer und Meeresküſten Indiens, Weſtafrika's und Südamerika's umſäumen. Nur wenige Schildkröten und Krabben bewohnen daſſelbe.

Hinter dieſem grünen Uferbande beginnt die Samchara. Sie bildet einen für das Auge traurigen Gegenſatz mit ihm. Eine Wüſte mit dürftigen, ſonnenverbrannten Pflanzen, grau, farblos; nur der Boden ſelbſt zeigt lebendige Farben. Die hellſtrahlende Sonne beweiſt an ihnen die Meiſterſchaft; ſie zaubert farbenreiche Bilder vor das Auge, wie in der eigentlichen Wüſte. Der Boden der Samchara zeigt ein wahres Wirrſal von vulkaniſchen Hügelreihen und Thälern. Auf den tiefſchwarzen Erhebungen klettern die Mimoſen in verkrüppelten Büſchen bis zu den Gipfeln empor, in den Niederungen erheben ſich über verſchiedene Gräſer: Tamarisken, Chriſtusdornen, Balſamſträuche, Euphorbien. Nur an den wenigen Stellen, wo das dem Gewirr der Gebirge entſprechende Regennetz ſich ausſpannt, offenbart ſich die Pracht der Tropen. Hier ſind die

* Ergebniſſe meiner Reiſe nach Habeſch, von Dr. A. E. Brehm. Hamburg, Otto Meißner, 1863. 8. 439 S.

Digitized by Google

Mimoſen waſſergeſättigt und zu gewaltigen Bäumen emporgewachſen; hier hat ein ganzes Heer von Schlingpflanzen aller Art ihre Wipfel umrankt; hier haben ſich die prachtvollſten Lauben und auf Strecken hin Dichichte gebildet, welche, ſo ſchmal ſie auch ſind, dem Auge doch nicht erlauben, ſie zu durchdringen. Manche von den ſchwarzen Gebirgen haben Pflanzen genug, um ſelbſt den vielbegehrenden Affen zu genügen; die Gazelle iſt noch häufiger. Große Heerden ſtattlicher Rinder und Ziegen weiden hier Monate lang. Der Löwe ſtreiſt von ſeinem Gebirge herab, um hier Jagd zu machen. Die Hyäne trifft man häufig; ſeltener den Leopard.

Vier bis ſechs Meilen von der Küſte ſteigt das Gebirge ziemlich ſchroff aus der Samchara empor. Von den wenigen nach der Samchara ausmündenden Thälern gewahrt man jetzt nicht viel. Im Licht der abiſſiniſchen Sonne erſcheint das Gebirge ungleich ſchöner, als eine ähnliche Landſchaft in unſeren Breiten. Jeder Höhenzug zeigt hier einen Reichthum der Farbe, der das Auge trunken macht,

Sobald man das Gebirge, d. h. eines jener Thäler betritt, in denen der mühſelige und dürſtige Verkehr der Bewohner der Höhe mit denen der Küſte vermittelt wird, iſt man wie durch Zauberſchlag in eine neue Welt verſetzt. Hundert verſchiedene Eindrücke beſtürmen die Sinne auf einmal. Die reiche Pflanzenwelt giebt Nahrung und Wohnung für ein zahlreiches Heer von Thieren. Der an den ſteilen Wänden emporkletternde Blick, der erſt das Geſtein der Wände erkennen möchte, wird gefeſſelt durch die mächtig emporblühenden Kaktus, durch die wundervollen Kronleuchter-Euphorbien. Die Bogosländer erlangen unweit des auf einer Hochebene gelegenen Dorfes Menſa ihre größte Höhe. Zu beiden Seiten dieſer Hochebene erheben ſich ſchroff prachtvolle Berge. Die nach Süden hin gelegenen ſind die höchſten. Man ſieht die gewaltigen Felszinnen ſchon vom Meere aus über die Vorberge hinwegreichen; ſie ſind etwa 8000 Fuß hoch. Sehr tiefe, außerordentlich ſchmale Thäler laufen ſtrahlenförmig nach Weſten, Norden und Oſten von dieſen Vorbergen der Alpen aus. Nur wenige dieſer Thäler ſind ſo lang, daß die in ihrem Grunde während der Zeit der Regen ſtromartig dahin brauſenden Wäſſer auch in den trockenen Monaten ſich erhalten. Das bedeutendſte der Thäler iſt der Chor von Menſa, ein tiefes Felſenthal, welches ſich in ziemlich grader Richtung von Oſten nach Weſten etwa acht Meilen lang durch das Gebirge zieht. Ein Wäſſerchen, welches in ſeiner ganzen Stärke dicht unterhalb des Dorfes Menſa zu Tage tritt, durchläuft ihn, manchmal auf große Strecken hin verſchwindend und dann jedesmal ſchwächer zu Tage kommend. Wie hoch dieſes Bächlein zur Regenzeit anſchwellen kann, zeigt ſich überall in den Thalwänden. Bis zu einer gewiſſen Höhe hinauf hat die Pflanzenwelt ſich nicht auszubreiten vermocht. Der jährlich hier durch das Thal fluthende Wogenſchwall reißt alle Pflanzen mit ſich fort, nur diejenigen ausgenommen, welche an den breiten Stellen des Thales Wurzel gefaßt haben. Von den hohen Bergſpitzen herab haben die Wäſſer große und ſchwere Blöcke in das Thal herabgerollt bis weit nach unten hin, wo man ſie als die einzigen ihrer Art wirr durcheinander geworfen liegen ſieht. Ueberall, wo die Felſenwände nicht ſenkrecht oder überhängend abfallen, deckt eine reiche Pflanzenwelt die Gehänge, ſo mühſam ſie ſich auch ihr Daſein friſten mag. Nirgends weiter ſieht man eine ſo ausgedehnte Wurzelung wie hier. Viele Bäume keimten oben auf einer mehr als haushoch über dem Grunde gelegenen Felsplatte; ſie fanden bald nicht mehr Nahrung genug und mußten dieſelbe nun in der Tiefe ſuchen. Von der Höhe herab ſandten ſie Wurzeln nach dem feuchten Grunde des Thales nieder. Die Wurzeln klammerten ſich bei dem Niederſteigen an den Felſen an, verſchlangen ſich, bildeten Netze und Geflechte, trieben einzelne Schößlinge und gingen weiter und weiter, bis ſie endlich den feuchten Grund erreichten. Zuweilen ſieht man eine Wurzel, einem ungeheuren Taue vergleichbar, in anmuthigen Windungen gegen 80 Fuß emporklettern, um einem Bäumchen Nahrung zu geben, das in gar keinem Verhältniß mit ihr zu ſtehen ſcheint. Oft iſt es nur ein unbedeutender Strauch, welcher eine mehr als vier Zoll im Durchmeſſer haltende Wurzel oder ein ganzes Wurzelgeflecht niederſchickt und nicht ſelten kommt es vor, daß die Länge der Wurzel um das Drei- und Vierfache die Höhe des Baumes oder Strauches übertrifft. An manchen Stellen im Thale bedecken dieſe Wurzelungen ziemlich bedeutende Flächen der ſteil abfallenden Wände und haben an dieſen Sprößlinge emporgetrieben, welche nun auch ihrerſeis zu kleinen Bäumen geworden ſind. An anderen Orten fallen ſie ſchroff herunter, ohne ſich zu verzweigen, ohne irgend Nebenwurzeln auszuſenden, vielleicht mit alleiniger Ausnahme der zarten Faſern, welche ſich auf der an dem Felſen anliegenden Seite in das Gefuge des Steins eingedrängt haben; an dem der Sonne oder wenigſtens der Luft zugekehrten Theile ſind ſie ſtets mit zarter, glatter, gewöhnlich ſilberweiß glänzender Rinde umhüllt.

Je höher man emporſteigt, deſto reichhaltiger und kräftiger erſcheint die Pflanzenwelt. Im oberen Thal ſieht man die oft hainartig gruppirten Sykomoren von vielleicht tauſendjährigem Alter; Bäume, von denen jeder einzelne genügen kann, eine ganze Reiſegeſellſchaft mit Kameelen, Zelten, Strohhütten, Gepäck unter ſeinem Schatten aufzunehmen und ihr auch alle Bequemlichkeiten zu bieten. Hier ſieht man andere, welche, eine ganze Welt für ſich bildend, ſo von Schmarotzerpflanzen überdeckt ſind, daß man wohl platte Wände von dieſen, aber nur hier und da ein Stückchen Stamm oder einen maleriſch das Gewirr durchbrechenden Aſt gewahrt. Die Schlingpflanzen entfalten hier ihre ganze Pracht. Auf große Strecken hin ſchließen ſie ihren Wald dem zudringlichen Fuße vollſtändig ab und laſſen Dickichte entſtehen, deren Inneres für immer Geheimniß bleibt. Außerordentlich anmuthig zeigen ſich einige Schlingpflanzen auf der waſſerarmen Hochebene ſelbſt; ſie haben ſich hier nur einen Baum erkoren, dieſen aber ſo vollſtändig umwebt, daß man durch das Netz, welches ſie bilden, ſich nur ſchwer mit dem Jagdmeſſer eine Oeffnung hauen kann, daß der Vogel, welcher auf ihnen ſich niederläßt, vor jedem Feinde geſchützt iſt, ſelbſt vor dem Geſchoß des Jägers, weil dieſer den Getödteten nicht aufnehmen könnte, auch wenn er ſich alle nur denkbare Mühe gäbe. Sie wandeln die von ihnen in Beſitz genommenen Bäume in Lauben um, welche der Kunſt jedes Gärtners zu ſpotten ſcheinen.

Die ganze Höhe des Menſa- und Bogosgebirges iſt mit einem Wald von wilden Oelbäumen bedeckt, welche gleichſam nur der Hände des geſitteten Menſchen zu warten ſcheinen, um auch werthvollere Früchte zu tragen, als die kleinen Oliven. Im gleichen Gürtel wohnt die Kronleuchter-Euphorbie. Aloe und Stapelien, Heliotropen, Malven, Winden, Solaneen, kletternder Jasmin, Caſſien, Salvadoren bilden den Teppich, aus welchem die gewaltigen Bäume emporragen.

Selbſt die ärmſten Stellen des Gebirges ſind grün, belebt; man begreift oft nicht, daß in dem trockenen, dürren Kiesſande, welcher aus nichts Anderem, als aus dem zerbröckelten Granit beſteht, ſich große Bäume ernähren können; man wundert ſich, daß unter dieſer Sonnenglut, ungeachtet der Regen, eine ziemlich reichhaltige Flechtenwelt auf den Geſteinen Wohnung gewinnen kann; man erſtaunt, daß ſchon dort, wo nur die erſte Schicht der Flechten vermoderte, das Gras ſich angeſiedelt hat. Nur durch Eines ſprechen die höchſten Höhen von einer gewiſſen Armuth: ſchon von 6000 Fuß an aufwärts bemerkt man an allen höheren Bäumen lange Flechtenzöpfe, wie ſie die Bäume unſerer Hochgebirge oder die des hohen Nordens tragen. Die Bäume ſind noch nicht arm geworden, *noch keine* Krüppel wie jene in unſeren Höhen, aber ſie büßen doch durch das ſie im eigentliche Sinne des Worts belagernde Bettlergeſindel viel von ihrer Schönheit ein.

Dem Reichthum der Flora entſpricht die Fülle des Thierlebens. Wir wollen aus den zahlreichen Schilderungen des Buches eine herausheben, welche ein Bild von der anmuthigen Darſtellungsweiſe des Verfaſſers giebt: das Leben und Treiben der Meerkatzen.

Die Meerkatzen gehören zu den geſelligſten, beweglichſten, luſtigſten und gemüthlichſten Affen. Familien kommen kaum vor — ſelbſt nicht in den engen Gebirgsthälern der Menſa — die Thiere erſcheinen faſt immer in ſtarken Banden. Ihr Leben fließt ruhig und gemüthlich hin; ſie ſind ewig in Regſamkeit, ununterbrochen beſchäftigt und wäre es auch nur mit Spiel. Ungeachtet ihrer Geſelligkeit hört doch niemals unter ihnen der Streit auf; aber ſo ſchnell er gekommen iſt, ſo ſchnell hört er auf; ein ewiger Wechſel von Krieg und Frieden. Selbſt im Urwald findet man leicht eine Bande auf. Wenn man auch die wechſelnden Rufe des Leitaffen nicht vernimmt, ſo hört man doch das Geräuſch, das die laufende oder ſpringende Geſellſchaft auf den Bäumen verurſacht. Sie ſind nicht ſcheu und ſehen, ſo lange ſie nicht verfolgt werden, ruhig von den Baumwipfeln auf die herankommenden Menſchen herab. Auf den Boden kommen ſie nur dann, wenn ſie daſelbſt Nahrung holen wollen, ſonſt verbringen ſie ihre ganze Lebenszeit auf der Höhe der Bäume.

Ihre Beweglichkeit und Gewandtheit auf den Bäumen iſt unglaublich; es ſcheint für ſie kein Hinderniß zu geben; die furchtbarſten Dornen, die dichteſten Hecken, weit auseinanderſtehende Bäume, — Nichts hält ſie auf. Jeder Sprung wird mit einer Sicherheit ausgeführt, welche den Nordländer in größtes Erſtaunen verſetzen muß, weil kein bei uns heimiſches Kletterthier den Affen es auch nur annähernd gleichthun kann; die Meerkatzen ſind im Stande, mit Hülfe des ſteuernden Schwanzes noch im Sprunge die einmal beabſichtigte Richtung in eine andere umzuwandeln.

Jeder Affenheerde ſteht ein altes geprüftes und in den verſchiedenſten Gefahren des Lebens wohl erfahrenes Affenmännchen vor. Dieſes iſt der unumſchränkte Herr und Gebieter in ſeinem Staate und zugleich auch der Stammvater des größten Theils der Heerde. Schwächere Männchen werden von ihm unbarmherzig vertrieben, ſtärkere bekämpft er mit großer

Digitized by Google

Wuth und Ausdauer, bis er ſich das unbeſtrittene Recht der Alleinherrſchaft errungen hat. Liebesverhältniſſe zwiſchen einem jüngern Affen und einer Aeffin der Heerde werden von ihm nicht geduldet und beide Theile eventuell beſtraft.

Eine neugeborne Meerkatze macht einen unangenehmen und zugleich lächerlichen Eindruck. Das dünne Haar, welches den Leib deckt, läßt alle Glieder ſehr lang erſcheinen; das Geſicht hat tiefe Falten und Runzeln wie das eines Greiſes. Die Mutterliebe zeigt ſich bei jeder Gelegenheit: ohne Unterlaß hat die Alte nach ihrem Sprößling zu ſchauen, an ſeinem Fell zu glätten, Dornen und Diſteln abzuſuchen, zu lecken und zu ſtreicheln. Während des erſten Monats läßt ſie ihr Kind nie aus den Armen; ſpäter gewährt ſie ihm etwas mehr Freiheit. Ungezogenheit oder Unfolgſamkeit beſtraft ſie ſofort durch Püffe oder durch Raufen am Haar; und Dank dieſer Strenge ſind die Affenkinder auch ſehr folgſam geworden. Wenn das Junge etwa den dritten Theil der ſpäteren Größe erreicht hat, trennt es ſich von der Mutter und treibt ſich dann mit den anderen Jungen umher.

Aeußerſt anziehend für den unbetheiligten Forſcher wird die Beobachtung einer auf Raub ausziehenden Bande. Unter Führung des Leitaffen zieht die Rotte dem Getraidefelde zu. Anfangs nähert ſie ſich mit großer Vorſicht, wo möglich nur, indem ſie von Wipfel zu Wipfel ſpringt, ſelbſt wenn ſie hierdurch Umwege machen müßte. Der Stammvater geht immer voran, die übrige Heerde richtet ſich nach ihm und betritt nicht nur dieſelben Bäume, ſondern ſogar dieſelben Aeſte. Bisweilen ſteigt der vorſichtige Führer auf einem Baume bis zum Wipfel empor und hält von dort aus Umſchau. War das Ergebniß derſelben ein günſtiges, ſo wird es durch beruhigende Gurgeltöne, wenn nicht, durch die übliche Warnung ſeinen Unterthanen angezeigt. Von einem dem Felde nahen Baume wird abgeſtiegen und nun geht es mit luſtigen Sprüngen dem Paradieſe zu. Hier beginnt eine beiſpielloſe Thätigkeit. Man deckt ſich für alle Fälle: raſch werden einige Maiskolben oder Durrah-Aehren abgeriſſen, die Körner enthülſt und nun mit ihnen die weiten Backentaſchen ſo vollgeſtopft, als nur immer möglich. Erſt wenn dieſe Vorrathskammer gefüllt iſt, geſtattet ſich die Heerde etwas mehr Läſſigkeit, zeigt ſich aber auch zugleich immer wähleriſcher in der Auswahl der Nahrung. Der hungrige Affe frißt, was ihm vorkommt; der halbgeſättigte oder wenigſtens für den Nothfall gedeckte beriecht alle Aehren und Kolben, welche er abgebrochen und wirft ſie unberührt weg, wenn ſie die Probe nicht aushalten, welche der launiſche Geſell ihnen aufzulegen für gut findet. Nachdem das erſte Bedürfniß geſtillt iſt, wandelt ſich das Fruchtfeld in einen Tummelplatz luſtiger Spiele um. Die Mütter erlauben ihren Kindern, ſie zu verlaſſen und ſich mit ihres Gleichen zu vergnügen; immer aber bleiben die Jungen unter ſtrenger Aufſicht. Jede Affenmutter beobachtet mit wachſamem Blick ihren Liebling, während ſie ſelbſt ſich ganz auf den Leitaffen verläßt, welcher für das Wohl der Geſammtheit zu ſorgen hat. Auch während der ſchmackhafteſten Mahlzeit erhebt ſich der Letztere von Zeit zu Zeit beſorgt auf die Hinterfüße, ſtellt ſich aufrecht wie ein Menſch und ſchaut in die Runde. Nach jeder Umſchau verkündigt er durch beruhigende Gurgeltöne, daß keine Gefahr vorhanden; im entgegengeſetzten Falle ertönt ein zitterndes, durchdringendes Warnungsgeſchrei. Bei dieſem Schrei ſammelt ſich augenblicklich die ganze Schaar; jede Mutter ruft ihr Kind zu ſich heran, im Moment ſind alle zur Flucht bereit, jeder aber ſucht noch ſo viel Futter als möglich mit fortzuſchleppen. Oft umklammert ein Affe bei ſolcher Gelegenheit fünf Maiskolben, zwei mit dem einen Vorderarm, die übrigen nimmt er in die andere Hand und zwar ſo, daß er beim Gehen mit dem Kolben den Boden berührt. Immer wendet ſich die Flucht dem erſten beſten Baume zu, ſelbſt wenn dieſer einzeln ſteht und bei Annäherung des Feindes wieder verlaſſen werden muß. Sobald die Geſellſchaft den wirklichen Wald erreicht hat, iſt ſie geborgen; ihre Gewandtheit vereitelt jede Verfolgung. Fühlt ſich der Leitaffe geborgen und hat er dies der Bande verkündigt, ſo beginnt bei dieſer ein wichtiges Geſchäft; ſie muß Fell und Glieder von Kletten und Dornen, welche während der eifrigen Flucht aufgeleſen worden, reinigen. Maleriſch gruppirt ſich die Geſellſchaft auf dem Wipfel eines größeren Baumes und leiſtet ſich hier gegenſeitig die ſo erwünſchten Liebesdienſte. Ein Affe legt ſich der Länge nach auf einen Aſt hin, ein anderer ſetzt ſich neben ihn und durchſucht ihm das Fell auf das Gewiſſenhafteſte; jede Klette wird ausgelöſt, jeder Dorn herausgenommen, ein etwa vorkommender Schmarotzer mit Leidenſchaft gejagt. Erſt wenn dies wichtige Geſchäft beendet iſt, geht die Geſellſchaft weiter, d. h. wo möglich wieder zu demſelben Felde zurück, aus welchem der Eingeborne ſie eigentlich niemals los wird. Da die wenigſten Bewohner des inneren Afrika Feuergewehre beſitzen, wiſſen ſie ſich nur durch ſorgfältiges Bewachen der Felder vor den Affen zu ſchützen; allein oft genug macht die Schlauheit der letzteren alle Vorſicht der Eingebornen zu Schanden.

Die Scene aus dem Leben und Treiben der Meerkatzen, welche wir eben beſchrieben haben, giebt ein klares Bild von der Darſtellungsweiſe des Verfaſſers in einem andern Werke,* welches wir den Freunden der lebendigen Natur dringend empfehlen können. Wahrheitsgetreue, ſaubere Abbildungen, die dem Werke beigegeben ſind, machen jene Schilderung noch verſtändlicher.

## Mannigfaltiges.

— Eine Studie H. Heine's. In der Revue des deux Mondes vom 1. October befindet ſich eine intereſſante Studie Heine's aus der Feder des feinen und geſchmackvollen Kritikers St. René Taillandier. „Les débuts d'un poëte humoriste," iſt der Titel dieſes Eſſay, das die beiden Dramen Heines: „Almanſor" und „William Ratcliff" zum Gegenſtand hat, die Heine als „Tragödien mit einem lyriſchen Intermezzo" im Jahre 1823 in Berlin (Ferdinand Dümmler) hat drucken laſſen. Was Taillandier über dieſe Tragödien und ihren organiſchen Zuſammenhang mit der ganzen poetiſchen Richtung Heine's ſagt, iſt ſehr ſcharfſinnig. „Almanſor und William Ratcliff," ſagt er, „bezeichnen genau den Moment, wo Heine die poetiſche Abtei der Romantik verließ, um — ohne daß er das Gewand derſelben ablegte — in die Armee des Jahrhunderts und der Revolution einzutreten." Taillandier weiſt in dieſen Tragödien die Keime zu dem „Buche der Lieder" (mit dem ſie übrigens theilweiſe von gleichem Alter ſind, da das „lyriſche Intermezzo" bereits die ſchönſten von Heine's nachmals berühmt gewordenen Liedern enthält), ſowie zu allen ſpäteren lyriſchen Dichtungen Heine's nach. „Almanſor," ſagt er, „iſt eine transponirte Elegie; unter dem Schleier phantaſtiſcher Darſtellung liegt uns hier eine wirkliche Geſchichte vor. Dieſe eigenthümliche Compoſition, die der Dichter bald eine „Tragödie" und bald ein „ſchönes Lied" nennt, iſt in der That blos ein Liebeslied, ein Lied, in welchem melodiſche Laute und wildes Geſchrei durch einander gemiſcht ſind." — In der neuen Geſammt-Ausgabe von Heine's Schriften (Hamburg, Hoffmann und Campe) hat übrigens der Herausgeber, Herr Adolph Strodtmann, eine von Heine ſelbſt veranſtaltete Umarbeitung des „Almanſor" aufgenommen, worin die frühere Eintheilung des Drama's in fünf Akte ganz wegfällt, ſo daß es jetzt eine ununterbrochene Dichtung bildet. Heine ſcheint das Undramatiſche des „Almanſor," den er unmittelbar nach ſeiner erſten Publication, ebenſo wie den „Ratcliff," gar zu gern auf alle deutſchen Bühnen gebracht hätte, obwohl der erſte Verſuch, der auf dem Theater von Braunſchweig mit dem „Almanſor" gemacht worden, ſehr ſchlecht ausgefallen war, ſelbſt eingeſehen zu haben. Taillandier weiß die Schwächen der beiden Heine'ſchen Tragödien ſehr präcis anzugeben, wie denn überhaupt dieſer franzöſiſche Eſſay mit das Beſte iſt, was bisher über die beiden dramatiſchen Verſuche Heine's, über das deutſche, fataliſtiſche, oder ſhakſpeariſirende Drama des Jahrzehnds von 1820—1830 und über das Verhältniß Heine's zu Immermann und Platen geſchrieben worden.

— Mommſen's römiſche Geſchichte. Von dem erſten Bande dieſer epochemachenden Arbeit unſeres gelehrten Landsmannes iſt ſoeben eine franzöſiſche Ueberſetzung erſchienen.** Der Ueberſetzer, Herr C. A. Alexandre, hatte ſich mit dem Verfaſſer in briefliche Verbindung geſetzt, wobei Letzterer den Wunſch ausgeſprochen zu haben ſcheint, daß die mehr dramatiſchen Partieen ſeines Werkes dem franzöſiſchen Publikum zuerſt, d. h. vor den beiden erſten Büchern, mitgetheilt werden mögen, die dem Urſprunge des römiſchen Volkes gewidmet ſind. Das „bibliographiſche Bulletin" der Revue des deux Mondes bemerkt hierzu: „Herr Alexandre iſt auf dieſen Wunſch nicht eingegangen, und er hat daran ganz recht gethan. Das Gemälde, das Mommſen von Italien unter den Königen entwirft, iſt voll lebendigen Intereſſes, obwohl noch keine einzelnen Perſönlichkeiten hervortreten. Der geſchickte Ueberſetzer hat ſein Modell mit einer Genauigkeit und einer Treue wiedergegeben, welche für den Fortgang ſeines Unternehmens die beſten Hoffnungen gewährt."

— Das Buch der Erfindungen und Gewerbe. Von dieſem vor etwa acht Jahren erſchienenen, in mehr als 20,000 Exemplaren verbreiteten Werke erſcheint jetzt eine zweite, bedeutend vermehrte und verbeſ-

* Illuſtrirtes Thierleben von Dr A. E. Brehm. Hildburghauſen. Bibliographiſches Inſtitut. 1863.

** Histoire romaine, par M Théodore Mommsen traduite par M. C. A. Alexandre T. I Paris Herold.

Digitized by Google

ſerte Auflage, von der uns bereits die beiden erſten Lieferungen vorliegen.* Daß eine ſo ſtarke Auflage des Buches, wie die erſte, in Deutſchland in einer verhältnißmäßig ſo kurzen Zeit ganz vergriffen iſt und eine zweite nöthig macht, iſt einerſeits für ſeinen praktiſchen Werth und andererſeits für die Ausbreitung gewerblicher Bildung und Kenntniſſe in unſerem Vaterlande ein ehrendes Zeugniß. Wir zweifeln nicht, daß auch die zweite Auflage, bei deren Redaction ebenſowohl wiſſenſchaftliche, als techniſche und künſtleriſche Kräfte von Bedeutung mitwirken, die verdiente Anerkennung finden werde und fügen, da es einer andern Empfehlung nicht bedarf, nur noch hinzu, was die ſechs Bände ihrem Hauptinhalte nach bringen werden:

I. Bildungsgang und Bildungsmittel der Menſchheit.
  Die vervielfältigenden Künſte.
II. Die Kräfte der Natur und ihre Benutzung.
III. Die Gewinnung der Rohſtoffe.
  Aus dem Innern der Erde.
  Landwirthſchaft.
  Jagd und Forſtwirthſchaft.
  Das Waſſer und ſeine Schätze.
IV. Die chemiſche Behandlung der Rohſtoffe.
V. Chemie des täglichen Lebens.
  Chemiſche Behandlung der Faſerſtoffe.
VI. Mechaniſche Behandlung der Rohſtoffe.
  Maſchinenbau- und Werkzeug-Fabrication.
  Manufakturen und Fabriken.
  Seeverkehr und Welthandel.

— Die franzöſiſche Induſtrie. Ein in England lebender deutſcher Kaufmann, Herr David Born, giebt in Hildebrand's „Jahrbuch für National-Oekonomie" folgende Erklärung des Umſtandes, daß die franzöſiſche Luxus-Induſtrie in den letzten zehn Jahren ſo erhebliche Rückſchritte gemacht: „Die Luxus-Induſtrie Frankreichs leidet durch die überſpannten zehnjährigen Anforderungen einer überſättigten, blaſirten Parvenu-Geſellſchaft. Der Hof gab das Beiſpiel und Alles, was mit ihm zuſammenhängt, die offizielle und nichtoffizielle, durch den Hof reich gewordene Klaſſe folgte dieſem Beiſpiele einer in den Annalen Frankreichs nicht ſeltenen Verſchwendung. Die Anſprüche, welche dieſer maßloſe Luxus an die Induſtrie machte, forderte zu immerwährendem Wechſel heraus, bis ſelbſt die Erfindungsgabe des geiſtreichen Frankreichs erſchöpft wurde und an die Stelle des feinen Geſchmackes wiederum wie zur Zeit der Herrſchaft der Pompadour der Reifrockſtyl ſich breit macht. Dieſer barocke Reifrockſtyl iſt es, der jetzt die franzöſiſche Luxus-Induſtrie gehemmt hat, eine Induſtrie, die ihre höchſten Triumphe zur Zeit Ludwig Philipp's feierte, wovon die Beweiſe ſo glänzend im Kryſtall-Palaſte der erſten Induſtrie-Ausſtellung von 1851 von der ganzen Welt anerkannt wurden.

„Aber auch in Frankreich hat jetzt eine neue Induſtrie-Periode begonnen; in der geſtiegenen Einfuhr von engliſchen Kohlen, Eiſen, Maſchinen, Kurzwaaren aus Birmingham und Sheffield, Thonwaaren aus Staffordſhire, kurz, durch den Mehrverbrauch von nützlichen großen Conſumtions-Produkten wird die neue Zeit eingeweiht. In wenigen Jahren wird der Einfluß dieſer Mehreinfuhr ganz ſo, wie es in England geſchehen, auch in Frankreich ſichtbar ſein: die Konſumenten, erſt an die billigeren und beſſeren Waaren gewöhnt, werden für die heimiſchen Produzenten neue Kunden, für die zu arbeiten und ſich zu mühen es lohnt, und ſo fordert der neugeſchaffene Abſatz fremder Waaren die inländiſche Induſtrie zu neuer Anſtrengung auf und hilft mehr Induſtrie ſchaffen, als der frühere Zollſchutz es that."

— Die Helmholtz'ſche Theorie der Ton-Empfindungen. Das ausgezeichnete Werk des Heidelberger Phyſiologen Prof. Helmholtz über die Tonempfindungen, welches im Hinblick auf die Geſangsmethoden und Kehlkopf-Beobachtungen von Garcia und Nachfolger in Nr. 26 dieſer Blätter (vom 30. Juni 1863) beſprochen worden iſt, giebt einen recht merkwürdigen Beweis, wie ſehr die moderne Kultur und die moderne Kritik zu internationaler Würdigung der großen Erſcheinungen auf dem Gebiet der Wiſſenſchaft und Kunſt hinneigen. Die Genfer „Bibliothèque universelle" bringt in Nr. 67 nicht blos am Schluß ihrer literariſchen „Correſpondenz aus Deutſchland" (Chiffre F. G.) eine ſummariſche Notiz, deren Inhalt ſich an unſern Bericht im „Magazin" anlehnt, ſondern auch einen großen unter Helmholtz's eigenen Auſpicien gearbeiteten Artikel des bekannten, bei der unabhängigen Pariſer Preſſe beſchäftigten Schriftſtellers L. Soret: „De la perception des sons" (d. h. wörtlich „Von der Wahrnehmung des Schalles") betitelt.

Beiläufig erkennt man hierbei die Schwierigkeit der Ueberſetzung von Kunſtausdrücken. Herr L. Soret hat, indem er „Tonempfindungen" wiedergeben wollte, doch wohl falſch überſetzt und gegen die Intention von Helmholtz. Denn „perception des sons," Wahrnehmung des Schalles iſt ein phyſikaliſch-phyſiologiſcher Begriff, nicht aber ein muſikaliſch-phyſiologiſcher, wie ihn Helmholtz bedurfte, was er auch ſchon in dem ausführlichen Titel ſeines Buchs klar andeutet, wenn er die Lehre von den Ton-Empfindungen, „als phyſiologiſche Grundlage für die Theorie der Muſik" definirt. Der Berliner literariſche Correſpondent F. G. hat nach Maßgabe unſeres Artikels „Tonemfindung" richtiger mit: „sensation tonique" überſetzt, was ſowohl die phyſiologiſche als die muſikaliſche Seite des Begriffs prägnant ausdrückt.

— Karpathenbilder.* Der Verfaſſer des unten bezeichneten kleinen Werkes gehört zu den Naturen, welche es beklagen, daß die Reiſe-Erlebniſſe der Poſtkutſche zur Mythe geworden, und denen das Eindringen der raſſelnden Dampfmaſchine in einſame romantiſche Thäler wie eine Entweihung der keuſchen ſchweigſamen Natur erſcheint. Dieſe in ihrer Form etwas burſchikos auftretende Sentimentalität des Verfaſſers hindert jedoch nicht, daß er mit klarem Blick das Schöne oder Hervorſtechende der landſchaftlichen Natur erfaßt und unterhaltend ſchildert. Er läßt uns ihn auf der ganzen Tour durch den Haupt-Karpathenſtock begleiten und führt uns durch öde, wilde, ſchauerliche Felspartien, ohne daß wir ermüden. Wir durchſtreifen das Thal von Koscielsko, klimmen Tage lang auf dem Tatra-Gebirge umher, ohne auf einen Menſchen oder eine Hütte zu ſtoßen, erholen uns in dem als ſehr anmuthig geſchilderten Badeörtchen Schmöcks, machen einen Verſuch, die Lomnitzer Spitze und den Krivan zu erſteigen und beſuchen ſchließlich Krakau und Wieliczka. Unter den Alpenpartien findet der Verfaſſer in einigen wilden Diſtrikten Graubündtens noch die meiſte Aehnlichkeit mit den Karpathen, doch tragen dieſe, wegen der viel geringeren Mannigfaltigkeit der Formen, in höherem Grade das Gepräge einer großen Wüſtenei; ſie erſcheinen rauher und unzugänglicher; ihre einander überall ähnlichen Kämme und Grate, ſind ſchärfer und zackiger, ihre Wände ſteiler, mehr geklüftet und vielfältiger gegliedert und ihre meiſt durch Geſchiebe und Halden eingeengten Thalſohlen ſchartenartiger und mannigfacher abgeſtuft.

Eine ausführlich angegebene Reiſetour und eine dem Werkchen angehängte Karte des Tatra-Gebirges machen daſſelbe als Führer für Reiſende ſehr geeignet.

— Bibliographie I. Neue Erſcheinungen auf dem Gebiete der erzählenden Literatur Deutſchlands und des Auslandes:

Die Witkovetze. Hiſtoriſcher Roman (aus der Geſchichte Böhmens und Mährens). Von Elfried von Taura. 3 Bdchn. Wien, H. Markgraf & Co.

Madame de Brandebourg. Hiſtoriſcher Roman (aus der Geſchichte der Belagerung von Turin im 17. Jahrhundert durch die Kurbrandenburger). Von Bernd von Guſeck. 3 Bdchn. H. Markraf.

Die Wittwe und ihre Kinder. Erziehungs-Roman von Marie Sophie Schwartz. Aus dem Schwediſchen von Auguſt Kretzſchmar. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus.

Wilhelm Stjernkrona, oder Iſt der Charakter des Menſchen ſein Schickſal? Erzählung von Marie Sophie Schwartz. Aus dem Schwediſchen von Aug. Kretzſchmar. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus.

Ein Juwel. Südamerikaniſcher Roman von Ernſt Frhrn. v. Bibra. 3 Bde. Leipzig, Hermann Coſtenoble.

Briefe des deutſchen Yorik an Eliſa. Novelle in Briefen. (In der Einleitung wird eine Charakteriſtik jener Eliſa geliefert, an welche Laurence Sterne [Yorik] ſeine berühmten Briefe gerichtet). Jena, Neuenhahn.

— Bibliographie II. Ausländiſche Dichtungen, in's Deutſche übertragen:

Venceſlav Hanka's Lieder. Aus dem Böhmiſchen überſetzt von Alfred Waldau.

Gedichte von Johann Arany. Aus dem Ungariſchen von Ludwig Korodi. Kronſtadt (Siebenbürgen), Heberl und Sindel.

* Das Buch der Erfindungen, Gewerbe und Induſtrien. Rundſchau auf allen Gebieten der gewerblichen Arbeit. Sechs Bände von je 40—50 Bogen in Lexikon-Format. Mit mehreren Tauſend in den Text gedruckten Abbildungen, vielen Tonbildern und Frontiſpicen ꝛc. Subſcr.-Pr. pro Lieferung von 6 reich illuſtrirten Bogen 5 Ngr. Leipzig und Berlin, Otto Spamer, 1864—65.

* Karpathenbilder, von F. W. Hildebrandt. Glogau, Carl Flemming, 1863. 199 S.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

# Magazin
# für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionaire Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr, halbjährlich 2 Thlr, vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

**№ 45.** Mittwoch, den 11. November 1863. **32. Jahrgang.**

## Inhalt:

**Dänemark.** Seite
Das däniſche Blutgerüſt. I. Struenſee als Staatsmann . . . . . . . 529
**Deutſchland und das Ausland.**
Die Reorganiſation des Unterrichts in Rußland und in Frankreich . . . 532
**Frankreich.**
Guizot's Vertheidigung des Conſtitutionalismus . . . . . . . . . 534
**England.**
Sir William Armſtrong über Kohlenverbrauch und Kohlen-Erſparniß . . 537
**Braſilien.**
Eine deutſche Kolonie, nach Gerſtäcker . . . . . . . . . 539
**Mannigfaltiges.**
Berthold Auerbach's geſammelte Schriften . . . . . . . . .
Iſak Noah Mannheimer . . . . . . . . . 540
Neue Enthüllungen über den Tod Puſchkin's . . . . . . . . „
Altfranzöſiſch . . . . . . . . . . „

## Dänemark.

### Das däniſche Blutgerüſt.*

### I.

### Struenſee als Staatsmann.

Vornehmlich durch den Einfluß der franzöſiſchen Aufklärungs-Philoſophie, die ſich in den höchſten Kreiſen und in den gebildeten Schichten der Geſellſchaft von ganz Europa mit reißender Schnelligkeit verbreitete, ſehen wir in den drei letzten Decennien, die der franzöſiſchen Revolution vorangehen, faſt in allen Ländern Europa's auf politiſchem, kirchlichem und ſozialem Gebiete großartige Verſuche der tiefgreifendſten Reformen. Entweder ſind es die Fürſten ſelbſt, die, von dem neuen Geiſte der Zeit entzündet, mit Macht ihre Völker zu Licht und Freiheit emporzuziehen ſuchen, oder es ſind Miniſter, welche, die Unfähigkeit der Regenten benutzend, mit unumſchränkter Gewalt die aus dem Mittelalter ſtammenden Vorrechte des Adels zu vernichten, die Herrſchſucht und Unduldſamkeit der Geiſtlichkeit zu dämpfen, und Bildung und Aufklärung unter dem Volke zu verbreiten ſich bemühen. Pombal in Portugal, Aranda in Spanien, Turgot und Malesherbes in Frankreich, Guſtav III. in Schweden, ja Katharina II. auf dem Throne der Zaren, und vor Allen der edle Joſeph II., Alle verſuchten eine völlige Umwälzung der Staats-Verhältniſſe im Sinne der neu erwachenden Zeit zur Bildung und Beglückung ihrer Völker. Durch Dekrete und Verordnungen von oben herab werden dieſelben Gedanken ins Leben gerufen, die ſpäter der zum Bewußtſein gelangte tiers-état in gebieteriſche Forderungen verwandelte und damit einen Kampf begann, deſſen völlige Beendung noch in der Zukunft liegt. Damals aber gab es noch keinen tiers-état. Die Gedanken der Neuzeit waren nur Eigenthum der gebildeten und höheren Kreiſe und gingen an der großen Maſſe noch unverſtanden vorüber, und das gute Korn der freiwillig geſchenkten und anbefohlenen Freiheiten fand noch keinen hinreichend gelockerten, dankbaren Boden. Außerdem erfolgten die Reformen zum größten Theile in ſo rückſichtsloſer, unvorſichtiger Haſt, ſie waren ſo vielfach mit despotiſcher Willkür gepaart, daß ſelbſt die Urtheilsfähigeren unter denen, für die jene Wohlthaten beſtimmt waren, die gute Abſicht leicht verkannten und mißtrauiſch wurden, wodurch es dem erbitterten Adel und der Geiſtlichkeit leicht wurde, ihre Oppoſition bei der leichtgläubigen großen Maſſe populär zu machen und ſie zu gewinnen. Und ſo erfolgte denn das traurige Schauſpiel, daß alle jene Männer, zum Theil die edelſten ihres Jahrhunderts, entweder gewaltſam geſtürzt wurden, oder verkannt und mit Undank belohnt und mit brechendem Herzen ihre wohlgemeinten Bemühungen vereitelt in den Staub ſinken ſahen.

Zu dieſen Männern gehörte, wie bekannt, auch Struenſee, der ſeinen Einfluß bei dem ſchwachſinnigen Könige Chriſtian VII. von Dänemark zu den wichtigſten Reformen in dieſem Reiche benutzte. Das furchtbare Ende dieſes Mannes, ſowie das traurige Schickſal der mit in ſeinen Sturz hineingezogenen unglücklichen jungen Königin Karoline Mathilde, der Schweſter Georg's III. von England, zog die Aufmerkſamkeit von ganz Europa auf ſich und ſetzte viele offizielle und offiziöſe Federn in Bewegung, die, um das Einſchreiten fremder Mächte abzuwenden, den Ruf der hochſinnigen, wenn auch unvorſichtigen Königin aufs Gröblichſte entſtellten. Damit aber weder Mit- noch Nachwelt zur rechten Einſicht über die zu Grunde liegenden Vorgänge gelangten, wurden die Unterſuchungsakten ſorgfältig geſammelt und wohlverſiegelt nicht an einem einzigen Orte, ſondern in verſchiedenen Archiven in Dänemark und Norwegen niedergelegt und zur unverbrüchlichen Geheimhaltung in beſonderen Verſchluß übergeben, damit künftig an keinem dieſer Aufbewahrungs-Orte eine Geſammtüberſicht der fiskaliſchen Unterſuchung zu gewinnen wäre. Auch die nachfolgenden Herrſcher, Friedrich VI. und Chriſtian VIII., duldeten keine Prüfung der Akten; der Erſtere, der Sohn der unglücklichen Karoline Mathilde, wohl aus mißverſtandener Pietät, weil es ſeinen Erziehern gelungen ſein mochte, auch ihm einen Zweifel an ihrer Unſchuld beizubringen, während der Letztere, der Enkel von Juliane Marie, der gekrönten Hauptverſchwörerin, ſich ſcheute, die Schuld ſeiner Großmutter an's Licht zu ziehen. Erſt der gegenwärtige Herrſcher, Friedrich VII., hat es gewagt, den Schleier von jenen Vorgängen hinwegzuziehen und die Documente einer unparteiiſchen Prüfung zu unterwerfen. Dem däniſchen Schriftſteller Flamand wurde die vollſtändige Veröffentlichung der Original-Akten geſtattet, und nach dieſen Vorlagen verfaßte der däniſche Oberſtlieutenant a. D. v. Jenſſen-Tuſch in deutſcher Sprache eine ſelbſtändige Darſtellung der Verſchwörung gegen die Königin Karoline Mathilde und die Grafen Struenſee und Brandt, mit dem Wunſche, „daß dieſelbe endlich Licht in ein bisheriges geſchichtliches Dunkel bringen und die volle Schuldloſigkeit einer jungen, liebreichen und begabten Königin conſtatiren möge, welche im freudigſten Jugendalter von einer gekrönten Nebenbuhlerin um Thron und alles Lebensglück gebracht wurde."

J. F. Struenſee war im Jahre 1737 zu Halle a. d. S. geboren, der Sohn eines dortigen Predigers. Mit ungewöhnlichen geiſtigen Gaben und dem Triebe zum unabhängigen Denken ausgerüſtet, ſtellte er ſich ſehr frühe der ſtreng orthodoxen und myſtiſchen Richtung in ſeinem Vaterhauſe, wie auf der Waiſenhaus-Schule, entgegen. 14 Jahr alt, bezog er ſchon die Univerſität in ſeiner Geburtsſtadt, ſtudirte Medizin und erlangte noch vor Ablauf ſeines 20. Jahres den Doctorgrad. Als ſein Vater im J. 1757 zum Hauptprediger an der Stadtkirche zu Altona berufen wurde, gab dies die Veranlaſſung, daß der vielverſprechende junge Arzt noch in demſelben Jahre zum Stadtphyſicus von Altona und Landphyſicus der Herrſchaft

* Die Verſchwörung gegen die Königin Karoline Mathilde von Dänemark, geb. Prinzeſſin von Großbritannien und Irland, und die Grafen Struenſee und Brandt. Nach bisher ungedruckten Originalakten und nach L. J. Flamand in ſelbſtändiger Bearbeitung von G. F. von Jenſſen-Tuſch, Oberſtlieutenant a. D. ꝛc. Leipzig, Hermann Coſtenoble. 1864. IX u. 458 S.

Pinneberg und Grafſchaft Rantzau ernannt wurde. Neue, zum Theil heroiſche, aber faſt immer glückliche Kuren verſchafften ihm hier bald einen großen Ruf, und da er mit einem vortheilhaften Aeußern und angenehmen Auftreten Aufrichtigkeit und Offenherzigkeit verband, niemals Andere verleumdete oder zu ſtrenge richtete und außerdem ſein Geſichtskreis und ſeine Fähigkeiten weit über ſein mediziniſches Fach hinausgingen und er ein begeiſterter Verehrer der Schriften Voltaire's und Rouſſeau's war, ſo konnte es nicht fehlen, daß er in kurzer Zeit ein vielgeſuchter Arzt wurde und in den erſten Häuſern des Landes ſich Liebe und Freundſchaft erwarb. Trotz alledem fand ſein unruhiger, hochfliegender Geiſt keine Befriedigung in ſeiner ärztlichen Stellung. Schon war er im Begriffe, ſein Amt niederzulegen und nach Oſtindien zu gehen, als er im April 1768 durch ſeine vornehmen Freunde zum Reiſearzt des jungen Königs Chriſtian VII. vorgeſchlagen wurde.

Der neunzehnjährige Monarch war vor 1½ Jahren mit der bildſchönen und liebreizenden Karoline Mathilde vermählt worden und bereits war das jugendliche Paar durch die Geburt eines Thronerben beglückt worden. Doch lange ſchon war die Ehe durch die ſinnlichen Ausſchweifungen des Königs, der ſich durch die größte Ungebundenheit und die tollſten Ausgelaſſenheiten für die ſtrenge Erziehung, die er bei Lebzeiten ſeines Vaters genoſſen, rächte, eine tief unglückliche geworden, und die noch nicht ſiebzehnjährige Königin, voll des tiefſten Seelenſchmerzes, verſchloß ſich in ſich ſelbſt und führte mitten im lärmenden Hoftreiben ein einſames Leben, das nur durch die liebevollſte Sorge für ihr Kind einen Inhalt für ſie hatte. Die ſich häufenden Skandalgeſchichten, wozu der Graf Holck den jungen König anzuleiten pflegte, begannen den Monarchen um alle Achtung in der Hauptſtadt zu bringen, und deshalb ſchlugen die Rathgeber der Krone, vornehmlich der Graf Bernſtorff, eine Reiſe nach London und Paris vor, um durch die Bekanntſchaft mit anderen Regenten und Höfen den jungen Fürſten zu anſtändigeren Sitten zu bringen.

Leider aber täuſchte das Reſultat dieſer Reiſe alle frommen Erwartungen. Aeußerlich feinere, elegantere Formen, die er ſich freilich angeeignet hatte, verdeckten nur die tiefe innere, phyſiſche und moraliſche Zerrüttung, welche die ſich jagenden Ergötzlichkeiten und geſteigerten Ausſchweifungen in ihm zurückgelaſſen hatten. Vergebens hatte Struenſee durch wohlmeinenden Rath und Warnung ihn vor dieſen traurigen Folgen zu ſchützen geſucht; da er dies nicht vermochte, ſo war er wenigſtens bemüht, durch anregende Unterhaltung ſeinen Geiſt auf beſſere und edlere Dinge hinzulenken und von tieferem Sinken zurückzuhalten. So kam es denn, daß der König ein ſtets wachſendes Wohlgefallen an der geiſtreichen Unterhaltung und der vielſeitigen Bildung und den reichen Kenntniſſen ſeines Arztes fand, den er bald nicht mehr zu miſſen im Stande war und deshalb nach ſeiner Rückkehr zu ſeinem beſtändigen Leibarzte und Vorleſer machte. Bei der aufrichtigen Ergebenheit, die Struenſee ſtets gegen ihn bewies, ſteigerte ſich das Zutrauen des Königs, der eine ſolche Stütze brauchte, zur völligen Hingabe. Struenſee ward ſein unentbehrlicher Rathgeber in allem Großen und Kleinen, und lohnte dies Vertrauen dadurch, daß er den jungen Alleinherrſcher auf ſein wahres Heil aufmerkſam machte und ohne ihm die freimüthigſten Vorſtellungen zu ſparen, vor Allem Luſt zur Beſchäftigung in ihm erweckte und ſeinem Leben eine geregelte Ordnung gab.

Zugleich bemühte er ſich, eine Annäherung der entfremdeten königlichen Gatten zu bewirken, und ſein redlicher Eifer ward mit dem beſten Erfolge belohnt. Dadurch erwarb er ſich zugleich das unbedingteſte Vertrauen der jungen Königin, die bald in ihm ihren einzigen Freund ſah.

Der Zuſtand des Reiches näherte ſich damals der Anarchie. Durch Gunſt und Intrigue wurden die höchſten Aemter an Hofleute verliehen, deren einziges Verdienſt darin beſtand, daß ſie Kammerjunker oder Pagen geweſen waren, während geringere Stellen an Lakaien und Domeſtiken der Gewalthaber vergeben wurden. Jeder Angeſtellte ſtrebte nach Einfluß außer ſeinem Wirkungskreiſe, um ſich zu ſichern oder höher zu ſteigen, und Subordination fand faſt gar nicht mehr ſtatt. Die Staatsfinanzen waren ruinirt, größtentheils durch Unordnung in der Verwaltung und unerhörten Mißbrauch der Staatsgelder. Schon ſeit vielen Jahren war der Einfluß, den fremde Mächte durch ihre Geſandten auf die Regierung übten, ungebührlich groß und wurde drückend empfunden. Das Staatsleben litt an zu vielen großen und kleinen Beamten, und mit Ehrentiteln und Auszeichnungen wurde ein förmlicher Wucher getrieben. Die ganze Staatslenkung lag in den Händen weniger altadeliger Herren, die den ſogenannten geheimen Staatsrath bildeten und die abſichtlich dem Könige alle Theilnahme an Regierungsgeſchäften zu verleiden ſuchten, indem ſie den Gang der Geſchäfte mit überflüſſigen formellen Arbeiten beläſtigten und die ihm zur Entſcheidung vorgelegten Sachen auf weitſchweifige und unklare Art referirten. Selten ließen ſie ihm die Wahl zwiſchen zwei Alternativen, ſondern nöthigten ihn nur zur Sanction der ſchon im voraus von ihnen getroffenen Entſcheidungen.

Alle dieſe großen Uebelſtände und tief eingewurzelten Mißbräuche erkannte Struenſee mit klarem Blicke; er ſah deutlich alle die Fäden der ſchlechten Staatsverwaltung; ſein durch die neuere franzöſiſche Literatur genährter, hoch erhabener Geiſt war auf Verbreitung von Menſchenwohl gerichtet, wozu ihm ſein bisheriger Beruf nicht genügt hatte, weil er in ſich die Fähigkeit zu höherem Wirken fühlte. Jetzt ſah er ſeine perſönliche Lage am Hofe durch das innige Vertrauen beider königlichen Gatten befeſtigt, und ſo faßte er denn den kühnen Entſchluß, die gewonnene Stellung zu des Landes Beſtem zu benutzen und im Einverſtändniß mit der Königin ſelbſt Hand an große und durchgreifende Reformen zu legen.

Eröffnet wurde dieſe ſeine Thätigkeit durch einen am 4. Sept. 1770 unmittelbar aus dem Kabinet des Königs hervorgegangenen Erlaß über die Einſchränkung von Titelverleihungen und Auszeichnungen, die fortan nur für treue Erfüllung von Amtspflichten verliehen werden und beſondere Fähigkeiten und Verdienſte belohnen ſollten — eine Botſchaft, die von allen Verſtändigen mit der größten Freude und dem wärmſten Danke begrüßt wurde. Noch größeren Beifall aber aller Wohlgeſinnten und im Geiſte der Zeit Fortſtrebenden rief ein zweiter, unmittelbar folgender Erlaß hervor, der die bisherige Cenſur aufhob und vollſtändige Preßfreiheit verlieh. Der König, ſo hieß es in der vortrefflichen Motivirung, ſei der Meinung, daß es der unparteiiſchen Unterſuchung der Wahrheit ſchädlich ſei und die Ausrottung veralteter Irrthümer verhindere, wenn redlich geſinnte Patrioten, denen das allgemeine Wohl und das wahre Beſte ihrer Mitbürger am Herzen liege, abgehalten würden, ſich nach ihren Kenntniſſen, ihrem Gewiſſen und ihrer Ueberzeugung öffentlich durch die Preſſe zu äußern, Mißbräuche anzugreifen und Vorurtheile aufzudecken und zu beleuchten.

Beide Erlaſſe waren unmittelbar aus dem Kabinet des Königs ausgefertigt und in deutſcher Sprache abgefaßt, die fortan in allen durch Struenſee bewirkten Anordnungen zur Anwendung kam. Erweckte das Erſtere das Mißtrauen der bisherigen Staatslenker, ſo erregte der zweite Umſtand auch in weiteren Kreiſen großen Anſtoß, da das däniſche Nationalgefühl ſich empfindlich gekränkt fühlte. Denn wenn auch, wie der Verfaſſer bemerkt, damals die vornehmeren Klaſſen weder däniſch leſen, noch ſchreiben konnten, ja es hohe Staatsbeamte gab, die ungeachtet eines langen Aufenthaltes in Kopenhagen nicht einmal däniſch verſtanden, die Armee nach deutſchem Reglement commandirt, und Kriegsverhöre in deutſcher Sprache protocollirt wurden, ſo war doch bei den Regierungserlaſſen dieſelbe bisher nur in den für die deutſchen Theile des Reiches beſtimmten angewendet worden. So begegnen wir gleich an der Schwelle von Struenſee's ſtaatsmänniſcher Thätigkeit der ihn bezeichnenden Unvorſichtigkeit und verwegenen Rückſichtsloſigkeit, womit er ſich ſein raſches Unglück bereiten ſollte.

Auch die Königin hatte, während ſie durch ihre Leutſeligkeit und liebreiche Herablaſſung ſo viele Herzen gewann, das Unglück, daß ſie, indem ſie den Launen ihres Gemahls nachgab, beſonders unter den Frauen vielfach Aergerniß erregte; denn ſie ſchoß bei den Feſten der Kopenhagener Schützengeſellſchaft nicht nur eigenhändig ihren Vogel ab, ſondern ſie erſchien auch öffentlich in Mannskleidern, en homme zu Pferde ſitzend, weil ihr Gemahl es ausdrücklich ſo wünſchte.

Schlag auf Schlag erfolgten indeſſen die Reformen, und raſtlos ſchritt Struenſee auf dem eingeſchlagenen Wege kühn und verwegen fort.

Die Männer, die bisher die Maſchine des Staates leiteten, mußten weichen. Wenige Tage nach dem Erſcheinen jener beiden Erlaſſe ſchrieb der König einen eigenhändigen Brief an den Grafen v. Bernſtorff, worin er ihm für bisher treu geleiſtete Dienſte dankte, aber zugleich zu erkennen gab, wie er, wegen gewiſſer beabſichtigter Veränderungen im Regierungsſyſtem, ſeines Rathes ferner nicht bedürfe, weshalb er ihn mit einer Penſion von 6000 Thalern entlaſſe. Bernſtorff's Schickſal, der, von dem bei ihm lebenden Klopſtock begleitet, die Hauptſtadt ſogleich verließ und ſich auf ſeine Güter in Holſtein zurückzog, erregte allgemeine Theilnahme. Zwar hatte er der Verſchwendung des Hofes Vorſchub geleiſtet, Ausländer begünſtigt und ſich wiederholt von Projectenmachern auf Koſten der Staatskaſſe beſchwindeln laſſen, aber er war doch ein edler Charakter und meinte es ehrlich mit dem Wohle des Staates. Im Dienſte ſeines zweiten Vaterlandes hatte er in einer langen Reihe von Jahren einen großen Theil ſeines Vermögens geopfert, das Anſehen des Königreiches bei fremden Höfen weſentlich gehoben, den für daſſelbe ſo einträglichen Freihandel durchgeſetzt und den Seehandel nach dem Mittelländiſchen Meere und der Levante geſchaffen. Den Armen war er ſtets ein Vater geweſen,

Digitized by Google

und ſo begreift es ſich, daß die ganze Nation über ſeinen Fortgang trauerte und die allgemeine Hochachtung ihn bei ſeinem Sturze begleitete. Sein Poſten als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten wurde nicht gleich wieder beſetzt und den fremden Geſandten angezeigt, daß ſie fortan in Angelegenheiten ihrer Höfe direct an Se. Maj. den König und zwar ſchriftlich ſich wenden möchten.

Der Entlaſſung Bernſtorff's folgte eine große Anzahl anderer auf dem Fuße, und es zeigte ſich immer deutlicher, daß es auf eine vollſtändige Reform der Verwaltung abgeſehen war.

Struenſee, zum Konferenzrath ernannt, las oder trug dem Könige ſeine Entwürfe vor, worauf dieſer ſogleich ſelbſt ſeine Befehle niederſchrieb. Die perſönliche Einwirkung anderer Perſonen auf des Königs Entſchließungen wurde dadurch verhindert, daß alle an den König gerichteten Vorſtellungen ſchriftlich geſchehen mußten, worauf des Königs Entſcheidung ebenfalls ſchriftlich erfolgte.

Die Geſchäfte der verſchiedenen Departements, deren es für jede Abtheilung der Verwaltung nur eines geben durfte, wurden ſo von einander geſchieden, daß jedes nur diejenigen Angelegenheiten zu verwalten hatte, die demſelben ihrer Natur nach zuſtanden, und keines einen Einfluß auf das andre übte.

Hinſichtlich der auswärtigen Angelegenheiten wurde erklärt, der König habe ſich vorgenommen, bei fremden Regierungen keinen weiteren Einfluß zu erſtreben, als auf Dinge, welche die Stellung des Reiches als ſolches und das Beſte des Handels beträfen. Dabei wolle Se. Maj. die Koſten ſparen, welche viele prächtige Geſandtſchaften bei fremden Höfen erforderten. Andererſeits wolle der König aber auch fremden Mächten keinen Einfluß auf die inneren Angelegenheiten ſeiner Reiche geſtatten.

In Betreff der letzteren wurde beſchloſſen, daß alle Staatseinnahmen in eine einzige Kaſſe fließen und von da aus das Erforderliche den verſchiedenen Departements angewieſen werden ſollte. Die Erhebungen der Einnahmen ſollten vereinfacht und alle Natural-Lieferungen in Geldabgaben verwandelt werden. Von den Ausgaben für die Staatsverwaltung ſollten die für den Hof und die königliche Familie ſtreng getrennt werden. Ordnung und Sparſamkeit wurden als die einzigen Mittel zur Abhülfe der zerrütteten Finanzen erkannt. Alle übermäßigen Penſionen wurden herabgeſetzt.

In den Juſtizangelegenheiten wollte der König keine Sache zur Entſcheidung vorgelegt erhalten, ehe ſie nicht in geſetzmäßiger Form vor dem Gerichte verhandelt ſei. Die Anzahl der Gerichtshöfe wurde vermindert, da jeder, welchen Standes er auch, vor Gericht nur als Bürger anzuſehen ſei. Die Richter ſollten keine Sporteln genießen, ſondern auf feſte Einnahmen aus der Staatskaſſe angewieſen ſein, und der Prozeßgang ſollte verkürzt werden. Hierzu macht der Verfaſſer folgende Bemerkung: „Es giebt kein Land in ganz Europa, das ſich einer ſo guten Prozeßführung zu rühmen hat, als das jetzige eigentliche Königreich Dänemark, mit Ausſchluß der drei deutſchen Herzogthümer. Bei jeder Sentenz der Obergerichte muß ausgeſprochen werden, ob der Prozeß in geſetzlicher Weiſe geführt worden und daß keine Verſchleppung der Sache ſtattgefunden habe. Den Mann, dem die Dänen dieſe große Rechtswohlthat zu verdanken haben, belohnten ſie dafür mit dem Henkerbeil.“ Auch wurde die ſogenannte „ſcharfe Examination,“ um einen kriminell Angeklagten, gegen den ſtarke Indicien zeugten, durch Anwendung der Knute zum Bekenntniß zu bringen, abgeſchafft; denn der König wolle lieber einen Schuldigen frei ausgehen laſſen, als einen vielleicht Unſchuldigen ſo behandeln ſehen. Nach Struenſee's Sturz wurde natürlich, da ja alles verwerflich ſein ſollte, was von ihm herrührte, dieſe lobenswerthe Praxis ſogleich wieder abgeſchafft.

Für die Marine wurde als Grundſatz aufgeſtellt, daß die Stärke derſelben nicht in der Anzahl der Schiffe zu ſuchen ſei, ſondern vielmehr darin, daß die vorhandenen ſeetüchtig und wohlequipirt erhalten würden.

Außer dieſen allgemeinen Regeln ſuchte Struenſee namentlich folgende Anſichten beim Könige und in der Verwaltung geltend zu machen:

Das Hinzuſtrömen vieler Perſonen zum Hofe, die dort ihr Glück zu machen hofften, ſei ſchädlich. Beſſer ſei es, daß der Adel auf ſeinen Gütern lebe, wenn er ohne Beſchäftigung ſein wolle. Um amtliche Anſtellungen zu erhalten, müſſe er zuvor auf niedrigeren Dienſtſtufen ſich dazu tauglich gemacht haben, nicht aber ſolche von Gunſt und längerem Aufenthalte am Hofe erwarten. Nur die Befähigung allein, die durch angeſtellte Prüfungen ſich herausgeſtellt, berechtige zur Bekleidung von Aemtern und Beförderungen. An die Hofbedienten und Hofbeamten dürfe kein Almoſen ertheilt werden, deſto reichlicher aber an Arme und Bedrängte. Fabriken und Gewerbe, die nicht auf eigenen Füßen ſtehen könnten, dürfen nicht auf Koſten des Staates unterhalten, wohl aber Prämien für anerkannte Fortſchritte ertheilt werden. Die Hauptſtadt müſſe groß und wohlhabend gemacht werden durch Induſtrie und auswärtigen Handel, nicht durch Luxus und zahlreiche Conſumenten. Sittenverbeſſerung könne nicht durch Polizeigeſetze erzielt werden, denn jeder Zwang erzeuge nur Heuchelei.

Niemand wird das Geſunde und Zeitgemäße in dieſen Ideen verkennen; nur mußten dieſelben ohne Ueberſtürzung, mit Vorſicht und gehöriger Kenntniß des Landes und des Volks-Charakters in Ausführung gebracht werden.

Von den vielen Einrichtungen und Maßregeln, deren Urheber Struenſee war, erwähnen wir noch folgende:

Den geheimen Staatsrath, der ſeit der Einführung der Alleinherrſchaft in Dänemark (1660) immer aus Mitgliedern des höchſten Adels beſtand und einen großen Theil der königlichen Machtvollkommenheit an ſich geriſſen hatte, mit einem einzigen Streiche abzuſchaffen, erſchien nicht thunlich; Struenſee begnügte ſich daher, ihn in ſeiner Macht zu beſchränken: der Rath ſolle ſein Gutachten dem Könige ſchriftlich einreichen, der ſeine ſelbſtändige Entſcheidung ſich ungeſchmälert vorbehalten wolle. Erſt nach einigen Monaten wurde der Staatsrath völlig beſeitigt. Natürlich zog Struenſee ſich hierdurch die entſchiedenſte Erbitterung des hohen Adels zu; ſonſt aber wurde, wie es ſchien, dieſe Maßregel im ganzen Lande mit Beifall aufgenommen.

Die bisher erhobene Salzſteuer erſchien Struenſee als eine ſo ungerechte und die geringeren und ärmeren Volksklaſſen drückende, daß er trotz ſchwerer außerordentlicher Ausgaben ihre unverzügliche Aufhebung verlangte.

Nicht geringere Freude erregte die Verordnung, daß künftig kein Diener, der einem Herrn aufgewartet hatte, zu einem öffentlichen Amte vorgeſchlagen werden dürfe. Damit war das verhaßte Lakaienthum abgeſchafft und der häufigen Vernachläſſigung wiſſenſchaftlich gebildeter Männer gegen Menſchen, die vom Bock gefahren oder hintenauf geſtanden hatten, ein beſtändiger Hemmſchuh vorgeſchoben.

Durch ein Reglement für die Frohndienſte auf den adligen Gütern hörte der arme leibeigene Bauer auf, ein willenloſes Werkzeug in den Händen des Gutsherrn zu ſein, und wurde unter den Schutz der Geſetze geſtellt.

Die Aufhebung der überflüſſigen Feiertage, wie ſie ſchon in vielen andern proteſtantiſchen Ländern erfolgt war, erregte den Verdruß der damals noch zahlreichen Clique der orthodoxen Frömmler, die dadurch einen weſentlichen Beſtandtheil der chriſtlichen Religion verletzt erklärten. Auch wurde von denſelben die Einführung von Theatervorſtellungen an den Sonntagsabenden als eine ſchamloſe Entheiligung des Feiertages gerügt. Doch noch ärger war ihr Lärm über eine andere echt humane Einrichtung Struenſee's. In Kopenhagen nämlich waren geheime Geburten, Kindermorde und Ausſetzung Neugeborner an der Tagesordnung. Um dieſen unnatürlichen Verbrechen zu ſteuern, errichtete Struenſee ein Findelhaus. Schon in den erſten vier Tagen fand man in der an der Straße angebrachten Schublade 24 eingelegte Kinder. Die Frömmler ſahen darin eine Aufforderung zur Unkeuſchheit, wütheten in der Preſſe und behaupteten ſogar, die nunmehrige leichtere Entfernung unehelicher Kinder werde auch zur Blutſchande führen. Allein die öffentliche Meinung erkannte die Wohlthat ſo ſehr an, daß das Findelhaus auch nach Struenſee's Fall unangetaſtet blieb.

Auf denſelben Gedanken, daß die Heilung der moraliſchen Wurzel eines Uebels dem Fortſchreiten der öffentlichen Sittlichkeit und dem moraliſchen Einfluſſe zu überlaſſen ſei, der Staatslenker aber zunächſt die Pflicht habe, die für den Staat unmittelbar ſchädlichen Folgen abzuwenden — auf denſelben Gedanken iſt auch Struenſee's Einführung der Zahlenlotterie in Dänemark zurückzuführen. Das Land war nämlich überſchwemmt von Colporteuren für auswärtige Lotterien, wodurch bedeutende Summen außer Landes gingen; um dieſe demſelben zu erhalten, geſtattete er die Einführung des Lotterieſpiels. Später nahmen die Regierungen die Leitung des Inſtituts ſelbſt in die Hand, bis es erſt in neueſter Zeit unter Chriſtian VIII. gänzlich abgeſchafft wurde.

Wenn ſchon aus dem Angeführten die ſtaatsmänniſche Tüchtigkeit des Mannes, ſein Eifer für das Wohl des Volkes, beſonders der niederen Klaſſen, in hellen Zügen hervorleuchtet, ſo iſt aus der großen Menge von weiteren nützlichen Einrichtungen und Maximen, die der Verfaſſer mit dem höchſten Fleiße zuſammengeſtellt und ausführlich behandelt, die großartige und unermüdliche Thätigkeit Struenſee's erſichtlich, der wahrlich nicht zum behaglichen Ausruhen ſeine Stellung benutzte.

Nur auf ein Faktum müſſen wir noch hinweiſen, weil es ſpäterhin zu der verleumderiſchſten Anklage den Anlaß bot. Der dreijährige Kron-

prinz nämlich war ein Kind von äußerſt ſchwächlichem Körperbau mit Anlage zur ſogenannten engliſchen Krankheit. Im vollen Einverſtändniß mit der Mutter trat nun auf Struenſee's Rath eine Behandlung des Kindes ein, die ſowohl auf die Erſtarkung und Abhärtung des Körpers, wie auf die Beſeitigung des Hanges zum Eigenwillen und launiſchen Weſen berechnet war. Der junge Prinz hielt ſich in der leichteſten Kleidung barfuß meiſt in einem ungeheizten Zimmer auf, hatte nur einen Spielkameraden von gleichem Alter und blieb ohne alle Bedienung und Hülfeleiſtung. Nie wurde ihm ſein Wille, wenn er mit Schreien und Eigenſinn ihn behauptete, erfüllt. Dreimal mußte er täglich kalt baden, während ſeine Koſt in den allereinfachſten Nahrungsmitteln beſtand und auf das kärglichſte Maß herabgeſetzt wurde. Die Folge dieſer ſpartaniſchen Zucht war, daß der Prinz ſich von Jugend auf an Selbſtbedienung gewöhnte, ſein Körper erſtarkte und er die frugale, mäßige Lebensweiſe ſo lieb gewann, daß er ſie ſein Lebelang beibehielt und im vorgerückten Alter Strapazen auszuhalten vermochte, die Jüngere unerträglich fanden.

Bei alledem iſt klar, daß Struenſee ſowohl hierdurch, wie durch eine Menge anderer Maßregeln der Böswilligkeit Anlaß zu ſchweren Verdächtigungen bot und ſich die erbittertſten Feinde bereitete, die nur auf eine Gelegenheit und die Gunſt der Umſtände warteten, um ihren Haß in furchtbarem Angriff zu entladen; nun fragte es ſich, ob er der Mann war, ſeinen Feinden eine unerſchütterliche Stirn zu bieten.

## Deutſchland und das Ausland.

### Die Reorganiſation des Unterrichts in Rußland und in Frankreich.

Wir haben in einer der früheren Nummern des „Magazin"* von den Bemühungen der ruſſiſchen Regierung um die Reorganiſation der Schulen berichtet. Es wurde erwähnt, wie das Miniſterium der Volksaufklärung dafür geſorgt hat, dem Entwurf zur Reform des Unterrichtsweſens die möglichſt größte Verbreitung zu geben, um die verſchiedenſten Stimmen über denſelben zu vernehmen. Dem ruſſ. Staats-Secretär S. von Tanejev wurde der Auftrag ertheilt, jenes Reorganiſations-Project auch auswärtigen Gelehrten zur Begutachtung vorzulegen. Von dem Erfolge ſeiner Sendung hat Herr v. Tanejev in einer beſonderen Schrift Rechenſchaft gegeben. Aus dieſer Schrift theilt die „Ruſſiſche Revue"** in einem Aufſatze: „Tanejev's Sendung und ihre Ergebniſſe," das Weſentlichſte mit, da, wie es daſelbſt heißt, es ſich hier um die Beurtheilung von Gegenſtänden handelt, welche nicht nur die Kultur-Intereſſen Rußlands, ſondern mehr als Eine Seite des Unterrichtsweſens überhaupt nahe berühren.

Herr v. Tanejev hat, wie wir in dem Aufſatze erfahren, Männer von Ruf in Deutſchland, Frankreich und Belgien um eingehende Beurtheilungen des Entwurfs erſucht und die Theilnahme einiger Literaten gewonnen, die in die Hauptſumme der auf unmittelbare Kenntniß der Sache begründeten Meinungsäußerungen das friſche Element ganz unparteiiſcher Anſchauungen brachten. Den wärmſten Antheil zeigten die deutſchen Pädagogen, die meiſt ihre Gutachten ſchriftlich ausarbeiteten. In Frankreich erlangte Herr v. Tanejev nur mündliche Meinungsäußerungen; Viele enthielten ſich unter irgend einem Vorwande jedes Urtheils, offenbar weil, wie Herr von Tanejev bemerkt, es in Frankreich keine eigentlichen, gründlich gelehrten Pädagogen giebt. Auch die belgiſchen Gelehrten hielten aus unbekannten Gründen mit ihren Urtheilen zurück.

Im Allgemeinen wurde der Entwurf günſtig aufgenommen; nur erſchien er Einigen zu idealiſtiſch, weil er von Seiten des Lehrerſtandes ſowohl, als auch von Seiten der Geſellſchaft die Theilnahme und Mitwirkung ſo kenntnißreicher und aufgeklärter Leute vorausſetze, wie man ſie auch im Auslande nicht immer finde. Gewiß ein ungerechter Tadel! Jede menſchliche Einrichtung, ſoll ſie in ſich die Möglichkeit des Fortſchrittes und der Verbeſſerung tragen, muß idealiſtiſch ſein. Eine Schuleinrichtung, die nur dem actuellen Bildungsſtande der Lehrer und des Publikums angepaßt wäre, würde über dieſen Bildungsſtand nicht hinausführen, und die Schule würde bald hinter den Fortſchritten und Forderungen der Zeit zurückbleiben. Es verſteht ſich freilich von ſelbſt, daß zur Ausführung eines ſolchen idealiſtiſchen Entwurfes Männer an die Spitze geſtellt werden müſſen, die, das ideale Ziel immer vor Augen habend, der Wirklichkeit Rechnung zu tragen verſtehen und ſo allmählich Lehrer und Publikum dem Ziele immer näher führen.

Schon die Definition der Volksſchulen ſtieß auf Widerſpruch. So hält ein namhafter deutſcher Schulmann den Zweck der Volksſchule, wie ihn der Entwurf angiebt: „die moraliſche und geiſtige Bildung des Volkes in dem Grade zu fördern, daß ein Jeder ſeine Rechte erkennen und ſeine Pflichten verſtändig, wie es dem Menſchen geziemt, erfüllen lerne," im Prinzip für vortrefflich, in der Praxis aber, mit Hinweiſung auf die Grundrechte vom Jahre 1848, für gefährlich! — Einem Anderen genügt „die moraliſche Bildung" allein noch nicht; es ſolle heißen: „religiös-moraliſche Bildung." Wir hatten in unſerem früheren Referat über den Entwurf es als einen beſonderen Vorzug anerkannt, daß, indem der Einfluß der Geiſtlichkeit auf die Schule nur auf den eigentlichen Religionsunterricht beſchränkt wird, dafür geſorgt iſt, daß die Schule, unabhängig von der klerikalen Bevormundung, nicht einer einzelnen confeſſionellen Partei diene. Das „religiös-moraliſche" iſt die Hinterthür, durch die der confeſſionelle Partikularismus mit ſeiner Intoleranz und Proſelytenmacherei wieder einziehen kann. — Noch einem Anderen iſt die Hauptaufgabe der Schule: „die Menſchen in der Berufstreue zu beſtärken und nicht dahin zu führen, das Glück außerhalb derſelben zu ſuchen," d. h. ſie zu einem geduldigen servum pecus zu machen, das ſeine Arbeit treulich verrichtet und nichts weiter begehrt, als daß es ſeiner Krippe nie an Futter fehle.

Noch mehr iſt die Abſicht des ruſſiſchen Miniſteriums aufgefallen, die Einrichtung der Volksſchulen dem Gutdünken der Privatunternehmer und der reſpektiven Gemeinden zu überlaſſen. „Auch in denjenigen Staaten, meinte man, wo die Volksaufklärung allgemein verbreitet iſt, wo es alſo den Unternehmern nicht an Muſteranſtalten fehlt, wäre es poſitiv unmöglich, ſolche Schulen ohne Inſtruction und ohne Aufſicht zu laſſen." Allein der Entwurf läßt es durchaus nicht an Inſtruction und Aufſicht fehlen. Er giebt für alle Volksſchulen einen beſtimmten Schulplan und ſetzt das Ziel feſt, wohin die Volksſchule ihre Zöglinge führen ſoll. Die unmittelbare Aufſicht, daß dem Willen der Regierung entſprochen werde, führt der von der Gemeinde gewählte Schulvorſteher, der unter der Controle des vom Staate eingeſetzten Departements-Directors ſteht, welcher wiederum dem Miniſterium der Volksaufklärung verantwortlich iſt. Unſeren deutſchen Schulmännern genügt dies noch nicht; ſie vermiſſen den ſtrengen bureaukratiſchen Mechanismus, der bei uns die Wirkſamkeit der Gemeinde auf die Schule faſt nur auf das bloße Bewilligen und Zahlen der nöthigen Geldmittel beſchränkt hat. Mit Recht ſucht der Entwurf Privatleuten die Errichtung von Schulen zu erleichtern, die übrigens unter derſelben Controle wie die Gemeindeſchulen ſtehen ſollen. Privatſchulen ſind das beſte Correctiv und der beſte Sporn für Gemeindeſchulen, die hinter dem Bedürfniſſe des Publikums zurückbleiben. Je mehr die öffentlichen Schulen ihrem Zwecke entſprechen, deſto mehr nimmt auch das Verlangen nach Privatſchulen ab.

In den Urtheilen über die Wahl der Lehrgegenſtände hat ſich die Vorliebe der Spezialiſten für ihren Zweig vielfach bemerkbar gemacht. In Betreff der Disciplin ſpricht ſich ein großer Theil gegen die völlige Aufhebung der körperlichen Züchtigung in der Volksſchule aus. Von 33 deutſchen Gelehrten ſtimmten 14 gegen die Abſchaffung. „Alſo, ſagt der Redacteur der Revue in einer Anmerkung, Gott ſei Dank, doch nicht die Majorität!" Derſelbe wundert ſich, unter den die Abſchaffung der Prügelſtrafen Verwerfenden auch den bekannten Dichter Berthold Auerbach zu finden, dem er eine Stelle aus ſeinem „Schatzkäſtlein des Gevattersmannes" (B. Auerb. Schriften, Bd. 17, S. 222) entgegenhält, die, meint er, offenbar ein treuerer Ausdruck ſeines eigenen Gefühls und ſeiner ethiſchen Anſchauung iſt, als jenes von ihm abgegebene Votum. Wir möchten faſt vermuthen, daß der Redacteur in Folge einer poetiſchen Licenz des Dichters dieſem eine fremde Schuld aufbürdet. — Was übrigens die Prügelſtrafe betrifft, ſo gehört nicht jede körperliche Zurechtweiſung zu derſelben. Wenn der Lehrer bei einem ungezogenen Kinde mit der Ruthe oder bei einem frechen Buben durch eine Ohrfeige ſeiner Ermahnung einen größeren Nachdruck giebt, ſo iſt das keine Schulſtrafe, da in dieſem Falle der Lehrer nur von dem ihm in der Schule übertragenen väterlichen Rechte Gebrauch macht. Den Charakter einer Strafe erhält eine körperliche Züchtigung nur dann, wenn in den Schulgeſetzen für beſtimmte Vergehungen eine Anzahl von Prügeln feſtgeſetzt iſt und der Lehrer oder das Lehrer-Collegium ſie in Folge eines Urtheils dem Betreffenden aufzählen läßt. Eine ſolche Züchtigung iſt barbariſch und entehrend, und wenn irgendwo,

* 1863, N. 3, S. 31.

** Zeitſchrift zur Kunde des geiſtigen Lebens in Rußland. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Wolfſohn. Leipzig, E. F. Steinacker. St. Petersburg, Kaiſerliche Hofbuchhandlung von H. Schmitzdorff. 1863, Band II., Juli, S. 63 flg.

Digitized by Google

ſo muß ſie gerade in Rußland, wo die Knute bisher eine ſo große Rolle geſpielt hat, aus der Schule verbannt werden, damit nicht ſchon in den zarten Kindern das Gefühl für menſchliche Würde und Ehre erſtickt werde. Von einer ſolchen Strafe gilt, was einer der größten Pädagogen des Alterthums, Quintilianus, ſagt: „Das Böſe muß frühzeitig im Kinde gebrochen werden, ehe es zur Gewohnheit wird. Schläge aber ſind etwas Häßliches und Knechtiſches, daher ein ſchlechtes Erziehungs-Mittel. Wer durch Tadel ſich nicht beſſern läßt, wird auch bald hartnäckig. Ueberhaupt ſoll ſich Niemand gegen das ſchwache Alter, das dem Unrechte nichts entgegenſetzen kann, allzuviel erlauben.“

Sehr beherzigenswerthe Rathſchläge werden dem Miniſterium von den Pädagogen in Betreff der Wahl der Lehrer gegeben, Rathſchläge, die jedoch bei der großen Zahl der neu zu errichtenden Schulen nur ſehr ſchwer befolgt werden können. In dem ruſſiſchen Entwurf iſt in dieſer Hinſicht geſagt: „Lieber ein mangelhafter Unterricht, als gar keiner.“ Bei dieſem Satze verweilen zwei deutſche Gelehrte. „Ein großer und kühner Gedanke, ſagt der Eine, ein Gedanke, mit dem ich mich unter einer Bedingung vollkommen einverſtanden erkläre: wenn in dem Volksleben im Allgemeinen die guten Grundſätze und Inſtinkte über die böſen die Oberhand haben.“ Ein Anderer bemerkt: „Dieſer Satz heißt ſo viel als: Lieber ein ſchlechter Unterricht, als gar keiner; da aber ein ſchlechter Unterricht mehr Schaden als Nutzen bringen kann, ſo haben wir nicht das Recht, uns von dem Sinne des hier ausgedrückten Gedankens hinreißen zu laſſen.“ — Offenbar haben hier die Pädagogen aus einer Unklarheit der Begriffe den Entwurf mißverſtanden. Ein mangelhafter Unterricht iſt nicht ein ſchlechter, wie ein ſchlechter nicht gerade ein mangelhafter zu ſein braucht. Mangelhaft iſt der Unterricht, wenn der Lehrer zwar die Abſicht hat, die Wahrheit zu lehren, er aber in Folge unzureichender Kenntniſſe oder fehlerhafter Methode ſeinen Zweck nur unvollkommen erreicht. Ein ſolcher Unterricht hält den Schüler in ſeiner geiſtigen Entwickelung auf und zwingt ihn, ſpäter die Lücken in ſeinem Wiſſen auszufüllen und manches Falſche zu berichtigen; aber er wirkt nicht moraliſch ſchädlich. In der That giebt es unzählige Beiſpiele von vortrefflichen Männern, die in ihrer Jugend einen ſehr mangelhaften Unterricht genoſſen und dennoch ſich durch Wiſſen und Charakter vor vielen Anderen ausgezeichnet haben. Daher ſagt der Entwurf mit Recht: „Lieber ein mangelhafter Unterricht, als gar keiner!“ Schlecht hingegen iſt ein Unterricht, wenn dem Lehrer das Wiſſen nicht Zweck, ſondern Mittel iſt zur Erreichung gewiſſer Tendenzen, die der Schule fern liegen müſſen; wenn die Wahrheit abſichtlich verſchwiegen oder gefälſcht wird, um die jugendlichen Gemüther irre zu leiten. So iſt in den Jeſuitenſchulen und in anderen Anſtalten ähnlicher Tendenz der Unterricht ein ſchlechter, ja um ſo ſchlechter, von je kenntnißreicheren Männern und gewandteren Methodikern er ertheilt wird, weil er die Jugend demoraliſirt, und von ihm gilt der Grundſatz: „Lieber gar kein Unterricht, als ein ſchlechter!“

Wir übergehen die Ausſtellungen, die man gegen den Entwurf in Betreff der mittleren und höheren Schulen gemacht hat, da wir uns in unſerem früheren Aufſatze auch nur auf die Volksſchulen beſchränkt haben. Nur Eins dürfen wir nicht unerwähnt laſſen, weil nicht laut genug dagegen proteſtirt werden kann. Wir begnügen uns, die betreffende Stelle aus der Ruſſ. Revue wörtlich, ohne alle Bemerkungen von unſerer Seite, anzuführen: „In Betreff der an die Studirenden zu verabfolgenden Geld-Unterſtützungen, ſagt der Referent in der Revue, rathen einige Pädagogen zu großer Vorſicht. Wer nicht ſelbſt die nöthigen Mittel dazu hat, kann ſich ſelten den Wiſſenſchaften mit vollſtändigem Eifer widmen; noch größer aber iſt ſeine Verlegenheit zwiſchen dem Austritt aus der Univerſität und dem Antritt eines ernährenden Poſtens. Andererſeits iſt es für den Staatsdienſt ſehr unvortheilhaft, wenn die Mehrzahl derer, die ſich demſelben widmen, zu der Klaſſe der armen Bürger gehören. Das iſt kein Vorurtheil, behauptet ein deutſcher Gelehrter: dem Sprößling des mittelloſen Standes fehlt großentheils jener verhältnißmäßig höhere Blick auf das Leben, jenes Edle der Sitten, Gefühle und Gewohnheiten, die man häufiger in wohlhabenden Familien findet, und die durch die Wiſſenſchaften allein nicht erlangt werden können.“

Der Redacteur der Revue bemerkt hierzu: „Der deutſche Gelehrte iſt kein Geringerer als Robert von Mohl! — Wir ſagten bei Erörterung dieſes Punktes (Ruſſ. Rev. Heft I, S. 50): „„Auch in Deutſchland wäre es eine barbariſche Thorheit, wollte man Unbemittelten die Studien erſchweren.‘ Denn Geiſt und Fähigkeiten waren nie ein Vorrecht der Reichen, und weit mehr große Männer ſind aus der Dürftigkeit, als dem Schoße des Wohlſtandes hervorgegangen; das lehrt die deutſche Geſchichte, wie irgend eine.““ — Mohl iſt eine Autorität; wer weiß es nicht? Wohlan, wir fordern den geſchichtskundigen Mohl auf — und Jeden ſonſt, der für ihn das Wort ergreifen will — uns aus der Geſchichte aller civiliſirten Völker zu beweiſen, daß jene unſere Behauptung ungegründet iſt. Bleibt er uns dieſen Beweis ſchuldig, ſo haben wir ein neues Beiſpiel für die traurige Erfahrung, daß zu allen Zeiten ſelbſt Männer von ſolcher Einſicht und Gelehrſamkeit wie Mohl ſich Dinge einbilden, Ueberzeugungen ausſprechen und zu Maßregeln rathen konnten, denen in der That nichts Anderes zu Grunde lag, als eine barbariſche Thorheit! — Herr von Tanejev ſelbſt, der in ſeinem Bericht mit höchſt lobenswerther Beſcheidung das Relata refero durchführt und ſich jeder Kritik der dargebrachten Anſichten enthält, fällt hier einen Augenblick aus der rein paſſiven Rolle des Berichterſtatters, die er ſich vorſchreibt, indem er durch ein paar Ausrufungszeichen in Parentheſe ſeine ſtumme Meinung kundgiebt. Wir danken ihm für dieſe unwillkürlichen Zeichen ſeiner kritiſchen Regung. Denn muß man es begreiflich und ſicher mehr als verzeihlich finden, daß an dieſer Stelle der Berichterſtatter ſeine Neutralität, wenn auch nur durch einen typographiſchen Ausdruck der Verwunderung, unterbricht: wer ſollte es uns verargen, die wir neutral zu ſein hier weder die Pflicht noch die Luſt haben, daß wir dabei die Stimme der Indignation nicht unterdrücken!“

Wir wenden uns zu den neueſten pädagogiſchen Beſtrebungen in Frankreich.*

Wie man in Rußland die Nothwendigkeit einer Reorganiſation des Schulweſens erkannt hat, ſo iſt man auch in der neueſten Zeit in Frankreich zur Einſicht gekommen, daß das Schulweſen, wie es jetzt beſteht, nicht mehr genügt. Wir haben in einem früheren Aufſatze** von den Verdienſten, die ſich Guizot als Unterrichts-Miniſter um die franzöſiſchen Schüler erworben hat, geſprochen. Er hat die Zahlen der Volksſchulen bedeutend vermehrt und den höheren Unterricht in anerkennenswerther Weiſe gefördert; allein eine radikale Umgeſtaltung, die allein zur Beſſerung führen konnte, hat auch er nicht vorgenommen. Die Volksſchule hat er, trotz dem Widerſpruche des liberaleren und gebildeteren Theils von Frankreich, dem Einfluſſe der Geiſtlichkeit überlaſſen, und der Geſammt-Unterricht in den mittleren und höheren Schulen blieb abhängig von der Univerſität und entbehrte alle Selbſtändigkeit und Freiheit der Bewegung. Unter der kaiſerlichen Regierung iſt es nicht beſſer geworden. In einer der letzteren Nummern der Opinion nationale giebt ein Herr Souveſtre ein trauriges Bild dieſes reglementsmäßigen Unterrichts, unter dem, wie er mit Recht ſagt, die Bildung den Erſtickungstod ſtirbt. Welchen Eifer, welche lebendige Theilnahme kann man, meint er, von einem Lehrer erwarten, der nicht die geringſte Freiheit des Handelns hat? Bücher, Methoden, die kleinlichſte Zeiteintheilung, ja bis auf die Zahlen der Zeilen, die er in einer Stunde erklären darf, iſt ihm Alles vorgeſchrieben, Alles im Voraus beſtimmt; er muß das Eine in zehn Minuten, das Andere in einer Viertelſtunde abmachen; das Eine langſam, das Andere im Schnellſchritt. Nicht er, ſondern das Reglement leitet die Klaſſe. Man begreift, daß ein ſolcher Zuſtand der Dinge bald den Lehrer anekelt und daß Jeder, der nur ein wenig Selbſtgefühl beſitzt, danach ſtrebt, eine ſolche Laufbahn zu verlaſſen. Das Publikum, das Anderes vorhat, weiß nicht, wie weit dieſes Reglementiren geht.

Auf allen Punkten des Landes, von Marſeille bis Dünkirchen, von Chambéry bis Quimper-Corentin, überall, wo es ein Lyceum giebt, erklären in jeder Klaſſe, an demſelben Tage, zur ſelben Stunde und zur ſelben Minute alle Lehrer dieſelbe Stelle deſſelben Textes und ſprechen, ſozuſagen, dieſelben Worte. Jemand hat vorgeſchlagen, mittelſt eines elektriſchen Drathes alle öffentlichen Uhren von Paris mit der Uhr des Stadthauſes zu verbinden, um ſo in allen Vierteln eine gleichmäßige Zeit herzuſtellen. Was man in Betreff der Uhren vorgeſchlagen hat, das iſt in Betreff der Schulen durch die Univerſität realiſirt. Nach dieſem ſchönen Reglement unterrichtet nicht mehr ein Menſch, ſondern eine Maſchine, eine Profeſſer-Uhr (professeur-Bréguet).“

Es darf uns nicht wundern, wenn aus einem ſo maſchinenmäßigen Unterrichte nicht eine menſchliche Bildung, ſondern eine Dreſſur hervorging, und wenn der Kaiſer die Entdeckung machte, daß die Lyceen nur Baccalaureen, aber keine Menſchen bilden. Dem Uebel abzuhelfen, übertrug er dem neuen Unterrichts-Miniſter Duruy, nach einem Heilmittel zu ſuchen, und dieſer fand es in der Philoſophie, die nach dem Beſchluß des kaiſerlichen Conſeils des öffentlichen Unterrichts wieder in den Lyceen gelehrt werden ſoll. Unter Philoſophie verſtehen aber die Leiter des Unterrichtsweſens einen Curſus der allgemeinen Gottes- und Tugendlehre (la théodicée et la morale), ungefähr das, was man im vorigen Jahrhun-

* Revue de l'instruction publique, 1863, N. 17, 18, 19.

** Magazin 1860, Nr 41, S. 482 flg.

Digitized by Google

derte bei uns natürliche oder Vernunft-Religion zu nennen pflegte, wobei auch noch den Schülern einige philoſophiſche Grundbegriffe beigebracht werden ſollen. Wie viel der Miniſter von dieſer Neuerung erwartet, das hat er in der Rede, womit er die Sitzungen des Conſeils ſchloß, ausgeſprochen.

„Wir hatten, heißt es darin, eine ſchwere Aufgabe zu löſen, die Wiedereinführung des philoſophiſchen Unterrichts, den der Kaiſer in ſeine Rechte und ſeine Würde wieder hat einſetzen wollen. Ich hätte gewünſcht, daß ganz Frankreich hätte ſehen können, zu welcher Höhe die Debatten ſich zuweilen erhoben haben, und mit welcher Ruhe die wichtigſten Fragen erörtert worden ſind in einer Verſammlung, in welcher die verſchiedenen Glaubensbekenntniſſe und Doctrinen ſo glänzend vertreten ſind. Der Grund iſt, daß wir uns an dieſe Fragen mit allem Freimuth begeben und geſucht haben, ſie als gute Bürger nicht nach dem, was uns trennt, ſondern nach dem, was uns einigt, zu löſen. Unſere Schulen waren in Verfall, unſer Unterricht glich einem Wege voll Geſtrüpp und Dornen, der zu einer Wüſte, zur geiſtigen Leere führte. Sie haben dieſe Leere ausfüllen wollen, indem Sie an ihre Stelle das Größte und Herrlichſte ſetzten, die moraliſchen Vorſchriften, die der gemeinſchaftliche Beſitz der Menſchheit, das geiſtige Leben der Laienwelt ſind. Die Religion ſtellt dieſe Wahrheiten in der Form dar, die ihr eigen iſt; es iſt gut, ja es iſt nothwendig, daß auch die Vernunft ſie lehre, damit Niemand ihrer entbehre, damit die Geſellſchaft, wenn ſie täglich ihren materiellen Wohlſtand wachſen ſieht, nicht unter dieſem Einfluſſe, der nur dann ein geſegneter ſein wird, wenn er nicht der einzige iſt, verſinke; wenn ſie vielmehr ihr Haupt erhebt und höher trägt in dem Bewußtſein, daß in ihr das Herz für das Beſſere ſchlägt und der Geiſt der Freiheit waltet. Fürchten Sie nicht, daß dieſer Unterricht irgend Jemandes Glauben erſchüttern oder vernichten werde. Wenn dem Lehrer ſeine Lehrkanzel vom Staate verliehen iſt und er, bei Strafe ihres Verluſtes, nichts lehren darf, was gegen das Geſetz iſt, das ſich die Geſellſchaft gegeben hat, ſo wird er auch von dem Familienvater gewählt, der ihm ſein Kind anvertraut, und er iſt daher nicht berechtigt, durch ſein Wort den Lehren des häuslichen Herdes entgegenzutreten. In den Schranken ſeines Unterrichtes ſchuldet er den Zöglingen die Wahrheit, die aufklärt und den Haß beſchwichtigt, nicht die Leidenſchaft, die verblendet und den Haß aufregt. Unſere Geſellſchaft vereinigt, ganz wie dieſe Verſammlung, friedlich unter demſelben Geſetze Menſchen aller Bekenntniſſe, und ihr gleichen unſere Lyceen. Ebenſo wenig, wie es eine proteſtantiſche oder katholiſche Rhetorik oder Geometrie giebt, ebenſo wenig wird es eine hebräiſche oder muſelmänniſche Philoſophie geben, ja nicht einmal, wie ſich Einige ſchon äußern, eine Univerſitäts-Philoſophie; man müßte denn, was ich gern annehme, unter Univerſität den geſunden Menſchenverſtand und den Patriotismus verſtehen. Und bei Gelegenheit dieſes Wortes, laſſen Sie, meine Herren, es mich ausſprechen, daß das Miniſterum, dem Sie rathend zur Seite ſtehen, nicht das Haupt einer engherzigen, excluſiven und eiferſüchtigen Corporation iſt, wie ſie ſonſt nirgends exiſtirt: wir ſind, meine Herren, der öffentliche Unterricht, das heißt die Civiliſation und die Moralität des Landes. Die Prieſter am Altare und der Lehrer auf der Lehrkanzel haben ein gleiches Streben. Sie verfolgen es, der Eine die Augen gen Himmel, das künftige Vaterland, gerichtet, der Andere den Blick auf die Erde, auf die verfloſſenen Jahrhunderte und das gegenwärtige Leben gewendet. Sie wandeln zwei parallele Wege, die zu einem gemeinſamen Ziele führen. Mögen ſie dazwiſchen das Vertrauen, die gegenſeitige Achtung, die Liebe zum Gemeinwohl ſtellen; mögen ſie ſich erinnern, daß den Menſchen von gutem Willen der Friede auf Erden verheißen iſt.“

Dieſe Rede iſt in mehr als Einer Hinſicht höchſt bemerkenswerth. Sie geſteht zunächſt die Unzulänglichkeit des bisherigen Unterrichtes ein. Die Schule übt keinen ſittlichen Einfluß mehr auf das heranwachſende Geſchlecht; ſie richtet die Schüler zu ihren künftigen Berufsſtudien ab, erzieht ſie aber nicht zu Menſchen. Aber auch die verſchiedenen Kirchen vermögen nicht, hier ergänzend einzugreifen. In ihrer ſtreng dogmatiſchen Richtung ſind ſie mehr geeignet, die Menſchen zu trennen als zu einigen, nähren ſie mehr die Leidenſchaften, als daß ſie ſie beſchwichtigen. Daher muß ein zweiter Weg zum Ziele gebahnt werden, der in der That überflüſſig wäre, wenn der erſte ſchon ſicher dahin führte. Der feine Franzoſe weiß freilich dieſe Wahrheit dem Clerus in einer überzuckerten Pille beizubringen. Dieſer zweite Weg iſt die Philoſophie. Wir fürchten aber gar ſehr, daß dieſer zweite Weg, die abſtrakte Gottes- und Tugendlehre, ebenſo wenig zum Ziele führen wird, wie der erſte Weg, die theologiſch-dogmatiſche Glaubens- und Sittenlehre, bisher dahin geführt hat. Anerkennenswerth iſt indeß das Prinzip, von dem der Miniſter ausgeht, daß die Schule keinen confeſſionellen Charakter tragen, daß ſie die verſchiedenen Glaubensbekenntniſſe achten, aber keines bevorzugen ſoll. Das iſt in der That eine von den Bedingungen, die zur Herſtellung einer freien und ſittlichen Schule nothwendig ſind, aber nicht die einzige. Es kann nämlich mit den Schulen nicht eher wahrhaft beſſer werden, als bis es mit dem Staate beſſer geworden iſt. Alle Tugendlehre iſt leere Phraſe, wenn die Wirklichkeit mit ihm in Widerſpruch ſteht. Nur in einem wahrhaft freien Staate, der auf einer ſittlichen Grundlage ruht, kann eine freie, ſittliche Schule entſtehen und wirken. Eine Regierung, die durch einen Staatsſtreich ans Ruder gekommen iſt, kann das freie, ſittliche Wort ebenſo wenig in der Schule wie im Leben dulden.

Man fühlt es auch in Frankreich, daß es Napoleon bei der Reform des Unterrichtes gar nicht um die Hebung der Sittlichkeit zu thun iſt, ſondern daß ihn irgend eine politiſche Abſicht hierbei leitet. Man hat daher kein rechtes Vertrauen zu dieſer Reform, und die verſchiedenſten Journale, die ſich ſonſt wenig oder gar nicht um das Schulweſen gekümmert haben, ſprechen ſich über das neue Reglement meiſt mißbilligend aus. Die klerikalen Blätter ſehen natürlich in dem neuen Unterrichtszweige die Religion der Zukunft, den philoſophiſchen Deismus, den monſtröſen Pantheismus, der die moderne Geſellſchaft mit einer neuen Sündfluth bedroht. Andere haben nichts gegen die Philoſophie; aber ſie wollen einen Curſus der Geſchichte der Philoſophie von Thales bis zur Gegenwart — wohlgemerkt, vor Knaben von etwa 16 Jahren! Noch Andere finden das Heil, und wohl mit größerem Rechte, in der Befreiung der Schule aus den Feſſeln, die ihr die Univerſität anlegt; wieder Andere in einer veränderten Methode bei der Behandlung der klaſſiſchen Autoren, die nicht mehr wie bisher als bloße poetiſche und rhetoriſche Modelle dienen, ſondern durch ihren Inhalt veredelnd auf die Jugend wirken ſollen; noch Andere endlich wollen eine Trennung in gelehrte und Real-Schulen.

Das eine Gute hat die neue Beſtimmung unleugbar bewirkt, daß ſie die Aufmerkſamkeit des Publikums auf das Schulweſen gelenkt hat, das bisher ziemlich unbeachtet geblieben iſt. Es hat ſich mit einem Male der Franzoſen ein Eifer für die Pädagogik bemächtigt, und wie unpraktiſch und unreif auch viele Vorſchläge und Anſichten ſind, ſo iſt doch ſchon das Intereſſe für eine ſo wichtige Sache wie die Jugendbildung ein erfreuliches Zeichen, daß man es erkannt hat, wie die Heilung der ſozialen Gebrechen mit der beſſeren Bildung und Erziehung des heranwachſenden Geſchlechtes beginnen muß. Aber um eine gründliche Heilung vorzunehmen, müßte man nicht mit der Reorganiſation der Lyceen, ſondern der Volksſchulen beginnen. Dieſe müßten, dem Einfluſſe der Geiſtlichkeit entzogen, die Stätten werden, wo der Grund zur Volksbildung und Volksſittlichkeit gelegt würde, worauf dann in den höheren Schulen leicht weiter fortgebaut werden könnte. Hierbei wäre allen denen, die es mit der Jugend wohlmeinen und die auf irgend eine Weiſe Einfluß auf die Geſtaltung des Unterrichtsweſens üben können, vor Allem zu empfehlen, daß ſie ſich mit den Schriften und dem Wirken jener großen deutſchen Pädagogen und Schulmänner bekannt machten, denen meiſt unſere Schulen jene ſchöne Blüthe verdankten, auf die wir mit Recht ſo ſtolz ſein konnten. **M.**

---

## Frankreich.

### Guizot's Vertheidigung des Conſtitutionalismus.

Die neue Schrift von Guizot, „drei Generationen,“ iſt eine Apologie des Conſtitutionalismus, in erſter Reihe allerdings blos des Doctrinarismus. Wenn nun ein „Doctrinär“ ſagt, das Auftreten der doctrinären Partei in Frankreich iſt für deſſen politiſche Entwickelung Epoche machend geweſen, ſo braucht ein ſolcher Satz nicht aus dem Grunde ſchon Zweifel zu erregen, weil ein „Doctrinär“ ihn ausſprach. Man darf die Irrthümer der abſtrakten „Doctrin“ der lebensvollen leibhaftigen Wirklichkeit des Staates zu Liebe offen und rückhaltlos bekämpfen, ohne die Verdienſte, welche dieſe Lehre und ihre Anhänger um die Klärung der Staats-, Rechts- und Freiheits-Idee ſich erwarben und noch ferner erwerben, geringſchätzen zu müſſen. Wir ſind fern davon und wir glauben ſogar, daß der Exminiſter des Bürgerkönigs, Herr François Guizot, manche beherzigenswerthe Wahrheit für uns in Bereitſchaft hat.

Guizot ſchildert das Auftreten der ſogenannten „Conſtitutionellen vom reinſten Waſſer“ als ein urplötzliches (pag. 115 der Trois générations). Charakteriſtiſch genug war ihre erſte Kampfſtellung wider den hochfahrenden Parlamentarismus einer reactionären Kammer gerichtet. Die 1815 gewählte Chambre introuvable wollte der Krone Miniſter nach ihrem ultraconſervativen Geſchmack aufdringen; hiergegen erhob ſich

die neue Partei, indem ſie zum Schutz des von den eigenen Freunden bedrohten Reſtaurations-Prinzipes die Würde und Freiheit des Königthums energiſch betonte. Welcher Feudaliſt von heute würde das einem Royer-Collard zutrauen? Die „Blauen" ſollen ja lediglich eine Schattirung der „Rothen" ſein! Im Namen der Monarchie erklärte Royer-Collard den Anſprüchen der Kammer gegenüber:

„Was iſt denn das für ein geheimnißvolles Weſen, welches dergleichen Opfer fordert? Wer hat es definirt? Wer hat Autorität, dieſem Volke eine andere Definition aufzudringen, als die der Charte? An dem Tage, wo die Regierung der Willkür der Kammermehrheit wird preisgegeben ſein, an dem Tage, wo es als Thatſache feſtſtehen wird, daß die Kammer die Miniſter des Königs zurückweiſen und ihm andere aufzwingen kann, die ihre eigenen Miniſter und nicht des Königs Miniſter wären, an dieſem Tage iſt es nicht blos um die Charte, ſondern um unſer Königthum geſchehen, um jenes unabhängige Königthum, welches unſere Väter beſchirmt und von dem allein Frankreich Alles, was es jemals an Freiheit und Glück beſaß, empfangen hat. An dieſem Tage ſind wir in einer Republik!"

Monarchiſcher kann kaum geſprochen werden. Von den Großthaten der Ludwige vielleicht ein wenig übertrieben. Herr Guizot verſichert, daß er mit dem monarchiſchen Eifer ſeiner Freunde vollkommen einverſtanden war, aber die ſolchergeſtalt formulirte Theorie verletzte, ſagt er, ſeine „Freiheitsgefühle" und ſeine „noch etwas dunklen Inſtinkte von der Natur und den Bedingungen einer freiheitlichen Regierung." Er wußte nicht, was die Unabhängigkeit eines Königthums heißen ſollte, das „wegen der nothwendigſten Staatsbedürfniſſe auf die Kammern angewieſen war." Keine der „großen Gewalten" im conſtitutionellen Staat hält er für unabhängig oder ſouverän, und damit ſie es nicht ſeien, ſind ſie eben getrennt und innerhalb gewiſſer Schranken mit ſpezialiſirten Rechten ausgeſtattet. Guizot denkt an die „Harmonie der getrennten Gewalten" und ſeine „noch etwas dunklen Inſtinkte" von damals ſind ihm plötzlich reife Ideen, deren man ſich gern erinnert. Er citirt aus einer gegen Ende des Jahres 1816 von ihm herausgegebenen Broſchüre, welche den Titel trug: Du gouvernement représentatif et de l'état actuel de la France, einen ſieben Seiten langen Abſchnitt, der uns darlegt, wie Guizot die „Harmonie der Gewalten" ſich vorſtellte und wie er ſie, nur weniger abſtrakt ausgedrückt, noch immer als die „wahren Prinzipien der gemiſchten Regierungsform" anerkennt. Mancher, dem der praktiſche Conſervatismus des Miniſters vor Augen ſchwebt, wird überraſcht ſein, zu vernehmen, wie er die Löſung der Machtconflikte einfach in dem Syſtem der Parlaments-Regierung ſucht. Auf das Entſchiedenſte verlangt er Einheit der Staatsleitung auch für die Form der conſtitutionellen Monarchie (nicht blos der abſoluten). Nur der oberflächliche Anſchein böte hier das Bild eines Königthums, welches die Regierung, eines Abgeordneten-Hauſes, welches die Oppoſition und einer Pairskammer, welche der Vermittler ſei. In der wohlverſtandenen Wirklichkeit ſeien König, Pairskammer und Abgeordneten-Haus nur eine und dieſelbe höchſte Staatsgewalt, welche vermittelſt der Kräfte von drei verbundenen Elementen regiere; die Oppoſition in den beiden Kammern ſei ein „Wächter und innerlicher Nebenbuhler," der in den Schoß der Regierung ſelbſt hineingeſetzt ſei, keine beſondere Gewalt, blos eine Aufſichts-Inſtanz den Staatslenkern gegenüber, dazu berufen, ihnen die Gränze ihres Handelns vorzuzeichnen und durch treue und ernſthafte Beobachtung deſſelben ſie zu veranlaſſen, daß ſie klug, geſchickt und eifrig ihre Aufgabe erfüllen, widrigenfalls die Unterſtützung der Kammern ihnen verloren geht. So habe ſich das Repräſentativ-Syſtem in England entwickelt; ganz falſch ſei die Behauptung, daß die königliche Autorität von den beiden Häuſern des Parlaments verdrängt oder erobert worden; im Gegentheil habe die Krone freiwillig, nur dem Licht der Erfahrung folgend, den Schwerpunkt ihres Anſehns und den Sitz der Regierung in die Häuſer ſelbſt verlegt, um der Uebereinſtimmung mit ihnen und ihren Führern ſich zu verſichern. Eine „Fuſion" der verſchiedenen Gewalten ſei eingetreten; ſtatt der Vernichtung der einen durch die andere, Verſchmelzung und gegenſeitige Stärkung.

Nicht wahr, das klingt, als hätte ein Mechaniker ſeine politiſche Weisheit ausgekramt? Die Idee der einheitlichen Regierung iſt mechaniſch aufgefaßt und daher trotz ein paar glücklicher Treffer der Kern der Frage nicht erreicht. Von dem Blick des praktiſchen Staatsmanns, der das lebendige Ineinandergreifen der Staatsfunctionen Tag für Tag angeſchaut und erfahren hat, merkt man wenig oder gar nichts. Und doch iſt das Raiſonnement nicht ſchlechterdings zu verwerfen. Selbſt diejenigen, welche wie Bluntſchli und Robert Mohl den Staat als einen Organismus betrachten wollen, ſind an ähnlichen Klippen geſcheitert und zuletzt wieder auf rein mechaniſche Auskünfte verfallen. Die hiſtoriſche Schule unter den deutſchen Publiziſten bezeugte das oft und klar. Aber ſie kann ſich tröſten. Noch immer liegen, wie wir anderwärts ausſprachen, die Staatswiſſenſchaften in ihrer Kindheit und von dem Standpunkte der erſten Anfänge einer Disziplin darf man blos Entwürfe, Skizzen, mechaniſche Umriſſe, blos die Statik der Unterbauten erwarten.

Glücklicherweiſe, meint Guizot, fanden die Menſchen von 1816 ohne theoretiſche Klügeleien den rechten Weg. Sie wollten die Freiheit, das Königthum ſeinerſeits die Conſtitution, und in den Kammern wuchs eine ebenſo liberale, als loyale Mehrheit heran. Einige Häupter der liberalen Partei traten in das Kabinet, die „Harmonie der großen Gewalten" ſchien aufzublühen und Alles die ſegensreichſte Wendung zu nehmen.

Da brach an dem Körper des Liberalismus eine böſe ſoziale Krankheit aus! Außerhalb der Kammern verwechſelte man die Freiheit mit der Revolution; die Revolution ſchrieb man auf das Banner der Wünſche, man zweifelte an dem Ernſte einer vom Hauſe Bourbon verkündigten Freiheit. Die Schlange des Mißtrauens lauerte ſchon, als man den politiſchen Fehler der Wahl des Abbé Grégoire beging, der im Konvent für den Tod Ludwig's XVI. geſtimmt hatte, und als die Ermordung des Herzogs von Berry den Hof tief erſchütterte und erſchreckte und alle Befürchtungen des Königthums zu beſtätigen ſchien, mußte die liberale Partei vom Staatsruder weichen und die rechte Seite der Kammern, welche die „Repräſentantin des ancien régime und das Werkzeug der Gegen-Revolution" geſcholten wurde, gelangte zur Herrſchaft.

Nun begann, ſagt Guizot, ein dreifacher Kampf, in ſeinen Konſequenzen für die politiſche Freiheit verhängnißvoll! Im Schoße der ſiegenden Partei entſpann ſich im Stillen, aber unausgeſetzt, der Streit zwiſchen den Einſichtigen und Gemäßigten und den blinden Fanatikern, zwiſchen den Führern, welche als nunmehrige Miniſter das Gefühl ihrer Verantwortlichkeit und die Macht der gegebenen Verhältniſſe überkam und den äußerſten Gliedern ihrer Heerſchaar, die den Sieg der Reaction in jeder Weiſe und auf Koſten jedweder Rückſicht ausbeuten wollte. Gegenüber organiſirte die liberale Partei auf der Rednerbühne und in der Preſſe einen methodiſchen Widerſtand, von verſchiedener Sprache und Farbe zwar, aber um ſo thätiger und einmüthiger in ſeinem von der öffentlichen Meinung unterſtützten Beſtreben. Und hinter dem conſtitutionellen Schauplatz ſchlich eine dritte Macht, die gefährlichſte von allen: das waren die geheimen Geſellſchaften der Imperialiſten und Republikaner, welche den Schatten der Privatſphäre ſuchend, Minengänge zum Umſturz des reſtaurirten Königthums anlegten.

Guizot meint, man hätte gut reden gehabt mit der Behauptung, daß Herr von Villèle, das wahre Haupt des conſervativen Kabinets, ſeiner Aufgabe nicht gewachſen geweſen ſei. Mochte er vielleicht hin und wieder dem Könige und der eigenen Partei allzu willfährig ſich erwieſen haben, es blieb ihm immer das Hauptverdienſt, daß er die altroyaliſtiſche Partei parlamentariſch zu disziplinieren verſtand, ſie aus einer Hof- und Adelspartei auf die Dauer von ſechs Jahren in eine kompakte Regierungs-Partei umzuſchmelzen wußte, mit welcher man, trotz ihrer wenig conſtitutionellen Geſinnung, doch conſtitutionell regieren konnte. Das war ein großer Triumph des Syſtems der politiſchen Freiheit. Guizot iſt, wir glauben, ohne Uebertreibung, ſehr eingenommen für die Haltung der liberalen Oppoſition in den Kammern, die von 1820—1827 abwechſelnd getagt haben. Er nimmt dieſe parlamentariſche Oppoſition gegen die Anklage der Mitſchuld an einzelnen Mißgriffen ihrer Glieder in Schutz, von denen freilich die Begünſtigung der Conſpirationen etwas ſchwer in's Gewicht fiel; man muß anerkennen, daß der revolutionaire Geiſt die Kammern ſelbſt nicht ergriffen hatte, ſondern im Gegentheil der Geiſt der Ordnungsliebe, der Geſetzlichkeit und der politiſchen Klugheit kräftige Fortſchritte machte. Der Lohn blieb nicht aus. Die Fehler und Gefahren des ſeit 1822 herrſchenden Syſtems kamen zur Anerkennung. Die Partei des ancien régime verlor die Gewalt, eine einfache parlamentariſche Schwenkung genügte, um 1827 Herrn von Martignac und den Liberalismus an's Ruder zu bringen. Guizot regiſtrirt hier einen zweiten Triumph der politiſchen Freiheit, einen Triumph ihrer Lebenskraft.

Allerdings kann er ein neues „Aber" nicht unterdrücken. Während Regierung und Parlament geſunde Früchte vom Baum der conſtitutionellen Entwickelung pflückten, gab es andere Leute, deren Verſchwörungs- und Empörungseifer den ruhigen Gang des Fortſchritts nicht abwarten oder ertragen konnte. Nur Gewaltthat ſchien ihnen das rechte Mittel zur Beglückung des Volks. Guizot begreift gar nicht, woher dieſer wüthende Haß und dieſer brennende Durſt nach Umſturz ſeine Nahrung gezogen habe. Ungeachtet der Einflüſſe einer reactionairen Partei, waren die wichtigſten Inſtitutionen unverſehrt, die Freiheiten der Nation aufrecht erhalten, das Land in Blüthe und Wohlſtand. Was wollten alſo die revolutio-

Digitized by Google

nairen Verſchwörungen? Ein Geſpenſt von „Tyrannei“ bekämpfen, das nicht exiſtirte? Aller vernünftigen und gerechten Motive baar und meiſt von geheimen Geſellſchaften angezettelt, ſtürzten ſie ihre Anhänger in Bahnen, die den Intereſſen wie den Prinzipien der politiſchen Freiheit ſchnurſtracks zuwiderlaufen. Darin hat Guizot buchſtäblich Recht. Das freie Gemeinweſen beruht ſeiner Natur nach auf Oeffentlichkeit der Verhandlung, freimüthiger Offenheit der Meinungs-Aeußerung; die geheime Geſellſchaft ſucht das Dunkel, die Stille, ſie bedarf der verſteckten Leidenſchaft und des paſſiven Gehorſams gegen oft unbekannte Obere. Es kann nichts Illiberaleres geben, als eine geheime Geſellſchaft; unter dem Druck eiſerner Deſpotie wird ſie allenfalls entſchuldbar, inmitten eines Reiches der Freiheit und öffentlichen Verhandlung iſt ſie ein trauriger Wahnſinn, eine Fälſchung des Urtheils und des Charakters der Menſchen.

Welcher Verehrer der Demokratie hätte es glauben mögen: aus den geheimen Geſellſchaften ging die republikaniſche Partei Frankreichs hervor! „Dieſelben Menſchen, welche geheime Verpflichtungen und Verbindungen der feſten Uebung freier Inſtitutionen vorzogen, die ſie mit Händen greifen konnten, ſtrebten mit Leidenſchaft nach der Republik, als dem Ideale der Freiheit.“ Gewiß ein ſeltſamer Widerſpruch in der Seele der Leute!

Guizot wendet ſich nun zu dem Werth der republikaniſchen Regierungsform; er verneint den abſoluten, räumt ein den relativen, bemerkt aber dabei, daß die Republik von allen Regierungsformen die meiſten praktiſchen Schwierigkeiten darbiete und aus tauſend ſozialen, moraliſchen, hiſtoriſchen und geographiſchen Gründen für Frankreich gar nicht anwendbar ſei. Die Wiedergeburt der republikaniſchen Partei in den Jahren von 1820 bis 1830 gilt ihm ein großes Unglück, und es iſt wahr, ſie hat nie den breiten Stempel ihres Urſprungs aus den geheimen Geſellſchaften verleugnet.

Ihr ſchlimmſtes Uebel war ihre Zuſammenſetzung. Allein auf die Macht etlicher alter Querköpfe des Ultraliberalismus und eine kleine Schaar jugendlicher Idealiſten geſtützt, hätte ſie nichts ausrichten können, ſie mußte ſich nach einer Armee umſehen und fand eine ſolche in den erbitterten Ueberbleibſeln der Revolutionaire von 1792—1798; ſie rekrutirte ſich aus dieſen gehäſſigen Subalterngeiſtern, denen die Anarchie ſtets als der Traum ihrer Wünſche vor Augen ſchwebte. So traten Republikanismus und geheime Geſellſchaften in Kampf mit der Polizei, ein Kampf, der leider nur allzuſehr die Aufmerkſamkeit der höchſten Staatsbeamten und des Königs ſelbſt erregte. Carl X. war für die Wechſelfälle dieſer boshaften Neckereien gerade am wenigſten geſchaffen; er glaubte, die Sache furchtbar ernſt nehmen zu müſſen und die Fortſchritte der geſetzlichen Entwickelung im Parlament beruhigten ihn keineswegs.

Jetzt, anno 1829, beging die liberale Partei wieder einen enormen Fehler. Statt beharrlich das liberale Kabinet Martignac zu unterſtützen, quälte ſie daſſelbe mit ungeeigneten Forderungen, überwarf ſich mit ihm wegen der Munizipal= und Departemental=Geſetze und bot dem Könige die beſte Gelegenheit, ſeiner Sorge um die Sicherheit des Thrones den Zügel ſchießen zu laſſen. Der Anfang der Kataſtrophe war die Berufung des Miniſteriums Polignac. Aber der 8. Auguſt 1829 war auch ein Fehler Carl's X. Denn indem er den Kammern den Handſchuh hinwarf, vereinigte er die parlamentariſche und die revolutionaire Partei gegen ſich, der Proteſt, welchen die Adreſſe der 221 Volksvertreter enthielt, war noch loyal, noch monarchiſch (er war ja Royer-Collard's Werk!); der König hätte die letzte Gunſt des Augenblicks benutzen können, doch er verſchmähte die Verſöhnung, er löſte die Deputirten=Kammer auf und der Conflikt war im Gange! Wie vorauszuſehen, verſtärkten die Neuwahlen die Partei der 221, Frankreich antwortete ſo auf den Appell ſeines Königs, der König antwortete mit den Ordonnanzen vom 25. Juli 1830.

Jeder aufrichtige Monarchiſt muß dieſe Kataſtrophe tief beklagen. Der Exminiſter des Bürgerkönigs beklagt ſie ehrlich, offen, freimüthig. „Achtung vor den Rechten Anderer iſt der beſte Schutz der eigenen Rechte,“ ruft Guizot bewegt, und er fügt hinzu: „wenn man die Monarchie braucht, ſo iſt es ſicherer, die vorhandene aufrecht zu erhalten, als erſt eine zu gründen.“ Der Sieg der Liberalen, der durch die revolutionairen Volksmaſſen erfochten wurde, war ein trauriger Sieg; er war dem Parlament aufgedrungen, er wurde von den erſten Männern Frankreichs mit Wehmuth begrüßt. „Auch ich gehöre zu den Siegern und bin traurig unter den Siegern,“ ſagte Royer-Collard zu Guizot.

Die Situation, die von der Thronbeſteigung des Hauſes Orleans eröffnet wurde, war um eine dichte Saat von Schwierigkeiten reicher, als diejenige, welcher das legitime Königthum erlegen war. Eine Revolution, aus legalen Antrieben der Vertheidigung verfaſſungsmäßiger Rechte hervorgegangen, hatte durch ihren eigenen Sieg die Rechtsordnung, die ſie ſchützen ſollte, in der Perſon des Monarchen weſentlich verletzt und viele ihrer Anhänger freuten ſich am meiſten über dieſen Erfolg; man forderte in einem Athem die Herſtellung einer dauerhaften Regierung und das regſte Aufblühen der politiſchen Freiheit; den Julikämpfern genügte der Ausgang der Julitage durchaus nicht, ſie wollten Republik oder ein Miſchmaſch von zügelloſer Volksherrſchaft und Revolutions=Propaganda. So trat den neuen Staatslenkern alsbald eine furchtbare Oppoſition entgegen; ſie hatten alle Leidenſchaften und Gefahren gegen ſich, mit denen die Reſtauration zu kämpfen gehabt und die Reſtauration ſelbſt hatten ſie auch gegen ſich; die Juliregierung ſtand in der That zwiſchen Reſtauration und Revolution!

Daß ſie doch 18 Jahre lang ihren Platz behauptet hat, iſt allerdings kein geringer Ruhm. Guizot hält der innern Politik des Hauſes Orleans eine wohlberechtigte Lobrede. Ohne ein einziges Grundrecht der Nation anzutaſten, nahm die Regierung Ludwig Philipp's kühn den Kampf mit den Mächten des Umſturzes auf. Der Unordnung, den chimäriſchen Wünſchen, den revolutionairen Unternehmungen leiſtete ſie feſten Widerſtand, nur auf die Waffen der Freiheit geſtützt; ſie war conſervativ im vollen Strom und Strudel der öffentlichen Verhandlung, im vollen Gefühl ihrer Verantwortlichkeit, hochachtend mitten im Gefecht die Rechte und Freiheiten ihrer Feinde. Sie iſt, wir erkennen es gern an, eine durchaus verfaſſungsmäßige Regierung geweſen, die ſich nur geſetzlicher und verfaſſungsmäßiger Mittel bedient hat.

Warum fiel ſie 1848? War der Sturz des Julithrones ein Beweis der Schwäche des Conſtitutionalismus? Guizot giebt auch hierüber die beſte Erklärung. Es war das Unglück der politiſchen Freiheit Frankreichs, daß die zu ihrem Ausbau berufenen Parteien, die Liberalen der Reſtauration wie die der Juli=Epoche, nur unvollſtändige Bruchtheile der conſervativen Geſellſchaft ausmachten. (Ich bemerke ein für alle Mal, daß jedem denkenden Politiker „liberal“ und „conſervativ“ keinen Gegenſatz bilden.) Immer fehlte der Regierungspartei ein lauterer Zuwachs von aufrichtigen Conſervativen. Immer ſahen ſich ehrenhafte und gutgeſinnte Staatsbürger auf die Seite der Oppoſition hingewieſen und durch ihre Grundſätze und ihre Vergangenheit zur Feindſchaft gegen die Regierung angeregt. Auf die große legitimiſtiſche Partei, welche in die National=Verſammlung von 1848 die Zahl von 190, ſage 190 Mitgliedern abordnete, konnte das Juli=Königthum niemals rechnen; alſo gebrach ihr die gute Hälfte aller conſervativen Elemente des Staats! Die Oppoſition ihrerſeits war durch republikaniſche, revolutionaire, ſozialiſtiſche Zuſätze verunſtaltet, folglich nicht mehr rein conſtitutionell und parlamentariſch. Bei ſo ſchwachen Freunden und ſo bitterböſen Feinden, wie hätte da das Juli=Regiment nicht fallen ſollen?

Die Vorſehung beſchied ihm gar bald ihren Troſt. Denn hielt ſich etwa das demokratiſche Regiment von 1848 länger? Unſre Frage iſt voll der herbſten Ironie. Denn recht eigentlich muß man ſagen: der Siegesmorgen von Frankreichs Demokratie war der Vorabend ihrer Niederlage! Wer erwägt, daß die conſtituirende National=Verſammlung unter 900 Mitgliedern mindeſtens 600 Monarchiſten zählte, findet es ſehr erklärlich, daß „Republik“ blos deshalb die Loſung war, weil ſie die monarchiſchen Fractionen am wenigſten ſpalten konnte! Aber trotz dieſer Beihülfe der ungeheuren monarchiſchen Mehrheit, ſank die Februar=Republik ſchon am 2. December 1848 und machte dem Bonapartismus Platz. Eine freiheitliche Regierung zu ſchaffen, dazu hatte die Demokratie weder Zeit noch Gelegenheit gehabt, ihr illiberaler Ständehaß und ihre fortſchrittswidrige Feindſchaft gegen das Kapital (in beiden Hinſichten iſt ſie der umgekehrte Feudalismus!) hatten ihr jede freie Ausſicht verſperrt und ihre Verkündigung der Gleichheit zu einer Lüge geſtempelt. Die Sozial=Demokratie iſt der Tod der civiliſirten Geſellſchaft, aber die Menſchheit will noch weiter leben! Die Menſchheit hat noch andere Wünſche als die eines neidiſch-habgierigen Egoismus; ſie hat noch andere Hoffnungen als das Phalanſterium ſammt ſeiner paradieſiſchen Unſchuld. Es iſt ein ſchönes, ein ermuthigendes Zeichen der Zeit, daß der ergraute Staatsmann Guizot nicht Hoffnung und Zuverſicht eingebüßt hat; auf der Höhe der conſtitutionellen Staatsanſchauung beſitzt man noch Glauben an den großen guten Geiſt, der die Weltgeſchichte lenkt. ER iſt ein Geiſt der Freiheit und des Geſetzes! Und ER, dieſer gute Geiſt, der idealiſch die Welt erlöſt hat von allem Uebel, der die Feſſeln der Knechtſchaft gebrochen und der ſeeliſchen Freiheit die wahre Unendlichkeit aufſchloß, ER iſt der Grundſtein der Hoffnungen des chriſtlichen Staatsmannes Guizot, ER hebt und belebt auch unſern Glauben an eine beſſere Zukunft.

Trauttwein v. Belle.

Digitized by Google

# England.

## Sir William Armſtrong über Kohlenverbrauch und Kohlen-Erſparniß.

Die Wanderverſammlung der engliſchen Naturforſcher und Naturwiſſenſchafts-Freunde wurde dieſes Jahr in Newcaſtle am Tyne durch eine Rede des bekannten Kanonenkünſtlers, Sir William Armſtrong, eröffnet, welcher der diesmalige Präſident des Vereins war. England iſt vielleicht außer Rußland das einzige Land, in dem ein Verein wie dieſe British Association for the Promoting of Science, ein Verein, der weſentlich die praktiſche Anwendung der naturwiſſenſchaftlichen Erkenntniß bezweckt und befördert, einen hochgeſtellten Kriegsmann zum Vorſitzenden haben kann. In Rußland freilich würde es nicht auffallen, weil da Jeder, der eine hohe Stellung erreicht, General wird; in England hören die Generale nicht auf, den Beſtrebungen des bürgerlichen Lebens ihre Theilnahme zuzuwenden. Nichts deſto weniger iſt es dem Ausländer im erſten Augenblick befremdend, ſo einen Mann wie dieſen Sir William, deſſen Kanonen-Erfindungsgenie etwas Schauerliches für friedliebende Menſchen beſitzt, gleich einem Elihu Burrit friedlich und ganz und gar ohne ſchnurrbärtiges Weſen einer wiſſenſchaftlichen Verſammlung präſidiren zu ſehen, ihn an einer Stelle zu erblicken, die vor ihm ein Sir David Brewſter, Buckland, Airy, überhaupt die Notabilitäten der engliſchen Naturwiſſenſchaften eingenommen haben.

So möchte eine Mittheilung aus dieſer Eröffnungsrede ſchon wegen der Perſon des Redners von Intereſſe ſein. Wählen wir aus dem ſehr reichen Inhalte des Vortrages, der ſich nach engliſcher Sitte nothgedrungen de rebus omnibus et quibusdam aliis zu verbreiten hatte, ein Thema heraus, das an ſich und durch die Art, in der der General es behandelte, anziehend genug erſcheint. Es iſt die Kohle, ein Thema, das in Newcaſtle ſo natürlich iſt, wie kein anderes. Mitten in dem größten Kohlendiſtrikte der Welt, umdampft von den tauſend Schornſteinen und Eſſen ſeiner ſchwarzen Heimat — Sir William iſt gleich anderen mechaniſchen Genies ein Newcaſtler Kind — durfte es dem tapfern und gelehrten Präſidenten wohl etwas ſchwarz vor den Augen werden.

Die Geſchichte der Eiſenbahnen zeigt, wie gewaltige Ergebniſſe ihren Urſprung in winzigen Anfängen nehmen können. Als man zuerſt begann, Kohlen aus den Gruben dieſer Gegend auf die Schiffe der Tyne zu befördern, war das Packpferd, das etwa drei Centner Laſt tragen kann, das einzige Transportmittel. Sobald man paſſirbare Fahrſtraßen angelegt hatte, kamen Karren auf; dieſe erſte Anwendung der Mechanik zur Erleichterung des Transports erhöhte die Laſt, welche ein Pferd fortzuſchaffen vermochte, von drei Centner auf ſiebzehn. Die nächſte Verbeſſerung waren die hölzernen Bohlen oder Schienen, die man unter die Räder des Karrens legte; demnächſt folgte die Anwendung des vierräderigen Wagens an Stelle des Zweiräderkarrens. Hierdurch wurden die urſprünglichen drei Centner auf das Pferd auf 42 Centner gebracht. Das waren wichtige Ergebniſſe und ſie wurden nicht erreicht, ohne daß mehr als Ein unternehmender Mann ſein Vermögen einbüßte, weil ſeine Ideen ſeiner Zeit voraus waren. Ein Bericht vom Jahre 1649 erzählt z. B. von „einem Maſter Beaumont, einem Gentleman von großem Geiſt und ſeltenen Anlagen, der mit 30,000 Pfd. Sterling ſich in die Minen von Northumberland begab, und manche ſeltene Maſchine, wie man ſie nie zuvor in dieſer Grafſchaft geſehen hatte, mit ſich brachte und einſpännige Wagen, um die Kohlen von den Gruben nach dem Fluſſe hinab zu fahren, aber in wenig Jahren hatte er all ſein Geld verbracht und mußte heim reiten auf einem kleinen Klepper.“ Der nächſte Fortſchritt war die Befeſtigung von Eiſenſtücken an den Holzbohlen. Dann kam der Eiſenweg, zunächſt aus gußeiſernen Barren in der Art zuſammengeſetzt, daß die erhöhte Seite der Barre das Rad auf der Schiene feſtzuhalten hatte. Die nächſte Verbeſſerung war ſehr wichtig: die leitende Erhöhung wurde von der Schiene auf das Rad übertragen, und nun kamen die glatten gußeiſernen Schienen in Gebrauch. Endlich, im Jahre 1820, zweihundert Jahre nach der erſten Anwendung der Holzſchienen, fing man in dieſer Gegend an, die langen, glatten, ſchmiedeeiſernen Schienen zu machen, die dann alle anderen Formen von Eiſenbahnen verdrängt haben.

Zu allerletzt kam die Locomotive, die Krone mechaniſcher Kunſtfertigkeit, ſie, die uns in den Stand ſetzt, Laſten von 200 Tons (mehr als 4000 Centner) mit einem Aufwand von Brennmaterial zu befördern, der kaum größer iſt, als was das urſprüngliche Packpferd mit ſeinen drei Centnern auf der gleichen Strecke an Korn und Heu koſtete.

In Newcaſtle war es, wo das Eiſenbahnſyſtem auf dieſe Weiſe von ſeiner zarteſten Kindheit zur vollen Reife gelangt iſt und unter den vielen Namen, die ſich mit ſeinem Wachsthum verknüpft haben, ſteht der von George Stephenſon obenan.

Dieſer kurze Ueberblick über die Geſchichte der Eiſenbahnen zeigt zugleich, wie ſchnell die Erfindungskraft des Menſchen die Bedürfniſſe erfüllt, welche durch die Verhältniſſe des Augenblicks an den Tag kommen. Kaum iſt die Straße da für Wagenräder, als der Karren an die Stelle des Packpferdes tritt; kaum hat man den Holzweg erſonnen, als der Waggon den Karren verdrängt, und kaum iſt ein Eiſenweg für ſchwere Laſten haltbar hergeſtellt, ſo iſt auch die Locomotive da, und bereit, ihren Lauf zu beginnen. Wie im Pflanzenreiche die geeigneten Bedingungen von Boden und Klima ſchnell die entſprechenden Pflanzen hervorbringen, ſo führen in der intellektuellen Welt die geeigneten Bedingungen von Zeit und Umſtänden ſchnell zu den entſprechenden Erfindungen.

Die Formation der Kohle iſt eine beſondre Schwierigkeit für die Gelehrten, welche alle geologiſchen Erſcheinungen auf Urſachen zurückführen wollen, die den gegenwärtig wirkenden in Art und Kraft völlig gleichen. Die Ueppigkeit des Pflanzenwuchſes, welche der Carboniferen-Aera eigen geweſen ſein muß, und die Gleichmäßigkeit des Klima's, die vom Pol bis zum Aequator geherrſcht zu haben ſcheint, ſind nur durch eine höhere Temperatur der Erdrinde und durch eine mehr als jetzt mit Feuchtigkeit und Kohlenſäure geſchwängerte Atmoſphäre erklärlich. Wie aber auch die geologiſchen Verhältniſſe zur Zeit des Urſprungs der Kohle beſchaffen geweſen ſein mögen, immer ſind die Lager dieſes Minerals als ungeheure Niederlagen von Kraft anzuſehen, die unendlich ferne Zeiten für unſeren Gebrauch angehäuft haben.

Das Prinzip der Erhaltung der Kraft und die nachgewieſenen Beziehungen zwiſchen Hitze und Bewegung deuten darauf hin, daß die Wirkungen, die wir jetzt durch die Kohle hervorbringen, auf den gleichen Kräften beruhen, als in der Periode ihrer Formation thätig geweſen ſind. Der philoſophiſche Geiſt von George Stephenſon erkannte ohne die Hülfe theoretiſcher Kenntniſſe in der Kohle die Verkörperung von Kraft, die urſprünglich der Sonne entſtrömt iſt. Das Bündel von Sonnenſtrahlen, das auf unſern Planeten fällt, und das kaum ein Zwanzigmilliontheil der ganzen Kraft ausmacht, die von der Sonne ausgeht, muß als die Kraft angeſehen werden, vermöge deren die Pflanzen der Carboniferen-Zeit ihren Bedarf an Kohlenſtoff der Verbindung des Sauerſtoffs entrangen und ihn als ſolides Kohlen-Mineral ablagern konnten. In unſeren Tagen kommt in der Wiedervereinigung dieſes Kohlenſtoffes mit dem Sauerſtoffe die Energie, welche in jenem früheren Prozeſſe aufgewendet worden iſt, wieder zu Tage und in ihr benutzen wir die Kraft, die in den Vorzeiten von dem leuchtenden Mittelpunkte unſeres Planetenſyſtems ausging.

Aber die Mitwirkung der Sonne beim Urſprung der Kohlen geht weiter. In allen Perioden geologiſcher Geſchichte hat die Sonne die Waſſer des Oceans in die Höhe gehoben und als Regen wieder zur Erde fallen laſſen. Dies war der Ausgangspunkt aller der Prozeſſe, durch welche mineraliſche Subſtanzen an beſtimmten Orten angeſammelt und dort in Geſtalt eines Niederſchlages mit einer ſchützenden Decke für ſpäteren Gebrauch aufbewahrt wurden. Die Möglichkeit neuer Kohlenbildung ſcheint jetzt für immer vorbei zu ſein; aber die Maſſe dieſes unſchätzbaren Minerals, die über den ganzen Erdball hin für unſere Zwecke angeſammelt iſt, reicht bei vorſichtigem Gebrauch noch manches Jahrtauſend für die Bedürfniſſe des Menſchengeſchlechts aus. Ja, dieſe Maſſe iſt praktiſch unerſchöpflich. Aber wenn wir England allein in's Auge faſſen und den Maßſtab betrachten, in welchem wir unſere beſten Kohlenlager verbrauchen, ſo finden wir Grund zu manchen Befürchtungen. Die Größe Englands hängt nicht wenig von dem Uebergewicht ab, das ſeine Kohle in Beſchaffenheit und Billigkeit über die anderer Länder beſitzt; aber wir haben unſeren beſten Gruben ſchon jetzt eine weit größere Quantität Kohlen entnommen, als die ganze übrige Welt zuſammen, und die Zeit iſt nicht fern, wo wir dem Nachtheil vermehrter Productionskoſten und verminderten Ertrages in's Auge zu ſehen haben werden.

Verſchiedene Male ſchon hat man Berechnungen des Zeitraums angeſtellt, mit deſſen Ablauf die Kohle der britiſchen Inſeln erſchöpft ſein möchte. Dieſe Berechnungen differiren enorm; aber das liegt weniger an Meinungs-Verſchiedenheiten über die Maſſe der vorhandenen Kohle, als daran, daß der Kohlenverbrauch zu den verſchiedenen Zeiten jener Berechnungen ungeheuer verſchieden war, und ebenſo daran, daß die Anſichten über die fernere Steigerung dieſes Verbrauchs gewaltig von einander abwichen. Die Kohlenproduction der britiſchen Gruben iſt ſeit zwanzig Jahren auf das dreifache geſtiegen, ſie hat ſich verzehnfacht ſeit dem Beginne dieſes Jahrhunderts. Aber dieſe Steigerung fällt zuſammen mit der Einführung der Dampfſchiffe und der Eiſenbahnen und mit einer ausnahmsweiſen Entfaltung unſeres Fabrikweſens. Es iſt nicht anzunehmen,

Digitized by Google

daß ſie in gleichem Maße fortſchreiten werde. Die ſtatiſtiſchen Nachweiſungen von Mr. Hunt, vom Mining Record Office, ergeben, daß die Maſſe der im Vereinigten Königreiche producirten Kohle ſich 1861 auf die enorme Summe von 86,000,000 Tons belief, und daß die durchſchnittliche Productionszunahme in den letzten acht Jahren jährlich $2^{3}/_{4}$ Mill. Tons ausmachte. Nun hat man die ganze Maſſe der vorhandenen Kohle Großbritanniens auf etwa 80,000 Mill. Tons berechnet. Bei dem gegenwärtigen Verbrauche würde dieſe Maſſe noch 930 Jahre reichen; aber wenn die jährliche Steigerung von $2^{3}/_{4}$ Mill. Tons auch ferner ſtattfindet, reicht ſie nur noch 212 Jahre. Es iſt indeſſen klar, daß lange vor der gänzlichen Erſchöpfung ſeiner Gruben England aufhören wird, ein Kohlenland zu ſein. Andre Völker, beſonders die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, werden ſchon viel früher zugänglichere Lager mit geringeren Koſten bearbeiten und im Stande ſein, die engliſche Kohle von allen Märkten zu vertreiben. Die Frage iſt daher für England nicht, bis wie lange ſeine Kohlengruben gänzlich erſchöpft ſein werden, ſondern wie lange diejenigen Lager vorhalten, die durch Billigkeit und Beſchaffenheit ihrer Kohle England gegenwärtig den Vorrang in aller Fabrikthätigkeit ſichern? So weit hier die Gruben von Northumberland in Frage kommen, iſt man ziemlich einig, daß 200 Jahre, ſelbſt bei dem gegenwärtigen Stande der Ausbeute, zu ihrer Erſchöpfung ausreichen. Wenn aber die Production ſo zu wachſen fortfährt, wie es bisher der Fall war, ſo wird nicht mehr die Hälfte dieſes Zeitraumes vergehen. Da die beſten und zugänglichſten Gruben überall am meiſten ausgebeutet werden, ſteht die gleiche reißend ſchnelle Erſchöpfung unſerer werthvollſten Lager allenthalben bevor.

Wenn wir wenigſtens von der Kohle, die wir verbrennen, den vollen Nutzen zögen, ſo dürfte man über den ungeheuren Verbrauch nicht klagen. Aber wir ſind weit davon entfernt. Wir verſchwenden ſie in jeder Hinſicht auf das Unverantwortlichſte. Man kann annehmen, daß ein volles Viertel aller unſerer Kohle zur Herſtellung von Wärme als bewegende Kraft verwendet wird. So ſehr wir nun auch gewohnt ſind, die Leiſtungen unſerer Dampfmaſchinen zu bewundern, ſo ergiebt doch der gegenwärtige Stand mechaniſcher Kenntniſſe, daß wir in dieſen Maſchinen nur einen kleinen Theil der thermiſchen Kraft des Heizungsſtoffs zur Verwendung bringen. Daß ein Pfund Kohle in unſeren beſten Maſchinen eine Kraft erzeugt, die eine Laſt von einer Million Pfund einen Fuß hoch zu heben vermag, iſt ein Reſultat, das an das Wunderbare anzuſtreifen und jede Möglichkeit fernerer Steigerung auszuſchließen ſcheint. Aber es iſt durch die Forſchungen der letzten Jahre nachgewieſen worden, daß die mechaniſche Kraft, die aus einem Pfund Kohle durch Verbrennung erſchloſſen wird, im Stande iſt, nicht eine, ſondern *zehn* Millionen Pfund zu der gleichen Höhe zu heben. Bis jetzt erreichten nur unſre ſparſamſten Dampfmaſchinen den Satz von einer Million Pfund auf das Pfund Kohle; im Ganzen können wir nur den dritten Theil dieſer Kraft als Durchſchnittsſatz für die Maſchinen Englands annehmen. Daraus folgt, daß unſere Dampfmaſchinen gegenwärtig dreißig mal mehr Kohlen verbrauchen als bei abſolut vollkommenen Heizungs-Vorrichtungen erforderlich ſein würde. Die Phyſik hat dieſe Mängel unſerer Dampfmaſchine ans Licht gebracht; Sache der Mechanik iſt es nun, die Verbrennungswärme mehr als bisher in verwendbare Kraft zu verwandeln.

Es iſt eine oft gehörte Meinung, daß vor der gänzlichen Erſchöpfung der Kohle irgend eine andere bewegende Kraft entdeckt werden würde, und gewöhnlich wird dieſe Rolle der Elektricität zugeſchrieben. Elektricität kann allerdings ebenſo gut wie Wärme in Bewegung verwandelt werden. ihre mechaniſche Verwendung erfordert ſogar, wie Theorie und Praxis nachgewieſen haben, weniger Kraftaufwand als die Dampfmaſchine. Aber zu dieſer Verwandlung ſind ebenſo wie bei der Verwandlung der Wärme chemiſche Operationen nöthig, und zu dieſen iſt Material erforderlich. Wo aber ſollen wir billigeres Material finden, als die Kohle der Erde und den Sauerſtoff der Luft? Dieſer koſtet ſchlechterdings nichts, und jedes Pfund Kohle, das in dem Verbrennungsakte chemiſche Verbindungen eingeht, macht mehr als zwei und ein halbes Pfund Sauerſtoff verwendbar als Kraft. Aus dem Waſſer können wir uns den Sauerſtoff nicht holen, denn da iſt er nur in Verbindungen vorhanden, und ſeine Trennung vom Waſſerſtoff würde bedeutende chemiſche Kraftanſtrengungen verurſachen. Nur in der Luft iſt er frei, wie wir ihn brauchen, vorhanden, und mir ſcheint nicht die geringſte Ausſicht zu ſein, daß wir eine billigere Quelle thermodynamiſcher oder elektrodynamiſcher Wirkungen auffinden könnten. Um aber dieſen Sauerſtoff der Luft uns dienſtbar zu machen, brauchen wir einen oxidirbaren Stoff, und Kohle iſt der billigſte, den wir haben können.

Man weiſet ferner auf die Triebkraft des Waſſers als ein theilweiſes Surrogat des Dampfes. Auch ſie iſt eine Wirkung der Sonne, da durch ihre verdunſtende Thätigkeit das Waſſer zu Höhen emporgehoben wird, von denen es mit Kraft wieder herabſtrömt oder herabfällt. Es wird auf dieſe Art z. B. in den Waſſerwerken von Greenock, an der Mündung des Clyde, eine Waſſermaſſe von täglich hunderttauſend Tons geſammelt, deren Triebkraft einer Maſchine von 2000 Pferdekraft gleichkommen würde, wenn man ſie zu Fabricationszwecken benutzen wollte. Aber die hydrauliſche Leiſtungsfähigkeit der Greenocker Werke iſt bedeutungslos, wenn man ſie mit anderen Orten vergleicht, wo die natürlichen Waſſerabflüſſe weite Stromgebiete von beträchtlichen Höhen entweder in reißender Strömung oder in verticalen Fällen herabſtürzen. Alpenländer ſind reich an Fällen, die, mit einiger Hülfe der Waſſerbaukunſt zur Regelung des Zufluſſes und zur Abhaltung des überflüſſigen Waſſers, manches Tauſend Pferdekraft gewähren könnten, und einen Strom giebt es, deſſen Fall in jedem einzelnen Sturze alle Fabriken der Welt zu treiben im Stande wäre. Induſtrielle Unternehmungen ſind keine bis in die Gegenden vorgedrungen, welche dieſe verſchwenderiſche Kraft erzeugen; aber wir gehen der Zeit entgegen, wo man ſie zu einer nutzbaren Thätigkeit bezähmen wird. Sobald dieſer Tag gekommen iſt, wird die Sonne, die das Waſſer zu den Höhen erhebt, von denen es in Caſcaden und Schnellungen herabſtürzt, uns helfen, jene koſtbaren Vorräthe von bewegender Kraft zu ſchonen, die von ihr ſelbſt in einer früheren Periode der Geſchichte unſeres Planeten angehäuft worden, und die, wenn einmal erſchöpft, vorausſichtlich nimmer zu erſetzen ſind.

Aber nicht blos zur Triebkraft wird die Kohle benutzt; ſie erleidet zur Schmelzung und Verbindung feſter Stoffe im Hüttenweſen die ausgedehnteſte Anwendung und leider auch dieſelbe Vergeudung. In gewöhnlichen Schmelz- und Hochöfen iſt es nur der Ueberſchuß der Verbrennungswärme über die Wärme des zu ſchmelzenden Körpers, welche für den gegebenen Zweck verwendet werden kann. Der Reſt der Wärme, der in vielen Fällen weit größer iſt, fliegt nutzlos zum Schornſtein hinaus. Die Verbrennung iſt überdies in den meiſten Oefen ſo mangelhaft, daß Wolken pulveriſirter Kohle als Rauch unſere Fabrikſtädte in Nacht hüllen, und Gaſe, die im Feuer völlig verwendet werden ſollten, ſteigen mit zwei Dritteln ihrer Schmelzkraft in die Luft.

Einige Abhülfe für dieſen Zuſtand dürfen wir uns in den regenerativen Gas-Oefen verſprechen, die Herr Siemens* neuerdings eingeführt und verbeſſert hat. In dieſen Oefen wird die überſchüſſige Wärme durch einen ſogenannten Regenerator am Entweichen verhindert und dem neuen Brennmaterial, bevor es in den Ofen kommt, zugeführt. Dies Brennmaterial iſt nicht feſte Kohle, ſondern Gas, das vorher aus der Kohle gezogen iſt. Dies Gas wird durch die überſchüſſige Verbrennungswärme bis zu einer hohen Temperatur erhitzt und ſodann ein Strom davon in den Ofen geleitet, wo er ſich mit einem Strom atmoſphäriſcher Luft verbindet, die gleichfalls und durch daſſelbe Mittel erhitzt iſt. In der nun folgenden Verbindung tritt die Verbrennungswärme der Wärme hinzu, welche die Gaſe bereits hatten. So wird außer der Erſparung an Brennmaterial auch ein höherer Grad von Hitze erzeugt, als durch ungewärmtes Brennmaterial. Da nun die Verbrennungswärme, ſoweit ſie ſich nicht den zu ſchmelzenden Körpern mittheilt, immer von neuem zur Verſtärkung der Wirkung des Brennmaterials dient, ſo ſcheint in der That keine andere Gränze für den erreichbaren Grad von Wärme vorhanden zu ſein, als die Haltbarkeit des Materials, aus dem der Ofen errichtet iſt.

Rauch iſt Vergeudung und Unfug. Da ich an den Experimenten Theil genommen habe, welche vor einigen Jahren zur Ermittelung der Möglichkeit einer Rauchverzehrung ſtattfanden, ſo kann ich mit Beſtimmtheit verſichern, daß, bei der Erzeugung von Dampfkraft wenigſtens, jeder Rauch überflüſſig und unentſchuldbar iſt.** Dieſe Verſuche wieſen zur Evidenz nach, daß bei einer leicht durchführbaren Feuerungs-Methode, bei richtigem Luftzuge und einigen durchaus nicht ſchwierigen Verbeſſerungen des Feuerheerdes, das Rauchen ganz und gar vermieden und dadurch zugleich die Brennkraft des Feuerungsſtoffs und die Dampfkraft des Keſſels erhöht werden kann. In der Regel rauchen die Schornſteine von Dampfmaſchinen am meiſten und doch iſt bei Dampfmaſchinen das Rauchen am leichteſten zu verhindern. Bei Oefen iſt es viel ſchwieriger

* So viel mir bekannt, Bruder des berühmten Telegraphen-Ingenieurs Dr. Werner Siemens in Berlin. Anm. d. Einſenders.

** Durch eine Parlaments-Akte aus den letzten Jahren iſt die Anbringung von Rauchverzehrungs-Apparaten bei allen Dampfſchornſteinen geſetzlich vorgeſchrieben. Noch ganz neulich mußte in einer engliſchen Fabrikſtadt, irre ich nicht, Wolverhampton, ein eben vollendeter Schornſtein von gegen dreihundert Fuß Höhe ſofort wieder abgeriſſen werden, weil der Rauchverzehrungs-Apparat bei der Reviſion des Baues nicht für ausreichend befunden wurde. D. E.

Digitized by Google

und wahrſcheinlich nicht ohne eine gänzliche Aenderung des Feuerungs-Syſtems zu bewirken.

Nicht minder ausſchweifend und verſchwenderiſch iſt der Gebrauch, den wir von der Kohle in unſerem Haushalte machen. Man nimmt an, daß der häusliche Kohlenbedarf ſich in England auf jährlich eine Tonne für jeden Einwohner erſtreckt. In Großbritanien werden demnach mehr als 29 Mill. Tonnen Kohlen rein für den häuslichen Bedarf verbraucht. Wenn man nun bedenkt, daß ein Pfund Kohle in einer guten Dampfmaſchine 10 Pfund oder eine Gallone Waſſer in Dampf verwandelt und wenn man dazu an die geringe Quantität Waſſer denkt, die bei einem gewöhnlichen Küchenfeuer vermittelſt eines Pfundes Kohle zum Sieden und Verdampfen gebracht wird, ſo kann man die ungeheure Verſchwendung ermeſſen, die in unſeren Küchen an der Kohle begangen wird. Die einfachſte Vorrichtung zur Concentrirung des Feuers würde hinreichen um dieſer ſchmählichen Vergeudung Einhalt zu thun. Nicht minder verbrennen wir beim Heizen ungefähr fünf Mal ſo viel Kohle, als zur Erreichung derſelben Wärme nöthig wäre, wenn wir vernünftig eingerichtete Feuerſtätten hätten. Ohne den Luxus eines hellen Feuers aufzugeben, würde es leicht ſein, den größeren Theil der Wärme brauchbar zu machen, die jetzt nutzlos durch den Schornſtein entweicht. Das ſind nur Haushaltungsdinge; aber ein Mißbrauch, der eine Ausgabe veranlaßt, größer als die ganze Einkommenſteuer von Großbritannien, ein Mißbrauch im täglichen Leben, der durch richtige Anwendung wiſſenſchaftlicher Erkenntniß abgeſtellt werden kann, verdient vorzugsweiſe die Aufmerkſamkeit eines Vereins wie der unſrige auf ſich zu ziehen. £.

## Braſilien.

### Eine deutſche Kolonie, nach Gerſtäcker.

Den letzten Weltgang Gerſtäckers, welcher ziemlich ganz Südamerika umkreiſte, haben wir ſeiner Zeit in dieſen Blättern beſprochen; — jetzt haben wir denſelben — oder wenigſtens einen Theil davon — in Romanform vor uns; der vielgereiſte Verfaſſer hat ſeine braſilianiſchen Erfahrungen zu einem Lebensbilde verarbeitet, das jedenfalls den Vorzug innerer Wahrheit in hohem Grade beſitzt und einem Auswanderungsluſtigen oder ſonſt Wißbegierigen recht gut dazu dienen kann, ſich eine Vorſtellung zu bilden, wie es da drüben, im Lande der Botokuden, ausſieht — wenigſtens zum Theil; denn freilich dürften nicht alle Kolonien dieſem Santa Clara ähnlich ſehen und das Lebensbild einer Anſiedlung, wie die am Pozuzu, unſeligen Andenkens, Bilder aus den Zuſtänden der Parcerien-Wirthſchaft, dürften ein ernſteres Kolorit tragen. Ja, wir dürfen nicht verſchweigen, daß uns von Deutſchen, welche längere Zeit in Braſilien gelebt, ſehr große Zweifel an der Naturtreue der Schilderungen Gerſtäcker's ausgeſprochen wurden, der beſonders auf ſeiner letzten Reiſe einen zu flüchtigen Aufenthalt in Braſilien genommen haben ſoll, um als ein kompetenter Beurtheiler der jetzigen Landeszuſtände gelten zu können.

Gleichwohl hat Herr Gerſtäcker augenſcheinlich die auf ſeiner letzten Reiſe in Braſilien gemachten Erfahrungen hier poetiſch verwerthet; die geſchilderten Zuſtände ſind einfach und natürlich; die vorgeführten Perſönlichkeiten haben des Romanhaften gerade ſo viel, als zur Durchführung der Fabel nöthig iſt; im übrigen ſind es Menſchen, wie ſie uns jeden Tag begegnen können und in mehr als einer mag der Verfaſſer ihr leibhaftes Original konterfeit haben.

Die deutſche Kolonie Santa Clara gehört zu der achtungswertheſten ihrer Art; ſie bildet bereits ein kleines Städtchen, das ſchon aus der erſten Mauſer heraus und nicht ohne allen Comfort iſt, da ſie am Meere liegt, wobei freilich die Wildniß auch noch ziemlich ungezähmt hereinſchaut. Die Einwohner von Santa Clara nähren ſich erträglich; in der nächſten Nachbarſchaft giebt es einträgliche Chagras (Bauerngüter), auf denen eingeborne oder erſt zugewanderte Deutſche gut oder ſchlecht, je nach den Beſitzern, wirthſchaften. Der Fremdling findet in Santa Clara ſogar zu gewiſſen Zeiten Unterkommen in einem Gaſthauſe, wo unter Umſtänden auch ein Ball gegeben werden kann. Die Niederlaſſung hat einen wackern Director, dem aber die Saumſeligkeit der Regierung in Rio, die Faulheit der Einwanderer, die man ihm über den Hals ſchickt, ohne für Anweiſung von Landſtrecken zu ſorgen, die Prätenſionen der vornehmeren Koloniſten, endlich die Intriguen am Hofe ſeines von einer ränkeſüchtigen Frau geleiteten Statthalters viele Aergerniſſe bereiten, ja der zeitweiſe von ſeiner Stelle verdrängt, und durch einen eben ſo charakterloſen, als unfähigen Günſtling der genannten Frau erſetzt wird. Der neben dem erſten Director fungirende braſilianiſche Delegado iſt ein ähnlicher Schelm; er unterhält Liebſchaften mit den Frauen der Koloniſten, und geht endlich mit einer ſchönen Schuhmacher-Frau durch; der Mann aber, der ſie verfolgt und klagbar wird, erhält Unrecht, weil ſein Weib bei der Verheiratung mit dem Bleifuße (ſo werden die portugieſiſchen Braſilianer von den Deutſchen genannt) ihren Proteſtantismus aufgegeben, und ſomit alſo nach den braſilianiſchen Geſetzen die erſte Ehe ungültig gemacht hat. Sehr ergötzliche Geſtalten ſind das Factotum der Kolonie, der treue, ſparſame, humoriſtiſche Allerweltsdiener Jeremias, ferner die Pſeudogräfin Baulen Herr Arno von Pulteleben, welche die Ariſtokratie der Kolonie repräſentiren, der Koloniſt Zuhbel u. A. In dem Bauchredner Bux, dem rohen verbrecheriſchen Proletarier, in dem ſich dem Anblicke aller Welt entziehenden Herrn Maier nebſt Frau, der zuletzt als betrügeriſcher Bankerutirer und flüchtiger Kaſſendieb erkannt wird, ſind Elemente geſchildert wie ſie in den Kolonien gerade nicht ſelten ſind. Kurz, es iſt eine bunte Geſellſchaft, die wir hier beiſammenfinden; faſt alle Typen unſerer hier und da faulen Geſittung ſind vertreten und bilden ein eigenthümliches Muſivbild, bei dem nur leider oft die Farben ſehr unvermittelt nebeneinander ſich finden.

## Mannigfaltiges.

— Berthold Auerbach's geſammelte Schriften. Die J. G. Cotta'ſche Buchhandlung hat ſoeben den Proſpekt einer zweiten Geſammtausgabe von Berthold Auerbach's geſammelten Schriften verſandt. Wir glauben nicht, daß noch ein anderer lebender deutſcher Schriftſteller ſich der Ehre rühmen darf, in gleicher Weiſe ſeine geſammelten Schriften vom Publikum mit Begierde gekauft zu ſetzen. Es bilden aber auch dieſe Schriften Auerbach's eine ganze Bildergalerie deutſchen Gemüths- und Seelenlebens. Und in der That war es ſo, daß bei jedem neuen Werke, das von Auerbach erſchien, das leſende Publikum immer rief: „Das iſt das Beſte, was er bisher geſchrieben!" So war es bei der „Frau Profeſſorin," ſo bei „Barfüßle," ſo bei „Joſeph im Schnee" und ſo bei „Edelweiß." Wir wollen wünſchen, daß er noch recht lange und viel ſo ſchreiben möge, damit wir, nach der bisherigen Erfahrung, immer Beſſeres und noch Beſſeres leſen und das Allerbeſte erſt recht ſpät bekommen! Einſtweilen aber wollen wir uns die 22 Bände ſeiner bisherigen Schriften anſchaffen, was uns die Cotta'ſche Buchhandlung ſehr erleichtert, indem ſie die neue Geſammtausgabe in ſauberſter Ausſtattung und mit dem lithographirten Bilde des liebenswürdigen Dichters, zu einem außerordentlich billigen Preiſe (12 Sgr. der Band) ankündigt.

Bereits iſt uns der erſte Band dieſer neuen Geſammtausgabe (XII und 466 S. in 8.) zugegangen, der den erſten Theil der „Schwarzwälder Dorfgeſchichten" enthält." „In der Frucht," ſagt der Verfaſſer in einem neuen Einleitungsworte, „liegen die Tage mit eingeſchloſſen, die ſie zeitigten. Möge in dem, was ich in der Arbeit meines Lebens erſtrebe, ein gutes Korn enthalten ſein zum Frommen des Vaterlandes und zur Erweckung für die höchſten Güter der Menſchheit!"

— Iſak Noah Mannheimer.* Es liegt uns eine bei Gelegenheit des ſiebzigſten Geburtstages des Gefeierten erſchienene Biographie des erſten Predigers der israelitiſchen Gemeinde in Wien, Herrn Dr. Mannheimer, vor, eines Mannes, der von ſeinen Glaubensgenoſſen ebenſo als trefflicher Kanzelredner, wie als wiſſenſchaftlicher und praktiſcher Schulen- und Gemeinde-Organiſator, geliebt und geſchätzt wird. Im Jahre 1793 in Kopenhagen geboren, wo Mannheimer zuerſt, und zwar ſowohl in deutſcher, als in däniſcher Sprache, vor ſeinen Glaubensgenoſſen predigte, kam er vor mehr als vierzig Jahren nach Deutſchland. Das Bedürfniß, den beſonders in ſeiner äußerlichen Form verkommenen, jüdiſchen Gottesdienſt zu reformiren, ohne dem Weſen der überlieferten Religion zu nahe zu treten, hatte ſich nach den Befreiungskriegen zuerſt in Berlin geltend gemacht, wo Jacobſon und Beer einen verbeſſerten Tempeldienſt herſtellten. In Berlin wurde Mannheimer im Jahre 1823 als deutſcher israelitiſcher Prediger angeſtellt. Hier hatte er ſich damals der fördernden Unterſtützung der Männer zu erfreuen, die noch aus der Mendelsſohn'ſchen, für das Judenthum ſo kulturhiſtoriſchen Zeit übrig waren: eines David Friedländer, Bendavid, Jacobſon u. A., während er auch mit jüngeren, von Liebe zur Wiſſenſchaft erfüllten

* Die Kolonie. Braſilianiſches Lebensbild, von Friedrich Gerſtäcker. 3 Bde. Leipzig, Hermann Coſtenoble, 1864.

* Iſak Noah Mannheimer, Prediger. Eine biographiſche Skizze. Mit Benutzung von Archivalien, von Dr. G. Wolf. Wien, Knöpfelmacher, 1863.

Digitized by Google

Glaubensgenoſſen, wie Zunz, Gans, Joſt und Moſer, eng befreundet war. Aber noch in demſelben Jahre, am 26. December 1823 und am 21. Februar 1824, ward den Juden in Preußen unterſagt, Andachtsübungen zu veranſtalten, bei welchen deutſche Reden gehalten werden; ja, in Berlin ward ihnen befohlen, „ihren Gottesdienſt nur in der hieſigen großen Synagoge, nur nach dem hergebrachten Ritus, ohne die geringſte Neuerung in der Sprache, in den Ceremonien, Gebeten und Geſängen, ganz nach dem alten Herkommen, zu halten." Merkwürdig genug, hat ſich bei dieſer Gelegenheit bereits vor vierzig Jahren die Erſcheinung gezeigt, daß ſogenannte Neuerungen, die man in Preußen abweiſt und für verderblich erklärt, in Oeſterreich als zeitgemäße Ideen zur Beförderung politiſcher Zwecke erkannt und darum bereitwilligſt aufgenommen wurden. Dr. Mannheimer, der bald nach jenem Interdikt Berlin verlaſſen mußte, wurde im folgenden Jahre als „Director der Wiener k. k. genehmigten, öffentlichen israelitiſchen Religionsſchule" angeſtellt, und als ſolcher hat er nicht blos in Oeſterreich, ſondern auch im geſammten übrigen Deutſchland einen außerordentlich fördernden Einfluß auf Verbeſſerung des jüdiſchen Gottesdienſtes und Religions-Unterrichtes geübt. Der Wiener Synagogal-Ritus iſt jetzt in den meiſten öſterreichiſchen und deutſchen Synagogen und ſogar in zahlreichen Gotteshäuſern der deutſchen Juden Amerika's eingeführt. Mannheimer hat aber auch bei vielen Gelegenheiten die politiſchen Rechte ſeiner Glaubensgenoſſen mit Erfolg wahrgenommen, namentlich bei Bekämpfung des ehrverletzenden Eides more judaico, der jetzt in Oeſterreich abgeſchafft iſt, und im Jahre 1842 gegen das Auftreten des Profeſſors Roſas in Wien, welcher beantragt hatte, daß die öſterreichiſche Regierung das Studium der Medizin unter den Juden beſchränken ſolle. In der vorliegenden Schrift hat Herr Dr. G. Wolf, der ſich bereits durch mehrfache Forſchungen über die Geſchichte der Juden bekannt gemacht, auch mit Bezug auf die Wirkſamkeit Mannheimer's in Oeſterreich einige überaus intereſſante hiſtoriſche Materialien nach den Archiven der k. k. Miniſterien und des Magiſtrates in Wien zuſammengeſtellt, die ihm zu dieſem Behufe bereitwilligſt geöffnet worden waren.

Es liegt uns gleichzeitig ein gedruckter Bericht über die Feier vor, die zu der vorgedachten Schrift Anlaß gegeben.* Es hatte dieſe Feier einen ebenſo gemüthvollen, als impoſanten Charakter; denn bei derſelben waren nicht blos alle Stände der öſterreichiſchen Hauptſtadt, ſondern auch faſt alle Nationalitäten des Kaiſerreichs, die Deutſchen und die Magyaren, die Čechen und die Polen, durch jüdiſche Angehörige der verſchiedenen Kronländer, denen ſich auch eine Deputation der Wiener türkiſch-jüdiſchen Gemeinde angeſchloſſen hatte, vertreten. Unter den reichen, künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Ehrengeſchenken, die dem Jubilar an dieſem Tage überreicht wurden, befand ſich auch ein von dem Gelehrten Dr. Adolf Jellinek edirtes und Herrn Mannheimer gewidmetes, hebräiſches Werk eines italiäniſchen Rabbi aus dem 14 Jahrhundert, das Meſſer Jehuda Leon: eine „Rhetorik, nach Ariſtoteles, Cicero und Quintilian, mit beſonderer Beziehung auf die heilige Schrift."

— Neue Enthüllungen über den Tod Puſchkin's. Der berühmte ruſſiſche Dichter Puſchkin fiel bekanntlich in einem Duell, das am 27. Januar 1837 ſtattfand. Ueber die Veranlaſſung dieſes Duells waren bisher die widerſprechendſten Angaben verbreitet, welche erſt jetzt, fünfundzwanzig Jahre nach Puſchkin's Tod, einen feſten Anhalt bekommen haben. Ein Herr Amoſſov hat nämlich, nach Mittheilungen des ruſſiſchen Senators Danſas, Sekundanten Puſchkin's, die Umſtände mitgetheilt und die Perſonen bezeichnet, die an erſter Stelle das verhängnißvolle Duell veranlaßten. Ein legitimiſtiſcher Franzoſe, der in ruſſiſche Dienſte getreten war, Herr von Dantès, ein natürlicher, ſpäter adoptirter Sohn des damaligen niederländiſchen Geſandten zu St. Petersburg, Baron Heckeeren, hatte Puſchkin's Gemahlin, geb. Gontſcharov, mit Liebes-Anträgen verfolgt, war aber von dieſer abgewieſen worden; der beleidigte Dichter hatte dem jungen Franzoſen, der ein Liebling der Hofkreiſe geworden war, das Haus verboten. Einige Zeit darauf curſirte in der höheren St. Petersburger Geſellſchaft ein ebenſo cyniſches, wie boshaftes Pasquill, das die Beziehungen Dantès' zu Frau Puſchkin zum Gegenſtande hatte, anonym verbreitet und auch dem Dichter zugeſandt wurde. Puſchkin hielt Dantès für den Autor und ſandte ihm eine Ausforderung zu, die er indeſſen ſpäter zurücknahm, weil Dantès die Schweſter der Frau Puſchkin, Fräulein Gontſcharov, heiratete. Trotz der Verwandtſchaft, in welche die Gegner getreten waren, dauerte der Haß zwiſchen ihnen fort, Puſchkin wies alle Annäherungsverſuche ſeines neuen Schwagers zurück, erneuerte ſeine Ausforderung und fiel endlich im Duell. — Die Riga'ſche Zeitung theilt nun, nach der Schrift von Amoſſov, folgende Details mit: „Das Pasquill, das den Grund zu allen Händeln legte und die geſammte St. Petersburger Geſellſchaft in zwei Parteien ſpaltete, war nicht direkt von Dantès ausgegangen. Es war im Hauſe des Fürſten Gagarin, der gegenwärtig in Paris als Jeſuitenpater lebt, von dem Fürſten Peter Dolgoruki, dem bekannten revolutionären Verfaſſer der Schrift: „La verité sur la Russie," dem Herausgeber des „Veridique" 2c., verfaßt worden. Ein Kreis intriganter Männer und Frauen, der dem Dichter feindlich war, hatte jenes Pamphlet ausgeſonnen und verbreitet; Dantès war nur das Werkzeug geweſen, deſſen ſich jene intrigante Clique bedient hatte.

„Dolgoruki und Gagarin, Beide jetzt verbannt und als „malcontente" Schriftſteller bekannt, werden durch dieſe Enthüllungen (deren Authenticität ſelbſt der radikal-demokratiſche „Zeitgenoſſe" (Sovremennik) nicht in Zweifel zieht), in empfindlichſter Weiſe compromittirt. Gagarin mag ſpäter andere Wege eingeſchlagen haben; Dolgoruki iſt als Politiker, wie als Menſch, längſt gerichtet; ſoweit uns bekannt, hat keiner der genannten Männer wider die neuerdings gegen ſie erhobenen öffentlichen Anklagen remonſtrirt. Verleihen aber die erwähnten Thatſachen der Amoſſov'ſchen Broſchüre bereits an und für ſich ein nicht unbedeutendes Intereſſe, ſo wird dieſes durch die beigelegten, zum erſten Mal veröffentlichten Dokumente noch erhöht. Beſonders intereſſant iſt ein Brief Puſchkin's an den damaligen Chef der kaiſerlichen Kanzlei, Grafen Benkendorff, in welchem der Dichter offiziell von dem erwähnten Pasquill, ſeiner Ausforderung und den Gründen, aus welchen er dieſelbe zurückgezogen, Mittheilung macht; in dieſem Brief ſpricht Puſchkin direkt aus, er halte Heckeeren und Dantès für die Verfaſſer des Pasquills. Wie der Herausgeber andeutet, iſt eines der Motive zur Abfaſſung dieſes Briefes in dem Umſtande zu ſuchen, daß Puſchkin glaubte, Graf Benkendorff nehme die Partei Heckeeren's. Im weiteren Verlauf ſind auch die Briefe, welche der Dichter an den Vater ſeines Gegners richtete und welche dann das Duell veranlaßten, mitgetheilt; ſie legen Zeugniß davon ab, wie tief der leidenſchaftliche Poet ſich gekränkt fühlte, wie dämoniſch der Durſt nach Rache war, der ihn einem Verhängniß entgegentrieb, dem er in der Blüthe ſeiner Jahre, auf dem Höhepunkt ſeiner dichteriſchen Laufbahn, zum Opfer fallen ſollte."

— Altfranzöſiſch. Chrestomathie du vieux français,* heißt ein kürzlich erſchienenes, dem Erbprinzen von Naſſau gewidmetes Werk, welches den Preis bei einer Konkurrenz des Genfer Inſtituts davon getragen hat. Es erfüllt in der That alle Erforderniſſe, die man an eine derartige Sammlung zu ſtellen berechtigt iſt. Aus zum Theil völlig unbekannten Quellen ſtellt der Verfaſſer eine Blumenleſe der altfranzöſiſchen Literatur zuſammen, die, während ſie in das Studium der Sprachgeſchichte einführt, zugleich manche lichtvolle Seitenblicke in die Entwickelungsgeſchichte jener intereſſanten Jahrhunderte, in welchen ſich die Frage, ob päpſtlich, ob proteſtantiſch? für Frankreich entſchied, eröffnet. Nach einer allgemeinen Einleitung und Literaturgeſchichte folgen Bruchſtücke aus einigen berufenen Autoren des 14. und 15. Jahrhunderts, wie Jean Froiſſart (über die Schlacht von Crécy), Jean Juvénal des Urſins u. A. — Der zweite Theil, das 16. Jahrhundert umfaſſend, enthält werthvolle und intereſſante Beiträge von den Kämpfen und Zeitgenoſſen der reformatoriſchen Bewegung in Frankreich, von Cauvin (Jean Calvin) die Dédicace de l'institution chrétienne und de la Cognoissance de Dieu; Briefe von Coligny, Auszüge aus Rabelais, Michel de Montaigne 2c., ſowie Brantome's Relation über den Tod Egmont's. Bei jedem Autor findet ſich eine kurze biographiſche Notiz.

— Les amours de Napoléon III.** Das Buch, von dem auch eine deutſche Ausgabe erſchienen, iſt eine Schande für Preſſe und Literatur. Ueber Wahrheit, oder nur Wahrſcheinlichkeit der erzählten ſchmutzigen Geſchichte iſt kein Wort zu verlieren. Hinter der fingirten Londoner Verlags-Firma verſteckt ſich eine deutſche (Berliner) Handlung.

J. C.

* Die Mannheimer-Feier in Wien, am 17. October 1863. Von S. Szántó. Wien. H. Engel & Sohn.

* Ou Choix de morceaux tirés des prosateurs antérieurs au 17. siècle, par J. P. Magnin. Berlin, F. A. Herbig, 1863.

** Londres, 1864, Librairie universelle.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

# Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 46. Mittwoch, den 18. November 1863. 32. Jahrgang.

## Inhalt:

**Polen.** Seite
Schreiben eines polniſchen Patrioten an die Nationalregierung . . . . 541
Joſeph Korzeniowski . . . . . 542

**Dänemark.**
Das däniſche Blutgerüſt. II. Struenſee und die Königin Karoline Mathilde 543

**England.**
England und der Bürgerkrieg in Amerika. Die Stimme Brougham's . . 546

**Nord-Amerika.**
Amerikaniſche Ausſichten . . . . . 547

**Deutſchland und das Ausland.**
Statiſtiſches. Deutſche Statiſtik, von Adolf Frantz . . . . 549
Zwangstaufen der Juden in Oeſterreich . . . . 550

**Mannigfaltiges.**
Zeitſchrift für allgemeine Erdkunde . . . . 552
Die Nilquellen-Entdeckung . . . . „
Verein von Freunden der Erdkunde in Leipzig . . . . „
Zeitſchrift für ägyptiſche Sprach- und Alterthumskunde . . . . „

## Polen.

### Schreiben eines polniſchen Patrioten an die Nationalregierung.

Unter dem Titel: „Lettre d'un patriote polonais au gouvernement national de la Pologne“ iſt in Paris (Dentu) und Brüſſel (Schnee *) eine Schrift erſchienen, die für ſich allein eine größere Bedeutung zu haben ſcheint, als die Legion anderer Broſchüren, die ſeit dem Warſchauer Aufſtande vom 21. Januar 1863 in Paris und Brüſſel aus der Preſſe hervorgegangen. Beſonders iſt uns, ſeitdem wir die Thronrede Napoleon's III. vom 5. November geleſen, der Inhalt dieſer Broſchüre intereſſant geworden, weil ſie uns in einem gewiſſen Zuſammenhange mit den in der Thronrede ſich kundgebenden Anſichten über Polen zu ſtehen ſcheint.

Der Verfaſſer iſt, nach ſeinen eigenen Angaben, deren Wahrheit von dem Herausgeber ſeiner Schrift, dem ſeit längerer Zeit bekannten Verfaſſer der „Etudes sur l'avenir de la Russie,“ Herrn Schédo-Ferroti, bezeugt wird, ein Mitkämpfer des gegenwärtigen polniſchen Nationalkampfes geweſen, und zwar bis zum 16. Mai, wo er in den Wäldern des Gouvernements Lublin ſchwer verwundet wurde. Seitdem lebt er, als einarmiger Invalide, in Lemberg, von wo er bereits am 4. Auguſt das gegenwärtige Schreiben in polniſcher Sprache an die Nationalregierung gerichtet. Da der Verfaſſer jedoch ſeitdem ohne Nachricht darüber geblieben, ob das Schreiben an ſeine Adreſſe gelangte, ſo wählte er den Weg der Publication, indem er es in's Franzöſiſche überſetzte und Herrn Schédo-Ferroti in Brüſſel zur Veröffentlichung überſandte. Das mit abgedruckte Begleitſchreiben an den Herausgeber iſt Joſeph Pitkiewicz unterzeichnet.

Das Schreiben an die geheime Nationalregierung iſt nicht ohne große Bitterkeit gegen dieſelbe abgefaßt, aber es rührt gleichwohl von einem aufrichtigen, polniſchen Patrioten her. Es ſucht mit warmen Worten darzuthun, daß die Wege der Nationalregierung, die ein viel furchtbareres Vehmgericht, als das des Mittelalters bilde, indem ſie ihre Opfer, ohne deren Vertheidigung gehört zu haben, und ohne ihnen Zeit zu geben, ſich mit Gott zu verſöhnen, hinſchlachten laſſe, nothwendig zu ihrem eigenen und zum Verderben des Landes führen müſſe. Der Verfaſſer ſagt ferner, daß die Nationalregierung, wenn ſie in dieſer unklugen Weiſe fortfahre, das menſchliche Gefühl zu verletzen, ſehr bald auch den Eifer der franzöſiſchen und engliſchen Freunde Polens für deſſen gute Sache werde erkalten machen, während ein Murawiew und ein Berg in dem Vorgange der Leiter der Nationalregierung einen Rechtfertigungsgrund für ihr unbarmherziges Verfahren fänden. Schon jetzt ſei das franzöſiſche Volk mit der paſſiven Haltung ſeines Herrſchers in der polniſchen Angelegenheit ganz zufrieden; ſchon jetzt erregten die Gewaltthätigkeiten der Ruſſen nicht mehr ſo wie früher, den Unwillen und den Zorn der Franzoſen und der Engländer, und daran ſei hauptſächlich das Verfahren der National-Regierung ſchuld.

Ein anderer Vorwurf, den der Verfaſſer der Nationalregierung und ihren Agenten in Polen und im Auslande macht, bezieht ſich auf die ſyſtematiſche Unwahrhaftigkeit, mit welcher ſie ſowohl die auswärtigen Regierungen, als das Volk in Polen über die Ausbreitung, die Siege und die ſonſtigen Erfolge des Aufſtandes im Königreiche, in Litthauen, Volhynien und Podolien, ſowie über die Freiwilligen-Zuzüge, die aus Frankreich zu erwarten ſeien, zu täuſchen verſuchten. Dieſe unwahren, durch Telegraphen, Zeitungen und Schriften verbreiteten Angaben hätten nur dazu geführt, die kampfluſtige Jugend Polens zu den tollkühnſten, von vornherein als erfolglos zu bezeichnenden Unternehmungen zu verleiten und endlich den Nachrichten über die polniſche Inſurrection allen Glauben in Europa zu nehmen. Der Verfaſſer erzählt, in welcher Weiſe er und ſeine Kampfgenoſſen in den Wäldern durch die in den Krakauer Zeitungen enthaltenen Sieges-Bulletins und Verbrüderungs-Ankündigungen aus Frankreich, England ꝛc. zu den hochgehendſten Erwartungen und ſchwärmeriſchſten Plänen ſich haben verleiten laſſen, bis ſie endlich durch die lügenhaften Berichte über ihr eigenes kleines Corps und die von ihm angeblich erfochtenen Siege auf das Schmerzlichſte enttäuſcht worden ſeien.

Der Verfaſſer räth, die begangenen Fehler dadurch wieder gut zu machen, daß man zur Wahrheit zurückkehre und die Macht der realen Verhältniſſe muthig in's Auge faſſe. Man beſchränke ſich darauf, politiſche Rechte für das polniſche Volk zu verlangen, ſtatt der Ruhmesglorien und der ritterlichen Reſtauration der polniſchen Ariſtokratie. Man ſtrebe danach, ein freies, einiges Polen herzuſtellen und nicht ein großes Polen mit zwei oder drei einander befeindenden Nationalitäten, wie es innerhalb der Gränzen von 1772 beſtanden.

Was uns in dieſer Broſchüre an die Ideen und Worte Napoleon's III. erinnert, iſt die Entſchiedenheit, mit der ſich der Verfaſſer gegen die auf den Verträgen des Jahres 1815 ruhende Verfaſſung des Königreichs Polen erklärt, ſowie ſeine Empfehlung des suffrage universel und der franzöſiſchen Gleichheit aller Bürger vor dem Geſetz.

In erſterer Hinſicht ſagt er: „Wer die polniſche Verfaſſung von 1815 kennt, der wird es lächerlich finden, wenn in diplomatiſchen Aktenſtücken (in den bekannten ſechs Punkten) geſagt wird, daß die Wiederherſtellung dieſer Verfaſſung die Wünſche der Polen befriedigen würde. In dieſer Verfaſſung wird nämlich Folgendes hinſichtlich der National-Repräſentation beſtimmt:

Art. 85. Die National-Repräſentation ſoll ſo zuſammengeſetzt ſein, wie es Art. 31 beſagt (d. h. daß der Landtag aus dem König und den beiden Kammern, dem Senat und der Kammer der Landboten und Abgeordneten der Gemeinden, beſtehe).

Art. 87. Der Landtag verſammelt ſich alle zwei Jahre in Warſchau zu der, in dem vom Könige erlaſſenen Einberufungs-Dekret ange-

* Berlin, E. Bock (B. Behr), 1863.

Digitized by Google

gebenen Zeit. Die Seſſion dauert dreißig Tage. Der König allein kann ihn prorogiren, vertagen und auflöſen.

Art. 88. Der König beruft einen außerordentlichen Landtag, wenn er es für nöthig erachtet.

Art. 90. Der Landtag tritt über alle Geſetz-Entwürfe, die ihm von Seiten des Königs durch den Staatsrath zugehen, in Berathung.

Art. 91. Der Landtag deliberirt, nach den Mittheilungen des Souverains, über die Vermehrung oder Einſchränkung der Steuern, Abgaben, Taxen ꝛc., ſowie über alle anderen Gegenſtände, die ihm vom Souverain zugeſandt werden.

Art. 92. Nachdem er über alle dieſe Gegenſtände beſchloſſen,* nimmt der Landtag alle Mittheilungen, Fragen oder Reclamationen entgegen, welche durch die Landboten oder Gemeinde-Abgeordneten zum Wohl und Nutzen ihrer Committenten geſtellt werden. Er überweiſt ſie dem Staatsrath, der ſie dem König unterbreitet. Nachdem der König ſie dem Landtage zurückgeſandt, geht dieſer zur Berathung der Geſetzentwürfe über, zu welchen dieſe Reclamationen Anlaß gegeben.

Art. 94. Der Landtag kann ſich nur mit Gegenſtänden beſchäftigen, die zu ſeinen Befugniſſen gehören, oder ihm in dem Einberufungs-Dekrete bezeichnet ſind.

Art. 99. Die auf Befehl des Königs vorgelegten Geſetz-Entwürfe können nur durch den Staatsrath nach den Bemerkungen, welche ihm etwa von den betreffenden Commiſſionen des Landtages gemacht worden, modiſicirt werden."

„Dies wird genügen," fügt unſer polniſcher Patriot hinzu, „wird genügen, um in jedem freien Manne den Wunſch einer Wiederherſtellung der Verfaſſung von 1815 zu unterdrücken."

Dagegen hält er es nicht unmöglich, daß Rußland, falls dieſes Begehren nicht vom Auslande diktirt, ſondern ſeiner Friedensliebe (etwa auf einem Kongreſſe) anheimgeſtellt wird, geneigt ſein möchte, dem polniſchen Volke das Recht der Repräſentation auf der Grundlage der Gleichheit Aller vor dem Geſetze, d. h. alſo des suffrage universel, zu verleihen. Er ſagt:

„Von dem Augenblicke, wo Polen eine auf dem allgemeinen Stimmrecht ruhende National-Repräſentation beſitzen und das polniſche Volk das Recht erlangt haben wird, ſelbſt bei der Geſetzgebung des Landes mitzuwirken, ſo daß die Nation ihre Geſetze nicht mehr fix und fertig, entweder von St. Petersburg, oder durch ein in ihrem Namen abgegebenes Votum der Adels-Kaſte allein, erhält — von dieſem Augenblicke iſt das Problem der Zukunft Polens gelöſt; alles Uebrige bildet dann nur noch eine Reihe untergeordneter Fragen, welche die Zeit und die regelmäßige Wirkſamkeit des geſetzgebenden Körpers zu löſen die Aufgabe haben.

„Oder denkt man, es ſei möglich, daß die vom Volk erwählten Kammern die Bewilligung der Preßfreiheit, des Vereins-, des Petitionsrechtes ꝛc. ꝛc. auf unbeſtimmte Zeit hinausſchieben werden? Dies iſt abſolut unmöglich, und wie groß auch die Halsſtarrigkeit der ruſſiſchen Regierung ſein möchte, wird ſie zuletzt doch der Macht der Thatſachen, dem unwiderſtehlichen Einfluſſe der öffentlichen Meinung, nachgeben müſſen. Ich will ſogar einen Augenblick zugeben, daß — was ich bezweifle — dieſe Zugeſtändniſſe mehrere Jahre auf ſich warten laſſen, daß ſie ſo ſpät kommen, daß Sie (die Nationalregierung) oder ich — und ich wahrſcheinlicher als Sie — nicht mehr da ſind, uns ihrer zu freuen, ſo iſt dies noch kein Grund, zu gewaltſamen Mitteln zu ſchreiten, um ſie zu beſchleunigen. Sind wir nicht mehr da, ſo werden unſere Kinder und Enkel, das polniſche Volk wird da ſein, um ſich jener Freiheit vollſtändig zu freuen, und, wenn ich mich nicht täuſche, ſo handelt es ſich doch weder um Sie, noch um mich, ſondern um das polniſche Volk."

Der Verfaſſer räth darum dringend, daß die Nationalregierung zur einzig möglichen Rettung des Vaterlandes vom Schauplatze abtrete, indem ſie einem, oder einigen im Auslande lebenden Polen, die nicht durch den Aufſtand kompromittirt ſind, die Miſſion ertheilt, mit dem Kaiſer von Rußland, unter der Bedingung eben, daß ſie ſich ganz vom Schauplatze zurückzieht, über die freien Zugeſtändniſſe zu unterhandeln, die er ihrem unglücklichen Vaterlande machen will. Der Verfaſſer iſt überzeugt, daß der Kaiſer, der früher ſchon die Abſicht gehabt, Polen zu emancipiren, das Zugeſtändniß politiſcher Freiheit in dem Sinne machen werde, wie vorſtehend dargelegt iſt.

J. L.

* D. h. am Ende der Seſſion, oder kurz vor dem Schluſſe des Landtages. (Anmerk. des poln. Verf.)

## Joſeph Korzeniowski.

Vor Kurzem ſtarb zu Dresden einer der erſten Schriftſteller Polens, Joſeph Korzeniowski. Er hatte das traurige Loos, ſeinen Ruhm verblaſſen zu ſehen, von ſeinen eigenen Landsleuten verdächtigt zu wirden und fern von dem Vaterlande, das eben um Tod und Leben ringt, ſein Grab zu finden.

Korzeniowski wurde am 19. März nahe bei Brody in Galizien geboren, wo ſein Vater ein kleines Beſitzthum hatte. Er kam an das Gymnaſium zu Czernowitz, blieb aber nur durch eine Klaſſe hier, denn plötzlich citirte ihn ſein Vater, ein polniſcher Edelmann von altem Schrot und Korn, nach Hauſe, weil er ihm zum Namenstage einen deutſchen Glückwunſch geſchrieben hatte, und ſchickte ihn in das Lyceum zu Krzemieniec, eine gute polniſche Schule. Der junge Korzeniowski hatte hier viel mit Noth zu kämpfen, widmete ſich aber fleißig dem Studium. Durch Czartoryski, den Curator der Schule, erhielt er 1818 eine Hauptlehrerſtelle in Warſchau, die er nach drei Jahren mit einer Anſtellung bei der Zamojski'ſchen Bibliothek vertauſchte. In dieſer Zeit trat er als Schriftſteller auf und knüpfte Verbindungen mit den Warſchauer Literaten an, die ihm aber, ausgenommen Brodzyński, wenig behagten. Er vertiefte ſich in die großen Muſter des Abendlandes, und Schiller war ſein Lieblings-Autor. 1823 kam er an die Anſtalt zu Krzemieniec, wo er bis 1833 den Lehrſtuhl für Poetik und polniſche Sprache inne hatte. Doch in den letzten Jahren ſeiner daſigen Wirkſamkeit war Polen der Schauplatz blutiger Vorgänge geworden, und lag neuerdings niedergeworfen zu den Füßen des eiſernen Zaren Nikolaus. Das Zarenthum ging dem polniſchen Volke an ſeine Lebensadern; ſeine geiſtige Thätigkeit ſollte erſtickt werden: Univerſitäten und Schulen wurden kaſſirt. Das Loos traf auch das Lyceum zu Krzemieniec, deſſen reiche Mittel nach Kijew gebracht wurden, wo aus dieſer und der Beute der ebenfalls aufgehobenen Univerſität zu Wilna die St. Wladimir-Univerſität entſtand. Korzeniowski ging nach Kijew und wurde Profeſſor der lateiniſchen Sprache und der klaſſiſchen Alterthümer; die polniſche Literatur galt der Regierung als eine gefährliche Wiſſenſchaft und war vom Programme geſtrichen worden. Hier trifft Korzeniowski der erſte Vorwurf ſeiner Landsleute. „Warum nahm er, jetzt bereits ein gefeierter Schriftſteller, durch die materiellen Umſtände nicht genöthigt, dieſe Anſtellung an? Warum beugte er gutwillig den Nacken unter das Zarenjoch?" Hier begann er ſeine Verbindungen mit ruſſiſchen Würdenträgern. Vor 1840 wurde er Director des Gymnaſiums zu Charkow, wo ſeine ſchönſten Dramen entſtanden. Nach einigen Jahren wurde Korzeniowski Director der Schulen in Kongreß-Polen und nahm ſeinen Aufenthalt zu Warſchau, wo er fortan blieb. In neuerer Zeit wurde ihm das Leben durch Verdächtigungen ſeiner Geſinnung, durch Angriffe auf ſeinen guten Namen, von dem man ſeine Werke nicht ſchied, in hohem Maße verbittert.

Joſeph Korzeniowski iſt bekannter als Roman-Schriftſteller, wie als Dramatiker, trotzdem aber in letzterer Beziehung von größerer Bedeutung. Vor nicht langer Zeit noch waren die Werke Korzeniowski's neben jenen Kraszewski's in jedem polniſchen Hauſe zu finden, wo überhaupt geleſen wurde, und nicht wenige Leſer kannten nur dieſe zwei Namen ihrer Literatur. Korzeniowski war aber doch, wie eben bemerkt, bedeutender als Dramatiker. Der „Dziennik literacki" ſagt, man könne ihn füglich den Neſtor der polniſchen Dramatiker nennen, nicht vielleicht darum, weil er die Reihe der Schriftſteller auf dieſem Gebiete eröffnet habe, ſondern, weil er der erſte Dramatiker im heutigen Sinne des Wortes war. Die polniſche Literatur kann ſchon aus dem 16. Jahrhundert dramatiſche Verſuche nachweiſen. Korzeniowski war der erſte polniſche Schriftſteller, welcher das Weſen der dramatiſchen Poeſie begriffen hatte, und von der Aufführung ſeiner Werke datirt die vollſtändige Reform des polniſchen Theaters. Von ſeinen Vorgängern kann Keiner in die Reihe der modernen Dramatiker geſtellt werden. Vom Jahre 1833 an, wo in Lemberg ſein einaktiges Drama „Der fünfte Akt" zum erſtenmale über die Breter ging, war er dreißig Jahre hindurch ſozuſagen der alleinige Beſitzer der polniſchen Bühne zu Warſchau, Lemberg, Krakau, Wilna u. A. Korzeniowski's dramatiſche Werke zeichnen ſich durch eine gute Charakteriſtik, gelungene Abſpiegelung des nationalen Lebens und namentlich eine artiſtiſche, für die Scene berechnete Behandlung aus.

Seiner dramatiſchen und bellettriſtiſchen Werke, die von 1826—62 zumeiſt in Warſchau und Wilna erſchienen, iſt eine ſo bedeutende Anzahl, wie ſie nur wenige Schriftſteller geliefert haben.

Digitized by Google

# Dänemark.

## Das däniſche Blutgerüſt.

### II.

#### Struenſee und die Königin Karoline Mathilde.

Im Mai 1771 verfügte Struenſee die Abſchaffung der zwei prächtigen Schwadronen der königlichen Garde zu Pferde. Die zahlreichen, nur adeligen Offiziere wurden entweder bei andern Cavallerie-Regimentern placirt, oder auf Wartegeld geſetzt. Den Gardiſten und Unteroffizieren war der Eintritt in die Fußgarde freigeſtellt. Dieſer Schritt machte einen höchſt unangenehmen Eindruck, da er von Vielen als ein Angriff auf die Hoheit und den Glanz der Perſon des Königs angeſehen wurde. Als das Corps in geſchloſſener Ordnung vom Paradeplatze, wo ſo eben der königliche Befehl der Auflöſung verleſen war, nach der Kaſerne zurückkehrte, um die Pferde dort abzugeben, begegnete ihm Struenſee. Erſchrocken und in der Meinung, es ſei ein Aufſtand ausgebrochen, entfernte er ſich eiligſt, riß ein Blatt aus ſeinem Taſchenbuche und ſchrieb mit Bleifeder einige flüchtige Zeilen, worin er um ſeine ſofortige Entlaſſung als Geheimer Cabinetsſekretair des Königs nachſuchte.

Hier zeigte er, vielleicht zum erſten Male, aber nur allzudeutlich ſeinen Gegnern, und ſein ſpäteres Verhalten bei einigen an ſich unbedeutenden Volksdemonſtrationen beſtätigt es, daß er die allerwichtigſte Eigenſchaft eines Staatsreformators, jenes unerſchrockene Herz, jenen unerſchütterlichen Muth, der einer Welt von Feinden zu trotzen und kühn entgegenzutreten und ſein Leben für die Geltendmachung ſeines Willens einzuſetzen ſtets bereit iſt, nicht beſaß. Dieſe perſönliche Schwäche und Furchtſamkeit, dieſes völlig unritterliche Weſen war es, das nicht nur ſeine Gegner ermuthigte, ſondern zuletzt ſogar ihm die ſonſt ſo wohlverdiente Verehrung, ja das Mitleid der Mit- und Nachwelt entziehen ſollte.

In gleicher Weiſe kränkte er den Adel durch die Aufhebung jedes Vorranges und völlige Gleichſtellung der Offiziere der Garde und Artillerie mit denen der ganzen Landarmee und Marine. Ende December wurde ſogar auch die Fußgarde aufgelöſt, was eine Emeute derſelben hervorrief, bei der Struenſee ſich ebenfalls durchaus zaghaft und nachgiebig zeigte.

Zugleich wurde es jetzt klar, daß auch bei ihm die Reinheit des Strebens dem menſchlichen Looſe verfallen war; die tiefe Sophiſtik des Egoismus im menſchlichen Herzen hatte ſich auch bei ihm vollzogen.

Es ſchien ihm nicht mehr hinreichend, faktiſch die höchſte Leitung aller Staatsangelegenheiten in unbeſchränkten Händen zu haben. Am 19. Juli 1771 ließ er ſich vom König zum Geheimen Cabinetsminiſter ernennen mit einer in Dänemark für einen Unterthanen unerhörten Machtvollkommenheit. Alle von ihm mit ſeiner Namensunterſchrift und unter Hinzufügung des Cabinetsſiegels ausgefertigten Befehle ſollten im ganzen Reiche fortan dieſelbe Gültigkeit haben, als wenn ſie eigenhändig vom Könige unterſchrieben wären. Das erregte allgemeines Erſtaunen. In der Preſſe, wie in der ſpäteren Anklage, wurde behauptet, daß Struenſee damit eine Uſurpation der allerhöchſten Machtvollkommenheit ſich erlaubt und das Königsgeſetz von 1660 verletzt habe. Das Letztere iſt aber aus dem Wortlaute des Geſetzes durchaus nicht zu erweiſen, wenn auch andererſeits es auf der Hand liegt, daß eine ſolche Befugniß in unzuverläſſigen Händen die Möglichkeit eines argen Mißbrauchs eröffnete.

Kaum eine Woche darauf, wurde Struenſee in den däniſchen Reichsgrafenſtand erhoben, und er, der freiſinnige Reformator, der eine fortwährende Ironie gegen den äußern Flitterſtaat des Adels auf der Lippe trug, beſchäftigte ſich jetzt eifrig mit dem Entwurf eines Wappens, das ſinnreich ſein Regententhum und ſein Regierungsſyſtem ſymboliſirte, das er dann in prächtigen Farben auf ſeinen Kutſchenſchlag malen und an den Mützen ſeiner in Weiß und Roth gekleideten Diener anbringen ließ.

So hatte Struenſee nach 14 Monaten den Gipfel der Gewalt und des höchſten Anſehens im Staate erreicht. Inhaber einer noch nie gekannten Machtvollkommenheit und im Beſitz unbedingten Vertrauens des ſouverainſten Königs in ganz Europa, ſtand er dem Thron unmittelbar nahe, und die Welt blickte mit Erſtaunen auf ſein Glück und ſeine Reformen.

Doch dieſelben Freunde, die einſt ſeine Berufung an den Hof bewirkten und Männer, die ihm bis jetzt aufrichtig ergeben geweſen waren, wurden von nun an kalt gegen ihn und zogen ſich mehr und mehr zurück. Bald ſtand er auf dem ſchlüpfrigen Boden des Hofes faſt völlig allein; denn des Königs Vertrauen war eine ſchwanke Binſe, die jedes leiſe Lüftchen knicken konnte, und nur die Königin allein war es, deren unverbrüchliche Treue und Freundſchaft ihm unter allen Umſtänden ſicher war. Schon zogen wilde Sturmvögel in der drückenden Atmoſphäre umher, auf deren Warnungsruf aber der unbeſonnene Segler nicht hören wollte. Die zügelloſe Preſſe enthielt die brutalſten Angriffe und Verleumdungen. Schmähſchriften, Pasquille und Pamphlete der gemeinſten Art wurden unaufhörlich an den Straßenecken angeſchlagen, in ſeine Wohnung und in den Wagen des Königs geworfen. Wiederholt wurde er von wohlmeinenden Männern ermahnt, ſeine Freunde nicht weiter zu reizen, ſondern lieber einzulenken und den Umſtänden mehr Rechnung zu tragen. „Nein! erwiderte er mit Aufwallung; nein, ich werde nichts aufgeben von dem, was nach meiner Ueberzeugung zum Wohl des Staates dient;“ und fuhr mit Hartnäckigkeit und Rückſichtsloſigkeit, alle Kabale ſouverain verachtend, auf der eingeſchlagenen Bahn fort.

In tief verſchleiertem Hintergrunde aber ſtand auf der Lauer die verwittwete Königin Juliane Marie, geborne Prinzeſſin von Braunſchweig-Wolfenbüttel, die Stiefmutter des regierenden Königs, die voll Herrſchſucht den unauslöſchlichſten Groll gegen Struenſee und die junge Königin wegen des ihr entriſſenen Einfluſſes auf den König im Herzen trug und in tiefer Zurückgezogenheit auf ihrem Schloße Fredensborg über ſchwarzen Plänen zum Sturze der Gehaßten brütete, um wo möglich ihrem 18jährigen Sohne, dem Erbprinzen Friedrich, der an Körper wie an Geiſt gleich mißgeſchaffen war, einſt die Nachfolge zuzuwenden.

Graf Brandt, der Cavalier und beſtändige Begleiter des Königs, der einzige Vertraute Struenſee's, erhielt zweimal anonyme Briefe, worin er unter Drohungen und Schmeicheleien aufgefordert wurde, nach Hinzuziehung von geeigneten Perſönlichkeiten den König zu entführen und Struenſee zu überfallen; er könne dabei auf große Belohnungen und den Dank höchſter Perſonen rechnen. Brandt ging anfangs nicht darauf ein, ohne aber Struenſee, dem er ſeine ganze Stellung am Hofe, wie ſeine Grafenwürde zu danken hatte, eine Mittheilung zu machen. Als aber Struenſee, der merkwürdiger Weiſe in dieſem Manne ſich täuſchte und ihn für treu hielt, weil er ihn mit Wohlthaten überhäuft, ſeine Bitte, ihn des langweiligen Dienſtes beim Könige zu entledigen und mit einer reichen Entſchädigung zu verabſchieden, nicht gleich gewähren mochte, ſo machte Brandt bei mehreren hochgeſtellten Perſonen den Verſuch, ſie zu einer Verſchwörung gegen den Miniſter zu gewinnen, wurde aber überall, und zum Theil mit Entrüſtung über ſeinen Undank, zurückgewieſen.

Im October 1771 benachrichtigte man Struenſee ausdrücklich, daß der Erbprinz und ſeine Mutter an der Spitze einer Partei ſtänden, die damit umgehe, ſich der Perſon der beiden regierenden Majeſtäten zu bemächtigen und ihn ſelbſt zu verderben. Wie unglaublich es auch ſcheint, ſo beachtete doch der bedrohte Miniſter ebenſo wenig dieſe Kunde, wie die früheren Warnungen. „Die Reinheit meiner Abſichten iſt mein Schutzgeiſt!“ gab er zur Antwort und kümmerte ſich nicht weiter um das ſchwarze Getreibe, ordnete aber zum Schutze der königlichen Familie Vorſichtsmaßregeln an.

Ueber die Königin liefen die ſchamloſeſten Gerüchte und Klatſchereien umher in Betreff eines unerlaubten Verhältniſſes zwiſchen ihr und Struenſee.

Auch gegen den Grafen Brandt erhob ſich eine Wetterwolke aus einer höchſt unbedeutenden Veranlaſſung. Der König verlangte nämlich von ſeinen Cavalieren, bei denen er überhaupt das allerungenirteſte Betragen gern ſah, daß ſie „das Herz auf dem rechten Flecke hätten,“ worunter er verſtand, daß ſie ſich auch nicht ſcheuten, ſich mit ihm perſönlich zu raufen. Da Brandt noch nicht wie ſeine Vorgänger dieſe Probe abgelegt, ſo erneuerte der König nachdrücklich jene Zumuthung in der Königin und Struenſee's Gegenwart, ſchimpfte auf ihn, nannte ihn einen Feigling und warf ihm ſchließlich eine Citrone ins Geſicht. Als Struenſee dem Monarchen unter vier Augen darüber Vorſtellungen zu machen verſuchte, wiederholte der König: „Brandt iſt ein entſchiedener Coujon, wenn er ſich nicht mit mir ſchlagen will!“ Auch hatte er Brandt bereits gedroht, wenn er ſicher wiſſe, daß er keine Courage habe, ſo wolle er ſich hinter die Thüre ſtellen und ihn todtſchlagen, wenn er einträte. Unter dieſen Umſtänden, meinte Struenſee, ſei es das Klügſte, dem König den Willen zu thun, dann ſei die Sache abgethan. So trat denn Brandt eines Abends zum König in's Zimmer und forderte ihn zum Kampfe heraus. Sogleich war dieſer bereit und machte 5 bis 6 Angriffe gegen ihn. Dabei ſtieß er ihm den Finger in den Mund. Unwillkürlich ſchloß Brandt den Mund und biß dabei den König in den Finger, bat ihn aber, ſowie er es bemerkte, um Verzeihung. Der König ſtreichelte ihm die Wangen und ſagte, das thue nichts, und fing ſofort die Rauferei aufs Neue an. Im Eifer des Ringens umſchloß Brandt den Hals des Königs und preßte ihn gegen die Wand, wobei er ihn am Halſe blutig ritzte. Hierauf bat derſelbe um Pardon, gab ihm den Verſöhnungskuß und bat ihn, doch noch zu bleiben und

Digitized by Google

ihu zu unterhalten. Brandt aber begab ſich zu Struenſee, und erzählte ihm das Vorgefallene. „Nun, das iſt gut! erwiderte dieſer; jetzt werden Sie Ruhe haben; nur darf Niemand davon wiſſen." Bei dem Auskleiden des Königs aber bemerkte der Kammerdiener die blutige Spur am Halſe. Man mußte ihn in's Vertrauen ziehen, was denn begreiflicherweiſe dazu führte, daß auch Andere den Vorfall erfuhren. Die ſpätere Folge davon war furchtbar.

In den letzten Monaten des Jahres 1771 kam nun die Verſchwörung zu Stande, deren Seele Guldberg, der Cabinetsſecretair des Erbprinzen, war, ein frommer, ſchleichender Schuft, wie Zeitgenoſſen ihn ſchildern. An der Spitze ſtanden die verwitwete Königin Juliane Marie und der Erbprinz; die übrigen thätigen Glieder waren der Graf Rantzau-Aſcheberg, der früher ergebene Anhänger Struenſee's, und die Oberſten v. Eickſtedt und v. Köller.

In der Nacht vom 16. zum 17. Januar 1772, als nach einem Hofballe Alles im königlichen Schloſſe in tiefen Schlaf verſunken war, drangen ſämmtliche Genannten, nachdem man ſich durch in Bereitſchaft gehaltene Truppen geſichert hatte, in das Schlafzimmer des Königs. Unter zärtlicher Umarmung verkündete die Stiefmutter dem Erſchrockenen, ſie ſeien gekommen, um ihn und das Land zu befreien; das Volk ſei im Aufruhr; ein Attentat gegen ihn und ſeine Regierung ſei im Werke, das von Struenſee und der Königin geleitet werde. Als der arme König den Namen ſeiner Gemahlin hört, will er es nicht glauben; doch wird es ihm feierlich betheuert und noch im Bette die Unterſchrift zu zwei Befehlen abgenöthigt, worin Eickſtedt zum Commandanten der Hauptſtadt ernannt und ihm und Köller die Vollmacht ertheilt wird, alle zur Rettung des Königs und des Vaterlandes nöthigen Maßregeln zu ergreifen und insbeſondere die Königin und die Grafen Struenſee und Brandt nebſt mehreren anderen Perſonen augenblicklich zu verhaften. Die Gefangennehmung Struenſee's bot keine Schwierigkeit, Brandt dagegen ſetzte mannhaften Widerſtand entgegen und mußte überwältigt werden. Doch am Empörendſten war die Behandlung der Königin, die ihren ganzen Hochſinn bewährte.

„Graf Rantzau, erzählt der Verfaſſer, tritt mit drei Lieutenants in das Vorzimmer und will von da in das Schlafgemach der Königin ſelbſt dringen, findet jedoch die Thüren verſchloſſen. Die Königin erwacht von dem Lärm und ruft ihre Kammerfrauen. Dieſelben eilen herbei und die Königin ſieht Furcht und Schrecken auf ihren Geſichtern. „Was giebt es?" fragt ſie, aber die Frauen ſchweigen. Sie wiederholt die Frage und erhält die Antwort, Rantzau ſei im Vorgemache mit einigen Offizieren und laſſe ſich anmelden im Namen des Königs. Erſchreckt ſpringt die Königin aus dem Bette und wirft einige Kleidungsſtücke um. „Eilet und ruft Struenſee; er ſoll gleich kommen!" befiehlt ſie den Kammerfrauen; aber ſie erwidern, der Graf ſei ſchon gefeſſelt und fortgeführt worden. „Verrathen! Verloren! Ewig verloren!" ſchreit die Königin auf im Ausbruche der Verzweiflung. „Nun, fährt ſie nach einigem Sinnen fort, laßt ſie eintreten, die Verräther! Ich bin zu Allem bereit," und als darauf die Thüren von den Kammerfrauen geöffnet werden, tritt ſie den Eintretenden keck entgegen und verlangt, ihr Begehren zu wiſſen. Betreten von dem kühnen Benehmen der jungen Königin, verbeugt ſich Rantzau tief vor ihr und ſpricht darauf, er komme auf Befehl des Königs, lieſt ihr den Inhalt des offenen, vom König geſchriebenen Billets vor und überreicht es ihr. Sie nimmt es und überfliegt es, ohne Furcht zu verrathen, wirft es dann verächtlich zur Erde und zertritt es mit den Füßen. „Ha! ſpricht ſie, daran erkenne ich die Verräther und den König!" — Rantzau bittet ſie, ſich dem Befehle Sr. Majeſtät zu unterwerfen. „Dem Befehle?" ruft ſie höhniſch; „dem Befehle, wovon er ſelbſt nichts weiß und den der ſchändlichſte Verrath ſeinem Blödſinn entriſſen hat? — Nein, einem ſolchen Befehle gehorcht keine Königin!" — Rantzau macht eine ernſte Miene und ſpricht, ſein Auftrag vertrage keinen Aufſchub. — „Ehe ich den König geſehen habe, gehorche ich keiner Ordre," erwiderte ihm die Königin; „laßt mich zu ihm! ich muß, ich will ihn ſprechen!" — Und ſie macht einige Schritte, um ſich der Thüre zu nähern; aber Rantzau tritt dazwiſchen und hält ſie zurück; Zorn und Angſt ſteigen ihm zu Kopf und ſeine Bitten werden zu Drohungen. — „Elender! ruft ihm die erbitterte Fürſtin entgegen; iſt das die Sprache eines Dieners gegen ſeine Monarchin? Geht, verächtlichſter aller Menſchen! Geht! Mit Schimpf und Schande ſeid Ihr beladen; aber ich fürchte mich nicht vor Euch!" — Dieſe Worte der unerſchrockenen jungen Königin erbitterten den ſtolzen Rantzau; aber er wagt es doch nicht, ſelbſt ſeinen Henkerauftrag thätlich an der Königin zu vollziehen, ſondern wirft ſeinen Begleitern einen gebieteriſchen Blick zum Einſchreiten zu. Der Muthigſte von den Dreien tritt vor und faßt die Königin an; aber ſie reißt ſich los von ihm, ſchreit aus allen Kräften nach Hülfe und eilt hinaus auf den Gang nach der Nebentreppe; aber die Frauen halten ſie auf und ſprechen: „Ihre Maj. können nicht hinaus; denn alle Thüren ſind mit Wachen beſetzt, und Niemand hört auf Ihren Hülferuf." Ganz allein den vier bewaffneten Soldaten gegenüber und von Zorn und Erbitterung zur Verzweiflung gebracht, läuft die unglückliche Fürſtin an ein Fenſter, reißt es auf und will ſich hinausſtürzen; aber ein Offizier faßt ſie um den Leib und hält ſie mit Gewalt zurück. Außer ſich vor Zorn ergreift ſie den Verwegenen an den Haaren, reißt ihn zu Boden und kämpft mit ihm, und als ein zweiter von den Offizieren dem Kameraden und Spießgeſellen beiſtehen will gegen die wehrloſe Frau, wehrt ſie ſich auch gegen ihn und ſetzt halb nackt den Kampf gegen die Angreifer mit dem Muthe der Verzweiflung fort, bis ſie zuletzt ohnmächtig hinſinkt. Mit Befriedigung ſieht Rantzau dieſem Auftritte zu, und als die Kammerfrauen die Königin wieder zur Beſinnung gebracht haben, befiehlt er ihnen, dieſelbe in ein anſtoßendes Zimmer zu führen und ſie anzukleiden, während er den Grafen v. d. Oſten herbeiholen läßt, um ſie zum Nachgeben zu bewegen. Dieſer geſchmeidige Diplomat war zwar mit der ganzen Verſchwörung bekannt, hatte ſich aber von thätlicher Theilnahme daran zurückgehalten. Jetzt indeſſen, als er Struenſee und Brandt ſchon wohlverwahrt im Caſtell wußte, folgte er Rantzau's Aufforderung um ſo williger, als er ſogleich erkannte, daß die Revolution erſt durch den Sturz der Königin zu Ende zu führen ſei. Seinen ruhigen und anſtandsvollen Vorſtellungen gelang es denn auch, die jetzt in Thränen zerfließende Fürſtin zum Nachgeben zu bewegen. Je n'ai rien fait; le roi sera juste! ſpricht ſie gelaſſen im Gefühle ihrer Schuldloſigkeit, ermuthigt ſich aber bald wieder und erklärt dem Grafen, ohne ihre Kinder mitnehmen zu dürfen, würde man ſie keinen Schritt von der Stelle bringen. Dem Diplomaten gelang es jedoch auch, ihr einleuchtend zu machen, daß der Thronerbe nicht entfernt werden dürfe, und die arme Mutter fand ſich endlich darein, daß nur die kleine Prinzeſſin, die ſie ſelbſt ſtillte, ihr in die Haft folgen ſollte. Endlich ſind die Vorkehrungen zur Abführung getroffen und eine Hofdame iſt zur Begleitung der Königin herbeigekommen. Rantzau und zwei Offiziere folgen ihr an die auf dem hintern Schloßhofe bereit gehaltenen beiden Kutſchen, die ſie nach Kronberg bringen ſollen. Auf der Treppe bietet Rantzau ihr ſeine Hand, um ſie hinabzuführen. Mit Abſcheu ſtößt ſie die Hand zurück und ruft: Loin avec vous, traitre! Je vous déteste! Dann tritt ſie allein in den Schlag und ſteigt in die Kutſche. Die Hofdame ſetzt ſich neben ſie und eine Kammerfrau auf den Rückſitz; doch der Königin gegenüber nimmt ein Dragonermajor in empörendſter Weiſe mit blankem Säbel den vierten Platz ein. In der zweiten Kutſche folgen die Wärterin mit der kleinen Prinzeſſin und zwei Kammermädchen vom Hofſtaate der Königin. Von 30 Dragonern umgeben, geht darauf der Zug ab, und die Königin Karoline Mathilde hatte zum letzten Male ihr Reſidenzſchloß und ihre Hauptſtadt geſehen.

Auf der 6 Meilen langen Reiſe nach der Feſtung iſt die Königin in tiefſter Trauer verſunken und ſpricht kein Wort; aber als der Wagen durch die finſtre Thorwölbung in den Hof des befeſtigten Schloſſes Kronberg einfährt, erſchrickt ſie und jammert laut: „Gott! mit mir iſt es aus! Der König hat mich verlaſſen!" — Als ſie aus dem Wagen geſtiegen iſt und die Treppen hinangehen will, brechen ihre Kniee zuſammen und man trägt ſie hinauf in ein Schlafgemach, um ſie auf ein Bett zu bringen. Doch die Unglückliche rafft ſich wieder auf und ruft: „Fort! fort von hier! Für mich giebt es keine Ruhe mehr!" — Man führt ſie zu einem Lehnſeſſel; Seufzer und Angſtrufe entſteigen ihrer Bruſt; ihr ganzer Körper ſcheint der übermenſchlichen Bürde zu erliegen. Endlich bricht ein Thränenſtrom aus ihren Augen hervor und lindert die fürchterlichen Qualen der gemißhandelten Königin. „Dank! Dank dir, o Himmel!" ruft ſie aus. „Der Troſt kommt von dir; den können meine Feinde mir nicht rauben!" — Da hört ſie ihr Kind weinen. Sie eilt hin zu ihm. „Auch du hier, du unſchuldiges Weſen? ſagt ſie; o, dann iſt deine arme Mutter doch nicht ganz unglücklich!" — Und ſie ſchließt das Kind in ihre Arme, drückt es an das klopfende Herz und ſetzt es auf ihren Schoß. Erſt nach zwei Tagen kann man die unglückliche Königin bewegen, einige Nahrung zu genießen und ſich in ein Bett zu legen, bis ſie allmählich wieder zur Faſſung kommt und ihr grauſames Schickſal geduldiger hinnimmt."

Der Verfaſſer beendet die Schilderung dieſer Scene mit den Worten: „Die gegen die Königin Karoline Mathilde verübte Ruchloſigkeit ſteht als einziges ſchmachvolles Beiſpiel ihrer Art, als Niederträchtigkeit ohne gleichen, ſelbſt unter däniſchen Niederträchtigkeiten da." Die volle Berechtigung zu dieſem ſo ſtrengen Urtheil liegt in der Führung des darauf folgenden Prozeſſes.

Während der geſchilderten Vorgänge hatte man durch gefliſſentliche Verbreitung der ſchrecklichſten Gerüchte von Anſchlägen auf des Königs Leben die Hauptſtadt in die äußerſte Aufregung verſetzt. Um 10 Uhr

Digitized by Google

**Vormittags** leitete man den König in Begleitung des Erbprinzen auf den **Altan** des Schloſſes hinaus, und als die verſammelte Menge ihn mit **Hurrah** begrüßte, ſtimmte er ſelbſt mit ein und hurrahte auf ſein liebes **Volk** hinab, das ihm ſo begeiſterten Dank für ſeine eben vollzogene Heldenthat darbrachte. Später wurde eine Rundfahrt durch die Stadt in **prächtiger** Galakaroſſe gehalten, und Abends wohnte der König einer franzöſiſchen Vorſtellung im Hoftheater bei. Wir übergehen alle die lebendigen und vortrefflichen Schilderungen des Verfaſſers von dem Zuſtande der Hauptſtadt nach dieſer Kataſtrophe und dem Gebahren und den erſten Einrichtungen der ſiegreichen Partei und eilen zum Schluſſe.

Durch die ausführlichſte Beſchreibung aller näheren Umſtände und wörtliche Wiedergabe aller Verhandlungen und Akten, die hier zum erſten Male ans Licht treten, hat der Verfaſſer ein getreues Bild von dem nun folgenden Prozeſſe gegeben, der in der Geſchichte den wohlverdienten Namen des „däniſchen Blutgerüſtes" trägt. Aus Allem iſt klar erſichtlich, daß die Gewalthaber ſchon längſt ihr Bluturtheil beſchloſſen hatten und der ganze Prozeß nur eine gerichtliche Farce war, die man, um den Schein der Gerechtigkeit zu retten, vor der Welt abſpielte. Auch iſt kein Zweifel, daß man urſprünglich ſelbſt in Betreff der Königin ein blutiges Ziel verfolgte. Als aber England augenblicklich mit einer Blokade und einem Bombardement der Hauptſtadt drohte, war man genöthigt, die ſcharfen Krallen einzuziehen und gelinder zu verfahren. Doch der ganze Prozeß von Anfang bis zu Ende, er empört das innerſte Herz. Nackt und unverhüllt liegt die ganze ſcheußliche Grauſamkeit vor uns, die teufliſche Wolluſt, mit der man an den Qualen der Opfer ſich weidete, der giftige Hohn, mit dem man auf die Gewalt pochte, und ſich nicht Mühe gab, die läſtige Heuchlermaske zurecht zu ſchieben, und die ſchamloſe Leichtfertigkeit, die über die beſtehenden Geſetze hinwegging und mit unerwieſenen Behauptungen nur zum blutigen Ende drängte, um endlich die Langeweile bei all den Umſchweifen los zu werden. Unſere Empfindung bei dieſem Bilde iſt unausſprechlich.

Von vorne herein war der ganze gegen die Königin angeſtrengte Prozeß, ſowie der darauf bezügliche Haupttheil der Anklage gegen Struenſee nach dem däniſchen Geſetzbuch völlig ungeſetzlich, da dieſes ausdrücklich den Gerichten unterſagt, Klagen wider die häusliche Ehre der königlichen Perſonen anzunehmen, weil der König ſelbſt der alleinige Richter in ſolchen Sachen ſein ſolle. Doch kümmerte man ſich nicht darum, und von den offiziellen Vertheidigern verlautete hierüber nicht das leiſeſte Wort. Alles lag daran, von beiden Seiten die betreffenden zuſtimmenden Geſtändniſſe zu erlangen, um die entwürdigende Behandlung der Königin vor England und den übrigen Mächten zu rechtfertigen. Freilich durfte wiederum nach dem Geſetzbuch das eigne Geſtändniß nicht entſcheidend wirken, ſondern nur der Beweis; aber auch darüber ſetzte man ſich, ohne ein Wort zu verlieren, hinweg. Die diaboliſche Art aber, wie man den beiden vorzüglichſten Angeklagten das Geſtändniß zu entlocken ſuchte, war auf das ſchlauſte den Charakteren beider Perſonen angepaßt.

Während des ganzen erſten Verhörs nämlich benahm ſich Struenſee mit Faſſung und Muth. Aber ſchon am zweiten Tage verließ ihn dieſe Gemüthsſtärke, und unter Thränen beging er das Unerhörte: er legte ein Geſtändniß ab von einem unerlaubten Verhältniſſe zwiſchen ihm und der Königin Karoline Mathilde. Den Schlüſſel dazu bietet die Nachricht: On avait dit à Struensee, qu'il se sauverait en compromettant la Reine, dont la conduite ne pouvait être l'objet d'une condamnation juridique, ni même d'un procès criminel, et on avait ajouté à ce motif la menace de la torture. So hoffte denn Struenſee unter dem Eindrucke der Schreckniſſe des finſteren Kerkers in ſeiner Angſt und Verwirrung einen Strohhalm zur eigenen Lebensrettung zu ergreifen, wenn er die Königin in ſeine Sache verwickelte, fälſchlich meinend, dadurch eine nähere zu Skandalen führende Unterſuchung zu verhindern und folglich mit Landesverweiſung davonzukommen. Durch dieſes Geſtändniß hat Struenſee ſich ſelbſt ſein Todesurtheil geſprochen; kalt wendet man von ihm ſich ab, denn er hat das Mitleid mit ſeinem Schickſale für immer verwirkt.

Und nun hören wir, wie der Verfaſſer das Verhör der Königin beſchreibt.

„Als am 8. März 1772 die Commiſſarien in das Gemach der Königin eingeführt waren, empfing ſie dieſelben mit ſtolzer Würde. Schack-Rathlau, der verſchmitzteſte Inquirent, nahm darauf das Wort, um der Königin vorzutragen, wie ſie auf Befehl des Königs gekommen ſeien, um Ihrer Maj. die Ausſagen des Grafen Struenſee allerunterthänigſt vorzulegen, und um die Beſtätigung ihrer Wahrhaftigkeit zu bitten, worauf er das von Struenſee abgelegte und unterſchriebene Geſtändniß vorlegte.

Vor Zorn erröthend über die darin enthaltene Beſchuldigung weiſt die Königin Alles von ſich und ſpricht, es ſei unmöglich, daß Struenſee dergleichen ausgeſagt haben könne, denn das ſei nicht wahr!

Schack-Rathlau präſentirt das verhängnißvolle Papier, damit die Königin es ſelbſt leſen und ſich von der eigenhändigen Unterſchrift Struenſee's überzeugen möge. Sie nimmt es nicht an, wirft aber einen prüfenden Blick auf die Unterſchrift und erkennt betroffen die Correktheit der ihr wohlbekannten Züge. Mit ſcharfem Blick die Bewegung der verrathenen Königin betrachtend, hält der Späher den Augenblick für günſtig, um die Verſuchung der jungen Frau zu vollenden. Ehrfurchtsvoll ſich vor ihr verbeugend, tritt er ihr einen Schritt näher und ſpricht, wie von der falſchen Beſchuldigung empört: „Si l'aveu de Mr. Struensee n'est point vrai, Madame la Reine, alors il n'y a pas de mort assez cruelle pour ce monstre qui a encore osé vous compromettre à ce point."

Die Königin, welche in völliger Unwiſſenheit von Allem gehalten wurde, was in Kopenhagen vorging, und vermuthlich keine Vorſtellung von der über dem Haupte ihres bisherigen Cabinetsſecretairs ſchwebenden Lebensgefahr hatte, weicht bei Schack-Rathlau's entſetzlicher Drohung erblaſſend zurück, ſteht lange ſinnend und kann keine Worte finden, während die Inquiſitoren mit Spannung die Wirkung jener Schreckensworte auf dem Geſichte der zitternden Fürſtin zu leſen ſuchen. Endlich gelangt ſie wieder zu einiger Faſſung, und nachdem ſie noch eine Weile mit ſich ſelbſt gekämpft hat, fixirt ſie, wie einem plötzlich gefaßten Entſchluſſe folgend, Schack-Rathlau und richtet die Frage an ihn: „Mais si j'avouais les mots de Struensee, pourrais-je sauver sa vie par-là?"

Ob er wirklich an die Wahrſcheinlichkeit einer ſolchen Errettung glaubte, oder nur in ſeinem juriſtiſchen Hochmuthe über dieſen augenſcheinlichen Erfolg ſeiner Drohung triumphirte — genug, Schack-Rathlau antwortet der geängſtigten Königin mit kühner Stirn: „Surement, Madame, cela pourrait adoucir son sort de toute manière," und breitet zugleich das zu dem Ende vorher abgefaßte Document, das die Beſtätigung der Bekenntniſſe Struenſee's enthielt, vor der Königin zur Unterſchrift aus.

„Eh bien, je signerai," ſpricht die Unglückliche, ergreift haſchend die ihr von Schack-Rathlau dargebotene Feder und vollzieht die unglückſelige Unterſchrift. Kaum aber iſt es geſchehen, als auch ſchon die Folgen der begangenen Unvorſichtigkeit und Uebereilung in erſchreckenden Gedanken ihre Seele durchfliegen und ſie ohnmächtig auf das Kanapee niederſinkt. Die Commiſſarien aber eilen hochbefriedigt mit dem entſcheidenden Documente nach Kopenhagen zurück."

Des Generalfiscal Wiwet Anklageſchrift gegen Struenſee iſt nichts als ein ununterbrochenes Verſpotten und Verhöhnen des gefallenen Miniſters und liefert den klarſten Beweis, daß der Prozeß gegen die Angeklagten nur eine Scheinprocedur war. Außer dem berührten Hauptpunkt wurde er unter anderem angeklagt, daß er den Kronprinzen habe aus der Welt ſchaffen, oder ihn wenigſtens zur Regierung unfähig machen wollen, daß er das Attentat Brandt's auf den König mitbewirkt und daß er durch die Expedirung der königlichen Befehle ohne des Königs Unterſchrift Hochverrath begangen habe. Graf Brandt aber wurde in Folge jener oben erwähnten Rauferei mit dem König eines mit Bewußtſein unternommenen Attentats auf den Herrſcher beſchuldigt. Die Urtheile über beide lauteten auf Vernichtung der Grafenwürde, Verluſt der rechten Hand, Enthauptung und Viertheilung des Körpers; die Glieder ſollten auf ein Rad geflochten, Kopf und Hand auf einen Pfahl geſteckt werden.

Am 27. April 1772 wurden die Urtheile vom Könige unterzeichnet. An demſelben Tage war Concert bei Hofe, und am 28. wurde die Henkerarbeit vollzogen. Brandt fiel zuerſt. Mit dem Tubus in der Hand ſchaute die Königin Juliane Marie der Execution vom Schloßthurme der Chriſtiansburg zu, und als die Reihe an ihren ganz beſonders gehaßten Gegner Struenſee kam, rief ſie, ſich vor Ergötzen die Hände reibend, aus: „Nun kommt der Dicke!" Schon war die Hand ihres Opfers gefallen. Darauf ſchlug der Henker zweimal fehl, erſt der dritte Streich trennte das Haupt vom Rumpfe. Noch im Jahr 1775 ſah ein engliſcher Reiſender die Schädel Struenſee's und Brandt's auf dem Rabenſteine.

Da die Königin Juliane Marie ſtets die obere Etage der Chriſtiansburg bewohnte, von wo man die Ausſicht auf den Galgenberg hatte, ſo befragte ſie einſtmals nach Jahren der Kammerherr und Geſchichtſchreiber Suhm, warum ſie gerade dieſe ſchmuckloſen Zimmer bewohne, während ihr ſo viele prächtige Schlöſſer zu Gebote ſtänden? „Und doch, erwiderte ſie, ſind dieſe Zimmer mir lieber als meine prachtvollſten Gemächer; denn aus dieſen Fenſtern habe ich meinen bitterſten Feind auf dem Rabenſteine liegen ſehen."

Am 9. April 1772 wurde die Scheidung des königlichen Paares vollzogen. Am 30. Mai umarmte die unglückliche Königin ihre kleine

Digitized by Google

Tochter* zum letzten Male im Leben; denn auch von ihr mußte ſie ſich trennen. Darauf beſtieg ſie ein engliſches Schiff und langte am 5. Juni in dem Schloſſe zu Celle an, das fortan Zeuge ihrer Leiden ſein ſollte. Sie wurde der Gegenſtand der herzlichſten Verehrung Aller, die je ſie erblickten, da in ihrem ganzen höchſt anmuthigen Weſen ſich die Liebesfülle ihres Herzens ausſprach. Sie war ein Engel der Armen. Alle Menſchen nachſichtig richtend, mochte ſie es nicht hören, wenn in ihrer Gegenwart lieblos über Andere geurtheilt wurde, und ſie beherrſchte in Wahrheit ihren kleinen Hof nicht blos durch ihren Stand, ſondern mehr noch durch den Liebreiz ihres edlen Herzens. Wo ſie als Königin aber auftreten mußte, geſchah es mit würdevoller Haltung und Majeſtät. Am Liebſten beſchäftigte ſie ſich in einem kleinen Thurmgemache mit Lectüre und Muſik, und gar oft hörte man ſie, die ſonſt ſtets ein holdes Lächeln auf dem Antlitze trug, den Tönen ihren tiefen Kummer anvertrauen. Als aber bei einer Theatervorſtellung ein Paar liebliche Kinder auf der Bühne erſchienen, da war der Eindruck zu heftig; weinend ſtürzte ſie in die rauhe Winterluft hinaus und bedurfte eines langen Aufenthaltes in derſelben, um ihre Faſſung wieder zu gewinnen.

Aus Wraxall's Posthumous Memoirs of his own Time, die im Jahre 1836 in London erſchienen, theilt der Verfaſſer die Erzählung von den Bemühungen einer däniſchen Partei mit, die es unternahm, durch eine, wo möglich unblutige Gegenrevolution die damalige Regierung zu ſtürzen und die Königin Karoline Mathilde an die Spitze zu ſtellen. Führer dieſer Partei waren der junge Baron von Schimmelmann und v. Bülow, der frühere Stallmeiſter der Königin. Der Engländer Wraxall war der Agent. Die Unterhandlungen mit Georg III. von England zogen ſich lange hin; doch war er endlich bereit, die Revolution, ſobald ſie erfolgt wäre, gleich anzuerkennen und ſeine Schweſter auf jede Weiſe zu unterſtützen. Doch in dem Augenblicke, als die Lenker des Unternehmens zur Berathung vereinigt ſind, um die letzten Verabredungen zu treffen, gelangt an ſie die traurige Nachricht, daß die arme Königin, die Wraxall noch vor Kurzem in ſtrahlender Blüthe geſehen, dahingeſchieden ſei.

Es war am 11. Mai 1775, als der Tod dies jugendliche Leben, das noch nicht 24 Jahre zählte, brach. Die vor mehr als einem halben Jahre plötzlich in ihr entzündete Hoffnung, aus der Tiefe ihres Leides wieder emporzutauchen, mit ihren Kindern wieder vereinigt zu werden und vor der Welt gerechtfertigt dazuſtehn, und daneben wieder die Befürchtung des Mißlingens der Unterhandlungen mit ihrem Bruder, während ſie, von der Spionage ihrer älteren Schweſter, der Prinzeſſin von Braunſchweig-Wolfenbüttel, umgeben, allen ihren Gefühlen beſtändigen Zwang anlegen mußte, — alles das hatte ſie in einem Zuſtande beſtändiger, aufreibender Aufregung erhalten, die ihr Leben innerlich untergrub. Unterdeſſen hatte ſich im Frühjahre 1775 in Celle ein bösartiges Scharlachfieber verbreitet. Einer ihrer jungen Pagen wurde ein raſcher Raub deſſelben. Allen, die zu ihrem Hofe gehörten, mit herzlicher Liebe zugethan, ſtieg ſie am 2. Mai in das Todtengewölbe hinab, um die Leiche des Knaben zu ſehen. Erſchrocken und mit ſichtbarem Grauen auf dem Geſichte kehrte ſie zurück und bald fühlte ſie das Gift der Anſteckung in ſich. Die Krankheit war heftig und ſchritt raſch vor. Roques, Prediger an der franzöſiſch-reformirten Kirche in Celle, den ſie in ihren geſunden Tagen faſt täglich bei ſich geſehen, fehlte auch nicht bei ihren letzten Augenblicken. Obgleich äußerſt ſchwach, hatte ſie doch ihr Bewußtſein bewahrt. Nachdem er ihr die Gebete der Sterbenden vorgeleſen, ſagte ſie mit plötzlich wiederbelebter Kraft der Sprache: „Herr Roques! Bald werde ich vor Gott ſtehen. Ich verſichere, daß ich unſchuldig an dem Vergehen bin, deſſen man mich angeklagt hat, und daß ich meinem Gemahle nie untreu war.“ Sonſt hatte ſie nie, ſelbſt nicht andeutungsweiſe von der gegen ſie erhobenen Anklage zu ihm geſprochen. Darauf erkundigte ſie ſich nach dem Befinden eines kleinen verwaiſten Mädchens, das ſie zu ſich genommen hatte, um Mutterliebe üben zu können, und das auch vom Scharlachfieber befallen war. Als die Aerzte verſicherten, das Kind ſei außer aller Gefahr, hauchte ſie noch die Worte: „Dann ſterbe ich beruhigt!“ und entſchlummerte wie ein müder Wanderer. Keins ihrer Kinder, keiner der Ihrigen ſtand an ihrem Lager.

Die Stände und die Ritterſchaft des Fürſtenthums Lüneburg ſetzten der auf das innigſte verehrten Königin ein Denkmal, das noch heute den franzöſiſchen Garten in Celle, ihren einſtigen Lieblingsaufenthalt, ziert.

Der engliſche Geſandte machte in Kopenhagen die erhaltene Trauerkunde bekannt. Man hatte einen Hofball auf dieſen Tag angeſagt. Der Ball wurde nicht abbeſtellt. S.

* Selbige, Prinzeß Louiſe Auguſte, iſt die Mutter des in den deutſchen Herzogthümern einzig berechtigten Nachfolgers, des Herzogs von Auguſtenburg.

# England.

## England und der Bürgerkrieg in Amerika.

Die Stimme Brougham's.

„The war,“ der Krieg, als gäbe es gar keinen andern, als dieſen allein, dies iſt ſeit nun faſt zwei Jahren in allen engliſchen Blättern die ſtehende Bezeichnung des Kampfes in Nord-Amerika und zugleich, unerhört in dieſer an Ereigniſſen ſo reichen Zeit, ſeit faſt zwei Jahren das Hauptgeſpräch aller Engländer. Und ſo wird es auch bleiben, bis dieſer ſchreckliche Streit auf die eine oder andere Weiſe ſein Ende erreicht hat; denn er greift ſo tief in alle Intereſſen ein, als wäre England ſelbſt kriegführende Partei. Wer je in dieſem oder im vergangenen Jahre durch eine der Fabrik-Grafſchaften der britiſchen Inſel gereiſt iſt und geſehen hat, wie rechts und links über die Hälfte der thurmhohen Schornſteine ſich das Rauchen abgewöhnt haben, der hat etwas von dem Antheil vor Augen gehabt, den das engliſche Publikum an dem Kriege drüben nimmt.

Die Meinung hat während deſſen nicht wenig Schwankungen durchgemacht. Der erſte Eindruck, den der wirkliche Ausbruch des von ſo Vielen für völlig undenkbar erklärten Krieges in England hervorbrachte, war bei den Meiſten das Gefühl einer recht lebhaften Schadenfreude. Man mochte gerade in England ganz allgemein den Vettern über'm Meere eine Beſchämung gönnen; ſie hatten ſie durch ihr großſprecheriſches Weſen längſt verdient, und überdies waren ihnen die Sympathien unvergeſſen, die ſie für Ruſſen und Sepoys unverhohlen an den Tag gelegt hatten. Aber dieſe Schadenfreude wich bald einer ernſteren Stimmung, als die unheilvolle Natur des Ereigniſſes ſich mehr und mehr offenbarte. Als ſeine Folgen über den Ocean drangen, als die Fabriken ſtill ſtanden und die Armenliſte in einzelnen Grafſchaften um Zehntauſende und Hunderttauſende anſchwoll, da verſtummte der Hohn vor der Größe der eignen Noth und vor dem Bedürfniß kräftigſter und ſchleunigſter Abhülfe. Die Engländer ſind ſtolz auf den Geiſt der Geduld, der Geſetzlichkeit und Menſchlichkeit, der ſich während dieſer Prüfung bisher in ihrem Lande offenbart hat, und ſie haben ein gutes Recht dazu. Es war nicht damit abgethan, daß die Reichen in ihre Taſchen griffen, daß ein Fonds von ein paar Millionen Pfund Sterling größtentheils aus freiwilligen Beiſteuern in kurzer Zeit zuſammen war; Geld allein hätte es nicht gethan. Das Hauptverdienſt legen ſie ſelbſt ihren Arbeitern bei, die ſich nirgends, auch nicht durch bittere Entbehrungen, zu unverſtändigen Handlungen haben hinreißen laſſen. Und noch höherer Bewunderung werth iſt der männliche Sinn, mit dem Tauſende die ihnen gebotenen Unterſtützungen ſo lange ſich weigerten anzunehmen, als ſie ſich irgendwie ſelbſt, oder unter einander helfen konnten.

Inzwiſchen geſchahen jenſeits des Oceans die erſten Schläge. Es waren Niederlagen des Nordens, ſchwere und zum Theil lächerliche Niederlagen, beſonders wegen des ungeheuren Contraſtes, in welchem dieſe kläglichen Ergebniſſe zu den maßloſen Prahlereien ſtanden, mit denen der Feldzug eröffnet worden war. Jetzt wandelte ſich Englands entſchiedene Antipathie gegen Amerika überhaupt zu einer faſt eben ſo allgemeinen Sympathie für den Süden. Man hat dieſe Parteinahme, die lange Zeit faſt die ganze engliſche Preſſe beherrſcht hat, und die noch heute im engliſchen Leben und Treiben unſtreitig überwiegt, hauptſächlich aus den Handelsintereſſen erklären wollen. Sie haben gewiß mitgewirkt, aber ſie ſind nicht die alleinige Urſache. Auch finden ſich die Gegner des Südens am zahlreichſten grade unter den Kaufleuten und Fabrikanten. Man darf vielmehr annehmen, daß der Norden an dieſer Wendung der öffentlichen Meinung Englands ſelbſt die Hauptſchuld trägt. Er hatte geprahlt und geflucht und war dann gelaufen, wie Fähnrich Piſtol, oder wie Hauptmann Parolles. Die vom Süden hatten Kaltblütigkeit und Entſchloſſenheit bewieſen. Das ſind Eigenſchaften, die in England unter allen Umſtänden Sympathie erwecken, während feige Großſprecher nirgends verachteter ſind, als dort. So waren es weſentlich perſönliche Beweggründe, die für den Süden entſchieden, wie denn überhaupt das Gefühl in politiſchen Dingen mehr mitſpricht, als man häufig eingeſtehen will. Dazu kam noch eins: So wunderbar es klingen mag, das engliſche Nationalgefühl hat die Niederlagen aus dem amerikaniſchen Befreiungskriege nie völlig verſchmerzen können. Die Philoſophie und die Staatsklugheit hatten bewieſen, daß der Abfall von Amerika für England ein Glück geweſen; aber weder Philoſophie noch Staatsklugheit hatten die Demüthigungen vergeſſen gemacht, die das ſtolze Albion während des Kampfes erlitten hatte. Jetzt erfuhren die Amerikaner an ſich ſelbſt, was ſie damals dem Mutterlande angethan hatten; jetzt verſuchten ſie, wie damals

Digitized by Google

England und mit gleichem Mißgeſchicke, eine Rebellion zu unterdrücken; wars ein Wunder, daß das engliſche Nationalgefühl für die Rebellen ſprach?

Wie ſtarken Ausdruck dieſe Sympathie in der engliſchen Preſſe fand, das wird bei uns, und ſicherlich auch drüben, unvergeſſen ſein. Es wurde dem Norden Nichts geſchenkt; er bekam unbarmherzig die bitterſten Dinge zu hören. Bezeichnender vielleicht als die Aeußerungen der Tagespreſſe und die Broſchürenfluth möchte für den engliſchen Standpunkt ſein, daß Parlaments-Kandidaten Gefahr liefen, durchzufallen, wenn ſie ſich nicht, beſonders vor ländlichen Wählerſchaften, als offene Freunde des Südens bekannten. Bei einer Wahl z. B., die im Auguſt d. J. in der Grafſchaft Montgomery ſtattfand, ſprach ſich der liberale Kandidat über die amerikaniſche Frage dahin aus: Niemand könne dieſen furchtbaren und natürlichen Kampf, in dem auf der einen Seite für die Unabhängigkeit, auf der andern für die Unterdrückung geſtritten werde, ohne ein tiefes Gefühl von Entſetzen und Abſcheu mit anſehen. Dennoch gebe es noch immer Leute, die dieſen Staat, der durch eigne Selbſtſucht und Thorheit die Freiheit der Rede, der Preſſe, ſelbſt der Perſon verloren habe, für das Muſter einer Republik erklärten. „Was mich ſelbſt anbetrifft, ſo bekenne ich ganz frei, daß meine Sympathien vollſtändig für den Süden ſind, nicht blos wegen des Gefühls, das Jeden antreibt, die Partei des Schwachen gegen einen großen, dicken Hanſen zu nehmen, ſondern weil ich glaube, daß man auf den Süden das Wort unſeres unſterblichen Dichters anwenden darf: dreifache Rüſtung giebt gerechte Sache. Man hat die Welt über den eigentlichen Urſprung des Streites durch den heuchleriſchen Ruf nach Emancipation der Sklaven zu blenden verſucht; darauf kann ich nur jenes oft citirte Wort erwidern: O Freiheit, wie viel Sünden werden in deinem Namen begangen! Nein, Gentlemen, filzige Geldgier iſt die wahre Urſache dieſes Krieges, nichts weiter! Die Südener * wollen Freihandel, die Nordener wollen Tarife, damit ſie den Südenern noch länger ihr Geld abnehmen können. Daher behaupte ich furchtlos, daß die vom Süden Recht und Gerechtigkeit auf ihrer Seite haben, und darum wünſche ich ihnen von ganzem Herzen guten Erfolg.“ Der Redner, der ehrenwerthe Hanbury Tracy, kam bei der Wahl durch.

Dieſer durchaus einſeitige Partei-Standpunkt konnte nicht ohne eine Gegenſtrömung bleiben, die ſich denn auch weislich in der Preſſe Englands zu zeigen anfängt. Gegenüber der Gefühlsaufwallung, die bei den Freunden des Südens vielfach ungezügelt vorherrſcht, machen ſich allmählich die Rückſichten der Politik und die Stimme der Gerechtigkeit geltend. Beide ſind auch in den Tagen, wo die Erbitterung gegen den Norden am höchſten geſtiegen war, immer noch mächtig genug geweſen, um das Drängen nach einer Intervention zu Gunſten des Südens zurückzuweiſen. Jetzt gewinnen ſie an Kraft und ſchaffen Raum für eine unbefangenere Auffaſſung des ganzen Vorganges. Als ein Zeichen der beginnenden neuen Wandelung in der öffentlichen Meinung iſt zu betrachten der Emancipations-Verein, der von Parlaments-Mitgliedern, Geiſtlichen, Fabrik- und Kaufherren, ſtädtiſchen Würdenträgern in Mancheſter begründet worden iſt. Er hat den Zweck, Sympathien für die Abſchaffung der Sklaverei in Amerika wach zu rufen, und will ganz beſonders den Neigungen für den Süden durch alle Waffen der Rede und Schrift öffentlich entgegentreten. Es verdient Beachtung, daß dieſer Verein grade in Mancheſter, dem Hauptſitze der Baumwollen-Induſtrie, entſtanden iſt; er zählt die Mayors von Mancheſter, Birmingham und Rochdale und viele Stadträthe dieſer und anderer hervorragender Fabrikſtädte, überdies berühmte Publiziſten, wie Mr. Stuart Mill, unter ſeine Mitglieder. Man darf die Bedeutung dieſer „Union and Emancipation Society“ nicht gering anſchlagen; ſie iſt es z. B. geweſen, welche den Miniſter des Auswärtigen zwang, amtlich davon Kenntniß zu nehmen, daß für den Süden im Merſey von einer Liverpooler Firma Widderſchiffe gebaut würden, eine Anzeige, die bekanntlich zur Beſchlagnahme dieſer Schiffe geführt hat. Indeſſen wird der Verein noch lange zu kämpfen haben; das inſtinktive Gefühl ſpricht in dieſem Falle lauter, als der politiſche Verſtand.

Ein ſtrenges, aber unparteiiſches Urtheil iſt neulich über beide Theile von dem alten Lord Brougham gefällt worden. Wir glauben dieſe Ueberſicht nicht beſſer ſchließen zu können, als mit den Worten, mit welchen der Neſtor des Oberhauſes neulich in Edinburg die Sitzungen des Vereins für die Verbreitung ſozialer Wiſſenſchaft (ein Verein, dem man eine ähnliche, wenn auch ausgebreitetere Wirkſamkeit beimeſſen kann, als unſerem deutſchen „volkswirthſchaftlichen Kongreß“) eröffnet hat. Er ging von der Beſetzung Mexiko's durch die Franzoſen aus — und beklagte, daß dieſes Ereigniß durch die Hoffnungen, die es im Süden wachgerufen, wahrſcheinlicher Weiſe zur Verlängerung des Streits beitragen würde. „Die Bezeichnung Bürgerkrieg iſt auf dieſen jammervollen Zwiſt kaum noch anwendbar. Die Völker des Südens und des Nordens ſtehen gegen einander zu Felde wie zwei ganz verſchiedene Nationen, in Allem, nur in der Sprache nicht verſchieden. Natürlich ſucht jeder Theil den andern wegen des Friedensbruches zu beſchuldigen. Auf der einen Seite iſt der ſchändliche Anſpruch von Eigenthumsrechten an menſchlichen Weſen, auf der anderen der falſche Vorwand, daß der Krieg für die Abſchaffung der Sklaverei geführt werde, der Sklaverei, die Amerika's Schande und Fluch iſt. Aber es iſt ein falſcher Vorwand, denn Diejenigen, welche die Emancipation proklamiren, haben es nicht für die Schwarzen, ſondern gegen die Weißen, in der Abſicht gethan, einen Sklaven-Aufſtand zu erregen.

„Was aber immer der Urſprung dieſes Kampfes geweſen ſein mag, ſeine Fortſetzung iſt das Reſultat einer National-Eitelkeit ohne Gränzen und ohne Gleichen. Dieſer Fehler iſt bei Einzelnen mehr verächtlich als haſſenswerth, wenn er aber ein ganzes Volk ergreift, dann nennen ſie ihn Ruhmliebe. Man hat von der Eitelkeit oft behauptet, daß ſie zwar an ſich verächtlich ſei, aber ſonſt keine ſchlimmen Folgen bringe. Wie ſchrecklich iſt es aber, wenn ſie ſich eine ganze Nation zu Sklaven macht! In unbegränzter Selbſtüberhebung, geblendet und berauſcht vor Selbſtgenügſamkeit, überzeugt, daß gerade ihre Verbrechen Proben ihrer Größe ſeien, um derentwillen man ſie beneide und bewundere, haben die Amerikaner nicht blos eine halbe Million Menſchen hinſchlachten ſehen, ſondern ſie ſind ſtolz gerade auf dies Gemetzel. Entſchloſſen, einen großen Namen unter den Völkern wegen der Ausdehnung ihres Gebiets zu behalten, freuen ſie ſich über das Blut, das zu dieſem Zwecke vergoſſen wird, weil kein anderes Volk im Stande wäre, ſolche Opfer dafür zu bringen. Das mehr als zweijährige Ringen, in dem ſich alle Bande der Geſellſchaft gelöſt, alle Fähigkeiten von Millionen freien Spielraum erhalten haben, hat kein einziges Genie hervorgebracht, weder für Krieg noch für Frieden; inzwiſchen aber iſt die Unterwürfigkeit gegen jede tyranniſche Laune allgemein und gewohnheitsmäßig geworden und kein einziger Akt des Widerſtandes, ſelbſt gegen die flagranteſten Eingriffe in das Recht der perſönlichen Freiheit, hat dieſe Knechtſchaft gebrochen. Das Unheil der Pöbelherrſchaft iſt beſtändig ſchwer empfunden worden; denn die Maſſe herrſcht dort als Tyrann, während verſtändige und reſpektable Männer ſich von den öffentlichen Dingen fern halten. Dieſem Tyrannen haben die nominellen Machthaber nie den Gehorſam verweigert; auch die Preſſe hat ſeinen Gelüſten geſchmeichelt, ſeinen Launen nachgegeben und ihm zu Gefallen die Wahrheit unterdrückt und Lügen verbreitet, nicht blos über die einheimiſchen Dinge, ſondern auch über die Regierungen und Handlungen fremder Völker. Der öffentlichen Meinung hat man nicht gewagt entgegen zu treten; das Volk verlangte Dinge zu hören, die ſeiner Eitelkeit ſchmeichelten und ſeine Hoffahrt vermehrten; in dieſer Täuſchung wird es bleiben ſo lange der Kampf dauert und ſo lange der Pöbel regiert. Die Wahrheit werden ſie nicht zu hören bekommen, weil ſie nicht hören wollen was wahr iſt, ſondern was ihnen gefällt. Und es wäre ein großer Irrthum, dieſe Thorheit und dieſe Schuld ihren Führern allein zur Laſt zu legen. Sie wiſſen was ſie thun. Weit entfernt davon, über die grauſamen Scenen ſich zu ſchämen, die in der ganzen neueren, ja in der chriſtlichen Geſchichte überhaupt nicht ihres Gleichen finden, ſind ſie vielmehr ſtolz darauf, als auf Proben ihrer höheren Art; ſie halten ſich gerade um dieſes Schauſpiels willen, vor dem die Welt entſetzt, ja ungläubig ſteht, für die Blüthe der Menſchheit, und bilden ſich ein, daß ihre Macht über die größten Nationen Europa's triumphiren könnte. Dieſe Illuſionen mögen ihre politiſchen Führer nicht theilen, aber das Volk iſt ihnen preisgegeben und wird es bleiben, bis ſie zuletzt

Hear the just law, the judgment of the skies,
They that hate truth shall be the dupes of lies;
And if they will be cheated to the last,
Delusions strong as hell shall bind them fast.“

## Nord-Amerika.

### Amerikaniſche Ausſichten.

Mit den elektriſchen Telegraphen-Drähten, deren metallenes Netz über Land und Meer ſich ſpannt, fliegt des Menſchen Gedanke blitzesſchnell nun bald rund um die Erde und es ſcheint, als ob mit dieſer Errungen-

* Schade, daß „Southerners“ und „Northerners“ nicht auch bei uns ſtatt der unklaren und langweiligen Bezeichnungen: Seceſſioniſten, Konföderirte, Föderaliſten ꝛc., bei denen man ſich immer erſt beſinnen muß, Eingang finden!
Anmerk. des Einſ.

Digitized by Google

ſchaft des exakten Wiſſens auch die Ideen=Verallgemeinerung und Vertheilung gleichen Schritt zu halten verſuchte.

Es hat der uns im Raume fernliegende amerikaniſche Streit in der Zeit auch für uns ſeine gewaltige, tiefgehende Bedeutung. Es iſt der Sturm, der dort die Flamme facht, ein gewaltiger Paſſatwind, der, wenn auch nicht überall mit gleicher Wuth und Heftigkeit auftretend, doch unter allen Graden des Globus ſeine hohle, brauſende, Unheil verkündende Stimme ertönen läßt. Wie vor neunzig Jahren die von Amerika ausgegangene Bewegung, freudig begrüßt von dem zukunftshellen Seherblick des großen Preußen=Königs, in Europa ihren nachhaltigen Widerklang fand und allmählich die ganze Welt in ihre gewaltigen Schwingungskreiſe zog, ſo wird auch jetzt der Waffenlärm des Bürgerkrieges in Amerika bei uns nicht ungehört verhallen, und zukunftreiche Umgeſtaltungen in Europa werden denen in der neuen Welt faſt unmittelbar auf dem Fuße folgen.

Wir können unſere Politik in Sachen Amerika's kaum von unſerer Politik in Sachen Deutſchlands trennen. So wie wir, nach genauer Erwägung der Umſtände und Verhältniſſe, nach Anhörung gewichtiger Stimmen aus beiden feindlichen Lagern und Prüfung möglichſt unparteiiſcher Berichte über die Seceſſionsfrage urtheilen, ſo wird auch unſer Urtheil in wichtigen deutſchen Lebensfragen ſein, die binnen Kurzem an uns herantreten werden, vielleicht jetzt ſchon ihrer Erledigung harren.

Verſuchen wir deshalb die Lebensfrage der amerikaniſchen Union unparteiiſch zu erörtern. Wir in Deutſchland zu allernächſt ſind befugt dazu. Während England durch ſeine Baumwollen=Politik, Frankreich durch ſeinen mexikaniſchen Putſch, Parteien geworden ſind, und eher nach dem Süden, als nach dem Norden zu graviriren, während England in Kanada, Frankreich im Süden ſich bereit halten, einem offenſiven Ausſchlage der Freiſtaaten zu begegnen, den ſie nach einer völligen Niederlage der Nordſtaaten eben ſo ſehr, faſt noch mehr fürchten, als nach deren völligem Siege, haben wir in Deutſchland weder ein höheres, noch ein näheres Intereſſe an der Entſcheidung der brennenden Frage, als das rein menſchliche. — Unſere Handelsbeziehungen werden im Weſentlichen dieſelben bleiben, wie auch drüben die Verhältniſſe ſich geſtalten mögen; unſere Auswanderung tritt erſt in zweite Linie, denn im Intereſſe unſerer Nationalwohlfahrt wäre es eher, den Strom von Amerika ab-, als ihn dorthin zu lenken, obwohl ſich nicht leugnen läßt, daß gerade dieſe Vertretung eingewanderter deutſcher Elemente in den freien Staaten für das alte Mutterland ſowohl, als für die Kolonien, große und wichtige Vortheile gebracht hat.

Selbſt die Abweſenheit jeder kraftvollen nationalen Vertretung war dem deutſchen Auswanderer lange nicht ſo verderblich, als man gemeinhin zu glauben geneigt iſt und es auf den erſten Anblick ſcheinen möchte.

Eben jene totale Abweſenheit jeder offiziellen Einmiſchung heilte den Deutſchen in der Fremde zuerſt und gründlich von jener ſchläfrigen Vertrauensſeligkeit, mit der er im Heimatlande gewohnt war, auf die von Gott ihm eingeſetzten Führer und Leiter zu blicken; die Schutzloſigkeit, den Angehörigen fremder Staaten gegenüber, reifte in ihm die Ueberzeugung, daß die beſten Schutzwaffen im Lebenskampf durch die eigene Kraft, geſchickte Bewegung und intelligente Dispoſitionen geboten werden. So wurden die Deutſchen, weniger als ſolche, denn als Weltbürger, als Kosmopoliten, geachtete Bildungs=Elemente, integrirende Beſtandtheile fremder Staaten und Reiche, treue, fleißige Bürger in faſt allen bedeutenden Städten der „vielfach umwohnten" Erde. Wenn Tauſende bei dieſem Kampfe zu Grunde gingen, ſo zeugt dies nur mehr von der zähen, ausdauernden Lebenskraft der Uebriggebliebenen, und wenn dieſe nun, hineingezogen in die Bewegung, die im deutſchen Vaterlande nach Ausdruck und Vollendung ringt, ſich wieder freudig zu der alten Heimat wenden, die jetzt der Verwirklichung großer Gedanken näher erſcheint, als damals, da ſie von ihr ſchieden, ſo bringen ſie uns, neben ihrer perſönlichen Kraft und dem Gewichte des mühſam errungenen Einfluſſes, auch noch reiche Erfahrungen zu, die wir bei unſeren Neugeſtaltungen nutzbar verwenden können.

Parteilos alſo und auf höherem Standpunkte ſtehend, als die Schreier rechts und links, können wir mit ruhig klarem Blick das Kampffeld überſchauen und durch materielle Vortheile unbeirrt, ungetrübt durch angeerbte Vorurtheile, der endlichen Entſcheidung dieſer Rechts- und Machtfrage entgegen ſehen. — Bereits in Nr. 49 des vorigen Jahrganges unſerer Zeitſchrift haben wir über die Fortentwickelung und den wahrſcheinlichen Ausgang des Rieſenkampfes, der in dieſem Augenblick das Land jenſeits der Atlantis erſchüttert, unſere Anſichten beigebracht. Noch ſind die Verhältniſſe, noch iſt die Situation im Weſentlichen dieſelbe geblieben, und wir können heute einfach auf den citirten Aufſatz verweiſen. Eine andere Frage von kaum minderer Bedeutung, als die der politiſchen Neugeſtaltungen, die ſozialen Umbildungen nämlich, wollen wir etwas näher in's Auge faſſen.

Wie wird die amerikaniſche Geſellſchaft der Zukunft ſich geſtalten, welches wird namentlich die Stellung des Negers, des frühern Sklaven ſein, ſei es nun, daß die amerikaniſche Union in drei oder vier getrennte Staatengruppen, als ihre Urbeſtandtheile, zerfalle, oder daß ſie zu einem mächtigen und geſchloſſenen Ganzen mit einheitlicher Geſetzgebung und mehr als bisher centraliſirter Verwaltung ſich zuſammenſchließe?

Die Beantwortung dieſer Frage hängt innig mit einer andern zuſammen, ja von dieſer ab, von der großen, noch ungelöſten Frage nämlich: Iſt der Neger kulturfähig oder nicht? Es ſind entſchiedene Verneinungen und entſchiedene Bejahungen von bedeutenden wiſſenſchaftlichen Autoritäten erfolgt. Die Erfahrung ſtellt einige hervorragende Capacitäten des ſchwarzen Stammes, wie den Präſidenten der Kolonie Liberia, der vor einigen Jahren zum Abſchluß von Handelsverbindungen in Berlin war, als Beiſpiele der Kulturfähigkeit auf, aber hinter uns liegt der ganze Zeitraum von vielen tauſend Jahren, während deſſen die äthiopiſche Raçe ſich in ihren gewaltigen Maſſen nur wenige, unbedeutende Stufen über die Thierheit emporzuheben vermochte.

Ein Forſcher, der Jahrtauſende vorwärts überſchauen möchte, ſo wie er Jahrtauſende, die rückwärts liegen, überſieht, entwickelt aus der Frage die Alternative: Wird künftig die ſchwarze (äthiopiſche), oder die weiße (kaukaſiſche) Raçe den Erdball beherrſchen, oder werden ſie ſich, nach durch ihre Individualität und Beſonderheiten bedingten Verhältniſſen, in die Herrſchaft theilen? Wenn der Arier, oder der Indogermane, oder ſpezieller der Weſteuropäer, oder noch ſpezieller der freigeborne Anglo-Sachſe als jüngſter Sohn der Erde deren bevorzugtes Schoßkind iſt, beſtimmt, die Andern alle zu knechten oder zu verdrängen und ſeinen Samen an deren Stelle zu ſetzen, ſo hat er Recht gehabt, die Rothhäute durch ſein Feuerwaſſer moraliſch und phyſiſch zu ruiniren, hat wohlgethan, durch ſeinen Opiumverkauf in China das Gleiche zu verſuchen mit einem Drittel des geſammten Menſchengeſchlechts, hat auch ferner Recht, ſich als den Alleingebietenden in allen Erdtheilen zu betrachten und jedes uralte, fremde Recht, wie in Indien, despotiſch mit Füßen zu treten. Wenn aber die Erde die Herrſchaft über ſich und die Benutzung ihrer Schätze allen ihren Kindern gemeinſam übertragen hat, dann kommt es lediglich darauf an, wer ſich zuerſt der leitenden Ideen bemeiſtert, den ruhenden Pol *auffindet* „in der Erſcheinungen Flucht," und die nächſten Jahrhunderte, vielleicht Jahrtauſende werden von den Entwickelungskämpfen und Kriſen erwachender Völker, Nationen und Raçen gefüllt ſein.

Ob die Freiheit der Neger wirklich der Grund zum Ausbruche jenes furchtbaren Kampfes war, iſt gleichgültig; gewiß iſt, daß ſie ſeine Folge ſein wird. Ein Jahr iſt bereits hingegangen, ſeit die Proclamation des Präſidenten Lincoln (22. September 1862) die unbedingte Freilaſſung derjenigen Neger ausſprach, deren bisherige Herren ſich im offenen Aufſtande gegen die Republik befanden. Es laſſen ſich jetzt ſchon ungefähr die Folgen jenes gewaltigen Schrittes überſehen, der ſein Gegenſtück in dem Emancipations=Dekret des Kaiſers Alexander II. von Rußland fand. Prüfen wir zuerſt, wie die Söhne Afrika's, jetzt freie Bürger der Union, ſich in die innere Lage der Dinge fanden.

„Rely on God and the negroes," ſagte Wendell Philipps; „verlaßt euch auf Gott und die Neger." — Ihm ſchien der erwachende Patriotismus jener ſchwarzen Mitbürger die ſicherſte Garantie für die Erhaltung der Union. Wie konnte er zu einer ſolchen Anſicht gelangen? Vielleicht auf dem einfachſten und natürlichſten Wege. Im Contakt mit den Europäern zeigen die Neger die allerentgegengeſetzteſte, ſich völlig widerſprechende Eigenſchaft. Es giebt kein Laſter, deſſen man die verachteten Schwarzen nicht beſchuldigt, wohl keines, das man nicht der Geſammtheit aufbürdet und gewiß keines, für das ſich nicht zahlreiche Beiſpiele unter ihnen auffinden ließen. Blickt man dieſe lange Liſte durch, ſo findet man viele, die unmöglich derſelben Perſon gleichzeitig anhaften können, die nothwendig und ihrer Natur gemäß ſich gegenſeitig aufheben müſſen. Es iſt klar, daß man hier die Geſammtheit für jeden Einzelnen ihrer Angehörigen verantwortlich gemacht und weder mildernde Umſtände, noch den Druck, unter welchem das Ganze athmet, in Anſchlag gebracht hat. Wiederum iſt eben dieſe Vielfältigkeit der Anſchuldigungen, dieſe Varietät in den Laſtern ein ſprechender Beweis von der Vielſeitigkeit in Motiven und Handlungen bei den Individuen desjenigen Volksſtammes, den man ſich gewöhnt hat, als eine naturgeſchichtliche Species von vorherrſchender Affenverwandtſchaft zu klaſſificiren und zu beſchreiben.

Die Frage nach der gemeinſamen Abſtammung von Einem Urmenſchen=Paare, welches, da in der Entwickelungsgeſchichte der Erde immer das Unvollkommene zum Vollkommenen heranreift, oder, um mit der

Digitized by Google

Bibel zu reden, die geſammte Kreatur der Erlöſung entgegenharrt, nothwendig der niederſten Raçe angehört haben müßte, oder nach der ſtufenweiſen Entwickelung aus der nächſtniedern Thiergattung, oder der geſchlechtsloſen Zeugnng aus einem geheimnißvollen Menſchen-Ei, intereſſirt uns hier weniger, als die Frage nach dem gemeinſamen Zweck und nach den Mitteln, über welche jede dieſer Raçen für die Erreichuug jenes Zweckes disponirt. Es giebt keinen ſtichhaltigen Grund, welcher die Negerraçe von dem höchſten Ziele der Menſchheit unbedingt zurückweiſe. Es iſt kein Beweis geführt worden, daß die ſchwarze Bevölkerung Amerika's unfähig und unwürdig ſei, mit den weißen Bürgern der Vereinigten Staaten gleiche Rechte zu theilen. Es giebt kein Recht, das die Neger als ſolche zu dem Zuſtande unfreiwilliger Dienſtbarkeit verurtheilt, wenn man nicht jenes, von feilen ſüdſtaatlichen Pfaffen verfälſchte, und zu einer nichtswürdigen Blasphemie auf ſeinen erhabenen Stifter verarbeitete chriſtliche Sittengeſetz gelten laſſen, jenes abſcheuliche Sklavenhalter-Dogma acceptiren und beſchwören will.

Betrachten wir nun die den Negern in ihrer Geſammtheit aufgebürdeten Laſter, welche ſie des Ranges als moraliſche Individuen entkleiden, ihnen das freiheitliche, ſelbſtbewußte Ringen nach ſittlicher Vollendung verwehren ſollen, ſo reduciren ſie ſich ſchließlich, bei genauerer Kritik und Prüfung des wahren Sachverhalts, auf ſehr unbedeutende, und zwar auf ſolche, die weniger natürliche Auswüchſe, als Folgen der Knechtſchaft ſind. Schmutz und Unreinlichkeit, Mangel an körperlicher und geiſtiger Pflege und die daraus hervorgehenden Krankheitszuſtände ſind die faſt unzertrennlichen Begleiter drückendſter Armuth, während Trägheit und Indolenz denen nicht zum Vorwurf gemacht werden können, die niemals für ſich den geringſten Vortheil aus ihrer angeſtrengteſten Arbeit errangen. Ganz dieſelben Untugenden hat man, gepaart mit einer außerordentlichen Liſt und Verſchlagenheit und einem unwiderſtehlichen Hang zum Stehlen, auch bei den ruſſiſchen Leibeigenen gefunden. Wie man dort der berechtigten Hoffnung Raum giebt, daß mit dem durch den Vollgenuß der bürgerlichen Freiheit erweiterten Geſichts- und Wirkungskreiſe ſich andere Anſchauungen und Impulſe einſtellen werden, daß namentlich ſich in den Maſſen ein allgemeines Bildungsſtreben regen werde, warum ſollte man es bei den Negern nicht auch?

Noch einen poſitiven Beweis liefern die neueſten Vorgänge, der ſchlagender iſt und ſein muß, als die Negation aller erhobenen Anſchuldigungen. Die militairiſche Tüchtigkeit iſt das ſicherſte Kriterium für den Werth und die Dauerbarkeit eines Volkes, wie Feſtigkeit nach Innen und Außen, Gerechtigkeit und Kraft die beſten Garantien für den Fortbeſtand eines Staates ſind. Dieſe militairiſche Tüchtigkeit und Tugend iſt wohl zu unterſcheiden von jener kannibaliſchen Raufluſt, die, ein Auswuchs des Zerſtörungsſinnes, bei den wildeſten Völkerſchaften ſich ganz in der urſprünglichen Rohheit der ungezähmten Raubthier-Natur zeigt. Sie iſt vielmehr die Fähigkeit für ein immaterielles Gut, die Ehre, der Ruhm, die Freiheit, die Machtſtellung des Staates, Perſönlichkeit und Leben des Einzelnen einzuſetzen und dieſe geſammten Einzelkräfte in Maſſen zu geſtalten, zu ordnen und zu gliedern, nach unſern Begriffen: in taktiſche Einheiten zu zerlegen und dieſe nach dem jeweiligen Geſetze der Kriegskunſt zur Erreichung des vorgeſetzten Zweckes nutzbringend zu verwenden.

Da zeigen ſich nun in dem gegenwärtigen amerikaniſchen Kriege die merkwürdigſten Erſcheinungen, welche intereſſante Illuſtrationen zur Geſchichte neuzeitlicher Kriegskunſt bilden. — Die Amerikaner des Nordens, die durch Ueberlegenheit an Zahl ſchon in den erſten Monaten mit leichter Mühe Herren des Kampfplatzes zu werden hofften, erfuhren wiederholt, wie noch vor wenigen Wochen, die Unbeſtändigkeit des Kriegsgottes, oder mehr noch der ſchlangenhaarigen Bellona, die jetzt den Kampf beherrſcht. Sie gingen in den Kampf ohne beſtimmtes Programm, ohne feſte Ziele und klaren Zweck, als etwa den, ſich leichte Siegesbeute anzueignen und gleichberechtigte Bundesglieder niederzuwerfen. Ihre Kriegführung ermangelte in Folge deſſen der Einheit und des entſchiedenen Offenſivgedankens; ſie mußte reſultatlos ſein. Der Süden ging in den Kampf mit beſtimmtem Ziele, mit der Ueberzeugung, daß nur in einer Reihe von Siegen für ihn die Möglichkeit der Exiſtenz beruhe. Dieſer Klarheit und Einheit im Zweck und Handeln dankt er den größten Theil ſeiner Erfolge. Ueberraſchend aber, nach allen Seiten hin, iſt das Verhalten der Neger in dieſem Streit, der, wenn auch vielleicht ganz andere Motive ſeinen Ausbruch veranlaßt oder beſchleunigt hatten, doch jedenfalls mit Anerkennung ihrer Freiheit endigen wird. Zunächſt ſind die, von einer Seite gefürchteten, von der andern gehofften Neger-Aufſtände, die zu einem überaus blutigen Raçenkampf geführt haben würden, vollſtändig unterblieben. Wo die Neger gegen ihre ehemaligen Herren aufgetreten ſind, geſchah es ſchonend und milde; in Louiſiana, wo ſie alle Gewalt in Händen und die Bundestruppen als ſtarken Rückhalt hatten, begnügten ſie ſich, ein mäßiges Salair und die Möglichkeit der Erwerbung von Grundeigenthum zu fordern. Wo ſie aber in der Lage waren, ſich in Bataillone zu formiren, um mit der Waffe in der Hand ihre Freiheit und die Sache der Union zu vertheidigen, da zeigten ſie überall, auf dem Schlachtfelde, wie im Lager, einen Muth, eine Ausdauer und Disziplin, die kaum von einigen deutſchen Regimentern der Bundesarmee übertroffen wurden. Sie vertheidigen jetzt faſt ausſchließlich die Miſſiſſippi-Linie, die Lebensader der amerikaniſchen Union und ſcheinen in allen Stücken zu beweiſen, daß ſie reif für die Freiheit ſind. Wer über die wichtige Frage ihrer künftigen Stellung weitere Aufſchlüſſe ſucht, dem empfehlen wir die unten genannten franzöſiſchen und engliſchen Werke.*

E. S. von Mühlberg.

## Deutſchland und das Ausland.

### Statiſtiſches.

#### Dentſche Statiſtik, von Adolf Frantz.**

Wir dürfen das Werk, deſſen erſte Lieferung uns hier vorliegt, wohl als deutſche Statiſtik bezeichnen, obwohl es mehr, als die bloße Statiſtik Deutſchlands umfaßt: nämlich auch die der nicht-deutſchen Ländergebiete Oeſterreichs und Preußens und die Statiſtik der Schweiz. In allen dieſen Ländern iſt jedoch das deutſche Kultur-Element thatſächlich ſowohl als ſtaatsrechtlich entweder vor- oder mitherrſchend, ſodaß es kulturhiſtoriſch vollkommen gerechtfertigt erſcheint, wenn in eine deutſche Statiſtik ebenſowohl Oſtpreußen und Poſen, als Ungarn und Galizien und endlich auch die Schweiz hineingezogen iſt.

Der Verfaſſer behandelt in der uns vorliegenden erſten Lieferung ſeines Werkes die Bevölkerung der gedachten Länder nach folgender Eintheilung: 1) Gebiets-Umfang, Volkszahl und Volksvermehrung. 2) Die Bevölkerung nach Geſchlechtern und Geſchlechtsverbindungen. 3) Die Geburts-Statiſtik (Fruchtbarkeit der Bevölkerung, eheliche und uneheliche Kinder, Leben der Geburten ꝛc.). 4) Die Sterblichkeits-Statiſtik (allgemeine Sterblichkeit der Bevölkerung, Durchſchnitts-Alter, Todesarten, Geſchlechts-Unterſchiede, Kinder-Sterblichkeit, Selbſtmorde ꝛc.). 5) Beſondere Unterſuchungen im Gebiete des Lebens und Sterbens der Bevölkerung (Einwirkung der Getraidepreiſe und des Wohlſtandes auf die Sterblichkeits-Verhältniſſe; Einflüſſe der Arbeit und der Gewerbe auf die Moralität und Mortalität; Militair-Tauglichkeit und Sterblichkeit ꝛc.). 6) Ein- und Auswanderung der Bevölkerung. 7) Nationalität und Sprache. 8) Religion der Bevölkerung. 9) Die Konfeſſions-Verhältniſſe in beſonderen Beziehungen (Einfluß der Religion auf phyſiſche Lebensverhältniſſe; Statiſtik der Convertiten ꝛc.). 10) Boden-Statiſtik.

Es wird ſchon aus dieſer Eintheilung erſichtlich, daß der Verfaſſer ein Anhänger jener alten ſtatiſtiſchen Schule der Hoffmann und der Dieterici iſt, deren Theorie an die großen ſtaatlichen Reformen Preußens in den Jahren 1807—1812 unmittelbar anknüpft. Noch mehr geht dies aus dem Inhalte des Werkes ſelbſt hervor, wo überall auf die älteren Arbeiten jener beiden Directoren des K. Statiſtiſchen Büreau's in Preußen, ſowie auf die neueren des jetzigen Directors, Herrn Dr. Engel, Bezug genommen wird.

Das Gebiet, das die deutſche Statiſtik umfaßt, theilt der Verfaſſer in folgende ſechs Gruppen, von der jede einzeln nach allen vorſtehend aufgeführten Kategorien dargeſtellt wird: 1) Deutſchlands Kleinſtaaten; 2) Deutſchlands Mittelſtaaten; 3) Großmacht Preußen; 4) Großmacht Oeſterreich; 5) Deutſche Frei- und Hanſeſtädte; 6) die Schweiz.

Wir geben danach folgende überſichtliche Zuſammenſtellung:

| Deutſchland. | Umfang in geogr. □M. | Volkszahlen. 1816 | $18^{34}/_{37}$ | $18^{55}/_{58}$ |
|---|---|---|---|---|
| 1) Kleinſtaaten . . | $559_{,03}$ | 1,493,003 | 1,823,696 | 2,049,394 |
| 2) Mittelſtaaten . . | $3,904_{,30}$ | 10,922,533 | 13,702,192 | 15,122,924 |
| 3) Preußen, Bund | $3,389_{,73}$ | 8,071,600 | 10,775,546 | 13,578,258 |
| „ Geſammtſtaat | $5,103_{,97}$ | 10,349,031 | 14,098,125 | 17,739,913 |
| 4) Oeſterreich, Bund | $3,580_{,25}$ | 9,482,227 | 11,366,698 | 13,002,632 |
| „ Geſammtſtaat | $11,751_{,59}$ | — | — | 35,019,058 |
| 5) Freie Städte . . | $19_{,52}$ | 266,800 | 331,097 | 439,999 |

* Les États Unis d'Amérique en 1863 par M. Bigelow. Paris, 1863. — La Terreur blanche en Texas p. H. Honzeau. Bruxeltes, 1863. — The freedmen of South Carolina by J. M. Mackim, 1862. — Officiat Reports on the Negroes of South Carolina by E. Pierre. — The Slave power, its character, career and probable designs by Cairnes. London, 1863.

** Handbuch der Statiſtik, nach den neueſten und beſten Quellen bearbeitet von Adolf Frantz. Erſte Lieferung. 192 S. Breslau, W. G. Korn, 1863.

Digitized by Google

Die Verhältnißzahlen dieſer fünf Staatengruppen im Bunde ergeben, daß nur Preußen und die freien Städte durch Volksmehrung an relativer Macht gewonnen haben, während die übrigen Staaten, namentlich die Mittelſtaaten und Oeſterreich, fortdauernd relativ ſchwächer geworden. Preußen iſt jetzt im Bunde mächtiger durch ſeine Bevölkerung, als Oeſterreich, ſteht aber der Gruppe der Mittelſtaaten noch immer um $3_{,60}$ Proc. nach. Dieſe Differenz iſt indeſſen ebenfalls im Schwinden; denn während das Verhältniß der Bundes-Volkszahlen Preußens und der Mittelſtaaten 1858 ungefähr noch 48 zu 52 war, iſt 1861 daſſelbe nur noch 48½ zu 51½, d. h. die Mittelſtaaten ſind im Bunde nur noch um 3 Proc. der Volkszahl nach ſtärker, als Preußen. Letzteres zählte im Jahre 1861 18,491,220 Einwohner.

Die Schweiz zeigt folgende Bevölkerungs-Verhältniſſe:

| | Zahl der Kant. | Umfang in geograph. □M. | 1837 | 1850 | Ende 1860 |
|---|---|---|---|---|---|
| 1) Deutſche Kantone . | 17 | $236_{,39}$ | 1,114,413 | 1,209,562 | 1,256,875 |
| 2) Gemiſchte Kantone . (deutſch, franzöſiſch, romaniſch) . . . . | 4 | $374_{,87}$ | 655,449 | 729,093 | 752,358 |
| 3) Franzöſiſche Kantone | 3 | $77_{,36}$ | 300,864 | 334,064 | 382,213 |
| 4) Italiäniſche Kantone | 1 | $50_{,89}$ | 109,000 | 117,759 | 115,781 |

Die Volksmehrung der Schweiz iſt anderen Ländern gegenüber gering. In den Jahren politiſcher Unruhen zeigt ſich überall die nachtheilige Wirkung derſelben, die namentlich bei dem italiäniſchen Kanton Teſſin in der relativen und abſoluten Volksminderung hervortritt. Beachtenswerth iſt auch noch, daß, während das deutſche Element und auch das gemiſchte, ſowie das italiäniſche, in der Schweiz relativ zurückgegangen iſt, das franzöſiſche ſich um $13_{,80}$ Proc. im Jahre 1837 und auf $15_{,21}$ im Jahre 1860 gehoben hat, obgleich ſein Gebiet nur $10_{,46}$ der ganzen Schweiz beträgt. Das franzöſiſche Element iſt übrigens auch in den gemiſchten Kantonen ungemein rührig.

Aus den folgenden Kapiteln heben wir einige einzelne Beobachtungen hervor, die auf die Zuſtände der betreffenden Länder ein beſonderes Licht werfen:

Die Anzahl der Ehen iſt in Preußen ſeit dem Jahre 1822 faſt ununterbrochen im Rückgange begriffen. Es kam nämlich im Jahre 1822 eine Ehe durchſchnittlich auf $5_{,61}$, im Jahre 1834 auf $5_{,91}$ und im Jahre 1858 auf $6_{,03}$ Einwohner. Im Jahre 1849 waren unter 3,181,508 Familien 2,690,721 Ehe-Verhältniſſe, ſodaß nur $15_{,43}$ Proc. der Familien eheloſe Haushaltungen hatten; im Jahr 1858 waren $20_{,30}$ Proc. ohne ehelichen Hausſtand. Im Verhältniſſe zur Bevölkerung haben die Städte faſt 2 Proc. Ehen weniger, als das Land. Während nämlich die Bevölkerung der Städte 30 Proc. der Geſammt-Bevölkerung des Staates beträgt, beſchränkt ſich die Zahl der Ehen in den Städten auf 28 Proc. der Geſammtzahl. Dagegen ſind in den Städten mehr ſelbſtändige Familien, d. h. mehr eheloſe Haushaltungen, als auf dem Lande.

Aus einer Vergleichung der Getraidepreiſe mit den Eheſchließungen ergiebt ſich Folgendes: Gute Aerndten und niedrige Getraidepreiſe mehren die Eheſchließungen, namentlich in den Städten; gute Aerndten und ſogenannte gute Mittelpreiſe mindern die Eheſchließungen nicht merklich, mehren ſie ſogar auf dem Lande, wogegen anhaltend hohe Preiſe und Mißärndten allgemein nachtheilig, ſowohl auf dem Lande als in den Städten auf die Verehelichung einwirken.

Die Eheſchließungen werden bekanntlich klaſſifizirt 1. in rechtzeitige, 2. verſpätete und 3. zur gegenſeitigen Unterſtützung geſchloſſene. In Preußen belief ſich im Durchſchnitte der 44 Jahre von 1817 bis 1860 die Zahl der rechtzeitig geſchloſſenen auf drei Viertel der Geſammtzahl ($74_{,8}$ $74_{,7}$ und $76_{,5}$); die der verſpäteten betrug etwas über ein Fünftel ($20_{,3}$ $21_{,00}$ und $22_{,2}$) und die zur Unterſtützung im Maximum $4_{,2}$ und im Minimum $3_{,1}$ Proc. Im Allgemeinen haben ſich die Jugend-Ehen vermindert, die verſpäteten Ehen vermehrt und die Alter-Ehen ebenfalls etwas vermindert.

Eine Zuſammmenſtellung aus Baiern und Sachſen ergiebt, daß ſich unter den Getrauten mehr Jungfrauen als Junggeſellen, mehr Witwer als Witwen, mehr geſchiedene Männer als Frauen befinden — ein Beweis, daß ſich die Frauen weniger mehrmals verheiraten als die Männer, obwohl es, da die Männer meiſtens jüngere Frauen heiraten, natürlich mehr Witwen geben muß, als Witwer.

In Preußen hat ſich in dem Zeitraume von 1818 bis 1840 die Zahl der Eheſcheidungen ſehr vermindert. Im Jahre 1818 kam nämlich eine Eheſcheidung auf 601 Ehen, im Jahre 1840 aber nur eine auf 825 Ehen. Wir glauben (ſagt der Verfaſſer des vorliegenden Werkes) daß das neue Eheſcheidungs-Geſetz (von 1844) das Gegentheil von dem bewirkt hat, was es bewirken ſollte. Jedenfalls hat es, wenn nicht die Eheſcheidungen, ſo doch die Eheſcheidungs-Prozeſſe, nicht vermindert.

Die deutſchen Bundeslande Oeſterreichs ſtehen ſehr merklich in der Anzahl der Ehen hinter den ſlaviſchen, ungariſchen und italiäniſchen Provinzen zurück. In ganz Oeſterreich kam im Jahr 1854 eine Trauung auf 130 Einwohner, in Preußen (1860) auf 121. Nach den oben erwähnten drei Kategorien eingetheilt, wurden in Oeſterreich $76_{,40}$ und in Preußen $74_{,70}$ Proc. rechtzeitige, in Oeſterreich $16_{,08}$ und in Preußen $22_{,20}$ Proc. verſpätete, in Oeſterreich $7_{,89}$ und in Preußen $3_{,10}$ Proc. Ehen zu gegenſeitiger Unterſtützung geſchloſſen.

In den beiden Mecklenburg, den Hauptſitzen des deutſchen Junkerthums, weiſt die Statiſtik unwiderleglich auf die verderblichen Folgen einer völlig veralteten Heimats-, Heirats- und Niederlaſſungs- Geſetzgebung hin. Speziell giebt ſich dies in der unverhältnißmäßig großen Zahl der unehelichen Geburten, in der kleinen Zahl der Trauungen und in den zahlreichen Auswanderungen kund.

Bei Erwähnung der Findelhäuſer in Oeſterreich, wo die Anzahl der Findelkinder mit jedem Jahre zunimmt (ſeit 1840 ſtieg ſie von 58,932 auf 118,743) bemerkt der Verfaſſer: „Mögen Findelhäuſer immerhin die Anzahl der außerehelichen Geburten vermehren — die Moralität und das phyſiſche Leben der Bevölkerung gewinnen offenbar durch ſie: denn es iſt ſtatiſtiſch nachweisbare Thatſache, daß in allen Ländern, welche Findelhäuſer beſitzen und aus Staatsfonds unterhalten, Todtgeburten merklich ſeltener ſind, als bei Bevölkerungen, welche der Findelhäuſer entbehren. Die geringe Anzahl der Todtgebornen, namentlich auch bei den unehelichen Geburten, dankt Oeſterreich offenbar vorzugsweiſe ſeinen Findelhäuſern und in gleichem Maße ſeinen Gebärhäuſern, und wenn Frankreich, trotz ſeiner Findelhäuſer, mehr Todtgeburten hat, als Oeſterreich, ſo möchte ein Grund dieſer Erſcheinung in der minder zweckmäßigen Organiſation der genannten Anſtalten liegen.

Nächſt dem Königreich Sachſen, haben die beiden deutſchen Großſtaaten die fruchtbarſte Bevölkerung, wogegen die freie Reichsſtadt Frankfurt die geringſte Fruchtbarkeit aufweiſt. Beachtenswerth dabei iſt namentlich, daß gerade die beiden Großſtaaten, nächſt Luxemburg, Limburg und Lübeck, die wenigſten unehelichen Geburten haben — eine Thatſache, die für normale ſoziale und ſittliche Zuſtände zu ſprechen ſcheint. Beſonders auffallend iſt die große Differenz, die ſich bezüglich der Todtgeburten zwiſchen Oeſterreich und allen übrigen Staaten herausſtellt. In der Schweiz kommt ſchon auf zwanzig Geburten eine Todtgeburt. J. L.

## Zwangstaufen der Juden in Oeſterreich.

Seit der zur Schmach unſeres Jahrhunderts in Bologna an dem kleinen Mortara verübten und noch immer nicht geſühnten That, iſt die Frage der Zwangstaufe vielfach ventilirt worden. Es erübrigte nur noch eine hiſtoriſche Darſtellung der Zwangstaufen überhaupt. Zu dieſer hat der bereits durch verſchiedene Monographien und größere hiſtoriſche Arbeiten zur Geſchichte der Juden vortheilhaft bekannte Forſcher, Dr. G. Wolf, einen ſchätzenswerthen Beitrag geliefert,* indem er ſich der Mühe unterzog, alle öſterreichiſche Quellen zu durchforſchen, um aus ihnen das Material zu einer Geſchichte der Judentaufen in Oeſterreich zu ſchöpfen. Das Reſultat ſeiner Forſchungen liegt uns nun vor. Das Buch iſt in vielfacher Beziehung intereſſant. Schon der Umſtand, daß einem Juden in Oeſterreich die Archive der Miniſterien, Hofkanzleien, der Statthaltereien und Magiſtrate geöffnet wurden, um in denſelben nach Materialien zur wiſſenſchaftlichen Darſtellung eines Gegenſtandes zu forſchen, deſſen Behandlung, obwohl oder eben weil ſie objectiv gehalten iſt, gewiß manche Kreiſe nicht angenehm berühren wird, iſt beachtenswerth und beweiſt, wie die unbeanſtandete Herausgabe des Buches ſelbſt, daß es auch auf jenem Gebiete in Oeſterreich beſſer geworden, aus welchem die Feinde der Monarchie noch immer politiſches Kapital für Angriffe auf dieſelbe machen zu dürfen glauben, wir meinen das Religiöſe. In der That wird mit der Bezeichnung „Concordats-Staat" ein arger Mißbrauch getrieben. Sie iſt aber ein beliebtes Schlagwort geblieben, das aufrecht erhalten wird, wenn auch die Partei, welche das Concordat für Zwecke der Intoleranz ausbeuten wollte, längſt zur Ohnmacht herabgeſunken; die Wenigſten, welche das Wort Concordat im Munde führen, kennen dieſen Artikel, und die Meiſten vergeſſen, daß mit dem Worte „Concordat" noch gar

* Judentaufen in Oeſterreich. von G. Wolf. Wien, Herzfeld u. Bauer. 1863.

Digitized by Google

nichts geſagt iſt, daß Staaten, die für liberal gelten, auch mit Concordaten behaftet ſind. Wäre die Concordats-Partei in Oeſterreich noch das, wofür ſie gilt, ſo wäre gewiß dem Verfaſſer die Herausgabe des vorliegenden Buches erſpart, wenn nicht unmöglich gemacht worden.*

Es ſind dunkle Bilder, welche der Verfaſſer entrollt, düſtere Partien, welche er uns vorführt, allein es fehlt auch nicht an lichten Punkten, welche manche Periode der Geſchichte der Juden in Oeſterreich, die im Ganzen eine Schmerzensgeſchichte genannt werden darf, freundlicher erſcheinen laſſen. Zur offenen Gewalt hat man es in Oeſterreich, wie der Verfaſſer conſtatirt, von Seite der Geſetzgebung nicht kommen laſſen. „Man hat, ſagt er, die Juden gewiſſermaßen indirekt gezwungen, den Glauben zu verlaſſen und zur alleinſeligmachenden Kirche überzugehen, man hat ſie gequält, gepeinigt, gemartert, vertrieben ꝛc., aber man forderte nicht direkt von ihnen die Taufe. Vergewaltigungen, wie ſie bei dem nachmaligen heiligen Simon von Trient, Abeles in Prag u. A. vorkamen, wenn auch vielleicht mit Gutheißen der Behörden, können nicht dieſen allein zur Laſt gelegt werden." Herzog Friedrich I. der Streitbare ordnete in dem Juden-Statute vom 17. Juli 1242 an, daß derjenige wie ein Dieb beſtraft werden ſoll, der ein jüdiſches Kind entführt, um es taufen zu laſſen. Allerdings eine milde Strafe für dieſe Gewaltthat! Gelegentlich der Juden-Ausweiſung unter Max II. 1572 wurde die kaiſerliche Gnade als Prämie für die Taufe ausgeſetzt, und auch Karl V. berückſichtigte dieſes Moment. Unter Ferdinand II. wurden die Bekehrungs-Predigten beſonders gepflegt. Die Juden wurden bei Geldſtrafe gezwungen, bei dieſen Predigten zu erſcheinen. Störend wirkt, daß der Verfaſſer es für gut befunden, in ſeiner hiſtoriſchen Darſtellung zuweilen kritiſche Bemerkungen über Mißbräuche, welche bei den Juden in der Gegenwart vorkommen, anzubringen. Wenn er z. B. über die Maßregeln ſpricht, welche damals in Anwendung gebracht wurden, um das Schlafen und Schwätzen während der Zwangspredigten zu verhindern, eine Darſtellung, die um ſo werthvoller iſt, als ſie der Verfaſſer mit Aktenſtücken, die er citirt, belegt, ſo macht es keinen angenehmen Eindruck, wenn er in der Anmerkung hinzufügt: „Leider giebt es auch jetzt viele Synagogen, in welchen während des Gottesdienſtes geſchwätzt wird und Perſonen, die während der Predigt ein gemüthliches Schläfchen halten." Intereſſant iſt, was der Verfaſſer über die Zwangsmaßregeln berichtet, um die Juden zur Anlegung einer beſondern Tracht zu nöthigen. Das lateraniſche Concil 1215 verordnete die Juden-Abzeichen, und der Verfaſſer bemerkt, daß ſich mehrere Nummern eines Modejournals mit der Angabe der Trachten füllen ließen. Unter Kaiſer Leopold begann jedoch ſchon der Kampf mit den galiziſchen Juden wegen Ablegung der Tracht. Der Verfaſſer theilt bei dieſer Gelegenheit eine Petition ſämmtlicher Weber von Wien mit, in welcher dieſe, um ihren Vorrath an Kattai, — ein Baumwollenſtoff, aus welchem die Talare gefertigt werden — verkaufen zu können — anſuchen daß den Juden noch 2—3 Jahre geſtattet werde, ihre Tracht beizubehalten.

„Furchtbarer als die Gewaltthaten, ſagt der Verfaſſer, welche gegen erwachſene Juden gebraucht wurden, um ſie von ihrem Glauben abwendig zu machen und zum Chriſtenthume hinüberzuziehen, ſind die Geſetze und Willkürmaßregeln, jüdiſche Kinder wider den Willen der Eltern gewaltſamer Weiſe zur Taufe zu zwingen." Bevor jedoch der Verfaſſer an die Schilderung dieſer Ereigniſſe geht, welche gewiſſermaßen eine Vorgeſchichte des Mortara-Falles bildet, giebt er eine ſehr beachtenswerthe Abhandlung über die Taufe und ihren jüdiſchen Urſprung. Das Bild, das der Verf. von den auf den Concilien gepflogenen Verhandlungen über die Judentaufen giebt, iſt im hohen Grade intereſſant. Als Reſultat dieſer Verhandlungen ſtellt ſich aber ein Widerſpruch, wie ihn das Trienter Concil faßte, heraus: „Juden ſollen nicht zur Taufe gezwungen werden; iſt der Zwang dennoch verübt worden, ſo ſind die Getauften Chriſten." Trotz päpſtlicher Bullen gab es doch im katholiſchen Oeſterreich Momente, wo der ſakramentaliſche Charakter der Taufe nicht anerkannt und beachtet wurde. Karl VI. ordnete, wie nämlich der Verfaſſer durch Dokumente nachweiſt, auf Beſchwerde der Juden in Friaul und im Littorale, denen die Kinder gewaltſam entzogen und getauft wurden, an, daß die ihnen abgenommenen und vorenthaltenen „Taufkinder wieder zurückgeſtellt werden ſollen." Wir empfehlen den Leſern zur Würdigung dieſes Reſkriptes die ausführliche Schilderung, welche der Verfaſſer von den Verhältniſſen der Juden unter Karl VI. entwirft. Unter der Kaiſerin Maria Thereſia wurde die Frage wegen der Judentaufen zuerſt 1756 angeregt, veranlaßt durch die Entführung eines Kindes in Mähren. Der Verfaſſer zählt nun eine Reihe gewaltſamer Kindestaufen auf, die unter der Kaiſerin verübt worden; er fügt jedoch am Schluſſe dieſer intereſſanten, mit allen bezüglichen Aktenſtücken belegten Darſtellung hinzu, daß, wollte er all' die Fälle aufzählen, welche Unterſuchungen von Seite der Behörden veranlaßten, er mehrere Folianten füllen könnte. Hervorgehoben muß jedoch werden, daß zu jener Zeit die Taufen auch ſchon Sache der Speculation wurden, und manche Chriſten wollten ſogar ſchon die Gleichberechtigung der Neophyten nicht anerkennen. Dies veranlaßte die Kaiſerin 1780 zu einem Patente für Galizien zum Schutze der Neophyten. Auch kamen zu dieſer Zeit viele Fälle vor, daß getaufte Juden auswanderten, beſonders nach Preußen, um dort wieder in der Religion ihrer Väter zu leben.

Sehr ausführlich behandelt der Verfaſſer die Geſchichte der Juden-Taufen unter Joſeph II., dem erſten Monarchen neuerer Zeit, welcher den Juden das ſchwere Joch erleichterte, und danach ſtrebte, ſie durch Bildung zu erheben. Er ſchaffte, noch bevor das bekannte Toleranz-Edikt erging, den „gelben Fleck" und die Mauth der Juden ab, und ſorgte, wie wir aus vom Verfaſſer mitgetheilten Aktenſtücken erſehen, dafür, daß die Unpünktlichkeit, mit welcher die die Juden betreffenden Erlaſſe von Seiten der Behörden gehandhabt wurden, geſteuert werde. Natürlich fehlte es nicht an Stimmen, welche ſich gegen die den Juden durch Kaiſer Joſeph zu Theil gewordenen Begünſtigungen erhoben, und in dem vorliegenden Buche ſind zahlreiche, Streiflichter auf die damaligen Zuſtände werfende Aktenſtücke enthalten. In Betreff der Zwangstaufen ergriffen die Juden die Gelegenheit, um ſich an den Kaiſer um Abänderung der beſtehenden Geſetze zu wenden, und dieſe Hoffnung hat ſie auch nicht getäuſcht. Der Verfaſſer theilt eine Reihe kaiſerlicher Reſkripte mit, in welchen die Zwangstauf-Frage, gelegentlich einzelner Fälle, auf das Liberalſte entſchieden wird. Unter Leopold II. wandte ſich der Clerus an denſelben mit Beſchwerden gegen das Toleranz-Geſetz. Der Kaiſer ließ ſich dieſen Beſchwerden gegenüber zu Conceſſionen herbei.

Unter Kaiſer Franz ſind zwei Perioden zu unterſcheiden. In der erſten Zeit kamen öfter Vergewaltigungen, Verführungen und Verlockungen zum Chriſtenthume vor, welche kaiſerliche Entſcheidungen hervorriefen und die beſtehende Geſetzgebung auf dieſem Gebiete theilweiſe umgeſtalteten. In der ſpätern Regierungszeit Kaiſer Franz's fanden maſſenhafte, freiwillige Uebertritte ſtatt, welche ſogar der Regierung unangenehm waren, denn die Judenſteuern wurden dadurch beeinträchtigt.

Der Verfaſſer hebt es als ein beſonderes Verdienſt des Predigers Mannheimer hervor, daß er mit aller Kraft danach geſtrebt, der Apoſtaſie Einhalt zu thun. Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier auch nur eine Inhaltsanzeige der reichen Materialien geben, welche der Verfaſſer zur Geſchichte der Juden-Taufen unter Franz, und der Behandlung dieſer Frage von Seite der Regierung liefert. Wir möchten die Leſer auf das ſchätzbare Werk ſelbſt verweiſen. Unter der Regierung Ferdinand I. veränderte ſich auf dieſem Gebiete Nichts. Man empfand jedoch die Nothwendigkeit, daß für die Juden Etwas geſchehen müſſe.

Oeſterreich, das unter Kaiſer Joſeph andern Ländern vorangeeilt war, ſtand jetzt weit hinter dieſen zurück. Man hatte jedoch nicht den Muth, eine große That zu vollbringen und trat nur von Zeit zu Zeit mit Conceſſionen hervor. — Das Jahr 1848 machte dieſen Zuſtänden für einige Zeit ein Ende. Das Miniſterium Pillersdorf erkannte die Juden als Staatsbürger an. Die Verfaſſung vom 4. März 1849 hob jeden Unterſchied in Beziehung auf ihre Rechte und Pflichten auf. Intereſſant iſt eine Staatsſchrift des damaligen Juſtizminiſters Ritter von Schmerling, die der Verf. im Auszuge mittheilt, und die Alle, die für die Gleichberechtigung der Confeſſionen kämpfen, in vollem Maße befriedigen muß. Nach dem Rücktritte Schmerling's brach wieder eine Periode der Reaction herein, und die Regierung leiſtete ſogar einer Beſchwerde des päpſtlichen Nuntius, bezüglich der Kindertaufen, Genüge, indem ſie bis auf die Geſetzgebung vom Jahre 1765 zurückgriff. Das Concordat überließ dann bekanntlich 1855 der Kirche die unbeſchränkteſte Gewalt auf ihrem Gebiete. Die Biſchöfe und manche weltliche Behörde glaubten, wie aus den Verhandlungen, auf welche der Verfaſſer hinweiſt, hervorgeht, daß mit dem Abſchluſſe des Concordates jeder weltliche Einfluß in Beziehung auf die Taufangelegenheit aufgehört habe. Mit Ausnahme des venezianiſchen Königreichs iſt jedoch kein Fall gewaltſamer Kindertaufe bekannt geworden. Erſt der Mortara-Fall machte dieſe Frage wieder zu einer Actualität in Oeſterreich. Unter den Mittheilungen, die der

* Einer der Finſterſten von den Dunkelmännern des öſterreichiſchen Konkordates, der bekannte Herr Sebaſtian Brunner, hat kürzlich noch einen Verſuch gemacht, von dem Daſein ſeiner Partei ein Lebenszeichen zu geben, doch iſt dies bis jetzt ganz unbeachtet geblieben. Er überſetzte nämlich eine franzöſiſche Schrift, „Die Kirche und die Synagoge," in welcher bewieſen werden ſoll, daß ſowohl in Spanien, als in andern Ländern, in welchen die Juden im Mittelalter gehetzt und verjagt oder verbrannt wurden, die böſen Juden allein ſchuld gehabt und ihr Schickſal verdient hätten, nach dem bekannten Ausrufe jener Höckerfrau, deren Hund ein Kaninchen todt gebiſſen hatte: „Karnickel hat angefangen!" D. R.

Digitized by Google

Verfaſſer über die Erörterungen macht, zu welchen die Mortara-Angelegenheit in Oeſterreich Veranlaſſung gegeben, hat beſonders ein Rundſchreiben an die Rabbiner, aus der Feder eines Mannes aus dem Kreiſe der Wiener haute finance, der gern als der Vertreter der Intereſſen der „orthodoxen“ Juden gilt, unſere Aufmerkſamkeit auf ſich gelenkt. Es iſt dies der Brief des Hofwechslers Deutſch, der offenbar, wie der Verfaſſer ſelbſt bemerkt, „den Heißſporn unter den Juden, und insbeſondere der jüdiſchen Rabbiner fürchtete,“ und wie es ſcheint, zu jenen Leuten gehört, welche wohl das Concordat auch auf jüdiſchen Boden übertragen wünſchten, wenn es nur anginge. Mit dem Anbruch des Verfaſſungslebens in Oeſterreich endigt natürlich auch die Geſchichte der Zwangstaufen in Oeſterreich, und auch wir wollen hiermit die Anzeige eines Buches ſchließen, das uns, ſo ſchätzenswerth es iſt, doch zu dem Wunſche veranlaßt, daß in Oeſterreich keine Fortſetzung deſſelben nothwendig werden möge; dem Verfaſſer müſſen wir aber Dank wiſſen, daß er uns mit der Leuchte der Wiſſenſchaft in dieſe dunklen Katakomben der öſterreichiſchen Geſchichte geführt, die vor ihm Niemand zu betreten gewagt hat.

Theophil Pisling.

## Mannigfaltiges.

— Zeitſchrift für allgemeine Erdkunde.* Es liegen uns die drei erſten Hefte des fünfzehnten Bandes dieſer mit Unterſtützung der Berliner geographiſchen Geſellſchaft vor etwa zwanzig Jahren von Männern, wie Karl Ritter, Dove, Ehrenberg, Mahlmann u. A. gegründeten Zeitſchrift vor, die auch heute noch von ihren Gründern, ſoweit nicht der Tod ſie abberufen hat, ſowie von Heinr. Barth, Kiepert, Wappäus und anderen Autoritäten auf dem Gebiete der geographiſchen Wiſſenſchaft mit den intereſſanteſten Beiträgen verſehen wird. In den vorliegenden Heften befindet ſich unter Anderem eine Abhandlung von Dove: „über den Einfluß der Alpen auf die klimatiſchen Verhältniſſe Europa's,“ namentlich auf die Abnahme der Wärme und auf die Regenmenge, wobei durch ſtatiſtiſche Ermittelungen feſtgeſtellt wird, daß die Alpen im Winter einen bedeutend abkühlenden Einfluß nach Süden hin auf die lombardiſche Ebene äußern, während ſie nach Norden hin die Schnee-Höhe vermindern und dagegen die Sommer-Regen vermehren. Unter Anderm lernen wir daraus, es ſei nicht blos ein Touriſten-Glaube, ſondern auch eine wiſſenſchaftlich begründete Thatſache, daß es in Salzburg und Tirol im Sommer mehr regnet, als in anderen Gegenden Süd-Deutſchlands. Im Zuſammenhange damit ſpricht ſich Dove über die Stürme des Winters 1862—1863 und ſpeziell über den Sturm vom 20. Januar 1863 aus, den er durch eine Karte von Mittel-Europa erläutert, deren Data ihm von den meteorologiſchen Telegraphen-Stationen geliefert wurden. Außerdem ſind in dieſen Heften belehrende, hiſtoriſch-geographiſche Mittheilungen über Mexiko von J. G. Kohl und über Braſilien von H. Burmeiſter, ſowie Berichte über die Beſteigung des Kilimandjaro, eines der Schneeberge in der Nähe der Nilquellen und des Aequators, die bereits Ptolomäus als „Mondgebirge“ bezeichnet, durch die Reiſenden Dr. Kerſten und Baron v. d. Decken, und über Steudner's, des leider ſeitdem verſtorbenen Afrika-Reiſenden,** in Gemeinſchaft mit Heuglin unternommene Reiſe von Adoa nach Gondar, enthalten, Letztere von H. Barth mitgetheilt. Endlich machen wir auch noch auf die im letzten Hefte des vierzehnten Bandes enthaltene, überaus anziehende Mittheilung des Dr. G. Roſen, preußiſchen Konſuls in Jeruſalem, über die Patriarchen-Gruft (Machpela) zu Hebron aufmerkſam, die bekanntlich bei Gelegenheit der Anweſenheit des Prinzen von Wales in Paläſtina zum erſtenmale von nichtmuhammedaniſchen Europäern beſucht werden durfte. Auch dieſe Darſtellung iſt von einer Karte begleitet, welche den Verſuch eines Planes des Patriarchen-Heiligthums, ſowie der muthmaßlichen Form der Doppelhöhle von Hebron, enthält. Daſſelbe Heft enthält auch Dr. Barth's Vortrag in der „Geſellſchaft für Erdkunde“ über die Nilquellen-Entdeckung durch Speke und Grant.

* Herausgegeben von Profeſſor Dr. W. Koner. Neue Folge. Fünfzehnter Band. 1—3s Heft. Berlin, Dietrich Reimer, 1863.

** Abermals iſt der Wiſſenſchaft ein Opfer gefallen! Auch Herr von Beurmann lebt nicht mehr, und zwar hat ihn wahrſcheinlich derſelbe ſchwarze Sultan ermorden laſſen, der unſern jungen Landsmann Dr. Vogel tödten ließ. Aller Warnungen ungeachtet, die ihm von Freunden zugegangen waren, hatte ſich der tapfere Soldat nicht zurückhalten laſſen, ebenfalls nach dem traurigen Wadai vorzudringen. Die „Zeitſchrift für allgemeine Erdkunde“ wird darüber im nächſten Hefte das Nähere bringen. D. R.

— Die Nilquellen-Entdeckung. Wie Petermann's „Mittheilungen“ berichten, hat der Vorſtand der Londoner geographiſchen Geſellſchaft eine Aufforderung erlaſſen, ihm bis zu einem gewiſſen (jetzt bereits abgelaufenen) Termine alle Reclamationen in Bezug auf die Anſprüche einzuſenden, die von verſchiedenen Seiten auf frühere theoretiſche Nachweiſung der Nilquellen an dem Punkte, wo ſie jetzt von Cap. Speke wirklich entdeckt worden, erhoben werden. Jede dieſer Reclamationen muß von unzweifelhaften Zeugniſſen, ſowie von einer Karten-Skizze begleitet ſein, welche höchſtens eine Seite des Journals der geographiſchen Geſellſchaft einnimmt, das alle eingehende Reclamationen zur Vergleichung und Beurtheilung dem Publikum vorlegen will. Es ſcheint in England ein förmliches Wettrennen um die Ehre ſtattzufinden, der Erſte geweſen zu ſein, der die Nilquellen genau an dem Punkte vermuthet hat, wo ſie von Speke und Grant aufgefunden worden. Der Allererſte war freilich der alte Geograph Ptolomäus, der bereits im zweiten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung die Quellen des Nil dort ſignaliſirte, wo ſie jetzt endeckt ſind. Hr. Miani, ein von der öſterreichiſchen Regierung unterſtützter Italiäner, bezweifelt freilich die Richtigkeit der Angaben der Herren Speke und Grant, und will zu dieſem Behufe ſelbſt eine Reiſe nach dem See (Nyanza) Ukerewe unternehmen; einſtweilen ſchenken wir jedoch den Engländern mehr Glauben, als dem Italiäner, da Letzterer ſelbſt geſteht, daß er auf ſeiner früheren Reiſe in Afrika den See (Nyanza) Ukerewe nicht erreicht und auch niemals von ihm, als Quelle eines großen Stromes, gehört habe. Dr. Barth bezeichnet die Angaben Miani's überhaupt als ſehr konfus.

— Verein von Freunden der Erdkunde in Leipzig. Von dieſem Vereine, der in der kurzen Zeit ſeines Beſtehens bereits erhebliche Leiſtungen aufzuweiſen hat und der ein neuer Beweis dafür iſt, wie ſehr alle weltbürgerlichen, Wiſſenſchaft und Kultur fördernden Ideen in dem mächtig vorwärts ſtrebenden Leipzig Unterſtützung finden, liegt uns der zweite Jahresbericht vor.* Dieſer bringt zunächſt die Statuten des Vereins und der damit verbundenen „Leipziger Carl Ritter-Stiftung;“ Letztere, die „der Bereicherung der Erdkunde materielle Unterſtützung durch Beförderung von wiſſenſchaftlichen Arbeiten und Reiſen“ zuwendet, hat bereits aus freiwilligen Beiträgen eine jährl. Einnahme von 168½ Thlr. und ein kleines Stammkapital, das gewiß ſehr bald zu einem großen werden wird. Es folgt darauf von Otto Delitſch eine Lebensſkizze des am 15. November v. J. verſtorbenen Schuldirectors Dr. Karl Vogel (Vaters des afrikaniſchen Märtyrers), eines Mannes, der ſich auch um die geographiſche Wiſſenſchaft ſehr verdient gemacht; von dem Secretair des Vereins, Henry Lange ein Bericht über die Afrika-Reiſen Munzinger's und Beurmann's, für welchen Letztern der Leipziger Verein eine beſondere Sammlung gegründet; von H. Brandes: „über das Zeitalter einiger griechiſchen Geographen“ und „über die afrikaniſchen Entdeckungsreiſen des Hannon;“ von Woldemar Schulz: Bemerkungen über die Coloniſationsfähigkeit der ſüdamerikaniſchen Indianer, und von J. F. Neigebaur: Notizen über die Inſel Sardinien. Der Preis-Aufgabe des Leipziger Vereins in Bezug auf die für die deutſche Auswanderung am Beſten ſich eignenden Länder haben wir bereits früher gedacht.

— „Zeitſchrift für ägyptiſche Sprach- und Alterthumskunde.“ Seit dem Juli d. J. erſcheint unter dieſem Titel eine von dem geſchätzten Aegyptologen Dr. Heinr. Brugſch herausgegebene Monatsſchrift,** die nicht blos für Deutſchland, ſondern für die geſammte literariſche Welt, ein Centralorgan für ägyptiſche Forſchungen zu werden verſpricht. Bereits in der erſten Nummer finden ſich franzöſiſche Studien (des Vicomte de Rougé und der Herren Chabas und Schickler, zum Theil in franzöſiſcher und zum Theil in deutſcher Sprache) mit den deutſchen Studien des Herausgebers und des jungen Gelehrten Johannes Dümichen, der im Tempel von Edfu Nomos-Liſten aus den Zeiten der Ptolemäer (geographiſche Orts-Verzeichniſſe von 46 Gauen des alten Aegypten) entdeckt hat, verbunden. Auch über das von Saïd Paſcha in Cairo gegründete und in ſtetem Wachsthum begriffene altägyptiſche Muſeum unter der Leitung von Mariette wird in der neuen Zeitſchrift ausführlich berichtet. Dieſelbe wird hoffentlich recht bald die weiteſte Verbreitung gefunden haben.

* Leipzig, Hinrichs, 1863.

** Leipzig, Hinrichs (Nr. 1, Juli 1863, 12 S. 4.).

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Hierzu eine Beilage der Winter'ſchen Buchhandlung in Leipzig und Heidelberg.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

# Magazin
# für die Literatur des Auslandes.

Dieſenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direkt correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franko an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn F. Dehr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 47. Mittwoch, den 25. November 1863. 32. Jahrgang.

## Inhalt:

**Deutſchland und das Ausland.** Seite
Das däniſche Regiment in Schleswig-Holſtein. I. Eine neue Appellation an Deutſchland . . . . 553
Das Sprichwort als Gaſtroſoph. I. . . . . 555
**England.**
Jonathan und John Bull in Verbrüderung und Bruderkrieg . . . . . 556
**Nord-Amerika.**
Ein Amerikaner über Englands Seemacht und Kolonialſyſtem . . . . . 559
**Rußland.**
Die ruſſiſche Marine . . . . . 561
**Griechenland.**
Das Urtheil einer engliſchen Gelehrten-Jury über den Handſchriften-Fälſcher Simonides . . . . . 562
**Mannigfaltiges.**
Ein Engländer über die Ehe-Hinderniſſe in Baiern . . . . . 563
Zwei Feſtreden zum 18. October . . . . . „
Rameau's Neffe . . . . . 564
Die Ueberſetzungen deutſcher juriſtiſcher Werke . . . . . „
Evangeliſche Bibliothek in St. Petersburg . . . . . „
Rußland und ſeine Sprache . . . . . „
Ruſſiſche Ueberſetzungen aus dem Deutſchen . . . . . „
Die Central-Karpathen . . . . . „
Aus Venetien . . . . . „

## Deutſchland und das Ausland.

### Das däniſche Regiment in Schleswig-Holſtein.*

I.

Eine neue Appellation an Deutſchland.

Herr Guſtav Raſch hat mit ſeiner Schrift „Vom verlaſſenen Bruderſtamme,“ von der jetzt eine dritte, umgearbeitete und vielfach vermehrte Auflage erſchienen iſt, eine edle That vollbracht, da er die ruchloſen, im Stillen ſchleichenden Beſtrebungen der däniſchen Regierung in dem Herzogthum Schleswig an das helle Tageslicht gezogen hat. Alle deutſche Bewohner jenes Landes, deren heiligſte, von ihren Vätern ererbte Güter von einer alles göttliche und menſchliche Recht verhöhnenden, ſchamloſen Willkür mit Füßen getreten worden, ſind ihm zu hohen Danke verpflichtet; denn ihre unzähligen Klagen und Seufzer, die ungehört im Winde verhallen und, von den Lügen der däniſchen Gewalthaber überſchrien, nicht an das Ohr der deutſchen Brüder, nicht zur Kenntniß der europäiſchen Kabinette gelangen, ſie tönen in ſeinem Werke wieder und vereinigen ſich zu einem lauten Mahnruf an das Gewiſſen der deutſchen Nation. Tauſende von Herzen in Deutſchland, von den zürnenden Wogen der Nordſee, den Zeugen der Schande, bis zur Adria, vom Niemen bis zum Rheine, werden vor Zorn und Scham erglühen, wenn ſie dieſe Leiden des an das Märtyrerkreuz geſchlagenen Bruderſtammes vernehmen, werden erwachen aus dumpfem Gleichmuth und mattherzigem Hinbrüten und ſich ernſtlich fragen, ob es fernerhin mit der Ehre des deutſchen Namens vereinbar ſei, ſolche Schmach der Unterjochung, deutſchen Brüdern von einem ſo kleinen, brutalen Inſelvolke angethan, ruhig mit anzuſehen. Deutſchlands Ehre liegt in Schleswig-Holſtein verpfändet; ſie muß, ja muß eingelöſt werden, wenn wir nicht ein Brandmal der Schande in der Geſchichte tragen wollen, das kein Ocean abzuwaſchen vermag. Und zu dieſer gerechten Entrüſtung mögen, will's Gott, auch dieſe Zeilen beitragen, mit denen wir auf das genannte Werk hinweiſen, damit wer Augen hat, es leſe und die Schmach erkenne.

Seit zehn Jahren macht die gegenwärtige liberale däniſche Regierung mit außerordentlicher Umſicht und Zähigkeit die unerhörteſten und maßloſeſten Anſtrengungen, das Herzogthum Schleswig mit allen ihr zu Gebot ſtehenden Mitteln in Sprache, Schule, Kirche und Verwaltung zu daniſiren, während die niederdäniſche Preſſe in Kopenhagen ſich bemüht, in Deutſchland, England und Frankreich die verkehrteſten und irrigſten Meinungen über die gegenwärtigen Zuſtände in Schleswig-Holſtein zu verbreiten. Der Zweck iſt nur allzu klar. Die Dänemark regierende eiderdäniſche Partei erkennt deutlich, daß die ſchleswig-holſteiniſche Frage über kurz oder lang zu einer europäiſchen Frage werden wird. Sie wird dann die Einverleibung Schleswigs in Dänemark fordern und dieſe Forderung durch die Behauptung motiviren, daß Schleswig bereits daniſirt ſei. Natürlich ſchäumte dieſe Partei vor Wuth, als Herr Guſtav Raſch dies Syſtem durch ſein Buch enthüllte und die Zuſtände des Herzogthums klar darlegte. Ein früher preußiſcher, dann ſchleswig-holſteiniſcher, dann däniſcher Offizier, Baron Ripperda, wurde von der Regierung veranlaßt, eine Gegenſchrift abzufaſſen, als deren Verleger der bekannte Buchhändler F. Heinicke in Berlin ſich nannte, der in der That aber nur für däniſches Geld die Verbreitung derſelben übernommen hatte.* Von welcher Art dieſe Abwehr, von welchem Gewicht die Reſultate der von der däniſchen Regierung angeſtellten gerichtlichen Unterſuchungen ſind, wobei Vernachläſſigungen der gewöhnlichſten prozeſſualiſchen Förmlichkeiten, wie Vereidigung der Zeugen, Unterſchrift der Protokolle u. A. ſich finden, hat Herr Guſtav Raſch in ſeiner „Antwort“** gezeigt. Als weitere Antwort legt er jetzt ſein Werk in erweiterter Geſtalt von Neuem vor, und belegt ſeine Schilderungen mit Namen und Zeugen und der wörtlichen Anführung von diplomatiſchen, offiziellen und gerichtlichen Aktenſtücken, deren Glaubwürdigkeit unantaſtbar iſt. Dieſelben beſtehen vornehmlich aus einer däniſchen Denkſchrift, aus einer preußiſch-miniſteriellen Denkſchrift, welche die preußiſche Regierung bisjetzt nicht gewagt hat, in Deutſchland der Oeffentlichkeit zu übergeben, und die nur bruchſtückweiſe in engliſcher Sprache erſchienen iſt, aus dem Ausſchußberichte der ſchleswig'ſchen Ständeverſammlung und endlich aus Urtheilen und Ausſprüchen hochgeſtellter däniſcher Geiſtlichen und Beamten, welche den Muth gehabt haben, der Partei, welche im Kopenhagener Miniſterium ein deutſches Land terroriſirt, die Wahrheit in's Geſicht zu ſagen. Und mit dieſen Zeugniſſen in der Hand, fordert er die däniſche Preſſe auf, die angeführten Thatſachen, wenn ſie es vermöge, abzuleugnen.

Das Prinzip, ſagt der Verfaſſer, iſt die Daniſirung eines deutſchen Landes, und in dieſem Prinzip liegt es, die Deutſchen in Schleswig in jeder Stellung als Aerzte, als Beamte, als Lehrer, als Geiſtliche zu berauben, ſie zum Auswandern zu zwingen und ſich ſelbſt für einen billigen Preis oder für gar Nichts in den Beſitz ihrer Grundſtücke, ihrer Güter und ihrer Häuſer zu ſetzen. Am liebſten würde man ſie Alle auf einmal in's Meer jagen. Aber in dem Charakter des Inſeldänen fehlt der Muth. Man fürchtet ſich vor dem Skandal und dem Lärm, den große Gewaltthätigkeiten und maſſenhafte Executionen in Europa machen würden. Deshalb wählt man den Weg der heimlichen Vergewaltigung und ſucht,

* Vom verlaſſenen Bruderſtamm. Das däniſche Regiment in Schleswig-Holſtein. Von Guſtav Raſch. Dritte umgearbeitete und vielfach vermehrte Auflage. 3 Bde. Glogau, 1863. C. Flemming.

* „Herr Guſtav Raſch und ſein Bruderſtamm.“

** Meine Antwort auf die Schmähſchrift der königlich däniſchen Regierung „Herr Guſtav Raſch und ſein Bruderſtamm.“ Berlin, 1863. O. Janke.

Digitized by Google

wie es die Herzoge von Parma und Modena thaten, das Land hermetiſch von dem übrigen Europa abzuſchließen, damit Nichts von dem, was da drinnen paſſirt, über die Gränze kommt — als nur der Peſthauch der Lüge, welche die eiderdäniſche Preſſe in Kopenhagen und die Flensburger Zeitung alle Tage fabriziren.

Hören wir das Wort des früheren däniſchen Miniſters v. Scheel, eines Mannes voll ſtrengen Grolls gegen den „ſchleswig-holſteiniſchen Aufruhr." „Ein vollkommener Terrorismus, ſchreibt er, bildet ſich, und er dauert fort bis auf dieſe Stunde, welcher jeden politiſchen Gegner notat et designat ad caedem. Keine Stellung, kein Geſchlecht, kein moraliſcher Charakter, keine Vorgeſchichte, kein Verhältniß irgend einer Art ſichert davor, auf die bloße Vermuthung hin als ein Feind des Vaterlandes bezeichnet und auf die gemeinſte Art angegriffen zu werden." Zur Stunde iſt dieſelbe Macht, die damals, als v. Scheel ſo ſchrieb, über Schleswig herrſchte, noch die herrſchende, oder vielmehr noch potenzirt.

Ihren Höhepunkt erreicht dieſe Tendenz in der Verdrängung der deutſchen Sprache aus Kirche und Schule im mittleren Schleswig. Damit glaubt man unmittelbar an die Lebenswurzel des deutſchen Weſens gegriffen zu haben; iſt dieſe raſch und kräftig durchſchnitten, ſo meint man, ſterben die deutſchen Gefühle von ſelbſt ab.

Vor dem Kriege war im ganzen Herzogthum Schleswig die Gerichts- und Regierungsſprache, die der allgemeinen Landesbehörden, die Kirchen- und Schulſprache die deutſche. Dieſe offizielle Ordnung der Dinge hatte einen mehr wie hundertjährigen Beſtand für ſich. Freilich hat die däniſche Regierung auch vor dem Jahre 1848 vielfache Verſuche offizieller Gattung gemacht, der däniſchen Sprache in Kirche und Schule auf Koſten der deutſchen eine größere Verbreitung und Berechtigung zu verſchaffen. So ließ ſich König Friedrich VI. verleiten, am 15. December 1810 es als ſeinen Willen auszuſprechen, daß, in der Vorausſetzung, daß im Herzogthum Schleswig außer einigen der Inſeln der größte Theil der Aemter und Diſtrikte von däniſch Redenden bewohnt werde, die däniſche Sprache vor Gericht, in Kirche und Schule an die Stelle der deutſchen treten ſolle. Als aber die ſchleswig'ſche Landesbehörde dagegen remonſtrirte und die Vorausſetzung als eine falſche erwies, da ſtand die Gerechtigkeitsliebe des Königs von einem weiteren Verfolge der Angelegenheit ab. Unter Chriſtian VIII. gewann die jetzt in Dänemark regierende Partei freilich ſchon bedeutend an Terrain und die Lieblings-Ideen des Königs, welche bekanntlich auf die Centraliſation der Regierung des ganzen Reiches und auf die Daniſirung Schleswigs gerichtet waren, ſtimmten mit den Beſtrebungen der nationalen Partei recht wohl überein. Als aber die Bewohner des Herzogthums ſich entſchieden gegen die Einführung der fremden Sprache erklärten, nahm auch dieſer König von jeder offiziellen Veränderung der offiziellen Sprachordnung Abſtand. Er war, obſchon er die Tendenz der nationalen Partei theilte, zu freiſinnig und zu human, um im Intereſſe einer Partei gegen die Bevölkerung einen Gewaltſtreich auszuüben.

Mit dem Tode Chriſtian's VIII. kam die eiderdäniſch-nationale Partei an die Regierung. Als die Schlacht bei Idſtedt gewonnen war, und die ſchleswig-holſteiniſche Sache von Deutſchland aufgegeben ſchien, ging dieſe Partei in Schleswig mit ihren Abſichten vor. Sie ſagte ſich, daß ſelbſt bei der unendlichen Geduld Deutſchlands es doch am Ende nicht gelingen würde, die Zuſtimmung der europäiſchen Kabinette für eine Einverleibung Schleswigs in Dänemark zu erlangen; ſie verkannte nicht, daß das Recht der Nationalität ſelbſt bei der Diplomatie eine Bedeutung erlangt habe und ſchließlich doch auch in Betreff Schleswigs Berückſichtigung finden werde. Dieſe Prämiſſe führte die eiderdäniſche Partei zu der Schlußfolgerung, daß zuletzt doch der Palmerſton'ſche Vorſchlag, Schleswig nach den Sprachgränzen zu theilen, Geltung gewinnen würde, und deshalb geht das gewaltthätige Sprach-Reſkript als ihre Avantgarde jetzt ſchon bis an die Eider, damit es dann heißen könne: ſo weit die däniſche Sprache Kirchen- und Schulſprache iſt, ſoweit iſt Schleswig däniſch. Die einzige Tendenz, aus welcher das Sprachreſkript hervorgegangen iſt, iſt alſo eine politiſche, keine andre. „Die däniſchen Finanzen können ohne die ſchleswig-holſteiniſchen Finanzen nicht beſtehen; darum müſſen wir Schleswig haben," ſagte bereits vor 17 Jahren der kürzlich abgegangene Miniſter Monrad. Darin liegt der Kern der ganzen Frage.

Von dieſen politiſchen Grundſätzen ausgehend, iſt von der däniſchen Regierung in Schleswig an dem Heiligſten, was der Menſch hat, nämlich an ſeiner Sprache, eine unerhörte Gewaltthat vollzogen worden.

Im Herbſte 1850 und im Jahre 1851 erließ der däniſche Commiſſarius in Schleswig, Tilliſch, eine Reihe von Verfügungen für Kirche und Schule, die von der einſchneidendſten Wirkung waren. Trotz des an Preußen und Oeſterreich, als Mandataren des deutſchen Bundes, feierlich ertheilten Verſprechens, daß die vollſtändige Gleichberechtigung der deutſchen und däniſchen Nationalität in Schleswig gewahrt werden ſolle, wurde in 5 Städten und 48 ländlichen Kirchſpielen daſelbſt an Stelle des deutſchen Schulunterrichtes der däniſche Schulunterricht und an Stelle des deutſchen der däniſche Gottesdienſt in der Art eingeführt, daß in den Städten an allen Sonntagen ſowohl deutſch wie däniſch gepredigt wird, in den Landkirchſpielen aber der Gottesdienſt abwechſelnd einen Sonntag deutſch, einen andern däniſch iſt. Für die Geſetzmäßigkeit und Rechtsmäßigkeit dieſer Verfügung konnten ſelbſt Seitens der däniſchen Behörden gar keine Gründe angegeben werden; die Abgränzung der ſogenannten gemiſchten Diſtrikte, in denen däniſche Schulſprache und däniſcher Gottesdienſt eingeführt wurden, geſchah in der willkürlichſten Weiſe nach alten ſtatiſtiſchen Tabellen aus dem Jahre 1810, und oft ſo, daß in dieſen „gemiſchten Diſtrikten" auch nicht ein einziger Menſch zu finden war, welcher däniſch ſprach oder verſtand. Angeln, welches der größte und wichtigſte unter dieſen gemiſchten Diſtrikten war, kam dabei beſonders ſchlecht weg. Von 52 Sonntagen wurden ihm 26 abgenommen und der „däniſchen Lehre" geweiht, wie der Volksmund den Gottesdienſt und die däniſche Schulſprache nennt. Die Bauern, welche an der deutſchen Bibel und dem deutſchen Geſangbuch hielten, wie an dem beſten Erbe ihrer Väter, wurden gezwungen, für ihre Kinder eine däniſche Bibel und ein däniſches Geſangbuch anzuſchaffen. In den meiſten Kirchſpielen werden die Prediger geradezu gehaßt. Die Bezeichnung „der ſchwarzen Gensd'armen" zeigt genügend, mit welchen Augen man ſie betrachtet. Das Band zwiſchen der Schule und der häuslichen Erziehung iſt zerriſſen. Die Aeltern ſchicken zwar, ſoweit ſie nicht Mittel haben, ihre Kinder auswärts unterzubringen, dieſelben zur Schule, weil ſie (die Aeltern) ſonſt hart geſtraft werden, aber damit hört auch ihre Theilnahme auf. Sie erklären, ſie verſtünden nichts von der däniſchen Schulſprache und würden nie etwas davon wiſſen wollen. Und die Kinder, ſie werfen, ſobald ſie confirmirt ſind, die däniſchen Bücher in's Waſſer, ſprechen nie ein Wort däniſch wieder und geben ſich ordentlich Mühe, das zu vergeſſen, was ſie gelernt haben.

Wir müſſen hier das ehrliche Wort eines den Dänen treu ergebenen Mannes herſetzen, das der Verfaſſer aus der Ständezeitung citirt. Es iſt der Paſtor Oltzen, Probſt und Ritter vom Danebrog, welcher in der Ständeverſammlung in den Verhandlungen über die Sprachſache ſich *alſo* äußerte: „Um mit Gewißheit zu erfahren, was in Angeln die wirkliche Volksſprache ſei, habe man nicht nöthig, alle Berichte und Reſkripte zu leſen, ſondern man brauche ja nur in das Land hinauszugehen und zu hören, was da geſprochen werde; namentlich habe man ſich auf den Spielplätzen der Kinder umzuſehen, denn was dieſe ſprächen, ſei nach ſeiner Meinung Volksſprache. Er kenne die Landſchaft ſeit ſeinen Kinderjahren, aber noch nie habe er ein Kind in Angeln däniſch ſprechen hören.

„Als die Sprachreſkripte erſchienen wären, ſei er Prediger in Quern geweſen. Er ſei wie aus den Wolken gefallen und habe kaum gewußt, ob er ſeinen Augen trauen ſolle, als er das Reſkript in den Händen gehalten und ſchwarz auf weiß geleſen habe, es ſollte nun jeden andern Sonntag in Quern däniſch gepredigt werden, weil er die feſte Ueberzeugung gehabt, daß die Gemeinde die däniſche Predigt nicht verſtehe. Auf gegebene Veranlaſſung habe er ſich hierüber erklärt, aber auch bezeugt, daß er es für Sünde halte, in der Querner Kirche däniſch zu predigen.

„Er würde ſich ſelbſt verachten müſſen, ſich ſchämen müſſen vor Gott und den Menſchen, würde ſich verſündigen gegen den allergnädigſten König und das Land, wenn er ſchweigen wolle. So bezeuge er denn auf das Ernſteſte und Feierlichſte, daß er es für ſeine Perſon für eine Sünde anſehe, daß in den genannten Gemeinden däniſch gepredigt werde, weil ſie dieſe Predigt nicht verſtänden; er bezeuge es, daß für ihn große Urſache zu der Furcht vorhanden ſei, es werde Gott mit ſeinen Gerichten das Land heimſuchen, um der Sünde willen, die ſeiner Anſicht nach in jenen Kirchen geſchehe; er bezeuge es, daß das Wort Gottes denen, die ſchon überhaupt nicht viel auf daſſelbe gäben, noch gleichgültiger und verächtlicher würde, und daß die däniſche Predigt, weil ſie in den genannten Kirchſpielen ſeiner feſten Ueberzeugung nach nicht verſtanden werde, allen Gläubigen und Frommen zum Aergerniß gereiche, daß dieſelbe, anſtatt zur Erbauung, zur Niederreißung des Reiches Gottes diene. Er halte es darum für durchaus nothwendig, daß hierin eine Veränderung geſchehe.

„Was er habe ſagen wollen, um ſich ein gutes Gewiſſen zu bewahren und getroſt vor ſeinen Herrn und Heiland und Richter treten zu können, das habe er geſagt."

So ſpricht die heilige Stimme der Wahrheit in dem Herzen des ehrlichen Dänen, wenn er bedenkt, was in Schleswig vorgeht, und dabei die Hand auf die Bruſt ſchlägt.

Digitized by Google

Das allerhöchſte Manifeſt, welches ausdrücklich eine allgemeine Amneſtie und Beſtätigung der derzeitigen Beamten für die von denſelben bekleideten Aemter in den Herzogthümern Holſtein und Schleswig zuſicherte, wurde von Tilliſch hinter dem Rücken des Königs nicht zur Publication gebracht, erhielt alſo in Schleswig nicht Geſetzeskraft. Statt deſſen begannen die Abſetzungen. Auf Befehl des königl. Regierungs-Commiſſarius wurden in einer Woche 60 Geiſtliche, in 5 bis ſechs Wochen 120 Geiſtliche abgeſetzt und ausgewieſen. Ueber die darauf erfolgenden Ernennungen ſagt v. Scheel: „Es kommen ſelbſt ſolche vor, welche das moraliſche Gefühl des Volkes in einem ſo hohen Grade verletzen mußten, daß man ſie nur begreifen konnte, wenn man von der Vorausſetzung ausging, daß ein gänzlicher Mangel an Perſonenkunde obwalte." Doch ſelbſt durch dieſe arge Annahme laſſen ſich die haarſträubenden Dinge, die der Verfaſſer in Menge erzählt, nicht erklären.

„Sehen Sie, ſagte ein wohlhabender Hofbeſitzer in Angeln zu ihm, wir hatten vortreffliche Prediger im Lande, hochgelehrte Männer, hochgeachtet und geliebt von der ganzen Bevölkerung; die däniſche Regierung hat ſie ſämmtlich fortgejagt, weil ſie nicht in däniſcher Sprache predigen und nicht das Kirchengebet in der neuen Lesart ſprechen wollten. Und nun ſchickte man uns das nichtsnutzigſte Geſindel aus Kopenhagen, Säufer, Spieler, Trunkenbolde, liederliche Subjekte, welche nur ein Lebensprinzip haben, nämlich ſich auf ihren fetten Pfarreien zu mäſten und ein reiches Wohlleben zu führen, Menſchen ohne Gottesfurcht, ohne Bildung und ohne Kenntniſſe und ohne Kenntniß unſrer Sprache. Sie wiſſen ja ohnedem, es iſt mit dem Studium der Theologie ſo nicht weit her. Bloßes Auswendiglernen und Einpauken! — Nun geht bei uns kein Menſch mehr zur Kirche. Die Bauern wollen die Prediger, welche ſie ihres moraliſchen Wandels und ihrer Dummheit wegen verachten, auch nicht mehr in der deutſchen Predigt hören. In manchen Kirchſpielen in Angeln weiß man Sonntags nicht mehr, ob däniſcher oder deutſcher Sonntag iſt. Wenn unſer Volk nicht einen ſo bedeutend ſittlich-religiöſen Kern in ſich trüge, ſo wäre es längſt moraliſch zu Grunde gegangen. Oft predigt der Pfarrer nur vor dem Küſter und den Schulkindern, welche mit der Ruthe in die Kirche getrieben werden. Zuweilen muß er auch von der Kanzel heruntersteigen, und der Küſter ſchließt die Kirche, weil auch die Kinder nicht in die Kirche zu bringen ſind. So iſt es dem Paſtor Hartnack in Norderbrarup häufig ergangen. Er verſteht gar kein Deutſch und iſt vollkommen unfähig. Neulich kam er in die Schenke und wollte einen Häring eſſen. Er war nicht im Stande, ſich in deutſcher Sprache auszudrücken, ob er ihn geräuchert oder gepöckelt wolle. Endlich brachte man ihm beide. Kennen Sie ſeine berüchtigte Leichenrede? Er ſprach: „Da liegt er in ſeiner ſchwarzen Kiſt; ihr habt ihn gekennt, aber ich habe ihn nicht gekennt! Amen." So war es wörtlich. Sie können aus dieſen Worten die Bildungsſtufe ermeſſen, auf welcher der Mann ſteht. — Und die Schullehrer in Angeln? Es iſt in Dänemark, wie Sie wahrſcheinlich wiſſen, kein Ueberfluß an Schulmeiſtern, wie an Candidaten des Predigtamtes. Es kommt der däniſchen Regierung aber auch nur auf Vertretung der däniſchen Sprache in Angeln an, nicht auf Verbreitung der Bildung. So hat man uns die dümmſten Kerle geſchickt, welche bei unſern Knechten in die Schule gehen könnten, Menſchen, welche früher zuweilen Matroſen oder Soldaten geweſen waren, welche ſich nun in Angeln damit beſchäftigen, den Kindern Geſangbuchsverſe nach der Melodie des „tappern Landsſoldaten"* einzuüben, zu fluchen, zu ſaufen und zu ſpielen. Da iſt ein Lehrer P. in M. — erkundigen Sie ſich in Kappeln — er ſpielt und trinkt Morgens mit den Schweinetreibern im Wirthshauſe, er dient der Polizei als Spion, er ſperrt die Kinder bei Waſſer und Brod ein und prügelt ſie, daß es entſetzlich iſt. Alle Verſuche der Gemeinde, bei den Viſitatoren eine Unterſuchung gegen ihn zu veranlaſſen und ihn aus dem Amte zu entfernen, ſind bis jetzt vergeblich geweſen. Da iſt ein zweites ähnliches Subjekt in R., den ſeine Gemeinde der gröbſten Unſittlichkeiten beſchuldigt. Es iſt nicht möglich, ihn zu entfernen."

Tief traurig iſt die Schilderung eines „däniſchen Sonntags" in Angeln, wo die Bauern vor den Thüren ihrer Kirche ſtehen und ſtatt den Frieden Gottes zu empfangen, bei den hinaustönenden Worten der däniſchen Predigt den Schmerz und Grimm in ihrem Herzen gegenſeitig vermehren. Wehe dem aber, der aus Irrthum in die Kirche tritt, in der Meinung, es werde deutſch gepredigt. Derſelbe wird mit Polizeimacht feſtgehalten oder als Beleidiger der herrſchenden Macht beſtraft. So war einmal ein Bauer hineingegangen. Als die Predigt däniſch begann, war er, der am Ende der Thüre ganz nahe geſeſſen, aufgeſtanden und hatte ſich leiſe entfernt, weil er noch die nächſte Kirche vor Anfang der Predigt zu erreichen hoffte, da dort wegen der Beichte am Morgen die Predigt ſpäter begann. Der Prediger, deſſen Kirche der Bauer verließ, verklagte den Bauer, weil er durch „ſein Weggehen den loyalen Prediger beleidigt habe." Der Thatbeſtand wurde, wie oben angegeben, bewieſen, aber das Urtheil traf doch den Bauer, da der Prediger bemerkte: wenn der Bauer ihn nicht habe beleidigen wollen, ſo hätte er wohl ſeine Gedanken für die halbe Stunde anderweitig beſchäftigen können, und die Gegenbemerkung des einfachen Landmannes, daß ſolches im Gotteshauſe zu thun, doch Sünde ſei, wäre — „ja dummes Zeug."

Herr M. Buſch, der Mitſtreiter unſers Verfaſſers, erzählt in ſeinen „Schleswig-holſteinſchen Briefen" Folgendes: „In einem Dorfe am Flensburger Meerbuſen ſchickte eine alte Frau (ſie war in den Achtzigern) zum Prediger, um ſich, da ihr die Lebensluft auszugehen begann, durch den Genuß des Abendmahls auf den Tod vorbereiten zu laſſen. Der Pfarrer, erſt kürzlich angeſtellt und fanatiſcher Apoſtel des Dänenthums, hielt ihr eine Rede in der Sprache von Kopenhagen. Als er geendigt, mochten ihn Zweifel beſchleichen, ob er verſtanden worden. Er fragte auf Deutſch und erhielt ein Nein zur Antwort. „Nun, ſo will ich langſamer ſprechen, vielleicht geht es dann," ſagte er, hielt die Rede noch einmal, fragte wieder und erhielt denſelben Beſcheid. „Sie verſtände überhaupt kein Däniſch," erklärte die Sterbende. „Nun da will ich Euch ein Buch ſchicken, woraus Ihr's lernen könnt," erwiderte der Pförtner des däniſchen Himmels; und wirklich, am andern Tage erhielt die ſteinalte Urgroßmutter eine däniſche Grammatik. Es ſoll eine eigenthümliche Miſchung von Wehmuth und Drolligkeit geweſen ſein, ſie auf ihrem Todtenbette in dem fremden Buche blättern zu ſehen."

Von Herrn Regenburg, dem gegenwärtigen Chef des Kirchen- und Schulweſens in Schleswig, deſſen Ernennung v. Scheel als einen unbegreiflichen Fehler bezeichnet, verſichern Leute, ſie hätten, nachdem ſie ihm die Noth ihrer reſp. Gemeinden geklagt, die 3 Monate lang ohne Predigt vor der verſchloſſenen Kirche trauernd und verlangend vorüberzögen, die ſchneidende Antwort bekommen: „das hätten ſie durch ihren Aufruhr verdient, und lieber gar kein Prediger, als einer, deſſen Loyalität nicht der däniſchen Regierung bekannt ſei." Von demſelben bezeugen ſonſt als wahrhaft bekannte Männer, daß ſie auf die Klage über den Mangel an Chriſtenthum in den Predigten ihrer neuen Prediger, und auf die Klage über unſittliches Leben einiger Prediger und Schullehrer die Anwort erhielten: „Es ſind aber bekannte loyale Männer, und das iſt die Hauptſache!" Zu demſelben Manne war einſt ein treuer Kirchgänger Angelns gegangen, um ihm das Unrecht mit dem Sprachreſkript vorzuſtellen. In großer Aufregung hatte derſelbe zu dem Departementschef geſagt: „ob er bedacht habe, was es heißen werde für ihn, daß er durch ſolchen Befehl das Wohl einer ganzen Generation verderbe." Regenburg antwortete mit ſchneidender Kälte: „Kann ſein, daß Sie Recht haben! Doch was kümmert mich die gegenwärtige Generation? Mag ſie zu Grunde gehen, wenn nur die nächſte däniſch wird!"

Fürwahr, eine ſolche Frivolität der Geſinnung bei den leitenden Behörden eines Landes ſchreit zum Himmel!

---

## Das Sprichwort als Gaſtroſoph.

Von Ida von Düringsfeld.

### I.

Das Sprichwort würde ſeinem Rufe als univerſell wenig Ehre machen, wenn es ſich mit einem der wichtigſten Prozeſſe im menſchlichen Daſein, mit dem der Ernährung, nicht beſchäftigte. Auch hat es ſich dieſer Unterlaſſungsſünde keineswegs ſchuldig gemacht. Spricht es gleich den Grundſatz aus:

Manger pour vivre et non vivre pour manger,
(Eſſen um zu leben, und nicht leben, um zu eſſen)

ſo weiß es doch gar wohl:

Eſſen und Trinken erhält den Leib, oder: hält Leib und Seele zuſammen (deutſch);
Eſſen, Trinken und Ruhe erhält des Menſchen Leben (litthauiſch);
Eſſen iſt für den Kopf gut (ſpaniſch);
Wie Einer ißt, ſo arbeitet er auch (deutſch),

oder:

Quick at meat, quick at work,
(Raſch beim Eſſen, raſch bei der Arbeit)

dagegen:

Chi manga adasio, lavora adasio,"
(Wer langſam ißt, arbeitet langſam),

und:

* Das moderne däniſche Nationallied.

Digitized by Google

„Chi sce pigro a mangar, sce pigro a lavorar,“
(Wer träg im Eſſen iſt, iſt träg im Arbeiten (venetianiſch).

Das iſt auch ſehr natürlich:

„Der Mund trägt die Beine“ (venetianiſch);

und:

„Der Sack, der leer iſt, kann nicht aufrecht ſtehen“ (neger-franzöſ.),

oder kurzweg:

„Leerer Sack ſteht nicht aufrecht“ (deutſch, venetianiſch u. toskan.).

Genug:

Gegeſſen muß ſein, und wenn der Galgen d'rauf ſtände (deutſch),
und wenn jeder Baum ein Galgen wäre (deutſch und däniſch);

oder:

Man muß eſſen, und wären alle Bäume Galgen (holländiſch),

und:

Es iſt beſſer, an Unverdaulichkeit zu ſterben, als an Hunger (venetianiſch);

denn:

Von der Luft lebt man nicht.

Nachdem das Sprüchwort dergeſtalt die hohe Nothwendigkeit der Ernährung anerkannt hat, beſchäftigt es ſich mit den Mitteln, ſie auf die beſte Weiſe zu befördern. Zuerſt mit den Köchen, die man nicht etwa leichtſinnig auf Treu und Glauben annehmen ſolle.

„Nicht Jeder iſt Koch, welcher in der Hand einen großen Löffel hat“ (magyariſch);
„Nicht Jeder, der ein langes Meſſer trägt, iſt Koch“ (negerengliſch),

und:

Es ſind nicht Alle Köche (Alle gute Brater, däniſch), die lange Meſſer tragen, (deutſch, holländiſch und däniſch).

Allerdings heißt es:

Hunger iſt der beſte Koch (deutſch, čechiſch, polniſch, kroatiſch), die beſte Brühe (engliſch, holländiſch, italiäniſch, franzöſiſch), eine kräftige Brühe (venetianiſch), die beſte Würze (deutſch), das beſte Gewürz (ſardiniſch), das beſte Kraut (ſchwediſch), die beſte Zuthat (däniſch),

und:

„Um gut zu eſſen, muß man faſten“ (italiäniſch);

indeſſen ſcheint das Sprichwort ſich doch nicht unbedingt auf die culinariſche Fähigkeit des Hungers verlaſſen zu wollen, indem es ſehr genau die Eigenſchaften eines guten Kochs beſtimmt.

Ein guter Koch war nie fett (portugieſiſch);

denn:

Der Koch wird vom Geruch ſatt (deutſch),

und:

Gut iſt der Koch, der des Herrn Geſchmack hat (portugieſiſch),

oder:

Der Koch muß ſeines Herrn Zunge haben (deutſch).

Leicht iſt es gar nicht, ein guter Koch zu ſein, trotz des Spruches:

Kocht man's wohl, ſo ſchmeckt man's wohl (deutſch).
Es giebt keinen Koch, der für aller Menſchen Mäuler zu kochen verſtände (magyariſch).
Nicht zuſehen, probiren macht den Koch (deutſch),

und dann ſpricht man noch:

Mancher kann wohl kochen, aber nicht anrichten (deutſch).

Sind jedoch alle Bedingungen erfüllt, ſo lobt das Sprichwort den Modellkoch auf deutſch mit den wahren Worten:

Ein guter Koch, ein guter Arzt (deutſch).

Von einer Mehrheit von Köchen will es Nichts wiſſen:

Zu viele Köche verderben die Sauce (franzöſiſch),

ja ſogar blos:

Viele Köche verſalzen den Brei (deutſch), die Suppe (magyariſch), verderben den Brei (deutſch), verderben die Suppe (däniſch).

Worauf hingegen vom Sprichwort viel gehalten wird, das iſt ein gutes Feuer, und folglich zuerſt ein trocknes, altes Holz, denn:

Trocknes Holz macht ſchnelles Feuer (däniſch);
Alt Holz giebt gut Feuer (deutſch),

und:

Das Feuer macht die Küche (franzöſiſch);
Das Feuer hilft dem Koch (italiäniſch);
Gutes Feuer und voller Keller helfen dem Koch vorwärts (däniſch);

endlich auf deutſch geradezu:

Gutes Feuer, guter Koch,

oder auf Holländiſch mehr ausgeführt:

„Ein gutes Feuer macht einen (ſeiner) würdigen Koch.“

Damit wäre Koch und Feuer abgethan, und das Sprichwort wendet ſich zu den einzelnen Ingredienzen, aus denen eine Mahlzeit beſtehen ſoll oder doch beſtehen kann.

„Die erſte Schüſſel behagt Jedem,“

meint es auf italiäniſch, widerſpricht ſich jedoch, wenn die Suppe als erſte Schüſſel angenommen werden ſoll, auf mannigfache Weiſe.

So iſt das Brod, ſo iſt die Suppe (franzöſiſch);
Wie die Fiſche, ſo die Suppe (kleinruſſiſch).
Altes Fleiſch (alte Henne) giebt gute Brühe (italiäniſch).
Viel Brühe wird oft von wenig Fleiſch gemacht,

und:

„Man kann eine gute Suppe von einem Radnagel machen, wenn man Etwas dazu thut (däniſch);

aber:

Von Nichts macht man keine fette Suppe (franzöſiſch);
Noch nie machte man gute Suppe mit bloßem Waſſer (ſpaniſch),

und ſo heißt es mit Recht auf däniſch:

Eine geizige Frau macht niemals gute Suppe.

Was auch ſchlimm iſt, wenn die Köchin, dem Axiom nach:

„Verliebte Köchin verſalzt die Speiſen (deutſch),

den Grundſatz nicht befolgt:

„Man ſoll die Suppe nicht verſalzen, wenn man gleich Salz genug hätte (deutſch),

und die Hausfrau ſtrafend ſprechen muß:

„Die Suppe iſt verſalzen — du biſt verliebt“ (deutſch).
„Mit der Suppe muß man nicht artig ſein“ (deutſch),

d. h. nicht zögern, ſie zu eſſen, iſt ebenfalls ein Lehrſatz der Suppeneßkunſt, ſonſt könnte man ſeufzen müſſen:

Daß Gott erbarm!
Sieben Suppen und keine warm! (deutſch),

und das wäre ein ernſtliches, gaſtronomiſches Mißgeſchick, denn:

Bei der Suppe und bei der Liebe iſt das Erſte das Beſte (ſpaniſch und portugieſiſch),

gerade wie es auf ſchottiſch heißt:

Puddings und Liebſchaften müſſen heiß angefaßt werden.

Auch:

Aufgewärmte Suppe iſt nicht einmal für Kranke gut (venetianiſch),

wie überhaupt Aufwärmen nichts taugt:

Aufgewärmter Kohl, ſchlechtes Mittag (franzöſiſch);
Aufgewärmtes Mittag taugt nie etwas (franzöſiſch);
Von verſöhntem Freund und von Aufgewärmtem (kommt) nichts Gutes (portugieſiſch).

Der Werth der Suppe wechſelt je nach den Ländern:

„Viel Suppen machen dünne Backen“ (deutſch);
Die Suppe iſt der Hafer des Menſchen (venetianiſch);
Gute Suppe iſt ein halbes Mahl (engliſch).
Sieben Dinge thut die Suppe: Nimmt allen Hunger und Durſt, füllt den Bauch, macht die Zähne rein, macht ſchlafen, macht aushalten und macht die Wange roth (italiäniſch).

## England.

### Jonathan und John Bull in Verbrüderung und Bruderkrieg.

Die Engländer führen auch eine Art von amerikaniſchem Bürgerkriege. Dieſer wüthete beſonders im October um Henry Ward Beecher herum, den Geiſtlichen, das Haupt der Familie Stowe, Onkel-Tom'ſchen Andenkens, und der Abolitioniſten in Amerika, die beſonders aus Geiſtlichen, Idealiſten und Deutſchen beſtehen und es im Weſentlichen ehrlich mit Abſchaffung der Sklaverei und Herſtellung der Union um jeden Preis meinen. Außerdem iſt endlich auch die Lincoln'ſche Regierung gezwungen worden, die Abſchaffung der Sklaverei als Ideal und Ziel des Bürgerkrieges, der Unterjochung des Südens, aufzuſtellen. Den wahren Grund des Bürgerkrieges um Herſtellung der Union vermeidet man noch immer in öffentlichen Reden und Proclamationen, weil er zu proſaiſch und empfindlich klingt: nämlich das Freihandels-Intereſſe des Südens und das beiſpiellos geſteigerte Schutz- und Finanzzoll-Syſtem des Nordens, das Letzterem nie genug einbringen kann, wenn der Süden nicht mitbezahlt.

Die Abolitioniſten-Prediger halten ſich deshalb beſonders an die Gräuel der Sklaverei, die um jeden Preis abgeſchafft werden müſſe, an die Größe und Glorie der Union, für deren Herſtellung man bis zum letzten Tropfen Blut kämpfen werde.

Das klingt und packt die Sympathien der Menſchen. Außerdem ſind

Digitized by Google

die Herren des Südens Junker, Ariſtokraten, brutale Lords, ſodaß liberale Menſchen ſchon deshalb gegen ſie ſchreiben und ſprechen und kämpfen. Die praktiſchen Leute freilich, die Geld- und Handelsherren, welche das höchſte Intereſſe an dem freien Markte haben, den die Südſtaaten unabhängig vom Norden bilden würden, dieſe und deren Organ, die Times, ließen ſich dadurch nicht abhalten, ziemlich rückſichtslos für den Süden Partei zu nehmen und gegen den Norden in althergebrachter Spötterei zu plänkeln. Auch Thomas Carlyle trat vorigen Sommer plötzlich einmal kurz und knorrig als Südländer auf. Sein Artikel über den amerikaniſchen Bürgerkrieg (ich glaube im Cornhill Magazine) lautete vom Anfang bis zu Ende ſo:

N. Was, Du mietheſt Dir Deine Dienſtboten auf Lebenszeit?

S. Ja wohl! Warum nicht? Es paßt uns beſſer und iſt auch praktiſcher, beſſer für uns, wie für die Dienſtboten.

N. Das iſt nicht wahr. Und ich dulde das nicht mehr. Du ſollſt Dir Deine Arbeiter jetzt blos auf Zeit engagiren.

S. Was geht Dir meine Wirthſchaft an? Bekümmere Dich um Dein eigenes Geſchäft.

N. Und ich werde Dir das Gehirn einſchlagen, wenn Du nicht ſo mietheſt, wie ich's haben will.

S. Geh' mir vom Halſe!

N. Was, Du weigerſt Dich? (Sie fangen an, ſich zu hauen.)

Das war der Artikel im Weſentlichen, aber noch kürzer. Ich überſetzte ihn aus der Erinnerung. Alſo er concentrirte den Gegenſtand des Bürgerkrieges auf eine Mieths-Comptoir-Frage. Wer nun außerdem während der letzten Monate die amerikaniſchen Artikel in der Times und anderen engliſchen Zeitungen ähnlicher Richtung geleſen hat, wird ſich nicht wundern, daß in England die Partei des Südens viel für ſich und gegen den Norden zu ſagen verſtand und nicht ſchwach ſein kann. Dabei iſt die Vorſtellung von der Sklaverei humaner und liberaler Geſinnung ſo zuwider, daß wir uns nicht über die Stärke der Abolitioniſten-Partei, der „Emancipation-Society," der „Society of Correspondence on American Affairs" in England wundern können. Um ſpeziell gegen die Times aufzukommen, ließ ſie ſich den populärſten Geiſtlichen und Agitator der Abolitioniſten in Amerika, den Rev. Beecher, herüberkommen. Er predigte mit dem ungeheuerſten Erfolge, erſt in Provinzialſtädten, dann in Exeter Hall Londons, wo der Volks-Enthuſiasmus ſich in dem ungeheuren Saale und außerhalb deſſelben zu einer Art von Wahnſinn ſteigerte. Vor dem Saale bis über den ganzen „Strand," dieſe Hauptverkehrsſtraße hinweg, hatten ſich die Volksmaſſen zu ſo feſtgedrückten Maſſen angehäuft, daß Beecher ſelbſt über deren Schultern hinweg in den Saal befördert werden mußte und aller Wagen- und Menſchenverkehr gehemmt war und blieb, bis Alles vorbei war. Seine Rede nahm acht enggedruckte Folio-Spalten in den Zeitungen ein. Die Kraft und der Effekt derſelben beſtand hauptſächlich darin, daß er ſagte: So und ſo haben wir gehandelt. So und ſo waren die Verhältniſſe. Wenn dieſe in England einträten, wenn ſich z. B. Yorkſhire und Lancaſhire ꝛc. vom vereinigten Königreiche losſagten und die Waffen gegen Euch ergriffen (was freilich etwas ganz Anderes wäre), würdet Ihr anders gehandelt haben, als wir?

Nein, Gott bewahre! Bravo! — Und ſo ging's fort. Dabei ſpricht er ſo ungenirt, ſo von der Leber weg, ſo populär, bald witzig, bald eindringlich pathetiſch, daß der Erfolg, wenn auch ein wunderbarer, doch kein Wunder war. Die Abolitioniſten waren außerdem durch Times-Hohn und verleumderiſche Plakate auf den Straßen ganz beſonders gereizt worden. Dazu kamen die Verbrüderungs-Scenen im Hafen von New-York mit der ruſſiſchen Flotte. Beecher, darüber interpellirt, ſagte: Wir beide, Amerika und England, ſind ineinander verliebt, aber England ſchmollt mit uns, deshalb ſuchen wir es durch Schönthun mit einem Dritten eiferſüchtig zu machen und Eure Liebe wieder zu gewinnen. Das iſt juſt die Politik verliebter Mädchen, die ihren ſchmollenden Anbeter wieder gewinnen wollen. — Wie populär, wie liebenswürdig, wie ſchmeichelhaft für England!

Der Enthuſiasmus für den geſchmähten Norden, die Liebe für die verhöhnte Couſine, die Wuth gegen die Times waren beinahe ſo feurig, wie zu der Zeit, als Koſſuth kam und Triumph-Reden durch England hielt und die Times ihn verhöhnte. Alles für Koſſuth und die Freiheit Ungarns! Nun ſind freilich Beide längſt vergeſſen und ihrem Schickſal überlaſſen worden, und die Times hat ſeitdem ihr proſaiſches Geſchäft mit ungeſchwächten Kräften fortgeſetzt. Auch diesmal werden die idealen Begeiſterungsflammen nicht ſo lange lodern, als die Times kaltblütige, höhniſche Artikel veröffentlicht.

Die Verbrüderung mit dem Norden hält nicht aus, ebenſowenig wie die Freihandels- und Schutzzoll-Intereſſen der entzweiten Union je wieder geeinigt werden können.

Ein einziges amerikaniſches Buch hat ſeit den Beecher'ſchen Triumphen und Verbrüderungs-Feuern England, beſonders die Damen, zu einer neuen ſittlichen und äſthetiſchen Empörung gegen das Yankeethum geeinigt. Der feinſte und bezauberndſte amerikaniſche Schriftſteller Nathaniel Hawthorne, populär in beiden Hemiſphären durch „the Scarlet Letter," „Transformation" ꝛc., hat „die alte Heimat" der Amerikaner, nämlich England, in zwei Bänden ſo penetrant lächerlich und abſtoßend gezeichnet, daß alles höhere Publikum, welches ſich ſolche Bücher kauft, oder in Hunderten an Exemplaren von Mudie leiht (dieſer größte engliſche Leihbibliothekar kauft berühmte neue Bücher manchmal bis zu 1000 Exemplaren) im höchſten Grade empört iſt, oder ſich im Innerſten gedemüthigt und getroffen fühlt und juſt ein ſo wüthender iſt, je mehr ſie fühlen, daß er Recht hat. Ganz beſonders wüthen oder weinen die ſtarken, mittelalterlichen Frauen und Jungfrauen, die Hawthorne ſo hagebuchen portraitirt und im Weſentlichen getroffen hat.

Das furchtbare Buch iſt mitten in England, mitten in London bei Smith, Elder und Co. erſchienen und führt den Titel:

„Our Old Home. By Nathaniel Hawthorne, Author of „Transformation," „The Scarlet Letter" etc. In two Volumes."

Der Verfaſſer war mehrere Jahre amerikaniſcher Konſul in Liverpool, welches Amt ihm manche Zeit ließ, Ausflüge in die Umgegend zu machen. Nach Aufgabe ſeines Amtes lebte er noch eine zeitlang auf Blackheath, dem faſhionablen Theile von Greenwich, von wo er oft mit Eiſenbahn oder Dampfſchiff nach London kam. So lernte der feinſte, ſchöngeiſtige Yankee ſeine „alte Heimat" kennen und mit Yankee-Aeſthetik ſehen und ſchildern. Zunächſt klingt es, als liebe er noch die „alte Heimat," und man wird beſtochen. So heißt es nicht weit vom Eingange:

„Nach allen dieſen blutigen Kriegen und rachſüchtigen Animoſitäten haben wir noch immer eine unausſprechliche Sehnſucht nach England. Als unſere Vorfahren ihre alte Heimat verließen, zogen ſie viele von ihren Wurzeln aus, aber zogen andere mit ſich hinüber, die nie durch den Zug in die weite Ferne von denen in der Heimat losgeriſſen wurden und hier feſtgewurzelt blieben, während ſie drüben wuchſen. Selbſt bis in unſere Tage hinein bleiben viele verflochten mit unſern Herzensſaiten und würden oft unſere nationalen Angelegenheiten beeinflußt haben, wenn die roh zugreifende Hand Englands im Stande geweſen wäre, eine ſo empfindliche Art von Verbindungsfäden zu behandeln."

Ja grade Hawthorne iſt von alten amerikaniſchen Schriftſtellern noch am Engliſchſten, frei von der beliebten Yankee-Renommiſterei und fein und äſthetiſch und bezaubernd in Diction und Auffaſſung, wie Thackeray in ſeinen gelungenſten Satiren und Humoresken. Ich will einige Stellen überſetzen und mit einer von allgemeinem Intereſſe anfangen.

Shakſpeare's Grab und Büſte in der Kirche zu Stratford-on-Avon. Der Dichter und ſeine Familie ſind im Beſitz der beſten Begräbnißplätze, die die Kirche bieten kann. Sie liegen in einer Reihe grade quer vor der Erhöhung der Altar-Abtheilung, ſo daß der Fuß jedes Grabes die Erhöhung berührt. Der einen Seitenwand am nächſten unter der Shakeſpeare-Büſte iſt eine Marmorplatte mit einer lateiniſchen Inſchrift für ſeine Frau, die unter der Marmorplatte ruht; daneben liegt er unter ſeiner Platte mit der bekannten Stanze darauf. Sein Nachbar iſt Thomas Naſh, der ſeine Enkelin heiratete. Es folgt die Gruft des Dr. Hall, der ſeine Tochter Suſanna zur Frau hatte, endlich deren eigenes Grab. Shakſpeare's Grabdecke ſieht am Gemüthlichſten von Allen aus und iſt juſt ein Stein, wie ſie in meiner Knabenzeit zum Trottoirlegen auf der Straße gebraucht wurden. Außerdem war eine Spalte mitten durch, wenn ich nicht irre. Auch hat der Stein gar keinen Namen, wie die andern; auch kenne ich keine Gründe für die Annahme, daß dies juſt Shakſpeare's Ruheſtätte ſei. Freilich wird angenommen, da es in einer Reihe mit den Gräbern ſeiner Frau und ſeiner Kinder iſt. Doch warum liegt die Frau, die nach ihm ſtarb, juſt unterhalb ſeiner Büſte und er ſelbſt weiter ab daneben? Und wo ſind die Gräber einer andern Tochter und eines Sohnes, die ein näheres Recht hier haben, als der Mann ſeiner Enkelin? Kann nicht eins der beiden Kinder unter dem namenloſen Steine liegen? Aber es iſt gefährlich, mit Shakſpeare's Aſche zu ſpielen; deshalb unterlaſſe ich, mich weiter mit dem Grabe zu befaſſen (obwohl juſt das Verbot dazu anreizt), und ich will die Gebeine darin in Frieden laſſen. Aber das darf ich nicht verſchweigen, daß die Worte an der Büſte darauf ſchließen laſſen, er müſſe direkt davor unten begraben ſein. Dieſe Büſte iſt an der nördlichen Wand der Kirche angebracht und zwar auf einem Poſtamente von Mannes-Höhe über dem Flure der Altar-Erhöhung. Die Geſichtszüge dieſes Skulpturwerks haben nicht die geringſte Aehn-

Digitized by Google

lichkeit mit irgend einem Bilde von Shakſpeare, das ich je geſehen habe und zwingen mich deshalb, das ſchöne, hochſtirnige, noble Portrait Shakſpeare's, das bisher in der Portrait-Galerie meiner Seele hing, herunter zu nehmen. Die Büſte ſtellt kein ſchönes Geſicht, oder einen beſonders edeln Kopf dar; aber ſie faßt die Sinne derb mit ihrer Realität und beſteht darauf, es anzunehmen, wenn nicht als den Dichter Shakſpeare, doch als den reichen Bürger von Stratford, den Freund von John a'Combe, der dort im Winkel begraben liegt. Ich weiß nicht, was Phrenologen zu der Büſte ſagen. Die Stirn iſt nur mäßig entwickelt und tritt etwas zurück an dem pyramidenartig emporſtehenden Schädel (alſo einer Idioten-Formation?). Die Augen ſtehen beinahe über das ſchirmende Dach der Brauen hervor und die Oberlippe iſt ſo lang, daß ſie wie eine Entſtellung ausgeſehen haben muß, wenn der Bildhauer ſie nicht abſichtlich etwas übertrieben hat, um ſie, als darauf berechnet, von Unten aus geſehen zu werden, nicht zu kurz kommen zu laſſen. (Man findet dieſe künſtleriſchen Uebertreibungen auch an Figuren Michel Angelo's, wenn man ſie nicht von dem Standpunkte aus, für den ſie berechnet waren, betrachtet.) Im Ganzen muß Shakſpeare mehr ein eigenthümliches, als ein einnehmendes Geſicht gehabt haben. Und es iſt wunderbar, wie die Welt, mit dieſer Portraitbüſte vor den Augen, ſtets daran feſtgehalten hat, eine falſche Vorſtellung von ihm in allen möglichen Abbildungen zu wiederholen und Malern und Bildhauern zu erlauben, uns ihren idealiſtiſchen Unſinn vor die Augen zu werfen, ſtatt den echten Mann. Für meine geiſtigen Augen iſt Shakſpeare fortan eine engliſche Perſönlichkeit von grober Farbe und Form mit einer erträglich großen Braue, intelligenten und flink beobachtenden Augen, einer etwas nach Außen gebogenen Naſe, einer langen, ſonderbaren (queer) Oberlippe mit einem etwas offenen Munde darunter und Backen, die ſehr bedeutend nach Unten und unter'm Kinn entwickelt ſind. Aber wenn Shakſpeare er ſelbſt war (freilich neun Zehntel ſeiner Zeit ſcheint er nur der Bürger von Stratford geweſen zu ſein), leuchtete er gewiß durch dieſe unbedeutende Maske und verwandelte ſie in das Geſicht eines „Götterſohns." (Hawthorne ſagt: „eines Engels," was mir aber zu nichtsſagend für Shakſpeare's Werke erſcheint.)

Er ſah alſo doch wie ein echter, angloſächſiſcher Engländer aus. Wie ſehen dieſe in Hawthorne's Augen aus?

„Es war nichts Geringeres nöthig, als die Bäuriſchkeit, Unbeholfenheit, Selbſtgenügſamkeit und die verachtungsvolle Eiferſucht, der Halbſcharfſinn, ſtets blind auf einem Auge und entſtellt durch das andere, juſt was dieſes ſonderbare Volk charakteriſirt, uns zu zwingen, eine große Nation durch uns ſelbſt zu werden, ſtatt eine Provinz dieſer kleinen Inſel zu bleiben. Welche Mühe haben ſie ſich genommen, uns abzuſchütteln und uns ſeitdem immer weit entfernt von ſich zu halten! Es könnte ſcheinen, als wär's deren Thorheit geweſen, aber es war wirklich ihre Beſtimmung oder beſſer, die Vorſehung Gottes, der ohne Zweifel ein Werk für uns zu thun hat, für welches die maſſive Materialität des engliſchen Charakters ein zu ſchweres Hinderniß unſeres Fortſchrittes geweſen ſein würde.

„Das Geheimniß praktiſchen Erfolges der Engländer liegt in ihrer charakteriſtiſchen Fertigkeit, ein Auge zuzudrücken. Dadurch bekommen ſie, wie Einer, der zielt, einen ſo deutlichen und entſchiedenen Blick für das, was ſie unmittelbar angeht, daß ſie ihr Ziel erreichen, indem ſie ungeſchickt über ſonſt unüberſteigliche Hinderniſſe hinwegſtolpern, grade auf das Ziel los und große Triumphe feiern, ohne die Hälfte der Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, nur bemerkt zu haben. Hätte M'Clellan nur ſein linkes Auge ſchließen gelernt, mit dem rechten würde er uns längſt nach Richmond geführt haben." (Hier fehlt's dem ſonſt ſcharfſichtigen Amerikaner wohl an beiden Augen.)

„Inſulare Beſchränktheit iſt ſowohl gebildeten, als rohen Engländern gemeinſam eigen.

„Wir in unſerer trockenen Atmoſphäre werden zu nervös, mager, verdauungsbeſchwert, dünn, unſubſtantiell, charakteriſtiſch und müſſen fetter gemacht werden. John Bull hingegen iſt ſchwammig geworden, langleibig, kurzbeinig, ſchwerwitzig, materiell und mit einem Worte zu ſehr Engländer.

„Der engliſche Charakter hat nichts Edeles; ſie ſcheinen einen guten Theil Erde und ſchmierigen Staub an und um ſich zu haben, wie jedenfalls die ſtarken und zänkiſchen Leute, die aus dem Boden ſchoſſen, als Cadmus Drachenzähne geſäet hatte. Und doch hat man als unparteiiſcher, außerhalb ſtehender Beobachter ſtets einen Sinn von natürlicher Güte für ſie im Allgemeinen, obgleich der einzelne, individuelle Engländer zuweilen übernatürlich, unangenehm iſt." (Muß Ref. ſehr ſtark bekräftigen, und zwar beſonders Erſteres.)

Die erſten Eindrücke einer engliſchen Geſellſchaft von Engländern giebt Hawthorne ſo: „Sie erſchienen mir als ein ſchwerfälliger und gewöhnlicher Menſchenſchlag mit einer merkwürdigen Rohheit im Ausſehen und Betragen, nicht gerade abſtoßend, aber es forderte genauere Kenntniß, als ich damals beſaß, um die gute Erziehung von Gentlemen unter der Aeußerlichkeit zu entdecken. Da ſie größtentheils mittleren und höheren Alters waren, erſchienen ſie durchaus nicht graziös von Figur. Denn die jugendliche Friſche des Engländers nimmt raſch ab mit den Jahren; ſein Körper ſcheint länger zu werden, während ſich die Beine abkürzen und ſein Magen jenen ehrwürdigen Umfang annimmt, wie er billigerweiſe dieſer Metropolis ſeines Syſtems zukommt. Sein Geſicht wird in Folge der ſtarken Atmoſphäre, Ale beim Punſch (zweiten Frühſtück), Wein zum Diner und einer wohlverdauten Fülle ſaftigen Futters roth und fleckig und entwickelt wenigſtens ein zweites Kinn mit Anſatz zu mehreren, ſo daß endlich der Fremde den leibhaftigen Engländer auf den erſten Blick erkennt, während er ſich Zeit und Mühe nehmen muß, den intellektuellen herauszufinden. Indem ich ihn mit dem Amerikaner vergleiche, finde ich wirklich (wirklich?), daß unſere nationale Bläſſe und gewöhnliche Magerkeit im Fleiſch uns einen großen Vorzug in äſthetiſcher Beziehung gebe. Außerdem ſchien es mir, daß der engliſche Schneider nicht genug für dieſe ſchweren Figuren thue und im Gegentheil deren umfangreiche Ungeſchlachtheit durch zu große Geräumigkeit ihrer Kleider noch übertreibe. Aber um ganz offen gegen Leſer zu ſein, geſtehe ich, daß ich hernach in dem engliſchen Schneider keinen geringeren Künſtler fand, als im amerikaniſchen, da er weiß, wie er ſeine Kunden ſo ihrer individuellen Eigenthümlichkeit gemäß kleiden muß, daß ſie in ihren Kleidern geboren erſcheinen. Die Kleider paſſen beſſer zum Charakter, als zur Form. Kleideſt Du einen Engländer ſtraff und hübſch (smart), machſt Du ihn zum Monſtrum: er ſteht am Beſten und Natürlichſten in ſeiner ſchwerfälligen Reſpektabilität aus.

„Die Engländer lieben es, ſich wieder und immer wieder wiegen zu laſſen. Ueberall herum öffentlich an Vergnügungsplätzen ſteht der Mann mit ſeinem Wägeſtuhle und ſchreit: Come! Come, Know your weight! Come, come, Know your weight to-day! Know your weight! Only one penny!" Und es finden ſich ſtets allerhand gewichtige Perſonen, die ſich in die Maſchine ſetzen, um zu wiſſen, wie viel ſie wohl heute gegen das vorige Mal wiegen. Ich weiß nicht, ob ſie ſich ſelbſt nach ihrem „beef," nach ihrem Fleiſch auf den Rippen abſchätzen, und ihre ſoziale Stellung als ſo und ſo viel pro Pfund (wie bei einer Hammel- oder Ochſenkeule) würdigen; aber ich erkläre es hiermit für eine nationale Eigenthümlichkeit und für ein Symbol des Uebergewichts irdiſcher über geiſtige Elemente, daß Engländer ſo wundervoll gern wiſſen wollen, wie ſolid und phyſiſch ſchwer ſie ſeien.

„Engliſche Mädchen ſehen mehr gewöhnlich, als hübſch aus. Ihre tiefe, geſunde Blumigkeit paßt nach amerikaniſchem Geſchmack mehr für eine Kuhmagd, als für eine Dame. Beſondere Schönheiten ſind Treibhaus-Pflanzen. Männer ſind männlich, aber die Frauen nicht ſchön, wiewohl der weibliche Bulle gut zum männlichen paſſen mag.

„Die ältere engliſche Dame hat eine ungeheuere Gewichtigkeit der Erſcheinung, keine breiige, wie unſere Seltenheiten von fetten Damen, ſondern eine maſſive von „Beef" mit Talgſtreifen dazwiſchen, ſo daß Du glauben mußt, ſie ſei aus Steaks und Keulen zuſammengeſetzt. Wenn ſie geht, kommt ſie elephantiniſch auf Dich zu. Setzt ſie ſich, ſo braucht ſie einen ungeheueren runden Raum, wo ſie ausſieht, als könnte ſie keine Gewalt der Erde wieder in Bewegung bringen. Sie zwingt Dich zu Achtung und Schrecken durch die bloße Vielheit (muchness) ihrer Perſönlichkeit. Ihr Geſicht iſt in der Regel grimmig und ernſt, ſelten geradezu häßlich, aber ruhig furchtbar (calmly terrible) nicht nur durch Weite und Gewicht ihrer Züge, ſondern weil ſie ein wohlbegründetes Selbſtvertrauen ausdrücken, ſolche Vertrautheit mit der Welt und deren Ränken, Mühſalen und Gefahren, ſolch' klobige Fähigkeit, einen Feind niederzutrampeln. Sie hat die Wirkung eines Kriegsſchiffs mit 74 Kanonen im Frieden; denn obgleich Du meinſt, es ſei in dieſer Friedenszeit keine Gefahr, kann man ſich doch des Gedankens nicht erwehren, wie furchtbar der Angriff mit erwachter Kampfluſt und wie vergebens Gegenwehr ſein würde; man kann dieſer Figur auf der Straße begegnen und noch leben bleiben, hinterher ſogar über ſie lächeln. Aber denke ſie Dir in einem Ball-Saale mit den bloßen, maſſiven Armen, die ſie dort ohne Ausnahme entfaltet und die ganze andere, entſprechende Entwickelung dazu, die ſo ſchön iſt während jungfräulichen Erblühens, aber ein Anblick zum Heulen und Zähneklappern an einer ſo überfüllten Rothkohl-Roſe!"

Nun denke man ſich die Engländer und beſonders „ſie" über dieſer Lektüre! In jeder Kritik über eine faſhionable Verſammlung kehrt allemal das Entzücken über die in der ganzen Welt unerreichbare reiche Flora von engliſchen Schönheiten wieder. Und nun — Alles Kuhmagd und Kriegs-

Digitized by Google

ſchiff mit 74 Kanonen. Das verzeiht England nicht. Den John Bull laſſen ſie ſich gefallen: ſie lieben ſich ſo und ſind ſtolz darauf. Aber die Damen? Das verzeih' ich ihm ſelbſt nicht. Ich weiß, ich habe oft genug im Hawthorne'ſchen Sinne herübergeſchrieben, aber jetzt iſt ſchon lange der Ausſpruch in ſeine Rechte eingetreten: „Einzeln oft übernatürlich unangenehm, aber für ſie im Ganzen nur ein natürliches Gefühl von Güte und Liebe."

H. G.

## Nord-Amerika.

### Ein Amerikaner über Englands Seemacht und Kolonialſyſtem.*

Welches ſind die Dinge, die vorzugsweiſe in Betracht kommen, wo es ſich um die Seemacht eines Volkes handelt?

An erſter Stelle iſt dies gewiß eine Lebensfrage: Iſt das Volk ſelbſt im wahren Sinne des Wortes ſeemänniſch nach ſeinem Geſchmack, in ſeinen Sitten und ſeiner Erziehung? Liebt es die See? Iſt ſie ſeine Heimat? Beſitzt es jene reichen Hülfsquellen und Mittel, welche die Vorkommniſſe des Seelebens ſo ſehr bedingen und die nur nach einer langen und furchtloſen Vertrautheit mit dem alten Ocean in allen ſeinen ſchönen und ſchrecklichen Erſcheinungen erlangt werden können? Oder beſteht es weſentlich aus Landmenſchen? — Dies iſt eine entſcheidende Frage, denn wenn eine Nation nicht Ueberfluß an Matroſen und an Leuten hat, die nach Salzwaſſer ſchmecken, ſind ſtolze Flotten und ſtarke Ausrüſtungen nur eitles Spiel.

Gewiß gab es nie ſtolzere Schiffe als die, welche Frankreich ausſandte, ſeine Schlachten am Nil und bei Trafalgar zu ſchlagen; gewiß betraten nie tapferere Männer das Deck, als die, welche eher ihr Leben ließen, als der Flagge ihres Landes Schande machten, und doch wurden ſie geſchlagen. Dieſelbe Nation, welche zu Land im Kampfe gegen ganz Europa die Wage faſt eine Generation hindurch im Gleichgewichte hielt, wurde zu Waſſer von den Schiffen eines mäßig großen Meer-Eilandes geſchlagen. — Die Erklärung liegt in der Thatſache ſelbſt. Die Schiffe waren die eines Meer-Eilandes; die Leute, welche ſie bemannten, waren im Angeſichte des Oceans geboren; in ihrer Kindheit ſpielten ſie mit ſeinen Wogen, mit zwölf Jahren waren ſie Schiffsjungen, mit zwanzig vollendete Seeleute.

Eine zweite Frage iſt eben ſo wichtig. Was kann ein Volk in maritimer Production leiſten? Was für Schiffswerften hat es? was für Dock's? was für Maſchinen-Bauanſtalten? was für Vorräthe an Bauholz, Eiſen und Hanf? Was beſitzen ſeine Arbeiter für Geſchicklichkeit, dieſe Schätze nutzbar zu machen? Eine Nation iſt darum noch nicht ſtark, wenn ſie hundert vollbemannte und wohlausgerüſtete Schiffe in ihren Gewäſſern ſchwimmen hat. Eiſen und Stahl biegen und brechen, heißt es in einem Ammenmährchen, und die Erfahrung lehrt, daß Stahl und Eiſen, zu Schiffen verarbeitet, kein beſſeres Schickſal hatten, und daß die ſtolzeſten Fahrzeuge ſtranden oder unterſinken, oder auf andere Weiſe verfallen, in harten Kriegsnöthen mit reißender Schnelligkeit. Hier handelt es ſich nicht um das, was eine Nation hat, ſondern darum, wie ſchnell ſie dieſe Kriegslücken ausfüllen kann, wie ſtark ihre Fähigkeit iſt, zu produciren und zu reproduciren.

Als Napoleon III. jenen Triumph von Kunſt und Mühe, den Hafen von Cherbourg, durchgeführt, zitterte England mehr, als wenn er fünfzig Fregatten in See geſetzt hätte. Und es hatte Urſache dazu. Denn was iſt Cherbourg? Nichts weniger, als eine ungeheure bleibende Vermehrung der franzöſiſchen Seeproductionskraft. England, geſchützt am Meere durch meilenlange Molen, die das Werk von Titanen zu ſein ſcheinen, und von beinah uneinnehmbaren Feſtungswerken umgürtet, iſt mehr als nur Ein ſicherer Hafen für alle Flotten der Welt. Denn hier ſind Dock's zur Reparirung für, ich weiß gar nicht, wie viele Schiffe, Schiffgehäuſe zum Bau unglaublich vieler Fahrzeuge, Arbeitsſchuppen, Zeughäuſer, und faſt unerſchöpfliche Maſſen von Bauholz und Eiſen. Das iſt ſo gut, als der Beſitz von hundert Schiffen. Von hier können, wenn es benöthigt wird, viele hundert Schiffe hervorgehen.

Der Glaube an Englands maritime Größe beruht nicht einzig auf der Thatſache, daß es einige hundert gebrechliche Fahrzeuge auf der See ſchwimmen hat, ſondern auf der wichtigern Thatſache, daß England von Pentland Frith bis Kap Land's End ein einziger rieſiger Arbeitſchuppen iſt, und daß, mag es ſich nun um die Bekleidung der Welt mit Baumwolle oder um den Bau von Flotten handeln, ſeine mechaniſche Thätigkeit ſich gar nicht ermeſſen läßt.

Eine wichtige Frage iſt ferner nicht blos, wie viele Schiffe eine Nation produciren kann, ſondern auch, wie viele ſie ſegelfähig und ſchlagfertig hat. Was könnte ſie eintretenden Falls auf eine kurze Benachrichtigung an den bedrohten Punkt hinſchicken? — 1857 hatte England 300 Kriegs-Dampfſchiffe mit 7000 Kanonen, beinahe ebenſo viele Segelſchiffe mit 9000 Kanonen, eine gleiche Zahl von Kanonenbooten und kleineren Fahrzeugen, abgeſehen von einer beträchtlichen Flotte, welche den indiſchen Kolonien gehört. Alles in Allem mehr als 900 Fahrzeuge mit nicht weniger als 20,000 Geſchützen. Und dahinter ſteht noch die ganze kaufmänniſche Rhederei, unübertroffen in mechaniſcher Geſchicklichkeit und Produktivität, und reich an Matroſen der beſten Art. Was für furchtbare Elemente maritimer Macht! Man wundert ſich nicht, daß die oft gemachte Bemerkung der Wahrheit ſo nahe kommt — wenn im fernſten Theile der Erdkugel ein Aufruhr entſteht, in wenig Stunden ſieht man einen britiſchen Bulldog ruhig den Hafen hinausdampfen, um zu fragen, was da los iſt und ob England bei der Vermittelung etwas gewinnen kann?

Noch eine Bemerkung, welche vielleicht von Manchen an die Spitze geſtellt werden dürfte. Hat die Nation Schritt gehalten mit dem Fortſchritte der Wiſſenſchaft und Mechanik? Früher ſetzte ſeine überlegene Seekunde faſt allein England in Stand, das Meer gegen jeden Nebenbuhler zu halten. Dem iſt jetzt nicht mehr völlig ſo. Der Seekrieg hat eine vollſtändige Revolution erlitten. Die zunehmende Wichtigkeit der Artillerie, die Genauigkeit, die ſie im Schießen erreicht, erheiſchen gebieteriſch, daß die Vertheidigunsmittel den Angriffsmitteln an Wirkſamkeit wenigſtens nahe kommen.

Die Frage iſt jetzt nicht, wie viele Schiffe hat England, ſondern, wie viele Panzerſchiffe? wie viele, die möglicher Weiſe der hundertpfündigen Kugel einer Armſtrong- oder Parrot-Kanone widerſtehen dürften? Und wenn ſich herausſtellen ſollte, daß Frankreich in dieſem Rennen England den Vorſprung abgewonnen und zwanig oder dreißig dieſer Seegladiatoren hätte, ſo dürften die Meiſten zu zweifeln anfangen, ob die alte Seemacht ihre Stelle behaupten werde.

Aber es kommt noch etwas hinzu, was von der höchſten Wichtigkeit iſt, nämlich der Grad, bis zu welchem Seemacht und Seetüchtigkeit abhängig iſt von einem weiſen Kolonialſyſteme.

Wäre es die einzige Aufgabe einer Flotte, die heimiſchen Häfen zu vertheidigen, dann würden Kolonien, wie groß auch ihre commercielle Wichtigkeit ſein möchte, eine Waffe maritimer Stärke von nur geringem Werthe ſein. Wäre der einzige Gebrauch, den England von ſeiner Flotte machte, nur, London und Liverpool zu vertheidigen, ſo würde es gut thun, viele ſeiner entlegenen Zwingburgen zu verlaſſen, die es ſo theuer gewonnen und mit ſo großer Sorgfalt hütet. Aber die Vertheidigung der Häfen iſt keineswegs die Hauptaufgabe der Flotten; die Beſchützung des Handels iſt eine ebenſo dringende Pflicht. Handel iſt das Lebensblut eines Volkes. Ihn zerſtören, heißt das zerſtören, was Flotten ſchafft und bemannt, was das Volk und die Regierung des Volkes erhält. Soll aber der Handel beſchützt werden, ſo müſſen Kriegsſchiffe nicht furchtſam die Küſte hüten; ſie müſſen kühn in die See ſtechen und überall da ſein, wo Handel zu beſchützen iſt. Sie müſſen das ſtürmiſche Atlantiſche Meer befahren, ſie müſſen hin und her ſteuern im Mittelmeer, jener älteſten Heimat des Handels. Das Kap umſchiffend, müſſen ſie jeden Theil des üppigen Orients und des weiten ſtillen Oceans beſuchen. Mit raſtloſer Energie müſſen ſie jede See durchpflügen und jedes Waſſer durchfahren, wo die Hoffnung ehrlichen Gewinnes den geſchäftigen Handelsmann hinlocken mag.

Sehen wir nun, was für neue und drückende Bedingungen einer Seemacht auferlegt werden.

Jedes Schiff, auch das ſtandhafteſte, hat ſeine Stellen poſitiver Schwäche. Es kann blos eine beſchränkte Maſſe von Vorräthen oder Munition mitführen. Es iſt, wie jedes andere Ding menſchlicher Baukunſt, Zufällen ausgeſetzt, die zu ernſthafter Natur ſind, um an Bord behoben werden zu können. Wenn es nun aus irgend einem Grunde durch Sturm, oder Klippen, oder Mangel an Proviant außer Stand geſetzt wird, und kein freundlicher Hafen nahe iſt — und in Kriegszeiten ſind es faſt nur die eigenen — dann iſt ſeine Brauchbarkeit zu Ende. Die alte Galeere, welche vor zwei tauſend Jahren von hundert ſtarken Ruderern beflügelt, die Wäſſer des großen Meeres durchſchnitt, war, verglichen mit einem modernen Kriegsſchiffe, in deſſen Schoß eine den Elementen trotzende Kraft arbeitet, in der That ein klägliches Ding; aber ihre Brauchbarkeit, ſo wie ſie war, ließ ſich nicht ſo leicht erſetzen. Sie hatte keinen Ofen zu ſpeiſen, keine Maſchinerie zu überwachen, ſie hatte nur die rohen Bedürfniſſe roher Männer zu befriedigen und rohe Ruder zu erſetzen.

* Nach dem Atlantic Monthly.

Digitized by Google

Ein Segelſchiff, abhängig von dem ungewiſſen Hauche des Windes, in ſteter Gefahr, durch Stürme aus dem Curſe zu gerathen oder durch Windſtillen aufgehalten zu werden, macht keinen ſolchen Eindruck von Kraft, wie ein Dampfſchiff, welches Herr ſeiner Bewegungen iſt, den Drang der Elemente verachtet und in Sturm wie in Windſtille geradezu auf ſein Ziel fährt; aber in gewiſſen Beziehungen iſt das Schwache gerade das Starke.

Das Schiff beſteht die meiſten Wechſelfälle der Seeprobe. Wenn ſein Steuer bricht, kann es erſetzt werden; wenn der Sturm die Segel in Fetzen reißt, giebt es geſchickte Hände, welche neue machen können. Das Dampfſchiff dagegen hat ſeine unerbittlichen Schranken. Bricht ſeine Maſchinerie und iſt kein freundliches Dock offen, es aufzunehmen, ſo wird es auf einmal zum Segelſchiffe degradirt und gewöhnlich zu einem ſchlechten. Auch brauchen gar keine üblen Zufälle einzutreten, um dieſen Verluſt von Tüchtigkeit zu bewirken. Die Art der Fortbewegung bringt es mit ſich, daß die Dauer der Kraft nur kurz ſein kann. Die Galeere hing von den geſtählten Armen ihrer Bemannung ab, und dieſe waren den Tag darauf wahrſcheinlich eben ſo kräftig, als geſtern, und in einem Monate nicht minder ſtark, als heute. Das Segelſchiff verläßt ſich auf ſeine weißen Segel und die freien Winde des Himmels, welche, wie unbeſtändig ſie auch ſein mögen, doch nie ganz ausbleiben; aber der Dampfer muß in ſeinem eigenen Leibe das tragen, was ihn füttert. Man kann nach Wochen, ja nach Tagen die Zeit berechnen, wenn ſeine eigenthümliche Kraft, falls ihr Fonds nicht erneuert wird, ihm ausgeht.

Was iſt das für eine furchtbare Beſchränkung! Ein Paſſagierboot, deſſen Maſchinen ſich mit der äußerſten Sparſamkeit bewegen, wird, wenn es auch keine andere Fracht, als blos den Proviant für ſeine Einſaſſen hat, nur für einige dreißig Tage Kohlen zum Verbrauch führen können. Vier und dreißig Tage iſt das Maximum. Die größere Zahl kann nicht für fünfundzwanzig Tage Verbrauch tragen. Wenn wir Ausrüſtung und Munition und Alles, was ein wohlequipirtes Schiff ausmacht, hinzurechnen, kann man nicht auf einen Kohlenvorrath für zwanzig Tage rechnen. Nun ſchicke man in Kriegszeiten bei größter Seemacht ein Schiff hin, wo es am Meiſten benöthigt wird, z. B. nach Oſtindien, und ſchließe ihm die Pforten der civiliſirten Welt; je eher es ſeinen Propeller herausnimmt, und dafür die Maſten aufzieht und Segel daran ſetzt, deſto beſſer für daſſelbe. Unter ſolchen Umſtänden würden alle modernen Verbeſſerungen übler ſein, als blos nutzlos; ein Segelſchiff wäre dann das beſte aller Schiffe.

Eine einzige Thatſache, welche zeigt, wie ſchwer und koſtſpielig unter den günſtigſten Verhältniſſen die moderne Kriegführung wird, iſt tauſend ſchöne Theorien werth. 1857 benöthigte ſie 200,000 Tonnen Kohlen, um jenen Theil der engliſchen Flotte zu verſorgen, der im Oſten war — 200,000 Tonnen, die von irgendwoher in Segelſchiffen gebracht werden mußten. Sollte je zwiſchen großen Handelsmächten ein Krieg ausbrechen, ſo wird man ſehen, daß die neuere Wiſſenſchaft neue Bedingungen vorgezeichnet hat, und daß die erſte unabweisbare Forderung der neuen Kriegführung Kohlendepots, Docks und Maſchinenbauanſtalten ſind, eingerichtet in leicht zugänglichen Häfen, geſchützt durch natürliche und künſtliche Stärke und in mäßigen Entfernungen über die ganze handeltreibende Welt zerſtreut. Kurz, man wird beſſer, als es jetzt geſchieht, einſehen, daß der rechte Arm der Seekriegführung nicht gepanzerte Dampfer, ſondern wohlgewählte Kolonien ſind.

Der klare Blick Englands zeigte ſich nie deutlicher, als in der Vorausſicht, mit der es ſich auf einen ſolchen Fall vorbereitet hat. Komme der Krieg, wenn er will, er wird England in dieſer Hinſicht nicht unvorbereitet finden. So dicht ſind ſeine Kolonien über die Erde zerſtreut, daß ſeine Schiffe zu jedem Handelscentrum der Erde gelangen können, ohne einen Fuß Segeltuch vor den Wind ſpannen zu müſſen.

Da iſt das Mittelmeer. England iſt hier ſo zu Hauſe, als wenn es einer ſeiner Seen wäre. An ſeinem Eingange, in Gibraltar, hat es eine prächtige Bucht, mehr als 50 (engl.) Meilen im Durchmeſſer, tief, vor Sturm geſichert, durch ſeinen mehr als diamantharten Felſen vor feindlichem Anlauf geſichert. In der Mitte, auf Malta, hat es einen Hafen vom Lande umſchloſſen, ſonderbar ausgezackt, ruhig ſchlummernd unter den drohenden Kanonen von La Valette.

Aber von Southampton nach Gibraltar fährt ein Dampfſchiff mit Bequemlichkeit nur ſechs Tage; von Gibraltar nach Malta nicht länger, als fünf, und von Malta zur äußerſten Oſtküſte des Mittelmeeres und wieder zurück kaum zehn Tage.

Betrachten wir die Seeſtraße nach Indien. England hat ſeine Ruhepunkte entlang derſelben mit faſt ebenſo viel Regelmäßigkeit angelegt, wie die Haltepunkte einer Eiſenbahn:

Von England nach Gibraltar iſt eine Fahrt von ſechs Tagen; von da nach Sierra Leone zwölf Tage; bis Ascenſion ſechs Tage; bis St. Helena drei Tage; bis zur Kapkolonie acht Tage; bis Mauritius nicht mehr; bis Ceylon etwa ebenſo viel und von da bis Calcutta drei oder vier Tage. Geht man weiter oſtwärts, ſo bringt eine Fahrt von wenig Tagen nach Singapore, und eine etwas längere nach Hongkong, und ſo iſt man an den Pforten von Kanton. Man bemerke nun, wie es in dieſem ungeheuren Gürtel von zwölf bis fünfzehn tauſend (engl.) Meilen keine Entfernung giebt, die ein wohlverſorgter Dampfer nicht bequem mit ſo viel Kohlen, als er tragen kann, zurücklegen könnte. Er braucht freilich nicht in allen dieſen Häfen anzulegen. Es mag zuträglicher und ökonomiſcher ſein, Strecken lang lieber Segel als Dampf anzuwenden; aber wenn die Noth es erforderte, könnte er überall anhalten und einen ſichern Hafen finden.

Was von Oſtindien, das gilt auch von Weſtindien. England hat ebenſoviel Macht, als die Amerikaner, die Wäſſer der weſtlichen Atlantis und des Meerbuſens von Mexico zu beherrſchen. Haben die letzteren Boſton, New-York, Penſacola, New-Orleans und Key Weſt, ſo beſitzt England die Bermuden, Baliſe, Jamaica, Naſſau, und noch ein Dutzend Inſelhäfen mehr, die ſich von den Floridariffen bis zur Mündung des Orinoko erſtrecken. Selbſt wenn der gegenwärtige Krieg nicht wäre, und ſich die Amerikaner im ruhigen Beſitze aller ihrer Häfen befänden, könnte England eine ſtarke Flotte im mexikaniſchen Meerbuſen und an der Küſte der Freiſtaaten halten, gerade ſo leicht wie die erſteren.

Aber nicht blos die Zahl der britiſchen Kolonien, oder die Gleichmäßigkeit, mit der ſie vertheilt ſind, erregt unſere höchſte Bewunderung; auch die Lage, welche dieſe Kolonien einnehmen, und ihre natürliche militairiſche Kraft ſind ebenſo wichtige Thatſachen. Es giebt keine See, keinen Buſen von irgend reeller Wichtigkeit für den Handel, an deſſen Eingange England nicht ſeine Zwingburg hätte. Die Südſpitzen der Continente, an denen der Handel vorbei muß, ſind in der Hand der Engländer, und das St. Georgenkreuz begrüßt jeden Vorbeifahrer. Es giebt kaum noch ein kleines, ödes Felſeneiland, kaum ein Vorgebirge, das ſich zu einer Feſtung und ſonſt nichts weiter ſchickt, das der britiſche Löwe nicht ſicher in ſeinen Klauen hätte.

Dies iſt buchſtäblich wahr. Man nehme z. B. die große Ueberlandroute von Europa nach Aſien. Trotz ihres Namens iſt ihre wirkliche Straße das Mittel- und das Rothe Meer. Sie hat drei Thore — nur drei: die enge Straße von Gibraltar, fünfzehn Meilen breit, dann jene Enge zwiſchen Sicilien und Afrika weniger als hundert Meilen, und die Straße von Bab-el-mandeb, ſiebzehn Meilen breit. England hält die Schlüſſel zu jeder derſelben: Gibraltar, Malta, und an der Mündung des Rothen Meeres nicht Einen Schlüſſel, ſondern viele. Hier, mitten in der engen Straße, iſt der ſchwarze, nackte Felſen von Perim, öde und ſteil, das vollkommene Seitenbild zu Gibraltar. England beſetzte ihn im Jahre 1857. Ein wenig weiter hin iſt die Halbinſel von Aden, ein anderes Gibraltar, ebenſo klippig, öde, ſteil, mit dem Feſtlande durch eine ſchwache Landzunge verbunden und darunter eine volkreiche kleine Stadt, ein gegen alle Winde geſchützter Hafen und eine Haupt-Kohlenniederlage. England kaufte dies, in ſeiner Manier zu kaufen, im Jahre 1839. Auch die benachbarten Inſeln Sokatra und Kuri ſoll es nur von einem kleinen Sultan, dem es eine Penſion giebt, erſtanden haben — damit ſie nicht Anderen in die Hände fallen.

Wenn wir weiter nach Oſten gehen, kommen wir in die chineſiſche See. Welch ein vielbefahrener Handelsweg iſt dies! Welcher Reichthum an Comfort und Luxus ſchifft bei jedem Lufthauche dort hinüber! Der Thee China's, die Seide von Hinterindien, die Gewürze des Oſtens! Welche Menge von Schiffen jedes Himmelsſtriches und jeder Nation ſchwärmt über ihre Wäſſer, die ſtattlichen Kauffahrer von England, Frankreich, Deutſchland, Holland, Amerika! und vermiſcht mit ihnen in maleriſcher Unordnung die plumpe Dſchonke des Chineſen, der malaiiſche Prahm und der ſchlanke pfeilſchnelle Bangkol des See-Dajaken. Hat es England vernachläſſigt, ſich eine dauernde Baſis für ſeine Handelsintereſſen im chineſiſchen Meere zu ſichern? o nein! Am untern Ende, wo das Meer ſich in die Malakkaſtraße verengt, hält es Singapore, ein kleines, meiſt mit Dſchungeln bedecktes und von Tigern unſicher gemachtes Eiland — ein Fleck, der ausgenommen als Handelsdepot, ſonſt zu gar nichts taugt, aber gerade dazu von unſchätzbarem Werthe iſt, und der unter ſeiner ſorgſamen Pflege aufwächſt, um unter den größten Handelsplätzen der Welt ſeine Stelle einzunehmen.

Halbwegs weiter hinauf iſt die Inſel Labuan, deren Hauptwerth darin beſteht, daß unter ihrer Oberfläche und der des benachbarten Feſtlandes unerſchöpfliche Kohlenlager verborgen ſind. Am obern Ende des

Digitized by Google

Meeres iſt Hong-Kong, eine heiße, ungeſunde und unangenehme Inſel, die aber das leiſtet, was England verlangt, und ein Depot und eine Baſis zur Beherrſchung der umliegenden Gewäſſer abgiebt. Die chineſiſche See gehört offenbar weit mehr den Engländern, als den umwohnenden Völkern.

Selbſt in dem weiten und vergleichungsweiſe noch wenig befahrenen Stillen Ocean macht England ſtille Fortſchritte zur Herrſchaft. Das Feſtland von Auſtralien, das es monopoliſirt hat, bildet ſeine ſüdweſtliche Gränze; weiterhin iſt Neu-Seeland, an ſich größer als Großbritannien, und reich an ſchönen Buchten und Häfen, vortrefflich für eine engliſche Kolnie geeignet, die auch bereits vorhanden iſt.

Die Norfolkinſel und die Aucklandgruppe, welche, wenn nichts andres, ſo doch gute Häfen beſitzen, bilden die Außenpoſten. Man braucht kein Prophet zu ſein, um zu ſehen, daß, wenn England Punkte noch weiter oſtwärts benöthigen ſollte, es dieſelben unter den unzähligen grünen Korallen-Inſelchen des Stillen Oceans ſchon herausfinden wird.

Im Atlantiſchen Meere bilden die Bermuden, mit einem trefflichen Hafen verſehen, ein wohlbefeſtigtes und für Fremde ſchwer zugängliches Waffen- und Schiffsdepot, von dem nur drei bis vier Tage Weg hinüber nach Amerika ſind. In einem Kriege mit Nordamerika würde es die beſten Dienſte leiſten.

Wir haben geſagt, England hält alle Süd-Enden der Kontinente. In Afrika beſitzt es das Kap der guten Hoffnung, in Aſien Ceylon und die Halbinſel Malakka, in Auſtralien die Inſel Vandiemensland, in Amerika zwar nicht das Kap Horn — denn dieſe Gegend iſt für civiliſirte Menſchen unbewohnbar — aber doch die nahen Falklandinſeln, welche ganz dieſelben Dienſte leiſten.

Und dieſe Beſetzung der wichtigſten Punkte, welche der Seeherrſchaft Englands Dauer und Beſtand geben, iſt das Ergebniß einer ebenſo klugen, als zähen und conſequent verfolgten Politik. Die Geduld, mit welcher England oft gewartet, die Geſchicklichkeit, mit welcher es den günſtigen Augenblick ergriffen, vor Allem die hartnäckige Entſchloſſenheit, mit der es ſeine Erwerbungen feſtgehalten, ſind Dinge von gleichem oder noch höherem Intereſſe. Die Geſchichte des Felſens von Gibraltar, eines der älteſten dieſer Erwerbungen, giebt uns eine gute Illuſtration dazu. Er hatte viele Herren, ehe er unter engliſche Herrſchaft kam, aber keiner von ihnen ſchien ſeinen wahren Werth zu kennen. Als England ihn durch Admiral Rooke's Ueberfall in die Hand bekommen, vermochte nichts ihn wieder herauszugeben, weder Ausſicht auf ein gutes Geſchäft, noch Furcht. 1729 bot Spanien nicht weniger als zehn Millionen Dollars, aber England war daſſelbe um keinen Preis der Erde feil. Von 1779—1782 erſchöpften Frankreich und Spanien alle ihre Mittel in einer dreijährigen Belagerung, die eine der merkwürdigſten Epiſoden der Kriegsgeſchichte bildet; zur See, zu Lande, mit Blokade, mit Bombardement wie mit Sturm wurde es angegriffen, aber die Zähigkeit Englands war dem Feuer und Stolze von Frankreich und Spanien mehr als gewachſen.

Werfen wir einen Blick auf die Geſchichte der Einnahme von Malta. Viele Generationen hindurch war der Werth dieſer Citadelle bekannt, alle Hauptnationen Europa's hatten mit neidiſchen Augen darauf hingeſehen, aber es war ſchwer, einen geeigneten Vorwand zur Wegnahme zu finden. Die einſt ſo mächtigen und tapferen Johanniter-Ritter, die ſie noch hielten, waren zu harmlos und unſchädlich, als daß man mit ihnen hätte Streit ſuchen können. Zuletzt nahm ſie Napoleon 1798 auf ſeiner Fahrt nach Aegypten, theilweiſe durch Furcht, theilweiſe durch Vertrag. Mit Gewalt hätte er ſie ſelbſt bei der ſchwächſten Vertheidigung nie in die Hände bekommen. Zwei Jahre darauf hungerten die Engländer, ihren Augenblick wahrnehmend, die franzöſiſche Beſatzung durch eine Blokade aus. Sie behaupteten La Valette mit ihrer gewohnten Entſchiedenheit, trotzdem ſie ſich verpflichtet hatten, es unter Bedingungen herauszugeben, und ließen es auf einen zehnjährigen Krieg mit Napoleon ankommen. Napoleon war wüthend; „Ich wollte Euch, rief er aus, lieber im Beſitze des Montmartre als in dem von Malta ſehen." — „Malta giebt die Herrſchaft über das Mittelmeer; ich verliere ſo das wichtigſte Meer von der Welt und den Reſpekt von Europa. Laßt die Engländer einen Hafen darin haben, ich habe nichts dagegen — aber ich bin entſchloſſen: zwei Gibraltar's in Einem Meere, eins am Eingange, das andere in der Mitte, ſollen ſie nicht haben." — Trotzdem konnte er ſeinen Willen nicht durchſetzen; er fiel, aber die britiſche Flagge weht heute noch über La Valette.

1839 machte ſich die britiſch-indiſche Regierung die Plünderung eines indiſchen Matroſen durch den Sultan von Bahidſch zu Nutze, ihm Krieg zu erklären und die wichtige Poſition von Aden, die das Rothe Meer beherrſcht, wegzunehmen.

Hong-Kong gewährt ein weiteres Beiſpiel. Warum behielt England, als es im Opiumkriege ſiegreich geweſen, nicht Kanton oder irgend eine andere wichtige Handelsſtadt in militairiſchem Beſitz? Das würde ihm viel Unruhe verurſacht und wenig Profit eingebracht haben. Es zog vor, nur ein wüſtes Inſelchen von wenig Meilen Durchmeſſer zu behalten, deſſen Beſitz Niemandes Eiferſucht erwecken, das aber in jedem möglichen Kriege eine genügende Baſis für Operationen abgeben würde.

Noch ein Beiſpiel! Bis gegen den Beginn des jetzigen Jahrhunderts waren Ceylon und das Kap der guten Hoffnung im Beſitze der Holländer. Bald nachdem die franzöſiſche Revolution ausgebrochen, wurde Holland, wenn auch nicht dem Namen, ſo doch der That nach, mit Zuſtimmung eines Theils ſeiner Bewohner dem franzöſiſchen Reiche einverleibt. Während der langen Kriege Napoleons theilte es die Schickſale ſeines Herrn, und als fortwährende Niederlagen die Seemacht beider brachen, blieben ſeine Kolonien ſchutzlos. Ceylon und die Kapkolonien fielen in die Hand der Engländer; ebenſo Java, Sumatra, Borneo, Eſſequibo, Berbice, kurz mit wenig Ausnahmen alle ſeine Kolonien im Oſten und Weſten. Im Frieden von 1814 gab England an Holland den größeren Theil dieſer Gebiete heraus, obſchon nicht ohne zahlreiche Gegenvorſtellungen von Seiten ſeiner Kaufleute und Staatsmänner; aber Ceylon und die Kapkolonie gab es nicht heraus. Dieſe galten ihm mehr als die reichſten Inſeln; ſie bildeten Glieder in ſeiner großen Handelskette.

Mit Recht alſo wird England die größte Seemacht der Welt genannt. In der That kann es das ſein. Es hat alles dazu nothwendige Zeug; kühne, abgehärtete Seeleute, unerſchöpfliche Schätze von Eiſen, Kupfer und Kohlen, in den Hochlanden Schottlands mächtige Wälder von Eichen und Lärchenbäumen, rieſige Werkſtätten, mit Tauſenden von Schiffen gefüllte Docks, tüchtige Techniker und Männer der Wiſſenſchaft, ein zuſammenhängendes Syſtem reicher Kolonien.

## Rußland.

### Die ruſſiſche Marine.

Die Ankunft eines ruſſiſchen Geſchwaders in der Bai von New-York und die kühnen Hypotheſen, welche die amerikaniſche Preſſe an dieſe unerwartete Erſcheinung knüpft, haben die Aufmerkſamkeit des Publikums auf die Entwickelung gelenkt, die das Zarenreich auch ſeinen maritimen Kräften zu geben ſucht. Der orientaliſche Krieg bildet eine Gränzlinie zwiſchen der ruſſiſchen Marine der Vergangenheit und der der Jetztzeit, und die Geſchichte der heutigen Flotte beginnt faſt nur mit dem Tage, an welchem der Pariſer Friede abgeſchloſſen ward. Der letzte Offenſiv-Akt der alten Flotte war die Zerſtörung der türkiſchen Escadre im Hafen von Sinope; nach dieſem Seeſiege wurden die Schiffe, die ihn erfochten hatten, in der Bai von Sebaſtopol verſenkt, während die der Oſtſee-Flotte unter den Kanonen von Kronſtadt Schutz ſuchten, und die in den japaniſchen und kamtſchadaliſchen Gewäſſern zerſtreuten ſich, indem ſie, von der hydrographiſchen Unwiſſenheit der engliſch-franzöſiſchen Admirale begünſtigt, durch den tatariſchen Kanal in den Amur hineinflüchteten.

Vor dem Kriege beſaß Rußland zwei Geſchwader von faſt gleicher Stärke, von welchen das eine im Schwarzen Meer, das andere in der Oſtſee ſtationirt war. Jedes derſelben hatte an 20,000 Matroſen und etwa die Hälfte dieſer Anzahl Seeſoldaten und Marine-Artilleriſten. Die Oſtſee-Flotte beſtand aus 25 Linienſchiffen, 18 Fregatten, 40 Korvetten, Briggs ꝛc. und einigen Raddampfern, wozu noch eine Scheerenflotte von 250 Kanonenböten kam. Aber von dieſer großen Armada waren höchſtens 16 bis 18 Linienſchiffe, 10 Fregatten und eben ſo viele Korvetten ſeetüchtig; die übrigen lagen abgetakelt in den Häfen von Kronſtadt und Sweaborg. Die Flotte des Schwarzen Meeres zählte im Jahre 1853 nach offiziellen Angaben 5 Linienſchiffe von 120 und 13 von 80 Kanonen, 10 Fregatten, 25 Korvetten, Briggs ꝛc. und 2 Dampf-Korvetten. Aber auch von dieſen war die Mehrheit für kriegeriſchen Zweck untauglich und das Schickſal, das ſie in Sebaſtopol ereilte, kam ihrer definitiven Außerſtandſetzung nur um wenige Jahre zuvor. In der Nordſee und dem Mittelländiſchen Meere waren ſeit 1769 ruſſiſche Flotten zu wiederholten Malen erſchienen, und ſeit der erſten Weltumſegelung Kruſenſtern's und Liſſansky's im Jahr 1803, hatten ruſſiſche Fahrzeuge faſt alljährlich die Reiſe um die Erde unternommen; aber eine Escadre wagte ſich erſt 1852, unter dem Kommando des Admirals Putjatin in das große Welt-Meer hinaus. Sie beſtand aus den Fregatten Pallas, Aurora, Diana, der Korvette Olivuzzo, dem Lugger Dwina und dem kleinen Schrauben-Dampfer Woſtock, wovon die Diana bei dem furchtbaren Erdbeben in

Simoda zu Grunde ging, die Pallas im Kaiſerhafen, an der mandſchuriſchen Küſte, verbrannt wurde, um den Alliirten nicht in die Hände zu fallen, und die übrigen nach dem Frieden um das Cap Horn, oder das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Hauſe zurückkehrten.

Seit dem Jahr 1856 war man in den ruſſiſchen Werften und zum Theil in denen des Auslandes auf's Emſigſte befliſſen, die Verluſte zu erſetzen, welche die Marine während des Krieges erlitten hatte, und ſie überhaupt nach den Erforderniſſen der neueren Kriegskunſt umzuformen. Im Jahre 1854 zählte ſie nur zwei oder drei kleine Schraubendampfer; gegenwärtig beſitzt ſie deren in allen Größen und in bedeutender Anzahl. Die Oſee-Flotte iſt vollſtändig erneuert und das Amur-Geſchwader auf eine achtunggebietende Stärke gebracht worden. Den offiziellen Berichten zufolge, war der Beſtand der ruſſiſchen Flotte im Juni 1862:

**Dampffahrzeuge:**

| | |
|---|---|
| Schraubenlinienſchiffe | 9 |
| Schraubenfregatten | 12 |
| Radfregatten | 8 |
| Schraubenkorvetten | 22 |
| Schraubenklipper | 12 |
| Schwimmende Panzerbatterie | 1 |
| Panzerſchooner | 1 |
| Schraubenkanonenböte | 79 |
| Schraubenjachten | 2 |
| Schraubenſchooner und Transportſchiffe | 34 |
| Kleinere Raddampfer | 68 |
| Im Ganzen | 248 |

welche von einer 37,007 Pferdekraft ſtarken Dampfgewalt getrieben wurden und 2387 Kanonen führten.

**Segelfahrzeuge:**

| | |
|---|---|
| Linienſchiffe | 9 |
| Fregatten | 5 |
| Korvetten | 3 |
| Briggs | 3 |
| Schooner | 13 |
| Widderkanonenböte | 2 |
| Tender | 2 |
| Transportſchiffe | 13 |
| Jachten | 12 |
| | 62 |

welche mit 1304 Geſchützen armirt waren.

Die Geſammtzahl der Fahrzeuge belief ſich mithin auf 310 mit 3691 Kanonen. Außerdem gab es 3 ſchwimmende Docks und etwa 300 Schiffe verſchiedenen Ranges für den Hafen- und Flußdienſt. Ueber die Maßnahmen, die in neueſter Zeit zum Bau einer Panzerflotte getroffen worden ſind, liegen uns noch keine authentiſchen Data vor; doch erhellt aus dem Bericht des General-Marine-Inſpectors Fürſten Galizyn, daß ſchon im Jahre 1862 die Fregatten Sebaſtopol und Petropawlowsk, von je 58 Kanonen, mit Eiſenplatten bekleidet wurden, und daß man Gleiches mit den Linienſchiffen Nikolaus I., Ceſarewitſch und Sinope und der Fregatte General-Admiral (von 70 Kanonen) vorhatte. Im Jahre 1863 traf die Panzerbatterie Perwenez, von 26 Kanonen und 300 Pferdekraft, aus England in Kronſtadt ein, wo zugleich auf Befehl des Kaiſers der Bau von 12 eiſernen Thurmſchiffen, nach dem Muſter des amerikaniſchen „Monitor," in Angriff genommen wurde.

Das Perſonal der ruſſiſchen Marine beſtand am 1. Januar 1862 aus 93 Admiralen und Generalen, 3038 Stabs- und Ober-Offizieren, 376 Kadetten und Conducteuren, 989 Civilbeamten und 49,405 Unter-Offizieren und Matroſen, wovon 18 Admirale und Generale, 1504 Stabs- und Ober-Offiziere, 29,751 Unter-Offiziere und Matroſen ſich in Activität befanden. General-Admiral iſt bekanntlich der Großfürſt Konſtantin; unter ihm ſtehen der Obercommandeur der Oſtſeeflotte mit fünf Gehülfen und die Befehlshaber der Geſchwader des Schwarzen Meeres, des Kaspiſchen Meeres und Oſt-Sibiriens. Dieſe Poſten werden von Vice- oder Contre-Admiralen verwaltet.

Die Voranſchläge für die Marine betrugen im Jahre 1862 22,231,162 Rubel, welche Forderungen indeß im Miniſter-Rath auf 19,000,000 Rubel ermäßigt wurden.

Die gegenwärtig im Hafen von New-York liegende Escadre, unter dem Contre-Admiral Leſſovsky, beſteht aus den Fregatten Alexander Newskij von 51 Kanonen (Flaggenſchiff), Peresweт von 53 Kanonen und Oslabu von 45 Kanonen, den Korvetten Waräg und Witjas von 17 Kanonen und den Klippern Jachond und Iſumrud von 7 Kanonen. Die Flotille im Stillen Meer unter dem Contre-Admiral Popoff zählt 1 Korvette von 17 Kanonen, 1 von 15, 2 von 11 Kanonen,* 2 Klipper von 7, 1 von 5 Kanonen, 1 Schooner von 4 Kanonen und 1 Kanonenboot von 2 Kanonen. Dieſe Fahrzeuge ſind ſämmtlich Schraubenſchiffe, mit engliſchen oder nach engliſchem Muſter gearbeiteten Maſchinen. Unter guter Leitung würden allerdings zwei ſolche Geſchwader im Fall eines Krieges zwiſchen Rußland und den Weſtmächten dem Handel der Letzteren weſentlichen Schaden zufügen können, namentlich da ſie, wie jetzt die conföderirten Korſaren, der Annehmlichkeit genießen würden, ſich vor überlegenen Kräften in neutrale, alſo hier in nordamerikaniſche Häfen zu flüchten. Jedenfalls würde England (denn Frankreich kommt hierbei weniger in Betracht) ſich in die Nothwendigkeit verſetzt ſehen, ſeine Kriegsſchiffe zum Schutz der koloſſalen Handelsmarine in alle Meere zu zerſtreuen, ſtatt ſie wie im Orientkriege faſt ausſchließlich zu Operationen in der Oſtſee und im Schwarzen Meere verwenden zu können.

## Griechenland.

### Das Urtheil einer engliſchen Gelehrten-Jury über den Handſchriften-Fälſcher Simonides.

Der auch in Deutſchland hinreichend gekannte Grieche Conſtantin Leonidas Orotius Simonides hat in England vor einer wiſſenſchaftlichen Jury als Angeklagter geſtanden und iſt von ihr verurtheilt worden. Mitglieder dieſes Geſchwornengerichtes ſachverſtändiger Beurtheiler, welche die Royal Society of London niedergeſetzt hatte, waren Sir Frederic Madden, Dr. Birch, Mr. Bonomé, Dr. Cureton, Sir Henry Rawlinſon, Mr. Poole und einige andere namhafte Gelehrte. Es war ihnen eine Anzahl Papyrusrollen der Sammlung des Herrn Mayer zu Liverpool, ſowie die dem Herrn Simonides ſelbſt angehörende Palimpſeſt-Handſchrift der ägyptiſchen Geſchichte des Uranius (oder Pſeudo-Uranius), vorgelegt worden, und nach der ſorgfältigſten Betrachtung und eingehendſten Prüfung dieſer Urkunden ſahen ſie ſich zu der folgenden Erklärung veranlaßt:

„1) Die Schrift auf den Papyrusblättern hat den ausgeſprochenen Charakter der Uniformität, obgleich Simonides eifrig verſichert, daß die verſchiedenen Handſchriften bei Leibe nicht einer und derſelben Epoche ihren Urſprung verdanken. Außerdem findet man auf demſelben Papyrus oftmals Buchſtaben von abweichendem Typus, deren Zuſammenſtellung nicht erklärbar iſt. Es genüge, ſagt die Commiſſion, die geringſte Erfahrung in der Paläographie, um jedes Document, welches dieſe Eigenthümlichkeit darbietet, als unzweifelhaft gefälſcht erſcheinen zu laſſen.

„2) Einige der angeblich „alterthümlichen" Schriftzeichen, denen man auf den Papyrusblättern begegnet, zeigen eine auffallende Aehnlichkeit mit den Buchſtaben der in modernem Griechiſch abgefaßten Ueberſchriften, welche ſich an der Spitze jeder Handſchrift befinden.

„3) Bis auf zwei oder drei Ausnahmen weicht die Farbe der Papyrusblätter total von derjenigen ab, welche ſonſt Urkunden aus der dieſen Schriftſtücken zugeſchriebenen Entſtehungszeit kennzeichnet. Man iſt hiernach zu dem Schluſſe berechtigt, daß in specie die Farbe des Papyrus abſichtlich verändert iſt, bevor irgend etwas darauf geſchrieben wurde. Ferner ſieht man Papyrus-Abſchnitte von verſchiedener Textur, geradeſo, als wenn ſie ein einziges Stück bildeten, dergeſtalt miteinander verbunden, daß zuweilen über eine Kluft von tauſend Jahren hinweg zwei Fragmente ſich ſo zu ſagen an beiden Enden zuſammengelöthet finden. Ueberall endlich, wo der Papyrus Brüche, Riſſe und andere Störungen des Zuſammenhanges zeigt, iſt die Schrift in der Weiſe vertheilt, daß ſie den Unebenheiten und Mängeln des Papyrus folgt, ſtatt, wie man es erwarten ſollte, Lücken zu offenbaren.

„4) Die Zweifel an der Echtheit der fraglichen Manuſcripte werden durch die Thatſache noch gewichtiger, daß mit Ausnahme eines einzigen alle auf Leinwand gezogen ſind, ſo daß man unmöglich wiſſen kann, in welchem Zuſtande ſich die Rollen bei ihrer Entfaltung befanden. In Betreff dieſes Punktes befragt, hat Hr. Simonides nur unbeſtimmte Antworten gegeben, die rein gar nichts beweiſen."

Am Schluſſe wendet ſich der Bericht dem angeblichen Uranius des Herrn Simonides zu, einem Texte, welcher das Glück gehabt, ſelbſt einen berühmten Philologen, den Profeſſor Dindorf, zu täuſchen. Dindorf hatte ſogar die Publication des Uranius begonnen. Aber eine mikro-

* Wovon jedoch nach den letzten Nachrichten aus Amerika die Korvette Nowik von 11 Kanonen am Eingang der Bai von San Francisco geſcheitert iſt.

ſkopiſche Unterſuchung im Jahre 1856 machte bereits die Authenticität dieſer ägyptiſchen Geſchichte ſtark verdächtig und die britiſche Geſellſchaft von Cambridge ſprach ihr im October 1862 alle Glaubwürdigkeit ab. Die deutſchen Kritiker brachten noch einen Zweifelsgrund hinzu, der die Unverſchämtheit des Herrn Simonides ins grellſte Licht ſetzt. Man verwies auf den ſonderbaren Ausdruck: Κατ' ἐμὴν ἰδέαν (neufranzöſiſch: selon mon idée), welche Redensart nicht von der allerfeinſten Gräcität zu ſein ſchien. Simonides indeſſen ließ ſich nicht verblüffen. Er behauptete, ſein Uranius gäbe keineswegs die drei Worte Κατ' ἐμὴν ἰδέαν; das ſei eine Erfindung ſeiner Feinde, zur Entwerthung ſeines Manuſkripts und zur Verdächtigung ſeiner Perſon geſchmiedet. Er zeigte das Beweisſtück vor und — o Wunder! — an der angezogenen Stelle las man jetzt: Ὡς ἐμοὶ δοκεῖ. Allein unglücklicher Weiſe hatte Herr Dindorf vor der Reſtitution des ihm anfänglich glaubwürdig ſcheinenden Textes ein genaues Facſimile der erſten Seite des Uranius abnehmen laſſen und ſo ward denn erhärtet, daß die Correctur ὡς ἐμοὶ δοκεῖ erſt nach jenen ſtaunenden Kritiken in die Handſchrift eingeſchwärzt war.

Dies iſt der Kern des Ausſchußberichts der Royal Society of London, wie die Pariſer Revue de l'Instruction publique ihn ſkizzirt hat; hinten angehängt ſind jenem Bericht, als Appendix, Briefe von Pertz, Ehrenberg und Dindorf.

Man würde jedoch gewaltig irren, wenn man des Glaubens wäre, die obigen Nachrichten ſtellten ein erſchöpfendes Bild aller Frechheiten des Herrn Simonides dar. Das Pariſer Organ theilt noch einen Briefwechſel mit, deſſen Inhalt über ein anderes Lügengewebe des Griechen ein nicht minder grelles Licht verbreitet. Von der Sinaitiſchen Bibelhandſchrift, welche Profeſſor Tiſchendorf von den Mönchen des Sinai-Kloſters zum Geſchenk erhalten hatte und welche von ihm für uralt erklärt worden war, erlaubte ſich der geſchickte Paläograph Herr Conſtantin Leonidas Grotius Simonides die Behauptung, dieſer nach Tiſchendorf ins 4. Jahrhundert hinaufreichende Codex ſei ſein eigenes, des Herrn Simonides, Werk und alſo erſt ein Produkt des 19. Jahrhunderts. Unterſchiedliche Briefe, die in engliſchen Blättern (z. B. dem Guardian und dem Literary Churchman) „Hieromonachos Kallinikos, Mönch des Sinaï-Kloſters" unterzeichnet und aus Alexandria datirt erſchienen, hatten dieſe Angabe des Simonides beſtätigt; es verlohnte ſich wohl der Mühe zu erfahren, ob die erwähnten Briefe echt ſeien und ob Dr. Simonides jemals den Berg Sinaï mit einem Beſuch beehrt habe. Herr J. Silveſter Davies, Geiſtlicher der engliſchen Hochkirche, unterzog ſich dieſer Erkundigung, indem er direkt nach dem Sinaï an den Pater Kallinikos ſchrieb (der Brief war aus Southampton vom 25. Februar 1863 datirt). Er empfing folgende Antwort:

„Kloſter des Berges Sinaï, den 1. (13.) April 1863.

„Hochwürdigſter Herr!

„Ich habe die Depeſche erhalten, welche Sie mir die Ehre angethan aus Southampton vom 25. Februar laufenden Jahres zu ſchreiben und in welcher Sie mich fragen: 1) ob die in verſchiedenen engliſchen Zeitungen mit der Unterſchrift: Kallinikos Hieromonachos abgedruckten Briefe, die den Herrn Simonides vertheidigen, von mir herrühren? 2) ob beſagter Herr Simonides jemals den Berg Sinaï beſucht hat?

„Als Antwort auf die erſte Frage, eröffne ich Ihnen, daß ich der einzige Kallinikos Hieromonachos dieſes Kloſters bin. Von 1838 bis 1855 habe ich fern von der Gemeinſchaft gelebt, indem ich nach Damaskus, Rhodus und anderen Orten in verſchiedenen Angelegenheiten des Kloſterdienſtes ausgeſandt war. Nirgends habe ich die Bekanntſchaft irgend eines Simonides gemacht. Da ich alſo in dieſem Kloſter der einzige Kallinikos Hieromonachos bin, da ich Niemanden des Namens Simonides kenne und endlich die vorerwähnten Briefe nicht geſchrieben habe, ſo geht daraus hervor, daß dieſe Briefe von Simonides ſelbſt verfertigt worden ſind.

„Als Antwort auf Ihre zweite Frage bemerke ich, daß ich die Väter des Kloſters gefragt habe, ob ſie ſich eines Beſuchs des Simonides in unſerm Kloſter erinnerten. Ihre Antwort fiel verneinend aus. Einer der Patres erklärte, daß er bei ſeiner Anweſenheit in Alexandrien im Jahre 1862 dem Herrn Simonides begegnet ſei, der eben in der Abſicht gelandet war, von dort nach Damiette und Ober-Aegypten zu gehen. Plötzlich aber, ohne weiter zu gehen, reiſte er nach England.

„Da nun alſo Herr Simonides niemals den Berg Sinaï beſucht hat und er unmittelbar nach ſeiner Ankunft in Alexandrien nach England zurückgekehrt iſt, ſo lügt er, wenn er ſich für den Autor der von dem Dr. Tiſchendorf publizirten Handſchrift der Heiligen Schrift ausgiebt. Der Bibliothekar unſeres Kloſters, der dieſen Poſten von 1841 bis 1858 inne gehabt, hat mir verſichert, daß die fragliche Handſchrift zu den ſeiner Obhut anvertrauten Büchern gehört hat und daß ſie in die alten Kataloge eingetragen war. . . . .

„. . . . . Was mich ſelbſt betrifft, ſo ſind die Ortsentfernung und mein hohes Alter die einzigen Hinderniſſe, bei den Gerichten einen Menſchen zu belangen, der unter meinem Namen Briefe geſchmiedet hat um ſeinen Charlatanismus zu decken." (Folgen die üblichen Höflichkeitsphraſen.) — —

Nach ſolchen Proben ſeiner entlarvten Frechheit ſteht wohl zu hoffen, daß Herr Conſtantin Simonides endlich ſeine Rolle ausgeſpielt haben wird.

## Mannigfaltiges.

— Ein Engländer über die Ehe-Hinderniſſe in Baiern. „Social Life in Munich," heißt ein bei Allen u. Co. in London erſchienenes Buch von Edward Wilberforce, das mit großer Geſchicklichkeit die Licht- und Schattenſeiten der baieriſchen Hauptſtadt darſtellt, und das im Londoner Athenaeum vom 31. October von einem engliſchen Kritiker angezeigt wird, der aus eigner Kenntniß des Landes und der Stadt manches Treffende hinzufügt. So berichten Beide Folgendes über eine der Urſachen der Ueberfülle unehelicher Kinder in Baiern:

„In dieſem Lande iſt es ein Hauptaugenmerk der Geſetzgebung, daß Niemand heirate, ohne daß er hinreichende Subſiſtenzmittel nachgewieſen. Einige Mittel, verbunden mit Hoffnung, gutem Willen, Vertrauen auf Gott und den eignen ſtarken Arm und Fleiß gelten in Baiern für nichts. Von einem Gretna-Green kann dort nicht die Rede ſein, weil ein Artikel des baieriſchen Polizei-Geſetzbuches beſagt, daß, wer im Auslande ohne Erlaubniß der einheimiſchen Behörde heiratet, einer Geldbuße von hundert Gulden, oder einer dreißigtägigen Gefängnißſtrafe unterliegt. In der baieriſchen Pfalz herrſcht (von der franzöſiſchen Zeit her) vollſtändige Freiheit in Sachen der Verehelichung und Niederlaſſung, jedoch eben nur für geborne Pfälzer. Einwanderer aus anderen Provinzen Baierns werden nach ihren heimiſchen Geſetzen beurtheilt, und deshalb hat ſchon manches wackre, arme Brautpaar Altbaierns ſeinen letzten Sparpfennig vergeblich darauf verwandt, eine Reiſe nach dem Rhein zu machen, in der Hoffnung, dort Freiheit zu finden. Die baieriſche Regierung thut alles Mögliche, um das unnatürliche Geſetz in Geltung zu erhalten. Die Ueberwachung der Polizei iſt überall ſo ſtreng, daß heimliche Ehen etwas völlig Unmögliches ſind, da Leute, die nicht mit obrigkeitlicher Erlaubniß getraut ſind, nicht beiſammen leben dürfen. Die daraus entſtehende Unſittlichkeit macht aus München einen Ort, wo in der Regel die Zahl der unehelichen Geburten größer iſt, als die der ehelichen. Die dort alljährlich vorkommenden Fälle von polizeilicher Nichtgeſtattung der Ehe zwiſchen Leuten, die bereits ſeit einer Reihe von Jahren verlobt ſind und in jedem Jahre vergebliche Koſten ſich gemacht, die Heirats-Erlaubniß zu erlangen, ſind wahrhaft haarſträubend.* Wenn wir von ſolchen Geſetzen hören, ſo wundern wir uns nicht mehr darüber, daß es der Kunſt in München noch nicht hat gelingen wollen, die Altbaiern gebildeter zu machen und zu veredeln. Wir nehmen Abſchied von dem Volke mit dem Wunſche, daß ihm bald weiſere Geſetzgeber beſchieden ſein mögen — Männer, welche Sympathien für die Menſchheit haben und nicht fortdauernd ein Traumleben führen, aus dem ſie leicht bald auf unſanfte Weiſe geweckt werden dürften. Herr Wilberforce (ſo fügt ſein Reviewer hinzu) hat ein vortreffliches Buch geſchrieben, das, da man es gewiß auch in München lieſt, vielleicht Einiges zum Wohlſein einer Bevölkerung beitragen wird, deren geſelliges Leben in ihrer Hauptſtadt er ſo geſchickt darzuſtellen verſtand."

— Zwei Feſtreden zum 18. October, eine von 1819, die andere von 1863 ſind kürzlich bei Carl Ed. Müller in Bremen erſchienen und iſt der Ertrag aus Erſterer den preußiſchen Veteranen von 1813, aus Letzterer den durch däniſche Willkür bedrängten, vertriebenen und in Noth gerathenen Schleswig-Holſteinern beſtimmt. Durch geeignete Verwendung hat jedes der kleinen Schriftchen gegen tauſend Thaler Geld für die angegebenen Zwecke realiſirt, immerhin ein Beweis für die freudige Opferwilligkeit der freien Stadt Bremen, die in dieſer Beziehung wohl in Deutſchland unübertroffen iſt. Zugleich ein Beiſpiel der in Bremen bis auf das Kleinſte durchgeführten Anwendung des Selbſtbeſteuerungs-Prinzips, welches allein dem kleinen Staat die nicht unbedeu-

* Sollte Herr Wilberforce einmal nach Mecklenburg kommen und ſich unter der dortigen ländlichen und ſtädtiſchen Bevölkerung umſehen, ſo würde er noch viel haarſträubendere Beobachtungen in dieſem Punkte machen. D. R.

Digitized by Google

tenden Subſiſtenzmittel liefert, deren er bedarf. Weder die Steuer-Controle, noch irgend Jemand, ſoviel uns bekannt, hatte bisher Gelegenheit, ſich über dieſe, auf ein ſchönes, gegenſeitiges Vertrauen baſirte Einrichtung zu beklagen.

— Rameau's Neffe. Der Neffe Rameau's von Diderot iſt in einer neuen deutſchen Ueberſetzung erſchienen.* Als Grund giebt die Vorrede an, daß ſich in der Goethe'ſchen Ueberſetzung ſo viel Mißverſtändniß des Originals finde, und daß ſie wegen der Menge der Gallicismen kaum im Fluſſe lesbar und verſtändlich ſei. Es mag ſein, daß die Goethe'ſche Arbeit in manchen Punkten verbeſſerungsfähig ſei, aber es fragt ſich, ob ein Bedürfniß dazu vorhanden iſt. Wäre Rameau's Neffe nicht in Goethe's Werke gekommen, wer würde ihn heutzutage noch leſen? Und wer kann ihn heute leſen, ohne das Beſte von der geiſtreichen Médiſance, die ihn den Zeitgenoſſen pikant machte, zu überſehen, oder zu mißverſtehen? Uebrigens iſt die Ueberſetzung in der That gewandt und fließend.

— Die Ueberſetzungen deutſcher juriſtiſcher Werke mehren ſich in allen Sprachen. Es iſt bekannt, daß das Studium des römiſchen Rechts gegenwärtig faſt allenthalben auf den Arbeiten beruht, welche die deutſche Jurisprudenz unter Savigny's Vorgange auf dieſem Gebiete geliefert hat. Die Révue historique du droit français et étranger bringt in ihrem neueſten Hefte aus der Feder des Profeſſors des römiſchen Rechts an der Univerſität in Paris, Ch. Demangeot, eine Anzeige der Ueberſetzung von Savigny's letztem und, nach der Meinung Vieler, vollendetſtem Werke, dem Obligationen-Recht, mit dem Bemerken, das auch dies Buch dazu beitragen werde, das Vorurtheil, das man früher in Frankreich gegen die deutſche Rechtsgelehrſamkeit gehabt und das ſchon im Verſchwinden begriffen ſei, gänzlich zu beſiegen. „Savigny's Lehren ſind, man darf es geſtehen, in den Unterrichtskreis unſerer Facultäten eingedrungen; ihre Geiſtestiefe ſetzt unſere Studirenden in das lebhafteſte Staunen, und wenn der Ruhm unſeres Cujas vor dem des Berliner Profeſſors nicht völlig erblichen iſt, ſo muß man doch anerkennen, daß ſeine Ideen durch die neuen Forſchungen dieſes Mannes vielfach vervollſtändigt und ſelbſt berichtigt worden ſind." Andere Beiſpiele liefert uns Italien. Unter den dort neu erſchienenen juriſtiſchen Werken finden wir aufgeführt eine Ueberſetzung von K. S. Zachariä's bekanntem Lehrbuch des franzöſiſchen Civilrechts, nach der franzöſiſchen Ueberſetzung von C. Aubry und C. Rau durch Frc. Muzi in's Italiäniſche übertragen (3 Bde. in 4. Neapel, 32 Frcs.). Sodann giebt G. del Vitto, Advokat am Turiner Gericht und Dottore dell' Università di Heidelberg, ein auf fünf Bände angelegtes größeres Werk heraus: Teoria del diritto civile Romano al uso delle scuole e del foro, von dem in der Anzeige ausdrücklich geſagt iſt, daß es nach den Lehrſätzen der berühmteſten neueren Schriftſteller, insbeſondere von Thibaut, Mayatz (?), Vangerow, Marezoll und Puchta, aber „mit größerer Einfachheit" abgefaßt ſei.

— Evangeliſche Bibliothek in St. Petersburg. Im Jahre 1846 wurde in der ruſſiſchen Hauptſtadt die „Bibliothek der evangeliſchen Gemeinden" gegründet, die durch freiwillige Beiträge fundirt iſt und erhalten wird und die das Eigenthum der verſchiedenen deutſchen (evangeliſchen und reformirten), ſowie der holländiſchen, franzöſiſchen, ſchwediſchen, finniſchen, lettiſchen und eſthniſchen Gemeinden St. Petersburgs iſt. Der Katalog weiſt über 20,000 Werke, meiſtens in deutſcher, zum Theil aber auch in franzöſiſcher und engliſcher Sprache nach. Neben einer reichen Auswahl der Religion gewidmeter Werke finden wir auch zahlreiche Jugend-, moderne Unterhaltungs- und der Kunſt und Literatur gewidmete Schriften. Es wird im Laufe jedes Jahres nach allen Richtungen hin die Bibliothek durch neue Anſchaffungen bereichert. Vom Jahre 1846 bis zum Jahre 1857 iſt die Zahl der jährlich ausgeliehenen Bände von 2044 bis auf 46,142 geſtiegen. Seit dem Jahre 1857 hat ſich jedoch, wie es ſcheint, der Leſe-Eifer etwas vermindert, indem die Zahl der verliehenen Bände im Jahr 1858 auf 40,346 und im Jahre 1862 auf 35,779 gefallen iſt. Das Inſtitut befindet ſich gleichwohl in fortſchreitender ſittlicher Wirkſamkeit und verdient in ſeinen Einrichtungen in anderen großen Städten nachgeahmt zu werden. Wir denken nächſtens darauf zurückzukommen.

— Rußland und ſeine Sprache. Zur Kenntniß des Einen und der Andern ſind kürzlich zwei encyklopädiſche Werke erſchienen, die von der Kritik als meiſter- und muſterhaft bezeichnet werden: das „geographiſch-ſtatiſtiſche Lexikon des ruſſiſchen Reiches," von P. Semenov, und das „Wörterbuch der lebendigen (im Gegenſatze zur blos geſchriebenen) großruſſiſchen Sprache," von W. Dahl. Das geographiſch-ſtatiſtiſche Wörterbuch, von welchem der erſte Band bereits vollſtändig ausgegeben iſt, umfaßt alle ruſſiſchen Länder und Kolonien in Europa, Aſien und Amerika. Bezeichnend für das ruſſiſche Nationalgefühl iſt es, daß der Verfaſſer das Königreich Polen (Kongreß-Polen) und das Großfürſtenthum Finnland, die beide nicht ruſſiſch ſein wollen, in ſein Lexikon nicht aufgenommen hat. Auch der geſchätzte ruſſiſche Statiſtiker A. v. Buſchen hat in ſeinen „ſtatiſtiſchen Tabellen des ruſſiſchen Reiches" (in ruſſiſcher Sprache, zweite Ausgabe, 1863) Kongreß-Polen und Finnland nicht berückſichtigt. Es ſind Stiefkinder, die das offizielle Rußland bei Seite läßt, wo es ſich um Darlegung der eigenſten Kräfte des Reiches handelt. Dahl's Wörterbuch, von welchem die erſten beiden Bände bisher erſchienen, wird dem deutſchen Unternehmen der Brüder Grimm an die Seite geſtellt, und zwar inſofern mit Recht, als hier ebenfalls ein Werk vorliegt, das nicht, wie das Wörterbuch der franzöſiſchen Akademie, oder wie das der florentiniſchen Crusca, einer Vereinigung geiſtiger Kräfte und äußerer Mittel, ſondern dem Fleiße und der Opferwilligkeit einzelner wiſſenſchaftlicher Männer ſeine Herſtellung verdankt. Die „Ruſſiſche Revue" bemerkt in Bezug auf dieſe Erſcheinung: „Weniger, als in irgend einem andern Lande, möchte man wohl in Rußland einen ſolchen Anlaß zum wiſſenſchaftlichen Selbſtgefühl erwarten. Wie überhaupt in der Kultur, ſo wird ganz beſonders im Reiche der Wiſſenſchaft der ruſſiſche Geiſt noch als unmündig betrachtet. Man darf daher ſagen, daß ein Zeugniß ſo hohen wiſſenſchaftlichen Werthes, wie es dieſen Werken Dahl's und Semenov's wird zuerkannt werden müſſen, eine nationale Eroberung iſt."

— Ruſſiſche Ueberſetzungen aus dem Deutſchen. Außer dem Schlußbande von Humboldt's „Kosmos," ſind im Laufe dieſes Jahres folgende ruſſiſche Ueberſetzungen namhafter deutſcher Werke erſchienen: Kuno Fiſcher's „Geſchichte der neueren Philoſophie," überſetzt von N. Strachov; Gervinus' „Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts," überſetzt unter der Redaction von M. Antonowitſch; Gervinus' „Shakſpeare," nach der dritten Ausgabe überſetzt von F. Tienſejew; H. Hettner's „Literatur-Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts," überſetzt von A. Püpin; Julian Schmidt's „Geſchichte der franzöſiſchen Literatur," überſetzt von J. Dolgomoſtjew; Daniel's „Lehrbuch der Geographie," überberſetzt von A. Korſak.

— Die Central-Karpathen. Wir haben jüngſt Schilderungen aus dem ungariſchen Hochgebirge von Hildebrandt erwähnt; wir referiren heut über eine ähnliche Schrift von Fuchs.* Das früher erwähnte Buch enthält die erſten Eindrücke eines Auges, das für landſchaftliche Schönheit ſehr empfänglich iſt; die Schrift von Fuchs iſt das Ergebniß längerer Forſchungen. Der Verfaſſer, von tüchtiger, naturwiſſenſchaftlicher Bildung, iſt mit den Gegenden und Verhältniſſen durch jahrelangen Verkehr vertraut. Er beſpricht zunächſt in einer allgemeinen Ueberſicht alle einſchlagenden phyſikaliſchen Momente, welche den Gebildeten intereſſiren: die Lage und Ausdehnung des Gebirges, ſeinen Charakter, das Eigenthümliche ſeiner Seen und Gletſcher, die Vegetations-Verhältniſſe, das Klima. Es folgen dann genaue Angaben der Reiſe-Routen und eingehende Schilderungen der wichtigſten Punkte (Schmeds, Lomnitzer Spitze, Kriwan, Fünfseen Thal, Zakopana). Eine ſehr ſaubere Karte des Central-Gebirgsſtocks und ſeiner nächſten Vorberge erleichtert die Ueberſicht, und vielfach eingeſtreute Rathſchläge über den Verkehr mit den Einwohnern machen das kleine Werk zum Handbuch für Reiſende beſonders geeignet.

— Aus Venetien. Unter dieſem Titel iſt ein kleines anſpruchsloſes Buch erſchienen, das eine Sommerreiſe durch das Venetianiſche beſchreibt.** Verfaſſer deſſelben iſt Herr Paul Lindau, den die Leſer unſeres Blattes als einen geſchickten Genremaler des Pariſer Lebens und Treibens kennen. Genrebilder ſind auch die vorliegenden venetianiſchen Skizzen, Genrebilder mit aller ihrer reizenden Flüchtigkeit und ihren leicht wieder verſchwindenden Eindrücken. Verſe, die der Verfaſſer in Heine'ſcher Manier hinzuwerfen verſteht, wechſeln mit Tagebuchblättern in Proſa ab. Ein müßiges Viertelſtündchen wird man der Lectüre dieſes Büchleins gern ſchenken.

J. L.

* Berlin, Reinhold Schlingmann, 1863.

* Die Central-Karpathen. Handbuch für Gebirgsreiſende von Friedr. Fuchs. Peſt, Guſtav Heckenaſt. 1863. 318 S.

** Aus Venetien. Eine Sommerreiſe von Paul Lindau. Düſſeldorf, Schaub'ſche Buchhandlung. 1864.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig. Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Hierzu eine Beilage von Otto Spamer in Leipzig.

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

# Magazin
# für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 48. Mittwoch, den 2. December 1863. 32. Jahrgang.

☞ In Folge mannigfacher Schwierigkeiten bei Herausgabe dieſer Zeitſchrift, hervorgerufen durch die bedeutende Entfernung des Druckortes Leipzig von dem Wohnſitze des Redacteurs, wird das „Magazin für die Literatur des Auslandes,“ nach freundſchaftlicher Uebereinkunft, vom 1. Januar 1864 an wieder in Berlin erſcheinen, wo daſſelbe vor zweiunddreißig Jahren gegründet und bis Ende 1858 gedruckt und ausgegeben wurde.

Die Ferdinand Dümmler'ſche Verlagsbuchhandlung in Berlin, welche vom neuen Jahre ab den Verlag übernimmt, wird ausführlichere Ankündigungen in dieſer Beziehung demnächſt erlaſſen.

Im December 1863.

**Veit & Comp.**
Verlagshandlung.

**Joſeph Lehmann**
Redacteur.

## Inhalt:

**Deutſchland und das Ausland.** Seite
Däniſche Keckheit und deutſche Schwäche . . . . . 565
Das däniſche Regiment in Schleswig-Holſtein. II. Deutſche Sprache und Schule in Schleswig . . . . . 566
Das Sprichwort als Gaſtroſoph. Von Ida von Düringsfeld. II. . . . . . 569
**Nord-Amerika.**
Urwälder und Bäume, beſonders in Amerika . . . . . 571
**Polen.**
Der Rathhausbrand in Warſchau . . . . . 573
**Frankreich.**
Oppoſitions-Literatur . . . . . 575
**Mannigfaltiges.**
Droyſen zum ſchleswig-holſteiniſchen Erbfolgeſtreit . . . . . 576
Syud Ahmud, ein muhammedaniſcher Bibel-Ausleger . . . . . „
J. Fürſt's hebräiſches und chaldäiſches Handwörterbuch . . . . . „

## Deutſchland und das Ausland.

### Däniſche Keckheit und deutſche Schwäche.

Ein Mahnruf an das deutſche Volk.

O, nimm die Stunde wahr, eh' ſie entſchlüpft!
So ſelten kommt der Augenblick im Leben,
Der wahrhaft wichtig iſt und groß.
Schiller.

Am 18. October, bei der fünfzigjährigen Nationalfeier der großen Völkerſchlacht, wurde in Leipzig eine Schrift* mit dem vorſtehenden Titel und Motto unter das Volk vertheilt, das mit Begeiſterung die Worte ſeines großen Dichters „O, nimm die Stunde wahr!“ auf die ihm, ſeit langen, bangen Jahren theure Sache Schleswig-Holſteins anwandte.

Die Schrift iſt augenſcheinlich unter dem Einfluſſe des jetzigen Herzogs Friedrich's VIII. von Schleswig-Holſtein geſchrieben, eines deutſchen, freien Mannes und Bürgerfreundes, der ſeit Jahren unter uns, auf ſeinem Schloſſe zu Dolzig in der Niederlauſitz, lebt, und welchen als einen Fürſten von edelm Geiſt und Herzen kennen zu lernen Viele die Freude hatten, die ſich von einer lediglich durch die Geburt erlangten Machtſtellung nicht blenden laſſen.

Die däniſche Keckheit wird in dieſem „Mahnruf an das deutſche Volk“ von ihrem erſten Auftreten in der däniſchen Ständeverſammlung zu Roeskilde, 1844, wo der Antrag geſtellt wurde und durchging, daß die Thronfolge auch in den deutſchen Herzogthümern nach den Beſtimmungen der bis dahin für Dänemark allein gültigen lex regia (Konge-Lov) geordnet werde — bis zu der neueſten, traktatenwidrig beſchloſſenen Einverleibung Schleswigs in Dänemark dargeſtellt. Die deutſche Schwäche dagegen iſt dem Verfaſſer zwar eine, nach dem bisherigen Gange der Ereigniſſe, leider faktiſche, jetzt aber und in Zukunft völlig unmögliche Erſcheinung in dem Kampfe um die Frage, ob die deutſchen Herzogthümer deutſch bleiben, oder ob ſie einer der deutſchen Nationalität feindſeligen, kleinen Nation als immerwährende Beute anheim fallen ſollen.

Noch iſt jedem Deutſchen erinnerlich, welche Erklärung bereits im Jahre 1844, auf die Nachricht von dem däniſchen Beſchluſſe in Roeskilde, die eben in Itzehoe verſammelten holſteiniſchen Stände abgaben. Sie lautete:

„Die Herzogthümer ſind ſelbſtändige Staaten.
„Der Mannesſtamm herrſcht in den Herzogthümern.
„Die Herzogthümer Schleswig und Holſtein ſind feſt mit einander verbundene Staaten.“

Von dem Tage, an welchem dieſe Erklärung in Itzehoe erfolgt war, datiren die Feindſeligkeiten und Nichtswürdigkeiten, die ſeitdem ununterbrochen von der Regierung und dem Volke Dänemarks gegen die deutſchen Herzogthümer in ſyſtematiſcher Weiſe geübt wurden. Der Tod Chriſtian's VIII., am 28. Januar 1848, der deutſche Krieg in den Herzogthümern bis zum Jahre 1851 und die demnächſt von Oeſterreich und Preußen gemeinſchaftlich bewirkte „Pacification“ führten zwar momentane Unterbrechungen herbei, jedoch nur damit ſpäter das däniſche Verfolgungsſyſtem um ſo fanatiſcher gegen deutſches Recht und deutſche Freiheit geübt werde. Wir folgen dem Verfaſſer nicht in ſeiner hiſtoriſchen Darſtellung des letzten Jahrzehends, deren Einzelheiten zum Theil auch in unſerem, nach dem Buche von Guſtav Raſch bearbeiteten Artikel berührt ſind, und gehen vielmehr zu dem Schlußkapitel der Schrift über, die, obwohl noch vor dem Ableben des Königs Friedrich VII. verfaßt, die heutige Lage der Dinge ſchon vollſtändig überblickt und gleichſam prophetiſch ihren Mahnruf an das deutſche Volk richtet.

„Wenn es ſich,“ ſagt der Verfaſſer, „im Jahre 1848 nur um die Abreißung und Entnationaliſirung Schleswigs handelte, ſo iſt ſeitdem die Lage eine ſolche geworden, daß es ſich jetzt auch für Holſtein um ſeine ganze nationale Exiſtenz handelt.

„Es handelt ſich in der ſchleswig-holſteiniſchen Sache aber auch für Deutſchland nicht blos um die gefährdete Exiſtenz eines deutſchen Volksſtamms, nicht blos um unſchätzbare deutſche Intereſſen, nicht blos um die Erhaltung des letzten deutſchen Landes gegen Norden, auf welchem die ganze Hoffnung Deutſchlands beruht, einſt wieder wie ehedem eine Weltmacht zu werden — was ohne Macht zur See nimmer geſchehen kann — es handelt ſich dabei jetzt für Deutſchland vor Allem und in erſter Linie um ſeine Ehre.

* Coburg, F. Streit's Verlagsbuchhandlung, 1863.

Digitized by Google

„Die ſchleswig-holſteiniſche Sache war als eine deutſche Sache anerkannt vor aller Welt durch feierliches Zeugniß ſchon vor 1848; bindende Beſchlüſſe, gefaßt von den Abgeordneten und Regierungen aller deutſchen Volksſtämme und bekräftigt durch das Blut tapferer deutſcher Soldaten, haben dann der ſchleswig-holſteiniſchen Sache ihre Weihe gegeben. Seit jenen Tagen aber, wo der Boden Schleswigs mit deutſchem Blute gefärbt worden iſt, kettet eine noch ſchwerere Verpflichtung das ganze Deutſchland an die ſchleswig-holſteiniſche Sache: die Schuld, welche Deutſchland — Fürſten und Volk — den Herzogthümern gegenüber auf ſich genommen haben.

„Deshalb iſt es, daß die Sache der Herzogthümer überall, ſo weit die deutſche Zunge klingt, und in allen Parteien, ſofern ihnen nicht aller Sinn für deutſche Ehre erſtorben iſt, ſofern in ihnen nur Ein Ton noch anklingt von Liebe zum deutſchen Vaterlande, die Gemüther erregt.

„Selbſt Stahl, der ſonſt ſo gern der öffentlichen Meinung Trotz bot, der das Recht der Fürſten und Regierungen gegen die Völker gern bis zum Aeußerſten trieb, konnte nicht umhin, die Sache der Herzogthümer „„eine gerechte und vaterländiſche Sache““ zu nennen. „„Die holſteiniſche Sache,““ ſo lautete auch ſein Bekenntniß, „„iſt allerdings eine Sache des Rechts, ſie iſt aber auch eine Sache deutſcher Nationalpflicht und deutſcher Nationalehre. Es iſt ein deutſcher Volksſtamm, der früher zum deutſchen Reich gehört hat und der die Hülfe Deutſchlands in Anſpruch nimmt für die Erhaltung ſeiner vaterländiſchen Geſittung. Das Volk von Holſtein iſt es wahrlich werth, wenn irgend eins, bei der deutſchen Nation erhalten zu werden. Wenn Holſtein unter dem Uebergewicht einer fremden Nationalität verkümmert, ſo geht ein echt deutſches Land verloren, ſo iſt eines der edelſten Glieder vom Leibe der deutſchen Nation abgetrennt. Preußen iſt in einer ſchweren Schuld gegen die deutſche Bevölkerung Dänemarks.““

„Aber die europäiſchen Mächte!

„Nun, erklären wir ihnen, nein, zeigen wir ihnen alles Ernſtes, daß es Deutſchlands feſter, unbeugſamer Wille iſt, ſein Recht und ſeine Ehre gegen Alle und Jeden zu vertheidigen, und man wird uns ungekränkt unſeren Weg verfolgen laſſen. Keine Macht — und Schweden am allerwenigſten — hat ein ſo großes Intereſſe an der „Integrität der däniſchen Monarchie,“ um für dieſelbe einen Krieg bis zum Aeußerſten mit Deutſchland zu wagen. Frankreich hat in dieſer Sache niemals ſich für Dänemark echauffirt; Napoleon III. mag nicht gerade einen Nationalkrieg mit Deutſchland wünſchen; er weiß vielleicht, daß in der ſchleswig-holſtein'ſchen Sache die deutſchen Volksſtämme und die lebensfähigen Parteien in Deutſchland eines Sinnes ſind. Wer mit dem diplomatiſchen Schriftwechſel genauer bekannt iſt, der in der deutſch-däniſchen Sache bisher ſtattgefunden hat, weiß, daß Frankreich in dieſer ganzen Zeit mit größter Sorgfalt Alles vermieden hat, was irgend geeignet wäre, die Empfindlichkeit Deutſchlands zu verletzen. Jedes Engagement zu Gunſten Dänemarks iſt von Frankreich abgelehnt worden. Selbſt als Graf Ruſſell 1861 eine gemeinſame Garantie für Schleswig proponirte, erwiderte Frankreich, daß es ſich zu einer ſolchen Garantie nicht veranlaßt finde. — Von England wird doch wohl kaum zu beſorgen ſein, daß es wirklich zu einem Kriege gegen Deutſchland entſchloſſen ſei, um Dänemark zur Fortſetzung einer Unterdrückung zu helfen, welche der großbritanniſche Staats-Secretair ſelbſt in den ſtärkſten Ausdrücken gemißbilligt hat.

„Allerdings, ſo lange Deutſchland mit Worten zu ſchrecken iſt, werden es die Kabinette daran nicht fehlen laſſen. Aber die Erfahrung hat bereits einmal bewieſen, daß keine Macht für Dänemark das Schwert zu ziehen gewillt iſt. Uebrigens ſo wie ſo, einmal muß die ſchleswig-holſteiniſche Sache ja doch zum Austrage gebracht werden, wenn Deutſchland nicht mit Schimpf und Schande bedeckt von dieſer Sache ſich abwenden will. Und zu jeder Zeit werden wir bei dieſer Entſcheidung Viele gegen uns und Niemand für uns haben. Gehen wir alſo muthig den Weg der Ehre, bieten wir dem Schickſal die Stirn, laſſen wir uns nicht von dem Verhängniſſe ereilen. So weit eine Möglichkeit des Gelingens reicht, ſo weit reicht auch unſere Pflicht. Indem wir muthig in dieſe Kriſis hineingehen, knüpfen wir die Hoffnung und das Glück an unſere Fahnen. Fortes fortuna juvat. Und was ungleich mehr werth iſt, wir wahren unſere Ehre und damit unſere Zukunft.

„Entgehen wir der Kriſis etwa durch ein Zurückweichen? Hieße ohne Schwertſtreich ſich in die Schande finden, nicht das Verhängniß heraufbeſchwören über die deutſche Nation? Wo hätte ein Volk, das ſeine Ehre preisgegeben, nicht auch damit zugleich ſein Schickſal beſiegelt? Hieße jetzt in der ſchleswig-holſteiniſchen Sache zurückweichen nicht auch zugleich vor aller Welt ausſprechen, daß wir die Schmach der Gefahr, die Schande dem Kampfe vorziehen?

„Deutſchland, haben wir auch ſagen hören, ſei jetzt „zu krank,“ um Krieg zu führen. Zu krank — um ſeine Pflicht und Schuldigkeit zu thun? Wie, wenn Frankreich ſich ein Stück unſerer Rheinlande incorporiren wollte, würde man dann auch ſagen, Deutſchland ſei zu krank, um Krieg zu führen? Und iſt es denn die Art, wenn Völker krank ſind, daß ſie ſich zu Bette legen? Iſt es denn im Abſchließen vor jedem Lufthauch der Geſchichte, im feigen Zurückweichen vor jeder herantretenden ernſten, ehrenvollen Aufgabe, oder iſt es nicht vielmehr im Sturm und Drange der Zeit, in dem Ringen mit ſeinem Schickſal, in der Noth großer, gefahrvoller Kämpfe um die eigene Exiſtenz, daß Völker ſich regeneriren?

„Mit ihrem heil'gen Wetterſchlage,
Mit unerbittlichem vollbringt
Die Noth an einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt.“

„Schon einmal iſt die ſchleswig-holſteiniſche Sache die Feuerprobe Deutſchlands geweſen. Damals haben Schwäche und Verzagtheit nicht blos dem Schickſale der Herzogthümer eine ſo traurige Wendung gegeben, ſondern auch Deutſchland um ſeine ſchönſten Hoffnungen gebracht. Auch jetzt wieder wird die Sache in allen Fällen von einer entſcheidenden Bedeutung werden für die Geſchicke Deutſchlands, und die Frage iſt nur, ob wir klaren Blickes und feſten Willens dem Schickſale entgegen gehen wollen, oder ob es über uns hereinbrechen ſoll wie ein Verhängniß.

„Von der Action abmahnen, heißt ſich verſündigen am deutſchen Volke, heißt, wenn auch unbewußt, der Entwürdigung, der Demoraliſation in die Hand arbeiten. Welche Schuld der Bundestag auch in der Sache der Herzogthümer auf ſich geladen haben mag, — wenn die liberale Partei jetzt durch ihren Einfluß auf die öffentliche Meinung ihn von der Action zurückhalten wollte — und das dürfte allerdings bei den Neigungen gewiſſer Regierungen, jeder folgenſchweren That lieber aus dem Wege zu gehen, ſo ſchwer nicht werden — ſo würde ſie damit den Bundestag aller Verantwortlichkeit für den weiteren Verlauf der ſchleswig-holſteiniſchen Sache entlaſten, um ſich damit zu bebürden.

„Nein, ſagen wir den Regierungen, daß ſie die Ehre der deutſchen Nation und ihre eigene unwiderruflich gebunden haben durch die Bundesbeſchlüſſe; daß wir muthig und opferfreudig in die verhängnißvolle Kriſis eintreten, daß es aber auch ihre heilige Pflicht iſt, dieſe Sache mit Ehren durchzuführen. Wenn das deutſche Volk den feſten, unbeugſamen Willen zeigt, über die Aufrechthaltung ſeiner Ehre zu wachen, werden die Regierungen nicht wagen, ſie preiszugeben. Zeigen wir Alle, Alle uns eingedenk des Wortes unſeres nationalen Dichters:

„Nichtswürdig iſt die Nation,
Die nicht ihr Alles freudig ſetzt an ihre Ehre.“

---

## Das däniſche Regiment in Schleswig-Holſtein.

## II.

### Deutſche Sprache und Schule in Schleswig.

Nachdem wir aus dem Mitgetheilten erkannt, daß auf dem Gebiete der Kirche in Schleswig Zuſtände herrſchen, in denen die Keime einer ganz großartigen Demoraliſation offen zu Tage liegen, wollen wir jetzt Herrn Guſtav Raſch auf das Gebiet der Schule folgen. Er verweiſt uns dabei auf den Ausſchußbericht der ſchleswig'ſchen Ständeverſammlung, welcher mit dürren Worten ſagt: „Es werden faſt ausſchließlich däniſch gebildete Männer im Herzogthum Schleswig, ſelbſt innerhalb des rein deutſchen Sprachgebietes, als Beamte, Prediger und Schullehrer angeſtellt, wenn ſie auch mitunter der deutſchen Sprache nur in unvollkommenem Grade mächtig ſind.“

Von den früheren vier, von Alters her deutſchen Gelehrtenſchulen im Herzogthum Schleswig beſteht nunmehr nur noch die ſchleswiger Domſchule als die einzige deutſche Gelehrtenſchule des Landes. An derſelben ſind aber bereits von 13 Lehrern neun geborne und des Deutſchen zum Theil nur in ſehr geringem Grade mächtige Dänen als Lehrer angeſtellt. Der Verfaſſer ſchildert uns die Herren und erzählt dabei Dinge, die ebenſo empörend als lächerlich ſind. Deutſch ſpricht der neue Rector in mangelhafter Weiſe; ſein fremdartiger Accent macht ihn vor den Schülern zur komiſchen Figur und veranlaßt ſie zu nicht lobenswerthen Nachahmungen ſeines Vortrages. Er giebt ſich auch nicht die geringſte Mühe, die deutſche Sprache zu erlernen. Und weshalb auch? Gränzenloſe Verachtung deutſcher Bildung und deutſcher Literatur ſind ja die Grundzüge ſeines innerſten Weſens, und ſeine Miſſion beſteht gerade darin, alle deutſchen Elemente aus der Bildung der ſchleswigſchen Jugend zu verdrängen. In der durchaus deut-

Digitized by Google

ſchen Schule werden genau ſo viel Unterrichtsſtunden auf die däniſche, als auf die deutſche Sprache verwendet. Die vaterländiſche Geſchichte wird von einem Dänen nach einem däniſchen Lehrbuche vorgetragen, die däniſche als „vaterländiſche" gelehrt. Im Lectionsplan ſind unter dem Titel „Geographie" alle europäiſche Länder, ſelbſt Aſien und Amerika aufgeführt. Deutſchland aber weggeblieben. Als ein Lehrer irgendwo in der Klaſſe eine Karte dieſes Undings hängen hatte, ſoll der Rector geboten haben, ſie wegzuthun. Seinen Primanern, heißt es, habe er gedroht, er werde ihnen ſchon austreiben, von ihrem Schiller und ihrem Göthe zu reden. Als Proben ſeiner geiſtvollen Interpretation von Homers Odyſſee können folgende wörtlich nachgeſchriebene Sätze dienen: „Odyſſeus ſchneiderte ſich einen Stab." — „Der Wein ſtiegt Polyphem zum Kopfe." — „Er wurde des Auges geraubt." — „Die Phäaken wetteiferten ſich." — „Den ganzen Tag ſaß Penelope fleißig." — „Als ſie aus dem Thore gingen, traten ihnen drei Männer in's Geſicht." — „Ein mütterlicher Großvater." — „Er vernahm den Geruch." — „Wir ſind bereit, dich Alles zu erſetzen." — „Er hatte beworben um die Gattin." — „Wie geht es Dich?" — „Ich habe mich Mühe gegeben." — „Haſt Du Dich einen Loch in's Kopf gefallen?"

Herr Munsmann, in deſſen Unterrichtsſtunde der Verfaſſer uns führt, iſt ſonſt ein Männchen von feinen Manieren und feinem Weſen, ganz im Gegenſatz zu dem höchſt brutalen Benehmen der meiſten andern Lehrer; ſein vielfacher und langer Aufenthalt im Auslande hat ihm Schliff und Politur verliehen. Aber er iſt ein exaltirter Eiderdäne, und wenn ihm der Eiderdanismus zu Kopfe ſteigt, dann vergißt er ſich ſelbſt und wirft alle ſeine wohlerzogenen Manieren über Bord. Der Sohn eines Schleswiger Bürgers, eines braven Handwerkers, wurde von Munsmann in der Unterrichtsſtunde gefragt, wo die Stadt Schleswig liege?

„In Schleswig," antwortete natürlich der zehnjährige Knabe.

„Nein," ſchrie der Lehrer das Kind an, „in Südjütland in Dänemark. Weißt du nun, wo Schleswig liegt?"

Keine Antwort. Der Knabe konnte ſich nicht überzeugen, daß Schleswig plötzlich „Südjütland" geworden ſein ſollte. Nochmals wurde er von dem Lehrer in der barſcheſten Weiſe angefahren; aber ſeine Erwiederung lautete: „In Schleswig!"

Da ſtieg dem Dänen der Eiderdanismus zu Kopfe. Roth vor Wuth und Erbitterung ſchlug er das Kind mit der Fauſt.

„Wo liegt Schleswig?"

Ein langes Schluchzen des mißhandelten Knaben war die einzige Antwort. Wiederholte Ohrfeigen und Fauſtſchläge. Endlich hörte man die leiſe Antwort des Kindes: „In Dänemark!"

Der Verfaſſer erinnert hierbei an das berühmte Wort von Orla Lehmann, dem jetzigen Miniſter in Kopenhagen: „Man muß es den Schleswigern mit blutiger Schrift auf den Rücken ſchreiben, daß ſie „Dänen" ſind!"

Es verſteht ſich, daß die Daniſirung in den Volksſchulen der reinen deutſchen Diſtrikte nicht minder handgreiflich und eindringlich ausgeübt wird, denn es iſt über das ganze Herzogthum in den Beamten und Geiſtlichen eine lebendige, däniſche Sprachpropaganda geſchaffen, die mit um ſo größerem Eifer wirkt, als ſie von der Gunſt der oberen Behörde ganz und gar abhängig iſt und außerdem das Bewußtſein hat, daß, wenn dieſes Syſtem ſcheitern ſollte, es auch mit ihrer Herrlichkeit ganz und gar vorbei ſein muß.

In den ſogenannten gemiſchten Diſtrikten, wo größtentheils ſeit Jahrhunderten die deutſche Sprache ausſchließlich geherrſcht hat, wird dieſelbe gewaltſam aus der Schule verdrängt. Der Schulunterricht ſoll dort däniſch ſein, und das Deutſche iſt auf 4 Stunden, in vielen Gemeinden theils auf 2 Stunden in der Woche, theils nur auf die oberen Abtheilungen beſchränkt; in andern Gemeinden hat das Kirchenviſitatorium den Unterricht im Deutſchen ganz abgeſchafft, „damit die Kinder ordentlich däniſch lernen." So werden denn die Kinder in dieſen Gegenden in einer fremden, ihnen unverſtändlichen Sprache unterrichtet.

Und was ſind das für Leute, die ſich in dieſen Gegenden als Lehrer anſtellen laſſen? Sie wiſſen, daß ſie ſich zu Schergen einer verhaßten politiſchen Maßregel hergeben müſſen; ſie wiſſen, daß ſie als ſolche von vornherein den Kindern wie den Aeltern unliebſame Perſönlichkeiten ſind; ſie wiſſen, daß ſie auch nicht im Stande ſind, ihre Pflicht ganz zu erfüllen, weil ſie der deutſchen Sprache nicht mächtig ſind. Dieſen Lehrern fehlen alſo alle Bedingungen zu einer geſegneten Amtswirkſamkeit. Sie kommen mit Haß in das Land und werden vom Haß empfangen, und ſollen die Religion lehren. Der Rector Paludan in Odenſee auf Fühnen hat Recht, der bereits im Jahre 1850 ſagte: „Natürlich iſt es nur unſer Ausſchuß, der die ſchleswig'ſchen Beamtungen ſucht und erhält; gute Lehrkräfte können wir ſelbſt verwenden." Dies Wort iſt ſpäter oft von beſſeren Dänen wiederholt und gilt von Lehrern und Geiſtlichen. Alſo in den Händen ſolcher Lehrer iſt die Jugend vom 6. bis zum 16. Jahre. Welche Reſultate ſind da zu erwarten? Der Zwang und die Schulbrüche (Strafgelder), welche bis zu 25 Rthlr. Einzelne treffen, aber gewöhnlich von den Wohlhabenderen für die Aermeren bezahlt werden, treibt die Kinder in die Schule. Doch der Mann, welcher nächſt ihren Aeltern ihr nächſter Freund ſein ſoll, iſt ihr ärgſter Feind und ſeine Sprache ihnen verhaßt. Sie blicken nicht mit dem Bewußtſein zu ihrem Lehrer auf, daß er ſein Werk an ihnen, getragen von religiös-ſittlichen Motiven, treibt; es geht kein warmer Strahl der Liebe und des Verſtändniſſes von Auge zu Auge, es weht kein Hauch eines gemeinſamen ethiſchen Lebens in jenen Schulen. Die Schleswiger waren ein ſittlich-ernſtes Volk. Wird es unter dieſen Umſtänden ſo bleiben? Schon klagen ernſte und denkende Männer darüber, daß Zucht und Sitte von der Jugend gewichen ſei, daß die Dienſtboten, welche die däniſche Schule durchgemacht haben, ohne Gehorſam und Ehrfurcht gegen ihre Brodherrſchaft wären. Bei den Schulprüfungen können, wenn auch der däniſche Probſt das Zeugniß „ſehr gut" ausſpricht, ſelbſt die größeren Kinder kaum ordentlich leſen. Eine alte Bäuerin ſagte zum Verfaſſer im Hinblick auf ihre Enkel unter Thränen: „Wir werden auf alle Weiſe von den däniſchen Beamten gedrückt, werden mit Steuern geplagt; aber Alles wollten wir ertragen, wenn nur unſre armen Kinder etwas lernten. Aber ſie lernen wegen der fremden Sprache gar nichts! Was ſoll das werden?" Dieſe eine Klage: die Kinder lernen nichts! geht durch ganz Mittelſchleswig. Eine blutarme Frau, nur reich an vielen Kindern, die ſie kaum zu ernähren vermochte, ſonſt rechtſchaffen, tüchtig und treu, redete ihren Paſtor ſo an: „Sie ſollen ein Seelſorger ſein und ſind ein Seelenmörder! Meinen armen Kindern kann ich nichts in die Welt mitgeben, als was ſie in der Schule lernen, und da lernen ſie nichts."

Dreimal glücklich alſo, würden wir denken, ſind diejenigen, welche die Mittel dazu haben, ihre Kinder von Hauslehrern und Erzieherinnen in eigner Sprache und eigner Weiſe unterrichten zu laſſen. Doch nein! Bis in des Privathauſes ſtille, heilige Räume dringt die widerliche, das innerſte Herz empörende Tyrannei der Gewalthaber. Hauslehrer und Gouvernanten werden nur geduldet, wenn ſie der däniſchen Sprache mächtig ſind, und müſſen ſich verpflichten, den Unterricht in derſelben zu ertheilen. Das gemeinſame Halten eines Hauslehrers durch zwei oder mehr Familien iſt unbedingt unterſagt. Und da es endlich nicht gehindert werden kann, daß viele Kinder aus den gemiſchten Diſtrikten von ihren Aeltern nach ſolchen, wo die Schulſprache deutſch iſt, in Penſion gegeben werden, ſo hat man, um dieſen letzten Verſuch der Aeltern, ihre Kinder in ihrer Mutterſprache erziehen zu laſſen, dadurch wirkungslos zu machen gewußt, daß die Kinder gezwungen werden, zur Confirmation in däniſcher Sprache zu ihren Aeltern zurückzukehren und zu dieſem Behufe ſich die letzten Jahre vor der Confirmation in däniſcher Sprache unterrichten zu laſſen.

Nicht minder empörend iſt die Wirthſchaft der herrſchenden Regierungspartei auf dem Gebiete der Juſtiz. Auf einen Schlag wurden ſämmtliche deutſche Juſtizbeamte im Herzogthum Schleswig, außer 12, abgeſetzt und den Advokaten maſſenweiſe ihre Beſtallungen genommen. Und was für Subjekte fanden dafür in Schleswig Anſtellung? Sowie von den Geiſtlichen, ſo hat man auch von den Juſtizbeamten in Schleswig dem Verfaſſer in Kopenhagen geſagt: „Es geht von hier kein Mann von Ehre nach Schleswig als Juſtizbeamter; denn man verlangt da Dinge von ihm, welche kein Mann von Ehre thun kann; es iſt nur unſer Ausſchuß unter den Candidaten der Jurisprudenz, das Geſindel, die „Levebröder," welche das Brod zum Leben in den Aemtern in Schleswig ſuchen." So befinden ſich die Juſtizämter in Schleswig in den Händen ganz unfähiger Menſchen, welche nur Eine Empfehlung haben: ſie ſind Nationaldänen. Viele haben ſich deutſche Schreiber und deutſche Juriſten als Gehülfen an die Seite genommen, theils weil ſie die deutſche Sprache gar nicht verſtehen, theils weil ſie von dem ſchleswigſchen Recht wenig oder gar nichts wiſſen.

Die Schuld- und Pfandprotokolle, die Hypothekenbücher, ſagt der Verfaſſer unter vielem Anderen, als Beleg für das Geſagte, ſind überall im Lande in der größten Unordnung. Bald werden durch die Unfähigkeit und Ignoranz der Juſtizbeamten, welche oft gar nicht einmal wiſſen, wie ein Pfand- und Schuldprotokoll ausſieht, Poſten unrichtig eingetragen, bald werden Poſten falſch gelöſcht. Die geſetzlich vorgeſchriebene Gegenwart der Betheiligten bei der Löſchung ward für unnöthig gehalten. Ein Geſetz, das dem däniſchen Juſtizbeamten die geringſte Gène macht, exiſtirt für ihn gar nicht. In Apenrade hatte ein Bauer eine Summe Geldes auf ein Grundſtück ausgeliehen, und wollte dieſelbe auf das Grundſtück eintragen laſſen. Er erhielt nun die Obligation von dem Beamten, einem notori-

Digitized by Google

ſchen Trunkenbolde, ausgeſtellt. Ohne dieſelbe weiter anzuſehen, ſteckte er ſie in die Taſche. Wie erſtaunte er aber, als er, zu Hauſe angekommen, fand, daß die Schuldverſchreibung gar nicht auf ſeinen Namen lautete, ſondern daß als Darleiher ein Chirurg Grauer genannt war. Auf ſeine deshalb eingebrachte Klage entſchuldigte ſich der Beamte damit, daß er den Namen Grauers aus Verſehen hineingeſchrieben habe, weil derſelbe gerade vor dem Fenſter vorübergegangen ſei. Der Beamte war einfach betrunken, als er die Obligation ausſtellte.

„Wie ſteht es mit der Juſtiz im Schleswigſchen?" fragte der frühere Miniſter für Schleswig-Holſtein, Graf Moltke, einen früheren ſchleswig-holſteinſchen Beamten.

„Excellenz, war die Antwort, es bleibt den Parteien in der Regel nur die Wahl, entweder an dem Verſtande, oder an dem guten Willen der Behörden zu verzweifeln."

„Die Juſtiz muß allerdings herzlich ſchlecht ſein, das glaube ich wohl, entgegnete der Miniſter. Das iſt den Umſtänden nach nicht anders möglich."

Wie? Gedachte der Miniſter etwa dem Uebel abzuhelfen?

Bald nach ſeiner Ernennung fragte ihn Graf Baudiſſin: „Sie werden doch nun wohl dieſe Schofels von Beamten abſetzen, welche Tilliſch in das Land gebracht hat, Herr Graf?"

„Wiſſen Sie, erwiderte Graf Moltke, die Moralität dieſer Leute geht mich nichts an; es kommt mir nur auf die däniſche Geſinnung an. Aber mit dieſen Advokaten kann ich nicht regieren, die werde ich abſetzen."

Und nun wurden ohne Recht und Urtheil den Advokaten durch Miniſterial-Reſolutionen ihre wohlerworbenen Rechte genommen, und ohne jede Entſchädigung wurde denen, welche mißliebig waren, verboten, die Advocatur weiter zu betreiben.

„Es giebt kein Recht mehr in Schleswig!" das iſt der Glaube des Volkes; und wer ſich davon überzeugen will, der muß in dem Buche unſeres Verfaſſers die Geſchichte des „Märtyrers von Apenrade," des unglücklichen Apothekers Karberg, leſen. Nachdem er aus einem ſehr wohlhabenden Manne durch die nichtswürdigſte Verfolgung gewinnſüchtiger Behörden ein ganz armer Mann geworden und auf das Gnadenbrod bei ſeinen Verwandten, welche ſelbſt einen großen Theil ihres Vermögens eingebüßt hatten, angewieſen war, ſtarb er endlich im Wahnſinn, ein beklagenswerthes Opfer unerhörter Zuſtände und unerhörter Vergewaltigung.

Wahrlich, der Deutſche in Schleswig iſt groß im zähen paſſiven Widerſtande. Wie bei Karberg alle männliche Energie für Habe und Gut und Exiſtenz ſtreitet, ſo erhebt ſich dieſelbe Standhaftigkeit bei dem Pfarrer Müller auf der kleinen nordfrieſiſchen Inſel Oland zu dem höchſten Beiſpiel des duldenden patriotiſchen Helden. Der wackere Geiſtliche hatte lange Jahre auf Silt eine reiche, ſchöne Pfarre gehabt. Als aber die eiderdäniſche Partei ihre Gewaltthaten in Schleswig begann, widerſetzte er ſich den Daniſirungs-Verſuchen in Communal-Verwaltung, Kirche und Schule. Darauf ſchickte man ihn ohne irgend welche Angabe eines Grundes, um ihn zu beſtrafen und ſeine Wirkſamkeit zu brechen, nach Oland, einer winzigen, tagtäglich bis auf den ſchmalen Wall, der die Wohnungen der Menſchen trägt, überſchwemmten Inſel. Drei Monate nach deſſen Ueberſiedelung beſuchte ihn der Verfaſſer. Die Schilderung der Fahrt und des unabläſſigen Kampfes der armen Bewohner der Halligen gegen den „blanken Hans" (ſo nennen ſie ihre unverſöhnlichen Meereswogen,) bildet wohl den köſtlichſten Abſchnitt in dem ganzen Buche.

„Iſt Ihre Stelle hier ſchlecht auf Oland, Herr Paſtor?" fragte er ihn.

„Sie iſt mit einem Gehalt von einigen hundert Thalern dotirt," antwiderte er lächelnd. „Doch darauf kommt es nicht an. Aber meine Frau und Kinder leben fortwährend in einer entſetzlichen Angſt vor dieſen Fluthen, welche täglich die Inſel überſtrömen. Noch iſt das nicht gefährlich. Aber der Herbſt und der Winter werden mit ihren Nordweſtſtürmen und mit den großen Springfluthen kommen. Sie wiſſen ja, die ganze Nordſee-Inſelkette iſt dem allmählichen Untergange geweiht. Und da wird Oland zuerſt in die Tiefe des Meeres hinabgeriſſen. Alle 50 Jahre kehren die großen Springfluthen wieder. Bald iſt das halbe Jahrhundert wieder um. Olands Tage ſind gezählt und mit ihnen die unſrigen. Vielleicht ſchon eine Decembernacht im kommenden Winter. Doch, wie Gott der Herr es will! Aber meine Frau, meine armen Kinder werden gleich von der Wieſe kommen. Sprechen wir dann nicht davon."

„Aber warum ſind Sie nicht auf das Feſtland gegangen, Herr Paſtor, warum kommen Sie nicht nach Deutſchland? Es haben viele von den vertriebenen ſchleswigſchen Predigern bei uns Brod und Anſtellung gefunden."

Da erhob ſich der Prediger von ſeinem Seſſel. Hoch richtete er ſich auf. Seine blonden Locken berührten beinahe die Decke des niedrigen, ärmlichen Gemachs. Seine blauen Augen ſtrahlten; die harten Züge ſeines charakteriſtiſchen Geſichts überflog ein Schimmer hoher, geiſtiger Verklärung.

„Warum nicht?" fragte er mit feſter und ſonorer Stimme. „Ich beſitze hinreichendes Talent und geeignete Kenntniſſe, um in Deutſchland den Lebensunterhalt für mich und meine Familie erwerben zu können. Aber ein braver Soldat kämpft auf ſeinem Poſten weiter und ſtirbt — ſelbſt wenn der Poſten ein verlorner iſt. Ich bleibe hier, und wenn es ſein muß, ſterbe ich mit Oland in den Wellen."

Indem wir die ganze ſchmähliche Polizeiwirthſchaft mit ihren unſinnigen Sportelerhebungen, Auspeitſchungen von Kindern und jämmerlichen Quälereien aller möglichen Art mit keinem Worte berühren, wollen wir eine kleine Scene hervorheben, weil ſie uns einigermaßen in das Herz der unteren Volksklaſſen blicken läßt, wobei wir nur bedauern, daß der Verfaſſer nicht die plattdeutſche Mundart beibehalten hat.

Da der Gutsherr, erzählt er, mit der Aerndte beſchäftigt war, wollte ich ſeine Pferde nicht beanſpruchen und beſtellte mir im Dorfe ein Fuhrwerk. Ein finſter blickender Mann fuhr mit einem jener hochräderigen holſteiner Wagen vor. Mit dem Gruße, den die Holſteiner den Schleswigern bei dem letzten großen Feſte in Kiel auf den Weg gaben: „Hahl di ſtief" (halte dich ſteif) trennte ich mich von meinem Gaſtfreunde und ſtieg auf den Wagen. Hinein ging es in die reiche Landſchaft, auf deren Wieſen und Feldern ein warmer Nachmittagsſonnenſchein lag. Eine halbe Stunde lang ſprach ich mit meinem Kutſcher gar nicht. Ich wußte, was er ſofort zum Gegenſtande der Unterhaltung machen würde, und wollte einmal eine halbe Stunde nicht davon ſprechen. Der Wagen rollte am Park des Schloſſes von Gelting vorüber. Die im Reflex der Sonnenſtrahlen glühenden Fenſter blitzten durch die grünen Laubwände. Da drehte der Wagenlenker ſich zu mir um und zeigte mit der Peitſche nach dem Schloſſe. Sein finſteres, verwittertes Geſicht hellte ſich auf und er ſagte mit heiſerer Stimme:

„Da wohnt ein großer Deutſcher (ſo heißen die Patrioten im Munde des Volkes), ein herrlicher Mann."

Ich nickte. Er ſchlug auf die Pferde. Sie zogen ſtärker an. Wieder erſchien ein ſtattlicher Hof am Wege. Ich wußte, wer da wohnte. Wiederum drehte ſich der Kutſcher um. Der Sonnenſchein war auf ſeinem Geſichte verſchwunden. Seine Züge waren noch finſtrer wie vorher. Haß und Verachtung ſprachen aus ihnen. Er zeigte mit der Peitſche nach dem ſtattlichen Hauſe.

„Da wohnt der verhaßteſte Menſch im ganzen Lande," rief er.

Ich nickte. Der Etatsrath Hagemann wohnte in jenem Hauſe. Die Pferde erhielten einen Peitſchenhieb, auf den ſie ſich in Galopp ſetzten. Ich ſah, der Unterhaltung war nicht zu entgehen. „Wollt Ihr eine Cigarre, Freund?" fragte ich.

„Ja."

„Eine leichte oder eine ſchwere?"

„Eine ſchwere."

Ich gab ihm eine meiner beſten Cigarren. Er blickte mich fragend an.

„Ja, Freund, Feuer habe ich nicht. Haltet da an dem Hauſe, an dem wir gleich vorbeifahren, da wollen wir die Cigarre anzünden. Ich werde auch eine rauchen."

„Von dem will ich kein Feuer." Er ſah mich wieder mit dem wilden Blick von vorher an.

„Warum denn nicht?"

„Da wohnt auch ſo ein verfluchter Däne!"

Der Wagen flog an dem Hauſe vorüber. Der wackre Mann rauchte lieber nicht, als daß er ſeinen Grundſätzen ungetreu wurde.

„Aber da! rief ich, das iſt ein ſchöner Hof; da wollen wir anzünden. Wer wohnt da?"

„Da wohnt ein großer Deutſcher." Auf dem finſtern Geſicht erſchien wieder der Sonnenſchein. Die Cigarren wurden angezündet. Die Pferde gingen im Schritt weiter. Ich ſah, es quälte meinen Kutſcher, mit mir ordentlich zu ſprechen und ſein Herz zu erleichtern.

„Habt Ihr den Krieg mitgemacht?

„Ja wohl, ich war in fünf Schlachten. Mit mir waren vier Brüder. Der eine fiel bei Friedrichsſtadt, der andere bei Idſtedt. Der Williſen hat uns verrathen; wir hätten die Schlacht bei Idſtedt gewonnen. So unfähig kann kein General ſein wie Williſen war. Ich ſage Ihnen, er hat uns verrathen. Iſt auch die allgemeine Meinung im Lande."

Ich ſchwieg. Ich kannte die Stimmung gegen Williſen.

„Sehen Sie da den Kirchthurm?" fing der Mann von Neuem an und zeigte auf eine alterthümliche Thurmſpitze, welche über ein Wäldchen

Digitized by Google

von Erlen und Buchen hervorblickte. „Das iſt Eſchgruß; da iſt auch ſo ein Paſtor, der ein ſehr unwürdiger Menſch iſt. Wo es nur möglich iſt, nimmt er uns das Geld ab. Neulich wollte mein Vetter ſich verheiraten. Mein Vetter iſt gebürtig aus Eſchgruß, wohnt aber in einem andern Kirchſpiel. Er ſollte einen Schein bringen, daß er noch nicht verheiratet ſei. Da ging er zum Paſtor und verlangte einen ſolchen Schein. Als der Schein geſchrieben war, legte er ihm denſelben hin und ſagte: „Der Schein koſtet einen Thaler." Mein Vetter kannte die Taxe recht gut und erwiderte: „Nein, der Schein koſtet 12 Schilling." Da wurde der Paſtor grob und fuhr ihn an: „Ich werde Euch die angliſche Knickerei abgewöhnen! Wenn Ihr nicht einen Thaler bezahlt, kriegt Ihr den Schein nicht!" Da legte mein Vetter einen Thaler auf den Tiſch und ſagte: „Hier iſt der Thaler; aber nun verlange ich's ſchriftlich auf den Schein, daß er einen Thaler koſtet." Jetzt wurde der Paſtor wüthend, weil er nun nicht zu ſeinem Zwecke kommen konnte, gab den Schein für 12 Schilling, wie die Taxe war und ſchrie meinem Vetter nach: „Ich werd's Euch ein anderes Mal gedenken."

Wieder erſchienen die weißen Häuſer eines Dorfes und eine dunkle Thurmſpitze auf der hügeligen grünen Ebene.

„Das iſt Quern!" rief der Mann. „Da war ein braver Apotheker, der hieß Funke, ein wahrer Deutſcher. Den wollte der Hardesvogt (Kreisvorſteher) fortbringen. Da ſchloß er ihm die Apotheke; in Kopenhagen nahm man ihm das Privilegium und nun zwang man ihn, das Grundſtück für einen Spottpreis an einen däniſchen Pharmaceuten zu verkaufen. Der Funke iſt ein armer Mann dadurch geworden und wohnt jetzt bei Flensburg auf einem kleinen Hofe. Der neue Apotheker aber iſt ein ganz dummer Kerl und verſteht nichts von ſeinem Geſchäft. Der Arzt in Quern verſchrieb einem kranken Hufner „Kamillenöl zum Einreiben." Er ſchickte das Rezept in die Apotheke und erhielt Kamillenthee und auf dem Päckchen ſtanden die Worte: „zum Einreiben." Der Däne ſtellte ſich auch als verſtände er gar kein Deutſch und wollte Alle, welche ſich aus der Apotheke Medizin holten, peinigen, däniſch zu ſprechen. Da machten wir der Sache ein Ende. Alle umliegenden Dörfer, welche zur Apotheke nach Quern gehören, ſchafften ſich mehrere Boten an. Die Boten gehen alle Tage nach Satrup, wo eine gute deutſche Apotheke iſt, und holen die Medizin. Der Doktor Jenſen in Quern verſchreibt auch alle Rezepte nur auf die Apotheke in Satrup. Nun haben wir den däniſchen Apotheker ganz ausgehungert; er hätte ſchon längſt davonlaufen müſſen, aber das Miniſterium in Kopenhagen giebt ihm eine jährliche Unterſtützung. Er finge auch gern mit uns wieder an; denn er läuft auf den Höfen herum und verſpricht, er wolle von nun an auch deutſch ſprechen. Aber die Hofbeſitzer laſſen ihn zum Hofe hinausweiſen. Niemand geht mit ihm um, keiner ſpricht mit ihm, außer dem Paſtor, dem Küſter und dem Gensd'arm. Mit dem Hagemann wird's gerade ſo gehalten."

Es war Abend geworden. Die Sonne war ſchon längſt untergegangen. Plötzlich ſtand der Wagen ſtill. „Ich glaube, Herr, wir ſind nicht ganz auf dem rechten Wege," ſagte der Kutſcher.

„Halt, da ſehe ich einen Wegweiſer, rief ich; ich werde nachſehen, wo wir ſind," und kletterte aus dem hohen Wagen. Der Wegweiſer ſtand freilich da; er hatte vier Arme, und auf jedem Arme ſtanden mit großen ſchwarzen Buchſtaben auf weißem Grunde die Namen der Orte geſchrieben, wohin die Wege führten. Aber ich konnte keinen der Namen leſen. Die deutſchen Ortsnamen waren ſo däniſirt, wie ſie vielleicht zu Zeiten der ſchwarzen Margarethe geheißen haben werden, wenn ſie überhaupt jemals däniſch geweſen waren. Das war denn doch zu toll. „Steigt mal ab, ob Ihr das Zeug leſen könnt, rief ich dem Kutſcher zu, und gebt mir die Zügel."

Er ſtieg ab, er las; dann hörte ich einen langen Fluch über dieſe verfluchten Dänen, welche in einem deutſchen Lande däniſche Ortsnamen auf die Wegweiſer ſetzen, die kein Menſch leſen kann. Wir wußten nicht, wo hinaus. Endlich kam eine alte Frau des Weges und zeigte uns den Weg nach Sörup, nicht, ohne in die heftigſten Verwünſchungen auszubrechen.

Dem Letzteren entſpricht, daß auch die Landkarten in's Däniſche umgetauft werden; wer eine Karte von Schleswig mit deutſchen Namen in ſeiner Stube hängen hat, verfällt in Strafe.

Doch das Unweſen nimmt noch weitere, gefährlichere Dimenſionen an.

„Was haben Sie denn jetzt für einen Stadtphyſikus?" fragte der Verfaſſer einen Bürger der Stadt Schleswig; „doch natürlicher Weiſe auch einen Dänen?"

„Gewiß, wie können Sie nur fragen!"

„Und iſt er wenigſtens ein Mann von wiſſenſchaftlicher Bildung?" Mein Begleiter lachte. „Wiſſenſchaftliche Bildung!" erwiderte er; „wie können Sie bei den Aerzten, welche uns die Regierung von den Inſeln ſchickt, an wiſſenſchaftliche Bildung denken? Er war früher Unterarzt in Rendsburg in der Garniſon und hat nicht einmal promovirt."

„Und ſpricht er deutſch?"

„„Das Kind hat ſich ausgeweidet,"" ſchrieb er neulich einmal in einem Bericht.

„Das Kind hat ſich ausgeweidet?" rief ich erſtaunt. „Hatte es ſich vielleicht den Bauch aufgeſchnitten, oder hatte es ſich einen Bruch gefallen und waren die Gedärme hervorgetreten?" — Ich verſtand in der That nicht, was der Ausdruck bedeuten ſollte. „Ausgeweidet," wiederholte ich noch einmal, „hat ſich ausgeweidet? war es nicht ſo, wie der Phyſikus ſchrieb?"

Mein Begleiter lachte noch lauter wie vorher über das Erſtaunen, welches ſich unverkennbar auf meinem Geſicht zeigen mochte. „Nun ja," ſagte er dann ganz trocken; „das ſoll blos heißen: das Kind hat ſich entwickelt."

Jetzt lachten wir alle beide.

In der That iſt es zum Lachen, wenn es nicht zugleich ſo ſehr traurig wäre; wenigſtens könnte der ausgelaſſenſte Humor es nicht beſſer erfinden: auch das Medicinalweſen wird däniſirt. Und warum denn nicht? Warum ſollen die Schleswiger nicht auch an däniſchen Aerzten ſterben? Krankenhäuſer, Irrenanſtalten und Taubſtummen-Inſtitute werden mit unwiſſenden däniſchen Aerzten beſetzt, die nicht deutſch verſtehen!

Und dieſe ſchändliche Barbarei wird unſern Brüdern angethan! Jeder Akt der däniſchen Gewaltherrſcher iſt ein Hohn und Spott gegen uns, ein Fauſtſchlag in's Angeſicht der deutſchen Ehre. Wann werden wir erbittert genug ſein, um unſern Arm gegen dieſe Schmach zu erheben, den Uebermuth zu ſtrafen und an unſeren geknechteten Brüdern unſre deutſche Treue zu beweiſen?

---

## Das Sprichwort als Gaſtroſoph.

Von Ida von Düringsfeld.

### II.

Ebenſo verſchiedener Meinung iſt man über das Trinken vor und nach der Suppe:

Do dei de vin prima de la menestra,
La sce pel medico una tempesta.

Zwei Finger Wein vor der Suppe, iſt ein Unwetter für den Doktor (venetianiſch).

„Ein Glas Wein auf die Suppe, iſt dem Arzt einen Thaler entzogen" (deutſch).

„Trinke nicht in die Suppe" (deutſch).

Qui boit après son potage
Se procure de dommage.

(Wer auf ſeine Suppe trinkt, thut ſich Schaden.)

Mehr Uebereinſtimmung herrſcht in den Regeln, wie man Getränke auf andere Getränke, oder auf Früchte und Speiſen folgen laſſen ſoll:

Bier auf Wein,
Das laß ſein;
Wein auf Bier,
Das rath ich Dir (deutſch).

| | |
|---|---|
| Wien up Melk<br>Is vor Elk,<br>Melk up Wien<br>Is Venien (plattdeutſch). | (Wein auf Milch<br>Iſt für Jeden,<br>Milch auf Wein<br>Das iſt Gift.) |

Vin sur laict
C'est souhait,
Laict sur vin
C'est venin.

Milch auf Wein iſt Gift (toskaniſch).

Late e vin
Tossego fin.

(Milch und Wein, feines Gift [venetianiſch].)

Lait et vin
Tosse fin,
Vin et lait
Tosse fait.

(Milch und Wein, feines Gift, Wein und Milch, fertiges Gift [piemonteſiſch].)

Après le cru le vin pur est bien venu
(Auf Obſt iſt reiner Wein willkommen).

Jede Schnitte Melone will ein Glas Wein (italiäniſch).

Auf die Birne Wein, oder den Prieſter (franzöſiſch).

Sobre peras vino bevas.
(Auf Birnen trinke Wein [ſpaniſch].)*

---

* Man ſetzt auch hinzu:
y sea tanto que nadan ellas
und zwar ſo viel, daß ſie ſchwimmen).

Digitized by Google

Auf die Feige Waſſer, auf die Birne Wein (ſpan. u. venetianiſch);

Die Pfirſich will den Wein, die Feige das Waſſer (toskaniſch),

nur:

Sobre brevas vino bevas.
(Auf Frühfeigen trinke Wein [ſpaniſch].)
Après poisson lait est poison,
Après poisson le vin est bon.

(Auf Fiſch iſt Milch Gift, auf Fiſch iſt Wein gut.)

Der Fiſch muß drei Mal ſchwimmen (engliſch).

Der Fiſch will drei Mal ſchwimmen: im Waſſer, im Schmalz und im Wein (deutſch).

Das Fiſchlein möge man beſtreuen mit ſeinem Bruder (Salz), ſeinem Vater (Waſſer) zuführen, genießen mit ſeinem Sohn (Saft aus dem Fiſche) und den Vater (Waſſer) darauf trinken (hebr.).

Poisson, gorret et cochin,
Vie en l'eau et mort en vin.

(Fiſch und junges Schwein
Leben im Waſſer und ſterben im Wein).

Qui ne boit vin après salade,
Est en risque d'être malade.

(Wer auf Salat nicht Wein trinkt, iſt in Gefahr krank zu werden).

Wer zwiſchen den Salat nicht trinkt, weiß nicht, was er verliert (ſpaniſch).

Ein Trunk auf einen Salat
Schadet dem Doktor einen Dukat;
Ein Trunk auf ein Ei
Schadet ihm zwei (deutſch).

Auf ein Ei gehört ein Trunk
Auf einen Apfel ein Sprung (deutſch).

Trink auf's Ei wie auf einen Ochſen (venetianiſch und engliſch).

Außerdem hören wir noch vom Ei:

Das Ei will Feuer und Salz (ſpaniſch),

obgleich:

Ovo senza sal
Ne fa ne ben, ne mal.

(Ei ohne Salz thut weder gut noch ſchlecht [venetianiſch].)

Ein Ei und zu Bett (engliſch).

Un oeuf n'est rien,
Deux font grand bien,
Trois, c'est assez,
Quatre, c'est de trop,
Cinq, c'est la mort.

Un ovo appena fato
El val un ducato.

(Ein Ei eben gelegt iſt einen Dukaten werth [venetianiſch]).

Ovon d'un ora, pan d'un di, vin de un ano, dona de quindese e amigo de trenta.

Ei von einer Stunde, Brod von einem Tage, Wein von einem Jahre, Weib von fünfzehn, Freund von dreißig Jahren (venetianiſch).

Ei von einer Stunde, Brod von einem Tage, Fleiſch von einem Jahr und Fiſch von zehn Jahren (toskaniſch).

Ein Ei von heut, Brod von geſtern, ein Kalb von ſechs Wochen und Wein vom vorigen Jahr ſind am beſten (polniſch).

Ueber den Salat giebt uns das Sprichwort gleichfalls Inſtructionen:

Insalata ben salata,
Poc' aceto, ben ogliata,

läßt es den Toskaner ſagen, ganz wie den Zigeuner:

Der Salat muß wohl geſalzen ſein, wenig Eſſig und viel Oel haben.

Der Franzoſe muß dociren:

Salade bien lavée et bien salée,
Peu de vinaigre et bien huilée,

der Venetianer:

„Um den Salat zu miſchen, bedarf es eines Narren und eines Weiſen,"

oder:

Der Salat will Salz von einem Klugen, Eſſig von einem Geizigen, Oel von einem Verſchwender, weiter von einem Tollen gemiſcht und von einem Verhungerten gegeſſen werden.

Auch vom Käſe lehrt man toskaniſch:

„Um den Käſe zu ſchneiden, bedarf es eines Narren und eines Weiſen,"

und obgleich der Engländer erklärt:

„Auf Käſe kommt Nichts,"

was der Deutſche ſo paraphraſirt:

Nach dem Käswaſſer kommt ſelten was Beſſeres,

und durch den Befehl beſtätigt:

Käs her! wir ſind des Fleiſches ſatt,

ſo wollen wir doch, da wir einmal bei dieſem bluterzeugenden Urſprungsmittel ſind, gleich hören, was das Sprichwort davon zu ſagen weiß.

Wie vorauszuſehen, iſt es auf Italiäniſch am beredteſten darüber. In einem unüberſetzbaren Vorſpiel zählt es die Eigenſchaften auf, die der Käſe haben muß:

Cinque g vuol aver il buon formaggio: grande, grosso, grasso, greve, gratis dato;

daß er alt und thränenreich ſei, gilt ebenfalls für wünſchenswerth:

Freund, Wein, Käſe alt.

Brod von einem Tage, Wein von einem Jahre, Käſe, der weint, Suppe mit hundert Augen.

Wein, der ſpringt, Brod, das ſingt, Käſe, der weint.

Dieſen letzteren Ausſpruch wandeln die Zigeuner folgendermaßen ab:

Brod, welches Augen hat, Wein, welcher ſpringt, Käſe, welcher weint.

Dann ergreift der Toskaner abermals das Wort, und zwar um die allgemein anerkannte Vortrefflichkeit des Käſes überhaupt auszudrücken:

Käſe verdirbt den Geſchmack nicht.

Wurſt ohne geſchmiertes Brod iſt wie Feſt ohne Lorber, Haus ohne Garten und Nudeln ohne Käſe.

Fleiſch macht Fleiſch, und Käſe macht Kraft.

Il villan venderia il podere,
Per mangiar cacio, pane e pere;
Il villan venderia il gaban,
Per mangiar cacio, pere e pan.

(Der Bauer würde das Gut verkaufen,
Um Käſe, Brod und Birnen zu eſſen;
Der Bauer würde den Rock verkaufen,
Um Käſe, Birnen und Brod zu eſſen).

Um den Käſe als Allerwelts-Eſſen zu bezeichnen, kommt auch der Venetianer an und reimt:

Formagio, pero e pan,
Pasto da vilan;
Formagio, pan e pero,
Pasto da cavaliero.

(Käſe, Birn und Brod, Bauernſpeiſe; Käſe, Brod und Birne, Cavalierſpeiſe).*

Nur mit Fiſch ſcheint der Käſe dem Toskaner nicht für geſund zu gelten:

Chi mangia cacio e pesce,
La vita gli rincresce.

(Wer Käſ' und Fiſch ißt,
Des Lebens ſatt iſt).

Der Deutſche rühmt:

Käſ' und Brod
Macht Wangen roth,

fügt indeſſen belehrend hinzu:

„Man ißt nicht Brod zu Käſe, ſondern Käſe zu Brod,"**

was ſich wohl auf die lateiniſche Reimerei beziehen mag:

Caseus est nequam
Quia digerit omnia sequam,

(Käſ' iſt ein Nichtsnutz, der Alles verdauet, außer ſich ſelbſt).

Die Schwerverdaulichkeit des Käſes wird auch ſonſt hervorgehoben:

Tout fromage est sain
S'il vient de chiche main.

(Aller Käſe iſt geſund, wenn er von karger Hand kommt).

Beſſer, der Käſe werde von einer kargen, als von einer freigebigen Hand vorgelegt (däniſch).

El melon y el queso
Tomalo a peso.

(Die Melone und den Käſe nimm nach dem Gewicht [ſpaniſch]).

Endlich deutſch:

Käſ' iſt Morgens Gold, Mittags Silber, Abends Blei,

und venetianiſch:

Der Käſe iſt zum Frühſtück Gold, zum Mittag-Eſſen Silber und zum Abend-Eſſen Blei.

Daſſelbe wird auch in England und in Polen von der Butter und in Vlämiſch-Belgien von den Rettichen geſagt, die dort Ramenaſſen heißen.

Eine Variante hat der Sardinier:

S'aranzu su manzanu est oro, vu mesu die meighina, su noete est velenu.

(Die Orange iſt Morgens Gold, Mittags Medicin und Abends Gift),

und der Venetianer kehrt beim Wein den ganzen Spruch um und ſagt:

Der Wein iſt am Morgen Blei, am Mittag Silber und am Abend Gold.

Andere Dreiſprüche ſind folgende:

---

* Pan e nose, mangiar da Dose,
Nose e pan, mangiar da vilan.
(Brod und Nüſſe, Dogeneſſen, Nüſſe und Brod, Bauern-Eſſen [venetianiſch]).
Pa e nus,
Mangia da spus.
(Brod und Nüſſe, Brautpaar-Eſſen [bergamaskiſch]).

** Das Brod ſei leicht, der Käſe ſchwer (deutſch).
Brood bij de ligt,
Kaas bij de wigt (holländiſch).
Pain leger et pesant fromage,
Prends toujours si tu es sage.

Digitized by Google

Vom Wein das Erſte, vom Kaffee das Zweite, von der Chokolade den Grund (venetianiſch);

Oel zuerſt, Wein in der Mitte und Honig im Grunde (toskaniſch),*

und:

Butter von der Kuh, Käſe vom Schafe und Milch von der Ziege (toskaniſch und ganz ähnlich ſpaniſch).

Brod von Apulien, Wein von Somma und Fleiſch von Sorrento (toskaniſch).

## Nord-Amerika.

### Urwälder und Bäume, beſonders in Amerika.

Vom äſthetiſchen Standpunkte rufen gewiſſe Bäume nur gruppirt, nicht vereinzelt, das Intereſſe des Beſchauers hervor. An einer einſamen Föhre oder hohen Tanne z. B., die in einem Hag oder am Wege ſteht, gehn wir kalt vorüber; aber ein trüber Föhrenwald erhebt unſer Gemüth durch ſeine Großartigkeit. Andere dagegen, wie die Ulme, die Eiche mit ihren weithin geſtreckten Aeſten feſſeln das Auge, auch wenn ſie einzeln ſtehen.

Nur Baumgruppen von mäßigem Umfange, Haine, Gehölze machen eine Landſchaft anmuthig. Ein weitausgedehnter Wald, den die Axt nie berührt, macht eher einen ſchauerlichen Eindruck und langweilt den Wanderer durch ſeine düſtre Eintönigkeit. Die wilde Natur muß durch die Kunſt geſänftigt, mit dem Menſchenleben verflochten werden, wenn die Landſchaft anziehen ſoll. Der Anblick eines Forſthauſes, einer Farmerhütte, ja einer bloßen Schafhürde in der Lichtung einer Waldöde, läßt ſofort eine mitempfindende Saite in unſerm Gemüth anklingen und giebt der Umgebung eine romantiſche Färbung.

Wie das amerikaniſche Feſtland zur Zeit des Columbus, war die Erde ohne Zweifel uranfänglich mit Wald bedeckt. Dieſer nahm aber allmählich ab, als die Bevölkerung zunahm. Indeß blieben Bruchſtücke, kleine Gruppen, als Reſte zurück. Noch aber beſtehen ſelbſt in England, wo der Ackerbau tüchtig aufgeräumt hat, zur Stunde Wälder von bedeutendem Umfange. Ein dem Herzog von Athol gehöriger Wildforſt bedeckt eine Fläche von 400,000 Morgen; der Farquharſon-Forſt nimmt einen Raum von 130,000 Morgen ein. Außerdem giebt es noch manche Wildparke von geringerer Ausdehnung; der Luxus der Reichen, der ſonſt große Verwüſtungen in der Natur anrichtet, hat hier den Theil der Pflanzenwelt mit Vorliebe zu erhalten geſucht, der Dichtern und Malern ſo reichen Stoff bietet.

Unermeßliche Wälder erſtrecken ſich ferner in Nordrußland, wo, wie man verſichert, ein Eichhörnchen, ſpringend von Aſt zu Aſt, Hunderte von Meilen zurücklegen kann, ohne den Boden zu berühren. Seitdem jedoch die Lokomotive ſich durch dieſe Wälder Bahn gebrochen, lichten ſie ſich zuſehends und in wenigen Jahren werden von den ungeheuren Waldungen nur noch Bruchſtücke übrig bleiben.

Im Süden Europa's iſt ein großer Theil des Bodens von Wald entblößt, was die Waſſermaſſe in den Flüſſen vermindert und die Dürre geſteigert hat. Dieſem durch die zerſtörende Menſchenhand herbeigeführten Uebel hat die Natur durch die hochragenden Gebirge einigermaßen vorgebeugt; denn ſie erhalten die Feuchtigkeit und ſchützen das Holz in ihren unzugänglichen Schluchten. Ohne dieſe Schutzwehr würde der Süden, aus derſelben Urſache wie die Sahara, zur unwohnlichen Wüſte werden.

Der größte Theil des amerikaniſchen Nordens iſt bis zur Stunde noch Wildniß; allein in der Union hat die Axt ſo zerſtörend gehauſt, daß ſie nur noch hin und wieder zerſtreute Fragmente übrig gelaſſen hat; überall iſt der Urwald beim Zuge der Anſiedler von Oſten nach Weſten gewichen und hat den Straßen, Farmen und Dörfern Platz gemacht. Die jüngſten Lichtungen ſind mit großen Bäumen umhegt und die ſtarrenden Holzgerippe geben gerade kein anmuthiges Bild. Nur in den alten Nordſtaaten labt ſich des Naturfreundes Auge, wie nirgend in der Welt, an bezaubernden Waldlandſchaften, aber auch hier ſcheint die Zeit nicht fern, wo die auf den bloßen Nutzen ausgehende Bodenkultur der naturwüchſigen Schönheit den Garaus machen wird.

Das Reiſen durch einen Wald, wie ergötzlich auch im Anfang, wird bei ſtundenlanger Fortſetzung — es müßte denn einen wiſſenſchaftlichen Zweck haben — eintönig und ermüdend. Auch die Walderzeugniſſe ſind nicht ſo mannigfaltig, wie die eines Landſtriches, in welchem Wildniß mit Anbau wechſeln. Eben ſo eintönig iſt ein ununterbrochener Wald von einer Höhe herab angeſchaut. Gehölz muß ſich mit andern Landſchaftsformen: Weiden, Aeckern, Vorwerken, Häuſern, Straßen miſchen, wenn das Bild unſerer Seele liebliche Eindrücke zuführen ſoll. Im Herbſte wird zwar durch die verſchiedenen Laubfarben die Eintönigkeit in Etwas aufgehoben; im Ganzen aber bleibt der vorherrſchende Charakter der Dürre und Düſterheit.

Nirgend übertroffen iſt die herbſtliche Farbenpracht in den Waldgebirgen Vermont's und Maſſachuſett's Anfangs October. Der Zucker-Ahorn, der hier im Ueberfluſſe wächſt, ergötzt das Auge durch ſeine ſchönen Tinten. Einige Spezies dieſer Gattung ſind, bis auf Einen hellcarmoiſin- oder ſcharlachfarbenen Aſt, vollkommen grün; bei andern iſt die untere Hälfte des Laubes grün, während die obere carmoiſinroth iſt, ſodaß man eine ſpirale Flamme zu ſehn glaubt, die aus dem Grün emporwirbelt; bei andern wiederum iſt der Fall umgekehrt und der Baum erſcheint als eine grüne Spirale, die ſich aus einer Flamme aufwindet. Für dieſe launenhaft wechſelnde Erſcheinung hat die Phyſiologie noch keine Erklärung gefunden. Der Herbſtfroſt, dem man dieſe Wirkung zuſchreiben wollte, iſt gerade dem Farbenglanz ſehr feindlich; denn wenn er mit einiger Intenſität im September eintritt, ſo verbleicht die obere Hälfte des Laubes zu einer ſchmutzigen Roſtfarbe. Ebenſo nachtheilig für die glänzende Farben-Entwickelung erweiſt ſich ein zu warmer Herbſt. Nur kühle Tage und Nächte ohne Froſt begünſtigen vorzüglich die Farbenſchönheit der herbſtlichen Waldlandſchaft. Nicht ſo entſchieden treten die Wirkungen der Kälte und Hitze an der Eiche mit ihrem zähern, lederartigen Laube hervor. In der vollen Schönheit ihres Laubſchmuckes erſcheint ſie erſt, nachdem die Eſche, der Ahorn und der Tupelo (Fiſcherbaum) — dieſe Glorie des Herbſtbeginns — einen großen Theil ihrer Blätter abgeworfen haben. Die Laubfarbe der verſchiedenen Eichenarten hat freilich bisweilen nicht den Glanz und die Mannigfaltigkeit des Ahorns, iſt dafür aber um ſo dauernder und giebt der Herbſtlandſchaft ihren Charakter.

Blumen ſind allerdings ſchöner, als das farbige Laub; aber kein Blumenflor, keine blühende Baumgruppe hält den Vergleich mit der Pracht des Urwaldes in ſeinem Herbſtſchmuck aus. Wer dieſen in ſeiner ganzen Herrlichkeit und Mannigfaltigkeit ſchauen will, der mache beim Beginn des Laubfalls eine Reiſe durch die Gegenden, wo der Ahorn, die Eſche und der Tupelo vorherrſchen, und nehme ſeinen Standpunkt auf einer mäßigen Anhöhe, die ihm über einen ſanft aufſteigenden und unmerklich in das Gebirge verfließenden bewaldeten Moor einen freien Blick gewährt und ſein Auge wandert entzückt von Baumgruppe zu Baumgruppe, verſchieden an Art und Farbe. Am ſchärfſten treten um dieſe Zeit die Eichen mit ihrem geſättigten Grün hervor.

In der Niederung ſind das Scharlach und das Carmoiſin des Ahorns und des Tupelo am Hervorſtechendſten, untermiſcht mit dem prächtigen Tintenwechſel der Sträucher an den Teichen und Rinnſalen, deren Farbenſchmelz den der Bäume noch übertrifft. Wo ſich die Ebene zu den Hügelhalden erhebt, unterſcheidet man die Eſchen an den eigenthümlichen Schattirungen von Grau, Rothbraun und Purpur, ſowie den Hickory an ſeinem unveränderlichen Gelb. Die Ulme und die Linde mit ihren verwiſchten roſtigen Farben geben dem landſchaftlichen Gemälde keinen Glanz und dienen blos als Schatten, die andern Partien zu heben.

Mit der zweiten Periode des Laubfalls zeigen ſich die Baumarten ſo recht in ihrer Verſchiedenheit. Diejenigen, deren Laub ſich zuerſt verfärbt, verlieren auch am erſten ihre Blätter und ſtehen in winterlicher Nacktheit da. Andre, durch ihre Stellung vor den Einflüſſen des rauhen Wetters geſchützt, behalten ihr Laub mit dem Farbenglanz länger und harmoniren mit dem friſchen Grün der Eichen. Ferner ſind Reihen und Gruppen friſcher Weiden auf feuchten Stellen an den Straßen und in der Nähe der Bäche zu ſehen. Die exotiſchen Bäume, wie: Ulme, Trauerweide, Hartriegel in lebendigen Hecken, ſelten in Wäldern, ſind immer noch unverändert.

Man könnte meinen, ein düſterer Fichtenwald müßte in dieſem großartig ſchönen Gemälde einen traurigen Zug bilden; dem iſt aber nicht ſo. Das von der ununterbrochenen Wanderung durch die Fülle glänzender Farben ermüdete Auge bedarf der Ruhe, und dieſe bietet ihm gerade die Fichte in ihrer ſchlichten dunkeln Färbung. In manchen Gegenden, wo die Fichten zu den Urbäumen gehören, ſind ſie noch heute in großen Wäldern vorhanden, während das Laubholz an den Waldſäumen und auf den angränzenden freien Feldern nur ſehr zerſtreut ſteht. Der grüne Fichtenwald bildet den maleriſchen Grund, von dem ſich die bunten Gruppen rei-

** Vino di mezzo, oglio di sopra e mele di sotto.
De olie is best in het begin en de honig op het einde, maar in het midden dient de wijn (holländiſch).

Digitized by Google

zend abheben. Er giebt dem ſcharlachlichten Tupelo durch den Kontraſt erſt recht den wirkungsvollen Eindruck.

Die ſchönere Färbung der amerikaniſchen Waldung in Vergleich mit der europäiſchen iſt bis jetzt noch nicht befriedigend erklärt; und doch verdient dieſe Erſcheinung, als eine derjenigen, wodurch ſich die Erzeugniſſe der weſtlichen Halbkugel von denen der öſtlichen unterſcheiden, eine wiſſenſchaftliche Erörterung. Ein amerikaniſcher Naturforſcher ſagt: „Der chineſiſche Sumach und die Cydonia japonica haben im Herbſte eine ſo glänzende Färbung, wie nur irgend ein amerikaniſcher Baum, während der Silberahorn in den Weſtſtaaten — wahrſcheinlich ein Eingeborner der Weſtküſte — keineswegs die ſchönen Farben zeigt, die die andern amerikaniſchen Ahorn-Arten auszeichnen. Dieſe Thatſache brachte mich auf die Vermuthung, daß die ſchönere Färbung des Herbſtlaubes den öſtlichen Küſten beider Welten in der nördlichen Hemiſphäre eigen ſein mag. — Steht vielleicht dieſes Phänomen in Beziehung mit den kältern Wintern und heißern Sommern der Oſtküſten, verglichen mit denen der Weſtküſten? Das will ich nicht als eine Theorie, ſondern als eine Frage angeſehen wiſſen, in der Hoffnung, es könnte Reiſende veranlaſſen, durch weiter angeſtellte Beobachtungen ſie der Löſung näher zu bringen.“

Bemerkenswerth iſt, daß die einheimiſchen Bäume Amerika's, oder genauer des Feſtlandes an der atlantiſchen Seite, in glänzendern Herbſtfarben prangen, dagegen ihr Laub und ihr Grün ſchneller verlieren. Die Fruchtbäume, lauter überſeeiſche Fremdlinge, tragen noch ihren Laubſchmuck, wenn die eingebornen Waldbäume längſt den ihren abgelegt haben. Auch im Frühling machen ſich die ausländiſchen Bäume vor den einheimiſchen durch frühere Entwickelung des Laubes bemerklich. Bringen wir nun die Frühlings- und Herbſtzeit in Anſchlag, ſo dauert das Grün bei den europäiſchen Bäumen drei Wochen länger, als bei den amerikaniſchen. Die Trauerweide verliert Beides, Friſche und Laub, erſt wenn die Novemberwinde ſie mit ihrem Eishauch anwehen.

Innerhalb eines Forſtes, wo die Bäume zuſammengedrängt ſtehn, giebt es verhältnißmäßig wenig vollkommen ausgebildete Formen. Nur an iſolirten Stellen, wo ihnen Raum zur Entfaltung gegönnt iſt, erreichen ſie ihren höchſten Wachsthum. An den Rändern der Moore und Brüche können ſie nach der offenen Seite zu ihre Aeſte ungehindert und frei ausbreiten, die Kehrſeite dagegen bleibt halbentwickelt; daher der unvergleichlich ſchöne Anblick eines Gehölzes an einem Teichſaum oder Flußufer, vom Waſſer aus geſehen.

Auch in einer Felsſpalte oder Bergſchlucht kann ein einzelner darin wurzelnder Baum ſeine vollendete Entwickelung erreichen. Auf Anhöhen, die ſich jäh über das Waldniveau erheben und uns eine Rundſchau gewähren, erblicken wir einzelne Bäume, die ihre Umgebung überragen und ganz den Charakter ihrer Brüder längs der Straßen oder auf offenem Felde ausprägen. Wir ſchließen nothwendig daraus, daß der Urwald nur eine geringe Zahl ausgewachſener Bäume enthält; dieſe ſind vielmehr meiſt auf dem durch die Kultur gelichteten Boden oder auf Triften zu finden, wo das weidende Vieh den dichten Wachsthum hindert.

Nach Whately, iſt Größe der Charakter des Forſtes, Schönheit der Charakter des Hains. Dieſe Unterſcheidung wäre richtig, wenn dieſe beiden Formen ſich in ihrer Reinheit darſtellten; doch das iſt in Amerika ſelten der Fall. Es giebt hier allerdings mitunter echte Forſte; meiſt aber ſind's Blendlinge, halb Forſt, halb Hain, und manche ſind nur Bruchſtücke von Forſten, die mehr in die Geſtalt der Haine übergehen.

„Es iſt merkwürdig,“ ſagt Gilpin, „wie ſinnreich die Natur ihre Bäume miſcht, und ſie in ſo wundervoller Mannigfaltigkeit und Formſchönheit zu Gruppen geſtaltet. Die Kunſt mag ihr nachſtreben und es verſuchen, in ihren Pflanzungen Aehnliches hervorzubringen. Wer aber die naturwüchſige Zuſammenſtellung eines Forſtes mit der künſtlichen eines Luſtwaldes vergleicht, muß wenig Geſchmack haben, wenn er der Natur nicht die Meiſterſchaft zuerkennt.“

Ein dichter Forſt von hochwüchſigen Bäumen, beſonders Fichten, mit wenig Unterholz, bildet einen grünen Baldachin, getragen von unzähligen ragenden Pfeilern. Keiner betritt dieſe dunkle Einſamkeit, abſonderlich bei Windſtille, ohne den tiefen Eindruck des Erhabenen zu empfinden, der durch die Stimmen der Thiere und Vögel, durch das Hämmern des Baumhackers geſteigert wird. Das Laubdach über dem Haupte und die Entfernung alles Unterwuchſes begünſtigen die Schallreflexion, ſo daß der leiſeſte Laut vernehmbar iſt.

Der Luſtwald dagegen, in dem ſich Anmuth mit Heiterkeit paart, ruft mehr das Gefühl der Gefälligen hervor. Die Bäume ſind im Allgemeinen ſchön geformt und manche ſogar verhältnißmäßig völlig entwickelt. Ihre Schatten fallen ſcharfgeſondert auf den Boden und bilden einen grünen Teppich. Von einer nahen Anhöhe geſehen, zeigen ſie eine Mannigfaltigkeit der Umriſſe, wonach jede Art unterſchieden werden kann, während in dem Forſt das Laub zu einer zuſammenhängenden Maſſe ineinanderfließt. Ein wilder Forſt kann in einen Luſtwald umgeſtaltet werden, indem man ihn von Unterholz ſäubert und Raum für einen Raſenplatz ſchafft. Er gewährt dann wohl Schatten, Kühle und Behagen, aber die einzelnen Bäume behalten meiſt ihre hagern und unentwickelten Geſtalten.

Wo dichte Waldſtrecken mit zerſtreuten Gruppen wechſeln und hin und wieder ein Baum im Freien wächſt, da giebt es eine liebliche Landſchaft. An ſolchen labt ſich das Auge in den atlantiſchen Staaten, im Norden wie im Süden. Dieſe wechſelnde Verbindung von Wald und Buſch iſt der charakteriſtiſche Zug der Landſchaft in den ältern Dörfern Neuenglands, ja in allen vor der Revolution gegründeten Niederlaſſungen. Das Farmweſen in Neuengland — dem freilich Alle abhold ſind, die den Ackerbau zum Vortheil des großen Kapitals ausbeuten möchten — wo jeder freie und unabhängige Farmer in ſeinem beſchränkten Gebiete Wald, Weide und Ackerfeld beſitzt, erhöhet die ſchöne Mannigfaltigkeit der Landſchaft. Im Süden dagegen, wo der Ackerbau in großen Plantagen betrieben wird, begegnen wir ausgedehnten Feldern und denſelben an Umfang entſprechenden Waldgruppen....

Der Nordamerikaner lebt in einem Breitengrade und auf einem Boden, der die harmoniſche Gruppirung der Pflanzenwelt begünſtigt. Je weiter aber nach Süden wächſt die Zahl der verſchiedenen Arten, die ſich in einer Gruppe vereinigen. Im Norden liebt es die Natur, ihr Gebilde zu klaſſifiziren und jede Klaſſe in einer abgeſchloſſenen Phalanx zuſammenzuſtellen. In den Froſt- und Schneeregionen findet daher der Maler Genuß für's Auge und Beſchäftigung für den Pinſel; während dem Botaniker in der gedrängten Mannigfaltigkeit, die die Gegend des ewigen Sommers kennzeichnet, ſich reicher Stoff zu ſeinen Beobachtungen bietet.

Im Allgemeinen wachſen die Pflanzen in den hohen Breitengraden geſellig neben einander; es giebt endlich auch manche einſiedleriſche Baumfamilien. Ein Forſt z. B., der hauptſächlich aus Ulmen, Akazien, oder Weiden beſtände, gehört zu den Seltenheiten. Außer Eichen und Birken zählen im Norden zu den geſelligen Arten: die Buche, der Ahorn, der Hickory und die Zapfenbäume. Aus dem herrſchenden Vorkommen einer Art läßt ſich die Bodennatur zum Theil beſtimmen. So liebt der Rothahorn den Moorgrund und bevölkert die unermeßlichen Marſchen der Mittelſtaaten, wie wir der Birke auf den aufſteigenden Halden begegnen. Der Zuckerahorn iſt in den nördlichſten Strichen zu Hauſe. Die Pappeln, die ſonſt nur in vereinzelten Gruppen vorkommen, bilden an dem Punkt, wo der Ohio mit dem Miſſiſſippi ſeine Gewäſſer vermiſcht, mächtige Wälder, die der Landſchaft ein eigenes Gepräge ausdrücken.

Zu der Charakteriſtik der Wälder gehört auch die Ueberfülle oder Dürftigkeit des Unterwuchſes. Im Allgemeinen kennzeichnet die letztere die Föhren- und Fichten-Waldungen, die ſich auch dadurch von den Laubhölzern unterſcheiden. Jede Waldung hat auch ihre eigenthümliche Flora und Fauna, ſodaß z. B. in Eichen- und Fichtenwäldern nicht dieſelben Sträucher und Kräuter vorkommen. Sie unterſcheiden ſich auch in Bezug auf die Sauberkeit und Schönheit ihrer Stämme. Der Eichenſtamm zeigt ſich ſelbſt in dem gedrängteſten Forſte knorrig, und die Zapfenbäume werden von den abgeſtorbenen, aus den Stämmen hinausſtarrenden Aeſten entſtellt. Die Birke, die Pappel und die Buche dagegen, wenn im dichten Walde zuſammenſtehend, zeichnen ſich durch die Schlankheit, Glätte und Zärtlichkeit ihres Wuchſes aus.

Die weißen Kahnbirken kommen in Maſſachuſetts nur in ſpärlichen Gruppen vor; je weiter aber nach Norden, bilden ſie an den Flußufern beträchtliche Waldungen von großer Schönheit. Mit ihren hohen, ſchlanken, ſchneeweißen Stämmen, die, Marmorſäulen gleich, das lichtgrüne Laubgewölbe tragen, ſind ſie eine Augenweide für die Reiſenden. Von nicht geringerm Reiz ſind die Forſte der Gelbbirke. Einzelne Exemplare dieſer Abart zieren oft andre Wälder, aus denen die zarten, federartigen Wipfel emporragen.

Die kleine Weißbirke erſcheint niemals in großen Waldgruppen; wie die Erle, ſcheint ſie die Natur als Schatten zu verwenden, um die Farben-Abſtufung, dieſen hohen Reiz der Waldgemälde, zu erzeugen. Mit ihr iſt gewöhnlich der Schwarztannenwald verbrämt, und dieſem Saum ſchließt ſich der Unterwuchs der Haſel-, Kornel- und Vaccininum-Sträucher an, der ſich dann allgemach in den Raſen der anliegenden Ebene verläuft.

Die Fichten ſind geſelligen Schlages und bedecken unermeßliche Strecken in den mittleren Breitengraden; ja ſie reichen bis an die Tropenzone, wo ſie vereint mit den Zwergpalmen gleichſam eine Barre ziehen. In der Region der echten Palme jedoch hören ſie auf; und wenn unter den foſſilen Pflanzen dieſe Kinder verſchiedener Klimate nebeneinander gefunden werden, ſo iſt

Digitized by Google

man dadurch nicht zu der Annahme berechtigt, daß ſie jemals denſelben Boden bewohnt haben; ſie ſcheinen vielmehr durch eine urweltliche Natur-Revolution zufällig zuſammengerathen zu ſein. ...

Aus dem mit dem vieljährigen Abfall der Nadeln bedeckten Boden der Fichtenwälder entkeimen Pilze verſchiedener Form und Größe, die in Farbenpracht mit den Blumen wetteifern. Hier prangen neben einander: die Monotropa, der prächtige Venusfuß (Cypripodium), das Korallenmoos, die immergrüne Thaubeere, die ihre gleißenden Blätter über den Raſen hinzieht und ihre perlenſchnurförmig gereiften Früchte mit den Scharlachbeeren der Mitchella paart, die Pyrola, von den Indianern Pipiſſewu genannt und als Spezificum gegen die Auszehrung gebraucht, ſtreckt ihre blaßpurpurnen Dolden gleichſam dem Kranken entgegen, ihn einladend, das dargebotene Heilmittel anzunehmen.

In noch höherm Breitengrade nimmt die dunkle, majeſtätiſche Föhre den erſten Rang ein; ſie wird als das leibliche Kind der Polargegenden angeſehn. Einen heitern Kontraſt zu ihrer melancholiſchen Größe bewirken die ſich ihr anſchließenden Gruppen der anmuthigen Birken und der lebhaften Zitterpappeln.

Die Fichtenwälder der Südſtaaten, die mit der nördlichen Schwarztanne, der Ginſtertanne, dem Rothahorn, dem Storax untermiſcht ſind, gelten für einen ſehr geſunden Aufenthalt. Die Seeanwohner beſuchen ſie im Sommer, um den überhand nehmenden Fiebern aus dem Wege zu gehen.

Merkwürdiger Weiſe unterſcheiden ſich die beiden entgegengeſetzten Klimate durch eigne immergrüne Gewächſe. So ſind die Nadelhölzer, wie die Fichte und ihre Verwandten, das Merkmal der kalten und polaren Zonen nördlicher Breite; während die Myrthe, die Magnolia und andre breitblätterige Immergrüne die äquatoriſchen und tropiſchen Gegenden bezeichnen. Die Bäume mit hinwelkendem Laub ſind in den gemäßigten Strichen einheimiſch.

Ohne Zweifel giebt es Wälder, die ſo alt ſind wie die Geſchichte der Menſchheit; allein von einzelnen Bäumen läßt ſich das nicht ſagen. Wie beim Menſchengeſchlechte, dauert die Geſammtheit fort, während das Individuum vergeht und einem andern Platz macht. Schwerlich läßt ſich ein Baum auf Erden nachweiſen, deſſen Alter tauſend Jahre überſteigt. Neben dem alterſchwachen Baume erhebt ſich ein jugendlich kräftiges Reis, entſaugt ihm ſeine letzten Kräfte, daß er verkümmert der Verweſung heimfällt. Auch Stürme und Wirbelwinde, die ſich gerade die bejahrteſten und höchſten Stämme zum Ziel erſehen, tragen das Ihrige bei, aus den Wäldern die älteſten Bewohner wegzuräumen. ...

Wenn irgend ein waldiges Stück Erde den Namen „Urwald" verdient, ſo iſt es, nach Humboldt's Meinung, die unabſehbare Strecke zwiſchen dem Amazonen- und Orinokofluß in der heißen Zone Amerika's. Dieſer Forſt, dem keiner in der Welt an Ausdehnung gleichkommt, nimmt ein Areal von tauſend (engl.) Quadrat-Meilen ein. In dieſem ungeheuern Wuſt üppiger Vegetation zieht ſich der Unterwuchs von Reben und Buſchwerk von Baum zu Baum und bildet einen faſt undurchdringlichen Wall. Unermeßliche Ströme mit ihren Zuflüſſen durchſchneiden die Wildniß nach allen Richtungen und eröffnen die einzigen Zugänge für den Handelsverkehr.

Hier grünt das Laub jahraus jahrein, und Blätter löſen Blüthen in ununterbrochener Folge ab; allein für den Graswuchs iſt die Dunkelheit nicht günſtig, und der Boden iſt daher kahl. Schmarotzerpflanzen aber zu Tauſenden wurzeln in der Rinde dieſer Rieſenbäume, an denen ſie mit ihren zierlichen Gewinden hinanklimmen. In dieſer ungeheuern Einöde findet das umherirrende Auge nur Erholung, wenn es auf dem hellern Waſſerſpiegel der Flüſſe und Teiche ruhet. Alles ringt, ſich aus dem Kerker ſchauerlicher Finſterniß zu befreien. „Die Pflanze ſelbſt kehrt freudig ſich zum Lichte."

An eine Verwirklichung der poetiſchen Vorſtellungen von arkadiſchem Frieden und ländlicher Seligkeit der erſten Menſchen iſt hier nicht zu denken. Es hauſen hier die monſtroſeſten und ekelhafteſten Geſchöpfe neben den ſchönſten und anmuthigſten. Die Luft erzittert fortwährend von den widerwärtigſten Mißtönen, von denen der lieblichſte Geſang der Vögel übertäubt wird. Das Geheul der Affen, das Wimmern des Sapaju, das Brüllen des Jaguar und anderer Ungethüme bilden zuſammen ein Concert, das den Hörer um die Sinne bringen kann. Selbſt die Inſekten machen mit ihrem Schwirren und Summen ein Getöſe, das dem Raſſeln und Dröhnen der Maſchine in einer Fabrik gleicht. Nur um die Mittagzeit tritt eine momentane Stille ein, die durch den Kontraſt mit dem vorangegangenen Lärm eine feierliche Stimmung hervorruft. Das wunderbare Farbenſpiel der Blumen, Inſekten und Gefiederten verliert ſeine zauberhafte Wirkung auf den Beſchauer, der ſich von Schrecken und Gefahren umgeben ſieht.

Aehnliche Kontraſte bemerkt man an der Vegetation dieſer Gegend, wo die Rieſenbäume von den wuchernden Reben umſchlungen und zuletzt erſtickt werden. Die Pflanzen ſtehen ſo wirr und bunt durch einander, als hätte die Natur einen Trumpf darauf geſetzt, die möglichſte Mannigfaltigkeit und die ſchroffſten Gegenſätze in dem engſten Raum zuſammenzudrängen. Tödtlichgiftige Bäume wachſen neben dem nährenden Brodfruchtbaum, dem erquickenden Kokosnußbaum, dem heilenden Chinarindbaum. Hier, wie ſonſt nirgends, können wir uns eine annähernde Vorſtellung machen von dem Zuſtande unſres Planeten in der vorgeſchichtlichen Periode, ehe die Schöpfung unter die Herrſchaft des Menſchengeſchlechtes gekommen iſt.

Hat ſich die Natur hier in der ganzen Ueberſchwänglichkeit des Thier- und Pflanzenlebens offenbart, ohne daß dieſe Fülle dem Menſchen zugute kommt; ſo hat ſie wiederum an andern Orten deſto liebevoller für ihn geſorgt, und z. B. den Bewohnern der heißen Himmelsſtriche in der Banane, dem Kakao, der Dattelpalme ihre reichen Gaben geſpendet.

Die Palmen finden ſich im Allgemeinen blos in kleinen Gruppen und Anpflanzungen; gewiſſe Arten aber bilden Wälder von bedeutendem Umfange nnd ſtellen die reizendſten Landſchafts-Gemälde dar. An der Mündung des Orinoko dehnt ſich ein ſolcher Wald, der hauptſächlich aus mauritaniſchen Palmen beſteht, in welchem Guaranos-Indianer gleich den Affen faſt ausſchließlich unter und auf den Bäumen in Hängematten leben. In der Regenzeit, wenn der Boden überſchwemmt iſt, fahren ſie in ihrem Dorfe in Kanoes umher.

Die Schilderung eines Palmenhaines war ſtets ein Lieblingsthema der von ſeiner Schönheit entzückten Reiſenden. In ihm gipfelt, nach Humboldt, der, unbeſchadet der in's Einzelne gehenden wiſſenſchaftlichen Beobachtung und Forſchung, die Natur mit dem Auge des Malers und dem Gemüth des Dichters anſchaute, die Schönheit der Pflanzenwelt.

In der Nähe des Aequators nehmen manche Pflanzen, die in unſerm Breitengrade bloße Kräuter und Gräſer ſind, baumartige Formen an. So bilden die Grasbäume undurchdringliche Waldungen und ähneln den Föhrenwäldern des Nordens, wenn auch nicht an Großartigkeit und Schönheit, doch im Umfange. Wir kennen die Farrenkräuter eben nur als Kräuter, die ihr Laub unmittelbar aus dem Boden treiben. Wir weiden uns an den ſchönverflochtenen Blättern, die mit ihren rothen, gelben und braunen Farben im Juli unſre Wieſen ſchmücken, im Winter ihre grünen Gewinde um die felſigen Hügel ſchlingen.

Allein in gewiſſen Gegenden der heißen Zone legen die Farrenkräuter das beſcheidene Gewand des Nordens ab, geſellen ſich nicht mehr zu dem demüthigen Veilchen, laſſen ſich nicht mehr die Wieſenraute über den Kopf wachſen, ſondern erheben ihre Blätter hoch in die Luft, und nehmen Wuchs und Würde der Bäume an. Bei uns ſieheſt Du auf die Farrenkräuter verächtlich herab und trittſt ſie unter Deine Füße; dort mußt Du zu ihnen hinaufſchauen, die ihr prächtiges Laub gleich einem großen Zelte über Dein Haupt breiten.

Die baumhohen Farrenkräuter, obgleich vorzugsweiſe auf die Tropenzone angewieſen, können dennoch nicht die Hitze in den Ebenen derſelben ertragen. Sie bewohnen vielmehr die Höhen, etwa 3000 Fuß über dem Meeresſpiegel, in einer ununterbrochenen Frühlings-Temperatur und in der Region der niedrigſten Wolkenſchichten, die ihnen ihre wohlthätige Feuchtigkeit ſpenden, bevor ſie ſich in Regenſchauern zur Erde ſenken.

Humboldt reiht ſie den edelſten Formen tropiſchen Pflanzenwuchſes an. Nicht ſo ſtattlich, wie die ſtolze Palme, übertreffen ſie dieſelbe an Schönheit des Laubes. Sie, wie die baumartigen Gräſer, ſind echte Proben der Pflanzen von einfach organiſchem Bau, wie man ſie unter den urweltlichen foſſilen Ueberreſten findet, aus der Zeit, wo die Iſaurier und Maſtodone die Herren auf Erden ſpielten, bevor der Engel des Lichts vom Himmel niederſtieg, um einem höhern Weſengeſchlecht die Wohnung zu bereiten.

## Polen.

### Der Rathhausbrand in Warſchau.*

Warſchau, Ende October 1863.

Das große Ereigniß der letzten Tage iſt die Zerſtörung des hieſigen Rathhauſes durch ein Feuer, welches diejenigen, die, wie ich, es in der

* Aus den Berichten des Times-Korreſpondenten (Mr. Southerland Edwards.)

Digitized by Google

Nähe ſahen, als das Werk von Brandſtiftern erkannt haben müſſen. Ich weiß nicht, wer es angezündet hat, oder warum es angezündet wurde, die Ruſſen aber gaben ſich die größte Mühe, es ſo raſch als möglich zu löſchen, retteten die Archive und das Mobiliar und verhinderten die Flammen, den Theil des Gebäudes zu erreichen, in welchem ſich eine Anzahl von politiſchen Gefangenen befanden.

Zweimal während der letzten Wochen ging das Wort von Mund zu Munde in Warſchau, daß am Abend „Etwas" paſſiren werde, aber Alles blieb ruhig, mit der alleinigen Ausnahme, daß vor ein paar Nächten ein gewiſſer Dombrowski in der ſogenannten langen Gaſſe von den „National-Gendarmen" angefallen und für todt (er lebt aber noch) gelaſſen wurde. Am Sonntag Mittag jedoch gab der ſchwere Tritt der Infanterie, das Hin- und Hergaloppiren der Koſaken und das Durcheinanderwogen aufgeregter Maſſen von Frauen und Männern den Straßen, in welchen dieſe Bewegung ſtattfand, das dem continentalen Reiſenden während der letzten funfzehn Jahre ſo bekannte Anſehen einer nahenden Emeute. Ein Aufſtand in Warſchau im gegenwärtigen Augenblick würde nichts Anderes bedeuten, als die Niedermetzelung der Einwohner und das Bombardement der Stadt durch die Citadelle; aber die Lage der Bewohner von Warſchau und der Polen im Allgemeinen iſt jetzt ſo verzweifelt, daß trotzdem ein Aufſtand nicht zu den Unmöglichkeiten gehört. Sicher iſt es, daß man mit dem Gedanken einer Schilderhebung umging, und obgleich die von den Ruſſen getroffenen Vorſichtsmaßregeln aller Art die Ausführung eines ſolchen Plans von Tag zu Tag ſchwieriger machen, ſo hatte man doch am Sonntag einigen Grund zu der Annahme, daß er im Begriff ſei, verwirklicht zu werden. Es glauben hier Viele, daß die grauſamen Repreſſiv-Maßregeln, welche bei der gegenwärtigen Stimmung der ruſſiſchen Soldaten ohne Zweifel auf einen ſolchen Verſuch, oder auf irgend welchen organiſirten Widerſtand von Seiten der Polen folgen würden, einen Ausbruch der Entrüſtung in Frankreich und England hervorrufen müßten, der den Regierungen dieſer Länder keine andre Alternative laſſen würde, als Rußland den Krieg zu erklären. Dies ſcheint mir die traurigſte aller politiſchen Berechnungen, denn wenn man die Ruſſen auch provocirt, könnten ſie es doch in Warſchau kaum ärger treiben, als ſie es ſchon in den Provinzen getrieben haben und es noch immer thun. Die Weſtmächte haben gezeigt, daß ſie Akte der Barbarei dulden können — nicht mit Gelaſſenheit und nicht ohne die ſtärkſte Mißbilligung, aber doch dulden können — welche ſie zur Intervention hätten bewegen müſſen, wenn auch kein Interventionsrecht von ihrer Seite exiſtirt hätte. Es iſt wahr, daß eine Gewaltthat in Warſchau im Auslande größeres Geſchrei erregt, als hundert ähnliche, die auf dem Lande begangen werden, aber bei alledem weiß Jeder, daß Edelhöfe verwüſtet, die Bauern gegen die Edelleute aufgeſtachelt, die Edelleute ſelbſt verhaftet, mißhandelt und ihre Güter confiſcirt wurden, wenn ſie auch nur der Unterſtützung des Aufſtandes verdächtig waren, an welchem ja Perſonen von allen Ständen thätigen Antheil genommen hatten. Wenn der durch die Kenntniß ſolcher Thatſachen erregte Unwille ohne Wirkung blieb, welchen Vortheil könnte man von einer Kataſtrophe in Warſchau erwarten, von der der einzige ſichere Erfolg darin beſtände, daß er die hülfloſe Stadt allen Schrecken eines Sturmes ausſetzen würde?

Niemand, der nicht mit den Geheimniſſen der Nationalregierung vertraut iſt, kann ſagen, zu welchem Zweck das Rathhaus in Brand geſteckt wurde. Gewiß iſt nur, daß das Feuer nicht zufällig entſtanden iſt. Der offizielle Bericht giebt darüber nichts weiter an, als daß man die Flammen zuerſt aus einem Saale im zweiten Stock hervorbrechen ſah, in welchem gewiſſe Archive aufbewahrt werden, und daß ſie bald nachher in einem anderen Theil des Gebäudes ausbrachen, der zum Repoſitorium der Polizei-Akten dient. Von einem Augenzeugen wird mir erzählt, daß, nachdem man des Feuers zum Theil Herr geworden, es an einer ganz neuen Stelle wieder aufloderte. Nach dem allgemeinen Gerüchte, begann das Feuer am Dach, und zwar an mehreren Stellen zugleich, und als ich das Gebäude ſah, wo der Brand ſchon ſechs Stunden gedauert hatte, ſtand das ganze Dach in Flammen, obwohl in vielen von den Zimmern unmittelbar unter demſelben kein Feuer zu ſein ſchien, außer dem, was von der herabfallenden Gluth herrührte. Von dem rechten und linken Flügel jedoch waren alle obern Stockwerke nach vorn heraus in Flammen, und der linke Flügel brannte auch von hinten.

Es wäre voreilig, zu behaupten, daß die Polen nicht ihr eigenes Rathhaus anzünden werden; ja, es iſt möglich, daß die Nationalregierung ſchon an einem Manifeſt arbeitet, in welchem ſie dieſen Akt aus politiſchen Gründen rechtfertigt. Ich habe viele anſtändige Polen die gegen die Nationalregierung erhobene Anſchuldigung, den Mordverſuch auf den General Berg angeordnet und geleitet zu haben, mit Entrüſtung leugnen hören, bis endlich die Nationalregierung ſehr unbefangen die Verantwortlichkeit dieſes Verbrechens auf ſich nahm. Man ſage noch weniger, daß die Ruſſen das Rathhaus angeſteckt haben, um es zum Vorwand zu benutzen, ihre Strenge gegen die Bewohner von Warſchau zu verdoppeln. Eine ähnliche grundloſe und lächerliche Erklärung des Attentats gegen den General Berg wurde vor einigen Tagen in Umlauf geſetzt. Die Ruſſen regieren Polen leider in ſo despotiſcher Manier, daß ſie keiner Vorwände für ihre Handlungen bedürfen; bisjetzt ſind ſie jedoch nicht ſo weit gegangen, polniſche Städte niederzubrennen. Im Gegentheil wäre ein Theil Warſchaus an jenem Sonntag ohnfehlbar niedergebrannt, wenn der Wind etwas ſtärker und die Feuerſpritzen nicht zur Hand geweſen wären.

Der Brand hatte offenbar die Ruſſen in große Unruhe verſetzt, und wenn ſie eine Emeute in Warſchau hervorzurufen wünſchten, ſo hätten ſie nichts weiter nöthig gehabt, als ihre Truppen auf ein paar Stunden in die Kaſernen zu conſigniren. Das Feuer konnte ein Signal ſein, obgleich es, wie es ſcheint, kein ſolches geweſen iſt; oder es konnte in der Abſicht angelegt ſein, die Hauptmaſſe der Truppen nach einem beſtimmten Stadttheil zu lenken, um die übrigen Viertel verhältnißmäßig unbeſetzt zu laſſen; oder es konnte ihm einfach die Hoffnung zu Grunde liegen, Verwirrung, Unordnung und ein Blutvergießen herbeizuführen, das in West-Europa allgemeine Empörung erregen würde. In jedem Fall thaten die Ruſſen wohl daran, alle möglichen Vorſichtsmaßregeln zu treffen. Die ganze Beſatzung wurde auf den Straßen, den öffentlichen Plätzen und Gärten aufgeſtellt, und den Tag und die Nacht über wurden die Zugänge, die nach dem großen, offenen Raum führen, an deſſen einer Seite das Rathhaus ſtand (die Mauern deſſelben ſtehen noch), dem Publikum geſchloſſen und die Endpunkte von Infanterie und Koſaken bewacht. Was aber nicht nöthig ſchien, war, daß die Koſaken ihre Peitſchen gegen das Volk gebrauchten und ſogar ruhige und harmloſe Leute für ihre Angriffe auswählten, wie es mitunter geſchah. Der Warſchauer Janhagel würde freilich unter bewandten Umſtänden ſelbſt die Geduld des ſprüchwörtlich geduldigen Policeman auf die Probe ſtellen, da die Sympathie und der Beifall des Publikums hier denjenigen geſichert ſind, die das Geſetz verletzen, und der Uebertreter der nothwendigſten Polizei-Regeln ein populärer Held iſt, ſo lange er ſtraflos bleibt, und zum populären Märthyrer wird, wenn ſein Vergehen ihm Strafe zuzieht. Als kaltblütiger Engländer, kann ich nicht das geringſte patriotiſche Verdienſt darin erblicken, daß man Anordnungen mißachtet, die in der Abſicht erlaſſen werden, ein nationales Gebäude vor der Zerſtörung zu retten; aber andrerſeits iſt es bei der jetzigen Aufregung in Warſchau nicht zu erwarten, daß man in einem Konflikt oder in einem einfachen Streit zwiſchen einem Ruſſen und einem Polen dem Erſteren unter irgend welchen Umſtänden Recht geben werde.

Um 6 Uhr Nachmittags, als das Feuer ſeinen Höhepunkt erreicht hatte, zwang mich der Hunger und eine Einladung zum Mittag-Eſſen am Rathhaus vorbeizugehen, was ich unter dem Schutz eines ruſſiſchen Offiziers ohne Hinderniß und ohne Contact mit der furchtbaren Koſakenpeitſche zu Stande brachte. Mitten auf dem Platze lagen die aus dem Brande geretteten Gegenſtände aufgehäuft — Akten, Mappen, Papierbündel mancherlei Art, mit Tiſchen, Stühlen, Sophas und anderen leichteren Mobilien. Einige Infanterie-Compagnien ſahen zu, und die Nebenſtraßen wurden von Koſaken frei gehalten, welche hin- und herritten und ihre Prügel unter die Vorübergehenden austheilten. Allerdings wurden keine empfindlichen Schläge verſetzt, aber die Polen lieben es einmal nicht, ſich wie Hunde behandeln zu laſſen, und dieſe Behandlung wird ihnen bei der geringſten Veranlaſſung, oder ohne alle Veranlaſſung angeboten. Da es Sonntag war, ſo wimmelten die Straßen von Menſchen, und ich konnte beurtheilen, ob die Bevölkerung von Warſchau im Allgemeinen von den endlichen Maßregeln der Ruſſen eingeſchüchtert ſei oder nicht. Wenn ſie die Ruſſen aber in einem Dutzend Treffen geſchlagen hätten, würden ſie keine zuverſichtlichere und ſtolzere Miene haben zeigen können, als ſie jetzt den Truppen gegenüber zur Schau trugen. Anderſeits benahmen ſich die Truppen, mit Ausnahme der Koſaken, ſo ruhig und anſtändig, wie Londoner Policemen, und es lag demnach kein Grund zu ernſtlichen Beſorgniſſen vor. Was die Koſaken betrifft, ſo ſcheint ihre Prügelſucht eine Krankheit zu ſein, aber eine Krankheit von ſehr bösartigem Charakter, der man Einhalt thun ſollte. Wie Boxer, die zu einem Schlage ausholen, üben ſich dieſe Prügel-Virtuoſen beſtändig im Gebrauch ihrer langen, ledernen Riemen. Zuweilen thun ſie es, um Leute zurückzutreiben, die ſich ohne Noth vordrängen, aber oft prügeln ſie aus bloßer Gewohnheit und um nicht aus der Uebung zu kommen. Der Pole, der den Schlag empfängt, lächelt verächtlich und die Umſtehenden murmeln Verwünſchungen, aber die Koſaken nehmen von dieſen Kundgebungen nicht die mindeſte Notiz, ſondern reiten in vollem Trab das Trottoir wie den Damm ent-

Digitized by Google

lang, als freuten ſie ſich ihrer wilden Freiheit. Uebrigens ſind die Koſaken, von dieſer Manie abgeſehen, nicht roher, als die anderen ruſſiſchen Truppen, und dieſe ſind nicht roher, als die Soldaten anderer Militair-Despotismen, in welchen die Armee nicht als der Beſchützer, ſondern als der Feind der bürgerlichen Geſellſchaft betrachtet wird, und in welcher eine wahrhafte Disziplin nicht exiſtirt und exiſtiren kann.

## Frankreich.

### Oppoſitions-Literatur.

Neue Werke von den Koryphäen des Antibonapartiſten.

Die politiſche Welt hat den Ausfall der Pariſer Wahlen als ein Ereigniß von größter Tragweite angeſehen, und ſie hat die dieſem überraſchenden Reſultate zugeſchriebene Bedeutung gewiß nicht überſchätzt. Der denkende Zeitungsleſer, der nicht nur nach den „neueſten Nachrichten," nach den ſkandalöſen unter den „vermiſchten Nachrichten" und nach Todesanzeigen und Verlobungen gattert, hat ſich ſagen müſſen, daß wir vor einem in die Geſchichte Europa's tiefeingreifenden Ereigniß ſtehen, vor einer Thatſache, welche eine Periode des ſtaatlichen Lebens beſchließt und eine andere eröffnet. Mit der neuen Pariſer Kammer, die jetzt ihre Pforten geöffnet, hat ſich die Phyſiognomie der franzöſiſchen Politik total geändert. Hinter uns liegt das furchtbare Decennium der Napoleoniſchen Beglückungs-Theorien, des phraſenhaften Schwindels, des gewiſſenloſen Abſchlachtens pour les beaux yeux de la gloire, des großnationalthümlichen Siegestaumels. Die korrumpirende Herrſchaft einer unkontrolirten Perſönlichkeit hat ein Ende; der Gedanke einer geſunden Oppoſition hat ſich Bahn gebrochen; die ſchnatternden Gänſe haben das ſchlafende Kapitol geweckt und gerettet; es kommt wieder Leben in die Welt. Wir gehen einer neuen Periode entgegen; ich nenne ſie abſichtlich nicht „neue Aera," denn ich bin abergläubiſch. Die Leute, welche Paris in die Kammer gewählt hat, verbinden mit der größten perſönlichen Ehrenhaftigkeit ein durch und durch gebildetes politiſches Wiſſen, Einzelne ſogar ein bewährtes, eminentes, ſtaatsmänniſches Talent, unterſtützt durch überzeugte und überzeugende Beredtſamkeit. Solche Leute macht man mit trikoloren Siegesphraſen nicht mundtodt und an Stelle der allerunterthänigſten Lobhudelei tritt das Regiment der ernſten Kritik, der unerbittlichen Logik.

Der einzige Mann, der einem ſo furchtbaren, einem ſo gefährlichen Feinde mit dem Schwerte der feurigen und begeiſterten Rede wirkſam hätte begegnen können, Billault, hat ſeine Augen für immer geſchloſſen. Mit ihm begrub der franzöſiſche Selbſtherrſcher ſeinen koſtbarſten Talisman. Ein ſolcher Man läßt ſich ebenſowenig erſetzen, wie ein Cavour; man kann ſeiner entbehren, weil man ſeiner entbehren muß, aber die Lücke bleibt unausgefüllt. Und welches ſind die Folgen? Ich erinnerte an Cavour. Iſt nicht mit ihm das einheitliche Königreich Italien in das Grab geſtiegen? Gab es eine feindſelige Actionspartei unter Cavour, und war an einen Tag von Aſpremonte zu denken? Was iſt aus dieſem feurigen, einheitliebenden Italien geworden? Es iſt eingeſchlafen, es nimmt Paraden ab, gähnt und langweilt ſich und Andere. Mit Billault ſtarb die Begeiſterung für mexikaniſche, cochinchineſiſche und ſyriſche Expeditionen, und unſere Generation wird dem Reſurrexit! ſchwerlich beiwohnen. Wir wollen dies friſche Grab nicht antaſten, aber wir wollen auch nicht einſtimmen in die unſinnig hyperboliſchen Lobeserhebungen, die dem dahingeſchiedenen Miniſter von einem großen Theile der europäiſchen Preſſe geſpendet ſind. Daß man den Todten nur Gutes nachſagen ſoll, berechtigt noch nicht zu excentriſchen Unwahrheiten, und es iſt nicht zu leugnen, daß, ſo ehrenhaft und unantaſtbar der perſönliche Charakter Billault's geweſen ſein mag, der Einfluß ſeiner herrlichen Begabung im Dienſte eines Napoleon verderblich ſein mußte und verderblich war.

Die Oppoſition fühlt ſehr wohl, daß ſie zu neuem Leben erſteht, und es iſt gewiß keine zufällige Erſcheinung, wenn wir ſehen, wie ſchon mit dem nahenden Winter die hervorragenden geiſtigen Produkte, welche die Aufmerkſamkeit des gebildeten Frankreichs auf ſich zu ziehen berufen ſind, ſammt und ſonders von der Oppoſition in ihren bedeutenderen Vertretern herrühren. Es iſt mir gegönnt worden, einen Blick in das Verzeichniß der demnächſt bei Lacroix, Verboeckhoven u. Co. (Brüſſel) zu erſcheinenden Bücher zu werfen, denſelben unternehmungsmuthigen Verlegern, die durch den Ankauf der „Misérables" von Victor Hugo eine europäiſche Berühmtheit erlangt haben. Die erſten Namen, denen ich auf dieſer Verlagsliſte begegnet bin, ſind die folgenden, ein förmliches politiſches Programm: Lamartine, Pelletan, Michelet, Edgar Quinet, Louis Blanc, Charras, Jules Simon!

Von einer eingehenden Beſprechung kann natürlich noch nicht die Rede ſein; das „Magazin" wird jedenfalls auf die hervorragenderen Werke zurückzukommen Gelegenheit haben. Vorläufig nur die Titel und eine gedrängte Inhaltsangabe.

Lamartine tritt gleichzeitig mit drei Werken hervor. Das erſte: „L'histoire de la France pendant vingt ans" (1830 bis 1850) iſt acht Bände ſtark und enthält die vollſtändige Sammlung der Parlaments-Reden des berühmten Politikers und großen Poeten. Natürlich konnten dieſe Reden, wenn ſie auch nach ſtenographiſchen Aufzeichnungen einfach reproducirt und geordnet waren, nur dann auf ein reges Intereſſe der Leſer-Welt Anſprüche erheben, wenn gleichzeitig auch an die politiſchen Ereigniſſe, welche dieſelben veranlaßt haben, erinnert wurde. Lamartine hat es vorgezogen, den commentirenden Text zur zweiten Hauptſache zu machen, eine vollſtändige Geſchichte Frankreichs während der beiden Decennien von 1830 bis 1850 zu ſchreiben und ſeine Reden in ihrem Wortlaute damit zu vermählen. Der elegante Hiſtoriograph der „Girondiſten" hat ſeine Befähigung für dieſe ſchwierigſte aller Wiſſenſchaften, für die Geſchichtsſchreibung, bereits in glänzender Weiſe bekundet. An intereſſantem Stoff fehlt es wahrlich nicht. Wir werden dem Sturze der Bourbonen, dem Aufblühen eines conſtitutionell-bürgerlichen Königthums, und einem durch ſeine eigene Schlaffheit herbeigeführten Untergange, wir werden endlich der Revolution von 1848, der Präſidentſchaft und den Vorbereitungen zum Staatsſtreich beiwohnen. Wenn der Autor nicht in den alten Fehler verfällt, und mit ſeiner allerdings höchſt intereſſanten Perſönlichkeit gar zu ſehr aus dem Rahmen hervortreten will, wenn er auch in Betreff ſeiner eigenen Perſon das nothwendige sine ira ac studio beherzigen kann, dann werden wir ein intereſſantes, gut geſchriebenes und vortreffliches Werk erhalten.

Lamartine, dieſes ſonſt ſo ſympathiſche, edle Dichterherz, laborirte bekanntlich nicht an übertriebener Beſcheidenheit; unſere Vorſicht iſt gerechtfertigt, und wenn wir nur den Titel des zweiten Buches leſen: „L'histoire de mon siècle, mes mémoires," überkommt uns ſchon ein gewiſſes banges Vorgefühl, daß wir hier eine allzu praktiſche Verwirklichung des Goethe'ſchen: „Nur Lumpe ſind beſcheiden," finden werden. Lamartine ſchreibt nicht die Geſchichte „unſeres," er ſchreibt die Geſchichte „ſeines" Jahrhunderts. Das Werk wird biographiſche Skizzen aus dem Leben der berühmteſten Perſönlichkeiten dieſes „ſeines" Jahrhunderts enthalten, die mit dem Autor faſt ſämmtlich auf mehr oder minder vertrautem Fuße geſtanden haben.

Das dritte Werk endlich: „La biographie des grands hommes" erſtreckt ſich nicht nur auf die jüngſte Vergangenheit. Hier finden wir die großen Männer aller Zeiten durch einen großen Mann der unſrigen verherrlicht: Mirabeau, Danton, Michel Angelo, Mahomed, Solon, Perikles ꝛc. Das herrliche Darſtellungs-Talent, der warme, ſchöne Styl und die großartige, ideale Auffaſſung des Autors berechtigen uns a priori zu der Behauptung, daß uns ein Meiſterwerk bevorſteht.

Eugène Pelletan, einer der Pariſer Oppoſitions-Deputirten, der alte Redacteur an der „Presse" und am „Courrier du Dimanche" veröffentlicht ſeine Werke mit ſtolzen, aber auch verwegenen Titeln: „La femme au XIX siècle" und L'homme au XIX siècle." Das energiſche, feurige Talent und die politiſche Perſönlichkeit des Autors ſind uns durchaus ſympathiſch. Sein zuletzt veröffentlichtes Buch: „Das moderne Babel" hat auch in Deutſchland Aufſehen erregt. Was dieſe beiden jetzt annoncirten Werke uns beſcheeren, kann ich nach den wenig bezeichnenden und vielverſprechenden Titeln nicht verrathen.

Edgar Quinet nennt ſeine neueſte Studie „La Revolution." Ich habe in einer Brüſſeler Korreſpondenz geleſen, daß die Verleger für das Eigenthumsrecht innerhalb zehn Jahren ein Rieſen-Honorar, irre ich nicht, 50,000 Franken gezahlt hätten. Quinet ſteht bekanntlich auf der äußerſten Linken und gehört zu den philoſophiſch gebildetſten Franzoſen. Ich bin geſpannt, wie er das Prinzip der Revolution, auf dem die moderne Geſellſchaft baſirt iſt, nach Proudhom darlegen, beleuchten, ergründen wird, in welchen Punkten er mit ſeinem berühmten Schickſalsgenoſſen zuſammentrifft, und in welchen andern er von ihm abweicht.

Ein jeder dieſer Namen iſt eine Demonſtration. Es bedarf keines Kommentars, um den Sinn und die Tragweite dieſer Publicationen zu ermeſſen. Auch noch ein anderer ſozialer Roman eines ungenannten Autors ſcheint, nach dem, was ich darüber vernommen, zu derſelben Kategorie gezählt werden zu müſſen. Dieſer Tendenz-Roman, „Le Maudit" überſchrieben und als von einem Abbé *** herrührend, bezeichnet, eifert gegen

Digitized by Google

den Stand, der den katholiſchen Prieſtern in der modernen Geſellſchaft durch das Beibehalten veralteter Prinzipien einer andern Zeit bereitet iſt. Für unſer zum größten Theil proteſtantiſches Deutſchland hat dieſe polemiſche Schrift nur eine relative Bedeutung. In den katholiſchen Ländern wird ſie um ſo mehr Aufſehen erregen. Namentlich ſoll der Cölibat ſcharf angegriffen ſein.

So dürftig dieſe Notizen auch ſein mögen, ſoviel dürfte der freundliche Leſer aus ihnen entnehmen können, daß wir einem in literariſcher Beziehung ſehr intereſſanten Winter entgegengehen. Für heute habe ich mich auch jeder kritiſchen Gloſſe enthalten und nur ein erſtes Signal geben wollen; iſt mir dies gelungen, ſo habe ich meinen Zweck erreicht.

p. c.

## Mannigfaltiges.

— Droyſen zum ſchleswig-holſteiniſchen Erbfolgeſtreit. Der berühmte Hiſtoriker Joh. Guſt. Droyſen hat ſoeben, ſehr à propos, eine Reihe von publiciſtiſchen Abhandlungen erſcheinen laſſen,* deren erſtes Heft der ſchleswig-holſtein'ſchen Frage gewidmet iſt. Die in dieſem Heft enthaltenen Aufſätze ſind allerdings von älterem Datum, jedoch großentheils der neuen Sachlage in den Herzogthümern entſprechend. Gleich der erſte: „Zur Lehre von der Legitimität," ſchneidet tief in die ſchwebende Frage ein. Wir erſehen aus dieſer Abhandlung, daß, nach Einführung der däniſchen Verfaſſung von 1848, die von der däniſchen lex regia (Konge-Lov) feſtgeſtellte Erbfolge-Ordnung noch unverſehrt fortbeſtand und hiernach, im Falle des Ausſterbens der männlichen und des Eintrittes der weiblichen Linie des Hauſes Oldenburg, eine lange Reihefolge von Cognaten den Prinzen Chriſtian von Holſtein-Glücksburg vom däniſchen Throne ausſchloß. Dem jetzigen König Chriſtian IX. ſtehen die Auguſtenburger weit voran; ſelbſt die Prinzen Alexander und Georg von Preußen haben, vermöge ihrer (Anhalt-Bernburgiſchen) Descendenz, ein viel größeres Recht. Die nächſten legitimen Thronerben waren, nach der lex regia, deren Erbfolge-Ordnung durch keinerlei Protokoll fremder Mächte aufgehoben werden konnte, die Landgräfin Charlotte von Heſſen und die Töchter des Königs Friedrich VI. Nach dem Verzichte dieſer weiblichen Cognaten, ſind die Auguſtenburger auch in Dänemark die berechtigten Thronerben; ſie ſind es, trotzdem ſich der Herzog Chriſtian Auguſt mit einer Gräfin verheiratete, da im Oldenburgiſchen Fürſtenhauſe obſervanzmäßig die unebenbürtigen Ehen den Nachkommen nie geſchadet haben. (Auch die Großmutter Chriſtian's IX. war eine Gräfin Schlieben, ſeine Urgroßmutter eine Gräfin Dohna). Es folgen dieſer Abhandlung noch mehrere andere von gleichem Intereſſe, z. B. die über den Krimkrieg und die baltiſche Frage, worin auf die innige Verbindung der beiden Herzogthümer und ihre nothwendige Trennung von Dänemark nach dem Ausſterben des königlichen Mannesſtammes, als im Intereſſe einer nationalen, deutſchen Politik, hingewieſen wird. Auch die von Droyſen verfaßte, berühmte Kieler Petition vom 11. November 1844, worin die Verſchiedenheit des däniſchen und des ſchleswig-holſtein'ſchen Staatsrechtes erörtert wird, iſt hier mitgetheilt. Der letzte Aufſatz endlich, aus der Zeit der Thronbeſteigung Friedrich's VII. (20. Januar 1848), ſchildert mit glühenden Farben alle Gefahren, welche die Herzogthümer bei der von dieſem Könige projektirten Geſammtſtaats-Verfaſſung laufen würden. Dieſer Aufſatz, ſowie die treffliche Vorrede Droyſen's, vom 18. November 1863, werden in dieſem Augenblicke gewiß überall in Deutſchland mit Intereſſe geleſen werden. T. v. H.

— Syud Ahmud, ein muhammedaniſcher Bibel-Ausleger. Das Athenaeum erhält einen intereſſanten Bericht über ein Werk, das in ſeiner Art wohl einzig daſteht. Es iſt der erſte Band eines Bibelcommentars, von Syud Ahmud, dem oberſten muhammedaniſchen Geiſtlichen und Schriftgelehrten (Suddur Amin) zu Ghazeepore in Oſt-Indien. Das Buch iſt in der Urdu-Sprache geſchrieben und mit einer engliſchen Ueberſetzung verſehen; nach Ausweis des Titelblattes iſt es „gedruckt und verlegt vom Herausgeber auf ſeiner Privatpreſſe zu Ghazeepore." Dieſer erſte Band enthält eine Reihe von Abhandlungen, die, als Einleitung für den ſpäter zu veröffentlichenden Commentar, dazu beſtimmt ſind, vorweg die Stellung nachzuweiſen, welche die Glaubensgenoſſen des Verfaſſers zu den Büchern der heiligen Schrift einzunehmen haben. „Wir Muhammedaner glauben," ſagt Syud Ahmud, „daß die „Taurit" (Pentateuch), „Sibur" (Pſalter), „Sſuhuf-Umbiga" (die Propheten) und „Injiel" (die vier Evangelien) wahrhaftige, heilige und authentiſche Botſchaften von Gott ſind, und wir glauben ferner, daß der Koran die letzte Botſchaft iſt, die vom Himmel gekommen iſt." Die muſelmänniſche Theologie nimmt alſo die Bibel nicht als ein Ganzes, ſondern erklärt nur eine geringe Zahl von Büchern für kanoniſch. In Hinſicht auf das neue Teſtament wird dieſe Scheidung näher begründet. „Wir halten dafür, daß die Apoſtel Chriſti inſpirirt waren, daß ihre Schriften wahrhaftig, heilig und verehrungswürdig ſind, ja daß man ſich derſelben als Führer in religiöſen Dingen bedienen darf; aber wir können ſie nicht in das Injiel (Evangelium) aufnehmen, denn das Injiel iſt die einzige Offenbarung Gottes über Jeſus Chriſtus. Daher betrachten wir die Apoſtelgeſchichte und die Epiſteln, obſchon ſie unſtreitig ſehr gute Bücher ſind, nicht als Theile des Neuen Teſtaments, aber ſie ſind für uns, gleich den Schriften der Jünger und Gefährten unſeres Propheten, ſehr ehrwürdige und hochſtehende Werke."

Für die Engländer hat das Buch den beſonderen Reiz, daß es in die Colenſo-Streitfrage eingreift. Es läßt ſich denken, mit welchem Eifer die orthodoxe Theologie dem freigeiſtiſchen Biſchofe von Natal das Beiſpiel dieſes Muhammedaners vorhält, der, wie ſie meint, richtiger über die heilige Schrift denkt, als ein chriſtlicher Biſchof! Auch hat Herr Syud Ahmud, der ſein Publikum zu kennen ſcheint, bereits verſprochen, im zweiten Bande eine vollſtändige Widerlegung des Dr. Colenſo zu geben.

— J. Fürſt's hebräiſches und chaldäiſches Handwörterbuch über das alte Teſtament, deſſen erſte Auflage in No. 52 des „Magazins" vom Jahre 1861 beſprochen wurde, hat bereits nach Verlauf zweier Jahre die zweite Auflage erlebt,* und zwar vermehrt mit einem deutſchen Index, ſowie einem grammatiſchen und analytiſchen Anhange. Ein Werk von ſo bedeutendem Umfange, das in ſo kurzer Friſt in zweiter Auflage erſcheint, ſpricht durch das Bedürfniß, das hinſichtlich deſſelben gefühlt wird, zugleich ſeine Brauchbarkeit aus, und in der That enthält das Werk ſo viele Vorzüge gegen frühere oder neuere ähnliche Leiſtungen, daß man deſſen Erſcheinen als eine wahrhafte Bereicherung auf dem Gebiete der orientaliſchen Philologie begrüßen darf. Der Verfaſſer hat es verſtanden, durch Zurückführung der Wurzeln auf ihre natürlichen Sprachſtämme die früheren Unterſchiede der ſpaniſchen und franzöſiſchen Schule, deren erſtere eine dreibuchſtabige, letztere eine zweibuchſtabige Wurzel annahm, vielfach auszugleichen, und es iſt dies ein nicht geringes Verdienſt ſeiner Arbeit. Er ſpricht ſich im Vorworte ſelbſt genauer darüber aus: „Es möchte hier der paſſende Ort ſein, der linguiſtiſchen Anſchauung, welche ich ſeit 1834 conſequent vertreten habe und nach welcher auch hier der hebräiſche Sprachſtoff lexikaliſch behandelt wurde, mit kurzen Worten zu gedenken, und zwar iſt dies um ſo nöthiger, als manche Linguiſten des Semitismus im Allgemeinen auf längſt verjährtem Gleiſe einherſchreiten und die Prüfung der fortgeſchrittenen Sprachwiſſenſchaft ſcheuen. Seit Begründung der hebräiſchen Grammatik und des hebräiſchen Lexicons herrſchte bekanntlich die Anſchauung vor, daß den Verbalſtämmen, die zu allen grammatiſchen Wandlungen die Ausgangspunkte bilden, Urwurzeln zu Grunde liegen, und dieſe Anſchauung drängt ſich dem unbefangenen Forſcher ſo klar und überzeugend auf, daß nur eine zu geringe geiſtige Regſamkeit darüber hinwegſehen kann." Dieſe „organiſche" Urwurzel ſuchte der Verf., verglichen mit andern Verbalſtämmen und den Dialekten, möglichſt zu ermitteln. — Ein anderer Vorzug dieſer Arbeit iſt die möglichſt genaue Erklärung der Eigennamen, die gerade in der Bibel oft von ſo tiefer, geſchichtlicher Bedeutung ſind. Wie der Verf. bereits in ſeiner großen Bibelconkordanz (Leipzig, bei Carl Tauchnitz, 1840) die Eigennamen zuſammenſtellte und möglichſt zu verdeutſchen ſuchte, ſo hat er in dem Handwörterbuch mit Hülfe der neueſten Forſchungen die Bedeutung der Perſonen- und die möglichſt genaue Beſtimmung der topo- und geographiſchen Namen feſtzuſtellen geſucht und viel Neues und Schätzenswerthes geleiſtet. Denn gerade auf dieſem Gebiete herrſchen noch viele Irrthümer und Schwankungen, welche durch die neuſten Reiſen und Forſchungen von Gelehrten erſt vielfach ermittelt und berichtigt worden ſind. — Der dieſer zweiten Auflage beigefügte deutſch-hebräiſche Index erſetzt faſt ein deutſch-hebräiſches Wörterbuch und der grammatiſche und analytiſche Anhang bietet manchen tiefern Einblick in den Bau der hebräiſchen Sprache. Fleiß und Sachkenntniß ſind durch die ganze Arbeit mit Dank zu erkennen.

A.

* Kleine Schriften von Joh. Guſt. Droyſen. Heft I. Berlin, B. Brigl.

* Verlag von Bernhard Tauchnitz; Leipzig. 1863. 2 Bde.

J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig.
Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

# Magazin
# für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 49. Mittwoch, den 9. December 1863. 32. Jahrgang.

## Inhalt:

**Deutſchland und das Ausland.** Seite
Der Humoriſt und Prophet Bogumil Goltz über die Bildung und die Gebildeten der Jetztzeit . . . 577
Nationale Trauerſpiele von Karl Biedermann . . . 579
Der Mangel an Hausbibliotheken bei den Deutſchen . . . „

**Schweden.**
Nationelle Landwirthſchaft . . . 580

**England.**
Nathaniel Hawthorne in Shakſpeare's Geburtsort und an ſeiner Grabſtätte 583
Othello. Shakſpeare-Scholien . . . 585

**Italien.**
Die wirthſchaftliche Wiedergeburt Italiens . . . 586
Rom in ſeiner äußeren Erſcheinung . . . „

**Mannigfaltiges.**
Zur Geſchichte der franzöſiſchen Regentſchaft . . . 587
Finanzwirthſchaft und Politik . . . „
Salammbô, kritiſche Studie von Ernest Simonin . . . „
Jugendſchriften von Ferdinand Schmidt . . . „
Aus dem Spamer'ſchen Verlag . . . „
Die freigelaſſenen Neger in Florida . . . 588

## Deutſchland und das Ausland.

### Der Humoriſt und Prophet Bogumil Goltz über die Bildung und die Gebildeten der Jetztzeit.*

Gebildet ſind wir beinahe, aber noch lange nicht bei Troſt! Bog. Goltz.

Urwüchſige Charaktere ſchenkt der liebe Gott jedem Zeitalter nur ein Paar, er läßt ein kleines Häuflein knorriger Eichenſtämme zwiſchen dichten Maſſen weicheren Holzes wachſen, aber das kleine Häuflein dieſer bemooſten Häupter iſt, wenn der Sturm losbricht, der feſte Anhalt für die größere Zahl. Nicht alle Geiſter einer Epoche ſind aus der alleinſeligmachenden Univerſal-Schablone gefertigt und von jener vortrefflichen Sorte, von der man vierundzwanzig Männlein aus jedem Bilderbogen ſchneiden kann. Jede Zeit hat ihre Schwarmgeiſter, ihre Fanatiker der herrſchenden Richtung, ihre höchſt ehrbaren Vertheidiger gemeingültiger Vorurtheile und jede hat auch, Gott ſei Dank, ihre Propheten und Myſtiker, ihre tolldreiſten Wahrheitsverkündiger, ihre Offenbarer des lebendigen Wortes. Aus der tiefſten Tiefe einer gotterfüllten Begeiſterung, welche ein Hohn iſt auf die kleinen Leiden und Armſeligkeiten der Menſchheit, ſteigen alle dreißig Jahre ein paar ſeltſame Geſtalten empor, ein feuriges Schwert und eine Zuchtruthe in der Hand, es ſind die feierlich ernſten Warner des mitlebenden Geſchlechts, dem ſie zurufen: „Begreiſe Dich, ſieh' in den Spiegel Deines Weſens, erkenne Dich ſelbſt!“ Oft recht unliebenswürdig ſind dieſe wunderlichen Geſellen. Reden ſie doch eine Sprache, die der gemeinen Menge fremd und anſtößig iſt und die in ihrem krauſen Durcheinander ſo klingt, als wäre ſie aus allen Welt-Enden zuſammengeſetzt. Den boshaften Spott würdigt man leicht, weil man ſtets weiß, welches von den Tagesgeſtirnen die Zielſcheibe bildet, man iſt da immer mit dem „Laufenden“ vertraut; aber jenen göttlichen Humor verſteht man ſelten, jene Gottesgabe des Gemüths, die heiter und ſelig, inmitten des Zeitlichen von den ewigen Gütern Bericht giebt. Es iſt eine Furche der Poeſie mitten durch den Acker der Lebensproſa gezogen, es iſt eine belebende Feuchtigkeit, ein befruchtender Regen, der auf die Fluren des Alltagstreibens fällt, dieſes köſtliche Ding „Humor“ genannt und die germaniſchen Völker, Deutſche und Engländer, haben die Fülle davon. Vor funfzig Jahren entzückte ein Jean Paul manch' deutſches Herz, ja man darf ſagen, der „Legationsrath“ Friedrich Richter ward von Vielen vergöttert; allein die moderne Kultur hat allzu ſtarke Fortſchritte gemacht, um dem geiſtigen Erben Jean Paul's, dem reichbegabten Bogumil Goltz mit gleicher Münze zu zahlen. Jean Paul bot den Humor des Jünglings, Bogumil Goltz liefert den des gereiften Mannes, der ſchon etliche hypochondriſche Launen hegt, dafür jedoch vom Leben etwas mehr gelernt hat und einen weiteren Horizont erſchließt. Die echte Lebensweisheit findet nicht täglich ihren Käufer, es braucht Zeit, daß ihr Werth zum Bewußtſein komme; Bogumil Goltz wartet noch der gerechten Anerkennung. Daß er ein „geiſtvoller, geſchickter Schriftſteller“ ſei, iſt nicht die Art, wie man Seinesgleichen abfertigen darf. Die Nation wird erſt dann ſich ſelbſt genügen, wenn ſie dieſem außerordentlichen Menſchen den gebührenden Platz in ihren vorderſten Reihen anweiſt.

Wir ſind keine blinden Verehrer des braven Mannes. Wir merken recht wohl, daß er im Strudel ſeiner „Gottestrunkenheit“ zuweilen das Kind mit dem Bade ausſchüttet. Kernige Naturen, die ihre Schöpfungen mit breitem Pinſel malen, irren auch gründlich, wenn ſie einmal irren. Aber ſelbſt ihre Irrthümer beſitzen moraliſche Vorzüge. Bei unſerm Goltz iſt nirgends eine Regung ſeines Innern verſteckt und verſchleiert; was ihn bewegt, liegt offen vor uns ausgebreitet da, er erſpart uns den herbſten Eindruck nicht, gleich wie er uns mit dem köſtlichſten Wohlbehagen erfüllt. Wir ſehen klar, wie Goltz in ſchwindlige Abgründe ſeinen nie ruhenden Geiſt hineinſtürzt, wie ſein feuriges Temperament ihn zu kecker Uebereilung fortreißt, aber wir ſehen auch klar die wunderbare Schnellkraft ſeines Genius, die ihm, ſein guter Engel, ſtetig zur Seite bleibt und ihn von den finſtern Abgründen der Myſtik hinweg zu den lichtern Bahnen der Erkenntniß wieder zurückführt. An Goltz erprobt ſich die Wahrheit: „ein ganzer Mann trägt ſein Correctiv in ſich ſelbſt! Ja es iſt eben das Selbſt dieſes Dichters, das Alles in Allem an ihm ausmacht! Goltz ſchreibt und ſchildert nichts weiter, als den Herrn Bogumil Goltz und wir denken getroſt: der kosmopolitiſche Kleinſtädter, der alte Bürger von Gollub und der neue Bürger von Thorn, iſt intereſſant genug. Er hat was von ſich zu erzählen: Nenne man ihn meinetwegen „ſubjectiv, einſeitig, überſchwenglich,“ tadle man ſeine Gedankenſprünge, ſeine zerriſſene Darſtellungsweiſe, ſeine wilden Wortformen, zu deren buntem Schatze alle Zungen Europa's beigeſteuert haben, erkläre man ihm den Krieg vom Standpunkte des Potsdamer Sprachvereins, oder der Hegel'ſchen Schule, oder der Schleiermacherſchen Dialektik —: man wird ihn immer blos am Zeuge gezupft haben, nie ſein Selbſt getroffen, nie ſeinen Inhalt in Frage geſtellt. Jene ſonderbaren Schnörkel, mit denen Goltz ſeinen Styl austapeziert, möchte ſein Freund zwar ſchwer opfern, weil ſie zur Charakteriſtik ſeiner ſprudelnden Eigenthümlichkeit gehören, allein ſie erſchöpfen ſein Weſen nicht und ſie verleiden nicht den Kerngehalt ſeiner Leiſtung. Ihr, die Ihr gewohnt ſeid einer ſpiegelglatten Form, eines überfeinerten „Literaturſtyls,“ blickt einmal in dieſen ſtarken Barockrahmen und beſchauet ſonder Vorurtheil in ſtiller Andacht das große Gemälde Eurer Leiden und Freuden, Eurer Gewohnheiten und Tugenden, Eurer großen und kleinen Sünden! Wenn Ihr es ernſt meint mit Euren Leſefrüchten, ſo pilgert zur Schaubühne eines Dichters, der ſich zur Aufgabe geſetzt, ſeine Zeit ihr ſelbſt zu erklären!

Goltz hat viel in die Welt geſchrieben. Und ſeine Neider und Feinde

* Die Bildung und die Gebildeten. Eine Beleuchtung der modernen Zuſtände von Bogumil Goltz. 2 Bde., kl. 8. Berlin, 1864. Druck und Verlag von Otto Janke.

Digitized by Google

ſagen: immer daſſelbe! Weil ſie immer und ewig den Mann vor ſich ſehen müſſen, der da ſchreibt, verwandeln ſie die Stetigkeit ſeines Willens in Monotonie des Gedankens, und während es keinen modernen Schriftſteller giebt, dem wärmerer Ton und reichere Farbenpracht zu Gebote ſtänden, wirft man ihm ſeine Kälte und die Schroffheit ſeiner Zeichnung vor! Allerdings, ein Bogumil Goltz muß nicht nur geleſen, er muß ſtudirt werden. Ein Gebildeter ſein, iſt ein ſchönes Ding, und ein Gelehrter in manchen Augen noch ein ſchöneres; nun, ſo ſtrenge man doch ſeine Bildung und Gelehrſamkeit an, wenn man ſtets ausposaunt: „wir leſen nur um zu lernen!" Alles Lernen hat nur den Einen Zweck: die Wahrheit kennen lernen. Bogumil Goltz ſagt uns Zeitgenoſſen deutſch und derb die Wahrheit, er hebt erbarmungslos den Schleier von unſern Schwächen, er zeigt „hinter den Feigenblättern" (ſo lautet der Titel ſeines verletzten, in Folge des Concurſes der Vogel'ſchen Verlagshandlung leider nicht ganz publicirten Werkes) die verſchämt-anmaßende, hochmüthig eingebildete Frechheit der Alltäglichkeit, aber auch den wahren Menſchen, der noch einfach naive Bedürfniſſe in herzinniger Seele ſpürt; er zeigt, wie wir ſind, wie wir ſein ſollten, er lüftet unſre Kinderſtube, unſer Arbeitskabinet, unſern Verſammlungsſaal. Sind wir denn ſo gebildet, ſo dürfen wir nicht zurückſchrecken, wenn der Dichter unſere Bildung unter das Sonnenmikroſkop ſeiner Detailmalerei bringt. Man ſpiegelt ſich doch ſo gern! Hier iſt der Zauberſpiegel des göttlichen Humors, der die Kindesahnungen unſerer Bruſt belauſcht, die Ideale unſerer Jünglingsjahre mitempfunden, die Mühen und Sorgen unſeres Alters mitgetragen hat. Wollt ihr den ganzen Menſchen erfaſſen, fragt unſern Goltz, und antwortet er euch ein wenig grob, ſo bedenkt doch gefälligſt, daß Grobheit bei den Deutſchen eine Tugend iſt!

Unſere Bildung iſt ein wahres Ungeheuer von Dimenſionen. Wir ſind bereits glücklich ſo weit gekommen, daß ein Quintaner „ausgebildete Anſichten" von der beſten Staatsform, der beſten Gemeindeverwaltung und dem edelſten Kunſtgeſchmack producirt. Ich ſelber habe ſchon als Quartaner wüthend die Zeitungen verſchlungen, mit elf Jahren für die Ruhe Spaniens geſchwärmt, mit vierzehn an den „Vereinigten-Landtags-Reden" mich begeiſtert. Daß ich aber, wie Lord Byron, mit 8 Jahren mich ſchon verliebt hätte, davon weiß ich mich nichts zu erinnern. Genug, ich ſelber bin ein ehrliches Beiſpiel von der verrückten Frühreife unſerer Entwickelung. So zeuge ich denn auch für Bogumil Goltz. Wer kultivirt mit uns nicht zugleich den „modernen Literaturſtyl?" Iſt man nicht ebenfalls ein Stück von einem Literaten? Und nichts deſto weniger ſchreibe ich aus dem neuſten Werke des Dichters „Die Bildung und die Gebildeten" folgenden Paſſus ab, der mir freilich wie ſtarker Tabak vorkommt.

„Ich kann die Leute, welche in Literatur machen, ebenſo wenig leiden als diejenigen, welche in deutſchem Kaffee machen, welchen man ſonſt Cichorien genannt hat. Mich bezaubern weder die Dorf- noch die Literatur-Geſchichten, weder die Bauern noch die Gelehrten, nicht der Adel und nicht die Geiſtlichkeit, nicht die abſoluten Fürſten und ebenſo wenig die liberalen Conſtitutionen oder Demokratien. Ich halte es mit keiner Philoſophie und keiner Methode, ſobald ſie die Oekonomie des Lebens und der Geſchichte ausſchließlich vertreten will. Ich liebe und leide nur einzelne Individuen in allen Schichten, in allen Ländern, ohne Rückſicht auf politiſches Glaubensbekenntniß, Vaterland, Stand, Religion und Zeit. Ich glaube nur an den Genius des Volkes in gewiſſen Zeiten und Augenblicken; aber ich glaube nicht an die Literaten und die andern Leute, welche den Genius der Zeit und des Volkes förmlich zur Rede ſtellen, kolportiren und mit ihrem Schulverſtande verſetzen. Es giebt allerdings eine „vox dei" im Volke; wenn man ſie aber durch Literatur, durch ſoziale Umtriebe und Experimente wachgerufen, dreſſirt und ausgebeutet hat, ſo hört ſie auf, eine Divination zu ſein; ſo werden aus dem himmliſchen Leitſtern politiſche Sternſchnuppen gemacht."

Er fährt Bd. I S. 18 deſſelben Buches („Zur Geſchichte des Tages") fort:

„Unſere Vorfahren hatten einen beſchränkten Geſichtskreis, aber ein friſcheres und fröhlicheres Herz als wir. Sie waren in ihrer Familie, in ihrem Handwerk, ihrem Gewerbe und in ihrem alten Gott begnügt und vergnügt; denn ſie beſaßen noch Mutterwitz und ſittlichen Inſtinkt; ſie hatten Glauben, Phantaſie und einen leichten Sinn. Wir aber gehören heute den Mächten der kritiſchen Journale, der populairen Natur-Wiſſerei, der Technik, dem Gewerbe, dem Gelde, den National-, den Turn-, den Geſangs- und Schützen-Vereinen (der andern Vereine nicht zu gedenken). Wir gehören der geleitartikelten öffentlichen Meinung, dem unendlichen Fortſchritt, der uns mit Sieben-Meilenſtiefeln raſtlos um die ganze Erde, durch alle Natur- und Weltgeſchichten hetzt."

Genauer erläutert Goltz (ibid. S. 24 u. 25) ſeinen perſönlichen Standpunkt in dem höchſt charakteriſtiſchen Abſatz:

„Man coquettirt heute mit dem Ausſpruch, daß die Weltgeſchichte der Fortſchritt im Bewußtſein der Freiheit ſei. Er führt aber mehr in's Problem hinein, als aus demſelben heraus. Das Weſen der Menſchen beſteht in einer Polarität von Natur und Geiſt; ſein Ziel wie ſein Trieb kann alſo nicht ausſchließlich die bewußte Freiheit des Geiſtes, ſondern muß auch die Naturnothwendigkeit, alſo das paſſive und divinatoriſche Leben ſein. Freiheit und Kritik haben nur ſo lange einen tiefen Sinn und Segen, als ſie mit ihren andern Exponenten: die Natur und Uebernatur in tiefſter Korreſpondenz verbleiben. Abgeſpannt von Seele und Gottesgewiſſen ſäkulariſirt der dort proteſtirende Schulverſtand alle Heiligthümer der Welt, und macht aus dem wundervollen, gottbewußten Leben einen abſtrakten, ſeelenloſen Verſtandes-Calcül."

Ein tüchtiger Hieb auf den Rationalismus, der ſeine triviale Weltweisheit ſo gern für die wahre Gottesweisheit ausgeben möchte. Wir rechten nicht mit dieſer Formulirung einer unendlichen Wahrheit; indem wir auf das Wort „Polarität" den Accent legen, verweiſen wir den Leſer unſeres Goltz auf den Dualismus, der als rother Faden durch das Ideengewebe aller ſeiner Schriften geht. Derſelbe Mann, den einſeitige Kritiker der Einſeitigkeit bezichtigen, will allezeit zwei Dinge beiſammen wiſſen: das Göttliche und das Menſchliche, den Leib und den Geiſt, Himmel und Erde, Natur und Uebernatur. Die Verſtandesbildung hat ihre Berechtigung, aber die Herzensbildung auch. Rechnen muß man können im Leben, ſonſt wird man betrogen; aber glauben muß man auch können, ſonſt betrügt man ſich ſelbſt um ſein Theuerſtes. In einer gewiſſen Hinſicht iſt der Dualismus ein Weltgeſetz, ſo wahr und wirklich, wie Licht und Schatten, Wärme und Feuchtigkeit, Ruhe und Bewegung. Die Vernunft iſt eine Sonne unſerer Seele, aber nicht die einzige, nicht alleinherrſchend über uns, ſie iſt begränzt, denn es giebt Regionen, bis wohin wir nicht vernehmen, was vorgeht, wir bedürfen hüben und drüben des Supplementargeiſtes, der unſer Ich verdoppelt und ergänzt. Die Vernunft bedarf der Offenbarung, wie unſer Ich eines zweiten Ich, damit es lieben könne. Wer alle Produkte des Erdballs nur auf einen Factor zurückführt, der zerſtört gerade die Vernunft und die Harmonie der Dinge und verfährt ſicher ſehr unmathematiſch. Und das iſt die Krankheit unſerer Zeit, daß wir immer nur Einen Factor beachten wollen, daß wir über die Freiheit die Nothwendigkeit vergeſſen und über die Form den Inhalt. Darum verfallen wir ſo leicht den elementaren Leidenſchaften, die wir für ewig gebannt wähnen; wir ſtürzen uns, der Mechanik des Daſeins, der häuslichen Miſere, der Convention, des Dogma und der Schulregel überdrüſſig, in die Wogen der ſozialen Schlachten, in den Fanatismus der Parteiwuth und in das liebloſe Getümmel des Marktes. Wahrheit, Gerechtigkeit, ewiger Friede und Heiterkeit der Seele zerrinnen wie Schaum vor dem Sturmandrang unſerer Dampfkoloſſe, vor dem haſtigen Haſchen nach Neuheiten und Neuigkeiten, nach Aenderungen und Abwechſelung, nach Effekt und Berühmtheit. Eiſenbahnen und Telegraphen, Galvanoplaſtik und elektriſches Licht haben uns die Gegenſtände der innerſten Lebenserfahrung des Menſchen nicht näher gebracht. Hinter der Gefühlsfeinheit des Zeitalters von Goethe, Schiller und Jean Paul ſteht die Gegenwart weit zurück. Wir ſind in die Breite des Daſeins gegangen, die Höhe und die Tiefe der Dinge vernachläſſigen wir. Die Maſſenwirkungen werden immer erſtaunlicher und großartiger, während die Zahl und das Mark der Charaktere, die Macht der Perſon, abgenommen hat. Man denke nur ja nicht, das ſei Schwarzſeherei: es iſt leidige Wirklichkeit Wir bezweifeln zwar die Entartung unſeres Epigonengeſchlechts, die der verſtorbene Ernſt von Laſaulx unſerem Gewiſſen aufdringen wollte; ſie mag übertrieben und nur aus dem Standpunkte einer wankenden Weltanſchauung erklärlich ſein; immerhin ſteht feſt, daß der moderne Fortſchritt nicht blos in Roſenfarbe gekleidet iſt, ſondern ſehr erhebliche, ſoziale und private Uebel mit in den Kauf giebt.

Goltz hatte es tief begriffen, was in ſolcher Zeit wie die unſrige, das Evangelium der Kunſt beſagt. Vor Allem die Kunſt der Künſte, die Dichtkunſt! „Poeſie iſt der himmliſche Rhythmus, welcher das Erdenleben bewegt und unſere Herzen mitſchwingt; Poeſie iſt der Genius, welcher den göttlichen Zauber in die äußern Sinne ſtrömt, bis Seele und Geiſt verſchmelzen, bis Natur zur Uebernatur und die irdiſche Geſchichte zur himmliſchen verklärt wird." So ſpricht Goltz in ſeinem Kapitel „Zur Geſchichte der menſchlichen Seele und der Seelenpoeſie." Haben wir aber auch immer Seele? „Den angehenden Poeten begeiſtern Gott, Natur und ſein trunkenes Herz; wenn er dann aber durch die Literatur auf die Weltbühne geführt wird, berauſcht ihn der Beifall des Publikums, ſtimulirt ihn die korrekte Form oder der Tagesgeſchmack. Er ſteigt vom Flügelpferde herab

Digitized by Google

und reitet Carouſſel, um die Ringe fortzuſtechen, die ihm die äſthetiſche Grammatik vorgeſteckt hat." — Das iſt die Art, wie der moderne Ikarus aus dem Himmel in die Trivialität des Alltagslebens hinabſinkt. Ihm fehlt die Kraft, ſich in jeder Situation würdig zu behaupten. Unſere erſten Geiſter gleichen oft dem ſchwankenden Rohr, das „jeder Windſtoß anders biegt," ihnen gebricht gar häufig die feſte Zuverſicht, der unerſchütterliche Glaube an ſich ſelbſt und an Gott! Wir ſind deshalb zumeiſt ſo ſchwache Geſchöpfe, weil wir den Glauben an einen Helfer von oben eingebüßt. Philoſophie und Naturkunde haben allzu tief die Grundſteine der Glaubenskraft erſchüttert. Wir wollen Gott ſuchen in der Natur und wir finden ihn nicht! Wir finden ihn auch weder im abſtrakten Denken des Ich, noch im Entwickelungsgange, d. h. in der Geſchichte der Menſchheit. Dasjenige Gottesbewußtſein, welches auf dieſem mittelbaren Wege erzeugt wird, bleibt ewig ein kaltes Theorem, das nimmer ein Herz erfriſcht und zu Thaten weckt. Bogumil Goltz verweiſt über die Relativitäten menſchlicher Güte und Erhabenheit hinweg auf das abſolute Ideal, auf den außerweltlichen Gott, auf die Sehnſucht nach Religion. Er wünſcht, daß das Evangelium der Kunſt die Bahn zum abſoluten Evangelium uns führe, zur unmittelbaren Anbetung, zur Identität von Poeſie und Religion. Hier hält er an. Nachdem er die troſtloſe Naturreligion auf das Glänzendſte bekämpft und die Nothwendigkeit von Cultus und Ceremonie aus der ſozialen Idee der Kirche, aus der menſchlichen Endlichkeit und Autoritäts-Bedürftigkeit erwieſen hat, baut er den Begriff des Myſteriums auf und bleibt ſtehen. „Es giebt außer euren Vernünfteleien noch ein Myſterium, hinter das ihr mit all' eurem Wiſſens-Apparat nicht kommt und nie kommen werdet." Solcher Spruch genügt unſerm Dichter. Aber das wußten wir ſchon: Offenbarung und Geheimniß ſind zwei eng verbundene Größen. Doch was nun weiter? Sollen wir katholiſch werden oder altevangeliſch, oder was der Schreiber dieſer Zeilen vorſchlagen möchte, die evangeliſch-katholiſche Kirche der Zukunft gründen? Uns interreſſirt die Frage nach der hiſtoriſchen Entwickelung. Wir können uns nicht enthalten, vorwärts zu ſchauen, im feſten Glauben an die Zukunft unſeres Geſchlechts. Was nützt uns die Reflexion über den gegebenen Zuſtand der Dinge, wenn wir nicht Fingerzeige zum Beſſeren empfangen, die an die guten und tröſtlichen Seiten des Zuſtandes lebendig anknüpfen? Da ſteckt die Achillesferſe unſeres wackeren Goltz. Er hat etwas Prophetiſches in ſeinem Charakter; wie die altteſtamentariſchen Propheten hält er ſeinem Volke den Spiegel ſeines Götzendienſtes vor, ſingt das Klagelied eines Jeremias auf den Trümmern von Jeruſalem, er bietet nicht poſitive Anhaltpunkte für die künftige Welt, die aus der Gegenwart geboren wird. Seinem Glauben iſt die Ineinsbildung von Soll und Iſt noch nicht gelungen. Er gehört noch zu den Leuten „von Draußen." Er läßt für ſich beten, er betet noch nicht ſelber. Auf der Schwelle eines großartigen Tempels ſteht ein großer Geiſt. Wird er die Schwelle überſchreiten? Oder wird er ſich fort und fort an der äußern Form ſtoßen, an dem „Pfaffengeplärr," wie er es nennt? Es iſt eine bedeutſame Frage. Denn deſſen mag Goltz verſichert ſein: nur der Triumph der ſieghaften Ueberzeugung überwindet die gemeinen Schwächen der Alltäglichkeit und der Bildungsverkehrtheit. Wer ſeinen Gott gefunden hat, der iſt der Sieger von heute. Ein Opfer bedarf es, damit man Verſöhnung erlange und die Liebe prophezeit eine glückliche Zukunft.

Unſer Prophet und Humoriſt hat viel Aehnlichkeit mit dem braven Münchner Profeſſor Riehl. Beide vereint dieſelbe Weltanſchauung. Die Schattenſeiten unſeres Bildungsprozeſſes hat Riehl aus demſelben Geſichtspunkte betrachtet, ebenſo beklagt und ebenſo kräftig geſtraft. Beide ſind auch gleich melancholiſch und ſkeptiſch, was unſere Zukunft betrifft. Allein Riehl, der im Uebrigen mehr von äußeren als von ſeeliſchen Erſcheinungen „das Protokoll aufnimmt," hat vor Goltz den verſöhnten und durchgekämpften Glauben des Chriſtusbekenners voraus und iſt mehr Diſſident als Lutheraner. Möchten doch, wünſchen wir zum Schluß, dieſe beiden ausgezeichneten Männer auch aus der modernen, ſo arg verſchrieenen Welt den Troſt ſchöpfen, welchen die waltende Vorſehung allen Geſchlechtern und allen Zeitaltern gewährt!

Trautwein von Belle.

---

## Nationale Trauerſpiele von Karl Biedermann.

Eine Nation, die zum Selbſtbewußtſein gelangt, bezeugt ihre Lebenskraft und ihre Eigenart auch im Reiche des Schönen. Sie erheiſcht eine nationale Kunſt und ein nationales Drama. Letzteres am meiſten. Denn das Drama iſt der Gipfel aller Kunſt und Poeſie eines Volkes, in ihm ſpiegelt ſich deſſen plaſtiſcher Sinn mit der höchſten Energie und im weiteſten Umfang wieder. So gewährt das nationale Drama den Prüfſtein der äſthetiſchen Vollendung des National-Charakters, und es iſt ſicher ein trauriges Anzeichen, wenn eine Volk ſeine Geſchichte, d. h. die Handlung ſeiner Vergangenheit noch nicht zu dramatiſiren vermochte. Wir Deutſchen haben leider erſt Anfänge zu einem nationalen Drama; unſere klaſſiſchen Heroën haben uns nur Bruchſtücke davon hinterlaſſen, ſie haben Fauſtiſch in das große Weltgeſchick hineingegriffen, Motive aus Deutſchlands Geſchicken haben ſie wenig und ſelten benutzt.

Heute merkt die Zeitgenoſſenſchaft dieſe empfindliche Lücke. Deutſchgeſinnte Dramaturgen ſtreben, ſie auszufüllen. Unter ihnen erblicken wir in erſter Reihe, von dem Bewußtſein der Aufgabe getragen, einen ſonſt auf ganz anderen Gebieten thätigen und eifrigen Schriftſteller, Herrn Prof. Karl **Biedermann** in Leipzig. Warme Begeiſterung für Deutſchlands Ehre und Größe hat Herrn Biedermann zum Dichter gemacht, oder beſſer, der nationale Gedanke hat ihn endlich zur Offenbarung ſeiner dichteriſchen Anlagen getrieben. Zwei treffliche Dramen haben ſeinen Beruf zur tragiſchen Muſe recht kraftvoll bekundet. Es ſind die Trauerſpiele: „Kaiſer Heinrich IV." (im Druck erſchienen 1861 bei Hermann Böhlau in Weimar) und „Kaiſer Otto III." (gedruckt: Leipzig, bei F. A. Brockhaus, 1863). Aus beiden ſpricht ein kerniges Verſtändniß der älteren deutſchen Kaiſergeſchichte, der erhebendſten Epoche Deutſchlands, die noch öfter von den Dichtern mißhandelt, als vernachläſſigt worden iſt. Biedermann faßt ſeinen Heinrich IV. ſo auf, wie ihn Karl Auguſt Mayer in Mannheim nach Floto's und Gieſebrecht's Vorgang aufgefaßt hat, er iſt ihm ein wahrhafter Held unſeres Volks, ein Vorkämpfer des Deutſchthums wider den Romanismus (vgl. in Nr. 11 des „Magazin" vom 18. März 1863 unſern Artikel: „Kaiſer Heinrich IV. und Martin Luther"), ein unbeugſamer Ritter des guten Rechts und des von Rom bedrängten Reiches. Zwar iſt er auch ein *tragiſcher* Held, nicht ohne Schuld und nicht ohne tragiſches Verhängniß. Der eigne Sohn, von der wälſchen Schlangenklugheit aufgeſtachelt, empört ſich gegen den Vater, bringt ihn durch ſchnöde Liſt in ſeine Gewalt, ſucht ihn zu demüthigen Angeſichts eines feindlichen Reichstages, aber die Liebe triumphirt über den Haß. Des Kaiſers verſtoßene Gemahlin Bertha, ſtatt vor den Fürſten gegen ihren Eheherrn zu zeugen, ſinkt ihm verſöhnend in die Arme; der Herzog von Lothringen rettet ihn nach Lüttich und ſein letzter Streit, die Schlacht mit dem verrätheriſchen Sohne, empfängt vom Tode die Sühne, bevor des Vaters gerechter Zorn dieſes Sohnes Blut vergießen konnte. Heinrich ſtirbt als der Sieger; er verzeiht dem Empörer und vererbt ihm die Pflicht ſeines Amtes und ſeines Kampfes. Eine beſſere Löſung der Kataſtrophe war kaum denkbar.

Das Trauerſpiel „Kaiſer Heinrich IV." verdient vollauf die Anerkennung, die ihm in einer ausführlichen Kritik der „Berliner Recenſionen" geſpendet wurde, aber mit ſeinem Nachfolger verglichen, ſteht es dem „Kaiſer Otto III." doch etwas nach. Der Autor hat bei letzterem an dramatiſcher Fühlung und Schärfe gewonnen, er bewegt ſich freier und ſicherer, der Stoff ſelbſt iſt mehr für die Herausgeſtaltung des tragiſchen Momentes geeignet. Viel tiefer, als den vierten Heinrich drückt den dritten Oto die tragiſche Schuld; er opfert ſeiner Leidenſchaft für Italien und Rom's erſtorbene Herrlichkeit den Frieden und die Stärke des Reichs, die Liebe einer Gattin nach der Wahl ſeines Herzens, die Ruhe eines unbefleckten Gewiſſens, die innere Würde des Kaiſerthrons. Allein er iſt trotz ſeiner phantaſtiſchen Jugend kein ſchwächlicher Schwärmer. Obſchon unwillig fühlt er tief die Verbindlichkeit, Schirmherr der deutſchen Marken zu ſein; nicht fauler Uebermuth und eitle Prachtgier feſſeln ihn an Rom, ſondern die ſchwindelig kühne Vorſtellung von der Hoheit ſeines Herrſcherzwecks, die Idee der römiſchen Kaiſerkrone in ihrer weltumfaſſenden Bedeutung. *Sie* treibt ihn an, einen deutſchen Papſt neben ſich zu ſtellen, *ſie* ſtachelt ihn an, den Creſcentius zu morden, der die Hauptſtadt der Cäſaren in eine municipale Republik verwandeln will, *ſie* endlich verleitet ihn zur Ehe mit der griechiſchen Prinzeſſin Helena, nachdem er die treue Giſela verſtoßen. Sein böſer Genius, der Erzbiſchof Gerbert von Rheims, vollzieht die Rache des Schickſals an ihm, er verliert Rom und das Leben, aber dem Sterbenden kommt die Erkenntniß des Irrthums und ſeine Reue kann noch die Verzeihung der gekränkten Freunde erflehn. Reich an erſchütternden Scenen iſt dieſes Drama.

— Möge der Autor die ſchon beſchrittene Bahn weiter verfolgen! Er ſchreibt im Dienſte der Kunſt des Vaterlandes, welches der Vorbilder ſittlicher Handlung und Größe bedarf!

Trautwein von Belle.

---

## Der Mangel an Hausbibliotheken bei den Deutſchen.

Es iſt uns kürzlich der ſiebzehnte Jahresbericht der „Bibliothek der evangeliſchen Gemeinden in St. Petersburg" zugegangen, deren wir in

Digitized by Google

Nr. 47 des „Magazin" gedacht haben. Wie ſehr dieſe auf das geſellige und ſittliche Leben unſerer Stammgenoſſen in der ruſſiſchen Hauptſtadt einen unverkennbaren Einfluß übende, ſchöne Inſtitution auch von der Regierung anerkannt wird, geht unter Anderem daraus hervor, daß der Kaiſer Alexander II. der Bibliothek im vorigen Jahre eines der koſtbaren Exemplare der großen Ausgabe des facſimilirten Codex Sinaiticus von Tiſchendorf zum Geſchenk gemacht hat. Außerdem hat ſich die Bibliothek im vorigen Jahre um 1210 Bände, von denen 1080 angekauft und 130 geſchenkt wurden, vermehrt. Die Ausleihung der Bücher an Mitglieder der evangeliſchen Gemeinden geſchieht theilweiſe unentgeltlich und theilweiſe gegen jährliche Beiträge von 4 bis 8 Rubel, wofür 2 bis 5 Bände auf einmal entliehen werden können.

Dem vorgedachten Berichte entlehnen wir die nachſtehenden Bemerkungen über den Mangel an Hausbibliotheken unter den Deutſchen in Petersburg — Bemerkungen, die ſich mutatis mutandis auch auf die Deutſchen in vielen andern Städten, z. B. in Wien, Berlin, München, Dresden ꝛc. ꝛc., wohl anwenden laſſen:

„Wer längere Zeit in Petersburg gelebt und mit den Einrichtungen und Gebräuchen der deutſchen Kreiſe ſich vertraut gemacht hat, dem fällt bald befremdend in die Augen der Mangel an Hausbibliotheken. Bei oft glänzenden Einrichtungen, in Wohnungen, die Nichts vergeſſen haben, einen behaglichen Luxus vor dem Beſucher zu entfalten, ſucht man nur zu oft vergeblich nach irgend welchem Orte, an welchem die Familie die Schätze der Literatur aufgeſtellt hätte. Vielleicht daß ein paar reich ausgeſtattete Mode-Einbände mit Goldſchnitt auf einem Prunktiſch liegen, vielleicht auch, daß im Kinderzimmer, oder wo die Knaben arbeiten, in einem älteren Schranke ſich eine kunterbunte Anhäufung von einzelnen Büchern vorfindet: aber eine klaſſiſche Auswahl wahrhaft guter Werke, eine dem Geiſt des Beſitzers entſprechende, charaktervolle Zuſammenſtellung der Werke von Lieblingsſchriftſtellern und eine ſolche Sammlung, in ihrer Aufſtellung die Liebe und die Aufmerkſamkeit bekundend, die ihr zugewandt wird, iſt eine gar ſeltene Erſcheinung. Eine ſolche Bücherſammlung ſei ein todter Schatz, ein werthloſes Kapital: mit ſolchen Einwendungen begründet und rechtfertigt man den Mangel des Beſitzes einer Familienbibliothek, ohne zu beachten, wie die ganze übrige Einrichtung der Wohnung dieſer Anſicht widerſpricht und uns heißt, den vorhandenen Mangel der Bücher auf eine andere Quelle zurückführen. Warum nun grade bei den armen Büchern ängſtlich und philiſterhaft berechnen, wieviel bei einem etwaigen Wiederverkauf der wahrſcheinliche Erlös ſein mag, während doch die das Zimmer ausfüllenden Prunkmöbel und Nippſachen gewiß nicht aus demſelben Geſichtspunkte angeſchafft wurden? Warum grade bei dem Beſitze, der unſeren Geiſt veredlen, unſer Gemüth zu Gott hinführen und unſere Seele mit großen und ſchönen und tiefen Gedanken anfüllen will, mit faſt knickeriger Genauigkeit ausrechnen, wieviel er noch werth ſein mag, wenn er während eines ganzen Lebens dieſen Dienſt an uns erfüllt und dann auf unſere Kinder und Erben übergeht, während bei den koſtbaren Mahlzeiten und feinen Weinen, bei dem blendenden Geſchmeide und all' den bunten Schmuckſachen ſelten oder nie eine ſolche Berechnung angeſtellt wird? Will man darauf erwidern: dieſes gehört zum guten Ton und gebildeten Leben, jenes aber verlangt die Mode nicht? Eine ſolche Anſicht wäre eine gar herbe, bittere Anklage unſerer Zeit und ſtände in grellem Widerſpruch zu dem, was ſie ſelbſt von ſich behauptet, daß ſie ein gebildetes Geſchlecht erzogen hätte! ....

„Schon dem Kinde iſt es ein anderes Gefühl, ein entliehenes Buch flüchtig zu durchblättern, oder ſich als den rechtmäßigen Beſitzer deſſelben zu wiſſen und in ungeſtörter Ruhe ſich in ſeinen Inhalt zu verſenken. In erhöhterem Grade findet dieſes bei dem Erwachſenen ſtatt. In dem Buche tritt uns in verklärter, reiner Weiſe der Geiſt des Schriftſtellers entgegen. Durch den Eigenbeſitz des Buches tritt uns der Geiſt des Buches nicht nur in einem flüchtigen Beſuche entgegen, er ſchließt eine viel tiefere, innigere Verbindung mit uns; wenn ich in der bildlichen Rede fortfahren kann, der kalte, ſteife Beſucher, der uns höchſtens ein paar glatte Redensarten gelaſſen, wandelt ſich in einen lieben Hausfreund, der uns ſein innerſtes Herz aufſchließt, der uns mit neuen Gedanken bereichert und unſre Seele mit reinen und tiefen Ideen adelt. Mit einem bloßen Beſucher nehmen wir es nicht ſehr genau, wohl aber mit dem Hausfreund.

„Wir werden dann bei der Auswahl unſerer Lektüre bei Weitem vorſichtiger und halten uns nicht mehr für ſo niedrig, jedem gedruckten Papiere zu geſtatten, ſeinen oft gemeinen Inhalt unſerem Geiſte vorzuführen. Wir werden dann aus der unglückſeligen Vielleſerei heraus zu der Höhe der Geiſtesbildung gelangen, die nur an dem wahrhaft Guten, Schönen und Wahren ihr Genüge findet. Wir werden dann auch vielleicht um ſo eher der momentan ſo üppig wie Schlingkraut Alles überwuchernden Zeitſchriften-, Unterhaltungs- und Modeblätter-Literatur entwachſen und uns für zu mündig halten, uns Jahre lang hindurch von irgend welchem Schriftſteller an das Gängelband ſeiner Zeitſchrift nehmen zu laſſen und auf ſein Gebot nun von den 25 Lieferungen vertilgen, was immer er während eines Jahres in widerlichen, bogenweiſen Unterbrechungen uns auftiſchen mag: heute etwas Schauerliches, morgen einen Witz, dann wieder eine Biographie, der eine Novelette folgt, von der das günſtigſte Urtheil nur eben dies ſagen kann, daß ſie den verheißenen Raum ausfüllt und das verſprochene Quantum Druckerſchwärze ins Haus bringt.

„Faſt jede Wohnung eines Wohlhabenden in England hat unter der Zahl der Zimmer eins mit dem Namen „Library" (Bücherzimmer) und Niemand darf auf den Titel eines Gebildeten Anſpruch machen, der nicht auf eine Bibliothek hinweiſen könnte. Es iſt ein edler Stolz des engliſchen Adels, werthvolle Bücherſammlungen zu beſitzen, die ſich Jahrhunderte hindurch von Geſchlecht zu Geſchlecht wie ein Familienſchatz geerbt und Werke bergen, nach denen auch der ernſte Forſcher ausſchaut; und es iſt kein gemeiner Stolz auch des Bürgerlichen in jenem ſchönen freien Lande, mit dem er auf die Sammlung der classical works ſeiner Geiſtesheroen hinweiſt. Der warme, gemüthvolle und ſittliche Ton der meiſten engliſchen Romane mag ja wohl auch aus der Quelle herfließen, daß der Schriftſteller mit größerer Achtſamkeit und ſorgfältigerem Fleiße auf die Mittel ſinnt, die ihm Eintrittsrechte in die Familien-Bibliothek verſchaffen. Es iſt aber wahrlich eine andre Empfehlung einem Buche nöthig, Aufnahme zu finden am häuslichen Heerde und im ſtillen Kreiſe eines frommen, ſittlichen Familienlebens, oder auf die herzloſen Regalen einer Leihbibliothek geſtellt zu werden. Büchern geht es da, wie den Menſchen. Im Gaſthofe finde ich Aufnahme, wenn ich nur bezahle; in der Familie wird ein edleres Aufnahme-Recht geltend gemacht."

Die „Bibliothek der evangeliſchen Gemeinden in St. Petersburg," die in zahlreichen Kreiſen durch ihre Auswahl des Leſeſtoffes den Geſchmack zu läutern und den Sinn für das Schöne und Edle zu wecken weiß, hat bereits viel dazu beigetrag·n und wi·d es gewiß mit jedem Jahre mehr, der Herz und Geiſt verwirrenden Vielleſerei zu ſteuern und die Angehörigen ihrer Gemeinden den Anforderungen der Humanität mehr und mehr zugänglich zu machen.

## Schweden.

### Rationelle Landwirthſchaft.

Im Juli dieſes Jahres, unmittelbar nach der allgemeinen deutſchen Ausſtellung landwirthſchaftlicher Gegenſtände in Hamburg, fand eine ähnliche Ausſtellung in Helſingborg am Sunde ſtatt.

Dieſe ſchwediſche Ausſtellung erhebt nicht den Anſpruch, ſich mit dem gerechten Rufe der großartigen Hamburger Ausſtellung meſſen zu wollen. Dennoch hat ſie ihre Bedeutung. Denn einerſeits war ſie mehr eine ſkandinaviſche, als eine ſchwediſch-provinzielle, was ſie offiziell ſein ſollte. Andererſeits lenkt ſie und ihre Nachfolgerinnen die Aufmerkſamkeit gewiß auch Deutſchlands auf die landwirthſchaftlichen Verhältniſſe Schwedens, welche in mehr als Einer Beziehung dieſe Aufmerkſamkeit verdienen.

In erſterer Hinſicht erſcheint es faſt gewagt, von der politiſchen Bedeutung einer rein induſtriellen Unternehmung zu ſprechen; aber hiervon ſchweigen, hieße, das deutſche Volk unverzeihlicher Weiſe um das intereſſante Faktum bringen, daß der Skandinavismus, welcher ſeinen Dienſt quittirt zu haben ſchien, nur ſein ſtaatsmänniſches Kleid — bis auf Weiteres — und den Sommerrock angelegt hat. Eine Idylle hat uns der Skandinavismus in Helſingborg vorgeführt, und wie bedauern wir, daß er aus dieſer harmloſen und am Ende doch ſehr nützlichen Beſchäftigung allzufrüh herausgeriſſen wird durch den ſchwediſch-däniſchen, antideutſchen Vertrag, um ein Schauſpiel aufzuführen, das man an der Eider in Szene zu ſetzen gedenkt.

In der zweiten Hinſicht iſt Ihr Korreſpondent in der glücklichen Lage, frühere Reiſeeindrücke in Bezug auf die ſchwediſche Landwirthſchaft durch neuere Wahrnehmungen beſtätigt zu ſehen, zu welchen ihn eben die Helſingborger Ausſtellung veranlaßt hat; man widmet nämlich in Schweden der Einführung rationell-landwirthſchaftlicher Grundſätze einen Eifer, der im Sturmſchritt das nachholen will, was man in den erſten Jahrzehenden des Jahrhunderts verſäumt hat und was man durch zeitgemäßes Vorſchreiten wahrſcheinlich etwas gründlicher erreicht haben würde.

Ich glaube, das „Magazin" darf nicht Anſtand nehmen, die, wenn ich ſo ſagen darf, landwirthſchaftliche Bewegung, die ſich ſeit einigen Jah-

Digitized by Google

ren in Schweden kund giebt, in den Kreis ſeiner Berichte zu ziehen. Immerhin ſehen wir bei unſeren nordiſchen Stammverwandten einen Fortſchritt ſich vollziehen, der mit den Prinzipien des „Magazin," dieſes Vermittlers für die Pflege der Völkerwohlfahrt, ſo innig harmonirt.

Der rationelle Betrieb der Landwirthſchaft in Schweden hat noch ein jugendliches Alter. Bei dem Reichthum ausgezeichneter Gelehrten aus dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften, deſſen ſich Schweden zu erfreuen gehabt hat, und bei dem langen Frieden, den es genießen durfte, müßte das überraſchen, wenn man ſich nicht in das Gedächtniß zurückrufen müßte, daß Schweden eigentlich kein Land für die Landwirthſchaft iſt. Eine verhältnißmäßig ſehr lange Seeküſte und ein Ueberfluß an Flüſſen und Binnenſeen, wie kein anderes Land ihn beſitzt, befähigen und lenken Schweden weit mehr zur Schifffahrt und zur Fabrikthätigkeit wie zur Landwirthſchaft hin; und in der That haben ſich bisher nur wenige Provinzen, unter denen Schonen mit ſeinem angeſchwemmten Boden obenan ſteht, dem Landbau im gewerblichen Sinne hingeneigt. Gegenwärtig iſt das Beſtreben lebendig, der Landwirthſchaft in allen Provinzen durch rationelle Grundſätze aufzuhelfen, wozu übrigens auch ein in der Oekonomie ſehr empfindlicher Mangel an Arbeitskräften mit Nachdruck hindrängt. Ich bin nur gerecht, wenn ich darauf hinweiſe, daß das, was für die Landwirthſchaft Schwedens gethan worden iſt, erſt ſeit der Regierung des Hauſes Bernadotte den Impuls erhalten hat.

Da ich für keine landwirthſchaftliche Zeitung berichte, ſo kann ich mich nicht auf ſtatiſtiſche und Credit-Verhältniſſe und dergl. einlaſſen; ich laſſe Alles, was der Landwirthſchaft nur indirekt dient, unerörtert, und beſchränke mich auf diejenigen Einrichtungen, welche unmittelbar den Landbau zu heben berufen ſind.

1. Da ſind zunächſt die landwirthſchaftlichen Vereine. Sie ſind über ganz Schweden, ſoweit es kulturfähig iſt, verbreitet und beſitzen eine ſtreng gegliederte Organiſation. Jede Provinz hat einen Hauptverein mit einem Präſidenten, Vicepräſidenten, Secretair nnd Kaſſirer. Die Mitglieder dieſes Hauptvereins bilden in den Kreiſen die Kreisvereine (Kontraks-Sällskaper), und in den Kirchſpielen die Paſtorats-Vereine (Pastorats-Sällskaper). — Zweck und Einrichtung dieſer Vereine ſind deutſchen Muſtern nachgeformt und haben insbeſondere Aehnlichkeit mit den Vereinen im Königreich Sachſen. Sie halten Verſammlnngen ab, in welchen die wirthſchaftlichen Tagesfragen, wichtige Verbeſſerungen in allen Zweigen des Landbau's, der Viezucht und der landwirtſchaftlichen Nebengewerbe abgehandelt werden. Der Schwerpunkt liegt auch hier in dem Ausſchuſſe, welcher die Erörterung der Tagesordnung vorbereitet und Entſcheidungen herbeiführt, übrigens auch mit der Regierung und mit den landwirthſchaftlichen Inſtitnten, vorzüglich aber mit der Centralſtelle für landwirthſchaftliche Angelegenheiten, der landwirthſchaftlichen Akademie in Stockholm, in lebhafter, regelmäßiger Verbindung ſteht. Die Vorſchläge des Ausſchuſſes werden von den Verſammlungen in der Regel zum Beſchluſſe erhoben. Dennoch kommen Fälle vor, wo das Reſultat der Debatte durch Abſtimmung herbeigeführt werden muß, wie denn erſt vor Kurzem in einer ſolchen Verſammlung die Bauern den „Herren" wegen der Einführung hannover'ſcher Pferde eine Oppoſition machten, die durch Abſtimmung beſeitigt werden mußte.

Laſſen dieſe Vereine ſich mit den deutſchen landwirthſchaftlichen Vereinen vergleichen, ſo haben ſie doch vor dieſen zwei wichtige Eigenſchaften voraus. Abgeſehen von der Einheit, welche den deutſchen Vereinen mangelt, und welche durch die Wanderverſammlungen der Land und Forſtwirthe nur mangelhaft erſetzt wird, eine Einheit, welche den ſchwediſchen Vereinen eine ſehr feſte Geſtalt verleiht, beſchränken dieſe Vereine ihren Einfluß nicht nur, wie die meiſten deutſchen, darauf, ihre Mitglieder über die auftauchenden Tagesfragen zu belehren und das weitere landbauende Publikum durch Ausſtellungen mit den Erfolgen rationeller Landwirthſchaft bekannt zu machen, alſo indirekt auf die Hebung der Oekonomie zu wirken, ſondern die ſchwediſchen Vereine führen ihre Grundſätze direkt in die Landwirthſchaft ein; ihre Beſchlüſſe haben für die Mitglieder eine gewiſſe bindende Kraft und müſſen von den Ausſchüſſen zur Ausführung gebracht werden. Das können die ſchwediſchen Vereine erreichen, denn ihnen gehört jeder Landwirth an und Jeder, der zur Landwirthſchaft in irgend welcher Beziehung ſteht; die hohe Ariſtokratie mit ihrem großen Grundbeſitz wie die Bauern, die freilich noch immer durch manche Verpflichtungen an die Gutsherrſchaften gebunden ſind und ihrer gänzlichen Unabhängigkeit noch entgegenſehen; die Geiſtlichen wie die Lehrer, Gelehrte und Laien nehmen im Verein ihren Sitz ein und nehmen an den Verhandlungen gleich lebhaften Antheil, eine Zuſammenſetzung der Vereine, deren Urſachen bis zu der Vierſtände-Gliederung des Reichstages hinaufreichen.

Zweitens ſind die ſchwediſchen Vereine reich; mit ihren Einkünften vermögen ſie ihren Beſchlüſſen einen gewichtigen Nachdruck zu geben; mit ihren Mitteln greifen ſie da thatkräftig ein, wo anderwärts nur lange Reden gehalten und gewaltige Aktenſtöße geſchrieben werden können.

Das iſt äußerſt beachtenswerth! — Indem wir nach dem Urſprunge dieſes Reichthums forſchen, entdecken wir eine Staatseinrichtung, welche in Deutſchland nachgeahmt zu werden verdient. — Ueberall hat man den Branntwein mit einer erheblichen Steuer belaſtet;* in Schweden mit einer doppelten. Einmal nämlich erhebt der Staat von den Fabrikanten eine Productions-Steuer, ſodann von den Schenkwirthen eine Konſumſteuer, Die letztere Beſteuerungsart nähert ſich der ruſſiſchen Branntwein-Beſteuerung. In gewiſſen Zeiträumen wird nämlich in den einzelnen Kreiſen das Recht, Branntwein auszuſchänken, verauctionirt; jeder Schankwirth, vom großen Hotelbeſitzer bis zum Vorſteher der geringſten Dorfkneipe, erwirbt ſich in der Auction die Befugniß, 10, 100, 1000, 10,000 u. ſ. w. Kannen Branntwein während des Jahres an das Publikum abzuſetzen; den 5. Theil der hierdurch gewonnenen Gelder haben bereits ſeit geraumer Zeit die landwirthſchaftlichen Vereine bezogen. Das iſt gewiß eine der liberalſten Maßregeln, welche ein Staat treffen kann, um die Productions-Fähigkeit des Landes zu befördern und zugleich die Autonomie gewiſſer Genoſſenſchaften einzubürgern. Allerdings ſpricht man davon, daß mit Rückſicht auf die ſteigenden Bedürfniſſe des Staates dieſe Gelder den Vereinen nicht weiter mehr gewährt werden würden, und man fürchtet von einem Reichstage zum andern; aber die Vereine haben ihre Schäfchen im Trockenen. Denn wie lange ihnen dieſe Einnahmen auch ſchon zugefloſſen ſind, ſie haben früher keine Verwendung dafür gehabt. Die Kaſſirer ſammelten die Gelder auf und in den Büchern der Vereine ſchwollen die Vermögenszahlen an, während die Ausgaben dagegen ganz verſchwanden. Erſt ſeitdem die Vereine zu einem friſchen Leben erwacht ſind, und das ſind nur wenige Jahre, haben ſie auch plötzlich das erhebende Bewußtſein eines unermeßlichen Reichthums und eines dem angemeſſenen Einfluſſes erhalten; ja, ſie finden ſich ſo reich, daß ſie auch ohne die Branntwein-Steuer und nur mit den Zinſen angeſammelter Fonds ihre außerordentlich ſegensreich begonnene Wirkſamkeit fortſetzen zu können glauben.

Den perſönlichen Einfluß der Vereine haben wir bereits erwähnt. Die öffentliche Wirkſamkeit derſelben zeigt ſich in dem Eingreifen in alle landwirthſchaftlichen Verhältniſſe. Kommt es darauf an, einer Ausſtellung, werde ſie auch von Privatperſonen unternommen, die letzte Weihe zu geben und würdig auszuſtatten; gilt es, die Züchtung oder Einführung eines Zug- oder Nutzthieres durch Prämien zu befördern oder die Anſchaffung verbeſſerter Ackergeräthe zu ermöglichen; fehlen dieſer oder jener landwirthſchaftlichen Unterrichtsanſtalt die Mittel zu wirkſamerer Ausſtattung, ſo ſind die landwirthſchaftlichen Vereine mit einer Freigebigkeit bei der Hand, welche ſogar der Staat nicht verſchmäht. Um in letzterer Beziehung nur ein Beiſpiel anzuführen, ſo hat die Landbau-Geſellſchaft dem Königl. Lehrinſtitute in Alnarp erſt vor kurzer Zeit die Geldmittel zur Einrichtung und Unterhaltung eines ausgedehnten Gartens mit Baumſchule zur Beſoldung des Gartendirectors, zur beſſeren Ausſtattung des chemiſchen Laboratoriums u. ſ. w. bewilligt, alſo Mittel, welche dem Staats-Inſtitute aus Staatsfonds zufließen ſollten.

Daß die Vereine bei jeder Frage, welche ſich in landwirthſchaftlicher Beziehung geltend macht, der Regierung mit ihrem praktiſchen Rathe zur Seite ſtehen, iſt eine Einrichtung, deren ſich die meiſten deutſchen Staaten ebenfalls erfreuen; daß aber die Regierung Schwedens ihre Entſchließung zuweilen lediglich von dem Gutachten der Vereine abhängig macht, beweiſt, in welch inniger Verbindung Regierung und Volk in Schweden ſtehen, und wie glücklich die rationellen Beſtrebungen der dortigen Volkswirthe mit den Anſchauungen der leitenden Kreiſe harmoniren. Das iſt der geradeſte Weg zur Volkswohlfahrt.

2. Die Ausſtellungen landwirthſchaftlicher Erzeugniſſe, Thiere und Geräthſchaften ſind in die Organiſation der Vereine mit vielem Geſchicke eingereiht, — Ausſtellungen finden entweder für einen Kreis oder für eine Provinz, oder für das ganze Land ſtatt. Die erſteren werden zwar zuweilen von Privatperſonen angeregt, in der Regel aber von den Vereinen unternommen und geleitet. Die Landes-Ausſtellungen aber werden vom Könige und vom Reichstage beſchloſſen und mit Geldunterſtützungen in Form von Prämien aus Staatsfonds verſehen, wobei ſich natürlich auch die Vereine betheiligen. Mit den Ausſtellungen werden Hauptverſammlungen der Vereine verbunden, deren Verhandlungen nicht weniger Theilnahme hervorrufen wie die Schauſtellungen ſelbſt. In dieſen Verſammlungen, welche öffentlich zu ſein pflegen, werden die landwirth-

* In Preußen wird die Productions-Steuer für exportirten Spiritus den Fabrikanten zurückgezahlt, um die Ausfuhr zu vermehren.

Digitized by Google

ſchaftlichen Tagesfragen in gewiſſermaßen parlamentariſcher Form diskutirt. Jede Frage wird, wie dies auch in deutſchen Verſammlungen geſchieht, durch einen Sprecher eingeleitet, der einen Namen von Ruf tragen muß und die Frage klar und gründlich, populär und anziehend zu erörtern hat; der Sprecher muß jeder Einrede gewachſen ſein, alſo ſelbſt umfaſſende und tiefe Kenntniſſe von dem Gegenſtande beſitzen.

Zu welchen Reſultaten man bei ſolchen Debatten gelangt, welche Beſchlüſſe man faßt, iſt vielleicht nicht wichtiger, als die Belehrung, welche dadurch unter Tauſende von Landwirthen getragen wird, eindringlicher durch den Eindruck lebendiger Rede als die Weisheit aus dem trefflichſten Buche geſchöpft. Dieſe Art der Belehrung iſt demnach ein vorzügliches Mittel, auch den gewöhnlich allzuſehr am Hergebrachten, Ererbten und Verbrauchten hängenden und gegen Bücher-Unterricht ſtets mißtrauiſchen, kleinen Landmann zum Nachdenken zu bringen, wie ſich in der Landwirthſchaft mit denſelben Mitteln größere Erfolge erzielen laſſen.

Im Jahre 1865 wird in Malmö eine Landes-Ausſtellung mit Hauptverſammlung der Landbau-Geſellſchaft ſtattfinden. Die diesjährige Ausſtellung in Helſingborg war, wie geſagt, eine provinzielle. Es liegen mir ſehr genaue Nachrichten über die Betheiligung an derſelben vor; aber ich darf die Leſer nicht mit Aufzählung aller Pferde, Ochſen, Kühe, Schafe u. ſ. w., aller Geräthſchaften, der 23 Sorten Getraide, der Weintrauben, (am 23. Juli unter dem 56. Grade nördlicher Breite!), der Webeſtoffe und der Durchſchnitte von Bäumen (von außerordentlich alten aus Dänemark) u. ſ. w. ermüden, die dort vertreten waren; ich bemerke nur, daß man, wie die Ausſtellung bewieſen hat, im Norden vorzugsweiſe der Einführung verbeſſerter Geräthſchaften eine rege Aufmerkſamkeit widmet und insbeſondre den Dampf ohne große Umſtände zu verwerthen weiß.

In der Verſammlung hatte man die Taktik angewandt, einige Fragen durch däniſche Sprecher einleiten zu laſſen, damit man in Schweden ſehen möchte, daß das landwirthſchaftlich als ſehr vorgeſchritten betrachtete Dänemark eben nur nach denſelben Grundſätzen wirthſchafte, die man in Schweden adoptirt hat.

Durch die Anweſenheit des königlichen Hofes erhielt dieſe Ausſtellung einen ſehr glänzenden Anſtrich. Daß der König mit den Prinzen einer Ausſtellung an den fernen Marken ſeines Reichs beiwohnt, iſt an ſich eine Begebenheit von ſehr gewöhnlicher Bedeutung; wenn aber der König mehrere Tage lang die langathmigen Reden und Debatten über die beſte Art der Düngung, über Verbeſſerung der Obſtkultur, über Züchtung und Mäſtung des Rindviehs und dergl. — Reden, welche für den Laien in der Regel mit dem beängſtigenden Eindrucke von Stall-Atmoſphäre und Düngerduft verbunden ſind — mit reger Theilnahme erfolgt, ſo iſt das ein Zeugniß dafür, daß die Lehre vom Stoffwechſel — ſchließlich die Grundlage aller Landwirthſchaft — nicht mehr überall als das Geſpenſt betrachtet wird, welches die Vorſtellung von der irdiſchen Fürſten-Unſterblichkeit zu vernichten droht. Ja, wenn König Oskar wegen dieſer Theilnahme an den ſcheinbar gewöhnlichſten, in der That aber wichtigſten Intereſſen des Volkes von ſeinem Volke angebetet wird, ſo mag immerhin der Nimbus von der königlichen Perſon ſchwinden; beſſer er ſchwindet vor der Liebe als vor der Verachtung des Volkes.

3. Die *Unterrichtsanſtalten* für Landwirthe ſind in Schweden mehr als anderwärts als ein dringendes Bedürfniß erkannt worden. Ueberall nimmt man Gelegenheit, dem Landmann praktiſche und theoretiſche Unterweiſung zuzuführen. Zahlreiche Landbauſchulen ſind im Lande verbreitet; an den Schullehrer-Seminarien erhalten die Zöglinge praktiſche Anweiſung in der Garten- und Obſtkultur; und während man jungen Landwirthen durch Stipendien Gelegenheit giebt, das Ausland kennen zu lernen, hat man zur Verbreitung der ökonomiſchen Wiſſenſchaften in Ultuna und Alnarp höhere landwirthſchaftliche Inſtitute gegründet, welche ungefähr unſeren landwirthſchaftlichen Akademien entſprechen. Ultuna wurde 1848, Alnarp 1858 in das Leben gerufen.

Ueber das letztere Inſtitut hat der Vorſteher deſſelben, Profeſſor Nathorſt, neuerdings eine kleine amtliche Schrift* herausgegeben, welche über die Geſchichte, Einrichtung, Frequenz und den Zweck der Anſtalt jeden nur wünſchenswerthen Aufſchluß giebt, und manchen Blick in die allgemeinen landwirthſchaftlichen Verhältniſſe Schwedens geſtattet.

Danach iſt der wiſſenſchaftliche Unterricht in der Landwirthſchaft in Schweden, dem Lande ausgezeichneter Naturforſcher, erſt im 3. und 4. Jahrzehnd unſeres Jahrhunderts eingeführt. Zuerſt entſtand im Jahre 1835 das landwirthſchaftliche Inſtitut in Degeborg, das aber ſchon 1853 wieder einging. Inzwiſchen war das Inſtitut von Ultuna gegründet worden, das aber mit den vielen Landbauſchulen dem Bedürfniſſe nicht genügen konnte. Namentlich vermißte man in der reichſten Provinz Schwedens, welche allein ſo viel exportirt, wie alle übrigen Provinzen zuſammen, nämlich in Schonen, eine höhere Lehranſtalt; und ſo errichtete man denn nach mühſamer Beſeitigung vieler Hinderniſſe, nach Beiſeitlegung manches anderen Planes nach dem Vorſchlage des landwirthſchaftlichen Vereins auf dem Staatsgute Alnarp das zweite Inſtitut. — Eine königliche Verordnung gilt als Reglement für die innere und äußere Organiſation der Anſtalt und theilt den Unterricht in einen höheren und niederen Kurſus; der erſtere iſt für die Zöglinge (elevar), der zweite für die Schüler (lärjungar) beſtimmt; jener nimmt eine weſentlich wiſſenſchaftliche, dieſer eine hauptſächlich praktiſche Richtung. Im Allgemeinen wird in dem höheren Kurſus das Lehrziel unſrer deutſchen landwirthſchaftlichen Akademien erſtrebt; der niedere Kurſus iſt der für die Elementar-Landbauſchulen vorgeſchriebene, und befaßt ſich mit dem Unterricht in der Acker- und Viehzuchtlehre, in Baumzucht und Waldbau, mit praktiſchen Uebungen in Ackerbau-Arbeiten, Aufziehnng und Verpflegung des Viehes, Feldmeſſung, Abwägen, Verfertigung von Geräthſchaften, Pflanzen und Veredeln von Bäumen, Betrieb von Nebengewerben, bis zum Unterricht in der Rechtſchreibung und im Satzbau herab.

Ueber den Zweck der Anſtalt giebt der Herr Verfaſſer eingehende Mittheilungen, welche er mit ſeinen eigenen Vorſchlägen über das, was die Anſtalt ſein ſollte, verbindet. Dieſe Vorſchläge ſind es, welche ſich aus dem ganzen Werke hervorheben, weil ſie die Richtung andeuten, in welcher nach der Anſicht der erſten Wirthſchaftslehrer Schwedens ſich die Ausbildung der Landwirthſchaft bewegen ſollte. — Herr Nathorſt iſt mit der lediglich wiſſenſchaftlichen Unterweiſung ſeiner Eleven keineswegs einverſtanden; er will zugleich ihre praktiſche Ausbildung, und zwar möchte er das Inſtitut mit einem großen Muſtergute, mit ausgebreiteten Feldern, Wäldern, Gärten und Gebäuden zu allerhand zahlreichen Viehheerden verſehen. Die Landwirthſchaft, ſagt er, iſt eine Wiſſenſchaft geworden; aber man vergißt nicht ungeſtraft, daß ſie doch in erſter Stelle eine Wirthſchaft iſt und bleibt. In den agrikultur-chemiſchen Verſuchsſtationen ſollen wiſſenſchaftliche Grundlagen ausgeforſcht werden; darüber ſoll man aber die ökonomiſchen Erfahrungen und Verſuche nicht verabſäumen, die ökonomiſche vor der wiſſenſchaftlichen Entwickelung nicht vergeſſen. Deshalb ſoll das Inſtitut nicht nur, wie jetzt zu ſein ſcheint, eine Art Centralſtelle zur Löſung von allerhand allerdings ſehr wichtigen und der wiſſenſchaftlichen Erörterung bedürftigen Fragen, auch keine bloße Schule für junge Leute ſein, ſondern hauptſächlich eine Muſterwirthſchaft werden, wo jeder Zögling ſelbſt die Erfolge des wiſſenſchaftlichen Unterrichts im Großen beobachten, jeder Landwirth, der die Anſtalt beſucht, an der Kultur des Bodens, an der Viehzüchtung, an Geräthſchaften ſein Vorbild nehmen kann. Was fängt man auch mit einer ſogenannten Verſuchsſtation an? Will man z. B. eine Aerndtemaſchine prüfen, ſo iſt ſie in zwei Tagen mit der geſammten Aerndte des Verſuchsfeldes fertig und eine eingehende Prüfung, eine Handhabung derſelben durch die Zöglinge ſelbſt unmöglich. So mit allen übrigen Verſuchen. Das Inſtitut ſollte zu praktiſchen, zu ganzen Verſuchen Gelegenheit geben, und dazu wäre das Staatsgut Alnarp ganz geeignet. Der Verfaſſer richtet ſehr energiſch ſeinen Antrag dahin, die Mittel anzuweiſen, um das Inſtitut zu einer wiſſenſchaftlich-praktiſchen Landbauſchule einzurichten.

„Dänemark," ſo ſchließt Herr Nathorſt dieſes Capitel, „hat ſeine Landbau-Hochſchule; Deutſchland ſeine landwirthſchaftlichen Akademien, vortreffliche wiſſenſchaftliche Inſtitute; aber laßt in unſerem Vaterlande nur einige gute, wohlorganiſirte Landwirthſchafts-Inſtitnte entſtehen, in welchen man der auf wiſſenſchaftlicher Grundlage aufgebauten praktiſchen Richtung den Ehrenplatz einräumt — und jeder Schilling, welchen man darin niederlegt, ſoll der Same werden, der für unſres Landes Wohlſtand die ſegensreichſten Früchte tragen wird."

Ich meine, das ſind Früchte aus großentheils deutſchem Samen; denn die Richtung, welche der Herr Verfaſſer dem Unterrichte in ſeiner Anſtalt geben will, hat unſer Thaer vor mehr als 50 Jahren eingeſchlagen und auf ſeinem Gute Möglin durchgeführt, wie denn die praktiſche Landwirthſchaft in Schweden ſchon ſeit langer Zeit auf deutſchen Grundſätzen beruht. Das ſind Thatſachen, auf welche unſre deutſchen Landwirthe mit Recht ſtolz ſein dürfen.

G. H.

* Beskrifning öfver Alnarps Landtbruks-Institut. Enligt Styrelsens uppdrag utarbetad af Hjalmar Nathorst. Malmö, tricket hos B. Cronholm, 1863.

# England.

## Nathaniel Hawthorne* in Shakſpeare's Geburtsort und an ſeiner Grabſtätte.

Der Hauptreiz einer engliſchen Landſchaft liegt in dem vollen ſaftigen Grün der Wieſen und Felder, den ſchönen ſtattlichen Alleen und Baumſchulen und jenen Anzeichen von Fleiß und Intelligenz, welche ſich überall, an jedem Fleckchen Erde, geltend machen. Dieſe Beobachtungen drängten ſich mir auf, als ich einen Spaziergang von Lamington nach dem acht bis neun engl. Meilen davon entfernten Stratford am Avon auf einem der für mich anmuthigſten und reizendſten Wege machte. Ich kann mich zwar nicht auf einzelne charakteriſtiſche Eigenthümlichkeiten dieſer Landſchaft beſinnen, denn ſie beſteht hauptſächlich aus einer Reihe der ſanfteſten Hügel und Abhänge, welche ſich, je mehr man ſich Stratford nähert, zu einer gleichmäßigen Ebene verflachen. — Aber für uns Amerikaner iſt ſogar ein altengliſches Rübenfeld eine Art Heiligthum, wenn wir uns ausmalen, wie lange jenes Fleckchen Land als früchtetragendes Beſitzthum vorhanden iſt, wie es ſich von Vater auf Sohn, die im Schweiße ihres Angeſichts daſſelbe bebaut und gepflegt, vererbt hat, wie oft es von berühmten Perſönlichkeiten betreten worden und wie es durch die Arbeiten civiliſirter Hände der Verwilderung für immer entzogen worden. Selbſt das Naturwüchſigſte hat in England einen civiliſirten Anſtrich. Kein Baum, mag er in Hecken, in Parkanlagen oder in Forſten ſtehen, wächſt und treibt in natürlicher Wildheit; in der freieſten Ausdehnung ſeiner Zweige herrſcht eine gewiſſe Regelmäßigkeit; er iſt groß, ſtark, üppig und trägt den Stempel eines ehrwürdigen, kräftigen Alters und noch vieler zukünftiger Jahre, welche ihn in eine immer nähere, engere Verbindung mit den Menſchen bringen. Einer oder der Andere hat dieſen oder jenen mächtigen alten Baum von jungauf gekannt und wenn derſelbe noch lange den Wettern und Stürmen der Zeit Widerſtand leiſten kann, ſo wird er, durch Traditionen bekannt und geehrt, mit dem Schickſalsfaden alter Familien verknüpft werden, bis er gleich Tennyſon's redender Eiche mit ſeinen tauſend und aber tauſend Zungen dem Kundigen, der mit der Sprache der Dryaden vertraut iſt, Geheimniſſe und Wunder zuflüſtern wird.

Weiterhin auf meinem Wege waren Hecken, regelmäßige wohlgebaute Felder, ländliche Weiler und Hütten aus alter, alter Zeit. Der Beſitzer einer derſelben war gerade beſchäftigt, ein altes bemoostes Strohdach, welches wohl viele hundert Jahre über ſich hinwegziehen ſah, abzunehmen. Was für eine Maſſe von Staub, Schmutz, Moder, Unkraut, welche Horden von Inſekten, Schwalbenneſtern und anderer großer und kleiner Gethiere hatten ſich dort angeſammelt, ſeitdem dieſes alte Stroh neu war. Könnte man das Alter dieſer Hütte nach ſolchen Merkmalen berechnen, ſo haben vielleicht die Voreltern ſeiner jetzigen Beſitzer Shakſpeare bei einem ſeiner Morgenausflüge über die niedere Schwelle hinwegſchreiten ſehen und ihn in ihren beſcheidenen Räumen gaſtlich aufgenommen. Weiterhin waren noch einige moderne Villen und vielleicht in nicht allzugroßer Entfernung die unter Bäumen verſteckten Stammſitze eines alten Adelsgeſchlechtes; denn es gehört zu dem Stolze der Engländer, ſolche Häuſer fern von der Heerſtraße, ſo viel wie möglich unſichtbar zu halten. Kurz es giebt nichts Bemerkenswerthes, weder auf dieſem Wege, noch in der nahen Nachbarſchaft von Stratford, und dennoch hat das Bild jenes Junimorgens einen Reiz für mich, der meinem Gedächtniß nie entſchwinden wird. Es war einer jener ſchönen, goldigen, warmen Sommertage, einer der entzückendſten, mit denen der Himmel je einen Sterblichen begünſtigt: eine ſo belebende reizende Wärme, eine ſo heitere laue Luft, ein ſo tiefblauer ſchöner Himmel, wie ihn der Pinſel eines Malers nimmer wiedergeben kann.

Endlich erblickte ich Shakſpeare's Kirche, die Kirche der heiligen Dreieinigkeit, die in einer kleinen Entfernung von Stratford durch die Bäume ſchimmert. Zunächſt ſah ich einige verfallene Hütten, welche mit ärmlichen, gering ausſehenden Häuſern vermiſcht ſtanden. Die Straßen ſind ſehr eben, ſodaß man über die Einförmigkeit und Friedlichkeit derſelben in Staunen geräth; es iſt, als ob Shakſpeare's großer Genius der Stadt, in der er das Licht der Welt erblickt, erſt Leben und unſterblichen Glanz verliehen hätte. Hier und da ſtößt jedoch das Auge auf eine wunderbare Art Gebäude, welches die Individualität der hausbackenen Architektur längſt vergangener Zeiten an ſich trägt und ſich ſcheinbar den mehr oder minder ſeltſamen Eigenſchaften ſeiner Bewohner angepaßt hat, wie die Muſchel, die ſich nach der Form ihres Bewohners richtet, und da jene Häuſer vor Generationen in einem eigenthümlichen Styl gebaut wurden, ſo werden ſie immer ſonderbarer, immer wunderlicher, wie alte Humoriſten und Komiker. Hier, wie in mehreren alten engliſchen Städten, fiel mir die große Menge alter Leute in altmodiſcher Kleidung, welche ſich an Stäben fortſchleppten, auf. Um ſolche Exemplare in Neu-England zu ſehen, könnte man wohl ringsum Trompeten erſchallen und für den ehrwürdigſten Greis eine Belohnung ausbieten laſſen. Ich verſuchte mir dieſes Phänomen durch verſchiedene Theorien zu erklären: daß zum Beiſpiel unſere Städte dem Alter ungeſund ſind und die Meiſten unnatürlich jung ſterben, oder daß unſere alten Leute ſich eben ihres Alters ſchämen und lieber jung ſterben, als den Kontraſt mit der Jugend und Neuheit ertragen wollen, oder das Geheimniß mag am Ende ganz einfach das ſein, daß Haarfärbemittel, falſche Zähne, moderne Toilettenkünſte und alle andern Verjüngungsquellen noch nicht in dieſe alterthümlichen engliſchen Städte gedrungen ſind, ſodaß dort die Leute alt werden, ohne die langweilige Nothwendigkeit zu empfinden, jünger zu erſcheinen, als ſie ſind.

Nachdem ich durch zwei oder drei Straßen gewandert war, fand ich endlich Shakſpeare's Geburtshaus, welches einen noch viel kleinern, traurigern Eindruck macht, als jegliche noch ſo genau entſprechende Beſchreibung den Beſucher vorbereiten kann; ſo unwillkürlich ſchmückt ein großer erhabener Bewohner jene Hütte in unſerer Phantaſie zu einem Palaſte aus, welcher erſt dann aufhört, ein enttäuſchendes Luftſchloß zu ſein, ſobald wir unſer Ideal herabſtimmen und uns in niederen, beſcheidenen Regionen bewegen. Der Theil des Hauſes, in welchem Shakſpeare gewohnt, iſt kaum groß genug für den Fleiſcherladen, welchen einer ſeiner Nachkommen beſaß. Dieſer iſt noch ohne Fenſter vorhanden, mit dem Holzbeil an dem zerbrochenen Laden, welcher unter einem beſondern Dache auf die Straße blickt, als ob er auf einen neuen Bewohner wartete. Die obere Hälfte der Thür ſtand offen und nachdem ich geklopft hatte, erſchien ein junges, ſchwarzgekleidetes Mädchen und ließ mich ein. Sie gehörte nicht der dienenden Klaſſe an und ſah für ein engliſches Landmädchen merkwürdig fein aus; wahrſcheinlich war ſie die Tochter der würdigen Matrone, der Kaſtellanin des Hauſes. Dieſer niedere Raum iſt mit ſchmutziggrauen Steinen nothdürftig gepflaſtert, welche, als das Haus neu war, wohl etwas regelmäßiger ausgeſehen haben mögen, aber jetzt in einem ganz unverantwortlichen Zuſtand waren. Es ſcheint einſt ein Erdbeben dieſe gewaltigen Steine auseinander geriſſen zu haben, denn unmöglich konnten Alter und Gebrauch dieſelben ſo zerrüttet haben. Das Zimmer iſt ſehr ſauber, aber macht einen ſo armſeligen, düſtern und ungemüthlichen Eindruck, daß es wohl der glühendſten poetiſchen Phantaſie ſchwer fallen möchte, dieſes unſcheinbare Gemach zu idealiſiren. Die Mitte des Raumes nimmt eine in ähnlicher Weiſe gebaute kleine Küche ein; ſie hat einen großen breiten Kamin, unter deſſen ſchwärzlichem Schornſtein eine große Familie Platz hat. Wie oft mag hier Shakſpeare ſinnend geſeſſen, bei Tage den durchſchimmernden blauen Himmel und bei Nacht die ihm beſonders leuchtenden Geſtirne betrachtet haben, da, wo jetzt ein öder, verfallener Winkel iſt, von welchem die letzten Spuren glimmender Aſche verwiſcht ſind. Ein nur den vierten Theil des Herdes bedeckendes Feuer könnte vielleicht dieſe alte Küche noch traulich und gemüthlich machen; wir aber müſſen uns unerfreuliche Ideen von dem hier geführten eingeengten Leben machen, in einer Wohnung, wo dieſes Zimmer der Sammelplatz der Familie geweſen iſt, wo kein Spielraum für Freiheit und Ausdehnung gelaſſen worden iſt, und wo Alt und Jung dicht zuſammen gedrängt bei einander ſaß. Welch wundermächtige, kühne Pflanze muß Shakſpeare's Genie, wie unaufhaltſam ihre Entwickelung geweſen ſein, daß ſie in ſolcher Atmoſphäre nicht verdorrte, nicht verkrüppelte.

Von da wurde ich herauf in ein Zimmer geführt, in welchem Shakſpeare geboren ſein ſoll, obgleich ich mich kaum auch in Bezug darauf eines leiſen Zweifels erwehren konnte, der noch auf den meiſten Stellen ſeines geheimnißvollen Lebens ruht. Es iſt die Stube über dem Fleiſcherladen, welche von einem breiten Fenſter mit vielen großen und kleinen Scheiben erleuchtet wird. Die Dielen ſind ſehr unaccurat und ungeſchickt gezimmert, die bloßen Sparren und Balken an den Seiten tragen noch das Originalzeichen von des Erbauers roher Art, ohne daß ein Verſuch gemacht zu ſein ſcheint, dieſe Merkmale zu verwiſchen. Wieder müſſen wir uns mit der Enge und Kleinheit dieſes Raumes verſöhnen, eine Nothwendigkeit, die uns viel ſchwerer trifft, als die Vernichtung irgend eines anderen Ideals, weil ſie eine Stätte entzaubert, von der wir ſo viel geleſen, gehört und geträumt haben. Mit wenigen Schritten iſt der ganze Raum durchmeſſen, und ſo niedrig iſt er, daß man die Decke mit der Hand bequem erreichen kann. Dieſer Umſtand veranlaßte Viele, ſich durch Einſchreibung ihres Namens in dieſem Zimmer zu verewigen. Kein Eckchen

* Der bekannte amerikaniſche Schriftſteller, der ſich ſeit einiger Zeit in England aufhält. Man vergleiche den Artikel in Nr. 47 „Jonathan und John Bull." Wir theilen hier vollſtändiger mit, was dort nur flüchtig berührt wurde. D. R.

Digitized by Google

iſt unbeſchrieben; ſelbſt die Fenſterſcheiben ſind mit Diamantſchrift gezeichnet. Dort ſoll ſich auch eine Inſchrift von Walter Scott befinden, aber ich konnte ſie nicht herausfinden. Mir iſt es ein Räthſel, wie die Leute in ſolcher Umgebung an ihr eignes unbedeutendes Nichts denken und ſich in dem Abglanz dieſes unvergänglichen Ruhmes mitſonnen können, wo ſie, wenn überhaupt bemerkt, nur für unverſchämt gelten.

Das ganze Haus iſt reinlich und ordentlich gehalten; auch herrſcht dort nicht jener eigenthümliche modrige Geruch, welcher beinah den Amerikaner von ſeiner Sucht, berühmte alte Stätten aufzuſuchen, heilen könnte. Eine alte Dame, die mich oben herumführte, machte durch Manieren und Weſen den Eindruck einer durchweg gebildeten Frau. Sie unterhielt mich mit erſchreckender Kenntniß und Beredtſamkeit von Shakſpeare. Auf Tiſch und Stühlen lagen verſchiedene Schriften, Anſichten von Häuſern und Scenen, welche mit Shakſpeare's Andenken verknüpft ſind, Ausgaben ſeiner Werke und Lokalgeſchichten ſeiner Heimat, welche dieſe achtungswerthe Dame gewiß mit nicht geringem Profit verkauft. Jedenfalls nahm ich eine ganze Menge, um mich in höflichſter Weiſe für das belehrende Geſpräch und die Mühe, die ſie ſich gegeben, erkenntlich zu zeigen. Es koſtete mich einen Kampf (nicht aus ökonomiſchen, ſondern delikaten Rückſichten), dem fein ausſehenden jungen Mädchen, welches mich eingelaſſen hatte, ein Trinkgeld anzubieten, aber ich ſchluckte meinen Scrupel herunter; ſie that mit geringerer Schwierigkeit ein Gleiches und nahm das Geld. Es braucht ſich überhaupt Niemand zu fürchten, irgend einer Perſon, mit der er in England ein einziges Wort ſpricht, eine halbe Krone anzubieten.

Ich würde es für Unrecht halten, Shakſpeare's Haus zu verlaſſen ohne freimüthig einzugeſtehen, daß ich nicht die geringſte Bewegung empfand und daß ſich meine Phantaſie nicht im Entfernteſten erregte, als ich dieſe Räume betrat.

Was ich auch für angenehme, darauf bezügliche Gedanken gehabt haben mag, ſo erfüllten mich dieſelben alle noch ehe ich Stratford je ſah, oder erſt ſpäter. Nichts deſtoweniger wird mir die Erinnerung an dieſen Ort ſtets eine erfreuliche ſein und ich glaube, daß ich mir erſt jetzt eine lebhafte Idee von Shakſpeare als einem Weſen machen kann, welches, wie andere Sterbliche, Fleiſch und Blut hatte, jetzt, da ich an ſeinem Küchenherd und in ſeinem Geburtszimmer geſtanden habe; aber ich weiß nicht, ob eine ähnliche Entwickelung immer wünſchenswerth in Bezug auf einen großen Dichter iſt. Der Shakſpeare, den ich dort traf, war noch keiner Lorbeerkrone würdig. Dort war er der ausgelaſſenſte Knabe — der jugendliche Wilddieb — der Gefährte von Schauſpielern — der allzuvertraute Freund von Davenant's Mutter — der ſorgſame, ſparſame, vermögende Mann, der aus London zurückkam, um Geld auf Zinſen auszuleihen und das beſte Haus Stratford's zu bewohnen — der rothnaſige, den Bachus-Freuden ergebene Gefährte von John à Combe, welcher (oder die böſe Welt Stratford's verleumdete ihn) ſeinen Tod in einem Graben fand, in den er auf dem Heimweg vom Wirthshaus ſtürzte.

Ich fühle mit dem empfindſamen Leſer, daß es ein ſchrecklicher Mangel an Pietät iſt, ſich dieſer Dinge zu erinnern, mögen ſie wahr oder falſch ſein. Jedenfalls müſſen ſie, je mehr das Meer der Zeit darüber hinwegrauſcht, verſchwinden und gleich dem vielfach befleckten Segel am fernen Horizont dennoch fleckenlos und rein ausſehen. Aber ich ziehe einen moraliſchen Schluß aus dieſen unwürdigen Reminiscenzen und der Verkörperung des Dichters, ſo wie ſie die unerbittliche Wirklichkeit ſeines Lebens angeben: die höchſten Intereſſen der Menſchheit erfordern es, ihr die Welt nicht allzuſehr zu entnüchtern und ihr die Wahrnehmung nicht aufzudrängen, daß ihre großen Männer in einem gewiſſen niedern Sinn dieſelben und noch ſchlimmer ſind wie wir. Eine gewöhnliche Sinnesart verträgt eine ſolche Entdeckung nicht; ſie kann weder das wahre Verhältniß des Böſen und Guten in dem großen Mann erkennen, noch ahnen, welch kleiner Theil ſeines Seins unſrer ſchmutzigen, ſtaubigen Erde angehörte. Als Shakſpeare einen Fluch auf den herabbeſchwor, welcher ſeine irdiſchen Reſte ſtören würde, meinte er vielleicht nur denjenigen, welcher in ſeine vergängliche irdiſche Exiſtenz dringen oder in die Fehler und ſogar Lichtſeiten des Charakters, den er in Stratford hatte, näher eingehen würde, da er der Menſchheit ſo viel über das, was unvergänglich, was göttlich war, nachzudenken hinterließ. Der Himmel bewahre mich, irgend einen Theil dieſer Verwünſchung auf mich zu laden, zur Strafe für die obengeſchriebenen, unehrerbietigen Worte.

Nach Shakſpeare's Haus beſucht man wohl zunächſt ſeine Grabſtätte. Die Kirche, welche im Schatten großer, prachtvoller Linden ſteht, gewährt einen ſchönen, ehrwürdigen Anblick; während die Thurmſpitzen über die Bäume hinwegragen, werden die gothiſchen Zinnen, Pfeiler und Bogenfenſter ganz mit ihrem grünen Laub bedeckt. Der Avon fließt hinter dem Kirchhof; dieſer langſame, träge Fluß ſcheint ſich erſt zu überlegen, welchen Lauf er nehmen ſoll, ſeit Shakſpeare nicht mehr kam, darauf zu rudern und die lieblichen Vergißmeinnicht und Lilien ſeinen Ufern zu entreißen.

Ein alter Mann in ärmlicher Kleidung ſtand am Thor und nachdem er erfahren hatte, daß ich hinein wollte, ging er mir voraus und klopfte. Ich hätte dies ebenſogut ſelbſt thun können; es ſcheint aber, daß die alten Leute aus der Nachbarſchaft ſich ſtets am Kirchhof aufhalten, trotz der Drohungen und Einwände des Todtengräbers, welcher ihnen die kleinen Almoſen, die ſie von manchen Beſuchern erhalten, mißgönnt. Ich wurde von einem reſpektabel ausſehenden und intelligenten Mann, wahrſcheinlich dem Küſter, in die Kirche eingelaſſen. Dieſer hat vermuthlich ein reicheres Einkommen als ſein Pfarrer, wenn nämlich alle die ihm geſpendeten Gaben in ſeine eigene Kaſſe fließen. Er zeigte die Shakſpeare-Monumente ſchon zwei oder drei Beſuchern und während ich da war, kamen noch verſchiedene andere Geſellſchaften.

Der Dichter und ſeine Familie ſind im Beſitz der beſten Begräbnißplätze, welche die Kirche gewährt. Sie liegen in einer Reihe und ſchneiden die Breite der Kanzel. Das Ende jedes Grabſteines gränzt an die Erhöhung, auf welcher der Altar errichtet iſt. Der Seitenmauer am nächſten, unter Shakſpeare's Büſte, iſt ein Stein angebracht, welcher eine, an ſeine Frau gerichtete lateiniſche Inſchrift trägt und welcher ihre Reſte birgt, dann ſein eigner Stein mit den bekannten drohenden Mahnworten, der von Thomas Naſh, welcher ſeine Enkeltochter heiratete, der von Dr. Hall, dem Gatten ſeiner Tochter Suſanna, und endlich Suſanna's eigener.

Shakſpeare's Grabſtein iſt der einfachſte von allen, gerade von derſelben Steingattung wie das Straßenpflaſter von Eſſex-Street in Salem. Wenn jedoch meine Augen mich nicht täuſchten, ſo ſah ich einen Sprung darauf, als ob das Grab dennoch die Gewaltthätigkeit erlitten hätte, welche die Inſchrift ſo ſtreng unterſagt.

Während die übrigen Monumente der Familie bezeichnet ſind, trägt das ſeinige keinen Namen; auch iſt mir nicht bekannt, auf welche Motive und Autorität ſich die Meinung, daß dies abſolut Shakſpeare's Grab ſei, ſtützt, wenn es auch mit denen ſeiner Frau und Kinder in einer Reihe liegt. Aber warum liegt ſeine Frau, welche nach ihm ſtarb, vor ihm, und nimmt den der Büſte nächſten Platz ein? Und wo ſind die Gräber einer andern Tochter und eines Sohnes, welche ein größeres Recht haben, dort zu ruhen, als ſein Schwieger-Enkelſohn Thomas Naſh? Ich muß noch hinzufügen, daß die Inſchrift auf der Büſte anzudeuten ſcheint, daß Shakſpeare's Grab gerade darunter liegt.

Die Büſte des Dichters, deren Piedeſtal ſich mannshoch über den Fuß der Kanzel erhebt, iſt an der nördlichen Wand der Kirche angebracht. Die Züge jener Büſte ſind allen mir bekannten Portraits von Shakſpeare ganz unähnlich und veranlaſſen mich, das ſchöne, edle Bild mit der freien ſtolzen Stirn, welches bisher in meiner Gemäldegalerie gehangen hat, herabzunehmen. Man kann nicht behaupten, daß die Büſte ein ſchönes Geſicht, oder einen feſſelnd edlen Kopf darſtellt; ſie hält ſich ſtreng an die Wirklichkeit und nöthigt uns, in ihr nicht Shakſpeare den Dichter, ſondern den reichen Bürger, den Freund John à Combe's, welcher dort unten in jenem Winkel ruht, zu erkennen. Ich weiß nicht, was Phrenologen von dieſer Büſte ſagen. Die Stirn iſt nur mäßig entwickelt und geht nach oben etwas zurück, ſodaß der Schädel ſich pyramidal erhebt. Die Augen treten faſt aus ihren Höhlen hervor, die Oberlippe iſt ſo lang, daß ſie faſt verunſtaltend geweſen ſein muß; es ſei denn, daß der Bildhauer ſie abſichtlich ſo verlängert hat, um ſie vom Piedeſtal aus nicht unatürlich kurz erſcheinen zu laſſen. Im Ganzen muß Shakſpeare viel mehr eine eigenthümliche, als eine einnehmende Phyſiognomie gehabt haben und es iſt wunderbar, daß mit dieſer Büſte vor Augen die Welt hartnäckig eine irrige Meinung von ſeinem Aeußeren aufrecht erhalten und Malern wie Bildhauern erlaubt hat, ſtatt des unverfälſchten natürlichen Mannes ihre idealiſirte Lüge auf uns zu übertragen. Was mich betrifft, ſo wird von nun ab Shakſpeare meinen geiſtigen Augen als ein Mann mit röthlicher, engliſcher Geſichtsfarbe, gewöhnlich hoher Stirn, intelligenten, ſchnell beobachtenden Augen, leicht gebogener Naſe, langer Oberlippe mit darunter etwas geöffnetem Mund und vollen herabhängenden Wangen erſcheinen. Aber wenn Shakſpeare er ſelbſt war (denn ein Zehntel ſeiner Zeit war er allem Anſchein nach nur der Bürger von Stratford), ſo leuchtete ſein ſtrahlender Genius gewiß durch dieſe unſchöne Maske hindurch und verklärte ſie zauberhaft.

Fünfzehn oder zwanzig Fuß hinter Shakſpeare's Grabſteinen, in dem großen öſtlichen Kirchenfenſter, welches in buntem Glaſe alterthümlicher Malerei erglänzt, ſteht die lebensgroße Figur John à Combe's, ſcheinbar in der Tracht einer ſtädtiſchen Würde, ſeine Hände fromm gefaltet. Es iſt eine kräftige engliſche Geſtalt, der Typus des gewöhnlichen Menſchen, ich mußte lächeln, dieſen in demſelben künſtleriſchen Material, welches

Digitized by Google

Dichter und Helden unſterblich macht, verewigt zu ſehen; aber ſeine betende Attitüde berechtigt uns, zu glauben, daß er am Ende doch keine ſolche traurige Ausnahme jenſeits gefunden, wie es Shakſpeare's Witz prophezeit hat.

Dicht neben des Dichters Büſte iſt ein unbezeichnetes längliches Grab, von dem man glaubt, daß es die Reſte eines geiſtlichen Würdenträgers des 14. Jahrhunderts enthält. Die Kirche hat noch viele Monumente und Altarſteine, von denen einige die zurückgelehnten Figuren von Rittern in Rüſtungen mit ihren Damen darſtellen, zu ihrer Zeit gewiß große und ruhmreiche Perſönlichkeiten, welche aber jetzt für unnütze Eindringlinge innerhalb der Ringmauern ſcheinen, die Shakſpeare zu ſeinen eigenen macht. Sein Ruhm iſt tyranniſch und duldet keine Anerkennung für irgend etwas in ſeiner unmittelbaren Nähe, ſei es denn, daß er ſelbſt ihm einen Seitenſtrahl ſeiner Glorie vergönnte.

Der Küſter theilte mir mit, daß die Beerdigungen in der Kirche aufgehört hätten, und es iſt beſſer ſo, denn ich glaube, daß kein irgend empfindſames Weſen, welches zur letzten Ruheſtatt ſechs Fuß Erde für ſich begehrt, ertragen könnte, neben Shakſpeare begraben zu liegen, ſondern ſich lieber um Mitternacht erheben und ſeinen Weg zur Kirche heraustaſten würde, ehe es in dem Schatten eines ſo gewaltigen, eines ſo erhabenen Mannes ſeinen letzten Schlaf ſchliefe.

## Othello. Shakſpeare-Scholien.*

Dieſe Beiträge ſind kein Buch über den Othello, ſondern Noten zu einzelnen Stellen, ohne anderen Zuſammenhang als den innern ihres Zweckes, nach dem Verlaufe des Stückes loſe aneinandergereiht. Aeſthetiſche Dinge ſind abſichtlich faſt durchweg vermieden worden, denn der Verfaſſer fühlte ſich, wie er ſagt, perſönlich nicht geeignet, den Strom ſchönwiſſenſchaftlicher Erörterungen zu verbreitern, zu welchem Shakſpeare's Dichtung Großen und Kleinen bis auf dieſen Tag den ergiebigſten Stoff geliefert hat. Und es ſcheint ihm überhaupt an der Zeit zu ſein, der einſeitig äſthetiſchen Würdigung des Dichters, wie ſie bisher bei uns in Deutſchland vorgewogen hat, einigen Einhalt zu thun. Nicht darum, weil die Theorie ſeiner dramatiſchen Kunſt ſchon jetzt ergründet, weil die Fülle ſeiner Räthſel ſchon jetzt endgültig gelöſt wäre; ſondern um der Verwirrung oder Verwäſſerung zu entgehen, mit denen eine endlos fortgeſponnene Conjectural-Aeſthetik das Verſtändniß Shakſpeare's bedroht. Ihren geiſtreichen Nebeln entſagend wählte ſich der Verfaſſer den Marthadienſt der einfachen Wortauslegung, indem er, zumeiſt aus Parallelſtellen des Dichters ſelbſt, das ſprachlich Dunkle der einzelnen Stelle aufzuhellen und ſo vom Einzelnen zum Verſtändniß des Ganzen aufzuſteigen bemüht iſt. Man würde ſein Verfahren einfach als eine philologiſche Exegeſe bezeichnen, und ſagen können, daß er Shakſpeare behandele wie ſprachgelehrte Herausgeber ihren Klaſſiker, ſpeciell ihren Sophokles oder Aeſchylus, wenn ſeine Aufgabe nicht doch dadurch weſentlich beſchränkter wäre, daß er ſich der Texteskritik großentheils enthalten hat, wegen der Schwierigkeit, ſich in Deutſchland einen irgendwie dazu ausreichenden Apparat zugänglich zu machen. Will man aber eine techniſche Bezeichnung für ſeine Methode haben, ſo darf wohl ohne Ueberhebung oder Geringſchätzung geſagt werden, daß ſein Buch dem Othello das zu leiſten beſtrebt iſt, was die alten Scholiaſten am Texte des Homer oder Virgil, zu Nutz und Frommen einer ſtudirenden Jugend, gethan haben. Wie ſie „hält er ſich an Worte," nicht in dem trockenen Sinne, mit dem der diaboliſche Rath von vielen eifrigſt Befliſſenen aller Fakultäten ſo gewiſſenhaft befolgt wird, ſondern in der richtigen Erkenntniß, daß die Sprache im großen Ganzen wie im anſcheinend Kleinen und Kleinlichen, der ſolide Boden jeder Auslegung, die reichſte und ſicherſte Fundgrube eingehenden Verſtändniſſes iſt.

Aber iſt denn wirklich ſchon gekommen der Tag, an welchem unſer Shakſpeare aus der Mitte der Lebendigen abſcheiden muß, und wäre es auch zu den Höhen des klaſſiſchen Parnaſſus? Steht er, ſteht ſein Wort uns wirklich ſchon ſo fern, wie es, allen gelehrten Hülfsmitteln zum Trotz, die Werke der Griechen und der Römer, ſei es einmal offen herausgeſagt, uns, der Maſſe der Lebenden, heute ſind und ſein müſſen? Ein Freund des jungen Goethe war's, der, es kann nicht lange nach dem Erſcheinen des Götz geweſen ſein, ſich glücklich pries, daß er noch im Ablaufe der Zeit lebe, wo er ihn, den großen Briten habe begreifen können, zugleich aber am Schluſſe ſeines ſtürmiſch-begeiſterten Aufſatzes** ausrief: „Trauriger und wichtiger wird der Gedanke, daß auch dieſer große Schöpfer von Geſchichte und Weltſeele immer mehr veralte! daß, da Worte und Sitten und Gattungen der Zeitalter wie ein Herbſt von Blättern welken und abſinken, wir ſchon jetzt aus dieſen großen Trümmern der Ritternatur ſoweit heraus ſind, daß ſelbſt Garrick, der Wiedererwecker und Schutzengel auf ſeinem Grabe, ſo viel ändern, auslaſſen, verſtümmeln muß, und bald vielleicht, da ſich Alles ſo ſehr verwiſcht und anders wohin neiget, auch Sein Drama der lebendigen Vorſtellung ganz unfähig werden, und eine Trümmer von Koloſſus, von Pyramide ſein wird, die Jeder anſtaunet und Keiner begreift!" Sollte dieſer Ruin, der ungeheuerſte ſeit dem Untergange der attiſchen Tragödie, wirklich trotz allen Fleißes, mit dem wir ſeit achtzig Jahren und mehr uns eben dieſen Shakſpeare erobert zu haben glaubten, dennoch unmerklich im Einzelnen, aber furchtbar in der Geſammtwirkung vorgeſchritten ſein?

Wir müſſen die Beantwortung dieſer Fragen der allmächtigen Richterin Zeit überlaſſen. Bei aller Erkenntniß ihrer Macht, dürfen wir doch nicht müde werden, luſtig mit ihr zu ringen, hätten wir auch nur den Troſt, daß ernſtliches Bemühen ſeinen Lohn in ſich trägt und darum den Beſten aller Zeiten genügen muß. Unſer Buch ſteckt ſich ſein Ziel hoch; es entſtand aus der innerſten Ueberzeugung, daß nur die gründlichſte, auch das Kleinſte erſchöpfende Erkenntniß den vollen Genuß von Shakſpeare's Dichtungen zu gewähren im Stande iſt. Von dieſem Gedanken getragen ſcheute der Verfaſſer vor den dürren Pfaden von Lexikon und Grammatik nicht zurück. Er glaubte, daß auch Schüler und Liebhaber dadurch rechten Gewinn haben würden, wenn er bei ſeiner Arbeit mehr, als bei ähnlichen bisher geſchehen, auf die Gelehrten Rückſicht nähme. Shakſpeare's Sprache, ſagt er, hat für uns eine doppelte Seite. Einmal iſt ſie zeitgenöſſiſches Gemeingut, reich an den ſtereotypen Formen und conventionellen Wendungen der Eliſabeth-Periode; wenn auch grade in ihm, als dem in dieſer Richtung repräſentirenden Sohne ſeiner Zeit, die dramatiſche Diction ihren Höhepunkt erreicht. Sodann aber iſt er produktives Genie auch auf ſprachlichem Gebiete, inſofern er wie jeder große Dichter die urſprünglichen Formen ſich ſelbſt ſchafft für die neuen Gedanken, die aus ihm quellen. So hat er uns zu gelten nicht nur als Fundgrube für den dichteriſchen Sprachſchatz ſeiner Zeit neben und gleichwichtig den mitlebenden Fachgenoſſen, ſondern wir haben in ihm, der ſie alle überragt, den edelſten, zuverläſſigſten Prüfſtein für den Lebenstrieb, die Spannkraft, die Entwickelungsfähigkeit der engliſchen Sprache überhaupt als des Ausdrucks nationalen engliſchen Geiſtes.

Wir möchten der Gründlichkeit, die ſich in dieſer nur dem äußeren Umfange nach kleinen Arbeit überall offenbart, gern Freunde verſchaffen, und glauben, daß es hierzu am geeignetſten ſein wird, die Methode des Verfaſſers an ein paar beliebigen Beiſpielen zu zeigen. Ein recht gutes giebt gleich der bekannte ſchlimme Ausdruck in Jago's rauher Charakteriſtik von Caſſio, dem Rechenkünſtler, dem Florentiner, dem fellow almost damn'd in a fair wife. Bei Auslegung dieſer ſachlich und ſprachlich gleich ſchwierigen Stelle ſtehen im Weſentlichen drei Meinungen gegen einander im Felde; die der meiſten engliſchen Ausleger ſieht in ihr eine Hindeutung auf das Verhältniß des Lieutenants zu der Dirne Bianca; die Deutſchen verſtehen ſie meiſt als eine Beſpöttelung der eleganten, weibiſch ſchönen Perſönlichkeit Caſſio's, und Tieck's Auslegung ergiebt ſich ohne weiteren Commentar aus ſeiner Ueberſetzung: „Ein Wicht zum ſchmucken Weibe faſt verſündigt." Es iſt nun wunderlich genug, daß die deutſchen Erklärungen, die pſychologiſch die Vermuthung der Richtigkeit für ſich haben, durchaus nicht mit der Grammatik und dem Shakſpear'ſchen Sprachgebrauch zu vereinigen ſind, während die engliſche Verſion, die ſprachlich allein haltbar iſt, im grellen Widerſpruch zum Charakter des Jago ſteht. Es findet ſich nämlich erſtens bei Shakſpeare kein einziges Beiſpiel davon, daß damned in „vedammt zu.." hieße, ja eine ſolche Verbindung findet ſich überhaupt bei keinem engliſchen Schriftſteller. Und dann, ſollte man's wohl glauben, bezeichnet das Wort wife bei Shakſpeare in keiner der circa 450 Stellen, an denen es vorkommt, das Weib im allgemeinen Sinne, ſondern überall und ſtets nur die Ehefrau. Ja, wunderlich genug, die Verbindung fair wife kommt im ganzen Shakſpeare nur hier allein vor. Dieſe Bedenken machen es denn unſerm Verfaſſer unmöglich, ſich einer der deutſchen Auslegungen anzuſchließen, und da die engliſche dem Sinne nach unmöglich iſt, ſo bleibt ihm nichts übrig, als die Stelle für verdorben zu erklären. — Bei der Tieck'ſchen Ueberſetzung fiele, das ſei noch bemerkt, die Schwierigkeit wegen des wife fort; ſollte ihr, die der ganzen Denk- und Redeweiſe des Jago offenbar am angemeſſenſten iſt, das damned in wirklich ſo überſteiglich im Wege ſein?

Einen anderen an ſich nicht unintereſſanten Beleg für die Sorgfalt unſeres Verfaſſers bietet Othello's Ausruf in der großen Scene des

* Beiträge zur Erklärung von Shakſpeare's Othello. Von F. Lüders. Hamburg. 1863. 8. 108 S.

** Man findet ihn im letzten Bande der Shakſpeare-Ueberſetzung von Benda, die noch immer, ſelbſt neben der Schlegel-Tieckſchen, ihren Werth behält, abgedruckt.

Digitized by Google

dritten Akts, an der Schwelle, wo er in das Labyrinth der Eiferſucht eintreten ſollte.

Holdſeliges Geſchöpf!
Ich liebe Dich, und wenn Dich ich nicht liebe,
So kehrt das Chaos wieder.

Chaos is come again! Das ſcheint einfach für uns, deren Pſychologie mit dem Chaos ſo vertraut iſt, die wir bei unſern Poeten und Poetinnen ſo viel vom „chaotiſchen Gemüth" haben erdulden müſſen. Und iſt nicht die Deutung von Gervinus ebenſo fein als treffend, daß hier vor Othello's beweglicher Phantaſie zugleich mit dem vollen Eindrucke ſeiner glücklichen Gegenwart ſchon der der ſchrecklichen Zukunft ſteht, daß es für Othello „eine Zeit gegeben hat, wo das Gefühl der Verſtoßenheit eine innere Zerrüttung in ihm hervorrief, die er mit einem ſeiner kernig ausdrucksvollen Ausdrücke das Chaos nennt, und auf die er mit Schaudern zurückblickt." Unſer Exeget prüft gelaſſen, wie weit ſich unſer pſychologiſches Chaos in der engliſchen Literatur zurückverfolgen läßt. Es findet ſich unzweifelhaft bei Pope. Es kommt ganz ſicher vor bei Dryden. Nach Johnſon's Wörterbuch hat ſchon König Karl I. verhängnißvoll genug einmal von einem chaos of confusions geſprochen. Aber die großen holländiſchen Philologen lehren, daß jeder Schriftſteller ſich ſelbſt am beſten interpretirt. Wie ſteht's bei Shakſpeare mit dem Chaos? Es kommt viermal vor. Zweimal in ganz beſtimmt materieller Bedeutung, ohne alle Möglichkeit einer pſychologiſchen Beziehung, im Heinrich VI., III, 2, und Troilus und Creſſida I, 3. Dann im Eingang von Romeo und Julia, wo die Liebe ein pſychiſches Chaos genannt wird. Das würde ſchon paſſen. Aber in Venus und Adonis findet ſich eine entſcheidende Stelle. Da heißt es beinahe mit den Worten des Othello:

For he being dead, with him is beauty stain,
And beauty dead, black Chaos come again.

So weit ſind Worte in's Gefecht geführt. Aber nun wird der Exeget zum Ausleger der Perſönlichkeit. „Othello's bisherige Selbſtbekenntniſſe, zumal ſeine lange Rede vor der Signoria von Venedig, laſſen, ſagt er, zwar auf ein vielbewegtes Leben, aber nicht auf eine chaotiſch zeriſſ'ne Gemüthsſtimmung, aus welcher die Liebe zur Desdemona ihn erſt gerettet, ſchließen." So ändert ſich, wie man ſieht, mit einem Male das ganze Bild Othello's je nach der Deutung, die man dem Chaos beimißt. Dieſe Deutung macht die ganze bisherige Laufbahn des Moro von ſich abhängig, ſie kann nicht ohne entſcheidenden Einfluß auf ſeine Zukunft ſein. Und aus dieſer Zukunft, aus dem ſchreckensvollen Verlauf der Tragödie können wir, mit Verlaub des Herrn Verfaſſers, nicht umhin, bei der pſychologiſchen Bedeutung des Wortes zu verbleiben. Sie möchte ſchon durch den Ausdruck, daß das Chaos wiederkehre, gerechtfertigt werden, und findet auch keinen Anſtoß in dem Berichte, den der Held ſelbſt über ſeine an Leiden reiche Laufbahn ablegt, oder ſollte Desdemona wirklich über

die Kannibalen, die einander ſchlachten,
Anthropophagen, Menſchen, deren Kopf
Wächſt in den Schultern,

vor Mitleid geweint haben? Sie wird aber zur Nothwendigkeit, zum Prophetenworte dadurch, daß in der That mit dem Wachſen des „grünäugigen Ungeheuers" über die Seele des Feldherrn nächtliches Chaos hereinbricht, das ihn und Alle in's Verderben reißt.

Vielleicht iſt nach Philologen-Art hie und da zu viel gegeben worden, manches, was nicht gerade zur Sache gehörte, als Excurs mituntergelaſſen, wie z. B. der Stammbaum der Hörnerträger, der bis in's klaſſiſche Alterthum hinauf, wenn auch nicht gerade bis auf Paris, den hornfrohen, mit ſtattlicher Beleſenheit nachgewieſen wird. Das Meiſte gehört zur Sache und bringt ihrem eingehenden Verſtändniſſe erhebliche Förderung; daher dürfen dieſe Beiträge nicht blos den Kennern unter den Verehrern Shakſpeare's, ſondern Allen, die ihn recht genießen wollen, auf's Beſte empfohlen werden. f.

# Italien.

## Die wirthſchaftliche Wiedergeburt Italiens.

Von dieſer Thatſache, die durch die energiſche Thätigkeit der italiäniſchen Staatsmänner ihrem Abſchluſſe raſch entgegengeführt wird, hat das „Magazin" ſeinen Leſern wiederholt Mittheilungen aus der national-ökonomiſchen Monatsſchrift von Aleſſandro Gicca, der Revista nazionale di diritto amministrativo, di economia politica e di Statistica gemacht. Eine Ueberſicht der jetzigen Zuſtände und damit zugleich ein Geſammtbild des bisher Geleiſteten, finden wir in einer neuen periodiſchen Erſcheinung, die in der gerade jetzt ſehr reichen italiäniſchen Literatur dieſes Faches eine hervorragende Stelle einnehmen zu wollen ſcheint. Es iſt das Jahrbuch der National-Oekonomie und Statiſtik (Annuario di economia soziale e di Statistica pel Regno d'Italia. Anno primo, 1863), das Gicca in Gemeinſchaft mit dem ebenfalls rühmlich bekannten Volkswirth und Schriftſteller Pascal Duprat (u. A. Verf. der Italie nouvelle) vor Kurzem zum erſtenmale veröffentlicht hat. Es dürfte von Intereſſe ſein, einige Notizen über den italiäniſchen Handel mitzutheilen.

Das neue Königreich hat ſeit ſeiner Conſtituirung bis Ende des Jahres 1862 Handelsverträge abgeſchloſſen mit der Türkei, mit Schweden und Perſien. Unterhandelt wurde noch mit Griechenland, England, der Schweiz und Frankreich. (Auch dieſe ſind im Laufe dieſes Jahres theilweiſe zum Abſchluſſe gelangt.) Nach dem Durchſchnitte der letzten fünf Jahre beträgt der Jahreswerth der Aus- und Einfuhr 1,177,472,762 Lire, was auf den Kopf der Bevölkerung einen jährlichen Werth an Handelsprodukten von circa 53 Lire ergiebt. Wie ſehr der Handel im Steigen, erhellt aber daraus, daß M. Block dieſen Werth nach dem Maßſtabe eines der letzten Jahre auf 91 Lire angiebt. Sehr bemerkenswerth iſt die Aufzählung der 1861 nach auswärtigen Häfen abgegangenen italiäniſchen Schiffe. Die Geſammtzahl war 9075. Von dieſen gingen nach:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Conſtantinopel . | 2058 | Schiffe | Bona . . . . | 340 | Schiffe |
| Malta . . . . . | 1469 | „ | Galacz . . . . | 282 | „ |
| Marſeille . . . | 1263 | „ | Cardiff . . . . | 282 | „ |
| Nizza . . . . . | 695 | „ | Odeſſa . . . . | 217 | „ |
| Cette . . . . . | 553 | „ | Ibraila . . . | 154 | „ |
| Tunis (Goletta) | 448 | „ | Buenos Ayres | 146 | „ |
| Toulon . . . . | 400 | „ | Barcelona . . | 141 | „ |

Hiernach bewegt ſich der Handel faſt ausſchließlich im Mittel- und im Schwarzen Meere. Die Säulen des Hercules überſchreitet er nur nach zwei Richtungen hin einigermaßen erheblich: nach England, wohin außer Cardiff (wichtig wegen des großen weſtlichen Emporiums Briſtol) kein bedeutender Verkehr vorhanden iſt, und ſelbſt nach London nur 50 Schiffe abgegangen waren, und nach Südamerika, wo neben Buenos Ayres noch Montevideo mit 83 und Rio de Janeiro mit 16 Schiffen genannt werden. Jedenfalls hängt dieſe letztere Erſcheinung mit der zum Theil zwangsweiſen Auswanderung zuſammen, die mehrfach im Laufe dieſes Jahrhunderts von Italien, beſonders aus dem Neapolitaniſchen, nach den Ländern am la Plata und nach Südbraſilien ſtattgefunden hat, und in deren Folge ſich dort ſogar italiäniſche Kolonien gebildet haben. Dagegen iſt nach nordamerikaniſchen Häfen kein einziges Schiff ausgeführt und ebenſowenig nach den deutſchen, während umgekehrt amerikaniſche und deutſche Schiffe in italiäniſchen Häfen gar nicht ſeltene Gäſte ſind, und während in früheren Zeiten bekanntlich grade nach den flandriſchen, niederländiſchen und Hanſahäfen bis tief in die Oſtſee hinein ein ſehr beträchtlicher italiäniſcher Seehandel ſtattfand, ſo daß z. B. über die Handelsbeziehungen zwiſchen Danzig und Florenz neuerdings intereſſante Arbeiten veröffentlicht worden ſind. Auch nach den oſtaſiatiſchen Häfen hat erſt die Thätigkeit des neuen einheitlichen Regiments dem italiäniſchen Handel die früheren Wege wieder zu eröffnen. Man begreift recht, mit welcher Theilnahme Italien dem Unternehmen des Suez-Kanals folgt, wenn man weiß, daß gegenwärtig gar keine italiäniſchen Schiffe von den doch für den Handel mit Indien, China und Japan ſo günſtig belegenen ſüditaliäniſchen Häfen dorthin abgehen. f.

## Rom in ſeiner äußeren Erſcheinung.

Rom, ſagt Victor Cherbuliez in ſeinem geiſtreichen Aufſatze über Taſſo (Revue des deux Mondes vom 1. Juli) iſt ein ſeltſames Ding. Der Kontraſt von Größe und Elend, von Paläſten und jämmerlichen Gäßchen findet ſich auch ſonſt; es giebt keine Hauptſtadt in Europa, die nicht im Gegenſatze zu ihrem reichen „Boulevard des Italiens" ihren armen „Faubourg St. Marceau" hätte. Aber in Rom hält ſich die Armuth nicht ſeitab; ſie lebt mit dem Reichthum Hand in Hand, und beide verdanken dieſer Intimität einen eigenthümlichen poetiſchen Zug, den man nirgends ſonſt findet.

Rom iſt eigentlich nur ein rieſiges Dorf, in das der Zufall mit vollen Händen die Herrlichkeiten der Kunſt, die edelſten Gebäude, die ſchönſten Paläſte und Kirchen, die es giebt, verſtreut hat. Von allen Seiten dringt das Land in die ewige Stadt ein; es klettert über die verfallenen Römermauern, dringt in die Straßen und Plätze ein, erſtürmt die ſteilen Hügel und breitet ſich dort ſiegreich aus, indem es ſie mit Hainen und Gärten krönt; Hütten ſtehen neben Paläſten, Weinſtöcke um die Statuen,

Digitized by Google

die grünen Dome der Bäume wetteifern mit den Kirchenkuppeln. Es iſt ein unendlicher, ergreifender, unnennbarer Zauber: Lieblichkeit und Erhabenheit, ländlich und doch feierlich, Idylle und Epos im Verein. Oben auf dem Palatin und unten auf dem Forum, überall fühlſt du die Gegenwart einer ländlichen Gottheit, die ſich von den Schatten der Cäſaren nicht verſcheuchen läßt, die zu ihrer Melancholie lächelt, die ihre zerfallenden Monumente mit Reben und Epheuranken umzieht, die dieſen Boden von Stein und Aſche, in dem dreißig Jahrhunderte Geſchichte ſchlafen, mit ihrem Blicke verjüngt. Ja, Rom iſt eine ſeltſame Stadt. Ueberall findeſt Du in dieſem Kirchhofe Fontänen mit ſilbernen ſpringenden Waſſern, überall Blumen und Grün, auf dem Pflaſter der Straßen wie in den Spalten und Riſſen der Ruinen; überall Triumphbogen, Säulen, Pfeiler und ringsum elende Baracken; Amphitheater, Tempel, Colonnaden, umgeben von Roſengebüſch, von Vignen, von der Steineiche mit ihrem ſchwarzen Laube, und von ſo köſtlich leuchtend grünen Wieſengründen, daß Niemand als Pouſſin's Nymphen, wenn ſie Hand in Hand im Rundtanz ſich ſchwingen, werth ſcheint, dieſen Teppich zu betreten. Wo gäbe es größere Contraſte? Du kommſt von dem ſchönſten Platze in der Welt, nämlich vom St. Petersplatz mit ſeinen Obelisken, ſeinen monumentalen Springbrunnen, ſeinem Heer von Bildſäulen und ſeinem triumphirenden Dome, deſſen Façade zu ſprechen ſcheint: Ich bin ein Palaſt, wer darf in mir wohnen als Gott? Du ſchreiteſt durch einen koloſſalen Porticus, und Du biſt mitten im Dorfe. Man denke ſich eine Straße von zwei Reihen Bauerhütten, an den Fenſtern Blumen und Wäſche, die in der Sonne trocknet, rechts und links Krambuden auf offner Straße, in den Hausthüren Handwerker bei ihrem Geſchäft, die man aber der Kleidung nach für Hirten halten kann; hier ein Ackerwagen mit zwei Rädern, von Büffeln gezogen, da ein Paar langgehörnte Rinder, die auf dem Pflaſter liegen und träumeriſch wiederkäuen; ſpielende Tauben; dort im Winkel eine Pfütze und ein Miſthaufen, auf dem die Hühner ſcharren, während der Hahn von der Leiter herab die Flügel ſchlägt und ſich hören läßt, und gegenüber, auf einem Säulentrümmer, ein Menſch, ein Faun aus den Sabinerbergen, das braune Geſicht halb bedeckt vom ſchwarzen Bart und Haar, der aus Leibeskräften ſein Flageolet bläſt! Denke Dir im Schatten und dicht bei der Thür der Peterskirche dieſe Hütten, dieſe Rinder, dieſe Plätze, dieſes Flageolet — das iſt Rom!

## Mannigfaltiges.

— Zur Geſchichte der franzöſiſchen Regentſchaft. Der franzöſiſche Hiſtoriker J. Michelet, der ſeit einigen Jahren ausſchließlich naturhiſtoriſche Studien getrieben und eine Reihe von populair geſchriebenen Werken über die Vögel, das Meer, das Weib und die Liebe publicirte, iſt jetzt wieder zu ſeiner Erzählung der Geſchichte Frankreichs zurückgekehrt, von welcher er in einem ſoeben erſchienenen Buche die Zeit der Regentſchaft zum Gegenſtande ſeiner Forſchungen gemacht.* Herr Michelet hat die Details ſeiner Darſtellung dieſer intereſſanten Epiſode der franzöſiſchen Geſchichte des 18. Jahrhunderts, die als eine der mittelbaren Urſachen der Revolution zu betrachten iſt, aus den über dieſe Zeit zahlreich vorhandenen Memoiren und anderen Privatmittheilungen geſchöpft, und weiß daher mancherlei zu erzählen, was andere Hiſtoriker überſehen haben. Das neue Geſchichtsbuch deckt den ganzen Schwindel Law's und ſeiner Zeitgenoſſen vollſtändig auf und hält dadurch manchem neueren Finanzſchwindler einen Spiegel vor. Als Seitenſtück zu dieſem Buche iſt das in dem folgenden Artikel genannte zu betrachten.

— Finanzwirthſchaft und Politik. Unter dem Titel: „Les Finances et la politique" hat Herr Caſimir Périer, der gleichnamige Sohn eines berühmten Vaters, eine Kritik der heutigen franzöſiſchen Finanzwirthſchaft erſcheinen laſſen.** Er zeigt, daß die Krankheit der heutigen Finanzzuſtände in den unvolkswirthſchaftlichen Inſtituten der letzten zehn Jahre, in dem Credit mobilier und anderen ähnlichen Speculationen ihren Keim zu ſuchen habe. Er zeigt ferner, daß der ganze ſoziale und wirthſchaftliche Organismus des Landes mit gewiſſen, adminiſtrativen Fragen, wie Selbſtverwaltung und Decentraliſation, innig zuſammenhängt und daß der Erſtere nicht früher geſunden könne, als bis den Letzteren Rechnung getragen ſei.

* La Régence. Par J. Michelet. 1 vol. Paris, Chamerot, 1863.
** 1 vol. Paris, Michel Lévy, 1863.

— Salammbô, kritiſche Studie von Erneſt Simonin. Ein mir bisher unbekannter franzöſiſcher Dichter, den Juvenals Lorbeeren nicht ruhig ſchlafen laſſen, hat eingedenk des alten

Si natura negat, facit indignatio versum

eine geharniſchte Kritik in vollkommen richtigen, centnerſchweren Alexandrinern gegen die „Salammbô" des Herrn Guſt. Flaubert, über die ich ſelbſt in dieſen Blättern ausführlich berichtet,* geſchrieben. Herr Simonin, dies iſt der Name des vermuthlich jungen Mannes — er ſchreibt ja Verſe! — trifft in der Beurtheilung des Flaubert'ſchen Romanes mit meinen Anſichten ziemlich genau zuſammen.** Er iſt der Meinung, daß ein Buch, welches einige hundert Seiten mit den widerlichſten Abſcheulichkeiten, mit Mord, Peſt, Unzucht und Fäulniß füllt, daß ein ſolches Buch auf den Geſchmack des Publikums nicht ſehr vortheilhaft einwirken könne. Er findet auch, daß der Roman ſehr langweilig iſt und beklagt ſich über die Reclame, die dieſem wunderlichen Werke ein lüſternes Publikum zugeführt, welches mehrere Auflagen davon verſchlungen habe. Diejenigen Leſer, die ein gutes Gedächtniß haben, werden ſich erinnern, daß ich in anderen Worten ziemlich genau daſſelbe über den kartaginenſiſchen Roman des Herrn Flaubert geſagt habe. Und was ich damals niederſchrieb, ſollte weder originell, noch neu ſein, ich machte mich nur zum Organe einer unter vernünftigen Leuten ziemlich allgemein verbreiteten Anſicht. — Wenn nun auch Herr Simonin die alte Fehde gegen Flaubert und Salammbô wieder aufnimmt, und die bekannten Schwächen ſeines Gegners mit bekannten Waffen bekämpft, wenn er ſich gar die Mühe giebt, ſeine Kritik zu verſifiziren, ſo muß man ſich doch wirklich fragen, was dieſen jungen Mann, der übrigens recht hübſch ſchreibt und ſehr vernünftig zu denken ſcheint, dazu veranlaßt haben kann, dieſe abgethane Sache aus dem Winkel der Vergeſſenheit wieder herauszuziehen? Herr Simonin donnert gegen die Reclamen — und er merkt nicht, daß ſeine Satire eben nichts anderes iſt, als eine Reclame für Herrn Flaubert. Und eine Kritik in Verſen! Wozu die Sprache der Götter bei dieſer ſehr menſchlichen Verrichtung? Und neunzehn lange Seiten, neun Abſchnitte vernichtender Kritik über Einen mißrathenen Band! Iſt das nicht der Entrüſtung zu viel?

Gern möchte ich dem Herrn Simonin auf einem andern Gebiete wieder begegnen; hier hat er einen faux pas gemacht. Praktiſch hat ſeine neun Abſchnitte lange Kritik nur die Eine Folge, daß ſie an die vergeſſene Mißgeburt eines talentvollen Mannes erinnert und möglicherweiſe den Einen oder den Andern zum Ankaufe des Romans „Salammbô" anregt. Das war doch wohl ſchwerlich die Abſicht des Herrn Simonin. **P. L.**

— Jugendſchriften von Ferdinand Schmidt. Es giebt nicht viele Gebiete der deutſchen Literatur, auf denen man einen ſo geſunden, gedeihlichen Fortſchritt wahrnimmt, als auf dem Felde der Jugendſchriften. Unter dieſen haben die Arbeiten von Ferdinand Schmidt „Jugend-Bibliothek" auf einen der erſten Plätze gerechten Anſpruch. Denn Ferdinand Schmidt bietet eine ſorgſame und ſpannende Vorbereitung für Wiſſenſchaft und Leben. Sage und Geſchichte liefern ihm ſeinen Stoff, das Heldenthum von Vorzeit und Neuzeit hält er dem kindlichen Gemüthe mahnend vor Augen. Das wirkt beſſer als romanhafte Erdichtungen, welche einſeitig nur die Phantaſie anregen und oft weder erheben noch läutern. Seine Bearbeitungen der Ilias und Odyſſee, namentlich aber der Letzteren, die ſchon in dritter Auflage vorliegt, ſind in ihrer Art meiſterhaft und kaum weniger gelungen erſcheinen die Darſtellungen der deutſchen Heldenſage, z. B. die Nibelungen, Gudrun (in dritter Auflage), Walther und Hildegunde und der Roſengarten, ein neues, lebendig erzählendes Produkt, ferner die Thierſage des Reinecke Fuchs (zweite Aufl.). Aus der neuern Geſchichte und Literatur hat unſer Verfaſſer ebenfalls einige, unſern Leſern bereits früher genannte Stoffe auf das Trefflichſte zu bearbeiten verſtanden.

— Aus dem Spamer'ſchen Verlag. Dem ſtets reichhaltigen Katalog des Spamer'ſchen Verlags entlehnen wir nachſtehende, geſchmackvoll ausgeſtattete Werke:

„Die Waſſerwelt. Das Leben des Waſſers in allen ſeinen Geſtalten und Formen, in Quelle, Strom und Ocean, als Eis, Regen, Niederſchlag u. ſ. w. Vom Standpunkte der neuſten wiſſenſchaftlichen Anſchauung, von Heinrich Stahl."***

Der Verfaſſer hat das Verdienſt, in der erſten Auflage dieſes Werkes eine Form der Darſtellung gewählt zu haben, die des großartigen

* Rouen, Giroux et Renaux, 1863.
** Siehe Magazin Nr. 15 u. 16 d. Jahrg.
*** Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage mit 130 Illuſtrationen, 4 Tondruck-Tafeln und 2 Karten. Leipzig, Otto Spamer 1864.

Digitized by Google

Gegenſtandes vollkommen würdig. Manche ſeiner anziehenden Darſtellungen der Waſſerwelt ſind ſogar in wiſſenſchaftliche Lehrbücher übergegangen, während das Buch ſelbſt zahlreiche Nachahmungen gefunden hat. In der vorliegenden zweiten Auflage iſt das intereſſante Kapitel über das Waſſer in ſeiner kosmiſchen Bedeutung, in ſeinen Erſcheinungen in der Atmoſphäre, ſowie als Ernährer und Wohnplatz für Thiere und Pflanzen, vielfach erweitert; ebenſo iſt eine neue Schlußbetrachtung über das Waſſer in äſthetiſcher Beziehung hinzugefügt. Es dürfte für junge, wißbegierige Leute kaum ein anregenderes und befriedigenderes Weihnachtsgeſchenk als dieſes Buch geben.

„Cook der Weltumſegler. Leben, Reiſen und Ende des Capitain James Cook, insbeſondre Schilderung ſeiner drei großen Entdeckungsfahrten. Nebſt einem Blick auf die heutigen Zuſtände der Südſee-Inſelwelt. Herausgegeben von Dr. Karl Müller.*

Eine neue Bearbeitung des Lebens und der Reiſen des großen Entdeckers der Südſee-Inſelwelt kann ſicher auf Theilnahme zählen, da mit Cook eine neue Aera der Weltentdeckungen und der kulturhiſtoriſchen Verbindungen Europa's mit den transatlantiſchen Welttheilen begann. Der Bearbeiter, Herr Dr. Karl Müller in Stuttgart, hat den uns erhaltenen Berichten des britiſchen Columbus im achtzehnten Jahrhundert meiſtens ihre urſprüngliche Form gelaſſen und uns dadurch um ſo lebhafter in den Geiſt des Seehelden und ſeiner Zeit verſetzt. Wir brauchen wohl kaum zu bemerken, daß auch die Ausſtattung dieſes Werkes des Gegenſtandes würdig iſt.

— Die freigelaſſenen Neger in Florida. Bekanntlich hatte ſich der Präſident Lincoln lange dagegen geſträubt, die Emancipation der Negerſklaven auszuſprechen. Endlich aber überwand er ſeine Bedenklichkeiten und im Januar d. J. erſcholl das Poſaunenwort, das den Schwarzen die Freiheit verkündete. Welche Frucht aus dieſer Saat dereinſt erwachſen, ob aus dem Werderuf ſofort, oder erſt aus einem chaotiſchen Wuſt und einer hereinbrechenden Nacht das Licht erblühen werde — das liegt verborgen im Schooße der Zukunft und ſpottet aller menſchlichen Vorausſicht und Berechnung. Jedenfalls iſt zur Löſung dieſer tiefeinſchneidenden ſozialen Frage für Amerika ein bedeutender Schritt geſchehen durch die Organiſation der Neger-Kolonien in Florida, namentlich in Port-Royal. Ein Amerikaner hat ſeine an Ort und Stelle geſammelten Erfahrungen und Beobachtungen in einem ausführlichen Bericht im Atlantic Monthly niedergelegt, wovon wir hier den reſumirenden Schluß geben: „Das Unternehmen zur Unterſtützung und Förderung der Neger-Kolonien in Florida,** das mit Zweifeln begonnen, iſt nicht länger eine bloße Möglichkeit und Hoffnung, ſondern Wirklichkeit und Erfüllung. Die Neger werden arbeiten für ihren Lebensunterhalt, fechten für ihre Freiheit. Sie ſind für eine civiliſirte Geſellſchaft vorbereitet. Als Volk ſind ſie nicht frei, weder von den Schwächen der allgemeinen Menſchheit, noch von den Laſtern, die eine langvererbte Knechtſchaft ihnen eingeimpft hat. Es gehören, wie geſagt wird, drei Generationen dazu, um einen freien Menſchen zu einem Sklaven herabzudrücken, und wie wäre es dann möglich, bei einem ſo lang verknechteten Stamme in Einer Generation die urſprüngliche Mannhaftigkeit herzuſtellen? Wer in emancipirten Sklaven vollkommene Männer und Frauen erwartet, oder von der Verwirklichung einer idealen Raçe träumt, wird ſich allerdings getäuſcht ſehen; allein weder im Temperament noch im Charakter der Neger iſt irgendwelcher Grund vorhanden, den chriſtlichen Patrioten abzuſchrecken; im Gegentheil vereinigt ſich Alles, ſein Vertrauen zu heben und zu kräftigen. Die Neger haben Fähigkeit gezeigt für Wiſſen, für freie Gewerbthätigkeit, für Fügſamkeit in Geſetz und Manneszucht, für kriegeriſche Tapferkeit, für geſelliges und häusliches Leben und dieſe Anlagen, angeregt und entwickelt durch Aufmunterungen und Belohnungen einer gerechten Geſellſchaft, erfaßt von den Strömungen unſerer Civiliſation, werden dieſe Menſchen, unter dem Schutz einer allgütigen Vorſehung, die Keiner von uns vergißt, zu einem fortſchreitenden Volke ſich geſtalten, und ſowohl ſie vor dem Elend einer zweiten Verknechtung, wie uns vor dem noch größeren Elend bewahren, ſie noch einmal unterdrücken zu müſſen."

* Mit 120 in den Text gedruckten Abbildungen und fünf Tondruck-Bildern. Leipzig, Otto Spamer, 1864.

** Folgende Vereine hatten ſich im Laufe dieſes Jahres gebildet: 1) Das Erziehungs-Comité zu Boſton; 2) der Unterſtützungsverein für Freigelaſſene zu New-York; 3) das Unterſtützungs-Comité zu Port-Royal. Der Zweck aller dieſer Vereine war Anſtellung und Beſoldung von Aufſehern und Lehrern der emancipirten Neger.

J. L.


## Empfehlenswerthe Weihnachtsartikel

aus dem Verlage von Veit & Comp. in Leipzig

### Laienbrevier

von

**Leopold Schefer.**

Motto:

Ein wahrer Spruch iſt mehr als Goldes werth,
Denn von der Weisheit hängt das Leben ab —
Und eine Wahrheit früh gekannt zu haben,
Gab' manch' Verlor'ner gern ſein Blut darum,
Der jetzt, wie Irrthum ihn bethörte, büßt.

Zwölfte Auflage.

Mit Schefer's Portrait und einer biographiſchen Skizze: Leopold Schefer's Leben und Werke von W. von Lüdemann.

Taſchenf. Eleg. geb. in engl. Leinwand mit Goldſchnitt. Preis 2 Thlr.

### Hausreden

von

**Leopold Schefer.**

Dritte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Elegant gebunden mit Goldſchnitt. Preis 2 Thlr. Elegant brochirt 1 Thlr. 20 Ngr.

### Schiller's Briefwechſel mit Körner.

Zweite wohlfeile Ausgabe.

4 Bände. 8. 100 Bogen. Eleg. broch. Preis 2 Thlr. Gebunden Preis 3 Thlr.

### Schiller's und Körner's Freundſchaftsbund.

Von

**Hermann Marggraff.**

Octav. 6 Bogen Elegant broſchirt. Preis 15 Ngr.

### Meiſter Friedrich.

Ein Dichterleben

von

**Moritz Zille.**

Volks-Ausgabe. IV und 176 S. Cartonnirt. Preis 15 Ngr.

Min.-Ausg. Elegant gebunden mit Goldſchnitt und Schiller's Portrait in Golddruck. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

### Redende Bilder.

Ein Traum.

(Vom Maler Philipp Veit.)

Mit zahlreichen in den Text gedruckten Holzſchnitten. Elegant in allegoriſchem Umſchlag cartonnirt. Preis Thlr. 1. 10 Ngr.

### Düweke.

Drama in fünf Aufzügen

von

**S. H. Moſenthal.**

Miniatur-Ausgabe. Elegant broch. Preis Ein Thlr.

### Das Leben des Feldmarſchalls Grafen York von Wartenburg

von

**Joh. Guſt. Droyſen.**

Vierte Auflage.

Mit dem Portrait York's, geſtochen von L. Jacoby und ſechs Plänen zu der Schlachten und Gefechten bei Königswartha, Wartenburg, an der Katzbach, bei Möckern, Montmirail, Laon. Zwei Bde. in Octav. 48 Bogen. Eleg. Ausſtattung. Preis 2 Thlr. 15 Sgr. Geb. in ganz Leinwand: Preis 2 Thlr. 25 Sgr.

### Reisen im Orient

von

**H. Petermann.**

**Zwei Bände**, Lex.-8. XXII und 880 S. Mit einem Titelbilde: *Druse* und *Drusin*, und einer Karte zu den Reisen, entworfen von H. Kiepert. Elegant brochirt. Preis 7 Thlr.

### Der Stunden Gottesgruss.

Eine Apotheoſe des Lebens. Den deutſchen Müttern geweiht von Franziska Gräfin Schwerin. Zweite unveränderte Auflage.

Miniatur-Ausgabe. geb. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Fein in Kalbleder gebundene Exemplare mit Goldſchnitt. Preis 2 Thlr.

An Tiefe und Zartheit der Gedanken, an Adel und Wohlklang der Form, läßt die Dichtung nichts zu wünſchen übrig, und es kann namentlich der gebildeten Frau oder Jungfrau von lieber Hand kaum eine werthvollere Weihnachtsgabe geboten werden, als dieſes, dem Werth ſeines Gehaltes entſprechend elegant ausgeſtattete kleine Werk.


Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig. Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Hierzu eine Beilage von B. G. Teubner in Leipzig

Digitized by Google

Beſtellungen übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in Leipzig.

# Magazin für die Literatur des Auslandes.

Diejenigen, welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn F. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in Berlin.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 50. Mittwoch, den 16. December 1863. 32. Jahrgang.

☞ In Folge mannigfacher Schwierigkeiten bei Herausgabe dieſer Zeitſchrift, hervorgerufen durch die bedeutende Entfernung des Druckortes Leipzig von dem Wohnſitze des Redacteurs, wird das „Magazin für die Literatur des Auslandes“ nach freundſchaftlicher Uebereinkunft, vom 1. Januar 1864 an wieder in **Berlin** erſcheinen, wo daſſelbe vor zweiunddreißig Jahren gegründet und bis Ende 1858 gedruckt und ausgegeben wurde.

Die Ferdinand Dümmler'ſche Verlagsbuchhandlung in Berlin, welche vom neuen Jahre ab den Verlag übernimmt, wird ausführlichere Ankündigungen in dieſer Beziehung demnächſt erlaſſen.

Im December 1863.

**Veit & Comp.**
Verlagsbuchhandlung.

**Joſeph Lehmann**
Redacteur.

## Inhalt:

| | Seite |
|---|---|
| **Italien.** | |
| Kulturhiſtoriſche Bilder. I. Venedig, das hiſtoriſche | 589 |
| **Ungarn.** | |
| Zrinyi der Dichter | 590 |
| **Nord-Amerika.** | |
| Aus dem ſüdlichen Heerlager | 592 |
| **England.** | |
| Frances (Franziska) Trollope | 594 |
| **Frankreich.** | |
| Daniel Hooibrenk und die künſtliche Befruchtung von Pflanzen | 595 |
| **Deutſchland und das Ausland.** | |
| Vor funfzig Jahren, von Friedrich Adami | „ |
| **Mannigfaltiges.** | |
| Archenholz in achter Auflage | 596 |
| Spamers illuſtrirte römiſche Geſchichte | „ |
| Neues über Walther von der Vogelweide | „ |
| Othello in moderner Bearbeitung | „ |

## Italien.

### Kulturhiſtoriſche Bilder.

I.

Venedig, das hiſtoriſche.

Ohne Kampf, unbeklagt war im letztvergangenen Jahrhundert Venedig, die bejahrteſte Republik, welche Europa, ja die Welt je geſehen, dem ſtürmiſchen Andrange ihrer jüngſten Nebenbuhlerin erlegen.

Vom fernen Oſten Aſiens kam einſt, ein Vernichter der Freiheit und Geſittung, der Hunnenkönig Attila, gezogen, rückte vor Aquileja, verkehrte die Stadt in einen Trümmerhaufen und legte unbewußt den Grund zur ſeebeherrſchenden Venezia. Vom entgegengeſetzten Ende des Continents, von der Seine Strand, hatten die Franzoſen ſich aufgemacht, Freiheit und Gleichheit ſtand auf ihren Fahnen; das geknechtete Volk, ob der ungewohnten Loſung, jauchzte ihnen überall freudig entgegen, auch in Venedig; doch hier wie anderswo wurden aus Befreiern Bedrücker, die, als es ihnen ſpäter Vortheil brachte, das ahnungsloſe Volk grauſam täuſchten, heimtückiſch Oeſterreich überlieferten.

Dreizehn Jahrhunderte hindurch hatte ſich die Stadt frei von fremden Eroberern gehalten. An der Gränzſcheide zwiſchen Alterthum und Mittelalter entſtanden, hatte ſie von jenem viel entlehnt; wie aus Athen, aus Rom, war aus der Stadt ein Staat erwachſen, der, da im Weſten Krieg und Verwirrung herrſchten, dem Oſten, dem byzantiniſchen Reiche ſich anſchloß und unterordnete. Daher die unzähligen Anklänge an den Orient, ſchon in den früheſten Bauten hervortretend und in der Anlage der Gaſſen, hier Calli genannt, wo, den engen Bazars im Orient vergleichbar, im untern Stock Kaufbude an Kaufbude ſich reiht, und vom nothwendigſten Lebensbedürfniß bis zum feinſten Luxusartikel Alles feilgeboten wird.

Das römiſche Kaiſerthum war der furchtbaren Völkerwanderung erlegen. Jahrhunderte verfloſſen, ehe die verſchiedenen Nationen zur Ruhe gelangten. Kaum fühlten jedoch die fremden Ankömmlinge in den neuen Gebieten ſich heimiſch, da begann die große Reaction, die Kreuzzüge, welche die römiſche Kirche und die italiäniſchen Städte, vornehmlich Venedig, zur Herrſchaft erhoben. Mit kaufmänniſchem Sinne beuteten die Venetianer die Frömmigkeit des Zeitalters aus, ſuchten ſoviel als möglich Vortheil aus der Expedirung der Kreuzritter zu ziehen und den orientaliſchen Handel ihrer Stadt zuzuwenden. Als bei einem dieſer Heereszüge Conſtantinopel gefallen und der ſiegreiche Doge Enrico Dandolo die 4 unbändigen Roſſe des Lyſipp, welche einſt Nero aus Athen nach Rom geſchleppt, aus der byzantiniſchen Metropole nach Venedig geführt hatte, war die Macht der Lagunenſtadt feſt begründet.

Inzwiſchen waren in Aſien die bedeutendſten Veränderungen vor ſich gegangen; die Mongolen, ein unbekannter Volksſtamm, hatten den Erdtheil überfluthet und bis tief nach Schleſien ihre Einfälle ausgedehnt. Als ſie hernach ihre Eroberungen ſich geſichert, begannen ſie allmählich dem Handel, den Künſten und Wiſſenſchaften Geſchmack abzugewinnen und traten nun mit fremden, europäiſchen Staaten in freundſchaftliche Berührung. So ſehen wir ſchon um die Mitte des 13. Jahrhunderts kühne Ordensbrüder, Abgeſandte des Papſtes und des heiligen Ludwig, in die Tatarei ſich vorwagen; wir begegnen ſpekulativen venetianiſchen Kaufleuten an dem Hofe des Großkhans zu Peking. Marco Polo brachte früh die Kunde vom großen Ocean, der Chatai (China) im Oſten beſpülte, nach Europa, erzählte viel von den geſtempelten Stoffen aus Leder und Rinde, die dort als Münze, wie Silber und Gold, curſirten, ſodaß die Erfindung der Buchdruckerkunſt und des Papiergeldes leicht hätte gemacht werden können; aber wie es großen Leuten zu gehen pflegt, man verlachte, beſpöttelte ſeine Ausſagen; doch Etwas beſpöttelte man nicht, das Geld, welches Marco aus Aſien heimgebracht, und daß ihm den, in einer Kaufmannsſtadt höchſt ehrenvollen Titel, Meſſir Millione verſchaffte. So hatte ſich Venedig, durch die beiſpielloſe Betriebſamkeit ſeiner Bewohner, vom 13.—16. Jahrhundert, vornehmlich nach Beſiegung ſeiner gefährlichſten Nebenbuhler, der Genueſer, zur Beherrſcherin der Adria, des Mittelmeeres und des Schwarzen Meeres erhoben. Da brachte das 15. Jahrhundert, das durch ſeine Entdeckungen auf dem geiſtigen Gebiete dem Erdreiche die Blüthe unſerer Tage vorbereitete, für Venedig die grauſamſten Schickſalsſchläge. Der lahme Timur verbreitete auf ſeinen reißendſchnellen Zügen Entſetzen und Verwirrung und verſchloß durch Schädelthürme den Fremden auf Jahr-

Digitized by Google

hunderte den Eingang nach Aſien; die blutigſte Vergeltung für die Kreuzzüge übte der finſtere Moslem auf ſeinen Wanderungen von den Gränzen China's bis nach Moskau und Aegypten. Und 50 Jahre ſpäter fiel Conſtantinopel den Türken in die Hände. Doch noch Schlimmeres hielt die Zukunft verborgen. Ein Italiäner ſollte dem italiäniſchen Handel den Todesſtoß verſetzen: Columbus entdeckte Amerika. Zur ſelben Zeit waren auch die Seefahrten der ausdauernden Portugieſen mit Erfolg gekrönt, das Cap der guten Hoffnung, der Seeweg nach Oſtindien, aufgefunden worden.

Die Vermittelung des Verkehrs, der Venedig reich und mächtig gemacht, hatten andere Völker ſich hinfort angeeignet. Der Handel war da[illegible], indeſſen er hatte eine anſehnliche politiſche Macht geſchaffen, und dieſe [illegible] noch.

Eine ne[illegible] mehr und mehr vereinſamte Venedig auf ſeinem Herrſcherſitze. [illegible] Drängen des Zeitalters nach Centraliſation hatte in ſeiner [illegible] Nähe aus ehemaligen Republiken Grafſchaften und Herzogthümer gebildet. Die Entwickelung großer Land- und Volksmaſſen zu einem Staate, eine Schöpfung der Neuzeit, bedrohte die Exiſtenz Venedigs.

Um dem Schickſal ſeiner italiäniſchen Schweſterſtädte zu entgehen, beſchränkte es die Macht des Dogen; der höchſte Repräſentant des Staats wurde zu einer Staatspuppe herabgewürdigt und der kleinlichſten Aufſicht unterworfen. An die Stelle der herzoglichen Gewalt trat die Kaſtenherrſchaft des Adels. Die großartigen, weltumfaſſenden Projekte wichen kleinlichen, niedrigen Standesintereſſen; die Erhaltung des Beſtehenden auf religiöſem und weltlichem Gebiet erzwang durch die Inquiſition der Rath der Zehn. Und mit bewunderungswürdigem Scharfblick wußten dieſe Männer das Intereſſe des Staats mit den eigennützigen Beſtrebungen ihrer Partei in Einklang zu bringen, ohne daß dabei ihre Herrſchaft dem gemeinen Volke allzudrückend wurde. Durch öffentliche Beluſtigungen lullten ſie dieſes in Sorgloſigkeit und zeigten ihm durch etliche Hinrichtungen hochgeſtellter und angeſehener Perſönlichkeiten ihre unbeſtechliche Gerechtigkeit.

Die weiten Reiſen in fernen Zonen, das Beſichtigen klaſſiſcher Kunſtwerke auf dem Boden ihrer Entſtehung, hatten in den vornehmen Venetianern ein edles Streben nach Kunſt und Wiſſenſchaften hervorgerufen. Die beträchtlichen, aus allen Weltgegenden nach der Stadt zuſammengeſtrömten Reichthümer förderten die Realiſirung dieſer humanen Geſinnungen. Die herrſchende Klaſſe erblickte überdies hierin einen politiſchen Nutzen, indem die prächtigen Werke der Baukunſt zugleich die Thätigkeit des Volkes in Anſpruch nahmen und ſeiner Eitelkeit ſchmeichelten. Die reinſten wie die ſelbſtſüchtigſten Abſichten trafen zuſammen zur Beſchützung der Baukunſt und Malerei. Aus dieſer Vereinigung gingen hervor die pompöſe Markuskirche, der ſtolze Dogenpalaſt, die vielen andern herrlichen öffentlichen und privaten Bauten. Die prächtigen Paläſte eines Da Ponte und Sanſorino ſchmückten Meiſter wie Tiziano, Paolo Veroneſe, Tintoretto durch die genialen Schöpfungen ihrer Hand. Bis auf die fernſten Zeiten werden dieſe Prachtwerke vom edlen Sinn der venetianiſchen Großen ein ehrenvolles Zeugniß ablegen.

Lange Jahre hindurch verdeckte der äußere Prunk den eingetretenen inneren Verfall, welcher durch die immer größere Concentration der Gewalt in den Händen einzelner Familien, durch die nach und nach ſich ausbildende phyſiſche und moraliſche Verwahrloſung derſelben, durch den ſchreienden Contraſt zwiſchen reich und arm, durch den entſittlichenden Einfluß des furchtbaren Spionirſyſtems vorbereitet bei der plötzlich erfolgten Kataſtrophe deutlich an's Licht kam. Als das venetianiſche Volk, über die unnatürliche, grauſe Despotie der Zehn zu ſpät in Wuth entbrannt, das Symbol ſeiner Größe, den Löwen, aus dem Dogenpalaſte geſchleudert, hatte es auch den letzten äußern Nimbus ſeiner Macht vernichtet. Und da es ſeine weltbekannte, einſt gefürchtete Flagge mit einer anderen vertauſchte, mußte es für dieſe dem Dey von Algier den ſchon einmal gezahlten jährlichen Tribut von 28,000 Ducaten von Neuem entrichten.

So geſunken und verfallen, gelangte Venedig in die Hände Oeſterreichs. Man mag urtheilen, wie man will, über die Herrſchaft, welche Oeſterreich in Italien auszuüben beliebte; aber Eins wird jeder Gerechte und der Geſchichte Kundige zugeben: nicht durch Oeſterreich iſt Venedig zu Fall gebracht. Das Intereſſe, welches dem Unglücklichen ſtets gezollt wird, iſt Venedig im reichen Maße zu Theil geworden.

Schon die bloße Erwähnung des Namens der Lagunenſtadt ruft in einem Jeden die Erinnerung an die grandioſe Blüthezeit des Mittelalters wach, und je geringer die poſitiven Kenntniſſe hiervon ſind, mit um ſo bunteren Farben ſchmückt die geſchäftige Phantaſie die geheimnißvolle Dunkelheit jener Tage aus. Weil Oeſterreich der Erbe der Republik geworden, wird ihm, da der jetzige Zuſtand zu der einſtigen Glanzperiode im grellſten Gegenſatz ſteht, mit Unrecht der Verfall Venedig's, der ſchon früher eingetreten war, beigemeſſen.

## Ungarn.

### Zrinyi der Dichter.*

Nikolaus Zrinyi (1616—1664) gehört nicht nur unter die größten Männer ſeiner Zeit, ſondern unter die ſeltenſten Phänomene, in denen die glänzendſten Eigenſchaften in wunderbarer Miſchung ſich vereinen. Einer der größten Dichter Ungarns und einer der größten Männer der That; ein mit der Gegenwart vollauf beſchäftigter praktiſcher Menſch und ein in die Zukunft ſchauender Prophetengeiſt; bei den ſtärkſten Ueberzeugungen und kühnen Plänen ein Muſter der Mäßigkeit und Nüchternheit; ein ebenſo großer Freund des Schlachtlärms, wie des ſich in die Einſamkeit zurückziehenden Studiums.

Alle ſeine Geiſtesfähigkeiten und Thaten ſind ſeit ſeiner früheren Jugend auf ein Ziel gerichtet: Wiederbelebung des ungariſchen Heldenthums und Neugeſtaltung des Landesvertheidigungs-Syſtems. Wenn ihn ſeine Zeit noch nicht verſtand, ſo traten doch bald die Ereigniſſe ein, die glänzend bewieſen, daß er, und nicht ſeine Zeitgenoſſen, die Logik in der Entwickelung der Weltereigniſſe begriff, er, der ſagte: die Zeit iſt gekommen, die Türken aus unſerm Vaterlande zu vertreiben! — was zwanzig Jahre nach ſeinem Tode auch erfolgte, als die Türken ſelbſt ihr Schickſal herausforderten. Er wollte für dieſe Zeit eine regelmäßige ungariſche Armee herſtellen, damit unbeſtreitbar den Ungarn der Ruhm dieſer großen That gehöre, und ſie ſich ſeiner um ſo ungetrübter freuen könnten.

Nikolaus Zrinyi machten ſchon ſeine Geburt und die Lage ſeiner ausgedehnten Beſitzungen an den türkiſchen Gränzen zum Kriegsmann, aber ſeine Seele bedurfte Motive einer höhern Ordnung als die Noth. Sie war eine Dichterſeele im erhabenſten Sinne des Wortes; ſie fand ihre Kraft in jenem ethiſchen Idealismus, der nur große Prinzipien zum Beweggrund des Handelns wählt. Er arbeitete angeſtrengt, er ſtudirte, um ſich zu einem tüchtigen Feldherrn zu bilden, und er wollte ein ſolcher werden, weil er überzeugt war, daß das in jenen Zeiten das Nützlichſte und Nothwendigſte für ſein Vaterland war. Dem ungariſchen Kriegsruhm ſeinen ehemaligen Glanz wiederzugeben und dadurch ſeine Unabhängigkeit zu beweiſen, war bei ihm wohlerwogene, ſtaatsmänniſche Reflexion, aber zugleich ein ſo begeiſtertes Gefühl, daß es mit der ganzen Glut der Jugend bis zu ſeinem Tode in ſeiner Seele lebte. Das erſte Studium ſeiner Jugendjahre waren Iſtvanffy und Bonfin: die Lectüre der ungariſchen Geſchichte eiferte ihn an, ein Held zu werden, und gab ihm nicht nur einen Gegenſtand, ſondern auch Begeiſterung zum Schreiben ſeines großen Heldengedichts. Obgleich kein Tendenzwerk, ſpricht aus „Szigeti veszedelem" doch in anderer Form der Eifer derſelben Seele, die etwa zwölf Jahre ſpäter die „Arznei gegen türkiſches Opium" ſchrieb. Wie ſein ganzes Leben gleichſam mit der vergangenen Größe verſchmolz, ſo entſpringt ſeine Poeſie aus ſeinem Leben. Es giebt wenig Heldengedichte, die mit des Dichters innerem und äußerem Leben in ſo enger Verbindung ſtänden, worin neben der Dichtung ſoviel Wahrheit, wie in der Zrinyiade; und hierin unterſcheidet ſie ſich ſehr von den Produkten, der die griechiſchen und römiſchen Muſter nachahmenden, ſogenannten klaſſiſchen Schule.

Unſer Dichter ſchreibt achtzig Jahre nach ſeines Ahnherrn glorreichem Tode ſein Epos, und entnimmt einen großen Theil des Gegenſtands mit den Perſonen und einzelnen Epiſoden der Geſchichte. Aber viel lebende Traditionen, hiſtoriſche, dem Volksmund entklingende Lieder ließen ihm den todten Buchſtaben der Chronik in lebhafterer Färbung erſcheinen, als dem Leſer einer ſpätern Zeit. Die ihn von ſeinem Gegenſtand trennenden achtzig Jahre hatten faſt nichts geändert an den Verhältniſſen, Menſchen und Sitten. Es iſt ſein ganzes äußeres und inneres Leben ebenſo ſehr in dieſem Epos enthalten, wie das eines Lyrikers in ſeinen Liedern, ohne daß er aufhört, ſo objektiv zu bleiben, wie irgend ein epiſcher oder dramatiſcher Dichter.

Zrinyi, wenn er der Erzählung Iſtvanffy's folgt, ihn in ſeinen Details herübernimmt und alle Perſonen der Geſchichte eine Rolle ſpielen läßt, erinnert, beſonders im erſten Geſange, an die Reimchroniken. Doch bald bemerken wir, daß unter dem äußern Schein ein ganz anderer Geiſt lebt und eine andere Hand arbeitet. Jene ſind trockene Chronikenſtoffe in

* Nach Franz Salamon von Th. Opitz.

Digitized by Google

Verſen, hier iſt Bearbeitung des Stoffs; dort Thatſachen, hier Motive und mit ſchöpferiſcher Kraft angelegte Charaktere; kurz, dort eine an der Wirklichkeit und an der Erde haftende Reimerei, hier ein wahres Kunſtwerk.

Zrinyi behält, vermöge eines eigenthümlichen dichteriſchen Triebes, durchweg die Seele im Auge und giebt wenig auf Aeußerlichkeiten; und in dieſer Hinſicht unterſcheidet ſich ſein Werk auch von manchen berühmten Werken der neuen Zeit. In äußern Schilderungen ſucht er die Hauptſchönheiten des Epos nicht. Im Epos, wie im Drama, iſt erſtes Erforderniß das Handeln, das nur aus der Seele, aus dem Charakter entſpringen kann. Schilderung des menſchlichen Charakters iſt demnach der Hauptgeſichtspunkt und Zrinyi verſteht ſowohl im Großen wie im Kleinen dieſe Hauptaufgabe des Epikers. Er ſorgt vor Allem dafür, ſowohl die das ganze Kunſtwerk beherrſchenden Hauptmotive, als auch die die einzelnen Scenen beſtimmenden individuellen Motive ſcharf hervortreten zu laſſen. Zwar kommen Schilderungen größerer Maſſen kurz vor, aber meiſt begnügt er ſich mit einer einfachen, kraftvollen Zeile. Die Schlachten auf der Ebene, wie auf den Baſteien, ſind am Ende nichts anderes als wiederholte Zweikämpfe uns bekannter Menſchen, die, außer Pflichtgefühl und Ruhmſucht, auch aus individuellen Beweggründen kämpfen. Der Kampf iſt gemiſcht mit den die Leidenſchaften ausdrückenden Reden und Worten, welche die Scene mehr beleben, größere Theilnahme und folglich vollkommenere Illuſion erzeugen, als alles äußerliche Coloriren der Maſſenſchilderung. Auch hat ſich Zrinyi keinen Anachronismus zu Schulden kommen laſſen, wenn er die Belagerung von Sziget wie den Kampf unter den Mauern von Troja beſchreibt. Wenn ſelbſt noch in der Gegenwart, in der Zeit der gezogenen Kanonen und Gewehre, perſönlicher Muth und individuelle Gewandtheit große Schlachten entſcheidet, um wie viel mehr war dies noch in Zrinyi's Zeit der Fall!

Selbſt die Aeußerlichkeiten des Verlaufs der Belagerung ſtellt der Dichter ſehr kurz dar, und zwar — mit vollkommenem Selbſtwußtſein; denn Iſtvanffy, deſſen Erzählung er ſo viel benutzt hat, giebt ein ſo genaues Bild der Einzelheiten, daß ein heutiger, die maleriſche Schilderung liebender Epiker vielleicht danach vor Allem gegriffen hätte. Zrinyi ließ in der Chronik dieſe Byron'ſchen und gebrauchte ſelbſt die Homeriſchen Details.

Die Meiſter, welche Zrinyi zu ſeinem in hohem Styl geſchriebenen Kunſtwerk anfeuerten, waren keine geringeren als Torquato Taſſo, Virgil und Homer; aber die an dieſe erinnernden Züge beweiſen nur, daß der Autor in innerer geiſtiger Verwandtſchaft mit ihnen ſteht. Rieſige Geſtalten ſtehen vor uns, und ihnen ganz entſprechend iſt die einfache Erhabenheit des Styls.

Das ganze Streben des großen Patrioten mit Herz und That war auf die Befreiung des Vaterlands gerichtet und ſein ganzes Leben iſt nur die erhabene Variation jenes entſchloſſenen Gedankens. Aber wie er im Leben und in ſeinen proſaiſchen Werken zu dieſem Zweck nicht der Eitelkeit der Nation ſchmeichelte, ſondern vor Allem auf ihre militairiſche Umgeſtaltung drang, wozu viel große ſittliche Eigenſchaften und ſelbſtſuchtloſe Aufopferung erfordert werden, ſo iſt auch in ſeinem Epos eine größere Macht, als der Säbel, die Klugheit, und ſtehen höher, als die Klugheit, die ſittlichen Eigenſchaften. In jenen Werken ſchreibt er die Ethik des Heldenthums; im Epos ſind ſein Ahn und deſſen Kriegsgefährten Ideale deſſen, was der unparteiiſche Soldat und Feldherr ſein ſoll. Der Patriot — lehrt er — muß nicht nur, wenn noth, zu ſterben, ſondern auch zu leben wiſſen.

Die Grund-Idee des ganzen Werkes und die darin waltende Gerechtigkeit ſind ganz in die höhere ethiſche Welt erhoben und kurz dieſe: ihre eigenen Sünden haben der ungariſchen Nation die Türken als Strafe zugezogen, und ihre Tugenden allein können ſie davon befreien. In den Helden von Szigetvar hat Gott die Nation auf die Probe geſtellt, und da er ſie ſeinen Geſetzen treu gefunden, hat er ſeinen Zorn von ihr abgewandt.

Und dieſe Probe iſt die ſchwierigſte. Der Held kann auf den Genuß des Sieges nicht hoffen; eine höhere Offenbarung hat ihm ſeinen Tod vorausverkündet. Ebenſo wenig kämpft er für die Glorie ſeines Namens; denn er nennt den Weltruhm eitel und vergänglich. Beruhigung giebt ihm, daß er wie ein Märtyrer als Sühnopfer für die Sünden der Nation fällt.

Das Walten der Gerechtigkeit entſpricht den Motiven: obgleich Sziget und ſeine Helden fallen, ſo iſt doch der Ausgang vollkommen beruhigend. Ein Epos, worin der Held, der Auserwählte des Schickſals, fällt, iſt auf jeden Fall eine Ausnahme-Erſcheinung, und ohne jene ethiſche Erhebung würde es unausführbar ſein. Eben darin beſteht die Größe des Werks, daß wir von Anfang an gewiß ſind, daß der Held ſterben und Sziget fallen wird, und daß, während einerſeits die Reſignation unſere Sympathie, unſere Bewunderung gewinnt, wir andererſeits die größten Wunderthaten der Tapferkeit leichter begreifen.

Durch die Thatſache, daß Soliman bei Szigetvar ſeinen Tod fand, entſpricht das Epos der Forderung, die wir an große Epopöen ſtellen, daß ſie ein eine gewiſſe Epoche bildendes Ereigniß behandeln ſollen. Mit Soliman's Tode erſtirbt der türkiſche Eroberungsgeiſt; die Türken unterwerfen nie mehr Reiche und Provinzen in Europa. An Bedeutung wetteifert mit der Belagerung von Szigetvar nur die Wiedereinnahme von Ofen, doch dieſe fällt zwanzig Jahre nach unſeres Dichters Tode, und das Hauptziel ſeines Lebens war es, deren Epos nicht mit der Feder, ſondern mit dem Schwerte zu ſchreiben.

„Szigeti veszedelem“ iſt das treuſte Epos einer vielhundertjährigen Geſchichte der ungariſchen Nation, deren Rolle in den Türkenkriegen war, die Ausbreitung des osmaniſchen Welteroberers zu hemmen, und nicht eine auf offenem Felde gekämpfte Offenſivſchlacht, ſondern die Vertheidigung einer umlagerten, mit überlegener Kraft angegriffenen Feſtung ſtellt ſie, der Wirklichkeit gemäß, am treuſten dar. Der patriotiſche Heroismus der Ungarn war nicht angreifender und erobernder Natur, ſondern ihre Verhältniſſe, ja ſogar ihre ſelbſtgeſchaffenen Geſetze — der Adel war außer dem Lande nicht zum Kriegsdienſt verpflichtet — wieſen ſie auf Selbſtvertheidigung, faſt auf Paſſivität hin. Aber die, obgleich an ſich erhabene, Aufopferung für das Vaterland könnte doch ein von der Welt abgeſchloſſener Egoismus genannt werden, wenn ſie nicht eine umfaſſendere Idee erhabener machte, die in den Türkenkriegen von Anfang bis Ende vorhanden war. Ganz Europa erkannte an, daß Ungarn der Schild der Chriſtenheit gegen die nach der Weltherrſchaft ſtrebenden Osmanen. Die Gemeinſamkeit der Gefahr rief eine Sympathie und eine Solidarität hervor, deren Gefühl den Ungarn, obgleich die thatſächliche Hülfe Europa's verhältnißmäßig gering war, größere Kraft gab und ihren Heroismus ſteigerte. „Von überall her blickt auf uns die große Chriſtenheit, in unſeren Heldenhänden ruht alle Hoffnung!“ ſo feuert der Held von Szigetvar ſeine Krieger an.

In Zrinyi's Epos iſt ſowohl der religiöſe Charakter des Kampfes, wie die ethiſche Ueberlegenheit des Chriſtenthums über den Islam, beſonders hervorgehoben, mit jenem Myſticismus des Glaubens, der poetiſchen Werken zugleich Erhabenheit und den Motiven und dem Walten der Gerechtigkeit Körper giebt. Eine himmliſche Macht begeiſtert den Helden; ſie vertheilt den Lohn der Tugend und die Strafe der Sünden; ſie beſtimmt das Schickſal der Einzelnen, ganzer Heere und Nationen. Nur an Einer Stelle werden die himmliſchen Mächte, die ſonſt nur Verkörperungen höherer Motive und der waltenden Gerechtigkeit ſind, eingeführt, um die Beſchreibung erhabener zu machen, beim Brande von Sziget; aber auch hier ſind ſie gleichſam nur Metamorphoſen der natürlichen Elemente der Zerſtörung in geiſtige Motive und keine noch ſo großartige reale Schilderung könnte an Erhabenheit damit wetteifern. In dieſem myſtiſchen Gemälde vermiſchen ſich gleichſam Himmel und Erde, ein Beiſpiel dafür, wie viel hinreißender der poetiſche Idealismus als die bloße Wirklichkeit oder der an die Wirklichkeit ſich klammernde Realismus. Zrinyi, wie jeder wahre Dichter, hatte großen Sinn für das Ethiſche in der Geſchichte, und weil er dies in einem idealen Bilde mit ſolcher Kraft darzuſtellen wußte, iſt ſein Gedicht nicht nur das treue Epos der mehrhundertjährigen Geſchichte der ungariſchen Nation, ſondern zugleich die kühnſte und erhabenſte Compoſition ihrer National-Literatur.

Alle äußerlichen Mängel ſeines im Ganzen und Weſentlichen durchaus harmoniſchen Werkes erklärt, was er ſelbſt im Vorwort ſagt: „Virgil ſchrieb zehn Jahre lang an der Aeneide; ich beendete mein Werk in einem Jahre, ja in einem Winter.“ Obgleich er außer dem Epos auch einige Idyllen geſchrieben, ſcheint er ſich überhaupt wenig in der Verſification und im eigentlich Techniſchen der Poeſie geübt zu haben; und bedeutende ungariſche Epiker, von denen er hinſichtlich der Sprache und des Rhythmus hätte lernen können, gab es zu ſeiner Zeit nicht. Seine oratoriſche Proſa ſteht viel höher, iſt fehlerfreier, pathetiſcher, als ſeine epiſchen Verſe; aber die ungariſche Proſa hatte er ſchon als Kind vielfach Gelegenheit, auf ihrem Höhepunkt im lebendigen Wort Peter Pazmany's tönen zu hören.

Die tiefe Sentimentalität, die in der chriſtlichen Poeſie vorherrſcht, dürfen wir in Zrinyi's Epos nicht ſuchen. Weder der Gegenſtand und der Geiſt des Epos verlangte dieſen Ton, noch lag er in der Individualität des Dichters. Seine Helden arbeiten nicht nur mit Gebet, ſondern mit Geiſt und Arm an Gottes Ruhm; und ihn, den Dichter ſelbſt, begeiſterte zwar eine tiefe religiöſe Ueberzeugung, aber unter den tauſendfachen Aeußerungen der heiligſten Gefühle neigte er ſich am wenigſten zum

Digitized by Google

ſchwächlichen, Impotenz beweiſenden Seufzen. Auch in ſeinen Idyllen finden wir ſtatt eines ſchwachen Schäfers einen kräftigen, verwegenen Jäger, der rieſige Bäume und harte Felſen ſpalten und brechen möchte mit ſeinen Klagen, deſſen Lieblingsthiere nicht Lämmer, ſondern Löwen ſind. Er ſchmachtet nicht, ſondern wogt wie das bewegte Meer in ſeinem Liebesweh.

Ohne alle Sentimentalität war Zrinyi ein Mann von tiefem Gefühl, das ſich noch eindringlicher in ſeiner Proſa äußert, als in ſeinen Verſen. Er ſinkt nie in Verzweiflung. Je tiefer die Nation ſteht im Verhältniß zu ihrem vormaligen Ruhme, deſto thätiger will er ſie wieder emporheben, und die ſcharfe Auffaſſung der Schwächen, das lebendige Gefühl der Mängel wird bei ihm zu einem ſo pathêtiſchen, ſo ermunternden Aufruf (szózat), daß ihn kein Ungar ohne tiefe Rührnng leſen kann.

Theodor Opitz.

# Nord-Amerika.

## Aus dem ſüdlichen Heerlager.*

Ueber den in Nord-Amerika wüthenden Bürgerkrieg iſt hinreichend viel geſchrieben worden, nicht blos in Amerika ſelbſt — denn da verſteht es ſich von ſelbſt — ſondern auch in Deutſchland und für Deutſchland. Aus zahlreichen Privatberichten wiſſen wir ungefähr, wie es dort zugeht, und nur dieſes verleiht unſerem Wiſſen eine Art Einſeitigkeit, daß dieſe Berichte meiſt aus dem Norden ſtammen und von Männern herrühren, welche für die Sache der Union einſtehen.

Vorliegendes Buch hat — und dieſes iſt das Neue daran — zum Verfaſſer einen Militair, welcher im Heere der Konföderirten gefochten. Wir dürften alſo darauf geſpannt ſein, wie ſich von dieſem Standpunkte die Sache ausnimmt und in Perſpektive ſchiebt; indeſſen, merkwürdig genug, der tapſere Kriegsmann, der, wenn auch ſein ungariſcher Name täuſchen ſollte, jedenfalls in der öſterreichiſchen Armee gedient und als politiſcher Flüchtling nach Amerika gekommen iſt, ſteht, während er Leben und Geſundheit für die Sache der Süd-Konföderirten einſetzt, mit ſeinen Sympathien durchaus auf der Seite des Nordens. Im Vorworte wird dieſer auffallende Umſtand einigermaßen aufgeklärt; der Verfaſſer, der ſein Buch in England geſchrieben, diente im Südheere in Folge ſeines langjährigen Aufenthaltes in den Südſtaaten und der Chikanen, die man ihm in den Weg legte, um ihm den Eintritt in die nördliche Armee zu verſperren. Merkwürdigerweiſe iſt dieſes Buch auch nicht einem Führer der Konföderirten, ſondern „Georg B. M'Clellan, Major-General der Unions-Armee" gewidmet. Ein gewiſſes Myſterium, das ſich der Lüftung entzieht, waltet jedenfalls ob. Sonſt iſt die Darſtellung klar, belebt und für die Kenntniß der Dinge, um die es ſich handelt, lehrreich genug.

Wie weit der Verfaſſer als Augenzeuge, wie weit er nach Hörenſagen und ſonſtiger Information berichtet, läßt ſich nicht immer genau erkennen; auch ſcheint die nicht ganz klare Stellung, die derſelbe in ſeinen Verhältniſſen einnahm, manchmal ſtörend einzuwirken. Der Eindruck, daß ein Mann die Sache, für die er ficht und die Leute, auf die er zunächſt angewieſen iſt, herabſetzt, während er diejenigen, denen er feindlich im Felde gegenüber ſteht, lobt und herausſtreicht, iſt nicht der günſtigſte; und dieſer Eindruck wird verſtärkt, wenn dieſes Lob — und zwar ein ganz unumwundenes — Leute betrifft, wie M'Clellan, die nach nicht unglaubwürdigen Berichten gar bedeutend überſchätzt worden ſind. Wie geſagt, es ſteckt da einiges Geheimnißvolle dahinter, das ganz im Style der heutigen amerikaniſchen Zuſtände zu ſein ſcheint.

Im erſten Kapitel wird in flüchtiger Weiſe von dem Abfalle der Südſtaaten und der ganzen Kriſe geſprochen, welche den jetzigen Krieg zur Folge hatten. Nach der Stellung, die Herr Eſtván eingenommen — müßte er uns über das innere Getriebe der ganzen Seceſſion, namentlich ihre Vorbereitung, ſehr intereſſante Aufſchlüſſe geben können; denn er ſtand (S. 3) den leitenden Häuptern der Rebellion, Honorable H. und M. ſehr nah und erhielt, als die Sache entſchieden war, von ihnen den Auftrag, ſich ſofort nach Süd-Karolina zu begeben, „um die dortigen militairiſchen Vorbereitungen, ſowie das Arrangement für eine Belagerung des Fort Sumter in Augenſchein zu nehmen." — In Charleſton übergab er ſeine Depeſchen Sr. Excellenz Pickens, Gouverneur des Staates Süd-Karolina, und erhielt ſofort Vollmacht, die militairiſchen Zuſtände und Hülfsquellen dieſes in Rebellion befindlichen Staates kennen zu lernen.

Hiernach mußte Herr Eſtván ſehr tief in die ganzen Machinationen eingeweiht geweſen ſein, und wir haben daher von ihm vielleicht noch bedeutende Enthüllungen zu erwarten, die er nur jetzt zu geben noch nicht an der Zeit hält.

Mit dieſer Stellung eines Eingeweihten contraſtiren ſonderbar die Gefühle der Bewunderung, die er den treuen Söhnen der Union in dem cernirten Fort Sumter weiht und die ſittliche Entrüſtung, mit der er von den Leuten ſpricht, „die ſich in dieſer Zeit am Hofe Jefferſon Davis' des Großen verſammelten, die Alle dazu beigetragen, die erhabene Republik an den Rand des Abgrundes zu bringen," welche er den Raben vergleicht, die von allen Seiten herbeiflogen, um an dem Fraße theilzunehmen. Wir werden kaum irren, wenn wir annehmen, daß der ehemalige Kriegsminiſter Floyd und „ſeine Bande" in der Privatgeſchichte des Herrn Eſtván eine bedeutende Rolle ſpielen. Das Getriebe am Hofe (wenn wir ſo ſagen dürfen) des Präſidenten Davis ſcheint damals genau daſſelbe geweſen zu ſein, wie das zu Waſhington, und dieſe neue Regierung ein echter Ableger der alten Regierungswirthſchaft im Norden. Auf die Nachricht von ſeiner Erwählung, eilte Jefferſon Davis nach dem Wahlorte Montgomery (den 19. Februar 1861), wo er unter Glockengeläute und Kanonendonner einzog. „Er wurde von einer Unmaſſe Stellenſuchender begleitet und dort von einer noch größeren Menge deſſelben Schlages erwartet und empfangen."

Dieſe amerikaniſche Beamtenwirthſchaft iſt jedenfalls mit einer der faulſten Flecke der alten Union geweſen und noch. Dieſe vierjährige Amtsdauer iſt, man mag ſagen was man will, eine Karrikatur republikaniſcher Freiheit und ein Haupthinderniß aller ſoliden Entwickelung. Sie iſt zu kurz, um in den meiſten Fällen ſich tüchtige Beamten bilden und ihr Amt lieb gewinnen zu laſſen; ihr Weſen iſt ſchrankenloſer Nepotismus, ihre Konſequenzen ſind Schurkereien aller Art und allgemeine Corruption; das Amt iſt ein Freibrief, das ſouveraine Volk nach Kräften zu ſcheeren. Wie ſchlecht die Regierung — die nördliche, ſowie die ſüdliche, von dieſer Klaſſe von Menſchen bedient wird, davon ſind Beweiſe über Beweiſe vorhanden, und auch hier finden wir ſie; ja die Unfähigkeit und Schlechtigkeit dieſer Leute, die durch keine feſte, ſcharf durchgreifende Maßregel in Takt und Rhythmus gebracht wird, iſt es vornehmlich, welche die amerikaniſchen Zuſtände ſo troſtlos macht. Dieſe improviſirte Regierung des ganz fremd angekommenen Lincoln mit ſeiner neu inſtallirten Schaar, in der Keiner wußte, was geſchehen, wie die Dinge nach den Präcedenzen lagen, welches der eigentliche Stand der Frage war, wie man es anfange, wenn man etwas thun wolle, iſt buchſtäblich in den Krieg getaumelt; ſie hatte gar keine Ahnung von dem, was eigentlich gekocht und gebraut worden, und erſt ganz allmählich gingen ihr die Augen auf. Mit was für Karten das Kabinet Buchanan geſpielt hatte, das die Sache mit einer an Blödſinn gränzenden Gleichgültigkeit anſah, wußte natürlich der ehrliche Abraham Lincoln nicht, dem man nach ſeinen früheren ſehr ehrenwerthen, aber keineswegs ſtaatsmänniſchen Beſchäftigungen plötzlich zumuthete, der Kopf, die Seele und der Arm eines großen, in gefährlicher Kriſe begriffenen Staates zu ſein.

Als er nach Waſhington kam, fürchtete man gewaltſame Demonſtrationen von Seiten der Südländer. Der alte Scott, Kommandant ſämmtlicher, damals noch wenig zahlreichen Unionstruppen, entwickelte eine ungeheure Thätigkeit, um dem zuvorzukommen; er ließ das Kapitol beſetzen und die meiſten Querſtraßen abſperren, die zur Pennſylvaniaſtraße führen, auf der das Haus des Präſidenten liegt; an verſchiedenen Punkten war Infanterie und Artillerie in Maſſe aufgeſtellt, um auf Befehl ſofort einzuſchreiten, während die Kavallerie die Aufgabe hatte, als Vor- und Nachhut den Einzug des Präſidenten zu ſchützen. Unter großem Jubel zog er ein.

Lincoln hielt eine Rede, ſehr ernſt und würdevoll, aber eine Rede, die jedenfalls die ganze Schwäche des amerikaniſchen Syſtemes enthüllt. Er erklärte, „nicht eher Gewalt brauchen und Blut vergießen zu wollen, bis das aufgeregte Volk die Regierung zwinge, d. h., ich nehme keine Verantwortlichkeit auf mich, die mich in den Geruch, ein Despot zu ſein, bringen könnte; wollt Ihr Euch aber das Vergnügen machen, Euch blutige Köpfe zu holen, gut, dann könnt Ihr mir keine Vorwürfe machen, wenn ich Euch den Gefallen thue."

Bei einer ſolchen buchſtäblich kopfloſen Politik — die nebenbei geſagt, im Anfang die einzig mögliche für den neuen, noch gänzlich rath- und werkzeugsloſen Präſidenten war — konnte es nicht fehlen, daß die Desorganiſation der Union reißende Fortſchritte machte und die Seceſſion jene Ausdehnung gewann, die bisjetzt noch nicht zu überwältigen gelungen

* Kriegsbilder aus Amerika. Kon B. Eſtván, Oberſt der Kavallerie der konföderirten Armee. 2 Thle. Leipzig. F. A. Brockhaus, 1864.

Digitized by Google

iſt. Der Verrath ſaß im Centrum der abgetretenen Regierung ſelbſt; er ermöglichte in der Zwiſchenzeit erſt die Aufrechthaltung des Aufſtandes, der, wenn ſofort kräftige Maßregeln hätten ergriffen werden können, ſicher in kurzer Zeit niedergeſchlagen worden wäre.

„Richmond, das Kapitol des Staates von Virginien und überhaupt des ganzen Südens, war um dieſe Zeit in Betreff ſeiner Induſtrie noch in der erſten Kindheit, und beſonders hätte es dort in Anbetracht von Waffen ſchlecht ausgeſehen, wenn nicht der frühere Kriegsminiſter der Vereinigten Staaten, J. B. Floyd, dem Süden durch eines ſeiner künſtleriſchen Escamoteur-Stückchen aus der Verlegenheit geholfen hätte. Dieſer gewandte Finanzmann wußte im Anfange des Krieges nicht nur zu ſeinem eigenen Vortheil die Kriegskaſſe zu leeren, ſondern um einen Freund, das neue Gouvernement des Südens, auf ſeiner Seite zu haben, lieferte er aus den Zeughäuſern zu Springfield und Watervliet 115,000 ausgezeichnete Gewehre und gezogene Büchſen in's feindliche Lager, ſo daß wir beim Ausbruche des Krieges an 150—200,000 Gewehre zur Ausrüſtung unſerer Truppen vorräthig hatten, Dank dem pflichtgetreuen und gewiſſenhaften Beamten der Vereinigten Staaten.“

Die Illuſionen, welche ſich die Nordländer — d. h. vornan die Maulhelden der Preſſe — in Bezug auf die Gefährlichkeit des Aufſtandes machten, waren kindiſch. Man bewies ſchwarz auf weiß, der Norden ſei ſtärker an Bevölkerung, habe größeren Reichthum, als der Süden, beſitze eine Flotte — man möge 25,000 Mann über den Potomac ſenden und direkt nach Richmond marſchiren, ſodann weitere 25,000 Mann nach Kairo am Miſſiſſippi, um die Communication mit dem Weſten zu ſperren, wobei dann noch 25,000 Mann als Reſerve bereit ſtehen. Kurz und gut, die Journaliſten der nördlichen Staaten hatten ihre ſtrategiſchen Bewegungen mit ſolchem militairiſchen Genie ausgearbeitet, daß es beinahe nur eines Parademarſches bedurfte, um dieſe halbverhungerten Südländer zu unterjochen. Die Soldaten wurden blos für die Dauer von drei Monaten angeworben, indem man hoffte, in dieſer Zeit mit dem ganzen Feldzuge fertig zu werden.

Man kann dem Norden über dieſe Selbſttäuſchungen, welche eine zweijährige Geſchichte des beiſpielloſeſten Blutvergießens ſo ſchrecklich Lügen geſtraft hat, nicht gerade Vorwürfe machen; der eigentliche Stand der Dinge entzog ſich aller Berechnung, der Feind ſaß mitten im Centrum und es bedurfte erſt eines langen, ſchmerzhaften Klärungs-Prozeſſes, um die Sache ſo weit zu bringen, daß ſich beide Parteien offen wie Feind und Feind in's Auge ſehen konnten. Man weiß nicht, ob man mehr über die Kopfloſigkeit und Schwachmüthigkeit in den regierenden Kreiſen, oder über die Schurkerei und den Verrath, der daſelbſt herrſchte, ſeinen Unwillen äußern ſoll. In der furchtbarſten, entſetzlichſten Lage, die, wie man denken ſollte, die Gemüther bis auf den innerſten Grund hätte erſchüttern müſſen, benahmen ſich dieſe Leute und zahlloſe Civil- und Militairbeamten der Union, als ob es ſich um einen gewöhnlichen Schwindel, um einen Humbug, oder höchſtens um einen Bankerott handelte. Am 19. April erſchien endlich die Proclamation des Präſidenten Lincoln, worin er die Häfen der ſämmtlichen Südſtaaten als blockirt erklärte. Die Feindſeligkeiten waren ſomit eröffnet und nahmen bald den Charakter des rohſten Vandalismus an.

Denſelben 19. April gaben die Truppen der Union Harper's Ferry, eine der größten Waffenfabriken Amerika's, auf, nachdem ſie den größten Theil der Maſchinen und Gebäulichkeiten zerſtört hatten; bei der großen Eile indeſſen, mit der dies geſchah, war die Zerſtörung bei Weitem nicht vollſtändig, und eine Menge werthvoller Maſchinen fiel der ſüdlichen Regierung in die Hände, die ſie dann ſpäter zu ihrem großen Vortheile benutzte.

An demſelben Tage wurden großartige Vorbereitungen in Richmond getroffen, um den Kriegshafen von Portsmouth am Ausfluſſe des James River anzugreifen. Anſtatt daß die Offiziere und Beamten dieſes größten Seehafens der Union, von der großartigen Wichtigkeit ihres Poſtens erfüllt, dieſe Werke unter allen Umſtänden ihrer Regierung hätten erhalten ſollen, verloren ſie trotz aller günſtigen Ausſichten den Kopf, und machten mit einer Heldenthat den Anfang, die höchſtens den Schluß einer tapfern Vertheidigung gemacht haben könnte. Die Feiglinge warteten den Angriff nicht ab, ſie ſprengten die Schiffswerfte in die Luft und überlieferten die Schiffe den Flammen.

„Es war ein fürchterlich großartiges Schauſpiel, — beſchreibt der Verfaſſer als Augenzeuge — als die Flammenſäulen der ſtolzen Schiffe, welche hier vor Anker lagen oder im Bauen begriffen waren, gen Himmel ſtiegen. Da war unter anderen das größte Kriegsſchiff ſeiner Zeit, das Linienſchiff Pennſylvania von 131 Kanonen und 350 Tonnen Tragfähigkeit, die ſchönen Fregatten Columbus, Delaware, der ſpäter ſo gefürchtete Merrimac. Die Fregatten Bariton, Delphin mußten ihre ſchlanken Leiber dem feigen Feuertode preisgeben. Die Schiffswerften, welche Millionen Dollars gekoſtet, wurden in die Luft geſprengt. Um Mitternacht wurde das Signal zur Zerſtörung gegeben, und in wenigen Minuten ſtanden die prächtigen Bauten, welche des Menſchen Geiſt und Genie erbaut hatten, in vollen Flammen, und eine kleine Briſe, welche eben wehte, beförderte den Brand in raſender Eile.

„Alle Arbeitsleute der Flotte, ſowie ſämmtliche Mannſchaft waren beſchäftigt, alles nur irgend Werthvolle auf die vor Anker liegenden Schiffe Pawne und Cumberland zu bringen und beide Schiffe wurden bis zu den Stückpforten voll geladen. Um vier Uhr in der Frühe, als die Flut ſich einſtellte, verkündete ein Raketenſignal von der Pawne der Mannſchaft in Navy-Yard, daß die Zeit der gänzlichen Zerſtörung gekommen, und in einem Augenblicke war auch der ganze Raum ein einziges Feuermeer. Dies Schauſpiel war fürchterlich ſchön. Das Praſſeln und Knattern des Feuers, das Stürzen der Maſten, das Entladen der zum Feuertode verdammten Kriegsſchiffe, das Auffliegen der unterminirten Fabrikgebäude, kurz die ganze großartige Vernichtung war eine jener Kataſtrophen, welche bei jeder Rückerinnerung ein unheimliches Gefühl hervorrufen. Es war eine jener feigen Zerſtörungen, welche dem Feinde keinen Nachtheil, der eignen Regierung jedoch nie wieder zu erſetzende Verluſte bereitet.“

Den 10. April 1861 hatte der Kriegshafen von Portsmouth aufgehört zu exiſtiren.

Dieſem Ereigniſſe war die ſeiner Zeit viel beſprochene Beſchießung und Capitulation des Forts Sumter vor Charleſton unmittelbar (13. April) vorangegangen, dem dann am 14. die Kriegserklärung des Präſidenten Lincoln auf dem Fuße folgte. Auch dieſe Uebergabe wird hier als ein Akt der entſchiedenſten Feigheit und Geſinnungsloſigkeit, nebenbei echt amerikaniſchen Humbugs, dargeſtellt. Eine furchtbare dreißigſtündige Kanonade, die aber keinem lebenden Weſen ein Haar krümmte, diente dem Commandanten des Forts, dem Major Anderſon, dazu, den Anſchein zu verbreiten, als ſei der kriegeriſchen Ehre genug geſchehen.

„Major Anderſon capitulirte in einem Bollwerke der Republik, in deſſen Trümmern er ſich eher begraben laſſen mußte, als den militairiſchen Poſten ſo feige aufzugeben. Seine Garniſon hatte während eines dreißigſtündigen Bombardements weder Todte noch Verwundete; er hatte noch Munition und Proviant für zwanzig Tage genug; die Werke befanden ſich in gutem Zuſtande; außen an der Barre lagen die Kriegsſchiffe der Vereinigten Staaten. Jeden Augenblick konnte dieſe kleine Armada ſich in Bewegung ſetzen und ihm andere Bedingungen verſchaffen, als Uebergabe auf Gnade und Ungnade.

„Bei Uebergabe des Platzes, wo er ſeine Ehre verloren, überreichte Major Anderſon ſeinen Säbel dem General Beauregard, welcher ihm denſelben mit ſchmeichelhaften Aeußerungen über ſeine ritterliche Vertheidigung zurückgab. Es wurde ihm ſammt der ganzen Garniſon erlaubt, nach New-York zu gehen und beim Verlaſſen des Forts die Flagge der Vereinigten Staaten mit 50 Kanonenſchüſſen zu ſalutiren. Es war, als hätte man während der achtundvierzigſtündigen Spiegelfechterei noch nicht Pulver genug verſchwendet, darum wollte man am Schluſſe noch etwas Spektakel machen. Bei dieſem Freudenſchießen nun geſchah es, daß zwei Kanonen ſprangen und vier von Anderſon's Leuten tödlich verwundet wurden. Dies war das einzige Blut, welches während der ganzen Belagerung floß, und dies nur durch einen unglücklichen Zufall. Die Merkwürdigkeit war in der Kriegsgeſchichte noch nicht dageweſen, daß bei mehr als 5000 Schüſſen kein Tropfen Blut vergoſſen wurde.“

General Anderſon iſt ſeitdem verſchollen und nie wieder auf dem Schlachtfelde aufgetaucht.

Ueber die nächſtfolgenden Ereigniſſe im Felde, die Schlacht von Bethel, von Rich Mountain, die erſten Bewegungen am Potomac bis zur Schlacht von Manaſſas, welche die Konföderirten gewannen, müſſen wir kurz hinweggehen. Alles macht noch den Eindruck chaotiſchen Gährens und Ringens; ungeübte Truppen, oft bloße Banden ohne Zucht, ohne Ordnung und Ausrüſtung, improviſirte kriegsunkundige und untaugliche Führer, planloſe Kreuz- und Querzüge und ebenſo planloſe Metzeleien und und Keilereien, die man als Schlachten bezeichnet! — Nur fällt uns dabei auf, wie der Verfaſſer jede Gelegenheit ergreift, ſeine eigene Partei auf Koſten der Nordländer möglichſt ſchlecht zu machen und dieſe zu erheben, obſchon wir aus anderen unverdächtigen Quellen wiſſen, daß im nördlichen Lager die Zuſtände mindeſtens ebenſo ſchlecht und haltlos waren.

Das entſchiedene Unglück, das die Nördlinger verfolgte, die Reihe von Siegen, welche die Konföderirten bis zu dieſem Jahre erfochten, hat ſogar einen großen Theil von Europa zu der Meinung verführt, daß die

Digitized by Google

Letzteren, was Plan, Organiſation und kriegeriſche Tüchtigkeit betrifft, dem Norden überlegen ſeien. Der Verfaſſer muß, als ſo genau mit den Zuſtänden im Süden vertraut, das Alles beſſer wiſſen, und es iſt glaublich, daß er davon vielleicht nicht eben ſehr erbaut iſt, indeß das fortwährende entſchiedene Kokettiren mit den Feldherren des Nordens, z. B. des großen M'Clellan, in deſſen Geheimniſſe der Verfaſſer gleichfalls eingeweiht iſt, und noch manches Andere, was ziemlich deutlich zwiſchen den Zeilen ſteht, bringt uns zu Vermuthungen über die Stellung deſſelben, die uns ſeine „zweite" Flüchtlingſchaft auf den freien Boden Englands einigermaßen erklären.

Die Zuſtände in den Städten, wo ſich beide Parteien noch nicht geklärt hatten, waren furchtbar; die Auflöſung aller Bande und Ordnung war entſetzlich. Das Aergſte, was damals geſchah, werden wir wohl erſt nach und nach erfahren.

Als die erſten, dem Aufrufe des Präſidenten folgenden Soldaten, die Milizen von Maſſachuſetts, auf ihrer Fahrt nach Waſhington am Bahnhofe zu Baltimore anlangten, wo die Sklaverei-Partei ſtarken Anhang hatte, kam es zu blutigen Auftritten. Der fanatiſirte Bummlerpöbel überwältigte die ſchwache Polizei, und fing an, die Eiſenbahnſchienen aufzureißen und Barrikaden zu bauen, um dem Militair den Durchzug zu verwehren. Der Kommandeur ließ endlich ſcharf feuern, der Pöbel griff zu Meſſer und Revolver; auf dem Bahnhofe, wohin das Militair ſich zog, kam es zu noch ärgeren Auftritten; der Pöbel demolirte die Eiſenbahn, die unter Fluchen und Heulen abfahrenden Soldaten ſchoſſen noch aus dem Wagen heraus auf die raſende Menge, wobei indeß, wie gewöhnlich, Unſchuldige, — darunter achtbare Bürger — ihre Neugier mit dem Leben bezahlen mußten.

Die revolutionaire Partei in Baltimore machte ganz ungewöhnliche Anſtrengungen, ſich zur Geltung zu bringen. Die Eiſenbahnbrücke über den Susquehannah wurde zerſtört und Gouverneur Hicks gezwungen, Lincoln und ſeiner Regierung den Krieg zu erklären. Hicks indeß überlieferte die Partei und brachte es mit Hülfe von Regierungstruppen dahin, die Stadt wieder unter die Botmäßigkeit der Union zu bringen.

Wie es in Richmond herging, ſchildert ein beſonderes Kapitel. Die Zeit, in welche dieſe Zuſtände fallen, iſt die nach der Schlacht von Manaſſas, wo der über die Unionstruppen erfochtene Sieg Richmond mit ſo fabelhaftem Jubel erfüllte.

„Seitdem das Gouvernement ſeinen Sitz in Richmond aufgeſchlagen, ſchien überhaupt die Bevölkerung eine andere geworden zu ſein. Es wimmelte an allen Ecken von Abenteurern und die Bevölkerung, welche früher etwa 30,000 betragen haben mochte, war bedeutend geſtiegen. Die ſonſt ſo ruhige, ſtille Stadt bekam allmählich das Anſehn einer Schauſpielerbude. Eine Menge Spielhäuſer hatten ſich von Neu-Orleans und Californien nach Richmond verzogen und betrieben ihr Geſchäft mit einer an's Unglaubliche gränzenden Unverſchämtheit. Wie die Pilze, ſchoſſen jene Räuberhöhlen aus der Erde hervor, ſodaß Richmond deren in ganz kurzer Zeit 170 zählte. Zu alledem fingen auch die niederträchtigſten Räubereien in unſerer Mitte ſich zu entwickeln an, ſodaß die wohlhabende Klaſſe nach und nach daran dachte, Richmond zu verlaſſen und ins Innere des Landes zu ziehen.

„Die Regierung hatte ziemlich ihre Haltung verloren. Die zu Tauſenden anweſenden Flüchtlinge von Baltimore glaubten jetzt, daß eine goldene Zeit für ſie anfinge, und es fielen Scenen vor, welche die Bürger in die größte Aufregung verſetzten. Auf offener Straße, im Theater, in den Speiſehäuſern wurden die Leute angefallen und umgebracht, ſodaß ſich Abends kaum Jemand auf die Straße wagte."

Eine geheime Polizei aus höchſt anrüchigen Elementen wurde organiſirt, welche die Sache noch ärger machte.

Die nichtswürdigſten Angebereien kamen in Gang, und die achtbarſten Bürger wurden die erſten Opfer derſelben. Einverſtändniß mit dem Feinde, Mitgliedſchaft einer geheimen Geſellſchaft zum Zwecke, den Präſidenten Davis und ſein Kabinet gefangen zu nehmen und dem Feinde auszuliefern und dgl. Geſchichten wurden erſonnen, um dieſelben zu verderben. Ein entlaufener Verbrecher aus New-Orleans, der ſich Dr. Roßvally nannte, ſpielte den Hauptankläger. Mord und Todtſchlag waren an der Tagesordnung, die Spionage allgemein und die Verhaftungen ohne Zahl. Handel und Gewerbe ſteckten.

Ein ſehr intereſſanter Punkt iſt die Bildung der beiderſeitigen Armeen, von der an vielen zerſtreuten Stellen unſeres Buches, je nachdem von dieſem oder jenem Corps die Rede iſt, geſprochen wird. Der allgemeine Eindruck, den man dabei gewinnt, iſt immer derſelbe, eine Art Verblüffung, wie ein bis dahin induſtrielles, friedliches, nichts weniger als militairiſches Land plötzlich aus den Fugen geht, wie es ſich im Nu, in überſtürzender Haſt in ein Feldlager verwandelt, und wie Alles ſo ganz ohne Sinn, Ordnung, Verſtand durcheinanderrennt und wimmelt. Die guten Amerikaner wußten nicht, was Krieg iſt, was er erheiſcht, was dazu gehört, um einen Krieg mit möglichſter Schonung von Geld und Menſchen zu führen; für Nichts war geſorgt, für Aerzte, Lazarethe und alle die Vorkehrungen, welche die ſchrecklichen Uebel, die er im Gefolge hat, ſoviel als möglich lindern, am wenigſten. Die Schilderungen von dem Elende der armen Verwundeten ſind entſetzlich, ſie überſteigen Alles, was wir derartiges aus europäiſchen Kriegen gehört. Dazu kommt die Gemüthskälte und Herzloſigkeit vieler Amerikaner, namentlich der Frauen, die ſelbſt im Kranken und Verwundeten den Feind nicht vergißt, und ſich vielfach bis zu pöbelhaften Gemeinheiten hinreißen läßt.

Die amerikaniſche Kriegführung in der erſten Zeit iſt natürlich ein Experimentiren roheſter Art, und konnte füglich nicht anders ſein unter dieſen Verhältniſſen, wo alle Schule, alle Disciplinirung, alle Tradition fehlte. Die Praxis, die Uebung und Erfahrung iſt der beſte Lehrmeiſter, und ohne Zweifel werden die Amerikaner in dieſen Jahren ihres Bürgerkrieges auf beiden Seiten genug gelernt haben, was Taktik und Strategie betrifft. Aber was für Lehrgeld haben ſie bezahlt und wie viel werden ſie noch zahlen, ehe einige Grundſätze zur Geltung kommen, die in Europa dem Kriege einen Theil ſeiner Schrecklichkeit genommen haben! Wie er jetzt geführt wird, iſt es der reine dreißigjährige Krieg, und man kann nur mit Schrecken daran denken, daß er ſich noch längere Zeit hinſchleppen könnte. Unſer Verfaſſer, der in ſeiner eigenthümlichen Weltſtellung den Feind möglichſt nobel hinſtellt, die eigene Partei möglichſt ſchlecht macht, erzählt von ſeinen Südländern Ungeheuerlichkeiten, welche ſie zu einer ausgeſuchten Bande aller Verbrecher und Taugenichtſe machen würden. So erzählt er von einem Oberſt Cozzen, der falſcher Spieler von Profeſſion geweſen, und ein Regiment Zuaven zuſammengebracht habe, deſſen Offiziercorps aus falſchen Spielern, deſſen Gemeine aus lauter aus dem Gefängniſſe geholten Verbrechern beſtanden. Er erzählt, die ſüdlichen Regimenter hätten ſich Namen beigelegt, wie Tiger, wilde Katze, Alligator u. ſ. w., ein Humor, der völlig im indianiſchen Style ſein würde. Man kann ſich denken, daß da, wo ſolche Banden hinkommen, kein Gras mehr wächſt, daß Diebſtahl, Mord, Todtſchlag, Unzucht und Brandſtiftung an der Tagesordnung iſt; ob aber die Unionstruppen durchweg aus weit edleren Elementen beſtehen, das iſt eine Frage, die wir nicht beantworten wollen.

## England.

### Frances (Franziska) Trollope.

Die bekannte engliſche Romandichterin, Mrs. Trollope, Mutter der als Schriftſteller, Touriſten und Novelliſten thätigen Brüder Anton und Adolf Trollope, iſt am 6. October in Florenz geſtorben, und zwar in dem, für das geſammte engliſche Publikum unerwartet hohen Alter von 85 Jahren. Denn es iſt kaum 35 Jahre her, daß ſie in die ſchriftſtelleriſche Laufbahn eintrat, eine funfzigjährige Frau, die in der Zeit ihrer Jugend harte Kämpfe und ſchwere Schläge durchzumachen gehabt hat, aber eine Frau von ſtarkem Herzen, ſeltener Ausdauer und Geſchicklichkeit. An einen Anwalt ohne Praxis verheiratet, mußte Franziska Trollope nach einem vergeblichen Verſuche, in Amerika eine Heimat zu begründen, in England ihre Laufbahn von Neuem beginnen mit einem kranken Manne und mit jungen, hülfsbedürftigen Kindern. Es war eine Lage, in der Andre der öffentlichen Wohlthätigkeit anheim gefallen wären; aber das Herz dieſer wackern Frau verzagte nicht. Sie ſchrieb und erwarb Brod und Ehre. Ihre Schriften ließen ihre Umſtände nicht ahnen. Ihre Sorgen, Thränen und Nöthe brachte ſie nie vor ihre Leſer. So kamen in ſchneller Aufeinanderfolge die Bücher, die ihr einen hohen Rang unter den Schriftſtellerinnen Englands ſicherten; die „häuslichen Sitten der Amerikaner," ihre Reiſen in Belgien, Frankreich und Oeſterreich; ihre zahlreichen Romane, darunter „Jonathan Jefferſon Whitlaw," „der Vicar von Wrexhill," „Tremordyn Cliff," „die Witwe Barnaby." Sie zeigte ſich in all dieſen Schöpfungen durchaus originell, reich an wirklichen Lebenserfahrungen; ihr Styl war kraftvoll, kühn, reißend, mitunter etwas derb, aber immer eine wahre, unerſchrockene Künſtlerhand. Seit einigen Jahren hatte ſie ſich, nachdem ſie ſo ihre Pflichten als Frau und Mutter glänzend erfüllt, nach Florenz zurückgezogen.

In dem Vierteljahrhundert von 1832 bis 1856 verging nicht ein Jahr, ohne daß ein Werk, oder mehrere, von ihrer Feder erſchienen und

Digitized by Google

es gab Jahre, in welchen ſie nicht weniger als drei dreibändige Romane oder Reiſebeſchreibungen herausgab. Und dabei ſind ihre Schriften keinesweges nach der Schablone gearbeitet; man findet in allen geiſtreiche Ideen, pikante Schilderungen, ſpannende Situationen, und man lieſt ſie alle mit Vergnügen durch, wenn man ſich auch nicht oft verſucht fühlt, ſie zum zweitenmal zur Hand zu nehmen.

Frances Trollope war die Tochter eines Geiſtlichen, der den berühmten Namen Milton führte; ob er auch mit dem Dichter des „Verlorenen Paradieſes" verwandt war, wiſſen wir freilich nicht anzugeben. Ihr Gatte war ein Rechtsgelehrter von guter Familie und klaſſiſcher Bildung, der aber an der Barre kein Glück hatte; vielleicht fehlte es ihm an den drei Hauptrequiſiten, die in England erforderlich ſind, um als Advokat fortzukommen — einer eiſernen Stirn, einer eiſernen Lunge und einem eiſernen Magen. In der Hoffnung, daß es ihm in der neuen Welt beſſer gelingen werde, wanderte er nach Amerika aus, aber bei den „ſmarten" Yankee's kam er noch ſchlechter weg, als in der Heimat, und die Familie kehrte noch ärmer zurück, als ſie fortgezogen war. Um ihr Unglück zu vollenden, verfiel der alte Trollope, getäuſcht und innerlich gebrochen, in eine unheilbare Krankheit; ſtatt ſich jedoch an ihre reichen Verwandten zu wenden, beſchloß die Gattin, ſelbſt für ihren kranken Mann und ihre unerzogenen Kinder zu ſorgen und griff kühn zur Feder, um ihre in Amerika gemachten Erfahrungen und Beobachtungen aufzuzeichnen.

Ihre „Domestic Manners of the Americans" hatten außerordentlichen Erfolg; es war das erſte lesbare Buch, das bis dahin über Amerika erſchienen war und ihre lebensfriſchen, obwohl etwas karrikirten Bilder dortiger Zuſtände fanden namentlich in den Kreiſen Beifall, die man jetzt als „reactionäre" bezeichnen würde, und denen es höchſt erwünſcht ſein mußte, die junge transatlantiſche Republik des gefährlichen Nimbus entkleidet zu ſehen, in welchem ſie vor europäiſchen Augen ſtrahlte.

So ward Mrs. Trollope ſchnell eine literariſche Berühmtheit; von den Tories aller Länder wurde ſie bewundert und fetirt, und auf einer Reiſe nach Wien würdigte ſie ſogar Fürſt Metternich einer huldreichen Aufnahme, wofür ſie auch in ihrem „Vienna and the Austrians" die öſterreichiſchen Verhältniſſe in eben ſo hellen Farben darſtellte, wie ſie die amerikaniſchen in's Graue gemalt hatte. Doch bewies ſie in ihren ſpäteren Schriften, daß ſie auch für die ſozialen Gebrechen der alten Welt nicht blind ſei, und die Schattenſeiten ihres eigenen Vaterlandes ſind kaum jemals mit ſchonungsloſerer Hand enthüllt worden, als in ihrem „Michael Armstrong."

Das unterhaltendſte ihrer Werke iſt vielleicht „The Widow Barnaby," die Lebensbeſchreibung einer dreiſten und intriganten Abenteuererin, welche die rachſüchtigen Amerikaner maliziöſer Weiſe für eine Autobiographie der Verfaſſerin erklärten. Von weiblicher Zartheit iſt allerdings in ihren Produkten wenig zu bemerken; die Poeſie iſt ihr fremd, aber auch die falſche Sentimentalität, an der ſo manche ihrer ſchriftſtellernden Schweſtern kränkeln. Sie ſchrieb eingeſtandenermaßen des Erwerbes wegen, der ihr auch in reichlichem Maße zu Theil ward, und als ſie in hohem Alter ſich definitiv von der Oeffentlichkeit zurückzog, war es mit einem Vermögen, das ihr erlaubte, ihre letzten Tage in den angenehmſten Verhältniſſen zu verbringen. Vor ihrem Tode hatte ſie noch die Freude, ihre beiden Söhnen gleichfalls als Schriftſteller einen Ruf erlangen zu ſehen, welcher den der Mutter erneute und verdunkelte.

## Frankreich.

### Daniel Hooibrenk und die künſtliche Befruchtung von Pflanzen.

Eine wie hohe Bedeutung der Kaiſer Napoleon III. der in Nr. 42 dieſer Blätter kurz erwähnten „Fécondation artificielle beilegt, dieſer Entdeckung Daniel Hooibrenk's — eines Deutſchen aus Böhmen wie es heißt — beweiſt die Thatſache, daß der Kaiſer unter dem 9. September dieſes Jahres eine Commiſſion, mit dem Miniſter des kaiſerlichen Hauſes, Marſchall Vaillant, an der Spitze, ernannt hat, welche das neue Kulturverfahren des Weiteren prüfen und verfolgen ſoll. Als Mitglieder dieſer Commiſſion ſind berufen: die Mitglieder der Fr. Akademie der Wiſſenſchaften Payen und Decaiſne, die Mitglieder der kaiſerlichen Ackerbau-Geſellſchaft Daily und Pepin, der General-Inſpecteur Cazeaux, deſſen Adjunkt Lambezat und die Miniſterial-Abtheilungs-Chefs Tiſſerand und Simons, Letzterer als Schriftführer.

Ebenſo wie auf Getraide, wendet Hooibrenck ſein Kultur-Verfahren auch auf Obſtbäume u. ſ. w. an. Bei Spalierobſt verfährt der Erfinder der Art, daß er die Narben des Staubweges mit Honig betupft, und zwar beim Aufgehen der Blüthe; alsdann ſtäubt er die Blüthen mit einer ähnlich wie bei der Behandlung des Getraides präparirten Puderquaſte und bewirkt dadurch, daß der befruchtende Blüthenſtaub in vermehrter Weiſe ſich den Narben anhängt, alſo eine ſichere Befruchtung zur Folge hat. Noch einfacher iſt das Verfahren bei frei ſtehenden Bäumen; hier bearbeitet er die Blüthen mit einem Beſen von Wollfäden, die etwas mit Honig benetzt ſind; eben ſo verfährt er mit dem Weinſtock.

Die kaiſerliche Commiſſion, welche jetzt ihre Thätigkeit beendet hat, berichtet, daß die von ihr in dieſem Jahre geſehenen Obſtbäume, namentlich Pflaumenbäume, mit Früchten überſchüttet geweſen ſeien; zu komparativen Ermittelungen fehlte es ihr jedoch diesmal an Material. Dabei wird auf eine dem Hooibrenk'ſchen Kultur-Verfahren eigenthümliche Manipulation, dem Bauchen der Zweige, was den Ertrag an Obſt ſteigern ſoll, aufmerkſam gemacht; auch, daß man geſehen habe, daß das Neigen der Blattſtiele auch bei anderen Kulturpflanzen, z. B. Hagebutten, Spargel ꝛc. angewendet worden ſei, bei Letzterem, um im November noch einmal Spargel zu ärndten. Endlich iſt aus dem amtlichen Berichte des Moniteur auch zu erſehen, daß der Kaiſer ſelbſt Veranlaſſung genommen, die Beſitzung des Champagner-Weinhändler A. Jacqueſſon zu Sillery bei Chalons zu beſichtigen, auf welcher die Verſuche von Herrn Hooibrenk zuerſt angeſtellt worden ſind, und zu befehlen, daß für das begonnem Wirthſchaftsjahr komparative Verſuche hinſichtlich der künſtlichen Befruchtung des Getraides, des Obſtes u. ſ. w. von den kaiſerlichen Ackerbauſchulen zu Grignon, Grand-Jouan, la Saulſaie, dem Gemüſegarten zu Verſailles und der Farm zu Fouilleuſe und Fontainebleau gemacht werden ſollen.

Inzwiſchen hat es nicht an Stimmen gefehlt, welche die Reſultate, d. h. die Mehrerträge in Folge der künſtlichen Befruchtung und die Neuheit der Erfindung angegriffen haben. Wenn es auch richtig ſein mag, daß das von einem berühmten Miſſionair beſchriebene Verfahren des chineſiſchen Landmannes, der während der Getraideblüthe mit einem Seile die Felder durchzieht, auch eine Art künſtlicher Befruchtung derſelben iſt, ſo wird unter allen Umſtänden doch dem Herrn D. Hooibrenk das Verdienſt ungeſchmälert bleiben, das von ihm angewendete Verfahren dem europäiſchen Landbau zugänglich gemacht zu haben. Als Landwirth kann ich mich deſſen nur freuen, aber als guter Deutſcher empfinde ich doch noch etwas Scham darüber, daß es erſt nothwendig war, daß Hooibrenk nach Frankreich ſich wenden mußte, um durch den Moniteur Europa und der Welt kund zu thun, daß „une fois mis en pratique par la France, le procédé nouveau fera rapidement le tour du monde."

Möge die Welt, vor allem aber mein theures Vaterland dieſe Einführung der neuen Lehre von dem befruchtenden Neigungswinkel ſich eine Lehre ſein laſſen. Und was ich ſonſt dabei noch auf dem Herzen habe, vertraue ich wohl beſſer einem landwirthſchaftlichen Organ an.

von Schmidt-Tſchirnitz.

## Deutſchland und das Ausland.

### Vor funfzig Jahren, von Friedrich Adami.*

Unſere Väter, die Kämpfer von 1813, dürfen nicht klagen, daß wir ſie vergeſſen hätten. Wer zählt die Schaar der Gedenkbücher, die an jene Großthaten erinnernd im Laufe des Jahres 1863 erſchienen ſind? Es iſt eine Unzahl geweſen; viele waren darunter, die weder ihren Helden, noch ihrem Meiſter zur Ehre gereichten. Deſto ſchöner ragten aber auch die Perlen aus der matten Umgebung hervor. Zu dieſen Perlen gehört die erſt Ende October der Leſerwelt vorgelegte Schrift von Friedr. Adami: „Vor funfzig Jahren." Der Verfaſſer hat die „eiſerne Zeit" von ſich ſelber reden laſſen, er hat eine bunte Fülle von Lebenszeichen der Epoche des Freiheitskampfes geſammelt und ſie zu einem Blüthenſtrauße verflochten, der uns mit dem Dufte heiliger Begeiſterung anweht. Die Männer von damals lernen wir aus ihrem eigenen Munde am beſten kennen und ſchätzen. Herr Adami hat uns Wort und Lied beigeſteuert und manchen prächtigen Zug aus dem hereinbrechenden Dunkel an's Tageslicht gerettet. Dabei fallen zwar ein paar kleine Seitenhiebe auf die „Liberalen," aber ſie ſind nicht gar ſo böſe gemeint. Der Zuſammenhang des Buches ergiebt evident, daß Herr Adami keine Parteiſchrift hat lie-

* Vor funfzig Jahren. Nach den Aufzeichnungen von Augenzeugen und den Stimmen jener Zeit. Von Friedrich Adami. V. und 360 S. Berlin, F. Heinicke, 1863.

Digitized by Google

fern wollen. Im Gegentheil tritt er ſehr entſchieden wider einige neuere Verſuche dieſes Kalibers auf.

Der Geiſt, welcher die Preußen von 1813 beherrſchte, hatte nichts mit dem verketzernden, biſſigen, verleumderiſchen Parteigeiſt gemein, der die edelſten Erinnerungen der Nation mit ſeinem Gifthauch befleckt und jede Regung des patriotiſchen Herzens für Tendenzzwecke ausbeutet. Herr Adami hat das wirkliche Preußen von 1813 in ſeiner Seele empfunden und die Feierglocken vernommen, die von dorther zum Epigonen-Geſchlechte herübertönen. Wir verargen es ihm nicht im Geringſten, daß er die religiöſe Stimmung jener Tage blutiger Weihe in ergreifenden Accorden angedeutet hat. 1806 war das Theater der Heerd der Begeiſterung, 1813 waren die Kirchen deren würdigſter Schauplatz. Es war ja „ein Kreuzzug, ein heiliger Krieg.“ Der Fahnenſchwur der Lützow'ſchen Freiſchaar in der ſchleſiſchen Dorfkirche iſt ein berühmtes Beiſpiel von den Tauſenden erhebender Akte, die das opfermuthige Preußen feierte, das waren die Leitſterne am Himmel des nationalen Aufſchwungs. Der vulgäre Rationalismus wurde in jenen Momenten blutigen Ernſtes zu Grabe getragen.

Es iſt buchſtäblich wahr, wenn Herr Adami behauptet, daß damals eine ungeheuere Wandlung in den Gemüthern vorging. Eine neue idealere Weltanſchauung regte ihre feurigen Adlerſchwingen; Lied und Lobgeſang waren der unwillkürliche Ausdruck des wunderkräftigen Gefühls, das Alle belebte. Den Dichtern Stägemann und Schenkendorf hat der Verfaſſer ein ſchönes Kapitel gewidmet, dem Dichter Fouqué, wie dem unvergeßlichen Ernſt Moritz Arndt und unſerm ehrwürdigen Friedr. Rückert aus den Erbauungsgedanken ihrer poetiſchen Andacht die beredteſten Denkmäler geſetzt. Eine Zeit, die Eins war in dem Glauben an die Hülfe der Vorſehung und ein Volk, das einig war mit ſeinem Fürſten über den höchſten Zweck des politiſchen Daſeins, bilden eine ſo großartige Harmonie, daß es werth iſt, die Nachkommen an dieſen hehren Orgelklang zu erinnern. Friedrich Wilhelm III., der einfache, anſpruchsloſe, beſcheidene, aber feſte und pflichtgetreue Herrſcher, wird mit innigem Wohlbehagen geſchildert; es iſt das ein Zug des Buches, den wir nur loben können. Das preußiſche Volk ehrt ſich ſelbſt, indem es den König ſeines Helden-Zeitalters ehrt.

Die Miſſion Kneſebeck's an Kaiſer Alexander im Frühling 1812 giebt den klaren Beweis, daß Friedrich Wilhelm die Idee, wie der Koloß der Napoleoniſchen Weltherrſchaft zu ſtürzen, ſofort ſich zu eigen gemacht, daß es ſein Gedanke war, Kneſebeck, den wahren Urheber des ſtrategiſchen Planes der Ruſſen, mit dieſem inhaltſchweren Gaſtgeſchenk an den nordiſchen Zaren abzuordnen. Carl von dem Kneſebeck hat auch unter den preußiſchen Autoritäten immerdar als der moraliſche Anſtifter der Napoleoniſchen Kataſtrophe gegolten, und rührend war der liebenswürdige herzinnige Eifer, mit welchem der König Friedrich Wilhelm IV., auf der Schwelle ſeiner traurigſten Erfahrungen, dieſes Verdienſt Kneſebeck's anerkannte. Herr Adami theilt uns die prächtigen Briefe mit, welche Friedrich Wilhelm IV. und Kneſebeck Anfangs October 1847 wegen deſſen projektirter Feldmarſchalls-Würde wechſelten. Sie ſind Denkmale für beide Ehrenmänner!

Wir verzeihen alſo dem Autor ſeine etwanige Tendenz, wenn ſie nicht ſchlimmer iſt. Höchſtens hätten wir ihn um eine etwas weniger zerriſſene Darſtellung bitten mögen. Das iſt unſer einziger Tadel!

Trauttwein v. Belle.

## Mannigfaltiges.

— Archenholz in achter Auflage. Die von Dr. Aug. Potthaſt neu herausgegebene Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges in Deutſchland, von dem preußiſchen Hauptmann von Archenholz,* iſt, binnen vier Jahren dreimal wieder aufgelegt, jetzt in achter Auflage erſchienen. Daß der ſiebenjährige Krieg den Deutſchen die Zunge gelöſt, ſpricht aus jeder Zeile dieſes männlich-ſchönen, gediegenen Styls, deſſen Eigenthümlichkeit Herr Dr. Potthaſt ſehr geſchickt zu bewahren gewußt. Keiner der modernen Geſchichtsſchreiber erſten Ranges kann behaupten, daß er an edler, lebendiger Auffaſſung, Plaſtik der Wiedergabe der Thatſachen, unparteiiſchem Standpunkt (der von Seiten eines preußiſchen Mitſtreiters doppelt in's Gewicht fällt) und beſonders eben an klarer, populärer Schreibart Archenholz überlegen wäre. Der ſchöne Stahlſtich von Alboth, welcher nach Pesne den Heldenkönig noch in voller Manneskraft zeigt, ſchmückt wieder den Eingang dieſer Kriegsgeſchichte, und die ausgezeichnete Karte von J. Loewenberg, welcher eine ältere Illuſtration des Werks zum Vorbilde gedient, ſtellt uns den Schauplatz der Handlung vor Augen. Der von Herrn Potthaſt vorangeſchickte Lebensabriß des Verfaſſers hat bereits früher ſein günſtiges Urtheil empfangen. Als beſonderes Verdienſt müſſen wir es aber der Verlagshandlung anrechnen, daß ſie den in dieſen Blättern früher ausgeſprochenen Wunſch nach Preisermäßigung nunmehr angemeſſen berückſichtigt hat. Dadurch iſt der alterprobte Archenholz auch äußerlich zu einem Volksbuch geworden, das (und zwar geheftet für einen Thaler, elegant gebunden für 1 Thaler 7½ Sgr.) auch der wenig begüterte Vaterlandsfreund zu ſeiner und ſeiner Kinder Erbauung auf den Geſchenktiſch legen kann.*

— Spamer's illuſtrirte römiſche Geſchichte. Wir haben der beiden erſten Bände des im Spamerſchen Verlage erſcheinenden, illuſtrirten, für die reifere Jugend beſtimmten Geſchichtswerkes über Rom in dieſen Blättern bereits, und zwar zum Theil in eingehenden Artikeln gedacht. Es gereicht uns zum Vergnügen, nunmehr die Vollendung des Werkes anzuzeigen, nachdem ſoeben der dritte Band deſſelben ausgegeben worden.** Es umfaßt dieſer Band den Zeitraum von Cäſar's Tod bis zu den Kaiſern des dritten Jahrhunderts n. Chr., ferner den des getheilten Kaiſerreiches, von Diocletian bis zur Völkerwanderung, zu Theodoſius dem Großen und zu Valentinian II., endlich den des Unterganges des weſtrömiſchen Reiches. Man wird hier allerdings keinen Text von Gibbon oder Mommſen zu ſuchen haben; die Illuſtrationen bilden auch in dieſem dritten Bande den eigentlichen Grundton der Darſtellung; aber es wird zugegeben werden müſſen, daß zu dem angegebenen Zwecke eines belehrenden Feſtgeſchenkes für die Jugend kaum eine beſſere Auswahl und Benutzung der Mittel möglich war.

— Neues über Walther von der Vogelweide. Wie im alten Griechenland ſieben Städte um die Anwartſchaft des Namens Homer, ſo ſtritten ſich ſechs deutſche Länder um die Ehre, die engere Heimat des lieblichſten deutſchen Minneſängers zu ſein, deſſen Kräfte und Anmuth alle ſeine Nachfolger und Mitgenoſſen, neidlos und rühmend anerkannt. Ueber ſein Grab, das den befiederten Sangesgenoſſen unter freiem Himmelszelte zum Vereinigungspunkt und zur geſicherten Zufluchtsſtätte diente, breitet die ſchönſte der Mainſagen ihre geheimnißvollen Schwingen, und es wäre frevelhaft, den Zauber zerſtören zu wollen, welcher eines echten, volksgeliebten Dichters Ruheſtätte umgiebt. Die bekannte Grabſchrift iſt uns in zwei paarweis gereimten Hexametern in einer unbezweifelbaren Nachricht des Würzburger Canonicus Michael de Leone erhalten.

Iſt nun auch die Sterbeſtätte unſeres Dichters genugſam feſtgeſtellt, ſo ſchwebt doch über ſeine Heimat noch immer geheimnißvolles Dunkel, das ein kürzlich erſchienenes Werkchen des ſtrebſamen Bremenſer Forſchers, Dr. Elard Hugo Meyer,*** aufzuklären ſich bemüht. Er geht genau die Stellung des Schenken Walther von Schipfe durch und findet in ſeinen Lebensverhältniſſen, in ſeiner Stellung zu dem Kaiſer u. ſ. w. nichts, was der Behauptung widerſpräche, er könne identiſch mit unſerm Dichter ſein. Wir dürfen das Werkchen allen denen, die ſich für deutſche Sagen, Geſchichte und Sprache intereſſiren, vertrauensvoll empfehlen.

— Othello in moderner Bearbeitung. Der bekannte Ueberſetzer der Tragödien von Aeſchyles und Sophokles, Hofrath O. Marbach in Leipzig, hat in dieſen Tagen eine Tragödie herausgegeben, welche den Titel führt: „Othello, der Mohr von Venedig“† und frei nach dem Engliſchen von Shakſpeare bearbeitet iſt. Für die, welche Muße genug haben, dürfte die Vergleichung dieſes modern aufgefaßten Othello mit dem Originale ſehr intereſſant ſein.

* Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges in Deutſchland von F. W. von Archenholz. 8. Aufl. Mit einem Lebensabriß und einem Regiſter herausgegeben von Aug. Potthaſt. Berlin, Haude und Spener (F. Weidling) 1864.

* Was den Titel des Werks „Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges in Deutſchland“ betrifft, ſo erinnern wir nur daran, daß dieſer Krig von Engländern und Franzoſen auch jenſeits des Weltmeers geführt wurde und er überhaupt nicht bei Pirna in Sachſen, ſondern bei Pittsburg am Ohio begonnen hat. Dies iſt eine merkwürdige, aber nur ſelten beachtete Thatſache! Ref.

** Rom. Anfang, Fortgang, Ausbreitung und Verfall des Weltreiches der Römer. Für Freunde des claſſiſchen Alterthums, insbeſondere für die deutſche Jugend, bearbeitet von Dr. Wilhelm Wägner. Dritter Band. Mit 5 Tonbildern, ſowie mit 170 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Otto Spamer, 1864.

*** Walther von der Vogelweide, identiſch mit Schenk Walther von Schipfe. Eine auf Urkunden geſtützte Unterſuchung. Von Elard Hugo Meyer. Bremen, C. Ed. Müller, 1863.

† Leipzig, H. Fries, 1864. J. L.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

# Magazin
# für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins“ nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

№ 51. Mittwoch, den 23. December 1863. 32. Jahrgang.

☞ In Folge mannigfacher Schwierigkeiten bei Herausgabe dieſer Zeitſchrift, hervorgerufen durch die bedeutende Entfernung des Druckortes Leipzig von dem Wohnſitze des Redacteurs, wird das **„Magazin für die Literatur des Auslandes“** nach freundſchaftlicher Uebereinkunft, vom 1. Januar 1864 an wieder in Berlin erſcheinen, wo daſſelbe vor zweiunddreißig Jahren gegründet und bis Ende 1858 gedruckt und ausgegeben wurde.

Die Ferdinand Dümmler'ſche Verlagsbuchhandlung in Berlin, welche vom neuen Jahre ab den Verlag übernimmt, wird ausführlichere Ankündigungen in dieſer Beziehung demnächſt erlaſſen.

Im December 1863.

**Veit & Comp.**
Verlagshandlung.

**Joſeph Lehmann**
Redacteur.

## Inhalt:

**Deutſchland und das Ausland.** Seite
Der menſchliche Organismus und ſein Verhältniß zur Welt . . . 601
Das Sprüchwort als Gaſtroſoph. III. . . . 603
**Italien.**
Kulturhiſtoriſche Bilder. II. Venedig, das heutige . . . 605
**England.**
Die Tothill-Correctious-Anſtalt für Kinder . . . 606
**Nord-Amerika.**
Zur Geſchichte der Vereinigten Staaten, nach Carl Friedrich Neumann . . . 609
**Mannigfaltiges.**
Zur Geſchichte der Freimaurerei . . . 611
Alte italiäniſche Opern . . . „
Venedig, Genua, Nizza . . . „
Deutſches Knabenbuch . . . „
Bibliographie . . . „

## Deutſchland und das Ausland.

### Der menſchliche Organismus und ſein Verhältniß zur Welt.*

Wir leben im Zeitalter des Realismus.

Die ſpekulative Natur-Philoſophie hat die Unmöglichkeit zugegeben, durch Conſtruction a priori Naturgeſetze zu erkennen; im Reich der Materie herrſcht unbeſtritten die ſinnliche Forſchung.

Mit dem Selbſtbewußtſein, welches ihr der Sieg verlieh, bemächtigte ſich die materialiſtiſche Naturforſchung vieler Gebiete, für die ſie nicht legitimirt war; mit einem Stoß gedachte ſie die Lehren der philoſophiſchen Disziplinen, ſoweit ſie ihr nicht gefielen, über den Haufen zu werfen.

Allein dieſe Diziplinen klopften ihr, ſobald ſie ſich nur vom erſten Stoß erholt hatten, bald ſehr ſtark auf die Finger. Sie wieſen ihr nach, daß ſie auch in der Phyſik, in der Chemie, vollends in der Pſychologie, ſobald ſie die nackten Thatſachen combinirte, ſobald ſie Theorien ſchuf, mit Begriffen, alſo mit den verhöhnten Abſtractionen operiren mußte; ſie wieſen ihr nach, daß ſie neue Wege zur Erkenntniß des Pſychiſchen noch nicht aufgefunden hätte; daß ſie die Sammlung und Richtung der pſychologiſchen Thatſachen allein der Philoſophie verdanke, und daß ſie endlich für die Behauptung: im Reiche der Ideen gelte auch das Geſetz der Elle und des Pfundes, und dies Geſetz allein, den Beweis ſchuldig geblieben ſei.

Der Materialismus mußte dies zugeben; die Sicherheit, mit welcher er über Gott, Welt und Seele zu Gericht geſeſſen, verlor ſich — und die Naturwiſſenſchaft zog ſich wieder, wenn auch nur ungern, auf das Gebiet ihrer unbeſtrittenen Herrſchaft, das Reich der Materie, zurück.

Nun begannen die Freunde der Verſöhnung, die Anhänger der Mittelpartei, die Eklektiker, ihr Werk: ſie verſuchten zu vermitteln. Der Idealismus und der Materialismus wurden beide an ihren Vorausſetzungen und in ihren Reſultaten, ſo gut es ging, zuſammengenommen — und der neu entſtandene Realismus wirkte und wirkt in Leben und Schrift.

Faſt zahllos ſind die phyſiologiſch-pſychologiſchen Werke und Aufſätze, welche, in dieſem Vermittelungsgeiſt verfaßt, während des letzten Dezenniums erſchienen ſind. Wenn durch ſie die wirkliche Erkenntniß auch nicht weſentlich erweitert worden iſt, ſo beweiſt dieſes beſtändige Zurückkommen auf den gleichen Gegenſtand: auf das Verhältniß des Körpers zum Geiſt, des Einzelnen zum Univerſum, des Menſchen zu Gott, einen tief innerlichen, religiöſen Drang des Gemüthes. Das gebildete Bewußtſein, dem einige der religiöſen Ueberlieferungen (z. B. die Schöpfungs-Geſchichte) unfaßbar geworden ſind, und das daher auch an den übrigen zu zweifeln anfängt, will dem Materialismus nur bis zu dem Punkte folgen, bis zu welchem es unweigerlich mitgehen muß: jeden Fußbreit Landes weiter will es für die alten Anſchauungen retten. In dieſer Deutung der Verhältniſſe werden wir durch die Thatſache beſtärkt, daß ſolche Schriften (die nach der Form der Darſtellung ſich meiſt an den weiten Leſerkreis „aller Gebildeten“ wenden) hauptſächlich in Deutſchland und England, weniger in Frankreich, erſchienen ſind. Es möchte uns dies als ein Beweis gelten, daß wir nicht nöthig haben, in das allgemeine Wehklagen über den verderblichen, das Gemüth aushöhlenden Einfluß des Materialismus einzuſtimmen; noch hat er es ſo weit nicht gebracht.

Eine ſolche Schrift, wie die oben erwähnten, iſt auch die unten angezeigte des Dr. Hermann Scheffler; ſie enthält Betrachtungen über den menſchlichen Organismus und ſein Verhältniß zur Welt in phyſiologiſcher, pathologiſcher und kosmopolitiſcher Beziehung.

Die Anſchauungen und Mittheilungen des Verfaſſers über die phyſiologiſchen Verhältniſſe des Körpers, über ſein Verhalten im kranken Zuſtande, die therapeutiſchen und diätetiſchen Andeutungen und Vorſchläge übergehen wir; wir möchten glauben, die Veröffentlichung dieſes Theils des Werkes wird zwar zur Verbreitung der anerkannten Wahrheiten beitragen, aber was in den Anſchauungen des Verfaſſers Eigenthümliches enthalten iſt, wird ſchwerlich die Zuſtimmung der Männer von Fach gewinnen. Ein Laie, der ernſten Willen hat, wird die feſtſtehenden Geſetze einer Wiſſenſchaft wohl ohne große Mühe ſich aneignen können; allein, wenn ſeine Detail-Kenntniß nicht außerordentlich groß iſt, ſo wird ſie wohl ge-

* Körper und Geiſt; Betrachtungen über den menſchlichen Organismus und ein Verhältniß zur Welt. Braunſchweig, Georg Weſtermann, 1862.

Digitized by Google

nügen, jene Geſetze in ſeinen eigenen Augen zu erläutern; ſie wird ihn aber zu ſelbſtändigen Folgerungen nur ausnahmsweiſe befähigen; wenigſtens wird er ſich wohl kaum wundern, wenn dieſe Folgerungen keine unbedingte Zuſtimmung erfahren.

Es iſt jedoch auch dieſer rein mediziniſche Theil des Werks nach unſerm Erachten der unweſentlichere.

Er ſcheint uns faſt nur geſchrieben, um eine breite Grundlage für den letzten Abſchnitt, den kosmologiſchen, zu bilden.

In dieſem Abſchnitt wird die Frage über das Verhältniß des Körpers zum Geiſt und des Individuums zum Univerſum und zu Gott ausführlich abgehandelt, und von welchem Standpunkt aus dies geſchieht, das zeigt folgende ſchöne Stelle jenes Abſchnittes, die wir Wort für Wort unterſchreiben: „Das Gemüth wünſcht, ahnt und glaubt die Fortdauer der Seele, das Daſein Gottes, die Freiheit des Menſchen; der Skeptizismus des Verſtandes berührt das innere Gefühl mit ſchneidender Schärfe, erweckt gleichwohl keine Ueberzeugung, kommt vielmehr in den Verdacht, frivole Tendenzen zu verfolgen, wird als übermüthiger Freigeiſt verketzert und immer wieder auf's Neue zum Nachſinnen über jene wichtigen Fragen aufgeſtachelt. Wie gern möchte ſich dieſer kalt rechnende Kopf mit dem warmen Herzen, dem heißen Wunſche des letzteren gemäß, in's Einvernehmen ſetzen, wenn es ohne Verletzung ſeiner Würde möglich wäre!“

Bei Entwickelung ſeines Gedankenganges erinnert der Verfaſſer zunächſt an die Autorität von Kant: daß die Philoſophie jene höchſten Fragen, um die es ſich hier handele, nicht endgültig zu löſen vermöge.

Kant hat in ſeiner Kritik der reinen Vernunft (im zweiten Abſchnitt der Antinomie der reinen Vernunft) ſtreng logiſch bewieſen:

1. daß die Welt einen Anfang in der Zeit habe und daß ſie im Raume begränzt ſei, woraus folgt, daß die Welt geſchaffen ſei;

2. daß Alles aus einfachen Theilen beſtehe und daß mithin nur das Einfache exiſtire, woraus folgt, daß die menſchliche Seele aus einfachen Theilen beſtehe, alſo vom Körper getrennt exiſtire, mithin unſterblich ſei;

3. daß neben der Kauſalität nach Naturgeſetzen auch noch eine Kauſalität durch Freiheit exiſtire, woraus folgt, daß der Menſch in ſeinen moraliſchen Handlungen frei, folglich auch verantwortlich ſei;

4. daß zu der Welt, entweder als ihr Theil oder ihre Urſache, ein ſchlechthin nothwendiges Weſen gehöre, woraus das Daſein Gottes folge.

Daneben beweiſt Kant in gleichfalls ſtreng logiſcher Weiſe das direkte Gegentheil dieſer vier Sätze: daß die Welt nicht erſchaffen, daß die Seele ſterblich, daß der Menſch unfrei ſei und daß es keinen Gott gebe.

Das durch dieſe Beweiſe und Gegenbeweiſe erweckte untröſtliche Gefühl beſchwichtigt Kant im dritten Abſchnitt dadurch, daß er das Intereſſe des Menſchen bei jenem Widerſtreit der Vernunft in's Spiel bringt: das praktiſche Intereſſe der Wohlgeſinnten, das ſpekulative Intereſſe der Vernunft; und er rechtfertigt das Hereinziehen des Intereſſes durch den Nachweis: jener Widerſtreit rühre daher, daß wir Dinge der Wirklichkeit mit reinen Ideen verwechſeln, daß wir philoſophiren über Natur-Erſcheinungen, daß dies völlig unzuläſſig ſei und unvernünftig. Die Forderung eines Beweiſes für jene Fragen ſei eine ſolche Unvernunft, da z. B. unſere Idee Gottes und die Exiſtenz Gottes zwei Dinge ſeien, zwiſchen welchen es nirgends eine Verbindung gebe. Demgemäß ſei jeder Beweis vom Daſein Gottes, wie auch von den übrigen drei vorhin genannten Behauptungen unmöglich.

An dieſes ſelbſtverfaßte Armuthszeugniß der Philoſophie knüpft nun der Verfaſſer ſein kosmopolitiſches Syſtem. Indem wir uns bemühen wollen, daſſelbe möglichſt objektiv zu referiren, enthalten wir uns jeder Kritik und werden nur am Schluß einige Bemerkungen hinzufügen:

Der Geiſt iſt eine Kraft der Materie, und zwar nicht eine einfache Kraft, ſondern die Reſultate der einfachen Kräfte der Materie, welche zum menſchlichen Organismus vereinigt iſt. Der Geiſt kommt erſt zur Erſcheinung, wenn die Materie ſich zu einem menſchlichen Körper organiſirt; allein die Tendenz zu dieſer Organiſation der Materie oder zur Erzeugung des Geiſtes exiſtirte ſchon in der Materie vor dem Schöpfungsakte des Menſchengeſchlechts; ſie erreichte nur in dieſem Geiſte ihre Erfüllung. Im Geiſt kommt alſo die Materie zum Selbſtbewußtſein, jedoch ſo, daß in der Materie ſelbſt das Streben nach Selbſterkenntniß wohnt. Hieraus folgt, daß Selbſterkenntniß eine natürliche Beſtimmung iſt.

Dieſe natürliche Beſtimmung erfüllt ſich in der Weiſe, daß der Geiſt die Fähigkeit erlangt, zu denken. Das Denkvermögen iſt dem Geiſte primitiv eigen, durch Erfahrung und Uebung nur ausgebildet. Vermöge des Denkens übt der Geiſt nach freier Selbſtbeſtimmung ſeine natürliche Thätigkeit aus, d. h. er denkt logiſch und bildet ſich Begriffe von den Dingen der Außenwelt; aber dieſe Begriffe von den Dingen und die Dinge ſelbſt ſind zwei ganz heterogene Größen, zwiſchen denen eine unausfüllbare Kluft liegt.

Aber der menſchliche Geiſt verwirklicht nicht die Endabſicht der Natur: die Materie gelangt zwar durch ihn zur Selbſterkenntniß, aber nur zu einem durchaus unvollkommnen Grade derſelben; denn, ganz abgeſehen von der relativen Schwäche der einzelnen menſchlichen Geiſter, iſt die Qualität der Fähigkeiten des menſchlichen Geiſtes in enge und unüberſteigliche Schranken eingeſchloſſen. So ſind das Unendliche in der Wirklichkeit, die unendliche Tiefe des vor uns liegenden Raumes und die Ewigkeit der von jetzt an verfließenden Zeit Dinge von faktiſcher Exiſtenz. Dennoch vermag der menſchliche Geiſt ſich keinen Begriff vom Unendlichen zu machen, weil er ſich ein Ganzes nicht anders als aus ſeinen Theilen zuſammengeſetzt denken kann. Indem der menſchliche Geiſt nicht die Fähigkeit hat, ſich von vielen Dingen der Wirklichkeit Begriffe zu bilden, iſt er unvollkommen; er realiſirt alſo die ihn hervorrufende Tendenz der Materie, zur Selbſterkenntniß zu gelangen, nicht vollſtändig.

Aus dem Vorhandenſein einer natürlichen Tendenz darf man ſtets auf die Möglichkeit ihrer Erfüllung ſchließen; die eben bezeichnete Unzulänglichkeit des Geiſtes nöthigt alſo zu dem Schluß, daß menſchliches Denken überhaupt keine vollkommene Function iſt, daß es höhere, übermenſchliche Functionen, alſo auch höher begabte Weſen als der Menſch geben muß.

Die Beobachtung der ſich über einander aufbauenden Entwickelungsſtufen der Welt, die Unerſchöpflichkeit in Formen, die Unendlichkeit in Raum und Zeit nöthigt ferner zu der Annahme, daß die Stufenleiter der Weſen von immer höherer Begabung eine unendliche ſei.

Die Kraft der Materie in ihrer höchſten Vollkommenheit, alſo die oberſte Stufe der immer höher ſtehenden Entwickelungen, eine Kraft, welche auch im abſoluten Sinne durchaus vollkommen und welche einzig in ihrer Art vorhanden iſt, iſt Gott.

Da wir für Fähigkeiten, welche die Qualität des Geiſtes überſchreiten, keine Vorſtellung haben, ebenſowenig uns eine Vervollkommnung dieſer Fähigkeiten in unendlicher Stufenfolge denken können, ſind wir nicht im Stande, uns von Gott auch nur einen entfernten Begriff zu bilden; wir müſſen zum Gleichniß greifen, und das beſte Gleichniß gewährt das Verhältniß des menſchlichen Geiſtes zu dem menſchlichen Körper. So läßt ſich denn ſagen: die Welt iſt der Körper Gottes oder Gott iſt die Seele der Welt.

Der Menſch iſt in jeder Beziehung, materiell und geiſtig betrachtet, ein Theil Gottes. Es gilt dies beſonders vom Körper des Menſchen, der zur Welt, dem Körper Gottes, in demſelben Verhältniß ſteht, wie der Theil eines irdiſchen Körpers zu dieſem Körper, als Ganzem. Von dem Geiſt, der höchſten Kraft des Menſchen, den man lieber nach ſeinen Thätigkeiten als nach ſeinen Eigenſchaften auffaßt, kann man mit mehr Analogie ſagen: er ſei ein Gedanke Gottes. Denn wenn Gott auch höhere Functionen als das Denkvermögen beſitzt, ſo kommt ihm dies doch auch zu, und indem der Menſch denkt, denkt Gott in ihm.

Daraus folgt, daß der mit der Geburt eines Menſchen beginnende und mit dem Tod abſchließende Gedanke Gottes nicht erliſcht, ſondern fortdauert, und zwar wegen der Vollkommenheit Gottes ewig fortdauert: der Menſch iſt alſo unſterblich.

Der im Menſchen lebende Gedanke Gottes hat aber Selbſtbewußtſein, alſo wird auch der in Gott fortlebende menſchliche Gedanke Selbſtbewußtſein haben, oder die menſchliche Seele iſt unſterblich mit Selbſtbewußtſein.

Das Zerfallen der Materie beim Tode iſt nur chemiſche Trennung, alſo Trennung der aus Ponderabelem und Aether kosmetiſch verbundenen Körper. Es wird aber höchſt wahrſcheinlich bei jedem chemiſchen Prozeß auch der abſolute Aether affizirt; es kann alſo ſehr wohl die Lebensthätigkeit des Menſchen eine ſolche Affection des abſoluten Aethers erzeugt haben, daß derſelbe nach dem Tode in einer uns freilich unbekannten Weiſe der Träger des fernerhin ſich daran knüpfenden Lebensprozeſſes bleibt.

In ſeinem Wollen und Schaffen hat der Menſch bis zu einem gewiſſen Grade die Freiheit der Wahl. Dieſe Freiheit beruht aber nur darin, daß er fähig iſt, ſeiner Thätigkeit eine beliebige Richtung zu geben, ſich ein beliebiges Gebiet für ſeine Operationen zu wählen. Im Uebrigen iſt er unfrei, d. h. an mathematiſche Geſetze gebunden, welche unmittelbar aus der materiellen Beſchaffenheit des menſchlichen Körpers entſpringen. Der Gelehrte kann ſeine Gedanken auf einen beſtimmten Gegenſtand richten nach freier Wahl, allein die Tiefe, die Genialität, die Vorzüglichkeit ſeiner Gedanken, alſo das eigentliche Reſultat jener Thätigkeit hängt lediglich von der materiellen Beſchaffenheit der beim Denken thätigen

Digitized by Google

materiellen Theile, namentlich des Gehirns, ab, welches bei dieſer Thätigkeit eine den Gedanken äquivalente und durch mathematiſche Geſetze darſtellbare mechaniſche, chemiſche und überhaupt materielle Functiou verrichtet. Es kann Jemand ſich vornehmen, eine ſchlechte Handlung zu begehen; allein was die Ausführbarkeit derſelben betrifft, ſo wird er bei einer gewiſſen Tüchtigkeit ſeines Gemüthes, welche von der materiellen Beſchaffenheit gewiſſer Organe abhängt, zu einer ſolchen That durchaus unfähig ſein. Dieſe materielle Beſchaffenheit des Körpers iſt das Reſultat einer langen Reihe vorhergehender materieller Urſachen (der mit der Geburt empfangenen Tüchtigkeit, der natürlichen Entwickelung des Organismus mit dem Fortſchreiten der Jahre, der Gewöhnung und Uebung, der Geſundheit).

Aber auch die Freiheit des Geiſtes, welche in der Wahl der Thätigkeits-Richtung beſteht, iſt einer gewiſſen Nöthigung unterworfen. Dieſe Nöthigung zu einer beſtimmten Thätigkeits-Richtung geht vom Gemüth aus, iſt eine Sache der Empfindung, analog dem aus dem Naturbedürfniß hervorgehenden Inſtinkt. Eine Gedankenreihe, eine Reihe von Affekten und von mechaniſchen Bewegungen ändert ſich nach unſerer Anſicht d. h. ſoweit wir es mit dem hier inkompetenten Verſtande zu beurtheilen verſuchen, zwar ohne jede andere Verbindung als unſeren Willen, in einer beſtimmten Weiſe ab; allein da der Verſtand kein Urtheil über die hier vorliegende Nöthigung hat, ſo entgehen ihm ganz und gar die Impulſe einer allgemeineren Geſetzlichkeit, welche die Veränderung anbahnen und die Anziehungen, welche ſich in eine beſtimmte und keine andere Bahn lenken.

Dies im Weſentlichen das Syſtem des Verfaſſers.

Unſerm Vorſatze gemäß, prüfen wir weder die Grundlage des Syſtems noch die Berechtigung der Konſequenzen; dem Leſer wird ſich dieſe Kritik von ſelbſt aufdrängen; und wenn bei irgend einem Gegenſtande, ſo iſt für den vorliegenden der kritiſche Maßſtab ein rein individueller, und das Reſultat daher faſt immer ein anderes.

Wir verſuchen nur einen Nachweis, daß das Syſtem den Charakter des Eklektizismus an ſich trägt. Die Beziehungen des Syſtems zum Materialismus ergeben ſich, wenn wir daſſelbe gegen die Lehren des reinen Idealismus halten: im idealiſtiſchen Syſtem iſt der Geiſt das Frühere und das Weſentlichere, er ſchafft die Materie, oder er eignet ſie ſich an, aber er allein beſtimmt ihre Geſetze. Das vorliegende Syſtem hat die Materie zum Ausgangspunkt; der Geiſt iſt eine Eigenſchaft von ihr und zwar ſo, daß ein Zwieſpalt zwiſchen dem Geiſt und der Materie nicht wohl eintreten kann; der ſcheinbare Zwieſpalt bezeichnet nur einen unvollkommenen Grad der Entwickelung der Materie. Dieſe materialiſtiſche Baſis wird durch das ganze Syſtem feſtgehalten, allein der Bau läßt ſich auf dieſer Grundlage nicht vollenden. Es wird vielmehr die weſentlichſte Vorausſetzung des Idealismus als Bauſtein herbeigezogen: „aus dem Vorhandenſein einer natürlichen Tendenz darf man ſtets auf die Möglichkeit ihrer Erfüllung ſchließen;“ die eleologiſche Anſchauung, welche dieſem Satze zu Grunde liegt und welche im Materialismus auf das Strengſte verpönt iſt, liegt gerade der idealſten „Beweisführung“ der Philoſophie für das Daſein Gottes und für die Unſterblichkeit und Vervollkommnung des Menſchen zu Grunde: „Das Gute muß ſein, die Welt repräſentirt dies Gute aber nicht, alſo muß es einen Gott geben; Gerechtigkeit muß walten, unter den Lebenden waltet ſie aber nicht, alſo muß es eine Unſterblichkeit geben!“

Und trotz der materialiſtiſchen Baſis des Verfaſſers, möchten wir glauben, daß er im Grunde zum Idealismus hinneigt; iſt ihm auch nach unſerer Meinung eine Verſöhnung der Gegenſätze nicht gelungen, ſo enthält doch ſein Buch einen ſchönen Beweis von dem konſequenten Streben nach der Verſöhnung, und es legt unſeres Erachtens auch dafür Zeugniß ab, daß das deutſche Gemüth in ſeinem tief innerlichen religiöſen Bedürfniß der materialiſtiſchen Anſchauung nicht unterliegt, wenn es ihr auch zugänglich iſt.

---

## Das Sprichwort als Gaſtroſoph.

Von Ida von Düringsfeld.

### III.*

Wir gelangen jetzt auf das Gebiet der Lokalitäten, welche den Ruf haben, den oder jenen Artikel zum Verbrauch der Eß- und Trinkkünſtler gerade in beſonderer Güte zu liefern, z. B.:

„Vicentiner Wein, Paduaner Brod, Treviſaner Kaldaunen und Venetianer Muſcheln“ (toskaniſch);**

* Vgl. Nr. 47 und 48 des „Magazin.“
** Auch:
Pan padovan,
Vin visentin,
Tripe trevisane
E done veneziane.

oder früher in England:

„Eine Hummer von Chicheſter, eine Strahlenmuſchel von Selſey, eine Barbe von Arundel, ein Aal von Pulborough, eine Forelle von Amberley, ein Hering von Rye und ein Weißſchwanz von Bourne.“

„Brod und Rindfleiſch von Buckinghamſhire.“

„Schinken von Dunmow und Doncaſter, . . . . . Monmouth Mützen und Lempſter Wolle, Ale von Derby und Londoner Bier.“

In Polen:

Krakauer Schuhe, Poſener Mädchen, Wislitzer Semmel und Przemysler Bier ſind am beſten.

In Böhmen:

Unus papa Romae,
Unus portus Anconae,
Una turris Cremonae,
Una ceres Rakonae.

(Ein Papſt zu Rom, ein Hafen von Ancona, ein Thurm von Cremona und ein Bier von Rakonic.)

In Deutſchland:

„Zu Bacharach am Rheine,
Zu Klingenberg am Maine,
Zu Würzburg an dem Steine
Da wachſen gute Weine.“

oder:

Zu Hochheim an dem Maine,
Zu Würzburg auf dem Steine,
Zu Bacharach am Rheine,
Da ſind die beſten Weine.

Weiter:

Frankenwein,
Krankenwein;
Neckerwein,
Schleckerwein;
Rheinwein,
Fein Wein.

Endlich:

Der Edelwein am Rhein
Muß Aller König ſein.

In den Niederlanden:

Nehmt ein brabandſch Schaf, einen Gelder'ſchen Ochſen, einen vlamiſchen Kapaun, eine frieſiſche Kuh.

In Perſien:

Bei den Melonen von Ispahan giebt's unter tauſend nicht eine ſchlechte, was um ſo mehr iſt, da der Spanier verſichert,

El melon y la muger
Malos son de conocer,

(die Melone und die Frau ſind ſchwer zu kennen),

denn nur:

Wer eine gute Naſe hat, kennt die Melonen (venetianiſch).

Nicht minder werden für den Zeitpunkt der höchſten Vortrefflichkeit von verſchiedenen Fleiſcharten und Gemüſen verſchiedene Alters- und Jahreszeiten angegeben, blos:

Die Zuca (Zucca) iſt immer Zuca, (venetianiſch).

Die Droſſel iſt ſo gut nach Oſtern, wie vorher (toskaniſch),

und:

né carpion, né cappone
non perde mai stagione.

(Weder Karpfen noch Kapaun iſt jemals außer der Jahreszeit.)

Hingegen:

Rüben nach Chriſttag, Aepfel nach Oſtern und Mädchen über dreißig Jahr haben den beſten Geſchmack verloren (deutſch).*

Predigten und Lattich ſind nach Oſtern zu Ende (venetianiſch).

Saumon comme sermon en carême ont leur saison,

(Lachs und Predigten haben ihre Zeit in den Faſten),

Der Hirſch und die Forelle ſind zu gleicher Zeit gut (franzöſiſch).

Die Krebſe (gambaro) ſind in den Monaten mit R gut (venetianiſch).

Wenn der Bauer wüßte, wie ſchmackhaft und ſaftig die Henne im Januar iſt, er ließe nicht eine auf dem Hühnerhofe (ſpaniſch).

Chapon de huit mois est un manger de rois.

(Kapaun von acht Monaten iſt ein Königseſſen.)

Zicklein von einem Monat, Lamm von drei Monaten (ſpaniſch).

Junges Fleiſch und alter Fiſch (italiäniſch).

Auch:

Gekochter Fiſch und rohes Fleiſch (venetianiſch);

denn:

Kalbfleiſch, junge Hühner und roher Fiſch machen die Kirchhöfe fett (toskaniſch).

Aehnlich ſpricht der Spanier:

* Å Eppel nohch Pfingeſtfeſt und å Mädel noh dreißig Jahren hat weder Back noch Geſchmack (oberharziſch).

Digitized by Google

Friſches Schweinefleiſch und neuer Wein bringen den Chriſten auf den Kirchhof;

am meiſten jedoch iſt das Kalbfleiſch verrufen:

Kalbfleiſch, Halbfleiſch (deutſch).

Beſſer ein alter Schinken, denn unreif Kalbfleiſch (deutſch);

und:

Veau mal cuit et poulets crus
Font les cimitières bossus.

(Schlecht gekocht Kalbfleiſch und rohe Hühner machen die Kirchhöfe bucklicht.)

Der Spanier ſagt gleichfalls:

„Wenn Du ſchlecht eſſen willſt, ſo iß den Haſen gebraten,"

wohingegen der Toskaner verſichert:

„Wer Haſen ißt, lacht ſieben Tage."

Beſtimmter noch ſagt er:

„Wer das Hammelfleiſch läßt, läßt die Vernunft,"

und dem Glauben gemäß, am beſten ſei:

„Fleiſch in der Sonne und Fiſch im Schatten,"

d. h. von den Thieren der Erde der Theil, welchen die Sonne beſcheint, und von den Thieren des Waſſers der entgegengeſetzte, räth er:

„Flügel vom Kapaun und Rücken vom Hammel,"

und ſetzt, in Gaumen-Erinnerungen ſchwelgend, hinzu:

Beine von jungen Hühnern, Flügel von Kapaunen und Hammelkeulen, das ſind drei gute Biſſen.*

Der Franzoſe hat es etwas anders:

Oile de perdrix, cuisse de chapon,
Queue de prisson et tête de saumon.

(Rebhuhnflügel, Kapaunbein, Fiſchſchwanz und Lachskopf.)

Der Spanier kennt das Rebhuhn ebenfalls:

Das Rebhuhn taugt Nichts, wenn es nicht heiß gegeſſen wird,

und:

Soll das Rebhuhn nicht ſchaden, muß es unter Dreien gegeſſen werden.

Dann weiß er auch:

Den Aal im Teig, die Lamprete in ſchwarzer Sauce,

während der Italiäner lehrt:

Wer den Fiſch nicht zu kochen verſteht, der brate ihn, und wer den Braten nicht zu machen verſteht, der ſtecke ihn an den Spieß;

Fleiſch und Suppe zuſammen;

Der Reis giebt Herz;

Zucker verdarb noch keine Speiſe,

und doch:

Süße Speiſe will ſcharfe Sauce;

Tiſch ohne Salz, Mund ohne Speichel;

Salzfleiſch erinnert an's Trinken;

Das zu fette Fleiſch widerſteht;

„Je näher das Fleiſch am Knochen iſt, je ſaftiger iſt es,"

daher:

„Dem Herrn gieb das Obere vom Braten und das geſottene Fleiſch am Knochen,"

und:

Wenig Brod, halt's in der Hand, wenig Wein, trink' oft, wenig Fleiſch, halt' Dich an den Knochen, wenig Betten, leg' Dich in die Mitte und geh' früh ſchlafen.

Sogar für die beſte Zeit auf den Markt zu gehen, hat der Italiäner Regeln:

Wer ſpät auf den Grünmarkt geht, bringt wenig mit,

und:

Früh auf den Fiſchmarkt, ſpät in die Fleiſchbänke.

Iſt nun dort eingekauft, ſo ſagt er:

„Suche Brod, des Fleiſches iſt genug,"

und ſetzt erläuternd hinzu:

„Das Brod wird nie zu viel," **

denn:

Fleiſch macht Fleiſch, Wein macht Blut, Brod erhält.***

Schön ſagt der Däne:

Brod iſt beſſer, als Vogelgeſang;

poetiſch der Franzoſe:

* Ua, fighi, perseghi e meloni,
I sce i quatro megio bocconi.
(Trauben, Feigen, Pfirſich und Melonen,
Das ſind die vier beſten Biſſen [venetianiſch]).

** Del pan no se stufa mai
Des Brodes wird man nimmer müde (venetianiſch).

*** Fleiſch macht Fleiſch, Brod macht Bauch und Wein macht Tanz (italiän.).

Lang wie ein Tag ohne Brod;

praktiſch der Deutſche:

Ein Stück Brod in der Taſche iſt beſſer, als eine Feder auf dem Hut,

indem er hinzufügt:

Brod und Wein giebt auch eine Suppe,

während der Engländer noch emphatiſcher ſagt:

Wer Brod und Wein hat, geht ruhig ſchlafen,

dagegen von Brod mit bloßem Waſſer verſichert:

Brod und Waſſer, Narrenleben,
Waſſer und Brod, Hundeleben.*

Uebrigens ſoll man:

„Friſches Brod und alten Wein wählen" und zwar:

Den Wein nach dem Geruch, das Brod nach der Farbe,

nur:

Brod, ſo lange es währt, aber Wein mit Maß (franzöſiſch und italiäniſch).

Freilich heißt es der Erfahrung gemäß:

Guter Wein iſt der Alten Milch (deutſch). **

An der Spitze aller Krankheiten ſteht das (unreine) Blut, an der Spitze aller Arzeneien ſteht der Wein; wo der Wein fehlt, werden Arzeneien gefordert (hebräiſch).

Der Wein macht Beine (gutes Blut) (venetianiſch).

Ajo crudo y vino puro
Passan el puerto seguro,

(Roher Lauch und reiner Wein gehen ſicher über den Engpaß (ſpaniſch). ***

No starte a meter in camin
Sela tua boca no sa de vin;

(Begieb Dich nicht auf den Weg, wenn Dein Mund nicht nach Wein riecht (venetianiſch). †

Eſſen iſt für den Laſtträger,
Trinken iſt für den Edelmann (venetianiſch);

und:

Beſſer trüber Wein, als klares Waſſer (toskaniſch); ††

denn:

Trüber Wein zerbricht die Zähne nicht (franzöſiſch),

und:

El vin guarisce da tuti i mali,
L'acqua smarcisce i pali;

(Der Wein heilt von allen Uebeln, das Waſſer zerfrißt die Pfähle (venetianiſch). †††

Aber man ſpricht auch mit gleichem Rechte:

In Wein und Bier ertrinken mehr denn im Waſſer (deutſch);

Es ertrinken mehr im Becher, als in der Donau (deutſch);

Im Becher ertrinken mehr als in der See (frieſiſch);

Viele fallen durch das Schwert, mehr noch vom Wein (italiäniſch und deutſch),

denn:

Der Wein iſt ein Roß ohne Zügel (ruſſiſch),

und:

Wenn der Wein d'rin iſt, iſt der Verſtand d'raußen (engliſch); *

folglich:

Iß wie ein Geſunder, und trink' wie ein Kranker (venetianiſch), **

* Acqua e pan,
Vita de lan;
Pan e acqua,
Vita di gata (Katze [venetianiſch]).

** El vin sce' late de vecci (venetianiſch).
El vin al è il latt dai poars vecios (der armen Alten [furlaniſch)].

*** Knoblauch iſt ein guter Koch,
dem Apotheker zu Schmach,
dem Doctor zu Poch (deutſch).
An dem Tage, an welchem der Menſch zur Zeit Butter und Knoblauch ißt, braucht er ſich nicht vor Gift zu fürchten (polniſch).

† Trink' Wein und erwirb,
Trink' Waſſer und ſtirb:
Beſſer Wein getrunken und erworben,
Als Waſſer getrunken und geſtorben (deutſch).
Trink' Wein und laß das Waſſer zur Mühle laufen (toskaniſch).

†† Stehe auf und iß im Sommer etwas zum Imbiß der Hitze halber, und im Winter der Kälte halber, denn:
Sechzig Läufer können den nicht einholen, welcher Morgens etwas zum Imbiß genommen hat (hebräiſch).

††† L'acqua smarcisce i pali,
La fa vegnir i omeni zali,
La fa bianchir le pele,
E la fa le done bele.
(Das Waſſer zerfrißt die Pfähle, läßt die Männer gelb, die Häute weiß und die Frauen ſchön werden [veroneſiſch und vicentiniſch)].

* Vin dentro, senno fuori.

** Bois le vin comme roi, et l'au comme taureau.
Trink' Waſſer wie ein Ochs, und Wein wie ein König.

Digitized by Google

und beſonders:

Bei ſchlechtem, wie bei gutem Eſſen mußt Du dreimal trinken (ſpaniſch).

Wie der Wein ſein ſoll, beſchreibt der Zigeuner wie folgt:

„Wein, welcher naß macht, wäſcht, erfriſcht und keine Stärke hat."

Herb ſoll er auch ſein:

„Der herbe Wein ſei Dir lieb" (venetianiſch und ſicilianiſch).

Vor Allem aber muß er alt ſein:

Alter Wein, geſunder Wein (deutſch).

Junge Frau und alter Wein (venetianiſch).

Von Oel, Wein und Freunden, das Aelteſte (portugieſiſch).

Oel, Wein und Freunde alt, iſt ein guter Vorrath (ſpaniſch).

Von Oel, Wein und Freunden, was am älteſten iſt, am beſten (däniſch).

Alter Freunde, alten Weins und alter Schwerter ſoll man ſich tröſten (deutſch).

Alte Weine, alte Freunde, alte Bücher werden aller Orten geprieſen (franzöſiſch).

Alt Freund, alt Wein, alt Geld,
Führt den Preis in aller Welt (deutſch).

Wie der Wein aber auch ſei — wenn man ihn zum Mittag giebt, ſo ſoll man auf ihn ebenſowenig warten laſſen, wie auf das Mittags-Eſſen ſelbſt:

Nè'l re, nè'l disnar,
No se fa mai aspetar

(Weder König noch Mittags-Eſſen laſſen je auf ſich warten),

ſagt der Venetianer in dem Sinne, wie man von etwas recht Widerwärtigem gar nicht annehmen will, es könne eintreten.

Der ungeduldige Franzoſe erklärt:

Petit diner longuement attendu,
N'est pas donné, mais chèrement vendu;

(Kleines Mittag lang erwartet, iſt nicht geſchenkt, ſondern theuer erkauft).

Nur der Däne iſt der Anſicht:

Auf ein gutes Mittag und auf eine ſanfte Ehefrau kann man warten.

Hat man es ſich nun erwartet, ſo genieße man es mit Ruhe und Bedacht:

Der Appetit kommt bei'm Eſſen (franzöſiſch);

denn:

Eſſen iſt ein guter Anfang: das eine Bißchen bringt das andere (holländiſch),

und lehrt der Venetianer gleich:

Man muß von Tiſche mit Hunger aufſtehen,

ſo giebt er doch mit dem Franzoſen zu:

„Bei Tiſch wird man nicht alt,"

eine Meinung, die der Lombarde dahin ausdehnt:

Nè a tavola, ne a in lecc
No se ven vecc,

(weder bei Tiſch, noch im Bett wird man alt),

während der Toskaner ſogar bis zu der kühnen Verſicherung geht:

Bei Tiſche wird man jung.

# Italien.

## Kulturhiſtoriſche Bilder.

### II

Venedig, das heutige.

Der Staat, in dem Handel und Gewerbe, Künſte und Wiſſenſchaft blühen, deren eins von dem andern untrennbar ſind, und die ſich gegenſeitig bedingend eins das andere hervorrufen, wird ſtets einen bedeutenden Einfluß auf den minder vorgeſchrittenen ausüben. Im Mittelalter und im Beginn der neueren Zeit war Italien das geprieſene Land, das im niedrigſten Gewerbe und im ſinnigſten Kunſtwerke, in der Poeſie und in den Wiſſenſchaften das Meiſterhafte ſchuf. Doch tempora mutantur, die Zeiten ändern ſich. Der Barbar jenſeits der Alpen hat dem Sohne des Südens den Vorrang in jenen Zweigen der Kultur abgelaufen, und ſelbſtverſtändlich hierdurch ſeine Macht verſtärkt.

In keiner Stadt ſind Handel und Gewerbe wohl mehr geſunken als in Venedig; aus Kaufleuten ſind Krämer, aus kunſtverſtändigen Handwerkern erbärmliche Pfuſcher geworden, Die drückende Inquiſition, welche Venedig hermetiſch umſchloß, verhinderte den venetianiſchen Handwerker, im Auslande ſeine Kenntniſſe zu erweitern; er blieb an der Scholle kleben, und wie der Vorfahr die Stoffe bereitete, ſo that es ſpäter der Enkel, nur mit dem Unterſchiede, daß Jener mit Ueberlegung arbeitete, dieſer mechaniſch nachahmte. Ein Gang über die Rialto-Brücke bei jenen bekannten Goldbuden vorbei wird die Wahrheit dieſer Behauptungen beſtätigen; die Broche und die Kette an dem einen Schauladen ähneln gänzlich den an anderen; nirgends findet ſich eine Spur von Abweichung, von eigenem Schaffen. Der Fremde, der die Schuhmacher und Schneider von früh auf bis ſpät am Abend geſchäftig pfriemen und nähen ſieht, ſollte meinen, daß die beſtändige Uebung ſie zu guten Arbeitern bilden mußte, aber weit gefehlt! Meiſter Pfriem wird ſtets den Riß größer machen und in ſeiner Verlegenheit das Loch mit ſchwarzem Wachs zuſchmieren; Meiſter Zwirn wird beſtimmt den Flicken ſo einſetzen, daß das Zeug neben demſelben reißt. Wer daher nicht gut mit der Nähnadel ſelbſt umzugehen verſteht, iſt in Venedig ſehr ſchlimm daran. Aus dieſer Urſache verſorgen ſich auch die dort anſäſſigen Fremden mit Fußzeug und Kleidungsſtücken aus Wien und Trieſt, weil ſie dieſelben ſo billiger und beſſer erhalten.

Jede Gemüthlichkeit im Hauſe wird durch die miſerablen Machwerke der Tiſchler und Maurer geſtört, Fenſter und Thüren laſſen der Zugluft freien Raum, die ſchmalen Oefen verzehren wohl Holz in Fülle, aber erwärmen nicht die Stube. Für unternehmende Gaſtwirthe wäre es zweifellos eine glückliche Speculation, in Venedig für die zahlreichen, kränklichen Fremden Penſionen nach Schweizerart zu errichten und zu bewirthſchaften.

Venedig wird häufig als ſchmutzig und unreinlich geſchildert, doch ſehr mit Unrecht. Die engen Gaſſen ſind gewöhnlich trocken und ſauber, etwaiger Regen oder andere Feuchtigkeit entweichen ſogleich durch, alle zwei Schritt auf beiden Seiten der Calli im Pflaſter angebrachte Löcher. Da Wagen nicht vorhanden ſind, kann ſich kein Staub oder Schmutz auf den Straßen anſammeln, auch bleibt im Winter der Schnee ſelten über einen Tag liegen. Ebenſo wenig ſind die Berichte über die Menge der verfallenen Paläſte genau zu nehmen. Fremde, die vielleicht einmal den Canal grande hinauffahren, maßen ſich hierin ein Urtheil an, das ihnen keineswegs zuſteht. Allerdings glänzen jene prächtigen Paläſte nicht mehr im Schmucke der Neuheit, wie zur Zeit ihrer Entſtehung, doch wirklicher Ruinen ſind nur ſehr wenige, und durch die gewiſſenhafte Wiederherſtellung der Fondamenti dei Furchi zeigt die öſterreichiſche Regierung hinlänglich, wie ſehr ſie ſich die Erhaltung und Renovirung der Paläſte angelegen ſein läßt. Ohne die ſtrengſten Verbote wäre gewiß ſchon ein großer Theil der leerſtehenden Gebäude abgetragen und zur Vergrößerung des neu aufblühenden Trieſt verwandt worden, wie es einſt Venedig mit Torcello und anderen Städten gemacht.

Wer das Treiben des venetianiſchen Volkes kennen lernen will, der durchſtreiſe die engen, häufig nicht 4 Fuß breiten Gaſſen. Hier herrſcht der Kleinhandel, hier lebt und webt das Volk. 378 Brücken aus ſchönen Steinen ſolid und graziös erbaut, ſich hebend und ſenkend, um die Gondeln durchgleiten zu laſſen, verbinden eine Lagune mit der anderen. Dieſe Gaſſen und Brücken benutzt der arme Venetianer und ſcheut ſelbſt die weiteſten Umwege nicht, um ſein Ziel zu erreichen. Scheint auch für den Augenblick das Vorſchreiten verſperrt, ein Sottoportico, eine Paliſada öffnet ſich ſeitwärts und leitet in belebtere Gegenden. Im Freien, vor den Häuſern ſpinnt ſich das Leben des Volkes ab, vom kleinen Kinde, das kaum ſechs Monat alt, auf den kalten Steinen kauernd liegt, bis zu dem alten Venetianer, der in orientaliſcher Beſchaulichkeit auf dem Pflaſter hingeſtreckt ſich von der Sonne beſcheinen läßt. Frauen und Kinder ſitzen auf kleinen Schemeln und ziehen emſig jene Glasperlen aus Murano auf, die bis tief nach Amerika verſandt werden. Schuhmacher haben ſich mit ihrem ganzen Schatz an Fußzeug auf die Straße gewagt, putzen den Vorübergehenden die Stiefel und nähen eifrig. In früheren Zeiten ſtanden dieſe Handwerker als Spione im Solde der Republik, und beobachteten von ihrem Standorte aus das Getreibe auf den Gaſſen.

Die Piazza, der Marcusplatz, war und iſt noch der Brennpunkt des geſelligen Verkehrs. Hierher ſtrömte mit Sonnenuntergang nach drückenden Sommertagen die ganze Bevölkerung zuſammen, reich und arm, hoch und niedrig miſchte und drängte ſich untereinander, und erging ſich in vollſtändiger Zwangloſigkeit.

Die vom Kontinent getrennte, vom Meer umwogte Venezia hatte ihren Bewohnern dieſen gemeinſamen Spaziergang angewieſen, und ſie ſo beinahe gewaltſam zum Umgang mit einander gezwungen. Hier ſah man ſich täglich und lernte ſich allmählich, wenn auch nur äußerlich, kennen, und obſchon der venetianiſche Nobile ſich im Hauſe, in geſelligen Beziehungen ſtreng vom Mann aus dem Volke abſchloß, auf dem Marcusplatze hatte dieſer Abſtand, dieſer Zwang aufgehört.

Digitized by Google

Zwar beſtehen noch die meiſten jener ruhmreichen Familien, doch entweder haben ſie ſich nach Mailand, Genua und Turin begeben, oder harren, in ihren Paläſten ſchmollend, auf beſſere Tage. Während dieſe hochariſtokratiſchen, im perſönlichen Verkehr übrigens liebenswürdigen Geſchlechter ſelten ſich zeigen, gewahrt man um ſo häufiger jene Barnabaten, Abkömmlinge edler, aber verarmter Stämme. Dieſe verkauften vormals bei Wahlen ihre Stimmen den vornehmen reichen Patriziern, und gewannen ſich ſo den Lebensunterhalt. Als ſpäter die Republik geſunken war, übernahm Frankreich und dann Oeſterreich die Verſorgung dieſer armen Tagediebe, die, zu eingebildet, ſich durch ehrenwerthe Arbeit Geld zu verdienen, in möglichſt feiner Kleidung, aber mit leerem Magen auf dem Marcusplatz umherlungern, und gelegentlich den Fremden anbetteln. Nur Wenige ſind vernünftig genug, ſich zu beſchäftigen, aber laſſen darum nicht von ihrem Familienſtolz, und es iſt nichts ſeltenes, an der Thür eines Facchino, Hausknechts, den Adelstitel „Nobile" vor ſeinem Namen zu erblicken. Nicht die Paläſte, oder vielmehr deren Ruinen, bekunden den Verfall Venedigs, ſondern jene Menſchenklaſſe, die, uneingedenk des rührigen Unternehmungsgeiſtes und der Großthaten ihrer Ahnen, äußerlich erhalten, innerlich phyſiſch und moraliſch vernichtet unter jenen Prachtbauten umherſchleicht.

Wegen der fortwährenden Heiraten unter ſich iſt der hohe venetianiſche Adel, wie der ſpaniſche, äußerlich unanſehnlich und zeichnet ſich nicht durch körperliche Schönheit aus. Dagegen befinden ſich unter dem ſogenannten niedern Volk die herrlichſten, kräftigſten Männergeſtalten, die liebreizendſten, üppigſten Frauenformen, welche Meiſter wie Bellini, Cima, Tiziano, Tintoretto und Veroneſe zu ihren Werken begeiſterten. Der Mann aus dem Volk, beſonders der Gondoliere, iſt gefällig und höflich, anſtellig und beſcheiden, wenn man ihn zu behandeln weiß. Nur ſoll man ſich durch die Anrede „Barone" nicht geſchmeichelt fühlen: es heißt nämlich Edelmann, Ehemann und Schelm, und in letzterm Sinn wendet es der Venetianer gewöhnlich an. Dabei iſt er pfiffig und verſchlagen, und weiß ſich aus Allem Geld zu machen, vornehmlich aus den abſonderlichen Erlaſſen der öſterreichiſchen Finanzverwaltung. Durch Staatsvertrag iſt den italiäniſchen Provinzen des Kaiſerreichs die Silberwährung geſichert; trotzdem aber wurden von Zeit zu Zeit Verſuche angeſtellt, das Papiergeld auch in Italien einzuführen, aber jedesmal zum großen Verluſt der Finanzen. Bis zum Mai dieſes Jahres war die Kupfermünze im ganzen Reiche dieſelbe, und derſelbe Kreuzer war in Wien wie in Venedig der 100ſte Theil des Guldens, obwohl der Papiergulden weit unter pari ſtand. Dieſe Werthdifferenz ſtachelte zu bedeutenden Geldgeſchäften an, und noch vor Kurzem wurden mehrere Millionen Gulden in Kupfer von Handlungshäuſern nach Venedig eingeführt und hierdurch bald ein Sinken der Kupfermünze hervorgerufen. Bei einem dieſer Fälle dekretirte die in großer Verlegenheit befindliche Finanzbehörde, daß ihre Tabaktrafiken das Kupfer für voll annehmen, zugleich aber bei Bezahlung in Silber Agio geben ſollten. Kaum hatten der Fiſcher und Facchino dieſen Anſchlag geleſen, als ſie hierauf ihren Plan gründeten. Sie gingen mit einem Silberfünfer (1 Sgr.) in eine derartige Tabakshandlung, kauften ſich für einen Soldo (italiäniſche Bezeichnung für Kreuzer) eine Cigarre, und erhielten fünf Kupferkreuzer, wegen des Agio, zurück; dann gingen ſie in eine andere Trafik und wechſelten dieſe 5 wieder gegen Silber ein, und kamen ſo beim jedesmaligen Tauſch in den Beſitz einer Cigarre. Erſt nach einer Woche, nach bitteren Erfahrungen, wurde dieſe Verfügung aufgehoben.

Durch die Einführung einer beſonderen Kupfermünze für Lombardo-Venetien ſind jetzt übrigens derartige Speculationen abgeſchnitten.

Während die Männer ihrer Beſchäftigung oder vielmehr ihrem Faullenzen nachgehen, ſind die Mädchen und Frauen bei der Aufſicht über die Kleinen, beim Waſchen und andern Nebengeſchäften thätig. Dieſen häuslichen Verrichtungen, die auf dem Hofe mitten im Hauſe meiſtens ſtattfinden, hat Goldoni den Stoff ſeiner klaſſiſchen Luſtſpiele entlehnt. Jene glänzenden Kupfergefäße, die man in der engen Küche erblickt, jene vielfach um den Hals gewundenen, dünnen Goldketten bekunden den Reichthum und die Mitgift der Frauen. Unter der weiblichen Bevölkerung bieten die graziöſen Waſſerträgerinnen, Bigolanti, eine angenehme Erſcheinung. In ihrer eng anſchließenden, röthlichen, baumwollenen Tracht, den ſchwarzen, niedrigen, gewöhnlich mit einer Roſe gezierten Mannshut coquett auf den Kopf geſetzt, durcheilen ſie früh und ſpät die Gaſſen und tragen in ihren zwei kupfernen, auf einer Schulter an dem gewundenen Kupferſtabe ſchwebenden Keſſeln das Trinkwaſſer zu den einzelnen Familien. Beim Dogenpalaſte, in deſſen zwei Hofbrunnen ſich das beſte Waſſer findet, iſt der Sammelplatz dieſer Mädchen, die nach gethaner Morgenarbeit um 3 Uhr in den innern Hallen jenes einſtmaligen Herrſcherſitzes, ſich maleriſch in Gruppen um die Brunnen lagern. Da Venedig an Trinkwaſſer Mangel leidet, wird ihm dies durch Schiffe aus der Brenta und eigens angelegten Ciſternen zugeführt. Schmale Holzrinnen werden von den Schiffen an die Hofbrunnen gelegt und durch dieſe das Waſſer in letztere geleitet. Bei anhaltender Dürre tritt ſehr leicht ein fühlbarer Waſſermangel ein. Um in Kriegszeiten die Stadt vor Ausdurſtung zu ſichern, ſind Fabriken angelegt, die das Seewaſſer in trinkbares verwandeln ſollen; doch erfüllen dieſe ihren Zweck nur annähernd, wie man in neueſter Zeit wiederholt erfahren.

Die durch den letzten Krieg hervorgerufene Aufregung iſt noch keineswegs gewichen, und wenn auch Tumulte und öffentliche Demonſtrationen neuerdings nicht ſtattgefunden haben, ſo iſt doch die Bevölkerung in zwei geſonderte Lager getrennt. Die Spaltung geht vornehmlich von den Italiänern aus, und obſchon keineswegs verlangt werden kann, daß Letztere einen über 40 Jahre hindurch ausgeübten grauſamen Druck, vornehmlich nach den häufig gebrochenen Verſprechungen der öſterreichiſchen Regierung, auf einmal vergeſſen und vertrauensvoll ſich der neuen Wendung der Politik anſchließen ſollen, ſo iſt doch dieſe auf den geſelligen Umgang künſtlich übertragene Erbitterung für beide Theile gleich kränkend und verletzend.

Der auf dem ganzen Erdenrund gefeierte hundertjährige Geburtstag des nationalſten Dichters der Deutſchen, Schiller's, hat dieſe auch in Venedig zur Vereinigung, zur Anlage eines Schiller-Caſinos bewogen. Während dieſelben ſonſt zerſtreut und abgeſondert von einander lebten, iſt ihnen jetzt ein angenehmer Sammelplatz entſtanden, wo Jahr aus Jahr ein viele Tagesjournale und Zeitſchriften im Leſezimmer ausliegen, und der in anſtoßenden Sälen zu Billard und anderen Spielen Gelegenheit bietet. Während des Winters finden Vorleſungen, Conzerte und Bälle ſtatt, welche die alte und junge Welt belehren und erheitern. Der humanen Geſinnung ihres geiſtigen Oberhauptes und Stifters getreu, iſt die Anſtalt Allen jeder Nation und jeder Religion geöffnet und Niemandem der Eintritt verwehrt.

Möge dieſer Geiſt der Verſöhnung auch außerhalb des Caſino ſeine Mitglieder beleben, damit ſie durch ihren, wenngleich geringen Einfluß eine Ausſöhnung der Gegenſätze in der Zukunft anbahnen und zu Stande bringen!

## England.

### Die Tothill-Corrections-Anſtalt für Kinder.

Ein Beitrag zur Erkenntniß des Verbrechens in Theorie und Praxis.

Wer hätte nicht irgendwo von „Weſtminſter" in London gehört oder geleſen? Aber was verſteht man unter dem Worte? Es iſt und bedeutet alles Mögliche und dazu die mit einander unverträglichſten Dinge. Weſtminſter iſt urſprünglich eine Stadt im Südweſten Londons geweſen, jetzt iſt's der Anfang des ſüdweſtlichen Theiles von London. Darin giebt's ein „eigentliches" Weſtminſter, ein Dreieck, begränzt von der Themſe mit dem Parlamentsgebäude, St. James Park und der großen Straße Vauxhall-Road. Dieſes Weſtminſter iſt dicht neben- und ineinander Sitz der ſchneidenſten Gegenſätze. Hier ſteht die grandioſe, maleriſche Weſtminſter-Abtei, die verſteinerte Geſchichte Englands neben dem glänzendſten Ungeheuer neuer, gothiſcher Baukunſt, dem Parlamentsgebäude, und neben dem großen Obergerichtshofe. Dicht dabei ſchleicht verbrecheriſch die ſchmutzigſte, verbrecheriſchſte aller Straßen, die Enten-Gaſſe (Duck-lane). Und in dieſem engen Dreieck von Weſtminſter giebt's mehr Männer des Geſetzes und der Geſetzgebung und mehr Geſetzesbrecher, mehr Adels-Paläſte und mehr Gefängniſſe, mehr Hütten des Elends und mehr Heiligthümer des Reichthums und der Größe, mehr lüderliche Frauenzimmer und Soldaten und obdachloſe Kinder und Eltern und Lumpenſchulen und Lumpen ohne Schule, mehr Bildung, Macht und Glanz, als auf irgend einem ähnlichen Stück Londons oder der Welt; das Parlament, Buckingham-Palaſt und amtliche Reſidenz der Königsfamilie, das Obergericht, und in demſelben Weſtminſter das furchtbare Millbank-Gefängniß und das rieſige Corrections-Haus Tothill-Fields und drum herum tauſenderlei Vorbereitungsſchulen zu Verbrechen von Kindesbeinen an.

Dieſe Gegenſätze ſind hiſtoriſch mit und durcheinander auf- und zuſammengewachſen.

Die alte Kirche der Weſtminſter-Abtei und deren Umgebung hatten ſeit vielen Jahrhunderten das Vorrecht eines S a n c t u a r i u m s oder ſtrafloſen Zuflucht für Verbrecher. Das betreffende Geſetz beſtimmte, daß „jeder Verbrecher, hieher flüchtend, ſeines Lebens, ſeiner Glieder und

Digitized by Google

ſeiner Freiheit ſicher ſei und Jeder, der dem zuwider verfahre, ſeinen Namen, ſeine Ehre, ſeine Macht verlieren, und wie der Verräther Judas, der unſern Heiland verrieth, im ewigen Feuer der Hölle brennen ſolle.“ (Gegeben von Eduard dem Bekenner.)

Dies kirchliche Verbrecher-Aſyl ſchloß den ganzen Kirchhof mit ein. Die Hauptſtraße, die dahin führte, hieß „Diebsgaſſe“ (jetzt Prinzeſſin-Straße). Später wurden von frommen Königen noch mehr ſolche Aſyle gegründet. Aber das von Weſtminſter war das älteſte und blieb Haupt-Aſyl, ſo daß ſich Verbrecher aller Art in deſſen Nähe aufhielten und anſiedelten. So wurde die Umgegend der Weſtminſterkirche bis auf den heutigen Tag Hauptbrutneſt von allem möglichen Ausſatz und Auswurf männlichen und weiblichen Geſchlechts. Wie ſich gewiſſe Krankheiten: Gicht, Schwindſucht, Geiſtesverwirrungen ꝛc. fortpflanzen und forterben, ſo bildeten ſich auch um dieſe Sanctuarien herum ganz eigentliche Brutneſter der Brutalität und der Verbrechen. Kinder von Verbrechern beiderlei Geſchlechts wurden und werden mit einem natürlichen Peſtſtoff im Blute geboren und von verbrecheriſchen Eltern, in Verbrechergaſſen zu Verbrechern erzogen.

So entſtanden und erhielten ſich bis auf den heutigen Tag um die ehemaligen Sanctuarien herum die Hauptſchlupfwinkel der geſellſchaftlichen Paria's, der Proletarier und der ſittlichen Peſtilenzen. Weſtminſter iſt noch jetzt das Hauptquartier ſolcher Menſchenklaſſen. Kein Wunder, daß man auch große Gefängniſſe in dieſen Gegenden errichtete und auch Aſyle und Beſſerungs-Gefängniſſe für jugendliche Verbrecher baute.

Das Tothill-Corrections-Gefängniß für unreife, kindliche Verbrecher beiderlei Geſchlechts dehnt ſich denn auch wie eine große, vielſtrahlige, ummauerte Stadt innerhalb der Spitze des Winkels vom Weſtminſter-Dreieck aus und hat eine ſtarke Bevölkerung. Vor alten Zeiten waren grüne, lachende Felder (fields) hier und ſogar eine „Brautquelle“ (Bridewell), weshalb das Gefängniß auch manchmal noch „Bridewell“ heißt. Es beſteht innerhalb der „unerbittlich ſichern“ Mauern aus drei ganz beſonderen Gefängniſſen, die alle in Halbrad-Form gebaut ſind, d. h. mit Reihen ſpeichenförmig von einem Mittelpunkte aus ſtrahlenden Gebäuden. Die Mittelpunkte dieſer Halbräder liegen auf drei Seiten eines Vierecks. Die vierte Seite beſteht aus Ein- und Ausgängen, und die Fläche dieſes Vierecks aus Raſen-, Spiel- und Arbeitsplätzen. Es hat ſeine neue Beſtimmung ſeit 1850, als durch Parlamentsbeſchluß geſetzlich verordnet ward, daß von nun an alle andere Arten von Verbrechern von demſelben ausgeſchloſſen und es nur verurtheilte weibliche und männliche Verbrecher unter 17 Jahren aufnehmen ſolle.

Zwei der erwähnten Halbrad-Bauten ſind für weibliche, das dritte für männliche Verbrecher im Kindesalter. Erſtere können 600, letzteres 300 Gefangene aufnehmen, doch ſind alle drei in der Regel über das Maß gefüllt. Das für Knaben beſteht aus vier abgeſonderten, auseinander ſtrahlenden Flügeln mit luſtigen Räumen dazwiſchen. Jede einzelne Zelle iſt 8 Fuß lang, 6 breit und 9 hoch, ſchließt alſo 432 Kubikfuß Luft ein. Im Muſtergefängniſſe zu Pentonville ſind ſie über ein halbmal geräumiger und auch mit wirklichen Ventilations-Einrichtungen zu beſtändiger Erneuerung der Luft verſehen, während hier nur kleine Löcher in der Wand ganz ungenügend dazu dienen. Das Möbel der Zellen beſteht in eiſerner Bettſtelle mit Strohſack und Decken, einem kleinen Stuhle und des Nachts einem Zinkgefäße. Kein Tiſch. Die kleinen Fenſter oben ſind undurchſichtig und des Nachts durch Läden geſchloſſen. Kein Licht, kein Ofen, zu klein und ohne ordentliche Ventilation, auf die ſonſt in England mit Recht ſehr viel gegeben wird. Die Engländer ſind deshalb auch geſunder, als die Deutſchen, die weder ordentliche Ventilation, noch ordentliche Straßenreinigung, dafür aber deſto mehr Rinnſteine haben.

Die Zahl jugendlicher Verbrecher beiderlei Geſchlechts unter ſiebzehn Jahren in ganz England, die jährlich in Gefängniſſen beſtraft, freigelaſſen und wieder beſtraft werden, beträgt im Durchſchnitt 12,000 (während der letzten zehn Jahre), das ſind ungefähr 10 Proc. aller Gefängnißbewohner. Alle jugendlichen Perſonen unter 17 Jahren, die in England von Verbrechen ein Gewerbe machen, werden von Mayhew, dem großen Gefängnißkenner, auf 20,000 geſchätzt, wovon etwa 7000, alſo ein ganzes Drittel, allein auf London kommen.

Das ſind überraſchend große Zahlen, die ſich außerdem gut halten und mit der Zahl der Bevölkerung ziemlich ſtandhaft zunehmen, ohne daß die zahlloſen Anſtalten und Bemühungen für Beſſerung und Sittlichung jugendlicher Verbrecher eine merkliche Abnahme erzielen.

Wie geht das zu?

Mayhew ſchreibt darüber ſehr ausführlich. Er ſagt: Wie ſchlechte Luft und Rinnſteine und faule Pfützen Cholera und andere anſteckende Krankheiten erzeugen, liegt auch in unſern ſozialen Verhältniſſen eine Kraft moraliſcher Peſterzeugung und Verbrecher-Nahrung. Dieſe Verbrecher entſtehen nicht durch Armuth, Volksdichtigkeit, Mangel an Bildung oder Frömmigkeit, nicht durch Theuerung oder ſonſtige in der Regel angenommene Urſachen, wie ſich dies aus langjährig fortgeſetzten ſtatiſtiſchen Zahlenvergleichen deutlich ergiebt. Auch die Trunkſucht iſt nicht ſchuld, wie aus einem Vergleiche mit Preußen überraſchend nachgewieſen wird. In England werden ſo viel Spirituoſen getrunken, daß jährlich auf jeden Kopf $^3/_4$ Gallone kommen, in Preußen aber etwa 3 Gallonen! Ebenſo wird in Preußen beinahe doppelt ſo viel Bier von jeder Kehle getrunken, als in England, wo allerdings Bier und Spirituoſen durchweg viel ſtärker ſind.

Mayhew erklärt das Verbrecherthum in der ganzen Welt aus viel tieferen, allgemeineren Gründen; denn auch die Wilden haben ihre beſondern Verbrecher-Kaſten, wie z. B. die Hottentotten ihre „Sonquas,“ die Kaffern ihr „Fingoes.“

„Alle Menſchen in jedem Volke theilen ſich in Wanderer und Siedler, d. h. ſolche, die ſuchen und nehmen, was ſie zum Leben brauchen, wo und wie ſie's finden oder nehmen können, und ſolche, welche erzeugen, machen, hervorbringen, was ſie zu ihrem Leben und Lebensgenuſſe brauchen. Der Hauptunterſchied zwiſchen Thier und Pflanze iſt der, daß letzterer ihre Nahrung aus Boden und Luft zugeführt wird, während erſteres dieſes aufſuchen oder dafür arbeiten muß. Kein lebendiges Geſchöpf kann ſeine Füße in den Erdboden ſtecken und ohne Anſtrengung Nahrung daraus ſaugen, wie die Pflanze. Als die Pflanzenwelt noch Nahrung genug für dünn verſtreute, natürliche Menſchen lieferte, griffen dieſe eben einfach zu, wo ſie nahrhafte Früchte und Kräuter fanden, und es gab noch kein „Mein“ und „Dein.“ Mit der Zeit mehrten ſich aber die Menſchen und eigneten ſich gegen die Anſprüche Anderer beſtimmte Bodenflächen und deren Erträge an. Beſitz und Eigenthum der Einen wurde zum Verbot für die Andern. Die, welche ohne Beſitz und Eigenthum blieben, mußten zuſehen, wie ſie ſich Nahrung und Lebensbefriedigung verſchafften. Sie ſuchten ſie von den Beſitzenden zu bekommen, theils als Lohn für geleiſtete Arbeiten, theils durch Gewalt, Liſt oder auch künſtliche Vermehrung der Natur-Erträge. So entſtanden Ackerbau, Induſtrie, Diebſtahl, Raub, Krieg. Ruhigere, einſichtsvolle, kluge, gute Menſchen ſtrebten natürlich durch Arbeit mühſam zu erwerben, was rohere, leidenſchaftliche, wildere Naturen nach ihrer Anſicht leichter durch Gewalt und Liſt zu nehmen, zu rauben, zu ſtehlen verſuchten. Die Räuber und Krieger, die ſich auf dieſe Weiſe theils in einzelnen Gruppen, theils als förmliche Staaten, oder als höhere Klaſſen in Ackerbau-, Induſtrie- und Handelsſtaaten bildeten, dieſe Ritter und Adeligen alter Zeiten blickten mit Verachtung auf die Klaſſen, welche von Arbeit, von Ackerbau, Induſtrie und Handel mühſam und ehrlich lebten.

Die Bauern, Handwerker, Kaufleute waren in den Augen jener alten Barone, Grafen und Ritter „res, non personae,“ bloße Sachen, keine Perſonen, bloße Werkzeuge, Laſtthiere, während ſie ſelbſt als Jäger, Krieger, Räuber und gewaltſame Steuereinnehmer ſich auf ihren Burgen für höhere Weſen hielten. Der arabiſche Beduine iſt der jetzige Vertreter jenes alten Adels. Dieſe Beduinen leben als höhere, freiere Weſen, als Räuber und gewaltſame Steuereinnehmer. Kaufleute, Karavanen, Wanderer, die etwas haben und ihnen (oder denen ſie) zu nahe kommen, werden beraubt, d. h. zu einer Abgabe gezwungen, zu einem Ein-, Durch- und Ausgangs-, zu einem Schutz- und Finanzzoll. So machten es die Raubritter in alten Zeiten überall. Viele möchten dieſe Zeit wieder haben.

Wer jetzt vergißt, daß Induſtrie und alle Art von ehrlichem Erwerb als niedrig, ſklaviſch, bürger-canaillenhaft galt, unwürdig freier Männer, Räuber, Ritter, Krieger und Jäger, verſteht auch nicht, warum noch heute die Zigeuner- oder Verbrecher-Mutter zu ihrem Kinde ſagt: Wenn du gebetet haſt, ſo geh' und ſtiehl! oder warum noch heute die Verbrecher-Klaſſen — Stellvertreter jener alten Kaſte — alle Menſchen in „flats“ und „sharps“ eintheilen, in Flach- und Dummköpfe, die von ehrlicher Arbeit leben, und „ſcharfe“ gebildete, höhere Weſen, wie ſie ſelbſt, die irgendwie gleich fertige Waaren und Genüſſe wegnehmen.

Unſere Verbrecherklaſſen ſind deshalb eine Art Ueberbleibſel der alten Anſchauungen, die ſich noch nicht den Bedingungen der Civiliſation, der Arbeit, des Mein und Dein fügen wollen. Was die räuberiſchen Beduinen für die ehrlichen Fellah's, die diebiſchen „Lappen“ für die arbeitſamen Finnen, die Fingoes den Kaffern, die Sonquas den Hottentotten, die Zigeuner dem civiliſirten Europa überhaupt, die alten Raubritter, Jäger- und Kriegerkaſten den Bürgern und Bauern, das ſind unſere modernen Spitzbuben, Bettler, Vagabunden und gewerblichen Verbrecher aller Art den arbeitenden und gebildeten Klaſſen der Gegenwart.

Aber warum lernen ſie ſich nicht den in der That beſſer lohnenden

Digitized by Google

und mehr Lebensgenuß ſichernden ehrlichen Erwerbsquellen zuwenden? Darauf giebt's verſchiedene Antworten. Sie wiſſen's nicht, ſie glauben's nicht, ſie kennen die Schönheiten ehrlicher Arbeit und ehrlichen Lohnes nicht, oder ſie kennen nur die Erbärmlichkeit des Lohnes für Plack und Qual. Andere ſind durch Natur und Erziehung geneigter, lieber den Gefahren des diebiſchen, vagabundirenden, „freien" Lebens zu trotzen, ſtatt ſich ruhiger, feſſelnder Arbeit zu widmen.

Arbeit, Genuß durch und nach Anſtrengung iſt die Grundbedingung der heutigen Bildung. Wer ſich dieſer nicht fügt, wird zum Verbrecher, d. h. er nimmt (für ihn leichter und gewinnreicher) die Mittl für ſein Leben Andern weg. Einer der Aufſeher im Millbank-Gefängniſſe verſicherte, daß einige der gefangenen jungen Bengel ſich ordentliche Reiſige und Knappen des langen Fingers gehalten und als Hauptmänner oft funfzig Pfund Sterling — beinahe 350 Thaler — wöchentlich „reinen" Gewinn gehabt hätten.

Ein Falſchmünzer ſagte aus, daß er durchſchnittlich fünf Pfund wöchentlich durch bloßes Ausgeben falſchen Geldes verdient habe. Ein Einbrecher wies nach, daß er 14 Wochen hinter einander — jede Woche 100 Pfund „gemacht." Bei den Taſchendieben hat ſich als Durchſchnitt herausgeſtellt, daß erſt auf Eintauſend glückliche Griffe ein mißlungener, d. h. eine Ertappung komme, und das Jahr mit „ſieben Monate aus und fünf in" (ſieben Monate außerhalb des Gefängniſſes und fünf innerhalb) hingehe.

Der geübte „Swell-mobsman" (der bei natürlichem oder künſtlich gemachtem Menſchengedränge Börſen ſtiehlt) findet im Durchſchnitt wöchentlich funfzig Börſen in den Taſchen Anderer und dann in ſeiner.

Wie können wir dieſem lachenden Verbrechen begegnen, die Verbrecher-Klaſſen dazu bringen, ehrlich zu erwerben? Wir müſſen das Verbrechen weniger, ehrliche Arbeit mehr lohnend machen. Alle andern Mittel ſind unzureichend oder geradezu verkehrt. Arbeit muß lohnend, ehrend, angenehm, wenigſtens das angenehmſte Mittel des Lebens und Genuſſes werden. Dazu gehört vor Allem, daß liederliche, verbrecheriſche Menſchen, die keine lohnende Arbeit verrichten gelernt haben, ſolche lernen. Das giebt ſchon die nöthige Bildung, nämlich Selbſtvertrauen auf eigene, ehrliche Kraft. Aeltere Verbrecher lernen das ſelten ordentlich. Aber in dem nachwachſenden Geſchlechte, den Kindern ſolcher Verbrecher-Klaſſen, die jetzt durchweg wieder zu Verbrechern anwachſen, ſollte man die Saat für ehrliche Arbeit und Bildung einſtreuen. Was macht man aber mit dieſen Kindern? Man beſtraft ſie für allerhand kleine Vergehen, noch ehe ſie arbeiten, Ehrlichkeit, redlichen Erwerb kennen gelernt, ehe ſie überhaupt in ein verantwortliches Alter getreten.

Die koloſſalen Anſtalten des Tothill-Gefängniſſes beweiſen es. Nach einer Berechnung Mayhew's waren jährlich 313 Knaben unter 14 Jahren wegen Diebſtahls im Werthe unter ſechs Pence (5 Sgr.) beſtraft worden. Die Strafen dauerten in der Regel nicht lange. Nach Abſitzung derſelben wurden ſie ſtets wieder auf die Straße geworfen, zu ihren verbrecheriſchen Angehörigen, in die Schlupfwinkel des Laſters entlaſſen. Sie lernen zwar im Gefängniſſe etwas leſen und ſchreiben, aber dieſe eingezwungene „Bildung" iſt ebenſowenig Kultur, wie Meſſer und Gabel ein gutes Mittagbrod ſind.

Unter den engliſchen Verhältniſſen des Gefängnißweſens iſt das Verhältniß der Verbrecher zu ordentlichen Leuten (15 zu je 10,000) ſich Jahre lang immer ziemlich gleich geblieben. Das Tothill-Gefängniß iſt geradezu eine Verbrecherſchule. Von 9000 beſtraften Kindern (1851—1855) waren 6000 für vier kleine Vergehen, für welche Kinder ſonſt nur mit etwas Prügel oder Hunger beſtraft werden, in Gefängnißkleider geſteckt worden, die übrigen 3000 wegen Steinwerfen, muthwilligen Ziehens an Klingeln, Skandal auf Straßen und ſonſtigen bloßen Flegeleien oder kindiſchen Rohheiten, die ſonſt nie und nirgends an Kindern mit Gefängniß und Zuchthausjacke gerügt werden.

Im Innern des Gefängniſſes ſieht es zunächſt ungemein freundlich aus. Iſt man erſt hinter dem 60 Centner ſchweren Eingangsthore, hat man einen ungemein ſchönen Park und Garten und das Haus des Directors vor ſich. Zwiſchen den Wegen und auf dem Raſen ſonnen ſich ſchnurrend blinzelnde Katzen und hopſt hier und da ein Kaninchen. Aber weiter oben führt ein grimmiges Thor in das Innere der Knabengefängniß-Gebäude mit Reihen troſtlos blickender, eiſenvergitterter Fenſter zwiſchen den fünf auseinander ſtrahlenden Gebäuden, deren langdreieckige Zwiſchenräume zum Exerciren und ſonſtigen körperlichen Uebungen dienen. Am Morgen meines Beſuches wurde in einem ſolchen Hofe grade „Oakum" für den Tag an die Jungen vertheilt, d. h. alte, pechverſitzte Stückchen Taue zum Zerzauſen und Lockern für neue Seilerarbeit. Den größeren Jungen wurden je zwei, den kleineren je 1½ Pfund davon zugewogen. Damit gingen ſie, Einer nach dem Andern, in den „Oakum-room," den Arbeitsraum, und ſetzten ſich in langen Reihen auf ihre Bänke, ſchweigend, zupfend, zerrend, reißend, ſo daß die Luft bald mit Fuſſeln und Pechgeruch erfüllt war. Es war Morgens um 7 Uhr. Die Arbeit bis 4 Uhr Nachmittags wurde durch Frühſtück 8½, Gottesdienſt 9½, Uebung im Freien und Schule (für je beſtimmte Abtheilungen) 10½ und um 2 Uhr durch Mittageſſen unterbrochen, ſo daß die entſetzliche Langweiligkeit und Anſtrengung dieſes Oakum-Zupfens (der Schrecken aller Gefängnißvögel) wenigſtens erträglicher wird. Man ſagte mir, daß die Jungen in Tothill im Durchſchnitt jährlich 30 Tons = 600 Centner zupfen. Für das Zupfen jedes Centners werden 1 Thlr. 10 Sgr. bezahlt, ſo daß jeder Junge jährlich höchſtens 6 Thaler verdient. Das iſt ein jämmerliches Ergebniß für ſo viele Qual, die außerdem erbittert und die jugendlichen Finger für geſchicktere Arbeit verdirbt. Der Anblick dieſer Hunderte von Kindern und Knaben in ihren grauen Gefängniß-Uniformen und mit ihren Nummern darauf, dieſer langen, einförmigen, ſtummen Reihen in geſpenſterhafter, unheimlicher, troſtloſer Zwangsarbeit — dieſe maſſenhafte, zu Verbrechern geſtempelte, uniformirte, numerirte Kindlichkeit, die von Natur zum Lachen und Lieben, zum Spielen und Springen, zur Erziehung und Pflege unter liebenden Mutter-Augen beſtimmt iſt, machte einen unvergeßlich troſtloſen Eindruck, der nur durch den Beſuch des Mädchen-Zuchthauſes überboten ward. Wir erfuhren, wie auch Mayhew durch genaue Nachweiſe beſtätigt, daß die meiſten Knaben und Mädchen, wenn einmal hier geweſen, wieder und immer wieder — 3 bis 20mal — wiederkommen und endlich in einer Strafanſtalt für Erwachſene enden. Alſo wirkliche Schulen zur Erziehung von Verbrechern, ſtatt Corrections-Anſtalten, wie ſie heißen. Dieſe Knaben und Mädchen ergänzen immer wieder die 15 Verbrecher auf je 10,000 Einwohner. Von dieſen je 15 ſind durchſchnittlich 12 gewerbliche Verbrecher, die ſo geſchäftsmäßig von Diebſtahl, Raub und Betrug leben, wie andere Leute von Gewerbe und Handel.

Draußen auf dem Uebungsplatze fragte ich mehrere Knaben über ihre Verhältniſſe. Ich will nur folgende Fälle anführen.

Ein Junge mit Nr. 14 am Arm (d. h. zum 14. Male hier) antwortet auf die Frage, wo er wohne.

„Nr. 21, Georgeſtreet, Grays Innlane (wo die irländiſche Verbrecherwelt ſich zuſammenzieht)."

„Dort leben Vater und Mutter?"

„Ja. Ich ſelbſt wohne Schlafſtelle wo anders."

„Warum nicht mit den Eltern?"

„Weil Vater mir nichts giebt, wenn ich nicht arbeite."

„Wird er dich nicht aufnehmen, wenn du hier herauskommſt?"

„No, that he won't — Nein, das wird er nicht."

„So gehſt du wohl wieder Schlafſtelle und ſtehlen?"

„Yes! I goes out thieving with other boys. — Ja! Ich gehe ſtehlen mit andern Jungen" — war die ungenirt offene Antwort. Dann fügte er mit ſtolzem Lächeln auf ſeine 14 zeigend hinzu:

„Vierzehnmal hier geweſen: viermal 3 Monate, dann mal 14 Tage, dann wieder manchmal 2 Monate und ſo und ſo viel Monate — weiß nicht."

„Alſo und wieder ſtehlen, wenn du jetzt herauskommſt?"

„Yes, of course! What else? — Ja, natürlich, was ſonſt?"

Das war alſo einer von den bereits ausgemachten, gewerblichen Dieben. Aber die kleineren, wirklich unſchuldigen, wegen bloßer Streiche beſtraften Jungen? Wir fragten dann noch 10 Jungen:

„Weshalb biſt du hier?"

Vier Antworten hinter einander:

„Heaving stones, Sir! (Steinwerfen).

Heaving stones!

Heaving stones. I, 4 times before.

Heaving stones!"

Sie mußten wieder in den Kreis treten und mit den andern Jungen ihre Exercitien beenden. Dieſe beſtehen im bloßen raſchen Laufen rundum in einem vorgezeichneten Kreiſe, im Sommer langſamer, bei kühlem und kaltem Wetter im raſchen Hundetrab. Ein jammervoll lächerlicher Anblick, dieſe in Zuchthausjacken uniformirten Kreiſe von Jungen mit den ſchweren, ungewohnten Stiefeln an den ſonſt barfußigen, ſchnellen Beinen! Dieſes Stulpſen und Schleppen und Schlurfen immer im Kreiſe, immer rundum unter den Augen der „Warders," die keine Abweichung von dieſem troſtloſen, alle Tage wiederholten Einerlei dulden!

Wir gingen bald nach dieſer Scene in eine Abtheilung des Mädchen-Gefängniſſes, wobei wir von einer Aufſeherin erfuhren, daß die Zahl der Mörderinnen im Verhältniß zu Mördern während der letzten

Digitized by Google

20 Jahre furchtbar zugenommen habe. Im Jahre 1842 ſeien noch 70 Mörderinnen auf je 100 Mörder gekommen, 10 Jahre ſpäter in beſtändiger Zunahme 124 auf 100, und jetzt (9 Jahre ſpäter) 143 Mörderinnen auf je 100 Mörder. In den Londoner Gefängniſſen gehen ſtets 12,000 weibliche Verbrecher als Sträflinge aus und ein. Davon ſind 800 oder über 6 Proc. jugendliche Verbrecherinnen unter 17 Jahren, alſo entweder hier in Tothill oder hier geweſen.

Am Tage unſeres Beſuches waren die beiden Abtheilungen des Gefängniſſes von 611 Mädchen unter 17 Jahren bewohnt.

Wie viel künftige Mörderinnen darunter?

Wir thaten zuerſt einen Blick in die Schule, wo die weißhaubigen, blauweißfleckig egal gekleideten Mädchen eben ſchrieben. Einige Kindergeſichter ſahen hübſch, die Meiſten aber ſchon ziemlich unverſchämt aus, als ſie uns ohne Verlegenheit, Einige ſtier großäugig, Andere mit ſchamloſen Grinſen (kein Einziges erröthend oder beſchämt) muſterten und ſo lange anſahen, bis ihnen geheißen ward, fortzufahren.

In der Klein-Verbrecherinnen-Schule daneben ſah es noch unglückſeliger aus. Reihen von uniformirten kleinen Mädchen auf kleinen Bänken mit Schiefertafeln. Die Aufſeherin ließ das jüngſte aufſtehen.

„Weshalb biſt du hier?"

„Paar Schuhe geſtohlen," war die jetzt noch erröthende Antwort.

„Warum haſt du die Schuhe geſtohlen?"

„'Cause I had'nt got none of my own — Weil ich ſelbſt keine hatte."

„Hat drei Monate," ſagte die Aufſeherin.

Dann kam eine Zehnjährige an die Reihe.

„What are you in for? — Weshalb biſt du hier?"

„Bad money, please, sir. Aunt gave it me. — Falſches Geld ausgegeben. Von Tante dazu erhalten."

Alſo weil die Tante das arme Kind ausgeſchickt hatte, um falſches Geld für richtiges anzubringen. Zehn Jahr alt!

In andern Räumen ſahen wir Hunderte von Kindern und Mädchen, verbrechen- und ſtrafuniformirt, Oakum zupfen, ſtrohflechten, ſtricken, waſchen, und zwar für das Irrenhaus zu Hanwell.

Die Abtheilung für's Stricken — über ein Dutzend lange Reihen von uniformirten, behaubten Mädchenköpfen mit uniform geſchäftigen Händen, Alle ſchweigend, ſo daß das Geknitter und Geklirre der Nadeln allein die Stille ſo vieler jungen, lebenskräftigen Geſchöpfe unterbrach, gab uns mehr zu ſehen, zu denken und zu trauern, als ein hundert Trauerſpiele. Sie zuſammen halfen eben das funfzigſte Tauſend von jugendlichſten Verbrecherinnen (ſeit 1851) voll machen. Ueber 10,000 waren zum viertenmale hier geweſen. Vielen ſah man ſchon die ganze, abgehärtete Schamloſigkeit der lüderlichſten und verwahrloſeſten Geſchöpfe an. Zwiſchen ihnen noch nicht verdorbene, kindlich reizende, unſchuldige Kinder — Alle dem Verderben geweiht.

„Manche antworteten, noch nicht 17 Jahre alt, auf die Frage: „Weshalb hier?" mit der Miene alter Garde ganz frech und ſtolz: „Streets, Sir!" — eine lakoniſche Umſchreibung für das Laſter feiler Preisgebung.

Zu Ende kehren wir zum Anfang zurück, zum Morgen, als Jungen und Mädchen nach Verlauf ihrer Strafzeit entlaſſen wurden. Einzeln aufgerufen und ermahnt in einer Vorhalle und dann beim Namen gerufen mit der Frage: Jemand hier, ihn (oder ſie) in Empfang zu nehmen? wurden ſie Alle — Alle auf die Straße hinausgetrieben, gingen ſie Alle, Alle, Alle davon, ohne einen Vater, eine Mutter, einen Angehörigen, nur ein einziges dieſer unglücklichen Kinder in eine Heimat, an ein Herz zu nehmen.

## Nord-Amerika.

### Zur Geſchichte der Vereinigten Staaten, nach Carl Friedrich Neumann.*

Wir haben in den letzten Jahrgängen unſerer Zeitſchrift mehrfach Gelegenheit gehabt, Bücher und kleinere Schriften zu beſprechen, welche die Geſammtgeſchichte der nordamerikaniſchen Freiſtaaten oder einen Abſchnitt derſelben zum Gegenſtande hatten. Ihnen reiht ſich würdig das vorliegende Werk an, das den ausgezeichneten Sinologen K. F. Neumann, der ſich auch früher ſchon um die Geſchichte Amerika's Verdienſte erworben, zum Verfaſſer hat. Was Gründlichkeit und Umfang der Forſchung, die ein wahrhaft erdrückendes Material zu bewältigen hatte, betrifft, ſo läßt wohl das in ſeinem erſten Bande vorliegende Werk wenig zu wünſchen übrig; als Geſchichtswerk thut ihm aber jedenfalls ein etwas ſehr ſtark prononcirter — man könnte ſagen: radikaler — Standpunkt nicht unbedeutenden Abbruch, und man kann kaum umhin, der Meinung der engliſchen Beurtheiler, über die ſich der Verfaſſer im Vorworte beklagt, zum Theil beizutreten. Ein hoher Grad von Objectivität, von Unparteilichkeit thut dem Geſchichtsſchreiber, der in jedem Falle eine Art Schiedsrichter — und Schiedsrichter in höchſter Inſtanz — ſein ſoll, ſelbſt da Noth, wo er ſich mit Beſtimmtheit auf die eine Seite ſtellt. Die Geſchichte Nordamerika's würde an Intereſſe, an Stoff zur Belehrung nichts verloren haben, wenn auch der Ton gegen die Feinde der Amerikaner, gegen monarchiſche Inſtitutionen u. ſ. w. etwas weniger herb und hart geweſen wäre, wenn man etwas weniger gemerkt hätte, auf welche Seite der Verfaſſer tritt, ja, daß er in gegenwärtiger Zeitlage unioniſtiſcher, als die Unioniſten, abolitioniſtiſcher als die Abolitioniſten und amerikaniſcher als die Amerikaner iſt. Die völlig ruſſiſchen — man könnte ſagen Murawiew'ſchen Gewaltmaßregeln — die S. XVI. der Vorrede aus reiner uneigennütziger Begeiſterung für die Sache des Nordens den Herren in Waſhington zur Unterdrückung der Südländer angerathen werden, ſetzen doch wohl bei einem Geſchichtsſchreiber einigermaßen in Verwunderung. Wir bemerken das mit Bedauern, weil ſich (und nicht blos hier) ein völliger Kultus des Zelotismus — auf dieſer Seite wie auf der entgegengeſetzten — zu bilden ſcheint, der jede Vermittelung, jede ruhige Betrachtung für verächtlich oder für verbrecheriſch erklärt.

Wie groß die Begeiſterung unſeres Verfaſſers für Amerika iſt, möge nur Eine Stelle zeigen:

„Preis und Lob unſern Deutſchen und allen Europäern, welche jetzt in großer Zahl herbeikommen, um unter Waſhington's Panier, mittelbar oder unmittelbar, für die Freiheit zu wirken. Die Ueberſiedelung iſt in dieſem Jahre (1863) ſo ſtark, wie ſie jemals geweſen; ſie wird wohl noch vor Jahresende die Zahl zweimal hunderttauſend erreichen. Natürlich! Sind doch den Einwanderern niemals zuvor größere Vortheile geboten worden. Hoher Tagelohn, wohlfeile Lebensmittel, wohlfeiler Grundbeſitz, und vermöge des im vorigen Jahre (20. Mai 1862) erlaſſenen Geſetzes, eine unentgeltliche Heimſtätte von 80 bis 160 Acker Landes für jedes Familienoberhaupt männlichen oder weiblichen Geſchlechts, dann für jeden jungen Mann von 21 Jahren und ſelbſt für jeden Minderjährigen, welcher nur 14 Tage während des Krieges in der Armee oder Marine gedient hat.... Vor Allem aber Ehre und Ruhm jenen ſeit Jahren der Union eingefügten deutſchen Landsleuten, die maſſenhaft für die Republik, für ihr neues freies Vaterland, für die Achtung der Arbeit zum Schwert gegriffen und maſſenhaft auf den zahlreichen Schlachtfeldern ihr Blut vergoſſen haben: Sigel, Roſenkranz, Hecker, Schurz, Willich, Oſterhaus, Weigel."

Von Sigel und Hecker dürfte es ziemlich feſt ſtehen, daß ſie in Betreff der amerikaniſchen Herrlichkeiten zu einer etwas kühleren Auffaſſung gelangt ſind. Iſt doch ſelbſt der gewiß hochbegeiſterte Struve ziemlich abgekühlt nach Deutſchland zurückgekommen und hat ſehr vernünftige Ideen über Amerika ausgeſprochen, die darauf hinauslaufen, daß auch das Land der freieſten Inſtitutionen ſeine ſtarken Schattenſeiten hat.

Herr Neumann begeiſtert ſich für einen endlichen entſcheidenden Sieg der Nordſtaaten, welcher ſicher das Ende der Sklaverei und Junkerei in Amerika bringen werde. Es iſt möglich, es iſt glaublich, ja ſelbſt wünſchenswerth, daß die Union den Sieg erficht und die Einheit herſtellt; aber hat man es denn noch nicht erlebt, daß der Beſiegte ſeinen Sieger gezwungen hat, gewiſſe Manieren anzunehmen, die ſeine urſprünglichen Intentionen ſehr ſtark modificiren? Hier wird den Nordländern gerathen, genau dieſelbe Politik zu befolgen, wie ſie unter allgemeiner Mißbilligung des civiliſirten Europa's, die Ruſſen in Polen befolgen: Suſpendirung der Geſetze, Niederhaltung durch jede Art Zwang, Deportation in entlegenen Gegenden — ſelbſt auf die Gefahr hin, „daß viele Unſchuldige unter dieſen harten Maßnahmen leiden und ſelbſt ihren Tod finden" (S. XVII) „Wohlan, heißt es weiter, ſie ſind in der Schlacht gefallen, ein Opfer für die Freiheit von Millionen."

Ueber dieſen Punkt urtheilt Struve ſehr beſonnen. Er meint, wenn die Nordländer den Süden beſiegen, ſo brauchen ſie, um ihn in dem erwünſchten Zwange zu halten — jedenfalls Soldaten. Er augurirt, Amerika wird in künftiger Zeit ein großes ſtehendes Heer halten müſſen, man wird dafür, — und thut es ſchon jetzt — viel Steuern zahlen, man

* Geſchichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Von Karl Friedrich Neumann. Erſter Bd. (Bis zur Präſidentſchaft Jefferſon's) Berlin, Karl Heymann (A. E. Wagner) 1863.

Digitized by Google

wird die Conſcription einführen — kurz und gut, Amerika wird Europa um ein Bedeutendes ähnlicher werden. Es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen.

Wir meinen alſo, ohne den Sympathien des Verfaſſers zu nahe treten zu wollen, er hätte gut gethan, dieſe hohe Begeiſterung für amerikaniſche Freiheit einige Grade herabzuſtimmen, und nicht ſo unbedingt alles Lob, alle Herrlichkeit für die Männer in Beſchlag zu nehmen, die auf der Seite der amerikaniſchen Demokratie ſtanden.

Indeß es iſt möglich, daß wir hierin hinter der Zeit zurück ſind, und den Fortſchritt nicht gehörig würdigen, der darin liegt, daß man in Deutſchland die engliſche Weiſe, Geſchichte zu ſchreiben, adoptirt — nämlich ſie nach dem Parteiſtandpunkte entweder toryſtiſch oder whiggiſtiſch aufzufaſſen.

Wir geſtehen alſo, eine etwas objectivere Färbung wäre uns bei einem ſonſt ſo tüchtigen, auf ſolide Studien gegründeten Werke lieber geweſen, obgleich wir anderntheils ſehen, daß der Verfaſſer uns das übel nehmen wird, da er jede zu Ungunſten des Nordens ausgeſprochene Anſicht für ein Vergehen hält (S. IX), und uns zumuthet, nur die aus dem Norden kommenden Nachrichten als echt und glaubwürdig anzuſehen.

Die Demokratie iſt in Amerika auf ganz naturgemäße Weiſe erwachſen und weit älteren Datums, als von der Unabhängigkeits-Erklärung ab. Das iſt im erſten Buche, welches von der Gründung der Kolonien und deren Verfaſſungen handelt, ſehr gut auseinandergeſetzt.

„Die britiſchen Anſiedelungen waren vom Beginne Demokratien, aus welchen ſich die Vereinigten Staaten naturgemäß entwickelt haben. Eine ſoziale Revolution iſt niemals nothwendig geweſen, weshalb Amerika auch von den Gefahren einer Gegen-Revolution, wie gewöhnlich in Europa, verſchont geblieben. Die Freibriefe der Kolonien ſind, wenn auch zum Theil unbewußter Weiſe, aus dem Grunde der Volks-Souverainetät hervorgegangen. Die Bürger beſchließen mittelbar oder unmittelbar, was ihnen gut und vortheilhaft und vollziehen das Beſchloſſene rückſichtslos.

„Nach ihrem Urſprunge unterſcheidet man dreierlei Arten, freibriefliche, grundherrliche und königliche Kolonien. Der Unterſchied iſt weſentlich. In den freibrieflichen Niederlaſſungen ſind die Einwohner Eigenthümer alles Landes, welches ſie von Geſellſchaften, von der Krone oder den Indianern erworben haben. Die Gauen wurden, wie die Deutſchen mit den eroberten römiſchen Provinzen verfuhren, gleichmäßig, oder nach einer im Voraus beſtimmten Norm unter die Genoſſen vertheilt. Die Aecker blieben freier Grundbeſitz, ohne irgend einen Bodenzins.... Ihre Verfaſſung wurde von den Koloniſten in ſelbſtändiger Weiſe, je nach Bedürfniß und Belieben, auf breiter, demokratiſcher Grundlage aufgebaut, deren Beſtätigung man durch eine königliche Urkunde zu erlangen ſuchte. So iſt namentlich in Neu-England geſchehen. Die Anſichten der Kolonien und der Krone über die Kraft ſolcher Freibriefe waren vom Beginne grundſätzlich verſchieden. Die Kolonien betrachteten ſie als feierliche Verträge, geſchloſſen zwiſchen zwei gleichberechtigten Parteien, welche ohne gegenſeitige Zuſtimmung weder aufgehoben noch abgeändert werden können. Hingegen nahmen Krone und Parlament das Recht in Anſpruch, die, wie man ſich ausdrückte, gnädiglich verliehenen Verfaſſungen ganz oder theilweiſe zu beſeitigen, was auch wiederholt geſchehen.

„Grundherrliche Kolonien ſind ſolche, wo einer oder mehrere Feudalherren, vermöge eines königlichen Lehenbriefes, die Eigenthümer ſind von Grund und Boden. Sie konnten nach Belieben über ihr Eigenthum ſchalten, den Anſiedlern dieſe und jene Bedingniſſe innerhalb ihres Lehenbriefs auflegen. Sie nahmen, gleichwie die Krone in den freibrieflichen Kolonien, das Recht in Anſpruch, die Freiheiten oder Verfaſſungen, welche ſie, um Leute herbeizuziehen, gewährten, nach Belieben zu ändern und aufzuheben. Daher unaufhörliche Reibungen und Streitigkeiten zwiſchen der Herrſchaft und den Grundholden, in Maryland, in den Karolinas und Pennſylvanien.

Die Koloniſten appellirten an die Krone, welche ſich für befugt hielt, die Verleihungsurkunden der Eigenthümer abzuändern oder ganz zu beſeitigen. Hat die Krone nicht zeitig eingegriffen, ſo ſind wohl, gleichwie in Süd-Karolina, Empörungen ausgebrochen. Die grundherrlichen Beamten wurden davongejagt und aus der Mitte der Inſaſſen gewählte Behörden ernannt, lehrreiche Vorſpiele zur Unabhängigkeits-Erklärung ſämmtlicher Kolonien in ſpäteren Tagen.

„Die königlichen Kolonien ſtanden unmittelbar unter der Krone, welche, wie bei New-York geſchehen, zu Zeiten ein despotiſches Regiment führen wollte. In den grundherrlichen Anſiedelungen, hieß es, haben die Bewohner, vermöge des Lehensbriefes der Herrſchaft, das Recht der Repräſentation; in den königlichen könne die Repräſentation gegeben oder geweigert werden. Doch war es kaum jemals möglich, dieſe Willkür gegen den Freiheitsdrang der Bevölkerung längere Zeit zu behaupten. Die Krone mußte auch in dieſen unter ihrer unmittelbaren Herrſchaft ſtehenden Gemeinweſen Verfaſſungen gewähren, welche durchgängig noch dem Muſterbilde in der Heimat zugerichtet waren."

Alle Länder der neuen Welt, auf welche die Engländer, vermöge der erſten Entdeckung, die unter Eliſabeth geſchehen war (daher Virginien genannt), rechtliche Anſprüche hatten, oder zu haben glaubten, wurden von König Jakob I. unter zwei Compagnien vertheilt, nach der Lage ihrer Beſitzungen die ſüdliche (auch die von London) und die nördliche (die von Plymouth, ſpäter von Neu-England) geheißen. Beide Geſellſchaften erhielten die Befugniß, längs der Küſte vom 34.—45. Breitengrade, dann im Binnenlande von Meer zu Meere Kolonien anzulegen, mit der Verpflichtung, die chriſtliche Religion unter den Wilden zu verbreiten. Die Koloniſten und ihre Nachkommen ſollten in jeder Beziehung Engländer bleiben dürfen und alle Freiheiten und Sonderrechte innerhalb der amerikaniſchen Anſiedelungen genießen, als wären ſie im Mutterlande geblieben.

Zur Regierung der Compagnien und ihrer Niederlaſſung ordnete der König zwei Räthe an, von denen der eine ſeinen Sitz in England, der andere in Amerika haben ſollte. Mit eigner Hand ſchrieb Jakob ein Geſetzbuch für Virginien, das natürlich den Vortheil der engliſchen Krone und der biſchöflichen Kirche nicht vergaß, übrigens auf dem in England gültigen Rechte beruhte. Die erſten Anſiedler waren Leute, die aus den gewöhnlichen gemeinen Gründen ihre Heimat verließen, nicht politiſche Flüchtlinge, nicht wegen ihrer Religion verfolgte, ſondern Leute, die ſich in der Fremde bereichern, oder die in der Heimat beſondern Unannehmlichkeiten entgehen wollten. Darunter waren beſonders Edelleute von zweideutigem Charakter; Ackerbauer und Gewerbsleute gab es nur wenige; Juweliere, Goldwäſcher und Goldſchmiede hatte die Hoffnung auf Schätze gelockt. Die Anſiedler Virginiens glichen in vielen Beziehungen denen der ſpaniſchen und portugieſiſchen Kolonien; auch ſie liefen mehrfach Gefahr, durch Leichtſinn und Verbrechen zu Grunde zu gehen. Ein bedeutender Mann war der Kolonieführer John Smith, ein Abenteurer, der als Soldat gegen die Spanier in den Niederlanden, gegen die Türken in Ungarn gefochten, der als Gefangener Konſtantinopel und die Krim geſehen, von da nach Ermordung ſeines grauſamen Herrn zu den Ruſſen am Don geflohen war, und dann ſich in den Donaugegenden, Deutſchland, den Barbareskenſtaaten und Marokko herumgetrieben hatte.

Im December 1606 verließen drei kleine Fahrzeuge England mit 105 Koloniſten, vorzüglich Männern, und landeten nach langer ſtürmiſcher Fahrt in der Cheſapeakbucht am 26. April 1607. Den Fluß hinaufſegelnd, den die Indianer Pohadan, die Engländer ihrem Könige zu Ehren Jamesfluß nannten, gründeten ſie an ſeinen lieblichen Ufern die erſte Niederlaſſung, Jamestown geheißen. Trotzdem daß Neid und Eiferſucht rege waren, wurde doch Smith wiederholt zum Statthalter erhoben, weil er allein Einſicht und Kraft genug beſaß, die Anſiedelung aus mannigfachen Nöthen, welche Klima, Krankheit, Indianer über ſie brachten, zu erretten. Er war ein muthiger, aufrichtiger und uneigennütziger Mann.

Einmal war er ſogar in Gefangenſchaft bei den Indianern, die damals noch „einen Kaiſer" hatten.

„Ich gerieth in Gefangenſchaft," heißt es in ſeiner allgemeinen Geſchichte Virginiens, „wurde auf und ab geführt im Indianerlande und als Wunder vorgezeigt. Endlich mußte ich vor dem Kaiſer Pohatan erſcheinen. Mehr als 200 furchtbar ausſehende Hofherren ſtanden herum und beſahen mich wie ein Ungeheuer. Pohatan ſaß auf einer Art Bettgeſtelle in Häuten gekleidet, deren Schwänze allenthalben herabhingen. Oben ſaß ein junges Frauenzimmer im Alter zwiſchen 16 und 18 Jahren. Auf beiden Seiten des Hauſes ſtanden lange Reihen von Männern; hinter ihnen Weiber, Kopf und Schultern roth angeſtrichen. Viele trugen weiße Vogelfedern auf dem Kopfe und Schnüre weißer Kügelchen oder Perlen um den Hals. Bei meinem Eintritt erhoben ſie ein furchtbares Geſchrei. Die Kaiſerin brachte Waſſer, um mich zu waſchen, und einen Bund Vogelfedern, um mich abzutrocknen. Nachdem ich in ihrer barbariſchen Weiſe gegeſſen und getrunken hatte, hielten ſie eine lange Rathsverſammlung.

„Endlich wurden zwei große Steine vor Pohatan gebracht, ich dahin geſchleppt, mein Kopf dazwiſchen gelegt, um mit Keulen erſchlagen zu werden. Pocahontas, die Lieblingstochter des Kaiſers, bat um mein Leben. Es wurde ihr abgeſchlagen. Da umſchlang ſie meinen Kopf mit ihren Armen, um mich vom Tode zu erretten. Alsbald begnadigte mich der Kaiſer und befahl, ich ſollte ihm Hackebeile, der Tochter Glöcklein, Kügelchen und Knöpfe machen. Die Leute glaubten, ich könnte alle Arbeiten verrichten gleichwie ſie ſelbſt. Ihr eigner Kaiſer macht ſich ſeine Kleider, ſeine Schuhe, Pfeile und Töpfe; er pflanzt, arbeitet und jagt, wie jeder ſeiner Unterthanen.

„Pocahontas brachte ihren Freund nach Jamestown zurück und lei-

Digitized by Google

ſtete der Anſiedelung bei vielen Gelegenheiten große Dienſte. Sie ließ ſich taufen, heiratete einen Koloniſten, John Rolfe, und ging mit ihm nach England, wo ſie ſtarb in verhältnißmäßig jungen Jahren. Die Nachkommen ihres einzigen Sohnes Thomas Rolfe, oder ſolche, welche ſich für Nachkommen „der indianiſchen Kaiſerstochter" ausgeben und halten, ſind heutigen Tages noch zahlreich in Virginien. Die Randolph erfreuen ſich der Verwandtſchaft der Rolfe oder Bowling. Der erſte Präſident des erſten Kongreſſes der Vereinigten Kolonien, John Peyton Randolph, ſprach wohl zu Zeiten mit ſtolzem Bewußtſein, in den Adern der Randolph rolle Blut einer indianiſchen Kaiſerstochter."

Auch Jefferſon's Mutter war eine Randolph. König Jakob war kein dummer Mann; er nahm es Herrn Rolfe ſehr übel, daß er ſich ſo weit verſtiegen, eine Kaiſerstochter zu ehelichem, und meinte ſehr bedenklich: „Wer weiß, ob nicht die Nachkommen des Pohatan die Herrſchaft über Virginien in Anſpruch nehmen?" — Ja wer weiß? — Was nicht iſt, kann noch werden, wenn es nur Kaiſer Napoleon erfährt. Hat man nicht nachgewieſen, daß in den Adern der Kaiſerin Eugenie das Blut des Montezuma rollt, und damit Anſprüche derſelben auf den Thron Mexiko's begründen wollen? Schade, daß kein Randolph eine Bonapartiſche Prinzeſſin geheiratet hat.

„Die Heirat des Rolfe gehört zu den ſeltenen Ereigniſſen. Die Angelſachſen meiden, was Spanier und Portugieſen zu ihrem Nachtheile nicht gethan, die Vermiſchung mit anderen Raçen und haben ſich dadurch in urſprünglicher Kraft und Würde erhalten. Solche Zurückhaltung erregte den Mißmuth der Eingebornen; denn die Indianer wünſchten Verſchwägerungen. Auch fehlte es nicht an Zänkereien und gegenſeitigen Beſchuldigungen; doch iſt bis zum Tode des Pohatan, welcher eine herzliche Neigung zu ſeinem Enkel faßte, der Friede erhalten worden. Sein Nachfolger erneuerte die alten Verträge: „So lange Sonne und Mond dauern, ſoll Friede bleiben zwiſchen uns und euch." Dieſrr Eid diente blos, um die Fremden ſicher zu machen und mit einem Schlage zu vernichten. Am beſtimmten Tage wurden die im Lande zerſtreuten Anſiedler überfallen und in wenigen Stunden unter gellendem Geſchrei deren 347 ermordet, Männer, Frauen und Kinder. Ein Ausrottungskrieg gegen die Indianer war die Folge."

Die Zuſtände in der Kolonie waren nicht die glänzendſten; die Handelsgeſellſchaft, welcher die ausſchließliche Sorge für dieſelbe oblag, kümmerte ſich wenig um das Wohl der Anſiedler. Sie wollte Gewinnſte machen, Minen entdecken, eine kürzere Fahrt nach der Südſee auffinden. Da dieſes nicht geſchah, ſo wurde die Schuld auf die Unfähigkeit des Kolonialrathes oder Statthalters geſchoben und eine neue Ordnung eingeführt, die ein königlicher Freibrief feſtſtellte. Die Anerkennung der königlichen Autorität in geiſtlichen Angelegenheiten, die alle Anſiedler beſchwören mußten, war eine der Hauptforderungen. Sieben Schiffe mit 300 weiteren Auswanderern gingen abermals nach Virginien, wovon eines bei den Bermuden ſcheiterte. William Strachey, der erſte Schriftführer der Kolonie, der ſich auf dem Fahrzeuge befunden, beſchrieb dieſen Sturm mit großer Lebendigkeit. Seine Schrift wurde von Shakſpeare geleſen und ſeine Schilderungen in dem „Sturm," den er damals gerade dichtete, verwandt. Es iſt darin auch von den „still-vexd Bermoothes" (Tempest. I, 2) die Rede — übrigens die einzige Anſpielung, die ſich bei Shakſpeare auf die weſtliche Halbkugel vorfindet. Der zum lebenslänglichen Statthalter aller amerikaniſchen Beſitzungen ernannte Lord Delaware kehrte ſchon nach einigen Monaten in die Heimat zurück.

Die Kolonie war überreich an Müßiggängern und Taugenichtſen, und gerieth deshalb als „Verbannungsplatz für die größten Schufte" bald in argen Verruf. Als man in einem nahen Bache glänzende mineraliſche Stoffe, die man alsbald für Gold hielt, gefunden, bemächtigte ſich das Goldſuchefieber der ganzen Kolonie. Goldwaſchen, Goldgewinnung war der einzige Gedanke. Ein ganzes nach England abgehendes Schiff wurde mit dieſen eingebildeten Schätzen befrachtet.

Die Koloniſten bauten vornehmlich Tabak — Uppowoc, wie die Pflanze bei den Einheimiſchen hieß — und vernachläſſigten darüber den Ackerbau dergeſtalt, daß Hungersnöthe eintraten. Dieſes führte zu Bedrückungen der Indianer, welchen man zumuthete, Lebensmittel zu ſchaffen, und demgemäß zu bitterer Feindſchaft. Ein holländiſches Schiff hatte die erſten Neger nach Jamestown gebracht, und gute Preiſe erzielt. Sie fanden ihre Verwendung beim Tabaksbau, und da ſie ſich bewährten und große Vortheile einbrachten, ſo wurden deren in den folgenden Jahren immer mehr eingeführt, ſodaß die Sklaven an Kopfzahl die weiße Bevölkerung bei weitem überſtiegen.

Der Getraidebau wurde nach ſolchen Erfahrungen nach beſtimmten Vorſchriften über das Verhältniß der zu kultivirenden Acker gefördert. Denn die Gewinnſucht wollte nur Tabak und einzig Tabak bauen; ſelbſt in den Straßen Jamestown's wurde Tabak gepflanzt; denn Tabak war Geld, hiermit konnte man Alles, ſogar Frauen kaufen. Die Virginia-Compagnie half dem Weibermangel dadurch ab, daß ſie junge Mädchen hinüber beförderte und anfänglich für 100 Pfd., dann für 150 Pfd. Tabak, damals das Pfund mit 3 Schilling bezahlt, den Anſiedlern überließ. Der Kolonialrath ſchickte manche dieſer Damen, als einer legitimen Ehe unwürdig, zurück.

Soviel über die erſte Anſiedelung in Virginien, die ſpäter unter vernünftigen Maßnahmen gedieh und der erſte Kern zu dem ſpäter ſo blühenden Staate Virginien wurde. Aus der Mitte dieſer Anfangs ſo zweideutigen Bevölkerung bildete ſich ein kräftiger Bürgerſtand heraus, welcher bald das Bedürfniß fühlte, ſich der Willkür der Statthalter und dem oft verkündeten Martialgeſetze zu entziehen und das altdeutſche Prinzip der Selbſtverwaltung geltend zu machen. Ehe noch die Puritaner bei Plymouthfelſen landeten, berief der tüchtige Statthalter Yeardley den erſten Landtag nach Jamestown — den erſten, der jemals in Amerika zuſammentrat.

Jamestown exiſtirt indeß heute nicht mehr; es iſt längſt verfallen. Grabſteine und ein bis zur Spitze mit Epheu umwundener Kirchthurm bilden die einzigen vorhandenen Reſte.

Dieſes war die erſte Kolonie, bei deren Gründung allein materielle Rückſichten walteten. Bald ſollte Amerika zahlreiche Zuwanderer erhalten, welche die alte Heimat verließen, um religiöſen Bedrückungen zu entgehen und ſich ihre hart verfolgte Gewiſſensfreiheit zu bewahren. Die aus England nach Holland geflüchteten Puritaner bebten in ihrem engliſchen Nationalſtolze davor zurück, daß ihre Kinder einſt Holländer werden ſollten; ſie zogen es vor, um Engländer bleiben zu können, nach Amerika zu gehen, wo ihnen die beiden engliſchen Compagnien geſtatteten, ſich in Neu-England niederzulaſſen.

Dieſes ſind die berühmten Pilgerväter (pilgrim-Fathers), geweſen, deren Andenken den Amerikanern ſo theuer iſt. Am Morgen des 22. Juli 1620 ging die Barke Speedwell aus Delft-Haven in Holland ab und ſchloß ſich in Southampton an das ſie bereits erwartende Schiff Mayflower von 160 Tonnen zur Abfahrt nach Amerika an. Da die Barke ſich aber untauglich erwies, ſo geſchah die Ueberfahrt — eine lange und ſtürmiſche — auf dem letztern Schiffe. Fünfundſechzig Tage nach der Abfahrt von Southamton (6. Sept. 1620), am 11. Nov., landete die Mayflower an den flachen Küſten unſern Kap Cod. Der Ort, den ſie zuerſt betraten, iſt heiliges Land; der Vorväter-Felſen, wie er heißt, iſt rings mit einer Verzäunung umgeben; den obern Theil hat man abgetragen und in die Pilgrimshalle zu Plymouth geſchafft. Der 10. December heißt noch jetzt der Vor- oder Altvatertag (fällt jetzt 22. Dec. neuen Styls), er wird gefeiert zum Andenken an die Rückkehr der landeinwärts geſandten Kundſchafter, welche denen auf dem Schiffe gute Nachricht zurückbrachten. Am 25. December wurde der Grund zum erſten Hauſe in Plymouth gelegt.

Uebrigens wimmelt die älteſte Geſchichte der nordamerikaniſchen Staaten von allen Gräueln religiöſer Verfolgungen und rohen Aberglaubens — Hexenprozeſſe nicht zu vergeſſen, die gleichzeitig in Europa an der Tagesordnung waren. Das Prinzip der religiöſen Duldung und Gewiſſensfreiheit konnte ſich nur ſehr allmählich Geltung verſchaffen.

## Mannigfaltiges.

— Zur Geſchichte der Freimaurerei. In einem bibliographiſchen Artikel dieſer Blätter iſt vor kurzem der in Belgien erſchienenen „Histoire populaire de la Franc-Maçonnerie" von J. Goſſin gedacht worden, welcher ſeine Arbeit als das Reſultat einer „gewiſſenhaften" Forſchung bezeichnet. Wir werden jedoch von Sachkennern darauf aufmerkſam gemacht, daß dieſe Arbeit nichts weniger als eine „gewiſſenhafte" ſei, indem der Verfaſſer ein deutſches Werk, die „Geſchichte der Freimaurerei," von J. G. Findel,* auf die gewiſſenloſeſte Weiſe ausgeſchrieben habe, und zwar ohne ſeine Quelle zu nennen. Ganze Abſchnitte des Findel'ſchen Werkes, namentlich ſoweit es die Geſchichte der Maurerei in Deutſchland, Dänemark, Rußland, Schweden und Amerika betrifft, ſollen wörtlich in die „Histoire" des Herrn Goſſin übergegangen ſein, und höchſtens in Bezug auf die Geſchichte der Maurerei in Belgien

* Geſchichte der Freimaurerei, von der Zeit ihres Entſtehens bis auf die Gegenwart. Nach den beſten Quellen und auf Grund der neueſten Forſchungen bearbeitet von J. G. Findel, Herausgeber der „Bauhütte." 2 Bde. Leipzig, H. Luppe, 1863.

Digitized by Google

ſoll die Goſſin'ſche Darſtellung einigen Anſpruch auf Originalität haben. Das Werk von Findel iſt übrigens in Deutſchland, ſowohl vom Publikum, als von der kritiſchen Preſſe, überaus günſtig aufgenommen worden. Es iſt in der That der erſte, von einem Freimaurer ſelbſt ausgegangene Verſuch einer vollſtändigen und beglaubigten Geſchichte dee Freimaurerei, über deren Entſtehung und Wirkſamkeit immer noch die widerſprechendſten, zum Theil aus politiſchem Partei-Intereſſe hervorgegangenen, gehäſſigen Darſtellungen verbreitet werden.

— **Alte italiäniſche Opern.** Der alte italiäniſche Muſikmeiſter Aleſſandro Scarlatti (geb. 1658, geſt. 1725) ſoll derjenige Komponiſt ſein, der zuerſt die jetzige Form der Arie, das Da Capo und das Ritornell in der Oper eingeführt hat. Es hat daher ein großes, kunſtgeſchichtliches Intereſſe, wenn jetzt mehrere einzelne Stücke aus zweien Opern dieſes Meiſters: „La Griselda“ und „Laodicea e Berenice,“ deren Partituren nur noch im Manuſkript anf den Bibliotheken von Berlin und Paris ſich finden, mit italiäniſchem und deutſchem Text (Letztere vom Freiherrn A. v. Wolzogen) im Druck erſcheinen. Der Cuſtos der muſikaliſchen Abtheilung der k. Bibliothek in München, Herr Dr. Maier hat ſich das Veedienſt erwoeben, durch ſein Studium der beiden gedachten Partitur-Handſchriften die am Meiſten zur Charakteriſtik der alten italiäniſchen Opernmuſik geeigneten Stücke ausfindig zu machen. Dieſelben werden in der Schleſinger'ſchen Buch- und Muſikhandlung in Berlin erſcheinen, deren Verlag auch die Compoſitionen anderer alten Meiſter Italiens, wie Paleſtrina, Orlando Laſſo, Durante, Jomelli u. A., aufzuweiſen hat.

— **Venedig, Genua, Nizza.*** Die hier abgedruckten, vor einem Kreiſe von Herren und Damen gehaltenen Vorträge über einen Ausflug von Danzig nach Venedig, Genua und Nizza werden auch in der vorliegenden Geſtalt ein oder ein paar Stündchen die Aufmerkſamkeit feſſeln, wenn auch daraus nicht viel Neues zu entnehmen iſt. Jedenfalls kann das Büchlein künftigen Touriſten nach dieſen Gegenden als ein Reiſebegleiter empfohlen werden, der ihnen beſſere Dienſte leiſten kann, als die Reichard's, Murray's u. ſ. w.

— **Deutſches Knabenbuch.**** Es liegt uns hier ein Bilderbuch vor, das mit einer deutſchen Reimchronik Hand in Hand geht, durch welche der Jugend die Namen und Thaten berühmter Männer aus der Geſchichte aller Zeiten und Völker in Vers und Bild vorgeführt werden. Die Zuſammenſtellung dieſee Männer iſt zwar zuweilen etwas barock und vom wiſſenſchaftlichern Standpunkt unzuläſſig; füe den vorliegenden Zweck einer belehrenden Unterhaltung der Jugend genügt ſie jedoch. Der Zeichner der Bilder, Herr Prof. Adolf Schrödter, hat ſich bereits durch mehrere ähnliche Illuſtrationen einen bekannten Namen gemacht. Einzelne ſeiner hiſtoriſchen Portraits in dieſem Buche ſind wahrhaft ausgezeichnet.

— **Bibliographie.** Nene, uns zugegangene Werke auf dem Gebiete der Novelliſtik der deutſchen und ausländiſchen Literatur:

Valentin Guillois, von Guſtav Aimard. Deutſch von W. E. Drugulin. Zwei Theile in einem Bande. Leipzig, Chr. E. Kollmann, 1863.

Ein Urtheilsſpruch Waſhingtons. Hiſtoriſcher Roman von Julius Bacher, Verfaſſer von „Sophie Charlotte, die philoſophiſche Königin.“ ꝛc. 2 Bde. Leipzig, Coſtenoble, 1864.

Erzählungen von Wilhelm Angelſtern. („Die Inſel Wight“ und viee andere Novellen in einem Bändchen.) Bremen, A. D. Geisler, 1863.

Devenport Dun. Der Mann der Zeit. Von Charles Levee. Rechtmäßige, deutſche Ausgabe. 6 Theile. Leipzig, Kollman, 1864.

Ein Roman in Norderney. Von Emma v. Rothenfels. 3 Theile. Leipzig, Kollmann, 1863.

Walde Warren, eine amerikaniſche Kriminalgeſchichte. Von Emeeſon Bennet. Aus dem Engliſchen überſetzt von Marie Heine. Ein Bändchen. Leipzig, Kollmann, 1864.

Unter dem Titel: „Noxia, or the Daughter of Gehoven“ hat ein in Deutſchland lebender Engländer, Herr Henry J. Smith, eine deutſche Erzählung von Otto Moſer: „Die Waiſe von Gehoſen,“ füe die engliſche Bühne bearbeitet und jetzt mit einigen anderen Dichtungen in einem Bändchen herausgegeben.*** Wir glauben, daß die „Tale of Thüringia, in five acts, ſich mehr für deutſche Leſer, die ſich im Engliſchen üben wollen, als für die engliſche Bühne eignen wird.

* Drei Vorleſungen von Dr. E. Laubert. Danzig, A. W. Kaſeman, 1864.
** Herausgegeben von L. Eichrodt. Mit Bildern von Prof. Adolf Schrödter. Lahr, M. Schauenburg & Co.
*** Leipzig, Ludwig Denicke, 1863.


# Empfehlenswerthe Weihnachtsartikel

aus dem Verlage von Veit & Comp. in Leipzig.

## Laienbrevier

von

**Leopold Schefer.**

Motto:

Ein wahrer Spruch iſt mehr als Goldes werth,
Denn von der Weisheit hängt das Leben ab —
Und eine Wahrheit früh gekannt zu haben,
Gäb' manch' Verlor'ner gern ſein Blut darum,
Der jetzt, wie Irrthum ihn bethörte, büßt.

Zwölfte Auflage.

**Mit Schefer's Portrait und einer biographiſchen Skizze: Leopold Schefer's Leben und Werke von W. von Lüdemann.**

Taſchenf. Eleg. geb. in engl. Leinwand mit Goldſchnitt. Preis 2 Thlr.

## Hausreden

von

**Leopold Schefee.**

Dritte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Elegant gebunden mit Goldſchnitt. Preis 2 Thlr. Elegant brochirt 1 Thlr. 20 Ngr.

## Schiller's Briefwechſel mit Körner.

**Zweite wohlfeile Ausgabe.**

4 Bände. 8. 100 Bogen. Eleg. broch. Preis 2 Thlr. Gebunden Preis 3 Thlr.

## Schiller's und Körner's Freundſchaftsbund.

Von

**Hermann Marggraff.**

Octav. 6 Bogen. Elegant broſchirt. Preis 15 Ngr.

## Meiſter Friedrich.

Ein Dichterleben

von

**Moritz Zille.**

**Volks-Ausgabe. IV und 176 S. Cartonnirt. Preis 15 Ngr.**

Min.-Ausg. Elegant gebunden mit Goldſchnitt und Schiller's Portrait in Golddruck. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

## Redende Bilder.

Ein Traum.

(Vom Maler Philipp Veit.)

**Mit zahlreichen in den Text gedruckten Holzſchnitten. Elegant in allegoriſchem Umſchlag cartonnirt. Preis Thlr. 1. 10 Ngr.**

## Düweke.

Drama in fünf Aufzügen

von

**S. H. Moſenthal.**

**Miniatur-Ausgabe. Elegant broch. Preis Ein Thlr.**

## Das Leben des Feldmarſchalls Grafen York von Wartenburg

von

**Joh. Guſt. Droyſen.**

**Vierte Auflage.**

Mit dem Portrait York's, geſtochen von L. Jacoby und ſechs Plänen zu den Schlachten und Gefechten bei Königswartha, Wartenburg, an der Katzbach, bei Möckern, Montmirail, Laon. Zwei Bde. in Octav. 48 Bogen. Eleg. Ausſtattung. Preis 2 Thlr. 15 Sgr. Geb. in ganz Leinwand: Preis 2 Thlr. 25 Sgr.

## Reisen im Orient

von

**H. Petermann.**

**Zwei Bände,** Lex.-8. XXII und 880 S. Mit einem Titelbilde: *Druse* und *Drusin*, und einer Karte zu den Reisen, entworfen von H. Kiepert. Elegant brochirt. Preis 7 Thlr.

## Der Stunden Gottesgruss.

**Eine Apotheoſe des Lebens. Den deutſchen Müttern geweiht von Franziska Gräſin Schwerin. Zweite unveränderte Auflage.**

Miniatur-Ausgabe. geb. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Fein in Kalbleder gebundene Exemplare mit Goldſchnitt. Preis 2 Thlr.

An Tiefe und Zartheit der Gedanken, an Adel und Wohlklang der Form, läßt die Dichtung nichts zu wünſchen übrig, und es kann namentlich der gebildeten Frau oder Jungfrau von lieber Hand kaum eine werthvollere Weihnachtsgabe geboten werden, als dieſes, dem Werth ſeines Gehaltes entſprechend, elegant ausgeſtattete kleine Werk.


Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. — Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Hierzu eine Beilage von Otto Spamer in Leipzig.

Digitized by Google

Beſtellungen
übernimmt jedes Poſtamt des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereines, ſo wie jede Buchhandlung des In- und Auslandes (in Berlin auch der Zeitungs-Spediteur Neumann, Niederwallſtraße Nr. 21.) und die Verlagshandlung in
Leipzig.

# Magazin

# für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von Joſeph Lehmann.

Wöchentlich zwölf Seiten in klein Folio.

Preis jährlich 4 Thlr., halbjährlich 2 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür das Blatt im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein portofrei geliefert wird.

Diejenigen,
welche mit dem Herausgeber des „Magazins" nicht direct correſpondiren, wollen ihre Sendungen, Briefe etc. entweder franco an die Verlagshandlung in Leipzig richten, oder an deren Commiſſionair Herrn B. Behr's Buchh., Unter d. Linden Nr. 27, in
Berlin.

№ 52. Mittwoch, den 30. December 1863. 32. Jahrgang.

Inhalt:

Belgien. Seite
F. Laurent: Das Chriſtenthum in kulturhiſtoriſcher Beziehung . . . . . 613
Frankreich.
Eldorado für Kranke . . . . . 615
England.
Das engliſche Proletariat . . . . . 616
Nord-Amerika.
Areal, Bevölkerung und Production der Vereinigten Staaten . . . . 618
Mannigfaltiges.
Zwiſchen Sumpf und Sand . . . . . 620

## Belgien.

### F. Laurent: Das Chriſtenthum in kulturhiſtoriſcher Beziehung.*

Die Frage, was das Chriſtenthum für die Menſchheit bedeute, iſt in dieſen Tagen wiederum auf der großen Weltbühne der ſozialen Verhandlung erſchienen. Der berühmte Pariſer Orientaliſt, Ernſt Renan, hat ein „Leben Jeſu" herausgegeben, welches, man mag feindlicherſeits darüber den Kopf ſchütteln, von den gebildeten Leſern Europa's verſchlungen wird. Jedenfalls iſt anzuerkennen: Europa hat noch Intereſſe an der Religion! Das Chriſtenthum iſt ihm nicht gleichgültig. Auch iſt Herr E. Renan keineswegs der einzige Forſcher erſten Ranges, der demſelben in letzter Zeit eine tiefere Betrachtung gewidmet hat. Noch ein anderes Werk in franzöſiſcher Sprache und von einem der Pariſer Größe mehr als ebenbürtigen Verfaſſer, iſt vor ein paar Monaten unter die Menſchen gegangen, um ſie über den Standpunkt des neueſten hiſtoriſchen Rationalismus zu belehren. Dieſes andere, ſeiner Richtung nach dem Buche von Renan vielfach verwandte Werk rührt von Herrn F. Laurent, Profeſſor der Rechte an der flandriſchen Univerſität in Gent, her. Es iſt freilich in ſeiner heutigen Geſtalt nicht ganz neu, denn es iſt der vierte Theil der „Studien über die Geſchichte der Menſchheit" (alias: „Geſchichte des Völkerrechts und der internationalen Beziehungen"), welcher betitelt: „Le Christianisme" bereits 1855 bei Hoſte zu Gent erſchienen war und ſeinem Urheber den bitterſten Haß des belgiſchen Clerus und einen wahren Verfolgungskrieg zugezogen hatte. Das Buch hat ſeine Geſchichte, eine höchſt merkwürdige Geſchichte, welche den Verfaſſer doppelt angeſpornt hat, der früh vergriffenen erſten Auflage eine gründlich verbeſſerte, vermehrte und vielleicht ſogar verſchärfte zweite folgen zu laſſen. — Denn Herr Profeſſor Laurent iſt ein ganzer Mann, Charakter vom Scheitel bis zur Sohle, mit der ſchönen Tugend des moraliſchen Muthes in ſeltener Vollkommenheit begabt. Jeder Angriff der einflußreichen Feinde hat ihn nur um ſo feſter und inniger an ſeine Ueberzeugungen gekettet; er ſteht ſo ruhig und ſicher da, als wäre er mit eiſernen Klammern an ſeinen Standpunkt genietet. Ich denke: mit ſolch' einem ſchlagfertigen, kaltblütigen Kämpfer kann ſich der etwas deklamatoriſche Renan, der halbe Günſtling des Imperialismus, nicht meſſen. Zwar iſt auch der „Leben Jeſu" die Ehre einer päpſtlichen Bannbulle zu Theil geworden, welche auf des Herrn Renan gewiß klar durchdachte und vortrefflich ſtyliſirte Arbeit eine Sturmfluth wenig ſchmeichelhafter Epitheta ergoſſen hat. Allein, wenn wir recht unterrichtet ſind, ſo iſt beſagtes Anathem mehr „Anſtands halber" geſchehen. Genauere Beobachtung der ultramontanen Stimmung ſoll ergeben, daß dem Geiſtesprodukt des Pariſer Profeſſors kein bleiches Entſetzen der Curie nachſchaut und man durchaus nicht befürchtet, es möchten die Säulen des Vaticans vor der „Logik der Thatſachen" des großen Orientaliſten in Trümmer ſtürzen. Nachdem unſeres deutſchen Landsmanns David Strauß gleichnamiges Buch, obſchon ihm eine von philoſophiſch-rationaliſtiſchen Motiven ſtark inficirte Zeitſtrömung zur Seite ſtand, weder die proteſtantiſche, noch die katholiſche Rechtgläubigkeit erſchüttern konnte, ſondern ſogar im Gegentheil die proteſtantiſche Theologie als draſtiſche Antwort ein förmliches Reislaufen in's Lager des Poſitivismus anfing, ſo läßt ſich ſchwer erwarten, daß der franzöſiſche Geſchichtsphiloſoph den deutſchen Denker an Erfolg übertreffen dürfte. (Kaum in Bezug auf Italien etwa!) Eher wäre das von der Studie unſeres Laurent zu erwarten. Denn dieſer ſchneidet ſofort in das praktiſche Intereſſe der Sache ein; er wählt den kulturhiſtoriſchen Standpunkt, betrachtet das Chriſtenthum, wie es aus dem Judenthum und den Elementen helleniſcher Weltanſchauung hervorging, ſchreitet von ſeinen Quellen zu ſeiner geſchichtlichen Erſcheinung und faßt dieſe als ein Ganzes auf, das erſt durch den vollen Kreislauf der Jahrhunderte bis zum theilweiſen Siege und theilweiſen Scheitern der Reformation ſich vollendet. Laurent kommt es auf die Geſammtentwicklung des Chriſtenthums an; während ſein Vortrag bei dem Einbruch der Barbaren in's Römer-Reich innehält, durchdringt ſein Forſcherblick die Tiefen der älteſten Glaubenskämpfe der Bekenner; er zeigt uns das Bild aller Schickſale der „frohen Botſchaft" im Spiegel ihres Urſprungs und ihrer Kindheit.

Eine derartige Betrachtung ſetzt einen breiteren Horizont, als den einer Biographie des Religionsſtifters voraus, und hat weit mehr die unmittelbare Wirkung auf die Zeitgenoſſenſchaft im Auge. Das gültigſte Zeugniß dafür ſtellt die Aufnahme, welche das „Chriſtenthum" von Laurent beim römiſchen Clerus fand. Hätte der Autor in ein Weſpenneſt geſtochen, er würde nicht ſchlimmer zugerichtet ſein. Es erhob ſich ein Kampf auf Leben und Tod gegen ihn, unbedingt der bedeutſamſte Fingerzeig auf die Wichtigkeit ſeines Werkes. Um eine Schrift, die in den gelehrten Fachkreiſen verlaufen wäre, brauchte der belgiſche Clerus nicht ſo gewaltig Lärm zu ſchlagen. Aber er fürchtete, und mit Recht, die Wirkung auf's Volk! Vorahnend, was gar bald ein theologiſirender Demagog, pſeudonym Dom Jacobus genannt, als populärer Dolmetſch der Ideen von Laurent an der Kirche freveln werde, ſchob die Prieſterſchaft das ganze Arſenal hierarchiſcher Streitmittel auf den Kampfplatz. Da wurde der Index librorum prohibitorum um eine Ketzerſchrift bereichert, da donnerten die Faſten-Mandate der Biſchöfe von Gent und Brügge (Frühling 1855), da wurde von allen Kanzeln Flanderns und den meiſten Belgiens gegen den vorwitzigen „Chriſtusfeind" gepredigt, raſtlos die Gemüther im Beichtſtuhl bearbeitet, die katholiſchen Studenten der Univerſität Gent (und wie viele ihrer ſind nicht katholiſch!) durch den Ausweis ihrer Kollegien-Hefte zur Beihülfe bei der geiſtlichen Ueberwachung herangezogen: kurz Alles gethan, was den kühnen Autor vor dem Volksgewiſſen anklagen mußte. Ohne die verfaſſungsmäßige Freiheit der Meinungsäußerung in Wort und Schrift (Art. 14 und 18 der Conſtitut. vom 7. Febr. 1831), welche in keinem Lande heiliger geachtet wird, als in Belgien, wäre Laurent neben ſeiner katholiſchen Umgebung ſchlechthin unmöglich geworden. Sein „Chriſtenthum" (d. h. der fragliche vierte Theil der Studien) widerſpricht zu grell dem Chriſtenthum des belgiſchen Katholicismus; eine ungeheure Kluft hat ſich zwiſchen beiden aufgethan, der Streit

* Études sur l'histoire de l'humanité, par F. Laurent, professeur à l'université de Gand. Deuxième édition corrigée. Bruxelles et Leipzig, A. Lacroix, Verboekhoven et Co. 1863. 1 vol. gr. 8. 576 pag.

Digitized by Google

mit dem flandriſchen Epiſkopat war das Signal zur Enthüllung des Abgrunds: er war tief genug, um weitgreifendes Aufſehen zu erregen. Der Leſer wird dies alsbald erkennen. Es wäre ſonderbar zugegangen, wenn von ſo großartigen Zerwürfniſſen keine Kunde zu den Ohren des proteſtantiſchen Vorkämpfers Bunſen (nach Charlottenburg bei Heidelberg) gedrungen wäre. Schrieb man doch eben daſſelbe Jahr (1855), in welchem die „Zeichen der Zeit" an's Licht traten. Bunſen wurde von dem Eindruck des belgiſchen Kampfes mächtig ergriffen; der greiſe Gelehrte zögerte nicht, dieſem Eindruck Worte zu leihen. Allein dem in ſeinen letzten Lebensjahren unendlich viel beſchäftigten und in Anſpruch genommenen Mann ſtieß bei dieſer Gelegenheit ein Irrthum zu. Er nannte (bei auch nicht ganz richtiger Titelangabe) im 3. Bande ſeines Werkes: „Gott in der Geſchichte" (S. 305, zweiter Abſatz) ſtatt Laurent deſſen Collegen, den Verfaſſer der Rechte Braſſeur zu Gent als Verfaſſer der Etudes sur l'histoire de l'humanité und das Lob, welches er dieſem wegen ſeiner Hervorhebung des religiöſen Elemens in der Kulturgeſchichte ſpendete, war alſo leider an eine falſche Stelle gerichtet. Erwägt man, daß Braſſeur dem Privatrechte und dem Gerichtsweſen ſeine Lehrthätigkeit widmet (er war ſeit geraumer Zeit Mitarbeiter an der Heideberger „Zeitſchrift für Geſetzgebung und Rechtswiſſenſchaft des Auslandes" von Mittermaier und Robert Mohl), ſo ſieht man die Möglichkeit ausgeſchloſſen, daß irgend ein Buch von Braſſeur den Irrthum anregen konnte. Aus Bunſen's letzten Worten an jener Stelle, wo er nämlich den Genter Kirchenſtreit erwähnt, ergiebt ſich vielmehr ganz einfach der wahre Zuſammenhang der Verwechſelung. Braſſeur iſt mit Laurent zugleich in die Zwiſtigkeiten mit den flandriſchen Biſchöfen verwickelt geweſen, Beider Namen ſind oftmals in den Zeitungen neben einander genannt worden, Beide haben muthig dem Clerus Trotz geboten, Beide haben öffentlich ihren Widerſpruch bezeugt. So kam unſer großer Theolog darauf, den in Heidelberg bekannteren Namen Braſſeur für den des Kulturhiſtorikers zu halten und dem braven Laurent Unrecht zu thun. Dies iſt um ſo beklagenswerther, als die „Studien" des Letzteren ihrer innerſten religiöſen Tendenz nach dem Bunſen'ſchen „Gott in der Geſchichte" parallel an die Seite zu ſtellen ſind. Man möchte glauben, ein böſer neckiſcher Dämon habe den Verkehr dieſer wahlverwandten Geiſter, Bunſen und Laurent, verhindern wollen.

Gehen wir jetzt auf das Werk von Laurent ſelber ein! Um ſofort auf den richtigen Standpunkt der Auffaſſung zu leiten, ſei bemerkt, daß Laurent hauptſächlich nur die ſoziale Bedeutung des Chriſtenthums zu würdigen ſtrebt; er fragt vor Allem, was war der ſoziale Beruf dieſes Cultus, was hat er für die Hebung des Verkehrs der Menſchheit geleiſtet? Durch die Umſchwünge der Weltgeſchichte hindurch verfolgt Laurent die ethiſche Idee des Völkerrechts; er forſcht nach den Einheitsbanden der Menſchheit; er unterſucht die trennenden Klüfte der Nationen und wie der Schöpfergeiſt der Vorſehung ſie allmählich überbrückt und ausgeglichen hat. Die Religionen, die Gott und Menſchheit, aber auch die Menſchen unter einander verknüpfen (nach der eigenſten Wortbedeutung von religio, mag es von relegere, wiederſammlen, einigen, oder von religare, wiederanknüpfen, herkommen) ſind, weil ihr Anker am tiefſten in die Seelen eintaucht, das hochwichtigſte Einheitsband; Niemand erkennt es deutlicher, als wer mit unſerem Laurent in der Geſchichte die Wirklichkeit des menſchlichen Fortſchritts und die Wirklichkeit der Vorſehung Gottes erkennt. Dem eifrigen Rationaliſten Laurent iſt eine Weltleitung ohne perſönlichen Gott, der uns Menſchen gegenüber thront, undenkbar; inſofern iſt Laurent eigentlich Supranaturaliſt, während er Wunderglauben und Myſtik auf das Entſchiedenſte bekämpft; der Pantheismus erſcheint ihm im Hinblick auf die praktiſch-ſoziale Aufgabe aller Religion durchaus verwerflich, ihn empört das Aufgehn des einzelnen, der Perſönlichkeit in den Urbrei des ſelbſtloſen Chaos, die Unſterblichkeit der Seele iſt ihm Grundvorausſetzung jeden wahren Glaubens, jeder brünſtigen Hoffnung auf Gott. Wenn Spinoza verlangt, man ſolle alle Dinge sub specie aeternitatis, im Spiegel der Ewigkeit, anſchaun, ſo erfüllt Laurent dieſen Anſpruch praktiſch, indem er die ſoziale Entwickelung der Menſchheit im Spiegel der Ewigkeit anſchaut.

Gleich die Einleitung (überſchrieben: „Das Chriſtenthum vom Geſichtspunkte der fortſchreitenden Entwickelung der Menſchheit") und in ihr gleich der erſte Paragraph, der die Frage: „was iſt das Chriſtenthum?" erörtert, giebt uns die Enthüllung der eigenthümlichen Auffaſſungsweiſe des Autors. Die Frage: was iſt das Chriſtenthum? gilt ihm für die Frage nach der Inſpiration, nach der übernatürlichen Offenbarung, nach der Natürlichkeit oder Uebernatürlichkeit Chriſti oder mit Einem Worte danach: iſt Chriſtus der wirkliche leibhaftige „Sohn Gottes" geweſen? Hören wir den kritiſchen Autor ſelbſt!

„Die Frage, welche wir ſtellen, kann ſonderbar erſcheinen, aber ſie iſt ſehr ernſt und ſie pflegt verſchiedene Löſungen zu empfangen. Für die Einen verſchmilzt der Inbegriff des Chriſtenthums mit Jeſus Chriſtus, dem Sohne Gottes; Chriſtus iſt das Lebensbrot, von dem ſich die Menſchheit ſeit 18 Jahrhunderten nährt und von dem ſie leben wird bis an das Ende der Dinge. Die Andern betrachten Jeſus Chriſtus als den Offenbarer einer mächtigen Religion, aber ſie glauben, daß er durch ſeine Natur nicht von dem Weſen der Gründer aller Religionen, welche die Seelen regieren, abweicht. In dem erſten Syſtem, welches das der katholiſchen und proteſtantiſchen Rechtgläubigkeit iſt, erſcheint das Chriſtenthum als übernatürliche Thatſache: es iſt das Werk Gottes; die Menſchen ſpielen nur eine paſſive Rolle dabei, indem ſie den Glauben durch beſondere und rein freiwillige Gnade empfangen, mit oder ohne Vermittelung einer Kirche." (Laurent ſpricht nämlich dem Proteſtantismus den Begriff der Kirche ab!) „In dem zweiten Syſtem dagegen iſt das Chriſtenthum ein Werk des menſchlichen Geiſtes, in Wahrheit wohl von Gott inſpirirt, aber nichts deſtoweniger unvollkommen, wie Alles, was von unvollkommenen Weſen ausgeht, unaufhörlich ſich wandelnd und vervollkommnend mit den Geſinnungen und Ideen der Menſchen. Hiernach giebt es unendlich mannigfache Arten der Auffaſſung, ſei es des offenbarten, ſei es des menſchlichen Chriſtenthums. Es genügt uns, an die unzähligen Sekten zu erinnern, welche den Proteſtantismus ſpalten, und an die tiefen Klüfte, die im Schoße eben der Kirche beſtehen, die ſich ganz ausnehmend die Eine und unabänderliche nennt. Aber wir können vorläufig dieſen Widerſpruch der Meinungen hintenanſetzen, um uns dafür an den weſentlichen Geſichtspunkt zu halten, von dem er ausgeht. Es giebt eine Hauptfrage, die dieſe Debatten beherrſcht. Iſt Jeſus Chriſtus, der Sohn Gottes, ſo ewig wie der Vater? Iſt das Evangelium eine miraculoſe Offenbarung? Kommt das Chriſtenthum von Gott oder den Menſchen? Alle diejenigen, welche über das Chriſtenthum ſchreiben, wie alle die, welche ſich Chriſten nennen, müſſen zuerſt freimüthig auf dieſe Frage Antwort geben; wo nicht, ſo bleiben ſie im Schwanken, ſie reden ohne Selbſtverſtändniß und folglich ohne Nutzen für ſich und für Andere."

Dieſer Eingang, den ein Jünger der ſpeculativen Philoſophie der Deutſchen vielleicht für etwas unkritiſch erklären würde, hat ſeinen Werth darin, daß er in hohem Grade charakteriſtiſch die Denkart, das Verfahren und die Parteiſtellung des Verfaſſers ausdrückt. Er kann nicht über ſich gewinnen, im Chriſtenthum mehr als Menſchenwerk zu ſehen, aber er kann ſich auch andererſeits der Einſicht nicht verſchließen, daß eine göttliche Inſpiration den edelſten Blüthen des ſittlichen Geiſtes ihre Weihe und ihre Schwungkraft verleiht. Sein Wahlſpruch iſt das aut aut, das Entweder-Oder, er treibt in alle Janusgeſtalten der religiöſen Tradition den Keil dieſes Entweder-Oder hinein und will ſie aus Göttern zu Menſchen machen; er huldigt dem abſoluten Monotheismus und zugleich dem abſoluten Menſchenthume aller Geiſtigkeit auf Erden; er will die Brücke, das Einheitsband zwiſchen dem Göttlichen und Menſchlichen, welches das Chriſtenthum hergeſtellt, wieder abreißen: einzig durch die Schärfe des Widerſpruchs! Man bemerkt aber ſofort, daß der Anſtoß, den er an den Doppelweſen der Ueberlieferung nimmt, allein logiſcher Natur iſt; ſeine Logik ſträubt ſich wider den Gottmenſchen, wie ſie ſpäter ſich gegen die Dreieinigkeit auflehnt. Inzwiſchen, wir müſſen es freimüthig bekennen: dieſe Logik iſt falſch! Nicht blos muß dem geſchulten Denker jene ſo formulirte Gegenüberſtellung des Göttlichen und Menſchlichen, des Natürlichen und Uebernatürlichen einigermaßen oberflächlich erſcheinen (denn falls der Gegenſatz ſo handgreiflich wäre, er hätte nicht 18 Jahrhunderte hindurch ungelöſt fortdauern können!!), er wird auch ſehr erſtaunt ſein, daß dem berühmten Gelehrten niemals der eigene innere Widerſpruch ſeiner Behauptung auffiel. Von allen Einheitsbanden ſtellt er das religiöſe, d. h. das Band zwiſchen Gott und Menſchen, am höchſten, und doch verleugnet er das Chriſtenthum, welches dieſes Einheitsband von allen Religionen am ſtärkſten betont, indem es in dem Menſchen Chriſtus und deſſen hingebende Liebe die Wiederaufrichtung des göttlichen Ebenbildes verkündigt. Laurent glaubt an die ſtete, unabläſſige Einwirkung der Vorſehung Gottes auf die Geſchicke der Menſchen; er glaubt mit uns, daß ohne Gottes Zulaſſung kein Sperling vom Dache fällt, und doch glaubt er, daß bei der höchſten und heiligſten Angelegenheit der Menſchheit der väterliche Gott den paſſiven Zuſchauer geſpielt habe, die Menſchen in ewigen Dingen ihrer zeitlichen Vernunft habe folgen laſſen, während er wiederum doch die göttliche Inſpiration der Bibel nicht ganz fortleugnen kann!! Seine haarſpaltende Logik vergißt dabei völlig, daß die chriſtliche Kirche das wahre Menſchenthum Chriſti, nämlich von Seiten ſeiner zeitlichen Erſcheinung, dogmatiſch, ſage dogmatiſch niemals beſtritten, ſondern ſtets bejaht und gelehrt hat; aber Laurent kann leider die zeitliche Erſcheinung nicht von dem ewigen Weſen der Dinge trennen. Das iſt eine Schwäche ſeiner

Digitized by Google

Logik. Und ſie iſt hier ſo ſchwach, daß ſie ſelbſt der unmittelbaren Wirklichkeit widerſpricht. Iſt es denn eine furchtbare Abnormität, in einem Athem die Göttlichkeit und Menſchlichkeit Chriſti zu behaupten, wenn man bei jedem beliebigen Menſchen den Geiſt und das Fleiſch, die Seele und den Leib, Herr Laurent aber ſogar die unſterbliche Seele und den ſterblichen Leib unterſcheidet?! Wo iſt die Konſequenz dieſer Logik?

Man möchte weiter fragen: woher iſt dieſe Logik entnommen? Es bedarf keiner angeſtrengten Forſchung, um aufzudecken, daß die Logik unſeres Laurent nicht etwa der neueren ſpeculativen Philoſophie der Deutſchen, ſondern einfach der franzöſiſchen des 18. Jahrhunderts ihre Schärfe und Energie verdankt. Von den Encyklopädiſten, deren Weisheit bei uns ſo ziemlich alle Parteien als einen „überwundenen Standpunkt" anſehen, haben Männer von vorwiegend franzöſiſcher Bildung noch eine allzu hohe Meinung. Den Leuten vom Schlage eines Voltaire, Diderot, d'Alembert folgt Laurent weit lieber, als den Speculationen eines David Strauß, deſſen Reſultate er zwar billigt, deſſen Rückzug vor Auguſt Neander's überlegener Kritik er hingegen unbeachtet läßt. Ihn ärgert ſogar die „Halbheit" der deutſchen Philoſophie, welche ihre Ehrfurcht vor der idealen Geſtalt Jeſu Chriſti nirgends und in keiner Schule verleugnet, und er ſpottet ſelbſt an ein paar Stellen ihrer „nebelhaſten Unklarheiten." Rechnen wir dies der Antipathie des Hiſtorikers gegen abſtrakte Begriffsdeutelei zu Gute! Aber logiſch, conſequent und ganz gerecht iſt das nicht. Denn ſobald die philoſophiſche Forſchung zum Maßſtabe religiöſer Wahrheiten gemacht wird, muß die neuſte Philoſophie, dem Fortſchrittsprinzip gemäß, den Vorrang vor der älteren haben, muß nicht eine beliebige Richtung und Zeitrichtung des Denkens als die Philoſophie überhaupt gelten, müſſen diejenigen philoſophiſchen Schulen, welche dem Chriſtenthum günſtig ſind, gleichviel Beachtung wie die dem Chriſtenthum feindlichen erfahren. Deutſchland iſt das Centrum der philoſophiſchen Entwickelung, die deutſche Philoſophie iſt aber ſeit Kant weſentlich Idealismus geworden. Hieran hat ſich der philoſophirende Kultur-Hiſtoriker zu halten. Sagt ihm nun der Philoſoph: die Gottheit Chriſti iſt eine ſpeculative Idee, ſo kann aus dieſer Idealität des Weſens nicht der Mangel ihrer Realität gefolgert werden. Ideen ſind Realitäten in Deutſchland; die Annahme, ſie ſeien keine Wirklichkeiten, iſt ebenfalls ein „überwundener Standpunkt." Mit dem alten Rationalismus hat die Wiſſenſchaft gründlich aufgeräumt und wenn Laurent Neander, Gieſeler, Ewald (in Göttingen, die unerſchöpfliche Quelle des Herrn Renan), Ullmann, Schenkel als glaubwürdige Gewährsmänner anführt, ſo hat er vielleicht nicht bedacht, daß dieſe Zierden deutſcher Gottesgelahrtheit insgeſammt gläubige Chriſten ſind. Unſere diſſidentiſchen Sekten, von denen Laurent das Heil der Zukunft ableitet, ſtehen keineswegs auf der Höhe deutſcher Wiſſenſchaft; ſie ſind Reſte einer geſchwundenen Periode; ihre Form des Zweifels hat ſich überlebt; ſie kann gelehrten Skeptikern, z. B. aus der Schule Schopenhauer's, nimmermehr genügen. Dieſe Sekten mögen das Prinzip der Gewiſſensfreiheit mit vollem Rechte vertheidigen, da ſtimmen wir ihnen von Grund der Seele bei; einen religiöſen Inhalt des Gewiſſens aber, vulgo „Glauben" genannt, führen ſie leider in ſehr ſchmaler Portion, wofern man nicht die gemüthliche Freude am Daſein (nach der Melodie: „Freut Euch des Lebens, wenn noch das Lämpchen glüht") als eine tief religiöſe Stimmung betrachten will. Ihren Mangel an Glaubensinhalt hat die Praxis der großen ſozialen Bewegung draſtiſch offenbart. Gleich bei den erſten Zuſammenſtößen fiel die Mehrzahl der Sektenhäupter aus der Religion heraus und in die Politik hinein.

Laurent's Bundesgenoſſenſchaften bilden hier ſchon eine tragiſche Verwickelung. Aber die Tragik wird noch verhängnißvoller. Unſer hochverehrter Freund muß ſeinen krampfhaft feſtgehaltenen Standpunkt gegen ſchwere Anfechtung ſchützen. Nachdem er das Einheitsprinzip ſeines von einem perſönlichen Gott geförderten Fortſchritts der Menſchheit verleugnet hat, muß er jetzt zur Rechtfertigung ſeiner Anklage unvermerkt aus der Rolle des objektiven Kulturhiſtorikers heraustreten und geradezu gegen das Chriſtenthum Partei ergreifen. Er hat aufgeſtellt, das Chriſtenthum ſei lediglich oder nicht lediglich (denn bei der relativen Annahme der göttlichen Inſpiration bleibt die Sache etwas unklar) ein Werk des menſchlichen Geiſtes, daher unvollkommen und mangelhaft; er fühlt, daß er nun verpflichtet iſt, die Unvollkommenheiten des Chriſtenthums hiſtoriſch und dogmatiſch zu beweiſen. Indeſſen ſchwebt ihm doch eine Ahnung von der Wahrheit vor, daß die Mängel der zeitlichen Erſcheinung einer Religion nicht unmittelbar das Weſen derſelben treffen; ihm kommt zum Bewußtſein, daß die ſittliche Lebenswürdigung des Chriſtenthums den Kern dieſer Lehre ausmacht, und ſo unternimmt er denn muthig und unverblümt, wie immer, offnen Krieg wider die chriſtliche Moral! Eifriger und doch unglücklicher iſt dieſer Krieg wohl ſelten geführt worden! Laurent verſchwendet eine ungeheure Stoffmaſſe und ein von unendlichem Fleiße zeugendes, einer beſſern Sache würdiges Studium an handgreifliche Verwechſelungen, falſche Prämiſſen, aus dem Zuſammenhange geriſſene Urkunden und willkürliche Interpretationen. Bei ſolchem Eifer (den nur beleidigte Erbitterung erklären kann) verſteht es ſich von ſelbſt, daß die Irrthümer der Anhänger allemal der Lehre des Religionsſtifters aufgebürdet werden, die Verwechſelung des Weſens, d. h. des Kerngehalts, mit der zeitlichen Erſcheinung wirkt hier überall maßgebend. Aber zu dieſer Rieſenarbeit reichen die gemeinen Vehikel des alten Rationalismus nicht aus. Laurent hat kein Intereſſe, das Chriſtenthum durch Auslegung zu retten; er will deſſen Fehler in ihrer Nacktheit darſtellen und deshalb entlehnt er ſeine Hauptwaffe nicht der „Denkgläubigkeit," ſondern der Orthodoxie! Er fährt, gewiß originell genug, das Geſchütz der Buchſtaben-Auslegung wider die Bollwerke des Glaubens auf und fördert, indem er das Evangelium des Communismus, irdiſcher Glückſeligkeitsträume, der Nichtachtung der Individualität und des Privatrechts, der Verkennung aller reellen Verkehrsbedürfniſſe, der furchtſamen Weltflucht, der Geringſchätzung patriotiſcher Pflichten des Staatsbürgers, der harten Unduldſamkeit und engherzigen Ausſchließlichkeit beſchuldigt, in der That eine ganze Galerie ſeltſamer Wunderdinge zu Tage. Es regnet Belegſtellen für jeden Klagpunkt. Inzwiſchen ſind, genauer betrachtet, die meiſten dieſer Anklagen weder neu, noch ſind ſie unwiderlegt geblieben; bei einigen erſtaunt man, ſie von einem Laurent noch vorgebracht zu ſehen. Einige aber ſchlagen vollends in das Gegentheil von Anklagen um. Der berühmte Verfaſſer iſt namentlich ſehr darob ergrimmt, daß Chriſtus kein politiſcher Freiheitsapoſtel geweſen, daß ſeine Predigt eine ſoziale Umwälzung unmittelbar weder gewollt noch hervorgerufen habe, daß das Evangelium nicht die ausgeſprochene Tendenz der Abſchaffung der Sklaverei gehabt, daß es in den Kampf mit den ſozialen Leiden der Zeit überhaupt nicht umfaſſend und ſelbſtändig eingetreten ſei. Aus dieſer Gleichgültigkeit gegen die Noth des römiſchen Kaiſerreichs folgert er den vorübergehenden, ſage den vorübergehenden Werth des Chriſtenthums!! Wir denken, logiſcher könnte man den ewigen Werth deſſelben daraus folgern. Das Chriſtenthum hatte nicht blos den Zeitbürger des erſten chriſtlichen Jahrhunderts vor Augen, nicht blos den Staatsbürger des Cäſarenreichs; es war eine Gewiſſensbotſchaft, an die ganze Menſchheit aller Zeiten und aller Staaten gerichtet; es hatte eine härtere Sklaverei als die äußere Knechtſchaft des Leibes, es hatte das innere Sklaventhum der ſchuldbeladenen Seele zu löſen. Allerdings war Chriſti Reich nicht von dieſer Welt, aber das iſt ja eben die höchſte Größe ſeines Strebens, das milde Gebot der hingebenden, aufopfernden Liebe, die ewige Idee der Selbſtverleugnung für alle Menſchen und für alle Zeiten gepredigt zu haben. Man ſage: „Hingebung und aufopfernde Liebe ſind Irrthümer" und erſt, wenn man dies ſagen könnte, hätte man ein Recht zu behaupten, Chriſtus ſei ein thörichter Schwärmer oder ein Betrüger geweſen. Denn auf das Eine oder Andere laufen die Anklagen folgerecht hinaus.

Laurent greift hier das Chriſtenthum an, weil es dieſe Welt nicht umzugeſtalten vermochte. In l'Eglise et l'Etat greift er den römiſchen Clerus an, weil er ſich zu viel mit den Dingen dieſer Welt und mit zeitlichen Herrſchaftsgedanken beſchäftigt habe. Wie paſſen dieſe Anklagen zu einander? Seien wir gerecht und unparteiiſch! Der Würde der Wiſſenſchaft geziemt, daß wir keine doppelſchneidige Waffe gebrauchen und der ehrliche Kampf für die heiligen Güter der Denk- und Glaubensfreiheit verlangt, daß wir die Wahrheit überall anerkennen: auch beim Gegner!

Trauttwein v. Belle.

## Frankreich.

### Eldorado für Kranke.

Die rauhe Jahreszeit iſt in ſo vielen Familien der Beginn ängſtlicher Sorgen um die Geſundheit geliebter Mitglieder; alle Bruſtbeſchwerden und gichtiſche Leiden nehmen zu, wenn der Herbſt die Bäume entblättert und der böſe Nordwind die Luft durchſchneidet. Wohin, wohin ſoll ich mit Dir, o mein Geliebter ziehn? fragt da manche zärtliche Gattin oder Mutter!

Italien, das Land deutſcher Sehnſucht und Verheißung hat aufgehört als Eldorado für Kranke zu gelten; Nizza iſt das Grab ſo vieler Bruſtleidender geworden, daß man nicht mehr wagt, dorthin zu gehen. Der Staub und die heftigen Winde hindern die Heilung der Lungen an allen Orten des mittelländiſchen Meeres. Biſe, Miſtral, Sirocco und Tramontane heißen die Stürme, welche die Kranken und die Aerzte in Verzweiflung bringen.

Digitized by Google

Dazu kommt noch der Uebelſtand, daß in ganz Italien die Häuſer ſo ſchlecht verwahrt ſind; die Thüren und Fenſter ſind dort nur zur Kühlung des Sommers eingerichtet, winterliche Kälte laſſen ſie ebenſo bereitwillig ein als dieſe. Die Heizungsapparate ſind gar nicht oder nur im unwirkſamſten Zuſtande vorhanden. Wer an gute nordiſche Oefen gewöhnt iſt, geräth in Verzweiflung und wird gewiß die Aeußerung des Kaiſers von Rußland unterſchreiben, der bekanntlich einſt ſagte, der ruſſiſche Winter ſei ihm lieber wie der italiäniſche, weil man den erſtern zwar ſieht aber nicht fühlt, während man den letztern fühlt, ohne ihn zu ſehen.

Die Schwierigkeit der Reiſe verhindert die Kranken, auch Italien als Heilungs-Aufenthalt zu beſuchen; denn im Herbſt, wo gewöhnlich erſt die Nothwendigkeit erkannt wird, das rauhe Heimatsland zu verlaſſen, iſt der Uebergang über die Alpen ebenſo anſtrengend wie gefährlich für Kranke, da der Schnee die Wege unſicher und beſchwerlich macht und die Luft mit Meſſerſchärfe in kranke Lungen eindringen läßt.

Im ſüdlichen Frankreich haben die Aerzte deshalb ſchon ſeit mehreren Jahren eine paſſendere Freiſtätte für Bruſtkranke gefunden. Namentlich aber iſt es eine Stadt, welche jetzt allgemein als Eldorado für ſie anerkannt und geprieſen wird.

Es iſt Pau, die alte Hauptſtadt des Fürſtenthums Béarn, welches durch Heinrich IV. mit dem Königreich Navarra an Frankreich kam. Dicht am Fuße der Pyrenäen gelegen, welche von Norden faſt plötzlich von der größten Höhe zur Ebene übergehen, bietet Pau das herrlichſte Amphitheater dar. Von der einen Seite wird es durch die ſteilen, wilden Felſen des Oſſauthales eingerahmt, von der andern bildet das Rieſenhaupt des Pic du Midi mit der ewigen Schneekrone eine Schutzwand, ſodaß Pau die reinſte Gebirgsluft und doch Schutz gegen alle rauhen Winde darbietet, alſo ebenſo ſtärkend für die Nerven wie heilſam für Gicht und Bruſtleiden wirken kann.

Die engliſchen Aerzte haben zuerſt ihre zahlreichen Schwindſuchts-Candidaten auf die Vorzüge von Pau aufmerkſam gemacht und die Erfahrung hat gelehrt, wie ſehr richtig ſie dieſelben erkannten. Aus allen Ländern kamen Aerzte und Patienten dort an, nur Deutſchland betheiligte ſich bisher nicht in gleichem Maße an der Anerkennung der wohlthätigen Wirkungen von Pau. Es iſt indeſſen ſoeben eine Broſchüre von einem Deutſchen* erſchienen, die gewiß nicht ohne Einfluß auf unſre Aerzte bleiben und hoffentlich unſern Kranken zu Gute kommen wird. Es iſt als einer der größten Vorzüge Pau's beſonders anzuerkennen, daß ſo viele ausgezeichnet wirkſame Heilquellen und Bäder in ſeiner Nähe liegen, während man von Nizza und nun gar von Algier, wohin in neuerer Zeit ſo viele Kranke dirigirt wurden, weite und anſtrengende Reiſen machen muß, um im Sommer die Heilquellen aufzuſuchen. Die Hitze zu fliehen iſt ebenfalls nöthig bei allen andern noch ſo bewährten Geſundheitsorten; nur Pau beſitzt auch hierin einen unendlichen Vorzug; die Sommerſchwüle kommt faſt nie dort vor, die Nähe der Gebirge läßt ſie nicht zu. Für nervöſe Kranke iſt indeſſen während des Sommers eine Fahrt nach dem reizenden und hochberühmten Biarritz anzurathen, welches man von Pau aus in drei Stunden auf der Eiſenbahn erreichen kann.

Die Heilquellen für Bruſtkranke ſind erſtens: Bagnères de Bigorre, eine Stadt von 10,000 Einwohnern in dem fruchtbaren Thal des Adour gelegen; es iſt das beſuchteſte Pyrenäenbad. Die prachtvolle Gebirgslandſchaft, deren Krone der Pic du Midi iſt, ſowie das milde gleichmäßige Klima, locken die Reiſenden alljährlich in großer Anzahl herbei. Das herrliche Campanerthal, von dem unſer Jean Paul eine ſo hinreißende Beſchreibung geliefert hat, ohne es jemals anders als mit geiſtigen Augen geſehen zu haben, liegt ganz in der Nähe mit ſeinen rauſchenden Waſſerfällen, deren einer von einer zwölfhundert Fuß hohen Felſenwand herabſtürzt.

Zweitens iſt Barréges eins der bekannteſten Bäder der Pyrenäen ganz in der Nähe von Pau, ſchon die Römer kannten ſeine alkaliſch-saliniſchen Schwefelquellen; es liegt 4000 Fuß hoch über der Meeresfläche und hat in Folge dieſer hohen Lage ein ſehr rauhes Klima, ſodaß es von zartern Naturen nur mit großer Vorſicht benutzt werden darf.

Drittens kann Cauterets als ein ſehr heilſames Bad empfohlen werden, es liegt zwar noch höher, als das vorgenannte, iſt jedoch von Gebirgen ſo eng umgränzt, daß dennoch eine milde Luft überall herrſcht und die heftigen Winde abgehalten werden.

Eaux Bonnes und Eaux Chaudes liegen noch näher bei Pau und ſind beſonders wirkſam bei Bruſtleiden.

Es iſt bemerkenswerth, daß faſt in allen Quellen der Pyrenäenbäder eine Subſtanz vorhanden iſt, welche ſich in den berühmten deutſchen Heilquellen nicht findet, nämlich Barégine. Beim Verbrennen entwickelt dieſer Stoff einen ſtarken Salmiakgeruch, doch ſind die organiſchen Beſtandtheile deſſelben noch nicht feſtgeſtellt; man könnte ihn für Pflanzenerzeugniß halten, nach den neuſten mikroskopiſchen Beobachtungen jedoch zeigt er ſich in ſo verſchiedenartigen Geſtalten, bald fadenartig, bald membranös, bald fleckig und ſchleimig, daß eine Entſcheidung noch nicht erfolgen konnte.

Die leichten und angenehmen Sommer-Reiſen machen jedoch Pau nicht allein ſo paſſend für Kranke, ſondern der Winter iſt es hauptſächlich, der ihnen Linderung ihrer Leiden darbringt. Der Uebergang vom Herbſt iſt faſt unmerkbar; im December ſteht das Thermometer oft noch auf 12 und 15 Grad Réaumur; im Januar kommen wohl mal Nachtfröſte vor, aber gegen neun Uhr Morgens geht das Wetterglas ſchon wieder in die Höhe. Im Februar knoſpen ſchon die Blätter und die Aprikoſen fangen an zu blühen; im März iſt die vollſte Baumblüte entfaltet und wer im April von Pau abreiſt, kann in Deutſchland zum zweitenmal die Blütenzeit genießen.

Die Promenaden um die Stadt und die einzelnen Landhäuſer in der Nähe derſelben, zeugen von der Betriebſamkeit der Einwohner, welche ſich in der That auf's Eifrigſte bemühen, den Fremden einen angenehmen Aufenthalt zu bieten. Es wird auch für geſellige Freuden geſorgt, faſt täglich wird ein Conzert im Freien gehalten oder bei dem ſeltenen Winterwetter in hübſch eingerichteten Räumen. Meiſtens ſieht man mitten im Januar die Damen auf Ruhebänken ſitzen und im Freien leſen, wie im Sommer in Deutſchland oft kaum rathſam iſt. Ein gutes Theater, ein Cirkus für Kunſtreiter, ſogar Bälle kann man in Pau haben. Die Fremden leben meiſtens ſehr geſellig dort und die trübſinnigſten, muthloſeſten Kranken ermuntern ſich oft auf die unglaublichſte Art in der heitern und geſunden Umgebung. Viele angeſehne Einwohner laden auch ſehr gern die Fremden zu ſich ein und es herrſcht ein ungezwungener, herzlicher Ton in allen Kreiſen.

Die niedere Volksklaſſe, die ehrlichen Béarner, ſind fleißig, ordnungsliebend und nicht ſo habſüchtig, wie das Volk ſonſt in viel bereiſten Gegenden iſt.

Das Leben iſt in Pau durchaus nicht ſo theuer als in der Schweiz oder in Italien: die Wohnungen ſind billig und ſehr gut eingerichtet, namentlich bequem und geſund. Man kann ſich leicht eine angenehme Häuslichkeit geſtalten und eigene Küche halten. Es ſind ſtets gute Köchinnen und andere Dienſtboten zu haben; in den Hôtels erſten Ranges koſtet das Couvert meiſtens nur 15—20 Silbergroſchen, das Logis täglich ungefähr daſſelbe. Der Wein iſt ſehr billig und ganz vortrefflich. Die Früchte ſind in vorzüglicher Güte vorhanden, wie ſich das in ſüdlichen Gegenden von ſelbſt verſteht, friſche Gemüſe ebenfalls. Der Beſuch des Wochenmarktes gewährt deshalb ein großes Vergnügen, beſonders auch durch die maleriſchen Koſtüme der Landleute, die aus den verſchiedenen Thälern der Pyrenäen herbeiſtrömen und durch ihr geſundes Ausſehen ein redendes Zeugniß für die Heilſamkeit des Klima's ablegen.

Die Reiſe nach Pau iſt durchaus nicht ſo angreifend, wie die nach Italien, auch bei weitem weniger koſtſpielig, denn man gelangt mittelſt Eiſenbahn in drei bis vier Tagen ganz bequem an's Ziel. Der Preis ſtellt ſich in der zweiten Klaſſe auf ungefähr 40 Thlr. von Hamburg, auf 44 Thlr. von Berlin, 41 Thaler von Leipzig ꝛc. Erſte Klaſſe zu fahren iſt bekanntlich in Deutſchland nicht nöthig, in Frankreich jedoch rathſam; die Preiſe werden alſo dort etwas höher ſein.

## England.

### Das engliſche Proletariat.

Wenn ich (ſo berichtet Herr Nathaniel Hawthorne, der amerikaniſche Sitten-Beobachter in England) in einer großen Stadt mich aufhielt, wandte ich von den prächtigen Paſſagen, wo Gebäude, Läden, Menſchengewühl nicht ſo ſehr von dem verſchieden waren, was ich daheim von Jugend auf zu ſehen gewohnt war, mich oft hinweg und ſchweifte abſichtlich in Regionen, umher, die mich an Dickens' ſchmutzigſte Seiten erinnerten. Da that ich Blicke in das Leben und die Lebensart eines Volkes, das meiner Beobachtung verhältnißmäßig neu war, eine Art düſteren phantasmagoriſchen Schauſpiels, unglaublich widerwärtig anzuſehen, aber in ſeiner Häßlichkeit ſelbſt ein eigenthümliches Intereſſe einflößend, ja ſelbſt eine Art Bezauberung ausübend.

* Ein Winteraufenthalt in Pau, als Heilmittel für alle, welche an Krankheiten des Halſes, der Lungen ꝛc. leiden, nebſt Notizen über die wichtigſten Mineralquellen der Pyrenäen. Von J. B. Cornelius, Hamburg, 1864.

Digitized by Google

Schmutz, ſollte man denken, giebts hinreichend in der ganzen Welt, aber der Schmutz einer verarmten engliſchen Gaſſe iſt eine Gräßlichkeit, verglichen mit dem, was man in Amerika und andernorts davon kennt. Er regiert ſuverain innerhalb ſeiner Gränzen und iſt unbegreiflich überall außerhalb derſelben. England hat in Folge ſeines feuchten Klima's ſchon von vorn herein den Nachtheil, daß aller Kothſchmutz leicht an den Gegenſtänden haftet und nicht wieder als Staub verweht; dazu kommt der Alles durchdringende Kohlendampf mit ſeinen Schlackenbergen, der in London gleicherweiſe auf Pflaſter, auf die Dächer der Häuſer, wie auf den ſchneeweißen Muſſelin der Damen und auf die friſchgeſtärkten Vatermörder und Vorhemdchen der Herren niederfällt, und ſelbſt die beſſeren Straßen mit einer halben Dämmerung verdüſtert. Es liegt außer der Macht des Reichthums, den Schmutz von ſeinem Bereiche, von ſeinen Fingerſpitzen fern zu halten; und was die Armuth betrifft, ſo ergiebt ſie ſich widerſtandlos ſeinen finſtern Mächten.

Unter traurigen Lebensverhältniſſen, bei drückender Noth und ſo lang anhaltendem Unglück, daß es zur ſtehenden Gewohnheit wird, macht ſich eine Art fröſtelnder Herabſtimmung der Lebensgeiſter geltend, welche beſonders vor kaltem Waſſer zu ſchaudern ſcheint.

Schnapsläden ſind häufig in der Umgebung dieſer armen Gaſſen, und prangen mit der Herrlichkeit vergoldeter Thürpfoſten, die aber durch die Berührung der hier aus- und eingehenden unſaubern Kunden beſchmiert ſind. Zerlumpte Kinder kommen hierher mit alten Raſirnäpfen, ſchnauzenloſen Theekannen und ähnlichen Gefäßen, um etwas Gift oder Wahnſinn für ihre Eltern zu holen, welche dafür, daß ſie dieſelben erzeugt, keine beſſere Belohnung verdienen. Unbegreiflich zerlotterte Weiber kommen Mittags und ſtehen am Schenktiſch unter guten Freunden beiderlei Geſchlechts, die das bittere Elend und die rohe Luſtigkeit in einem Glaſe zuſammenrühren und das Gemiſch mit einem Schnalzen hinabgießen. Was die Männer betrifft, ſo lümmeln ſie immer dort herum und trinken bis ſie betrunken ſind — trinken, ſo lange ſie noch einen Halfpenny haben, und warten dann, wie es mir ſchien, auf ein Sixpencewunder in ihren Taſchen, um ſich noch einmal betrinken zu können. Viele dieſer Giftbuden haben eine bezeichnende Ankündigung von „Betten," ohne Zweifel für die Benutzung ihrer Gäſte in den Pauſen von einer Beſoffenheit zur andern. Ich konnte es indeſſen niemals über mich gewinnen, dieſe traurigen Zecher ganz und gar zu verdammen, und ich wollte gewiß warten, bis ich ihnen einen beſſern Troſt zu bringen hätte, ehe ich ihnen, trotzdem daß Gift in dem Glaſe iſt, ihren Schnaps nähme. So werden ſie doch wenigſtens für Augenblicke dem entſetzlichen Schmutze ihres äußern und innern Lebens entriſſen.

Pfandleihhäuſer, durch das Symbol der drei goldenen Kugeln kennbar, waren an paſſenden Stellen zu finden, obgleich mir das Problem, was dieſe Jammermenſchen an ſilber- oder kupferwerthem Eigenthum, das für ein Darlehn verſetzbar wäre, beſitzen könnten, immer noch nicht gelöſt iſt. Ebenſo wohnten Trödler nahe dabei und hatten alte Kleider, die im Winde baumelten, ausgehängt. Auch Fleiſcherläden gab es, freilich der Art, wie ſie zur Umgebung paßte; ſie zeigten keine ſolche prächtig gemäſtete Schlachtſtücke, wie ſie Engländer auf dem Markte zu ſchauen lieben, keine mächtigen Ochſenhälften, keine Schöpſe mit ausgeſchnittenen Fettbasreliefs auf Rippen und Schultern geziert — in einem eigenthümlichen britiſchen Kunſtſtyle — nichts derartiges, ſondern Biſſen und Stückchen magernen Fleiſches, von den Rippenſtücken geſchälte Streifen, zähe, ſehnige Schnitze, vom Fleiſchhacker fortgeworfene Gelenkknochen, Kaldaunen, Leber, Ochſenfüße, und was ſonſt noch ſehr wohlfeil und in die kleinſten Stückchen theilbar iſt. Mich erſchreckt der Gedanke, daß ſelbſt ſolche Delikateſſen bei Vielen kaum öfter als zu Weihnachten auf den Tiſch kommen. In den Fenſtern anderer Lädchen ſah man wohl ein halbes Dutzend verſchimmelter Häringe, einige Eier in einem Korbe von ſo ehrwürdig altem Anſehen, daß man ſie zu riechen glaubte, Bisquits voll Fliegenſchmutz, Schnittchen jammerhaften Käſes, Pfeifen und Tabaks-Packetchen. Dann und wann ging ein derbes Milchweib vorüber mit einem Trageholz über den Schultern, an dem beiderſeits Eimer herabhingen, in denen eine weißliche Flüſſigkeit ſich befand — eine Kompoſition von Waſſer, Kalk und der Milch einer kränklichen Kuh, die mitten in der Stadt in einem engen, dunſtigen Stalle ihr trockenes Futter fraß. Ein oder zwei Mal ſah ich einen Eſel mit Gemüſe beladen in einige dieſer Gaſſen kommen und mit einer Rückfracht, die wie Scherben und Gaſſenkehricht ausſah, abziehen. Anderer Verkehr ſchien nicht zu exiſtiren, außer etwa, daß mir ein Mädchen ein Paar Strümpfe oder einen geſteppten Halskragen zum Verkauf anbot oder ein Mann etwas Geheimnißvolles von wunderbar wohlfeilen Cigarren flüſterte. Und doch erinnere ich mich in dieſen Regionen Höckerweiber geſehen zu haben, die, mit ihren Waaren am Ende des Trottoirs, und ihren Sitzen gerade im Fahrwege, bei dem Vorhaben, halbverfaulte Orangen, Aepfel, Ormskirkkuchen, Kämme, falſche Edelſteine, Töpferwaren roheſter Art und kleine Auſternſchüſſeln zu verkaufen, geduldig den ganzen Tag über ſtrickten und Abends ihren Kram einräumten, ohne das Geringſte verkauft zu haben. Alle unbeweisbare Einfuhr von andern Theilen der Stadt erfolgte in merkwürdig niedrigem Maßſtabe. Die wohlhabenderen Leute kauften z. B. ihre Kohle ſchubkarrenweiſe, die ärmeren nach der Metze. Es war ein eigenthümliches, trübſeliges Schauſpiel, wenn ein hochbeladener Kohlenkarren zufällig durch die Straße fuhr und ein oder zwei Handvoll ſeiner Laſt in den Koth fallen ließ, wie da gleich ein halbes Dutzend Weiber und Kinder gleich einem Haufen von Hühnern und Küchlein, die verſtreutes Korn aufpicken, darüber herfiel.

Die Bevölkerung dieſer traurigen Behauſungen ſchien Trottoirs und Fahrweg der Gaſſe als ihre gemeinſame Halle zu betrachten. Es ging her, wie in einem Theater, wo die Einheit des Ortes beobachtet iſt. Galanterie, Krakeel, Anſchlag und Gegenanſchlag, Verſchwörung zu Raub und Todtſchlag, Familienleid wie Familienfreude — alle derartige Dinge werden ohne Zweifel fortwährend in dieſem vom Aetherdach bedeckten und königlich mit einem düſtern Thronhimmel von Kohlendampf verhangenen Salon beſprochen und verhandelt. Wie groß auch die Widerwärtigkeiten des engliſchen Klima's ſein mögen, der einzig leidliche oder geſunde Theil des Lebens für den Stadtarmen muß in offener Luft zugebracht werden. Die ſtickigen, ſchmutzigen Stuben, wo ſie des Nachts ſchlafen — ganze Familien und Nachbarſchaften bei einander, — oder einander bei Tage mürriſch in die Seite ſtoßen, wenn ſie ein anhaltender Regen in die Thüren hinein jagt, ſind größere Schrecken, als man ſie ſich nur vorſtellen kann.

Kein Wunder, daß ſie hervorkriechen aus dem grauſigen Geheimniß ihrer Höhlen, herunter trappen aus ihren Dachkammern oder herauskrabbeln aus ihren Kellern an die Schwelle, wo man, ehe noch der Regen aufgehört hat, das ſchmutzige Weib ſehen kann, wie ſie die Regentropfen über ihr Geſicht rinnen läßt, während ihre Kinder — dämonenartige Zwerge, die Brut unterirdiſcher Höhlen — in den Tag hinaus ſchwärmen und Alles, was ſie von Reinigung ihrer Perſon wiſſen, in der nächſten Schmutzpfütze befriedigen. Weiber und Kinder ſind an ſolchen Orten ſehr in der Mehrheit; wahrſcheinlich weil die Männer umhergehn, um das tägliche Wunder — eine Mahlzeit und einen Trunk — ausfindig zu machen oder vielleicht im Sonnenſcheine ſchlafen, um beſſer ihren katzenartigen Ausflügen in der Nacht nachgehen zu können. Hier ſind Frauenzimmer mit jungen Figuren, aber alten, runzligen, gelben Geſichtern, gegerbt und triefäugig von dem Rauche, den ſie von ihrem dürftigen Feuer ertragen müſſen, da er wegen ſeiner Wärme zu koſtbar iſt, um vom Rauchfange aufgenommen zu werden. Einige von ihnen ſitzen auf der Schwelle und ſtillen ihre ungeſäuberten Säuglinge an Brüſten, von denen wir zur Ehre unſerer Mütter und aller Frauen uns wegwenden wollen, weil das ſchönſte Schauſpiel hier das häßlichſte iſt. Und doch, ſonderbar, Mutterſchaft bleibt in dieſen traurigen Höhlen daſſelbe, als was wir ſie im glücklichſten Familienſchoße kennen gelernt haben. Nichts rührte mich mit größerem Schmerz und Mitleid, als wenn ich eine dürre, zerlumpte Mutter ſich ſtolz des trefflichen Gedeihens ihres zerlumpten, ſchinnigen Kindes rühmen hörte, ganz ſo wie eine vornehme junge Mutter thut, wenn ſie ihre Freundinnen einlädt, ihren wohlgenährten, blendend weiß angezogenen Liebling in der Kinderſtube zu bewundern. In der That ſchien kein einziges charakteriſtiſches Kennzeichen der Weiblichkeit gänzlich aus dieſen armen Menſchenſeelen gewichen zu ſein. Ich ſah ſie in Gruppen um eine Thürſchwelle oder an der oberſten Stufe eines Kellereinganges, wie ſie mit bewunderungswürdigem Ernſte über läppiſche Kleinigkeiten plauderten, einen kleinen Scherz belachten, faſt in demſelben Augenblicke mit des einen Nachbars Sonnenſchein und des andern Schatten ſympathiſirten, verſtändig, einfach, verſchmitzt und geduldig, aber leicht erregbar und in kleine weibliche Aufwallungen von Verachtung, Zorn und Eiferſucht ausbrechend, — Gewitter des Augenblickes, wie ſie die geſellſchaftliche Atmoſphäre ihrer ſeidegekleideten Schweſtern temperiren, obwohl gemäßigt durch die Convention der beſſern Erziehung. Aber ſelbſt hier war kein völliger Mangel an Wohlanſtändigkeit zu merken. Oft erſtaunte ich, eine Höflichkeit und Zuvorkommenheit an dieſen zerlumpten Leuten wahrzunehmen, die ich, ohne Augenzeuge geweſen zu ſein, gar nicht für möglich gehalten haben würde. Ich bin überzeugt, daß es Regeln und Geſetze des Verkehrs gab, welche ſie nie verletzten — einen Kodex des Kellers, der Dachkammer, des Pflaſters, vielleicht ebenſo tief begründet in natürlicher Füglichkeit, wie der Kodex des Drawingroom's.

Dabei aber beſitzen dieſe Weiber eine Gelenkigkeit der Hand und eine Raſchheit der Execution, die in Erſtaunen ſetzt. Z. B. ſah ich eine

Digitized by Google

Frau, die einem Manne in der Straße begegnete, ihn aus keinem erſichtlichen Grunde plötzlich bei den Haaren packte und an den Ohren kniff — während er es mit muſterhafter Geduld aushielt, und nur die nächſte Gelegenheit ergriff, Reißaus zu nehmen. Wo eine ſcharfe Zunge nicht zum Zwecke dient, vertrauen ſie der Schärfe ihrer Nägel, oder incarniren ein ganzes Wörterbuch von Schimpfreden in einer ſchallenden Ohrfeige, oder einem groben Schlage mit der geballten Fauſt. Indeß das iſt National-Charakter; auch die vornehmen Engländerinnen beſitzen ſehr ſtark ſolche kriegeriſche Launen und Neigungen, wie man ſich z. B. zu Rom am Eingange der Sixtiniſchen Kapelle in der heiligen Woche überzeugen kann. Wenn Solches in den Drawingroom's vorkommen kann, wie will man ſich dann über die Frauen des Volkes wundern, wenn ſie kurzen Prozeß machen!

Bisweilen, obwohl ſehr ſelten, entdeckte ich eine gewiſſe Anmuth unter den jüngeren Frauenzimmern, die meiner Beobachtung ganz etwas Neues war. Es war ein der niederſten Klaſſe wohlanſtehender Reiz.

Schön war es auch, zu bemerken, welche geheimnißvolle Wirkſamkeit ſich auch noch immer im Charakter behauptete. Da ſaß z. B. ein Weib, unleugbar eben ſo arm als die ärmſten ihrer Nachbarn, ſitzend oder nähend auf der Thürſchwelle, gerade wie fünfzig andere Weiber auch; aber um ihre Kleider, (obwohl kläglich geflickt) war eine gewiſſe Sphäre von Sittſamkeit bemerkbar, die ſich in der niedlichſten Familienſtube, wo der Theekeſſel auf dem Tiſche ſein gemüthliches Brodeln hören läßt, nicht ſchöner ausprägen kann. Die Jungfräulichkeit übt einen ähnlichen Zauber. Die böſe Sitte, die uns in dieſer rauhen Welt über den Kopf wächſt, benimmt mir den Glauben an meine eigenen beſſeren Wahrnehmungen; und doch habe ich in dieſen Gaſſen des Elends Mädchen geſehen, auf deren jungfräuliche Reinheit, nach dem bloßen Eindrucke auf meinen Inſtinkt, als ſie vorüber gingen, ich im Augenblicke meinen Kopf hätte verwetten wollen. Den nächſten Augenblick freilich, als die ſie rings umgebende Fluth ſittlicher Unſauberkeit über ihre Fußſtapfen ſchlug, würde ich keinen Diſtelkopf in die Wette geſetzt haben. Es war ein Ort, „von ſchrecklichen Geſichtern wimmelnd," verzerrt und ſchmutzig von Laſt und Elend; und wenn ich über den hier angeführten Vers Miltons nachdenke, ſo komme ich zu dem Schluſſe, daß dieſe häßlichen Fratzen, welche Adam und Eva beim Zurückblicken auf die verſchloſſenen Thore des Paradieſes erſchreckten, keine böſen Geiſter des Abgrunds, ſondern die noch ſchrecklicheren Schattenbilder von dem waren, was ſo viele ihrer Nachkommen werden ſollten! Man laſſe mich hinzufügen, verlaſſen, zerlumpt, verkümmert, hoffnungslos, ſchmutzig, abgefallen, hungrig, wie ſie waren, das Allerkläglichſte dabei war, die Art von Geduld zu ſehen, mit der ſie ihr Loos trugen, als ob ſie dazu in die Welt geſetzt worden ſeien, und ſonſt für Nichts. Selbſt die kleinen Kinder zeigten dieſen Charakterzug in ſo vollkommener Entwickelung, wie ihre Großmütter.

Die Kinder in der That ſahen höchſt erbarmungswürdig aus. Von elterlicher Zucht konnte ich wenig bemerken, außer etwa, wenn eine Mutter (betrunken, verſteht ſich von ſelbſt) ihren eigenen Kobold aus einer Gruppe blaſſer, halbnackter, ſkrophulöſer Mißgeſtalten, die mit einander ſpielten und im Kothe pantſchten, herausgriff, ſeine Klünkerchen in die Höhe hob und ihn mit ſchwerer Hand auf den Hintern ſchlug, um ihn dann mit einem Schube fortzuſtoßen. Wenn das Kind wußte, wofür es die Strafe bekam, ſo war es klüger, als ich mir zu ſein anmaße. Es ſchrie laut auf und lief dann wieder zu den Spielgenoſſen in den Koth. Aber Zeugniß muß ich ablegen von dem, was ſchön war und rührender als Alles, was ich je im Umgange mit glücklicheren Kindern beobachtete. Ich meine die Aufſicht, welche einige dieſer kleinen Leute (zu klein, ſollte man denken, um auf die Straße gelaſſen zu werden, hätten ſie eine andere Kinderſtube gehabt) über noch kleinere führten. Woher dieſes Pflichtgefühl, wenn nicht direkt von Gott, kann ich nicht ſagen; aber es war wunderbar, dieſen Ausdruck von Verantwortlichkeit in ihrem Benehmen zu bemerken, dieſe treue Aengſtlichkeit, mit der ſie ihr Amt ausübten, die zärtliche Geduld, mit der ſie ihren eigenen haſtigern Drang nach den unbehülflichen Trittchen eines Kindleins bezähmten und ſich von ihm führen ließen, wohin es wollte. Bei dem hohlwangigen, großäugigen Mädchen von zehn Jahren, die ihrem Brüderchen eine gleichgültige Aufſicht angedeihen ließ, wunderte ich mich nicht ſo ſehr; aber ich bewunderte den kränklich ausſehenden kleinen Jungen, der ſeiner Knabennatur Zwang anthuend, ſich zum Diener ſeines Schweſterchens machte — ſie zu klein, um zu gehen, er zu klein, um ſie zu tragen — eine Art Wunder, wie er ſie von einem Schmutzhaufen zum andern brachte. Solche Züge ſöhnten mich wieder mit Gott und der Menſchheit aus; ich faßte wieder Muth und Vertrauen zur Vorſehung, welche ſelbſt an dieſen Orten des Grauens und der Verlaſſenheit den Funken der Liebe nicht auslöſchen läßt.

Der Polizeimann im blauen Rock und mit dem Seitengewehr erſcheint hier ſelten im Vergleich mit ſeinem Vorkommen in anſtändigeren Stadttheilen. Ich glaubte ſchon, daß die Bewohner volle Zeit hätten, einander oder einen Fremden, wie ich, zu morden, ehe das Geſetz ſeine ſchläfrige Hülfe bringen könnte.

Nichts deſto weniger exiſtirt eine Aufſicht, und die Wachſamkeit der Obrigkeit erlaubt dem Pöbel nicht, ſich zu einem Ausbruche verleiten zu laſſen. Einmal zur Zeit der Theuerung bemerkte ich einen Balladenſänger, der durch die Straßen zog, heiſer ein mißtöniges Lied in einem Provinzialdialekte ſingend, von dem ich nur ſo viel verſtand, daß er ſich in Betreff der Hungersnoth an das Gefühl ſeiner Hörer wandte; aber ihm zur Seite ſchritt der Polizeimann, ohne einzuſchreiten, aber aufmerkſam auf das, was ſein roher Minſtrel ſagte oder ſang, und bereit, ihn ſtumm zu machen, wenn ſein Gefühlserguß allzu rührend zu werden drohte. Nach meinem Urtheil war dazu indeß wenig oder gar keine Gefahr vorhanden. Sie erhungern geduldig, ſiechen geduldig, ſterben geduldig, nicht aus Reſignation, ſondern aus krankhafter Abſpannung der Hoffnung. Sollten ſie je denen, die über ihnen ſtehen, einen Harm anthun, ſo wird es wahrſcheinlich durch Mittheilung einer verheerenden Peſt geſchehen; denn, wie die Aerzte verſichern, leiden ſie an allen gewöhnlichen Krankheiten in einem ſonſt nirgends bekannten Grade von Bösartigkeit und hegen darunter herkömmliche Seuchen, die lange ſchon aufgehört haben, glücklichere Geſellſchaftskreiſe anzufallen. Die Mildthätigkeit ſelbſt nimmt ihr Kleid zuſammen, um ihre Berührung zu vermeiden. Es würde in der That eine grauſenvolle Rache ſein, wenn ſie ihre Anſprüche, als gleichen Blutes und gleicher Natur mit den Edelſten und Reichſten gerechnet zu werden, in der Weiſe geltend machten, daß ſie dieſelben zwängen, durch die Verbreitung ihrer eignen armuthvergifteten Atmoſphäre Tod einzuathmen.

Der richtige Engländer iſt ein ſeelensguter Mann, aber er hat einen unbeſiegbaren Widerwillen gegen Armuth und Bettelei. Die Engländer lächeln über den Fremden, der Almoſen giebt, und ſagen, es gebe reichlich öffentliche Anſtalten für jedes Armen mögliche Noth, Straßenmildthätigkeit befördere Müſſiggang und Laſter, jene Perſonification des Elends auf dem Pflaſter werde einen guten Tagesprofit machen und beſſer zu Abend eſſen, als der Dümmling, der ihr einen Schilling gab.

Allmählich nimmt der Fremde dieſe ihre Theorie an und beginnt danach zu handeln, ſehr zu ſeiner zeitweiligen Befreiung von Beläſtigung aber nicht ganz ohne ſittlichen Schaden oder bisweilen gar ohne zu ſpäte Gewiſſensbiſſe. Noch nach Jahren kommt ihm möglicherweiſe rächend ein ſolches Kind des Elends in's Gedächtniß, deſſen Wangen bleich und von Hunger abgezehrt waren, deſſen Lappen im Oſtwind flatterten, deſſen rechter Arm paralyſirt war, und deſſen linkes Bein in einen bloßen kraftloſen Stumpf auslief, dem er aber erbarmungslos vorbeiging, weil es einem Engländer zu ſagen beliebte, des Kerls Elend ſehe zu vollkommen aus, ſei zu artiſtiſch präparirt, um echt zu ſein. Zugegeben, daß dies wahr ſei (und in hundert Fällen gegen einen mag es ſo ſein), ſo würde es doch ſtets noch ein klarer Fall für die Oekonomie geweſen ſein, ſich mit einem lockeren Heller freizukaufen, damit nicht dieſe jammerhafte Geſtalt ſeinem Gewiſſen auf den Ferſen durch die ganze Welt nachlaufe. Um die Wahrheit zu geſtehen, verſah ich mich ſelbſt mit mehreren ſolchen imaginären Verfolgern in England und vermehrte ihre Zahl mit wenigſtens Einem kränklich ausſehenden Jammermann, deſſen Bekanntſchaft ich zu Aſſiſi in Italien machte. Einen Widerwillen gegen etwas Unheimliches in ſeinem Ausſehen faſſend, ließ ich ihn früh und ſpät und den ganzen Tag durch betteln, ohne daß er einen Bajocco bekam. Als ich ihn das letzte Mal anſah, rächte ſich der Schelm, nicht durch eine Salve ſchrecklicher Flüche, wie ſo viele italiäniſche Bettler, ſondern dadurch, daß er ein Geſicht machte, ſo kummervoll, nothgedrückt, hoffnungslos und dabei ſo reſignirt, daß ich bis dieſen Augenblick ſein Portrait leibhaft malen könnte. Sollte ich wieder dahin kommen, ich würde auf Niemandes Theorien achten, ſondern die kleine Verſchwendung der Mildthätigkeit wohlfeil abmachen, ſtatt mir ein ſittliches Unheil durch Ausſchwitzung einer ſteinartigen Incruſtation um mein beſſeres Gefühl zuzufügen.

## Nord-Amerika.

### Areal, Bevölkerung und Production der Vereinigten Staaten.

Auf dem internationalen ſtatiſtiſchen Kongreß in Berlin hat der Delegirte der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika, Hr. Ruggles,

Digitized by Google

einen Bericht abgefaßt, aus dem wir die Einleitung und einige Hauptpunkte in der Kürze wiedergeben.

Samuel B. Ruggles, früher Präſident der Canal-Commiſſion des Staates New-York, beginnt ſeinen Bericht, indem er erwähnt, daß auf beſondres Geſuch der preußiſchen Regierung durch ihren Bevollmächtigten, Baron von Gerolt in Waſhington, der Präſident der Vereinigten Staaten, Abraham Lincoln, einen Repräſentanten des Landes zu ſenden beſchloſſen und ihn am 14. Auguſt dieſes Jahres dazu ernannt habe. Er ſei bei der Kürze der Friſt unverzüglich zur Abreiſe geſchritten, ohne ſoviel bezügliches ſtatiſtiſches Material, als er gewünſcht hätte, ſammeln und mitführen zu können.

Aus dem Cenſus der Vereinigten Staaten von 1860 ſind folgende Thatſachen bezüglich auf das Landesgebiet, die Bevölkerung und das Wachſen des materiellen Reichthums erſichtlich:

1. Das Gebiets-Areal der Vereinigten Staaten nach dem Frieden von 1783, damals noch im Weſten durch den Miſſiſſippi begränzt, war 820,680 engl. □M. oder ungefähr viermal ſo groß als Frankreich, welches auf 207,145 □Meilen, exclusive Algier, angegeben wird. Durch den Ankauf Louiſiana's von Frankreich, 1804, wurden 899,680 □Meilen erworben. Käufe von Spanien und Mexiko und der Oregon-Vertrag mit England fügten ferner 1,215,907 □Meilen dem Gebiete hinzu, ſo daß es gegenwärtig 2,936,166 □Meilen, oder 1,879,146,240 Morgen groß iſt.

Von dieſem ausgedehnten Areal iſt bei größter Verſchiedenheit des Klima's und der Kultur ein großer Theil ſo fruchtbar, daß er beſtändig von der ſich ſchnell vermehrenden Bevölkerung in Anſpuch genommen wird. Im Mai dieſes Jahres blieben noch unverkauft und der Regierung der Vereinigten Staaten gehörend 964,901,625 Morgen.

Zur Vermeidung von Verwirrung in der Abgränzung werden die Ländereien der Regierung ſorgfältig vermeſſen und aufgenommen, dann an die wirklichen Anſiedler unentgeltlich, an ſolche, die nicht ſelbſt Anſiedler ſind, für den Regierungspreis, der $1^{1}/_{4}$ Dollar pro Morgen nicht überſteigen darf, überlaſſen. Aus dem Berichte des General-Land-Büreaus iſt erſichtlich, daß im September 1862 die vermeſſene und zum Verkauf geſtellte Anzahl von Morgen 135,142,999 war.

2. Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten erweiſt aus dem Cenſus von 1860 die Zahlen von 31,445,080, von welcher Weiße 26,975,575, mehr oder weniger gefärbte Schwarze 4,441,766. Von den Schwarzen ſind 3,953,760 Sklaven.

Ob dieſe Sklaven oder ein Theil derſelben noch in zukünftiger Zeit ſtatiſtiſch als „Sklaven“ werden aufgeführt werden, hängt von Umſtänden ab, deren Erörterung gegenwärtig als verfrüht erſcheinen dürfte.

Die Vermehrung der Bevölkerung ſeit Gründung der Vereinigten Staaten war folgende:

| | | |
|---|---|---|
| 1790 — | 3,929,827 | |
| 1800 — | 5,305,937 | = $35_{,02}$ Proc. |
| 1810 — | 7,239,814 | = $36_{,45}$ „ |
| 1820 — | 9,638,191 | = $33_{,13}$ „ |
| 1830 — | 12,866,020 | = $33_{,49}$ „ |
| 1840 — | 17,069,453 | = $32_{,67}$ „ |
| 1850 — | 23,191,876 | = $35_{,87}$ „ |
| 1860 — | 31,445,080 | = $35_{,59}$ „ |

Vorzüglich ſeit dem Jahre 1820 iſt dieſe Vermehrung theilweiſe der Einwanderung zuzuſchreiben.

Dieſe Einwanderung betrug in den 10 Jahren

| | |
|---|---|
| von 1820—1830 | 244,490 |
| „ 1830—1840 | 552,000 |
| „ 1840—1850 | 1,558,300 |
| „ 1850—1860 | 2,707,624 |
| Total | 5,062,414 |

oder für 40 Jahre eine jährliche Durchſchnittszahl von 126,560, und für die letzten 10 Jahre 270,762.

Die ſeit April 1861 in den Vereinigten Staaten beſtehenden und durch die Rebellion verurſachten Unruhen haben temporär und theilweiſe den Strom der Einwanderung gehemmt, jedoch iſt er im gegenwärtigen Jahre wieder im Zunehmen begriffen.

Der Bericht des Einwanderer-Bureaus in New-York zeigt die Zahl der Ankömmlinge in dieſem Hafen allein im Jahre:

| Von Irland | Von Deutſchland | Total aller Länder |
|---|---|---|
| 1861 — 27,754 | 27,159 | 65,529 |
| 1862 — 32,217 | 27,740 | 76,306 |
| 1863 — 64,465* | 18,724 | ca. 98,000 |

Die während der 40 Jahre von 1820—1860 angekommene Total-Zahl von 5,062,414 Einwanderern vertheilt ſich auf folgende Länder:

| | | |
|---|---|---|
| Von Irland | 967,366 | |
| „ England | 302,665 | |
| „ Schottland | 47,800 | |
| „ Wales | 7,935 | |
| „ Großbritannien und Irland | 1,425,018 | 2,750,784 |
| „ Deutſchland | 1,546,476 | |
| „ Schweden | 36,129 | |
| „ Dänemark und Norwegen | 5,540 | 1,588,145 |
| „ Frankreich | 208,063 | |
| „ Italien | 11,302 | |
| „ Schweiz | 37,732 | |
| „ Spanien | 16,245 | |
| „ Britiſch-Amerika | 117,142 | |
| „ China (faſt ausſchließlich in Californien) | 41,443 | |
| Diverſe andere Länder und unbekannt | 291,558 | 723,485 |
| | | 5,062,414 |

Es iſt nicht erſichtlich, wie Viele von dieſen nach fremden Landen zurückgekehrt ſind, aber die Zahl derſelben dürfte eine Million nicht überſteigen.

Die durchſchnittliche Vermehrung der Bevölkerung in den 7 Decaden von 1790—1860 iſt beinahe $33^{1}/_{3}$ Proc. für jede Decade, woraus ſich für 1870 die Zahl von 41,926,750 ergiebt.

3. Das natürliche Reſultat einer ſich ſo ſchnell mehrenden Bevölkerung, die im ausreichenden Beſitze von fruchtbarem Boden, iſt ein entſprechendes Wachſen des materiellen Wohlſtandes der Einwohner der Vereinigten Staaten. — In allen Staaten wird jährlich, behufs der zu entrichtenden Steuern, von Einſchätzungsbeamten der Werth des beweglichen und unbeweglichen Eigenthums veranſchlagt. Ausgenommen hiervon ſind die großen Beſitzungen religiöſer, pädagogiſcher, wohlthätiger und ähnlicher Anſtalten, ſo wie alles öffentliche Eigenthum. Die Praxis lehrt, daß das unbewegliche Eigenthum ſelten auf höher als $^{2}/_{3}$ ſeines Baarwerthes veranſchlagt wird, wogegen große Maſſen beweglichen Eigenthums ſich der Taxe gänzlich entziehen. Der abgeſchätzte Werth des wirklich zur Veranſchlagung gelangten Eigenthums vermehrte ſich wie folgt:

| | | |
|---|---|---|
| 1791 | geſchätzt | 750,000,000 Doll. |
| 1816 | dto. | 1,800,000,000 „ |
| 1850 | amtliche Aufnahme | 7,135,000,000 „ |
| 1860 | dto. | 16,159,616,000 „ |

alſo in der letzten Decade eine Vermehrung von 130 Procent, während die Vermehrung der Bevölkerung in derſelben Decade nur 35,99 Procent war.

In der Decade, die mit 1860 endigte, hat die innere centrale Gruppe der „Lebensmittel-Ausfuhr-Staaten“ die Summe von 413,541,510 Dollars für Erbauung von 11,212 engl. Meil. Eiſenbahnen, die ſie mit der Seeküſte vereinigen, ausgegeben. Die Einnahme auf dieſen Eiſenbahnen betrug

| | |
|---|---|
| 1860 — | 31,335,031 Doll. |
| 1861 — | 35,305,509 „ |
| 1862 — | 44,908,405 „ |

In derſelben Staaten-Gruppe hat ſich das als „cultivirt“ aufgenommene Land von 26,680,361 Morgen im Jahre 1850 — auf 51,826,395 Morgen 1860 vermehrt, wogegen jedoch noch 230,308,293 Morgen unbebaut zurückbleiben.

Dieſes in einer Decade den Wäldern und Prairien abgewonnene Land von 25,146,054 Morgen iſt ſo groß wie $^{7}/_{8}$ alles bebaubaren Bodens von England, deſſen Größe von engliſchen Volkswirthen zu 28,000,000 Morgen angegeben wird.

Die Handels-Marine der Vereinigten Staaten hatte

* Bis 20. Auguſt d. J. für $7^{2}/_{3}$ Monate.

Digitized by Google

1840 = 2,180,764 Tonnen
1850 = 3,535,454 „
1860 = 5,358,808 „

welche zu 50 Dollars per Tonne geſchätzt, für alle amerikaniſche Schiffe auf Oceanen, Seen und Flüſſen, an Zahl nahe 30,000, einen Werth von 267,940,000 Dollars ergeben.

4. Die ausgedehnte metallreiche Region der Vereinigten Staaten liegt zwiſchen dem Miſſouri-Fluſſe und dem Stillen Ocean. Dieſer große Theil der Republik umfaßt etwas mehr als die Hälfte ſeiner continentalen Breite. Portland, im Staate Maine, liegt im 70. Längengrade weſtlich von Greenwich; Leavenworth am Miſſouri im 95°; San Franciſco am Stillen Meere im 123°; daher die metallreiche weſtliche Section 28°, die öſtliche zwiſchen dem Miſſouri und dem Atlantiſchen Ocean 25° unſerer ganzen Territorial-Breite von 53 Längengraden in ſich ſchließt.

Die Hauptaufgabe des amerikaniſchen Volkes ſeit Gründung der Regierung iſt die Ausbreitung der Civiliſation weſtlich vom Atlantiſchen Ocean nach dem Miſſouri, dem großen Zufluß des Miſſiſſippi, geweſen.

So weit dies von ſchnellen Verkehrsmitteln abhängt, mag das Werk als vollendet angeſehen werden, denn die Locomotive läuft jetzt von Portland in Maine bis zum Miſſouri, der im 40. Breitengrade bei St. Joſeph erreicht wird. In den letzten zwanzig Jahren iſt ein Netz von Eiſenbahnen, 31,196 Meil. lang, deſſen weſtlicher Gränzpunkt der Miſſouri iſt, erbaut, und ſind 1,151,560,829 Dollars dafür verausgabt worden.

Aber die Regierung fühlt die gewaltige nationale Wichtigkeit der engeren Verbindung zwiſchen den Staaten des Atlantiſchen Oceans und des Miſſiſſippi und denen des Stillen Oceans, für deren ſchleunige Herſtellung ſie ihre Macht kräftig zur Geltung bringt.

Am 1. Juli 1862, nahezu 15 Monate nach dem Ausbruch der gegenwärtigen Rebellion, und trotz der Nothwendigkeit, mehr als eine halbe Million Truppen zur Aufrechterhaltung der nationalen Autorität in den Kampf zu ſtellen, hat der Kongreß an die „Union-Pacific-Railway-Company" 66 Millionen Dollars und große Strecken Landes als Hülfe bewilligt und beſtimmt, daß das Werk, am 100. Längengrade beginnend, mit vier öſtlich nach dem Miſſiſſippi laufenden Zweigbahnen, zur Ausführung gebracht werde. Ein Theil der öſtlichen Section iſt ſchon in Angriff genommen; bis zu den Felſen-Gebirgen iſt das Terrain ohne alle Schwierigkeiten. Das weſtliche Ende dieſer Section wird in das goldreiche Territorium Colorado münden, deſſen jährliche Ausbeute in dem amtlichen Berichte ſeines Gouverneurs auf 5 bis 10 Millionen Dollars geſchätzt wird.

Von der Seite des Stillen Oceans wird ebenfalls ſchon mächtig an der Eiſenbahn gebaut, die die Sierra Nevada an der öſtlichen Gränze Californiens, im 120. Längengrade, in einer Höhe von 7000 Fuß über dem Meeresſpiegel überſchreiten, und in das Territorium Nevada in die reichen Silberminen Waſhoe's herabſteigen wird. Es iſt bis jetzt nicht möglich, eine nur annähernde Schätzung des Werthes der Gold- und Silberminen zwiſchen den Rocky-Mountains (Felſengebirgen) und der Sierra Nevada zu geben; der reichen Goldquarz-Regionen von Kalifornien ſelbſt gar nicht zu gedenken.

In den letzten ſechs Monaten iſt im Lande des Snake-Fluſſes und anderen Zuflüſſen des Columbia-Fluſſes Gold in ſolcher Menge gefunden worden, daß mehr als 20,000 Perſonen nach dieſer entfernten Gegend gegangen ſind, und die Ausbeute dieſer Flüſſe allein für das gegenwärtige Jahr auf 20 Millionen Dollars geſchätzt wird.

Der amtliche Bericht des General-Land-Büreaus vom 29. December 1862 lautet:

„Die metallreiche Region der Vereinigten Staaten in dem weſtlichen Theile des Continents, erſtreckt ſich vom 49° nördlicher Breite und Puget Sound bis zum 30° 30", und von 102° w. vom Meridian von Greenwich bis zum Stillen Ocean, einſchließend Theile der Territorien Dakota Nebraska, Colorado, ganz Neu-Mexico, Arizona, Utah, Nevada, Californien, Oregon und Waſhington Territorien; ſie nimmt 17 Breitengrade oder von Norden nach Süden 1100 Meilen ein, und hat beinah dieſelbe Ausdehnung in der Länge, zuſammen ein Areal von mehr als einer Million engl. Quadrat-Meilen.

„Auf der Seite des Stillen Oceans wird dies enorm große Gebiet von Norden nach Süden durchkreuzt durch die Sierra Nevada und Cascaden-Gebirge, dann durch die Blauen und Humboldt-Gebirge. Im Oſten durchkreuzt es die doppelte Kette der Rocky Mountains, mit dem Waſatch und Wind River Gebirgen, und die longitudinal laufende Sierra Madre mit Seiten-Ausläufern, durch Zwiſchenzüge verbunden, welche von Bergen eingeſchloſſene, von Gebirgs- und Schneewäſſern getränkte Thäler bilden, wodurch dies ausgedehnte Gebiet für den Ackerbau ſowohl wie für den Bergbau, als auch für eine dichte Bevölkerung im Allgemeinen beſtimmt ſcheint."

„Dieſe Gebirge," ſo fährt der Bericht fort „ſind buchſtäblich mit Metallen gefüllt; Gold und Silber finden ſich überall in großer Menge und täglich werden neue Entdeckungen davon gemacht. Außer dem Reichthum an Gold und Silber, enthalten verſchiedene Theile des Gebietes noch Edelſteine, Marmor, Gyps, Salz, Zinn, Queckſilber, Asphalt, Kohle, Eiſen, Kupfer, Blei, Mineralthermen u. ſ. w.

„Die Ausbeute dieſer Region an edlen Metallen wird in dieſem Jahre die Summe von 100 Millionen Dollars erreichen, und bei vermehrter Bevölkerung wird ſie auf Jahrhunderte hinaus ſich entſprechend vergrößern.

„Innerhalb 10 Jahren wird das jährliche Produkt dieſer Minen an edlen Metallen 200 Millionen Dollars, an Kohle, Eiſen, Zinn, Blei, Queckſilber und Kupfer die Hälfte dieſer Summe betragen.

„Es wird vorgeſchlagen, dieſe Minen-Erzeugniſſe einer Regierungs-Steuer von 8 Procent zu unterwerfen; eine unmittelbare Einnahme von 25,000,000 Dollars per annum und verhältnißmäßiges Wachſen derſelben wird nachgewieſen.

„Würden dieſelben relativen Arbeitskräfte, die jetzt in Californien verwandt werden, auf den außerhalb dieſes Staates ſchon heut entdeckten Goldregionen wirkſam ſein, ſo müßte die Ausbeute einſchließlich der californiſchen, mehr als 400 Million Dollars per annum betragen. Mit einem Wort, der Werth dieſer Minen iſt durchaus unberechenbar."

Aus den dem ſtatiſtiſchen Kongreſſe vorgelegten Dokumenten und Erhebungen iſt erſichtlich, daß die Metall-Regionen der Vereinigten Staaten von Amerika früher oder ſpäter beſtimmt ſind, einen weſentlichen Einfluß auf die Production der Münzmetalle und durch dieſe auf die Geldwährung der Welt zu äußern, beſonders wenn die Ausbeute der Goldminen Rußlands, Auſtraliens, Britiſch-Amerika's und die möglicherweiſe vergrößerte Ergiebigkeit der mexikaniſchen Minen gleichzeitig in Betracht gezogen wird.

Der Berichterſtatter ſchließt deshalb mit der Anregung, daß der internationale ſtatiſtiſche Kongreß eine Commiſſion mit der Aufgabe ernennen möge, authentiſche Thatſachen mit Bezug auf die zukünftige Production von Gold und Silber zu ſammeln, und dieſelben dem nächſten oder ſpäter ſtattfindenden Kongreſſe zur weiteren Betrachtung vorzulegen.

## Mannigfaltiges.

— „Zwiſchen Sumpf und Sand." Hinter dieſem Titel ſucht gewiß Niemand eine Sammlung von Poeſieen. Die „Muſen und Grazien der Mark" ſind es, die bekanntlich zwiſchen Sumpf und Sand ihr Lager aufgeſchlagen haben. Die märkiſche Gegend iſt allerdings beſſer und poetiſcher, als ihr Ruf. Auf dem Deckel des vorliegenden Büchleins ſind ſogar Sumpf und Sand der Mark ſo maleriſch dargeſtellt, daß man den Dichter, der auf dem Bilde im Schatten einer nordiſchen Tanne ruht und dem gegenüber ein Storch ſich im Waſſerſpiegel beſchaut, hier ganz am rechten Orte findet. Die Gedichte ſind ſämmtlich märkiſch-patriotiſcher Art, vom „ſchwarzen Krawen," Fürſten der Wenden, und vom Markgrafen Waldemarus, der valde amarus war, bis zu den „Letzten der Ritter vom Sieg." Die ausſchließlich in den dreiunddreißig Dichtungen behandelten märkiſchen Stoffe werden ihnen in der Mark gewiß Theilnahme erwerben, doch zweifeln wir, daß dies auch in anderen deutſchen Gauen viel der Fall ſein werde.

## Zum Jahresſchluß.

Indem wir mit dieſer Nummer den Leipziger Cyklus unſerer Zeitſchrift ſchließen, halten wir uns verpflichtet, den geehrten Gönnern und Freunden derſelben in Leipzig, namentlich Herrn Buchhändler W. T. F. Einhorn (Firma: Veit & Co.) der, obwohl dem in ſeinem Verlag erſcheinenden Blatte mit Liebe zugethan, doch unſerm Wunſche, daſſelbe nach Berlin, dem für die Redaction bequemer gelegenen Geburtsorte des Journals, zurück zu verlegen, in freundlichſter Weiſe entſprach, ſowie den Herren Gieſecke & Devrient, in deren Offizin daſſelbe ein im Vergleiche mit früheren Jahrgängen ſehr verbeſſertes Anſehen erhielt, unſern aufrichtigen Dank zu ſagen. Mögen unſere Leipziger Freunde dem „Magazin" auch ferner ihr Wohlwollen erhalten!

Die erſte Nummer des „Magazin" von 1864 wird den Leſern aus Berlin von der Ferd. Dümmler'ſchen Verlags-Buchhandlung zugehen.

**Die Redaction.**
Joſeph Lehmann.

* Zwiſchen Sumpf und Sand. Vaterländiſche Dichtungen, von George Heſekiel. Berlin, B. Behr (E. Bock), 1863.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig. Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Wilhelm Theodor Ferdinand Einhorn in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Widener Library
3 2044 092 563 816

Digitized by Google